# Der confiscirte

# Eulenſpiegel,

oder

das Buch der

Hundertundachtundzwanzig.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

| | |
|---|---|
| Almanach dramatiſcher Spiele von A. v. Kotzebue, fortgeſ. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder | 1 Rthlr. 16 Gr. |
| Brentano, C., Ponce de Leon, Luſtſpiel. | 1 Rthlr. — Gr. |
| Heine, H., Buch der Lieder, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 12 Gr. |
| — — Reiſebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. | 5 Rthlr. 8 Gr. |
| — — Nachträge zu den Reiſebildern, 8. | 1 Rthlr. 16 Gr. |
| Immermann, C., das Trauerſpiel in Tyrol, dramatiſches Gedicht, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 6 Gr. |
| — — die Verkleidungen, Luſtſpiel, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| — — Kaiſer Friedrich II, Trauerſpiel. | 1 Rthlr. — Gr. |
| Maltiz, Freih. G. A. v., der alte Student, Schauſp. 8. | — Rthlr. 12 Gr. |
| — Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — das Pasquill, Schauſpiel, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauerſp. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — Laßt die Todten ruhen! Luſtſp., 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — Kritik und Antikritik, Luſtſp., 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — die Bekehrten, Luſtſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — die Schleichhändler, Luſtſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — die Tochter der Luft. Myth. Trag. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — Denk' an Cäſar! Poſſe in 5 Aufz. 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — der Wechsler. Luſtſpiel, 8. | 16 Gr. |

Der confiscirte
# Eulenſpiegel,
oder
das Buch der
## Hundertundachtundzwanzig.

Nebſt
Briefen an und von Friedrich Wilhelm III.,
König von Preußen.

Herausgegeben
von
Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

[illegible]

# Briefe an und von Friedrich Wilhelm III.,

## König von Preußen.

Ich gab ein Journal heraus, das hieß „der Eulenſpiegel." Dieſer Eulenſpiegel war vielen Menſchen ein Dorn im Auge. Und deshalb ward er unterdrückt.

Am 30. October erhielt ich folgendes Polizeidecret:

Nach einer, von des Herrn Miniſters des Innern, Freiherrn von Brenn, Excellenz, erlaſſenen Verfügung, ſoll das, von Ihnen redigirte Zeitblatt „Berliner Eulenſpiegel-Courier," da ſolches der wiederholten ſtrengen Cenſur-Anordnungen ungeachtet, nicht innerhalb der Grenzen der Sitte und Schicklichkeit erhalten worden, vom **1.** November c. ab nicht ferner erſcheinen.

Solches wird Ihnen hiedurch eröffnet.

Berlin, den 29. Oct. 1831.

Königliches Polizei-Präſidium.

von Arnim.

An
den Herrn E. M.
Oettinger.

10,691. 2147.

Einen Tag ſpäter durfte mein Journal nicht mehr erſcheinen.

Am 1. Nov. wandte ich mich an Seine Majeſtät den König. Meine Eingabe lautete, wie folgt:

Mein König und Herr!

Ein ſchwer verfolgter Unterthan naht ſich dem Throne ſeines Königs und fleht um Gerechtigkeit. Mein König und Herr, den Volk und Geſchichte den Gerechten nennen, wird dem ehrfurchtvollen Geſuche ein gnädiges Gehör leihen.

Geſtern erhielt ich ein Polizei-Decret, das mir, ohne einen triftigen Grund anzugeben, die Herausgabe meines Eulenſpiegel-Couriers unterſagt. Mag die milde Huld und die ſtrenge Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majeſtät entſcheiden, ob es Recht oder Unrecht iſt, daß Se. Excellenz, der Herr Miniſter des Innern, ſo lieblos einem Unterthan, der nichts gegen Staat und Religion geſchrieben, ſeine Exiſtenz und ſeinen Lebensunterhalt entzieht. Ich wage mich auf das Zeugniß meines Cenſors, des Herrn Kammergerichtsraths Bardua zu berufen, daß ich noch nie eine Zeile oder nur ein Wort ohne ſein Imprimatur drucken ließ. Und dennoch hat Seine Excellenz, Freiherr von Brenn, mich zu einer Strafe verurtheilt, die himmelſchreiend iſt. Am 31. Oct. hat man mir angezeigt, daß vom 1. Nov. das Blatt nicht mehr erſcheinen dürfe. Meine zahlreichen Abonnenten verlangen von mir das Blatt oder den bereits gezahlten Pränumerationsbetrag zurück. Das Decret verhindert mich, den bis zu Ende dieſes Jahres eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen.

Nach der hohen Cenſur-Verordnung ſoll erſt dann ein Blatt confiſcirt werden, wenn eine dreimalige Warnung fruchtlos geblieben iſt. Ich aber bin nicht ein einziges Mal gewarnt worden. Mitten im Jahre hebt man grundlos die Erlaubniß zur Herausgabe meines Blattes auf, wiewohl ich, ich beſchwöre es, ſtets nur das habe drucken laſſen, was von der Cenſurbehörde das **Imprimatur** erhalten hatte. Sollte wider meinen Willen etwas in meinem Blatte geweſen ſein, das der Sitte oder Schicklichkeit zuwidergelaufen, ſo iſt dies nicht meine Schuld, ſondern die Schuld meines Cenſors, der dies paſſiren ließ. Seitdem mein Vaterland unter dem Scepter Ew. huldreichen Majeſtät blüht, iſt noch niemals ein ſo hartes und liebloſes Verfahren, noch niemals eine ſo ſchreckenerregende, unerhörte Strenge gegen einen Unterthanen verübt worden, als gegen mich. Was ſoll das Ausland davon ſagen, wenn es hört, daß man einen Unterthan auf dieſe Weiſe um ſeine literariſche und moraliſche Ehre, um ſein Brot und um ſein Recht gebracht. Tief gekränkt ſteh ich jetzt vor den Augen des Publikums da. Nur ein Troſt bleibt mir: die Gerechtigkeit meines Königs. Er, der mit Recht ein Fürſt von Gottes Gnaden heißt, wird mich ſchützen vor der ſtrengen Gewalt und mir meine Ehre und mein Brot wiedergeben.

Es iſt Gefahr im Verzuge' — Friedrich Wilhelm der Gerechte wird, als liebevoller Vater ſeines Landes, mich nicht verſtoßen laſſen von dem heimathlichen Herde. Die Sonne ſeiner Königlichen Huld wird mir einen troſtreichen Strahl ſenken und mich aus den Armen einer bittern Rache reißen.

Indem ich ein treues Unterthanenherz als Fürſprecher meiner gerechten Bitte an die Stufen Ihres Thrones niederlege, erlaube ich mir zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Ew. Majeſtät
treuer Unterthan.
E. M. Oettinger.

Zwei Tage ſpäter erhielt ich folgendes Cabinetſchreiben:

„Seine Majeſtät haben auf Ihre Eingabe Bericht erfordert, nach deſſen Eingang Beſtimmung darauf erfolgen wird."

Charlottenburg d. 3. Nov. 1831.

Albrecht,
geheimer Cabinetsrath.

Am 6. Nov. reichte ich folgende Vertheidigungsſchrift ein:

Mein König und Herr!

Eure Majeſtät haben geruht, Sich von Sr. Excellenz, dem Herrn Miniſter, Bericht erfordern zu laſſen.

Meine Dankbarkeit für dieſe Huld ſoll nur mit meinem Leben erlöſchen.

Die ſtrenge Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majeſtät wird kein Urtheil fällen, ohne auch den Beklagten angehört zu haben. Schenken Sie alſo, mein Königlicher Herr, meiner Vertheidigung ein gnädiges Gehör.

Man wird mich für einen Demagogen, Volksverführer, Republikaner und Franzoſenfreund ausſchreien, um mich bei Ew. Majeſtät zu verdächtigen und mir die Sonne Ihrer Huld zu entziehen.

Man wird Stellen in meinem Blatte aufſuchen und ihnen die ſchwärzeſten Abſichten unterſchieben, um mich ſtrafbar erſcheinen zu laſſen.

Zu meiner Vertheidigung muß ich Folgendes anführen: Geſetzt, es kämen Aufſätze oder Stellen in meinem Blatte vor, die zu ſtark ſind, ſo iſt dies die Schuld meines Cenſors, des Herrn Kammergerichtsrathes Bardua. Der Cenſor iſt vom Staate als Wächter hingeſetzt, der über Staat und Religion, Sitte und Schicklichkeit wachen ſoll. Der Schriftſteller darf ſchreiben, was er will, dafür iſt ein Cenſor da, der ſtarke Stellen mäßigen und alles Anſtößige ſtreichen kann.

Cenſor und Schriftſteller ſind aber nur Menſchen und Beide können einmal fehlen. Iſt es dann geſetzlich erlaubt, daß man wegen eines einzigen anſtößigen Artikels das ganze Blatt confiſciren kann? Wenn in

Oeſtreich, Baiern oder Frankreich in irgend einem Blatte etwas Anſtößiges ſteht, das die Religion oder den Staat, die Sitte oder die Schicklichkeit beleidigt, ſo wird die Nummer des Blattes, in welcher das Anſtößige abgedruckt iſt, aber nicht das ganze Journal unterdruckt, nicht unterdruckt in der Mitte des Jahres, ſchon deshalb nicht, weil die Leſer ihren Pränumerationsbetrag gezahlt haben und von dem Redacteur die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten verlangen.

Seine Excellenz, Freiherr von Brenn, hat mich durch das plötzliche Verbot meines Blattes außer Stand geſetzt, meinen Abonnenten meine Schuld abzutragen. Ganz Berlin ſpricht von dieſer in Preußen bisher unerhörten Strenge und ſchenkt mir ſeine wärmſte Theilnahme. Der Herr Miniſter von Brenn iſt ein Sachſe — ich bin ein Preuße. Fremd iſt ihm das Mitgefühl und die Liebe, womit ein Landsmann ſeinen Landsmann richtet. Ein Sachſe kann nicht einen Preußen lieben. Nur ein Preuße weiß, wie einem Preußen zu Muthe iſt, wenn man ihm ſeine literariſche und moraliſche Ehre, ſein Brot und ſein Recht nimmt. Sie, Sire, ſind der Vater aller Preußen, der Vater aber hat Mitleid mit ſeinen Kindern und iſt ſelbſt, wenn er ſtraft, gnädig und mild.

Sollte Seine Excellenz, Freiherr von Brenn, darauf beſtehen, daß mein Eulenſpiegel-Courier eingehen ſoll, ſo geſtatten Ew. Majeſtät, daß ich ein neues Journal unter dem Titel: Falſtaff, Figaro oder Fra Diavolo in Berlin herausgeben dürfe. Wenn Seine Excellenz bei dem gefaßten Beſchluſſe beharrt, ſo ſehe ich mich gezwungen, meinen Eulenſpiegel in franzöſiſcher Sprache in Paris fortzuſetzen.

Mit der ganzen Kraft einer dankerfüllten Seele, wage ich zu bekennen, daß ich ſei

Ew. Majeſtät
ꝛc. ꝛc.

Nach langem vergeblichen Harren erhielt ich endlich am 30. Nov. folgendes Cabinetſchreiben:

„Ueber Ihre Angelegenheit iſt jetzt der Bericht des Herrn Staatsminiſters Freiherrn von Brenn eingegangen und ich verfehle nicht, daß Sie von gedachtem Herrn Miniſter den weitern Beſcheid zu gewärtigen haben werden.“

Berlin den 30. Nov. 1831.

Albrecht.

Dieſer Miniſterialbeſcheid lautete folgendermaßen:

Des Königs Majeſtät haben auf Ihre Vorſtellungen, betreffend die fernere Herausgabe des „Berliner Eulenſpiegel-Couriers“ zu befehlen geruht, daß es bei dem von mir erlaſſenen, völlig begründeten Verbote dieſes Zeitblattes verbleiben ſoll.

Indem ich, dem Allerhöchſten Befehle zufolge, Ihnen dies eröffne, muß in Beziehung auf Ihre Immediat-Eingabe vom 8. d. M. das Weitere wegen Herausgabe eines neuen Journals oder wegen Fortſetzung des Eulenſpiegels zu Paris in franzöſiſcher Sprache anheimgeſtellt bleiben.

Berlin, am 30. November 1831.

Der Miniſter des Innern und der Polizei.

von Brenn.

An den Journaliſten
Herrn Oettinger.
4643. III.

Und mein Journal mußte mitten im Jahre aufhören. Ich habe Dir das nackte Factum erzählt und enthielt mich vorſätzlich aller Randgloſſen.

Mögen Andere entſcheiden, ob das Verfahren des Herrn Miniſters von Brenn ein geſetzliches oder ungeſetzliches und ob ein triftiger Grund zum Verbote meines Journales vorhanden war.

Berlin am 19. April 1832.

E. M. Oettinger.

Exredacteur des verbotenen Eulenſpiegel, königl.
baieriſcher Landesverwieſener u. ſ. w.

## 1.

## An eine ungeſchnittene Feder.

Que veux-tu, qu'as-tu donc, ma plume? Du willſt geſchnitten ſein? Bald, liebe Feder, ſoll, was du wünſcheſt, in Erfüllung gehen. Ich werde dich und du wirſt mich in die Dinte bringen. Je nun, es ſei!

Viel hab' ich mit dir, mein Gänſekiel, zu ſchreiben, viel und mancherlei. Hilf mir das, was ich denke und empfinde, mit treuen Zügen malen und ſei alsdann meines Dankes gewärtig.

Gilt es, liebe Feder, einen guten König zu preiſen, einen guten, wie den meinigen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe, den ich mit dir niederſchreibe, ein Lorbeerkranz, ein Diadem, eine Krone und ein Heiligenſchein, daß jede Sylbe ein warmer Hymnus und ein allgemeiner Volksgeſang, daß jedes Wort ein millionenzungiger Chorus von Dankgeſängen und Gebeten ſei.

Gilt es, Gänſekiel, einen Tyrannen zu geißeln, einen Tyrannen à la . . ſo mache, daß jeder Buchſtabe, den du zeichneſt, ſo verwundend wie der Stich des Scorpions und wie der Biß einer Klapperſchlange, daß jede Sylbe ein dreiſchneidiger Dolch, ein vergifteter Pfeil, daß jedes Wort ein Meer von Aqua toſana ſei.

Gilt es, ſüße Feder, die Reize meines Liebchens zu beſingen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe, den du maleſt, ein ſchmelzender Nachtigallenton, daß jede Sylbe ein bezaubernder Harfenaccord, daß jedes Wort eine zarte Blume ſei, deſſen Wangen ſo ſchön wie das junge Fruhroth, deren Duft ſo lieblich labend, ſo wonnevollerquickend, wie Hindoſtans immerfriſcher Bluthenteppich ſei. Gilt es, traute Feder, meines Engels Anmuth zu beſchreiben, ſo mache, daß jeder Buchſtabe das Spiegelbild einer majeſtätiſchen Huldgeſtalt, daß jede Sylbe der Abglanz einer reizumgürteten Grazie, daß jedes Wort der Reflex einer lichtgekrönten Feye ſei.

Gilt es, Gänſekiel, die Schändlichkeiten einer Phryne, die Frevel einer Hetäre aufzudecken, ſo mache, daß jeder Buchſtabe eine giftige Natter, daß jede Sylbe eine feuerſpruhende Zange, daß jedes Wort die gräßlichſte Tortur ſei.

Gilt es, liebe Feder, das Streben und das Wirken eines frommen Kirchendieners zu preiſen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe eine Weihrauchwolke, daß jede Sylbe eine Oriflamme, daß jedes Wort ein Dankaltar ſei.

Gilt es, Gänſekiel, die Schandthat eines heuchleriſchen Jeſuiten zu beſtrafen, ſo mache, daß jeder

Buchſtabe, den du zornig hinſchleuderſt, ein Pranger ſei, der die Sünde in ihrer ganzen Größe zur Schau ſtellt, daß jede Sylbe ein Donnerkeil und ein Blitzſtrahl ſei, der den Frevler zerſchmettert, daß jedes Wort ein Scheiterhaufen werde, der die Ueberreſte dieſes Teufels aufzehrt.

Gilt es, geliebte Feder, die Großthaten eines ſieggewöhnten Helden, die ſegensreichen Werke eines großen Mannes zu krönen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe ein Vergißmeinnicht, daß jede Sylbe ein Immortellenkranz, daß jedes Wort ein unvergänglich Denkmal ſei.

Gilt es, Gänſekiel, einen feigen Schurken zu züchtigen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe einen Schlagfluß, daß jede Sylbe ein hitziges Fieber, daß jedes Wort einen qualvollen Tod bereite.

Gilt es, gute Feder, einen anſpruchloſen Künſtler zu erheben, ſo mache, daß jeder Buchſtabe eine Perlenſchnur, daß jede Sylbe eine Demantkette, daß jedes Wort ein ſtrahlend Diadem ſei.

Gilt es, Gänſekiel, einen aufgeblaſenen Hiſtrionen zu karbatſchen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe ein niederſchlagendes Pulver, daß jede Sylbe eine glühende Sonde, daß jedes Wort ein haarſcharfes Secirmeſſer ſei.

Gilt es, liebe Feder, einen liberalen Cenſor zu bekränzen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe ein Stern, daß jede Sylbe eine Inſignie, daß jedes Wort eine Trophäe ſei.

Gilt es, Gänſekiel, einen beſtochenen Gedankenwürger zu entlarven, zu beſchämen, ſo mache, daß jeder Buchſtabe eine Knute, daß jede Sylbe ein Teufel und daß jedes Wort eine losgelaſſene Hölle ſei.

Nun, Feder, laß dich ſchneiden. Sei ſtets gerecht! Schmeichle und heuchle nicht, ſchreibe Wahrheit und kämpfe für das Gute, für das Heilige. Achte, liebe und verehre alles Schöne und Erhabene; verachte, haſſe und verabſcheue alles Niedere und Schlechte; hilf das Verdienſt beſchützen, hilf den Dünkel verfolgen, ſo gut du kannſt. Dann, Feder, ſollſt du mir theuer und um alle Schätze der Erde nicht feil ſein.

## 2.

## Meine Seelenwanderung.

. . . Zwar wirſt Du daran zweifeln. Das hat aber durchaus nichts zu ſagen. Ich will ſie Dir erzählen; glaube davon, geliebter Leſer, was Du willſt.

Ich treibe mich ſchon achthundert Jahre auf dieſer langweiligen Erde herum, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt. Urſprünglich war ich Menſch, ſpäter wurde aus mir ein Vieh, aus dem Vieh wurde wieder ein Menſch und aus dem Menſchen wieder ein Vieh. Seit 1808 gehöre ich wieder dem Menſchengeſchlechte an.

Im Jahre 1001 kam ich in Paris zum erſten Male auf die Welt. Kaum achtzehn Jahre alt, ging ich, wider den Willen meiner Eltern, zum Theater. Und ich war, ohne mir zu ſchmeicheln, ein ganz miſerabeler Couliſſenreißer. Leider ging es mir aber wie manchem Andern; ich war ſo bornirt, mich für einen genialen Künſtler zu halten. Beſtimmt wäre ich noch weit arroganter und übermüthiger geword n, wenn nicht ein Journaliſt aufgeſtanden wäre, de mich mit kannibaliſcher Malice durchgehechelt hätte. Das verdroß mich. Ich nahm mich bei Seite un gab mir das Verſprechen, Rache an meinem ſpitzfek igen Verfolger zu nehmen. — Eines Abends traf ich ihn in einer ganz entlegenen Sackgaſſe. Er trug nen braunen Rock, pfiff ein Lied und hatte eine ſuperben Rauſch. Der Rauſch war meinem gewag en Unternehmen ſehr günſtig; ich warf den Journaliſten zu Boden, riß ihm, zum Andenken, ein Ohrläppchen ab und machte daß ich fortkam. Acht Tage ſpäter trafen wir uns wieder und zwar in dem nämliche Gäßchen. An dieſem Abend hatte ich einen Rauſch. Der Journaliſt benutzte dieſe Gelegenheit, warf mich nieder und biß mir, um ſich zu revangiren, die Na ab. Ich wurde krank, mußte mich von der Bühne zurückziehen und ſtarb zwei Jahre ſpäter in einem Hoſpitale.

Zur Strafe wurde ich von der Verſchul g in einen Stockfiſch verwandelt. Kaum acht Monat alt, wurde ich gefangen und geſpalten.

Nach meinem Tode wurde ich wieder Menſch und in meinem vierzigſten Jahre, durch Connoiſſancen aller Art, Cenſor. Als Cenſor hatte ich die m litiöſe Caprice, dem harmloſeſten Scherze eine ſtaat gefährliche Tendenz unterzuſchieben — die beſten Stellen wurden von mir geſtrichen und die armen Schriftſteller dergeſtalt geplagt, daß ihnen nur zu bald die Luſt zum Witzigſein verging. Zum Leidweſen der ganzen Welt erreichte ich ein ſehr hohes Alter, erſt in meinem einundachtzigſten Jahre ward ich von einem Schlagfluß gerührt, ich ſtarb, wie ſich von ſelbſt verſteht, von Niemandem beweint, als von meinen Gläubigern.

Weil ich als Cenſor parteiiſch und beſtechlich, engherzig und lichtſcheu geweſen, wurde ich vom Schickſal in eine Fledermaus metamorphoſirt. Ich war ein böſes Thier! Jeden Abend verſtrickte ich mich in andere Haare. Endlich blieb ich an der Perrucke eines Miniſters hängen. Sein Kammerdiener riß mir die Flegeldecken aus — ich ſtarb.

Als ich wieder auf die Welt kam, war ich Menſch und Polizei-Präfect. In dieſem Poſten entfaltete ich eine ungeheure Virtuoſität im Chikaniren. In- und Ausländer wurden von mir dergeſtalt maltraitirt, daß ihnen Hören und Sehen verging. Das Volk wurde endlich aufgebracht, warf mir acht Wochen hintereinander an jedem Abende die Fenſter ein und ließ nicht eher nach, bis ich meinen Abſchied erhielt. Vier Wochen ſpäter ſtarb ich an einer peſtähnlichen Krankheit, welche um dieſe Zeit einen Cyklus von Gaſtrollen gab.

Nach meinem Ableben ward ein Buffel aus mir. Auch in dieſer Charge ſtieß ich mit einer bewundernswerthen Bravour um mich herum. Doch in der Bluthe meiner Jahre nahm mich die Rinderpeſt zu ſich.

Drauf wurde ich Schauſpiel-Director. Ich war, ohne mir nahe zu treten, ein Erz-Ignorant, konnte weder leſen noch ſchreiben und verſtand von der Schauſpielkunſt noch viel weniger als ein Blinder vom Scheibenſchießen. Ich engagirte nur ſolche Kunſtlerinnen, welche ſchön waren und ſich in meine Wunſche fugten; gab ihnen enorme Gagen, doch nur ſo lange, als ſie mir gefielen, dann ließ ich ſie laufen. Nachdem ich ſechs Jahre Theaterprincipal geweſen, wurde ich bankerott und von den Gerichten zu einer funfjährigen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Unterdeſſen ſtarb ich.

Das Fatum machte aus mir einen Bock. Als Bock fuhrte ich ein ſehr ausſchweifendes Leben, und ſo kam es, daß ich weit eher als jeder andere Bock ins Gras beißen mußte.

Nach meinem Tode wurde ich wieder Menſch und ſpäter, weil ich einige ſpeichelleckende Hof-Gelegenheits-Gedichte gemacht und am Geburtstage des Herzogs zweiunddreißigmal Hurrah geſchrien hatte, Hofrath. Ich ließ mich als Spion, Geheimſchnüffler und Polizeivertrauter gebrauchen, bekam Orden und zuletzt 3000 Frs. Penſion. Eines Tages, als ich eben eine Ode auf den Herzog dichtete, wurde ich von einem Blitz erſchlagen.

Aus dem Hofrath wurde — horribile dictu — ein Eſel. Eſel pflegen ſonſt gutmüthige Geſchöpfe zu ſein, ich hingegen war ein ungewöhnlicher Eſel, ſtolz, aufgeblaſen, hartnäckig und malitiös. Alle Leute, welche auf mir herumritten, warf ich herab. Auf dieſe Weiſe brachen durch mich zwei Geheimräthe den Hals und drei Maitreſſen das Genick. Nach meinem Tode ließ mir mein Principal ein Denkmal mit einer Inſchrift ſetzen, die ich leider nicht leſen konnte.

Das Schickſal war in guter Laune und machte einen Menſchen aus mir, der in ſeiner Laufbahn bis zum Geſandten vorrückte. Wer ſollte glauben, daß aus einem Eſel ein Diplomat werden kann?! Nichts iſt unmöglich in der Welt. Als Geſandter führte ich ein wahres Schlaraffenleben. Zum Zeitvertreib machte ich Gedichte, Schulden und Ferien; täglich gab ich herrliche Feſtins und brillante Bälle. Um meinen Poſten bekümmerte ich mich wenig oder gar nicht, die Geſchäfte übertrug ich meinem Secretär, dem ich deshalb wohlgewogen war, weil ich ſeine Frau, und weil ſeine Frau mich liebte. Als mich die Schwindſucht von der Erde abrief, betrauerten alle Zeitungen den

Verluſt eines ſehr verdienſtvollen Staatsmannes. Ich war noch im Tode über dieſe Elogen geruhrt.

Kaum begraben, wurde ich ein Rhinoceros. Man fing mich, verkaufte mich an einen Menagerie-Eigenthümer und ließ mich in mehreren Orten für Geld ſehen. Ein anderer Menageriebeſitzer, der auf ſeinen Nebenbuhler neidiſch war, vergiftete mich — ich ſtarb einen ſchrecklichen Tod.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter ſtak ich in einem Menſchen, der, da er ſechszehn Ahnen aufwies, ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre Kammerherr wurde. Wenn der Herzog im Theater war, ſtand ich hinter ſeinem Stuhle, unterſtützte ihn, wenn er in den Wagen ein- und wenn er aus dem Wagen ausſtieg. Ich belächelte jeden ſeiner Witze, gab ihm jederzeit vollkommen Recht und unterſtand mich nur einmal, ihm zu widerſprechen. Dies zog mir ſeine Ungnade zu, ich mußte die Reſidenz verlaſſen und nahm mir dieſe Strafe ſo zu Herzen, daß ich, aus Gram daruber, mein Bischen Verſtand verlor und in einem Delirium aus dem Fenſter ſprang. Ich brach Hals und Beine und gab augenblicklich meinen Geiſt und die Penſion auf, die ich bisher bezogen hatte.

Jetzt kam ich auf den Hund. Ich war, Du darfſt es mir glauben, ein ſehr biſſiger Hund. Ich klaffte den ganzen lieben Tag, jeden Polizei-Sergeanten ſah ich abſichtlich fur einen Eckſtein an; jeden Komödianten, der an mir vorüberging, biß ich in die Wade, wenn er eine hatte; wenn nicht, in den Fuß. Da wurde die Hundeſteuer eingefuhrt. Sie brachte mich dergeſtalt auf, daß ich toll wurde und in meiner Rage jenen Mann biß, der dieſe Steuer in Vorſchlag brachte. Auch er wurde toll und ließ mich erſchießen.

Aus dem Hunde wurde ein Menſch, der ſich ſpäter, nachdem er als Ultra-Republicaner kein Ein-, Aus- und Unterkommen fand, in die Arme des Jeſuiten-Ordens warf. Ich war als Jeſuit (warum ſoll ich's verheimlichen) ein infamer Schurke. Zu jedem Bubenſtreiche bot ich bereitwillig meine Hand; dabei ſpielte ich mit künſtleriſcher Wahrheit den frommen Biedermann. Fremder Kummer entlockte mir Thränen, freilich nur falſche Thränen; verläumden und beten, dies waren meine zwei Haupt- und Lieblingsbeſchäftigungen. Endlich wurde ich entlarvt und lebenslänglich eingekerkert.

Ich ward nun Krokodil. In dem Nilbette trieb ich Jahre lang ein grauſames Spiel. Ich verſchlang mit gieriger Haſt einen Jeden, der mir in die Nähe kam. Eines Tages wagte ich mich ans Land, um eine Jungfrau zu mir zu nehmen, welche ſinnend am Ufer ſaß. Man gewahrte mich — ich hatte keine Zeit zu entfliehen — und wurde geſteinigt.

Die Vorſehung metamorphoſirte mich in einen Menſchen, der ſchon frühzeitig Miniſter der Finanzen wurde. Durch Erpreſſungen aller Art machte ich mich bei dem Herzoge außerordentlich beliebt, bei dem Volke hingegen ungemein verhaßt. In jedem Monate führte ich eine neue Steuer ein. Das Volk erhob ein Zetergeſchrei, ich ließ mich dadurch nicht einſchüchtern. Das Schnupfen und das Nieſen, ja ſogar das Huſten wurde mit einer Steuer belegt. Das Volk rebellirte und verlangte meine Abſetzung. Der Herzog wollte der öffentlichen Meinung nicht widerſprechen und verbannte mich aus ſeinem Reiche. Ich ſtarb in der Fremde und hinterließ meiner Maitreſſe ein Landgut und ein ungeheures Vermögen.

Aus dem Finanzminiſter wurde ein Blutegel.

Kaum vier Wochen alt, kam ich in die Hände eines Chirurgen. Eines Abends ließ man ihn zu einer Tänzerin holen, welche an einer Lungenentzündung litt. Der Chirurg mußte Blutegel ſetzen. Ich und eilf meiner Collegen waren vom Schickſal dazu auserkoren, der Prieſterin Terpſichorens Blut abzuzapfen. Viere von uns verſchworen ſich aber gegen ſie und ſogen nicht. Der Chirurg ſtreute vor Wuth Salz auf unſern ſchmächtigen Körper — wir ſtarben.

Nachdem ich wiederum Menſch geworden war und ſechs Jahre Botanik und Chemie ſtudirt hatte, wurde ich Apotheker. Wie ſchrecklich habe ich die armen Leute geprellt!!! Medicinen, die ich für zehn Kreuzer hätte liefern können, ließ ich mir hundertmal theurer bezahlen. Ich machte Contracte mit mehreren Aerzten, die, mir zu Liebe, theure Recepte verſchreiben mußten, wofür ſie von mir Tantiemen bekamen. Nachdem ich achtundvierzig Jahr alt geworden und ein bedeutendes Vermögen erapothekert hatte, ſtarb ich, von meinem Proviſor vergiftet, den ich, ohne daß er es wußte, in meinem Teſtamente zu meinem Univerſalerben eingeſetzt hatte.

Ich wurde nach meinem Tode Papagey, war lange Zeit in einer Menagerie zu ſehen und wurde endlich für zehn Louisd'or von einem Prinzen gekauft, der mich ſeiner Maitreſſe ſchenkte. Ich hatte es recht gut bei dieſer Dame. Ein goldener Käfig ward mir zur Wohnung angewieſen, ſie nannte mich Pipo und hatte mich unendlich lieb. Wenn ſie ſich aus den Armen des Schlafes gewunden, rief ſie: Pipo! ich verließ dann meinen goldenen Kerker und trippelte an ihr Bett. Hier lehrte ſie mich zwei Worte: Engel und Spitzbub ausſprechen. Mit vieler Mühe gelang es mir, dieſe Worte nachzuplaudern. Wenn ich

as Examen gut beſtanden hatte, bekam ich ein Stück
Mandeltorte von ihr. Zuletzt wurden mir die Worte
o geläufig, daß ich ſie eben ſo deutlich wie ſie ſelbſt
usſprechen konnte. Wenn ſie Jemand beſuchte, ſo
uhrte ſie ihn zu meinem Käfig und fragte mich:
„Pipo, wer iſt dieſer Herr da?" „Spitzbub!" ant-
vortete ich. Die Dame wurde dergeſtalt roth, daß ſie
ich nicht zu ſchminken brauchte. Sie gab mir einen
Schlag auf meinen Schopf und ging. Ich verdiente
ieſe Schläge, denn ich war — unter vier Augen ſei
s geſagt — ein malitiöſer Böſewicht. Leute, die ich
Engel nennen ſollte, nannte ich Spitzbub, und Leute,
ie ich Spitzbub nennen ſollte, nannte ich Engel.
Ungeheure Ironie und kannibaliſche Malice! Eines
Tages verſchluckte ich eine Stecknadel und ſtarb.

Ich wurde wieder Menſch und, von Noth ge-
rungen, Souffleur. Als Papagey hatte ich zuletzt
lles nachgeplaudert, als Souffler mußte ich Alles vor-
laudern. Aber auch in dieſem unterirdiſchen Poſten
ehielt ich meine Malice. Wenn der Kouliſſenreißer
echt im Zuge war, ließ ich ihn ſtecken; fremden Gaſt-
pielern ſoufflirte ich Dinge, die gar nicht im Buche
anden und machte ſie dadurch dergeſtalt confus, daß
e nicht weiter konnten und — ausgeziſcht wurden.
Die Direktion kam auf meine Umtriebe und jagte mich
ort. Ich ſtarb als Bettler.

Aus dem Souffler wurde eine Mücke. Ich ſtach
ber nur ſolche Leute, welche ich nicht leiden konnte.
Eines Nachmittags ſetzte ich mich auf den Naſenrüſſel
ines Gensd'armen und zog eine gewaltige Blaſe. Eben
vollte ich auf das Geruchsorgan einer alten Kokette
liegen, da erhob der Gensd'arme ſeine Hand und —
rſchlug mich.

Der Himmel verwandelte mich wieder in einen

Menſchen. Ich wurde Advocat, prellte meine Clienten, drehte dem Coder bald dieſe, bald jene Naſe und war nebenbei ein Lump comme-il-faut. Zum Gluck der ganzen Welt ſtarb ich fruhzeitig an einer Gemüthskrankheit.

Nach meinem Tode kam ich als Affe auf die Welt. Ich war ein ganz poſſirlicher Affe! Mein Principal lehrte mich Kunſtſtuckchen und reiſ'te ſpäter mit mir in der ganzen Welt herum. Auf mehreren Theatern ſpielte ich den Jocko und machte, im ſtrengſten Sinne des Worts, ein viehiſches Aufſehen. Eines Abends, als ich mich auf dem Drurylane-Theater in London producirte, brach ich bei einem Salto mortale das Genick.

Dreißig Jahre ſpäter war ich Compoſiteur. Ich hatte von meiner Affennatur die Eigenſchaft behalten, daß ich Alles nachahmte. Ich äffte den größten Tondichtern nach, ſchrieb ihre Partituren ab und tiſchte das Geſtohlene fur mein rechtmäßiges Eigenthum auf. Die Kritik kam hinter dieſe unerlaubten Schliche, entlarvte mich und in einem Nu war mein Ruhm wie eine Seifenblaſe zerplatzt.

Als ich vom Tode wieder auferſtand, war ich ein Krammetsvogel. Ein Graf, der ſich mit ſeinem Gefolge auf der Jagd befand, erſchoß mich.

Am 19. Novbr. 1808 kam ich wieder als Menſch zur Welt. Seit 1825 bin ich Journaliſt. Ich kenne Dich und Du kennſt mich, mithin brauche ich Dir weiter nichts zu erzählen.

Gott weiß, was noch aus mir werden wird!

## 3.

## Iſt es ſchicklich, daß die Münzen mit dem Bildniſſe der Fürſten geprägt werden?

In Nro. 305. der preußiſchen Staatszeitung lieſt man folgenden Artikel aus Paris:

„Der National beſchwert ſich darüber, daß man jetzt, nachdem die neue Regierung bereits drei Monate beſtehe, noch keine einzige Münze mit dem Bildniſſe Ludwig Philipps beſitze, während täglich faſt eine Million mit dem alten Stempel geprägt werden. Buonaparte, der ſich aufs Regieren verſtanden, habe es anders gemacht. Gleich am nächſten Tage, nachdem er als Conſul ein Decret erlaſſen, laut welchem die Münzen ſein Bildniß tragen ſollten, habe er ſich nach der Münze verfügt und ſich erkundigt, ob nicht eine Medaille mit einem ihm ähnlichen Bildniſſe vorhanden ſei. Einer der Graveurs habe eine von ihm zur Uebung verfertigte Medaille vorgezeigt und der Conſul, ſo unvollkommen dieſelbe auch geweſen ſei, ſogleich nach dieſer Medaille zu prägen befohlen; nach acht Tagen ſeien 600,000 Napoleonsd'or in Circulation geweſen.“

Dieſer Artikel hat mich auf ein Thema gebracht, über das ich ſchon früher etwas zu ſchreiben geſonnen war.

Iſt es ſchicklich, iſt es anſtändig, daß die Fürſten noch immer dem alten Beiſpiele folgen und die Münzen mit ihrem Bildniſſe prägen laſſen? Ziemt ſich das? O nein! Sie verletzen dadurch das Decorum, das ſie ſich ſelbſt und ihren Unterthanen ſchuldig ſind, ſie begehen gegen ſich ſelbſt eine ſchwere Sünde, ſie ſchmälern ſich ſelbſt ihren Nimbus.

Das Bildniß eines Fürſten ſoll wie ſeine Perſon, heilig-unverletzlich ſein. Wer das Bildniß eines geſalbten Hauptes — ſei es auf welche Weiſe es wolle, beleidigt, compromittirt und verunglimpft, iſt nach dem Geſetze eben ſo ſtrafbar, als der, welcher gegen die Perſon eines Fürſten frevelt und ſündigt.

Läßt nun ein Monarch ſein Bildniß auf die Münzen prägen, ſo wird es auf die empörendſte Weiſe entheiligt und in einen Schlamm herabgezogen, wohin es durchaus nicht gehört. In jeder Minute bringen Tauſend und Tauſend ſein Bildniß zu Schanden — in jeder Minute verſündigen ſich Tauſend und Tauſend gegen die Würde, die man dem Bilde ſchuldig iſt.

Wer weiß nicht, zu wie viel Millionen profanen und ſchuftiſchen Zwecken das Geld verwendet wird? Wer weiß nicht, welch ein vielfältiger Unfug mit dem Gelde getrieben wird? Wer weiß nicht, zu wie viel Bubenſtücken und Schurkenſtreiche das Geld geduldig ſich gebrauchen laſſen muß?

Das Geld iſt der Dünger, womit das wüſte Feld des Frevels urbar gemacht und die Saat der Sünde gereift wird. Das Geld hilft beſtechen, das Recht von ſeinem Pfade ab- und irreleiten. Mit Geld zahlt man die ſchnöde Wolluſt. — Mit Geld zahlt man die Dienſte eines Verläumders, eines Spions und anderer Schuften und Canaillen. Das Geld kauft Opium für das Einſchläfern der Unſchuld, der Tugend, des Gewiſſens und aller edeln Gefühle und Eigenſchaften; das Geld dingt Dolche für das Glück, für die Ehre und das Leben eines Feindes, das Geld beſoldet Henkerknechte für das Würgen eines .....

Muß es nicht jeden Fürſten kränken und erſchüttern, wenn er darüber nachdenkt, daß ſein Bildniß all' die Diebesränke, Bubenſtücke und Schurkenſtreiche mit anſehen und ein Zeuge aller Frevel, Laſter, Schandthaten, Verbrechen und Scheußlichkeiten werden muß, wozu das Geldſtück der Stachel, der Sporn, der Hebel, die Triebfeder, das Werkzeug und der Preis geweſen? Muß es nicht jeden Fürſten tief ſchmerzen, daß er ſein Antlitz, das gekrönte, ſeinen Namen, den unentweihten, dazu hergibt?

Kein Wunder, wenn oft das Silber roth wird — vor Scham, kein Wunder, wenn manches Geld ſo ausſieht, als ob es falſch wäre, kein Wunder, wenn man vor manchem Avers eine Averſion bekommt.

Wozu ſoll es, frag' ich, daß Fürſten ihr Bildniß auf Münzen prägen laſſen. Worauf iſt das gemünzt? Wie ſoll man dies Gepräge und Gepränge nennen? Wollen ſie dadurch ihren Tod überleben und ihr Andenken in ſpäte Zeiten überpflanzen? Wir haben keine Geldſtücke mit dem Bildniſſe Marc-Aurels, und dennoch lebt er fort in Ewigkeit. Nur Thaten, nicht Münzen ſtempeln einen Fürſten zur Unſterblichkeit. Hätten Joſeph der Zweite, Friedrich der Große, kein einziges Geldſtück mit ihren Bildniſſen ſchmücken laſſen, ſie würden dennoch ewig in der Erinnerung der Nachwelt leben.

Alle Fürſten ſollten, ihrer eigenen Würde zu lieb, eine Sitte verabſchieden, die ihren Nimbus wohl verletzen, aber keineswegs erheben kann. Alle Monarchen ſollten ſtatt ihrer Bildniſſe auf den Avers der Münzen eine allegoriſche Figur, auf dem Revers einen paſſenden Spruch, ein ſinniges Emblem eingraben laſſen — ihr Conterfei paßt eben ſo wenig auf ein Geldſtück, als wie der Name eines Ehrenmannes auf einen Galgen.

Geld wird eingeſteckt, Geld wird gewechſelt, Geld wird klein gemacht, Geld wird beſchmutzt, Geld wird zum Fenſter hinausgeworfen, Geld wird todtgeſchlagen.

Ach, werden Einige ſagen, das Geld ſtiftet bisweilen auch viel Gutes, es hilft gar häufig Thränen trocknen, Schmerzen ſtillen, Leiden heilen. In ſolchen Fällen wird das Bildniß des Monarchen auf dem Geldſtücke nicht entweiht.

Vergeßt nicht, daß in den meiſten Staaten nur auf großen Munzen, womit man Pferde und Maitreſſen, Wage und Wagen und Wagniſſe bezahlt, das Portrait des Furſten, auf kleinen Geldſtucken hingegen, die man einem armen Manne vor die Füße wirft, nachdem er ſich zu Tode gewinſelt, ſein Portrait nicht abgeprägt iſt.

Drum thut der National Unrecht, wenn er darüber ungehalten iſt, daß noch keine Munze mit dem Bildniſſe des neuen Konigs von Frankreich geprägt werden. Liefert dies nicht den geltendſten Beweis von der Beſcheidenheit, von der Anſpruchsloſigkeit Philipps des Erſten?

Franzoſen, darüber beſchwert Euch nicht. Unterthanen ſollen das Bild ihres Konigs warm im Buſen, nicht aber in der Hoſen- und Weſtentaſche tragen.

## 4.

# So werden Journale unterdrückt.

Ein tragi-komiſches Intriguenſpiel in vier Acten.

### Perſonen:

Die Sängerin.
Der Theater-Principal.
Der Cenſor.
Der Rath.
Der Poſtmeiſter.
Pater Rinaldo Lump.

(Das Stück ſpielt in Otahaiti.)

## Erſter Act.

### Schlafcabinet der Sängerin.

(Die Sängerin geht wüthend auf und ab. Der Theaterprincipal ſitzt auf dem Sopha und kratzt ſich bald in den Haaren, bald hinter den Ohren.)

**Sängerin.** Nein, das iſt unerhört! Das neue Blatt unterſteht ſich, *mich*, Deine Primadonna, zu tadeln! Tadel iſt unſer Eins nicht gewohnt — *am wenigſten ich*. Was nur den Anſchein eines Tadels hat, verwundet mich. Heilig und unantaſtbar muß meine Perſon ſein, ſonſt werde ich wüthend.

**Theaterprincipal.** Aber, liebes Kind, ſei doch vernünftig. Miniſter und Könige müſſen ſich's gefallen laſſen, daß ein Zeitungsſchreiber über ſie ſeine Gloſſen macht.

**Sängerin.** Das iſt ganz was Anderes, — Miniſter kann er touchiren, ſo oft er will, — *mich* muß er aber aus dem Spiele laſſen. Ich ſage Dir, Auguſtin, wenn Du mir nicht Ruhe verſchaffſt, ſo gehe ich ab, und zwar noch heute.

Theaterpr. Närrchen, das geht ja nicht, haſt ja noch fünf Jahre Contract.

Sängerin. Das macht nichts. Ich chicanire Dich ſo lange — bis Du mich gehen läßt. Wenn Du den Spötter nicht zum Schweigen bringſt — ſo krieg' ich einen chroniſchen Katarrh und ich ſinge nicht mehr.

Theaterpr. Aber, lieber Engel, was kann denn ich dafür. Ich bin doch gewiß ganz unſchuldig in dieſer Sache. Es verdrießt mich ſo gut als Dich, — was ſoll ich aber thun, ich kann's ihm nicht wehren.

Sängerin. Auguſtin, willſt Du mir einen Gefallen erweiſen?

Theaterpr. Warum nicht, zehn für einen.

Sängerin. Nimm dem Flegel das Freibillet ab.

Theaterpr. Das kann geſchehen. Was nützt dies aber. Er bezahlt dann und wird noch malitiöſer.

Sängerin. So erweiſe mir einen andern Gefallen. Geh zu ſeinem Cenſor hin, rede mit ihm, ſag' ihm, daß ich abgehen will, wenn die Neckereien nicht aufhören; ſag' ihm, daß Deine Bühne ohne mich nicht beſtehen könne; ſag' ihm, daß Du zum Kaiſer gehen willſt, wenn er nicht alle Ausfälle auf mich wegſtreicht.

Theaterpr. Sie glaubt, das geht ſo leicht!

Sängerin. Alles geht, wenn man es recht anzufaſſen weiß. Mache dem Cenſor ein Präſent, ſchick' ihm einen Korb voll Champagner, ein ſilbernes Service, eine ſchöne Tabackspfeife oder ſo was. Biet' ihm einen Platz im Parquet oder gar eine Loge an. Ach, ein Cenſor iſt doch auch nur ein Menſch — er wird dieſen Cadeaux nicht widerſtehen.

**Theaterpr.** Das glaubſt Du nur! Wenn der Cenſor, den ich beſtechen ſoll, ein rechtſchaffner Mann iſt, ſo zeigt er mir die Thür, wenn ich ihm ſo etwas zumuthe. Mit ſolchen Leuten iſt nicht zu ſpaßen, man kann dadurch in eine ſchöne Tinte kommen.

**Sängerin.** Verſuch es, Auguſtin. Thu's mir zu Liebe — ich bitte — ich beſchwöre Dich — wenn Du es nicht thuſt, ſo geh' ich ab, ſo wahr ich Deine Erſte Sängerin bin.

**Theaterpr.** Nun gut — ich will morgen mit dem Cenſor ſprechen.

**Sängerin.** Gewiß, Auguſtin?

**Theaterpr.** Wenn ich Dir ſage — —

**Sängerin.** Nun, da haſt Du auch einen Kuß dafür. (Sie umarmt ihn.)

(Der Verhang fällt.)

## Zweiter Act.

### Wohnung des Cenſors.

(Er ſitzt am Pulte und raucht Taback. Man klopft.)

**Cenſor.** Herein!

**Theaterpr.** (tritt ein). Sie werden entſchuldigen, daß ich ſo frei bin, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich heiße Auguſtin Hamſter und bin der Prinzipal des Theaters.

**Cenſor.** Womit kann ich dienen, haben Sie etwas, das ich cenſiren ſoll.

**Theaterpr.** Ich erlaube mir, Ihnen ein Passepartout für mein Theater anzubieten — gratis.

**Cenſor.** Ich danke für Ihre Aufmerkſamkeit, bitte Sie aber, das Billet wieder mitzunehmen, weil ich keinen Gebrauch davon machen kann.

**Theaterpr.** Warum wollen Sie uns nicht manchmal die Ehre Ihrer Gegenwart ſchenken? Es koſtet Ihnen nichts! Wäre Ihnen mit einer Loge für Sie und Ihre werthe Familie vielleicht *mehr* gedient? Sie ſollen eine haben — im zweiten Rang.

**Cenſor.** Auch dafür muß ich danken. Meine Geſchäfte rauben mir viel Zeit — ich beſuche nur ſelten das Theater und will ich's einmal beſuchen, ſo habe ich Gottlob ſo viel, um den Platz kaufen und bezahlen zu können.

**Theaterpr.** Das weiß ich wohl; ich wollte Ihnen blos einen Beweis meiner Bereitwilligkeit geben.

**Cenſor.** Sie ſind zu gütig, mein Herr. — Steht Ihnen vielleicht ſonſt etwas zu Gebote?

**Theaterpr.** Ich habe eine kleine Bitte an Sie — Sie müſſen ſie mir aber nicht übel nehmen.

**Cenſor.** Ich hoffe, daß Sie nur etwas Billiges von mir verlangen werden und über ein billiges Verlangen werde ich nie ungehalten ſein.

**Theaterpr.** Sie cenſiren, wie ich vernommen habe, den Freiſchütz.

**Cenſor.** So iſt's.

**Theaterpr.** Der Redacteur dieſer Zeitſchrift nimmt fortwährend die Primadonna meines Theaters mit, er macht Witze über ſie, worüber ein Anderer lacht, ſie aber weint. Ich wollte Sie deshalb erſuchen, Sie möchten die Gnade haben, ihm künftighin Alles zu ſtreichen, was er über meine erſte Sängerin ſchreibt.

**Cenſor.** Mein Herr, das kann und darf ich nicht. Nicht nur das Geſetz, ſondern auch mein eigenes Rechtsgefühl verbietet mir, widerrechtlich zu handeln. Perſönlichkeiten, welche die moraliſche Ehre eines

Menſchen angreifen, habe ich immer geſtrichen, gegen
Kritiken und harmloſe Scherze kann und werde ich
nie etwas einwenden.

**Theaterpr.** Die Sängerin will aber abgehen,
wenn ſie getadelt wird.

**Censor.** Wer kann dafür, daß ſie ſo reizbar
und empfindlich iſt. Die höchſten Staatsdiener müſſen
ich's gefallen laſſen, daß ein Journaliſt ihr Wirken
vor das Forum der Oeffentlichkeit zieht und bald dies
bald jenes daran auszuſetzen findet. Und wenn man
über Miniſter und Generale ſeine Meinung ausſpre-
hen darf, ſo wird man doch auch über Theaterleute
twas ſchreiben dürfen!

**Theaterpr.** Ich ſehe ſelbſt ein, daß Sie recht
aben. Was ſoll ich aber thun — ſie liegt mir den
ganzen Tag in den Ohren, flucht und weint, droht
mit Heiſerkeit, Contractbruch und dergleichen Geſchichten.
Ich — geben Sie mir gefälligſt einen Rath — —

**Censor.** Reden Sie mit dem Redacteur. Ich
ann nichts weiter thun, als Stellen ſtreichen, in wel-
hen Animoſitäten vorkommen. Dies würde, wie frü-
er, geſchehen ſein, auch wenn Sie *nicht* zu mir ge-
ommen wären, auch wenn Sie mir *kein* Freibillet
ngeboten hätten. Vergebens möchten Sie ſich be-
mühen — mich zu beſtechen.

**Theaterpr.** Verzeihen Sie — ich würde es
cher unterlaſſen haben, Ihnen mit meinem Beſuche
eſchwerlich zu fallen, wenn mich die Sängerin nicht
o dringend erſucht hätte: für ſie dies Blättchen ein-
ulegen. Ich bitte Sie tauſend Mal um Entſchul-
igung. (Er geht.)

**Censor** (gibt ihm das Geleite). Empfehle mich.

(Der Vorhang fällt.)

## Dritter Act.

### Salon des Raths.

(Der Rath ſitzt in einem Warſchauer Schlafrocke auf dem Divan, neben ihm ſitzt die Sängerin.)

**Sängerin.** Ich war der Meinung, daß auch Sie in dieſen Angelegenheiten etwas mitzureden haben.

**Rath.** Sie irren, meine Liebe, die Journale gehören nicht in mein Departement — ich werde es deſſenungeachtet durchſetzen können, ſchöne Elodie, daß das Blatt von der hohen Behörde unterdrückt wird.

**Sängerin.** Wenn Sie das im Stande wären, ſo möchte ich ihnen noch ein Mal ſo gut ſein.

**Rath.** Ich werde mich bemühen, den ſchönſten aller Preiſe — Ihr Wohlwollen zu erringen. Die Sache wird freilich etwas ſchwer halten; er hat einmal die Erlaubniß, man kann ſie ihm nicht nehmen, denn es ſind keine triftigen Gründe da, die ſie aufheben könnten. Er hat Sie getadelt, das iſt noch kein Vergehen — fühlen Sie ſich gekränkt, ſo können Sie ihn in gerichtlichen Anſpruch nehmen.

**Sängerin.** Sie haben zwar Recht, aber —

**Rath.** Nun — laſſen Sie mich nur gewähren — es wird ſchon gehen. — Wir müſſen trachten ihm und ſeinem Blatte ſtaatswidrige Tendenzen unterzuſchieben, all' ſeine Schreibereien zu verdächtigen, ihn ſelbſt aber dergeſtalt anzuſchwärzen, daß er die ſämmtlichen Behörden auf den Hals und den Nacken bekommt. Fällt er in *meine* Hände, dann iſt er verloren. Ich muß aber vorſichtig zu Werke gehen, denn er hat einen Muth — der an Tollkühnheit gränzt, wird er choquirt, wendet er ſich an den Kaiſer. Ja, *wenn dieſer nicht ſo gut und gerecht wäre,* da stände es um ihn, wie um manch' Andern weit schlimmer, als jetzt.

Sängerin. Zum Unglück hat dieſer Menſch einen Cenſor bekommen, der eben ſo liberal als gewiſſenhaft, eben ſo unpartheiliſch als unzugänglich iſt.

Rath. Auch den Cenſor müſſen wir verdächtigen und verläumden — was thut man nicht alles einer ſchönen Sängerin zu Liebe!!!

(Ein Diener tritt ein.)

Diener. Herr Pater Rinaldo Lump iſt im Vorzimmer, er wünſcht ſeine Aufwartung zu machen.

Rath. Laß ihn herein. (zu der Sängerin) Wie, liebſte Elodie, Sie wollen ſchon gehen?

Sängerin. Ich habe um 11 Uhr Probe. Morgen beſuchen Sie mich doch?

Rath. Ganz gewiß, meine Liebe.

(Sängerin geht ab. Pater Rinaldo kommt.)

Rath. Nun, mein Theuerſter, was bringen Sie mir Neues?

Pater. Die verdammten Franzoſen haben St. Acheul niedergebrannt und in Montrouge geheime Papiere und unter Andern ein Verzeichniß ſämmtlicher Jeſuitencollegien gefunden.

Rath. Das iſt nicht gut, wir wollen aber nicht verzagen. So lange noch ein Jeſuit lebt, bleibt die Welt in unſerem Netz gefangen.

Pater. Ach, es ſteht jetzt nichts Gutes für uns zu erwarten. Die Welt hat unſern Orden gewiſſermaßen vogelfrei erklärt, jeder Schulbube darf ungeſtraft uns durch die Hechel ziehen und an den literariſchen Pranger ſtellen.

Rath. Es werden wieder beſſere Zeiten kommen, lieber Pater.

**Pater.** Ich glaube kaum. So lange Blätter, wie der Freiſchütz exiſtiren dürfen, ſo lange iſt für uns kein Heil zu hoffen. Hören Sie, Herr Bruder, dies Blatt muß ſchlechterdings unterdrückt werden. Es verbreitet liberale Ideen, reitet auf uns armen Jeſuiten herum, als ob wir Kameele wären; es ſteckt allen Leuten ein Licht an, reizt die Gemüther gegen unſern Orden und deſſen Wirken auf. —

**Rath.** Und erfrecht ſich ſogar über Sängerinnen und Schauſpieler zu witzeln. Horribile dictu! Proh dolor!! Wie ſchafft man dieſen Freiſchütz aus dem Wege. Hof und Miniſterium ſind zu liberal, die krümmen ihm kein Haar, beide ſehen es ruhig mit an und lachen noch allenfalls ins Fäuſtchen.

**Pater.** Das Blatt iſt noch jung, aber täglich findet es mehr Theilnahme. Man muß es ausjäten, bevor es Wurzel ſchlägt und feſten Fuß faßt.

**Rath.** Auf welche Weiſe läßt ſich's unterdrücken?

**Pater.** „Ich habe das Meinige gethan," heißt es im Don Carlos, „Großinquiſitor, thut nun das Eure." Allen Leuten, welche ich Stipendien verabreiche, habe ich den Auftrag gegeben, das Blatt, wo ſie es finden, heimlich herauszureißen, einzuſtecken und zu verbrennen. Wer mir funfzig herausgeriſſene Exemplare bringt, bekommt bei mir ein Mittagbrot, mehr kann ich doch wahrlich nicht thun, um es überall unſichtbar zu machen.

**Rath.** Das iſt brav von Ihnen, Herr Pater, der Himmel belohne Ihre fromme That.

**Pater.** Leider fruchtet es nicht viel. In unſerer Stadt ſind nur wenig Exemplare, die meiſten gehen in die Provinzen und ins Ausland.

**Rath.** Das müſſen wir zu verhindern ſuchen.

**Pater.** Aber wie, Herr Rath.

**Rath.** Gehen Sie doch zum Poſtmeiſter — ſuchen Sie ihn auf unſere Seite zu bringen.

**Pater.** Das wird nicht gehen, er iſt ein gewiſſenhafter Ketzer, der ebenfalls an dem epidemiſchen Fieber der Aufklärung leidet. Ich wüßte wohl ein Mittel, das ihn bewegen könnte, uns hülfreiche Hand zu leiſten.

**Rath.** Nennen Sie's mir.

**Pater.** Der Poſtmeiſter ſucht für ſeinen jungen Neffen eine Anſtellung. Sie wiſſen wie ſchwer es jetzt hält, ohne Protection zu einem Amte zu gelangen. Wenn Sie dieſen Neffen in Ihrem Büreau anſtellen möchten, ſo würde ſich der Onkel zu Allem bereit finden laſſen.

**Rath.** Glauben Sie wirklich, daß . . . . .

**Pater.** O, ich irre mich nie. Pater Rinaldo Lump weiß Alles aus genauer Quelle.

**Rath.** So gehen Sie zu ihm und bringen Sie die Sache je eher je lieber ins Reine.

**Pater.** Wenn es Noth thut, einen Menſchen in die Tinte zu bringen, ſo wiſſen Sie, daß ich keine Zeit verliere. (Er geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

## Vierter Act.

### Poſtbüreau.

(Der Poſtmeiſter und Pater Rinaldo Lump.)

**Poſtmeiſter.** Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches, mein hochwürdiger Herr?

**Pater.** Gleich ſollen Sie's erfahren. Laſſen

Sie mich nur zu Athem kommen, ich bin zu ſchnell gelaufen.

Poſtm. Ew. Hochwürden werden mit jedem Tage feiſter.

Pater. Ja, ich pflege mich. — Sagen Sie mir, lieber Herr Poſtmeiſter, wie viel Exemplare gehen von dem Freiſchütz ins Ausland?

Poſtm. Warum?

Pater. Es liegt mir viel daran, es zu wiſſen.

Poſtm. Wir ſollen keinem Fremden die Zahl der beſtellten Exemplare ſagen.

Pater. Machen Sie bei mir eine Ausnahme.

Poſtm. Ich will es Ihnen ſagen, hoffe aber, daß Sie von meiner Güte keinen Mißbrauch machen werden. Durch die Poſt werden vorläufig 300 Exemplare bezogen, täglich laufen jedoch neue Beſtellungen ein, — das Blatt iſt zeitgemäß — es wird ſich heben, wenn es recht bekannt werden wird. Von jeder Nummer werden bis jetzt 2000 Probeblätter verſchickt. Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, das Blatt recht zu verbreiten und en vogue zu bringen.

Pater. Das ſollten Sie bleiben laſſen, mein beſter Herr Poſtmeiſter. Wiſſen Sie denn nicht, daß dieſes Blatt allen Behörden ein Dorn im Auge iſt? Wiſſen Sie denn, daß es wegen ſeiner demagogiſchen Tendenz höhern Orts durchaus nicht goutirt wird. Wiſſen Sie denn nicht, daß es revolutionäre Grundſätze predigt, die man ſchon im Keime erſticken muß?

Poſtm. Ich weiß nichts von dem, was Sie mir da erzählen. Wäre das Blatt aber wirklich ſo, wie Sie's beſchreiben — ich mußte dennoch thun, was meines Amtes iſt. Wenn das Blatt viele Abnehmer im Auslande hat, ſo iſt dies auch für die Poſt einträglich.

**Pater.** Einträglich hin, einträglich her. Das Blatt reizt die Gemüther auf . . . .

**Poſtm.** Wenn dies wirklich der Fall wäre, ſo würde es die Behörde ſchon längſt confiscirt haben. — So lange dieſer Fall nicht eintritt, werde ich eingedenk meiner Pflicht und meines Amtes handeln.

**Pater.** Manus manum lavat. Ich komme ſo eben vom Rath . . . . . Eine Secretärſtelle in ſeinem Büreau iſt erledigt. Ich würde es wohl durchſetzen, daß Ihr Herr Neffe dieſen Poſten erhält, wenn Sie ſich geneigt fühlen möchten — —

**Poſtm.** Ich verſtehe Sie, hochwürdiger Herr, es ſoll geſchehen. Die Gründe, die Sie zur Unterdrückung dieſes Blattes auseinandergeſetzt haben, ſind mir ſo einleuchtend, daß ich keinen Anſtand nehme, Ihrem Willen zu genügen. Mein Neffe wird doch aber *beſtimmt* Secretär?

**Pater.** Hier meine Hand darauf.

**Poſtm.** Wohlan denn, ſo will ich Ihnen beweiſen, was ein Poſtmeiſter vermag. Er kann ein neues Blatt in Schwung und in Verfall bringen — der Freiſchütz, hochwürdiger Herr, ſoll nun nicht aufkommen, dafür ſtehe ich Ihnen.

**Pater.** Senden Sie die Blätter unregelmäßig ab — erhöhen Sie das Porto — caſſiren Sie die vielen Probenummern, die Sie zum Verſenden erhalten haben; laufen Beſtellungen ein, ſo beachten Sie ſie nicht, kurz laſſen Sie nichts außer Acht, was dieſem Freiſchütz den Hals brechen und den Garaus machen kann.

**Poſtm.** Alles ſoll geſchehen. Aber mein Neffe wird doch —

**Pater.** Secretär, ſag' ich Ihnen noch ein Mal. — Leben Sie wohl.

## 5.

## Die Viſitenkarten am Spiegel.

Wie geſagt, ich ſchlief und träumte von Pflaumenkuchen, Preßfreiheit, Forellen, Toleranz, Backfiſchen und andern Lieblingsgerichten. Plötzlich reißt mich ein wildes, verworrenes Geräuſch aus den Armen des Schlafes. Ich glaubte mich durch eine wunderthätige Fee in die Kammer der Deputirten verſetzt, zehn Stimmen erhoben ſich zu gleicher Zeit und eine überſchrie die andere. Um mir Licht zu verſchaffen, ſtand ich auf, machte Feuer und wollte ſehen, was in meinem Zimmer vorgehe. Sonderbar, ich ſah keine Seele und vernahm deſſen ungeachtet ein Dutzend contraſtirender Stimmen.

Zufällig werfe ich einen Blick nach dem Spiegel. Himmel, was ſehe ich da: das Spiegelbild einer Revolution. Höre, was hier losging:

In dem Rahmen meines Trimeau ſtecken wohl über 300 Viſitenkarten, von Männern und Frauen aus allen Ständen. Dieſe Karten bilden mein Stammbuch, der bloße Name des Freundes iſt mir hinreichend. Mache ich des Morgens meine Toilette vor dem Spiegel, ſo ſehe ich meine Gönner, Freunde, Verwandte und Bekannte aus allen Ländern und Städten, in welchen ich gelebt habe, verſammelt vor mir. Faſt an jeden Namen knüpft ſich ein Heer bunter Erinnerungen; mit dem Einen habe ich gelacht, mit dem Andern geweint, Dieſer hat von mir, von Jenem habe ich den Balſam des Troſtes erhalten. So rufen dieſe Namen die entſchlafene Vergangenheit aus ihrem Grabe herauf, ſie ſteht dann lebendig vor mir — ein vielbewegtes Panorama mit tauſend Licht- und Schattenſeiten. Aus dieſem Grunde leiſten mir meine Viſitenkarten die angenehmſte Geſellſchaft, drum ſind ſie mir lieb und theuer.

Lange lebten dieſe Karten friedlich beiſammen. Man gewahrte hier keine Abſonderung der Stände, keinen Caſten- und Cliquengeiſt. Wahrlich, es herrſchte eine bewunderungswerthe Gleichheit unter ihnen. Hier hing ein Adeliger und dicht neben ihm ein Bürgerlicher. Da ſaß ein Jude und neben ihm ein Chriſt in der Klemme. Dort logirte ein Civiliſt und neben ihm ein Militär. Die göttliche Harmonie wand um ſie Alle das goldne Band der Eintracht, und Friede und Ruhe waren die ſüßen Früchte dieſer Einigkeit.

Geſtern Nacht ging aber der Teufel los. Die Viſitenkarte einer Sängerin wollte nicht neben der Viſitenkarte eines Journaliſten ſitzen, der jener Primadonna lange Zeit aufſäßig geweſen war. Hebe dich hinweg, Satan, ſagte die Karte der Sängerin und gab der Journaliſten-Karte einen ſolchen Rippenſtoß, daß ſie in Ohnmacht fiel. Dies Beiſpiel ermunterte auch die andern Karten zum Aufruhr. Ein Taſchenſpieler wollte keinen Lottoeinnehmer neben ſich dulden, ein katholiſcher Pfarrer wollte keinen Juden in ſeiner Nähe haben, ein Nabob verdrängte einen armen Teufel, ein Hauptmann lehnte ſich gegen einen Hofrath auf, ein hoher Staatsbeamter hob einen Zeitungsſchreiber aus dem Sattel, ein Schellingianer kam mit einem Hegelianer in Colliſion, ein Oberſtlieutenant choquirte einen Studenten, ein Muſikdirector verſuchte einen Theaterintendanten unterwurfig zu machen — kurz eine Viſitenkarte erhob ſich immer gegen die andere.

Wozu braucht man Journaliſten auf der Welt? rief die Karte der Sängerin. Was nutzt eine Sängerin? fragte der Zeitungſchreiber. „Den Federfuchſern ſollte man die Schreibefinger confiſciren“ ſchrie ſie. „Den Sängerinnen ſollte man die Kehlen plombiren,“ ſchrie er. Die Karte der Sängerin kratzte ihrer Feindin vorläufig die Augen aus.

Dieſer Lotteriecollecteur pfuſcht in meine Kunſt, rief die Karte eines Taſchenſpielers; er ſpielt den Leuten das Geld aus der Taſche, ſo gut als ich — das darf nicht ſein. Will der Mosje ſein Maul halten, ſchrie der Lotterieſchreiber, das muß ſein. Die beiden Karten fingen zu boxen an und die Taſchenſpielerkarte ſchlug der andern das Naſenbein entzwei.

Der katholiſche Pfarrer rief mit donnernder Stimme: „Nieder mit dem Juden!“ Der arme Jude erinnerte ihn an das Gebot: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Schweig, ſagte der Pfarrer und riß der Judenkarte den Bart aus.

Der reiche Nabob ſchrie: „Hat man denn gar keine Ruh' vor der Bettelcanaille, den ganzen lieben Tag ſoll man Almoſen vertheilen, ich gebe nichts, marſch fort.“ Laß dich erweichen, Reicher, winſelte der arme Teufel — der Menſch ſoll auch fur fremden Kummer Thränen haben. Fort, erwiederte der Nabob, ſonſt laß ich die Polizei holen, und euch einſtecken. Dies brachte den armen Teufel dergeſtalt in Harniſch, daß er der Nabobskarte einſtweilen ein Ohrläppchen abriß.

Der Hauptmann ſchrie: Warum bläſ't ſich denn dieſer Hofrath ſo auf? Der Orden, den er trägt, gibt ihm noch kein Recht, mich über die Achſel anzuſehen. Ich habe mehr meinem Vaterlande genützt, als er — eine Narbe ſchmückt mich beſſer als hundert Bänder und Orden. Der Hofrath zuckte lächelnd die Achſel. Die Hauptmannskarte verlor ihre Contenance und compromittirte den Rücken des Hofrathes auf eine höchſt fatale Weiſe.

- Der Teufel ſoll die Zeitungsſchreiber holen, rief der Staatsbeamte, ſie laſſen unſer Einen doch niemals in Ruh'. Immer haben ſie etwas zu bekritteln. Bald moquiren ſie ſich über den Schneckengang der Proceſſe, bald über die Saumſeligung der Beamten. Dieſe Kerle haben gar nichts drein zu reden — was die hohe Obrigkeit thut, das iſt wohlgethan. Die Journaliſtenkarte applicirte ihrer Antagoniſtin einige Naſenſtüber und ließ ſie dann weiter raiſonniren.

Der Schellingianer wollte dem Hegelianer den Garaus machen. Wenn Sein und Nichtſein identiſch iſt, was liegt daran, wenn dich der Anhänger des neuen Syſtems aus dem Wege räumt?!

Der Obriſtlieutenant tractirte den Studenten mit: „Unruhſtifter, Judenjunge, Flegel" und dergleichen Schmeicheleien. Die Studentenkarte wollte ſich duelliren. —

Da trat die Karte eines Rechtsgelehrten auf, rief Silentium und bat um das Wort. Es ward ihm eingeräumt und ſie begann alsbald eine tüchtige, gepfefferte Rede, worin ſie mit aller Macht, die ihrer Eloquenz zu Gebote ſtand, auseinanderſetzte, daß die Tugend aller Tugenden, das Princip aller Principe, das Geſetz aller Geſetze — Toleranz ſei.

Die Rede wirkte auf die unruhigen Kartengemüther. Die Ruhe ward alsbald hergeſtellt, die

Karten vereinigten ſich wieder und ich ſchlief ein, träumte von Neuem von Pflaumenkuchen, Preßfreiheit, Toleranz und Backfiſchen und erwachte aus meinem Traume.

## 6.

# Die Ehe.

Humoriſtiſche Parallele zwiſchen Conſtantinopel, Paris, Neapel, London und Wien.

In puncto matrimonii, auf deutſch: in Betreff der Ehe iſt kein Volk auf Erden von den Geſetzen ſo begünſtigt, als das türkiſche von ſeinem Koran.

Herr Mahomet war (es iſt weltbekannt) ein großer Weiberfreund, ein Prodromus von Jakob Caſanova. Blos eine Frau zu haben, das ſchien ihm (wie jetzt manch' Anderm) ſehr langweilig. Mahomet war aber auch ein guter Mann; was dir nicht gefällt, dachte er bei ſich, gefällt auch Anderen nicht. Aus dieſem Grunde ließ er einſtmals die Proclamation einrücken, daß es jedem Türken, ohne Ausnahme des Standes, erlaubt ſei, zwei, drei, auch vier Frauen zu ehelichen.

Unter vier Augen ſei es geſagt, daß mancher Franzoſe, Engländer und Deutſche deshalb weit lieber Türke ſein möchte.

In der That — nirgends iſt der Mann ſo gut verſorgt, als in der Türkei. Vier Frauen bringen ſchon Abwechslung in das farbloſe Leben. Aber die armen Weiber ziehen hier den Kürzern? Non! Freund Mahomet hat auch die Frauen gut bedacht und Geſetze einfließen laſſen, die auch ihnen freien Spielraum gönnen. So heißt z. B. ein Edict:

Eine jede der vier Frauen müſſe, abgeſondert von der andern, in einem andern Zimmer wohnen.

Comprenez-vous?! Jede Frau ſoll deshalb von der andern ſeparirt ſein, damit keine erfahre, was bei der andern vorgeht; dadurch wird gar viel Zank, viel Neid und Eiferſucht verhütet.

Eine andere Verordnung lautet:

Wenn vor der Thüre des Harems ein Paar Pantoffeln ſtehen, ſo iſt dies ein Beweis, daß die Frau Gemahlin entweder im Bade ſitzt, oder im Ankleiden begriffen iſt. Die Etikette verbietet bei ſolchen Momenten den Eintritt, daher darf der Moslem niemals in ein Zimmer gehen, vor welchem ein Pantoffel Schildwach ſteht.

Den Frauen in der Türkei geht es wie der Wahrheit in manchem Lande. Beide dürfen nicht sans voile erſcheinen. Nur in dichte Schleier gehüllt, dürfen die Türkinnen promeniren. Daher wird es ihnen außerordentlich ſchwer, außerhalb des Hauſes eine Eroberung zu machen. Sie wiſſen ſich aber zu helfen. Sie ſehen ſich in ihrer Behauſung um Courmacher um, und finden unter ihren Bedienten und Sclaven das, was ſie ſuchen. — Die Rendezvous finden dann gewöhnlich in dem Harem Statt und ein Pantoffel ſichert vor jedem Ueberfall. Ja, wüßte der Türke auch poſitiv, ſeine Frau Gemahlin befinde ſich nicht im Bade — wenn der Pantoffel vor der Thüre ſteht, ſo muß er es glauben, (er mag wollen oder nicht) und — ruhig ſeine Wege gehen.

Vielleicht ſchreibt ſich von dieſem orientaliſchen Sitten-Privilegium der Frauen unſer Sprichwort her: Er ſteht unter dem Pantoffel.

Die andern Nationen, denen die Polygamie durch bibliſches oder weltliches Recht auf das Strengſte unterſagt iſt, ſuchen durch Surrogate dem Mangel der Polygamie abzuhelfen.

Faſt in jedem Lande wird dieſe verſteckte Polygamie in anderer Form ausgeführt — ich will hier eine Parallele zwiſchen Paris, Neapel, London und Wien ziehen. In jeder dieſer vier Hauptſtädte äußert ſich die Polygamie auf eine eigenthümliche Weiſe, in jeder dieſer Städte genießt die Ehe anderer Rechte, Freiheiten und Begünſtigungen. Ich rede hier nur von der Ehe in höhern Ständen, da ſie in dieſen am häufigſten vorkommen und, unter der Aegide des Bonton und der Etikette ſtehend, weit eher geduldet werden als in der Ehe der niedern Volksclaſſen.

Der Bonton der Liebe und Ehe in Paris geht folgende Stufenleiter.

Die Mädchen haben amants, die Frauen amis, die ledigen Männer haben maitresses, die verheiratheten amies. Die amis der Frauen werden unter dem Prädikate: étrangers tolerirt.

Madame und ami knüpfen durch lorgneries, soupirs, sentiments und longueurs eine liaison an. Durch empressements, souffrances, attentions wird dieſes Band allmählig feſter geknüpft. Ami wagt ſodann eine déclaration, Madame beantwortet ſie durch minauderies, inclinations und distractions. Durch inégalité d'amour unterhält man von beiden Seiten die liaison. Mit froideur, indifférence, mépris, fierté, erwartet Madame die Attaque des ami, mit surprise, bonté, indulgence und sensibilité ergibt ſich Madame. Nachher vertreibt man ſich die Zeit durch protestations d'une passion éternelle, durch marques d'amour de toutes les qualités, wohin auch joujoux, billets doux, cadeaux, rendez-vous, têtes-à-têtes, heures de bergère und dergleichen mehr gehören.

Iſt Madame oder ami der liaison überdrüßig, ſo bereitet man ſich durch petites jalousies, sacrifices, explications, ennuis, infidélités und passages auf den Bruch vor, endlich: on se surprend, on se brouille, on se déteste, on rompte, on se quitte. Je l'ai eue, ſagt ami, je l'ai eu, ſagt Madame. Tout a fini entre moi et elle, ſagt er; je suis libre, ſagt ſie; Madame ſucht dann einen andern ami und ami eine andere Madame.

In Neapel werden dieſe liaisons ſchneller angeknüpft und unverholener executirt.

Nicht nur in Neapel, ſondern in ganz Italien iſt es herkömmlicher Gebrauch, daß verheirathete Frauen einen Anbeter haben, gegen welchen der Herr Gemahl nichts einwenden darf. Die Etiquette erfordert es und der Gatte muß ſich's gefallen laſſen. Arm und reich iſt im Beſitze dieſes Privilegiums, eine Reihe von Jahrhunderten hat ihm eine Auctorität verſchafft, die nicht verletzt, nicht beſchränkt werden darf. Die reichen Damen haben ihren cavalière servente, die Mittelreichen und Armen ihren cicisbeo.

Ein ſolcher cavaliere servente hat zwar viel Begünſtigungen, aber auch viel Pflichten zu erfüllen. 1) Er muß mit frühſtem Morgen an der Thür ſeiner Donna ſein, um ſich, ſobald ſie aus dem Morpheus-Reiche zurückgekehrt iſt, nach ihrem Wohlſein zu erkundigen. 2) Er muß Sorge tragen, daß ihr das Frühſtück vor das Bett gebracht werde. 3) Er muß die Blumen begießen und den Arras Futter geben. 4) Er muß ihr bei der Toilette behülflich ſein. 5) Er muß ihr Stadtneuigkeiten rapportiren. 6) Er muß ihr etwas aus dem Modejournal vorleſen. 7) Er muß ihren Geſang auf der Mandoline begleiten. 8) Er muß, wenn ſie ausfährt, ihr Geſellſchaft leiſten. 9) Er muß, wenn ſie ſpazieren gehen will, ſie begleiten, ihren Shawl und Fächer tragen. 10) Er muß ihr Blumen und andere Jeujour kaufen. 11) Er muß ſie ins Theater fahren. 12) Er muß alles aufheben, was ſie fallen läßt.

Die Donna verlangt dieſe Aufmerkſamkeiten nicht umſonſt, ſie iſt dankbar und erweiſ't ihrem Cavalier Gegengefälligkeiten.

Die Rendezvous finden am häufigſten im Theater Statt. Das San Carlo wußte ſo manches Abenteuer zu erzählen, zum Glück haben aber die Wände blos Ohren und keine Zungen. Vornehme Herrſchaften haben ihre eigenen Logen, in welche kein Fremder eingelaſſen wird. Die Logen ſind meiſt ſehr geräumig, man findet ein Tiſchchen, einen Spiegel, eine Wanduhr und mehrere Stühle darin. In dem anſtoßenden Alkoven iſt ein Sopha und ein Camin, zu dem die Logeninhaber zur Winterzeit ihre Zuflucht nehmen.

Man betrachtet das Theater nicht als Theater, ſondern als einen Ort, in dem man ungeſtört ein Paar Stündchen zuſammen ſein kann. Man achtet wenig auf die Vorſtellung und bringt die meiſte Zeit in dem traulichen Alkoven zu. Nur dann, wenn das Orcheſter zu einer Lieblingsarie ruft, die man nicht oft genug hören kann, nur dann verläßt man dieſe Hallen zärtlicher Vertraulichkeit. In der Loge ſelbſt pflegt man zu ſoupiren oder auch ein Spielchen zu machen, und auf daß man deſto ungenirter ſein kann, werden die grünſeidenen Gardinen zugezogen, womit jede Loge behangen iſt und wodurch man ſich den neugierigen Blicken der übrigen Zuſchauer entzieht. Signora wirft dann ihren Hut und Shawl ab, Signor entledigt ſich ſeines Fracks und ſeiner Cravatte (weil die Hitze ohnedies ſtark genug iſt) und Beide thun nun gerade ſo, als ob ſie zu Hauſe wären. Man ſchließt die Alkoven zu und iſt dann nicht mehr der Gefahr ausgeſetzt, ſich in der etwanigen Unterhaltung geſtört zu ſehen, was in der Behauſung nicht ſo leicht verhindert werden kann.

Man denkt in dieſem Punkte in Italien ſehr liberal. Signora hat ihren Cavalier; dafür hat aber auch der Gemahl die Begünſtigung, der Cavalier einer andern Signora zu ſein, wogegen die Gnädige ebenfalls nichts einzuwenden hat.

Daher ereignet es ſich zuweilen, daß während in der einen Loge Signora B. mit Signor A. ein Spielchen macht, in der nebenſtehenden Loge Signora A. mit Signor B. Sorbet aus ein und denſelben Glaſe löffelt und dann dergleichen thut.

Dieſe Einrichtung iſt wahrlich nicht übel!

In London nimmt man's in der Ehe etwas genauer, als in den andern Großſtädten. Die Engländer ſind in dieſem Punkte weit penibler, als die andern Nationen. Doch gibt es auch da einen Schleichweg.

Die Engländer ſind wahre Handelsleute, jeder Zoll ihres Körpers iſt ein Handelsmann. Nichts geht ihnen über Handel! Mit Allem treiben ſie Schacher. Könnten ſie aus dem Blute des Menſchen Indigo machen, ſo würden ſie auf der Stelle die Rolle der Blutigel übernehmen. Die engliſche Nation iſt gewiß eine der ehrenwertheſten in der Welt, ihre Handelsſucht macht ſie aber häufig zu Unmenſchen. Sie handeln mit Sklaven — mit Leichen — ja ſogar mit ihren Weibern.

Es iſt bekannt, daß manche Engländer Freitags ihre Frauen zu Markte führen und dieſelben für Geld und gute Worte an die kaufluſtigen Liebhaber ablaſſen. Der Engländer darf aber nur dann ſeine Frau verkaufen, wenn ſie mit ſeinem Plane einverſtanden iſt.

Ein Lord hat auf eine hübſche Bürgersfrau ein Auge geworfen. Sein Kammerdiener leitet die Intrigue ein. — Der Mann der ſchönen Frau befindet ſich in Geldverlegenheit — er will ſie verkaufen, ſie ſpreizt ſich Anfangs, gibt aber ſpäter nach und wird dann auf den Markt gefuhrt. Der Kammerdiener erkauft ſie fur 60 bis 80 Guineen, miethet ihr ein Quartier in einer abgelegenen Straße und Mylord kutſchirt dann täglich zu der gekauften Lady hinaus. So leben ſie ein halbes Jährchen zuſammen. Mylord liebt aber die Abwechslung und bleibt endlich aus. Manchmal kehrt die Frau zu ihrem frühern Mann zurück, manchmal bleibt ſie ledig und lebt dann von dem, was ſie der Berſe des Lords an Geld und Geſchenken abgezapft hat. — Dies iſt die engliſche Procedur.

Die verheiratheten Frauen in Wien, und namentlich die reichen, wiſſen ihre Adorateurs durch Verleihung von Hofmeiſterſtellen, von Schreib- und Zeichenlehrer-Poſten in ihrer Nähe zu behalten, ohne den Argwohn und die Eiferſucht des Herrn Gemahls aufzureizen. Der Fremde erhält den Beſcheid: dies iſt Herr N. N., der erſte Zeichenkunſtler Wiens und Lehrer meiner Emilie. Dies iſt Herr X., der Haushofmeiſter meiner Kinder, ein junger, liebenswürdiger Mann von höchſt anſtändiger Familie. Dies iſt Herr Z.; er ertheilt meiner Aelteſten Unterricht in der Botanik und im Clavier. Wir machen häufig eine Excurſion zuſammen, denn ich bin eine leidenſchaftliche Verehrerin der Pflanzenkunde. Dies iſt Herr A., ein Landsmann meines Gemahls; er iſt ſo artig, häufig die Stelle eines Vorleſers zu übernehmen.

Unter dieſen Masken beherbergt die gnädige Frau ihre Anbeter und Courmacher. Der Herr Gemahl ſpielt mit ſehenden Augen den Blinden und duldet dieſen Schwarm junger Leute mit einer muſterhaften Delicateſſe.

Die ärmern Frauen treten einige Stuben von ihrem großen Quartiere an ledige Herren ab. Solche Leute werden Zimmerherren genannt; es trifft ſich aber ſehr häufig, daß aus den Zimmerherren Hausherren werden.

So äußert ſich die verſteckte Polygamie in Paris, Neapel, London und Wien. Jeder mag ſich's denken, wie es in Berlin, Hamburg, und München zugeht. Man muß der Phantaſie ſtets einen kleinen Spielraum laſſen.

## 7.

## So gelangt man zu einem Amte!

Ich träume ſelten, aber träume ich einmal, ſo habe ich ganz curioſe Träume.

Mir träumte vorgeſtern, ich befände mich in einem Büreau, in dem jeder Beamte die Beichte ablegte, *wie* er zu ſeinem Amte gekommen ſei.

Sag' mir, Moſje, ſo ſprach ein Examinator, auf welche Weiſe gelangteſt Du zu der Raths-Stelle?

Ich danke dieſen Poſten, ſagte der Rath, meinem Weibchen. Ihr Vater iſt Director, ich habe ſie geheirathet und die Rathsſtelle zur Mitgift erhalten.

„Wer den Papſt zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden.“

Hierauf wandte ſich der geſtrenge Herr an einen andern Beamten. Sage mir, Mosje, ſprach er, wie kamſt Du zu der Secretär-Stelle?

Ich war erſt Proteſtant, ſagte der Secretär, ging aber zur katholiſchen Religion über und erhielt von dem Proſelytenmacher den Secretär-Poſten zum Pathengeſchenk.

Der Herr Examinator fragte den Dritten: Sage mir, Mosje, wie kamſt denn Du zu der Aſſeſſor-Stelle?

Meine Muhme, ſprach der Aſſeſſor, war Amme bei der Frau Miniſterin. Dieſe Amme verwendete ſich für mich bei ihrem Liebhaber, dem erſten Kammerdiener Sr. Excellenz. Dieſer Kammerdiener legte mein Geſuch ſeiner Schweſter ans Herz, welche Alles in Allem iſt bei dem Secretär. Dieſer Secretär legte für mich ein Blättchen bei ſeiner Nichte ein, welche die rechte Hand ſeiner Excellenz iſt. Dieſe rechte Hand beſtand auf meiner Anſtellung und ich erhielt ſie. „Wer zu Aemtern gelangen will, der ſuche die Hintertreppe.“

Der Examinator näherte ſich dem Vierten. Sag' mir, Mosje, welchem Umſtande haſt Du Dein Amt zu verdanken?

Ich war früherhin Schriftſteller, ſagte der Hofrath. Plötzlich warf ich mich auf Hofgelegenheits-Dichterei. Jeder Namenstag, jedes Geburtsfeſt, jeder Entbindungstag, jede Vermählung und Hochzeitfeier des Hofes und ſeiner Umgebungen ward von mir beſungen in Jamben und Lobhudel. Ich bekam Ringe, Doſen, Buſennadeln und zuletzt auch Amt und Titel.

Der geſtrenge Herr fragte jetzt den Fünften aus. Sag' mir, Moſie, durch welchen Einfluß gelangteſt Du zu Deinem Amte?

Ich war vierzig Jahre alt, ſprach der Gefragte, da kam mir die Idee in den Sinn, ein achtzehnjähriges Mädchen mir zur Frau zu erkieſen. Meine Frau lernte auf einem Balle eine vielvermögende Excellenz kennen. Seine Excellenz geruhten, uns bisweilen zu beſuchen. Eines Tages ward ich, als Legationsrath hierher geſchickt, ich reiſ'te ab, meine Frau blieb zurück.

Se. Wohlgeboren kamen jetzt an den Sechsten. Sag' mir, Moſie, durch weſſen Protection kameſt Du zu Deinem Amte?

Durch meinen Onkel. Derſelbe iſt ein reicher Capitaliſt, der allen großen Herren Geld vorſchießt. Auch der Präſident X. bedurfte einſtmals ſeiner Hülfe; derſelbe hatte ein brillantes Souper dinatoire angekündigt, die eigene Kaſſe reichte nicht hin, er brauchte fremde Hülfstruppen. Onkel griff dem Feſtin mit 5000 Franks unter die Arme und der Präſident gab ſtatt der Zinſen mir eine Anſtellung.

Der Examinator nahm nun den Siebenten vor. Sag' mir, Moſie, welch' ein Casus fortuitus verſchaffte Dir Dein Amt?

Ich war früher Spion bei dem franzöſiſchen Heere. Ich verrieth meine Landsleute an feindliche Truppen, und erhielt zur Belohnung meiner Heldenthat dieſen Poſten.

Sag' mir, Moſie, ſo fragte der geſtrenge Herr den Achten, was half denn Dir dieſe hohe Stufe erklimmen?

Ich ſpreche nicht gern davon. Meine Mutter war Sängerin — meinen Vater kenne ich nicht. Er muß vermuthlich ſehr früh geſtorben ſein!

Der Herr Examinator ließ jetzt den Neunten berichten. Sage mir, Mosje, durch welche Teufelskunſte biſt denn Du ein Beamter geworden?

Ich war in meiner Jugend Hauslehrer der Kinder des Grafen Y., welcher einen der anſehnlichſten Poſten bekleidete. Der Graf war ein morſcher Stamm, den der Winter des Lebens entblättert hatte; die Gräfin hingegen ſtand noch in der vollen Blüthe des Frühlings.

Der Examinator hatte nun alle Neune verhört. Er nahm hierauf Einen nach dem Andern beim Kragen, ſteckte ſie Alle in einen Sack hinein und warf dieſen neun-löthigen Sack in den Fluß, der davon den Namen: „die Sau“ bekam.

Ich hörte den Sack ins Waſſer fallen. Das Geräuſch verſcheuchte den ſchäkernden Morpheus von meinem Lager — ich erwachte.

## 8.

## Der Untergang der Welt.

Das iſt nun einmal ausgemacht .... Am 26. July 1832, Morgens um 8 Uhr 35 Minuten, geht unſere Erde unter. An dieſem Jahrestage der Polignacſchen Ordonnanzen wird ein herumſchweifender Schweifſtern unſerer Erdkugel einen Naſenſtüber geben, daß ſie ohnmächtig zuſammenſinken wird. An dieſem ewig merkwürdigen Tage wird ein vacirender Komet unſerem Planeten ein Kopfſtuck verſetzen, daß ihm Hören und Sehen vergehen wird.

Wir leben alſo nicht zwei volle Jahre mehr.

Was wird der Compoſiteur X. dazu ſagen, der noch fünf Jahre Zeit braucht, um den dritten Act ſeiner Oper zu vollenden? Wie ungehalten wird darüber die Primadonna Z. ſein, die noch einen vierjährigen Contract hat? Wie tief muß dies den Pater Rinaldo Lump ſchmerzen, der ſo eben ein fünfjähriges Privilegium auf die Verſchlechterung der Humanität erhalten hat? Sie werden ohne Zweifel den Kometen in gerichtlichen Anſpruch nehmen, der Komet wird vorgeladen werden, vor Gericht erſcheinen und ad protocollum geben, daß er, auf Befehl des Sternenlenkers, am 26. Juli Morgens um 8 Uhr 35 Minuten, das kühne Werk vollbringen will — im Fall er es nicht verſchlafen ſollte.

Der Komet wird kein Executor ſein, der ſich nicht beſtechen läßt; er wird zuerſt eine Priſe Spaniol nehmen, die Rockärmel aufſtreifen, den Hut feſt ins Geſicht rücken und alsdann loslegen.

Ein furchtbares Gekrach wird ſich ohne Eintrittsgeld hören laſſen; es wird plötzlich pechfinſter werden. Die Sonne wird ohne Paß die Retirade ergreifen, der Himmel wird aus den Wolken fallen, die Erde wird ihren Haifiſchrachen aufſperren und die Theater und Bierſchenken, die Paläſte und Schafſtälle, die Muſeen und Stempelämter, die Kerker und Cenſurbüreaux, die Boudoirs und Staatsarchive verſchlingen. Der Komet wird nicht fragen, ob Jemand ein Mecklenburg-Schweriner oder ein Sachſe, ob Jemand ein Chriſt oder ein Jude, ob er adelich oder bürgerlich, ob er majorenn oder minorenn iſt. Die Erde wird ſich aufthun und alle Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, wie Hoffmann'ſche Tropfen verſchlucken. Um 8 Uhr wird das Geheul und das Gewinſel losgehen — die Menſchheit wird auf die Knie ſinken, die Hände zum Himmel falten und den Schöpfer um Vergebung ihrer Sünden anflehen. Der Miniſter von A-bas-li-done wird ſich aus Berlin eine Droſchke kommen laſſen und mit ihr durchgehen wollen. Ein Zeitungſchreiber wird noch eine Correctur machen und eine Recenſion abfaſſen. Pater Rinaldo Lump wird ſich zum erſten Male raſiren laſſen, die Hände waſchen, die Haare kämmen, die Stiefel putzen und den Rock ausbürſten, damit er rein erſcheinen möge vor den Höllenrichtern Minos, Rhadamanthus und Aeakus. Mad. Passe-par-tout wird einen Tiegel Schminke auflegen, auf daß der Richter glauben ſoll, daß ſie vor Scham roth geworden. Hr. von R— wird zwölf Gulden zum Fenſter hinauswerfen, um noch vor ſeinem Tode einen Beweis ſeiner Menſchenliebe an den Tag zu legen. Jeder wird ſich beeilen, ſeinen Pflichten und Verſprechungen — die er ſchon längſt hätte erfüllen ſollen — endlich einmal nachzukommen.

Dann werden ſie Alle auf die Uhr ſehen; wie ſpät es iſt. „Es fehlen noch zwanzig Minuten.“ Der Eine wird noch zu Stehely hineingehen, ein Glas Zuckerwaſſer und den Constitutionnel begehren; der Andere wird bei Timm hundert Auſtern zu ſich nehmen und den Betrag auf die Rechnung ſtellen laſſen; ein Dritter wird noch einmal zu ſeiner Freundin fahren und ihr ſein Hab' und Gut verſchreiben.

Plötzlich wird der Himmel ſo roth wie ein Silbergroſchen werden, es wird ſich ein ſtarker Sturmwind erheben; er wird die Damen bei den Seidenlocken und die Männer bei dem Rockſchößel faſſen, mit dem Einen ein Fenſter einwerfen, mit dem Andern in der Luft eine Galopade tanzen. Die Eine wird an einer Thurmſpitze hängen bleiben, die Andere wird durch einen Schornſtein rutſchen und in einen ſiedenden Keſſel hineinfallen.

Fünf Minuten nach halb Neun erfolgt dann ein Donnerſchlag, der ſelbſt Hrn. v. *** aus dem Schlaf wecken wird. Kladredahtſch — da fällt ein Menſch und ein Haus nach dem andern — Himmel und Erde ſtehen in Flammen — die Komödie iſt ausgeſpielt — der Vorhang fällt und Niemand wird herausgerufen.

## 9.

## Zeitungslob und Zeitungstadel.

Ma foi! — ich kann es keinem Hiſtrionen verargen, wenn er in Wuth geräth, ſobald er ſich von einem Blatt getadelt ſieht. — Ich kann es wahrlich keinem Thespiskarrenſchieber verübeln, wenn er, entrüſtet von dem Tadel, dem kecken Kritiker das Licht ausblaſen will. Alle Weſen in der Welt, von dem Geringſten bis zum Mächtigſten hinauf, dürſten nach Zeitungslob und Keiner lebt, der ſich über einen Zeitungstadel ruhig hinwegſetzen kann. Es gibt zwar viele Leutchen, welche die Miene annehmen, als läge ihnen nichts daran, ob ſie von einem Journale gelobt oder getadelt werden. Glaub' mir, guter Leſer, dieſe Gleichgültigkeit iſt erkünſtelt, erzwungen, affectirt. Wenn gleich der Ruf eines Staatsdieners, eines Gelehrten, eines Künſtlers noch ſo feſt ſteht, ſo fährt ihm dennoch ein paniſcher Schreck durch die Glieder, wenn dieſer Ruf von einem Journale, und ſei es von dem geringſten, ein Naſenſtüberchen erhält. Er weiß, daß jedes Journal eine Stimme iſt, die in der journaliſtiſchen Welt ein hundertfaches Echo findet, er weiß, daß das, was eine Journal-Junge ſagt, von hundert Andern nachgeplaudert wird, er weiß, daß ſelbſt das obſcurſte Blatt eine Tribune iſt, welche täglich einen Kreis von Zuhörern hat, die, weil Tadelſucht den meiſten Menſchen angeboren iſt, ſehr bald emſige Colporteurs und Verbreiter des Gehörten werden.

Die Preſſe iſt ein Drache mit tauſend pfeilſchnellen Flügeln. Mit Blitzes-Rapidität trägt ſie eine Meinung vom Sud zum Nord, vom Weſt zum Oſt. Schwarz auf weiß findet immer etwas Glauben — und endlich gar eine Auctorität, weil ſich ein Journal auf das andere beruft und ein Blatt ſehr bald hundert Zeugen findet, die das Nämliche ausſagen.

Die Leute wiſſen, daß man eher einer Million Menſchen als einer einzigen Preſſe das Maul ſtopfen könne. Wird ein Hiſtrione von einem Journale witzig heruntergeriſſen, ſo lacht man nicht blos an dem Ort, wo das Blatt erſcheint, ſondern uberall, denn der Tadel macht von Blatt zu Blatt die Runde, und er wächſt auf dieſer Reiſe wie ein Schneeball. Wird ein Gelehrter von einem Blatte angegriffen, ſo weiß es bald die halbe Welt, er wird hier, er wird dort ausgelacht. Drum furchtete ſelbſt der beruhmteſte Mann den leiſeſten Zeitungstadel — drum iſt ſelbſt der ausgezeichnetſte Kopf nach Zeitungslob luſtern. Sei er getadelt von der kleinſten Null — es verwundet ihn — ſei er gelobt von dem kleinſten Journal-Zwerg — es freut — es entzuckt ihn. Alle Menſchen, ohne Ausnahme des Ranges, fuhlen ſich durch Zeitungslob geſchmeichelt — Alle — ja ſelbſt die Großen der Erde, buhlen um die Gunſt der Journale, lechzen nach ihrem Lobe und ſind höchlich vergnügt, wenn ſie ſich von einer Zeitung geprieſen ſehen. Durch nichts kann man die Menſchen verbindlicher machen, als durch ein geiſtreiches Lob, das man ihnen in einem öffentlichen Blatt zu Theil werden läßt, durch nichts kann man ſie mehr in Harniſch bringen, als durch einen öffentlich ausgeſprochenen Tadel — und wäre derſelbe auch noch ſo gelind.

Noch verpichter als die Männer ſind die Damen auf ein Zeitungslob. Ein Compliment, das ein Journal einer Künſtlerin macht, iſt ihr angenehmer, ſüßer, als der Applaus von 1000 Zuhörern. Der Beifall, den ihr das Publicum angedeihen läßt, kommt nicht einmal zum Thor der Stadt hinaus — er verhallt, wie der Knall einer Windbüchſe, in wenigen Minuten. Der Beifall aber, den ihr ein Journal ertheilt, reiſ't flugsſchnell mit einem Male nach allen Gegenden der Erde hin — ſteigt zuerſt in ein deutſches Journal ab reiſ't dann nach einer franzöſiſchen Zeitung ab, ruht daſelbſt einige Tage aus, kehrt in ein engliſches Journal ein, und macht auf dieſe Weiſe die Runde um die ganze Welt. Dieſer Beifall iſt kein momentaner, ſondern ein dauernder — manches Blatt übergibt ſogar das darin ertheilte Lob der Nachwelt.

Drum iſt oft ein Gedicht, das die Reize einer Dame ausspoſaunt, derſelben willkommener als 100 Cadeaux, als 1000 Billetdoux, und 10,000 Liebeseide. Nichts auf der Erde fröhnt der Eitelkeit einer Dame ſo ſehr, als ein Gedicht in der Zeitung. Drum kann eine Künſtlerin eher Alles, als eine Satyre in öffentlichen Blättern verſchmerzen. Sie nimmt weit geduldiger die ärgſten Sottiſen und verletzendſten Kränkungen unter vier Augen, als den harmloſeſten Scherz in einem Journale hin.

Ich gebe Allen recht, welche ſich vor einem Journaltadel fürchten, aber um ſo lüſterner nach ihrem Lobe ſind. Die hundertzüngige, tauſendflügelige, ſchnellfüßige Journal-Fama iſt ein Götze, dem Niedrige und Hohe in gleichem Grade huldigen und zu gefallen ſuchen — freilich mehr aus Furcht — als aus reiner Liebe.

So kommt es, daß das Zeitungslob die Leimruthe iſt, auf welchem Adler und Stieglitz kleben bleiben. So kommt es, daß das Zeitungslob ein Köder iſt, der den Hecht und Stockfiſch anlockt und ſie zur Beute der Angel macht. So kommt es, daß das Zeitungslob das ſüße Gift iſt, womit man jene Fliegen fängt, welche uns auf der Naſe herumtanzen, und bald hier, bald dort ſtechen, touchiren und chicaniren und keine Ruhe gönnen.

Hoch lebe der Mann, der die Journale erfand!

## 10.

## Schreiben des Ex-Dey von Algier an den Redacteur des Till Eulenſpiegel.

Livorno, am Tage, an welchem ich die Kolik hatte.

Chriſtenſohn! Empfange vor Allem einen freundlichen Gruß von der Sonne der Sonne, von dem König der Könige, von Huſſein-Bey.

Du wirſt es nicht glauben, wenn ich Dir ſage, daß Dein Ruf ſchon bis nach Livorno gedrungen iſt. Man hat mir hinterbracht, daß Du mir eines Deiner Bücher, „das weiße Geſpenſt" zugeeignet haſt. Ich würde Dir für dieſe Aufmerkſamkeit ein Kameel mit einigen Säcken Diamanten überſchickt haben, wäre ich noch das, was ich war: Dei von der Stadt der weißen Häuſer. Leider bin ich aber jetzt entthront, es geht mir — offen ſei es geſagt — recht miſerable. Ich befinde mich in drückenden Umſtänden und habe ſchon ein paar Roßſchweife aufs Verſatzamt tragen müſſen, um mir Geld zu ſchaffen. Die achtundvierzig Frauen, die ich aus meiner Reſidenz mitgebracht habe, koſten mich ein furchtbares Geld. Ich kam deshalb auf den Einfall, ſie auf einer Auction verſteigern zu laſſen. Aber Niemand wollte anbeißen, und nur Eine — die Zimmtblüthe — ging für 500 Lire weg. Vor vier Wochen habe ich an Herrn P. A. nach der freien Stadt Hamburg geſchrieben, aber bis jetzt noch keine Antwort erhalten. Sollte ich dieſe Weiber loswerden, ſo ſei verſichert, daß ich Dich für das mir dedicirte Buch deylich belohnen werde.

Seitdem ich aufgehört habe, Dey von Algier zu ſein, ſeit dieſem Tage kommt mir das Leben wie eine ausgequetſchte Citrone vor. Es hat für mich keinen Reiz mehr.

Jetzt (denke Dir, Geſpenſt Schreiber, meine Qual) darf ich Niemanden mehr hinrichten laſſen, die Polizei erlaubt es nicht. Neulich hat einer meiner Sclaven — Niſſar — meinen Lieblingspfeifenkopf, auf welchem der vielgeliebte Marſchall Bourmont abgebildet iſt — aus Unverſichtigkeit zerſchlagen. Ich habe ihm ein Paar Ohrfeigen gegeben und ihn „Rindvieh“ genannt. Was thut dieſer Auswuchs meiner Unterthanen? Er geht aufs Gericht und verklagt mich wegen Verbal- und Real-Injurien. In erſter Inſtanz bin ich zu vierzehntägiger Gefängnißſtrafe und zur Tragung der Koſten verurtheilt worden. Ich habe appellirt und bin neugierig, wie die Sache ausfallen wird.

Das Leben kann mir jetzt durchaus nicht mehr behagen. Das Einzige, was mir noch den meiſten Spaß macht, iſt das Tabackrauchen und Theaterbeſuchen. Erſteres iſt aber zu meinem Leidweſen weder auf offener Straße, noch in den Geſellſchaften erlaubt und Letzteres iſt ſehr koſtſpielig — denn ich und meine ſiebenundvierzig Weiber brauchen zwölf Logen.

Ich habe aber in Erfahrung gebracht, daß diejenigen Leute, welche übers Theater ſchreiben (ich weiß nicht, wie ſie genannt werden) freien Eintritt haben. Ich war deshalb geſonnen, in Livorno eine Theaterzeitung herauszugeben. Die Cenſur-Behörde hat mir aber ſo viel Hinderniſſe in den Weg gelegt, daß ich meinen Plan unverrichtet aufgeben mußte.

Ich will nun Mitarbeiter an Deinem Journal werden, was Du in Berlin ſchreibſt, ich will Dir allmonatlich einen Correſpondenzbericht über unſere italieniſche Oper einſenden. Ich verſtehe zwar von der italieniſchen Sprache eben ſo wenig, als von der Muſik, dies hat aber nichts zu ſagen. Du ſchreibſt gewiß auch über Manches, von dem Du nicht viel mehr verſtehſt, als ein Blinder von der Farbe. Ich ſchreibe Dir die Berichte in meiner Mutterſprache, Du kannſt ſie Dir, wie dieſen Brief, von einem Dragoman überſetzen laſſen und ſie dann in Dein Journal einrücken.

Umſonſt iſt aber nur der Tod. Wie viel Honorar gibſt Du mir für den gedruckten Bogen? Ich würde Dir gratis Aufſätze einſchicken, wenn ich nicht, wie geſagt, ſo nothwendig Geld brauchte.

Im nächſten Herbſt will ich nach Berlin kommen. Schreibe mir doch, in welchem Hotel die billigſten Chambres garnies und in welcher Reſtauration die billigſten Speiſen und Getränke verabreicht werden.

Ich hoffe bei meiner Anweſenheit in Berlin Dich perſönlich kennen zu lernen. Allah ſchütze Dich, Deine Frauen, Deine Kinder und Deine Sklaven.

Huſſein Bey,
wohnhaft auf dem Piazzo majore Nr. 49.,
im dritten Stockwerke.

P. S. Jn Berlin ſoll man guten Varinas-Kanaſter bekommen. Schicke mir doch ein halbes Pfund — wenn ich nach Berlin komme, werde ich's Dir bezahlen. Auch ſoll in Eurer Stadt gutes Weißbier zu haben ſein. Schicke mir doch mit umgehender Poſt drei Bouteillen davon zur Probe.

## 11.

## Antwort.

Sr. Wohlgeboren, Herrn Er-Dey Huſſein Bey in Livorno.

Berlin, am Tage, an dem mich kein Executor beſuchte.

Wohlgeborner Herr,
Beſonders hochzuverehrender Herr Er-Dey.

Jhre geehrte Zuſchrift vom Tage, an welchem Sie an der Kolik litten, hat mich ungemein erfreut. Jch habe dadurch einſehen gelernt, daß Sie weit dankbarer als unſere Deutſchen ſind. — Nicht wenig hat es mich betrübt, zu hören, daß es Jhnen ſchlecht geht. Jch kann mir denken, wie weh es Jhrem Zartgefühl thun muß, daß Sie jetzt nicht mehr, wie früher, Jhren ungehorſamen Unterthanen die Köpfe abſchlagen können. Fugen Sie ſich jedoch in unſere barbariſchen Geſetze; es läßt ſich nicht ändern. Die Europäer bleiben ein für alle Mal ein rohes, uncultivirtes Volk, deſſen Humanität und Toleranz nicht zum Aushalten iſt.

Jhr geehrtes Schreiben vom Tage, an welchem Sie die Kolik hatten, benachrichtigt mich, daß Ew.

Wohlgeboren ſich geneigt fühlen, Mitarbeiter an meiner Zeitſchrift zu werden und mir von Zeit zu Zeit Berichte über die italieniſche Oper aus Livorno einzuſenden. Ich liebe zwar nicht die Theater-Correſpondenzen — denn ich weiß meine Spalten mit etwas Zeitgemäßerem auszufüllen — Ihre Berichte ſollen mir aber willkommen ſein. Ich pflege für den Druckbogen zwar nur drei Ducaten zu zahlen, aber weil Sie es ſind, ſo will ich Ihnen vier Thaler für den Bogen geben. Nur muß ich Sie bitten, daß Ihre Berichte kurz und bündig, gründlich und unparteiiſch, witzig und geiſtreich und vor Allem ſehr leſerlich geſchrieben ſeien. Sie werden ſelbſt geſtehen, daß ich für vier Thaler nicht zu viel verlange. Wegen Ihrer Aeußerung, daß ich auch über Manches ſchriebe, von dem ich nicht viel mehr verſtände, als der Blinde von der Farbe, wegen dieſes gröblichen Ausfalles konnte ich Sie zwar injuriarum belangen, da ich aber keinen Koſten-Vorſchuß machen will, ſo laſſe ich es Ihnen hingehen. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Dey, ſolche Meinungen werden bei uns als Injurien betrachtet und ſtreng beſtraft.

Sollten Ew. Wohlgeboren wirklich nach Berlin kommen, ſo rathe ich Ihnen, daß Sie ſich in's Hôtel de Russie einlogiren. Die Chambres garnies im Hofe ſind da am billigſten und die Bedienung trotz dem ſehr pünktlich. Die Mittagsmahlzeit rathe ich Ihnen bei Stagge unter den Linden einzunehmen. Sie können da mit zehn Thalern auf einen ganzen Monat abonniren, finden dort eine recht anſtändige Tiſchgeſellſchaft, ein ſehr delicates Rindfleiſch und einen recht artigen Garçon, der Ihnen auch Weißbier bringt, wenn Sie es haben wollen. Herzlich gern würde ich Ihnen die begehrten drei Bouteillen Weißbier nach Livorno geſchickt haben, befürchtete ich nicht, daß Ihnen das Poſtporto etwas allzuhoch zu ſtehen käme. Dagegen erhalten Sie in der Nebenlage ein halbes Pfund Varinas-Canaſter von Ermeler et Comp. Wohl bekomme er Ihnen!

Sie waren ſo gütig geweſen, im Schluß Ihres Briefes den Allah um ſeinen Schutz für mich, für meine Frauen, für meine Kinder und meine Sklaven anzuflehen. Das war unnöthig; denn ich habe weder Frauen, noch Kinder, noch Sklaven. Meine Perſon aber braucht Niemand zu ſchützen, dieſe ſchütze ich ſchon ſelbſt.

Herzliche Grüße von mir an die Schönſten Ihrer Frauen. In der Dedication zum weißen Geſpenſt habe ich Sie erſucht: mir eine Ihrer Sklavinnen durch Poſt oder Buchhändlergelegenheit gefälligſt zukommen zu laſſen. Es ſcheint, als ob Sie dieſe Bitte ignoriren wollten. Ei nun, das macht nichts — ich werde mich darüber wohl zu tröſten wiſſen.

Leben Sie wohl, Herr Ex-Dey!

P. S. Vielleicht können Sie mir in Livorno Pränumeranten auf meine Zeitſchrift verſchaffen. Wenn Sie neunundneunzig Exemplare bezahlen, bekommen Sie das Hundertſte gratis.

## 12.

## Mitternacht-Gedanken.

Tückiſcher Schlaf! warum fliehſt Du — warum verſagſt Du Deinen balſamiſchen Troſt und Deinen tröſtenden Balſam einem Herzen, das an tauſend Wunden blutet? Du fliehſt, Du hörſt mich nicht.

„Kann denn nichts Dich Fliehenden ereilen,
Mit Deinen holden Fantaſieen.“

So bin ich denn wiederum aus den Armen eines wonnevollen Traumes geriſſen. Wach bin ich wieder, und wach iſt das Xerxesheer der Qualen, das mit der Wuth einer Hyäne mein armes, armes Herz zernaget.

Da ſtehe ich jetzt auf dem Balcone und ſchaue hinab in das todte Häuſermeer und ſchaue hinauf nach dem dunkeln Himmelsdome, in welchem Millionen Lampen flackern. Luna — die keuſche Himmelslilie — iſt noch Knoſpe. Die Sterne aber — die Feuernelken — glänzen in voller Blüthe. — Und jeder dieſer Sterne dünkt mir das Auge meiner Unvergeßlichen zu ſein — gierig ſauge ich ſeine heißen Strahlen ein und erquicke mein krankes, krankes Herz an dem Anblick jenes holden Augenſternes. Camilla, angebetete Camilla — jedweder Stern zeigt mir Dein reizumſtrahltes Antlitz:

„C'est toi, que j'entends, que je vois
Dans le désert, dans le nuage
L'onde réfléchit ton image
Le zéphyre m'apporte ta voix.“

„Si j'admire ces feux épars,
Qui dès nuit parsèment le voile;
Je crois te voir dans chaque étoile,
Qui plait le plus à mes regards.“

Und eine heiße Sehnſucht ergreift mich und trägt mich hinauf zu jenem lieben Sterne und — und — ich muß mir doch den Schlafrock anziehen, damit ich mich nicht erkälte.

Wie beneide ich doch jeden Menſchen, deſſen müde Augenlieder der weiche Fittig des Schlafes deckt. Morpheus hat ihm das druckendſchwere Joch der Sorge abgenommen, und allen Gram, allen Kummer in ſanften Schlummer eingelullt. Der Schlafende ruht nun an der vollen Bruſt eines roſigen Traumes aus, der ihm die ſuße, ſtärkende Milch des Gluckes zu ſaugen gibt. Ich — Aermſter aller Armen — wache und weine. Myriaden Geſpenſter der Verzweiflung haben den ſchmerzſtillenden Gott von meinem Lager verſcheucht. Ich ſchaue hinaus in die ſchweigende Nacht. Oede iſt es in den Straßen, noch öder in der Gruſt meiner Liebe. Gebrochen iſt das eiſerne Herz — zertrümmert liegt der Feenhain meiner Wünſche und eingeäſchert iſt der Eden meiner Hoffnung. Hingerichtet iſt die Luſt zum Leben, geſchlachtet iſt mein Friede, gerädert meine Ruh', gewürget iſt mein Gluck. Hor' auf zu klagen, armes Herz. —

„Weine nicht, es iſt vergebens
Alle Freuden dieſes Lebens
Sind ein Spiel der Fantaſie;
Strebe, Herz, es zu vergeſſen,
Daß Du einſt ein Gluck beſeſſen,
Denke, Du beſaßt es nie.“

Grauſam hat das Schickſal die Saat meines Herzens zerſtört, fragen möchte ich den Sternenlenker — warum brennen denn die dummen Gaslaternen nicht?!

Stern meiner Liebe, wie herrlich leuchteſt Du dort oben.

„Stehſt ſo fern und blinkſt ſo lieblich,
Grußt ſo traulich fromm mir zu,
Holder Stern in Deinen Strahlen
Schweigen meines Herzens Qualen,
Find' ich die verlor'ne Ruh.“

Denkſt Du noch an mich — Seele meiner Seele — Perle des Weltalls — Krone der Schöpfung, ſag', denkſt Du noch an mich? Nie mehr darf ich zu Dir zurück — nie mehr darf ich mich laben an dem Nimbus Deiner himmelgleichen gluthſchürenden Reize.

Addio, mia, ben' addio
Conservati fedele,
E qualche volta almeno,
Ricordati di me.

Horch! Die eherne Zunge der Zeit verkündet den Tod einer hingewelkten Stunde und dumpf verhallet ihr letzter Athemzug. Die Nacht hüllt ſich in dichten Trauerſchleier ein — ein Sternlein nach dem andern erblaßt — der Himmel gleicht dem ſchwarzen Leichentuche — ein eiſiger Nordhauch wogt mit Sturmesflügeln heran — heda, Nachtwächter, wieviel ſchlägt es denn jetzt. Schon Mitternacht?! ach, da will ich mich denn doch zu Bett begeben; denn Morgen in aller Frühe kommt der Druckerburſche und bringt mir Zweifelsohne die Hiobspoſt, daß der Cenſor eine Spalte geſtrichen hat.

## 13.

## Der Gaſthof zur Stadt Babylon in Brüſſel.

Auf meinen Reiſen durch Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland habe ich in Brüſſel in einem Gaſthof gewohnt, der mir aus mehr als einer Rückſicht unvergeßlich bleiben wird. Ich gebe dem Hôtel deshalb dieſen Namen, weil ich den wahren nicht veröffentlichen mag.

Vor dem Hausthore dieſes Hôtels ſtand ein Portier, der zwar ſo dumm iſt, daß er nicht einmal anzugeben wußte, wie viel Zehngebote es gibt, der ſich aber deſſen ungeachtet für den größten Menſchenkenner unſeres Jahrhunderts hielt. An der Naſenſpitze wollte er jedem Fremden abſehen, weß Geiſtes Kind er ſei. Er mißt den ankommenden Fremden vom Wirbel bis zur Zehe und von der Zehe bis zum Wirbel. Dann weiß er aber auch Alles, was er zu wiſſen braucht, er weiß, ob der Paſſagier ein Chriſt, ein Jude oder ein Heide iſt, wie viel der Mann Geld im Sack und wie viel er im Koffer hat und ob er ein Filou oder kein Filou iſt. Der Portier zieht den rothköpfigen Kellner zu Rathe und Beide beſtimmen dann, was für ein Zimmer dem Reiſenden anzuweiſen ſei.

Kommt der Paſſagier mit einem Lohnkutſcher, ſo muß er in das vierte Stockwerk hinaufſpazieren. Kommt er mit der Poſt und bringt blos einen Mantelſack mit, ſo wird er ſich wohl eben ſo hoch verſteigen müſſen. Hat er einen Koffer, ſo wird ihm ein Zimmer au troisième angewieſen. Hat er einen Koffer und einen Mantelſack obendrein, ſo wird man ihn erſuchen, ſich zwei Stiegen hinauf bemühen zu wollen. Hat er aber eine eigene Equipage oder einen eigenen Bedienten, ſo werden ihm drei Garçons, mit flammenden Wachskerzen in der Hand, in die Bel-Etage hinaufleuchten.

Ich hatte einen Koffer, einen Mantelſack und zwei Holzſchachteln, redete den Portier in engliſcher Sprache an, und ward deshalb in Nr. 11 des erſten Stockwerks einquartiert.

Ein Gaſthof gewährt dem Sittenmaler eine reiche Ausbeute. Er hört da ein Quodlibet der verſchiedenartigſten Sprachen, er ſieht da eine Moſaik bunt contraſtirender Sitten, eine Olla potrida variirender Gebräuche, ein Kaleidoſkop der buntfarbigſten National-Eigenthumlichkeiten, ein Myriomorphorama der heterogenſten Charaktere, ein Potpourri der mannigfaltigſten Phyſiognomie'n, ein Pele-mèle der abſtechendſten Trachten und tauſend andere Dinge, die er ſonſt nirgend in einem Orte vereinigt findet.

Die Table d'hôte iſt vollends eine wahre Schatzkammer fur den Sittenbeobachter, ich kenne deshalb keinen höheren Genuß, als zwei und drei Stundchen an einer Tafel ſitzen zu bleiben.

Ich war noch nicht drei Tage im Gaſthof zur Stadt Babylon, ſo wußte ich ſchon, mit Hulfe des Fremdenbuches, des Wirths, ſeiner Kellner und meiner Beobachtungen an der Table d'hôte, wer und was jeder von den Fremden und was der Zweck ſeines Aufenthaltes ſei. Ich ſage Dir, lieber Leſer, ich habe ungemeine Anlagen zu einem geheimen Polizeivertrauten, und aus dieſem Grunde große Luſt, nach A-bassi-done zu reiſen, um mich dort mit 4000 Scudi als Geheimſchniffler anſtellen zu laſſen.

Von den in der Stadt Babylon erbeuteten Beobachtungen will ich Dir, guter Leſer, nur die intereſſanteſten mittheilen.

Nr. 9 und 10 dieſes Hôtels bewohnten eine Dame zwiſchen 30 und 80 Jahren und drei junge Mädchen. Im Fremdenbuche nannten ſich dieſe Damen: Frau von Bleurouge et filles. Unter vier Augen ſei es jedoch geſagt, daß die Alte eine Maquerelle de la première qualité und jede der drei Grazien eine Griſette vom feinſten, aber gefährlichſten Caliber geweſen. Dieſe vier Jahreszeiten ziehen von Ort zu Ort, kehren uberall in die größten Gaſthöfe ein, machen einen enormen Aufwand, ſpielen Anfangs die Spröden, ziehen aber ſolche Leute in ihr Netz, die viel

Geld und wenig Klugheit beſitzen. Wenn ſie einige hundert Louis erbeutet haben, reiſen ſie ab und ſchlagen in einer andern Stadt ihr Theater auf. Die Alte war eine Dame aus Hamburg, Elvira eine Deutſche, Lodoiska eine Polin und Eugenie eine Franzöſin.

In Nr. 24 logirte ein Pole, der ſich einen Grafen nennen ließ, und unmenſchlich die Gicht hatte. Er führte einen jungen Mann mit ſich, den er für ſeinen Secretär ausgab. Dieſer Graf war aber, wie ich ſpäter durch einen günſtigen Zufall erfahren habe, von Natur ein Schuft und von Profeſſion ein Spieler und ſein Secretär ein — verkleidetes Frauenzimmer, eine junge, feurige Italienerin, die den Polen auf ſeinen Reiſen begleitet hatte. Sie war ſeine Geliebte, ſein Croupier und die Angel, womit er reiche und verliebte Gimpel an die Farobank lockte. Sie reiſen von einem Ort zum andern und was er durch Karten verliert, muß *ſie* wieder zurückgewinnen.

Nr. 4 ward von einer jungen Franzöſin bewohnt, die ihr Herr Gemahl nach den Bädern von Spaa geſchickt hatte. Die junge Frau brachte jedoch den größten Theil ihrer Urlaubszeit in Brüſſel zu und fuhr nur alle vierzehn Tage einmal nach Spaa, um von dort aus Briefe an ihren alten Gatten nach Paris zu ſchreiben.

Nr. 33 bewohnte eine hübſche Kaufmannstochter aus Aachen. Ich ließ mir ſagen, daß ſie ſchon drei volle Monate in dieſem Gaſthofe wohne und wohl ſchwerlich vor ſechs Monaten nach dem Wohnort ihres Vaters zurückkehren werde. Das Mädchen ſchien ſehr häuslich zu ſein, es ſtrickte kleine Kinderſtrümpfe und dergleichen mehr.

Ich könnte Dir, wohlwollender Leſer, noch Manches erzählen, was ich in der Stadt Babylon erfahren, allein ein ganzes Alphabet von Umſtänden legt mir die Pflicht auf, hier abzubrechen.

## 14.

## Hiobspoſt.

Lott' iſt todt, Lott' iſt todt,
Jule liegt im Sterben.

**Dieu nous garde!** Ein großes Thier iſt geſtorben und ein anderes liegt im Sterben.

Djeck, der berühmte Elephant vom Aſthleytheater zu London, der Koryphaeus der thieriſchen Genies und der Matador der genialen Thiere, Djeck, der liebenswurdige Elephant, der ſowohl an den Ufern der Themſe als an den Ufern der Seine ſo unverwelkbare Lorbeerkränze gepflückt; Djeck, der Alles bezaubernde Elephant, der das Geſpräch aller **Soirées** und **Thés dansants** in London, Djeck, der hinreißende Elephant, der das Stadtgeſpräch von ganz Paris, das Steckenpferd aller Journale, das Idol der Frauenwelt, der Abgott der Mode war, dieſer ewig unvergeßliche Djeck iſt auf einer Spazierfahrt von London nach New-York, über Bord ins Meer geworfen worden (um die Schiffsladung zu erleichtern) und fand — wie bald darauf das von Sturmen und conträren Winden incommodirte Schiff, ſammt der Mannſchaft, in dem weiten Rachen des unerſättlichen Oceans den Tod.

Ihm wird mit Extrapoſt nachfolgen in das Reich des ſchönen Jenſeits ein anderes großes Thier: Jacques, der Löwe des Herrn van Aken, der nach den neueſten

Depeſchen, welche uns in voriger Nacht durch Eſtafetten zugekommen ſind, in Paris und zwar in den vorletzten Zügen liegt. Schon mit drei Füßen ſteht der Löwe, der König der Thiere, im Grabe. Alle Aerzte, (er hat deren ſieben) zweifeln an ſeiner Rettung, er iſt ſchon ſo gut als todt.

Dieſe zwei harten Verluſte beſtimmen uns, unſer Blatt heute und morgen mit der Trauervignette erſcheinen zu laſſen. Man wird dieſe Aufmerkſamkeit nicht unbillig finden; denn Ehre, dem Ehre gebührt: Honny soit qui mal y pense.

Djeck war der Größte und Gelehrteſte, Jacques der Stärkſte und Mächtigſte ſeiner Zeit und unſere Generation darf ſich freuen, Mitgenoſſe einer Zeit zu ſein, in welcher zwei der größten Thiere gelebt und gewirkt haben.

Mit einem Streich ſeines Rüſſels konnte Djeck ein Dutzend Menſchen zu Boden ſtrecken, mit einem Schlag ſeines Schweifes konnte Jacques ſeine Feinde tödten.

Beide waren aber dergeſtalt dreſſirt, daß jeder von ihnen ſo kirr war, wie ein beſtochener Richter, ſo folgſam, wie ein Sclave ſeinem Herrn. Beider Namen hatten deshalb einen guten Klang:

Denn wo das Starke mit dem Zarten
So wie hier, ſich willig paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

Djeck und Jacques ſind unerſetzlich. Stirbt morgen ein Profeſſor, übermorgen iſt wieder das leere Katheder beſetzt.

Aber Djeck und Jacques ſind, wie geſagt, unerſetzlich. Deshalb wird ihr Tod inniger beweint und betrauert, als der gewiſſer Anderer, die gar bald zu erſetzen und deren Lücken gar leicht wieder auszufüllen ſind.

Solche thieriſche Phänomene, wie Djeck und Jacques, kommen erſt nach Jahrtauſenden wieder einmal zum Vorſchein. Die Natur nimmt ſich nur ſelten Zeit, außerordentliche Weſen zu ſchaffen. Sie iſt eine Fabrik, die ſtets nur Gewöhnliches und Mittelmäßiges liefert.

Sie wird zwar noch viel Vieh, eine Maſſe Beſtien und eine Legion großer Thiere in die Welt ſetzen, unter allen wird aber kein Djeck und kein Jacques ſein. Alle werden ſich zu den unſterblichen Vieh-Dioskuren, wie ein Sandkorn zum Dholagir, wie ein Tropfen Waſſer zum Weltmeer, wie „Hähnchen auf dem Spandauer Markt“ zur „Jungfrau von Orleans“ verhalten.

Wie ſchade iſt es, daß es nicht auch ein Pantheon für ausgezeichnete Thiere gibt. Djecks und Jacques Aſche müßten dort ruhen; denn ſie waren das in der Thierwelt, was der Doctor Ochſenkopf und Profeſſor Muckenhirn in der Gelehrtenwelt geweſen.

Wir reiſen recta via nach Paris, um am Grabe des Löwen eine Leichenrede zu halten. Wir wollen ihm einen Grabſtein ſetzen laſſen, mit der einfachen, aber viel- und auch nichtsſagenden Inſchrift:

Hier ruhet ohne Prunk und Zier,
Du frageſt „wer!“ — ein großes Thier.

## 15.

## Zweite Trauerbotſchaft.

Wer dem Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Mißtreß Louiſon, die vielgeliebte Schooßhündin Sr. Herrlichkeit des Lord Moſtrich iſt hinübergeſchlummert in das beſſere Sein. Sie hatte ſich erkältet, während ihrer Unpäßlichkeit nicht geſchont — vergebens waren der Aerzte Bemühungen — ſie ſtarb nach kurzem — aber fürchterlichen Leiden.

Jedermann weiß, wieviel Mißtreß Louiſon bei Sr. Herrlichkeit galt. Der Lord wird wohl ſchwerlich den Tod der geliebten Schooßhündin lange überleben können. Mißtreß Louiſon war ſeine Freude — ſein Leben — ſein — Alles. Wer ſich bei ihr einzuſchmeicheln wußte, der hatte bei Sr. Herrlichkeit leichtes Spiel; mochte man dann verlangen, was man wollte; man erhielt es.

Ihre Krankheit hatte deshalb in A-has-ſi-done große Senſation erregt. Zur Beruhigung der vielen Leute, welche Erkundigungen über ihr Befinden einzogen, ließ man täglich ein ärztliches Bülletin an allen Ecken der Stadt anſchlagen, das in allen Zeitungen abgedruckt und Abends in jedem Theater vom Direktor der Geſellſchaft laut vorgeleſen wurde. Da dieſe Bülletins, von welchen im Ganzen 13 Stück erſchienen, den Verlauf ihrer Krankheit ſchildern, ſo theilen wir hier eine mit diplomatiſcher Treue genommene Abſchrift mit.

Am 3. Mißtreß Louiſon hat ſich geſtern auf einer Tour nach dem Venus-Park dergeſtalt erkältet, daß ſich einige Stunden ſpäter mehrere heftige Fieberanfälle einſtellten.

Dr. Wachholder.

Am 4. Das Fieber ſcheint einen bösartigen Charakter anzunehmen. Ueberdies hat ſich ein anderes Uebel, das wir noch nicht namhaft machen können, unglücklicher Weiſe hinzugeſellt. Die Schooßhündin hat weder Schlaf noch Appetit, noch ſonſt etwas.

Dr. Wachholder, Fenchel.

Am 5. Geſtern gegen Abend hat ſich ein ſtarkes Herzklopfen eingeſtellt. Noch ſind keine Ausſichten zur Wiedergeneſung vorhanden.

Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak.

Am 6. Das Herzklopfen hat zwar nachgelaſſen, an deſſen Stelle iſt aber ein Händezittern getreten, das ſchlagflußähnliche Symptome mit ſich führt. Die Schooßhündin knurrt beſtändig, hat ſchon ſeit zwei Tagen nichts Warmes zu ſich genommen, und in der geſtrigen Nacht kein Auge zugethan.

Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak, Eibiſch.

Am 7. In voriger Nacht hat ſich das Herzklopfen wieder eingeſtellt, doch iſt das Zittern ausgeblieben. Mißtreß Louiſon hat eine ziemlich ruhige Nacht ohne anhaltende Schmerzen zugebracht.

Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak, Eibiſch,
Cardamom.

Am 8. Das theuere Leben der Mißtreß Louiſon ſchwebt in großer Gefahr. Alle Symptome eines Nerven-Schlagfluſſes ſind vorhanden, die Rettung iſt faſt unmöglich.

Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak, Eibiſch,
Cardamom, Zuckerkant.

Am 9. Die Umſtände der Schooßhündin Louiſon haben ſich um kein Haar breit gebeſſert. Mißtreß Louiſon befindet ſich in unheilbarem Zuſtande.
Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak, Eibiſch,
Cardamom, Zuckerkant, Haberſchleim.

Am 10. Geſtern, 15 Minuten nach 11 Uhr iſt Mißtreß Louiſon an einem Schlagfluß verſchieden. Sanft ruhe ſie im Schooß des Friedens!
Dr. Wachholder, Fenchel, Salmiak, Eibiſch,
Cardamom, Zuckerkant, Haberſchleim.

Nach jedem Tage nahm Seine Herrlichkeit einen Arzt mehr an; dies mag wohl die Urſache ihres ſchnellen Todes ſein.

### 16.

## Wozu Räthſel?

Ein Brief! Von wem? Von einem Abonnenten! Qu'avez-vous donc, mon ami?

„Warum theilen Sie, geehrter Herr Redacteur, in Ihrem intereſſanten Journale keine Räthſel mit? Warum thun es denn die andern Zeitblätter? Warum wollen nur Sie eine Ausnahme von der Regel machen? Geſchieht dies etwa aus Mangel an Räthſeln? Sollten Sie nicht ebenfalls einen Räthſelſchmied, einen Charaden-Fabricanten, einen Homonymen-Deſtillateur, einen Logogryphen-Stricker, einen Palindromen-Weber oder einen Metronomen-Manufacturiſten für Ihren Eulenſpiegel gewinnen können? Sollte ſich für Honorar kein Dichterlein finden, das Ihren Leſern zuweilen einige Nüſſe aufzuknacken gibt? Werden Sie die Bitte eines Ihrer Abonnenten berückſichtigen, der zwei oder drei Mal in der Woche ein gutes Räthſel wünſcht, um es Abends in einer langweiligen Thee-Geſellſchaft auflöſen zu können?“

Wozu Räthſel, mein unbekannter Freund? Ich habe ein Schock Räthſel von Dieſem und Jenem, ich hätte ſie ſchon längſt vom Stapel laufen laſſen, wenn ich es nicht für überflüſſig gehalten hätte. Wozu ſollen Räthſel? Soll ich dem Beiſpiele anderer Blätter folgen, welche nur deshalb ein Räthſel aufgeben, um zwei Tage ſpäter mit den theils eingegangenen, theils erdichteten Namen Derjenigen, welche die Räthſel gelöſ't haben, eine leere Spalte des Blattes auszufüllen? Soll ich es wie ein anderer Journaliſt machen, der nur deshalb ſeinen Leſern ein Räthſel auftiſcht, um ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, ihren Namen einmal gedruckt zu ſehen? Das iſt für ſehr Viele ein unnennbares wonniges Gefühl; doch glaube ich, daß meine lieben Leſer nicht ſo eitel ſind und die Zeit ihrer Muße mit etwas Angenehmerem als mit Räthſel auflöſen zu tödten wiſſen.

Iſt Jemand wirklich ein ſo eifriger Räthſelauflöſer, ſo findet er ja überall, er mag hinblicken, wohin er will, einen Gegenſtand, der ihm ein Räthſel aufgibt, deſſen Löſung zwar ſchwierig, aber doch ſehr intereſſant iſt.

Was iſt es anders, als eine hölliſche Ausgeburt der Sphynx, wenn man ſieht, daß alles Mittelmäßige, Schlechte, Schofle, Erbärmliche und Nichtswürdige ſteigt, alles Große, Erhabene, Schöne, Gute und Nützliche fällt?

Was iſt es anders, als ein ſchwieriges Räthſel, wenn man ſieht, daß talentvolle Männer hier und da unterdrückt und ſeichte Flachköpfe protegirt und gehoben werden?

Was iſt es anders, als ein undurchdringliches Räthſel, wenn man hört, daß ein Vieh die höchſte Sproſſe auf des Glückes Rieſenleiter erſtiegen hat, während ein Genie immer und ewig auf einer niedern Stufe ſtehen bleibt?

Was iſt es anders, als ein tiefverſchleiertes Räthſel, wenn man hört, daß gewiſſe Leute, welche die Larve der Heuchelei umbinden und die Maske der Scheinheiligkeit tragen, mehr geachtet werden, als Diejenigen, welche ſich offen, ohne Larve, ohne Maske, ſehen laſſen?

Was iſt es anders, als ein unerforſchliches Räthſel, wenn man ſieht, daß es Leute gibt, die ſo vernagelt ſein können, daß ſie Affectation und Prüderie und jeden Schein für wirkliches Sein halten?

Was iſt es anders, als ein ewig dunkles Räthſel, wenn man ſieht, daß es Leute gibt, die kein heiligeres Intereſſe kennen, als Theater und Theater, die dieſer in Butter geſchmorten Null alle übrigen wichtigen Angelegenheiten hintanſetzen, die nur ihren Vergnügungen nachhängen, ſich um nichts als um ihr lumpiges „Ich" bekümmern und die dennoch geachtet werden?

Da haben Sie einſtweilen ein halb Dutzend Räthſel, bei denen es ſich wohl der Mühe lohnt, daß man ſich ein groß wenig den Kopf darüber zerbricht. Ich könnte Ihnen ſolcher Räthſel zehntauſend aufgeben, Sie werden jedoch ſchon an dieſen genug haben.

Vermag Ihr Scharfſinn dieſe Räthſel zu entſchleiern, ſo wurden Sie mir einen großen Liebesdienſt erweiſen, wenn Sie mich in dieſe Myſterien einweihen möchten. Senden Sie mir die Auflöſungen je eher, je lieber ein; ich will ſie, wenn es erlaubt iſt, in dem Eulenſpiegel abdrucken und mit ellenlangen Egyptien- oder Mauerſchrift-Buchſtaben Ihren ganzen Vor- und Zunamen darunter ſetzen laſſen.

## 17.

## Wozu gibt's Narren auf der Welt?

Der Schöpfer hat nicht umſonſt Narren in die Welt geſetzt. Was wären wir Satyriker für geſchlagene Leute, wenn es keine Narren gäbe? Wir wüßten gar nicht, was wir anfangen ſollten, und müßten am Ende ſelbſt närriſch werden, um nur einen Gegenſtand zu haben, über welchen wir uns luſtig machen und dem wir eine Portion Schläge mit unſerer Pritſche appliciren könnten. Satyriker ohne Narren ſind noch viel übler dran, als Sängerinnen ohne Claqueurs, als Tänzerinnen ohne Adorateurs, als Schauſpieler ohne Souffleurs. Alle bleiben ſtecken.

Wenn ich einen Narren finde, ſo bin ich deshalb ganz außer mir vor Freuden. Ich ſtelle raſch meine Beobachtungen über ihn an, laſſe kein Auge von ihm, verfolge ihn, wie ein Executor, pfände ihm ſeine Eigenheiten und berechne gleich im Voraus, zu wieviel Druckbogen dieſer Mann mit ſeiner Thorheit mir Stoff geben werde.

Ich brauche viel, ſehr viel, lieber Leſer; ich habe zwar (ſo viel ich weiß) keine Kinder, ich halte mir weder Reitpferde noch Maitreſſen, weder Lakaien noch Equipagen, aber meine Gläubiger und die Gerichte brauchen ein erſchreckliches Geld. Ich muß es herbeiſchaffen; denn kein Tag geht vorüber, ohne daß mir ein Manichäer oder Gerichtsdiener, als ungebetener Gaſt, ſeine Aufwartung macht.

Ich brauche daher eine Maſſe Geld und muß alſo aus jedem Narren, er ſei groß oder klein, er heiße, wie er wolle, einen Vortheil ziehen. Kommt mir ein Narr unter die Augen, ſo denke ich mir, das iſt ein Wildprett für meine Küche. Je größer der Narr, deſto größer mein Verdienſt.

Dort jener Narr in Stehely's weltbekannter Conditorei, der acht Zeitungen auf einmal in Beſchlag nimmt, der iſt ein fetter Braten für mich. Auf drei Journalen ſitzt er, zwei Journale ſeufzen unter dem Joch ſeines rechten und zwei unter dem Druck ſeines linken Ellenbogens, womit er ſich auf den Tiſch lümmelt. Das achte Journal hält er für ein A B C-Buch, worin er buchſtabiren lernt. Mit der Brille auf der Naſe ſieht er wie ein nachdenkender Maikäfer aus. Bittet man ihn um das Journal, worauf ſein Ellenbogen Poſto gefaßt, ſo antwortet er: „Schon verſagt" und buchſtabirt weiter. Aus dieſem Zeitungs-Vielfraß ſchreibe ich mir gelegentlich drei Winkelhaken Colonelſchrift heraus; das trägt ungefähr ſechzehn Groſchen oder ein halbes Mittagsbrot ein.

Hier jener ſemmelblonde Jüngling, der viel Aehnlichkeit mit einer ſpionirenden Blutwurſt hat, welche vom Spleen geplagt wird, der den ganzen lieben Tag mit ſeinem ſchottiſchen Carbonariunterfutter ſpazieren geht, der täglich einen neuen Titel erhält, worauf er ſich ſo viel einbildet, daß man glauben ſollte: er habe das Curatorium der ganzen Welt in Pacht genommen und ſei der Beglücker und Protector von ganz Europa. Aus dieſem **Non plus ultra** eines dünkelhaften, arroganzen Narren ſchreibe ich mir einmal mindeſtens fünf Druckbogen, alſo circa zwanzig Louisd'or, heraus.

Dort jene fortwährend ſchnatternde und beſtändig widerſprechende Hopfenſtange, die ſich das Anſehen gibt, als wäre ſie in alle diplomatiſche Geheimniſſe eingeweiht, als wüßte ſie ganz genau, was in jedem Cabinet beſchloſſen werden, als erhielte ſie ſtündlich Eilboten aus Paris, London, aus Wien und Petersburg und von den andern europäiſchen Höfen — dieſer Narr, der das Spiegelbild eines dumm-politiſirenden Kannegießers iſt, muß mir nächſtens Stoff für zwei Columnen geben. Widerſpricht ihm Jemand, wird er hitzig, grob und auffahrend, wiſcht ſich die Naſe und ſagt: „Das muß ich beſſer wiſſen, als Sie.“ Dieſer Narr hat mir ſchon viel Manuſcript eingetragen.

Jenes altadelige, oder richtiger, jenes alte, adelige Fräulein, das ſchon ſeit zweiundzwanzig Jahren dreiunddreißig Sommer alt iſt, dieſes Fräulein, das ſich für die anziehendſte und feſſelndſte Schönheit hält, wiewohl es ihr an Zähnen, aber nicht an Runzeln fehlt, dieſes Fräulein, das eine frappante Aehnlichkeit mit einem hypochondriſchen Kirſchkuchen oder einer ſchwärmeriſchen Baumtorte hat, dieſes Fräulein muß mir jetzt gleich, auf der Stelle, Material zur Füllung einer Spalte geben.

Das Boudoir dieſes Fräuleins gleicht einer deſertirten Menagerie. Man trifft daſelbſt Vieh aus allen Claſſen und Zonen; nämlich drei Goldfiſche, zwei Schlammpeisker, vier Bologneſer Möpſe, zwei Windſpiele, einen Spitz, zwei Affen, eine Meerkatze, drei Kakadus, zwei Zeiſige, eine Nachtigall und dreizehn weiße Mäuſe. Die Schildkröte hat erſt vor Kurzem ihren Geiſt ausgehaucht.

Das Fräulein iſt aber nicht nur eine leidenſchaftliche Viehliebhaberin, ſondern auch eine enthuſiaſtiſche Verehrerin der dramatiſchen Kunſt. Um des Vergnügens zu genießen, beſtändig in der geiſtreichen Geſellſchaft der Schauſpieler, Sänger und Tänzer ſein zu können, um ſich dieſen Genuß, wenn auch nur imaginär herzuzaubern, iſt ſie auf den Einfall gerathen, jedes ihrer Thierchen nach einem berühmten Künſtler zu nennen.

Einer der vier Möpſe führt den Namen des erſten Liebhabers am *** Theater, für welchen das Fräulein fünf Finger voll Inclination fühlt. Der zweite Mops heißt nach einem Couliſſenreißer, der dritte nach einem theatraliſchen Böſewicht, sive Intriguant, und der vierte nach dem Darſteller der polternden Alten. Die Meerkatze hört auf den Namen einer bekannten Primadonna. Der eine Affe hat den Namen eines Tänzers, der andere den eines Compoſiteurs, der alle Meiſter copirt. Die drei Kakadus ſind mit den Namen dreier Sänger belegt. Der Spitz hat in der Taufe den Namen eines ſpitzen Journaliſten erhalten, dem ſie, blos wegen ſeiner pikanten Malice, ein wenig wohlwill. Die dreizehn Mäuſe heißen nach bekannten Theaterdichtern, oder richtiger nach unbekannten Stückſchreibern.

Der Fremde erſtaunt nicht wenig, wenn Fräulein an den Bedienten oder an die Kammerzofe die Fragen ſtellt, ob Hr. A., der Mops nämlich, ſchon gebadet worden, ob Hr. B., der zweite Mops, ſchon zu freſſen bekommen, ob Hr. C., der dritte Mops, ſchon parfümirt worden, ob Hr. D., der vierte Mops, ſchon zu ſaufen bekommen, ob Hr. E., der erſte Affe, ſchon aufgeſtanden, ob Hr. F., der zweite Affe, noch über Kopfſchmerzen klage, ob Dlle. G., das erſte Goldfiſchchen, ſchon friſches Waſſer erhalten, ob Dlle. H., die

Nachtigall, mit Mehlwürmern und Ameiseneiern verſehen werden, ob der Käfig des Hrn. J., des Baritoniſten, gereinigt worden und dergleichen philanthropiſche Fragen mehr.

Das Fräulein glaubt den Künſtlern eine Ehre zu erweiſen, wenn ſie ihre Menagerie mit Künſtlernamen belegt. Mit dem Schooßhund C. thut ſie am freundlichſten. Komm C., ruft ſie dem Mops zu, komm auf meinen Schooß. Der Mops ſpringt auf ihren Schooß, ennüyirt ſich aber und ſteigt wieder herab von ſeinem Throne. Fräulein iſt darob böſe, ſchimpft und flucht: C. iſt heute wieder unartig, unausſtehlich, wo iſt die Ruthe.

Das Fräulein liebt jedes Vieh mit einer unbegreiflichen Gluth. Den ganzen Tag unterhält ſie ſich mit dieſen zu Künſtlern ungeſtempelten Beſtien, und pflegt ſie mit mutterlicher Sorgfalt.

So muß mir jeder Narr ein Scherflein zu meiner Zeitung beitragen. Du würdeſt mir, guter Leſer, einen großen Gefallen erweiſen, wenn Du mir ein Paar Narren recommandiren möchteſt. Ich will ſie nicht umſonſt haben; wenn Du mir zwölf Narren ſchaffſt, ſo kannſt Du den Dreizehnten für Dich behalten. Für jeden Narren, den man mir nachweiſet, zahle ich gern eine Bouteille Champagner, denn der Narr bringt mir das Doppelte ein. Ich ſage Dir, daß ich an jedem Narren einen Narren gefreſſen habe, daß mir mancher Narr weit lieber iſt, als zehn Doctoren der Weltweisheit und daß ich herzlich froh wäre, wenn es noch mehr Narren auf der Welt geben möchte. Amen!

## 18.

## Die ſchwache Seite.

Pardon, meine Gnädige . . . das iſt meine ſchwache Seite. Geißeln Sie meinen jugendlichen Leichtſinn, beſpötteln Sie meine excentriſchen Anſichten, ſtrafen Sie mich für jene Hitze, die mich ſo oft im Schreiben hinreißt, tadeln Sie an mir, was Ihnen beliebt, gnädige Frau . . ich werde Ihre geiſtreichen Lehren ruhig anhören und Ihnen dankend die Hand küſſen. Aber einen einzigen Punkt laſſen Sie unberührt, wenn ich bitten darf.

Sie kommen mir, gnädige Frau, wie mein Papa vor. Er ſchreibt mir faſt in jedem Briefe: Junge, laß das Zeitungſchreiben ſein, nimm ein Amt und eine Frau.

Sie und Papa beſtehen darauf, daß ich den Journaliſten an den Nagel hängen und mich um ein Amt bewerben ſoll.

Ich glaube faſt, daß ich weit eher dem Champagnertrinken als dem Zeitungſchreiben entſagen könnte. Das Letztere iſt mir zur zweiten Natur geworden. Verböte man mir das Zeitungſchreiben, ſo würde ich ohne Zweifel in den erſten vier Wochen melancholiſch und — wenn es gut geht — gar wahnſinnig.

Das Zeitungſchreiben iſt mein Element — mein Steckenpferd und das Einzige, zu dem ich Beruf in mir fühle. Drum bleibe ich bis zu meinem Ende Journaliſt; und wenn ich ſo alt als Methuſalem würde — ich bliebe Journaliſt bis zum letzten Tage meines Lebens.

Ich habe ſchon in früher Jugend gelernt, Alles ohne Ausnahme meiner Unabhängigkeit aufzuopfern;

und wer iſt wohl unabhängiger auf dieſer Erde, als ein Journaliſt?

In unſerem Deutſchland hat ſich zwar die Journaliſtik noch nicht auf jenen Standpunkt erhoben, den ſie in andern Staaten einnimmt und der ihr von Rechtswegen zukommt. Eines Theils ſind die Zeitumſtände, andern Theils die Journaliſten ſelbſt Schuld daran. Es gibt zwar in Deutſchland ein zahlloſes Heer von Journalſchreibern und Blattſchmieren, es gibt aber in ganz Deutſchland nicht zwanzig Schriftſteller, die das Prädicat eines Journaliſten verdienen.

Ein Journaliſt, wie ich ihn meine, kann mehr Gutes ſtiften, als tauſend Andere.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein Demophil, der raſtlos die Wünſche ſeiner Landsleute belauſcht und ſie, ohne Furcht und Zagen, zur Oeffentlichkeit bringt.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein unermüdlicher Argus, der die Aufrechthaltung der heilig-unverletzlichen Geſetze bewacht.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein Vertheidiger der Menſchenrechte, ein Verfechter der Cultur, ein Protector der geſetzlichen Freiheit, ein Anhänger der allgemeinen Toleranz, ein Wortführer der Vernunft.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein ſtarker Herkules, welcher, ſein eigenes Ich aufs Spiel ſetzend, der falſchen Schlange, dem blutgierigen Lowen, der wahnumſchlungenen Hydra und tauſend andern Ungeheuern den Kopf zerſpaltet.

Ein wahrer Journaliſt iſt der ſtrenge, unerbittliche Zuchtmeiſter der Legiciden, d. h. jener Leute, welche die Kraft der Geſetze tödten, welche von dieſer Kraft Mißbrauch machen und an die Stelle des Geſetzes Willkür treten laſſen.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein Vorpoſten, der die Stellung der Feinde auskundſchaftet.

Ein wahrer Journaliſt iſt eine Schildwache, die vor alles wahrhaft Große und Erhabene ins Gewehr tritt.

Ein wahrer Journaliſt iſt ein aufrichtiger Wegweiſer in dem Labyrinth der Kunſt und in dem Irrgarten der Literatur.

Mithin iſt ein Journaliſt kein ſchädliches, ſondern ein nützliches Meuble.

Ein Journaliſt muß ſich Feinde machen, er mag es anfangen wie er will. Bald muß er Dieſen bald Jenen vor den Kopf ſtoßen, heute muß er Dieſem, morgen Jenem ein Paar Naſenſtüber geben, bald muß er Dieſem, bald muß er Jenem nahe treten und wehthun — heute muß er Dieſen, morgen Jenen entlarven. Wer fünf Jahre Journaliſt geweſen iſt, muß Feinde wie Sand am Meere haben. Was liegt aber daran?

„Ihren Haß kann man ertragen,
Aber ihre Liebe nicht.“

Mögen dieſe Feinde räſonniren, ſchimpfen, fluchen, drohen und verläumden. Was liegt daran?

„Für meinen Haß zu klein,
Kann ich ſie nur verachten.“

Sie und Papa beſtehen darauf, daß ich mich um ein Amt bewerben ſoll.

Wenn ich Ihnen auch folgen wollte, was nützte es mir? Wer heut zu Tage nicht kriechen und ſpeichellecken kann, der wird niemals zu Amt und Würden kommen. Talent iſt jetzt eine Nebenſache. Wenn man nur Connexionen und Protectionen hat, wenn man die Hintertreppe aufſucht, ſo gelangt man zu Aemtern, wenn man noch ſo dumm und talentlos iſt.

Lieber wollte ich aber Heuſchrecken in Arſenikſauce eintunken und beides mit dem größten Appetit verſchlingen, als kriechen und ſpeichellecken. Ich liebe den geraden Weg — haſſe alle Schleichwege — und verachte einen Jeden, der ſich unerlaubter Kunſtgriffe und Kniffe bedient, um zu ſeinem Ziele zu gelangen.

Ich gerathe ſchon wieder in Hitze, meine Gnädige. Laſſen Sie uns davon abbrechen. Apropos! Beſuchen Sie heute Abend die große Oper?!

### 19.

## Geſpräch zwiſchen einem Reitpferd und einem Cabriolet.

Cabriolet. Reitpferd! Warum biſt Du ſo mißmuthig?

Reitpferd. Mein Herr gefällt mir nicht!

Cabr. Wer iſt Dein Herr?

Reitpferd. Ein armes Legationsſecretärchen, das gern großen Aufwand machen möchte, wiewohl es noch ärmer als der ärmſte Winkelſchreiber iſt. Er hat ſeine Uhr, ſeine brillantene Buſennadel, ſeine Ringe und ſeinen Carbonari verſetzt und für das Geld ein Reitpferd gekauft.

Cabr. Wozu braucht ſo ein Kerlchen ein Reitpferd?

Reitpferd. Um ſich üppig zu machen. Wohl zwanzig Mal reitet er im Tage vor dem Fenſter einer Schauſpielerin vorüber, der er den Hof macht. Du wirſt mir's nicht glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich ſchon ſeit zwei Tagen keinen Hafer bekommen habe.

**Cabr.** Ich glaub' es Dir, Reitpferd. Du ſiehſt recht miſerable aus.

**Reitpferd.** Ich kenne mich nicht mehr. Wenn ich mir denke, wie gut ich's bei meinem vorigen Herrn hatte, muß ich zu weinen anfangen, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

**Cabr.** Wer war denn dein voriger Herr?

**Reitpferd.** Ein junger Officier. Er brauchte Geld und verkaufte mich für 70 Louis an den Legationsſecretär. Ich ſage Dir, Cabriolet, ich möchte weit lieber Droſchkenroß als Reitpferd bei einem armen Teufel ſein.

**Cabr.** Verzage nicht, armes Reitpferd. Du kannſt einſtens noch recht glücklich werden. Mir ging es vor zwei Jahren auch ſehr traurig; ein Banquier kaufte mich, der drei Monate ſpäter bankerott machte. Ich fiel in die Hände eines ſeiner Gläubiger, der mich bald darauf auf einer Auction verſteigern ließ. Ein bekannter Journaliſt erſtand mich für 30 Louis. Ich wurde damals von einem ſuperben Schimmel gezogen, den dieſer Zeitungſchreiber von einer Sängerin zum Geburtstag erhalten hat. Sechs Monate war ich im Dienſte des Journaliſten — ich lebte recht gute Tage bei ihm. Er führte ein flottes Leben, machte Schulden über Schulden, und vertröſtete ſeine Gläubiger von einem Tag auf den andern. Endlich wurden ſie aber rappelköpfiſch; ſie verklagten ihn und trugen auf Execution an. Der Schimmel und ich — wir wurden in Beſchlag genommen und gerichtlich verkauft. Ein Arzt brachte mich für 22 Louis an ſich. Dieſer Menſch kutſchirte den ganzen Tag in der Stadt herum, wiewohl er in Allem nicht mehr als zwei Patienten hatte. Bei ihm ging's mir verteufelt ſchlecht. Ich verzweifelte ſchon. Da gab ihm ſein Genius den guten Gedanken ein, mich an ſeinen Schneider zu verkaufen, dem er ſeit Jahr und Tag gegen 25 Louis ſchuldig war. Der Herr Kleidermacher nahm mich an Zahlungsſtatt an, und jetzt lebe ich bei eben dieſem Schneider in dulci jubilo.

Reitpferd. Es iſt weit gekommen. Jetzt halten ſich ſogar ſchon Schneider Cabriolets. Höre, kleines Fuhrwerk, lieber will ich dennoch Reitpferd bei einem armen Legationsſecretair, als Cabriolet bei einem reichen Schneider ſein.

## 20.

## Die Pariſer Witzblätter.

Es gibt deren eine ganze Maſſe. Alle bilden ſich ein, pikanten Witz zu haben und den Pariſern ganz unentbehrlich zu ſein. Zwar lügen ſie in jeder Nummer ſich ſelbſt und dem Publicum eine große Abonnentenzahl vor, die meiſten von ihnen haben aber nicht einmal ſo viel Abnehmer, um die Druck- und Papierkoſten zu decken.

Es gibt in Paris gegen hundert kleine Blätter, die man im Auslande eben ſo wenig als in Paris ſelbſt kennt. Manche vegetiren blos durch die Gnade einiger dankbaren Reſtaurateurs, deren Küche und Keller ſie gelobt haben; manche werden einzig und allein von den Cabinets de Lecture und Salons littéraires gehalten, die ſie endlich anſchaffen mußten, weil in jeder Stunde zehn Leute (Compères) kamen, die das neue Blatt zu leſen verlangten. Manche wiederum leben von der Großmuth einiger Acteurs, die ſo lange mitgenommen wurden, bis ſie auf das Blatt abonnirten, weil ſie Ruhe haben und ſich in kein Duell mit dem ſchimpfenden Journal-Rohrſperling einlaſſen wollten.

Neun Zehntheile von dieſen kleinen Blättern tauchen eben ſo ſchnell nieder als ſie emporgetaucht ſind.

Und trotzdem entſteht faſt in jeder Woche ein neues Blatt in Paris. Dort will nun einmal Jeder, der eine Feder ſchneiden, leſen und ſchreiben kann, ein Journaliſt ſein, zumal jetzt, wo Preßfreiheit herrſcht und die Caution für ein Tagesblatt von 6000 Francs auf 2400 ermäßigt worden iſt. Faſt Jeder will ein Journal herausgeben! Und warum? Weil er weiß, daß er auf Gott und die Welt, auf Miniſter und Monarchen nach Herzensluſt losziehen kann. Doch gibt es noch tauſend andere Gründe, die jetzt ſo viele Rekruten für das Heer der Journaliſten werben.

Ein junger Mann, welcher auf Bällen und in Geſellſchaften Intereſſe erregen, Aufſehen, Furore und Epoche machen will, muß ſchlechterdings Mitarbeiter an einem Witzblatte ſein. Mitarbeiter klingt aber zu mesquin, drum nennt ſich jeder Mitarbeiter Redacteur, der Redacteur aber, um ſich für das geraubte Privilegium zu entſchädigen, nennt ſich in ſeiner Beſcheidenheit Rédacteur en Chef, gérant responsable, propriétaire oder Directeur. Einer geht in ſeiner Anſpruchsloſigkeit etwas gar zu weit und nennt ſich blos ſchlechtweg Président du Journal.

An einem Journale mitarbeiten oder ein Journal herausgeben, das gehört zum feinſten Bonton. Daher ſieht ſich Jeder, der zur ſchönen Welt gehören will, nach einem Blatt um, das ſeine Auſſatze und Calembourgs abdruckt. Und ſo kommt es, daß oft Leute aus den höchſten Ständen Mitarbeiter an einem obſcuren Blatte ſind, ſtatt Honorar zu fordern, noch Honorar dazu zahlen, um ihre Sachen mit ihrem vollen Namen in einem Journale abgedruckt zu ſehen.

Das Journaliſtenleben hat zwar manch Peinliches, aber auch viel Angenehmes. Das wiſſen die jungen Leute, und darum reißen ſie ſich um Blätter weit mehr als um Aemter.

In Paris graſſirt ganz total die Manie: Journale herauszugeben. — Wenn funf junge Leute miteinander in Geſellſchaft ſind und ein Paar Flaſchen Wein getrunken haben, ſo entſteht ein neues Journal. Der Eine gibt den Titel, der Andere die Vignette, der Dritte die Rubriken an und der Vierte ſetzt mit Hulſe des Funſten einen witzigen Proſpectus auf.

Am andern Morgen geht Einer von ihnen zu Hrn. Sellique, der in der Rue des jeûneurs Nr. 14. wohnt. Er iſt der unternehmendſte Drucker in ganz Paris. Aus ſeiner Officin geht ein ganzer Haufe von Journalen hervor, worunter auch der Messager des Chambres, der Voleur und einige andere Blätter ſind.

Läßt ſich Hr. Sellique nicht bereit finden, das neue Blatt in Verlag zu nehmen, ſo geht man in die **Imprimerie de David** (**Boulevard de Poissonière Nr. 6.**) weiſt auch dieſer die Unternehmung zurück — i nun, ſo hat dies auch nicht viel zu ſagen. Die Geſellſchaft läßt ſich dadurch gar nicht abſchrecken, ſie geht von einem Drucker zum andern — und findet am Ende doch einen, der ſich durch den Proſpectus und durch die glattzungige Beredtſamkeit der Zeitungſchreiber in spe uberrumpeln läßt.

Findet ſich aber Niemand, der dieſer Narr ſein will, ſo nehmen die Mitglieder der Geſellſchaft zu allen ihren Freunden, Bekannten und Verwandten ihre Zuflucht, Jeder von dieſen muß etwas Geld zur Entrichtung der Caution und zur Druckkoſten-Bezahlung der erſten funfzehn bis zwanzig Blätter vorſchießen.

Dann wird das neue Blatt angekündigt. Um recht bald Eclat zu machen, hat es einen auffallenden Titel, wie z. B.: La Dame blanche, Don Quixote, Fra Diavolo, Aristarque, eine lärmſchlagende Vignette, von Tony Johannot gezeichnet und von Perret in Holz oder Meſſing geſchnitten und ein paſſendes Motto aus einem witzigen Schriftſteller. Auf weißem Papier zu erſcheinen, iſt zu gewohnlich. Um ſchnell in die Augen zu fallen, wählt man, wie der Sylphe, rothes, oder wie das Echo der Salons, blaues Papier, und läßt gleich in den erſten Nummern ein Pasquill auf irgend eine hohe Perſon los, damit das Blatt mit Beſchlag belegt, der Redacteur vor Gericht geladen und auf dieſe Weiſe er und ſein Blatt im Publicum bekannt werde.

Dieſe Manière de propager un Journal, d. h. ein Blatt ſchnell bekannt zu machen, zu verbreiten und in die Höhe zu bringen, hat ſich ſo probat gezeigt, daß ſie jetzt zur Maxime geworden iſt. Ein witziges Pasquill, (ſollte der Redacteur auch deshalb 1000 Francs Strafe bezahlen und ſechs Monate in St. Pélagie campiren müſſen) macht das junge Blatt weit ſchneller bekannt, als 10,000 Anſchlagzettel, Probeblätter und Anzeigen in den Zeitungen, die von den Compères älterer Blätter herunter- und herausgeriſſen, eingeſteckt und verbrannt werden, damit es Niemand erfahre, daß ein neues Blatt angekundigt ſei.

Bleiben dieſe und andere Kunſtgriffe, das Journal zu heben, erfolglos, d. h. erhalt es nicht einmal ſo viel Abonnenten, um die Koſten zu decken, ſo geht es ſchon in den erſten zwanzig bis dreißig Nummern ein — und damit Baſta! Der Ex-Journaliſt verliert den freien Eintritt — aus iſt's mit ſeiner Redacteur-Herrlichkeit.

Von dieſer Unzahl belletriſtiſcher Journale haben jetzt vorzugsweiſe drei Journale, der **Figaro**, der **Corsaire** und der **Sylphe**, ſowohl in Frankreich als Deutſchland die meiſte Theilnahme gefunden.

Dieſes Journal-Trifolium hat vorzüglich durch ſeine kleinen Witz-Knallbonbons viele Leſer gewonnen. Der **Figaro** hat ſeine **Bigarrures** (buntſcheckige Einfaſſungen), der **Corsaire** ſein **Butin** (Beute) und der **Sylphe** ſeine **Croquis** (Skizzen). Unter dieſer Rubrik theilen ſie pikante Artikelchen mit, die durch ihre lakoniſche Kurze und durch ihre cauſtiſche Satyre allgemein anſprechen.

Aber halb Paris arbeitet an dieſen Blättern mit, Jeder, dem ein Bonmot oder ein Calembourg einfällt, ſchreibt es auf und wirft es in die **Boite**, die vor dem Hauſe des Redactions-Bureaus angeſchlagen iſt.

Gegen Abend wird die Briefbüchſe aufgemacht. Der Jokei des Redacteurs nimmt alle Briefe, Billets und Papierſtreifen heraus und legt ſie auf den Pult ſeines Herrn, der beim Schlafengehen die eingelaufenen Beiträge muſtert. Die, welche ihm paſſend ſcheinen, legt er bei Seite, wollen ſie ihm nur halb und halb behagen, ſo modelt er ſie nach ſeinem Gutdünken um, die aber, welche gar nichts taugen, werden zerriſſen und in den Maculaturkorb geworfen.

In der **Boite** des **Figaro** finden ſich manchmal (wie jetzt auf die Miniſter Sebaſtiani und Caſimir

Perrier), zehn und zwanzig verſchiedenartige und verſchiedenunartige Bonmots, Calembourgs, Coups de lancettes u. ſ. w. auf ein und dieſelbe Perſon, denn jeder Pariſer hat einen Miniſter, auf den er beſtändig die Pfeile ſeines Witzes abſendet.

Der Herausgeber des Blattes kennt nicht den hundertſten Theil ſeiner Mitarbeiter. Anonym werfen ſie ihre kleinen Beiträge in den Briefkaſten, verlangen nicht, daß ihnen jede Zeile mit Gold bezahlt werde, wie es in Deutſchland Sitte iſt. Die Pariſer Witzbolde begnügen ſich mit einem Freiexemplar und mit dem Bewußtſein, ihre Bonmots abgedruckt und verbreitet zu ſehen. Sie ſchicken nicht, wie bei uns, nach Abſchluß des Semeſters eine Apothekerrechnung ein, worin ſie Zeile für Zeile abwiegen und ſo theuer wie Moſchus, Vanille und Roſenöl anrechnen, wenn das Gelieferte gleich nichts Beſſeres als Schuſterpech, Zwiebel und Assa foetida geweſen war.

Unumſchränke Preßfreiheit und eine Unzahl von Mitarbeitern, die einer Zeitſchrift gratis ihre Witzquelle zufließen laſſen, kein Wunder, wenn da ein Journal witzig iſt und in Deutſchland noch mehr Epoche macht als in Frankreich, weil es dort viele Nebenbuhler, hier aber nur blutwenige hat, da unſer Deutſchland von jeher ſehr arm an Witz und witzigen Schriftſtellern war.

Die größern Aufſätze werden honorirt und zwar anſtändig honorirt. Die Meiſten werden aber von den Herausgebern ſelbſt geſchrieben oder von ſolchen Leuten eingeſendet, die blos honoris und voluptatis causa Mitarbeiter an den Journalen ſind.

Die jungen Leute üben ſich zuerſt in Aufſätzen für die kleinen Journale; wenn ſie einigen Ruf erlangt haben, gehen ſie zu der Politik über und überſchwemmen alsdann mit ihrem ewignaſſen Gänſekiel das Journal des Débats und den Messager des Chambres.

Manche hingegen bleiben beſtändig Mitarbeiter an den kleinen Witzblättern und ſticheln und hecheln ſo lange, bis ſie von einem Miniſter, der vor ihrer Feder endlich Ruhe haben will, eine Präfectur oder ein anderes Amt erhalten. Monseigneur weiß, daß über ein witziges Coupe de lancette alle Salons, Reſtaurationen, Café und Eſtaminets lachen. Um dieſem Manne, der ihn täglich dem allgemeinen Gelächter preisgibt, das Maul zu ſtopfen, erhält er von Sr. Excellenz ein Aemtchen. Er bleibt dann ein Weilchen ruhig. Wird aber ein anderer Miniſter ernannt, ſo verliert er die Präfectur, wird wieder Redacteur und zieht dann auf den neuen Miniſter los, der ihn ſeines Amtes entſetzt hat. Nomina sunt odiosa.

Es iſt übrigens ausgemacht, daß die Franzoſen weit weniger Werth auf dieſe kleinen Blätter legen, als die Deutſchen. Der Figaro und ſeine Conſorten ſtehen bei uns in weit größerem Anſehen als in Frankreich. Dort genießen nur große politiſche Zeitungen wie der Constitutionnel, der Globe, der National und der Courier français allgemeine Achtung und faſt unbedingtes Vertrauen, über die Witzblätter lacht man zwar, aber man ſieht ſie doch nur über die Achſel an. Von den größern Blättern werden ſie la petit journal genannt, doch hat jedes kleine Journal den Vortheil, daß man von ihm weit mehr ruhig hinnimmt. Es darf ſich daher auch mehr als ein grave Journal erlauben. Der Figaro wagt ſich weit eher an gewiſſe Perſonen heran als der Constitutionnel. Was der Figaro erzählt, iſt meiſtentheils ſcherzhafte Unwahrheit, was der Constitutionnel aber ſagt, iſt ernſte Wahrheit und im Spaß kann man ſich mehr als im Ernſte erlauben.

## 21.

## Der Gang nach dem Gefängniß.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Ergeben ſeinem Herrn;
— — — — — — — —
— — — Subaltern.

Schiller beſchrieb in einer Ballade Fridolins Gang nach dem Eiſenhammer; wäre ich Schiller, ich beſchriebe meinen Gang nach dem Gefängniß. Da ich aber kein Dichter bin, ſo will ich dieſen Gang ganz proſaiſch erzählen.

Freitag, der Häßliche, war gekommen und mit ihm der Huiſſier, der Liebenswürdige, der mich, wegen einer Federſünde, nach Sainte Pélagie bringen ſollte, um dort eine zweimonatliche Gefängnißſtrafe abzubüßen.

Huiſſier Chauve-souris kam um acht Uhr Morgens. Er fand mich, wie man leicht denken kann, noch im Bette. Sein Erſcheinen riß mich aus den Umarmungen wonnevoller Träume. Er bat mich, aufzuſtehen, ich bat ihn, in einem halben Stündchen wiederzukommen. Er ging, ich ſtand auf.

Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. Er fand mich im allerſtrengſten Negligee. Ich hatte dies abſichtlich gethan — ich wußte, daß Frauen im Negligee am liebenswürdigſten ſind; ich wollte mich nun überzeugen, ob auch Männer, wenn ſie en négligé ſind, einen größeren Reiz einzuflößen vermögen, als gewöhnlich. Ich hatte mich getäuſcht. Mr. Chauve-souris blieb kalt — eiskalt, ja noch mehr — er widerſtand mir. Die glatten Worte meiner Beredtſamkeit prallten an dem Harniſch ſeiner Hartherzigkeit ab. Alles war vergebens — er wollte mir keinen Aufſchub gönnen. Konnt' ich's ihm verargen? Non! Der Huiſſier that ſeine Pflicht und weiter nichts.

Er bat: ich möchte mich raſch ankleiden; ich bat: er möchte Platz nehmen. Er ſetzte ſich ans offene Fenſter, ich ſtellte mich an den Spiegel und raſirte mich.

Da kam mein Frühſtück. Ich trank meine Sahne (denn ich war krank und durfte weder Kaffee noch Chocolade trinken), tunkte mir den Zwieback ein und warf zuweilen einen ſehnſuchtvollen Blick zu meinem ſchönen vis-à-vis hinüber.

Unterdeſſen empfing ich, wie an jedem Morgen, mehrere Beſuche. Sie fragten mich, wer die räthſelhafte Figur ſei, die ſo ſchweigend und düſter und wild an dem Fenſter ſitze. Ich ſtellte Herrn Chauve-souris als Huiſſier vor und begann dann meine Toilette.

Meine Toilette pflegt gewöhnlich nicht viel länger als ¼ Stündchen zu dauern. Wenn ich aber übereilt werde, ſo geht Alles viel langſamer. Diesmal währte ſie faſt ¾ Stündchen.

Nachdem ich meine Haare in Ordnung gebracht, nachdem ich ſie mit Hülfe des Macaſſaröls etwas geſchmeidiger gemacht, nachdem ich eine neue Halstuchſchleife erſonnen, nachdem ich mein Jabot mit Eau de mille fleurs parfümirt hatte, wollte ich mir die Stiefel anziehen. Sonderbar! Der Stiefel, der mir ſonſt ſo weit war, daß ich ganz bequem hineinſchlüpfen konnte, der nämliche Stiefel, war jetzt, als wäre er behext worden, ſo eng, daß ich erſt nach großer Zeitaufopferung und Handanſtrengung ſo glücklich war, hineinzukommen. Der eine Stiefel war nun angezogen — ich ſuchte den zweiten. — Wer malt den Schreck, die Verwunderung und das Erſtaunen, als ich den zweiten Stiefel nicht fand. Er war weg. Wir ſuchten ihn überall, ich viſitirte Alles — ſogar die Taſchen meiner Röcke — doch der Stiefel war nirgends zu finden. — Erſt ſpäter erinnerte ich mich, daß ich ihn zum Spornfabrikanten geſchickt hatte, damit er mir einen neuen Sporn aufſchlage. Ich ließ den Stiefel holen und zog ihn an. Drauf ſchlüpfte ich in meinen ſchwarzen Leibrock, goß auf mein Schnupftuch einige Tropfen Extrait de Portugal triple (ich ziehe, beiläufig geſagt, dieſen Odeur allen übrigen vor) ſteckte Schreibtafel und Zahnſtocher, das Bildniß meiner Geliebten und den Operngucker zu mir und wollte dem Huiſſier folgen, der mich zum Abmarſch ermahnte, da klopft es an meiner Thür.

Ein goldbetreßter Livreediener tritt ein und überbringt mir 30 Louis, die ich ſchon geſtern Abend mit Sehnſucht — aber vergebens — erwartet hatte.

Ich zählte das Geld, ſchrieb eine Quittung und ſchenkte dem Bedienten ein Funffrankenſtück; er nahm es, dankte und ging.

Ich ließ die Louis von meiner Hand in die Börſe ſchlüpfen und fragte dann den Huiſſier, ob es ihm gefällig wäre, mich jetzt nach Sainte Pélagie zu führen. Er geruhte Ja zu ſagen — wir gingen.

Unterweges, in der Rue Vivien, traf mich der Rath S....

— Wohin ſo eilig?

— Ich habe einen wichtigen Gang, Herr Rath.

— Laſſen Sie ſich nicht abhalten. Apropos! Wollen Sie heut' Abend mein Gaſt ſein?

— Uh — uh.

— Was ſoll dieſes Uh und dieſes Kopfſchütteln?

— Herr Rath, es geht nicht.

— Warum nicht?

— Das ſage ich Ihnen ein andermal!

Wir ſchieden. Auf dem Place de la Bourse begegnete mir der Schauſpieler T.

— Eben wollte ich hin zu Ihnen . . . .

— Haben Sie mir etwas zu ſagen, mein Theuerſter?

— Ich wollte Sie fragen, ob Sie Zeit haben, heute um drei Uhr mit mir und Dlle. Clementine nach Montmorency zu fahren.

— Heute, Freund, kann ich nicht abkommen. Sehen Sie da meinen Begleiter?

— Wer iſt das?

— Der Huiſſier, der mich nach Sainte Pélagie bringt. Haben Sie's nicht geleſen in meinem Blatte! zwei Monat muß ich brummen!

— Ich glaubte, es ſei ein kleiner Scherz....

— Kein Scherz, Theuerſter, das war traurige Wahrheit.

Wir ſchieden. In der Rue Feydeau ſah ich Frau von M. Ich nahm das Schnupftuch vor's Geſicht, um, ungekannt, an dieſer liebenswürdigen Klippe vorüberſegeln zu können, ohne aufgehalten zu werden; denn mein Schatten, Mr. Chauve-souris; wurde mit jeder Minute ungeduldiger und indecenter.

Pfeilſchnell rannte ich an Frau von M. vorüber und that, als ob ich ſie nicht geſehen hätte.

— Pſt, Pſt, hörte ich hinter mir. Auf ein Wort, lieber O.

Was war da zu thun? Ich mußte umkehren, den Hut ziehen, ihr einen guten Morgen wünſchen und die Hand küſſen.

— Sie Böſewicht, Sie laſſen ſich ja gar nicht mehr bei uns ſehen?

— Geſchäfte, die keinen Aufſchub geſtatteten, raubten mir das Vergnügen, Sie zu beſuchen. Bald, ſehr bald werde ich der Freude genießen können, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

— Kommen Sie doch lieber gleich mit. Mein Gemahl hat ſich gewundert, daß Sie ſchon ſo lange nicht bei uns waren. Er hat ſeit vierzehn Tagen die Influenza, ich bin auch nicht ganz wohl, ich habe ſeit vorgeſtern Migräne. Es würde meinen Gemahl ſehr freuen, wenn Sie ihn beſuchen und eine Partie l'Hombre mit ihm ſpielen möchten. Der alte Herr iſt ſehr marode und verdrießlich, das zerſtreut ihn ein Wenig. Kommen Sie, lieber O.

— Es geht nicht, meine Gnädige. Mich ruft eine wichtige Angelegenheit . . .

— Ein Rendezvous, he?

— Wie? Ein Rendezvous? Nein! Ja doch . . . Sie habens errathen, gnädige Frau. Mich ruft ein Rendezvous, und zwar ein ſolches, das ſich nicht verſchieben läßt. Sie ſehen, ich ſtehe auf Kohlen.

— Dann will ich Sie nicht aufhalten. Ich dachte mir gleich, daß ſo etwas vorgehen mag, denn nur ſelten ſieht man Sie ſo ungeben . . . . Sagen Sie mir einmal, wer iſt denn der zudringliche Menſch da, der neben Ihnen ſteht und ſo verdächtig zuſchaut?

— Der? Wer der iſt? Mein — mein — Commiſſionär.

— So! Na, Adieu. Beſuchen Sie uns bald!

— Bald, ſehr bald, meine Gnädige.

Zog abermals meinen Hut ab, kußte abermals ihre Hand und war herzlich froh, daß ich Frau von M. vom Halſe hatte.

Wir gingen weiter. Glücklicher Weiſe traf mich kein Bekannter mehr. Ich häkelte mich jetzt in den Arm des Huiſſier ein und knupfte ein Geſpräch mit ihm an. Ich fragte ihn, ob er ſchon die fremden Kunſtreiter geſehen habe, ob er ſich vor der Cholera furchte, bei welchem Schneider er arbeiten laſſe, welche Univerſität er beſucht habe, wie ſich ſeine Frau Gemahlin befinde (die ich zwar nicht kenne, aber trotz dem innig verehre), ob er in den drei Julitagen mitgekämpft, wieviel Menſchen er wohl in ſeinem Leben nach Saint Pélagie gebracht, ob er ſchon die Warſchauer Zeitung geleſen habe und ob es nicht beſſer wäre, wenn wir uns in einen Fiacre ſetzten, da es zu regnen anfinge . . . .

Alle dieſe Fragen beantwortete er mit lakoniſcher Kürze. Man ſah es ihm nur zu deutlich an, daß er mir herzlich gram ſei. Er wollte ſich nicht führen laſſen — vom Fahren wollte er durchaus gar nichts wiſſen. Er hegte den Argwohn, daß ich ſo unhöflich ſein würde, ihn entweder zu Fuß nachgehen oder die Hälfte des Fuhrgeldes bezahlen zu laſſen. Als Mann von Welt würde ich weder das Eine noch das Andere mir erlaubt haben.

Wir ſetzten unſern Weg per pedes fort. Ich fädelte ein neues Geſpräch ein. Ich fragte ihn, was er von den Polen halte, welche Oper er am liebſten höre, ob er Krieg oder Frieden wünſche, ob er ſchon einmal zur Ader gelaſſen, was er von der Influenza halte, ob er den neuen Roman von Victor Hugo ſchon geleſen habe und ob es nicht beſſer wäre, wenn wir in einen Fiacre einſtiegen, da der Regen immer heftiger und wir immer näſſer würden.

Das Letztere mochte er durchaus nicht. Er meinte, wir wären bald am erſehnten (???) Ziele.

Er hatte Recht. Wir kamen in St. Pélagie an. Der Huiſſier konnte ſein Frohlocken nicht bergen, als er mich dem Inspecteur du prison überlieferte. Freude ſtrahlte auf allen Geſichtern. Man wies mir ſchon die Nummer des Gefängniſſes an, da fiel es mir noch zur rechten Zeit ein, daß mir das Gericht die Wahl gelaſſen habe: zwei Monat im Gefängniß zu campiren oder 600 Francs zu zahlen. Ich wählte aus zwei Uebeln das Kleinſte, zahlte die 600 Francs und bat mir die Quittung aus.

Der Huiſſier ſtand wie ein vor den Kopf geſchlagener Steinbock da, ich machte ihm mein Compliment, trug ihm Grüße an ſeine Frau Gemahlin auf, (die ich zwar nicht kenne, aber trotzdem innig verehre) bat ihn, mich morgen auf ein Glas Chaud-eau im Bois de Boulogne zu beſuchen und — ging meine Wege.

## 22.

## Geſpräch zwiſchen dem Stephan- und Wlademir-Orden.

Stephan. Erlaubt mir eine Frage, Herr Nachbar. Ich logire ſeit drei Monaten mit Euch in einem und demſelben Knopfloch und noch immer weiß ich nicht, wer Ihr ſeid.

Wlademir. Ich kenne Euch ja auch noch nicht. Schon oſt habe ich Euch fragen wollen, wie Ihr heißet und woher Ihr kommt.

Stephan. Sagt mir, wie Ihr heißet; ich will Euch alsdann auch meinen Namen ſagen.

Wlademir. Ich heiße Wlademir und bin von ruſſiſcher Herkunſt.

Stephan. Ich heiße Stephan und komme aus Oeſterreich.

Wlademir. Unſer Herr, der Rath, muß doch ein ſehr verdienſtvoller Mann ſein . . .

Stephan. Wie ſo, beſter Wlademir?

Wlademir. I nu, er hat ja zwei Orden.

Stephan. Paperlapa, das will nicht viel ſagen.

Wlademir. Erklärt Euch deutlicher, Nachbar Stephan.

Stephan. Ich will damit ſagen: daß ich Leute kenne, die noch mehr Orden als der Rath, und trotzdem keine Verdienſte haben. Weshalb erhielt er denn Euch?

Wlademir. Das darf ich nicht ſagen, das iſt ein Geheimniß.

Stephan. Deshalb ſtand es auch in keiner Zeitung, daß er Euch, Wlademir, erhalten hat?

Wlademir. So iſt's.

Stephan. Ach, ſag' Er mir's doch — ich verrathe Ihn nicht.

Wlademir. Ich könnte es wohl ſagen, et jinge woll, aber —

Stephan. Aber?

Wlademir. Et jeht nich.

Stephan. Warum geht's nicht?

Wlademir. Et jeht nich. Werdet Ihr mir denn ſagen, wofür er Euch, Stephan, erhalten hat?

**Stephan.** Wofür er mich erhalten hat? Komiſche Frage!

**Wlademir.** Die Frage iſt durchaus nicht komiſch. Hat der Rath Eurem Vaterlande Dienſte geleiſtet?

**Stephan.** Nein.

**Wlademir.** Hat er ſich um Euren Monarchen verdient gemacht?

**Stephan.** Nein! Nicht im Geringſten.

**Wlademir.** Wodurch hat er Euch alſo doch verdient?!

**Stephan.** Schweigt, Herr Nachbar. Man ſpricht nicht gern davon.

## 23.

## Zeitungsblätter und Zeitungsleſer in Paris.

Wir ſprachen von Zeitungen. Nirgends, theure Eliſe, gibt es emſigere Zeitungsleſer als in Paris. Wahrlich, ich möchte in der Seineſtadt nichts lieber als ein gutes Zeitungsblatt ſein — ſchnell fände ich dort eine Unzahl von Anhängern und Liebhaberinnen. Eine intereſſante Zeitung, ein witziges Journal iſt in der That zu beneiden. Von wieviel Tauſend und Tauſenden werden ſie auf Händen getragen, wieviel liebliche Frauen und reizende Mädchen werfen ihre Augen auf ſie, wie manche Schöne kann ihre Ankunft kaum erwarten . . . ach, Eliſe, wie ſüß iſt es, der einzige Cicisbeo im Boudoir einer holden Dame zu ſein! In Paris lieſt Jedermann Zeitungen, Alt und Jung, Arm und Reich. Der Schuſterlehrling trägt auf ſeinem Kopfe die Menage und in der Hand den Constitutionnel ſeines Meiſters. Er lieſ't ſo emſig, daß er manchem Vorübergehenden ein Stein des Anſtoßes iſt. Der Fiacre ſitzt auf ſeinem Bocke, iſt ganz vertieft und legt nicht eher das Blatt aus den Händen, bis er es von a bis z durchgeleſen hat.

Die Deutſchen durchblättern oder überblicken nur die Journale, die Franzoſen leſen ſie aber mit einer Aufmerkſamkeit, mit einem Eifer, mit einer Andacht, die den deutſchen Zuſchauer in Erſtaunen ſetzen. Mit welcher ernſten, bedächtigen und nachgrübelnden Miene lieſ't das ſchöne Milchmädchen auf ihrem Eſel das friſchgebackene Zeitungsblatt. Man ſollte glauben, ſie wäre eine Künſtlerin, welche ihre Leiſtung beurtheilt findet, man ſollte glauben, ſie wäre eine Schriftſtellerin, die über das jüngſte Kind ihrer Laune eine Recenſion angetroffen, man ſollte glauben, die Zeitung wäre ein Billet-doux, das ſie erſt vor wenigen Minuten von ihrem Geliebten empfangen.

Ueberall trifft man Zeitungsleſer. Nicht nur an den Läden der Gewölbe, ſondern auch auf den Straßen, nicht nur in Kaffeehäuſern, Reſtaurationen und Gärten, ſondern auch in den Theatern, Gerichtsſtuben und Gefängniſſen. Noch mehr, holde Eliſe, ich fand ſogar in einer Kirche (des petits pères) einen jungen Mann, welcher, während der Pfarrer auf der Kanzel ſtand und eine wäſſerige Predigt von ſich gab, eine Nummer des „Corsaire“ aus der Seitentaſche zog und sans façon einen Artikel über die Opéra comique las. Vielleicht war es der Verfaſſer ſelbſt, denn er konnte nicht oft genug dieſe Recenſion herunterleſen. Ich glaube, meine Theure, daß ein echter Franzoſe eben ſo wenig ohne freie Zeitungen, als ohne freie Luſt exiſtiren könne. Das Zeitungsleſen iſt bei den Franzoſen zur zweiten Natur, zum Inſtinct geworden. — Es gibt vornehme Leute in Paris, welche den ganzen lieben Tag nichts Anderes thun, als Zeitungen leſen. Im Café de Foy zeigte man mir einen Mann, der wegen ſeiner Wuth, fortwährend Zeitungen zu leſen: „Journalameiſenbär“ genannt wird. Der Lebenswandel dieſes reichen Bürgers aus dem Quartier du Marais iſt ungefähr folgender:

Bevor er das Bett verläßt, lieſ't er die Petites affiches. Sie ſagen ihm, wo irgend eine Auction iſt u. dergl. mehr. Alsdann frühſtückt er und lieſ't den Petit Courrier des Dames et des Modes. Durch ihn erfährt er, wie ſich die modernen Leute in der Chaussée d'Antin kleiden, er richtet darnach ſeine Toilette ein. Wenn er ſich angekleidet hat, lieſ't er den Figaro. Er würde weit eher mit nüchternem Magen ausgehen, als ausgehen, ohne vorher den Baſil-Verfolger geleſen zu haben. Dann begibt er ſich in den Café de Foy — da lieſ't er den Constitutionnel, das Journal des Débats, den Temps, den Globe, den Messager des Chambres, den Courrier und la Tribune des Départements; hierauf nimmt er ein gutes Gabelfrühſtück zu ſich. Wenn das verzehrt iſt, dann greift er nach dem Corsaire, der Sylphe, dem Don Quichote und andern ſarkaſtiſchen Blättern; er lieſ't allenfalls noch einmal den Figaro, denn Lachen befördert die Verdauung und erregt neue Eßluſt. Um zwei Uhr ſchlüpft er zu Tortoni hinein, würgt einen Becher Gefrorenes hinab und lieſ't Zeitungsblätter aus den Departements, ganz beſonders den Indicateur de Bordeaux und das Journal de Toulouse, die Gazette universelle de Lyon und den Semaphore marseillais. Gegen fünf Uhr ſtellt er ſich bei den trois frères provinçaux im Palais royal ein. Das Diner raubt ihm faſt zwei volle Stunden. Dann macht er ſich mit neugeſtählter Kraft und gereizterer Begierde an den Voleur, an den Pirate und an mehr dergleichen Blätter, welche Auszuge aus andern Zeitungen und eine Ueberſicht der intereſſanteſten Artikel mittheilen. Er hat zwar Alles ſchon früher einzeln in jenen Blättern, welchen es entlehnt wurde, geleſen, er genießt aber das Genoſſene noch einmal, und hat dadurch den Nutzen, daß er nichts von dem vergißt, was er vor einigen Tagen erfahren. Hierauf geht er, wenn Odry ſpielt, ins Théâtre des Variétés; iſt dieſer Komiker an dieſem Abend nicht beſchäftigt, ſo beſucht er das Théâtre de la Gaité oder das Vaudeville. Nach dem Schluß verfugt er ſich nach Hauſe zum Abendbrot. Hierauf lieſt er das Journal des Comédiens und den Courrier des Théâtres, damit er durch ſie erfahre, was an der neuen Komödie zu loben und was zu tadeln iſt, wo er applaudiren und wo er etwa ziſchen ſoll. Er traut ſeinem eigenen Urtheile nicht, und wagt keine andre Meinung zu haben, als die der beiden Journale, und was ſie ſchreiben, das glaubt er und darnach richtet er ſich auch in jeder Hinſicht. Alsdann ſpielt er eine Partie L'hombre mit ſeinem alten Nachbar. Iſt die Partie zu Ende, dann geht er zu Bette und kann er nicht einſchlafen, ſo nimmt er die Quotidienne zur Hand und erreichet alsbald ſeinen Zweck.

Du kannſt nicht glauben, liebreizende Eliſe, welch einen Werth der Franzoſe auf die Zeitungen legt. Welch ein Franzoſe wurde an ihrer Glaubwurdigkeit zweifeln? Was in der Zeitung ſteht, iſt wahr — das läßt ſich Keiner nehmen. Jouy erzählt in ſeinem Ermite de la Chaussée d'Antin, daß ſich Jemand zu Bett gelegt habe, weil er in der Gazette geleſen, daß er das Bein gebrochen. Er glaubte es — denn es ſtand ja in einer Zeitung.

Aus dieſen Gründen, meine Angebetete, beſitzen die Journale in keinem andern Lande ſo viel Macht und Einfluß, als in Frankreich. Das Volk ſchenkt ihnen Anſehen, Achtung und manchen unbedingtes Vertrauen.

Wie ſieht es hingegen mit Zeitungen, Zeitungſchreibern und Zeitungleſern in unſerm Deutſchland aus?! Du befiehlſt mir zu ſchweigen, Eliſe, ich gehorche und fühle, daß die Pflicht des Gehorſams eben ſo ſüß als jede andre ſein könne.

## 24.

## Deutſche Converſation.

Ja leider! Wir Deutſchen ſind an nichts ſo arm als an Stoff zur Converſation. Mit Recht wird uns von andern Nationen vorgeworfen, daß wir uns nur vom Wetter und vom Theater unterhalten können, und daß dann eine lange Pauſe eintritt, wenn dieſe beiden Geſprächs-Materien erſchöpft ſind. Wahr iſt es: unter hundert Geſprächen, welche angeknüpft werden, fangen neunundneunzig ohne Zweifel ſo an:

Ach Gott, heute iſt doch wieder ein miſerables Wetter! oder:

Heute iſt wieder ein herrlicher Tag draußen.

Hat man ſich über die Witterung ſatt geſprochen, ſo geht man zum Theater über. Derlei Dialoge fangen gewöhnlich mit einer der drei folgenden Fragen an:

Haben Sie ſchon die fremde Sängerin gehört? oder:

Haben Sie ſchon das neue Melodram geſehen? oder:

Werden Sie heut Abend das Theater beſuchen?

Wenn auch dieſe Geſprächs-Leinwand zu Charpie zerfaſert iſt, dann geräth die Unterhaltung ins Stocken, ſie bleibt plötzlich wie ein Frachtwagen ſtehen, an welchem ein Rad zerbrochen iſt.

Weil die Deutſchen ſo ſtoffarm ſind, weil ſie wiſſen, daß ihr Geſprächsproviant bald aufgezehrt iſt, deshalb ſprechen ſie ſo langſam und gedehnt, daß man oft bis Hundert zählen kann, während ein Satz dem vorhergehenden folgt. Ueberdies treten noch häufig ſehr lange Pauſen ein. Madame oder Fräulein laſſen den Faden des Geſpräches fallen und heben dafür eine Maſche des Strumpfes auf. Der junge Herr beguckt unterdeſſen die Wandbilder. Sind keine im Zimmer vorhanden, ſo unterhält er ſich mit ſeinem Hunde, ungefähr folgendermaßen:

„Ja, du biſt ein gutes Vieh — ein ſaubres Vieh.“

Hat der junge Herr keinen Hund, mit dem er converſiren kann, ſo nimmt er während der Pauſe mehrere Veränderungen mit ſeiner Friſur oder Cravatte vor.

Fräulein ſticht ſich endlich mit Vorſatz in den Finger, damit ſie mit einem: „Ach, die verdammte Nadel!“ das Geſpräch vom Neuem einfädeln kann.

Iſt der junge Herr ganz ledern, ſo antwortet er: „das geſchieht Ihnen Recht, liebes Fräulein, warum nehmen Sie ſich nicht in Acht.“ Iſt er nur halb ledern, ſo verſucht er bei dieſer Gelegenheit, einen Witz ſpringen zu laſſen und ſagt: „O! wenn ich die Nadel wäre.“

Alsdann bleibt das Geſpräch von Neuem wie ein Windmühlenflügel ſtehen, wenn Windſtille eingetreten iſt. Der junge Herr nimmt dann eine Priſe, und bringt mit aller Anſtrengung einen Nieſer heraus — das Fräulein ſagt: „Zur Geneſung,“ und das Geſpräch macht neuerdings Halt, wie ein ſchwerer Dreimaſter, wenn die Ebbe die Fluth ablöſ't.

So bleibt man noch ein Weilchen an der Klippe der Stoffarmuth ſitzen, dann geht man auseinander.

Noch langweiliger iſt ein Geſpräch zwiſchen zwei Männern.

Der Eine fragt: „Was gibt's Neues?“ und der Andere antwortet kurz weg: „Nichts.“ Sie bieten ſich dann gegenſeitig eine Priſe Taback an, wünſchen ſich entweder: „einen guten Morgen,“ „einen guten Appetit“ oder „eine gute Nacht“ und gehen ihre Wege.

Am lebhafteſten iſt noch das Geſpräch zwiſchen zwei Frauen, allein auch bei dieſen geht bald das Converſationslämpchen aus. Sobald die Chronique scandaleuse geplundert iſt, da verliert ſich allmählig der Strom des Geſpräches, wie der Rhein in den Sand.

Es iſt wirklich ein Skandal, daß das Feld der Converſation in unſeren Cirkeln und Geſellſchaften ſo brach liegen bleibt. Im Theater, an der Table d'hôte, in Gärten ſitzen Leute oft ſtundenlang beiſammen, ohne ein Wörtchen mit einander zu wechſeln.

Jeder iſt zu ſtolz, den Grundſtein zum Geſpräch zu legen, Jeder ſchweigt, weil er nichts zu reden weiß.

O Langeweile, bitterböſe Langeweile, man trifft dich zwar an allen Orten, in Deutſchland ſcheinſt du aber deine Reſidenz aufgeſchlagen zu haben.

Ich muß lachen, wenn ich mich zurückerinnere, was mir neulich in dem Hauſe ſehr gebildeter Leute zugeſtoßen iſt. Der Dame dieſes Hauſes hatte ich einen Beſuch abzuſtatten. Ich trat ein, machte meine Verbeugung, und erkundigte mich nach dem Befinden der ſchönen Frau.

Ich bin Gottlob geſund, antwortete ſie, und bat mich, Platz zu nehmen.

Ich ſetzte mich, und fragte ſie bald darauf:

Was ſpielen Sie lieber, meine Gnädige, Schach oder Whiſt!

Die Dame ſah mich verwundert an — ich merkte ihre Verlegenheit, in die ich ſie durch meine ungewöhnliche Frage verſetzt hatte und fuhr alſo fort: Ich, für meinen Theil, ziehe das Schach dem Whiſt bei Weitem vor.

Die gnädige Frau wußte noch immer nicht, wofür ſie dieſe von der ſtereotypen Geſprächsform ſo ſehr abweichende Introduction wohl halten ſolle. Sie antwortete zwar, allein nach Verlauf von funf Minuten war wieder das ſchlechte Wetter das einförmige Thema der Unterhaltung. O lederne Converſation!

## 25.

## Sainte Pélagie.

Wenn Du, guter Leſer, jemals in Paris geweſen biſt und nicht Sainte Pélagie beſucht haſt, ſo muß ich Dich recht innig bedauern. Was iſt das Palais royal, was das Panthéon, was das Louvre, was der Jardin der Tuilerien gegen Sainte Pélagie. Was iſt dies für ein Ort? Vielleicht ein Garten, ein Theater oder ſonſt ein anderer Vergnügungsort? Sainte Pélagie, lieber Leſer, iſt ein Hotel, in das nur ſolche Leute einkehren, welche Schulden gemacht und dieſe Schulden nicht bezahlen können. A Sainte Pélagie on ne trouve que des hommes détenus pour dettes, pour opinions et erreurs. Du bedauerſt gewiß die armen Leute, gemüthliche Leſerin! Spare Dir Dein Mitleid, Deine Thränen für Andere auf, denn wiſſe, die Bewohner des Hauſes Nr. 19. in der Rue de la Clef leben wie Gott in Frankreich. Als ich in Paris war, befand ſich gerade einer der Redacteure des Figaro sous les verroux de ce prison. Ich beſuchte ihn in ſeiner Detention — offen geſagt — mehr aus Neugier als aus Theilnahme. Du glaubſt vielleicht, daß Sainte Pélagie ein Kerker wie die Stadtvoigtei iſt? Weit gefehlt! Sainte Pélagie verhält ſich zur Stadtvoigtei, wie eine ſchöne Chauſſée zu einem unwegſamen Moraſte. Es ſitzen dort Leute wegen Schulden, wegen politiſcher Vergehungen (opinions) und wegen kleiner Polizei-Uebertretungen (erreurs). Ach! Es könnte wahrlich nichts ſchaden, wenn unſere deutſchen Gefängnißwärter bei den Thürſchließern von Sainte Pélagie in die Schule gehen möchten. Sie könnten dort Ruhe, Artigkeit und Beſcheidenheit lernen. Man kann ein ſehr wachſamer und ſtrenger Gefängnißwärter ſein und braucht deſſenungeachtet kein Flegel, kein Ungethüm zu ſein.

In unſerm Deutſchlande wird ein Schuldenmacher in die Kategorie der Verbrecher geworfen. Doch mit welchem Rechte? Zeit und Umſtände haben Dieſem oder Jenem die Möglichkeit geraubt, ſeinen Gläubiger *für den Augenblick* zu befriedigen. Verdient er deshalb eine ſolche *Strenge* der Geſetze? Es gibt ſo Manchen, der trotz ſeiner vielen Schulden doch ein

Ehrenmann iſt und den es tief verwunden muß, wenn er ſich wie ein Dieb oder Mörder von einem lumpigen Gefängnißwärter gemißhandelt ſieht. Ich kenne einen Ort, wo zwiſchen Schuldgefangenen und Criminal-Verbrechern kein Unterſchied gemacht wird, ich kenne einen Ort, wo es dem Schuldgefangenen nicht erlaubt iſt, ein Liedchen zu pfeifen, ein Couplet zu trällern; ich kenne einen Ort, wo dem Schuldgefangenen zwar eine Suppe, aber kein Löffel verabreicht wird; ich kenne einen Ort, wo der Schuldgefangene nicht einmal einen Strohſack erhält, auf dem er das ſorgenbelaſtete Haupt zur Ruhe legen kann. Freilich wiſſen die Obern von dieſen Gewaltthätigkeiten nichts, die Unterbeamten thun dies auf ihre eigene Fauſt, doch widerſetzt ſich ein Schuldgefangener dieſer ungeſetzlichen Behandlungsweiſe, ſo droht man ihm mit ſchwarzen Löchern und mit Stockprügeln. Ich weiß dies ex ungue leonis . . .

Ganz anders, guter Leſer, iſt's in Sainte Pélagie! Wenn Du Dich jemals in der traurigen Lage befinden ſollteſt, Schulden machen zu müſſen, ſo mache ſie in Paris und ja nicht anderswo.

In Sainte Pélagie geht's luſtig und anſtändig her. Die Schuldgefangenen ſpeiſen an einer Table d'hôte, leben in Saus und Braus und haben die Erlaubniß, ſich das drückende Joch geraubter Freiheit durch unſchuldige Scherze und Vergnügungen, wo möglich, zu erleichtern. Man findet in Sainte Pélagie Niemand, der wegen 10 bis 12 Gulden im Gefängniß ſchmachtet; man trifft da nur Schuldenmacher en gros. Ein Franzoſe hält es unter der Würde eines Menſchen, ſeinen Schuldnern wegen einer Kleinigkeit das köſtliche Gut — die Freiheit — zu rauben. Solche kleinliche Rache iſt ihm, wie dem Geſetze, fremd.

Der Franzoſe verfolgt erſt dann ſeinen Schuldner, wenn die geliehene Summe bedeutend iſt. In Deutſchland iſt das anders, da läßt ein Gläubiger ſeinen Schuldner oft ein ganzes Jahr hindurch im Gefängniſſe ſeufzen, wegen 20 Thalern.

Leute, welche wegen politiſcher Vergehungen in Sainte Pélagie campiren, haben ſich noch mehrerer Begünſtigungen zu erfreuen. Jeder von ihnen bewohnt ein eigenes Zimmer. Kein Geſetz iſt ſo hart, ihn in Geſellſchaft von Spitzbuben und Raubmördern zu führen. Er kann in ſeiner Zelle ungeſtört arbeiten, er darf Beſuche annehmen und zuweilen in Begleitung eines Civil-Sergeanten der Wohlthat der freien Luft genießen und ſich auf 1 und 2 Stündchen ergehen. Iſt der Verluſt der Freiheit nicht ſchon ſtrafend genug; wozu braucht man noch ſtrengere Maßregeln zu Hülfe zu rufen, um ihn für eine bloße *Meinung* zu züchtigen? Welche Strafen bleiben noch für wahrhafte Verbrecher übrig, wenn man die Meiſten ſchon an ſolchen Fehlenden erſchöpft?

Mein Beſuch in Sainte Pélagie währte zwei Stunden. Wirſt Du es glauben, daß ich ſie zu den angenehmſten zähle, welche ich ſeit einer langen Reihe von Jahren erlebt habe? Vive Sainte Pélagie!

## 26.

## Pater Rinaldo Lump.

### Das Repoſitorium aller Thoren und Schurken.

Nein, nein, anders geht es nicht. Till Eulenſpiegel braucht ſchlechterdings einen Gegenſtand, den er, ſo oft es ihm Freude macht, durch die Hechel ziehen, den er, ſo oft es ihm beliebt, perſifliren und touchiren, dem er, ſo oft es ihm gut dünkt, ein Naſenſtüberchen, ein Kopfſtückchen oder Rippenſtößchen appliciren, und den er, ſo oft es nothwendig iſt, mit einem halb Dutzend Geißelhieben und manchmal auch mit einem Schock Stockprügel regaliren darf.

Es gibt zwar der Leute gar viele, welche die gegründetſten Anſprüche auf dieſe Auszeichnungen haben, d. h. die aus mehr als einem Grunde verdienen, von dem Gänſekiel Eulenſpiegels recht tüchtig durchgefuchtelt zu werden; er haßt aber Perſönlichkeiten und fürchtet Injurienproceſſe. Wohl fände er zu jedem Laſter, zu jeder Thorheit einen und auch mehrere Repräſentanten. Till liebt aber, wie geſagt, keine Perſönlichkeiten — und hat der Proceſſe ſo viele, daß er nach neuen keineswegs lüſtern iſt.

Glücklicherweiſe hat er eine Perſonage gefunden, die ſich *Alles* gefallen laſſen muß und niemals klagbar werden kann. Dieſes geduldige Rhinoceros, das mit allen Thorheiten und Laſtern ausgeſtattet iſt, heißt:

## Pater Rinaldo Lump.

Eulenſpiegel muß nur gleich vornhinein erklären, daß dieſer Pater Rinaldo Lump kein wirklich exiſtirendes Weſen, ſondern, wie Typhon und Peter Schlemihl, wie Sphinx und Sancho Panſa, eine Ausgeburt der Phantaſie iſt, eine fingirte Creatur, die Jeder kennt, wiewohl ſie Niemand geſehen. Till hält es für nothwendig, dieſe Erklärung gleich vorauszuſchicken, damit es ja Niemandem einfalle zu glauben, unter dem Pater Rinaldo Lump verſtehe er Den oder Den. Eulenſpiegel meint Niemand unter dieſem erdichteten Namen:

Niemand, oder richtiger geſagt: er meint Alle, welche ſich kratzen, wenn es den Pater Rinaldo Lump gejuckt hat.

Wie man im Allgemeinen unter Abällino einen Räuber und unter Krösus einen Reichen verſteht, ſo verſteht Eulenſpiegel unter dem Namen: Pater Rinaldo Lump den Ausbund aller Thoren und Schurken. Lange ſtöberte er in den Mythologieen und Chroniken, in den Novellen und Geſchäftsbüchern herum; er fand zwar allerhand Thoren und mancherlei Schurken, er fand einen Tartüffe, einen Baſil, einen Don Quixotte, nirgend fand er aber einen Namen, der alle menſchlichen Laſter und Thorheiten in ſich einſchließt. Und gerade einen Solchen ſuchte er! Da kam er auf die Idee, einen eigenen Namen für dieſen Ausbund aller Verirrungen zu erſinnen, und er fiel auf: Pater Rinaldo Lump.

Pater Rinaldo Lump iſt gleichſam eine Gallerie, in welcher die Protraits aller Schurken aufgehängt ſind, ein Wörterbuch, eine Regiſtratur, eine Quinteſſenz, ein Mixtum compoſitum, ein Quodlibet, eine Olla potrida von allen Schwachköpfen, Narren und Thoren, von allen Schuften, Schurken und Canaillen, aus allen Racen und Sorten. Alle zuſammen ſind nur kleine Theilchen von ſeinem großen Ganzen — Rinaldo iſt ſo zu ſagen der Inbegriff alles Schlechten und Erbärmlichen, es möge Namen haben, wie es wolle.

Dieſer Pater Rinaldo Lump iſt von heute an in dieſer Zeitſchrift eine ſtereotype Maske, welche alle Thorheiten und Laſter in einer Perſon repräſentirt und welche von nun an die Zielſcheibe iſt, nach welcher Till Eulenſpiegel ſeine Pfeile, Speere, Wurfſpieße und Bolzen abſenden wird.

Till macht hiermit bekannt, daß er einen Jeden injuriarum belangen wird, der ſich vielleicht unterſtehen ſollte, ſich unter dieſer ſtehenden Maske getroffen zu fühlen. Noch einmal ſei es geſagt: dieſer Pater Rinaldo Lump iſt, wie Don Quixote und Chryſoſtomus Staberl eine erdichtete Perſon, blos mit dem einzigen Unterſchiede, daß Quixote nur dem Spanier, Staberl nur dem Oeſterreicher, Pater Rinaldo Lump aber jedem Lande, jeder Nation und jedem Glauben angehört.

Noch einmal ſei es wiederholt, daß dieſer Pater Rinaldo Lump eine Compoſition von Myriaden Taugenichtſen und Narren iſt, ein Popanz, der von dem einen Schurken dieſes Laſter, von dem andern jenes, von dem einen Thoren dieſe Narrheit, von dem andern jene Tollheit beſitzt, alſo das Prisma iſt, das alle Farben von Thoren und Schurken in ſich vereinigt.

Sollte ſich Jemand unterfangen, zwiſchen ſich und dieſem Pater Rinaldo Lump nur die kleinſte Aehnlichkeit zu finden, ſo wird Till Denſelben augenblicklich in gerichtlichen Anſpruch nehmen, weil es widerrechtlich iſt — dem Unſchuldigen eine Schuld unterzuſchieben.

Eulenſpiegel fügt nur noch die Bitte hinzu, daß Niemand ſeine koſtbare Zeit mit der anagrammatiſchen Buchſtaben-Verſetzung dieſes fingirten Namens vergeuden möchte. Wahrlich! es führt zu nichts!

## 27.

## Zweigeſpräch zwiſchen einem Bären und einem Fuchs.

**Fuchs.** Bon jour, Monſieur Bär, warum läßt er ſeinen Kopf ſo hängen?

**Bär.** Ich armer Bär hab' ſchrecklich viel Malheur.

**Fuchs.** Wie ſo, Monſieur Bär?

**Bär.** Schon ſeit zwölf Jahren bewerbe ich mich um eine Anſtellung im Thierſtaate. Zuerſt wollte ich Honiglieferant werden, ich kam ein und ward abgewieſen. Alsdann wollte ich Affen-Inſtructor werden, ich kam ein und ward abgewieſen. Zuletzt wollte ich Steuereinnehmer werden, ich kam ein und ward abgewieſen.

**Fuchs.** C'est une pauvre bête que cet ours! Armer Bär, ſag' er mir doch, warum man ihn abgewieſen hat.

**Bär.** Das wiſſen die Götter. Ich darf mir ſchmeicheln, Ew. Wohlgeboren, unter den Bären nicht gerade der Dümmſte zu ſein. Man kann mich zu Allem verwenden, denn ich weiß von jeder Wiſſenſchaft etwas.

**Fuchs.** Das iſt, beſter Freund, heut zu Tage nicht genug. Will Jemand angeſtellt ſein, ſo muß er nicht von Jedem etwas, ſondern von Allem gar nichts wiſſen.

**Bär.** Aber, verehrter Herr Fuchs, Ignoranten wird man doch nicht anſtellen?

**Fuchs.** (zuckt die Achſel) Ja! es iſt einmal ſo. Wie oft iſt er eingekommen, mein lieber Bär? —

Bär. Ein, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht Mal im Ganzen. Stets erhielt ich abſchlägigen Beſcheid, ich gebe nun alle Hoffnung auf.

Fuchs. Sei der Bär nicht dumm. Wer wird ſich gleich abſchrecken laſſen. Er muß noch acht, noch ſechszehn Mal einkommen, beim ſiebenzehnten Male erſchnappt er am Ende doch, was er haben wollte. Apropos, welchen Weg hat der Bär eingeſchlagen, wenn ich fragen darf?

Bär. Welche Frage, den geraden?

Fuchs. Den geraden? O Bär, wie iſt er ſtüpid. Im Jahre 1830 geht er den geraden Weg. Erlaub' er mir, Monſieur Bär, er iſt, ohne ihm zu ſchmeicheln, ein Vieh ſonder Gleichen.

Bär. Sie mögen recht haben, geehrter Herr Fuchs, das iſt aber leider ein Familienfehler.

Fuchs (ſchlägt die Beine zuſammen). Der Bär geht den geraden Weg und will zu ſeinem Ziele kommen. Wer ſollte glauben, daß es noch Bären gibt, die ſo vernagelt ſind! Ich will dem Bären einen wohlmeinenden Rath geben.

Bär. Fuchs, hochgeſchätzter Herr Fuchs, laſſen Sie ſich umarmen.

Fuchs. Das hat ſpäterhin Zeit. Was wollt' ich ſagen? Hat der Bär —

Bär. Zeugniſſe? O ja, eine Menge und lauter gute.

Fuchs. Die kann er ſich alle auf den Hut ſtecken. Ich frage nur: hat der Bär —

Bär. Kenntniſſe?

Fuchs. Gott bewahre, wo denkt er hin, Kenntniſſe, Zeugniſſe ſind nichts als Nebenſachen. Die Hauptſache iſt: hat er eine Frau?

Bär. O ja, mein hochverehrter Fuchs!

Fuchs. Iſt ſie jung und ſchön?

Bär. Ich müßte lügen, wenn ich es bejahen wollte.

Fuchs. Da pack er ein, mein lieber Bär. Noch eins. Hat er etwa eine junge, liebenswürdige Tochter?

Bär. Vier Töchter hab' ich. Sie ſind mir wie aus dem Geſicht geſchnitten, wahre Engel!

Fuchs. O Bär, wie iſt er zu beneiden. Hätte ich nur eine einzige ſaubere Tochter oder Couſine, ich wär' nicht mehr der kleine Fuchs — ich wär' ſchon ein Rhinoceros oder ſonſt ein großes Thier.

Bär. Was ſoll ich mit meinen Töchtern anfangen?

Fuchs. Der Bär hat vier ſchöne Töchter, ſucht eine Anſtellung, und weiß nicht, was er mit ihnen anfangen ſoll! O sancta simplicitas!

„Wenn Eener weeß, wie eenen is,
Wenn Eener Eene hat.“ — —

Wahrhaftig, wär' ich nicht Fuchs, ich möchte Bär jetzt ſein. — Freund Bär, ich will ihm einen Vorſchlag machen. Geb' er mir eine der jungen Bärinnen zur Frau.

Bär. Fuchs und Bärin, wär' das nicht eine Meſſalliance?

Fuchs. Wie ſo? Mein Geſchlecht iſt ſo alt als das Eure. Ich zähle 48 Ahnen.

Bär. Warum wollen Sie meine Tochter heirathen?

Fuchs. Ich will dieſem Bären alsdann einen Andern aufbinden. Verſteht er mich?

Bär. Bis jetzt noch nicht.

**Fuchs.** Sehr natürlich, der Bär iſt viel zu dumm, um ſo was zu begreifen. Geb' er mir ſeine Tochter — in acht Tagen bin ich, iſt ſie, iſt er verſorgt und zehn Aemter ſtehen ihm ſtatt einem zu Gebote.

**Bär.** Fuchs, komm an mein Herz! Bald, ja bald werd' ich Vaterfreuden erleben. Die Schuppen haſt du mir vom Aug' geriſſen, zum erſten Male fühle ich, was das heißt: der Vater ſchöner Töchterchen zu ſein. O Fuchs, wie biſt du ſchlau!

## 28.

## Guter Rath an die Theater-Directionen.

..... Man glaube meinem Worte; ich verehre jede Kunſt, ſie möge heißen, wie ſie wolle, und achte jeden Künſtler, deſſen Talent von der Art iſt, daß er gerechte und gegründete Anſprüche auf dieſen ſchönen Namen hat; noch mehr: ich bin für jede Kunſt, für jeden Künſtler liebevoll eingenommen, aber, Donner und Doria — was zu viel iſt, iſt zu viel. Die Art, wie in unſerer geldarmen Zeit das nutzloſe Xerxes-Heer von Hiſtrionen, Thespis-Karrenſchiebern, Couliſſenreißern, Komödianten und Hanswurſten, die Weiſe, wie jetzt die Rouladengurgler, Cadenzenträllerer, mezza-voce-Pfeiffer und Bocktrillerer, die Pirouettendreher, Entrechatmacher und die andern Beinverrenker, kurz, die Art und Weiſe, wie jetzt die ganze Klaſſe von Theaterleuten und Theaterprinzeſſinnen allenthalben überſchätzt werden, grenzt an das Lächerliche, ſtreift an das Wahnſinnige und iſt wahrhaft empörend.

Miniſter, denen die Wohlfahrt eines ganzen Lan-
es an das Herz und in die Hand gelegt iſt, Generale,
enen zur Zeit der Noth das Schickſal eines ganzen
Volkes anvertraut iſt, Geheimräthe, die von frühem
Morgen bis in die ſpäte Nacht ſich mühſam abquälen
nd krumm ſchreiben müſſen, Profeſſoren und Doctoren,
elche an jenem Pfluge ziehen, der das Saatfeld der
ugend urbar machen muß, Alle zuſammen haben oft
icht ſo viel Beſoldung, als eine einzige Sängerin und
n einziger Tänzer. Außerdem wird dieſen theatrali-
hen Handwerkern (unter hundert Theaterleuten findet
an nur Einen, der den Namen Künſtler verdient)
n Anſehen gezollt, das ihnen durchaus nicht zu-
mmt. Ja — an manchen Orten ſoll die Perſon
ner ſchönen Sängerin ſo heilig, ſo unantaſtbar, ſo
verletzlich ſein, als die einer Majeſtät. Eine Sän-
rin tadeln, heißt ein crimen laesae majestatis be-
hen. Sie loben, heißt nichts anders, als „ſeine
rfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ thun.

Wird eine Primadonna von einem nachſichtvollen
itiker gelobt, ſo heißt es: „das dank' ihm der Teufel,
verdiene dieſes Lob und wehe dem, der mir meine
änze, meinen Nimbus rauben will.“

Wird die Primadonna getadelt, ſo reicht ſie auf
Stelle eine Injurienklage ein und der Recenſent
rd als Pasquillant geſpiekt, geſchunden, aufgeſchlitzt,
feurigen Zangen gekitzelt, gerädert und zum
ale von Pferden zerriſſen. O Tempora — o
res!

Das muß, das wird anders werden — es kann
darf und wird nicht mehr lange ſo bleiben. Schon
erheben ſich überall, namentlich in Frankreich,
ſtige und gewichtige Stimmen gegen dieſe abderiti-
Ueberſchätzungswuth. Die Gagen der Mitglieder

der Pariſer königlichen Theater ſind bedeutend herabgeſetzt worden, denn man hat eingeſehen, daß die enormen Summen, welche zur Fütterung der artiſtiſchen Vielfraße bisher verſchleudert wurden, vermindert werden müſſen und daß dieſe Erſparniſſe zu etwas Nützlicherem, Heilſamerem und Erſprießlicherem verwendet werden können.

Das Theatervolk gehört jetzt zu den Landplagen, wodurch ganze Länder verheert werden. Die Hiſtrionen ſind Vampyre, welche dem Lande das Herzblut — das Geld — abzapfen, die Hiſtrionen ſind Schwämme, welche Alles einſaugen, die Hiſtrionen ſind Taſchenſpieler, welche alle Taſchen ausſäckeln.

Wer iſt aber Schuld an dieſer unheilbringenden Ueberſchätzungswuth, die, wie ein veralteter Krebsſchaden, mit jedem Tage weiter um ſich greift. Wer iſt Schuld daran? Das Theatervolk? O nein! ich würde es jedem soi-disant-Künſtler verargen, wenn er die Saiten niedriger ſpannte. Warum ſoll er nicht das Beiſpiel ſeiner Genoſſen befolgen. Er mag fordern, ſo viel er will — er bekommt es. Nicht die Künſtler, ſondern die Bühnenvorſteher ſind Schuld daran, daß es ſo weit gekommen iſt. Dem Theatervolk kann ich es nicht verdenken, daß ſie dieſen vorübergehenden Schwindel benutzen und aus den Tollhäuslerſtreichen der Directionen Vortheil ziehen, aber den Directoren verdenke ich es, daß ſie den lächerlichen Prätenſionen nachgeben.

Die Theatervorſtände ſollten es einmal verſuchen: Alle auf ein Mal die unmäßig hohen Gagen sans façon herabzuſetzen. Sie ſollten die Kerlchen brummen, ſchreien, raiſonniren, fluchen und drohen laſſen, ſich daran nicht kehren und bei ihrem Vorſatz beharrlich ſtehen bleiben. Sie ſollten ſie gehen laſſen, ſie würden aus eigenem Antrieb wiederkommen, wenn auch die anderen Directionen jene übertriebenen Anſprüche in ihre Schranken zurückweiſen möchten. Directionen würde es niemals an Schauſpielern, Schauſpielern würde es aber an Directionen fehlen.

Die fixen Monatsgagen ſollten aufhören. Der Schauſpieler ſollte für jede einzelne Rolle, wie ein Handwerker für jede gelieferte Arbeit bezahlt werden.

Man ſollte ihm gleich nach dem Schluß der Vorſtellung ſeinen Arbeitslohn auf die Hand zählen, denn die Bibel gebietet, daß man keinem Arbeiter über Nacht ſeinen Lohn vorenthalten ſolle.

Ich gehe die Wette ein, daß die ewig wiederkehrenden Heiſerkeiten und die perennirenden Katarrhe für immer von den Affichen verſchwinden würden.

Noch beſſer und anſtändiger wäre es, wenn jedes Mitglied einer Bühne nach Ablauf eines Monats ſeine Rechnung einreichen würde, wie oft es geſpielt und was es von der Direction dafür zu erhalten habe.

Solche Conti und Noten könnten recht ſpaßig werden. Ich will einige als Pröbchen meinen Leſern vorlegen.

## Note des Schauſpielers X.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Am 14. Januar | einen Carl Moor geliefert | 8 Thlr. | 12 Gr. |
| Am 28. Januar | einen Jaromir beſetzt . | 10 = | 4 = |
| Am 3. Februar | einen Aballino gemacht | 8 = | 12 = |
| Am 7. = | einen Marinelli verarbeitet | 16 = | 2 = |
| Am 10. = | einen Don Carlos befleckt . | 16 = | 2 = |
| Am 12. = | einen Balduin verfehlt . | 6 = | 10 = |
| Am 14. = | einen Prinzen Hamlet verſchuht . . . . . . . . . | 20 = | — = |

## Note einer Sängerin.

| | | |
|---|---|---|
| Am 1. Jan. | eine Semiramide heruntergehaſpelt . . . . . . . . . . | 20 Thl. |
| Am 10. = | eine Roſine herausgeflötet . . | 25 = |

### Note einer Tänzerin.

| | | |
|---|---|---|
| Am 2. Januar | 4 Entrechats und 10 Pirouettes gemacht . . . . . . . . . . | 14 Thlr. |
| Am 11. „ | 12 Grimacen geſchnitten . . | 11 „ |
| Am 19. „ | 24 Mal das Bein in die Höh' gereckt | 15 „ |

Genug des Scherzes! Meine Leſer werden einen harmloſen Spaß vom Ernſte recht gut zu unterſcheiden wiſſen. Viele Theaterleute werden mich zwar der Blasphemie zeihen, ich laſſe mich aber weder durch ein Raben-Gekrächze, noch durch ein Froſch-Gequak und Puthahn-Gegacker abſchrecken, auch fernerhin dieſe theatraliſche Ueberſchätzungswuth bald im ernſten, bald im komiſchen Gewande durch die Hechel zu ziehen. Sie verdient es und damit Punktum.

## 29.

## Der Büffel und der Fuchs.

(Die Scene ſpielt in Afrika.)

**Büffel.** Ich bin heut' bei übler Laune, der Fuchs mag mir die Zeit vertreiben.

**Fuchs.** Hoher Buffel — dies wird mir ſehr ſchwer fallen, denn wiſſe: ich bin nicht aufgelegt dazu.

**Büffel.** Hat der Fuchs verlernt, meinen Willen als den ſeinigen zu betrachten? Hat er vergeſſen, daß ich ihn, auf Fürſprache des Eſels, als Luſtigmacher angeſtellt habe? Der Fuchs zerſtreue mich oder fürchte meinen Zorn.

**Fuchs.** Siehſt Du nicht ein, daß wir in einer Zeit leben, welche zu ernſtern Beſchäftigungen als zum Zeitvertreibe ruft?

**Büffel.** Wenn der Fuchs nicht alſogleich loslegt, meine Grillen zu verſcheuchen, ſo ſoll mein Nashorn ihm einen Circumflex verſetzen, der ihn zu Staub zermalmen wird.

**Fuchs.** Wie kannſt Du glauben, daß es meine Abſicht ſein könnte, Deinen Zorn auf mich zu laden. Du befiehlſt — ich gehorche. Wohlan, ſo leihe Deinem Diener ein gnädig Ohr. Ich habe drei Räthſel, hoher Buffel. Ich weiß, daß das Nachdenken zu Deinen Lieblingsbeſchäftigungen gehört, ich weiß, daß Dein leuchtender Verſtand die ſchwierigſte Aufgabe zu löſen vermag — verſuche es einmal, drei Nüſſe zu knacken, die ich in Bereitſchaft habe.

**Buffel.** Der Fuchs gebe ſie von ſich.

**Fuchs.** Nr. 1. Meine beiden Erſten heißen Fabri, meine Letzte heißt Kant — wie heißt das Ganze? Rathe, wenn es Dir beliebt, was das ſein mag. Ich ſchenke Dir zwei Stündchen Zeit — denn dies Räthſel iſt ſchwerer, als man glauben ſollte.

**Buffel.** (nach zweiſtündlicher Pauſe) Ich hab's!

**Fuchs.** Wie, ſchon jetzt?

**Buffel.** Nicht wahr, das begreift Er nicht, wie dies möglich iſt. Ja, deshalb bin ich auch ein Buffel.

**Fuchs.** Wie heißt alſo die Auflöſung dieſes Räthſels?

**Buffel.** Meine beiden Erſten heißen Fabri meine Letzte heißt Kant. Was kann das Ganze anders ſein als — Heringsſallat.

**Fuchs.** (bei Seite) O Hornvieh! (laut) Ich bewundere Deinen himmliſchen Scharfſinn! Du haſt das ſchwierige Räthſel gelöſ't und — Wunder über Wunder — in einer kurzen Friſt von zwei Stunden. Ehrfurchtvoll beug' ich meine Knie vor Dir.

**Büffel.** Geſcheidt bin ich, das iſt wahr.

**Fuchs.** An Deinem Verſtand zweifeln, hieße ein Verbrechen begehen.

**Büffel.** Nun heraus mit dem zweiten Räthſel.

**Fuchs.** Nr. 2. Mein Erſtes iſt Nacht, mein Zweites iſt Licht, ein Schaf, das lange den Kopf ſich zerbricht.

**Büffel.** Das Räthſel iſt ſchon bedeutend ſchwieriger.

**Fuchs.** Ich laſſe Dir drei Stunden Zeit.

**Büffel.** Drei Stunden ſind zu wenig — ich brauche wenigſtens fünf Stunden Zeit, denn das Ding iſt verwickelt. Sag' Er mir's noch mal.

**Fuchs.** Mein Erſtes iſt Nacht, mein Zweites iſt Licht, ein Schaf, das lange den Kopf ſich zerbricht.

**Büffel.** (nach fünfſtündlicher Pauſe) Ich hab's! Ich hab's!

**Fuchs.** Wie, wäre es möglich. Sollte Dein Geiſt auch dieſes Räthſel entſchleiert haben, das wäre zu viel!

**Büffel.** Mein Erſtes iſt Nacht, mein Zweites iſt Licht — das iſt ein Wort von drei Sylben.

**Fuchs.** Das hat Dir Jemand geſagt.

**Büffel.** Auf Ehre nicht.

**Fuchs.** Wie, Du hätteſt errathen, daß das Wort drei Sylben hat.

**Büffel.** So wahr ich ein Büffel bin. Niemand hat es mir geſagt. Mein Erſtes iſt Nacht, mein Zweites Licht — was kann dies Andres ſein als — Pflaumenmus.

**Fuchs.** (bei Seite) O Hornvieh! (laut) Mir fehlen Worte, Deinen Rieſengeiſt zu preiſen. Allweiſe biſt Du, wie Allah! Dein gigantiſcher Verſtand hat auch dieſem Räthſel die Hülle genommen. Büffel — Du haſt es errathen, es iſt Pflaumenmus. Sieh — ich bin gerührt wie Pflaumenmus und weine vor Freuden.

Büffel. Klug bin ich, das muß mir Jeder laſſen. Meinem Forſcherauge bleibt nichts verborgen, läge es auch noch ſo tief vergraben. Der Fuchs gebe nun das dritte Räthſel heraus.

Fuchs. Laſſen wir das Dritte auf einen andern Tag. Die allzugroße Geiſtesanſtrengung könnte Dir nachtheilig werden.

Büffel. Seine Theilnahme freut mich, ſei Er aber unbeſorgt — meinem Geiſte iſt ſo etwas Pomade. Spielend errathe ich ein Räthſel, und wäre es auch noch ſo dunkel.

Fuchs. Du haſt ja ſchon Proben davon abgelegt. Ich wage nur voranzuſchicken, daß das dritte Räthſel die tollſte Ausgeburt der Sphynx iſt. Du weißt doch, wer Sphynx geweſen.

Büffel. Ob ich es weiß — es iſt mir blos entfallen. Wer war denn geſchwind dieſe Sphynx.

Fuchs. Choriſtin beim Theater zu Memphis.

Büffel. Richtig, richtig. Nun heraus mit dem Räthſel.

Fuchs. Es iſt, wie geſagt, das ſchwierigſte aller Räthſel; denn ſeine Hypothenuſe beruht auf den Dardanellen der Unſterblichkeit, welche von der Quadratur der Jahreszeiten abhängend, in der endloſen Hemiſphäre, die wie ein zweibeiniger Tieger durch den ſpitzen Winkel der Tag- und Nachtgleiche geht, allmählig einſchlummert und erſt nach Verlauf von neun Monaten, durch die Centrifugal-Kraft der Homöopathie aufgeſtachelt, einen neuen Kreislauf um das Labyrinth der Gedanken nimmt, das mit einem Schimmer, der aus

Kienruß und Mandelöl zuſammengeſetzt iſt, den Baldachin der Sehkraft verduſtert, welche multiplicirt mit dem Coſinus der Anthropologie, die ſich unnützer Weiſe hineinmiſcht, und dividirt mit dem Superlativ der Einbildungskraft, die wie eine Sternſchnuppe vom Himmel fällt, das Reſultat dieſes Räthſels gibt.

**Büffel.** Die Definition iſt zwar ſehr verwickelt, ich weiß aber deſſen ungeachtet, was Er damit ſagen will. Er meint: daß — wiewohl — wenngleich — ungeachtet — obſchon — da — vorausgeſetzt — daß — Er verſteht mich doch —

**Fuchs.** Nein, bis jetzt noch nicht!

**Büffel.** Ich will mich noch deutlicher ausdrücken: Er meint weiter nichts, als daß — ſintemal und alldieweil — abgeſehen davon, daß — zum Donnerwetter — jetzt wird Er mich wohl begriffen haben?

**Fuchs.** Verzeihe, wenn mein Muckengehirn nicht gleich das erſte Mal die Fülle Deiner Gedanken zu faſſen vermochte. Jetzt erſt capire ich ſie.

**Büffel.** Wie heißt alſo das dritte Räthſel?

**Fuchs.** Mein Erſtes iſt *Bier*, mein Zweites iſt *Glas*, was iſt das?

**Büffel.** Dieſes Räthſel hat der Teufel gemacht. *Wie* heißt es?

**Fuchs.** Mein Erſtes iſt Bier, mein Zweites iſt Glas, was iſt das?

**Büffel.** (nach dreiſtündiger Pauſe) Ich hab's, ich hab's, ich hab's.

**Fuchs.** Das wäre wahrlich etwas Ungeheueres!

**Büffel.** Nein, ich hab's noch nicht (der Büffel denkt noch ſechs Stunden nach). Jetzt hab' ich's aber. Mein Erſtes iſt Bier, mein Zweites iſt Glas. Was kann das Anderes ſein — als Trüffelpaſtete.

**Fuchs.** (bei Seite) O Hornvieh! (laut) Licht der Welt, Sonne der Sonnen, Stern der Sterne, Du haſt auch dieſes Rathſels Löſung ſchnell erſchaut — erlaube, daß ich niederſinken und den Staub Deiner Füße abküſſen darf.

**Büffel.** Ich erlaube es!

**Fuchs.** Rieſenhaft iſt Dein Verſtand, doch größer noch das Meer Deiner Güte.

**Büffel.** Ich bin, ohne mir zu ſchmeicheln, ein genialer Büffel. Steh' der Fuchs hübſch auf — Er ſei von heute an mein intimſter Freund.

**Fuchs.** Wo finde ich Worte, Deine Gnade, Büffel, zu benedeien!

**Büffel.** Such' Er Worte und Er wird ſie finden. Laſſ' Er alſogleich in der Sahara bekannt machen, daß ich drei Rathſel richtig aufgelöſ't habe.

**Fuchs.** Beim Allah! es ſoll geſchehen. Glänzen ſoll Dein Name in den Annalen der Thiergeſchichte. Hoch lebe der Büffel — (für ſich) und die Heuchelei.

## 30.

## A-bas-ſi-done.

### Die Wiege des Laſters und der Thorheit.

Ja, ja, wohlwollender Leſer, es bleibt dabei. Ich habe mir vorgenommen, in Zukunft hübſch vorſichtiger und behutſamer zu ſein. Du wirſt es mir beſtimmt nicht übel nehmen, denn Du weißt ja wohl, daß gebrannte Kinder das Feuer fürchten. Ich bin nun Gottlob leider, wegen meiner Schreibereien, ſchon ſo oft zu Geld- und Arreſtſtrafen verurtheilt worden, daß ich mich von jezt an ſehr in Acht nehmen will, wenn mich die Luſt zum Satyrenſchreiben anwandelt.

In unſerm Deutſchland iſt ein Satyriker ein verlorener Mann, denn die guten Deutſchen verſtehen keinen Spaß und werden vom harmloſeſten Scherze ſo entrüſtet, daß ſie ihn als Injurie, ja als Pasquill betrachten und — klagbar werden.

Jedermann, der in Deutſchland Satyren ſchreibt, opfert Ausſicht und Carriere, Ruhe und Frieden der Unterhaltung ſeiner Leſer auf. Was entſchädigt ihn aber für dieſe Opfer, die er ihnen bringt? Du lieſ't allenfalls ſeine Satyren, lachſt vielleicht darüber, legſt ſie bei Seite und ſagſt: „S'iſt ein verfluchter Kerl, er hat eine verdammt ſpitze Feder."

Ach, guter Leſer, ſolch ein Lob kann ihm für ſo viele Verfolgungen und Gefahren, denen er ſich Preis gibt, für ſo viele Plagen und Leiden, die er deshalb geduldig ertragen muß, keineswegs Erſatz leiſten.

Und ſitzt der Arme in der Tinte, ſo lachſt Du gemüthlich ins Fäuſtchen und ſchenkſt ihm nicht einmal Deine Theilnahme, Dein Mitleiden. Du gönnſt ihm ſogar die Strafe und ſagſt: „Es geſchieht dem Kerl Recht, warum gibt er keine Ruh."

Du ſiehſt, lieber Leſer, daß ich Dich von Innen und von Außen kenne. Lege die Hand auf's Herz und geſtehe, daß ich recht habe.

Wer nun aber jene traurige Erfahrung ſo oft, wie ich, einernten mußte, der wird allmählig klüger und lernt am Ende einſehen, daß es ſich nicht der Mühe lohne, die koſtbarſten Güter des Lebens auf das Spiel zu ſetzen, um Dir ein Lächeln abzugewinnen.

Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit — ich will, wie geſagt, in jeder Beziehung vorſichtiger werden.

Du weißt, guter Leſer, daß ich mir eine Maske geſchaffen, die als fingirter Typus aller Thoren und Schurken, die Zielſcheibe meiner Satyren geworden.

Ich muß aber auch ein Reich haben, dem ich alles Schlechte und Dumme ohne Gefahr andichten darf.

In meiner Lügenzeitung habe ich mir bisher damit geholfen, daß ich Begebenheiten, welche ſich z. B. in Buxtehude zugetragen, nach Madraspatnam ꝛc. ꝛc. verlegt habe.

Allein auch dies iſt nicht rathſam, denn wer ſteht mir dafür, daß mich die Behörde von Madraspatnam, Singapore ꝛc. ꝛc. nicht auch einmal in gerichtlichen Anſpruch nimmt? Wer ſteht mir dafür, daß mich meine Reiſewuth nicht auch einmal nach einem jener Orte führt?

Soll ich meine Satyren nach dem Monde verlegen? Wer ſteht mir dafur, daß dieſer gute Mond nicht auch einmal zur Erde herabſteigt und mich injuriarum belangt? Seitdem unſer Pater Rinaldo Lump Staatsrath geworden, ſeit dieſer Zeit halte ich ſelbſt das Unmöglichſte für möglich, fur wahrſcheinlich.

Soll ich meine Satyren nach einem Stern verlegen? Wer ſteht mir dafür, daß ich nach meinem Tode nicht gerade in dieſen Stern verſetzt werde? Was hätte ich alsdann für Fatalitäten zu erwarten?!

Ich habe mir nun auch ein Reich fingirt, das, wie mein Pater Rinaldo Lump, eine moderne Mythe, ein neuer großer Sündenbock iſt, der wie Utopia, Abdera und Krähwinkel, überall und nirgend liegt. Dieſem Lande habe ich den Namen A-bas-ſi-done gegeben. Spötter könnten fragen, warum ich das neuentdeckte Reich nicht nach meinem Namen benannt habe? — Sagt, heißt denn Amerika nach Chriſtoph Columbus?

Krähwinkel iſt die Stadt der Dummkopfe, Abdera die Stadt der Narren, Utopia das Land der Faullenzer, — A-bas-ſi-done aber iſt die Wiege, das Vaterland und die Heimath aller Laſter und Thorheiten, die Reſidenz, das Domicil, der Stapelplatz und der Wallfahrtsort aller Schurken und Thoren.

**A-bas-si-donc** iſt ein großes, wüſtes Reich, das gegen Süden an Utopia, gegen Weſten an Abdera, gegen Norden an Krähwinkel und gegen Oſten an Narragonien grenzt. Du weißt alſo nun, wo Du es auf der Landkarte zu ſuchen haſt. Ich laſſe hier eine topographiſche Beſchreibung folgen, damit keine Verwechslungen Statt finden.

**A-bas-si-donc** heißt auch die Hauptſtadt dieſes Reiches. Es hat circa acht Millionen Einwohner, aber nur zwei und eine halbe Seele. Wie es an manchen Orten mehr Seelen als Einwohner gibt, ſo gibt es in **A-bas-si-donc** mehr Einwohner als Seelen. Die Reſidenz liegt an einem Fluß, der etwas größer als ein Berliner Damenfuß, nicht viel breiter als eine Wiener Frauentaille und nicht viel tiefer als die Gelehrſamkeit des Profeſſors . . . . iſt. Die Stadt zählt 50,000 Häuſer, jedes Haus hat 500 Fenſter, aber aus keinem Fenſter ſchaut etwas heraus, denn alle ſind zugemauert, aus dieſem Grunde haben die Bewohner dieſer Stadt keine hübſche Ausſicht. Jedes Haus hat funfzig Schornſteine; dies iſt ſehr nothwendig, denn überall kocht's und ſiedet's, überall wird geſotten und gebraten. Die Straßen ſind mit engliſchem Pflaſter tapeziert, die Einwohner pflegen zuweilen dies engliſche Pflaſter aufzureißen, um ſich damit Heilung für die Wunden zu verſchaffen, welche von einer Art Blutegel erzeugt werden. Das göttliche Licht der Sonne hat ſich noch niemals nach **A-bas-si-donc** verirrt, es will ſolche Kerlchen nicht beſcheinen, deshalb iſt es ſtockfinſter auf den Straßen, und deshalb herrſcht dort eine ewige Nacht. Aus dieſem Grunde gibt es dort viele engherzige Männer und weitherzige Frauen. Aus dieſem Grunde tappt auch Alles im Finſtern. Die Leutchen ſcheinen ſich darüber keineswegs abzuhärmen, denn „im Dunkeln iſt gut Munkeln." Die Stadt hat zwar eine Maſſe Thoren, aber keine Thore. Die Thore wären auch unnöthig, denn es wird Niemand hinein- und Niemand herausgelaſſen. Auch iſt in A-bas-ſi-done keine einzige Thurm-, Wand- oder Taſchenuhr anzutreffen; deshalb weiß auch Niemand, wieviel es geſchlagen hat und was es an der Zeit iſt. Es gibt aber 41 Theater, 2 Armenhäuſer, ein Hoſpital, 85 Bordells, 115 Galgenmanufacturen und 7,000 Spritzenhäuſer; Obſervatorien und Sternwarten ſuchſt Du vergebens. Es wird dort nichts obſervirt; eine Sternwarte wäre auch überflüſſig, denn noch nie iſt ihnen ein Stern oder ein anderes Licht aufgegangen. Auch Bibliotheken ſind nicht vorhanden, denn das Bücherleſen iſt verboten.

Es herrſcht eine drückende Schwüle, deshalb entſtehen gar häufig ſchwere Donnerwetter. Es iſt in dieſem Reiche aus dem Grunde ſo heiß, weil den Leuten tüchtig eingeheizt und von allen Seiten der Kopf warm gemacht wird. Dieſes A-bas-ſi-done iſt der Geburtsort des famöſen Pater Rinaldo Lump.

Aus dieſer Stadt wird Dir die Vexir- und Lügendoſe kleine authentiſche Correſpondenz-Nachrichten mittheilen. Daß ſich ja keine Stadt unterſtehe zu ſagen: ich meine ſie unter A-bas-ſi-done, daß ſich ja keine Stadt unterfange zu behaupten, daß das, was aus A-bas-ſi-done berichtet wird, in ihren Ringmauern vorgefallen ſei. Till Eulenſpiegel unterſagt dies Allen auf das Strengſte, und jede Stadt, die ſich etwa getroffen fühlen und deshalb klagbar werden ſollte — muß 100,000 Thlr. Strafe bezahlen.

## 31.

## Cabinets de lecture und Salons littéraires in Paris.

Das muß man den Franzoſen laſſen ... es gibt kein leſeluſtigeres Volk auf Gottes Erde, als das franzöſiſche. Und auf Journale ſind ſie vollends verpicht. Der intereſſanteſte Roman, die anziehendſte Novelle muß den Platz räumen, wenn die Journale ankommen. Ein Boudoir, in dem keine Zeitung angetroffen wird, gehört zu den Seltenheiten.

Die Leſeluſt iſt bei den Franzoſen ein Inſtinct, eines ihrer größten Bedürfniſſe.

Daher dieſe Unzahl von Leſecabinets! Es gibt faſt keine einzige Straße, in der nicht ein Cabinet de lecture oder ein Salon littéraire anzutreffen iſt. Die Meiſten dieſer Leſezimmer befinden ſich auf dem **Boulevard des Italiens**; man kann im Durchſchnitt annehmen, daß in je zwanzig Häuſern ein Zimmer, ein Cabinet, ein Salon oder Pavillon iſt, wo die hungerige Leſewelt eine Reſtauration findet.

Zu allen Stunden des Tages ſind dieſe Leſezimmer beſucht und ſehr häufig gepfropft voll. Man abonnirt ſich oder zahlt quatre sous par séance. So eine Sitzung währt aber oft von frühem Morgen bis in die Mitternacht hinein.

Es gibt eine Legion von Leuten, die keine beſtimmte Wohnung haben, welchen es zur Winterzeit an Licht und Holz fehlt, um einheizen zu können. So ein armer Schlucker zahlt vier Sous und bleibt von acht Uhr Morgens bis um Mitternacht in dem Cabinet de lecture. Es gibt kein discreteres Weſen als ein Franzoſe — er weiß, was den armen Mann den gan-

en Tag im Leſezimmer feſthält, er moquirt ſich aber
icht.

Ein junger Stutzer wird in ſeiner Behauſung
on ungeduldigen Gläubigern und von abſcheulichen
uiſſiers incommodirt — vor eilf Uhr werden die
Boudoirs der Damen nicht geöffnet; ſeine Kaſſe iſt
eute ſo ſchlecht beſtellt, daß er weder zu Tortoni noch
ns Café de Foy darf — er eilt in ein Cabinet de
ecture, zahlt vier Sous, klaubt nun aus allen Zei-
ungen witzige Einfälle, Calembourgs, intereſſante Neuig-
eiten zuſammen und ſpielt zwei Stunden darauf bei
iner vornehmen Dame den angenehmſten Geſellſchafter,
er unerſchöpflich an Geiſt, Laune und Unterhaltungsgabe
enannt wird.

Nicht ſelten findet man auch Damen in den
eſ.zimmern. Gewöhnlich treibt ein unvorhergeſehener
latzregen ſie hinein. Ganz ungenirt fordern ſie ein
Zeitungblatt und leſen ſo lange, bis der Regen nach-
elaſſen hat.

Während meines Aufenthalts in Paris habe ich
aſt täglich ein Stündchen in einem Salon littéraire
ugebracht. Ich habe mich ergötzt an der Leſeluſt der
ranzoſen und zog Parallelen zwiſchen deutſchen und
anzöſiſchen Zeitungleſern. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß
as Reſultat meiner Vergleiche zu Gunſten der Letz-
ern ausfiel.

Ein franzöſiſcher Leſer iſt mir lieber, als zehn
eutſche. Der Franzoſe iſt für Scherz weit empfängli-
er, als der Deutſche. Wenn ein Witzſpiel nicht ganz
bgeſchmackt iſt, ſo goutirt er es. Er geht nicht mit
vielen Vorurtheilen, als der Deutſche, zu der Lecture.
hn kümmert nicht der Name des Verfaſſers, mag
ieſer Hinz oder Kunz heißen, mag ſein Name be-
annt oder unbekannt ſein, er lieſ't den Aufſatz auf-

merkſam durch und lobt und tadelt ihn nach innerer Ueberzeugung.

Ich habe in Paris die Beobachtung gemacht, daß es verſchiedene Gattungen von Zeitungleſern gibt. Das große Heer läßt ſich in folgende Legionen eintheilen:

1) in phlegmatiſche Zeitungleſer. Dies ſind ſolche, welche das Journal Sylbe für Sylbe durchleſen und es nicht eher aus der Hand geben, bis ſie es ganz ausgeleſen. Ob die Artikel fad oder intereſſant ſind, dies iſt ihnen ganz gleichgiltig — ihre Miene bleibt ſtets dieſelbe — trocken und ausdruckslos. Die phlegmatiſchen Zeitungleſer enthalten ſich aller Urtheile — ſie leſen blos, um zu leſen. Sie pflegen gewöhnlich Brillen zu tragen oder durch Loupen zu ſehen. Haben ſie ein Blatt durchbuchſtabirt, ſo putzen ſie ſich zuerſt die Brillengläſer damit, dann machen ſie ſich an, ein anderes Journal.

2) In ſanguiniſche Zeitungsleſer. Dies ſind ſolche, die das Journal nur überblicken, ſie leſen weiter nichts als die Ueberſchrift von den Aufſätzen. Nur aus der Ueberſchrift folgern ſie, ob der Artikel für ſie Intereſſe hat oder nicht. Im erſtern Falle wird er haſtig durchgeleſen, im letztern — überſchlagen. So ein ſanguiniſcher Zeitungleſer läßt in einer Stunde faſt alle Journale die Revue paſſiren. Dieſe Race von Leſern pflegt gewöhnlich ſehr elegant gekleidet zu ſein, ſie trägt Schnurrbart und Caſimirhoſen, Sporen und Seidentücher.

3) In choleriſche Zeitungleſer. Dies ſind ſolche, die das Journal ebenfalls nur flüchtig durchſehen, aber nicht auf die Ueberſchriften, ſondern auf die Unterſchriften Rückſicht nehmen. Hierher gehört die unausſtehliche Race der parteiiſchen Zeitungleſer. Sie ur-

theilt nach der Chiffre des Mitarbeiters. Sie moquirt ſich über Aufſätze, unter welchen die Initialbuchſtaben eines Mannes ſtehen, der ihm, der Himmel weiß aus welchem Grunde, verhaßt iſt. Mag der Aufſatz noch ſo geiſtreich ſein, die Race rumpft die Naſe und ſpöttelt darüber, weil die verhaßte Chiffre darunter ſteht. Sie würde den nämlichen Artikel ungemein witzig gefunden haben, wäre er mit einer andern Chiffre verſehen geweſen. Um den Leſern alle Vorurtheile zu benehmen, ſind die Zeitung-Redacteure in neuerer Zeit ſo klug geweſen, die Chiffres gänzlich wegzulaſſen. Sie thun aus mehr als einer Hinſicht ſehr gut daran. Jeder Aufſatz iſt weit intereſſanter, wenn es dem Leſer fremd bleibt, wer der Verfaſſer iſt. Dieſes Myſteriöſe erſtickt jedes Vorurtheil und leiht dem Aufſatze einen eigenen Reiz, eine eigene Anziehungskraft.

4) In melancholiſche Zeitungleſer. Dies ſind ſolche, welche die Zeitung als eine ſpaniſche Wand betrachten, hinter welcher ſie ungenirt thun können, was ſie wollen, d. h. eſſen, gähnen, nicken. u. ſ. w. Sie leſen höchſtens das Feuilleton, das Recenſionen über die neuen Theaterſtücke bringt und das Repertoir der Bühnen iſt.

Der größte Salon littéraire iſt in der Rue Richelieu Nr. 18. Der Entrepreneur dieſes Leſecabinets iſt der engliſche Buchhändler Galignani, in deſſen Verlage der Messenger und der Paris and London Observer erſcheint. Hier iſt das Depot von mehr als fünfhundert Zeitungen. Aus allen Welttheilen, aus allen Reichen und faſt allen Hauptſtädten findet man dort politiſche und belletriſtiſche Journale. Von deutſchen Blättern fand ich die Preußiſche Staatszeitung, den Hamburger Correſpondenten, die Allgemeine Zeitung, den Oeſterreichiſchen Beobachter, den Nürnberger Correſpondenten und das Stuttgarter Morgenblatt; ſonſt kein Einziges von der Unzahl der belletriſtiſchen Blätter, welche in Deutſchland vegetiren.

Bei Galignani geht es wie beim Thurmbau in Babel zu. Es herrſcht dort eine Sprachverwirrung ſonder Gleichen. Engländer, Italiener, Spanier, Deutſche, kurz Zeitungsleſer aus allen Ständen und Nationen ſind hier verſammelt.

Das Leſecabinet beſteht aus drei Zimmern; engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und deutſche Zeitungen liegen bunt durcheinander.

Hat man ſich ſatt geleſen, luſtwandelt man in dem Garten des Herrn Galignani, ſchlürft Eis und unterhält ſich comme-il-faut.

## 32.

## Die Viſitenkarten.

Er lebe hoch! Wer? Der Mann, der die Viſitenkarten erfand! Von allen Karten auf der Erde ſind die Viſitenkarten die nützlichſten. Man ſollte nicht glauben, was man Alles durch Viſitenkarten durchſetzen kann! Mit tauſend Billets de visite oder Clacquettes, wie ſie der Franzoſe nennt, kann man ſich gar Vieles in der Welt erſchleichen. Der junge Mann, der um Aemter ſollicitirt, muß hübſch an jedem Geburts-, Namens- und Feſttag eine Viſitenkarte an jeden großen Herrn abgeben; ſelbſt der Portier, der Kutſcher, der Kammerdiener Sr. Excellenz muß eine Clacquette erhalten. O! das nehmen dieſe Herren, welche ſo oft den Eingang zu einem Miniſter oder Präſidenten verſperren, ſehr gnädig auf. Auf keiner Karte dürfen die Buchſtaben fehlen, welche man als Symbole der Hochachtung betrachtet. Es gibt deren bekanntlich verſchiedene. Einer ſchreibt p. f. (pour féliciter), der Zweite p. f. s. d. (pour faire son devoir), der Dritte e. p. (en person), der Vierte p. r. s. h. (pour rendre ses hommages). Junge Leute, welche um Aemter oder andere Gunſtbezeugungen betteln gehen, werden ſehr gut thun, auf jeder Karte p. r. s. h. zu ſchreiben. Pour rendre ses hommages, ach das klingt ſo ſchön; das kitzelt ſo gewaltig die Eitelkeit des Empfängers, daß ſein Herz vor Freude wie Butter in der Sonne zergeht.

„Wenn Eener weeß, wie Eenen is,
Wenn Eener Eenen nimmt,
Wie weech Een' da um't Herze is,
Det weeß ick ganz beſtimmt.“

Und warum ſoll man nicht immer p. r. s. h. darunter ſetzen. Man kann dieſe vier Buchſtaben gar vielfach auslegen. P. r. s. h. kann auch heißen pour recevoir son hérédité (um ſeine Erbſchaft zu erhalten).

Was erſpart man nicht Alles durch eine Viſitenkarte?! Man braucht ſich nicht in der Antichambre der Excellenzen zu langweilen, man braucht nicht um einen paſſenden Glückwunſch verlegen zu werden. Man ſchickt durch ſeinen Jockei oder Stiefelputzer eine Karte an Seine Excellenz und damit iſt die Sache abgethan.

Je einflußreicher ein Mann iſt, deſto mehr Karten erhält er. Das ganze Heer der Supplicanten und Protectionsbettler legt eine Viſitenkarte als Opfer auf den Altar des großen Herrn nieder. Er nimmt ſie alle wohlgefällig auf, läßt eine Karte nach der andern durch die Finger gleiten, und merkt ſich gar gut diejenigen Leute, welche es verſäumt haben, durch die Abgabe einer Viſitenkarte ihre Ehrfurcht an den Tag zu legen. Leute, die keine Karten abgegeben, werden ſpäter bei jeder Gelegenheit zurückgeſetzt.

Was macht dann der große Herr mit dem Montblanc der Viſitenkarten. Er ſchenkt ſie ſeinem Söhnchen als Spielzeug oder gebraucht ſie zu Fidibus oder Spielmarken, manchmal auch zu Kaſſenanweiſungen, welche der Privatlehrer am Schluſſe der Lection erhält.

Die Mode, Viſitenkarten abzugeben, iſt jetzt ſchon ſo allgemein geworden, daß eine Köchin, wenn ſie eine ihrer Colleginnen, der ſie einen Beſuch abſtatten wollte, nicht zu Haus trifft, eine Karte zurückläßt. Jeder Stiefelputzer, jeder Nachtwächter, jeder Lampenanzünder führt jetzt Viſitenkarten in ſeiner Taſche.

Erſt geſtern zeigte mir eine vornehme Dame drei Viſitenkarten, die ihr Kammermädchen am Neujahrstag erhalten. Was ſtand darauf?

**Olimpia Katharina Gumprecht,**
Amme bei Geheimrath O.

**Carl Anaſtaſius Keil,**
Portier beim Ambaſſadeur Grafen von L . . .

**Jean-Pompée-Magloire-Evariſte Levoir,**
Jockei und wirklicher geheimer Mohr bei Sr. Durchlaucht
dem Fürſten von R.

Wenn ich einmal ein Amt haben will, ſagte ich zu der Baronin, ſo werde ich ſo frei ſein, mich an

Ihr Kammermädchen zu wenden. Die Dame hat bedeutende Connexionen: Die Amme des Geheimraths, den Portier des Ambaſſadeurs, den Jockei und erſten Mohr bei Sr. Durchlaucht. Wer dieſe Drei auf ſeiner Seite hat, kann in acht Tagen Hofrath ſein.

Die Baronin antwortete mir, daß ihre Kammerzofe ſchon manchem armen Teufel ein Unterkommen verſchafft; erſt geſtern hat ſie wieder von einem Vice-Supernumerar eine Bittſchrift erhalten, in welcher er ihr ſeine Zukunft und die precäre Lage, in der er ſich befindet, vertrauensvoll ans Herz legt. Mein Kammermädchen, fügte die Baronin lächelnd hinzu, ſetzt mehr durch, als ich. Sie iſt jung, ſchön, nachgiebig, encouragirt, ich bin weder das Eine noch das Andere.

Die geiſtreiche Frau zwang mir hier ein Compliment und das Gelübde ab, mich von nun an mit jedem Kammerzöſchen näher zu befreunden.

## 33.

## Das gefundene Stammbuch.

Es ſteht in der Bibel: „Suche, und Du wirſt finden." Ich habe nichts geſucht und doch ſchon Manches gefunden, — erſt vor Kurzem ein Strumpfband und vorgeſtern ein — Stammbuch.

Das Stammbuch ſcheint einer Dame zu gehören, denn es haben ſich mehr Männer als Frauen eingeſchrieben. Die Dame muß eine Sängerin ſein, denn faſt auf jedem Blättchen ſteht etwas von: Kehle und Philomele, von Kamöne und Schöne, von Roſenthallen und Nachtigallen. Es wäre indiſcret von mir, wenn ich Fragmente aus dieſem Stammbuch mittheilen möchte, um ſo mehr, da die meiſten Strophen von der Art ſind, daß ich es meinen Leſern nicht zumuthen kann, dieſen Klingklang zu leſen. Es ſei blos geſagt, daß ſich drei beruhmte Compoſiteure, ein ruhmlich bekannter Claviervirtuoſe, 13 franzöſiſche und deutſche Schauſpieler, 27 Zeitungſchreiber und 43 Militairperſonen eingeſchrieben haben, worunter ſich ein Graf von St...er, ein Baron K.....a und ein Fürſt T.........f befinden. Ich fuhre dies blos deshalb an, um der Dame, die dieſes Stammbuch verloren hat, Kennzeichen zu geben, daß es ihr gehöre!

Dieſer Fund hat mir wieder Stoff zu einem Zeitungartikel procurirt. Du ſiehſt, lieber Leſer, daß der liebe Herrgott nicht blos den Spinnern ihren Flachs, ſondern auch den Journaliſten ihren Stoff beſcheert.

Wer hat wohl das erſte Stammbuch angelegt? Die Geſchichte ſchweigt deshalb, weil ſie es nicht weiß. Es geht ihr ſo wie mir und tauſend Andern; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß Der, welcher zuerſt auf den Gedanken der Stammbuchblätter gekommen iſt, ein ſehr gemüthlicher Schafskopf muß geweſen ſein; denn er hielt Jeden, der ſich in das Stammbuch einſchrieb, für ſeinen Freund.

Die Mode hat ſich bis auf unſere Zeit fortgepflanzt, — in Deutſchland iſt jetzt aus dieſer Mode eine Manie geworden. Die Stammbuchwuth hat in dem letzten Decennium dergeſtalt um ſich gegriffen, daß unter 1000 Menſchen 999 ein Stammbuch haben.

Früher waren die Stammbücher ein Privilegium der vornehmen Welt, jetzt aber hat ſchon jeder Seifenpinſel-Dirigent, jeder Haarkräusler und Perrücken-Agent, jeder Hausknecht, jede Hebamme, ja jedes Milchweib ein Stammbuch.

Heute macht man eine Bekanntſchaft, morgen heißt es: „Sie müſſen ſich in mein Stammbuch einſchreiben.“

Es gibt jedoch verſchiedene Motive, welche uns zur Anlegung eines Stammbuchs beſtimmen.

Herr A. hat ein Stammbuch, blos um ſich das Fac simile von berühmten Männern einzuſammeln.

Herr B. hat ein Stammbuch, um die Impromptü, welche man in das Stammbuch geſchrieben, geſammelt als Blumenleſe herausgeben zu können.

Herr C. hat ein Stammbuch, um ſich mit den Leuten, die ſich eingeſchrieben haben, brüſten zu können.

In München habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein Stammbuch beſaß, das etwas corpulenter als das Corpus juris war. Die berühmteſten Staatsdiener, die angeſehenſten Gelehrten, die ausgezeichnetſten Künſtler prangten in dieſem Album. Ja ſogar des Königs Majeſtät hatte ſich in dies Stammbuch eingeſchrieben. Du ſtaunſt, lieber Leſer? Wiſſe — der junge Mann hatte ſich ſeine Stammbuchblätter ſelbſt geſchrieben. Alle Blumenleſen hatte er ausgeplündert, und unter jede Strophe oder Aphorisme den Namen eines berühmten Mannes geſetzt. Ce pauvre homme! Er ſtarb im Narren-Hospital.

Herr D. hat ein Stammbuch, um jedes einzelne Blatt ſeinen Schülern als Schönſchreibe-Vorſchrift vorlegen zu können. Gewöhnlich nimmt man ſich ſehr zuſammen, wenn man ſich in ein Stammbuch ſchreibt. Herr D. gibt Unterricht in der Kalligraphie und erſpart ſich dadurch die Mühe, Vorſchriften zu ſchreiben.

Herr E. hat ein Stammbuch, um mit der Zeit eine kleine Gemäldeſammlung herauszubringen.

Madame F. hat ein Stammbuch, um all' ihre Anbeter regiſtriren zu können. Auf der einen Seite ſteht ein ſchöner Vers vom Graf M., und auf der andern ein Verzeichniß, wieviel ſie an Hemden, Hauben und Kragen in die Wäſche gegeben hat.

Unlängſt war ich bei einer Dame, die ihre Stammbuchblätter zu Haarwickeln hergab. Ich darf mich darüber nicht moquiren, denn vor zwei Monaten habe ich aus den meinigen Fidibus gemacht. Was ſoll ein „Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht?“ Was ſoll ein „Leide, meide, hoffe?“ Wozu ſoll überhaupt die fade Stammbuch-Moral und der lächerliche Freundſchafts-Revers? Ich bedarf keines Stammbuchs, um das Andenken an meine Freunde in mir zu bewahren. Man kann wohl eine Geliebte, aber niemals einen Freund vergeſſen.

Ein Stammbuch iſt weiter nichts als ein ſinniger Unſinn, ein Pasquill auf die Freundſchaft, ein Rührei von Aberglaube und Selbſttäuſchung, eine poetiſche Harlekinsjacke, eine papierne Schellenkappe ohne den mindeſten Werth.

Ein Stammbuch kommt mir wie ein Spiel Karten vor. Die Blätter liegen bunt durcheinander. Da kommt die Coeur-Dame, dann ein Bube, ſodann wieder eine Dame und wieder ein Bube. Ein Blatt iſt roth, das andere iſt ſchwarz. Man ſpielt mit den Stammbuch, wie mit den Kartenblättern. Man miſcht ſie untereinander, man vertheilt und vergibt ſie manchmal.

Die Stammbuchblätter kommen mir zuweilen auch wie Waſchzettel vor. Himmel! Was für ein Gewäſch lieſ't man mitunter auf einem Stammbuchblatte?!

Auch mit den Aufenthaltskarten haben ſie etwas Aehnlichkeit. Man hält ſich darüber auf.

Offen geſagt. Ein Stammbuch äſtimire ich eben ſo wenig als einen Stammbaum, und wer vernünftig iſt, wird der nämlichen Meinung ſein.

### 34.

## Das Pfänderſpiel.

Wir ſtanden von der Tafel auf. Die Baronin von X., die Hausfrau, eine Wittwe zwiſchen vierzig und ſechzig Jahren, ſchlug, vermuthlich zur Verdauung, ein jeu innocent d. h. ein Pfänderſpiel vor. Der Herr Juſtizrath Bindfaden trug darauf an, daß „ſchwarzer Peter“ geſpielt werden ſolle. Das Spiel wurde aber mit achtzehn Stimmen gegen neun verworfen. Die Damen laſſen ſich weit lieber etwas weiß als ſchwarz machen. Herr Kammermuſikus Blashorn brachte ein Amendement an, doch auch dieſes ging nicht durch. Die Baronin ſchlug nun das „Fliegen oder nicht“ vor und ſiehe — es ward einſtimmig angenommen. Kennſt Du das Spiel, guter Leſer? Es iſt ſehr geiſtreich und ungemein unterhaltend. Jeder von den Mitſpielenden legt die Hände auf den Tiſch und Einer darunter ruft bald „Ochſen fliegen,“ bald „Gänſe fliegen“ u. ſ. w. Derjenige, der die Hand in die Höhe hebt, wenn der Ausrufer ein Thier fliegen läßt, das nicht fliegen kann, muß ein Pfand geben. Du ſiehſt, lieber Leſer, daß das Spiel nicht ganz leicht iſt, denn die Mitſpielenden müſſen die Naturgeſchichte kennen, um zu wiſſen, welche Thiere fliegen können und welche es nicht vermögen.

Wir ſetzten uns um einen Rundtiſch. Herr Lieutenant Schmarrenfeind übernahm aus eigenem Antriebe die Rolle des Ausrufers und Pfandeinſammlers. Ich hätte es lieber geſehen, wenn Herrn Rentier Bandwurm dieſe Function wäre übertragen worden; dieſer Herr weiß mit Pfändern ſehr gut Beſcheid.

Der Herr Lieutenant ſtreifte ſich die Aermel ſeiner Uniform auf und legte los.

Eſel fliegen! Niemand hob den Finger in die Höhe. Schafe fliegen! Auch dies ging ruhig ab. Karpfen fliegen! Halt! Fräulein von Bienenfeld, ich bitte mir ein Pfand aus, Sie haben die Finger in die Höhe gehoben. Es iſt wahr, das Fräulein that es! Ein klarer Beweis, wie gut es in der Naturhiſtorie bewandert iſt!

Krokodille fliegen! Zwei Damen mußten Pfänder geben. Menſchen fliegen! Ich war zerſtreut und hob meine Hand. Ein Pfand, ein Pfand, ſchrie die ganze Tafelrunde. Menſchen fliegen nicht, ſagte der Rentier und fing zu lachen an. O ja, erwiederte ich, ſie fliegen manchmal — an die Wand. Das nützte nichts, ich mußte ein Pfand hingeben. Es ging weiter!

Ochſen fliegen! Jetzt mußte Herr Rentier ein Pfand herausrucken. Er gab dem Lieutenant eine goldene Tabatiere. Verlieren Sie ſie nicht, ſagte er zu dem Pfandeinſammler. — Sein Sie unbeſorgt, lieber Herr Bandwurm, die Doſe wird nicht fortkommen.

Maikäfer fliegen! Blutigel fliegen! Gänſe fliegen! Bei dem Letzten hob die Baronin ihre Hand in die

Höhe. Ich bitt' mir ein Pfand aus, gnädige Frau! — Gänſe fliegen nicht, meinte die Freifrau. — O ja, meine Gnädige, erwiederte der Lieutenant. —

Es entſpann ſich nun ein hartnäckiger Streit, ob Gänſe fliegen können oder nicht. Man wählte meine Wenigkeit zum Schiedsrichter. Es iſt hier die Frage, ſagte ich zum Herrn Lieutenant, ob Sie Gänſe mit oder ohne Federn meinen? Mit Federn, das verſteht ſich von ſelbſt. — Meinen Sie ſolche Gänſe, welche Gänſefedern, oder ſolche Gänſe, welche Reiherbüſche, Schwanenfedern oder Marabouts tragen? — Ich meine Gänſe mit Gänſefedern. — Die fliegen allerdings, die gnädige Frau müſſen ein Pfand geben. Die Baronin nahm einen brillantenen Ohrring ab. Sie hätte ihr Schnupftuch zum Pfand geben können, wollte aber bei dieſer Gelegenheit die ſchönen Demanten ihres Ohrrings bewundern laſſen. Ach, dieſer Ohrring iſt wunderſchön gearbeitet, ſagte der Lieutenant. — Sind dieſe Steine echt, fragte der Rentier. Die Baronin machte eine Miene, wie ein Hausknecht, der zehn Jahre kein Trinkgeld bekommen hat. — Die Ohrringe koſten 600 Thaler, mithin werden ſie wohl echt ſein. — Dies iſt kein Beweis, Frau Baronin, (ſagte ich) es koſtet uns Manches in der Welt enorme Summen und der Gegenſtand, für den wir ſie vergeuden, iſt trotzdem falſch. Dieſer Witz jagte plötzlich das Roth von der Wange meines Nebenmannes.

Nach Verfluß von einer halben Stunde waren zwölf Pfänder eingegangen. Nun ging's ans Auslöſen. Was ſoll dieſes Pfand thun, das ich in meiner Hand habe? ſo fragte der Lieutenant. — Es ſoll Schinken ſchneiden, ſagte die Baronin.

Wem gehört das Perſpectiv, fragte der Lieutenant. — Das Pfand gehörte mir.

Ich ſtand auf und recitirte die ſchönen geiſtreichen Verſe:

Ich ſchneide, ſchneide Schinken,
Wen ich lieb' hab', werd' ich winken.

Ich hätte gern dem ſchönen Gänschen, das vorhin die Karpfen fliegen ließ, einen freundſchaftlichen Wink gegeben. Die Baronin würde mir's aber übel genommen haben. Der verdammte **Bon-ton** legte mir die Pflicht auf, die Hausfrau zu rufen.

Ich gab ihr einen Kuß! Ich muß Dir ſagen, holde Leſerin, daß ich ein großer Freund vom Küſſen bin; aber Pfänderküſſe wollen mir durchaus nicht munden; ſie gleichen einer Suppe ohne Salz.

Die Arbeit war vollbracht, der Kuß war gegeben. Die Frau Baronin winkte den Lieutenant zu ſich. Der junge Mann mußte ſich ebenfalls Gewalt anthun, — es war gelungen das Werk der Liebe.

Was ſoll dieſes Pfand thun, das ich in meiner Hand habe?

Es ſoll Speck ſchneiden, ſagte die Frau Baronin. Der Lieutenant zeigte den Ohrring, die Baronin declamirte:

Ich ſchneide, ſchneide Speck,
Wer mich lieb hat, holt mich weg.

Zwei göttliche Verſe à la Heinrich Stieglitz! Der **Bon-ton** verlangte, daß alle männlichen Gäſte auf die Hausfrau losſtürzten; ich mußte ebenfalls um dieſen Kuß concurriren. Dem Himmel ſei Dank, der Herr Lieutenant hat mir den Preis vom Munde weggeſchnappt. Der liebe Herrgott vergelte es ihm! Der Lieutenant wurde von dem Fräulein von Bienenfeld, das Fräulein von mir, ich von der Demoiſelle Bellange, einer Künſtlerin, die Künſtlerin von einem Referendarius weggeholt. Da weniger Damen als Herren in der Geſellſchaft waren, ſo blieben mehrere Chapeaux übrig, die nicht geküßt wurden.

Was ſoll dieſes Pfand bedeuten, das ich in meiner Hand habe?

Wenn es ein Mann iſt, dem das Pfand gehört, ſo ſoll er zehn Minuten auf einem Fuß ſtehen, wenn es aber eine Dame iſt, ſo ſoll ſie fünfundzwanzig Mal um den Tiſch herumlaufen, ſagte die Baronin. Nicht wahr, das iſt etwas Neues, meinte ſie und that ſich nicht wenig auf dieſen Einfall zu gut.

Die Doſe (ſchrie der Lieutenant). Herr Rentier Bandwurm, haben Sie die Güte, zehn Minuten lang auf einem Fuße zu ſtehen.

Das kann ich nicht, Herr Lieutenant, ich falle um. — Sie müſſen es können, Herr Rentier, ſonſt bekommen Sie die Tabatiere nicht zurück. — Und wenn ſich die ganze Geſellſchaft auf den Kopf ſtellt, ſo ſtelle ich mich doch nicht auf einen Fuß, ich verliere die Balance, kann hinfallen und mir ein Bein brechen. — Das iſt uns ganz egal, Herr Rentier, Sie müſſen thun, was Ihnen geheißen wird, ſonſt darf ich das Pfand nicht zurückgeben.

Der Herr Rentier hätte eher Steine verſchluckt, als die goldene Doſe in Verfall gerathen laſſen. Er ſtellte ſich alſo auf einen Fuß. Das koloſſale Kameel ſah wie ein deſperater Windmühlflügel aus; Alles fing heftig zu lachen an. Nach zwei Minuten verlor er die Balance und — ſetzte ſich nieder. Der Lieutenant gab ihm die Doſe zurück; der Rentier ſah nach, ob noch der Taback drin war. Zum Glück ſah dies der Lieutenant nicht, der mißtrauiſche Handelsmann wäre ſonſt in eine ſchöne Küche gekommen.

Was ſoll dieſes Pfand bedeuten, das ich in meiner Hand habe?

„Es ſoll eine Brücke bauen.“

Der Handſchuh gehört Ihnen, liebes Fräulein von Bienenfeld, ſagte der Lieutenant.

Ich baue! Was? Eine Brücke? Wieviel Balken brauchen Sie dazu? Einen! Wer ſoll dieſer Balken ſein?

Das Fräulein wählte mich. Wie ſüß iſt es, ein Balken zu ſein?! Ich gab dem Fräulein in der Schnelligkeit zwei Küſſe. Nun fing ich an! Ich baue! Was? Eine Brücke? Wieviel Balken brauchen Sie? Gern hätte ich nur zwei haben wollen, aber der vermaledeite Bon-ton dictirte mir, ein halb Dutzend zu verlangen. Ich wählte — was blieb mir anders übrig als Mann von Welt — die Hausfrau. Unter vier Augen sei es geſagt, daß ich die Baronin um einen Kuß betrogen habe, ich gab ihr — blos fünfe.

Was ſoll dieſes Pfand bedeuten, das ich in meiner Hand habe?

„Es ſoll Jedem in der Geſellſchaft etwas Schönes ſagen.“

Der Handſchuh gehörte dem Referendarius. Die Aufgabe war nicht leicht, er zog ſich ziemlich gut aus der Affaire. Zu der Hausfrau ſagte er: — Es fällt die Wahl ſchwer, ob man Ihrem Witz oder Ihrer Anmuth den Vorzug einräumen ſolle. Die Baronin fühlte ſich unendlich geſchmeichelt und lud ihn auf morgen Mittag ein. „Wollen Sie morgen mein Gaſt ſein?“ — O ja, warum nicht!

Das Pfandauslöſen dauerte noch eine volle Stunde.

Mit jeder Minute wuchs, wie Du Dir leicht denken kannſt, meine Langeweile.

Um 11 Uhr war das Spiel zu Ende. Ich ſage Dir: man kann ſich nirgends ſo gut, ſo an- und vollſtändig ennuyiren, als bei Pfänderſpielen. Jenen Abend werde ich ſo bald nicht vergeſſen.

## 35.

## Der größte Ochs.

Du mußt ihn ſehen! — Wen? Den größten Ochſen? — Wo kann man ihn ſehen? — In Berlin! — In welcher Straße? — In der Königsſtraße!

Ich hab' ihn geſehen, lieber Leſer, und muß geſtehen, daß er meine Erwartungen bei weitem übertroffen hat. Ich habe in meinem Leben ſchon ſehr viel Ochſen geſehen, ich ſchmeichle mir, einige kennen gelernt zu haben, die ſehr bedeutende Ochſen waren; aber gegen dieſen Ochſen ſind alle übrigen Ochſen nur Oechslein!

Ohne Uebertreibung, dieſer Ochs iſt kein gewöhnlicher Ochs; er iſt unſtreitig der größte unſers Jahrhunderts. Er iſt aber nicht blos ſtark, ſondern auch wohlthätig. Der Ochs iſt, bei Licht betrachtet, kein Ochs, ſondern ein Menſchenfreund, wie's wenige auf dieſer Erde gibt. Er läßt ſich zum Beſten der Armen für Geld ſehen. Sag', theurer Leſer, iſt das nicht ein philanthropiſcher Ochs, ein wohlthätigkeitsliebender Ochs, ein gemüthlicher Ochs, ein weich- und hochherziger Ochs???

An allen Straßenecken klebt jetzt der Anſchlagzettel, daß ſich dieſer Ochs aus reiner Wohlthätigkeitsliebe für Geld ſehen läßt. Der Ochs iſt in Lebensgröße abgemalt, und ſchon das Portrait des Ochſen ſtößt jedem Vorübergehenden eine unbegränzte Ehrfurcht ein.

Der Ochs iſt kein aufgeblaſener Ochs; es iſt ein anſpruchsloſer, billiger Ochs. Wer einen Silbergroſchen zahlt, kann die Ehre haben, dem Ochſen ſeine Aufwartung zu machen. Er ertheilt zu allen Stunden des Tages Audienz, er iſt ſehr herablaſſend und ſtößt nicht.

Und wäre der Eintrittspreis auf einen Ducaten feſtgeſetzt geweſen, ich hätte dieſen Ochſen ſehen müſſen. So ein großes Thier ſieht man nicht alle Tage. Man begegnet zwar in jeder Minute einem Ochſen, aber was iſt das für ein Ochs? Ein gewöhnlicher, d. h. ein ſtolzer, aufgeblaſener, eigendünkeliger, herz- und mitleidsloſer Ochs, der ſich nicht für Geld und nicht zum Beſten der Armen ſehen läßt.

Als ich eintrat, erfaßte mich ein ehrfurchtsvoller Schauer — ich ſah den Größten unſerer Zeit vor mir und machte deshalb ſechs tiefe Verbeugungen.

Ich ſah ihn an, er ſah mich an, wir ſahen uns gegenſeitig an — ach, es war eine ochſig-rührende Scene. Spötter könnten ſagen, daß zwei der größten Geiſter unſeres Säculums hier zuſammen kamen. Ich verſtehe Spaß und würde blos dies hinzufügen:

Les beaux-esprits se rencontrent. Fünfviertel Stunden betrachtete ich ihn. Es fiel mir bei ſeinem Anblick gar Manches ein. Ich dachte ſo, wenn jeder Ochs die Gewogenheit haben möchte, ſich für Geld zum Beſten der Armen ſehen zu laſſen, ſo könnte ſo viel eingehen, daß aus den armen Teufeln ſteinreiche Nabobs werden möchten. Ich dachte ferner, daß mancher Kluge ſich für einen Ochſen ausgeben ſollte, damit er angeſehener werde als er jetzt iſt. Ich dachte mir noch viel und mancherlei, das behalte ich aber für mich.

Parole d'honneur, ich will keinem Ochſen nahe treten, ich will keines Ochſen Verdienſte ſchmälern, aber frei muß ich's bekennen, daß mir noch kein Ochs auf dieſer Erde ſo viel Hochachtung und Verehrung abgezwungen hat, als dieſer. Sein Anblick hat mich dergeſtalt begeiſtert, daß ich in einem halben Stündchen acht Sonnette auf ihn improviſirt habe. Ich ſtellte Vergleiche zwiſchen ihm und andern Ochſen an, alle fielen zu ſeinen Gunſten aus. Fürwahr, dieſer Ochs iſt ein großartiges Vieh, ein Ochs sans comparaison, ein Ochs, mit dem kein anderer Ochs in die Schranken treten darf. Er iſt der Montblanc, der Rieſe unter den europäiſchen Ochſen — hoch ragt er über Alle ſeines Gleichen, wie Herr X. Y. Z. über alle deutſche Journaliſten empor.

Nichts iſt in der Welt vollkommen, ſelbſt ein Ochs iſt es nicht. Ewig Schade, daß er weder ſprechen, ſchreiben, noch leſen kann. Hätte der Ochs ſprechen können, ſo würde ich mich ſehr lange mit ihm unterhalten haben, denn ich bin feſt überzeugt, daß dieſer Ochs mehr Geiſt als mancher Andere beſitzt. Hätte er ſchreiben können, ſo würde ich ihn fußfällig erſucht haben, ſeine Memoiren herauszugeben. Die Lebensgeſchichte eines ſolchen Ochſen müßte ſehr intereſſant ſein, und jeder deutſche Buchhändler würde ſich augenblicklich bereitwillig finden laſſen, dieſe Memoiren in Verlag zu nehmen. Wäre nicht: „Memoiren des größten Ochſen unſerer Zeit" ein lockender Titel? Würde nicht Jeder dieſes Buch leſen wollen? Hätte der Ochs ſchreiben konnen, ſo würde ich mir blos ſeinetwegen ein Stammbuch angelegt und ihn händefaltend erſucht haben, ſich in daſſelbe einzuſchreiben. Hätte der Ochs leſen können, ſo würde ich ihm die Gedichte, welche ich auf ihn verfaſſen will, überreicht und ihm noch obenein mein neueſtes Werk dedicirt haben. Das große Vieh würde dieſe Aufmerkſamkeiten gewiß hoch aufgenommen und ſie ſonder Zweifel generös — ochſig generös belohnt haben.

Als ich mich ſatt geſehen hatte, machte ich wiederum ſechs tiefe Bucklinge, empfahl mich ſeinem Wohlwollen und ſchied — begeiſtert und gerührt!

Du mußt ihn ſehen, lieber Leſer! Verſäume es nicht! Du thuſt ein gutes, wohlthätiges Werk und lernſt zu gleicher Zeit den größten Ochſen kennen. Dieſe Wonne iſt mit einem Silbergroſchen nicht zu theuer erkauft! Nicht alle Tage läßt ſich ein Ochſe fur dieſes Lumpengeld ſehen. Du mußt manchmal 10 und 20 Silbergroſchen bezahlen, und ſiehſt nur einen Ochſen en miniature, en détail, dort aber, wohlwollender Leſer, ſiehſt Du einen Ochſen en gros!

Heute früh habe ich ihm meine Karte geſchickt mit den Buchſtaben: p. r. s. h. (pour rendre ses hommages.) Folge mir und thue es ebenfalls, denn glaube ſicherlich: „Es iſt ſehr vernünftig, wenn man ſich mit jedem Ochſen auf einen freundſchaftlichen Fuß ſtellt, und wenn man es mit keinem großen Thier verdirbt.“

## 36.

## Demoiſelle Alphonſine.

Sie wohnte in der **Rue St. Honoré Nr.** . . .,
m zweiten Stockwerk. Ihr gegenüber logirte auf
leicher Erde ein junger Garde-Capitän, im erſten
Stockwerk wohnte ein reicher Lord, im zweiten ein an-
eſehener Journaliſt und im dritten ein ausgezeichneter
Maler.

Faſt täglich beſuchte ich den Journaliſten und faſt
desmal ſah ich mit ihm ein halb Stündchen zum
enſter hinaus, mich ergötzend an dem Buntgewühl
r Menſchen, das hier vorüberwogte.

Eines Morgens gewahrte ich ein wunderholdes
eibliches vis-à-vis, das ſich zum Fenſter hinauslehnte.
s war ſchon eilf Uhr, die Dame befand ſich aber noch
Negligé. Eine battiſtene Morgenbluſe, mit feinen
londen verziert, wurde am Halſe von einem blau-
denen Barège-Tuch in Zaum gehalten. Auf dem
adonnen-Köpfchen ſaß eine allerliebſte Spitzenhaube,
lche die ganze Stirn bedeckte. Die Geſichtszüge die-
Dame beſaßen ein je ne sais quoi, das jedes Auge
feſſeln im Stande war.

Wer iſt die ſchöne Dame? fragte ich meinen
eund. Sängerin bei der **Académie royale**, ant-
rtete er, ſie heißt Alphonſine und gehört zu den
blingen des Publikums. Ein vielbegabtes Talent,
r auch eine ausgezeichnete Kokette, „une archi-
quette, le Pic de toutes les coquettes sur la terre.“
an darf ſagen, daß ſie ſich mehr durch die Künſte
r Koketterie als durch ihr Talent die Gunſt der
riſer errungen hat. Sie liebäugelt mit jedem
ockwerk dieſes Hauſes. Mit dem Parterrebewohner

kokettirt ſie aus Liebe, wenn auch nicht aus wahrer Liebe, doch aus Zuneigung; mit dem Lord in der Bel-Etage kokettirt ſie aus Habſucht; mit mir entweder aus Furcht oder Eitelkeit; mit dem dritten Stockwerk aber entweder aus Spaß oder Langeweile. Sehen Sie, wie oft ſie jetzt zu mir herüberblickt?

— Ich muß geſtehen, daß Sie Recht haben. Sie iſt reizend ſchön!

— Das ſag' ich auch.

— Beſuchen Sie ſie zuweilen?

— Nie! Sie ſpielt die Spröde, die Kalte.

— Sie reißen ſie doch herunter?

— Jedesmal! Wenn man ſpröde Schauſpielerinnen kirre machen will, muß man ſie erſt einige funfzig Mal tüchtig herunterreißen und dann erſt —

— Ein klein Wenig loben; das iſt auch meine Maxime geweſen. Wenn ſie aber die Spröde ſpielen will, darf ſie auch nicht liebäugeln.

— Es gibt Tage, wo ſie mich gar nicht anſieht und Tage, wo ſie ſo zärtliche Blicke mir zuwirft, daß ich ſchwören möchte, ſie empfinde daſſelbe für mich, was ich für ſie empfinde. Durch dieſen launenhaften Wechſel macht ſie mich ganz confus, ich wohne ſchon funfviertel Jahre hier, wir kokettiren ſchon dreiviertel Jahre zuſammen, ich weiß aber noch immer nicht, woran ich bin.

— Iſt ſie auf Ihr Blatt abonnirt?

— Ja wohl; ſie thut aber, als ob ſie es gar nicht lieſ't.

— Das thun alle Schauſpielerinnen.

— Sehen Sie nur, jetzt guckt der Lord zum Fenſter hinaus. Nun liebäugelt ſie wieder mit dem Engländer.

— Bewohnt er ſchon lange die Bel-Etage?

— Erſt ſeit acht Tagen. Er ſoll blos deshalb in dies Haus gezogen ſein, um mit Dlle. Alphonſine eine Liaiſon anzuſpinnen.

— Er iſt Lord, mithin wird ihm dies nicht ſchwer fallen.

— Sie irren ſich, Freund. Einen Lord laſſen unſere Künſtlerinnen noch länger als jeden Andern zappeln. Sie wiſſen, daß Seine Herrlichkeit um ſo aufmerkſamer iſt, je länger ſie die Kalte, die Tugendhafte und Unzugängliche ſpielen.

— Wen grüßt ſie jetzt ſo freundlich?

— Den Garde-Capitän, der auf ebener Erde wohnt. Er geht zu ihr.

— Der Mann iſt vermuthlich ſehr vermögend?

— Bewahre! Er iſt ein Schwärmer, der ſie bald in dieſem, bald in jenem Journale, bald unter dieſem, bald unter jenem Namen beſingt. Jetzt liegen ſie Beide am offenen Fenſter. Sehen Sie nur, wie trunkene Blicke der Herr Capitän ganz verſtohlen nach ihrem vollen Buſen ſchickt, der aus der Morgenbluſe hervorzubrechen droht.

— Was wird der Lord im erſten Stockwerk dazu ſagen?

— Er wird dadurch nur noch erpichter auf ſie. Wenn eine Kokette Jemanden in ihr Netz locken will, ſo thut ſie in ſeiner Gegenwart mit einem Andern ſehr freundlich. Das iſt eine weibliche Kriegsliſt, die nur ſelten ihre Wirkung verfehlt.

— Ein ſolches vis-à-vis iſt nicht mit Geld zu bezahlen. Einem Satyriker gibt es Stoff zu unzähligen Betrachtungen.

— Da haben Sie Recht. Dlle. Alphonſine hat mir ſchon zu manchem Bilde ſitzen müſſen.

— Sie werden es dadurch ganz mit ihr verderben.

— Ich muß ſie ganz mürbe machen, dann iſt oft nur vom bitterſten Haß bis zur wärmſten Liebe ein einziger Schritt.

Mein Freund zog ſich zurück und begann ſeine Toilette, ich blieb am Fenſter.

Das Liebäugeln muß jener Dame zur zweiten Natur geworden ſein, ſie fing auch mit mir zu kokettiren an. Ich ſetzte meine Vatermörder zu recht, ſtrich mir die Haare in die Höh' und that ein Gleiches.

Bald darauf beſuchte ſie ein junger Mann, der ihr ſchon auf der Straße einige Kußfinger hinauf warf.

Nach einigen Minuten lagen alle Drei am Fenſter; rechts der Garde-Capitän, links der junge Merveilleur, und in der Mitte die reizendſchöne Alphonſine. Um ihre weiße Hand zu zeigen, die bisher in einem zerplatzten Glacé-Handſchuh eingeſperrt war, um den Lilienſchnee derſelben ins rechte Licht zu ſtellen, wühlte ſie mit dieſer Hand in dem ſchwarzen Lockenkopf des jungen Mannes herum, und that gerade ſo, als ob ſie an der Friſur etwas auszuſtellen hätte.

Ich kann mir denken, wie dem Lord zu Muth geweſen ſein muß, als er dies geſehen hatte. Mein Freund mußte ans Fenſter kommen, um mir zu ſagen, wer der Schwarzkopf ſei, der hinzugekommen war.

Es iſt ein Mitarbeiter des Figaro, ſagte er, und ging wieder zur Toilette.

Hm, dachte ich bei mir, auch unſere deutſchen Künſtlerinnen nehmen Beſuche von ihren Adorateurs an, auch in Deutſchland macht mancher Recenſent einer Sängerin oder Tänzerin die Cour, dies geſchieht aber bei verſchloſſenen Thüren, unter vier

Augen. Jn Paris treibt man dies Alles we genirter, bei offenen Fenſtern, vor den Augen Wahrlich, wir Deutſche ſind doch in der Cultur ſehr zurück.

Ich hätte noch länger dieſes bewegliche Tri am Fenſter beobachtet, wenn nicht ſchon das Ca meines Freundes wäre angeſpannt geweſen, d und mich bald darauf nach dem Bois de Bo brachte.

Die Pariſer Journaliſten leben wie Ge Frankreich; faſt Alle führen ein großes Haus, in Saus und Braus und machen einen ecla Aufwand.

Mein Freund hatte, wiewohl er nur gar ſechs Zimmer, eine Villa in Montmorency, ein C let, zwei Reitpferde und einen kleinen Jokey, d für einen Mulatten ausgab.

Wir fuhren zuerſt zu Tortoni, nahmen dort Becher Glace zu uns und kutſchirten dann na Boulogner Hölzchen, das mir an dieſem Tag eine große Reitbahn vorkam, in welcher Damen lernen.

## 37.

## Die Reitſtunde.

„Welche Luſt gewährt das R

. . . . Er führte mich zu Franconi's. Jm großen Cirque olympique, auf dem Bouleva Temple, wird in den Vormittagsſtunden, drei M der Woche, von geſchickten Stallmeiſtern Unterric Reiten und Voltigiren ertheilt.

Als wir in die Manège eintraten, galoppirten bereits drei Damen und zwei Mal ſo viel Herren in dem weiten Kreis herum. Noch nirgends fand ich ſo allerliebſte und gewandte Reiterinnen und ſo ſtattliche, gut dreſſirte Roſſe als bei Franconi.

Das war für mich ein intereſſantes Spectakel; denn eine reitende Dame hat für mich etwas ungemein Anziehendes; ich finde jede Schöne noch einmal ſo ſchön, wenn ſie zu Pferde ſitzt . . . .

Mag man immerhin einwenden, daß ſich das Reiten keineswegs mit der weiblichen Zartheit und Delicateſſe vertrage — ich, für meinen Theil, kann es keiner Dame verargen, wenn ſie das Reiten liebt.

In der Seineſtadt iſt es jetzt zur Manie geworden. Jeder Herr und jede Dame, die zur Beau monde gehören wollen, müſſen reiten können. Reiten gehört zum Bonton, mithin muß es ein Jeder lernen, der auf dieſe Eigenſchaft Anſpruch machen will.

Ganz beſonders ſind die Damen darauf verſeſſen. Jede Dame fühlt ſich unglücklich, wenn ſie ſich nicht zu Pferde zeigen kann; der Freier, der um ihre Hand anhält, muß, wenn er ſie zur Frau erhalten will, darthun können, daß ſeine Vermögensumſtände es erlauben, ſeiner Zukünftigen ein oder zwei Reitpferde zu halten. Die Frau zeigt ihrem Gemahle nur dann ein freundliches Geſicht, wenn er ihr ein Reitpferd ſchenkt. Die Damen müſſen wohl deshalb ſo reitluſtig ſein, weil ſie wiſſen, daß ſie ſich in Reitkleidern und zu Pferde noch einmal ſo gut ausnehmen, als zu Fuße.

Man kann ſich nicht denken, wieviel Sorgfalt die Pariſerinnen auf ihren Reitſtaat legen. Ihre Coſtüme ſind daher, wenn auch mitunter etwas barock, dennoch ſehr geſchmackvoll.

Unter den Damen, welche im Cirque olympique Reitſtunde nahmen, befand ſich die Fürſtin Ney von der Moskwa, die Tochter des jetzigen Premierminiſters Lafitte. Sie trug eine lange, ſchwarzſammtene Robe und eine blauſeidene Schärpe mit kleinen Silbertroddeln. Auf dem ſchön friſirten Haupte ſaß ein ſchwarzer Männerhut mit einem grünen Schleier, der über die Schulter hinabging. Die dunkelblaue Cravatte mit den krauſen Vatermördern, ſtanden dem Geſichtchen ganz vortrefflich. An der Bruſt hing ein einfaches Lorgnon und aus der Seitentaſche der Robe guckte der Zipfel ihres geſtickten Schnupftuches hervor.

Sie ritt einen herrlich ſchönen, prachtvoll geſchirrten Schimmel. Das muthige Roß ſchien es zu wiſſen, daß es eine der ſchönſten Frauen von Paris auf ſeinem Nacken trage, mit ſtolzer Miene blickte es um ſich, es war ganz kirr und dabei doch feurig.

Die junge, reizendſchöne Fürſtin iſt eine ausgezeichnete Reiterin. Baptiſte Loiſet, Luigi Calpeſtri und Gott weiß wie die andern Matadore der edlen Reitkunſt heißen, keiner von ihnen könnte ſchöner und ſicherer zu Pferde ſitzen, als Madame la Princesse. Wie wohl ſchon Meiſterin im Reiten, beſuchte ſie, der Uebung halber, noch zuweilen die Manège.

Mit einer zierlichen Reitgerte in der linken Hand, galoppirte ſie, ohne die Zügel des Roſſes zu halten, durch den Circus. Und als das Pferd auf den Wink der Herrin Halt machte, zog ſie ſich den Handſchuh aus, holte aus ihrer Seitentaſche einige Stücke Zucker hervor, reichte ſie dem Pferde, das ihn mit vieler Grazie aus der Hand nahm und während es ſich an der Süßigkeit delectirte, ſtreichelte die Fürſtin mit ihrer ſchönen Hand ſeinen hohen Hals und ſeine zierlich geflochtenen Mähnen.

Wenn Frauen reiten, die jung und ſchön ſind, ſo finde ich dies, wie geſagt, ſehr intereſſant. Nichts iſt aber lächerlicher, als alte Damen auf einem Reitpferd zu ſehen.

Von dieſer Qualität war eine bejahrte Vicomteſſe in der Manège.

Die kleine, dicke Dame ſtak in einer ungeheuer langen Robe von himmelblauem Tuche. Auf dem antiken Kopfe mit den ypſilantifarbigen Wangen ſaß ein weißer Caſtorhut mit vielen Federn geſchmückt. Auch ſie trug Manchetten, Cravatte und Vatermörder, denn es gehörte zur Mode. In dieſem Reitanzuge ſah Madame la Vicomtesse wie die Careau-Dame auf den franzöſiſchen Karten aus; ich hatte noch niemals eine ridiculere Carricatur geſehen. Als Vogelſcheuche wäre die Marquiſe eine ſehr vortheilhafte Acquiſition geweſen und auch Maler hätten in ihr ein ſauberes Modell gefunden.

Die Pferde kennen ihre Reiter. Anders geht das Roß, wenn eine junge Frau, anders, wenn eine Matrone auf ihm ſitzt.

Das Pferd der Vicomteſſe ſchien ſehr verdrüßlich zu ſein, es ſchnaubte, als ob es ſeine Naſe in ein Faß Cayenne-Pfeffer geſteckt, bald bäumte es ſich, bald ſchlug es mit den Hinterfußen aus. Wollten die Frau Marquiſe galoppiren, ſo ging es in langſamem Schritt und wollte ſie in langſamem Schritt reiten, ſo fing es zu galoppiren an und lief dann dergeſtalt en pleine carrière, daß die Dame beinahe einen Purzelbaum geſchoſſen hätte.

Sie gab ſich alle erdenkliche Mühe, das hartnäckige Pferd zur Raiſon zu bringen. Mehr als zehn Mal ſtreichelte ſie die Mähnen des Goldfuchſes und ſprach: Fi donc, Achilles, tu es méchant aujourd'hui, sois sage, mon bijou! Achilles ließ ſich aber gar nicht begütigen, und ſo kam es, daß Mad. la Vicomtesse einige Male sub rosa ausgelacht wurde. Sie merkte dies und verließ bald darauf die Manège.

Später kam eine Sängerin und eine Tänzerin aus der großen Oper hinzu. Sie ſaßen auf hohen Pferden, ſchön coſtumirt; ihre Suite beſtand aus jungen Herren, die ihnen den Hof machten.

Da jetzt vier Damen und vier Herren zugegen waren, welche ſchon ausgelernt hatten und blos deshalb die Manège beſuchten, um ſich bewundern zu laſſen, ſo ſchlug der Stallmeiſter eine Quadrille vor.

Die Paare ordneten ſich. Die Fürſtin Ney und ein junger Obriſt bildeten das erſte, die Comteſſe B. und ein Legationsſecretärchen bildeten das zweite, die Sängerin und ein Journaliſt das dritte, die Tänzerin und ein junger Lord das vierte Paar der reitenden Quadrille.

Vier Leute machten Muſik auf dem Balcon, die Quadrille begann. Der Stallmeiſter ſtellte ſich auf ein Gerüſte und commandirte: chassez en avant, chassez en derrière, chassez à droit, chassez à gauche. Die Touren gingen trefflich von Statten, auch die Chaine à quatre und die große Chaine ließ nichts zu wünſchen übrig. Die Pferde ließen ſich ſo gutmüthig von den Reitern lenken, daß es eine Freude war, den Tanz mit anzuſehen. Die Zuſchauer ſaßen im erſten Range, ſahen mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und applaudirten aus vollen Kräften, als ſich die Quadrille ihrem Ende näherte.

Die Herren und Damen ritten dann in Geſellſchaft durch die Rue Richelieu. Alle Fenſter wurden aufgeriſſen. Man ſah hinaus — und wer ſich kannte, grüßte ſich gegenſeitig. Manch' ſchönes Kind zog mißmüthig ſein Köpfchen zurück, bedauernd, daß es nicht ebenfalls durch die Straßen reiten und auf dieſe Weiſe Aufſehen erregen könne.

Da ich mich in der Manège ganz herrlich unterhalten hatte, beſuchte ich mehrere Male mit meinem Freunde (der ebenfalls bei Franconi Unterricht nahm), die Reitſtunde, und faſt jedes Mal fand ich dort eine angenehme Unterhaltung.

Holde, liebenswürdige Leſerin, wenn Du vielleicht geſonnen ſein ſollteſt, auf mich einen Eindruck zu machen, ſo ſetze Dich auf ein hohes Pferd, hülle Dich in ein ſchönes Reitcoſtüm, und reite, wenn Du ſo gut ſein willſt, an meinem Fenſter vorüber. Dann, glaube mir, kann ich Dir durchaus nicht widerſtehen; Du haſt mein Herz dann überritten und beſiegt liege ich alsdann zu Deines Roſſes Hufen.

## 38.

## Das Publikum.

„Ich bitt' Dich, nimm es ja nicht krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum."

Publikum? Kannſt Du mir wohl ſagen, was dies für ein Geſchöpf iſt? Iſt es eine Pflanze oder iſt es ein Thier.

Ich habe ſchon Millionenmale von einem Publikum ſprechen hören; leider habe ichs aber noch niemals geſehen. Wo ſteckt es denn, wie ſieht es denn aus? Speiſ't es bei Jagor oder bei Philippſohn? Beſucht es die Conditorei von Stehely oder Courtin? Trifft man es im Opernhauſe oder im Königſtädter Theater,

ßt es im Parquet oder in den Logen? Wo kann
ian es ſehen, dieſes Wunderthier?

Du ſchweigſt, lieber Leſer? Du kannſt mir alſo
uch nicht ſagen, wo das Publikum anzutreffen iſt.
Schade, ſehr Schade! Aber ich dachte mir's gleich,
aß Du es nicht wiſſen wurdeſt.

Wohl hundert Leute habe ich gefragt — ob ſie
as Publikum kennen; aber Alle antworteten: Nein,
h habe nicht die Ehre, es zu kennen. Fragen Sie
och im Erkundigungs-Büreau, dort können Sie es
ielleicht noch am eheſten erfahren, wer das Publikum iſt
nd wo es ſich aufhält.

Ich ging zu einem Journaliſten und zog bei ihm
rkundigung über das Publikum ein. Sagen Sie
ir, theuerſter College, was iſt das Publikum?

**Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein millio-**
**enköpfiges Ungeheuer, das ſelbſt nicht weiß, was es**
**aben will.**

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreib-
afel und ging zu einem Naturwiſſenſchafter.

Sagen Sie mir, lieber Freund, was iſt das
ublikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein Rhino-
ceros, das ſich für die ſieben Weiſen Griechenlands hält.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreib-
afel und ging zu einem Advocaten.

Sagen Sie mir, lieber Herr Juſtizcommiſſarius,
as iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein Ra-
uliſt, der ſtets Recht haben will, wenn er auch Un-
echt hat.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreib-
afel und ging zu einem Arzt.

Sagen Sie mir, liebſter Herr Doctor, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein großer Maulwurf, der an der Hypochondrie leidet und dem nichts recht auf der Welt iſt.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreibtafel und ging zu dem Kunſtgärtner Fauſt.

Sagen Sie mir, Beſter, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein aufgeblaſener Froſch, der bei einem Glas Weißbier, vier Stunden in meinem Wintergarten ſitzen bleibt und dabei ſo ſtolz thut, als ob er mich reich mache.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreibtafel und ging zu einem Leihbibliothekar.

Sagen Sie mir, mein Vortrefflichſter, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein ungeheurer Katalog, in welchem Millionen und Millionen Bücher aufgeführt ſind, von denen ſieben Achtel zu nichts Anderm, als zu Maculatur taugen.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreibtafel und ging in Stehely's Conditorei.

Sagen Sie mir, Theuerſter, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein tauſendzüngiger Schwadroneur, der manchmal eine Taſſe Kaffee und ein Stück Kuchen, gewöhnlich aber ein Glas Waſſer und die franzöſiſchen Zeitungen begehrt und drei Stunden in der Conditorei ſitzen bleibt, ohne etwas zu verzehren.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in die Schreibtafel und ging zu dem Redacteur eines alten, langweiligen Journals.

Sagen Sie mir, beſter Sylveſter, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein blinder Ackergaul, der, wenn er einmal im Zuge iſt, ſo lange zieht, bis er hinfällt.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in die Schreibtafel und ging zu einem Theater-Director.

Sagen Sie mir, lieber Mann, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein gutmüthiges Schaf, das ſich lange geduldig bei der Naſe herumziehen und mit Füßen treten läßt. Wird es aber einmal böſe, ſo iſt es ein blutdürſtiger Tiger, der ſchreckliche Rache nimmt und ſich durch nichts beſänftigen läßt.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreibtafel und ging zu einer hübſchen Sängerin.

Sagen Sie mir, ſchönes Fräulein, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete ſie mir, iſt ein lieber Narr, der ſich von einer Actrice Alles gefallen läßt, wenn ſie jung und ſchön iſt.

Ich ſchrieb mir ihre Definition in meine Schreibtafel und ging zu einer alten Schauſpielerin.

Sagen Sie mir, werthe Madame, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete ſie mir, iſt ein flatterhaftes Weſen, das bald Dieſem, bald Jenem ſeine Gunſt zuwendet, das jetzt einen Künſtler, Schriftſteller in den ſiebenten Himmel erhebt und fünf Minuten ſpäter in den Staub zieht.

Ich ſchrieb mir ihre Definition in meine Schreibtafel und ging zu einem Doctor der Philoſophie.

Sagen Sie mir, Herr Doctor, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein nichtiges Etwas, das etwas Nichtiges iſt.

Ich ſchrieb mir ſeine Definition in meine Schreibtafel und ging zu einem Kinderlehrer.

Sagen Sie mir, guter Freund, was iſt das Publikum?

Das Publikum, antwortete er mir, iſt ein verhätſcheltes Kind, mit dem man ſo zart, als wie mit einem weichen Ei umgehen muß.

Nun hatte ich genug gehört. Ich las noch einmal all' die verſchiedenartigen, heterogenen Definitionen durch, und ſah, daß Jeder einen andern Begriff vom Publikum hat, wiewohl Jeder von Ihnen das Publikum genau zu kennen wähnt.

Ich glaube, daß die Definition des Herrn Kunſtgärtners Fauſt der Wahrheit am nächſten gekommen iſt.

## 39.

## Memoiren aus dem Leben einer goldenen Tabatiere.

(Von ihr ſelbſt erzählt.)

Ich hatte ein ſonderbares Schickſal. Zwei Jahre lang ſtand ich in dem Auslegkaſten des Goldarbeiters Grunſpan. Ich gefiel gar Vielen, aber Niemand kaufte mich, denn ich war zu theuer. Endlich wurde ich nach dem Hofe Seiner Durchlaucht geſchickt, die mich durch einen ihrer Kammerdiener holen ließ.

Seine Durchlaucht nahm mich aus dem rothledernen Futterale, machte den Deckel auf, beſah mich von allen Seiten und wog mich in der Hand.

Sie iſt zu ſchön, zu ſchwer und zu theuer für dieſen Reimſchmied, ſagte Seine Durchlaucht; ich will aber großmüthig ſein und ihm damit ein Geſchenk machen. Das Gedicht, das er auf meinen Namenstag verfaßt, iſt zwar keinen Heller werth, es hat mir aber dennoch Freude gemacht und deshalb will ich mich großmüthig gegen ihn beweiſen.

Ich ward eingepackt und, mit einem Handbillet begleitet, an den Dichter Daktylus abgeſchickt.

Ein Livreediener überreichte mich. Der Dichter mußte den Empfang ſchriftlich beſtätigen.

Als Daktylus das Schreiben geleſen und mich, die mit Brillanten verzierte Doſe, geſehen hatte, rief er in freudiger Extaſe Folgendes aus:

„Nun trollt euch, ihr revolutionären Grundſätze, die ihr ſo lange in meinem Hirn gewohnt; packt euch, ihr liberalen, demokratiſchen Geſinnungen, ihr habt mir im ganzen Leben keinen rothen Pfennig eingebracht. Seine Durchlaucht hat mir eine Doſe geſchenkt; von nun an bin ich der wärmſte Patriot, der anhänglichſte Royaliſt, der treueſte Unterthan.“

Er zog ſich raſch an, ſteckte mich zu ſich und rannte zuerſt zu einem ſeiner Bekannten, der Zeitungſchreiber war. Daktylus zeigte ihm Schreiben und Doſe und bat ihn, er möchte in der morgigen Zeitung die Anzeige mittheilen, daß Seine Durchlaucht allergnädigſt geruht hätten, dem in der literariſchen Welt rühmlichſt bekannten Herrn Daktylus, für die Ueberreichung eines wunderſchönen Gedichtes, eine koſtbare

Doſe, reich mit Diamanten verziert, huldreichſt zukommen zu laſſen.

Der Zeitungſchreiber verſprach dem beſchenkten Freunde die Erfüllung dieſes Wunſches, und ſo viel ich weiß, hielt er Wort.

Daktylus lief noch an demſelben Tage in der Stadt herum, zeigte mich all' ſeinen Freunden und war ganz kindiſch vor Freuden.

Aber nach und nach legte ſich die Freude, er verſchloß mich in ſeinen Secretär und brachte mich nur dann wieder ans Licht, wenn ihn Jemand beſuchte, der mich noch nicht geſehen hatte.

Vier Monate ſpäter ſteckte er mich in ſeine Seitentaſche und trug mich — ins Verſatzamt.

Ich ward gewogen und tarirt. Man lieh ihm zwölf Ducaten und er ging.

Bald darauf ward ich in eine hölzerne Schachtel eingeſperrt, man ſchrieb eine Nummer auf den Deckel und trug mich in dieſem Gehäuſe in das Zimmer, in dem die übrigen koſtbaren Pfänder lagen.

So ſaß ich zwei Jahre in ſchmählicher Gefangenſchaft. Daktylus ließ mich in Verfall gerathen — deshalb ward ich ein halbes Jahr ſpäter auf einer Auction an den Meiſtbietenden verſteigert.

Eine Tänzerin erſtand mich für fünfundzwanzig Ducaten. Zwei Tage darauf trug mich ihr Jokei zu dem Journaliſten Spitzig. In meinem Innern lagen, ſtatt des Tabacks, andere Priſen: ein Briefchen nämlich und ein Häuflein Goldſtücke.

Als ich ankam, waren gerade einige Freunde bei dem Journaliſten. Seht, Kinder, rief er aus, was mir die Gargouillade (ſo hieß die ſplendide Tänzerin) geſchickt hat.

Er ſtreute die Ducaten auf den Tiſch, zählte ſie, und las dann das Briefchen vor:

„Verehrter Herr!

Eine fremde Tänzerin, die ſeit Kurzem auf unſerer Bühne gaſtirt, hat mich aus der Gunſt des Publikums und aus der Ihrigen verdrängt. Daß ich Ihre Nachſicht eingebüßt habe, ſchmerzt mich am meiſten. Ich erlaube mir, Ihnen die Verſicherung zu geben, daß ich Alles anwenden werde, um mir von Neuem jene Gunſt und Nachſicht zu erringen, die Sie mir früher in ſo reichem Maße angedeihen ließen.

Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen ein kleines Andenken zu überreichen.

So oft Sie eine Priſe aus dieſer Tabatiere nehmen, erinnern Sie ſich

Ihrer ergebenen
Marie St. Gargouillade.“

Die Doſe ging nun von Hand zu Hand. Der Eine fand die Goldſtücke, der Andere die Tabatiere ſchöner. Noch einmal zählte Spitzig die Ducaten und ließ ſie dann mit unbegrenzter Freude in eine ſchön geſtickte Börſe gleiten.

Nun mußt Du ſie wieder loben, ſagte einer ſeiner Freunde. Loben? antwortete Spitzig, das iſt zu wenig. Sie muß in den Himmel erhoben werden.

— Wenn Du mir fünf Ducaten pumpen willſt, mach ich ſchnell ein Gedicht auf ſie.

— Da haſt Du fünf Ducaten, ſetz' Dich hin und mache das Gedicht.

— Du wirſt aber beim Publikum inconſequent erſcheinen.

— Was frag' ich darnach. Aufmerkſamkeiten ſolcher Art verdienen Berückſichtigung. Nicht alle

Tänzerinnen haben ſo viel Lebensart als die Gargouillade.

— Du haſt nun viel Geld, lieber Bruder. Jetzt wird's wieder frohe Tage geben.

— Ich lade Euch Alle auf Morgen zu einer Schlittenfahrt ein und auf Uebermorgen ſeid Ihr zu einem Diner bei mir invitirt.

Ein Vierteljahr diente ich dem Journaliſten, und ich wäre vielleicht noch heute die Seinige, hätte er mich nicht eines Abends, beim Nachhauſegehen aus dem Théâtre des Variétés verloren.

Er zog ſein Seidentuch aus jener Rocktaſche, in welcher ich campirte. Leider konnte er mich nicht fallen hören, denn ich fiel in den Schnee, der ſehr hoch lag.

Am andern Morgen fand mich ein junger Stutzer, der vermuthlich deshalb ſo früh ausgegangen war, weil er zu Hauſe von Huiſſiers beunruhigt wurde.

Er lief ſpornſtreichs nach dem Boulevard des Italiens in ein Haus, das nur ein Stockwerk hat. Dort wohnte, wie ich ſpäter erfuhr, eine junge Wittwe, die mit ihren Reizen Handel trieb.

Der Elegant trat in das Boudoir dieſer Laïs, ohne anzuklopfen.

Sie lag noch im Bette und ſchlief. Ihr Kopf war auf den linken Arm geſtützt, das ſchwarze lockige Haar lagerte ſich in ungekünſtelter Schönheit auf dem weichen Kiſſen. Die blauſeidene Oberdecke, in der ſie nur halb eingehüllt war, war ſo dünn und ſchmiegte ſich ſo feſt an ihren Körper an, daß man ſeine runden, üppigen Formen gewahrte. Unten guckte ein blendend weißer, ſchöngeformter Fuß hervor. Rhodope, in deren Fuß ſich Pſammetychus verliebte, konnte keinen ſchönern haben.

So lag ſie hingeſtreckt auf weichen Eiderdaunen unter himmelblauem Baldachin. Die Fenſter waren mit rothſeidenen Gardinen verhangen, und in dieſem angenehmen Halbdunkel kam mir die reizende Laïs wie eine Venus vor, welche auf Schwanenfedern ausruhte.

„Matt von Kämpfen, matt von Siegen,
Lag ſie hold auf ihrem Lager,
Nicht bedenkend die Gefahren,
Welche drohend ſie umſtanden.“

Die langen Augenwimpern warfen dunkle Schatten auf das Lilienbeet ihrer Wangen. Ihr Buſen glich einem ſtillen Meere, deſſen ſanfte Wellen langſam auf- und niedertauchen.

Der Stutzer weckte ſie durch einen Kuß, den er auf die Sammetpölſterchen ihrer friſchen Erdbeerlippen drückte.

Nur mit vieler Mühe entwand ſich die reizumgürtete Laïs den Armen des Schlafes.

— Was führt Dich ſchon ſo früh her zu mir, Victor?

— Ich bringe Dir etwas.

— Was denn, lieber Victor?

— Das ſollſt Du ſpäter erfahren, theuere Natalie. Steh nur auf, es iſt ſchon ſpät . . . . . .

— Sag' mir, was Du mir mitgebracht haſt.

Sie erhob ſich von ihrem Lager, ſchlang ihren weißen Arm um den Hals des Suitier und ſtreichelte das Kinn, das in einer ſchwarzen Cravatte ſtak. Der Geſchmeichelte konnte nicht widerſtehen und erfüllte ihren Wunſch.

— Hier ſchenke ich Dir eine koſtbare Tabatiere, die ich geſtern vom Onkel erhalten habe.. Sie koſtet achtzig Ducaten. Du kannſt ſie, wenn Du willſt, gegen etwas Anderes vertauſchen.

— Nein, nein, Victor, ich bewahre ſie als ein mir theures Andenken.

— Nun ſteh aber auf, lieber Engel, ich will bei Dir fruhſtucken.

Natalie fügte ſich in ſeinen Wunſch, warf ſich in ein reizendes Negligé, zog an dem Glockenzug und befahl dem eintretenden Kammermädchen, das Frühſtuck aufzutragen.

Soll ich Dir noch mehr von der ſchönen Natalie erzählen? Soll ich Dir ſagen, was ich während vier Monaten in ihrem Boudoir erlebt habe? Soll ich? Du nickſt mit dem Köpfchen ....... ich will aber nicht! Du bitteſt mich darum ...... es geht nicht!

Vier Monate gehörte ich, wie geſagt, dieſer wonneſpendenden Laïs an. Nach dieſer Zeit gerieth ich in die Hände einer Marchande des Modes, welche der ſchönen Natalie nichts mehr creditiren wollte und auf Bezahlung der Rechnung drang.

Die Putzmacherin nahm mich fur dreißig Ducaten an und ließ ſich wieder geneigt finden, einen Blondenſhawl zu creditiren.

Der Laden dieſer Marchande des Modes war einer der eleganteſten in ganz Paris. Täglich fanden ſich bei ihr Diplomaten, Kammerherren und andere hohe Würdenträger ein.

Ein Gewölbe mit fünfundzwanzig ſchönen Putzmacherinnen iſt eine Leimruthe, auf welcher jeder Vogel, er heiße, wie er wolle, ſitzen bleibt.

Lord N . . . gehörte zu den Stammgäſten. Er brachte faſt den ganzen Tag in dem Tempel der Mode zu. Euphroſine band ihm die Maſche ſeiner Cravatte, Aglaë toupirte ſein Haar, Jenny rieb ſie mit Macaſſaröl ein; kurz die Hälfte dieſer Putzmacherinnen-Legion ſchien nur für Mylord auf der Welt zu ſein.

Mylord mußte dieſe Aufmerkſamkeiten gar theuer bezahlen. Täglich kamen neue Cadeaux für die Principalin und ihre liebenswürdigen Eleven an. Die unerſättlichſten Geſchöpfe auf Gottes ſchöner Erde ſind die Putzmacherinnen.

Mylord, ſagte eines Tages die prellſüchtige Marchande des Modes zu Seiner Herrlichkeit, ich habe etwas, das Ihnen gewiß gefallen wird.

— Eine neue Eleve? —

— Nein, eine koſtbare Doſe. Hier iſt ſie. Wie gefällt ſie Ihnen?

— Nicht ubel.

— Mylord! die müſſen Sie kaufen.

— Ich ſchnupfe nicht.

— Gleichviel — die Doſe müſſen Sie ſich kaufen.

— Ich habe ſchon genug Doſen.

— Mylord, ſolch eine Doſe haben Sie noch nicht.

— Was koſtet ſie?

— Nur funfzig Louisd'or. Nicht wahr, Mylord, das iſt raſend billig?

— Billig?

— Ja wohl, Mylord.

— Mir kam es theuer vor. Aber ich nehme ſie ennoch. Goddam, ſchöne Frau, Sie und Ihre Eleven ringen mich noch an den Bettelſtab.

— Sie ſpaßen, Mylord. Eh' wird doch aus inem Dummkopf ein Genie, als aus Ihnen ein Bettelmann.

Ich gehörte nun dem Mylord. — Zwei Tage päter gingen wir zuſammen in die Académie royale. Man gab an dieſem Abend ein neues Ballet: Manon-

Lescaut, von Scribe-Aumer. Mylord ſtand in der Loge und liebäugelte mit einer Koryphäe aus dem Corps de Ballet.

Neben dem Lord ſtand ein Muscadin, der ſo furchtbar nach Eau de Mousseline roch, daß meinem Herrn unwohl wurde. Er zog mich aus der Seitentaſche und nahm eine Priſe.

Himmel! plötzlich gewahrte ich in derſelben Loge jenen Journaliſten, der mich vor langer Zeit verloren hatte. Auch ich fiel ihm in die Augen. Er näherte ſich dem Lord und verlangte die Doſe zurück.

— Monſieur! die Doſe gehört mir.

— Sie ſind toll, wenn Sie ſo etwas behaupten.

— Und Sie ſind ein Dieb, wenn Sie es läugnen. Dieſe Doſe iſt mir vor ungefähr einem Jahre weggekommen. In allen Zeitungen war es angezeigt. Ich habe dem Finder zwanzig Ducaten Belohnung verſprochen. Schien Ihnen dieſe Summe zu gering? Warum haben Sie dieſe Doſe nicht zurückgebracht?

— Ich habe ſie nicht gefunden, ſondern gekauft.

— Von wem?

— Darnach hat Monſieur nichts zu fragen.

— Sie müſſen alſogleich mit mir auf die Polizei-Präfectur.

— Gern, zuvor muß ich aber noch das Solo von der Taglioni ſehen.

Der Journaliſt verließ wuthentbrannt die Loge und holte den Commissaire de Police, der an dieſem Abend die Aufſicht im Theater hatte.

Bald darauf ward Mylord von der Logenſchließerin herausgerufen.

Der Commiſſär nahm dem Lord Doſe und Namen ab. Letzterem hatte er's zu danken, daß er nicht eingeſteckt wurde.

Schon ſeit fünf Monaten befinde ich mich auf der Präfectur. Noch immer ſchwebt die Unterſuchung. Mylord hatte im erſten Protokoll ausgeſagt: er habe mich von der Marchande des Modes gekauft. Die Putzmacherin wurde citirt und erklärte, daß ſie mich an Zahlungſtatt von Dlle. Natalie angenommen habe. Natalie mußte ſich aber nicht mehr in Paris aufhalten, denn nirgend war ſie ausfindig zu machen.

Zwiſchen dem Journaliſten und Mylord kam es meinetwegen zu einem Duell. Ich weiß nicht, wie die Sache abgelaufen iſt.

* * *

Dieſe Memoiren liefern einen klaren Beweis, wie wahr die Schiller'ſchen Verſe ſind:

„Das iſt der Fluch der böſen That,
Das ſie fortzeugend Böſes muß gebären.“

## 40.

## Ritta und Chriſtina.

Ihr ſeid zu beklagen! Die zwei ſiameſiſchen Jünglinge ſind bekanntlich zuſammengewachſen; es geht ihnen aber wie manchem Ehepaar, Ein Theil verträgt ſich mit dem Andern nicht, Einer will von dem Andern geſchieden ſein. Es geht aber nicht; denn eine Operation würde Beide ums Leben bringen.

Sie leben nun zwar miteinander, aber beſtändig in Zwiſt und Hader. Es kann auch nicht anders möglich ſein, denn noch nie hat die Schöpfung zwei ſo unendlich verſchiedene Menſchen zuſammengekuppelt.

Ritta iſt ein Sanguiniker, Chriſtina ein Phlegmatiker, Ritta iſt ein Anbeter des ſchönen Geſchlechtes, Chriſtina ein Weiberfeind, Ritta iſt ein Demokrat, Chriſtina ein Ariſtokrat, Ritta iſt ein kuhner Springinsfeld, Chriſtina ein mürriſcher Grillenfänger, Ritta iſt ein tollkuhner Burſche, Chriſtina eine feige Memme, Ritta iſt ein lebensluſtiger Bonvivant, Chriſtina ein abgeſtumpfter Kopfhänger, Ritta iſt ein Theaterfreund, Chriſtina ein Couliſſenfeind, Ritta iſt ein Elegant, der alle Moden mitmacht, Chriſtina ein altväteriſcher Stubenhocker, Ritta iſt ein Freigeiſt, Chriſtina ein Betbruder, Ritta iſt ein Anhänger Okens, Chriſtina ein Anhanger Hengſtenbergs, Ritta will Preßfreiheit, Chriſtina Cenſur.

Du ſiehſt, lieber Leſer, daß Ritta und Chriſtina durchaus nicht zu einander paſſen; deshalb vertragen ſie ſich nicht gut. Einer haßt den Andern, wie ein Jeſuit die Aufklärung.

Sie liegen ſich daher fortwährend in den Haaren. Neulich bekam Ritta von einer vornehmen Dame ein Rendezvous. Er wollte ſich zu der feſtgeſetzten Stunde nach dem Bois de Boulogne verfugen, Chriſtina war aber auf die nämliche Stunde zu einer Whiſtpartie in der Chaussée d'Antin eingeladen.

Ritta ſchrie Ji, Chriſtina ſchrie Hott, Einer wollte dorthin, der Andere dahin.

Ritta wurde aufgebracht und gab dem Monſieur Chriſtina einen ſo derben Naſenſtüber, das ihm das Blut aus der Naſe lief.

Chriſtina wollte alſogleich zur Polizei, um mit blutiger Naſe ſeine Klage gegen Ritta ad protocollum zu geben. Ritta war aber nicht von der Stelle zu bringen und Chriſtina mußte ſeinen Plan aufgeben.

Vor Kurzem war Chriſtina ſehr unwohl. Er wollte ins Bad gehen, zum Schwitzen einnehmen und ſich dann zu Bette begeben. Ritta fühlte ſich aber ganz wohl, und wollte deshalb durchaus nicht ſchwitzen und zu Bette gehen. Der Arzt erinnerte ihn aber, daß es nothwendig wäre, dem Kranken nachzugeben, denn ſtürbe Chriſtina, ſo müßte, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch Ritta ſterben. Ritta mußte nun mit ſchwitzen, wiewohl er friſch und geſund war.

Faſt jeden Morgen gibt es einen Zank. Ritta ſchläft gern bis um eilf Uhr und Chriſtina, der nicht ſchlafen kann, möchte gern ſchon um fünf Uhr Morgens aufſtehen. Einer kann aber nicht früher das Bett verlaſſen, als der Andere.

Einmal hatte Ritta einen ſchrecklichen Traum, er fiel aus dem Bette und riß natürlich Chriſtina mit ſich fort. Die Brüder ohrfeigten ſich gegenſeitig ſo gut es ſich mit einer Hand thun ließ (denn Jeder von ihnen hat nur eine einzige Hand). Ritta nahm den Chriſtina beim Kragen und warf ihn zu Boden, aber was half es, er fiel ja mit ihm nieder.

Ritta wollte heirathen, Chriſtina dies aber durchaus nicht zugeben, denn er wußte, daß Ritta ſehr eiferſüchtig iſt und daß er (Chriſtina) wider ſeinen Willen fortwährend Anlaß zur Eiferſucht geben würde.

Ritta kann ſich ja nicht ohne Chriſtina zu Bett begeben. Wo Einer iſt, muß der Andere überall dabei ſein; dies Verhältniß hätte in der Ehe viele Unannehmlichkeiten veranlaßt.

Ritta ſollte einmal Schulden halber eingeſperrt werden, Chriſtina, der weit ſparſamer und aus dieſem Grunde ſtets beſſer bei Kaſſe iſt, als ſein Herr Bruder, mußte Ritta's Schulden bezahlen, um nicht mit eingeſperrt zu werden.

Beide wurden erſt unlängſt auf einen Ball eingeladen. Ritta, ſehr tanzluſtig, wollte ſich eine Dame zum Mazurek engagiren. Chriſtina widerſetzte ſich aber dieſem Vorſatz, denn fürs Erſte trug er Stiefel und fürs Zweite ſchmerzten ihn die Hühneraugen und fürs Dritte war er viel zu plump und ungeſchickt, um tanzen zu können. Ritta gab dem Chriſtina eine Ohrfeige, auch dieſer wurde heftig und fing furchtbar zu ſchimpfen an. Er wurde deshalb hinausgeworfen und ſo kam's, daß auch Ritta mit hinaustransportirt wurde.

Beide bewerben ſich ſchon ſeit langer Zeit um Aemter. Ritta will Briefträger, Chriſtina Nachtwächter werden.

Da aber Ritta bei Tag, Chriſtina bei Nacht fungiren muß, ſo geht dies nicht; denn wenn Ritta als Briefträger den ganzen lieben Tag herumgelaufen iſt, ſo würde er Nachts von dem Herumrennen ausruhen wollen. Das könnte er aber nicht, denn Chriſtina müßte als Nachtwächter in der Nacht die Stunden ausrufen. Daß der Nachtwächter bei Tag ſchlafen wollte, das ginge auch nicht, denn bei Tage müßte Ritta die Briefe austragen. Das iſt fürwahr ein famöſes Pech!

Schon hundert Male trugen ſie auf Scheidung an, aber was nützt es. Was der Himmel zuſammengefugt, das kann ein Gericht nicht trennen.

Vor acht Monaten ereignete ſich ein ganz komiſcher Fall. Chriſtina hatte ſich eines Abends ein großes Loch in die Hoſen geriſſen. Er gab die zerriſſenen Pantalons dem Schneider und beſchwor ihn, ſie am andern Morgen in aller Frühe wiederzubringen. Sie wären Beide bei dem Herzog von D. zum Diner eingeladen, er hätte nur das eine Paar Hoſen und würde deshalb zu Hauſe bleiben müſſen, wenn der Schneider ihn im Stich ließe. Der Scheerenheld verſprach: die Hoſen mit Anbruch des folgenden Tages wiederzubringen, aber quel horreur! er hielt nicht Wort.

Ritta wartete bis zwölf, bis zwei Uhr, der Schneider kam nicht. Sie ſchickten Jemanden zum Schneider hin, um fragen zu laſſen, ob Chriſtina's Hoſen noch nicht fertig ſeien. Der Burſche bringt die Antwort: daß der Schneider eine Landpartie gemacht und daß Niemand im ganzen Hauſe eine Sylbe von den Hoſen quaestionis wiſſe.

Stelle Dir nun, gemüthlicher Leſer und theilnahmvolle Leſerin, den Zorn des Ritta vor. Er konnte nicht beim Diner erſcheinen, denn Chriſtina hatte keine Hoſen und in puris naturalibus würde man ihn ohne Zweifel hinausgefegt haben.

Ritta fing nun auf ſiameſiſch furchtbar zu ſchimpfen und zu fluchen an.

Er nannte den Chriſtina einen dummen Jungen, ein Rindvieh ſonder Gleichen, ein vermaledeites Rhinoceros, ein unglückſeliges Trampelthier, einen Stockfiſch, einen Viehkerl.

Das geht zu weit, Ritta, ſagte Chriſtina und fing beſchämt zu heulen an. Das ſagſt Du Deinem Bruder vor einem fremden Manne ins Geſicht? Pfui, ſchäme Dich, Ritta.

Ritta wurde dadurch nur noch heftiger. Er griff nach einem Stiefelknecht und ſchlug dem Chriſtina einige Löcher in den Kopf.

Nun reißt mir die Geduld aus, ſchrie Chriſtina. Das iſt zu arg. Du biſt ein Kain, der ſeinen Bruder Abel erſchlagen will. Ich muß mir Ruhe vor Dir verſchaffen.

Chriſtina ſetzte alſogleich eine Klage an das Gericht auf, nahm den Ritta wegen Verbal- und Real-Injurien in Anſpruch und ſchlug den Burſchen, der dieſer furchtbaren Scene beigewohnt hatte, als Zeugen vor, welcher die Klage alſogleich aufs Gericht trug.

Auf den Dreizehnten war der erſte Inſtructions-Termin feſtgeſetzt.

Ritta konnte nicht erſcheinen, denn Chriſtina war noch bettlägerig und Ritta mußte deshalb ebenfalls zu Bett bleiben.

Ritta ward nun in contumaciam zu einer zweijährigen Gefängnißſtrafe und zur Tragung der Gerichtskoſten verurtheilt.

Aber was hatte Chriſtina dabei gewonnen?! Nichts! Er hatte Schläge bekommen, mußte noch obendrein die Gerichtskoſten bezahlen und dem Ritta verzeihen, ſonſt hätte er mit ihm ins Gefängniß ſpazieren müſſen.

Beide ſind dergeſtalt deſperat, daß ſich Einer von dem Andern mit Gewalt losreißen will. Der Himmel gebe, daß dies Manöver ohne Blut ablaufen möge.

## 41.

## Lebensgeſchichte einer Modewaarenſchachtel.

(Von ihr ſelbſt erzählt.)

„Anch' io son' pittore."
Correggio.

Die Madame Canezou kennt jedes Kind. Sie iſt die erſte Marchande des Modes in Wien und weit bekannter als der Modeſchneider Schikh und ſeine Zeitſchrift.

Vor drei Monaten beſuchte Mad. Canezou und Emmeline, ihre Adjutantin, den Buchbinder Mundleim, um einige Einkäufe zu machen. Sie brauchte Cartons — meine Wenigkeit war ſo glücklich, in den Augen der Putzmacherinnen Wohlgefallen zu finden.

Mad. Canezou kaufte und bezahlte mich und Emmeline trug mich ins Putzwaaren-Gewölbe.

Ich ſah mich dort um und glaubte im Serail des türkiſchen Sultans zu ſein. Ueber zwanzig leichtgeſchürzte Bajaderen und phantaſtiſch gekleidete Nymphen bivouacquirten hier unter einem großen, geräumigen Zelte, das von Caſchemirs gebildet ward.

Bald nach meiner Ankunft kam der Geſandte vom .....ſchen Hofe. Er war hier wie zu Hauſe, wußte jede der freundlich-zuvorkommenden Putzmacherinnen bei ihrem Vornamen zu nennen, unterhielt ſich bald mit dieſer, bald jener, drückte faſt einer Jeden einen Kuß auf die Stirn, riß der Emmy die Maſche ihrer Schürze auf, derangirte die Ohrlocke der Betty und trieb mehr dergleichen Allotria.

Man ſagte mir, daß die Herren Geſandten ſtolz und aufgeblaſen ſeien. Ich kann dies nicht glauben, denn dieſer Diplomat war beiſpiellos herablaſſend.

Auf allgemeines Begehren der Modeprieſterinnen ließ er ſich die Augen verbinden und ſpielte nun Blindekuh mit ihnen. Der Diplomat tappte ſehr lange im Finſtern, endlich erwiſchte er die Mad. Canezou. Er nahm raſch die Binde von den Augen ab und wollte jetzt meine Principalin blind machen.

Zum Unglück trat die Sängerin Rouladini ein und das Spiel war geſtört. Jede der Putzmacherinnen warf ſich ſchnell auf einen Seſſel, Dieſe nahm ein Tambourin, Jene ein Strickzeug zur Hand; der Diplomat aber holte ſeine Lunette aus der Weſtentaſche hervor und beguckte die niedliche Sängerin nach allen Dimenſionen.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches, ſchönes Fräulein?

— Morgen Abend iſt mein Benefiz, liebe Canezou. Ich brauche ein rothſammtenes Baret.

— Wählen Sie, mein Fräulein, aus dieſem Dutzend dasjenige aus, das Ihrem Geſchmack am meiſten behagt.

— Ich nehme dieſes! Schicken Sie mir heute das Baret und übermorgen die Rechnung. Die künftige Woche komme ich wieder, um einen Blondenſhawl zu kaufen.

— Es wird mich freuen, Sie bald wieder bei mir zu ſehen.

Die Rouladini ging. Bald darauf zog der Diplomat bei Mad. Canezou Erkundigungen über ſie ein. Dieſe fielen von der Art aus, daß er die Bekanntſchaft mit dieſer Sängerin je eher je lieber einzufädeln wünſchte.

— Wenn nur keine Schläge dabei zu riskiren ſind . . . Wir Diplomaten, beſte Canezou, ſind zwar geheiligte Perſonen, wer uns touchirt, begeht ein Majeſtäts-Verbrechen, allein . . .

— Es geſchieht Ihnen nichts, Herr Graf.

— Wie fang' ich's nun an, mit dieſem holden Kinde recht ſchnell bekannt zu werden?

— Ich ſchicke ihr jetzt das Baret. Schreiben Sie ein Brieſchen an ſie, ich heſte es an den Saum eines ſchönen Blondenſhawls, mit dem Sie ihr ein Geſchenk machen müſſen, Emmeline trägt die Sachen zu ihr hin und — die Sache iſt abgemacht.

— Sie kleine Canezou! Bei dieſer Gelegenheit wirft ſie mir einen Blondenſhawl an den Hals. Gut, gut! Ich habe ſchon längſt gewünſcht, mit der Rouladini eine Liaiſon anzuknüpfen, ich ſcheue deshalb dieſes Opfer nicht.

Der Graf ſchrieb ein Billet-doux. Unterdeſſen fütterte mich Mad. Canezou mit den Blättern des Figaro aus, ſtellte das Baret hinein, ſuchte den theuerſten Blondenſhawl aus und legte ihn ebenfalls hinein.

Sind Sie fertig, Herr Graf.

Gleich, gleich. Wir Diplomaten beſitzen in der Styliſirung von Liebesbriefen eine eigene Forçe. Da iſt das Briefchen.

Die Canezou heftete es an den Blondenſhawl an und gab Emmelinen den Auftrag, das Carton (auf mich zeigend) alſogleich zu Dlle. Rouladini zu tragen und die darin befindlichen Modewaaren abzugeben.

Emmelinen war dieſer Auftrag ſehr willkommen. Sie machte bei dieſer Gelegenheit ein Rendezvous ab, das ſie einem Lieutenant ertheilt hatte und eilte dann zu der Sängerin.

— Ich bringe Ihnen das Baret, das Sie gewünſcht haben.

— Die Canezou iſt ſehr pünktlich, das muß man ihr laſſen.

Die Sängerin nahm mir den Deckel ab und ſah auch den Blondenſhawl.

— Für wen iſt denn dieſer ſchöne Shawl beſtimmt?

— Für Sie, mein Fräulein.

— Für mich! Wer ſchickt ihn denn?

— Jener Herr, den Sie bei uns ſahen.

— Was iſt das für ein Mann?

— Ein Geſandter, der keinen ſehnlichern Wunſch kennt, als Ihre Bekanntſchaft zu machen.

— Iſt er reich?

— Und wie! Er wirft mit den Ducaten herum, als ob es Rechenpfennige wären.

— So? Da klebt ja ein Briefchen dran. Was ſchreibt er denn.

> „Morgen iſt Ihr Benefiz. Die Achtung, die ich für ein ſchönes Talent hege, legt dieſen Blondenſhawl als kleines Opfer auf den Altar der Anerkennung. Nehmen Sie es wohlgefällig auf und geſtatten Sie, daß ich mir morgen ein Billet zu einer Loge abholen dürfe.“
>
> Graf von ****.

— Nicht wahr, mein Fräulein, der Herr Graf iſt ſehr galant?

— Ungemein galant. Aus dieſem Blondenſhawl geht hervor, daß er ſehr liebenswürdig ſein muß. Bringen Sie ihm herzliche Grüße von mir, ſagen Sie ihm, daß ich ihn morgen zwiſchen 1 und 2 erwarte, und daß ich neugierig wäre, ihn kennen zu lernen.

Emmeline erhielt ein Fünffrankenſtück als Douceur und wir entfernten uns.

Ich hatte mich im Laden noch nicht fünf Minuten ausgeruht, da gab man mir einen perſiſchen Shawl zur Verwahrung und — Aglaé, die zweite Chargée d'affaire der Mad. Lanezon, trug mich zur Frau des Präſidenten ***.

Als wir eintraten, kam uns die ſchöne Frau entgegen und nahm mich haſtig ab.

— Endlich kommt der Shawl. Ich glaubte, Mad. Canezou würde mich ſitzen laſſen.

— Jeden Andern weit eher, als Sie, gnädige Frau. Mad. Canezou läßt Sie aber dringend erſuchen, ihr den Betrag dafür ganz beſtimmt am künftigen Erſten zukommen zu laſſen. Sie würde der gnädigen Frau eine weit längere Friſt gegönnt haben, wenn nicht der Tag des Miethzinſes vor der Thür wäre.

— Die Canezou weiß ſtets Ausreden. Am Erſten kommen Sie hierher, ich werde dann meine Schuld berichtigen.

Aglaë erhielt einen Napoleon als Douceur und wir entfernten uns.

Am andern Morgen ſtellte ſich der Neffe der Mad. Canezou bei uns ein. Ein junger, gar nicht unintereſſanter Bonvivant.

— Ich küſſe die Hand, liebes Tantchen.

— Du brauchſt gewiß wieder Geld.

— Woher wiſſen Sie das, ſchönes Tantchen?

— Du würdeſt Dich ſonſt bei mir nicht ſehen laſſen.

— Tantchen, Sie verkennen mich! Mich führt heut ein ganz anderer Beweggrund zu Ihnen.

— Iſt irgendwo ein ſchönes Reitpferd zu verkaufen?

— Tantchen — nicht ſatyriſch! Die Sache iſt zu ernſt und wichtig. Der Secretair des Präſidenten *** iſt geſtorben. Seine Frau gehört zu Ihren Kunden — nicht wahr? — Wie wär's, Tantchen, wenn Sie für mich ein gutes Wort, oder einen ſchönen Shawl bei der Präſidentin einlegten?

— Du willſt Secretair werden? Hm!! Wenn iſt der Erſte?

— Heute über acht Tage, liebes Tantchen.

— Komm am Erſten zu mir, dann will ich Dir ſagen, was Du zu thun haſt.

— Das muß ich gleich wiſſen. Der Poſten iſt einträglich, nicht Zehne, oh! Hundert concurriren um dieſe Secretairs-Stelle. Hier iſt Gefahr in Verzug, liebes Tantchen.

— Du haſt Recht, lieber Sohn. Warte, ich gebe Dir einen Recommandationsbrief an die Präſidentin.

Mad. Canezou ging an ihr Schreibepult, holte ein roſafarbenes Poſtpapier hervor und dictirte dem Neffen folgenden Brief:

— Verehrte Frau Präſidentin!

— Frau Präſidentin — iſt geſchrieben.

— Sie hatten die Güte gehabt . . .

— Die Güte gehabt —

— Mir das Verſprechen zu geben . . .

— Zu geben —

— Am Erſten die 45 Louisd'or für den Ihnen creditirten Shawl zu bezahlen!

— Was, die Präſidentin iſt Ihnen Geld ſchuldig, Tantchen? Victoria, das fugt ſich prächtig — die Stelle iſt mein!

— Frohlocke nicht zu früh.

— Dictiren Sie, Tantchen, ſo ſchnell Sie wollen, ich komme nach!

— Der Erſte iſt zwar erſt heute über acht Tage. Eine unerwartete Geldausgabe zwingt mich aber . . .

— Victoria, Victoria, ich bin Secretair!

— Sie inſtändigſt zu bitten, mir die 45 Louisd'or ſchon morgen auszahlen zu laſſen.

Auszahlen zu laſſen. — Tantchen hat einen göttlichen Styl!

— Unterbreche mich nicht und ſchreibe weiter.

— Ueberreicher dieſer Zeilen iſt mein Neffe . . .

— Ein junger, eingebildeter, liebenswürdiger Mann. Nicht ſo, Tantchen?

— Warum nicht gar!

— Ueberreicher dieſer Zeilen iſt mein Neffe, der ſich um die erledigte Secretairſtelle bei Ihrem hochgeſchätzten Herrn Gemahle bewirbt.

— Bewirbt — vortrefflich, Tantchen.

— Können Sie ihm, gnädige Frau, zu dieſem Poſten verhelfen . . .

— Verhelfen — charmant, charmant!

— So werden Sie in mir die dankbarſte aller Marchandes des Modes kennen lernen.

— Kennen lernen! Verblümt, aber gut! . . .

— Jetzt ſchließe den Brief und gieb ihn der Frau Präſidentin ab.

Der Neffe that, was ihm geheißen ward. Er verſiegelte den Brief und eilte ſpornſtreichs zu der Schuldnerin ſeines Tantchens. Nach einer halben Stunde kam er zurück, außer ſich vor Freuden, denn die Frau Präſidentin hatte die Gnade gehabt, ihm ſchon halb und halb den Poſten zuzuſagen.

An einem andern Tage brachte mich Mad. Canezou mit drei Pelerinen nach Hofe. Sie ließ ſich bei dem Hoffräulein v. Grützkopf anmelden und ward augenblicklich eingelaſſen.

Wir fanden das Hoffräulein bei der Toilette. Fünf Zofen halfen ihr die verblichenen Reize verjüngen. Die Eine legte rothe Schminke auf die Wangen, die Andere weiße Schminke auf Hals und Nacken; die Dritte ſchnallte dem Hoffräulein eine Gorge de Paris, die Vierte einen Cul de Paris und die Fünfte die Pſeudo-Waden an.

Bald darauf ſchlüpfte ſie in eine battiſtene Morgenbluſe. In dieſem halben Negligée ſah die Dame wie eine penſionirte Baumtorte aus.

Sie nahm mir die drei Pelerinen ab und begann dann mit Mad. Canezou folgendes Geſpräch:

— Liebſte Canezou! der Shawl, den Sie mir geliehen, hat geſtern beim Souper dinatoire des Fürſten Furore gemacht.

— Das freut mich, mein gnädiges Fräulein.

— Ich habe geſtern die glänzendſten Siege errungen. Die Salons ſprachen von nichts anderm als von mir und meinem Shawl.

— Das dachte ich mir wohl . . .

— Der Caſchemir hat für mich zwar viele neue, Anbeter, aber auch eine Maſſe neuer Feindinnen geworben.

— Das war vorauszuſehen, meine Gnädige . . .

— Die Baroneſſe Trictrac und die Comteſſe Strumpf von Strumpfenthal wären vor Neid bald geberſtet.

— Um einen Shawl wird man zuweilen in der haute volée mehr beneidet als um andere Vorzüge!

— Der kleine Legations-Secretair vom *** Hofe und der Hauptmann Puff haben mich hingegen faſt vergöttert.

— Wenn man ſo liebenswürdig iſt, wie Sie . . .

— Ja, freilich! .. Da, nehmen Sie Ihren Shawl zurück: ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte

. . . . . Sie dürfen feſt darauf rechnen, daß Sie in vier Wochen das Hof-Kopfputzmacherin-Patent erhalten.

— Ich weiß, daß Sie nur das verſprechen, was Sie erfüllen können.

— Gewiß! A-propos!! Uebermorgen iſt großer Ball beim Miniſter . . .

— Ich weiß es . . .

— Woher wiſſen Sie das?

— Die erſte Marchande des Modes in der Stadt muß Alles wiſſen. Die Räthin Grasgrün iſt dazu geladen . . . Ich habe ihr einen Blondenſhawl creditiren müſſen . . . Die Dame iſt mir ſicher . . . ſie hat mir den Zobelpelz ihres alten Gemahls zum Unterpfand gelaſſen.

— Was doch die Canezou für bedeutende Connexionen hat. . . Haben Sie die Güte, mir für übermorgen ein Baret mit Marabouts und ein anderes Caſchemir-Exemplar zu leihen.

— Noch heute Nachmittag ſoll Ihnen Emmeline Shawl und Baret zuſtellen.

— Adieu, Frau Hofputzmacherin!

Mad. Canezou machte einen ehrfurchtsvollen Knix und ging.

Am andern Tage trug mich Aglaé zu Mlle. Malvina, der Maitreſſe des Miniſters. Ich brachte der Dame zwei Shawls, drei Barets und einige Blondenhäubchen. Mad. Canezou wurde nicht vorgelaſſen, denn Malvina befand ſich im Bade. Der erſte Kammerdiener nahm mich meiner Principalin ab und ſtellte mich in Malvinens Boudoir.

Hier logirte ich zwei Tage. Man wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ein Abenteuer erzähle, das ich hier erlebt habe.

Der Miniſter liebte die Malvina und die Malvina liebte den Miniſter — nein, nicht den Miniſter, ſondern einen jungen Journaliſten, den ſie bei ihrer Schweſter, einer Tänzerin, hatte kennen lernen.

Malvinens Vormittag gehörte dem Journaliſten, ihr Nachmittag einem Rittmeiſter und ihr Abend dem Miniſter an.

Der Zufall ſchmiedete jedoch ein komiſches Rencontre, das ich nie vergeſſen werde.

Der Miniſter kam einmal zufällig Vormittags zu Malvinen. Die Arme war deshalb nicht wenig verlegen. Sie konnte den Excellenzherrn nicht abweiſen, ohne einen böſen Verdacht auf ſich zu laden, der ihn gekränkt haben wurde. Sie ließ ihn alſo vor. Aber wie auf Kohlen ſaß ſie. So oft ſie Fußtritte in dem Nebenzimmer hörte, erröthete ſie — denn ſie glaubte: Hannibal ante portas!

Seine Excellenz tunkten eben einen Zwieback in die Chocolade ein, da meldete der Kammerdiener die Ankunft des Journaliſten. Malvina wurde roth, der Miniſter wurde blaß.

— Sag' ihm — ich wäre ausgefahren . . .

— Das geht nicht, gnädiges Fräulein, ich habe ihm bereits geſagt, daß Sie zu Hauſe ſeien.

— Tölpel! Sag' ihm, ich befände mich noch im Bade . . .

— Das geht nicht, gnädiges Fräulein, ich habe ihm bereits geſagt, daß Sie das Bad ſchon verlaſſen hätten.

— Laps!!! Sag' ihm, der Arzt wäre jetzt bei mir.

— Auch das geht nicht, gnädiges Fräulein.

— Warum geht es nicht?!

— Der Arzt iſt ebenfalls im Nebenzimmer. Sie kamen zuſammen.

Malvina war ganz beſturzt. Seine Excellenz ſchnitt vor lauter Aengſten die ſpaßigſten Geſichter.

— Liebſte Malvina — Du bringſt mich da in eine verwünſchte Verlegenheit. Dieſer Journaliſt kennt mich wie einen falſchen Groſchen. Der Patron hat eine Pique auf mich, weil ich ihn bei jeder Gelegenheit zu chicaniren pflege. Trifft er mich bei Dir, ſo weiß es morgen die ganze Stadt, daß ich Dich beſuche.

— Was iſt da zu machen? Excellenz, ich weiß keinen Ausweg. Mein Boudoir hat nur eine einzige Thür und dieſe führt in das Zimmer, worin er ſich mit meinem Arzt befindet. Fällt Ihnen denn gar kein Coup d'état ein?

— Mir fällt gar nichts ein. Die Angſt hat mich ganz perflex gemacht. Zum Unglück iſt nicht einmal ein Schrank in dieſem Zimmer, in den ich mich verſtecken kann.

— Halt! da fällt mir etwas ein. Dort ſteht eine große Modewaaren-Schachtel. Kriechen Sie hinein — Sie können ſich darin ganz bequem einlogiren.

— In dieſer Schachtel kann ich aber erſticken . .

— Warum nicht gar! In fünf Minuten habe ich mir den Arzt und den Journaliſten vom Halſe geſchafft! Dann haben Sie Alles überſtanden.

— Ein Miniſter ſoll in eine Haubenſchachtel kriechen?? Was ſoll ich aber thun? Il faut faire bonne mine à mauvais jeu.

Der Miniſter kroch in die Schachtel. Malvina deckte die Excellenz ganz ſchön mit dem Deckel zu und gab nun dem Kammerdiener, der das Lachen nicht mehr unterdrucken konnte, den Auftrag: „das Maul zu halten und die Herren einzulaſſen.“

Der Arzt und der Journaliſt traten ein, Jeder kußte Malvinen die Hand. Der Doctor ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha, der Journaliſt ſetzte ſich auf mich hinauf — auf mich, in deſſen Innern der Miniſter campirte. Da alle Stuhle mit Kleidungsſtucken belegt waren, ſo blieb ihm nichts Anderes ubrig. Malvina erſchrack nicht wenig, als ſie den Journaliſten auf meiner Wenigkeit herumreiten ſah. Sie brachte ihm alſogleich einen Stuhl und bat ihn, ſich's bequemer zu machen.

Malvina hatte ſo zu ſagen ein eigenes Pech. Ihre beiden Gäſte waren nicht wegzubringen. Sie dachte an den Miniſter, der in dem Pappendeckel ſchwitzte und wurde mit jeder Minute verlegener und ängſtlicher.

Ihr Genius ſchob ihr endlich einen guten Gedanken ins Gehirn. Sie zog an dem Klingelzuge, der unfern des Sopha's angebracht war. Bald darauf trat der Kammerdiener ein.

— Jean, trage die Schachtel ins Vorzimmer hinaus. Mad. Canezou wollte ſie um 11 Uhr abholen.

— Soll ich dies jetzt gleich thun, gnädiges Fraulein?

— Das verſteht ſich!

Jean wollte mich hinaustragen. Ich war aber viel zu ſchwer, denn mein Inwohner, der Herr Miniſter, war ein Mann von Gewicht. Vergebens quälte ſich der Kammerdiener, mich hinaus zu transportiren.

Das Ding fiel endlich auf.

Woher kommt's denn, daß dieſer Pappendeckelkaſten ſo ſchwer iſt? (ſo fragte der Journaliſt) Was denn drin?

— Gar nichts, antwortete Malvina.

— Wenn in dieſer Schachtel nichts drin ſo konnte ſie unmöglich ſo ſchwer ſein.

Raſch [illegible] er mir den Deckel weg. Der Leſer höflichſt erſucht, dieſe Situation ſelbſt auszumalen, keine Zeit dazu habe und aus mehr als einem G gezwungen bin, hier abzubrechen.

## 42.

## Das Palais royal.

Die Neugier verzehrte mich . . . ich konn kaum erwarten, dieſen weltberühmten Ort, von ich ſo viel gehört hatte, kennen zu lernen.

Um ein Uhr kam ich mit der Maille-Poſt ris an, zwei Stunden ſpäter war ich ſchon im P royal.

Ich kam von der Rue Vivienne hinein, mußte durch einen ſchmalen, dunkeln Durchgang ich ihn paſſirt hatte, lag das Palais-royal vor mit ſeinen Baum-Alleen und ſeinen Häuſer-Galle mit ſeinen glanzvollen Kaufmannsgewölben un nen Zelten, mit ſeinen aufgethürmten Streb und ſeinen bunt durcheinander wogenden Sp gängern.

Es war der erſte Mai, die Bäume prangte allerfriſcheſten Grün, aus einem veilchenblauen H ſandte die freundliche Sonne milde Strahlen und warf auf das Ganze eine glanzvoll-ſchimm Beleuchtung.

Dieſer Anblick weckte in mir ein Gefühl ſeltener Art. Ich wußte nicht, ob ich froh oder traurig ſein, ob ich lachen oder weinen ſollte.

Ich war nun im Eldorado des Luxus; wohin ich mein Auge warf, ſah ich einen Glanz, der mich blendete. Jeder Laden im Palais-royal hat etwas Verführeriſches — jeder Auslegekaſten entzündet neue Gelüſte. Hier fühlt erſt der Arme, wie ſchön es ſein muß, wenn man reich iſt und jedem Wunſche durch den Mammon Befriedigung verſchaffen kann. Hier fühlt ſich der Arme erſt recht arm; hier lernt er einſehen, wieviel ihm fehlt, um das Leben ſchön zu nennen. Wer aus dieſem Palais-royal ſo heiter geſtimmt herausgehen kann, als er hineingegangen iſt, der muß eine ſtarke Portion Zufriedenheit beſitzen.

Das Palais-royal mit ſeinen Nebengebäuden und Nebenhöfen kam mir wie ein großer Weihnachtsmarkt vor. Ich ſelbſt glich einem genäſchigen Kinde, das Alles ſchön fand und Alles kaufen wollte. Bei einem Juwelier kaufte ich mir einen Siegelring, bei einer Marchande des Modes ein wunderſchönes Seidentuch, bei einem Petſchaftſtecher ein cachet à cinquante dévises, bei einem Buchhändler eine Prachtausgabe von Berangers Volksliedern, bei einem Kunſtdrechsler ein modernes Spazierſtöckchen, bei einem Parfumeur Savon de Serail und Extrait de Troubadour. Ich fand Alles magnifique und nebenbei ſehr wohlfeil, wiewohl ich Manches dreifach theurer bezahlen mußte, als ein Franzoſe, weil mir's Jeder an der Naſenſpitze anſah, daß ich ein Fremder ſei.

Ich war noch keine volle Stunde in dieſem Strudel der Verführung und hatte doch ſchon gegen zwölf Louis ausgegeben. Meine Lüſte waren aber noch nicht halb geſtillt — ich ſah immer wieder etwas Neues, das mich anſprach und mich holdlächelnd zu bitten ſchien: Geh', ſei ſo gut, kaufe mich, es wird Dich nicht gereuen. Ich griff ſtets von Neuem in meine Börſe und ſo ſchwand ein Goldſtück nach dem andern.

Das Palais-royal iſt eine kleine Stadt. Es wohnen Leute aus allen Ständen, und von allen Profeſſionen darin: Reſtaurateurs, Buchhändler, Gold- und Silberarbeiter, Schneider, Spielbankpächter, Freudenmädchen, Parfümeurs, Marchandes des Modes, Caffetiers, Wechsler, Leihbibliothekare, Drechsler, Bilderhändler, Schuhmacher u. ſ. w.

Im Palais-royal ſind die bekannten Café de Foy. Café de Valois, Café des Chartres und Café des Aveugles. Im Palais-royal ſind die vier privilegirten Spielhäuſer und mehr als funfzig Bordells. Im Palais-royal ſind Very, les trois frères provinçiaux und noch ein Dutzend anderer Reſtaurationen. Im Palais-royal iſt die berühmte Buchhandlung des Herrn Ladvocat und das Zeughaus des ausgezeichneten Schneiders. Im Palais-royal ſind zwei Leſepavillons, in welchen man Eis, Journale und andere Erfriſchungen bekommt. Im Palais-royal ſind auch mehrere Leihbibliotheken und zwei Zeitungsbuden, in welchen man ſich auf alle Blätter abonniren kann — kurz! im Palais-royal findet man Alles!

Im Sommer trifft man hier zu allen Stunden des Tages Spazier- und Müßiggänger aus allen Claſſen an. Zu den Stammgäſten gehören die Maulaffen und Gaffer (Flaneurs und Badauds), die Gauner (chevaliers d'industrie) und die Prieſterinnen der Venus Kallipygos.

Der Geſchäftsmann und der Gelehrte beſuchen das Palais-royal in den frühen Morgenſtunden. Er durchwandert, um ſich Motion zu machen, ein auch zwei Mal die Gallerieen und Arcaden, nimmt dann ein frugales Frühſtuck im Café de Foy oder Café des Chartres zu ſich und geht hierauf an ſein Geſchäft.

Erſt nach zehn Uhr Morgens wird es im Garten lebhaft und geräuſchvoll.

Gegen ein Uhr ſtellt ſich die elegante Welt ein, um begafft zu werden und die Maulaffen und Nichtsthuer-Legion, um zu gaffen. Die vornehmen Frauen laſſen ihre Equipagen am Eingange der Rue St. Honoré halten, (das Palais-royal hat vier Haupteingänge) ſteigen aus und verfügen ſich in Begleitung ihres Kammerdieners, Courmachers oder Cavaliere servente in die innerſten Hallen, um zu promeniren oder Einkäufe zu machen. Unter dieſer vornehmen Frauen-Welt gewahrt man auch bisweilen einige Nymphen. Bei Tag thun dieſe Damen aber ſo blöde und verſchämt, als ob ſie nicht drei zählen könnten. Sie kokettiren höchſtens — üben dieſe Kunſt jedoch nur ſehr verſtohlen und mit ungemein viel Grazie aus.

Nach drei Uhr iſt es am vollſten und gemiſchteſten. Um dieſe Zeit trifft man Leute von jedem Calibre an; es bilden ſich dann die verſchiedenartigſten und buntfarbigſten Gruppen. Hier werfen ſich einige Damen ganz ungenirt auf die kleinen Strohſeſſel, die unter den Bäumen ſtehen, und begucken mit ihren Lorgnons die Vorübergehenden; dort ſitzt ein alter Mann, der mit ſeinem Stab allerlei Figuren in den Sand malt, hier iſt Jemand im Leſen eines Buches vertieft, dort geht ein Zeitungleſer auf und ab, hier ſchlürfen Mutter und Tochter ein Glas Gefrorenes, dort hält auf einer ſteinernen Bank ein alter Graukopf ſein Mittagsſchläfchen, hier macht ſich ein beſpornter Dandy auf zwei Seſſeln breit, dort zeichnet ein junger Mann mit ſeinem Spazierſtöckchen ein Paar Buchſtaben in den Sand (dies iſt vermuthlich ein Verliebter, oder ein unglücklicher Etourdi), hier ſitzt eine ältliche Dame mit ihrem Strickſtrumpf in der Hand, dort läßt ein Merveilleur ſeinen Pudel apportiren. Doch genug davon! Ich habe viel zu wenig Geduld, um dieſes Panorama auszuführen und kann deshalb nur Contouren, Silhouetten und Skizzen liefern. Vielleicht male ich's in ſpätern Jahren einmal aus.

Wenn es dunkel wird, ſo ſtellen ſich die Freudenmädchen, die Abenteurer und die Glücksritter ein. Alle wollen ein Schäfchen ins Trockne führen, den Mindeſten gelingt es auch. Die Freudenmädchen, geputzt und entblößt wie Theaterprinzeſſinnen, durchziehen die Alleen und Gänge des Gartens.

Die Herren, die man des Abends hier ſieht, ſind meiſtentheils Fremde. Einen meiner Landsleute, den ich nirgends auffinden konnte, habe ich eines Abends nach zehn Uhr im Palais-royal getroffen. Er erzählte mir, daß er ſchon ſechs Wochen in Paris ſei und daß noch kein einziger Abend vergangen, an welchem er nicht im Palais-royal geweſen; car tel est notre plaisir, fügte er hinzu, und lief einer Nymphe nach, die zu ihm en passant „bon soir mon petit" ſagte.

Um eilf Uhr wird der Garten geſchloſſen. Einige Trommeln geben das Signal, daß man ſich entfernen ſoll. Alles flüchtet in die Seitengänge. Die Eiſenthüren werden verrammelt. Die Menge zertheilt ſich; es wird allmählig leer. Bald darauf ſchließen die Kaufleute ihre Läden. Nur die Reſtaurationen und Spielhäuſer bleiben noch ein Paar Stündchen offen.

Die Nymphen, die noch keinen Anhänger gefunden haben, ſpazieren jetzt ungeduldig in den Arcaden auf und ab, und halten jeden Mann an, der in ihre Nähe kommt. Die Art und Weiſe, wie Manche das Geſpräch mit ihm einleiten, liefert einen Beweis von ihrer anekelnden Sittenverderbtheit, von ihrer moraliſchen Verworfenheit und von ihrer beiſpielloſen Unverſchämtheit. Meine Feder ſträubt ſich, die Worte und Phraſen niederzuſchreiben, die ich mehr als ein Mal von dieſen ſchamloſen, gänzlich entarteten Weibsbildern anhören mußte. Ihre Frechheit überſchreitet die fernſten Grenzen der weiblichen Delicateſſe; mit einem Wort: ſie laſſen kein Mittel unverſucht, um das zu erlangen, was ſie wollen. Die Finſterniß deckt über ihre Larven einen mitleidigen Flor, und ſo kommt es, daß ſelbſt die häßlichſte Hetäre einen Mann findet, der ihr nachgibt.

Erſt nach drei Uhr wird es in dieſem Hauſe des Luxus und der Sünde leer und öde. Die Hetären warten nur noch auf die heimkehrenden Spieler und — gehen dann ſchlafen.

Das Palais-royal iſt einzig in ſeiner Art. Ich kenne keinen zweiten Ort, der ſich mit ihm vergleichen dürfte. Der Wiener Graben kommt ihm noch in mancher Beziehung am nächſten.

Wer zehn Mal das Palais-royal beſucht und jedes Mal ein Stündchen darin verweilt hat, der muß, wenn er nur ein klein wenig Beobachtungsgabe beſitzt, eine Maſſe von Erfahrungen und Stoff zum Schreiben für ein ganzes Jahr eingeſammelt haben.

## 43.

## Die vier Antichambres.

Begleite mich, geliebter Leſer. Habe heut vier Gänge zu machen, muß zu einem Miniſter, zu einem Polizeipräfecten, zu einem Theater-Intendanten und zu einer vornehmen Maitreſſe. Zu Jedem fuhren mich wichtige Geſchäfte, deren ich mich noch heute entledigen muß.

Komm mit, guter Leſer, Du wirſt Dich gewiß unterhalten. Zu jeder Antichambre wollen wir ein Viertelſtundchen verweilen, ich werde Dir ſagen, wer die Leute ſind, die Du in jenen Vorſälen antreffen wirſt, ich werde Dir ſagen, weshalb ſie dort ſind und dergleichen mehr.

Komm, komm, ſei nicht unartig, lieber Leſer, Parole d'honneur, es wird Dich nicht gereuen.

Wir ſind jetzt in der Antichambre des Miniſters. Setz' Dich, Theurer, Du könnteſt ſonſt mude werden. Hier muſſen die Herren zwei Stunden, die Damen ſunf Minuten antichambriren. Dieſe ältliche Dame mit der aſchgrauen Enveloppe, die unfern des Ofens ſitzt, und den Huſten hat, dieſe Frau iſt die Mutter einer ſchönen Actrice, die zu den Lieblingen Sr. Excellenz gehört. Sie verdankt ihm die Anſtellung beim Theater und er verdankt ihr — was? Das brauchſt Du nicht zu wiſſen. Die Tochter ſchickt ihre Frau Mutter nur dann zum Miniſter, wenn Eine von ihnen Geld braucht. Siehſt Du das kleine Brieſchen, das ſie in den Händen hält! Sie braucht Geld — ich kenne meine Pappenheimer. Gib aber Acht, ſie wird zuerſt vorgelaſſen!

Dort jener junge Mann, der ſich die Statuen der Antichambre beſieht, iſt ein Menſch, welcher mit aller Gewalt Hofrath oder ſonſt etwas werden will. Er iſt zwar dumm wie ein Rhinoceros, das hat aber nichts zu ſagen — er bekommt deſſenungeachtet ein Amt. Wie ſo? Je nun, er läuft von einer Antichambre in die andere, iſt an alle Kammerdiener und Jokeys empfohlen, ſteht mit den Kammerkätzchen auf freundſchaftlichem Fuße, hat ſchon einige Gedichte auf den Miniſter und deſſen Mulatten gemacht — es kann ihm mithin gar nicht fehlen. Der junge Mann hält ein Buch in der Hand. Bewunderſt Du nicht den ſchönen Einband? Maroquin und Goldſchnitt!! Es iſt eine Gedicht-Sammlung, die er Seiner Excellenz in tiefer Unterwürfigkeit dedicirt hat.

Dort jene Frau, die ſich am Fenſter mit einem der Kammerdiener unterhält, iſt die Ehehälfte eines Mannes, der wahnſinnig wird, wenn er nicht bei der nächſten Ordensvertheilung das Kreuz der Ehrenlegion erhält. Die Frau ſteht eben in Unterhandlung mit dem vielvermögenden Valet de Chambre. Sie macht ihm Vorſtellungen, er nickt gravitätiſch mit dem Kopfe, ſie drückt ihm etwas in die Hand — vermuthlich eine Geldbörſe. Wollen wir wetten, daß der Wunſch ihres Mannes erfüllt wird?

Dort jener Mann, deſſen Kinn ſich auf den Goldknopf ſeines dicken Bambusrohres ſtützt, iſt der Wagenbauer, dem Se. Excellenz ſchon ſeit Jahr und Tag ein hübſches Sümmchen für den Staatswagen ſchuldet.

Gehen wir nun zum Polizei-Präfecten. Einige Sergeanten ſind in der Antichambre, die ſo dick thun, als ob ſie Geheimräthe wären. Sie ſind mürriſch, ſtolz und grob, mithin Dummlinge erſter Claſſe mit Vorzug. Der Eine ſtochert ſich die Zähne aus, der Andere bürſtet ſich ſeine Uniform, der Dritte zieht ſeine Uhr auf, der rierte läßt ſich mit dem Fremden recht freundlich in ein politiſches Geſpräch ein, um dem Herrn ein klein wenig auf den Zahn zu fühlen. Dieſer Sergeant iſt ein wahres Original. Er hält alle Menſchen auf Gottes Erde für Spitzbuben, Schurken, Demagogen und Hochverräther. Täglich muß er einen Menſchen anſchwärzen, verdächtigen und denunciren. Sein Glück beſteht in dem Hochgenuß: Andere unglücklich zu machen. Dieſer Mann iſt zum Polizei-Sergeanten geboren.

Laß uns fliehen einen Ort, wo man ſich die größte Mühe gibt, dem Unſchuldigen Fallen zu legen.

Fort zum Theater-Intendanten! Sieh nur, wie voll es in ſeiner Antichambre iſt!!

An der Thür ſteht eine Choriſtin, welche Vorſchuß begehrt. Wie ſchön ſie geputzt iſt! Sie hat kein einziges Mittel unverſucht gelaſſen, das ihre Reize zu erhöhen vermag. Findet ſie Wohlgefallen in den Augen ihres Herrn, ſo wird er ihr den Vorſchuß nicht verweigern.

Die Dame, welche ſo eben das Zimmer des Herrn Intendanten verlaſſen hat, ſieht etwas zerſtört aus. Die Locken ſind nicht mehr ſo ſchön als ſie waren. Ihre Geſichtsfarbe iſt weit röther als gewöhnlich. Vermuthlich hat ſie aus Scherz ſich ſelbſt in die Wangen gekneipt. Sie iſt eine fremde Schauſpielerin, die auf dem Theater gaſtiren wollte. Man hatte es ihr rund abgeſchlagen. Sie verfügte ſich heut zum Intendanten; ihre Schönheit und ihre Nachgiebigkeit legten bei ihm ein Blättchen für ſie ein — ſie wird beſtimmt in einigen Tagen debutiren.

Jener Mann, der wie ein parfümirter Schafskopf ausſieht, iſt ein obſcurer Mitarbeiter einer langweiligen Zeitſchrift, welcher den Intendanten um ein Freibillet erſucht hat. Er hält ein Pack Zeitungblätter in der Hand, durch die er ſich als Mitarbeiter und Correſpondent auswärtiger Journale documentiren will. An der Naſenſpitze ſeh' ich's ihm an, welch ein Plänchen er im Schilde führt, um ein Freibilletchen zu erſchnappen. Das Recenſentchen wird dem Herrn Intendanten einige Blättchen: ein Planetchen — ein Mitternachtblättchen vorzeigen, worin der Herr Intendant von ihm gelobhudelt werden. Das Recenſentchen wird verſprechen, ihm auch fernerhin bald in dieſem bald in jenem Journälchen Weihrauch zu ſtreuen, wenn der Herr Intendant ſo gütig ſein will, ihm und ſeinem Neffchen ein Freibilletchen verabfolgen zu laſſen. Jeder Menſch — ja ſogar ein Theater-Intendant — freut ſich, wenn er in Zeitungen gelobt wird. Der Herr Intendant wird deshalb dem Recenſentchen und deſſen Neffchen ein freies Entreechen geſtatten.

Das ſchöne Fräulein, das am Fenſter ſitzt und ſo ungeduldig mit dem kleinen Fuß auf den Boden ſchlägt, dies Fräulein iſt eine Tänzerin, welche einen zweimonatlichen Urlaub begehrt, um mit ihrem Adorateur, dem Grafen Baumſchnabel, nach dem Bade reiſen zu können. Der Intendant wird mit ihr unterhandeln, ſie wird ihn durch einen Kuß zum Schweigen bringen und vielleicht ſchon morgen ihre Reiſe antreten.

Der junge Blondkopf, der ihr den Hof macht, iſt ein Dichterlein, das dem Herrn Intendanten den Erſtling ſeiner dramatiſchen Muſe zur Aufführung überreichen will. Er bittet die Tänzerin: ſie möchte ein gutes Wort für ihn einlegen, wohl wiſſend: wie viel ſie bei dem Herrn Intendanten durchzuſetzen vermöge.

Jene Dame, mit dem rothen Seidenhute und den weißen Schwanenfedern, die ſo mißmuthig und niedergeſchlagen auf dem Divan ſitzt, jene wunderholde Dame iſt die Frau eines Sängers, welcher bei dem Theater ein Engagement ſucht. Der Intendant hat es dem armen Manne mündlich und ſchriftlich abgeſchlagen. Der Sänger ſchickt nun ſeine Frau, denn er kennt aller Intendanten ſchwache Seite und weiß, daß ſie einer Frau und noch dazu einer ſchönen Frau, ſelten etwas abſchlagen, zumal, wenn dieſe ſchöne Frau — noch jung iſt. Die meiſten Theaterleute nehmen doch nur deshalb Frauen, um ſie derlei Gänge machen zu laſſen. Ein Komödiant, der eine ſchöne Frau hat, findet überall weit eher ein Engagement, als ein Künſtler, welcher ledig iſt. Willſt Du einmal Schauſpieler werden, ſo ſuche Dir zuvor eine ſchöne Frau, dann wirſt Du ohne viele Mühe Gaſtrollen, Engagements-Anträge, Reiſeurlaub und noch obendrein eine Zulage erhalten, auf die Du gar nicht angetragen haſt.

Es iſt Zeit, daß wir zu der vornehmen Maitreſſe eilen, denn gegen ein Uhr pflegt ſie nach dem Bois de Boulogne zu fahren.

Ihr Vorſaal gleicht einer prachtvollen Blumenausſtellung. Die duftigſten, ſchönfarbigſten Gewächſe, aus allen Weltgegenden, ſind hier terraſſenartig aufgeſtellt und bilden einen üppigen Blüthenflor, deſſen tauſendfaches Aroma labend entgegen kommt. In kleinen und großen Käfigen ſingen, ſchlagen, zwitſchern und krächzen Canarienvögel, Nachtigallen, Arras, Kakadus, aus dieſer und jener Zone.

Ein Mohr in blauer Livree, mit dicken Goldtreſſen, bewacht mit Polizei-Augen dieſe impoſante Antichambre.

Alle Frauen, die Du hier gewahrſt, ſind entweder Schneiderinnen, Putzmacherinnen oder Wäſcherinnen.

Wenn Du einen Mann in dieſer Antichambre findeſt, ſo kannſt Du Dich darauf verlaſſen, daß es entweder einer ihrer vielen Gläubiger oder ein armer Anverwandter iſt, der ſchon ſeit zwei Stunden auf das Fünffrankenſtück wartet, das ihm die Maitreſſe als monatliches Stipendium durch einen ihrer Kammerdiener huldreich verabfolgen läßt.

Halt! dort jene räthſelhafte Matrone! weißt Du, wer ſie iſt! eine Kartenlegerin. Maitreſſen und überhaupt Frauen, die aus purer Langeweile nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen, haben die Manie, ſich Karten legen und ihr künftiges Schickſal prophezeihen zu laſſen. Letzteres thun ſie deshalb, weil es ihnen, nicht ohne Grund und Urſache, vor der Zukunft bang iſt.

Du wirſt nun müde ſein, geliebter Leſer. Komm jetzt zu Tortoni! wir wollen dort ein wenig Gefrorenes zu uns nehmen und ausruhen von dem vielen Hin- und Herlaufen. Haben Dir die Antichambres-Beſuche nicht mißfallen, ſo kannſt Du mich ja ein andermal wiederum begleiten.

## 44.

## Das Leopoldſtädter Theater in Wien.

In dieſer Volksbühne, die, (beiläufig geſagt, in ihrer Art einzig war) findet man ein höchſt originelles Publicum und ein Treiben, von dem man ſich, wenn man es nicht ſelbſt mitangeſehen hat, keinen richtigen Begriff machen kann.

Jeder Fremde, der das Leopoldſtädter Theater beſucht, (es liegt in der ſchönen Jägerzeile, unfern des weltberühmten Praters) wird ſich Anfangs überraſcht und ſpäter mehr als zu jedem andern Theater hingezogen fühlen, wenn er ſich erſt mit dem Wiener Dialekt etwas näher befreundet hat. Nirgend kann er mit dem Wiener Volksleben, mit ſeinen Eigenheiten, mit ſeinen Sitten und Gebräuchen ſchneller vertraut werden, als in dieſem Theater.

Der Fremde lernt da ſowohl von der Bühne herab, als auch in den Zuſchauern, das rege, buntfarbige Volksleben mit all ſeinen Licht- und Schattenſeiten kennen, und kann ſich, wenn er ſich in daſſelbe erſt recht hineingefunden hat, nur mit vieler Mühe von dieſem ganz ungenirten, ergötzlichen und anziehenden Treiben losreißen. Er beſucht deshalb weit lieber zehn Mal die kleine, dunkle, Jocus-Kajüte in der Leopoldſtadt, als ein Mal das glänzende Hofoperntheater nächſt dem Kärnthnerthore oder das große, impoſante Theater an der Wien. Er ſieht weit lieber in dem Leopoldſtädter Theater ein komiſches Zauberſpiel zum zehnten, als eine große Oper zum erſten, als ein pompöſes Ballet zum zweiten und als ein Spectakelſtück zum dritten Male.

Aber nicht nur der Fremde, auch der Wiener ſelbſt beſitzt eine große Vorliebe für dieſe Volksbühne. Ihm geht nichts über das Lachen und wo gäbe es wohl mehr Stoff zu dieſer wohlthätigen Zwerchfell-Erſchütterung, als in den Volksſtücken, in den Feen- und Zauberſpielen eines Bäuerle, Raimund, Meisl und Gleich?!

Jeder Wiener, der dieſe Volksbühne beſucht, thut gerade ſo, als ob er da zu Hauſe wäre. Er behält, wenn es ihm beliebt und wenn Niemand vom Hofe zugegen iſt, ſeinen Hut ſelbſt während der Vorſtellung auf, geht, wenn es nicht ganz voll iſt, auf und ab, plaudert mit Dieſem, lacht mit Jenem und ſchenkt nur wenige Minuten ſeine Aufmerkſamkeit dem Stucke und den Darſtellenden. Das Publicum beſteht größtentheils aus Stammgäſten, die dieſes Theater faſt täglich — und wenn auch nur auf ein halbes Stundchen, beſuchen. Die meiſten Zuſchauer haben die Stucke ſchon ſo oft geſehen, daß ſie faſt jede Rolle und jedes Couplet manchmal beſſer auswendig wiſſen, als die Schauſpieler. Das Publicum in dieſem Theater iſt ſehr gemiſcht. Man trifft hier Leute aus allen Ständen, aus der hochſten und aus der niedrigſten Claſſe. In der einen Loge ſitzt eine Furſtin, eine Herzogin, eine Bankierfrau und in der andern eine Schauſpielerin aus einem andern Theater und ein Freudenmädchen, das ſich zu der Stufe einer vornehmen Maitreſſe emporgeſchwungen hat.

Parterre und Parquet dieſes Theaters ſind Spiegelbilder vom Wiener Graben. Hier wie dort findet die Männerwelt Damen, welche ſo gefällig ſind, die leiſeſten Seufzer zu erhoren. Der Unterſchied zwiſchen dem Graben und dem Leopoldſtädter Theater iſt nur der, daß auf dem Graben dieſe mitleidigen Damen auf- und abmarſchiren, im Leopoldſtädter Theater hingegen auf einem Fleck ſitzen bleiben. Letzteres finden die meiſten Herren weit bequemer. Daher kommt es, daß es Leute gibt, die keinen Abend ausbleiben. Irrungen konnen hier nur ſelten oder gar nicht Statt finden. Dieſe Damen wiſſen mit den Augen weit vernünftiger und verſtändlicher, weit ausdrucksvoller und delicater, als mit den Zungen zu reden. Die Wiener Herren verſtehen dieſe Augenſprache comme il faut und irren ſich ſelten oder niemals. Es gibt ubrigens auch örtliche Merkmale, die den Zweifel zur

Gewißheit bringen. Dieſe filles complaisantes nehmen z. B., zur deſto größern Sicherheit, faſt alle Eckſitzplätze im Parterre und Parquet ein. Sie occupiren ſchon aus dem Grunde dieſe Eckſitze, weil ſie dadurch zugänglicher für die mit Lorgnetten Muſterung haltenden Sybariten ſind und weil ſie, wenn man über Dieſes oder Jenes unter ſich einig geworden iſt, ihren Sitz ſchon während der Vorſtellung verlaſſen können, ohne die andern Sitzinhaber von ihren Plätzen aufzuſtören.

Bei der erſten Vorſtellung neuer Stücke, bei Gaſtſpielen und Benefizvorſtellungen findet man in dieſem Theater ganze Scharen von dieſen Eckſitz-Damen.

Als Herr Huber (ein Ex-Sattlermeiſter) der Inhaber dieſer Volksbühne war, wurden Freibillets unter derlei Damen ausgetheilt, um durch ſie Zuſchauer ins Theater zu locken. Die Polizei hat zwar ſchon lange dieſes Huber'ſche Theater-Vollmachungs-Syſtem aufgehoben — die Folgen von dieſem Uebel ſind jedoch bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben, das Theater iſt noch immer der Kaperplatz antilunariſcher Damen und wird es wohl auch bleiben, da die egyptiſche Finſterniß, welche in dieſem Hauſe herrſcht, das uralte Privilegium noch immer ſehr begünſtigt. In keinem Theater iſt es ſo dunkel als in dieſem. Vergebens ſucht man am Plafond einen Kronenleuchter, nur an den Wänden ſieht man einige Lampen, die aber ein ſo ſpärliches Licht verbreiten, daß man oft nicht unterſcheiden kann, ob die Dame zu den Brünetten oder Blondinen gehört, was freilich Manchem ſehr unlieb iſt.

In den Logen des erſten Ranges brilliren gewöhnlich vornehme Maitreſſen und Concubinen, im

Balcon thronen die Griſetten erſter und im zweiten Range die Griſetten zweiter Claſſe. Im Parterre und Parquet ſitzt ein buntes Pêle - mêle und im dritten Rang präſidirt der Plebs.

Unten hört man mit kräftigen Baßſtimmen: „Punſch, Bavaroiſe, Eis, Mandelmilch,“ oben mit gellender Fiſtel: „Wurſtl mit Kreen,“ Bretzen (Pretzeln) und Bayriſch (Bier) manchmal auch warme Kaſten (gebratene Kaſtanien) zum Verkauf ausrufen. In der Loge ſchlürft eine Gräfin ihren Harlekin (ein aus verſchiedenen Sorten zuſammengeſetztes Eis), in dem dritten Range wurgt ein Kutſcher ein halbes Dutzend brennend heißer Würſte mit beißendem Meerrettig hinab und trinkt dazu ſein Seitl Bayriſch- oder Kaiſerbier. Wird es ihm bei dieſer Abendmahlzeit zu warm, ſo zieht er ſich ſeinen Rock aus und wiſcht ſich dann mit den Hemdärmeln die triefende Stirn und den fetten Mund ab. Wenn er ſatt und galant iſt, ſo tractirt er die Köchin, ſeine Nachbarin, und ſcharmirt dann ein wenig mit dem „Schatzerl,“ das ſich's ruhig gefallen läßt, wenn der „Musje“ Kutſcher nicht zu handgreiflich wird.

Nicht ſelten ereignete ſich der Fall, daß von dieſem dritten Range der Ueberreſt einer Wurſt oder ein abgebrochenes Stück von einer zähen Prezel durch Unvorſichtigkeit auf den Hut einer Dame fällt, die im Parquet ſitzt. Die Getroffene ärgert ſich — das Parterre fängt zu applaudiren und die Gallerie zu johlen an und der Skandal iſt abgemacht.

Die Leute, die im Parquet und Parterre die Conditorwaaren ausrufen, werden Numeros genannt. Sie haben eine ganz eigenthümliche Livree, und werden deshalb ſo geheißen, weil auf ihrem Hute eine große Nummer von Silber aufgeſteckt iſt. Sie ſind nummerirt wie die Wiener Polizei-Sergeanten und wie unſere Hunde.

Dieſe Numeros ſind gar ſchlaue Kerle und bekleiden nebenbei auch andere Chargen. Sie ſind gleichſam die Botenträger zwiſchen Zuſchauer und Schauſpieler, ſie tragen nicht nur Bonbons und Gefrornes, ſondern auch Grüße und Billetdoux auf die Bühne hinauf. Sie ſind die Postillons d'amour, Gelegenheitsmacher, Botſchafter u. dgl. m.

In den Seitengängen des Parterres und ganz nahe am Orcheſter ſtehen gewöhnlich jene Leute, die einer Schauſpielerin die Cour machen, oder mit einer Choriſtin in ein näheres Verhältniß getreten ſind.

Die Actricen cokettiren mir nichts dir nichts, während des Spielens, mit ihren Adorateurs. Sie werfen jeden Augenblick einen zärtlichen Blick, ein Lächeln oder gar ein Zeichen ins Parterre hinab. Die Zuſchauer merken das Liebäugeln, denn die Damen machen es oft gar allzudeutlich. Die Wiener laſſen ſich dies indeſſen ganz ruhig gefallen, es choquirt ſie nicht im mindeſten. Sie freuen ſich im Gegentheil darüber und machen höchſtens — treibt es die Actrice gar zu bunt — eine witzig Gloſſe.

Bei dieſem Theater war eine Schauſpielerin — ſie iſt jetzt todt — die trieb auf der Bühne die allerärgſten Allotria. Sie machte mit dem Publicum, was ſie wollte. Sie war in ſo hohem Grade beliebt, daß ſie ſich Alles erlauben durfte. Sie pfiff in ihrer Rolle — ſie ſprach förmlich mit dem Publicum — ſie extemporirte, was ihr in den Sinn kam, ſie ſah während der ganzen Vorſtellung zu einem Mann herunter, mit dem ſie eine Liaiſon hatte — nichts, gar nichts nahm man ihr übel, denn Jeder ſagte: „Sie iſt halt doch ein lieber Narr.“ Die Leute hatten aber wirklich Recht! Auf keinem Theater in der Welt darf ſich ein Schauſpieler, wenn er in der Gunſt des Publicums ſteht, ſo viel erlauben, als auf der Leopoldſtädter Bühne. Und trotz dem gehört das Publicum nicht zu den allerbeſten, denn noch nirgend habe ich neue Stucke, welche nicht angeſprochen haben, mit ſo ausgelaſſener Schadenfreude, mit ſo beiſpielloſer Vehemenz; — ich möchte ſagen, mit ſo grenzenloſer Rage auspfeifen, ausziſchen, austrommeln und auspochen gehört, als in dieſem Theater. Weit nachſichtiger iſt das Publicum gegen den Schauſpieler als gegen den Dichter. Sie laſſen manches Stuck, das ihnen mißfällt, manchmal nicht bis zu Ende ſpielen und maltraitiren den armen Dichter auf eine wahrhaft barbariſche Weiſe. Selbſt das Pariſer Theaterpublicum iſt weit nachſichtiger und artiger gegen verunglückte Autoren, es läßt ſeine Wuth weit mehr gegen ſchlechte oder ungehobelte Schauſpieler aus.

Faſt alle Piecen, die auf dem Leopoldſtädter Theater aufgeführt, ſind von Wiener Theaterdichtern, die ihre Stucke größtentheils im öſterreichiſchen Dialekt ſchreiben.

Die meiſten, gelungenſten und beliebteſten Stücke, ſind von Bäuerle, Raimund, Meisl und Gleich. Unter zehn Stucken ſind neun komiſche Mährchen, in welchen Zauberer und Feen die Hauptrollen haben. Faſt in jedem dieſer Zauberſpiele kommen witzige Couplets, niedliche Balletſtuckchen und überraſchende Maſchinerien vor. In dieſem Genre, der durch Bäuerle auf dieſer Bühne einheimiſch wurde, herrſcht ungemein viel Fantaſie. Der Norddeutſche findet Anfangs keinen Geſchmack daran, theils weil er dem Fluge der ſudlichen Fantaſie nicht folgen kann, theils weil die vielen Localbeziehungen und die öſterreichiſche Mundart böhmiſche Dörſer und ſpaniſche Berge für ihn ſind. Er kann ſich Anfangs durchaus nicht in All' das Unglaubliche hineinfinden, das der Dichter durch ſeinen Talisman hervorzuzaubern vermag. Er begreift es nicht, wie man über Mährchen lachen kann, worin man die Wahrſcheinlichkeit mit Füßen tritt. Wenn er aber zwanzig bis dreißig ſolcher Feenmährchen und Zauberſpiele angeſehen hat, dann fangen ſie erſt an, ihm zu behagen. Täglich findet er mehr Geſchmack daran, und faſt jedesMal entdeckt er neue Schönheiten an dieſem Genre. Es iſt wirklich Schade, daß dieſe Gattung dramatiſcher Spiele nicht auch auf franzöſiſche, engliſche und italieniſche Bühnen verpflanzt und ſo geſchickt wie in Wien cultivirt wird.

In dieſes Mährchen- und Mythengewand haben Bäuerle und Meisl die ſtärkſten Satyren und Perſiflagen auf die Thorheiten, Vorurtheile, Mißbräuche und Modeſchwächen unſerer corrupten Zeit eingehüllt. Die meiſten dieſer Zauberſpiele und Localpoſſen ſind dramatiſirte Sittenſchilderungen, in denen ſich die bittere Wahrheit hinter die ſchmunzelnde Larve des Scherzes verbirgt. Im Vordergrund erblickt man die Satyre, die in dem gutmüthigſten Tone die ſtärkſten Grobheiten ſagt, am Hintergrunde lauert die Moral.

Bäuerle war es, der durch ſeine Parodie: „der verwunſchene Prinz“ dieſe mährchen- und Feenwelt zuerſt in die Wiener Volksbühne eingeführt hat. Bäuerle war es, der auch den Staberl ins Leben gerufen, welcher ſeitdem eine ſtereotype Maske geworden. Bäuerle iſt unſtreitig der ausgezeichnetſte aller jetzt lebenden Volksdichter. Er würde einen europäiſchen Ruf haben, ſchriebe er für Berlin oder Paris. Mindeſtens hat er hundert bis hundertzwanzig Stücke (Zauberſpiele, Feenmährchen, Luſtſpiele, Poſſen und Localſchwänke) geſchrieben. Die vorzüglichſten Zeugniſſe ſeiner reichen Volksmuſe ſind: „Aline,“ „Lindane,“ „Giſperl und Fiſperl,“ „Wien, Paris, London und Conſtantinopel,“ „der verwunſchene Prinz,“ „Kabale und Liebe,“ „die Bürger in Wien,“ „die falſche Primadonna,“ „der Freund in der Noth“ (klaſſiſch) u. ſ. w.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Parallelen zwiſchen Bäuerle, Raimund, Meisl und Gleich ziehen. Vielleicht mache ich mich ein ander Mal an dieſes intereſſante Thema. Dies Mal will ich blos ganz kurz die Eigenſchaften dieſes vierblätterigen Volksdichter-Kleeblatts andeuten. Bäuerle's Muſe iſt höchſt komiſch und drollig, Raimund's etwas ernſter und poetiſcher, Meisl's witzig und pikant, Gleich's launig und geiſtreich. Bäuerle hat roſigen Humor und kernigen Mutterwitz, Raimund hat Poeſie und Geſchmack, Meisl: cauſtiſche Satyre und pikante Ironie, Gleich: Laune und die meiſte Erfindungsgabe von ſeinen Collegen. Gleich iſt ein deutſcher Lopez de Vega, er hat, gering angeſchlagen, zweihundert Stücke geſchrieben, die auf den Theatern Wiens zur Aufführung kamen. (Außerdem hat er gewiß achtzig Bände Romane, unter verſchiedenen Namen: unter Ludwig de la Rosa, Adolf Blum u. ſ. w., im Druck erſcheinen laſſen). Die vorzüglichſten ſeiner dramatiſchen Arbeiten ſind: „der Berggeiſt,“ (klaſſiſch) „Ydor,“ „der Eheteufel auf Reiſen,“ „der alte Geiſt in der modernen Welt,“ „Doctor Kramperl“ ꝛc. ꝛc. Meisl, der die meiſte Satyre in ſeine Mährchen einflicht, hat ebenfalls über 150 Stücke zu Tage gefördert. Die ausgezeichnetſten ſind: „die Fee aus Frankreich,“ „das Geſpenſt auf der Baſtei,“ „Orpheus und Eurydice,“ „die Heirath durch die Güterlotterie“ u. ſ. w. Raimund, deſſen Zauberſpiele auf einer ernſtern Baſis beruhen, hat bisher nur ſechs bis acht Stücke geliefert. Für das fantaſiereichſte halte ich „den Diamant des Geiſterkönigs,“ „den Alpenkönig und den Menſchenfeind“ und „das Mädchen aus der Feenwelt.“ „Sein „Moiſaſurs Zauberfluch“ und ſeine „gefeſſelte Fantaſie,“ ſind zwar poetiſch — aber nicht dramatiſch. „Der Barometermacher auf der Zauberinſel,“ iſt zwar recht ſpaßig — aber auch ein Wenig läppiſch, ſeine „unheilbringende Zauberkrone,“ kenne ich nur dem Namen nach, maße mir deshalb kein Urtheil über dieſes jüngſte Kind ſeiner Laune an.

Die Leopoldſtädter Bühne iſt leider nicht mehr das, was ſie noch vor drei Jahren war. Unter dem ſchlechten Regime eines ganz unwiſſenden, launenhaften Polen, iſt ſie ſo tief in der Gunſt des Wiener Publicums geſunken, daß ſie ſchon ganz nahe ihrem Untergange war. Die blühendſte Kunſtanſtalt muß verwelken, wenn ein Mann an der Spitze ſteht, der keinen Begriff von der dramatiſchen Kunſt hat.

Die Korntheuer und die Krones, zwei der ausgezeichnetſten Mitglieder ſind geſtorben. Raimund, Schuſter und Mlle. Ennökl, einſtmals die Lieblinge dieſer Bühne, ſind abgegangen, Bäuerle, Meisl und Gleich, hatten ſeit längerer Zeit ihre Hand von der Volksbühne abgezogen. Rainoldi, der tüchtige Balletmeiſter, wurde mit einem großen Theil des kleinen Balletcorps verabſchiedet. Was waren die Folgen?! Der Pole mußte, aus Furcht, bankerott zu werden, das Theater, das er erſt vor ungefähr drei Jahren an ſich gebracht, wieder verkaufen.

Möchte die neue Unternehmung dieſes Theaters keine Koſten ſcheuen, um die gefallene Volksbühne auf jenen Standpunkt zurückzuführen, auf dem ſie ſo lange florirte. Die Wiener ſind ein Publicum, die das Gute liebreich anerkennen, pflegen, ſchirmen und belohnen.

## 45.

## Die Blumenausſtellung in Fauſt's Wintergarten.

Darf ich mir Deinen ſchönen Arm ausbitten, holde Leſerin? Ich will Dich in Fauſt's Wintergarten führen; Flora, die anmuthige Blumenkönigin, hat dort die lieblichſten ihrer Kinder zur Schau aufgeſtellt.

Morbleu, wer Blumen, Frauen und Caviar nicht liebt, verdient in jeder Minute ein Schock Naſenſtuber, oder alle drei Stunden einen Theelöffel Blauſaure.

Die Prachtwerke und Meiſterſtücke des lieben Herrgotts, ſind die Blumen und die Frauen. Auch der Caviar macht ihm keine Schande.

Gäb's keine Blumen, gäb's keine Frauen, ſo wäre das Leben ein langweiliges Melodram, deſſen Ende ich um keinen Preis der Erde abwarten möchte. Ich würde nur einem Paar Scenen beiwohnen, alsdann hinausgehen und dieſes fade Leben herunterreißen.

So lange es aber noch Blumen und Frauen auf der Erde gibt, ſo lange dünkt mir das Leben eine komiſche Oper, deren Ende ich ruhig abwarten will.

Was dem nächtlichen Himmel die Sterne, das ſind der öden Erde die Blumen.

Sterne ſind feurige Küſſe, welche die Nacht dem Himmel, Blumen hingegen ſind duftende Küſſe, welche der Tag der Erde gegeben.

Im Grunde ſind Blumen nichts anders als Frauen und Frauen nichts anders als Blumen. Daher kommt mir das ſchöne Geſchlecht — die holde Frauenwelt — wie ein wohlduftendes Bouquet und das Blumenreich, wie ein großer Harem vor, in dem mich tauſend liebreizende, anmuthige, ſanft-zärtliche Odalisken anlächeln.

Die Blumenausſtellung in Fauſt's Wintergarten kommt mir wie eine große Gemäldegallerie vor, in welcher ich Portraits ſchöner Frauen erblicke.

Die Purpur-Corolla der Magnolia zeigt mir Amélies kußgerothete Lippe, die blendend weiße Blumenkrone des Schneeballen kommt mir wie Florentinens keuſcher Buſen vor; die zarten Blumenblätter der Narciſſe erinnerten mich an Malvinens weichen Teint. Die ſchöne blaßrothe Roſe liefert ein frappantes Portrait von Helenens Wangen, die Blüthe des dunkeln Veilchens ſieht Jeanettens blauem Auge ſo ähnlich, daß man glauben ſollte, es wäre ihr aus dem Auge geſchnitten. Die duftathmende Blüthe des Clerodendrum fragrans gibt mir noch ein Mal Pelagies ſüßwürzigen Athem zu koſten und in der Mimosa pudica ſteht das Spiegelbild der frommen Cäcilia vor mir.

Ich möchte deshalb ewig in Flora's ſchönem Tempel weilen — ich möchte Biene ſein und aus jedem Blumenkelche andern Honig holen.

Von meinem ſechzehnten bis achtzehnten Jahre beſchäftigte ich mich ausſchließlich mit dem Studium der Botanik. Linné war mein Gott, und Juſſieu, Decandolle, Willdenow und Sprengel waren meine Propheten. Ich kannte wohl gegen tauſend Pflanzen, und dieſe nicht nur dem Namen nach, ſondern ſo genau, als ob dieſe Pflanzen meine Kameraden oder Geſchwiſterkinder wären. In meinem achtzehnten Jahre ward die Botanik durch ein anderes Lieblingsgeſchäft aus meiner Gunſt verdrängt. Ich ward Journaliſt. Vor dem achtzehnten Jahre hatte ich mit Blumen, nach dem achtzehnten Jahre nur mit Unkraut zu thun.

Damals glich jeder meiner Tage einem ſchönen Blumengarten, in dem ich Blüthen ſammelte und Früchte pflückte; jetzt aber gleichen die meiſten meiner Tage einem Neſſelbeet, in dem ich nichts als Unkraut finde. Ich bemühe mich, die Neſſeln auszurotten, aber Unkraut wächſt und wuchert.

Täglich finde ich neue Neſſeln, die mich choquiren. Sie ſtechen und brennen, und verurſachen oft einen tiefen Schmerz. Zum Glück finde ich aber dann und wann in der Frauenwelt eine zarte Blume wieder, die mich die Neſſel und ihren Stich auf einige Zeit vergeſſen läßt.

Ei, ei, — ich hatte mir vorgenommen, recht luſtig zu ſein, ich bin aber, wie ich ſehe, auf einmal etwas ſentimental geworden. Nimm es nicht übel, lieber Leſer, ich werde nicht ſobald wieder empfindſam und gemüthlich ſein. Trolle dich, ſüße Sentimentalität und himmelblaue Gemüthlichkeit — kommt mir ja nicht mehr unter die Augen — in dieſer Zeit kann ich euch wahrlich nicht gebrauchen.

Noch eins! Ich habe in Fauſt's Wintergarten zwei Blumen gepflückt — ein Vergißmeinnicht (**Myosotis Scorpioides**) und ein Je länger je lieber (**Lonicera Caprifolium**). Das Erſte für Dich, ſchöne Leſerin, und das Zweite für Dich, lieber Leſer. Schenke mir Deine Gunſt je länger je lieber, und Du, Leſerin, vergiß mein nicht.

---

## 46.

## Correſpondenz.

Der Redacteur des Eulenſpiegel-Courier erhielt vorgeſtern Abend, durch die Stadtpoſt, ein Briefchen von ſchöner Frauenhand. Es war auf feinem Roſa-Papier geſchrieben, roch recht anmuthig nach Extrait de Mousseline und trug den Stadtpoſt-Stempel R. 18.

Der Inhalt dieſes zierlich geſchriebenen Briefchens lautet, wörtlich, alſo:

Mein Herr Redacteur!

Eine fleißige Leſerin Ihres witzigen, wenn auch mitunter recht malitiöſen und frivolen Blattes, erlaubt ſich, Sie in einer höchſt wichtigen Sache um gütigen Rath zu bitten. Sie erwartet von ihrer bekannten Artigkeit, daß Sie keine Minute ſäumen werden, die dringende Bitte einer Ihrer Abonnenten recht ſchleunigſt zu erfüllen, um ſo mehr, da Gefahr in Verzug iſt.

Hören Sie vor Allem ein Fragment aus meiner Lebensgeſchichte mit an und urtheilen Sie dann, ob ich nicht ſehr zu bedauern bin.

Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich die einundzwanzigjährige Frau eines Mannes bin, der ſchon ſeit Anfang des ſiebenjährigen Krieges auf der Welt iſt. Mein Vater (Gott hab' ihn ſelig) zwang mich durch ſeine ſtrenge Auctorität, dem alten Herrn meine Hand zu reichen. Der alte Adel und der blühende Reichthum des Freiers legten ein Blättchen für des Vaters Bitte ein — ich ließ mich durch ſie beſtechen, gab nach und bin nun ſeit vier Jahren die Gattin des Herrn von ***.

Vier Jahre die junge Frau eines alten Mannes zu ſein, (der, beiläufig geſagt, noch eiferſüchtiger als der Mohr von Venedig iſt) vier Jahre die junge, lebensluſtige Frau eines alten, abgelebten, eiferſüchtigen Mannes zu ſein — mein Herr, dies iſt eine Pein, von der ſich nur Jene einen Begriff machen können, die ſich in gleicher Lage befinden.

Ich will es Ihnen offenherzig geſtehen, daß ich ſchon längſt aus Langeweile ins beſſere Jenſeits hinübergeſchlummert wäre, hätte nicht der alte Herr einen jungen Neffen gehabt, der, eben ſo geiſtreich als liebenswürdig, Capitain im ***ſten Regiment geweſen iſt. Dieſer junge, fein gebildete Capitain flocht (ich will es nicht verhehlen), manch' frohen Tag in mein trauriges Leben. Im Sommer arrangirte er Landpartieen, im Winter: Schlittenfahrten, des Morgens ſpielten wir Billard, des Abends L'hombre, vor Tiſche fuhr er mit mir in den Thiergarten, nach Tiſche bald da — bald dort hin. Mein armer Gemahl, der faſt immer kränklich iſt, durfte leider nur ſehr wenige dieſer unſchuldigen Vergnügungen mitmachen; bald feſſelte ihn ein hartnäckiger Huſten, bald ein familiairer Rheumatismus an den Großvaterſtuhl, bald hielt ihn eine ſtarke Migräne, bald eine ungezogene Gicht zu Hauſe. Wenn ich mit dem Capitain ſpazieren fuhr, beauftragte ich eines meiner Kammermädchen mit der allerſorgſamſten Pflege meines Gemahls — ich durfte mich auf ihre treue Anhänglichkeit verlaſſen und habe bis jetzt noch keine Urſache, das Vertrauen, das ich in ſie geſetzt, zu bereuen.

So lebte ich zwei Jährchen ziemlich glücklich — ich fand mich allmählig in meine Lage hinein und war mit meinem Schickſal faſt ganz ausgeſöhnt.

Da erſchienen die Polignac'ſchen Ordonnanzen und die für mich ewig unvergeßlichen drei Julitage. Sie zerſtörten wie ſo Vieler Ruhe, auch die meinige.

Die franzöſiſche Revolution gebar die niederländiſche; das Freiheit-Fieber ſteckte faſt alle Länder an und Preußen, das immer ſchlagfertig iſt, ſchickte, um ſeine Grenzen zu ſchützen, eine Truppenverſtärkung nach Aachen und ſeiner Umgebung. So ward durch ein tückiſches Fatum auch der Neffe meines Gemahls nach dem Rhein entführt.

Seit mehr als ſechs Monaten befindet er ſich in der alten Kaiſer- und Königsſtadt Aachen. Entfernung pflegt faſt immer eine Sehnſucht zu erzeugen, die, wenn ſie nicht geſtillt wird, in Krankheit ausarten kann. Wir correſpondiren zwar fleißig — da mein Gemahl aber ein Othello iſt, ſo haben wir es für gut gefunden — hinter ſeinem Rücken einen geheimen Briefwechſel zu unterhalten.

Wenn mein Gatte in den Armen eines feſten Schlafes liegt, verlaſſe ich mein Ruhebett, gehe in ein anderes Zimmer und ſchreibe an unſern Neffen, lege zuweilen einige Hundertthaler-Scheine bei, und gebe den Brief meinem getreuen Kammermädchen, die ihn am andern Morgen auf die Poſt befördert.

Vielleicht ſehe ich unſern gemeinſchaftlichen Freund niemals wieder. Auf allen Punkten ſchirrt jetzt Bellona die ſtampfenden Roſſe — vielleicht ſetzt ſchon in dem nächſten Monat eine feindliche Kugel dem Helden-

leben des jungen Capitains eine n Grenzſtein. Kann
es mir alſo verargt werden, wen n ich bei ſolchen Um-
ſtänden den Neffen meines Gem ahls vor ſeinem Tode
noch einmal ſehen und ſprechen will? Wenn das Ge-
fühl der Freundſchaft Ihrem Her zen nicht ganz fremd
iſt, ſo werden Sie bekennen mü ſſen, daß ſo ein Wunſch
nicht nur Entſchuldigung, ſonder n auch Erhörung und
Erfüllung verdient.

Um meinen Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen, habe
ich bei meinem Gemahle die E rlaubniß nachgeſucht:
Anfangs Mai die Bäder in S paa (ſie liegen, wie
Sie wiſſen werden, in der Nä e von Aachen) beſu-
chen zu dürfen. Ich möchte wi ſſen, was Sie für eine
Miene machen werden, wenn i h Ihnen ſage, daß
mir mein Gemahl dieſe Bitte rund abge-
ſchlagen hat. Er fühlt ſich zu ſchwach, um mich
auf dieſer Reiſe zu begleiten un d ſo ganz allein
will mich ſeine unausſtehliche Ei ferſucht (ich finde in
der Schnelligkeit keinen beſchöni genden Ausdruck für
ſein Betragen durchaus nicht rei en laſſen. Was ſagen
Sie, Herr Redacteur, zu dieſem artnäckigen Eigenſinn
meines Gemahls? Können Sie i hn gut heißen? Nein,
gewiß nicht!

Was ſoll ich thun, um meinen Plan durch-
zuſetzen? Soll ich ihn an ſeinen Eigenſinne ſcheitern
laſſen? Nicht wahr, das darf i ch durchaus nicht zu-
laſſen?

Ich weiß, daß Sie der wär nſte Verehrer unſeres
Geſchlechtes ſind, ich weiß, daß S ie ſtets, ſelbſt in den
zweifelhafteſten Fällen, den Frau en Recht geben, ich
weiß, daß Sie von jeher unſere Partie genommen
und uns gegen die Eigenmächtigk eiten und Gewalt-
thätigkeiten unſerer Männer, ſo wi gegen die Spötte-
leien jener Menſchen, die vergebens um unſere Gunſt

gebettelt, vertheidigt haben, ich weiß, daß Sie ſich weit lieber hundert Männer als eine einzige Frau zum Feinde machen, ich weiß, daß Sie keine Gelegenheit außer Acht laſſen: ſich gegen uns artig zu zeigen; (faſt in jedem Blatte Ihres Eulenſpiegel finden ſich feine Lobeserhebungen auf unſer Geſchlecht) ich weiß, daß Sie Alles thun, was Sie einer Dame an den Augen abſehen können, ich weiß, daß Sie nur das thun, was ihr angenehm, lieb und nützlich ſein kann — o ich weiß auch noch mehr — dies gehört aber auf ein anderes Blatt.

Als ein Mitglied des großen Frauenbundes darf ich deshalb kühn Ihre Güte und Bereitwilligkeit in Anſpruch nehmen.

Ich erwarte daher, daß Sie mir im morgigen Blatt einen Rath ertheilen werden, was eine Frau zu thun habe, die in ein Bad reiſen will, von ihrem geſtrengen Herrn Gemahl aber auf ihr unterthänigſtes Geſuch einen abſchläglichen Beſcheid erhalten hat und trotz dem bei ihrem Vorſatz beharrt.

Durch die Beantwortung dieſer für das ganze Frauengeſchlecht höchſt wichtigen Frage, würden Sie ſich ohne Zweifel neue Freundinnen und neue Anſprüche auf unſere dankbare Gunſt erwerben, mit der wir Ihnen zugethan bleiben, als

Ihre

Ihnen wohlgeneigte

Louiſe von — —en.

## 47.

## Antwortſchreiben an Madame Louiſe von ***en, auf ihren geehrten Brief.

Schöne Unbekannte und unbekannte Schöne!

Sie waren ſo gütig geweſen, meine gnädige Frau, mich zu dem Vertrauten Ihrer Familien-Geheimniſſe und obendrein zu Ihrem Rathgeber in einer Sache zu erkieſen, die eben ſo wichtig als dringend iſt. Sie beſchenkten mich durch Ihren intereſſanten Brief mit einem beiſpielloſen Vertrauen, das um ſo ſchmeichelhafter und um ſo ehrenvoller für mich iſt, da Ihre freie Wahl unter allen Journaliſten Berlins gerade auf meine Wenigkeit fiel. — Ich betrachte deshalb Ihr mir geſchenktes Vertrauen als ein köſtliches Kleinod, das kein Journaliſt auf dieſer Erde mehr zu ſchätzen und beſſer zu würdigen weiß, als ich. Nehmen Sie dafür den innigſten, wärmſten Dank und die Verſicherung hin, daß die Krone Belgiens und Griechenlands mich weit weniger erfreut haben würde, als das unbezahlbare Gnadengeſchenk Ihres Vertrauens.

Sie erbaten ſich in Ihrem Briefe die möglichſt ſchleunige Beantwortung der Frage:

> „Was eine Frau zu thun habe, die in ein Bad reiſen will, von ihrem geſtrengen Herrn Gemahl auf ihr unterthänigſtes Geſuch zwar einen abſchläglichen Beſcheid erhalten hat, aber trotz dem bei ihrem Vorſatz zu beharren wünſcht.“

Ich würde Ihnen, meine Gnädige, dieſe Frage gleich am andern Tage beantwortet haben, hätte ich nicht zu meinem Leidweſen, gerade in dieſer Woche, vier Termine abzuhalten gehabt, die meine ganze Zeit in Anſpruch genommen.

Jetzt, nachdem dieſe ſchönen Tage in Aranjuez vorüber ſind, eile ich, ein freier Sklave Ihrer lieben Befehle, mich des ehrenwerthen Auftrags hiermit getreulich zu entledigen.

Sie wollen nach Spaa, um noch einmal den jungen, liebenswürdigen Neffen Ihres alten, eiferſüchtigen Gemahls zu ſehen.

Wie kann Ihr Herr Gemahl ſo impertinent ſein, Ihnen dieſe kleine unſchuldige Bitte abzuſchlagen? Ich, in Ihrer Stelle, reiſte, ohne den alten Herrn um Erlaubniß zu fragen, nach dem erſehnten Spaa. Die Frauen ſind unumſchränkte Souveraine, die es durchaus nicht zugeben dürfen, daß ihnen ihre Unterthanen — die Männer — Geſetze vorſchreiben. Der Wille der Frauen muß ein Machtgebot ſein, dem ſich Jeder ohne Murren fügen ſoll. Wenn mich der liebe Himmel zu einer Frau gemacht hätte, ſo würde es der Männerwelt ſehr übel ergangen ſein. Jeden meiner Adorateurs hätte ich durch meine ſiberiſche Kälte zum Wahnſinn und meinen Mann durch einen ſtarrhälſigen, unbeugſamen Willen, ſchon vier Wochen nach der Hochzeit unter die Erde gebracht. Ich hätte von Allem, was mein Gemahl gewünſcht und gern geſehen, gerade das Gegentheil gethan. Hätte er Locken à la Neige verlangt, würde ich mich à la Chinoise friſirt und hätte er z. B. die blaue Farbe geliebt, ſo würde ich mich immer nur roth gekleidet haben.

Die Frau muß nie, nie thun, was Ihr Gemahl befiehlt und ſich mit aller Auctorität ſeiner Zwing- und Willkür-Herrſchaft widerſetzen.

Ich gebe Ihnen deshalb vollkommen Recht, daß Sie bei Ihrem Vorſatz: nach Spaa zu reiſen, feſt beharren, jetzt um ſo mehr, da der Herr Gemahl es Ihnen — horribile dictu — abgeſchlagen hat.

Ich kann noch nicht von meinem Erſtaunen zurückkommen, wie ein alter Mann die Keckheit haben kann, ſeiner jungen Frau verwehren zu wollen, daß ſie nach dem Bade reiſe. Ihr Herr Gemahl muß ja — ohne ihm zu ſchmeicheln — nicht die mindeſte Lebensart haben und in der Cultur der Convenienz und in dem Bouton der Ehe noch um fünf Jahrhunderte zurückſein. Wie darf er ſich erkühnen, dem Willen ſeiner Frau Gemahlin Trotz zu bieten und ihren Wünſchen hemmend in den Weg zu treten?

Sie wollen noch einmal einen Verwandten Ihres Gatten ſehen? Iſt dies etwas Böſes? Iſt dies etwas Unbeſcheidenes? Ich für mein Theil, ſehe hierin weiter nichts als einen ſchönen Zug wahrer Freundſchaft, der Ihnen und Ihrem Herzen zur höchſten Ehre gereicht.

Wäre ich Ihr Herr Gemahl (o Gott, warum bin ich es nicht), ich ließe Sie auf der Stelle nach Spaa reiſen; wäre ich ſein Neffe, der Herr Capitain (o Himmel, wie iſt er zu beneiden), ich würde Ihnen zwanzig Meilen entgegenkommen. Daß ich weder der Eine noch der Andere dieſer Glücklichen bin, dies, meine gnädige Frau, ſchmerzt mich bei dieſer Sache am meiſten.

Sie verlangen einen Rath von mir, um Ihren hartnäckigen Gemahl zur Vernunft zu bringen. Dies wird ſehr ſchwer werden, denn Sie haben Ihr Spiel leider ſelbſt verdorben.

Wenn eine Frau z. B. nach Carlsbad

will, ſo muß ſie ihrem Gemahl vorreden, ſie wolle nach Töplitz.

Die Männer haben die Caprice, die Frauen durchaus nicht in dasjenige Bad zu ſchicken, dem ſie (Gott weiß weshalb) vor allen übrigen Badeorten den Vorzug geben.

Es iſt ein horrendes Unglück, daß die Ehegatten manchmal weiter ſehen, als es den Frauen lieb iſt.

Sagen Sie zu Ihrem Gemahl: Ich will nach Bareges, nach Wiesbaden, nach Ems. Er ſchickt Sie in jedes Bad, nur nicht nach Spaa. Warum? Dieſe Frage beantworten Sie ſich ſelbſt, meine Gnädige.

Sie haben, ſchöne Unbekannte, einen zweiten Fehler begangen.

Wenn eine Frau im Mai ins Bad reiſen will, muß ſie ſchon im December allerlei Kränklichkeiten, ſchlafloſe Nächte und Ohnmachten affectiren.

Geſunde Frauen laſſen die Männer nur ſehr ungern ins Bad reiſen, denn man weiß aus Erfahrung, daß kranke Damen geſund und geſunde Damen krank aus dem Bade heimzukehren pflegen. Da ich kein Arzt bin, ſo habe ich nicht ergründen können, woher das kommen mag.

Wenn Sie alſo durchaus nach Spaa wollen, ſo iſt es die höchſte Zeit, daß Sie heute krank werden, d. h. daß Sie ſich krank ſtellen.

Fallen Sie täglich circa zwanzig Mal in Ohnmachten — eſſen Sie bei Tiſche nichts — Sie können ja in Ihrem Boudoir gut frühſtücken — fangen Sie manchmal recht heftig zu weinen an — affectiren Sie eine Art von Gemüthskrankheit — phantaſiren Sie zuweilen von Tod und Tyrannen — bleiben Sie den ganzen Tag auf dem Canapee liegen — heften Sie Ihren Blick recht lange auf ein und denſelben Gegenſtand und laſſen Sie dann wiederum einen Strom heißer Zähren aus der Fontaine Ihrer holden Augen fallen. Dies Alles zuſammen erweckt das Mitleid des alten Herrn.

Wollen Sie aber ganz ſicher zu Ihrem Ziel gelangen, ſo iſt es nothwendig, daß Sie den Hausarzt auf Ihre Seite bekommen. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, denſelben für Ihre Plane zu gewinnen, wenn ſie ſo unter der Hand, wie man zu ſagen pflegt, ein Wörtchen von dankbarer Erkenntlichkeit fallen laſſen.

Dieſer Arzt muß dann erklären, daß die Bäder von Spaa Ihrer ſehr angegriffenen Geſundheit am zuträglichſten wären und daß Ihrem Leben Gefahr drohe, wenn ſie nicht durch dieſe Heilquelle noch bei Zeiten beſeitigt werde.

Damit Ihr Herr Gemahl nicht auf den abenteuerlichen Einfall geräth, Sie nach Spaa zu begleiten, ſo iſt es nothwendig, daß der Arzt dem alten Herrn einige Krankheiten einredet, die es nothwendig machen, daß auch er ein Bad — z. B.: Carlsbad in Böhmen oder Mehadya in Ungarn beſuche. Je weiter der Herr Gemahl von Ihnen entfernt iſt, deſto näher können Sie ſeinem Neffen ſein.

Will der alte Herr durchaus nicht zugeben, daß ſie ins Bad reiſen, ſo drohen Sie mit einer Scheidung. Wenn er Sie nur ein Bißchen lieb hat, ſo wird er ſich gedrungen ſehen, dem Befehle des Arztes und Ihren Bitten nachzugeben.

Schließt er aber gerade Spaa von allen Bädern aus, die Sie beſuchen dürfen, ſo reiſen Sie par exemple nach Ems oder Wiesbaden.

Sie werden einwenden, daß Ihnen damit nicht gedient ſei. Aber bedenken Sie doch, meine Gnädige, daß es Schnellpoſten gibt, die auch von Ems und Wiesbaden nach Spaa und Aachen gehen.

Der Herr Gemahl glaubt Sie dann in Wiesbaden, während Sie in Spaa ſind. Sie ſchreiben nach Wiesbaden, daß alle Briefe, die unter Ihrer Adreſſe hier ankämen, nach Spaa abgeſchickt werden ſollen. Die Antworten auf die Briefe Ihres Gemahls ſenden Sie von Spaa unter der Adreſſe: „An das wohllöbliche Poſtamt“ nach Wiesbaden, und erſuchen daſſelbe, den einliegenden Brief an Ihren Herrn Gemahl von Spaa nach Berlin zu befördern.

Wollen Sie ſich dieſer Liſt in die Arme werfen, ſo brauchen Sie nicht einmal den Arzt zu Ihrem Vertrauten zu machen. Sie nehmen Extrapoſt, ſagen, daß Sie nach Wiesbaden fahren und — ſchlagen den Weg nach Aachen ein.

Dies iſt der einzige Rath, den ich Ihnen, meine ſchöne Unbekannte, in dieſer Sache zu ertheilen vermag. Ich will wünſchen, daß er Ihnen frommen möge.

Reiſen Sie nach Aachen, ſo überbringen Sie gütevollſt dem Glücklichſten der Sterblichen (ich meine den Capitän) die wärmſten Wünſche für ſein Wohl.

Ich küſſe die ſchöne Hand, die mir die ſchriftliche Verſicherung gegeben, daß Sie mir wohlgeneigt bleibe — eine Auszeichnung, auf die nicht wenig eitel iſt

Ihr

treueſter Diener

E. M. O.

## 48.

# Die Tiſchmuſik.

Drei Uhr war ſchon längſt vorüber . . . . ich kleidete mich an und ging zu Tiſche.

Im Speiſeſaale war es ſchon ziemlich leer geworden, nur noch acht Perſonen ſaßen an der Table d'hôte.

Im Winkel des Saales ſtanden zwei Männer von mittlern Jahren und neben ihnen, am Fenſter, ſaß eine junge, wunderholde Frau.

Die beiden Männer waren zwar ärmlich, aber ſehr reinlich gekleidet. Ihr Haar war ſtark und ſtruppig, ein dicker Backenbart machte ſie älter, als ſie wirklich waren. Ihre Phyſiognomien glichen einem ausgebrannten Vulcane, doch gar manche Leidenſchaft hatte ihre Lavazüge auf dem Geſichte zurückgelaſſen. Sie ſahen wild und verworren aus, hatten aber trotzdem nichts Abſchreckendes.

Die Frau war mehr reizend, als ſchön; ihre einfache Kleidung glich einem bürgerlichen demi-negligé, der dunkle Lockenkranz war in ein Häubchen eingepreßt — Hals und Buſen waren züchtig verhüllt. Ihre Phyſiognomie trug ein je ne sais quoi an ſich, das geeignet war, alle Blicke auf ſich zu ziehen und ein ungewöhnliches Intereſſe zu erregen. Auf ihren Wangen malte ſich ein heimlicher Gram — und in dem Auge — das ſchwarz wie die Nacht und ſtrahlend und gluthvoll wie die Sonne war — lag ein ſehnſüchtiger Schmerz und eine ſchmerzliche Sehnſucht eingehüllt. Aber eben dieſer Schmerz lieh ihrer Schönheit einen wunderbaren Reiz und erweckte um ſo mehr Theilnahme, da ſie ſich Mühe gab — dieſen Schmerz zu verbergen. Sie erkünſtelte eine heiterfrohe, mildfreundliche und holdlächelnde Miene, allein das gra erfüllte Auge ſprach nur zu deutlich die Leiden die reizenden Weibes aus und die vielen Seufzer, die gewaltſam losriſſen, verriethen nur allzuklar, daß ihrem Herzen ein wuthender Sturm tobte, währe ihr holdes Antlitz einem windſtillen Meere glich.

Alle Drei waren aus dem güldenen Eden Liebe, aus der zaubervollen Heimath der Töne, a dem ſehnſuchtſchwellenden Lande, wo ein veilchenblau Himmel und eine ſmaragdengrüne Flur einen ewig Frühling bilden, der in unſerer Seele wonnigen Schm und ſchmerzliche Wonne weckt, die ins kummerkran troſtloſe Herz ſtillenden Balſam träufeln.

Alle Drei waren aus Italien. Sie verlie ihren ſüdlichen Heerd und zogen in den fremden Nord um durch die Titanen-Macht der Töne die Herzen Menſchen zu erweichen und durch ſchmelzende Acco ihr Mitleid wach zu rufen.

Der Eine von den Männern war ein vortr licher Baritoniſt und ein ausgezeichneter Guitarr ſpieler, der Andere ein ziemlich guter Baſſiſt und Meiſter auf der Mandoline.

Beide ſangen italieniſche Volkslieder — b Arietten, bald Zwiegeſänge, bald Barcarolen, bald Ca zonen. Der Eine trug mit bewundernswerther F tigkeit die ſchwierigſten Piecen — mitunter auch lie lich klingende Nationaltänze — bald eine Tarantell bald einen Guaracho auf der Mandoline vor und de Andere begleitete ihn mit eben ſo vieler Bravour an der Guitarre. Das reizende Weib ſaß ſtumm, in tiefe Nachdenken verſunken, und ſchlug nur bisweilen ein zelne Accorde an. Manchmal wurde ſie etwas mun terer — ihr feuerſprühendes Strahlenauge ſchweift verſchämt durch den Saal und blieb dann auf ein

Minute bald auf Dieſem bald auf Jenem der Gäſte ruhen. Begegnete ihr Blick einem Andern, ſo ſchlug ſie pfeilſchnell das Auge nieder und die langen, ſchwarzen Wimpern warfen dann einen leichten Schatten auf das Lilienkiſſen ihrer Wangen.

Mein Auge konnte ſich nicht ſatt ſehen an ihren edlen Zügen und an ihrer reizenden Geſtalt. Doch je länger ich dieſen Engel betrachtete, deſto ſchwermüthiger wurde ich. Es bemächtigte ſich meiner Seele ein Gemiſch der heterogenſten Gefühle und Leidenſchaften. Wehmuth, Theilnahme, Mitleid, Zuneigung und hundert andere ſtärkere Gefühle beſtürmten mich und brachten das Herz in eine Stimmung, die ich in den erſten drei Monaten gewiß nicht vergeſſen werde.

Ich fand ſie mit jeder Minute ſchöner und reizender. Mein Auge bettelte um einen Blick von dem ihrigen und wenn ſie mich anſah, da erfaßte mich ein unnennbares Etwas, das mein Herz mit einer Sehnſucht füllte, die mich recht düſter machte.

Nicht wenig trugen zu dieſer Stimmung die charakteriſtiſchen Geſänge bei, aus denen, wenn ſie gleich das heiterſte Colorit trugen, dennoch ein verborgener Schmerz und eine unterdrückte Thräne hervorrauſchten.

Der einfache Geſang dieſer Leute ergriff mich weit mehr, als die Bockstriller- und Rouladenketten, wodurch uns die Sänger auf dem Theater feſſeln wollen.

In ihren Tönen athmete eine wahrhaft italieniſche Gluth, ſie kamen vom Herzen und gingen zum Herzen. Dieſe ungekünſtelte, gefühlvolle Geſangsweiſe machte einen wirkſamern Eindruck auf mein Gemüth, als die kalte, mühſam abgehaspelte Schnörkelkunſt, wodurch mein Ohr ſo oft, von der Bühne herab gequält und gelangweilt wird.

Die beiden Sänger müſſen betteln gehen, während Andere, welche im Geſang tief unter ihnen ſtehen, drei-, vier- und fünftauſend Thaler Gage beziehen. Bekämen dieſe armen Leute nur ſo viele Hunderte im Jahre, als die theatraliſchen Stümper Tauſende bekommen, ſie würden bei Gott nicht in jeder Woche neun Mal heiſer und in jedem Monat einunddreißig Mal krank werden. —

Es iſt eine auffallende Eigenthümlichkeit der italieniſchen Couplets, daß faſt in jedem eines von den drei Worten: piacer, esperanza und felicità vorkommt. Dieſe drei Worte bilden einen Dreiklang, der in der italieniſchen Poeſie gleichſam ſtereotyp geworden iſt.

In den Couplets dieſer Sänger kamen wohl mehr als ein Dutzend Mal die ſchönen Worte: Esperanza und felicità vor. Jedes dieſer Worte drang mir durch Mark und Bein, denn ſo oft ſie das Wort esperanza ſangen, erhob die Unglückliche (von der ich das Auge nicht abwandte) ihr ſchmerzathmendes Auge und ſo oft ſie das Wort felicità ſangen, ſo ſenkte ſie wehmuthvoll ihr Haupt, griff mit wilder Kraft in die mißgeſtimmten Saiten und entriß ihnen einen dumpfen Accord, der oftmals ſo ſchauerlich klang, daß mich eine Kälte überfiel.

Felicità — dieſes Wort ſchien in ihrer Seele wehmuthige Erinnerungen wach zu rufen; der Accord, den ſie anſchlug, harmonirte ſo grauſamwahr mit ihrem Schmerze, daß er in meiner Bruſt das Gefühl der Sympathie aufreizte. —

Mein Mitleid erſtieg die höchſte Sproſſe, als dieſes reizende Weib — auf den Wink eines ihrer Begleiter — ſich vom Stuhle erhob und, mit einem kleinen Teller in der blendendweißen Hand, von Gaſt zu Gaſt ging, um — Almoſen einzuſammeln.

Und als ſie an mich herankam — da fehlte nicht viel, ſo hätte ich — der unüberwindliche Böſewicht — eine Thräne vergoſſen. Die Schamröthe, die ihre Wangen überflog, lieh ihrer Schönheit einen neuen Reiz und umgab ſie mit einem Nimbus, der ihre Anmuth noch ſtrahlender hervortreten ließ.

Während der Eine von den Tiſchgäſten eine höfliche, der Zweite eine zärtliche, der Dritte eine hämiſche, der Vierte eine boshafte Gloſſe machte, während der Fünfte mit wegwerfender Gleichgültigkeit ein Geldſtück auf ihren Teller warf und ſie über die Achſel anſah — während dieſer Zeit ließ ich trauriger, als je, mein Eſſen ſtehen und verfolgte ſie mit nimmerſattem Auge.

Fiametta, (ich gebe der ſchönen Unglücklichen dieſen Namen, weil ich den Ihrigen nicht weiß) die wunderholde, liebreizende Fiametta verdient gewiß ein weit glücklicheres Loos! doch was muß die Arme verbrochen haben, daß das harte Schickſal ſie zu der grauſamen Strafe verurtheilt hat: mit zwei Männern die Welt zu durchziehen und ſich ſpielend Almoſen erbetteln zu müſſen, um ihren Hunger zu ſtillen. Schickſal! Vorſehung! was hat Fiametta gethan?! Sie kann kein verworfenes Geſchöpf ſein, denn ihre Mienen waren zu fromm! Fiametta kann gefehlt, doch nur aus Liebe gefehlt haben, und ſo bleibt ſie ein Engel, der ſelbſt noch nach ſeinem Falle der Achtung und der Liebe ihrer Mitmenſchen vielleicht weit würdiger als manche Andere iſt.

Sie ſangen und muſicirten noch lange . . . ich aß, ohne zu wiſſen, was ich aß. Mein Blick ſtarrte beſtändig nach dem Fenſter hin, an dem Fiametta ſaß, die mir ſpäter wie eine reuevolle, bußende Magdalena vorkam. . . Ich hätte die Thränen abküſſen mögen, die ich auf den Wangen und im Auge zu erblicken glaubte.

Ich verſank in tiefes Nachdenken und in düſtere Schwermuth, und trommelte mit den Fingern gedankenlos auf dem leeren Teller, der vor mir ſtand.

Endlich erwachte ich, wie aus einem flüchtigen Morgentraume. Sehnſuchtsvoll warf ich meinen erſten Blick nach dem Stuhle hin, auf dem ich Fiametta noch zu finden glaubte — allein ich ſah ſie nicht mehr. Alle Tiſchgäſte hatten ſich bereits entfernt, auch Fiametta und ihre zwei Begleiter waren nicht mehr im Saale. Ich — ganz allein — ſaß noch immer an der Table d'hôte, der Marqueur ſtand an dem Ofen und ſchnitzte einen hölzernen Zahnſtocher.

— Iſt ſie ſchon lange fort, Marqueur?

— Wen meinen Sie?

— Welche Frage — Sie, die Unglückliche?

— Welche Unglückliche?

— Die Muſikanten meine ich.

— O, die ſind ſchon vor einem Weilchen weggegangen. Die Frau hat Sie ja noch beim Weggehen gegrüßt, haben Sie das nicht geſehen?

— Nein!

— Haben wohl auch deshalb den freundlichen Gruß nicht erwiedert?

— So iſt's.

Haſtig griff ich nach Hut und Stock, um den Muſikanten nachzueilen — allein ich ſah ſie nicht mehr.

* * *

Fiametta iſt aus Berlin abgereiſ't (der Himmel weiß wohin) — wahrſcheinlich ſehe ich ſie niemals wieder.

Ich erkundigte mich auf der Polizei nach ihrem Namen, nach ihrer Wohnung. Aber Niemand konnte mir Auskunft geben.

Doch noch jetzt ſteht Fiametta's Bild mit lebhaften, treuen Farben vor meiner Seele, und noch immer glaube ich die dumpfen Accorde zu vernehmen, die ſie anſchlug, wenn in einem der vorgetragenen Liedchen das Wort esperanza und felicità vorkam.

So oft ich jetzt zu Tiſche gehe — glaube ich Fiametta am Fenſter zu ſehen. Ich bilde mir ein, daß ihre Silberſtimme an mich die Frage richtet:

„Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

und voll Sehnſucht ſag' ich dann zu mir ſelbſt:

Dorthin, dorthin, möcht' ich mit Dir, Geliebte, zieh'n.

## 49.

## Der Doppelgänger.

. . . . . Das war kein kleiner Schreck. Auch Du, lieber Leſer, würdeſt Dich erſchrecken haben, wäre Dir das widerfahren, was neulich mir widerfahren iſt.

Ich war in fröhlicher Geſellſchaft; erſt nach 11 Uhr gingen wir auseinander. Der Champagner hatte meine Lebensgeiſter aufgeweckt, ich war daher etwas luſtiger, als gewöhnlich, ſchlenderte trällernd durch die menſchenleeren Straßen und erreichte endlich die Linden.

Der Mond blickte finſter durch das Leichentuch der Nacht. Der Himmel kam mir wie ein ungeheuerer Kirchhof vor und die blaſſen Sterne ſchienen mir Leichen zu ſein, die darin eingeſargt waren. Ringsum herrſchte ſchauerliche Stille; in dem Zwielicht der Nacht erſchienen mir die entlaubten Linden wie Geſpenſter, welche ihrer Kerkergruft entronnen ſind.

All' dieſe Schreckenbilder verſcheuchten den roſigen Frohſinn von meiner Seite. An ſeine Stelle trat ein unheimliches Gefuhl, das meine Haare emporſträubte.

Die Angſt wuchs zur Rieſin an, als ich hinter mir Schritte vernahm. Ich hatte Furcht, mich umzudrehen. Endlich faßte ich allen vorräthigen Muth zuſammen und ſah mich um.

Himmel! was erblickte ich? Mein Ebenbild. Ich blieb ſtehen und betrachtete es mit geſpanntem Intereſſe. Ich ſage Dir, theurer Leſer, mein Ebenbild ſah mir ſo ähnlich, wie ein Recitativ dem andern.

Ich konnte vor Erſtaunen nicht zu mir kommen. Ich ſah mein Ebenbild an, mein Ebenbild ſah mich an und ſo ſahen wir uns Beide wohl 10 Minuten an.

Je länger ich aber mein zweites Ich betrachtet hatte, deſto mehr Angſt bekam ich vor mir. Ich ging weiter — es folgte mir. Ich pfiff — es pfiff ebenfalls!

Zufalliger Weiſe ſegelte eine Droſchke an mir voruber. Um meinen Trabanten los zu werden, rief ich dem Fuhrmann ein donnerndes „Halt“ zu. Ich ſtieg ein, ſaß aber kaum zwei Minuten in der Droſchke, ſo ſah ich mein zweites Ich neben mir ſitzen. Die Angſt lahmte meine Zunge — ich ſprach kein Wort.

Als ich ausſtieg, ſah ich auch mein Ebenbild ausſteigen. Ich hielt es daher fur Pflicht, dem Droſchkenfuhrmann fur zwei Perſonen zu zahlen.

Raſch ſchloß ich das Hausthor auf und noch raſcher warf ich es hinter mir zu. Ich hoffte, mein zweites Ich, ſo zu ſagen, auszuſperren.

Mein Ebenbild mußte aber ebenfalls einen Hausſchlüſſel bei ſich gehabt haben, denn es kam eben ſo gut als ich ins Haus hinein und erſtieg mit mir die dunkle Treppe.

Ich trat in mein Zimmer und wollte mir Licht machen. Allein keines von einem ganzen Hundert Schwefelhölzchen wollte Feuer fangen. Ich war ſo wüthend darüber, daß ich mein Ebenbild, mir nichts, dir nichts, hätte zum Fenſter hinauswerfen können.

Zähnknirſchend entkleidete ich mich und ging zu Bette. Sacre de nom de Dieu! Mein zweites Ich legte ſich zu mir. Es hatte eine ſchwarzſeidene Nachtmütze, wie die meinige auf dem Kopfe. Um mich nicht mehr doppelt zu ſehen, zog ich die Schlafmütze über die Augen und ſchlief endlich ein.

Als ich um neun Uhr Morgens erwachte, gewahrte ich mit großer Freude, daß mein Ebenbild ſchon früher aufgeſtanden war und mich verlaſſen hatte. Du kannſt Dir denken, trauter Leſer, wie froh ich war, daß ich nicht mehr von meinem zweiten Ich incommodirt wurde.

Freunde kamen zu mir — ich erzählte ihnen, daß ich mich doppelt geſehen hätte. Der Eine lachte, der Andere machte witzelnde Bemerkungen.

Ich erzählte es mehreren Damen, denen ich an dieſem Tage einen Beſuch abzuſtatten hatte. Die Eine meinte, ich wolle ihr nur ein Mährchen aufheften, die Andere fragte mich ganz ironiſch, ob mein Ebenbild eben ſo ſchön und liebenswürdig ſei, als ich, die Dritte fand es höchſt unartig, daß ich mich mit dem zweiten Exemplar von der Prachtausgabe meines Seins nicht unterhalten hätte, die Vierte meinte, daß dies ein großes Unglück wäre, wenn zwei ſolche Journaliſten in Berlin ihr Weſen trieben, die Fünfte gab mir den weiſen Rath, daß ich mein Ebenbild zum Mitarbeiten an meiner Zeitung einladen ſolle, die Sechſte hielt es für beſſer, wenn ich mein zweites Ich aufs Verſatzamt trüge, die Siebente meinte aber: daß man mir darauf nichts leihen würde. Der Achten wurde ganz bang und wenn ich ein Millionär wäre, würde ſie mich nicht heirathen, ſie möchte ſich niemals mit einem Manne copuliren laſſen, von dem zwei Auflagen erſchienen ſind. Die Neunte war der Meinung: daß die Sache auch etwas Gutes an ſich hätte, ich könnte jetzt ſicherer auf der Straße ſein, denn wenn ein erzürnter Hiſtrione auf den Einfall geriethe, ſich an mir zu vergreifen, ſo würde mir mein Ebenbild zu Hülfe eilen — ich könnte dann den Böſewicht verklagen und mein zweites Ich als Zeugen citiren laſſen. Die Zehnte ſagte: daß ſie mich denunciren würde, wenn ich nicht für mein lebendiges Spiegelbild eine zweite Aufenthaltskarte löſ'te. Die Eilfte meinte, daß die Polizei meinem hieſigen Aufenthalte jetzt um ſo mehr Hinderniſſe in den Weg legen wird, da Zwei noch mehr Scandal machen, als Einer. Die Zwölfte meinte, daß ich jetzt wie Pretioſa ſingen könnte:

„Einſam bin ich, nicht alleine.“

Kurz, alle Damen ließen ihren Witz an mir aus, Jede machte ein anderes Bonmot und Keine wollte es mir glauben, daß ich mich verdoppelt habe.

Um ſieben Uhr ging ich ins Königſtädter Theater hinaus. Als ich an Fauſt's Wintergarten kam, ſtellte ſich wieder, zu meinem größten Bedauern, meine Nr. 2. ein. Ich ſchlug vor Zorn mit dem Fuße aus — mein Ebenbild that das Nämliche.

An der Kaſſe angekommen, ſah ich mich gezwungen, zwei Parquetbillets zu kaufen, denn mein zweites Ich wollte ebenfalls das Stück anſehen.

Ich kam hinein und ſtellte mich an den Ofen. Der zweite Büſtenabzug von meiner Wenigkeit ſtand neben mir. Ob auch Andere mein Ebenbild geſehen haben, das kann ich nicht behaupten; ich glaube aber, daß dies der Fall geweſen iſt, denn Alles blickte nach dem Ofen hin. Ich kann mir die Freude denken, welche die Schauſpieler auf der Bühne empfunden haben, als ſie zwei weißröckige Journaliſten im Parquet ſahen.

Mein zweites Ich hatte ebenfalls ein Perſpectiv und guckte, wie ich, während der ganzen Vorſtellung, nach dem Balcon hinauf, in welchem ein ganz allerliebſtes Weibchen ſaß.

Nach dem Ende des zweiten Actes ging ich in die Conditorei. Mein Spiegelbild ging mit, ich ließ mir ein Glas Chaud-eau geben, es that ein Gleiches. Ich nahm darauf eine Düte Bonbons und ſteckte ſie in meine Taſche; mein Ebenbild that das Nämliche. Ich trank und aß für Zwei, mußte alſo auch für Zwei bezahlen. Das Conditorfräulein meinte zwar, ich hätte ihr zu viel gegeben, allein hätte ſie das geſehen, was ich ſah, ſo würde ſie die Sache ganz richtig gefunden haben.

Als die Oper zu Ende war, fuhr ich in einer Droſchke nach Hauſe. Mein Ebenbild ſaß wieder neben mir. Ich faßte Muth und fragte es: Wie haben ſich Ew. Wohlgeboren im Theater amuſirt? Es ſchwieg. Ich richtete eine zweite Frage an ihn: Ew. Wohlgeboren haben ſich beſtimmt ſehr gelangweilt. Es ſchwieg. Ich dachte mir: qui tacet consentire videtur und fragte es: Ew. Wohlgeboren ſind wohl ſtumm? Es kam mir vor, als ob es mit dem Kopfe genickt hätte.

Einige Minuten ſpäter reichte ich ihm meine Tabatiere hin. Schnupfen Ew. Wohlgeboren? Seine Wohlgeboren blieben conſequent, d. h. ſtumm.

Ich ſtieg aus der Droſchke, zahlte dem Fuhrmann fur zwei Perſonen. In meinem Zimmer wartete ſchon ein Setzer aus der Druckerei auf die Recenſion.

Ich ſtreifte mir meinen Rock ab, ſchlüpfte in meinen Warſchauer, ſetzte mich zum Tiſche nieder und ſchrieb die Recenſion. Mein Ebenbild ſaß neben mir auf dem Sopha, in einem ähnlichen Schlafrock, und ſchrieb ebenfalls eine Recenſion. Ich guckte einmal hinein! Aber neues Wunder! Der impertinente Menſch ſchrieb von Allem das Gegentheil. Wen ich lobte, den riß er herunter und wen ich herunterriß, den lobte er. Dieſer Widerſpruchsgeiſt verdroß mich ganz ungeheuer, ich wurde mit ihm Zank angefangen haben, hätte ich mich nicht vor dem Setzer genirt. Ich war neugierig zu wiſſen, ob dieſer mich ebenfalls zwei Mal ſehe.

Wie viel Leute ſind jetzt im Zimmer, fragte ich ihn. Zwei, antwortete er, ich und Sie.

— Sehen Sie nicht einen Dritten in einem Schlafrock dicht neben mir auf dem Sopha ſitzen.

— Sie ſpaßen nur —

— Sehen Sie wirklich Niemanden, der jetzt eine Recenſion ſchreibt.

— Ich ſehe keinen Menſchen außer mir und Ihnen.

Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie ſo ſtark erzurnt, als an dieſem Abend. Ich ſah mich doppelt und dem Andern kam ich ſimpel vor. Iſt das nicht ſehr ärgerlich, geliebter Leſer???

Das ging ſo vierzehn Tage fort. Wenn es dunkel wurde, ſah ich mein Ebenbild mir zur Seite, das mich erſt am andern Morgen verließ, wenn es zu tagen anfing. Es ging mit mir in die Theater, ich mußte ſtets doppeltes Entrée zahlen, es aß mit mir Abendbrot, und es ging mit mir zu Bette.

Endlich wurde ich dieſer Doppelgängerei überdrüßig. Ich ſann auf ein Mittel, wie ich dieſen zudringlichen Kerl loswerden ſollte, der von 7 Uhr Abends bis 8 Morgens von mir ſo unzertrennlich war, wie Worte von dem Papier, worauf man ſie geſchrieben.

Nach kurzem Nachdenken gerieth ich auf folgenden Einfall. Das Gericht hatte mich wegen eines verlornen Injurienproceſſes zu 20 Thaler Geldſtrafe oder zu einer vierzehntägigen Haft verurtheilt. Ich ging auf die Stadtvoigtei — Abends um 7 Uhr — und wollte mich einſperren laſſen. Ich ließ mir das Gefängniß öffnen — ich ſah hinein, mein Ebenbild ſah ebenfalls hinein. Als mein Duplicat einſah, daß ich wirklich geſonnen ſei, mich einſperren zu laſſen und noch dazu in der Stadtvogtei — da bekam es furchtbare Manchetten und nahm Reißaus.

Seit dieſem Abend ſeh' ich mich nicht mehr doppelt. Die Chambres garnies in der Stadtvoigtei hatten meinem zweiten Ich ſoviel Reſpect eingejagt, daß es ſich von mir losſagte. Ich wäre herzlich froh, wenn ich nicht mehr meines Gleichen finden möchte.

### 50.

## Rathſchläge: Revolutionen zu dämpfen.

(Die Scene ereignet ſich im Divan des Paſcha von Janina, der Paſcha ſchmaucht aus einer langen Pfeife, die Favorite frißt Roſinen und Mandeln. Beide ſpielen ſchon ſeit vier Stunden Schach.)

**Favorite.** Geliebter Paſcha, auch in dieſer Partie wirſt Du den Kürzern ziehen.

**Paſcha.** Wenn Du nicht Zuleika wärſt, ſo müßteſt Du baumeln.

**Favorite.** Warum, geliebter Paſcha?

**Paſcha.** Warum? Weil ich Dir im Spiele unterliegen muß.

**Favorite.** Wolle mir nicht zürnen, geliebter Paſcha. Schach der Königin!

**Paſcha.** Per dio — ich muß retiriren.

**Favorite.** Schach dem König!

**Paſcha.** Cospetto di Baco — ich habe nur noch einen einzigen Zug.

**Favorite.** Schachmatt!

(Der Vezir tritt ein.)

**Vezir.** Sonne des Weltalls, Perle des Himmels, Paſcha von drei Roßſchweifen, ich bringe betrübende Nachricht.

**Paſcha.** Was gibt's?

**Vezir.** In Deiner getreuen Stadt ſind Unruhen ausgebrochen. Dichte Menſchenmaſſen haben ſich um Deinen Palaſt verſammelt, ſie wollen eindringen.

**Paſcha.** Wie? das Volk unterſteht ſich zu revoltiren. Beim Propheten, das ſoll es büßen.

**Vezir.** Sprich, weiſer Herr, was ſoll ich thun?

**Paſcha.** Da haſt Du tauſend ſeidene Schnüre. Trag' ſie hinunter und ſag' den Inſurgenten, ſie ſollen ſich damit den Hals zuſchnüren. Geh', komm wieder und bringe Antwort.

(Der Vezir geht ab.)

**Paſcha.** Was ſagſt Du, Zuleika, zu meinem Volk; es hat den Muth zu revoltiren. Ich bin der beſte Fürſt! Seit acht Tagen habe ich nicht mehr als dreiunddvierzig Leute hinrichten laſſen. O, es geſchieht mir ſchon recht — warum bin ich ſo nachſichtig, ſo milde, ſo barmherzig. Von nun an laſſe ich ſtündlich zehn Menſchen ſtranguliren.

**Favorite.** Dann wird es ruhig werden. Das Volk verdient es nicht anders. Es haßt mich, weil ich von Dir geliebt werde und weil Du mir Geld und Juwelen ſchenkſt.

**Paſcha.** Das iſt freilich ſehr unrecht von mir, denn Du verdienſt es nicht. Hebe Dich hinweg, Schlange, Du biſt an Allem Schuld.

(Die Favorite küßt den Kaftan des Paſcha und entfernt ſich mit Roſinen und Mandeln.)

(Der Vezir kommt zurück.)

**Vezir.** Herrſcher der Herrſcher, Krone der Kronen, Paſcha von drei Roßſchweifen.

**Paſcha.** Was bringſt Du?

**Vezir.** Das Volk will ſich durchaus nicht die Kehle zuſchnüren. Es hat mir die ſeidenen Schnüre aus der Hand geriſſen und ausgerufen, daß es ſpäter davon Gebrauch machen wird.

**Paſcha.** Unverſchämtes Volk! Mein Divan ſoll ſich augenblicklich verſammeln.

(Der Vezir geht ab.)

Paſcha. Vor Angſt bekomme ich das Schlucken. Allah, ſchütze mich und meine drei Roßſchweife.

(Der Vezir und ſechs Räthe treten ein.)

Paſcha. Wo iſt unſer erſter Rath? Warum kommt er nicht?

Vezir. Er ſitzt im Bade und läßt ſich von Mirza und Fatme Mährlein erzählen.

Paſcha. Er muß baumeln! Sprecht, wie zerſtreut man die Haufen, die den Palaſt umzingelt haben? Beſinnt Euch nicht ſo lang', was ſoll geſchehen?

Erſter Rath. Mir fällt nichts ein.

Zweiter Rath. Mir geht es eben ſo.

Paſcha. Ihr ſeid ſaubere Kerlchen. Den ganzen lieben Tag bringt Ihr in Eurem Harem zu; Tabak rauchen, baden, trinken und Domino ſpielen könnt Ihr, aber nicht rathen. Da habt Ihr ein Paar ſeidene Schnüre, erdroſſelt Euch, wenn Ihr Euer Leben lieb habt. Thut Ihr's nicht, ſo laß ich Euch lebendig in Mörſern zerſtampfen.

(Die zwei Räthe erdroſſeln ſich.)

Paſcha. Was ſchlagt Ihr Andern vor?

Vezir. Ich ſchlage vor, die Haufen durch ſtarke Waſſerſpritzen zu zerſtreuen.

Paſcha. O Vezir, wie dumm biſt Du. Du weißt ja, daß wir keine Spritzen haben.

Dritter Rath. Ich ſchlage vor, daß man ihnen den Koran verleſe.

Paſcha. Dieſer Rath iſt nicht übel, ſie ſchlafen dann ein.

Vierter Rath. Ich ſchlage vor, daß zwei Deiner ſchönſten Odalisken ein Pas de deux auf dem

Balcon Deines Palaſtes tanzen. Das Volk wird zuſehen und hingeriſſen werden.

Paſcha. Auch dieſer Rath iſt nicht übel.

Fünfter Rath. Ich weiß einen beſſern Rath. Unten im Vorhofe ſteht ein italieniſcher Geigenſpieler. Wenn der zu ſpielen anfängt, ſo werden ſie dergeſtalt in Enthuſiasmus gerathen, daß ſie Alles vergeſſen werden, was ſie ſich vorgenommen haben. Ich kenne meine Pappenheimer, Du wirſt Dich überzeugen, daß ich recht habe.

Paſcha. Vezir, hole zwei Odalisken und den Geigenſpieler. Alle Drei ſollen ſich dem verſammelten Volke zeigen; er ſoll ſpielen, ſie ſollen tanzen.

(Vezir geht ab.)

Sechster Rath. Höre auch mich an! Ich weiß ein Mittel, das die Rebellen ganz beſtimmt auseinander treiben wird.

Paſcha. Sprich, was iſt dies für ein Mittel?

Sechſter Rath. Stelle auch Du Dich auf den Balcon hinaus, lies dem erzürnten Volke Deine neueſten Ghaſelen vor. Gib Acht, o Herr! es wird ſich übergeben — Deiner Huld und Gnade.

(Der Paſcha mit drei Roßſchweifen und dem erſten Bande ſeiner Ghaſelen, der Vezir mit zwei Roßſchweifen und einem Manchettenfieber, die zwei Odalisken mit Tambourins und ausgeſtopften Waden, und der italieniſche Violiniſt mit ſeiner Geige und Schüchternheit treten auf den Balcon und zeigen ſich dem verſammelten Volke. Der Paſcha tritt vor und lieſ't den erſten Vers ſeiner Ghaſelen, 133 Zuhörer übergeben ſich. Nach Beendigung des erſten Gedichtes ſind 600 Unterthanen ganz weg. Darauf tanzen die Odalisken das Pas de deux. Die Rebellen ſehen aufmerkſam zu, rufen Ah! und applaudiren. Der italieniſche Virtuoſe fängt zu geigen an — das Volk vergißt ſeine Schmach, fängt zu tanzen an und zerſtreut ſich.

## 51.

# Der Bettler-Orden.

. . . . Er iſt der zahlreichſte aller Orden. Denn, genau betrachtet, ſind faſt alle Menſchen Bettler.

Es gibt nicht nur arme, ſondern auch reiche Bettler. Es gibt Leute, welche die Welt für Reiche hält, die aber blutarme Schlucker ſind; es gibt aber auch Leute, welche man für arme Teufel hält, die aber ſteinreiche Nabobs ſind. Mancher, der ſich in Lumpen hüllt, iſt reicher als ſein Nachbar, der in Caroſſen fährt, und gar Viele, welche großen Aufwand machen, ſind bettelarm.

Streng genommen ſind alle Menſchen arme Schlucker, und genau betrachtet iſt die Menſchheit nichts anders als ein großes Bettelvolk. Die Natur wirft ihm einige Brocken vor die Füße und behandelt ihn ſo mesquin, daß er vor Scham oft erröthet und im Stillen eine heiße Thräne vergießt.

Das Prädicat: Bettler: thut aber weh, aus dieſem Grunde hat man dieſem Metier mehrere Namen gegeben, welche ſchöner klingen. Man nennt ſie in den höhern Ständen: Bittſteller, Supplicanten ꝛc.

Jeder Stand hat ſeine Bettler, ſelbſt der verehrenswürdige Adel zählt Mitglieder dieſer Congregation in ſeinen Reihen. Gar Mancher von dem hohen Adel hat ein halbes Dutzend Orden, noch einmal ſo viel Titel und Ahnen und obendrein einen Kammerherrnſchlüſſel und iſt trotz dem ein Lump, d. h. ein Bettler.

In der Republik der Künſte, der Literatur und der Wiſſenſchaften, in der ganzen Welt und auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gibt's Bettler.

Der Eine bettelt um Liebe, der Andere um Protection, der Dritte um Orden, der Vierte um Ehrenämter, der Fünfte um Lobeserhebungen u. ſ. w. u. ſ. w.

Männer, welche um Gegenliebe betteln, nennt man Verliebte. Dieſe Bettler-Claſſe iſt am zahlreichſten. Wer von uns hat in ſeinem Leben noch niemals um Gegenliebe bei dem ſchönen Geſchlechte gebettelt? Ach — dieſes Betteln iſt ſüß — ſo ein Bettler dünkt ſich reicher als ein Cröſus zu ſein. Wirft ihm die angebetete und angebettelte Dame einen ſüßen Blick zu, ſo tauſcht er mit Göttern nicht und verabreicht ſie ihm einen Kuß, ſo träumt er ſich, unſer Herrgott zu ſein. — Es wundert mich, daß es nicht Bettelvoigte gibt, welche auch dieſe Art Bettler arretirt und in eine Strafanſtalt bringt. Dieſe Bettler ſtiften oft mehr Unheil als jene, welche uns um ein Paar Dreier die Ohren vollheulen. Sie tragen oft das Herz und die Ruhe unſchuldiger Kinder mit ſich fort und ſo eine Unſchuld iſt oft mehr werth, als drei Dreier.

Faſt eben ſo groß iſt die Zahl der Protectionsbettler. Köpfe, deren Gehirn ein Strohſack iſt, Leute, die ſo ſtupid ſind, daß ſie nicht einmal wiſſen, ob die Eſel bürgerlichen oder adeligen Urſprungs ſind, dieſe Dummköpfe, welche trotz dem, daß ſie gar keine Fähigkeiten haben, dennoch hohe Staatsämter bekleiden und mit Orden geziert werden wollen, dieſe Strohſackköpfe müſſen um Protection betteln, wenn ſie ihren Zweck erreichen wollen. Seht, ihr Herren Bettelvoigte und Polizei-Directoren, ſolche Subjecte ſolltet ihr bei Waſſer und Brot einſperren, denn dieſe Bettler ſind dem Staate am allergefährlichſten. Sie ſchleichen ſich in Aemter ein, erbetteln ſich die wichtigſten Stellen, Stellen, zu denen ſie nicht das mindeſte Talent haben, werden mit jedem Tage unverſchämter und hören nicht eher zu betteln auf, bis ſie ſich zum Geheimenrath oder Miniſter hinaufgebettelt haben. Da liegt dann das Wohl eines Landes in einer Hand, die nur mit knapper Noth den Namen und das „von“ des großen Ignoranten hinklexſen kann.

Nicht minder groß iſt die Legion jener Leute, welche um Lobeserhebungen und Beifallsbezeugungen betteln. Dieſe Bettler trifft man am häufigſten in der Antichambre der Journaliſten an. Der junge Compoſiteur überreicht ſeinen erſten Verſuch und bittet den Redacteur, eine kleine Anzeige, d. h. einen großen Lobhudel in ſein Blatt niederlegen zu wollen. Der Schriftſteller bringt ſein neueſtes Erzeugniß, das ſo eben die Preſſe verlaſſen, zierlich eingebunden, und bittet um ein Gleiches. Der Schriftſteller iſt aber ein keckerer Bettler; er hat die kleine Anzeige, d. h. den großen Lobhudel über ſein Machwerk ſelbſt verfaßt, um, wie er ſagt, dem Redacteur, deſſen Zeit ſo beſchränkt iſt, die Mühe zu erſparen, das Buch durchzuleſen. Eine fremde Schauſpielerin, ſchön geputzt, macht ihm vor ihrem erſten Auftreten die Viſite, um ihn durch ihre Reize oder durch die Bezahlung eines halbjährigen Abonnements auf ſeine Zeitung, vorhinein für ſie einzunehmen. Alle dieſe Herrchen und Damen betteln um Zeitunglob. Die Journaliſten haben mitunter gute Stunden, in denen ſie Niemandem etwas abſchlagen können, ſie laſſen ſich rühren und füttern die armen Bettler mit einem Paar Elogen ab.

Aber auch die Journaliſten betteln. In ihrer Kunſtſprache wird dies Pränumerantenſammeln genannt. Ein obſcures Schreiberchen ſieht mit neidiſchem Auge, daß ein witziges Journal viel Theilnahme findet und viel Geld einträgt. Er ſagt: ſo ein Journal kann ich ebenfalls ſchreiben, heckt im Schweiße ſeines Angeſichts einen lärmſchlagenden, vielverſprechenden (wenn auch wenig haltenden) Proſpectus aus, geht dann zu einem gefälligen Buchdrucker und bittet ihn: von dem Proſpectus 500 Exemplare drucken zu laſſen. Er ſchickt dann, durch die Stadtpoſt, in der ganzen Stadt Anzeigen herum, mit der Bitte, Jedermann möchte die Gewogenheit haben, auf dieſes eben ſo nützliche als wohlfeile Journal gütevollſt abonniren zu wollen.

Ich wiederhole es noch einmal, lieber Leſer! jeder Menſch bettelt, der Eine um Dieſes, der Andere um Jenes. Ich für meinem Theil, betle um nichts, als um Deine Gunſt und bin überreich, wenn Du mir damit ein Geſchenk machen willſt.

---

## 52.

## Dreißig Jahre aus dem Leben eines franzöſiſchen Journaliſten.

(Hiſtoriſch.)

1801. Saint-Mouſtache verläßt die Univerſität, wird Mitarbeiter an einer Zeitſchrift und erhält für die große Columne zehn Francs.

1802. St. Mouſtache macht ein äußerſt witziges Pasquill auf einen unpopulären Miniſter, man ſpricht von ihm in den Salons und in den Kaffeehäuſern; die Zeitſchrift, in welcher das Pasquill abgedruckt iſt, kommt dadurch en vogue, und zahlt dem St. Mouſtache jetzt zwanzig Francs für die Columne.

1803. St. Mouſtache vervollkommnet ſich in dieſem Stylgenre, fängt an, gehaßt zu werden und erhält dreißig Francs für die Columne.

1804. St. Mouſtache übernimmt die Theaterreferate, reißt ohne Schonung die Lieblinge des Publicums herunter, maltraitirt die Tagesgötzen, die in der Kunſtwelt großes Aufſehen machen, reitet unbarmherzig auf einer ſchönen Tänzerin herum, zieht ſie bei jeder Gelegenheit mit göttlicher Malice durch die Hechel, fängt an in der Theaterwelt gefürchtet zu werden und erhält vierzig Francs für die Columne.

1805. St. Mouſtache wird mit jedem Tage mehr gehaßt und gefürchtet. Es bildet ſich eine Partei gegen ihn, die ihn zum Stichblatt pöbelhafter Ausfälle machen. Seine Feinde machen ihn durch ihre falſchen Operationen noch weit wichtiger. Sie ziehen in den Federkriegen den Kürzern; St. Mouſtache behält, obgleich er Unrecht hat, die Lacher auf ſeiner Seite und bekommt funfzig Francs für die Columne.

1806. St. Mouſtache wird mit jedem Tage berühmter oder berüchtigter. Seine Bonmots gehen wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Seine Aufſätze werden in Palläſten und in Hütten geleſen. Alles lacht über ſeine charmante Witzſpiele, nur der Angegriffene möchte vor Zorn in die Luft fahren. St. Mouſtache wird jetzt Mitarbeiter an mehreren Journalen und Berichterſtatter für auswärtige Blätter.

1807. St. Mouſtache wird mit jedem Tage bekannter. Sein Ruf wächſt im In- und Auslande, wie ein Schneeballen, den man auf der Schneebahn fortwälzt. In Paris iſt er wie ein falſcher

Franc bekannt, Alt und Jung kennt ihn, ſein Name iſt in Aller Mund. St. Mouſtache ſchafft ſich ein Reitpferd, ein Cabriolet und einen Jokei an.

1808. St. Mouſtache begründet ein neues Journal, das durch ſeine cauſtiſche Satyre und ſeine äruginöſe Ironie in ganz Paris Furore macht. Schon im erſten Semeſter zählt es gegen dreitauſend Abonnenten. St. Mouſtache bezieht ein großes Hôtel, führt ſeine eigene Menage, hält ſich Wagen, Pferde, Maitreſſen, Lakaien, Galloxins und Jäger.

1809. St. Mouſtache hat den Gipfel ſeines journaliſtiſchen Ruhmes erſtiegen. Ein Vorſtadttheater bringt ihn mehrere Male auf die Bühne. Die Maler laſſen eine Unzahl von Carricaturen auf ihn los, Jeder, der ſich einbildet, Witz zu haben, ſpitzt ſeinen Gänſekiel und ſchleudert von ſeinem Parnaß herab Brochürenkeile auf ihn hernieder. Doch alles dies macht den St. Mouſtache bei dem Publicum noch zehn Mal intereſſanter. Gierig werden ſeine Blätter verſchlungen, er lebt wie ein Gott in Frankreich.

1810. St. Mouſtache wirft ein Auge auf die Politik und das andere auf eine liebenswürdige Schauſpielerin. Erſtere behandelt er mit vieler Liebe, Letztere mit vieler Animoſität, deshalb, weil die Prieſterin Thaliens gegen ihn die Spröde ſpielt. St. Mouſtache macht immer mehr Aufſehen in der literariſchen und immer mehr Schulden in der merkantiliſchen Welt.

1811. St. Mouſtache verfolgt die ſpröde Schöne, die ſein Herz gefeſſelt hat, mit höhniſchem Tadel. Um ſich an ihm zu rächen, kauft Amélie ſeine fälligen Wechſel auf und will ihn zum Perſonalarreſt bringen. St. Mouſtache erfährt dies noch bei Zeiten, ſchafft ſich Geld und entgeht der drohenden Gefahr. Sie lernen ſich bald darauf kennen, Demoiſelle legt ein Vorurtheil nach dem andern ab, St. Mouſtache erreicht ſeinen Zweck und bleibt dann weg.

1812. St. Mouſtache gelangt auch als politiſcher Schriftſteller zu großem Anſehen. Seine kecke Feder wagt ſich an die höchſten Staatsperſonen, zieht ſich dadurch viele Feinde, mehrere Proceſſe und einige Geld- und Arreſtſtrafen zu. St. Mouſtache kommt ins Gefängniß, ſeine Collegen ſammeln Collecten für ihn, es gehen aus allen Ständen des Volkes Beiträge ein, er zahlt ſeine Strafen und wird wieder in Freiheit geſetzt.

1813. St. Mouſtache iſt jetzt ſo gefürchtet, wie die Preßfreiheit und das gelbe Fieber. Um ſeiner einflußreichen Feder das Maul zu ſtopfen, bietet ihm der Miniſter einen einträglichen Poſten an; er ſchlagt ihn aus. Man verſucht es: ihn und ſeine wilde Feder auf eine andere Weiſe zu kirren. St. Mouſtache erhält den Orden der Ehrenlegion. Er ſteckt ihn zwar ins Knopfloch, bleibt aber, nach wie vor, ſeinen Geſinnungen und ſeiner Schreibart treu.

1814. Die Tochter eines Miniſters verliebt ſich in ihn, blos deshalb, weil er in der Welt ſo viel Aufſehen macht und überall ſo viel Intereſſe erregt. St. Mouſtache verliebt ſich in die Miniſtertochter blos deshalb, weil ſie einen ſo hohen Rang in der Welt einnimmt und Tochter des erſten Staatsbeamten iſt. St. Mouſtache will noch mehr Senſation machen, wird immer kecker und ubermuthiger, greift eine geheiligte Perſon an, wird des Landes verwieſen und geht nach London.

1815. St. Mouſtache gibt in London ein Journal unter dem Titel: „le refugié“ heraus, fulminirt von hier aus auf ſeine Verfolger, macht dadurch auch in der Themſeſtadt Furore, wird aber auch hier verwieſen und ſetzt nach Amerika uber.

1816. St. Mouſtache's literariſcher Ruf iſt ihm übers Meer vorangeeilt. Er läßt in New-York ein engliſches Blatt: „the devil“ erſcheinen und zieht auf Europa und all' ſeine Herrſcher los. Dagegen protegirt er eine Miß, welche aus London angekommen und als Sängerin bei dem Bowery-Theater angeſtellt iſt.

1817. St. Mouſtache heirathet die Sängerin Miß Pamela, vermuthlich blos deshalb, weil ſie jährlich 20,000 Dollars bezieht. Sie tritt als Mad. Saint-Mouſtache eine große Kunſtreiſe nach dem ſüdlichen Amerika an, St. Mouſtache läßt ſein Journal, den Teufel in Stich, begleitet ſeine Frau nach Rio Janeiro, lobhudelt ſie in allen ihm zu Gebote ſtehenden Journalen und kehrt mit ihr — geld- und ruhmbeladen — nach New-York zurück.

1818. St. Mouſtache gibt wieder ein Journal in franzöſiſcher Sprache, unter dem Titel: „Le Franc-Parleur“ heraus, er maltraitirt alle Schauſpieler, läßt an Keinem ein gutes Haar, blos ſeine Frau Gemahlin und ein Schauſpieler, der ihr die Cour und ihm Geſchenke macht, werden bis zu den Sternen erhoben und in Weihrauch eingepökelt.

1819. Mad. Mouſtache bekommt einen Knaben und verliert ihre Stimme, ſie kann nicht mehr ſingen, bezieht daher auch keine Gage mehr. St. Mouſtache muß ſeine geſammelten Schriften verkaufen, um ſich Gelder zu verſchaffen.

1820. St. Mouſtache kann ſeine Frau und ſeine Frau kann ihn nicht mehr leiden. Sie laſſen ſich ſcheiden. Madame heirathet noch in demſelben Jahre den Schauſpieler, der ihr ſeit Jahr und Tag die Cour gemacht. Beide kehren nach ihrer Vaterſtadt London zurück und nehmen den Knaben mit, der, beiläufig geſagt, dem Schauſpieler weit ähnlicher ſieht, als dem Journaliſten St. Mouſtache.

1821. St. Mouſtache vernimmt, daß ſeine geſchiedene Frau auf dem **Drurylane**-Theater Gaſtrollen mit entſchiedenem Beifall gibt, daß ſie in New-York ihre Stimme verloren, war nur Verſtellung. St. Mouſtache grämt ſich über die Untreue ſeines Weibes und dieſer Gram bringt ſeine geiſtreiche Laune und ſeinen launigen Geiſt aus dem Gleichgewichte. Er fängt an, ſchwermüthig zu werden und ſehnt ſich nach ſeiner Heimath, nach dem ſchönen Frankreich zurück. Gewiſſensbiſſe nagen an ſeiner Seele. Er ſchreibt an den König nach Paris und fleht demüthig um die Gnade, nach ſeinem theuern Vaterlande zurückkehren zu dürfen. Reuevoll thut er Buße und gelobt Beſſerung.

1822. St. Mouſtache erhält die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Ein reicher Buchhändler in New-York ſchießt ihm Geld zur Reiſe vor. St. Mouſtache verſpricht dafür Manuſcripte zu liefern.

1823. St. Mouſtache wird Mitarbeiter an mehreren politiſchen Journalen. Sein Name iſt aber durch ſeine lange Abweſenheit bei dem Publikum in Vergeſſenheit gerathen. Seine Aufſätze erregen kein Intereſſe mehr.

1824. St. Mouſtache ſollicitirt um Aemter, weil ihm die Schriftſtellerei jetzt nichts mehr einträgt. Bei jedem Miniſter wird er abgewieſen, da St. Mouſtache nicht mehr gefährlich iſt. Dieſe Zurückſetzung facht von Neuem ſeinen Geiſt und ſeinen Groll an.

1825. St. Mouſtache arbeitet noch immer an verſchiedenen Zeitſchriften mit. Der Gram ſchwächt ſeine Geſundheit, er wird gefährlich krank und ins Hôtel de Dieu gebracht.

1826. St. Mouſtache iſt nach mehrmonatlicher Krankheit wieder geneſen. Er läuft von Buchhändler zu Buchhändler, bietet jedem die Memoiren ſeines Lebens an, Keiner will ſie, St. Mouſtache befindet ſich in den drückendſten Umſtänden.

1827. St. Mouſtache findet einen reichen, gutmüthigen Mann, der ihm auf Credit ein neues Journal druckt, das er unter dem Titel: „Démocrite,“ erſcheinen läßt.

1828. St. Mouſtache iſt voller Verzweiflung. Sein neues Journal findet keine Theilnahme. Um ſich Abonnenten zu verſchaffen und neuerdings Aufſehen zu machen, ſchreibt er ein Thiergeſpräch, in welchem der Fürſt als Schaf die Hauptrolle ſpielt. Der Aufſatz macht ungeheuere Senſation. Er wird vom Procureur du Roi vor Gericht gefordert, und einige Monate ſpäter zu dreijähriger Haft und zu ſechstauſend Francs Geldſtrafe verurtheilt. Er appellirt. Der Caſſationshof beſtätigt das Urtheil der erſten Inſtanz — er wird nach St. Pelagie und von da nach Poiſſy gebracht.

1829. St. Mouſtache ſchmachtet in einem Kerker, neben Dieben, Räubern und anderm Geſindel.

1830. Am 25. Juli erſchienen die fünf berüchtigten Ordonnanzen, am 26. entkommt er ſeinem Kerker, am 27. iſt er einer der Tapferſten bei der Erſtürmung der Tuillerien, fällt durch das Gewehr eines Schweizers und liegt jetzt unter jenen Todten, denen das ſiegreiche Volk die ſchöne Grabſchrift geſetzt: **Morts pour la patrie.**

## 53.

## Juni-Monat aus dem Tagebuche einer vornehmen Wittwe.

**Am 1.** Ich war den ganzen Tag mit dem Neffen meines verſtorbenen Gemahls auf der Jagd. Ich ſchoß neun Haſen und einen Bock.

**Am 2.** Vormittag gewann ich dem Grafen v. E. achtzehn Partieen auf dem Billard ab. Nachmittag kaufte ich mir für die achtzehn Ducaten zwei wunderſchöne Flinten und eine neue Jagdtaſche.

**Am 3.** Um eilf Uhr ging ich in die Schwimmſchule. Ich wäre bald ertrunken, wenn nicht Baron v. A. mir nachgeſprungen wäre. Nachmittag ging ich wieder auf die Jagd. Ich ſchoß eilf Schnepfen und zwei Faſanen.

**Am 4.** Um ein Uhr kam der Fechtmeiſter. Ich führe eine gute Klinge, es fehlte nicht viel, ſo hätte ich meinem Meiſter die Naſenſpitze abgehauen. Nachmittags machte ich in Begleitung mehrerer Officiere einen Ritt um die Promenaden.

Am 5. Abends war große Spielgeſellſchaft bei mir. Ich habe achtzehnhundert Francs im Ecarté gewonnen.

Am 6. Den ganzen Tag litt ich an Kopfſchmerzen. Ich hatte geſtern Abend zu viel Champagner getrunken.

Am 7. Vormittag ließ ich mir die Karten legen. Nachmittag machte ich mehrere Einkäufe zum morgigen Ball. Ich gab 2,[illegible] Francs aus.

Am 8. Den ganzen Vormittag brachte ich im Bade zu. Um vier Uhr fing ich an: meine Toilette zu machen. Um acht Uhr fuhr ich zum Ball des Geſandten. Erſt um drei Uhr kam ich nach Hauſe.

Am 9. Ich ſchlief heut bis um Eins. Mir träumte von dem Herzog E. und von einem Diadem, welches er mir zu ſchenken verſprach. Nachmittags ſpielte ich Billard mit dem Herzog E. Abends war ich in der Oper. Der Herzog begleitete mich nach Hauſe.

Am 10. Ich hatte in vergangener Nacht kein Auge zugethan und fühlte mich deshalb heute, den ganzen Tag hindurch, ſehr ſchwach. Der Herzog ſchickte mir Nachmittag einen perſiſchen Shawl, einen häßlichen Affen und einen freundlichen Gruß.

Am 11. Um zwölf Uhr ritt ich mit dem Grafen von L. nach meiner Villa. Ich übernachtete draußen.

Am 12. Auf der Jagd erlegte ich heute dreizehn Haſen und einen Hirſch.

Am 13. Um fünf Nachmittags fuhr ich nach der Stadt zurück. Abends beſuchte ich die Oper. Nach dem Ende der Vorſtellung fuhr ich mit dem Geſandten zu Tortoni.

Am 14. Den ganzen Tag litt ich an Magendrücken. Geſtern Abend hatte ich zu viel Eis bei Tortoni genoſſen.

Am 15. Vormittag ſpielte ich mit dem Herzog fünf Partieen Billard, jede um zehn Louisd'or. Ich gewann vier Partieen. Nach Tiſche fuhr ich ins Bad und von da mit dem Grafen v. L. nach meiner Villa hinaus.

Am 16. Das Diner, das ich heute gab, koſtete 1400 Francs. Die muß der Herzog bezahlen.

Am 17. Um 10 Uhr Morgens fuhr ich mit meinem Kammermädchen nach der Stadt. Nachmittags beſuchten mich die Comtesses v. M. Sie ſchaukelten, rutſchten, balancirten und ſpielten dann mit Reifen. Um fünf Uhr ſtellte ſich der Herzog C., der Graf von L., der Baron v. P. und der Neffe meines Mannes ein. Zuerſt wurde Blindekuh, alsdann ein Pfänderſpiel und Abends Faro geſpielt. Ich verlor auf den Coeur-König gegen 1700 Francs. Der Herzog wird mir den Verluſt ohne Zweifel erſetzen.

Am 18. Der Herzog ſchenkte mir heut ein ſchönes Reitpferd. Der Sattel allein iſt mehr als tauſend Francs werth. Abends ſah ich das neue Ballet.

Am 19. Seit fünf Jahren ging ich heut zum erſten Male in die Kirche. Ich lernte dort den Lord Picadilly kennen. Nachmittags beſuchte ich aus Langeweile meine alte Mutter, die in einer entlegenen Vorſtadt wohnt. Sie machte mir Vorwürfe über meinen Lebenswandel. Ich habe die fade Moral abgeſchüttelt und mir vorgenommen, die Alte nie mehr zu beſuchen.

Am 20. Den ganzen Tag traf ich Anſtalten zum morgigen Ball, zu dem ich geſtern Abend vom Lord Piccadilly eingeladen wurde. Nach Tiſch fuhr ich ins Bad und von da ins Theater.

Am 21. Vormittag beſuchte mich der Herzog C. Er frühſtückte bei mir. Wir gingen dann in den Garten hinunter und — botaniſirten. Nach dem Eſſen las ich ein Stündchen im Caſanova und ſchickte mich hierauf zur Toilette an. Um ſieben Uhr fuhr ich auf den Ball. Noch niemals habe ich einem pompöſern Feſtin beigewohnt. Nach der Tafel wurde getanzt; um den Staub niederzuſchlagen, ließ Mylord **Eau de Cologne** ſprengen. In dem großen Garten wurde ein impoſantes Feuerwerk abgebrannt. Die Gäſte luſtwandelten paarweiſe in den von buntfarbigen Lampen beleuchteten Hauptalleen oder in den dunkeln Seitengängen; ich und Mylord zogen uns in einen abgelegenen Pavillon zurück, der nach Art der türkiſchen Kiosks eingerichtet war. Nach einem halben Stündchen kehrten wir in den Saal zurück. Die Muſik lud zu einer Polonaiſe ein. Mylord und ich — wir eröffneten ſie und führten den Polonaiſenzug über eine große Terraſſe in den magiſch beleuchteten Garten zurück, in welchem eine Fontaine Champagner, die andere Tokayer, die dritte Rheinwein und die vierte Selterwaſſer ſprudelte. Sodann verſammelten ſich alle Ballgäſte in einem großen, mit orientaliſcher Pracht ausgeſchmückten Zelte. Unter Paukendonner und Trompetengeſchmetter wurden mehrere Vivats ausgebracht — alsdann reichte man zur Erfriſchung die theuerſten Obſtgattungen und an 50 Arten Glacé, Ananas-Gefrorenes, Piſang-Gelée und mehr dergleichen Delicateſſen herum.

Gegen vier Uhr fuhr Alles nach Hauſe. Vor Mylords Hotel ſtand eine Phalanx von mehr als achtzig Caroſſen. Die Livreediener riefen mit ungeheurer Stentorſtimme die Equipage ihrer Herrſchaft herbei, mit Blitzesſchnelle kam ſie herangefahren, der Jäger öffnete die Steigtreppe und den Kutſchenſchlag, half ſeiner Herrſchaft in die Equipage, ſchlug dann die Wagenthür zu, ſchwang ſich auf den Bock des Kutſchers und ſchrie: „Nach Hauſe!“

Mylord geleitete mich zu meinem Wagen, küßte mir die Hand und erbat ſich die Erlaubniß, mich morgen beſuchen zu dürfen. Welche Dame wird einem Manne etwas abſchlagen, der ſolche Bälle geben kann? Dieſen Abend werde ich nicht ſo bald vergeſſen.

Am 22. Ich ſchlief bis um zwölf Uhr. Gegen vier Uhr beſuchte mich Mylord. Er blieb bis um Mitternacht bei mir, dann holte ihn ſein Wagen ab.

Am 23. Um eilf Uhr fuhr ich allein nach meiner Villa. Nachmittag beendigte ich eine Novelle, die ich ſchon vor ſechs Wochen angefangen hatte.

Am 24. Den Vormittag brachte ich im Bad und im Treibhaus, den Nachmittag auf der Jagd und den Abend einſam und allein in meinem Boudoir zu. Es bemächtigte ſich meiner ein unheimliches Gefühl. Um es los zu werden, ging ich heute ſchon um neun Uhr zu Bett.

Am 25. Um acht Uhr Morgens fuhr ich nach der Stadt zurück. Nachmittag ritt ich mit meinem Stallmeiſter um die Stadt herum und Abends beſuchte ich das Theater.

Am 26. — — — — — — — — — — —

Am 27. — — — — — — — — — — — *)

Am 28. Den ganzen Tag brachte ich im Bette zu. Ich hatte Hals-, Kopf- und Bruſtſchmerzen. Außer Mylord und dem Geſandten ließ ich Alle abweiſen.

Am 29. Auch heute mußte ich das Bett hüten.

Am 30. Mein Arzt hatte mir erlaubt, ein wenig aufzuſtehen.

## 54.

## Whiſt und Boſton.

Die Räthin wollte es nicht glauben. Ich betheuerte ihr, daß ich nur Schach und Domino ſpielen könne. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Nein, das iſt nicht möglich. Sie, den man in allen Geſellſchaften trifft, Sie können nicht Whiſt und Boſton? Ich verſicherte noch einmal, daß mir beide Spiele fremd ſeien.

Die Räthin war mir ſonſt ſehr gewogen, als ſie aber vernahm, daß ich weder Whiſt noch Boſton ſpielen könne, da legte ſie die Stirn in Falten und wollte nichts mehr von mir wiſſen.

Wer heut zu Tage weder Wiſt noch Boſton ſpielen kann, der gehört nicht zur Beau monde. Man

---

*) Ich hielt es für meine Pflicht, die Ereigniſſe dieſer zwei Tage zu ſtreichen.

Anmerkung des Redacteurs.

betrachtet ihn als einen Menſchen, dem die feine Bildung fehlt.

Whiſt und Boſton, das ſind zwei Pfeiler, worauf unſere Theecirkel und Abendgeſellſchaften ruhen. Whiſt und Boſton ſind die Stellvertreter der Converſation, ohne ſie könnten keine Aſſembleen beſtehen, denn die Gaſte wurden gähnen und einſchlafen. Sie nur allein bilden eine Art von Oppoſition gegen jene Langeweile, welche uns faſt in allen Soirée's zu überrumpeln droht.

Die Deutſchen wiſſen ſich nicht zu unterhalten. Es fehlt ihnen an Stoff zur Converſation und an Luſt, dieſen Stoff zu ſuchen. Wetter und Theater ſind die Steckenpferde, worauf ſie beſtändig herumreiten, ſind aber dieſe Steckenpferde todt geritten, dann wiſſen ſie nicht mehr, wovon ſie reden ſollen. Man erzahlt ſich noch allenfalls einige abgedroſchene Bonmots; da aber auch dieſe Art Unterhaltung nicht hinreichend iſt, einen ganzen Abend auszufullen, ſo ſetzt man ſich zum Spieltiſch hin. Wer gibt Karte? Wer hat ausgeſpielt? Wie viel Honneurs und wieviel Trics haben Sie? Dieſe vier Phraſen ſind die Axe, um die ſich das Geſpräch der Whiſtpartie dreht.

Verliert die Hausfrau, ſo macht ſie ſo verdrießliche Mienen, daß jeder Gaſt das Geld wiedergeben möchte, welches er ihr im Spiele abgewonnen hat, wenn er nicht befurchten mußte, daß er ſie dadurch beleidigen könnte.

Viele Leute ſpielen deshalb ſo, daß Madame immer gewinnen muß. Sie bezahlen auf dieſe Weiſe ihren Thee und ihre Butterbemmen, und helfen dadurch die Koſten der Soirée tragen.

Ich begreiſe nicht, wie man die Geduld haben kann, drei und vier Stunden am Spieltiſch zu ſitzen. Man braucht nur die Karten zu miſchen und mich abheben zu laſſen, dann fange ich ſchon zu gähnen an. Whiſt- und Boſtonpartieen jagen mir noch mehr Langeweile ein, als die dichteriſchen Erzeugniſſe des Herrn von Holtei, als das monotone Spiel der Dlle. Herold und als die Blätter des Geſellſchafters. Wenn ich nach meinem Tode in die Hölle kommen ſollte, ſo würde ich desperat werden, wenn der Teufel auf den Einfall geriethe, mich zu einer Boſtonpartie zu verdammen. Das wäre in der That ein grand misère ſonder Gleichen.

Ich erinnere mich, in einem Buche geleſen zu haben, daß die Engel im Himmel den ganzen Tag hindurch weiter nichts als Mariage und Franze-Fuß ſpielen. Seit dieſer Zeit gelüſtet es mich nicht mehr, in den Himmel zu kommen.

Es iſt übrigens ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit, daß die Frauen auf die Karten-Spiele noch weit erpichter als die Männer ſind.

Ich kenne eine vornehme Dame, die einem Studenten nur deshalb Stipendien verabreicht, weil er jeden Abend mit ihr Mariage ſpielt.

Ich kenne eine junge Baronin, die ganz untröſtlich iſt, wenn ſie nicht einige Robber Whiſt geſpielt und zwei oder drei Mal groß Schlemm gemacht hat.

Unſer ſchönes Geſchlecht iſt überhaupt ſehr ſpielluſtig. Die Damen ſpielen jetzt ſchon Billard, Puff und Fare. In ein Paar Jährchen werden ſie wohl auch Kegel ſchieben und nach der Scheibe ſchießen.

## 55.

# Die Seſſion der Zeitungſchreiber.

(Die Scene ſpielt in Paris.)

(Redactionsbüreau. Mitten im Zimmer ſteht ein runder Tiſch, an welchem der Redacteur en Chef und ſechs ſeiner Mitarbeiter ſitzen.)

Redacteur. Sind wir jetzt Alle beiſammen?

Erſter Mitarbeiter. Es fehlen noch zwei Collaborateurs.

Redacteur. Warum kommen ſie nicht zur Seſſion?

Erſter M. K. iſt Schulden halber heute früh ausgepfändet worden. Der Lump von Huiſſier hat ihm Cabriolet, Garderobe, Reitpferd, Trumeaux, Pfeifen genommen, und ihm weiter nichts als Schlafrock, Operngucker, Zahnſtecher und Schwefelhölzchen gelaſſen.

Redacteur. Wie oft wird denn K. im Monat ausgepfändet? Was ſagt er denn? Iſt er betrübt?

Erſter M. Bewahre! Er hat mir den Auftrag gegeben, die Adminiſtration in ſeinem Namen um einen Vorſchuß von 600 Francs zu bitten.

Redacteur. Die ſoll er haben. Baptiſte wird ſie gleich nach der Seſſion hintragen. Wo ſteckt denn aber P.?

Zweiter M. Ich habe ihn geſtern Nachmittag mit der Tänzerin Aglaë nach Verſailles fahren ſehen. Sie kehren, wie ſie mir ſagten, erſt heute Abend nach Paris zurück.

Redacteur. Außer K. und P. fehlt alſo Niemand? Bon! Ich habe Ihnen jetzt einige ſehr wichtige Notabenes vorzutragen. Nr. 1. Auf Herrn *** darf nicht mehr losgezogen werden.

**Alle.** Warum nicht?

**Redacteur.** Ich habe geſtern Abend, durch ſeine Vermittelung, den bewußten Orden erhalten.

**Erſter M.** Charmant! Das ändert die Sache.

**Alle.** Das iſt ganz klar.

**Redacteur.** Nr. 2. Der Sänger N. wird von nun an in jedem Blatte mitgenommen.

**Alle.** Warum?

**Redacteur.** Er begegnete mir geſtern auf der *Chaussée d'Antin.* Glauben Sie, daß er vor mir den Hut gezogen hat? Gott bewahre. Er ging patzig an mir vorüber und pfiff die Romanze aus Fra Diavolo: „*Voyez sur le rocher.*“ Sagen Sie mir, verdient das nicht Züchtigung?

**Erſter M.** N. iſt ſehr beliebt. Wir können ihn nicht herabſetzen, ohne unſerer Unparteilichkeit den Abſchied zu geben.

**Zweiter M.** Er verdient ſchon deshalb nicht gekränkt zu werden, weil er, ſo viel ich weiß, einer der älteſten Abonnenten unſeres Blattes iſt.

**Dritter M.** Das hätte gerade nichts zu ſagen. Ich bin aber feſt überzeugt, daß N., viel zu klug, durchaus nicht die Abſicht hatte, Sie zu beleidigen. Vermuthlich hat er Sie nicht geſehen.

**Vierter M.** Auf N. laſſe ich nichts kommen. Vor ungefähr einem halben Jahre habe ich mit ſeiner liebenswürdigen Frau eine Liaiſon gehabt. Es wäre undankbar von mir, wenn ich ihren Gemahl verunglimpfen möchte. Es hieße gleich: ich wäre eiferſüchtig auf ihn; das würde mich compromittiren.

Fünfter M. Nehmen Sie's mir nicht übel, ine Herren Collegen, N. iſt ein übermüthiger Paſ n.... Ich finde es höchſt zweckmäßig, daß er heruntergeriſſen werde. Vorgeſtern, als ſein Benefiz war, hat er mir nicht einmal ein Billet geſchickt. Das iſt ja —

Sechster M. Unverzeihlich!

Redacteur. Wozu das lange Debattiren über einen ſo unbedeutenden Gegenſtand. Ich bitte Sie, N's. Leiſtungen entweder mit Stillſchweigen zu übergehen, oder ſie, laut §. 4. unſeres Contractes, pflichtſchuldigſt durchzuhecheln. Nun Nr. 3. Morgen Abend wird ein neues Stück von B. aufgeführt. Wer von Ihnen wird dieſe Vorſtellung beſprechen!

Erſter M. Ich nicht, denn ich bin zum Balle, den die Comteſſe N. gibt, eingeladen.

Zweiter M. Morgen kann ich nicht hineingehen. Ich habe ein Rendezvous mit einer deutſchen Sängerin, welche nächſtens im Salle Favart gaſtiren wird.

Dritter M. Ich würde ſehr gern über die morgige Vorſtellung referirt haben, wenn ich nicht eine kleine Whiſtpartie arrangirt hätte.

Vierter M. Ich werde morgen über das neue Stück ſchreiben.

Fünfter M. Sie pflegen ja ſonſt nur über Opern zu ſchreiben.

Vierter M. Das macht nichts. Ich kann über Alles raiſonniren.

Sechster M. Ja, das muß man ihm laſſen. Er kann ſelbſt über Dinge ſchreiben, von denen er noch weniger als der Paſcha von Janina vom Regieren verſteht.

**Redacteur.** Keine Sticheleien und keine Anſpielungen. *Sie* werden alſo über das neue Stück referiren?

**Vierter M.** Oui certainement!

**Redacteur.** Sie würden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie den Dichter recht tüchtig loben möchten.

**Vierter M.** Das kann ich nicht.

**Redacteur.** Warum nicht?

**Vierter M.** Fragen Sie nicht erſt lange — ich kann es durchaus nicht loben. Dieſer Schnellſudler hat einmal in einem ſeiner Vaudeville ein epigrammatiſches Couplet auf mich gemacht, das ich ihm nie verzeihen werde.

**Redacteur.** Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich ſein neuſtes Luſtſpiel geleſen und *ſehr* geiſtreich gefunden habe.

**Vierter M.** Was liegt daran, ich reiß es doch . . .

**Redacteur.** Wenn ich Ihnen aber ſage, daß mir der Dichter heute früh ein Reitpferd geſchenkt hat, das unter Brüdern 1200 Francs werth iſt.

**Vierter M.** Was geht das mich an. Ich ſoll ſein Stück loben, weil er *Ihnen* ein Reitpferd geſchenkt hat. Hätte er's mir geſchenkt ja — da wäre das was Anderes.

**Alle M.** Bravo, der Witz war gut.

**Redacteur.** Sie wollen alſo die morgige Novität *nicht* loben.

**Vierter M.** Assurement non!

**Redacteur.** Gut! So werde ich darüber ſchreiben.

**Vierter M.** Schön! Das kann Ihnen

Niemand wehren, dafür ſind Sie Redacteur en Chef, der ein Reitpferd vom Dichter zum Geſchenk erhalten hat.

Redacteur. Monsieur, nur nicht malitiös, Sie können ihre Malice gegen alle Andere, nur nicht gegen mich gebrauchen, der ich jede Ihrer Columnen mit 100 Francs honorire. Gut, ſchreiben Sie morgen über das neue Stück, reißen Sie es herunter, Sie kommen mir ein ander Mal — da werde ich's eben ſo machen.

Vierter M. Na, na, nur nicht böſe. Ihnen zu lieb will ich das neue Stück glimpflich behandeln.

Redacteur. Sehen Sie, das iſt brav von Ihnen. (ſingt)

„Es wird der Freund den Freund
Gefällig unterſtützen.
Und ihm, ſo oft er kann,
Behülflich ſein und nützen.“

Alle. Bravo! Sie ſingen magnifique.

Redacteur. Ja, wie ein ungeſchmierter Frachtwagen.

Erſter M. Jetzt hab' auch ich etwas vorzutragen. Hören und ſtaunen Sie!

Redacteur. Was iſt geſchehen?

Zweiter M. Reden Sie, Collega — —

Dritter M. Sind Sie vielleicht wie Collega K. Schulden halber ausgepfändet werden.

Erſter M. Das nicht. Es iſt mir aber noch etwas Frecheres paſſirt.

Vierter M. Hat Ihnen X. die 300 Francs nicht leihen wollen.

Erſter M. Sein Sie außer Sorge. X. wird ſich hüten, mir ſolch eine Bagatelle abzuſchlagen.

Fünfter M. Nun, was iſt denn arrivirt?

Sechster M. Hat Sie etwa die ſchöne Angelica, in die Sie vernarrt ſind, nicht erhören wollen. Angelica iſt doch ſonſt nicht ſo ſpröde.

Erſter M. Spaß ein ander Mal. Wiſſen Sie, was geſchehen iſt? Der Director des *** Theaters hat mir die drei Gratis-Sperrſitze aufgekündigt.

| | | |
|---|---|---|
| Zweiter M. | unisono | Wie? |
| Dritter M. | | Was? |
| Vierter M. | | Welche Frechheit! |
| Fünfter M. | | Welche Brutalität! |
| Sechster M. | | Welche Beſtialität! |
| Redacteur. | | Nicht möglich. |

Erſter M. Ja, ja, ſtaunen Sie nur. Hier iſt der Brief. Leſen Sie ihn.

Redacteur. (lieſ't den Brief vor.) „Mein Herr. Als ich die Direction des Theaters übernahm, war es mein inniger Wunſch, mich mit Ihnen auf freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen. Ich bot Ihnen deshalb drei Gratis-Sperrſitze zu Ihrer Benutzung an; Sie waren ſo gütig geweſen, mein Anerbieten anzunehmen. Lange hatten Sie mein Theater und ſeine Mitglieder mit liebreicher Schonung behandelt, ſeit vier Monaten aber iſt faſt jeder Ihrer Berichte ſo verletzend, daß es die Ehre des Inſtituts erheiſcht, Ihnen die drei Gratis-Sperrſitze hiermit aufzukündigen.“ I, den ſoll ja der Teufel holen.

Zweiter M. Das iſt eine Spaniſche-Fliegen-Malice, welche verdient, daß wir Alle unſern kritiſchen Bannſtrahl auf ſie abſchleudern.

Dritter M. Auf Redacteur-Parole! Dieſe Unverſchämtheit ſoll dem Herrn theuer zu ſtehen kommen.

**Vierter M.** In jedem Blatt ſoll er von mir touchirt werden.

**Fünfter M.** Ich will ihn mit Coups des lancettes tractiren, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll.

**Sechster M.** Ich ſchneide mir eine Feder, mit der ich weiter nichts als Bonmots ſchreiben will, die ihn wie Bienenſtacheln verwunden ſollen.

**Redacteur.** So iſt's recht, meine Freunde. Vergeßt niemals den Wahlſpruch:

„Einer für Alle und Alle für Einen."

Hat noch Jemand von Ihnen etwas vorzutragen?

**Alle.** Nein.

**Redacteur.** Eh bien, ſo wollen wir das Protokoll von unſerer Sitzung aufnehmen laſſen. An wem iſt die Reihe?

**Fünfter M.** An mir.

**Redacteur.** Haben Sie die Güte, die abgehandelten Punkte gefälligſt aufzuſetzen.

### Siebenundfünfzigſte Seſſion.

In der am 16. März Statt gehabten Seſſion der Redaction ſind folgende Punkte einſtimmig verabredet und beſchloſſen worden:

1) Auf Herrn *** wird, vom heutigen Tage angefangen, nicht mehr losgezogen.
2) Die Leiſtungen des Sängers N. werden von jetzt an mit Stillſchweigen übergangen oder mit Malice durchgehechelt.
3) Das neue Stück, das morgen zur Aufführung kommt, wird von unſerm Referenten gelobt.

4) Der Theaterprincipal, der unſerm verehrten Mitarbeiter die drei Gratis-Sperrſitze aufgekündigt hat, iſt vogelfrei erklärt, d. h. jeder unſerer Collaborateurs kann einen Witz auf ihn loslaſſen.

5) Unſerm verehrten Mitarbeiter K., welcher das Malheur hatte, heute früh ausgepfändet zu werden, iſt der nachgeſuchte Vorſchuß von 500 Francs bewilligt und durch unſern Kaſſirer Baptiſte verabfolgt worden.“

Nun ſchließen Sie das Protokoll. Sind Sie fertig?

Fünfter M. So eben.

Redacteur. Unterſchreiben Sie ſich jetzt, meine Herren.

(Die ſechs Mitarbeiter unterzeichnen ihre Namen, zuletzt unterſchreibt ſich der Director.)

Redacteur. Die Seſſion iſt beendigt. Die nächſte Sitzung findet Sonnabend Statt.

## 56.

## Die Fächerſprache.

. . . Ueberhaupt iſt dies eine meiner Leidenſchaften. Wenn ich auf Bällen bin, (ich fehle Gottlob leider auf keinem) ſo gewährt es mir eine wahre Wolluſt, das Thun und Treiben, den Geſchmack und die Bizarrerie, die Manieren und Eigenthümlichkeiten der Frauen zu belauſchen. So oft man ſie beobachtet, ſtets lernt man etwas Neues.

So habe ich ihnen, unter Anderm, auch das Spiel mit ihren Fächern abgeguckt.

Ein Fächer, lieber Leſer, iſt in der Hand einer Dame nicht blos Fächer, er iſt viel, viel mehr.

Ein Fächer iſt ein Telegraph, der mit Blitzesſchnelle ihre Depeſchen beſördert.

Ein Fächer iſt ein Dragoman, der ihre ſtummen Neigungen und Gefühle verdollmetſcht.

Ein Fächer iſt ein Thermometer, das den Grad ihrer Leidenſchaft verräth.

Ein Fächer iſt ein Meilenzeiger im Labyrinth der heimlichen Liebe.

Ein Fächer iſt eine ſpaniſche Wand, hinter der ſie sans gêne liebäugeln oder gähnen können.

Ein Fächer iſt eine Ruthe, mit der ſie uns auf die Finger klopfen, wenn wir uns in irgend einer Beziehung — ſei es in Wort oder Miene — vergriffen haben.

Sie tragen nicht blos deshalb einen Eventail, damit ſie ſich Kühlung zufächeln können, wenn ihnen heiß wird; ſie bedienen ſich des Fächers auch in andern, wichtigeren Fällen.

Amalie läßt dort ihren Fächer fallen. Warum läßt ſie ihn fallen? Damit der junge Mann, der von dem Nimbus ihrer Reize gefeſſelt iſt, den Fächer aufheben und ein Geſpräch mit ihr anknüpfen könne.

Wie die Damen in allen Fächern ausgezeichnet, ſo ſind ſie auch in dieſen Fächern ausgezeichnet. Sie können ſich durch ihren Fächer eben ſo gut als durch ihre Sprache verſtändlich machen. Was ſich die Zunge nicht erlauben darf, das wagt der Fächer.

Wohl dem Manne, der dieſe Fächerſprache kennen gelernt, er wird dann manchen Wink verſtehen und ſich nach ihm zu richten wiſſen.

Bertha ſitzt da neben ihrer Mutter; ſie ſchlägt ſehr ſchnell mit ihren netten Füßchen auf den Fußboden, gleichſam, als ob ſie damit den Takt ſchlüge. Sie beißt ſich in die ſchönen Korallenlippen und macht den Fächer auf und zu und zu und auf. Weißt Du, was das ſagen will? Sie iſt zornig. Und weißt Du, warum ſie zornig iſt? Weil ſie noch Niemand zum Tanz engagirt hat.

Dort am Fenſter macht ein junger Lieutenant der ſchönen Caroline die allerzarteſten Complimente. Er bittet ſie um jene Blume, die ſo üppig in dem Lockenkranze ihrer Haare prangt. Sie verweigert ihm die Bitte. Was thut er? Er raubt ihr die Blume. Sie ſchlägt einige Male mit dem Fächer auf die Hand, die ſich dieſen Raub erlaubt hat, und wendet ſich alsdann ſchmollend von ihm ab. Weißt Du, was das ſagen will? Sie freut ſich über ſeinen Muth. Sie hat ihn dies deshalb auf die Finger geklopft, damit die Nachbarinnen, die ſie mit neidiſchem Auge betrachten, glauben ſollen, ſie ſei böſe darüber. Böſe muß ſie ſein, das erfordert der Anſtand. Die Keckheit des Lieutenants freut ſie aber.

Wenn uns Frauen mit ihrem Fächer auf die Finger klopfen, ſo iſt dies ſo viel, als ob ſie uns in die Wangen gekneipt hätten. Sie geben ſich zwar die Miene, als ob ſie ſich ärgern; im Innern ſagen ſie aber zu ſich ſelbſt: „Bravo, das war recht, das hat er gut gemacht.“

An jenem Fenſter ſitzt Malvina. Ein alter Kammerherr bemüht ſich, den Süßholz-Raſpler zu ſpielen und ihr die Cour zu machen. Das langweilt ſie. Wer von uns kann's der guten Malvina verdenken?! Gibt es denn etwas Unausſtehlicheres, als einen alten Gecken, welcher den Angenehmen ſpielt und ſich einbildet, auf jede Dame einen unwiderſtehbaren Eindruck zu machen? Malvina fächelt zuweilen mit ihrem ventaglio. Glaubſt Du, daß ihr warm iſt? Gott bewahre! Sie breitet nur deshalb ihren Fächer auf, um ganz bequem hinter ihm gähnen zu können.

Hier ſucht ſich ein Referendarius durch Equivoquen bei Fräulein Adelaide zu inſinuiren. Sie läßt den Fächer von ihrem Schooße fallen, biegt ſich hinab, um ihn aufzuheben, eigentlich aber blos deshalb, um — ohne daß es auffällt — über die Gemeinheiten des zudringlichen Zierbengels erröthen zu können.

Elvire bedeckt mit ihrem Fächer bald dieſe, bald jene Hälfte ihres Geſichts. Sie kokettirt mit einem jungen Dichter, der unfern des Fenſters ſitzt. Trifft ſein Blick den ihrigen, ſo retirirt ihr Auge hinter die ſpaniſche Wand. Es guckt erſt dann wieder aus dieſem Schlupfwinkel hervor, wenn der Augenpfeil des verliebten Gegners abgeſchoſſen iſt.

Maria ſchlägt recht ſanft mit ihrem Fächer auf die Hand des Mannes, mit dem ſie ſich unterhält. Das iſt ein ſchlagender Beweis, daß ihr der Mann nicht gleichgültig iſt. Sie ſchlägt jetzt mit dem Fächer auf den Knopf ſeines Fracks und ſieht ſich ängſtlich um. Das heißt: Geliebter Freund, reden Sie etwas leiſer, es gibt Horcher in der Nähe, ſeien Sie auf Ihrer Hut. Nun klopft ſie ihm ganz leiſe mit ihrem Fächer auf das Kinn und — geht. Das heißt nichts Anderes: Adieu, lieber Schatz, ich muß jetzt gehen, ſonſt fällt es auf, morgen ſehen wir uns wieder.

Thereſe ſteht neben ihrer Mutter. Ein junger Geck erkundigt ſich nach ihrem Befinden. Die Mutter beantwortet ſeine gleichgültigen Fragen mit gut müthiger Geſchwätzigkeit. Die Tochter hört nicht zu, ſie guckt unterdeſſen wo anders hin, läßt ganz nachläſſig die Hand ſinken, in welcher ſie Shawl und Fächer hält. Was will ſie damit ſagen: „Gott, ach Gott, wenn dieſer Laffe nur ſchon weg wäre — er iſt mir in der Seele zuwider.“

Emilie hat ſo eben den Mazurek ausgetanzt. Sie eilt zu ihrer Mutter und gibt ihr den Fächer zum Aufbewahren. Sie will damit den Herren, die ſie ſchon zum nächſten Tanze engagiren wollen, ganz verblümt zu verſtehen geben, daß ſie jetzt ſehr echauffirt ſei und ſich ein Viertelſtündchen ausruhen und erholen wolle.

Albertine klopft ſich mit ihrem Fächer auf ihre Zähne. Sie thut dies aus zwei Gründen. Sie will erſtens ihre weißen Zähne zeigen und zweitens mit ihrem Anbeter ſchmollen, der das Verbrechen begangen hat, die Quadrille mit einer andern Dame zu tanzen.

Dort unten ſitzt Louiſe neben ihrer aufgedonnerten Mama. Sie läßt die beiden Hände und den Fächer in ihrem Schooße ruhen und ſchielt auf ihre ſchöne Nachbarin hin, die, athemlos von dem Mazurek zurückgekehrt und auf einen Seſſel geſunken, von einem Dutzend ihrer Bewunderer umſchwärmt wird. Der Fächer, der ſo unbeweglich auf dem Schooße liegt, ſagt nichts Anderes, als dieſes: „Wenn der Ball nur ſchon zu Ende wäre — ich langweile und ärgere mich. Um Emilien laufen ſich alle Mannsleute die Beine ab und mich — Arme — laſſen ſie ſitzen. Ich würde ſchon jetzt nach Hauſe gehen, wenn ich mich nicht geniren möchte.“

Ich könnte Dich zwar noch in viele Fächer dieſer Fächer einweihen, doch genug davon. Ich darf und will nicht Alles ſagen, was ich weiß. Ich habe Dir den Schlüſſel zu dieſer Fächerſprache gegeben und damit Baſta.

## 57.

## Das Verhör.

(Die Scene ſpielt in Modena.)

Der Polizei-Commiſſär und der Schriftſteller.

**Commiſſär.** Wie heißen Sie?

**Schriftſteller.** Muß ich dieſe Frage jetzt gleich beantworten?

**Commiſſär.** Herr, das verſteht ſich, eo ipso.

**Schriftſteller.** Ich heiße Jean Paul Maximilian Juſt.

**Commiſſär.** Hm, drei *ſehr* verdächtige Vornamen. Auch Robespierre hieß Maximilian, auch Marat hieß Jean Paul; und wiſſen Sie, was Robespierre und Marat für Subjecte waren?

**Schriftſteller.** Menſchen.

**Commiſſär.** Nein, das waren Beſtien, oder Revolutionaire, was daſſelbe ſagen will. — Jean Paul Maximilian Juſt — Sie ſind des Hochverrathes angeklagt.

**Schriftſteller.** Sie kleiner Spaßvogel . . .

**Commiſſär.** Herr, was erdreiſten Sie ſich. Wie dürfen Sie ſich unterſtehen, die hohe Obrigkeit einen kleinen Spaßvogel zu nennen?

**Schriftſteller.** Ich meinte ja nur Sie . .

**Commiſſär.** Herr, *ich* bin die Obrigkeit.

Schriftſteller. Das thut mir leid — bitte tauſend Mal um Entſchuldigung. Ich bin alſo des Hochverrathes angeklagt?

Commiſſär. Ja, das ſind Sie.

Schriftſteller. Schnupfen Sie Taback, Herr Commiſſär.

Commiſſär. Herr, keine Späße. Sie ſind des Hochverrathes angeklagt!!! Läugnen iſt hier fruchtlos. Man hat in Ihrem Zimmer ein Paket franzöſiſcher Zeitungen, unter Anderm den Constitutionnel, den National, den Messager des Chambres und den Figaro gefunden.

Schriftſteller. Das iſt wahr. Ich bin ein eifriger Leſer dieſer Blätter.

Commiſſär. Ueber Ihrem Bette hingen die Portraits von Koscinszko und Lafayette.

Schriftſteller. Und das der Mlle. Sonntag. Iſt das ein crimen laesae majestatis?

Commiſſair. Das Fragen iſt an mir. Unter Ihren Papieren fand man eine Ueberſetzung von Beranger's „Roi d'Yvetot.“

Schriftſteller. Ich habe faſt alle Lieder von Beranger überſetzt. Wünſchen Sie dieſelben zu leſen?

Commiſſär. Nein! Unter Ihren Papieren fand man eine Ueberſetzung von Delavigne's Parisienne.

Schriftſteller. Ich muß geſtehen, daß ſie mir ſehr gelungen iſt. Wollen Sie eine Abſchrift davon haben?

Commiſſär. Ich habe Ihr Original. — Unter Ihrem Bette lag eine polniſche Grammatik und ein polniſches Wörterbuch.

Schriftſteller. Das iſt wahr, ſehr wahr!

Commiſſär. Am vergangenen Dienſtag unterſtanden Sie ſich, in einer Geſellſchaft die Marſeiller Hymne zu ſingen.

Schriftſteller. Ich ſinge ſie faſt täglich. Die Melodie gefällt mir.

Commiſſär. Das glaub' ich Ihnen. — Man fand unter Ihrer Wäſche eine blaue Weſte, ein weißes Vorhemdchen und ein rothes Halstuch.

Schriftſteller. Ich kann dies nicht läugnen.

Commiſſär. Blau, weiß und roth, das ſind die franzöſiſchen Nationalfarben.

Schriftſteller. Ganz richtig. Woher wiſſen Sie das, wenn ich fragen darf . . .

Commiſſär. Ruhig, mein Herr. Am 3. gaben Sie einen Brief nach Brüſſel, am 5. einen Brief nach Paris und am 11. einen nach Warſchau auf.

Schriftſteller. Woher Sie dies Alles wiſſen! In Brüſſel wohnt einer meiner Freunde, in Paris meine Braut und in Warſchau mein Oheim.

Commiſſär. Finten, Finten! In Ihrem Pulte fand man eine faſt vollendete Brochüre über Preßfreiheit.

Schriftſteller. Nächſtens wird ſie in Druck erſcheinen. Darf ich ſo frei ſein, Ihnen ein Frei-Exemplar zukommen zu laſſen?

Commiſſär. Ich brauche keins. Das Motto dieſer ſchauderhaften Brochüre hieß: „Cenſur iſt die Guillotine der öffentlichen Meinung.“

Schriftſteller. Sie haben doch ein vortreffliches Gedächtniß!

Commiſſär. Auf Ihrem Waſchtiſch fand man ein Riechfläſchchen, das den Napoleon vorſtellt.

Schriftſteller. Das iſt wahr. Kann ich Ihnen damit ein Geſchenk machen. Ich habe deren zwei.

Commiſſär. Deſto ärger. Sie haben die drei Juli-Tage beſungen.

Schriftſteller. In vierfüßigen Jamben.

Commiſſär. In dieſem Gedichte haben Sie auf Miniſter — Philiſter, auf Thron — Hohn gereimt.

Schriftſteller. Blos deshalb, weil ich keine paſſenderen Reime fand.

Commiſſär. Das iſt ja ſchön von Ihnen! Sie laſſen ſich ſeit Kurzem einen Schnurrbart ſtehen.

Schriftſteller. Damen wollen ihn ſchön finden. Was ſagen Sie dazu?

Commiſſär. Das ſollen Sie ſpäter erfahren. Neulich, als Alle eh vivà ſchrieen, ſchwiegen Sie.

Schriftſteller. Das that ich.

Commiſſär. Warum?

Schriftſteller. Weil ich meine Lunge ſchonen wollte. Glauben Sie vielleicht, daß alle Leute Patrioten ſind, die eh vivà ſchreien? Das beweiſ't wenig oder gar nichts. Aechter Patriotismus giebt ſich auf andere Weiſe kund. Man kann ſeinem Monarchen treu ergeben ſein, ohne eh vivà zu ſchreien.

„Wahre Liebe blüht im Buſen tief und ſtill.“

Commiſſär. Sie haben den Hut nicht gezogen, als der Herzog an Ihnen vorüberfuhr.

Schriftſteller. Den Hut konnte ich durchaus nicht ziehen.

Commiſſär. Warum nicht?

Schriftſteller. Weil ich an jenem Tage eine Mütze trug.

Commiſſär. Warum zogen Sie Ihre Mütze nicht?

**Schriftſteller.** Weil ich, an Rheumatismus lei-
nd, mich nicht erkälten wollte.

**Commiſſär.** Sie ſind ein Demagoge, ein
truhſtifter, ein Volksaufwiegler, ein Radical-Refor-
er, ein Lobredner der Preßfreiheit und anderer Aus-
burten einer republicaniſchen Phantaſie. Sbirren! Die-
r Mann wird einſtweilen todt geſchoſſen — bis auf
eitern Befehl.

**Schriftſteller.** Fiat justitia, pereat mundus.

## 58.

## Scenen aus der Wirklichkeit.

### Der Zeitungſchreiber und ſein Dienſtmädchen.

**Zeitungſchreiber.** Elvire, wo ſteckſt Du
nn?

**Dienſtmädchen.** Da bin ich, was gibt's?

**Zeitungſchreiber.** Wiſch' zuerſt die Stube
f, dann ziehe Dich an und gehe ins Theater.

**Dienſtmädchen.** Bon! Was geben ſie
t?

**Zeitungſchreiber.** Den Spieler von wei-
d Iſſland. Es tritt ein Gaſt auf — ich kann ihn
ht ſehen.

**Dienſtmädchen.** Warum nicht?

**Zeitungſchreiber.** Bin eingeladen zu ei-
Whiſtpartie bei Geheimrathens. . . .

**Dienſtmädchen.** Da ſoll ich wohl wieder
Ihrer Statt eine Recenſion ſchreiben?

**Zeitungſchreiber.** Ja, Elvire.

**Dienſtmädchen.** Bon! Auf eine Recenſion mehr oder weniger ſoll's mir nicht ankommen. . . Haben Sie ſchon ein Billet für mich beſorgt?

**Zeitungſchreiber.** Hier iſt ein Parquetlogen-Billet.

**Dienſtmädchen.** Bon! Borgen Sie mir auch Ihren Operngucker?

**Zeitungſchreiber.** Wozu brauchſt Du einen Operngucker? Du haſt ja ein Paar geſunde Augen!

**Dienſtmädchen.** Es gehört aber zum Bonton, daß man ſich kurzſichtig oder blind ſtellt. . .

**Zeitungſchreiber.** Nun, da nimm Dir mein Doppelperſpectiv.

**Dienſtmädchen.** Bon!

Und der Zeitungſchreiber warf ſich in ſeine Droſchke und das Dienſtmädchen in ihren Staat.

Sie ſetzte ſich das rothſammtene Baret mit den Marabouts auf, nahm die goldene Erbſenkette mit der Perlmutter-Lunette um den Hals und warf ſich den perſiſchen Shawl um, welcher der verblichenen Gattin des Zeitungſchreibers gehört hatte, die ihn von einer fremden Actrice zum Geſchenk erhalten.

Und noch einmal ſah Elvire, das Dienſtmädchen des Zeitungſchreibers, in den mit Viſitenkarten garnirten Spiegel, muſterte ihre Locken à la Neige und die Drapperie des ſchönen Caſchemirs und die grünen Merinoſtiefelchen mit den großen Franzen und den kleinen Löchern, ſteckte Theaterzettel, Salz-Prätzel und Doppelperſpectiv in den niedlichen Seiden-Pompadour und wollte gehen.

Da trat ihr Hugo, der Pockennarbige, der Bediente des Zeitungſchreibers, entgegen.

**Hugo.** Wohin geht Sie denn?

Elvire. Hat Er darnach etwas zu fragen, Nosje?

Hugo. Ja woll, Mamſell. Der Herr hat geſagt, ie ſoll die Stube aufwiſchen.

Elvire. Das hat bis morgen Zeit. Ich muß zt ins Theater, ich muß Kritiken ſchreiben über den euen Schauſpieler. Das geht vor.

Hugo. Sie Kritiken ſchreiben?

Elvire. Allemal.

Hugo. Wenn Sie Kritiken ſchreiben kann, ſo ß ich mich . . .

Elvire. Er jammert mir. Ich habe ſchon ndert Kritiken für'n Herrn geſchrieben.

Hugo. Mir iſt's Recht . . . Aber ich laſſe ie nicht eher fort, bis Sie die Stube aufgewaſchen t. Wenn der Herr nach Haus kommt und die mmer nicht aufgeräumt findet, ſo ſpectakelt er wie- r . . .

Elvire. Das iſt mir ganz egal. Dafür laß nur mich ſorgen, ich werd' es ſchon aus- achen . . . .

Und Elvire, das Dienſtmädchen des Zeitungſchrei- rs, ging ins Theater. Hugo raiſonnirte — aber r inwendig, denn er wußte, daß Elvire Alles in lem ſei.

Das Dienſtmädchen mit ihrem Doppelperſpectiv der Parquettoge ſitzen zu ſehen, Leſer, das war ein nblick, der unter Brüdern fünf Silbergroſchen rth war.

Sie lenkte ihren Operngucker bald da, bald dort , lümmelte ſich mit vieler Nonchalance an die Rück- ne des Logenſitzes und cokettirte bisweilen mit ihrem ern Nachbar, einem jungen Cadetten, der ſie — ott weiß für was — hielt. Den Cadetten mit dem

Dienſtmädchen liebäugeln zu ſehen, Bruderherz, das war ein Anblick, der unter Brüdern zehn Silbergroſchen werth war.

Während jedem Zwiſchenacte ſchlürfte ſie mit einem barbariſchen Heißhunger einen Becher Gefrorenes hinab; denn Eis eſſen in den Logen, das gehört zum Bonton. Sie Gefrorenes ſchlürfen und ſie dabei mit dem nachbarlichen Cadetten cokettiren zu ſehen, Freund, dieſer Moment war ſehr rührend und unter Brüdern fünfzehn Silbergroſchen werth.

Das Stück war zu Ende. Der Vorhang zeigte ſich herablaſſend und Elvire, das Dienſtmädchen des Zeitungſchreibers, ging nach Hauſe.

Und der cokettirende Cadet, ihr Nachbar, folgte Elviren in angemeſſener Diſtanz und Schüchternheit.

Endlich nähert er ſich ihr und fragt ſie mit poltroniſchem Liſpeln: „Mein Fräulein, darf ich mich erkühnen, unterthänigſt zu fragen, ob es erlaubt wäre, daß ich mich erdreiſten dürfte, Sie tiefergebenſt zu bitten, ob Sie ſo gütig ſein möchten, es huldvoll zu geſtatten, daß ich des Glückes genießen dürfte, Sie zu begleiten . . . .“

Sie irren ſich, Herr Cadette, ſprach Elvire, das Dienſtmädchen des Zeitungſchreibers, und machte Linksum.

Auch dieſer Moment war ſehr rührend und unter Brüdern zwanzig Silbergroſchen werth.

Und als Elvire nach Hauſe kam, warf ſie den Shawl ab. Sie und das Baret und die Marabouts ſetzten ſich zum Pulte des Herrn nieder. Nachdem ſie ſechs Federn zerkaut und drei Bogen verſchrieben hatte, war folgende Recenſion fertig.

„Es hieße Waſſer in den Stadtgraben tragen,
ten wir uns mit einem Stücke befaſſen, das ſchon
ft von uns und Andern beſprochen und gewür-
werden iſt. Das Stück iſt klaſſiſch und damit
nicolon. Die Aufführung ging gut auseinander.
von Poſert übertraf ſich ſelbſt. Lieutenant Stern
ausgezeichnet vortrefflich. Frau Baronin von
llenfeld wand Kunſt und Natur um ihre Schläfe.
Herr Kriegsminiſter ließ nichts zu wünſchen
g. Der Herr Geheimrath leiſtete Befriedigendes.
r Gebrecht griff wirkſam in das Ganze ein und
Cantor ſpielte gut. Nur der Gaſt-Spieler hat
ir“ nicht angeſprochen. Es fehlt ihm was. Das
ns war leer.“

**Dr. St.**

Und zwei Tage ſpäter war dieſe eben ſo geiſt-
e als belehrende Recenſion ganz wörtlich in der
ung abgedruckt.

## 59.

## Die Locken-Schenkung.

(Aus dem Furet de Londres.)

. . . Jenny fing frühzeitig zu lieben an. Kaum
zehn Jahre alt, ging ſie zum Drury-lane-Theater
 ward als Choriſtin angeſtellt.

Als Choriſtin liebte ſie, wie dieſe Damen zu lie-
 pflegen, heute Dieſen, morgen Jenen und über-
rgen Dieſen und Jenen. Man breche nicht den

Stab über Jenny! Sie war vom Schickſal dazu angewieſen, mehr als Einen zu lieben, denn ſie bekam wöchentlich nicht mehr als 15 Schilling Gage.

Mit 15 Schilling konnte Jenny nicht auskommen, denn ſie brauchte Unterricht, Watte, Noten, Schminke und mehr noch.

Kaum ſechs Wochen beim Theater, fand ihre Schönheit auch in den Augen des Principals Wohlgefallen. Um ſich bei ihr beliebt zu machen, vertraute er ihr kleine Partieen an und verdoppelte ihre Gage.

Jenny lernte unterdeſſen den Mitarbeiter eines Journals kennen und auch in ſeinen Augen fand ſie Wohlgefallen. Der Recenſent ſtieß in die Zeitungstuba, Jenny war außer ſich vor Freuden und gab ihm durch unzweideutige Beweiſe ihre Anhänglichkeit zu erkennen. Sie ſchnitt eine Locke von ihrem Haupte und ſchenkte ſie ihm als Unterpfand ihrer ewigen Liebe.

Bald darauf machte ſie die Bekanntſchaft eines reichen Grafen. Seine Borſe bahnte ihm ſehr ſchnell eine Chauſſee zu dem vielbeſuchten Gaſthofe ihres Herzens. Gegen den Recenſenten wurde ſie nun von Tag zu Tag kälter, gegen den Cavalier hingegen immer wärmer. Sie ſchnitt eine Locke von ihrem Haupte und ſchenkte ſie ihm als Unterpfand ihrer ewigen Liebe.

Der Graf mußte bald einem Legations-Secretaire Platz machen, der ihr zu einer Anſtellung bei dem Coventgarden-Theater verhalf. Hier bekam Jenny Gelegenheit, die Schwingen ihres niedlichen Talentes zu entfalten. Der Legations-Secretair ſorgte für Applaus, Blumenkränze, Gedichte und Lobhudelrecenſionen. Jenny war nicht undankbar: ſie ſchnitt eine

Locke von ihrem Haupte und ſchenkte ſie ihm als Unterpfand ihrer ewigen Liebe.

Ihre Schönheit warb jeden Tag einen neuen Anbeter für ihre Fahne. Sie hatte ſehr bald ein Heer ſogenannter alter Garden aufgetrieben, das aus kahlköpfigen Enthuſiaſten, judiſchen Schöngeiſtern und fuchsſchwänzelnden Militairs beſtand. Mit ihren Reizen bezahlte ſie die Dienſte ihrer Leibgarde. Von Jedem, der ihrem Herzen einen Schach anſagte, ließ ſie ſich nach kurzem Widerſtande beſiegen. Sie ſchnitt dann eine Locke von ihrem Haupte und ſchenkte ſie ihm als Unterpfand ihrer ewigen Liebe.

Sie war noch nicht fünf Jahre beim Theater, da hatte ſie — wie ihr Tagebuch auswies — ſchon dreiundvierzig Locken von ihrem Haupte geſchnitten und ſie als Unterpfänder ihrer ewigen Liebe verſchenkt.

Roſen, an welchen zu viel Naſen riechen, pflegen weit ſchneller zu verwelken, als ſolche, an deren Zauberduft ſich nur eine Naſe labt. Jenny war in ihrer Jugend eine reizende Centifolie geweſen, die tauſend Schmetterlinge umſchwärmten. Jeder zupfte ſpielend ein Blättchen von ihr ab, und bald war ihr weiter nichts als Stiel und Dorn geblieben. Sie fühlte, daß ihre Reize im Abblühen begriffen ſeien, und fing an, ſich nach einem Manne zu ſehnen.

Durch feine Netze der pikanteſten Coketterie umgarnte ſie gar bald das Herz eines jungen Schauſpielers, der mit ihr an ein und demſelben Theater engagirt geweſen. Ihre hohe Gage war der Köder, den ſie an die ſchwache Angel ihrer verblühten Reize heftete. Der Stockfiſch blieb an dieſem Köder hangen und wollte ſie heirathen. Sie war ganz entzuckt, ſchnitt eine Locke von ihrem Haupte und ſchenkte ſie ihm als Unterpfand der ewigen Liebe.

Aber mit Schmerzen gewahrte ſie bei dieſer Gelegenheit, daß ſie, durch die vielen Lockenverſchenkungen, bald kein Haar mehr haben werde, und daß es hohe Zeit ſei, unter die Haube zu kommen, um dieſe Blöße zu verdecken. Jenny war aber zu ſchwach, um den, den ſie angezogen hatte, auch feſſeln zu können. Der loſe Zeiſig entkam den Leimruthen, die ihm die Vogelſtellerin gelegt; er blieb taub den Tönen ihrer ſüßgirrenden Lockpfeife, die ihn zurückrufen wollte, und flog zu einer andern Blume hin, deren friſcher Farbenſchmelz ziemlich einladend war, ihr den Hof zu machen.

Jenny fing an, ängſtlich zu werden. Von Neuem ſpannte ſie ihre verführeriſchen Netze aus, und bald hatte ſie den Triumph, mit der Iſabella (in der Italienerin in Algier) das Lied ſingen zu können:

„Der Gimpel iſt gefangen.“

Mit grenzenloſer Hingebung opferte ſie ſich den Wünſchen des neuen Eheſtands-Candidaten auf. Selbſt ſeine dreizehn lebendigen Kinder hatten nichts Abſchreckendes für ſie. Nur mit knapper Noth fand ſie auf ihrem Haupte noch ſo viel Haare, um eine Locke abzuſchneiden. Es war die letzte Locke, ſie ſchenkte ſie ihm als Unterpfand ewiger Liebe und Treue.

Zum dritten Male ſah ſie ſich gezwungen, neue Verlobungskarten herumzuſchicken. Sie ließ ſich ein, zwei Mal aufbieten. Doch an dem Tage, wo das Paar zum dritten Mal ſollte aufgeboten werden, da ſah der Bräutigam den Kahlkopf ſeiner Braut; ſie hatte nichts Lockendes mehr für ihn, auch er ſtreifte die Feſſeln ihrer Liebe von ſich ab und — — —

Zwei Jahre ſpäter ſtarb Jenny als Jungfrau und idone abandonnata in Liverpool.

## 60.

## Mein Leichenbegängniß.

Und weil am vergangenen Montag kein Eulen- piegel erſchien, da ſprengten die gemüthlichen Ber- iner das Gerücht aus, ich ſei plötzlich an der Cho- era geſtorben. O Witz! O Gemüthlichkeit!! O holera!!!

Dieſer Witz beſchäftigte dergeſtalt meine Phan- aſie, daß ich ihn Abends mit ins Bett nahm.

Nachts träumte mir, ich ſei geſtorben.

Ich lag in den letzten Zügen. Einer meiner älteſten Buſenfreunde ſaß an meinem Bette und ſtärkte mich durch Troſt und Apfelſinen. Ich kämpfte den letzten Kampf — mein Freund vergoß Thränen und Medicin, die er mir darreichen wollte.

Eduard, ſprach er zu mir, vertraue auf Gott, er wird Dich retten und Dich erhalten zur Freude Aller, die Dich kennen. Du biſt noch blutjung, Du wirſt von Deiner Krankheit geneſen. Die heißen Bitten, die ich für die Erhaltung Deines mir theuren Lebens zum Himmel ſende, ſie werden von dem barmherzigen Schöpfer erhört werden. Eduard, Du wirſt wieder geſund werden.

Ich ſchüttelte den Kopf, drückte die liebevolle Hand meines pflegenden Freundes und verſchied.

Er fühlte mir den Puls, aber der Puls war ſtehen geblieben, wie ein Dreſchkenpferd, das den Athem verloren. Er rüttelte mich, rief Eduard! Eduard!! Ich blieb mauſetodt.

Als er einſah, daß ich wirklich todt ſei, ſprang er, wie ein Raſender, vom Bette auf und ſchrie:

Endlich iſt der Hund geſtorben. Dank ſei dem Himmel, daß dieſe Giftzunge todt iſt!

Er zog mir einen Demant-Ring vom Finger, vermuthlich blos deshalb, um ein Andenken von mir zu haben, rief die Nachbarſchaft herbei und verkündigte ihr mit affectirtem Schmerze meinen Tod.

Mein Traum war noch nicht ausgeträumt. Es träumte mir, daß ich in einen ziemlich zerlumpten Sarg gelegt und drei Tage ſpäter begraben wurde.

Der Himmel ſchien ſich meinen Verluſt ſehr zu Herzen zu nehmen, denn an dem Tage, an welchem ich begraben wurde, vergoß er — vermuthlich aus Reue — einen Amazonenſtrom von Thränen, die, wiewohl nicht heiß, aber doch ſehr naß waren.

Es war ein Wetter, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen. In dichten Strömen fiel ein eiskalter Regen vom Himmel. Die Straßen waren öde und ausgeſtorben. Alles flüchtete in die Häuſer, Obdach ſuchend vor den Waſſerfluthen, welche die Stadt zu überſchwemmen drohten.

Ich war ein Satyriker, mithin hatte ich keine Seele auf dieſer Erde zurückgelaſſen, die Antheil an mir nahm. Ich hatte weder Frau noch Geliebte, weder Mutter noch Vater, und keinen einzigen Freund, der meinen Tod beweinte.

So kam es denn auch, daß meinem Leichenwagen weder Leute noch Equipagen folgten. Einer meiner Mitarbeiter wurde ohne Zweifel meiner Leiche gefolgt ſein, wenn ihn nicht der Regen davon abgehalten hätte.

Zwei durch Dürrheit transparent gewordene Gaule ogen den Leichenwagen mit bequemlicher Ruhe. Die Roßlein übereilten ſich nicht; ſie hatten Recht, wenn ie dachten, daß man im Gottesacker noch immer früh-eitig genug ankomme. Vielleicht wären ſie etwas chneller gegangen, wenn ihnen der Kutſcher dann und vann einen Peitſchenhieb verſetzt hätte. Aber das that r nicht. Er war entweder zu philanthropiſch, oder — vas ich weit eher glaube — auf dem Bocke einge-chlaſen.

Ich hatte ſchon die Hälfte des weiten Weges nach dem ſtillen Friedhofe zurückgelegt, da gewahrte ch — mit inniger Rührung — daß ein Mann mei-ner Leiche folge, der, des heftigen Regens ungeachtet, ſich nicht abhalten ließ, mich bis zum Kirchhof zu be-gleiten.

Mit aufgeſpanntem Parapluie ging er dicht hin-ter dem Leichenwagen. Ich ſah ihm noch einmal ins Geſicht und — war unmenſchlich gerührt.

Der Leichenwagen erreichte endlich — nach drei Stunden — den ferngelegenen Friedhof. Ein Todten-gräber mit eingefallenen Wangen, grauen Haaren und grüner Mancheſterweſte, öffnete die Pforte zu dem Hauſe der Todten. Sechs Aſſiſtenten dieſes Todten-gräbers trugen meinen Sarg zu dem Grabe, das be-eits gegraben war.

Wenn man mir die Wahl gelaſſen hätte, wo ich den langen Schlaf ſchlafen will, ich würde ein an-deres Plätzchen gewählt haben. Ich war aber Satyriker — ein Satyriker iſt aber, in Deutſchland, nichts Beſ-ſeres als ein corrupter Böſewicht — und für ſolches Gelichter iſt ſelbſt das feuchteſte Loch noch viel zu gut und anſtändig.

Und als man mich ins Grab ſenken wollte, da wandte ſich der Todtengräber mit den eingefallenen Wangen, den grauen Haaren und der grünen Mancheſterweſte zu dem Manne, der mich bis hierher begleitet hatte.

— Wer war der Mann, den wir jetzt begraben?

— Ein Zeitungsſchreiber, Freund Todtengräber.

— Ein armer Teufel? Er jammert mir!

— Warum, lieber Mann?

— Ich bedaure ihn, weil er keine Freunde gehabt. Sie ſind der Einzige, der ſeiner Leiche gefolgt iſt.

— Sie haben Recht, ich bin der Einzige, der ihr gefolgt iſt.

— Sie ſind gewiß der Vater des Verſtorbenen?

— O nein!

— Vielleicht der Bruder?

— Sie irren ſich.

— Oder ein naher Verwandter?

— Auch das nicht.

— Alſo ein guter Freund von ihm?

— Nein!

— Himmel-Tauſend . . . Wer ſind Sie denn?

— Executor!

* * *

Hahahaha! „Wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt!!“ Richtig, ich ſelbſt war's, der ein höhniſches Gelächter ausſtieß, als ich das Wort „Executor“ vernahm. Dem Todtengräber mit den eingefallenen Wangen, mit den grauen Haaren und der grünen Mancheſterweſte drang mein Gelächter wie ein dreiſchneidiger Dolch durchs Herz, er war von Wehmuth ergriffen, zerdrückte eine Thräne im Auge und fragte den Executor — — —

Ja, was er ihn fragte, weiß ich nicht, denn ich erwachte da eben aus meinem Traume und war herzlich froh, als ich mich überzeugt hatte, daß ich Gottlieb noch nicht geſtorben ſei.

## 61.

## Erdbeeren, in Vampeline's Liebesgarten gepflückt.

„Ich kenne meine Pappenheimer!“
Schiller.

1. Jede Frau, wäre ſie auch noch ſo häßlich, hat einen Reiz für mich, ich liebe alle Frauen; doch eben weil ich alle Frauen liebe, vermag keine von ihnen mich länger als zwei Monden zu feſſeln.

2. Nicht alle Frauen lieben Schmeicheleien. Dem größern Theil iſt ein malitiöſer Mann weit lieber, als ein ſolcher, der ihnen beſtändig Süßigkeiten ſagt.

3. Die Frauen können ſich ſelbſt in den Aermſten und Häßlichſten verlieben, wenn er nur Aufſehen in der Welt macht. Es gilt übrigens gleich, ob er berühmt oder berüchtigt iſt.

4. Um ſich bei den Frauen beliebt zu machen, ſpiele man Anfangs den Schwärmer, ſpäter aber den Kalten.

5. Die Frauen können weit eher Haß, als Gleichgültigkeit ertragen. Je gleichgültiger ſich der Mann gegen eine Frau benimmt, deſto leichter kann er ihren Stolz beſiegen.

6. Die Frauen wollen nicht geradezu ins Geſicht, ſondern viel lieber hinter ihrem Rücken von uns Männern gelobt und geprieſen ſein.

7. Junge Frauen ſehen es weit lieber, wenn man ihren Geiſt, als ihre Schönheit lobt. Sie wiſſen, daß die Schönheit eine ſchnellwelkende Blume, der Geiſt aber eine ſtarke Eiche iſt, die manchem Sturme trotzen und Jahrhunderte überleben kann.

8. Die Frauen pflegen den Mann, den ſie lieben, nur deshalb en canaille zu behandeln, weil ſie wiſſen, daß ihre affectirte Kälte die Flamme ſeiner Liebe anſchürt.

9. Man muß einer Frau niemals ſagen, daß man ſie liebt, ſie muß es errathen, ſie muß es leſen in unſern Blicken. Sie glaubt weit mehr unſern Augen, als unſerer Zunge.

10. Wenn Dir eine Frau, der Du die Hand küſſeſt, die Hand drückt, ſo darfſt Du überzeugt ſein, daß Du ihr nicht gleichgültig biſt.

11. Frauen, denen Du gleichgültig biſt, mußt Du durch Malice zu kränken ſuchen. Dann werden ſie anfangen, ſich um Deine Liebe zu bewerben.

12. Lache nicht zu viel in Gegenwart von Frauen. Je ernſter und ſchwermüthiger, deſto angenehmer biſt Du ihnen.

13. Ein blaſſes Männergeſicht finden die Frauen weit anziehender, als ein ſolches, auf deſſen Wangen roſige Geſundheit blüht.

14. Je einſylbiger ſich eine Frau gegen Dich (in Geſellſchaft) benimmt, deſto mehr liebt ſie Dich.

15. Mache es der Frau nicht allzu klar, daß Du ſie liebſt. Je länger ſie zweifelt, deſto länger bemüht ſie ſich, Dir zu gefallen.

16. Schwüre und Liebesbriefe machen nicht mehr ſo viel Wirkung, als in früherer Zeit. Weit lieber iſt ihnen jetzt ein Gedicht, das ihre Reize beſingt und in einem öffentlichen Blatte abgedruckt iſt.

17. Wenn Frauen mit ihrem Fuße den Allegro-Tact angeben, ſo bedeutet dies entweder Zorn oder Eiferſucht.

18. In jedem Herzen, in welchem Eiferſucht raſ't, tobt auch Liebe.

19. Wenn Frauen den Handſchuh ausziehen und mit der Hand häufig zu dem Lockengerüſte fahren, ſo wollen ſie haben, daß Du ihre ſchöne Hand bewundern ſollſt.

20. Die Frauen fangen augenblicklich mit uns zu kokettiren an, wenn man ſein Auge fünf Minuten lang auf der weißen Hand, auf dem kleinen Fuß oder auf ſonſt einem ſchönen Theil ihres Körpers ruhen läßt.

21. Sprich: „keine Frau kann mich beſiegen," und jede wird ſich beſtreben, Dir Liebe einzuflößen, blos deshalb, um Dich für Deinen Frevel zu beſtrafen und einen Sieg über Deine ſchwachen Grundſätze davonzutragen.

22. Wenn eine Frau in Gegenwart von Männern eine andere Frau küßt, ſo geſchieht es blos deshalb, um Dich lüſtern nach ihrem Kuſſe zu machen. Willſt Du Dich revangiren, ſo küſſe in ihrer Gegenwart einen Mann.

23. Küſſe beim Weggehen allen Frauen die Hand, nur nicht der, die Du liebſt. Sie wird es Dir übel nehmen, an Deiner Liebe zu zweifeln anfangen, und ſich dann deſto eifriger beſtreben, Dir zu gefallen.

24. Geh jeden Tag an dem Fenſter Deiner Geliebten vorüber, aber ſieh nicht jedesmal zu ihr hinauf. Thu, als ob Du gar nicht an ſie dächteſt, und geh gedankenvoll an ihrem Hauſe vorüber, ohne ſie zu grüßen. Sie wird Dir alsdann nachſehen. Drehe

Dich aber nicht um, ſonſt haſt Du Dich verrathen, daß Du ſie liebſt.

25. Wenn die Frauen einmal gewiß ſind, daß wir ſie lieben, dann fangen ſie an, die Laue oder Kalte gegen uns zu ſpielen.

26. Vom Erhabenen zum Lächerlichen gibt es oft nur einen Schritt; eben ſo vom Haß zur Liebe.

27. Die Frauen können dem Manne, den ſie lieben, Alles verzeihen, nur Eines nicht: wenn er ſie hinter ihrem Rücken lächerlich macht und mit den Gunſtbezeugungen prahlt, die ſie, voll Vertrauen, daß er ſie niemals verrathen würde, ihm in einer ſchwachen Stunde angedeihen ließen.

28. Für jeden Fehler findet die Liebe eine beſchönigende Schminke, nur nicht für häßliche Zähne.

29. Die Frauen laſſen ſich weit leichter durch den Geiſt, als durch die Schönheit eines Mannes verblenden. Was die Schönheit anbetrifft, ſo ſind ſie viel genügſamer als wir. Wenn der Mann eine kleine Hand und einen netten Fuß hat, ſo iſt dies in ihren Augen hinreichend, um ihn im Ganzen ſchön zu finden.

30. Der Kecke macht weit mehr Glück bei den Frauen, als der Schüchterne und Spröde. Die Letztern haben gewöhnlich das Unglück — ausgelacht zu werden.

31. Um den Frauen zu gefallen, muß der Mann feine Wäſche tragen. Sie drücken bei einem abgeſchabten Rock ein Auge zu, wenn nur Gilet und Chemiſett recht ſauber ſind.

32. Ein ſchwarzes Männerauge iſt den Frauen weit gefährlicher als ein blaues. Auch ſehen ſie es lieber, wenn der Mann ſchwarzes als blondes Haar hat.

33. Gegen Männer, welche Perrücken tragen, mpfinden die meiſten Frauen einen unauslöſchlichen kel.

34. Schmarren im Männergeſicht ſind von den Frauen ſehr geliebt, und blos deshalb, weil ſie voraus- etzen, man habe ſich dieſe Schmarren in einem Duell gehelt.

35. Männer, welche wegen politiſcher Vergehungen, wegen Duells oder Federſunden einmal auf der Feſtung oder im Gefängniß geſeſſen haben, finden die Frauen viel intereſſanter, als ſolche Männer, welche noch keine Verfolgung erlitten.

36. Nichts auf der ganzen Erde kann eine Frau mehr beſtechen, als ein Caſchemir und ein Reitpferd, als eine Theaterloge und eine Equipage.

37. Wenn Frauen das Stickbret hervorſuchen, o ſind ſie gewöhnlich verliebt.

38. Officiere, Satyriker, Tenoriſten, Schauſpieler und Kunſtreiter ſind den Frauen am allergefährlichſten.

39. Wenn man der gnädigen Mama den Hof macht, ſo gelangt man deſto leichter bei der Tochter zum Ziel ſeiner Wünſche.

40. Ein Amt bei einer Legation iſt ein Magnet, der alle Weiberherzen an ſich zieht.

41. Die Frauen pflegen ſich erſt dann ihrer Neigung gänzlich hinzugeben, wenn ſie wiſſen, daß der Mann ein *gewiſſes* Brot, ein beſtimmtes Auskommen hat.

42. Die Frauen ſind die beredtſamſten Meiſter in der Augenſprache. Sie vermögen mit den Augen Alles auszudrucken. Und in Fällen, wo die Eloquenz der Augen nicht ausreicht, da hilft die Beredtſamkeit ihres Fächers nach.

43. Der Strickſtrumpf iſt der Born, aus welchem ſie Waſſer zur Füllung der leeren Converſationskannen ſchöpfen.

44. Die Frauen können ſich in den berüchtigtſten Verbrecher, ſogar in einen Mörder, aber nie in einen *Dieb* verlieben.

45. Um bei den Frauen Glück zu machen, muß man ſie überzeugen, daß man, vor allem Andern, *die Kunſt zu ſchweigen* erlernt habe.

46. Um bei den Frauen Intereſſe zu erregen, muß man ihnen einreden, daß man ein Geheimniß auf dem Herzen trage. Die Frauen dringen dann in uns, ſie zur Mitwiſſerin des Geheimniſſes zu machen; ſie thun dies nicht blos aus Neugier, ſondern auch deshalb, um den Mann zu prüfen, ob er das, was man ihm als Geheimniß anvertraut hat, treu bewahren könne. *Kann* er dies, ſo darf er von den Frauen *Alles* hoffen und erwarten.

47. Der Ehemann muß ſeine Frau *beherrſchen*, wenn ſie ihn *wahrhaft* lieben ſoll. Läßt er ſich aber von *ihr* beherrſchen, ſo verzichtet er auf ihre Achtung, mithin auf ihre Liebe.

48. Frauen können nicht den Sclaven, der blos knechtiſch jeden ihrer Befehle befolgt, ſondern nur den freien Mann lieben, der ihnen nicht blos gehorchen, ſondern auch bisweilen gebieten kann.

49. Jeder Pantoffelheld irrt ſich gewaltig, wenn er ſich von ſeiner Frau *geliebt* glaubt. Sie betrachtet ihn nicht als ihren Gatten, ſondern nur als ein Steh-auf-Männchen, das ihren Launen zu einem Spielwerk dient, welches ihr nur zu bald überdrüſſig wird.

50. Die Frau liebt nur *den* Mann, der ihr, außer Liebe, auch Hochachtung und Furcht einzuflößen vermag.

51. Eiferſucht iſt das Schwefelhölzchen im chemi-
Feuerzeug der Liebe.

52. Wer nie eiferſüchtig war, der war auch nie
ebt.

53. Eiferſucht kann nicht ohne Liebe und Liebe
ohne Eiferſucht beſtehen. Die eine iſt die Saug-
e der andern.

54. Wenn das Kohlenfeuer der Eiferſucht erliſcht,
lackert auch die Flamme der Liebe nicht mehr ſo
als früher. Eine ſtirbt mit der andern.

55. Frauen, welche von Männern Geſchenke
hmen, ſind Willens, ſich ſelbſt als Gegengeſchenk
ubringen.

56. Die Ehe iſt der Leichenſtein auf dem Grabe
Liebe.

57. Die Ehe iſt ein boshaftes Epigramm auf
Liebe, und die Pointe dieſes Epigramms iſt —
idung.

58. Erſt kommen die Flitter-, dann die Gewitter-
en, wie auf Sonnenſchein Regen folgt.

59. Die Freundſchaft verhält ſich zur Liebe, wie
9.

60. Hundert Freundinnen wiegen nicht eine Ge-
auf.

## 62.

## Vielliebchen.

Der Fürſt gab ein großes Souper.

Ein Heer von Diplomaten mit dem Troß ſeiner
etäre und Attaché's, ein Flor der ſchönſten Frauen
Reſidenz und ein jüdiſcher Millionär, der zur

Koſtenbeſtreitung des Feſtes dem kleinen Fürſten einen Geldvorſchuß gemacht hatte, erhielten Einladungskarten von Sr. Durchlaucht.

Auch Emmeline, die kleine Tänzerin, und Benjamine, die große Sängerin, zwei Lieblinge des Duodez-Fürſten, waren ebenfalls zu dieſem Feſte eingeladen.

Soll ich Dir, lieber Leſer, die Tafel und ihre bis in die Nacht währenden Freuden beſchreiben? Ich wüßte Dir ſo viel davon zu erzählen und könnte Dich ſo lüſtern machen, daß Dir, ſo zu ſagen, das Waſſer in dem Mund zuſammenliefe.

Nur von dem Nachtiſch will ich Dir einen kleinen Umriß entwerfen.

Jede Zone hatte ihre ſchmackhaften Früchte als Gaumenkitzel auf die durchlauchtige Tafel geſandt. Sie glich einem feenartigen Fruchtgarten, in welchem Melonen, Feigen, Aprikoſen, Datteln und Ananas pyramidenförmig aufgeſpeichert lagen. Eine Batterie der feinſten Champagner-Weine feuerten pelotonartig ihre Korkſtöpſel ab; ein Bisquit ſchlug das andere in die Flucht; hundert verſchiedene Eisgattungen, in buntfarbige Becher gefüllt, bildeten eine Phalanx, die den ſchon beſiegten Appetit zu einem Kinnbackenkampf herausforderte. Auf Melonenſcheiben wurde Ananas-Gefrorenes, und in die Oeil-de-perdrix-Bowle Vanillen-Eis gelegt; mit einem Wort — an dieſer Tafel konnte ſelbſt der größte Gourmand ſeine Freude erleben.

Seine Durchlaucht ſaßen obenan, ihm zur Rechten die kleine Tänzerin, zur Linken die große Sängerin.

Der Fürſt war kreuzfidel und ſchäkerte bald mit dieſer, bald mit jener. Seine Durchlaucht wußten ſich durch ihre Herablaſſenheit bei allen ihren Unterthanen, mithin auch bei dieſen Damen populär zu machen.

, du lieber Himmel, nichts geht doch über einen
ſten, der ſich auf dieſe Weiſe Popularität verſchafft.

Seine Durchlaucht unterhielten ſich mit ihrem
ten Flügel von dieſem, mit ihrem linken Flügel
jenem Gegenſtande. Mit anbefohlener Indiscretion
leitete die Tiſchmuſik, die auf einer kleinen Gallerie
Saales Poſto gefaßt, die heitern Geſpräche der
gebundenen Laune.

Der Fürſt war, wie geſagt, kreuzfidel.

Wer den Korkpfropfen fängt, welcher aus der
ndung der Kanonenflaſche fährt, ſoll einen Orden
mir haben, ſprach der Fürſt, und küßte das kleine
ndchen der großen Sängerin, das ihm ſo eben eine
ſe Knackmandel von ſeinem Teller weggenommen
e. Knack — die Schale war aufgebrochen. Ein
llingkern ſaß drin.

— Durchlaucht, eine Bitte . . . .

— Und welche, Kindchen . . . .

— Eſſen Sie ein Vielliebchen mit mir.

— Das kann geſchehen. Doch wer verliert?

— Wer zuerſt von dem Andern irgend etwas
immt.

— Alſo ganz ſo wie gewöhnlich?

— Ja, Durchlaucht, ganz ſo.

Der Fürſt aß nun die eine und Benjamine die
re Mandel.

In Emmelinens Seele war inzwiſchen die Flamme
Neides aufgeflackert. Sie glaubte ſich dabei zurück
gt und brachte es ſo weit, daß eine Thräne aus ihrem
e trat, die, auf ihre Wange fallend, einem Thau-
ſen glich, der auf einem Roſenblatte zittert.

Durchlaucht ſah es, verſchlang zuerſt eine einge-
te Pomeranze und war alsdann unmenſchlich
rt.

— Warum weinen Sie, mein Schatz?

— Ich? Ich weine nicht.

— Soll ich die Thräne wegküſſen, die jetzt auf dem Blumenbeete Ihrer ſchönen Wangen ruht?

— Laſſen Sie mich, Durchlaucht.

— Aha, ich merke ſchon; auch Sie, Schatz, wollen mit mir ein Vielliebchen eſſen. Nun, mir iſt's recht, wenn Sie eine Doppelmandel finden, bin ich gern bereit.

Die Freude trocknete mit unglaublicher Schnelle die anderthalb Thränen, die ihrem Wunſche Gewährung verſchafft hatten.

Emmeline knackte fünf, zehn, fünfzehn Mandeln auf. In keiner Schale ſtak ein Zwillingskern. Sie knackte wieder fünf, zehn Mandeln auf — endlich fand ſie das verwünſchte Mandelpaar.

— Durchlaucht, hier iſt ein Vielliebchen.

— Schön, mein Schatz. Sie wiſſen, wer verliert.

— Wer zuerſt von dem Andern etwas annimmt. Iſt's nicht ſo?

— Ganz recht, meine ſüße Emmeline.

Erſt gegen 3 Uhr Morgens nahte ſich das fröhliche Feſt, das in mancher Hinſicht den Orgien ähnlich war, ſeinem Ende.

Der Staatswagen Seiner Durchlaucht brachte zuerſt die kleine Tänzerin und alsdann die große Sängerin nach Hauſe.

⁂

Eine ganze Woche war vergangen, der Fürſt dachte eben ſo wenig an das Vielliebchen-Eſſen als an die Staatsgeſchäfte.

Eines Morgens meldet ſein erſter Kammerdiener die Ankunft Emmelinens.

Die kleine Tänzerin wird vorgelaſſen.

— Ew. Durchlaucht ſehen das unglücklichſte Geſchöpf vor ſich . . .

— Der Tauſend, was iſt denn vorgefallen?

— Hier iſt meine Eingabe. Leſen Sie, mein Fürſt. Sie reichte dem Fürſten eine Supplik und er — er nahm ſie an.

G Morgen Vielliebchen, ſchrie jetzt die triumphirende Fußkünſtlerin. Gewonnen! gewonnen!

— Wie ſo, mein Schatz?

— Sie haben von mir etwas angenommen . . .

— Himmel Tauſend, daran habe ich gar nicht gedacht.

Das eine Vielliebchen hatten Seine Durchlaucht jetzt verloren.

Noch an dem nämlichen Vormittage fuhr er zu der großen Sängerin, vermuthlich, um ihr den Verluſt zu erzählen.

Der Fürſt mußte in einem Nebenzimmer warten, denn Benjamine hatte eben Beſuch.

Er wird endlich vorgelaſſen.

Eben als ſeine Durchlaucht ins Zimmer trat, ſteckte Benjamine ganz haſtig Etwas in ihren Buſen und verhüllte ihn ſorgfältig mit einem ſchwarzen Schleiertuch, das auf der Sophalehne lag.

— Benjamine, was verſtecken Sie da?

— Was ich verſtecke — Nichts, Durchlaucht . . .

— Wollen Sie's läugnen, daß . . . .

— Durchlaucht, ich habe nichts verſteckt . . .

— Und warum dann ſo verlegen? . . .

— Ich — ich — habe . . .

— Etwas verſteckt. Was war's?

— Das . . der . . die . . .

— Heraus damit, Benjamine. Bei meiner Ungnade . . .

Sie zog ein Briefchen aus dem Buſentuch vor und hielt es mit abgewandtem Geſicht hin, gleichſam, als ob ſie ſich ſchäme, ihm ins Auge zu ſehen. Was that der Fürſt? Er nahm es.

— Guten Morgen, Vielliebchen, ſchrie Benjamine und hörte nun nicht mehr zu lachen auf.

Der Fürſt entfaltete das Briefchen und fand es leer. Er hatte nun zwei Vielliebchen verloren.

Nachdem er noch zwei Stündchen im vertraulichſten Geſpräche verplaudert hatte, fuhr er nach ſeinem Schloß zurück.

Hier angekommen, vertagte er auf morgen den Miniſterrath, um heute berathſchlagen zu können, was er der kleinen Tänzerin und der großen Sängerin für ein Cadeau machen ſolle. Er will weder ſplendid noch mesquin, weder verſchwenderiſch noch knauſerig ſein. Was thut die populäre Durchlaucht? Sie macht die kleine Tänzerin zur Gräfin und die große Sängerin zur Baronin. Emmeline erhält noch obendrein ein Haus in der Stadt, Benjamine aber eins ſeiner Güter von ihm zum Geſchenk.

* * *

Der Fürſt ruht ſchon ſeit 15 Jahren in der Gruft ſeiner Ahnen. Von der Baronin und Gräfin habe ich ſeit jener Zeit nichts mehr gehört.

„Wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute.“ Doch wenn wieder einmal eine Sängerin oder Tänzerin in den Adelſtand erhoben werden ſollte, ſo kannſt Du wetten, daß ſie einer Durchlaucht ein Vielliebchen abgewonnen.

## 63.

## Frauen und Bücher.

Die Frauen haben eine frappante Aehnlichkeit mit
n Buchern.

Frauen und Bücher, beide werden anſtändig
norirt.

Frauen und Bücher, beide machen uns weiſe.

Frauen und Bücher, beide beſtehen aus einzelnen
ättchen, ſie werden gebunden, damit ſie nicht
ſtreut werden und verloren gehen. Hymen iſt der
uchbinder und die Ehe gewöhnlich ein ſteifer Pap-
ndeckel.

Frauen und Bucher, beide haben keinen Werth,
enn auch nur ein einziges Blättchen fehlt oder her-
ögeriſſen werden.

Frauen und Bücher, beide verleiht man nicht gern,
eil man ſie nicht ohne Makel wiederbekommt.

Frauen und Bucher, beide werden, zu mehrerer
icherheit, unter Schloß und Riegel geſtellt.

Frauen und Bucher, beide erregen das meiſte In-
reſſe, wenn ſie noch nicht aufgeſchnitten ſind.

Frauen und Bucher — beide haben Vorreden.

Frauen und Bucher — beide haben gute un
hlechte Seiten.

Frauen und Bücher — beide ſind nur ſelten
anz frei von Fehlern. Die Bucher haben Druck
nd die Frauen andere Fehler.

Frauen und Bücher — beide pflegen, wenn ſie
hön und intereſſant ſind, mehr als eine Auflage zu
leben.

Frauen und Bücher — beide gehen, wenn ſie
nziehend ſind, reißend ab — beide werden ſehr bald
ergriffen.

Frauen und Bücher — bei beiden iſt oft das Titelblatt das Intereſſanteſte. Was bei den Büchern das Titelblatt, das iſt bei den Frauen das Geſicht.

Frauen und Bücher — beide werden nur ſelten aufmerkſam durchgeleſen, ſondern faſt immer blos flüchtig durchblättert.

Frauen und Bücher — beide legt man bei Seite, wenn man ſie ausgeleſen hat.

Frauen und Bücher — in beiden trifft man Stellen, die man überſchlagen muß.

Frauen und Bücher — bei beiden ſieht man nach der Jahreszahl, ſie pflegen dieſelbe aber oft zu verheimlichen, und noch öfter zu verfälſchen.

Frauen und Bücher — beide werden meiſtentheils erſt in der Mitte recht intereſſant.

Frauen und Bücher — beide werden, wenn ſie altern, billiger und wohlfeiler.

Frauen und Bücher — beide werden oft Maculatur.

Frauen und Bücher — beide werden häufig großen Herren dedicirt, damit dieſelben uns in ihren Schutz nehmen.

Frauen und Bücher — beide lieſ't man nicht in einem Zuge aus. Wenn man des Leſens müde iſt, hört man auf, und wenn man wieder Appetit bekommt, ſo lieſ't man weiter.

Frauen und Bücher — beide werden nicht zurückgenommen, wenn man ſie aufgeſchnitten und beſchmutzt hat.

Frauen und Bücher — beide koſten viel Geld.

Frauen und Bücher — beide ſind eine Liebhaberei, die ſehr leicht in Manie ausarten kann.

Frauen und Bücher — beide werden ſtaubig, wenn man ſie nicht pflegt.

Frauen und Bücher — von beiden gibt's große
kleine, Folianten und Taſchenbucher. Die kleinen
henbücher mit Goldſchnitt ſind weit beliebter, als
Folianten.

Frauen und Bücher — beide erſcheinen oft unter
und pſeudonymen Namen.

Frauen und Bucher — beide haben oft mehr
einen Autor.

Frauen und Bücher — zu beiden werden oft
mentare — aus beiden oft Auszüge gemacht.

Frauen und Bücher — die Erſtern führt, die
ern trägt man unterm Arm.

Frauen und Bucher — zu beiden nimmt man
ig ſeine Zuflucht, wenn man nicht einſchlafen kann.

Frauen und Bucher — manche ſind ſo intereſſant,
man ſie verſchlingen möchte.

Frauen und Bücher — manche ſind ſo langweilig,
man über ſie einſchlafen muß.

Frauen und Bücher — beide werden häufig von
Zunge in die andere übertragen; beide verlieren
i an ihrem urſprünglichen Werth und Gehalt.

Frauen und Bucher — bei beiden iſt der Nach-
k ein unerlaubter Diebſtahl.

Frauen und Bücher — beide muß man ſchonen,
n ſie nicht unſer Eigenthum ſind.

Frauen und Bücher — beide werden uns oft
oten und confiſcirt.

Frauen und Bücher — von beiden ſind ſchon
che verbrannt worden.

⁂

Ich liebe die Frauen, mithin auch die Bücher.
habe noch keine Frau, mithin auch kein Buch.
gebe Dir, was Du haben willſt, lieber Leſer,

wenn Du außer dem eilften Bande von Beckers Weltgeſchichte bei mir ein Buch findeſt. Auch dieſes gehört nicht einmal mir.

## 64.

## Engländers Rache.

Mylord liebte ſie über alle Maßen. Aber Jolo wollte von Sr. Herrlichkeit nichts wiſſen.

Aber eben dieſe Sprödigkeit lieh ihr einen Reiz, der ſie in Mylords Augen zehn Mal intereſſanter machte.

Je ſpröder und kälter ſich eine Theaterprinzeſſin gegen ihren Anbeter benimmt, deſto länger und wärmer bemüht er ſich, ihr zu gefallen.

Mylord hatte es weder an Aufmerkſamkeiten noch Verſprechungen, weder an kleinen Joujoux noch an großen Cadeaux fehlen laſſen, um das Herz dieſer kalten Artemiſia in Feſſeln zu ſchlagen.

Jolo, die kluge Sängerin, nahm nicht nur die Aufmerkſamkeiten und die Verſprechungen, ſondern auch die Joujoux und Cadeaux von Seiner verliebten Herrlichkeit an, blieb aber ſo kalt gegen Mylord, wie zuvor.

Sie hatte nun einmal eine unbeſiegbare Abneigung gegen dieſen Zudringlichen gefaßt. Sie, die doch ſonſt weder mit Küſſen, noch mit andern Liebesbezeugungen kargte, hätte ſich weit eher mit dem Teufel als mit Mylord in ein zärtliches Verhältniß eingelaſſen.

Als Seine Herrlichkeit einſah, daß ſie uberall zu-
eſetzt und durchaus nicht erhört werde, da wandelte
ſeine engliſche Liebe in teufliſchen Haß um.

Zuerſt nahm er einen Zeitungſchreiber in Sold,
er durch große Geldſummen bewog, faſt in jeder
mer des von ihm herausgegebenen Journals ein
phletchen gegen Joly, die ſeine Liebe und Anträge
mäht hatte, loszulaſſen.

Damit nicht zufrieden, nahm er auch noch einen
ner in ſeine Dienſte, der in jeder Woche eine
katur auf den ſpröden Eisbock (ſo nannte Mylord
chöne Joly) mußte erſcheinen laſſen.

Auf dieſe Weiſe gelang es Sr. Herrlichkeit, den
en Gegenſtand ſeiner Liebe zum Geſpötte der ganzen
uptſtadt zu machen.

Eines Tages erſchien eine Caricatur, auf welcher
, umgeben von einem Häuflein ihrer Adorateurs,
e vertheilte — nein — an die Meiſtbietenden ver-
tionirte.

Joly ſaß auf einem Himmelbette, vor ihr ſtand
kleines Tiſchchen. Um ſie herum ſtand ein Herzog
ein Schuhwichsfabrikant, ein Lord und ein Stein-
nmann, ein Legationsrath und ein Laternenanzün-
ein Baronet und ein Syruphändler.

Joly hatte einen Auctionshammer in der Hand,
begann zu licitiren.

Joly. Ein Kuß wird ausgeboten. 3 Pfund
erſten.

Herzog. 3 Pfund 8 Schilling.

Baronet. 3 Pfund 12 Schilling.

Joly. 3 Pfund 12 Schilling zum erſten,
fund 12 Schilling zum zweiten.

Syruphändler. 5 Pfund.

Laternenanzunder. 5 Pfund 4 Schilling.

Joly. 5 Pfund 4 Schilling zum erſten, 5 Pfund 4 Schilling zum zweiten, 5 Pfund —

Lord. 6 Pfund.

Stiefelwichsfabrikant. 8 Pfund.

Steinkohlenmann. 10 Pfund.

Joly. Bravo, Steinkohlenmann. 10 Pfund zum erſten. Warum bieten Sie denn nicht mit, Herr Legationsrath?

Legationsrath. Bin heute zufällig nicht bei Kaſſe.

Joly. Wie gewöhnlich. 10 Pfund zum erſten, 10 Pfund zum zweiten. Nun, bietet Niemand mehr?

Herzog. 10 Pfund 4 Schilling.

Baronet. 10 Pfund 6 Schilling.

Steinkohlenmann. 12 Pfund.

Stiefelwichsfabrikant. 20 Pfund.

Herzog. Gentleman, Sie werfen ja mit den Pfund Sterlingen herum, als ob es Steinkohlen —

Baronet. Oder Galläpfel wären.

Joly. Das geht Sie nichts an. Die Herren können bieten, ſo viel ſie wollen. 20 Pfund zum erſten, 20 Pfund zum zweiten, 20 Pfund zum —

Laternenanzünder. Halt, ich gebe 20 Pfund 8 Schilling.

Steinkohlenmann. 21 Pfund.

Stiefelwichsfabrikant. 25 Pfund.

Alle. Goddam! Sind Sie beſeſſen?

Joly. Bravo, Bravo! 25 Pfund zum erſten, 25 Pfund zum zweiten, 25 Pfund — bietet Niemand mehr? — zum dritten Male. — Herr Stiefelwichsfabrikant, Sie bekommen den Kuß von mir. Zuvor bitte ich mir die 25 Pfund Sterling aus.

Die Caricatur, unter welcher dieſe Dialoge zu leſen waren, erregte großes Aufſehen. Man erkannte

erſonen. Der Zeitungſchreiber ſtieß in die Leb-
e und lieferte eine äußerſt witzige, aber auch un-
maliziöſe Beſchreibung zu dieſer Caricatur.
Joly wurde die Folie des Stadtgeſprächs. Drei
ſprach man bei Hofe und in der City von nichts
m als von Joly's Kußverſteigerung. In acht
waren von dieſer Caricatur 12,000 Exemplare
zt.
Joly, die neuen Scandal befürchtete, ließ jetzt
Mittel unangewandt, um Mylords Zorn zu be-
gen und ihn wieder dienſtbar zu machen.
Allein — alle ihre Mittel blieben fruchtlos. Die
geſetzte, verſchmähte und unerhörte Herrlichkeit
h nicht mehr begütigen. Er haßte ſie jetzt in
Grade, in welchem er ſie früher liebte.
Der Journaliſt und der Caricaturzeichner ſchoſſen
neue Pfeile auf Joly ab, denn die Verfolgung
ihnen viel Geld ein. Mylord bezahlte jedes
blet mit 20 und jede Caricatur mit 24 Pfund
ng.
Um dem Geſpötte der Hauptſtadt zu entgehen,
ſie einem vortheilhaften Rufe nach Paris, um
n der italieniſchen Oper einen Cyklus von Gaſt-
zu geben.
Mylord erfuhr es erſt ſpäter, als Joly von London
abgereiſ't war.
Was that er? Er eilte mit dem Journaliſten
dem Caricaturmaler und mit einem Dutzend anderer
barer Geiſter ihr nach.
Sie blieben in Calais. Mylord ſchrieb nach
an einen ſeiner Landsleute, er möchte ſich er-
gen, wenn Joly zum erſten Male in der italieni-
Oper auftreten werde. Er erhielt die Antwort,
morgen Abend ihr erſtes Debüt Statt fände.

Mit Extrapoſt eilt Mylord und Conſorten von Calais nach Paris. Sie ſteigen im erſten Hotel ab und verfügen ſich Abends in die italieniſche Oper.

Seine Herrlichkeit und der Journaliſt gehen in die erſte Rangloge, der Caricaturzeichner in eine Loge grillé, das andere Gefolge von Mylord verfügte ſich ins Parterre.

Joly tritt in der Italienerin in Algier auf. Als ſie die erſte Arie ausgeſungen hat, fangen Mylord und Conſorten in den Logen und im Parterre furchtbar zu ziſchen, zu pochen und zu trommeln an.

Joly wird vor Schreck leichenblaß — kann nicht weiter ſingen, wird ohnmächtig und muß von der Bühne abgeführt werden.

Der Regiſſeur tritt vor und kündigt eine neue Oper an. Mylord und Conſorten verlaſſen augenblicklich das Theater und ſchiffen ſich noch an demſelben Abend nach London ein. Als ſie dort angekommen ſind, verkündet der Journaliſt den Fall Joly's, erzählt, daß ſie gleich nach der erſten Arie wäre total ausgepocht worden und der Zeichner läßt eine Caricatur los, „wie die ausgeziſchte Sängerin in Ohnmacht fällt.“

Mylord lacht ſich ſchadenfroh ins Fäuſtchen und trägt ſo einen glänzenden Sieg über jene Dame davon, die ſeine heiße Liebe verſchmäht hatte.

## 65.

## Die Revolution im Elyſium.

Furchtbares, Schreckliches, Unerhörtes iſt ge-
n!

— Iſt etwa die Cholera ausgebrochen?
— Nein. Etwas Anderes iſt ausgebrochen.
— Was denn?
— Eine Revolution!
— Wo denn?
— Im Elyſium.
— In Heinzelmanns Elyſium?
— Nein, in Jupiters Elyſium.
— Nicht möglich!
— Doch, doch.

So eben erhalten wir eine Staffette. Sie bringt
die deplorable Depeſche, daß am 20. Juni im
mel eine Revolution echappirt ſei.

Die Engel (das Volk) nährten ſchon ſeit funf
tauſenden einen tiefen Groll gegen Zeus.

Die Launen des alten Herrn waren ganz uner-
ich. Er verlegte ſich auf den Deſpotismus, ließ
mächtige Willkür an die Stelle der weiſen Na-
ſetze treten und war mit einem Wort ein Erz-
nn.

Im Winter ließ er es manchmal warm und im
mmer manchmal kalt ſein. Bald ſchickte er ein Erd-
n, bald eine Peſt, und murrten ſeine Unterthanen,
hlug er mit Blitz und Donner drein.

In ſeinem Zorne ließ er auch eine neue Krank-
— die Cholera — los. Wozu brauchen wir eine
lera? ſchrie das Volk; wir haben ja der Krankhei-
Uebel und Seuchen ſchon genug. Wir haben das

gelbe Fieber, die Peſt, die Blattern, die Rinderpeſt. Wozu nun noch die Cholera???

Dieſe Tyrannei empörte ſie auf das Aeußerſte. Sie revoltirten — riſſen die Sterne aus, womit die Milchſtraße im Himmel gepflaſtert iſt, ſchichteten eine Wolke auf die andere, barrikadirten alle Ausgänge und erklarten das Elyſium in Belagerungs-Zuſtand.

Sie riſſen die Sonne, das glänzende Himmelswappen, herunter und warfen mit dem Sternenpflaſter dem Optimus Maximus die Fenſter ſeines Himmels-Palaſtes ein.

Darauf verfugte ſich eine Deputation zu ihm und bat ihn, er möchte ihrem Geſuche geneigtes Gehör ſchenken.

Zeus wollte von den Rebellen nichts hören. Er ubergab dem Lucifer das Obercommando uber die Furien der Hölle, dieſe gaben Feuer auf die Elyſiumsbewohner und richteten ein großes Blutbad im Himmel an.

Lucifer ſtreckte aber bald ſein Gewehr und ging zu den Engeln uber.

Zeus ſah ſich verlaſſen und knupfte Friedensverhandlungen an.

Man ließ ihm nun die Wahl, entweder zu abdiciren, d. h. dem Himmelsthrone zu entſagen, oder ſeinem Reiche eine Conſtitution zu geben.

Schnell entwarf man folgende Charte:

1) Die Perſon des Zeus iſt heilig — unverletzbar. Unter „Perſon des Zeus" iſt nicht etwa Juno oder eine andere Geliebte Jupiters, ſondern er ſelbſt zu verſtehen.

2) Zeus darf nicht mehr als eine Frau haben. Die Polygamie iſt fur immer aufgehoben. Alle

ſweiber werden vom Elyſium in den Orcus ge-
ıdert.

3) Es iſt Jedem erlaubt, im Elyſium Taback zu
yen.

4) Unbeſchränkte Preßfreiheit wird zugeſtanden.

5) Hunde brauchen keine Steuer zu bezahlen.

6) Alle Monopole und Privilegien ſind für immer
ſchafft.

7) Alle Accisen ſind aufgehoben, mithin auch alle
agbäume.

8) Jeder kann glauben, was er will.

9) Es gibt nur eine Kammer. Jede der vier
melsgegenden, Oſt, Süd, Weſt und Nord und die
g andern, ſenden jede einen Deputirten in dieſe
mer, welche über die Annahme neuer, und über
Aufhebung alter Geſetze votirt.

Dieſer Conſtitutions-Entwurf wurde dem Zeus vor-
t. Er mußte zum böſen Spiele gute Miene machen,
ı ſie an und beſchwor ſie.

Darauf leiſteten alle Unterthanen den Eid der Treue
riefen den Zeus zum conſtitutionellen König des
ums aus.

An dem Tage, an welchem er die neue Verfaſ-
beſchwor, war Alles in dulci jubilo. Abends
der Himmel pompös illuminirt. Die Sterne, der
ıd und auch die Sonne ſchienen an dieſem Abend.
jubelte bis ſpät in die Nacht hinein und — legte
dann ſchlafen.

Es herrſcht jetzt die größte Ruhe im Elyſium. Das
iſt mit ſeinem Herrſcher zufrieden, es iſt frei
glücklich.

## 66.

## Das Luſtſpiel auf dem Kirchhofe.

Auch den Père Lachaise beſuchte ich.

Dieſer Gottesacker gehört zu jenen Sehenswürdigkeiten von Paris, welchen jeder Fremder eine Viſite abſtatten ſollte.

Wehmuthsvoll ſchritt ich durch die Reihen der ſtillen Gräber, aufmerkſam las ich die Inſchriften in den Leichenſteinen und theilnahmvoll pflückte ich an manchem Grabeshügel, zur Erinnerung an den Todten, der unter dieſer Decke den langen Traum träumt, eine Blume ab, die aus der Aſche des Hingeſchiedenen erſtanden war.

Leiſe näherte ich mich einem Grabe, vor deſſen Leichenſtein ein junger Mann ſtand, der, in rührende Andacht verſunken, heiße Thränen auf das Vergißmeinnichtbeet fallen ließ, das ſich über dieſe Grabesſtätte erhob.

Sein Auge ſtarrte den Leichenſtein an, hundert tiefe Seufzer riſſen ſich von dem beklommenen Herzen los und folgten den Thränen, die ihnen vorangegangen waren.

Jedes Vergißmeinnicht ſchien ihn zu fragen, ob er noch des Todten gedenke, der hier den langen Schlaf ſchlafe. Er bückte ſich, pflückte die erinnerungweckenden Blumen und ſteckte ſie in das Knopfloch ſeines ſchwarzen Fracks. Drauf küßte er den Namen, der auf dem Leichenſteine eingegraben war und näherte ſich einem andern Grabe.

Wen mag er beweint haben? Wer ruht wohl in dieſem Grabe? Gewiß ſein Vater oder ſeine Mutter! Ich näherte mich dieſer Grabſtätte und las den Leichenſtein:

### Ci-gît
### Amélie de ***,
née le 17 Janvier 1804, morte le 4 Mai 1829.

Heute iſt alſo der Jahrestag ihres Todes. Sie war
ſt 25 Jahre alt, als ſie ſtarb. Amélie kann mithin nur
e Schweſter oder Geliebte des Mannes geweſen ſein,
r jetzt an ihrem Grabe geweint.

Dieſes Grab, dachte ich bei mir, ſchließt ohne
weifel ſeine erſte Liebe ein, denn ſeine Trauer bezeugte
ur zu klar ſeinen tiefen Schmerz.

Ich bedauerte den jungen Mann und ging
eiter.

Kaum hatte ich mich entfernt, da nahte ſich ein
nderer junger Mann dem Grabe Amélie's von ***.

Auch er blieb vor dem Leichenſteine ſtehen, auch
r kniete nieder, auch er vergoß Thränen und auch er
ſtuckte Vergißmeinnicht von ihrem Grabe.

Dieſer junge Mann, dachte ich bei mir, iſt wahr-
heinlich ein Bruder des Andern, Amélie iſt unſtreitig
beider Schweſter.

Nummer Zwei lag noch auf ſeinem Knie, da
am Nummer Eins zurück. Er ſtutzte, als er ge-
ahrte, daß ein Fremder vor dieſem Grabe niederge-
niet ſei.

— Erlauben Sie mir eine Frage, mein Herr.

— Recht gern.

— Wiſſen Sie, wer hier in dieſem Grabe
uht?

— Hier ruht Amélie von ***.

— Ganz recht. Sind Sie ein Anverwandter der
Verſtorbenen?

— Mehr als ein Anverwandter.

— Alſo ihr Bruder. Nicht wahr?

— Weshalb ſollt' ich es verhehlen. Rund heraus geſagt, Amélie war meine Geliebte.

— Ihre Geliebte?!

— Ja, meine Geliebte. Sie ſchwur mir noch acht Tage vor ihrem Tode, ewige Liebe und ewige Treu'.

— Mein Herr, Sie irren ſich. Dieſe Amélie war nicht Ihre, ſondern meine Geliebte, mir ſchwor ſie ewige Liebe, mir ſchwor ſie ewige Treue.

— Das iſt nicht wahr, mein Herr.

— Ich habe noch niemals gelogen. Da, ſehen Sie dieſen Haarring. Inwendig iſt Amélie's Name eingeſtochen. Sie ſchenkte mir dieſen Ring zum Unterpfand ihrer Liebe.

Mort de ma vie! Gerad' ſo einen Ring habe auch ich von Amélie erhalten. Da iſt er. Auch in dieſem iſt inwendig ihr Name eingeſchnitten.

— Herr, Sie wagten es alſo, mein Nebenbuhler zu ſein?

— Dieſelbe Frage richte ich an Sie!

— Dieſer Frevel ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Sie haben mir meine Braut verführt — dieſer Schimpf verlangt Blut.

— Meine Braut war ſie. Sie haben meine Amélie verführt. Herr, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen.

Die beiden Geliebten waren eben in der ſtärkſten Wuth — da kam ein junger Officier hinzu.

Auch er blieb vor Amélie's Leichenſteine ſtehen, auch er kniete nieder, auch er ſtieß Seufzer aus und auch er vergoß Thränen.

Die beiden jungen Leute waren Zeuge ſeiner Trauer und wußten nun nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollten. Endlich trat Einer von ihnen zu dem Officier hin.

— Stehen Sie auf, Herr Capitain. Sparen
Ihre Thränen für andere Todte auf!
— Was ſoll das heißen?
— Sie beweinen hier Amélie von ***.
— So iſt's.
— Amélie war ein falſches Weib, das ihr Herz
an Einen, ſondern an Viele verſchenkte.
— Herr, Sie ſind ein frecher Lügner.
— Mäßigen Sie ſich, Herr Capitain. Nicht nur
ſondern auch jenem Herrn ſchwor ſie ewige Liebe,
e Treue.
— Unmöglich!
— Streiten Sie doch nicht, Herr Capitain. So-
l mir als dieſem Herrn ſchenkte ſie, zum Unter-
ad ihrer gelobten Liebe, einen Haarring.
— Wirklich?
— Parole d'honneur! Haben Sie etwa auch
n Ring von ihr?
— Das verſteht ſich. Hier iſt er. Können Sie
, was inwendig eingegraben ſteht?
— „Louis und Amélie — 1. April 1821."
s bedeutet dieſes Datum?
— An jenem Tage habe ich Amélie zum Trau-
r geführt.
— Wie, Amélie von *** war —
— Meine Frau.
— Hier muß ein Irrthum ſein, Herr Capitain.
nélie ſagte mir, ſie ſei Wittwe.
— Sie hat gelogen. Fünf Jahre waren wir
cklich verheirathet. Im Jahre 1826 trieb mich meine
iegsluſt und mein Ehrgeiz nach Griechenland. Unter
n Helleniſchen Fahnen focht ich gegen die Türken.
 Morea hatte ich das Unglück, von dieſen Hunden
fangen genommen und nach Conſtantinopel gebracht

zu werden. Man warf mich ins Gefängniß; erſt vor drei Monaten entkam ich meiner Haft und eilte flugſchnell nach Frankreich zu meiner Gattin zuruck, die ſeit 1827 keine Nachrichten von mir haben konnte. Vor zwei Tagen bin ich in Paris angekommen. Da erfahre ich, daß Amélie, meine Frau, ſchon ſeit einem Jahre im Grabe ruht. Ich bilde mir ein, ſie ſei aus Gram uber meine Abweſenheit ſo fruh geſtorben, mache mir allerlei Gewiſſensbiſſe, eile hierher, um ihr Grab aufzuſuchen und ſie reuevoll und demuthig um Vergebung meiner Sunden anzuflehen, da erfahre ich durch Sie, daß ſie ihre Treue gebrochen und ihr Herz ſogar an zwei Andere verſchenkt habe. O Weiber, Weiber!

— Ich finde Ihren Zorn nicht mehr als gerecht. Das Geſchehene läßt ſich aber nicht mehr ändern. Decken Sie daher das Vorgefallene mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu. Bedenken Sie, daß Ihre Frau Gemahlin allerdings triftige Grunde hatte, zu glauben, daß Sie auf dem Felde der Ehre gefallen ſeien; denn ſeit 1827 bekam ſie, wie Sie ſelbſt erzählten, keine Briefe von Ihnen. Sie glaubte Sie todt — mithin iſt es ihr zu verzeihen, daß ſie, als Wittwe von 25 Jahren, ſich wieder um einen andern Gatten umſah. Daß ſie zu gleicher Zeit mir und dieſem Herrn Anſpruche auf ihre Hand lieh — dies wollen wir ihrem Leichtſinne zuſchreiben, der vielleicht die Wahl zwiſchen mir und dieſem Herrn etwas ſchwierig hielt. Genug davon, Herr Capitain. Ein Sprichwort ſagt: Laßt die Todten ruhen.

* * *

Die drei Herren: der Gemahl und die beiden Geliebten Amélie's verſöhnten ſich und feierten noch

demſelben Abend in Longchamps einen frohver-
gten Abend.

## 67.

## Schweigen.

Die allergrößte Tugend iſt das Schweigen. Wohl
Manne, der ſie übt, denn keine von allen Tugen-
iſt ſo einträglich, als dieſe. Wer ſchweigen kann,
glücklich. Er wird es zehn Mal weiter bringen
der Welt, als der, welcher ein Redner iſt und
en darf.

In allen Schulen gibt man den Kindern Unter-
t in der Rhetorik, in der Redekunſt, in der Kunſt:
en zu ſchreiben, Reden zu halten.

Weit beſſer wäre es, wenn der Staat die jungen
te in der Echymythie oder in der Kunſt zu ſchweigen
errichten ließe.

Die Redekunſt iſt ſchön und nützlich, aber weit
ner und nützlicher iſt die Schweigekunſt.

Unter Schweigekunſt verſtehe ich die Fertigkeit,
ner ſtumm zu ſein, ſtets das Maul zu halten, zu
chen und nie zu widerſprechen.

Wenn man mir die Wahl ließe, ſo möchte ich
er Tacitus als Demoſthenes, d. h. lieber ein
hweigender als ein großer Redner ſein. Was nützt
die größte Beredſamkeit?! Es gibt ja nur
twenig Gegenſtände, über die man offen und of-
tlich reden darf; aber ſehr viele, über die man
weigen ſoll.

Wer in der Welt Glück machen will, muß vor
n Dingen ſein Maul halten können.

Aus dieſem Grunde gebe ich mir jetzt alle Tage
e Lection im Schweigen. Wiewohl ich erſt ſechs-

unddreißig Stunden bei mir genommen, ſo habe ich's dennoch ſchon ziemlich weit gebracht im Maulhalten.

Wenn ich des Morgens aufſtehe, ſo rufe ich meinen Bedienten; er muß mir zwölf tüchtige Naſenſtüber geben. Ich halte ſie ruhig aus und — ſchweige.

Sodann laſſe ich mich eine halbe Stunde von ihm mit Füßen treten. Ich behalte meine Geduld, murre nicht und ſchweige.

Zuletzt laſſe ich mich von ihm zur Thür hinauswerfen. Ich widerſetze mich nicht und — ſchweige.

Der Menſch muß wie der getretene Hund kuſchen lernen, wenn er glücklich werden will.

Aus dieſem Grunde habe ich feſt beſchloſſen, mir das Reden ganz abzugewöhnen; ich habe mir vorgenommen, fortwährend das Maul zu halten, ſtumm zu bleiben wie ein Fiſch, zu kuſchen wie ein maltraitirter Pudel. Wenn ich ein halbes Jahr meinem Vorſatze treu bleiben kann, dann bin ich geborgen.

Wenn es der Himmel mit den Menſchen gut meinen möchte, ſo würde er ſie Alle ſtumm zur Welt kommen laſſen. Sie müßten alsdann bon gré, malgré ſchweigen und hätten dann für ihr ganzes Leben ausgeſorgt.

Wie feſt würden alle Thronen ſtehen, wenn alle Völker ſtumm wären. Die Völker könnten keine Klagen erheben, ſie könnten weder raiſonniren noch murren. Keiner von Allen könnte Reden halten an das Volk. Die Debatten in den Kammern hörten auf — Niemand könnte mehr widerſprechen.

Wie glücklich würden alle Ehen ſein, wenn Mann und Frau ſtumm wären. Aller Widerſpruch hörte auf, mithin aller Zank und Hader.

Wenn die ganze Menſchheit ſtumm wäre, ſo gäbe es zwar keine Komödianten, welche uns den Kopf vollſchreien könnten, es gäbe dann aber auch keine beſoldeten Claqueurs, welche einen geräderten Monolog da capo verlangen, und eine erwürgte Arie durch Bravoſchreien ins Leben zurückrufen könnten. Um nicht ganz vor Langeweile umzukommen, würde man aus allen Schau- und Trauerſpielen Ballets, und aus allen Luſt- und Poſſenſpielen Pantomimen machen. Hamlet und die Jungfrau von Orleans würden ihre Monologe durch Entrechats, Pirouettes, Battements und Rondes de jambes abtanzen und das Volk würde ſich zu Tode applaudiren.

Wenn alle Menſchen ſtumm wären, ſo würden ſie ſich zwar nicht mündlich, aber doch ſchriftlich unterhalten können. So Mancher, der jetzt nicht ſchreiben kann, würde dann gezwungen werden, es zu lernen. Der Converſationston würde zwar aufhören, dafür aber ein guter Briefſtyl an deſſen Stelle treten.

Wie ruhig würde es dann in allen Geſellſchaften zugehen. Niemand würde unterbrochen werden, Jeder würde ſchweigen und ſich nur durch Blicke und Geſten verſtändlich machen. Kein Schauſpieler, keine Sängerin könnte dann heiſer werden; ſelbſt den größten Schwachkopf würde man für einen geſcheidten Mann, für einen Profeſſor der Weltweisheit halten. Si tacuisses, philosophus mansisses. Da er ſchweigen müßte, ſo würde er alſo auch Philoſoph bleiben. Niemand würde ſich verſprechen, Keiner würde ſich vor Sprachfehlern in Acht zu nehmen haben, die Berliner Nobleſſe brauchte nicht mehr ängſtlich zu ſein, wenn ſie nicht wüßte, ob ſie mir oder mich ſagen ſoll — kurz es wäre für die ganze Welt ein Gaudium, wenn der Menſchheit ein Silentium anbefohlen würde.

Halt! Was hab' ich da gethan? Ich ſprach über Schweigen und plauderte Dir dabei die Ohren voll. Verzeihe es mir, lieber Leſer, ich, ich kann nicht ſchweigen.

## 68.

## Geſpräch zwiſchen zwei Eheleuten.

„Kannibaliſche Malice!“

Sie. Mein ſüßer Adolph, wir reiſen doch in dieſem Jahre nach der Schweiz. Nicht wahr, mein Geldmännchen?

Er. Holdes Täubchen, das wird nicht gehen.

Sie. Mein innigſt geliebtes Leben, warum denn nicht?

Er. Mein Roſenengel, wir ſind ja im vorigen Jahre erſt durch Deutſchland und Frankreich gereiſt.

Sie. Mein Zuckermännchen, wir müſſen doch auch die Schweiz und Italien ſehen. Wir gehören ja zur Beau-monde!

Er. Mein Herzenspüppchen, in dieſem Jahre geht es nicht.

Sie. Lieber Mann, ſo gib mir doch nur einen Grund an, warum geht es nicht? Ich ſehe gar nicht ein, lieber Adolph, warum Du mir dieſe kleine Bitte nicht gewähren willſt. Sprich, Adolph, warum geht es nicht? Gib mir einen Grund an.

Er. Liebes Kind, Gründe ſind bisweilen ein kitzlicher Punkt.

Sie. Sie wollen alſo nicht den ſehnlichſten meiner Wünſche erfüllen?

Er. Ich kann nicht, es geht nicht, Marie.

## 69.

## Geſpräch zwiſchen Braut und Bräutigam.

Sie. Wie, Louis, Sie wollen ſchon gehen?

Er. Ja, meine Himmliſche. Es iſt hohe Zeit, daß ich mich entferne.

Sie. Warum?

Er. Ich ſitze ſchon ſechs Stunden bei Ihnen. Ich fürchte, Ihnen läſtig zu werden.

Sie. Böſer Menſch, Sie werden mir nie — nie läſtig werden. Sechs Stunden ſind Sie ſchon bei mir?

Er. Ich kam um vier Uhr, jetzt wird's halb Zehne ſein.

Sie. Die ſechs Stunden kamen mir ſo kurz wie ſechs Minuten vor. In Ihrer Geſellſchaft flieht die Zeit, als ob ſie Adlerſchwingen hätte. Ach, Louis, bleiben Sie doch noch ein Stündchen, oder wenigſtens ein halbes Stündchen hier.

Er. Ihr Wunſch, heißgeliebte Bertha, iſt mir Befehl. Wenn Sie es haben wollen, ſo bleibe ich bis Morgen früh bei Ihnen. Horch — ſo eben ſchlägt es Zehn. Nun iſt es Zeit, daß ich eile. Am Ende kann ich nicht mehr zum Hausthor hinaus.

Sie. Unſer Hausthor wird erſt um 11 Uhr zugeſperrt. Wir haben überdies einen Hausſchlüſſel. Bleiben Sie noch ein Bischen, ich bitte Sie. Wenn Sie gehen, bin ich böſe.

Er. O dann bleibe ich, ſo lange Sie wollen.

Sie. Mein guter Louis!

Er. Meine himmliſche Bertha!

(Sie umarmen ſich — der Wind bläſ't das Licht aus — ſie ſitzen im Finſtern.)

## 70.

## Die nämlichen: als Mann und Frau.

(Zwei Jahre ſpäter.)

Sie. Lieber Louis, gehſt Du heute nicht aus?

Er. Nein, Bertha.

Sie. Du wirſt doch nicht den ganzen Nachmittag zu Hauſe bleiben wollen?

Er. Das werd' ich wohl wollen.

Sie. Aber ſieh doch nur, was wir für ſchönes, herrliches Wetter haben. Du wirſt doch nicht in dem dumpfen Zimmer hocken wollen? Geh ins Freie, lieber Mann; Bewegung thut Dir gut. Du ſitzeſt den ganzen Tag auf einem Fleck — das kann Dir ſchaden.

Er. Als ich noch Dein Bräutigam war, da zwangſt Du mich, bei Dir zu bleiben, wenn ich gehen wollte. Jetzt, da ich Dein Mann bin, willſt Du mich zwingen, auszugehen, wenn ich bei Dir bleiben will. Ich bin erſt vor einer Stunde nach Hauſe gekommen. Ich habe mir ſo viel Motion gemacht, daß ich jetzt müde bin und ausruhen will.

Sie. Wenn Du müde biſt, ſo reite oder fahre aus.

Er. Mag nicht! Ich bleibe zu Hauſe. Du kannſt gehen, reiten, fahren. Mach, was Du willſt.

Sie. Ich muß zu Hauſe bleiben — ich habe Wäſche zu zeichnen.

Er. Und ich habe Briefe zu ſchreiben.

Sie. Das Briefſchreiben kannſt Du ja bis heute Abend laſſen.

Er. Nein — in zwei Stunden geht die Poſt ab.

Sie. So mache, daß Du mit den Briefen fertig wirſt.

Er. Aber warum eilſt Du denn ſo, liebes Weib? Ich habe ja nichts zu verſäumen.

Sie. (leiſe für ſich.) Der Mann iſt unausſtehlich.

Er. Sagteſt Du was?

Sie. Nein, nichts. Du willſt alſo wirklich zu Hauſe bleiben?

Er. Ja freilich.

Sie. Wenn ich Dich aber bitte, daß Du ausgehen ſollſt . . .

Er. So thu' ich es gerade nicht.

Sie. Nur auf ein halbes Stündchen . . .

Er. Nicht auf fünf Minuten.

Sie. Flegel!

Er. Ruhig, Bertha. Solche Schmeicheleien verbitte ich mir. Ich ſehe gar nicht ein, warum ich nicht zu Hauſe bleiben ſoll, wenn ich gerade Luſt dazu habe. Erwarteſt Du etwa eine angenehmere Geſellſchaft? He?

Sie. Abſcheulicher Menſch.

Er. Warum willſt Du haben, daß ich ausgehen ſoll?

**Sie.** Ich — ich — ich will das Zimmer ſcheuern laſſen.

**Er.** Das kann geſchehen. Ich gehe unterdeſſen ins andere.

**Sie.** Da ſchläft die Guſtel.

**Er.** Sei unbeſorgt, ich werde ſie nicht wecken.

**Sie.** (für ſich.) Der Menſch iſt nicht zum Fortbringen. (zu ihm) Nun denn, ſo bleib' meinetwegen bis übermorgen zu Hauſe. Aber ich gehe aus.

**Er.** Meinetwegen. Aber wohin? wenn ich fragen darf.

**Sie.** Ins Bad.

**Er.** Ins Bad? Da will ich mich gleich ankleiden und Dich begleiten.

**Sie.** Ich denke, Du willſt zu Hauſe bleiben?

**Er.** Nein, Kind, ich begleite Dich . . .

**Sie.** Du haſt ja Briefe zu ſchreiben.

**Er.** Morgen geht ja auch eine Poſt.

**Sie.** Du willſt alſo ausgehen?

**Er.** Ja, nur Dir zu Lieb'.

**Sie.** So! Da bleib' ich zu Hauſe.

**Er.** Wie? Du gehſt nicht ins Bad?

**Sie.** Das hat ja Morgen auch noch Zeit. Ich bleibe.

**Er.** Nun, ſo bleib' ich ebenfalls.

**Sie.** (für ſich.) Das iſt zum Raſendwerden! Um 4 Uhr habe ich den Capitain herbeſtellt und der Menſch will mit aller Gewalt zu Hauſe bleiben. Quel malheur!

## 71

# Aufruhr und Brechruhr.

Biſt Du nicht auch meiner Meinung? Ich glaube nämlich, daß das große Buch der Weltgeſchichte, ſeit Chriſti Geburt, keine intereſſantere und denkwürdigere Seite aufzuweiſen habe, als jene, worauf die Jahre 1830 und 1831 aufgezeichnet ſind.

Wie Vieles, wie unendlich Vieles iſt ſeit dem 25. Juli 1830 bis zum 25. Juli 1831 geſchehen, und was wird noch geſchehen in dieſem thatenſchwangern und ergebnißreichen Jahre??

Soll ich Dir ſagen, welch' eine Fluth von wichtigen Begebniſſen ſich in dem engen Uferbette eines einzigen Jahres fortgewälzt hat? Soll ich alle Ereigniſſe in Dein Gedächtniß zurückrufen, welche der unaufhaltſame Kahn der Zeit auf dem Wellenmeere der Politik als Mahnbilder und Warnzeichen für Mit- und Nachwelt aufgeſtellt hat? Erſpare mir die Mühe, lieber Leſer, denke ein klein Wenig nach, und jede dieſer merkwürdigen Begebenheiten wird mit dem großen Heere ihrer Urſachen, Wirkungen und Folgen vor den Spiegel Deiner Seele treten.

Mit dem 25. Juli 1830 hat eine neue Epoche in der Weltgeſchichte und eine neue Periode in der Geſchichte der Cultur begonnen. Clio hat mit demantenem Griffel die Denkwürdigkeiten dieſer Jahre in die unvergänglichen Aktenblätter der Geſchichte aufgezeichnet, und iſt auch manches Blatt mit Blut getränkt, die milde Hand der Alles vernarbenden Zeit wird es trocknen. Sie hat alle Denkwürdigkeiten wie Perlen aneinandergereiht, und dieſe Perlenſchnüre in dem Sonnentempel der Unſterblichkeit aufbewahrt.

Wieviel Bände werden die Hiſtoriographen mit der Geſchichte dieſer beiden Jahre füllen? Myriaden!

Und dennoch läßt ſich die Geſchichte derſelben in zwei Worte zuſammenfaſſen, und dieſe beiden inhaltſchweren Worte heißen: Aufruhr und Brechruhr.

Aufruhr und Brechruhr, beide ſind ein paar anſteckende Krankheiten, die ſchon jetzt faſt ganz Europa durchreiſ't haben.

Aufruhr und Brechruhr, beide ſind ein paar Geſchwiſter, die ſich wie Compères in die Hand gearbeitet und ſich gegenſeitig hülfreich unterſtützt haben.

Aufruhr und Brechruhr — beide ſind ein Paar Geißeln, welche der Himmel im Zorne auf die Erde geworfen, um das corrupte Menſchengeſchlecht für ſeine ſchweren Sünden zu beſtrafen. Doch ſelbſt in ſeinem Zorne iſt der Himmel gnädig. Da, wo Aufruhr geraſet hat, ward die Brechruhr mild und ſchonend, und da, wo die Brechruhr gewüthet, war der Aufruhr nur vorübergehend, ohne Folgen.

Der Aufruhr iſt der Commis voyageur der Brechruhr, und die Brechruhr der Chargé d'affaire des Aufruhrs.

Beide von den Geſchwiſtern ſind gleich gefährlich doch gibt es Staaten, die ſich mehr vor der Brechruhr, und andere wieder, die ſich mehr vor dem Aufruhr fürchten.

Vor der Brechruhr kann man ſich eine Zeitlang durch Sanitäts-Cordons und Quarantaine-Anſtalten ſchützen, doch gegen den Aufruhr gibt es keine andere Schutzwehr — als Kanonen oder Waſſerſpritzen.

Aufruhr und Brechruhr — beide ſcheinen Kinder und Geſchäftsträger jener Dame zu ſein, von welcher Mirabeau ſagt: Elle fera le tour autour du monde.

Preußen hat Gottlob von der einen Geißel eben ſo wenig als von der andern etwas zu befürchten. Das treue Volk liebt ſeinen gerechten König und der gerechte König liebt ſein treues Volk — Volk und König, beide haben Gründe, mit einander zufrieden zu ſein — mithin ſind wir vor Aufruhr geſichert. Und ſo lange es in Preußen Blätter, wie den Geſellſchafter und Freimüthigen gibt, ſo lange haben wir auch vor der Cholera Ruh. Angenommen, dieſes böſe Weib verirrte ſich nach Berlin, zwei Nummern dieſer Blätter wären im Stande, ſie ſchleunig in die Flucht zu jagen.

# Der confiscirte

# Eulenſpiegel,

oder

das Buch der

Hundertundachtundzwanzig.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

| | |
|---|---|
| **Almanach** dramatiſcher Spiele von A. v. Kotzebue, fortgeſ. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder | 1 Rthlr. 16 Gr. |
| **Brentano**, C., Ponce de Leon, Luſtſpiel. | 1 Rthlr. — Gr. |
| **Heine**, H., Buch der Lieder, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 12 Gr. |
| — — Reiſebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. | 5 Rthlr. 8 Gr. |
| — — Nachträge zu den Reiſebildern, 8. | 1 Rthlr. 16 Gr. |
| **Immermann**, C., das Trauerſpiel in Tyrol, dramatiſches Gedicht, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 6 Gr. |
| — — die Verkleidungen, Luſtſpiel, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| — — Kaiſer Friedrich II, Trauerſpiel. | 1 Rthlr. — Gr. |
| **Maltitz**, Freih. G. A. v., der alte Student, Schauſp. 8. | — Rthlr. 12 Gr. |
| — Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — das Paſquill, Schauſpiel, 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| **Raupach**, Dr. E., Rafaele, Trauerſp. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — Laßt die Todten ruhen! Luſtſp., 8. | — Rthlr. 20 Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — Kritik und Antikritik, Luſtſp., 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — die Bekehrten, Luſtſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — die Schleichhändler, Luſtſpiel, 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — die Tochter der Luft. Myth. Trag. | 1 Rthlr. — Gr. |
| — — Denk' an Cäſar! Poſſe in 5 Aufz. 8. | 1 Rthlr. — Gr. |
| auf fein Velinpapier. | 1 Rthlr. 4 Gr. |
| — — der Wechsler. Luſtſpiel, 8. | 16 Gr. |

Der confiſcirte

# Eulenſpiegel,

oder

das Buch der

# Hundertundachtundzwanzig.

Nebſt

Briefen an und von Friedrich Wilhelm III.,

König von Preußen.

Herausgegeben

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

## 72.

## Geſpräch zwiſchen Pater Rinaldo Lump und Till Eulenſpiegel.

**Pater.** Weißt Du, Eulenſpiegel, was heute für ein froher Tag iſt?

**Eulenſpiegel.** Heut iſt des Königs Geburtstag.

**Pater.** So, Du weißt es und haſt trotz dem kein Gedicht auf dieſes Feſt gemacht!

**Eulenſpiegel.** Nein.

**Pater.** Das dachte ich mir. Eulenſpiegel, Eulenſpiegel, Du biſt doch ein ſchlimmer Patron, ein Erz-Demagoge.

**Eulenſpiegel.** Wie ſo, Pater?

**Pater.** Du fragſt noch? Wenn Du kein Demagoge wäreſt, wenn Du Deinen König liebteſt, ſo wie ich ihn liebe, ſo würdeſt Du mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, an Seinem

Geburtsfeſte Wünſche für Sein Wohl an den Tag zu legen.

**Eulenſpiegel.** Glaubſt Du denn, Pater, daß ich meine Gefühle, wie Du, zur Schau tragen kann? Glaubſt Du denn, Rinaldo, daß ich, wie Du, Loblieder und Hymnen auf alle Fälle vorräthig habe? Glaubſt Du denn, Lump, daß ich meiner Muſe befehlen kann: am erſten Auguſt ſei begeiſtert, denn am dritten iſt des Königs Geburtstag und da muß ein Gedicht fertig ſein.

**Pater.** Warum war denn meine Muſe begeiſtert, als es galt, die Geburtsfeier meines Königs zu beſingen?!

**Eulenſpiegel.** Solch ein Gedicht, wie das Deinige, hätte ich wohl auch zu Stande bringen können, ich dachte mir aber, daß es beſſer ſei, meine Leier lieber ſchweigen zu laſſen, als ihr Mißtöne zu entlocken. Wer ihn nicht würdig kann beſingen, thut weit klüger, wenn er gar nicht in die Saiten greift.

**Pater.** Aber warum thaten es doch alle Andern!

**Eulenſpiegel.** Wenn Könige beſungen werden, ſo pflegt dies gewöhnlich nicht aus reiner, ungeheuchelter Liebe, ſondern nur aus Eigennutz zu geſchehen. Der Eine will ſich dadurch eine Anſtellung, der Andere eine Buſennadel, der Dritte eine Tabatiere, der Vierte ein Wartegeld, der Fünfte eine Penſion und der Sechſte eine Ehren-Medaille erſingen. Ich will weder das Eine noch das Andere.

**Pater.** Sprich, was Du willſt, ich glaube es nimmer, daß Du Deinen König liebſt.

**Eulenſpiegel.** Vielleicht lieb' ich ihn reiner und inniger, als Alle, welche heute ihre unlautere

Laute zu Seinem Lobe erklingen ließen. Nicht Wor
ſondern Thaten können den Beweis liefern. Gebt m
Gelegenheit zur That — ſo werdet ihr meine Lie
erkennen.

---

## 73.

## Der Eſel.

Ein Eſel graſte auf der Wieſe. Seine Taill
ſein Benehmen und ſein ganzes Weſen verriethen mi
daß er kein gewöhnlicher Eſel ſei, ſondern ein ung
wöhnlicher, ein außerordentlicher Eſel, ein Eſel erſt
Claſſe war.

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit nahte ich mi
dem Eſel, machte eine tiefe Verbeugung und ſprach
Wohlgeborener Eſel!

Der Eſel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht un
ſchwieg.

Ich vermuthete, daß ihn das Wort „Woh
geboren“ choquirt habe, machte alſo abermals mein
tiefe Verbeugung, und ſprach: Hochwohlgeboren
Eſel!

Der Eſel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht un
ſchwieg.

Wie, dachte ich, ſollte dieſer Eſel vielleicht ei
Graf ſein? Ich machte zum dritten Male eine tie
Verbeugung und ſprach: Hoch- und Wohlgeboren
Eſel!

Der Eſel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht un
ſchwieg.

Sein Schweigen beunruhigte mich. Wie, dacht
ich, ſollte dieſer Eſel vielleicht ein excellenter Eſel ſein

Ich machte zum vierten Male eine tiefe Verbeugung und ſprach: Ew. Excellenz:

Der Eſel wurde freundlich, ſpitzte die Ohren und antwortete: Was willſt Du, lieber Bruder?

Lieber Bruder??? Ich wußte nicht, ob ich mich über die Familiarität freuen oder grämen ſollte. Was will er damit ſagen? ich bin doch eben ſo wenig ein Eſel als eine Excellenz — — —

Schon war ich im Begriff, meine Grobheit anzuſchnallen und ihm diverſe Sottiſen zu ſagen, da erinnerte ich mich des Sprichworts: „Der Kluge gibt nach,“ machte zum fünften Male eine tiefe Verbeugung und ſprach:

— Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich mich erdreiſte, Sie in Ihren philoſophiſchen Betrachtungen zu ſtören und Sie zu fragen, wen ich vor mir zu ſehen die Ehre habe.

— Ich heiße Aſinus von Langohr, bin Miniſter der Eſel und Ritter mehrerer Orden.

— Miniſter der Eſel?! Erlauben Ew. Excellenz, daß ich in tiefſter Demuth Ihre Knie umfaſſen und den Staub Ihrer Füße küſſen darf.

— Thu' Er das! Doch à propos, wer iſt denn Er?

— Ich? Ich bin ein Journaliſt.

— Journaliſt? Was iſt das für ein Inſekt?

— Ein Journaliſt, Excellenz, iſt ein Ungeziefer, das, der Weſpe und den Musquitos gleich, die Frechheit hat, zu ſtechen. Der Stachel iſt eine Feder; und dieſe Feder verwundet zuweilen noch weit tiefer als ein ſcharfer Dolch und als ein dreiſchneidiges Stilet.

— Mithin iſt Er ein gefährliches Subject, vor dem man ſich hüten muß.

— Ew. Excellenz belieben zu ſcherzen . . .

— Wir Eſel pflegen niemals zu ſcherzen, zumal wenn wir Miniſter ſind. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, daß Er mir fremd ſei. Ich kenne Ihn, Er iſt der erbittertſte Feind der Eſel, Er haßt unſer Geſchlecht und hat ihm den Untergang geſchworen.

— Sehen Ew. Excellenz die Thränen, die jetzt in meinen Augen ſchwimmen? Ich weine, weil ich fühle, daß Sie mich, mich, den wärmſten Anhänger der Eſel, verkennen. Ich ſollte der erbittertſte Feind Ihres hochgeehrten Geſchlechtes ſein?!? Ew. Excellenz thun mir Unrecht. Kein Menſch lebt auf der Erde, der Ihre Brüder aufrichtiger achtet und inniger liebt als ich. Ein Eſel iſt mein Ideal, wenn ich nicht Menſch wäre, ſo möchte ich Eſel ſein.

— Wirklich?

— Ohne Spaß, Excellenz. Jeder Eſel flößt mir einen Fuder von Reſpect ein, ich erkenne in ihm das lebendige Symbol der Duldſamkeit und huldige ſeinen Tugenden mit aller Kraft meiner Seele. So oft ich einen Eſel ſehe, ziehe ich ehrfurchtsvoll meinen Hut und ſchreie Vivat.

— Wirklich?

— Welche Frage, welches Mißtrauen! Nur Thoren können ſich gegen Eſel auflehnen. Wie Vieles verdanken wir einem Eſel! Wenn es keine Eſel gegeben hätte, ſo würden auch keine Eſelskinnbacken exiſtirt haben. Hätte es keinen Eſelskinnbacken gegeben, ſo würde Simſon die Philiſter nicht erſchlagen haben; und wenn Simſon die Philiſter nicht erſchlagen hätte, ſo lebten ſie vielleicht heute noch, denn Stockfiſche und Philiſter haben ein gar zähes Leben.

— Da hat Er vollkommen Recht, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Er liebt alſo die Eſel!

— Und wie!!! Wer wird denn die Eſel nicht lieben?! Wie ſchlecht ſtände es mit unſerer Weisheit, wenn es keine Eſel gäbe. Wenn keine Eſel exiſtirten, ſo exiſtirten auch keine Eſelshäute, exiſtirten keine Eſelshäute, ſo exiſtirte auch kein Pergament, exiſtirte kein Pergament, ſo exiſtirten auch keine Diplome, und exiſtirten keine Diplome, ſo exiſtirten auch keine Doctores, und exiſtirten keine Doctores, ſo exiſtirte auch keine Weltweisheit, folglich exiſtirte, wenn es keine Eſel gäbe, auch keine Weisheit.

— Wahr, ſehr wahr. Sein Scharfſinn rührt mich. Er hat in der Beweisführung dieſes Grundſatzes ſo viel Gelehrſamkeit und Logik entwickelt, daß ich mich verpflichtet fühle, ihn dafür eſelig zu belohnen! Bitt' er ſich eine Gnade aus.

— Excellenz, Sie machen mich ſchamroth . . .

— Schamroth hin, ſchamroth her. Bitt' Er ſich eine Gnade aus.

— Noch niemals, Excellenz, habe ich um Gnade gefleht. Ich bin zufrieden, wenn ich mein Recht erhalte.

— Es ſoll Ihm werden. Was will Er?

— Erlauben Sie mir, Excellenz, daß ich von nun an jeden Eſel bei ſeinem rechten Namen nennen, auch fernerhin der Wahrheit treu bleiben und die Falſchheit entlarven dürfe.

— Es ſei Ihm erlaubt, jedoch nur unter der Bedingung . . .

— Daß . . .

— Daß Er mich nicht angreift. Die andern Eſel mag er touchiren, ſatyriſiren und maltraitiren, ſo viel und ſo lang' er will. Vergreift Er ſich aber auch an meiner Perſon, ſo will ich Ihm zeigen, was ein aufgereizter Eſel vermag.

Der Eſel warf ſich aufs Gras und ſchlief ein. Ich verbeugte mich drei Mal und rief, von der Weisheit und Großmuth dieſes Thieres gerührt: „Vivat, es lebe Seine Excellenz, der Herr Eſel!“

## 74.

## Der Hund.

Sah einen Hund auf der Straße. Es iſt zwar nichts Seltenes, einen Hund zu ſehen, denn Hunde trifft man überall, auf Bällen und in Gärten, in Conditoreien und Theatern, in Bibliotheken und Gerichtshöfen, warum alſo nicht auch auf der Straße. Der Hund aber, von dem ich jetzt rede, war kein gewöhnlicher Hund, ſondern ein Hund, der einzig in ſeiner Art iſt. Urtheile ſelbſt, lieber Leſer, ob ich nicht Recht habe.

Der Hund (es war ein dürrer Bullenbeißer) hatte zwar vier Füße, wie jeder andere rechtſchaffene und ſolide Hund, zwei davon konnte er aber wie Hände gebrauchen. Er konnte knurren, bellen und klaffen, die Zähne fletſchen, zwicken und beißen, wie jeder andere wohlerzogene und unterrichtete Hund; er konnte aber auch reden, reden wie ein Menſch, wenn gleich nicht wie ein vernünftiger.

Da ich bei guter Laune war, ließ ich mich mit dieſem Hund in ein Geſpräch ein.

— Woher kommt es, hochverehrter Hund, daß Sie weder Halsband noch Zeichen haben?

— Das wundert Sie? Es laufen ja viele Hunde ohne Halsband und Zeichen herum.

— Bedenken Sie aber, daß jetzt die Hundetage ſind und daß Sie ſehr leicht gefangen und todtgeſchlagen werden können . . .

— Ich fürchte mich nicht.

— Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich heiße C. H. F. Packan.

— Und womit beſchäftigen Sie ſich?

— Bin Buchhändler.

— Ah, ein ſchönes Metier. In der techniſchen Sprache werden Sie Autorenſchinder genannt?

— Ganz recht.

— Sind Sie vielleicht noch etwas Anderes?

— O ja!

— Etwa ein Mitglied irgend einer gelehrten Geſellſchaft?

— Das nicht. Aber ich bin weit mehr. Bin Verleger und Redacteur zweier Journale.

— So? Wie heißen dieſe Journale?

— Das eine iſt unter dem Namen „Sudelblatt,“ das andere unter dem Namen „Hundezeitung“ bekannt.

— Schreiben Sie dieſe Blätter ganz allein, oder haben Sie auch Mitarbeiter?

— Das Meiſte ſchreibe ich allein. Ich habe aber auch Mitarbeiter.

— Und wer ſind dieſe?

— Hunde und Hündchen von verſchiedenen Racen, z. B. Windhunde, Kettenhunde, Lumpen- und Schweinehunde; Bullenbeißer, Pintſcher, Pudel, Spitze und Bologneſer Möpſe. Auch arbeiten einige Vogel mit, ein Rabe, ein Rohrſperling, ein Storch und ein Kakadu.

— Das ſind ſehr bekannte Namen. Wie viel Honorar zahlen Sie?

— Für jeden Bogen verſpreche ich 24 Thaler ſächſiſch Courant.

— Bezahlen Sie auch pünktlich Ihre Mitarbeiter?

— Das Bezahlen kenne ich nur dem Namen nach; ich bleibe ihnen das Honorar immer ſchuldig. Denn Schuldigbleiben iſt eine meiner Hauptleidenſchaften.

— Wenn aber Ihre Mitarbeiter Sie mahnen?

— Dann beiße ich ſie.

— Und wenn ſie klagbar werden?

— Dann beiße ich ſie noch mehr. Aus dem Verklagen mache ich mir nichts. Schon mehr als ein Mitarbeiter hat mich wegen rückſtändigen Honorars verklagt. Was liegt daran? Ich bin ein Hund, der bereits acht Mal banquerott gemacht. Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Ich laſſe mich verklagen, in contumaciam verurtheilen und zahle doch nicht.

— Hund, hochverehrter Hund, was haben Sie für edle Grundſätze! Was enthalten denn Ihre Blätter?

— Pamphlete, Libelle, Pasquille und dergleichen Aufſätze. Faſt in jeder Nummer finden Sie einen Ausfall, bald auf einen verdienſtvollen Künſtler, bald auf einen ehrenwerthen Staatsdiener, bald auf einen beliebten Schriftſteller. Männer, wie Gleich, Saphir, Herloßſohn, Spazier, Alvensleben, Lotz ꝛc. habe ich in meinen Blättern ſchon dergeſtalt beſudelt, daß es eine wahre Freude für mich war ... Auch Sie habe ich ſchon mehrere Male ganz gehörig gefaßt ...

— Wirklich?

— Auf Ehre, es iſt wahr. Erſt neulich habe ich Sie dergeſtalt ſchlecht gemacht, daß kein Hund ein Stückchen Brod von Ihnen nehmen wird, wenn er nur ein Funkchen Ehre im Leibe hat.

Zufällig hatte ich einen Kuchen in der Taſche, den ich für die kleine Pauline, für das ſchöne Töchterchen meiner Nachbarin gekauft hatte. Ich zog ihn aus meiner Taſche und warf dem Bullenbeißer ein paar Brocken hin. Der Hund war ſo herablaſſend, ſie zu freſſen. Er wollte mir dadurch beweiſen, daß er zu jenen Hunden gehöre, die kein Funkchen Ehre im Leibe haben, ſonſt hätte er ja nichts von mir angenommen.

— Darf ich fragen, verehrter Hund, warum Sie mich verunglimpft haben? That ich Ihnen etwas zu Leide?

— Nein.

— Nun, warum haben Sie mich dennoch mit Ihrem Geifer beſu — beehrt will ich ſagen.

— Soll ich aufrichtig ſein?

— Ja, wenn ich bitten darf.

— So erfahren Sie denn, daß ich es aus Neid that. Mein Blatt, das, wie geſagt, faſt täglich ein Pamphlet, ein Libell, ein Pasquill oder ſonſt etwas dergleichen enthält, hat wenig, und Ihr Blatt, das niemals ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, hat viel Leſer. Sehen Sie, das ſchmerzt mich.

— Alſo blos deshalb haben Sie mich zu ſich in den Schlamm gezogen?

— Nicht blos deshalb, ſondern auch darum, weil Sie's mit jenen Leuten halten, die ich verfolge. Ich bin wüthend darüber, daß Sie diejenigen, welche ich herunterreiße, in den Himmel erheben.

— Armer Hund, wie jammern Sie mich! Apropos! Sie haben wohl jetzt recht viele Leſer?

— O ja! Im vergangenen Quartal hatte ich 9 Abonnenten, und in dieſem habe ich 13 Leſer.

— 13 Leſer! Sehr viel, faſt zu viel! Woher kommt es aber, daß man Ihr Sudelblatt und Ihre Hundezeitung nirgend findet, ſelbſt nicht an jenen Orten, wo doch faſt alle Journale gehalten werden?

— Sehen Sie, das iſt es eben, was mich ſo wüthend macht. Ein Blatt, das täglich ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, ein Blatt, das in jeder Nummer entweder den Saphir oder Spazier, den Gleich oder Herloßſohn, den Lotz oder Sie herunterreißt, ein ſolches Blatt ſoll nicht mehr als 13 Abonnenten haben! Iſt das nicht ſchändlich?!

— Sehr ſchändlich von Ihnen.

— Von mir?

— Nein, von den Leſern.

— Was mich aber noch mehr aufbringt, iſt das, daß Niemand, von Allen, die ich herunterreiße, von mir Notiz nimmt; daß ſie mich ruhig knurren, bellen und klaffen laſſen, ohne mir aufs Maul zu ſchlagen, daß ſie ſich ruhig von mir zwicken und beißen und beſudeln laſſen, und gelaſſen ihre Wege gehen.

— Sie denken vielleicht: „wer Koth anrührt, beſudelt ſich.“

— Herr, was ſagen Sie da?

Der Hund machte vor Wuth die allertollſten Sprünge und fing erſchrecklich zu klaffen an.

— Warte, das ſollſt Du mir theuer bezahlen, ſo klaffte der wuthentbrannte Hund und wollte mich beißen.

Einem Betrunkenen, einem Heuwagen und einem tollen Hunde geht man gern aus dem Wege. Ich flüchtete in das nächſte Haus und ſchlug hinter mir die Thür zu.

Der Hund klaffte zwei Stunden en suite ohne aufzuhören. Und er ſtände vielleicht noch in dieſem Augenblicke vor der Thür und klaffte vielleicht noch jetzt ſo ſtark, wenn nicht zum Glück ein Menſch dazugekommen wäre, der das Privilegium hat, Hunde, welche kein Zeichen und kein Halsband tragen, zu fangen und gemüthlich vor den Kopf zu ſchlagen, damit ſie keinen Schaden anrichten.

So endete C. H. F. Pakan, ein Hund, wie's deren Gottlob! Wenige in der Welt gibt.

## 75.

## Bankier A. und Madame B.

Madame B. Habe ich das Vergnügen, Herrn Bankier A. zu ſprechen?

Bankier A. Mein Name iſt A. Darf ich fragen, Madame . . .

— Ich bin die unglückliche Gattin eines Ihrer Schuldner und heiße Emma B.

— Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Darf ich Sie bitten, auf meinem Sopha Platz zu nehmen . . .

(Beide ſetzen ſich.)

— Sie wiſſen, daß mein Gatte, wegen eines Wechſels von 2000 Thalern, den er an Sie zu bezahlen hat, ſchon ſeit ſechs Monaten im Gefängniß ſchmachtet.

— Es thut mir leid, ſchöne Frau, daß Umſtände mich gezwungen haben, ſo hart gegen Ihren Herrn Gemahl zu verfahren. Hätte ich gewußt, daß ich ihn aus den Armen einer ſo liebenswürdigen Gattin reiße, ich würde ganz anders gehandelt haben. Allein . . .

— Ich ſehe ein, daß Ihre Strenge nur gerecht iſt . . .

— Sie zürnen mir. Ich hoffe Vergebung zu erhalten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ernſtlich geſonnen bin . . .

— Meinem Gemahle die Freiheit wiederzugeben . . .

— Sie wiſſen das ſchon?

— Geſtern Abend habe ich's zufällig erfahren. Und deshalb bin ich hier, um . . .

— Mir etwa dafür Ihren Dank abzuſtatten?

— Ja und auch Nein . . . . wie Sie wollen!

— Wie ſoll ich das verſtehen?

— Erlauben Sie, daß ich mich ganz unverholen erklären darf. Ich habe erfahren, daß Sie meinen Gemahl blos deshalb freilaſſen wollen, um die Alimente zu erſparen . . .

— Gern geſtehe ich Ihnen, daß dies eines der Hauptmotive war, die jenen Entſchluß in mir zur Reife brachten. Ich bin auch übrigens zu wenig rachſüchtig, um einen Mann, der, wie ich erſt jetzt erfahren, durch unglückliche Zeitumſtände um ſein Vermögen gekommen, noch länger zu verfolgen, ihn noch länger ſeiner Freiheit zu berauben. Sogleich will ich beim Gerichte darauf antragen, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelaſſen werde. Ich ſchmeichle mir, der zärtlichen Gattin dadurch einen Dienſt zu erweiſen, der ihr gewiß nicht unlieb ſein wird . . .

— Uebereilen Sie ſich nicht . . . Verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offenherzig mit Ihnen rede. Mein Gemahl iſt ein alter, unverträglicher Murrkopf, der mit

Argusaugen jeden meiner Schritte bewacht. Eiferſuchtig, wie der Mohr von Venedig, ſieht er in jedem meiner Blicke, welche ich mit Andern wechſele, eine Uebertretung meiner ehelichen Pflichten. So kam es, daß es beſtandig Zank und Hader gab. Eben war ich im Begriff, bei den Gerichten auf Scheidung anzutragen, als er durch Ihr Machtgebot von mir getrennt wurde. Sie erſparten mir alſo dadurch, daß Sie ihn gefangen nehmen ließen, einen Proceß, der vielleicht zwei, drei Jahre geſchwebt, und den ich am Ende doch verloren hätte. Ich brauche es wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich Ihnen fur dieſen Gefallen vielen Dank ſchuldig bin. Sie wurden ſich aber noch weit größere Anſpruche auf meine Dankbarkeit erwerben, wenn Sie einer kleinen Bitte Gehör geben wollten, die mir ſehr am Herzen liegt . . .

— Wer konnte wohl einer ſo liebenswurdigen Dame etwas abſchlagen. Reden Sie, Madame. Womit kann ich mich Ihnen dienſtbar beweiſen?

— Sie wurden mich unendlich verpflichten, wenn Sie die Gute haben wollten . . . wenn Sie die Gefalligkeit haben möchten . . . von mir . . . die Hälfte . . .

— Von der Schuld Ihres Gatten anzunehmen? Nicht ſo?

— Nein . . .

— Was ſonſt? Reden Sie sans gêne . . .

— Soll ich? Nun denn, es ſei! Ich will Ihnen nämlich die Hälfte . . . der Alimente bezahlen, wenn Sie die Gute haben wollten, meinen Gemahl . . . noch länger ſitzen zu laſſen.

— Madame, Sie ſcheinen Scherz treiben zu wollen . . .

— Nein, durchaus nicht. Ich betrachte die Haft meines Mannes als eine Wohlthat, für die ich meinem

Schöpfer und Ihnen nicht genug danken kann. Mein Gemahl und ich . . . wir paſſen' nicht zuſammen . . . er iſt alt . . . ich bin jung . . . ich bin lebensluſtig . . . er iſt iſt abgeſtorben . . . Unſere Denkungsweiſe, unſere Neigungen und Wünſche divergiren, wie Nord- und Südpol. Urtheilen Sie ſelbſt, ob bei ſo bewandten Umſtänden an wahre Vereinigung zu denken iſt . . . Schenken Sie meinem Gemahle die Freiheit, ſo ſehe ich mich gezwungen . . . meine Scheidungsklage wieder hervorzuſuchen . . .

— Ich ſoll ihn alſo noch ein ganzes Jahr im Kerker ſchmachten laſſen?

— Es wäre unbillig von mir, wollt' ich Ihnen etwas vorſchreiben. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, daß ein Jahr zu ſchnell vorüber iſt. . . Geht ihm denn etwas ab in ſeinem Gefängniſſe . . . Erinnere ich mich nicht ſeiner mit der zärtlichſten Sorgfalt . . . Schicke ich ihm nicht täglich eine Flaſche St. Julien . . . ſchicke ich ihm nicht an jedem Sonntag Kapaun, Truthühner, Trüffeln, Auſtern, Torten und Biſquits . . . habe ich ihm nicht erſt vor vier Wochen ein Pfund vom feinſten Varinas geſchickt. Glauben Sie mir, das Leben der Bewohner unſeres Schuldgefängniſſes iſt nicht ſo traurig, als man ſich's einbildet.

— Haben Sie ihn während der ſechs Monate ſeiner Gefangenſchaft ſchon oft beſucht?

— Bis jetzt noch niemals. Ich geſtehe, daß ich ihm ſchon längſt einen Beſuch abgeſtattet hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es der weiblichen Delicateſſe zuwiderlaufe, einen Gatten zu beſuchen, der, Gott weiß in welch' einer Geſellſchaft eingeſperrt iſt. Vorgeſtern war ſein Geburtstag. Ich habe bei dem Gefängnißwärter eine Viſitenkarte und eine Meerſchaumpfeiſe für meinen Gemahl abge . . . Ei! Sie ſehen mich ja mit ſo ſonderbaren Blicken an! Mißfällt Ihnen meine Aufrichtigkeit? . . .

— Nein, nicht im mindeſten. Im Gegentheil, ich freue mich, ich bin entzückt über das Glück, die Bekanntſchaft einer Dame gemacht zu haben, die ſo warmen Antheil an dem Unglück ihres Gatten nimmt. Um Sie zu tröſten, gebe ich Ihnen noch einmal die Verſicherung, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelaſſen wird. Einer Gattin, die ſo theilnahmvoll um ſeine Freilaſſung gebeten, muß man Alles zu Liebe thun. In 2 Stunden eilt Ihr Herr Gemahl in Ihre offenen Arme. Leben Sie wohl, Madame.

## 76.

## Der Dey langweilt ſich.

(Nach dem **Furet de Londres.**)

— Ach, Giboul, es gibt doch kein unglückſeligeres Geſchöpf als ein abgeſetzter Monarch!

— Trage Dein Unglück in Geduld. Sei Philoſoph. Denke an Jacob **II.**, an Chriſtine von Schweden, an Carl **X.**, an den Herzog von Angouleme, an Heinrich **V.**, an den Herzog von Braunſchweig, an Don Pedro **I.** Sei alſo Philoſoph! Biſt Du nicht ſo glücklich als früher? Italien hat Dir ſeine Sonne, ſeine Theater, ſeine Gärten und ſeinen Himmel geliehen, der ſo rein iſt, daß Du, rauchend, eine Viertelſtunde den Capricen der Wolke folgen kannſt, welche Deiner Chibouque *) entſchlüpft.

---

*) Lange Pfeiſe.

— Schmeichler! Haſt Du denn vergeſſen, daß der Himmel von Algier eben ſo blau, eben ſo milde iſt?! Aber wer gibt mir jene ſüßen Morgen wieder, an denen ich durchs offene Fenſter die Segelſtange des Seeräubers waſchen ſah, welcher mir den Zucker und den Kaffee der Ungläubigen brachte. Ach, wo iſt die Caſſauba, wo ſind die Keller, in welchen wir die Venetianiſchen Zechinen und Piaſter zählten und wieder zählten? Giboul, wirſt Du mir's glauben, daß man mir verwehrt hat, einen meiner Sclaven an den Füßen aufzuhängen?

— Beim Mahomet, das iſt frech! Aber wer kann es Dir verbieten, Zucker und Kaffee zu haben, ſo viel Du willſt? Wer kann ſich Dir widerſetzen, wenn Du acht Stunden des Tages Deine Zechinen und Piaſter zählen willſt? Zähle und trinke . . . . .

— Ich kann ja aber den Zucker und den Kaffee, die Zechinen und Piaſter nicht mehr ſtehlen. Kennſt Du nicht die ſüße Wolluſt, die das Stehlen gewährt?

— Da haſt Du freilich recht. Stehlen iſt die Freude aller Freuden.

— Ach, wie ſchön ſind die Frauen von Algier, wie häßlich dagegen die Frauen Italiens. Ich bin zwar ſchon ſo alt wie der Storch der Moſchee, gekrümmt wie eine Schildkröte, aber noch immer erinnere ich mich unſerer Frauen, die ſo fett wie Maſtochſen ſind, die ſo fett ſind, daß ſie hinfallen können, ohne ſich Schaden zu thun. Und dann ihre ſammtenen Buſen und ihre muſſelinenen Beine, ihre gemalten Augenbraunen, die Figuren, welche ſie mit Eigelb gezeichnet und ihre Tänze und ihre Parfums und ihre bemoſchuſten Achſeln. Giboul! Haſt Du den Schnupfen, daß Du dieſe Achſeln nicht riechen kannſt?

— Wenn Du willſt, ſo kann ich ihn gleich bekommen. Ja, großer Dey, ich habe den Schnupfen. Indeſſen wollte mich bedünken, daß doch die Italienerinnen . .

— Sprich mir nicht von dieſen dürren Spindeln. Man brachte mir eine Italienerin, welche man für die ſchönſte der Jahreszeit ausgab. Die Elenden! Sie hatten mir eine Frau ausgewählt, welche einen kleinen Fuß, kleine Hände und eine kleine Taille hatte. Alles war klein an dieſer Frau! Welch eine Mißgeburt! Enfin voyons! ſagte ich. Zuerſt ein Kleid, dann wieder ein Kleid, dann ein Corſet und alsdann noch vier Kleider. Giboul, ich fand vor lauter Kleidern die Frau nicht. Endlich . . . . doch genug davon . . . Es genuge Dir zu wiſſen, daß die Europäerinnen nur aus Seide, Wäſche und Koketterie zuſammengeſetzt ſind. Ueberdies hat es die kleine Mißgeburt gewagt, ſich über meinen Bart luſtig zu machen. Denke Dir, Giboul, dieſe Courage!

— J! das iſt ja ganz abſcheulich.

— Ja, Giboul, mein Bart hat ſie pikirt. O welches Land! Wenn mich wenigſtens die Freuden der Tafel fur die übrigen, deren ich jetzt entbehren muß, entſchädigten . . . . Aber man ißt in Italien mit Gabeln. Ich frage Dich, Giboul, kann das Eſſen ſchmecken, wenn man es mit Gabeln aufſpießen muß? Jeder hat ſeinen eigenen Teller, ſein eigenes Glas und man ſetzt ſich nicht auf die Erde — ſondern auf Stühle. Das nennen die dummen Europäer Civiliſation! Sprichſt Du jetzt noch von der Tabackspfeife, von dem Himmel, von den Gärten und von der Freiheit Italiens? Kann man in einem Lande glücklich ſein, wo der Herr keinen ſeiner Sclaven an den Füßen aufhängen darf, in einem Lande, wo man mit Meſſer und Gabel und nicht mit den Fingern iſt, in einem Lande, wo keine Frau nach Moſchus und Ambra riecht, in einem Lande, wo ſie der Bart der Männer pikirt??? O Giboul! Italien iſt mein Tod — bald werde ich hinſterben, reibe mir unterdeſſen die Füße . . . . . . Du ſollſt auch bei Gelegenheit ein Paar Roßſchweife bekommen.

## 77.

## Gefundener Brief einer Primadonna an ihren Bräutigam.

Buxtehude, am 4. Mai 1831.

Süßer Nepomuck!

Ich beeile mich, Dir anzuzeigen, daß ich in Buxtehude ſchön angekommen und gleich einen Tag nach meiner Ankunft als Molinara aufgetreten bin. Der Enthuſiasmus, den ich durch meinen mezza-voce-Geſang hervorgebracht, grenzt an Wahnſinn. Anbei erhältſt Du 6 Kränze und 8 Gedichte, womit mich, auf Geheiß des Wirthes, die Marqueure des Gaſthofes, in welches ich eingekehrt bin, überſchüttet haben. Die Gedichte hat ein armer Teufel gemacht, den ich dafür einmal zu Tiſche geladen habe. Sei ſo gut, kleiner Nepomuck, und laß die acht Gedichte in das bewußte Blatt einrücken; die Verſe ſind zwar ſehr miſerable, aber für das bewußte Blatt doch noch gut genug. Will er die Dinger nicht umſonſt aufnehmen, ſo laß ein Paar Flaſchen Champagner ſpringen. So was zieht, ſüßer Nepomuck! — — —

An Courmachern fehlt es mir auch hier nicht; ſei aber unbeſorgt — mein Herz und meine Gage gehören keinem Andern als Dir, lieber Nepomuck.

Grüße von mir Deine dreizehn kleine Würmer, den Kleidermacher und den Director. Der **Marchande des Modes** ſage, daß ſie ſich wegen der Bagatelle von 184 Thalern bis zu meiner Rückkehr gedulden ſoll.

Zehntauſend Millionen Küſſe von
Deiner ewig treuen
Jenny.

P. S. Süßer Nepomuck! Sei doch ſo gut, mir mit Extrapoſt meinen Cul de Paris nachzuſchicken. Beim Einpacken habe ich ihn in der Eile vergeſſen. Er liegt unten in meiner Waſchtoilette, neben meinem Taufſchein. Ich habe den Taufſchein deshalb in den Waſchtiſch geſteckt, damit ihn Niemand finden ſoll. Denke Dir meine Verlegenheit: In ganz Buxtehude iſt kein **Cul de Paris** zu haben!! Wenn mir nicht eine Choriſtin den ihrigen geliehen, ich hätte nicht gewußt, was ich anfangen ſoll.

P. S. Apropos! Man hat mir geſagt, daß Du Dich treulos von mir abgewendet und Dein Herz einer andern Alt-Stimme geſchenkt haſt. Nepomuck, ſei nicht dumm, ich bitt' Dich um Gottes willen, ſei vernünftig, wenn es möglich iſt. Bedenke, daß ſie nur 800 Gulden hat, daß ich hingegen 5000 Gulden Gage habe. Vergiß nicht, Deine dreizehn Würmer von mir zu grüßen. Leb wohl und ſei geſcheidt.

(In Eile.) Jenny.

## 78.

## Der Redacteur und ſeine Colporteurs.

Redacteur. Wenn nur der Erſte ſchon vorüber wäre. Ich habe ſo eine gewiſſe Ahnung, daß in dem neuen Quartale eine Maſſe von Abonnenten abſpringen wird. Erſt im vorigen Trimeſter habe ich 316 Abnehmer verloren . . . . Goddam, wenn das ſo fortgeht, ſo bin ich in einem halben Jahre ein ruinirter Mann . . . Man klopft. Herein!

(Der Colporteur Haſtig tritt ein.)

Haſtig. Wünſche guten Morgen, Herr Doctor.

— Guten Morgen, Haſtig, was bringen Sie mir . . . .

— 58 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück.

— 58 Exemplare! Goddam!

— Goddam [illegible] Goddam her . . . . Das Ding geht nicht zu änd[illegible]

— Geben [illegible] die dummen Leute keinen Grund an, warum ſie nicht mehr pränumeriren wollen?

— Geben al[illegible]i Gründe an. Die Einen beklagen ſich darüber, [illegible] Sie die Polen ſchlecht machen, die Andern, daß Sie [illegible] mit den Ruſſen halten. Beides kommt auf Eins heraus, aber Beides ſcheint ſie gewaltig zu verdrießen. Jetzt muß ich wieder gehen; habe heut noch viel herumzulaufen.

— Haſtig, reden Sie den Leuten zu, daß ſie meine Zeitung behalten. Es iſt ja auch für Sie nicht gut, wenn ich meine Abonnenten verliere . . . .

— An mir ſoll's nicht liegen. Ich empfehle mich, Herr Doctor.

(Haſtig geht ab.)

— Wußt' ich nicht im Voraus, daß es ſo kommen wird? Goddam! Wenn ich's mit den Polen halte, ſo bekomme ich den bewußten Orden nicht, und wenn ich's mit den Ruſſen halte, ſo verliere ich alle meine Abonnenten. Goddam! Was ſoll ich thun? Man klopft ſchon wieder. Herein!!

(Der Colporteur Luſtig tritt ein.)

**Luſtig.** Gun Moorgen, Herr Doctor.

**Redacteur.** Guten Morgen, Luſtig. Was bringen Sie mir . . . .

— Eine Kleinigkeit. 64 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück. Erſchrecken Sie nicht . . . . . . es werden wohl noch mehr abſpringen . . . . .

— Aber warum denn . . . .? Sie haben doch für die paar Thaler ſehr Vieles.

— He, he. Sie wollen nicht ſehr Vieles (ſerviles), ſie wollen lieber Alles (liberales). He, he.

— Goddam! Macht der Mann auch ſchon Wortſpiele. 'S iſt nicht zum Aushalten.

— Nichts für ungut, Herr Doctor. He, he. Es war nicht ſo bös gemeint. Jetzt geh ich . . . . . vielleicht bringe ich heute noch mehr Exemplare zurück. Unterthänigſter Diener, Herr Doctor.

(Luſtig geht ab.)

— Dieſer Colporteur wird abgeſchafft — er iſt mir zu luſtig. Leute, welche Witze reißen, kann ich nicht brauchen. 48 und 64 macht 122. Alſo 122 Abonnenten weniger. Mich trifft der Schlag. Was ſoll ich thun? Soll ich umſatteln? Soll ich mich zu den Liberalen ſchlagen? Soll ich's mit den Polen halten? Goddam! Man klopft ſchon wieder. Herein!!!

(Der Colporteur Traurig tritt ein.)

Traurig. Unterthänigſter Knecht, Herr Doctor.

Redacteur. Guten Tag! Warum weint er, Traurig? Iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen?

— (Weint.) Mir nicht, aber einem Andern.

— Wem denn? Wein' er doch nicht — red' er lieber. Was iſt vorgefallen? Er macht mich ängſtlich . . . . .

— Ich fürchte, daß Sie einen Schreck bekommen werden, wenn ich's Ihnen ſage.

— Sind vielleicht auch bei ihm Abonnenten abgeſprungen?

— Leider ja! (Fängt furchtbar zu heulen an.)

— Wie viel, Unglücksbote?

— Vier . . (wird vom Weinen unterbrochen.)

— Blos vier . . . ?

— Und neunzig. (Fährt ſchrecklich zu heulen fort.)

— 94 Abonnenten. Goddam you . . . .

— Habe heute ſchon viel Thränen darüber vergoſſen, daß meine Augen ganz geſchwollen ſind.

— Ich unglückſeliger Menſch! Ich geſchlagener Redacteur. 58 und 64 und 94 macht 216 Abonnenten.

— Der Laufzu bringt auch 37 Exemplare zurück. Ich bin ihm begegnet . . . . er wird gleich hier ſein. Einem Abonnenten hat er das Blatt mit Gewalt aufdringen wollen. Was geſchieht ihm? Der Mann wirft ihn die Treppe hinunter. Er hat ſich die Naſe blutig geſchlagen und iſt jetzt zum „Chirorjus" gegangen.

— Haben denn die infamen Leute keine Gründe angegeben, warum ſie meine Zeitung nicht mehr leſen wollen?

— Sie haben geſagt, ſie wollen ſich auf eine andere Zeitung pränumeriren, welche unparteiiſch iſt und die Polen in Ruhe läßt. Man klopft.

— Herein!

(Die Zeitungsträgerinnen Olimpia und Euphroſine treten ein.)

**Redacteur.** Ihr bringt wohl auch Zeitungen zurück?

**Olimpia.** Ja, Herr Doctor. Ich bringe 56 . . .

**Euphroſine.** Und ich blos 54 zurück.

— (In höchſter Verzweiflung.) Haſtig 58, Luſtig 64, Traurig 94, Laufzu 37, Olimpia 56 und Euphroſine 54. Goddam! Nun iſt es hohe Zeit, umzuſatteln. Von Morgen an gehöre ich zu den Liberalen.

## 79.

## Madame †††.

Sie iſt die Frau eines Redacteurs. Früher war ſie eine jener ausgezeichneten Tänzerinnen, deren Triumphwagen Tauſende von Enthuſiaſten zogen. Ihr Gemahl war früher ihr abgeſagteſter Feind, der die gefeierte Prieſterin Terpſichorens mit eben ſo vieler Malice als Conſequenz verfolgte. Warum that er das? Um ihren Stolz zu beugen! Der Journaliſt liebte ſie und was ſich liebt, das neckt ſich. Er neckte die Künſtlerin ſo lange, bis ihr Stolz gedemüthigt war. Drauf machte er auf einem Balle ihre Bekanntſchaft und 6 Monate ſpäter war Hochzeit.

Madame ††† iſt eine Schönheit, deren Reize unzählbar wie die Sterne am Himmel ſind. Ihr

Auge iſt ein Arſenal, in welchem alle Waffen Amors ruhen. Ihr Mund iſt eine Schatzkammer, deren Reichthümer ſelbſt die Götter beglucken können. Ihre Wangen — kann ich nicht beſchreiben. Mir fehlen Pinſel und Farben dazu. Auf roſigrothem Pfirſichflaum iſt blendender Lilienſchnee gebettet, der von dem Tauſendſchön lieblicher Anmuth übergoſſen iſt. Ihr Mignon-Fuß iſt ſo reizend klein, daß ihn Niemand ſehen kann . . ohne ſich in ihn zu verlieben. Ihre Geſtalt hat etwas Impoſantes, Majeſtätiſches, das alle Blicke, alle Herzen feſſelt. Ihr — doch genug davon. Ihr Gatte liebt ſie und ſie liebt ihren Gatten; ſo etwas gehort heut zu Tage zu den Seltenheiten, um ſo mehr, da ſie Tänzerin und er Journaliſt iſt.

Madame ††† lebt die froheſten Tage. Juno im Himmel kann nicht glucklicher ſein.

Ein Vergnügen verdrängt das andere. Als die Gattin eines Redacteurs hat ſie in jedem Theater eine Freiloge. Jeder Concertgeber, jeder Kunſtreiter, jeder Gaukler, jedes Weſen, das ſich in irgend einer Kunſt producirt, ſendet Freikarten. Fremde Künſtler machen dem Redacteur ihre Aufwartung. Er ſtellt ſie alle ſeiner Gemahlin vor. Wer ſich bei ihr einzuſchmeicheln verſteht, der hat auch bei ihm einen Stein im Brett; denn ſeine gefurchtete Feder iſt ihres Willens Unterthan. Wer der Madame ††† gefällt, wird gelobt; wer ihr mißfällt, wird getadelt. Die Kritiken ihres Gemahls wandern dann erſt in die Druckerei, wenn ſie von der Frau Gemahlin das Imprimatur erhalten haben. Madame kann das Urtheil mildern oder ſchärfen, je nachdem es ihr beliebt. Die Künſtler, die das wiſſen, ſind ſo vernünftig, der Dame den Hof zu machen; dies kann ihnen um ſo weniger ſchwer fallen, da ſie, wie geſagt, eine der ſchönſten Frauen der Seineſtadt iſt.

Madame fühlt ſich durch die Aufmerkſamkeit, die man ihr angedeihen läßt, nicht wenig geſchmeichelt. Ihrer Eitelkeit wird dadurch auf das Glänzendſte Genüge geleiſtet. Schon dies allein iſt hinreichend, die Frauen glücklich zu machen. Hab' ich nicht recht, ſchöne Leſerin? Jede Dame iſt entzückt, wenn ſie einen Hofſtaat von Verehrern um ſich ſieht, der ihr zu gefallen ſucht. Nicht wahr, anmuthige Leſerin, ich täuſche mich nicht?!

Reich' mir die Hand, mein Leben, und folge mir. Ich will Dich in das Boudoir der Madame ††† führen. Wir ſind ſchon da. Hier ſiehſt Du eine kleine Handbibliothek. Der ſchöne Glasſchrank mit den goldenen Löwentatzen, und die 500 Bücher mit Goldſchnitt, die in grünem Maroquin eingebunden ſind, hat ſie von einem Künſtler zum Cadeau erhalten, der ſich dadurch die Gunſt ihres Gatten erkauft hat. Den Papagey in dem Mahagony-Käfig mit den Silberſtäben hat ſie von einem Menagerie-Eigenthümer erhalten, deſſen Thiere ihr Herr Gemahl dem Publicum empfehlen mußte. Die koſtbaren Kupferſtiche, womit die Wände ihres Boudoirs behangen ſind, hat ſie von Kunſthändlern erhalten, die ihre Verlagsartikel gelobt wiſſen wollten. Ihre Toilette, von Silber, iſt ein Geſchenk von einer Künſtlerin, die durch die Protection des Hrn. Redacteurs ein Engagement erhalten hat. Die herrlichen Odeurs und Parfüms, die köſtlichen Seifen und Pomaden kommen von einem Parfumier, für deſſen neues Etabliſſement ſie ein gutes Blättchen ins Blatt eingelegt hat.

Wir gehen in ein anderes Zimmer. Der prächtige Flügel iſt ein Souvenir von einem Inſtrumentenmacher, deſſen Claviere durch die lobpreiſende Empfehlung des Herrn Redacteurs reißenden Abgang gefunden. Das große Notenmagazin haben Muſikhändler aufgeſpeichert, die von dem Journaliſten einen Vorſchub verlangten. Den koſtbaren Teppich, der ſich über dem marmornen Fußboden ausbreitet, hat eine Tänzerin geſtickt, die den Zorn der Redactrice und den Witz des Redacteurs einſchläfern wollte. Der Glasſchrank mit dem chineſiſchen und japaniſchen Porcellain kommt von einem Buchhändler, deſſen neueſte Verlagsartikel liegen geblieben wären, hätte nicht der Herr Redacteur in die Lob-Poſaune geſtoßen. Der ſuperbe Luſtre iſt ein Cadeau von einem Komödianten, der durch den Beiſtand des Journaliſten illustre wurde.

Raſch in ihr Garderobe-Zimmer. Drei echte Shawls. Von wem? Den rothen von einer fremden Schauſpielerin, die, als ſie dem Journaliſten einen Empfehlungsbrief überreichte, ihn in Gedanken auf dem Sopha liegen und, wie vorauszuſehen war, nicht abholen ließ. Den blauen erhielt ſie von einem Virtuoſen, der Concerte gab und den weißen von einem Taſchenſpieler.

Der Herr Gemahl iſt unbeſtechlich, er nennt ſich journaliste incorruptible. Wehe dem, der ſich erdreiſten möchte, ihn durch Champagner oder andere captationes benevolentiae beſtechen zu wollen. Seiner Frau Gemahlin kann der Künſtler Geſchenke machen, ſo viel er will. Das kann er Niemandem wehren!

Es vergeht kein Tag, an welchem ſie nicht zehn bis zwölf Viſiten von Leuten erhält, die um ihre Gunſt ſich bewerben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Gründe dazu haben. Es vergeht aber auch kein Tag, an welchem ſie nicht wenigſtens ein Cadeau erhält. Morgens empfängt ſie Beſuche, Nachmittags fährt ſie ihr Gemahl im Cabriolet bald da-, bald dorthin, Abends beſucht ſie entweder ein Theater oder ein Concert, einen Ball oder eine Theegeſellſchaft.

Sprich, holde Leſerin, lebt dieſe Dame nicht wie Gott in Frankreich? Es gibt kein Feſt, zu dem ſie nicht eingeladen wird, es gibt kein Vergnügen, an dem ſie nicht Theil nimmt. Möchteſt Du, reizende Leſerin, nicht auch ſo leben? Du lächelſt und nickſt mit dem Köpfchen. Das heißt ſo viel als Oui! Eh bien, höre meinen Rath. Nimm auch Du Dir einen Redacteur zum Mann; ich würde hinzuſetzen: „nimm mich, wenn Du ſo gut ſein willſt,“ ſo eben fällt mir aber ein, daß ich ſchon verſagt bin.

## 80.

## Merkwürdige Experimente.

> Es war einmal . . . . .
> Aus einem alten Zaubermährchen.

. . . . Ein junger Mann kam zu mir. Ich fragt' ihn, wer er ſei, und war um ſo neugieriger, ihn kennen zu lernen, da ſeine einnehmende Geſichtsbildung und ſein anziehendes Benehmen mich lebhaft intereſſirten. Der junge Mann gab mir zur Antwort, daß er ſchon geſtern bei mir geweſen, mich nicht zu Hauſe getroffen und deshalb bei meinem Bedienten eine Karte zurückgelaſſen habe. Er bat mich mit lieblicher Stimme, ich möchte die Güte haben, vor den Spiegel zu treten — ich würde da ſeine Viſitenkarte ſtecken ſehen und durch ſie Alles erfahren, was ich von ihm zu wiſſen wünſchte. Ich machte den Einwand, daß an meinen Spiegeln eine ſolche Unzahl von Karten hinge, daß es mir unmöglich wäre, aus ſo viel Hunderten die Seinige herauszufinden, ohne ſeinen Namen zu wiſſen. Er lächelte und wiederholte ſeine Bitte, hinzufügend, daß mir ſeine Viſitenkarte vor allen Andern in die Augen ſpringen werde. Um mir das Suchen zu erſparen, fragte ich ihn, ob an dieſem oder jenem Spiegel ſeine Karte ſtäke. An welchem Sie wollen, meinte er. Ich trat alſo vor einen meiner Spiegel. Mit neugierigem Auge durchflog ich die Karten-Phalanx. Himmel, was ſah ich da?! Ein blaues Wunder. Ich rieb mir die Augen (denn ich glaubte, geträumt zu haben) und durchflog noch einmal die Karten. Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler und wiederum Döbler. Ich ging zum andern Spiegel, muſterte auch da die Karten. Aber neues, blaues Wunder! Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler, wiederum Döbler und überall Döbler. Auf allen meinen Karten ſtand der Name Döbler. Parbleu! was iſt das, rief ich verwundert aus. Herr, ſind Sie vielleicht der Teufel? Nein, antwortete er. Alſo ſeine Großmutter? Auch das nicht.

In dem nämlichen Augenblick erinnerte ich mich, daß es jener Döbler ſei, für den ſich unſer Vater Göthe ſo lebhaft intereſſirt hatte.

Sein Entrée war höchſt überraſchend. Ich bat ihn Platz zu nehmen. Wir ſprachen von Göthe, vom Tivoli, von den Polen, von der Cholera und von Auſtern. Da brachte man mir mein Frühſtück. Ich fragte Herrn Döbler, ob es ihm gefällig wäre, ein Täßchen Chocolade zu trinken. Er war ſo artig, mein Anerbieten anzunehmen. Mein Bedienter brachte ihm eine Taſſe.

Zuerſt goß ich ihm, dann mir die Taſſe voll. Und das abgebrochene Geſpräch begann von Neuem.

Wir ſprachen von Conſtitution, Cajaputöl, Häuſerſperren, Maulſperren und von mehr dergleichen Dingen. Mitunter that ich einen Zug aus meiner Taſſe. Noch niemals hatte mir die Chocolade ſo gut geſchmeckt, als an jenem Morgen. Aber Herrn Döbler ſchien ſie nicht zu behagen, denn er rührte immer mit dem Theelöffelchen herum und ſchnitt bisweilen einige ſonderbare Mienen.

— Warum trinken Sie nicht? Schmeckt Ihnen meine Chocolade nicht? Sagen Sie es mir, geniren Sie ſich nicht.

— Sie ſcheinen . . . ſich geirrt zu haben. Das was Sie mir eingeſchenkt haben, iſt nicht Chocolade!

— Nicht?! was denn?

— Es iſt . . .

— Na, was iſt es?

— Es iſt . . .

— Geniren Sie ſich nicht, reden Sie! Es iſt . .

— Blos Kaffee.

— Was, Kaffee? nicht möglich! Ich habe ja beide Taſſen aus ein und der nämlichen Kanne eingeſchenkt. Wenn ich nun Chocolade habe, ſo müſſen Sie doch ſchlechterdings ebenfalls Chocolade haben. Erlauben Sie, daß ich aus Ihrer Taſſe koſten darf.

Ich trank aus ſeiner Taſſe und überzeugte mich — o neues Wunder — daß in dieſer Taſſe nicht Chocolade, ſondern Kaffee war.

— Aber, wie geht das zu, daß in Ihrer Taſſe: Kaffee und in der meinigen: Chocolade iſt?

— Wiſſen Sie denn gewiß, daß in Ihrer Taſſe Chocolade iſt? Mir ſcheint, Sie irren ſich. Erlauben Sie mir wohl, daß ich nun auch Ihre Taſſe verſuchen darf?

— Sehr gern; trinken Sie . . .

Er trank nun auch aus meiner Taſſe und — fing zu lachen an.

— Worüber lachen Sie?

— In Ihrer Taſſe iſt ja auch keine Chocolade.

— So? Was denn?

— Camillenthee.

— Wie, Camillenthee! Wollen Sie mich zum Beſten haben?

— Verſuchen Sie nur einmal.

Ich trank und wog jeden Tropfen auf meiner Zunge — koſtete, trank wieder, koſtete abermals — und — Was ſagſt Du dazu, lieber Leſer, in einem Nu hatte er meine Chocolade in Camillenthee verwandelt. Du kannſt, wenn Du ſo gut ſein willſt, Dir mein Erſtaunen vorſtellen. Ich bat ihn, mir dieſes Experiment zu erklären. Ein ander Mal (ſagte er) will ich Sie einweihen in dieſes kleine Myſterium der natürlichen Magie. Es wäre unbeſcheiden von mir geweſen, wenn ich durch meine Bitten noch länger verſucht hätte, ihm ein Geheimniß zu entreißen, um meine und vielleicht auch Deine Neugier zu ſtillen.

In dieſem Zauberbüchlein (er holte eine geſtickte Brieftaſche mit einem kleinen Schlößchen aus der Seitentaſche ſeines Fracks hervor), in dieſem kleinen Zauberbüchlein habe ich mir einige meiner kleinen Experimente aufnotirt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo leſen Sie es. Er reichte mir die Brieftaſche; ich nahm ſie, konnte ſie aber nicht öffnen.

— Ich brauche wohl einen Schlüſſel, um dieſes Schlößchen zu öffnen.

— Bewahre. Sagen Sie: ouvrez la porte und es ſpringt von ſelbſt auf.

Ich ſagte: Ouvrez la porte, und die Brieftaſche öffnete ſich.

Mit geſpannter Neugier blätterte ich in den beſchriebenen Roſablättchen herum. Mort de ma vie, was fand ich da für merkwürdige Experimente!!! Wenn das Alles wahr iſt, was in ſeiner Brieftaſche ſtand, wenn er all' dieſe Kunſtſtücke ausführen kann, ſo iſt Herr Döbler ein Boſco-Pettorelli, ein zweiter Philadelphia, ein Teufelskerl, ein Tauſendſaſſa.

Hr. Döbler wird es nicht übel nehmen, wenn ich einige Sachen ausplaudere, um meinen Leſern zu ſagen, was ſie von ſeinen Productionen zu erwarten haben.

### Erſtes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt einen kerngeſunden Menſchen, dem ſo wohl wie einem Fiſch im Waſſer und einem Geſandten beim Weine iſt. Dieſen kerngeſunden, kräftigen Menſchen wickelt er in ein paar Nummern der Preußiſchen Staatszeitung. Er ruft: Eins, Zwei, Drei! Was geſchieht? Der arme Mann bekommt die Cholera. Bon!

### Zweites Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt einen Cholera-Kranken, der ſchon in den letzten Zügen liegt und ſo zu ſagen nicht mehr pipſen kann. Er nimmt dieſen armen Teufel beim Kragen und wirft ihn ohne Umſtände in ein Faß, worin Burgunder aus der * *ſchen Weinhandlung iſt. Wie die Cholera einen Schluck von dieſem Burgunder im Magen hat, bricht ihr der Angſtſchweiß aus. Sie bekommt das Manchettenfieber und nimmt Reißaus. Eins, Zwei, Drei. Was geſchieht? Der Cholera-Kranke iſt wieder ganz geſund. Bon!

### Drittes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler bittet ſich von den verehrten Herren und Damen ein Paar obſcure Dichter-Namen aus. Jeder der Anweſenden gibt ihm den ſeinigen und ſo bekommt der Künſtler über hundert ſolcher Obſcuritäten zuſammen. Was thut er? Er ladet ſie alle in eine Piſtole und — ſchießt ſie los. Aus den lumpigen Maculatur-Namen wird plötzlich ein Ausſchuß! **Bon!**

### Viertes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt die Treue einer Frau, die Ehrlichkeit eines Advocaten, das Gewiſſen eines Miniſters, die Kenntniſſe eines Geſandten, die Unſchuld einer Primadonna, den Muth eines großen Schreiers, den Patriotismus eines Heuchlers und die Sparſamkeit eines kleinen Fürſten; reicht dieſe Sachen Stück für Stück herum, zeigt, daß nichts dahinter ſteckt und wirft dann Alles in eine Pot-de-chambre-ähnliche Caſſerolle. Er deckt ſie zu, ladet abermals eine Piſtole und ſchießt ſie los. Was geſchieht? Eins, Zwei, Drei und — die Treue der Frau, die Ehrlichkeit des Advocaten, das Gewiſſen des Miniſters, die Kenntniſſe des Geſandten, die Unſchuld der Primadonna, der Muth des Schreiers, der Patriotismus des Heuchlers und die Sparſamkeit des Fürſten ſieht man an einem Nagel hängen. Vielleicht haben die Perſonen ſelbſt dieſe Eigenſchaften an den Nagel gehängt. **Bon!**

### Fünftes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt unſern wohlbekannten Pater Rinaldo Lump, zerreißt ihn, wie einen alten Wiſch, in Millionen kleine Stücke und wirft ſie alle durch das

Fenſter in eine (sit venia verbo) Miſtgrube. Drauf reißt er die Sonne vom Himmel herunter und wirft ſie ebenfalls in dieſe Grube. Es wird ſtockfinſter, ein ſcheußliches Gewürm reckt ſeine Hälſe empor und alsbald wimmelt die Erde von Millionen Rinaldo-Lumpchen. Drauf holt der Kunſtler aus ſeiner Schublade eine wahrheitliebende Feder hervor. Dieſe ſendet furchtlos einen ſchwarzen Kugelregen auf das Ungeziefer ab und bohrt es in den Sand. Bon!

### Sechstes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt Raupach's „Frauen von Elbing,“ „Gliedermann,“ „Konig Friedrich,“ „Naſenſtüber,“ „Harfenmädchen,“ „Schleichhändler“ und noch ein halbes Dutzend andere Luſt- und Trauerſpiele von dieſem Dichter, dann die ſämmtlichen Vaudevilles der Herren v. Holtei und Angely, und die ſämmtlichen Rellſtab'ſchen Recenſionen, ladet all' dieſen Plunder in eine große Piſtole, fullt ſie mit Pulver, und will damit die Literatur, die Dichtkunſt und die Kritik todtſchießen. Es will aber nicht gehen; es brennt und knallt nicht. Der Kunſtler beweiſ't dadurch, daß all' die Sachen, die er in die Piſtole geladen, keinen Schuß Pulver werth ſind.

## 81.

## Meine Damenbekanntſchaften.

Emil ſagte mir, er beneide mich. Um was? Vielleicht um meine Schulden? Nein, um meine Damenbekanntſchaften! Ich gab ihm zu verſtehen, daß nicht Alles, was da glänzet, Gold ſei.

Bekanntſchaften mit ſchönen Damen haben zwar etwas Süßes, etwas Reizendes, das allerdings neidenswerth iſt, allein — ſie haben zuweilen auch etwas Unangenehmes.

Umgang mit ſchönen, geiſtreichen Frauen, iſt die Hochſchule, auf der man ſeine Bildung und zarte Geſittung aus dem Fundamente lernt; wir Männer müſſen aber manchmal dieſe Collegia ſehr theuer bezahlen.

Von Einer geiſtreichen Frau lerne ich mehr als von fünf geiſtreichen Männern, drum gehe ich millionenmal lieber mit Frauen als mit Männern um. Und dennoch bekenne ich es frei, daß der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte zuweilen etwas Drückendes hat.

Ich zweifle, ob es einen jungen Mann in Berlin gibt, der mehr Damenbekanntſchaften hat, als meine geringe Wenigkeit. Meine Freunde nennen mich Damenknecht. Immerhin! Sie möchten es ja auch ſein! Iſt doch Emil nicht der Einzige, der mich um dieſes ſchöne Glück beneidet.

Augenblicke gibt es aber, in denen ich dieſes Glück herzlich gern einem meiner Neider leihen möchte, damit er ſich überzeuge, daß auch dieſe Roſe ihre Dornen, daß auch dieſer Honig ſeine Bitterkeit habe.

Höre zu, lieber Leſer.

Wenn ich zur Frau von S. komme, muß ich meine Arme zu einem Zwirnhaspel hergeben. Wenn ich der Madame M. meine Aufwartung mache, muß ich mit ihr Schach ſpielen. Wenn ich der Frau von H. einen Beſuch abſtatte, muß ich ihr Etwas aus ihren Lieblingsſchriftſtellern, aus dem Tromlitz oder Clauren vorleſen. Wenn ich mich beim Fräulein S. anmelden laſſe . . . , muß ich ihr Charpie zupfen helfen. Wenn ich zum Fräulein A. komme, ſo wartet ein Knäuel auf mich, der von mir entwirrt ſein will. Wenn ich bei Madame C. meine Viſite mache, muß ich Stickmuſter für ſie zeichnen. Wenn ich mich in der Geſellſchaft der Frau von M. erholen will, muß ich ihr Unterricht in der Botanik ertheilen. Wenn ich zu Madame Z. komme, ſo muß ich ihrem Hunde und nebenbei auch ihrem Gemahle ſchön thun. Und warum das Alles? Damit ich mich rühmen dürfe, Eintritt in das Boudoir vieler Frauen zu haben.

Die Damen ſetzen meine Geduld nicht ſelten auf eine allzuharte Probe. Heißt es nicht zu viel von mir verlangt, wenn meine beiden Arme eine Viertelſtunde wie Windmühlenflügel arbeiten müſſen? Wozu gibt es denn Zwirnhaspel und Zwirnmänner auf der Welt! — Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich drei Stunden hindurch mit einer Dame Schach ſpielen, mein Gehirn anſtrengen und am Ende doch die Partie verlieren muß, um die Pflichten eines Galanthomme zu erfüllen!

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich, der abgeſagte Feind aller Romane, bongré malgré eine Novelle von Clauren oder Tromlitz hinunterſchlucken muß. Die Buchſtaben kommen mir wie Mohnkörnchen vor, meine Augen fallen zu. Ich darf aber weder gähnen, noch einſchlafen, denn Eines wie das Andere hieße ſich gegen den Bonton verſündigen.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich ein Paar Stunden Charpie zupfen muß? Ja, wäre die Charpie für Polen beſtimmt, ſo ließ ich's mir gefallen; Fräulein S. braucht aber die Charpie, um andere Wunden zu vernarben.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich mich mit einem verwirrten Zwirnknäuel abplagen muß? Lieber wollte ich doch zehn gordiſche Knoten als einen Zwirnknäuel löſen, den man, blos aus Malice, vorſätzlich verwirrt und verknetet hat.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Stickmuſter zeichnen muß? Ließ mich deshalb mein Papa im Zeichnen unterrichten, damit ich einſt auf meine alte Tage, Muſter für Halskragen, Schnupftücher und dergleichen Utenſilien angeben könne. O malheureux que je suis!

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Lectionen in der Botanik ertheilen muß. So eine neugierige Dame kann oft mehr fragen, als ich zu beantworten im Stande bin. Neulich verlangte Frau von M. zu wiſſen, wieviel Arten von Pelargonium es gäbe. Vor fünf Jahren hatte ich hundert Species von dem Genus aufzählen können — jetzt aber Parbleu! man vergißt ſo Manches in der Welt, mithin auch wohl ein paar Pflanzen.

Emil fragte mich, wie ich es anfange, daß mir die Damen nicht abhold wären.

Ich gab ihm, aufrichtig genug, die bekannte Lehre: „Suche zu gefallen und Du wirſt gefallen.“

Um den Frauen zu gefallen, muß man aber ſehr wenig von Liebe mit ihnen reden. Wenn wir zu ſchmachten und zu ſchwärmen anfangen, ſo werden wir Männer faſt ſtets etwas langweilig. Das wirſt Du, guter Leſer, vielleicht ſchon aus eigener Erfahrung wiſſen. Nichts aber iſt den Damen unerträglicher, als ein langweiliger Mann. Sie wollen von uns unterhalten ſein. Wer das kann, dem werden ſie den Orden ihrer Gunſt ins Knopfloch ſtecken und ihn zum Ritter ihres Herzens krönen.

Unſere Zierbengel glauben ſehr angenehm zu erſcheinen, wenn ſie das Ohr der Schönen mit Liebesfloskeln vollſtopfen. Sie wiſſen ſich mit den Damen von keinem andern Gegenſtande als von Liebe zu unterhalten. Manchmal nehmen ſie nur deshalb die Miene eines Verliebten an, damit ſie Stoff zu Geſprächen finden. Die Bengelchen fangen zu ſeufzen, zu ſchwärmen, zu heulen und zu winſeln an und ſind der Meinung, die Dame dadurch unterhalten zu haben.

Ich kenne einen vielblätterigen Kranz von Frauen, aber keine von Allen incommodire ich mit Geſtändniſſen meiner Liebe. Ich unterhalte eine Jede auf andere Weiſe, aber Keine von Allen langweile ich durch die Ach- und O-Leier zärtlicher Gefühle.

Folge meinem Beiſpiel, Emil, und die Frauen werden Dich weit lieber als jene lieberöchelnde Grasmücken haben, die ſich Frauengunſt erſeufzen wollen.

## 82.

## Der Affe und das Billetdoux.

(Factiſch.)

Gabriele konnte dieſen Affen nicht leiden. Sie war deshalb ſo gegen ihn eingenommen, weil eine Kartenlegerin (gleich nach der Hochzeit) ihr prophezeiht hatte, dieſer Affe werde einmal Urſachen zu einer Eheſcheidung herbeiführen.

Gabriele (wie alle Frauen ein klein wenig abergläubig) war ſeit jener Weiſſagung dem armen Affen ſo gram, daß ſie wer weiß was darum gegeben, wenn ihr Jemand dieſen Affen geſtohlen oder umgebracht hätte.

Wohl hundert Mal bat ſie ihren Gatten, dieſe „abſcheuliche Vieh“ zu verkaufen.

Der Gatte fragte ſie, was ſie gegen dieſes anſtändige und ſolide Thier einzuwenden habe?

Sie könne es nicht ſehen, antwortete ſie, es wär ihr furchtbar zuwider, ſie würde krank werden, wen er dieſes „abſcheuliche Vieh“ nicht bald aus dem Hauſ ſchaffe.

Der Gemahl ließ ſich dadurch nicht wankend machen Für ihn hatte der Affe einen großen Reiz, denn ein ſeiner frühern Liebſchaften hatte ihm einmal dieſe Vieh zu ſeinem Namenstage geſchenkt. Man wir es ihm alſo nicht verargen können, daß er den Affe als ein Souvenir anſah, an dem ſein Herz und ſein Seele hing.

Unſer Pärchen, wiewohl erſt drei Jahre verheirathet, fing ſchon lau zu werden an. Der Gemah renovirte ſeine alten Damenbekanntſchaften, ſuchte neu und machte nicht Einer, ſondern Zehnen die Cour.

Gabriele grämte ſich Anfangs, ſpäter aber wollt ſie ſeine Untreue mit gleichen Waffen ſchlagen und lie ſich daher die Huldigungen einiger ihrer Hausfreund gefallen, unter denen der junge Herr von F. ſie am meiſten anſprach.

Herr von F. gehörte zu jenen Gewächſen, die der Franzoſe roué aimable nennt.

Weißt Du lieber Leſer, was ein Roué aimable iſt? — Es iſt ein Weſen, das, wenn gleich blutarm, doch alle Moden mitmacht. Es hat gewöhnlich nur einen Anzug, aber dieſer eine Anzug iſt höchſt elegant und durch und durch nach der jüngſten Mode. Ein aimable roué ſieht wie ein Modekupfer aus, das man aus einem Journal herausgeſchnitten. Der Roué iſt, wie geſagt, arm; ſo lange er lebt, bleibt er ein Schuldner des Schneiders, des Schuh- und Hutmachers. Der Roué müßte verhungern, wenn es nicht Frauen auf der Welt gäbe, die ſich ein Vergnügen daraus machen, einem jungen, ſchongewachſenen Mann dann und wann (hinter dem Rücken ihres Gemahls) ein Paar Louis zufließen zu laſſen, damit er ſich an ſie attachire. Für ein Paar Louis entfaltet der Roué ſo viel Liebe und Zärtlichkeit, als man nur immer verlangen kann. Für ein Paar Louis ſtellt er ſich in jede Frau, und wäre ſie noch häßlicher als eine Nachteule und älter als eine der Berliner Primadonnen, bis zum Wahnſinn verliebt. Der Roué kann ſeufzen, ſchmachten und ſchwärmen, ohne auch nur im mindeſten verliebt zu ſein; kurz für ein Paar Louis macht er den Frauen den Hof, auf welche Art ſie wollen.

Herr von F. wußte ſich durch ſein geſchmeidiges Betragen ſo tief in Gabrielens Herz einzuniſten, daß ſie ihm allmählig die Rechte zugeſtand, auf die ſonſt nur der Gemahl Anſprüche machen durfte. Dabei wußte ſie ſeine liebenswürdige Zärtlichkeit und ſeinen unermüdlichen Dienſteifer bald durch dieſes bald durch jenes Cadeau zu belohnen und wohlweislich von Neuem anzuſpornen.

Schon manches Goldſtück war in des Roué's nimmerſatte Börſe gefloſſen. Dafür wurde Herr von F. mit jedem Tage zärtlicher und zutraulicher gegen ſie.

Eines Tages ſandte er an Gabrielen (durch die Stadtpoſt) ein Billetdoux, welches dergeſtalt von Liebesfloskeln und Treuverſicherungen wimmelte, daß Gabrielen als ſie las, eine Thräne ins Auge kam.

Mehr als zehn Mal las ſie das Liebesbrieflein unentſchloſſen, was ſie mehr bewundern ſollte, den poetiſchen Gedanken-Schwung oder die unauslöſchliche Liebe, die ſich ſo klar und deutlich in jenen Zeilen abſpiegelte.

In einem kurzen **Postscriptum** hatte ſie Herr von F. um 20 Louis erſucht. Wie hätte ihm Gabriele eine ſolche Kleinigkeit abſchlagen können! Sie ſteckte das Brieflein in das unzugängliche Heiligthum ihres Buſens, ging über ihre Chatulle, nahm 20 Louis heraus und ſandte ſie durch einen ihrer Diener, deſſen Verſchwiegenheit ſie in ähnlichen Fällen ſchon oft erprobt gefunden, an Herrn von F.

Vier Tage waren verfloſſen. Gabriele hatte das Liebesbrieflein ſorgfältig ins Toilettenkäſtchen geſteckt, damit es den Augen ihres Gemahls verborgen bleibe. Der Zufall wollte aber, daß ſie die Toilette eines Tages zuzuſchließen vergaß.

Da ſie nicht zu Hauſe war, hatte der Affe freien Spielraum in ihrem Boudoir. Er machte die Toilette auf, beguckte ſich in dem Spiegel, bürſtete ſich die Zähne, parfümirte ſich und äffte überhaupt Alles nach, was er ſo oft von Gabrielen geſehen, wenn ſie Toilette machte.

Endlich fiel ihm auch das Billetdour in die Augen. Er hatte es ſo oft in den Händen Gabrielens geſehen und wollte es nun auch einmal leſen. Er ſetzte ſich aufs Canapee, drückte ſich in eine Ecke, öffnete den Brief und that grade ſo, als ob er ihn wirklich leſen könne. Er machte es wieder zu und bald wieder auf — denn Gabriele hatte es ja auch ſo gemacht.

Unglückſeliger Weiſe kam der Herr Gemahl dazu. Er ſah, daß der Affe mit einem Brieflein ſpiele und entriß es neugierig ſeinen Händen.

Der Affe fletſchte die Zähne, kratzte mit der linken Hand ſeine linke Hüfte und nahm eine ſchadenfrohe Miene an, gleichſam, als ob er wüßte, daß er der armen Gabriele, ſeiner Feindin, einen Schabernack geſpielt.

Der Gemahl gerieth, als er das Billetdoux geleſen, in eine koloſſale Wuth. Wer kann ihm das verdenken? Wenn Du Dich, lieber Leſer, jemals in einer ähnlichen Lage befunden haſt, ſo wirſt Du wiſſen, daß Zorn und Rache in ſolcher Aufregung ans Viehiſche ſtreifen.

Er biß ſich vor Wuth faſt die Zunge ab, tobte und fluchte, zerſchlug verſchiedene Spiegel und diverſe Stühle und brütete mörderiſche Plane aus.

Der Monolog, den er hielt, verdient erzählt zu werden:

„Gabriele hat alſo einen Courmacher und noch dazu einen Courmacher, den ſie für ſeine Zärtlichkeit beſolden muß; hätte ſie ihm blos ihr Herz geſchenkt, hätte ich das Auge zugedrückt und als Philanthrop durch die Finger geſehen. Sie hat ihm aber auch 20 Louis geſchenkt. Das fordert Rache! Aus dieſem Billetdoux geht überdies nur zu klar hervor, daß es nicht das erſte Mal iſt, daß Gabriele mit meinem Golde ſeine Börſe gefüllt. 20 Louisd'or! Wie kann man bei ſo ſchlechten Zeiten ſo ſplendid, ſo generös ſein. Ich mache 10 Frauen die Cour, aber für Alle zuſammen gebe ich nicht 20 Louis aus. 20 Louis! Unerhört! Wuthentbraunt warf er ſich aufs Sopha und — ſchlief ein.“

Gegen Abend kam Gabriele nach Hauſe. Ihr Gatte fing zu ſticheln an, hielt ihr endlich das Billetdoux unter die Naſe und fing von Neuem zu raſen an. Das Trauerſpiel endete ſich damit, daß der erzürnte Gatte den Schwur that, morgen in aller Frühe eine Scheidungsklage anhängig zu machen.

Er hielt Wort. Die Weiſſagung der Kartenlegerin iſt wirklich in Erfüllung gegangen. Der Affe hat eine Eheſcheidung herbeigeführt. Gabriele iſt ſeit drei Monaten von ihrem Gatten geſchieden und lebt auf ihrer Villa, von Gewiſſensbiſſen gequält.

* * *

Edle Frauen, betrachtet Gabrielen als ein warnendes Beiſpiel. Haltet Euch keine Affen und keine Courmacher!

## 83.

## Scenen in der Pariſer Theater-Garderobe. (Vor Anfang der Oper.)

(In Berlin geſchieht ſo etwas niemals.)

Eine junge Sängerin ſteht vor dem Spiegel und kleidet ſich an. Die Mutter ſchnürt das Mieder ſo feſt, als es die Tochter ertragen kann, dann reicht ſie ihr das Spitzenkleid, das auf dem Sopha liegt. Die Sängerin ſchlüpft eben mit dem einen Arme in den Gigot — da klopft es.

**Sängerin.** Mutter, ſehen Sie doch einmal nach, wer draußen iſt.

**Mutter.** Gleich, liebes Kind. (Die Mutter riegelt auf, ſteckt den Kopf zur Thür hinaus, ſieht, wer draußen iſt, murmelt: Guten Abend, zieht den Kopf zurück und riegelt wieder die Thür zu.) Der Lieutenant iſt draußen, liebes Kind. Soll ich ihn hereinlaſſen?

**Sängerin.** Alphons? Ich bin zwar noch nicht ganz angezogen, vor Alphons hat dies aber nichts zu ſagen. Machen Sie ihm auf, Mutter!

**Mutter.** Gleich, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Officier herein.)

**Offizier.** Guten Abend, Zerlinchen . . .

**Sängerin.** Guten Abend, lieber Alphons. Wie geht's? Ich hoffte, Sie heute Nachmittag bei mir zu ſehen. Wer nicht kam — war mein Alphons. Wo haben Sie denn geſteckt, Sie Loſer?

**Offizier.** War bei meinem Alten zum Diner. Kann ich Ihnen bei Ihrer Toilette behülflich ſein, Zerlinchen . . .?

**Sängerin.** O ja! Häkeln Sie mir hinten das Kleid zu.

**Offizier.** Auf der Stelle. (Der Lieutenant legt Hut und Degen ab, zieht die Handſchuhe aus und häkelt der Sängerin das Kleid zu.)

**Mutter.** Sieh nur, wie ſchnell das geht. Herr Lieutenant, Sie müſſen in Ihrem Leben ſchon viele Kleider zugehäkelt haben.

**Offizier** (lacht). Das will ich meinen.

**Sängerin.** Alphons weiß überall Beſcheid . . Wie ſpät iſt es wohl jetzt?

**Offizier.** Schon halb Sieben vorbei.

**Sängerin.** Herr Gott, da muß ich mich tummeln. Mutter, ſchnell den blauen Seidengürtel her.

**Mutter.** Wo liegt er denn, liebes Kind? Ich ſuch' ihn ſchon überall, kann ihn aber nicht finden.

**Sängerin.** Alphons, laſſen Sie jetzt die Neckereien, Sie ſehen ja, daß ich eilen muß. Vielleicht liegt der Gürtel im Korbe?

**Mutter.** Auch da iſt er nicht!

**Sängerin.** Sie haben ihn wohl gar zu Haus gelaſſen?

**Mutter.** Es kann wohl ſein, liebes Kind.

**Sängerin.** So? Da können Sie hübſch nach Haus gehen und ihn holen. Alphons, Sie können ſich keinen Begriff von der Nachläſſigkeit meiner Mutter machen. Bald vergißt ſie die Schminke, bald die Pomade, bald das Baret, bald die Handſchuh mitzunehmen. Der Gürtel iſt alſo wirklich nicht da? (Fängt zu ſuchen an.) Aber liebe Mutter, ſind Sie denn blind? Da liegt er ja ganz breit auf der Sophalehne.

**Mutter.** Verzeih, liebes Kind. Es iſt etwas dunkel im Zimmer; die Lampe brennt nicht hell — Du weißt, ich kann nicht mehr gut ſehen.

**Sängerin.** Immer Ausreden. Was Sie ſehen *wollen*, das ſehen Sie ſehr gut. Nicht wahr, Alphons?

**Mutter.** Sei nicht böſe, liebes Kind.

**Sängerin.** Alphons, laſſen Sie die Neckereien. — Schnell den Blumenſtrauß!

**Mutter.** Hier, liebes Kind.

**Sängerin** (ſteckt den Blumenſtraus in den Buſen und beguckt ſich in dem Spiegel von allen Seiten). Nun, Alphons, wie gefällt Ihnen mein neues Kleid?

**Offizier.** Es ſteht Ihnen magnifique.

**Sängerin.** Schmeichler! Und der Kopfputz?

**Offizier.** Iſt göttlich!

**Sängerin.** Und das Blumen-Bouquet?

**Offizier.** Iſt himmliſch! Sind das *echte* Blumen? (Riecht an dem Blumenſtrauß.)

**Sängerin.** Freilich ſind es echte Blumen!

An mir iſt gar nichts falſch. (Giebt ihm einen kleinen Backenſtreich und bald darauf einen Kuß.)

(Man klopft.)

**Sängerin.** Wer da?

**Director.** Machen Sie nur auf, ich bin es, der Director.

**Mutter.** Soll ich aufmachen, liebes Kind?

**Sängerin.** Ja wohl! Das verſteht ſich ja von ſelbſt.

**Mutter.** Nu, nu, werde doch nicht gleich böſe, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Director herein.)

**Director** (tritt ein, ohne Hut, die Hände in der Seitentaſche und den Zahnſtocher im Munde.) Guten Abend. Schon angezogen?

**Sängerin.** Fix und fertig. Werden wir bald anfangen?

**Director.** Wir haben noch ein gutes Viertelſtündchen Zeit.

**Sängerin.** Wird es voll werden?

**Director.** Ich glaube. (Er ſetzt ſich aufs Sopha, lehnt ſich in die Ecke, legt einen Fuß über den andern, ſpielt mit der einen Hand in ſeinen Haupthaaren und mit der andern mit ſeinen Uhr-Berlocques.)

**Offizier.** Fräulein, ich werde mich empfehlen.

**Sängerin.** Adieu, Alphons. Sie gehen doch ins Theater?

**Offizier.** Das verſteht ſich.

**Sängerin.** Nach der erſten Arie bitt' ich zu applaudiren.

**Offizier.** Das verſteht ſich.

**Sängerin.** Nach dem Duett erſuche Sie, da capo zu rufen.

Officier. Das verſteht ſich. (küßt ihr die Hand, grüßt den Director und will gehen.)

Sängerin. Sie kommen doch morgen?

Offizier. Um 9 Uhr ganz beſtimmt. (geht.)

Director. Wer war der junge Mann?

Sängerin. Ein reicher Cavalier.

Director. Sie thun ja ſehr zärtlich mit ihm.

Sängerin. Das hat ſeine Gründe. Er iſt reich — generös — ich ſtelle mich verliebt —

Director. Genug, . . . iſt verſtehe . . . . (ſteht auf) Jetzt muß ich zur Kaſſe gehen. In den Zwiſchenakten komme ich wieder ein Bischen herauf. (geht.)

Sängerin. (beguckt ſich abermals im Spiegel, macht die Bracelets um und probirt einige Triller und Rouladen.)

Mutter. (räumt das Zimmer auf.)

(Man klopft.)

Sängerin. Herein!

(Der Journaliſt tritt ein. Er behält den Hut auf, hat eine Reitgerte in der Hand und eine Roſe im Munde.)

Journaliſt. Guten Abend, mein Engel.

Sängerin. (ſieht ihn an.) Ach, Sie ſind es, ich hielt Sie anfangs für meinen Legationsrath. Es freut mich, daß Sie kommen. Hören Sie, theuerſter Freund, ich habe heute ein Bischen Angſt.

Journaliſt. Warum, mein ſüßer Engel.

Sängerin. Ich habe die Partie etwas vernachläſſigt.

Journaliſt. Aengſtigen Sie ſich nicht. Was kann Ihnen geſchehen. Ihre Garde ſchützt Sie vor jeder Gefahr.

Sängerin. Aber die Journale . . .

Journaliſt. Kind, dafür laſſen Sie nur

mich ſorgen. Ich bin Mitarbeiter an 25 Journalen, liefere unter allen Buchſtaben Kritiken für die Blätter . . .

**Sängerin.** (Hält ihm den Mund zu.) Freund, reden Sie nicht ſo laut. Gleich nebenan iſt das Ankleidezimmer der rothköpfigen Tänzerin. Sie horcht immer, und kann jedes Wort hören, was in meinem Zimmer geſprochen wird. Man muß ſich in Acht nehmen vor dieſer neidiſchen Plappermühle.

**Journaliſt.** Auf dieſe Tänzerin habe ich ſchon lange einen Zahn. Ich werde ſie nächſtens in zwölf Journalen herunterreißen, daß ſie an mich denken ſoll.

**Sängerin.** Freund, thun Sie das, aber je eher je lieber. Sie wiſſen gar nicht, wie hochmüthig dieſer Rothkopf iſt. Reißen Sie ſie nur recht ſtark herunter.

**Journaliſt.** Verlaſſen Sie ſich darauf. Wem meine Feder zu Leibe geht, der . . . .

**Sängerin.** Das weiß Niemand beſſer als ich. Früher haben Sie mich ja ſo maltraitirt . . .

**Journaliſt.** Blos deshalb, weil Sie ſpröde gegen mich waren . . . .

**Sängerin.** Aber jetzt?

**Journaliſt.** Jetzt bin ich vollkommen zufrieden mit Ihnen.

**Sängerin.** Horch — ſo eben beginnt die Ouvertüre.

**Journaliſt.** Nun geh' ich. Machen Sie ſich auf einen ſtürmiſchen Applaus gefaßt. Bekomm' ich einen Kuß?

**Sängerin.** Zwei für Einen. Apropos, wann ſehe ich Sie bei mir.

**Journaliſt.** Morgen Mittag eſſe ich bei Ihnen.

## 84.

## Die verhängnißvolle Enveloppe.

. . . Denn die Damen lieben mich. Ich weiß zwar nicht, weshalb? allein, was liegt daran; ſie lieben mich einmal und damit Punctum und — wenn Du willſt — Gedankenſtrich.

Auch Frau von R. (warum ſoll ich es verheimlichen) iſt mir nicht gram. Erſt neulich gab ſie mir einen neuen Beweis ihrer warmen Freundſchaft.

Ich war einer ihrer letzten Gäſte. Schon mehr als ein Viertelſtündchen wartete der Wagen, der mich nach Hauſe bringen ſollte. Es war ſchon Mitternacht — mithin hohe Zeit, mich zu empfehlen. Mit einem enormen Aufwand von Liebenswürdigkeit küßte ich ihre kleine, zarte Hand und wollte gehen.

— Sie haben keinen Mantel mitgenommen?

— Nein, ſchöne Frau.

— Sie wollen in einem Frack nach Hauſe fahren?

— Ja, ſchöne Frau.

— Das geht nicht, das erlaube ich nicht.

— Und warum nicht, meine Gnädige.

— Freund, Sie können ſich erkälten. Die Nachtluft, das feuchte Regenwetter, Ihre ſchwache Conſtitution, die Cholera! Gott! ich würde mir Gewiſſensbiſſe machen, wenn Ihnen ein Unglück zuſtieße.

— Ich ſoll alſo . . . .

— Hübſch artig ſein und thun, was ich Ihnen heiße. Ich will Ihnen eine meiner Enveloppen leihen. Da iſt ein Wickler, hüllen Sie ſich darin ein und kommen Sie gut nach Hauſe.

— O Prachtexemplar der Schöpfung! wie ſehr wetteifern bei Ihnen Schönheit und Güte um den Preis des Sieges.

Ich küßte zum zweiten Male ihre liebe Hand und ließ einen Seufzer los, mit dem ich Thüren hätte einrennen können. Ich warf die Enveloppe um und Frau von R. häkelte mir das Halskettchen zu. Dormez bien, ſagte ſie, rêvez de moi ſagte ich. Und zwei Minuten ſpäter rollte der Wagen fort.

Die Roſſe durchkreuzten die Straßen, als ob ihnen unſer Herrgott auf ein halbes Stündchen ein Paar Flügel geliehen hätte. Dicht in die Enveloppe gehüllt, drückte ich mich in die Ecke des Wagens und dachte — an wen anders, als an die liebenswürdige Frau von R.

Kaum fünf Minuten brauchte ich, um meine Wohnung zu erreichen. Ausſteigen, dem Kutſcher ein ſilbernes Vergißmeinnicht in die Fauſt zu drücken und das Hausthor öffnen — das Alles ging ſo ſchnell als Döbler's Volteſchlagen.

Ermüdet warf ich Frack und Enveloppe auf das Sopha hin, entkleidete mich in einem halben Nu und überſtieg einige eingelaufene Briefe und Beiträge, um — deſto ſchneller in Morpheus Mohn-Hotel anzukommen.

Wenn es Dich intereſſiren könnte, ſo würde ich Dir ſagen, daß ich von Onze et demie, 17 Thaler 16 Groſchen, von Frau von R. und einer neuerfundenen Mehlſpeiſe geträumt habe — allein, was geht das Dich an, ob ich von Dieſem oder Jenem geträumt habe; Dir iſt ſo etwas ganz gleichgültig, drum Punctum und — wenn Du nichts dawider haſt — Gedankenſtrich.

Am andern Morgen — ſchon um 9 Uhr — — beſuchte mich die kleine Clementine. Weißt Du, wer Clementine iſt? Eine von jenen eilf Glücklichen, denen ich in Augenblicken eines gelinden Wahnſinns das Heirathen verſprochen habe.

Als Clementine die Enveloppe auf dem Sopha ſah, fuhr ſie erſt auf und dann zuſammen. Ihre Eiferſucht ſchob ihr einen Gedanken in den Kopf, der ganz geeignet war, ſie auf 8 Tage, wenn auch nicht untröſtlich, doch ganz desperat zu machen.

— Darf man fragen, wie Sie zu dieſem Meubel kommen? Enveloppen pflegen ſonſt nur Frauen zu tragen. Haben Sie heute ſchon Damenbeſuche empfangen?

— Nein, ſüße Clementine.

Sie nahm den Wickler beim Wickel und ſah mich und ihn mit vielſagenden Augen an.

— Der Mantel liegt alſo ſchon ſeit geſtern Abend auf Ihrem Sopha?

— Ja, bittere Clementine.

— Nun weiß ich Alles. Wo Enveloppen ſind, müſſen auch Damen ſein und wo Damen ſind, müſſen auch — nun, Sie werden wohl wiſſen, was ich ſagen will.

— Nein, ſüße Clementine, ich weiß es nicht, was Sie ſagen wollen . . . .

— O pfui! Sie haben Ihre Treue gebrochen. Leben Sie wohl, nie ſehen Sie mich wieder.

Sie eilte wie ein Blitz davon. Ich wäre ihr ſicher nachgelaufen, wenn ich zum Unglück nicht noch in einem barbariſchen Negligee geſteckt hätte. Sie ging und kam (was ſonſt nie geſchehen) nicht wieder.

O Enveloppe, Enveloppe, Du haſt mich um Clementinens Liebe gebracht! Du haſt meine Unſchuld verdächtigt und einen Verdacht auf meine Solidität geworfen, der mich unendlich rührt. O

Enveloppe, Enveloppe, das werde ich Dir niemals vergeſſen!

Zehn Minuten ſpäter kam einer meiner Hausfreunde — der Executor. Ich ſollte 73 Thaler Gerichtskoſten zahlen oder — ausgepfändet werden. Da meine Börſe ſeit einigen Tagen an der Cholera morbus litt, ſo hatte ich nicht einmal ſoviel Goldſand, um meinen Hausfreund damit blind zu machen.

Ich zündete mir eine Havanna an, er ſchritt zur Pfändung. Nachdem er mit der rührendſten Gemüthlichkeit meine Garderobe in Beſchlag genommen, wollte er auch die Enveloppe mitgehen laſſen.

— Halt, verehrter Gönner! Dieſe Enveloppe gehört nicht mir.

— Wem denn?

— Kleiner Schelm! ſo forſcht man die Leute aus. Ich darf es nicht ſagen, wem ſie gehört.

— Wenn Sie nicht beweiſen können, daß die Enveloppe einer andern Perſon gehört, ſo muß ich . . .

— Nicht keck, edler Mäcen! Mein Ehrenwort mag Ihnen die Verſicherung geben, daß die Enveloppe nicht mir, ſondern einer Dame gehört.

— Welcher Dame?

— O Sie kleiner Vocativus! Wie kann man ſo neugierig ſein. Kurz und gut: Sie gehört nicht mir, mehr brauchen Ew. Wohlgeboren nicht zu wiſſen. Der Executor ging und ließ all' meine Sachen mit ſich gehen.

Wäre mir ſo ein Malheur (man könnte es allenfalls auch Pech oder Unglück nennen) zum erſten Male arrivirt — ich wäre perplex geweſen. Da aber kein Trimeſter vergeht, in welchem ich nicht zwei bis drei Mal rein ausgepfändet werde, ſo wird man's nicht übel nehmen, wenn ich mich über dieſe Kleinigkeit ruhig hinwegſetzte.

Der malitiöſe Gerichtsdiener! Er ließ mir nichts als die Enveloppe und ein Paar Pantalons von weißem Engliſchleder. In dieſem Anzug konnte ich doch unmöglich in einem kalten Herbſttage ausgehen, an welchem es noch obendrein (o Pech mit Nachguß) ſehr ſtark regnete.

Ich mußte alſo zu Hauſe bleiben und fertigte mit diplomatiſcher Eile und lakoniſcher Kürze Depeſchen an einige meiner Freunde ab, worin ich ſie um Geld-Vorſchüſſe erſuchte; mein Bedienter wurde ſofort als Chargé d'affaire abgeſendet.

Unterdeſſen erhielt ich den Beſuch einer fremden Schauſpielerin, die mir ein Empfehlungſchreiben von einem meiner Hamburger Collegen einhändigte. Da mir der vermaledeite Häſcher keinen einzigen Rock (nicht einmal meinen Schlafrock gelaſſen) ſo mußte ich, um mir keine Blößen zu geben, die Enveloppe umnehmen. Die Dame lachte über meinen barocken Anzug. Hätte ſie die Urſache gekannt, ſie würde vielleicht geweint haben. Sie hielt mich für einen Sonderling und das war gut.

Wir hatten uns in ein Geſpräch verwickelt — da trat das Kammermädchen der Frau von R. ein.

— Eine Empfehlung von der gnädigen Frau: Sie möchten die Güte haben, ihr die Enveloppe zurückzuſchicken.

— Ich werde die Enveloppe heute Abend ſelbſt zurückbringen.

— Nein, ich muß ſie gleich mitnehmen.

— Hat denn die Sache ſo große Eile?

— Ja, freilich, ich ſoll ſie zum Schneider tragen und neue Shawl-Borten anſetzen laſſen.

— Das kann auch morgen geſchehen.

— Nein, die gnädige Frau hat mir befohlen, ihn noch heute — jetzt gleich hinzutragen.

Geliebter Leſer, ſtelle Dir meine Lage vor! Das Kammermädchen verlangte die Enveloppe und ich — ich konnte ſie, ohne mich vor der fremden Dame bloßzuſtellen, nicht zurückgeben.

— Geben Sie nur, liebes Kind, ich werde Alles bei Ihrer gnädigen Frau verantworten.

— Brauchen Sie denn noch die Enveloppe?

— Ja — nein — ja doch — ich habe etwas zerriſſen daran, das muß ich repariren laſſen.

— Das werd' ich ſchon beſorgen — ich muß ja ohnedies zum Schneider hin.

Das Kammermädchen war nicht zum Wegbringen; erſt nach vielem Reden gelang es mir, ſie zu entfernen.

Bald darauf verließ auch die Actrice mich und überfroh war ich, endlich allein zu ſein. Doch fünf Minuten ſpäter führte der Teufel einen Bedienten zu mir, der mich zu einem Souper bei dem Banquier M. einlud.

— Viele Empfehlungen von Herrn und Madame M., ſie bitten ſich das Vergnügen aus, Sie heute Abend . . .

— Tauſend Grüße, ich werde kommen, wenn mich notabene nichts Wichtiges davon abhält.

Etwas ſpäter kam auch mein Chargé d'affaire zurück. Er brachte mir Antwortſchreiben, Entſchuldigungen, Vertröſtungen, Freundſchaftsverſicherungen — Alles — nur kein Geld. Vor Zorn konnte ich nicht zu mir ſelbſt kommen und aus Garderobe-Mangel zu keinem Andern gehen.

Was war da zu thun? Nichts. Ich mußte die Sachen ruhig abwarten, ergab mich mit ſtoiſcher Geduld in meine Lage und wollte eben die Feder ergreifen, um ein kleines Luſtſpiel zu entwerfen (zu welchem mir die Wirklichkeit einen ſo dankbaren Stoff gegeben hatte) da trat — der Briefträger ein.

Ein Brief! Aus Frankfurt am Main. Von wem? Von meinem Buchhändler! Er ſchickt mir einen Wechſel von 600 Thalern. Honorar für geliefertes Manuſcript zu einem Almanach. Wann iſt der Wechſel zahlbar? Gleich nach Sicht. Victoria! meine Qual iſt geendet.

Noch waren nicht volle drei Stunden verſtrichen, da war der Wechſel zu Geld und ein Theil des Geldes zu Kleidern gemacht. Der Schneider brachte mir ein Paar neue Anzüge, ich kleidete mich an und fuhr in einer Droſchke zur Frau von R., um ihr die ſehnlich erwartete Enveloppe zurückzuſtellen.

Ich wollte raſch ausſteigen, da blieb unglücklicher Weiſe der Kragen der Enveloppe an dem Tritt hängen — ich merkte es erſt dann, als ſchon der Kragen heruntergeriſſen war.

Man denke ſich meinen Schreck — die Enveloppe war ruinirt. In ſolchem Zuſtande konnte ich ſie unmöglich der Frau von R. zurückgeben; ich ſtieg alſo wieder in die Droſchke ein und ließ mich zu dem Damenſchneider in der **ſtraße bringen, bei welchem ich erſt vor Kurzem ein Atlaskleid machen ließ, das ich meiner Clementine zum Geburtstags-Geſchenk verehrt hatte.

Ich trat in das erſte Zimmer des Kleidermachers, Niemand war zugegen — ich trat in das zweite Zimmer, auch dieſes war leer — ich trat in das dritte Zimmer — Himmel! Was ſah ich! Eine junge Frau lag ächzend und ſtöhnend im Bette, ihr Mann, der Schneider, und drei ſeiner Gehülfen frottirten das arme

Weibchen. Am Tiſche ſaß ein Arzt, der ein Recept ſchrieb.

Bei der armen Schneiderfrau hatten ſich vor einer Viertelſtunde Symptome jener Seuche eingeſtellt, die jetzt ſo unbarmherzig in unſern Mauern wüthet. Der Arzt wurde geholt, und erklärte — in meiner Gegenwart — die arme Frau habe die Cholera!

Der Schreck machte mich ganz perplex. Ich wollte mich eben aus dem Staube machen, um nicht Zeuge einer ſolchen Krankenſcene zu ſein, da trat ein Polizei-Commiſſär und ein Vorſteher der Schutz-Commiſſion ein, um, auf den Bericht des Arztes, die Wohnung zu ſperren.

Es war zu ſpät, ich konnte nicht mehr entfliehen, die Herren ließen mich nicht fort.

Man brachte mich in eine Dachſtube, ich mußte darin, laut polizeilicher Verordnung, zehn Tage Quarantaine halten und wurde in dieſer engen Dachſtuben-Contumaz-Anſtalt dergeſtalt geräuchert, daß ich mich ganz bequem als Pökelfleiſch hätte aufeſſen können. Täglich wurde ich drei Mal mit Chlor beräuchert. Ich hätte nie geglaubt, daß jemals aus mir ein ſo chlorreicher Mann werden würde.

Zehn Tage mußte ich in einer kleinen, engen, feuchten Dachſtube campiren. Gott, was mußte Frau von R. von mir denken! Sie wußte nicht, wo ich geblieben war. Darüber hätte ſie ſich vielleicht getröſtet; ſie wußte aber auch nicht, wo ihre Enveloppe hingekommen. Das war's, was ſie ohne Zweifel ſehr betrubte. Ihr ſchreiben, in welch eine Klemme mich ihre Enveloppe gebracht — das wollte ich nicht. Die Sache hätte ihr gutes Herz am Ende doch beunruhigen können.

Ich fügte mich alſo mit Geduld in die zehntägige

Haft und ſchrieb einen Cyklus von Satiren, der ſpäter unter dem Titel „zehn Tage in einer Contumaz-Anſtalt“ erſcheinen wird.

Mit Vergnügen vernahm ich am fünften Tage meiner Quarantaine, daß die Schneiderfrau gerettet und ſchon auf dem Wege der Beſſerung ſei; doch am ſechsten Tage vernahm ich mit Schrecken die Hiobspoſt, daß ihr Mann erkrankt ſei. Er ſtarb an demſelben Tage. Sein letztes Werk, der Schwanengeſang ſeiner Nähnadel, war die glückliche Ausbeſſerung der Enveloppe.

Nach Verlauf von 10 Tagen wurde ich meiner Haft entlaſſen. Mein erſter Gang war, Du kannſt es Dir leicht denken, der Gang zur Frau von R. Ich brachte ihr die Enveloppe und erzählte ihr all' die traurigen Fata, in die ſie mich verwickelt hatte. Frau von R. hörte ganz aufmerkſam zu, ſtützte ihr rundes Kinn auf die linke Hand, ſah mich ernſthaft an und — brach am Schluß meiner Erzählung in ein Lachen aus, das gar nicht enden wollte.

Ihre Enveloppe wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

## 85.

## Augengläſer.

. . . Doch nun zu dem Thema zurück. Es gibt, wie geſagt, ſehr verſchiedene Arten Augengläſer. Man trägt Brillen, Naſenquetſcher, Lunettes, Lorgnettes, Lorgnons, Loupen, Perſpective und Doppelperſpective.

Wie man den Vogel an ſeinen Federn erkennt, ſo kann man den Mann an den Augengläſern, die er trägt, erkennen. Man kann durch ſie ſeinen Stand und ſeine Neigungen erfahren.

Die eigentlichen Brillen werden von verſchiedenen Ständen getragen. Brillen mit Stahlbügeln werden größtentheils von Studenten, Recenſenten und Schullehrern; Brillen mit ſilbernen Beſchlägen, von Referendarien und andern Windbeuteln, die nur der Mode halber nicht gut ſehen können; Brillen mit Horneinfaſſungen von älteren Beamten und Aerzten getragen. Viele von dieſen Brillenträgern pflegen lange Haare zu haben, die ſie hinters Ohr legen.

Naſenquetſcher ſind ſchon ſeit geraumer Zeit aus der Monarchie der Mode exilirt. Sie werden nur noch von angehenden Matronen und Greiſen, und vorzugsweiſe von Betſchweſtern und Kartenlegerinnen, von alten Quackſalbern und Todtengräbern getragen. Die Alten, welche Naſenquetſcher tragen, pflegen die Gottesfurcht und den Kaffee zu lieben. Auch haben ſie meiſtentheils einen Mops oder eine Katze an Kindesſtatt adoptirt. Die Naſenquetſcher werden auch als Marken gebraucht, die ſie in die Bibel legen, um zu wiſſen, wo ſie im Leſen ſtehen geblieben.

Lunettes, deren Einfaſſung von Schildkrötenſchale werden von alten Militärs, deren Einfaſſung aber von Silber oder Gold iſt, von Rentiers getragen. Lunettenträger pflegen in der Regel kreuzbrave Leute und gutmüthige Schwätzer zu ſein.

Lorgnetten ſind die Augengläſer, die man jetzt am häufigſten ſieht. Perlmutter-Lorgnetten mit Goldeinfaſſung werden von der weiblichen Beaumonde, von Fürſtinnen, Gräfinnen, Primadonnen und vornehmen Maitreſſen getragen. Perlmutter-Lorgnetten mit Silbereinfaſſung trägt die männliche Beaumonde, junge Cavaliere und andere Herrchen, deren Deviſe: dolce far niente heißt. Die meiſten der Lorgnettenträger haben den Bonton und das savoir vivre, wie getaufte Juden das Vaterunſer weg.

Ein Lorgnon iſt eine halbe Lünette, es hat nur ein Glas, das gewöhnlich in Gold und Silber eingefaßt und deſſen Form bald rund, bald viereckig iſt. Das Lorgnon pflegt gewöhnlich an einem breiten, ſchwarzen Seidenbande, oder an einem dunnen, goldenen Kettchen zu hängen.

Lorgnons werden von den Dandys, Elegants, Merveilleur, Stutzern, Legations-Attaché's und jungen Roués aimables geliebt, die von der Börſe leichtſinniger Damen leben. Die Leutchen, welche Lorgnons und zumal viereckige Lorgnons tragen, pflegen gewöhnlich alle Moden mitzumachen, Sporen und Reitgerte, Schnurrbart und Caſimirhoſen zu tragen und ſehr ſtark nach Parfum und Dummheit zu riechen.

Loupe iſt nichts Anderes, als ein altmodiſches Lorgnon, deſſen Glas eine Horneinfaſſung hat und größtentheils, wie ein Brennglas, in einem Futterale ſteckt. Die Loupe unterſcheidet ſich von dem Lorgnon dadurch, daß ſie nie an einem Bändchen hängt, und ſtets vergrößert, während ein Lorgnon die Gegenſtände in ihrer naturlichen Größe erblicken läßt, aus dem Grunde, weil es nur feines Fenſterglas hat. Loupenträger pflegen meiſtentheils Pedanten, Schulfuchſer und nebenbei kurzſichtig zu ſein. Doctoren, Profeſſoren, wenn ſie in einer Conditorei Zeitungen, oder auf der Bibliothek Bücher leſen, pflegen ſich der Loupen zu bedienen. Sie putzen dieſe Loupen entweder mit dem Zeitungsblatte oder mit dem Zipfel ihres Rockes, während der Elegant ſein Lorgnon mit dem ſeidenen Schnupftuch, und die Beaumonde ihre Perlmutterlorgnette mit ihrem roſenrothen Glacéhandſchuh reinigt.

Perſpective oder ſogenannte Operngucker ſieht man am häufigſten bei Prinzen, Prinzeſſinnen, Miniſtern, Diplomaten, Bankiers, Journaliſten, Buchhändlern und Schauſpielern.

Doppelperſpective ſieht man ſehr ſelten. Sie werden nur von alten, aufgeblaſenen Rentiers und von jungen Quadrat-Stutzern getragen.

Dies ſind ungefähr alle Arten von Inſtrumenten, womit ſich das Auge bewaffnet, nicht ſo ſehr, um gut zu ſehen, als geſehen zu werden.

Willſt Du haben, daß eine Schauſpielerin von der Bühne herab einen Blick auf Dich werfe, ſo wende nicht eher Dein Perſpectiv von ihr ab, bis ſie es gewahr wird, daß ſie das Ruhebett Deines Auges, die Zielſcheibe Deines Blickes iſt. Das Perſpectiv macht ſie aufmerkſam auf Dich und ſie fängt alsdann mit Dir zu kokettiren an.

Willſt Du Jemanden ärgern und recht wüthend machen, ſo hole Deine Lorgnette hervor und betrachte mit ihr den, welchen Du ärgern willſt, vom Wirbel bis zur Zehe, lächle dann und ſtecke die Lorgnette wieder ein. Das Meſſen mit einer Lorgnette hat ſchon mehr als Einen in Wuth gebracht.

Und aus dieſem Grunde triffſt Du, guter Leſer, bei mir nicht nur ein Perſpectiv, ſondern auch eine Lorgnette an. Verſtanden? Bon!

## 86.

## Die Nachtviſite.

. . . Da höre ich plötzlich ein Gekritzel. Es kam mir vor, als ob Jemand an meinem Pulte ſitze und ſchreibe. Ich ſpringe aus dem Bette und mache Licht.

Richtig, ein junger Mann ſaß am Pulte, ſchrieb im Finſtern und ließ ſich gar nicht ſtören, als ich, mit Licht in der Hand und Angſt im Herzen, ihn anſah.

— Wer ſind Sie, junger Mann?

— Wie! Sie kennen mich nicht?

— Nein.

— Ich bin ja Ihr Collega . . .

— Sie ſind?

— Der Teufel.

— Alſo der Teufel?! Freut mich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Aber ſagen Sie mir, lieber Teufel, wie ſind Sie denn in mein Zimmer gekommen?

— Durchs Fenſter.

— Und was ſchreiben Sie da, wenn ich fragen darf.

— Eine Recenſion übers Königſtädter Theater. Ich war im Bernſteinring, mußte doppelten Eintrittspreis zahlen und habe mich furchtbar gelangweilt. Wollen Sie die Güte haben, dieſem Recenſiönchen einen Platz in Ihrem beliebten Blatte zu gönnen.

— Dies Recenſiönchen ſcheint etwas lang zu werden?

— Es ſind bis jetzt erſt 54 Bogen, ich bin noch nicht ganz fertig damit, will mich aber ein wenig kurz faſſen, damit ſie höchſtens 80 Bogen gibt.

— Wie ſoll ich dieſes Rieſenreferat in *ein* Blatt bringen?

— Sie können immer abbrechen und hinſchreiben „Fortſetzung folgt.“ Sie finden ja ſolche lange Bandwurmer faſt in allen deutſchen Zeitungen. Es ſchadet ja nichts, wenn dieſe Kritik durch 40 — 50 Nummern geht . . .

— Nein, das geht denn doch nicht . . .

— Warum nicht?

— Erſtens, iſt Ihre Recenſion etwas zu lang, und zweitens, habe ich ſchon eine Recenſion uber den Bernſteinring.

— So? Das thut mir leid. Es hat aber deſſenungeachtet nichts zu bedeuten.

Der Teufel zerriß jetzt die 56 Bogen, die er mit ſeiner Recenſion vollgeklert hatte, warf die Papierfetzen zum Fenſter hinaus und holte nun aus ſeiner Seitentaſche ein ungeheuer dickes Manuſcript hervor.

— Können Sie vielleicht lyriſche Gedichte, humoriſtiſche Aufſatze, Rittergeſchichten, Rathſel oder ſo was brauchen. Sie wiſſen, daß ich zu Gunſten meiner Großmutter abdicirt habe. Seit dieſer Zeit privatiſire ich und beſchäftige mich mit der Literatur. Ich bin Mitarbeiter an 43 Oppoſitionsblattern und bin geſonnen, nächſtens ein eigenes Blatt unter dem Titel: „Fra Diavolo“ mit dem Motto: Tremblez! . . . . herauszugeben.

— Auf eigene Koſten?

— Nein, das geht nicht, ich bin ein armer Teufel. Schon ſeit drei Monaten ſuche ich einen Verleger fur mein Blatt, aber die Lumpen von Buchhändlern haben keinen Muth, etwas Neues zu unternehmen.

— Man kann es den Leuten nicht verdenken. Die ſchlechte Zeit, die Cholera . . Wüßten Sie, was ich in Ihrer Stelle thate?

— Nun, was thäten Sie?

— Wenn ich der Teufel wäre, ich holte die Cholera.

— Ach, ich bin froh, daß ſie mich nicht holt. Apropos, können Sie hübſche Xenien, friſche Epigramme und infernaliſche Calembourgs brauchen? Ich laß Ihnen das Dutzend Witze für 10 Silbergroſchen. Nicht wahr, ich bin billig.

— Sehr billig.

— Ich will Ihnen einige meiner Producte vorleſen. Hören Sie dieſe Ode an die Wanzen. Paſſen Sie auf!

O Wanze, die du der . . . . . . . .

— Freund, Teufel — halten Sie ein mit dem Vorleſen. Ich will die Sachen lieber ſelbſt durchſehen. Wollen Sie mir eines Ihrer Manuſcripte über Nacht dalaſſen? Morgen früh will ich Ihnen Beſcheid ſagen, ob ich ſie für mein Blatt brauchen kann oder nicht.

— Hier haben Sie einſtweilen eine kleine Probe.

Der Teufel, ein Vielſchreiber erſter Claſſe, holte nun aus allen Taſchen dickleibige Manuſcripte hervor. In einem Nu hatte er eine Laſt von Schriften ausgepackt, die ganz beſtimmt 30 preuß. Centner wogen. Sein Rock war ganz auswattirt mit Manuſcripten; aus beiden Aermeln, ja ſogar aus den Hoſentaſchen holte er Manuſcripte hervor und warf ſie auf die Erde nieder. Ich glaubte, er hätte ſich nun ausgeleert, nein, da zieht er noch 24 Manuſcripte heraus, die theils in ſeinen Reitſtiefeln und theils unter der Weſte ſtaken. Jetzt glaubte ich ganz beſtimmt, daß ſich ſein Manuſcripten-Vorrath erſchöpft habe — gefehlt, er zog noch aus ſeiner dicken Halsbinde ein halbes Dutzend Manuſcripte hervor.

— Haben Sie jetzt genug?

— Mehr als zuviel. Mit dieſen Manuſcripten könnte ich ja 50 Jahrgänge meines Blattes füllen.

— Im Fall Sie noch mehr Manuſcripte verlangen, ſo kann ich Ihnen noch einige Centner ablaſſen.

Er zog nun noch circa 60 Manuſcripte aus ſeiner Uhrtaſche hervor und machte Miene, noch mehr hervorzulangen, da gab ich ihm die freundſchaftliche Verſicherung, daß ich einſtweilen genug hätte.

— Wie viel Honorar verlangen Sie, lieber Teufel?

— Zwei Silbergroſchen.

— Für die Zeile?

— Nein, für den ganzen Bogen.

— Wie, zwei Silbergroſchen für den ganzen Bogen?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Gut, ſo laſſe ich Ihnen den Bogen für einen Silbergroſchen und ſechs Pfennige. So viel bekommt ja ſelbſt Hr. Nerk und Mad. S. für den Bogen. Und ſo dumm, wie dieſe ſind, ſo dumm bin ich ſchon längſt geweſen. Glauben Sie mir, Herr Redacteur, ich bin gar kein dummer Teufel, ich weiß ſo gut wie Einer, wo Barthel Moſt holt; ich habe auch ein Doctordiplom, von der Gießener Univerſität. Es koſtet mich 54 Gulden Rheiniſch. Hier iſt es — ich habe etwas Schweizerkäſe, den ich mir bei Sala Tarone gekauft, darin eingewickelt. Kann ich Ihnen damit ein Präſent machen?

— Mit dem Schweizerkäſe?

— Nein, mit dem Doctordiplom.

— Danke recht ſehr — ich mag nicht Doctor ſein.

— Aber hören Sie, ein Frei-Exemplar Ihres Blattes muß ich haben.

— Wo ſoll es abgegeben werden?

— Werde es mir immer ſelbſt abholen; ich erſpare dadurch das Botenlohn.

— Sie ſind doch ein ſehr ökonomiſcher Teufel.

— Man muß ſparen auf ſeine alten Tage. — Nun iſt es Zeit, daß ich mich empfehle. Verzeihen Sie, daß ich Ihren Schlaf geſtört. Morgen früh bin ich ſo frei, nachzufragen, was Sie von meinen Manuſcripten der Aufnahme in Ihr Blatt würdig halten. Schlafen Sie wohl.

— Adieu, lieber Teufel, kommen Sie gut nach Hauſe. Nehmen Sie ſich in Acht, es iſt etwas finſter auf der Treppe. Stoßen Sie ſich nicht und fallen Sie nicht.

Ich leuchtete ihm und — ging wieder zu Bette.

⁂

Ich habe jetzt Einiges von den Schreibereien des Teufels geleſen, werde aber nur ſehr wenig davon gebrauchen können, denn der Teufel iſt mir zu langweilig, zu ſentimental und — gemüthlich.

## 87.

## Meine Bibliothek.

... Denn unſer Streit wurde immer heftiger. Jeder von uns Beiden wollte Recht haben und 10 gegen 1 wetten, daß der Andere ſich gewaltig irre, wenn er nicht einſehen wolle, daß er Unrecht habe.

Nach langem Spectakel kam eine kleine Wette zu Stande; eine Flaſche Champagner (aber nicht von Timm) ſollte der Preis ſein, womit der Rechthabende gekrönt werde.

— Beſtimme Victor, wer der Schiedsrichter ſein ſoll?

— Das Converſations-Lexicon . . .

— Bon! Aber ich habe keins . . .

— Wie? Was? Du haſt kein Converſations-Lexicon . . .

— Nein, lieber Bruder.

— Du ſpaßeſt nur.

— Auf Ehre nicht!

— Wie, ein gebildeter Mann, ein Schriftſteller und noch dazu ein Journaliſt ſollte kein Converſations-Lexicon haben? Unerhört! mußt Du Dir nicht manchmal Rath aus dieſem Born des Wiſſens holen.

— Niemals!

— Du willſt mir wohl weiß machen, daß Du Alles im Kopfe haſt.

— Das will ich nicht. Du weißt, was ich von ſogenannten Vielwiſſern halte. Die meiſten Vielwiſſer ſind größtentheils Nichtswiſſer. Wozu brauche ich ein Converſations-Lexicon; ich ſchreibe nur über Gegenſtände, die ich verſtehe, ich mache es nicht, wie gewiſſe Andere, die über Aſtrologie ſchreiben, wiewohl ſie nicht einmal darüber Rechenſchaft geben können, ob der Morgenſtern auch bei Abend ſcheint. Ich mache es nicht, wie gewiſſe Andere, die wöchentlich eine neue Brochüre über die Cholera ſchreiben, wiewohl ſie noch keinen einzigen Kranken behandelt haben.

— Du ſtichelſt . . .

— Nicht auf Dich!

— Du haſt alſo wirklich kein Converſations-Lexicon?

— Noch einmal: Nein!

— Aber Menſch, wie kann man ſo unvorſichtig, ich möchte ſagen, ſo dumm ſein; wie leicht kann Dir eine Verlegenheit zuſtoßen, wenn Du kein Converſations-Lexicon haſt. Geſetzt, Du willſt einmal über ein Trauerſpiel ſchreiben und weißt nicht, was man z. B. unter dem Wort „Kataſtrophe“ verſteht.

— Ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß ich nur über ſolche Gegenſtände urtheile, die ich verſtehe. Ich gehöre nicht zu jenen Leutchen, die über Opern aburtheilen, wiewohl ſie nicht wiſſen, was eine ganze und was eine halbe Note iſt; ich gehöre auch nicht zu jenen Leuten, die Bucher über Aeſthetik zuſammenklerſen, wiewohl ſie nicht wiſſen, ob Aeſthetik aus dem Griechiſchen oder Ruſſiſchen herkommt . . .

— Du ſtichelſt ſchon wieder . . .

— Aber nicht auf Dich! Noch mehr — meine ganze Bibliothek beſteht aus 2 Büchern; aus dem elften Bande von Becker's Weltgeſchichte und aus einer engliſchen Grammatik. Die Weltgeſchichte habe ich blos deshalb, damit ich im Nothfall einen anſtändigen Fidibus requiriren kann und die Grammatik — die habe ich einem meiner Freunde geliehen, der blos deshalb engliſch lernen will, damit er künftig den **Mirror of Fashion** in der Urſprache leſen könne.

— Du haſt alſo jetzt gar keine Bucher.

— Gar keine! Schon von Jugend auf hatte ich eine Antipathie gegen Bucher. Ich ließ ſie mir nur darum kaufen, damit ich ſie acht Tage ſpäter wieder verkaufen könne. So oft man im Theater ein neues Stück gab, wanderte eines meiner Bucher zum Antiquar. Ich erinnere mich, daß ich an einem Tage, an welchem man zum erſten Male das Feenmährchen „Adler, Fiſch und Bär“ auffuhrte, die Weltgeſchichte von Kohlrauſch, die Anleitung zum Studium der Botanik von Willdenow und eine griechiſche Grammatik von Thierſch — alle 3 Bucher für 12

Groſchen verkauft habe, um Abends ins Parterre gehen und 4 Groſchen vernaſchen zu können. Ich war damals ein Bengel von 10 Jahren. Die Prügel, die ich vom Papa bekam, als er dieſe Streiche erfuhr, die Prügel gingen ins Unendliche. Ach! wenn ich an dieſe Prügel denke, ſo wird mir noch jetzt ganz ſonderbar zu Muthe.

— Und noch jetzt biſt Du ein Bücherfeind!

— So iſt's. Ich kaufe und leihe mir keine Bücher. Ein Schriftſteller, der ein Bischen Originalität behalten will, darf nur ſehr wenig von andern Schriftſtellern leſen; er eignet ſich ſonſt, wider ſeinen Willen, ihre Gedanken an. Er findet ſie ſchön und ſchenkt ihnen eine Freiſtube in ſeinem Gedächtniſſe; zuletzt vergißt er, daß die Gedanken in einem andern Gehirn entſprungen und gibt ſie am Ende für die ſeinigen aus.

— Du haſt recht, ſo iſt es ſchon Vielen gegangen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß das Leſen anderer Schriften doch auch vielen Nutzen gewährt. Man erwirbt ſich dadurch einen größern Ideen-Reichthum und einen reichern Farben-Schatz. Wer nicht andere Schriftſteller lieſ't, wird vielleicht originell, aber gewiß ſehr einſeitig, ſowohl in Form als Materie ſeiner Stoffe bleiben. Ein einziger fremder Gedanke kann oft hundert eigene Gedanken entzünden, er iſt der Funke und unſer Hirn der Zunder, der ihn auffängt. Schaffe Dir alſo Bücher an und — leſe.

— Victor, laß mir meinen Eigenſinn. Ich will durchaus nicht aus fremdem Born, ſondern aus dem eigenen Gedankenquell das Waſſer zu meinen Schriften ſchöpfen. Aus dem Worte „Waſſer“ magſt Du entnehmen, daß ich weder eitel noch anmaßend, ſondern nur etwas eigenſinnig bin. Ich habe nur ein Buch, welches ich ſtudiere. Es iſt das Buch, aus welchem man das Meiſte lernen kann, denn dieſes Buch iſt — die Welt. Sie iſt ein Werk in unermeßlichem Format, das Millionen und Millionen Bände hat, mithin die größte aller Bibliotheken bildet. Die Seiten in dieſem Rieſenbuche ſind — die Menſchen. Auf jeder Seite ſteht etwas Anderes. Die Leidenſchaften des Menſchen ſind — die Druckfehler. Kennſt Du die Welt, ſo kennſt Du auch die Menſchen, kennſt Du die Menſchen, ſo kennſt Du auch Dich ſelbſt, und kennſt Du Dich ſelbſt, ſo kennſt Du auch Deine Fehler, und dann biſt Du ein Weiſer. Das lehrreichſte aller Bücher iſt alſo die Welt, und der Autor dieſes erhabenen Werkes iſt — Gott. Er hat das Werk nicht auf Subſcription, ſondern auf ſeine eigenen Koſten herausgegeben, und es auf ſeine Verantwortlichkeit ohne Cenſur emportauchen laſſen aus der dunkeln Officin des Chaos. Wiewohl es ohne Cenſur gedruckt, darf es doch überall geleſen werden, denn nur Er kann es confisciren. Göthe hat für ſeine Werke von Cotta 100,000 Thaler Honorar, Gott hat für ſein Werk keinen Pfennig Honorar bekommen. Er hat es auch keinem Könige dedicirt, denn unſer Herrgott braucht keine Schnupftabacksdoſen. Gott iſt der größte, unſterblichſte Schriftſteller aller Zeiten, ſein Name lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

## 88.

## Der Selbſtmörder.

Gabriel war ein nicht unbeliebter Schriftſteller. Er hatte zwar nicht viel Humor, aber doch Laune, zwar keinen Witz, aber doch eine gewiſſe Spaßhaftigkeit, die den Leſer nicht ſelten zum Schmunzeln brachte.

Gabriel hatte, wie geſagt, Talent, d. h. mit andern Worten, es ging ihm ſchlecht; es iſt leider nur eine allzubekannte Geſchichte, daß talentvolle Leute in unſerm lieben Deutſchland verhungern, während hohlköpfige Stockfiſche zu Ehre und Reichthum gelangen.

Es ging dem armen Gabriel ſehr ſchlecht und Alle ſagten, es geſchähe ihm Recht, denn er habe die niederträchtige Frechheit, dann und wann eine liberale Anſicht von ſich zu geben. Ein Schriftſteller, der ſeine Feder nicht den Dogmen des Abſolutismus verkaufen will, ſo ein Schriftſteller iſt kein Menſch, ſondern ein Hund, dem es vollkommen Recht geſchieht, wenn er vor Hunger crepirt.

Gabriel hielt anfangs um ein Amt an. Er wurde aber abgewieſen, und zwar von Rechtswegen, denn Gabriel trug lange Haare, ſprach frei von der Leber weg und nahm kein Blatt vor den Mund. Mithin war er ein zu jedem Staatsdienſt durchaus unfähiges Subject.

Gabriel hielt auch um die Hand eines hübſchen Mädchens an, das Adolfine hieß und, wenn ich nicht irre, blaue Augen und ſchwarze Haare und zwei echte Caſhemirs hatte, auf die es ſich nicht wenig zu gut that. Adolfine hatte nur einen Fehler, ſie war die Tochter eines erzdummen Banquiers, der die Würde des Menſchen ſtets nach den Geldſäcken maß. Gabriel warb um ihre Hand. Sie ſagte Ja, doch ihr Vater ſagte Nein. Gabriel, ſprach er, bekommt nur dann mein Finchen zur Frau, wenn er die Schriftſtellerei an den Nagel hängt und ein Beamter wird.

Gabriel liebte aber die Schriftſtellerei eben ſo warm und aufrichtig, als er ſeine Adolfine liebte.

Lieber hängſt du dich, als deine Muſe an den Nagel; ſo ſprach er zu ſich ſelbſt und kitzelte ſich mit einem Papierdütchen in die Naſenlöcher, damit er nieſen könne, denn ihm war Kopf und Herz recht ſchwer.

Drauf ſetzte er ſich an den Pult und beendigte einen ſchwermuthigen Roman, den er, aus Geldmangel, je eher je lieber verkaufen wollte.

Am andern Tage ging er zu einem Buchhändler und trug ihm das Manuſcript zum Verlage an. Die deutſchen Buchhändler pflegen in der Regel enorme Lumpen zu ſein. Es gibt zwar Ausnahmen von der Regel, aber unter 10 Buchhändlern, ſind wenigſtens 9 Autorenſchinder. Dieſe Autorenſchinder ſind ein dummes, aufgeblaſenes Volk, das von der Literatur noch weniger verſteht, als ein Stockfiſch vom Whiſtſpiele. Dieſe Autorenſchinder ziehen den armen Schriftſtellern das Fell über die Ohren und behandeln geiſtreiche Männer wie die Schuhputzer. Die Schriftſteller muſſen antichambriren, ſich bucken und ihnen zuckerſüße Worte geben, wenn ſie ihr Werk anbringen wollen.

Gabriel konnte aber weder kriechen noch ſchmeicheln, denn er war ein Mann und noch dazu ein Mann von Geiſt.

Er ging hin zu einem dieſer Autorenſchinder und ſprach ohne lange Präambula: „Kaufen Sie mir dieſes Manuſcript ab, für 10 Louis ſollen Sie es haben, denn ich brauche Geld.“

Der Autorenſchinder ſah ihn mit ſtolzen Blicken über die Achſel an und ſprach: Ich kann ſo was nicht brauchen. Jetzt lieſ't man weiter nichts als Zeitungen. Gehen Sie zu einem Andern, ich kann Romane nicht gebrauchen.

Und Gabriel ließ es ſich nicht verdrießen, zu einem andern Autorenſchinder zu gehen. Allein auch dieſer wies mit kaltem Stolz das Manuſcript zurück.

Und Gabriel trug nun ſeinen Roman einem dritten Autorenſchinder an. Allein auch dieſer wollte von dem Manuſcript durchaus nichts wiſſen.

Was that der arme Gabriel? Er ſteckte ſein Manuſcript in die Taſche und ging in ein nahes Dorf, ſetzte ſich dort in eine einſame Gartenlaube, ſtützte das ſorgenſchwangere Haupt auf ſeine Hand und ſah mit naſſem Auge zum Himmel hinauf.

So ſaß er eine Weile, gedachte ſeiner Liebe und ſeiner Noth, und ging, als es zu dunkeln begann, auf die Landſtraße hinaus.

Dort kämpfte er mit ſeinem Geiſt einen ſchweren Kampf. Was geſchah? Er reſignirte auf Liebe und Ruhm und alle eitlen Freuden dieſes Lebens und — hing ſich mit ſeinem ſchwarzſeidenen Halstuche an einer Buche auf.

⁂

Frau v. R. und ihre Freundin, Mad. L., meine Clementine und ich — wir machten eine Landpartie. Unſer Weg führte uns an dem Baum vorüber, auf welchem der arme Gabriel als Leiche hing.

Man ſtelle ſich meinen Schreck vor, als ich den Todten erkannte. Ich ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und ward faſt ohnmächtig. Der Kutſcher eilte ins Dorf und holte den Schulzen herbei. Er kam und ließ das Visum repertum aufnehmen.

In Gabriels Seitentaſche fand man ein Blatt der Dresdner Abendzeitung, in welchem ein Aufſatz von ihm abgedruckt war, und ein Blatt der Halle'ſchen Literaturzeitung, in welchem eine Recenſion über eines ſeiner neuern Werke ſtand. In der Rocktaſche fand man den Roman, fur den er keinen Verleger finden konnte. In der einen Weſtentaſche ſtak eine goldene Capſel, worin Adolfinens Locke lag, und in der andern Weſtentaſche ſtak — ſein letzter Dreier.

* * *

Armer, bedauernswerther Gabriel, Du warſt nicht der erſte deutſche Schriftſteller, der aus Noth Selbſtmörder wurde; Du wirſt auch nicht der letzte deutſche Schriftſteller ſein, der ſich aus Noth ums Leben bringen wird. Wenn die Zeiten und die Buchhändler nicht beſſer werden, ſo wird unſer liebes, vortreffliches Deutſchland in einigen Jahren eine ganze Gallerie von erhängten Schriftſtellern aufzuweiſen die Ehre haben.

Armer, beweinenswerther Gabriel, Du haſt ausgerungen.

Friede Deiner Aſche und Ehre Deinem Namen!

## 89.

## Das Abenteuer im Parquet.

Factiſch.)

Man gab den „Arlequin in Berlin.“ Du weißt, daß Hr. Wiehl in dieſer luſtigen Pantomime meine Wenigkeit copirt. Er trägt, wie ich, einen weißen Rock und diverſe ſchwarze Bärte, macht allen Frauen den Hof, kußt allen Mädchen die Hand und ſieht mir ſo ähnlich, wie ein Kürbis einer Pomeranze.

Meine Freunde meinten, ich ſollte es nicht ungerochen laſſen, daß man mich auf die Bühne gebracht. Sie ſchrieben an mich, wie Wilhelm IV. von England an den Admiral Codrington: „Schlag zu, Eduard.“ Ich ſchlug aber nicht zu, denn es machte mir unendlich vielen Spaß, zuzuſehen, welch eine unerhört große Rolle mein weißer Rock auf den Brettern ſpielt, die die Welt bedeuten. Nimm es nicht übel, guter Leſer, wenn ich einmal unverſchämt ſein und Dir weiß machen will, daß eben dieſer weiße Rock in Berlin jetzt ſo bekannt iſt, wie in Paris jener Oberrock, den der große Corſe in der Schlacht von Marengo trug. Napoleon und Oettinger — Adler und Spatz — Mammuth und Eſſigaal!

Ich ging ins Theater, um mich an meinem ſaubern Ebenbilde zu laben. Es war nur noch ein Sperrſitz im Parquet zu haben — Nr. 127. links auf der zehnten Bank.

Ich kam zwiſchen zwei junge Damen zu ſitzen, betrachtete ſie, fand die Dame rechts intereſſant und die Dame links ſogar ſchön, und ſuchte alſo Stoff zum Anknüpfen eines Geſprächs.

Eben wollte ich ein Geſpräch anfangen, da erſuchte ſie mich, ihr zu ſagen, wie der Komiker heiße, der den Schraube (in Devrient's Luſtſpiel: „Dlle. Bock“) ſpielt. Ich ſagte ihr, daß es Gern, ein Liebling unſeres Publicums, wäre, und erlaubte mir, die Frage hinzuzufügen, ob ſie eine Fremde ſei. Ich bin eine Hamburgerin, antwortete ſie mir. Das Geſpräch mit meiner rechten Dame war jetzt en traine.

Nun wandte ich mich an die Dame, die mir zur linken Seite ſaß. Um auch ſie zum Reden zu bringen, that ich, als ob ich ein Fremder wäre, und fragte ſie mit einer wirklich effectvollen Artigkeit, wie jener junge

Mann heiße, der mit ſo vieler Wahrheit und Laune den Stutzer ſpiele. Ich ſetzte hinzu, daß ſie mir dieſe Frage verzeihen möchte, weil ich ein Fremder ſei. Er heißt Schneider, ſagte ſie mir. Iſt er vielleicht ein Sohn des Capellmeiſters Schneider, fragte ich. Ich glaube, antwortete ſie. Der junge Mann ſcheint viel Talent zu haben, ſagte ich. O ja, antwortete ſie. Er hat einige Rollen, die ihm Niemand nachſpielt, fügte ſie hinzu. Ich fragte ſie um die Namen dieſer Rollen und ſo war auch auf dieſer Seite das Geſpräch recht glücklich eingefädelt.

Das Vorſpiel war zu Ende. Im Zwiſchenacte offerirte ich meinen Damen einige Cholera-Bonbons, die dankbar acceptirt wurden.

Bald darauf begann die Pantomime. Als Hr Wichl als weißröckiger Journaliſt erſchien und da Publicum zu lachen anfing, fragte mich die ſ Hamburgerin, ob auch dieſer Weißrock eine Figur au dem Leben gegriffen ſei. Ich wurde etwas verlegen Glücklicher Weiſe hatte ich nicht meinen weißen Ro an (ich trug, da es Abends ſchon etwas kalt iſt, eine blauen Pelzrock), überdies war meine ſchöne Nachbari aus Hamburg, mithin hatte ich nicht zu befürchte von ihr erkannt zu werden.

— Dieſer Weißrock iſt ein Journaliſt.

— Und heißt?

— Oettinger.

— Soll das der Oettinger ſein, der den Eulenſpiegel ſchreibt?

— Der Nämliche.

— Gott, den Menſchen hab' ich mir ganz ander vorgeſtellt. Man ſagte mir, er ſei ein junger, liebenswürdiger Mann.

— Jung iſt er freilich, aber nicht liebenswürdig, ſo viel ich weiß.

— Kennen Sie ihn vielleicht perſönlich?

— So gut als mich ſelbſt.

— Gott, ich möchte für mein Leben gern einmal dieſen Menſchen ſehen. Ich habe in Hamburg und hier in Berlin ſchon ſo viel von ihm gehört, daß ich ſehr neugierig bin, ihn perſönlich kennen zu lernen. Wo ſitzt er denn, wenn er im Theater iſt?

— Gewöhnlich dort am Ofen.

— Iſt er wirklich ſo häßlich, als der Mann da auf der Bühne?

— O, noch weit häßlicher.

— Er ſoll doch aber bei den Damen ſo viel Glück machen. Die ſind ja, wie ich höre, ganz erſchrecklich für ihn eingenommen.

— So? Davon weiß ich nichts. Im Gegentheil, ich kenne viele Damen, die ſeinen Anblick nicht gut ertragen können.

— Und warum denn?

— Weil er, wie geſagt, ſehr häßlich iſt. Seine Phyſiognomie hat etwas Abſtoßendes, ja ſogar etwas Abſchreckendes. Ueberdies macht ihn noch ſeine Spottſucht ſehr verhaßt. Er rümpft beſtändig die Naſe, macht über Alle hämiſche Gloſſen und iſt äußerſt malitiös.

— Das liebe ich gerade. Ich möchte ihn wohl kennen lernen!

Ich war über dieſe Aeußerung der ſchönen Hamburgerin äußerſt gerührt, freute mich aber nur inwendig und wandte mich nun zu meiner Nachbarin links, die, wie ich nur allzuklar aus ihrem Dialekte erfuhr, eine echte Berlinerin war.

— Darf ich fragen, mein Fräulein, wer dieſer Weißrock ſein ſoll, der jetzt die Pagode umarmt?

— Das iſt ein gewiſſer Oettinger.

— Oettinger, Oettinger?! Iſt das nicht ein Parfümerie-Händler?

— Kann wohl ſein, denn er macht uns gar häufig blauen Dunſt vor. Ich will's Ihnen nur ſagen, — er iſt ein Journaliſt.

— Ach, das iſt der, der den Courier herausgibt.

— Ganz recht, mein Herr.

— Kennen Sie ihn vielleicht perſönlich.

— Wie ſollte ich den nicht kennen? Kennt ihn doch faſt Jeder in Berlin, übrigens kommt er ja faſt täglich zu uns?

Ich erſchrack.

— Zu Ihnen, mein Fräulein?

— Zu meiner Tante. Geſtern Abend ſpielten wir Whiſt mit ihm.

Die Dame wollte mich genau kennen, ich ſollte mit ihr geſtern Abend Whiſt geſpielt haben und doch kann ich den härteſten Eid leiſten, daß ſie mir ganz fremd iſt, daß ich ſie heute zum erſten Male geſehen, daß ich geſtern weder mit ihr noch mit ihrer Tante Whiſt geſpielt habe — denn ich war geſtern im Königſtädter Theater. Um ſie für dieſe Fanfaronade zu beſtrafen, gab ich mir Mühe, ihr Schlingen zu legen.

— Ich möchte den Oettinger wohl mal ſehen. Wie ſieht er denn ungefähr aus?

— Wie ein Pavian.

— Wirklich? Und mir ſagte erſt heute eine Dame, er ſei ein junger, äußerſt liebenswürdiger Mann . . .

— Um Vergebung, die Dame muß ſehr einfältig ſein, die das geſagt.

Die gutmüthliche Berlinerin konnte froh ſein, daß die ſchöne Hamburgerin dieſe Worte nicht gehört hatte, ſonſt — wer weiß, was daraus entſtanden wäre.

Um ſie noch tiefer ins Garn zu locken, um ſie noch mehr auszuforſchen, ſetzte ich das Geſpräch mit ihr weiter fort.

— Die Dame ſagte mir noch mehr. Sie rühmte ſeinen Geiſt, ſeine glänzende Bildung und ſein einſchmeichelndes Betragen.

— Die Dame muß wahrſcheinlich verliebt geweſen ſein. Dieſer Menſch hat ein Bischen Geiſt, aber weiter auch nichts. Wer ihn ſo genau, wie ich kennt, der darf ſich wohl ein Urtheil über ihn erlauben. Ich habe ſchon 100 Mal mit ihm geſprochen, aber noch nicht viel von ſeiner glänzenden Bildung und noch viel weniger von ſeinem einſchmeichelnden Betragen wahrgenommen. Im Gegentheil — er iſt malitiös, und mitunter auch grob — ſehr grob, ſag ich Ihnen.

Auch über die Aeußerung der gemüthlichen Berlinerin war ich nicht wenig gerührt und gab dem Geſpräche ſchnell eine andere Richtung.

Da klopfte Jemand mit dem Finger auf meinen Rücken. Ich glaubte Anfangs, daß mich mein Hintermann für eine Stubenthür halte und wollte „herein" rufen. Ich drehte mich aber um und ſah — daß gerade hinter mir einer meiner Freunde Victor ſaß.

— Ach — Du biſt es, Victor?

— Ja freilich — wie geht's Dir, lieber Oettinger?

Ich wollte meinem Freund den Mund ſtopfen, allein es war zu ſpät!

Als meine beiden Nachbarinnen meinen Namen hörten, fuhren ſie zuſammen. Beide waren ganz verblüfft, die gemüthliche Berlinerin vor Schreck, die ſchöne Hamburgerin vielleicht vor Freude oder Ueberraſchung.

Die Damen ſahen mich an und ich ſah die Damen an. Die gemuthliche Berlinerin war leichenblaß und glich im erſten Momente Lots metamorphoſirtem Weibe — einer Salzſäule; die ſchöne Hamburgerin hingegen war ſchamroth und glich jetzt einer üppigen Roſe, die ihr ſchönes Antlitz halb zurnend, halb freudig von dem buhlenden Zephyre abwendete, der, ohne es zu wiſſen, auf ſie einen ſußen Eindruck gemacht hatte.

* * *

Es wäre unzart von mir geweſen, wenn ich mich länger an der Verlegenheit meiner intereſſanten Nachbarinnen geweidet hätte. Um ſie durchaus zu befreien, verließ ich bald nach der Erkennung-Scene meinen Platz, wünſchte beiden Damen: Angenehme Ruhe, ging erſt zu Stehely und dann in Geſellſchaft. Und wen traf ich dort? Meine ſchöne Hamburgerin. Niemand war froher als ich.

## 90.

## Die pſeudonyme Recenſion.

(Factiſch.)

... Auf Amalie laß' ich nichts kommen. Das Fräulein iſt ſchön, geiſtreich, beißend und doch zuckerſüß. Sie kann ſtricken und nähen, Kaffee kochen und die Naſe rümpfen, zeichnen und malen, Whiſt ſpielen und Räthſel errathen, ſingen und Clavierſpielen, zärtlich ſein und reiten, und ſogar dichten und Theaterſtucke ſchreiben.

Erſt unlängſt wurde ein Drama gegeben, das aus ihrer Feder gefloſſen. Sie that ſehr klug daran, ihren rechten Namen mit der Larve der Pſeudonymität zu verdecken, denn — das Stuck iſt total durchgefallen.

Peſt! hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, d. h. hätte ich gewußt, daß Amalie v. S. und Sidonia v. A. (der pſeudonyme Name der Dichterin) ſo ſynonym und identiſch ſind, als Amor und Cupido, meine Recenſion über das durchgefallene Schauſpiel wäre ganz anders ausgefallen — ich hätte, dem Bonton und Amalien zu lieb, das Stück nicht in den Staub gezogen, ſondern in die Sterne gehoben. Nicht wahr, lieber Himmel, dieſe Sünde hätte ich wohl verantworten können?!

Aber erſt geſtern erfuhr ich, durch Zufall, daß Fräulein Amalie, auf die ich nichts kommen laſſe, die Verfaſſerin jenes Drama's geweſen, das durchgefallen iſt und das ich im Leipziger Kometen durchgehechelt hatte, weil die Recenſion in meinem Blatte geſtrichen wurde.

O! es geſchieht dem Fräulein Amalie Recht, vollkommen Recht. Warum hat ſie daraus ein Geheimniß gemacht! Hätte ſie Vertrauen zu mir gehabt, hätte ſie geſagt: „Hören Sie, Freund, das Drama iſt von mir,“ ich wäre mit zwei Dutzend meiner Freunde ins Theater gegangen, wir hätten wüthend applaudirt und Jeden hinausgeworfen, der es gewagt, eine Oppoſition zu bilden. Ich hätte dann funf lobhudelnde Kritiken geſchrieben, die Eine in dieſes, die Andere in jenes Blatt einrucken laſſen . . . kurz es wäre mit dem Teufel zugegangen, wenn wir nicht reuſſirt hätten.

Aber Fräulein ſagte mir von Allem kein Wort, und ſomit hat ſie ſich ſelbſt die Schuld zuzuſchreiben, daß ich im Theater mitgeziſcht und eine Recenſion geſchrieben habe, die, entre nous soit dit, verdientermaßen kein gutes Haar an dieſem Machwerk ließ. Auch darf ſie es nicht unartig nennen, daß ich, als ſie mich am andern Tage um die Meinung des neuen Stückes fragte, ohne alle Umſtände ihr ins Geſicht geſagt, daß das Drama miſerabel und unter aller Kritik ſei. Hätte ich gewußt, daß ſie die Mutter dieſer dramatiſchen Mißgeburt iſt, ich wurde nicht unterlaſſen haben, es wenigſtens himmliſch oder göttlich zu finden.

Amalie iſt eine Abonnentin des Fernbach'ſchen Journalcirkels. *Sie lieſ't alle Blätter, mithin auch* das Blatt, in das ich die geſtrichene Recenſion unter pſeudonymem Namen einrücken ließ.

Als Amalie dieſe Recenſion las, wäre ſie vor Aerger beinahe in Ohnmacht gefallen. Sie riß das Blatt heraus, benetzte es mit ihren Thränen und ſteckte es in ihr Buſentuch, das Gelübde thuend, nichts mehr für die Bühne zu ſchreiben.

Zwei Stunden ſpäter beſuchte ſie der junge Herr von Dintenkler, der ihr ſeit Jahr und Tag den Hof macht. Dintenkler gibt ſich für einen Literaten aus, dem, nach ſeiner Ausſage, alle Journale Deutſchlands offen ſtehen, und der an mehr als 30 Blättern mitarbeitet. Jede witzige Correſpondenz-Nachricht, jedes launige Gedicht, jeder pikante Aufſatz iſt, wie er der ſchönen Amalie nur ſchon zu oft vorgelegen, aus ſeiner Feder gefloſſen. Das Fräulein glaubt es ihm um ſo eher, da er einmal zwei Gedichte auf ſie gemacht, die ihr unendlich gefallen haben, die er aber (es hört doch Niemand ?!) aus einem alten Jahrgange der Penelope und Aglaja abgeſchrieben hat. Amalie hält ihn ſeit dieſer Zeit für einen großen Dichter, für einen witzigen Satyriker und Gott weiß für was noch mehr. Ich aber halte Hrn. von Dintenkler nur für einen Dintenkler, der ſich mit fremden Federn ſchmückt, um ſeine Blöße zu verdecken.

Auch ihm hatte Amalie nichts von ihrem Drama geſagt. Sie iſt klug und wollte erſt abwarten, wie das Publicum es aufnehmen werde. Gefällt es, dachte ſie ſich, ſo haſt du ja noch immer Zeit, dich als Verfaſſerin dieſes Drama's zu erkennen zu geben. Mißfällt es aber, ſo iſt es gut, wenn es für Herrn von Dintenkler ein Geheimniß bleibe, daß die Dame, der er den Hof macht, die Schöpferin dieſes Stückes iſt.

Hr. von Dintenkler ſetzte ſich eben zum Claviere nieder und ſpielte ſeiner Dame einen neuen Walzer vor, den er componirt haben wollte, da zeigte ſie ihm das Blatt, worin meine Recenſion über ihr durchgefallenes Stück ſtand.

— Haben Sie, Herr von Dintenkler, die Recenſion geleſen, die im Kometen über das neue Drama ſteht, das eine Dame ſoll geſchrieben haben.

— Ich habe ſie geleſen. Wie gefällt ihnen die Recenſion?

— Sie iſt zwar ſehr ſcharf und bitter, man kann ihr aber weder Geiſt noch Witz abſprechen. Ich möchte wohl wiſſen, wer der Pſeudonymus iſt, der ſie geſchrieben hat. Kennen Sie ihn vielleicht?

— Ha, ha!

— Sie lachen, was ſoll das bedeuten? Ich frage Sie, ob Sie den Pſeudonymus kennen?

— Ob ich ihn kenne?! Ja freilich.

— Es läßt ſich nicht läugnen, daß er ein Mann von Geiſt iſt . . .

— Bitte!

— Das Recenſiren aus dem FF verſteht . . .

— Bitte recht ſehr!

— Und kein Blatt vor den Mund nimmt . . .

— Bitte, bitte! Sie beſchämen mich.

— Ich beſchäme Sie, wenn ich dieſen Pſeudonymus lobe. Wie ſoll ich das verſtehen?

— Mein Fräulein, Sie ertheilen mir Lobeserhebungen, die mich ſchamroth machen. Die Recenſion, die Sie geleſen, iſt das flüchtige Werk von fünf Minuten — ich halte ſie für eine der ſchwächſten, die ich geſchrieben und doch . . . . .

— Wie, Herr von Dintenkler, dieſe Recenſion haben Sie geſchrieben?

— Zu dienen, mein Fräulein. Ich habe die Sidonia von A. gehörig gezwiebelt; ſie verdient es aber auch, denn ihr Drama iſt das erbärmlichſte von allen, die ich bisher geſehen habe. Meine Recenſion gefällt Ihnen alſo?

— O ungemein!

— Amalie, Sie werden blaß. — Was fehlt Ihnen?

— Nichts, gar nichts, Herr von Dintenkler. Die Freude hat mich ſo erſchüttert. Alſo Sie ſind der barbariſche Recenſent?

— Ja, liebes Fräulein. Aber warum alterirt Sie das?

— Wiſſen Sie, mein Herr, wer dieſe Sidonia von A. iſt?

— Sidonia von A. kann keine Andere ſein, als Sidonia von A.

— Mit Nichten, mein Herr, Sidonia von A. — bin ich.

Bei dieſen Worten ſiel ſie auf einen Seſſel hin. Herr von Dintenkler befand ſich in furchtbar-ſchrecklicher Verlegenheit. Geſteht er ihr, daß er nicht der Verfaſſer der böſen Recenſion iſt, ſo gibt er ſich als Lugner zu erkennen, und bleibt er bei ſeiner Lage ſtehen, ſo wird es ihm Amalie niemals vergeben können, daß er ſie ſo lieblos durch die Hechel gezogen. Guter Rath war hier theuer. Er ſuchte ſeine Geliebte zu beſänftigen; doch weder Bitten, noch Ausreden, noch Vorſtellungen erreichten den erwünſchten Zweck. Amalie blieb unerbittlich.

Nun kam ich dazu. Ich fragte um den Grund der allgemeinen Beſturzung. Da zeigte mir Amalie, mit Thränen in den Augen, das Zeitungsblatt und ſprach: Da leſen Sie dieſe Recenſion. Sie werden meine Thränen begreiflich finden, wenn ich Ihnen ſage, daß das Stuck von mir und dieſe giftige Recenſion von ihm iſt.

Ich erſchrak — aus wohlbekannter Urſache.

— Von wem, mein Fräulein?

— Von meinem Geliebten?

Ich erſchrak zum zweiten Male, denn ich glaubte, ich wäre ihr Geliebter.

— Von welchem Geliebten?

— Von wem anders, als von dieſem Herrn —

— Wer hat Ihnen geſagt, daß dieſe Recenſion vom Herrn von Dintenkler iſt?

— Er ſelbſt hat's mir geſagt.

Zum erſten Male in meinem Leben ſah ich einen Dintenkler, der ſo weiß, wie Kreide war.

Ich maß ihn mit meinen Blicken und ſchwieg. Ein Stein ſiel mir vom Herzen. Schon glaubte ich mich verrathen und meine Pſeudonymität entlarvt. Doch, Dank ſei es dem Himmel, die Sucht des albernen Prahlhanſes, ſich mit fremden Federn ſchmücken zu wollen, riß mich aus einer Verlegenheit, die ſich nicht beſchreiben läßt.

Wie gern hätte ich Herrn von Dintenkler der Lüge gezeiht. Bot ſich doch jetzt die trefflichſte Gelegenheit dar, ihn für ſeine Windbeuteleien eclatant zu beſtrafen, denn mehr als einen Beweis hatte ich in Händen, daß ich der Verfaſſer dieſer Recenſion ſei. Aber eben dieſe Beweisführung würde mich ohne Zweifel um Amaliens Gunſt gebracht haben. Das Geſtändniß würde ihn nur beſchämt, mich hingegen verhaßt gemacht haben. Ich hätte alſo bei dieſer fatalen Geſchichte unſtreitig den Kürzern gezogen, gönnte ihm mithin die Freude: Verfaſſer der böſen Recenſion zu ſein und war nicht im Geringſten neidiſch auf die Vorwürfe, womit das Fräulein den vermeintlichen Miſſethäter regaliren wird, ſo bald ſie mit ihm unter vier Augen iſt.

Ich wollte Amalien in der Execution ihres Vorſatzes nicht ſtören, nahm meinen Hut und ging.

* * *

Nachmittags ſchrieb ich an Herrn von Dintenkler ein Billet, worin ich mich als Verfaſſer der bewußten Recenſion zu erkennen gab und es ſeinem eigenen Gutachten anheim ſtellte, von meinem Geſtändniſſe denjenigen Gebrauch zu machen, der ihn am ſchnellſten mit der erzürnten Geliebten auszuſöhnen vermag.

Erſt Morgen werde ich erfahren, ob das Fräulein ihm die Lüge oder mir die Wahrheit (id est: die Recenſion), oder ob ſie vielleicht uns Beiden zugleich verziehen hat. Weit eher läßt ſich der erſte Fall erwarten, denn die Damen ſind viel geneigter, eine Lüge als eine Wahrheit zu verzeihen.

## 91.

## Die Wäſcherin.

(Die Primadonna ſitzt auf dem blauſeidenen Sopha — ihre Füßchen ruhen auf einem ſchön geſtickten Polſter. Neben ihr, am runden Tiſche, ſitzt der Vicomte, in bloßen Hemdärmeln; ſein Frack liegt auf der Lehne ſeines Stuhles. Die Primadonna und der Vicomte ſpielen Ecarté.)

**Primadonna.** An wem iſt das Kartengeben?

**Vicomte.** An Ihnen, mon ange.

**Primadonna.** Heben Sie ab, mon papa.

**Vicomte.** Geben Sie mir ja gute Karten, mon idol.

**Primadonna.** Die Beſten, mon petit chat.

**Vicomte.** Die Schlechteſten, wollten Sie ſagen. Ich proponire.

**Primadonna.** Ich nicht. Spielen Sie aus.

**Vicomte.** Pique Bube.

**Primadonna.** Der gehört mir. Coeur Dame!

**Vicomte.** Die ſtech ich. Pique Zehn.

**Primadonna.** Die wird Ihnen abgetrumpft. Careau As.

**Vicomte.** Hier haben Sie Pique Acht.

**Primadonna.** Wie, Sie haben keinen Trumpf zuzugeben.

**Vicomte.** Nein.

**Primadonna.** So gehören auch die beiden andern Stiche mir. Vier Stiche und das As —

machen 2. Drei Stiche hatte ich — mithin bitte ich mir einen Ducaten aus.

Vicomte. Das iſt ſchon die ſechſte Partie, die ich verliere. Ich habe Guignon im Spiel.

Primadonna. Deſto mehr Glück in der Liebe. (kneift ihm in die Wangen.)

Vicomte. C'est vrai! Nicht wahr, auch Sie lieben mich?

Primadonna. Wie können Sie mich nur ſo was fragen! Ein Vicomte, der ſo liebenswürdig iſt . .

Vicomte. Und 500,000 Francs jährliche Revenuen hat.

Primadonna. Ich ſehe nicht aufs Geld. Ich liebte Sie, und wenn Sie ein Bettler wären.

Vicomte. Wirklich?

Primadonna. Ihr Argwohn beleidigt mich, Marquis.

Vicomte. Pardon, mon ange. Es war nur ein kleiner Scherz, un petit badinage. Hier iſt der achte Ducaten. Geben Sie mir einen Kuß.

Primadonna. Jetzt gleich?

Vicomte. Oui, sur-le-champ.

Primadonna. Spielen wir erſt noch eine Partie.

Vicomte. Ich will nicht mehr Ecarté ſpielen, ich habe ein enormes Malheur in dieſem Spiel.

Primadonna. Wollen Sie Piquet ſpielen?

Vicomte. Auch das nicht. Ich will mich mit Ihnen unterhalten.

Primadonna. Das kann ja auch während des Spielens geſchehen.

Vicomte. Ich will aber nicht mehr ſpielen. Sie haben mir heute ſchon genug abgewonnen.

**Primadonna.** Marquis, hier ſind die acht Ducaten zurück. Wenn Sie glauben, daß ich nur deshalb mit Ihnen ſpielen will, um Ihnen Geld abzugewinnen, ſo beleidigen Sie mein Ehrgefühl auf die empörendſte Weiſe.

**Vicomte.** Pardon, ma chère, ſo war es nicht gemeint. Behalten Sie die acht Ducaten. Wir wollen wieder Ecarté ſpielen, wenn es Ihnen beliebt.

(Der Bediente der Primadonna tritt ein.)

**Bedienter.** Gnädiges Fräulein . . .

**Primadonna.** Was gibt's?

**Bedienter.** Die Wäſcherin iſt im Vorſaal. Sie hat Wäſche gebracht.

**Primadonna.** Sie ſoll warten.

**Bedienter.** Sie wartet bereits 1½ Stunde.

**Primadonna.** Ich kann ſie jetzt nicht verlaſſen — habe wichtige Geſchäfte — muß mit dem Herrn Vicomte Ecarté ſpielen.

**Vicomte.** Laſſen Sie ſich durch mich nicht abhalten. Wir können ja ſpäter Ecarté ſpielen. Die Karten laufen uns nicht davon.

**Primadonna.** (zum Bedienten.) So laß ſie herein.

(Der Bediente geht ab. Die Primadonna ſteckt die gewonnenen 8 Ducaten in ihre Geldbörſe und ſteckt dieſe in ihr Nähkäſtchen. Die Wäſcherin tritt ein, mit einem großen Korb voll Wäſche.)

**Wäſcherin.** Bitte tauſend Mal um Verzeihung, wenn ich geſtört habe . . .

**Primadonna.** Schon gut, ſchon gut; (ſie holt ihre Schreibtafel und ſieht den Wäſchzettel nach.) 18 Paar Strümpfe.

**Wäſcherin.** (ſucht die Strümpfe aus dem Korb hervor und zählt ſie.) Hier ſind die 18 Paar Strümpfe. (ſie legt ſie aufs Sopha.)

**Primadonna.** (zählt ſie nach.) 8 Nachthauben.

**Wäſcherin.** Hier ſind die Nachthauben.

**Primadonna.** (beſieht die Wäſche.) Schlecht, ſehr ſchlecht gewaſchen. Die Wäſche iſt ſo gelb.

**Wäſcherin.** Das ſchlechte Wetter. Die Wäſche hat nicht gut trocknen können . . .

**Primadonna.** Ausreden, nichts als dumme Ausreden. Wenn Sie mir noch einmal ſo gelbe Wäſche bringen, ſo werde ich ein Häuschen weitergehen. Verſtanden?! 4 Nachtleibchen.

**Wäſcherin.** Die Nachtleibchen ſind noch zu Hauſe.

**Primadonna.** Warum?

**Wäſcherin.** Ich habe noch die Spitzen anzunähen.

**Primadonna.** Warum haben Sie das nicht ſchon gethan!? Dieſe Saumſeligkeit habe ich ſatt. Wenn Sie nicht ordentlicher werden, ſo muß ich mich an eine Andere wenden, die pünktlicher iſt. 18 batiſtene Schnupftücher.

**Wäſcherin.** Hier ſind die 18 Schnupftücher.

**Primadonna.** Wie gelb das ausſieht, und wie ſchlecht das zugelegt iſt! bei Ihnen iſt Alles unordentlich. 2 Hemden!

**Wäſcherin.** Hier iſt ein Hemde. Das andere bringe ich morgen.

**Primadonna.** Warum erſt morgen?

**Wäſcherin.** Es war etwas daran zerriſſen; ich habe es ausbeſſern müſſen.

Primadonna. Lügen Sie nicht ſo unverſchämt. Eine Sängerin hat keine zerriſſene Hemden. Sie werden es wohl erſt zerriſſen haben.

Wäſcherin. Nein, es war ſchon zerriſſen.

Primadonna. Ruhig, lügen Sie nicht.

Wäſcherin. Es war wahrhaftig ſchon zerriſſen, als ich es bekam.

Primadonna. Frau, wie können Sie ſo frech ſein, mir ſo etwas ins Geſicht zu ſagen.

Wäſcherin. Aber, liebe . . . .

Primadonna. Ruhig! Mag nichts hören. Was bekommen Sie?

Wäſcherin. Alles zuſammen macht 19 Francs 16 Centimes.

Primadonna. (nimmt ihre Börſe, ſucht ein Goldſtück und wirft es der Wäſcherin, der die Thränen in die Augen kommen, vor die Füße hin.) Hier iſt ein Napoleon, nehmen Sie ihn und machen Sie, daß Sie fortkommen. Schlecht waſchen und obendrein noch ſo theuer ſein; ich mag nichts mehr von Ihnen wiſſen; gehen Sie!

Wäſcherin. Aber, liebe . . .

Primadonna. Ruhig, ſage ich. Heulen Sie mir nicht die Ohren voll —

Wäſcherin. (fängt furchtbar zu heulen an.) Aber — liebe . . .

Primadonna. Ruhig, ſage ich Ihnen zum letzten Male. Und nun Adieu!

Wäſcherin. Aber ſchämen Sie ſich denn gar nicht vor dieſem Herrn? Wer wird ſo grob gegen . .

Primadonna. Schweigen Sie!

Wäſcherin. O pfui, das ſchickt ſich nicht . . .

Primadonna. Fort, ich will nichts hören. Reizen Sie mich nicht!! Ich glaube, Sie ſollten mich kennen!!!

Wäſcherin. Du verſündigſt Dich gegen mich. Möge es Dir der barmherzige Richter im Himmel verzeihen! (Sie hebt das Goldſtück auf, nimmt den Korb unter den Arm und geht tief gekränkt und mit Thränen in den Augen.)

Vicomte. Wie darf das Weib ſich unterſtehen, Ihnen Vorwürfe zu machen. Wie darf ſie ſo impertinent ſein, zu Ihnen „Du“ zu ſagen. Wer iſt dieſe Perſon, mon ange.

Primadonna. Marquis, das brauchen Sie nicht zu wiſſen.

Vicomte. Mon ange, ich will, ich muß es wiſſen. Wer iſt dieſe kecke Perſon, die ſich ſo etwas erdreiſten darf?

Primadonna. Sie iſt ....

Vicomte. Nun was?

Primadonna. Meine ...... Mutter!

* * *

Dies, liebe Leſerin, iſt ein Vorgeſchmack von den ſogenannten Mutterfreuden. Haſt Du eine Tochter, ſo erziehe ſie zu einer Sängerin, und werde, wenn Du Freuden erleben willſt, ihr Waſchweib!

## 92.

## Bilder, Bücher, Puppen.

. . . Denn ich bin beiſpiellos neugierig. Wenn mich Jemand bei Dir einführt, ſo muß ich wiſſen, weß Geiſtes Kind Du biſt, wie Du, im Fall Du verheirathet biſt, mit Deiner Frau lebſt, und wie Deine Frau mit Dir lebt, d. h. ob Eure Ehe eine glückliche oder unglückliche iſt; ferner muß ich wiſſen, was Dir Spaß und was Dir nicht Spaß macht; ich muß Deine Neigungen und Abneigungen, Deine Steckenpferde und Antipathien, und Dich, ſo zu ſagen, von Innen und Außen kennen lernen.

Alles dies und noch mehr kann ich entweder durch die Bilder, die in Deinem Zimmer hängen, oder durch die Bücher, die auf Deinem Tiſche und Sopha liegen, oder auch durch die Puppen erfahren, mit denen Deine Kinder ſpielen.

Zuerſt ſehe ich mir Deine Wandbilder an. Dieſe Bilder ſagen mir, ob Du ein Ariſtokrat oder ein Demokrat, ob Du ein Natur-Bewunderer oder Kunſt-Enthuſiaſt, ob Du ein Gottesfürchtiger oder Atheiſt, ob Du ein Freund vom Reiten oder Jagen u. ſ. w. biſt.

In Alfreds Zimmer ſiehſt Du die Portraits von Wilhelm Tell, Bolivar, Washington, Kosciuszko, Benjamin Conſtant, Lafayette u. ſ. w. Habe ich nicht Recht, wenn ich daraus den Schluß ziehe: Alfred gehöre zu den Liberalen?

Victors Zimmer iſt mit den Portraits von Carl X., Polignac, Peyronnet und ähnlichen Geſichtern behangen. Thue ich Herrn Victor Unrecht, wenn ich ihn für einen eingefleiſchten Royaliſten halte?

Julius hat ſeine Wände mit den Bildniſſen großer Schauſpielerinnen, ausgezeichneter Sängerinnen, berühmter Tänzerinnen und außerdem noch mit Scenen aus Hamlet, Wilhelm Tell ꝛc. geſchmückt. Irre ich, wenn ich behaupte, daß Julius ein großer Theaterfreund, ein Kunſt-Enthuſiaſt und nebenbei ein verliebter Seladon iſt?

Emils Zimmer ſind mit großen Landſchaftsgemälden, grauenerregenden See-Scenen, feuerſpeienden Bergen, diverſen Schiffbrüchen, mit einem impoſanten Sonnen-Auf- und Sonnen-Niedergang, mit allerhand Fruchtſtücken u. ſ. w. tapezirt. Biſt Du nicht auch der Meinung, daß Emil wahrſcheinlich ein Freund der ſchönen Natur und ein Bewunderer ihrer Phänomene iſt?

In Bertholds Zimmer gewahrſt Du weiter nichts, als Gemälde, die der Hiſtorienmalerei angehören: große Schlachten, bunte Kriegsſcenen, Paraden, Bildniſſe großer Helden, berühmter Feldherren, als Napoleon, Blücher ꝛc. Vermuthlich iſt Berthold ein Bewunderer großer Kriegsthaten und ein feuriger Anhänger des Mars.

In Guſtavs Zimmer ſiehſt Du größtentheils Gemälde aus der Mythologie: (eine Venus, die vom Jupiter in Geſtalt eines Schwanes beſucht wird; eine Danae, auf die ſich Zeus in der einſchmeichelnden Maske eines Goldregens herabläßt; eine Europa, die vom Jupiter in Geſtalt eines Stiers entführt wird). Außerdem trifft man in ſeinem Zimmer nur Portraits von großen Schriftſtellern und berühmten Dichtern an. Wen wundert das? Guſtav iſt ein Poet und jeder Poet iſt ein halber Atheiſt.

Nepomucks Zimmer ſind mit Heiligenbildern und mit allerlei Scenen aus der Bibel angefüllt. Man ſieht es doch gleich, daß Nepomuck ein gottesfürchtiger Theologe iſt.

In Hectors Zimmer wimmelt es von Bildern, auf welchen Jagdſcenen dargeſtellt ſind. Auch ſieht man Portraits von Pferden, die von Jokey's gehalten werden, Bildniſſe von losgelaſſenen Windhunden und andere Thierſtucke. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß Hector ein paſſionirter Jagdfreund und Pferdeliebhaber iſt.

Aus dem Rahmen Deiner Bilder und aus der Art und Weiſe, wie Du Deine Bilder zuſammengeſtellt, will ich erfahren, ob Du Geſchmack haſt oder nicht.

Sind keine Bilder in der Stube, ſo ſehe ich mich um die Bucher um.

Aus dem Titel Deiner Bibliothek kann ich ſehr bald erfahren, weß Geiſtes Kind Du biſt, welch ein Temperament Du haſt, ob Du ein Freund des Scherzes oder Ernſtes biſt, und noch mehr dergleichen.

Auf Leons Tiſche liegen Louvois de Couvray's Memoires de Seigneur Faublas, Voltaire's Pucelle d'Orleans, Grecourt's Gedichte, der Pietro Aretino (der ſich flagellum principum, die Geißel der Furſten nannte), Althing's Doſenſtucke, Caſanova's Memoiren u. ſ. w. Mochteſt Du nicht wetten, daß Leon ein Freund von Priapäen und Obſconitäten iſt?

Auf Elvirens Toilette treibt ſich ein „Vergißmeinnicht“ von Clauren, ein „Vielliebchen“ von Tromlitz und eine Novelle von Blumenhagen herum. Auf ihrem Sopha liegt der neueſte Roman von Schilling. Du weißt es ohne mich, daß ſie eine Romanheldin, eine Schwärmerin erſter Claſſe iſt.

Auf Theodors Pult liegt Jouy's Eremite de la Chauſſée d'Antin, Addiſon's Spectator, Labruyere's

Charactères, Rabeners und Lichtenbergs Satyren, Leſage's **Diable boiteux** und Gilblas, der Don Quixote von Cervantes. Theodors liebt die Satyre und iſt einer unſerer treffendſten Sittenmaler.

Will ich wiſſen, wie Du mit Deiner Frau lebſt, lieber verheiratheter Leſer, ſo brauche ich blos die Geſpräche zu belauſchen, die (im Fall Du Vater biſt) Dein Kind mit ſeiner Puppe führt.

Kinder pflegen in der Regel geſchwätzige Papagoyen zu ſein, die das emſig nachplaudern, was ſie häufig von ihren Eltern und von ihrer Umgebung reden hören. Sie ſchwatzen munter Alles nach, ohne ſich weiter um den Sinn ihrer Rede zu bekümmern.

Sieh dort den kleinen Adolph, der unfern des Ofens auf der Hutſche ſitzt und mit der Puppe ſpielt. Adolph unterhält ſich mit der Puppe. „Mußt nicht weinen, Püppchen, wenn Du artig biſt und mir ein Kuſſel gibſt, ſo kauf' ich Dir morgen einen ſchönen Shawl; wenn Du aber nicht gleich ruhig biſt, ſo lauf' ich davon und laß Dich allein, verſtehſt Du mich?“

Ich wette mit Dir, um was Du willſt, daß der kleine Adolph das Echo ſeines Vaters geweſen, d. h. daß er dieſe Worte einmal von ſeinem Papa gehört, als Mama mit demſelben geſchmollt hatte.

Höre nun, was dort in dem Winkel der Kinder-Stube die kleine blondlockige Minna mit ihrem Hanswurſt ſpricht. „Wo warſt Du denn wieder? Wo haſt Du Dich ſo lang' herumgetrieben? Im Weinhaus! nicht wahr, Du nichtsnutziger Menſch. Was, ſchlagen willſt? — Pfuy, Du grober, ungezogener Menſch, ſchäme Dich in den Hals hinein.“ Minna gibt jetzt dem Arlequin eine Ohrfeige, daß ſein Geſicht nicht mehr vorn, ſondern hinten ſteht.

Das iſt nur die Wiederholung einer Scene im Kleinen, die erſt geſtern im großen Styl zwiſchen Minna's kränkelnder Mutter und benebeltem Vater vorgefallen iſt.

Das, was Kinder mit andern Kindern oder mit ihren Docken ſprechen, das haben ſie gewöhnlich einige Tage früher von den Eltern, von der Kinderfrau oder andern Dienſtboten gehört. Vor Allem prägen ſich Schimpfworte und Flüche ſehr ſchnell ins Gedächtniß der Kinder ein. Ich habe oftmals die Bemerkung gemacht, daß die kleinen Bälge ſehr groß im Repetiren jener Fluch- und Schimpfwörter ſind, womit ſie von ihren Wärterinnen beſchenkt werden.

Wer alſo wiſſen will, was in einem Hauſe vorgeht und wie ſich die Eheleute mit einander vertragen, der horche dem Kinde zu, wenn es mit ſeines Gleichen oder mit der Puppe ſpielt; wer wiſſen will, weß Geiſtes Kind Jemand iſt, der ziehe die Bücher deſſelben zu Rathe; und wer die Lieblingsneigung dieſes Jemands erforſchen will, der ſehe ſich die Wandbilder an.

Durch Puppen (ich muß es geſtehen) bin ich ſchon wider meinen Willen in manches Familiengeheimniß eingeweiht worden. Drum rathe ich jedem Vater und jeder Mutter, ſowohl in Rede und That, nichts Unanſtändiges in Gegenwart ihrer Kinder zu begehen und die Kinder nur dann mit den Puppen ſpielen zu laſſen, wenn kein Fremder bei ihnen iſt, der ſie belauſchen kann, widrigenfalls könnte derſelbe ſo Manches erfahren, das er — nicht zu wiſſen braucht.

## 93.

## Madame Trictrac und ihr Salon in Paris.

. . . Robert führte mich bei ihr ein.

Madame Trictrac iſt eine Dame, die man, ohne der Wahrheit nahe zu treten, ſehr ſchön nennen darf. Lebendiger Geiſt, glänzende Bildung, ſprudelnder Witz, roſige Laune, intereſſantes Exterieur, anmuthige Haltung und liebenswürdiges Benehmen ſind das reizende Siebengeſtirn, durch das ſie Jung und Alt anzuziehen und, was mehr ſagen will, zu feſſeln verſteht.

Madame Trictrac iſt reich, ſehr reich; aber Niemand weiß, woher dieſer Reichthum gekommen. Doch wen kümmert das!!

Madame Trictrac führt ein großes, prächtiges Haus. Jedes Kind in Paris kennt ihr Hotel, noch mehr aber ihren, wenn auch nicht berühmten, doch berüchtigten Salon.

Ihr Salon iſt, was man ſagt: pompös. Die Wände dieſes oblongen Saales ſind mit großen Spiegelflächen bedeckt, die jeden Gegenſtand hundert Mal vervielfachen. Der Plafond, ein Meiſterſtück der Malerei, trägt drei große Lüſtres, deren Kerzenglanz ein magiſches Licht ausgießt. In jeder Ecke des Saales iſt eine Niſche, in welcher eine mythologiſche Statüe ſteht, die nur zur Hälfte durch pyramidenartig aufgeſtellte Blumentöpfe verdeckt wird. Um den Saal, rund herum, laufen Divans von himmelblauer Seide, die mit goldenen Draperieen ausgeſchmückt iſt.

An dieſen großen Saal grenzen vier kleinere Nebenſäle; rechts der Muſchel, und der Blumen-Saal, links der Shawl- und der Bilder-Saal. Die Wände des Einen ſind, wie ſchon der Name ſagt, mit buntförmigen Muſcheln und Conchylien-Schalen decorirt, wodurch dieſer Saal das Anſehen einer großen Grotte erhält. In der einen Ecke iſt eine kleine Fontaine angebracht, die Eau de Cologne, Extrait de Mousselin, oder ein anderes wohlriechendes Waſſer auswirft. In dem Blumen-Saal ſind terraſſenförmig Flora's ſchönſte und theuerſte Lieblinge aufgeſtellt. Die Wände des dritten Saales ſind mit echt türkiſchen und perſiſchen Shawls behangen, die wie Theatercourtinen draperirt ſind. In dem vierten Saale ſieht man nichts als Bilder in goldenen Rahmen. Rechts iſt die Garderobe und links das Buffet.

Alle Dienſtage gibt Madame Triktrac große Abend-Geſellſchaften. Ihr Salon iſt das Stelldichein junger, ſchöner und koketter Frauen, die gern ſehen und gern geſehen werden wollen. Die Eine ſucht durch Schönheit, die Zweite durch Grazie, die Dritte durch Verſtand, die Vierte durch Talente ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln; doch Alle ſuchen . . . zu gefallen; ſie ſtellen Netze aus, fangen und werden gefangen und leihen durch ungebundene Fröhlichkeit und durch liebenswürdigen Leichtſinn der Geſellſchaft einen unwiderſtehbaren Reiz.

Außerdem iſt der Salon der Madame Trictrac der Sammelplatz reicher Fremden und das Belvedere vornehmer Aventuriers, Glücksritter, Roué's und vorzüglich ſolcher Leute, die ein hohes Spiel wagen können.

Die Sucht, Bekanntſchaften zu machen und ſich zu amuſiren, vereinigt in dieſem Salon alle Stände. Militairs en grande tenue, junge Cavaliere à quatre épingles, ſchöne Frauen à grand parure und junge

Mädchen en démi-négligée bilden einen Cirkel, in deſſen Mitte die franzöſiſchen Geſellſchaftstugenden: Nonchalance und Gentileſſe, Legerté und Jovialité, Minauderie und Mediſance einen verführeriſchen Cotillon tanzen, in welchem ſich der Herr eine Dame und die Dame einen Herrn holt, um dieſe oder jene Tour auszuführen.

Hier ſieht man einen hohen Staatsmann, der ſchon von Weitem die Ungnade ſeines allergnädigſten Monarchen riecht, aus dieſem Grund Zerſtreuung ſucht, aber auch hier, am Herde der ungezwungenſten Freude, nichts als Langeweile findet. Dort ſteht ein Banquier, deſſen Finanzen bergab gehen, der aber, um die Welt zu verblenden, die ruhigſte Miene affectirt und das Geld mit beiden Händen wegwirft, um beim Spieltiſch das wieder zu gewinnen, was er auf der Börſe verloren hat — den Credit. Hier ſitzt eine kleine ſchelmiſche Tänzerin, deren Siegeswagen hundert Enthuſiaſten ziehen; durch die bereits zwei bornirte Millionaire arm und drei empfindſame Lords närriſch geworden. Dort ſteht eine junge Wittwe, welche, als Maitreſſe und rechte Hand eines Miniſters, jungen Leuten, die um Aemter ſollicitiren, für Geld und gute Worte großen Vorſchub zu leiſten verſpricht. Hier unterhält ſich ein Journaliſt mit einem Staatsrathe, dort ein Schauſpieler mit einem General, hier eine junge Dame mit einem alten Herrn, dort ein aimable Roué mit einer reichen, vielvermögenden Matrone.

Jeder läßt beim Eintritt in dieſen Salon Rang und Namen, Stolz und Etiquette ſo lange vor der Thür ſtehen, bis er wieder weggeht. Er legt in dem Garderobezimmer mit ſeinem Mantel auch all' ſeine Titel ab und heißt von da an für den ganzen Abend, mag er Baron oder Vicomte, Marquis oder Graf, Fürſt oder Herzog ſein, nicht anders als Monſieur. Jeder dieſer Gäſte hat dabei ſtillſchweigend die Verpflichtung übernommen, die Honneurs des Abends zu machen, entweder mit ſeinem Gelde, wenn er reich iſt, oder mit ſeinem Verſtande, vorausgeſetzt, daß er welchen hat.

Man erzählt ſich Tagesneuigkeiten, Anekdoten, Calembourgs und Bonmots, gibt Räthſel und Charaden auf, ſpricht von Politik und Literatur, von Theatern und Journalen, von Hochzeiten und Eheſcheidungen und von Allem, was ins Departement der Chronique scandaleuse ſchlägt. Mit der größten Unbefangenheit ſpricht und hört man feincandirte Equivoquen an und belächelt ſie, ohne ſich weiter zu geniren. Hier iſt es, wo ein intriguanter Coursſpeculant Börſengerüchte ausſtreut und wo ein mit ihm unter einer Decke ſteckender Geſandtſchafts-Attaché diplomatiſche on dit fallen läßt, die ein paar Tage ſpäter unter dem Namen Bruits des salons in den Zeitungen ſtehen, welche dieſen ausgeſprengten Lügen dadurch Auctorität verſchaffen und ihnen Flügel anheſten, die ſie raſch durch die ganze Welt tragen. Hier iſt es, wo der Journaliſt ein paar glückliche Bonmots und ein Dutzend neuer Moden aufſchnappt, mit denen er ſchon übermorgen in ſeinem Blatte Staat macht. Hier iſt es, wo die Mediſance hundert ehrrührige Unwahrheiten und tauſend lächerlich machende Mährchen erſinnt. Hier iſt es, wo mit gleicher Hitze über das Unwichtigſte wie über das Wichtigſte raiſonnirt und debattirt wird.

Später kommen auch andere Unterhaltungen an die Reihe. Man lieſt vor, declamirt, macht ſchlechte Muſik, ſingt, ſo gut man kann, Barcarolen und Romanzen, tanzt, führt auch zuweilen eine Quadrille en masque auf, trinkt Thee, ſchlürft Punſch, ſäuft Champagner und . . . . macht den Damen bald in dieſer, bald in jener Tonart den Hof. In dem Blumenſaale werden von einem kleinen Orcheſter Favorittänze aus den neueſten Opern vorgetragen. Dieſe Muſik, wiewohl nicht geräuſchvoll, iſt doch durch alle Säle zu hören. In dem großen Saale wird darnach getanzt. Wer ſich echauffirt hat, flüchtet allein oder in Geſellſchaft in die kühle Muſchelgrotte. In dem Bilderſaale wird geſpielt; an dieſem Tiſche Ecarté, an jenem Faro, hier vingt-un, dort onze et démie — man ſpielt, gewinnt oder verliert, borgt oder nimmt geborgt, ruinirt ſich oder Andere, und . . . . . unterdeſſen bricht der Morgen heran. In dem durch Gas erleuchteten Hofraume des Hotels warten allerhand Fuhrwerke, Caroſſen und Cabriolets, auf den Wink ihres Herrn. Die Kutſcher unterhalten ſich mit einander über ihre Pferde und Herrſchaften, heben die erſtern in den Himmel, ziehen die Letztern in den Staub, machen boshafte Gloſſen und ſchlechte Bonmots, necken und prügeln ſich ein bischen, (blos zum Zeitvertreib), gähnen und ſchlafen auch bisweilen ein auf ihrem hohen Bock, und erwachen dann nicht eher, als bis die Stentorſtimme des Jägers, oder das gellende Gekreiſche des kleinen Jokei's ihren Namen und das Signal: „Vorfahren“ hören läßt.

Die Gäſte gehen oder fahren nach Hauſe, mit ſchwerem Kopf und mit noch ſchwererem Herzen, aber leichter Börſe. Doch was ſchadet das? Man hat dafür gegeſſen und getrunken, getanzt und geſungen, geſpielt und gelacht, gekoſ't und geküßt und . . . . . mit einem Wort: ſich himmliſch amüſirt; von dieſer Dame hat man einen Korb, von jener aber ein Rendezvous erhalten. Was kann man wohl mehr noch verlangen?!

Nur die, welche am Spieltiſche all' ihre Hoffnung und Barſchaft haben ſitzen laſſen, ſchleichen mißmuthig durch die ſtillgewordenen Straßen nach Hauſe, ſummen unterweges dieſes oder jenes Couplet nach, das ſie heute Abend bei Madame Trictrac zum erſten Male gehört, verfluchen nebenbei die Coeur-Dame oder jene Karte, auf die ſie ihr Geld und Vertrauen geſetzt, thun, wenn ſie ſich zu Bett begeben, ein heiliges Gelübde: nie mehr den Salon der Madame Trictrac zu beſuchen, und ... ſtellen ſich am nächſten Dienſtage trotzdem wieder ein; denn hundert Reize locken ſie von Neuem in das fein ausgelegte Garn der verführeriſchen Sirene, die, sub rosa ſei es geſagt, am Ende doch Alle, die bei ihr aus- und eingehen, in den Strudel des moraliſchen Verderbens hinabzieht.

Schöne Leſerin! guter Leſer! fliehe den Salon dieſer Gelegenheitsmacherin. Beſuchſt Du ihn aber, ſo ſei wenigſtens auf Deiner Hut — ich bitte, ich beſchwöre Dich — ſei vorſichtig!

## 94.

## Scenen aus dem Berliner Volksleben.

... Aber am meiſten lieb' ich Sittenmaler.

Eine einzige Seite in Addiſon's lehrreichem Zuſchauer, eine einzige Nummer in Jouy's picantem Eremiten hat für mich mehr Intereſſe, als ein Roman von Victor Hugo und ein Dutzend Komödien von Eugen Scribe.

Wer Sitten malen will, muß ein kleiner Ueberall ſein, ſich in allen Volksclaſſen umſehen, den dort herrſchenden Ton kennen lernen und die Eigenthümlichkeiten, die jedem Stande ankleben, nicht mit flüchtigem, ſondern mit ſcharf prüfendem Auge beobachten. Er muß ſich in den Salons und Aſſembleen der haute volée und beau monde, wie in den Eſtaminets und Tabagien der niedern Volksklaſſen herumtummeln, ſich in ihre Reihen miſchen, Theil an ihren Geſprächen und Unterhaltungen nehmen, dabei den aufmerkſamen, aber ſtillen Beobachter ſpielen, ſich verſchiedenartige Individualitäten aneignen und deren Sitten interimiſtiſch in ſein eignes Ich aufnehmen, um ſpäter aus ſich ſelbſt die treffenden Farben zu jenem Sittengemälde, das er entwerfen will, ſchöpfen zu können.

Schon oft verfügte ich mich von einer brillanten Abendgeſellſchaft in eine nicht brillante Tabagie, um hier, wie dort, Beobachtungen anzuſtellen und dann Parallelen zu ziehen, zwiſchen der großen und kleinen Welt.

Dort ſpiele ich den eleganten Courmacher, hier den ſimplen Grocktrinker.

Gehe ich in eine Tabagie, ſo ſtecke ich zuvor meinen Claque in die Rocktaſche, biege die Vatermörder in die Cravate, verſtecke mein gekneiftes Jabot, ziehe die Manchetten ein und die Glacé-Handſchuhe aus, knöpfe mir den Frack bis an den Hals zu, und trete nun, mit dem Hut auf dem Kopf und mit der Cigarre im Munde, in den räucherigen Saal ein, ſetze mich zu den Leuten, welche Knöller rauchen, Weißbier trinken und Dreikart und Schafskopf mit bewundernswerther Perfectibilität ſpielen, an den Tiſch, horche zu, plaudere mit und gehe, wenn ich genug gehört und geſehen habe, wieder nach Hauſe.

Neulich ſchlich ich mich, Nachts nach 11 Uhr, in den Hofraum eines großen Hotels ein, in welchem ein Halbkreis von prächtigen Equipagen ſtand, die ihre Herrſchaft abholen ſollten, welche noch immer, wiewohl es etwas ſpät war, im Schooße eines glänzenden Balles ſaßen, zu dem jede Art von Beluſtigung eine Freikarte erhalten hatte.

Schon längſt hatte ich gewünſcht, die Kutſcher, Lakayen, Jokeyen und Gott weiß, wie der Dienertroß heißt, zu beobachten. Hier hatte ich die ſchönſte Gelegenheit, ihre Geſpräche zu belauſchen und ein neues Bildchen für die Sammlung meiner kleinen Sittengemälde zu finden.

Das Allererſte, was mir in den Geſprächen der Kutſcher auffiel, war die Mode: daß ſie ſich nicht bei ihrem Namen, ſondern bei dem Namen ihrer Herrſchaft nennen. Du, Herzog X., rief ein Kutſcher dem andern zu, was macht Deine Frau? Ich danke Dir, Graf S., antwortete der Gefragte, ſie wird bald in die Wochen kommen.

Niemand beſitzt mehr Virtuoſität, ſeine Herrſchaft ſchlecht zu machen, als ein unzufriedener Kutſcher. Und welcher Kutſcher iſt nicht unzufrieden? Die armen hohen Herrſchaften werden von ihren Kutſchern dergeſtalt „ausgerichtet,“ daß es ein wahrer Scandal iſt.

Ich belauſchte hier ein Geſpräch, das ungefähr folgendermaßen gelautet hat:

Erſter Kutſcher (geht vor ſeinem Wagen auf und ab, bleibt endlich ſtehen und gibt mit ſeiner Peitſche dem Pferd ſeines Nachbars einen kleinen Hieb). Graf

S., Dein Handpferd, das hat wohl ſchonſt 4 Wochen keen Futter nich gekriegt?

Zweiter Kutſcher (ſitzt ruhig auf dem Bock und ſchaut mitleidig auf ſeinen Collegen herab.) Wie ſo?

Erſter Kutſcher. J nu, des Pferd det is ja ſo dürre, det man ihm ohne Lanterne durch die Rippen ſehen kann.

Zweiter Kutſcher. Baron L., Du jammerſt mir. Dieſes Pferd is mich lieber als Du und Deine Herrſchaft.

Erſter Kutſcher. Lude, erhitze Dir nich; Du könnteſt ſonſt von'n Bock fallen. Meine Herrſchaft taugt niſcht nichts, des is wahr, Lude, alleene lieber is ſie mir doch als Deine.

Zweiter Kutſcher. Uff meine Herrſchaft kannſt Du räſönniren, ſo ville Du willſt, aber meine Schimmel laß mir unjeſchoren, des ſag ich Dir een fur allemal.

Erſter Kutſcher. Deine Schimmels?! Wer weeß, ob ſie Deine Herrſchaft ſchon bezahlt hat.

Zweiter Kutſcher. Noch nich, ſo ville ich weeß, aberſt daſ geht mir niſcht an.

Erſter Kutſcher. Wird er ſe nich bald wieder verkooſen?

Zweiter Kutſcher. Nich eher, als er wieder Jeld brauchen duht. Vorjeſtern hat er ſein Reitpferd, den Goldfuchs, den er erſt vor 3 Wochen jekoſt, aberſch noch heut nich bezahlt hat, für een Lumpenjeld an eenen Offcier verkooſt.

Erſter Kutſcher. Warum denn, Lude?

Zweiter Kutſcher. Weil er Jeld gebraucht hat.

Erſter Kutſcher. Weeßt Du nich, wozu er det Jeld gebraucht hat?

**Zweiter Kutſcher.** Zum ſaufen, zum ſpielen.

**Erſter Kutſcher.** Siehſt'e Lude, ſo ſein die Herrſchaften jetzunder. Meiner ſitzt da oben unn verſpielt mir niſcht Dir niſcht een paar hundert Dahler unn mir bleibt er ſchonſt ſeit zwee Monaten mein lumpigtes Jehalt ſchuldig.

**Zweiter Kutſcher.** Tröſte Dir, Fritze, Meiner machts accurat ſo, ick werd ihm aber die andere Woche den Dienſt uffſagen, wenn er mir nich befriedigen duhn dut.

**Erſter Kutſcher.** Recht ſo, Lude, icke werd mir ooch nich geniren duhn, unn ihn uf's Dach ſteigen, wenn er nich bald mit meinen Jehalt rausrücken duht.

Dieſes Geſpräch hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht ein Livreebedienter mit herkuliſcher Stimme den Namen eines dieſer beiden Kutſcher aufgerufen hätte. Der Wagen fuhr an die große Treppe heran, ein Herr mit einigen Orden ſtieg hinein, der Livreebediente ſchlug die Wagenthür zu und ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle auf ſeinen Stehplatz und der Wagen fährt ab.

Bald darauf entſpann ſich zwiſchen zwei andern Roſſelenkern ein Geſpräch anderer Art. Dies lautete ungefähr ſo:

**Erſter Kutſcher.** Schneppe, ich jlobe jar, Du ſchlafſt da oben uff Deinen Bock. Steig runder, ich will Dir was fragen. Hörſte Schneppe? So red' doch was.

**Zweiter Kutſcher.** Laaß mir ſchlafen, ick bin ganz marode — ick hab die vorichte Nacht keen Oge nich zugedahn. Mein Herr hat ſich geſtern bis 5 Uhr Morgens rumgetrieben.

**Erſter Kutſcher.** Wo war er denn ſo lange?

**Zweiter Kutſcher.** Bei die kleene Figurantin, die er alleweile aushalten duhn duht. Jck habe drei Stunden mit Pferd und Wagen vort Hausthor warten muſſen; ick habe mir erkält unn bin jetzt ganz uff'n Hund.

**Erſter Kutſcher.** Uff'n Bock, willſte ſagen — irre Dir nich, Bruder. Kumm runder.

**Zweiter Kutſcher.** Laaß mir.

**Erſter Kutſcher.** Sei nich eklich und ſteig' runder, ich will Dir was fragen.

**Zweiter Kutſcher.** Hat denn Keener keene Ruhe nich vor Dir. Wat willſt Du denn? (Der Kutſcher ſteigt mit vieler Mühe und Vorſicht von ſeinem hohen Bock herab.) Na, da bin ick. Wat willſt Du mir fragen?

**Erſter Kutſcher.** Ob Du morgen Abend bei Wiſotzky's oder Herig's jehn duhſt?

**Zweiter Kutſcher.** Unn dadrum haſte mir von'n Bock rundergerufen, wegen die kleene Kleenigkeit? Jck globe jar, Du willſt mir foppen; Krammsvogel, nimm Dir in Acht vor mir, ich verſteh keenen Spaß nich —

**Erſter Kutſcher.** Neſſchandeller, machen Se mir nich jraulich.

**Zweiter Kutſcher.** Reize mir nich — des ſage ich Dir.

**Erſter Kutſcher.** Bange machen jelt nich.

**Zweiter Kutſcher.** Reißte noch eenen eenzigen ſchlechten Witz, ſo gebe ich Dir —

**Erſter Kutſcher.** Stille, Edewat.

**Zweiter Kutſcher.** Du jibſt noch keene Ruhe?

Erſter Kutſcher. 'Ne, Rieke, alleweile keenen Thee nich.

Zweiter Kutſcher. Ich ſag's Dir noch mal, reiß keenen Witz nich mehr, ſonſt machſte mir rappelköppig, un wenn ick anfange, bin ick —

Erſter Kutſcher. Allemal derjenigte, welcher.

Zweiter Kutſcher (zornig). Du ſtichelſt woll noch?

Erſter Kutſcher. Nie ohne dieſes!

Zweiter Kutſcher. Sei ſtill, oder ich ſteche Dir eene Knallſchode, deß Dir . . .

Erſter Kutſcher. Männeken, ſtoß Dir nich!

Zweiter Kutſcher. Ick ſag's Dir zum letzten Male, ſei ſtill.

Erſter Kutſcher. Ungeheure Ironie!

Zweiter Kutſcher (wüthend). Was ſagſt Du? Ungeheure Ironie, ſagſt Du? Nu reißt mir die Geduld. Weeßt Du, wat Ironie is? Ironie is Ironie, und weil Ironie Ironie is, ſollſt Du wiſſen, wat Ironie is. (Gibt dem Kutſcher eine Ohrfeige.)

Erſter Kutſcher. Hilfe, Hilfe, er will mir dotſchlagen.

(Ein Jokey ſpringt herbei.)

Jokey. Wat jeht denn vor, wat is denn los?

Erſter Kutſcher. Er hat mir jeprügelt.

Zweiter Kutſcher. Des Karnickel hat angefangt. Er hat zu mir ungeheure Ironie geſagt, und des kann ich mir nich gefallen laßen — druff hab' ich ihm eene Ohrfeige jejeben, doch darum keene Feindſchaft nich.

Drauf kamen noch mehr Kutſcher und Jokey's hinzu, um den Streit zu ſchlichten, der immer heftiger wurde. Zum Glück ward aber eine der ſtreitenden Parteien von ſeiner Herrſchaft abgerufen, mußte abfahren und — der Spectakel hatte ein Ende.

Ich hatte genug und — ging nach Hauſe.

---

## 95.

## Der Ring und der Maskenball.

. . . Und Victor war ſchon ganz erſchöpft. Er trat in eine Loge, ſetzte ſich ermattet nieder und wollte ſich dem Schlafe hingeben, der ihn unwiderſtehlich überfallen hatte. Da ließ ſich ein Domino, der ſich ihm mit leiſem Tritte und zarter weiblicher Stimme genähert hatte, freundlich an ſeiner Seite nieder.

Eine Unterhaltung wird eingefädelt, die ſich lebhaft fortſpinnt.

— Allein, mitten in dem großen Paris, mit der Unerfahrenheit eines jungen Mannes, ohne Rathgeber, ohne Freundin, ohne Mutter. Armer junger Mann! Erſtaunen Sie nicht, daß ich eine ſo ernſte Sprache führe, aber eine Frau, die dreißig Jahre in der großen Welt gelebt, kennt die Fallen und Gefahren derſelben; dies und das Intereſſe, das Sie mir einflößen . . . .

— Aber Sie kennen mich ja kaum . . . .

— Ich kenne Sie zwar nicht genau, aber es iſt nicht das erſte Mal, daß wir uns ſehen.

— Wie? Und wo haben wir uns denn ſchon begegnet?

— Befragen Sie Ihr Gedächtniß. Haben Sie die Orte vergeſſen, wo Sie ſeit Ihrer Ankunft in Paris geweſen? Waren Sie noch auf keiner Soirée, auf keinem Balle?

— O ja! Geſtern war ich bei Herrn C., dem Banquier meines Vaters . . .

— Und hat keine von den Damen, welche ſich in dieſer Geſellſchaft befanden, Ihre Blicke gefeſſelt?

— Daß ich nicht wüßte . . . .

— Haben Sie nicht eine Dame beobachtet, die ein blaues Kleid trug?

— Ich habe keine bemerkt . . . .

Die Unbekannte ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

— So hat ſie ſich alſo grauſam getäuſcht!

— Woher wiſſen Sie das?

Ich weiß es. Genug!

— Im Namen des Himmels! Wer iſt jene Dame und wer ſind Sie, Sie?

Und in demſelben Augenblick hob er, fortgeriſſen von einem Gefühle, das er nicht unterdrücken konnte, einen Zipfel des ſchwarzen Seiden-Schleiers auf, der an der Halblarve befeſtigt, den untern Theil des Geſichts der Unbekannten bedeckte. Sie hielt noch frühzeitig genug Victors Arm zurück, um nicht von ihm demaskirt zu werden, aber ſchon viel zu ſpät, um vor Victor die Roſen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne zu verbergen, welche ihm keinen Zweifel mehr geſtatteten, daß er mit einer jungen und ſchönen Frau rede.

— Und iſt dies Alles, was eine Frau, die ſich Ihrem Vertrauen hingibt, von Ihnen erwarten kann!

Der Ton ihrer Stimme war ſo ernſt und gemeſſen, als ob ein ſchmerzliches Gefühl auf ihrem Herzen laſte. Sie wollte ſich entfernen. Victor hielt ſie zurück.

— Bei allen Himmeln, ein Wort, nur noch ein einzig Wort.

— Was wollen Sie von mir . . . . ?

— Verzeihung für die ſtrafbare Neugier, die ſich unwillkürlich meiner bemächtigt hat.

— Ich verzeihe Ihnen, aber geſtehen Sie, daß Sie mich ſchon jetzt ſehr hart für meinen Leichtſinn beſtraft haben . . . Leben Sie wohl.

— Wann werd' ich Sie wiederſehen?

— Ich darf Sie niemals wiederſehen.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich bitte, ich beſchwöre ſie; wann und wo kann ich Sie wiederſehen?

— Wohlan denn, bei dem Banquier C.

— Und wann?

— Den Tag kann ich Ihnen nicht beſtimmen, doch ſage ich Ihnen, daß Sie mich recht bald dort ſehen ſollen. Ich gebe Ihnen das Verſprechen, mich Ihnen zu erkennen zu geben. Hören Sie mich an! Tragen Sie vielleicht einen Ring?

— Ja.

— Wir wollen tauſchen. Hier iſt der meinige. Verſprechen Sie mir aber, daß Sie ihn ſtets als ein Unterpfand meiner Freundſchaft behalten werden. Wenn ich mich Ihnen, ohne Gefahr, entdecken darf, werden Sie Ihren Ring an meinem Finger glänzen ſehen.

Victor war ganz berauſcht, denn in der Sprache und in den Manieren, und ſelbſt in dem Vorſchlag der ſchönen Unbekannten, die Ringe zu tauſchen, lag irgend etwas Geheimnißvolles, das ſeine Phantaſie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, ſich über die lebhafte Leidenſchaft zu verwundern, die er einer Frau eingeflößt hatte, welche er früher noch niemals geſehen. Sie übte durch ihre Rede, die bald wie Befehl, bald wie Bitte klang, eine ganz eigenthümliche Gewalt aus, die ihn nicht zur Beſinnung kommen ließ. Endlich ergriff ſie, wie fortgeriſſen von einer Leidenſchaft, die alle Rückſichten ihres Geſchlechtes vergeſſen ließ, Victors Hand, drückte ſie mit gluthvollem Gefühle in die ihrige, und zog ihm den Ring ab, der ſeinen Finger zierte.

Victor ſetzte in dieſen Ring einen ſehr großen Werth, nicht etwa des koſtbaren Steines wegen, ſondern weil er ein Andenken von ſeiner Mutter war. In jedem andern Falle würde er ihn nicht ſo leicht aus den Händen gegeben haben, wiewohl der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, von noch weit größerem Werth zu ſein ſchien.

Der junge Mann iſt ganz verdutzt. In der Gluth ſeiner Leidenſchaft neigt er ſich zu ihr hin und will ſie in ſeine Arme ſchließen. Sie ſteht auf, öffnet die Loge und verſchwindet blitzſchnell in den dunklen Corridors.

⁂

Ein ganzer Monat war ſchon verfloſſen. Victor hatte keine einzige Soirée beim Banquier C. verſäumt. Sein ſehnſüchtiges Feuerauge irrte von einem Saal in den andern. Aber alle ſeine Blicke, alle ſeine Nachfragen waren vergebens, alle ſeine Verſuche nutzlos, alle ſeine Hoffnungen vereitelt, und deſſenungeachtet konnte er die Unbekannte nicht vergeſſen, deren geheimnißvolle Miene, deren zärtliche Stimme und deren verführende Rede ſo lebhaft ſein Herz ergriffen hatte.

Eines Tages, als er zufällig in das Gewölbe eines

Juweliers eingetreten war, kam ihm die Luſt an, den Ring ſchätzen zu laſſen, welcher ſeit jenem Augenblicke, als er ihn von der Unbekannten erhalten, nicht von ſeinem Finger gekommen war.

— Dieſer Demant muß wohl einen großen Werth haben? Welch ein Glanz! Welch ein Feuer! Welch ein Waſſer!

— Dieſer Demant?

— Ja wohl . . . . .

— Monſieur. Dieſer Stein . . . . erſchrecken Sie nicht . . . . . iſt ein nachgemachter Demant.

— Das iſt nicht möglich!

— Ich will Sie gleich davon überzeugen.

Victor ſtand wie vernichtet da. So war ich alſo wirklich verliebt, ſchrie er und ſchlug ſich an die Stirne, und in wen? . . . . . Der arme Victor!!

## 96.

## Lavendel, Myrth' und Thymian.

(Factiſch.)

„Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wo weilet denn der Freiersmann,
Ich kann ihn nicht erwarten.
Schöner, grüner,
Schöner, grüner Jungfernkranz.“

. . . . Denn Herr Thymian war ſehr ſchüchtern. Er liebte die ſchöne Frau eines Schauſpielers bis zum Raſendwerden, hatte aber nicht den Muth, ſich ihr zu nähern.

Wohl hundert Mal ging er des Tages vor den mit Arumblumen geſchmückten Fenſtern ſeiner Angebeteten (die ich Madame Lavendel nennen will) voruber, wagte es aber nicht ein Mal, ſie zu grußen.

Schon zehn Mal war er mit der ſußen Madame Lavendel auf Bällen geweſen, doch niemals hatte er das Herz, mit ihr zu ſprechen, mit ihr zu tanzen, wiewohl ſie ihm durch zärtliche Blicke zu verſtehen gab, daß es ihr nicht unlieb wäre, wenn er ſie engagiren möchte. Einmal ließ ſie ſogar die kleine Tafel fallen, worauf ſie die Tänze und die Namen derer aufgeſchrieben, die ſie zu dieſen Tänzen engagirt hatten; ließ ſie doch nur deshalb das Täfelchen fallen, um dem neben ihr ſtehenden Thymian, der im Anſchauen ihrer Reize verſunken war, eine Gelegenheit zu verſchaffen, ſich gegen ſie artig zu beweiſen, und ein Geſpräch mit ihr anzuknupfen; aber ſeine Schüchternheit ließ auch dieſe Gelegenheit unbenutzt voruberziehen.

Noch niemals hatte er ein Wörtlein mit dem Augapfel ſeiner Liebe getauſcht und dennoch liebte er ſie (par distance), über alle Maßen.

Wenn Herr Thymian die Madame Lavendel ſah, fing ihm das Herz zu pochen an, er wurde einmal roth, einmal blaß, je nachdem er bei Blut war, konnte aber keine Sylbe, vielweniger ein Compliment oder eine Liebesphraſe über ſeine zitternden Lippen bringen.

Manchmal ſeufzte er in der Leipziger-Straße ſo heftig, daß man es (wenn Windſtille war) ganz deutlich auf dem Alexanderplatz hören konnte. Kein Wunder alſo, daß auch Madame Lavendel, die auf dem Schleßplatz wohnte, dieſe corpulenten Seufzer vernahm.

Schuchterne Schwärmer haben gewöhnlich das Unglück, von Frauen ausgelacht zu werden. Herr Thymian war glücklicher. Die ſüße Lavendel ließ ſich die Huldigungen des Schüchternen gefallen, doch mehr aus Mitleid als aus Liebe.

Herr Thymian zerging vor Liebe zu ihr, wie Butter, die man in die Sonne ſtellt, oder wie Schnee, der im Märzmonat herabſchneit. Ueberglücklich wäre er geweſen, wenn er der göttlichen Frau einen Kuß hätte geben können, nicht auf den roſigen Mund — nein, ſo hoch verſtieg ſich ſeine Sehnſucht nicht — ſondern auf die lilienweiße Hand. Doch ſeine Schüchternheit ſtand ihm überall, wie ein melancholiſcher Kettenhund, im Wege.

Schon zwanzig Mal hatte er ſich vorgenommen, ihr ſchriftlich jene Gefühle zu decouvriren, die in ſeinem Innern ſo hell, wie ein Wachtfeuer, loderten. Schon zwanzig Mal hatte er ein Liebesbrieflein angefangen, worin er der Hohen, Angebeteten ſeine unauslöſchliche Liebe und nebenbei noch ein paar Verſe, von denen er nach drei ſchlafloſen Nächten endlich entbunden ward, zu Füßen legen wollte, allein alle zwanzig Mal zerriß er die Briefe und die Verſe, denn ſeine vermaledeite Schüchternheit gebot ihm, von dieſem furchtbaren Vorhaben, wie er es nannte, abzuſtehen.

Wer weiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ob ſie einen Brief von mir annimmt?! Und wenn ſie ihn annimmt, wer ſteht mir dafür, daß er nicht in die Hände ihres eiferſüchtigen Hausdrachen fällt, der ſie mit Argus-Augen bewacht. Und wenn ſie ſo boshaft ſein könnte, meine Neigung ihrem Gemahle zu verrathen — das wäre ſchrecklich, das wäre ſchauderhaft.

So kam es, daß er das, was er ſich ſchon ſo oft vorgenommen hatte, immer wieder bleiben ließ.

Eines Tages erhielt er die Subſcriptionsliſte zu einem Balle, worauf, wie er durch einen ſeiner Freunde erfahren, auch Madame Lavendel ſubſcribirt hatte. Dies allein bewog ihn, die Liſte zu unterſchreiben.

Er beſprach ſich mit ſeinem Freunde. Dieſer, der das ſchöne Geſchlecht und Madame Lavendel wohl beſſer kannte, als Herr Thymian, rieth ihm zu, Muth zu faſſen und ihr auf dem Balle dreiſt ein Billet-doux zuzuſtecken.

— Nein, Bruder, das geht nicht. Alles will ich ihr zuſtecken, nur kein Billet-doux.

— So mach ein paar ſchöne Verſe oder ein Sonnett auf ſie. Ein hübſches Gedicht pflegt oft mehr Wunder zu thun, als eine Schwadron von Liebesbriefen.

Thymian ſetzte ſich zum Pulte nieder, um ein Gedicht zu machen. Er ſcandirte ſich die Finger wund und brachte nach Verlauf von 2 Stunden ein Paar Verſe auf's Papier, die, ohne ihnen zu ſchmeicheln, ziemlich mittelmäßig waren.

Myrthe (Thymians Freund) ſetzte als gewandter Compoſiteur dies Gedicht in Muſik, ließ es ſauber abſchreiben und gab es ſeinem ſchüchternen Freunde zurück, der es am andern Abend ſeiner Herzensgöttin überreichen ſollte.

Thymian lief zu ſeinem Schneider, beſtellte ſich einen feinen ſchwarzen Anzug, um morgen auf dem Balle recht elegant zu erſcheinen und in den blauen Augen der ſüßduftenden Madame Lavendel als feiner Galanthomme Wohlgefallen zu finden.

Am andern Morgen ſtudirte ihm ſein Freund Myrthe (der, als ein kecker Bonvivant, den grellſten Contraſt zu der perſonificirten Schüchternheit bildete) die Rolle ein, die Thymian heut Abend auf dem Balle ſpielen ſollte.

— Je kecker Du auftrittſt, Bruder Thymian, deſto beſſer wird Dir Dein Plan glücken.

— Du ſollſt Dich wundern, Bruder Myrthe, keck will ich ſein, keck über alle Maßen. Wenn mich nur der verdammte Schneider nicht ſitzen läßt. Ich habe mir ein neues Ballkleid beſtellt . . .

— Das war unnütz. Du haſt ein ja halbes Dutzend Fracks, wozu noch einen neuen . . . .

— Damit ich gekleidet nach der allerneuſten Mode erſcheine. Myrthe, ich will alle Minen ſpringen laſſen, um heut Abend ein ſchöner Kerl zu ſein.

— Ach könnte ich doch meine Liebenswürdigkeit mir ab- und Dir anſchnallen, um Dir den Sieg zu erleichtern.

— Nein, Myrthe, behalte Dir Deine Liebenswürdigkeit, ich werde hoffentlich mit der meinigen wohl auskommen. Wo nur der Schneider ſtecken mag. Er verſprach, ſchon um 10 Uhr den Anzug abzuliefern, jetzt geht's bereits auf eins und der verdammte Nadelheld iſt noch nicht da.

Erſt gegen Abend, es hatte ſchon 6 Uhr geſchlagen, brachte der Schneider Knopfloch dem Herrn Thymian die wattirten Unterbeinkleider, den ſchwarzen Frack, die blaue Sammetweſte mit den Goldknöpfen und die weißen Caſimir-Pantalons.

— Sie haben mich lange warten laſſen. Ich ſaß wie auf glühenden Kohlen und glaubte ſchon, Sie würden mich ſitzen laſſen.

— Sie ſehen, Herr Baron, daß ich Wort halte. In der Seitentaſche ſteckt auch die Rechnung; wenn Sie die Güte haben wollten . . . .

— Jetzt hab' ich keine Zeit ſie durchzuſehen.

Kommen oder ſchicken Sie morgen früh um 10 Uhr zu mir, da ſollen Sie Ihr Geld haben.

— Hat keine Eile, Herr Baron; wenn alle Herrſchaften ſo pünktlich ihre Rechnungen bezahlten, als Sie, ſo wäre es das größte Plaiſir, ein Schneidermeiſter zu ſein.

— Danke fürs Compliment. Aber jetzt verlaſſen Sie mich, lieber Knopfloch, ich muß ſchon um 7 Uhr auf dem Ball ſein.

Knopfloch ging, Thymian machte ſeine Toilette und ſchlüpfte eben in die mit grauer Seide gefutterten Aermel ſeines Leibrocks, da hielt vor der Thür ſeines Hauſes der Wagen ſtill, der ihn um dieſe Zeit zum Balle abholen ſollte. Freund Myrthe kam ſingend die Treppe heraufgelaufen und riß haſtig die Thür auf.

— Biſt Du fertig, Thymian?

— Gleich, den Augenblick. Ich will mir nur ein paar Ringe anſtecken.

Myrthe beſah ſich unterdeſſen im Spiegel, Thymian ſteckte ſeine Ringe an und warf ſeinen Carbonari um.

— Nun bin ich fertig, Bruder Myrthe. Jetzt können wir gehen.

— Haſt Du auch nichts vergeſſen? Haſt Du die Handſchuhe, das Schnupftuch, den Claque? Ja, Apropos, haſt Du auch das Gedicht zu Dir geſteckt, das Du der Lavendel geben willſt?

— Gut, daß Du mich daran erinnerſt, das hätte ich heilig vergeſſen.

— Thymian holte das ſchön zugefaltete Gedicht aus ſeinem Schreibtiſch hervor und ſteckte es in die Seitentaſche ſeines Fracks.

Die Freunde gehen. Thymians Haushälterin leuchtet ihnen die Treppe hinunter, ſie ſteigen in den Wagen, der Kutſcher peitſcht dergeſtalt die Pferde, daß ſie blitzſchnell durch die gasbeleuchteten Straßen jagen.

Thymian und Myrthe traten in den von ſchöngeſchmückten Frauen und eleganten Herren überfüllten Saal in jenem Augenblick ein, in welchem eine friſche, muntere, Ohr und Fuß ſchmeichelnde Nummer aus Auber's allerliebſtem Fra Diavolo die Ballgäſte zu einem Ländler rief. Myrthe konnte der einladenden Muſik keine Minute widerſtehen, ſah ſich um eine vacante Dame um, und ſtellte ſich, als er dieſe gefunden hatte, in Reih' und Glied.

Thymian ſtand nun allein, unfern der Saalthür, und ließ ſehnſuchtsvoll ſein Feuerauge durch den weiten Ball-Saal ſchweifen, um die zu finden, die er ſuchte und um deretwillen er hier war. Nach allen Seiten des Saales ſandte er ſpähende Blicke aus — allein vergebens, er ſah ſie nicht.

Plötzlich wirbelt ein leicht beſchwingtes Paar vorüber. Ja, ſie iſt's, Madame Lavendel, die reizende Madame Lavendel iſt's, die vorüberfliegend, ihn wie ein leiſer Zephirkuß berührt.

Das Herz fing ihm wieder zu ſchlagen an, und da er heute bei ſehr viel Blut war, ſo wurde er ſo feuerroth, wie die Blumenkrone der brennenden Liebe (Lychnis dioica), oder, um mich verſtändlicher auszudrucken, wie der Halskragen eines Polizeiſergeanten.

Wie ſchön ſah doch Madame Lavendel aus. Das roſa Atlaskleid, das ſich maleriſch an den reizenden Gliederbau ſchmiegte, und die üppigſten Körperformen ahnen ließ, die lange ſchwarzſammtene Schärpe, der kleine, weißſeidene Schuh und der brochirte Strumpf, (Himmel, wäre er nur nicht brochirt geweſen), Alles dies machte ſeine Phantaſie ganz trunken. Dazu kam nun noch der idealiſche Kopfputz, in deſſen ſchwarzer Lockenfülle, des Contraſtes halber, ſchneeweiße Roſen glänzten, und das niedliche Bouquet, das ſich an ihren Buſen, wie der Säugling an der Mutter Bruſt anſchmiegte, dies Bouquet, ach dies neidenswerthe Bouquet machte ihn ganz taumelig.

Doch welch ein Schmerz, welch ein unnennbarer Schmerz war es fur Thymian, als er die göttergleiche Madame Lavendel in den Armen eines Schnurrbarts, eines militäriſchen Schnurrbarts ſah.

Mit neidiſchen Blicken verfolgte er das fliegende Tänzerpaar, und wenn es Halt machte, ſtellte er ſich ihm gegenuber, hing ſein Auge an ihre reizumgurtete Geſtalt, ſah, wie ſie ſo zärtlich ſich mit dem Schnurrbart unterhielt, und zerfloß dann vor Wonne und vor Schmerz.

Der Tanz war aus. Jeder Chapeau geleitete ſeine Dame zu ihrem Sitze, kußte ihr die Hand und verabſchiedete ſich. Der Officier uberlieferte die echauffirte Madame Lavendel ihrem Herrn Gemahl, drückte (ach!) einen Kuß auf ihre zarte Hand, bedankte ſich auch bei ihrem Gatten fur die erhaltene Erlaubniß und verlor ſich dann ins Buntgewühl der Gäſte.

Der Gemahl der Madame Lavendel (er ſah wie ein halb aufgeſpannter Parapluie aus) war einer von den wenigen Schauſpielern, die auf ihre Frauen eiferſuchtig ſind. Er war eine zweite, vermehrte und verböſerte Auflage von dem venetianiſchen Mohr Othello, eiferſuchtig uber alle Erwartung.

Seine Eiferſucht machte unſern armen Thymian noch viel ſchüchterner. Er wurde Madame Lavendel ganz gewiß zu einem Tanze aufgefordert haben, hätte er nicht befürchtet, den Argwohn ihres unheimlichen Gemahls dadurch wach zu rufen.

Man hatte ſchon eine Ecoſſaiſe, einen Mazurek, einen Contre-danse und einen Cotillon überſtanden, Herr Thymian hatte aber immer noch nicht den Muth, ſich dem Gegenſtande ſeiner platoniſchen Liebe zu nähern, wiewohl ihm dieſer durch unzweideutige Blicke Muth einzuflößen ſuchte.

Nach Beendigung eines jeden Tanzes ſuchte der flotte Myrthe den niedergeſchlagenen Thymian auf, um ihn zu fragen, wie es ſtehe.

— Nun, haſt Du ihr das Gedicht ſchon zugeſteckt?

— Noch nicht, aber gleich werd' ich's thun.

— Du wirſt ſo lange zögern, bis es zu ſpät ſein wird. Courage, Thymian, ſei kein Thor, Thymian, faß ein Herz, Thymian.

Aber Thymian war ein Thor und faßte kein Herz. Die verteufelte Schüchternheit!

Madame Lavendel, ein lebhaftes Weib voll Geiſt und Witz, wollte ihn für ſeine Schüchternheit beſtrafen und — holte ihn im Cotillon.

Nun faßte er Herz. Nachdem er mit ihr einmal herumgetanzt und, als gewandter Tänzer, die Ecken mitgenommen hatte und dem Kronenleuchter aus dem Weg gegangen war, küßte er ihre Hand, griff in die Seitentaſche, ſah ſich ſcheu und ängſtlich um, zog das bewußte Papier heraus, drückte es ihr in die Hand und — eilte todtenbleich davon.

Auch Madame Lavendel erſchrak, hatte aber viel Geiſtesgegenwart und ſchob es raſch in ihren Buſen. Man breche nicht den Stab über ſie! Thymian war verſchwunden, ſie konnte ihm nicht nacheilen. Was blieb ihr alſo anders übrig, als das Billet zu behalten und ſchleunigſt zu verſtecken, damit das, was vorgegangen, Keinem auffalle. Hätte ſie es ungeleſen zerreißen ſollen? Ja, doch ließ dies ihre Neugier nicht zu. Sie brannte vor Begierde, zu erfahren, was Thymian ihr geſchrieben. Sie war aber vorſichtig und zügelte ihre Neugier. Leſen, dachte ſie ſich, kannſt du es, wenn du ſchlafen gehſt und in deinem Boudoir allein und von Niemandem beobachtet biſt. Würdeſt du, liebe Leſerin, in dieſem Falle anders handeln? Ich glaube kaum.

Eine halbe Stunde ſpäter führte ſie der zärtliche Gemahl ins Buffet, um ihre durch unermüdliches Tanzen echauffirten Kräfte wieder aufzufriſchen.

Herr Lavendel ſetzte ſich mit ſeiner Gattin an einen kleinen Tiſch, der in der Ecke des Buffets ſtand, ließ nun das Beſte auftragen, was vorräthig war und ließ ſich's recht wohl ſchmecken. Madame Lavendel war ſchon ſeit langer Zeit nicht ſo gut aufgelegt, als an jenem Abende. Sie ließ während des Soupers ein Paar ſo delicate Witze ſpringen, daß ſich der von der Gluth des Champagners erhitzte Gemahl nicht enthalten konnte, ihr um den Hals zu fallen. Madame Lavendel, die viel auf's decorum hält, hielt dies in dieſem Augenblick, an dieſem Ort für indecent und wollte ſich aus dem Arm des Gatten, der ihren Nacken feſt umſchlungen hielt, loswinden, da fällt — wer malt den Schreck der Madame Lavendel — das Papier, das ihr Herr Thymian gegeben, aus ihrem Buſen auf die Erde.

Der Gemahl hebt es blitzſchnell auf. Madame Lavendel, welche die Eiferſucht ihres Gemahls kennt und die ſchrecklichſten Folgen der Eiferſucht zu befürchten hat, wird leichenblaß, wie die Roſe, die ihr Haupthaar ſchmückte, und will ihm das Papier aus der Hand reißen.

Der Gemahl, der es aber feſthält, ahnet nun ſchon

Verrath, öffnet es, ſieht hinein, ſchlägt ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn und lieſ't mit der Stimme eines Verzweifelten

— Ein Paar wattirte Unterhoſen?

— Wie? Was???

— Ein Paar wattirte Unterhoſen. Soll ich's Dir noch ein Mal ſagen? (ſchreit wüthend.) Ein Paar wattirte Unterhoſen!

— Biſt Du blind? Was lieſ't Du denn da?

— Eine Schneiderrechnung.

— Nicht möglich, lieber Mann.

— Stelle Dich nur ſo, als ob Du es nicht wüßteſt . . .

— Ich weiß auf Ehre nichts davon.

— Kennſt Du den Schneidermeiſter Knopfloch?

— Nein.

— Lüge nicht! . . .

— So wahr Gott im Himmel lebt, ich kenn' ihn nicht.

— Aber den Herrn Thymian kennſt Du doch? Sprich Falſche! Du ſchweigſt, Du wirſt verlegen, Du zitterſt? — Madame Lavendel, wie kommen Sie zu Herrn Thymian? Antwort will ich haben. Wie kommen Sie zu dieſer Schneiderrechnung? Reden Sie, Madame. Wie! Sie ſchweigen? Sie fallen, ſtatt mir Rede zu ſtehen, in Ohnmacht? Nun iſt mir Alles klar (rief er mit verzweifeltem Tone aus, und . . . aß die Ueberreſte der Trüffelpaſtete auf, die noch auf ſeinem Teller lagen).

Als er ſie verzehrt hatte, trank er noch ein Glas Champagner, wiſchte ſich den Mund ab, warf die Serviette grimmig auf den Boden und ſah nun nach, was ſeine Frau machte, die ſich auf ein in der Nähe befindliches Sopha geflüchtet hatte und dort in Thränen und Reue ſchwamm.

Herr Lavendel hatte nun keine Ruhe mehr.

— Stehen Sie auf, Madame, wir fahren jetzt nach Hauſe. Erſparen Sie ſich die Thränen, ſie nützen nichts.

Er riß ſie vom Sopha weg, ſie mußte ihm folgen. Herr Lavendel rief ſeinen Kutſcher, Beide ſtiegen ein und fuhren nach Hauſe.

Der Wagen wurde bald darauf ein Beichtſtuhl, in welchem Madame Lavendel dem erzürnten Gemahl ihre Sünde geſtand. Sie bekannte ihm Alles, was ſie wußte, erhielt aber vorläufig keine Abſolution, denn der Argwöhniſche blieb feſt dabei ſtehen, daß ſie für Herrn Thymian die Schneiderrechnung bezahlt habe.

Erſt nach Mitternacht trafen ſich die beiden Freunde in der Credenz.

— Nun, wie ſtehts, Thymian. Haſt Du Dein Gedicht ſchon an den Mann gebracht?

— An den Mann? Nein. An die Frau.

— Hat ſie es angenommen?

— Das verſteht ſich, Myrthe! Mir iſt ein Stein vom Herzen gefallen, ich hab's überſtanden und bin nun ſo froh, ſo glücklich, daß ich Alles, was da auf dem Tiſch ſteht, entzweiſchlagen möchte.

— Laß das ſein, lieber Bruder, das koſtet Geld. Das wollen wir lieber in Champagner verwandeln. Thymian beſtellte nun zwei Flaſchen Jacqueſon, entkorkte ſie, ſchenkte ein, trank (mehr als je) und war in dulci jubilo.

Myrthe, der die Schüchternheit ſeines Freundes kannte, wollte deſſen Ausſage keinen Glauben ſchenken und hielt ſeine Freude für erkünſtelt.

— Sag, Bruderherz, haſt Du ihr wirklich das Gedicht gegeben?

— Auf Ehr' und Seligkeit! Du glaubſt es wohl nicht?

— Nein, wirklich, ich glaub' es nicht.

— Warum nicht?

— Offen geſagt, ich traue Dir nicht ſo vielen Muth zu.

— Viſitire alle meine Taſchen. Findeſt Du das Gedicht bei mir, ſo kannſt Du mich heißen, wie Du willſt. Meinetwegen einen Dummkopf, einen Eſel.

Myrthe unterſuchte, blos des Scherzes halber, alle Taſchen ſeines Freundes. Da fühlte er auch in die Seitentaſche hinein.

— Was ſteckt denn da für ein Papier?

— Vermuthlich die Schneiderrechnung.

— Zeig' ſie doch mal her.

— Hier, nimm ſie.

Myrthe nahm das Papier, öffnete es, ſah hinein, fing furchtbar zu lachen an und konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde, der ganz perplex daſaß, einen Dummkopf und noch obendrein einen Eſel an den Kopf zu werfen.

— Dummkopf, Eſel, was ſoll das heißen? Das iſt doch nicht etwa das . . .

— Gedicht? Ja freilich iſt's. Da ſieh her.

— Da hab' ich ihr wohl in meiner Angſt die Schneiderrechnung ſtatt des Gedichtes übergeben!

— Freilich, freilich, anders kann es gar nicht ſein.

Thymian fiel vor Schreck von ſeinem Stuhl herab, riß das Tiſchtuch, ein paar Teller mit Speiſen, den Champagner und die vollen Gläſer mit ſich hinab und lag nun mit ſammt dem Tiſchgeräthe auf der Erde, mehr todt als lebendig.

Myrthe mußte ſich erſt ſattlachen, dann hob er ihn auf, tröſtete ihn und verſprach ihm, morgen in aller Frühe den Irrthum wieder gut zu machen.

Und Myrthe hielt auch Wort. Am andern Morgen ging er zu Herrn Lavendel und entſchuldigte die Unbeſonnenheit ſeines Freundes mit ſo vieler Beſonnenheit, daß er ſowohl vom männlichen als weiblichen Lavendel Verzeihung für den armen Thymian erhielt.

Zu der Madame Lavendel ſagte er: Thymian habe ihr ein kleines Gedicht überreichen wollen, habe ſich aber vergriffen und ſtatt des Gedichts eine Schneiderrechnung herausgezogen, die unglückſeliger Weiſe in der Seitentaſche wäre ſtecken geblieben.

Zu ihrem Gemahle ſagte er: Thymian habe nicht gewußt, daß dieſe Dame verheirathet ſei, ſonſt würde er es nie gewagt haben, ihr ein Gedicht zu überreichen.

Herr Lavendel beſänftigte ſich nun, und hielt es für Pflicht, da ſein Argwohn beſeitigt war, ſeine Gemahlin, die er ſo ſchmerzlich gekränkt hatte, wieder auszuſöhnen.

Thymian reiſ'te bald darauf nach München ab, um Madame Lavendel und die verwünſchte Schneiderrechnung zu vergeſſen, die ihm ſo vielen Verdruß gemacht und ſogar ſchlafloſe Nächte verurſacht hatte.

*

* *

Dieſe Geſchichte iſt wahr, ich weiß ſie aus authentiſcher Quelle, denn Herr Thymian iſt . . . . einer meiner Mitarbeiter, und Herr Myrthe . . . . der bin ich geweſen.

## 97.

# Bartolo, Baſilio und Marzelline.

„Tres faciant collegium.“

Einige Achſelzucker, mehrere Naſenrümpfer und andere wurmſtichige Quaſi-Menſchen haben meinem vielgeliebten Vorfahrer, dem ſeligen Eulenſpiegel (ſanft ruhe ſeine Aſche) den grundloſen Vorwurf gemacht, er habe oftmals die Grenzen der Satyre überſprungen und in keckem Uebermuthe nicht blos die Sache, ſondern auch die Perſon angegriffen.

Perſönlichkeit!!! **Mort de ma vie!** ein Wort, das eben ſo klug als dumm iſt. Perſönlichkeit!!!

> „Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain; wär' der Gedanke nicht ſo verwünſcht geſcheidt, man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“
>
> Wallenſtein.

Perſönlichkeit!!! Was iſt dieſes Wort anders, als das ſchwindſuchtige Steckenpferd eines theelauligen Tadels, worauf eine Legion bornirter Menſchengehirne herumreitet. Die Meiſten dieſer gallſuchtigen Schreihälſe kennen das Wort: „Perſönlichkeit“ nur vom Horenſagen und würden wie durchgefallene Schuljungen daſtehen, wenn ſie das Wort: Perſonlichkeit und den wahren Begriff, den man damit verbindet, definiren ſollten.

Perſönlichkeiten!!! Was verſteht ihr hohlköpfigen Abderiten unter Perſonlichkeit? Antwortet, wenn ihr's kennt!

Wenn die Oeffentlichkeit, die liebende Mutter des Staatenwohles, einem vermummten Böſewicht die ſcheinheilige Larve abzieht und deſſen Laſter in ſeiner nackten Häßlichkeit zeigt; wenn dieſe Oeffentlichkeit einer nichtswürdigen Phryne, die ſich in das reine Gewand der Veſta hüllt, den Schleier, hinter den ſie ihre Sünden verbirgt, abnimmt und von ihrem Lebenswandel die beſchönigende Schminke weghaucht, wenn dieſe Oeffentlichkeit einen Schurken demaskirt, deſſen Thun und Treiben ein lebendiger Correcturbogen iſt, auf dem tauſend Fehler wimmeln, dann reißt die beleidigte Eitelkeit, der gekränkte Stolz und das entlarvte Laſter ſein Haifiſchmaul auf und ſchreit: das iſt eine Perſönlichkeit.

Wenn die Kritik, die Säugamme der Kunſt, einem geiſt- und talentloſen Souffleurkaſten-Ausſchaufler, einem eigendünkeligen, anmaßenden Thespiskarrenſchieber, einem ungelehrigen Brettertreter und Couliſſenmitſichnehmer, einem heiſern Ut-re-mi-fa-sol-Abhaspler, einem plumpkehligen Solfeggien-Maltraitirer, einem ohrpeinigenden Rouladen- und Cadenzenwürger, einem indecenten Pirouettenheld, einem ungracieuſen Rondes de jambes-Producirer und andern untauglichen Bühnenmenſchen und Theaterindividuen ihre Schwächen und Fehler vorwirft, ſo ſchreit der ſtumpfſinnige Troß: das iſt eine Perſönlichkeit.

Wenn Satyre, Ironie und Perſiflage, dieſer ſpitzige Dreizack des Witzes, ſich eine allegoriſche Perſon, die niemals in der Wirklichkeit, ſondern nur in der Phantaſie einer Phantaſie exiſtirt hat, zur Zielſcheibe ſeiner Pfeile erwählt, wenn dieſes Dreigeſtirn ſeine Bolzen auf X, Y oder Z abſchießt, ſo erheben ſich auf der Stelle Myriaden Menſchen, oder richtiger geſagt, Unmenſchen, die ſich's nicht nehmen laſſen, daß man unter dem X Y Z nicht fingirte, ſondern wirkliche Narren meint. Das iſt Perſönlichkeit, ſchreit ein Narr, der ſich getroffen fühlt, und bald werden hundert Narren die Zeugen ſeiner Behauptung.

Was kann die arme, beklagenswerthe Satyre dafür, daß ein Narr das als Perſönlichkeit betrachtet, was durchaus nicht Perſönlichkeit iſt. Was kann ſie dafür, daß ein Narr dasjenige für ſeine Eigentlichkeit hält, was nicht ihm allein, ſondern **allen** Narren eigen iſt. Was kann ſie dafür, daß ſich in einem einzigen Portrait 100 und 1000 Narren frappant getroffen fühlen, was kann ſie dafür, daß ſich die Narren untereinander oft ſo ähnlich ſehen, wie ein Mehlwurm dem andern, was kann ſie endlich dafür, daß Hinz das auf ſich bezieht, was auf den Kunz geht.

Figaro befürchtet, man werde ihm ähnliche Vorwürfe machen, man werde auch ihn der Perſönlichkeiten beſchuldigen. Um dieſem Vorwurfe für immer auszuweichen, hat er ſich drei Perſonagen ausgeſucht, die er als ſtereotype Zielſcheibe ſeines Witzes gebrauchen will.

Dieſe drei Perſonagen ſind: der Doctor Bartolo, der Pater Baſilio und die Signora Marzelline, drei alte Bekannte aus dem Barbier von Sevilla. Dieſes Trifolium hat niemals wirklich exiſtirt, es iſt ein Polyp, der aus dem Gehirn des geiſtreichen Beaumarchais entſprungen und ſich in der Einbildung Anderer fortgepflanzt hat.

Doctor Bartolo und Pater Baſilio ſollen die ſtehenden Masken ſein, die Figaro täglich raſiren und zur Ader laſſen wird mit dem Meſſer ſchneidender Satyre, mit den Schröpfköpfen ſtechender Ironie.

Bartolo und Baſilio! Beide ſind charmante Kerlchen, ſaubere Früchtchen, himmliſche Lümpchen. Bartolo iſt ein Erznarr, Baſilio ein Erzſchurke, Beide ganz geſchaffen, täglich neue Thorheiten und Laſter zu entdecken, die mit vollem Rechte durchgeſuchtelt und geſtäupt zu werden verdienen. Figaro, der luſtige

Barbier, wird dieſe beiden Herren Spießruthen laufen laſſen in allen Tonarten, bald ſo, bald ſo.

Bald wird der Doctor Bartolo als eingebildeter Schriftſteller, bald als durchgefallener Bühnendichter, heute als ausgepfiffener Komödiant, morgen als ſtupider Theaterdirector, übermorgen als gefoppter Bräutigam, und überübermorgen als geprellter Ehemann erſcheinen.

Bald wird der Pater Baſilio als lichtſcheuer Jeſuit, bald als ſcheinheiliger Tartüffe, heute als beſtechlicher Richter, morgen als miſerabler Miniſter, übermorgen als ein gentiler Verläumder und überübermorgen als ein faſhionabler Schurke auftreten.

Signora Marzelline wird nur dann herhalten müſſen, wenn es Figaro für nöthig finden wird, eine weibliche Schwäche zu friſiren, oder einer weiblichen Thorheit den Kopf zurecht zu ſetzen. Sie wird bald als ewig heiſere Primadonna, bald als nimmerſatte Tänzerin, heute als Kokette, morgen als Betſchweſter, und übermorgen als abgelebte Matrone debutiren.

Noch einmal! Doctor Bartolo, Pater Baſilio, Signora Marzelline, ſind die ſtehenden Bärte, die Figaro täglich bedienen und an denen er ſich im Raſiren vervollkommnen und hoffentlich einen guten Schnitt machen wird.

Daß nun ja Niemand ſich unterſtehe zu ſagen: Bartolo iſt der und Baſilio iſt jener und Marzelline iſt dieſe . . . Figaro erklärt ein für allemal; Bartolo iſt kein anderer als Bartolo, Baſil kein anderer als Baſil und Marzelline keine andere als Marzelline.

Zum Schluß gibt Figaro folgende Erklärung: „Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure.“ (La Bruyère.)

## 98.

## Ottokar's Glück und Ende.

„Das iſt aber geſchehen, wider Sternenlauf und Zeit.“

Wallenſtein.

. . . Und Tauſende machten ihm den Hof. Denn Ottokar's pfeilſpitzer Gänſekiel und ſein Journal, der vielgeleſene John Bull, waren gefurchtet wie Cholera und Preßfreiheit. Das Blatt war die unbarmherzige Geißel der Theaterwelt, die ſtrafende Ruthe der Thorheit und der ſchwielenzeugende Kantſchu des Laſters. Bei dem Namen „John Bull“ ſchlug das buntſcheckige Heer der Hiſtrionen und Scaramuzen und der ſchellentragende Troß der Thoren und Narren drei Mal das Kreuz und ſtieß dabei einige in Donnerwetter eingemachte Flüche und Verwünſchungen aus.

Ein Journaliſt, der viele Feinde hat, iſt in der Regel ein geborgener Mann. Ottokar hatte ſich durch ſeine ruckſichtloſe Freimuthigkeit ſo viel Gegner zugezogen, daß ein Schriftſteller die naive Bemerkung machte: dieſer Journaliſt habe mehr Feinde, als ſein Blatt Buchſtaben. John Bull's Deviſe war: Oderint dum metuant. Und was er gewollt, hatte er auch durchgeſetzt. Er war gehaßt aber auch gefürchtet.

Es iſt eine alte Geſchichte, daß die Leute dem, den ſie fürchten, faſt immer Liebe heucheln. Dies erfuhr auch unſer Journaliſt. Man machte ihm den

Hof, affectirte die allerzärtlichſte Freundſchaft — doch nicht aus wahrer Zuneigung, ſondern nur aus Furcht.

Täglich ward er von einem Schwarm von Viſiten um ſeine Zeit geprellt. Schriftſteller, die ihre neuen Werke gelobhudelt wünſchten, Komödianten, die nicht getadelt, fremde Künſtler, welche auspoſaunt und anempfohlen ſein wollten, obſcure Autoren, die ihm die Erſtlinge ihrer genothzüchtigten Muſe aufdrangen, junge Compoſiteure, welche ſich eine halbe Portion Renommé und ein Stück Verleger wünſchten, reiche Mäcenate, die ihren Schützling in den Himmel gehoben und deſſen Nebenbuhler in den Staub gezogen haben wollten, Leute, die eine neuerfundene Maſchine, oder einen neuentdeckten Phäſolenſallat loszuwerden wünſchten und ein Paar Legationsräthchen, die blos deshalb ein kleines Räthſel ausbruteten, um einmal ihren Namen gedruckt zu ſehen — dies waren die Beſuche, die Ottokar faſt täglich zu empfangen das Unglück hatte.

Seine Studierſtube war gleichſam ein Fremden-Büreau, denn jeder reiſende Literat- und Künſtler gab hier, wenn er ankam und wieder abreiſ'te, ſeine Karte ab. Seine Spiegel waren Spiegelbilder eines Adreßkalenders, denn man fand hier den Namen und die Wohnung von 4 — 500 Perſonen aus allen Ständen.

Täglich empfing er 30 — 40 Beſuche, 10 Einladungen zu einem Souper oder Diner, zu Thee oder einem andern langweiligen Owch, 10 Cadeaux von einer befriedigten Eitelkeit und ein halb Schock Freibillets zu Kunſtausſtellungen, Concerten, Bällen, Menagerien und Muſeen. Mit einem Wort: Ottokar lebte wie Gott in Frankreich, ſo pompös, daß gar Mancher ihn im Stillen beneidete.

Sein Glück war aber nur ein kurzer Sonnenſchein, dem gar bald ein heftiger Platzregen mit obligatem Donnerwetter folgte. John Bull wurde plötzlich verboten. Du fragſt mich, warum?

„Das Warum wird erſt offenbar,
Wenn die Todten auferſtehen.“

Enfin! er iſt verboten! Die Scene verwandelt ſich und das Stuck, das ſo luſtig angefangen, nimmt ein tragiſches Ende. Es zieht ſich Einer nach dem Andern von einem Journaliſten zuruck, den man nun nicht mehr zu fürchten hat. Wie dem Napoleon ſeine Generale, ſo werden dem Ottokar ſeine Mitarbeiter abtrünnig und gehen zum Feinde über. Die Beſuche vermindern ſich. Am erſten Tage erhielt Ottokar 30, am zweiten 25, am dritten 18, am vierten 8, am funften nur 2 Beſuche und am ſechsten beſucht ihn gar Niemand mehr — kein Schriftſteller, kein Künſtler, kein Komödiant und kein Menſch. Glaubſt Du, treuherziger Leſer, daß ſich Ottokar uber den Abfall dieſer Pſeudophylen und Baſilisken gegrämt hat? Du thuſt ihm Unrecht, wenn Du ihn fur ſo ſchwach hältſt. Er kannte ſeine Pappenheimer und ſang mehr als einmal die Berangerſchen Verſe:

Si jamais aimé ce cohorte
Je veux que le Diable m'emporte.

Niemand war jetzt froher als Ottokar. Niemand lud ihn mehr zu Tiſche, Niemand invitirte ihn mehr zu einer Whiſtpartie. Er brauchte ſich jetzt weder in Theatern, noch Concerten zu langweilen — er hatte nicht mehr nöthig, Satyren und Recenſionen zu ſchreiben, um dem Volke Spaß und ſich Verdruß zu machen — er lebte ruhig und glücklich wie ein Franziscaner, dankte dem Himmel, daß John Bull confiscirt worden, ſtocherte ſich die Zähne, ſpielte Patience, ließ ſich Caſtanien braten, ſchleuderte zärtliche Liebesblicke in die Leſewelt, aß Auſtern, las jeden Nachmittag die preußiſche Staatszeitung, ſchlief ein, träumte von Brüſſeler Spitzen und holländiſchem Käſe, von engliſchen Zeitungen und franzöſiſchen Deputirten, von ruſſiſchen Ukaſen und polniſchem Donnerwetter. Und wenn er dann wieder erwachte, dachte er über den Wechſel des Glücks und über andere Wechſel nach, ſeufzte über die Hinfälligkeiten des Lebens und ging zu Stehely und Stopani, um aus den Journalen Stoff zu — feſtem Schlafe zu ziehen.

Morbleu! Die Menſchen ſind doch wirklich recht koloſſale Lumpen. Eigennutz iſt der Souffleur der Rollen, die ſie ſpielen. Sie hängen den Mantel nach dem Winde, treiben Wucher mit ihren Geſinnungen, feilſchen mit ihrer Freundſchaft, gehen damit hauſiren und verkaufen ſie nur an den, der ſie ihnen mit Agio bezahlen kann.

So lange Ottokar den John Bull ſchrieb, zog Dr. Bartolo, wenn er ihn ſah, ehrerbietig den Hut, machte drei tiefe Bücklinge und zehn Kratzfüße. — Tempi passati! jetzt iſt es anders. Wenn jetzt Herr Doctor dem Ex-Redacteur auf der Straße begegnet, ſo quetſcht er ſich, wie man zu ſagen pflegt, um das Hutziehen und den Gruß zu erſparen. Er thut, als ob er den Ottokar nicht ſehe, oder gar nicht kenne, geht an ihm vorüber, oder retirirt in ein Hausthor, oder beſieht ſich ſo lange einen Auslagkaſten, bis der „dumme Kerl“ vorüber iſt.

„Seht nur den Bartolo,
Iſt das nicht lächerlich!“

So lange Ottokar den John Bull ſchrieb, war Pater Baſilio ſein intimſter Freund. Er fiel ihm täglich zehn Mal um den Hals, druckte ihm die Hand, nannte ihn Freund, Bruder und ſchwor ihm alle fünf Minuten ein Dutzend Freundſchaftseide. „Bruderherz, ich bin Dein wärmſter Freund; mich ſoll der Teufel holen, wenn ich es nicht wahrhaft treu und redlich mit Dir meine!“ Dieſe Schwüre hat Baſilio wahrſcheinlich vergeſſen, denn wenn jetzt der Zufall ihn mit Ottokar zuſammenführt, ſo ſagt er nicht mehr Du, ſondern Sie zu ihm, iſt kalt und einſylbig und iſt herzlich froh, wenn er ſich drücken — oder empfehlen kann.

Ah Basile — mon Mignon, si j'ai jamais volé du bois vert . . . .

So lange Ottokar den John Bull ſchrieb, war Signora Marzelline, die ſchöne Tänzerin, die perſonificirte Zuvorkommenheit. „Warum beſuchen Sie mich denn ſo ſelten, Sie böſer Menſch?! Sie haben ſich ja ſchon ſechs Wochen nicht bei mir ſehen laſſen. Wollen Sie heut Abend oder morgen Mittag mein Gaſt ſein? Wiſſen Sie, daß es recht unzart von Ihnen iſt, wenn man die wärmſte ſeiner Freundinnen vernachläſſiget? Wenn Sie mir nicht öfter das Vergnügen Ihres Beſuches ſchenken, ſo will ich, Treuloſer! von Ihnen nichts mehr wiſſen.“

„Non è piu tempo, che Berta filava.“

Wenn jetzt Ottokar die ſchöne Signora beſuchen will, ſo läßt ſie ſich verläugnen. Der Kammerdiener ſagt ihm, ſie befände ſich im Bade, oder ſei nicht zu Hauſe — auf der Probe, bei einer Freundin, oder Gott weiß wo.

„To be nor not to be, that is the question.“

Was würden aber Marzelline, Bartolo, Baſilio und Conſorten für Geſichter ſchneiden, wenn ſie erführen, daß John Bull vom Grabe wieder auferſtanden iſt, von Neuem ſeine Geißel ſchwingt und ſie von Neuem in ſeiner Gewalt hat? Ich wette, ſie würden ſich die alte Anhänglichkeit und Freundſchaft ankleben und dem Ottokar wieder, wie früher, den Hof machen. Was würde dann Ottokar wohl thun? Er würde ſie, wie Cicero fragen: Quousque tandem abutere patientia nostra, und ihnen mit dem größten Aufwande von Höflichkeit zu verſtehen geben, daß er Gottlob Heuchelei von Aufrichtigkeit ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſe.

---

## 99.

## Die Stumme von Portici,
## oder:
## Maſaniello's Tod.

„Un barbier rase l'autre."
Altes Sprichwort.

„Zur Geneſung!"
Jean Paul.

. . . Denn wehe dem, der ihn reizet. Figaro iſt zwar ein recht ſeelensguter Menſch, wenn man ihn aber beleidigt, iſt er ein Tyrann, ein Barbar, ein Haifiſch, deſſen Rache ein Opfer verlangt.

Zu Figaro's Kunden gehörte auch Signor Solfeggio, ein Sänger von der großen Oper zu Paris, früher Bartkratzer in Bologna. Figaro ging ihm täglich um den Bart, ſein und manierlich, zart und zierlich. Doch einmal ſchnitt er ihn.

Signor Solfeggio, brutal wie jeder Sänger von der großen Oper, wurde heftig, auffahrend, maſſiv ſogar, und wollte den caſtilianiſchen Barbier, deſſen Schnitt ins Fleiſch gegangen war, dadurch beſtrafen, daß er ihn augenblicklich abſchaffte und ſich von einem Andern barbieren ließ.

Signor Solfeggio, unverſöhnlich, wie jeder andere Tenoriſt von Renommé, ging noch weiter. Er gab ſeinem Schuſter den hohen Auftrag: dem Figaro, „dieſem malitiöſen Patron“ Nachts aufzupaſſen, ihm auf eine fühlbare Weiſe den Puls zu fühlen und, wenn es nöthig wäre, eine Ader zu öffnen.

Figaro erfuhr dieſes Solfeggien-Complot und beſchloß, die Schmach, die man ihm anthun wollte, eclatant zu rächen.

Was glaubſt Du, lieber Leſer, wie Figaro ſich gerächt hat? Glaubſt Du vielleicht, daß er dem hinterliſtigen Solfeggio Arſenik oder Blauſäure beigebracht, um ihn aus der Welt zu ſchaffen, oder daß er ihm die Piſtole auf die Bruſt oder das Meſſer an die Kehle geſetzt und Blut verlangt hat? Nein, Figaro's Rache war weit edler und dennoch viel malitiöſer.

Höre, wie ſich Figaro gerächt hat.

Man gab eines Abends die Stumme von Portici. Signor Solfeggio ſang den Maſaniello, und zwar zum erſten Male.

Vor Beginn der Oper verfügte ſich der verſchmitzte Barbier von Sevilla in die Theater-Garderobe, friſirte zuerſt die Prinzeſſin Elvire und dann den Alphonſo und reichte dann aus Malice ſeine Doſe dem ſtolzen Maſaniello hin, der, ſich in den Spiegel begaffend, die Schlummer-Arie probirte.

— Iſt Dir eine Priſe gefällig, lieber Collega.

— Collega?! Ha, ha! Biſt Du denn auch ein Sänger von der großen Oper?

— Nein.

— Wie darfſt Du alſo ſo frech ſein, mich Collega zu nennen?

— Weil Du in früherer Zeit Barbiergeſelle warſt. Meinſt Du vielleicht, ich weiß es nicht . . .

— **Unverſchämter, ſchweig.**

— Nun, nun, mäßige Dich nur, lieber Ex-Bader. Du haſt Deine Kunſt in Bologna ſtudirt, ich habe ſie in Sevilla erlernt. Aus Dir iſt ein Tenoriſt geworden. Wer weiß, was noch aus mir werden wird. Ich verſtehe mein Handwerk comme il faut, weiß in Allem Beſcheid und kann, wenn Fortuna mir wohl will, Legationsrath, vielleicht gar Geſandter oder ſonſt ein großes Thier werden. Alles iſt möglich in der Welt, lieber Collega, oder richtiger geſagt, Ex-Collega. Nun, nun, ſei nur nicht böſe, Bar . . . Solfeggio will ich ſagen. Geh, nimm eine Priſe und ſei wieder gut.

— Ich will Dir die Ehre erweiſen, eine Priſe aus Deiner Doſe zu nehmen; doch dann ſchweig und packe Dich.

Solfeggio nahm eine Priſe, ſchnupfte, nieſte, Figaro ſagte Proſit zu ihm und — empfahl ſich.

Der zweite Act der Oper begann. Solfeggio trat als Maſaniello mit großen Manſchetten auf, denn eine herzräderende Ahnung bemeiſterte ſich ſeiner Gedanken und eine innere Stimme, die ihn noch niemals betrogen, ſagte ihm: „Maſaniello, Du wirſt ausgepfiſſen werden.“

Er fing die Barcarole zu ſingen an. Figaro ſtand hinter den Couliſſen, hörte zu, ſchnitt diverſe Bocksgeſichter und rieb ſich fröhlich die Hände.

Die erſte Strophe war vorüber. Sie war für Solfeggio glücklich abgelaufen. Nun begann die zweite Strophe.

Doch wer malt den Triumph und den Jubel des Figaro, wer malt das Lärmen und Toben, das Ziſchen und Pfeifen der Zuſchauer und die Angſt und den Todesſchreck des armen Maſaniello, als dieſer mitten im Geſang von einem heftigen Nieskrampf überfallen wurde, der gar nicht aufhören wollte.

Figaro, der Matador aller genialen Chicaneure, hatte dem Solfeggio den Poſſen geſpielt, ihm Niespulver zu reichen, deſſen Wirkung zwar erſt nach einer kleinen Stunde eintreten konnte, die dann aber ganz unwiderſtehlich war.

Während der zweiten Strophe der ſchönen Barcarole hatte Solfeggio mindeſtens 13 Mal genieſ't. Hätte da das Publicum nicht pfeifen und ziſchen, Figaro nicht lachen und applaudiren und Solfeggio vor Zorn weinen und vor Angſt aus der Haut fahren und aus der Rolle fallen ſollen? Würdeſt Du nicht auch gelacht haben, wenn Du den Maſaniello zugleich ſingen und nieſen gehört hätteſt? Würdeſt Du nicht auch gelacht haben, wenn Du die Barcarole ſo vortragen gehört?

„Bald wird der Freiheit Stunde ſchlagen (psi),
Nicht ſoll ſie unbenußt entflieh'n (psi),
Der Muth, er heißt uns Alles wagen (psi),
Doch die Vorſicht zügelt ihn (psi).
Braucht Vorſicht nach gewohnter Weiſe (psi),
Ihr Fiſcher habt Acht (psi, psi),
Werft aus das Netz fein ſtill und leiſe (psi),
Verfahrt mit Bedacht (psi, psi),
Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd (psi, psi, psi)."

Man denke ſich den Scandal, den die Zuſchauer machten, als ſie dieſen nieſenden Solfeggio hörten. So oft er nieſ'te, ſchrie eine Stimme in dem Parterre: à votre santé, die andere: Dieu vous bénisse (Zur Geneſung, Gott ſtärke, Gott ſegne Euch.) Eine Stimme vom Paradies rief ſogar: „Baldige Beſſerung!“

Das übervolle Haus brach in ein heftiges Gelächter aus. Figaro ſtand noch immer hinter den Couliſſen, lachte, applaudirte, lief vor ausgelaſſener Freude wie ein junger Balg herum, ſchabte neckende Rübchen, verſteckte ſich wieder, rief: Guckuck! aus ſeinem Hinterhalte und ſprang, wenn er das Ziſchen und Lärmen hörte, vor Wonne und Jubel bis an die Soffiten.

Bevor der Vorhang fiel, machte ſich Figaro, aus Furcht vor der Wuth des Erbaders, aus dem Staube, und verkroch ſich, da keine Zeit zu verlieren war, unters Podium der Bühne.

Dort ſetzte er ſich auf eine Verſenkung und lachte, daß ſein Zwergfell zu platzen in Gefahr lief. Wüthend ſucht ihn Maſaniello, mit dem Fiſchmeſſer in der Hand, hinter den Couliſſen, in dem Garderobe- und Verſammlungszimmer, oben auf dem Schnürboten, unten in der Lampenkammer und noch an einem andern Orte. Figaro ſaß unterdeſſen ganz ruhig in ſeinem Verſteck und zog, um ſich die Langeweile bis zum nächſten Auftritt des Maſaniello zu vertreiben, auf ſeinem Streichriemen mit unendlicher Nonchalance ſeine patenten Raſirmeſſer ab.

Als Maſaniello, ermüdet vom Suchen und Nieſen, wieder auftrat, ſchlüpfte unſer gemüthlicher Figaro zu ſeinem alten Specialfreund ins Soufleurloch mit den Worten: „Guten Morgen, Vielliebchen.“

Der verblüffte Soufleur, mit dem Figaro am Abend vorher ein Vielliebchen gegeſſen, ließ ſich mit ihm über dieſe liſtige Ueberraſchung und über dieſe überraſchende Liſt in einen höchſt langweiligen Disput ein, worüber er ſich und ſeine für unſern Maſaniello höchſt wichtige Function (das Soufliren) vergaß. Maſaniello blieb einige Mal ſtecken, nieſ'te einige Mal, ward einige Mal ausgelacht und . . . . der Vorhang fiel.

Figaro, von dem Signor Solfeggio im Soufleurkaſten bemerkt, enteilte noch zur rechten Zeit der heraneilenden Nemeſis und kroch, da er keine andere Ausflucht ſah, mit Blitzesſchnelle und bewundernswerther Bieg- und Schmiegſamkeit in den erſten beſten Hinterfuß eines ſorglos und müſſig daſtehenden Elephanten von Holz und Pappendeckel.

Maſaniello eilt mit grimmiger Miene unters Podium, rennt den langweiligen Soufleur um und fragt: „Wo iſt! psi! der Hund, der Figaro!“ Er nieſ't mehrere Mal und rennt, nach fruchtloſem Suchen, athemlos wieder auf die Bühne, denn ſchon beginnt der vierte Act.

Maſaniello's Hoffnung war noch auf die Schlummer-Arie gerichtet, die er in ſeiner Einbildung für die Nummer hielt, die er am beſten ſang. Allein auch dieſe Hoffnung ſcheiterte — denn ſein Kopf wirbelte, durch das ewige Nieſen ganz confus gemacht, wie eine türkiſche Mohrentrommel. Halb taub, ſang er bald zu hoch, bald zu tief, nieſ'te aber während der Schlummerarie im Ganzen blos ſieben Mal und wurde zur Abwechslung, mit großem Pomp und vielem Eclat ausgetrommelt.

Erſt nach vieler Mühe und nach einem kunſtvoll vollbrachten Kaiſerſchnitt mit dem glücklicher Weiſe erſt neu geſchärften Patent-Raſirmeſſer gelang es unſerem Figaro ſich dem allzuengen Elephantenbein zu entwinden und er wanderte nun ruhig, ſeiner Chicane die Krone bereitend, jener Oeffnung entgegen, in welcher der Kronleuchter hing.

Er guckte durch das Loch auf die Bühne, ſah wie Maſaniello, in der Wahnſinnsſcene, ſich mit dem Aermel die Naſe wiſchte, da er kein Schnupftuch hatte, welches ihm wegen des häufigen Nieſens nur allzumerklich abging.

Unter gräßlichem Ziſchen und Trommeln nahte ſich die Oper ihrem Ende, Maſaniello und der Veſuv ſpieen Feuer und Flammen und Figaro ließ aus ſeinem neuen Domicile eine Fluth von den biſſigſten Schmähgedichten auf den ausgepfiffenen Ex-Collegen herabregnen.

Solfeggio war für immer geſtürzt und reiſte noch an dem nämlichen Abend von Paris ab. Sicherem Vernehmen nach ſoll er ſich jetzt in New-York wieder als Bartſchaber etablirt, aber wenig Zuſpruch haben.

* * *

So ſchwindet der Nimbus großer Mimen. Figaro gibt Allen, die ihn vielleicht beleidigen wollen, den Rath: Nehmt ein Exempel dran!

---

## 100.

## Das politiſche Schnupftuch.

„Nicht übel.“
Byron.

Goddam! Der Einfall iſt höchſt originell. Wenn ich ſage: originell, ſo verſtehe ich darunter engliſch, denn nur England iſt die Wiege origineller Ideen und Einfälle.

Bisher waren Schnupftücher nur zum Schneutzen auf der Welt — jetzt aber gibt es Schnupftücher nicht blos zum Schneutzen, ſondern auch zum . . . Leſen.

Ein Londoner Journaliſt, mit Namen Berthold, iſt auf den eben ſo originellen als komiſchen Einfall gerathen, ſeine Zeitung auf Baumwollenzeug zu drucken und nennt ſie nun „das politiſche Schnupftuch.“

Maſter Berthold muß Oettingers „ſchwarzes Geſpenſt“ *) geleſen haben. Im zweiten Theile dieſes (an mehreren Orten confiſcirten) Taſchenbuches befindet ſich eine allgemeine Lügenzeitung, und in dieſer Lügenzeitung befindet ſich (Pag. 217) ein Artikel, der folgendermaßen lautet:

„In Fernambuk ſah ich ein Schnupftuch, das mich mehr in Bewunderung geſetzt, als die ſieben Wunderwerke der Welt. Bei uns pflegt man auf Schnupftücher Landkarten, Abbildungen von ſchönen Gegenden, Portraits berühmter Perſonen und dergleichen Kleinigkeiten abzudrucken. In Fernambuk aber gerieth ein Schriftſteller auf die Idee, ſeine Zeitſchrift, ſtatt auf Papier, auf weiße batiſtene Schnupftücher drucken zu laſſen und nannte dieſelbe recht paſſend: Le mouchoir. Das Motto dieſer Zeitſchrift hieß: „Ceux qui sont morveux, se mouchent.“

Aus dem, was das ſchwarze Geſpenſt vor zwei Jahren als Lüge mitgetheilt hat, iſt vor drei Monaten eine Wahrheit geworden.

---

*) Ein Taſchenbuch, das ſchon im Jahre 1830 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erſchienen iſt.
Anmerk. d. Figaro.

Durch dieſen originellen Einfall hat der Londoner Journaliſt ein Geſetz umgangen, das von den New-papers, d. h. von den Neuigkeits-Papieren, vulgo Zeitungen, eine enorme Stempelabgabe begehrt. Jede Nummer der Londoner Times koſtet 7 Pences. Von dieſen 7 Pences müſſen die Eigenthümer dieſer Zeitung fur jede Nummer 4 Pences Stempelgebühren entrichten. Mithin bleibt ihnen nicht mehr als 3 Pences. Von dieſen 3 Pences muſſen ſie Druck und Papier bezahlen, die Redacteure und Schriftſteller honoriren, Correſpondenten und Gallopins beſolden, Büreaumiethe, Botenlohn ꝛc. bezahlen. Man ſieht aus dem eben angefuhrten Beiſpiel, daß jene Stempelabgabe eine Laſt iſt, welche der quasi-freien Preſſe in England ſchwer darniederdrückende Feſſeln anlegt.

Es iſt bekannt, daß die engliſchen Geſetze nicht nach dem Geiſt, ſondern nach dem Buchſtaben ausgelegt werden. Und da in dem Stempelgeſetze nur von New-papers, d. h. nur von Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, die Rede iſt, ſo hat Maſter Berthold ſeine Zeitung auf Zeug drucken laſſen, braucht nun keine Stempelgebuhren zu entrichten und kann deshalb ſein Journal um die Hälfte billiger als jedes andere liefern.

Die engliſche Regierung wird, um auch dem politiſchen Schnupftuch ihren Stempel aufzudrücken, ein neues Geſetz improviſiren müſſen, nach welchem alle Zeitungen, ſie mögen nun auf Leinewand, Seide oder anderes Zeug gedruckt ſein, ſtempelpflichtig ſind.

Bevor aber dieſe neue Bill durchs Unter- und Oberhaus geht, unterdeſſen verſtreichen 6 bis 8 Monate und während dieſer Zeit wird der Londoner Journaliſt ein ſteinreicher Mann. Vive le génie!

Die Abonnenten des „politiſchen Schnupftuchs" haben viele Vortheile vor den Abonnenten anderer Zeitungen. Sie leſen zuerſt die Zeitung, alsdann wiſchen ſie ſich, wenn ſie wollen, mit ihr die Naſe ab. Ein doppelter Gewinn. Die Abonnenten haben, wenn das Jahr abgelaufen iſt, 365 Schnupftücher. Mithin ſollten auf dieſes Blatt vorzüglich jene Leute pränumeriren, die viele Naſen bekommen. Je mehr Naſen man hat, deſto mehr Schnupftücher braucht man — das liegt, wenn ich nicht irre, ganz in der Natur der Sache. Da paßt denn auch das Sprichwort: Ceux qui sont morveux se mouchent, in mehr als einer Bedeutung.

Wie aber, wenn nun alle engliſche Zeitungen auf Leinwand erſchienen, um, wie „das politiſche Schnupftuch" die Stempelgebühren zu erſparen. Mort de ma vie! das gäbe einen köſtlichen Spaß.

Wenn z. B. der Atlas (bekannt wegen ſeines Rieſenformates) auf Leinwand gedruckt würde, ſo könnten ſich die Abonnenten aus je 2 Nummern dieſer Zeitung ein Hemde machen laſſen. Der Atlas erſcheint wöchentlich einmal, mithin würden die Abonnenten des Atlas jährlich 23 neue Hemden bekommen und dadurch viel Geld erſparen.

Wenn die Times auf Engliſchleder gedruckt würden, ſo könnten ſich die Abonnenten aus je 3 Nummern dieſes Journals ein Paar Sommerhoſen anfertigen laſſen. Das Blatt erſcheint täglich, mithin erhielten die Abonnenten Stoff zu circa 120 Pantalons.

Wenn der Morning Chronicle auf Batiſt gedruckt würde, ſo könnten ſich die Abonnenten aus jeder Nummer dieſes Blattes 10 Cravaten oder 30 Vatermörder ſchneiden. Sie würden alſo, nach Ablauf eines einzigen Jahres, genau berechnet: 3,650 Cravaten oder 18,250 Vatermörder haben.

Wenn die Evening-Post auf Piquée gedruckt würde, ſo konnten ſich die Abonnenten aus jeder Nummer dieſes Blattes 2 Piquéeweſten machen laſſen. Sie bekämen dann in jedem Jahre 730 Weſten. Was will man wohl mehr für ſein Geld haben? Die Abonnenten dieſer Blätter würden dann in 5 bis 6 Jahren einen ungeheuren Vorrath — ein ganzes Magazin von Schnupftüchern, Hemden, Hoſen, Weſten, Cravaten und Vatermördern haben und könnten ſich dann als Kleiderhändler und Marchandes des Modes etabliren.

Auch die Damen, die auf die Blätter abonniren, würden dabei einen guten Schnitt machen. Aus einer einzigen Nummer des Atlas konnen ſie ſich 2 Unterhoſen, 1 Unterrock und im Nothfall noch ein Paar Schürzen oder Nachthauben machen laſſen.

Wär' es nicht ungeheuer komiſch, wenn es nicht blos politiſche Schnupftücher, ſondern auch politiſche Hemden und politiſche Beinkleider, politiſche Cravaten und politiſche Vatermörder, politiſche Vorhemdchen und politiſche Weſten, politiſche Schlafmützen und politiſche Manchetten, politiſche Schürzen und politiſche Nachthauben, politiſche Unterröcke und politiſche Unterhoſen gäbe, worauf Zeitungsnachrichten abgedruckt ſind? Man könnte aus den Zeitungen, die Jemand an ſich trägt, erkennen, ob er zum Mouvement, zur Resistance oder zum Juste-milieu, d. h. zur Linken, zur Rechten oder zum Centrum gehört.

Wäre es nicht ſpaßig, wenn in den Conditoreien bei Stehely und Courtin ein Paar Zeitungshoſen lägen? Wäre es nicht zum Kranklachen, wenn Jemand ein Zeitungshemde leſen möchte? Wäre es nicht zum

Todtlachen, wenn dann ein Anderer, der dieſes Zeitungshemde ebenfalls leſen wollte, zu Jenem hintreten und ihn bitten möchte: Monsieur, les chemises après vous!

Wie gut wäre dies für manch armen Teufel, der keine Hoſen und kein Hemde anzuziehen hat. Er ginge in die erſte beſte Conditorei, verzehrte zwei Silbergroſchen und riß ſich dann für dieſe Kleinigkeit ein Paar Hemden oder Hoſen heraus.

Wie gut wäre es für Manchen, der aus Vergeſſenheit ſein Schnupftuch zu Hauſe gelaſſen. Er ginge in eine Conditorei, riß ſich ein Schnupftuch heraus, wiſchte ſich damit die Naſe und ſteckte es zu ſich. So ein Menſch hätte dann die Redner der franzöſiſchen Deputirtenkammer, ganz Frankreich, England, Oeſtreich, Preußen, Rußland, ganz Europa, noch mehr — die ganze Welt in ſeiner Rocktaſche ſitzen.

Welche brillanten Geſchäfte könnte dann ein Journal-Leih-Inſtitut machen. Es könnte Hemden, Hoſen, Nachthauben, Unterröcke ausleihen.

Wäre es nicht komiſch, wenn Jemand zum Leihbibliothekar käme und ihn fragte: „Könnten Sie mir wohl das Atlashemde vom 19. Nov. leihen? Ich ſchicke es Ihnen morgen wieder.“ Oder: „Könnte ich wohl die Johnbullhoſen von vorgeſtern zu leſen bekommen?“ oder: „Haben Sie den Chronicle-Unterrock von vor acht Tagen bei der Hand? ich möchte gern etwas nachſehen.“

Wäre es nicht eben ſo komiſch, wenn der Leihbibliothekar hierauf antwortete: „das Atlashemde iſt zerriſſen, die Johnbullhoſen hat mir Jemand mit Dinte begoſſen und der Chronicle-Unterrock iſt nicht zu Hauſe, aber die Standart-Nachthaube können Sie bekommen.“

Freilich könnte man Zeitungen, welche auf Hemden oder Hoſen gedruckt werden, nicht einbinden laſſen — dafur könnte man ſie aber auch, wenn ſie *ſchmutzig* geworden ſind, waſchen und rein machen oder färben laſſen, was mit den Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, nicht geſchehen kann. Wenn dieſe einmal *ſchmutzig* ſind, ſo iſt alles Waſchen umſonſt — ſie bleiben, was ſie waren — *ſchmutzig*.

Doch genug davon. Wenn es irgend möglich wäre, ließ ich mein Journal auf Blondenſhawls drucken. Die Blätter fänden dann noch einen weit größeren Abſatz, als das politiſche Schnupftuch in London.

Es iſt ein großes Glück, daß in England keine Cenſur exiſtirt. Wenn dort keine Preßfreiheit herrſchte, ſo mußten die Journaliſten die Hemden und Beinkleider, die Unterröcke und Unterhoſen zur Cenſur ſchicken und der Redacteur würde ein ſchönes Geſicht ſchneiden, wenn er erfuhre, daß das halbe Hemde geſtrichen worden, oder daß ein Unterrock, weil *Alles* geſtrichen worden, einmal ganz weiß erſcheinen müßte.

### 101.

## Correſpondenz.

Der Figaro hat von einem Engländer einen Brief erhalten, den er ſeinen Leſern *wörtlich*, ja ſogar *buchſtäblich* mittheilt.

Theurer Herr!

Ich wurde mich ſehr dankbar fuhlen, wenn Herr Figaro den Mr. James Dodd aus London, jetzt in

Berlin, unterrichten wollte, welches die Meinung des deutſchen Wortes „Rakker" iſt. Dies Wort wird ſehr viel häufig von ihm hier in dieſer Stadt gehört und bei den verſchiedenartigſten Veranlaſſungen. Auch fällt ihm ins Gedächtniß, daß er an der table d'hôte von dem Redacteur des new-paper „Figaro" hat ſagen hören: „das iſt ein infamer Rakker!" — Die Meinung des Wortes „infam" unterſteht *) er, weil er häufig dies Wort von den Gegnern der Reformbill in deutſchen Zeitungen überſetzt geleſen hat — aber er weiß nicht was „Rakker" iſt. Er hat vergebens in ſeinem pocket dictionary unterſucht, aber dies Wort nicht finden gekonnt. Mr. James Dodd würde ſehr dankbar fühlen, wenn ihn Herr Figaro mit einer Antwort begünſtigen wollte.

Aufrichtig der Ihrige
James Dodd,
**19. York terrace, Rentish town, new road London.**

Figaro hält es für Pflicht, den Brief des Hrn. James Dodd ſogleich zu beantworten.

Mein ſehr geehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben hat mich überraſcht. Ein Englishman in Berlin! Welch ein ſeltenes Ereigniß!! Es geſchieht in hundert Jahren nur ein Mal, daß ſich ein Sohn Albions nach Preußens Reſidenz verirrt.

Werden Sie zürnen, mein theurer Herr, wenn meine Neugier die Frage wagt, wodurch Sie bewogen worden ſind, nach Berlin zu kommen?

Haben Sie unſere Naturſchönheiten hierher gelockt? Glaubten Sie, bei uns einen veilchenblauen

---

*) Soll wohl „verſteht" heißen. Anm. d. Red.

Himmel, eine reizende Gegend, großartige Gebirge zu finden?

Wenn Sie das bei uns ſuchen, ſo bitte ich Sie, keine Zeit zu verlieren und eilig wieder umzukehren.

Wir Berliner kennen Naturſchönheiten nur aus Reiſebeſchreibungen. Wir haben ſchon viel davon gehört, aber noch gar nichts davon geſehen. Unſere Natur iſt öd', fad und farblos, unſer Himmel aſchgrau. Er kommt mir bisweilen wie ein Beinkleid unſeres Militärs vor, die Farbe iſt melirt, „Pfeffer und Salz.“ Die Gebirge um Berlin ſind leider ſehr ſchlecht gerathen; der Kreuzberg, unſer Montblanc, iſt nicht viel größer als die Warze, die auf der Naſe des Dr. Bartolo ihr Winterquartier aufgeſchlagen. Das Sprichwort: „da ſtehen die Ochſen am Berge“ paßt leider nicht, wir haben zwar Ochſen, aber keine Berge.

Zog Sie das neuerbaute Coloſſeum, oder das Theater an der Königsbrücke nach Berlin.

Wenn Sie nur deshalb uns beſuchten, ſo geſtatten Sie mir, daß ich Sie herzlich bedauern dürfe. Roms Coloſſeum verhält ſich zu dem Berliner, wie Shakespeare zu Angely. Außer dem Eintrittspreiſe, den man zahlt und außer den Prügeln, die man bekommt, iſt darin gar nichts koloſſal. Von dem Theater an der Königsbrücke weiß ich Ihnen ſo viel zu erzählen, daß ich darüber . . . . . ſchweigen will.

Da ich mir durchaus nicht erklären kann, was Sie nach Berlin gezogen hat, ſo muß ich vermuthen, daß Sie blos darum hierher gekommen ſind, um von mir eine Erklärung des Wortes „Rakker“ zu begehren. Der Zweck ihrer weiten Reiſe wäre dann ſehr originell und eines Engländers vollkommen würdig.

Es gibt viele Worte, deren richtige Bedeutung man nur dann verſtehen kann, wenn man in einem

Lande gelebt, wo ſie gang und gäbe ſind. Ich habe mir deshalb längſt vorgenommen, einmal nach England zu reiſen, um zu erfahren, was man dort unter dem Worte Liberty verſteht.

Das Wort Rakker, um deſſen Erklärung Sie mich bitten, iſt echt national, echt berliniſch. Es ſpiegelt ſich darin der roſige Witz und die himmelblaue Gemuthlichkeit unſerer Populace ab.

Rakker heißt in Berlin ungefahr ſo viel, als fellow in London. Wie es bei Ihnen einen clever fellow und einen commun fellow gibt, ſo gibt es bei uns einen ſchlechten und einen infamen Rakker.

Das Wort Rakker iſt bei uns ein Schimpf- und auch ein Ehrenname — eine Injurie und ein Titel.

Rakker iſt ein Prädicat, das die Berliner Populace vorzugsweiſe ſolchen Leuten beilegt, die gleich wieviel wodurch Senſation erregen, Aufſehen machen, ſolchen Leuten, die eine ſpitze Feder, eine gute Klinge oder eine ſcharfe Zunge führen. Aus dieſem Grunde wird auch der Herausgeber des Figaro mit dieſem Namen beſchenkt.

Rakker iſt ein Mann, vor dem man aus dieſem oder jenem Grunde Furcht hat, der ſchaden und nützen kann, mit dem man's nicht verderben ſoll.

Wie ſich die Franzoſen bisweilen ihres Vaurien ſtatt eines Compliments bedienen, ſo gebrauchen die Berliner das Wort Rakker auch als beſchönigendes Epitheton.

Mr. James Dodd wolle mich entſchuldigen, wenn ich über den etymologiſchen Urſprung dieſes Wortes einen dichten Schleier werfe, da es ſich nicht mit der Delicateſſe verträgt, über die Abkunſt dieſes bedeutungsvollen Wortes nachzuſinnen.

Es genüge, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mit dem Worte „Kaffer“ durch ganz Berlin, wie mit „Goddam“ durch ganz London und mit „Monſieur“ durch ganz Paris durchkommen und ſich damit überall verſtändlich machen können.

Dies iſt Alles, was ich Ihnen über das famöſe Wort mittheilen kann und darf.

Brauchen Sie, Mr. James Dodd, einen guten Barbier, ſo wenden Sie ſich gefälligſt an

Figaro.

## Nachſchrift.

So eben bemerke ich, daß Mr. James Dodd in ſeinem Briefe an mich das Wichtigſte vergeſſen hat. Er hat mir zwar geſchrieben, wo er in London wohnt, aber nicht, wo ich ihn Berlin finden kann. Da ich ſeine Wohnung nicht weiß, ſo muß ich die Antwort auf ſeinen Brief in dem Figaro abdrucken laſſen, damit Herr James Dodd die gewünſchte Erklärung erhalte.

Sollte der Herr Englishman Berlin ſchon wieder verlaſſen haben, ſo wird dem Figaro nichts Anderes übrig bleiben, als die Antwort unter der angegebenen Adreſſe nach London zu ſchicken.

## 102.

## Idioſynkraſien.

„Brendecke halte mir, mir is ſchwiemlich."
Voltaire.

Faſt jeder Fürſt hat eine Antipathie. Was ich Dir jetzt erzählen will, iſt hiſtoriſch wahr.

Heinrich der Dritte, König von Frankreich, konnte keine Katze leiden. Es wurde ihm unwohl, wenn er in ein Zimmer kam, worin ein ſolches Weſen war.

Wie der Hund das Sinnbild der Treue, ſo iſt die Katze das Symbol der Falſchheit.

Beweiſ't Heinrichs Abneigung gegen die Katzen, daß ihm die Falſchheit unerträglich war? Oder glaubte er in jeder Katze das Ebenbild einer ungetreuen Geliebten zu erblicken?

Der Herzog von Epernon fiel beim Anblick eines Kaninchens in Ohnmacht.

Ladislaus, König von Polen, konnte ohne Abſcheu keinen Apfel ſehen.

Vielleicht kam dies daher, weil ihn der Apfel an den Reichsapfel erinnerte, der ſchon oft ein Zankapfel geweſen war.

Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwig des Dreizehnten, wurde ohnmächtig beim Anblick einer weißen Roſe.

Heinrich, Herzog von Guiſe, konnte keine Roſen riechen. Es fragt ſich, was für Roſen.

Johann der Zweite, Großherzog von Moskau, bekam das Fieber, wenn er ein Frauenzimmer ſah.

Der arme Mann! Er iſt ſehr zu bedauern.

Auch viele berühmte Staatsdiener und Gelehrte hatten Abſcheu vor gewiſſen Dingen.

Der Kanzler Bako wurde krank, wenn eine Mondfinſterniß eintrat.

Es wäre gut, wenn jeder Kanzler ſolch eine Abneigung vor Finſterniß hätte, als Bako.

Erasmus bekam das Fieber, wenn er Fiſche ſah. Es fragt ſich, was für Fiſche. Vielleicht Stockfiſche? Auch ich kenne einen Mann, der dieſe Fiſche nicht gut vertragen kann.

Tycho de Brahe fiel zu Boden, wenn er einen Haſen ſah. Ein Beweis, daß er ſelbſt ein Haſe war.

Scaliger zitterte am ganzen Leibe, wenn er Brunnenkreſſe ſah.

„Erkläret mir, Graf Derindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur.“

Was mag wohl die Urſache dieſer Idioſynkraſien ſein? Wenn Figaro ein Converſationslexikon hätte, ſo würde er das Wort nachſchlagen und Dir das, was ich darüber geleſen, mit andern Worten wiedererzählen. Du würdeſt glauben, er ſei ein grundgeſcheidter Mann — er will aber nicht, daß Du mich für etwas halten ſollſt, was er nicht iſt.

Figaro iſt zwar kein Fürſt, kein Staatsdiener und Gelehrter, er iſt blos Barbier und Thierarzt. Deſſenungeachtet hat er aber auch ſeine Antipathien. Wer kann ihm das wehren?! Antipathien ſind ſteuerfrei und jeder Bürger kann deren haben, ſoviel als ihm beliebt.

Figaro kann Katzen, Kaninchen, Fiſche, Haſen und andere Viehſorten, Figaro kann Roſen und Frauenzimmer, Brunnenkreſſe und Mondfinſterniß ſehen, das Alles genirt und rührt ihn nicht, ihm wird nicht unwohl, er zittert nicht, er wird nicht ohnmächtig. Im Gegentheil, wenn er braune Fiſche und einen ſoliden

Haſenbraten ſieht, ſo bekommt er Appetit; und wenn er Roſen und Frauenzimmer ſieht, ſo freut er ſich, aber nur bisweilen.

Er kann wohl Roſen, aber nicht Baſilicum riechen. Wenn er den Pater Baſilio ſieht, ſo wird er vor Zorn anfangs violett und ſpäter zinnoberroth.

Wenn er den Dr. Bartolo ſieht, ſo empfindet er ſo großen Ekel, daß er ſich um einen Spucknapf umſehen und Hoffmannstropfen zu ſich nehmen muß.

Wenn er die eitle Marcelline und ihre geborgten Reize (im Negligée) ſieht, ſo wird ihm unwohl. Er muß ſich zu Bett begeben, Fliederthee trinken und ſich bis über den Kopf zudecken, damit er wieder zu ſich kommt.

Außerdem hat Figaro eine große Abneigung vor Sternen, Kreuzen, Bändern u. dergl. mehr.

Auch Baſilio hat ſeine Antipathien.

Worte, wie Preßfreiheit, Toleranz, Humanität, Liberalität, Ehre, Ruhm (aber nicht Rum) ſind ihm ein Dorn im Auge.

Freiſinnige Männer, ſpitze Federn, liberale Journale ſind ihm ein Gräuel. Er kann ſie nicht riechen.

Dr. Bartolo, ein Arzt ohne Patienten, hat eine Antipathie gegen geſunde Leute. Wenn er einen Menſchen ſieht, *dem nichts fehlt*, wird ihm unwohl.

So hat Jeder ſein Steckenpferd und Jeder ſeine Antipathien.

## 103.

# Mignon,

## der oſtindiſche Kakadu.

„Es war einmal ein . . . . .“
A. v. Tromlitz.

Ja, Mignon iſt ein merkwürdiges Vieh.

Als er in der Umgegend von Pondichery zur Welt kam, war er blendend weiß, weißer noch als die flimmernde Schneeflocke, als das glänzende Schwangefieder und als die Blüthenwange der keuſchen Lilie.

Kein Makel war auf ſeinem Körper — ſein Gefieder war das reinſte Weiß, das man ſich denken kann.

Er war ein Jüngling noch an Jahren,
Sechzehn zählte kaum er nur.

Da ward er, ſchlafend, gefangen und von dem, der ihm die Freiheit geraubt, an einen Commiſſionär verkauft, welcher ihn mit einem nach London abſegelnden Kauffahrteiſchiffe (das, wenn ich nicht irre Spes hieß) an einen Menageriebeſitzer ſchickte, der ſich zu jener Zeit mit ſeinen Thieren in der Themſeſtadt aufhielt.

Unſer Mignon ſegelte in Geſellſchaft von 5 anderen ſauberen Vögeln am 5. Julius von Pondichery ab, kam aber erſt am 10. October in Englands Metropolis an.

Der Menageriebeſitzer war unterdeſſen mit ſeiner mehrbeinigen Geſellſchaft nach Paris abgereiſ't — Mignon mußte ihm nachgeſendet werden.

In der Menagerie, die ſich auf dem Boulevard du Temple ſehen ließ, machte ſich der oſtindiſche Ankömmling durch ſeine blendende Weiße, durch ſein ſammetartiges Gefieder vor allen anderen Papagoy-Arten bemerkbar. Auch war er, durch die Behandlung ſeines Principals, beiſpiellos kirr geworden.

So kam es, daß manch weiches Frauenpatſchchen ſich ein Vergnügen daraus machte, ihm ein Bisquit zu offeriren. Er nahm es dankbar an und küßte der holden Geberin die Hand dafür. Jede Schöne, welche dieſe Menagerie mit ihrer Gegenwart beehrte, ſuchte den weißen Kakadu auf und unterhielt ſich mit ihm. Sagte ſie: Donnez moi la patte, ſo reichte er mit ungezwungener Grazie ſein Pfötchen hin und ließ es ſo lange in der Hand ſeiner Freundin ruhen, bis ſie es los ließ.

Die Damen nannten ihn **mon Mignon**, und die Herren, aus Neid, weil er ſo viele Herzen ſtahl, **Filou**, **Badaud**, **Gaillard**. Viele drohten ihm mit Naſenſtübern und gaben ihm mit dem Handſchuh einen Schlag auf den bißfertigen Schnabel. Der Eigenthümer zog das Prädicat vor, das ihm die Damen gegeben, und hieß ihn von jetzt an nicht anders als Mignon.

Der Kakadu war noch nicht 3 Monate zu ſehen, da fand ſich ein ſteinreicher Lord, der dem Menageriebeſitzer nicht eher Ruhe ließ, bis ihm dieſer den Mignon für 30 Louis abtrat.

Dieſer Lord hatte eine Liebſchaft mit einer gewiſſen Eugenie, welche Koryphäe im Corps de Ballet der großen Oper war. Die Tänzerin hatte den Kakadu geſehen und ihn dergeſtalt liebgewonnen, daß ſie dem Lord den Auftrag gab, ihn dem Eigenthümer abzukaufen, er koſte was er wolle. Sie drohte dem Engländer mit ihrer Ungnade — dies war hinreichend, ihn zu Allem zu bewegen, denn Mylord liebte ſie — blos deshalb, weil ſie rothes Haar hatte.

Mylord beſuchte jeden Morgen gegen 12 Uhr ſeine Dulcinea — er nahm bei ihr das Gabelfrühſtück zu ſich, das in der Regel aus ein paar Bouteillen Portwein, 2—3 Beefſteaks und einigen Küſſen beſtand, die er von ſeinem „theuren Rothkopf" erhielt.

Mignon war Zeuge ihrer vertraulichen Converſation und ſtörte ſie öfters durch ein höchſt unangenehmes Krächzen, das tiefen Unwillen zu verrathen ſchien. Warum Mignon unwillig war, das weiß ich nicht. Ob er den Engländer um die Beefſteaks oder um Eugenie's Liebkoſungen beneidete, das kann ich Dir wirklich nicht ſagen. Manchmal ſprach ſich dieſer Unwille noch eclatanter aus. Der ſchneeweiße Kakadu wurde auf Augenblicke ganz carminroth. Eugenie, abergläubiſch wie jede Koryphäe, erſchrak über dieſes Phänomen. Mignon wechſelte die Farbe ſo ſchnell, wie mancher unſerer politiſchen Schriftſteller. Er war ſchneeweiß, wurde häufig feuerroth und entfärbte ſich wieder.

Eugenie bekam Furcht; ſie glaubte, der Teufel ſäße in dem Kakadu. Auch unſern Lord ſchien das Vieh zu beunruhigen.

Beide wollten ſich den chamäleontiſchen Kakadu vom Halſe ſchaffen. Eugenie nahm ihm das Fußkettchen ab und ſperrte die Fenſter auf. Sie hoffte, Mignon liebe die Freiheit und werde ſeinem Kerker entfliehen. Das that er nicht. Mylord beguckte ihn oftmals durch ſeine Lorgnette und berathſchlagte im Stillen, was mit dem Kakadu geſchehen ſolle. Einmal ſagte er: „Wenn ſich Mignon unterſteht, noch einmal roth zu werden, ſo drehe ich ihm den Hals um, yes." Der Kakadu ſchien dieſe Drohung verſtanden zu haben und wurde, gleichſam zum Trotz, noch mehr als gewöhnlich roth. Mylord wollte ihn beim Schopf nehmen — Mignon vertheidigte ſich und biß ihm in der Eile blos die zwei erſten Glieder des Mittelfingers weg. Goddam, ſchrie der Engländer, und wollte einen neuen Angriff wagen. Mignon biß ihm den Daumen ab, mit einer, beiläufig geſagt, bewundernswerthen Gelaſſenheit. Mylord tobte wie ein Raſender, Eugenie ließ einen Wundarzt holen, der eiligſt herbeikam, um ihren Geliebten, der ſich die Finger verbrannt hatte, zu verbinden.

— Mignon muß noch heut aus dem Haus. Hören Sie's, Eugenie, noch heute!

— Yes, Mylord.

— Mignon iſt ein Vieh, das keine Lebensart hat . . . . . .

— Yes, Mylord.

— Ein Vieh, das einem Mann wie mir, der jährlich 25,000 Pfund Revenuen hat, Goddam, mehr Rückſicht ſchuldig iſt.

— Yes, Mylord.

Eugenie ließ ihre ganze Nachgiebigkeit los, um ihren Engländer zu beſänftigen.

Sie ließ ihm drei gute Beefſteaks braten. Er fraß ſie, war beruhigt und ging.

Nachmittags erhielt Eugenie einen angenehmen Beſuch. Herr von ***, der Redacteur eines politiſchen Blattes, deſſen Feuilleton vorzüglich jene Tänzerinnen protegirte, welche rothe Haare hatten, ließ ſich nach langer, langer Zeit, wieder einmal ſehen bei ſeiner alten Freundin.

Sie empfing ihren Gaſt mit einer wirklich anziehenden Zuvorkommenheit, machte ihm Vorwürfe über ſein langes Ausbleiben und ſtrich ihm, während des Geſprächs, die ſtruppigen Haare, die ſeine Stirn verdeckten, ſo viel als möglich in die Höhe. Der

Kakadu fing jetzt, vielleicht um ſich bemerkbar zu machen zu kreiſchen an.

— Was Tauſend, Sie haben einen Kakadu? Seit wann?

— Seit ſechs Wochen. Faſſen Sie ihn nicht an, er beißt.

— S'iſt ein hubſches Vieh . . .

— Gefällt es Ihnen?

— Sehr.

— Sind Sie böſe, wenn ich's Ihnen als Souvenir anbiete?

— Böſe? Au contraire.

— Gut, meine Mutter ſoll Ihnen den Kakadu morgen fruh ins Haus bringen.

— Wozu ſo viel Umſtände?! Mein Jean ſoll ihn heute Abend abholen.

— Wie Sie wollen . . .

Und noch an demſelben Abend holte Jean den Kakadu und am andern Morgen einen Ständer, der dem Mignon zum Wohnſitz angewieſen wurde.

Das war am 11. Mai 1831 geſchehen. Unſer Kakadu ſchien ſich bei dem Journaliſten Anfangs recht zu gefallen. Auch vervollkommnete er ſich nach und nach in der Kunſt, die Farben zu wechſeln. Herr von *** ging ihm mit gutem Beiſpiel voran und Mignon war ein gelehriger Schuler.

Wenn Herr von *** eine Abend-Unterhaltung gab, ſo lud er einige hübſche Actricen und mehrere ſeiner Freunde ein, und wenn der Kakadu im Jeu innocent Küſſe tauſchen ſah — wandelte ſich ſeine weiße Farbe in Ochergelb um. Wenn Niemand mit ihm ſchön that, wenn ihm Keiner etwas zu naſchen gab, ſo changirte er die weiße Farbe in eine blaue. Vor Neid wurde er gelb und vor Zorn violett.

Eines Tages — es war kurz vor der Revolution — ſpielte er wie ein Chamäleon in alle Nuancen. In 24 Stunden wechſelte er achtmal ſeine Farbe. Er wurde roth, dann wieder weiß, blau, dann wieder weiß, gelb, dann wieder weiß, grün und zuletzt wieder weiß. Man hätte glauben ſollen, dieſer changirende Kakadu ſei die verwunſchene Politik.

Es kam der 25. Juli, der famöſe Tag der Ordonnanzen. Herr von *** und ſein Blatt waren eifrige Anhänger der rechtmäßigen Herrſchaft und Er und ſein Kakadu hielten es mit der Farbe der Lilien.

Es kam der 30. Juli, die Tricolorfahne wehte auf der Kuppel der Notre-Dame. Herr von *** und ſein Blatt waren nun eifrige Anhänger der neuen Dynaſtie und Er und ſein Kakadu ſchmückten ſich mit den 3 Farben. Herr von *** ſteckte ſich ſtatt der Kokarde den dreifarbigen Kakadu auf den Hut.

So machten Herr von *** und ſein Kakadu alle politiſchen Moden mit.

Mignon hatte einmal blos weiße und rothe Federn, dann wieder grune, gelbe und ſchwarze Federn. Faſt in jedem Monat nahmen ſie eine andere Farbe an.

Jetzt aber iſt Herr von *** und Mignon, ſein Kakadu, vor Zorn (Gott weiß, woruber) ganz ſchwarz geworden. Mignon ſieht einem Raben weit ähnlicher als einem Kakadu — denn Kopf, Augen, Zunge und das Gefieder — Alles iſt durch und durch ſchwarz.

Der Kakadu ſieht in der ſchwarzen Federkutte wie ein kleiner Jeſuit aus. Ah Basile, mon ***Mignon,*** si j'ai jamais volé du bois vert . . . . .

## 104.

## Corella, die verwunſchene Katze.

Die Katze läßt das Mauſen nicht,
Die Weiber naſchen gern u. ſ. w.
Altes Volkslied.

Sie kam mir ſehr verdächtig vor. So oft ich ſie betrachtete, erfaßte mich ein Etwas, wofür ich keinen Ausdruck finden kann.

Das Fell dieſer Katze war ungewöhnlich weiß, weißer als das Fell des Hermelin, weißer als der Teint der Madame X., weißer ſogar als das Papier der Spener-Zeitung.

Und ihr Auge war kein Katzenauge. Es war blau, wie ein friſches Veilchen und voll Leben und voll Gluth. Es kokettirte faſt eben ſo gut, als eine Pariſer Ballettänzerin.

Und ſo oft ſie mich ſah, fing ſie zärtlich zu miauen an. Doch weil die Katze zudringlich war, konnte ich ſie durchaus nicht leiden. Wer von mir geliebt ſein will (Menſch oder Vieh), muß mich maltraitiren. Die Damen, die mich en canaille behandeln, finde ich am intereſſanteſten.

Die Katze war aber zu zuvorkommend und deshalb mir verhaßt.

Einmal, als ſie mir zu nah auf den Hals kam, riß ich ihr aus Zorn eine Bartfeder aus.

Was geſchah? Etwas Unglaubliches! Die Katze ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus und ſtreifte ihr Fell ab. Es ſtand jetzt eine junge, blendendſchöne Frau vor mir, die ein Etui aller weiblichen Reize, ein Köcher aller Liebenswürdigkeiten war.

Ich ſtand geblendet, verblüfft und verſteinert vor ihr und hatte nicht den Muth, ſie anzureden.

Sie gewahrte meine Verlegenheit und ſprach alſo zu mir:

„Habe Dank, Du Sterblicher! Ich bin Corella, eine Fee, die ein mächtiger Zauberer, aus Eiferſucht und argwöhniſchem Verdacht, in eine Katze verwandelt hatte. Nicht eher ſollte ich wieder erlöſ't werden, bis ein Sterblicher mir eine Bartfeder ausrupfen würde. Du haſt das gethan, ich bin nun wieder das, was ich war — eine Fee.“

Sie reichte mir ihre Hand zum Kuſſe hin. Diable, was war das für eine Hand! Noch niemals habe ich eine ſchönere geſehen. An jedem Finger glänzten eine Unzahl von Diamanten, die alle Farben ſprühten.

Sterblicher, fuhr ſie fort, für den Dienſt, den Du mir geleiſtet, muß ich Dich belohnen. Fordere was Du willſt, es ſoll Dir werden.

Liebſte, beſte Fee, antwortete ich, ich überlaſſe es Deiner Großmuth, Deiner Einſicht, was mir am nützlichſten iſt.

Darauf reichte ſie mir ihre Perlmutter-Lorgnette, die an einem Goldkettchen hing.

Nimm dieſe Lorgnette, ſprach ſie. Kein Optikus auf der ganzen Erde, ſelbſt nicht Herr Amuel in der Konigſtraße, iſt im Stande, ſolche Lorgnetten anzufertigen. Das Glas hat eine magiſche Wirkung — Du kannſt mit dieſer Lorgnette allen Menſchen ins Herz ſehen — trügen ſie auch zehn Pelze und Enveloppen, zehn Mäntel oder Oberröcke. Mit dieſer Lorgnette kannſt Du in Aller Herzen leſen, den Schein von der Wirklichkeit unterſcheiden und unterſuchen, wer es von Deinen Freunden und Freundinnen mit Dir gut meint, wer falſch und wer aufrichtig gegen Dich geſinnt iſt. Da — nimm die Lorgnette als ein

Zeichen meines Wohlwollens an und .... verliere ſie nicht.

Sie reichte mir noch einmal ihre ſeidenweiche Hand und verſchwand wie eine Sternſchnuppe.

Vor Freude über dieſes Geſchenk machte ich in der Eile eine Pirouette und ein Entrechat und .... ging zu Madame **.

Zum Glück traf ich ſie zu Hauſe. Sie kam mir mit einer wahrhaft horrenden Freundlichkeit entgegen, drückte mir die Hand und fragte mich: Wie geht's? Daß ich ihr die Antwort nicht ſchuldig blieb, verſteht ſich von ſelbſt.

Wir ſchwatzten ein Weilchen über Dies und Jenes. Sie fand mich, wie gewöhnlich, äußerſt intereſſant, überſchüttete mich mit Elogen und nannte mich einmal, ganz unbefangen, „ihre Wonne.“

Ich ſtutzte, holte meine Lorgnette hervor und betrachtete ſie durch das magiſche Glas. Vive Dieu! Wie erſchrak ich, als ich in ihrem Herzen mit großen Fracturbuchſtaben die Worte las: „Der O. iſt mir unausſtehlich! Ich würde ihm die ſchönſten Grobheiten ſagen, wenn ich nicht Gründe hätte, ihn zu tauſchen.“

— Sie ſehen mich ja mit ganz ſonderbaren Augen an?

— Ich bewundere Ihre allerliebſte Dormeuſe. Aber warum auf einmal ſo blaß?

— Mir iſt, als ob ...

— Sie mir etwas geſagt, wovon Ihr Herz auch keine Sylbe gewußt. O geniren Sie ſich nicht, Madame, ich weiß, daß ich unausſtehlich bin ...

— Mein Gott, woher wiſſen Sie das ...

— Ich weiß, daß Sie mir die ſchönſten Grobheiten ſagen würden, hätten Sie nicht Gründe, mich zu täuſchen.

— Wo ſteht das geſchrieben?

— In Ihrem Herzen, Madame.

Sie affectirte eine Ohnmacht, ich ergriff das chemiſche Feuerzeug, das auf dem Tiſche ſtand, hielt ihr ein brennendes Schwefelhölzchen unter die Naſe — ſie kam zu ſich, ich tröſtete ſie und ging. Wohin? Zu meinem Freunde, Herrn ***.

Er machte mir die bitterſten Vorwürfe. Warum geizen Sie ſo mit Ihren Beſuchen, warum laſſen Sie ſich nur alle Monate ein Mal bei mir ſehen?! Sie verkennen Ihren intimſten Freund. Niemand meint es ſo treu und ehrlich mit Ihnen als ich, und doch bin ich der, den Sie am meiſten vernachläſſigen.

Ich entſchuldigte mich und zog meine Lorgnette zu Rathe, um mich zu überzeugen, ob es dieſer Mann denn wirklich ſo erſtaunlich ehrlich mit mir meint.

Parbleu! was las ich da! Hätte ich von ſeinem Herzen eine Abſchrift bekommen können, ſo würde ich ihm aus Scherz drei Dutzend Injurienproceſſe an den Hals geworfen haben. Der Mann, der ſich mit dem Firniß der wärmſten Freundſchaft anſtrich, derſelbe Mann war einer meiner entſchiedenſten Gegner.

An dieſem Tage machte ich wohl 50 Viſiten. Ueberall fand ich mich getäuſcht. Da, wo ich ein theilnahmvolles Herz hoffte, fand ich eine kalte Gefühlloſigkeit. Alles heuchelte mir eine innige Freundſchaft. Nur ein Mann, gerade der, dem ich das Wenigſte zutraute, gerade der war mir ein treuer, aufrichtiger Freund.

Wie bitter war die Enttäuſchung, die ich der Lorgnette meiner Fee zu verdanken hatte. Ich glaubte mich umringt von Freunden, die an meinem Schickſale ſo warmen Antheil nehmen — die mich ſo treu wiederliebten, als ich ſie geliebt, und fand — daß Alles nur Maske, Alles nur Schein war. Eine heiße Thräne rollte über meine Wange, mein Herz, ſchwer getäuſcht, unterlag einem nie gefühlten Schmerze. Und eine Thräne folgte der andern, eine bittere Wehmuth ſchwellte den Quell meines Kummers. Da nahm ich die Lorgnette, ſtellte mich vor den Spiegel und . . . guckte mir ſelbſt ins Herz. Hier glaubte ich Erſatz zu finden für die arge, herzbrechende Täuſchung. Aber wie erſchrak ich, als ich einſah, daß ich's mit mir ſelbſt nicht gut meinte. Wie kannſt Du verlangen, daß Dich Andere lieben ſollen, wenn Du ſelbſt Dich nicht liebſt? Du würdeſt anders handeln, wärſt Du für Dein Wohl beſorgt. Du würdeſt kriechen, ſchmeicheln, heucheln und ſo lange ſpeichellecken, bis Du Dein Ziel *erkrochen* haſt.

Und ärgerlich über mich ſelbſt — zerbrach ich die Lorgnette, die mich aufs Neue mit der Menſchheit und ihrem falſchen Treiben entzweit hatte.

Mein Herz — es blutete. Ein kalter Schauer rüttelte die geängſtigte Seele; ich ſetzte mich zum Kamine hin und ſah ſtarr und gedankenlos in die ſterbende Flamme. Mitternacht brach herein — das Feuer war erloſchen, meine Augenlieder fielen zu und als ich erwachte — war es heller Morgen.

## 105.

## Die Tröſterin.

(Ein Phantaſieſtück.)

Es war an einem ſchönen Mai-Abend. Ich ſtand auf dem Montmartre und ſah trüben Sinnes hinab auf den großen Häuſer-Archipel und auf die bunten Wogen der geſchäftigen Menſchenmaſſe. Allein war ich mit meiner Sehnſucht Schmerz und meiner Liebe Gram und ſchaute mit ſtierem, thränenſchwangern Blick den Untergang der königlichen Sonne an. Langſam ſtieg ſie die Stufen der Gebirge hinunter, zog ihre lange Purpurſchleppe nach, hüllte das ſchwankende Halbdunkel des Horizontes in den weiten Strahlen-mantel des goldenen Abendroths, warf glühende Abſchiedsblicke auf die ſmaragdene Kuppel der Bäume und auf das greiſe Haupt der Thürme und ſenkte ſich dann in die weichen Wellen-Arme der Thetis, um dort auszuruhen von ihrer weiten Reiſe. Dort angekommen, legte ſie ihr welterleuchtendes Diadem ab und badete ſich, in ihrer nackten Schönheit in dem ſaphirenen Baſſin des Meeres.

Allmälig ward es dunkler. Ich ſtand noch vertieft in trüben Gedanken, mit der Dunkelheit wuchs auch meine Schwermuth. Da ſenkte ſich die Nacht herab — auf dem Elfenbein ihrer Stirne glühte das Feuerauge des Abendſterns. Eingehüllt in einen ſchwarzen Faltenſchleier, warf ſie dichte Schatten auf die

Erde aus, ließ ihren Schleier fallen und ſtand dann in einem Trauerkleide da, das mit Millionen flimmernden Sternen überſäet war, die wie funkelnde Flitter zitterten. Selene ſtieg, mit einem goldenen Halbreif auf dem Haupte, hinter dem Rücken der Berge herauf und ließ auf die umnachtete Erde ſilbernes Flockenlicht herabſchneien, das weiße Roſen in die ſchwarzen Locken der Nacht flocht.

Doch in meiner Seele ward es, ſtatt lichter, immer trüber und trüber. Eine brennende Sehnſucht ſchwellte die Segel meiner Seele und wollte mich in das Land führen, wo die Geliebte meines Herzens weilt. Von ihr getrennt, dünkte mir die ganze Schöpfung ſo öd' und armſelig, wie ein unbeweintes Grab, auf welchem keine Blumen blühen.

Ich wollte hin zu ihr — und konnte es nicht. Da wuchs meine Sehnſucht zur Rieſin heran; weinen wollte ich, doch das Auge geizte mit ſeinen Thränen und blieb trocken und kalt.

Plötzlich ſtieg vom ſterndurchwirkten Himmel eine jungfräuliche, feenartige Geſtalt herab. Sie war in ein blendendweißes Gewand gehüllt, in ihrem goldgelockten Haar glänzten gluthvolle Roſen, die ein üppiges Parfüm ausathmeten, und in den Augen leuchtete eine Sonne, welche begeiſternde Lichtſtrahlen ausgoß.

Zwei rieſige Schwingen, auf deren ſammtenes Gefieder Iris den Schmuck ihrer Farben hingeſtreut und einen ſchillernden Blüthenſtaub ausgegoſſen hatte, gaben der himmliſchen Geſtalt das Anſehen eines Phönix, der mit ausgeſpannten Segeln durch das blaue Meer der Lüfte ſteuert.

Die reizende Geſtalt, von der jeder Zoll eine anmuthige Feie war, ließ ſich zu mir hernieder und fragte mich, ob ich wiſſe, wer ſie ſei.

Nein, antwortete ich.

Ich bin, ſprach ſie, ein Funke aus Jehova's Auge, ein Weſen, das mit den Sternen Würfel ſpielt, den Himmel in die Hölle ſchleudert, aus dürren Sandwüſten fruchtbeladene Oaſen ſchafft und den eisſtarren Winter in einen blüthenwimmelnden Frühling verwandelt, aus dem nachtumflorten Himmel einen lichtgekrönten Tag macht, aus eingeäſcherten Ruinen großartige Paläſte erſtehen läßt, den finſtern Sarg in eine Roſenwiege, die Sorge in leichtgeſchürzte Freude und den Schmerz in Luſt verwandelt . . . . mit einem Wort, ich bin die Phantaſie.

Ich fiel auf die Knie und küßte den Saum ihres flatternden Gewandes.

Ich komme, Dich zu tröſten, fuhr ſie fort, hob mich auf und drückte einen Kuß auf meine glühende Stirn. Dieſer Kuß ſoll Deine Leiden ſtillen, Deine Wunden vernarben und Deinen Wünſchen Gewährung ſchenken.

Drauf ſchwang ſie ſich in die Lüfte, entfaltete mit titaniſcher Kraft ihre Schwingen und ſchüttelte, während des Fluges, den Ambraduft ihres Blüthenſtaubes und den geſchmeidigen Schmelz ihres Farbenſchmuckes ab, der ſich, gleich einer zauberiſchen Schminke, herniederließ, um Alles zu ergänzen, Alles zu verſchönern, Alles zu verklären. Ich fühlte mich magiſch ergriffen und zu den Sternen hingezogen. Die Phantaſie lieh mir Adlerſchwingen, die mich hoch in die

Lüfte trugen. Ich pflückte alle Sterne vom Himmel ab und flocht ein Diadem daraus, das ich der Geliebten zu Füßen legen wollte.

Während ich ſo im Meer des Entzückens ſchwamm und in höhern Regionen ſchwebte, brach mitten in der Nacht der junge Morgen herauf. In dem Morgenſtern erblickte ich das Auge der Geliebten. Gierig ſchlürfte ich ſeine Strahlen ein; zitternd drückte ich einen heißen Kuß auf den halbgeöffneten Purpurmund Aurora's, die jetzt aus einem ſüßen Traum erwachte und ſich mit ihren Roſenfingern den Schlaf aus den Wimpern rieb. Und als ſie ihr Auge aufſchlug, ward es Tag in der Welt und Tag — in meiner Seele.

Die Phantaſie hatte Balſam in meine Seele geträufelt, mich getröſtet und gelabt, mich geſtärkt und erquickt und mein krankes Herz mit neuer Hoffnung erfüllt.

## 106.

## Phyſiognomien der Frauen.

Muſik iſt (wie überhaupt jede Kunſt) eine Frau, und jede Frau iſt eine Muſik. Man kann die Phyſiognomien der Frauen, wie die Muſik in 12 Dur- und 12 Moll-Tonarten eintheilen. Nach dieſem muſikaliſchen Syſtem gibt es alſo:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. **C-dur-** | Phyſiognomien-Geſichter | ohne Kreuz | offen, freundlich, harmlos. |
| 2. **C-moll-** | „ „ | mit 3 B, | ſchwermüthig, ſchmerzlich bewegt. |
| 3. **Cis-** oder **Des-dur-** | „ „ | „ 5 B, | aufbrauſend, feurig. |
| 4. **Cis-moll-** | „ „ | „ 4 Kreuzen, | träumeriſch, phantaſtiſch. |
| 5. **D-dur-** | „ „ | „ 2 Kreuzen, | luſtig, ausgelaſſen, muthwillig, kokett. |
| 6. **D-moll-** | „ „ | „ 1 B, | unbefriedigte Sehnſucht. |
| 7. **Es-dur-** | „ „ | „ 3 B, | ernſt, gravitätiſch. |
| 8. **Es-moll-** | „ „ | „ 6 B, | verzweifelnde Liebe. |
| 9. **E-dur-** | „ „ | „ 4 Kreuzen, | impoſant, gebieteriſch. |
| 10. **E-moll-** | „ „ | „ 1 Kreuz, | geiſterhaft, ſchaurig. |
| 11. **F-dur-** | „ „ | „ 1 B, | ſanft und mild. |
| 12. **F-moll-** | „ „ | „ 4 B, | traurig, düſter. |
| 13. **Fis-dur-** | „ „ | „ 6 Kreuzen, | ſchwerfällig. |
| 14. **Fis-moll-** | „ „ | „ 3 Kreuzen, | klagend, melancholiſch. |
| 15. **G-dur-** | „ „ | „ 1 Kreuz, | naiv, ſchelmiſch. |
| 16. **G-moll-** | „ „ | „ 2 B, | unglücklich liebend. |
| 17. **As-dur-** | „ „ | „ 4 B, | edel, erhaben. |
| 18. **As-** oder **Gis-moll-** | „ „ | „ 5 Kreuzen, | tiefgefühlter Schmerz. |
| 19. **A-dur-** | „ „ | „ 3 Kreuzen, | leicht, üppig. |
| 20. **A-moll-** | „ „ | ohne Kreuz, | ſchwärmeriſch, verliebt. |
| 21. **B-dur-** | „ „ | mit 2 B, | ſtolz, ſpröde. |
| 22. **B-moll-** | „ „ | „ 5 B, | fromm, heilig, andächtig. |
| 23. **H-dur-** | „ „ | „ 5 Kreuzen, | ſtürmiſch, bewegt. |
| 24. **H-moll-** | „ „ | „ 2 Kreuzen, | wehklagend. |

Fragt mich Jemand, wie dieſe oder jene Dame ausſieht, die er nur dem Namen nach, *nicht* perſönlich kennt, ſo frage ich ihn, ob er Muſik verſteht. Sagt er ja, ſo nenne ich ihm die Tonart ihrer Phyſiognomie, gebe ihm die Farbe ihres Auges, ihrer Haare an und dann kennt er ſie.

Der Begriff von Schönheit iſt ſehr verſchieden. Der Eine liebt weibliche Phyſiognomien aus A-moll, der Andere aus B-dur. De gustibus non est disputandum. Ich, für meinen Theil, ziehe die Phyſiognomien aus B-moll allen übrigen vor.

Wenn ich aber einmal heirathe, ſo wähle ich mir eine Frau, deren Phyſiognomie entweder aus C-dur oder A-moll iſt. Warum? Weil ich dann kein *Kreuz* mit ihr habe.

Die Damen aus Fis-dur ſind die ſchlimmſten. Wer ſich Frauen aus dieſer Tonart heirathet, der hat nicht nur eins, ſondern gar ſechs Kreuze.

Die Frauen haben aber außerdem viele Aehnlichkeit mit der Muſik. Frauen und Muſik gewähren uns Troſt und Erheiterung, Frauen und Muſik verſetzen unſere Seele in höhere Regionen, ſie erheben, begeiſtern und entzücken.

Bei Muſik und Frauen kommt viel — ja faſt Alles — auf *richtigen Takt* an.

In der Muſik und bei den Frauen treten oft *Pauſen* ein.

Jede Frau gleicht einer großen Oper. Ihr Geſicht iſt eine Ouverture, ihr Auge eine Introduktion, ihr Blick ein Recitativ, ihre Miene eine Arie, ihre Zunge ein Chor, ihr Kuß eine Romanze, ihr Arm ein Rondo, ihre Hand ein — Marſch!! Was das Finale von dieſer Oper iſt, brauche ich deshalb nicht zu ſagen, weil es Jeder von ſich ſelbſt weiß.

Wie die Muſik von allen Künſten die erhabenſte, ſo iſt das Weib von allen Geſchöpfen das ſchönſte.

Was wäre das Leben ohne Frauen? Eine Frau ohne Leben.

Was wäre das Leben ohne Muſik? Eine Muſik ohne Harmonie, ein Ball ohne Tanz, eine Soirée ohne Thee.

## 107.

## Tricephalus.

Er lebt (wie man ſagt) in Jamaica. Der gute Mann hat nicht weniger als 3 Köpfe, ſage drei Köpfe.

Du ſchüttelſt den Kopf, du willſt es nicht glauben. Aber warum? Nichts iſt unmöglich in der Welt.

Ich kenne Leute, die eine Naſe, ich kenne Leute, die keine Naſe, ich kenne Leute, die viele Naſen haben. In Delphi exiſtirte ein Dreifuß, warum ſoll nicht in Jamaica ein Dreikopf exiſtiren? Alles iſt möglich.

Herr Tricephalus iſt ein Monſtrum, das aus mehr als einer Rückſicht unſere Aufmerkſamkeit verdient. Wenn Du es erlaubſt, ſo will ich ein wenig für Dich nachdenken.

Es gibt viele Menſchen in der Welt, die ohne Kopf zur Welt gekommen ſind. Wer iſt glücklicher, der Mann, der keinen Kopf hat, oder der Mann, der drei Köpfe hat?

Ich halte den Kopfloſen viel glücklicher. Als Beweis führe ich folgende Gründe an:

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann unmöglich etwas in den Kopf ſteigen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch niemals Kopfſchmerzen haben.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann ſich auch natürlich nichts in den Kopf ſetzen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch keinen Kopf hängen laſſen.

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann man auch nicht auf den Kopf kommen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann nicht mit dem Kopf an die Mauer rennen und ſich den Schädel zerſchlagen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht ſich vor keinem Kopfputz in Acht zu nehmen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann niemals geköpft werden.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht (was das Allerbeſte iſt) keine Kopfſteuer zu bezahlen.

Ein Mann endlich, der keinen Kopf hat, kann zu den höchſten Würden und Aemtern gelangen.

Wie unglücklich iſt dagegen der, der drei Köpfe hat???

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann nicht blos einmal, ſondern zwei- und dreimal geköpft werden.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, muß eine dreifache Kopfſteuer bezahlen.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann höchſtens ein Nachfolger des Höllenhundes, ein Prätendent des Cerberus, eine Schildwache der Höllenpforte werden.

Das Sprichwort ſagt: Tot capita tot sensus. Ein Menſch, der drei Köpfe hat, muß alſo auch drei verſchiedene Sinne und Meinungen haben.

Wie ſchwer iſt es aber, ſo viele Sinne unter einen Hut zu bringen?!

Tricephalus hat drei Köpfe. Der eine dieſer Köpfe, der auf der rechten Seite ſitzt, iſt ein Royaliſt, der zweite, in der rechten Mitte, iſt ein Conſtitutioneller, und der dritte, auf der linken Seite, iſt ein Republikaner.

Der rechte Kopf verlangt Dieſes, der mittelſte Jenes und der linke wieder etwas Anderes. Ein Kopf heult dem andern Kopf dergeſtalt den Kopf voll, daß zuletzt kein Kopf weiß, wo ihm der Kopf ſteht. Jeder Kopf ſetzt ſeinen Kopf auf und keiner gibt nach. Die Köpfe nehmen ſich dann bei den Köpfen und rauſen ſich. O Du armer Tricephalus!

Der eine Kopf ſtudirt die Rechte, der andere die Medicin, der dritte die Philoſophie. Manchmal fahren die Gedanken des rechten Kopfes in die Gedanken des linken Kopfes. Himmel! was gibt es dann für eine Confuſion, für einen Gedanken-Wirwarr!

Tricephalus hat drei Köpfe, mithin ſechs Augen, drei Naſen, drei Mäuler, drei Zungen und ſechs Ohren. Wenn man bedenkt, daß man heut zu Tage mit zwei Augen ſchon zu viel ſieht, mit zwei Ohren ſchon zu viel hört und mit einer Zunge zu viel ſpricht, ſo wird man mir zugeſtehen, daß die vielen Augen, Naſen, Mäuler, Zungen und Ohren überflüſſige Luxusartikel ſind.

Drei Köpfe brauchen drei Hüte, drei Hüte koſten bei Fonrobert 22 Thaler 12 Groſchen.

Für 22 Thaler 12 Groſchen kann man aber 11 Flaſchen Champagner haben, und für 11 Flaſchen Champagner kann man gar Vieles in der Welt haben: Ruhm, Lob, Liebe u. ſ. w.

Faſt jeder Kopf hat anderes Haar. Tricephalus hat einen Blondkopf, einen Schwarzkopf und einen Rothkopf. Blond, ſchwarz, roth ſind drei Farben. Dieſe drei Farben können ihm in China den Kopf koſten.

Wenn dem Tricephalus vor Sorgen die Haare ausfallen, ſo braucht er drei Perrücken, drei Perrücken koſten beſtimmt 30 Thaler.

Für 30 Thaler kann man aber ein Loos in der großen Lotterie ſpielen und das Vergnügen haben, in allen fünf Claſſen . . . durchzufallen.

Für 30 Thaler kann ich 90 Parterre-Billets kaufen und einen Fiſtelſänger auspfeifen oder eine Tänzerin herausrufen laſſen.

Wenn Herr G. R. Einer ein Räthſel aufgibt, das ſo lautet: „Es iſt eine Büchſe; wenn man ſie aufmacht, fallen Federn heraus, womit man ſchreiben kann, wenn man es gelernt hat;" ſo muß ſich Tricephalus nicht blos einen Kopf, ſondern alle drei Köpfe zerbrechen, um dieſes ſchwierige Räthſel zu errathen.

Für drei Köpfe muß man, im Fall man ins Theater gehen will, auch drei Billets haben, denn ſo viel Köpfe, ſo viel Zuſchauer.

Wenn Tricephalus eine Dame wäre, ſo brauchte er dreimal mehr Schminken, Hauben und Hüte als jede andere.

Wenn Tricephalus ein Monarch wäre, ſo brauchte er drei Kronen. Wo ſie hernehmen?

Wenn Tricephalus Student wäre, ſo brauchte er drei Doctorhüte. Wäre das nicht ſehr koſtſpielig?!

Freilich haben drei Köpfe auch ihr Gutes. Man kann, wie ein Janus, mit dem einen lachen, mit dem andern weinen, und mit dem dritten gähnen, wenn es ihm Spaß macht. Ein Kopf kann wachen, der zweite ſchlafen, der dritte träumen.

Der eine Kopf kann an dieſen, der andere an jenen Gegenſtand denken.

Dieſes Kopfſtück ließe ſich noch weiter ausmalen. Allein genug davon! —

## 108.

## Numero 7.

„Eine böſe Sieben.“

Herloßſohn.

Es liegt in der Rue Richelieu.

Nr. 7 iſt ein Eckhaus. Es hat 7 Stockwerke und 7 Fenſter in der Fronte. Das mittelſte dieſer Fenſter führt zum geräumigen Balcon, auf welchem (im Sommer) ein buntfarbiger Flor von Hortenſien und Levkojen und zwei ſilberne Käfige ſtehen, in welchen ein Papagei und ein Kakadu reſidiren.

Auf ebener Erde wohnt der Wirth dieſes Hauſes, ein großer Ignorant, der eine Affen-Komödie und drei Töchter hat, von denen Eine ſchöner als die Andere iſt. Dieſer Menſch (der Himmel verzeihe mir dieſen Ausdruck) hat alle Schulen des Laſters durchgemacht, war erſt Spion, dann falſcher Spieler, dann Kuppler. Jetzt iſt er Vorſteher einer Affen-Komödie, die auf dem Place de Bastille zu ſehen iſt.

In der Belle-Etage wohnt Demoiſelle Battuti, eine Tänzerin, die zwei kohlſchwarze Augen, 40,000 Francs Gage, einen reizenden Wuchs, ein Dutzend

Courmacher und zwei allerliebſte Knäblein hat. Wiewohl ſich ſchon die halbe Männerwelt um ihre Hand beworben, iſt ſie dennoch frei und ledig. Ihr Herz gleicht einer Apfelſine, die man in ſechs gleiche Theile getheilt hat. Auf je zwei ihrer Courmacher kommt $\frac{1}{6}$ Herz. Dlle. Battuti lebt auf großem Fuße. In jeder Woche gibt ſie ein Paar Soupers, die nach Mitternacht ein bacchanaliſches Colorit annehmen und zu Orgien ausarten. Der Plafond ihres Salons wird von den Korkſtöpſeln des entfeſſelten Champagners ſo genaſenſtübert, daß er ganz blau iſt; die ſeidenen Gardinen, Zeugen der Feſte, ſind roth wie die Wange einer Jungfrau, auf der die Roſen der Scham glühen. Soll ich Dir noch mehr davon erzählen? Ein ander Mal, lieber Leſer.

Die zweite Etage bewohnt Madame Allegretto, eine Sängerin zwiſchen 18 und 45 Jahren, die einen zerbröckelten Sopran hat, an den Hämorrhoiden leidet und in ſieben Tagen acht Mal heiſer wird. Ihre Gage beläuft ſich jährlich auf 25,000 Francs. Sie hat einen Mann, der ein gutes Schaf iſt und eine Tochter von 23 Jahren, die man hübſch, ja ſogar ſchön nennen könnte, wenn ſie nicht häßlich wäre. Der Mann, ein Juste milieu zwiſchen Schöps und Lamm, incommodirt ſie wenig oder gar nicht. Er ſieht den ganzen lieben Tag zum Fenſter hinaus und ſchmaucht ſein Pfeifchen. Wenn er einen Adorateur ankommen ſieht, ſo zieht er ſich mit Kopf und Pfeife zurück, meldet deſſen Ankunft ſeinem Weibchen, küßt ihr die Hand, zieht ſich den Rock an und geht ein Bischen ſpazieren. Die Zeit hat einige Hypotheken, die ſie auf Mad. Allegretto ſtehen hatte, ſchon ſeit Jahr und Tag gekündigt. Die Sängerin hat Jugend und Schönheit, zwei bedeutende Capitalien, von denen ſie in früherer Zeit anſehnliche Intereſſen bezog, faſt gänzlich eingebüßt und ſucht nun durch Complaiſance zu erſetzen, was ihr an Reiz abgeht.

In dem dritten Stockwerk wohnt Mad. Pathos, eine tragiſche Schauſpielerin, die ſchon drei Männer auf den Kirchhof und noch drei Mal ſo viel an den Bettelſtab gebracht hat. Aus einer Chronik vom Jahre 1801 haben wir erfahren, daß ſie zu jener Zeit ſehr reizend ſoll geweſen ſein. Noch jetzt laſſen ſich Züge finden, welche die Ausſage der alten Chronik ſattſam beſtätigen. Bei Mad. Pathos dient jetzt der vierte Mann. Er liebt ſie, ſagt man, wegen ihrer 15,000 Francs, bis zum Raſendwerden. Ich gönne ihm ein Glück, um das ihn ein Mann mit completten Sinnen ſchwerlich beneiden wird.

Die vierte Etage wird von einem ziemlich obſcuren Compoſiteur bewohnt, der ſich Trommelfreund nennt und die Eigenſchaft beſitzt, die Werke großer Tondichter auszubeſſern, oder richtiger geſagt, zu verhunzen. In ſeinen Opern pflegt weiter nichts als der Titel originell zu ſein, das Uebrige ſchreibt er von dieſem oder jenem Meiſter ab. Er hat 5000 Francs Gehalt und eine Arroganz, die unter Brüdern 10,000 . . . Naſenſtüber verdient.

In dem fünften Stockwerk hauſ't ein unglücklicher Menſch, der ſich die fire Idee in den Kopf geſetzt hat: er habe Witz. Er ſchreibt Stücke für das Theater. Die meiſten dieſer Producte waten in dem Schlamm der Laſcivität herum und ſtrotzen von moraliſchem Schmutz. Von neun ſeiner Piecen pflegen 8½ in der Regel total ausgepocht zu werden.

In der ſechsten Etage wohnt ein Maler, der einen großen Buckel, aber nur ein kleines Talent hat. Er gefällt ſich in Carricaturen, die ich ſehr geiſtreich nennen würde, wenn ſie nicht ſo erſchrecklich dumm wären. Eine Carricatur ohne Witz iſt ein Donner ohne Blitz. Ich mache Herrn Ochergelb ein großes Compliment, wenn ich ihn ein Kameel nenne, das eben ſo wenig Beruf zur Malerei, als ein Dromedar zur Tanzkunſt hat.

In dem ſiebenten Stockwerk — ganz oben — wohnt ein pausbackiger Recenſent, der (wenn ich nicht irre) Fuchsſchwanz heißt und wie ein verwunſchener Mops ausſieht, welcher ſich und Andere ennuyirt. Er trägt eine kupferne Brille und iſt das Fac simile der Stupidität. Die dummſte Auſter iſt gegen dieſen Grutzkopf ein Univerſalgenie. Trotzdem ſpielt er die Rolle eines Kritikers. Er ſchnaubt, poltert, rumort, wirft mit Kunſtbrocken herum, hält ſich für das tonangebende Organ und für den gefürchtetſten aller Recenſenten. Und doch iſt er, wie Jedermann weiß, eine werthloſe Null, von der Niemand Notiz nimmt, ein ganz unſchädliches Inſect, das ſtechen will, dem aber der Stachel fehlt, ein armer Teufel, von dem jeder Zoll ein koloſſaler Lump, ein bejammernswerther Hungerleider iſt, in dem die Pauvreté ihren beſtändigen Wohnſitz aufgeſchlagen hat.

Gehen wir noch einmal alle Wohnungen dieſes Hauſes durch, ſo finden wir, daß auf ebener Erde der Vorſteher einer Affenkomödie, in der erſten Etage eine liederliche Tänzerin, in der zweiten eine kokette Sängerin, in der dritten eine veraltete Schauſpielerin, in der vierten ein muſikſtehlender Componiſt, in der fünften ein talentloſer Bühnendichter, in der ſechsten ein abgeſchmackter Maler und in der ſiebenten Etage der aufgeblaſene, eigendünkelige, mopsähnliche Recenſent wohnt. Schon daraus ſieht man, daß die Bewohner der ſechs Stockwerke unter der Kritik ſind.

In früherer Zeit hatte Fuchsſchwanz all' dieſe Leute mit Füßen getreten, und dem Vorſteher der Affenkomödie ſogar mehrere Male auf die Perrucke geſpieen. Allein die Hausbewohner wußten den armen Teufel gar bald zu ködern. Sie luden ihn zu ſich, ſchenkten ihm ein Bischen Eſſen und dann und wann auch ein Paar Thaler, damit er die nöthigen Bedürfniſſe befriedigen könne. Der arme Teufel fing ſie nun zu lobhudeln an, und ſchrieb in die Zeitung, was ſie ihm Tags zuvor dictirt hatten.

So macht er es noch jetzt. Er ſchmarotzt bald bei Dem, bald bei Jenem, und frißt ſich von ebener Erde bis zur ſechsten Etage hinauf. Sonntags ißt er Parterre, Montag bei der Tänzerin, Dienſtag bei der Sängerin, Mittwoch bei der Schauſpielerin, Donnerſtag bei dem Componiſten, Freitag bei dem Buhnendichter, Sonnabend bei dem Maler und Sonntag ſteigt er wieder hinunter zum Vorſteher der Affenkomödie. So ſchmarotzt er ſich durch das Leben durch, zahlt ſein Mittagsbrod durch lobhudelnde Recenſionen ab und reißt nur jene Kunſtler herunter, die ihn nicht zur Tafel laden und ſeinen ewig leeren Magenſack mit Speiſen fullen wollen.

Nr. 7 iſt ein Haus, in dem die ärmſten Sünder domiciliren. Man wurde gar Manches erfahren, konnten die Wände dieſes Hauſes, das eine Scala der Lumpen iſt, Memoiren ſchreiben.

## 109.

## Das Grab der Königin.

Faſt täglich fahre ich nach Charlottenburg. Dieſer Ort, der mir wie eine Antichambre der preußiſchen Reſidenzſtadt vorkommt, hat, wie Frankreichs Malmaiſon, einen ganz eigenthümlichen Reiz für mich.

Mich zieht nicht das türkiſche Zelt, mich zieht nicht Berlins ſchöne Welt, ſondern ein ſtilles Grab hin.

Man kann meiner Feder mit vollem Rechte manchen Vorwurf machen. Doch ſelbſt mein erbittertſter Feind wird das Verdienſt ihr laſſen, daß Scheinheiligkeit und Heuchelei ihr fremd ſind, daß ſie keiner Krone, keiner Macht ſchmeichelt, und nur dem wahrhaft Großen und Schönen huldigt. Noch niemals hat ſie einen lebenden Herrſcher angeſungen, doch ſchon manchen Todten beweint, ſeinem Namen einen Kranz geflochten, ſeinem Andenken eine Thräne geweiht. (obgleich der Todte keinen Orden, keine Tabatière zu verſchenken hat).

Zu dieſen theuern Todten, denen ich eine unauslöſchliche Verehrung zolle, gehört Louiſe, die fromme Preußen-Königin.

Ich habe ſie niemals geſehen — als ſie ſtarb, war ich ein Knabe von zwei Jahren. Ich kenne ſie nur aus der Beſchreibung jener Zeitgenoſſen, die ſie perſönlich gekannt haben, welche Zeugen ihres edlen Wirkens geweſen ſind und die in ihr eine milde Gottheit, einen ſegenſpendenden Schutzengel verehren.

Vor drei Jahren beſuchte ich das Atelier eines unſerer beruhmten Maler. Dort ſah ich ein Bild, das ſich tief in meine Seele eingeprägt hat und deſſen engelgleiche Züge erſt dann verlöſchen werden, wenn dieſe Seele von dem Körper Abſchied nimmt.

Ich ſtand vor dem Bilde, betrachtete es lange Zeit, ohne zu wiſſen, wer es ſein ſollte.

Bei ſeinem Anblick bemeiſterte ſich meiner Seele ein Gefühl, das ich früher nie empfunden hatte, ein Gemiſch von Sehnſucht, Ahnung, Ehrfurcht und Andacht, das mich feſt an die Staffelei bannte, worauf dieſes Bild ſtand. Nachdem ich mich lange an dem Nimbus ſeiner Schönheit, an dem Diadem ſeiner Reize gelabt hatte, fragte ich den an einer Madonna emſig arbeitenden Maler, ob jenes Bild ein Ideal ſeiner Phantaſie oder der Abglanz eines Originals ſei, das wirklich gelebt, hier auf Erden gelebt.

— Es iſt das Portrait der Königin.

— Welcher Königin?

— Der Königin von Preußen.

— Louiſens Bild?

— Ja, mein Herr.

Da fiel mir plötzlich das Bild ein, das mir einſt meine ſchöne Mutter entworfen hatte, als ich, ein Knabe von fünf Jahren, ſie gefragt, wie die Engel im Himmel ausſähen. Meine Mutter war glücklicher als ich, ſie hatte zwei Mal die Königin geſehen, ihre Züge eingeſogen und ſie gut, ſehr gut mir beſchrieben.

— Was koſtet dieſes Bild, fragte ich den Künſtler, dem mein Enthuſiasmus nicht verborgen blieb.

— Zwanzig Friedrichsd'or, gab er mir zur Antwort, und tauchte ſeinen Meiſterpinſel in die Palette, um die Thräne auszumalen, die in dem Auge ſeiner Madonna, wie eine Thauperle auf der Blüthenwange einer Roſe glänzte.

Dem lauten Seufzer, der ſich jetzt meiner ſehnſuchtsvollen Bruſt entriß, folgte eine heiße Thräne.

Noch immer ſtand ich vor dem Bilde der ſchönen Königin, in dem ſich reizende Unſchuld und unſchuldvoller Reiz gegattet hatten.

Hier war es das erſte Mal, wo ich mir Reichthümer wünſchte, den Reichen um ſeinen Mammon und den Künſtler um ſein Gemälde beneidete.

Wäre ich damals vermögend geweſen, ich hätte dem Maler das Portrait abgekauft und es als Madonnenbild in mein Zimmer aufgehängt. Ich war aber arm.

Schwermüthig verließ ich des Malers Atelier, nachdem ich mir die Erlaubniß erbeten hatte, ihn wieder einmal beſuchen zu dürfen. Der gefällige Künſtler gewährte mir dieſe Bitte; und ſo genoß ich noch öfters des Vergnügens, Louiſens Bild bewundern zu dürfen.

Ich entdeckte ſtets neue Schönheiten, meine wache Phantaſie lieh ihrem Bilde friſches Leben, ihrem Auge Feuer und ihrem Munde Worte, die in meinem Ohre wie Accorde klangen, die einer aus himmliſchen Höhen herabquellenden Sphärenmuſik glichen.

Als ich eines Tages den Maler wieder beſuchte, um von Neuem dieſes Bild zu betrachten, da fand ich es nicht mehr. Der Maler hatte es an eine polniſche Gräfin verkauft, die es mit ſich nach Warſchau nahm. Und ſeit jenem Tag hab' ich dieſes Bild nicht wieder geſehen.

Was des Malers Phantaſie auf die Leinwand hingehaucht, war ein Meiſterſtuck, es war ein himmliſches Bild, ein bildlicher Himmel. So und nicht anders muß Boruſſia's Königin, die liebevolle Gattin ihres königlichen Herrn, die ſegensreiche Mutter ihrer Unterthanen ausgeſehen haben.

Seit jener Zeit habe ich zwar ſchon manches Portrait der Königin geſehen, aber keines glich jenem Meiſterſtück.

Der erſte Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht, iſt unauslöſchlich. Seitdem ich es geſehen, will mir kein anderes mehr gefallen.

Die irdiſchen Ueberreſte dieſer ſchönſten aller Königinnen ruhen in Charlottenburg.

So oft ich nun hinausfahre, möchte ich das Grab der Königin beſuchen, vor ihrer Gruft hinſinken, und den Marmor küſſen, der ihre Aſche, Preußens ſchönſte und heiligſte Reliquie, bewahrt.

Wie der gläubige Türke nach dem Grabe des Propheten pilgert, ſollten Preußens Unterthanen nach dem Grabe der Königin wandern, um von ihren Manen Schutz und Heil für das geliebte Vaterland zu erflehen.

Warum ſetzt der Preuße dieſer Königin kein Monument? — ſo fragt das Ausland. Louiſe bedarf keines Monumentes. Sie hat ſich ein Denkmal in den Herzen ihrer Unterthanen geſetzt, das den Marmor und das Erz aller Statüen überleben und noch in den ſpäteſten Jahrhunderten den Völkern die Kunde geben wird, daß einſt ein Engel vom Himmel zur Erde herniedergeſtiegen, um mit Friedrich Wilhelm die Liebe ſeines Volkes zu theilen.

## 110.

## Etwas über Träume.

Ich ſchlief und träumte von Babetten. Der Traum war ſo ſchön, ſo reizend ſchön, daß ich ihn nie vergeſſen werde. Morpheus war bei guter Laune und tractirte mich in dieſer Nacht mit meinen Lieblingsgerichten. Er trug mir blaue Augen und marinirten Lachs, weißen Teint und braune Karpfen, grünen Kaſe und rothe Lippen, Liebe und Coquille, Caviar und Erhörung auf. Ich badete mich in einem Meer von tauſend Wonnen, die gleich luſtigen Wellen mich umhüpften. Es war ein Traum, einem Kaleidoſkop gleichend, deſſen Bilder mit jeder Minute ihre Geſtalten, ihre Farben ändern. Babette erſchien mir, wie ein Proteus, in tauſend lieblichen Formen, bald als ſchillernder Schmetterling, der ſich auf meine Hand ſetzte und ſich von mir fangen ließ, bald als ſingendes Canarienvoglein, das auf meine Schulter flog und deſſen Schnäbelchen in meine Lippen pickte, bald als ſchneeweißer Schwan, der durch roſenfarbene Wogen ſchiffte, bald als Paradiesvogel, der durch azurne Lufte ſegelte, bald als Veilchen, das mir ſeinen duftenden Odem ſpendete, bald als geputztes Röslein, das ſich von mir pflucken ließ, ohne mich mit ſeinen Krällchen zu verletzen. Der Traum war ein Panorama, das die ſchönſten Himmelsbilder vor mir aufrollte, eine Moſaik bunter Erſcheinungen, von denen eine jede für mich hinreißend-intereſſant war. Mit einem Wort — der Traum war pompös, und käme es auf mich an, ich träumte jede Nacht, zehn Jahre hindurch, dieſen einen ſchönen, göttlichen Traum.

Der Mann, der das Träumen erfunden hat, war kein Schaf. Die Träume gehören zu jenen Erfindungen, für die der Menſch ſeinem Schöpfer nicht genug danken kann. Der Schlaf ohne Traum iſt ein Journal ohne Witz, ein Buch ohne Geiſt, ein Nachdruck des Geſellſchafters.

Süße Träume ſind Biergelder, die der Himmel ſeinen Kindern deshalb ſchenkt, damit ſie die Wirklichkeit vergeſſen, Viſitenkarten, die höfliche Genien bei uns abgeben, Briefe, die uns Morpheus ſo undeutlich ſchreibt, daß wir ſie nur halb und halb dechiffriren können.

Wohl dem Manne, der nacht-nächtlich von einem ſchönen Traume beſucht wird. Träume ſind ſteuerfrei. Ein Menſch darf Träume haben, ſo viel er will, er braucht dafür keine Abgaben zu entrichten. Träume können auch nicht von der Cenſur geſtrichen werden. Der Menſch darf träumen, was er will. Was kann einem Tyrannen geſchehen, wenn er ein guter Monarch zu ſein träumt? Wer kann einem talentloſen Miniſter verwehren, zu träumen, daß er ein großer Mann ſei? Wer kann etwas dawider haben, wenn ein Ignorant ein Gelehrter, ein Pfuſcher ein Künſtler, ein Dummkopf ein Genie zu ſein träumt. Träume ſind brochirte Gedanken, Gedanken aber ſind (wenigſtens bis jetzt noch) zollfrei.

Es iſt jammerſchade, daß man auf die Gaben des Morpheus nicht pränumeriren kann. Könnte man auf Träume, wie auf Journale oder Speiſemarken, wie auf Bälle oder Logenplätze, abonniren, ich thäte es auf der Stelle. Gäbe es irgendwo ein Büreau, in dem man Pränumeration auf ſchöne Träume annähme, ſo würde ich gleich auf einen ganzen Jahrgang pränumeriren und mir Nacht für Nacht einen ſchönen Traum in meine Wohnung ſchicken laſſen.

Wenn ich Morpheus oder Phantaſus wäre, ſo würde ich eine Zeitſchrift herausgeben, die die Leſer in den Schlaf lullen müßte. Es gibt zwar ſchon mehr als ein Journal, das ſeinen Leſern Opium einſpritzt, es gibt aber noch keins, das ſchöne Träume inhaucht. Es exiſtiren gar viele Blätter, die uns Schlaftränkchen einlöffeln, aber noch keine, die unſerer Seele Traumſtoff einimpfen.

Wenn Morpheus ein unternehmender Mann wäre, ſo würde ich ihm rathen, ein Nachtblatt, einen Träumer, einen Nachtwächter oder ſonſt ein andernamiges Journal zu begrunden. Ich, in ſeiner Stelle, würde mehrere Berliner und Leipziger Schriftſteller zum Mitarbeiten einladen, mir vom Herrn Gubitz eine gute Feder leihen und meine Aufſätze auf Mohnblätter ſchreiben, um deſto eher meinen Zweck zu erreichen.

Könnte man ſich bei Morpheus Träume, wie bei dem Schneider Beinkleider oder bei dem Conditor Baumtorten beſtellen, ſo würde ich ſein beſter Kunde ſein. Ich würde mir dann ganz curioſe Träume beſtellen und mehr ſchlafen als wachen. Sonntag würde ich von Adelen, Montag von Ulriken, Dienſtag von Babetten, Mittwoch von Liſetten, Donnerſtag von Zerlinen, Freitag von Florinen und Sonnabend von allen Sechs zugleich träumen.

Sonnabend würde ich mich ſchon um 6 Uhr Abends niederlegen und erſt Sonntag Abend um 10 Uhr wieder aufſtehen, damit mein Traum recht lange währe.

Meinem Erachten nach gibt es nichts Fataleres, als . . . . aus einem ſchönen Traum geweckt zu werden. Ich bin den ganzen Tag über mürriſch und verdrießlich, wenn Jemand meinen Traum ſtört.

Neulich träumte ich von Preßfreiheit. Mitten im Traume weckt mich Jemand. Wer war es? — Der Druckerburſche. Was wollte er? Er zeigte mir das Cenſurblatt. Der ſonſt ſo gnädige Cenſor hatte mir damals zwei Spalten geſtrichen.

Mein ſchöner Traum war verflogen wie ein leichter Champagnerrauſch. Ich klingelte, man brachte mir das

Frühſtück und die Staatszeitung. Ich trank und las und ſchlief wieder ein.

## 111.

## Herr und Madame Gir.

Sie iſt männlich, er iſt weibiſch. Von dieſen Eheleuten darf man ſagen: Les extrêmes se touchent.

Madame beſchäftigt ſich den ganzen lieben Tag mit männlichen, Monſieur mit weiblichen Arbeiten.

Während er auf den Markt geht, um Fiſche, Grünzeug, Gemüſe einzukaufen, nimmt ſie in der Manège Lectionen im Reiten.

Er ſtrickt Strümpfe, ſie ſchreibt Bücher.

Damen, welche ſchriftſtellern, ſind mir in der Regel etwas unangenehm. Madame Gir rechne ich zu den Ausnahmen. Ich will es geſtehen, daß es mir vielen Spaß macht, wenn ich in ihr Boudoir trete und ſie in einem phantaſtiſchen Negligé vor dem Pulte und an einer Novelle arbeiten ſehe.

Um ihre weiße Hand nicht zu beflecken, hält ſie ſie während des Schreibens in einem ausgegangenen Glacéhandſchuh verſteckt. Wenn ich ſehe, wie ihre Purpurlippen die Fahne der Feder küſſen, um ihr ein ſchönes Bild, eine zarte Allegorie, eine gracieuſe Phraſe zu entlocken, ſo bin ich (weshalb ſollte ich's verhehlen) ganz entzückt. Gibt es wohl ein ſchöneres Loos in der Welt, als in der Hand einer reizenden Frau eine Feder zu ſein?! Die Feder iſt es, in die ſie die Gefühle ihres Herzens fließen läßt, die Feder iſt es, der ſie ihre geheimſten Gedanken offenbart, die Feder iſt es, mit der ſie ihr Tagebuch aufzeichnet.

Er biegelt, ſie malt.

Als ich einmal unangemeldet ins Studirzimmer des Herrn Gir eintrat, fand ich ihn mit Wäſchebiegeln beſchäftigt. Als er mich ſah, fuhr er zuſammen und ließ das Biegeleiſen auf die Erde fallen. Der heiße Bolzen flog auf ſeinen Fuß, er ſchrie Au! und ich — ich lachte, daß ich mir die Seiten halten mußte.

Herr Gir muß den Mops und die Fenſter waſchen, die Spiegel und die Meſſer putzen, die Federn und die Kinderhauben zurechtſchneiden, den Fußboden bohnen, die Spinngewebe an den Wänden und den Staub der Meubles abkehren, die Nachtigallen futtern und die Gänſe ſtopfen, die Gardinen aufhängen, die Speiſen auf- und die Schulden ſeiner Frau abtragen, die Argandiſche Lampe reinigen, die Garderobe und die Bibliothek ordnen.

Apropos, Bibliothek! Madame Gir hat eine Bucherſammlung, die mehr als 5000 Bände zählt und unter denen ſich folgende merkwürdige Werke befinden:

Homers Odyſſée.
Cravatiana.
Tragödien von Sophokles.
Memoiren des Caſanova.
Abhandlung uber Bruckenbaukunſt von J. F. Borrow.
Youngs Nachtgedanken.
Traumbuchlein.
Miltons verlorenes Paradies.
Ueber die Krankheiten der Pferde.
Arioſts raſender Roland.
Die Kunſt, ſich zu ſchminken, von Louis Schneider.
Die Werke der Frau v. Genlis.

Der vollkommene Whiſtſpieler.
Kants Metaphyſik.
Mac-Adams Syſtem, die Straßen zu pflaſtern.
Claurens Vergißmeinnicht vom Jahre 1823.
Toilettenſpiegel, oder die Kunſt: allerhand Schönheitswaſſer, wohlriechende Seifen, Pomaden, Zahnpulver ꝛc. anzufertigen.
Calderons Schauſpiele.
Alberti's Complimentirbuch.
Tromlitzens Vielliebchen, vier Jahrgänge.
Langbeins Talisman gegen die Langeweile.
Shakespeare's Schauſpiele.
Anweiſung: Brunnenröhren anzulegen, von Schmidt.
Albrechtsbergers Fugenlehre.
Kunſt, in zwei Stunden Hunde zu dreſſiren.
Eliſe, oder das Weib, wie es ſein ſollte.
Anweiſung, Fiſchnetze zu ſtricken.
Mémoires de Faublas.
Stunden der Andacht.
Voltaire's Zaïre.
Der Wiener Secretär, nebſt einer Anweiſung, jedes Wort richtig zu ſchreiben. (Dieſes Buch hat ihr Einer geborgt.)

Von ihrem eigenen Werk hat ſie, um es ihren Freunden und Freundinnen leihen zu können, 600 Pracht-Exemplare in grünem Maroquin mit Goldſchnitt.

Eines Morgens beſuchte ich Madame Gir, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich fand die reizende Frau noch im Bette. Sie hieß mich Platz nehmen, klingelte und befahl dem Bedienten, mir ein Déjeûner à la fourchette aufzutragen und ihr das Manuſcript zu bringen, das in ihrem Garderobezimmer lag. Jacob brachte eine Papierrolle; die ſchöne Frau erhob ſich in ihrem Bette, ſchob das Kopfkiſſen etwas höher und las mir nun ein Gedicht vor, das ſie (wie ſie ſagte) geſtern Abend vor dem Schlafengehen verfertigt hatte.

Sie las und las — ich hatte aber nur Augen für ihre Reize, nicht Ohren für ihre Verſe.

Als ſie es ausgeleſen hatte, fragte ſie mich, wie es mir gefallen habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich es außerordentlich, vortrefflich, einzig in ſeiner Art fand.

Wenn es Ihnen wirklich gefällt, ſagte ſie, ſo erlaube ich mir, Ihnen damit ein Geſchenk zu machen.

Das hieß mit andern Worten: Laß es abdrucken. Die Höflichkeit gebot mir, in den ſauern Apfel zu beißen — ich ſetzte unter das Gedicht eine Anmerkung, von der ich wußte, daß ſie ihrer Eitelkeit ſchmeicheln würde, ſchickte es in die Druckerei und am andern Morgen war es in meinem Blatte abgedruckt.

Madame Gir war außer ſich vor Freude, als ſie dieſe Anmerkung las. Ihr Gemahl mußte mir für dieſe zarte Aufmerkſamkeit (wie ſie es nannte) einen Haarring zuſtellen und mich zu einer Landpartie einladen, die ich ſchon deshalb nicht ausſchlagen konnte, weil der Herr Gemahl abgehalten war, dieſe Partie mitzumachen und ſie doch unmöglich allein aufs Land fahren konnte.

## 112.

# Maria Stuart.

(Factiſch.)

„Das iſt fatal!“
Fr. Förſter.

Denn er iſt einer ihrer Adorateurs. Madame Donner verſteht es, Herrn Blitz zu feſſeln. Der Kranz ihrer Reize, das Bouquet ihrer Anmuth und die zarten Guirlanden, die ihre Koketterie flicht, halten Herrn Blitz dergeſtalt gefangen, daß er ein Götzendiener ihrer Schönheit, ein Sclave ihres Willens iſt. Schauſpielerinnen haben für Herrn Blitz einen ganz eigenthümlichen Reiz, ſchon aus dieſem Grunde iſt er in Madame Donner, die zu den Zierden des ***er Theaters gehört, ganz vernarrt. Darf er ihr die Hand küſſen, ſo iſt er glücklich, darf er ihr bei der Toilette behülflich ſein, ſo tauſcht er ſelbſt mit unſerm Herrgott nicht.

Herr Blitz hat eine junge, ſchöne Frau, eine reizende Brünette, die zwar zehn Mal intereſſanter und liebenswürdiger als Madame Donner iſt, die er aber trotzdem vernachläſſigt und bei jeder Gelegenheit recht unzart zurückſetzt. Herr Blitz iſt dumm, blitzdumm — doch was geht das mich an; meinetwegen mag er noch dreimal dümmer ſein, mich genirt das nicht.

Herr Blitz ſitzt, wie jeder Dümmling, in Abrahams Schooß. Er hat ein halbes Dutzend Hypotheken und nebenbei eines der ſchönſten Häuſer in der Stadt. Er hält ſich Equipagen, Lakaien, Reitpferde, Hausärzte, Windhunde, Journale, Papageien und ein allerliebſtes Stubenmädchen, das, bei Licht betrachtet, gar nicht zu verachten iſt — doch was geht das mich an, meinetwegen mag es noch zehn Mal ſchöner ſein, mich genirt — genug davon.

Herr Blitz iſt ein Galant-homme und gehört zu jener Race von Courſchneidern, die unmenſchlich generös ſind und ſich einzig und allein durch ihr Geld beliebt machen.

Wäre Herr Blitz ein armer Teufel, ſo würde Madame Donner für ihn weder Augen noch Ohren haben. Sie würde ihn über die Achſel anſehen, das Stumpfnäschen rümpfen, ihm den Rücken zukehren und höchſtens „Gott, wie langweilig," ſagen.

Herr Blitz iſt aber reich und hat, ich bitte das ja nicht zu vergeſſen, brillante Equipagen. Und welche Schauſpielerin könnte ſolcher Macht widerſtehen?! Gibt es Etwas in der Welt, das verführeriſcher wäre, als Shawl und Equipage. Sonden ſind es, die das weibliche Herz ergründen, Gluthen, die das Eis des ſpröden Stolzes ſchmelzen, Eimer, welche die Gluth der Liebe löſchen, Talismane, die jede Bitte mit Erfüllung krönen.

Herr Blitz ſchickt der Madame Donner täglich eine ſeiner Equipagen. Sie fährt darin zu den Putzmacherinnen, in den Prater, in die Probe und alle Monat einmal nach dem Hoſpital, in welchem ſeit Jahr und Tag ihr Herr Gemahl liegt, der den grauen Staar hat.

Wenn Herr Blitz Zeit hat, ſo holt er ſeine Donna ab und begleitet ſie; halten ihn aber Börſengeſchäfte zurück, ſo braucht er ſeinem Kutſcher nur einen Wink zu geben, um ihm zu ſagen, wo er hinfahren und wen er abholen ſoll.

Eines Morgens fuhr Madame Blitz in dieſem Wagen ins Theater, weil auf 11 Uhr eine Probe von der neu einſtudirten „Maria Stuart" angeſagt war, worin ihr die Titelrolle zugetheilt wurde. Beim Theater angekommen, ſtieg ſie aus und befahl dem Kutſcher, ſo lange auf ſie zu warten, bis die Probe beendigt ſei.

Sie währte faſt zwei volle Stunden. Dem Kutſcher wurde auf dem Bock die Zeit lang — er zog aus ſeiner Manteltaſche einen alten Roman von L. Storch heraus (Franz hat in der F*ſchen Leihbibliothek abonnirt), las ein Paar Seiten und ſchlief natürlich ein.

Ein Theaterdiener mußte ihn wecken, als die Probe beendigt war und Madame Blitz wieder einſteigen wollte.

Die Schimmel jagten durch die Straßen, als hätte ihnen Freund Pegaſus ſeine Flügel geliehen. Madame fuhr zuerſt zu ihrer Marchande des Modes, um ein neues Barett zu beſtellen, von dort zu einem Parfümier, um für Schminke und Odeurs eine kleine Nota von 21 Thaler 13 Silbergroſchen zu bezahlen und dann zu ſich nach Hauſe.

Der Kutſcher ſprang vom Bock, riß den Wagenſchlag auf und erleichterte ihr das Ausſteigen. Sie gab ihm dafür, wie gewöhnlich, ein anſtändiges Biergeld und einen Gruß für ſeinen Herrn.

Der Kutſcher, der dieſes ſilberne Vergißmeinnicht wohl zu würdigen verſtand, war, aus Dankbarkeit, verſchwiegen wie . . . eine Couliſſe. Auch wußte er nur zu genau, daß er augenblicklich fortgejagt würde, wenn er ſo dumm oder frech ſein könnte, ſeinen Herrn oder Madame Donner zu verrathen.

Gar häufig geſchah es, daß Madame Blitz, ein wenig eiferſüchtig, den Kutſcher examinirte, wo der Herr hingefahren ſei. Der Mosje ſtak aber mit dem gnädigen Herrn unter einer Decke und ſtattete immer nur falſchen Bericht ab.

Die ſchöne Frau argwöhnte ſchon ſeit langer Zeit, daß ihr Gemahl einen Gegenſtand gefunden, dem er ſeine Neigung zuwandte. Wenn ſie allein war, weinte ſie manche Thräne und fluchte der Unbekannten, die ihr die Liebe ihres Gatten und den Frieden ihrer Ehe geraubt hatte.

Den kleinen Finger (ſagte ſie mehr als ein Mal) würde ſie darum geben, wenn ſie erfahren könnte, wer die Unverſchämte ſei, die ihr den Gatten abſpenſtig gemacht.

Herr Blitz hatte Urſache vorſichtig zu ſein, drum erfuhr ſie es nicht. Zu ſanft und zu klug, um ihm über ſein froſtiges Betragen Vorwürfe zu machen, ertrug ſie mit Geduld ſeine Verirrung und — ſchwieg.

An demſelben Tage, an welchem die Equipage des Herrn Blitz die Madame Donner ins Theater zur Probe der Maria Stuart fuhr, an demſelben Tage gegen vier Uhr Nachmittags fuhr Madame Blitz in derſelben Equipage, ganz allein, nach dem Stephansplatz, um einige neue Stickmuſter zu kaufen, denn das Sticken machte ihr in den einſamen Stunden das meiſte Vergnügen. Gar oft fiel, während ſie am Tambourin ſaß, aus der ſchwarzen Nacht ihrer Augen eine Thräne auf die bunten Blumen, die ihre Roſenfinger ſchufen, eine Thräne, welche den Blumen den Schmuck der Perlen lieh. Oft weinte ſie ſtundenlang — doch was geht das ihn an, mag ſie immerhin Thränen vergießen, ihn genirt das nicht.

Die gekauften Stickmuſter hatte ſie in die Seitentaſche des Wagens geſteckt und fuhr dann in den Prater, um ſich ein wenig aufzuheitern.

Bald aber gab ſie dem Kutſcher den Befehl, umzukehren und wieder nach Hauſe zu fahren.

Sie ſtieg aus und war ſchon im Hausthor, als ihr einfiel, daß ſie ihre Stickmuſter habe liegen laſſen. Sie rief ihren Kutſcher.

— Franz!

— Gnädige Frau?

— Gib mir einmal die Papiere heraus, die in der Seitentaſche des Wagens ſtecken.

— Sogleich.

Und der Kutſcher that, was ihm befohlen ward. Er griff in die Seitentaſche und übergab das, was er dort gefunden hatte, der gnädigen Frau.

Aber wie erſchrak die Arme, als ſie in ihrer Stube das, was ihr der Kutſcher eingehändigt, näher betrachtete.

Rathe, lieber Leſer, was das war. Eine geheime Correſpondenz? Nein. Was denn? Eine Rolle. Eine Geldrolle? Nein, eine Theaterrolle. Was für eine? Maria Stuart! Wie kam die Rolle in dieſen Wagen? Madame Donner hatte ſie, aus Vergeſſenheit, heute Morgen in der Seitentaſche ſtecken laſſen.

Der tückiſche Zufall! Der arge Verräther! Nun ging der Madame Blitz ein Licht auf. Maria Stuart, Madame Donner, auf einmal wußte ſie Alles — an die Stelle des Zweifels trat jetzt Gewißheit, herzbrechende Gewißheit.

Die arme, reizende Frau warf ſich aufs Sopha und benetzte ihr Tuch mit Thränen, die Unwille und Eiferſucht ihr erpreßten.

Nachdem ſie etwas ruhiger geworden war, verſchloß ſie ſich in ihr Boudoir und ſchrieb folgendes Billet an ihre Nebenbuhlerin:

Madame.

Sie haben in dem Wagen meines Mannes eine Rolle, die Maria Stuart, liegen laſſen, ich ſende ſie Ihnen zurück, da ich nicht weiß, ob mein Gemahl Sie heute noch beſuchen wird.

Der Schleier des Geheimniſſes iſt gelüftet, ich weiß nun leider Alles.

Ehren Sie das Unglück
Ihrer

Louiſe Blitz.

Sie verſiegelte den Brief. Marie, ihr Stubenmädchen, mußte ihn ſogleich mit der Rolle zu Madame Donner tragen.

Herr Blitz kam erſt ſpät nach Hauſe. Er fand ſeine Frau in Thränen und fragte ſie nach der Urſache ihres Grams.

— Kennſt Du die Madame Donner?

— Ja, warum?

— Sie hat in Deinem Wagen eine Rolle ſtecken laſſen.

— Das iſt nicht wahr.

— Frag' den Kutſcher, wenn Du mir's nicht glauben willſt.

— Wo iſt die Rolle?

— Marie hat ſie ihr hingetragen.

— Warum?

— Ich glaubte, Madame Donner werde ſie brauchen.

— Ausreden! Haſt Du an ſie geſchrieben?

— Ja.

— Ihr Vorwürfe gemacht?

— Nein.

— Du lügſt!

— Wenn Du Madame Donner beſuchſt, kannſt Du den Brief Dir zeigen laſſen.

Die ſanfte Frau brach in einen Strom von Thränen aus. Blitz ſtand wie vom Blitz getroffen da, beſchämt und reuevoll.

Die Kataſtrophe war eine Scheidung.

## 113.

## Der Schlüſſel.

„Merkſt Du was?"
Homer.

Antony kam ſo eben vom Ball. Ein gähnender Lakai kam ihm auf der Treppe mit einem Licht entgegen. Während er langſam die ſteinernen Stufen ſeines Hotels erſtieg, richtete er an den leuchtenden Bedienten einige Fragen, die ihn zu intereſſiren ſchienen.

— Iſt meine Gemahlin ſchon zu Bett gegangen?

— Schon vor zwei Stunden, gnädiger Herr.

— Wer hat ihr heut Abend Geſellſchaft geleiſtet?

— Der Herr Doctor.

— Sonſt Niemand?

— Und der Herr Legationsrath.

— Was macht ihr Zahngeſchwür?

— Der Schmerz hat etwas nachgelaſſen.

— Blieb er lang' bei ihr?

— Wen meinen Sie?

— Tölpel, den Legationsrath.

— Bis gegen Zwölf.

— Sie ſpielten?

— Ecarté, gnädiger Herr.

Herr von Goldflimmer war jetzt in die Antichambre eingetreten. Der Bediente nahm dem Herrn Claque und Mantel ab.

— Du kannſt jetzt zu Bett gehen.

— Sehr wohl, gnädiger Herr. Um welche Zeit wollen Sie morgen geweckt ſein?

— Erſt um 11 Uhr, denn ich bin ſehr fatiguirt.

— Wünſche wohl zu ſchlafen, gnädiger Herr.

— Gute Nacht, Laps.

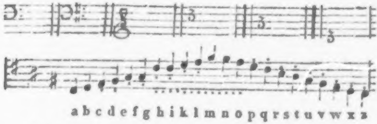
Nachdem er durch ſechs finſtere Zimmer getappt hatte und im fünften beinahe über einen Stuhl gefallen wäre, der nicht an Ort und Stelle ſtand, erreichte er endlich das Schlafgemach. Leiſe öffnete er die Glasthür und auf den Zehen ſchlich er ſich zu dem Bett ſeiner Gemahlin, um zu ſehen, ob ſie ſchlafe. Die Lampe, die auf dem Nachttiſchchen ſtand, warf nur ein ſchwaches Licht auf ſeine Amelie. Er neigte ſein Ohr über das Bett und horchte. Sie ſchlief, und zwar recht feſt, denn ſie ſchnarchte, als ob ſie im Saale des engliſchen Hauſes wäre und einer Verleſung des Herrn v. H. zugehört hätte. Er ſtreifte ſeinen Frack und ſeine Weſte ab, entkleidete ſich und begab ſich in ſein Bett, das, nach alter herkömmlicher Sitte, neben dem ſeiner Gattin ſtand.

Antony konnte aber nicht einſchlafen. Sein Gehirn, touchirt von dem Kohlſtoffgas des Champagners, den er in großer Quantität getrunken, ſein Auge geblendet von der Schönheit und Grazie der Frauen und von dem Glanz ihrer Perlen und Juwelen; ſeine Naſe, gekitzelt von den Parfums und Odeurs, womit ſie Haare und Kleid benetzt hatten; ſein Ohr, cajolirt von den Rhythmen melodiſcher Tänze; ſeine Zunge, ermüdet durch die Unzahl ſüßer Schmeichelworte, die er den Schönen des Feſtes geopfert, war jeder ſeiner fünf Sinne ſo abgeſtumpft und doch ſo aufgeregt, daß er nicht ruhen konnte. Noch immer hörte er das Rauſchen der ſeidenen Roben und ſammtenen Schleppen, noch immer fühlte er das kühle Wehen der elfenbeinernen Fächer und ſchaumweichen Marabouts, noch immer ſah er den hundertkerzigen Lichtkranz der Luſtres, der in den großen Wandſpiegeln ein wiederſtrahlendes Echo fand. In ſeiner wirren Phantaſie tanzten die feurigen Augen und die brochirten Strümpfe, die himmliſchen Taillen und die neuen Friſuren, die niedlichen Füßchen und noch tauſend andere Reize, die ſein trunkenes Auge den Balldamen abgeguckt, eine Polonaiſe, in der die Schönheiten, die er bewundert, paarweiſe vorbeideſilirten. Wer hätte da wohl einſchlafen können?!

Antony ſtand auf, öffnete den Bücherſchrank ſeiner Gemahlin, und faßte ein Buch, das ihm ſo gerade in die Hand kam. Es war der zweite Band von Walter Scotts Ivanhoe. Er nahm die Lampe vom Tiſche und ſetzte ſie auf den Stuhl, der vor dem Bette ſtand, ſchraubte den Docht in die Höhe, damit er ein helleres Licht verbreite, that einige ſtarke Züge aus der Caraffe (denn er hatte einen unſäglichen Durſt) legte ſich wieder ins Bett und begann ſeine Lecture.

Er hatte ſchon dreiundzwanzig Seiten geleſen und war eben im Begriff zu gähnen, da wandte ſich das Blatt.

Er fand ein kleines Blättchen Poſtpapier, ähnlich einem Stammbuchblatte. Darauf war Folgendes geſchrieben:



Blitz Element, was iſt das! murmelte er leiſe und betrachtete noch einmal das räthſelhafte Blatt. Da ging ihm plötzlich ein Licht, ein Flambeau, eine Gaslaterne in ſeinem dunkeln Hirne auf. Noten und Buchſtaben?!! Soll mich der Teufel holen, wenn das nicht eine Erfindung des vertracten Diplomaten, eine Geheimſchrift, eine Kryptographie iſt. Nun erkläre ich mir den Grund, warum ſich Amélie in letzterer Zeit ſo viel mit Notenſchreiben beſchäftigt hat. Ich weiß jetzt Alles. Madame, Sie ſind demaskirt.

Seine Galle fing zu revoltiren an, der Zorn überwältigte ihn, er wollte Amélie aus dem Schlaf rütteln und ihr das verrätheriſche Papier vor Augen halten; da erinnerte er ſich aber noch zur rechten Zeit, daß ein Weltmann, wie er, ſelbſt in der größten Aufwallung, den Bonton nicht verletzen dürfe. Daher ließ er ſeine Gemahlin ruhig weiter ſchlafen; er ſelbſt aber ſtand, da ihn ohnedies der Schlaf floh, von ſeinem Ruhelager auf, nahm die Lampe und ging in Amélie's Boudoir, nahm dort alle Noten, die er fand, in Beſchlag und unterwarf jedes Blatt, das ihm verdächtig ſchien, einer genauen Unterſuchung.

Der nichtswürdige Zufall! Er hatte ihm den Schlüſſel jener Geheimſchrift in die Hände geſpielt, deren ſich, ſeit mehr als vier Monaten, der Legationsrath und Amélie zum Behuf einer zärtlichen Correſpondenz bedienten, welche die Letztere ſorglos auf dem Klaviere liegen ließ, da dieſe Schrift nur für den, welcher in dies Geheimniß eingeweiht, verſtändlich, für die Profanen aber (zu denen auch Antony gehörte, der obendrein nicht das Mindeſte von Muſik verſtand, und dieſe Noten für echte Noten hielt) ein unauflösbares Räthſel, ein offenes Geheimniß war.

Herr von Goldflimmer, jetzt im Beſitz des Schlüſſels, begann noch in der nämlichen Nacht die Unterſuchung der Noten.

Er ſperrte ſich in ſein Arbeitszimmer ein und dechiffrirte nun, mit Hilfe des gefundenen Alphabets, die Brieflein, die der Herr Legationsrath an ſeine Frau Gemahlin und ſeine Frau Gemahlin an den Herrn Legationsrath geſchrieben. Amélie hatte ſich zum Unglück von jedem der liebevollen Briefe, die ſie an den Diplomaten als Antwortſchreiben gerichtet hatte, eine Abſchrift behalten. So war nun faſt die ganze Correſpondenz in Antony's Händen, verrathen war ihr Liebesverhältniß, das, wie ihr Gemahl aus den bereits entzifferten Briefen erſah, ſchon ziemlich weit gediehen war.

Antony (wer kann es ihm verdenken) tobte und fluchte nach Noten, trank, um ſeine Galle zu erſticken, ein Glas Zuckerwaſſer nach dem andern, dechiffrirte einen Brief nach dem andern, und legte die Noten wieder aufs Clavier und ſich ins Bett, um von den Freuden des Balles und von den Strapazen der Dechiffrirkunſt auszuruhen.

Was ihm am meiſten bei dieſem verſteckten Liebeshandel kränkte, war nicht die Untreue Amélie's, ſondern der Umſtand, daß er vor acht Tagen, als ſie ſich einen Finger verbrannt hatte, die Noten, die ihm ſeine Frau vorlegte, abſchreiben mußte. Dieſe Noten gaben dem Legationsrath ein Rendezvous; er, der Gemahl, mußte dazu die Einladung ſchreiben. Das war freilich ein klein wenig ſtark!

Antony war bald eingeſchlafen und träumte, doch wovon, das weiß nur Er. Erſt gegen Mittag ward er von dem Diener geweckt, der ihm das Frühſtück brachte. Er trank ſeine Chocolade, ſtand auf, ſchlüpfte in die gelbſaffianenen Stiefel und in den braunſeidenen Schlafrock, ſetzte ſich das rothtuchne Käppchen mit der Silbertroddel auf und trat gähnend in das Boudoir ſeiner Gemahlin, die ſich eben mit ihrem Papagen unterhielt.

— Morgen, Amélie.

— Grüß Dich Gott, lieber Tony. Wie haſt Du geſchlafen?

— Schlecht.

— Wie haſt Du Dich auf dem Balle amüſirt?

— Schlecht.

— Viel getanzt?

— Nein?

— Du ſcheinſt ſehr verdrießlich zu ſein. Was fehlt Dir?

— Nichts.

— War Dir Fortuna geſtern Abend am Farotiſche nicht günſtig geweſen?

— Habe nicht geſpielt.

— Was iſt Dir? Du biſt ſo mürriſch.

— Man kann nicht immer luſtig ſein.

— Wodurch kann ich Dich aufheitern?

— Wodurch? Spiele mir etwas auf dem Claviere vor.

Und Amélie ſetzte ſich zum Flügel hin und ſpielte ihm die Polonaiſe aus Spohrs Fauſt.

— Spiele etwas Anderes, liebes Kind. Laß doch einmal den Cotillon hören, den der Legationsrath componirt hat. Da iſt er.

Und er reichte ihr ein Notenblatt hin, deſſen geheime Schriftzüge er bereits dechiffrirt hatte.

Amélie wurde blaß, faßte ſich aber, ſah auf die Noten und ſpielte etwas aus dem Gedächtniß.

— Mein Kind, Du ſpielſt ja nicht, was da auf dem Notenblatte ſteht.

— Was denn?

— Du haſt noch Muth zu fragen? Ich weiß Alles . . . geſtern habe ich in Scotts Ivanhoe den Schlüſſel zu Eurer geheimen Correſpondenz gefunden. Schweig, ich weiß Alles. Ich bin heut nicht aufgelegt, Dir Vorwürfe über Dein Betragen zu machen, doch ſoll es nicht unbeſtraft bleiben. Der Schlange von Legationsrath, wenn er ſich noch einmal bei mir blicken läßt, brech' ich ihm den Hals.

Da tritt der Diener ein und meldet die Ankunft des Diplomaten. Amélie fällt vor Schreck in Ohnmacht. Zwei Diener müſſen ſie in ihr Schlafzimmer tragen. Der Legationsrath kommt.

— Sein Sie mir willkommen, mein würdiger Freund. Vor fünf Minuten hat mir meine Frau Ihren Cotillon vorgeſpielt. Hören Sie, lieber Legationsrath, Sie ſind ein zweiter Auber.

— Es freut mich, wenn Ihnen die Kleinigkeit gefallen hat.

— Kleinigkeit nennen Sie das?

Er hielt ihm das Notenblatt vor Augen. Der Diplomat wurde blaß, wie ein Schweizer-Kuhkäſe. Herr von Goldflimmer fiel aus ſeiner Rolle, wurde grob und forderte ihn endlich zum Duell heraus.

Aber der Rath, verſchmitzt wie jeder Diplomat, verſtand es, ihn zu beſänftigen.

— Laſſen Sie ſich das lieb ſein, theurer Freund, Sie haben dadurch chiffriren und dechiffriren gelernt. Sie können nun Depeſchen ſchreiben und leſen. Ich weiß, daß Sie es ſchon lange gewünſcht haben, ſich der diplomatiſchen Laufbahn zu widmen. Herr von Goldflimmer, wir können Sie jetzt gebrauchen, Sie ſind von heute als Legationsſecretair mit einem Jahrgehalte von 5000 Francs angeſtellt. Sind ſie nun mit mir ausgeſöhnt?

Ja, rief Herr von Goldflimmer und fiel ihm, vor Freuden alles Geſchehene vergeſſend, um den Hals.

So, lieber Leſer, wird man Legationsſecretär.

* * *

Fünf Monate ſpäter ward Amélie von einem Knaben entbunden. Der Legationsrath hielt das Kind über die Taufe — es bekam den Vornamen ſeines Pathen.

## 114.

## Ein Vormittag bei einer vornehmen Frau.

Empfehlungsbriefe verſchafften mir Eintritt bei ihr. Frau von Bellefleure, eine Wittwe in der Blüthe ihrer Lebensjahre, iſt eine der ſchönſten Damen von ganz Paris. In ihrem Auge glänzt das üppigſte Blau, auf ihrer Wange das zarteſte Weiß, auf ihrer Lippe das friſcheſte Roth; ihre Geſtalt eine Centifolie, deren Blüthenſchooß das Aſyl aller Schönheiten iſt, ein

Schatzkäſtlein, in welchem alle Kleinodien des Reizes liegen, ein Kaleidoſkop, das uns tauſend Bilder der Liebenswürdigkeit vors Auge führt — ihre Geſtalt, ſage ich, iſt von der Art, daß alle Engel ihre Himmelreize zuſammenbinden müßten, wollte Einer dieſer Herren der Frau von Bellefleure gleichen. Und dieſe Hand und dieſer Fuß! Es ſind zwar nur Kleinigkeiten, aber ſo oft ich an ſie zurückdenke, muß ich mir die Weſte aufknöpfen, um freier Athem holen zu können, und meinen oſtindiſchen Foulard hervorholen, um mir preußiſche Kühlung zuzufächeln. Wenn ich hinzufüge, daß ſich zu ihrer glänzenden Schönheit auch noch blendender Geiſt und reine Güte hinzugeſellt, ſo thue ich's blos deshalb, um Dir, liebenswürdige Leſerin, einen Spiegel vorzuhalten, in dem Du Dein Ebenbild betrachten kannſt.

Frau von Bellefleure führt ein großes Haus (ihr Hotel iſt eine der ſchönſten Zierden der Chaussée d'Antin). Sie liebt den Aufwand, den Bonton, aber aber auch die Künſte und Wiſſenſchaften. Ihr Salon iſt ein Vereinigungspunkt der ſchönen Welt und der ſchönen Geiſter; ein Corſo, auf welchem der Gelehrte, Schriftſteller und Kunſtler ſich wetteifernd bemüht, blos deshalb ſeine Talente geltend zu machen, um den Lorber ihres Beifalls zu erringen. Sie ſelbſt iſt eine Virtuoſin im Klavierſpielen, eine Meiſterin im Malen und eine Dichterin, deren geiſtreicher Feder ſchon manches Pariſer Journal einen werthvollen Beitrag verdankt. Alles, was ſie ſchreibt, iſt zart und graziös. Ihre Verſe, lieblich wie der weiche Blumenſammet der Viola tricolor, duftend, wie das Parfum des Eau d'Heliotrop, blühend, wie die junge Roſe, die noch vor Kurzem Knospe war; ihre Verſe ſind, mit einem Wort, anmuthig, ſchön, gerade wie ſie ſelbſt. Aus den Wiſſenſchaften hat ſie ſich die Botanik zum Liebling erwählt; Linnée, Decandolle, Juſſieu und Perſoon ſind die Penaten, denen ſie die wärmſte Liebe zollt, und ihr Garten und ihr Treibhaus Foyer, in welchen man Pflanzen aus allen Erdgürteln findet. Frau von Belleſleure, ſelbſt eine Blume, beſchäftigt ſich mit Blumen — par pari.

In ihrem gaſtfreundlichen Hauſe fühlte ich mich bald ſehr heimiſch; es verſtrich keine Woche, in der ich nicht zwei, drei Mal des Vergnügens genoß, mich mit ihr unterhalten zu können.

Zwei Tage vor meiner Abreiſe von Paris (am 5. Juni 1830), machte ich der Frau von Belleſleure zum letzten Male meine Aufwartung, um mich von ihr zu verabſchieden und ihr für die vielfachen Beweiſe des Wohlwollens, die ſie einem deutſchen verbannten Journaliſten ſo huldvoll angedeihen ließ (ſie nannte mich ſcherzweiſe einen Königlich Baieriſchen Landesverwieſenen) ernſten, tiefgefühlten Dank abzuſtatten.

Als ich in ihr Hotel eintrat, ſteckte der betreßte Portier den gepuderten Kopf aus dem kleinen Fenſter ſeiner Loge heraus.

— Frau von Belleſleure noch zu Hauſe?

— Ja, mein Herr.

Und um deſto eher mein Ziel zu erreichen, überſprang ich je drei Stufen auf ein Mal und gelangte ſo flugs in die Antichambre.

Ein galonirter Lakai ſaß am offenen Fenſter, ſtocherte ſich die Zähne und las ein Journal; wenn ich nicht irre, die Tribune. Als er mich ſah, ſtand er auf.

— Frau von Belleſleure?

— Iſt im Garten. Wollen Sie gefälligſt hinunterſpazieren.

Ich durchſchritt jetzt den Hofraum, in welchem ein Kutſcher den Landau der Frau von Bellefleure putzte. Mich gewahrend, rückte er höflich ſein Käppchen. Ich öffnete die eiſerne Gitterthür und war nun im Garten.

In der Haupt-Allee fand ich Frau von Bellefleure in einem exquiſiten Negligé. Sie ſprach mit dem Gärtner, der eben ein Bouquet für ſie band.

Madame, die mich ſchon von Weitem geſehen hatte, wehte mir mit ihrem Taſchentuche einen freundlichen Gruß zu. Ich zog meinen Hut, behielt ihn in meiner Hand, eilte zu der ſchönen Frau hin, machte, indem ich zwei Mal mit dem linken Abſatz an den rechten ſchlug und eben ſo mit dem Kopfe nickte, ein modernes Compliment und küßte ihre Hand, deren friſches Weiß aus dem Lilablau eines zerplatzten Handſchuhs hervorquell.

— Ich komme, gnädige Frau, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. Uebermorgen verlaſſe ich das ſchöne Paris.

— Wie? Sie wollen ſo ſchnell wieder abreiſen. Sind Sie doch kaum zwei Monate der Unſrige.

— Verhältniſſe rufen mich nach Deutſchland zurück. Ich gehe über Brüſſel nach Amſterdam und von da, zur See, nach Hamburg.

— Wollen Sie nirgends Halt machen?

— In Brüſſel gedenke ich 8 bis 10 Tage zu bleiben.

— Darf ich Ihnen Empfehlungsbriefe an einige meiner dortigen Freunde anbieten?

— Ihre zuvorkommende Güte raubt mir das Vergnügen, vor Ihren ſchönen Augen als Bittender zu erſcheinen.

— Die Erfüllung eines fremden Wunſches gewährt mir nur dann Genuß, wenn ich ihn, bevor er noch ausgesprochen worden, errathen habe. Laſſen Sie mir die Freude, Ihnen die Bitte erſpart zu haben.

— Wo find' ich Worte, um für ſo vie Huld . . .

— Still, ſtill, ſprach ſie und brach eine Roſenknospe ab, die ſie mit einer reizenden Nonchalance in das Knopfloch meines blauen Leibrocks ſtecte. Guter Gott, ſo liebenswürdig kann nur eine Franzöſin ſein.

— Da Sie uns ſchon übermorgen velaſſen wollen, (fuhr ſie fort) ſo müſſen Sie mir den heutigen Tag ſchenken, damit wir uns noch recht ausplaudern können.

Daß ich dieſes Anerbieten dankbar annahm, verſteht ſich von ſelbſt.

Sie zog mich in ihren Garten-Pavillon, der nach Art der türkiſchen Kiosk eingerichtet war.

Das Häuschen beſtand aus 3 Piecen — einem Geſellſchaftszimmer, einem Schlafgemach und einem Bade-Cabinet. Im erſten Zimmer ſtand nichts als ein Clavier, ein Spiegel, ein rothſeidener Divan, ein Rundtiſch, eine Terraſſe, worauf einige Blumentöpfe ſtanden. Rouleaux von Perſienne und halbſeidene Gardinen mit ſchwarzen Frangen, gaben dem Zimmer einen freundlichen Anſtrich.

Eben wollte ſie mir ihr Bade-Cabinet zeigen, — da klopfte Jemand an die grünen Jalouſien. Frau von Bellefleure guckte durch die Spalten, um zu ſehen, wer es ſei.

— Ach, Sie ſind es, Madame Marabout, kommen Sie doch herein.

Marabout, eine ſchön geputzte Marchande des Modes, trat ein. Sie trug einen kleinen Carton in der Hand.

— Was bringen Sie mir, meine Theure?

— Das neue Baret, das Sie beſtellt haben.

— Wo iſt es, ich bin neugierig, wie es mich kleiden wird.

— Gewiß ganz vortrefflich. Es iſt das ſchönſte Werk, das ſeit Jahren aus meinem Atelier hervorgegangen. Probiren Sie es gefällig.

Madame Marabout öffnete den Deckel des Cartons und hob das Baret mit den Reiherfedern heraus. Frau von Bellefleure ſetzte es auf, und ſah ſich mit vieler Selbſtzufriedenheit im Spiegel an.

— Wiſſen Sie ſchon?

— Was denn, liebe Marabout?

— Der Anzug, den Sie vorige Woche in der Académie royale trugen und der aus meinem Atelier hervorgegangen iſt, war geſtern im Petit Courier des Dames et des Modes beſchrieben. Ein Beweis, daß er Intereſſe erregt hat. Hier iſt das Blatt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Artikel vorleſen darf: „Bei der erſten Vorſtellung des neuen Ballets „Manon Lescaut“ haben wir in einer Loge eine Dame (Frau von B.) geſehen, die . . .“ Warum lachen Sie, gnädige Frau?

— Weil ich's ſchon vorgeſtern gewußt, was man geſtern im Courier las. Der Redacteur dieſes Modenjournals iſt einer meiner Hausfreunde, der mich faſt täglich beſucht und mir durch dieſe Aufmerkſamkeit einen Beweis ſeiner Freundſchaft geben will.

— Freut Sie das nicht?

— O ja. Wir Frauen fühlen uns geſchmeichelt, wenn die vielzüngige Preſſe unſern Geſchmack lobt.

— Hier bringe ich Ihnen auch die neue Boa. Wenn Sie mit dieſem rothen Baret und mit dieſer neuen Boa heute Abend im Theater erſcheinen, ſo mache ich die Wette, daß Sie im nächſten Courier als Mode- und Muſterbild prangen.

— Das kann wohl leicht geſchehen, wenn ich den Redacteur des Couriers darum erſuchen wollte.

Während dieſes Geſprächs hatte ich mich ans Clavier geſetzt und das Buch genommen, das auf den Noten lag. Es waren die Vieillées de St. Pélagie, drei Novellen von J. D. Magalon, einem jungen Journaliſten, der früher das Album geſchrieben und wegen ſeiner Freiſinnigkeit mehrere Male im Kerker der Rue de la Clef geſchmachtet hat. Ich hatte erſt einige Seiten der zweiten Novelle (le Barbier de Madrid) geleſen, als ich in meiner Lectüre geſtört wurde.

— Ei, ei, Magalon ſcheint Sie zu intereſſiren.

— Schon deshalb, weil er, wie ich, ſo viel Verfolgungen erdulden mußte.

— Davon ſpäter! Jetzt von etwas Wichtigerem. Wie gefällt Ihnen dieſer neue Putz?

— Der Schönen ſteht ſelbſt das Häßliche, geſchweige denn das Schöne gut. Boa und Baret ſind höchſt geſchmackvoll, die Meiſterin, die es ſchuf, verdient volle Anerkennung.

— Sie beſchämen die Meiſterin, ſprach Madame Marabout und warf mir einen zärtlichen Blick zu, der mir zu ſagen ſchien, „fahre fort, mich zu loben.“

Kaum hatte ſich Madame Marabout entfernt, da trat ein Mann ein, von dem ich Anfangs nicht wußte, was ich aus ihm machen ſollte.

— Nun, haben Sie ſich die Sache überlegt, fragte Frau von Bellefleure, und rieb mit ihren Roſenfingern den Duft von einem Pelargonium-Blatte ab, um daran bequemer riechen zu können.

— Madame, unter 40 Ducaten kann ich Ihnen den Jacob nicht ablaſſen.

— Auch dafür iſt er mir zu theuer. Ich will Ihnen 30 Ducaten geben, mehr iſt er nicht werth.

— Bedenken Sie nur, Frau Baronin, wie zahm er iſt.

— O, ich kenne viele, die noch weit zahmer ſind.

— Bedenken Sie nur, daß er Pas de Basques, Pirouettes und Rondes des jambes machen kann.

— Wenn ich Tänzer ſehen will, ſo brauche ich den Jacob nicht, dann gehe ich ins Ballet und ſehe die Taglioni und Monteſſu.

— Bedenken Sie nur, daß er noch andere Kunſtſtücke, unter Anderm auf dem Kopf ſtehen kann.

— Ich kann es nicht leiden, wenn ſich Jemand auf den Kopf ſtellt.

— Sie können den Jacob als Nußknacker employiren. 40 Ducaten ſind wirklich eine Bagatelle.

— O, mein lieber Herr, für 40 Ducaten kann ich ganz andere Affen haben, Affen, die noch viel gelehriger und geſcheidter ſind.

Endlich wußte ich, wen ich vor mir ſah. Der Unbekannte war ein Menagerie-Eigenthümer und der Jacob quaestionis — ein Affe.

Da der Herr von ſeiner Forderung nichts ablaſſen wollte, bot ihm Frau von Bellefleure noch 5 Ducaten mehr an, und damit war er zufrieden.

Die ſchöne Frau riß ein Blättchen aus ihren Tablettes heraus, ſchrieb ein Paar Worte darauf und gab ſie dem Affenverkäufer, der ſich bald darauf dieſe Anweiſung von ihrem Secretär auszahlen ließ.

Als ſich der exotiſche Viehhändler entfernt hatte, hob Frau von Bellefleure den Faden des Geſprächs auf, den ſie vorhin, als von dem verfolgten Magalon die Rede war, hatte fallen laſſen.

— Kennen Sie den Verfaſſer dieſer Vieillées vielleicht perſönlich?

— Nein, gnädige Frau.

— Er iſt ein junger Mann in Ihren Jahren, blaß und düſter, wie Sie. Fruher beſuchte er an jedem Mittwoch meinen Abendcirkel. Sie ſollten ihn kennen lernen — er iſt ein angenehmer, höchſt intereſſanter Mann.

— Wo wohnt er, wenn ich fragen darf?

— Jetzt wieder in den Mauern von Sainte Pélagie. Gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich will mir einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich nicht vergeſſe, meinen Jockei hinzuſchicken, um mich nach Magalon's Befinden erkundigen zu laſſen und ihm einen zweiten Korb Champagner zu ſchicken. Der erſte, den ich ihm vor ungefähr 10 Tagen geſchickt, wird jetzt wohl ſchon ausgeleert ſein, denn er liebt, wie Sie, den Champagner . . über Alles. Wären Sie bei uns geblieben, und dann und wann (was leicht geſchehen konnte) nach Sainte Pélagie gewandert, ſo hätte ich Ihnen täglich die beſte Sorte meines Sillery geſchickt, Auſtern, Caviar — es hätte Ihnen, wie unſerm Magalon, nichts abgehen ſollen.

— Jeder Genuß wird verbittert, wenn uns die Freiheit fehlt.

— Ach, die liebe, ſchöne Freiheit. Sie exiſtirt nur noch in unſern Wörterbüchern und Journalen.

Das Geſpräch ward durch das Eintreten eines ältlichen Mannes unterbrochen, der einige Bücher unterm Arm trug. Frau von Bellefleure nannte unſere Namen. Monsieur R—d, Libraire bien renommé, Monsieur O—r, Journaliste proscrit de Bavière. Wir wechſelten einige gewöhnliche Artigkeitsphraſen — *er* wollte *mich*, *ich* wollte ihn kennen, wir präſentirten uns gegenſeitig feine Süßigkeiten, wie dies in ſolchen Fällen faſt immer zu geſchehen pflegt. Nachdem er mir, als Galant-homme, einige Flatterien dedicirt hatte, wandte er ſich zu Frau von Bellefleure.

— Ich bringe Ihnen hier die verlangten Contes und Nouvelles von Merville, alle drei Bände, und hier den eilften Aushängebogen von Ihrem neuen Werke. Morgen gegen Abend erhalten Sie den zwölften Bogen zur Correctur.

— Das geht ja raſend ſchnell dies Mal.

— Es würde noch weit ſchneller gehen, wenn ich ſchon im Beſitz des ganzen Manuſcriptes wäre. Ich kam deshalb heut ſelbſt her, um Sie zu fragen, ſchöne Frau, ob Sie recht fleißig geweſen ſind und ob ich vielleicht wieder ein Paar Bogen Manuſcript erhalten kann?

— Nein, nein, das geht nicht. Ich habe zwar ſchon einige Capitel wieder beendigt, es hat mir aber noch an Zeit gefehlt, die nöthige Feile anzulegen: Vorgeſtern war ich bei dem ſpaniſchen Geſandten, geſtern im Théâtre de Madame. Sie werden ſelbſt eingeſtehen, daß ich einen Ball eben ſo wenig als die erſte Vorſtellung eines neuen Stückes verſäumen kann. Ich darf es Ihnen nicht erſt ſagen, daß die Zubereitungen zu ſolchen Feſtlichkeiten uns Frauen viel Zeit rauben; das wiſſen Sie ja von Ihrer eigenen Frau . . .

— Wahr, ſehr wahr. Wenn meine Frau zu einem Balle eingeladen wird, der erſt heute über vierzehn Tage Statt findet, ſo fängt ſie ſchon morgen an, darüber nachzudenken, wie ſie ſich an jenem Abend kleiden ſoll. — Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie ſo oft um Manuſcript mahne. Mag Ihnen dies ein Beweis ſein, daß mir an Ihren Arbeiten mehr als an anderen gelegen iſt. Andere Autoren müſſen mondenlang warten, bis ich ihre Manuſcripte in die Druckerei ſchicke — doch das Ihrige kann ich kaum erwarten, brühheiß wandert es in die Rue des Jeuneurs zu Selligue.

— Ob das vielleicht daher kommen mag, daß Sie den Autoren Honorar zahlen müſſen, während ich Ihnen mit meinen Manuſcripten ein Geſchenk mache. — Wie? fragte ſchelmiſch-verſchämt Frau von Bellefleure, mit den beiden Enden ihrer Boa ſpielend.

Unſer Buchhändler machte ein Geſicht, wie Jemand, welcher gern nieſen möchte, der es aber nicht kann. Er wollte der Frau von Bellefleure eine Antwort geben, ſchien aber nicht einig zu ſein, wie ſie lauten ſolle. Er ſchwieg alſo lieber, ſah ſie, ſah mich an und — lächelte. Da lachten wir denn ebenfalls.

Zu ſeinem Glück traten jetzt zwei junge Leute hinzu, die dem Geſpräche ſogleich eine andere Wendung gaben. Der Eine von ihnen war ein Redacteur des Figaro, den ich bereits kannte, und der Andere (wie ich ſo eben erfuhr) ein Dichter vom Théâtre de Madame.

— Ich bringe Ihnen, reizende Frau, eine wichtige Neuigkeit. Geſtern Abend hat man mir im Théâtre de Madame mein neues Stück ausgepocht.

— Ich weiß es, lieber W.

— Und woher, ſchöne Frau.

— Ich war im Theater, habe den Spectakel mit angehört und bin Zeuge Ihrer Niederlage geweſen.

— Kabale war's, die meinem Luſtſpiele den Hals gebrochen hat, Kabale von Seiten neidiſcher

Rivalen und mißvergnügter Schauſpieler. Die Letzteren hatten ihre Rollen ſchlecht memorirt, Herr P. wußte nicht den zehnten Theil ſeiner Rolle, und das Enſemble — das hinkte wie der Teufel des Herrn Leſage. Kabale, nichts als Kabale.

— So ſeid Ihr Herren Theaterdichter. Wenn Eines Eurer Stücke mißfallen hat, weil es langweilig war, ſo ſchiebt ihr die Schuld auf die armen Schauſpieler und träumt von Neid und Kabalen, an die keine Seele gedacht hat.

— Reden Sie aufrichtig, ſchöne Frau: hat es denn auch Ihnen ſo mißfallen?

— Ei freilich, lieber W. Danken Sie dem Himmel, daß er aus mir keinen Mann gemacht, ich wäre der Erſte geweſen, der gepocht hätte.

— Was haben Sie an meinem Stücke auszuſetzen?

— Viel, ſehr viel, mein theurer Freund. Das Stück hat keine Handlung, keine Intrigue, keine Situation, und ſelbſt der Dialog, worin ſonſt Ihre Hauptforce liegt, iſt in dieſer Komödie fad und froſtig.

— Siehſt Du, lieber Freund (ſprach der Journaliſt) das habe auch ich Dir geſagt. Mir wollteſt Du das nicht glauben. Nun hörſt Du es auch von Frau von Bellefleure. Gnädige Frau, ich bin ganz Ihrer Meinung, ſein Stück iſt fad und froſtig.

— Werden Sie es tadeln in Ihrem Blatte.

— Nein.

— Ei, ſagten Sie mir nicht vorhin, daß es fad und froſtig ſei?

— Das ſag' ich auch jetzt noch, ich werde es aber dennoch loben.

— Ach ja, ich vergaß, daß unſer Freund W. ein Mitarbeiter Ihres Blattes iſt.

Wir fingen Alle zu lachen an, der Journaliſt lachte mit und auch der Bühnendichter fing zu ſchmunzeln an.

— Wie wär's, Herr Buchhändler, wenn Sie mir das Stück abkauften?

— Freund, wie können Sie mir ſo etwas zumuthen. Haben Sie denn ſchon vergeſſen, daß es durchgefallen iſt?

— Das hat nichts zu ſagen (erwiderte ich zu des Dichters Entſchuldigung). Wurde ja auch Beaumarchais Barbier von Sevilla bei der erſten Vorſtellung ausgepocht! Hatte es darum weniger Werth?

Das Rad dieſes Geſpräches ward durch das Erſcheinen eines jungen Engländers, des Lords Plikplok, gehemmt.

Du wirſt es nicht übel nehmen, wenn ich mich bei dem Sohne Albions etwas länger aufhalte, und Dir vor Allem eine Beſchreibung ſeiner Perſon liefere. Mylord, der Repräſentant des modernen Dandyismus, glich einer romantiſchen Caricatur. Er trug einen langen, langen Ueberrock, deſſen Farbe einem friſchen Eidotter glich; ſchwarze Pantalons, die unten ſo breit waren, daß ſie den ganzen Fuß verdeckten, eine gelbe Caſhemirweſte mit grüner Stickerei und ein breites ſchwarzes Halstuch ohne Vatermörder. Seine beiden Hände hatten ſich mit dem Daumen in die Armlöcher ſeiner Weſte ſo eingehäkelt, daß man die geſteifte Chemiſette und ihre drei bunten Knöpfchen ſehen konnte. Mylords Phyſiognomie glich einem nur halb gebratenen Beefſteak, ſeine Taille einem Schilderhaus und ſeine lange, hagere Geſtalt einem Violinbogen ohne Haarbezug.

Beim Eintreten machte er eine linkiſche Verbeugung, die ſo komiſch ausfiel, daß auf allen Mienen ein kleines Lächeln zum Vorſchein kam.

— Mylady, how do you do?

— Parlons français, je vous en prie.

— Et pourquoi, „Medemm.“

— Veuillez vous souvenir, que je ne comprends pas un mot de votre langue diablement divine.

Mylord mußte ſich dazu bequemen. Keiner auf der weiten Erde iſt größer im Radebrechen dieſer ſchönen Sprache, als der Engländer. Man muß ſich todtlachen, wenn man einen Engliſhman franzöſiſch ſprechen hört. Unſerm Lord ſchien die fremde Sprache ſehr ſauer zu werden; oftmals ſprach er Worte, die mir nicht franzöſiſch, ſondern ſpaniſch vorkamen. Der arme Lord! Ich bedauerte ihn, als ich einſah, daß er ein Stichblatt des Witzes, ein Anglais pour rire war.

— Mylord hat eine herrliche Haltung, ſprach der Journaliſt, putzte mit dem parfümirten Foulard das Glas ſeines Lorgnons und ſah ſich damit den Lord vom Kopf bis zum Fuße an.

— Man ſieht doch gleich, daß Seine Herrlichkeit Tanzunterricht bei der kleinen Emmeline nimmt, fuhr er fort und ließ den Ring des Lorgnons um ſeinen Zeigefinger kreiſen.

— Bei welcher Emmeline, fragte Frau von Bellefleure.

— Bei der ſchönen Koryphäe der großen Oper, antwortete der Journaliſt.

— Iſt es wahr, Mylord, daß Sie bei dieſer Dame Unterricht im Tanzen nehmen?

— Yes, Mylady. Ich zahle ihr für jede Stunde

2 Guineen. Was liegt mir an ſolcher Kleinigkeit. Ich bin reich, ſehr reich, ungeheuer reich . . .

— Mylord, das wiſſen wir, ſagte Frau von Bellefleure.

— Ich habe jährlich 25,000 Pfund Revenüen.

— Auch das haben Sie uns ſchon oft erzählt.

— Macht nichts, Mylady — Sie können das noch öfter hören.

Der Engländer gab ſich immer neue Blößen, drum ward er bald von der Frau von Bellefleure, bald von dem Journaliſten, bald von dem Theaterdichter und bald von dem Buchhändler durchgehechelt. Mylord war aber ſo bornirt, daß er es gar nicht merkte.

Später kam noch ein Obriſt, ein Schauſpieler vom Théâtre français und ein junger Maler (der Neffe der Frau von Bellefleure).

Wir unterhielten uns gruppenweiſe bis gegen 3 Uhr. Frau von Bellefleure bat jeden der Anweſenden, über Mittag ihr Gaſt zu ſein . . . Und um 4 Uhr ging's zu Tiſche.

## 115.

## Wunderkinder.

„Wunder über Wunder."

F. Förſter.

Mort de ma vie! überall Wunderkinder. Wenn ich der Teufel wäre, möchte ich zuerſt mich ſelbſt holen. Ueberall Wunderkinder, 's iſt nicht zum Aushalten.

Neulich beſuchte ich die Frau Generalin Federbuſch. So oft ich ihr meine Aufwartung mache, erzählt ſie mir Wunderdinge von ihren drei Sprößlingen. Die Jungen, ſagt ſie, ſind wahre Wunderkinder. Der Aelteſte, Alphons, der nächſten Mittwoch 7 Jahr alt wird, kann, denken Sie ſich, ſchon Boſton ſpielen; der Mittlere, Edwin, ein Burſche von 6 Jahren, kann ſchon mensa decliniren, und der Jüngſte, Hannibal, der vor acht Tagen 4 Jahr geworden, weiß ſchon ſechs franzöſiſche Vocabeln auswendig.

Nicht möglich, erwiderte ich und ſchlug verwundert die Hände zuſammen.

Sogleich ertheilte die Frau Generalin (um mich von der Wahrheit ihrer Ausſage zu überzeugen) der blumenbegießenden Bonne den Befehl, den Adolf, das Wunderkind, herbeizuholen.

Die Bonne, Madame Laſleure, eine uralte Franzöſin, deren Gurlismus mich ſchon oft zum Lachen gereizt, hüpfte zur Thür hinaus, um Hannibalchen aufzuſuchen.

Nach fünf Minuten brachte ſie das Wunderkind hereingeſchleppt.

— Hannibal (ſagte die Mutter zu dem Knaben) ſag' mir doch die ſechs franzöſiſchen Vocabeln, die Du Dir gemerkt haſt.

— Mag nicht, brummte der Kleine und kratzte ſich in den Haaren.

— Hannibal, ſei nicht unartig. Gleich ſag' mir, wie ſie heißen.

— Mag nicht . . .

— Fi donc, Annibal, il faut être galant, ſagte die alte Gurli und wiſchte dem Jungen die unſaubere Naſe ab.

Erſt nach langem Bitten und vielen Verſprechungen ließ ſich Hannibalchen zur Erfüllung des mütterlichen Wunſches geneigt finden. Aber wie erſtaunte ich, als ich aus dem Munde eines vierjährigen Kindes die Worte „Le roi perd, la Dame gagne“ vernahm. Die Frau Generalin war darüber ganz entzückt, hob den Jungen in die Höhe, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und ſchickte ihn wieder in die Kinderſtube.

— Ich hätte gewünſcht, Sie wären geſtern Abend bei uns geweſen.

— Und weshalb, gnädige Frau?

— Um zu ſehen, was mein Alphons für ein Wunderkind iſt. Der Legationsrath L. und der Lieutenant P. waren bei mir. Wir wollten Boſton ſpielen, und da uns der vierte Mann fehlte, ſo mußte mein Junge die Lücke füllen. Sie werden erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer ſiebenjährige Burſche ſchon beſſer, als ſeine Mutter ſpielt.

Ich ſtellte, um ihr die Freude zu gönnen, mich ſehr gerührt.

Vor ungefähr zwei Monaten lud mich der Banquier A. zu einem Diner ein. Die Artigkeit gebot mir, zu erſcheinen. Eh' wir zu Tiſche gingen, ſtellte mir Banquier A. ſeine 13jährige Tochter, Aurora, vor. Das Mädchen, wiewohl noch ſehr jung, war doch ſchon ſehr kokett. In ihrem Benehmen lag etwas Geziertes und Affectirtes, das mir durchaus nicht gefallen wollte. Kinder, die ſchon im zwölften oder dreizehnten Jahre die große Dame ſpielen wollen, ſind mir in der Regel ſehr zuwider. Aurora gehört zu jenen zu früh gereiften Mädchen, die ſchon im zwölften Jahr altklug und gefallſüchtig ſind, und Pretenſionen machen. Sie verlangt, daß man ihr ſchon jetzt den Hof mache und ſich um ihre Gunſt bewerbe. Aus Coquetterie ſpielt ſie bald die Zerſtreute, bald die

Andächtige, bald die Gefällige, bald die An- und bald die Abſtoßende. Dies Alles hat ſie von ihrer Frau Mama gelernt, von der jeder Zoll eine grandioſe Coquette iſt. Wie die Mutter, ſo die Tochter. Sind ein Paar Jährchen verſtrichen, iſt Aurora das Facsimile ihrer Mutter. Gott beſſer's!

Der Papa gab mir mit verblumten Worten recht deutlich zu verſtehen, daß Aurora ein Wunderkind ſei.

— Sie ſpielt Schach ſo gut, daß ſie mir neulich einen Läufer vorgegeben und trotzdem die Partie gewonnen hat, ſie ſpricht franzöſiſch ſo geläufig, wie ein Mann, der zehn Jahre in Frankreich gelebt, ſie nimmt jetzt Unterricht in der italieniſchen Sprache, hat erſt 3 Lectionen gehabt und kann ſchon amo conjugiren, ſie ſpielt Clavier, kann zeichnen, malen und . . . und . . .

— Nun, was denn, wenn ich fragen darf.

— Dichten. Ja, ja, ſehen Sie mich nur an, es iſt wahr, was ich Ihnen hier erzähle. Neulich hat ſie ein Sonett auf eine Roſe gemacht . . . ein Sonett, ich ſag' Ihnen, es iſt himmliſch. Aurora ſoll es Ihnen abſchreiben, Sie können es in Ihr Blatt aufnehmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, es wird Ihnen gefallen und Ihrem Journale keine Schande machen.

— Ich bin ſehr neugierig und kann es nicht verhehlen, daß ich das Sonett wohl hören möchte.

— Warten Sie, ich werde ſie bitten, ſie ſoll es Ihnen vortragen.

Der Herr Banquier ging ins andere Zimmer, in dem Aurora auf dem Sopha ſaß und (wie ich ſpäter aus ihrem eigenen Munde erfuhr) Lafontaine's „Romulus“ las. Da die Thür halb offen blieb, konnte ich folgendes Geſpräch belauſchen.

— Aurorchen, willſt Du mir einen Gefallen thun.

— Was denn, lieber Vater.

— Willſt Du ſo gut ſein, das Sonett zu declamiren.

— Welches Sonett?

— Das, welches Du auf eine Roſe gedichtet haſt.

— Wie oft ſoll ich das noch declamiren.

— Herr O. möcht' es gern hören . . .

— So? Nun, da declamir' ich's gerade nicht.

— Warum nicht, liebes Kind?

— Weil mir der Menſch furchtbar zuwider iſt. Er behandelt mich wie ein Kind. Vorhin hat er mich liebe Kleine genannt.

— Wie ſoll er Dich denn nennen?

— Fräulein.

— Nu, nu, ſei nur nicht böſe. Vermuthlich hat er ſich verſprochen. Ich werde ihm ſagen: er ſoll ſich nie mehr unterſtehen, zu Dir liebe Kleine zu ſagen.

— Liebe kann er wohl zu mir ſagen, aber nur nicht Kleine — denn das iſt flegelhaft.

— Pſt! nicht ſo laut, Aurorchen, er könnte es ſonſt hören.

Ich mußte jetzt all' meine Seelenkräfte zuſammenraffen, um die Exploſion meines Zwerchfells zu unterdrucken.

Der Papa bot noch einmal alle Künſte der Ueberredung auf, um ſein Aurorchen zum Declamiren zu bewegen.

— Geh, Aurorchen, Du thuſt mir einen großen Gefallen. Wenn Du das Sonett declamirſt, kauf' ich Dir morgen ein neues „Sieh-mir-an."

— Ich ſage Ihnen noch einmal, es geht nicht.

— Warum nicht, Aurorchen?

— Ich bin heut nicht disponirt dazu — ich ... ich ... ich habe es vergeſſen.

— Aber liebes Aurorchen!

— Laſſen Sie mich jetzt in Ruh.

Herr A. brachte mir die Nachricht, daß Aurorchen heute nicht gut disponirt ſei und mir ein andermal das Sonett mittheilen werde.

Bei Tiſche hatte ich das Vergnügen, neben Aurorens Mutter zu ſitzen. Sie trat einigemal vorſätzlich auf mein Hühnerauge, um mich auf ihr Töchterlein aufmerkſam zu machen, das auch über Tiſch Lafontaine's Romulus las und die Suppe und das Rindfleiſch ungekoſtet ſtehen ließ. Vermuthlich hatte Aurorchen viel gefrühſtückt.

Die Kleine warf mehrmals einen flüchtigen und doch forſchenden Blick auf mich herüber. Ich fand das höchſt komiſch und mußte darüber lachen.

Mama raunte mir jetzt ins Ohr: Aurorchen ſei ein Wunderkind, es mache ſogar ſchon Verſe.

— Aurorchen (rief ſie zu ihrem Töchterlein hinüber), wie heißt doch ſchnell das Räthſel, das Du neulich in der Geſellſchaft bei Geheimratheus gemacht. Kind, genir Dich nicht ...

— Ich bitte mich heute zu verſchonen.

— Rorchen, ſei nicht eigenſinnig. Sage das Räthſel her ... ich bitte Dich darum.

Aurora ſchien die Mama weit mehr als den Herrn Papa zu reſpectiren. Die Augen unabläßlich auf das Buch geheftet, das vor ihr auf dem Teller lag, recitirte ſie mit einer monotonen Kaltblütigkeit folgendes Räthſel:

Wer die Letzten durch ſein Handeln,
Wer den Schmerz in fremder Bruſt
In die Erſten kann verwandeln,
Dem wird meines Ganzen Luſt.

— Iſt das Rathſel von Ihnen, liebe Kleine? fragte ich ſie gleichgultig und ließ das Meſſer, deſſen Griff ich locker zwiſchen dem Mittel- und Zeigefinger hielt, langſam auf dem Rand meines leeren Tellers klirren.

— Ja, antwortete ſie, ohne mich eines Blickes zu würdigen, mit ruhiger Kälte, und las weiter in Lafontaine's Romulus.

— Wie gefällt Ihnen das Rathſel meiner Tochter? fragte der begluckte Vater.

— Nicht wahr, es iſt gut? ſagte die triumphirende Mutter.

— Ich lächelte.

— Haben Sie, liebe Kleine, die Sphynx von Freimund Ohneſorgen geleſen?

Kaum hatte ich die Frage über meinen Lippen, als auf den Wangen Aurorchens blitzſchnell ein dunkles Roth zum Vorſchein kam.

— Rorchen, warum wirſt Du roth? fragte der ängſtliche Vater.

Statt auf die Frage Antwort zu geben, ſprang die Kleine heftig auf, warf zornig Buch und Serviette zur Erde und lief ſchamroth und verlegen ins Nebenzimmer.

⁂

Zufällig hatte ich einige Tage vorher Ohneſorgens Räthſel-Almanach geleſen, um ihn in meinem Blatte beurtheilen zu können. Ich erinnerte mich nun, auch das Räthſel darin gefunden zu haben, welches Aurorchen, das Wunderkind, für das ihrige ausgab, wiewohl es vom Freiherrn von Zedlitz herrührt. (Siehe Sphynx Jahrgang 3. Seite 254.)

Mit dem Sonett, das ſie durchaus nicht vortragen wollte, wird es wahrſcheinlich gleiche Bewandniß gehabt haben.

Das böſe Gewiſſen hatte bei der Kleinen gerade zur rechten Zeit angeklopft. Ich wollte die Eltern in ihrem ſüßen Wahne laſſen, die Kleine nicht beſchämen und verſchwieg alſo meine Entdeckung.

Aber ſeit jenem Tage kann mich das Wunderkind und ich die ſogenannten Wunderkinder nicht leiden.

Wie lächerlich iſt oft die blinde Liebe der Eltern. Jedes Ehepaar will ein Wunderkind haben. Laßt Euch, Freunde, nicht auslachen, es gibt keine Wunderkinder!

## 116.

## Victor Escouſſe.

„Nur zwei Vorzüge beſitzt der Menſch vor dem Thiere. Der Menſch kann lachen und — ſich ums Leben bringen. Er könnte nicht lachen, wenn er nicht wüßte, daß er ſich ums Leben bringen kann, und könnte ſich nicht ums Leben bringen, wenn er nicht die Kraft hätte, über gewiſſe Dinge lachen zu können.“

Ein altes Blatt des Eulenſpiegel.

Escouſſe hat ſich das Leben genommen! Das lieſ't man jetzt in allen franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und portugieſiſchen Journalen. Wer war denn dieſer Escouſſe, daß man ein ſolches Zetergeſchrei über ihn erhebt. Es war ein junger Bühnendichter, der zwei Theaterſtücke geſchrieben, von denen das erſte: Faruch le Maure ge- und das zweite: Pierre III., mißfallen hat. Das iſt ſeine vollſtändige Biographie. Quel bruit pour une omelette! Er hat ſich durch Kohlendampf erſtickt. Und warum? Weil die Pariſer Journaliſten ſein zweites Machwerk tadelten.

„Und darum Räuber und Mörder?“

Und darum ſo viel Lärmen?! Als ſich unſer Daniel Leßmann das Leben nahm, da ſprach keine Seele von ihm. Fünf, ſechs Blätter theilten die Nachricht mit, daß er ſich erhängt habe — das war Alles. In Frankreich krähte kein Hahn um ihn . . . kein einziges von den Pariſer 78 Journalen nahm davon

Notiz, denn Paris bekümmert ſich um deutſche Schriftſteller wenig oder gar nicht. Aber deſto mehr bekümmert ſich unſer Deutſchland um die Pariſer Schriftſteller. Wenn heute ein Sertaner der neuen romantiſchen Schule einen Roman ſchreibt, ſo darf man wetten, daß vier Wochen ſpäter in Deutſchland davon eine Ueberſetzung erſcheint. Was ein franzöſiſcher Autor ſchreibt, das finden unſere ehrlichen Deutſchen ſchön und intereſſant, mag es auch noch ſo fad und albern ſein. Ein Franzoſe hat es geſchrieben, ein Pariſer Blatt hat es gelobhudelt, das iſt genug.

Herr Victor erſtickt ſich durch Kohlendampf und ſiehe: ganz Europa ſpricht von ihm — in Deutſchland könnten ſich drei Dutzend ſolcher Victors erſticken, es ſpräche keine Katze, oder höchſtens ihr Gläubiger von ihnen.

Herr Victor Escouſſe war aber ein Franzoſe, der Conſtitutionnell, der Temps und die Gazette haben mit der Erzählung ſeines Selbſtmordes eine leere Spalte gefüllt — nun kommen alle deutſchen Blätter und beten nach, was ſie in den Pariſer Journalen über Herrn Victor geleſen haben. Wohl einem jeden Schriftſteller, der in Paris das Licht der Welt erblickt hat. Einem franzöſiſchen Autor wird Ruf, Ruhm und Unſterblichkeit nicht ſo ſauer gemacht, als dem armen Deutſchen. Unſere Collegen können zehn und zwölf Theaterſtücke ſchreiben — ein Pariſer Journaliſt wird darum nicht die Feder eintunken, ein deutſcher Bühnendichter kann ſich zehn und zwanzig Mal ums Leben bringen, er übergeht ſeinen Tod, wie ſein Leben, mit hartnäckigem Stillſchweigen.

Offen geſagt: es ärgert mich, daß die deutſchen Journale ſo viel Aufhebens von dieſem obſcuren Escouſſe machen; es ärgert mich, daß man nicht müde wird, uns mit der Erzählung dieſes Selbſtmordes zu langweilen. Victor Escouſſe hat ſich erſtickt, weil er Schulden gehabt und ſich in ſeinen großen Erwartungen getäuſcht ſah. Er iſt nun todt . . . Friede ſeiner Aſche und damit Punctum.

Sagt mir, meine lieben Landsleute, iſt denn das etwas ſo außerordentlich Merkwürdiges, wenn ſich ein Jüngling von zwanzig Jahren ums Leben bringt?!

Ich hatte einen Freund — auch er war Dichter. Neid und Mißgunſt hatten ihm jede Freude vergällt . . . aus den Armen des eitlen Ruhmes flüchtete er ſich in die Arme der holden Liebe; er ſank an ihren Buſen und wollte aus ihren Brüſten die balſamiſche Milch ſchlurfen, welche die Wunden ſeines Grames vernarben ſollte. Er liebte Louiſe, aber Louiſe — liebte einen Andern. Ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung ſtand er verlaſſen in der großen Welt, ohne Hülfe, ohne Troſt. Louiſens Geburtstag rückte heran. Die Eltern veranſtalteten, ihrer Tochter zu Liebe, einen prächtigen Ball, auch mein hoffnungsloſer Freund, der arme Eugen, ward dazu eingeladen. Auf dieſem Balle war es, wo er zum letzten Male das holde Antlitz ſeiner theuren, heißgeliebten Louiſe ſah, hier war es, wo er zum letzten Male in den offenen Himmel ihrer Cyanen-Augen ſchaute, hier, wo er zum letzten Male die Zaubertöne ihrer Stimme, das Rauſchen ihres Gewandes vernahm, hier, wo er zum letzten Male ihre Hand erfaßte und ſie bebend an ſein Herz drückte . . . . hier war es, wo er zum letzten Male mit ihr im flüchtigen Tanze dahinſchwebte in die bunten Wogen der Freude und ihr ſeufzend den Gram ſeiner Liebe klagte.

Um 11 Uhr ſchlich er ſich betrübt aus dem

Reigen der Tanzenden fort — gequält von Eiferſucht, ohne Hoffnung, ohne Lebewohl von Louiſen, die jetzt nur Blicke für ſeinen glücklichen Nebenbuhler hatte.

Zu Hauſe angekommen, warf er ſeinen Frack und ſeine Halsbinde weg, und befahl ſeinem alten Diener, Champagner zu bringen. Gottfried holte eine Flaſche Sillery. Eugen hieß den Alten ſchlafen gehen, entkorkte den Champagner und goß mit hitziger Haſt ſechs Gläſer hinab. Sein Blut, ſchon ohnedies echauffirt, gerieth deſto mehr in Wallung — er warf ſich aufs Sopha, ſchloß die thränenleeren Augen, ſah noch einmal die Reize ſeiner Angebeteten, fühlte noch einmal den ſüßen Ambra ihres Odems und das üppige Parfum ihres Haares, hörte noch einmal die Polonaiſe, die ſie ſo meiſterhaft auf dem Claviere vortrug und erwachte dann plötzlich wie aus einem leichten Morgentraume.

Louiſe, rief er, und ſank auf den Boden, um ihre Knie zu umfaſſen — das ſchöne Phantom war verſchwunden und mit ihm jede Luſt und jede Freude. Eben leerte er das letzte Glas ſeines Champagners, da fing die Wanduhr zu ſchlagen an. Er zählt die Stunden mit pochendem Herzen, ſpringt aufs Sopha, nimmt die geladene Piſtole herab und mit dem letzten Glockenſchlag der zwölften Stunde jagt er ſich eine gekante Kugel durch den Mund.

Der Schuß weckt den alten Diener aus ſüßem Schlummer auf, er eilt halbnackt in das Schlafzimmer ſeines Herrn und ſieht dort auf der Erde Eugens Leiche. Die Kugel hatte ihm das Gehirn zerſchmettert; das herausſpritzende Blut fiel auf den geſtickten Teppich und die Perſienne-Gardinen, und ein Theil ſeiner obern Kinnlade flog auf die Taſten des offenen

Claviers, dem ſie dadurch eine ohr- und herzzerſchneidende Diſſonanz entriß.

Victor erſchoß ſich wegen Schulden, Eugen wegen unglücklicher Liebe. Wer von beiden Unglücklichen iſt wohl mehr zu bedauern? Mitleidige Leſerin, ſchenkſt Du dem armen Eugen keine Thräne? Eine Perle aus Deinem Auge wird die Nacht ſeines Grabes erhellen und ſeinen Hügel mit einem Vergißmeinnicht zieren.

## 117.

## Claſſification der Hunde.

Und es gibt jetzt der Hunde mehr als man glauben ſollte, denn es leben nicht blos vier- ſondern auch zweibeinige Hunde auf unſerer Erde. Das Vaterland dieſer zweibeinigen Hunde iſt — überall. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Hof ſieht man ſie herumlaufen. Sie ſchnüffeln, bellen, klaffen, knurren, zwicken und beißen wie ihre vierbeinigen Spiegelbilder, doch von der Treue und Anhänglichkeit, welche man den Quadrupeden nachrühmt, von dieſen Tugenden iſt bei den Bipeden auch nicht die allerkleinſte Doſis anzutreffen.

Da weder ein Pſycho- noch Zoologe dieſes Hundeheer ſyſtematiſch geordnet hat, ſo will ich mich dieſer Mühe unterwinden.

Anfangs wollte ich die zweibeinigen Hunde nach den 4 Facultäten: in theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche und philoſophiſche eintheilen, ſpäter gab ich aber dieſe Plane auf und theilte ſie in folgende 9 Cohorten:

1) In Spürhunde; 2) Apportirhunde; 3) Gifthunde; 4) Kettenhunde; 5) Schooßhunde; 6) Windhunde; 7) Jagdhunde; 8) Lumpenhunde und 9) Schweinehunde.

Zur erſten Coborte gehört der Spürhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem feinnaſigen Spitz, der ängſtlich von Thür zu Thür lauft, emſig die Ohren ſpitzt, eifrig lauſcht und horcht, in Alles ſeine Naſe ſteckt, Alles beleckt und beſchnüffelt, Alles von hinten und von vorne beſieht, vor dem geringſten Dinge zurückbebt und bei dem mindeſten Lärm gleich Mord und Todtſchlag, Criminal- und Majeſtäts-Verbrechen wittert und nicht eher zu klaffen und zu bellen aufhört, bis der Anſtifter dieſes Lärms verrathen iſt. Du wirſt wiſſen, lieber Leſer, was für Subiecte ich meine.

Zur zweiten Coborte gehört der Apportirhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pudel. Der Pudel apportirt Tücher, Stöcke, Tabackspfeifen, jener Neuigkeiten, ſaubere Dirnen und jüdiſche Capitaliſten. Beide warten ihrem Herrn auf, beide gehen für ihn ins Waſſer und beide machen zu ſeiner Beluſtigung allerhand Lazzi. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, was dies für Geſchöpfe ſind.

Zur dritten Coborte gehört der Gifthund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pintſcher. Er ſitzt beſtändig auf ein und demſelben Platze, gleichſam, als ob er, Gott weiß was ausbrütete. Er ſieht ſtarr und mürriſch vor ſich hin, ſein Auge thränt, er knurrt den ganzen lieben Tag, fletſcht die Zähne und will immer um ſich beißen, wiewohl ihm Niemand etwas zu Leide thut. Es werden Dir, guter Leſer, ſchon häufig ſolche Hunde begegnet ſein — Du wirſt ſie kennen — geh' ihnen aus dem Wege!

Zur vierten Coborte gehört der Kettenhund. Bekanntlich gibt es nicht nur eiſerne, ſondern auch goldene Ketten. Ich meine hier ſolche Hunde, welche an goldenen Ketten liegen. Dieſe Hunde halten Wache vor der Thür ihres Herrn und laſſen keinen Fremden ins Haus hinein. Sie brummen nicht nur den Spitzbuben, ſondern auch den Biedermann an, welcher ſich dem Eingange nähert. Dieſe Hunde ſind die dickſten und fetteſten, aber auch die pikirteſten und gröbſten. Wer aber mit ihnen ſchön thut, wer ſie ſtreichelt und liebkoſt und wer ihnen etwas hinwirft, woran ſie ihren Zorn verbeißen können, den laſſen ſie ungehindert paſſiren. Wohl dem Manne, der mit ſolchen Hunden nie in nähere Berührung oder Colliſion zu kommen braucht.

Zur fünften Cohorte gehört der Schooßhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit einem Bologneſer Mops. So ein Schooßhund ſteht bei der gnädigen Frau oft beſſer angeſchrieben, als der Herr Gemahl. Der Hund ruht auf ihrem Schooße, ſie kratzt ihn hinter den Ohren, glättet mit ihrer zarten Hand ſeine gefurchte Stirn, pflegt ihn mit einer alle Grenzen überfliegenden Sorgfalt und liebt ihn mit leidenſchaftlicher Gluth. Deſſenungeachtet iſt ſo ein Schooßhund oft zu bedauern. Die Gnädige iſt zuweilen alt und häßlich, da langweilt ſich der Schooßhund wie ein Mops. Hütet Euch, Ihr Ehemänner vor ſolchen Hunden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſo ein Hund oft mehr koſtet als tauſend Andere.

Zur ſechsten Cohorte gehört der Windhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem türkiſchen Windſpiel. Er hüpft beſtändig herum, leckt Allen die Hände ab, ſieht in die Spiegel und betrachtet ſein Conterfei, einem Narciſſus gleich, mit dem höchſten Wohlgefallen, bürſtet mit der Zunge ſein Fell, auf daß es recht ſauder ſei, ſpielt, wie ein Kind, mit jedem Papierſchnitzchen, ſäubert ſich wieder, ſtreckt die Glieder, gähnt und legt ſich ſchlafen. So ein Windhund iſt der Bürſtenabzug von dem Bilde eines Zierbengels, der ſich ſtriegelt und bügelt, der ſich ſchmiert und parfumerirt, der jeder Dame die Hände abküßt, der beſtändig in den Spiegel guckt und ſich ſelbſt und Andere langweilt. So ein Hund iſt doch zu gar nichts zu gebrauchen!!!

Zur ſiebenten Cohorte gehört der Jagdhund, d. h. ein Hund, der auf andere Weſen Jagd macht, der ſie ſo zu ſagen abfängt, der ſie in den Staub wirft und nicht eher zu beißen nachläßt, bis das arme Thier ſeinen Geiſt aufgibt. Solch ein Hund iſt eine Matrize von einem biſſigen Recenſenten à la . . . Sein ganzes Thun und Treiben, ſeine höchſte Wonne beſteht darin, andere Geſchöpfe zu verfolgen, ſie bei den Ohren zu faſſen und ſie ſo lange zu rütteln und zu ſchütteln, bis ſie ſich im Staub wälzen, in den er ſie mit boshaftem Ingrimm herabgezogen hat. Dieſe Art von Hunden vermehrt ſich jetzt ſo ſtark, daß es Noth wäre, ihnen Maulkörbe anzulegen.

Zur achten Cohorte gehört der Lumpenhund. Lumpenhund! Die deutſche Sprache darf ſtolz ſein, ein Wort zu beſitzen, das in zehn Buchſtaben ſo viel, ſo unendlich viel ausdrückt. Lumpenhund! das iſt ein Wort, das tauſend Schimpfworte in ſich vereinigt und alle andern überflüſſig macht. Lumpenhund! das iſt ein Wort, das keine andere Sprache aufzuweiſen hat, als die deutſche. Sollte es deshalb ſein, weil es nur in Deutſchland ſolche Weſen gibt?! O nein, es gibt auch in Spanien und Portugal Lumpenhunde! Lumpenhund! Wer verlangt von dieſem Worte eine Definition? Wer von den Sterblichen weiß nicht, was ein Lumpenhund iſt?! Der Name iſt hinreichend, um das Weſen erſchöpfend zu charakteriſiren.

Zur neunten und letzten Cohorte gehört der Schweinhund. Auch dieſes Wort iſt ein Myriomorphorama von unzähligen Begriffen. Was verſteht der Deutſche nicht Alles unter dieſem Namen? Mit ihm tauft er alle Undankbaren, Meineidigen, Vaterlandsverräther, feile Staatsdiener, beſtechliche Richter, verſchmitzte Jeſuiten, ſchändliche Verläumder, verſtockte Nabobs, mitleidloſe Reiche und mehr ſolch nichtswürdiges Gelichter.

Das wären die neun Hunde-Cohorten. Ach!

---

## 118.

## Geſpräch zwiſchen zwei Hauslaternen.

— Wahrlich! Laterne zu ſein, iſt gar nicht übel.

— Hm, ich finde im Gegentheil keinen Peſten ſo langweilig und abſcheulich, als den einer Laterne.

— *Chacun a son gout.* Ich möchte nichts Anderes als Laterne ſein. Wenn die Nacht einbricht und man mich anzündet, wenn die Menſchen zu Bett gehen und die Straßen leer und öde werden, da ſchaue ich herab auf die menſchenleere Gaſſe und vertiefe mich in allerlei Gedanken.

— Ich, liebe Schweſter, wollte Alles eher als Laterne ſein. Was gewährt mir die Nacht für Unterhaltung? Wenn ſich nicht zufällig ein Dieb oder ein Verliebter blicken läßt, ſo kommt mir keine Menſchenſeele vor die Augen. Da hänge ich, brenne, leuchte und weiß nicht wozu. Oftmals möchte ich aus Langeweile einſchlafen.

— Mache es wie ich, ſpiele den Beobachter, Du wirſt ſehen, daß dies der beſte Zeitvertreib iſt. Sieh' nur, vor dem Hauſe gerade über von uns, da ſteht eine Equipage. Sie hält ſchon ſeit 11 Uhr; drei Stunden geht bereits der Kutſcher ungeduldig auf und ab, murmelt etwas verdrießlich in den Bart, ſtreichelt die ſtampfenden Rappen und ſäubert ſich die Naſe. Oben im zweiten Stockwerk, da iſt noch Licht. Auf der rothſeidenen Gardine gaukelt der Schatten eines Menſchen bald hin, bald her. — Still, das Hausthor öffnet ſich — ein alter Herr, eingehüllt in einen dicken Pelz, ſteigt in den Wagen, nachdem er der leuchtenden Zofe „eine gute Nacht" geſagt. Mit Blitzesſchnelle beſteigt der Kutſcher den Bock, der Wagen rollt von dannen und noch hundert Schritt weit hört man der Räder Geraſſel. Huſch, da ſchleicht ſich ein junger Mann in das offen gebliebene Hausthor hinein. Was mag er wohl vorhaben; er ſah ſich ſo verdächtig rings um. Parbleu, auf der rothſeidenen Gardine tanzen jetzt zwei Schatten herum. „Comprenez-vous, Louiken?"

— Ich verſtehe. Sieh, es bietet ſich uns ein zweites Abenteuer dar. Da unten ſchlendert ein Mann, trällert eine Arie aus Fra Diavolo und ficht mit ſeiner Reitgerte in der Luft herum. Er nieſt, und weithin dringt das Echo dieſes Nieſers. Eine weibliche Stimme ruft „zur Geneſung." Der Mann bleibt ſtehen, eine Dame kommt dazu. Beide wechſeln einige philanthropiſche Fragen und gehen dann in ein Haus hinein, das ſie hinter ſich zuſchließen. Comprenez-vous?

— Ich verſtehe. Horch, wer klingelt an unſerm

Nachbarhaus? Ein Mädchen iſt's, in halbem Negligée. Wie das arme Kind jammert und winſelt! Was mag es nur wollen und wem mag es angehören? Es reißt recht gewaltig am Klingelzuge. Halt! da biegt ſich eine Nachtmütze zum Fenſter hinaus. Wer da, ruft Jemand von der Belle-Etage hinab. Sind Sie's, Herr Doctor, ſo fragt das Mädchen mit ſchluchzender Stimme. Ich bin ſein Kammerdiener, erhält es zur Antwort. Was gibt's? Ach, jammert die Kleine, haben Sie doch die Gnade, den Herrn Doctor zu wecken — meine Mutter liegt in den letzten Zugen. Wer iſt Deine Mutter? Die Witwe eines armen Holzhauers. — Mit der hat's keine Eile, die kann bis morgen warten. — Morgen iſt Alles zu ſpät; ach, wecken Sie den Herrn Doctor. — Pack' Dich fort, das geht nicht; er hat mir anbefohlen, ihn nur dann zu wecken, wenn reiche Kranke ſeiner Hülfe bedürfen. Der hartherzige Schlingel! Er ſchlägt das Fenſter zu und das arme Mädchen läuft weinend zu einem andern Arzt.

— Dort am Eckhauſe geht es doch alle Abend recht bunt zu. Jetzt erſt gehen die Pharao-Spieler auseinander. Das Häuflein zertheilt ſich, der Eine ſchlägt dieſen, der Andere jenen Weg ein. Der Eine recitirt den Monolog aus Hamlet „Sein oder nicht Sein." Der Andere ſingt die Barcarole: Amis, la matinée est belle und ſchnalzt mit den Fingern: der Dritte ſtößt Flüche in allen Sprachen aus und borgt ſich vom Zweiten ein Frankenſtück, damit er dem Menſchen das Trinkgeld bezahlen kann, der ihm das Hausthor öffnet.

— Pſt — in unſerer Nähe wird Jemandem eine Serenade gebracht. Das Ständchen iſt brillant, die artigen Muſikſtücke locken die Nachbaren ans Fenſter.

in drolliger Anblick. Dort ſieht man ein Paar
achthauben, hier ein Paar Schlafmützen, die emſig
em Sänger zuhören. Gewiß iſt dieſes Ständchen
u Ehren der ſchönen Tänzerin gebracht, die auf
leicher Erde wohnt und eben ſo viel Anbeter als
Stunden im Tage hat. Richtig; das iſt der Violiniſt,
hr Verlobter. Wie gefällt Dir die Roſſiniſche Arie,
ie das Finale macht:

O Weiber, Eure Treue,
Iſt mir ein ſich'res Zeichen,
Daß in des Hymens Reichen,
Ein Roſengarten blüht.

Sänger und Muſikanten gehen nach Hauſe und
Nachthauben und Schlafmützen ziehen ſich applaudirend
zurück.

Potz Element, was ſeh' ich da — — — So
eben ſtieg ein Officier aus dem Parterrefenſter.

O Weiber, Eure Treue . . . .

— Nun ſag' mir, liebe Schweſter, habe ich nicht Recht. Nicht wahr, das Beobachten gewährt vielen Spaß? O, ich könnte 100 Bände Memoiren ſchreiben, wollte ich erzählen, was ich in meinem Laternen-Leben mit an- und zugeſehen habe. Mort de ma vie! Da klingelt ſchon wieder Jemand bei unſerm Nachbar, dem Arzte . . Ein betreßter Diener iſt's. Der Kammerdiener wirft wiederum ein gellendes „Wer da" zum Fenſter hinab. Ich bin der Kammerdiener von Sr. Excellenz dem Herrn Präſidenten. Der Herr Doctor ſollen augenblicklich zu der gnädigen Frau kommen. Fräulein Aline liegt im Sterben. — Iſt das die Tochter der gnädigen Frau? fragt der Bediente. Nein, das iſt die kleine Hündin der Frau Präſidentin; wecken Sie nur recht bald Ihren Herrn. —

In zehn Minuten wird mein Herr dort ſein, erwiederte der Schlingel und ſchlägt alſogleich Feuer.

— Wer klopft denn da drüben an den Fenſterläden der Apotheke. Sehe ich recht — ja — das arme Mädchen iſt's, das vorhin den Arzt zur ſterbenden Mutter holen wollte. Sie klopft ſo ſtark ſie kann. Der Laden öffnet ſich, ein Proviſor, ſo dünn wie ein Strohhalm, eingehüllt in 27 Schlafröcke, erſcheint am Fenſter. Was iſt denn los? Ach, lieber Herr, machen Sie mir doch recht ſchnell dies kleine Recept — meine arme Mutter ringt mit dem Tode — eilen Sie. Der Apotheker-Stöpſel gähnt erſt ein Weilchen, dann raiſonnirt er ein Weilchen, und endlich geht er an die Arbeit. Das geht raſch — die Pulver ſind fertig. 3 Francs koſtet die Medicin, brummt der Proviſor und ſteckt die Pulver zum Fenſter hinaus. Lieber Herr Apotheker, bittet die Kleine, ich habe jetzt keinen Sous, aber morgen bringe ich die 3 Francs, borgen Sie mir die Medicin nur bis morgen früh. — Was, erwidert der Pulverfabricant, die Perſon hat kein Geld und erkühnt ſich, einen Apotheker, einen Bürger, aus dem Schlaf zu wecken?! Welche Ipecacuanha-Impertinenz! Borgen ſoll ich Ihr? Warum nicht gar! Wer kein Geld hat, muß nicht Medicin machen laſſen. — Was meinſt Du dazu, liebe Schweſter? Er zieht ſich und die Pulver zurück und ſchlägt mit fürchterlicher Vehemenz die Fenſterladen zu.

— Wenn ich Tiger wäre, dieſen Apotheker zeriſſe ich in Myriaden Fetzen. Was höre ich — die Sturmglocke wird geläutet — man ruft Feuer — eine dichte Maſſe von Menſchen, mit Löſcheimern bewaffnet, bedeckt die ganze Straße. Reiter kommen herangeſprengt — die Trommel wirbelt — Spritzen fahren auf. Alles ſtürzt an die Fenſter. Wo brennt's?

Wo brennt's? Beim Doctor! Schon ſteht ſein Haus in lichterlohen Flammen. Die Unvorſichtigkeit des Bedienten, der Feuer gemacht, iſt Schuld daran. Die Flamme verzehrt mit einem Eryſichtons-Hunger das Gebäude — ſchon jetzt iſt es ein halber Aſchenhügel.

— Schau dort hin, Schweſter. Der Wind hat ſich gewendet und einen Feuerpfahl in das Haus des Apothekers geſchleudert. Auch da wüthet die Flamme mit wilder Gier, der Brand greift mit Rieſenſchritten um ſich. Gott iſt gerecht — er lohnt den Guten und ſtraft den Böſen.

## 119.

## Wenn ich der Teufel wär'!

Man ſage, was man will .... ich glaube es durchaus nicht, daß wir wirklich im Jahre 1830 post Christum natum leben. Eine Chiffre muß in dieſer Jahreszahl zu viel ſein, ob die 1 oder die 8, ob die 3 oder die 0, das weiß ich nicht. Zählten wir aber wirklich 1830, wie wäre es möglich, daß in manchen Staaten noch ſo viele Spuren egyptiſcher Finſterniß und barbariſcher Rohheit herrſchten!

Da machen die Leute ſo viel Rühmens von den mächtigen Fortſchritten der Cultur, Humanität und Toleranz. Genau betrachtet, ſteckt nichts dahinter. Wo man hinblickt, ſieht man noch Fehler und Gebrechen, die ſich von frühern Jahrhunderten auf unſere Zeit fortgepflanzt haben. Wo man hinblickt, ſieht man noch Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und

Inſtitutionen, die auf das Jahr 1830 eben ſo wenig paſſen, als die Fauſt aufs Auge.

Wenn ich über Alles dieſes nachdenke, ſo dringt ſich mir der Wunſch auf: 8 Tage der Gottſeibeiuns zu ſein, um die Welt und die Menſchheit von ihren Schlacken zu befreien; ſie zu ſäubern von dem phyſiſchen und pſychiſchen Schmutz, der ſich ſo tief eingefreſſen hat, daß er eine ſteinartige Cruſte geworden.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte zuerſt den Sclavenhandel. Was wird die Nachwelt für Geſichter ſchneiden, wenn ſie einſtmals durch die asbeſtenen Blätter der Geſchichte erfahren wird, daß es im Jahre 1830 noch Kannibalen gegeben, welche mit ihren Nebenmenſchen, wie mit Beinkleidern, Blumenzwiebeln, Grünzeug und Thierhäuten, Handel getrieben haben. Was werden ſich unſere Poſteriora vom 1830er Jahrgang der Cultur für Begriffe machen, wenn ſie erfahren werden, daß England, die Wiege der Freiheit, den Sclavenhandel geduldet hat. Ich höre, wie ſie ſagen werden: „Die Leute, die im Jahre 1830 gelebt haben, müſſen ſchöne Kerlchen geweſen ſein. Laßt uns Gott danken, daß wir ein Jahrhundert ſpäter auf die Welt gekommen ſind, daß wir nicht Zeugen und Mitgenoſſen jener erbärmlichen Zeit geworden.“

Herzzerreißend iſt es, wenn man bedenkt, daß das Völkerrecht ſolch' tief-empörende Frevel duldet! Mag England noch 100,000 Maſchinen erfinden, wodurch es Menſchenköpfe und Menſchenhände entbehrlich macht, dadurch wäſcht es nicht den Schandfleck rein, den es ſich ſelbſt, durch den verruchten Sclavenhandel, in das Buch ſeiner ſonſt ehrwürdigen Geſchichte gemacht. Mit dankbarem Herzen preiſ't zwar Jeder die rühmlichen Bemühungen Einzelner aus der engliſchen Nation, die ihr Hab' und Gut für die Abſchafſung dieſes ſchändlichſten aller Verbrechen aufopfern; (wer erinnert ſich nicht an Miß Wright und Sir Flower, von denen die Erſtere im Staate Illinois ein „Memphis,“ der Letztere im Staate Connecticut ein „Liberty“ begründet hat, die nun Freiſtätte für die von ihnen losgekauften Sclaven geworden) doch ſo lange das Geſetz dieſem Frevel keinen Einhalt thut, ſo lange haben wir einen triftigen Grund, zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 post Christum leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Monopole und Privilegien.

Was wird die Nachwelt von uns denken, wenn ſie erfahren wird, daß im Jahre 1830 dem B. ein Gewerbe zu treiben unterſagt wurde, das man dem A. zu treiben erlaubt hatte. „Ei,“ werden unſere Nachkommen fragen, „hatte denn damals ein Menſch weniger Anſprüche als ein anderer — hatten nicht Alle gleiche Rechte? War denn keine vollkommene Gewerbefreiheit?“

Was dem Einen erlaubt iſt, darf dem Andern nicht verboten werden. Wenn Peter eine Schneiderwerkſtatt errichten darf, ſo ſoll es auch dem Paul geſtattet ſein. Wenn Hinz ein Theater bauen darf, ſo ſoll es auch dem Kunz erlaubt ſein. Wenn dem A. der Buchhandel geſtattet iſt, ſo ſoll er auch dem B. nicht verweigert werden. Wenn X. eine politiſche Zeitung herausgeben darf, ſo ſoll es auch dem Y. erlaubt ſein. Jedem Menſchen ſollte es geſtattet ſein, ein Gewerbe zu treiben, welches ihm beliebt, eine Kunſt auszuüben, für welche er ſich befähigt glaubt.

Eine vollkommene Gewerbefreiheit ruft eine rüſtige Concurrenz wach, welche Künſte und Induſtrie befördert und ſie mit Rieſenſchritten ihrer Vervollkommnung nahe bringt. Findet der Handelsmann keine Kunden, der Künſtler keine Theilnehmer, ſo hat er alsdann nur ſich und nicht dem Staate ſeine Brodloſigkeit zur Laſt zu legen, denn die Meiſter gehen ſiegreich und die Pfuſcher beſiegt aus dem Kampfe der Concurrenz.

So lange es noch Monopole und Privilegien gibt, ſo lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Jeſuiten.

Was wird die Nachwelt von uns ſagen, wenn ſie erfahren wird, daß man noch im Jahre 1830 einen Orden geduldet, der ſo viel Unheil in der Welt geſtiftet hat. Ach, werden unſere Nachkommen ausrufen, unſere Vorfahren müſſen ſtockblind geweſen ſein, ſonſt wären ſie zu der Einſicht gelangt, daß die Urheber der meiſten Staatsumwälzungen, der meiſten Uebel — Jeſuiten waren.

So lange man noch Jeſuiten duldet, ſo lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte noch gar Manches, was ich deshalb nicht namhaft machen mag — weil ich auch den geringſten Schein von Perſonlichkeit vermeiden will.

## 120.

## Sendſchreiben
### des Berliner Eulenſpiegel an den Pariſer Figaro.

Mein liebenswürdiger Herr Vetter.

Geſtern erhielt ich Nr. 174 Ihres Blattes (vom 23. Junius). Unter Ihren „Bigarrures“ fand ich folgendes Artikelchen;

„La charmante Comtesse de Rossi (Dlle. Sontag) va publier ses Voyages.“

Ohne Präambula, Herr Figaro, Sie ſind aufgeſeſſen! Die Nachricht, daß Dlle. Sontag „Reiſeſcizzen“ herausgeben werde, iſt, wie ich bereits in Nr. 142 meines Blattes gebeichtet habe, weiter nichts als une petite plaisanterie à la Guido Dettarnère, d. h. ein von mir aus der Luft gegriffenes Mährchen. Dlle. Sontag wird eben ſo wenig ihre Reiſeſcizzen, als ich meine Memoiren herausgeben. Ich habe dieſen kleinen Scherz erſonnen, um wieder einmal der Freude genießen zu können: Hundert Journale zum Beſten gehabt zu haben.

Tröſten Sie ſich, witziger Figaro, es iſt ja nicht die erſte Lüge, die Sie der Seineſtadt mittheilen. Wenn ich für jeden ſolcher Scherze, den Sie den Pariſern aufheſten, einen Soldaten hätte, ich könnte eine große Armee ausrüſten und ſie gegen unſere Feinde ſchicken.

Tröſten Sie ſich, charmanter Figaro. Als Barbier haben Sie gewiß ſchon Manchem etwas weiß gemacht; warum ſoll man Sie nicht auch einmal einſeifen und über den Löffel barbieren?

Tröſten Sie ſich, geliebter Figaro, dieſe Nachricht iſt ſchon in mehr als funfzig Blätter übergegangen.

Alle haben ſie, wie Sie, für reine Wahr
getiſcht; die Frankfurter Oberpoſtamt-Zeit
Voſſiſche Zeitung und noch ein Dutzend an
tiſchen Journale ſind dem kleinen Eulenſpie
Falle gelaufen, der Furet de Londres ha
emporium of the world, der Figaro der ca
monde erzählt. O! mein Scherz hat nun ſ
Reiſen gemacht, ſich in vielen Ländern umgeſ
wird nun aller Wahrſcheinlichkeit nach, wi
ſchreibung des Sontag-Hotels, übers mit
und atlantiſche Meer ſetzen, um auch den A
etwas weiß zu machen. Darf ich nicht ſt
ſein, daß das, was ich fingire, von der ga
für Wahrheit und noch dazu für intereſſante
gehalten wird?

Ich mag ſchreiben, was ich will, gle
ſich eine Maſſe von Blättern, die mir Alles
dern. Schreibe ich heute, im Haag ſei ein
jähriges Mädchen zu ſehen, das ein blaue
ſchwarzes Auge habe, ſo reiſ't dieſe Plaiſa
nach Wien, ſteigt dort in der Theaterzeitung
dann nach München, läßt ſich in der Flo
fährt von da nach Nürnberg, wird von d
ſpondenten von und für Deutſchland beherbe
dann nach Frankfurt am Main, wird da
Oberpoſtamt-Zeitung in Beſchlag genommen,
dann nach Berlin zurück, wo ſie die Voſſiſch
aufnimmt mit offenen Armen — dann macht
Ausflüge nach Brüſſel, Paris, London,
übers Meer und ſiedelt ſich zuletzt im Ne
Enquirer an. Sie ſehen, Herr Figaro, daß
keits-Depeſchen des kleinen Eulenſpiegel in je
Couriere finden, die ſie weiter befördern.

Ich mag ſchreiben, was ich will, es wi

andern Blättern nachgedruckt. Schreibe ich, ein Kind ſei mit drei Naſen zur Welt gekommen, Roſſini habe eine neue Oper „Coriolan“ componirt, Walter Scott ſei vom Schlagfluß gerührt worden, in Zeit von drei Monaten kann ich für dieſe Lüge funfzig Zeugen aufweiſen, die das Nämliche ausſagen.

Was wird aber die ſchöne Gräfin Roſſi ſagen, wenn ſie durch die Zeitungen erfahren wird, daß ſie bei Hartmann im Haag, „Reiſeſcizzen“ herausgegeben, wofür ſie von ihm 4000 Fl. erhalten hat? Sie wird nachdenken, ſie wird glauben, es müſſe wahr ſein, denn es ſteht ja in der Voſſiſchen Zeitung und in zwanzig andern politiſchen Blättern. Sie wird abermals nachdenken, ſich aber durchaus nicht erinnern können, daß ſie Reiſeſcizzen geſchrieben habe, wofür ſie von Herrn Hartmann ein Honorar von 4000 Fl. erhalten. „Aber mein Gott, es ſteht ja im Figaro,“ wird ſie ausrufen. Sollte ich dieſe Reiſeſcizzen vielleicht hinter meinem Rücken, ohne mein Wiſſen geſchrieben haben, wie Roſſini den „Coriolan“ und die „Doralice,“ wie Auber den „Sultan.“ Sie wird zum dritten und letzten Mal nachdenken, ſodann ihren Honigmund in ſüßes Lächeln verziehen und ausrufen: „Ach, das hat gewiß der Oettinger wieder geſchrieben.“

Sie wird ſich dann, um mich zu beſtrafen, zum Pulte ſetzen und wirklich „Reiſeſcizzen“ ſchreiben.

Sie ſehen, lieber Figaro, daß dieſe Art von Lügen mehr Nutzen als Schaden verurſacht, und daß aus dieſer Lüge einmal Wahrheit werden kann. Doch genug von dieſer Bagatelle.

Eine Welt voll heißer Grüße an das ſchöne Frankreich. Vielleicht komme ich bald zu einer Heure de bergère in Ihre Cité Bergère. Meine Empfehlung an Ihre Couſins Sylphe und Corsaire, Zeit-

ſchriften, aus denen ich ſchon manchen Aufſatz
theilt habe, welcher — unter vier Augen ſei es geſ
weder in der Einen, noch in der Andern geſtand

„La vérité, rien que la vérité, vive la v

Der Himmel erhalte Ihnen Ihren Witz u
Ihre Freundſchaft.

Till Eulenſpie

## 121.

## Der kühne Ritter.

Gar Viele warben um Ricca's Hand, ab
pachen erklärte:

Nur der Mann erhält meine Ricca zur
der dem vermaledeiten Journaliſten, (welcher m
in jeder Nummer ſeines malitiöſen Blattes lä
macht) drei Backzähne ausreißt und eine H
Bart auszupft.

Da meldet ſich ein kühner Ritter, ein
Hüon von Bordeaux, und erbietet ſich, des
frommen Wunſch baldmöglichſt zu erfüllen.

Der kühne Jüngling ging in einen Liqueu
trank einen Engliſchbittern und verfügte ſich
zum Journaliſten.

Der Bediente meldet ihn beim Herrn.

— Ein Herr iſt draußen, der Sie zu ſ
wünſcht.

— Iſt er einer meiner Gläubiger?

— Nein!

— Iſt er Executor?

— Nein!

— So laß ihn herein!

(Der kühne Ritter tritt ein.)

— Sind Sie der Journaliſt Spitzig?

— Oui. Nehmen Sie Platz, junger Mann. Ich habe eine Correctur zu machen. Sobald dieſe beendigt iſt, ſtehe ich Ihnen ganz zu Dienſten. Hans!

(Der Bediente tritt ein.)

— Bring' dem Herrn einen Stuhl.

— Ich will keinen Stuhl.

— Wollen Sie eine Hutſche?

— Ich will auch keine Hutſche.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction für die Kränkungen, die Sie meinem zukünftigen Schwiegerpapa zugefügt haben.

— Sie wollen Satisfaction haben? Bon! In einem Viertelſtündchen gebe ich Ihnen jede, welche Sie wollen. Laſſen Sie ſich unterdeſſen die Zeit nicht lang werden. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans, bringe dem Herrn ein Bilderbuch.

— Ich will kein Bilderbuch.

— So bringe dem Herrn einen Zahnſtocher.

— Ich will keinen Zahnſtocher.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction will ich haben.

— Die ſollen Sie haben, aber erſt dann, wenn ich die Correctur gemacht. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans! bring' dem Herrn ein Glas Wein.

— Ich will keinen Wein.

— Hans! bring' dem Herrn Hoffmannſche Tropfen.

— Ich will keine Hoffmannſchen Tropfen.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction, ſag' ich Ihnen zum dritten Male.

— Und was für eine Satisfaction, wenn ich fragen darf?

— Mein Schwiegervater hat mir aufgetragen, Ihnen drei Backzähne und eine Hand voll Bart auszureißen.

— So! Haben Sie den Muth dazu?

— Nein! Ich hoffe aber, daß Sie die Gewogenheit haben werden, ſich gutwillig die drei Backzähne und die Handvoll Bart von mir ausreißen zu laſſen.

— Glauben Sie das wirklich? . . .

— Ich glaube es. Ach, erbarmen Sie ſich meiner! Sehen Sie, verehrter Herr, ich bekomme nur dann die Tochter jenes Mannes zur Frau, wenn ich dieſe ſchwierige Aufgabe gelöſt. Ich werfe mich zu Ihren Füßen und umfaſſe Ihre Knie. Wenn nur ein Funke von Mitleid in Ihrem Herzen wohnt, ſo geſtatten Sie, daß ich mich erdreiſten dürfe, Ihnen in tiefſter Ergebenheit drei Backenzähne und eine Handvoll Bart ausreißen zu dürfen.

— Um Ihnen zu einer Frau zu verhelfen, will ich mich gern Ihrem Wunſche unterwerfen. Nun! ziehen Sie ſich den Rock und mir die drei Backzähne aus.

Mit Zittern und Beben legt der kühne Jüngling die Hand ans Werk.

(Kleine Pauſe.)

— Nun, haben Sie ſchon die drei Backzähne?

— Noch nicht.

— Woran liegt das?

— Sie haben deren blos zwei.

— Freilich, da iſt es ſchwer, mir drei auszuzie- n. Wollen Sie mir jetzt eine Handvoll Bart aus- pfen?

— Wenn Sie es erlauben. —

— Sehr gern; geniren Sie ſich nicht.

(Kleine Pauſe.)

— Nun, haben Sie ſchon die Handvoll Bart?

— Nein.

— Warum nicht?

— Weil Sie nicht ſo viel Bart haben.

— Ei, das iſt freilich ſchlimm. Jetzt hätte ich ber eine Bitte an Sie.

— Sie wünſchen?

— Ich wünſche, daß Sie ſich jetzt enfernen öchten.

— Ich gehe. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich Sie mit meinem Beſuche incommodirt habe.

Der kühne Jüngling geht. Der Journaliſt ruft hn zurück.

— Mir fällt ſo eben etwas ein. Es bleiben Jhnen noch zwei Mittel. — Laſſen Sie ſich von mir ie drei Backzähne und die Handvoll Bart ausziehen, nd zeigen Sie dieſe Ihrem Schwiegervater als die nir abgenommenen Trophäen vor, oder warten Sie ſo lange, bis mir der dritte Backzahn und der nöthige Bart gewachſen iſt. Was von Beiden wollen Sie thun? —

— Ich werde warten.

Der kühne Jüngling ging beſchämt von dannen. Wahrhaftig, er jammert mir!

## 122.

## Naturgeſchichte der Manichäer.

Ein heiliger Schauer erfaßt mich . . . Manichäer! . . Gläubiger! . . . „O himmliſche Muſik des Worts.“ Es iſt der Inbegriff aller irdiſchen Seligkeiten, aller erquickenden Hochgenüſſe, aller anziehenden Zauberwonnen.

Was wäre das langweilige Leben ohne Manichäer?! Ein unintereſſantes Kartenſpiel ohne Rechenpfennige und Zahlmarken, ein Staat ohne Steuerpflichtige, eine Uhr ohne Feder.

Jeder ordentliche Menſch hat Manichäer, ich bin ein ordentlicher Menſch, folglich habe ich Manichäer. Glaubſt Du etwa, daß ich mich ihrer ſchäme? O bewahre, ich bin, im Gegentheil, ſehr ſtolz auf ſie; ich freue mich ſogar, daß ich Manichäer habe. Frage nicht, warum? Sie ſind es, die mir das troſtbringende Bewußtſein verſchaffen, daß es doch noch einige Menſchen auf der pitoyablen Erde gibt, die einen innigen, ungeheuchelten Antheil an meinem Schickſale nehmen.

Wenn mein Eulenſpiegel 10,000 Abonnenten hätte, wer würde ſich am Meiſten darüber freuen? Meine Manichäer! Wenn ich Berlin verlaſſen müßte, wer würde ſich am Meiſten über meine Abreiſe grämen? Meine Manichäer! Wenn ich eine große Erbſchaft, oder eine reiche Braut, oder das große Loos erſchnappen ſollte, wer würde darüber außer ſich vor Freude ſein? Meine Manichäer! Wenn ich ſtürbe, wer würde mich, einen Satyriker, beweinen? Meine Manichäer!

**Und ich ſoll undankbar ſein, mich ihrer zu ſchämen!**

Sprich mir von allen Schreckniſſen des Gewiſſens,
Nur von dem Undank ſprich mir nicht.

Nein, ich kann Alles, doch nicht undankbar ſein.
n meinen Manichäern erkenne ich weiter nichts, als
arme, theilnahmvolle Freunde und Anhänger; darum
häze, darum liebe ich ſie. Ja, noch mehr — ich bete
: an, als Penaten, als Schutzengel und Haus-
eunde.

Der Umgang mit Manichäern iſt nicht ſo ſchwer,
ls man ſich einbilden mag. Sie werden von Laien,
e in die Myſterien der Creditologie noch nicht
ngeweiht ſind, für Tyrannen, Barbaren, Ungeheuer,
rokodille, Haifiſche und Saducäer ausgeſchrieen, mit
enen man nicht auskommen kann.

Wie unrecht thut man dieſen edlen Seelen, dieſen
ochherzigen Menſchenfreunden, dieſen barmherzigen
rüdern der Beau monde!

Ich weiß es aus der Schule der Erfahrung, daß
ie Manichäer nachſichtsvolle, langmuthige, duldſame,
ortreffliche und liebenswürdige Weſen ſind, die ſich,
ie Seidenfäden, willig um den Finger, wie Schaf-
armſaiten, geduldig aufziehen, und ſich, wie die lieben
arren, zehn bis zwanzig Mal bei der Naſe herum-
ihren und in den April ſchicken laſſen, wenn man
ur mit ihnen ein klein Wenig umzugehen weiß.

Knigge ſchrieb eine Kunſt, mit Menſchen umzu-
ehen, ich will Dich in der Kunſt unterrichten, mit
Manichäern umzugehen.

Die ganze Menſchheit, ſchuldiger oder unſchuldiger
eſer, zerfällt in zwei große Haufen: 1) in Manichäer
nd 2) in Nicht-Manichäer.

Die Nicht-Manichäer laſſe ich liegen, denn ich habe es jetzt nur mit Manichäern zu thun.

Der Haufe der Manichäer zerfällt wieder in drei Häuflein:

1) in feine oder artige,
2) in ordinäre oder grobe, und
3) in patentirte oder außerordentliche Manichäer.

Jedes dieſer Häuflein will, wie ſich von ſelbſt verſteht, anders aufgefaßt, anders behandelt ſein.

Stelle Dir vor, lieber Leſer, Du wärſt bei mir zum Beſuch, ſtändeſt mit mir auf dem Balcone meiner Wohnung und rauchteſt eine Cigarre, oder: Du ſäßeſt neben mir auf dem Sopha und ſchlürfteſt mit mir eine Taſſe Chocolade, oder ein Gläschen Malagga. Da klopfte es an meiner Thür und ich — ich rufte herein!

Ein Manichäer tritt ein; ein Gläubiger vom erſten Kaliber, d. h. ein feiner oder artiger.

— Nun, was gibt's ſchon wieder?

— Sie haben die Güte gehabt, mich auf heute herzubeſtellen . . .

— Kommen Sie morgen, übermorgen, oder in acht Tagen, jetzt habe ich Geſchäfte.

— Sie würden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir den kleinen Reſt von dreiundvierzig Thalern heute auszahlen wollen.

— Es geht nicht, beſter Mann. Kommen Sie morgen; Sie ſehen, daß ich jetzt Geſellſchaft habe . . .

— Ich würde Sie gewiß nicht incommodirt haben, wenn ich das Geld nicht ſo nothwendig brauchte. Michaelis iſt vor der Thür — ich muß die Miethe bezahlen . . . . .

— Bis Michaelis ſind noch ſechs Wochen Zeit, nterdeſſen ſind Sie zehn Mal bezahlt . . . .

— Ich brauche das Geld aber zu etwas Wich-
germ: mein Knabe iſt mir vorgeſtern geſtorben, ich uß ihn morgen beerdigen laſſen . . . . .

— Mann, ich habe Ihren Knaben ja noch geſtern bend aus der Schule kommen ſehen . . . .

— So? 'S iſt wahr, mein Junge lebt — ich rauche aber doch mein Geld . . . . .

— Wozu?

— Na, ich will's Ihnen nur ſagen (ich genirte ich vorhin), meine Frau iſt geſtern Abend nieder-
ekommen . . . .

— Was? Ihre Frau iſt niedergekommen? Mit nem Knaben oder einem Mädchen?

— Mit einem Knaben.

— Hören Sie, da muß ich ſein Pathe ſein. ber Potz Blitz, mir fällt ſo eben ein, daß Ihre Frau rſt vor ſieben Wochen niedergekommen. Wie iſt das öglich? Mann! glauben Sie, daß ich's ſchon ver-
eſſen hätte . . . oder wollen Sie mich narren?! Das werd' ich mir verbitten müſſen . . . . Kommen Sie in acht Tagen wieder, jetzt laſſen Sie mich un-
eſchoren.

— Aber, lieber Herr Doctor, wär' es denn gar icht möglich, daß Sie . . . .

— Laſſen Sie mich jetzt ungeſchoren.

— Wenn Sie mir nur derweilen die Hälfte geben könnten . . .

— Für heute iſt's mir unmöglich, leben Sie wohl.

— Ach, ich brauche das Geld ſo nothwendig . .

— Mann, heulen ſie mir den Kopf nicht voll. Kommen Sie übermorgen. Adieu!

Der Mann geht ſeine Wege. Es klopft. Ein zweiter Manichäer tritt herein. Er gehört zum Häuflein der ordinären oder groben Gläubiger.

— Gun Moorgen.

— Ei, guten Tag, lieber Freund. Wie geht's, was machen Sie . . . . Sie haben ſich ja ſchon ſehr lange nicht bei mir ſehen laſſen . . . Es iſt Ihnen während der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, doch recht wohl gegangen? Beſtimmt, beſtimmt! Man ſieht's Ihnen allzudeutlich an, daß es Ihnen recht gut geht. Das geſchieht Ihnen recht, ſehr recht. Sie ſind ein braver Mann, ein charmanter . . . .

— Aber, lieber Herr . . .

— Ja, ja, ich weiß, daß Sie's nicht leiden mögen, ſich loben zu hören. Beſcheidenheit, nichts als Beſcheidenheit! Wollen Sie ſich nicht niederlaſſen? Kann ich Ihnen mit einem Gläschen Cholera-Liqueur aufwarten? Hören Sie, Freund, den müſſen Sie trinken, ich laſſe Sie nicht eher von der Stelle, bis Sie ein Paar Gläschen zu ſich genommen. Sie müſſen mir das nicht übel nehmen — ich bin für Ihre Geſundheit beſorgt. Hans!

— Laſſen Sie, laſſen Sie, ich will keinen Cholera-Liqueur, ich will mein . . . .

— Freund, ich weiß, was Sie ſagen wollen. Nur Geduld, nur Geduld, verehrter Gönner. Apropos, in welches Theater wollen Sie heute Abend gehen? Ins Theater an der Königsbrücke oder ins Königliche Schauſpielhaus? Oder wollen Sie heute lieber den Circus beſuchen? Da, verehrter Mäcen, nehmen Sie dieſe drei Billets, für Sie, Ihre liebe Frau und eines Ihrer lieben Töchterchen. Es befindet ſich doch Alles hübſch wohl bei Ihnen zu Hauſe? Ich will mir doch gleich einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich's nicht vergeſſe, Sie

orgen in aller Frühe zu beſuchen und mich nach dem
ohlbefinden Ihrer lieben Gattin zu erkundigen. Sie
doch wieder ganz hergeſtellt? Mein Bedienter hat
r erzählt, ein Ziegelſtein wäre ihr unlängſt auf den
opf gefallen . . . . . Ich habe ſie innig bedauert,
ahrhaftig, ſehr bedauert.

— Mein Gott, was reden Sie denn da? So
ren Sie doch einmal auf zu fragen — Sie laſſen
ich ja gar nicht zu Worte kommen.

— Aus purer Beſorgniß. Die Wunde Ihrer
eben Frau iſt alſo ſchon geheilt?

— Meine Frau hat gar keine Wunde . . . . .
as wollen Sie denn?

— Wie, wäre ihr kein Ziegelſtein auf den Kopf
efallen?

— Nein, was fällt Ihnen ein . . . . . Meine
rau müßte doch auch etwas davon wiſſen, wenn ihr
n Ziegelſtein auf den Kopf gefallen wäre . . . . .

— Ja wohl, das verſteht ſich. Die Sache iſt
lſo unwahr?

— Freilich!

— I da ſoll ihn ja der Teufel holen!

— Wen?

— Meinen Bedienten, der mich ſo ſchändlich be-
ogen hat. Sie können nicht glauben, theuerſter Gön-
er, wie ſehr ich deshalb betrubt war. I — den
erdammten Kerl muß ich ja gleich auf der Stelle
us meinem Dienſt jagen . . . .

— Machen Sie, was Sie wollen, ich will mein
Geld haben und weiter nichts!

— Sie wollen Ihr Geld haben? Zuvor muß
ch Ihnen aber einen Kuß geben. Freund, Gönner,
aſſen Sie ſich umarmen und an mein Herz drücken.

Man ſage mir, was man will, ich behaupte, Sie ſind der ehrlichſte Mann auf Gottes Erde.

— Das bin ich auch . . . . .

— Sie ſind nicht nur ein ehrlicher, Sie ſind auch ein vernünftiger Mann, der Lehren annimmt und bei dem ein gutes Wort eine gute Stelle findet.

— Das kann auch wahr ſein — aber ich will mein Geld haben.

— Das ſollen Sie auch haben, verehrter Freund, aber gedulden Sie ſich nur noch acht Tage.

— Was, ich ſoll mich wiederum acht Tage gedulden? Nein, das kann nicht ſein . . . . ich will mein Geld haben.

— Freund, Gönner, Mäcen, wie können Sie ſo grauſam ſein. Bin ich nicht Ihr wärmſter Verehrer, Ihr beſter Kunde?

— Das mag ſein . . . . . ich will aber mein Geld haben!

— Freund, Gönner, Mäcen! Wie können Sie, ein ſo braver, ehrlicher und vernünftiger Mann, ſo hart ſein, mich in Gegenwart eines Dritten dergeſtalt zu compromittiren, blamiren, perturbiren, afficiren, irritiren . . . . .

— Ich bitte Sie, hören Sie auf.

— O das iſt nicht brav von Ihnen! Das hätte ich von einem Manne, von einem Manne von ſo viel Bildung und Herzensgute nie, nie erwartet. Sollte ich Sie denn wirklich verkannt haben? . . . Nein, ich habe Sie nicht verkannt — Sie ſind der ehrlichſte Biedermann . . . dies beweiſ't ja jene theilnahmvolle Thräne, die jetzt ſo majeſtätiſch-ſchön in Ihrem Auge glänzt. Sie ſind ſo brav, daß Sie Niemanden kränken können, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen und zu ſich ſelbſt zu ſagen: Nikodem, du thuſt Un-

, das kannſt du einſt vor deinem Schöpfer nicht
ntworten . .

— Hören Sie auf, hören Sie auf, machen Sie
mein Herz nicht ſo weich.

— Dieſer Thränenſtrom, der jetzt Ihrem Aug'
uillt, gibt mir die beruhigende Gewißheit, daß Sie
noch 14 Tage Friſt ſchenken werden. . .

— Wie! gar 14 Tage? . . Sie wollten ja An-
gs nur 8 Tage Friſt haben . . .

— Freund, Gönner, Biedermann, ich habe mich
verſprochen. Ich brauche 14 Tage Friſt, um
ne Schuld abtragen zu können.

— Gut, ich will nun noch 14 Tage warten,
das ſag' ich Ihnen, wenn ich dann auch umſonſt
mme, ſo . . .

— Können Sie mit mir machen, was Sie
len.

— Na gut. Leben Sie recht wohl und nehmen
e's nicht übel, daß ich etwas auffahrend war . . .

— Hat nichts zu ſagen, theuerſter Freund. Apro-
, wollen Sie vielleicht jetzt einen Cholera-Liqueur
ſuchen . . . .

— Ne, ne, ich dank'! Ein ander Mal, ich hab'
keine Zeit. Leben Sie wohl! Ich empfehle mich
nen.

Auch den bin ich los! Das hat Mühe gekoſtet.
h! mir iſt ordentlich heiß geworden. Sacre nom
Dieu! es klopft ſchon wieder. Himmel tauſend
nnerwetter! Herein! Ach — ein Gläubiger vom
tten Rang — ein patentirter Manichäer — ein
ecutor.

Lieber Leſer, das ſind die ſchlimmſten Manichäer.
eſe nehmen weder Moral noch Raiſon an. Mit
ſen iſt nichts anzufangen und noch weniger aufzu-

hören, da heißt es: zahlen oder: in Arreſt. Nur Leute, welche ſo häufig als ich mit dieſer Race in Colliſion kommen, gelangen mit der Zeit zu einer Tranquillität, die ſich nicht außer Faſſung bringen läßt und dieſen Sturm, bei dem Herannahen eines ſolchen Juſtiz-Ungewitters, geſchickt abzuwehren verſteht.

Schließlich noch die Maxime: der grobe Manichäer muß (wenn man ſich vor ihm Ruhe verſchaffen will) artig, und der artige Manichäer grob behandelt werden. Contraria contrariis curantur. Merke Dir dieſen Lehrſatz, ſchuldiger Leſer, und Du wirſt faſt mit jedem Manichäer zurecht kommen.

## 123.

## Der Schnurrbart.

(Factiſch.)

. . . Sylveſterabend war gekommen. Cäſar, der dolce-far-niente-Cavalier befand ſich in einem liebenswürdigen Familienkreiſe, der bei der duftenden Punſch-Bowle die Ankunft des neuen Jahres erwartete.

Man lachte und ſpielte und brachte Toaſte aus. Cäſar, in dulci jubilo, koquettirte bald mit der rauchenden Punſch-Terrine, bald mit der reizenden Hausfrau. Er ſpielte dabei den „angenehmen Süßholzraſpler," der ſich für ungemein intereſſant hielt, denn er hatte Jus ſtudirt, ließ ſich täglich raſiren und konnte den Devrient copiren.

Unter Scherz und Hammer- und Glockenſpiel ver-

ich der freundliche Abend. Mitternacht brach herein,
ſchlug zwölf.

Die Geſellſchaft füllte ihre Gläſer und brachte
m neugeborenen Jahre ein herzliches Lebehoch. Cäſar
er bat ſich von der holden Hausfrau einen Kuß
ıs, denn er wußte, daß ſie ihm dieſe Bitte nicht ab-
lagen konnte, weil, nach herkömmlicher Sitte, der
uß, um den man bei dem Erwachen eines neuen
ahres bittet, füglich nicht verweigert werden darf.

Einem Manne wie Cäſar kann man um ſo we-
iger etwas abſchlagen, denn er hat **Jus** ſtudirt, läßt
h täglich raſiren und kann den Devrient copiren.

Die liebenswürdige Frau verſprach ihm alſo, die
itte zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung,
aß Cäſar ſich zuvor ſeinen Schnurrbart abraſiren läßt,
enn, fügte ſie ſchelmiſch hinzu, ich habe das Gelübde
ethan, keinen Mann zu küſſen, der einen Schnurr-
art trägt.

Cäſar, der **Jus** ſtudirt hatte und ſich täglich raſiren
eß, glaubte dagegen nichts einwenden zu können
nd — ſchwieg; doch ſah man nur zu deutlich, daß
ine Seele einen Kampf kämpfe, der ihr viele An-
rengung koſte.

Es war zwei Uhr, als die kleine Geſellſchaft
rohvergnügt auseinander ging. Cäſar, der **Jus** ſtudirt
atte und ſich täglich raſiren ließ, wünſchte nur mit
ehr ſteifer Miene der Dame des Hauſes eine „ange-
ehme Ruh" und ging.

Auf der Straße ſtellte er Reflexionen, ich weiß
icht über was, an. Es ſchien, als wolle irgend ein
öſartiger Entſchluß in ſeiner aufgereizten Seele zur
Reife gelangen. Einmal rief er aus: „Ja, es ſoll
eſchehen!" und zwei Secunden ſpäter: „Nein, juſt
icht!"

Als er zu Hauſe war, faßte er den kühnen Entſchluß, vorläufig ſchlafen zu gehen und ſich die Sache über Nacht noch reiflicher zu überlegen.

Er ſchlief bald ein und träumte — doch wovon er träumte, weiß ich nicht.

Um acht Uhr Morgens, als er noch von ſüßen Traumgöttern geſchaukelt wurde, weckte ihn der Hufſchlag eines Mannes, der ins Zimmer trat.

Cäſar, der **Jus** ſtudirt hatte und ſich täglich raſiren ließ, erwachte, und vor ihm ſtand Cephiſes, der Bader, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt.

Soll ich wiederkommen? fragte Cephiſes. Bleiben Sie, ich will aufſtehen, antwortete Cäſar.

Und er ſtand wirklich auf, ſchlüpfte in den geerbten Schafspelz und in die legitimen Pantoffel und ſtellte ſich gähnend vor den kleinen Spiegel.

Ein dickes Ach riß ſich von ſeinem Herzen los. Er warf einen Blick auf ſeinen ſchönen Schnurrbart und ließ ein zweites „Ach!“ los.

Cephiſes, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt, ſtellte einen Stuhl vor den Spiegel und Cäſar, der Jus ſtudirt hat und ſich täglich raſiren läßt, ſetzt ſich nieder.

Und Cephiſes begann alsbald den Cäſar einzuſeifen. Und als der Bader mit dem Pinſel an den Mund kam, ertheilte ihm Cäſar den Befehl, auch den Schnurrbart einzuſeifen.

— Wie, Sie wollen ſich doch nicht etwa den Schnurrbart abnehmen laſſen?

— Ja, das will ich — er muß runter.

— Warum denn, Herr Refredarius?

— Eine Dame, in die ich bis zum Sterben verliebt bin, will mir nicht eher einen Kuß geben, bis h meinen ſchönen Schnurrbart ihrem Eigenſinn zum Opfer gebracht.

— Malice! Und Sie wollen wirklich ſo dumm ein — artig will ich ſagen . . . .

— Ja, ich will's, dafür bin ich Cäſar, der Jus ſtudirt hat, ſich täglich raſiren läßt und den Devrient copiren kann.

— Aber bedenken Sie doch, was Sie thun wollen. Einen Kuß können Sie alle Tage, aber einen Schnurrbart vielleicht erſt in Jahr und Tag bekommen. Denken Sie nur, wie viel Mühe und Bartwichſe es gekoſtet hat, bis wir den Schnurrbart ſo weit gebracht haben. Und jetzt, da er zu wachſen anfängt und ſchon ohne Vergrößerungsglas zu ſehen iſt, jetzt wollen Sie ihn runternehmen laſſen. Ne, das thäte ich nicht, wenn ich Sie wäre.

— Sie mögen Recht haben, verehrter Cephiſes. Der Schnurrbart kleidet mich, er leiht meiner blaſſen Geſichtsfarbe ein gewiſſes je ne sais quoi, das ſich principaliter nicht beſchreiben und eventualiter nicht definiren läßt. Erſt geſtern geſtand mir Andromache, Geheimrathens Köchin, daß mir dieſer Schnurrbart einen Reiz verleihe, dem ſie nicht widerſtehen könne . . . . Aber er muß dennoch fallen, Cephiſes.

— Liegt Ihnen denn gar ſo viel an einem Kuß. Ich gebe Ihnen zweie, wenn Sie wollen . . . . .

— Halten Sie Ihren Schnabel, Herr Cephiſes! So einen Kuß bekommt man nicht alle Tage. Der Mund, von dem ich ihn empfangen ſoll, gleicht einem Beet mit friſchen Erdbeeren, die in Wein und Zucker ſchwimmen. So ein Kuß iſt mir lieber als ein Aſſeſſorpoſten und Unſterblichkeit. Nehmen Sie ihn runter, Cephiſes; er falle unter der Guillotine Ihrer Hand.

— Noch iſt es Zeit. Bedenken Sie, daß der

Schnurrbart in einem Nu abraſirt iſt und daß vielleicht Jahre und Monden vergehen, ehe er wieder zum Vorſchein kommt . . . . . .

— Sie mögen Recht haben, theilnahmvoller Cephiſes. Aber ich habe es mir reiflich überlegt, ich muß den Kuß haben, alſo runter mit ihm!

— Ich zähle bis drei. Beſinnen ſie ſich. Eins!

— Nur zu, Cephiſes!

— Zwei und —

— Halt, Cephiſes. Noch einmal will ich in den Spiegel ſehen. Ach, Schnurrbart, wie reizend ſchön biſt du, wie ausnehmend einnehmend. Und dennoch falle! —

— Eins, Zwei und — — Drei. Weg iſt er. Da haben Sie den Schnurrbart, heben Sie ſich die ſchönen Haare auf und laſſen Sie ſich daraus eine Uhrkette machen.

— Cephiſes, ich verbitte mir ſolche Späße. Vergeſſen Sie nicht, mit wem Sie's zu thun haben. Ich bin der Cäſar, der Jus ſtudirt hat, ſich täglich raſiren läßt und den Devrient copiren kann. Bader! nehmen Sie ſich vor mit in Acht!

Und Cephiſes, der gern Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt, machte, daß er fortkam. Cäſar aber wickelte den abgemähten Schnurrbart in ein Stückchen Poſtpapier ein, zog ſich an und eilte zu der ſchönen Frau, die ihm den Kuß verſprochen hatte.

Als ſie den Cäſar, der Jus ſtudirt hat und ſich täglich raſiren läßt, ohne Schnurrbart ſah, rief ſie ihren am Schachbret ſitzenden Gemahl und fing dann heftig zu lachen an.

— Worüber lachen Sie, Gnädige?

— Ich lache daruber, daß Sie ſich den Schnurrbart abnehmen ließen.

— Ich that es deshalb, um von Ihnen einen
uß zu bekommen. Der Schnurrbart iſt abraſirt,
eben Sie mir jetzt einen Kuß.

— Warum nicht gar, daraus wird nichts.

— Sie ſpaßen nur, Madame.

— Nein, nein, es iſt mein völliger Ernſt — ich
iſſe keine fremden Herren und allerwenigſten ſolche,
ie keinen Schnurrbart haben. Wenn Ihnen der
enri quatre wieder gewachſen iſt, dann ſollen Sie
nen Kuß von mir haben, doch nur dann, wenn es
ein Gemahl erlaubt.

Cäſar, der Jus ſtudirt hat, ſich täglich raſiren
äßt und den Devrient copiren kann, ſtand, wie ein
on Zorn aufgeblaſener Puthahn da. Und was that er?

„Er warf ihr den Schnurrbart ins Geſicht,
Den Kuß, ſprach er, begehr ich nicht,
Und verließ ſie zur nämlichen Stunde.“

Seit dieſer Zeit hat die Dame einen Schnurr-
art. Der Himmel hatte den armen Cäſar gerächt!

## 124.

## Phyſiognomien.

Es gibt Phyſiognomien, welche ich nicht anſehen kann, ohne den Mittelfinger an den Daumen zu legen. Ich würde glücklich ſein, wenn ich dieſen Phyſiognomien ein Dutzend Naſenſtüber dediciren könnte.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, in die ich mich gewiſſermaßen verlieben kann.

Es gibt Phyſiognomien, welche mir ſo verhaßt ſind, daß ich wünſchen möchte: ich wäre ein Hund, und ſie wären Eckenſteine.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die mich dergeſtalt anziehen, daß ich wünſchen möchte: ſie wären Roſen, die ich pflucken und ins Waſſer ſtellen könnte.

Es gibt Phyſiognomien, die mich dergeſtalt afficiren, daß ich Chamillenthee trinken muß, um die Züge, die ich in meine Seele eingezogen, wieder auszuſchwitzen.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, von denen ich mich, wie von dem Bilde der Geliebten, nur mit ſchwerer Mühe losreißen kann.

Es gibt Phyſiognomien, deren Anblick mir Kopfſchmerzen und Magenkrampf verurſacht. Ich würde mir den kleinen Finger abſägen laſſen, wenn ich ſie ein Viertelſtündchen maulſchelliren dürfte.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, deren Anblick mir Achtung und Liebe und Ehrfurcht einflößt. Wären ſie Blumen, ſo möchte ich ein Zephyr ſein, um die Reize ihrer Wangen wegzuküſſen.

Es gibt Phyſiognomien, die mich dergeſtalt anekeln, daß mir übel wird, wenn ich nicht alſogleich Hoffmann'ſche Tropfen verſchlucke.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die mir ſo wohlgefallen, daß ich ſie mir wie ein ſchönes Bouquet ins Knopfloch meines Rockes ſtecken möchte.

Es gibt Phyſiognomien, die mich noch mehr anwidern, als Stockfiſch und Sauerkraut. Wären ſie Fliegen, ſo möchte ich eine Klatſche ſein!

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die ich ſo einnehmend finde, daß ich mich zu ihnen hingezogen fühle. Ich wollte, ſie wären Papierſcheibchen, ich würde mir eine Doſe anſchaffen, ſie hineinlegen, um mich ihrer ſtets zu erinnern.

Es gibt Phyſiognomien, die mir ſo unerträglich ſind, daß ſich meine Hand wider Willen zur Fauſt zuſammenballt. Wären ſie Anſchlagzettel, ich riſſe ſie herunter; wären ſie Bilder, ich hinge ſie auf.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, deren Anmuth mich ſtundenlang feſſeln kann. Wären ſie Baiſers oder Pfannkuchen, ich verſchlänge ſie.

Es gibt Phyſiognomien, bei deren Anblick ich das kalte Fieber bekomme. Wären ſie Dintenklerſe, ich möchte das Radirmeſſer ſein.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die für mich unendlichen Reiz haben. Wären ſie Locken, ich truge ſie beſtändig in einer Capſel an meiner Bruſt.

## 125.

## Die franzöſiſchen Reſtaurateurs.

. . . . Wo ich aß? Bald da, bald dort. Gewöhnlich dinirte ich bei Richard im Palais-royal für zwei Francs. Bei Beyermann hätte ich für fünf Schüſſeln, für ein Deſſert und ein Carafon de vin dreimal mehr bezahlen müſſen.

Einmal aß ich aber auch bei Very für zwanzig Francs und am andern Tage bei Almeroth, in der Rue J. J. Rousseau, für achtzehn Sous; ich habe alſo alle Claſſen der franzöſiſchen Küche durchgemacht.

Die vornehmern Reſtaurateurs haben nicht Speiſezettel, ſondern Speiſebücher. In der Reſtauration der trois frères provinciaux (dicht neben Very im Palais-royal) fand ich ein Speiſenlexicon, in dem über 400 Gerichte aufgezählt waren. Noch mehr;

jedes der Gerichte war abgemalt. Auf dieſer Seite lachte mich ein einmarinirter Stockfiſch, auf jener ein eingemachter Kalbskopf an.

Man macht ſo viel Rühmens von den Wiener Speiſezetteln. Sie ſind arme Schlucker gegen die franzöſiſchen.

Anfangs wollte mir die franzöſiſche Küche durchaus nicht behagen. Ich ließ mich durch ſchöne Namen zu der Wahl der unſchmackhafteſten Gerichte verleiten. Als ich aber nach und nach ein ganzes Speiſebuch durchgegeſſen hatte, da wußte ich, was meinem deutſchen Gaumen am beſten behagte und dabei blieb ich.

Als ich bei Very aß, ließ ich mir ein Gericht geben, deſſen Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Der Garçon brachte es mir. Ich beguckte die Speiſe von allen Seiten und wußte nicht, ob ſie mit Löffeln oder mit Meſſern behandelt wird. Zum Glück verlangte mein Nebenmann die nämliche Speiſe. Wie froh war ich! Verſtohlen warf ich einen Blick auf ſeinen Teller, lauſchte ihm Schnitt für Schnitt das Tranchiren ab, copirte den culinariſchen Anatomen, und löſ'te auf dieſe Weiſe das ſchwierige Räthſel der Pariſer Kochkunſt zu meiner größten Zufriedenheit. Das Ding wollte mir aber durchaus nicht munden, es war nicht ſüß, nicht ſauer! Ich mußte für ein Paar Gänge einen Louisd'or bezahlen und war nicht einmal ſatt. Da hat es mir für zwei Francs bei Richard, Peſtell und Andern weit beſſer geſchmeckt.

Very, deſſen Name in den Annalen der franzöſiſchen Kochkunſt eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, iſt nicht mehr ſo berühmt, als er war. Er und Demoiſelle Mars haben in den letzten ſechs Jahren ſehr viel von ihrem Anſehen verloren. Seine culinariſchen und ihre theatraliſchen Leiſtungen ſind nicht mehr ſo beliebt

früher. Die Gourmands haben jetzt dem Reſtau-
ır der frères provinciaux, und die Kunſtliebhaber
Demoiſelle Jenny Vertpré am Théâtre Gymnase
Gunſt geſchenkt.

Die franzöſiſchen Reſtaurationen beſitzen einen
zug, der eine magnetiſche Attractionskraft ausübt.
werden nämlich die Pariſer Speiſeſäle nicht nur
Männern, ſondern auch von Damen aus der
ehmen und mittlern Claſſe beſucht.

Mir ſchmeckt das Eſſen noch einmal ſo gut,
n auch Damen an der Tafel ſitzen. Ich habe
einmal ſo viel Appetit, wenn ich während des
ns mit einer holden Frau converſiren oder lieb-
eln kann. Frauenblicke können zwar ſehr oft die
ppe verſalzen, aber was ſchadet dies? Sie bleiben
immer die Würze des Lebens. Ohne Weiber und
tern wäre die Erde ein wahres Jammerthal, ohne
mpagner und Liebe wäre das Leben ein Bogen
hpapier mit tauſend Dintenklexen.

An Sonntagen findet man faſt an jedem Tiſche
Paar allerliebſte Franzöſinnen. Der Commis führt
e Geliebte, der Officier ſeine Griſette, der Marquis
e Maitreſſe zu Very und fährt dann mit ihr nach
ntmorency.

Eines Mittags fand ich in der Reſtauration der
res provinciaux die bekannte Leontine Fay, die
n ſeit ſechs Jahren funfzehn Sommer alt iſt. Zu
r Rechten ſaß der unerſchöpfliche Vaudevillen-Fa-
ant Scribe, zu ihrer Linken der Gérant des Jour-
des Comédiens und Leontinen gegenüber ein alter
ter der Ehrenlegion. Sie kamen mir wie eine
iſtpartie vor, in der der Alte der Strohmann war.

## 126.

## Madame Pflaumenmus.

. . . Sie war Schauſpielerin. Die Kritik hatte der Armen aber dergeſtalt das Leben verbittert, daß ſie ihren Abſchied nahm und eine neue Laufbahn begann.

Madame Pflaumenmus war im Ganzen nur zwei Jahre beim Theater. In dieſen zwei Jahren trat ſie höchſtens zwanzig Mal auf. Aber jedes Mal ward ſie von den Journalen dergeſtalt durchgehechelt, daß ſie am Ende Luſt und Muth verlor.

Die Dame hat aus dieſem Grunde eine ſchreckliche Antipathie gegen die Journale. Wenn ihr ein Blatt unter die Augen kommt, ſo geräth ſie ſo ſehr in Wuth, daß ſie ſich ſelbſt an ihrem Herrn Gemahl vergreifen könnte, wenn er ihr nicht aus dem Wege geht.

Um ſich an den Journalen zu rächen, die ihr ſo viele Thränen verurſacht haben, gerieth ſie auf einen Einfall, der eben ſo geiſtreich als boshaft iſt.

Madame Pflaumenmus hat in Summa Summarum 5 Schooßhunde. Jedem Hund hat ſie den Namen einer Berliner Zeitſchrift beigelegt. Der eine Schooßhund heißt: „Till Eulenſpiegel,“ der zweite, der „Freimüthige,“ der dritte, der „Geſellſchafter,“ Nr. vier und fünf ſind Hündinnen, von denen die eine die „Voſſiſche“ und die andere die „Spenerſche“ heißt. Der „Freimüthige“ und der „Geſellſchafter“ ſind ihre Lieblinge — dieſe haben es am beſten bei der Dame. Sie fährt täglich mit ihnen ſpazieren, nimmt ſie in Theater und Concerte, in Gärten und Theegeſellſchaften mit, und füttert ſie mit Süßigkeiten ab. Aus der „Spenerſchen“ und „Voſſiſchen“ macht ſie ſich wenig

ar nichts, ſie läßt ſie laufen und kümmert ſich
um ſie. Aber den „Till Eulenſpiegel,“ den
ſchwarzen Pinſcher, den haßt ſie. Er bekommt
mehr Schläge als Eſſen.
Beſucht ſie Jemand, ſo ruft ſie: „Eulenſpiegel,“
herein! Der Pinſcher iſt aber ſtarrkopfig und
nnig — er kommt nicht. Sie ruft ihn zum
und zehnten Mal: Schön herein, „Eulenſpie-
Der Pinſcher kommt trotzdem nicht. Madame
nenmus wird wüthend und ſchlägt ihn. Der
er fängt zu heulen und zu winſeln an, Madame
nenmus ruft: Couche — der Pinſcher bellt aber
ſtärker. Sie ruft zehn und zwanzig Mal „will
hl couchen“ der Pinſcher läßt ſich durch dieſes
aber gar nicht aus der Faſſung bringen und
bis er genug hat.
Die „Spenerſche“ und „Voſſiſche“ können auf-
n, apportiren und mehr dergleichen Stuckchen.
„Freimüthige“ und der „Geſellſchafter“ ſind aber
unbeholfen, ſie liegen den ganzen, lieben Tag
em Sopha, gähnen und ſchlafen.
Es iſt gut, daß es in Berlin nicht mehr als funf
ngen gibt, die über Theater referiren. Gäbe es
ſoviel Journale als in Paris, Madame Pflau-
us müßte ſich, um jede Zeitung auf den Hund
ingen, hundert Schooßhunde halten. Die Rache
dann freilich etwas koſtſpielig und uncommode.
Manche Zeitungen haben übrigens, unter uns
t, ſehr viel Aehnlichkeit mit den Hunden. Sie
en, klaffen, beißen. Die Meiſten liegen an
Kette, ſind wachſam und machen Lärmen, wenn
in Fremder einſchleicht. Du ſiehſt, lieber Leſer,
ch ſelbſt meinen Stand nicht ſchone, und auch
ournaliſtik bisweilen ein Wenig touchire, wiewohl

ich in Deutſchland vielleicht ihr wärmſter Verehrer, ihr treueſter Anhänger, ihr größter Lobredner und ihr eifrigſter Verfechter bin. Scherz muß ſie ſich aber gefallen laſſen!

## 127.

## Die Veſtalin.

„Kommſt Du mir ſo, komm ich Dir ſo.“
Petrarca.

Leon trat eben in den Saal. Das buntſcheckige, hin- und herwogende Maskengewimmel, das ſchimmernde Lichtmeer der hundertflammigen Kronenleuchter, der fröhliche Melodienruf der tanzluſtſtachelnden Muſik, der bunte Reigen der Tanzenden, die orientaliſche Pracht und der majeſtätiſche Geſchmack der Coſtüme, das Blitzen und Funkeln und Flimmern und Flittern der Demanten und Juwelen, womit die Gewänder der Damen überſäet waren, die Neuheit der vielen Maskenanzüge, und das Myſterieuſe, das jedweder Maske eigen iſt — dies Alles ſchuf ein zaubervolles Panorama, dem er in jeder Minute eine neue Schönheit, einen neuen Reiz ablauſchte.

Fröhlich tauchte er, mehr als je zu Abenteuern aufgelegt, in die bunte Fluth der ſich drängenden Masken, badete ſich in dem wonnevollen Meer unwiderſtehbarer Reize, wurde bald von dem blendenden Nacken einer Anadyomene, bald von der reizenden Geſtalt einer Hebe, bald von der kleinen Hand einer Lais und bald von dem noch kleineren Fuß einer Rhodope ort: und hingeriſſen.

Sein roſenfarbener Domino harmonirte mit ſeiner roſenfarbenen Laune. Er ſchwamm in Wonne und Entzücken.

Plötzlich fällt ſein Auge auf ein Maskenpaar, von denen die Eine als Veſtalin, die Andere als Pilgerin gekleidet war. Mehr als die Braune feſſelte ihn die Weiße. Der wunderholde Bau ihres reizumgürteten Körpers, ihr himmliſcher Wuchs, ihre göttliche Taille und vor Allem der kleine Fuß flößten ihm eine heftige Leidenſchaft ein.

Leon war, unter vier Augen ſei es geſagt, ein großer Geck. Er hielt ſich für den ſchönſten und intereſſanteſten aller Männer und rühmte ſich mehr als einmal, daß ihm keine Dame widerſtehen könne. Er richtete jetzt ſein ganzes Augenmerk auf die reizende Veſtalin und war im Voraus ſeines Sieges gewiß. Wie der Schatten an ihre Ferſe gekettet, verfolgte er ſie durch alle Säle, betrachtete ſie von allen Seiten und entdeckte ſtets neue Vorzüge an ihr. Seine wollüſtige Phantaſie lieh dieſer Maske Millionen Reize, von denen der eine verführeriſcher als der andere war.

Leon gehörte zu jenen Roués aimables, die ſich durch ihre Keckheit und Zudringlichkeit auszeichnen, die ſich nicht ſo leicht abweiſen, nicht ſo leicht zurückſchrecken laſſen.

Auch hier erlaubte er ſich Dinge, die ſich ein Mann von Bildung gegen Damen nie hätte zu Schulden kommen laſſen. Seine Huldigungen ſchienen Anfangs der Veſtalin nicht ſehr angenehm zu ſein, man ſah es nur zu deutlich, wie viel Mühe ſie ſich gab, ihm und ſeiner Zärtlichkeit aus dem Wege zu gehen. Sie zog ſich deshalb mit ihrer Begleiterin in einen der Nebenſäle zurück. Leon folgte ihr aber, ſtellte ſich ihr gegenüber und fixirte ſie ſo ſtark mit ſeinen Blicken, daß ſie dadurch recht verlegen wurde. Da ziſchelte die Pilgerin der Veſtalin recht geheimnißvoll ein Paar Worte ins Ohr, die ſie ganz umſtimmten. Die Veſtalin zeigte ſich nicht mehr ſo kalt gegen Leon, näherte ſich ihm und malte in ſeine Hand ein L.

— Wie, ſchöne Maske, Du kennſt mich?

— Wer wird Dich nicht kennen?

— So ſage mir, wie ich heiße.

— Leon iſt Dein Name.

— Getroffen, ſchöne Maske.

Die Pilgerin hatte ihn an ſeinem blonden Haar, an ſeinem Backenbart und an ſeinem ganzen Benehmen erkannt, und es der Veſtalin vorhin ins Ohr geraunt, daß dieſer rothe Domino jener Leon ſei, der ſich für den ſchönſten und intereſſanteſten aller Männer hält, und dem, wie er ſagt, kein Weib auf Erden widerſtehen könne. Die Veſtalin lächelte und wurde mit jeder Minute freundlicher und zuvorkommender gegen ihn. Leon hatte Grund, das für einen guten Vorboten zu halten; er ſchloß ſich immer mehr und mehr an die Veſtalin an und engagirte ſie ſogar zum Contretanz. Die Dame willigte ein.

Während des Tanzes entfaltete er den ganzen Fond ſeiner kecken Höflichkeit, überſchüttete ſie mit den feinſten Complimenten, fand ſie reizend, ſchön, liebenswürdig und ſo weiter.

— Wie können Sie mich reizend, ſchön und liebenswürdig finden, Sie haben mich ja noch nie ohne Larve geſehen.

— Das Blut, das jetzt ſo raſch und ungeſtüm in meinen Adern rollt, es ſagt mir, daß Sie ſchön

. Ich beſitze in derlei Fällen eine große Divina-
sgabe.

— Es wäre doch leicht möglich, daß Sie ſich
nal geirrt hätten.

— Nein, nein! Das Feuer Ihrer ſchwarzen
en, das durch die Larve wie die Sonne durch
Wolkenſchleier blitzt, der liebliche Ton Ihrer jugend-
n Silberſtimme, der Alabaſter Ihrer zarten Hand,
Wuchs, Ihr Fuß beſtätigen nur allzuklar, daß
mich in Ihnen nicht geirrt habe.

Zärtlich drückte er jetzt ihre Hand und war über-
klich, als er dieſen zarten Druck leiſe erwidert
te. Sie iſt Dein, ſagte er zu ſich ſelbſt und
mphirte ſchon im Voraus.

Um zu erfahren, wen er vor ſich habe, ſtellte er
ge verfängliche Fragen an ſie. Die Veſtalin war
nicht dumm, errieth ſeine Abſicht und richtete
nach ihre Antworten ein.

— Sind Sie hier allein auf dem Balle?

— Ich bin mit einer andern Dame hier. Die
gerin, mit der Sie mich gehen ſahen, iſt meine
gere Schweſter.

— Warum iſt nicht auch Ihr Herr Gemahl auf
Ball?

— Mein Gemahl? Wer ſagte Ihnen daß ich
heirathet bin?

— Ich vermuthete es nur.

— Gedanken ſind zollfrei.

Der Contretanz war jetzt beendet. Leon führte
Veſtalin und ihre Schweſter ins Büffet. Die
men ſträubten ſich Anfangs. Ah bah das macht
ts, dachte er bei ſich, das Sträuben iſt blos Styl
Etikette bei den Damen, hat aber nicht viel zu

bedeuten. Er bat ſie ſo lange, mit ihm zu ſoupiren, bis ſie endlich nachgaben.

Nachdem er ſeine Larve abgenommen, eine Trüffelpaſtete, Auſtern und Champagner beſtellt hatte, drang er in ſeine Damen, ſich zu demasciren. Sie wollten das nicht. Leon hielt dies fur eine bloße Caprice, konnte ſich aber nicht enthalten, den Flor ihrer Halblarve aufzuheben, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob es denn wirklich der Muhe werth ſei, fur ſie das Souper zu bezahlen und ihr den Hof zu machen. Er wollte ſeine Neigung an keine Häßliche verſchwenden. Der Mann hatte Recht! Aber die Veſtalin war ſchön. Das ſchelmiſche Lächeln, das um die Damascusroſe ihres Mundes ſpielte, zeigte ihm zwei Perlenreihen blendendweißer Zähne. Das war genug! Er hatte ſich nicht geirrt.

Die Veſtalin aß wenig oder gar nichts. Weit mehr Appetit hatte ihre Schweſter, die Pilgerin. Das Meiſte aber aß unſer Leon. Er entfaltete im Eſſen eine Virtuoſität, gegen die ſich nichts einwenden ließ. In zehn Minuten hatte er eine halbe Trüffelpaſtete, circa zwanzig Auſtern und ſechs bis acht Gläſer Champagner in das Felleiſen ſeines Magens eingepackt.

Nachdem er ſeine Teller zierlich geleert hatte, begehrte er vom Marquer ſeine Rechnung.

— Was bin ich Ihnen ſchuldig?

— Nichts.

— Nichts?

— Es iſt ſchon Alles bezahlt.

— Bezahlt? Sind Sie toll? Wer hat es bezahlt?

Der Marqueur zeigte auf die Veſtalin — Leon ſtutzte, die Damen kicherten unter ihren Larven und freuten ſich uber ſeine Verlegenheit. Während ihr

Chapeau im Auſterneſſen vertieſt war, verfügte ſich die Veſtalin, unter dem Vorwande, ihr aufgegangenes Schuhband wieder zuzubinden, in die Stube des Reſtaurateurs, und bezahlte dort, zu ſtolz, um ſich von einem fremden Herrn freihalten zu laſſen, das Souper fur ihn.

Leon ſtellte ſich, als ob das ihn, Gott weiß wie ſehr, verdröſſe; im Innern mochte es ihm aber nicht unlieb geweſen ſein, denn wer weiß, ob ſeine Baarſchaft zur Bezahlung dieſes Abendſchmauſes ausgereicht hätte. Das hätte freilich nichts zu ſagen gehabt, denn er hätte ſeine Cylinder-Uhr oder einen ſeiner vielen Ringe, die auf dem Mittelfinger ſeiner rechten Hand ſaßen, dem Reſtaurateur als Pfand zurückgelaſſen.

Leon wollte ſeiner Veſtalin Vorwürfe darüber machen, da erhob ſie ſich von der Tafel und erklärte, daß es jetzt Zeit ſei, ſich nach Haus zu begeben.

— Warum eilen Sie ſo?

— Ich bin ſehr ermüdet. Komm Emilie, es iſt die höchſte Zeit, daß wir uns entfernen, denn (ſie ſah auf ihr Uehrchen) Zwölf iſt ſchon längſt vorüber. Komm, komm . . .

— Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten?

— Wir danken Ihnen recht ſehr.

— Wie, Sie werden doch nicht in ſpäter Nacht allein zu Fuß nach Hauſe gehen?? Unſere Straßen ſind öde und finſter. Sie könnten fallen, oder überfallen werden.

— Sein Sie unbeſorgt. Mein Wagen wartet unten.

— Erlauben Sie, daß ich Sie begleiten darf?

— O ja, doch wie ſich von ſelbſt verſteht, nur bis zum Wagen.

— Façon de parler, ich begleite Sie bis nach Hauſe, in Ihre Wohnung.

Statt der Antwort warf ſie ihm einen freundlichen Blick zu.

Ich verſtehe, rief der entzückte Leon aus, ergriff ihre Hand und drückte ſie voll Inbrunſt an ſeine heißen Lippen. Die Veſtalin ließ ihn ruhig gewähren und die Schweſter, ſie ſchlug die Augen nieder.

Im großen Vorſale wartete der Diener der Damen mit ihren Mänteln. Leon warf der Veſtalin, der Diener ihrer Schweſter den ſchottiſchen Wickler um. Zuerſt ſtieg die Veſtalin, dann die Pilgerin und zuletzt unſer Leon in den Wagen. Der Diener ſchlug die Wagenthür zu und ſchwang ſich dann auf den Bock zu dem bepelzten Kutſcher.

Der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle durch die dunklen Straßen. Leon ſchwelgte ſchon in dem Vorgeſchmack beſeligender Wonnen, die er kaum erwarten konnte. Der Champagner hatte ſein Gehirn erhitzt, ſeine Einbildungskraft malte ſich dieſe myſtiſche Maſke und die Freuden, die er ſich von ihr verſprach, mit den keckſten, üppigſten Farben aus. Er träumte, im Mahomeds-Paradieſe zu ſein, in welchem ihm die ſchönſte der Houris den vollen Becher der ſüßeſten aller Freuden credenzte. Das erhitzte, ungeſtüm rollende Blut ſchwellte ſeine Adern und trocknete ſeine Zunge aus. Zehn Mal ergriff er die Hand ſeiner gegenüberſitzenden Veſtalin, mit heißer Gluth preßte er ſie an ſeine bebenden Lippen. Allein mehr als einmal verſuchte ſie es, ihre Hand der ſeinigen zu entziehen — dieſe ſpröde Weigerung aber, die unſer Leon für nichts Anderes, als eine zum Bonton gehörige Affectation hielt, ſchürte um ſo mehr die lodernde Flamme ſeiner brennenden Triebe an und brachte ihn in eine Art anakreontiſcher Verzückung, der allmälig alle ſeine Sinne unterlagen. Die Veſtalin wußte ihn aber trotzdem in den Grenzen des Anſtandes zu erhalten und dämpfte die Gluth ſeiner Liebe bald durch Ermahnungen, bald durch Vorwürfe. Aber dieſe Vorwürfe klangen ſo liebevoll, daß ſie ihn immer mehr in ſeinem Glauben beſtärkten und jeden Zweifel aus ſeiner frohbewegten Seele verſcheuchten. Mein iſt ſie, dachte er, und konnte kaum den Moment erwarten, wo er die Früchte ſeines Sieges einernten durfte.

Der Wagen fuhr zum Thore hinaus und hielt endlich vor einem großen Eckhauſe. Der Diener ſprang von ſeinem Bock herab, öffnete den Wagenſchlag und hob zuerſt die Pilgerin, dann die Veſtalin und zuletzt den roſenrothen Domino hinaus. Die Pilgerin zog an der Klingel und zwei Minuten ſpäter öffnete ein Diener das Hausthor.

Die Damen erſtiegen die mit Gas erleuchtete Treppe, Leon folgte ihnen.

Die Veſtalin führte ihren Ritter in ein ſtockfinſteres Gemach, geleitete ihn zum Sopha und bat ihn, hier ſo lange ſitzen zu bleiben, bis ſie wiederkäme.

— Sie wollen ſich entfernen und mich hier allein laſſen?

— Ich will blos meine Maske ablegen, ſagte ſie und eilte mit ihrer Schweſter in ein Seitengemach.

Leon befand ſich nun allein, ganz allein in einem wildfremden Hauſe in einem ſtockfinſtern Zimmer. Mäuschenſtill blieb er auf dem Sopha ſitzen, mit geſpannter Sehnſucht der erwünſchten Kataſtrophe ſeines Abenteuers entgegenſehend.

Es vergingen fünf, es vergingen zehn Minuten, die Heißerſehnte kam nicht. Meine ſchöne Unbekannte, ſprach er zu ſich ſelbſt, läßt mich lange im Finſtern tappen. Sagte ſie nicht: ſie wolle blos ihre Maske ablegen? . . . Braucht ſie dazu ſo viel Zeit . . . mort de ma vie! das kommt mir verdächtig vor.

Mit jeder Secunde wuchs ſeine Neugier, ſeine Ungeduld. Das pochende Herz, das Prickeln des Blutes in ſeinen Adern, das Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung . . . ſollte ihm da nicht angſt und bang' werden?! Das unheimliche Gefühl, das ihn beſchlich, benahm ihm allen Muth, er wagte kaum zu athmen . . .

Endlich öffnet ſich die Thür. Die Veſtalin — nein, ein Diener tritt ein, der erſt ſeine Verbeugung macht und dann einen ſilbernen Armleuchter mit drei Lichtern und ein großes Lavoir auf den Tiſch ſetzt und ſich dann eiligſt wieder entfernt.

Das Licht verſcheuchte die Nacht des bangen Zweifels; Leon ſchöpfte wieder freier Athem, ſah ſich im Zimmer um und überzeugte ſich, daß er in einem vornehmen Hauſe ſei und keinen Grund habe, ſich zu ängſtigen.

Bald darauf kam ein anderer Diener, der in der einen Hand ein großes Handtuch, in der andern Hand ein Paar Flacons mit farbigen Flüſſigkeiten trug. Er legte Beides auf den Tiſch und wollte gehen.

— Nur ein Wort, mein lieber Freund . . .

— Sie befehlen?

— Werd' ich hier noch lange warten müſſen?

— Gedulden Sie ſich nur noch einige Minuten. Sie werden gleich hier ſein. Der Diener entfernte ſich. Leon faßte neuen Muth, ſchnalzte mit ſeinen Fingern vor Freude und Ungeduld, und wünſchte ſich den erſehnten Augenblick herbei, der ihm die ſchönſte aller Freuden bringen ſollte.

Meine ſchöne Unbekannte läßt lange auf ſich warten, murmelte er leiſe vor ſich hin. Vermuthlich wirſt ſie ſich in ein reizendes Negligé, um mir noch mehr zu gefallen. Leon, rief er freudig aus, Du biſt ein glücklicher Kerl — es gibt kein Weib, das Dir widerſtehen könnte . . .

Da trat ein dritter Diener ein und legte mitten ins Zimmer ein breites, hohes Polſterkiſſen, das viel Aehnlichkeit mit einer Pavelace hatte, worauf die Türken ihre Sieſta halten.

Welche Vorbereitungen! Flacons mit farbigen Flüſſigkeiten, (vermuthlich waren es koſtbare Liqueure), ein Lavoir mit Waſſer, ein Handtuch und ein großes Polſterkiſſen. Das wäre Alles recht gut und ſchön, wenn nur ſchon die ſchöne Unbekannte da wäre, damit ich wüßte, woran ich bin. Aber warum kommt ſie nicht. Teufel, was geht hier vor. Horch!! Jetzt glaubte er das Rauſchen ihres Nachtgewandes zu vernehmen. Sprach ſie da nicht, war das nicht ihre Stimme, die ich jetzt vernahm. Sieh', jetzt öffnet ſich die Thür.

Wer malt die Verwunderung und den Schreck Leons, als er — rathe wen? eintreten ſah. Die Veſtalin? Nein! Etwa die Pilgerin? Nein! Oder gar einen Geiſt oder ein Geſpenſt? Auch das nicht!

Da Du es ſchwerlich errathen wirſt, ſo will ich's Dir lieber ſagen, damit Deine Neugier nicht auf die Folter geſpannt werde.

Ein ziemlich alter Herr in einem braunſeidenen Schlafrock trat ein. Er rückte ſein ſchwarzes Sammtkäppchen und machte eine kurze, aber ſehr kalte Verbeugung.

— Mein Herr, ich muß Sie um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie ſo lange warten ließ. Meine Frau, die Veſtalin, die Sie auf der Redoute kennen gelernt, mußte mich wecken, denn ich lag ſchon im tiefſten Schlafe . . .

Leon konnte ſich von Schreck und Verwunderung noch immer nicht erholen, er ſtand wie vom Blitz getroffen da, wußte nicht, was er davon denken, was er dazu ſagen ſollte.

— Ziehen Sie ſich Ihren Rock aus, fuhr der alte Herr fort, machen Sie ſich's bequem, geniren Sie ſich nicht . . .

Leon ſollte ſeinen Rock ausziehen?! Warum? Was hatte der alte Herr für Abſichten?

— Setzen Sie ſich gefälligſt auf dieſes Polſterkiſſen, verhalten Sie ſich ganz ruhig, wenn ich bitten darf, es iſt bald vorüber . . .

Ich ſoll mich aufs Polſterkiſſen ſetzen (dachte ſich Leon), ſoll mich ruhig verhalten, es wird bald vorüber ſein! Was hat dieſer Menſch mit mir vor??? Ein ſchrecklicher Gedanke wurde in ſeiner geängſtigten Seele wach . . . Dieſer Mann wird doch nicht etwa . . . Nein, das wäre entſetzlich, gräßlich, abſcheulich . . . Leon zitterte an allen Gliedern, wie ein vom Sturmwind zerzauſtes Espenlaub.

— Warum ängſtigen Sie ſich ſo? Stellen Sie ſich doch die Sache nicht ſo ſchrecklich vor . . . eins, zwei, drei und Alles iſt überſtanden. Setzen Sie ſich.

Leon, von Schreck ganz perplex gemacht, ſetzte ſich. Der alte Herr legte eine Hand auf Leons Kinn, die andere auf Leons Stirn, riß ihm den Mund auf und fragte ihn:

— Welcher iſt es?

— Mein Herr, was wollen Sie?

— Ihnen den Zahn ausziehen . . .

— Welchen Zahn?

— Den Zahn, welcher Ihnen auf der Redoute ſo gräßliche Schmerzen verurſacht hat.

— Woher wiſſen Sie das?

— Komiſche Frage! Meine Frau hat es mir geſagt. Weckte ſie mich doch deshalb aus dem Schlafe auf, um Sie von Ihren Schmerzen zu befreien.

Himmel tauſend Donnerwetter — jetzt ging dem armen Leon ein furchtbares Licht auf. Durch den Schreck ganz verdutzt und dumm gemacht, wußte er nicht, was er anfangen ſollte. Dem Mann der Veſtalin geſtehen, daß er aus einem ganz andern Grunde ſeiner Frau gefolgt, das wäre nicht discret und noch weniger heilſam geweſen — dieſe Offenherzigkeit wäre ihm theuer zu ſtehen gekommen. Wie ſollte er ſich da aus der Affaire ziehen? Er mußte gute Miene zum böſen Spiele machen und gutwillig in den Plan der malitiöſen Veſtalin eingehen, um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen.

— Es iſt wohl wahr, daß ich heftige Zahnſchmerzen hatte, ſie haben aber jetzt ganz aufgehört.

— Das macht die Angſt, in fünf Minuten kehrt das alte Uebel mit erneuerter Kraft wieder. Sie haben keine Ruh' bei Tag und Nacht und müſſen ſich vielleicht Monden lang damit herumquälen. Zeigen Sie mir den kranken Zahn. Iſt er hohl? Vielleicht kann ich ihn plombiren, das thut Ihnen nicht im Geringſten weh.

Was war da zu thun?! Leon mußte ſich fügen und zeigte auf einen der obern Schneidezähne.

— Ziehen Sie ihn aber ja nicht aus.

— Nein, nein, ich will ihn blos unterſuchen.

Der Zahnarzt, einer der geſchickteſten der Reſidenz, holte jetzt, ohne daß es Leon merkte, aus dem Aermel ſeines Schlafrocks raſch ein Zängelchen hervor und — ratſch! der bezeichnete Schneidezahn war ausgezogen.

Leon ſtieß einen heftigen Schrei aus und fiel, von Schreck und Schmerz überwältigt, in Ohnmacht.

Der Arzt hielt ihm ein Flacon mit Hirſchhorngeiſt unter die Naſe — Leon kam ſchnell wieder zu ſich.

— Spülen Sie ſich jetzt den Mund mit dieſem Eſſigwaſſer aus, damit ſich das wunde Zahnfleiſch wieder ſchließe.

Während ſich Leon den Mund mit Eſſig ausſpülte, betrachtete der Zahnarzt durch die Loupe den ausgezogenen Zahn und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ihm dieſer Zahn wehethun konnte, da doch Krone und Wurzel deſſelben ganz geſund ausſähen.

Leon war außer ſich vor Wuth. Ohne Adieu zu ſagen, wollte er fortrennen. Als er ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihn der Zahnarzt zurück.

— Mein Herr!

— Was wollen Sie?

— Es thut mir leid, wenn ich's Ihnen erſt ſagen muß, was ich will. Sie ſollten das doch ſelbſt wiſſen, daß man Zähne nicht umſonſt auszieht.

— Wie? ich ſoll Sie auch noch dafür bezahlen??

— Freilich, freilich, ſagte mit kaltblütiger Ruhe der Zahnarzt, und bat ihn, den ausgezogenen Zahn, den er ſo eben in ein Stückchen Papier eingewickelt hatte, mitzunehmen.

— Da möchte man doch gleich . . . . . . Was bekommen Sie?

— Einen Ducaten.

— Was, einen Ducaten?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Haben Sie vergeſſen, daß mich meine Frau Ihretwegen aus dem Schlaf aufgeweckt ....

— Das hätte ſie ſollen bleiben laſſen! rief wuthentbrannt der getäuſchte Leon aus, warf drei harte Thaler auf den Tiſch und lief zornig zur Thür hinaus.

In dem nämlichen Augenblick ſtürzte lachend aus dem Seitengemach die Frau des Zahnarztes herein und erzählte jetzt erſt ihrem Gemahl, daß ſie ihm ein Märchen aufgeheftet habe, um den Gecken für ſeine Zudringlichkeit beſtrafen zu laſſen.

Der Zahnarzt wollte ſich darüber todtlachen. Hätte ich das früher gewußt, ſagte er, ſo würde ich ihm blos Angſt eingejagt, aber keineswegs einen kerngeſunden Zahn ausgezogen und dadurch ſein ganzes Gebiß verunſtaltet haben. Liebes Weibchen, der Himmel verzeihe Dir dieſen malitiöſen Streich, fuhr er fort und ging zu Bette.

* * *

Gemüthlicher Leſer, himmliſche Leſerin — ſiehſt Du jetzt irgendwo einen jungen Stutzer, dem einer der obern Schneidezähne fehlt, ſo denke Dir: Das iſt Leon.

## 128.

## Vorwürfe.

Ich kenne einen Schriftſteller, einen jungen, äußerſt liebenswürdigen und ungemein intereſſanten Mann, an deſſen Schickſal ich einen eben ſo warmen Antheil nehme, als an dem meinigen.

Dieſem jungen, intereſſanten, liebenswürdigen Schriftſteller werden von der Kritik allerhand Vorwürfe gemacht, die meinem Ich eben ſo nahe treten als dem ſeinigen. Drum drängt es mich, ſeine Vertheidigung zu übernehmen.

Man wirft ihm eine allzugroße Bitterkeit vor.

Parbleu! Kann der ſüß ſein, dem die Menſchheit den vollen Giftbecher zu leeren gegeben? Wer ſo viel traurige, herzräderende Erfahrungen gemacht, als er, wer ſo viel ungerechte, himmelſchreiende Verfolgungen erlitten hat, als er, der muß zur Coloquinthe werden, ſelbſt wenn er früher eine Ananas geweſen wäre. Er will die Laſter und Thorheiten der Menſchen dergeſtalt geißeln, daß ſie es fühlen ſollen. Die Thoren haben aber Rhinoceros-Häute, auf die das Kitzeln leichter Scherze und das Touchiren ſcherzhafter Laune keinen Eindruck macht. Er muß mit Knitteln dreinhauen, wenn der Streich durch das dicke Rhinoceros-Fell durchdringen ſoll.

Mein junger Freund macht keine Anſprüche auf den Namen eines Humoriſten, er iſt nur ein Satyriker, der die Schwächen und Narretheien der Men-

en unbarmherzig durchfuchteln will. Die Ruthen-
ebe der Laune und Bonhommie ſind viel zu gelind'
r jene Dickhäute, nur die Peitſchenhiebe und Stock-
läge juvenaliſcher Satyre dringen durch.

Homöopathiſche Satyre, die mit einem Millio-
ntheil von einem Gran ſatyriſchen Glauberſalzes ein
ſtgewurzeltes Gebrechen ausrotten will, bleibt ohne
Wirkung. In der Satyre gelangt der allöopathiſche
rzt weit früher zum Ziele.

Man macht meinem zweiten Ich den Vorwurf,
s ſei zu hitzig, zu exaltirt, es haſche immer nach Ex-
tremen und trage bei der Portraitirung ſeiner Schur-
en und Thoren zu craſſe, grelle Farben auf.

Soll ein Schriftſteller nicht hitzig ſein, wenn man
hm von allen Seiten einheizt und den Kopf warm
macht?

Er trägt deshalb ſo ſtarke Farben auf, weil es
eine Abſicht iſt, durch dieſe craſſe Farbengebung die
Thorheit und das Laſter deſto abſchreckender erſcheinen
u laſſen. Die Satyre ſoll die Schwachen der Men-
chen dergeſtalt ſchildern, daß ſie in andern Gemüthern
Abſcheu erregen. Durch dieſen Ekel, den ſie durch die
craſſen Farben einimpft, erſtickt ſie den Keim zur
Nachahmung und dies iſt, meinem Erachten nach, der
erſte Zweck der Satyre. Sie will nicht beſſern, dies
wäre vergebliche Mühe; denn Schurke bleibt Schurke,
Thor bleibt Thor, an Beiden iſt Hopfen und Malz
verloren. Sie will den Schurken und Thoren nur
beſtrafen und Andere, deren Sinne noch nicht von
den Netzen der Thorheit und des Laſters umſtrickt
ſind, durch das Vorhalten eines Spiegels, der alle
Folgen dieſer Verirrungen zurückſtrahlt, davon abſchre-

cken. Sie kann nicht die Zahl der Thoren und Schurken vermindern, ſondern blos Präſervativ-Mittel erſinnen, daß die Legion wenigſtens nicht vermehrt werde. Laſter und Thorheit ſind anſteckende Seuchen. Die Satyre zieht deshalb einen Sanitätscordon und warnt die Geſunden, daß ſie ſich vor dem Miasmus in Acht nehmen und verwahren möchten. Je ſcheußlicher ein Laſter, je lächerlicher eine Thorheit dargeſtellt wird, deſto abſchreckender iſt ſie; aus dieſem Grunde ſchildert mein Freund nicht die gewöhnliche Thorheit, ſondern die Thorheit in höchſter Potenz.

Man wirft ihm vor, daß er manchmal von dem Strudel der Perſönlichkeit fortgeriſſen werde.

Wahr iſt es, daß die Satyre nur die Sache, nicht die Perſon durchhecheln und geißeln ſoll. Sie ſoll die Thorheit, aber niemals den Thoren verlachen. Sie ſoll den Eigendünkel, aber nicht den Eigendünkeligen durch die Hechel ziehen. Es gibt aber viele Fälle, wo die Thorheit von dem Thoren ganz unzertrennlich und gleichſam die Haut ſeines Fleiſches iſt. Schlägt man die Haut, ſo ſchmerzt es auch den Körper.

Ein Poetaſter hat ein langweiliges Buch in die Welt geſetzt und hält ſich nun für einen zweiten Shakeſpeare. Die Satyre macht nun das Buch lächerlich, läßt aber den Verfaſſer ganz aus dem Spiele. Sie bekrittelt ein Bild und thut dem Maler nicht weh, ſie geißelt ein muſikaliſches Charivari und braucht trotzdem nicht im Mindeſten dem Componiſten nahe zu treten. Wenn ſie aber über die elende Leiſtung einer Theaterperſon herfällt, ſo muß ſie bon-gré — malgré perſönlich werden. Sagt ſie: Der Schauſpieler X. habe durchaus kein Talent, ſo ſchreit der vielköpfige

Maulwurf — (in der eleganten Welt: Publicum geheißen), das iſt eine Perſönlichkeit. Der Maulwurf hat Recht; aber läßt ſich dies vermeiden? Das Talent einer Theaterperſon iſt von ihrer perſönlichen Individualität ganz unzertrennlich. Tadelt man die Leiſtung, ſo leidet auch die Individualität des Bühnenſubjectes darunter. So kommt es, daß jeder Recenſent, bei der Beurtheilung der Theaterleute — wider ſeinen Willen — Perſönlichkeiten niederſchreiben muß.

Man ſchiebt den ſatyriſchen Silhouetten meines Freundes Perſonen aus der Wirklichkeit unter.

Malt er einen Lumpen, ſo rufen Hundert: Dieſer Lump bin ich, das iſt ein Pasquill auf meine Perſon, der Kerl muß auf die Feſtung kommen.

Was kann mein Freund dafür, daß ſich alle Lumpen getroffen fühlen, wenn von einem Lump im Allgemeinen die Rede iſt.

Zeuris nahm ſich, um das Bild einer vollkommenen Schönheit zu liefern, von einem Weibe dieſe, von einem andern Weibe jene Schönheit. Mein Freund nimmt ſich, um das Bild einer vollkommen häßlichen Narrheit hinzuſtellen, von dem einen Narren die hochtragende Naſe, von dem andern das große Maul, von dieſem die gewichtige Miene, von jenem die gefaltete Stirn und formt die fremdartigen Theile zu einem neuen Ganzen um. Die Narren betrachten das Bild. Einer ruft: Das bin ich, die Naſe iſt ganz ſo wie die meinige. Der Andere ſchreit: Das bin ich, der Mund ſieht dem meinigen, wie ein Wollſack dem andern ähnlich. Der Dritte brummt: Das bin ich, das ſind meine Mienen. Da kommt der Vierte hinzu und ſagt: Das bin ich, das iſt meine Stirn. Hundert und Tauſende betrachten das Bild und Jeder findet irgend eine Aehnlichkeit zwiſchen ſich und dem Gemälde auf.

Kein Wunder, daß ein Satyriker an nichts ſo reich als an Feinden und Injurienproceſſen iſt; denn in jedem einzelnen Portrait fuhlt ſich eine Anzahl von Menſchen getroffen, die ſich's nicht nehmen läßt, daß ſie das Original iſt, von dem der Maler eine Copie genommen.

Man macht noch einen andern Vorwurf meinem Freunde. Man moquirt ſich darüber, daß er ſtets nur kleine Aufſätze, niemals aber eine große, dicke Satyre von mehreren hundert Seiten liefert.

Ach, ihr lieben Abderiten, glaubt ihr denn, daß der Werth eines Aufſatzes in der Anzahl der Seiten liegt?

Glaubt ihr denn, daß es ein ſchweres Kunſtſtück iſt, einen dreibändigen Roman zu ſchreiben? Das iſt kinderleicht. Der Stoff wird wie ein Stück Gummi elaſticum ausgedehnt. Der Romanſchreiber fragt nichts darnach, ob ein Riß oder ein Loch hinein kommt. Er nimmt ſich vor, drei bis vier oder fünf Bände mit dieſem magern Süjet voll zu füllen und damit Punctum. Was nun Andere in drei Zeilen ſagen, das reckt er dergeſtalt auseinander, daß es drei Seiten Platz einnimmt. Er füllt mit der Erzählung eines Sonnenuntergangs oder mit der Schilderung einer Mancheſter-Weſte zwei Druckbogen.

Glaubt ihr denn, daß dies mein Freund nicht auch kann? Er will es nur nicht, denn er iſt zu beſcheiden, um ſeinen Leſern zuzumuthen, daß ſie ſechshundert Seiten auf einmal zu ſich nehmen ſollen. Die meiſten Satyriker lieben die kurze Waare; Swift, Addiſon, Boileau, Jouy, Lichtenberg, Börne, Alle haben nur Satyren von zehn bis zwölf Seiten geſchrieben.

Kürze iſt die Würze der Satyre. Die bunte Menge beweiſ't Ideenreichthum und Erfindungsgabe. Sie bringt Abwechſelung und Mannigfaltigkeit, zwei der ſchönſten Eigenſchaften, in die Lecture, ſpannt dadurch die Neugier und erhält die Theilnahme des Leſers in ſtets reger Kraft.

Zuletzt macht man meinem Freunde auch noch den Vorwurf, daß er zu flüchtig arbeite.

Er denkt aber wie der Franzoſe: Lieber flüchtig, als ſchwerfällig. Der Styl ſoll nicht ein unbehülflicher Dudu ſein, der ſich nur mit Mühe fortſchleppen kann; er ſoll ein loſer Zeiſig ſein, der ohne alle Anſtrengung um uns herumflattern muß, wie ein von Zephyren geſchaukeltes Roſenblatt. Er will nicht, daß ſein Styl einem ſchweren Packwagen, ſondern einem leichten Carrickel gleiche, das raſch und munter fortrollt.

Es gibt Leute, welche nur denjenigen Styl ſchön finden, deſſen Perioden hübſch lang wie die Bandwürmer ſind, deſſen Sätze wie die Maccaroni-Nudeln faſt kein Ende nehmen. Je kürzer eine Periode iſt, deſto klarer, faßlicher und lebendiger iſt ſie; lange Perioden hingegen verwirren und lähmen die Kraft der Gedanken.

Das allzulange Nachbrüten taugt nichts. Je ſchneller ein Gedanke vom Gehirn durch den Arm in den Gänſekiel fahrt, deſto ungeſuchter und anſprechender erſcheint er. Auch das Drechſeln und Feilen taugt nichts. Man muß die Phantaſie nicht nothzüchtigen wollen. Man verſuche es nicht, ihr mit Gewalt etwas zu entreißen, was ſie in Güte nicht ſelbſt reicht.

Stadtbibliothek

Maassen

Oettinger

3158

Ex Libris * G. G. v. Maassen *

# Faſhionable
# Dummheiten.

## Humoriſtiſch-ſatyriſche Skizzen

aus der

## *Beaumonde.*

Von

**E. M. Oettinger.**

**Hamburg 1836.**
Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

### Erſte Skizze.

## Lord Gilbert.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Univ.-Bibl.
München

**Lord Gilbert**, ein junger Peer von England, der ungeheuer viel Geld und blutwenig Verſtand hat.

**Maccabäus**, ſein Diener, ein Franzoſe, der eigentlich Jerome heißt, ein verſchmitzter Kerl, der ſich aber bisweilen ſehr dumm ſtellt.

(Die Wanduhr ſchlägt Zwölf! Lord Gilbert ſitzt auf einem Fauteuil, an deſſen Füßen kleine Meſſingräder angebracht ſind, in einem rothſammtnen Schlafrock und gelben Saffianſtiefeln. Sein Kopf gleicht einem Wald von Papilloten.)

**Lord Gilbert.** Macca (gähnt) bäus!

**Maccabäus.** Plait-il, Mylord?

**Lord Gilbert.** Gieb mir eine Cigarre, mein Tiger.

**Maccabäus.** Havannah oder Manilla? Dos amigos- oder Amaryllis-Sorte?

Lord Gilbert. Keine von Beiden, mein Hai (gähnt) pferd! Reich' mir eine ſpaniſche Damencigarre, eine Pagitta . .

Maccabäus. Sogleich, Mylord.

Lord Gilbert. A propos, wie hat Mylady geſchlafen?

Maccabäus. Meinen Sie Ihre Dogge?

Lord Gilbert. Wen denn ſonſt, mein Wall (gähnt) Roß.

Macabäus. Die Dogge hat recht gut geſchlafen.

Lord Gilbert. Was macht denn Tacitus, mein Lieblingaffe?

Maccabäus. Er hat geſtern Ihre ganze Bartpomade aufgegeſſen und ſich dadurch den Magen verdorben.

Lord Gilbert. Der arme Tacitus! Man ſchicke ſogleich zu meinem Leibarzt — er ſoll dem Vieh etwas verſchreiben. Und Nebucadnezar, mein Cakadu?

**Maccabäus.** Er befindet ſich ausnehmend wohl und macht im Schimpfen große Fortſchritte.

**Lord Gilbert.** Kein Wunder, mein Ze-(gähnt) bra, ich halte ihm ja einen franzöſiſchen Lehrmeiſter, der ihm Unterricht in der Kunſt zu ſchimpfen giebt. Geſtern, als ich nach Hauſe kam, nannte er mich einen Strohſchädel. Denke Dir, mein Wallroß, Strohſchädel nannte er mich. Iſt das nicht . .

**Maccabäus.** Zum Todtlachen, ei, das verſteht ſich.

(Beide lachen ſehr heftig, Mylord hört plötzlich auf und nimmt eine höchſt gleichgültige Miene an)

**Maccabäus.** Warum denn plötzlich ſo ernſt, Mylord?

**Lord Gilbert.** So eben fällt mir ein, daß das Lachen nicht gentil iſt.

**Maccabäus.** Wo ſteht denn das geſchrieben?

**Lord Gilbert.** Im Theil III., Capitel

II., Paragraph 15. der allgemeinen Encyclopädie des Dandynismus. Nach dem citirten Paragraph muß ein echter Faſhionable das Lachen bei jeder Gelegenheit verbeißen, immer ſchwermüthig, düſter, abweſend, zerſtreut ſein, und ſich ſtets die Miene geben, als ob er ſich Gott weiß wie ſehr ennuyre.

**Maccabäus.** Aha, drum gähnt auch Mylord ſo oft.

**Lord Gilbert.** Nur deshalb, mein Rhin (gähnt) oceros.

**Maccabäus.** Wünſchen jetzt Ew. Herrlichkeit Ihren Moccaſaft?

**Lord Gilbert.** Nein, mein geliebtes Kameel.

**Maccabäus.** Vielleicht Chocolade.

**Lord Gilbert.** Auch das nicht Macca (gähnt) bäus. Ich habe geſtern im Court-Journal geleſen, daß Caffeetrinken nicht mehr faſhionable, daß im Monat April und Mai das Trinken von Kräuterſuppen an der Tagesordnung ſei. Von heute alſo Kräuter!

**Maccabäus.** Aber was für Kräuter, Mylord?

**Lord Gilbert.** Gleichviel welche, wenn's nur grüne ſind, denn ſo will's das Hof-Journal.

**Maccabäus.** Unter den grünen Kräutern giebt's aber auch ſchädliche.

**Lord Gilbert.** Das hat nichts zu ſagen, mein Kroko (gähnt) dil. Wenn's die Mode will, ſo trinke ich ſogar Schierling!

**Maccabäus.** Mylord ſind ein zweiter Sokrates.

**Lord Gilbert.** Findeſt Du das wirklich, mein Dro (gähnt) medar?

**Maccabäus.** Das finden wohl Alle, die Ew. Herrlichkeit ſo genau kennen, wie ich.

**Lord Gilbert.** Denke Dir, mein Kenner, vorgeſtern hatte der franzöſiſche Legations-Secretär die Frechheit, mich einen Fat zu nennen.

**Maccabäus.** Und was thaten Sie, Mylord?

Lord Gilbert. Parbleu — halt, ſieh doch mal im Dictionnaire faſhionabler Fluch- und Schimpfwörter nach, ob Parbleu noch gentil iſt? Schlage nach — Buchſtabe P . . .

Maccabäus. P . . P . . Pa . . Parbleu, hier iſt es. Nein — Parbleu iſt nicht mehr gentil. Ein Faſhionable ſagt jetzt ſtatt deſſen morbleu.

Lord Gilbert. Morbleu alſo! Mache mir doch gleich einen Knoten in mein Foulard, damit ich's nicht vergeſſe . . man kann ſich dadurch ſehr lächerlich machen. Neulich rief ich im Klubb der Dandies einmal Goddam aus. Man ziſcht, ich frage warum? . . . Der Präſident erhebt ſich von ſeinem Seſſel und ſagt: „Ein wahrer Faſhionable flucht nicht in ſeiner Mutterſprache, er bedient ſich dazu der fremden Sprachen.“ Sieh doch mal nach, mein Tiger, welche Ausrufungen jetzt am meiſten en vogue ſind.

Maccabäus. Wo find' ich das, Mylord?

Lord Gilbert. In der Encyclopädie Theil VIII. Capitel III. oder IV.

**Maccabäus.** (ſchlägt nach) Hier iſt es: Ein Faſhionable bedient ſich jetzt des lateiniſchen me Hercule, des ſpaniſchen Carajo, des italieniſchen Sangue di Dio, des franzöſiſchen Mort de ma vie . . . I nu, das iſt eine hübſche Auswahl.

**Lord Gilbert.** Noch lange nicht genug, mein Leo (gähnt) pard! Es thäte Noth, täglich ein Paar Neue zu erfinden. Die beſtehenden ſind ein Gemeingut aller Stände geworden, ſind ſchon im Mund des Pöbels, ſo abgefaſert wie die Schabracke eines Bürgergauls (lacht) He, he, wie findeſt Du dieſen Witz, mein Nilpferd?

**Maccabäus.** (applaudirt) Charmant, charmant, Mylord.

**Lord Gilbert.** Nicht wahr, das Gleichniß iſt à merveille. Abgefaſert wie die Schabracke eines Bürgergauls.

**Maccabäus.** Ew. Herrlichkeit ſollten ſich das aufnotiren . . . ſo ein Witz fällt Einem nicht alle Tage ein.

**Lord Gilbert.** Du haſt recht, mein Scha-

(gähnt) fal. Apropos, iſt noch nicht die Revue fashionable angekommen?

**Maccabäus.** Noch nicht, Mylord.

**Lord Gilbert.** Auch keins der anderen Moden-Journale?

**Maccabäus.** Nein, Mylord.

**Lord Gilbert.** God . . . Caracho will ich ſagen . . . das iſt zum Verzweifeln.

**Maccabäus.** Weßhalb, Ew. Herrlichkeit?

**Lord Gilbert.** Ich bin morgen zu einem Déjeuner dansant bei dem Vice-Präſidenten des Cravattenklubbs eingeladen und weiß nun nicht, was für eine Cravatte ich umbinden ſoll. Die faſhionable Welt hat in dieſer Saiſon fünf Mal die Farbe ihrer Halsbinden geändert — erſt veilchenblau — dann caffeebraun — dann piſtaciengrün — perlgrau und ponceauroth. Das iſt metaphyſiſch!

**Maccabäus.** Metaphyſiſch! Was heißt das?

**Lord Gilbert.** In der faſhionablen Welt heißt das ſo viel als entſetzlich, horrende, affreuſe, fabelhaft; dieſe Ausdrücke ſind aber ſchon zu veraltet, verbraucht . . . man ſagt jetzt metaphyſiſch . . . das iſt ein Ausdruck, der gar nicht zu bezahlen iſt. Metaphyſiſch — das verblüfft.

**Maccabäus.** Sehr, Mylord!

**Lord Gilbert.** Weißt Du, wer das Wort in die faſhionable Welt eingeführt hat?

**Maccabäus.** Etwa Ew. Herrlichkeit?

**Lord Gilbert.** Errathen!

**Maccabäus.** Nicht möglich!

**Lord Gilbert.** Doch, doch! mein Hai (gähnt) fiſch!

**Maccabäus.** Mylord, dies einzige Wort macht ſie unſterblich!

**Lord Gilbert.** Das glaub' ich ſelbſt, mein See (gähnt) hund . . . .

Maccabäus. Aber Mylord — Sie erſchöpfen ja alle Schimpfwörter an mir. Sie nennen mich Tiger, Schakal, Haifiſch, Wallroß, Rhinoceros, Dromedar, Kameel, Krokodil, Nilpferd, Seehund, Ochs, Eſel . . .

Lord Gilbert. Ochs, nein, mein Freund, das ſag' ich nicht. Und weißt Du auch warum? weil das Schimpfnamen ſind, die der niedern Klaſſe angehören, mithin nicht mehr faſhionable ſind.

Maccabäus. Aber Ew. Herrlichkeit machen ja eine ganze Menagerie aus mir. Täglich geben Sie mir ein Paar andere animaliſche Namen.

Lord Gilbert. Par . . morbleu will ich ſagen, wozu haben wir Großen denn Naturgeſchichte gelernt? Es iſt Jammerſchade, daß es ſo wenig Quadrupeden auf der Erde giebt. Man muß ein Dutzend Neue erfinden, damit wir moderne Schimpfnamen erhalten. Weißt Du was Neues, Du heißt von nun an, wenn ich's nicht vergeſſe, nicht anders als Ich (gähnt) neumen! Biſt Du damit zufrieden?

Maccabäus. Mein Gott, wenn's ſein muß . . .

**Gilbert.** Nun geh', Macca (gähnt) äus, bringe mir eine Pagitta, beſorge mir die räuterſuppe und die Revue fashionable, und hicke mir meinen Tacitus herein!

**Maccabäus.** Den Affen behandeln Ew. Herrlichkeit weit beſſer als mich. Mir geben Sie bald dieſen, bald jenen Viehnamen, aber dieſes Vieh nennen Sie: mon bijou, mon idole, my dear, mon ami und Gott weiß wie.

**Gilbert.** Wundert Dich das, Ich (gähnt) neumon? Die Menſchen muß man viehiſch und das Vieh menſchlich behandeln.

**Maccabäus.** Ei, wer ſagt denn das?

**Gilbert.** Das ſagt die Encyclopädie, Theil IX., Capitel V., Paragraph 43. Du kannſt ſelbſt nachſchlagen und dich von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen.

(Maccabäus ſtellt ſich, als ob das, wer weiß wie ſehr, ihn gräme, und fängt heftig zu ſchluchzen an.)

**Gilbert.** Na, na, fange nur nicht zu weinen an. Sieh, wenn Du Dich gut aufführſt, ſo ſchenke ich Dir wieder ein neues Halsband.

Maccabäus. Ein Halsband?

Gilbert. Ach verzeih, mein Tiger, ich war etwas zerſtreut und glaubte Mylady, meine Dogge, vor mir zu haben. Da, Ichneumon, (er wirft ihm eine volle Börſe an den Kopf) nun ſchweige und mache, daß Du fortkommſt.

Maccabäus. Tauſend Dank, Mylord (will fort.)

Gilbert. Noch eins! Was macht meine Frau? . . .

Maccabäus. Sie iſt ſchon vor zwei Stunden ausgefahren.

Gilbert. Mit wem?

Maccabäus. Mit dem Oberſt und ihrem Lieblingsmops . . .

Gilbert. Das freut mich, da brauch' ich ſie nicht zu begleiten. Nun packe Dich!

(Lord Gilbert bleibt auf dem Fauteuil ſitzen und rutſcht nun durch die Stube, um ſich Motion zu machen.)

## Zweite Skizze.

# Lord Gilbert.

Lord Gilbert liegt auf dem Sopha, raucht eine Pagitta und lieſ't in einem dicken Buche.

Maccabäus tritt ein.

Lord Gilbert. Nun, mein Tiger, iſt Alles beſorgt?

Maccabäus. Alles, Ew. Herrlichkeit.

Lord Gilbert. Haſt Du zum Arzt geſchickt?

Maccabäus. Ja wohl, er wird kommen.

Lord Gilbert. Und wie ſiehts mit dem Stroh aus?

Maccabäus. Es iſt alles geſchehen, was Mylord mir aufgetragen hat.

Lord Gilbert. Bon! Bringe mir jetzt meinen Tacitus!

(Maccabäus geht hinein und kommt bald mit einem kleinen Seidenaffen zurück.)

**Maccabäus.** Hier bring ich den Patienten.

(er ſtreichelt den Affen) Comment va, mon bijou?

**Affe.** (ſchneidet Geſichter.)

**Lord Gilbert.** Du haſt geſtern, wie ich mit Schrecken vernommen, meine Bartpomade verſchluckt? O my dear, wie ſehr betrübt mich das . . . Komm näher, mein Schatz, donne-moi ta patte!

**Affe.** (reicht ihm die Hand.)

**Lord Gilbert.** Sieh nur, Macca (gähnt) bäus, wie blaß heut mein Aeffchen ausſieht.

**Maccabäus.** Er wird wieder Sodbrennen haben.

**Lord Gilbert.** Mort de ma vie! wenn nur mein Arzt ſchon da wäre. Wenn ich Sodbrennen habe, ſo giebt er mir Kreide zu eſſen. Ob ſie dem Affen ſchaden kann?

**Maccabäus.** Oh nein! Wenn Sie Ihnen, Mylord, gute Dienſte leiſtet, ſo wird ſie auch dem Tacitus Linderung verſchaffen.

**Lord Gilbert.** Das glaube ich auch, wollen aber doch abwarten was der Arzt dazu ſagt. Oui, mon bijou, er wird gleich hier ſein. Nicht wahr, Macca (gähnt) bäus?

**Maccabäus.** Ja wohl, Ew. Herrlichkeit.

**Lord Gilbert.** Apropos, hat ihm der Schneider ſchon die neue Livree gebracht?

**Maccabäus.** .Mir?

**Lord Gilbert.** Nein, meinem Tacitus? (er ſtreichelt ihn) Vorgeſtern habe ich bei Monk, als er mir Maaß zu vier neuen Pantalons nahm, für mein Aeffchen einen Frack von rothem Sammet und kurze Hoſen von weißem Engliſchleder beſtellt. Mein Tacitus wird in dieſem Habit beſſer ausſehen als mancher unſerer pauvren soi-disant-fashionables. Nicht wahr, mon bijou? Freuſt Du Dich denn nicht? Du gähnſt? Sieh nur, Maccabäus, wie ſchön mein Aeffchen gähnen kann! Biſt Du ſchläfrig, mon fils?

**Maccabäus**, Er nickt mit dem Kopfe.

**Lord Gilbert.** Leg' ihn in mein Bett und decke ihn feſt zu, vielleicht wird ihm wohler wenn er in einen gelinden Schweiß geräth. Geh, geh, Macca (gähnt) bäus, thu was ich Dir geſagt.

(Maccabäus nimmt den Tacitus auf ſeinen Arm, trägt ihn ins anſtoßende Gemach, legt ihn in das Himmelbett Seiner Herrlichkeit und deckt ihn bis über die Ohren zu.)

**Lord Gilbert.** (ruft hinein) Laß die Rouleaux herab, damit die Sonne ihn nicht incommodire und bleibe drin und leiſte dem Patienten Geſellſchaft.

(Der Lord zündet die ausgegangene Cigarre an, wirft ſich wieder auf's Sopha und lieſ't in dem Buch weiter . . . da geht plötzlich die Thür auf — Sir Milliwood ſtürzt herein. Der Lord bleibt ruhig auf dem Sopha liegen.)

**Milliwood.** Du biſt krank, mein Junge?

**Lord Gilbert.** Steht's im Court-Journal?

**Milliwod.** Ne, noch nicht!

**Lord Gilbert.** Nun, da kannſt Du Dich darauf verlaſſen daß ich geſund bin.

**Milliwood.** Es liegt aber doch Stroh vor Deinem Hôtel? Iſt etwa Dein junges liebes, reizendes Weibchen krank — o ſo erlaube, daß ich die Stelle eines Krankenwärters übernehmen darf.

**Lord Gilbert.** Iſt nicht von Nöthen — meine Frau iſt geſund.

**Milliwood.** Du machſt es alſo wie die jüdiſche Bankierfrau R., die manchmal ob ſie zwar ganz friſch und geſund iſt, die Straße in der Sie wohnt doch mit Stroh belegen läßt, bloß deshalb damit Jeder, der hier vorüber geht, reitet oder fährt, ſich erkundige, wer hier wohne! Sprich, iſt alſo Niemand krank bei Dir?

**Lord Gilbert.** Meinem Tacitus iſt etwas unwohl.

**Milliwood.** Deinem Affen?

**Lord Gilbert.** Ja.

**Milliwood.** Und ſeinetwegen haſt Du vor Dein Hôtel Stroh gelegt?

Univ.-Bibl.
München

**Lord Gilbert.** Ja!

**Milliwood.** Ha, ha, das iſt zum Todtlachen!

**Lord Gilbert.** Pſt, ſprich etwas leiſer . . . der Patient liegt im Nebenzimmer und iſt eben im Begriff einzuſchlafen.

**Milliwood.** Des Affen wegen werde ich mich wahrhaftig nicht geniren. Wärſt Du erkrankt, Bruderherz, da hätteſt Du ſehen ſollen, was Du für einen warmen Freund an mir haſt . . . den ganzen Tag hätte ich an Deinem Krankenlager zugebracht . . . Nachts bei Dir gewacht . . . Dir Medicin eingegeben . . . die Fliegen von Deinem Lager verſcheucht . . . Doch bevor ich's vergeſſe: Du haſt vorgeſtern auf dem Ball des ** ſchen Geſandten wieder alle Damen verrückt gemacht. Deine zwei Spitzbuben-Augen haben wieder viel Unheil angeſtiftet . . .

**Lord Gilbert.** Wirklich? Woher weißt Du das?

Milliwood. Heute früh war ich bei Lady Roſalie . . . Sie ſprach von Dir mit ſolchem Feuer, ſolchem Enthuſiasmus, daß ich kühn zu behaupten wage, Du habeſt auf die ſtolze Artemiſia einen gefährlichen Eindruck gemacht. Sie lobte Deinen edlen Anſtand, Deine noble Haltung, Dein feines Benehmen und . . . doch bevor ich's vergeſſe: haſt Du nicht was zum Frühſtücken bei der Hand . . . ich habe Hunger, Bruderherz.

Lord Gilbert. Willſt Du ein Paar Auſtern?

Milliwood. I ja, mein Hans. Doch wieder auf beſagten Hammel, id est, auf Lady Roſalie zurückzukommen; ich ſage Dir, ſie war ganz entzückt von Dir, nannte Dich den feinſten Fashionable, den galanteſten Cavalier, den geiſtreichſten Geſellſchafter . . .

Lord Gilbert. Maccabäus, bring' doch fünfundzwanzig Stück Auſtern herauf. Und was ſagte ſie zu meiner Toilette? . . .

Milliwood. Was Alle ſagten: bizarre, barocque, étourdissante, mais . . . mais . . .

Lord Gilbert. Mais, mais — ſo laß doch hören! . . .

Milliwood. Mais extrêmement jolie et bougrement gracieuse!

Lord Gilbert. Mein Anzug gefiel ihr alſo?

Milliwood. Das will ich meinen!

Lord Gilbert. Macca (gähnt) bäus!

Maccabäus. Mylord?

Lord Gilbert. Bring' doch lieber funfzig Stück! Und Du meinſt alſo wirklich daß es mir gelungen wäre einen Eindruck auf ſie zu machen?

Milliwood. Und was für einen Eindruck? Einen fabelhaften Eindruck. Ich parire mit Dir, um was Du willſt, daß ſie in Dich rein vernarrt iſt . . .

Lord Gilbert. Maccabäus, bring' doch gleich hundert Stück Auſtern herauf, ich werde mitfrühſtücken. Was trinkſt Du, altes Haus?

**Milliwood.** Champagner, nichts als Champagner, das weißt Du ja, mein Junge. Doch bevor ich's vergeſſe . . . die Sylphide, die Du geſtern im Hydepark geritten, hat großes Aufſehen gemacht.

**Lord Gilbert.** So? Bring' doch gleich zwei Flaſchen Moit mit.

**Maccabäus.** Alſo hundert Stück Auſtern, zwei Flaſchen Champagner, ſonſt nichts?

**Milliwood.** Er kann gleich vier Flaſchen heraufbringen, da braucht er nicht zwei Mal in den Keller zu gehen. Hab' ich nicht Recht, mein Junge?

**Lord Gilbert.** Nicht ganz, jedoch es ſei. Allons, Ich (gähnt) neumon.

(Maccabäus geht ab, um das Verlangte heraufzuholen.)

**Milliwood.** Doch bevor ich's vergeſſe, was iſt das für ein Buch, in welchem Du vorhin ſo andächtig geleſen haſt? Ein Werk über Politik?

**Lord Gilbert.** Ah bah!

**Milliwood.** Ueber Staatswiſſenſchaft?

**Lord Gilbert.** Lächerlich!

**Milliwood.** Ueber Mode?

**Lord Gilbert** Auch nicht.

**Milliwood.** Ueber was denn, mein Hans?

**Lord Gilbert.** Ich leſe jetzt den zweiten Theil von Uhdes Kochbuch.

**Milliwood.** Mein Gott, biſt Du toll? wie kann ein Mann wie Du Kochbücher leſen?!

**Lord Gilbert.** Du biſt ein Vandale, ein Beduine, guter Freund — Du verſtehſt das nicht. Ein ächter Fashionable muß die Namen aller Gerichte kennen, damit er beim Durchlaufen des Speiſezettels keine unrichtige Wahl treffe.

**Milliwood.** Alſo deßhalb? da haſt Du Recht . . . Eſſen und Trinken iſt doch am Ende die Hauptſache . . . doch bevor ich's vergeſſe: weißt Du, was der Herzog von S. zu mir geſagt: „Lord Gilberts Sylphide iſt jetzt unſtreitig der ſchönſte Schimmel von ganz London . . . das Pferd iſt unter Brüdern ſeine 1000 Pf. Sterling werth“ . . . die Summe gebe ich ihm auf der Stelle . . . Was meinſt Du dazu? . .

**Lord Gilbert.** Ich habe nur 400 Pfund Sterling für das Pferd gezahlt, verkaufe es aber nicht für 4000.

**Milliwood.** Warum nicht?

**Lord Gilbert** Weil es nicht mehr mir gehört. Ich habe es der kleinen franzöſiſchen Tänzerin verſprochen . . .

**Milliwood.** Hans, biſt Du verrückt?

**Lord Gilbert.** Das nicht, aber verliebt bin ich in ſie, verliebt, metaphyſiſch verliebt.

**Milliwood.** In dieſes kleine, alte, abgelebte Ding? Herrlichkeit, Du verdienſt Stockprügel. Wie kann ein Mann, wie Du, ſolch abgeſchmackten Geſchmack haben? Geſtern hab' ich Mad. Zephirine, die charmante franzöſiſche Kunſtreiterin, geſprochen, die in Deinen Augen ſo viel Beifall gefunden hat, und deren Bekanntſchaft Du machen willſt. Auch Sie wünſcht Deine Bekanntſchaft zu machen, und hat mich gebeten, Dich bei ihr einzuführen? Hans, das iſt ein Weib!!

**Lord Gilbert.** Und ihr Mann?

**Milliwood.** Iſt eine Schlafmütze.

**Lord Gilbert.** Bon! Wann wir gefrühſtückt haben, können wir hinfahren.

**Milliwood.** Ganz wie Dir gefällig iſt. Doch bevor ich's vergeſſe, Hans, Du kannſt mir einen großen Dienſt erweiſen . . .

**Lord Gilbert.** Aha ich weiß ſchon, Du brauchſt wieder Geld, wie viel?

**Milliwood.** Eine Kleinigkeit, nur zwanzig Pfund.

**Lord Gilbert.** Zehn ſind auch genug, da, nimm.

Maccabäus bringt eine Schüſſel mit hundert Auſtern und vier Flaſchen Champagner.

Milliwood entkorkt eine Flaſche, ſchenkt ein und reicht dem Lord ein Glas.

**Milliwood.** Stoß an, Hans, auf die Geſundheit deines Affen Tacitus, Vivat hoch!

**Lord Gilbert.** (wirft das volle Glas, ohne getrunken zu haben, auf den Boden) Gemeine Seele — mit Dir kann ich nicht anſtoßen.

**Milliwood.** Herrlichkeit, warum?

**Lord Gilbert.** Weil Du Vivat hoch ſchreiſt!

**Milliwood.** Mein Gott, was denn?

**Lord Gilbert.** Plebejer! Vivat hoch rufen die Kutſcher aus, wenn ſie ihre Kümmelgläſer zuſammen anſtoßen. ein Fashionable ruft evviva!

**Milliwood.** Na, meinetwegen evviva! Nun ſtoß an, Hans!

(Beide machen ſich jetzt über die Auſtern her. Milliwood ißt wie ein Vielfraß und trinkt wie ein Bürſtenbinder.)

**Lord Gilbert.** Maccabäus!

**Maccabäus.** Plait-il?

**Lord Gilbert.** Laß mein Gigg anſpannen . . wann wir abgefrühſtückt haben, wollen wir ausfahren . . . ich und Milliwood.

**Maccabäus.** Welches Ihrer Giggs befehlen Sie?

**Lord Gilbert.** Nr. 3.

**Maccabäus.** Und was für ein Pferd?

**Lord Gilbert.** Die blonde Maria Stuart. Apage!

Maccabäus zieht ab.

## Dritte Skizze.

# Der Freund der Frau.

**Lady Felicia**, die Gemahlin des Lord Gilbert, ein junges, hübſches, aber höchſt kokettes Weib.

**Obriſt Bollingham**, ihr Courmacher.

**Jasminet**, ein franzöſiſcher Parfumeur.

**Georgette**, Ladys Kammerzöfchen.

Scene: Billardzimmer.

**Lady Felicia.** (kreidet die Spitze ihres Queue ein) Obriſt, wieviel geben Sie mir vor?

**Obriſt Bollingham.** (ſtellt die Bälle auf) Zwanzig points, ſchöne Frau!

**Lady Felicia.** (probirt einen Ball) Das iſt zu wenig, ich muß dreißig haben . . .

**Obriſt Bollingham.** Ihr Wunſch, Mylady, iſt mir Befehl.

Lady Felicia. Und wenn mir nun einfiele zu wünſchen, Sie möchten zum Fenſter hinausſpringen, würden Sie es thun?

Obriſt Bollingham. Auf der Stelle!

Lady Felicia. Ich zweifle . . .

Obriſt Bollingham. Soll ich Sie davon überzeugen? (er ſtürzt an's Fenſter, reißt einen Flügel auf und thut, als ob er hinaus ſpringen wollte.)

Lady Felicia. (hält ihn am Frackſchooß zurück) Um Gotteswillen, Bollingham, halten Sie ein . . .

Obriſt Bollingham. Warum?

Lady Felicia. Sie könnten meinen Gemahl auf den Kopf fallen, und bei dieſer feierlichen Gelegenheit ſich gegenſeitig die Hälſe brechen.

Obriſt Bollingham. Und was läge daran?

Lady Felicia. Um Sie wäre es Schade

— es giebt nur wenige Männer in London, die ſo galant ſind als Bollingham.

Obriſt Bollingham. Sie treiben Scherz mit mir . . .

Lady Felicia. Nein, es iſt mein voller Ernſt. Mein Gemahl z. B. ſpränge nicht zum Fenſter hinaus, wünſcht' ich es auch noch ſo ſehr . . .

Obriſt Bollingham. Ich glaube doch, daß . .

Lady Felicia. Gewiß, Sie irren ſich, ich kenne ihn beſſer. Er ſteht meinetwegen nicht einmal von ſeinem Rollſtuhl auf. Neulich ließ ich in ſeiner Gegenwart meine Stickerei vorſätzlich auf die Erde fallen. Glauben Sie, daß er aufgeſtanden iſt?

Obriſt Bollingham. Ei freilich.

Lady Felicia. Nein, er blieb ſitzen.

Obriſt Bollingham. Abſcheulich!

Lady Felicia. (ſeufzt) **Passons là-dessus.** Wir wollen anfangen.

(Der Obriſt fängt an, er ſchneidet die Caroline und macht jeden Ball; Lady, welche die Rolle des Marqueurs übernommen, zählt die Points.)

**Lady Felicia.** Bollingham, Sie ſpielen wie ein junger Gott . . . Sie verfehlen keinen Ball . . . Auch den gemacht! Das iſt viel . . . Vingt-deux à trente . . . Sie haben mich bald eingeholt.

**Obriſt Bollingham.** Dieſer Ball iſt etwas ſchwer . . . ich hoffe aber dennoch . . .

**Lady Felicia.** Nein, das iſt nicht möglich!

**Obriſt Bollingham.** Wetten wir?

**Lady Felicia.** Um Geld?

**Obriſt Bollingham.** Wollen Sie mich kränken? Mit Damen wette ich nur um Küſſe . . .

**Lady Felicia.** Obriſt, Sie ſind ein ſchrecklicher Böſewicht; um ſo gefährlicher weil man ihm ſo leicht nichts abſchlagen kann. Es ſei!

**Obriſt Bollingham.** Wenn ich den Ball alſo mache? . . .

**Lady Felicia.** Bekommen Sie einen Kuß.

**Obriſt Bollingham.** Bollingham, nun nimm Dich zuſammen (er ſpielt, ſtößt und macht den Ball) Victoria, Du haſt Deine Sache gut gemacht! (er klopft ſich mit der linken Hand auf die rechte Schulter, legt den blonden Schnurrbart zurecht eilt auf Mylady zu und entreißt ihr einen Kuß. In dem nämlichen Augenblick tritt Georgette, das Kammermädchen, ein)

**Georgette.** Gnädige Frau!

**Lady Felicia.** (fährt zuſammen und läßt vor Schreck den Queue fallen) Dieſe Perſon ſchleicht wie eine Katze. Was giebts?

**Georgette.** Der franzöſiſche Parfumeur wünſcht Sie zu ſprechen . . .

**Lady Felicia.** Ich habe jetzt keine Zeit!

**Georgette.** Er ſagt: Mylady hätten ihn beſtellt.

**Lady Felicia.** Nun wohl, er mag eintreten (ſie hebt den Queue auf).

Georgette geht ab.

**Obriſt Bollingham.** Sie haben ſich erſchreckt . . .

**Lady Felicia.** Entſetzlich. Dieſe franzöſin iſt eine Plaudertaſche, der ich nicht trauen darf . . .

**Obriſt Bollingham.** Meine Börſe wird ein Siegel auf ihre Lippen drücken.

**Lady Felicia.** Nur vorſichtig, Bollingham!

**Obriſt Bollingham.** Sein Sie unbeſorgt. Ich weiß was ich zu thun habe. Dieſe Georgette iſt nicht das erſte Kammerzöſchen, das Obriſt Bollingham auf ſeine Seite zu bringen gewußt!

**Lady Felicia.** Das glaub' ich.

Herr Jasminet, der Parfumeur, tritt ein.

**Jasminet.** (macht ein Dutzend Verbeugungen) Mylady, je prends l'hardiesse de vous rendre mes hommages.

**Lady Felicia.** Schon gut, ſchon gut, was bringen Sie mir?

**Jasminet.** Eine neue Erfindung meiner raſtloſen Fantaſie, ein neues Parfum, das ich Eau de Serail getauft. Ich nehme mir die Freiheit zu behaupten, daß dieſes neue Product alle Wohlgerüche die man bisher erfunden hat beſchämt und in den Schatten ſtellt. Ferner nehme ich mir die Freiheit zu behaupten, daß dieſes Eau de Serail die einzig wahre Quinteſſenz iſt, die alle Odeurs in ſich vereint, ein Parfum, das ſo zart als Huile de Rose, ſo lieblich wie Extrait de fleurs d'orange, ſo anmuthig wie Eau des Graces, ſo keuſch wie Parfum de Résédé, ſo ſüß wie Extrait de Miel, ſo pikant wie Eau de Lavende, ſo einſchmeichelnd wie Esprit de Troubadour, ſo durchdringend wie Extrait de Vanille, ſo vielfältig wie Eau de mille fleurs, ſo anhaltend wie Extrait de Mousseline, ſo . . .

**Lady Felicia.** Mein Gott, ſo hören Sie doch einmal auf.

**Jasminet.** Ich nehme mir die Freiheit zu bemerken, daß dies noch nicht der hundertſte Theil der Eigenſchaften des Eau de Serail iſt, daß es außer dieſen 1001 Wohlgerüchen auch noch anderweitige Vorzüge und Tugenden beſitzt, daß es, wie Eau de Venus, den Teint verſchönert, wie Eau regénératrice die Sommerſproſſen verſcheucht, man könnte ſagen in die Flucht ſchlägt, und daß es, wie Lait virginale de Rose der welkenden Wange jenes frühlingkündende Roth leiht, das uns ſonſt nur auf den Wangen keuſcher Jungfräulichkeit begegnet. Aus letzterem Grunde nehme ich mir die Freiheit, es vorzugsweiſe jenen reſpectiven Herren und Damen zu empfehlen, die nicht mehr roth werden können. Ich könnte noch hinzufügen, daß dieſes Eau de Serail auch Runzeln vertreibt, ich bin jedoch viel zu beſcheiden, um all die Vorzüge meiner Erfindung noch mehr zu developpiren, und ſtelle es der hohen Naſe Ew. Herrlichkeit anheim, zu entſcheiden, ob ich zu viel geſagt. Dero Naſe iſt ein ſo weiſer, einſichtsvoller, unpartheiiſcher, competenter Richter, daß ich mir die Freiheit nehme zu behaupten, daß mein Eau de Serail auch vor dieſem Forum Gerechtigkeit finden wird.

**Lady Felicia.** Sind Sie nun endlich fertig?

**Jasminet.** Eigentlich noch nicht . . . ich breche hier jedoch ab, um auch den entfernteſten Anſchein von Selbſtlob zu vermeiden, und nehme mir nur noch die Freiheit zu bemerken, daß die Herzogin von W. 24 Flacons, die Marquiſe von L. 18 Flacons und Lady P. 12 Flacons mir abgekauft haben, und daß die hohen Herrſchaften von meiner neuen Erfindung ſo entzückt waren, daß Sie mir das Doppelte von dem was ich gefordert ausgezahlt, und mir noch außerdem ein höchſt ſchmeichelhaftes Handbillet zugeſtellt haben, das ich Ew. Herrlichkeit gewiß vorgezeigt, hätte ich mir nicht die Freiheit genommen es einrahmen zu laſſen und als Diplom in meinem Atelier aufzuhängen . . . Wie viel Flacons befehlen Ew. Herrlichkeit?

Lady Felicia. Vorläufig nur ſechs?

Jasminet. Nur ſechs? Ich nehme mir die Freiheit Mylady aufmerkſam zu machen, daß der ganze Vorrath dieſes Wunder-Parfums bald vergriffen ſein dürfte . . . von 2000 Flacons ſind mir nur dieſe achtzehn Stück übrig geblieben. Ich wage zu hoffen, daß Ew. Herrlichkeit dieſen kleinen Reſt huldreichſt acceptiren werden . . .

Lady Felicia. Was bleibt mir anders

übrig . . . Sie hören ja ſonſt nicht zu quälen auf . . .

**Jasminet.** Mylady ſind die Güte ſelbſt. Außerdem nehme ich mir die Freiheit, Ew. Herrlichkeit eine von mir neu erfundene Seife zu überreichen, die ich der Herzogin von R. dedicirt, und (da Ihre Durchlaucht die Dedication huldreichſt angenommen haben) nach Höchſtdero Vornamen Savon Lucilie getauft habe. Ich halte es für überflüſſig mich in eine weitläufige Analyſe dieſer neuen Seife einzulaſſen, und nehme mir die Freiheit, bloß anzudeuten, daß durch dieſe Seife meine Kunden gewiß nicht eingeſeift werden, und daß Damen, welche mir die Ehre erwieſen von dieſer Seife Gebrauch gemacht zu haben, dann gewiß ſolche Damen, die ſich gewaſchen haben . . .

**Lady Felicia.** Ein Calembourg! Ei ſeht doch, Mr. Jasminet kann auch witzig ſein.

**Jasminet.** Unterthänigſt aufzuwarten . . . doch iſt der Witz bei mir nur Nebenſache . . . ich lege nicht, wie gewiſſe Leute, einen Werth darauf.

**Lady Felicia.** Sehr beſcheiden.

**Jasminet.** Ja, das bin ich, Ew. Herrlichkeit. Hätte ein Anderer das Eau de Serail erfunden, er würde alle Zeitungsſchreiber überlaufen, ſie auf dieſe oder jene legitime oder illegitime Weiſe bewegen ſeinen Ruhm auszupoſaunen, und ſo gewiſſermaßen mehr oder weniger unſterblich werden. Ich verſchmähe jedoch dieſe Mittel und begnüge mich einzig und allein mit dem Lobe, das mir meine P. P. Kunden angedeihen zu laſſen die Huld und Gewogenheit haben. Wie viel Stück befehlen Mylady?

**Lady Felicia.** Vorläufig ein Dutzend!

**Jasminet.** Sehr ſchön, iſt vielleicht dem Herrn Obriſt was gefällig?

**Obriſt Bollingham.** Ich danke, mein Freund . . . .

**Jasminet.** Befehlen der Herr Obriſt von dem Eau de Serail?

**Obriſt Bollingham.** Sie haben ja nichts mehr von dieſer Sorte?

**Jasminet.** So eben erinnere ich mich, daß ich zu Hauſe noch ein Dutzend Flacons habe . . . Sie ſtehen Ihnen zu Dienſten, Herr Obriſt. Dieſes Eau de Serail hat die Eigenſchaft, daß Jeder der ſich deſſen bedient, dadurch in guten Geruch kommt.

**Obriſt Bollingham.** Aha, ſchon wieder ein Wortſpiel. Fürwahr, der Mann kann ſehr witzig ſein.

**Jasminet.** Bitte, bitte . . . der Herr Obriſt ſind zu nachſichtig . . . Auch von der Seife befehlen Sie nichts? Man kann vermittelſt dieſer Savon Lucilie, ſich in allen Fällen des Lebens ganz rein waſchen.

**Lady Felicia.** Abermals ein Calembourg?

**Obriſt Bollingham.** (lacht) Ein drolliger Kauz, jeder Zoll ein Franzoſe!

**Lady Felicia.** Wie viel bin ich Ihnen ſchuldig?

**Jasminet.** Achtzehn Flacons Eau de Serail und vierundzwanzig Stück Savon Lucilie . . .

**Lady Felicia.** Nein, nur zwölf Stück.

Jasminet. Ach ſo, bitt' um Verzeihung, achtzehn Flacons Eau de Serail und zwölf Stück Savon Lucilie, macht netto vier Pfund . . .

Lady Felicia. Obriſt, Ihre Schreibtafel!

Obriſt Bollingham. Hier, Mylady (reicht ihr die Tafel).

Lady Felicia. (zieht den Stift heraus, öffnet die Tafel, ſchreibt ein Paar Worte auf, reißt das Blatt heraus und giebt es dem Parfumeur) Zeigen Sie dieſes Blatt meinem Kammerdiener, er wird Ihnen dieſe Kleinigkeit ſofort auszahlen . . .

Jasminet. Sehr wohl, Ew. Herrlichkeit. Ich nehme mir die Freiheit, mich ganz gehorſamſt zu empfehlen (er macht ein Dutzend Verbeugungen und geht).

Obriſt Bollingham. Was dieſer Menſch für ein Mundwerk hat!

Lady Felicia. Ein drolliger Kauz . . . ich kenne ihn ſchon ſeit einer Reihe von Jahren . . . zuerſt als er aus Frankreich zu uns herüberkam, war er Kaufmann, er machte Bankrott, debutirte als Sprachlehrer, bekam keine

Lectionen, ſchrieb Bücher, fand keinen Verleger, ging zum Theater über, wurde ausgepfiffen, und fabricirt ſeit dieſer Zeit Parfums . . . Wollen wir weiter ſpielen?

**Obriſt Bollingham.** Wie's Ihnen gefällig iſt.

**Lady Felicia.** Ich dächte, wir gingen in den Garten hinunter und ſpielten dort Reifen . . . Man macht ſich Bewegung und bekommt Appetit . . .

**Obriſt Bollingham.** Eh bien, j'en suis content (der Obriſt reicht ihr ſeinen Arm, ſie häckelt ſich ein und Beide gehen in den Garten.)

* * *

## Vierte Skizze.

# Wie der Herr, ſo der Knecht.

Maccabäus, der Kammerdiener
Alcibiades, der Jäger } des Lord Gilbert.
Sophocles, der Kutſcher
Georgette, das Kammermädchen der Lady.

Scene: Bedientenſtube.

(Die drei Domeſtiken ſpielen Whiſt à trois.)

**Alcibiades.** Wer giebt?

**Maccabäus.** Du giebſt, So (gähnt) phocles.

**Sophocles.** (miſcht die Karten und läßt zur linken Hand abheben.)

**Maccabäus.** Caracho, wie oft ſoll ich's noch ſagen, daß man rechts abheben läßt. Merks Dir bei Gelegenheit, Kameel.

**Sophocles.** (läßt rechts abheben und giebt langſam die Karte.)

**Maccabäus.** Warum denn ſo langſam, mein Tiger? Kannſt Du nicht ſchneller geben?

Sophocles. Die Karten picken aneinander . . .

Maccabäus. Das kommt von Deinen Pechfäuſten, Kroko (gähnt) dil.

Sophocles. Hör' mal, das Schimpfen verbitte ich mir!

Maccabäus. Wer ſchimpft denn, Wall (gähnt) roß?

Alcibiades. Du ſchimpfſt . . . Eben haſt Du wieder geſchimpft . . .

Maccabäus. Ihr Eſel, glaubt Ihr denn daß dies Schimpfnamen ſind?

Sophocles. Was denn ſinds?

Maccabäus. Ehrentitel, die man bei uns zu Lande Flatterieen nennt . . .

Sophocles. Glaubſt Du, daß ich glaube, daß Du glaubſt . . .

Maccabäus. Halt's Maul und ſtöre uns nicht . . . ſpiel aus, Alcibiades . . .

Alcibiades (denkt darüber nach, welche Karte er ausſpielen ſoll.)

Maccabäus. Raſch, raſch, beſinn' Dich nicht ſo lange!

Alcibiades. Na, Du wirſt mir doch erlauben, daß ich mich beſinnen darf.

Maccabäus. Spiel' die nächſte beim Daumen aus, hörſt Du Rhi (gähnt) noceros.

Alcibiades (wirft zornig die Karte auf den Tiſch) Fängſt Du ſchon wieder an zu ſchimpfen? Höre, mach' mich nicht böſe . . . ich bin kein ſo geduldig Schaaf, wie der Sophocles . . . wer mich beleidigt, dem ſchlag' ich alle Knochen im Leibe entzwei . . .

Maccabäus. Pfui, wie ungentil! Da ſieht man doch gleich, daß Ihr nichts vom Bonton weghabt . . . ein faſhionabler Bedienter ſchimpft ganz anders.

Alcibiades. Ach was, faſhionable! . . . Wenn Du Dich noch einmal unterſtehſt, mir einen Schimpfnamen zu geben, ſo hau' ich Dich ſo lange bis Du ſchwarz wirſt . . . Was der

Kerl ſich einbildet! Will der hergelaufene Franzoſe gegen uns den Herrn ſpielen! Das werden wir uns verbitten!

**Sophocles.** Alcibiades hat Recht, wir werden uns das ſehr ernſtlich verbitten! Du biſt ein Bedienter ſo gut als wir, und haſt uns gar nichts zu befehlen! Verſtehſt Du mich?

**Maccabäus.** Aber laßt Euch doch belehren, ehrenwerthe Herren und geliebte Collegen...

**Alcibiades.** Aha, jetzt, weil er Furcht hat, fängt er an zu kriechen . . . Du brauchſt uns nicht zu belehren . . .

**Sophocles.** Alcibiades hat Recht . . . Du kannſt noch von uns was lernen, denn ſo dumm wie Du biſt, ſind wir Beide ſchon längſt geweſen . . .

**Alcibiades.** Na, nu iſt's genug, Baſta! (hebt die Karten auf und ſpielt aus.)

(Alle drei ſpielen jetzt, ohne eine Sylbe mit einander zu ſprechen. Maccabäus pfeift den Marſch aus der Stummen von Portici und ſchneidet ironiſche Geſichter... Nach einem Weilchen klopft's an der Thür.)

**Sophocles.** Soll ich herein rufen?

**Maccabäus.** Gewiß wieder ein Bettler, der uns eine Bittſchrift überreichen will . . . er kann draußen bleiben . . .

Sie ſpielen weiter. Es klopft ſtärker.

**Sophocles.** Soll ich ſehen wer es iſt? (will aufſtehen.)

**Maccabäus.** Bleib ſitzen; wir thun, als ob wir nichts gehört hätten.

Es klopft noch ſtärker.

**Maccabäus.** I, das iſt ja ein unverſchämter Kerl! Herein!!

**Georgette** (das Kammermädchen, ſteckt den Kopf zur Thür herein.) Iſt's erlaubt, meine Herren?

**Maccabäus.** Ach, *Sie* ſinds, Mademoiſelle? Nur herein! Wollen Sie den Strohmann übernehmen?

**Georgette.** Na, das fehlte mir! . . .

**Alcibiades.** Ei ſeht doch, ſind wir der Jungfer nicht anſtändig genug?

**Georgette.** Darauf werd ich Ihm morgen antworten, heut' hab' ich weder Luſt noch Zeit dazu. Ich kam nur her, um meinem Landsmann (ſie zeigt auf Maccabäus) ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, dem ich ſo eben auf die Spur gekommen bin.

**Maccabäus.** Ein Geheimniß, ein wichtiges Geheimniß, ſagen Sie? Heraus damit!

**Georgette.** Vor dieſen Leuten?! Ich muß Ihnen das unter vier Augen ſagen . . .

**Sophocles.** Aha, gewiß wieder ein Complott gegen die Herrſchaft . . .

**Georgette.** Und wenn es wäre . . . geht das Sie etwas an? . . . dieſes Volk iſt doch wirklich zu impertinent . . .

**Maccabäus.** Sie haben Recht. (wirft die Karten weg und will aufſtehen.)

**Alcibiades** (hält ihn derb an dem Livreeſchooß zurück.) Halt, nicht von der Stelle! Den Robber muß Er ausſpielen.

Maccabäus. Ich mag aber nicht . . .

Alcibiades. Du mußt, ſonſt hau' ich Dir die Knochen im Leibe entzwei!

Georgette. Pfui, Sie ſind ein recht grober Menſch.

Alcibiades. Geht das Sie was an?

Georgette. Na, warten Sie nur, wenn Mylord nach Hauſe kommt, werde ich ihm ſagen daß Sie mir ſo grob kommen.

Alcibiades. Der wird mir auch nicht den Kopf abreißen . . .

Georgette. Aber fortjagen wird er Sie.

Alcibiades. Da werd ich mich auch nicht todtgrämen . . . es giebt ja noch mehr Lords auf der Welt, die einen Jäger brauchen . . .

Sophocles. Alcibiades hat Recht.

Georgette. Ach Er, Tölpel, Er ſchweige nur . . .

**Sophocles.** Mamſell, nicht grob! Ich bin ein ſeelenguter Menſch, den man wie Seide um den Finger wickeln kann; aber wenn ich anfange, bin ich ein ungeheures Vieh.

**Georgette.** Daran hab' ich noch nie gezweifelt!

**Sophocles.** Nehmen Sie ſich alſo in Acht, Mamſell . . . Meine Fäuſte ſind nicht von Stroh . . .

**Georgette.** Aber Sein Schädel iſt von Stroh . . .

**Alcibiades.** Das kann ſein, daran liegt aber nichts!

**Sophocles.** Alcibiades hat Recht . . . verſtehen Sie mich, Mamſell? . . .

**Maccabäus.** (ſchlägt auf den Tiſch) Still'! ſag' ich . . . Wollen wir weiter ſpielen oder nicht?

**Alcibiades.** Der Robber muß ausgeſpielt werden.

**Sophocles.** Alcibiades hat Recht, der Robber muß ausgeſpielt werden . . .

**Georgette.** Was werden Sie ſich mit dieſem Volk herumzanken . . . ſpielen Sie den Robber aus, ich werde unterdeſſen in den Hof hinausſehen (ſie reißt das Fenſter auf und ſteckt den Kopf hinaus.)

Maccabäus, Alcibiades und Sophocles ſpielen weiter, und reden, wie vorhin, kein Wort miteinander. Maccabäus pfeift die Tirolienne aus Wilhelm Tell und ſchneidet abermals ironiſche Geſichter.

**Georgette** (ſpricht mit dem Portier) Sie, Jonathas, iſt Mylord ſchon gekommen? Wie? Ich verſtehe Sie nicht, reden Sie doch lauter. Nein, ſagen Sie? Wo mag er nur ſtecken? Es iſt ja bald Eſſens-Zeit. Was ſagen Sie? Ich verſtehe keine Sylbe! Ach ſo, ob ich hungrig bin? I nun, es macht ſich . . . (zieht den Kopf herein) Nun, iſt der Robber bald ausgeſpielt?

**Maccabäus.** Das iſt die letzte Partie!

**Georgette.** Dem Himmel ſei Dank . . .

Sie ſpielen . . . Georgette ſieht zu . . . der Robber iſt aus . . . Maccabäus wirft die Karten weg und ſteckt das gewonnene Geld ein.

**Maccabäus.** Ihr könnt lange warten, ehe ich wieder mit Euch ſpielen werde.

**Alcibiades.** Er ſollte Gott danken, wenn wir mit ihm ſpielen wollen. Er gewinnt uns ja jedes Mal unſer Geld ab . . .

**Sophocles.** Alcibiades hat Recht . . . Er gewinnt uns jedes Mal unſer Geld ab . . .

**Maccabäus.** (lacht) Warum ſpielt Ihr ſo dumm? Nun macht aber auch daß ihr fortkommt, ſonſt werf ich Euch beide aus meiner Stube heraus!

Beide ſtecken ihr Geld ein und gehen langſam ab.

**Georgette.** Pfui, wie riecht das hier nach dem Stall! Jerôme, haſt Du nicht ein Bißchen Eau de Cologne? . . . mir iſt ganz unwohl. . . .

**Maccabäus** (zieht ſeine Kommode auf, nimmt eine Flaſche Cölner Waſſer heraus und giebt ſie ihr) Hier, mein Schatz.

**Georgette** (riecht daran, beſprengt erſt den Maccabäus und dann das Zimmer) Nun laß Dir erzählen, Jerome, was für eine höchſt wichtige Entdeckung ich vor zehn Minuten gemacht habe.

**Maccabäus.** Rede, rede, ich bin ganz Ohr . . .

**Georgette.** Vorhin, als ich ins Billardzimmer trat, um der Lady den Parfumeur Jasminet anzumelden, ſah ich, daß der Obriſt Bolingham der Lady einen Kuß gab.

**Maccabäus.** Einen Kuß – iſt das auch wahr?

**Georgette.** Ich hab's mit meinen eignen Augen geſehen und kann's alſo beſchwören. Als ſie mich ſah, fuhr ſie vor Schreck zuſammen und wurde ſo weiß, ſo weiß wie meine Schürze.

**Maccabäus.** Alſo wirklich einen Kuß?

**Georgette.** Und zwar einen recht derben Kuß.

**Maccabäus.** Eine köſtliche Entdeckung, die uns viel Geld eintragen ſoll. Wenn Mylord nach Hauſe kommt, ſo ſag' ich's ihm.

**Georgette.** Das war auch mein Plan, Jerôme.

**Maccabäus.** Ich kenne ihn, er wird meine Treue zu belohnen wiſſen . . . Victoria! Victoria!

**Georgette.** Iſt's aber auch keine Sünde, wenn man ſeine Herrſchaft verräth und Unfrieden anſtiftet?

**Maccabäus.** Eine Sünde? Ja, wenn Franzoſen unſere Herrſchaft wären . . . es ſind aber nur Engländer . . . Beefſteak-Eſſer . . . Und verdient es nicht Mylady, daß wir ſie verrathen? Iſt ſie nicht bei jeder Gelegenheit ſo grob gegen uns? . . Mylord iſt ein bon homme, aber ſie, ſie iſt eine Xantippe, die uns Domeſtiken auf jede erdenkliche Weiſe maltraitirt, perturbirt, chikanirt. Aber warten Sie nur, Mylady. Der Tag der Rache iſt gekommen. Ein Skandal, ein großer Skandal iſt jetzt ganz unvermeidlich!

**Georgette.** Glaubſt Du wirklich, daß...

**Maccabäus.** Ich glaube es nicht nur, ich bin feſt davon überzeugt, daß Mylord auf Scheidung anträgt, wenn er erfährt, daß ſich Mylady von dem Obriſt hat küſſen laſſen.

**Georgette.** Eine Scheidung, ach, das wäre prächtig! (ſie klatſcht die Hände zuſammen, ſpringt vor Freude im Zimmer herum, erfaßt dann den Arm des Bedienten und walzt mit ihm.)

(Eine Klingel erſchallt.)

**Georgette.** Halt, man ruft uns!

**Maccabäus.** Mylady wird am längſten geklingelt haben.

(Maccabäus und Georgette eilen auf ihre Poſten zurück.)

* * *

## Fünfte Skizze.

# Faſhionable Unterhaltung.

**Lord Gilbert.**

**Milliwood.**

**Mad. Zephirine**, eine franzöſiſche Kunſtreiterin.

**Baptiſt**, ihr Mann.

Scene: Wohnung der Mad. Zephirine.

(Mad. Zephirine und Lord Gilbert ſitzen auf dem Sopha; Milliwood, der keinen Antheil an ihrem Geſpräch nimmt, ſitzt am Klaviere und ſtückelt ſich eine neue Contredanſe ein.)

**Zephirine.** Sie können nicht glauben, Mylord, wie neugierig ich war, den Mann kennen zu lernen, von dem die Fama ſo Vieles zu erzählen weiß. Ihr Ruf, Mylord, hat längſt ſchon das Meer überſchritten, und iſt ſogar bis nach Paris gedrungen. Dem Namen nach kennt man Sie dort ſo gut, als hier. Lord Gilbert iſt der weiſe Lykurg unſerer Modengeſetzgeber, das leuchtende Ideal unſerer Elegants. Jeder, der in Paris Anſpruch macht auf den Namen eines Fashionable, trägt ſich à la Gilbert . . .

**Lord Gilbert.** Ich kann nicht leugnen, daß meine Moden Anklang finden in England ſo gut als auf dem ganzen Continente. (*läßt den Reif ſeines Lorgnons um ſeinen Zeigefinger kreiſen*) Wenn mir heute einfällt einen rothen Leibrock zu tragen, ſo iſt dies binnen acht Tagen Mode . . . . Yes, Madame!

**Zephirine.** Man lobt aber nicht blos Ihren Geſchmack, man rühmt auch Ihren Geiſt...

**Lord Gilbert.** Yes!

**Zephirine.** Ihren Witz.

**Lord Gilbert.** Yes . . .! Heute Morgen z. B. iſt mir ein ganz delicater Witz eingefallen . . .

**Zephirine.** Darf man fragen? . . .

**Lord Gilbert.** Yes! Ich habe mir den Witz aufnotirt, bloß darum, damit ich ihn nicht vergeſſe. . . . (nimmt die Schreibtafel heraus und ſieht nach) Hier ſteht er! Abgeſchabt, wie die Schabracke eines Bürgergauls. Wie finden Sie dieſen Witz?

**Zephirine.** Magnifique, Mylord . . . ich an Ihrer Stelle würde ihn drucken laſſen . . .

**Lord Gilbert.** Yes! . . . ich werde ihn an den Redacteur der Revue faſhionable ſchicken. Der Mann wird ſich kindiſch freuen . . .

**Zephirine.** Ganz gewiß . . . Ein Witz von Lord Gilbert muß Epoche machen.

**Lord Gilbert.** Yes!

**Zephirine.** Man lobt aber nicht bloß Ihren Witz, man rühmt auch Ihre Liebenswürdigkeit . . .

**Lord Gilbert.** Ich kann nicht läugnen, daß es Augenblicke giebt wo ich liebenswürdig, ſehr liebenswürdig ſein kann. Nicht wahr, Milli- (gähnt) wood?

**Milliwood.** (thut als ob er nichts gehört hätte.)

**Lodr Gilbert.** (lauter) Nicht wahr, Milli- (gähnt) wood?

**Milliwood.** Was denn, mein Junge?

**Zephirine.** Mylord meint, es gäbe Augenblicke, wo er ſehr liebenswürdig ſein kann?

**Milliwood.** Das weiß Niemand beſſer als ich.

**Lord Gilbert.** Schon mancher Dame habe ich den Kopf verrückt. Nicht wahr, Milli- (gähnt) wood?

**Milliwood.** Na, das will ich meinen.

**Lord Gilbert.** Noch kein Weib hat mir widerſtanden.

**Milliwood.** Noch keines . . . doch bevor ich's vergeſſe, — ich muß fort, muß Euch allein laſſen, meine Kinder, denn ich habe (ſo eben fiel's mir ein) einen ſehr nothwendigen Gang zu machen . . .

**Lord Gilbert.** Adieu!

**Milliwood.** Adieu, Kinder, ſeid hübſch artig . . . führt Euch gut auf . . . (er küßt Zephirinen die Hand und geht.)

(Kleine Pauſe.)

**Zephirine.** Wir ſind allein . . .

**Lord Gilbert.** Yes!

**Zephirine.** Ich darf nun meinem Herzen Luft machen und geſtehen, daß . . . auch ich . . . Sie . . . liebe! Wer könnte Ihnen widerſtehen?! . . . Dieſe ſchmeichelnde, ſüßklingende Stimme, dieſes reizende, verführeriſche Auge, dieſe kleine, weiße Hand — dieſes — Gott! welch ein ſchöner Ring, welch ein köſtlicher Diamant . . .

**Lord Gilbert.** Koſtet mir 100 Pf.

**Zephirine.** Eine Kleinigkeit für Mylord . . . Der Ring gefällt mir!

**Lord Gilbert.** Mir auch.

(Man klingelt ſehr ſtark.)

**Zephirine.** (fährt zuſammen) Himmel, das iſt mein Mann!

**Lord Gilbert.** (erſchrickt) Ihr Mann? Iſt der eiferſüchtig?

**Zephirine.** Wie Othello.

**Lord Gilbert.** Wohl gar auch grob?

**Zephirine.** Fürchterlich! Sie müſſen ſich verſtecken . . .

**Lord Gilbert.** Aber wohin?

**Zephirine.** In dieſen Uhrkaſten . . . . raſch, raſch! . . .

**Lord Gilbert.** God . . . Caracho will ich ſagen. (er ſteigt in den Uhrkaſten hinein, Zephirine ſchließt zu, ſteckt den Schlüſſel in ihren Buſen und läuft hinaus, um ihrem Gemahl, der immer ſtärker an der Klingel reißt, die Thür zu öffnen.)

**Baptiſt.** (tritt ein) Darf man fragen, Madame, weßhalb es Ihnen beliebt hat mich ſo lange klingeln zu laſſen?

**Zephirine.** Ich war vor einem Weilchen eingeſchlafen und . . .

**Baptiſt.** Eingeſchlafen? War Niemand bei Ihnen?

**Zephirine.** Kein Menſch!

**Baptiſt.** Darf man fragen wem das Gigg gehört, das vor unſerm Hauſe hält?

**Zephirine.** Hält ein Gigg vor unſerm Hauſe?

**Baptiſt.** Ja, Madame. Wenn ich nicht irre, ſo gehört jenes Fuhrwerk dem Lord Gilbert . . .

**Zephirine.** Wer iſt dieſer Lord Gilbert?

**Baptiſt.** Ein moderner Lovelace, der alle Frauen verführt. Hat der Verräther vielleicht gewagt, ſich auch in mein Haus einzuſchleichen? Reden Sie, Madame! . . .

**Zephirine.** Schon wieder argwöhniſch? Ich wiederhole es, es war keine Seele hier . . .

**Baptiſt.** Madame, nehmen Sie ſich in Acht. Weh Ihnen, wenn ich Sie auf einer Lüge ertappe, und Wehe, drei Mal Wehe dem

Schurken, der Sie dazu verleitet hat . . . Den Lord Gilbert habe ich ſchon längſt auf dem Zuge. Finde ich ihn einmal hier in meiner Wohnung, dann ſchlag' ich ihn todt, den Hund . . . ſo wahr ich Baptiſt heiße und ein ehrlicher Mann bin . . . Wie ſpät iſt es jetzt? (er ſieht auf die Uhr, in deren Gehäuſe Lord Gilbert verſteckt iſt.) Erſt halb zwei? Die Uhr ſcheint ſtehen geblieben zu ſein! Madame, den Schlüſſel her!

Zephirine. Den Schlüſſel? . . . Wozu?

Baptiſt. Um den Kaſten aufzuſperren und die Uhr aufzuziehen . . . .

Zephirine. Was fällt Dir ein? die Uhr geht ja.

Baptiſt. (legt das Ohr an den Kaſten) S' iſt wahr, ich habe mich geirrt. Jetzt höre ich recht gut das Tictac des Perpendikels . . . aber vorhin kam es mir vor, als ob die Uhr abgelaufen und der Perpendikel ſtehen geblieben.*) Ich geh' jetzt, Madame.

---

*) Lord Gilbert war ſo unvorſichtig geweſen den Perpendikel, der ihn genirte, feſtzuhalten. Noch zur rechten Zeit hatte er dem Pendel einen Schneller gegeben, der ihn wieder in Bewegung ſetzte.

**Zephirine.** Du willſt wieder gehen?

**Baptiſt.** Ich habe noch einen kleinen Gang zu machen . . . in längſtens zehn Minuten bin ich wieder hier . . . Adieu, mon amie, sois sage! (giebt ihr einen Kuß auf die Stirn und geht.)

**Zephirine** (begleitet ihn bis zur Treppe, kommt dann zurück und ſchließt die Thür wieder zu.)

**Lord Gilbert** (klopft inwendig) Pſt, Madame!

**Zephirine.** Was befehlen Mylord?

**Lord Gilbert.** Machen Sie auf!

**Zephirine.** Jetzt gleich?

**Lord Gilbett.** Ja freilich!

**Zephirine.** Sie haben wohl Angſt? . . .

**Lord Gilbert.** Ja freilich! Machen Sie nur auf . . .

**Zephirine.** Nicht eher, Mylord, bis Sie mir den Ring geben!

**Lord Gilbert.** Welchen Ring?

**Zephirine.** Den Diamant.

**Lord Gilbert.** Der mir 100 Pf. gekoſtet?

**Zephirine.** Gleichviel, wie viel . . . er gefällt mir, und wenn Sie ſich weigern mir dieſen Ring als Souvenir zu laſſen, ſo bleiben Sie ſo lange mein Gefangener bis mein Gemahl zurückkehrt . . .

**Lord Gilbert.** Par . . . morbleu, will ich ſagen, iſt dies Ihr Ernſt?

**Zephirine.** Ich ſpaße nicht, Mylord . . .

**Lord Gilbert.** Ich auch nicht . . . Machen Sie auf . . . wenn nicht, ſo mach' ich Spektakel.

**Zephirine.** Das wird Ihnen nichts nützen . .

**Lord Gilbert.** Ich ſchreie Feuer!

**Zephirine.** Mein Gemahl wird löſchen helfen . . .

**Lord Gilbert.** God . . . Caracho will ich ſagen . . . Machen Sie auf! . . .

**Zephirine.** Nur dann wenn Sie mir hier durch dieſe kleine Oeffnung den Ring geben . . . Mylord, ſäumen Sie nicht; in zehn Minuten kehrt mein Gemahl zurück. Er iſt aufbrauſend . . jähzornig. Trifft er Sie in meinem Zimmer, ſo riskiren Sie eclatante Prügel zu bekommen. Entſchließen Sie ſich raſch, bald könnte es zu ſpät ſein . . .

**Lord Gilbert.** Prügel! Caracho! Da, nehmen Sie den Ring und laſſen Sie mich heraus! (er ſteckt durch die Seitenöffnung des Uhrkaſtens den Ring heraus; Mad. Zephirine nimmt ihn und öffnet alsdann.)

**Zephirine.** Merci, Mylord.

**Zephirine.** Nun machen Sie aber auch daß Sie fortkommen . . . ſonſt könnte mein Gemahl hinzukomm . . .

**Lord Gilbert.** (ſchlägt ſich wüthend vor die Stirn.)

**Lord Gilbert.** Goddam! (er rennt ſchnell hinaus.)

Zephirine ſteckt lachend den Kopf zum Fenſter hinaus um ihm nachzuſehen. Durch die Hinterthür ſtürzen Baptiſt und Milliwood herein.

**Millwood.** Iſt er fort? . . .

**Zephirine.** Eben ſteigt er in ſein Gigg ein . .

**Millwood.** Der Geck!

**Baptiſt.** Der Haſenfuß!

(Alle Drei fangen heftig zu lachen an.)

**Millwood.** Doch bevor ich's vergeſſe . . . habt ihr, Kinder, nichts zum Frühſtücken da?

**Zephirine.** Geduld! Geduld!

(Sie deckt den Tiſch — Millwood frühſtückt zum zweiten Male.)

## Sechſte Skizze.

# Der Ehemann nach der Mode.

Lord Gilbert tritt ein. Ihm folgt Maccabäus.

Lord Gilbert. Macca (gähnt) bäus!

Maccabäus. My (gähnt) lord?

Lord Gilbert. Was? Er unterſteht ſich zu gähnen wie ſein Herr und Gebieter?

Maccabäus. Verzeihung, Mylord, es iſt nicht gern geſchehen.

Lord Gilbert. Den Hals werd' ich ihm brechen, wenn er ſich erfrecht noch einmal in meiner Gegenwart zu gähnen. Eine Milbe wie er, darf überhaupt nie, nie gähnen. Gähnen iſt ein Vorrecht der Großen. Verſteht er mich, Nil (gähnt) pferd? Wüßte ich nicht, daß nach Theil VII., Capitel X., Paragraph XIX der Zorn eine plebejiſche Leidenſchaft ſei, ſo würd' ich ihm ein Dutzend Ohrfeigen geben, er See- (gähnt) hund. Still, halt er ſein Maul . . . Iſt das Court-Journal angekommen?

Maccabäus. Vor einer halben Stunde.

**Lord Gilbert.** Lies, mein Tiger, ich bin geſpannt etwas Neues zu hören (er wirft ſich auf den Rollſtuhl).

**Maccabäus.** (nimmt das Court-Journal und lieſt) „Oberhaus der Mode. Die geſtrige Sitzung war eine der ſtürmiſchſten deren man ſich zu erinnern weiß. Zehn Minuten nach 7 Uhr Abends beſtieg der edle Lord Moſtrich, Repräſentant des Piccadilly-Square die Tribune und trug auf Abſchaffung der Handſchuhe an. Die Rede in der er den ganzen Schmuck der Rhetorik, den ganzen Knäuel ſeiner Beredtſamkeit entwickelte, dauerte bis zwei Uhr Morgens — kein Wunder, daß zwei unſerer Stenographen darüber eingeſchlafen ſind. Es iſt himmelſchreiend, ſo ſchloß der edle Lord, daß die feine Welt noch immer nicht einſehen will wie die Handſchuhe nur für die Tatzen des Pöbels (großes Murren im Centrum!) erfunden worden. Heut zu Tage iſt die Hand nur noch das einzige Merkmal, wodurch man den Faſhionable von der gewöhnlichen Menſchen-Race unterſcheiden kann. Man überlaſſe dieſe Fingerfutterale den rohen, ſchmutzigen Fäuſten der Handwerker und ſolchen Leuten, die den Ausſatz haben. (Eine Stimme auf der rechten Seite: „Keine Perſönlichkeiten!") Der edle Lord ſtutzte Anfangs, ſammelte ſich aber und rief: Wen's juckt, der kratze ſich. (Großes Gelächter auf der linken Seite!) Der Lord trank dann ein Glas Waſſer und verließ unter lauten Acclamationen die Tribune, die nach ihm noch zwei und zwanzig andre Faſhionables beſtiegen, um ſich gegen, und vier und dreißig, um ſich für die Bill vernehmen zu laſſen. Zuletzt ging der Antrag mit 56 Stimmen gegen 48 durch."

Lord Gilbert. Was fange ich nun mit meinem Vorrath von Handſchuhen an? Georgette ſoll ſie haben. Lies weiter, mein Hai- (gähnt) fiſch.

Maccabäus. „Der Marquis von S. hat eine neue Bartpomade erfunden. Sir Lovelace N. iſt zum Präſidenten des Cravattenklubs ernannt worden."

Lord Gilbert. Nichts Neues in der Literatur erſchienen?

Maccabäus. (lieſt) „Die Weſte und ihre Knöpfe, für die Beaumonde ans Licht geſtellt von Lord Pelham."

„Der Frack wie er ſein ſoll," eine Epiſtel an die Schneidermeiſter Stuntz in London, Staup in Paris und Gunkel in Wien.

„Die ſchwarzen und die grauen Hüte,“ eine Parallele von einem Pariſer Incroyable.

„Soll der Faſhionable einen Stock tragen oder nicht?“ Eine Meditation in Alexandrinern von Hyppolite, Marquis von S.

„Iſt es genteel, eine Uhr bei ſich zu tragen?“ Eine gekrönte Preis-Schrift von einem Dandy, deſſen Uhr ſchon ſeit drei Jahren verſetzt iſt.

„Nieder mit den Backenbärten!“ Drei Bände aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

**Lord Gilbert.** Das Buch muß ich mir kommen laſſen. Erinnere mich daran! Apropos, wo iſt meine Frau?

**Maccabäus.** Mylady iſt in die Oper gefahren.

**Lord Gilbert.** Mit wem?

**Maccabäus.** Mit dem Obriſt Bollingham. Ach!

**Lord Gilbert.** Du ſeufzteſt. Warum?

**Maccabäus.** Ach . . . der Obriſt . . . ich hab' es Euer Herrlichkeit ſchon längſt ſagen wollen . . .

**Lord Gilbert.** Was ſagen wollen?

**Maccabäus.** Daß der Obriſt ein höchſt gefährlicher Menſch iſt . . .

**Lord Gilbert.** Gefährlich, wie ſo?

**Maccabäus.** Man ſpricht nicht gern davon.

**Lord Gilbert.** Rede, Heu- (gähnt) pferd!

**Maccabäus.** Nun, wenn Sie befehlen; ſo muß ich gehorchen . . . Georgette war heute Zeugin eines ſchaudererregenden Auftritts. Als ſie unvermuthet in das Billardzimmer trat, ſah ſie wie der Obriſt der gnädigen Frau einen Kuß, ja ja, einen Kuß gab.

**Lord Gilbert.** Einen Kuß? God . .

Caracho will ich ſagen. Gieb mir ſchnell den 9. Theil der Encyclopädie des Dandynismus her.

Maccabäus. (Reicht ihm den verlangten Band.)

Lord Gilbert (ſchlägt etwas nach) Der Obriſt hat alſo meiner Frau einen Kuß gegeben?

Maccabäus. Georgette hat's mit ihren eigenen Augen geſehen.

Lord Gilbert. Und was glaubſt Du, was ich thun werde?

Maccabäus. Dem Obriſt den Hals brechen.

Lord Gilbert. Das werde ich bleiben laſſen. Nach Capitel XI., Paragraph V. iſt die Eiferſucht eine ungenteele Leidenſchaft. Er mag ſie küſſen ſo lange er Luſt hat . . .

Maccabäus. Ew. Herrlichkeit, das iſt metaphyſiſch!

Lord Gilbert. Mond= (gähnt) kalb, das verſtehſt Du nicht. Laß jetzt den Landau anſpannen, ich will erſt zu Tiſch und dann ins Theater fahren.

## Siebente Skizze.

# Terpſichorens Prieſterin.

# [illegible] Buch

**Aglaë**, eine Tänzerin aus Lyon, nichts beſſer und nichts ſchlechter als die Andern.

**Madame Vermont**, ihre Mutter, eine alte, beklagenswerthe Frau, die ſich Manches muß gefallen laſſen.

**Lord Gilbert.**

**O' Neilly**, ein Redacteur der Times.

(Scene: Ankleidezimmer der Tänzerin)

(**Aglaë** ſteht vor dem Spiegel und kleidet ſich an. Die Mutter ſchnürt ſie und zwar ſo feſt, als es nur möglich iſt. Man klopft leiſe.

**Aglaë.** Hören Sie nicht, Mama, daß es klopft . . .

**Mad. Vermont.** Du irrſt, ma bonne enfant.

Aglaë. Ich ſage Ihnen, man klopft. Raſch! Sehen Sie, wer da iſt!

Mad. Vermont. Gleich, gleich, mon ange! (Sie ſchiebt den Riegel weg, ſteckt den Kopf zur Thür hinaus, murmelt Ah, bon soir, Monsieur, zieht ſchnell den Kopf zurück und riegelt wieder zu.) Mein liebes Kind, der Redacteur der Times ſteht vor der Thür, ſoll ich ihn hereinlaſſen?

Aglaë. Dumme Frage, das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt.

Mad. Vermont. Sei nicht böſe, mon enfant! (Sie öffnet die Thür und läßt den Redacteur O Reilly herein.)

O Reilly. Bon soir, charmante Sylphide.

Aglaë. Bon soir, mon ami. Wie gehts? Ich hoffte, Sie heute Vormittag bei mir zu ſehen. Wer nicht kam, war Herr O' Reilly. Wo haben Sie denn geſteckt?

O Reilly. Ich mußte der Sitzung im Unterhauſe beiwohnen. Sie wollen ſich eben ankleiden, wie ich ſehe. Darf ich Ihnen bei Ihrer Toilette behülflich ſein?

**Aglaë.** Ei warum nicht. Häkeln Sie mir das Kleid zu!

**O'Neilly.** Sogleich (er legt Hut und Reitgerte auf den Sopha, zieht ſeine Handſchuh aus und häkelt der Tänzerin das Kleid zu.)

**Aglaë.** Ei, ei, wie ſchnell das geht. Sie müſſen in Ihrem Leben ſchon viele Kleider zugehäkelt haben. Apropos, wie ſpät iſt es?

**O'Neilly.** Es iſt halb Acht . . . ſo eben hat die Ouverture begonnen . . .

**Aglaë.** Da muß ich machen daß ich fertig werde Mama, den Gürtel!

**Mad. Vermont.** Wo liegt er, liebes Kind? Ich ſuchte ihn überall, konnte ihn aber nicht finden . . .

**Aglaë.** O'Neilly, laſſen Sie die Neckereien, Sie ſehen ja, daß ich mich ſputen muß. Liegt der Gürtel nicht im Korbe?

**Mad. Vermont.** Nein, mein liebes Kind.

**Aglaë.** Sie haben ihn wohl gar zu Ha
gelaſſen?

**Mad. Vermont.** Das könnte wohl mi
lich ſein.

**Aglaë.** Eh bien, da können Sie hüb
nach Haus laufen und ihn holen. — Sie könn
ſich, mein Theurer, keinen Begriff von der Na
läſſigkeit meiner Mutter machen. Bald verg
ſie die Schminke, bald die Pomade, bald d
Barett, bald die Handſchuhe mitzunehmen. Me
Gott, wozu hab' ich denn eine Mutter, we
ich ſie nicht einmal dazu gebrauchen kann? Der Gü
tel iſt alſo wirklich nicht da? (ſie fängt an zu ſuche
Aber, Mama, ſind Sie denn blind? Da lie
er ja auf der Sophalehne . . .

**Mad. Vermont.** Pardon, mon enfan
Es iſt etwas dunkel im Zimmer . . . die Lam
brennt nicht hell . . . Du weißt, ich kann nic
gut ſehen . . .

**Aglaë.** Immer Ausreden! Was Sie ſeh
wollen, das ſehen Sie ſehr gut . . .

**Mad. Vermont.** Sei nicht böſe liebes Kin

**Aglaë.** O'Neilly, laſſen Sie die Neckereien! — Mein Barett!

**Mad. Vermont.** Hier, liebes Kind.

**Aglaë.** (ſetzt ſich ein rothſammetnes Barett mit einer weißen Reiherfeder und einer Diamant-Agraffe auf.) Eh bien, mon ami, wie gefällt dieſe neue Toque?

**O'Neilly.** Sie iſt magnifique!

**Aglaë.** Schmeichler . . . Und das Blumen-Bouquet an meinem Buſen?

**O'Neilly.** Iſt himmliſch! Sind dies echte Blumen? (riecht daran)

**Aglaë.** Sie Schelm, Sie! (giebt ihm einen Backenſtreich und bald darauf einen Kuß) Nun müſſen Sie mir aber auch einen Gefallen erweiſen . . .

**O'Neilly.** Und welchen, meine reizende Elfe?

**Aglaë.** Maria Taglioni iſt ein ſtolzes, aufgeblaſenes Ding. Sie müſſen ſie, mir zu Liebe, ein Bischen mitnehmen . . .

L' Reilly. Ein Bischen nur?! Ich werde ſie ſehr ſtark herunterreißen. Denken Sie ſich, ſie hat mir, als ſie hier ankam, nicht einmal eine Karte geſchickt.

Aglaë. Welche Frechheit! das verdient Züchtigung . . .

L' Reilly. Sie ſoll an mich denken, verlaſſen Sie ſich darauf.

Aglaë. Pſt, nicht ſo laut! Gleich neben an iſt ihr Ankleidezimmer. Sie kann jedes Wort hören . . . . ſprechen Sie etwas leiſer. (Sie beguckt ſich in dem Spiegel und probirt einige Pas.)

L' Reilly. Charmant, charmant! Welch ein gracieuſer Port-bras, welch ein ätheriſcher A-plomb! Die Taglioni iſt eine Stümperin gegen Sie . . .

Aglaë, (legt ihm die Hand auf den Mund,) Schreien Sie doch nicht ſo! (Sie probirt eine Pirouette.)

L' Reilly. Göttlich, himmliſch! Sie werden heute wieder alle Herzen bezaubern.

Aglaë. Es genügt mir, wenn ich Ihnen gefalle . . .

O' Reilly. Apropos, kennen Sie den Lord Gilbert?

Aglaë. Ei, wer wird den Fat nicht kennen!

O' Reilly. Er will ſich ſcheiden laſſen von ſeiner Frau und . . .

Aglaë. Mich heirathen! .

O' Reilly. Iſt dies alſo wirklich wahr?!

Aglaë. Leider, ja.

O' Reilly. Könnte ſich die kluge Aglaë wirklich dazu entſchließen, die Gattin eines ſolchen Dummkopfs zu werden? . . .

Aglaë. Mylord est une bête . . . je le sais, mais . . . Er iſt reich, unmenſchlich reich. Ein Mann mit 100,000 Pf. Sterl. jährlicher Revenuen, wie Lord Gilbert, iſt heut zu Tage eine Seltenheit . . .

O' Reilly. Aber er iſt dumm, entſetzlich, oder wie er ſagen würde: metaphyſiſch dumm.

Aglaë. Tant mieux! Kluge Ehemänner ſind in der Regel unerträglich. Aber ſo ein coloſſales Vieh, wie dieſer Lord Gilbert . . .

(Man klopft)

Mad. Vermont. Entrez!

Aglaë. Sie rufen herein?! Wer hat Ihnen das erlaubt, Mama? Fragen Sie erſt, wer es iſt.

Mad. Vermont. Wer da?

Lord Gilbert (von außen) Lord Gilbert!

O' Reilly. Lupus in fabula!

Aglaë. Machen Sie ihm auf, Mama, und bleiben Sie dann draußen auf dem Corridor. Ich bin angekleidet . . . hier iſt nichts mehr für Sie zu thun. Gehen Sie!

(Mad. Vermont öffnet die Thür, läßt den Lord Gilbert herein und verläßt dann das Zimmer.)

Lord Gilbert. (gähnt) Störe ich?

Aglaë. Nein, Mylord. Hat nicht Ihr rechtes Ohr geklungen?

Lord Gilbert. (gähnt) Nein, Miß Aglaë.

Aglaë. So eben ſprach ich von Mylord.

O'Neilly. Wären Sie drei Minuten früher hier geweſen, ſo hätten Sie, Mylord, aus dem Munde dieſer Dame ein ſchönes Lob gehört. Mademoiſelle ſagte ſo eben, Mylord Gilbert wäre ohne Zweifel der geiſtreichſte Mann unſerer Halbinſel . . .

Lord Gilbert. Das haben mir ſchon viele Damen geſagt . . .

Aglaë. Und zwar mit Recht!"

Lord Gilbert. Yes! Heute Vormittag (gähnt) iſt mir wieder ein treffliches Bonmot entſchlüpft. Es thäte Noth, ſagte ich heute Vormittag zu meinem Kroko (gähnt) dil . . .

O'Neilly. Hat Mylord ein Krokodil?

Aglaë. Bitte um Verzeihung — Mylord nennt ſeine Diener ſo . . .

Lord Gilbert. Yes. Es thäte Noth, ſagte ich zu ihm, daß man täglich neue Schimpfworte erfände. Die alten ſind ein Gemeingut aller Stände geworden, ſind ſchon im Munde des Pöbels und daher ſo abgefaſert — nun paſſen Sie auf, jetzt kommt der Witz — ſo abgefaſert, ſagte ich, wie die Schabracke eines Bürgergauls.

Aglaë. } Ein köſtlicher Einfall.
O'Reilly. } (Sie lachen)

Lord Gilbert. Ich habe ihn heute ſchon Mehreren erzählt. Alle, die ihn gehört, wollten ſich darüber todt lachen. Ich habe dieſen Witz an die Revue Fashionable geſchickt . . .

Aglaë. Wann denken Sie, daß er erſcheinen wird?

Lord Gilbert. Im nächſten Blatt.

Aglaë. Ich laſſe mir 50 Exemplare holen, um ſie an alle meine Freunde und Bekannte zu vertheilen.

**O'Neilly.** Mylord, ich ſollte böſe auf Sie ſein.

**Lord Gilbert.** Weshalb?

**O'Neilly.** Ei warum haben Sie Ihren köſtlichen Witz nicht an die Times geſchickt? Ein Bonmot von Lord Gilbert würde unſerer Zeitung ein Paar Hundert neue Abonnenten verſchafft haben. Und glauben Sie mir, Mylord, wir wären nicht undankbar geweſen; wir hätten jeden Buchſtaben Ihres Manuſkripts mit Gold aufgewogen . . .

**Lord Gilbert.** Tröſten Sie ſich. Bei der erſten Gelegenheit, wo mir wieder ein Bonmot entſchlüpft, werde ich mich Ihrer erinnern . . .

**O'Neilly.** Mylord, ich halte Sie beim Wort.

**Lord Gilbert.** Thun Sie das. Apropos Wie viel Honorar zahlen Sie für die Zeile?

**O'Neilly.** In der Regel nur 7 Pence. Bei Ihnen aber würden wir eine Ausnahme machen und doppelt ſo viel für jeden Buchſtaben zahlen.

Lord Gilbert. Lord Byron erhielt Guineen für jede Zeile; ich begehre das nämlich Honorar.

Aglaë. Ich finde dieſe Forderung ſehr beſcheiden . . .

O' Reilly. Wir werden uns wohl einige Mylord.

Lord Gilbert. Yes! Vielleicht entſchlüpf mir noch heute ein Witz . . .

O' Reilly. Mylord ſind außerordentlic productiv! Mademoiſelle, ich muß mich Ihne nun empfehlen . . .

Aglae. Sie wollen ſchon gehen?

O' Reilly. Ich muß ins Theater, ſon finde ich keinen guten Platz mehr.

Aglaë. A bientôt!

**O' Reilly.** Mylord, vergeſſen Sie uns nicht. (geht ab.)

**Aglaë.** Eh bien, wie gefall' ich Ihnen heute? (ſie macht eine Pirouette)

**Lord Gilbert.** Sie? ſchön, pyramidaliſch, metaphyſiſch-ſchön!

**Aglae.** Und das Reitpferd, das Sie mir verſprochen . . .

**Lord Gilbert.** Das erhalten Sie morgen früh um 9.

**Aglaë.** Und den bewußten Caſchemir-Shawl?

**Lord Gilbert.** Morgen früh um 10.

**Aglaë.** Und das japaniſche Porcelan?

**Lord Gilbert.** Morgen früh um 11.

**Aglaë.** Und den bewußten Diamantenſchmuck?

Lord Gilbert. Den habe ich Ihnen mitgebracht. Hier iſt er. (er zieht aus der Seitentaſche ſeines Ueberrockes ein rothes Futteral heraus, das er der Tänzerin überreicht.)

Aglaë. (öffnet das Futteral.) Herrlich, herrlich!

Lord Gilbert. Koſtet mich Netto 1000 Pfund . . .

Aglaë. Eine Kleinigkeit für Mylord. Dieſer Schmuck ſoll heute ſchon mich zieren. Freut Sie das nicht!

Lord Gilbert (gähnt) Sehr!

Aglaë. Sie ſagen dies ſo kalt! Bereuen Sie es etwa? Da, nehmen Sie das Ding zurück. Ein freundlicher Blick von mir und der Marquis von Z . . . ſchenkt mir zehnmal werthvolleres Geſchmeide, als dieſes hier. Wenn ich es aber dennoch behalte, ſo geſchieht es bloß darum, um Sie, Mylord, nicht zu beleidigen. Doch verlange ich dieſen Schmuck nicht umſonſt. Sie ſollen einen Kuß von mir haben (giebt ihm einen Kuß auf die Stirn.) Nun, freut auch dies Sie nicht?

**Lord Gilbert** (ſehr gelaſſen.) Ich bin außer mir vor Freude . . .

**Mad. Vermont** (von Außen.) Mon enfant!

**Aglaë.** (ärgerlich) Was giebts?

**Mad Vermont.** (von Außen) Ich wollte Dir nur ſagen . . .

**Aglaë.** Was denn ſchon wieder?

**Mad. Vermont.** Daß der Vorhang ſchon aufgezogen iſt und das Ballet bereits begonnen hat.

**Aglaë.** Mylord, jetzt machen Sie, daß Sie fort kommen. Nach der Vorſtellung erwarte ich Sie.

**Lord Gilbert.** Wo?

**Aglaë.** Hier in der Garderobe; ich erlaube Ihnen, mir beim Auskleiden behülflich ſein zu dürfen. Eh bien, das wird Sie doch freuen?

**Lord Gilbert.** (ganz ruhig) Ungeheuer!

**Aglaë.** Nun packen Sie ſich. Halt, noch Eins! Sorgen Sie dafür, daß ich bei meinen Erſcheinen empfangen werde.

**Lord Gilbert.** Verlaſſen Sie ſich darauf. Ich habe heute wider **250 Billets** gekauft.

**Aglaë.** Nicht mehr?

**Lord Gilbert.** Iſt das nicht ſchon genug?

**Aglaë.** Gehen Sie, gehen Sie, Sie ſind ein Geizhals (ſie drängt ihn zur Thür hinaus, ſieht ſich noch einige Male im Spiegel an und probirt noch einige Pas.)

## Achte Skizze.

# Ehepact im Zwiſchenact.

Lady Felicia.
Obriſt Bollingham.

(Scene: eine Loge im Kings-Theater)

(Zwiſchenact. Lady Felicia und Obriſt Bollingham ſchlürfen Eis.)

**Lady.** Eh bien, Obriſt, wie gefällt Ihnen die kleine Taglioni?

**Obriſt.** Wenn Sie's erlauben, ſo finde ich ſie reizend.

**Lady.** Ich begreife nicht, wie man dieſer Kleinen Geſchmack abgewinnen kann. Sehen Sie ſich nur ihre Arme an!

**Obriſt.** Die ſind freilich etwas ungebührlich lang . . .

**Lady.** Und ungeheuer mager!

**Obriſt.** Nicht jede Dame kann ſo ſchöne, runde Arme haben, als Lady Felicia! Aber die Kleine iſt äußerſt gracieus!

**Lady.** Gracieus??? Sie ſind wohl verliebt in ſie?

**Obriſt.** Kann ein Mann der die Göttin Felicia geſehen, ſich jemals wohl in eine Andere verlieben?

**Lady.** Aber Sie finden die Kleine doch äußerſt gracieus!!

**Obriſt.** Ja, aber nur ſtellenweiſe.

**Lady.** Meinem Erachten nach iſt die Grazie die ſie entfaltet, ihr nicht angeboren, ſondern nur . . .

**Obriſt.** Eingelernt . . .

**Lady.** Sagen Sie lieber eingeprügelt!

**Obriſt.** Ja, das iſt das rechte Wort.

**Lady.** Ich muß geſtehen, daß die Fanny Elsler mir weit beſſer gefällt . . .

**Obriſt.** Fanny iſt nicht ſo aetheriſch! Die Taglioni iſt eine Tochter der Luft . . . Elsler eine Staubgeborne. Sie kommt mir zu deutſch, oder: was daſſelbe ſagen will, zu plump vor.

**Lady.** Sagten Sie nicht neulich, ich hätte viel Aehnlichkeit mit ihr?

**Obriſt.** Sagte ich das?

**Lady.** Läugnen Sie's nicht. Ich komme Ihnen alſo auch wohl zu deutſch, oder was daſſelbe ſagen will, zu plump vor?

**Obriſt.** Lady Felicia und plump, das reimt ſich ja eben ſo wenig zuſammen, als . . .

**Lady.** Als Obriſt Wollingham und artig. Fanny Elsler gefällt mir mehr als Maria Taglioni und wenn Sie nur ein Bißchen artig wären, ſo müßten Sie mir niemals widerſprechen. — Holen Sie mir raſch noch einen Becher Eis!

**Obriſt.** Sogleich, meine Gebieterin (er verläßt die Loge und verfügt ſich ins Buffet)

**Lady** (muſtert mit ihrem Riggl'ſchen Operngucker eine Loge nach der andern, und grüßt bald rechts bald links, kokettirt bald mit Dieſen, bald mit Jenem, lächelt, nickt, macht allerhand Zeichen u. ſ. w.

**Obriſt** (kommt zurück) Hier, ſchöne Frau, iſt das Eis!

**Lady.** Der Herr Obriſt haben ziemlich lange auf ſich warten laſſen . . .

**Obriſt.** Ich war einen Augenblick im Foyer . . .

**Lady.** Was erzählt man ſich Neues?

**Oberſt.** Ihr Herr Gemahl, ſagt man, habe vor einigen Tagen drei Wetten, jede von 5000 Pfund, verloren.

**Lady.** Das kann ihm gar nicht ſchaden.

**Obriſt.** Er macht jetzt, ſagt man, der neuen Tänzerin aus Lyon den Hof . . .

Lady. Der kleinen Aglaë, die vorhin mit Leroux das Pas de deux getanzt?

Obriſt. Der nämlichen.

Lady. In Gottes Namen!

Obriſt. Man ſagt, er wolle —

Lady. Was denn?

Obriſt. Sich von Ihnen ſcheiden laſſen.

Lady. Das wäre der erſte vernünftige Gedanke . . . Ich muß Ihnen geſtehen, my dear, daß mein Herr Gemahl von Tag zu Tag unerträglicher wird. Er iſt ein Fat, der ſich bei jeder Gelegenheit lächerlich macht . . . Seine Dummheit iſt zum Sprichwort geworden . . . man kann mit ihr Thüren einrennen . . .

Obriſt. Das haben mir ſchon Mehrere geſagt.

Lady. Den Gedanken, ſich von mir ſcheiden zu laſſen, hat ihm mein Schutzengel eingegeben. Bin ich erſt von ihm getrennt, dann, my dear, halte ich mein Verſprechen: Ich bezahle Ihre Schulden . . . Wieviel betragen ſie ungefähr?

**Obriſt.** Höchſtens 30000 Pfund.

**Lady.** Eine Bagatelle. Ich reiche Ihnen dann meine Hand . . .

**Obriſt.** Sie machen mich zum Glücklichſten aller Obriſten im engliſchen Heere . . .

**Lady.** Ich verſchreibe Ihnen die Hälfte meines Vermögens . . .

**Obriſt.** Auch darüber werde ich mich zu tröſten wiſſen . . .

**Lady.** Und gebe Ihnen, ſo bald ich Ihrer überdrüſſig bin, den Laufpaß.

**Obriſt.** Mit Allem einverſtanden!

**Lady.** Leute von gutem Ton müſſen ſich nicht auf ewig binden . . .

**Obriſt.** Sehr wahr!

**Lady.** Denn eine allzulange Ehe ſtumpft endlich ab . . .

**Obriſt.** Ganz richtig bemerkt!

**Lady.** Die Gewohnheit verwiſcht einen Reiz nach dem andern; an die Stelle der Liebe tritt Haß oder, was noch ſchlimmer iſt, Eckel . . . zuletzt verwünſcht Einer den Andern.

**Obriſt.** Abgemacht, dabei bleibt es!

**Lady.** Nun von etwas Wichtigerem. Wie gefällt Ihnen der Turban, den gerade über von uns, Lady Sara Flemming trägt?

**Obriſt.** Die alte Kokette ſieht in ihrem orientaliſchen Kopfputz wie ein wahnſinniger Wiedehopf aus . . .

**Lady.** Wer iſt denn der kleine Rothkopf, der ihr ſo emſig den Hof macht?

**Obriſt.** Ein Endchen von einem portugieſiſchen Legations-Attaché, der mehr Gläubiger hat, als es Buchſtaben in den Times giebt.. Er zapſt ihrer Börſe täglich ein Paar Hundert Guineen ab . . . Geſtern ſchickte ſie ihm einen Landau mit zwei prächtigen Schimmeln, die unter Brüdern, ihre **1000** Pfund werth ſind . . . Wir arme Militairs müſſen zu Fuße gehen.

Lady. Tröſten Sie ſich Obriſt, morgen früh ſollen Sie mein Landau haben!

Obriſt. Aber keine Schimmel, wenn ich bitten darf . . .

Lady. Sie lieben die Goldfüchſe, ich weiß das, my dear! Wer iſt denn die Kleine, die in der Loge des Herzogs von D... ſitzt?

Obriſt. Eine Seiltänzerin, die er zu ſeiner Maitreſſe erhoben. Er hat ihr ein großes Hôtel auf dem Grosvenor-Square gekauft und ihr ein Jahrgehalt von 10,000 Pfund ausgeſetzt. Es ſcheint jedoch, als ob dieſe Summe nicht hinreiche, um den ſardanapaliſchen Luxus zu beſtreiten, der in ihrem Hausweſen herrſcht. Die ci-devant Seiltänzerin ſieht täglich große Geſellſchaft bei ſich . . . ihre Routs fangen an, in der haute volée eine Rolle zu ſpielen. Die Morning-Chronicle gab neulich die Beſchreibung eines Feſtes, das ſie auf ihrem Luſtſchloß Maryhouse veranſtaltet hatte. Der Artikel füllte 3 Spalten und machte großes Aufſehen. Aus Dankbarkeit ließ ſie dem Redacteur dieſer Zeitung ein Service von chineſiſchem Porcellan zuſtellen, das der Herzog, einige Tage vorher, direct aus Canton erhalten hette. Die Morning-

Chronicle beſpricht ſeit jenem Tage jeden ihrer Routs, die dadurch berühmt werden.

Lady. Wir ſollten uns doch auch nach einem Zeitungſchreiber umſehen, der unſere Routs beſchreibt.

Obriſt. Die Patrone ſind eigennützig, ſie thun nichts umſonſt . . .

Lady. Ei nun, auf 40 — 50 Guineen ſoll es mir nicht ankommen. Horch — der dritte Act des Balletts beginnt (ſie reicht dem Obriſt den leeren Eisbecher und richtet ihr Glas auf die Bühne.)

## Neunte Skizze.

# Präliminarien.

Aglaë.

Lord Gilbert.

(Scene: Garderobezimmer der Tänzerin.)

**Lord Gilbert.** Nicht wahr, theure Miß, die 250 Freibillets haben heute ihre Schuldigkeit gethan. Ich ſelbſt (gähnt) applaudirte für Zehn.

**Aglaë.** Ich bin heute ſehr zufrieden mit Ihnen. Dafür erlaube ich Ihnen auch mir das Kleid aufzuhäkeln . . .

**Lord Gilbert.** (thut was ihm geheißen wird) Himmel, welch ein verführeriſcher Nacken, welche blendende Weiße, welche üppige Fülle . . .

**Aglaë.** (wickelt ſich die Locken auf) Ich erlaube Ihnen, dieſem Nacken einen Kuß zu geben . . .

**Lord Gilbert.** (thut was ihm geheißen wird.)

**Aglaë.** Mylord, jetzt drücken Sie die Augen zu.

**Lord Gilbert.** (thut was ihm geheißen wird.)

**Aglaë.** (ſtreift die Gaze-Robe ab und ſchlüpft ſchnell in einen Ueberrock hinein) Mylord, jetzt erlaube ich Ihnen, die Augen wieder aufzuſchlagen..

**Lord Gilbert.** (thut was ihm geheißen wird.)

**Aglaë.** (ſetzt ſich auf den Sopha) Mylord, ich erlaube Ihnen mir die Schuhe auszuziehen...

**Lord Gilbert.** (kniet vor ihr nieder und thut was ihm geheißen wird) Gott, welch ein niedlicher Fuß!

**Aglaë.** Mylord, ich erlaube Ihnen mir den Strumpf abzuziehen . . .

**Lord Gilbert.** (thut was ihm geheißen wird) Himmel, welch ein reizendes Bein, welch ein blendender Fuß! (giebt dem Fuß einen Kuß.)

**Aglaë.** Mylord, nicht unartig!

**Lord Gilbert.** Par . . . morbleu will ich ſagen . . . Sie müſſen meine Frau werden . . .

**Aglaë.** Sind Sie nicht verheirathet?

**Lord Gilbert.** Morgen in aller Frühe trage ich beim Gericht auf Scheidung an.

**Aglaë.** Und ihre Gattin?

**Lord Gilbert.** Wird ſich zu tröſten wiſſen . . .

**Aglaë.** Am Tage der Hochzeit verſchreiben Sie mir . . .

**Lord Gilbert.** Den dritten Theil meines Vermögens . . .

**Aglaë.** Den dritten Theil??

**Lord Gilbert.** Die Hälfte wollte
gen.

**Aglaë.** Abgemacht . . . Sela! Wi
len jetzt nach Hauſe fahren und die Sa
Ordnung bringen. (ruft) Mama! Mama!
ma!!!

**Mad. Vermont.** (ſteckt den Ko
Thür herein.)

**Aglaë.** Mein Gott, wo ſtecken Sie

**Mad. Vermont.** Du ſagteſt ja, ich
vor der Thür ſtehen bleiben uud Nien
zu Dir herein laſſen . . .

**Aglaë.** Aber Sind Sie denn taub
rief Sie ja ſchon 10 mal . . . Nicht
Mylord?

**Lord Gilbert.** Yes!

**Mad. Vermont.** Ich hatte es nic
hört . . .

**Aglaë.** Künftig, Mama, bitte ich beſſer aufzupaſſen. Laufen Sie raſch nach Hauſe und ſorgen Sie dafür, daß Mylord bei uns ein gutes Abendbrodt findet. Gilbert, geben Sie der Mutter 10 Pfund . . .

**Lord Gilbert.** Hier ſind 20 Pfund.

**Aglaë.** Hören Sie nicht? Ich ſagte nur 10 Pfund. Nun ſputen Sie ſich, Mama ich habe Hunger.

**Mad. Vermont.** Ich eile, mon enfant, (rennt fort.)

**Aglaë.** (Wirft ihre Enveloppe um, und hüllt ihren Kopf in einen Schawl ein:) Nun kommen Sie, Mylord.

## Zehnte Skizze.

# Abgemacht!

Lord Gilbert, welcher die Tänzerin Aglaë am Arme führt, begegnet im Corridor des Theaters ſeiner Gemahlin Felicia, welche von dem Obriſt Bollingham geführt wird.

Lord. Ein Wort, Mylady! Wie wärs …

Lady. Wenn wir uns ſcheiden ließen?

Lord. Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde. Wollen Sie, ſo ſind wir von dieſem Augenblick an getrennt!

Lady. Jedoch für immer!

Lord. Das verſteht ſich! Hier, Mylady, ſtelle ich Ihnen meine Braut vor.

Lady. Gratulire.

Aglaë. Merci, Mylady!

Lady. Dies Mylord. iſt mein Bräu

Lord. Gratulire.

Bollingham. Wir danken, Mylor

Lady. Kommen Sie gut nach Hau

Aglaë. Wünſche wohl zu ſchlafen!

Bollingham. Bon soir, Mylord!

Lord. Good night, my dear!

(Beide Paare fahren nach Hauſe.)

---

Gedruckt bei J. W. Wormer, sen., Jacobi-Kirchhof N

MUENCHEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN

Paed. Pr. Oettin
2553

# Carl Otto Reventlow,

oder die

# Mnemonik in ihrer höchſten Ausbildung.

Nebſt einem Anhang,

enthaltend

die Literatur der Mnemonik.

---

Literar-hiſtoriſche Skizze

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Leipzig.
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die nachfolgenden Bogen machen keinen Anſpruch auf eine gelehrte Abhandlung; ſie ſind nichts Anderes, als eine Gelegenheitsſchrift, die ihr Entſtehen der Anweſenheit eines Mannes verdankt, deſſen wunderbare Gedächtnißkraft in dieſem Augenblick in Leipzig in allen Kreiſen der Geſellſchaft ſo großes Aufſehen erregt, daß er, im ſtrengſten Sinne des Worts, der „Löwe des Tages" iſt.

Carl Otto Reventlow, (geboren am 10. December 1817 zu Storehedinge auf Seeland) iſt eine jener ſeltenen Erſcheinungen, die unſere höchſte Bewunderung, unſer ganzes Staunen in Anſpruch nehmen. Was Homer unter den Dichtern, Ariſtoteles unter den Philoſophen, Galilei unter den Sternkundigen, Napoleon unter den Helden und Beethoven unter den Komponiſten, das iſt dieſer junge, ſiebenundzwanzigjährige Däne Otto unter den Mnemotechnikern.

Die Mnemonik oder Erinnerungswiſſenſchaft, die, nach der Ausſage der alten Schriftſteller,*) der griechiſche Dichter Simonides*) aus Keos (geſtorben 470 vor Chriſti Geburt) aus indiſcher Quelle geſchöpft haben ſoll, dieſe Kunſt, die bisher eine jener hundert Chimären war, welche Cicero, Quintilian, Raimund Lullus, Jordanus Bruno, Petrarka, Petrus von Ravenna, Lamprecht Schenkel, Martin Sommer, Käſtner, Aretin, Feinaigle, Mailáth und hundert andere Gelehrte und Nichtgelehrte älterer und neuerer Zeit zu einer jeder Fähigkeit zugänglichen Wiſſenſchaft zu erheben verſucht haben, iſt jetzt eine Wirklichkeit, eine Wahrheit, ein Factum geworden. Reventlow hat eines der ſchwierigſten Probleme des menſchlichen Wiſſens gelöſt: er hat die Gedächtnißkunſt zu einer ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft erhoben; er hat ein neues Syſtem aufgebaut und feſte Regeln aufgeſtellt, durch die es ihm möglich wird, jedes Gedächtniß, wäre es auch noch ſo ſchwach und perfid, dergeſtalt ſchärfen, erweitern und vergrößern zu können, daß es nach zehn bis zwölf Lectionen mit dem ſeinigen kühn in die Schranken zu treten vermag.

---

*) Cicero (de Oratore lib. II, cap. 88.) Quintilianus (Institut. Orat. lib. XI, cap. 2.) Plinius (Hist. natural. lib. VII, cap. 24.) Mar-

Ich will mich hier weder auf Theorieen noch Raiſonnements über Sitz und Natur des Gedächtniſſes einlaſſen; ich will nicht zu entſcheiden wagen, ob es im Vorder- oder Hinterkopfe, ob es, wie die alten Griechen geglaubt, zwiſchen den Augenbrauen, oder, wie die Römer gemeint, im Ohrläppchen, oder, wie die guten Chineſen noch jetzt zu behaupten belieben, im Kehlkopfe ſeinen

---

tianus Capella (lib. V, in cap. de Memoria) und Ammianus Marcellinus (lib. XVI, cap. V.) Letzterer ſtellt die linkiſche Behauptung auf, Simonides habe ſein Gedächtniß durch Arzeneien geſtärkt.

*) Ueber das Zeitalter, in welchem der „Vater der Mnemonik“ gelebt, haben die Herren Gelehrten lange nicht mit ſich einig werden können. Jetzt wird allgemein angenommen, daß Simonides in der 55. Olympiade geboren und im vierten Jahre der 77. Olympiade geſtorben ſei.

Hauptſitz habe; ich will hier bloß auf den Werth des Gedächtniſſes und auf den wichtigen Platz, den es in der Reihe unſerer Seelenvermögen einnimmt, aufmerkſam machen.

Schon Aeſchylos, Griechenlands großer Tragödiendichter, nannte in einem ſeiner Trauerſpiele das Gedächtniß „die Mutter aller Wiſſenſchaften.“*) Napoleon — der Sprung von Jenem zu Dieſem iſt nicht ſo groß, als er ſcheinen mag, denn iſt nicht auch der Kaiſer Autor blutiger Trauerſpiele geweſen? — Napoleon ſagte: „Ein Kopf ohne Gedächtnißkraft iſt eine Feſtung ohne Beſatzung.“ Niemand wird dieß beſtreiten wollen. Von allen Gaben der Natur iſt ein gutes Gedächtniß zweifelsohne eine der herrlichſten. Das Gedächtniß iſt die Grundlage unſers ganzen Wiſſens. Das Gedächtniß iſt der goldene Zauberſchlüſſel, womit unſer Geiſt ſich alle Pforten der menſchlichen Kenntniſſe öffnet; das Gedächtniß iſt die Antichambre der Gelehrſamkeit. Die Kunſt, dieſe Gabe der Natur zu ſchärfen, das Gedächtniß fähig zu machen, Alles in ſich aufzunehmen, Alles in ſich einzuprägen, iſt gleichſam die Kunſt der Künſte, das Vehikel zur Erlernung jeder Wiſſenſchaft. Der Portugieſe F. de Caſtilho, einer der ausgezeichnetſten Mnemoniker der neuern Zeit, ſagt deshalb mit gerechtem Stolze: „La mnémotechnie est le chemin de fer de toutes les sciences.“

Bevor wir zu Reventlow und dem von ihm erfundenen Syſteme zurückkehren, wollen wir, um uns mit der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft bekannt zu machen, flüchtig die Reihe ſeiner Vorgänger durchlaufen und uns wenigſtens mit den Coriphäen derſelben näher vertraut machen.

---

*) Gefeſſelter Prometheus, Vers 439.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts trat zuerſt Petrus von Ravenna*) in Italien als Lehrer der Mnemonik auf und erregte durch ſeine öffentlich abgelegten Proben ſo großen Enthuſiasmus, daß ihm die Stadt Piſtoja im Jahre 1480 das Bürgerrecht ertheilte. Als er ſich auf Reiſen begab, ſuchten ihn der Markgraf von Monferrat (1488) und die Prinzeſſin Leonore von Ferrara (1491) dadurch zu unterſtützen, daß Ravenna (von ſeinen Zeitgenoſſen „Petrus a memoria“ genannt) in ihren Ländern nirgends eine Mauthabgabe zu entrichten brauchte, ein Privilegium, über das die darauf bezüglichen Urkunden noch jetzt vorhanden ſind. In Padua — Ravenna war damals kaum zwanzig Jahre alt — recitirte er alle leges codicis ſo wie alle Predigten, welche der Magiſter Antonius Eremita dort während der Faſtenzeit gehalten hatte, Wort für Wort. Einſt ſpielte er Schach und dictirte zwei Briefe über gegebene Materien; ein Dritter würfelte und ein Vierter ſchrieb ſämmtliche Würfe auf. Zu Ende des Spiels recitirte Ravenna alle Züge des Schachſpiels von vorn, alle Worte der beiden Briefe rückwärts und jeden Wurf in jeder beliebigen Ordnung. — Herzog Boguslaw von Pommern bewog ihn, Italien zu verlaſſen und einem Rufe nach Greifswalde zu folgen. Von dort begab er ſich nach Wittenberg und von hier nach Köln, wo er, wie Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim erzählt,**) von den Dominikanern verjagt wurde, weil ſie ihn für einen Schwarzkünſtler hielten. Seit jener Zeit ſoll er in der Welt planlos umhergeirrt und endlich — man weiß nicht wo — in hohem Alter um das Jahr 1512 geſtorben ſein. Seine „ars memorativa“ erlebte neun Auflagen.

---

*) Sein Lehrer war der berühmte Rechtsgelehrte Alexander von Imola, deſſen Nachfolger er wurde.

**) Epistolae lib. II, epist. 60 und lib. VII, pag. 383.

In der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts tauchte ein neues Meteor dieſer Sphäre in den Niederlanden auf. Lamprecht Schenkel, (geboren 1547 zu Herzogenbuſch) bis zu ſeinem 24. Jahre Schullehrer, reiſte zwanzig Jahre als Lehrer der Mnemonik durch Belgien, Frankreich und Deutſchland umher und machte überall ſo großes Aufſehen, daß er auf der Univerſität zu Löwen in den Geruch der Zauberei gerieth und von den Kanzeln herab als Hexenmeiſter und Teufelsbanner verſchrieen wurde. Auch der „Inquisitor rerum magicarum“ zu Antwerpen, Joh. Varius, erklärte Schenkels Mnemonik für ein Werk des Teufels. Eine biſchöfliche Commiſſion, beauftragt, die Anklage des Inquiſitors und die Vertheidigung Schenkels zu prüfen, ſah ſich genöthigt, Letzterem (am 1. Februar 1593) ein Zeugniß auszuſtellen, daß ſeine Mnemonik nichts „contra fidem catholicam romanam aut rempublicam christianam“ enthalte. Als hierauf Schenkel ſein Werk in Löwen der Oeffentlichkeit übergeben wollte, wurde ihm durch den Büchercenſor Heinrich Cuyck das Imprimatur verweigert; ein erfreulicher Beweis, daß die Cenſur auch damals in ſchwachen Händen lag. Schenkel, der unterdeſſen eine Menge geiſtlicher Zeugniſſe geſammelt hatte, wußte es mit Hülfe derſelben durchzuſetzen, daß die theologiſche Facultät zu Douay endlich den Druck ſeines Werks geſtattete. Aber Johann Varius, der Inquiſitor von Antwerpen, wagte in blindem Eifer, die Facultät der Druckerlaubniß wegen zur Verantwortung zu ziehen; ſie aber widerlegte die ungegründeten Beſchuldigungen gereizter Pfaffenwuth und beſchützte den verfolgten

Mnemoniker, der ohne ſie ein Opfer der Inquiſition geworden wäre.*) Wahr iſt's, daß Schenkel mit ſeiner Kunſt ſchnöde Geheimnißkrämerei getrieben und unter andern Formalitäten jedem ſeiner Schüler auch den Eid ewigen Stillſchweigens abgefordert hatte.*— Von Belgien begab er ſich nach Paris, wo er, vom Rector der Pariſer Univerſität geprüft, am 14. Novbr. 1601 vom König Heinrich IV. das Privilegium erhielt, in ganz Frankreich die Mnemonik zu lehren, mit dem Zuſatze, daß Alle, die ihn ſtören oder wider ſeinen Willen ebenfalls als Lehrer dieſer Kunſt auftreten würden, 1000 Thaler Strafe bezahlen, wovon ein Drittel dem Staate, das zweite Drittel den Armen und das dritte Drittel dem Beſitzer des Privilegiums anheimfallen ſollten.

Aus dem Schwarme mittelmäßiger Mnemoniker des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts heben wir nur den Engländer Richard Grey hervor, der unter dem Titel „A new method of artificial memory" in London ein Werk herausgab, von dem 1756 die vierte Auflage erſchien. Grey's Syſtem beruht darauf, daß er für die Ziffern Buchſtaben ſubſtituirt, die er in Sylben aneinanderreiht.

Intereſſanter iſt der Verſuch, den, vor Grey, der große Leibnitz auch in dieſer Sphäre des Denkens angeſtellt hat. Im „Hannoverſchen Magazin" befindet ſich von dieſem berühmten Philoſophen ein in lateiniſcher Sprache geſchriebener Aufſatz, betitelt: „Geheimmittel, wie man Zahlen, vorzüglich ſolche, die in der Chronologie vorkommen, nebſt einer unendlichen Menge anderer, dem Gedächtniſſe bis zur Unvergeßlichkeit einprägen und überhaupt die

---

*) Reventlow's Lehrbuch der Mnemonik.

Kraft deſſelben wunderbar ſtärken könne.“ Auch Leibnitz ſubſtituirt für die Ziffern Buchſtaben, woraus er Worte bildet. Die Grey'ſche Methode iſt demnach nur eine Nachahmung des Leibnitz'ſchen Verfahrens, das indeß, wie jede der frühern und ſpätern bis auf Reventlow's Methode, ſich als unhaltbar herausgeſtellt hat.

Die Matadore des neunzehnten Jahrhunderts ſind C. A. Käſtner, Johann Chriſtoph von Aretin und Gregor von Feinaigle. Der Erſtere dieſes Dreiblatts, der ſich nach der Schenkel'ſchen Methode ausgebildet hatte, iſt der Verfaſſer mehrerer mnemoniſchen Werke, von denen das erſte „Mnemonik oder Syſtem der Gedächtnißkunſt der Alten,“ im Jahre 1804 in Leipzig erſchien, wo er auch öffentliche Vorleſungen gehalten und öfters Proben ſeiner eigenen Fertigkeit abgelegt hat. Der zweite iſt, bei Lichte betrachtet, nichts weiter als ein fleißiger Compilator der Alten, welcher unter einem Wuſte alter, geiſt- und gedankenloſer Theorieen blutwenig Neues zu Tage gefördert hat. Eine ausführliche Kritik der Aretin'ſchen Methode theilt Reventlow in ſeinem „Lehrbuch der Mnemonik“ (Seite 56 bis 64) mit.

Der Dritte, der unter dieſen den größten Ruf erlangt hat, iſt Gregor von Feinaigle, Ordensgeiſtlicher und Bibliothekar des Kloſters Salem in der Nähe von Conſtanz. Nachdem 1804 die Klöſter aufgehoben worden waren, begab er ſich auf Reiſen, um als Mnemoniker ſein Glück zu verſuchen. Er debütirte in Carlsruhe;*) ging von dort nach Strasburg, Nancy, Metz, Dijon, Luneville und Paris. In letzterer Stadt miethete er auf der place des Victoires, hôtel de Maligny, ein wahrhaft fürſtliches Quartier, lebte en grand seigneur, ertheilte unter Andern auch den kaiſerlichen Pagen in Saint Cloud Unterricht in ſeiner Kunſt und ſuchte ein Brevet d'invention nach, das er jedoch, ſo viel uns bekannt iſt, nicht erhalten hat. Die öffentlichen Proben aber, welche einer ſeiner Schüler, Namens Vetter aus Strasburg, in den höchſten Zirkeln, ja ſelbſt am Hofe des Kaiſers ablegte, brachten in Paris eine ſo große Senſation hervor, daß Abbé Feinaigle, als Erfinder dieſer Methode, der Held des Tages und, als ſolcher in dem Luſtſpiele „les filles de mémoire“ auf die Bühne gebracht, zur Zielſcheibe guter und ſchlechter Witze mißbraucht wurde. Empört darüber, ſich und ſeine Kunſt der Lächerlichkeit preisgegeben zu ſehen, verließ er Frankreich und begab ſich nach England. In London gab er einen Cyclus von Vorleſungen in der Royal institution und erndtete auch hier Gold und Ehre ein*). Doch auch hier ſchadete er ſich durch Charlatanerie und Geheimnißkrämerei, indem jeder ſeiner Schüler vor Beginn des Unterrichts ſich auf Ehre und Gewiſſen verpflichten mußte, vor Ablauf zweier Jahre keine Sylbe von dem ihm offenbarten Geheimniſſe einem Uneingeweihten zu verrathen. — Von London aus folgte er einem Rufe nach Dublin, wo er, wie Reventlow in ſeinem Lehrbuch der Mnemonik (Seite 54) erzählt, nach erhaltener Diſpenſation geheirathet haben und im Jahre 1824 geſtorben ſein ſoll**). Ueber ſeine Methode, welche große Familienähnlichkeit mit dem Greyſchen Syſteme hat, leſe man das, was Reventlow in ſeinem „Lehrbuch" (Seite 55 und 56) über ihn geſchrieben hat.

---

*) Sein erſtes Programm iſt datirt: Karlsruhe, 13 April 1804.

---

*) Selbſt Byron hat dieſen Mann angeſtaunt und ihn durch einen Vers in ſeinem „Don Juan“ (erſter Geſang elfte Stanze) unſterblich gemacht.

**) Eine ausführliche Notiz über dieſen auch in anderer Beziehung nicht unintereſſanten Abbé findet man in Michaud's „Biographie universelle“.

Nach Feinaigle haben ſich nur noch der Franzoſe Aimé Paris durch eine von allen früheren Syſtemen ziemlich abweichende Methode, und die beiden Portugieſen Antonio Feliciano und Auguſtin Federigo Caſtilho, die als Schüler des Vorgenannten zu betrachten ſind, um die Mnemonik hauptſächlich dadurch ein unbeſtrittenes Verdienſt erworben, daß alle drei dieſe Wiſſenſchaft populär und praktiſch zu machen nicht ohne Glück verſucht haben.

Nach dieſen bleibt nur noch der Pole Jazwinsky und Johann Graf Mailáth, ein Ungar, zu erwähnen; Letzterer iſt von allen hier genannten Mnemonikern unſtreitig der allermittelmäßigſte, ein Aufwärmer der Aretin'ſchen Methode, die wiederum ein aufgewärmter Kohl der uralten Methoden iſt.

Wir kommen nun zu Herrn Reventlow, der ſowohl hinſichtlich ſeiner Methode, als ſeiner eigenen Fertigkeit, alle ſeine berühmten und unberühmten Vorgänger in den Hintergrund drängt und alle glänzend überſtrahlt. Reventlow iſt vermöge der ungeheuern Kraft ſeines Gedächtniſſes ein Polyhiſtor, eine lebendige Encyklopädie, „une bibliotheque ambulante", wie einſt die Prinzeſſin von Wales den großen Leibnitz genannt, der, wie ſchon oben erwähnt, es nicht verſchmäht hat, ſich mit dieſer Kunſt der Künſte zu beſchäftigen. — Reventlow, der neue Pico de la Mirandola, der Phönix der Mnemoniker, beantwortet 15,000 der heterogenſten Fragen aus der Geſchichte, Chronologie, Geographie, Chemie, Phyſik, Naturgeſchichte, Algebra, Mathematik, mit einem Wort aus allen Sphären des menſchlichen Wiſſens. Sein Gedächtniß iſt ein wohlgeordnetes Archiv aller Kenntniſſe, ein ſyſtematiſch eingetheiltes Repertoir aller Wiſſenſchaften. Pocht hier an, pocht dort an; ſein Gedächtniß, ein treuer Diener ſeines Herrn, welcher „Wille“ heißt, läßt ihn nie im Stich, wird ihm nie untreu; er beantwortet jede Eurer bunt durcheinander gewürfelten Fragen mit einer unfehlbaren Sicherheit, mit der genaueſten Genauigkeit, mit ſtaunenerregender Schnelligkeit. Dieſer Reventlow erinnert uns an den geheimnißvollen Grafen Saint-Germain*). Er iſt, wie jener unbegreifliche Wundermann, eine zu Fleiſch und Blut gewordene Geſchichtstafel, die Euch das größte wie das kleinſte Moment der Geſchichte aller Zeiten und Nationen offenbart. Er iſt ein immerwährender pulſirender Kalender, der ebenſo genau mit den Tagen der Vergangenheit als denen der Zukunft vertraut iſt. Fragt ihn z. B., welch ein Tag der 24. Auguſt des Jahres 1584 geweſen war; er wird, ohne ſich zu beſinnen, Euch ſagen, daß es ein Freitag geweſen iſt. Fragt ihn, welch' ein Tag z. B. der 30. Mai des Jahres 1970 ſein wird; er wird, ohne nachzudenken, Euch ſagen, daß es ein Montag ſein wird.

Cyrus wußte, wie Xenophon erzählt, die Namen aller ſeiner Hauptleute herzuſagen. Mithridates, König von Pontus, ſoll ſogar jeden ſeiner 80,000 Soldaten beim rechten Namen genannt haben. Seneca recitirte 2000 Worte in der Ordnung, in der ſie ihm vorgeſagt worden waren, und mehr als 200 Verſe in jeder beliebigen Ordnung. Der große Redner Hortenſius behielt ſämmtliche Preiſe einer großen Auction. **Juſtus Lipſius** wußte, Wort für Wort, den ganzen **Tacitus**, **Racine** den ganzen **Euripides**, **Bayle** den ganzen **Montaigne**, **Hugues Donneau** das ganze **Corpus juris**, **Louiſe Aubery** das alte und **Lord Carteret** das neue **Teſtament**, **Metaſtaſio** den ganzen **Horaz**, und der Göttinger Arzt **Brendel** Virgil's **Aeneide** vor- und rückwärts herzuſagen. Alles, was **Hieronymus Alexander**, Biſchof von Brindiſi, einmal geleſen hatte, behielt er Wort für Wort und wußte es noch nach Monaten. Eine edle Venetianerin, **Modeſta Pozzo**, genannt **Moderata**, konnte jede Predigt, die ſie einmal gehört, wörtlich wiederholen. **Hugo Grotius**, der einſt der Muſterung einiger Regimenter beigewohnt, behielt die aufgerufenen Namen ſämmtlicher Soldaten. Ein Herr von **Roſtiz** brauchte ein Theaterſtück nicht mehr als zweimal zu ſehen, um es Scene für Scene aus dem Gedächtniß wiederholen zu können. Der Jude Hirſch **Dänemark** weiß den ganzen Talmud und der Portugieſe **Caſtilho** den ganzen Code Napoléon auswendig. **Reventlow** weiß nicht nur die Pandekten, ſondern auch das Sächſiſche, Würtembergiſche und Badiſche Strafgeſetzbuch auswendig und jeden Titel und jeden Paragraphen, ſowie jede Seite, auf welcher ſie zu finden ſind, ſo ſchnell herzuſagen, wie ein guter Chriſt ſein Vaterunſer, wie ein Muſelmann eine Sure aus dem Koran.

---

*) Das geheimnißvolle Leben dieſes Wundermannes habe ich im zweiten Jahrgang meines „Narren-Allmanachs für das Jahr 1844“ geſchildert.

Aber noch wunderbarer als ſein Wort- iſt ſein Zahlen-Gedächtniß. Gebt ihm eine Zahl von 40—50—100—300 Ziffern auf; er prägt ſie ſich ein und ſagt ſie Euch genau in derſelben Ordnung aus dem Gedächtniſſe her. Noch mehr: fragt ihn, wie die 12., 40., 81. oder welche Cohorte Euch beliebt, in der ihm aufgegebenen Zahlenreihe heißt; er wird Euch jede Cohorte und jede einzelne Ziffer ſämmtlicher Cohorten vorwärts, rückwärts und in jeder Euch beliebigen Ordnung wiederholen. Sein Gedächtniß iſt ein wimmelnder Zahlenſchrank, in dem jede der aufgegebenen Ziffern ein eignes Fach, ein eigenes Etui hat, zu dem er nie den Schlüſſel verliert. Auch Caſtilho hat ein eminentes Zahlengedächtniß; deſſenungeachtet hat er es nie über die ſogenannte Ludolphiſche Zahl (das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange des Kreiſes — eine Zahl, die aus 32 Ziffern beſteht) bringen können, während Reventlow, wenn es eine Wette gilt, ſich anheiſchig macht, eine Zahl von 10,000 Ziffern in ſich aufzunehmen und ſie ganz in derſelben Reihenfolge auswendig herzuſagen *).

Nicht minder merkwürdig iſt ſein Notengedächtniß. Schreibt ihm irgend ein Lied, irgend eine Stelle aus einer Oper oder irgend einem Oratorium auf; er wird die Noten einmal überblicken, ſie auslöſchen und dann aus dem Kopfe in derſelben Reihenfolge und in demſelben Zeitmaaße hinſchreiben, in dem Ihr ſie hingeſchrieben habt.

Nehmt zwei oder drei Würfel, macht damit 200 oder 300

---

*) In der erſten, im Saale der Buchhändlerbörſe zum Beſten des Unterſtützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftſteller abgelegten Probe wurde ihm folgende Zahl 1731362813900603101184536113999783457930865128412 6184919111263[illegible]482949302227773011391517537838145114111 1 57[illegible]929, und in der zweiten Probe nachfolgende Reihe von Namen, Karten u. ſ. w.: Montesquieu, Pique-As, 5, 4, 2, Leipzig, Coeur-Neun, Rudolph, 2, 5, 3, Treff-Bube, Coeur-König, 1, 5, 6, 8, 3, Caſtlereagh, Bückeburg, Apalacicola, Coeur-Sieben, Ferdinand, Chimenites, Schellentaus, Xenophon, Barcellona, Pomare, B-moll, Belivar, Treff-Drei, Antediluvianiſch, Plus ultra, Meßwechſel, Non plus ultra, Frege und Comp., Rakabidu, Montevidro und Peſth aufgegeben.

Würfe und laßt jeden einzelnen Wurf zuvor aufſchreiben. Reventlow wird Euch dann jeden dieſer Würfe in gerader und verkehrter oder in jeder Euch beliebigen Ordnung, mit Angabe der Augen jedes einzelnen Würfels, herſagen.

Nehmt zehn, nehmt zwanzig Spiele Karten, miſcht ſie und ſagt ihm ein einziges Mal die Reihenfolge aller 500 oder 1000 Karten; im Nu wird er Euch dann jedes Blatt, Farbe und Figur, in jeder Euch beliebigen Ordnung nennen.

Reventlow ſpielt mit Euch eine Partie Schach und ſagt Euch am Schluſſe der Partie in und außer der Reihe jeden Zug und Gegenzug; er nennt die Figur, die Ihr gezogen, das Feld, auf dem ſie geſtanden, das Feld, auf das ſie vorgerückt. Das hat, ſo viel uns bekannt, noch keiner von allen Mnemonikern vermocht*).

Mit einem Wort: Carl Otto iſt ein Phänomen, das, wie jener gelehrte Thomas Dempſter, von ſich ſagen kann, er wiſſe nicht, was vergeſſen heißt. Hätte Reventlow zu Schenkels Zeiten gelebt, die Herren der Theologie würden ihn für einen Hexenmeiſter ausgeſchrieen und die Inquiſitoren von Antwerpen ihn ohne Proceß auf einem Scheiterhauſen haben verbrennen laſſen.

---

*) In der zweiten Probe ließ er ſich Namen und Geburtstage von dreißig bis vierzig ſeiner Hörer und Hörerinnen nennen und erfaßte das Alles mit ſolcher Sicherheit, daß er, nachdem die Damen und Herren ihre Plätze gewechſelt hatten, jede einzelne aller ihm vorgeſtellten Perſonen an der Phyſiognomie augenblicklich erkannte und, ohne zu irren, Aller Namen und Geburtstag nannte. In Stuttgart hatte er dieſelbe Probe mit mehr als ſiebenzig gleichgekleideten Rekruten, in Dresden mit mehr als achtzig Cadetten abgelegt. In Prag hatten ſich die Damen, um ſein Gedächtniß auf eine ſchwere Probe zu ſtellen, den Scherz erlaubt, nicht blos die Plätze, ſondern auch Shawls und Hüte zu wechſeln; aber trotz aller Maske hatte er jede alſogleich wiedererkannt. Dieſe Gabe, jede Phyſiognomie, die er einmal geſehen, ſich dermaßen zu impri-

Aber mehr als jede ſeiner öffentlich abgelegten Proben, worauf Reventlow's Beſcheidenheit, beiläufig geſagt, gar keinen Werth legt*), iſt die Methode zu bewundern, durch die es ihm möglich wird, ſeine wunderbare Kunſt ſo leicht und faßlich zu machen,

---

ten, daß er ſie nach Jahren wiedererkennt, wäre hinreichend, ihm die Stellung eines [illegible] zu verſchaffen.

*) Hören wir, was er ſelbſt über dieſe Proben in ſeinem Programme ſagt: Um einigermaßen den Standpunkt anzudeuten, von welchem ich dieſe Proben betrachtet wünſche, wird die Bemerkung genügen, daß dieſelben keineswegs darauf Anſpruch machen, Jemandes Verwunderung in Contribution zu ſetzen, ſondern lediglich nur den Zweck haben, für die Haltbarkeit und für den praktiſchen Werth des ihnen zu Grunde liegenden mnemotechniſchen Verfahrens einen poſitiven Beweis zu liefern. — Sie haben demnach nichts gemein mit den Productionen eines Herich Dänemark u. A., welche mehr das Gepräge von Kunſtſtücken an ſich tragen, als daß ſie irgend eine wiſſenſchaftliche Tendenz beurkunden.

Daß als Gegenſtand der Proben ſo verſchiedenartige und iſolirt ſtehende Data gewählt wurden, geſchah theils um zu zeigen, wie man ſelbſt über einen ſolchen Stoff, der eben durch ſeine Zuſammenhangloſigkeit dem ſogenannten natürlichen Gedächtniſſe unüberwindliche Schwierigkeiten bieten würde, durch Hülfe meiner Methode mit Leichtigkeit Herr wird; theils um die Nichtigkeit der vulgären Anſicht darzuthun, nach welcher man das Gedächtniß als ein Repertorium betrachtet, worin faſt jede Disciplin, jeder einzelne Theil des Wiſſens ſeinen angewieſenen Platz oder beſtimmtes Fach einnehmen ſoll; derſelben Anſicht, aus welcher die abſurde Eintheilung in Wort-, Namen-, Zahlen-, Sachgedächtniß u. ſ. w. entſprungen iſt. — Die von mir aufgeſtellte Theorie, aus einer genauen Beobachtung der Funktionen des eigenen Gedächtniſſes hervorgegangen, verwirft gänzlich jene bis in die neueſte Zeit fortgepflanzten materialiſtiſchen Principien der ſcholaſtiſchen Philoſophen, indem ſie, das Gedächtniß als eine bloße Form des Denkens, als ein Attribut des Verſtandes betrachtend, alle Gedächtnißoperationen auf Verſtandesoperationen reducirt, und ſomit bei dem Lernenden nur das jedem Menſchen inwohnende Reflexionsvermögen vorausſetzt. — Nach dieſer Theorie beruht alſo das Einprägen nur darauf, das Gegebene auf jene Form zurückzuführen, und die Aufgabe meiner Mnemotechdaß Jeder ſie begreifen und in zehn bis zwölf Lectionen erlernen kann.

Reventlow verwandelt die aufgegebenen Zahlen in Worte und bringt dieſe mit einer Reihe ſtereotyper Begriffe in Verbindung, welche gleichſam die einzelnen Schubladfächer ſind, in denen ſein Gedächtniß Alles in ſo großer Ordnung aufbewahrt, daß er das, was er ſucht, im Nu zu finden weiß. Das Schema, nach welchem er die Zahlen in Worte verwandelt, iſt ſo leicht, daß ſelbſt der ſchwerfälligſte Verſtand befähigt iſt, ſich daſſelbe in einer halben Stunde anzueignen. — Um die Neugier unſerer Leſer zu befriedigen, erlauben wir uns aus Otto's ,,Lehrbuch der Mnemotechnik'' dieſes Schema mitzutheilen:

| 0 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| l<br>z | t<br>d | n<br>v | m<br>w | r<br>q | s<br>sch<br>sz<br>ch (als Zischlaute)<br>c (als Zischlaut)<br>(fr) g | b<br>p | f<br>pf (wenn es ein Wort anfängt)<br>ph | h<br>j | g<br>k<br>ck<br>ch (als k-laut)<br>c (als k-laut) |

---

nik muß die ſein, zu zeigen, wie man alles Gegebene auf jene Form zurückzuführen hat. — Die Methode ſelbſt iſt deshalb durchaus verſchieden ſowohl von der bei den alten (Cic. de Or. II. 86—88, Auct. ad Herenn. III. 16—24 etc.) erwähnten, wie von der ſogenannten Schenkelſchen, Käſtnerſchen, Feinaigleſchen, Aretinſchen, Mailáthſchen, Jazwinskyſchen u. ſ. w., die, auf einer ſinnlichen Symbolik und räumlichen Anſchauung beruhend, jedes bildenden

Nach dieſem Schema wird z. B. das Wort Kameel (die Vocale werden nach Reventlow's Syſtem nicht mitgezählt) 930, Eſel 50, Ochs 95 u. ſ. w. ſein. Das Verfahren, wie er dieſe Zahlen und Worte mit den ſtereotypen Begriffen verbindet, bildet den geheimnißvollen Kern dieſer an's Unglaubliche, Märchenhafte, Wunderbare grenzenden Kunſt.

Daß aber eben dieſe Kunſt, die dem Uneingeweihten Anfangs ſo räthſelhaft und ſchwierig erſcheint, leicht erlernbar iſt, beweiſt die Unzahl der Schüler, welche aus Reventlow's Schule hervor-

---

Moments entbehren und höchſtens oſtenſible Kunſtſtücke, die nach kurzem Erglänzen ſpurlos verſchwinden, erzielen können. — Ebenſo wenig ſtehen die von frühern Mnemonikern erlangten Reſultate in irgend einem Verhältniß zu denjenigen, die man durch mein Verfahren zu erreichen im Stande iſt. Die von mir abgelegten Proben ſind nämlich durchaus nicht das Maximum deſſen, was man auf dieſem Wege zu leiſten vermag; vielmehr kann, bei einer potenzirten Thätigkeit des Geiſtes, für die Ausdehnung ſolcher Leiſtungen gar keine Grenze geſetzt werden.

Von der Schnelligkeit, womit man vermöge meiner Methode behält, wird man ſich einen Begriff machen können, wenn man weiß, daß für Den, der dieſelbe gehörig zu handhaben verſteht, die oben erwähnten 15,000 Daten höchſtens ein 14tägiges ernſthaftes Studium erfordern. Was aber die Dauer des ſo Eingeprägten betrifft, iſt es einleuchtend, daß, wenn die erzeugten Eindrücke eben ſo raſch verſchwänden, wie ſie raſch aufgenommen werden, eine Steigerung der Anzahl des Gegebenen in dem gedachten Maße gar nicht möglich wäre. Dauer, Sicherheit und Präciſion gehören in der That gerade zu den Hauptvorzügen dieſes Verfahrens.

Während auf der einen Seite, um die Methode zu faſſen und ſelbſtſtändig anwenden zu können, keine beſondere geiſtige Dispoſition erforderlich iſt, leiſtet ſie auf der andern Seite der Trägheit keinen Vorſchub, ſondern erhält den Lernenden in einer fortwährenden geiſtigen Bewegung, ſpannt die Energie des Willens und ſteigert überhaupt die Volubilität des reflectirenden Verſtandes in allen ſeinen Theilbeſtimmungen. Sie würde deshalb, auch abgeſehen von ihrer Anwendung auf das Poſitive der verſchiedenen Lehrgegenſtände, als bloße Denkübung einen weſentlichen Platz unter den pädagogiſchen Bildungsmitteln einnehmen.

gegangen*) und die Maſſe glänzender Zeugniſſe, welche ihm von den anerkannteſten Schulmännern aller Gauen Deutſchlands ausgeſtellt worden ſind. In einem dieſer Zeugniſſe — mitgetheilt in der preußiſchen Staatszeitung vom 17. September 1843 — wird geſagt: „Von der leichten Uebertrag- und Mittheilbarkeit ſeiner Kunſt, hatten wir Gelegenheit, uns durch eine mit Kindern angeſtellte Probe zu überzeugen. Mit vier Knaben, im Alter von 10—13 Jahren, beſchäftigte er ſich nur eine Viertelſtunde, und nach Verlauf derſelben waren dieſe Kinder im Stande, 50 Vocabeln aus ihnen ganz fremden Sprachen (hebräiſch, ruſſiſch, polniſch, jakutiſch, ſchwediſch, däniſch) ohne alle Irrung und in jeder beliebigen Ordnung anzugeben. — Auf dieſe Weiſe ſcheint Reventlow's Erfindung namentlich für den Sprachunterricht von der größten Bedeutung zu ſein u. ſ. w.

So hat Carl Otto die Mnemonik, von Vielen in die Kategorie unhaltbarer Chimären geworfen, zu einer auf feſten Regeln baſirten Wiſſenſchaft erhoben und ein Syſtem aufgeſtellt, deſſen Klarheit, Haltbarkeit und mathematiſche Gewißheit allen Zweifel aufhebt. Durch ihn und ſeine Methode wird die Gedächtnißkunſt, die bisher eine Appanage einzelner Bevorzugten war, welche — traurig genug — mit ihrer Kunſt geheimnißvolle Quackſalberei getrieben, ein Gemeingut Aller und als ſolches ein nicht genug zu ſchätzendes Vehikel zum Erfaſſen und Feſthalten aller andern Wiſſenſchaften, die Stenographie des Gedächtniſſes werden.

Da Reventlow einen Curſus über ſein mnemoniſches Syſtem eröffnet hat, ſo werden ſeine zahlreichen Zuhörer ſich ſchnell genug überzeugen, daß nur Aufmerkſamkeit, Energie des Willens und einige Uebung nothwendig iſt, um in kurzer Zeit daſſelbe zu leiſten, was unſer berühmter Meiſter leiſtet, und wofür ihm Jeder, der ſeinen Proben beigewohnt, den Tribut aufrichtiger Bewunderung zollt.

---

*) In dieſem Augenblicke legt einer ſeiner Schüler, Eduard Pick aus Prag, brillante Proben ſeiner, nach Reventlow's Methode gebildeten Gedächtnißkraft in Wien ab.

# Literatur der Mnemonik.

Alphabetiſch geordnetes Verzeichniß aller gedruckten Werke

über

**Gedächtniß und Gedächtnißkunſt.**

# A.

1. Alberti (Joh. Mich.) Liber de omnibus ingeniis augendae memoriae, Bononiae 1591. 4.

2. Alstedius (Joann. Henric.) Systema mnemonicum duplex; I: minus, succincto praeceptorum ordine quatuor libris adornatum; II: majus, pleniore praeceptorum methodo et commentariis scriptis ad praeceptorum illustrationem septem libris adornatum, Francofurti 1610. 8.

3. — — — Theatrum scholasticum in quo proponitur I: mnemonicum de perfectione memoriae et reminiscentiae etc. Herbonae 1610. 8.

4. — — — Trigae canonicae quarum I est artis mnemologicae explicatio, Francofurti 1611. 8. ibid. 1612. 8.

5. Anhalt (Heinr.) Sendſchreiben von der natürlichen und Kunſt-Memorie an Herrn M. S. Dietrich ....

6. Apinus (Sigis. Jac.) Dissertatio de variis discendi methodis memoriae causa inventis, earumque usu et abusu, Brunsvigae 1731. 8.

7. **Aretin**, (Joh. Chr. Freiherr v.) Denkſchrift über den wahren Begriff und Nutzen der Mnemonik oder Erinnerungswiſſenſchaft, München, Scherer, 1804. 24 Seiten. 8. (Franz. u. d. T. Mémoire sur la nature et les avantages de la Mnémonique, Munic, Scherer, 1804. 8.)

8. — — — Kurzgefaßte Theorie der Mnemonik, Nürnb. und Sulzbach 1806. 8.

9. — — — Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebſt den Grundlinien zur Geſchichte und Kritik dieſer Wiſſenſchaft, Sulzbach, J. E. Seidel, 1810. 8.

10. **Aſſigny** (Marius d') Wahrhafte Gedächtnißkunſt, aus dem Engliſchen überſetzt von A. Karſtens, Leipzig 1720. 8.

11. **Audibert** (N. N.) Traité de la mnémotechnie générale, ou l'art d'aider la mémoire, appliquée à toutes les sciences, Paris 1840. 8.

12. **Austria** (Joann.) Libellus de memoria artificiosa, Francofurti 1603. 8. Argentorati 1608. 8.

13. **Azevedo** (Juan Velasquez de) Fenix de Minerva y arte de Memoria, Madrid, J. Gonzalez 1626. 4.

## B.

14. **Baier** (Johann Wilhelm) Dissertatio de memoria, Amstelodami 1708. 4.

15. **Baumeiſter** (F. E.) Von Gedächtnißgelehrten, Görlitz 1741. 4.

16. **Baumer** (N. N.) Dissertatio de memoria ejusdem labe et praesidio, Erfurti 1760. 4.

17. **Belot** (Jean) Oeuvre des Oeuvres, ou les plus parfaits steganographiques Paulines, Armendelles et Lullistes, Lyon 1654. 8.

18. **Bem** (J.) Exposé général de la methode mnémonique polonaise (Jazwinski) perfectionnée à Paris, Paris 1840. 8.

19. **Bicher** (Edmund) Obstetrix animorum etc. Ambergae 1608. 8.

20. **Billy**, (N. de) Nouveau traité de la mémoire, Paris 1708. 12. (fehlt bei Quérard.)

21. **Blondo** (Mich. Angelo) De memoria libellus, Venetiis 1545. 8.

22. **Blossius** (L. C.) Dissertatio de memoria artificiali, Rudolst. 1706. 4.

23. **Borremans** (Ant.) Variarum lectionum liber, in quo varia utriusque linguae Auctorum loca emendantur, explicantur et illustrantur, ritus prisci eruuntur et multa non ubique obvia docentur, Amstelodami 1676. 8. (handelt auf Seite 11 auch von der Mnemonik.)

24. **Brancaccio** (Giov.) Ars memoriae vindicata; accessit artificium poeticum ad scripturas divinas in promptu habendas memoriterque ediscendas, Panormi 1702. 12.

25. **Bremer** (J. C.) Dissertatio de memoria, Brunsvigae 1734. 4.

26. **Brunner** (H. M.) Mnemonik oder Gedächtnißkunst, Nürnb. 1805. 8.

27. **Bruno** (Jordano) De compendiosa architectura et complementa artis Lullii, Parisiis 1582. 4.

28. **Braxius** (Adam.) Simonides redivivus s. ars memoriae et oblivionis, Lipsiae 1610. 4. ibid. 1640. 4.

29. Burckhardt (J. T.) Dissertatio de memoria, Lipsiae 1780. 4.

## C.

30. Calcagninus (Caelius) Dialogus de memoria (in deſſen Werken, Basiliae 1644. fol.)

31. Camillo (Giulio) Ars reminiscendi, Venetiae 1552. 12.

32. Castillo (Federigo de) Traité de Mnémotechnie, 6ième édition, Bordeaux 1835. 8.

33. — — — Dictionnaire mnémonique, 5 ième édition, Lyon 1835. 8.

34. — — — Recueils des souvenirs pour le cours de Mnémotechnie, Saint Malo 1831. 8.

35. Cavaliero (Bernardo) Methodi regole consigli ed avvertimenti utilissimi, Bologna 1713. 4. (Das 2. Capitel des 2. Buches handelt von Mnemonik.)

36. Celtes (Conrad) Epitome in utramque Ciceronis rhetoricam cum arte memorativa nova et modo epistolandi utilissimo, s. a. et l. 4. (Die Dedication an Kaiſer Maximilian I. iſt datirt Ingolſtadt 5. April 1492.)

37. Cluver*) (Deth.) Vindiciae artis mnemonicae, Hamburgi 1705. 4.

38. Colineus**) (Jac. Campanus) De memoria artificiosa compendiosum opusculum; partim ex Cicerone et Quintiliano, partim ex divo Thoma conflatum, Parisiis 1515. 4.

---

*) Nicht Cleuver, wie in Mailáths Literatur angegeben iſt.

**) Nicht Colienus, wie Graf Mailáth ihn nennt.

39. **Corderius** (Maturinus) Colloquium scholasticum; accedunt ludicra puerorum Joachimi Camerarii et Pythagoraea memoriae exercitatio, Norimbergae 1669. 8.

40. **Cuirot** (Adrien le) Magazin des Sciences, ou vray art de mémoire, de Lamb. Schenkel, Paris 1623. 12.

## D.

41. **Dannhauser** (J. C.) Rhetorices Epitome, s. l. 1636. 8. ibid. 1651. 8. verm. u. d. T. Tractatus de memoria, Argentorati 1657. 8.

42. **Dieterici** (Js. Theod.) Specimen artis mnemonicae, Marpurgi 1653. 4.

43. **Dietrich** (Samuel) Ars memoriae nova et expedita, d. i. neue und fertige Gedächtnißkunſt u. ſ. w. Hamburg 1696, 2 Bände, 8.

44. **Doebelius** (Joh. Heinr.) Collegium mnemonicum oder ganz neu eröffnete Gedächtnißkunſt. O. J. u. O. (erſchien in Hamburg um das Jahr 1707.)

45. **Dolce** (Lodovico) Congestorium artificiosae memoriae, Venetiae 1562. 8.

46. **Dommerich** (N. N.) Abriß der Mnemonik (im hannöverſchen Magazin, Jahrgang 1764, Seite 289—326.)

47. **Duchet** (Karl) Nachricht an das Publikum über eine höchſt wichtige Erfindung eines hieſigen Gelehrten (J. C. v. Aretin) zur größtmöglichen Schärfung und nützlichen Anwendung des Gedächtniſſes, München 1804. 8.

48. — — — Kunſt, binnen wenig Tagen ſehr auffallende und beinahe unbegreifliche Proben des ſtärkſten Gedächt-

niſſes ohne Anſtrengung abzulegen. Mit Beiſpielen und Erläuterungen, Prag 1812. 8. ibid. 1836. 8.

### E.

49. **Eyth** (Eduard) Mnemoniſche Geſchichtstafeln nach Reventlow's Methode, Stuttgart 1844. 8. ibid. 1844. 8.

### F.

50. **Feinaigle** (Gregor v.) Kunſt des Gedächtniſſes, alle Arten von Wiſſenſchaften auf eine eben ſo leichte als haltbare Weiſe zu erlernen und im Gedächtniſſe zu befeſtigen, O. O. (Karlsruhe?) 1804. 8.

51. — — — Notice sur la mnémonique, Paris 1806. 8.

52. **Fichet** (Alexandre) Arcana studiorum methodus, Lugduni 1649. fol. Francofurti et Lipsiae 1710. fol.

53. **Friederici** (Joach. Arnold) Dissertatio de memoriae laesione, s. l. 1668. 4.

54. **Fries** (Laurenz) Ein kurtzer Bericht, wie man das Gedächtniß wunderbarlich ſtärken mag. Straßb. 1523. 4.

### G.

55. **Garzoni** (Tomaso.) Piazza universale di tutte le professione del mondo, Venezia 1610. 4. (Der Discorso X handelt von berühmten Gedächtnißlehrern.)

56. **Gesvaldo***) (Filippo) Plutosophia, nelle quale si spiega l'arte della memoria, con altre cose notabili pertinenti

---

*) Nicht Gervaldo, wie Mailáth angiebt.

tanto alla memoria naturale quanto all' artificiale, Padova 1592. 4. Vicenza 1600. 4.

57. Grataroli (Guglielmo) Opusculum vindelicet de memoria reparanda, augenda conservandaque, ac de reminiscentia, tutiora omnimoda remedia, praeceptiones optimae etc. Tiguri 1553. 8. Basileae 1554. 8. Argentorati 1565. 8, Colon. Agripp. 1571. 8. Francofurti 1604. 8. Argentorati 1622. 8. ibid. 1630. 8. (franz. von Etienne Copé, Lyon 1555. 16. ibid. 1586. 16.)

58. Grey (Richard) Memoria technica, or a new method of artificial memory, London 1758. 8.

59. Guivard (François) Traité complet de mnémonique, Lille et Paris, 1808. 8.

60. Günther (Pet.) De arte rhetorica, Argentorati 1568. 8.

61. Gutierez*) de Goovy. Disputatio super libros Aristotelis de memoria et reminiscentia, Gienui (?) 1629. 4.

## H.

62. H.... (G. P. v.) Libellus de memoria et scientia recordandi, Londini (?) 1629. 8.

63. Harmens (J. C.) Dissertatio de memoria, Hafniae 1714. 4.

64. Hartenbach**) (E.) Die Kunſt, ein vorzügliches Gedächtniß zu erlangen, Quedlinburg 1837. 8. ibid. 1838. 8. ibid. 1841. 8.

---

*) Nicht Gulièrez, wie Mailáth ſchreibt.

**) Nicht Hartenberg, wie Mailáth ſchreibt.

65. **Hoiberg** (Thomas Severin) Dissertatio de memoriae debilitate, Hafniae 1766. 4.

66. **Hend** (Joh.) Ars memoriae, Francofurti 1614. 8.

67. **Herseler** (Ernst Dan.) Memoriae artificiosae concentratae decalogus, s. decem duntaxat loca omni memoria in omniscibili satisfacientiae, Coloniae Agr. 1699. 4.

68. **Hugo** (N. N.) Tractatus de memoria, s. l. 1717.

## I.

69. **Jantke** (Johann Jacob) De memoriae laesione, Altorfii 1775. 4.

## K.

70. **Käſtner** (Chriſtian Auguſt Lebrecht) Mnemonik, oder Syſtem der Gedächtnißkunſt der Alten, Leipzig 1804. 8.

71. — — — Erläuterungen über meine Mnemonik oder das von mir herausgegebene Syſtem der Gedächtnißkunſt der Alten, Leipzig 1804. 8.

72. — — — Ueberſetzung und Erklärung der berühmten drei Stellen bei den Alten von der Gedächtnißkunſt, nebſt noch einigen Beiſpielen von dem Gebrauch, den ich von dieſer Kunſt gemacht, Leipzig 1805. 8.

73. — — — Leitfaden zu den Unterhaltungen über die Mnemonik, mit Vorrede von F. L. Schönemann, Leipzig 1806. 8.

74. — — — Briefe über die Mnemonik, noch ein Verſuch, die Ehre einer Verkannten zu retten, Sulzbach 1828. 8.

75. — — — Mnemonices quaedam in scriptura sacra vestigia Delitzſch 1831. 8.

76. Kiaer (Michael) Dissertatio de justa memoriae cultura, Hafniae 1766. 4.

77. Klüber (Johann Ludwig) Compendium der Mnemonik oder Erinnerungswiſſenſchaft, aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts von Lamprecht Schenkel und Martin Sommer. Aus dem Lateiniſchen mit Vorrede und Anmerkungen, Erlangen 1804. 8.

78. Kraus (Rudolph Wilhelm) Dissertatio medica de memoria ejusque remediorum natura, usu et abusu, respond. Ch. J. Wolf, Jenae 1696. 4.

79. Kuhlmann (Quirinus) Kircheriana de arte magna sciendi sive combinatoria etc. Londini 1681. 8.

## L.

80. Lafevre (N. N.) die Geheimniſſe der Mnemonik, oder leicht faßliche Methode, wodurch bei Kindern und Erwachſenen ein ſcharfes Gedächtniß erzielt wird, Prag 1840. 8.

81. Lahme (Christoph) De memoria, Hannoviae 1693. 4.

82. Lambeccius (Pet.) Prodromus historiae literariae etc. Lipsiae et Francofurti 1710. Fol. (Seite 22 handelt von Mnemonik.)

83. Leporeus (Gulielmus Avallonnen) Ars memorativa, Parisiis 1520. 4.

84. Lowe (N. N.) Mnemonica delineata, Lond.....

85. Lubber (Erich Ephraim) Artificium memoriae, Hamburgi 1713. 4.

## M.

86. **Maley** (Joh. Georg) Diatribe medica exhibens aegrum memoriae debilitate laborantem, Jenae 1696. 4.

87. **Marafioti** (Hieronymus) Ars memoriae s. potius reminiscentiae, nova eaque maxime perspicua methodo per loca et imagines, ac per notas et figuras in manibus positas tradita et explicata, Francofurti 1602. 8. Argentorati 1603. 8. Venetiae 1605. 8.

88. **Mailáth** (Johann Graf) Mnemonik oder Kunſt, das Gedächtniß nach Regeln zu ſtärken und deſſen Kraft außerordentlich zu erhöhen, Wien 1842. 8.

89. **Meis** (Christian Friedrich) Meditationes de discrimine et unione memoriae sensualis cum intellectuali, Lipsiae 1735. 4.

90. **Mentzinger** (Joh.) Memoriae naturalis confirmandae praecepta quaedam utilia et ex optimis auctoribus deprompta, Argentorati 1568. 4.

91. **Meyssonier** (Lazare) Pentagonum philosophicomedicum s. ars nova reminiscentiae, Lugduni 1639. 4.

92. **Mink v. Wenussheim** (i. e. J. J. Winkelmann) Ratio novissima ex Parnasso de arte reminiscentiae, d. i. neue wahrhafte Zeitung aus dem Parnaß von der Gedächtnißkunſt, Marburg 1648. 4. Gießen 1661. 12.

93. **Monrad** (Severin) Dissertatio de memoria, Hafniae 1748. 4.

94. **Monsleo** (Francesco) Artificium memoriae, Napolis 1567. 8.

95. **Morgenstern** (Carl) Commentatio de arte veterum mnemonica, pars I, Dorpati 1805. Fol. Pars II et III Dorpati 1835. Fol.

96. **Muschäus** (Caspar) De arte notoria, Lulliana atque memorativa, Rostochi 1704. 4.

## N.

97. **Nigroni** (Giulio) Oratio de memoria (in deſſen Orationes, Mediolani 1625. 12. Pars II pag. 602.)

## P.

98. **Pacius** (Julius) Artis Lullianae emendatae Libri IV, Valentiae 1618. 8.

99. **Paepp s. Papen** (Johann v.) Schenkelius detectus, s. memoria artificialis, hactenus occulta ac a multis quam diu desiderata, nunc primum in gratiam optimarum artium ad sapientiae studiosorum luce donata a J. A. P. G. S. P. D. Lugduni 1617. 12.

100. — — — Fundamenta memoriae artificialis, Lugduni 1619. 12.

101. — — — Εἰσαγωγή s. indroductio facilis in praxim artificiosae memoriae, Lugduni 1618. 8. ibid. 1622. 8.

102. — — — Artificiosae memoriae fundamenta ex Aristotele, Cicerone, Thoma Aquinate aliisque praestantissimis doctoribus petita etc. s. l. 1619. 12.

103. **Paris** (Aimé). Code civil mnémonisé en 50 leçons, Paris 1825. 8.

104. **Paris** (Aimé), Cours de mnémotechnie, ou l'art d'aider la mémoire en 15 leçons, Arras 1829. 8. Paris 1834. 8.

105. — — — Lettre à Mr. Fréderic Come, avocat et professeur de mnémonique, Paris 1827. 8.

106. — — — De la mémoire et des moyens d'augmenter l'action de cette partie de l'intelligence humaine, Paris 1826. 18.

107. — — — Mémoire adressé à Mr. Guizot, ministre de l'instruction publique, relativement à la création d'une chaire de mnémotechnie à l'école normale, Paris 1834. 8.

108. — — — Première suite autographiée d'applications spéciales de la mnémotechnie. Application à la Musique; nomenclature des accords, Paris 1828. 4.

109. — — — Résumé des diverses spécialités etudiées dans les cours de mnémotechnie ou mémoire artificielle Paris 1823. 8. Bruxelles 1824. 8.

110. — — — Exposition et pratique des procédés mnémotechniques, Paris 1825. 18.

111. — — — Souvenirs du cours de mnémotechnie, Paris 1829. 8.

112. — — — Principes et applications diverses de la mnémonique, ou l'art d'aider la mémoire, 7ième édition. Paris 1834. 2 Bände. 8.

113. **Perusinus***) (Matheolus) De memoria et reminiscentia ac modo studendi tractatus s. a. et l. 4. (Rom. 1475) Lipsiae 1508. 4.

---

*) Nicht Perusius, wie Morhof angiebt.

114. **Petri** (Joh. Jac.) Ars memoriae topica, Lipsiae 1677. 4.

115. **Pezold** (N. N.) resp. J. G. Pielz, Dissertatio de memoria memorabili, Lipsiae 1699. 4.

116. — — — Dissertatio de oblivione memoriae. Lipsiae 1698. 4.

117. **Plattner** (E.) Dissertatio de vi corporis in memoria, Lipsiae 1767. 4.

118. **Porta** (Joh. Bapt.) Ars reminiscendi, Napoli 1601. 4.

119. **Posner** (Caspar) Dissertatio de memoria adminiculis, Lipsiae 1699. 4.

120. **Publicius** (Jac.) Oratoriae artis Epitoma s. l. et a. 8.

## Q.

121. **Quensel** (Conrad) Dissertatio de memoria, Upsala 1729. 4.

## R.

122. **Ravellin** (Franz Mart.) Ars memoriae hactenus ab ejus primo auctore hujusce secundo quidem incognito ita obscure (?) studio tradita. Francofurti 1615. 8. ibid. 1617. 8. ibid. 1678. 8.

123. **Ravennas** (Petrus) Phoenix artis memoriae s. Introductio ad artificiosam memoriam. Venetiis 1491. 4. Norimbergae 1501. 8. Coloniae 1506. 4. Parisiis 1516. 4. Venetiis 1565. 8. Vincentiae 1600. 4. Coloniae 1608. 4.

124. **Reventlow** (Carl Otto) Lehrbuch der Mnemotechnik, nach einem durchaus neuen Syſteme, Stuttgart und Tübingen 1843. 8.

125. **Reventlow** (Carl Otto) Wörterbuch der Mnemotechnik, nach eignem Syſteme, Stuttgart und Tübingen, 1844. 8.

126. **Rhodoginus** (Ludov. Caelius) Lectionum antiquarum libri XXX, Basileae 1542. Fol. (Seite 373 handelt von Mnemonik.)

127. **Richey** (N. N.) Programma de memoria, Lipsiae 1706. 4.

128. **Romberch** (Joh.) Congestorium artificiosae memoriae, omnium de memoria praeceptiones aggregatim complectens, Venetiis 1533. 8. (ital. von Lodovico Dolce, Venezia, 1562. 8.)

129. **Rosseli** (Cosmo) Thesaurus artificiosae memoriae, Venetiis 1574. 4. ibid. 1579. 4.

130. **Ryff** (Walter Hermann) De memoria artificiali opusculum, Argentorati 1541. 8.

## S.

131. **Sanches** (Hieronymus) Generalis et admirabilis methodus ad omnes scientias facilius et citius addiscendas, Tyrasonae 1613. 4.

132. **Saunders** (Richard) Ars memoriae (in deſſen Physiognomia, Londini 1674.)

133. **Schelle** (Carl Gottlieb) Commentatio in locos memoriae, de quibus praecipiunt veteres rhetores etc. Freibergae 1806. 4.

134. **Schenkel** (Lamprecht) De memoria liber, Duaci 1593. 8. Antwerpiae 1593. 8. (franz. u. d. T.: De la mémoire et de ses admirables effets ... 1593. 8.)

135. **Schenkel** (Lamprecht) De memoria liber secundus, Leodii 1595. 8.

136. — — — Brevis tractatus de utilitatibus et effectibus mirabilibus artis memoriae, Parisiis 1598. 8. Argentorati 1619. 8.

137. Gazophylacium artis memoriae, Argentorati 1610. 8.

138. **Schmid** (Georg Andreas) Gedächtnißhülfliche Bilderluſt der merkwürdigſten Weltgeſchichten aller Zeiten, Nürnb. 1699. fol.

139. **Schmidt** (Johann Joachim) Oratio de memoriae natura ejusque in tractandis literarium studiis usu, Hefeld (?) 1748. 4.

140. **Sibutus** (Georgius) Ars memorativa, Coloniae 1505. 4. ibid. 1506. 4.

141. **Sommer** (Martin) Brevis delineatio de utilitatibus et effectibus mirabilibus artis memoriae ad eum perfectionis gradum perductae, ut amplius nihil restet mihi applicatio, Venetiis 1619. 12.

142. — — — Gazophylacium artis memoriae, quo omnia ea, quae ad absolutum ejus cognitionem inserviunt, recondita habentur, compendiose et absolute collectum per Lampertum Schenkel, nunc autem ipsius permissu a Martino Sommero, Silesio, in diversis Germaniae academiis traditum et illustratum, Venetiis (Rostochii) 1619. 12.

143. **Spangenberg** (Joh.) Libellus de comparanda artificiosa memoria et alia nonnulla scitu jucunda et necessaria, s. l. 1539. 8. Nordhusiae 1570. 8. Wittebergae 1609. 8.

144. Staender (Lamb.) Dissertatio an et quomodo rerum, quae praesto sunt, meminerimus, Jenae 1684. 8.

145. Sucro (Ch. Joh.) De arte mnemonica, Coburgi 1749. 4.

### T.

146. Teuber (Joh.) Contemplatio memoriae, Lipsiae 1642. 4.

147. Turnerus (Guilielmus) De arte memorativa . . . . . . .

### U.

148. Umhauser (Christammo) Ars memorativa S. Thome, Ciceronis, Quintiliani, Petri Ravennae, Norimbergae 1501. 4.

### V.

149. Valerius (Henricus) Dissertatio de memoria, s. l. 1703. 4.

150. Vals, Dissertatio de natura et cura memoriae, Wittebergae 1686. 4.

151. Vargas (Miguel de) Tesoro de la memoria, Madrid 1658. 8.

152. Vater (Christian) De natura et cura memoriae, s. l. 1686. 4. (Scheint dieſelbe Abhandlung zu ſein, die unter Nummer 150 citirt iſt.)

153. Villagre (A . . .) Essai sur la mémoire artificielle appliquée à la géographie élémentaire, et applicable à d'autres sciences, Toulouse 1837. 12.

154. Vogler (Tobias) Mnemosynologia s. de memoria, Jenae 1667. 12.

## W.

155. Wallisius (Joh.) The Strength of membry . . . . .
156. Wegener (Johann Georg) De natura memoriae humanae, Goettingae 1752. 4.
157. Weinsheim (S. M. v.) Dreifache Kunſtſchnur u. ſ. w. Frankfurt und Leipzig 1692. 4.
158. Wermuth (N. N.) Numismata omnium Imperatorum Romanorum mnemonica, Gothae 1771. 8.
159. Willisius (Joh.) Mnemonica sive ars reminiscendi, Lugduni 1618. 12.

## Y.

160. Ysabellis (Jacob Philipp de) Artificiosa memoria in omniscibilium genere perficere volenti utilissima, congesta ab onhora (???) s. l. et a. (Lipsiae 1516. 4.) Nach Freitag's Angabe (Appar. litt. pars. I, pag. 35) iſt der wahre Name des Verfaſſers Roſenecker.

---

## Werke, welche ohne Namen der Verfaſſer erſchienen ſind.

161. Ammaestramenti degli Antichi, Firenze 1585. 12. ibid. 1661. 12. Napoli 1722. 12. Firenze 1734. 12.
162. Ars memoriae localis, Lipsiae 1620. 8.
163. Fax nova arti memoriae accensa, cum compendio artis memoriae localis, Lipsiae 1654. 8.

[illegible] Geheimniß, das enthüllte, der Mnemonik. . . . .
1805. 8.

165. Mein Contingent zur Geſchichte der Gedächtnißübungen in den erſten Jahren des ſechszehnten Säkulums, für die Beſitzer von Schenkels und Sommers Compendium der Mnemonik, Nürnberg 1805. 8.

166. Mnemonik oder praktiſche Gedächtnißkunſt nach den Vorleſungen des Herrn von Feinaigle, Frankfurt a. M. 1811. 8.

167. Opusculum de arte memorativa etc. Cracoviae 1504. 4.

168. Specimen artis mnemonicae, offerens compendiosissimam historico-chronologicam seriem Imperatorum a Julio Caesare usque ad regimen Imperatoris pacifici Ferdinandi III., Gies. 1653. 4.

169. Tabulae mnemonicae, Aug. Vind. 1750. 8.

Ueber Simonides, der als Erfinder der Mnemonik gilt, ſind mir nur zwei Schriften bekannt:

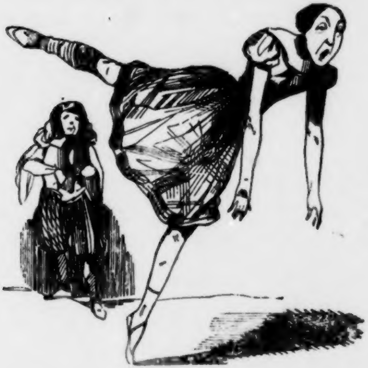
170. Boissy (L. M.), Histoire de la vie de Simonide et du siècle où il a vécu, Paris 1755. in 12. ibid. 1788. 12.

171. Ducker, Dissertatio de Simonide Ceo, poëta et philosopho. Ultrajecti 1768. 4.

[illegible] ~~666~~ 674ª

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# WOTL∀LONLEZ.



Saltatio est circumferentia Diaboli.

*St. Augustin.*

---

Leipzig, 1847.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## I.

Es war gerade vor hundert Jahren. In Sevilla, »wo die letzten Häuſer ſtehen«, fand man vor der Thür einer berüchtigten Poſada in der Nacht vom erſten zum zweiten Mai des Jahres 1747 — in der Walpurgisnacht — ein in Feigenblätter eingehülltes Mägdlein, das eine liebloſe Mutter hier ausgeſetzt hatte. Der Wirth der Poſada »zum heiligen Ludwig« fand neben dem Findling eine Reitgerte und einen daran befeſtigten Zettel, auf dem in altcaſtiliſcher Sprache folgende Worte ſtanden:

> Der Finder dieſes Mägdleins wird gebeten, ſich des nackten Wurmes anzunehmen. Die beiliegende Reitgerte, das Geſchenk einer mächtigen Pathin dieſes Kindes, wird einſt in der Hand deſſelben eine Wünſchelruthe und ein Talisman werden, mit deren Hilfe dieſe Kleine, von Stufe zu Stufe, bis zu den Großen der Erde emporſteigen und die Dienſte, die

ſeine Pflegeeltern ihm leiſten wollen, reichlich vergelten wird.

Dieſe drei letzten inhaltſchweren Worte bewogen den herzloſen Wirth, ſich der armen Kleinen anzunehmen. Er trug ſie in ſein Zimmer, entledigte ſie der Feigenblätter und fand, daß ihr Körper, bis auf eine rothe Warze, die wie ein Blutstropfen auf dem blendend weißen Schnee ihres Nackens lag, ganz ohne Makel war.

— Ich behalte die Kleine, bis ſie vierzehn Jahre alt iſt, ſprach der Wirth, und verkaufe ſie dann an eine Zigeunerbande. Allem Anſcheine nach iſt ſie die Frucht irgend einer alten Hexe, die ſie hier vor meiner Schwelle zurückgelaſſen hat, um ſich ihrer zu entledigen. Die Reitgerte iſt, wie der Zettel ſagt, ein Talisman; ich werde ſie ſo lange in Verwahrung nehmen, bis mein Pflegekind davon Gebrauch machen kann. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## II.

Vier volle Jahre waren ſeitdem verſtrichen. Die kleine Molla — dies war der Name, den der Mann der Poſada ihr gegeben — hatte ſchon als Kind von vier Jahren den Teufel im Leibe: wie ein Eichhörnchen erkletterte es die höchſten Gipfel der Bäume, ſchwang ſich von Aſt zu Aſt und wiegte ſich, gleich einer Sylphe, auf den Zweigen der Mandelbäume. Acht Jahre alt, war die ſchmucke Molla die beſte Fandango-Tänzerin von ganz Sevilla und ein Jahr ſpäter prügelte ſie mit der Reitgerte die ganze Poſada und ſchonte ſelbſt ihren Herrn Vater nicht. Papa Lontez — ſo hieß der ſevillaniſche Wirth — entzückt von den feinen Manieren ſeines Pflegekindes — ließ ſich Molla's Ungezogenheiten gefallen und fand Alles, was ſie that, charmant.

Ihr Talent zum Tanzen und Prügeln entwickelte ſich mit ſo bewundernswürdiger Schnelligkeit, daß Molla Lontez, zwölf Jahre alt, der Gegenſtand der Bewunderung und des Schreckens von ganz Sevilla war. Jeder, der ſie tanzen ſah, fühlte ſich magiſch zu ihr hingezogen, denn in jeder ihrer Attitüden und Bewegungen lag etwas Keckes, Herausforderndes, das für gewiſſe Leute, namentlich für alte, abgeſtumpfte Roués, einen unwiderſtehlichen Reiz beſaß.

Der erſte Anbeter der kleinen dreizehnjährigen Hexe war der uralte Sünder und Corregidor der glorreichen Stadt Sevilla, Don Joſé

Garcia Paphnucio Villegas y Cocomero, ein Mann, deſſen ehrwürdiges Geſicht ein Stammbuch aller Ausſchweifungen, ein Tarif aller ſinnlichen Laſter war. Beſagter Corregidor, den wir, der Kürze halber, kurzweg Don Paphnucio nennen, geruhte, der kleinen Molla zu Liebe allnächtlich den »heiligen Ludwig« oder, richtiger geſagt, die Wirthſchaft das Papa Lontez zu beſuchen, um ſich von den Feuerſtrahlen ihrer Augen, von den Sprüngen ihrer Beine und von dem geheimnißvollen Klange ihrer Caſtagnetten berauſchen zu laſſen. In dem Geklapper dieſer kleinen Hölzer, womit ſie den üppigen Rhythmus ihrer Glieder begleitete, lag eine Muſik, die den langen Ohren des verknöcherten Sünders ſüßer als Schalmeienton klang. Beim Anblick mancher ihrer üppigen Fandango-Wendungen lief ihm das Waſſer im Munde zuſammen: er ſeufzte und löſte ſich in ſtilles Wohlgefallen auf.

Eines Abends, als er der Letzte der Gäſte des »heiligen Ludwig« war, winkte er Donna Molla, die ihre Reitgerte in der Luft vibriren ließ, zu ſich heran, erſuchte ſie, ſich auf ſeinen Schooß zu ſetzen, ergriff ihr grübchengeſchmücktes Kinn und wagte es, ihr Ohr durch eine Liebeserklärung zu beleidigen.

Die Kellnerin des »heiligen Ludwig« erhob ſich und verſetzte mit ihrer Reitgerte dem fauniſch verliebten Corregidor einen ſolchen Schlag, daß ihm das Blut aus der Naſe lief. Don Paphnucio fing wie ein auf den Schweif getretener Hund jämmerlich zu winſeln an; Molla aber, die ſich dadurch nicht erweichen ließ, prügelte ihn, lachend und trällernd, zur Thür hinaus.

Der Corregidor ſchlich rachekochend in ſeine Wohnung heim, feſt entſchloſſen, die freche Poſada-Tochter ſchon am andern Morgen von ſeinen Schergen feſtnehmen und einſperren zu laſſen bei Waſſer und Brot und ſie ſo lange gefangen zu halten, bis ſie ſich ihm ergeben würde.

Don Paphnucio aber hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht, denn als am andern Morgen ein Alkalde, begleitet von drei Unterbeamten erſchien, um die Kleine im Namen des Geſetzes zu arretiren, war Donna Molla entflohen und Niemand — ſelbſt Papa Lontez nicht — wußte, wo ſeine Pflegetochter mit ihrer Reitgerte hingekommen war.

## III.

Zehn Jahre ſpäter erſchien urplötzlich in der guten Stadt Paris eine ſpaniſche Tänzerin, Donna Molla Lontez, die durch die Bekanntſchaft eines einflußreichen Journaliſten ein Gaſtſpiel in der großen Oper erhielt. In einem der Zwiſchenacte tanzte ſie einen ſpaniſchen Bolero und gefiel ſich in frechen Sprüngen dergeſtalt, daß das Parterre, welches daran keinen Geſchmack fand, die Spanierin auszuziſchen und — was noch viel demüthigender für ſie war — auszulachen wagte. Drei Tage ſpäter erſchien in einer der Pariſer Zeitungen eine Kritik, die den Stolz unſerer Sevillanerin dergeſtalt empörte, daß ſie einen ihrer officiellen Anbeter, Herrn D., veranlaßte, von Dem, der ihren Tanz nicht ſchön gefunden hatte, eine Erklärung zu verlangen. Ein Wort gab das andere; es kam zum Duell, in welchem Hr. D. als Opfer der beleidigten Tänzerin fiel. Donna Molla, die ſeit ihrem erſten und letzten Auftreten die Zielſcheibe aller Spottblätter von Paris war, ſah ſich genöthigt, um dieſem Pelotonfeuer aus dem Wege zu gehen, der Hauptſtadt der Welt Lebewohl zu ſagen und mit den 150,000 Francs, die ihr jener Journaliſt in ſeinem Teſtamente ausgeworfen hatte, nach Dieppe zu reiſen, um dort im Schooße der Seebäder ihre angegriffene Geſundheit wiederherzuſtellen.

Hier, in Dieppe, war es, wo die ausgepfiffene Sylphide die Bekanntſchaft eines chineſiſchen Großen machte, welcher Reis-Mais-Zais hieß und zwiſchen Peking und Canton ein ſouveraines Duodez-Fürſtenthum beſaß. Dieſer Chineſe, der ſchon in ſeiner Heimath das unabweisbare Bedürfniß gefühlt, irgend eine Liaiſon anzuknüpfen, um ſich von den ſchweren Sorgen, die auch das kleinſte Scepter mit ſich führt, zu erholen, ſchickte einen ſeiner Mandarinen ab, um mit der »zur Fleiſch gewordenen Reitgerte« — ſo wurde Donna Molla von einem franzöſiſchen Journale genannt — im Namen ſeines Herrn und Gebieters über die Bedingungen zu unterhandeln, unter welchen ſie bereit wäre, ihm an ſeinen kleinen Hof nach China zu folgen. Der »Stern von Sevilla«, der dieſe Eroberung — faute de mieux — nicht zurückwies, geruhte, einen aus dreizehn Paragraphen beſtehenden Contract zu entwerfen, der vom chineſiſchen Großen bis auf einen einzigen Punkt —

welchen wir nicht nennen dürfen — genehmigt und ſofort unterzeichnet wurde.

Drei Tage ſpäter folgte ſie ihrem neuen Anbeter nach Pung-tſching-teu, der kleinen Reſidenz des chineſiſchen Großen.

## IV.

Die treuen Unterthanen — gerührt durch die Rückkehr ihres Fürſten — ließen ſich von ihrer Anhänglichkeit verleiten, ihm am Morgen ſeines Namenstages vor den Fenſtern ſeines Sommerſchloſſes ein landesübliches Ständchen mit obligatem Hurrahgeſchrei zu bringen. Der gerührte Chineſe, der an der Seite ſeiner ſpaniſchen Agnes Sorel am Fenſter ſtand und, entzückt von der Liebe ſeiner vierundvierzig Unterthanen beiderlei Geſchlechts, in helle Thränen ausbrach, fragte ſeine Freundin, die an ſeiner Seite ſtand:

— Sprich, Molla, rührt nicht auch Dich die Treue dieſes gutmüthigen Volkes, das in mir ſeinen Vater verehrt?

Donna Lontez fing zu lachen an.

— Du lachſt? fragte der hochgerührte Landesvater. Worüber lachſt Du?

— Ueber das unharmoniſche Geheul dieſes Pöbels, deſſen plumper Jubel mich entſetzlich langweilt. Jage das zudringliche Geſindel fort. Das Angaffen dieſer Bauern beleidigt mich!

— Gönne ihnen die kleine, unſchuldige Freude. Sie ſind gekommen, um Deine Schönheit zu bewundern.

— Qu'importe! erwiderte der »Stern von Sevilla«. Ich haſſe dies gemeine Volk . . . jage es fort, ſage ich Dir, ſonſt hetze ich eine meiner Bulldoggs auf das Geſindel!

— Dies Geſindel, ſagte der empörte Chineſe, iſt die Blüthe meines Volks!

— Das Volk iſt eine Canaille! Es betrachtet mich mit Blicken, die mir ſagen, daß es mich herzlich verachtet. Ich möchte wie Caligula dieſem Pöbel einen einzigen Kopf wünſchen, um ihm mit meiner Reitgerte in's Geſicht zu ſchlagen! Jage die Canaille fort... ich befehle es! ſagte die ci-devant-Kellnerin des »heiligen Ludwig« mit ſo gebieteriſchem Tone, daß Chinas »Marc Aurel« allen Muth zum Widerſpruch verlor und das Fenſter öffnete, um durch ein paar Worte, die halb wie Befehl und halb wie Bitte klangen, die Blüthe ſeines

Volkes — vierundvierzig Männchen und Weibchen — auseinanderzutreiben.

Das Volk ging murrend von dannen.

— Nun hab' ich Dich noch einmal ſo lieb, hauchte der »Stern von Sevilla« und zog ihn küſſend in ihre Arme. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ſcheint uns hier am rechten Orte, ein paar Worte über die Wirkungen des Tanzes einfließen zu laſſen.

Der heilige Kirchenvater Auguſtin war einer der Erſten, welche die gefährliche Wirkung des Tanzes erkannt haben. Saltatio est diaboli circumferentia! ſagte er und drückte ſeine Augen zu, ſo oft er ein tanzendes Weib ſah, weil er fühlte, daß der Reiz derſelben der Keuſchheit ſeiner Sinne ein gefahrdrohendes Schach bot. Auch der Franzoſe d'Alembert — vom Kirchenvater bis zum Philoſophen giebt's oft nur Einen Schritt — wußte die Macht und den Reiz einer Tänzerin wohl zu würdigen. Von Diderot befragt, woher es käme, daß Tänzerinnen in der Regel noch mehr Glück machen, als Sängerinnen, gab er die Antwort: »das liege an den Geſetzen der Bewegung.« Wie oft im Leben und in der Geſchichte der Völker haben ein Paar Beine eine größere Bewegung hervorgebracht, als eine ganze Legion denkender Köpfe. Nicht mit Unrecht nennt ein neuerer Schriftſteller das Ballet im Allgemeinen oder den Tanz im Einzelnen »das auf Koſten des Kopfes ſich entwickelnde Denken der Beine.« Zu allen Zeiten und in allen Ländern war der Einfluß der Beine weit größer als der der Köpfe. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren nun nach China zurück.

Der Fürſt, der durch die Macht der Beine eine Zeitlang den freien Gebrauch ſeines Kopfes verloren hatte, ſchämte ſich bald ſeiner Neigung zur Tochter von Sevilla. Eines Abends, als ſie, von der Jagd heimkehrend, in ihr Zimmer trat, fand ſie auf dem Tiſche einen verſiegelten Brief. Sie erbrach ihn und las:

»Zwölf Stunden nach Leſung dieſer Zeilen hat Donna Molla Lontez bei Strafe des Ungehorſams, worauf in unſerm Reiche körperliche Züchtigung mit dem Bambus ſteht, die Staaten des Unterzeichneten zu verlaſſen.«

— Der gute Mann iſt meinen Wünſchen zuvorgekommen, ſagte die Tänzerin, packte noch in derſelben Nacht die Geſchenke ſeiner fürſtlichen Huld zuſammen und verließ mit Anbruch des folgenden Morgens die Staaten des kleinen Großen von China.

Als Donna Molla eine Stunde ſpäter die Grenze des Nachbarſtaates überſchritten hatte, ſchrieb ſie dem Fürſten, der ſie fortgejagt, folgenden Brief:

»Die Eile, mit der ich Ihre Staaten, in denen, wie in Philipps Reichen, niemals die Sonne untergeht, habe verlaſſen müſſen, hat mich des Vergnügens beraubt, Ihnen mündlich Lebewohl zu ſagen. Ich thue dies nun ſchriftlich. Möge der Himmel Sie zum Wohle Ihrer vierundvierzig Unterthanen noch recht lange in der Blüthe Ihrer Geſundheit und in der ungeſchwächten Glorie Ihres unvergänglichen Ruhmes erhalten. Sollten Sie indeß — was der Himmel verhüten wolle — einſt in Geldverlegenheit gerathen und ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ein neues Anlehen abzuſchließen, ſo wenden Sie ſich zuvor an

Ihre

Ihnen wohlgeneigte Freundin

M. L.«

Sie verſiegelte den Brief mit dem Petſchaftsknopf ihrer Reitgerte und warf ſich in die Flügel der Extrapoſt, um direct nach Cochinchina zu eilen.

## V.

Als Chinas »Marc Aurel« den unverſchämten Brief ſeiner fortgejagten Freundin erhielt, that der fromme Mann das Gelübde, im nächſten Frühjahre, um die zürnenden Götter zu verſöhnen, eine neue Steuer auszuſchreiben und mit Hilfe des Schweißes ſeiner Unterthanen eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande anzutreten.

Solches geſchah im Jahre des Herrn Eintauſend ſiebenhundert und ſechzig.

## VI.

In Cochinchina, am Hofe des Beherrſchers vom weißen Elephanten, machte unſere hochverehrte Freundin die Bekanntſchaft eines andern Fürſten, eines Künſtlers, welchem die tauſendzüngige Fama der Zeitungsſchreiber den Namen eines »Königs der Pianiſten« ertheilt hatte. Dieſer Virtuoſe, der eine kamtſchadaliſche Friſur und einen malabariſchen Ehrenſäbel trug, hatte zu jener Zeit den Meridian ſeines Ruhmes erreicht und war der Gegenſtand all-gemeiner Huldigung. Cochinchinas hyſteriſche Frauen riſſen ſich um eine Locke ſeines Haares, wie, hundert Jahre ſpäter, die Bewunderinnen Jean Pauls um eine Locke ſeines Pudels. Die Weiber, die ſelbſt einen Mauſche Nudel lieben, ſobald er nur Aufſehen erregt, waren archifolles, d. h. erznärriſch verliebt in ihn. Von den Clavierſaiten, die er mit Hilfe ſeiner kunſtgeſalbten Fäuſte zerplatzt hatte, ließen ſie Strumpfbänder und Schnürſenkel, und von ſeinen Haaren Zahnbürſten und Bruſtkiſſen machen — mit Einem Wort: Alle Weiber waren verrückt und ſelbſt eine Fürſtin des glorreichen Hauſes von Cochinchina ſtieg von der Azurhöhe ihres Thrones herab, um ſich die Huldigungen dieſes neuen Orpheus huldreichſt gefallen zu laſſen.

— Der wird gekapert, ſagte Donna Molla Lontez und wartete, bis das Concert, in welchem ſie ſich unter der Maſſe der entzückten Zuſchauerinnen befand, zu Ende war. Dann verließ ſie den Saal, miſchte ſich in die Reihen der ihre Herrſchaften erwartenden Kutſcher und fragte nach dem Wagen des Signor Pſt-pſt (denn ſo hieß der vergötterte Liebling der cochinchineſiſchen Frauenwelt).

Als dieſer gefunden war, gab ſie ihm einen höchſt freundſchaftlichen Hieb mit ihrer Reitgerte und ſprach:

— Oeffne den Schlag!

— Warum? fragte der Kutſcher.

— Zwar bin ich Dir durchaus keine Rechenſchaft ſchuldig, doch will ich mich herablaſſen, Dir zu ſagen, daß Dein Herr und Gebieter mich erſucht hat, ihn in ſeinem Wagen zu erwarten.

— Steigen Sie ein, ſagte der Diener.

Der »Stern von Sevilla« drückte ſich in die ſammetgepolſterte Decke des Wagens und erwartete mit der größten Gemüthsruhe den wildfremden Mann, den ſie heute zum erſten Male geſehen und gehört hatte.

— Dieſer Menſch, ſagte ſie zu ſich, macht Aufſehen; dieſer Menſch ſchlägt viel Geld zuſammen; dieſer Menſch iſt ein Verſchwender. Mithin iſt er ganz der Mann, wie ich ihn gebrauchen kann.

In demſelben Augenblick öffnete ſich der Schlag und der Künſtler mit der kamtſchadaliſchen Friſur und dem malabariſchen Ehrenſäbel ſtieg hinein.

— Kutſcher, fahre zu! rief Donna Lontez.

— Wer da? ſchrie der tieferſchreckte Clavierpauker.

— Eine Dame iſt's, die Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht, erwiderte die Fee mit der Reitgerte, ſeine Hand erfaſſend.

— Darf ich fragen? ſtammelte der Verlegene.

— Alles! Alles! entgegnete die dreiſte Sevillanerin.

— Ihr Name?

— Molla Lontez.

— Tänzerin? fragte Pſt-Pſt, ganz entzückt von der Burſchikoſität dieſer Dame.

— Sie kennen mich alſo? fragte Molla.

— Bis jetzt nur dem Rufe nach.

— Tant mieux! Dann werden wir uns um ſo ſchneller verſtändigen. Ich liebe keine Umſchweife und pflege in Allem, was ich treibe, möglichſt raſch zu Werke zu gehen. Eh bien, écoutez, je vous aime!

— Wär's möglich? fragte der Künſtler, der zu träumen glaubte.

— Ich finde dieſe Frage höchſt naiv! erwiderte Donna Lontez und fing zu lachen an. Monſieur, fuhr ſie fort, ich habe Sie mir weniger ſchüchtern gedacht.

Pſt-Pſt wußte nicht, was er ihr ſagen ſollte.

— Wie alt ſind Sie, mein Freund? fragte die Tänzerin.

— Ich werde dreißig!

— Und noch ſo ſchüchtern! Pfui, ſchämen Sie ſich!

— Mademoiſelle, ſtammelte der äußerſt verlegene Künſtler.

— Faſſen Sie ein Herz und ſagen Sie mir unumwunden: Gefalle ich Ihnen?

Pſt-Pſt hatte nicht den Muth, dieſe Frage zu verneinen.

— Außerordentlich! ſagte er mit dem verbindlichſten Tone, der ihm bei dieſer Ueberrumpelung zu Gebote ſtand.

— Eh bien, dann iſt mein Zweck erreicht. Ich begleite Sie auf allen Ihren Reiſen und ſonne mich in den Strahlen Ihres Ruhmes. In der einen Stadt gebe ich mich für Ihre Braut, in der andern geben Sie mich für Ihre Frau aus. Sie ſpielen ... ich tanze! — Sie reißen die Damen ... ich reiße die Männer hin ... Am Ende jedes Monats theilen wir unſere gemeinſchaftliche Beute, unſern gemeinſchaftlichen Gewinn, und zwar ſo lange, bis Einer des Andern überdrüſſig, frei und unumwunden ſich geſteht: Wir paſſen nicht mehr für einander ... wir trennen uns!

— Charmant, charmant! ſagte Pſt-Pſt, dem die Donna ſchon zu gefallen anfing. Sie ſind ein Engel, wie ich ihn ſeit Jahren geſucht, bisher aber nirgends als in den Romanen meiner alten Freundin, George Cidevant, gefunden habe. Vive l'amour! rief der raſch enthuſiasmirte Pianiſt.

— Vive l'indépendance! jubelte die kalt berechnende Tänzerin.

Und Beide ſanken ſich in die Arme.

## VII.

Von einer ſpaniſchen Tänzerin, welche Marie Anne Camargo hieß und um jene Zeit ganz Paris bezauberte, erzählt ein gleichzeitiges Journal, das Hotel, in dem ſie gewohnt, habe man den Palaſt der »Tauſend und Eine Nacht« genannt, weil die Zahl ihrer Anbeter ebenſo groß als die Zahl der Märchen geweſen ſei, welche die ſchlaue Sheherazade ihrem einfältigen Sultan erzählt hat.

Donna Molla Lontez ſchien die Abſicht zu haben, den Ruhm der Camargo, wenn auch nicht in der Sphäre des Tanzes, doch wenigſtens im Gebiete der Liebe zu verdunkeln, und das gelang ihr denn auch, denn kaum waren zehn Monate verſtrichen, als der »Stern von Sevilla«, überdrüſſig des »Schwans von Ketskemet«, Herrn Pſt-Pſt ganz unverholen erklärte:

— Va ton chemin, mon petit ... jetzt liebe ich einen Andern.

Dieſer Andere war einer der berühmteſten Porzellanmaler des Kaiſerreichs Japan. Er hieß Kraul und fand, als Maler, an Molla Lontez nur darum Geſchmack, weil ſie, wie er behauptete, »das ſchönſte Bein auf Gottes Erdboden beſaß.« Dieſes Bein wurde nun ein Gegenſtand ſeines wahrhaft rührenden Cultus. Er modellirte es in Wachs und malte es auf alle Taſſen, ſo daß bald ganz Japan, vom Kaiſer bis herab zum letzten ſeiner Hoflakaien, für das »Bein der Beine« ſchwärmte. Alles, was Geld hatte, kaufte Taſſen, zu ſchwelgen im Anblicke eines von ganz Japan vergötterten Beines. Die Poeten des Reiches beſangen dieſes Bein in allen Versmaaßen, die Componiſten beeilten ſich, dies »achte Wunder der Welt« in Muſik zu ſetzen und ſämmtliche Regimentsmuſiken von Japan ſpielten »Molla's Beinmarſch«. Die Begeiſterung der hirnloſen Japaneſen ſtieg endlich bis zu dem Puncte, daß man ihr in Marmor gemeißeltes Bein in Proceſſion durch die Stadt trug und dabei folgende rührend keuſche Hymne abſang:

O Bein der Beine,
O ſchein', o ſcheine
Auf uns herab voll ſüßer Huld,
Denn, Bein der Beine,
Nur Du alleine
Biſt — o und ach! — an Allem Schuld!

Der Ruf ihres Beines drang zuletzt bis zu den allerhöchſten Ohren des Kaiſers von Japan. Dieſer Monarch, ein von ſeinem Volke mit Recht vergötterter Greis von ſechzig bis achtzig Jahren, hatte ſo Unglaubliches von der Schönheit der Beine dieſer ſpaniſchen Gottheit gehört, daß auch ihn — den würdigſten aller Greiſe — die Luſt beſchlich, dieſen Gegenſtand eines wahnſinnigen Cultus ſeines Volkes näher kennen zu lernen.

Er ließ den Maler rufen und ſprach:

— Maler, male malend Dein Liebchen für mein Muſeum.

— Ich bin dem Wunſche Ew. Kaiſerlichen Majeſtät in tiefſter Unterwürfigkeit zuvorgekommen, ſprach Japans größter Pinſel und holte aus der tiefſten Tiefe ſeines damaſtenen Bruſtlatzes ein Portrait ſeiner »Allerweltsflamme« hervor.

Seine Majeſtät geruhten einen kaiſerlichen Blick darauf zu werfen und voll Bewunderung die Worte auszurufen:

»Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön.«

— Willſt Du Deinem Kaiſer einen Gefallen erweiſen? fragte der geſalbte Greis.

Der Maler kreuzte ſeine Hände über die Bruſt, verneigte ſich ſo tief als möglich und ſprach:

— Gebiete, Sohn des Himmels!

— Führe heute Nacht Donna Molla auf mein Schloß. Ich will Dich für das Opfer, das Du Deinem Kaiſer bringſt, fürſtlich belohnen.

Der Maler küßte den Staub der kaiſerlichen Füße und entfernte ſich.

## VIII.

Und als die Göttin der Nacht ihre ſternendurchwirkte Mantille auf den Nacken der Erde warf und als ganz Japan in geheimnißvollem Dunkel lag, ſchlichen zwei Geſtalten durch die Hinterpforten der Marmorburg in's Schlafgemach des Kaiſers, der, um ſeine Ungeduld niederzukämpfen, am zwölften Theile ſeiner japaneſiſchen Lieder, die auf Koſten des Staats gedruckt werden ſollten, die letzte Zeile anzulegen geruhte.

— Was habe ich zu thun, fragte Molla ihren Begleiter, um ihn für mich einzunehmen?

— Er wird Dir, wie Jedem, dem er die Sonne ſeiner Gunſt zuwendet, die ganze Sammlung ſeiner Ghaſelen vorleſen. Raffe all' Dein bischen Geduld zuſammen und finde, was bis jetzt noch Keiner gefunden hat, finde ſie ſchön, und der Kaiſer wird, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Deine Reize ſchön finden und Dich lieben; dann wirſt Du ſteigen von Stufe zu Stufe ... Du wirſt Gräfin, Fürſtin, vielleicht gar Kaiſerin werden, und meine Wenigkeit, der treueſte Bewunderer Deines Beines, wird ſich ſonnen in den Strahlen Deiner Macht und ſich ſagen: Dies Alles hat ſie Dir zu danken!

Donna Lontez zog ihn eilig fort.

## IX.

Bald darauf meldete ein kaiſerlicher Page die Ankunft des Malers und ſeiner Begleitung.

— Sie iſt's! rief der ſcandirende Monarch und eilte ihr entgegen.

## X.

Im Laufe der erſten Nacht geruhte Seine Kaiſerliche Majeſtät der mit Geduld gewappneten Spanierin alle von ihm ſeinem Genius abgerungenen zehntauſend Ghaſelen vorzuleſen. Molla Lontez ſpielte die Rolle der Entzückten mit ſolcher Wahrheit, daß der Monarch im ſiebenten Himmel ſchwamm.

Seit jener Nacht, der langweiligſten ihres ganzen Lebens, war der »Stern von Sevilla« die offizielle Pompadour des Kaiſers von Japan.

Am andern Morgen ſchenkte der gütige Monarch dem Maler, zur Belohnung der Opfer, die er ihm gebracht, ein unvollſtändiges Exemplar ſeiner geſammelten Ghaſelen.

## XI.

Am Hofe des Kaiſers von Japan entwickelte die Maitreſſe mit Hilfe ihres Taliſman, ihrer

Reitgerte, die Macht ihres Zaubers und wußte mit magiſcher Gewalt den beſchränkten Geiſt des geblendeten Greiſes in kurzer Zeit ſo wunderbar ſchnell für ſich einzunehmen, daß ſie den ſonſt beiſpiellos eigenſinnigen Mann wie Seide um den Finger drehen und ſeinen Willen zu dem ihrigen machen konnte. Sie war es, die jetzt den ganzen Hof, das ganze Land beherrſchte. Ihre Reitgerte hatte ſich in ein Scepter verwandelt: ſie regierte mit unumſchränkter Gewalt und ihr Wille war ſein Geſetz.

Das Volk der Japaneſen, das von dem Einfluß der fremden Zauberin frühzeitig Kunde erhalten hatte, wandte ſich nun mit ſeinen Klagen und Bittſchriften nicht mehr direct an den Thron, ſondern an die Macht im Unterrock, an Japans Pompadour.

Acht Tage ſpäter erſchien das Geſetz, daß jeder Japaneſe, welcher den guten Geiſt des Kaiſers mit Bittſchriften zu behelligen wagte, auf Koſten ſeiner Familie geköpft werden ſolle. Der erſte Miniſter, der dagegen zu proteſtiren wagte, wurde auf einen Wink ihrer Reitgerte ſeines Amtes entlaſſen und als Zollinſpector an die weſtöſtliche Grenze des Reiches verbannt.

Am folgenden Morgen wurde die fremde

Zauberin zur Gräfin von Kiang-ho und zur Palaſtdame der Kaiſerin erhoben, welche Tags darauf die Hauptſtadt verließ und, in Schmerz und Thränen aufgelöſt, ſich in die ſtillverſchwiegenen Mauern eines Kloſters an der Grenze China's vergrub. Der Kaiſer aber, berauſcht von den Schmeicheleien der ſpaniſchen Dirne, die ſeine Muſe mit Petrarca und Taſſo verglich, ließ, wie jener Heinrich II. zu Ehren Dianens von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois ernannt hatte, eine goldene Denkmünze, eine Art von Geſchichtsthaler prägen: auf der Vorderſeite prangte das Bruſtbild mit der Umſchrift ihres Namens und auf der Rückſeite ſtrahlte eine mit Lorbeer umflochtene Reitgerte mit der Legende: »flagellum principis.«

Aber dieſe Vergötterung, die der verblendete Monarch mit dem Gegenſtande ſeiner platoniſchen Liebe trieb, erbitterte zuerſt einen der frommen Bonzen. Dieſer hielt einen Vortrag, worin er die Verirrungen der Großen vor den Richterſtuhl der Geſchichte zog: er erinnerte ſeine in Andacht verſunkene Zuhörer an die Maitreſſen-Wirthſchaft Ludwigs XIV. und Carls II., die ſich dadurch den Haß ihres Volkes und die Verachtung der kommenden Geſchlechter zugezogen, und ſchloß ſeine fulminante Predigt:

Und nun, fromme Japaneſen, laßt uns fünf Stoßſeufzer zum Dalai-Lama emporſchicken für einen verirrten Greis, der auf ſeine alten Tage in die Fußtapfen jener unglücklichen Fürſten tritt, die den Nimbus ihrer Majeſtät eigenhändig beſudelt haben.

Der Maler aber, empört darüber, daß der Kaiſer, der ihm unaufgefordert das Verſprechen gegeben, ihn fürſtlich zu belohnen, ihm weiter nichts als ein unvollſtändiges Exemplar ſeiner Ghaſelen geſchenkt hatte, beſchloß ſich an dem kaiſerlichen Filze dadurch zu rächen, daß er die Beine ſeiner ungetreuen Flamme, die er früher auf Porzellantaſſen gemalt, jetzt auf Doſendeckel übertrug, die wegen ihrer ſchlagenden Unterſchrift weit über die Grenzen Japans, ja ſogar bis nach Europa drangen und auf den deutſchen Meſſen zu Nürnberg, Frankfurt und Leipzig als ein geſuchter und mit Gold aufgewogener Beweis des gerechten Unwillens des beleidigten Volks von Japan verkauft wurden.

## XII.

An dem Tage, als der verirrte Greis auf dem Puncte ſtand, die Gräfin von Kiang-ho, die nicht müde wurde, ſeine Ghaſelen zu bewundern, zur Herzogin zu erheben, ging ſie bei Nacht und Nebel mit einem blutjungen japaneſiſchen Schneidergeſellen durch. — — — — — — — — — — —

Hier ſchließt die japaneſiſche Handſchrift, der wir dies harmloſe Märchen entlehnt haben.

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

Bei **Philipp Reclam** jun. erſcheint ſeit ſechs Jahren der durch ganz Deutſchland verbreitete und trotz der vielen ihn betroffenen Verbote glänzend fortbeſtehende

# CHARIVARI,

redigirt von

**Eduard Maria Oettinger,**

eine humoriſtiſch-ſatiriſche Zeitſchrift, die, obgleich ſie jährlich über 250 Original-Karikaturen bringt, kein Concurrent der harmloſen illuſtrirten Bilderbogen-Journale, ſondern ein freiſinniges, in jeder Hinſicht unabhängiges Journal iſt, das mit raſtloſer Geißel alle Thorheiten der politiſchen und ſocialen Welt züchtigt und die aufgeblaſene Mittelmäßigkeit, in der höchſten bis zur niedrigſten Sphäre, in die Schranken ihres Nichts zurückjagt.

Wöchentlich erſcheint ein ganzer enggedruckter Bogen, auf dem man mehr als auf ſechs andern Blättern ſieht. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thaler.

Bei demſelben Verleger erſcheint ſeit fünf Jahren

**E. M. Oettingers**

# NARRENALMANACH.

Auch dieſes Buch hat in ganz Deutſchland, ja ſelbſt in Frankreich, England und Holland, die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Die bis jetzt erſchienenen fünf Bände, jeder von 28—30 enggedruckten Bogen, enthalten folgende Haupterzählungen:

»Maggliabecchi. — Jonathan Dibbs. — Die beiden Crébillon. — Marie Antoinette. — Herr von Kipfelhuber. — Sanſon. — Amandus Mops. — Vaillant. — Ochſenheimer. — Labourdonnais. — Herr Malztippel. — † † †. — Muley Ismael. — Puſchkin. — Grimod de la Reynière. — Graf Saint-Germain (19 Bogen). — Clerodendron fragrans. — Myoſotis. — Eine ganz verrückte Idee. — Roſſini (22 Bogen). — Der ewige Jude. — Tamtam. — Jacob Paul Gundling. — Sophie Arnould. — Patchouly. — Sans-Souci. — Der ſchwarze Chriſtoph oder Limonade, Marmelade und

Orgeade. — Lavendel, Myrth u
mian. —

ſämmtlich von dem in ſeiner Art
troffenen Humoriſten, den ein kritiſch
nal mit Recht den »deutſchen B
nennt.

Ende Auguſt erſcheint der ſech
des Narrenalmanach.

Preis eines Bandes 2 Thaler Preuß.

# JOUJOU

humoriſtiſch-ſatiriſches Leſe

von

**E. M. Oettinger.**

Von dieſer Sammlung kleinerer
und Papilotten ſind bis jetzt ſiebe
jeder zu 20 Bogen, zuſammen mit
**mehr als fünfhundert Karika**
erſchienen.

Preis jedes einzelnen Bandes 1 Thaler

Thy-

nüber-
Jour-
accio-

Band

our.

,
binet

ovellen
Bände,

ren

Neugr.

# Sophie Arnould.

◆

Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Erster Theil

Leipzig.
Verlagsbureau.
1847.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRE[illegible]US

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An

# Dr. Wenzel Ulrich in Teplitz.

Heute, hochverehrter Freund, ſind es acht Tage, daß ich, als proſaiſcher Badegaſt Ihres poeſiereichen Curorts, in der heiterſten und liebenswürdigſten Geſellſchaft von ganz Teplitz, an Ihrer Seite, von der Roſenburg nach Graupen hinabſteigend, mir die Erlaubniß erbat, Ihnen eine meiner Schriften zueignen zu dürfen, nicht etwa aus Eitelkeit, daß ich eine derſelben würdig genug hielte, Ihren Anſprüchen zu genügen, ſondern einzig und allein in der verzeihlichen Abſicht, Ihnen von jener übergroßen Schuld der Dankbarkeit, zu der ich mich verpflichtet fühle, wenigſtens den tauſendſten Theil all jener Aufmerkſamkeiten abzutragen, mit denen Sie mich, wie jeden Andern, der bei Ihnen Rath und Hilfe ſucht, liebreich überſchüttet haben. Ihr edles Herz, das wohl noch Keinem die Erfüllung eines Wunſches verweigert hat, war ſo gütig, mir auch meine Bitte zu gewähren. Und froher als je zog ich mit Ihnen und Andern, umringt von Geiſt und Schönheit, in die Kirche zu Graupen, gleichſam um dort dem Schöpfer dieſer Berge, die lachend auf uns herniederſahen, den Tribut meines Dankes abzuſtatten für einen der ſchönſten und genußreichſten Tage meines Lebens. Dort, in jener Kirche, ſtanden wir vor dem Fegefeuer, in dem eine Gruppe kleiner Sünder ſchmachtet, die nie geſündigt haben, weil ſie aus Holz geſchnitten ſind. Die Damen wandten ſich ab von dieſem Bilde; ich aber blieb vor dieſem Puppenſpiel der Hölle und war trotz aller Mühe, die ich mir gab, nicht im Stande, ein gottloſes Lächeln, das mich befiel, hinwegzuſcheuchen. In demſelben Augenblick glaubte ich dicht hinter mir eine Stimme, mild wie die Abendglocke des Paradieſes, zu vernehmen; ich glaubte die Worte zu hören: „Leſen Sie die „Stunden der Andacht“ und arbeiten Sie an der Geneſung Ihrer von Zweifel gequälten Seele.“ Ich wandte mich um und — fand Sie hinter mir. Sie zogen mich hinaus ins Freie, und als wir draußen unter dem blauſeidenen Baldachin des ſchönſten Junihimmels ſtanden, wiederholten Sie die Worte jener unſichtbaren Engelsſtimme. Dann zogen wir, Arm in Arm, nach Mariaſchein, deſſen drei rothe Thürmchen wie Rieſen-Erdbeeren hervorlugen aus dem Grün der Bäume, die ſich wie ein ſmaragdener Gürtel um den ſteinernen Leib der Kirche ziehen. Als wir dort in den Vorhof eintraten, warf die Abenddämmerung ihren diaphanen Schleier in den Bogengang. Ein unbeſchreibliches Gefühl der Ruhe, ein wonniger Friede zog in meine ſkeptiſche Seele. Die Bäume flüſterten mir fromme Legenden ins Ohr, Legenden von jener Maria, die, mütterliche Jungfrau oder, richtiger geſagt, jungfräuliche Mutter, die Sonnenſtrahlen ihrer Gnade herabfallen läßt auf das Antlitz des Gläubigen, der vertrauend zu ihr ſein Auge erhebt. Von jeher hatte dieſer Wallfahrtsort einen Reiz für mich, von dem ich mir keine Rechenſchaft zu geben gewußt; jetzt aber weiß ich es, warum dieſer Gnadenort mir ſo heilig iſt, denn als es im Vorhofe mehr und mehr zu dunkeln begann, ſtieg aus dem Schooße des Brunnens, deſſen Quell, nach uralter Sage, den Blinden das Augenlicht wiedergiebt, ein überirdiſches Weſen, eine gnadenreiche Fee, millionenmal ſchöner als Murillo's Madonna, mit lichtblauen Augen und nachtſchwarzem

Haar herauf, lockte mich durch die Wünſchelruthe ihres Lächelns in den Kreis ihres Zaubers und zeigte mit ihrer hoſtienweißen Hand auf ein Marienbild, das, die geſchloſſenen Lippen öffnend, Worte des Segens, Balſam des Troſtes auf mich herniederträufelte und in ſüß melodiſchen Accorden mir zuflüſterte:

Glaube an Gott und ſei glücklich!

Und nieder ſank ich auf meine Knie und betete zu jener Madonna, und ihr Auge neigte ſich huldreich zu mir nieder und weckte in mir den ſchlummernden Keim zum Glauben, der mich glücklich macht.

Ach, Doctor, die ſchönen Tage von Aranjuez, die glücklichen Stunden, die ich in Ihrer lieben Nähe verlebt, ſind nun vorüber, doch die Erinnerung an ſie wird ſo lange keimen, grünen und blühen als die Dankbarkeit, die mich verpflichtet, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Leipzig, 11. Juni.

Ihr

treueſter Verehrer

Ed. M. Oettinger

# Sophie Arnould.

◆

*Le monde est plein de fous, et qui n'en veut pas voir,*
*Doit se tenir tout seul et casser son miroir.*

*Boileau*

## 1.

In der „Rue Béthizy", in demſelben Hauſe und demſelben Zimmer, worin, am 24. Auguſt 1572, in der Bartholomäusnacht blutigen Andenkens, das Oberhaupt der Hugenotten, der tapfere Admiral Gaspard de Coligny, ermordet worden war, wurde am 14. Febr. 1744, am Tage des heiligen Fauſtinus, der Gaſtwirth Hegeſippe Arnould, der ſeit dreizehn Jahren vergebens auf Vaterfreuden gehofft hatte, urplötzlich durch die ganz unerwartete Entbindung ſeiner weit jüngern Ehehälfte von einem wunderhübſchen Mädchen dergeſtalt überraſcht, daß er in der Freude ſeines Herzens die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und überglücklich ausrief:

— Eher hätte ich den Einſturz des Himmels, als jetzt, nach ſo langer Zeit, die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches erwartet. Pascaline (ſo hieß ſein charmantes Weibchen), ich danke Dir und dem Himmel für das liebe, ſüße Balg, das Ihr mir geſchenkt. Jetzt, guter Gott, tauſche ich ſelbſt mit unſerm Könige, dem vielgeliebten Ludwig nicht; jetzt bin ich Vater, Vater dieſes einäugigen Engels, und der glücklichſte aller Gaſtwirthe, jubelte der gute Mann und preßte, mit Freudenthränen im Auge, die Kleine mit ſo ungeſtümer Wonne an ſein Herz, daß er ſie faſt erdrückt hätte.

Das niedliche Weſen fing helllaut zu ſchreien an.

— Welch' herrliche Stimme! rief das gerührte Vaterherz! Welch' reizender Mund! Welch' allerliebſtes Stumpfnäschen! Und welch' große, ſchöne, kluge Augen! Mir ganz und gar aus dem Geſicht geriſſen! Ach, ſchon jetzt liebe ich das kleine Balg ſo ehr, daß ichs vor lauter Liebe auffreſſen könnte, und wärs auch ohne Sauce. Habe Dank, tauſend Dank, geliebtes Weib, für die ſüße Ueberraſchung, die Du Deinem Freunde bereitet haſt, ſprach der glücklichſte der Väter und legte die Kleine an die reizende Bruſt der nicht minder ſeligen Mutter.

## 2.

Vierzehn Tage ſpäter, nach vorausgegangenem Familienrathe, der vier volle Stunden gewährt hatte wurde die heilige Taufe vorgenommen, in der das liebe, ſüße Geſchöpf den Vornamen „Sophie“ erhielt.

Die drei Taufpathen des vielgeliebten Kindes waren, Jeder einzeln und Alle zuſammen betrachtet, ſo durchweg komiſche Figuren, daß eine flüchtige Schilderung derſelben vielleicht im Stande ſein wird, den Zügen manches Griesgrams ein heiteres Lächeln, ein freundliches Schmunzeln abzulocken.

Der Erſte dieſes drolligen Kleeblatts war Herr Hippolyte Margaux, ein ſehr ehrenwerther Weinhändler, der, nachdem er dreizehn Jahre und fünf Monate für ein ziemlich bedeutendes Champagnerhaus durch aller Herren Länder umhergekreuzt war, ſich ſelbſt etablirt und in kurzer Zeit ſo viele Kunden „aufgegabelt“ hatte, daß ſein Geſchäft bald für eines der blühendſten dieſer Art galt. Bruder Hippolyte oder Vater Stöpſel — ſo nannten ihn die täglichen Beſucher ſeiner Weinſtube — war ein äußerſt kleines auffallend dickes, beiſpiellos „luſtiges Haus“, das, vom Keller bis zum Giebel mit Späßen jeder Sorte vollgeſpeichert, mitunter manch prächtigen Einfall hatte.

Der Zweite dieſes komiſchen Dreiklangs war Herr Antonin Gibet, ein nicht minder ehrenwerther Wildprethändler, der, ſeit zwei Decennien der Lieferant der leckermäuligen haute-volée, mit den größten Geiſtern und reichſten Leuten, ſobald ſie auch Gourmands waren, auf ſo vertrautem Fuße ſtand, daß er zu Gott und aller Welt, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes, Du zu ſagen ſich erlaubte.

Papa Antonin oder Meiſter Haut-gout — ſo hießen ihn ſeine zahlreichen Kunden, weil er dies Lieblingswort ſehr häufig zu gebrauchen pflegte — war, ein jocoſer Gegenſatz ſeines ehemaligen Schulkameraden Margaux, eine äußerſt lange, auffallend hagere, ungeheure griesgrämige „Hopfenſtange“, die, höchſt reizbarer Natur, wenig oder gar keinen Spaß verſtand und Alles gleich ſehr übel nahm.

Der Dritte oder, richtiger geſagt, die Dritte dieſes Taufbundes war Madame Adelaide Zenobie Marmelade, die ſehr reſpectable Ehehälfte eines zu ſeiner Zeit höchſt geſchickten Zuckerbäckers, der nachdem er mehrere Millionen Eier und dadurch auch viel Geld zuſammengeſchlagen hatte, vom Schauplatz ſeines äußerſt gangbaren Geſchäfts ins Jenſeits abgerufen worden war, um dort — für die Schatten des Elyſiums — Mandeltorten, Spritzkuchen und vor Allem Méringues à la Vanille, worin ſeine Hauptſtärke beſtand, fortzubacken. Der ſelige Marmelade hatte ſeiner kinderloſen Frau ein jährliches Einkommen von ſiebentauſend Livres und einen wohlrenommirten Laden hinterlaſſen, den ſie, gleich nach ſeinem Tode, an einen ihrer Neffen aus der Provinz abgetreten und ſich dann ins „Privatleben“ zurückgezogen hatte. Unſere Rentière, die, ſchon ſeit frühester Jugend ſehr gefallſüchtiger Natur, troz ihres Alters — ſie zählte bereits fünfzig und etliche Frühlinge — und troz des fühlbaren Mangels an Reiz und Schönheit noch immer höchſt kokett und eroberungsſüchtig war, bot alle Gattung von Schminke auf, um ihrer welken Haut den Roſenhauch der Jugend einzuimpfen. Ihr ſchon ziemlich runzeliges Geſicht glich einer Muſterkarte aller Nüancen von Schön- und Schminkpfläſterchen: auf der Stirn thronte das „Majeſtätiſche“, im Augenwinkel prangte das „Leidenſchaftliche“, in der Falte, die ſich durch das Lächeln des Mundes bildet, verſteckte ſich das „Heitere“, auf der Mitte der Wange ſchaukelte ſich das „Angenehme“, im Mundwinkel lauerte das „Küßliche“, auf der Oberlippe lockte das „Herausfordernde“, unten am Kinn reizte das „Schelmiſche“, denn jede dieſer „Mouches“ oder „Poſtillons d'amour“, wie Abbé Bernis oder irgend ein anderer Poet des „Mercure galant“ dieſe künſtlichen Muttermäuler getauft, hatte damals einen andern Namen. Mit der goldenen Zitternadel im gepuderten Haare, mit der roſenrothen Schleife am Buſen und dem gemalten Elfenbeinfächer in der Hand wäre Madame Marmelade, namentlich am Tage der Tauffeier, an dem ſie ſich in den größten Glanz geworfen hatte, um auf ihre beiden Gevatter einen „tiefen Eindruck“ zu machen, ein köſtlicher Vorwurf für den burlesken Pinſel eines Metzu oder Watteau geweſen.

Die beiden männlichen Pathen waren, obgleich hageſtolz, leidenſchaftliche Verehrer des ſchönen Geſchlechts, aimants le cotillon, wie der frivole Franzoſe, oder: in jene Schürze verliebt, wie der keuſche Teutſche ſagt. Beide waren Nachbarn und — unter vier Augen geſagt — Gläubiger des Herrn Arnould, der ſich ſehr oft in Geldverlegenheit befand. Einer derſelben, der luſtige Weinhändler, war außerdem der erklärte Hausfreund des „glücklichen Vaters.“

Nachdem Alle aus der Kirche heimgekehrt waren, legte Herr Arnould das gleich einer Puppe aufgeputzte Kind in die Arme ſeiner Frau und ſagte:

— Hier bringe ich Dir Deine Sophie!

— Himmliſche Arnould, begann Herr Gibet, erlaube einem vieljährigen Freunde Deines Mannes, daß auch er Dir, als Tribut ſeiner Freundſchaft, ein kleines Balg zu Füßen lege . . .

— Wie, Meiſter Haut-gout, fragte Vater Stöpſel, auch Ihr habt einen Balg?

— Ein Rehbalg nämlich, das ich der Dame Arnould als Teppich zu Füßen lege . . .

— Ah ſo, nun verſtehe ich Euch! ſagte der Weinhändler. Reizende Sechswöchnerin, fuhr Herr Margaux fort, geſtatten Sie ihrem aufrichtigen Verehrer, Ihnen zur Feier des heutigen Tages als ſchwaches Zeichen ſeiner Huldigung dieſen ſilbernen Pfropfenzieher zu Füßen zu legen.

— Vielgeliebte Nachbarin, unterbrach ihn Madame Marmelade, geſtatten ſie einer armen Wittwe, ihrem reizenden Pathchen dieſe ſilberne Kinderklapper als Angebinde zu überreichen.

— Tauſend Dank, meine lieben Gevatter, ich bin ſo glücklich, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen Alles zu ſagen, was ich fühle, erwiderte die glückliche Mutter und herzte den kleinen Engel, der an ihrem Herzen lag. Da, Hegeſippe, nimm unſere Sophie und reiche ſie ihren Pathen, daß Jeder ihr einen Kuß gebe.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es zuerſt der Dame Marmelade.

Ein wahres Zuckerpüppchen! Weißer als Blancmanger! ſagte die Wittwe und drückte einen Kuß auf des Kindes Stirn.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es dann dem Wildpretmann, dem er einige tauſend Francs mehr als dem Weinhändler ſchuldig war.

— Ein Perlhuhn! Ein Goldfaſan! ſprach Herr Gibet und gab dem Kinde einen Kuß auf den Mund.

Ach und welch ein Haut-gout! rief er aus und gab ihm einen zweiten Kuß.

Herr Arnould nahm ſein Kind und reichte es dem Weinhändler.

— Ein köſtliches Bouquet! Eine himmliſche Blume! Die Kleine duftet ſo ſüß wie Liebfrauenmilch! betheuerte Herr Margaux und küßte die Stirn und die Augen und den Mund und die kleinen Händchen dieſes lieben Geſchöpfes. Weiß Gott, ich habe das Kind ſo lieb, als ob es mein eigenes wäre. Nichts in der Welt geht über Vaterfreuden!

— Ach! ſeufzte die Wittwe laut und ſchwer.

— Nachbarin, warum ſeufzeſt Du? fragte der Wildpretmann.

— Unſere Freundin Marmelade, commandirte der Weinhändler, hat ein ſehr gefühlvolles Herz . . . eine Frau in ihren Jahren ergeht ſich gern in ſchwärmeriſchen Betrachtungen . . .

— Ach! ſeufzte nun auch Herr Gibet.

— Nachbar, warum ſeufzen Sie? fragte die zärtliche Wittwe.

— Auch er, theure Freundin, erklärte Herr Margaur, hat ein empfindſames Herz . . . auch er ſchwärmt . . .

— Wofür? fragte Dame Marmelade, züchtig die Augen niederſchlagend.

— Für den Haut-gout der Liebe, ergänzte Meiſter Stöpſel.

— Was willſt Du damit ſagen? fragte Papa Gibet, deſſen Zorn augenblicklich Feuer gefaßt hatte.

— Ich will damit geſagt haben, daß Ihr Beide für einander wie geſchaffen ſeid . . . daß Ihr Euch heirathen ſolltet . . .

— Höre, Margaux, Du weißt, daß ich keinen Spaß verſtehe . . .

— Ich ſpaße auch nicht . . . es iſt mein völliger Ernſt . . . wo fände ſich ein zweites Wildpret, ein zweiter Goldfaſan mit mehr Haut-gout, als Dame Marmelade?

— Alter Weinſchlauch, willſt Du ſchweigen? fragte Gibet im höchſten Grade gereizt.

— Gäb's in der ganzen Chriſtenheit ein ſchöneres Paar, als Donna Marmelade und Signor Gibet? . . .

— Stöpſel, willſt Du mich noch länger reizen? fragte Meiſter Haut-gout, überſchäumend vor Wuth.

— Don Gibet und Signora Marmelade, fuhr Jener zu hänſeln fort. Ein Liebespaar zum Malen!

— Da, boshafter Spötter, haſt Du Deinen Kuppelpelz, rief der jähzornige Wildpretmann und erhob ſeinen langen Arm, um dem kleinen dicken Faun eine Maulſchelle zu verſetzen.

Herr Margaux aber, der dicht an der Seite der Wittwe ſtand, zog ſich äußerſt raſch und geſchickt hinter die ſpaniſche Wand ihres ziemlich breiten Rückens zurück, wodurch Gibets Hand ihr Ziel verfehlte und die dem Weinhändler zugedachte Ohrfeige mit unaufhaltſamer Wucht auf die geſchminkte Wange der Zuckerbäckerin einſchlug, die, theils vor Schreck und theils vor Schmerz, mit gellem Schrei rücklings umſank und im Fallen ihren Hintermann mit ſich niederriß, der ſeinerſeits ein dicht hinter ihm ſtehendes Tiſchchen mit einem Aufſatz von Likeurflaſchen und Gläſern und ein halbes Dutzend Deſſertteller mit eingemachten Früchten und allerlei Backwerk umwarf.

— Jeſus! ſchrie die Wittwe!

— Maria! ergänzte Herr Arnould und

— Joſeph! blieb der Wöchnerin vor Schreck halb in der Kehle ſitzen.

Meiſter Gibet, der, ohne es zu wollen, mit einer Klappe zwei Fliegen erlegt hatte, eilte der Gefallenen blitzſchnell zu Hilfe, um ſie aufzuheben.

Er ſchwor bei den eilftauſend ſchlafenden Jungfrauen und bei dem heiligen Antonius von Padua, daß dieſe wohlverdiente Züchtigung nicht ihr, ſondern ihm, dem ewigen Necker, der ſeine Lammsgeduld bis aufs Aeußerſte gereizt, gegolten habe. Er bat zuerſt Dame Marmelade und alsdann Dame Arnould „mehrere Millionen Mal“ um Verzeihung, daß er ſich in ihrer Gegenwart von ſeiner unverantwortlichen Hitze ſo weit habe hinreißen laſſen, auf dieſe Weiſe das „Decorum“ zu verletzen

— Ach meine ſchönen Flaſchen und Gläſer! jammerte die Wöchnerin.

— O meine koſtbaren Likeure und mein ſchönes Confect! wimmerte der arme Mann.

— Pfui, pfui, pfui! rief die Wittwe, während ſie ſich von ihrer Niederlage erhob und ihre beim Fallen in Unordnung gerathene Friſur und Robe arrangirte. So etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht zugeſtoßen! Pfui, pfui und abermals pfui! Auf einer Kindtaufe, auf der es Ohrfeigen jetzt, will ich wenigſtens nichts zu thun haben. Adieu, Herr und Madame Arnould. Wenn Ihnen der liebe Gott oder ſein heiliger Geiſt nach dreizehn Jahren wieder einmal einen Sprößling beſchert, ſo wählen Sie ſich Pathen, welche Sie wollen, nur mich nicht! Ich für meine Wenigkeit habe ſchon an der einen Taufe vollkommen genug, und danke Ihnen für die Ehre und das Vergnügen, das Sie mir zugedacht, ſprudelte die maßlos empörte Zuckerbäckers-Wittwe indem ſie ihren Elfenbeinfächer aufriß, um ihrem halb weißen, halb rothen Geſichte, auf welchem Zorneshitze glühte, Kühlung zuzufächeln. Leben Sie wohl, mein Herr Margaux, leben Sie wohl, mein feingebildeter, äußerſt zarter, ungemein liebenswürdiger Herr von Gibet . . .

— Herr von Gibet? wiederholte der von Neuem gereizte Wildpretmann; Madame, was willſt Du mit dieſem zweideutigen „Herr von" ſagen?

— Ich will damit geſagt haben, erklärte Dame Marmelade mit bitterſüßer Ironie, daß Sie im ſtrengſten

Sinne des Wortes ein beiſpiellos galanter Cavalier ſind, der in der Artigkeit, dem ſchönen Geſchlechte gegenüber, vergebens ſeines Gleichen ſucht, ſchloß ſie mit beißender Malice und trat zornſchnaubend vom Schauplatz der Taufe ab.

— Nun iſt die ganze Freude geſtört! ſtöhnte die Wöchnerin.

— Und wer iſt Schuld daran? fragte ihr Gemahl.

— Du! Du! ſchrieen Margaux und Gibet zugleich, wobei Einer auf den Andern wies.

— Meine Herren, ſagte Dame Arnould, vergeſſen Sie nicht, daß ich noch ſehr ſchwach und angegriffen bin. Ihr Schreien verurſacht mir Kopfſchmerzen. Wenn Sie, Herr Gibet, Ihre Hitze durchaus nicht mäßigen können, jeden harmloſen Scherz übel nehmen und gleich zuſchlagen wollen, ſo werden Sie mich ſehr verbinden . . .

— Wenn ich gehe, willſt Du ſagen! Gut, ſehr gut, brüllte der Wüthende, ich will Dich durchaus nicht ſtören. Seh' ich doch überhaupt nicht ein, was ich hier noch zu ſuchen habe. Adieu, Madame, Adieu! Mich ſeht Ihr niemals wieder!

— Der Hitzkopf! murmelte die Wöchnerin leiſe vor ſich hin.

— Mich dauert weiter nichts, als das ſchöne Rehfell, das ich der Undankbaren zu Füßen gelegt, dachte er bei ſich beim Hinausgehen. Es hat mich ſelber vierzehn Livres gekoſtet. Ei nun, bald wird Dame Arnould auch ihren Einfaltspinſel von Mann fortſchicken, um mit ihrem Seladon-Marquis das Feſt unter vier Augen zu feiern.

Alſo endete die Taufe Sophie Arnoulds.

## 2.

Wir überſpringen die erſten zehn Jahre der Mademoiſelle Sophie, weil ſie, ganz wie die Kinderzeit anderer Mädchen, ereignißlos vorüberhuſchten, ohne ihrem Biographen und deſſen Leſern irgend ein eigenthümliches Intereſſe darzubieten. Nur ſo viel ſei erwähnt, daß Papa Arnould, deſſen Herzblatt, und Mama Arnould, deren Augapfel ſie war, alle Sorgen, alle Kräfte, alle Mittel aufboten, um ihrem einzigen und darum auch ziemlich verhätſchelten Kinde eine höchſt ſorgfältige Erziehung angedeihen zu laſſen. Und ſo war es gekommen, daß der kleine, ſchmucke, ſchwarzäugige Engel in ſeinem neunten Frühlinge ſchon klüger und ausgebildeter als manche Jungfrau in ihrem fünfzehnten Herbſte erſchien. Die Eltern, die, von des Töchterleins reizendſchöner Stimme entzückt, nichts ſehnlicher gewünſcht hatten, als ihren Abgott einſt zu einer großen Sängerin herangebildet zu ſehen, hatten ihr ſchon vor Eintritt des achten Jahres Unterricht in der Muſik ertheilen laſſen, und Sophie hatte gleich ſo viel Anlage und Luſt dazu mitgebracht, daß ſie nach Verlauf von drei Jahren ſchon eine ziemlich fertige Klavierſpielerin war. Nach ihrem eilften Geburtstage, der wie jeder der vorhergegangenen von den Eltern und vom Gevatter Margaux, welcher ſich für ſein Pathchen ſo warm intereſſirte, als ob daſſelbe „Blut ſeines Blutes“ wäre, durch einen großartigen Schmaus, durch Schlittenpartie und Feuerwerk gefeiert worden war, erhielt ſie nun auch Unterricht im Geſang. Ihre Lehrerin, Mademoiſelle Marie Fel, Tochter eines Organiſten von Bordeaux, die im Jahre 1733 in der großen Oper debütirt hatte und zehn Jahre lang ein Liebling des Publikums geweſen war, bekam von Herrn Margaux für jede Stunde, die ſie ſeinem Pathchen gab, zehn Livres, was jährlich über fünfzehnhundert Livres betrug. Aber auch im Geſang machte Mademoiſelle Sophie ſo reißend ſchnelle Fortſchritte, daß ſie nach Verlauf von achtzehn Monaten in der Kirche Val de greae auf dem Chore mitſingen konnte.

Ein günſtiger Zufall wollte, daß grade um dieſe Zeit die Prinzeſſin von Modena ſich ins Kloſter zu Val de grace zurückgezogen hatte, um dort während der heiligen Charwoche im Schooße frommer Nonnen die Sünden zu beichten, die ſie während der luſtigen Faſchingszeit begangen hatte. In dieſer Bußzeit hörte die ſchöne, reuige Sünderin einſt eine wundervolle Stimme, welche die Abendmeſſe ſang.

— Welch' ſchöne, reine, glockenhelle Engelsſtimme! rief die begeiſterte Prinzeſſin, andächtig dieſen wunderbaren Tönen lauſchend. Ich habe, ſeitdem ich Kirchen beſuche, noch niemals einen ſo zauberhaften Geſang gehört. Wie heißt dieſe Nachtigall?

— Sophie Arnould iſt ihr Name, erwiderte eine ihrer Kammerfrauen.

— Und wer iſt dieſe Sophie?

— Die Tochter eines Gaſtwirths in der „Rue Bethiſy“.

— Dieſes Mädchen iſt ein Juwel für die Oper. Iſt die Kleine aber auch hübſch?

— Schön wie ein Engel, antwortete die zweite ihrer Begleiterinnen,

— Tant mieux! Dann werde ich bei der erſten Gelegenheit den Intendanten der königlichen Kapelle auf dieſe Philomele aus der Rue Béthiſy aufmerkſam machen. Solche jugendfriſche, ſilberreine Stimme fehlt unſerer großen Oper. Es wäre Jammerſchade, wenn ſolch ein Sopran in den öden Mauern von Val de grace ſpurlos verhallen ſollte. Man rufe die Sängerin . . . man ſtelle ſie mir vor, . . . ich will ſie kennen lernen.

Nach der Meſſe wurden Mademoiſelle Sophie und Herr Margaux, der ſein Pathchen, ſo oft es in der Kirche ſang, zu begleiten gewohnt war, der Prinzeſſin von Modena vorgeſtellt. Ihre Hoheit beglasaugte die junge Sängerin und geruhte zu fragen:

— Wie alt iſt die Kleine?

— Zwölf Jahre und vier Monate, antwortete Sophie, welche mit ihren großen, ſchwarzen, klugen Augen die Prinzeſſin ſo dreiſt und unverlegen wie eine alte Bekannte anſah.

— Iſt dieſer Herr Ihr Vater? fragte ihre Hoheit mit einem Blick auf Sophiens Begleiter.

— Ja, Hoheit, platzte Herr Margaux heraus.

— Ja??? wiederholte Sophie, betrachtete ihren Pathen und fing ſchelmiſch zu lächeln an.

— Nein, nein! rief der conſternirte Weinhändler, ich habe mich nur verſchnappt, Hoheit; ich bin nicht der glückliche Vater, ſondern leider nur der Pathe dieſes reizenden Geſchöpfes . . .

— Ihr Name? fragte die Prinzeſſin, den kleinen dicken Stöpſel mit ihrer Lorgnette vom Scheitel bis zum Fuße meſſend.

— Hippolyte Margaux.

— Ihr Gewerbe?

— Weinhändler, Ihnen aufzuwarten . . .

— Ihre Wohnung?

— Rue du Roule Nummer 17. Wenn ich mich erdreiſten dürfte, Ihrer Hoheit einige Proben ausgeſucht ſeiner Rheinweine zu Füßen zu legen . . .

— Mein Herr, ich liebe die deutſchen Weine nicht . . .

— O dann bitte ich tauſend bis eilfhundert Mal um Verzeihung, doch kann ich Ihrer Hoheit auch mit der Blüthe der franzöſiſchen Weine dienen . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die franzöſiſchen Weine nicht . . .

— Vermuthlich alſo die italieniſchen . . . Glücklicherweiſe bin ich in den Stand geſetzt, auch mit der Crême der Weine Italiens aufwarten zu können . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die italieniſchen Weine nicht . . .

— Nicht? wiederholte Herr Margaux ganz verdutzt. Teufel, was liebt ſie denn? dachte er bei ſich. Ah, nun fällt's mir ein, rief er laut, Ihre Hoheit gehören zu jenen Damen unſeres Hofes, die den ſpaniſchen Weinen den Vorzug ſchenken. In dieſem Falle ſteht Ihrer Hoheit ein ganz ausgezeichneter Xeres zu Befehl . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die ſpaniſchen Weine nicht . . .

— Da ſchlag' das Donnerwetter drein! brummte Margaux in den Bart. Halt, ſchrie er laut, nun bin ich meiner Sache gewiß. O ich Dummkopf, dem das, was ſo nahe liegt, nicht gleich eingefallen iſt! Ihre Hoheit lieben einzig und allein die hitzigen Cyperweine. Die Firma Hippolyte Margaux ſchätzt ſich glücklich, der Frau Prinzeſſin von Modena einen ganz exquiſiten Muskateller anbieten zu können. Wie viel Eimer oder Orhoft befehlen Ihre Hoheit?

— Mein Herr, erwiderte die Prinzeſſin zum fünften Male eben ſo ruhig und gelaſſen als das erſte Mal, ich liebe auch die Cyperweine nicht . . .

— Nun beim heiligen Martinus, dem gebenedeiten Schutzpatrone aller Weinhügel, *was* lieben Ihre Hoheit?

— Vor Allem, erwiderte die Prinzeſſin, ihn noch immer mit ihrem Glaſe fixirend, liebe ich jene Leute, die nicht zudringlich ſind.

— Ah, rief unſer Weinhändler ganz und gar verblüfft.

— Wie alt iſt alſo dieſe Kleine? fragte Ihre Hoheit zu Sophien gewendet.

— Wenn Pathe Margaux wieder ein Feuerwerk in unſerm Hofe abbrennt, feiert er meinen dreizehnten Geburtstag.

— Wie naiv! lächelte die Prinzeſſin. Leb' wohl, mein hübſches Kind . . . Deine ſchöne Stimme hat mich entzückt . . . ich will mich Deiner erinnern . . . bald ſollſt Du von mir hören, ſagte Ihre Hoheit, nickte huldreich mit dem Kopfe und ſchritt, begleitet von dem kleinen Hofſtaate, zur Kirche hinaus.

— Mort de ma vie! rief unſer Weinhändler, der ihr mürriſch nachſah. Da ſchwebt ſie hin, ohne mir etwas abgekauft zu haben. Ich glaubte in ihr einen neuen Kunden ergattert zu haben; ſie aber hat meine Erwartung grauſam blutig getäuſcht! Der Teufel hole alle Prinzeſſinnen, die weder deutſche, noch franzöſiſche, weder italieniſche noch ſpaniſche, weder Cyper- noch andere Weine lieben!

— Ha ha ha, lachte Sophie.

— Kleiner Schelm, warum lachſt Du?

— Weil ich meinen Pathen noch nie ſo wüthend geſehen . . .

— Ich könnte dieſe modeneſiſche Hoheit, die mich fortwährend durch ihr Augenglas angeglotzt und ſo ſpöttiſch gemuſtert hat, mit Arſenik vergiften . . .

— Das ſcheint die Prinzeſſin zu ahnen und darum kauft ſie Deine Weine nicht . . .

— Boshafter Schalk! ich könnte Dir zürnen, wenn ich Dir nicht gar ſo gut wäre . . .

— Dann, Pathe, mußt Du auch der Prinzeſſin gut ſein, weil ſie mir verſprochen hat, ſich meiner erinnern zu wollen . . .

— Ach Kind, Du kennſt dieſe vornehmen Damen nicht . . . Sie verſprechen viel und halten blutwenig . . .

— Dann biſt wohl auch Du eine vornehme Frau?

— Wie ſo? fragte Margaux erſtaunt.

Ei nun, Du haſt mir ſchon vor drei Monaten ein neues Klavier verſprochen, und ich habe es noch heute nicht.

— Nur Geduld, meine Liebe, in längſtens vier Wochen ſoll Dein Wunſch in Erfüllung gehen.

— Ein Lügner, der nicht Wort hält! ſagte Mademoiſelle Sophie, hüllte ſich dichter in ihren Shawl und häkelte ſich in den Arm ihres väterlichen Freundes ein, der ſie nach Hauſe begleitete.

Niemand war ſtolzer darauf als Margaux.

Unterweges ſagte Mademoiſelle Sophie, hüpfend und ſpringend, tanzend und ſingend zu ihrem Pathen: Ich freue mich ungeheuer . . .

— Worauf?

— Darauf, wie meine liebe, arme kranke Mutter lachen wird, wenn ich ihr erzählen werde, daß Du, auf die Frage der Prinzeſſin, ob Du mein Vater biſt, ganz verblüfft: Ja! geantwortet haſt.

— Wenn Du davon ſchweigen willſt, dann, meine Theuere, ſollſt Du Dein Klavier ſchon morgen erhalten . . .

— Unter dieſer Bedingung gewiß; wenn Pathe Margaux aber nicht pünktlich Wort hält, dann plaudere ich . . .

### 4.

Am andern Morgen erhielt Mademoiſelle Sophie das verſprochene Inſtrument.

### 5.

Aber nicht blos Herr Margaux, auch die Prinzeſſin von Modena hielt ihr Verſprechen. Ihre Hoheit empfahl die junge Sängerin dem Intendanten der königlichen Kapelle, der, nach Gelegenheit geizend, Ihrer Hoheit einen Dienſt zu erweiſen, der liebenswürdigen Dame, um deren Gunſt er ſich bewarb? die Verſicherung ertheilte, ſich der Empfohlenen aufs Allerwärmſte anzunehmen.

— Zuvor aber ſollten Sie die Kleine doch wohl einmal hören, meinte die Prinzeſſin.

— Wozu? Sie gefällt Ihrer Hoheit und das genügt. Ueberdem haben Sie uns geſagt, daß Ihre Philomele nicht allein ſehr jung, ſondern auch ausnehmend einnehmend ſei. Deſto beſſer! Dann wird ſie uns um ſo ſicherer gefallen. Schönheit iſt ein passe-par-tout zu allen Thoren und Thüren; um ſo mehr zu jenen der Bühne! Heut zu Tage braucht eine Sängerin nur jung und ſchön zu ſein, um auf dem Theater auf dieſe oder jene Weiſe ihr Glück zu machen, bemerkte der Intendant.

Dieſer Herr empfahl die junge Sängerin, ohne ſie gehört zu haben, dem allmächtigen Schutze der Frau Marquiſe von Pompadour, die, damals auf dem Gipfel ihrer Herrſchaft, das zweite Ich des Königs von Frankreich und Navarra, die Geliebte Ludwigs XV. von Gottes Gnaden, oder, wie Marſchall Moritz von Sachſen ſie genannt, „le fourreau de l'épée“ war.

Eines Morgens — im Frühling des Jahres 1757 — erhielten Mademoiſelle Sophie und Papa Arnould eine ſchriftliche Einladung nach Choiſy, um dort in einem Abendzirkel der Frau von Pompadour, der hochherzigen Beſchützerin aller Künſte, eine Probe ihres vielgerühmten Talents abzulegen. Da Vater Arnould aber gerade krank und bettlägerig war, erlaubte er ſich, durch den Kammerdiener Gourbillon anfragen zu laſſen, ob Herr Margaux, der Pathe ſeiner Tochter, ſie begleiten dürfe. Der väterliche Stellvertreter fühlte ſich namenlos geſchmeichelt, als er die Erlaubniß erhielt, als Beſchützer ſeiner jungen Pathin in der Geſellſchaft der Frau von Pompadour erſcheinen zu dürfen.

Jene Soirée war eine der glänzendſten. Der Herzog von Choiſeul, welcher Tags darauf als Geſandter nach Wien abgehen ſollte, der Abbé Bernis, der Miniſter in petto, dem die Marquiſe ſchon damals den Grafentitel und das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zugedacht hatte, der General-Baudirector Marquis von Marigny, der Bruder der Frau von Pompadour, der General-Poſt-Intendant Jannette — lauter Creaturen der königlichen Favoritin — die Herzogin von Choiſeul, die junge naive Gemahlin des Geſandten, die Marſchallin von Mirepoix, die Gräfin Baschi und viele andere alte und junge Damen des Hofes bildeten den glänzenden Kern einer Jury, die zuſammenberufen war, das junge Talent zu prüfen, welches der Intendant der königlichen Kapelle, der an dieſem Abende natürlich nicht fehlen durfte, ſo ſehr geprieſen hatte, daß Alles geſpannt war, die Bekanntſchaft dieſer reizenden Novize zu machen.

Die dreizehnjährige Sängerin erſchien in einem einfachen Kleide von blaßrothem Krepp mit einer weißen Roſe im ſchwarzen Haar, ſonſt aber ohne allen Schmuck, am Arme des übermäßig aufgeputzten Herrn Hippolyte Margaux, der, mit goldenen

Ketten, diamantenen Ringen, ſilbernen Schnallen ausſtaffirt, einen höchſt komiſchen Gegenſatz zu Mademoiſelle Sophie Arnould bildete: ein poſſierlicher Faſchingsabend an der Seite eines reizend-ſchönen Maimorgens.

Die junge Nachtigall grüßte einfach und graziös; ihr Begleiter hingegen machte unzählig viele Verbeugungen, Katzenbuckel und Kratzfüße, während er bei jeder neuen Reverenz bald dieſem, bald jenem der Gäſte auf Fuß oder Schleppe trat.

— Dieu de Dieu, wer iſt dieſer drollige Kauz? fragte die Herzogin von Choiſeul, die ſich des Lächelns nicht erwehren konnte, die Gräfin von Baschi, welche ihr Hohngelächter hinter den Strahlen ihres Fächers verbarg.

Leider habe ich nicht das Glück, dieſe Perſonnage zu kennen, erwiderte die Gräfin.

— Marquis, können Sie uns ſagen, wer dieſes koſtbare Zerrbild iſt? fragte Frau von Choiſeul den Herrn von Marigny.

— Reizende Herzogin, dieſes wunderbare Exemplar eines Spießbürgers iſt ein reicher Weinhändler.

— Ein Weinhändler? flüſterte der Damenkreis und fing zu kichern an.

— Und wohl gar der Vater dieſer kleinen Perſon? fragte die Marſchallin von Mirepoix.

— Nein oder auch Ja . . . ganz wie Sie wollen . . .

— Marquis, haben Sie einen Bleiſtift?

— Herzogin, wozu?

— Ich will mir eine Skizze dieſes koſtbaren Kabinetſtückes für meine Karrikaturenſammlung aufbewahren.

— Erlauben Sie, ſchöne Frau, daß ich Ihnen dazu den Riß entwerfe, entgegnete der galante General-Baudirector, zog ſein Portefeuille und zeichnete auf eines der Pergamentblätter die ziemlich ähnlichen Conturen des Papa Stöpſel.

— Bei der heiligen Jungfrau! flüſterte Abbé Bernis verſtohlen dem Intendanten der Kapelle zu, dieſe kleine Sophie iſt ein reizendes Geſchöpf … eine halb aufgeſprungene Maiknospe … ein Stück himmelblauer Frühling in roſenfarbenem Ueberwurf … ein duftendes Veilchen in ſchneeweißem Unterrock …

— Un vrai morceau de roi! fügte der Intendant hinzu, indem er mit ſchlecht verhehlter Lüſternheit ſich die Hände rieb.

— Mademoiſelle Arnould, begann Frau von Pompadour, wollen Sie uns die Freude machen, uns irgend eine Kleinigkeit vorzutragen?

— Mit tauſend Freuden, Frau Marquiſe. Da ich aber nicht ſo glücklich bin, Ihren Geſchmack zu kennen, ſo bitte ich Sie, mir zu ſagen, was ich ſingen ſoll?

— Weißt Du, Sophie, fiel Herr Margaux ein, ſing' uns 'mal „Marlborough va-t-en guerre“; … ich höre das Ding für mein Leben gern.

— Dummkopf, beſter aller Pathen wollte ich ſagen, ſchweigen Sie, flüſterte ſie ihrem väterlichen

Surrogate zu. Befehlen Sie, Frau Marquiſe, ein Stück von Lulli oder Rameau?

— Von Rameau, ſchönes Kind, und wenn ich bitten darf, eine Nummer aus „Kaſtor“ oder „Dardanus“, die meine Lieblingsopern und nach meiner Anſicht zwei der ſchönſten Schöpfungen des „Schwans von Dijon“ ſind.

— Zum Glück habe ich aus Beiden ein Paar Piècen mitgebracht, ſagte die Sängerin und winkte ihren unbezahlbaren Pathen zu ſich heran.

— Schatz, was befiehlſt Du? fragte der Weinhändler.

— Mein Heft . . .

— Kätzchen, Puppe, Engel, was für ein Heft?

— Das Notenheft, das ich Ihnen zum Aufbewahren gegeben . . .

— Ah, Goldhuhn, das ſteckt draußen in meinem Mantel, ſchrie Meiſter Stöpſel und verließ den Saal, um es zu holen.

— Ihr Pathe ſcheint ſie außerordentlich zu lieben . . .

— Er hat keine Familie und liebt mich wie ſein eigenes Kind . . .

— Und lieben auch Sie ihn?

— Ich habe nur Ein Weſen geliebt . . .

— Und dieſes Eine Weſen?

— War die zärtlichſte aller Mütter, die ihr Kind mehr als ſich ſelber geliebt . . .

— Und dieſe Mutter?

— Ruht ſeit vier Monaten im Schooße der Erde, ſchluchzte Sophie mit hellen Thränen im Auge.

— Armes Kind! hauchte Frau von Pompadour.

— Sehen Sie nur, raunte Abbé Bernis, welcher die Schönheit der jungen Novize mit liebetrunkenen Blicken verſchlang, Perlen blitzen in ihren langen Wimpern. Ein holdes Geſchöpf! Ein reizendes Weſen! Ich kann mich nicht ſatt ſehen an dieſer maifriſchen Erſcheinung, in der jeder Zoll knoſpende Ueppigkeit, blühendes Leben iſt! Freund, rief der

Miniſter in petto, dem Intendanten vertraulich die Hand drückend, die Kleine muß jedenfalls engagirt werden . . .

— Für die Bühne aber ſcheint ſie mir noch zu jung . . .

— Was fällt Ihnen ein? Ein Mädchen kann nie jung genug ſein. Ueberdem altern unſere jungen Mädchen früh genug . . . den echten Feinſchmecker aber reizt unreifes Obſt oft mehr als reifes . . .

— Ich verſtehe, Abbé, entgegnete der Intendant, den Händedruck ſeines Freundes erwidernd.

— Wo bleibt mein Pathe? fragte Mademoiſelle Arnould.

— Er wird ſeinen Mantel nicht finden können, lächelte die Marquiſe.

— Wie gefällt Ihnen die Kleine? fragte Gräfin Baschi die Herzogin von Choiſeul.

— Die junge Dirne hat ſehr hübſche, aber etwas allzukecke Augen . . .

— Mit ſolchen Augen, Herzogin, macht man heut zu Tage ſein Glück in der Welt.

— Wiſſen Sie dies aus eigener Erfahrung? fragte Frau von Choiſeul die ſchöne, aber nicht ſehr geiſtreiche Frau von Baschi.

— O nein, Herzogin, entgegnete die Gräfin mit nichtsſagendem Lächeln.

— Dieſes reizende Kind, ſagte Abbé Bernis zum Intendanten, wird mir eine ſchlafloſe Nacht verurſachen. Meine ſündigen Augen haben in ihrem ganzen Leben kein ſchöneres Doſengeſichtchen geſehen!

In demſelben Augenblick ſtürzte der Weinhändler mit dem Notenhefte in den Saal.

— Pathe Margaux hat lange auf ſich warten laſſen . . .

— Verzeihe, lieber Schatz; ich habe draußen etwas friſche Luft geſchnappt, denn hier im drückendvollen Saale iſt es verdammt . . .

— St! flüſterte ihm die Pathe zu.

— Verdammt ſchön, wollte ich ſagen, ergänzte Meiſter Hippolyte.

Die Marquiſe führte Mademoiſelle Arnould zum Klavier.

— Wer von den Herren, fragte ſie, begleitet die junge Nachtigall?

— Ich! Ich! rief Abbé Bernis.

— Stets der Galanteſte von Allen, hauchte Frau von Pompadour mit kosmopolitiſchem Lächeln ihrem frühern Anbeter zu.

Mademoiſelle Sophie ſang eine Arie der Thealire aus „Kaſtor und Pollux". Der Erſte, der ſo überlaut, als ob er auf der letzten Gallerie der komiſchen Oper ſich befände, ſeinen Beifall zu erkennen gab, war ihr Pathe, der aus Leibeskräften applaudirte.

— Na, was ſagen Sie zu dieſem Engel? fragte er den Herzog von Choiſeul, den er vertraulich auf die Schulter klopfte.

— Ich habe ſelten eine ſchönere Stimme gehört!

— Selten? Sagen Sie lieber nie! Und die Art und Weiſe ihres Vortrags? Ihre Mezza voce? Ihr Triller? He?

— Charmant, charmant!

— Charmant, charmant? Das will nicht viel ſagen. Der Vortrag meiner Sophie iſt einzig, himmliſch, göttlich! Man hat nicht umſonſt für jede Lection zehn Livres bezahlt, brüſtete ſich Pathe Margaur, zwei Finger der linken Hand in die Weſtentaſche vertiefend.

Der Herzog wandte dem Weinhändler den Rücken zu und ſagte zum Bruder der Marquiſe, der das Geſpräch mit angehört:

— Monſieur iſt ein großer Gimpel.

— Wer? fragte Herr von Marigny, nicht wenig erſchreckt.

— Der Jupiter dieſer Minerva . . . dieſe kleine, dicke Perſonnage . . .

— Ah ſo, ich glaubte, Sie meinten mich, erwiderte die ziemlich bornirte General-Baudirection.

— Ei, wo denken Sie hin?

Gleich darauf ſang Mademoiſelle Arnould eine Cavatine der Ephiſe aus „Dardanus“, und da ſie jetzt weit weniger befangen als bei der erſten Arie war, entfaltete ſie die Schwingen ihrer Stimme mit größerer Kraft und Sicherheit und trug dieſe Pièce von der erſten bis zur letzten Note mit ſo großer Kunſtfertigkeit vor, daß die ganze Zuhörerſchaft, vom Metall und Ausdruck, von der Reinheit und dem Schmelze ihrer Stimme fortgeriſſen, in lauten Beifall ausbrach. Diesmal war es Frau von Pompadour, die das erſte Zeichen zum Applaus gab.

— Mademoiſelle, begann Abbé Bernis, wenn Sie ſo fortfahren, darf man Ihnen eine große, ſchöne Zukunft prophezeihen . . .

Sie werden einſt die Zierde und der Stolz unſerer Oper werden, weiſſagte der Intendant.

— Schönes Kind, ſagte die General-Baudirection, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Million.

— Zu welcher Million? fragte die neidiſche Gräfin von Baschi.

— Zu der Million, die das Fräulein in ihrer Kehle ſitzen hat.

— Sie haben uns in der That ſehr überraſcht, verſicherte die Marſchallin von Mirepoir.

— Charmant, charmant, ſagte die Herzogin von Choiſeul.

— Wir gratuliren Ihnen von ganzem Herzen, fügte der Gemahl der Herzogin hinzu.

— Auch ich, ſchloß die Marquiſe, mache Ihnen mein Compliment und danke Ihnen im Namen aller meiner Gäſte für den Genuß, den Sie uns bereitet haben.

— Ach, Frau Marquiſe, erweiſen Sie mir einen einzigen Gefallen, bat Herr Margaur.

— Welchen, mein Herr?

— Bitten Sie meine Sophie, daß ſie uns jetzt „Marlborough va-t-en guerre“ vorſingt; es iſt mein Lieblingslied, das ich nicht oft genug hören kann. Wenn ich den kleinen Eigenſinn darum bitte, thut er's nicht; wenn aber Sie, Frau Marquiſe, es befehlen . . .

— Ich habe Ihrer kleinen Pathe nichts zu befehlen; doch wenn Sie befehlen, mein Herr, ſo werde ich Mademoiſelle bitten, Ihnen und uns die Gefälligkeit zu erweiſen . . .

— Recht gern, ſagte Sophie, ſetzte ſich ganz unbefangen ans Klavier und zog ihre Handſchuhe aus, um ſich ſelbſt zu begleiten.

— Teufel, welche Hand! ſtöhnte der verliebte Abbé.

— Himmel, welche Fertigkeit! rief der Intendant, nachdem er ein Paar Läufe gehört hatte.

Sie ſang jetzt das Lieblingslied ihres Pathen, das den guten Mann dergeſtalt enthuſiasmirte, daß er ſich vor Freuden kaum zu laſſen wußte, mit dem Kopfe nickte, mit Händen und Füßen abwechſelnd den Takt ſchlug, mitten im Geſange, faſt nach jedem Verſe, Bravo! Bravo! vor ſich hinmurmelte und endlich vom Zauber der Melodie ſo ſehr hingeriſſen wurde, daß er den letzten Vers ſo laut und ungenirt als ob er bei ſich zu Hauſe wäre, mitſang.

— Dummkopf! flüſterte einer der Gäſte, der dicht hinter dem enthuſiasmirten Pathen ſtand.

— Sagten Sie was? fragte er, ſich raſch umkehrend.

Der Gefragte ſchüttelte den Kopf; die Andern lachten.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem die Soirée beendigt war, ſagte Frau von Pompadour zum Intendanten:

— Ich ermächtige Sie, die Kleine ſofort für die Oper zu engagiren; es iſt ein junges Talent, aus dem viel werden kann . . .

— Ihr Wunſch, Frau Marquiſe, iſt uns Befehl.

— Die kleine Perſon, ſagte ſie gleich darauf zum Abbé Bernis, ſcheint einen gewaltig großen Eindruck auf Sie gemacht zu haben . . .

— Ich läugne nicht, daß ſie mir ſehr gefallen hat. Zehn Jahre früher hätte ich mich in das allerliebſte Ding ernſtlich verlieben und ſie damals, als ich noch armſeliger Mitarbeiter am „Mercure galant“ war, wohl gar beſingen können . . . fügte er mit vielſagendem Lächeln hinzu.

— Wie Sie damals Madame Lenormand d'Etioles beſungen haben, ergänzte Frau von Pompadour. O daß doch alle Poeten ſo ungetreu ſind! rief ſie halb ſcherzend halb ernſt und wandte ſich zum Intendanten. Vergeſſen Sie nicht, die Kleine, die ſo glücklich iſt, in den Augen des Herrn Abbé ſo großes Wohlgefallen zu finden, ſchon morgen à tout prix zu engagiren. Mit ſolchem Talente kann aus dieſer kleinen Gaſtwirthstochter bald eine große Dame, eine Gräfin, eine Herzogin, vielleicht gar eine Fürſtin werden.

Und wäre denn das ſo unmöglich? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben die Damen vom Theater glänzende Carrièren gemacht. Hat nicht Kaiſer

Juſtinian die römiſche Schauſpielerin Theodora als ſeine Gemahlin auf den Thron geſetzt, hat nicht König Karl II. die engliſche Schauſpielerin Eleonora Gwynn zu ſeiner Maitreſſe und der alte Herzog von Nevers die franzöſiſche Schauſpielerin Marianne Quinault zu ſeiner Gemahlin erhoben? Hat nicht Letztere ihrem greiſen Bräutigam eine ſchöne Mitgift gebracht? 500 Schminktiegel und über 2000 Paar Schuhe, 72 ſeidene Roben und 21 Barets. Von der Zahl ihrer Hemden ſchweigt die Geſchichte — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## 6.

Neun Monate ſpäter (während dieſer Zeit hatte unſere Novize auf Koſten der Oper, die deren Talent ausbilden ließ, bei Mademoiſelle Fel fortdauernden Unterricht im Geſang und bei der berühmten Schauſpielerin Hippolyte Clairon *) gleichzeitigen Unterricht im dramatiſchen Spiele genoſſen) debütirte Mademoiſelle Sophie Arnould am 15. December 1757 — damals dreizehn Jahre und zehn Monate alt — als Thealire in Rameau's „Kaſtor und Pollux.“

Ludwig XV. und ſein ganzer Hof, die Marquiſe von Pompadour und ihr ganzer Anhang, Abbé Bernis, der unterdeſſen zum Grafen von Lyon und zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht worden war, der räthſelhafte Graf von Saint-Germain, der ſich bei der Maitreſſe des Königs durch das Geheimniß eines vorgeblichen Verjüngungsmittels unentbehrlich zu machen gewußt, die Crême der

---

*) Claire Joſephe Leyris de la Tude, geb. 1723 zu Gende in Flandern, war im März 1743 zuerſt als Sängerin und Remplaçantin der Mademoiſelle Catherine Lemaure und erſt am 19. September deſſelben Jahres als Schauſpielerin und Rivalin der Mademoiſelle Marie Dumesnil in Racine's „Phedra“ aufgetreten und ſeit jenem Tage der gefeierte Liebling des Théâtre français. Clairon war eigentlich nur ihr Vorname.

Ariſtokratie und die Blüthe der ſchönen Welt wohnten in den Logen des erſten Ranges dem erſten Debut bei. — Im gedrängt vollen Parterre erblickte man Herrn Hegeſippe Arnould, den glücklichen Vater, und Herrn Hippolyte Margaux, den überglücklichen Vice-Papa, umgeben von einem dichten Schwarme theilnehmender Freunde, welche entſchloſſen waren, eine Claque zu bilden, um die junge Anfängerin durch ungeheuren Beifall aufzumuntern. In einer Loge des zweiten Ranges prangte in höchſter Galla die uralte Madame Adelaide Zenobie Marmelade mit ihrem jugendlichen Bräutigam, Herrn Theophile Jaſon, einem ſchmucken Perrückier aus der Rue St. Denis, und in einem Winkel des dritten Ranges kauerte der griesgrämige Geizhals und Wildpretmann, Herr Antonin Gibet, der noch jetzt, nach faſt vierzehn Jahren, über Mama Arnould, die ſchon lange im Grabe ruhte, tief empört war, daß ſie ihm am Tage der Taufe ihrer Tochter gleichſam die Thür gewieſen, und der aus dieſem Grunde beſchloſſen hatte, ſeinen

Zorn von der Mutter auf das Kind zu übertragen. — Hier und da, im Parterre und in den Logen, ſah man alte und junge Kritiker, mit Loupen, Brillen, Lorgnetten und Opergläſern bewaffnet, darunter auch Herrn Hektor L. und Herrn Cäſar [illegible] zwei Mitarbeiter am „Mercure galant“ und, beiläufig erwähnt, Kunden und Schuldner des Weinhändlers Margaux, ein Paar Journaliſten, die — nicht beſſer und nicht ſchlechter als manche ihrer Vorgänger und Nachfolger — viel Talent, aber blutwenig Gewiſſen hatten, gefürchtete Ariſtarchen, deren Glaubensbekenntniß, wie das der Herren Cartouche und Mandrin, „la bourse ou la vie“ hieß.

Die Vorſtellung begann. Die Debutantin wurde gleich bei ihrem Erſcheinen von den Freunden ihres Vaters und deſſen Stellvertreters, ja ſelbſt von einem großen Theile des Publikums, von ihrer frühlingsfriſchen Schönheit eingenommen, mit wahrhaft ſtürmiſchem Beifall begrüßt; nur eine Stimme wagte dieſen allgemeinen Applaus durch ein ziemlich lautes, neidiſches Ziſchen zu beflecken. Dieſer einzige Ziſcher war ihr beleidigter Pathe, Meiſter Haut-gout.

Mademoiſelle Sophie ſang ihre erſte Arie mit ſo viel Kraft und Feuer, mit ſo viel Geſchmack und Ausdruck, daß ſie mitten im Geſang von hundertſtimmigem Bravo unterbrochen wurde. Vater Hegeſippe zerfloß in Thränen, Pathe Margaux ſchwamm in Wonne, das ganze Auditorium, ja ſelbſt Frau von Pompadour und ihr Gefolge applaudirte; nur Einer ziſchte wieder und dieſer Eine war Herr Gibet. Die junge Sängerin aber, die, je mehr ſie in Feuer gerieth, immer ſchöner ſang, riß ihre Hörer immer mehr und mehr und endlich bis zu dem Grade fort, daß am Schluſſe der Arie ein tauſendſtimmiger Da-capo-Ruf ertönte, der nur einen Widerſacher fand, welcher im Winkel des dritten Ranges auf eigene Fauſt unverſchämt fortzuziſchen wagte.

— Ruhe, Ruhe! ſchrie man hinauf.

— Da capo, da capo! ſchrieen die Andern.

Mademoiſelle Arnould mußte ihre Arie wiederholen.

— Mort de ma vie! rief der kurzſichtige Papa Arnould, wer mag der maliziöſe Kerl ſein, der oben im dritten Range zu ziſchen ſich erlaubt?

— Donnerwetter! ſchrie Pathe Margaux, nachdem er mit ſeiner Loupe hinaufgeſchaut, das iſt kein Anderer als Nachbar Gibet.

— Gibet? wiederholte der Vater der Debutantin. Noch heute Abend oder höchſtens morgen in aller Frühe ſchlage ich ihm zuerſt ſämmtliche Fenſter ſeines Leibes und dann alle Knochen ſeines Ladens entzwei.

— Ich helfe mit! ſagte unſer Weinhändler. Der Elende ſoll unſer Kind nicht umſonſt gekränkt haben.

In demſelben Augenblick erſcholl eine neue Beifallſalve. Meiſter Haut-gout ließ ſich nicht einſchüchtern.

— Dieſen Engel, ſagte die alte Zuckerbäcker-Venus zu ihrem jungen Perrücken-Adonis, habe ich auf meinen Armen getragen . . . ich habe Sophien aus der Tauſe gehoben . . . ihre Mutter war meine Schulkameradin . . .

— Ihre Schulkameradin? fragte der Verrückter mit fein friſirtem Zweifel.

— Wundert Sie das ſo ſehr? Glaubt Herr Jaſon, man habe niemals eine Schule beſuchte?

— Theure Zenobie, das nicht . . .

— Böſer Mann, was denn ſonſt?

— Ich glaubte wahrhaftig, Dame Arnoult, die ich zufällig einmal unter meinen Händen gehabt, ſei weit älter als meine liebe, ſüße, heißangebetete Adelaide.

— Schmeichler, flötete die Alte mit gerſtenzuckerſüßem Lächeln und geruhte mit ihrem Fächer, dem gewandten Dolmetſcher aller ihrer Gefühle, dem ſchlauen Adonis einen zarten Klaps auf ſeine lange, vielverſprechende Naſe zu geben. Sie irren, vielgeliebter Jaſon, Paſcaline Arnoult war mit mir in gleichem Alter.

— Die Alte, dachte Meiſter Theophile bei ſich, lügt noch viel ärger als der „Mercure galant“, den ich nur darum halte, weil ich ſeine Blätter zu Haarwickeln verbrauche.

Die Arie der Mademoiſelle Arnould wurde von neuem Applauſe unterbrochen.

— Heute Morgen, ſagte der Journaliſt Cäſar zu ſeinem Nachbar und Collegen Hektor, war Vater Margaux bei mir . . .

— Mich hat er ſchon geſtern mit ſeinem Beſuche beglückt . . .

— Was wollte er von Dir?

— Daſſelbe, Cäſar, frage ich Dich.

— Ich mache kein Geheimniß daraus . . . er legte die Kleine an mein Herz und bat mich, ſie unter die Flügel meines Schutzes zu nehmen . . .

— Daſſelbe bat er auch mich . . .

— Wenn Sie meine Kleine loben, ſagte er, dann quittire ich Ihre Rechnung . . .

— Ganz daſſelbe verſprach er auch mir . . .

— Und was wirſt Du thun?

— Natürlich werde ich ſie loben . . .

— Ich hab's bereits gethan, ſagte Cäſar und zog aus ſeiner Bruſttaſche eine Kritik, die er geſchrieben, noch bevor er die junge Debutantin gehört hatte.

— Allen Reſpect! ſagte Hektor. Man ſieht, daß Don Cäſar ſein Fach verſteht!

Der Beifall ſtieg höher und höher.

— Die Kleine iſt reizend! ſprach der Graf von Lyon zu ſich ſelbſt. Augen, wie die ihrigen, ſollten Geländer haben, damit man ſich nicht hineinſtürzt. Als ich noch armſeliger Journaliſt und Mitarbeiter am „Mercure“ war, konnte ich auf die Bühne laufen und mich hinter den halbdunkeln Couliſſen und in den ſtillverſchwiegenen Garderoben umhertummeln. Wie manche ſüße Viertelſtunde, die ich im Ankleidezimmer der Dumesnil zugebracht, wird mir unvergeßlich bleiben! Jetzt, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, darf ich meine Loge nicht verlaſſen und mich nicht mehr um das Innere bekümmern. Und doch iſt dieſes Kind ſo reizend, daß ein Blick in ſeinen Buſen mich ganz ſchwindelig macht.

Mademoiſelle Sophie, die ſo eben ihre Arie vollendet hatte, wurde mit endloſem Beifall überſchüttet. Nur Meiſter Gibet ziſchte emſig weiter.

— Herr, warum ziſchen Sie? fragte ſein Nachbar.

— Herr, weil ich ein Recht dazu habe. . . Schhhh . . .

— A la porte, à la porte! ſchrie das Parterre hinauf.

— Nachbar, wenn Sie nicht gleich aufhören, ſo werde ich ſo frei ſein, Sie hinauszuwerfen . . .

— Das wollen wir doch ſehen . . . Schhhhhh . . .

— Hinaus, hinaus! donnerte das Parterre.

Einen Augenblick ſpäter knöpfte der Nachbar des wüthenden Ziſchers ſeinen blauen Ueberrock auf und legte ſein Incognito ab.

— Folgen Sie mir, ſagte der Polizeicommiſſär, ergriff den Arm des Wildprethändlers und zog ihn auf den Corridor hinaus.

Von allen Seiten flogen der jungen Debutantin Blumen entgegen. Im Parterre umarmten ſich Vater und Vice-Vater.

— — — — — — — — —

Seit jenem Abende war Mademoiſelle Arnould der Liebling des Publikums, das Schooßkind der Kritik, der Abgott der ganzen Männerwelt, die gefeierte Schönheit, deren Reize von Dorat*), Bernard, Rulhières, Favart, Marmontel und einem Dutzend anderer Dichter ihrer Zeit in allen erdenklichen Versmaßen und Reimformen beſungen, die von Dieſem mit Aspaſia, von Jenem mit Ninon de Lenclos verglichen und von ganz Paris auf den Händen getragen wurde.

---

*) Dorat hat ſie in ſeinem didaktiſchen Gedichte „la Declamation théâtrale“ (Paris, 1766), Bernard im „Almanach des Muses“ gefeiert.

Alle Künſtler, Maler und Bildhauer, beeilten ſich, den Zauber ihrer Züge durch Pinſel und Griffel auf Leinwand und in Marmor zu verherrlichen. Auch die Speculation und Induſtrie bemächtigten ſich ihres Namens, und bald gab es keinen Gegenſtand der Mode und des Luxus mehr, der nicht Sophiens Namen trug, der nicht à la Arnould hieß.

Sie war unumſchränkte Königin der Oper.

## 7.

Dreizehn Jahre ſpäter — im Jahre 1770 — als ganz Paris der ,,Muſe des Geſangs'', der ,,neuen Aspaſia'', der ,,franzöſiſchen Lais,'' huldigend zu Füßen lag, hatte Mademoiſelle Arnould außer einem wimmelnden Bienenkorbe fernſtehender Verehrer, deren Seufzer in Sophiens Herzens keinen Widerhall fanden, nicht mehr als ſieben offizielle Anbeter, die ſich eines vertrauten Umgangs mit ihr zu erfreuen hatten. Prüde Leute werden zwar ſchon an ſieben

Liebhabern einigen Anſtoß nehmen; aber dieſe allzu keuſchen Sittenrichter mögen wohl bedenken, daß Liebe, Liebe im ausgedehnteſten Sinne, eine der erſten Tugenden jener laſterhaften Zeit und daß die Hauptfigur unſerer beſcheidenen Novelle noch eine der anſtändigſten und ſolideſten Damen der damaligen Theaterwelt war.

In den „Amusemens du coeur et de l'esprit“, einer Sammlung von Schriften, welche die ſchöne Beſtimmung hatten, Herz und Geiſt ihrer Leſer zu bilden, wird das einfache, aber höchſt erbauliche Factum erzählt, Mademoiſelle Marie Anne de Camargo, eine der berühmteſten Tänzerinnen des achtzehnten Jahrhunderts (geb. am 15. April 1710 zu Brüſſel, geſtorben am 28. September 1770), habe zur Zeit ihrer vollſten Blüthe 1001 Liebhaber gehabt, weshalb ein geiſtreicher Spötter jener Zeit ihre Wohnung den „Tempel der Tauſend und Einen Nacht“ genannt habe. Eine andere Tänzerin, Marie Madelaine Guimard (geb. 1743 zu Paris, geſt. 1816), bekannte einſt ihrem Beichtvater, daß ſie faſt ſo viel Liebhaber als Tage im Jahre gehabt habe, aber Keinem von Allen länger als acht Tage treu geblieben ſei.

Dieſen und andern Theaterprinzeſſinnen gegenüber war unſere Aspaſia-Arnould eine keuſche Magdalena, ein Muſterbild rührender Anhänglichkeit, denn ſie hatte, wie geſagt, nicht mehr als ſieben Anbeter, ſo daß auf Jeden derſelben ein Buchſtabe ihres Namens: Arnould kam. Obgleich Hunderte von Cavalieren ſich um ihre Hand bewarben, wollte ſie doch, wie Ninon de Lenclos, ihr ganzes Leben hindurch frei und unabhängig bleiben und um keinen Preis der Welt das Joch der Ehe tragen.

— Liebe und Ehe, ſagte ſie einſt, ſind zwei der ſchreiendſten Contraſte, die dieſe Welt der Gegenſätze und Widerſprüche aufzuweiſen hat. Liebe iſt eine himmelanſtrebende Palme, welche die erquickendſten Früchte trägt, Ehe iſt eine auf der Scholle fortkriechende Krüppelpflanze, die jede andere Blume um deren Blüthe beneidet. Liebe iſt eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederſchmetterndes Requiem. Liebe iſt ein lachender E-dur-Accord, Ehe ein jämmerlicher B-moll-Klang; Liebe iſt ein ſchäumender Champagner, Ehe ein abgeſtandener Ciderwein; Liebe iſt Leben, Ehe iſt Tod. Ich liebe das Leben und darum iſt mir nichts ſo ſehr verhaßt als die Ehe.

Jedem ihrer ſieben Anbeter, die ſie ihr „Siebengeſtirn“, oder ihre „Plejaden“ zu nennen pflegte, räumte ſie einen Tag der Woche ein, an dem ſie ausſchließlich ihm und keinem Andern angehörte. Jeden Einzelnen hieß ſie nach dem Tage, den ſie ihm eingeräumt hatte, Dimanche, Lundi, Mardi, Mercredi, Jeudi, Vendredi und Samedi. Alle Sieben pflegte ſie ſcherzend auch ihre „ſieben Todſünden“ zu nennen.

Ihr Sonntag war der Graf Louis Léon Félicité de Lauraguais, der nachmalige Herzog von Brancas (geb. am 3. Juli 1733 zu Paris), ein

Mann, der ſich für einen großen Schöngeiſt hielt, weil er (im Jahre 1761) dem unglücklichen Dichter Malfilâtre*), welchen er ſpäter verhungern ließ, den Plan zu deſſen Trauerſpiel „Clitemnestre“ gegeben haben will. Der Graf war ein Sonderling, der unter vielen Marotten auch die beſaß, ein ungemein eifriger Sammler von Schreibfedern berühmter Dichter und Gelehrten zu ſein.

Ihr Montag war der Marquis Camille Anacréon de Vieuxbois, ein ſchon ziemlich bejahrter Malteſer-Ritter und nebenbei ein raſtloſer Ahasver, ein unermüdlicher Touriſt, der alle Flüſſe und Meere ſämmtlicher Länder, die er bis dahin bereiſt, in Flaſchen geſammelt hatte, von denen er bereits zwiſchen 5—6000 beſaß.

Ihr Dienſtag war Doctor Dardanus Sphynx, einer der reichſten und angeſehenſten Frauenärzte.

---

*) Jacques Charles Louis Clinchamp de Malfilâtre, geb. zu Caen am 8. October 1733, war am 6. März 1767 zu Paris in der drückendſten Dürftigkeit geſtorben.

ein höchſt komiſcher Kauz und außerordentlich paſſionirter Blumenfreund, der mit dem unermüdlichſten Eifer und den größten Opfern alle Arten von Cactus-Gattungen ſammelte.

Ihr **Mittwoch** war Herr Jan van der Slippen, ein ſteinreicher, maßlos freigebiger holländiſcher Menageriebeſitzer, der in jedem Lande der fünf Welttheile Commiſſionäre und Agenten hatte, die für ſeine Rechnung jede Affengattung, die ihm fehlte, ankaufen und nach Paris ſchicken mußten, wo er, der „franzöſiſchen Lais“ zu Liebe, ſeit länger als einem Jahre ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte und faſt jeden Montag von Havre de Grâce eine neue Affen-Ladung in Empfang nahm.

Ihr **Donnerſtag** war Herr Giuſeppe Zavarroni, ein aus Rom nach Paris übergeſiedelter Bankier und Muſiknarr, welcher, Dilettant auf der Geige, kein größeres Vergnügen kannte, als die Violinen der berühmteſten Künſtler älterer und neuerer Zeit für ſein großartiges Geigen-Kabinet aufzukaufen; außerdem war er — was freilich nicht Alle wußten — ein getaufter Jude.

Ihr Freitag war der Viscount Edgar Clanricard, der junge einzige Erbe eines der unvernünftig reichſten Mylords von ganz England, ein höchſt verliebter Gimpel, welcher Liebesbriefe und Haarlocken, Handſchuhe und Strumpfbänder geſchichtlich berühmter Frauen zu ſammeln und für dieſe Paſſion das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinauszuwerfen pflegte.

Ihr Sonnabend endlich war Herr Friedrich Melchior Grimm, der bekannte deutſche Gelehrte, der Freund Rouſſeau's, Diderots, d'Alemberts und anderer Notabilitäten der franzöſiſchen Literatur, ein ziemlich geiſtreicher Kopf, der, was nur Wenigen bekannt ſein wird, von einer höchſt langweiligen Manie beſeelt war, mit unverdroſſenem Bienenfleiße die Grabſchriften der berühmteſten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zuſammenzutragen, um ſie einſt unter dem Titel: „Poeſie der Leichenſteine“ herauszugeben.

Schon oben hatten wir flüchtig angedeutet, daß Mademoiſelle Arnould all' dieſe Anbeter, die wir unſern Leſern ſo eben vorgeſtellt haben, ihre ſieben Todſünden hieß. Wir müſſen vorausſchicken, daß man in Italien ſieben Hauptſünden unterſchied: der Geiz hatte ſeinen Hauptſitz in Florenz; die Völlerei in Mailand, der Neid in Rom, die Feigheit in Neapel, der Stolz in Genua, die Verſchwendung (luxuria) in Venedig, der Zorn oder die Rachſucht in Bologna. Unſere „neue Aspaſia“, die unter andern Vorzügen auch den beſaß, ſehr beleſen zu ſein, hatte nach dieſem italieniſchen Sünden-Regiſter ihre ſieben Liebhaber claſſificirt.

Der Graf von Lauraguais war der perſonificirte Neid;

der Marquis von Vieurbois die zu Fleiſch gewordene Feigheit;

der Doctor Dardanus Sphynx war der verkörperte Zorn;

Herr Jan van der Slippen die identificirte Völlerei;

in Herrn Javarroni war jeder Zoll ein Stück Geldſtolz;

im Viscount Clanricard jeder Athemzug eine Verſchwendung;

und Herr Grimm endlich war ein Facſimile des Geizes.

Mademoiſelle Arnould pflegte jede dieſer ſieben perſonificirten Todſünden mit einer dieſelbe treffend bezeichnenden Tonart zu vergleichen. Und gleichwie Jemand, deſſen Name uns entfallen iſt, C moll mit Brutus, C dur mit Karl dem Großen und D dur mit Napoleon, Es dur mit Luther und H moll mit Byron zu paralleliſiren gewagt, alſo verglich unſere liebenswürdige Lais:

ihren „geizigen Sonntag" mit dem finſtern Fis moll;

den „feigen Montag“ mit dem dumpfen D moll;
den „zornigen Dienſtag“ mit dem wilden H dur;
den „nimmerſatten Mittwoch“ mit dem grabesſtillen As dur;
den „geldſtolzen Donnerstag“ mit dem triumphirenden D dur;
den „verſchwenderiſchen Freitag“ mit dem ſchwermüthigen F moll;
und den „neidiſchen Sonnabend“ mit dem mürriſch-ernſten B moll.

Jede dieſer verkörperten ſieben Tonarten war berechtigt, Mademoiſelle Arnould wöchentlich ein Mal zu beſuchen. Jeder dieſer Herren wußte, daß er ſechs Nebenbuhler hatte, aber Alle mußten ſich dies gefallen laſſen, weil der „gemeinſchaftliche Gegenſtand ihrer Anbetung“ ihnen ohne Hehl erklärt hatte, daß ſie ſich lieber den Launen vieler, als der Tyrannei eines einzigen Liebhabers unterwerfen wolle. Auch war ſie ſchlau genug, die erlöſchende Neigung des Einen durch die ſich neu entflammende

Liebe des Andern in beſtändigem Schach zu erhalten. Jeder von ihnen glaubte ſich von der neuen „Ninon de Lenclos" zwar nicht ausſchließlich allein, weit mehr aber als jeden ſeiner Nebenbuhler von ihr geliebt, denn Jeden wußte ſie zu überzeugen, das gerade er ihr von Allen am Meiſten willkommen ſei. Keiner aber wagte ihr über den Umgang mit den Andern den leiſeſten Vorwurf zu machen, denn Alle wußten, daß ſie, freie Herrin ihres ziemlich eigenſinnigen Willens, ſich nicht die allerkleinſte Beſchränkung gefallen ließ. Mehr als ein Mal ſagte ſie zu dieſem oder zu jenem ihrer Freunde:

—Wer mich nicht ſo nehmen will, wie ich bin, wer mir und meiner Neigung irgend einen Zwang anlegen, wer mich nur als willenloſe Sklavin und nicht als vollkommen freie Herrin ſeiner Liebe betrachten will, muß ſich jeden Augenblick gefaßt machen, ſeinen Namen aus der Liſte meiner Freunde für immer ausgeſtrichen zu ſehen, denn nichts tödtet den freien Genuß der Liebe ſo ſchnell als Joch und Zwang.

Wollte ich ferner Einem unter Ihnen geſtatten, mich tagtäglich zu beſuchen, ſo würde ich bald allen Reiz für Sie, und jeder von Ihnen eben ſo bald allen Reiz für mich verlieren. Im Wechſel liegt der größte Zauber der ewig jungen, ewig neuen Liebe, und nichts ſtumpft ſchneller Cupido's Pfeile ab, als das alltägliche Zuſammenleben. So wollen wir uns frei und unabhängig lieben, ſo lange, als wir uns gegenſeitig liebenswerth erſcheinen, und unſere Verbindung nicht bis zu dem Zeitpunkte ausdehnen, wo Einer, überdrüßig des Andern, ſtatt des Genuſſes Ekel, ſtatt des Vergnügens Langeweile fühlt. Keine Täuſchung, keine Heuchelei, keine Perfidie! Sagt uns unſer Herz, daß wir uns nicht mehr lieben können, ſo wollen wir uns gegenſeitig nicht betrügen und als gute Freunde ſcheiden.

So dachte Ninon, ſo denkt Sophie!

## 8.

Wir wollen nun unſerm Leſer eine Woche aus dem Leben unſerer liebenswürdigen Freundin ſchildern und in chronologiſcher Reihenfolge mit dem Sonntag beginnen.

Der Graf von Lauraguais, damals einer der reichſten Cavaliere Frankreichs, beſaß ein jährliches Einkommen von mehr als viermalhunderttauſend Livres. Epikuräer im ſchönſten Sinne des Wortes liebte er ſybaritiſchen Luxus (er hatte ein ganzes Alphabet von Läufern, Jägern und Lakeien, die herrlichſten Pferde und die prächtigſten Equipagen), und jede Art ſinnlichen Genuſſes, vor Allem aber die Freuden der Tafel und der Liebe, die er für zwei unzertrennliche Nothwendigkeiten ſeines Daſeins hielt. ,,La bonne chère est le supplément de l'amour'', behauptete unſer Cavalier und war eben ſo ſtolz auf ſeine ausgezeichnete Küche, als auf ſeinen unvergleichlichen Weinkeller, den er ſeine „Bibliothèque choisie et joyeuse“ zu nennen gewohnt war. Die feinſten Burgunder hieß er ſeine „Claſſiker“. Clos Vougeot und Romanée, ſeine beiden Lieblingsweine, die Quellen ſeiner Begeiſterung, nannte er „ſeinen auf Flaſchen gezogenen Corneille und Racine“, Pomard war ſein „flüſſiger Montaigne“, Volney ſein „unvergleichlicher Montesquieu.“ Der Champagner, der Don Juan der Weine, der unwiderſtehliche Julius Cäſar aller liebedurſtigen Frauenherzen, war der „Maitre Rabelais“ ſeiner Keller-Bibliothek. Wein und Weiber waren die Götzen, denen er täglich neue Opfer brachte; unter jenen Letztern liebte er vorzugsweiſe die Damen vom Theater, die Künſtlerinnen; von den Künſten ſelbſt fühlte er ſich am Meiſten zu Muſik und Geſang, zu Ballet und Oper hingezogen.

Nachdem unſer Sybarit, jetzt ſiebenunddreißig Jahre alt, einen bunten Faden galanter Abenteuer abgewickelt, hatte er die Bekanntſchaft der Mademoiſelle Arnould gemacht und ſich vom Zauber ihres Liebreizes bald in ſo hohem Grade feſſeln laſſen, daß er ihr, kurz nach Beginn dieſer neuen Liaiſon, ein monatliches Nadelgeld von fünftauſend Livres angeboten hatte, wenn „das Idol aller Männerherzen von Paris“ ſich entſchließen könnte, ihm ausſchließlich allein anzugehören. Sophie aber, wenn auch nicht ganz ſo uneigennützig als ihr berühmtes Vorbild, Ninon de Lenclos, hatte dies Anerbieten zurückgewieſen und dem Grafen rund heraus erklärt, daß ſie in Sachen der Liebe kein Monopol anerkenne und daß ſie — wie aufrichtig! — nichts ſo ſehr als Abwechſelung liebe, aus welchem Grunde ihr nichts unerträglicher als „das ewige Einerlei der Ehe“ ſei.

— Geld allein, ſagte Sophie, kann mich nicht glücklich machen. Nie werde ich mich ſo tief erniedrigen, meine Neigung zu *verkaufen*; *verſchenken* aber werde ich ſie an Jeden, der mir gefällt, gleichviel, ob er Nabob oder armer Teufel iſt. Auch Ninon machte keinen Unterſchied zwiſchen Reich und

Arm. Zu ihren Füßen lagen die Coligny's, die Villarceaux, die Sevignés; der große Condé, der Herzog von Larochefoucault, die Marſchälle d'Albret und d'Eſtrée theilten ſich mit Mioſſen, Palluan, d'Effiat, Gourville, Bannier und la Châtre abwechſelnd in deren Gunſt, und Alle waren mit ihr ſo glücklich, wie ſie es ſelber war, was ſie nie geweſen wäre, hätte die Hand des Prieſters ſie mit einem dieſer Anbeter für die Ewigkeit verbunden. Das Recht des Alleinbeſitzes — die Ehe — iſt ein trauriges Privilegium, das mit brutaler Gewalt die zarten Fäden freiwilliger Liebe zerreißt, alles Feuer, alle Poeſie, allen Duft des ſchönſten unſerer Gefühle aufhebt und die Sklaverei der Ehe unerträglich macht.

— Sie haben Recht, hatte unſer Graf, der nicht ſehr glücklich verheirathet war, mit ſchwerem Seufzer geantwortet und ſich, ohne es zu wollen, in Sophiens Willen gefügt.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— Theure Sophie, was ſticken Sie da? fragte der Graf von Lauraguais an jenem Sonntage, den wir ſchildern wollen.

— Einen Teppich, antwortete die Sängerin, ohne ihren Anbeter anzublicken.

— Für wen?

— Mein Gott! wie kann ein Mann von Ihrer Erziehung, Ihrer Bildung, Ihrem Geiſte ſo neugierig ſein?

— Hat nicht die kleinſte Kleinigkeit, die Sie beſchäftigt, ein Anrecht auf mein Intereſſe? Und muß es mich nicht im höchſten Grade intereſſiren, zu erfahren, wer der Glückliche ſei, für den Sie ſo emſig dieſen Teppich ſticken?

— Ich ſticke ihn für meinen kleinen Malteſer . . .

— Für den Marquis von Vieurbois? fragte der Graf, in deſſen Mienen ſich alle Radien der Eiferſucht abſpiegelten.

— Sie ſind doch nicht böſe darüber?

— Wohl hätte ich ein Recht dazu . . .

— Graf, ich verſtehe Sie nicht . . .

— Dann will ich deutlicher ſein. Beweiſt nicht dieſe Aufmerkſamkeit, die Sie einem meiner Nebenbuhler erweiſen wollen, daß er Ihrem Herzen näher ſteht?

— Dieu de Dieu! ich glaube wahrhaftig, Graf Lauraguais iſt ſchon wieder eiferſüchtig . . .

— Ja, meine Theure, das bin ich in der That . . . und zwar jetzt mehr als je . . .

— Wie oft, lieber Freund, ſagte Mademoiſelle Arnould ruhig fortſtickend, ſoll ich Sie daran erinnern, daß Sie verſprochen haben, dieſen Fehler abzulegen? Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, bei der man Gefahr läuft, ridicül zu werden.

— Mademoiſelle!

— Herr Graf!

— Sophie!!

— Mein Herr Louis Léon Félicité! ſagte Mademoiſelle Arnould und ging vom erkünſtelten Ernſte zum Lachen über. Wiſſen Sie, mein theurer Freund, daß ich gewiſſe Leute, gerade wann ſie höchſt aufgebracht ſein wollen, höchſt komiſch finde?

Der Graf wollte etwas darauf erwidern.

— Kein Wort, mein Herr, hören Sie mich ruhig an. An dem Tage, an dem ich Sie in den Kreis meiner vertrauten Freunde aufnahm, erklärte ich Ihnen frei und unumwunden: Ich habe noch einen Tag in der Woche frei . . . es iſt der Sonntag . . . er gehöre Ihnen, jedoch nur ſo lange, als ich nicht anders darüber verfüge. Sechs Tage in der Woche lebe ich nur für Andere . . . fragen Sie mich nie, wer dieſe Andern ſind . . . denn ob ich gleich kein Geheimniß daraus mache, will ich doch niemals um Etwas gefragt werden, was ich Ihnen nicht aus freiem Antriebe ſagen mag. Wollen wir noch lange gute Freunde bleiben, lieber Graf, ſo müſſen Sie vor Allem Ihre vorſündfluthliche Eiferſucht ablegen . . .

— Ach, Sophie, ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, dieſes Gefühl, das mich ſtets von

Neuem beunruhigt, niederzukämpfen, und dennoch giebt es Augenblicke, in denen mich die Eiferſucht mit ihren vergifteten Krallen dergeſtalt übermannt, daß ich, bis aufs Aeußerſte gereizt, mich von der unwiderſtehlichen Luſt angefochten fühle, jedem meiner Nebenbuhler den Hals zu brechen . . .

— Eine Frage, lieber Freund. Sind Sie denn auch ſo eiferſüchtig auf Ihre Frau?

— Was fällt Ihnen ein! Ich bin nur eiferſüchtig auf Sie . . .

— Und warum? fragte Sophie, den Teppich bei Seite ſchiebend.

— Weil ich Sie liebe . . .

— Lieben Sie mich mehr als Ihre Frau?

— Habe ich je ein Geheimniß daraus gemacht?

— Und doch iſt Gräfin Lauraguais weit ſchöner als ich . . .

— Mag ſein, aber . . .

— Aber, ſagen Sie und ſchweigen. Erlauben Sie, daß ich das, was Sie denken, errathen darf.

Gräfin Lauraguais würde Sie bezaubern und entzücken, wenn ſie nicht das Unglück hätte, Ihre Frau zu ſein. Die Ehe iſt eine trübe Wolke, die ſelbſt den ſchönſten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt. Für Euch, ſtolze Herren der Schöpfung, beſitzt die reizloſeſte Griſette mehr Anziehungskraft, als Eure Frau, ſelbſt dann, wenn dieſe ein Engel an Liebreiz iſt. Und woran liegt das? Einzig und allein daran, daß das ununterbrochene Zuſammenleben, der tägliche Umgang, das nüchterne Toujours perdrix der Ehe Euch Männer noch weit früher als uns Frauen blind und unempfänglich für die Reize Eurer Ehehälften macht. Eure Weiber werden unbewußt Eure Sklavinnen, die ſich jede Zurückſetzung, jede Kränkung, jede Demüthigung müſſen gefallen laſſen, weil der Segen des Prieſters ſie zur ewigen Galeerenſtrafe, unauflösbarer Ehe verurtheilt hat. Die Liebe, eine diaphane Fee, zuſammengehaucht aus Blumendüften und Sonnenſtrahlen, büßt, von niederdrückenden Ketten gefeſſelt, ihre Schmetterlingsflügel ein und ſinkt in Staub zuſammen. Heil jedem Weibe, das klug genug iſt, das freie, unabhängige Loos einer Geliebten, die dürftige Exiſtenz einer Griſette dem glänzenden Elende einer verheiratheten Frau vorzuziehen! Und ſtiege ſelbſt unſer vielgeliebter Ludwig von Frankreich von ſeinem Throne herab, um mich zu ſeinem Weibe zu erheben, ich würde ſeine Hand zurückweiſen und ihm ſagen: Sire, ich bleibe ledig!

— Sie ſind ein Engel, Sophie, rief der Graf und legte ſeinen Arm um ihre Hüſte.

— Léon, werden Sie nicht mehr eiferſüchtig ſein?

— Nie! nie! betheuerte Herr von Lauraguais.

— O Ihr Männer! Eurem Nie iſt eben ſo wenig zu trauen als dem „Immer und ewig“ mancher perfiden Frau. Jamais und Toujours! ſind die ſtereotypen Meineide der Liebe, die unter ſüßen Küſſen einſchläft und unter bittern Thränen erwacht . . .

— Sie ſprechen wie ein Buch . . .

— Wie ein Buch, das von Fehlern wimmelt...

— Selbſt Ihre Fehler, Sophie, ſind reizende Vorzüge . . .

— Nur ſo lange, mein Freund, als Sie ſie mit der roſenfarbenen Brille der Liebe betrachten. Durchblättern Sie mein Herz mit nüchternem Auge, dann werden Sie mir, umgekehrt, ſelbſt manche gute Seite dieſes pulſirenden Buches, ſelbſt manchen meiner Vorzüge für einen Fehler anrechnen und vielleicht nur dem Titel volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

— Und der Titel dieſes Buches?

— L'amour sans repentir! erwiderte Mademoiſelle Arnould und ſank an die Bruſt ihres Freundes.

— Götterweib! jubelte der Graf und zog ſie auf die ſchwellenden Kiſſen des Divans.

In demſelben Augenblick fing eine Spieluhr, die über dem Klaviere hing, die in Muſik geſetzte Grabſchrift der Gräfin de Verrue *) zu ſpielen an. Der Text derſelben lautet:

Ci-gît, dans une paix profonde,
Cette dame de volupté,
Qui, pour plus grande sûreté,
Fit son paradis dans ce monde.

## 9.

— Der Montag unſerer modernen Ninon gehörte, wie unſerm Leſer bereits bekannt iſt, dem Marquis Camille Anacréon von Vieuxbois, der, obgleich ſchon

---

*) Jeanne d'Albert de Luynes, Gräfin de Verrue (geb. am 18. September 1670, geſt. am 18. November 1736), berühmt durch ihren Geiſt und Geſchmack, wurde nach dem Tode ihres Gemahls, welcher (1704) in der Schlacht bei Hochſtädt gefallen war, die Geliebte des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus II. Während der Unruhen in ſeinem Reiche hielt ſich die Gräfin de Verrue, eine Freundin jeder Gattung von Vergnügen, in Paris auf und verbrauchte jährlich über hunderttauſend Francs. Sie war eine hochherzige Beſchützerin aller Künſte, ermuthigte und unterſtützte jedes junge Talent und machte aus der Verſchwendung eine Tugend. Ihr wollüſtiges Leben verſchaffte ihr den Beinamen „dame de volupté“. Jene Grabſchrift hat ſie ſelbſt gedichtet.

weit über die fünfzig hinaus, ſich noch immer in der Rolle eines jugendlichen Schwärmers gefiel und auf die Frage, wie alt er ſei, ſtets die Antwort gab, daß er ſich um ſein Geburtsjahr nie bekümmert habe. Der Marquis hatte von ſeiner Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen, und von ſeinem Vater, der, gleich am Morgen nach ſeiner Hochzeit, eine Reiſe um die Welt angetreten, von der er, zur Freude ſeiner jungen Frau, die ihn ganz gegen ihre Neigung geheirathet, erſt kurz vor ſeinem Tode zurückgekehrt war, einen unbezähmbaren Zwang zum Reiſen, eine wahre Ahasveroma[illegible] [illegible]erbt. Seit zweiundzwanzig Jahren hatte [illegible] Mal die Welt umſegelt und alle Zonen durchkreu[illegible] von allen ſeinen Reiſen aber faſt gar keine andern Erinnerungen mitgebracht, als unzählig viele Fl[illegible] und Meer-Waſſer, die er in verſiegelten, mit Etiketten verſehenen Flaſchen aufbewahrte. Sein größter Ehrgeiz beſtand in dem Vergnügen, Jedem, der ihn beſuchte, ſein großes Waſſer-Kabinet zu zeigen.

— Hier, ſagte er, ſehen Sie eine Flaſche jenes Jordans, in deſſen Wellen der heilige Johannes unſern lieben Marienſohn getauft hat. Durch dieſe Flaſche zogen einſt die Kinder Iſraels. — In dieſer Flaſche Moldau ertrank der heilige Johann Nepomuk, den der Böhmenkönig Wenzel am 16. Mai 1383 in den Fluß werfen ließ, weil Jener ſich geweigert hatte, die Beichte der Königin Johanna zu verrathen. — Hier ein Röſel des Tiberfluſſes, in den der päpſtliche General-Einnehmer Agoſtino Chigi im Jahre 1517 an dem Tage, an welchem er zu Ehren Leo's X. und einunddreißig friſchgebackener Cardinäle ein luculliſches Gaſtmahl veranſtaltet hatte, nach jedem Gange ſämmtliche Schüſſeln und Teller, Meſſer und Gabeln, ob ſie gleich von maſſivem Gold und Silber waren, hineinwerfen ließ, damit kein profaner Mund ſich rühmen könne, mit Seiner Heiligkeit von einem und demſelben Tafelgeſchirr geſpeiſt zu haben. — In dieſer Flaſche Guadalquivir erſoff erſt vor einem Jahre, am 7. Juni

1769, einer unſerer dramatiſchen Dichter, weiland Antoine Alexandre Poinſinet in Cordova, wo er als Impreſario einer italieniſchen Operntruppe aufgetreten war. Hier etwas Arno, dort etwas Po; hier ein Fläſchchen Orinoco, dort ein Fläſchchen Miſſiſippi; hier ein Flacon Themſe und dort ein Flacon Donau. Voilà! rief er mit freudiger Genugthuung, voilà mes souvenirs de voyage!

Außer dieſem wäſſerigen Steckenpferde beſeelte unſern alten Malteſer keine andere Leidenſchaft, als eine alle Grenzen der Sinnlichkeit überſpringende Liebe zu Mademoiſelle Arnould, die er wie eine Heilige verehrte. Dieſe Liebe rein platoniſcher Art hatte bei all ihrer komiſchen Uebertreibung doch etwas Rührendes. Der alte Herr, ein verſteinerter Minſtrel, ein foſſiler Troubadour, ſchwamm in einem Ozean anakreontiſcher Liebesverzückungen, wenn er, „ein treuer Knappe“, zu den Füßen ſeiner „holden Herrin“ liegend, von der „Königin ſeines Herzens“ die Erlaubniß erhielt, den geſtickten Saum ihres

Kleides, den Atlasſchuh ihres Fußes, oder gar den ſeidenen Strumpf ihres Beines küſſen zu dürfen. Stundenlang ſchwelgte er im Anblick ihrer üppig-ſchönen Körperformen, wie ein Bildhauer vor der Statue der medicäiſchen Venus, in der jede Linie ein in Marmor gekleideter, ſinnebezaubernder Liebreiz iſt. Der Marquis war ſelig, wenn er ſich in die Mondſcheinnacht ihrer ſternfunkelnden Augen vertiefen und aus dem Roſenkelche ihres unvergleichlich ſüßen Lächelns Honig für die Wachszellen ſeiner Träume, die gleich Bienen in ſeinem Hirne ſchwärmten, ſchöpfen durfte. Jede Kleinigkeit ihrer Toilette war für ihn ein Gegenſtand des rührendſten Cultus; der Schwamm, womit ſie den blendenden Atlas ihres Körpers wuſch, der Kamm, der die reiche Fülle ihrer ſchwarzen Locken zuſammenhielt, die kleine Scheere, mit der ſie die roſenfarbenen Nägel ihrer reizendſchönen Hand pflegte, jedes Band, jede Schleife, jede Blume ihrer Toilette, Collier und Bracelette und jeder Ring, den ſie auf ihrem Finger trug, war für ihn ein Gegenſtand der

Anbetung; er beneidete Alles, was mit ihr in Berührung ſtand; ſelbſt den Spiegel, vor dem ſie ſich anzukleiden pflegte, pries er glücklich, weil Sophiens Schönheit ſich in dieſem Glaſe ſpiegelte. Obwohl kein Poet, hatte der alte Troubadour die Reize ſeiner jungen Herrin in Liedern beſungen, von welchen das eine: „An den Spiegel“ nicht das ſchlechteſte iſt. Es lautet:

Sophie hat einen Spiegel,
Da guckt ſie oft hinein,
Drum möcht' ich für mein Leben
Sophiens Spiegel ſein.

Wär' ich des Liebchens Spiegel,
Ich zeigt' ihr meinen Schmerz
Und hielt ihr vor die Augen
Mein liebekrankes Herz.

Im Herzen würd' ſie leſen
Der Liebe ſüßen Gram,
Den Gram, der ohne Schonung
Mir Ruh' und Frieden nahm.

Und ſanft würd' ich ſie bitten:
O ſtille meinen Schmerz,
Zerbrichſt Du Deinen Spiegel,
So brichſt Du auch mein Herz.

— — — — — — — — — —

— Wie gefällt Ihnen dieſe Arbeit? begann unſere Freundin, die wieder an dem bewußten Teppich ſtickte.

— Ich bewundere ſie ſeit einer ganzen Stunde . . .

— Und fragen nicht, für wen ſie beſtimmt iſt?

— Ich habe weder das Recht noch den Muth dazu . . .

— Ich ſticke dieſen Teppich für den Grafen von Lauraguais.

Vieurbois ſeufzte tief auf und ſchwieg.

— Iſt es erlaubt, Marquis, ſich nach der Wurzel dieſes ſchauerlichen Seufzers zu erkundigen?

— Ich haſſe den Grafen . . .

— Und warum?

— Weil er der Glückliche iſt, den Sie lieben . . .

— Verdient er's nicht? Giebt's einen aufmerkſamern Anbeter als Herrn von Lauraguais? Erforſcht er nicht jeden meiner Wünſche, fügt er ſich nicht jeder meiner Launen, erfüllt er nicht jede meiner Capricen? Beweiſt er mir nicht durch tauſend kleine

Aufmerkſamkeiten, daß er meiner Liebe vollkommen würdig iſt? Sie hingegen . . .

— Ich bitte, vollenden Sie . . .

— Wiſſen Sie, Marquis, daß Sie ſeit einiger Zeit mich recht auffallend vernachläſſigen?

— O holde Herrin, was giebt Ihnen Veranlaſſung, mich ſo ſchnöden Undanks fähig zu halten?

— Sie haben mich verwöhnt, Marquis. Sonſt (dieſes Sonſt begleitete Mademoiſelle Arnould mit einem blutrothen Seufzer), ſonſt brachte der „Mercure galant“ allwöchentlich ein Gedicht auf mich . . . ſeit länger als einem Monate ſchweigt die Muſe meines Anakreons . . .

— Ihr Sänger, angebetete Sophie, verzweifelt . . .

— Und worüber, trauter Troubadour?

— Ueber die Perfidie jenes undankbaren Zeitungsſchreibers, dem ich vor vier Wochen eine Ode geſchickt habe, die bis zum heutigen Tage im „Mercure“ noch nicht erſchienen iſt . . .

— Sie nennen den Redacteur dieſes Journals perfid und undankbar . . . Iſt er Ihnen Verbindlichkeiten ſchuldig?

— Ich habe ihm für jedes meiner Lieder, das er in die Spalten ſeines Blattes aufgenommen hat, zehn Louis bezahlt . . .

— Zehn Louis! Wiſſen Sie, Marquis, daß man für dieſes Geld in Sevres ein ſehr ſchönes Porzellan-Service erhält?

— Und dennoch ſcheint der undankbare Menſch nichts mehr von mir aufnehmen zu wollen . . .

— Und deshalb vermuthen Sie . . .?

— Daß Jemand dahinterſteckt, dem jedes Lied, das ich um Ihre Schläfe winde, ein Dolchſtich iſt . . .

— Und was haben Sie beſchloſſen?

— Dem Redacteur noch heute zu ſchreiben, daß, falls meine Ode nicht in den nächſten vier Wochen erſcheint, ich das für eine Beleidigung betrachten muß, für die ich Satisfaction von ihm verlange . . .

— Sie wollen ſich ſchlagen? fragte Sophie mit hochtragiſchem Pathos.

— Auf Piſtolen, erwiderte der alte Troubadour, dem bei dieſem Worte das Herz in die Uhrtaſche ſank.

— Erlauben Sie, Marquis, daß ich lache, ſagte ſie im Tone des ausgelaſſenſten Muthwillens.

— Stern der Sterne, worüber lachen Sie?

— Ueber das Piſtolenduell! Ha ha ha!

— Sonne meines Lebens, zweifeln Sie vielleicht an meinem Muthe?

— An Ihrem Muthe? O nein! o nein! rief ſie mit liebenswürdiger Ironie. Ihre ganz gehorſame Dienerin erlaubt ſich nur einen winzigkleinen Zweifel an dem Muthe ihres Gegners . . .

— Dann ſchieße ich die feige Memme über den Haufen . . .

— Hu! wie Sie mich erſchrecken! Schon ſehe ich, wie Ihr Gegner in ſeinem Blute ſchwimmt . . . ſchon höre ich, wie ſich ein dumpfer Seufzer ſeinen todesbleichen Lippen entringt . . . ſchon vernehme ich das letzte Röcheln eines Sterbenden . . . ah! ah! ça sera très-beau! rief die muthwillige Spötterin und fing herzlich zu lachen an.

— Blume der Engel, müſſen Sie denn ewig ſpotten . . .

— Hab' ich geſpottet?

— Trauen Sie mir wirklich nicht ſo viel Muth zu, Jemanden auf Piſtolen herauszufordern?

— Herauszufordern? O ja . . . mais . . . Beinah' hätte ich wieder lachen müſſen. Kommen Sie, Marquis, ſetzen Sie ſich zu meinen Füßen nieder, legen Sie Ihren Kopf auf meinen Schooß, ich will Ihnen wieder ein Paar graue Haare auszupfen und ein Lied dazu ſingen.

Unſer Minſtrel legte ſein altes Haupt auf die Kniee der Sängerin und war ſelig. Mademoiſelle Arnould trällerte das Lied:

Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu ſein,
Es kann ja nichts Tolleres geben;
Jede Freude iſt hin.

Und confus jeder Sinn,
Und Tod, ach, viel ſüßer als Leben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

O wen Amors Pfeil traf,
Ach den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Eſſen noch Trinken;
Seine Wange iſt blaß,
Sein Auge ſtets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vorm Fenſter der holden Sirene,
Und er grüßt ſie recht ſchön,
Und bleibet oft ſtehn
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Ach ſein Herz iſt ihm voll
Und er ſeufzt aus B moll,
Und ſchluchzt, daß die Fenſter erbeben;
Singt ein Lied aus A dur
Und beklagt die Natur,

Daß Menſchen am Vorurtheil kleben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Sie erſcheint ihm im Traum,
Ach, da küßt er den Saum
Des Kleides mit gluthvollen Wangen;
Und er drückt ſie ans Herz,
Und gelöſcht iſt der Schmerz,
Geſtillt iſt das heiße Verlangen . . .
Aber ach . . .

Sie hielt plötzlich inne und lauſchte.

— Himmel, was ſeh' ich! Götter, was hör' ich! Mein Troubadour iſt eingeſchlafen und ſchnarcht wie ein junger Savoyarde.

Sie erhob ſich leiſe, legte das Haupt des Schlafenden aufs Canapé und ſchlüpfte lachend ins Nebenzimmer.

## 10.

Der Dienſtags-Anbeter unſerer „neuen Aspaſia" war Doctor Dardanus Sphynx, der Aeskulap und Accoucheur der vornehmen Frauenwelt, ein Arzt, der mit den geheimſten Geheimniſſen der weiblichen Natur ſo innig vertraut war, daß er, mit ſeinem Tagebuche in der Hand, an den Fingern abzählen konnte, wann dieſe Dame nicht baden durfte und jene Dame niederkommen mußte, ein Arzt, der alle Schwächen und Gebrechen ſeiner weiblichen Kunden kannte und für jedes Uebel ein probates Mittel wußte. Niemand verſtand ſo gut den alten und jungen Frauen eine blendendweiße Haut, einen wohlriechenden Athem, einen reichen Haarwuchs, eine ſchnellere Befreiung von Sommerſproſſen und Hühneraugen, von Finnen und Herzklopfen zu verſprechen, wie Doctor Tardanus Sphynx, welcher, unter uns geſagt, ein ganz unbedeutender Mediciner, aber ein ſeines Gleichen vergeblich ſuchender Charlatan war, der unter vielen Wunderarzneien auch eine gewiſſe Tinctur erfunden haben wollte, welche die geheimnißvolle Gabe beſitzen ſollte, unfruchtbare Ehen fruchtbar zu machen, eine koſtbare Tinctur, die ſich unſer Heilkünſtler mit ſchwerem Golde bezahlen ließ, denn eine Phiole, die

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

nicht viel größer als ſein werther Daumen war, koſtete fünfzig Livres. Das Arcanum ſelbſt hatte eine höchſt wunderbare Aehnlichkeit mit rother Tinte, von der es ſich nur durch penetranten Sellerie-Geruch unterſchied. Im Uebrigen war Doctor Dardanus ein ungewöhnlich guter Geſellſchafter, der, ſtets bei roſenfarbener Laune und himmelſtürmendem Humor, manche ſeiner blos eingebildeten Patienten einzig und allein durch die Panacee ſeiner geiſtanregenden Unterhaltung zu kuriren verſtand. Dabei hatte dieſer Mann zwei Steckenpferde, von denen das eine nicht wenig zur Erheiterung ſeiner Kranken beitrug: er war ein leidenſchaftlicher Freund von Räthſeln und von Blumen; vor allen Andern aber liebte er die große Cactusfamilie. In ſeinem Treibhauſe prangten über zweihundert Species dieſer Pflanzengruppe, die er in ſieben große Tribus eingetheilt hatte: in Melocactoideae, Echinocactoideae, Cereastreae, Phyllantoideae, Rhipsalideae, Opuntiaceae und Pereskiaceae. Jeder dieſer Tribus zertheilte ſich wieder in mehrere

Cohorten; der erſte Tribus in Melocactus und Mammillaria, der zweite in Echinocactus und Astrophytum, der dritte in Cereus und Pilo-Cereus. Außer dem botaniſchen Namen hatte jede dieſer Cactus-Arten auch einen Beinamen aus der Nomenclatur ſeiner zahlreichen Kunden; ſo hatte er unter andern einen Melocactus Dumesnil, eine Mammillaria Clairon und Opuntia Arnould, denn allen drei Koryphäen der franzöſiſchen Bühne diente er als Hausarzt; bei der Letzteren bekleidete er auch zugleich die Function eines Hausfreundes. — Außer dieſen Blumen liebte er nichts ſo ſehr als ſeinen großen Räthſelſchatz, der aus mehr als hundert Bänden beſtand; er hatte Räthſelbücher in allen Sprachen, wußte ſie faſt alle auswendig und war mit Räthſeln, Charaden, Logogryphen, Homonymen und Palindromen dergeſtalt vollgepfropft, daß ganz Paris ihn die zu Fleiſch gewordene „Sphynx“ hieß. Sein eigentlicher Familienname, der glücklicherweiſe nur ſeinen vertrauteſten Freunden bekannt war, hatte einen ſo fatalen

Beigeſchmack, einen ſo unanſtändigen Nebenbegriff, daß er, ſo oft ihn einer ſeiner Freunde bei ſeinem wahren Namen rief, vor Aerger aus der Haut fahren wollte. Abgeſehen von dieſem äußerſt häßlichen Namen, aus dem er ein Geheimniß machte, war Doctor Dardanus der anſtändigſte, liebenswürdigſte Mann, der nur einen Fehler beſaß, den nämlich, daß er ungemein jähzornig war. Kehren wir zu ſeiner Räthſelliebhaberei zurück, ſo bleibt uns noch zu erwähnen, daß er jeder ſeiner Kunden, ſo oft er ſie beſuchte, eine neue Räthſelfrage aufgab.

— Reizende Sophie, ſagte er beim Eintreten zu Mademoiſelle Arnould, die eben am Klaviere ſaß, ich ſchenke Ihnen alle meine Cactus und noch obendrein hundert Louis, wenn Sie folgendes Räthſel errathen . . .

— Voyons!

— Hören Sie:

„Zwei Schweſtern wirft man aus dem Haus,
Die Eine ſieht heiter, die Andere traurig aus;

Sie fallen über einen Hügel hinab
Und finden nicht ſelten auf Roſen ihr Grab;
Man hüllt ſie in ein weißes Leichentuch ein —
Wer mögen die Schweſtern, die Eltern wohl ſein?“

— Und halten Sie dieſes Räthſel wirklich ſo ſchwer?

— So ſchwer, daß ich Ihnen drei Monate zum Rathen überlaſſe . . .

— Wie aber, wenn ich es früher finde?

— Dann erhalten Sie von mir hundert Louisd'or und meinen ganzen Cactusflor. Aber, mort de ma vie! was ſeh' ich dort an der Wand?

— Ein Portrait . . .

— Jenes unausſtehlichen Holländers, der Ihnen den Hof zu machen wagt. Sagen Sie mir, theuere Freundin, wie kann ein Weſen Ihres Geiſtes, Ihrer Bildung an einem ſo rohen, plumpen, phlegmatiſch-langweiligen Vielfraß Geſchmack finden?

— Jan van der Slippen, lieber Doctor, iſt ein höchſt intereſſanter Mann. Seine Freigebigkeit, ſeine Großmuth grenzen zuweilen ans Fabelhafte. Vor vier Wochen drang er mir eine wahrhaft fürſtliche Equipage und vor acht Tagen einen reizenden Opalſchmuck von zwanzigtauſend Livres auf. Solche Anbeter, mein würdiger Aesculap, ſind weiße Raben, die nach ihrem Tode ausgeſtopft und als Seltenheit gezeigt zu werden verdienen.

— Dieſer Holländer iſt ein Narr . . .

— Ein Narr, den ich höher ſchätze, als alle ſieben Weiſen Griechenlands . . .

— Aspaſia liebte, wie man weiß, den Doctor Perikles nur ſeines Geiſtes wegen . . .

— Mademoiſelle Aspaſia lebte nicht in Paris, wo ein Perikles ohne Geld eine eben ſo traurige Rolle ſpielt, als eine Laïs ohne reiche Anbeter. Mir fällt dabei ein, was einer unſerer Dichter ſagt:

Et quand il serait beau comme Apollon lui-même,
Un homme sans argent, mérite-t-il, qu'on l'aime?

— Und mir, liebe Freundin, fällt dabei folgende Charade ein:

„Ein Name, der vier Sylben hat:
Die erſte iſt ein Kartenblatt:
Die zweite, dritt' und vierte nennt,
Wenn Ihr den Kopf vom Rumpfe trennt,
Euch jenen Theil der ſchönen Welt,
Wo Gott ſein Eden hingeſtellt.
Das Ganze iſt an Seel' und Leib
Ein reizgeſchmücktes Griechenweib.“

— Aspaſia!

— Errathen, meine ſüße Sophie. Nun wie gefällt Ihnen dieſe Charade?

— Ich finde ſie ungeheuer geiſtreich . . .

— Sie iſt von mir . . . ich habe deren wohl über dreihundert gemacht . . .

— Und ſind ſie alle ſo ſchön wie dieſe?

— Manche darunter ſind noch viel ſchöner.

— Ah, dann ſollten Sie ſie je eher je lieber dem Druck übergeben und ſich nach dem Erſcheinen derſelben um einen Platz in der Akademie bewerben . . .

— O reißen Sie nicht alte Wunden auf. Sie wiſſen, theure Sophie, daß ein böſer Gram an meinem Herzen nagt, der Gram, daß die Pforten der

Akademie für mich geſchloſſen ſind. Schon drei Mal habe ich mich vorſchlagen laſſen . . . ſchon drei Mal bin ich durchgefallen . . .

— O geben Sie darum nicht alle Hoffnung auf. Bei der nächſten Vacanz will ich ſelber für Sie Stimmen werben . . .

— Sophie, angebetete Sophie, iſt das Ihr Ernſt? fragte der Doctor hochentzückt.

— Ich will alle Minen ſpringen laſſen, um auch Ihnen einen Fauteuil zu verſchaffen . . .

— Und glauben Sie wirklich, daß ich hoffen darf?

— Denken Sie an La Chapelle. Als dieſer mittelmäßige Kopf ſich um einen Platz in der Akademie bewarb, machte Jemand folgendes Epigramm:

„Quand La Chapelle se présente,
Pourquoi faut-il crier hero!
Pour faire une nombre de quarante,
Ne fallait-il pas un zéro?“

— Dies Citat, liebe Freundin, iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich; aber rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit, wenn Sie Ihren Einfluß geltend machen wollen, mir die Pforten der Akademie zu öffnen.

— Faſſen Sie Muth, mein Freund! Es wäre nicht der erſte Fauteuil, über deſſen Vergebung die Macht der Frauen verfügt hat. In längſtens zwei Jahren iſt Doctor Dardanus Mitglied der Akademie!

— Dann, Theuere, ſollen Sie erfahren, daß auch ich großmüthig ſein kann . . .

— Da lob' ich mir meinen Holländer . . . er verſpricht wenig und hält deſto mehr. Andere hingegen verſprechen viel und halten nur wenig. Apropos, wenn ich nicht irre, ſo hat ein gewiſſer Doctor Dardanus Sphynx mir ſchon vor vierzehn Tagen . . .

— Einen Gobelin-Teppich zugeſagt . . . Gut, daß Sie ihn daran erinnern! ſagte der Akademiker in spe, zog ſein ſeidenes Schnupftuch hervor und machte einen Knoten.

— Doctor, ich habe nun eine ſehr große Bitte an Sie . . .

— Eine Bitte, Laſſen Sie hören . . .

— Verlieren Sie Ihr liebes Schnupftuch nicht...

— Mir fällt dabei ein Räthſel ein . . .

— Ein andermal, lieber Doctor, heute bleibt mir leider nicht viel Zeit zum Rathen; denn bald muß ich in die Probe.

— Reizende Sophie, ich begleite Sie.

## 8.

Mittwoch . . .

Jan van der Slippen war der berühmteſte Thierbändiger ſeiner Zeit. Seine Löwen, ſeine Tiger, ſeine Hyänen gehorchten jedem Winke ſeiner Hand und zitterten, wie eingeſchüchterte Pudel, vor einem Hiebe ſeiner Reitgerte. Alle dieſe Beſtien waren ſo zahm, daß ſie ſich, ohne zu murren, von ihm auf jede Weiſe mißhandeln ließen. Dem Löwen riß er den Rachen auf und ſteckte ſeinen Kopf hinein, den Tiger nahm er beim Schweife und zerrte ihn, wie einen ohnmächtigen Schöps, im Kreiſe herum; der Leopard mußte apportiren und die Hyäne durch Reiſen ſpringen. Und dieſer Mann, der die coloſſale Kraft des Löwen, den angeborenen Blutdurſt des Tigers, die heimtückiſche Wuth der Hyäne gekirrt hatte, dieſer Mann zitterte vor einem äußerſt ſchwächlichen Geſchöpfe, das keine Mähnen, keine Tatzen, keine Krallen, aber eine andere Waffe hatte, durch die es den gewaltigen Thierbändiger in Angſt und Schrecken jagen konnte. Dieſe Waffe war eine ſcharfgeſpitzte Zunge, die zum Inventarium ſeiner Frau gehörte, einer kleinen, braunen, ſchwärzäugigen, ſpitznäſigen, ſpindeldürren Delila, vor der unſer großer, dicker, rieſenſtarker Simſon wie ein furchtſamer ABC-Schütz vor dem Bakel ſeines Schuldespoten erbebte. — Margarethe van der Slippen, eine Elſaſſer Schönheit von ungewiſſem Alter, war eine jener äußerſt widerſpenſtigen Naturen, die weder durch Sanftmuth und Milde, noch durch Grobheit und Härte zahm zu machen ſind. Xantippe im ſtrengſten-

Sinne des Wortes, beherrſchte ſie den armen Thierbändiger, an dem jeder Zoll ein unglücklicher Pantoffelheld war. Dame Margarethe zankte vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht und mißhandelte den geplagten Mann auf ſo empörende Weiſe, daß jeder Andere längſt die Geduld verloren und ſie zu allen Teufeln gejagt hätte; unſerm Simſon aber fehlte es an Muth dazu; weit lieber hätte er ſeine Kraft mit einem Dutzend Löwen, Tigern und Hyänen, als ſeinen Muth mit ſeiner kleinen Ehehälfte gemeſſen. — Der einzige Punkt, in dem beide Gatten vollkommen harmonirten, war ihre beiderſeitige Liebe zum Geſchlechte der Affen. In van der Slippen's Menagerie prangte ein „ganzer Wald von Affen“, wie Shylock im „Kaufmann von Venedig“ ſagt. Nach dem Linné'ſchen Syſteme hatte unſer Thierbändiger ſeine Affen in vier Legionen eingetheilt: in Simiae, Prosimiae, Cebi und Cercopitheci. In der erſten ragten vor Allem die Familien Inuus (Magot) und Pithecus (Orang-Utang), in der zweiten Legion die edlen Geſchlechter **Stenops** (Loris), **Tarsius** (Fußthier) und **Cheirogalcus** (Katzenmaki), in der dritten die uralten Dynaſtien **Midas** (Ohraffe), **Callithrix** (Schönhaar), **Pithecia** (Schweifaffe), **Stentor** (Brüllaffe) und **Cebus** (Wieſelaffe), in der vierten die Familien **Colubus** (Stummelaffe), **Cercopithecus** (Schwanzaffe), **Papio** (Pavian) und **Pygathrix** (Haaraffe) hervor. Im Ganzen beſaß er wohl gegen ſechzig verſchiedene Arten. — Außer dieſer etwas koſtſpieligen Affenliebe konnte man unſerm ehrenwerthen Holländer kein anderes Laſter als Völlerei, einen unmäßig großen Hang zum Eſſen und Trinken, zum Vorwurf machen. Ein nimmerſatter Vielfraß, klagte er beſtändig über Hunger und haderte mit ſeinem Schickſale, wenn der Geiz ſeiner „vielgeliebten Margarethe“, welcher er nie zu widerſprechen wagte, ihn täglich mit *einer* Mahlzeit abzufüttern ſich erlaubte. Der gute, ehrlich Jan war einer jener coloſſalen Freſſer, die ihren Frauen bis zum letzten Hauche ihres Lebens treu geblieben wären, wenn dieſe nie verſucht hätten, der Eß- und Trinkluſt ihrer Männer einen Kappzaum oder Maulkorb anzulegen.

Unſer Menageriebeſitzer, der durch einen ſeiner Affen-Lieferanten mit Mademoiſelle Arnould bekannt geworden war, pries ſich glücklich, eine Dame kennen gelernt zu haben, die, ganz das Widerſpiel ſeiner „ungezähmten Hyäne“, ſanft wie eine Turteltaube, luſtig wie ein Zeiſig und geſchmeidig wie ein Wieſel war. Unſere Freundin, die van der Slippens ſchwächſte Seite ſchnell genug erforſcht hatte, wußte, daß kein Genuß ihn dauernder zu feſſeln vermochte, als eine wohlbeſetzte, fein garnirte Tafel. — Und ſo kam es, daß unſer reicher und dennoch armer Holländer nach je ſechs magern Tagen, die er im Hauſe ſeiner geizigen Frau verlebte, ſich wie ein Kind auf den Mittwoch freute, an dem ſeiner ein „pompöſes Frühſtück“ ein „miraculeuſes Mittagsbrot“ und ein „delicieuſes Abendbrot“, ſervirt von einer der liebenswürdigſten Frauen, harrte.

— Guten Morgen, reizender Colibri, ſagte der Thierbändiger zu Mademoiſelle Sophie, die, mit einem Buche in der Hand, noch im ſchwellenden Schaum ihrer Betten lag.

— Ei ei, was führt Sie heute früher als ſonſt zu mir?

— Ein wüthender Hunger treibt mich in Ihre Nähe . . .

— Wie gehts Ihrer Frau?

— Wollen Sie mir meinen Appetit verderben? Sprechen Sie mit mir von allen Thieren der Wildniß, nur von meinem Weibe nicht, das mich ſeit vier Tagen auf wahrhaft empörende Weiſe mit lauter Mehlſpeiſen abfüttert. Seit Freitag iſt kein Biſſen Fleiſch über meine Lippen gekommen. O ſehen Sie nur, wie mager ich geworden bin.

— Armer Mann! Wiſſen Sie, daß ich Sie ſehr bedaure . . .

— Ihre Theilnahme rührt mich bis zu Thränen. Aber Mademoiſelle, haben Sie nichts für mich zu eſſen?

— Der Koch hat Befehl erhalten, das Frühſtück Punkt Zehn zu ſerviren . . .

— O, wenn Sie nicht haben wollen, daß Ihr aufrichtigſter Bewunderer hier vor Ihren ſchönen Augen ſein Bischen Geiſt aufgeben ſoll, ſo bitte und beſchwöre ich Sie, im Namen der Menſchlichkeit, das Frühſtück zu beſchleunigen.

Mademoiſelle Arnould zog das Klingelband. Die eintretende Kammerzofe erhielt den Auftrag, den Koch zur größten Eile anzutreiben.

Die Zofe verſchwand.

— Heilige Mutter Gottes, rief unſer Holländer, deſſen Blick auf ein Bildniß fiel, das über Sophiens Bett hing, aus dieſem Rahmen glotzt mich das Antlitz meines Feindes, des räthſelſchnaubenden Quackſalbers Dardanus an . . .

— Finden Sie, daß er getroffen iſt?

— Das Bildniß ſieht ihm niederträchtig ähnlich! Mademoiſelle, ich berſte . . .

— Vor Neid?

— Nun ja, mehr aber noch vor Hunger. O wenn nur bald das Frühſtück käme! Aber ſagen Sie mir, Theuerſte, wie iſt's möglich, einem Pavian, wie dieſem Doctor Sphynx, einen ſo neidenswerthen Platz im Heiligthume Ihres Schlafzimmers anzuweiſen?

— Dardanus iſt ein höchſt liebenswürdiger Geſellſchafter . . .

— Ein räthſelſpeiendes Ungeheuer. Aber weiß Gott, wenn das Frühſtück nicht bald erſcheint, dann ſterbe ich . . .

— Erlauben Sie mir vor Ihrem ſeligen Ende noch eine kleine Frage. Iſt es wahr, daß Ihre Frau eiferſüchtig iſt?

— Eiferſüchtig wie ein Schakal . . .

— Und weiß Madame, daß Sie mir dann und wann die Ehre Ihres Beſuches ſchenken?

— Ich fürchte, daß ſie es vermuthet . . .

— Wie nun, wenn ſich urplötzlich die Thür öffnen und Ihre Frau Gemahlin hereintreten würde . . .

— Ich bitte Sie, den Teufel nicht an die Wand zu malen . . .

— Ah, da kommt das Frühſtück!

In einem Nu war der Tiſch gedeckt. Der Thierbändiger band ſich eine Serviette um den Hals, krempelte die Rockärmel in die Höhe und fiel mit unbeſchreiblichem Heißhunger über ein Detachement Auſtern her, das als „Avant-grade du Déjeûner à la fourchette“ die ganze Fülle ſeiner unbändigen Eßluſt in die Schranken rief.

Nach den Auſtern trat eine kurze Pauſe ein, die unſer Holländer durch Vertilgung einer großen Brotmaſſe ausfüllte. Dann trällerte er das bekannte Couplet vor ſich hin:

„Du pain sec et du fromage,
C'est bien peu pour déjeûner,
On me donnera, je gage,
Autre chose à mon diner;
Et Didon dina, dit-on,
Du dos d'un dodu dindon,
Du dos d'un dindon dodu,
Du dos d'un dodu dindon.“

Die Naſe unſers Thierbändigers hatte ſich nicht getäuſcht, denn gleich darauf erſchien der „dodu dindon“, den er im Voraus gewittert hatte.

Aber in demſelben Augenblick, als er mit der ganzen Gluth ſeines begeiſterten Appetites über den Truthahn herfallen wollte, vernahm ſein Ohr draußen im Vorſaale eine Stimme, die ihn mehr als alle Donner des Himmels erſchreckte.

— Jeſus, Maria und Joſeph, meine Frau! rief unſer Simſon und kroch, um dem Zorne ſeiner Delila zu entgehen, unter den Tiſch, deſſen Beine ihm durch das herabhängende Tuch ein ſicheres Verſteck gewährten.

Gleich darauf erſchien eine kleine Frau mit einem großen Korbe unterm Arm.

Mademoiſelle Arnould brach in ein ungeheures Gelächter aus. Der Thierbändiger guckte durch eine Spalte ſeines Vorhangs und erkannte in der Erſcheinung, die alles Blut in ſeinen Adern erſtarren gemacht, die Waſchfrau der Mademoiſelle Sophie.

— Armer Simſon! lachte die Sängerin.

— Mein Appetit iſt nun beim Teufel, ſeufzte der beklagenswerthe Holländer und wiſchte ſich den dicken Angſtſchweiß von der Stirn.

## 12.

Am Donnerſtag empfing unſere Freundin **Herrn Giuſeppe Zavarroni, einen römiſchen Bankier,** welcher Geldmenſch, Muſiknarr und Dilettant auf der Geige war. Als ſolcher ſammelte er ſeit einer Reihe von Jahren die Inſtrumente, Bildniſſe und Handſchriften der berühmteſten Violiniſten ſeines Vaterlandes. Ignorant im ſtrengſten Sinne des Wortes, war er in Sachen der Violine ein Ausbund der Gelehrſamkeit, eine zu Fleiſch gewordene Encyclopädie der Geige, vertraut mit allen Epochen der Geſchichte ſeines Steckenpferdes. Seit ſeiner

Ueberſiedelung nach Paris arbeitete er mit raſtloſem Eifer an einer „Phyſiologie der Violine“, einem philoſophiſch-geſchichtlich-artiſtiſchen Werke, durch das er ſeinen Namen unſterblich zu machen hoffte. Dieſe Monographie, welche Alles umfaſſen ſollte, was über ſein Lieblingsinſtrument bis zu ſeiner Zeit gedruckt worden, war bereits bis zu vier ſtarken Foliobänden angeſchwollen, obgleich ſie erſt bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorgeſchritten war. Sein Werk begann mit den Jongleurs und Troubadours, die ſich der Geige zur Begleitung ihrer Geſänge bedienten. Einen nicht unintreſſanten Abſchnitt bildete Jean Charmillon, welcher unter Philipp dem Schönen — im Jahre 1295 — von der Stadt Troyes zum roi des ribauds ernannt, zugleich auch der erſte Geigenkönig geweſen ſein ſoll. Unter den ſpätern Geigenmajeſtäten ragten Conſtantin (1657) und Dumanoir (1693) hervor. Dieſe Geigenkönige waren berechtigt, in allen Provinzen Frankreichs jeden Dilettanten, gegen Bezahlung einer gewiſſen Taxe, zum Meiſter der Tonkunſt zu ernennen. [1] Die „Geneſis der Geige" füllte in ſeinem Werke die größere Hälfte des erſten Bandes. Nach Zavarroni's Anſicht ſoll Teſtator, ein Mailänder, der um das Jahr 1620 gelebt, der Schöpfer der Geige in ihrer jetzigen Geſtalt ſein. Amati [2], Guarnerio [3] und Stradivari [4] — das Triumvirat der italieniſchen Geigenbauer — füllten die andere Hälfte.

---

1) Die letzte Geigenmajeſtät war Guignon, nach deſſen Abdankung — 1773 — dieſe Würde erloſchen iſt.

2) Hawkins in ſeiner „Geſchichte der Muſik" (Theil IV. Seite 345) nennt drei Perſonen dieſes Namens, Andrea und Antonio Amati, zwei Brüder, und Nicolo Amati, einen Sohn Antonio's. Alle Drei lebten in Cremona. Amati-Geigen — aus den Jahren 1590 bis 1620 — werden ihrer Schönheit und Seltenheit wegen mit ſchwerem Golde, das Stück mit 300 Dukaten, bezahlt.

3) Andrea und Giuſeppe Guarnerio, Vater und Sohn, lebten in der letzten Hälfte und zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts gleichfalls zu Cremona. Ein dritter Guarnerio, mit dem Vornamen Pietro, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Mantua als Geigenmacher berühmt.

4) Antonio Stradivari, ein Schüler Guarnerio's, verfertigte in Cremona von 1709 — 1724 Violinen, die faſt eben ſo geſucht und theuer als die ſeines Meiſters ſind.

Einen eigenen Abſchnitt bildete Jacob Stainer [1]. In dem alphabetiſch geordneten „Pantheon weltberühmter Violin-Virtuoſen", nach Nationen geordnet, glänzten unter den Italienern: Chriſtofero Babbi [2], Archangelo Corelli [3], Domenico Ferrari [4], Felice Giardini [5], Antonio Lolli [6], Pietro Nardini [7],

---

[1] Jakob Stainer (geb. zu Abſom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol), war ein Schüler Nicolo Amati's. Im Jahre 1669 wurde er als Hofgeigenmacher des Erzherzogs Ferdinand Karl von Kaiſer Leopold I. beſtätigt. Seine Violinen ſtehen in ſo hohem Werthe, daß manche mit 300 Dukaten bezahlt wird. Am Abend ſeines Lebens ſoll Stainer wahnſinnig geworden ſein.

[2] Geboren 1748 zu Ceſena.

[3] Geboren 1658 zu Fuſignaro im Bologneſiſchen, geſt. am 8. Januar 1713 zu Rom. Er wurde der „Virtuosissimo di violino" genannt.

[4] Ein Schüler Tartini's. Auf einer Reiſe von Paris nach London ſtarb er (1780) in der Blüthe ſeiner Jahre als „unfreiwilliges Opfer des Neides", wie Burney erzählt.

[5] Sein von Bartolozzi nach Cipriani geſtochnes Bildniß befindet ſich auf einer Sammlung ſeiner Violin-Soli, die er um das Jahr 1766 dem Herzog von Braunſchweig gewidmet hat.

[6] Geboren 1738 zu Bergamo, nach Dittersdorfs Verſicherung einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit.

[7] Geboren 1722 zu Livorno, geſtorben 1793 zu Florenz.

Gaëtano Pugnani [1], Aleſſandro Stradella [2], Giuſeppe Tartini [3], Carlo Toëschi [4], Giuſeppe Torelli [5], Francesco Maria Veracini [6] u. ſ. w. Von jedem dieſer Künſtler beſaß er Portrait und Handſchrift.

---

[1] Geboren 1727, geſtorben 1803 zu Turin.

[2] „Apollo della musica“ genannt, 1678 ermordet zu Genua.

[3] Geboren 1692 zu Pirano, geſtorben 1770 zu Padua. Ein eben ſo großer Virtuoſe als Komponiſt, der über hundert Violinſonaten geſchrieben hat, deren berühmteſte — die ſogenannte Sonata del diavolo — der Teufel in höchſteigener Perſon ihm im Traume vorgeſpielt haben ſoll.

[4] Geboren 1724 im Kirchenſtaate, geſtorben 1788 zu München, auch als Komponiſt durch ſeine Muſik zum pantomimiſchen Ballet „Arlequin im Schutz der Zauberei“ bekannt.

[5] Geboren 1668 zu Verona, geſtorben 1708 zu Bologna. Er war der Erſte, welcher Conzerte für die Violine geſchrieben hat.

[6] Geboren gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Florenz, erhielt er 1720 einen Ruf nach Dresden, ſtürzte ſich zwei Jahre ſpäter, am 13 Auguſt 1722, zwei Stock hoch zum Fenſter hinaus, brach aber nur ein Bein und ſtarb 1750 zu London. Veracini hatte zwei ſchöne Stainer-Violinen, von denen er die eine „Sankt Peter“, die andere „Sanct Paul“ zu nennen pflegte. Beide büßte er in Folge eines Schiffbruchs auf der Reiſe nach London ein.

Das Wichtigſte aber hätten wir beinah' vergeſſen. Der getaufte Jude, der, im Gefühle ſeines innern Nichts, nach äußern Auszeichnungen geizte, ſcheute kein Opfer, ſich eine Unzahl großer, windgefüllter Titel zu verſchaffen. Zavarroni war trotz ſeiner beiſpielloſen Unwiſſenheit Ehrenmitglied der Academia della Crusca zu Florenz *), correſpondirendes Mitglied der Academia degli Arcadi zu Rom **) und Präſident der Academia degli Granelleschi zu Venedig ***), Mitglied der St. Cäcilien-Congregation zu Rom und der philharmoniſchen Geſellſchaften zu Bologna

---

*) Gegründet im Jahre 1582.

**) Geſtiftet im Jahre 1690 von mehreren Literaten, unter welchen der gelehrte C. M. Creſcembini der bedeutendſte war. Jedes Mitglied dieſer Akademie mußte einen arkadiſchen Schäfernamen annehmen. Creſcembini, welcher der erſte „custode degli Arcadi" war, hieß Alpheſiboeus und ſchrieb das Leben der berühmteſten Mitglieder dieſer Akademie. (le vite degli Arcadi illustri, Rom. 1705. 5 Bde. 4.)

***) Die Geſellſchaft der Granelleſchi, gegründet im Jahre 1740, eine Art gelehrter Narren-Akademie, der die luſtigſten Köpfe, Gaſparo und Carlo Gozzi, Giuſeppe und Daniele Farſetti, Balbi, Crotta, Forcellini und andere Schöngeiſter der

Padua und Verona. Außerdem — und auf dieſe Auszeichnung ſchien er den meiſten Werth zu legen — war er Ritter des goldenen Sporns, eines Ordens *), den ihm der heilige Vater, der vierzehnte Benedict, für ein Leihhaus, das der „zweibeinige Geldſack“ in ſeiner Vaterſtadt Jeſi gegründet, verliehen hatte. Cavaliere Zavarroni — er hörte es gern, wenn man ihm dieſen Titel gab — wäre der glücklichſte Römer auf Gottes Erdboden geweſen, hätte nicht ſeit Jahren ſchon ein tiefer Gram an ſeinem Herzen genagt, ein Gram, der ihm den Schlaf ſeiner Nächte raubte. Von lächerlichem Ehrgeiz erfüllt,

---

damaligen Zeit angehörten, führten in ihrem Wappen zwei granelli (Granello iſt ein Schwachkopf, ein Narr). Ein gewiſſer Giuſeppe Secchellari war der ſogenannte Arcigranellone, d. h. Erzſchwachkopf oder Präſident der luſtigen Akademie.

*) Wahrſcheinlich vom Papſt Paul III. geſtiftet. In den Diplomen werden die Belehnten „Auratae militae equites“ (Ritter der goldenen Miliz) genannt. Papſt Benedict der XIV. gab dieſem Orden die jetzige Geſtalt eines goldenen, weiß emaillirten Malteſerkreuzes, an deſſen beiden untern Spitzen ein kleiner goldener Sporn hängt. Der Orden iſt käuflich und ſchon deshalb ridicul.

hatte er ſich vorgenommen, alle Hebel in Bewegung zu ſetzen, um von irgend einem Monarchen — gegen Geld und gute Worte, für Stiftungen oder Anleihen — in den Adelſtand erhoben zu werden. Das Wort „Baron“ — Viele leiten es von dem lateiniſchen Baro (Schaaf) ab — beſaß für unſern reichen Schöps einen ſo unwiderſtehlichen Zauber, daß er für ein Adelsdiplom dieſer Art gern den kleinen Finger ſeiner Hand und einen großen Theil ſeines Vermögens geopfert hätte. Leider aber hatte er, trotz aller Hintertreppen, die er bis jetzt aufgeſucht, ſein Ziel noch immer nicht erreichen können.

— Störe ich? fragte der Bankier, als er ſeinen lächerlich friſirten Kopf zur Thür hineinſtreckte und Mademoiſelle Arnould, mit der Feder in der Hand, am Schreibpult gewahrte.

— Nicht im Geringſten... treten Sie näher... noch wenige Zeilen... dann ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten . . .

— Sie ſchreiben? fragte der neugierige Hebräer.

— Einen Brief, wie Sie ſehen . . .

— Und darf man fragen, an wen?

— Sie wiſſen, daß ich aus keinem meiner Schritte ein Geheimniß mache . . . ich ſchreibe an Viscount Clanricard . . .

— An den jungen einfältigen Engländer, der ſich auf ſeinen verſchimmelten Adel mehr einbildet als der liebe Gott auf ſeine ganze Schöpfung?

— An denſelben, erwiderte Mademoiſelle Sophie, ruhig weiter ſchreibend.

— Und werden Sie mir zürnen, wenn ich Sie bitte, meine Liebe, mir zu ſagen . . .

— Was ich ſchreibe? Auch das ſollen Sie erfahren. Ich erſuche den Viscount, mir fünftauſend Livres zu leihen . . .

— Sie brauchen Geld?

— Für einen meiner Freunde, der ſich in drückender Verlegenheit befindet . . .

— Sein Name?

— Iſt das Einzige, was ich Ihnen verſchweigen muß . . .

— Und weshalb?

— Weil es mehr als indiscret wäre, ſeine Freunde zu verrathen . . .

— Sie brauchen alſo . . . verzeihen Sie, daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene . . . nur lumpige fünftauſend Livres und wenden ſich nicht zuerſt an mich?

— Weil ich weiß, daß Ihr Herren Bankiers auf Euren elenden Mammon übergroßen Werth legt . . .

— Und zwar mit vollem Rechte, meine Liebe. Geld iſt die Spiralfeder des Menſchen; ohne ſie bleibt er ſtehen wie eine Taſchenuhr, in der die Kette geſprungen. Ein Menſch ohne Geld iſt ein ſtummes e. Das liebe Geld oder der „elende Mammon“, wie Sie's nennen, iſt der Accent grave, der dem todten Buchſtaben Leben und Klang verleiht. Geld iſt Verſtand . . .

— Ah, dann haben Sie in der That ſehr viel Verſtand . . .

— Bei Gott, den hab' ich auch, ſagte der Ritter der goldenen Miliz und klopfte dabei auf das Geld in ſeiner Weſtentaſche. Nichts macht uns ſchneller berühmt als Geld. Vorgeſtern dedicirte mir ein armer Schöngeiſt einen Band ſeiner Gedichte; geſtern ſchickte mir ein armer Componiſt das neueſte Heft ſeiner Lieder; heute Morgen habe ich dem Dichter 25, und dem Muſiker 30 Louisd'or geſchenkt. Ich liebe das Geld, weil ich's als Mittel zum Zweck betrachte; aber wenn Sie mich für geizig halten, ſo irren Sie, und wenn Sie ſich überzeugen wollen, daß Sie geirrt haben, ſo zerreißen Sie den Brief an den Viscount und nehmen Sie von mir die lumpigen fünftauſend Livres an.

— Auf wie lange?

— So lang' Sie wollen, meinetwegen bis zum Tage des jüngſten Gerichts . . .

— Gut, ich nehme ſie an, ſagte Mademoiſelle Arnould und zerriß das Billet.

— Und wann, meine Liebe, brauchen Sie die Bagatelle?

— Noch heute . . . jetzt gleich . . .

— Ich eile, ſie zu holen. Bin ich artig? fragte der Ritter des goldenen Sporns mit orientaliſchem Schmunzeln.

— Wie ein Lamm!

— Wie ein Lamm . . . bei Gott, Sie haben Recht. Und was erhalte ich, wenn ich zurückkehre und das Geld bringe?

— Dann, Cavaliere, bekommen Sie einen Kuß.

— Und ſonſt nichts? fragte der Geldmenſch mit der ſüßlächelnden Miene eines lüſternen Priaps.

— Das Uebrige wird ſich finden . . .

— Schön! ſagte der edle Römer, knöpfte ſeinen engen Frack zu und wollte fortgehen. Halt, ſagte er, ſich raſch umwendend, faſt hätte ich vergeſſen, Ihnen eine Nachricht von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Geſtern Abend, theure Freundin, hab' ich ein neues Diplom von der Academia degli Oziosi erhalten . . .

— Ritter der goldenen Miliz, ſagte Mademoiſelle Sophie den Zeigefinger ihrer rechten Hand an die Stirn legend, wir gratuliren!

— Morgen ſteht's im Mercure, übermorgen in der Gazette und in vierzehn Tagen in allen Zeitungen. Sie wiſſen, meine Liebe, daß ich die meiſten unſerer Herren Zeitungsſchreiber in der Taſche habe. Dieſe Leute müſſen nach meiner Pfeife tanzen un[illegible]rucken laſſen, was ich haben will.

— Und wie fangen Sie das an?

— Wie ich's anfange? Nichts leichter als das. Die Einen lade ich monatlich ein, höchſtens zwei Mal zu Tiſche ein, den Andern ſchieße ich gegen landesübliche Zinſen — in Italien darf man freilich mehr als ſechs Procent nehmen — lumpige ſechs- bis achthundert Livres vor; tiefer laſſe ich mich mit Keinem von ihnen ein.

— Und wie viel ſolcher Wiſche beſitzen Sie jetzt?

— Meinen Sie Wechſel?

— Ich meine Diplome.

— In Summa Summarum elf Stück . . . noch ein halbes Diplom, dann hab' ich onze et demie und bekomme, wenn ich ſie vielleicht 'mal verkaufen will, das Doppelte bezahlt. Aber lieber als alle elf zuſammen wäre mir ein einziges Adelsdiplom. Gott, wenn ich Baron wär'! ſtöhnte das getaufte Ehrenmitglied der Academia della Crusca und ſchlug ſich mit der Reitgerte auf die beſpornten Stiefel, dergeſtalt, daß man ſie klirren hörte.

— Soeben bemerke ich, daß Sie Sporen tragen . . . reiten Sie denn?

— Ob ich reite! Ich reite wie ein junger Gott . . . In meiner Vaterſtadt Jeſſi, wo ich ein Leihhaus gegründet habe, bin ich der beſte Reiter geweſen, bei Gott, der beſte, ſag' ich Ihnen. Aber ich bitte Sie, meine Liebe, warum lachen Sie? Hab' ich etwas Dummes geſagt.

— Geld iſt Verſtand. Ein reicher Mann, wie Sie, kann nie etwas Dummes ſagen . . .

— Doch, doch, meine Liebe! Ich habe, bei meiner Ehre, ſchon manchmal Etwas geſagt, was ich gleich darauf bereut habe . . .

— Bereuen Sie vielleicht, ſich freiwillig angetragen zu haben, mir fünftauſend Livres zu leihen?

— Kind, wo denken Sie hin! Ich habe ein dankbares Gemüth und laſſe mein Leben für Sie. Apropos, damit Sie ſehen, daß ich nicht ſchmutzig bin, will ich Ihnen geſchwind noch einen kleinen, ganz gemüthlichen Vorſchlag machen. Sie haben viele Connexionen . . . nicht wahr?

— Ich kenne Manchen, der nicht ohne Einfluß iſt . . .

— Schön, ſehr ſchön. Una mano lava l'altra, ſagen wir Italiener, une main frotte l'autre, ſagt der Franzoſe, eine Hand wäſcht die andere, ſagt der Deutſche. Hören Sie mich an, meine Liebe. Verſchaffen Sie mir, liſpelte der Ritter der goldenen

Miliz ſeiner Freundin geheimnißvoll-leiſe in's Ohr, verſchaffen Sie mir vom franzöſiſchen Hofe ein Adelsdiplom und ich ſchenke Ihnen . . .

— Was zum Beiſpiel?

— Meine ganze Freundſchaft und . . . ſtaunen Sie über meine Großmuth . . . ein Haus, ein ganzes Haus . . .

— Ein Haus für . . .

— Für hunderttauſend Livres . . .

— Ich halte Sie beim Wort.

— Abgemacht, Sela! Bin ich ſchmutzig? fragte der getaufte Jude und entfernte ſich.

## 13.

Der Freitag-Gaſt unſerer vielgeliebten Dame war der engliſche Geſandtſchafts-Attaché Viscount Edgar Clanricard, der rothhaarige Abkömmling des Marquis Ulik Clanricard, eines Sohnes jenes famoſen Grafen von Saint-Alban, Richard de Burgho, der im Jahre 1635 als Gouverneur der Grafſchaft Gallway, auf ſeinem Stammſchloß Sommer-Hill geſtorben war. Viscount Edgar, ein äußerſt einſylbiger, ungemein trockener und höchſt langweiliger Ariſtokrat, hatte, trotz ſeiner Häßlichkeit, für manche Dame großen Reiz, weil er, einer der reichſten Erben Englands, des Rufes genoß, der großartigſte Verſchwender zu ſein. Ein platoniſcher Verehrer des ſchönen Geſchlechts, ſchwärmte er für jede Frau, die, verführt vom Zauber ſeines Reichthums, ſich herabließ, ihm eine freundliche Miene zu zeigen. Noch eingebildeter als auf ſeinen uralten irriſch-engliſchen Adel war er auf ſeine kleine, blendendweiße Hand und ſeinen langen, ſchmalen Fuß. Jede Frau, die ſeine Hand und ſeinen Fuß bewunderte, konnte den zähen Mann wie einen Faden Seide um den Finger wickeln. Das wußten die Damen und machten förmlich Jagd auf ihn. Aber keine von Allen war ihm ſo gefährlich geworden, wie Mademoiſelle Arnould, die beſſer als jede Andere ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln verſtand und ihn ganz und gar bezauberte, als ſie ſeiner Hand das Compliment machte, daß ſie „weißer als eine Hoſtie“ ſei. Seit jenem Augenblick war er ihr treueſter Anbeter.

— Morning, my dear, ſagte der Viscount, der jeden Freitag mit dem Glockenſchlage Zwölf zu kommen und Punkt Zwei zu gehen pflegte.

— Bon jour, Mylord, erwiderte Mademoiſelle Sophie, die wie geſtern wieder an ihrem Pulte ſaß.

Viscount drückte ein kleines Lorgnon an ſein Auge, betrachtete ein Paar Minuten das reizende Négligé ſeiner Freundin und fragte dann in ſeiner einſylbigen Manier:

— Schreiben?

— Yes! erwiderte die Sängerin mit perſiflirender Ruhe.

— Brief?

— Yes!

— An?

— An meinen Bankier, Signor Giuſeppe Zavarroni . . .

— An den jüdiſchen Italiener?

— Oder italieniſchen Juden, ganz wie Sie wollen . . . Was kümmert's mich, ob dieſer Mann Jude oder Chriſt, Heide oder Muſelmann iſt? Habe ich Sie gefragt, Mylord, ob Sie Katholik oder Puritaner ſind?

— No!

— Signor Zavarroni iſt ein ſehr liebenswürdiger Mann . . .

— Liebenswürdig?

— Yes, Mylord, ſehr liebenswürdig, freundlich und zuvorkommend, ein Cavalier, für den jeder meiner Winke ein Befehl iſt, ein Mann, der mir noch nie Etwas abgeſchlagen hat. Heute ſehe ich mich gezwungen, ſeine Freundſchaft für mich auf eine neue Probe zu ſetzen. Ich brauche . . .

— Geld?

— Errathen . . .

— Wie viel?

— Eine Bagatelle für meinen jüdiſchen Cröſus . . . zehntauſend Livres . . . mehr nicht . . .

— Goddam!

— Sie erſchrecken?

— No!

— Was denn?

— Ich bin wüthend . . .

— Auf wen?

— Auf Sie . . .

— Und warum?

— Weil Sie an den Hebräer ſchreiben . . .

— Mylord, nennen Sie mir einen Zweiten, den ich mit einer Bitte dieſer Art beläſtigen dürfte?

— Clanricard!

— Mylord, Sie beſchämen mich . . .

— Yes!

— Bedenken Sie, Viscount, daß ich Ihnen keine Sicherheit bieten kann . . .

— Sicherheit? Goddam! Bin ich Jude? Sie wiſſen, my dear, daß ich Liebesbriefe und Haarlocken, Handſchuhe und Strumpfbänder geſchichtlich berühmter Frauen ſammle. Vor drei Tagen habe ich für zwei Zeilen von Agnes Sorel tauſend, und für eine Haarlocke der Herzogin von La Vallière fünftauſend Livres bezahlt. Das Doppelte, my dear, zahle ich Ihnen, wenn Sie mir eines Ihrer Strumpfbänder ſchenken.

— Sie ſcherzen . . .

— Niemals!

— Zehntauſend Livres für ein armſeliges Strumpfband . . .

— Das Sie *getragen* haben . . .

— Eh bien, Mylord, eine Freundſchaft iſt der andern werth, ſagte Mademoiſelle Arnould, nahm den Stuhl, worauf ſie ſaß und ſetzte einen ihrer Füße darauf. Um hinter Ihrer Großmuth nicht zurückzubleiben, geſtatte ich Ihnen, das Strumpfband, das ich trage, ſelbſt zu nehmen . . .

— Goddam!

— Sie zögern? Bravo, Mylord. Ich wollte Sie nur auf die Probe ſtellen! ſagte ſie, kehrte ſich um, löſte ſelbſt ihr Strumpfband und überreichte es ihm mit Eduards III. Worten: „Honny soit qui mal y pense.“ *)

— Merci, erwiderte der Viscount und drückte das Strumpfband an ſeine Lippen. Leben Sie wohl.

— Sie gehen?

— Um das Geld zu holen . . .

— Bleiben Sie, das hat bis heute Abend Zeit, ſagte Sophie und öffnete das Klavier. Sie lieben Muſik und Geſang. Ich will Ihnen eins der neuen Lieder ſingen, die mir Egidio Duni **) gewidmet hat.

---

*) Als die Gräfin von Salisbury, Geliebte Eduards III. von England, auf einem Hofball beim Tanzen ihr Strumpfband verlor, hob es der König auf und überreichte es ihr mit jenen Worten, welche ſeitdem die Deviſe des Hoſenbandordens ſind.

**) Geboren 1709 bei Otranto im Neapolitaniſchen, geſtorben am 11. Juni 1775 zu Paris, Componiſt der Opern „la fille mal gardée“, „l'île de fous“, „le peintre amoureux“ und „le chasseur et la laitière“. Letztere in Deutſchland unter dem Namen „das Milchmädchen“ bekannt.

Nach einem kurzen Vorſpiel begann ſie das Lied:

Ein Stern, den zum Vertrauen
Ich einſt mir auserwählt,
Hat tückiſch das verrathen,
Was treu ich ihm erzählt.

Der Stern, der hat's dem Monde,
Der Mond der Sonn' geſagt,
Die Sonne hat's der Erde,
Die Erd' dem Meer geklagt.

Das Meer, das hat's dem Winde,
Der Wind dem Wald geklagt,
Der Wald hat es dem Berge,
Der Berg dem Thal geſagt.

Der Baum, der Bach, die Wieſe
Hat ſich hinzugeſellt,
Drum weiß mein ſüß Geheimniß
Jetzt ſchon die ganze Welt.

Der Viscount, der dem Geſange ſeiner Freundin andächtig zugehört und nach jeder Strophe das theuer erkaufte Strumpfband mit platoniſcher Inbrunſt an den Mund gepreßt hatte, löſte ſich nun in lauter Bravo's auf und applaudirte beſſer als mancher bezahlte Claqueur.

— Very beautiful! rief er aus. Und der Text?

— Iſt von mir, Mylord.

— Goddam! Sie dichten . . .

— Zuweilen! erwiderte die Sängerin, einzelne Accorde anſchlagend. Nichts leichter als das: man reimt auf coeur — douleur, auf cour — amour, charmes — larmes und hat ein Lied, man weiß oft ſelbſt nicht, wie? gemacht.

— Yes, ſagte Mylord und bat Sophien, Duni's Romanze zu wiederholen.

Sie that's.

## 14.

Sonnabend . . .

Friedrich Melchior Grimm *), der Sohn armer Eltern, hatte frühzeitig große Anlagen zur Literatur entwickelt und ſchon im achtzehnten Jahre, bei ſei-

---

*) Geboren am 26. April 1723 zu Regensburg.

nem Abgange vom Gymnaſium, ein Trauerſpiel „Baniſe“ verfaßt, das aber — ein ſehr unreifes Erſtlingsprodukt — früh genug dem Strome wohlverdienter Vergeſſenheit anheimgefallen war. Acht Jahre ſpäter hatte er, als Mentor, den jungen Grafen von Schönberg nach Leipzig begleitet und war ihm von dort nach Paris gefolgt. Hier hatten ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe ihn mit dem „Genfer Philoſophen“, dem berühmten Jean Jacques Rouſſeau, in Verbindung gebracht. Durch Rouſſeau der ganzen „Coterie holbachique“ empfohlen, bei Diderot, d'Alembert, Helvétius, Baron Holbach und Frau von Epinay eingeführt, hatte ſich der deutſche Gelehrte im Umgange mit dieſen Schöngeiſtern ſehr bald den franzöſiſchen Geiſt und den feinſten Geſellſchaftston angeeignet und, nachdem er Secretär des Grafen von Frieſen geworden war, Zutritt in die Kreiſe der haute-volée erlangt. Klug genug, um einzuſehen, daß man in Frankreich am ſicherſten und ſchnellſten ſein Ziel erreicht, wenn man des Schutzes der Frauen genießt, hatte er in dieſer neuen Athmoſphäre alle Mittel aufgeboten, ſich das Wohlgefallen dieſer mächtigen Feen zu erwerben und aus eben dieſem Grunde auf ſein Aeußeres ſo viel Sorgfalt gelegt, daß ſeine Freunde ihm den Scherznamen „tyran le Blanc“ beigelegt hatten, weil er, bei all ſeiner geſellſchaftlichen Geſchmeidigkeit, von ſehr hartnäckigem Charakter war und die etwas unreine Hautfarbe ſeines Geſichts durch Bleiweiß zu cachiren ſuchte. — Nach dem Tode des Grafen von Frieſen war er — der passe-par-tout der Frauengunſt — Geheimſecretär des Herzogs von Orleans und — auf Diderots Empfehlung — Correſpondent der Herzogin von Gotha geworden, der er über die neueſten Erſcheinungen der franzöſchen Literatur ausführlichen Bericht erſtatten mußte. *)

---

*) Dieſe literariſchen Berichte, die eine vollſtändige Ueberſicht der franzöſiſchen Literatur von 1753 — 1790 enthalten, erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel „Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain

Herr Grimm, dieſer Deutſch-Franzoſe, dem bei all ſeinem Geiſte doch noch einzelne Spuren heimathlicher Schwerfälligkeit anklebten, war, wie wir ſchon früher flüchtig erwähnt hatten, von der langweiligen Manie beſeelt, mit nimmererſtarrendem Eifer die Grabſchriften der berühmteſten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zu ſammeln, um ſie ſpäter unter dem Titel ,,Poeſie der Leichenſteine'' ans Licht treten zu laſſen. Man irrt, wenn man glaubt, daß dieſe Epitaphomanie vor ihm noch nicht dageweſen ſei. Schon viel früher hatten P. A. Canonherius *) und F. Swertius **), D. Aicher ***) und R. P. Phi-

---

d'Allemagne, Par. 1812 — 13. 16 Bde. 8. Ein Jahr ſpäter ließ Barbier ein ,,Supplèment à la Correspondance,, ans Licht treten.

*) Flores illustrium epitaphiorum praeclarissimarum totius Europae civitatum, Antwerp. 1613. 8.

**) Epitaphia joco-seria, Colon. Agr. 1623. 8. Ein höchſt ſeltenes Buch!

***) Theatrum funebre per varias scenas, epitaphia seria atque jocosa etc. Salisb. 1675. 4. Das Werk erſchien unter dem Pſeudonamen ,,Dodo Riches.''

lipp*) alte und neue, ernſte und komiſche Grabſchriften geſammelt und herausgegeben **). Und wie Juan de Yriarte, welcher ſpaniſche Sprichwörter ſammelte, für jedes neue, das man ihm nachwies, einen Real bezahlte, eben ſo und mit tauſend Freuden bezahlte die deutſche Grabſchriften-Biene für jedes neue Epitaphium zwei, ja ſogar drei Sous. Dieſe einzige Verſchwendung abgerechnet, war Herr Friedrich Melchior Grimm ein Geizhals erſter Klaſſe.

Daß Herr Grimm all' jene Sammlungen beſaß, verſteht ſich von ſelbſt; aber daß er faſt alle Grabſchriften, die ſich in dieſer Sammlung befanden, auswendig wußte, beweiſt, daß jener arabiſche Philoſoph, welcher die Behauptung aufgeſtellt, durch das Leſen der Grabſchriften ſetze man ſich der Gefahr aus ſein Gedächtniß zu verlieren, etwas eben ſo Unwahres als Albernes behauptet habe. Unſer Freund, der das vollſtändigſte Wörterbuch aller ihm bekannten Grabſchriften war, hatte das impertinenteſte Gedächtniß.

---

*) Thesaurus epitaphiorum veterum ac recentiorum selectorum, Par. 1686. 8.

**) Nach dieſem gab noch P. R. de la Place (anonym) einen „Recueil d'épitaphes serieuses, badines et burlesques," Brux. (Par.) 1782. 3 Bde. 8. und J. Bowden ein ähnliches Werk unter dem Titel „The epitaph-writer, consisting of upwards of 600 original epitaphs, moral, admonitory, humourous and satirical, with an essay of epitaph-writing", Lond. 1791, 2 Bde. 8. heraus.

— — — — — — — — — — — —

— Gratuliren Sie mir, liebe Freundin, ſagte Herr Grimm zu Mademoiſelle Arnould, die wieder am Klaviere ſaß. Der geſtrige Tag war einer der glücklichſten meines Lebens . . .

— Haben Sie eine Quinterne gewonnen?

— Leider nicht, doch habe ich — denken Sie ſich theure Freundin — 8, wiederhole acht nagelneue Grabſchriften aufgegabelt!

— Glücklichſter aller Sterblichen! erwiderte Mademoiſelle Sophie mit einem leiſen Anfluge von Ironie.

— Die heiterſte von allen Grabſchriften, die Jemand auf ſich ſelbſt gedichtet hat, iſt die des Herrn Gallet, der als Gewürzkrämer ein ganz ausgezeichneter Chanſonnier, und als Liederdichter ein ganz vortrefflicher Epicier geweſen iſt. Sein Epitaph, wofür ich ausnahmsweiſe 5, ſage fünf Sous bezahlt habe, lautet:

„Ci gît le chansonnier Gallet,
Mort en achevant un couplet.“

— Eh bien, reizende Polyhymnia, was ſagen Sie zu dieſer Grabſchrift?

— Vergeſſen wir über die Todten nicht die Lebenden. Heute vor acht Tagen, als Sie mir die Ehre Ihres Beſuches ſchenkten, weihten Sie mich in die Lage Ihres armen Freundes ein. Bei der Schilderung ſeiner drückenden Noth ſtahlen ſich Thränen aus meinem Auge, Thränen, die Mancher der mich nur oberflächlich kennt und mich für einen Ausbund von Leichtſinn hält, für geſchminkt gehalten haben mag, und dennoch, mein Herr, waren dies vielleicht die ernſteſten Thränen, welche ich bis jetzt vergoſſen habe . . .

— Beweis, daß in dieſer reizendſchönen Muſchel auch eine reizendſchöne Perle wohnt! — Unter allen Tugenden, die das Herz der Frauen zieren, giebt's keine ſchönere als Mitleid. Mitleid iſt die Quinteſſenz aller Tugenden . . .

— Vor acht Tagen war es mir nicht möglich, Ihrem Freunde Hilfe zu leiſten. Heute, heute — beneiden Sie mich, theurer Freund — bin ich ſo glücklich, einen kleinen Theil des großen Unrechts gut zu machen, das ganz Frankreich dieſem großen Geiſte zufügt, den es in den Feſſeln der drückendſten Armuth langſam verſchmachten läßt, ohne ſich ſeiner anzunehmen, ohne ihm den kleinſten Tribut der Anerkennung, das kleinſte Zeichen des ſchuldigen Dankes zu zollen. Hier, lieber Herr, ſagte Sophie und holte aus dem weißen Sammet ihres Buſens ein winzigkleines Portefeuille von blauem, goldgeſtickten

Atlas hervor, nehmen Sie vorläufig von mir dieſe zehntauſend Livres für ihn an; doch bitte ich Sie, ihm nicht zu ſagen, daß dieſe kleine Hilfe, dieſer winzige Sonnenſtrahl von mir ausgegangen iſt; es würde den ſtolzen Mann und ſeinen unbeugſamen Charakter beleidigen, erführe er, daß dieſe kleine Unterſtützung, dieſer armſelige Tropfen von einem Weibe und, ach, noch dazu von einer Schauſpielerin herrührt, die nicht würdig iſt, den Staub ſeiner Füße zu küſſen. Eilen Sie, ihm dieſe ſchwache Hilfe, dieſen kurzen Troſt zu bringen, aber verſchweig'n Sie ihm — ich beſchwöre Sie — meinen Namen. Beſteht er darauf, den Geber dieſer dürftigen Gabe zu erfahren, ſo ſagen Sie ihm, Sie ſelber ſeien der Geber, und daß Sie ſich ſchämen müßten vor ſich ſelbſt, wenn Sie müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelſten Ihrer Freunde blieben. Freund, lieber Freund, wird es Ihr Stolz überwinden können, ihm das zu ſagen?

— Ich weiß, was ich jenem Manne ſchuldig bin und eile, ihm dieſen Troſt zu bringen, ſagte Herr Grimm und entfernte ſich.

— Mein Segen begleite Sie, rief ſie ihm nach, trocknete zwei große Thränen, die ſich aus ihren Augen ſtahlen, ſetzte ſich dann wieder zum Klaviere nieder und ſang mit ſchmerzbewegter Stimme:

„Que le jour me dure
Passé loin de toi
Toute la nature
N'est plus rien pour moi.

Le plus vert bocage,
Quand tu n'y viens pas,
N'est qu'un lieu sauvage
Pour moi sans appas."

Die Melodie war von ihr. Und das Gedicht? Vom Genfer Philoſophen, Jean Jacques Rouſſeau.

## 15.

Wir begleiten Herrn Grimm, der ſoeben in einen Fiaker ſteigt, um ſich nach der Rue la Platrière zu begeben.

Dort, in einem altergrauen, zeitmüden, halb verſunkenen Hauſe, im fünften Stockwerke mit der Ausſicht nach dem kleinen, engen, finſtern Hofe, in einer elenden Dachſtube — unter ſich einen alten Wucherer, über ſich den lieben Gott — wohnte ein Mann, deſſen Leben und Treiben, deſſen Vorzüge und Fehler, deſſen Tugenden und Irrthümer, von Vielen bewundert, von Vielen verläſtert worden ſind; ein Mann, in dem ſeine Freunde und Anhänger einen der größten Geiſter, ein unſterbliches Genie, einen Gott, ſeine Feinde und Verfolger hingegen einen überſpannten Narren, einen hochmüthigen Menſchenfeind, einen fanatiſchen Verächter der menſchlichen Geſetze, einen frechen Verhöhner des göttlichen Glaubens erblickten; ein Mann, der mitten in dieſem Zwieſpalte öffentlicher Meinung, ein zweiter Diogenes, ein neuer Timon, zerfallen mit ſich und der ganzen Menſchheit, in der dunkelſten Zurückgezogenheit, in der dürftigſten Lage mit ſchlafraubender Nahrungsſorge, mit der peinlichſten Noth zu kämpfen hatte, um ſeinem grollenden Schickſale die dringendſten Bedürfniſſe eines traurigen Daſeins abzuringen. Hier, in dieſer ärmlichen Manſarde, in die ſich nur ſelten ein heiterer Sonnenſtrahl, ein blauſeidenes Lächeln des Himmels verirrte, hier hauſte der weltbekannte Sohn eines unbekannten Uhrmachers, der Genfer Philoſoph und Publiciſt, Componiſt und Schriftſteller, der Schöpfer der ,,nouvelle Héloise''*), des ,,Contrat social''**) des ,,Emile'' ***) und einer Unzahl anderer philo-

---

*) Die erſte vollſtändige Ausgabe dieſes berühmten Romans erſchien Par. 1761. 4 Bde. 12. Die erſte deutſche Ueberſetzung von K. F. Kramer, Berl. 1785. 4 Bde. 8.

**) Erſte Auflage, Amſt. 1762. 12. (Deutſch, Düſſeld. 1800. 8. Die neueſte Ueberſetzung iſt von A. Marr, Leipz. 1843.) Eine der intereſſanteſten franzöſiſchen Ausgaben iſt die von Lauſanne, 1797. 12., wegen der Dedication an Napoleon Bonaparte. Sie lautet: ,,Citoyen général. J'ai quelque pressentiment, dit Jean Jacques Rousseau, dans son deuxième livre du Contrat social, qu'un jour la petite île de Corse étonnera l'Europe!'' — L'Europe demande aujourd'hui, citoyen général, quel est le lieu de votre naissance? — La Renommée répond à l'Europe: c'est l'île de Corse. — Je suis, citoyen général, l'un de vos admirateurs, Jean Mourer, libraire.

***) Die erſte Auflage dieſes Werkes, das er auf dem Landgute der Frau von Epinay, in der Eremitage von Montmoſophiſcher Schriften und Abhandlungen, durch die er, bald hier, bald dort, die Verfolgungen des Clerus und Parlaments ſich zugezogen hatte; hier lebte, hier verkümmerte der edle Märtyrer, deſſen Werke auf offenem Markte durch Henkershand verbrannt wurden, der große, ſchwerverkannte Denker, der von Land zu Land, von Stadt zu Stadt geflohen war, ohne ein Aſyl zu finden, wo er ſorgenfrei ſein lebensmüdes Haupt niederlegen und ungefährdet ausruhen durfte vom blinden Haſſe engherziger Menſchen, die, zu beſchränkt, um die hohe Weisheit und Wahrheit ſeiner für das Wohl der ganzen Menſchheit begeiſterten Ideen zu erfaſſen, ihn für einen gefährlichen Feind der beſtehenden Ordnung, für einen ſchamloſen Gottesläugner und frechen Unruhſtifter erklärten; hier lebte und verſchmachtete der ehemals glückliche Einſiedler von Montmorency, der eigenſinnige, hart-

---

rency geſchrieben hat, erſchien Amſterd. 1762, 4 Bde. 12. und, von K. F. Kramer ins Deutſche überſetzt, Braunſchw. 1789. 4 Bde. 8.

näckige, unbeugſame „Bär“ ſeiner einſtmaligen Beſchützerin, der liebenswürdigen Frau von Epinay; hier wohnte Jean Jacques Rouſſeau *) mit Marie Thereſe Levaſſeur **), einer ehemaligen Dienſtmagd, mit der er ſechsundzwanzig Jahre vorher in wilder Ehe gelebt, und fünf Kinder gezeugt, die er gleich nach ihrer Geburt ins Findelhaus geſchickt hatte, weil er zu arm geweſen war, um ſie ernähren zu können; hier lebte einer der größten Männer Europa's mit einem rohen, ungebildeten Geſchöpfe, das entkleidet aller geiſtigen und körperlichen Reize, welche die Sinne zu beſtechen und das Herz zu feſſeln vermögen, bei ihrer Häßlichkeit auch noch ſo beſchränkten Geiſtes war, daß ſie weder leſen noch ſchreiben konnte, ja nicht einmal die Zahlen kannte, aber trotz ihrer Reizloſigkeit, trotz ihrer Unwiſſenheit, ihren Eheſklaven mit faſt unerklärlicher Gewalt beherrſchte. Sie war das einzige Weſen, das dieſen ſtarren, unbeugſamen Charakter beherrſchen konnte, dieſes kindlich ſchwache, empfindſame Gemüth, das von der kleinſten Kränkung, die ihm widerfuhr, ſich in ſeinem tiefinnerſten Innern tödtlich verletzt fühlte, deſſen echt republikaniſcher Geiſt nicht die leiſeſte Feſſel ertrug und jedes Glück, das ſich ihm darbot, dem Glück der vollkommen freien Unabhängigkeit zum Opfer brachte, Thereſe, wiederholen wir, war das einzige Geſchöpf, von dem er ſich mit rührender Lammsgeduld leiten und lenken und Alles, ja ſogar Vorwürfe, gefallen ließ, die einzige Perſon, in deren Hand dieſer Charakter von zähem Stahl, dieſer Geiſt von unbeugſamen Erz geſchmeidiger als Wachs, elaſtiſcher als Gummi war.

---

*) Geboren am 28. Juni 1712 zu Genf.

**) Thereſe Marie Levaſſeur, geb. am 21. September 1721 zu Orleans, war vierundzwanzig Jahre, als Rouſſeau (1745) in einem kleinen Hotel garni in der Rue des Cordiers ihre Bekanntſchaft gemacht, und fünfzig Jahre alt, als er (1769) die alte Griſette zu ſeiner Frau erhoben hatte.

Fragt man uns, durch welchen Talisman dieſe rohe, ungebildete Frau, dieſe Fee in Holzſchuhen, eine ſo unumſchränkte Herrſchaft über den Willen dieſes großen, ſtarken Geiſtes errungen hatte, ſo wiſſen wir als Grund dieſes Zaubers keine andere Macht als die der Gewohnheit anzugeben. Zwei Menſchen, die ohne prieſterlichen Zwang eine ſo lange Reihe von Jahren ihre Schickſale aneinander gekettet und in einem Zeitraume von ſechsundzwanzig Jahren Freuden und Leiden, nicht pflichtſchuldig wie Mann und Weib, ſondern freiwillig wie zwei Pilger, welche dieſelbe Straße ziehen, getheilt haben, ſchmelzen allmälig mehr und mehr ineinander und werden endlich nur ein Weſen, ein Gedanke.

Jean Jacques liebte Marie Thereſe, weil er ſich in mehr als einer Lage des Lebens überzeugt hatte, daß ſie die einzige Perſon auf Gottes Erde ſei, die es aufrichtig und ehrlich mit ihm meine, die ihm weder aus Eigennutz — denn es gab ja Zeiten, wo er ärmer als der ärmſte Bettler war — noch aus Eitelkeit oder Ruhmſucht — ſie begriff ja ſeine geiſtige Größe nicht — ſondern einzig und allein aus dem tiefeingewurzelten Naturtrieb der Liebe, einer

Chryſalide, aus der ſich, ihrer ſelbſt unbewußt, allmälig die Pſycheflügel inniger Freundſchaft entfaltet hatten, zugethan war. Aber trotz dieſer Freundſchaft quälte ſie den armen, ohnehin geplagten Mann, leider nur zu oft, durch üble Laune und brutale Eiferſucht. Und dennoch beſaß Thereſe bei all' ihrer Rohheit ſo viel Zartſinn, einzuſehen, wann ſie ihrem Freunde weh gethan, wann ſie ihn unverdient gekränkt hatte. Dann konnte ſie ſtundenlang die ſchmerzlichſten Thränen aufrichtiger Reue vergießen, ſich ihm zu Füßen werfen und ihn mit Worten, die der Schmerz ihr eingab, dergeſtalt um Verzeihung anflehn, daß ſelbſt ein Herz von Stein, gerührt vom Zauber ihrer glühendheißen Thränen, ihr verziehen hätte, um ſo eher, da ſie bei allen Fehlern auch manchen Vorzug vor tauſend anderen Frauen beſaß.

Thereſe war ein Muſterbild der treueſten Treue, der rührendſten Anhänglichkeit, ein pudeltreues Geſchöpf, das ſeinen Herrn, wenn er krank war, mit der ängſtlichſten Sorge bewachte und kein Auge von ihm ließ und ihm Troſt zuſprach, wenn er verzweifelte. An Jean Jacques Krankenlager war die rohe, unſchöne Thereſe ein holder Engel, deſſen Irisſchwingen Balſam in ſeine ſchmerzzernagte Seele träufelten. Und dankbar, wie Rouſſeau war, vergaß der Geſunde nie, welche ſüße Pflege ſie dem Kranken hatte angedeihen laſſen.

— — — — — — — — — —

— Was fehlt Dir, Jean Jacques, fragte Thereſe, als ſie ihren Gatten, der an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, lang und ſchwer aufſeufzen hörte.

— Ich verzweifle . . .

— Schon wieder? fragte ſie ziemlich unſanft. Doch warum, weshalb?

— Weil es mir an Luſt zur Arbeit fehlt . . . .

— Jean Jacques, fragte ſie in einem Tone, in dem ſich eine Thräne brach, biſt Du krank?

— Das nicht . . . aber, was ſchlimmer als krank iſt, verdrießlich, arbeitsſcheu und lebensmüd . . .

— Lebensmüd? willſt du ſterben?

— Ach wie gern!

— Jean Jacques, ſei ein Mann, raffe all' Deinen Muth zuſammen und zeige dem Schickſal, daß Du ſtark genug biſt, ihm zu trotzen ...

— Ach, Thereſe, ich habe ausgetrotzt. Die Kraft meines Geiſtes, von der bleiernen Laſt der Sorgen gelähmt, läßt ihre Flügel ſinken ... vergebens bemühe ich mich, ſie zu neuem Aufſchwung anzuregen ... Kraft und Muth ſind mir gebrochen ... ich bin verloren ...

— Jean Jacques, blicke voll Vertrauen zum Himmel empor ... der alte Gott wird helfen ...

— Der alte Gott? wiederholte Rouſſeau, um deſſen Lippen ein bitteres Lächeln zuckte.

— Hat der Himmel uns nicht ſchon genug geholfen?

— Aide-toi et le ciel t'aidera, erwiderte Jean Jacques und ließ ungläubig den Kopf ſinken.

— Nun gut, wenn Du kein Vertrauen zu Dem dort oben haſt, ſo helfe Dir ſelbſt, ſo gut Du kannſt . . .

— Aber wie und auf welche Weiſe?

— Unter uns wohnt ein alter Wucherer, welcher Geld auf Pfänder leiht . . .

— Ich habe nichts mehr . . .

— Aber ich, Jean Jacques, ich habe noch ein Pfand, ein diamantenes Kreuz, welches Du mir einſt, vor acht Jahren, von dem Gelde gekauft, das Du von Michel Rey, dem Amſterdamer Buchhändler, für einen neuen Abdruck Deines „Emile“ erhalten hatteſt, ein theures Andenken aus ſchöner Zeit, ein Geſchenk der Liebe, das ich nur einmal im Jahre, an Deinem Geburtstage, trage . . .

Thereſe, gute Thereſe, wie doch die Leute, die Dich nicht kennen, Dir Unrecht thun, wenn ſie Dich roh und böſe nennen . . . Du biſt ein gutes, braves Weib . . .

— Iſt das nicht Pflicht und Schuldigkeit? . . . Hier iſt das Kreuz . . . Nimm, nimm und ſchaffe Dir Geld dafür . . .

— Behalte es . . . ich brauche nichts . . .

— Jean Jacques, der Tag rückt heran, an dem Du die Schuld von dreitauſend Livres, für die Du Dich verbürgt haſt, bezahlen oder ins Gefängniß wandern mußt . . . Jean Jacques, nimm Dein Geſchenk zurück, nimm Alles, was ich habe, und helfe Dir.

— Sei unbeſorgt, Thereſe, Du haſt mich ja an den alten Gott angewieſen und mir geſagt, daß er uns helfen wird.

— Er wird's, er wird's, rief ſie und ſchlug einen gläubigen Blick zum Himmel auf. — Woran arbeiteſt Du jetzt? fragte ſie nach kurzer Pauſe, um dem peinlichen Geſpräche eine andere Richtung zu geben.

— Ich arbeite an meinen „Bekenntniſſen".

— Und bis wie weit biſt Du damit vorgeſchritten?

— Bis zu jener Zeit, in der ich meine Oper „le devin de village" geſchrieben und in Muſik geſetzt . . . das waren noch ſchöne, glückliche Zeiten . . .

— Damals wareſt Du frei und ledig und hatteſt noch nicht für mich mitzuſorgen . . .

— Damals, Thereſe, war ich achtzehn Jahr jünger und beſaß noch Kraft und Lebensmuth . . .

— Doch ſeit dem Tage, an dem Du mich kennen gelernt, ſchwand dein Glück, Deine Freiheit . . . ſeit jenem Augenblick biſt Du gefeſſelt an ein armes, ungebildetes Weib, das nichts, gar nichts beſitzt . . .

— Thereſe, hab' ich Dir jemals Vorwürfe gemacht?

— Nein, nein, das haſt Du nie gethan. Wie kann ich auch ſo albern ſein, zu klagen, daß ich nichts beſitze; ich lüge, ich verſündige mich. Beſitz' ich doch einen Schatz, um den manche reiche, vornehme Frau mich arme Magd beneiden mag, beſitz' ich doch Deine Liebe, Deine Freundſchaft . . .

— Für alle Zeiten!

— O wie Du mich durch dies Gelübde glücklich machſt! Siehſt Du, Jean Jacques, ich kann die Opfer, die du mir gebracht, Dir nie vergelten; aber Gott, der alte Gott, wird es thun, er wird dich ſegnen und Dir helfen . . .

— Hoffnung, antwortete der kalte Zweifler, iſt ein perfides Weib, das uns in ſüße Träume wiegt und uns dann erſt weckt, wann uns das Waſſer bis am Halſe ſteht. Hoffnung iſt das Narrenſeil, auf dem das gläubige Gemüth bis zum Himmel emporklettert, dann hinunterſtürzt und mit der Naſe in den Schmutz fällt... L'espoir est le dessert des pauvres.

— Vertraue auf Gott! Wenn die Noth am größten, iſt ſeine Hilfe am nächſten!

In demſelben Augenblick vernahmen Beide ein Klopfen an der Thür. Rouſſeau, in dumpfes Hinbrüten verſunken, überhörte es; Thereſe aber küßte das diamantene Kreuz und rief, von froher Ahnung durchrieſelt:

— Herein! Herein!

## 16.

Der Eintretende war Friedrich Melchior Grimm.

— Guten Tag, mein lieber Freund, guten Tag, Madame.

— Willkommen, Herr Grimm, ſagte Thereſe, indem ſie dem Freunde ihres Mannes einen Stuhl anbot.

— Wir haben ſchon lange das Vergnügen entbehrt, Sie bei uns zu ſehen, fügte Herr Rouſſeau mit ſchneidender Kälte hinzu.

— Abhaltungen und dringende Geſchäfte aller Art haben mir keinen Augenblick Zeit gelaſſen, Ihnen einen Beſuch abzuſtatten . . .

— Es gab eine Zeit, lieber Grimm, wo wir uns faſt täglich ſahen . . .

— Ich zähle dieſe Tage zu den ſchönſten meines Lebens und werde nie vergeſſen, was ich Ihnen zu danken habe. In dem Umgange mit Ihnen ſammelte ich in einem Jahre mehr Kenntniſſe und Erfahrungen, als daheim in zehn Jahren. Sie nahmen mich in Ihrem Hauſe mit dem freundlichſten Wohlwollen auf, unterſtützten mich mit treuem Rathe, empfahlen mich Ihren Freunden und verſchafften mir Zutritt in alle Kreiſe der Literatur und Geſellſchaft. Theurer Jean Jacques, fuhr er fort und erfaßte Rouſſeau's Hand, das, was ich bin, verdanke ich Ihnen . . .

— Die deutſche Nation, mein Herr, ſprach Thereſe hinein, ſcheint dankbarer als die franzöſiſche zu ſein...

— Sie ſind ungerecht gegen Ihre Landsleute. Seien Sie überzeugt, Madame, daß es gewiß eben ſo viele dankbare Franzoſen als undankbare Deutſche giebt. Nun aber, lieber Freund, habe ich ein Wort mit Ihnen allein zu reden . . .

— Thereſe, ſagte Rouſſeau mit bittendem Tone.

— Ich gehe ſchon! rief ſie auffallend unwirſch.

— Zürnen Sie mir darum nicht, Madame. Es giebt Dinge, die ſich unter vier Augen viel leichter beſprechen laſſen, als in Gegenwart eines Zeugen.

Thereſe verfügte ſich ins kleine Nebenzimmer.

— Nun, was haben Sie mir mitzutheilen?

— Vor zwölf Tagen, als ich Sie zum letzten Male im Café de la Régence fand und Ihnen eine Partie Schach anbot, geſtanden Sie mir, daß Sie keine Luſt dazu verſpürten. Ihre ernſten Züge, in denen ſich alle Merkmale finſtern Grames abſpiegelten, gaben Ihrem Freunde ein wohlbegründetes Recht, Sie zu fragen, was Ihnen fehle? Sie ſchwiegen und ſeufzten tief auf; ich aber drang ſo lange in Sie, bis Sie mir einen Beweis Ihres Vertrauens ſchenkten und mir die ganze Größe Ihres Kummers, Ihrer Sorgen offenbarten. O Freund, hätten Sie ahnen können, wie an jenem Tage mir das Herz geblutet, weil ich außer Stand geweſen war, Ihnen Hilfe zu leiſten, wenn Sie gewußt hätten, wie ich Ihre Sorge zu der meinigen gemacht und Alles aufgeboten hatte, Ihnen, oder richtiger geſagt, mir Hilfe zu verſchaffen, ſo würden Sie das Mißtrauen, das Sie gegen alle Menſchen hegen, nicht ſo weit ausdehnen, daß Sie auch mich, den wärmſten Ihrer Verehrer, den dankbarſten Ihrer Freunde, für ſelbſtſüchtig, kalt und abgeſtumpft für fremdes Leid erklären.

— Sie machen mir einen Vorwurf, den ich Ihnen gegenüber wahrlich nicht verdiene. Sie habe ich ſtets für gut gehalten . . .

— Iſt das wirklich ſo, dann haben Sie ſich nicht getäuſcht. Doch nun zur Sache, theurer Freund. Sie haben in einigen Tagen eine Schuld von dreitauſend Livres zu bezahlen . . . Hier, Jean Jacques, ſind zehntauſend, ſagte Grimm und überreichte ihm das blaue Brieftäſchelchen.

— Zehntauſend Livres, ſagen Sie? Ich traue meinen Ohren, ich traue meinen Augen kaum. Welche Wünſchelruthe oder Fee hat Sie in den Beſitz dieſer Summe geſetzt?

— Fragen Sie mich nicht . . .

— Grimm, ich muß es wiſſen . . . Kommt dieſe Hülfe von Ihnen oder von Andern?

— Von mir, mein Freund . . .

— Haben Sie eine reiche Erbſchaft gemacht? Haben Sie Geld im Lotto gewonnen?

— Keines von Beiden . . .

— Wie alſo kommen Sie zu dieſem Ueberfluß?

— Sie dringen in mich. Gut, ſo erfahren Sie denn, daß die Herzogin von Gotha für die literariſchen Berichte, die ich ihr regelmäßig einſenden muß, mir geſtern durch den ſächſiſchen Geſchäftsträger zwanzigtauſend Livres geſchenkt hat. Jetzt, da ich im Beſitze dieſer Summe bin, müßte ich mich vor mir ſelber ſchämen, wenn ich müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelſten meiner Freunde bliebe. Erlauben Sie, Jean Jacques, daß ich meinen Reichthum brüderlich mit Ihnen theile . . .

— Grimm, reden Sie die Wahrheit? Haben Sie dies Geld wirklich von der Herzogin erhalten?

— Ewiger Zweifler, ja, ja!

— Gut, dann nehme ich es an, doch, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, nicht als Geſchenk, ſondern nur als Darlehen, das ich Ihnen — nehmen Sie mein Ehrenwort als Bürgſchaft an — vielleicht früher, als Sie vermuthen, zurückzahlen werde.

— Abgemacht, ſagte Grimm, ihm die Hand reichend. Nun aber, lieber Freund, muß ich Sie verlaſſen, denn ich habe noch einige wichtige Briefſchaften für den Herzog von Orleans abzufertigen. Wann finde ich Sie im Café de la Régence?

— Morgen gegen Abend . . .

— Ich komme, ſagte Grimm und ging.

— Thereſe! rief Rouſſeau.

— Was willſt Du? fragte ſie mit verweinten Augen.

— Du haſt geweint? Wer hat Dich gekränkt?

— Dein deutſcher Freund . . .

— Kindiſches Weib, wodurch?

— Du kannſt noch fragen? Giebt's ein Geheimniß, das Deine Frau nicht wiſſen darf? Der ſtolze Mann hält mich noch immer für deine Magd . . .

— Du thuſt ihm Unrecht . . . er iſt ein treuer, braver Freund. Trockne Deine Thränen, Thereſe, und freue Dich mit mir . . .

— Freuen? Sprich, Jean Jacques, worüber ſoll Dein gekränktes Weib ſich freuen?

— Der Himmel hat Deine Anweiſung acceptirt . . . Hier liebe Freundin, ſind zehntauſend Livres . . .

— Du ſcherzeſt . . .

— Ueberzeuge Dich, ſagte Rouſſeau und reichte ihr das Brieftäſchchen.

Thereſe öffnete es, erblickte die Banknoten, warf ſich an den Hals ihres Freundes und fragte unter Schluchzen und Thränen:

— Nun, kalter Zweifler, giebt's einen Gott?

Rouſſeau ſenkte das Haupt und ſchwieg.

## 17.

An dem Tage, an dem jene Schuld fällig war, für deren Zahlung der „Genfer Diogenes" ſich mit ſeinem Ehrenworte verbürgt hatte, begab ſich Jean Jacques gegen zehn Uhr Morgens nach der Rue Dauphine zum Schuldſchein-Inhaber, der — zufällig einer der ſieben Anbeter der Mademoiſelle Arnould — der ci-devant jüdiſche Bankier Giuſeppe Zavarroni war.

Im Vorzimmer fragte ein dienſtbarer Geiſt in ziemlich patzigem Tone nach dem Namen des Fremden.

— Den braucht Ihr nicht zu wiſſen, erklärte ihm unſer Timon. Sagt Eurem Herrn, es wünſche ihn Jemand zu ſprechen, der ihm Geld bringe.

— Das genügt, ſagte der ſcharlachrothe Cerberus und beeilte ſich, ihn augenblicklich anzumelden.

— Zavarroni, in einem türkiſchen Schlafrock, mit einem Fez auf dem Kopfe, einer Feder hinterm Ohre und einer langen Tabakspfeife im Munde, ſaß an ſeinem Schreibpulte, beſchäftigt mit der zehnten Durchſicht des elften Buches ſeiner „Phyſiologie der Geige.“

— Gnädiger Herr, flüſterte der eintretende Diener.

Zavarroni ließ ſich nicht ſtören.

— Herr Baron, Herr Baron, rief der Scharlachrothe mit geſteigertem Tone.

— Was giebt's? Was giebt's?

— Ein Fremder, welcher Geld bringt, bittet um die Ehre . . .

— Zum fünften Male geſtört! Giebt's ein geplagteres Geſchäft als einen Millionär? Geh, laß ihn eintreten . . .

Einen Augenblick ſpäter trat Rouſſeau ein.

— Ah, Sie ſind's? rief der Bankier, eine dicke Rauchwolke ihm entgegenblaſend. Willkommen, Herr von Rouſſeau . . .

— Mein Herr, entgegnete der ſtolze Republikaner, Jean Jacques Rouſſeau hat die Ehre, bürgerlicher Abkunft zu ſein . . .

— Nicht die Abkunft, der Geiſt, der Geiſt adelt die Menſchen. Nehmen Sie Platz, Herr von Rouſſeau. Was verſchafft mir die Ehre ihres Beſuches?

— Ich bringe Ihnen Geld . . .

— Geld? wiederholte Zavarroni und that, ganz verwundert, ein paar raſche, ſtarke, laute Züge, damit das Feuer ſeiner Pfeife nicht verlöſche. Sind Sie mir was ſchuldig?

— Ich habe für einen meiner Genfer Freunde, der unterdeſſen geſtorben iſt, Bürgſchaft geleiſtet . . .

— Bürgſchaft? fragte der Italiener, der nichts davon zu wiſſen ſchien.

— Für dreitauſend Livres.

— Ah, nun erinnere ich mich . . . Wer Teufel kann all' dieſe Lappalien im Kopf behalten! . . . Und der Schein, den Sie ausgeſtellt . . .

— Iſt heute fällig . . .

— Gott, wie pünktlich! Ich für meinen Theil, Herr von Rouſſeau, hätte dieſe Bagatelle rein vergeſſen . . . ich bitte, ſetzen Sie ſich . . . haben Sie ſchon gefrühſtückt?

— Nein, mein Herr.

— Nun, deſto eher werden Sie mir die Ehre erweiſen, mit mir ein paar friſche Auſtern zu eſſen und ein feines Glas Rheinwein, Johannisberger, première qualité, zu trinken . . .

— Meine Minuten ſind gezählt . . . ich habe keinen Augenblick Zeit und muß wieder fort . . .

— Das thut mir leid, bei Gott, ſehr leid.

— Hier, Signor Zavarroni, ſagte Rouſſeau ſeine Brieftaſche öffnend, ſind drei Banknoten zu tauſend Livres . . .

— Ich begreife nicht, Herr von Rouſſeau, wie ein Philoſoph in Bezahlung ſeiner Schulden ſo pünktlich ſein kann. Glauben Sie vielleicht, ich ſei ein ſo ſchmutziger Hund, daß ich Sie wegen dieſer Lumperei verklagt oder auch nur gemahnt haben würde?

— Sie hätten wenigſtens das Recht dazu gehabt . . .

— Ich liebe das Geld . . . was wahr iſt, iſt wahr . . . warum aber liebe ich das Geld? Weil es der Grundton, die Dominante des menſchlichen Lebens iſt. Sagen Sie was Sie wollen; ich bin und bleibe der Meinung, daß ein Menſch ohne Geld eine Muſik ohne Harmonie, eine Violine ohne Bogen, ein Inſtrument ohne Klang iſt.

— Geld iſt ein verächtliches Metall . . .

— So ſpricht Jeder, der keins beſitzt. Ich aber ſage Ihnen, Herr von Rouſſeau, daß Geld eine ſehr ſchöne Erfindung, eine höchſt achtenswerthe Eigenſchaft, ja noch mehr, daß es ſogar ein Stück Tugend iſt. Was macht die Meiſten zu Verbrechern? Die Noth. Noth iſt der Anfang aller Laſter, Geld die erſte Vorbereitung zur Tugend.

Der geldarme Philoſoph, zu ſtolz, um die paradoxen Anſichten des reichen Mannes widerlegend in ihr unhaltbares Nichts zurückzuwerfen, verſuchte das peinliche Geſpräch in der Mitte abzubrechen.

— Hier, mein Herr, ſagte er, ſind die dreitauſend Livres, die ich Ihnen ſchulde . . . ich bitte um meinen Schein . . . .

— Sogleich will ich ihn ſuchen, antwortete der Bankier, ging an ſein Pult und zog aus einer der vielen Schubladen eine ſchwarzlederne Brieftaſche hervor. Betrachten Sie, Herr von Rouſſeau, dieſes Portefeuille . . . Was ſteht da auf dem kleinen Stahlplättchen?

— Camino . . .

— Camino heißt, wie Sie wiſſen werden, der Schornſtein. In dieſer Brieftaſche ſtecken lauter Wechſel, Schuldſcheine und Anweiſungen, die ich in den Schornſtein geſchrieben, d. h., auf deren Bezahlung ich freiwillig Verzicht geleiſtet habe. Hier, Herr von Rouſſeau, iſt Ihr Papier. Es würde mich kränken, wenn Sie glauben könnten, daß ich fähig geweſen wäre, einen Mann ihres Namens wegen lumpiger dreitauſend Livres jemals zu beunruhigen . . .

— Nicht jeder Bankier denkt wie Sie . . .

— Geld, wiederhole ich noch einmal, iſt die erſte Vorbereitung zur Tugend, ſagte der getaufte

Jude, nahm die drei Banknoten und hielt ſie gegen das Licht, um deren Aechtheit zu unterſuchen. Gott, was ſeh ich? rief er plötzlich.

— Sind dieſe Papiere vielleicht nicht echt? fragte der argwöhniſche Menſchenfeind, welcher Alles durch ſchwarze Gläſer ſah.

— Herr von Rouſſeau, wo denken Sie hin? Ich wünſche Ihnen tauſend Stück ſolcher Banknoten, um Ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß Geld kein „elender Mammon", kein „verächtliches Metall" iſt.

— Warum aber erſchraken Sie bei der Prüfung dieſer Papiere?

— Weil alle drei Noten, womit Sie mich heute bezahlen, ſich noch Freitag früh in meiner Hand befanden . . .

— Und an welchem Merkmale glauben Sie dieſe Papiere erkannt zu haben . . .

— An den Nummern, die ich mir von allen Papieren, welche durch meine Hände gehen, notire

. . . Sind Sie böſe, Herr von Rouſſeau, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, von wem Sie dieſe Banknoten empfangen haben?

— Sie ſind ein Darlehn meines Freundes Grimm . . .

— Kennen Sie Mademoiſelle Arnould?

— Nur dem Namen nach. Wie aber kommen Sie auf dieſe Frage?

— Durch Herrn Grimm, der zu den Glücklichen gehört, die bei ihr freien Zutritt haben. Anch'io sono pittore! ſetzte er mit echt orientaliſchem Stolze hinzu; auch ich, Herr von Rouſſeau, gehöre zur Zahl ihrer Hausfreunde. Es giebt viel ſchöne Frauen in Paris, aber, bei Gott, kein zweites Geſchöpf, das ſo reizend wie Sophie Arnould iſt. Jeder Zoll ein Engel! rief der begeiſterte Italiener und küßte die Fingerſpitzen ſeiner Hand.

— Ich habe ſo viel von ihr gehört, daß es ſeit langer Zeit einer meiner ſehnlichſten Wünſche iſt, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen . . .

— Ich will Sie einführen, Herr von Rouſſeau. Ein ſo geiſtreiches Weſen, wie Sophie, wird mir Dank wiſſen, daß ich ſie mit dem Dichter der „Nouvelle Héloise“ bekannt mache . . .

— Und wann wollen Sie mich bei ihr einführen?

— Nächſten Donnerstag . . . an dieſem Tage gehört ſie mir, ganz mir . . .

— Darf ich Sie abholen?

— Punkt Zehn! Abgemacht, Sela! Apropos, Herr von Rouſſeau, ſpielen Sie Violine?

— Nein, mein Herr . . .

— Schade! Ich hätte Sie, weiß Gott, dann noch einmal ſo lieb, denn, ſehen Sie, ich ſchwärme für Alles, was die Geige ſpielt. Auch ich ſpiele, Herr von Rouſſeau, und arbeite ſeit neun Jahren an einer „Phyſiologie der Geige“. Sie ſind Muſiker . . . Sie haben ein gediegenes Urtheil . . . wünſchen Sie, daß ich Ihnen ein paar Kapitel daraus vorleſen ſoll?

— Ein andermal, ein andermal . . .

Ganz wie Sie wollen; gezwungen wird Niemand; aber wenn Ihnen mein Werk gefällt, und wenn ich's einmal auf meine eigenen Koſten drucken laſſe, dann ſollen Sie mich kennen lernen; dann dedicire ich's Ihnen ... bei Gott, keinem Andern als Ihnen.

— Sehr verbunden, ſprach Timon-Rouſſeau und empfahl ſich.

— Ein merkwürdiger Mann, ſagte der Bankier zu ſich ſelbſt. Aermer wie eine Kirchmaus und — bei Gott — ſtolzer wie Unſer Einer! Und dennoch lieb' ich den Mann!

## 18.

Die Ehe, behauptete Mademoiſelle Arnould, iſt eine trübe Wolke, die ſelbſt den ſchönſten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt.

Der Verlauf unſerer kleinen Erzählung wird beweiſen, daß dieſer Ausſpruch eine traurige, unwiderlegbare Wahrheit enthält.

Hortenſe, Gräfin von Lauraguais, war eine der makelloſeſten Schönheiten der Faubourg Saint-Germain. Ihre ganze Erſcheinung ſtrahlte einen meluſinenartigen Zauber aus, der an jene aus Licht und Luft zuſammengehauchten Weſen erinnerte, die, in der romantiſchen Poeſie der Troubadours Feen genannt, aus dem azurblauen Schooße ihrer Himmel auf das Erdenrund herniederſteigen, gleich luftigen Schmetterlingen ſich auf gebrechlichen Blumenſtengeln wiegen und in duftgefüllten Kelchen von einem Tage ohne Nacht, von einem Glück ohne Ende, von der Wonne ewigblühender Liebe träumen. Hortenſe's Geſicht war eine Blumenleſe ſtrausartig aneinander gereihter Poeſien; ihre hohe, ruhig ernſte Stirn glich einem alabaſternen Epos; ihre tiefdunkeln Kornblumenaugen lugten wie zwei geheimnißvolle Zaubermärchen aus den goldenen Aehren ihrer Locken hervor; ihr Mund war ein roſenrothes Schäfergedicht, ihr Hals ein aus Schneeflocken, Marabouts, Lilienblättern und Wellenſchaum zuſammengefügtes Quatrain; ihr Buſen eine keuſche, züchtig-verhüllte, hoſtienweiße Legende. — Ganz Paris fand die Gräfin entzückend ſchön; ihr Gemahl war der Einzige, in deſſen Augen der Heiligenſchein, den dieſe Feengeſtalt überall, wo ſie ſich ſehen ließ, ausgoß, nichts Anziehendes beſaß. Blaſirt, wie er in Allem war, lockte ihn das Pikante weit mehr als das Schöne; ein ſtacheliges Epigramm reizte ihn mehr als die lieblichſte Legende; das kokette Lächeln einer Griſette war ihm lieber, als das ewig wolkenloſe, meeresſtille einfömige Lächeln ſeiner Frau. Seit acht Jahren mit ihr vermählt, war er ihrer Reize bald nach dem Honigmonat, nach den Flitterwochen überdrüßig, und während alle Welt noch jetzt vom Nimbus ihrer Schönheit ſich bezaubert fühlte, war er der Einzige, welcher beim Anblick ſeiner Gattin unwillkürlich gähnen mußte.

— Elle m'ennuie comme un sermon de Bourdaloue, ſagte ſich der Graf und vernachläſſigte ſeine Gemahlin auf wahrhaft empörende Weiſe.

Die arme Hortenſe, der es nicht entgangen war, daß Herr von Lauraguais von Jahr zu Jahr gegen ſie kälter wurde, hatte ſich ſeit langer Zeit den Verluſt ſeiner Liebe ſehr zu Herzen genommen, es aber trotz mancher Kränkung, die er ihr zugefügt, nie gewagt ihm Vorwürfe zu machen; eines Theils war ſie zu gut, andern Theils zu ſtolz, um ſich über die Kälte ihres Gatten zu beklagen. Aber Liebe iſt mächtiger als Stolz — — — — — — — — — — — — — — — —

Am letzten Sonntage, als der Graf weit ſpäter als gewöhnlich, müde und erſchöpft, aus den Armen ſeiner Freundin nach ſeiner Wohnung heimgekehrt war, fand er Hortenſe, völlig angekleidet, ganz allein am halberloſchenen Kamin ſitzen.

— Wie, Hortenſe, Sie haben ſich noch nicht zu Bett begeben?

— Ich habe Sie erwarten wollen . . .

— Warum? weshalb? warf er im gereiztem Tone hin.

— Um Sie zu fragen, Léon, ob Sie aufgelegt ſind, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken . . .

— Jetzt um ein Uhr Morgens, ſagte der Graf, ſeine Taſchenuhr hervorziehend.

— Verzeihung, mein Gemahl, es geht auf Drei; mein Herz aber iſt ſo voll, daß es nicht eher ruhig werden kann, bis Sie mich angehört . . .

— Ich höre, Madame, ſprach Herr von Lauraguais und legte ſeine Uhr ans Ohr, um ſich zu überzeugen, ob ſie ſtehen geblieben ſei.

— Nehmen Sie Platz an meiner Seite und hören Sie mich ruhig an . . .

— Ganz ruhig, erwiderte der Graf, ſetzte ſich zu ihr auf den Sopha, der unfern des Kamines ſtand, und zog ſeine Uhr auf.

— Seit langer Zeit, mein Freund, bemerke ich in Ihrem Benehmen gegen mich eine Veränderung, die mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie ſprechen oft ganze Tage keine Silbe mit mir, kommen und gehen, ohne Ihre Hortenſe, die Sie noch heute ſo warm und innig liebt, als am Tage ihrer Hochzeit, eines Blickes zu würdigen, und ſind, wenn ich Ihnen freundlich entgegeneilen und Sie in meine Arme, an mein Herz ſchließen will, ſo zurückſtoßend kalt, daß das Blut in meinen Adern zu Eis erſtarrt und jede Faſer, jede Fiber, jeder Nerv meiner Seele in krampfhaft aufgeregtem Schmerze aufſchreien und Sie fragen möchte (bei dieſen Worten ſank ſie zu ſeinen Füßen nieder): Léon, Léon, was hat Hortenſe, die arme Hortenſe verbrochen, daß Sie ihr mehr und mehr den Sonnenglanz Ihrer Liebe entziehen und ſie grauſam verſchmachten laſſen?

— Stehen Sie auf Madame, ſtehen Sie auf . . .

— Nicht eher, Léon, bis Sie mir den Grund Ihrer Abneigung, die Urſach' Ihres Widerwillens gegen mich eingeſtehen . . .

— Ich kann Sie nicht knieen ſehen, Hortenſe . . . wollen Sie, daß ich Ihre Fragen beantworten ſoll, ſo ſtehen Sie auf . . .

— Léon, ſagte die Gräfin ſich erhebend und weinend ihre Hände faltend, was hab' ich gethan, daß Sie die Gluth meiner Gefühle durch kalte Gleichgiltigkeit beſtrafen?

— Hören Sie mich an, Madame. Ich achte und ſchätze in Ihnen das Ideal aller weiblichen Tugenden. Sie ſind ein glänzendes Vorbild wahrhaft rührender Treue, ein Muſter himmliſcher Sanftmuth. In den acht Jahren unſerer Ehe haben Sie mir niemals widerſprochen . . . jeder meiner Wünſche war Ihnen Befehl . . . jede meiner Launen war Ihnen ein Geſetz, das Sie nie zu überſchreiten gewagt . . . nie haben Sie geſchmollt, nie gegrollt . . . auf Ihren Lippen ruht, ſeitdem ich Sie kenne, ein und daſſelbe Lächeln . . . Gefall- und Eroberungsſucht kennen Sie nur dem Namen nach . . . nie hab' ich eine Frau geſehen, die in Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit ſo wenig Anſprüche macht als Sie . . . Gräfin Lauraguais hat nur *einen* Fehler . . .

— Nennen Sie ihn, um überzeugt zu ſein, daß ich ihn augenblicklich ablege . . .

— Wollten, könnten Sie das wirklich?

— Ich ſchwöre! rief Hortenſe mit freudigem Bewußtſein.

— Eh bien, dieſer eine Fehler iſt der, daß Sie . . . meine Frau ſind.

— Himmel, was muß ich hören! rief die Gräfin, niedergeſchmettert von dem Hohne dieſer Antwort.

— Das, was ich Ihnen ſoeben geſagt, iſt keine Beleidigung. Was können Sie dafür, daß die Ehe wie jeder andere Beſitz, weit minder reizend als die Sehnſucht, das Ringen nach dieſem Beſitze iſt. Wären Sie die Frau eines Andern, ich würde Hab' und Gut, Blut und Leben wagen, um Sie, die Perle Ihres Geſchlechts, ſelbſt dem beſten meiner Freunde zu entreißen . . . aber die Ehe . . .

— Die Ehe? fragte Hortenſe mit Angſt und Schrecken in jedem ihrer Züge.

— Iſt, wie der graue Spötter Montaigne ſagt, ein Käfig, in den die Vögel, welche draußen ſtehen, ſich hineinſehnen, während jene, welche drin ſind, ſich hinauswünſchen... Auch unſere Ehe, Madame, iſt keine glückliche.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Hortenſe. Wir ſind acht Jahre vermählt; jedes Jahr gab ich mich der Hoffnung hin, den ſchönſten meiner Wünſche erfüllt, Sie als Mutter und mich als Vater zu ſehen... Dieſer Wunſch iſt leider unerfüllt geblieben . . .

Die Gräfin brach in Thränen aus.

— Eine kinderloſe Ehe, ſagt Meiſter Rabelais, iſt nur ein halbgeknüpftes Band, eine Blüthe ohne Frucht, eine Saat ohne Ernte . . .

— Léon, rief ſie im tiefſten Schmerze, Du brichſt mein Herz.

— Faſſen Sie ſich, Madame, ich habe Ihnen nicht aus freiem Antriebe dieſen Vorwurf gemacht . . . Sie haben Rechenſchaft von mir verlangt . . . ich gab ſie Ihnen . . .

— Und iſt dies Alles, was Sie mir zum Troſte ſagen können?

— Ich bin müde, Madame; ſoeben ſchlägt es Drei. Gute Nacht, Hortenſe, ſagte Herr von Lauraguais, nahm einen der ſilbernen Armleuchter, die auf dem Tiſche ſtanden, und verfügte ſich in das anſtoßende Schlafgemach.

Hortenſe warf ſich auf beide Kniee, faltete die Hände und betete. Im Kamin erloſch der letzte Funke. Die Gräfin durchweinte die ganze Nacht. Der Graf ſchlief beſſer als je.

— — — — — — — — — —

Liebe, behauptete Mademoiſelle Arnould, iſt eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederſchmetterndes Requiem.

Wer zweifelt noch an der Wahrheit?

## 10.

Am andern Morgen, als man der Gräfin Hortenſe zur feſtgeſetzten Stunde das Frühſtück ans Bett brachte, erhielt ſie auch ein Paket friſcher Zeitungen, unter denen ſich die, damals durch ganz Europa weitverbreitete Gazette de Leyde, herausgegeben von Etienne Luzac, befand. Die neueſte Nummer dieſes Journals, das die Gräfin lieber als alle andern las, enthielt nachfolgenden Bericht aus Paris:

„Vor einiger Zeit iſt in unſerm Seine-Babel ein Wunderdoctor aufgetaucht, welcher hier ein in den Annalen der Heilkunde bisher noch nie dageweſenes Aufſehen erregt. Er heißt Jean Dardanus F. (ſein Name hat für prüde Ohren ſo viel Anſtößiges, daß wir nur den Anfangsbuchſtaben hinzuſchreiben wagen), und iſt wegen ſeiner großen Vorliebe für Alles, was in die Kategorie der Räthſel fällt, unter dem Beinamen Doctor Sphynx bekannt. Er bewohnt auf der Place des Victoires

Nummer 1. ein wahrhaft fürſtliches Quartier, macht einen ſardanapaliſchen Aufwand und iſt — namentlich bei den Damen unſerer vornehmen Welt — jetzt dergeſtalt en vogue, daß er, beſchäftigter als hundert andere Aerzte, auf dem Wege iſt, in kurzer Zeit ein Millionär zu werden. Seinen großen Ruf, ſeine ausgebreitete Praxis verdankt er einzig und allein einem von ihm erfundenen Geheimmittel, das die Kraft beſitzen ſoll, eines der dunkelſten Geheimniſſe der menſchlichen Natur, die weibliche Unfruchtbarkeit, zu heben. Man erzählt ſich in den Salons, daß die Gemahlin des Vicomte von L . . . . ., die trotz aller ärztlichen Bemühungen elf Jahre vergebens nach Mutterfreuden geſeufzt hatte, durch das Arcanum des Doctor Dardanus Sphynx — für eine kleine Phiole dieſer geheimnißvollen Tinctur läßt dieſer Wundermann ſich fünfzig Livres bezahlen — nach dem vorgeſchriebenen Gebrauche zwölf ſolcher Phiolen vor zwei Monaten, zur größten Freude des alten, ſchwächlichen Gemahls, von einem muntern Zwillingspaare entbunden worden ſei. Seit jenem Tage iſt die Wohnung dieſes Wundermannes von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht von gläubigen Damen umlagert, die von ſeiner Tinctur die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches erwarten. Wöchentlich drei Mal — am Montag, Mittwoch und Freitag, Abends von 7 bis 10 Uhr — ertheilt er jeder Dame, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren will, eine unentgeldliche Unterredung, verſpricht ihr die ſtrengſte Discretion und entläßt ſie mit dem Verſprechen, daß ſein Arcanum noch bei keiner einzigen ſeiner unzählig vielen Kunden ſeine Wirkung verfehlt habe. Nach dem, was wir Ihnen ſoeben mitgetheilt haben, verſteht es ſich von ſelbſt, daß Doctor Dardanus F., genannt Sphynx, der Held des Tages iſt."

Dieſe Mittheilung hatte für die Gräfin von Lauraguais ein ſo großes, mächtiges Intereſſe, daß ſie dieſe Zeilen, die ihr die goldene Wünſchelruthe zur

Hebung des größten Schatzes zur Wiedererlangung der verlorenen Liebe ihres Gemahls in die Hand gab, mit nicht zu beſchreibender Freude verſchlang, das Zeitungsblatt gleich einem Talisman an ihr Herz drückte und den Namen „Sphynx“ mit Thränen der Wonne an ihre Lippen preßte.

— Heute iſt Montag, rief ſie aus und jubelte wie ein Kind, das am heiligen Abend die Stunde der Beſcheerung nicht erwarten kann.

Hortenſe, noch vor wenig Augenblicken eine vom Gram geknickte, bleiche Roſe, erhob gläubig ihr Haupt und ſah zum Himmel empor, der ihr Gebet erhört und in der Gazette de Leyde einen geflügelten Boten des Troſtes geſchickt hatte, um ihren Thränen ein Ziel zu ſetzen. In ihren Augen loderte das Freudenfeuer der Hoffnung, auf ihren Wangen glühte der Purpur der Seligkeit und auf ihren Lippen ſtrahlte zum erſten Male ein triumphirendes Lächeln.

Und dieſes Lächeln, dieſe Freude, dieſe Hoffnung, beweiſen ſie nicht mehr als Alles, wie Hortenſie ihren Gemahl liebt!! O Liebe, Liebe!!

Du weckſt ein unbegrenztes Sehnen
Und eine wehmuthvolle Luſt,
Das Auge ſchwimmt in Freudenthränen,
Und Seufzer wogen in der Bruſt.

Du weckſt und zündeſt Feuerflammen
Und eine glühendheiße Gluth,
Und leiheſt kühne Adlerſchwingen
Der Seele, die in Feſſeln ruht.

Du wandelſt unſers Lebens Nächte
In lichte Frühlingstage um,
Und trägſt uns aus der Hölle Tiefen
Hinauf zu dem Elyſium

Ende des erſten Theils.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

o. germ.
030 pr
(2

Oettinger

GESCHENK
FRESENIUS

# Sophie Arnould.

Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

## Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlagsbureau.
1847.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Sophie Arnould.

◆

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FR[illegible]NIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## 1.

Am Abende deſſelben Tages — es hatte kurz vorher Neun geſchlagen — huſchte eine vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarzgekleidete, dichtverſchleierte Dame, ohne Begleitung aus dem offenen Portale eines palaſtähnlichen Gebäudes in der Rue Tournon, bog um die Ecke, befand ſich auf dem Platze, auf dem jetzt das Odeon ſteht, und ſtieg dort in einen Fiaker, deſſen Führer den Auftrag erhielt, die ſchwarze Dame, in der unſer Leſer ſogleich Gräfin Hortenſe von Lauraguais erkannt hat, nach der Place des Victoires zu fahren.

Wie ſchlug ihr das Herz, als ſie, zum erſten Male in ihrem Leben, Nachts, allein, ganz allein durch die Straßen von Paris zu einem wildfremden Manne fuhr, um ſeine ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Wie wog ſie im Voraus jedes Wort ab, das ſie ihm ſagen wollte, um ihm einen Blick in die peinlichſte Wunde ihrer Seele zu geſtatten. Wer beſchreibt die Ebbe und Fluth der Gefühle, die ihr ganzes Sein durchwogten! Zitternd, aus Angſt und Furcht, einen Unbekannten in das zarte Geheimniß ihres Kummers einzuweihen, bebte ſie faſt zu gleicher Zeit vor Luſt und Freude, weil die Erinnerung an jenes Zeitungsblatt wie ein tröſtendes Ritornell ihr zuflüſterte, daß dieſer Fremde der Einzige ſei, der ihren Kummer, ihren Gram zu heilen vermöge. Das aber, was ſie am meiſten beunruhigte, war der Gedanke, daß ſie wie eine verdächtige Abenteuerin, ohne Begleitung ihres Gemahls, ihrer Mutter, ihrer Schweſter oder einer ihrer Dienerinnen, ankam. Aber wen von Allen hätte ſie in das Geheimniß dieſes wichtigen Schrittes, von dem ihr ganzes Lebensglück abhing, einweihen können, ohne ſich Erwas von ihrem weiblichen Stolze zu vergeben? Sie wollte allein, ganz allein ſein, um dem Arzte ein Geſtändniß zu machen, das ihr das Herz abdrückte.

Vor dem Hauſe des Doctors angekommen, gab ſie dem Fiaker einen Laubthaler und vergaß in der Angſt ihres Herzens ihm zu ſagen, daß er ſo lange warten ſolle, bis ſie zurückkäme. Mit ſtockendem Athem und klopfendem Blute lief ſie die glänzend erleuchtete Marmortreppe hinauf und befand ſich an einer Thür, auf deren Porzellanſchild mit großen Buchſtaben der Name des Doctors Dardanus Sphynx zu leſen war. Zitternd zog ſie an der Klingel. In demſelben Augenblick öffnete ein himmelblauer Livréediener mit ſilbernen Treſſen und in weißſeidenen Strümpfen den Eingang und fragte ohne Umſchweife um ihren Namen.

— Sagen Sie Ihrem Herrn, daß eine fremde Dame ihn zu ſprechen wünſche . . .

— Eine fremde Dame? wiederholte der Diener mit etwas ungläubigem Lächeln.

— Aus Toulouſe, fügte Hortenſe unter ihrem Schleier erröthend hinzu, denn das, was ſie eben geſagt hatte, war die erſte Lüge, die über ihre Lippen ging.

— Warten Sie, ſagte der Flegel und verfügte ſich in das Empfangszimmer ſeines Herrn, um die Fremde anzumelden.

Frau von Lauraguais harrte im Vorzimmer in einer Art von Aufregung, die ſich wohl empfinden, aber nicht beſchreiben läßt. Bald darauf kehrte der Diener zurück und ſagte mit trockener Domeſtiken-Höflichkeit:

— Entrez, Madame!

Doctor Sphynx, mit einem braunſammetnen Käppchen auf dem Kopfe und einem vielfarbigen Lächeln auf den Lippen, kam der ſchwarzverſchleierten Dame mit der lakoniſchen Frage entgegen:

— Womit kann ich dienen?

— Eine Unglückliche iſt von Toulouſe nach Paris gereiſt, um Ihre ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen, ſagte Hortenſe mit bebender Stimme und niedergeſchlagenen Augen.

— Ihr Name?

— Marquiſe von Kergalec, ſtotterte die Gräfin.

— Was fehlt Ihnen?

— Seit acht Jahren mit einem der reichſten, angeſehenſten und liebenswürdigſten Cavaliere Frankreichs vermählt, fehlt mir zum irdiſchen Paradieſe nichts . . .

— Als Nachkommenſchaft, fiel ihr unſer Arzt ziemlich plump in die Rede.

— Errathen, mein Herr, ſeufzte Hortenſe, der durch die Erſparung dieſes Geſtändniſſes ein ſchwerer Stein vom Herzen fiel.

— Erlauben Sie mir einige Fragen. Haben Sie Schweſtern, welche verheirathet ſind?

— Zwei, mein Herr.

— Und iſt deren Ehe, wie die Ihrige, unfruchtbar!

— Nein, mein Herr. Jede meiner Schweſtern hat das neidenswerthe Glück, Mutter zu ſein.

— Und Ihr Herr Gemahl? Wie alt iſt er?

— Siebenunddreißig Jahre.

— Stark und geſund?

— Gottlob! rief die Gräfin mit freudeſtrahlender Miene.

— Wiſſen Sie vielleicht, daß Ihr Herr Gemahl außer der Ehe Kinder gezeugt hat?

— Nein, mein Herr, ſtammelte Hortenſe, tief verletzt durch die Unzartheit dieſer Frage.

— Und woher der Glaube, daß Sie, Madame, der ſchuldige Theil ſind?

— Wir Frauen glauben ſehr leicht das, was wir fürchten . . .

— Faſſen Sie Muth, Madame . . . In ganz ähnlicher Lage befand ſich die Gemahlin des Vicomte von L . . . . .

Und was that die Unglückliche?

— Sie ſchenkte mir ihr ganzes Vertrauen und wurde geheilt, ſagte er und holte aus ſeinem Pulte ein Ebenholzkäſtchen mit zwölf Phiolen ſeines berühmten Geheimmittels hervor. Hier, Madame, iſt jene Tinctur, mit deren Hilfe Ihr Uebel gehoben werden ſoll. Im Käſtchen finden Sie die genau vorgezeichnete Gebrauchsweiſe . . . zwanzig Tropfen allabendlich vor dem Schlafengehen werden ihre Wirkung nicht verfehlen; im nächſten Frühjahre werden Sie zur Vollendung Ihrer Kur ein Pyrenänbad, Barèges oder Saint-Sauveur, beſuchen und vollſtändig geheilt zurückkehren, ſchloß der Arzt und legte das Käſtchen in die zitternde Hand der Gräfin.

— Empfangen Sie für den Troſt, den Sie mir gewähren, vorläufig meinen tiefgefühlten Dank und einen kleinen Theil der Schuld, die ich von dieſem Augenblick an übernehme, erwiderte Hortenſe und reichte dem Arzte ein kleines rothſeidenes Portefeuille, worin ſich fünftauſend Livres in Banknoten befanden.

— Wenn Sie, fern von Paris, meines Rathes bedürfen, ſo ſchreiben Sie mir . . . ich werde Ihre Heilung als eine meiner heiligſten Pflichten betrachten und Alles aufbieten, die einzige Wolke, die Ihres Glückes Sonnenglanz verdüſtert, mit Gottes Hilfe zu verſcheuchen.

— Dank; tauſend Dank, hauchte die Gräfin und entfernte ſich.

Doctor Dardanus begleitete ſeine Patientin bis zur Thür. Frohen Muthes ſchwebte ſie die Stufen hinab. Unſer Wundermann kehrte in ſeine Wohnung zurück, zählte das Geld und betrachtete das Brieftäſchchen, auf dem ein goldenes H. mit einer Grafenkrone eingeſtickt war.

— Die ſchöne Unbekannte will mich glauben machen, ſie ſei aus der Provinz, und doch verräth ihre ganze Haltung und ihr ganzes Benehmen die vornehme Pariſerin. In jedem ihrer Worte liegt der Parfum unſerer hohen Ariſtokratie, und ſelbſt der feine Duft, den dieſes Portefeuille ausathmet, iſt eine Bürgſchaft ihres Pariſer Geſchmacks. Doch was ſeh' ich? Auf einem dieſer ſpiegelglatten Blätter ſtehen Verſe. Voyons, rief der Arzt und las:

In dem Herzen ein Bild,
Das ſo lieb und ſo ſchön,
Das ſo ſüß und ſo mild,
Wie noch keins ich geſeh'n.

In dem Aug' eine Thrän',
Die, von Sehnſucht geweint,
Wie vom Himmel geſandt
Mir als Tröſt'rin erſcheint.

In dem Buſen ein Lied,
Das gefühlt meine Noth,
Das noch nie mich verrieth,
Das mir treu bis zum Tod.

Habe nichts auf der Erd',
Bin dem Bettler faſt gleich,
Doch die Thrän' halt' ich werth,
Und das Lied macht mich reich.

Doch noch reicher das Bild,
Das, geliebt und geehrt,
Mich mit Thränen erfüllt,
Und das Lied mich gelehrt.

— Beim Oedip, ſolche Verſe macht nur eine Pariſerin, rief Doctor Dardanus und ſog noch ein

Mal den poetiſchen Duft und die duftige Poeſie dieſes Liedes ein.

## 2.

Am Hausthore ſuchte Hortenſe ihren Fiaker. Sie erſchrak, als ſie ſich beſann, ihm nicht geſagt zu haben, daß er ſie erwarten ſollte. — Was thun? fragte ſich Frau von Lauraguais. — Ein anderes Fuhrwerk erwarten oder zu Fuße nach der weit entfernten Wohnung heimkehren? — Letzteres ſchien ihr zu ſo ſpäter Stunde und ohne männliche Begleitung ſehr gewagt. Mit unbeſchreiblicher Beklommenheit ließ ſie nach allen Seiten des Platzes ihrer Blicke hin- und herſchweifen, in der Hoffnung, daß der Zufall ſie begünſtigen und einen andern Fiaker herbeiführen werde. Aber wohl Jeder von uns wird ſchon ein Mal im Leben die Erfahrung gemacht haben, daß dieſe öffentlichen Fuhrwerke in Augenblicken, wo man ihrer nicht bedarf, ſich uns zu Dutzenden aufdrängen, während ſie, umgekehrt, in Situationen, wo man ſie in ängſtlicher Spannung erwartet, alle ſammt und ſonders aus der Welt verſchwunden ſcheinen. Die Gräfin, harrend mit wachſender Angſt, verzweifelte, als ein Blick auf ihre Uhr ſie belehrte, daß zehn Uhr längſt vorüber ſei. Als nach Verlauf einer Viertelſtunde ſich noch kein Fiaker ſehen ließ, faßte ſie ein Herz und beſchloß, vom Gefühle der Nothwendigkeit gedrängt, nicht länger zu warten und den Rückweg nach der Rue Tournon zu Fuß anzutreten. Wer malt die drückende Furcht, mit der ſie ſich auf die Straße ins Gewühl der Menſchen hinauswagte? Sie hüllte ſich dichter in die weiten Falten ihres Schleiers, wagte nicht aufzuſchauen und lief ſo ängſtlich ſchnell, als ob ein neckendes Geſpenſt ſie verfolge.

Als ſie, kochend vor Angſt, den Louvre-Kai erreichte, vernahm ſie hinter ſich ein Pſt! Pſt! das ſie mit paniſchem Schreck erfüllte. Sie verdoppelte ihre Schritte und gelangte, zitternd an allen Gliedern, an den Pont-neuf. Ein großer, dicker Mann, der nicht nachließ, ihr zu folgen, vergrößerte die Schnelligkeit ſeines Laufes, um ſie einzuholen. Als er ſie endlich erreicht hatte, erfaßte er ihren Arm und ſagte zu ihr mit frecher Vertraulichkeit:

— Kleine Klapperſchlange, Du läufſt ſo ſchnell, daß man Mühe hat, Dich einzuholen . . .

— Mein Herr, was wollen Sie? fragte Hortenſe mehr todt als lebendig.

— Dich begleiten, ſchmucke Nachteule . . .

— Ich bedarf keiner Begleitung . . .

— Nur nicht prüde, ſchlaue Meerkatze . . . wohnſt du weit von hier? fragte er, ſich ihres Armes bemächtigend.

— Laſſen Sie mich los . . .

— Wie man ſich verſtellen kann! Ein weibliches Weſen, das ſich Nachts, ohne Begleitung, durch die Straßen von Paris wagt, iſt eine gute Priſe. Und wenn ich Dir ſage, daß Du, holdes Seidenäffchen, mir gefällſt . . .

— Ich bitte und beſchwöre Sie, mein Herr, mich loszulaſſen . . .

— Dein Eigenſinn, kleines Armadill, entzückt mich, lachte der Dicke und legte ſeinen Arm um ihre Hüfte.

— Hilfe! Hilfe! ſchrie Hortenſe.

In demſelben Augenblick ſprang ein junger Mann von der entgegengeſetzten Seite der Brücke herbei.

— Was giebt's hier? fragte er.

Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſagte die Gräfin mit flehender Stimmer, ſo nehmen Sie ſich einer armen Dame an, die, von der Frechheit dieſes Mannes verfolgt, ſich einer Behandlung preisgegeben ſieht, die empörend iſt.

— Goddam! rief Viscount Clanricard, was berechtigt Sie, dieſe Dame zu mißhandeln?

— Goddam! erwiderte Jan van der Slippen, was berechtigt Sie, mich über Dinge, die Sie nichts angehen, zur Rechenſchaft zu ziehen?

— Laſſen Sie den Arm dieſer Dame los oder machen Sie ſich gefaßt, die Kraft meiner Fäuſte kennen zu lernen.

— Glauben Sie, junger Menſch, daß ein Simſon, der wilde Thiere bändigt und ſelbſt vor Bären und Tigern, vor Leoparden und Hyänen nicht zurückbebt, ſich von einem dürren Pelikan einſchüchtern läßt?

— Pelikan? wiederholte Mylord. Man wagt es, mich einen Pelikan zu nennen?

— Ein junger Gelbſchnabel, der ſich in fremde Liebesabenteuer miſcht, iſt ein Kameel, ein Rhinoceros, ein Dromedar, ein Baribal.

— Goddam, nun reißt mir die Geduld! rief Clanricard und verſetzte dem dicken Thierbändiger einen ſo heftigen Fauſtſchlag auf den empfindlichſten Theil dieſes Goliaths, auf den Magen, daß van der Slippen ohnmächtig zu Boden ſank und wie ein Todter alle Viere von ſich ſtreckte.

— Himmel, rief Hortenſe und eilte fort.

Der Engländer folgte ihr.

— Erlauben Sie, Madame, daß Viscount Clanricard Ihnen ſeinen Arm anbieten darf?

— Sie gewähren mir einen Schutz, für den ich Ihnen ewig dankbar bleibe . . .

— Dieſe Stimme, Madame, hab' ich ſchon irgendwo gehört . . .

— Wir haben uns eines Abends auf dem Ball des engliſchen Botſchafters geſehen. Viscount Clanricard war ſo gütig geweſen, eine weiße Roſe, die am Schluß eines Contretanzes meiner Hand entglitten war, aufzuheben . . .

— Gräfin Lauraguais? fragte Clanricard freudig überraſcht.

— Errathen, Mylord!

— O Madame, wie preiſe ich den Zufall, der mich heute zu Ihrem Beſchützer gemacht hat. Seit jenem Balle, auf dem der Heiligenſchein Ihrer Schönheit den profanen Glanz aller Reize Ihrer Nebenbuhlerinnen überſtrahlte, iſt Ihr Bild die ſchönſte Erinnerung meines ganzen Lebens. Noch jetzt, nach fünf Monaten, ſeh' ich Sie vor mir in dem himmelblauen Atlaskleide, mit dem weißen Sammetbaret, auf dem ein in tauſend Farben ſchillernder Paradiesvogel zitterte, welcher ſtolz zu ſein ſchien auf das Glück, eine kleine Zierde der ſchönſten aller Frauen zu ſein.

— Mylord, ſtammelte Hortenſe.

— O zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen den Eindruck ſchildere, den die Majeſtät Ihrer Erſcheinung mit unverlöſchlichen Zügen in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Ich wähnte Spencers „Feenkönigin" zu ſehen, wie ſie einem duftgefüllten Roſenkelche entſteigt, um, getragen von den geflügelten Rhythmen der Muſik, ſich, ſchneller als ein Gedanke, hinaufzuſchwingen in den blauen Aether zu ihrem lichtgekrönten Sternenthrone. Als meine Fee urplötzlich verſchwunden war, rieb ich mir die Augen, denn ich glaubte das, was ich geſehen hatte, nur geträumt zu haben. Aber die Roſe, die meiner „fairy queen“ entſchlüpft war und die ich aufgehoben hatte, belehrte mich, daß jene feenhafte Erſcheinung kein Traumbild meiner Phantaſie geweſen ſei. Ich ſuchte meine Fee überall, aber nirgends fand ich ſie. — Vor drei Monaten ſah ich Sie, ach, nach ſo langer Zeit, zum zweiten Male . . .

— Im Palais-royal, auf einem der Feſte des Herzogs von Orleans . . .

— Im buntfarbigen Kranze der ſchönſten Frauen von Paris verdunkelte meine Feenkönigin durch den reizenden Zauber ihrer Einfachheit den überladenen Glanz aller anderen Toiletten. Das weiße Kleid mit dem blauen Schleier überſtrahlte den Sammet und die Seide, den Purpur und Hermelin der Uebrigen. An jenem Abende hörte ich — als Sie ſich mit dem Herzog von Richelieu unterhielten — den ſüßen Ton Ihrer Stimme, an jenem Abende erfuhr ich Ihren Namen . . . heute ſehe ich meine holde Fee zum dritten Male . . .

— Nachts, allein, auf offener Straße . . . Ein dunkles Geheimniß, das ich Keinem offenbaren darf, trieb mich zu einem Schritte, von dem das ganze Glück meiner Zukunft abhängt. In dieſem Käſtchen ruht der Schlüſſel zur Erfüllung des ſehnlichſten meiner Wünſche. O Mylord, könnten Sie einen Blick in meine Seele werfen und ſich überzeugen, welchen Kampf ich gekämpft, welchen Schritt ich gewagt, Sie würden mir eine Thräne des Mitleids nicht verſagen . . .

— Sind Sie unglücklich?

— Mein Geheimniß, Mylord, iſt ſo zarter Art, daß ich keine Ihrer Fragen beantworten darf . . .

— O wäre ich im Stande, Ihnen zu helfen . . .

— Mir kann nur Gott und dieſes Käſtchen helfen. — Wir ſind am Ziele, Mylord . . . in dieſem Hauſe wohnt Graf Lauraguais, dem es erwünſcht ſein wird, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Seine Gattin dankt Ihnen für den Schutz, den Sie ihr gewährt haben, und wagt, im Vertrauen auf Ihre

Discretion, die dringende Bitte, daß ihr heutiges Zuſammentreffen mit Ihnen ein ewiges Geheimniß bleibe. Auf Wiederſehen, Mylord, hauchte Hortenſe und verſchwand. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Clanricard ſtand feſtgewurzelt an der Schwelle jenes Hauſes, in dem ſeine „Feenkönigin“ reſidirte. Tauſend Gedanken durchſchwirrten ſein Gehirn. Das Geheimniß der Gräfin beſchäftigte ihn mit räthſelhafter Gewalt. Zum erſten Male empfand er die Regung wahrer Liebe. Dieſe Liebe, welche Geſprächige einſylbig macht, hatte den Einſylbigen urplötzlich beredſam gemacht. Er beſchloß, ſich dem Grafen vorſtellen zu laſſen, um Zutritt zu der Gräfin zu erlangen. Ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ihn an, jenes Geheimniß zu erforſchen, von dem, wie ſie ihm geſagt, das ganze Glück ihrer Zukunft abhängig war.

Tief bewegt kehrte er nach ſeiner Wohnung heim.

## 3.

Am folgenden Donnerstage gegen zehn Uhr Vormittags hielt eine prächtige Equipage mit zwei blendendweißen Schimmeln und einem Roſſebändiger, deſſen grandioſe Perücke die Aufmerkſamkeit aller vorübergehenden Pflaſtertreter auf ſich zog, vor der Behauſung der Mademoiſelle Arnould. Der Portier des Hotels, in dem unſer Leſer ſpäter einen alten Bekannten wiedererkennen wird, beeilte ſich, — was ſonſt ganz gegen ſeine Gewohnheit war — den wappengeſchmückten Kutſchenſchlag zu öffnen. Die zwei Herren, welche ausſtiegen, waren der römiſche Bankier und der Genfer Philoſoph.

— Zu Hauſe? fragte Signor Giuſeppe Zavarroni mit dem ihm eigenthümlichen überfreundlichen Schmunzeln.

Oui, Monsieur, lautete die Antwort des Portiers, deſſen Patzigkeit — beiläufig erwähnt — im ganzen Stadtviertel bekannt war.

Drei Minuten ſpäter traten beide Herren in ein mit ausgeſuchter Eleganz ausgeſtattetes Empfangszimmer, das unſere Künſtlerin in ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit ihren „Thronſaal" zu nennen geruhte.

— Erlauben Sie, meine Liebe, Ihnen einen meiner intimſten Freunde, den berühmteſten Mann Frankreichs, den größten Gelehrten Europa's und ... nun, rathen Sie mal, ... wen vorzuſtellen ...

— Sagen Sie ganz einfach, Herrn Rouſſeau, und ich weiß Alles in Allem, erwiderte Sophie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

— Wie, Mademoiſelle, ich habe das Glück, perſönlich von Ihnen gekannt zu ſein? fragte Jean Jacques.

— Schon als Mädchen von zwölf Jahren, im Hauſe meiner Eltern, kannte ich keinen ſchönern Wunſch, als den Mann zu ſehen, von dem damals ſchon halb Frankreich mit gerechter Begeiſterung ſprach. Ihr „devin de village", Herr Rouſſeau, bildet einen Abſchnitt in meinem Leben, eine Epoche, die mich an den kurzen, aber ſchönen Morgentraum meiner Jugend erinnert . . .

— Sie ſeufzen; warum ſeufzen Sie? fragte der Bankier.

— Weil ich jener goldenen Zeit gedenke, wo ich, faſt noch ein Kind, von meinem Pathen Margaux, zum erſten Mal in meinem jungen Leben, ins Theater geführt wurde, um die Oper des Herrn Rouſſeau zu hören. Der Eindruck, den der ländliche Zauber Ihrer reizendſchönen Muſik auf mein kindliches Gemüth gemacht, war ſo tief und mächtig, daß ich ihn nie vergeſſen werde . . . .

— Rührend, bei Gott, rührend! flüſterte der gemüthliche Ritter der goldenen Miliz leiſe vor ſich hin.

— Den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, trällerte ich die lieben, veilchenblauen, anmuthsvollen Melodien, die mein Ohr gierig eingeſaugt hatte, und fand in dieſen Tönen, damals, wo eine unbeſtimmte Sehnſucht, von der man ſich keine Rechenſchaft zu geben weiß, wohl Jeden von uns peinigt, ſo viel Beruhigendes, daß jede Nummer Ihrer lieben Muſik mir einen unbeſchreiblich ſüßen Troſt gewährte . . .

— Ich könnte weinen, weiß Gott, weinen, ſagte der römiſche Bankier und wiſchte ſich eine ungeſchminkte Thräne aus dem rechten Augenwinkel.

— Zehn Jahre ſpäter, als ich eine Waiſe, aber ſchon ſelbſtſtändig war, lernte ich Sie von einer neuen Seite lieben und verehren . . . ich las, ich verſchlang Ihre „Heloiſe“ und ruhte nun nicht eher, bis ich den Mann, von dem ſich meine Phantaſie eine bunte Reihe idealer Bilder entworfen, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte.

— Und wo und wann, meine Liebe, ſahen Sie meinen Freund zum erſten Male?

— Vor drei Jahren, als Herr Rouſſeau von London nach Frankreich zurückgekehrt war, gaſtirte ich auf dem Theater zu Amiens. In jener Stadt, wo der Magiſtrat als Zeichen ſeiner Huldigung Ihnen einen Ehrenbecher überreichte, erbat ich mir von Herrn Greſſet, dem Sänger des „Vert-Vert“ — auch er befand ſich damals in der Picardie — ein Schreiben, in dem er mich als „ein junges, vielverſprechendes Talent“ Ihrem einflußreichen Schutze empfahl. Um nicht eines Theils den eiferſüchtigen Argwohn Ihrer Lebensgefährtin wachzurufen, andern Theils, um Ihnen gegenüber freier und ungebundener erſcheinen zu können, warf ich mich in Männerkleidung . . .

— Gott, wie ſchlau! apoſtrophirte Zavarroni.

— Und überreichte Greſſets Brief, in dem weder Stand noch Name genannt war, in der Eigenſchaft eines jungen Dichters, den keine andere Abſicht als der längſt erſehnte Wunſch, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, in Ihre Nähe trieb. Sie empfingen den jungen Poeten mit liebenswürdiger Leutſeligkeit, zeigten ihm Ihr beſcheidenes Gärtchen, unterhielten ſich mit ihm eine ſchöne, lange, ewig unvergeßliche Stunde von Muſik und Literatur, erſchloſſen ſeinem andächtigen Ohre eine neue Welt poetiſcher Anſchauungen, ermahnten ihn mit väterlicher Milde, auf der von Ihnen vorgezeichneten Bahn rüſtig fortzuſchreiten, und pflückten, als Sie ihn mit den beſten Wünſchen für ſeine Zukunft entließen, eine Ihrer Lieblingspflanzen, eine Immortelle, die Sie ihm mit den Worten reichten: „Wohin auch Ihr Weg Sie führen mag, vergeſſen Sie den alten Rouſſeau nicht ...“

— O jetzt weiß ich Alles, Alles; jetzt ſteht jener ſchöne Tag von Amiens ſo lebendig friſch vor meiner Seele, daß ich mich des allerkleinſten Umſtands noch entſinne, ſo ganz genau, als ob zwiſchen dem Damals und Heute nur ein kurzes Geſtern läge. Ich ſehe mein einfach-ſchmuckes Gärtchen, ich ſehe meinen blutjungen, bildſchönen, rührend-beſcheidenen Freund vor mir, neben mir in jener einſam-ſtillen Jasmin-Laube, welche, verklärt von den goldenen Abſchieds-küſſen der langſam untergehenden Sonne, ſich über unſern Häuptern gewölbt; ich ſehe den jungen Dichter und die purpurrothe Andacht, mit der er meiner Rede, meinem Rathe gelauſcht; ich ſehe den Glanz der Thränen, der in ſeinen langen Wimpern geblitzt, als er beim Abſchied tiefbewegt meine beiden Hände ergriff, und ſie mit dem ganzen Feuer ſeines jugendlichen Enthuſiasmus an ſeine zitternden Lippen zog; noch jetzt fühle ich auf dieſen neidenswerthen Händen die brennendheißen Küſſe ſeines Mundes. Hingeriſſen von ſeiner Begeiſterung für mich ſchloß ich ihn in meine Arme . . .

— Fragten ihn jetzt erſt um ſeinen Namen . . .

— Und mit ſchüchterner Miene, mit niedergeſchlagenem Blick ſtammelte er . . .

— Emile Valmor . . .

— Emile Valmor . . . ja, ſo hieß er, rief Jean Jacques und ſchloß jetzt, wie damals an jenem ſchönen Tage zu Amiens, fortgeriſſen vom Zauber der Erinnerung, überwältigt von der Macht dieſer rührendſchönen Erkennungsſcene, die gefeiertſte Künſtlerin Frankreichs in ſeine Arme.

Einen Augenblick herrſchte tiefes, feierliches Schweigen.

— Ich möchte weinen, ſchluchzte Zavarroni, bei Gott, weinen wie ein kleines Kind, wenn ich nicht Furcht hätte, mich durch mein Heulen lächerlich zu machen.

— Wir kennen uns alſo ſchon drei Jahre, begann Rouſſeau, der ſich raſch geſammelt hatte.

— Und damit Sie ſehen, daß Ihnen Sophie Arnould mit eben ſo großer Begeiſterung als Emile Valmor zugethan iſt, ſo werfen Sie einen Blick auf jene Wand. Seit jenem Tage von Amiens prangt dort unter Glas und Rahmen, von Epheuranken eingefaßt, jene Immortelle, die Sie damals für Emile gepflückt.

— O wie glücklich, o wie ſtolz machen Sie mich durch dieſe ſchöne, große, unverdiente Apotheoſe!

Zavarroni, der etwas kurzſichtig war, zog ſeine goldene Lorgnette hervor und betrachtete den eingerahmten Immortellenzweig, unter dem Rouſſeau's

Name, Amiens und das Datum — der 3. Juli 1767 — ſtand.

— Bei Gott, 's iſt wahr, wahrhaftig wahr! Dieſer wunderſchöne Zug rührt mich bis zu Thränen. Nun, Herr von Rouſſeau, hab' ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, daß Fräulein Sophie ein lieber Schatz, ein Engel, ein Ausbund von Liebenswürdigkeit iſt?

— Cavaliere Zavarroni iſt ein grotesker Schmeichler, ſagte Mademoiſelle Arnould, die im Nu ihre alte Heiterkeit wiedergewonnen hatte.

— Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ſchmeichle, rief der Ritter des goldenen Sporns in ſo ärgerlichem Tone, daß Sophie unwillkührlich darüber lachen mußte. Sie lachen? Meine Liebe, warum lachen Sie? Der Blitz ſoll mich vor Ihren Augen erſchlagen, wenn ich Ihnen jemals eine Schmeichelei geſagt. Mögen Sie es glauben oder nicht, Herr von Rouſſeau, aber ich kann Ihnen den heiligſten Eid leiſten, daß Fräulein Sophie ſeit dem

Tage, an dem ich die Ehre gehabt, ihre liebenswürdige Bekanntſchaft zu machen, ein Gegenſtand meiner tiefſten Bewunderung, meiner höchſten Verehrung, meiner innigſten Anbetung iſt. Für mich, Herr von Rouſſeau, giebts in der Weltgeſchichte nur zwei Weſen, welche die Liebe der ganzen Welt verdienen . . .

— Und dieſe beiden Weſen? fragte Rouſſeau.

— Sind die Mutter Gottes und Mademoiſelle Arnould.

— Still, ſtill, lieber Freund, flüſterte die Sängerin. Wenn das unſer Clerus erführe . . .

— Dann würde er Sie der Gottesläſterung anklagen und den Armen der Inquiſition überliefern, ergänzte Jean Jacques.

— Iſt das Ihr Ernſt? fragte der muthige Römer.

— Die franzöſiſche Geiſtlichkeit verſteht keinen Scherz, fügte Sophie mit diplomatiſchem Ernſte hinzu.

— Gut, dann hab ich nichts geſagt.

## 4.

Am nächſtfolgenden Dienſtage ſtickte **Mademoiſelle Arnould** wieder an dem bewußten Teppiche, als **Doctor Dardanus Sphynx** mit freudeſtrahlendem Antlitz in ihrem Boudoir erſchien.

— Gratuliren Sie mir, himmliſches Weſen, rief er mit triumphirender Miene.

— Hat die Akademie Sie in den Schooß ihrer Unſterblichkeit aufgenommen? fragte Sophie, um ſeinen Hochmuth etwas herabzuſtimmen.

— Noch nicht, erwiederte er mit ſchlecht verhehltem Aerger; en attendant hat mir das Schickſal in den letzten vierzehn Tagen drei neue, äußerſt theure Zeichen ſeiner Gunſt geſchenkt: erſtens habe ich drei neue Cactusarten, eine Mamillaria bicolor, eine Opuntia calva und einen Echinocactus cornigerus erhalten; zweitens habe ich ein alt-italieniſches

Räthſelbuch, Malateſti's „Sphinge"*) und drittens — was am Ende die Hauptſache iſt — eine neue ungeheuer vornehme Patientin erwiſcht . . .

— Letztere hat Sie allem Anſcheine nach ſo ſtolz gemacht, daß Sie ihretwegen Ihre alten Kunden vernachläſſigen. Heute vor acht Tagen . . .

— War ich im höchſten Grade unglücklich, Sie nicht beſuchen zu können, weil die Entbindung der Herzogin von Choiſeul mich nach ihrer Herrſchaft Chanteloup rief, wo meine Anweſenheit dergeſtalt nöthig geweſen iſt, daß ich erſt Sonnabend, nachdem Alles glücklich überſtanden war, nach Paris zurückkehren konnte.

— Les affaires avant tout. Sie ſind nun vollkommen entſchuldigt . . . Doch um wieder auf Ihre neue Patientin zurückzukommen . . . iſt's erlaubt, ſich nach ihrem Namen zu erkundigen?

---

*) Die erſte Auflage erſchien zu Florenz 1671. 8.

Doctor Dardanus erzählte ihr nun mit einer Weitſchweifigkeit, die ſich im Ausmalen der geringfügigſten Umſtände gefiel, den nächtlichen Beſuch jener ſchwarzſeidenen Unbekannten, die ſich für eine Marquiſe von Kergalec aus Touloufe ausgegeben und ihm vorläufig ein nicht unbedeutendes Cadeau von fünftauſend Livres gemacht.

— Aber lieber als das Geld, ſetzte Dardanus hinzu, iſt mir dieſes kleine rothſeidene Portefeuille, in dem ſich, außer den Banknoten, dieſes reizende Lied befand, ſagte der Arzt und reichte es ſeiner Freundin.

Mademoiſelle Arnould las das Gedicht und fand es allerliebſt; aber weit mehr noch gefiel ihr die Hülle dieſes Kerns, das kleine Brieftäſchchen, das ihr als wahres nec plus ultra des eleganteſten Geſchmacks erſchien.

— Ein goldgewirktes H. und eine Grafenkrone! rief ſie aus und ſchien über die Deutung dieſes Buchſtabens einen Augenblick ernſthaft nachzudenken.

— Haben Sie vielleicht Vermuthungen? fragte Sphynx mit allen Symptomen leicht verzeihlicher Neugier.

— Viel und mancherlei; doch iſt keine von der Art, daß ſie . . .

— Daß ſie . . . wiederholte unſer Räthſelmann mit geſpannter Erwartung . . .

— Uns zu irgend einer Gewißheit führen könnte . . .

— Schade, Jammerſchade! Hundert Louis — das war ſo ſeine Redensart — Dem, der mir ſagen könnte, wer jene ſchwarzſeidene Huldgeſtalt iſt, die à tout prix Mutter werden will.

— Doctor, ſind Sie geneigt, mir einen Gefallen zu erweiſen?

— Mit tauſend Freuden.

— Gut, dann ſchenken Sie mir dies kleine Portefeuille . . .

— Betrachten Sie's von dieſem Augenblick an als das Ihrige . . . Aber das Gedicht . . .

— Gebe ich Ihnen heute über acht Tage zurück . . .

— Was wollen Sie damit anfangen?

— Es abſchreiben und mir für die reizenden Worte eine paſſende Melodie ſuchen . . .

— O! ſtöhnte unſer Aesculap.

— Dieſer ungeſtüme Seufzer, was hat er zu bedeuten?

— Mir fallen meine Räthſel ein. Ach wenn doch eines darunter ſo glücklich wäre, Ihren Beifall zu gewinnen . . .

— Sie gefallen mir alle . . .

— Und dennoch . . .

— Dennoch? fragte unſere Gräfin ganz erſtaunt.

— Haben Sie noch kein einziges in Muſik geſetzt . . .

— Räthſel, lieber Doctor, laſſen ſich nicht componiren . . .

— Wiſſen Sie, was mein verſtorbener Freund, der ſelige Rameau, gethan?

— Er hatte eine holländiſche Zeitung in Muſik geſetzt . . .

— Noch mehr als das; er hatte zwei meiner ſchwierigſten Charaden componirt.

— Ich bin kein Rameau, doch will auch ich verſuchen, eines Ihrer unſterblichen Räthſel in Muſik zu kleiden.

— O dann erfüllen Sie den ſehnlichſten meiner Wünſche. Vorläufig aber erweiſen Sie mir die Gefälligkeit, mir zu ſagen . . .

— Für wen ich dieſen Teppich ſticke?

— Wie ſchnell Sie rathen!

— Sind Sie verſchwiegen?

— Wie ein Grab!

— Dann dürfen Sie erfahren, daß dieſe Arbeit für Sie beſtimmt iſt.

— Für mich? O Sophie!

— Herein! rief Mademoiſelle Arnould, die in demſelben Augenblick ein Klopfen an der Thür vernahm.

Gleich darauf trat der Thierbändiger ein.

— Iſt heute Mittwoch? fragte die Dame des Hauſes.

— Das eben nicht, erwiderte Jan van der Slippen, welcher Magendrücken zu haben ſchien, denn er rieb ſich beſtändig jene Gegend, in welcher der empfindlichſte Theil ſeines Körpers lag.

— Was alſo führt Sie zu mir?

— Hunger, kannibaliſcher Hunger.

— Mann Gottes, begann Doctor Sphynx, halten Sie Mademoiſelle Arnould für einen Reſtaurant?

— O nein; Sie aber, mein Herr, Sie halte ich für einen Cercopitecus viridis, für einen Longimanus niger, für einen Simia Cephus . . .

— Ihr Kauderwelſch verſteh ich nicht . . .

— Dann will ich's Ihnen überſetzen . . . ich halte Sie für eine grüne Meerkatze, für einen ſchwarzen Langarm, für einen blaumäuligen Affen.

— Und ich, rief Doctor Dardanus, ich halte Sie für eine zweiſilbige Charade: das Erſte ein Rind, das Zweite ein Vieh, das Ganze ſind Sie.

— Ihr Räthſel verſteh ich nicht . . .

— Dann will ich Ihnen die Auflöſung ſagen. Ich halte jeden Mann, der ſich in Gegenwart einer Frau ſo flegelhaft wie Sie benimmt, für ein Rindvieh!

— Das fordert Blut. Seit vierzehn Tagen nehme ich Unterricht im Boxen . . . ſogleich ſollen Sie erfahren, ob ich in dieſer kurzen Zeit wenig oder viel profitirt habe, ſagte der wüthende Thierbändiger und war eben im Begriff, ſeinem verhaßten Nebenbuhler einen vernichtenden Fauſtſchlag à la Clanricard auf den Magen zu verſetzen, als Dardanus den Schlag mit ſeinem Arme auffing, den äußerſt ſtarken, aber wenig gewandten Thierbändiger bei der Bruſt erfaßte und durch eine kleine Rauferliſt im Nu zu Boden warf, doch ſo, daß Slippen, der ſich im

Fallen an ihn feſtgeklammert hatte, ihn mit ſich niederriß. Sphynx lag auf Slippen.

— O Wunder über Wunder! rief die Primadonna, die keinen Augenblick ihre gute Laune verlor, zum erſten Male in meinem ganzen Leben iſt heute der Dienſtag auf einen Mittwoch gefallen.

Dieſer luſtige Einfall brachte eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Beide Gegner fingen darüber zu lachen an und vergaßen ihre Wuth ſo ſchnell, daß ſie ſich, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, vom Schauplatz ihrer Niederlage erhoben und ſich ganz ohne Groll fragten, ob ſie ſich weh gethan.

— Nein, nein, verſicherten Beide.

— Ein kleiner Scherz, meinte der Doctor.

— Ein unſchuldiger Spaß, meinte der Thierbändiger.

— Ein Scherz, ſagte die Künſtlerin, die urplötzlich ernſt geworden war, ein Spaß, der mich veranlaßt, beide Herren zu bitten, mich augenblicklich zu verlaſſen.

— Mademoiſelle! baten Beide zu gleicher Zeit.

— Bei meiner Ungnade! rief ſie aus.

Dann gingen Sie.

— Mann Gottes, ſagte der Doctor zum Thierbändiger, als Beide die Treppe hinabſtiegen, Sie haben ſich ſchauderhaft blamirt.

— Mag ſein, entgegnete der phlegmatiſche Holländer. Zum Glück aber bin ich im Beſitze eines Geheimniſſes, durch deſſen Offenbarung ich Sie noch weit mehr blamiren kann . . .

— Herr, was wollen Sie thun?

— Unſerer Freundin und aller Welt erzählen, wie Sie heißen . . .

Sie wiſſen meinen Namen? fragte Dardanus, der plötzlich blaß wie eine Leiche wurde.

— Sie heißen Jean F . . . .

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! flehte Sphynx, während er dem Thierbändiger den Mund zuhielt.

Der gute Mann verſprach zu ſchweigen.

## 5.

Am andern Morgen, als unſer Thierbändiger mit reuiger Miene und unbeſchreiblichem Hunger im Vorzimmer ſeiner Freundin erſchien, um durch ein werthvolles Geſchenk den geſtrigen Auftritt vergeſſen zu machen, trat der Diener ihm mit der niederſchmetternden Nachricht entgegen:

— Mademoiſelle iſt heute nicht zu ſprechen.

Zerknirſcht trat Slippen den Rückzug an.

## 6.

Am Donnerſtage, als die Pariſer Danaë wieder an dem mehrerwähnten Teppich ſtickte, empfing ſie den Ritter Zavarroni.

— Fortuna, erklärte er ſeiner Freundin, iſt rein vernarrt in mich. Sie verfolgt mich auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg, und überſchüttet mich tagtäglich mit neuen Zeichen ihrer Gunſt. In der letzten Woche habe ich drei neue Diplome von der Academia degli Addormentati zu Genua, degli Occulti zu Brescia und degli Ostinati zu Viterbo erhalten. Eine Geſellſchaft nach der andern beeilt ſich, mich in den Schooß ihrer Mitglieder aufzunehmen. Das aber iſt noch nicht Alles. Vorgeſtern, meine Liebe, hat mir der heilige Vater, mit dem ich auf ſehr gutem Fuße ſtehe, — wenn wir unter uns ſind, ſagen wir Du zu einander — vorgeſtern hat mir mein Freund Ganganelli, Clemens XIV., für Bajonner Schinken, Trüffeln von Perigord und eine neue Sendung Champagner — Oeil de Perdrix, première qualité — einen neuen Beweis ſeiner Dankbarkeit gegeben: er hat mich — ohne daß ich ihn darum gebeten habe — zum Ritter des Chriſtusordens ernannt. Sehen Sie, meine Liebe, ſagte der eitle Narr und wies dabei auf ſein ordengeſchmücktes Knopfloch: hier bammelt unſer Heiland am Kreuze!

— Cavaliere Zavarroni wird bald mehr Orden als Knopflöcher haben . . .

— Sagen Sie, was Sie wollen, der Mann, der dieſe Spielerei erfunden hat, iſt — bei Gott! — kein Dummkopf geweſen. Die Orden kommen mir wie Trinkgelder vor, die den Großen der Erde nichts koſten und oft noch viel einbringen. Dieſe Dinger ſind eine koſtbare Erfindung . . . ein reicher Mann ohne Orden iſt eine ſchöne Frau ohne Juwelen. Apropos, ſetzte er raſch hinzu und zog aus dem Orkus ſeiner Bruſttaſche ein Etui hervor, das er langſam öffnete, um Sophiens Neugier aufzuſtacheln, geſtern Morgen hab' ich dies Ding da gekauft. Gefällt's Ihnen? fragte er mit dem bewußten Schmunzeln und zeigte ihr einen reizendſchönen Schmuck von echten Perlen.

— Herrlich, herrlich! rief Sophie.

— Dann behalten Sie es, ſagte er und überreichte ihr das neue Geſchenk. Bin ich ſchmutzig? fragte er dann.

— O nein!

— Nun, meine Liebe, zu etwas Wichtigerem. Sie kennen Herrn Grimm . . .

— Er beſucht mich jeden Sonnabend . . .

— Grimm iſt, wie Sie wiſſen, Privatſecretär des Herzogs von Orleans *) und als ſolcher nicht ohne Einfluß . . .

— Man nennt ihn des Herzogs rechte Hand . . .

— Schön! Der Herzog, dem ſeine Geliebte, Frau von Monteſſon **) ein Heidengeld koſtet, be-

---

*) Louis Philipp, Herzog von Orleans, Vater des nachmals ſo berüchtigten Philipp Egalité, war ein ſehr freigebiger Beſchützer der damaligen Schöngeiſter. Saurin, Collé und Carmontelle waren ſeine Vorleſer. Der junge Le Fèvre, der dem Herzog das Trauerſpiel „Zuma“ gewidmet hatte, erhielt eine Penſion von 1200 Livres. Des Herzogs Landſitz zu Bagnolet war ein reizender Feenſitz, das Eldorado aller luſtigen Köpfe jener Zeit.

**) Charlotte Jeanne Beraud, Marquiſe von Monteſſon, hatte ihren Gemahl 1769 in der Schlacht von Minden verloren. Als Wittwe von zweiunddreißig Jahren ließ ſie ſich die Huldigung des Herzogs gefallen, der ſchon ſeit Jahren für ſie geſchwärmt hatte. Frau von Monteſſon, eine der reizendſten Frauen ihrer Zeit, beſaß alle Eigenſchaften, einen Mann zu feſſeln. In allen Künſten unterrichtet, war ſie eben ſo ausgeſindet ſich, wie ich durch einen ihrer intimſten Freunde erfahren habe, in ſo großer Verlegenheit, daß er ſich gezwungen ſieht, in Kurzem, um die Schulden ſeiner Maitreſſe zu bezahlen, eine neue Anleihe zu machen. Aber der Credit des Hauſes Orleans iſt durch die Verſchwendungen, worin ſich Vater und Sohn gegenſeitig überbieten, dergeſtalt geſunken, daß kein vernünftiger Menſch ihm etwas borgen will. Ich, meine Liebe, will ihm helfen, wenn . . .

---

zeichnet als Blumenmalerin, Harfenſpielerin, Sängerin und Schauſpielerin. In Bagnolet pflegte ſie ſehr häufig Theater-Vorſtellungen zu geben, zu denen ſie ſelbſt die Stücke ſchrieb. — Die franzöſiſche Bühne verdankt ihr einen Cyclus von zwölf Luſtſpielen, worunter „Marianne“, die „Marquise de Sainville“, Robert Sciards“, „l'heureux échange“, „l'amant romanesque“, „l'avanturier comme il y en a peu“, „l'homme impassible“, „l'héritier généreux“, „la fausse vertu“, „le sourd volontaire“, „l'amant mari“, la Comtesse de Chazelle“, und zwei Trauerſpiele „la Comtesse de Bar“ und „Agnès de Meanie“, welche, geſammelt, unter dem Titel: „Oeuvres anonymes“ Par. 1782 — 85. 8 Bde. 8. erſchienen. Dieſe Sammlung gehört aber zu den größten Seltenheiten, weil die Marquiſe nur zwölf Exemplare für den kleinen Kreis ihrer vertrauteſten Freunde abziehen ließ. Ein vollſtändges Exemplar ihrer Werke wird jetzt mit 7 — 800 Francs bezahlt.

— Ich bitte fortzufahren . . .

Wenn der Herzog ſeinen Einfluß beim König geltend macht und . . .

— Weiter, weiter . . .

— Seine Majeſtät veranlaßt, den Cavaliere Zavarroni, Ritter des goldenen Sporns und des Chriſtusordens, in den Adelſtand zu erheben . . .

— Und ſonſt nichts?

— Sonſt nichts? Vergeſſen Sie, meine Liebe, was ich Ihnen verſprochen habe?

— Ein Haus . . .

— Für hunderttauſend Livres! Das iſt kein Pappenſtiel, meine Liebe.

— Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden . . .

— Ich lege das Gelingen dieſes Geſchäfts einzig und allein in Ihre Hand und will ein elender Hundsfott ſein, wenn Sie nicht an denſelben Tage, an dem meine Ernennung zum Baron in der „Gazette de France“ erſcheint, baare hunderttauſend Livres von mir erhalten. Machen Sie damit, was Sie wollen. Aber ſehen Sie, was ich für ein Menſch bin. Im Eifer des Geſprächs hab' ich ganz und gar vergeſſen, Sie zu fragen, für wen Sie dieſen prachtvollen Teppich ſticken?

— Für Sie, mein Freund, für Sie.

— Für mich? fragte der getaufte Jude, bei dem die Freude aus allen Knopflöchern ſah. Sie ſind ein Engel . . . ein Seraph . . . ein Cherub . . . ich könnte Sie beißen vor Liebe. Sie wiſſen, wie ſtolz ich auf meine Geigen bin . . . ſie koſten mich ein ſchweres Geld . . . aber ſterben will ich hier vor Ihren Augen, wenn Sie mir nicht lieber wie meine Geigen ſind. Den Teppich alſo ſticken Sie wirklich für mich?

— Für wen wohl ſonſt? fragte Sophie mit bewundernswürdiger Treuherzigkeit.

— Ich glaube es, und warum ſoll ich's nicht glauben? Glaub' ich doch Alles, was Sie ſagen. Aber wiſſen Sie, was ich mit dem Teppich anfange?

— Sie verſchenken ihn wieder . . .

— Und wiſſen Sie an wen? Ich ſchenke ihn dem heiligen Vater, nicht darum, meine Liebe, weil er Papſt iſt, nein, nur darum, weil er ein ſeelensguter Kerl iſt. Clemens XIV. hat mich eingeladen, ihn 'mal zu beſuchen. Lieber Freund — ſchreibt er — wenn Du im nächſten Carneval nach Rom kommſt, ſo mußt Du entweder bei mir im Vatican, oder auf dem Capital — Capitol wollt' ich ſagen — logiren. Nun, was ſagen Sie dazu?

— Ich ſtaune! ſagte ſie ganz ernſt.

— Ich auch! Es giebt aber auch keinen dankbareren Menſchen als Giuſeppe Zavarroni . . . ich laſſe mein Leben für dieſen Ganganelli. Morgen früh ſchick' ich ihm Hamburger Rauchfleiſch und Teltower-Rüben, die ich per Courier erhalten habe. Der heilige Vater ißt das für ſein Leben gern. Das Wichtigſte aber hätte ich beinah' vergeſſen. Heute früh war Jean Jacques bei mir. Er beauftragte mich, Ihnen zu ſagen, daß Hoffnung vorhanden ſei, dem bewußten Candidaten ſchon jetzt einen Platz in der Akademie zu verſchaffen. „Melden Sie dem Fräulein — ſagte Rouſſeau — daß ſeit einigen Tagen durch das Ableben des Abbé Trublet *) in Saint Malo einer der vierzig Unſterblichkeitsſtühle leer geworden iſt, und daß d'Alembert, Diderot, Helvétius, Mably und meine Wenigkeit alle Minen ſpringen laſſen, den Bewußten in den Schooß der Akademie hineinzuſchmuggeln.“ Auf meine beſcheidene Frage, wer dieſer Bewußte, für den Sie ſo eifrig Stimmen ſammeln, wohl ſein mag, erwiderte er, daß der Name ihres Candidaten für mich vorläufig ein Geheimniß bleiben müſſe. Auf meine Frage: warum?

---

*) Abbé Trublet, ein höchſt proſaiſcher Geſell, bekannt durch ſeine Essais de littérature et de moral“ (Par. 1736. 2 Bde. 12.) war ein ſo abgeſagter Feind der Poeſie, daß er ſogar Voltaire's „Henriade“ langweilig fand. Voltaire züchtigte ihn dafür mit der Peitſche ſeines ſchlagenden Witzes im „Pauvre diable“, worin Abbé Trublet mit grauſamer Wahrheit als ein Mann geſchildert iſt: „qui compilait, compilait, compilait.“ Aber trotz dieſer blutigen Satire wurde Trublet (1761) zum Mitglied der Akademie erwählt. Er ſtarb 1770 in ſeiner Vaterſtadt Saint-Malo.

zuckte er die Achſeln und ſchwieg. Ich bin durchaus nicht neugierig, meine Liebe, aber wiſſen möchte ich für mein Leben gern, wer der Bewußte ſein mag?

— Ich kann's nicht ſagen . . .

— Ich verſtehe, ſagte der Geldmenſch, der die fixe Idee gefaßt hatte, daß der Bewußte kein Anderer als er ſelber ſei. Nun aber müſſen Sie mir einen Gefallen erweiſen und mir ein Lied, ein recht luſtiges Lied ſingen . . .

— Recht gern, ſagte Sophie, flog an's Klavier und ſang mit dem ganzen Liebreiz ihrer Stimme:

Ich hatte einſt ein Papchen,
Das lauſchte, wenn ich ſprach,
Das Papchen war gelehrig
Und ſprach mir Alles nach.

Es hörte Liebchens Namen,
Der Namen, der ſo nett,
Drauf ſchrie es unaufhörlich
Babett', Babett', Babett'!

Einſt blieb das Fenſter offen —
Ich war grad' nicht zu Haus,
Da flog das böſe Papchen
Schnell in den Wald hinaus.

Was thut das böſe Papchen?
O ſagt mir, war das nett?
Es ſchwatzt, was es erlauſchte,
Und ruft: Babett', Babett'!

Das hört der dumme Kukuk,
Der Kukuk iſt nicht faul,
Er ſagt's dem loſen Zeiſig,
Auch der hält nicht ſein Maul.

Der Zeiſig ſagt's dem Kehlchen,
Das Kehlchen ſagt's dem Staar,
Der Staar ſagt es — o Jammer! —
Der Nachtigall ſogar.

Die ſagt's der luſt'gen Wachtel,
Und die der Lerche bald,
Drum weiß des Liebchens Namen
Jetzt ſchon der ganze Wald.

Zavarroni löſte ſich in Beifall auf.

## 7.

Am folgenden Mogen, als Mademoiſelle Arnould eben im Begriff ſtand, in die Probe zu fahren, ſtürzte Viscount Clanricard wie ein gereizter Stier mit einem dreifach geſtrichenen Goddam ins Zimmer ſeiner nicht wenig erſchreckten Freundin.

— Was giebts? fragte Sophie, die kurz vorher unten einen gewaltigen Lärm gehört hatte . . .

— Ich berſte . . .

— Warum berſten Sie?

— Aus Wuth . . .

— Wer hat Sie gereizt?

— Zwei Lümmel, welche die Ehre haben, Ihrer Dienerſchaft anzugehören, Ihr Portier und Ihr Kutſcher . . .

— Himmel, was iſt geſchehen?

— Dieſe beiden Tölpel ſtanden, als ich ankam, vor der Thür. Ohne ſie eines Grußes zu würdigen, gehe ich an ihnen vorüber; da höre ich, wie Beide hinter mir zu lachen anfangen. Wer iſt dieſer Rothkopf? fragt der Kutſcher. Mylord Beefſteak, antwortete der Portier. Ich drehe mich um, faſſe den Kutſcher beim Kragen, den Portier bei der Cravatte, ſchleudere den Einen in dieſe, den Andern in jene

Ecke und will dann hinauf zu Ihnen. Da laufen beide Kerle mir nach und wollen ſich an mir vergreifen. Ich kehre mich und gebe dem Kutſcher einen Schlag auf die Naſe, daß er blutend zur Erde ſinkt, dann packe ich den Portier bei einem ſeiner langen Ohren und verſetze ihm einen Schlag auf den Magen, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzt.

— Himmel, was haben Sie gethan?

— Die Schlingel nach Gebühr gezüchtigt; damit aber bin ich nicht zufrieden, my dear, beide Flegel müſſen Sie augenblicklich fortjagen . . .

— Mylord, das geht nicht . . .

— Das geht nicht? fragte der Viscount tief indignirt.

— Kutſcher und Portier ſind zwei arme Verwandte, denen ich große Verpflichtungen ſchuldig bin. Der Kutſcher iſt Herr Hippolyte Margaux, mein Pathe . . .

— Und der lümmelhafte Portier?

— Mein armer Vater . . .

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Mylord. Mein Pathe, der noch vor zehn Jahren ein ziemlich großes Vermögen beſaß, hatte ſich in gefährliche Speculationen eingelaſſen und dabei Hab' und Gut verloren . . .

— Und Ihr Vater?

— Hat vor einem Jahre Bankerout gemacht . . .

— Goddam! rief Clanricard und war beſtürzt. Hätte ich ahnen können, daß dieſer Lümmel — Portier wollte ich ſagen — der Urheber Ihrer Tage, und der Andere Ihr Pathe ſei, ich würde aus Rückſicht für Sie die Beleidigung ruhig eingeſteckt haben . . . jetzt aber . . .

— Iſt Mylord beiden Dienern meines Hauſes Schmerzensgelder ſchuldig . . .

— Yes! erwiderte der gutmüthige Tropf und wurde urplötzlich ganz tiefſinnig.

— Mylord, woran denken Sie?

— Meine Gedanken waren wieder bei ihr . . .

— Bei ihr? fragte Mademoiſelle Arnould, die, vom Erſtaunen erfaßt, ſich dieſen raſchen Uebergang nicht erklären konnte.

— Bei meiner Feenkönigin . . .

— Sind Sie mondſüchtig?

— Das nicht . . .

— Was denn?

— Verliebt . . .

— In eine Feenkönigin?

— Deren Schönheit Alles überſtrahlt, was ich bis jetzt bewundernd angebetet habe . . .

— Sehr galant! erwiderte die Künſtlerin etwas pikirt. Und der Name Ihrer Fee?

— Hortenſe . . . Hortenſe . . .

— Eine Unſchuld aus dem Corps de Ballet, eine Griſette?

— Eine Gräfin . . .

— Verheirathet?

— Mit Herrn von Lauraguais . . .

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Mademoiſelle.

— Erwachen Sie aus Ihrem Traume . . .

— O dieſer Traum iſt ſo ſchön . . .

— Sie lieben die Gemahlin des Grafen von Lauraguais? fragte Sophie, die das, was ſie eben gehört hatte, nur ungern glauben wollte.

— Ich liebe ſie mit der ganzen Gluth der erſten Liebe.

— Und Sie hoffen?

— Nichts, gar nichts! erwiderte der Viscount mit eiskalter Reſignation.

— Seit wann, Mylord, lieben Sie die Frau eines Andern?

Seit fünf Monaten . . .

— Und haben mir früher nichts davon geſagt?

— Damals wußte ich's ſelber nicht . . . doch ſeit acht Tagen, wo ich, bei ihr eingeführt, mich täglich in den Strahlen ihrer Schönheit ſonnen darf, ſagt mir jede Regung meines Herzens, daß ſie die Seele meiner Seele iſt.

— Ihr kaltes Fiſchblut, Mylord, hat ſich in ſiedendheißes Oel verwandelt . . . Sie tragen in Ihrem Herzen eine Hölle . . .

— Einen Himmel mit tauſend Paradieſeswonnen?

— Wohin, Viscount, ſoll dieſe Liebe führen?

— In den Tod!

— Sie wollen ſterben?

— Weil's mir an Muth gebricht, zu leben ohne ſie!

— Ich traue meinem Ohre nicht. Welch eine zauberhafte Metamorphoſe! Ein ſtarrer Eisblock hat ſich in einen glühenden Veſuv verwandelt. Ah, dieſe Gräfin muß ſchön, ſehr ſchön ſein?

— Raphaels Madonna iſt dieſer gegenüber eine Schönheit gemeiner Art.

— Genug, mein Herr, ſonſt könnt' ich dieſes Weib beneiden! Nur eine Frage noch . . . Weiß

Graf Lauraguais, daß ſeine Gemahlin Sie empfängt?

— Er ſelbſt hat mich ihr vorgeſtellt und mir erlaubt, ſie täglich zu beſuchen.

— Alſo gar nicht eiferſüchtig?

— Er kennt die Tugend ſeiner Frau . . .

— Mylord, ich mag die Gräfin Lauraguais durchaus nicht kränken und gern glauben, daß ſie ein Vorbild jeder Tugend ſei, doch iſt ſie immer nur ein Weib, und Weiber . . . doch genug, genug! ſagte Mademoiſelle Arnould mit einem Tone, dem es anzuhören war, daß irgend ein Gedanke ſie beunruhige. Es ſchlägt Zehn . . . die Probe ruft . . . ich muß fort . . . Auf Wiederſehen, Mylord, ſagte ſie und reichte ihm die Hand.

— Ich eile zu ihr, rief Clanricard und rannte fort.

— Der ungetreue Inſulaner! Sonſt ſchwärmte er ſo für mich . . . jetzt küßt er nicht einmal die Hand, die ich ihm reiche, und lebt nur für ſie! Und bei all' dieſer Schönheit iſt Clanricards „Feenkönigin“ nicht einmal ſtark genug, die flüchtige Neigung ihres Gatten zu feſſeln, der zu meinen Füßen liegt. Mich liebt er, mich verfolgt er mit Eiferſucht; ſeiner Gemahlin aber ſtellt er täglich einen neuen Anbeter vor; unbekümmert, ob ſie ihm treu bleibt oder nicht. — Liebe iſt eine erhabene Ode, Ehe ein triviales Vaudeville, Liebe iſt ein reizendes Räthſel, Ehe iſt die abgeſchmackte Auflöſung davon. Beſäße ich die Macht, den Viscount und die Gräfin heimlich zu trauen, nach drei Monaten würde er von der hundertblätterigen Roſe nichts als die Dornen ſehen. Das Herz der Männer liebt Veränderung.

## 8.

Wir kommen abſichtlich noch ein Mal auf Herrn Grimms Grabſchriften-Sammlung zurück, weil ſie uns Gelegenheit verſchafft, unſern Leſern einige Pröbchen daraus mitzutheilen.

Louis Barbier, Abbé de la Rivière, Almoſenier des Herzogs Gaſton von Orleans und Biſchof von Langres, der erſte Geiſtliche, der eine Perücke zu tragen gewagt hatte, vermachte in ſeinem Teſtamente eine Summe von hundert Thalern Denjenigen, der ihm eine Grabſchrift dichtete. La Monnoye ſetzte ihm folgende:

Ci gît un très grand personnage,
Qui fut d'un illustre lignage,
Qui posséda mille vertus,
Qui ne trompa jamais, qui fut toujours fort sage . . .
Je n'en dirai pas davantage;
C'est trop mentir pour cent écus.

Michel de Chamillard, erſt Parlaments- und ſpäter Staatsrath, General-Controlleur der Finanzen und endlich ſogar Kriegsminiſter, war ein mittelmäßiger Kopf, der ſeine Carrière einzig und allein ſeiner großen Geſchicklichkeit auf dem Billard, dem Lieblingsſpiele Ludwigs XIV., zu verdanken hatte. Als er 1721, in einem Alter von ſiebenzig Jahren ſtarb, machte Jemand die Grabſchrift:

Ci git le fameux Chamillard,
De son roi le protonotaire,
Qui fut un héros au billard,
Un zéro dans le ministère.

Der Schotte John Law, der zur Zeit der Regentſchaft Philipps von Orleans General-Controlleur der Finanzen geweſen war und durch Errichtung einer Actienbank und einer Miſſiſſippi-Compagnie halb Frankreich an den Bettelſtab gebracht hatte, erhielt die Grabſchrift:

Ci git cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal,
Qui par les règles de l'algèbre
A mis la France à l'hôpital.

Aus der Fluth galanter und boshafter Grabſchriften, die auf das Grab der armen Frau von Pompadour herabregneten, theilen wir nur zwei mit. Die Erſte lautet:

Ci git Madame de Pompadour,
Qui charmait la ville et la cour,
Femme infidèle et Maitresse accomplie;
L' Amour et l' Hymen n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie,
Et l'autre de pleurer sa mort.

Die andere:

Ci git qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans putain, puis huit ans maquerelle.

Charles de Rohan, Prinz von Soubiſe, der Günſtling der Marquiſe, mußte ſich gefallen laſſen, ſchon bei Lebzeiten manches Epigramm zu hören, das beſtimmt war, ihm nach dem Tode als Grabſchrift zu dienen. Eines der witzigſten darunter iſt folgendes:

Il est mort ce pauvre Soubise,
Sa tente à Rosbach il perdit,
A Versailles il perdit sa marquise,
A l'Hôpital il est reduit. *)

Dieſe Beiſpiele mögen genügen, unſern Leſer zu überzeugen, daß die Epitaphomanie des Herrn Grimm bei aller Langweiligkeit doch auch ihre heitere Seite beſaß. — — — — — — — — — — — — — — — — —

---

*) Der Marſchall von Soubiſe lebte bekanntlich mit Frau von L'Hopital.

— Warum ſo betrübt? fragte Mademoiſelle Arnould, als Herr Grimm mit auffallend grämlicher Miene in ihr Zimmer trat.

— Ich befinde mich in nicht geringer Verlegenheit. Mein Herr und Gebieter, der Herzog von Orleans, der mir tagtäglich neue Beweiſe ſeines unbegrenzten und gewiß höchſt ſchmeichelhaften Vertrauens giebt, hat mir einen ſehr delicaten Auftrag ertheilt. Ich kenne Ihre Verſchwiegenheit, liebe Arnould, und brauche deshalb, Ihnen gegenüber, aus jener Commiſſion kein Geheimniß zu machen. Der Geburtstag ſeiner Freundin, der Marquiſe von Monteſſon, rückt mit rieſengroßen Schritten heran. Zur Feier deſſelben ſoll in Bagnolet ein achttägiges Freudenfeſt mit großartiger Abwechſelung, eine Hetzjagd, ein Pferderennen, ein Wettlauf, ein Volksfeſt, ein Bal champêtre, ein engliſches Kirchthurmrennen, ein Fuchsprellen, ein großartiger Hahnenkampf und ein kleines Stiergefecht, eine Reihe von Theatervorſtellungen, Concerten und Bällen, endlich ein rieſiges

Souper dinatoire, Illumination, Feuerwerk, eine italieniſche Nacht mit Gondelfahrten auf dem kleinen Teiche und Gott weiß was noch mehr arrangirt werden. Sie begreifen, meine Gute, daß ſo ein Feſt meinem Herrn Geld, ſehr viel Geld koſtet; zum Unglück ſtehen ſeine Finanzen in dieſem Augenblick ſchlechter als je; aus dieſem Grunde hat er mich beauftragt, mit einem unſerer Bankiers in ſeinem Namen, ſonſt aber möglichſt ſtill und geräuſchlos, eine neue Anleihe von drei bis viermal hunderttauſend Livres abzuſchließen. Seit ſechs Tagen laufe ich mir von Pontius zu Herodes die müden Beine ab, ohne — entre nous soit dit! — einen Dummkopf oder Wagehals zu finden, der dieſe Anleihe mit uns riskiren will. Seit drei Nächten, liebe Freundin, kann ich kein Auge ſchließen, denn um mich dem Herzog möglichſt bereitwillig zu zeigen, habe ich — leichtſinnig genug — ihm mein Ehrenwort gegeben, das Geld aufzutreiben, es koſte was es wolle. Ich verſpreche zehn, ich verſpreche zwanzig Procent, aber trotzdem will Niemand anbeißen. Ich ſchwitze Angſt und Blut und weiß nicht mehr wohin. Ach, Theuerſte, könnten Sie vielleicht . . .

— Dem Herzog viermalhunderttauſend Livres leihen?

— Das eben nicht, aber deſto eher vielleicht mir einen guten Rath, einen freundlichen Wink geben...

— Das will ich. Kennen Sie Herrn Giuſeppe Zavarroni?

— Nur dem Namen nach . . .

— Ich will Ihnen ein Paar Zeilen an ihn geben. Der Mann beſitzt mehr Geld, als Ihr Herzog Schulden hat; Sie wiſſen, was das ſagen will . . .

— O dann muß Ihr Freund ein Billionär ſein . . .

— Er iſt der Mann, der Ihnen helfen kann und wird, jedoch, was ich Ihnen im Voraus ſagen kann, nur unter einer Bedingung . . .

— Sie meinen den Zinſenpunkt . . . im Nothfall verſpreche ich ihm fünfundzwanzig . . .

— Er verlangt mehr . . .

— Alſo dreißig . . .

— Sie irren; er verlangt etwas Anderes. Er iſt ein eitler Mann, der nach Titeln und Orden, wie ein Fiſch nach Regenwürmern ſchnappt, und ſich à tout prix geadelt ſehen will. Wenn Sie Ihren Herzog bewegen können, daß er beim König ein gutes Wort für die Baroniſirung dieſes Mannes einlegt und ihm das gewünſchte Adelsdiplom verſchafft, ſo leiht er Ihnen das Geld ohne Zinſen . . .

— Ohne Zinſen? Dem guten Manne kann geholfen werden. Nun aber bitte und beſchwöre ich Sie, mir ein paar Zeilchen an ihn mitzugeben und zwar jetzt gleich, denn wir haben, bei allen Göttern des Olymps, keine Zeit zu verlieren . . .

— Ich eile, ſagte die Künſtlerin und ſetzte ſich an ihr Schreibpult.

— Noch heute Abend ſpreche ich mit dem Herzog, mache ihm begreiflich, daß dies der einzige Weg iſt, ihm zu der neuen Anleihe zu verhelfen, und dann müßte mich Alles, Alles trügen, wenn der Herzog nicht augenblicklich auf unſern gemeinſchaftlichen Plan einginge und ſeine ganze Suada aufböte, ihm moyennant de quatre cent mille livres, ein armſeliges Adelsdiplom zu verſchaffen.

Dann wäre ſein kühnſter Ehrgeiz erfüllt, und vielleicht fiele dann noch Etwas für den Vermittler dieſer Anleihe ab. Zehntauſend Livres . . .

— Sind allerdings mitzunehmen, liebe Freundin, aber mehr als das würde mich der Gedanke freuen, daß ich das Vertrauen meines Herrn und Gebieters nicht getäuſcht und mich des kitzlichen Auftrags zu ſeiner vollen Zufriedenheit entledigt hätte.

— Hier, lieber Freund, iſt der Brief.

— Dank, tauſend Dank, meine gute Arnould. Mein Herr und Gebieter, der Herzog . . .

— Bah, was kümmert mich der Herzog! Das, was ich thue, geſchieht für Sie und Zavarroni. Nur eine Frage noch. Haben Sie Herrn Rouſſeau geſehen?

— Geſtern Abend fand ich ihn im Café de la Régence. Wir ſpielten eine Partie Schach, und als wir auseinandergingen, beauftragte er mich, Ihnen zu ſagen, daß die bewußte Angelegenheit im beſten Gange ſei.

— Schön, ſehr ſchön. So geht denn Alles, wie ich's wünſche.

— Auf Wiederſehen, liebe Freundin, ſagte Grimm und eilte geraden Weges zu Zavarroni.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— Das Glück, ſprach Sophie, als ſie allein war, iſt der Vormund der Dummen. Wenn mein Doctor Mitglied der Akademie, und mein Bankier franzöſiſcher Baron wird, dann habe ich zwei Menſchen glücklich gemacht. Und das iſt kein ſchlechtes Bewußtſein!

## 9.

Wir dürfen unſerm Leſer nicht länger verhehlen, daß von allen „ſieben Todſünden“ unſerer vielgeliebten Freundin der Graf von Lauraguais ihrem Herzen am nächſten ſtand. Dem Anſcheine nach war ihm, wie jedem ihrer ſechs andern Anbeter, blos ein Tag ihrer Woche eingeräumt, doch gehörte ihm — was wir bis jetzt verſchwiegen haben — auch jeder Abend, an dem Mademoiſelle Arnould in der Oper nicht beſchäftigt war; aber ſelbſt an dieſen Abenden pflegte der Graf mit ſeiner Equipage ganz in der Nähe des Opernhauſes zu warten, um ſie nach Haus zu bringen und bei ihr ſein Abendbrod einzunehmen.

Am letzten Sonntage, als Mademoiſelle Sophie die Ephiſe in der Oper „Dardanus“ geſungen hatte, harrte der Wagen des Grafen, um ſeine Geliebte abzuholen. Sie ſprang hinein, ſteckte die Partitur ihrer Rolle in eine der Wagentaſchen und fragte ihn, ob er lange habe warten müſſen.

— Faſt dreiviertel Stunden . . .

— Zwei Tanzſtücke, die man eingelegt, haben die Vorſtellung um mehr als eine halbe Stunde verlängert . . . Bei wem haben Sie Ihren heutigen Abend zugebracht?

— Bei meiner Frau . . .

— Iſt's erlaubt zu fragen, wie Sie ſich unterhalten haben?

— Schlecht, ſehr ſchlecht! Meine liebe gute Frau wird von Tag zu Tage langweiliger . . . Sie quält mich mit ihrer Zärtlichkeit und iſt ſo unausſtehlich fad, daß ich gähnen muß, ſo oft ich ſie anſehe . . .

— Und doch ſagt alle Welt, daß Gräfin Lauraguais eine der ſchönſten Frauen von Paris, ein Engel der Faubourg Saint Germain ſei . . .

— Sie iſt ſchön, aber matt, monoton und langweilig wie ein Schäfergedicht des Herrn von Urſé. *)

— Ich bedaure die arme Gräfin . . .

— Und warum?

— Weil ſie das Unglück hat, Ihre Frau Gemahlin zu ſein. Wäre ſie die Gattin eines Andern . . .

— Dann glaube ich, daß ſie mir weniger reizlos erſchiene als jetzt, wo ihre Schönheit mich ganz und gar kalt läßt. Schon oft, meine ſüße, angebetete Freundin, habe ich im Stillen mir das Glück ge-

---

*) Honoré von Urſé, Graf von Chateau-neuf, ein mittelmäßiger Poet, ſchrieb einen vierbändigen Schäferroman, ,,Astrée'', der, ein halbes Jahrhundert lang eine Lieblingslecture von ganz Europa, ſo fad und abgeſchmackt war, daß er, wie manch anderes Meteor am literariſchen Himmel, nach kurzem Glanze in ewige Nacht verſank. Außer dieſer ,,Astrée'', deren erſte Auflage Par. 1610. 4 Bde. in Quart erſchien, hat Urſé noch zwei andere, nicht minder langweilige Schäfergedichte, ,,la Sirène'' (Par. 1611. 8.) und ,,la Sylvanire, ou la Morte vive'' (Par. 1625 8.) geſchrieben. Die letztere dieſer beiden Paſtoralen ſcheint Alexander Dumas zur Unterlage eines Romans benutzt zu haben, der gleichfalls ,,Sylvanire'' heißt.

wünſcht, daß meine liebe, gute, aber, wie geſagt, höchſt langweilige Frau ſich in den erſten Beſten verlieben und mir untreu werden möchte, um mir Waffen in die Hand zu geben, mit denen ich ihr entgegentreten könnte, um mich von ihr loszuſagen. Hortenſe aber iſt ſo fabelhaft treu, daß ſie mir nicht den allergeringſten Anlaß zum Argwohn giebt. Ich ſtelle ihr tagtäglich junge, liebenswürdige Leute vor, umringe ſie mit einem Kreiſe ſchmachtender Anbeter und lege ihrer Treue tauſend gefährliche Fallen; aber Alles umſonſt! Hortenſe iſt noch heute ſo vernarrt in mich, als am Tage unſerer Hochzeit; das geſteht ſie mir täglich, und das eben iſt's, was mich ſo furchtbar ennuirt. Die gute Frau liebt mich dergeſtalt, daß ſie blind und taub gegen die Aufmerkſamkeiten und Huldigungen ihrer Verehrer iſt, mir mit unausſtehlicher Conſequenz treu bleibt und keinen Grund zur Scheidung giebt. Und ſtiege ſelbſt Apoll vom Belvedere herab, und bewürbe ſelbſt der liebe Gott ſich um ihre Gunſt, ſie würde, treu ihrem

Schwure, nie vergeſſen, daß ſie meine Gemahlin iſt, und — falls ſie nicht früher ſterben ſollte — mir treu bleiben bis zum Tage des jüngſten Gerichts. Sagen Sie ſelbſt, Sophie, iſt das nicht empörend?

— O Männer, Männer! Der Beſte unter Euch iſt keine Thräne werth . . .

— Sie zürnen? Himmliſches Weſen, geben Sie mir einen Kuß.

— Was fällt Ihnen ein? rief die Sängerin und ſträubte ſich dagegen.

— Voilà la différence! Sagte ich zu meiner Frau: Hortenſe, gieb mir einen Kuß, ſo wäre ſie ſelig und capable, mir ſtatt des einen lieber hundert anzubieten. Wie oft hingegen wünſche ich mir hundert Küſſe von Ihnen, und wie oft erhalte ich, gerade wenn ich am meiſten nach dem Nectar Ihres ſüßen Mundes lechze, nicht einen einzigen? Aber eben darin liegt der große mächtige Reiz, der mich mit immer feſteren Banden an den Triumphwagen

Ihrer ewig neuen, ewig friſchen, ewig pikanten Schönheit feſſelt . . .

— O warum ſind nicht auch die Weiber ſo klug, ihren Männern gerade dann, wann dieſe ganz Feuer und Flammen ſind, ein wenig Kälte entgegen zu ſetzen?

— Nicht alle Frauen, ſüße Freundin, ſind ſo klug wie Sie! Alle Weiber, von der Gräfin du Barry, der Nachfolgerin der Pompadour, bis herab zur letzten Choriſtin unſerer Oper, könnten von Sophie Arnould das große Geheimniß erlernen, das wandelbare Herz der Männer bis zum letzten Hauche ihres Lebens zu feſſeln durch jenen Wechſel, der ſich heute finſter verpuppt, um ſich morgen, neu verjüngt, in friſcher Farbenpracht zu zeigen!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

— Die Equipage des Grafen hielt jetzt am Hauſe ſeiner Geliebten. Sie ſtiegen aus.

— Guten Abend, Vater Hegeſippe, ſagte Herr von Lauraguais mit der liebenswürdigſten Herablaſſenheit zum Papa-Portier, dem er cordialement die Schulter klopfte.

— Bon soir, Monsier le Comte, entgegnete der väterliche Thürhüter mit freudeſtrahlender Miene, zwei Finger ſeiner linken Hand an den Treſſenhut legend und nicht wenig geſchmeichelt durch den herablaſſenden Gruß des Grafen.

— Wie geht's? fragte Sophie im Vorbeigehen.

— Gut, liebes Kind, Fräulein wollte ich ſagen, verbeſſerte der alte Mann, ſelig, daß ſeine Tochter ihn eines freundlichen Wortes gewürdigt hatte.

Sophie und Léon erſtiegen die Treppe. Der Graf verfügte ſich in den erleuchteten Speiſeſaal, wo eine gedeckte Tafel ihn erwartete. Die Sängerin huſchte in ihr Garderobe-Zimmer, wo eines ihrer Kammermädchen ihrer harrte, um ſie auszukleiden.

Rameau's reizende Gphiſe warf ſich auf einen der Lehnſtühle und fragte, das Band Ihres Hutes lüftend, ob nichts angekommen ſei?

— Ein Brief vom Herrn von Clanricard, erwiderte Georgette und zog aus den Falten ihres roſaſeidenen Buſentuches ein ſchneeweißes Billet hervor.

— Gieb her, ſagte die Arnould, erbrach das Siegel und las, während die Zofe ſich niederbückte, um deren Schuhbänder aufzulöſen, den Inhalt, alſo lautend:

„Nur einige Zeilen, my dear. Ich habe Ihnen ein Geheimniß offenbart, das mich jetzt ſehr beunruhigt, weil es nun ganz in Ihrer Macht liegt, dies Geheimniß zu verrathen und den Engel, den es betrifft, böswilligem Verdachte preiszugeben. Mein einziger Troſt iſt Ihr gutes Herz. Sind Sie, my dear, wirklich ſo gut, wie alle Welt Sie ſchildert, ſo werden Sie um keinen Preis der Welt verrathen

Ihren
ewig dankbaren
C. C.“

— Unnütze Furcht, murmelte Sophie vor ſich hin, zerriß das Blatt und eilte, nachdem ſie ſich in ein reizendes Nachtgewand gehüllt hatte, zum Grafen.

— Gut, daß Sie kommen! rief er ihr entgegen. Seit zehn Minuten ſtehe ich auf glühenden Kohlen und berſte vor Neugier . . .

— Dieu de Dieu, was iſt geſchehen?

— Bei meinem Eintritt ins Zimmer habe ich dort auf dem Sopha eine vermaledeit-intereſſante Entdeckung gemacht. Seit wann, Sophie, kennen Sie meine Frau?

— Ihre Frau? fragte ſie ganz erſtaunt. Dem Namen nach kenne ich ſie faſt eben ſo lange als ihren Herrn Gemahl . . .

Und von Perſon zu Perſon?

Kenne ich ſie bis jetzt noch gar nicht . . .

Das iſt unwahr, Sophie, meine Frau war hier in dieſem Zimmer . . .

— Und das ſagt Ihnen?

— Dies kleine Ding da! erklärte der Graf und zeigte es ihr.

— Wie, dies rothſeidene Portefeuille? rief Mademoiſelle, nicht wenig überraſcht und erſchreckt.

— Gehört meiner Frau . . . Ich habe es hundert Mal in ihrer Hand geſehen . . .

— Ein Irrthum . . .

— Iſt hier durchaus nicht denkbar. Dies eingewirkte H. heißt Hortenſe . . .

— Möglich, doch kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich dieſe kleine Brieftaſche keineswegs von der Gräfin Lauraguais erhalten . . .

— Ei von wem denn ſonſt?

— Von wem? fragte Sophie, einen Augenblick überlegend . . . Herr Graf, fügte ſie dann mit ziemlich ernſtem Ernſte hinzu, was berechtigt Sie zu dieſer Frage?

— Sie müſſen es mir ſagen . . .

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müſſen was ich nicht will?

— Aber wenn ich Sie bitte und beſchwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig iſt, mir zu ſagen, wer Ihnen das Portefeuille gegeben?

— Dann werde ich mich einen Augenblick beſinnen und überlegen, ob ich es ſagen kann und darf, entgegnete Mademoiſelle Arnould und nahm in der That eine nachdenkende Miene an.

— Nun, fragte Herr von Lauraguais nach kurzer Pauſe, ſind Sie noch nicht einig?

— Ich bin's, erklärte Sophie nach reiflicher Ueberlegung.

— Dies kleine Portefeuille alſo . . .

— Iſt ein Geſchenk meines Arztes . . .

— Des Doctors Dardanus? fragte der Graf, von Neuem überraſcht.

— Von ihm und keinem Andern . . .

— Ah, rief der Graf, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen . . . jetzt ſeh' ich klar . . . ganz klar . . .

— Was ſehen Sie? fragte die Arnould, jetzt eben ſo neugierig als vorhin der Graf.

— Ich ſehe einen langgenährten Wunſch in Erfüllung gehen . . .

— Reden Sie deutlicher . . .

— Ob ich's wohl darf?

— Sie müſſen es mir ſagen!

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müſſen, was ich nicht will? Waren das nicht Ihre eigenen Worte?

— Aber wenn ich Sie bitte und beſchwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig iſt, mir zu ſagen, was Sie denken?

— Dann werde ich mich nicht halb ſo lange als Sie beſinnen und Ihnen Alles, Alles ſagen. So vernehmen Sie nun ein Geheimniß, das ich außer Ihnen keinem zweiten Weſen auf dieſer Welt voll Plaudermühlen anvertrauen möchte. Gräfin Lauraguais, meine liebe, gute Frau, iſt . . .

— Mein Gott, was iſt ſie?

— Verliebt, verliebt! rief Herr von Lauraguais, außerordentlich entzückt.

— Verliebt? In Wen?

— Sie wiſſen das wirklich nicht? fragte er plötzlich wieder ganz ernſt.

— Nein! antwortete Sophie mit ſchlechtverhehlter Aengſtlichkeit, denn ſie glaubte, der Graf denke dabei an Clanricard.

— Gut, dann will ich's Ihnen ſagen. Meine Frau liebt den alten Quackſalber, rief der Graf und ſchien darüber ſo erfreut zu ſein, daß er herzlich lachen mußte.

— Und hat eine Entdeckung ſo ernſter Art für Sie wirklich ſo viel Komiſches, daß Sie darüber lachen können?

— Ei warum denn nicht? Das, was ich ſeit Jahren gewünſcht habe, ſcheint endlich in Erfüllung zu gehen . . . Meine Frau iſt verliebt, kannibaliſch verliebt . . .

— Aber, mein Gott, was berechtigt Sie zu dieſem Glauben?

— Was mich dazu berechtigt? Das Gedicht, das ich in dieſem Portefeuille gefunden . . . das iſt die Handſchrift meiner Frau . . . Begreifen Sie jetzt, daß ich klar . . . ganz klar ſehe?

— Ja, ja! antwortete die kluge Künſtlerin, blos darum, um des Gatten Argwohn von Clanricard abzuwenden.

— Nun weiß ich, warum Hortenſe, die ſeit den acht Jahren unſerer Verheirathung ein Bild der unausſtehlichſten Geſundheit geweſen iſt, ſich ſeit Kurzem ſo unwohl fühlt, daß ſie vor drei Tagen mich um Erlaubniß gebeten hat, den alten Quackſalber rufen zu laſſen . . . Iſt das nicht eine koſtbare Entdeckung? Bei der ganzen Geſchichte, ſagte er plötzlich wieder ganz ernſt werdend, kränkt mich das Eine nur . . .

— Daß Gräfin Lauraguais . . .

— Einen ſo verdammt ſchlechten Geſchmack hat, fügte er hinzu und wurde wieder heiter wie zuvor. Wenn die liebe, gute Frau ſich endlich entſchloſſen hat, mir untreu zu werden, ſo hätte ſie wenigſtens eine beſſere Wahl treffen ſollen . . .

— Und werden Sie ihr darüber Vorwürfe machen?

— Wo denken Sie hin? Sie erweiſt mir ja — freilich ohne daß ſie es will — mit ihrer Untreue einen großen Gefallen und hoffentlich auch einen weſentlichen Dienſt, ſetzte er händereibend hinzu . . . Ich mache ſie erſt ganz ſicher und . . .

— Und?

— Ertappe ſie dann auf friſcher That. Ein flagrant délit und uns Allen iſt geholfen! Ich reiche augenblicklich die Scheidung ein und heirathe Sophie, und meine liebe, gute Frau heirathet den alten Quackſalber. Herrlich, herrlich! rief er aus, drehte ſich drei Mal wie ein Kreiſel um den Abſatz ſeines Stieſels, umarmte ſeine zukünftige Frau und drückte ſie anticipando an ſein Herz.

— Böſer Menſch! rief Sophie und hatte Mühe, ſich ſeinen liebeglühenden Umarmungen zu entwinden.

In demſelben Moment kam das Abendbrod.

— Mein Wagen, ſagte der Graf zum Kammerdiener, ſoll ruhig nach Hauſe fahren.

## 10.

— Gegen vier Uhr Morgens ſah man eine große, impoſante Männergeſtalt in einen dunkeln Mantel eingehüllt aus der „Rue Feydeau“ nach der „Rue Tournon“ heimkehren. Unterwegs trällerte ſie gähnend die Strophe eines Trinkliedes vor ſich hin:

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden giebt's junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Beim Wein ich am alten mich halte . . .
Sie laden zum Küſſen und Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

## 11.

Die Weltweiſen des Alterthumes, dieſe komiſchen Käuze, die kein anderes Steckenpferd als philoſophiſche Unterſuchung gekannt, haben lange hin- und hergegrübelt über die an und für ſich höchſt unnütze Frage: worin das höchſte Gut des menſchlichen Lebens beſtehe? Der heilige Auguſtin berichtet in ſeinem Werke „de civitate Dei“ (Buch XIX. Capitel I.), Marcus Terentius Varro, einer der gelehrteſten Römer ſeiner Zeit, habe als Beantwortung dieſer Frage nicht weniger als zweihundert achtundachtzig verſchiedene Meinungen aufgeſtellt, welche Herr von Cicero, der größte Schwätzer aller Zeiten, in ſeinem Buche „de finibus“ ziemlich vollſtändig aufgezählt und mit klaſſiſcher Weitſchweifigkeit kritiſch zerlegt hat. Es wäre uns ein Leichtes, ſeinem Beiſpiele zu folgen, unſerm Leſer eine Ueberſicht ſämmtlicher 288 Meinungen vorzulegen und damit, nach Umſtänden, zwei bis drei Bogen zu füllen; aber eingedenk der

Wahrheit, daß Niemand berechtigt ſei, ſeinen Nebenmenſchen abſichtlich zu quälen, wollen wir menſchlich ſein und aus jener Unſumme von Meinungen nur die hauptſächlichſten anführen, um den Beweis zu liefern, wie komiſch die Herren Philoſophen ſich gegenſeitig widerſprochen haben. Anaxagoras — wir laſſen dieſe Käuze in alphabetiſcher Ordnung vorüberziehen — hielt das beſtändige Anſchauen der Sonne; Antiſthenes einen glücklichen Tod; Archytas eine gewonnene Schlacht; Ariſtipp das Vergnügen; Chryſipp die Erbauung eines prachtvollen Gebäudes; Cicero den Nachruhm; Crates eine glückliche Seereiſe; Diogenes die unabhängige Armuth; Epicur den ſinnlichen Genuß; Euripides die Liebe eines ſchönen Weibes; Heraklit das Vermögen; Horaz das nil admirari; Moſes das Glück und lange Leben; Periander die Ruhe; Polemon die Beredtſamkeit; Pythagoras die Anſchauung Gottes; Pyrrho die Seelenruhe; Salomo die Weisheit; Seneca das Bewußtſein ſeines

Werthes; Simonides die Freundſchaft und Sokrates die Wiſſenſchaft für das höchſte Gut, für das größte Glück des Menſchen. — Auch die neuern Philoſophen haben über dieſe Frage Mancherlei gefaſelt; Hobbes ſuchte das höchſte Glück in der Freiheit, Montaigne in einem ſorgenfreien Leben, Rouſſeau **in der Einſchränkung** ſeiner Bedürfniſſe, **Yorik**-Sterne in der **Empfindſamkeit** und Young ſogar im Tode. Sollen auch wir unſere Meinung ſagen, ſo wollen wir kein Blatt vor den Mund nehmen und geſtehen, daß nach unſerer freilich etwas cyniſchen Anſicht das größte Glück unſeres ephemeren Daſeins — ein regelmäßiger Stuhlgang iſt.

Der Marquis Camille Anacréon von Vieurbois hatte vom höchſten Gute eine ganz andere Anſicht; ſeine größte Freude, ſein ſchönſter Stolz, ſeine ganze Glückſeligkeit war — wie unſerm Leſer ſchon bekannt iſt — ſein großartiges Waſſer-Kabinet. Aber „nemo ante mortem beatus“ ſagt der weiſe Solon und hat Recht.

Leichenblaß trat der Marquis von Vieurbois ins Boudoir ſeiner „holden Herrin.“ Der „foſſile Troubadour“ ließ ſich auf eines ſeiner ſteifen Kniee nieder, erfaßte Sophiens Hand, preßte ſie an ſeine blaßblauen Lippen und rief mit wahrhaft rührender Verzweiflung:

— Zu Deinen Füßen, Sonne meines Lebens, liegt ein ruinirter Mann.

— Stehen Sie auf, Marquis; erzählen Sie, was geſchehen iſt.

— In vergangener Nacht, als ich in ſüßem Schlummer lag und von dem „Stern der Sterne“ — von Ihnen — träumte, wurde ich urplötzlich durch einen furchtbaren Lärm geweckt. Feuer! Feuer! rufen tauſend Stimmen. Ich ſpringe raſch vom Lager auf, eile ans Fenſter und frage die Leute: wo brennt’s? Bei Ihnen, lautet die Antwort.

— Bei Ihnen? wiederholte Sophie voll zärtlicher Theilnahme.

— Bei mir, bei mir! ruft der verſteinerte Minſtrel und ringt voll Verzweiflung die Hände. Ich eile in meine Schatzkammer, um das Theuerſte auf Erden, meine koſtbaren Reiſe-Erinnerungen, meine auf Flaſchen gezogenen Meere und Flüſſe zu retten. Zu ſpät, zu ſpät! Mein Kabinet ſteht in lichterlohen Flammen ... Die Gluth iſt ſo groß, daß eine Flaſche nach der andern ſpringt. Vernichtet ſtehe ich mitten im Feuermeere und ſehe, wie die Waſſer ſich vermengen, wie mein Jordan ſich in die Moldau und meine Moldau ſich in den Guadalquivir ergießt. Das Feuer greift immer mehr und mehr um ſich; ſchon lecken die Flammen an meinen Kleidern; ich rette nichts als ein armſeliges Nöſel Manzanares und ein Fläſchchen Po, etwas Rhein und etwas Newa und will mit dieſen Trümmern meines Schatzes die Treppe hinabeilen, da ſehe ich zu meinem Schreck, daß auch ſie in Flammen ſteht. Ich ſtürze ans Fenſter zurück und rufe: Hilfe! Hilfe! Man legt eine Leiter an; unter jedem Arme zwei meiner geretteten Flüſſe ſchwinge ich mich durch das Fenſter auf die Leiter, um hinabzuſteigen; da wird mir plötzlich vor Angſt und Schreck ſo ſchwindelig, daß ich die Flaſchen nicht länger halten kann; ich muß ſie fallen laſſen, um mich an der Leiter feſtzuhalten. Auf dieſe Weiſe büße ich den letzten Reſt meiner Habe ein und komme unten ärmer als der ärmſte Bettler an . . .

— Wie ungerecht ſind Sie gegen Ihr Schickſal . . . es ließ Ihnen Ihr Leben, Ihre Geſundheit, Ihr Vermögen und Sie zählen ſich zu den Bettlern . . .

— Weil mein höchſtes Gut, mein größtes Glück für mich verloren iſt. Gerechter Gott, was hab' ich jetzt von meinem zweiundzwanzigjährigen Hin- und Herwandern, was hab' ich von meiner dreimaligen Reiſe um die Welt? Nichts, gar nichts! Die köſtlichſten Erinnerungen meiner Reiſen, meine Waſſer, ſind verbrannt . . . ich bin nun der unglücklichſte

Touriſt, der beklagenswertheſte Menſch unter Gottes Sonne . . .

— Vergeſſen Sie nicht, Marquis, daß Sie noch jung genug ſind, Alles, was Sie eingebüßt haben, auf neuen Reiſen wieder zu erbeuten . . .

— O Seele meiner Seele, wenn Sie wüßten, wie ſchwer es dem Herzen Ihres treuen Sklaven wird, ſich von Ihnen zu trennen, dann erſt würden Sie begreifen, wie groß mein Schmerz, wie unermeßlich mein Verluſt iſt!

— Sie wollen alſo nie mehr reiſen?

— Nie mehr! Nie mehr! gelobte der abgebrannte Marquis mit rührendem Pathos.

— Gut; was in meiner Kraft liegt, Sie zu tröſten, ſoll geſchehen, Marquis; doch halt, damit ich's nicht vergeſſe: iſt Ihre Ode im „Mercure“ erſchienen?

— So viel ich weiß, noch nicht.

— Und Sie ſchweigen zu dieſer Beleidigung?

— Ich habe dem perfiden Journaliſten vorgeſtern eine Herausforderung auf Piſtolen zugeſchickt . . .

— Und er?

— Hat bis jetzt nichts darauf erwidert . . .

— Sie müſſen ihn dann noch ein Mal fordern . . .

— Und zwar noch heute! ſetzte er mit bramarbaſirender Courage hinzu.

— Marquis, ich bewundere Ihren Muth . . . Sie ſind ein Edelmann von echtem Schrot, ein wahrer Troubadour, der, in der Linken die Leier, in der Rechten das Schwert, nicht nur zu ſingen und zu preiſen, auch zu ſtrafen und zu rächen weiß!

— Die Liebe macht uns ſtark . . .

— Und ſelig macht der Glaube! ſetzte die Sängerin voll rührender Salbung hinzu, fiel aber ſchnell aus Ihrer Rolle und fing wieder, ausgelaſſen luſtig, zu lachen an.

— Sie lachen? fragte der alte Troubadour.

— Nicht über Sie, Marquis.

— Ei, über wen denn ſonſt?

— Ueber den alten Don Quixote, von dem ich neulich im Louvre ein gar köſtliches Bild geſehen: Mit ſeinem Speere rennt er muthig . . . gegen ſeinen eigenen Schatten.

— Das Bild iſt . . .

— Von einem Maler, deſſen Name mir entfallen, fiel ihm Mademoiſelle Arnould in die Rede. Kommen Sie, Marquis, ich zupfe Ihnen wieder ein paar graue Haare aus . . .

— O Königin, wozu?

— Wie man ſo fragen kann! Um mir daraus ein Armband zu flechten . . .

— O wenn Sie das wollen, rief der überglückliche Schwärmer, dann ſteht Ihnen mein ganzer Haarwuchs zu Dienſten.

— Und wieder legte er ſein Haupt auf ihren Schooß, und wieder zupfte ſie ihm ein graues Haar nach dem andern aus, und wieder ſang ſie ein Lied, eine Romanze:

Stern der Sterne blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen , ach , erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Höre meines Herzens Klagen,
Höre meiner Seele Gram,
Kannſt Du Liebe der verſagen,
Der Dein Aug' den Frieden nahm?

Stern der Sterne blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß auf mich herniederträufeln
Deiner Augen Strahlenlicht,
Laß die Arme nicht verzweifeln,
Der's an jedem Troſt gebricht.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß in Deinem Aug' mich leſen.
In dem Aug' ſo ſeelenvoll,
Ob ich ſelig ſoll geneſen,
Ob ich troſtlos ſterben ſoll.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre . . .

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Er aber hörte nicht, denn wieder war er eingeſchlafen und wieder ſchnarchte er wie ein „junger Savoyarde“.

— Schnarche fort, mein alter Troubadour, hauchte Sophie leiſe vor ſich, legte ſein graues Haupt auf's Sopha und huſchte ins Nebenzimmer.

## 12.

An demſelben Tage, gegen elf Uhr Morgens, befand ſich Gräfin Lauraguais, begleitet von einer ihrer Kammerfrauen, auf dem Wege nach der „Rue Richelieu“, um dort in einem der berühmteſten Modemagazine neue Kleiderſtoffe für die mit Rieſenſchritten näherrückende Herbſt-Saiſon auszuwählen. Der Zufall, der die Karten bisweilen auf höchſt impertinente Weiſe miſcht, war, als Hortenſe ihrem Kammerdiener den Befehl ertheilt hatte, augenblicklich anzuſpannen, auf den äußerſt boshaften Einfall gerathen, gerade jenen Wagen vorfahren zu laſſen, in dem ihr Herr Gemahl Abends vorher Mademoiſelle Arnould aus dem Theater abgeholt hatte.

Die Equipage fuhr eben am Schloß der Tuilerien vorüber, als der Blick der Frau von Lauraguais zufällig auf die Wagentaſche fiel, aus der jene Rolle herausſah, welche die Geliebte ihres Gatten hineingeſteckt hatte, ohne ſie wieder herauszunehmen, ein Vergeſſen, das ſo häufig geſchieht.

— Was iſt das? fragte die Gräfin und enthüllte das Papier.

— Ein Notenheft! ſagte die Kammerfrau, die den Fund mit höchſt neugierigen Blicken verſchlang.

— Die Partie der Ephiſe aus der Oper Dardanus und darunter der Name der Sängerin . . .

— Der Mademoiſelle Arnould . . . fügte die alte Duenna hinzu.

— Himmel, wie kommt die Partie dieſer Dame in den Wagen meines Gemahls?

— Sonderbar! höchſt ſonderbar! rief die Alte und ſchüttelte ihr gepudertes Haupt.

— Und ſeit wann mag dieſe Rolle . . .

— Allem Anſcheine nach ſeit geſtern Abend . . .

— Geſtern Abend . . .

— Wurde wie ich mich wohl zu erinnern weiß, in der großen Oper Rameau's „Dardanus“ gegeben. Die Partie der Ephiſe ſang . . .

— Mademoiſelle Arnould? fragte Hortenſe leichenblaß.

— Ganz recht, Frau Gräfin.

— O mein Gott! rief Frau von Lauraguais und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

— Was fehlt Ihnen?

— Nichts, nichts! ſchluchzte Hortenſe und drängte gewaltſam den Strom ihrer Thränen zurück.

— Gnädige Frau, was beunruhigt Sie?

— Eine Ahnung, Eliſabeth, die nun zur Gewißheit geworden iſt.

— O vertrauen Sie mir, Madame! Schütten Sie Ihren ganzen Kummer in das Herz Ihrer alten treuen Dienerin. Sagen Sie mir, was Sie quält?

— Ein Gedanke ſo gräßlicher Art, daß ich ihn kaum auszuſprechen wage. Mein Gemahl . . . liebt . . .

Mademoiſelle Arnould? fragte die Alte mit erheucheltem Schreck.

— Wer ſagt das? rief Hortenſe, die es ſchon wieder bereute, ihr einen Blick in ihr Herz verſtattet zu haben.

— Ich glaubte nach dem, was Madame ſoeben gefunden hatte, einen Grund zu haben zu glauben . . .

— Du haſt kein Recht zu glauben, was unglaublich iſt, rief die Gräfin tief verletzt durch den Verrath ihres Gemahls.

— Gut, Madame, dann habe ich mich geirrt und bitte Sie und den Herrn Grafen wegen meines ganz und gar ungerechten Verdachtes tauſend Mal um Verzeihung . . .

— Schweig! rief die ſanfte Frau, zum erſten Male in ihrem Leben in Heftigkeit ausbrechend.

Die Alte ſprach keine Silbe mehr. Auch die Gräfin verſank in tiefes Schweigen und ſchenkte tauſend quälenden Gedanken, die ſich wie giftgeſchwollene Skorpione an ihre Seele hingen, um deren Ruhe und Frieden zu verpeſten, wider ihren Willen Gehör und vollen unbedingten Glauben. Ihre Phantaſie malte ſich eine Hölle, deren tauſendfache Martern nur ein ſo ſchwer getäuſchtes Frauenherz erfinden, fühlen und begreifen kann. Ihr ſchönſter Glaube lag entblättert, ihr höchſtes Glück zerknickt vor ihren Augen, die, durch jähen Schmerz verſteinert, auf das Notenheft, das ſie unbeweglich in ihrer Hand hielt, und auf den Namen „Arnould“ hinſtarrten, ein Kelch, aus dem ihre Seele das bittere Gift der Täuſchung ſog. Ihr ſtiller Gram hatte endlich den Gipfel erreicht; ihre großen, ſtarren Augen füllten ſich allmälig mit brennendheißen Thränen, die, groß wie ihr Schmerz und langſam wie ihres

Herzens Schlag, vom Saume ihrer Wimpern auf das weiße Roſenbeet ihrer Wangen herniedertropften. Dieſer große, ſtille, legitime Schmerz verklärte jeden ihrer ſchönen Züge und verwandelte ihr Antlitz in ein Bild, das ſchöner als Raphaels ſixtiniſche Madonna, rührender als Lebruns büßende Magdalena war. — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Der Wagen hielt vor dem Modemagazin.

Hortenſe ermannte ſich und überlegte einen Augenblick, ob ſie umkehren oder ausſteigen ſollte; da wetterleuchtete urplötzlich durch die Nacht ihrer gramumflorten Seele ein Gedanke, der ſie bewog, ihre Thränen zu trocknen, den Wagen zu verlaſſen und mit rothgeweinten Augen ins Atelier ihrer Putzmacherin einzutreten.

— Was befehlen die Frau Gräfin? fragte die Oberprieſterin dieſes Modentempels.

— Ein paar Kleider von ſchwarzer Seide . . .

— Wir haben geſtern friſche, bunte, reizendſchöne Herbſtſtoffe erhalten. Wünſchen Sie, Madame, unſere neueſten Muſter zu ſehen?

— Nein, antwortete Hortenſe, deren Auge ſich von Neuem verdüſterte.

— Leiden Sie an Zahnſchmerzen? fragte die ſchlau ſondirende Marchande de Modes.

— Ach ja, Madame, ich leide fürchterlich . . .

— Dann empfehle ich Ihnen vor Allem Kreoſot . . . das hilft am ſchnellſten . . .

— Ich danke für Ihren guten Rath, ſprach die Gräfin, nahm die beiden ſchwarzen Kleider, die ſie auf ihre Rechnung ſchreiben ließ, und eilte ſo ſchnell als möglich zum Laden hinaus.

— In demſelben Augenblick, als ſie in den Wagen ſteigen wollte, führte der Zufall den Viscount Clanricard vorüber. Er grüßte und blieb ſtehen.

— Gottes Finger! flüſterte ihr eine geheimnißvolle Stimme ihres Innern zu.

— Sie haben geweint? fragte Edgar mit der rührendſten Theilnahme.

— Geweint, wie noch nie in meinem Leben . . .

— Und der Grund dieſer Thränen?

— Bringt mich ins Grab, Mylord, ſagte ſie und ſtieg gleich darauf in den Wagen.

— Nach Hauſe! ſagte die alte Eliſabeth.

— Und im Nu flog der Wagen von dannen. Clanricard aber ſtand wie feſtgewurzelt in der Erde und ſah der Equipage des Grafen bis zu dem Augenblick nach, wo ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

— Meine Feenkönigin iſt nicht glücklich, ſagte er und zog tief betrübt weiter.

Unterweges überlegte die Gräſin, die wieder in dumpfes Hinbrüten verſunken war, was ſie thun ſollte. Zu gut, um ihren Gemahle über deſſen Untreue, die nun offen vor ihren Augen lag, den geringſten Vorwurf zu machen, beſchloß ſie, ihm den Fund jener Rolle, die ihr von dem, was ſie längſt geahnt, Gewißheit verſchafft hatte, zu verſchweigen.

Auch die Kammerfrau erhielt den ſtrengſten Befehl, keine Sylbe davon laut werden zu laſſen. —

— — — — — — — — — —

In ihrer Wohnung angelangt, verſchloß ſie ſich in ihr Boudoir und ſchrieb ein Billet folgenden Inhalts:

„Hortenſe, Gräfin von Lauraguais, beeilt ſich, Mademoiſelle Arnould in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie heut Morgen im Wagen ihres Gemahls die Rolle der Ephiſe gefunden hat.

Das Notenheft folgt zurück.“

Dann klingelte ſie und ſagte zum eintretenden Kammerdiener:

— An Mademoiſelle Arnould, aber ſogleich!

Der Diener warf einen Blick auf die Aufſchrift.

— Gnädige Frau, ſagte er mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Beſcheidenheit, haben Etwas vergeſſen . . .

— Iſt der Brief nicht geſiegelt?

— Das wohl, aber die Wohnung . . .

— Fragt den Kutſcher des Grafen . . . er wird es wiſſen . . .

Der Diener entfernte ſich. Hortenſe griff — nach langer Zeit zum erſten Male — nach ihrer Harfe und ſang mit tiefer Wehmuth:

Dort oben am nächtlichen Himmel
Da glänzte ein Sternlein ſo mild,
Als wär' es das Aug' des Geliebten,
Als wär' es ſein magiſches Bild.
Ein Ahnen und Grauſen und Bangen
Macht jetzt, ach, das Herz mir ſo ſchwer . . .
Das Sternlein iſt untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Dort oben am nächtlichen Himmel,
Da leuchtet der Sternelein Heer,
Doch find' ich, wie ſehr ich auch ſuche,
Das Aug' des Geliebten nicht mehr.
Drum hält mich Verzweiflung gefangen,
Drum weinet mein Auge ſo ſehr . . .
Das Sternlein iſt untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Verhüllt Euch, Ihr Sterne dort oben,
Ihr weckt der Erinnerung Schmerz
Und tödtet, wenn lang' Ihr noch ſcheinet,
Mein krankes gebrochenes Herz.

O ſeht auf den welkenden Wangen
Der Thränen unendliches Heer . . .
Die Sterne ſind untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Und als der Refrain dieſes Liedes eben verklungen war, ſchlug der Ton einer platzenden Saite an ihr Ohr. Hortenſe lehnte das Haupt an ihre Harfe und brach von Neuem in Thränen aus.

## 13.

Als Herr von Vieurbois, der ſich, gleich nach dem bewußten Brande, in einen der benachbarten Gaſthöfe eingemiethet hatte, gegen Abend nach Hauſe kam, fragte er die Portière, ob Etwas für ihn angekommen ſei.

— Nichts als ein Brief, antwortete die alte Sybille und reichte ihm denſelben durch's Fenſter ihrer kleinen Loge.

Der abgebrannte, nervenſchwache Troubadour wurde kreidebleich, denn eine unheimliche Stimme ſeines Herzens ſagte ihm: „Guter Anacreon, dieſes Schreiben bringt Dir keine frohe Botſchaft.“

Tief beſtürzt ſtieg er die Treppe hinan.

Im Vorzimmer angelangt, fand er ſeinen alten Diener, mit einem zerfetzten Traumbuche in der Hand, ſo feſt eingeſchlafen, daß dieſer das Eintreten ſeines Gebieters nicht vernahm. Der Marquis, der den ſüßen Schlaf ſeines treuen Reiſegefährten durchaus nicht ſtören wollte, ſchlich auf den Zehen in ſein Zimmer, zog dort aus einem grünen Saffian-Futterale, das auf ſeinen Papieren lag, eine goldene Brille heraus, raffte ſämmtlichen Vorrath ſeines Muthes zuſammen, ſetzte die Brille auf, ſtellte ſich an's Fenſter und . . . erbrach das verhängnißvolle Billet. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht.

Der Inhalt lautete:

„Der Redacteur des „Mercure galant“ benachrichtigt den Herrn Marquis Camille Anacréon von Vieurbois, daß er die ihm eingeſchickte Ode an Mademoiſelle Sophie Arnould, jetzt unter keiner Bedingung auf-, dagegen die bewußte Herausforderung auf Piſtolen mit dem größten Vergnügen annimmt.

Der Marquis von Vieurbois hat ſich nun — falls er kein Haſenfuß iſt — übermorgen früh mit dem Glockenſchlage Acht, in Begleitung zweier Zeugen, an dem von ihm angegebenen Orte pünktlich einzufinden oder zu erwarten, daß ſein Ausbleiben die unangenehmſten Folgen für ihn nach ſich ziehen wird."

Und dann folgte die eigenhändige Unterſchrift.

Der Schreck, der ſich der Seele unſeres armen Troubadours bemeiſterte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Betäubt rannte er in ſeinem Zimmer auf und ab, ſchlug ſich zwanzig Mal vor die Stirn, verwünſchte ſich und ſeine platoniſche Liebe zu Mademoiſelle Arnould, die an dem ganzen Unglück Schuld ſei, und wußte nicht, was er vor Angſt anfangen ſollte.

— Ich hab's, ich hab's, rief er endlich, ſuchte Dinte, Feder und Papier und ſchrieb folgende

## Todesanzeige.

„Geſtern zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags iſt der durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen um die Welt hoch verdiente Vicomte Camille Anacréon von Vieurbois, Ritter des Malteſerordens und einer unſerer geiſtreichſten Liederdichter, vom Schlagfluß getroffen worden und eine Stunde ſpäter in den Armen ſeines Beichtvaters geſtorben. Welt und Wiſſenſchaft verlieren in ihm einen ihrer edelſten Menſchen. Die eine Hälfte ſeines ziemlich bedeutenden Vermögens hat er der berühmten Sängerin Sophie Arnould, die andere milden Stiftungen vermacht. Sanft ruhe ſeine Aſche!“

Nachdem Herr von Vieurbois die Anzeige ſeines Todes mit Sand beſtreut hatte, weckte er ſeinen Diener, deſſen Vornamen, Sulpice, er — Gott weiß weshalb — in Androkles umgetauft hatte. Sulpice war eine einfältig treue, maaßlos geſchwätzige Seele, die unter vielen komiſchen Eigenheiten auch die beſaß, manche Ausdrücke, die nicht ſehr gebräuchlich waren, in der Ausſprache ſo zu verunſtalten, daß ſie dadurch eine ganz andere, oft ſehr drollige Bedeutung erhielten.

— Androkles, Androkles! rief der „verſteinerte Minſtrel“ und rüttelte den in feſten Schlaf verſunkenen Diener auf.

— Wo brennt's? Wo brennt's? fragte er erwachend.

— Nirgends, alter Freund, nirgends!

— Ach, Herr Marquis, warum haben Sie mich geweckt?

— Um Dich zu bitten, dieſe höchſt wichtige Anzeige ins Bureau der „Gazette de France“ zu tragen, damit ſie womöglich ſchon morgen früh, hörſt Du, morgen früh erſcheint.

— Schön, ſehr ſchön, ſagte Sulpice und dehnte gähnte, reckte und ſtreckte ſich, wie ein Siebenſchläfer. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was ich für einen böſen Traum gehabt . . .

— Geh', geh', guter Androkles!

— Gleich, gleich, lieber Herr, aber hören Sie zuvor meinen häßlichen Traum. Wir befanden uns in Neapel — Sie und ich — die Hitze war ſo groß . . . die Luft ſo ſchwül . . . das Wetterglas zeigte 48 Grad de Ramur . . .

— Réaumur willſt Du ſagen.

— Réaumur wollte ich ſagen. Aber trotz der großen Schwüle beſchloſſen wir — Sie und ich — einen Ausflug nach Portici und von dort nach dem Veſuv. Geſagt, gethan! Wir erreichten unſer Ziel und beſtiegen gegen Abend den Vulcan; aber ſchon auf der Hälfte des Weges wird Moſje unruhig und bekommt eine neue Erection . . .

— Eruption willſt Du ſagen . . .

— Eruption will ich ſagen. Wir aber — Sie und ich — laſſen uns durch ſein Brüllen nicht abhalten und ziehen muthig weiter; plötzlich öffnet ſich unter unſern Füßen ein neuer Prater . . .

— Krater willſt Du ſagen . . .

— Plötzlich öffnet ſich ein neuer Krater und . . .

— Verſchlingt uns. Biſt Du fertig? fragte der Marquis, der auf glühenden Nadeln ſtand.

— Noch nicht . . .

— Dann kannſt Du den Schluß Deines Traumes mir heute Abend erzählen; jetzt mußt Du fort, ſprach Herr von Vieurbois und drückte ihm die Todesanzeige in die Hand.

— Ich laufe, ſagte der alte Schwätzer. Aber das Allerwichtigſte, gnädiger Herr, hätten wir beinah' vergeſſen. Sie haben mir noch kein Geld gegeben . . .

— Wofür?

— Für die Inſurrectionsgebühren . . .

— Inſertionsgebühren willſt Du ſagen. Hier, alter Knabe, ſind zwei Laubthaler, nun aber mache, daß Du fortkommſt.

Einen Augenblick ſpäter befand ſich Androkles auf dem Wege zum Zeitungs-Bureau.

Unſer Troubadour, Anfangs ganz beruhigt, gewann indeß ſchnell genug die Ueberzeugung, daß jene Liſt, die er gebrauchte, um dem bewußten Duell aus dem Wege zu gehen, ihm keineswegs hinreichend ſichern Schutz gewähre.

— Wenn der Elende, der meine Herausforderung angenommen hat, morgen meine Todesanzeige lieſt, wird er ſich nicht erkundigen, ob ich wirklich geſtorben ſei? Und wenn dieſer Menſch erführe, daß ich noch lebe, wäre ich dann einen Augenblick meines Lebens ſicher? O Gott, wie ſchwer laſtet jetzt der Himmel von Paris auf mir!

Der Marquis überlegte, wie er der Gefahr, die ihm drohte, am ſicherſten entgehen könnte. Das Mittel war ſchnell genug gefunden.

Als Androkles zurückkam, fragte der Marquis:

— Wann erſcheint meine Anzeige?

— Morgen früh, gnädiger Herr!

— Dann iſt's hohe Zeit, daß wir einpacken. Heute Nacht reiſen wir . . .

— Wohin, lieber Herr? fragte der treue Diener.

— In Gottes freie Welt hinaus. Paris, mein guter Androkles, iſt ein Sodom und Gomorrha . . . Wir gehen von hier nach Havre . . .

— Und von dort? fragte Sulpice, ſich betrübt das Ohr kratzend.

— Treten wir unſere vierte Reiſe um die Welt an; ich ſammle neue Waſſer; Du ſuchſt Dir neue Käfer und fängſt Dir neue Schmetterlinge. Und ſind wir müde des Umherreiſens, dann ſiedeln wir uns in einem der freien Urwälder von Südamerika an, treiben dort Ackerbau und Viehzucht und gründen eine neue Colonie, ein neues Reich. Ich beſteige als Anacréon I. den jungen Thron, erhebe eine Eingeborne zu meiner Gemahlin, ernenne Dich zu meinem erſten Miniſter und mache Dich außerdem zu meinem Schatzmeiſter. Biſt Du damit zufrieden?

— Sehr zufrieden, ſeufzte die treue Seele.

— Alſo eingepackt! In längſtens zwei Stunden müſſen wir Paris im Rücken haben!

Das verdammte Reiſen, ſtöhnte Sulpice, als ſein Herr ihn verlaſſen hatte, um ſeine Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Der Marquis iſt ein lieber guter Herr; ich würde ihn anbeten und vergöttern, wenn er mehr Sitzfleiſch hätte; aber nirgends hat er Ruhe. Mein Herr iſt der ewige Jude!

— — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter befanden ſich Herr und Diener auf dem Wege nach Rouen.

## 14.

— Reizendes Weſen, ſagte am andern Morgen Doctor Dardanus Sphynx zu ſeiner Freundin Sophie, ich beeile mich, Ihnen meinen aufrichtigſten Glückwunſch abzuſtatten . . .

— Wozu? fragte Mademoiſelle Arnould.

— Geſtern Abend iſt einer Ihrer treueſten Verehrer, der Marquis von Vieurbois, geſtorben.

— Geſtorben?

— In Folge eines Schlagfluſſes. Ihr kleiner Malteſer hat die Hälfte ſeines ziemlich bedeutenden Vermögens milden Stiftungen, die andere Hälfte der erſten Künſtlerin Frankreichs, unſerer gefeierten Sophie Arnould macht.

— Ein hübſcher Scherz!

— Hier, Schatz, haben Sie es ſchwarz auf weiß, ſagte der Doctor und zeigte ihr die Zeitung, in der die Todesanzeige des Marquis abgedruckt war.

— Und Sie glauben daran?

— Ich glaube an Alles, was in den Zeitungen ſteht.

— Das iſt ſehr artig von Ihnen; ich aber, Doctor, bin nicht ſo leichtgläubig, wie Sie, und hätte große Luſt zu wetten, daß das Ganze nur ein Puff iſt.

— Ein Puff? Ich wette . . .

— Um wieviel?

— Tauſend Louis gegen Hundert, daß der Marquis von Vieurbois in der That geſtorben iſt.

— Angenommen! ſagte Sophie und reichte ihm ihre Hand. Nun aber iſt die Reihe an mir, Ihnen meinen Glückwunſch abzuſtatten . . .

— Wie? Hat auch mich Jemand zu ſeinem Erben eingeſetzt?

Das nicht; doch darf ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die Sie ſehr überraſchen wird. Ihre Aufnahme in den Schoos der Akademie unterliegt faſt keinem Zweifel mehr . . . ich habe ſechszehn Stimmen für Sie geſammelt; es fehlen uns noch fünf, dann haben wir die Majorität und ſind unſerer Sache gewiß. Nun aber verlange auch ich einen Dienſt von Ihnen . . .

— Tauſend Louisd'or . . .

— Behalten Sie Ihr Geld . . . ich brauche es nicht . . .

— Womit alſo kann ich dienen?

— Jene ſchwarzſeidene Unbekannte, die vor Kurzem Ihre ärztliche Hilfe in Anſpruch genommen hat . . .

— Iſt nicht Marquiſe von Kergalec, ſondern Gräfin von Lauraguais. Die gute Frau hat ihr Incognito abgelegt und mich zu ſich bitten laſſen, weil ſie ſich ſeit einigen Tagen unwohl fühlt . . .

— Ich weiß es von ihrem Gemahle. Graf Lauraguais, der jenes kleine Portefeuille, das Sie von ſeiner Gattin erhalten und mir zum Geſchenk gemacht, bei mir gefunden hat, iſt ſeit jenem Augenblick der Meinung, daß Gräfin Hortenſe — allem Anſcheine nach hat das bewußte Gedicht ihn zu dieſem Argwohn verleitet — in Sie ſterblich verliebt ſei.

— Verliebt? In mich??

— Ich habe mehr als einen Grund, Sie zu bitten, den Grafen in ſeinem Irrthume beſtmöglichſt zu beſtärken.

— Eine Intrigue dieſer Art ſcheint mir ſehr gefährlich . . .

— Sie irren, Doctor. Graf Lauraquais hat offen erklärt, daß er ſeine Frau nicht liebt und daß es ihm ſehr erwünſcht iſt, wenn ſie irgend Jemanden gefunden hat, auf den ſie ihre Liebe ſo zu ſagen überträgt . . .

— Das begreife ich nicht. Gräfin Hortenſe iſt eine Schönheit erſten Ranges . . .

— Das glaube ich; aber der Geſchmack, Doctor, iſt verſchieden, und manche Dame, die in den Augen eines Andern eine Feenkönigin iſt, hat in den Augen ihres Gemahls oft weniger Reiz als die gewöhnlichſte Griſette.

— Die arme Frau!

— Vernachläſſigt von ihrem Gemahl hat ſie, wie ich glaube, ihr Herz und ihre Liebe einem Andern geſchenkt . . .

— Und dieſer Andere?

— Darf ihr täglich neue Huldigungen darbringen, weil bis jetzt nicht der leiſeſte Verdacht auf ihm ruht . . .

— Und ich, ich ſoll alſo der Quaſi-Blitzableiter, die ſpaniſche Wand, der Deckmantel des begünſtigten Nebenbuhlers ſein?

— Niemand eignet ſich dazu beſſer als Sie . . .

— Sehr verbunden! Sie begreifen, liebe Freundin, daß die Rolle, welche Sie mir zutheilen, in keiner Beziehung dankbar iſt. Etwas ſcheinen, was man nicht iſt, Verdacht auf ſich laden, ohne ihn zu verdienen, und ſich dabei Gott weiß, welcher Gefahr ausſetzen, iſt ein höchſt unangenehmer Auftrag. Und dennoch will ich dieſe Rolle übernehmen, wenn Sie mir ſagen, wem ich dadurch einen Dienſt erweiſe.

— Mir!

— Ihnen? Wie leicht ich ſonſt jedes Räthſel rathe, dies, theure Freundin, begreiſe ich nicht . . .

— Und doch liegt die Auflöſung ſo nahe! Ich bedaure die arme Gräfin jetzt mehr als je. Ein plumper Zufall hat ſie erſt geſtern in das Geheimniß eingeweiht, daß Sophie Arnould ihre Nebenbuhlerin und die Urſache ihres ganzen Unglücks iſt. Gräfin

Hortenſe haßt und verachtet mich. Mein Herz ſagt mir, daß ich kein Recht habe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die arme Frau! Ich habe ihr die Liebe ihres Gatten geraubt, und will ihr, als Erſatz dafür, die Liebe deſſen ſichern, der ſie anbetet mit allen Kräften ſeiner Seele . . .

— Und der Name ihres Anbeters?

— Muß mein Geheimniß bleiben, denn nur ſo kann ich einen Theil meines Unrechts gut machen...

— Sehr edel von Ihnen! Was aber ſoll denn ich dabei thun?

— Gräfin Lauraguais muß, um ihren Gemahl zu vergeſſen, ſo bald als möglich Paris verlaſſen... Sie müſſen ihren Zuſtand höchſt bedenklich finden und ſie nach irgend einem Bade ſchicken . . .

— Um ihr Gelegenheit zu verſchaffen, ſich dort ungeſtört der Anbetung des Unbekannten überlaſſen zu können . . . O ich Dummkopf . . . nun verſtehe ich Ihren Plan, und um Sie zu überzeugen, wie gern ich Ihnen diene, will ich ſogleich zur Gräfin und ihr begreiflich machen, daß ihr Zuſtand vor allen Dingen Luftveränderung und ein wärmeres Klima erheiſche. Ich ſchicke die gute Frau nach Saint-Sauveur, und nach dem, was Sie mir eben mitgetheilt haben, müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn meine Tinctur dort nicht wirken ſollte. Du lieber Gott, wozu ſind denn überhaupt dieſe Bäder da? Und wenn dann der Wunſch der Gräfin in Erfüllung geht, wenn ſie nach der Rückkehr aus dem Bade ihren Herrn Gemahl mit einem kleinen Thronerben überraſcht, dann . . .

— Feiert Doctor Dardanus einen neuen Triumph!

— Victoria! rief er und rannte fort.

## 15.

Der Mittwoch brachte wieder den Thierbändiger. Der Diener trat ihm, wie vor acht Tagen, mit der Nachricht entgegen, daß Mademoiſelle auch heute nicht zu ſprechen ſei.

— Ich muß ſie ſprechen, erklärte unſer Holländer.

— Unmöglich, mein Herr, denn ſoeben iſt Mademoiſelle Arnould ins Bad geſtiegen . . .

— Dann warte ich . . .

— Mademoiſelle iſt unwohl und will heute durchaus keinen Beſuch annehmen . . .

— Mich aber, guter Freund, wird ſie augenblicklich annehmen, wenn Sie ihr ſagen wollen, daß ich ihr ein höchſt wichtiges Geheimniß zu entdecken habe, ein Geheimniß, für deſſen Mittheilung ſie mir ſehr verbunden ſein wird . . .

— Warten Sie, ſagte der dienſtthuende Geiſt und verfügte ſich in die Gemächer ſeiner Herrin.

Einen Augenblick ſpäter wurde Slippen vorgelaſſen.

— Sie haben mir ein Geheimniß mitzutheilen? fragte die Arnould.

— Ein Geheimniß, das einen Ihrer Freunde, den ſogenannten Doctor Dardanus Sphynx betrifft, für den Sie ſich ſehr zu intereſſiren ſcheinen, denn Sie werden, wie ich durch Zufall erfahren habe, Stimmen für ihn, um ihm einen Platz in der Akademie zu verſchaffen . . .

— Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nichts dagegen haben . . .

— Nicht das Geringſte! Aber wenn Sie erfahren . . .

— Wenn ich erfahre?

— Wie ſehr mich hungert, ſetzte der Menageriebeſitzer in larmoyantem Tone hinzu.

— Iſt das Ihr Geheimniß?

— Aus meinem Hunger habe ich, wie Sie wiſſen, nie ein Geheimniß gemacht; das, was ich Ihnen ſagen will, betrifft den ſogenannten Doctor Sphynx; wenn Sie den wahren Namen dieſes Mannes erfahren, werden Sie außer ſich gerathen...

— Mein Gott, warum?

— Weil Sie begreifen werden, daß ein Mann der von ſeinem Vater einen ſo unanſtändigen Namen ererbt hat, nie Mitglied der Akademie werden kann . . .

— Der Name Dardanus Sphynx . . .

— Iſt nur angenommen; ſein wahrer Name aber von der Art, daß man ſich ſchämen muß, ihn einer Dame gegenüber auszuſprechen. Wenn ich das Unglück hätte, ſo zu heißen wie Ihr Freund, ich würde vor Schaam in die Erde ſinken . . .

— Sie ſpannen meine Neugier . . . dieſer Name . . .

— Iſt ein höchſt anſtößiges Wort, das Sie ſchwerlich in irgend einem Lexikon, aber weit eher auf dem Pont neuf finden, wenn Sie vor dem Denkmal Heinrichs IV. ſtehen . . .

— So iſt alſo ſelbſt ſein Name ein Räthſel . . .

— Und die Auflöſung dermaßen unanſtändig, daß ich nicht den Muth habe, Sie damit bekannt zu machen . . .

— Wir ſind unter uns . . . faſſen Sie ein Herz . . . nennen Sie mir den geheimnißvollen Namen...

— Unter einer Bedingung . . .

— Daß ich Ihren Hunger ſtille . . .

— Ich lechze nach einem Frühſtück . . .

— Es ſei Ihnen zum letzten Male gewährt... nun aber raſch die Auflöſung . . .

— Es iſt ein höchſt fatales Wort, das ſich laut nicht gut ausſprechen läßt; doch will ich's Ihnen ſo leiſe als möglich ins Ohr flüſtern . . .

— Heraus damit!

Der Thierbändiger raunte ihr den Namen ein . . . Sophie brach in ein unbeſchreibliches Gelächter aus. In demſelben Augenblick erſchien Papa Hegeſippe.

— Was giebt's? fragte die Tochter.

— Mordſkandal! antwortete der Portier. Im Hausflure harrt eine Frau . . .

— Eine Frau? wiederholte der Holländer mit allen Anzeichen eines paniſchen Schreckens.

— Eine Frau, die tauſend Teufel im Leibe hat und ſich durchaus nicht abweiſen läßt . . .

— Das iſt mein Weib! rief der unglückliche, dem die Haare zu Berge ſtanden.

— Was will die gute Frau? fragte Sophie.

— Ihren ungetreuen Mann erwarten.

— Mich trifft der Schlag! ſchrie van der Slippen.

— Mann des Erbarmens, faſſen Sie ſich!

— Sie kennen meine Margarethe nicht. Eine gereizte Hyäne iſt ein furchtſames Lamm gegen ſie...

— Was wollen Sie thun?

— Mich verſtecken . . .

— Menſch, ſchämen Sie ſich nicht?

— Nein! antwortete der phlegmatiſche Holländer.

— Ein Mann Ihrer Art iſt verächtlich . . . entfernen Sie ſich, ſagte Sophie.

— Jetzt im gefährlichſten Augenblick meines Lebens?

— Machen Sie, daß Sie fortkommen, ſagte der Portier und öffnete die Thür.

— Weh mir, ich bin verloren! rief der Menagerie-Beſitzer und folgte mit tauſend Aengſten im Herzen dem ſchadenfrohen Thürhüter.

Margarethe, beide Arme in die Hüften geſtützt, harrte am Fuße der Treppe.

— Kommſt Du endlich? rief ihm die Furie entgegen.

— Ja, liebes Kind, erwiderte der Thierbändiger, der vor Schreck einen großen Theil ſeines Bewußtſeins verloren zu haben ſchien.

— Warte, guter Freund, nun ſollſt Du ſehen, wie Dein betrogenes Weib ſich rächen will, ſchrie die kleine Xantippe, faßte den großen, ſtarken Simſon am Arme und zerrte ihn auf die Straße hinaus.

Hier, dicht vor dem Hausthore, harrte ein großer, ziemlich geräumiger, auf vier Rädern ruhender Menageriekäfig, vor deſſen geöffneter Thür der Kutſcher ſtand, um ſeinen armen Herrn in Empfang zu nehmen, welcher willenlos hineinſtieg. Margarethe verſchloß hinter ihm die Thür, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und rief mit wuthverzerrter Miene.

— Nun will ich ein Exempel ſtatuiren, wie ein beleidigtes Weib die Untreue ihres Mannes beſtraft!

Der Käfig, in deſſen Innern ſich nichts weiter als ein elender Strohſack befand, auf den das arme, halb todtgeängſtigte Opferlamm bewußtlos niederſank, rollte langſam über das ſchlechte Straßenpflaſter.

— Mademoiſelle Arnould, welche, zum Fenſter hinausſehend, eine Zeugin dieſes neuen, höchſt überraſchenden Schauſpiels war, wollte berſten vor Lachen.

— Da fährt er hin, der ſtarke Mann, welcher Löwen und Tiger, Leoparden und Hyänen bändigt und ſich von ſeinem Weibe ohne Widerſtand, geduldig wie ein Schöps, in den Käfig einſperren läßt!

Das ſind die Folgen der Ehe! Auch ſie iſt eine Thierbändigerin, die den Löwen in eine Schnecke, den Tiger in einen Haſen verwandelt?

### 15.

— Unſere kleine Novelle iſt nun ſoweit vorgeſchritten, daß wir den Lauf derſelben beſchleunigen können, wenn wir dem freundlichen Leſer einige Auszüge aus Sophiens Tagebuch mittheilen. Hier folgen ſie.

Donnerſtag, 5. Auguſt.

Heute Morgen beſuchte mich Zavarroni. Mit freudeverklärter Miene erzählte er mir, er habe vorgeſternfrüh mit Grimm die bewußte Anleihe von 300,000 Livres abgeſchloſſen und dafür die „heilige Verſicherung“ erhalten, daß der Herzog von Orleans all ſeinen Einfluß aufbieten wolle, ihm in möglichſt kurzer Zeit das gewünſchte Adelsdiplom zu verſchaffen. Wenn unſer König von Gottes Gnaden den eitlen Hebräer baroniſirt, verzichtet derſelbe auf Verzinſung

ſeines Capitals; wird Zavarroni nicht geadelt, ſo muß ihm der Herzog — unter uns geſagt — zwölf Procent bezahlen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

— Nachmittag empfing ich Herrn Rouſſeau. Er beeilte ſich, mir anzuzeigen, daß der Wahl meines Candidaten ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegengetreten ſei. Einige Mitglieder, die ſich bereit erklärt hatten, dem Doctor Sphynx ihre Stimme zu ſchenken, haben ihr Verſprechen zurückgenommen, weil ſie in Folge nothwendiger Erkundigungen, die ſie über ſeine Perſon und ſeinen Lebenswandel eingezogen, in Erfahrung gebracht, wie ſein Familienname dergeſtalt anrüchig ſei, daß die ganze Akademie dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen und ſich heillos proſtituiren würde, wenn ſie einem Menſchen, der das Unglück hat, Jean F . . . . zu heißen, einen ihrer Fauteuils einräumen wollte. Der arme Mann hat in der That einen fatal-komiſchen Namen, ſo daß Jeder, dem dieſer häßliche Name kein Geheimniß iſt, dem Beſitzer deſſelben geradezu ins Geſicht lachen muß. Mir fällt dabei jener Unglückliche ein, der einſt ins Waſſer geſprungen iſt, weil er „Cocu“ geheißen hat. Und doch iſt dieſer Name noch lange nicht ſo unanſtändig, als jener meines Candidaten. Ich habe den Doctor davon in Kenntniß geſetzt und ihm den guten Rath ertheilt, ſich ſofort an den König zu wenden und ihn um ſchleunige Abänderung dieſes unglücklichen Namens zu bitten. Dann, meinte Rouſſeau, würde ſeiner Aufnahme in den Schoos der Akademie nichts mehr im Wege ſtehen. — In einer Nachſchrift habe ich ihm die nicht minder unangenehme Nachſchrift mitgetheilt, daß er ſeine Wette von tauſend Louis verloren hat, da der Marquis von Vieurbois, der nach der Todesanzeige in der „Gazette de France“ am Schlagfluß geſtorben ſein ſollte, nach einem Bericht im heutigen „Mercure“ friſch und geſund in Rouen angelangt und von hier nach Havre gereiſt ſein ſoll, um ſich dort eilig nach Amerika einzuſchiffen und auf dieſe Weiſe dem fatalen Piſtolen-Duell aus dem Wege zu gehen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Freitag, 6 Auguſt.

Clanricard, den ich ſehnſüchtiger als je erwartet hatte, um zu erfahren, wie weit ſeine Liebe zur Gräfin gediehen ſei, iſt heute zum erſten Male ausgeblieben. Beweis, daß er nur noch für ſie lebt und daß Unſer Einer todt für ihn iſt. Das Schickſal der armen Gräfin bleibt für mich eine neue Warnung, nie zu heirathen. Die Ehe, ſagt ſchon Heloiſe, iſt das Grab der Liebe. Arme Hortenſe! Seit jenem Tage, an dem ſie meine Rolle in dem Wagen ihres Gemahls gefunden hat, trägt ſie ſich, wie der Graf mir ſagt, ganz ſchwarz. Auf ſeine Frage, was ſie betraure, entgegnete ſie: „das Theuerſte auf Erden: Deine verlorene Liebe.“ Kinderpoſſen! meint Herr von Lauraguais und hält den Schmerz ſeiner Frau für eine Komödie, durch die ſie ihn blos rühren will; außerdem glaubt er noch immer, daß ſie den Doctor

liebt, der ſie jetzt tagtäglich beſucht. — — —
— — — — — — — — — —

### Sonnabend, 7. Auguſt.

Der gute Grimm iſt außer ſich vor Freuden, daß er ſeinem Herrn das Geld verſchafft hat. Der Herzog hat geſtern mit den Miniſtern geſprochen und von ihnen das Verſprechen erhalten, daß Zavarroni in Kurzem geadelt werden ſoll. — — — Dem armen Rouſſeau, der ſich in neuer Geldverlegenheit befindet, habe ich durch Grimm die andern fünftauſend Livres geſchickt. Der Himmel gebe, daß Grimm vorſichtig ſei und Rouſſeau nie erfahre, wer ihm geholfen hat. Ach Gott, ich möchte reich, ſehr reich ſein, um mit Jedem, welcher darbt, meinen Ueberfluß zu theilen. In Kurzem hoffe ich ſo viel erſpart zu haben, um meinem armen Vater und Pathen ein kleines Gut kaufen zu können.

Nachmittags habe ich vom Thierbändiger ein Billet erhalten, durch das er mich in Kenntniß ſetzt, daß ſeine „vielgeliebte Margarethe“ ihn dreimal vierundzwanzig Stunden bei Waſſer und Brod im Käfig eingeſperrt gehalten und ihn dann erſt freigelaſſen, nachdem er ihr das ſchriftliche Verſprechen ausgeſtellt habe, in längſtens drei Tagen Paris für immer zu verlaſſen. Mit blutendem Herzen ruft der arme Mann mir heute, am Tage ſeiner Abreiſe, ein Lebewohl zu und ſchickt mir, als ein Zeichen dankbarer Erinnerung an die ſchönſten Frühſtücksſtunden ſeines Lebens, den ſchönſten ſeiner Affen, einen „Midas rufimanus", bei deſſen Anblick „ich ſeiner auch in der Ferne gedenken möge." In einem von Thränen befeuchteten Poſtſcriptum erzählt er mir, daß ſeine „theuere Margarethe" ſich entſchloſſen habe, ihm täglich zwei Fleiſchſpeiſen zu bewilligen. Dann werde ich bald vergeſſen ſein! — — —

## 16.

Mademoiſelle Arnould hatte jetzt drei ihrer Anbeter — die Herren von Vieurbois, van der Slippen und Clanricard — eingebüßt; deſto mehr Muße blieb ihr nun, Dem anzuhören, dem ſie am meiſten zugethan war: dem Grafen von Lauraguais. Die Andern betrachtete Sophie als Garden ihres Hofſtaates und als willenloſe Gambitſteine, durch die ſie den „König ihrer Neigung“ — Hortenſens Gemahl — in beſtändigem Schach erhielt.

— Theure Sophie, ſagte der eintretende Graf, ich bringe Ihnen eine frohe Sonntagspoſt. Morgen mit Tagesanbruch reiſt meine liebe, gute, kranke Frau in die Pyrenäen . . .

— Und Sie, Herr Graf, begleiten Sie.

— Was fällt Ihnen ein . . . ich bleibe in Paris . . .

— Dann reiſe ich . . .

— Und wohin?

— Nach Rom . . .

— Mort de ma vie, was wollen Sie in dieſer frommen, höchſt langweiligen Kirchenſtadt?

— Dem heiligen Vater meine Sünden beichten und dann in ein Kloſter gehen . . .

— Sophie, liebe, ſüße, theure Sophie, ſind ſie krank?

— Geſunder als je . . .

— Und Sie wollen ſchon jetzt Ihre Sünden beichten, wollen in ein Kloſter gehen?

— Um dem heiligen Muttergottesbilde zu Santa Caſa di Loretto dort jenen Teppich zu weihen und ein Gelübde zu thun . . .

— Ein Gelübde . . .

— Daß ich niemals heirathen will.

— Und warum, meine ſchöne Sünderin?

— Weil das Schickſal der Gräfin Hortenſe von Lauraguais für mich das abſchreckendſte Beiſpiel iſt . . .

— Wie? Sie bedauern meine Frau?

— Nicht weniger als jede Andere, die zur Galeerenſtrafe der Ehe verurtheilt iſt. Ach die Ehe! Sie iſt mehr als eine Strafe . . . ſie iſt ein Unglück ein Fluch. Gräfin Hortenſe, ein von aller Welt angebetetes Weib, iſt das unglücklichſte Geſchöpf, weil ſie den einzigen Fehler hat, Ihre Frau zu ſein . . .

— Aber bin ich nicht der beſte Ehemann, den ſie ſich wünſchen kann? Ich weiß, daß ſie den alten Quackſalber liebt und mache ihr nicht den leiſeſten Vorwurf . . . er ſchickt ſie nach Saint-Sauveur . . . ich bin nicht eiferſüchtig und ſage zu ihr: Reiſe mit Gott, liebes Kind, und bleib' ſo lange es Dir gefällt . . . Kann meine Frau ſich einen beſſern Gatten wünſchen?

— Beneidenswerthe Frau! Was aber hoffen Sie von dieſer Reiſe?

— Ich hoffe, daß der Verführer ihr folgen werde. Dort in ſtiller Einſamkeit wird die gute Frau ſich endlich rühren laſſen, ihn erhören und mir dadurch ein Recht geben, mich von ihr ſcheiden zu laſſen . . .

— Und dann?

— Wird Sophie Arnould Gräfin von Lauraguais.

— Und würde es mir dann wohl beſſer gehen als der armen Hortenſe?

— Sie haben Geiſt und Witz und beſitzen das Geheimniß, uns ſtets von Neuem zu feſſeln . . .

— Doch währt mein Zauber ſo lange nur, als ich frei und unabhängig bin . . . bin ich Ihre Frau, hat aller Reiz ein Ende. Und darum erklärt Ihnen Sophie Arnould heut zum hundertſten Male, daß ſie bis zum letzten Hauche ihres Lebens frei und ledig bleibt!

— Erlauben Sie, Sophie, daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgebe, ſagte Herr von Lauraguais und umarmte ſeine Geliebte.

## 17.

Am andern Morgen trat die Gräfin, begleitet von der alten Eliſabeth, ihre Reiſe nach den Pyrenäen an.

Drei Tage ſpäter folgte Edgar Clanricard.

An demſelben Tage ſchlug eine vierſpännige Extrapoſt die Straße nach Belgien ein. Mademoiſelle Arnould benutzte ihre Urlaubszeit zu einem Ausfluge nach Spaa. Ihr Reiſegefährte war Herr von Lauraguais.

## 18.

Es könnte uns nun gar nicht ſchwer werden, mit Hilfe einiger guten Reiſebücher zwei berühmte Badeorte zu ſchildern, die wir — im Vertrauen geſagt — nie geſehen haben. Läge es in unſerer Abſicht, einen **dickleibigen Feuilleton-Roman** zu ſchreiben, ſo würden wir dieſe doppelte Gelegenheit gewiß nicht unbenutzt vorüber huſchen laſſen und mit einer ausführlichen Schilderung von Saint-Sauveur und Spaa mit Bequemlichkeit ſechs bis acht Druckbogen füllen können und zwar auf folgende Weiſe:

Pittoreske Schilderung der 14 Meilen langen Pyrenäenkette, vom Cap Higuer am biskayiſchen

| | |
|---|---|
| Meere bis zum Cap Cervera am mittelländiſchen Meere . . . . . . . . | 8 bis 10 Seiten. |
| Geognoſtiſche Unterſuchung dieſer in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Gebirgsmaſſen . | 4 „ 5 „ |
| Ueberſicht der höchſten Spitzen des Gebirgskammes vom Maladetta bis zum Vignemale . | 2 „ 3 „ |
| Beſteigung des 10,400 Fuß hohen Mont perdu . . . . | 5 „ 6 „ |
| NB. Was wir nicht wüßten, wüßte Herr Ramond, dem wir eine „Voyage au Mont perdu“ verdanken. | |
| Hiſtoriſch = topographiſche Beſchreibung der Bäder von Bagnères . . . . . . . | 7 „ 8 „ |
| Chemiſche Unterſuchung ſeiner zweiunddreißig Mineralquellen (gering angeſchlagen) . | 3 „ 4 „ |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Romantiſcher Ausflug nach dem Städtchen Luz . . . . | 2 | „ | 3 | „ |
| Schilderung der ſchon zur Zeit der Römer bekannten Heilquellen von Barèges . . . . | 6 | „ | 7 | „ |
| Ausſicht vom 3960 Fuß hohen Tourmalat, incluſive Schilderung eines Sonnenaufgangs | 1 | „ | 2 | „ |
| Leben und Treiben in Saint-Sauveur . . . . . . . | 10 | „ | 12 | „ |
| Summa Summarum | 48 | bis | 60 | Seiten. |

Von der Grenze von Spanien ſchleppten wir den äußerſt geduldigen Leſer nach Spaa.

| | |
|---|---|
| Hiſtoriſch-topographiſcher Ueberblick dieſes berühmten Badeorts . . . . . . . | 8 bis 12 Seiten. |
| Chemiſe Analyſe ſeiner ſechszehn Heilquellen mit beſonderer Berückſüchtigung der Pouhon-, | |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Souvenière-, Watroz- und Tonnelet-Quelle | 2 | „ | 3 | „ |
| Chronologiſches Verzeichniß aller berühmten Leute, welche dieſes Bad, vom Jahre 1717 (wo Peter der Große dort geweſen) bis zum Jahre 1770 (wo Mademoiſelle Arnould angekommen), mit ihrer Gegenwart beehrt haben | 28 | „ | 32 | „ |
| Schilderung der Promenade de quatre heures | 3 | „ | 4 | „ |
| Schilderung der Promenade de sept heures | 3 | „ | 4 | „ |
| Ausflug nach Lüttich | 4 | „ | 5 | „ |

Summa Summarum 48 bis 60 Seiten.

Aber weil unſere einfache, flüchtige Novelle keinen Anſpruch auf die Vorzüge und den Werth eines künſtlich ausgeſponnenen Romans macht, ſo wollen wir dem Leſer und uns jede überflüſſige Schilderung erſparen und uns beeilen, den Faden unſerer Erzählung möglichſt raſch abzuwickeln.

Man wird uns dafür Dank wiſſen.

## 19.

Für Mademoiſelle Arnould und den Grafen von Lauraguais war Spaa ein ſo angenehmer Aufenthalt, daß die Wochen wie Tage an ihnen vorüberrauſchten. Man war ſchon länger als einen Monat hier, ohne ſich einen Augenblick gelangweilt zu haben. Sophiens roſenfarbene Laune zeigte ſich hier in ihrem vollſten Glanze . . . ihr Geiſt, ihr Witz machten ſie zum Mittelpunkte der vornehmen Badewelt. Ihre Bonmots liefen von Mund zu Munde und erregten ſo großes Aufſehen, daß der Fürſt d'Hénin, einer ihrer eifrigſten Bewunderer, ſie — ſpäter für die ſeinigen ausgab.

Eines Mittags, als er der Mademoiſelle Arnould, ſeinem „Voltaire im Unterrock", auf der Promenade begegnete, erzählte er ihr und dem Grafen, daß eine ſchon ziemlich bejahrte Sängerin, die mit dem General-Pachter Rollin lebe, vor einer Stunde in Spaa angekommen ſei.

— Kennen Sie dieſe Dame? fragte der Fürſt.

— Ah oui, très bien, c'est l'histoire ancienne de Mr. Rollin, antwortete Sophie.

In demſelben Augenblick ſchritten an ihr mit höchſt lächerlichem Stolze die drei häßlichen Töchter des holländiſchen Miniſters vorüber. Der Fürſt grüßte mit großer Ehrerbietung.

— Ah quel joli triolet! (trio laid) rief Mademoiſelle Arnould.

Bezaubert von Sophiens Liebenswürdigkeit, begeiſtert von ihrer ewig frohen Laune, verſuchte der Fürſt, der, beiläufig erwähnt, ein ziemlich langweiliger Herr war, alle Mittel, ihre Gunſt zu gewinnen. An einem Tage ſchrieb er ihr drei Briefe, worin er ihr die glänzendſten Anerbietungen machte; ſie zeigte dieſelben dem Grafen und fragte:

— Eh bien, qu'en ditez-vous?

— Cette principion commence à m'ennuier.

— Que voulez vous? Monsieur le Prince veut nous prouver, qu'il est un sot en trois lettres.

Lauraguais umarmte ſeine Freundin und war glücklich, daß ſie den Anerbietungen des Fürſten kein Gehör ſchenkte.

## 20.

— Eines Abends, als Herr von Lauraguais zum Zeitvertreibe ſein Glück abwechſelnd an der Pharo-Bank und am Trente-et-quarante-Tiſche auf die Probe ſtellte, empfing unſere Freundin, die, von einem leichten Unwohlſein befallen, zu Hauſe geblieben war, den unerwarteten Beſuch eines ihrer Anbeter aus Paris.

— Ich eile zu Ihren Füßen, rief Zavarroni, um Ihnen brühwarm meine Huldigung darzubringen. Vor einer halben Stunde angekommen, habe ich, verzeihen Sie, meine Liebe, mir nicht einmal ſo viel Zeit gegönnt, mich zu raſiren und in Glanz zu werfen . . . mit unwiderſtehlicher Gewalt trieb mich mein Herz, mein gefühlvolles Herz, zu meiner angebeteten Freundin . . .

— Stehen Sie auf, lieber Freund. Das Knieen iſt ungeſund . . .

— Ungeſund? wirklich ungeſund? Nun dann erlauben Sie, daß ich ſtehend Ihnen huldige . . . Sophie, himmliſche Sophie, merken Sie nichts? Merken Sie gar nichts?

— Sie ſind, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, viel ſtärker geworden . . .

— Vor Freude, vor Glück! Nun, meine Liebe, wiſſen Sie noch immer nicht, was ich Ihnen ſagen will?

— Sie ſind . . .

— Baron! ergänzte der getaufte Jude, die beringte Hand mit komiſcher Gravität in die Hemdkrauſe ſteckend.

— Wirklich? fragte Sophie angenehm überraſcht.

— Bei meiner Seele! So wahr Gott lebt! So wahr ich vor Ihnen ſtehe!

— Und ſeit wann?

— Seit Mittwoch. Um zehn Uhr Morgens erhielt ich das Diplom und um Elf ſaß ich in der Extrapoſt, um nach Spaa zu fliegen.

— Ihr Wunſch, Baron, iſt nun erfüllt . . .

— Baron! Wie ſchön dieſer Titel aus Ihrem Munde klingt! Und wem habe ich ihn zu verdanken? Ihnen, meine Liebe! Ich komme, um meine Schuld abzutragen. In dieſer Brieftaſche finden Sie hunderttauſend Livres . . . verzehren Sie ſie mit Geſundheit, ſagte der jüdiſche Cröſus, reichte ihr das Portefeuille, ergriff ihre Hand und zog dieſelbe mit dem bewußten Schmunzeln an ſeine dürren Lippen, welche drei Küſſe darauf niederlegten.

— Und nun, lieber Baron, müſſen Sie ein paar Tage bei uns bleiben . . .

— Ich bliebe für mein Leben gern, leider aber muß ich noch heute Abend nach Lüttich und von dort nach Rom. Der heilige Vater — wenn wir unter vier Augen ſind, ſagen wir Du zu einander — hat ſich bei mir für das Hamburger Rauchfleiſch und die Teltower Rüben bedankt und mich gebeten, gleich nach Empfang ſeines Schreibens nach Rom zu eilen, um dort mit dem Cardinal Staatsſecretär eine Anleihe abzuſchließen. Ich bin im Voraus überzeugt, daß bei dieſem Geſchäft nichts herausſieht; aber deſſenungeachtet kann ich — was Sie begreifen werden — den heiligen Vater nicht in der Tinte ſitzen laſſen. Ganganelli iſt ein ſeelensguter Menſch . . . einmal in Rom, koſtet es mich nur ein Wort, dann bin ich . . .

— Cardinal? fragte Sophie mit einem Lächeln, in dem jede Linie ein Schalk war.

— Das nicht . . .

— Was ſonſt?

— Sein Nuntius, ſein Geſchäftsträger . . .

— Sie ſcheinen Luſt zu haben, ſich auf Diplomatie zu werfen . . .

— Für mein Leben gern . . . ich bilde mir ein, ganz dafür geſchaffen zu ſein . . .

— Jeder Zoll ein Diplomat . . . Reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen . . . grüßen Sie Ihren guten Freund, den heiligen Vater, und ſagen Sie ihm . . .

— Was ſoll ich ihm ſagen?

— Daß Gregors VII. vernünftigſter Gedanke das Cölibat geweſen iſt . . .

— Cölibat? Was heißt Cölibat?

— Cölibat, mein lieber Baron, iſt eine höchſt delikate . . .

— Mehlſpeiſe? fragte der Ritter der goldenen Miliz.

— Errathen, weiſer Diplomat, ſagte Mademoiſelle Arnould, die dabei ganz ernſt bleiben konnte.

— Auf Wiederſehen in Paris! rief Zavarroni, küßte noch ein Mal ihre Hand und eilte fort.

Sophie nahm ihr Tagebuch und ſchrieb folgende leider nur allzuwahre Bemerkung hinein:

— Heut zu Tage will jeder Schwachkopf ein Diplomat ſein. Fragt man mich um die Definition dieſes Wortes, ſo antworte ich: Diplomat iſt Jeder, der dumm genug iſt, ſich einzubilden, daß er klüger als der Andere ſei. Diplomat und Dummkopf ſind oft ſynonym.

## 21.

Drei Tage ſpäter erhielt Mademoiſelle Arnould einen Pariſer Brief, aus deſſen Adreſſe ſie den Schreider deſſelben, Herrn Grimm, erkannte. Der Inhalt lautete:

„Einen Tag vor Ihrer Abreiſe von Paris nahmen Sie mir, liebe Arnould, das Verſprechen ab, Falls während Ihrer Abweſenheit von der Hauptſtadt ſich irgend Etwas von einigem Intereſſe für Sie ereignen ſollte, Sie bald davon in Kenntniß zu ſetzen. Im Drange meiner vielen Geſchäfte finde ich erſt heute einen Augenblick Muße, um mich des mir gewordenen Auftrags pflichtſchuldigſt zu entledigen.

Seit Ihrer Abreiſe hat ſich in der guten Stadt Paris Viel und Mancherlei zugetragen. Ihre ehemalige Lehrerin, Mademoiſelle Clairon, hat in Folge neuer Zwiſtigkeiten mit einem ihrer Collegen das Théâtre français verlaſſen und iſt einem Rufe nach Anſpach gefolgt, um dort am Hofe des Markgrafen Friedrich Carl die Rolle unſerer Marquiſe von Pompadour zu übernehmen. Der Fürſt, welcher während ſeiner letzten Anweſenheit in

Paris die Bekanntſchaft der „Königin von Carthago“ *) gemacht, hatte ſich von der ſtolzen Schönheit der ſchon ziemlich bejahrten Dido dergeſtalt einnehmen laſſen, daß Vanloo von ihm beauftragt worden war, ſie als „Medea“ zu malen. Das Bild, auf dem unſerer Clairon ſehr geſchmeichelt iſt, war nach Anſpach abgegangen und hatte auf den guten Mann einen ſo großen Eindruck gemacht, daß ſie vor Kurzem die Einladung erhielt, nach Anſpach zu kommen, um an ſeiner Seite die „petites misères du théâtre“ zu vergeſſen. Die Clairon, die vor Kurzem abgereiſt iſt, erhält vom Markgrafen freie Wohnung im Luſtſchloß Triesdorf und ein monatliches Nadelgeld von zweitauſend Thalern. Eine Schönheit von ſiebenundvierzig Jahren kann nach meiner Anſicht damit ganz zufrieden ſein. — — — — —

---

*) Mademoiſelle Clairon erhielt dieſen Beinamen, weil eine ihrer größten Glanzrollen die Dido im gleichnamigen Trauerſpiele von Le Franc de Pompignan war.

Daß unſer jüdiſcher Bankier baroniſirt worden iſt, wird Ihnen gewiß ſchon bekannt ſein, denn gleich nach Empfang ſeines Diploms iſt er nach Spaa abgereiſt, um Ihnen mündlich dieſe Botſchaft mitzutheilen. Zavarroni iſt ein Narr, der bei all ſeiner Eitelkeit doch wenigſtens das Gute hat, daß er den Grundzug des jüdiſchen Charakters nicht verläugnet und außerordentlich dankbar iſt. Eine halbe Stunde vor ſeiner Abreiſe hat er ſich bei mir verabſchiedet und mir, als Unterhändler jener traurigen Anleihe, bei der er — wie ſich mit Gewißheit vorausſehen läßt — nicht blos um die Zinſen, ſondern, allem Anſcheine nach, auch um das Capital kommen wird, eine goldene, mit Diamanten beſetzte und mit Ihrem Bildniß geſchmückte Tabatière geſchenkt. Unſer friſch gebackener Baron iſt in Sie dergeſtalt verliebt, daß er von Ihnen mit einer alle Grenzen der Verehrung überſchreitenden Anbetung ſpricht. Wenn ich der heilige Vater wäre — ſagte er zu mir im Augenblicke des Abſchieds — würde ich Sophie Arnould noch bei Lebzeiten heilig ſprechen laſſen, denn alle Engel des Paradieſes ſind — ich berichte verbotenus — wahre Lumpenhunde gegen unſere Freundin, die ein ſo gutes Herz hat, daß es in Gold eingefaßt werden und als Rarität gezeigt zu werden verdient. — — — —

— — — — — — — — — —

Für Freund Rouſſeau, an deſſen Schickſal meine liebe Arnould ſo ſchönen, warmen, uneigennützigen Antheil nimmt, ſcheint die Morgenröthe einer ſorgenfreien Zukunft aufgegangen zu ſein. Er hat in Herrn von Girardin einen großmüthigen Freund und Beſchützer gefunden, der ihm eine ſeiner reizenden Beſitzungen, Ermenonville, zehn Stunden von Paris, als ſorgenfreies Aſyl einräumen will. Hier, im Schatten der Freundſchaft, wird er mit neuem Lebensmuthe ſeine „Bekenntniſſe" vollenden. Seine Frau iſt noch immer die Alte, ohne Reiz und Anmuth, und dennoch beherrſcht ſie ihn, um mit David Hume zu reden, wie eine Amme ihren Säugling. — — — — —

Unſer großer Marſchall von Soubiſe, welcher ſeit dreizehn Jahren auf dem unverwelklichen Lorbeer ruht, den ſein militäriſches Genie in der Schlacht bei Roßbach erbeutet, hat ſeine alte Liebſchaft mit Frau von L'Hôpital aufgegeben und eine neue Liaiſon mit der kleinen, ſchwarzen Mademoiſelle Guimard angeknüpft, die in mehr als einer Beziehung ſchon Manchen, der reicher und jünger als der „Sieger von Roßbach" geweſen iſt, durch ihre Liebe ruinirt hat. Mein Freund Carmontelle *) hat darauf das Bonmot gemacht: „Monsieur le Maréchal a quitté l'Hôpital pour gagner le Cimetière" **) — — — —

---

*) Verfaſſer der „Proverbes dramatiques" (Par. 1768—81, 8 Bde. 8. und des „Théâtre de campagne" (Par. 1775, 4 Bde. 8., woraus, was vielleicht noch Wenigen bekannt ſein dürfte, unſer Herr von Kotzebue manches ſeiner einactigen Luſtſpiele („Blind geladen" und andere) geſchöpft hat.

**) Er hat das Hoſpital verlaſſen, um auf den Kirchhof zu kommen.

Marmontel, der mich beauftragt, Sie herzlich von ihm zu grüßen, hat ein neues Luſtſpiel in Verſen „l'ami de la maison" geſchrieben, das im Laufe des Winters in Scene gehen ſoll. Sein Roman „Bélisaire" erhält ſich fortwährend in der Gunſt der Leſewelt und wird in alle Sprachen Europa's überſetzt. Vor Kurzem iſt auch eine deutſche Uebertragung in Leipzig erſchienen *) — Der arme kranke Helvétius, der ſich mit Vergnügen der ſchönen Stunden erinnert, die er in Ihrer Geſellſchaft zugebracht hat, arbeitet an einem Gedichte in ſechs Geſängen, betitelt „le Bonheur" **)

---

*) Von Marmontels „Béliſaire", den Chénier dem Fénelonſchen „Telemaque" an die Seite ſtellt, exiſtirt eine däniſche Ueberſetzung (Kopenhagen 1768), eine ſchwediſche (Stockholm 1768), eine deutſche (Leipzig 1770), eine neugriechiſche (Wien 1783), eine polniſche (Warſchau 1805), eine lateiniſche (Wien 1806), eine engliſche (London 1808), eine ſpaniſche (Bordeaux 1816), eine italieniſche (Florenz 1819) und eine portugieſiſche (Paris 1820).

**) Erſchien erſt nach dem Tode des Verfaſſers, herausgegeben von Saint Lambert, Lond. 1772. 8.

— Der alte, trotz ſeiner ſechszig Jahre noch immer geiſtesfriſche Favart, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, iſt neulich mit einer neuen dreiactigen Komödie „la Rosière de Salency“ aufgetreten, die außerordentlich gefallen hat. Der galante Abbé de Voiſenon, der deſſen hübſcher Frau noch immer den Hof macht, iſt in doppelter Beziehung einer ſeiner treueſten Mitarbeiter. — Der liebe Duclos, der Ihnen die dritte Auflage ſeines reizenden Märchens „Acajou et Zirphile“ *) zueignen will, bittet mich, Ihnen zu ſagen, daß er in Gedanken Ihre ſchöne Hand küßt. Bernhard-Gentil will hinter ihm nicht zurückbleiben und Ihnen ſeine „Art d'aimer“, woran er ſchon ſeit Jahren feilt, als ſchwaches Zeichen ſeiner Huldigung dediciren. — Diderot, der ſich durch die Herausgabe ſeines „Dictionnaire encyclopédique“ in Schulden ge-

---

*) Die erſte Auflage erſchien (Par.) 1774 in 4., die zweite zu Lauſanne 1746. 12.

ſtürzt hat, ſieht ſich genöthigt, ſeine Bibliothek zu verkaufen, um ſeine drängenden Gläubiger zu befriedigen *). Der Reichſte und Glücklichſte von uns Allen iſt Voltaire, der auf ſeinem Landgute Ferney wie Gott in Frankreich lebt. — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

In dieſem Geſchwätz über Kunſt und Literatur hätte ich beinahe das, was Sie gewiß am meiſten intereſſiren wird, zu melden vergeſſen. Seit drei Tagen ſpricht ganz Paris von einem Ereigniß, das von unſerer Médiſance vielfach ausgebeutet und zu Charpie zerzupft wird. Doctor Dardanus Sphynx ſoll — wie ein bruit de salon verſichert — auf Ihren Rath direct beim Könige um Ab-

---

*) Für dieſe Bibliothek erhielt er einige Jahre ſpäter 15,000 Livres von der Kaiſerin Katharina II., die ihm den Nießbrauch derſelben bis zu ſeinem Tode (1784) überließ. Dann wanderte ſie nach Petersburg, wo ſie ſeitdem einen Theil der großen Bücherſammlung in der Eremitage bildet.

änderung ſeines höchſt obſcönen Namens eingekommen ſein und nach fünf Wochen unbeſchreiblicher Erwartung die Erlaubniß erhalten haben, die letzte Sylbe ſeines Namens fallen zu laſſen und blos die erſte Sylbe davon beizubehalten, ein Gnadenact, wodurch der einfältige Tropf, der ſich à tout prix zum Mitglied der Akademie erwählt zu ſehen gewünſcht, ſo zu ſagen aus dem Regen in die Traufe gerathen war. Vor vier Tagen hat man ſeinen Leichnam am Ufer der Seine gefunden. Die Einen ſagen nun, daß er in Folge jener königlichen Entſcheidung, die Andern, daß er in Folge eines häßlichen Criminalprozeſſes, in den er wegen ſeiner Quackſalbereien und namentlich wegen einer von ihm erfundenen Tinctur verwickelt worden, aus Furcht vor dem Ausgange dieſes Prozeſſes den Entſchluß gefaßt habe, das Urtheil, das ihn auf mindeſtens zehn Jahre ins Gefängniß gebracht hätte, nicht abzuwarten und ſeinem Leben vor der Zeit ein Ende zu machen. Wieder Andere, welche beſſer unterrichtet zu ſein vorgeben, wollen behaupten, daß der unglückliche Jean F . . ., genannt Dardamus Sphynx, nicht als Selbſtmörder, ſondern als Opfer eines eiferſüchtigen Ehemannes gefallen ſei, der — dem Verdachte Raum gebend, daß die Perſon des Quackſalbers mehr als ſein Geheimmittel Urſache der Schwangerſchaft ſeiner bis dahin unfruchtbaren Frau geweſen ſei — Mörder gedungen haben ſoll, um ſeine Schmach durch den Tod des Verräthers zu rächen. Die tauſendzüngige Fama erſchöpft ſich in tauſend Vermuthungen. Man rathet hin und her und hört hier und dort auch den Namen des Grafen von L., deſſen Gattin, wie Ihnen bekannt ſein wird, ſeit ſechs Wochen in einem der Pyrenäenbäder verweilt und ſich ſeit Kurzem — doch bitte ich darüber zu ſchweigen — Mutter fühlen ſoll. — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Vorgeſtern iſt Jean F . . . . in aller Stille beerdigt worden. Einem on dit zu Folge ſoll man geſtern in einem ſeiner Schränke ein Teſtament vom Juli vorigen Jahres gefunden haben. In dieſem letzten Willen ſoll er, wie ich höre, ſeinen ganzen Cactusflor dem botaniſchen Garten, ſeine Räthſelbücher der königlichen Bibliothek und ſein ganzes Vermögen, das ſich auf zweimalhunderttauſend Livres belaufen ſoll, dem anatomiſchen Muſeum ſeiner Vaterſtadt Dijon hinterlaſſen haben.“

— Der Dummkopf, rief Mademoiſelle Arnould und verſteckte den Brief, denn ſie hörte die Schritte des Grafen, der einen Augenblick ſpäter, als ſonſt, in ihr Zimmer trat.

## 22.

— Willkommen, lieber Graf, rief Sophie dem Eintretenden entgegen.

— Sie werden zürnen, ſüße Freundin, wenn Sie erfahren, weshalb Sie mich geſtern Abend vergebens erwartet haben . . .

— Sie waren?

— An der Spielbank, um dort zum letzten Male in Spaa mein Glück auf die Probe zu ſtellen . . .

— Man lieſt in Ihren Mienen, daß es Ihnen auch geſtern nicht hold geweſen iſt.

— Ich habe Unglück, liebe Sophie, viel Unglück . . . ſeit vier Tagen haben wir im Rouge und Noir achtzigtauſend Livres verloren . . .

— Deſto größer, mein Freund, iſt Ihr Glück in der Liebe. Haben Sie Nachricht aus Saint-Sauveur erhalten?

— Noch nicht; mein liebes gutes Weib ſcheint mich ganz und gar vergeſſen zu haben . . .

— Und wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſind Sie darüber ſehr unglücklich . . .

— Nicht im Geringſten, betheuerte Herr von Lauraguais.

— Man hat Beiſpiele, lieber Graf, daß eine halberloſchene Liebe durch den Reiz der Entfernung zu neuer Gluth entflammt worden iſt. Gräfin Hortenſe, die ſeit ihrer Abreiſe von Paris Sie keiner Nachricht gewürdigt hat, ſcheint eben dadurch, daß Sie ſie vernachläſſigt, eine neue Anziehungskraft für Sie gewonnen zu haben . . .

— Und was verleitet Sie zu dieſem Glauben?

— Ein Traum, ein ſonderbarer Traum, der in vergangener Nacht mich — ehrlich geſtanden — etwas beunruhigt hat . . .

— Erzählen Sie, liebe Freundin . . .

— Mir träumte, auch ich ſei in Saint-Sauveur geweſen und hätte dort die Gräfin in der vollſten Blüthe ihrer Schönheit, in der Maienfriſche ihrer Reize, umſchwärmt von einer zahlloſen Schaar liebeglühender Anbeter gefunden, die, berauſcht von ihrer Liebenswürdigkeit, alle Mittel der Verführung aufgeboten hatten, ſie ihrem Gatten abtrünnig zu machen . . .

— Charmant, charmant! rief Herr von Lauraguais, deſſen Züge ſich allmählig erheiterten.

— Einer unter ihnen, ſo träumte mir . . .

— Ich bitte fortzufahren . . .

— Habe die Gräfin durch das Geſtändniß ſeiner Liebe dergeſtalt zu bethören gewußt, daß ſie ſeinem heißen Flehen endlich Gehör geſchenkt . . .

— Gratulire!

— Halt, lieber Freund, dies iſt erſt die Hälfte meines Traumes.

— Alſo weiter!

— Die Gräfin — ſo träumte mir — ſei jetzt glücklicher als je, denn ſie habe Hoffnung, den Fehler, den Sie ihr einſt in jener Nacht zum Vorwurf gemacht, in wenig Monaten abzulegen . . .

Deſto beſſer!

— Mein Traum iſt noch immer nicht zu Ende. Sie, lieber Graf, hätten Ihre Frau mit Spionen umgeben, die ſich beeilt hätten, Sie von der Untreue der Gräfin ſofort in Kenntniß zu ſetzen. Empört über dieſen Verrath, hätten Sie Ihren Mouchards den Auftrag ertheilt, Ihre Schmach durch den Tod des Verführers zu rächen . . .

— Die Geſchichte wird tragiſch. Aber weiter, wenn ich bitten darf . . .

— Eines Morgens — ſo endete mein Traum — habe man an den Ufern des Baſtan einen Leichnam gefunden, in dem ganz Saint-Sauveur jenen Mann erkannte, der das Unglück gehabt hatte, glücklicher als alle ſeine Nebenbuhler zu ſein.

— Und was halten Sie von dieſem Traume?

— Ich finde ihn natürlich . . .

— Ich, liebe Sophie, finde ihn abgeſchmackt. Wenn meine liebe gute Frau ſich wirklich verführen läßt, ſo trägt nur ſie die Schuld . . .

— Sie würden ſich alſo nur an ihr rächen?

— Wie ſich das von ſelbſt verſteht . . .

— Und auf welche Weiſe?

— Auf die natürlichſte von der Welt; ich würde mich ganz einfach von ihr ſcheiden laſſen . . .

— Und dem Verführer?

— Für den Dienſt, den er mir wider ſeinen Willen erwieſen hat, in der Stille meines Herzens dankbar ſein.

— Und iſt das Alles, was Sie mir ſoeben geſagt haben, Ihr Ernſt, Ihr heiliger Ernſt?

— Ich ſchwöre! rief der Graf und hob zwei Finger ſeiner Rechten empor.

— Eh bien, dann leſen Sie, ſagte Mademoiſelle Arnould und zog aus dem Verſteck Grimms Schreiben hervor.

Sie zeigte ihm die Stelle, die den Doctor und ſeine Gattin betraf. Lauraguais durchflog jene Zeilen und fing heftig zu lachen an.

— Und Sophie könnte mich wirklich für ſo albern halten, einen Mann ermorden zu laſſen, der eine Frau, die ich nicht liebe, verführt hat?

— Rache . . .

— Iſt eine Leidenſchaft, die ich — Dank den Göttern — nur vom Hörenſagen kenne. Eins aber begreiſe ich nicht: wenn der alte Quackſalber wirklich der Gegenſtand ihrer Neigung geweſen iſt, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb er in Paris geblieben iſt?

— Allem Anſcheine nach wohl nur darum, um auch nicht den leiſeſten Verdacht auf ſich zu ziehen...

— Das war ſehr ſchlau vom alten Fuchs!

— Wie aber, wenn mein Traum in Erfüllung ginge; wie, wenn Gräfin Hortenſe, aus dem Bade heimkehrend, ſich wirklich Mutter fühlen ſollte . . .

— Dann würde ich wie jetzt die Achſeln zucken und gleich jenem weiſen Muſelmann, der ſich einſt in ganz gleicher Lage befunden haben ſoll, ausrufen: „Gott iſt groß und Mahomet ſein Prophet!“

— Nun bin ich wieder ruhig, ſagte Sophie und umarmte ihren Freund.

## 23.

Am erſten October, an welchem Tage die Urlaubszeit der Mademoiſelle Arnould vollſtändig abgelaufen war, kehrte unſere Freundin, begleitet vom Grafen von Lauraguais, nach Paris zurück.

Am Morgen des neunten kam Viscount Clanricard, am Abend des zehnten die Gräfin an.

Herr von Lauraguais, zuvorkommender als je, empfing ſeine Gemahlin, welche die Farbe der Trauer abgelegt hatte, mit der liebenswürdigſten Liebenswürdigkeit.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, wie Ihnen der Aufenthalt in Saint-Sauveur zugeſagt hat?

— Gut, recht gut, mein Freund, antwortete Hortenſe mit der heiterſten Miene der Welt . . . ich fühle mich neu geſtärkt und . . .

— Wie ich zu meiner größten Freude bemerke, wohler als je.

Dieu merci! ſagte die Gräfin und kehrte ihrem Herrn Gemahle den Rücken zu.

— Und wohin ſo eilig?

— Zu Bette, gähnte Hortenſe und ließ ihn ſtehen.

— Mort de ma vie, mein Weib fängt an, intereſſant zu werden. Sie blüht wie eine junge üppige Centifolie und iſt im Bade viel ſtärker und ſogar etwas pikant geworden. Die Heiligkeit ihrer ſabbathſtillen Geſichtszüge hat einen profanen Beigeſchmack erhalten, der ihrer Phyſiognomie einen gewiſſen Reiz verleiht, der . . . Voyons, ſagte der Graf und eilte in ihr Schlafkabinet.

Aber ſiehe da, er fand's verſchloſſen. Der Graf ließ ſich herab, bittend anzuklopfen. Gleich darauf öffnete ſich eine Seitenthür jenes Zimmers und die alte Eliſabeth trat ihm mit einem Pſt! und den Worten entgegen:

— Die Frau Gräfin ſchläft ja ſchon!

## 24.

Acht Monate nach der Rückkehr von Saint-Sauveur erfüllte ſich der fingirte Traum der Mademoiſelle Arnould. Gräfin Hortenſe von Lauraguais wurde am 13. Juli 1771 von einem wunderhübſchen Knaben entbunden. Aber die Freude der glücklichen Mutter währte nur kurze Zeit; drei Stunden nach der Geburt ſtarb das Kind und eine Stunde ſpäter die Gräfin.

Bald darauf fuhr Herr von Lauraguais zu ſeiner Geliebten, um ihr ſo ſchnell als möglich die Kunde vom Tode ſeiner Frau zu überbringen.

— Der Himmel hat mich gerächt, ſagte er, Hortenſe hat ihren Verrath mit dem Tode gebüßt. Ich bin nun frei und nichts, meine ſüße Sophie, ſteht mehr unſerer Verbindung entgegen . . . in zwei Monaten feiern wir unſere Hochzeit . . .

— Sie haben mein Gelübde vergeſſen . . .

— Ihr Gelübde?

— Mein Gelübde, nie zu heirathen.

— Wie kindiſch, Sophie! Sie, gerade Sie wären die rechte Frau für mich!

— Keine Täuſchung, mein Freund! Einmal Ihre Frau, wäre ich eben ſo reizlos für Sie, wie die arme Hortenſe, der ich eine Thräne des aufrichtigſten Mitleids weihe . . .

— Auch ich bedaure die Aermſte und will ihr, damit Paris nichts von ihrer Schande und meiner Schmach erfahre, auf dem Père Lachaiſe das prachtvollſte Denkmal ſetzen und in der Grabſchrift vor Allem ihre Treue preiſen. Enfin, kann man von einem Manne, welcher weiß, daß ſein gutes Weib ihn betrogen hat, noch mehr verlangen? Sie müſſen auch gegen mich gerecht ſein und geſtehen . . .

— Daß Sie das Muſterbild eines unbezahlbaren Ehemannes ſind . . .

— Und dennoch, dennoch . . .

— Geize ich nicht nach der Ehre, Ihre Frau zu ſein.

— Sie ſind grauſam . . .

— Sagen Sie lieber, vernünftig genug, um einzuſehen, daß Hortenſe's Loos früher oder ſpäter auch das meine wäre.

— So wollen Sie alſo wirklich . . .

— Bleiben was ich bin: Ihre Geliebte!

Der glückliche Wittwer umſchlang die kluge Künſtlerin und vergaß in ihren Armen, daß daheim zwei Leichen lagen.

## 25.

Gleich nach Hortenſe's Beerdigung verließ Viscount Clanricard Paris und begab ſich nach London, um dort ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſte nachzuſuchen. Dann begab er ſich auf Reiſen.

— Zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin, die ſeine erſte und ſeine letzte Liebe geweſen war, finden wir ihn auf Isle de France, wo kurz vorher einer ſeiner Freunde der franzöſiſche Botaniker Philibert Commerſon, der im Jahre 1767 mit Jean Pierre von Bougainville eine Reiſe um die Welt angetreten hatte, angekommen war. Commerſon hatte aus

China eine neue Pflanze mitgebracht, die dem Viscount ſo ſehr gefiel, daß ſein Freund, eingeweiht in das Geheimniß jener Liebe, dieſer ſchönen Blume den Namen der Gräfin gab.

Jeder von uns kennt die Hortenſia *).

## 26.

Graf von Lauraguais hielt ſein Verſprechen. Er ſetzte ſeiner Frau ein großartiges Monument von ſchwarzen Marmor mit der goldenen Inſchrift:

**Ici repose**
**la plus fidèle de toutes les femmes.**
**Priez pour elle!**

---

*) Nach Andern ſoll Commerſon dieſe Pflanze zu Ehren einer jungen Freundin, welche Hortenſe Berré geheißen und, als Mann verkleidet, ihn auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet hatte, nach deren Vornamen benannt haben. Ihr botaniſcher Name iſt Hydrangea hortensis.

## 26.

Mademoiſelle Arnould blieb ihrem Gelübde treu.

Sechs Jahre nach dem Tode der Gräfin wurde Sophie von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen Conſtant Dioville de Brancas erhielt. Seine beiden Pathen waren Rouſſeau und Grimm.

Ein Jahr ſpäter — 1778 — entſagte Conſtants Mutter der Bühne und zog ſich ins Privatleben zurück. Gleich darauf adoptirte Herr von Lauraguais ſeinen Sohn. — — — — — — —

Beim Ausbruch der Revolution kaufte Mademoiſelle Arnould das reizendſchöne, romantiſch gelegene Pfarrhaus zu Luzarche, ſchuf es in eine wunderliebliche Villa um, legte dort einen hübſchen Park, Springbrunnen, Grotten und Teiche, Volièren und Treibhäuſer an und ließ über den Eingang dieſes feenhaften Landbeſitzes die einfache Inſchrift ſetzen:

„Ite, missa est.“

Der Graf blieb ihr treuer Anbeter. Nebenbei warf er ſich auf's Drama *) und ſpäter, beim Beginn der Revolution, auf die Politik.

## 26.

An einem der reizendſten Herbſtmorgen des Jahres 1803 riefen die Glocken der Dorfkirche Luzarche die Bewohner des Ortes in die einfach-ſchmucke Kirche, denn es war Sonntag. Die Luft war ſommermild, der Himmel durchſichtig blau; kerzengerade ſtiegen aus den Schornſteinen des lachenden Dorfes die Rauchſäulen empor. In der Kirche, vor

---

*) Er ſchrieb ein fünfactiges Trauerſpiel „Jocaste“, Par. 1781. und, zwei Jahre ſpäter, ein dreiactiges Luſtſpiel „les Originaux“, das bis jetzt noch ungedruckt geblieben iſt.

dem Altare, auf dem jener Teppich lag, den Mademoiſelle Arnould einſt für jeden ihrer Anbeter beſtimmt hatte, las ein alter, ſilbergrauer Prieſter die heilige Meſſe. Im Garten zu Luzarche herrſchte eine wahrhaft ſelige Ruhe. Aſtern und andere Blumen des Herbſtes lachten in reicher Farbenbracht; an der Mauer prangte das ſatte Grün des Epheu und das helle Grün des Weinlaubes, aus welchem purpurrothe Muscatellertrauben hervorlugten. Vom nahen Parke tönte das Geſchmetter der gefiederten Sänger herüber, ein Geſang, zu dem das plätſchernde Gemurmel der Springbrunnen ein geheimnißvolles Accompagnement zu bilden ſchien.

Kurz vorher war ein Diener des Grafen nach Paris geeilt, den Pfarrer von Saint-Germain l'Aurerrois nach Luzarche zu rufen, um einer Sterbenden die letzte Oelung zu reichen. Es war die Geliebte des Grafen. In einer ihrer herrlichen Treibhäuſer, mitten in der Pracht der blühenden Magnolien, Camellien und Lobelien, mitten in einem Meere von Düften, durch die das Heliotropium peruvianum und das Clerodendron fragrans ſiegreich durchdrang, mitten im Gezwitſcher ausländiſcher Vögel, die in ihren großen Gitterkäfigen auf- und abflogen, ſaß auf einem grünſammetnen Fauteuil Sophie Arnould, faſt ſechzig Jahre alt, kurzathmig an der Schwelle des Todes. Dicht neben ihr ſaß der Graf, ihre Hand in der ſeinen haltend, hinter ihr ſtand der tiefbewegte Sohn. Da endlich erſchien der Geiſtliche.

— Je suis comme Madélaine, ſagte die Sterbende mit bleichem Lächeln zum ehrwürdigen Prieſter, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé *).

Einen Augenblick ſpäter war ſie todt.

— Ite, missa est! ſang der Prieſter in der Kirche.

---

*) Ich bin eine Magdalene: viele meiner Sünden werden mir vergeben werden, denn ich habe viel geliebt.

Und ſegnend klangen die Töne der Orgel herüber.

## 30.

Sophie ruht im Schooße der Erde. Aber ihre geiſtreichen Einfälle leben noch heute im Munde des franzöſiſchen Volkes. Einer ihrer Verehrer hat ihre Bonmots geſammelt und zehn Jahre nach ihrem Tode unter dem Titel „Arnouldiana" herausgegeben. Dort findet man auch ihr Portrait. *)

## 31.

Wir ſchließen unſere Erzählung mit einem Necrologe all' jener Perſonen, die in derſelben eine mehr oder minder eingreifende Rolle geſpielt haben.

---

*) Wir bedauern, daß es uns troß aller Mühe nicht gelungen iſt, dieſe „Arnouldiana" (Par. 1813, 12.) in Leipzig auftreiben zu können.

Der Vater und Vicevater unſerer Freundin, Hegeſippe Arnould und Hippolyte Margaux, lebten auf einem kleinen Landgütchen in der Champagne, einem Beſitzthume, das ihnen die dankbare Tochter, gleich nach ihrer Rückkehr aus Spaa, von den hunderttauſend Livres gekauft, die ſie von Zavarroni zum Geſchenk erhalten hatte. Beide Freunde ſtarben in einem Jahre. (1784.)

In demſelben Jahre, in welchem Mademoiſelle Arnould ihre irdiſche Laufbahn beſchloß, verlor Frankreich, außer ihr, noch zwei ſeiner berühmteſten Schauſpielerinnen: Hippolyte Clairon und Marie Françoiſe Dumesnil. Beide ſtarben in der größten Dürftigkeit. Die Denkwürdigkeiten der Erſtern erſchienen vor, die Memoiren der Letztern nach ihrem Tode. (1799 und 1806.) Erſt im Jahre 1837 wurden die Ueberreſte der Ex-Maitreſſe des Markgrafen von Anſpach — ſie hatte ihre Pompadour-Rolle nur zwölf Jahre geſpielt und war dann nach dem Schauplatz ihrer frühern Triumphe zurückgegekehrt — mit theatraliſchem Pompe nach dem Père Lachaiſe gebracht und dort durch ein paſſendes Denkmal geehrt.

Jean Jacques Rouſſeau ſtarb am 2. Juli 1778 zu Ermenonville, von einem Spaziergange heimkehrend, am Schlagfluß. Das lächerliche Märchen, daß er ſich ſelbſt entleibt haben ſoll, iſt durch die Ausſage des Grafen Stanislas von Girardin vollſtändig widerlegt. Rouſſeau's irdiſche Hülle wurde, einbalſamirt, in einem bleiernen Sarge, am 4. Januar 1779 auf der Pappelinſel innerhalb des Parks beigeſetzt, auf Antrag des Herrn von Girardin aber, durch ein Decret vom 20. vendémiaire an III. (11. October 1794) von dort unter feierlichem Gepränge, unter Glockengeläute und Geſchützſalven, nach der ehemaligen Sainte Geneviève-Kirche gebracht, die, durch Beſchluß der conſtituirenden Verſammlung in ein „Panthéon" umgetauft, die ſchöne Inſchrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante" erhielt. Die „Rue Platrière", in welcher er zuletzt gewohnt hatte, nahm auf Befehl des Convents ſeinen Namen an und heißt ſeitdem „Rue Jean Jacques Rouſſeau.“ Gleiche Ehre erwies ihm ſeine Vaterſtadt Genf: jene Straße im Quartier St. Gervais, worin er am 28 Juni 1712 (im Hauſe Nummer 69) das Licht der Welt erblickt hatte, führt gleichfalls ſeinen Namen. — Die Grabſchrift, die Herr von Girardin ihm geſetzt, lautet:

Ici repose
l'homme de la nature et de la vérité.
Vitam impendere vero. *)

Grimm trug ſie ſofort in ſeine Sammlung ein.

Vier Jahre nach Rouſſeau's Tode erſchienen ſeine Memoiren, unter dem Titel „Confessions **) (Genève, 1782. 4 Bde. 8.). Es giebt wenig Schriftſteller, über die ſo viel geſchrieben worden, als für und gegen Rouſſeau. Haller führt in ſeiner „Bibliothek der Schweizergeſchichte“ *) ſchon über 60, Quérard in ſeiner „France littéraire“ **) nicht weniger als 372 Pro- und Contra-Schriften an. Die beſte und vollſtändigſte Biographie iſt von Muſſet-Pathay ***), die allerneueſte von Lord Brougham †). Unter der Unzahl von Portraits ſoll ein Paſtellgemälde von Latour das allerähnlichſte ſein. Rouſſeau iſt dort in ſeiner Lieblingstracht, als Armenier, abgebildet.

---

*) Rouſſau's Deviſe.

**) Ins Deutſche überſetzt von A. von Knigge, Berl. 1786—90. 4. Bde. 8.

Rouſſeau's Lebensgefährtin, Marie Thereſe Levaſſeur, die nach ſeinem Tode von Frankreich eine Penſion bezog, ſtarb am 15. Juli 1801, in ihren Händen das diamantene Kreuz, das ſie einſt von ihrem unvergeßlichen Freunde erhalte hatte.

---

*) Band II, Seite 320 u. ff.

**) Band VIII. Seite 207 — 231.

***) Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Par. 1827. 8.

†) Voltaire et Rousseau. Par. 1845. 8.

Grimm, der beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution Frankreich verlaſſen hatte, ſtarb — von der Kaiſerin Katharina II. zum ruſſiſchen Staatsrath und Ritter des Wladimirordens ernannt — am 19. December 1807 zu Gotha. Seine „Poeſie der Leichenſteine“ iſt wahrſcheinlich verloren gegangen.

Baron Zavarroni, Ritter einer Unzahl kleiner unbedeutenden Orden und Mitglied unendlich vieler gelehrten Geſellſchaften, ſtarb 1808 in ziemlich hohem Alter, als Geſchäftsträger des heiligen Vaters zu Modena. Seine „Phyſiologie der Geige“ iſt leider nicht ans Licht getreten, weil er ſie — aus Mangel an Zeit — nicht ganz vollendet haben ſoll. Sein Manuſcript von acht ſtarken Foliobänden befindet ſich in der Vaticans-Bibliothek.

Der Sohn der Mademoiſelle Arnould, Conſtant Dioville de Brancas, fiel als Obriſt eines Cuiraſſier-Regements am 5. Juli 1809 in der für

Frankreichs Waffenruhm ſo glorreichen Schlacht bei Wagram.

Der holländiſche Thierbändiger van der Slippen ſtarb 1811 in einem Alter von 99 Jahren, zu Haarlem. Seine „vielgeliebte Margarethe", die ihn zu ſeinem größten Aerger überlebte, wollte ihn nach ſeinem Tode, wie einen ihrer Lieblingsaffen, ausſtopfen laſſen, aber da ihr dies von vielen Seiten abgerathen wurde, ließ ſie ſeinen Leichnam einbalſamiren und, damit er ſich beſſer halte, in einem dreifachen Sarge von Papier-maché, Holz und Blei begraben und ihm ein koſtbares Denkmal ſetzen, auf dem ein fünfkralliger Drache, in carrariſchen Marmor eingehauen, die Aſche des größten aller Pantoffelhelden bewachte. Beſagter Drache hatte eine auffallende Familien-Aehnlichkeit mit der guten Baucis, die vier Monate ſpäter ihrem geplagten Philemon ins Grab folgte. Ruhe, drei Mal Ruhe ihrer ſanften Aſche! Giebt's nach dem Tode eine Auferſtehung, ſo thut uns ſeit Erſchaffung der Welt bis zum Tage des jüngſten Gerichts kein Menſch mehr leid, als der arme Jan van der Slippen. Bis dahin ſchlafe auch er in Frieden!

Viscount Clanricard ſtarb 1812, in einem Alter von 68 Jahren unvermählt auf dem Stammſchloß ſeiner Ahnen zu Sommer-Hill in einem Zimmer, das bis zum Plafond mit ſeiner Lieblingsblume, mit lauter Hortenſien, angefüllt war. Das letzte Wort, das über ſeine gähnenden Lippen glitt, war — Saint-Sauveur.

Graf von Lauraguais, während der Reſtauration zum Herzog von Brancas und von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich erhoben, ſtarb am 9. Juli 1821, 81 Jahre alt.

Das allertraurigſte Ende nahm der Marquis von Vieurbois. Bei ſeiner fünften Reiſe um die Welt wurde er nach Burnu, einem Negerreiche in Africa, zwanzig Tagereiſen von Tripolis, verſchlagen, dort von den Bewohnern des Landes, welche die Kraniche anbeten, gefangen genommen und einſtimmig zum Oberprieſter des großen Scheikh der grünen Thäler erwählt. Als ſolcher hatte er das ganze liebe lange Jahr nichts Anderes zu thun, als die Hände in den Schoos zu legen und die heiligen Kranich-Eier auszubrüten; für dieſen äußerſt angenehmen Prieſterdienſt wurde er Tag für Tag mit gekochten Eidechſen und friſchen, in Honig und Sahne eingemachten Datteln abgefüttert und bei dieſer höchſt idylliſchen Koſt ſo übermenſchlich dick und fett, daß er nach Verlauf von achtzehn Monaten ſchon dreihundert fünfundſechszig Pfund wog. Der arme Marquis fand ſich in ſein trauriges Schickſal, verrichtete mit unerſchütterlicher Geduld ſeinen heiligen Brütofen-Dienſt und . . . und . . .

Und war dabei ein frommer Chriſt
Und liebte alle Leute,
Und wenn er nicht geſtorben iſt,
So lebt er wohl noch heute.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

# Literariſche Anzeigen.

In dem **Verlagsbureau** in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

## Poetiſche Bilder aus der Zeit.

Ein Taſchenbuch
herausgegeben von
**Arnold Ruge.**

gr. 8. 1847. broſch. 1 Thlr. 10 Ngr.

## Politiſche Bilder aus der Zeit.

Herausgegeben
von
**Arnold Ruge.**

gr. 8. 1847. broſch. 1 Thlr. 10 Ngr.

# Louis Blanc's
# Geschichte der zehn Jahre
## 1830—1840.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

**Gottlob Fink.**

Erſter Band: **Die Julirevolution.** Zweite Auflage.

gr. 8. 1847. broſch. 5 Bände à 1 Thlr.

Der

# Sohn der Zeit.
## Freie Dichtung

von

**Ludwig Seeger.**

gr. 8. 1847. broſchirt. 1 Thlr.

Oettinger

germ
pt
(1

[illegible]
[illegible]

# Potsdam

und

# Sans-Souci.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Erſter Band.

Leipzig, 1848.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

GESCHENK
FRESENIUS

# Potsdam.

Herr Seneca, der war ein Mann,
Juchhe!
Der rieth uns ſchlau das Trinken an,
Juchhe!
Er ſprach: Ein Rauſch iſt Jedem gut,
Der einen Rauſch vertragen thut …
O ungeheurer Weiſer!

Feodor Löwe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# I.

Potsdam, das Verſailles der Könige von Preußen, war im Jahre 1727 ein höchſt öder, trauriger, reizloſer Reſidenzwinkel. Das vom großen Kurfürſten 1660 erbaute Schloß mit ſeinem Luſtgarten ſchien damals die einzige Oaſe in dieſer lautloſen Häuſerwüſte, worin man, ſtatt höckeriger Kameele, maſtbaumgerade Soldaten, unter denen der Kleinſte noch immer etwas Rieſiges beſaß, maſchinenmäßig auf- und abmarſchiren ſah. Dieſe Goliathe, an denen der Zopf nicht das Kleinſte war, bildeten die chineſiſche Mauer oder, ohne Metapher, die königlich preußiſche Leibgarde Friedrich Wilhelms I., der am 23. Februar 1713, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, den Thron ſeines erlauchten Vorfahrs, des erſten Friedrichs, beſtiegen hatte.

Der Monarch, ganz das Widerſpiel ſeines „theuren, in Gott ruhenden Herrn Vaters", welcher ein großer Bewunderer und kleinlicher Nachahmer Ludwigs XIV. von Frankreich geweſen war, hatte, gleich beim Antritte ſeiner Regierung, im Heere an die Stelle des bequemen, ſpießbürgerlichen Schlendrians einen außerordentlich ſtrengen Kamaſchendienſt, im Staatshaushalte große Einſchränkungen in der Zahl und Beſoldung der Angeſtellten und auch im Hofſtaate große Erſparniſſe eingeführt, allen unnützen Pomp und Prunk verbannt und ſelbſt den allerunbedeutendſten Luxus für überflüſſig erklärt. Soldat vom Zopfe bis zum Sporn haßte er eben ſo gründlich das Beamtenthum als die Gelehrtenwelt. Und gleichwie Papſt Pius II. in jedem Gelehrten einen Ketzer erblickt hatte, eben ſo ſah der damalige König von Preußen in jedem Gelehrten nichts als einen „Federfuchſer". Seine Majeſtät geruhten nur einen Stand zu ehren: den der Krieger.

— Soldaten, ſagte der Enkel des großen Kurfürſten, ſind die Grundpfeiler des Thrones; ein König ohne Heer iſt ein Jupiter ohne Blitz, ein Mars ohne Schwert, ein Goliath, der vor dem ſchwächſten David, ein Adler, der vor dem kleinſten

Zaunkönig, ja ſelbſt vor dem Letzten ſeiner eigenen Unterthanen zittern muß. Das Heer iſt die Bruſtwehr der Krone, und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

In allen Ländern ließ er Rieſen für ſeine Garde werben, denn je größer ein Soldat, je martialiſcher deſſen Ausſehen, deſto willkommener war er dieſem König. Damals hatten das Zopf- und Kamaſchenthum den Zündpunkt ihres Glanzes erreicht; damals galt der Soldat Alles, der Gelehrte weniger als Nichts; ein einziges Schwert verdunkelte ſämmtliche Federn des preußiſchen Staats. Friedrich Wilhelm I. haßte die Gelehrten hauptſächlich darum, weil er nicht einſah, welchen Nutzen ſie ihm bringen konnten.

— Alle dieſe „Federfuchſer", die da glauben, die Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben, ſind mit all' ihrem Hebräiſch und Chaldäiſch, mit all' ihrem Syriſch und Arabiſch, mit all' ihrem Lateiniſch und Griechiſch nicht im Stande, einen Hund, der hinterm Ofen kauert, hervorzulocken. All' dieſe „Bücherwürmer", die ſich mit ihrem Muthe, ihrer Ausdauer, ihrer Geiſteskraft brüſten, laufen vor einem meiner Soldaten, dem ich den Befehl gebe, mit flacher Klinge unter ſie einzuhauen. Alle dieſe „Tintenklerſer“ wollen frei und unabhängig ſein. Jeder will gebieten, keiner will gehorchen. Gehorſam aber, blinder Gehorſam, iſt die erſte Pflicht des treuen Unterthans. Nur der Soldat kennt die Tugend des Gehorſams. Auf einen Wink ſeines Vorgeſetzten erſchießt er ſeinen liebſten Kameraden, ſeinen beſten Freund, ſeinen einzigen Bruder, ja ſogar, wenn's ſein muß, ſeinen eigenen Vater. Er fragt nicht, warum? weshalb? Er ſchießt, weil er Befehl zum Schießen hat. Und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

(Das war der erſte Refrain Seiner Majeſtät.)

Ein Monarch, gewohnt ſich als Sonne und alle ſeine Unterthanen als willenloſe Trabanten ſeines von Gottes Gnaden emanirten Ichs zu betrachten, konnte nicht begreifen, daß Intelligenz die erſte Macht eines Staates ſei; er konnte nicht begreifen, daß Ludwig XIV., trotz aller Siege, die ſeine Feldherren auf blutgetränkten Wahlſtätten erkämpft, nur dem Nimbus, den eine ruhmgekrönte Phalanx weltgefeierter Denker, Dichter und Gelehrten auf ſeinen Thron und ſeine Zeit ausgegoſſen hatte, den Beinamen des Großen zu verdanken hat.

Die Intelligenz, jene große, welterleuchtende Macht, die alle Keime des Staatslebens erwärmt, befruchtet, zur höchſten Blüthe, zur ſchönſten Vollkommenheit entfaltet, die Intelligenz, die Souverainetät des Geiſtes, lag im jungen Königreiche Preußen damals noch in den Windeln; die wenigen Gelehrten, die in der Reſidenz Friedrich Wilhelms I. ein dürftiges Aſyl gefunden hatten, ſchleppten ſich, beladen mit dem Fluche der Obſcurität, mit tauſend Sorgen kämpfend, durch ihr trauriges Daſein hin; es fehlte ihnen an Aufmunterung und Anerkennung, an einem hochherzigen Beſchützer, an einem erleuchteten Mäcen, der ſie aus dem Staube ihrer bürgerlichen Stellung auf jene hohe Staffel der Geſellſchaft erhob, auf die wir ſie zwei Decennien ſpäter, unter dem glorreichen Scepter ſeines Sohnes, Friedrichs des Großen, hinaufgetragen ſehen. Unter dem Zopfthume ſeines erlauchten Vorgängers war es aber Hofton, die „eingebildeten Federfuchſer", die „langweiligen Bücherwürmer" als überflüſſige Bagage, unnütze Meubles, mit einem Wort: als Nullen zu betrachten, die, wenigſtens bei Hofe, nicht mitzählten, armſelige Schatten, welche glanzlos vorüberhuſchten, mitleiderregende Nebelbilder, die ſich in ihrer rührenden Anſpruchsloſigkeit Glück wünſchten, wenn ſie vom brutalen, unwiſſenden Hofgeſindel ſtillſchweigend ignorirt und nicht laut verlacht und verhöhnt wurden. Schmachvolle Zeit, in der es Schande war, ein Mann von Geiſt, ein Gelehrter zu ſein!

## II.

Einen äußerſt wohlthuenden, wahrhaft verſöhnenden Gegenſatz zu dieſem Könige, in dem jeder Zoll ein Zopf und jede Linie ein Gelehrtenhaſſer war, bildete Sophie Dorothee, Tochter König Georgs I. von England, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. Erzogen am glänzenden Hofe von Hannover, an dem der große Leibnitz einer der hellſtrahlendſten Sterne war, hatte dieſe ſchöne, liebenswürdige, anmuthige, geiſtreiche Fürſtin frühzeitig Achtung für die Wiſſenſchaften und Liebe für die Kunſt eingeſogen. Ein Jahr älter als ihr Gemahl, mit dem ſie, ohne gefragt zu werden, im Jahre 1706 auf diplomatiſchem Wege verheirathet worden war, kannte ſie keinen größern Genuß als Lectüre und Unterhaltung, die hr nicht bloßen Zeitvertreib, ſondern Belehrung und

Erweiterung ihres Wiſſens gewährten. Der Soldatenſtand, den ihr königlicher Gemahl aus Gründen, die wir oben angedeutet haben, allen übrigen Ständen vorzog, war ihr ein Dorn im Auge. Sie erblickte in dieſen Rieſen blos willenloſe Maſchinen, die mit Hilfe von Stockprügeln abgerichtet waren, ſich blindlings jedem Befehle ihrer Vorgeſetzten zu unterwerfen, ohne zu murren oder muckſen, wie es damals in der Soldatenſprache hieß.

— Dieſe Kamaſchenhelden, dachte die Königin, wenn ſie dieſe Garden in Reih' und Glied an den Fenſtern ihres Schloſſes vorüberziehen ſah, dieſe Kriegstölpel, ſo ſteif, als hätte Jeder von ihnen auf das Commando des Unterofficiers ſeinen Ladeſtock verſchluckt, dieſe geiſtloſen Zöpfe, in welchen mein Herr Gemahl die ſicherſten Stützen ſeines jungen Thrones erblickt, ſind für mich ein widerliches Schauſpiel, ein wahrer Gräuel. — Dieſe zu Fleiſch gewordenen Gliedermänner, die keinen Funken von Willensfreiheit haben, ſind uniformirte Sklaven, deren Treue und Gehorſam kein freiwilliges Geſchenk, ſondern ein von der Furcht vor den Spießruthen erpreßtes Opfer iſt. Wir Frauen haſſen jene Liebe, die nur von Furcht eingeflößt wird. Nur der Mann verlangt Unterwürfigkeit, Knechtſchaft, das Weib liebt Unabhängigkeit, Freiheit.

Aber wohl keine Fürſtin jener Zeit war abhängiger von dem Willen ihres Gemahls, als die Königin von Preußen. Friedrich Wilhelm I. duldete in ſeinem Haushalte, eben ſo wenig als in ſeinem Staatsrathe, den leiſeſten Widerſpruch. Sein Wille war ein kategoriſcher Imperativ, ein unwiderruflicher Militärbefehl. Sein zweites Wort hieß Subordination, ein Geſetz, dem ſeine ganze Familie eben ſo ſehr als der letzte Soldat ſeines Heeres unterworfen war. Der König, rauh und ſtreng, leicht gereizt und jähzornig gegen Jedermann, war dies nicht minder gegen ſeine Gemahlin, die als Muſter weiblicher Sanftmuth galt. Die Königin, welche von Jugend auf die franzöſiſche Literatur, die Werke jener großen Geiſter liebte, welche den Hof des vierzehnten Ludwigs verherrlichten, durfte nur verſtohlen franzöſiſche Bücher leſen, die ſie heimlich vom Geſandten erhielt. Der König haßte, obgleich ſeine Erzieherin eine Franzöſin — Margarethe von Recoules — geweſen war, Alles, was aus Frankreich kam: die Sitten, die Moden, ja ſogar die Sprache, Letztere vermuthlich deshalb, weil ſie ihm nie ſehr geläufig war. Die Königin durfte, um ſich nicht allzueifrig in Lectüre zu vertiefen, nur bis zum Glockenſchlag Zehn Licht in ihrem Schlafzimmer brennen laſſen. Sehr häufig von Langeweile gequält, durfte ſie mit ihren Damen nichts Anderes als Schach ſpielen; denn Kartenſpiele hatte der Haustyrann ein für allemal, bei Strafe ſeiner höchſten Ungnade, der Königin und dem ganzen Hofſtaate unterſagt. Friedrich Wilhelms despotiſches Hausregiment erſtreckte ſich ſogar bis auf Koch und Küche. Seine Gemahlin, die eine ſtille Neigung zur Feinſchmeckerei beſaß, bekam die allergewöhnlichſte Hausmannskoſt: Morgens nichts Anderes als Warmbier (einen abſcheulichen Miſchmaſch von Bier und Wein, Zucker und Citrone, Eier und Zimmt), Mittags nicht mehr als fünf Schüſſeln, Abends etwas kalten Braten und dann wieder jenes abgeſchmackte, fatale, ewig wiederkehrende Warmbier, denn Thee war an dieſem Hofe, bei dem, wie man zu ſagen pflegt, Schmalhans Küchenmeiſter war, eben ſo ſtreng als Kaffee und Chocolade verpönt. All' dieſe „ausländiſchen Getränke" geruhte der Enkel des großen Kurfürſten, deſſen Erſparungsſyſtem gar häufig in den kleinlichſten Geiz ausartete, für nichtsnutzige, abſcheuliche, heilloſe Verſchwendung zu erklären. Traurige Zeit, in deren nüchternen Augen eine Taſſe Thee u. ſ. w. ein ſtrafbarer Luxus war!

Aber noch weit größere Strenge übte er gegen ſeine Kinder aus. Prinzeſſin Friederike Wilhelmine Sophie (geboren am 31. Juli 1709 zu Berlin) war auf ſtrengmilitäriſchem Fuße erzogen worden. Die Aermſte hatte ſelbſt in ihrer früheſten Jugend niemals mit Puppen ſpielen dürfen, weil der geſtrenge Herr Papa die Marotte beſaß, in dieſer Spielerei eine franzöſiſche Unſitte zu ſehen, welche die Mädchen, die dieſe „Bälger“ — wie Seine Majeſtät ſie nannte — beſtändig aus- und umkleiden, frühzeitig putz- und gefallſüchtig macht. Statt der Puppen hatte ſie bis zu ihrem fünften Jahre keine andern Geſpielinnen als Meerſchweinchen und junge Hunde, ſpäter nichts Anderes als bleierne Soldaten zum Spielzeug erhalten. In ihrem neunten Jahre hatte ihr ein langzöpfiger, ziemlich grober Unterofficier eine ziemlich ſchwere Büchſe in die Hand gegeben und ihr das Exerciren beigebracht; in ihrem zehnten Jahre hatte die kleine niedliche Prinzeſſin, eben ſo ſchnell und ſicher als der längſte Rieſe der königlichen Garde, ihr Gewehr geſchultert.

Und wenn dann und wann der geſtrenge Herr Papa, wie zufällig, während der Exercirſtunde in ihr Zimmer eingetreten war und der kleine vollwangige, blondlockige Duodezſoldat vor ihm ſein Gewehr präſentirt hatte, waren Seine Majeſtät bisweilen ſo gnädig geweſen, ihr die Wange zu kneifen und zu ſagen:

— Brav, ſehr brav, Friederike, fahre ſo fort, dann kann was aus Dir werden.

Die Prinzeſſin, die jetzt ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, ſtand noch immer unter der ſtrengſten Disciplin und wurde jeden Morgen mit dem Glockenſchlage Sechs durch Trommelwirbel, dicht vor der Thür ihres Schlafzimmers, aus dem ſüßeſten Schlafe aufgeſchreckt.

— Morgenſtund' hat Gold im Mund. (Dies war der zweite Refrain Seiner Majeſtät.)

Am allerſtrengſten aber zeigte er ſich gegen ſeinen Sohn Friedrich, der durch den Tod zweier älterer Brüder Kronprinz geworden war. Der König ließ ihn mit wahrhaft ſpartaniſcher Härte und einfacher als den ärmſten Bürgerſohn erziehen; er gewöhnte ihn frühzeitig an Entbehrungen aller Art; nie zeigte er ſeinem Sohne ein freundliches

Geſicht; nie ſagte er ihm ein aufmunterndes Wort. In ſeinem achten Jahre mußte der Prinz, ſo oft er nicht gefolgt hatte, zur Strafe Dutzende von Verſen aus dem Katechismus und aus Pſalmenbüchern auswendig lernen. Brummte, maulte oder muckſte der kleine Herr, dann ſetzte es zuweilen ein Allerhöchſteigenhändiges Kopfſtück. Später bekam er, wie ſeine ältere Schweſter, ſehr häufig Hausarreſt und nichts als Waſſer und Brod.

Der Kronprinz, der jetzt das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war bereits Hauptmann, wurde aber noch ganz wie ein Kind behandelt, das keinen andern Willen haben durfte, als den ſeines Vaters. — Blind gehorchen hält die Welt zuſammen! (Dies war der dritte Refrain Seiner Majeſtät.)

So und nicht anders war Friedrich Wilhelm I. und das Leben an ſeinem Hofe beſchaffen. Langeweile hatte dort ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, gleichviel ob der König in Berlin oder Potsdam reſidirte. Nirgends ennuirte man ſich mehr als bei Hofe.

## III.

Die einzige Zerſtreuung des Königs war eine Art Abendgeſellſchaft, ein kleiner Zirkel, ein Klubb, welcher das Tabakscollegium hieß.

Dieſer Klubb, der aus kaum zehn Perſonen beſtand, pflegte allabendlich mit dem Glockenſchlage Fünf in einem der Schlöſſer von Berlin, Potsdam oder Wuſterhauſen zuſammenzukommen. Die hervorragendſten Mitglieder dieſes Collegiums waren Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, General von Strantz und ſeit Kurzem Friedrich Heinrich, Graf von Seckendorf, des Kaiſers ſchlauer Geſandter, der erſt in dieſem Jahre (1727) den bekannten Tractat von Wuſterhauſen zu Stande gebracht hatte. Auch der Schullehrer dieſes Marktfleckens war ein permanentes Mitglied, welches Sitz, aber keine Stimme hatte. Gegen neun Uhr Abends pflegten auch die Söhne des Königs zu erſcheinen, um ihrem ſtrengen Vater gute Nacht zu wünſchen. — Sämmtliche Mitglieder dieſes Klubbs mußten, auf Befehl Sr. Majeſtät, aus kurzen holländiſchen Thonpfeifen leichten Holländer rauchen; Jeder, der ſich erlaubt hätte, beſſern, theuern Tavak zu ſchmauchen, würde ſich die Allerhöchſte Ungnade zugezogen haben.

— Das Tabaksrauchen, ſagte der König, iſt zwar auch nur Luxus; doch hat er wenigſtens das Gute, daß der blaue Dunſt, den wir uns ſelber vormachen, die Grillen vertreibt.

Selbſt der Fürſt von Deſſau und Herr von Seckendorf, die keine Raucher waren, hatten deſſen ungeachtet ihr Pfeifchen im Munde und thaten wenigſtens ſo, als ob ſie rauchten. Alle Andere aber pafften aus Leibeskräften. Einer blies dem Andern dicke Rauchwolken ins Geſicht. Es gab Augenblicke, in welchen die Geſellſchaft dergeſtalt in Tabaksqualm eingehüllt war, daß man kaum die Geſichter der Rauchenden erkennen konnte.

Das Abendeſſen dieſes Tabakcollegiums beſtand aus Brod, Butter und Käſe, wozu man Bier aus

Krügen von Tuckſtein, und dann und wann auch ein Schnäpschen trank, denn ſchon damals war Preußen das Land der Schnäpſe. — Nur ſelten verirrte ſich ein bürgerlicher Kalbsbraten und ein adeliger Schinken in die engen Schranken ihrer Eßluſt; noch ſeltener gab es warme Speiſen; dann aber geruhten Seine Majeſtät Allerhöchſteigenhändig einen Hecht oder gar einen Zander zu kochen und als Nachtiſch einen Salat zu bereiten und ſich, beſonders auf Letztern, viel zu gut zu thun, denn unter manchen andern Tugenden hatte der König auch die, guten Salat zu machen, von ſeiner franzöſiſchen Hofmeiſterin erlernt.

Bretſpiele — Puff oder Dame — waren erlaubt, Kartenſpiele aber — ſie mochten heißen, wie ſie wollten — ein für allemal unterſagt.

— Von allen Laſtern, die aus Frankreich zu uns herübergekommen ſind und ſich in Deutſchland unter der harmloſen Maske des Zeitvertreibs eingeſchmuggelt haben, iſt das Kartenſpiel das verführendſte und gefährlichſte. Der Teufel hole den Maler, der zur Zerſtreuung jenes wahnſinnigen Königs von Frankreich die verdammten Spielkarten erfunden hat!

Dann und wann ſpielte der König mit einem ſeiner Stabsofficiere eine Partie Toccategli oder langen Puff. Aber nie um Geld. Der Verlierende mußte dem Gewinnenden eine Pfeiſe Tabak ſtopfen, und weil der Enkel des großen Kurfürſten kein großes Spielgenie war und in der Regel den Kürzern zog, ſo mußte er manchen Abend für ſich und Andere wohl ſechs bis acht Pfeifen ſtopfen.

An dieſer kleinen Tafelrunde herrſchte ſtatt der ſteifen Etikette ein freier, ungebundener Ton, der ſich bisweilen in derben Späßen und plumpen Witzen gefiel, die Niemand — ja nicht einmal der König — übelnehmen durfte. Friedrich Wilhelm, der überhaupt kein Freund von Artigkeiten war, liebte eine aufrichtige Grobheit mehr als hundert Schmeicheleien.

— Höflichkeit, ſagte der König, iſt in der Regel eine aufgeputzte Heuchelei, Grobheit hingegen Wahrheit im ſtrengſten Negligé. Und ich, ich liebe ein einfaches Negligé mehr als all' jenen Affenputz!

Allabendlich mußte Einer aus der Geſellſchaft Sr. Majeſtät die holländiſchen Zeitungen vorleſen; ich ſage die holländiſchen, denn deutſche Zeitungen gab es damals noch ſehr wenige und preußiſche noch gar nicht*). Dieſe Zeitungen lieferten den Stoff zur Unterhaltung.

---

*) Erſt Friedrich II. ertheilte dem Buchhändler Spener das Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, die noch jetzt exiſtirt.

## IV.

Eines Abends, als das tabaksqualmende Collegium ſeine vertrauliche Sitzung im Schloß zu Potsdam hielt, kam ganz zufällig die Rede auf Narren.

— Es giebt der Narren doch gar zu viele, ſprach Herr von Seckendorf und warf dabei einen beziehungsvollen Blick auf einen pedantiſch ernſten Mann, der ihm gegenüber ſaß.

— Kein Wunder, erwiderte ſein vis-à-vis, denn Ein Narr macht Zehn, Zehn machen Hundert, und Hundert machen Tauſend.

— Man ſieht doch gleich, begann der König, daß Er ſein Einmaleins noch nicht vergeſſen hat. Doch kann ich Ihm nicht ganz beiſtimmen. Einer, ſagt

Er, macht Zehn. Geſetzt, ich wäre ein Narr, ſo könnte ich aus Jedem von Euch einen Hofrath, doch aus zehn Hofräthen nicht einen einzigen Hofnarren machen; vermöchte ich das, dann würde ichs ſchon längſt gethan haben, denn mir fehlt ein Narr, ſo ein recht luſtiger Kauz, der kein Blatt vor's Maul nimmt, der mir lachend die Wahrheit ſagt, mich auf meine Schwächen aufmerkſam macht und mir ſpielend die Schuppen von den Augen reißt. Schon oft habe ich im Stillen den dreizeh[illegible] Ludwig beneidet — nicht etwa um den Cardinal Richelieu, den ich, in Ludwigs Stelle, ohne Weiteres nach Spandau geſchickt hätte — wohl aber um den köſtlichen Hofnarren Angely oder Langely, wie der Kerl geheißen hat. Das war ein Narr, wie ich ihn mir ſchon lange gewünſcht. Wohin ich ſehe, erblicke ich einen Rath. Ich will mit dem A anfangen und das ganze Alphabet durchgehen; da finde ich einen Amtsrath, einen Bergrath, einen Conſiſtorialrath, einen Domainenrath, einen Educationsrath, einen Finanzrath, einen Hofrath, einen Intendanturrath, einen Juſtizrath, einen Kriegsrath, einen Legationsrath, einen Miniſterialrath, einen Oekonomierath, einen Polizeirath, einen Regierungsrath, einen Steuerrath, einen Titularrath, überall einen traurigen und nirgends einen luſtigen Rath...

— Ew. Majeſtät, ſagte jener Mann, den Herr von Seckendorf kurz vorher ſo anzüglich fixirt hatte, haben geruht, bei dem U... ſtehen zu bleiben.

— Weil ich nicht gleich einen Rathstitel gefunden habe, der mit dieſem Buchſtaben anfängt...

— Und doch liegt dieſer Rath ſo nahe...

— Und wie heißt er?

— Unrath, Majeſtät, erwiderte der Gefragte und fixirte dabei den Geſandten oder, richtiger geſagt, den Spion des Kaiſers.

— Nicht übel! ſprach der König und geruhte, ſich eine friſche Pfeife zu ſtopfen. Höre, Patron, fuhr Friedrich Wilhelm fort, Du ſcheinſt von allen Leuten meiner Umgebung noch das meiſte Talent zu einem Narren zu haben. Und weil ſchon mancher Deiner Späße mir gefallen hat, ſo will ich Dir heute einen Beweis meiner huldvollen Affection ſchenken und... hier geruhten Seine Majeſtät einen Augenblick einzuhalten und ſich mit Hilfe eines Fidibus Allerhöchſt Ihre friſchgeſtopfte Pfeife anzuzünden... Dich hiermit allergnädigſt zu meinem lebenslänglichen luſtigen Rath ernennen.

Sämmtliche Mitglieder des Collegiums gaben durch Acclamation ihren Beifall zu erkennen.

— Sire, ſprach der friſchgebackene Hofnarr, ich werde dieſe ungeheuere Huld gleich jeder andern zu ſchätzen wiſſen. Manch' Anderer unter uns würde ſich durch dieſe neue Charge vielleicht beleidigt, vielleicht gar gekränkt fühlen. Nicht ſo Ew. Majeſtät allerunterthänigſter, allergetreueſter Knecht. Ich für meinen Theil denke mir: Beſſer Hofnarr als Narrenhof ſein.

— Schon wieder ein Witz! Höre, Gevatter, Du gefällſt mir heute mehr als je. Drum wollen wir Dir in Huld und Gnaden noch ein Gläschen Schnaps und morgen in aller Frühe eine Schellenkappe ſchenken.

— Mir Recht, Majeſtät, lieber Schellen als Hörner tragen!

— Der Narr fängt an zu ſticheln, brummte ein Herr von Printz, der, wiewohl erſt ſeit ganz kurzer Zeit mit einer jungen, reizendſchönen, aber verteufelt gefallſüchtigen Franzöſin verheirathet, ſchon im Geruche eines Hahnreis ſtand.

— Qui s'excuse s'accuse, erwiderte der luſtige Rath.

Und die ganze Tafelrunde brach in ein Uniſono-Gelächter aus.

Aber nichts verzeiht man ſchwerer als einen Witz, der wie ein Blitz eingeſchlagen hat. Seit jenem Augenblick war dieſer Herr von Printz der unverſöhnlichſte Feind des Narren.

## V.

Jener Mann, den Seine Majeſtät an jenem Abende taxfrei zu Allerhöchſt Ihrem lebenslänglichen Hofnarren zu ernennen geruht hatten, war Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, der Held unſerer kleinen anſpruchsloſen Geſchichte, ein in mehrfacher Beziehung nicht unintereſſanter Charakter, deſſen Vergangenheit wir bis zu dem glorreichen Augenblick, wo die unerſchöpfliche Huld ſeines Allergnädigſten Monarchen ihm dieſen neuen, eben ſo ehrenvollen als ſchmeichelhaften Poſten verliehen hatte, in kurzen Umriſſen erzählen wollen.

Jacob Paul von Gundling (geboren am 19. Auguſt 1673 auf der Flucht nach Hersbruck, wohin ſich ſeine Mutter wegen Kriegsunruhen begeben hatte) war der jüngere Sohn des Pfarrers Wolfgang

Gundling zu Kirch-Sittenbach, einem Dorfe im Bisthum Eichſtädt, in der Nähe von Nürnberg. Unter der Aufſicht des Urhebers ſeiner Tage reifte unſer Jacob bald zu einem wohlunterrichteten Knaben heran, der, vor Allem in Geſchichte und Geographie bewandert, ſchon im achten Jahre an den Fingern ſämmtliche Kaiſer und Könige eben ſo ſchnell als alle Berge und Flüſſe Europa's abzuzählen wußte und dadurch bei ſeinen Muhmen und Tanten in den Geruch eines Wunderkindes kam.

— Mein Jacob, ſagte eine dieſer Tanten, welche Barbara hieß und die Ehehälfte eines höchſt ehrenwerthen Apothekers war, wird ganz beſtimmt ein weltberühmter Mann; man ſieht ihm das an der Naſenſpitze an!

— Paulchen, ſagte eine Muhme, welche Apollonia hieß und die Braut eines ſehr reſpectablen Thierarztes war, geht einer großen Zukunft entgegen; das ſteht ihm auf der Stirne geſchrieben!

So ſind einmal dieſe Muhmen und Tanten! Selbſt in einem Dummkopfe ſehen ſie ein zukünftiges Genie!

In ſeinem ſechszehnten Jahre bezog er in Begleitung ſeines zwei Jahre ältern Bruders, Nicolaus Hieronymus, die Univerſität zu Altdorf, ging von hier nach Helmſtädt und von dort nach Jena. Hier war es, wo unſer junger Gundling ſich, außer ſeinen hiſtoriſchen Studien, auch in der Kunſt und Wiſſenſchaft des Trinkens dergeſtalt vervollkommnete, daß er bald einer der eminenteſten Säufer war, der — beiläufig erwähnt — keinen andern Heiligen als Sanct Gambrinus anerkannte, welcher, nach einer ſehr gewagten Hypotheſe, eine uralte Gottheit der Gambrivier, eines norddeutſchen Volksſtammes in der Umgegend von Hamburg, geweſen und dort, zum Heile aller durſtigen Seelen und Kehlen, das Bier erfunden haben ſoll. Doch muß ihm — nicht jenem fabelhaften Gotte, ſondern unſerm Jenenſer Studenten — zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er auch Wein, Punſch, Rum und andere geiſtige Getränke keinesweges verſchmähte, wiewohl er dem Biere den Vorzug gab. Und wäre es auf den Studioſus Gundling angekommen, dann hätte jener Biergott Gambrinus ſchon damals ein Denkmal erhalten.

Nach beendigten Studien begab ſich Gundling als Mentor eines jungen, reichen, adeligen Nürnberger Telemachs auf Reiſen, um auf Koſten ſeines Zöglings die Welt zu ſehen. Er bereiſte Holland und England. In London weiſſagte ihm eine Zigeunerin, die man dort zu Lande Gipſy nennt, er werde einſt eine ſehr große, glänzende Rolle in der Welt ſpielen: eine Königin werde ſich in ihn verlieben und ſeinetwegen dem Throne entſagen, um ihm bis an's Ende der Welt zu folgen. — Das ging unſerm Jacob im Kopfe herum. Schon damals übertrieben eitel und im höchſten Grade eingebildet auf körperliche Vorzüge, die er — unter uns geſagt — nicht beſaß, glaubte er ſeit jenem Tage ſteif und feſt an die Erfüllung jener ſchmeichelhaften Prophezeihung.

Sein guter Stern führte ihn endlich nach Berlin, wo er im Jahre 1705 bei der von Friedrich I. gegründeten Ritterakademie als Profeſſor der Geſchichte und Literatur eine für die damalige Zeit ſehr glänzende Anſtellung erhielt. Doch im feſtgewurzelten, unvertilgbaren Glauben, daß nur bei Hofe, an den Stufen des Thrones „ſein Weizen" blühe, drängte es ihn, vor Allem die Bekanntſchaft ſolcher Leute zu machen, welchen er „große Connexionen" und Einfluß bei den Allerhöchſten Perſonen zutraute.

Und ſo kam es, daß er eines Tages die Bekanntſchaft eines jener „dii minorum gentium“ machte, welche in der Sprache des profanen Lebens „Friſeure“ genannt werden. Dieſer Friſeur — ein ziemlich bejahrter Mann, der vom Scheitel bis zur Zehe eine zu Fleiſch gewordene Puderquaſte war — hatte einen Sohn, welcher in der Taufe, aus ſervilem Patriotismus, die Vornamen eines Brandenburgiſchen Kurfürſten „Joachim Hector“ erhalten hatte. Dieſer „Hector“, deſſen Pathe königlicher Kammerdiener war, hatte durch deſſen Protection die Stelle eines Hoffriſeurs erhalten. Dieſer Hoffriſeur war der geheime Anbeter einer königlichen Kammerfrau, die außer ihm einen offiziellen Liebhaber hatte, welcher königlicher Bereiter war. Dieſer Bereiter ſtand in dem Rufe, der Günſtling eines ſchon ziemlich bejahrten Hoffräuleins zu ſein, welches die Nichte eines der erſten königlichen Räthe war. Dieſer Rath hatte eine junge hübſche Frau, welche ſich, ganz im Stillen, die Huldigungen des franzöſiſchen Geſandten gefallen ließ, der ſeinerſeits wieder eine reizendſchöne Schweſter hatte, welche dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, dem General-Feldmarſchall und

Lieblinge des Königs, dergeſtalt gefiel, daß die etwas eiferſüchtige Gemahlin des Fürſten (Anna Föhſin, eine Apothekerstochter aus Deſſau, welche — 1701 — in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden war) dieſe kokette Franzöſin, die ihr manche ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte, dorthin gewünſcht haben ſoll, wo, wie man zu ſagen pflegt, der Pfeffer wächſt.

Auf dieſer Hintertreppe gelangte Herr Profeſſor Gundling von Stufe zu Stufe, langſam aber ſicher, immer näher und näher der Region des Hofes, den Stufen des Thrones, und wurde auf dieſem Wege Mitglied des Tabakcollegiums.

Seit jenem Augenblick war der eitle Thor, nach ſeiner Meinung, ein gemachter Mann. Friedrich Wilhelm, welcher den gelehrten Pedanten, der ſich Alles gefallen ließ, nach und nach liebgewonnen hatte, ertheilte ihm einen Titel nach dem andern: er wurde Hof-, Kammer-, Kriegs- und Geheimer Ober-Appellationsrath, endlich (1717) Oberceremonienmeiſter und, ein Jahr ſpäter, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften. — Um dieſe Zeit ſchrieb er „die Thaten Kaiſer Konrads IV., aus dem Geſchlecht der Herzöge von Schwaben, und Wilhelms, Grafen von Holland“ und gleich darauf die „Geſchichte Kaiſer Richards, Grafen von Cornwallis und Poitou“, zwei in der That ganz tüchtige Werke, die ihm den Titel eines Hiſtoriographen verſchafften.

Man ſieht, daß unſere Apollonia, welche ihrem Paulchen eine große Zukunft prophezeit, wie Tante Barbara, die ihrem Jacob an der Naſe abgeſehen hatte, er werde ganz beſtimmt ein weltberühmter Mann werden, der Wahrheit ziemlich nahe gerückt waren.

Er ſelbſt aber ſchien zu fühlen, daß er das Ende ſeiner Laufbahn, die höchſte Staffel ſeines Ruhmes, den Zenith ſeines Glücks, bis jetzt noch nicht erreicht habe. Noch war die kühnſte ſeiner Hoffnungen, die ſchönſte jener Weiſſagungen, „eine Königin werde ſich in ihn verlieben“, nicht in Erfüllung gegangen; noch hatte keine Königin ihrem Throne entſagt, um ihm bis an's Ende der Welt zu folgen. Der ci-devant-Profeſſor geſtand ſich, wenn auch nur mit Widerſtreben, daß er von Tag zu Tag älter und — wohl koſtete es ihm großen Kampf, dies einzuſehen — wenn auch nicht geradezu häßlicher, doch gewiß nicht ſchöner werde, als er damals geweſen war, wo die kaſtanienbraune Zigeunerin aus den Linien ſeiner Hand jene mehr als ſchmeichelhafte Prophezeihung herausbuchſtabirt hatte. O Gipſy, Gipſy, wenn Du nur nicht falſch geleſen haſt!

# VI.

So ſtanden die Angelegenheiten des Helden unſerer Erzählung, als er (1724) durch die Huld des Königs zum Freiherrn ernannt und, zwei Jahre ſpäter, zu der ſchwindelnden Höhe eines königlich preußiſchen Kammerherrn emporgeſchnellt wurde und — Glück über Glück! — eine Kutſche mit zwei Pferden erhielt.

Zu all' dieſen Würden fügte der Monarch, wie um ſein Werk zu krönen, noch die Charge eines Hofnarren hinzu und ſchuf für ihn täglich neue Titel, einen drolliger als den andern. In den Sitzungen des Tabakcollegiums ernannte er den königlichen Kammerherrn und Oberceremonienmeiſter Freiherrn Jacob Paul von Gundling zu ſeinem Hofzahnſtocher-Intendanten, Geheimen Oberhof-Pfeifenſtopſer, emeritirten Kabinets-Pfropfenzieher, wirklichen Kammer-Bonmotiſten und Witz-Oberjägermeiſter, Titel, durch die der eitle Narr ſich bis in die Fußſpitzen geſchmeichelt fühlte, denn Pedant wie er war, haſchte er nach Titeln, wie Kinder nach bunten Schmetterlingen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß man bedenken, daß er in einer Zeit und an einem Hofe gelebt, wo man das Verdienſt nach der Länge des Titels, wie Band nach der Elle, zu meſſen gewohnt war. Der Titel galt als Maaßſtab. Und ſo kam es, daß es damals keinen Gelehrten ohne Titel, jedoch manchen Titel ohne Gelehrten gab.

Aber je höher der gute titelbeladene Freiherr von Gundling in der Gunſt des Königs ſtieg, deſto tiefer ſank er in der Achtung der Hofſchranzen, die ihn, ſeiner Kenntniſſe wegen, im Stillen beneideten und doch, wegen ſeiner übertriebenen Eitelkeit und wirklich lächerlichen Pedanterie, vornehmthuend belächelten oder achſelzuckend verhöhnten. Die Titel, auf die der bei all' ſeiner Gelehrſamkeit ſehr beſchränkte Oberceremonienmeiſter ſich entſetzlich viel zu gut that, machten ihn allmälig mehr und mehr zum Gegenſtande des allgemeinen Spottes, zur Zielſcheibe des roheſten Witzes.

— Der gute Baron, ſagte die Gräfin von Knobelsdorf, ein kleines, uraltes, auffallend buckeliges Hoffräulein (buckelige Damen ſind in der Regel witzig, aber auch ſehr boshaft), gleicht einem großen Titelblatte, dem nichts weiter, als eine ganz winzigkleine Kleinigkeit — das Buch, der Inhalt — fehlt.

— Der liebe Gundling, meinte Frau von Tippelskirch, eine andere Hofdame, die auch keinen allzugroßen Ueberfluß an Schönheit beſaß, erliegt unter der Wucht ſeiner Titel, wie ein Kameel unter der Laſt der Affen, die auf ihm herumreiten.

— Bei Lichte betrachtet, ſagte ein neidiſcher Kammerherr, ſind der Herr Profeſſor und Hiſtoriograph unſeres Allergnädigſten Königs und Herrn doch nichts Anderes als ein ganz gewöhnlicher Hofnarr, von dem, ſobald ihm Jemand die erſte Sylbe ſeines Titels ſtiehlt, nichts weiter übrig bleibt, als das, was er wirklich iſt: un fou comme il faut!

— He, he, lachte Fräulein von Knobelsdorf, indem ſie aus ihrer Perlenmutterdoſe eine Priſe nahm.

— Vous avez raison, mon cher! fügte Frau von Tippelskirch hinzu, indem ſie ihren Elfenbeinfächer ſpielen ließ.

Armer, beklagenswerther Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du Dir darum ſo viele Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage — der Baron war damals 54 Jahre alt — zum Geſpött des albernen Hofgeſindels herabſinken kannſt?! Was nützen Titel und Orden und alle Crepundien, womit die Großen der Erde Euch gelehrte Herren beehren, wenn Ihr Euch nicht ſelber ehrt, wenn Ihr eines Titels oder einer andern Lappalie wegen Eure Selbſtſtändigkeit, Eure Selbſtachtung, Euren Selbſtwerth verkauft?

In der That aber ſpielte der Herr Oberceremonienmeiſter bei Hofe eine höchſt lächerliche, wahrhaft erbärmliche Rolle. Man brauchte nichts weiter als ſein Coſtüme zu ſehen, um wahrzunehmen, welche Stellung er einnahm. Ein rother Sammetrock mit großen ſchwarzſammetnen Aufſchlägen und goldenen Knöpfen, eine faſt bis zum Knie reichende Weſte von buntem Damaſt, eine auf beiden Seiten lang herabhängende Allongeperrücke von weißen Ziegenhaaren, ein kleiner ſchwarzer dreieckiger Hut mit einem rothen Federbuſche, rothſeidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, Schuhe mit zwei Zoll hohen rothen Abſätzen, ein rieſiges Jabot, das in der Regel ſehr ſchmutzig war, weil der herabgefallene Schnupftabak ihm das Anſehen eines Miſtbeetes gab, und rieſengroße, unſaubere und zerriſſene Handkrauſen bildeten einen Anzug, der ihm das Anſehen einer komiſchen Theaterfigur — halb Samiel, halb Hanswurſt — gab und ihn ganz geſchaffen machte, den Platz einer Vogelſcheuche auszufüllen.

Armer, bemitleidenswerther Herr von Gundling! Haſt Du darum nach all' dieſen Würden und Titeln geſtrebt, um die Erlaubniß zu erhalten, Deinen ohnehin poſſirlichen Leichnam in eine bunte Narrenjacke zu ſtecken und in dieſem abenteuerlichen Aufzuge einherzuſchreiten, um allmälig ſo tief in der Achtung des Hofgeſindels zu ſinken, daß der Letzte des Dienertroſſes und Lackeienvolkes ein Recht zu haben glaubt, Dich necken und hänſeln zu dürfen, daß die Kinder auf den Straßen mit den Fingern nach Dir weiſen und ſich zurufen dürfen:

— Schaut, ſchaut, da kommt des Königs Hofnarr!

Zu ſeiner Rechtfertigung aber müſſen wir hinzufügen, daß der königliche Kammer- oder richtiger geſagt Jammerherr ſich in dieſer Narrenkleidung gar nicht wohl befand; er gab ſich alle erdenkliche Mühe, dieſen rothen Sammetrock ſchnell abzunutzen, in der Hoffnung, dann eine anſtändigere, weniger auffallende Livree zu erhalten; aber lange Zeit war man ſo grauſam, ihm bei Strafe der höchſten Ungnade vorzuſchreiben, bei Hofe unter keinem Vorwande in einem andern Coſtüme als in jenem, welches ihn dem Geſpötte des Domeſtikenpacks preisgab, erſcheinen zu dürfen. Erſt nach mehrfach wiederholten, ganz unterthänigſten Geſuchen geruhten Seine Majeſtät allerhuldreichſt zu beſchließen, Ihrem Oberceremonienmeiſter ein neues Habit von braunem Tuche mit ſilbernen Aufſchlägen machen zu laſſen; doch auch der Schnitt dieſer Tracht hatte etwas Lächerliches, denn auf jeder der beiden Achſelklappen wurden in verſchlungenen Zügen die räthſelhaften Buchſtaben

W. V. R. M. G.

mit Silber eingeſtickt.

Dieſe fünf Hieroglyphen, deren Bedeutung ihm ſelber ein Geheimniß war, gaben den Hofſchranzen Stoff zu hundert boshaften Auslegungen.

— Du ſollſt nicht Zeichen deuten, befiehlt die Schrift, begann Frau von Tippelskirch, und dennoch möchte ich für mein Leben gern erfahren, was dieſe fünf geheimnißvollen Buchſtaben wohl zu bedeuten haben. Wiſſen Sie's vielleicht, liebe Knobelsdorf?

— Auch ich, beſte von Tippelskirch, habe mir ſchon lange den Kopf darüber zerbrochen, und dennoch kann ich den Schleier dieſer myſteriöſen Charaktere nicht durchſchauen. Sind das Hieroglyphen? Iſt das ein Rebus oder irgend ein Räthſel, das die königliche Sphynx unſerm Scharfſinne zum Errathen aufgiebt? fragte ſie einen der Kammerherren, der, obgleich ſehr bornirt, dennoch — der Himmel weiß weshalb — in dem ganz und gar ungerechten Verdachte ſtand, ein höchſt geiſtreicher Kopf zu ſein.

— Liebe Gräfin, erwiderte der Gefragte, ich bedauere unendlich, Ihnen vorläufig keine genügende Auskunft geben zu können. Ich habe zu Hauſe ſämmtliche Wörterbücher aller todten und lebenden Sprachen nachgeſchlagen, um die äußerſt dunkele Bedeutung dieſer Buchſtaben zu ergründen; doch iſt es mir leider bis jetzt nicht gelungen, den Sinn derſelben zu enträthſeln; ich gebe aber — ma foi! — noch nicht alle Hoffnung auf. Ah, ſieh da, Major M... Können Sie uns vielleicht Auskunft über Gundlings Achſelklappen-Rebus geben?

— Rebus? wiederholte der Major ganz erſtaunt. Davon hab' ich noch nie nichts gehört. Rebus? Sagen Sie mir, Baron, was iſt das für ein Subject?

— Rebus, liebſter Major, iſt eine Nuß, die uns Jemand zum Aufknacken giebt...

— Ich habe gute Zähne... her mit der Nuß!

— O wie naiv! lachte die Knobelsdorf und ſchnitt dabei ein höchſt malitiöſes Geſicht.

— Verſtehen Sie mich nicht falſch; ſo ein Rebus iſt nicht etwa eine Haſel- oder Wallnuß...

— Vielleicht alſo eine Kopfnuß?

— O Gott! ſtöhnte die Tippelskirch und ſah dabei die Knobelsdorf an, die ſich in die blaſſen Lippen biß.

— Eine Kopfnuß? wiederholte der Kammerherr. Nein oder auch Ja, wie man's nimmt. Rebus iſt nämlich eine Nuß, die man nicht mit den Zähnen, ſondern mit dem Kopfe aufknackt...

— Mit dem Kopfe aufknackt? Wie ſoll ich das verſtehen?

— Rebus, beſter Major, iſt nämlich eine Art von Räthſel.

— Ah ſo, das hätten Sie mir gleich ſagen ſollen, dann hätte ich meinen Hirnſchädel nicht ſo lange unnütz zermartert. Mit Räthſelknacken, Baron, befaſſe ich mir nicht . . .

— Nun denn, ſo verzeihen Sie.

— Bitte recht ſehr, ſagte der Major und machte, daß er fortkam.

— Was ſagen Sie zu unſerm Turenne? fragte die boshafte Knobelsdorf.

— Ei nun, liebe Gräfin, meinte der Kammerherr, man kann ein ganz tüchtiger Soldat und dann und wann doch nicht ganz einig mit ſich ſein, ob man mir oder mich ſagen ſoll. Auch mich geht es manchmal ſo . . .

— Das ſehe ich, ſprach die Bucklige und gab ſich Mühe, ſich des Lachens zu erwehren.

— Doch zurück zu Herrn von Gundling.

## VII.

Der Freiherr war alſo, wie jener zwiſchen „mir" und „mich" wankende Kammerherr ſehr weiſe bemerkt hatte, bei Lichte betrachtet — auch bedurfte es dazu keiner Brille — eigentlich nichts Anderes als ein Hofnarr.

Bekanntlich hat jeder Narr ſein Steckenpferd; mithin hatte auch der Freiherr von Gundling eine Marotte, die nämlich, daß er ſich trotz ſeiner vierundfünfzig Jahre und trotz ſeiner Häßlichkeit für einen höchſt intereſſanten, ja ſogar ſchönen Mann hielt, in den jedes Weib — ſie mochte wollen oder nicht — ſich über Hals und Kopf verlieben müſſe. Dabei fiel ihm natürlich immer jene Prophezeihung der chokoladenfarbigen Gipſy ein. Er ſtand oft ſtundenlang vor ſeinem Spiegel und ſagte zu ſich:

— Gundling, mögen Deine Neider und Feinde ſagen, was ſie wollen, Du biſt doch ein ſchöner Mann, zwar nicht mehr in der erſten Blüthe Deiner Jahre, aber trotz Deines Alters eine impoſante Erſcheinung, ein intereſſanter Charakter, eine reife, aber darum nicht minder anziehende Schönheit. Iſt denn ein reifer Apfel nicht zehn Mal ſaftiger als ein unreifer? Habe ich nicht erſt geſtern wieder eine neue Eroberung gemacht? Hat nicht die junge, rothwangige, cyanenäugige, korallenlippige Hofwäſcherin mich mit Blicken angeſehen, als ob ſie mich verſchlingen wollte? Freiherr von Gundling, Du biſt ein Tauſendſaſa, der allen Weibern die Köpfe verdreht! Und dennoch, Kammerherr, iſt jene Weiſſagung der verdammten Hexe von Endor bis heute noch nicht zur Wahrheit geworden. An wem aber liegt die Schuld? An mir wahrhaftig nicht, denn ich bin noch immer ſo liebenswürdig als ich früher war; ja es giebt Augenblicke, wo ich mich meines Sieges über die Frauen ſo ſicher fühle, daß ich mit dem jüngſten unſerer Garde-Lieutenants um keinen Preis der Erde tauſchen möchte, denn die meiſten dieſer Gelbſchnäbel ſind ſo jung, ſo fad, ſo unerfahren, daß ich den Geſchmack mancher Schönen, die ſich in dieſe bartloſen Milchgeſichter vergaffen — auf Cavalierparole! — nicht begreifen kann. Da iſt Unſereiner doch ein ganz anderer Schlag, kernig wie eine Eiche, robuſt wie ein Maſtbaum! Wo aber, Baron, bleibt jene Königin, die ſich in Dich verlieben, Deinetwegen dem Throne entſagen und Dir folgen will bis ans Ende der Welt? Patientia omnia vincit, ſagt der Lateiner, Zeit bringt Roſen ... das kommt noch, ſo wahr ich Jacob Paul von Gundling heiße und königlich preußiſcher Kammerherr bin, monologiſirte der Hiſtoriograph des Königs, ſteckte mit komiſcher Grandezza die Hand in ſein Jabot und ſchritt, ſtolz wie ein geſpreizter Pfau, vor ſeinem Spiegel auf und ab.

Aber außer dieſer Marotte hatte er noch eine andere, die ſich ſchon von der Univerſität zu Jena herſchrieb und — wie unſer Leſer bereits errathen hat — in einem unmäßigen Hange zum Trinken beſtand. Unſer Freiherr gehörte zu jenen Naturen, die beſtändig — Tag und Nacht — über Durſt klagen, deren Magen einem Danaidenfaſſe gleicht, das nie gefüllt werden kann, die, mit einem Wort, im Trinken wahrhaft unerſättlich ſind, Säufer, die nicht ſelten den Wunſch ausſprechen, daß das ganze Weltmeer ein Bierfaß oder eine Punſchbowle wäre, die ſich mit Einem Zuge austrinken ließen, um damit ihren coloſſalen, unbändigen, nicht zu beſchreibenden Durſt zu löſchen.

Der ehemalige Profeſſor, der zum Glück außerordentlich beleſen war, wußte dieſe Schwäche, die ſich bei ihm nach und nach bis zum Laſter geſteigert hatte, durch Sophiſmen zu bemänteln, durch Scheingründe zu beſchönigen, ja ſogar durch eclatante Beiſpiele aus den Annalen der Geſchichte gewiſſermaßen zu rechtfertigen. Er bewies ſich und Andern, die ihm über ſeinen ewigen Durſt, über ſeine maaßloſe Luſt zum „Löſchen" — wie er's nannte — Vorwürfe machten, daß ſich alle große Geiſter mehr oder weniger der Leidenſchaft des Trunkes hingegeben. Bei dieſer Gelegenheit pflegte er gern die ganze Rumpelkammer ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe auszukramen, eines Theils, um die Leute dadurch zu verblüffen, andern Theils, um, wie geſagt, ſein Laſter zu entſchuldigen. Sein großes Vorbild war jener Perſerkönig Darius I., der ſich einen Leichenſtein ſetzen ließ, deſſen Grabſchrift, die uns durch Athenäus überliefert worden iſt, der Nachwelt davon

Kunde giebt, daß der Sohn des Hyſtaſpes einer der größten Säufer ſeiner Zeit geweſen ſei*). — Einem Ignoranten verſuchte der geſcheidte Narr weiß zu machen, Alexander von Macedonien habe nur darum den Beinamen des Großen erhalten, weil auch er der größte Säufer ſeiner Zeit geweſen. Derſelbe Athenäus erzählt, daß Philipps Sohn, der oft ſo viel getrunken hatte, daß er nachher zweimal vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geſchlafen haben ſoll, einſt einen großen Trinkkampf angeſtellt und für die beſten Säufer drei Preiſe ausgeſetzt habe, ein Talent Silber für den erſten, dreißig Minas für den zweiten und zehn Minas für den dritten Sieger. Wohl kein Held des Alterthums erfüllte den Hiſtoriographen des Königs von Preußen mit größerm, aufrichtigerm Neide, als jener Philoſoph Promachus, der damals den erſten Preis davongetragen. Im Rauſche verwandelte Alexander der Große Perſepolis in einen Aſchenhaufen, im

---

*) Dieſe Grabſchrift lautet wörtlich, nach Athenäus, Buch IX. Capitel X. Seite 434. *'Ηδυνάμην καὶ οἶνον πίνειν πολὺν, καὶ τοῦτον φέρειν καλῶς.* d. h. ich habe viel Wein trinken und dieſe Laſt wohl vertragen können.

Rauſche vertheilte er ſein Reich unter ſeine Generale, im Rauſche ſchlief er ins Jenſeits hinüber, wo es vielleicht Alles, aber gewiß weder Wein- noch Bierkeller giebt. — Mithridat, der einſt einen ähnlichen Wettkampf im Trinken veranſtaltet und, wie der große Alexander, einen hohen Preis für den Sieger ausgeſetzt hatte, ſoll nicht wenig ſtolz darauf geweſen ſein, als er den Preis ſelbſt davon getragen hatte. Da aber Seine Majeſtät, fügte Herr von Gundling hinzu, nicht ſo ſchmutzig war, den Preis für ſich zu behalten, ſo ſchenkte er ihn dem Fechter Calinodrys, der nach ihm das Meiſte vertilgt hatte. — Auch Alcibiades, der Freund des Sokrates, der Liebling des Perikles und der Grazien, ſoll dann und wann einen kleinen Haarbeutel gehabt haben, was aber jene Aſpaſia nicht verhindert haben ſoll, ihn — nicht den Haarbeutel, wohl aber den Inhaber deſſelben — mitunter höchſt liebenswürdig zu finden; denn es giebt Leute, die im Rauſche weit angenehmer als im nüchternen Zuſtande ſind. Auch ich — fügte unſer Kammerherr mit einem höchſt grotesken Lächeln hinzu — ſoll im Stadium des Haarbeutels mitunter ein wahrer Alcibiades ſein, wenigſtens ſagt dies Herr von Printz, der mich doch ſonſt, ſo viel ich weiß, nicht gut vertragen kann. — Dionyſius, jener nur mit Unrecht allzuſehr verläſterte Tyrann von Syrakus, war, wie Ariſtoteles berichtet, ein höchſt achtungswerther Säufer, der, wenn mein gelehrter Gewährsmann anders kein Windbeutel iſt, einſt neunzig Tage und neunzig Nächte gebechert und Jedem eine goldene Krone verſprochen hatte, der drei Maaß Wein in Einem Zuge zu leeren im Stande ſei; der Einzige, der ſich dieſe Krone ertrank, war der große Xenokrates, deſſen Name vielleicht blos aus dieſem Grunde auf die Nachwelt gelangt iſt. Heil Dir, ruhmgekrönter Xenokrates! — In der römiſchen Geſchichte zeichnet ſich unter allen Säufern Kaiſer Biberius Nero aus, der wegen ſeiner Fertigkeit im Durſtlöſchen den Ehrennamen — denn nur nüchterne Geſchichtsſchreiber können hier den falſchen Ausdruck Spottnamen gebrauchen — Tiberius Mero ſich errang. Ein würdiges Seitenſtück zu dieſem Kaiſer iſt jener Lucius Piſo, welcher zwei Tage und zwei Nächte ſich der Wonne des Trinkens hingeben konnte, ohne ein anderes Gefühl als die Sehnſucht nach einer neuen Libation zu empfinden. — Auch der Sohn des großen Cicero ſoll in einer Sitzung ſechs

Maaß alten Falerners geleert und der Dichter Quintus Ennius erſt dann, wann er etwas angetrunken war, die ſchönſten Verſe gedichtet haben. Ja ſogar der weiſe Cato ſoll manche Nacht hindurch nach Herzensluſt gezecht und einen kleinen Schwipps durchaus nicht verachtet haben. Singt doch Vater Horaz — gewiß hat auch er das Trinken geliebt — in ſeiner einundzwanzigſten Ode:

„Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.“

Doch nicht blos unter den römiſchen Gelehrten, auch unter den deutſchen Dichtern ragt mancher ehrwürdige Trinker hervor. Ich nenne hier nur den Eobanus Heſſe, einen Zeitgenoſſen des großen Hans Sachs, einen Poeten, den Erasmus mit Ovid, Camerarius mit Homer verglichen hatte, und der trotzdem minder berühmt durch ſeine Fertigkeit im Dichten, als durch ſein großartiges Talent im Trinken war. Mehr als einer ſeiner Zeitgenoſſen giebt ihm das rühmliche Zeugniß, daß er oft in einer Sitzung zwei Eimer Nürnberger Bieres geleert und doch noch über Durſt geklagt habe.

— O mein Nürnberg, ſeufzte der Baron, wie oft denke ich an dich, blos deines Bieres wegen, mit unbeſchreiblicher Wehmuth zurück!

Nach den deutſchen Dichtern haben ſich vor allen Andern die niederländiſchen Maler eben ſo ſehr durch die Wahrheit ihres Pinſels, als durch die Kraft ihrer Kehlenfertigkeit ein unſterbliches Verdienſt erworben. Wer kennt nicht jenen großen, unerreichbaren Bambocciadenmaler Adrian Brouwer, der ſich am liebſten in Wirthshäuſern aufhielt und nichts ſo gern als Betrunkene malte, weil auch er den Trunk über Alles liebte und als echter Künſtler keinen Rauſch ſcheute. Nicht minder bekannt iſt jener Mecheln'ſche, nur von Van Dyk übertroffene Portraitmaler Franciscus Hals, der drei Viertheile ſeines Lebens in Weinſchenken und Bierkneipen zugebracht haben und dergeſtalt getrunken haben ſoll, daß ſein lieb- und durſtloſer Bruder Dirk ihn nie anders als „Meiſter Schwamm" genannt. Auch Adrian van der Cabel, der Ryswicker Landſchaftsmaler, war ein ausgezeichneter Trinker.

Soll ich noch mehr Kaiſer und Könige, noch mehr berühmte Denker und Gelehrte, noch mehr gefeierte Dichter und Künſtler aus ihren Gräbern heraufbeſchwören, um Euch nüchternen Tadlern zu beweiſen, daß die größten Geiſter den Genuß des Trinkens nicht verſchmäht haben?

Pierre Bayle, der berühmte Philoſoph und Herausgeber des »Dictionnaire historique et critique« (ein Werk, das ſchon vor ſeinem Erſcheinen ſo großes Aufſehen erregt, daß der Herzog von Shrewsbury ihm 500 Pfund Sterling für die Dedication angeboten hatte) bezeichnet dieſe Gabe des Trinkens*) als »une bonne qualité, une force, une puissance, l'effet d'un tempérament robuste.« Nach dem Ausſpruche dieſes tiefen Denkers ſind in der Regel alle große Geiſter ſtarke Trinker und alle ſtarke Trinker große Geiſter geweſen.

Und ſchon darum war es zu entſchuldigen, daß der gute Freiherr von Gundling, der in der ſüßen Selbſttäuſchung lebte, einer der größten Geiſter ſeiner Zeit zu ſein, auch — vielleicht ſchon aus Achtung für die Behauptung des Herrn Bayle — ein großer Trinker, ja man könnte ſogar noch ein Paar Schritte weiter gehen und wohl ſagen — ein ungeheurer Säufer, ein „coloſſaler Süffel" war.

---

*) In einer der Anmerkungen zum Artikel „Darius."

## VIII.

Jede Leidenſchaft erzeugt eine andere Wirkung. Die Liebe macht uns blind, die Eiferſucht hellſehend; das Spiel macht uns kühn, der Trunk macht uns feig. Daraus folgt, daß Freiherr von Gundling, als Säufer par excellence, auch ein Feigling erſter Sorte war. Mehr als ein Mal machte ihn ſeine Feigheit zum Geſpött des Hofgeſindes. Jeder, ſelbſt der Letzte der Lackeien, wußte, daß man ſich mit dem Hofnarren Seiner Majeſtät die unanſtändigſten, roheſten, pöbelhafteſten Späße erlauben durfte, ohne befürchten zu müſſen, daß der Herr Baron, an deſſen Seite dann und wann, an Gallatagen, ein Degen bammelte, von ſeiner Waffe Gebrauch machen werde, um dem Geſindel, wenn auch nicht geradezu Reſpect, doch mindeſtens ein klein wenig

Angſt einzuflößen; doch gab es Keinen, der nicht wußte, daß Gundlings Degen in der Scheide feſtgeroſtet ſei.

Die ärgſten Feinde, die ſchlimmſten Quälgeiſter unſeres Oberceremonienmeiſters waren die jungen Herren Gardeofficiere, die ihren letzten Reſt von Scharfſinn und ihr Bischen Witz aufboten, um dem neugebackenen Edelmanne, dem lächerlichen Pedanten, der bei jeder Gelegenheit ſich mit ſeiner Gelehrſamkeit brüſtete und den Gelbſchnäbeln den hohen Grad ihrer Unwiſſenheit vorwarf, faſt täglich einen neuen Poſſen, einen neuen Schabernack zu ſpielen.

An der Spitze dieſer Coterie, die kein ſchöneres Vergnügen, keinen höhern Genuß, keine ſüßere Wonne kannte, als den Helden unſerer Geſchichte zu necken, hänſeln, foppen, ſchrauben und bisweilen, abwechſelungshalber, ſogar zu mißhandeln, ſtand jener Herr von Printz, der ſeit jenem Augenblick, wo unſer Gundling auf Hörner geſtichelt, ihm ewige Feindſchaft geſchworen hatte. Tag und Nacht brütete der Gehörnte neue Plane aus, auf welche Weiſe unſer geplagter Freund, wie ſich Herr von Printz echt cavalièrement auszudrücken beliebte, geſchunden werden könne. Und da die Bosheit uns faſt noch erfinderiſcher als der Hunger macht, ſo fehlte es nie an neuen Späßen.

Eines Mittags, als blos die nächſte Umgebung des Monarchen zu einem höchſt frugalen Hofdiner eingeladen war — an ſolchen Tagen fehlte auch der Freiherr von Gundling nicht — wurde durch einen der dienſthabenden Kammerherren dem Könige gemeldet, daß ein im Vorſaale harrender Chevalier Siméon Vicomte de Simian Seine Majeſtät um einen Augenblick Gehör bitte, weil er der Ueberbringer einer eben ſo wichtigen als dringenden Depeſche aus Braſilien ſei.

— Aus Braſilien? wiederholte Friedrich Wilhelm mit der Miene des Allerhöchſten Erſtaunens.

— Aus Rio de Janeiro, Majeſtät, erwiderte der anmeldende Kammerherr.

— Und wie nennt ſich der Mann?

— Siméon Vicomte de Simian . . .

— Er mag eintreten!

Einen Augenblick ſpäter öffneten ſich beide Flügelthüren des Speiſeſaales, durch die ein Männlein eintrat, das — vom Scheitel bis zur Schuhſohle ganz wie der Freiherr von Gundling gekleidet — mit ſeinem rothen Sammetrocke, ſeiner weißen Ziegenhaarperrücke und einem hölzernen, mit Goldpapier überkleideten Kammerherrenſchlüſſel eine ſo durch und durch draſtiſche Hogarth-Figur, eine ſo höchſt poſſirliche Watteau-Karikatur war, daß beim Erſcheinen derſelben die ganze Tafelgeſellſchaft in ein homeriſches Gelächter ausbrach, denn dieſer koſtbar jocoſe Chevalier aus Braſilien, dieſer Ueberbringer eben ſo wichtiger als dringender Depeſchen, dieſer Siméon Vicomte de Simian war kein Anderer, als ein langgeſchwänzter Brüllaffe, ein ſogenannter Simia Stentor aus den keuſchen Urwäldern Süd-Amerika's.

Dieſer Brüllaffe trug in der Hand eine Bittſchrift, die ihm vom dienſtthuenden Kammerherrn abgenommen und Seiner Majeſtät überreicht wurde, welche allerhuldreichſt geruhten, dieſelbe anzunehmen und ſie einer flüchtigen Durchſicht zu würdigen.

Der Monarch hatte kaum das erſte Drittheil der Supplik durchflogen, als er ſich genöthigt ſah, in ein unbändiges Gelächter auszubrechen, das ſo ſtark und anhaltend war, daß Seine Majeſtät ſich Allerhöchſt Ihre Hüften halten mußten.

— Ich platze, ich erſticke, ich berſte vor Lachen ... Prinz, leſe Er das Memorial ... aber laut . . . denn ich kenne erſt den Anfang und bin auf das Ende geſpannt, ſagte der König und überreichte gerade dem Erzfeinde ſeines Hofnarren die Bittſchrift des Affen, der auf Reſolution zu warten ſchien.

Herr von Printz nahm das Memorial und las:

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.

In tiefſter Devotion wagt der voll Ehrfurcht Unterzeichnete ſich Eurer Majeſtät glorreichem Throne zu nahen, um an den Stufen deſſelben ſein allerunterthänigſtes Bittgeſuch niederzulegen: allerhuldreichſt zu geſtatten, daß der ſchwer gekränkte Sohn eines unmenſchlichen Vaters die ganze Tiefe ſeines herzzerreißenden Kummers ausſchütte vor den Allerhöchſten Ohren Ew. Königlichen Majeſtät.

Der Unterzeichnete iſt der natürliche Sohn eines Unwürdigen, den die unverdiente Huld und Gnade ſeines Königs zur Würde eines Kammerherrn emporgehoben; der Sohn des Freiherrn Jacob Paul von Gundling, der ihn in wilder Ehe mit einer Zigeunerin, die im Rufe einer Hexe geſtanden, gezeugt hat, ihn aber, trotz aller Bitten und Vorſtellungen, durchaus nicht anerkennen will, ja, ſeine unmenſchliche Härte gegen ſein Fleiſch und Blut ſogar ſo weit treibt, daß er ſeinem einzigen Kinde nicht einmal ſo viel Unterſtützung gewährt, um damit die allerdringendſten Bedürfniſſe ſeines traurigen Daſeins zu befriedigen, ein wahrer Rabenvater, der ſeinen einzigen Sohn darben und hungern läßt, um ihn einem baldigen Ende preiszugeben.

In dieſer grenzenloſen Noth erhebt der grauſam verſtoßene Sohn eines herzloſen Vaters ſeinen kummervollen, thränenumnachteten Blick zu den licht- und gnadeſpendenden Augen Ew. huldreichen Majeſtät, mit der tief ergebenſten Bitte:

> den unnatürlichen, tigerherzigen Vater allergnädigſt zu veranlaſſen, reſpective huldvollſt zu zwingen, den Unterzeichneten endlich als ſeinen natürlichen Sohn, als den rechtmäßigen Erben ſeines Namens und Vermögens anzuerkennen und ihm vorläufig wenigſtens ſo viel Mittel zu gewähren, daß er nicht zu verhungern braucht.

In der Hoffnung einer möglichſt ſchnellen allergnädigſten Reſolution erſtirbt in tiefſter Submiſſion

Ew. Majeſtät
Potsdam allerunterthänigſter Knecht,
am 27. Mai 1727. Simia Stentor,
natürlicher Sohn des Freiherrn von Gundling.

Sämmtliche Gäſte Seiner Majeſtät wollten vor Lachen unter den Tiſch fallen. Das unauslöſchliche Gelächter des Königs hatte die kleine Tafelrunde dergeſtalt angeſteckt, daß die Gäſte die ganze Tonleiter des Lachens — vom leiſen Lächeln bis zum äußerſten Lachkrampf — durchmachten und dann erſt aufhörten, als ihnen vor lauter Lachen die hellen Thränen in die Augen traten. Der weiſe Salomo hat wohl Recht, wenn er ſagt:

„Des Menſchen Herz iſt nicht zur Freude gemacht,
Drum weint ſein Auge, wenn er herzlich lacht.“

Unſer Freiherr von Gundling, der angeklagte Affenvater, war Anfangs über die Plumpheit dieſes Spaßes eben ſo beſtürzt als aufgebracht. Während der Vorleſung jener Bittſchrift hatte er Anfangs die Zähne gefletſcht und vor Zorn dergeſtalt geknirſcht, daß er mit ſeinen ſchmutzigen Nägeln, die er nach dem Beiſpiele des griechiſchen Weltweiſen Carneades niemals abſchnitt, den Urheber dieſer neuen Mißhandlung — ſein Herz ſagte ihm, daß dies kein Anderer als Herr von Printz war — mit kaltem Blute hätte zerfleiſchen können. Bald aber ſah er ein, daß es klüger ſei, zum böſen Spiel gute Miene zu machen, und ſo zwang er ſich Anfangs zum Lächeln; als er jedoch das coloſſale Gewieher aller Andern vernahm, wurde er wider ſeinen Willen hingeriſſen, bald ſo herzlich mitzulachen, daß er ſich mit der einen Hand den dicken Bauch und mit der andern ſeine rieſige Lockenperrücke, die ihm in ernſten Augenblicken das Anſehen einer vom Schnapsgenuß aufgedunſenen Sphynx gab, halten mußte, damit ſie nicht herunterfalle und ſeinen felſenkahlen Schädel offenbare.

Nachdem ſich das allgemeine Gelächter allmälig gelegt hatte, fragte der König ſeinen Hiſtoriographen:

— Nun, Gundling, was meint Er zu dieſem Spaße?

— Sire, ich finde ihn ſo überaus zart und fein, ſo ungeheuer ſchön und geiſtreich, daß ich...

— Na, was denn, Gundling? fragte der König.

— Daß ich vor lauter Freude darüber hier dieſen jungen Brüllaffen... und dabei zeigte er auf Herrn von Printz.

— Herr Baron! unterbrach ihn dieſer mit zornſprühender Geberde.

— Entſchuldigen Sie, Beſter, fuhr unſer Hofnarr fort, ich meinte Jenen dort ... (jetzt auf den Affen weiſend). Ja, Sire, ich bin ſo ganz außer mir vor Freude, daß ich dieſem unverdorbenen Sohne der Urwälder Braſiliens zurufen könnte: komm an mein tiefgerührtes Vaterherz, grauſam zurückgeſetztes Fleiſch meines Fleiſches, ſchwer verkanntes Blut meines Blutes. Du biſt zwar nur ein Affe, doch giebt es — glaube mir, mein Kind — noch viel einfältigere Geſchöpfe, Weſen, dergeſtalt beſchränkt, daß ſie nur mit knapper Mühe einen Eſel von ſich ſelber unterſcheiden können! ... und dabei warf er einen boshaften Baſiliskenblick auf Herrn von Printz.

— Narr, rief Jener, dem endlich die Geduld riß, Sie erdreiſten ſich in Gegenwart Seiner Majeſtät, unſeres allergnädigſten Königs und Herrn ...

— Will Er wohl gleich ſein Maul halten,

von Printz? herrſchte Friedrich Wilhelm. Wer ſich mit Andern Späße erlaubt, muß ſich dergleichen auch ſelbſt gefallen laſſen. Merke Er ſich das ein für allemal, von Printz. Der Gundling da iſt wohl dann und wann mein Narr, nie aber der Seinige. Verſteht Er mich, von Printz?

— Majeſtät … ſtammelte der beſchämte Kammerjunker.

— Das Maul halten! unterbrach ihn der König. Ich weiß recht gut, daß Er den Gundling nicht leiden mag … auch entſinne ich mich recht wohl, weshalb Er ihn nicht leiden kann. Spaß aber, ſage ich, muß ſein, und wer einen Spaß übelnimmt und Einem Jahrelang deshalb Haß nachträgt, der iſt in meinen Augen … nichts für ungut, Herr von Printz … ein Hornvieh oder cornu pecus, wie der Lateiner ſagt.

— O weiſer Daniel! O großer Kikero! rief Herr von Gundling und drückte, in Ermangelung dieſer Beiden, mit wahrer Affenliebe den Simia Stentor an ſein Herz.

Dann aber wurde der Affe hinausgeführt.

# IX.

Einige Monate nach dieſer Affencomödie (welche Waſſer auf die Mühle der Hofdamen und namentlich auf die der buckeligen Gräfin von Knobelsdorf war, die den mißhandelten Freiherrn gründlich verachtete, weil er ſie einſt, in halbbenebeltem Zuſtande, ein „verſchobenes Parallelepipedon" genannt) befand ſich Herr von Gundling wiederum bei Hofe, bei einer jener vertraulichen, ungebundenen, harmlos-heiteren Sitzungen des Tabakcollegiums.

Der König, der an dieſem Abende bei ungewöhnlich guter Laune war, ſagte zu ſeinem Hofnarren:

— Heute Morgen habe ich vom engliſchen Geſandten, Sir Thomas Hotham, der ſich im Namen des Parlaments um die Hand meiner Tochter Friederike für den Prinzen von Wales beworben hat, dieſes höchſt merkwürdige Geſchenk, dieſes Elfenbeinhorn erhalten, welches die wunderbare Eigenſchaft beſitzen ſoll, daß ſeine Töne, gleich denen des Oberon-Hornes, Jeden, der ſie hört, unwiderſtehlich zum Tanzen hinreißen. Außerdem aber ſollen ſeine Zauberklänge die ganz und gar unerklärliche Wundermacht beſitzen, Jedem, der ſie zum zweiten Male hört, einen unwiderſtehlichen Reiz zum Trinken einzuflößen; ſelbſt die ſchwächſte Natur ſoll dann ſo viel vertragen können, daß ſelbſt die ungeheuerſten Wein-, Bier- oder Punſchmaſſen nicht im Stande ſind, ihn berauſcht zu machen. Drittens ſoll dieſes Wunderhorn, das der König von England — beiläufig erwähnt — von einem abtrünnigen Hindu-Prieſter erhalten, der es einer der heiligen Pagoden zu Chandernagor geſtohlen hat — drittens, ſage ich, ſoll dieſes köſtliche, unbezahlbare Wunderhorn die Zauberkraft beſitzen, Jedem, der ſeine Töne zum dritten Male hört, die geheimſten Gedanken ſeiner Seele zu entreißen, ihn zu zwingen, Alles, was er ſonſt nur in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens zu denken wagt, unumwunden auszuſprechen. Heute, Kinder, wollen wir, wenn's Euch gefällt, mit dieſem Horne den erſten Verſuch anſtellen, um uns zu überzeugen, ob dieſe Macht, die man ihm zuſchreibt, ihm wirklich eigen iſt. Wer von Euch will zuerſt darauf blaſen?

— Ich! Ich! Ich! riefen Alle wie aus Einem Munde.

— Um Keinen von Euch zurückzuſetzen, ſoll das Loos entſcheiden. Jeder von uns ſchreibe ſeinen Namen auf ein Blättchen Papier. Einer unter Euch mag dann die Blättchen einſammeln und in einen Hut werfen, aus dem dann ein Anderer den Namen desjenigen herauszieht, der uns Etwas vorblaſen ſoll.

Geſagt, gethan! In einem Nu waren die Stimmen eingeſammelt, im zweiten Nu im Hute herumgeſchüttelt, und im dritten Nu ein Blättchen gezogen, auf dem Gundlings Name ſtand.

— Er alſo, lieber Gundling, ſoll unſer Blaſebalg ſein! Nun gut denn! Aufgeſtanden, Kinder, Tiſche und Stühle bei Seite geſchoben, damit wir Platz zum Tanzen erhalten. Hier, Gundling, iſt das Horn!

— Sire, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Horn geblaſen ... ich verſtehe es nicht ...

— Einerlei! blaſe Er friſch drauf los ... das Uebrige findet ſich.

Der Oberceremonienmeiſter nahm das geheimnißvolle Horn und ſetzte es an ſeinen Mund. Das Tabakcollegium umringte ihn und lauſchte mit geſpannten Ohren den Zaubertönen, die zum Vorſchein kommen ſollten. Gundling probirte, brachte aber keinen Ton hervor.

— Nun, wird's bald? fragte die ungeduldige Majeſtät.

Da endlich ſchlug der erſte Ton an ihr entzücktes Ohr. Ihre Blicke verſchlangen die komiſch verzerrten Züge des ungeübten Hornbläſers und ihre Mienen horchten ſtill und andächtig einer ohrzerreißenden Muſik, die, aus einzelnen, abgeriſſenen Tönen beſtehend, wie das Blaſen des Feuerkalbes klang. Gundlings Geſicht, das von der ungewohnten Lungenanſtrengung Anfangs puterroth geworden war, färbte ſich allmälig und ſpielte immer mehr und mehr ins Schwärzliche hinüber, ſo zwar, daß es endlich ſo ſchwarz wie ein halbgewichſter Stiefel wurde, denn in dem Horne, in das er nun ſo herzhaft hineinſtieß, als ob er mit den Tönen deſſelben die Mauern von Jericho untergraben wollte, war, wie jeder unſerer Leſer wohl gleich errathen hat, eine Fülle von Kaminruß aufgehäuft, der ihm beim Blaſen ins Geſicht flog. Die kohlſchwarze Viſage, von der langen ſchneeweißen Perrücke eingerahmt, verlieh ſeiner ohnehin komiſchen Phyſiognomie einen dergeſtalt burlesken Anſtrich, daß die ganze Sippſchaft — die vom König ſchon vorher in die Myſterien dieſes Scherzes eingeweiht worden war — in ein ungeheures Gelächter ausbrach und gleich darauf — um den Narren glauben zu machen, daß das Horn wirklich die angerühmte Zaubermacht beſitze — wie toll umherzuſpringen anfing und ſo — ohne es zu wollen — eine Art von Bären-Quadrille aufführte, in welcher der muthig fortblaſende Baron den köſtlichſten aller Kegel bildete. Unter krampfhaftem Gelächter und wahrhaftem Zigeunerjubel umtanzten der König und ſeine Leute den weißen Mohren, wie einſt die Kinder Israels das goldene Kalb, und mußten ſich zuletzt Bauch und Hüften halten, um nicht zu berſten vor Lachen.

— Genug, genug! ſchrie der König, der vom Herumſpringen bereits ermüdet war, hör' auf, Gundling, hör' auf; wir müſſen uns ſonſt todttanzen.

Der leichtgläubige Narr hörte endlich zu blaſen und das Tabakcollegium zu tanzen auf. Man ſchöpfte neuen Athem, trocknete den Schweiß, der von der Stirne troff, und war müde, ſehr müde.

— Herr Gott von Mannheim, begann der Fürſt von Deſſau, dieſer unwillkürliche Tanzrauſch hat meine Kehle ſo trocken und meine Seele ſo durſtig gemacht, daß ich jetzt durchaus etwas trinken muß.

— Ich auch, ich auch, ich auch! riefen Alle, bis auf den Oberceremonienmeiſter.

— Und Er, Gundling? fragte der König, der von Neuem zu lachen begann.

— Sire, ich habe einen kannibaliſchen Durſt!

— Wir auch! Wir auch! Wir auch! ſchrieen die Andern.

— Seht Ihr, das Alles kommt vom Horne! Auch ich, Kinder, fühle einen unbeſchreiblichen Durſt. Bier her! Punſch her! Schnaps her! commandirte Seine Majeſtät, welche zu beſchließen geruhten, heute Abend ausgelaſſen luſtig zu ſein.

— Es lebe der König! rief Herr von Gundling und ſtieß von Neuem ins Horn, um ſich und den Andern noch größern Durſt einzuſtößen und ſie und ſich gegen den Rauſch und deſſen Folgen zu wappnen.

— Vivat! Vivat! ſchrieen die Andern.

Und nun ging das Trinken los. Unſer guter Baron ſoff wie ein Schwamm: Bier, Punſch und Schnaps durcheinander. Welch' ein Gaudium für einen Säufer ſeines Schlages! Herr von Printz und Conſorten gingen, um ihn ſchneller betrunken zu machen, noch weiter und goſſen, hinter ſeinem Rücken, in den Krug, aus dem er trank, Schnaps in das Bier. Unſer Held, der, ſobald er einmal recht im Zuge war, Alles hinuntergoß, was flüſſig war, ja der ſogar, einmal angetrunken, nichts gemerkt haben würde, wenn man ihm Tinte oder ſonſt was eingeſchenkt hätte, wurde von Minute zu Minute mehr und mehr betrunken.

— Gundling, begann der König, jetzt muß Er uns ein drittes Stückchen vorblaſen, damit Jeder von Euch mir ſeine geheimſten Gedanken offenbare, damit ich auf dieſe Weiſe die Wahrheit, das, was Jeder von Euch denkt und fühlt, erfahre…

— Majeſtät, lallte Gundling, deſſen Rauſch jetzt den Zündgipfel erreicht hatte, (und in dieſem Stadium pflegte er alle Welt, ja ſelbſt den König, zu butzen) Ma... Ma... Majeſtät... wo haſt Du Dein Allerhöchſtes Horn?

— Hier, ſprach der König, ſeinem Narren das friſch gefüllte Pulvergefäß in die zitternde Hand drückend.

Gundling, von Neuem ins Horn blaſend, wurde nun dergeſtalt angerußt, daß ein Mohrengeſicht, dem ſeinigen gegenüber, ſchneeweiß erſchienen wäre. Die Kaminſchwärze lagerte ſich fingerdick rings auf ſein Antlitz, aus dem ſein coloſſaler Geſichtserker wie ein Rauchfang hervorragte. Dabei war er dergeſtalt „fertig“ — wie es in der Kunſtſprache der Säufer heißt — daß er ſich faſt nicht mehr aufrecht halten konnte. Hin- und herwankend entlockte er dem Horne neue, unbeſchreibliche Töne, die, bald wie Feuerlärm, bald wie Nachtwächter-Schnarchen, bald wie Kuhreigen-Parodie und bald wie Thierbuden-Muſik klingend, Aller Ohr zerriſſen.

— Genug gebrüllt, Feuerkalb! rief der König und riß ihm das Horn vom rußverbrämten Maule weg.

— Herr von Gundling, ſagte der Eine, Sie ſind beſoffen...

— Wie ein Schwein, ſetzte der Andere hinzu.

— Herr von Gundling, ſagte ein Dritter zu ihm, Sie betragen ſich in Gegenwart des Königs ſo gemein und unanſtändig…

— Daß Sie, fügte ein Vierter mit der verbindlichſten Miene hinzu, Ohrfeigen, oder falls Sie kein Freund von dieſen Feigen ſind, Maulſchellen verdienen…

— Sagen Sie lieber Fußtritte … Stockprügel…

— Ja, Stockprügel, lallte der Baron, der gar nicht wußte, wovon die Rede war.

— Mann Gottes, raunte ihm Herr von Printz ins Ohr, bei all' Ihrer Gelehrſamkeit ſind Sie ein langweiliges Kameel, ein beiſpielloſer Eſel, ein ungeheures Rindvieh…

— Bene, bene, optime! lallte Gundling ſchwerzüngig vor ſich hin, ſich dabei an einer Stuhllehne feſthaltend, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

— Gundling! ſchrie der Monarch, ſeinen Narren beim Jabot erfaſſend, Er iſt ja wieder en canaille betrunken.

— O Friedrich Wilhelm, ſtotterte Gundling, wenn Du wüßteſt…

— Na, was denn?

— Wenn du wüßteſt ... he, he ... wie dumm ... wie erzdumm ... hi, hi ... mir jeder Menſch vorkommt ... he, he ... der ſo bodenlos ... nüchtern iſt, wie Du, Majeſtät, du würdeſt ... hi, hi ...

— Was denn? Was denn?

— Dich gleichfalls beſaufen, guter Friedrich, lallte der Narr und ſchlug dabei dem König auf die Schulter.

— Werft ihn hinaus, den Kerl, befahl der Monarch.

Herr von Printz ließ ſich dieſen Befehl nicht zwei Mal ertheilen. Er packte den Oberceremonienmeiſter beim Kragen, ſchleppte ihn ohne Ceremonie in den Vorſaal hinaus, übergab ihn hier einem Kammerdiener, der ihn einem Lackeien überlieferte, welcher ihn an die freie Luft brachte.

Als er ſo mitten in der Nacht, ganz allein, nach Hauſe taumelte, erſchrak er plötzlich vor ſeinem eigenen Schatten, den der Vollmond auf das Pflaſter gezeichnet hatte, und ſchrie ſo lange „Hilfe! Hilfe!“, bis ein in feſten Schlaf verſunkener Nachtwächter, durch dieſen Mordſpektakel aufgeſchreckt, langſam herbeiſchlich.

— Was jiebts? fragte der ſchlaftrunkene Wächter.

— Arretirt dieſen Kerl!

— Welchen Keerl...

— Den, der mich umbringen will, lallte der Baron und denuncirte ſeinen Schatten.

— Männecken, ick jlobe jar, Sie ſeind bedrunken...

— Menſch, Er unterſteht ſich, mich für betrunken zu halten? Weiß Er, wer ich bin?

— Ne, Männecken!

— Ich bin der königlich preußiſche Kammerherr und Oberceremonienmeiſter Seiner Majeſtät des Königs...

— Unn ſonſt niſchte nichs? fragte der gute Mann, der dies nicht zu glauben ſchien.

— Präſident der Akademie und Hiſtoriograph des Königs...

— I der tauſend!

— Autor der Geſchichte des Grafen Wilhelm von Holland und des Grafen Richard von Cornwallis...

— I wat Sie ſagen...

— Mit einem Wort: ich bin der Baron Jacob Paul von Gundling ... kennt er mich nun?

— Ne, Männecken, und wenn Sie mir ooch noch mehr ſagen; ick jlob' et Ihnen doch nich, denn Sie ſeind betrunken...

— Menſch, ich erwürge ihn!

— Männecken, nur keenen Krakeel nicht anjefangen, ſonſt nehm' ick ihm beim Collet unn bringe ihm uff die Wache.

Dieſe Drohung hatte ihn im Nu um zehn Grade nüchterner gemacht.

— Schnupfen Sie, mein Herr? fragte der eingeſchüchterte Narr, dem Nachtwächter eine rieſengroße, runde Tabaksdoſe reichend.

— Ne, Männecken!

— Dann wünſche ich Ew. Wohlgeboren, wohl zu ſchlafen, erwiderte der Kammerherr äußerſt gutmüthig und zickzackte weiter.

— Juter Jott! rief Jener, ihm nachblickend, wenn des een Baron iſt, ſo weeß ick nich janz jewiß, ob ick nich een Jraf bin.

Zweihundert Schritte weiter kam Gundling in die Gegend einer Plumpe, deren ziemlich breiten

Schatten der Baron für einen Rinnſtein, für eine Art von Rubicon anſah, den er überſchreiten mußte, um ſeine Wohnung zu erreichen. Er that zuerſt einige Schritte rückwärts, nahm dann einen heftigen Anlauf, ſprang endlich mit Einem Satz über dieſen eingebildeten Rinnſtein und fiel, fünfzig Schritte weiter, in eine wirkliche Goſſe.

Armer, bejammernswerther Freiherr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, biſt Du darum von Staffel zu Staffel bis zur ſchwindelnden Höhe eines königlich preußiſchen Kammerherrn emporgeſtiegen, damit Du in der Betrunkenheit vor Deinem eigenen Schatten zurückbeben und zuletzt in einem Rinnſtein übernachten kannſt?!

Als der Baron am andern Morgen erwachte und ſich in ſeinem Bette fand, konnte er ſich nicht erinnern, welche unſichtbare Macht ihn aus der kalten Goſſe in das warme Federn-Treibhaus verpflanzt hatte. Die einzig deutliche Erinnerung, die von dem geſtrigen Rauſche in ihm zurückgeblieben, war jenes über alle Beſchreibung unangenehme Gefühl, für das unſere Zeit den höchſt proſaiſchen, aber ſehr bezeichnenden Ausdruck „Katzenjammer“ erfunden hat.

Nachdem er endlich aufgeſtanden und nach ſeiner Gewohnheit alſogleich vor ſeinen Raſirſpiegel hingetreten war, um ſeine Zunge zu beſichtigen, ſtürzte er entſetzt drei Schritte zurück und rief:

— Himmel, welcher Teufel hat mich heute Nacht ins Schwarze überſetzt? Ich bin ein leibhaftiger Mohr, und ſelbſt meine weiße Perrücke iſt ſo ſchwarz wie eine Schuhbürſte. Gerechter Gott, was iſt mit mir vorgegangen? fragte er ſich und beſchaute ſein Antlitz jetzt ganz in der Nähe.

Als er endlich wahrnahm, daß ſeine veränderte Geſichtsfarbe nur angeflogener Kienruß ſei, fühlte er ſeit Monden wieder einmal das Bedürfniß, ſich rein zu waſchen von dieſem Schmutze, der, ein wahrer Guano, ſeit langer Zeit hier aufgeſpeichert lag.

Nach der Anſicht des berühmten Chemikers Liebig, der den geiſtreichen Grundſatz aufgeſtellt hat, daß ſich der Culturzuſtand eines ganzen Volkes wie des einzelnen Individuums nach der Quantität der Seife, die ſie verbrauchen, beſtimmen laſſe, wäre der Freiherr von Gundling damals in der Cultur mindeſtens um viertauſend Jahre zurückgeblieben, denn Cyniker im ſtrengſten Sinne des Worts, kannte er die Seife nur dem Namen nach. Unſer Baron wuſch ſich quartaliter höchſtens drei Mal und ſelbſt dann nur ſehr oberflächlich. Seine Idioſynkraſie vor dem Waſchen war ſo allgemein bekannt, daß Gräfin von Knobelsdorf, die er einmal um Rath befragte, welche Maske er wählen ſolle, um auf dem nächſten Bal masqué bei Hofe nicht erkannt zu werden, ihm den einfachen Rath ertheilte:

— Sie brauchen ſich blos zu waſchen; dann erkennen Sie ſich ſelber nicht.

## X.

— Eh bien, ma chère, fragte eines Abends, als Ball bei Hofe war, die Gräfin von Knobelsdorf ihre Freundin von Tippelskirch, haben Sie noch immer nicht herausgebracht, wie die Auflöſung jenes Räthſels heißt, welches der Meiſter Triboulet *) unſeres königlichen Herrn und Gebieters auf ſeinen Achſelklappen trägt?

— Nein, Theuere, bis jetzt bin ich noch nicht ſo glücklich geweſen, dieſe fünf Buchſtaben zu dechiffriren.

— Nun denn, wenn Sie mir verſprechen wollen, das Geheimniß nicht zu verrathen, ſo will

---

*) Name eines häßlichen Hofnarren des Königs Franz I. von Frankreich.

ichs Ihnen, jedoch, wie geſagt, nur unter dem Siegel der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit anvertrauen...

— Sie würden mich zur Glücklichſten meiner ganzen Familie machen, wenn Sie mich in dies Myſterium, über das ſich der ganze Hofſtaat vom Oberhofmarſchall bis zum letzten Küchenjungen vergebens den Kopf zerbricht, vertrauensvoll einweihen möchten ...

— Eh bien, Glücklichſte derer von Tippelskirchen, erfahren Sie denn, daß dieſe fünf räthſelhaften Buchſtaben W. V. R. M. G. nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten haben, als ...

Hier machte das „verſchobene Parallelepipedon" — wie ſie einſt vom Freiherrn von Gundling getauft worden war — ganz unerwartet Halt.

— Sie ſpannen mich auf die Folter ... ich bitte, reden, vollenden Sie ...

— Nein, Theuerſte, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht; ich kann, ſo gern ich auch wollte, es doch nicht wagen, Sie zur Mitwiſſerin eines Geheimniſſes zu machen ...

— Weiter, weiter!

— An welchem unſerm Herrn mehr zu liegen ſcheint, als mancher Kurzſichtige unter uns zu vermuthen wagt. Soviel wenigſtens darf ich Ihnen ſagen, daß ... ach, meine Liebe, es belauſcht uns doch Niemand?

— Niemand, Niemand!

— Soviel alſo darf ich Ihnen offenbaren, daß jene fünf Charaktere eine Art kabbaliſtiſcher Beſchwörungsformel enthalten, mit deren Hilfe Sie ... doch halt, ich gehe ſchon viel zu weit ...

— Sie kneifen meine Neugier mit glühenden Zangen ...

— Aber können Sie denn auch wirklich ſchweigen?

— Schweigen wie das Grab! betheuerte die von Tippelskirch und erhob ihre Hand, als wollte ſie das, was ſie ſoeben geſagt hatte, höchſt feierlich beſchwören.

— So erfahren Sie denn in Gottes Namen, daß Sie mit Hilfe dieſer Beſchwörungsformel bei der Königin Alles, ja ſelbſt das, was Ihnen ganz und gar unmöglich ſcheint, im Nu durchzuſetzen vermögen, daß Sie mit Hilfe dieſer Kabbala die Königin zur Sklavin Ihres Willens machen und ſie zwingen können, ſich vor Ihnen im Staube zu beugen.

— Und die Bedeutung dieſer fünf Buchſtaben?

fragte die Tippelskirch, deren Neugier auf glühenden Dornen lag.

Fräulein von Knobelsdorf — dieſer leibhafte Mephiſto im Unterrock — ſtand eben im Begriff, ihrer ſchwer gefolterten Freundin das Geheimniß ins Ohr zu raunen, als ſie plötzlich wieder einhielt und ausrief:

— Ach Gott, wie bin ich jetzt erſchreckt! . . .

— Und weshalb, meine Liebe?

— Still, ſtill! da naht die Königin!

# XI.

Sophie Dorothee, die ihre beiden Hofdamen, geheimnißvoll flüſternd, in der Fenſterbrüſtung erblickt hatte und eben auf ſie zuſchritt, war, trotz ihrer vierzig Jahre, noch immer eine ſo einnehmende Schönheit, eine ſo reizende Perſönlichkeit, eine ſo jugendlich friſche Erſcheinung, daß ſie Jeder, der ſie ſah, für eine Dame von höchſtens 28 bis 30 Jahren hielt. Die Haltung ihres ſchlanken Körpers war eben ſo impoſant als graziös. In ihrem Auge lag ein Zauber, der ſo viel Herzgewinnendes beſaß, daß ſich Alles zu ihm hingezogen fühlte. Ihre von Natur aus etwas kalte, etwas ſtolze Miene wurde durch ein engelſüßes Lächeln, das ihren friſchen, roſigſchönen Mund umſpielte, gemildert und erwärmt. Ein langer ſchwanenweißer Hals, ein runder voller

Buſen, ein wunderſchöner Arm und ein langer, ſchmaler, ächt ariſtokratiſcher Fuß vollendeten eine Geſtalt, in der jeder Zoll etwas wahrhaft Majeſtätiſches beſaß.

— Nun, meine Damen, fragte die Königin, warum ſo ganz allein? Und in welch' ein Geſpräch dergeſtalt vertieft, daß Sie Ihre geiſtreiche Geſellſchaft uns ſo lange entziehen?

— Majeſtät, ſagte die von Tippelskirch ſich tief verneigend, wir ſprachen ſoeben . . .

— Von einem uralten Romane, fügte die Knobelsdorf hinzu, indem auch ſie, doch bei Weitem nicht ſo ehrfurchtsvoll als ihre Freundin, ſich verbeugte.

— Und iſt es erlaubt, Gräfin, nach dem Titel dieſes uralten Romans zu fragen?

— Ihre Majeſtät haben nur zu befehlen. Wir unterhielten uns von Leſage's „Diable boiteux“.

— Und dieſen Roman, meine Liebe, nennen Sie uralt?

— Iſt man nicht berechtigt, ihn uralt zu nennen, wenn man weiß, daß dieſer franzöſiſche Roman ſpaniſchen Urſprungs und eigentlich von Louis Velez de Guevara iſt, der eine Novelle gleichen Inhalts unter dem Titel „El Diablo cojuelo“ ſchon 1641 zu Madrid erſcheinen ließ?

— Ich erſtaune, liebe Gräfin, über Ihre bibliographiſchen Kenntniſſe . . .

— Doch iſt ſelbſt Guevara, fuhr die gelehrte Hofdame fort, nicht der urſprüngliche Erfinder dieſes Romans, denn auch er hat die Idee aus einer viel ältern Quelle, aus Francisco de Santos „Dia y Noche de Madrid“ geſchöpft.

— Welche Gelehrſamkeit! rief die Königin mit jenem Lächeln, durch das ſie Aller Herzen zu bezaubern verſtand. Mein Herr Gemahl ſollte, wenn ihm ſeine Bibliothek etwas mehr am Herzen läge, unſere geiſtreiche Gräfin von Knobelsdorf, die in der Bücherkunde ſo ſehr bewandert iſt, zum Präfecten ſeiner Bibliothek ernennen . . .

— Ihre Majeſtät ſind allzugnädig, entgegnete die kleine Buckelige mit etwas froſtigem Lächeln.

— Und wie gefällt Ihnen dieſer „hinkende Teufel“? fragte die Königin zur Tippelskirch gewendet.

Die gute Dame, die vom „Diable boiteux“ in ihrem ganzen Leben nichts geleſen und gehört hatte, ſah ſich durch dieſe anſcheinend harmloſe

Frage in nicht geringe Verlegenheit geſtürzt. Sie wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Gräfin von Knobelsdorf, die ihre Freundin ſo leicht aus dieſer Schlinge hätte befreien können, weidete ſich ſtatt deſſen an deren Verlegenheit.

— Sie zögern mit Ihrem Urtheil? ... Sie ſchweigen? ... Ei, gefällt er Ihnen nicht?

— Wer denn, Majeſtät, fragte die arme Tippelskirch, die der Schreck ganz conſternirt hatte.

— Ei nun, Asmodi ...

— Welcher Asmodi?

— Ihre Majeſtät, nahm Fräulein von Knobelsdorf das Wort, meinen den hinkenden Teufel, den Helden des Romans ...

— Ach den ... Verzeihung, Majeſtät, der Name dieſes dummen Teufels war mir entfallen...

— Wie, liebe Tippelskirch, fuhr die Königin fort, Sie finden dieſen Asmodi dumm?

— Sehr dumm! betheuerte die gute Frau, die, nachdem ſie einmal A geſagt, nicht dabei ſtehen bleiben durfte und nun auch B ſagen mußte.

— Wie ſehr der Geſchmack doch verſchieden iſt, meinte Sophie Dorothee, mir iſt dieſer „**Diable boiteux**“ höchſt geiſtreich erſchienen !. .

— Auch mir, Majeſtät, und darüber ſtritt ich eben vorhin mit meiner lieben Freundin, die, wie manche Andere, dieſem Eheteufel durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. De gustibus non est disputandum.

— Ah, Sie ſprechen ſogar lateiniſch . . .

— Ich leſe nichts lieber als Juvenals Spottgedichte und beſchäftige mich jetzt mit einer metriſchen Ueberſetzung der Satyren des Perſius . . .

— Meine kleine Knobelsdorf iſt, wie ich mich erſt heute überzeuge, ein wahrer Ausbund von Gelehrſamkeit. Die Akademie ſollte Sie in die Reihe ihrer Mitglieder aufnehmen . . .

— Geſtatten mir Ihre Majeſtät das aufrichtige Bekenntniß, daß eine Akademie, welche die Thorheit begehen konnte, einen Gundling zu ihrem Präſidenten zu erwählen, mir blutwenig Achtung einflößt . . .

— Ach, rief die Königin, faſt ſchmerzlich berührt, ſo gehören auch Sie zu den Feinden dieſes vielverläſterten Mannes?

— Ich verachte ihn aufs Allergründlichſte, geſtand das „verſchobene Parallelepipedon“.

— Und darf man fragen, warum?

— Aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſer soi-disant Baron, trotz all' ſeiner Gelehrſamkeit, ein trockener, langweiliger Pedant und noch obendrein ein eingebildeter, unerträglicher Narr iſt.

— Gräfin, ſagte die Königin in ihrer bekannten Gutmüthigkeit, Sie fällen über dieſen Mann, der, trotz mancher Schwäche und Lächerlichkeit, doch auch viele gute, ehrenwerthe Eigenſchaften beſitzt, ein ſehr hartes, liebloſes Urtheil …

— Ich rede gern, wie ich denke, Majeſtät. Neulich, als er, wie gewöhnlich, wieder einmal ſtark benebelt war, erzählte er einem Bekannten des Herrn von Printz, daß ihm, während ſeines Aufenthaltes in England, ein liederliches Frauenzimmer, eine Zigeunerin, aus den Linien ſeiner Hand Etwas geweiſſagt habe, das ſo einfältig und unnatürlich iſt, daß ich nicht den Muth habe, es Ihrer Majeſtät mitzutheilen …

— Erzählen Sie, erzählen Sie, bat die Königin, deren Neugier dadurch aufgeſtachelt war.

— Werden Ihre Majeſtät aber auch nicht zürnen? fragte die kleine Buckelige, welche außer ihrer 'claſſiſchen Bosheit auch die romantiſche Neigung beſaß, alle Leute entſetzlich neugierig zu machen.

— Ich kenne das Gefühl des Zürnens nur dem Namen nach ... Sie dürfen alſo ganz unbeſorgt ſein ...

— So vernehmen denn Ihre Majeſtät, daß jene Zigeunerin ... wenn nämlich unſer soi-disant Baron anders nicht gelogen ... ihm ernſtlich prophezeiht haben ſoll ...

— Nun was denn, was denn?

Gräfin von Knobelsdorf bekam jetzt, um die Königin noch ein paar Augenblicke auf der Folter der Neugier auszuſpannen, einen kurzen Huſten, den ſie bei ſolchen Gelegenheiten ſo natürlich zu erkünſteln verſtand, daß Jeder, der ihn hörte, die arme Frau aufrichtig bedauerte, weil man ſie in hohem Grade für ſchwindſüchtig hielt.

— Ach der vermaledeite Huſten...

— Arme Gräfin! bedauerte die Königin, die ganz Mitleid war.

— Der Elende wird mich noch unter die Erde bringen...

— Sprechen Sie vom Herrn von Gundling?...

— Ach nein, Majeſtät, ich ſpreche von meinem Huſten …

— Gottlob, daß er ſo ſchnell vorübergegangen! Nun erzählen Sie aber auch recht raſch, was jene Zigeunerin Ihrem Feinde prophezeiht hat …

— Eh bien, jene Gipſy … dort zu Lande heißen die Zigeunerinnen Gipſies … eine Gipſy alſo ſoll ihm geweiſſagt haben: eine Königin … hört, hört! eine Königin … werde … ich bitte Ihre Majeſtät, ja nicht ohnmächtig zu werden … ſich ſterblich in ihn verlieben …

— Und ſonſt nichts? fragte Sophie Dorothee, die etwas Anderes erwartet hatte.

— Ei, wäre denn das nicht ſchon hinreichend genug? Eine Königin, die ſich in einen ſo alten, häßlichen Narren verlieben könnte … ah mon Dieu, mon Dieu, quel horreur!

— Und doch wäre dies gar nicht ſo unmöglich! Denken Sie, liebe Gräfin, an Maria Stuart zurück. Sie, um die ſich alle Großen Englands bewarben, verſchenkte ihre Gunſt einem ſchon ziemlich alten und nichts weniger als ſchönen Lautenſpieler, einem David Rizzio …

— O Königin, zürnen Sie mir nicht, wenn

ich zu ſagen wage, daß jene leichtſinnige Stuart ſchon dieſes Davids wegen, der nicht einmal adelig geweſen iſt, ihr trauriges Schickſal verdient hat...

— Und dennoch, ſeufzte Sophie Dorothea voll echt weiblichen Mitleids, habe ich dieſe unglückliche Marie und dieſen ihr ſo treu ergebenen Rizzio ſchon in meiner zarteſten Kindheit bedauert. ... Sehen Sie, Gräfin, ich bin nun einmal ſehr mitleidiger Natur und fühle fremdes Leid ſo tief, wie eigenes. Auch der arme Gundling dauert mich...

— Und weshalb? fragte die herzloſe Hofdame faſt erzürnt.

— Weil mancher Schwachkopf, der nicht würdig iſt, die Riemen ſeiner Schuhe zu löſen, ſich berechtigt glaubt, ihn ungeſtraft zum Sündenbock ſeiner rohen Späße herabziehen zu dürfen ... Ich ſage Jedem, der es hören will, daß dieſer Baron von Gundling, trotz mancher Lächerlichkeit, mir doch immer noch weit ehrwürdiger als mancher jener jungen Hofgecken erſcheint, die auf ihr junges, geiſtloſes Lärvchen tauſendmal eingebildeter als die greiſeſten Helden auf den ſchönſten ihrer Siege ſind. Mag Herr von Gundling immerhin Pedant ſein, er bleibt doch immer ein gelehrter Mann, der Etwas geleiſtet hat... Doch um nun wieder auf Ihre Ueberſetzung des Perſius zurückzukommen, wie weit ſind Sie mit dieſer Arbe[illegible]ereits vorgerückt?

— Ich bin heute [illegible]ei dem Verſe ſtehen geblieben:

„Qui non pudet ad morem distincti vivere Nattae.“

— Und wie lautet dieſer Vers ins Deutſche übertragen?

— „Der ſich nicht ſchämt, ſo unanſtändig zu leben wie Natta.“

— Und wer war wohl jener Natta?

— Ein berüchtigter Taugenichts, ein arger Cyniker, eine Art von Gundling.

— Sie ſind doch weit boshafter, als ich geglaubt habe; doch Achtung vor Ihrer Gelehrſamkeit! Wär' ich nicht die glückliche Gattin Friedrich Wilhelms, dann möchte ich Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf ſein, ſprach Ihre Majeſtät in einem Tone, der halb wie Ernſt und halb wie Ironie klang; dann nickte ſie freundlich und... entfernte ſich.

## XII.

Gräfin von Knobelsdorf war, wie unſer Leſer ſchon längſt wahrgenommen haben wird, der Typus jener Race von Hofdamen, die, auf jede Frage gefaßt, niemals in Verlegenheit kommen, die eben ſo geiſtreich als boshaft, eben ſo ſchwatzhaft als klatſchſüchtig ſind. Eingebildet auf ihren uralten Adel, deſſen Urſprung Gott weiß wie weit hinauf ſtieg, war ſie eine abgeſagte Feindin aller Weſen bürgerlicher Abkunft, die ſie, en masse betrachtet, nie anders als Plebs oder Crapule zu nennen geruhte. So groß war ihr Abſcheu vor dem Bürgerthume, daß ſie mehr als ein Mal geſagt: ſie wolle nach ihrem Tode lieber mit Adeligen in der Hölle, als mit bürgerlichem Lumpengeſindel im Himmel zuſammenleben. Etwas aber, wodurch ſie ſich von

Allen ihres Gleichen auffallend unterſchied, war ihr Wiſſen. Fräulein Athenais hatte im Hauſe ihrer Eltern eine wahrhaft claſſiſche Bildung erhalten und bis zu ihrem fünfundzwanzigſten Jahre Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen genoſſen, ſo daß ſie, wie jene abenteuerliche Schwedenkönigin Chriſtine, ſchon im ſechszehnten Jahre den Thukydides und Polybius in der Urſprache verſtehen konnte. Auch in allen Sphären der Mathematik war ſie dergeſtalt gut bewandert, daß ſie den alten Heiden Euklid beſſer als ihr Vaterunſer auswendig wußte. Ihr Lieblingsſtudium war Geſchichte, ihr Steckenpferd Genealogie und Heraldik. Das Fräulein kannte Urſprung und Wappen aller adeligen Geſchlechter Europa's. In ihren Erholungsſtunden las ſie nichts lieber als Satyren und Epigramme. Und gleichwie der heilige Chryſoſtomus nie ohne ein Luſtſpiel des Ariſtophanes zu Bette ging, ſo konnte unſere profane Gräfin Kunigunde nie ohne ihren Liebling Juvenal einſchlafen. — Mutter Natur, die den Geiſt des Fräuleins mit ſo reichen Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet, hatte deren Körper dagegen ſo ſtiefmütterlich behandelt, daß unſere geiſtvolle Gräfin ein Urbild aller Häßlichkeit und eben deshalb bis jetzt — wo ihre Lebensſonne im Thierkreiſe die Station des Steinbocks d. h. drei Viertheile ihres Laufes zurückgelegt hatte — Jungfrau, keuſche Jungfrau geblieben war. Schief und buckelig, verwelkt und runzelig, hatte ihr das freche Lackeienvolk den Spitznamen der „alten Hof-Pomeranze gegeben. Gleich allen alten gelehrten Jungfern hatte ſie ſich das Laſter des Tabakſchnupfens in ſo hohem Grade angewöhnt, daß ſie, wie jener berühmte Florentiner Magliabecchi, weit leichter ohne Speiſe und Trank, als ohne Schnupftabak leben konnte. Unter all' dieſen Umſtänden war es leicht erklärlich, daß Fräulein von Knobelsdorf Alles haßte, was Mann hieß; doch keiner von allen Männern war ihr mehr verhaßt, als Herr von Gundling aus jener Urſache, die unſerm Leſer bereits bekannt iſt. Die ganze Liebe ihres langſam verblutenden Herzens hatte ſie, ſeit Jahren, auf eines jener Geſchöpfe übertragen, die in der Terminologie der Naturgeſchichte „canis fricator“ und im gewöhnlichen Leben: „gemeiner Mops“ genannt werden. Dieſes glückliche, beneidenswerthe Thier, das — vermuthlich nach einem ihrer gräflichen Urahnen — Menelaus hieß, war ihr Abgott, den ſie beſtändig mit ſich herumſchleppte. Dieſer Mops, faſt ſo boshaft wie ſeine mütterliche Pflegerin, knurrte und kläffte den ganzen langen lieben Tag und war in dem Aberglauben befangen, der Himmel habe manchem Manne nur darum Waden verliehen, damit er — nicht der grundgütige Himmel, wohl aber der abſcheuliche Menelaus — ſich darin nach Herzensluſt verbeißen könne.

. . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . .

Eines Nachmittags, als Gräfin von Knobelsdorf, mit einem großen Sonnenſchirme bewaffnet, in Begleitung ihres knurrenden Zöglings in den melancholiſchen Alleen des Schloßgartens zu Potsdam luſtwandelte, führte der heimtückiſche Zufall den Freiherrn von Gundling ihr in den Weg. Der Oberceremonienmeiſter, der an dieſem Tage, ganz gegen ſeine Gewohnheit, einmal vollkommen nüchtern war, wärmte ſich wie ein geſpreizter Pfau in den Strahlen einer matten Maiſonne, als er ſeine buckelige Feindin und, als Vorläufer derſelben, ihren vierfüßigen Cicisbeo, Herrn Menelaus, erblickte. — Da kommen meine Todfeinde, murmelte er in den unraſirten Bart hinein. Beide Herrſchaften — er und ſie — ſind mir dergeſtalt zuwider, daß ich — beim ewigen Zeus! — Beide nicht riechen kann. Sie — die alte Schachtel — iſt die zu Fleiſch gewordene Bosheit, die verkörperte Malice, und Er — ihr wahres Ebenbild — ein ganz gewöhnlicher Mops, der ſich mehr einbildet, als manch' türkiſches Windſpiel; der Kerl hat, wie ſeine Buſenfreundin, eine ariſtokratiſche Abneigung gegen Waden bürgerlicher Herkunft ... die Beſtie ſcheint es zu riechen, daß Unſereiner nicht ſechszehn Ahnen hat ...

— Fi donc, näſelte Fräulein von Knobelsdorf in ſich hinein, dort naht des Königs Hofnarr, dieſer Miſthaufen in Kammerherren-Livree, dieſe Düngergrube in Uniform, an deren Seite ein Degen baumelt, der zu dieſer traurigen Don Quixote-Geſtalt wie eine Herkules-Keule zu einem lächerlichen Zwerge paßt. Der unverſchämte Menſch grüßt mich. Ich weiß nicht, ob ich ihm danken oder ſo thun ſoll, als ob ich ſeinen Gruß gar nicht bemerkt hätte. Dieſes Bürgerpack glaubt das Recht zu haben, Jeden grüßen zu dürfen ... Nun meinetwegen! Ich aber danke ihm nicht ...

— Dieſe alte Mumie, dieſe Encyklopädie aller Häßlichkeiten, dieſes wandelnde Antikenkabinet, thut gerade ſo ſtolz und hochnäſig wie ihr Mops, dieſes vierbeinige Scheuſal, das ich nicht anſehen kann, ohne einen unwiderſtehlichen Reiz zu fühlen, ihm das Genick zu brechen, brummte Gundling.

Beide waren ſich jetzt ſo nahe gekommen, daß Eines dem Andern nicht mehr ausweichen konnte.

— Fräulein, begann unſer Baron, ſeinen Hut lüftend, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünſchen.

Die Gräfin nickte äußerſt kühl mit ihrem ſchiefen Kopfe und erwiderte keine Sylbe; ihr kurzgeſchweifter Cavaliere ſervente aber fing bereits leiſe zu knurren an.

— Iſt es erlaubt, Gräfin, ſich nach Dero Befinden zu erkundigen?

— So ſo, lautete die ganze Antwort.

Signor Menelaus aber, der es zu ahnen ſchien, wie läſtig ſeiner Dame die Begegnung mit dieſer „zweibeinigen Pfütze“ war, fing immer ſtärker zu bellen an.

— Willſt du wohl ſchweigen, kleine Beſtie! rief Herr von Gundling.

— Beſtie? wiederholte die von Knobelsdorf ſehr pikirt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

— Thierchen, wollte ich ſagen.

Meiſter Mops aber, der jene Injurie verſtanden und übel vermerkt zu haben ſchien, fing nun noch fürchterlicher zu kläffen an und war nicht mehr zu beruhigen.

— Hübſch artig ſein, junger Herr, ſagte der Baron und verſetzte dem kleinen Kläffer einen möglichſt graziöſen Fußtritt.

Canis fricator, durch dieſe neue Beleidigung ſchwer gereizt, ſprang zu Gundlings Waden hinauf und machte von ſeinen Zähnen Gebrauch.

— Au, au! ſchrie unſer Held.

— Wau, wau! kläffte das biſſige Thier.

— Ha, ha! lachte das Fräulein.

— Sie lachen? Wiſſen Sie, Gräfin, daß die Beſtie mich gebiſſen hat?

— Ach nein, er thut nur ſo . . .

— Die Beſtie beißt, ſag' ich Ihnen, ſchrie er, zog — vielleicht zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben — ſeinen roſtigen Degen aus der Scheide und verſetzte dem zudringlichen Hunde einen leichten Hieb mit der flachen Klinge.

— Elender! rief die Gräfin, Sie wagen es, meinen Menelaus zu ſchlagen?

— Gott bewahre . . . ich thue nur ſo, fuhr Gundling fort und hieb auf den Hund, der immer neue Verſuche zum Beißen machte, jetzt dergeſtalt ein, daß er aus Leibeskräften zu winſeln und zu heulen begann.

Dieſe herzzerreißenden Töne entflammten die Wuth der Gräfin. Sie konnte und wollte nicht länger müßige Zeugin dieſer Demüthigung ihres vielgeliebten Menelaus ſein, und gleich darauf entwickelte ſich ein ſo ſeltſam komiſcher Dreikampf, daß wir uns den Pinſel eines Peter Laar oder die Feder eines Cervantes wünſchen, um dieſe Scene naturgetreu ausmalen zu können. Die kleine giftige Spinne kehrte raſch ihren Sonnenſchirm um und ſchlug mit dem langen Stiele auf den Rücken des dieſe Prügel mit dem linken Arme abwehrenden Oberceremonienmeiſters, deſſen rechter Arm mit dem Degen in wahrer Berſerkerwuth auf den auch ſeinerſeits wüthend gewordenen Hund dermaßen dreinſchlug, daß dem halbmaſſacrirten Abgott, dem windelweich geprügelten Mopſe, endlich Hören und Sehen verging.

Es wäre leicht möglich geweſen, daß dieſer Dreikampf, der von Minute zu Minute mit größerer

Erbitterung geführt worden war, endlich mit einer blutigen Kataſtrophe, mit der Ermordung eines dieſer drei Duellanten geendigt hätte, wäre nicht noch zu rechter Zeit ein Deus ex machina in der Perſon eines königlichen Kammerjägers dazwiſchen geſprungen, um dieſem tragikomiſchen Katzen-, Hund- und Stiergefecht ein Ziel zu ſetzen.

Der halbtodt geprügelte Mops ſtreckte alle Viere von ſich und keuchte wie ein Weſen, das eben ſein Bischen Geiſt aufgeben will. Mit Hilfe zweier herbeigerufenen Gärtnerburſche wurden er und die ohnmächtige Gräfin auf ihre Zimmer getragen. Freiherr von Gundling aber ſteckte mit ſpaniſcher Gravität ſeinen ruhmgekrönten Degen in die Scheide und ſtelzte ſtolz von dannen, indem er leiſe einen Vers aus dem Perſius vor ſich hinbrummte:

— Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.

(„Dieſen Tag, o Macrin, bezeichne mit glücklichem Steine.“)

# XIII.

Acht Tage ſpäter erſchien Athenais Kunigunde Gräfin von Knobelsdorf, Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät der Königin, in der Stadt und ſelbſt bei Hofe in tiefſter Trauer. Ihr Mops hatte das Zeitliche geſegnet.

# XIV.

Seit dem Tode jenes Menelaus, deſſen „unerſetzlichen Verluſt" unſere alte Hofdame wie jener Graf Clermont ſeinen Lieblingshund Citron ein ganzes halbes Jahr zu betrauern beſchloß, ſeit dem Tode dieſes „Unvergeßlichen" hatte ſie bei den Manen ihrer achtundzwanzig Ahnen das Gelübde gethan, nicht eher zu raſten und zu ruhen, bis ſie ſich an dem Mörder ihres „Freundes" eclatant gerächt, bis ſie ihn ganz und gar vernichtet habe. Seit jenem Gelübde war ihr kein Mittel zu ſchlecht, keine Lüge zu plump, keine Verleumdung zu groß, ſobald ſie ihr geeignet ſchienen, „den Räuber ihres Glücks" in's Verderben zu ſtürzen. Einer der eifrigſten Theilnehmer an der Ausführung ihres Racheplanes war jener junge Herr von Printz, deſſen ganzer Haß auf Gundlings bekannte Horn-Anſpielung fußte.

Als Herr von Printz, von der Gräfin ſchriftlich eingeladen, ſie eines Morgens beſuchte, erfaßte ſie einen Knopf ſeiner Uniform und fragte mit der Naivetät eines ſechszehnjährigen Mädchens, mit niedergeſchlagenen Augen und jungfräulich verſchämtem Lächeln:

— Was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Sie zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes mache, das mir ſeit Monden das Herz abdrückt?

— Das Herz abdrückt? wiederholte er ſichtbar erſchreckt, denn er glaubte, die alte Mumie wolle ihm ein Liebesgeſtändniß machen.

— Sie brauchen nicht zu erſchrecken, denn jenes Geheimniß betrifft weder Sie noch mich.

— Ah! rief Herr von Printz, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel. Und darf man wiſſen, auf wen es ſich bezieht?

— Eben deshalb habe ich Sie zu mir eingeladen, Herr von Printz. Dieſes höchſt wichtige, dieſes höchſt einflußreiche, aber auch höchſt gefährliche Geheimniß, Herr von Printz, betrifft — eh bien, rathen Sie einmal, wen, Herr von Printz.

— Reizende Sphynx, ich habe durchaus keine Anlagen zum Oedyp ...

— Und doch liegt das Räthſel Ihnen eben ſo nahe als mir ...

— Es ſpielt alſo bei Hofe!

— Errathen, mein ſcharfſinniger Herr von Printz! Das Geheimniß, das ich in Ihr verſchloſſenes Herz ausgießen will, Herr von Printz, betrifft erſtens unſern gemeinſchaftlichen Feind Gundling und zweitens ...

— Zweitens?

— Eine Perſon, die ... ich bitte, ja nicht zu erſchrecken, Herr von Printz ...

— Raſch, raſch ... ich bin auf's Schlimmſte gefaßt ...

— Eine Perſon, welche ... o Schmach, daß ich es ſagen muß ... die Königin iſt ...

— Die Königin? wiederholte Herr von Printz ganz verblüfft ... ich bitte, reden Sie ...

Aber ſtatt der Antwort heuchelte die Gräfin ihr altes Uebel.

— Ach der verdammte Huſten! Wollen Sie glauben, Herr von Printz, daß ich heute Nacht kein Auge geſchloſſen ...

— Bedaure unendlich, aber das Geheimniß, das Geheimniß ...

— Nur Geduld, Herr von Printz. Laſſen Sie mich arme Frau doch erſt aushuſten ...

— Huſten Sie zu, Gräfin, ich gehe unterdeſſen und will ſpäter wiederkommen ...

— Bleiben Sie, Herr von Printz! Ach Gott, Ihr Männer habt doch gar kein Mitleid! Wir ſind alſo ſtehen geblieben, Herr von Printz?

— Bei der Königin ...

— Eh bien, was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Ihnen von der Königin ein Geheimniß anvertraue?

— Du lieber Himmel, da ſind Sie wieder da, wo Sie angefangen haben. Ich gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen. Wünſchen Sie vielleicht einen Kuß?

— Das weniger, Herr von Printz ...

— Nun zum Teufel, was denn?

— Ihre Cavalier-Parole, Herr von Printz, Ihr Ehrenwort, Herr von Printz, daß Sie weder mich, noch mein Geheimniß je verrathen wollen.

— Ich ſchwöre!

— Nun denn, ſo vernehmen Sie, Herr von

Printz, daß unſere gute Königin, die bei allen Damen ihres Hofes als Vorbild aller Tugenden, als Muſterſpiegel gilt, ſo tief geſunken iſt, Herr von Printz, ſich, rathen Sie, Herr von Printz, in wen zu verlieben?

— In Gundling???

— Schreien Sie nicht ſo laut, Herr von Printz, denn die Wände dieſes Schloſſes haben Ohren ... Eh bien, Herr von Printz, was ſagen Sie zu dieſer Geſchmacks-Verirrung ... was halten Sie von dieſem Skandal?

— Knobelsdorf, rief er unwillig, ich glaube es nicht ...

— Herr von Printz, ſo ſprach auch ich. Jetzt aber, wo ich die feſte Ueberzeugung gewonnen habe, daß es kein leeres Hofgeſchwätz, ſondern volle, traurige, tief empörende, himmelſchreiende Wahrheit iſt, jetzt hieße zweifeln nichts Anderes als ſich ſelbſt belügen wollen, Herr von Printz ...

— Und wer, um des Himmels Willen, hat den Muth gehabt, Sie in das Geheimniß dieſer frevelhaften Liebe einzuweihen?

— Die Königin ſelbſt ...

— Wann, wo und wie? fragte Herr von Prinz auf dem Gipfel des Erſtaunens.

— Beim letzten Hofballe lenkte ich in Gegenwart der Tippelskirch abſichtlich das Geſpräch auf den eitlen Narren Gundling, um unſerer ſtrengen Heiligen eine irdiſche Falle zu legen. Ich erzählte ihr das, was Sie mir erzählt hatten . . .

— Die Weiſſagung der Zigeunerin . . .

— Und ſtatt darüber zu erſtaunen und in Zorn zu gerathen, fragte ſie mit der unſchuldigſten Miene der Welt: „Und ſonſt nichts, Gräfin von Knobelsdorf?“ Dann geſtand ſie, daß ſie Herrn von Gundling aufrichtig bedauere, und daß mancher Dummkopf, der ſich berechtigt glaube, ihn zur Zielſcheibe ſeiner rohen Späße zu machen, nicht würdig ſei, die Schuhriemen dieſes Mannes aufzulöſen. Sagen Sie es Jedem, der es hören will, ſprach die Königin, daß dieſer Baron von Gundling mir ehrwürdiger als mancher junge Hofgeck erſcheint, der auf ſein junges, geiſtloſes, nichtsſagendes Lärvchen tauſend Mal eingebildeter als mancher Held auf ſeinen Lorbeer iſt.

— Das hat die Königin, fragte Herr von

Printz, der, wie jeder Geck, Alles auf ſich bezog, wirklich geſagt?

— Die Knobelsdorfe lügen nicht, erwiderte die Buckelige mit reifrockartigem Stolze.

— Ah, nun glaube ich Alles, was Sie mir geſagt haben; ja ja, nun bin auch ich überzeugt, feſt überzeugt, daß die Königin, dieſer Ausbund weiblicher Tugend, dieſe Scheinheilige, in dieſem Gundling einen Narren gegeſſen . . . daher die große, unerklärbare Gunſt, in der er beim Könige ſteht . . . daher all' dieſe Titel und Würden, die das Füllhorn der königlichen Huld auf das Haupt dieſes „Federfuchſers“ ausſtreut, der bei all ſeiner Gelehrſamkeit ein Narr . . .

— Und bedenken Sie, Herr von Printz, nicht einmal von adeliger Abkunft iſt! fügte das Fräulein hinzu.

— Unerhört! Unerhört! Was aber haben Sie beſchloſſen?

— Sie fragen noch? Seinen Untergang! rief die Enkelin der achtundzwanzig Ahnen und betonte dieſe beiden Worte mit melodramatiſcher Schärfe.

— Ja, nieder mit dem Narren! Nieder mit

dieſer bürgerlichen Canaille! Wie aber, beſte Knobelsdorf, wollen Sie es anfangen, ihn zu ſtürzen?

— Das, Herr, laßt unſere Sorge ſein, entgegnete ſie mit tragiſchem Pathos.

— Und was kann ich beitragen, ſeinen Sturz zu beſchleunigen?

— Viel, ſehr viel, doch ſollen Sie dies erſt ſpäter erfahren, ſagte das Fräulein von Knobelsdorf und gab dem Herrn von Printz durch Pantomime zu verſtehen, daß er nun entlaſſen ſei.

## XV.

Wir kehren zu unſerm Helden zurück.

Die traurigſte Zeit für den luſtigen Rath Sr. Majeſtät des Königs war der Herbſt, den Friedrich Wilhelm gewöhnlich in Wuſterhauſen zubrachte, wo er ſich, umgeben von ſeinen Generalen, Miniſtern und den Geſandten der auswärtigen Höfe, den Freuden der höhern und niedern Jagd hingab.

Um dieſe Zeit war einer der Lieblingsofficiere des Königs von Paris nach Berlin zurückgekehrt. Am Hofe des Soldaten-Königs war es ſo ſehr Mode, alle Menſchen nur nach ihrer körperlichen Größe zu ſchätzen, daß die geiſtige Größe faſt nie in Betracht gezogen wurde. Auf die Frage Sr. Majeſtät, wie ihm Ludwig XV. und die königliche Familie gefallen habe, antwortete der General:

— Ach, Majeſtät, lauter kleines Zeug! Keiner mißt über fünf Fuß!

Zur Feier der Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg=Baireuth und auch jenem Generale zu Ehren veranſtaltete Friedrich Wilhelm auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Wuſterhauſen eine große Parforcejagd, bei der ſein Spaßmacher — obgleich Herr von Gundling ein abgeſagter Feind aller Nimrode war — durchaus nicht fehlen durfte.

An dieſem Tage, an dem der Enkel des großen Kurfürſten wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune war, verſprach er ſeinen Gäſten, Abends nach der Heimkehr von der Jagd, ein ergötzliches Schauſpiel, ein noch nie dageweſenes „Plaiſir“, eine köſtliche Ueberraſchung.

Kurze Zeit vorher hatte der Monarch in einer Lebensbeſchreibung der Tochter Guſtav Adolphs von Schweden geleſen, daß Königin Chriſtine einſt — im Jahre 1650 — in einer Anwandlung muthwilligen Humors einen der berühmteſten Gelehrten jener Zeit, den weltgefeierten Profeſſor Salmaſius (dem der Cardinal von Richelieu den Staatsrathtitel, den Sanct Michaelorden und eine große Penſion angeboten hatte, um ihn zu bewegen, eine Anſtellung in Frankreich anzunehmen, der aber lieber einem Rufe nach Stockholm gefolgt war), ihren ausgezeichneten Gaſt, welcher — gleichgroß als Theolog und Juriſt, als Mediciner und Philoſoph — der Heiland weiß wie viel todte Sprachen verſtand, mit einem Worte, dieſes nec plus ultra von Gelehrſamkeit, zu bewegen, in Gemeinſchaft mit einem nicht minder intereſſanten Gaſte, dem hochgelahrten Profeſſor und Bibliothekar Marcus Meibomius von Copenhagen, in poſſirlichem Coſtüme eine Sarabande — eine Art Ecoſſaiſe — zu tanzen. Dieſer überaus närriſche Einfall war dem Könige von Preußen ſo außerordentlich komiſch erſchienen, daß er ſich das Verſprechen gegeben hatte, ſich bei Gelegenheit einen ähnlichen Genuß zu verſchaffen. Seine Majeſtät, gewohnt, das, was Sie ſich ſelbſt verſprachen, ſtets zu halten, geruhten zu beſchließen, Allerhöchſt Ihren Plan heute zur Ausführung zu bringen.

Nach beendigter Jagd ſagte der König zu ſeinem Oberceremonienmeiſter:

— Gundling, will Er uns einen Gefallen erweiſen?

— Mit tauſend Freuden, Majeſtät, erwiderte der gelehrte Herr, der viel zu ſervil war, um nicht jeden Wunſch des Königs zu erfüllen.

— Ich habe mir ſagen laſſen, Gundling, daß Er ein ausgezeichneter Tänzer ſei.

— Ich? Wer hat Ew. Majeſtät dies Geheimniß offenbart?

— Meine Tochter, Prinzeſſin Friederike, die es von ihrer Hofmeiſterin erfahren hat ...

— Majeſtät, ich ſchwöre bei allen Göttern des Olymps, daß man Prinzeſſin Tochter ſchmählig belogen hat ... ich habe ſeit dreißig Jahren nicht mehr getanzt ...

— Das iſt nicht wahr, Gundling. Er ſoll im verfloſſenen Winter, auf dem letzten Maskenballe bei Hofe, mit der Baronin von Tippelskirch eine Menuet getanzt haben, ſo ausgezeichnet ſchön, daß der franzöſiſche Geſandte erklärt haben ſoll, er habe dieſen Tanz ſelbſt am Hofe des vierzehnten Ludwigs nicht ſo graziös ausführen ſehen, als von meinem Kammerherrn und Oberceremonienmeiſter.

— Von mir???

— Von Ihm, Gundling! O geb' Er ſich keine Mühe, mir und Anderen ableugnen zu wollen, daß Er der ausgezeichnetſte Menuettänzer meines ganzen Hofes iſt. Prinzeſſin Friederike und der Kronprinz haben uns nach Wuſterhauſen begleitet, um Ihn heute Abend tanzen zu ſehen ...

— Sire, ich werde nicht tanzen ...

— Er muß! ſchrie der Monarch, den der leiſeſte Widerſpruch jähzornig machte. Ich befehl's, ſag' ich Ihm ...

— Ah, ſprach Herr von Gundling, ſich tief verbeugend, ſobald Ew. Majeſtät es zu befehlen geruhen, dann wird Allerhöchſt unterthänigſter Knecht tanzen, ſelbſt dann noch, wenn er, wie geſagt, das Tanzen längſt ſchon verlernt hat.

— Er tanzt heute Abend ein Menuet, und damit Baſta, Punctum, Sela, Amen!

Der Baron machte neun bis zehn Verbeugungen und wagte nicht mehr zu widerſprechen.

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter, nach aufgehobener Abendtafel, bei der unſer Oberceremonienmeiſter, welcher nun par ordre du Mufti auf ſeine alten Tage Menuet tanzen ſollte, viel weniger als ſonſt getrunken hatte, wurde er in den ſpärlich erleuchteten Ballſaal geführt, auf deſſen Gallerie bald darauf der König, der junge Kronprinz, die Prinzeſſin Friederike und ſämmtliche Jagdgäſte Sr. Majeſtät erſchienen, um ſich an dem luſtigen Schauſpiel, das nun beginnen ſollte, con amore zu ergötzen. Nachdem der König drei Mal in die Hand geſchlagen, begann auf der entgegengeſetzten Seite der Gallerie eine vom Jagdgefolge ausgeführte Hornmuſik.

Nach Beendigung der Introduction rief der König von ſeinem Sitze in den Saal hinab:

— Nun, Gundling, iſt Er bereit?

— Wenn's ſein muß, Sire, dann bin ich zu Allem, ja ſogar — fügte er mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu — zum Menuettanzen bereit.

— Gut, ſprach der Monarch und klatſchte wieder drei Mal in die Hände.

Auf dies zweite Signal öffnete ſich unten im Saale, in dem ſich außer unſerm Helden nur noch zwei königliche Lackeien befanden, eine der Flügelthüren, durch die nun ſeine Tänzerin hereinſchwebte, die gleich bei ihrem Erſcheinen von der allgemein überraſchten Gallerie mit unbeſchreiblichem Jubel, coloſſalem Bravoruf und endloſem Gelächter empfangen wurde, denn dieſe reizende Sylphide war nichts Geringeres, als ein aus der Dynaſtie der Miſchke abſtammender, äußerſt gut abgerichteter, in der Tanzkunſt ſehr wohlerfahrener Bär.

Als Gundling dieſen Bären auf ſich zuſtürzen ſah, bekam er einen heilloſen Schreck, der, wie ein elektriſcher Schlag, durch jedes ſeiner Gliedmaßen fuhr und ihn Anfangs ganz und gar verſteinerte.

— Courage, Gundling, Courage! rief ihm der König zu. Miſchke iſt ein wohlerzogener Bär, der Ihn nicht beißen wird, und ſollte er wirklich ſeine Mucken bekommen und unartig werden wollen, ſo ſind die Wärter mit der Peitſche da, die ihn bald wieder zur Vernunft bringen wird. Alſo Muth gefaßt, Gundling, angefangen, angefangen! Muſik, Muſik! befahl der König.

Als die vierfüßige Sylphide die erſten Töne der Muſik vernahm, fing ſie, hingeriſſen von dem ohrſchmeichelnden Zauber der Muſik, unwillkürlich zu tanzen an, warf endlich ihre Balancirſtange weg und riß, wie jeder andere Farceur nur allzuleicht durch den Beifall der Menge berauſcht, bald auch ihren im ſtrengſten Sinne des Worts beſtürzten und betretenen Chapeau mit ſich fort und wirbelte ihn mit ſolcher Kraft und Schnelligkeit in Anfangs weit gezogenen und allmälig immer enger werdenden Kreiſen herum, daß der arme Groteskänzer wider Willen erſt ſeine langen Manchetten, dann ſeine Schuhe, endlich auch ſeine Perrücke und zuletzt, in Folge des ungewohnten Wirbels, den Athem und das Gleichgewicht verlor und beſinnungslos, plump und ſchwer wie ein Mehlſack, auf das Parquet niederfiel. Die allerhöchſten und hohen Zuſchauer brachen in lauten Jubel aus und klatſchten dem Bären ſtürmiſchen Beifall zu; ja die junge ſchelmiſche Prinzeſſin Friederike ließ ſich vom Enthuſiasmus ſogar ſo weit hinreißen, einen Blumenſtrauß, der an ihrer ſchönen jungfräulichen Bruſt einen neidenswerthen Platz gefunden hatte, wegzureißen und ihn dem Signor Miſchke — wie etwa heutzutage einem berühmten Klavierpauker — allerhuldreichſt zuzuwerfen.

— Genug! genug! herrſchte der Monarch, kein Spaß darf zu weit getrieben werden. Jungens, rief er den Lackeien zu, führt den Bären ab und hebt den Gundling auf. Heda, Freund! rief er hinab, Du haſt Dir doch nicht Schaden gethan?

— O nein, Sire, antwortete der äußerſt gutmüthige Tropf, welcher unterdeſſen neue Kraft zum Aufſtehen geſammelt hatte.

— Habe Dank, guter Freund, für die Unterhaltung, die Du uns bereitet haſt. Vorläufig bleiben Wir Dein Schuldner. Gute Nacht, Gundling, ſprach der König und winkte ihm mit der Hand einen allergnädigſten Gruß zu.

— Gute Nacht, gute Nacht! rief des Königs Begleitung.

— Gute Nacht! ſtöhnte der erſchöpfte Hofnarr.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, hat der König Dich blos darum zum Hiſtoriographen ſeines Reiches und zum Präſidenten ſeiner Akademie, zum Baron und Kammerherrn gemacht, damit Du hoch genug ſtehſt, um mit ſeinem Bären Miſchke, zur Beluſtigung des ganzen Hofes, ein Pas de deux zu tanzen?

O Königsgunſt, Königsgunſt!!!

# XVI.

Vier Wochen nach jener Begebenheit erhielt der ausgezeichnetſte Menuettänzer am Hofe Friedrich Wilhelms I., Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, vom Markgrafen von Brandenburg-Baireuth den rothen Adler-Orden dritter Claſſe, denn jener vierter Claſſe war damals — leider! — noch nicht erfunden.*) Ob unſerem Helden dieſe hohe Auszeichnung für das „Plaiſir", das er dem Markgrafen gewährt, oder für ein neues Geſchichtswerk, das er Seiner Durchlaucht zugeeignet hatte, zu Theil geworden, wagen wir nicht zu entſcheiden.

---

*) Dieſer vielberühmte Orden, im Jahre 1705 vom damaligen Erbprinzen Georg Wilhelm gegründet, wurde erſt 1792 zu einem preußiſchen Orden erhoben. Der rothe Adlerorden vierter Claſſe wurde erſt 1832 von Friedrich Wilhelm III. creirt. Dieſer Orden hat ſeitdem den Beinamen des „Unvermeidlichen" erhalten.

# XVII.

Der Ritter des rothen Adler-Ordens, welcher die Strapazen des Bärentanzes glücklich überwunden hatte, ſchien auf dieſe neue Auszeichnung noch ſtolzer als auf jede der früheren zu ſein. Ein Orden hat für Manchen ſo viel Verlockendes, daß man nicht erſtaunen darf, wenn auch Freiherr von Gundling durch dieſen Adler ſich bis in die äußerſte Fußſpitze geehrt und geſchmeichelt fühlte. Nur dieſer Orden noch hatte zur Erfüllung der glänzenden Prophezeihungen ſeiner Tante Barbara und ſeiner Muhme Apollonia gefehlt, um dieſen „weltberühmten Mann" vollends eitel und verrückt zu machen. Jetzt hätte der ehemalige Profeſſor ſelbſt mit ſeinen großen Vorbildern Hugo Grotius, Juſtus Lipſius und dem großen Polyhiſtor Daniel Morhof nicht getauſcht: Gundling hatte nun die Mittagslinie ſeines Ruhmes, den Scheitelpunkt ſeiner Laufbahn erreicht. Der Gräfin von Knobelsdorf aber, ſeiner unerbittlichen Feindin, die ſich mit Herrn von Printz zu ſeinem Untergange verſchworen hatte, gab dieſe Ordens-Verleihung neuen Stoff zu boshaften Bemerkungen und ſarkaſtiſchen Anſpielungen.

— Dieſe neue Farce — ſo nannte ſie jene Auszeichnung — erinnert mich an den franzöſiſchen Sanct Michaels-Orden, der während der Regierung Heinrichs III. durch den Leichtſinn, womit dieſes Band an Crethi und Plethi verſchleudert worden war, ſo ſehr in der Achtung des Volkes ſank, daß es den Spottnamen „Collier à toutes les bêtes“ erhielt. Wenn dies mit Ertheilung des rothen Adlers noch lange ſo fortgeht, ſo kann es ihm nicht fehlen — fügte die Buckelige in prophetiſchem Geiſte hinzu — daß auch er einſt in die Kategorie jener Orden fällt, welche aufgehört haben, eine Auszeichnung zu ſein. Auch wird dann die Zeit kommen, wo es heißen wird: Seine Majeſtät der König von So und So haben allergnädigſt geruht, Herrn von So und So den Orden von So und So in Betracht ſeiner vielen Verdienſte um Das und Das Allerhuldreichſt wieder abzunehmen.

Man ſieht, daß die Knobelsdorf in der That ein Ausbund von Malice war. Heutzutage hätte ſie das nicht äußern dürfen, ohne in den Geruch eines Demagogen zu kommen. Uns aber fällt bei dieſem Wort das hübſche Wortſpiel Hoffmann's von Fallersleben ein:

Der Gog und Magog iſt gar ſchlimm,
Doch ſchlimmer noch iſt — Demagog!

## XVIII.

Wenige Tage nach dem Bekanntwerden dieſer neuen Auszeichnung erhielt unſer Ritter durch eine ihm gänzlich unbekannte Perſon ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchenſteinduftendes Billet, das er mit freudigem Zittern erbrach, weil eine geheimnißvolle Stimme ſeines Herzens ihm zugeflüſtert hatte: dieſe Zeilen werden Dir ein Geheimniß offenbaren, das Dich glücklich machen wird. Dies ſüße Vorgefühl war keine Täuſchung, denn der Inhalt dieſes Schreibens lautete wie folgt:

> Eine Dame, die an Ihrem Schickſal innigwarmen Antheil nimmt, weil ſie ſeit Jahren eine ſtille Verehrerin Ihres Geiſtes iſt, wünſcht Ihnen von ganzer Seele Glück zu der wohlverdienten Auszeichnung, die Ihnen vom Hofe von Baireuth

zu Theil geworden iſt. Ein Gefühl, dem ſie keinen Namen zu geben wagt, drängt ſie, Ihnen zu ſagen, daß ſie es war, die Ihrem Verdienſte dieſe neue Anerkennung, Ihrem Ehrgeize dieſen neuen Triumph verſchafft hat, und da die Schreiberin dieſer Zeilen ſich ſchmeicheln darf, auch am Hofe Friedrich Wilhelms nicht ganz ohne allen Einfluß zu ſein, ſo gewährt es ihr unendlich viel Freude, Ihnen jetzt ſchon ſagen zu dürfen, daß ſie auch ferner Alles aufbieten werde, Sie in der Gunſt des Hofes immer mehr und mehr zu befeſtigen. Dieſe Dame, die dem Könige näher ſteht als Sie zu ahnen wagen, benutzt dieſe Veranlaſſung, Ihnen, hoch und innig verehrter Herr, die Geſinnungen aufrichtiger Bewunderung zu erkennen zu geben. Sie verbleibt

Ihre ſtille Verehrerin.

P. S. Verbrennen Sie dieſe Zeilen!

Beim Durchleſen dieſes Schreibens dämmerte im Hintergrunde ſeiner uferloſen Eitelkeit aus der Nacht ſeiner ſüßen Zweifel die Morgenröthe des kühnſten ſeiner Wünſche, der ſchönſten ſeiner Hoffnungen herauf. Gleich in der zweiten Zeile bei den

Worten „ſtille Verehrerin“ fiel ihm ſeine kaſtanienbraune Zigeunerin und deren roſenfarbene Prophezeihung ein. Dieſe morgenröthliche Ahnung wurde bald zu taghelter Gewißheit, als er an jene Stelle kam, in der ſeine „ſtille Verehrerin“ ihm verblümt geſteht, daß ſie am Hofe Friedrich Wilhelms — wie beſcheiden! — *nicht ganz ohne Einfluß ſei* und — weiter unten — *dem Könige näher ſtehe, als der Leſer dieſer Zeilen zu ahnen wage.*

— Dieſe „ſtille Verehrerin“ iſt keine andere als die Königin, rief unſer Baron und betonte das letzte Wort mit einem Ausdrucke unbeſchreiblichen Stolzes. Und was veranlaßt die hohe Frau, mir zu ſchreiben? O Kammerherr, wie kannſt Du noch fragen? Sie ſelbſt beantwortet Deine Frage in den Worten: „*ein Gefühl, dem ſie keinen Namen zu geben wagt.*“ Dieſes namenloſe Gefühl, Ritter des rothen Adler-Ordens, kann kein anderes als *Liebe! Liebe! Liebe!* ſein.

In dieſem dreigeſtrichenen Ausdrucke: *Liebe! Liebe! Liebe!* lag ein ſo hoher Grad dramatiſcher Steigerung, daß Gundling, entzückt von dieſem äußerſt gefühlvollen Klimax, vor ſüßer, ſchauerlicher Wonne zu zittern und zu beben begann.

— Ha, glücklicher Gundling, die Weiſſagung jener Gipſy hat ſich endlich! endlich! erfüllt: die Gattin Friedrich Wilhelms, die Königin liebt Dich! O Tag des Glücks! O Wonne aller Wonnen! Ich fühle plötzlich Poeſie in mir und glaube, daß ich capabel wäre, ein Gedicht auf ſie zu machen! Doch nein; jetzt, für den erſten Augenblick, bin ich noch zu aufgeregt von meinem Glücke, aber morgen, morgen, o Königin meines Herzens, morgen beſingt Catull ſeine Daphne, Tibull ſeine Kallirhoe, Properz ſeine Glycere, Gundling ſeine Sophie Dorothee! rief er aus und drückte mit der leidenſchaftlichen Gluth eines achtzehnjährigen Romeo das ſchriftliche Liebesgeſtändniß ſeiner Julie an den Mund.

Jetzt erſt fiel ſein Blick auf das Poſtſcriptum.

— Grauſame Heloiſe! rief er aus, Du verlangſt von Deinem Abälard, daß er die erſte Beichte Deines Herzens, das Bekenntniß Deiner Liebe verbrennen ſoll? Nimmermehr, Königin, nimmermehr! Der Freiherr von Gundling hat ſeinen Sueton nicht umſonſt geleſen; er hat nicht vergeſſen, daß Vitellius den Schuh der ſchönen Meſſaline beſtändig auf der Bruſt getragen und ihn fortwährend geküßt hat, was ihn ſpäter zum Kaiſer gemacht haben ſoll. Gleich ihm will ich Sophiens Brief beſtändig auf dem Herzen tragen und ihn tauſend … was ſag ich? … millionen Mal an meine liebetrunkenen Lippen preſſen. Vielleicht, daß ich dann einſt, wie Meſſalinens Anbeter … doch halt, Gundling, halt! In welche Regionen verſteigt ſich der kühne Adlerflug Deiner poetiſchen Begeiſterung? … Wäre das nicht Majeſtätsverbrechen? Pfui, pfui, Baron, ſchlage Dir dieſe tollen Plane aus dem Kopf, begnüge Dich mit dem ſchönen Bewußtſein, daß ſie Dich liebt, bewundert und verehrt, ſie! ſie! ſie!

Man ſieht, daß das Kohlenſtoffgas der Liebe ſelbſt proſaiſchen Naturen einen Anflug von Poeſie verleihen kann. In unſerm Helden, der bis zu dieſem Augenblick ein trockener Pedant, ein Erz-Philiſter war, regte ſich nun etwas von einem andern Menſchen, von einem Dichter. Ja ſelbſt der große Petrarka konnte an dem Tage, an welchem er den erſten Kuß von ſeiner Laura empfangen hatte, nicht beglückter und entzückter geweſen ſein, als der Frei-

Herr Jacob Paul von Gundling, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klaſſe, in jener Stunde, in der ſeine „ſtille Verehrerin“ ihm die Geſinnungen ihrer aufrichtigen Bewunderung zu erkennen gegeben hatte.

Und wie an jenem Tage, wo er den ſeligen Menelaus halbtodt geſchlagen hatte, recitirte er auch heute jenen Vers aus dem Perſius:

„Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.“

# XIX.

Abends aber war er wieder „angeſäuſelt“.

In dieſem Zuſtande komiſcher Halbtrunkenheit pflegte er ſich in den Sitzungen des Tabakcollegiums, um den König und deſſen Umgebung durch ſtupende Gelehrſamkeit in allen Sphären des menſchlichen Wiſſens zu verblüffen, ſehr gern den Anſchein zu geben, als ob er Gott weiß wie viel von der Sternkunde verſtehe, ob er gleich davon nicht viel mehr als ein Drehorgel=Mann von der Harmonie der Sphären verſtand. In ſolchen Augenblicken erinnerte er Manchen an den ſkeptiſchen Philoſophen Anaxagoras, der — geboren in der 70ſten Olympiade zu Clazomene in Jonien — ein ſo großer Griesgram geweſen war, daß er in ſeinem ganzen Leben nie gelacht haben ſoll, bei all ſeiner Ernſt=

haftigkeit aber ein höchſt komiſcher Kauz geweſen ſein muß, weil er unter andern lächerlichen Paradoxen einmal auch die drollige Behauptung aufgeſtellt, daß — kaum glaublich, aber wahr! — der Schnee nicht weiß, ſondern ſchwarz ſei!

So auch behauptete unſer Baron an dieſem Abende, an dem der Zufall das Geſpräch auf Sonne und Mond gelenkt hatte, daß der erſtere dieſer leuchtenden Himmelskörper eine drei Millionen Cubikfuß meſſende feurige „Bimsſteinkugel", der letztere hingegen ein durch die Hitze zuſammengeronnener „Käſe der Milchſtraße" ſei.

— Und wofür hält Er die Milchſtraße? fragte der König.

— Die Via lactea, wie wir Aſtronomen ſie nennen, iſt ein Conglomerat von mehr als achtzig Millionen Fixſternen, von denen der allerkleinſte zehn Mal größer als das winzige Sandkorn iſt, welches ſich „Erde" nennt. Bei den Indiern heißt ſie „Suravithi", Weg der Götter, oder „Siddhimarga", Weg der Frommen. Ovid in ſeinen Metamorphoſen, Buch 1. Vers 170, heißt ſie den „Weg der Götter zur Burg Jupiters". Porphyrius und Macrobius aber nennen ſie die große Rieſentreppe, auf der die Seelen aus dem Himmel zur Erde niederſteigen und nach dem Tode wieder in den Himmel zurückkehren.

— Was dieſer Narr nicht Alles weiß! brummte Herr von Printz, der ſeinen Feind auf einen Augenblick zu beneiden ſchien.

— Um aber wieder auf Sonne und Mond zurückzukommen, hält Er dieſe Bimsſteinkugel und dieſen Milchſtraßen-Käſe für bewohnt?

— Beſtimmt, Majeſtät, ganz beſtimmt! Was die Sonne betrifft, ſo bin ich der Anſicht des engliſchen Theologen Tobias oder Jeremias Swinden, der eine höchſt gelehrte Abhandlung geſchrieben, worin er klar und deutlich den Beweis geführt hat, daß der Sitz der Hölle nicht unter der Erde, ſondern nirgend anders als in der Sonne zu ſuchen ſei.*)

---

*) Das engliſche Original erſchien, ohne Namen des Verfaſſers, unter dem Titel „an enquiry into the nature and place of hele.“ (London, 1714.) Von J. Bion kam eine franzöſiſche Ueberſetzung „Recherches sur la nature du feu de l'enfer et du lieu ou il est situé.“ (Leyde, 1733.) heraus. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel „Theologiſche und hiſtoriſche Betrachtung über Hölle und Teufel.“ (Göthen, 1748.)

— Die armen Seelen werden dort alſo langſam geſchmort oder auf dem Roſte gebraten?

— Ganz recht, Majeſtät, und zwar ſo lange, bis die göttliche Seele von den irdiſchen Schlacken gereinigt iſt; dann erſt wird ſie in ein milderes Klima, in den Mond, verſetzt, welcher, nach meiner Anſicht, der Aufenthalt der Seligen, das goldene Paradies iſt, in dem Milch und Honig und — was Manchem noch weit zweckmäßiger erſcheint — Wein und Bier aus nie verſiegender Quelle fließt.

— Drum möchte Er wohl weit lieber in den Mond, als in die Sonne kommen?

— Ach, Majeſtät, was kann Ihr allerunterthänigſter Knecht dafür, daß der Schöpfer der Sonne und des Mondes ihn mit einem Durſte begabt hat, der manchmal, wie der Hunger Eryſichthon's, gar nicht zu löſchen iſt, ſtöhnte der große Sternkundige und ſtürzte jetzt, in Einem Zuge, das ſechſte Glas Punſch hinunter.

— Gundling, ſprach der König, Er ſäuft heute wieder wie ein Schwamm!

— Sire, antwortete Gundling in faſt weinerlichem Tone, ich wünſche den Durſt, den ich heute, gerade heute empfinde, ſelbſt dem ärgſten meiner Feinde nicht.

— Das glaube ich Ihm und zwar ſchon deshalb, weil Er alsdann befürchten müßte, einen Concurrenten zu haben...

— Ach, Majeſtät, ich bin wahrhaft beklagenswerth, ſchluchzte der Ritter von der traurigen Geſtalt und fing wie ein Kind zu heulen an.

— Untrügliches Zeichen, daß Er nun wieder total betrunken iſt. Heda, Herr von Printz, laſſ' Er den Gundling in eine Portchaiſe packen und nach Hauſe tragen, damit er Zeit gewinne, bis morgen ſeinen Rauſch auszuſchlafen, ſprach der König und gab ein Zeichen, daß man ſeinen Hofnarren ſofort hinausbringe.

Herr von Printz, der ſich durch dieſen Allerhöchſten Auftrag unendlich geſchmeichelt und obendrein beglückt fühlte, weil er ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeinem Feinde einen längſt vorbereiteten Schabernack zu ſpielen, nahm den Herrn Oberceremonienmeiſter unterm Arm und zerrte ihn in den Vorſaal hinaus. Dort entledigte er ſich ſeines Auftrages, indem er den betrunkenen Galilei zwei baumſtarken Grenadieren übergab, denen er ein paar

Worte ins Ohr raunte, die ſie dergeſtalt überraſchten, daß der Eine ganz erſtaunt wie ein Jagode mit dem dicken Kopfe ſchüttelte, der Andere hingegen wie ein Aprilhaſe zu kichern begann. (Ich wähle die Bezeichnung „Aprilhaſe“, weil jeder dieſer vierfüßigen Poltrons zu wiſſen ſcheint, daß im Aprilmonat noch nicht auf ſie geſchoſſen werden darf.)

Die beiden Goliathe packten den armen Freiherrn und zogen ihn ziemlich unſanft die Treppe hinab. Im Schloßhofe riefen ſie einen königlichen Kammerlackeien, dem ſie den Auftrag des Herrn von Prinz ins Ohr flüſterten, worauf ſich jener alsbald entfernte, um ein Paar königliche Portchaiſen-Träger herbeizuſchaffen.

— Na, Alterchen, ſagte der Eine der beiden Grenadiere zu Herrn von Gundling, wir haben heut wieder ein Bißerl zu viel getrunken, ja, ja wir kennen das ſchon . . .

— Steh, Alter, ſteh! rief ihm die zweite der männlichen Karyatiden zu, ſonſt könnteſt Du leicht mit der Naſe in den Dreck fallen . . .

— Schlingel, ſchrie der Baron, den die riſche

Nachtluft ſchon etwas nüchterner gemacht, was wollt Ihr?

— Dich nach Hauſe tragen, Alterchen ...

— Weil Du beſoffen biſt, fügte der Andere hinzu.

— Wer iſt beſoffen? fragte der Ritter mit dem ganzen Kraftaufwande ſeiner Lungen.

— Du, Du! antworteten Beide zugleich.

— Wißt Ihr, wer ich bin? ſchrie Gundling und verſuchte ſich auf ſeine Fußzehen zu erheben, um ihnen größer zu erſcheinen.

— O wir kennen Dich recht gut, Alterchen...

— Du biſt der Schalksnarr des Königs ...

— Schalksnarr? Schalksnarr? wiederholte er fortwährend.

— Ruhig, Alterchen, ruhig! Siehſt Du, da kommt die Portchaiſe ...

— Marſch! commandirte der Andere und ſchob unſern Helden in die bereits geöffnete Sänfte hinein.

Und nun trugen ihn Beide zum Schloſſe hinaus. Aber kaum waren ſie auf dem freien Platze am Luſtgarten, als der Boden der Portchaiſe durchbrach und das neue Bubenſtück des Herrn von Printz ſeine Früchte zu tragen begann. Die beiden Grenadiere rannten, ſo ſchnell ſie konnten.

— Halt! Halt! ſchrie der arme Narr, der vor Schreck um fünf Grad nüchterner geworden war, merkt Ihr denn nicht, daß der Boden eingeſtürzt iſt? Ich bin durchgefallen. Halt! Halt! Schlingels, hört Ihr denn nicht?

Die Träger aber ſpielten die Tauben und ſchleppten die Sänfte, ſo ſchnell ſie konnten, immer weiter und weiter. Gundling, der nicht mehr feſten Fuß faſſen konnte, mußte in ſeinem engen Käfig zu Fuß laufen; zum Unglück hatte es ſeit einigen Tagen ſo ſtark geregnet, daß der Koth an vielen Stellen fußhoch auf den Straßen lag. Unſer Oberceremonienmeiſter, blos in Strümpfen, (denn die Schuhe hatte er auf dieſem unwillkürlichen Eilmarſche kurz vorher verloren) mußte nolens volens durch Dick und Dünn waten und ſich bald hier bald dort anſtemmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Vergebens klopfte er bald mit der rechten, bald mit der linken Fauſt an die feſtverrammelten Wände ſeines wandelnden Kerkers, vergebens bot er die ganze Kraft ſeiner Stentor-Stimme auf, um den ruhig forttrabenden Laſtthieren zehn

Mal in Einem Athem: Halt! Halt! zuzudonnern. Laut der Vorſchrift des Herrn von Printz blieben ſie ſo lange taub, bis ſie die Hälfte der Linden-Allee erreicht hatten. Hier, mitten in einer der größten Pfützen, machten ſie endlich Halt, ſetzten die Chaiſe nieder, wünſchten dem Inſaſſen „gute Nacht“ und liefen lachend davon. Unſer Baron, im erſten Augenblicke hocherfreut, ein paar Minuten vom ermüdenden Marſche ausruhen und Luft ſchnappen zu können, wiſchte ſich mit ſeinen Handmanchetten erbſendicke Schweißtropfen von der Stirn und lehnte in einer Ecke ſeines feſtverſchloſſenen Käfigs, um ſich, wie geſagt, zu erholen. In dieſer Abgeſpanntheit vernahm er plötzlich laute, gleichtönende Schritte, bald darauf ein Paar Gewehrkolben-Schläge und den Patrouillenruf: Wer da! Unſer Held, tief erſchreckt zuſammenfahrend, meinte, es wären Straßenräuber, die ihn ausplündern wollten, und ſchwieg deshalb mäuschenſtill. Als auch auf das zweite und dritte „Wer da!“ keine Antwort erfolgte, machte die Patrouille, die in ſolchen Fällen keinen Spaß verſteht, von ihren Gewehrkolben Gebrauch und ſprengte mit Hilfe derſelben die von außen verſchloſſene Thüre dieſes verdächtigen

Käfigs. Der Unterofficier zog jetzt einen an Leib und Seele zitternden Mann ohne Hut und Schuhe an der großen Hemdkrauſe aus der Nacht ſeines Schlupfwinkels an das ziemlich helle Mondenlicht, in dem er von allen Seiten begafft und viſitirt wurde, ob er — vielleicht zur Klaſſe der Diebe gehörend — Dies oder Jenes geſtohlen habe. Der Herr Baron unterwarf ſich dieſer Durchſuchung mit der ganzen Ruhe eines Stoikers, denn er war todtmüde und ſo ſchläfrig, daß ihm die Augen zufielen.

— Das ſcheint mir kein Dieb, wohl aber ein betrunkener Hanswurſt zu ſein! Fort mit ihm auf die Wache, befahl der Führer der Patrouille.

Gundling ließ ſich ohne Widerrede arretiren. Guter Baron! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du darum, armer Ritter, den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten, damit ein ſo erbärmlicher Landjunker, wie Herr von Printz, Dich in einer Sänfte ohne Boden mitten in der Nacht in eine Pfütze hinſetzen darf, damit Du Dir hier ein rheumatiſches Fieber holſt und dafür die Erlaubniß erhältſt, eine Nacht auf der Wache unter rohen Soldaten zuzubringen, die mit Dir Affenſchande treiben? O Gundling, Gundling! Wie theuer mußt Du das Glück erkaufen, der Hofnarr Seiner Majeſtät des Königs von Preußen zu ſein!

## XX.

Der Aermſte lag nun im Fieber. Er war ſchon vierzehn Tage krank und noch krähte kein Hahn um ihn, noch ließ weder der Monarch, noch irgend Einer ſeines Hofſtaates ſich um das Befinden des armen Teufels erkundigen. Und wozu auch? Ein kranker Hofnarr, iſt er nicht eben ſo unnütz als ein armes Pferd, das im Dienſte ſeines Reiters den Fuß gebrochen? Der beklagenswerthe Baron nahm, um den Rheumatismus, den er ſich in jener Sänfte geholt hatte, wieder loszuwerden, ganze Fluthen diaphoretiſcher Mittel in ſich auf.

Eines Nachts, als ſich zum erſten Male während ſeiner Krankheit ein wohlthätiger Schweiß und bald darauf ein höchſt erquickender Schlaf eingeſtellt hatten, vernahm er ein ſo heftiges Reißen an der Hausklingel, die bis in ſein Schlafzimmer dicht über ſein Bett hineinreichte, daß er furchtbar erſchreckt emporfuhr und ein ſo lautes „Wer da!“ herauskreiſchte, daß der grelle Schrei ſelbſt die Fenſterſcheiben erzittern machte. Der erſte Gedanke, den ihm ſein Schrecken eingab, war, daß das Haus in lichterlohen Flammen ſtehe, denn von der Straße leuchtete der Schein einiger Fackeln hinauf. Sein zweiter Gedanke, den ihm ſeine Eitelkeit zuflüſterte, war ſchon viel beruhigender: er glaubte, die Mitglieder der Akademie ſeien, wenn auch etwas ſpät und zu ganz unpaſſender Zeit auf den Einfall gerathen, ihrem Präſidenten, vielleicht zur Vorfeier ſeiner Wiedergeneſung, einen kleinen Fackelzug zu bringen. Dieſer zweite Gedanke ſchmeichelte ſo ſehr ſeiner Eigenliebe, daß er, als das Ziehen an der Hausglocke nicht aufhören wollte, ſein Bett verließ, ſeinen transpirirenden Leichnam, um denſelben nicht einer neuen Erkältung auszuſetzen, zuerſt in ſeinen gewöhnlichen Schlafrock und alsdann in einen außergewöhnlichen Reiſepelz einhüllte, ſich zuerſt ſeine Nachtmütze und dann noch eine Pelzmütze tief über die Ohren zog, in dieſem Coſtüme das Fenſter öffnete und auf die Straße ſchaute, um zu ſehen, wer dieſen heilloſen Klingellärm verurſache und was die drei Fackeln bedeuteten, deren grelles Licht ſeine ſchlaftrunkenen Augen incommodirte.

— Wer da? ſchrie er hinunter.

— Eine Eſtafette …

— Was gibt's?

— Eine wichtige Depeſche …

— Woher?

— Von Wuſterhauſen.

— Und von wem?

— Vom Kabinet des Königs …

— Gleich werde ich öffnen, ſprach der Kammerherr, zündete an der Nachtlampe ſein Licht an und ſtieg, nachdem er ſich noch ein Paar rieſengroße Seehundsſtiefel über die nackten Beine gezogen, langſam, mit dem Lichte in der Hand, die Treppe hinab, um das Hausthor zu öffnen und die Depeſche in Empfang zu nehmen.

— Soll Er auf Antwort warten? fragte er den Expreſſen.

— Nein, Herr Baron, antwortete dieſer, händigte Jenem ein rieſengroßes, durch fünf Siegel verſchloſſenes Schreiben ein und warf ſich dann eilig auf ſein Pferd, um, wie er ſagte, ungeſäumt nach Wuſterhauſen zurückzureiten.

In ſeinem Zimmer angekommen, ſtellte er das Licht auf den Tiſch und erbrach — ohne ſich ſo viel Zeit zu gönnen, um wenigſtens den Reiſepelz abzuwerfen — den geheimnißvollen Brief, der ſeine Neugier dermaßen aufſtachelte, daß er es kaum erwarten konnte, den wichtigen Inhalt deſſelben kennen zu lernen. In dieſem fünf Mal verſiegelten Couvert fand er ſtatt des Briefes wieder ein Couvert ... in dem zweiten ein drittes ... in dem dritten ein viertes ... in dem vierten ein fünftes, deſſen Siegel er mit immer größerer Haſt erbrach, ohne auch in dieſer Hülle endlich den Brief-Kern zu finden. Nachdem er auf dieſe Weiſe über fünfzig verſchiedenfarbige Couverts entſiegelt und das myſteriöſe Ei endlich ganz und gar abgehäutet hatte, fand er ſtatt des Briefes blos einen offenen Zettel, auf dem mit zierlichen Fractur-Buchſtaben folgende Verſe ſtanden:

### Grabſchrift für Jacob Paul von Gundling.

„Bewund're Leſer, nicht, was uns die Fabel ſagt,
Daß dort beim Lucian ein Menſch zum Eſel worden,

Daß ſich ein Jupiter zum Stier und Ochſen macht,
Und daß Ulyſſes Koch tritt in der Schweine Orden:
Hier muß ein großer Mann in dieſer Gruft verweſen,
Der Eſel, Ochs und Schwein zu gleicher Zeit geweſen.“*)

Außer ſich vor Wuth zerknüllte der „große Mann“ dieſe boshafte Grabſchrift, warf ſie auf den Boden, trampelte mit ſeinen Seehundsſtiefeln in äußerſt komiſchem Zorne auf das unſchuldige Papier herum und rief zähneknirſchend:

— Dieſe neue Niederträchtigkeit hat kein Anderer als mein Feind, dieſer elende Printz, der wie Shylock nach meinem Fleiſche lechzt, in Gemeinſchaft mit dem Hunde-Fräulein (darunter meinte er die Knobelsdorf) ausgeführt. Aber warte nur, verwunſchener Printz! Bald kommt die Zeit, wo ich Dir einen Poſſen ſpielen will, den Du zeitlebens nicht vergeſſen ſollſt.

Wie ein grimmiger Kannibale ballte er ſeine

---

*) Dieſe Grabſchrift iſt nicht von uns erfunden, ſondern treu hiſtoriſch S. Samuel Baur's intereſſante Lebensgemälde, Band I. Seite 334.

Fauſt und ... kroch dann wieder ins Bett hinein, um — wo möglich von Neuem in Schweiß zu gerathen.

Armer Gundling! Haſt Du darum ſo viel zum Schwitzen eingenommen, damit ein ſo ſchadenfroher, heimtückiſcher, nichtswürdiger Bube, wie dieſer Prinz, Dich aus Deiner Kriſis herausreißen darf, um Dir, der Du noch gar nicht geſtorben biſt, im Voraus eine noch dazu ſo ſchlecht verſificirte Grabſchrift, mitten in der Nacht, bei Fackelbeleuchtung, durch einen reitenden Boten zukommen zu laſſen?!

Schlafe wohl, armer Ritter, und gerathe von Neuem in Schweiß, damit Du zur Freude Deines Königs, dem ein Narr fehlt, welcher ſich Alles von ihm gefallen läßt, bald wieder hergeſtellt biſt!

## XXI.

Acht Tage ſpäter, nachdem Herr von Gundling ſo weit hergeſtellt war, daß er das Bett verlaſſen durfte, überreichte ihm ein kleiner, ganz allerliebſter Hoflivree-Puck wiederum ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchenſteinduftendes Billet, das der Baron eben in Empfang genommen hatte, als der Liebesbote, kaum erſchienen, elfenartig auch ſchon wieder verſchwunden war. Sein klopfendes Herz ſagte ihm: Dieſes Brieflein iſt von Ihr! Und ſiehe da, ſein Herz hatte ihn nicht getäuſcht. Mit wachſender Freude verſchlangen ſeine Augen, die wie zwei Windſpiele die zierlichen Zeilenbeete durchflogen, den Inhalt des Schreibens, alſo lautend:

Zürnen Sie nicht, heißgeliebter Freund, daß Ihre ſtille Verehrerin ſich heute zum erſten Male nach Ihrem Befinden erkundigt. Seit vierzehn Tagen ſelber krank und bettlägerig, erfuhr ſie zu ihrem Leidweſen erſt geſtern, daß der Mann, deſſen Geiſt ſie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt, gleichfalls krank ſei. Bewacht von den Argusaugen überläſtiger Diener konnte ſie erſt in vergangener Nacht einen Augenblick ungeſtörter Ruhe finden, um Ihnen dieſe Zeilen zu ſchreiben und von ganzem Herzen baldige Geneſung zu wünſchen. O wie blutet ihr das Herz, daß ſie, ein gefeſſelt Weib, nicht an Ihr Krankenlager eilen darf, um den Mann, deſſen Talente ihr eine ſo tiefe Ehrfurcht eingeflößt haben, Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt Heloiſe ihren kranken Abälard gepflegt hat. O warum kann ſie ſich nicht unſichtbar machen, um, von Keinem beobachtet, in Ihrer Nähe weilen und Ihre Leiden durch den Balſam ihres Troſtes mildern zu können! O grauſames Geſchick, das ſie — ach auf immer! — an einen rohen Barbaren gefeſſelt, den ſie nie geliebt, der ihr ſtets verhaßt geweſen. Weihen Sie eine Thräne ſtillen Mitleids einem ſchwer geprüften Herzen, das bis zum letzten Hauche für das Ideal ſeiner ſchönſten Träume ſchlagen wird. Der Himmel ſegne und erhalte Sie!

Nachſchrift: Ich bitte und beſchwöre Sie, auch dieſen Brief ſogleich zu vernichten.

— Gundling, Gundling! Glücklichſter aller Obercerемonienmeiſter! Beneidenswertheſter aller königlich preußiſchen Kammerherren! rief er aus, iſt es nun nicht ganz klar, ſteht es jetzt nicht ganz mathematiſch feſt, daß dieſe „ſtille Verehrerin“, die ſo rührenden Antheil an Deinem Schickſale nimmt, keine Andere als Sophie Dorothee, die unglückliche Gattin des rohen Barbaren Friedrich Wilhelms iſt. Die Königin liebt Dich. Das iſt ſo ſicher, wie zwei mal zwei = vier iſt! Von der Sonnenhöhe ihres Thrones will ſie in meine dunkle Hütte, zu meinem Krankenlager herniederſteigen, um mich Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt Heloiſe ihren kranken Abälard gepflegt hat. Götter! iſt das Traum oder Wirklichkeit, iſt das Täuſchung oder Wahrheit? Doch warum ſollte es nicht Wahrheit ſein? Hat nicht Englands Eliſabeth den Grafen von Eſſex, hat nicht Frankreichs Maria von Medicis den Marſchall d'Ancre geliebt? Ich bin zwar kein Graf, aber bin ich denn nicht Baron und Ritter des rothen Adler-Ordens? Bin ich auch nicht Marſchall, ſo bin ich doch eben ſo gut Kammerherr und Oberceremonienmeiſter wie jener Concino Concini, den die Wittwe des vierten Heinrichs geliebt und ... o Wonne aller Wonnen! ... erhört hat. Auch ſie wird dich erhören, Gundling; auch Sie wird einſt an Deinem Herzen ruhen, auch Sie wird ... o Gott, das Glück macht mich ſchwindelig ... ich taumle vor Freude ... das Blut klopft in jeder meiner Adern ... Wonne und Seligkeit haben mich rein ausgetrocknet ... die Zunge klebt am Gaumen feſt ... ich habe Durſt, ungeheuern Durſt und muß trinken, trinken, um in den Fluthen des Weines meine Ungeduld zu begraben, die heiße Sehnſucht meines liebetrunkenen Herzens abzukühlen!

Und kaum geneſen, gab er ſich von Neuem den Freuden des Trunkes hin.

## XXII.

Als er nach ſeiner Krankheit zum erſten Male bei Hofe erſchien, erfuhr er, daß die Königin ſeit einigen Wochen das Bett hüten müſſe. Dieſer Umſtand beſtärkte ihn in ſeinem Glauben, und auch er war nun untröſtlich, daß er nicht an ihr Krankenlager eilen durfte, um Ihre Majeſtät, der er eine ſo tiefe Neigung eingeflößt hatte, Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt, umgekehrt, Abälard ſeine kranke Heloiſe gepflegt hatte. Auch er wünſchte ſich unſichtbar zu ſein, um, von Keinem beobachtet, in ihrer Nähe weilen und ihre Leiden durch den Balſam des Troſtes mildern zu können. Da dies aber nicht möglich war, ſo begnügte er ſich mit dem Glück, Tag und Nacht die beiden Briefe in einer blechernen Kapſel auf ſeinem Herzen zu tragen und ſie in unbewachten Augenblicken, wenn er, wohlgemerkt, noch nüchtern war, aus dem Verſteck hervorzuziehen, um aus dem Kelche dieſer ſüßen Zeilen neuen Honig für ſein durch Amors Pfeil verwundetes Herz zu ſaugen.

Um dieſe Zeit, im Faſching des Jahres 1730, mußte Herr von Gundling den König nach Potsdam begleiten.

Seine Majeſtät, geruhend, wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune zu ſein, hatten ſich vorgenommen, Allerhöchſt Ihrem Hofſtaate und vorzugsweiſe den Mitgliedern des Tabak-Collegiums, ein Faſtnachtsſpiel zu bereiten, bei dem — wie ſich vorausſehen ließ — ſeinem armen Narren die Hauptrolle zugetheilt war. Der Monarch hatte kurz vorher in einem alten Geſchichtswerke den ſonderbaren Einfall Kaiſer Karls V. geleſen, der in ſeiner traurigen Einſamkeit im Kloſter St. Juſt zu Eſtremadura — wenige Tage vor ſeinem Tode — vermuthlich aus kaiſerlich-königlicher Langweile — beſchloſſen hatte, eine Probe ſeines Leichenbegängniſſes aufführen zu laſſen. Friedrich Wilhelm, welcher, abgeſehen von dieſem Scherze, kein Karl V. war, hatte in der Stille ſeines Herzens den Plan gefaßt, dieſes Schauſpiel zu parodiren, und als Hauptperſon in dieſem Schwanke nicht etwa Seine Allerhöchſteigene Perſon, ſondern die ſeines Oberceremonienmeiſters auserkoren; er ſelber geruhte blos, den Mummenſchanz ſelbſtſtändig in Scene zu ſetzen.

Abends, als es zu dunkeln begann, verfügte ſich der König, begleitet von ſeinem Hofſtaate und ſämmtlichen Mitgliedern des Tabakcollegiums, baarhaupt und in weite Kapuziner-Kutten gehüllt, in einen düſter erleuchteten Saal, deſſen Wände mit ſchwarzem Tuche und aufgeklebten Todtenköpfen von weißer Leinwand überkleidet waren, und in deſſen Mitte ſich ein durch Wachslichter erhellter und mit Blumenkränzen geſchmückter Katafalk erhob, auf dem ein höchſt eigenthümlich gebauter Sarg in der Form eines ziemlich großen, länglich-runden Weinfaſſes ruhte, das, ringsum von eiſernen Reifen eingefaßt, ſo eingerichtet war, daß die obere Hälfte, gleichſam den Deckel dieſes originellen Sarges bildend, der Länge nach weggehoben werden konnte. Die Außenſeite dieſes Faſſes war ſchwarz angeſtrichen und auf beiden Seiten mit weißen Kreuzen überpinſelt. Natürlich fehlte auch das Spundloch nicht.

Beim Eintritt der hochwürdigen Kapuziner, die — der König als Prior an der Spitze, Einer dicht hinter dem Andern — in allerhand Windungen den ſogenannten Gänſemarſch ausführten, erhob ſich aus einem dunkeln Winkel des Saales eine höchſt ſchauerliche Muſik, die Anfangs wie eine Todtenmeſſe und gleich darauf wie ein Kirmes-Jubel klang, der ſich bald in einen Marſch auflöſte, welcher, ein Lieblingsſtück des Fürſten Leopold von Anhalt, den Beinamen „Deſſauer“ erhalten hatte.*) Nach den

---

*) Ueber das Hiſtoriſche des Deſſauer Marſches — heißt es in Schillings „Univerſal-Lexicon der Tonkunſt“, Bd. II. Seite 394. — herrſchen verſchiedene Anſichten. Die richtigere davon iſt wohl die, daß derſelbe nicht deutſchen, ſondern italieniſchen Urſprungs iſt, und daß zwar Fürſt Leopold von Deſſau, nach der Erſtürmung der Stadt Turin, bei ſeinem Einzuge in dieſelbe (am 7. September 1706) damit empfangen wurde, der Marſch ſelbſt auch erſt von dieſer Zeit an ſeinen jetzigen Namen führt, das Alter der Compoſition deſſelben aber jedenfalls noch einige Jahre höher angenommen werden muß, da ſchon 1705 nach der Schlacht bei Caſſano (am 16. Auguſt) die Landbewohner jenem heldenmüthigen Feldherrn und ſeinen tapfern Schaaren dieſen Kriegsmarſch zur Feier ſeines Sieges gewidmet hatten. — Fürſt Leopold, der zu ſehr Soldat war, um auch den Künſten geneigt ſein zu können, hatte ſein Lebenlang nur an zwei Melodien wahrhaftes

Klängen dieſes kriegeriſchen Marſches ſangen die frommen Mönche, während ſie voll tiefer Andacht den Katafalk umkreiſten, unter Schluchzen und Thränen:

Wir wollen ihn, wir wollen ihn,
Wir wollen ihn nicht haben,
Den großen, großen, großen,
Den großen deutſchen Mann,
Drum laſſen wir, drum laſſen wir,
Drum laſſen wir begraben
Den großen Herrn von Gundeling,
Der ſo viel ſaufen kann.

Nach beendigtem Requiem hoben der hochwürdige Herr Prior und der Pater Guardian — Herr

---

Wohlgefallen: an Luthers Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“, welches Lied er „unſers lieben Herrgotts Dragonermarſch“ genannt, und an dieſem nach ihm benannten „Deſſauer Marſche“, deſſen kriegeriſches Tongeräuſch ſeinem durch und durch militäriſchen Charakter entſprach und deſſen Melodie ſich ſeinem Gedächtniſſe ſo unvertilgbar feſt eingeprägt hatte, daß er Alles, was er ſang, nur nach ihr zu ſingen pflegte, ja ſogar einmal in der Kirche den Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. — Ueber die Perſon des Componiſten der „preußiſchen Marſeillaiſe“ ſchwebt noch immer ein undurchdringliches Dunkel.

von Printz — den Deckel des Sarges ab, auf dem folgende Verſe ſtanden:

„Hier ruht in ſeiner Haut,
Halb Menſch, halb Schwein,
Ein Wunderding;
In ſeiner Jugend klug, in ſeinem Alter toll,
Des Morgens nüchtern und des Abends voll,
Hier ruht in ſeiner Haut,
— Gott Bacchus ruft es laut —
Herr Gundeling.*)

Im Sarge ſelbſt lag das alſo geprieſene „Wunderding“ in einem weitbauſchigen, ſchneeweißen, mit ſchwarzen Schleifen geſchmückten Leichenhemde und einer ungeheuer großen Bärenmütze, in der einen Hand eine volle Weinflaſche und in der andern Hand einen leeren Becher haltend. Auf ſeinem Herzen lag ein in rothem Sammet eingebundenes Exemplar des lateiniſchen Gedichtes: „Victoria Bacchi, seu de arte bibendi libri III,“ von Vincentius Obſopäus und zwar die erſte Ausgabe dieſes Werkes. (Nürnberg, 1536. 4.**)

---

*) Auch dieſe Verſe ſind hiſtoriſch.

**) Dieſes Gedicht, ein Brevier aller Säufer, erſchien

Sämmtliche Mönche ſanken tief gerührt auf die Kniee und heulten ein „de profundis“, welches aber dergeſtalt komiſch klang, daß die Muſikanten, die den Grabgeſang begleiten ſollten, bald vor Lachen nicht weiter fort blaſen konnten.

Gleich darauf erſtieg der gekrönte Prior die Stufen des Sarkophags, ſprengte mit ſeinen Fingerſpitzen dem Todten etwas Wein ins Geſicht und ſchrie ihm mit der ganzen Kraft ſeiner königlichen Lunge ins Ohr:

— Erwache!

Der Todte aber blieb todt.

Da nahm der Prior eine der brennenden Sargkerzen und träufelte ein paar Tropfen ſchmelzendheißen Wachſes auf des Todten Naſe und ſchrie mit Poſaunenton:

— Erwache! Erwache!

— Jeſus Maria und Joſeph! ſchrie der erwachende Todte, rieb ſich vor Schmerz die ver-

---

neu aufgelegt zu Frankfurt 1578. 8. Leyden, 1648. 12. Eine deutſche Ueberſetzung, von G. Wickgram, erſchien zu Freiburg 1537. 4.

brannte Naſe und ſprang wie ein Beſeſſener aus ſeinem Sarge heraus.

— Auferſtanden! Auferſtanden! brüllte die fromme Kapuzinerſchaar.

Und in demſelben Augenblick ſtimmten die Mönche und Muſiker den jauchzenden Choral an:

Aus ſchweren Todesbanden
Iſt Gundling auferſtanden:
Nun kann er wieder laufen
Gleich wie ein junges Lamm,
Und ſaufen, ſaufen, ſaufen,
Ja ſaufen wie ein Schwamm!

Bei dem Worte „Schwamm“ ſchloß das Te Deum mit einem dreifachen Tuſch, in den endlich auch der auferſtandene Todte einſtimmte.

— Lichter! Flaſchen! Gläſer her! herrſchte der Prior und warf ſeine Kutte ab. Jetzt wollen wir bei Pauken und Trompeten Gundlings Auferſtehungsfeſt feiern.

— Juchhe! Juchhe! ſchrieen die andern Mönche und ſchüttelten nun gleichfalls ihre braunen Kutten ab.

— Victoria! Victoria! jubelte Gundlingus redivivus und warf ſeine Bärenmütze bis an die Decke des Saales.

Dann klappten die königlichen Lackeien den Sarg zu und ſchleppten ihn in einen Winkel des Saales. In einem Nu verwandelte ſich das Trauergerüſte in einen Schenktiſch. Mit den Lichtern erſchienen auch Weinflaſchen von allen Sorten. Und jetzt ging das Bechern los. Gundling ſoff an dieſem Abende für Fünf und ward bald wieder ſo betrunken, daß man ihn im Leichenkittel, den er während des Trinkgelages nicht abgelegt hatte, in ſeinen Sarg hineintrug.

Dort ſchnarchte er die ganze Nacht.

## XXIII.

Einige Wochen ſpäter erhielt der „Auferſtandene“ wegen einer kleinen Schrift, die er in früherer Zeit zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich geſchrieben, vom Kaiſer Karl VI. ein Handbillet und deſſen Portrait, mit Diamanten beſetzt, an einer goldenen Kette, deſſen Geſammtwerth ſich auf tauſend Thaler belief. Dieſe neue Auszeichnung brachte den armen Baron, der durch Eitelkeit, Trunk und andere Leidenſchaften in letzter Zeit ſchon halb närriſch war, vollends um den letzten Reſt ſeines Verſtandes. Mit dieſer Kette um den Hals und mit dem rothen Adler im oberſten Knopfloche, ſtand er Morgens, ſo lange er noch nüchtern war, ganze Stunden lang vor ſeinem Spiegel, laute Selbſtgeſpräche haltend, die von der Art waren, daß Jeder, der zufällig

Zeuge dieſer Monologe war, deſſen baldige Reiſe für das Tollhaus nicht länger in Zweifel ziehen konnte.

— Gundling, ſagte er eines Morgens zu ſich ſelbſt, hätteſt Du Dir damals als Student zu Jena träumen laſſen, daß Du einſt der größte Mann am Hofe des Königs von Preußen, Präſident, Obercеremonienmeiſter, Baron, Kammerherr, Ritter und — was noch viel mehr als dies Alles ſagen will — der Geliebte der Königin ſein würdeſt? O Tante Barbara! O Muhme Apollonia! Könntet Ihr mich jetzt in der Glorie meines Ruhmes ſehen, Ihr würdet ſtolz ſein auf das Glück, einen Neffen, einen Vetter zu beſitzen, dem der Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs ſein Bild geſchenkt. O Bruder Nicolaus*), könnteſt Du aus Deinem Grabe auferſtehen, um Zeuge meines neuen Triumphes zu ſein! Aber gut für Dich, daß Du todt biſt, denn Du würdeſt mich, Deinen jüngern Bruder, in der tiefſten Tiefe Deines Herzens beneiden, denn wie bald werde ich nicht den Titel „Excellenz" erhalten?

---

*) Nicolaus Gundling war, als geheimer Rath und Profeſſor der Rechte, am 16. December 1729 in Halle geſtorben.

Excellenz! Welch ein bezauberndes Wort! Ja, Gundling, ja Du gehſt einer großen Zukunft, dem Ruhme, der Unſterblichkeit mit Siebenmeilenſtiefeln entgegen!

In demſelben Augenblicke vernahm er ein leiſes Klopfen an ſeiner Thür.

— Herein, rief die zukünftige Excellenz.

— Ein Briefchen, Herr Baron, ſagte der Eintretende, der kleine niedliche Gnom, der ihm auch damals, als er krank geweſen war, das bewußte Schreiben überbracht hatte.

— Halt! rief unſer Held und packte den Poſtillon d'amour, der eilig entfliehen wollte.

— Ach, Herr Baron, fragte der Kleine, was wollen Sie von mir?

— Erfahren, wer Dich an mich abgeſchickt hat . . .

— Excellenz, das darf ich Ihnen durchaus nicht ſagen . . .

— Excellenz, ſagſt Du? wiederholte Gundling, der ſich durch dieſe Anrede tief geſchmeichelt fühlte. Und warum, Däumling, darfſt Du das nicht ſagen?

— Weil die Dame, die mich ſchickt, es mir ſtreng verboten hat ...

— Ich aber muß es wiſſen, ſchrie der Baron und ſchüttelte den Kleinen dergeſtalt, daß er Furcht bekam.

— Laſſen Sie mich los, Herr Baron, flehte das Bürſchchen.

— Nicht eher, Kobold, als bis Du mir gebeichtet haſt, wer Dir dieſen Brief gegeben ...

— Ach lieber Herr, ſtöhnte der Kleine und blickte ihn dabei mit furchtſamer Miene an, werden Sie mich, wenn ich's Ihnen ſage, nicht verrathen?

— Schelm, was fällt Dir ein?

— Werden Sie wirklich ſchweigen?

— Ich ſchwöre ...

— Und worauf? fragte der niedliche Gnom mit ſeinen klugen Spitzbuben-Augen ...

— Ich ſchwöre bei Allem, was mir heilig iſt ... bei dieſem rothen Adler, der, wenn Gott mir das Leben ſchenkt, ſich bald in einen ſchwarzen verwandeln ſoll, bei dem Bildniß Kaiſer Karls VI. und bei allen Heiligen ...

— Nun gut, dann will ich, trotz dem ſtrengen

Verbote, Ihnen ſagen, daß die Abſenderin dieſes Briefes . . .

— Heraus damit!

— Ihre Majeſtät die Königin iſt!

— Siehſt Du, Burſche, das habe ich ſchon längſt gewußt . . .

— Und haben mich dennoch gequält, es Ihnen zu ſagen?

— Um Gewißheit zu erhalten . . .

— Weh mir, wenn die Königin oder irgend Jemand bei Hofe durch Sie erführe, daß ich ihr Geheimniß treulos verrathen . . . ich wäre verloren!

— Sei ruhig, Däumling, Gundling iſt ſtumm wie ein Fiſch . . .

— Und darf ich nun gehen, Excellenz?

— Wohin Du willſt, entgegnete Herr von Gundling und entließ den ſchmucken Pagen.

Der Baron erbrach das Billet und las:

„Ihre ſtille Verehrerin beeilt ſich, Ihnen, großer, ausgezeichneter Mann, zu der neuen Auszeichnung, die Ihnen vom Wiener Hofe zu Theil geworden iſt, vom Grund ihrer Seele Glück zu wünſchen. Sie ſonnt ſich in den Strahlen Ihres Ruhmes und bittet Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

S . . . . e."

— S und vier Punkte! Ja, dieſer Burſche hat die Wahrheit gebeichtet. Die Schreiberin dieſer Zeilen iſt Sophie, die Königin! O Gipſy, Gipſy! Dein prophetiſcher Geiſt hat Dich nicht getäuſcht, Die Königin iſt in mich verliebt, ſo wahr ich Gundling heiße und der glücklichſte aller ſterblichen Kammerherren und Barone bin! Schon drei Briefe hat ſie mir geſchrieben und ich Dummkopf habe noch keinen derſelben beantwortet. Nun iſt's hohe Zeit! Aber wie und auf welche Weiſe fange ich's an, daß meine Antwort bis zu den Stufen des Thrones und nicht in unrechte Hände gelangt? Das wollen wir uns ernſtlich überlegen.

# XXIV.

Während wir unſerm Helden Zeit zum Nachdenken laſſen, wollen wir uns in Begleitung unſeres Leſers zu Gräfin von Knobelsdorf verfügen, von der wir ſchon ziemlich lange nichts erfahren haben.

Der Verluſt des „unvergeßlichen Menelaus“ war unſerer alten Männerfeindin in der That ſo ſehr zu Herzen gegangen, daß ſie noch lange nach ſeinem Tode keinen Hund ſeiner Race, kein Weſen ſehen konnte, das auf den Namen eines Mopſes Anſpruch hatte, ohne dabei in helle Thränen auszubrechen. Es ſchien, als ob die Zeit, die in der Regel alle Wunden des Herzens heilet, die ihrigen von Neuem aufreiße, um die Gräfin in ihrem tiefen Schmerze langſam verbluten zu laſſen.

Wir ſinden einen jungen Neffen bei ihr, den Baron Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorf, der vor einigen Jahren als Hauptmann ſeinen Abſchied genommen hatte, um ſich der Malerei und Baukunſt zu widmen. Der Baron war vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt, wo er in der neu erwählten Laufbahn bereits ſchöne Fortſchritte gemacht und ſich ſchon damals den Ruf eines höchſt talentvollen Architecten erworben hatte.*)

— Ich habe Dich rufen laſſen, lieber Neffe, begann das Hoffräulein, um mir Deinen Rath zu erbitten.

— In welcher Angelegenheit?

— In einer Angelegenheit, die mir ſehr am Herzen liegt; ich bitte Dich inſtändigſt, mir ſo bald als möglich einen Plan zu entwerfen . . .

---

* Nach Friedrichs II. Thronbeſteigung wurde dieſer Freiherr von Knobelsdorf zum Intendanten aller königlichen Bauten ernannt. In dieſer Eigenſchaft erbaute er das Schloß zu Sansſouci, zu dem Friedrich der Große am 14. April 1745 den Grundſtein gelegt, das Berliner Opernhaus und den neuen Flügel des Luſtſchloſſes zu Charlottenburg; außerdem reſtaurirte er das Potsdamer Palais und legte den Berliner Thiergarten an

— Und wozu, Tante?

— Zu einem Mauſoleum . . .

— Für?

— Einen Todten, deſſen Verluſt ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens treu beweinen werde . . .

— Für Deinen Vater, liebe Tante?

— Nein, guter Neffe, nicht für meinen Vater, wohl aber für Menelaus . . .

— Jenen Helden, welchen Homer durch ſeine Odyſſee unſterblich gemacht?

— Was kümmert mich der Gemahl jener liederlichen Helene, deren Schönheit mir von jeher ein Dorn im Auge geweſen, weil ſie Schuld an dem Untergange Troja's geweſen iſt. Nein, Neffe, ich meine jenen Menelaus, der Deiner Tante näher ſtand, als Mancher ihres weitverzweigten Stammes . . .

— Mir iſt ein Knobelsdorf, der mit ſeinem Vornamen Menelaus geheißen hat, nicht bekannt . . .

— Du irrſt, lieber Neffe, ich rede hier von keinem unſerer Verwandten . . .

— Ei, von wem alſo? fragte der ungeduldige Neffe.

— Ich hatte einen Mops, der Menelaus hieß.

— Einen Mops? wiederholte der Baron und ſchlug eine laute Lache auf.

— Pfui, pfui, Georg, wie kann ein Mann Deiner Abkunft ſo plebejiſch lachen!

— Lachen, Tante, macht Keinem von uns Schande. Lachen iſt im Gegentheil eine Tugend ...

— Ja, ja, eine Tugend bürgerlicher Herkunft ...

— Erlauben Sie, liebe Tante, mich dieſer Tugend zu befleißigen, gleichviel, ob ſie bürgerlichen oder adeligen Urſprungs.

— Man ſieht, Herr Baron, daß Sie in Frankreich geweſen ſind ...

— Dort erlaubt auch der höchſte Adel ſich und Andern zu lachen, ſo viel Jedem gefällt ...

— Um auf den Hund zu kommen, ſagte die Gräfin, um das Geſpräch auf ſeinen Mittelpunkt zurückzuführen, willſt Du die Güte haben, Deiner alten Tante — ſie verlangt es nicht umſonſt — den Riß zu einem Mauſoleum für den Seligen zu entwerfen?

— Für den ſeligen Mops?

— Nun ja, für wen denn ſonſt?

— Tantchen! Tantchen! rief der Baron und fing von Neuem zu lachen an.

— Dein unanſtändiges Gelächter, Neffe, bringt mich in Verzweiflung. Antworte ernſt und anſtändig, wie es für einen Cavalier Deines Namens ſich geziemt. Willſt Du Deiner alten Tante, die mit Einem Fuße ſchon im Grabe ſteht, dieſe kleine Bitte erfüllen oder nicht?

— Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen, nur das Eine nicht. Was müßte der Hof, was die ganze Stadt von uns denken, wenn ſie erführen, daß Tante Knobelsdorf ihrem Mopſe ein Monument geſetzt, zu dem ihr Neffe den Plan entworfen? Nein, Tantchen, wir wollen uns nicht blamiren.

— Blamiren? wiederholte die alte Hofdame, die vor Zorn puterroth geworden war. Spricht man ſo mit ſeiner Tante, die in ihrem letzten Willen Dich, ihren undankbaren Neffen, zum Erben ihres ganzen Vermögens eingeſetzt?

— Zürnen Sie mir nicht: ich achte und liebe Sie; aber eben darum werde ich Ihnen nie die Hand zu einem Schritte bieten, der Sie und mich dem Geſpötte der ganzen Stadt preisgiebt . . .

— Sie wollen alſo wirklich nicht?

— Um keinen Preis der Welt . . .

— Gut, dann mache ich morgen ein neues Teſtament . . .

— Sie ſind unbeſchränkte Herrin Ihres Willens . . .

— Dann ſetze ich einen wildfremden Menſchen als Univerſalerben ein . . .

— Was Sie thun, iſt gut gethan, ſagte der Baron, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und empfahl ſich.

Die Gräfin ſpie Feuer und Flammen.

## XXV.

Am andern Morgen ließ ſie ihren Anwalt rufen, um ihre Drohung auszuführen. Sie machte ein neues Teſtament, in dem ſie ihren Neffen enterbte, weil er — wie ſie ausdrücklich dabei bemerkt wiſſen wollte — ſich geweigert hatte, den bewußten Plan zu entwerfen.

Gott ſchütze uns vor ſolchen Tanten!

## XXVI.

Herr von Gundling, der, trotz allem Nachdenken, noch immer keinen Weg gefunden hatte, auf dem er der „Königin ſeines Herzens“ eine Antwort, die er mondenlang mit ſich in der Brieftaſche herumtrug, konnte zugehen laſſen, ohne ſich und ſein Geheimniß der Gefahr des Verrathes bloszuſtellen, war ſeitdem, von Eitelkeit, Hochmuth, Durſt und Liebesſehnſucht aufgerieben, nur mit zwei Gedanken noch beſchäftigt: des Morgens mit der Königin und deren unzweifelhafter Liebe zu ihm, Abends mit der Leidenſchaft des Trunkes, die in ganz letzter Zeit verheerende Fortſchritte gemacht und in ſeinem Geiſte die erſten Spuren des Delirium tremens oder Säufer-Wahnſinns zurückgelaſſen hatte.

Dieſe Krankheit — von Hufeland „mania potatorum“, von Clarus „hallucinatio ebriosorum“ getauft — iſt nach den Beobachtungen des engliſchen Arztes E. Sutton, der, ſo viel uns bekannt, der erſte Arzt geweſen war, welcher das Weſen und die Symptome derſelben charakteriſirt hatte*), eine Folge des Jahre lang fortgeſetzten Mißbrauchs geiſtiger Getränke und demnach ausſchließliches Eigenthum der Trunkenbolde. Nach der Anſicht des deutſchen Arztes G. Barkhauſen**) tritt ſie weit ſeltener in Weinländern, als in ſolchen Gegenden auf, wo mehr Bier, Punſch und Schnaps getrunken wird, und äußert ſich vorzugsweiſe durch Störungen der Gehirn- und Nerven-Funktionen, durch Schlafloſigkeit und Gliederzittern, durch Geiſtesſchwäche und Sinnestäuſchungen höchſt eigenthümlicher Art.***) Kranke,

---

*) Suttons in engliſcher Sprache abgefaßte Monographie erſchien von J. Heineken ins Deutſche überſetzt u. d. Titel: „Abhandlung über das Delirium tremens, Bremen, 1819.“

**) Beobachtungen über den Säufer-Wahnſinn, Bremen, 1828. 8.

***) Außer den beiden oben Genannten hat auch der Franzoſe J. P. F. Rayer eine „Mémoire sur le delirium die an dieſer Phreneſie leiden, ſehen bei helllichtem Tage geſpenſtiſche Geſtalten und hören unheimliche Stimmen, die ihnen Angſt, Furcht und Entſetzen einflößen. Es hat Leute gegeben, die ſich in dieſem oft ganz fieberloſen Delirium ſo grauenerregende Vorſtellungen gemacht, daß ſie, von tauſend Schrecken gefoltert, in kalten Schweiß gebadet, endlich ganz beſinnungslos zuſammengeſtürzt ſind. Dabei verfolgt faſt jeden dieſer Kranken eine fixe Idee, die wie ein rother Faden durch die ganze Krankheit zieht. So oft Herr von Gundling einen neuen Anfall dieſes temporären Wahnſinns bekam, verfolgte ihn die Idee, der König, welcher erfahren, daß Gundling ſein begünſtigter Nebenbuhler ſei, habe ihn des Majeſtätsverbrechens angeklagt und ihn durch eine Art heimlicher Fehme zur qualvollſten aller Todesſtrafen verurtheilen laſſen. Er ſah die verlarvten Blutrichter, er hörte aus ihrem Munde das Urtheil, er fühlte ſich gepackt, gebunden und auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatze geſchleift; dort ſah

---

tremens". Paris, 1819. und der Schwede J. G. Lind eine gelehrte Abhandlung „de delirio tremente", Stockholm, 1822. geſchrieben.

er Tauſende von Köpfen, die ihn hohnlachend angrinzten und ihn mit Verwünſchungen überhäuften. Er ſah eine Maſſe von Soldaten, die ein dichtes, undurchdringliches Carré um das Schaffot gezogen; die Strahlen der jungen Morgenſonne, die ſich in den friſchgeputzten Bajonnetten dieſer Schergen abſpiegelte, drangen blendend in ſein Auge ein, das er unwillkürlich ſchließen mußte. Dann beſtieg er das Schaffot und ſah den Henker, der mit teufliſcher Schadenfreude ſein ſcharfgeſchliffenes Beil putzte. Mit dieſem Beile wurde ihm dann zuerſt der rechte Arm, dann das linke Bein, und erſt ganz zuletzt der Kopf abgehauen. Das Alles fühlte er ſo genau, als ob Alles, was ihm ſein momentan zerrüttetes Gehirn vorgeſpiegelt, nicht Täuſchung, ſondern Wahrheit geweſen wäre. Man denke ſich bei all dieſen Vorſtellungen die Seelenangſt des armen Narren, der, wie vielleicht kein zweiter Menſch auf Erden, Furcht vor dem Tode hatte! Man denke ſich die Höllenqual des armen Gundling, der ſich auf dieſe Weiſe wohl ſchon zwanzig Mal zum Richtplatz geſchleift fühlte, da er mit jedem neuen Paroxismus all' dieſe Sinnestäuſchungen in derſelben Reihenfolge und mit allen ſchauerlichen Einzelnheiten wiederkehren fühlte und die ganze Hinrichtung von Neuem durchmachen mußte — ein ſchrecklicher Zuſtand, der auf der Grenzlinie zwiſchen Träumen und Wachen ſteht, eine Marter, die ſich nicht beſchreiben läßt.

Der Hingerichtete bekam auf Verordnung des Arztes eine ſtarke Doſis Opium, die ſeine Nerven beruhigte; mit dem Schlafe kehrte dann auch allmälig die Kraft ſeiner Sinne zurück und der Kranke war dann auf kurze Zeit wieder hergeſtellt.

Kurz nach einem neuen Rückfalle, von dem er durch Opiumshilfe bald wieder geneſen war, begab ſich der König nach Wuſterhauſen, um dort auf die Rebhühnerjagd zu gehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Gefolge Sr. Majeſtät der Schalksnarr, der die ganze Geſellſchaft unterhalten ſollte, wiederum nicht fehlen durfte, obgleich der arme Baron viel lieber in Potsdam zurückgeblieben wäre, überzeugt, daß man ihn blos deshalb mitgenommen habe, um ihm, zur Beluſtigung des Monarchen, einen neuen Streich zu ſpielen.

Und das geſchah denn auch wirklich. Gegen Abend war Friedrich Wilhelm mit ſeinem Jagdgefolge unter Hörnerklang und Hundegebell in ſein

Schloß zurückgekehrt, um einem Feuerwerke beizuwohnen, das bei einbrechender Nacht im Freien abgebrannt werden ſollte. Zwei Stunden vorher, als es noch ziemlich hell war, verlockte Herr von Printz und ein anderer Gelbſchnabel den kaum geneſenen Oberceremonienmeiſter unter dem Vorwande, daß ſie ihm einige Vorbereitungen zum Feuerwerke zeigen wollten, in ein abgelegenes, gänzlich leeres Zimmer des Schloſſes, das ſie, nachdem er einmal in die Falle gegangen war, ſchnell verließen, um es von außen zuzuſchließen. Der arme Gundling war nun eingeſperrt in einem engen Zimmer, in dem ſich nicht einmal ein Stuhl befand, auf dem ſein morſcher Leichnam, ermüdet von den Strapazen der Jagd, ausruhen konnte. Zum Glück ahnte er noch nicht, weshalb ſie ihn eingeſperrt hatten. Geduldig wie ein Opferlamm, öffnete er das Fenſter und ſah, um die Langeweile zu beſiegen, in den Park hinaus.

Die beiden Kammerjunker hatten unterdeſſen ſo leiſe als möglich zwei große Löcher durch die Thür gebohrt, durch die ſie einen Augenblick ſpäter gleichzeitig zwei brennende Schwärmer hineinſchleuderten, die den armen Baron, der ſich, nichts Arges ahnend, ins Anſchauen der eben untergehenden Sonne vertieft hatte, aus ſeiner ſtillen Betrachtung aufſchreckten. Er kehrte ſich um und ſchrie:

— Was giebt's?

Statt der Antwort flog ihm durch die beiden Schießſcharten ein neues Peloton brennender Schwärmer entgegen. Um nicht getroffen zu werden, flüchtete er in eine Ecke ſeines Kerkers und rief mit der ganzen Kraft ſeines Organs:

— Was ſoll das? Derlei dumme Späße verbitte ich mir!

Um ihn aus ſeinem Schlupfwinkel herauszutreiben, folgten jetzt in großer Schnelle ein Paar Dutzend brennender Fröſche, welche einige Secunden lang mit der Geſchwindigkeit eines Blitzes zickzackartig hin und her ſprangen und ſich dann mit einem ſtarken Knall entluden. Dieſe herumwirbelnden Fröſche jagten unſern Helden, der, wie wir bereits wiſſen, keinen Ueberfluß an Muth beſaß, in ſo große Beſtürzung, daß er wie ein gehetzter Haſe von einer Ecke in die andere floh und dabei dergeſtalt ſchrie, als ob er am Bratſpieße ſtäke. Seine Feinde aber ließen ſich durch ſein Zeter- und Mordiogeſchrei nicht abſchrecken, ihr Bombardement ruhig fortzuſetzen. Zu ihrem größten Jubel verirrte ſich jetzt einer der berſtenden Fröſche in die Locken ſeiner Ziegenhaar-Perrücke, die dadurch in Brand gerieth.

— Ich brenne! ich brenne! ſchrie der arme Narr. Feuer! Feuer! Hilfe! Hilfe! jammerte Gundling und riß die Perrücke, die in lichterlohen Flammen ſtand, vom Kopf herunter.

Die beiden Feuerwerker, welche eine Kataſtrophe dieſer Art vorausgeſehen hatten, ließen dieſen Hilferuf an ihrem Ohre nicht ungehört vorübergehen. Sie ſtellten alſogleich das Feuer ein und zogen ein paar Inſtrumente hervor, mit deren Hilfe ſie durch die beiden Schießlöcher dicke Waſſerſtrahlen auf den in Brand gerathenen Baron hineinſpritzten, in ſolcher Maſſe, daß dieſer bald bis an die Knochen durchnäßt, wie ein Pudel, der, ſoeben aus dem Waſſer an's Ufer zurückgekehrt, ſich triefend abſchüttelte, um ſeine Haut zu trocknen.

Die beiden Spritzenleute öffneten nun ganz leiſe die Thür und liefen auf den Zehen davon, um ſich im Garten ſo unbefangen, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, in die Nähe des Königs zu drängen und ſo jeden Argwohn von ſich fern zu halten.

Der arme Gundling, der ſich noch immer eingeſperrt glaubte, lehnte ſich weit zum Fenſter hinaus und brüllte ſo laut um Hilfe! Hilfe! daß dieſer Ruf auch dem Ohre des Königs nicht entging. Seine Majeſtät verfügten ſich in Begleitung einiger Herren und Junker in das Gemach, von dem dieſer Schrei ausgegangen war. Befragt, was vorgefallen ſei, erzählte der Baron dem Monarchen den ſchändlichen Streich, der von Printz und einem ſeiner Spießgeſellen an ihm verübt worden ſei.

— Er alſo, Herr von Printz, fragte der König, iſt der Urheber dieſes Bubenſtücks?

Der Junker, der nicht den Muth beſaß, dieſe That einzugeſtehen, leugnete ſie und berief ſich auf die Ausſage ſeines Helfershelfers, mit dem er ſeit einer Stunde hier im Garten wollte auf- und abgegangen ſein.

— Sag' Er die Wahrheit, Printz, denn wenn ich Ihn auf einer Lüge ertappe, dann, junger Menſch, ſchicke ich Ihn nach Spandau . . .

— Majeſtät . . . ſtammelte der bleiche Junker.

— Er geſteht es alſo ein? fragte Friedrich Wilhelm mit zornſprühender Miene.

— Ja, Sire, antwortete der zitternde Junker.

— Nun, ſprach Seine Majeſtät und geruhte zuvörderſt eine Priſe zu nehmen, weil Er die Wahrheit geſtanden, will ich Sein Bubenſtück Ihm diesmal verzeihen, ſagte der König, der ſich nicht länger des Lachens erwehren konnte. Heda, Freund Gundling, wie geht's?

— Schlecht, ſehr ſchlecht, allergnädigſter König und Herr; ich bin bis auf die Knochen durchnäßt . . .

— Ei, eine ſo unwillkürliche Abſtaubung Seines Körpers kann Ihm durchaus nichts ſchaden . . . von ſolchem Bade ſtirbt man nicht . . .

— Und dennoch, Majeſtät, fühle ich mich ganz und gar erſchöpft . . . Ach, Sire, mir iſt durchaus nicht wohl, ſtöhnte der arme Mann und ließ, wie Jemand, der eben ohnmächtig wird, Kopf und Arme ſinken.

— Mein Gott, fragte der Monarch, zum erſten Male um ihn wohlwollend beſorgt, was iſt Dir? was haſt Du?

— Durſt, Majeſtät, furchtbaren Durſt!

— Prinz, rief der König, hole Er, um Sein Unrecht wieder gut zu machen, etwas zum Trinken für Seinen Freund Gundling.

— Sogleich! ſagte der Junker und eilte fort.

Bald darauf, nachdem der Herr Oberceremonienmeiſter einige Gläſer guten Weines hinabgeſtürzt hatte, war aller Zorn vergeſſen.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum das Bildniß Kaiſer Karls VI. erhalten, damit zwei gelbſchnäbelige Junker Dich ungeſtraft in Brand ſtecken und unter Waſſer ſetzen dürfen? Und doch haben wir, trotz allen Mißhandlungen, denen Du preisgegeben biſt, kein Mitleid mit Dir, weil von allen Laſtern, denen ſich ein Mann Deiner Art in die Arme wirft, der Trunk, der Dich vor Dir ſelbſt und Andern ſo tief erniedrigt hat, das gemeinſte iſt.

## XXVII.

Wenige Tage nach jener Scene — der Hof war unterdeſſen nach Potsdam zurückgekehrt — erhielt unſer ſeit jenem Spritzbade renovirte Freiherr durch jenen kleinen Liebesboten einen neuen Brief folgenden Inhalts:

„Ihre Freundin, die an Ihrem Schickſale wärmeren Antheil als an ihrem eigenen nimmt, kann der Nothwendigkeit, Sie zu ſprechen, um Ihnen das wichtigſte Geheimniß Ihres Lebens anzuvertrauen, nicht länger widerſtehen, um ſo mehr, da jetzt ein Moment naht, der das Glück oder Unglück ihrer Zukunft entſcheidet. Ich muß Sie ſprechen, und zwar noch heute, mit dem Glockenſchlage Neun, im Schloßgarten in dem letzten

Bosquet, in der Nähe der ſtillverſchwiegenen Marmor-Statue. Mit brennendheißer Sehnſucht erwartet Sie

Ihre

ſtille Verehrerin.

S. D.“

Zum Glück kam dieſe Einladung zum Stelldichein noch früh genug, um unſern beneidenswerthen Helden noch vollſtändig nüchtern anzutreffen.

— S. D.! rief er außer ſich vor Freude und benetzte die beiden Buchſtaben mit hundert Küſſen. S. D.! S. D.! Sophie Dorothee! In dieſen beiden Namen liegt ein Zauber, der mich in dieſem Augenblicke dergeſtalt begeiſtert, daß ich darauf ein Gedicht machen muß.

Dieſer Einfall, der mit der Schnelligkeit eines zündenden Blitzes ſein ganzes Ich durchzuckt hatte, wurde ſofort in Ausführung gebracht. Er nahm eine neue Feder, ein ſauberes Blatt Papier und brachte nach Verlauf einer Stunde und 23 Minuten ein Gedicht zuſammen, das, im Ganzen und Einzelnen ſehr ſtark an die Periode der Hofmannswaldau-Poeſie erinnernd, alſo lautete:

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Panacea,
End' und Anfang aller Wonne,
Keuſcher Mond und holde Sonne,
O Sophia Dorothea,
Meine Rahel, meine Lea,
Sieben volle Jahr' ſchon werbe,
Sieben volle Jahr' ſchon ſterbe
Ich für Dich, o Königin!

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Epopöa,
Traute Wurzel meiner Freuden,
Fundamentum meiner Leiden,
O Sophia Dorothea,
Meiner Schmerzen Panacea,
Tod und Leben will ich wagen,
Um, o Kön'gin, Dir zu ſagen,
Daß Du, ach, mein Alles biſt!

O Sophia Dorothea,
Juno, Venus und Aſträa,
Höre meiner Liebe Flehen,
Laß mich ſo nicht von Dir gehen.

O Sophia Dorothea,
Holde Nymphe Amalthea,
Stille meiner Lieb' Gelüſte,
Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter!

Der griechiſche Philoſoph Ariſtomachos, der ſich — wie Athenäus erzählt — achtundfünfzig Jahre lang ausſchließlich mit Beobachtung der Bienen beſchäftigt hatte, ſoll — wie ein Spötter verſichert — deſſenungeachtet nur mit vieler Mühe die Drohnen von den Arbeitsbienen haben unterſcheiden können. Unſer ehemaliger Profeſſor, der ſich auf der Univerſität zu Helmſtädt drei Jahre einzig und allein mit der Metrik beſchäftigt haben ſoll, konnte trotzdem nur mit knapper Noth einen Dactylus von einem Anapäſtus unterſcheiden. Um ſo größer war ſeine Freude, als er ſein Gedicht, nachdem er jeden Vers zehn Mal geleſen und durchſcandirt hatte, nach ſeiner Anſicht vollkommen fehlerfrei fand. Der Brandenburgiſche Catull las jetzt zum eilften Male ſeine dreiſtrophige Schöpfung und war zufriedener mit ihr, als der ewige Vater des Himmels mit ſeiner erſchaffenen Welt. Ganz beſonders ſchön und zart fand er den Gedanken, daß er die Königin, Anfangs wohl nur des Reimes wegen, mit der Nymphe Amalthea verglichen, die, wie bekannt, mit der Milch einer Ziege den kretenſiſchen Jupiter großgeſäugt hatte; die Idee, daß er in den zwei letzten Verſen:

„Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter."

aus Ihrer Majeſtät eine Ziege und aus ſich, einem alten Knaben von ſiebenundfünfzig Jahren, einen Säugling gemacht, erſchien ihm ſo hochpoetiſch, daß er — ein Wort ſagt Alles — entzückt war. — Die proſaiſche Antwort, die er ſeit Wochen in der Taſche herumgetragen hatte, ohne Gelegenheit zu finden, ſie an den rechten Mann, oder, richtiger geſagt, an die rechte Frau zu bringen, wurde nun vernichtet.

— Dies eine kleine Gedicht wird einen tiefern Eindruck als ein Dutzend proſaiſcher Liebesbriefe auf ſie machen. Die Königin wird den Schwung meiner Phantaſie, die Gluth meiner Vergleiche, den reinen Aether meiner Reime bewundern und ſich zu mir, wie einſt Prinzeſſin Eleonore von Eſte zu ihrem Torquato Taſſo, magnetiſch hingezogen fühlen. Heute

Abend, mit dem Glockenſchlage Neun, in der Nähe des ſtillverſchwiegenen Liebesgottes, werde ich, von Luna's keuſchen Strahlen übergoſſen, vor Sophia Dorothea, „meines Herzens Panacea“ niederſinken, mit der ganzen Gluth der Seele ihre Kniee umfaſſen und nicht eher von ihr laſſen, bis ſie, berauſcht von dieſer Gluth, an meinem Herzen ruht. Dann, Gundling, ſchlägt die Stunde der Erhörung, dann wag' ich Alles, dann naht der Augenblick, wo ich ihr ſage:

„Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter.“

## XXVIII.

Abends, eine Viertelſtunde vor Neun, erſchien Jacob Paul Freiherr von Gundling, der ſeit drei Jahren nicht ſo nüchtern als an dieſem Tage war, in voller Galla, in goldgeſtickter Kammerherren-Uniform, mit dem Bildniß Kaiſer Karls VI. um den Hals und dem rothen Adler auf der Bruſt, mit dem Degen an der Seite und dem Kammerherrenſchlüſſel auf der linken Hüfte, mit gewaſchenen Manchetten und einem Chapeaubas in der Hand, in dem öden, mäuschenſtillen Schloßgarten. Sein Herz pochte lauter als das manches ſechzehnjährigen Jünglings. War dies doch das erſte, allererſte Rendezvous ſeines langen Lebens. Und welch ein Rendezvous! Wie wenig Sterblichen wird das Glück zu Theil, ich von einer Königin geliebt zu ſehen! Neun

Mal glücklicher Gundling, dem ſogar eine Königin von Preußen ein Stelldichein giebt!!!

Mit dem neunten Glockenſchlage huſchte unſer Held, ſcheu und ängſtlich wie ein Dieb, in das ihm bezeichnete Bosquet und fand darin — nichts als eine ziemlich hohe Bank von Stein. Er harrte fünf . . . er harrte zehn Minuten . . . doch Sophia Dorothea, „ſeines Herzens Epopóa“, erſchien noch immer nicht. Erwartungsvoll auf Kohlen ſtehend, ließ er ſeine Blicke rechts und links durch die Zweige ſeines Schlupfwinkels ſchweifen, gewahrte jedoch nichts als die immer dichter werdenden Schatten der haſtig einbrechenden Nacht. Gundling ſtülpte den kleinen Hut auf die große Perrücke, legte die linke Hand auf den Degengriff, nahm eine nachdenkende Stellung und fragte ſich:

— Sollte Ihre Majeſtät, die Königin, blos geruht haben, Dich in den April zu ſchicken? Nein, Gundling, nein, denn pro primo iſt heute nicht der erſte April, ſondern der 17. September, pro secundo erlaubt ſich die Königin keinen ſo unverantwortlichen Spaß mit mir. Wo aber weilt ſie ſo lange? Iſt es ihr noch nicht finſter genug? Das wird es ſein! rief er aus und war eben im Begriff, ſich auf die

Steinbank niederzulaſſen, als ſein Ohr das Rauſchen einer Robe und ſylphenleichte Schritte vernahm. Raſch kehrte er ſich um und erblickte nun am Eingange des Bosquets eine hohe, impoſante Frauengeſtalt in ſchwarzer Sammetrobe mit halbverſchleiertem Geſichte, in der er ſofort Ihre Majeſtät erkannte.

— Königin! rief er aus und ſtürzte wie ein bengaliſcher Tiger auf ſeine Beute los.

— Gundling! ſchluchzte die majeſtätiſche Huldgeſtalt und verdeckte ihr Geſicht, um dem Geliebten den Ausbruch ihrer Thränen zu verbergen.

— O Königin! rief er aus, ließ ſich, ſchwerfälliger als manches Kameel, auf eines ſeiner Kniee nieder, erfaßte die alabaſterweiße Hand Ihrer Majeſtät, drückte ſie an ſein Herz und ſprach: Das längſt erſehnte Glück, die Freude, hat die Zunge mir gelähmt, o Königin; nimm dies Gedicht, holde Herrin, es wird Dir ſagen, was Dein Gundling für Dich fühlt . . .

— Ein Gedicht? fragte Ihre Majeſtät hoch entzückt, o reichen Sie es mir, daß ich mich Nachts, wenn Alles ſchläft, daran erlabe . . .

— O Sophia Dorothea, Juno, Venus und

Aſträa, hier iſt das Gedicht, flötete unſer Tarquato und überreichte es ihr.

— Dank, tauſend Dank, hauchte ſeine Leonore und verſenkte das Blatt eilig in den verſchwiegenen Schnee ihres Buſens.

Doch in demſelben Augenblicke vernahmen Beide, nicht fern von ihrem Schlupfwinkel, ein heftiges Huſten und deutlich hörbare Männertritte.

— Weh' uns, rief die Königin, dort von jener Seite naht ein Mann ... noch iſt es Zeit zum Fliehen ... gute Nacht, gute Nacht, flüſterte die Huldgeſtalt mit unbeſchreiblich ſüßem Liebesſchmelze und verſchwand noch ſchneller als ſie kurz vorher erſchienen war.

Unſer Held aber, nicht ſo leichtfüßig als die ſchwarzſammetne Sylphide, überlegte einen Augenblick, was er thun ſollte, und hatte ſoeben beſchloſſen, ſich platt auf den Bauch hingeſtreckt unter der ſteinernen Bank zu verkriechen, als jener Mann, der die beiden Liebenden im ſchönſten Momente auseinander geſprengt hatte, im Bosquet erſchien.

— Wer da? rief jener Mann, der kein Anderer als der verwunſchene Printz war.

Herr von Gundling, der wie ein Froſch auf dem plattgedrückten Bauche lag, wagte nicht zu antworten.

— Wer da? fragte noch einmal der vermaledeite Störenfried und ſtieß mit ſeiner Fußſpitze die Rippenpartie des ſchlecht verſteckten Kammerherrn.

— Au! Au! ſchrie der getretene Mann.

— Sie ſind's, Herr von Gundling? fragte der Kammerjunker, der ſeinen Feind ſchon aus weiter Ferne gewittert hatte. Was treiben Sie in dieſer äußerſt verdächtigen Lage, mitten in der Nacht, unter dieſer Bank?

— Ich habe hier, mit Ihrer Erlaubniß, mein Mittagsſchläfchen gehalten . . .

— Und wer war die Dame, die Sie ſoeben verlaſſen hat?

— Eine Dame? Ich weiß nichts von einer Dame! ſagte der Baron, der nun, auf's Schlimmſte gefaßt, aus dem ſtaubigen Verſteck hervorkroch.

— Wie, Herr Baron, Sie wagen es, die Gegenwart jener ſchwarzen Dame abzuleugnen, die, als ſie mich huſten gehört, die Flucht ergriffen hat?

— Möglich, daß eine Dame, während ich da unten geſchlafen, hier auf der Bank geſeſſen. Doch habe ich ſie weder geſehen noch geſprochen . . .

— Sie lügen, Baron! Ich habe ſehr genau gehört, wie und was Sie mit ihr geſprochen; auch habe ich deutlich genug geſehen, wie Sie ihr ein Blatt Papier in die Hand gedrückt, das ſie blitzſchnell in ihren Buſen geſteckt. Sie ſehen, daß ich Alles weiß und daß Ihr Leugnen Ihnen wenig helfen wird.

— Ei, wenn Sie Alles wiſſen, ſo werden Sie mir wohl auch ſagen können, wer jene ſchwarze Dame geweſen iſt?

— Unverſchämter! Sie haben den Muth, zu fragen, wer die verſchleierte Frau geweſen iſt?

— Du lieber Gott, ich kenne ſie nicht! . . .

— Elender! wohl kennſt Du ſie . . . es war die Königin! rief Herr von Printz und betonte, tief empört, das Wort „Königin“ mit ſolcher Kraft, daß es ſelbſt Taube hätten hören können.

— Schreien Sie nicht ſo!

— Wer kann das Schreien mir verwehren?

— Ich! ſagte Gundling mit koſtbar-lächerlichem Ernſte.

— Sie? Sie? Sie? fragte der Kammerjunker in vernichtendem Hohne.

— Ja, Ich, und zwar im Namen der Königin!

— Im Namen der Königin? Sie geſtehen alſo ein, daß dieſe Dame Ihre Majeſtät geweſen?

— Ja, junger Mann! erwiderte der Herr Oberceremonienmeiſter, indem er, ein alter Geck, die rechte Hand in die krauſen Falten ſeines großen Buſenſtreifs verſenkte.

— Und Sie wagen?

— Mein Leben für die Königin, entgegnete Gundling mit allem Stolze, der ihm zu Gebote ſtand.

— Und fürchten Sie nicht ... ?

— Daß Herr von Printz ſchlecht genug ſein könnte, mich und die Königin zu verrathen? ... Auch darauf, junger Menſch, bin ich nunmehr gefaßt ...

— Und wiſſen Sie, womit dies enden kann?

— Mit meinem Tode ...

— Auf dem Schaffot! ſetzte der ſchadenfrohe Junker mit mephiſtophelischer Wolluſt hinzu.

— Auf dem Schaffot? wiederholte der kleinlaute Narr und verlor einen Augenblick ſeine Faſſung, ſammelte ſich aber noch ſchnell genug und erwiderte mit einem Heldenmuthe, den Niemand ihm bis dahin zugetraut hätte: Bah! meinetwegen auf dem Schaffot! Wer ſo lange Jahre für die „Königin ſeines Herzens“ gelebt hat, wird auch eines Tages für ſie zu ſterben wiſſen!

— Sie lieben ſie alſo wirklich?

— Mit allen Kräften meiner Seele!

— Halt, Verräther, jetzt haſt Du Dich in meinen Schlingen gefangen; nun, alter Narr, biſt Du verloren! ſprach er und verſchwand wie ein Geiſt der Unterwelt.

Jacob Paul Freiherr von Gundling aber verlor plötzlich den ganzen Vorrath ſeiner erheuchelten Courage und kehrte, nichts Gutes ahnend, niedergeſchlagen und traurig nach ſeiner Wohnung heim, um, nachdem er zuvor ſeinen Durſt gelöſcht hatte, einem unruhigen, von böſen Träumen gepeitſchten Schlafe in die Arme zu ſinken.

# XXIX.

Eine Stunde nach jenem verhängnißvollen, durch die Dazwiſchenkunft des Herrn von Printz geſtörten Stelldichein lag die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms I. in ihrem Bett und las. Das, was ſie las, werden unſere Leſer, die an dem Schickſale der Königin einigen Antheil nehmen, früh genug erfahren.

Der Monarch, der von ſeinem Zimmer aus im Schlafgemache ſeiner Gattin, trotz ſeines erſt unlängſt erneuerten und ſtreng verſchärften Verbotes nach zehn Uhr noch Licht gewahrte, beſchloß in einem Anflug übler Laune, ſich in die Apartements ſeiner Gemahlin zu verfügen, um ſich mit Allerhöchſteigenen Augen zu überzeugen, welcher Grund ſie veranlaſſe, einen Paragraphen ſeines Hausgeſetzes zu überſchreiten.

Bei ſeinem ganz und gar unerwarteten und unangemeldeten Eintritt in's Schlafkabinet Ihrer Majeſtät, ſchob die Königin — leider ſchon zu ſpät — das Blatt, in deſſen Lectüre ſie ſich auffallend vertieft hatte, unter eines ihrer Kopfkiſſen.

Der König, welcher — o wunderbare Fügung des Geſchicks! — zum erſten Male in ſeiner vierundzwanzigjährigen Ehe einer Anwandlung von Eiferſucht nicht widerſtehen konnte, fragte in barſchem Tone:

— Madame, was muß ich ſehen? Sie laſſen, mir und meinem Verbote zum Trotz, noch einundzwanzig Minuten nach Zehn Licht in Ihrem Zimmer brennen?

Die Königin, in allen Lagen des Lebens eben ſo klug als ſanft, hielt es angemeſſen, lieber zu ſchweigen, als den ſo leicht erregbaren Jähzorn ihres tyranniſchen Gemahls durch irgend eine Antwort aufzureizen.

— Madame, fuhr der Haustyrann fort, was hat Sie veranlaßt, heute, nach ſo langer Zeit, die Hausordnung zu überſchreiten? Sie ſind beſtürzt, Madame, Sie ſchweigen? Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſpiegelt ſich in Ihren Zügen die Unruhe eines böſen Gewiſſens. Madame! ſchrie der König dicht an ihr Bett hintretend, was geruhten Sie bei meinem Eintritt ſo ängſtlich unter Ihre Kiſſen zu verbergen?

— Großer Gott, was wollen Sie? rief Sophie Dorothee leichenblaß.

— Antwort auf meine Frage! herrſchte der Deſpot.

— Himmel, welch ein Ton!

— Teufel, wie beſtürzt ſind Sie! Madame, ich befehle Ihnen, mir zu ſagen, was Sie unter Ihrem Kiſſen ſo geheimnißvoll verborgen halten.

— Sie befehlen mir, der Königin?

— Madame, auch die Königin muß gehorchen!

— Sie muß? fragte Ihre Majeſtät tief gekränkt.

— In monarchiſchen Staaten, Madame, iſt das Muß eine ſegensreiche Formel, der auch Sie ſich fügen müſſen.

— Wir haben niemals Ihnen widerſprochen, heut' zum erſten Male wagt Ihre Gattin, Ihrem Befehle Widerſtand zu leiſten.

— Und gerade das erweckt in mir Verdacht ſo böſer Art, daß ich Sie ernſtlich bitten muß...

— Ihre Bitte, Sire, iſt für mich ſtets Befehl geweſen, ſagte die Königin und zog nun aus dem Verſteck der Kopfkiſſen ein Blatt hervor, das ſie, auf das Schlimmſte gefaßt, ihrem Gemahl überreichte.

— O Madame, was ſeh' ich!

— Das neueſte Blatt des „Mercure galant“.

— Und durch wen erhalten Sie dieſes Journal?

— Durch die Güte des franzöſiſchen Geſandten.

— Kreuz Bomben Element! Ohne mein Wiſſen! Ohne meine Erlaubniß! Haben Sie vergeſſen, daß es Ihnen unterſagt iſt, franzöſiſche Bücher zu leſen?

— Eine Zeitung, Sire, iſt kein Buch.

— Aber dieſe Zeitung iſt franzöſiſch, und das genügt, ſie in meinen Augen ſtrafbar zu machen.

— Und doch iſt dieſer „Mercure“ ein ſo harmloſes, unſchuldiges Blatt!

— Harmlos, unſchuldig? Das ſagen Sie, Madame; ich aber ſage Ihnen, daß es in der franzöſiſchen Literatur nichts, gar nichts giebt, was für treue Unterthanen eines ſo wohl organiſirten Staates, als der preußiſche unter meinem Scepter zu ſein die Ehre hat, ungefährlich wäre. Selbſt jener vielgeprieſene „Télémaque“, den der Erzbiſchof von Fénélon für die Enkel Ludwigs XIV. geſchrieben hat, iſt in meinen Augen kein harmloſes Buch. In Frankreichs Literatur liegt der Keim zu einem Gifte, das einſt ganz Europa anſtecken und verpeſten; in ihr liegt der Zunder zu einer Verheerung, die, mehr als alle Bomben und Kanonen der Welt, die Grundpfeiler des Staates und der Kirche, die Säulen der Throne und Altäre untergraben, auflockern und erſchüttern wird, und darum, ja nur darum haſſe ich dieſe Literatur, die ſich die Oberherrſchaft über die aller anderen Nationen anmaßt, und der — ich ſehe es kommen — einſt auch die lammsfromme Literatur Deutſchlands nachäffen wird; doch ſo lange ich noch lebe, ſoll dieſe Peſt, meinetwegen überall, nur nicht in meinem Preußen Eingang finden. Und darum bitte ich Sie noch ein Mal, ſich zukünftig dieſer ſtaatsgefährlichen Lectüre zu enthalten und weder franzöſiſche Bücher, noch franzöſiſche Zeitungen zu leſen. Müſſen Sie durchaus etwas leſen, ſo empfehle ich Ihnen Daniel Kaſpar von Lohenſteins Trauerſpiele „Kleopatra“,

„Sophonisbe", „Agrippina", und vor Allen „Arminius und Thusnelda", einen wunderſchönen Roman, den einſt auch ich zu leſen angefangen und ...

— Den Sie wahrſcheinlich nicht vollendet haben . . .

— Wer Teufel kann zwei ſtarke Quartbände durchleſen! Lieben Sie derlei lang ausgeſponnene Romane nicht, ſo leſen Sie Friedrich Freiherrn von Logau's Sinngedichte, die ich in meiner Jugend als Strafe meiner Unfolgſamkeit habe auswendig lernen müſſen und wovon ich nur das eine, „Weinluſt" überſchrieben, noch behalten habe. Es lautet wörtlich:

„Wer mit Bacchus kämpfen will,
Hüte ſich und trink' nicht viel;
Erſtlich ſchlägt er auf die Beine,
Trifft er Dich, ſo biſt Du ſeine."

— Sire, ich bewundere...

— Logau's Verſe? . . .

— Dieſe weniger als das herrliche Gedächtniß Ew. Majeſtät!

— O, auch Wir haben Vieles geleſen und Uns Manches wohl gemerkt. Sind Sie keine Freundin von derlei Epigrammen, ſo empfehle ich

Ihnen Martin Opitzens „Oden“, die dem Kaiſer Ferdinand II. dergeſtalt zugeſagt, daß er ihn zum Dichter gekrönt, ja ſogar als Opitz von Boberfeld in den Adelſtand erhoben, was ich — beiläufig geſagt — nie gethan hätte, denn in einem wohlorganiſirten Militairſtaate, wie Preußen, iſt ſelbſt der größte Dichter ein ganz und gar unbrauchbares Subject.

— Ludwig XIV. dachte in dieſem Punkte anders als Ew. Majeſtät. „Ich bin ſtolzer auf meinen Racine, als auf ein halbes Dutzend meiner Generale,“ ſoll er einſt geſagt haben. „Alljährlich wird ein guter Feldherr, doch oft in hundert Jahren kein Dichter wie Corneille geboren.“

— Da haben wir's! Die franzöſiſche Literatur und Alles was drum und dran hängt, taugt in Grund und Boden nichts; ſie hat eine allzugroße Meinung von ſich und ihrem Ruhme, und darum iſt ſie, wie geſagt, mir ſehr verhaßt, und darum ſperr' ich ihr den Eingang in mein Preußen. Nach meinem Tode freilich wird es anders werden. Der Kronprinz, der Alles liebt, was ſein Herr Vater haßt, iſt Franzoſe durch und durch und eben deshalb lieb' ich ihn nicht ſehr! Doch nun genug geplaudert von Dingen, die im Grunde doch nicht wichtig ſind. Gute Nacht, Madame, gute Nacht! Verzeihung, daß ich Sie geſtört; doch geht es ſchon auf Eilf; drum iſt es hohe Zeit zum Schlafen, ſprach Seine Majeſtät, beugte ſich über das Licht und löſchte die Flamme aus.

Dann wünſchte er der Königin noch ein Mal gute Nacht und tappte im Finſtern durch's Kabinet zur Thür hinaus.

— Mein Gemahl, ſagte die ſanfte Königin, während ſie, ganz ohne Groll, tiefer in ihr Bett hineinſchlüpfte, iſt trotz mancher kleinen Fehler doch ein großer König! Der Himmel ſegne und erhalte ihn, fuhr ſie fort und ſprach ein kurzes Nachtgebet.

Dann ſanken ihr die Augen zu.

## XXX.

Eine weniger ruhige Nacht als die Königin hatte ihr Torquato Taſſo, der arme Freiherr von Gundling. Beim Erwachen fühlte er ſich ganz gerädert, denn ſchwere Träume hatten ihn gefoltert: er war auf verſchiedene Arten hingerichtet: geſpießt, gehangen, geköpft, gerädert und geviertheilt worden, und das Alles in Folge ſeines Abenteuers mit der Königin; denn ſchon im Traume hatte er geahnt, daß ſein unerbittlicher Erzfeind, der ſchadenfrohe Teufel Printz, alle Ereigniſſe des geſtrigen Abends dem Könige brühwarm hinterbringen werde, um ihn — den Günſtling Ihrer Majeſtät — in den tiefſten Abgrund des Verderbens hinabzuſchleudern.

Und dieſe Ahnung hatte ihn wirklich nicht getäuſcht; denn als er kaum aufgeſtanden und erſt halb angekleidet war, vernahm ſein ängſtlich geſpanntes Ohr laute, unheimliche Schritte auf dem Corridor, und eine Sekunde ſpäter ein ſtarkes, höchſt brutales, äußerſt officielles Klopfen an ſeiner Stubenthür, die zum Glück noch verriegelt war. Der arme Günſtling, der eben, nach gar langer Zeit, wieder einmal eingeſeift vor den Trümmern ſeines Raſirſpiegels ſtand, um ſeinen Bart — vermuthlich nur der Königin zu Liebe — abzumähen, erſchrak dergeſtalt, daß ihm das Herz in die Füße und die ſtumpfe Bartſichel aus der Hand fiel. Er fing zu zittern an und war einen Augenblick unentſchloſſen, ob er ſchweigen oder herein! rufen ſollte.

— Aufgemacht! Aufgemacht! donnerte eine Stentorſtimme von außen.

Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als die Thür zu öffnen. In demſelben Moment trat ein Officier, begleitet von vier rieſengroßen Grenadieren, ins Zimmer.

— Im Namen des Königs, ſprach der Officier, bitte ich um Ihren Degen!

— Um meinen Degen? wiederholte der halbraſirte Oberceremonienmeiſter, der unter der Seife ſich entfärbte.

— Nun ja, Herr von Gundling, denn von dieſem Augenblick an ſind Sie mein Gefangener!

— Ihr Gefangener? ſtammelte der leichenblaſſe Kammerherr. Und warum? weshalb?

— Das weiß ich ſelber nicht; doch muß das Vergehen, deſſen Sie angeklagt ſind, kein kleines ſein, denn ich habe den Allerhöchſten Auftrag erhalten, Sie ſofort in's Gefängniß abzuführen...

— Jetzt bei helllichtem Tage? In Begleitung dieſer vier Herren?

— So lautet meine Ordre. Unten aber harrt ein verſchloſſener Wagen, der Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung bringen ſoll.

— Wohin?

— Vorläufig in die Hausvogtei . . . ich erſuche Sie, mir ſofort zu folgen . . .

— Sie erlauben doch, daß ich mich erſt raſiren darf . . .

— Nein, denn das hieße gegen die Ordre handeln, welche lautet, Sie ſofort zu arretiren...

— Halbraſirt und erſt zur Hälfte angekleidet?

— Gleichviel! In der Hausvogtei werden Sie

Zeit und Muße finden, Ihre Toilette zu vollenden. Folgen Sie mir ohne Widerrede!

— Contre la force point de resistance, dachte ſich der arme Baron und folgte in Hemdsärmeln und nur auf einer Seite raſirt, in ſtummem Gehorſam dem Officiere, der voranſchritt.

Unten an der Hausthür angekommen, ſtieg er in den bereits geöffneten Wagen; ihm zur Seite nahmen der Officier und ihm gegenüber zwei jener martialiſchen Goliathe Platz.

Der Wagen fuhr nach der Hausvogtei.

Dort angelangt, wurde der Staatsverbrecher dem Inſpector des Gefängniſſes überliefert, der ihn mit jeſuitiſcher Zuvorkommenheit empfing.

— Habe ich die Ehre, fragte er, den Herrn Baron von Gundling vor mir zu ſehen?

— Ja, mein Herr, erwiderte der Gefragte in höchſt larmoyantem Tone.

— Es gereicht mir zur beſondern Ehre, einen ſo weltberühmten Gelehrten in die Liſte unſerer Gefangenen einzutragen . . .

— Sie ſind ſehr gütig, mein Herr.

— Es wird Ihnen, wie ich hoffe, ganz gut bei uns gefallen. Ich werde, meiner Ordre gemäß, Ihnen zwar nur ein ſehr kleines, aber doch ziemlich helles und freundliches Zimmer anweiſen; auch werden Sie mit der Koſt nicht ganz unzufrieden ſein ... täglich eine Portion trefflich gebackenen Commisbrotes, Erbſen- oder Graupenſuppe, an Sonn- und Feiertagen ein halbes Pfund Fleiſch ...

— Und zum Trinken? fragte der Gefangene ängſtlich beſorgt.

— Waſſer, klares, friſches Brunnenwaſſer!

— Wie? Weder Wein noch Bier?

— Der Herr Baron belieben zu ſcherzen. Wo ſollte der preußiſche Staat das Geld hernehmen, wenn jeder der Herren Staatsgefangenen berechtigt wäre, zur Stillung ſeines hin und wieder maaßloſen Durſtes Bier oder gar Wein zu verlangen?

— Aber es giebt doch wenigſtens Schnaps?

— Auch damit können wir leider nicht dienen. Doch ich bemerke ſoeben, daß der Herr Baron mitten im Raſiren geſtört worden ſind. Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Baron; Ihr werther Name iſt bereits eingetragen. Wollen Sie nun die Güte haben, ſich auf Ihr Zimmer zu verfügen? Geliebter Bruder in Chriſto, ſagte der Inſpector zu einem der Wärter, der auf ein Zeichen mit der Klingel kurz vorher eingetreten war, begleite den Herrn Baron auf Nummer 14.

— Kommen Sie, ſagte der Wärter und winkte dem Gefangenen, ihm zu folgen.

— Herr Baron, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen, ſchloß der überhöfliche Inſpector und machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Jeder Zoll ein Jeſuit! ſagte Gundling beim Hinausgehen zu ſich ſelbſt. Der Teufel hole dieſen frommen Bruder in Chriſto!

Man ſieht, daß es auch ſchon damals Mucker gegeben hat.

## XXXI.

Der große Staatsgefangene hatte jetzt vollauf Zeit, ſich ganz nach Bequemlichkeit nicht blos ein, ſondern zehn und zwanzig Mal zu raſiren, denn er ſaß bereits einundzwanzig Tage, ohne — wie dies zu jener Zeit und ſelbſt ſpäter noch durchaus nicht ungewöhnlich war — von ſeinen Richtern verhört zu werden. Auch war ihm Muße geblieben, über den Grund der Ungnade, über die Urſache ſeiner Gefangenſchaft reiflich nachzudenken. Und darum ſtand es ſchon lange feſt in ihm, daß ſeine unſelige Liebe zur Königin, oder, richtiger geſagt, die unſelige Neigung der Königin zu ihm, das Alpha und Omega ſeines Sturzes ſei. Wie und auf welche Weiſe dieſes Majeſtätsverbrechen enden werde, war bei dem zum Sprüchwort gewordenen Schneckengange der preußiſchen Juſtiz jetzt noch gar nicht abzuſehen, doch flößte ihm der jedenfalls traurige Ausgang dieſer Hochverraths-Geſchichte ſchon jetzt ſo viel Angſt und Schrecken ein, daß ihm, ſo oft er an das Ende dieſes blutigen Prozeſſes zu denken wagte, die Haare wie Borſten zu Berge ſtanden.

Und dennoch hatte dieſe lange Haft bei allen Uebelſtänden auch ihr Gutes, denn ſchon ſeit langen Jahren fühlte ſich unſer beklagenswerther Held nicht ſo friſch und geſund, als während dieſer drei Wochen. Hier, wo ſich ihm niemals Gelegenheit bot, dem Laſter des Trunkes zu fröhnen, war er muſterhaft-nüchtern. In Folge dieſes regelmäßigen Lebens, dieſer ſtreng vorgezeichneten Diät, dieſer unfreiwilligen Enthaltſamkeit, fühlte er ſich geiſtig und körperlich neu geſtärkt. Nur ſchmeckten ihm die Tag um Tag abwechſelnd-wiederkehrenden Erbſen- und Graupen-Suppen nicht, und ſchon Montags freute er ſich auf den nächſten Sonntag, wo es zur Wonne ſeiner Kinnbacken, die während dieſer Faſtenzeit faſt gänzlich die Uebung des Kauens verlernt hatten, wieder Fleiſch gab. Daß auch das Waſſer ihm nicht munden wollte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; er trank es ſtets mit unbeſiegbarem

Widerwillen und ſchnitt Geſichter dabei, als ob er die unangenehmſte Arzenei hinunterwürgen müſſe; oft ſogar überlief ihn ſchon beim Anblick dieſer „blaſſen, blonden Dinte“ — wie er das liebe, helle, klare Brunnenwaſſer hieß — eine Art von Schauer, eine Gänſehaut, und nicht ſelten ſtand er lieber durſtig von ſeiner übermäßig-mäßigen Mahlzeit auf, als ein Getränk zu trinken, das ihm bis in die tiefſte Tiefe ſeiner Kehle zuwider war.

Eines Nachmittags, als er, um die Zeit zu tödten, Jacob Böhme's „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang“ *), ein myſtiſches Erbauungsbuch, das einzige, das ihm der fromme Bruder in Chriſto, der Tartuffe der Hausvogtei, zur Ausfüllung ſeiner Mußeſtunden geliehen, zum neunten Male von vorn angefangen hatte, fühlte er ſich von der Myſtik des Görlitzer Schuſters dergeſtalt betäubt, daß er, auf ſeinem Bette ausgeſtreckt, allmälig eingeſchlafen war. Kein Wunder, denn nicht Jedem iſt es gegeben, wie jener arabiſche Philoſoph Alfarabi 40, ſage vierzig Mal mit gleicher Theilnahme und gleichem

---

*) Die erſte Auflage dieſes Buches erſchien 1612 zu Görlitz.

Genuß die „Metaphyſik“ des großen Ariſtoteles durchzukäuen. Nicht Jeder hat eine ſo tief eingewurzelte Vorliebe für irgend ein Buch, wie jener Jeſuit Fraguier, der das Gelübde gethan, tagtäglich tauſend Verſe im Homer zu leſen, um deſſen Manen für die Beleidigungen zu rächen, die de la Motte dem blinden Sänger der Iliade zugefügt. Nicht Jeder hängt mit ſolcher Treue an ſeinem Lieblingsſchriftſteller, wie jener Claude Boulanger, der ſeinen Homer ſo ſehr geliebt, daß er ihn ſogar in die Kirche mitnahm und ſich ſtatt des Geſangbuches der Odyſſee bediente. Nicht Jeder iſt ſo vernarrt in ſeinen Autor, wie jener Lorenz Normann in ſeinen Homer, den er Tag und Nacht bei ſich trug, ja, der ſogar ſo weit ging, ſeinem Sohne den Vornamen Homer zu geben, um ſich den Genuß zu verſchaffen, durch ſeines Sprößlings Namen beſtändig an Homer erinnert zu werden. — Auch iſt jene „Aurora“, zu deren Lectüre unſer Gundling ſich verurtheilt ſah, ſo ungenießbarer Art, daß man leicht in Verſuchung geräth, ſchon beim einmaligen Leſen darüber einzuſchlafen, wie jener gelehrte Jacques Lelong, der ein ſo großer Verächter der Poeſie geweſen, daß er ſelbſt über Homer und Virgil eingeſchlummert war. Um ſo natürlicher und verzeihlicher, wenn Jacob Gundling über Jacob Böhme einzunicken ſich erlaubte.

Aus dieſem ſüßen Nachmittagsſchläfchen ſtörte ihn urplötzlich die Ankunft des Gefängnißwärters, der mit ſeinem Schlüſſelbunde ſo viel Geraſſel verurſachte, daß unſer Freund davon erwachte, noch bevor Jener ins Zimmer trat.

— Herr Baron! Herr Baron! rief der fromme Bruder.

— Was giebts?

— Ich bringe Ihnen frohe Botſchaft . . . freuen Sie ſich, Herr Baron . . . freuen Sie ſich . . .

— Und worüber, guter Freund?

— Bald ſchlägt die Stunde des Verhörs . . . bald werden Sie vor Ihren Richtern ſtehen . . .

— Endlich! Endlich!

— O, das iſt noch nicht Alles . . . Sie haben viel Glück, Herr Baron . . . der König ſelbſt will Sie verhören . . .

— Der König ſelbſt? Mich trifft der Schlag!

— Vor Freude! Nicht wahr? O unſer König iſt ein guter, milder, frommer Herr!

— Der Teufel hole Eure Frömmigkeit!

— Ach, Herr Baron, wer wird den Teufel ſo oft im Munde führen! Jacob Böhme ſagt . . .

— Ich mag nicht wiſſen, was er ſagt . . . Sagen Sie lieber, wo ich verhört werden ſoll . . .

— Hier in der Hausvogtei . . . vor zwei Stunden haben Seine Majeſtät ſich anmelden laſſen . . . mit dem Glockenſchlage Vier ſoll ich Sie in den Verhörſaal führen . . . Horch . . . ſoeben ſchlägt es Vier . . . folgen Sie mir, Herr Baron.

Gundling folgte ihm mit ſchwerem Herzen.

## XXXII.

Im Vorzimmer des Verhörſaales mußte er über eine halbe Stunde warten; dann ertönte eine Klingel; der Gefängnißwärter öffnete die Thür, worauf eine Stimme ſo laut, daß Gundling ſie hören konnte, ihm entgegenrief:

— Der Delinquent kann nunmehro eintreten!

Eine Sekunde ſpäter ſtand der Baron vor einer mit grünem Tuche beſchlagenen Tafel, an der ein einziger Richter ſaß: Friedrich Wilhelm I. von Gottes Gnaden König von Preußen in Allerhöchſteigener Perſon. Ihm zur Linken einer ſeiner Kammerherren, der als Actuar fungirte. Hinter dem Lehnſtuhle des Königs ſtand Herr von Printz. Außer Dieſen war Niemand in dem großen unheimlichen Saale, deſſen nackte, dunkele Wände durch ein einziges Bild, das des Staats- und Juſtizminiſters, Samuel Freiherr von Cocceji (nachmaligen Großkanzlers), ausgeſchmückt waren.

Gundling machte eine tiefe, unterthänige Verbeugung.

— Wie heißt Er? fragte der König.

— Wie ich heiße? wiederholte der arme Narr ganz verwundert.

— Soll ich Ihn noch ein Mal fragen?

— Ew. Majeſtät allerunterthänigſter Knecht heißt Jacob Paul von Gundling.

— Religion?

— Proteſtant.

— Alter?

— Siebenundfünfzig Jahre.

— Weiß Er, Delinquent, weshalb Er jetzt vor Gericht ſteht?

— Sire, ſtammelte der arme Sünder.

— Gundling, fuhr der König fort, Wir haben Ihn ſeinem ordentlichen Richter entzogen, um mit Ihm kurzen Prozeß zu machen. Und nun zur Sache! Kennt er dieſe Handſchrift? fragte der geſalbte Inquiſitor und hielt dem Delinquenten ein Blatt Papier dicht vor's Geſicht.

— Ja, Majeſtät; antwortete der Delinquent mehr todt als lebendig.

— Von wem iſt dies Gedicht? rief der Monarch mit ſchneidendem Tone und zornfunkelnder Geberde.

— Sire, von mir! ſtöhnte der Dichter leichenbleich.

— Er thut ſehr wohl daran, ſich nicht auf's Leugnen zu legen, denn es würde Ihm ja doch nichts helfen. Nun geſtehe Er auch, an welche Perſon dies Gedicht gerichtet iſt . . .

— Majeſtät, an eine Dame . . .

— Und ihr Name?

— Sophie Dorothee . . .

— Die Königin? fragte der Monarch in einem Tone, der dem Delinquenten wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz fuhr.

— Nein, Sire!

— Wer war jene ſchwarze Dame, der Er am 17. September, Abends zwanzig Minuten nach Neun, im Schloßgarten dieſen Wiſch überreicht hat?

— Sire, ich weiß es nicht ...

— Prinz, rief der König dem Kammerjunker zu, weiß Er, wer's geweſen iſt?

— Sire, wenn ich nicht irre, ſo war es die ...

— Still, ſtill! Ich mag es nicht noch ein Mal hören! Delinquent, fuhr der König fort, ich beweiſe es Ihm durch ſeine eigene Handſchrift:

„Sieben volle Jahr' ſchon werbe,
Sieben volle Jahr' ſchon ſterbe
Ich für Dich, o Königin!“

— Delinquent, will er noch länger leugnen, daß „Sophia Dorothea, ſeines Herzens Panacea,“ — o Schmach, daß ich dies ſagen muß — die Königin iſt?

— Sire, der Ausdruck „Königin“ iſt blos eine Metapher oder beſſer noch eine Ellipſe; ich wollte damit nichts Anderes, als „Königin meines Herzens“ geſagt haben.

— Die Königin ſeines Herzens iſt auch die des meinigen, und darum iſt das Verbrechen, deſſen Er ſich gegen mich ſchuldig gemacht hat, ein Majeſtätsverbrechen, und auf Majeſtätsverbrechen ſteht ... der Tod.

Dies furchtbare Wort ſchlug bei ihm wie ein zündender Blitz durch Kopf und Füße.

— Und weil ich, fuhr der Groß-Inquiſitor fort, in meiner mir angeborenen Huld und Milde beſchloſſen habe, mit Ihm kurzen Prozeß zu machen, ſo ſoll Er noch heute, eine Stunde nach Sonnenuntergang, nach Spandau abgeführt werden . . .

Majeſtät! ſtöhnte der Verurtheilte.

Maul halten, Delinquent! herrſchte der Monarch. In Spandau angekommen, ſoll Er mit dem zwölften Glockenſchlage, heimlich und in aller Stille, im großen Saale des Rathhauſes mittelſt Schwertes vom Leben zum Tode gebracht, oder, kurz und bündig ausgedrückt, um einen Kopf kürzer gemacht werden, und zwar von Rechtswegen, wie die Herren Juriſten ſagen. Die Sitzung iſt nun aufgehoben, ſchloß Friedrich Wilhelm und geruhte zu ſchellen.

Der Gefängnißwärter trat ein.

Delinquent, ſprach der König, iſt bis auf weitere Ordre in ſein Gefängniß zurückzuführen; doch weil er nur noch wenige Stunden zu leben hat, ſo geſtatte ich, daß man, um ihm ſeinen letzten

Weg zu erleichtern, ihm eine Flaſche vom allerbeſten … Grünberger verabfolgen laſſe, und zwar auf Koſten der Krone, fügten Seine Majeſtät allergnädigſt hinzu und erheben ſich.

Gundling wurde in ſeinen Kerker zurückgeführt.

## XXXIII.

Unſer Held hatte ſein Todesurtheil mit weit mehr Faſſung hingenommen, als ſein Richter und auch Mancher unſerer Leſer ihm zugetraut haben mag. Der Baron war ein ſo eitler Narr, daß der Gedanke, als Günſtling der Königin hingerichtet zu werden, trotz aller Furcht vor dem Henkerbeile, für ihn etwas Erhebendes beſaß.

— Dein Name, ſagte er zu ſich, gehört vom Augenblick Deiner Hinrichtung den ehernen Tafeln der Geſchichte an. Der eben ſo ungerechte als grauſame Urtheilsſpruch, den Friedrich Wilhelm — Partei und Richter in Einer Perſon — im Gefühle verletzter Gattentreue über Dich verhängt hat, wird ſeinen Namen ſchänden, den Deinen aber für ewige Zeiten unſterblich machen. Die Nachwelt wird erfahren, daß Dein Haupt nur als Sühnopfer ſeiner Eiferſucht gefallen iſt, und Deinen Manen eine Thräne des Mitleids weihen. Dein Name wird in den Reihen ruhmgekrönter Märtyrer, dicht neben jenem unglücklichen und doch glücklichen Königsmark*) glänzen, deſſen Herz, wie das Deinige, für eine Fürſtin geſchlagen, welche, wie Dein Ideal, Sophie Dorothee geheißen, und der ſeine Liebe zu ihr mit ſeinem Leben bezahlt hat. Beſſer ſchnell vor den Augen der ganzen Welt als Märtyrer auf dem Schaffot ſterben, als langſam und ungekannt auf dem Krankenbette hinſiechen!

Dann kam der Wein. Und ob es gleich nur

---

*) Philipp Chriſtoph von Königsmark, ſchwediſcher Obriſt und Günſtling der Prinzeſſin Sophie Dorothee, Gemahlin des Kurprinzen Georg von Hannover — nachmaligen Königs von England — wurde im Auguſt 1694 an jenem Abend, an dem er mit ihr einen Plan zur Flucht verabredet haben ſoll, auf Befehl des Kurfürſten Ernſt Auguſt, des Schwiegervaters der Prinzeſſin, durch einen Gardiſten getödtet und ſein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers begraben. Sophie Dorothee aber wurde noch in derſelben Jahre von ihrem Gemahle geſchieden und nach dem Schloß Ahlden abgeführt, wo ſie bis zu ihrem Tode (1726) gefangen ſaß.

Grünberger war, mundete er einem Gaumen, der ſeit vier Wochen nichts als „blonde Dinte“ getrunken, faſt eben ſo gut, wie Liebfrauenmilch und Tokaier. Der „Tartüffe der Hausvogtei“ überſchritt ſeine Weiſung und ließ dem Gefangenen, nachdem dieſer die erſte Flaſche geleert hatte, aus eigener Machtvollkommenheit eine zweite verabfolgen. Gundling gab ſich nun ausſchließlich dem Genuß des Trunkes hin und ſchien, nachdem auch die zweite Flaſche ausgetrunken war, ganz und gar vergeſſen zu haben, daß er mit Einem Fuße bereits auf dem Schaffot, an der Schwelle ſeiner Hinrichtung ſtehe.

— Meine Liebe zur Königin und mein tragiſches Ende, monologiſirte er in ſich hinein, wird mehr als Einem Dichter Stoff zu herzzerreißenden Trauerſpielen geben. Die poetiſche Nachwelt wird mich als Opferlamm meiner Liebe auf die Bühne bringen, und gleichwie man jetzt über Gottſcheds „ſterbenden Cato“ weint, ſo wird man einſt in hundert Jahren — vielleicht auch ſchon früher — über den „ſterbenden Gundling“ in Thränen zerfließen. Schon dieſe Hoffnung allein verleiht mir die Kraft, mit catoniſchem Muthe zu ſterben.

— Der Herr Baron, ſprach der eintretende Inſpector des Gefängniſſes, haben, wie ich zu bemerken mir erlaube, auch die zweite Flaſche geleert. Darf Ihr ganz ergebener Diener Ihnen noch ein halbes Fläſchchen anbieten?

— Ja, frommer Bruder!

Geſtatten Sie mir, Ihnen einzuſchenken. Sehen Sie, Herr Baron, ich liebe die Menſchen, die ſo beherzt wie Ew. Hochwohlgeboren ihrem Henker entgegengehen. Der Tod, der nur unfrommen Seelen Furcht einflößt, iſt den Frommen ein ſtets willkommener Gaſt. Das, was Andere Sterben heißen, nennt der auf Gott vertrauende Chriſt Erwachen zu neuem Leben.

— Schön geſagt, frommer Bruder! Predigen Sie, wenn ich bitten darf, ſo immer weiter fort …

— Das irdiſche Leben, Herr Baron, iſt ein dunkeles Vorzimmer, das in die lichten Räume des ewigen Lebens, in die Gefilde des abendloſen Jenſeits führt, wo nichts als Milch und Honig fleußt …

— Wein und Bier, frommer Bruder, wäre mir wenigſtens viel lieber …

— O Baron, Baron, verſündigen Sie ſich nicht, da Sie bald vor dem Throne des Ewigen ſtehen, der Sie fragen wird: Elender, was haſt Du gethan?

— Ich habe getrunken, werde ich antworten, weil Du mich mit ewigem Durſte begabt haſt.

Sie ſind ein Sünder, Herr Baron.

— Und Sie, Sie ſind ein Heuchler, ein Scheinheiliger, ein Mucker, ein elender Schurke . . .

— Fern ſei es von mir, einem Verbrecher, der am Fuße des Schaffots ſteht, zu zürnen. Ihr ganz ergebener Diener hatte keinen andern Zweck, als Sie zu ermahnen, ſich mit dem Tode, der Ihrer harrt, näher vertraut zu machen.

— Das iſt geſchehen, frommer Bruder. Ich werde ſo ruhig zum Richtplatze, wie Sie, Muſter der Frömmigkeit, zur Kirche gehen.

— Dann, Herr Baron, will ich Sie durch meine Gegenwart nicht länger moleſtiren.

— Thun Sie das, frommer Bruder, ſagte unſer Held und wankte ſeinem Bette zu, um ſich darauf hinzuwerfen, denn die dritthalb Flaſchen Weines hatten, wie vorauszuſehen war, ihre Wirkung gethan.

Tartüffe trat ſeinen Rückzug an und ſein Gefangener ſank bald darauf in feſten Schlaf.

## XXXIV.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang weckte ihn der zurückkehrende Inſpector der Hausvogtei.

— Was giebts? fragte Gundling, aus ſeinem ſüßen Schlafe aufgeſchreckt.

— Entſchuldigung, wenn ich ſtöre! Doch durfte ich, meiner Ordre zufolge, Sie keinen Augenblick länger ſchlafen laſſen, da ſoeben die traurige Stunde Ihres werthen Todes geſchlagen hat.

— Ich ſoll alſo wirklich nach Spandau geführt und dort wirklich geköpft werden?

— Präciſe zwölf Uhr!

— Und wie ſpät iſt es jetzt?

— Zwei Minuten über Neun Ew. Hochwohlgeboren haben alſo, genau gezählt, nur noch zwei Stunden achtundfünfzig Minuten zu athmen.

Dieſe beiden Herren, ſagte der Tartüffe, indem er auf zwei baumſtarke Handlanger der Gerechtigkeit, zwei Diener der hohen Obrigkeit wies, werden die Ehre haben, Sie nach dem Richtplatze zu begleiten und zwar, laut Befehl Seiner Majeſtät des Königs, in einem wohlverwahrten, von allen Seiten zugemachten und von ſechs Soldaten zu Pferde escortirten Wagen. Im Wagen ſelbſt werden der Herr Baron das Weitere erfahren.

— Folgen Sie uns! riefen ihm die beiden Schergen zu.

Der Baron, der noch vor wenigen Stunden ſo viel Heldenmuth affectirt hatte, fühlte ſich jetzt, wo der verhängnißvolle Augenblick erſchienen war, dergeſtalt erſchreckt, daß ſein Herz ihm, ſo zu ſagen, ganz und gar in die Stiefel ſank. Urplötzlich hatten ſich in ſeinem Innern Herzpochen, Ohrenſauſen, Zähneklappern, Knieſchlottern und alle andern Symptome des paniſchen Schreckens eingeſtellt. Und trotz aller Angſt, die alle Venen und Arterien ſeines Leichnams durchpulſte, raffte er, um dieſem Heuchler und ſeinen beiden Begleitern gegenüber als furchtloſer Held zu erſcheinen, die letzten Fünkchen ſeiner Faſſung zuſammen, um ſich keine Bloßen zu geben

Ich fo . . . fo . . . folge! ſtotterte der ſterbende „Cato" und verließ ſeinen Kerker.

Als er kniezitternd in den Wagen eingeſtiegen war, ſetzten ſich die beiden Schergen ihm gegenüber und einer derſelben ſagte zu ihm:

Unſere Ordre lautet, Sie mit verbundenen Augen nach Spandau abzuführen. Sie werden ſich demnach bequemen müſſen, dieſe Binde umzunehmen.

— Warum? Weshalb? Und nach welchem Paragraphen des Geſetzes?

— Das geht uns nichts an, ſagte der Zweite; wir thun, was uns geheißen wird.

Machen Sie alſo keine Umſtände, ermahnte der Erſte.

Sonſt müßten wir Gewalt gebrauchen, fügte der Andere hinzu.

Aber das Geſetz! das Geſetz! ſchrie Gundling, welcher Miene machte, ſich zu wehren.

— Was kümmert uns das Geſetz? grinſ'te der Erſte.

— Ein abſoluter Monarch, wie unſer Herr, kann in ſeinem Lande thun, was er will, ſagte der Zweite und band dem Delinquenten eine große, breite, dicke Binde um die Augen.

— O Monarchie! Monarchie! ſeufzte der Verbundene; von allen Regierungsformen, welche die Tyrannei der Großen zur Knechtung des Volkes erfunden hat, iſt die Monarchie die einfältigſte!

— Schweigen Sie, ſonſt könnte man Ihnen vor Thoresſchluß noch einen zweiten Hochverrathsprozeß an den Hals werfen, ſagte der Eine.

— Bah! prahlte unſer Held, was kann einem Manne, der verurtheilt iſt, heute Nacht geköpft zu werden, wohl noch Schlimmeres begegnen?

— Freveln Sie nicht, Delinquent, warnte der Andere, Sie könnten ſonſt gar leicht außer Ihrem Bischen Kopf noch etwas mehr verlieren . . .

— Zum Beiſpiel?

— Die National-Cocarde!

— O! ſtöhnte unſer armer Baron, was nützt mir die Cocarde, wenn ich den Kopf verloren habe?

— Sie ſind ein ſchlechter Patriot, ſagte der Eine.

— Ein Majeſtätsverbrecher! ſagte der Andere.

Und Beide ſprachen nun keine Silbe mehr. Gundling aber verſank in trauriges Nachdenken. Um ſich Muth zum Sterben einzuflößen, dachte er an Sokrates, welcher, der Gotteslästerung angeklagt, mit wahrhaft heidniſchem Muthe den Schierling trank, an Seneca, der, von Nero zum Tode verurtheilt, mit ſtoiſcher Ruhe ſich die Adern öffnen ließ, ohne einen Laut des Schmerzes zu äußern.

Der Teufel mag wiſſen, warum dieſe alten Heiden weit mehr Muth zum Sterben gehabt, als wir fromme Chriſten. Wir zittern wie Kinder und alte Weiber vor dem Tode. In unſern Augen iſt Ariſtoteles bei all' ſeiner Weisheit doch kein Philoſoph, weil er ſo närriſche Furcht vor dem Tode gehabt, der, nach ſeiner Anſicht, von allen ſchrecklichen Dingen — hört, hört! — das allerſchrecklichſte ſei. Und doch iſt dieſer „Schrecken aller Schrecken", vor dem nur ein ſo fluchbeladener Tyrann wie Ludwig XI. zu erbeben braucht, der einzig wahre Freund des Menſchen, den er von allen Sorgen und Drangſalen, von allen Plagen und Qualen, von Schmerzen und Leiden des Lebens befreit. Und doch iſt der Tod, wie der alte Michel Montaigne ſagt,

„die höchſte Gabe der Natur, die einzige Stütze unſerer Freiheit.“ Und liegt denn zwiſchen Sterben und Hingerichtetwerden eine Kluft, die wirklich ſo grauenvoll iſt, als ſie Manchem unter uns erſcheinen mag? Iſt nicht ein augenblicklicher Schmerz einer jahrelangen Qual, ein raſcher Tod in vollem Bewußtſein einem gliedweiſen, ſtumpfſinnigen Hinſiechen vorzuziehen? Wohl Niemand beſtieg mit größerem Muthe das Blutgerüſt als Heinrichs VIII. Großkanzler, jener eben ſo fromme als weiſe Thomas Morus, der ſeinen Henker erſuchte, nichts weiter als ſeinen Bart zu ſchonen. Chateard, der wegen ſeiner Liebe zur Königin Marie zum Tode verurtheilt wurde, las auf dem Schaffot Ronſard's Todeshymne, die ihm den Muth verlieh, ohne Prieſter, ohne Beichte, ruhig wie ein Opferlamm, ſein Haupt unter das Beil zu legen. Wir kommen noch einmal auf Montaigne zurück, der folgende Beiſpiele anführte: „Ein zum Galgen geführter Verbrecher bat ſeine Schergen, ihn nur durch eine Straße nicht zu führen, aus Furcht, daß ihn dort ein Gläubiger wegen einer alten Schuld beim Kopfe nehmen könnte. Ein Anderer bat den Scharfrichter, ihm ja nicht an die Gurgel zu greifen, damit er ſich nicht todtlachen müſſe, weil er an dieſer Stelle am kitzlichſten ſei. Ein Dritter antwortete ſeinem Beichtvater, der ihm verſprochen hatte, daß er noch heute mit dem lieben Gott zu Nacht eſſen werde: „Gehen Sie ſtatt meiner hin, ich faſte heut.“ Wohl Jeder hat von dem armen Sünder in der Picardie gehört, dem man, als er ſchon auf der Leiter ſtand, ein Freudenmädchen zeigte und ihm — wie es in jenem Lande damals Gebrauch geweſen war — das Leben ſchenken wollte, wenn er die Gefallene geheirathet und dadurch wieder zu Ehren gebracht hätte; unſer Picarde aber ſchrie, als er wahrgenommen, daß ſie häßlich ſei, aus Leibeskräften: „Henkt mich, henkt mich, denn ſie hinkt!“ — Dieſer Zug erinnert uns an einen andern Gebrauch, der in Burgund geherrſcht. Ein berühmter Rechtsgelehrter, Barthélemy Chaſſeneur erzählt, daß ſich dort nach einem uralten Gewohnheitsrechte jeder Verbrecher von der Todesſtrafe befreien konnte, wenn ſich eine ehrbare Jungfrau fand, die ihn auf der Stelle heirathen wollte. Von dieſer „Coutume“, ſagt jener geiſtreiche Juriſt, wiſſe er keinen vernünftigen Grund anzugeben als den, daß dem Unglücklichen durch den lebenslänglichen Eheſtand eine weit härtere Strafe auferlegt werde, als durch die kurze Todesſtrafe. Was ſagt man zu dieſem Grobian?

Doch vergeſſen wir über ihn unſern Gündling nicht. Was hätte es unſerm Helden genützt, wenn jene uralten „Coutûmes“ auch noch zu ſeiner Zeit Geltung gehabt? Spandau, wohin er abgeführt wurde, lag ja weder in der Picardie noch in Burgund, ſondern in der Mark Brandenburg, wo man in dieſem Punkte durchaus keinen Spaß verſtand.

Man war wohl ſchon länger als anderthalb Stunden auf dem Wege. Doch je näher unſer Baron ſeinem blutigen Ziele kam, deſto tiefer ſank ſein Muth, deſto höher ſtieg ſeine Furcht vor dem Tode.

— Wo ſind wir jetzt? fragte er ſeine Begleiter.

Wir haben die größere Hälfte des Weges zurückgelegt.

— Darf ich wohl einen Augenblick die Binde abnehmen?

Nein! ſchrieen Beide zugleich

— Und warum nicht?

— Weil wir, wenn Sie einen Verſuch dieſer

Art unternehmen wollten, beauftragt ſind, begann der Eine . . .

— Sie auf der Stelle mit unſern Degen zu durchbohren, ergänzte der Andere.

— Und das Alles auf Befehl . . .

— Seiner Majeſtät des Königs, ergänzten die treuen Diener ihres Herrn.

Gundling verſank von Neuem in muthloſes Hinbrüten. Hinter ſich hörte er das Pferdegetrampel der ſoldatiſchen Begleitung. Vor ſich ſah er, trotz der Binde um ſeine Augen, den blutbefleckten Henkerblock und das blitzende Schwert in der nervigen Fauſt des harrenden Scharfrichters. Ach, wer von uns weiß es nicht, wie überwältigend groß die Einbildungskraft furchtſamer Menſchen iſt! Der römiſche Präter Cippus, der einen ganzen Tag einem Stiergefecht beigewohnt, hatte, wie Plinius erzählt, die ganze Nacht im Traume ſeine Stirn mit großen Hörnern geſchmückt geſehen. Der arme Cippus! Wer weiß, was dieſer Traum zu bedeuten gehabt! Noch weit ſchlimmer ging es unſerm beklagenswerthen Freunde. Vor Angſt hatte er ſchon weit vor Spandau den Kopf verloren. Seine Einbildung malte ſich die gräßlichſten Bilder aus: er ſah ſich kopflos umherrennen, wie jener ehrenwerthe heilige Dionyſius Areopagita, der ſein vom Rumpfe getrenntes Haupt ſo bequem, wie heutzutage ein Balltänzer ſeinen Claque, unterm Arm trug. Armer Dionys, dreimal ärmerer Gundling! Die Angſt, die jede Faſer ſeines Seins erfüllte, überſteigt die Grenze der Beſchreibung.

Während der arme Freiherr ſeinem Ziele näher und näher rückt, kehren wir noch einmal zu unſerm alten Thema zurück. Ein geſchwinder Tod, ſagt Plinius, iſt die größte Glückſeligkeit des Lebens. Julius Cäſar, gefragt, welches Ende er ſich wünſche, antwortete: ein unerwartetes! Boureau Deslandes hinterließ uns ein höchſt anziehendes Büchlein über große Männer, welche lachend geſtorben ſind*). Zu dieſen Glücklichen gehörte auch Kaiſer Auguſtus, der beim Herannahen des Todes der weinenden Umgebung zurief: „Habe ich meine Rolle gut geſpielt, dann klatſcht mir Beifall zu." Nur Wenige ſtarben ſo ſchön, unter Scherzen und Lachen, unter Küſſen und Koſen, unter Spiel und Muſik, wie Petron und Tigellinus. Nicht Viele ſtarben ſo froh und heiter wie jener leichtſinnige Franzoſe, François de Malherbe, der wenige Sekunden vor ſeinem Ende ſeine Wärterin ſchalt, weil ſie in ihren Worten des Troſtes einmal den Dativ mit dem Accuſativ verwechſelt hatte. Wohl Jedem, der ſo ruhig und gelaſſen ſtirbt wie der berühmte Componiſt Lulli, der eine Viertelſtunde vor ſeinem Ende ſeiner Geige neue Saiten aufzog.

---

*) Der Titel dieſes Werkes heißt: „Réflexions sur les grands hommes qui sont morts en plaisantant. Amst. 1712. 12. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien zu Frankfurt, 1748. 8.

— Wie weit haben wir noch nach Spandau? fragte der zitternde Sünder.

— In zehn Minuten ſind wir am Ziele, erwiderte der Eine.

— Und wieviel Uhr iſt jetzt?

— Dreiviertel auf zwölf, entgegnete der Andere.

— Gottlob! ſeufzte der Baron, dann iſt die Angſt bald überſtanden.

Neun Minuten ſpäter rollte der Wagen über ein bodenlos ſchlechtes Pflaſter ſeinem Ziele zu. Endlich hielt er; Gundling wurde mit Hilfe der beiden Schergen hinausgehoben und, noch immer mit verbundenen Augen, eine große Treppe hinaufgeführt. Der Delinquent, ſchon mehr todt als lebendig, wurde in einen großen Saal geführt, in dem ein unheimliches Geflüſter auf- und niederwogte. Er ſpitzte die Ohren, um zu hören. In demſelben Augenblick ertönte die Uhr. Mit unbeſchreiblicher Todesangſt zählte er die einzelnen Schläge, und als der zwölfte verklungen war, rief eine rauhe Stimme, die alles Blut erſtarren machte, das einzige ſchauer- und verhängnißvolle Wort:

— Niederknieen!

Gundling erfüllte dieſen Befehl um ſo ſchneller, als er ſchon ohnedies, aus Schreck, wie ein Taſchenmeſſer zuſammenſank. Drauf riß ihm eine kalte Hand die Binde von den Augen . . . Gundling fiel mit einem gellend-kraſſen Schrei zu Boden nieder.

War's vollbracht? Hatte der harrende Henker ſein Opfer? Ihr irrt. Einen Augenblick ſpäter richtete der Delinquent ſein Haupt empor, ſchlug die Augen auf und ſah, daß er ſich, ſtatt auf dem Blutgerüſte im Rathhausſaale zu Spandau, im Sitzungsſaale des Tabakcollegiums zu Potsdam, in der Mitte des Königs und ſeiner Umgebung befand.

Träum' ich oder wach' ich? fragte er außer ſich vor Freude. Habe ich noch meinen Kopf? Leb' ich denn wirklich noch?

In demſelben Augenblick ertönten dicht hinter ſeinem Rücken ein paar ſtarke Poſaunentöne, die ihn dergeſtalt erſchreckten, daß er von Neuem zu wanken begann.

— Gundling, rief der König, Du biſt begnadigt!

Und gleich darauf begann das alte Requiem mit dem neu untergelegten Texte:

Aus ſchwarzen Henkershänden
Iſt Gundling auferſtanden,
Er darf nun wieder ſchmauſen
Und pflegen ſeinen Bauch,
Und ſaufen, ſaufen, ſaufen,
Ja, ſaufen wie ein Schlauch!

An dieſem Abende aber verging ihm denn doch die Luſt zum Trinken. Die Todesangſt, die ſchreckenvolle Spannung, die er auf dem Wege von Berlin nach Potsdam ausgeſtanden, hatten ihn dergeſtalt abgeſpannt, daß er ſterbensmüde war.

— Ein ſchlechter Spaß, brummte Gundling vor ſich hin.

— Jetzt, Gundling, begann Seine Majeſtät, weiß Er, wie Jemandem zu Muthe iſt, der ſeiner Hinrichtung entgegen geht. Er iſt matt, wie ich ſehe. Stärke Er ſeinen Leichnam.

— Danke verbindlichſt, ſtöhnte der arme Narr. Geſtatten Ew. Majeſtät Ihrem allerunterthänigſten Knechte, ſich von den Folgen dieſes geiſtreichen Scherzes ein wenig auszuruhen.

— Mach' Er, was Er will! ſagte der König.

Gähnend wankte Gundling nach ſeiner Wohnung heim*).

---

*) Er hatte dort ein ſogenanntes Abſteigequartier.

# XXXV.

Am andern Morgen, nachdem ein erquickender Schlaf ſeine von Todesangſt gefolterte Lebenskraft wieder aufgefriſcht hatte, erſchien einer der Leibärzte des Königs, „um ſich im Namen Seiner Majeſtät nach dem Befinden des Herrn Barons zu erkundigen“.

— Der furchtbare Tag mit allen ſeinen Schrecken iſt überſtanden; ich befinde mich, Dank dem Himmel, ganz wohl; doch werde ich den geſtrigen Abend und die Seelenqual, die ich ausgeſtanden habe, nie vergeſſen, betheuerte Gundling.

— Das glaube ich Ihnen, lieber Baron; doch kann ich Ihnen die angenehme Beruhigung verſchaffen, daß der König Sie glänzend gerächt hat, betheuerte der Aeſculap.

— Mich gerächt? Und an wem?

— An der Gräſin von Knobelsdorf, deren Bosheit jene ganze Intrigue angezettelt hatte.

— Welche Intrigue?

— Jenes verhängnißvolle Rendezvous mit der Königin, die von der ganzen Geſchichte nicht ſo viel weiß, ſagte der Medicinalrath, indem er den Daumen an die Nagelſpitze ſeines kleinen Fingers legte.

— Ihre Majeſtät, ſagen Sie, wiſſe nichts davon? Das glaube ein Anderer; ich bin vom Gegentheil ſo feſt überzeugt, daß ich dem, was Sie mir ſoeben geſagt, widerſprechen muß. Habe ich ſie doch mit meinen eigenen Augen in jener mir ewig denkwürdigen Nacht im Schloßgarten geſehen und geſprochen, hat ſie doch aus meinen eigenen Händen das Gedicht angenommen, das ich als Zeichen meiner Huldigung ihr zu Füßen gelegt...

— Und Sie glauben noch immer, daß jene ſchwarze Frau, die Ihnen das Stelldichein gegeben hat, die Königin geweſen ſei?

— Ei wer denn ſonſt?

— So erfahren Sie denn, lieber Baron, daß jene anmuthvolle, reizumfloſſene, zauberhafte Erſcheinung die Gemahlin des Herrn von Printz geweſen iſt.

— Die Frau meines Todfeindes?

— Die, wie Ihnen bekannt ſein wird, mit Ihrer Majeſtät, namentlich bei Nacht, was Wuchs und Haltung anlangt, eine täuſchende Aehnlichkeit hat.

— Und die zärtlichen Briefe, jene geheimnißvollen Zeilen der Liebe, die ich in ſo mancher ſtillen, ſehnſuchtsvollen Nacht mit brennendheißer Liebesbrunſt vieltauſend Mal geküßt, und die ſelbſt geſtern, in jenen Stunden, als die Todesangſt jedes meiner Haare emporgeſträubt, als tröſtender Talisman auf meinem treuen Herzen geruht?

— Dieſe Briefe hat nicht die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms geſchrieben . . .

— Wer denn? fragte der gelehrte Narr, in hohem Grade aufgebracht.

— Ihre gute Freundin!

— Das verſchobene Parallelepipedon? Die verruchte Knobelsdorf?

— Errathen, lieber Freund! Sie ſelber hat dem Könige Alles geſtanden und ihm eine Abſchrift jener Briefe mitgetheilt . . .

— Und der König?

— Hat, empört darüber, daß ſie die geheiligte Perſon und die Anfangsbuchſtaben des Namens Ihrer Majeſtät zu dieſer Täuſchung zu mißbrauchen gewagt, die Urheberin dieſer ſtrafbaren Myſtification auf ein Jahr als Gefangene nach Küſtrin verbannt.

— Und Frau von Printz?

— Iſt, weil ſie ſich von der Knobelsdorf als Werkzeug jenes Planes gebrauchen ließ, auf ſechs Monate nach Spandau marſchirt.

— Und ihr elender Mann?

— Sitzt nun ſchon ſeit vier Wochen in Spandau, um ſeiner Frau Gemahlin Geſellſchaft zu leiſten.

— O Wonne, o Glück! Nun bin ich für all' das Böſe, was dieſe Elenden mir armen alten Manne zugefügt, königlich gerächt und darf jetzt freier athmen als je, weil ich weiß, daß mein unermüdlicher Quälgeiſt, der mir niemals Ruhe gegönnt, jetzt auf der Feſtung brummen muß. O Majeſtät, wie groß und gerecht biſt Du! Aber wiſſen möchte ich denn doch, warum ich vier ganze Wochen in der Hausvogtei habe ſchwitzen müſſen?

— Das geſchah, wie Seine Majeſtät mich beauftragt hat, Ihnen auseinander zu ſetzen, einzig und allein aus zarter Rückſicht für Ihre Geſundheit . . .

— Für meine Geſundheit?

— Seine Majeſtät gingen dabei von der keineswegs irrigen Anſicht aus, daß ein gewiſſer Grad von Enthaltſamkeit, und eine ſtrenge, regelmäßige Diät das geeignetſte Mittel ſei, den häufig wiederkehrenden Anfällen des Deliriums eine heilſame Grenze zu ziehen. Sie befinden ſich, wie ich ſehe, jetzt wohler als je.

— Sie haben Recht, ich fühle mich neu geſtärkt. Bei dieſer ganzen Geſchichte ärgert mich nur noch Eins . . .

— Daß Sie für die Königin vergebens geſchwärmt . . .

— Daran bin ich weniger als jene elende Ziegeunerin Schuld, die mir einſt prophezeit hatte...

— Daß eine Königin, Ihnen zu Liebe, dem Throne entſagen werde. Ei, was nicht iſt, kann ja noch werden.

— Schweigen wir davon. Mehr als jede

andere Täuſchung, der ich erlegen bin, ärgert mich die, daß ich (bei dieſen Worten riß er ſich ſein Jabot auf und holte aus einer kleinen Blechkapſel die bewußten Briefe hervor) dieſe elenden Wiſche ſo lange mit mir herumgetragen und dieſe heuchleriſchen Zeilen der elenden Intrigantin ſo oft an meine Lippen gepreßt, rief Gundling, indem er die Briefe auf die Erde warf und darauf wuthentbrannt herumtrampelte.

— Seine Majeſtät haben mich beauftragt, Sie auf heute Abend zu einer Partie langen Puff einzuladen; behalten Sie dieſe Papiere, machen Sie Fidibus daraus und zünden Sie damit, Abends beim Spiele, Ihre Pfeife an.

— So war alſo die ganze Süßigkeit des Glückes, das ich ſo lange Jahre geträumt, nichts als eine bittere Täuſchung! O Gipſy, Gipſy, hätte ich Dich nie geſehen! ſtöhnte der arme Narr und ließ, zum erſten Male in ſeinem Leben, wahrhaft betrübt Kopf und Perrücke hängen.

— Warum deshalb verzweifeln? Iſt nicht unſer ganzes Daſein eine ununterbrochene Reihe von Täuſchungen?

— Sie haben Recht, ſeufzte Gundling, hob die Briefe von der Erde auf, zerriß ſie in tauſend kleine Fetzen und citirte dabei den Ovid'ſchen Vers:

„Infandum regina jubes renovare dolorem.“

# XXXVI.

Wir eilen einen Augenblick nach Küſtrin.

Hier, in den einſamen Mauern des königlichen Schloſſes, in demſelben Zimmer, aus deſſen Fenſtern der gefangene Kronprinz Friedrich kurz vorher den treueſten ſeiner Freunde, den Lieutenant von Katt, welcher ihn zur Flucht nach England überredet, auf Befehl ſeines königlichen Vaters hatte enthaupten ſehen, hier ſaß jetzt Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, um „fern von Madrid“ über ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Muße nachzudenken.

Die Enkelin von achtundzwanzig Ahnen lebte hier ein trauriges Daſein. Des Morgens arbeitete ſie an ihrer Ueberſetzung des Perſius, Nachmittags ſchrieb ſie an ihren Denkwürdigkeiten, Abends dichtete ſie nach dem Beiſpiele der Madame Deshoulières,*) zur Verherrlichung ihres unvergeßlichen Freundes, an einem franzöſiſchen Trauerſpiele, betitelt: „Ménéslas“, und Nachts vor dem Einſchlafen verwünſchte ſie die bürgerliche Canaille und vor allen Andern den „ſogenannten Baron“, der ihren Hund erſchlagen.

---

*) Dieſe Dame ſchrieb auf den Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes eine Tragödie „La mort de Cochon, chien de Monsieur le Maréchal de Vivonne.“ (Amſt., 1709.)

## XXXVII.

Von Küſtrin fliegen wir nach Spandau. Hier finden wir Herrn und Frau von Printz, die, ſtatt ſich gegenſeitig ſo gut als möglich Geſellſchaft zu leiſten, ſich gemeinſchaftlich in ſo hohem Grade ennuyren, daß jeder Tag, den ſie in den reizloſen Mauern dieſer koſtbaren Feſtung mit einander verleben müſſen, Beiden ein Jahrhundert dünkt. Das liebenswürdige Ehepaar hätte Deslandes „art de ne pas s'ennuyer“*) leſen ſollen, um daraus das Geheimniß zu erlernen, wie man ſich ſelbſt in Spandau gut amüſiren kann, auch dann, wenn Mann und Frau nur auf ſich ſelbſt angewieſen ſind. Frau von Printz ſeufzte vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, denn viel lieber als die Geſellſchaft ihres langweiligen Gemahls wäre ihr die des franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretärs geweſen, deſſen unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit Herrn von Printz, ſchon ein Jahr nach ſeiner Hochzeit, in den großen, durch alle Länder der Erde weitverzweigten Orden der Hahnreiſchaft eingebürgert hatte.

---

*) Par., 1715. 12. Amſt., 1750. 12.

Armer Herr von Printz, tröſte Dich mit dem Gedanken, daß Du nicht der einzige Edelmann biſt, der dieſer Brüderſchaft angehört, ohne es zu wiſſen oder auch nur zu ahnen, wie Du es ahnſt. Tröſte Dich mit dem beſten König von Frankreich, mit Henri IV., von dem Pater Abraham a Sancta Clara das deutſche „Hahnrei“ ableitet. Andere Sprachforſcher leiten den Urſprung dieſes Wortes, das, ſo viel uns bekannt iſt, zuerſt in den Gedichten von Hofmannswaldau vorkommt, vom bretagniſchen „hannery“ (die Hälfte, d. h. ein halber Mann) ab. Im Altfranzöſiſchen heißt es „Coux“, „Coucuol“ oder „Coquard“, im Neufranzöſiſchen „Cocu“, im Engliſchen „Cuckold“, im Italieniſchen „Becco“ oder „Cornaro.“ Die alten Griechen nannten den Hahnrei Kerasphoros“ (Hörnerträger), oder „Keratias“ (Gehörnter), die Römer hießen ihn „Cucurra“

oder „Cuculus“; Beweis, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern alter und neuerer Zeit unglückliche Ehemänner gegeben, die von ihren Frauen mit dieſem Kopfputz belehnt worden ſind.*)

Doch was kümmern Dich, gekrönter Herr von Printz, die Genealogie und Etymologie, der Urſprung und die Bedeutung dieſes Wortes? Dir genügt die traurige Ahnung, die halbe Gewißheit, daß Du ein Recht auf den Beſitz dieſes Titels haſt, den ſich Niemand wünſcht und den doch ſo Mancher beſitzt! Tröſte Dich mit dem Monde, der ſeine Hörner ſo offen vor der ganzen Welt zur Schau trägt; tröſte Dich mit Jupiter Ammon, dem die Göttin Juno mehr als ein Horn aufgeſetzt, womit man in Lybien ſeine Bildſäule geſchmückt hat. Tröſte Dich mit dem Gemahle der Prinzeſſin Julia, mit dem klugen Agrippa, der, „un cocu comme il faut“, ſeine Hornkrone mit echt ritterlicher Nonchalance getragen hat. Sagt doch ſchon Jeſus Sirach oder ein anderer Sittenprediger:

---

*) Ueber dieſen kitzlichen Punkt exiſtirt eine in ſogenanntem Küchen-Latein geſchriebene Abhandlung u. d. Titel: „Dissertatio de Hanreitatum materia, quam auspice Venere decreto et auctoritate amplissimi cornutorum ordinis in inclyta et antiqua ubivis Academia Hanreorum famosissimorum a praeside Josepho Cornigero, summo cornuto, publice discutiendum proponit in collegio uxorum Bartholomaeus Alectrochoras, Henriopol. Cornutorum 1627. 4. Nicht minder witzig iſt die franzöſiſche „Dissertation sur les cornes anciennes et modernes“ (von J. F. M. Vieilh de Boisjoslin). Par. 1786. 4. und äußerſt tröſtend der „Sermon pour la consolation des Cocus.“ Amboise. 1751. 12.

— Trage Dein Kreuz und murre nicht!

## XXXVIII.

Die ſechs Monate, welche der „gehörnte Siegfried“ — denn dies war der Vorname des Herrn von Printz — in Spandau verleben mußte, waren für den Helden unſerer Erzählung die harmloſeſte, ruhigſte und glücklichſte Zeit ſeines ganzen Lebens am Hofe. Seit dem letzten, freilich ſehr plumpen Spaße, bei dem er mit einer achtſtündigen Todesangſt davon gekommen, war für ihn eine wohlthuende Pauſe eingetreten; er wurde nur höchſt ſelten, und auch dann blos vom Könige geneckt, und durfte ſich in der Stille ſeines Herzens ſeines Triumphes freuen, daß zwei ſeiner erbittertſten Feinde und Quälgeiſter für alle die luſtigen Poſſen und boshaften

Streiche, die ſie ihm während der letzten vier Jahre geſpielt, in Spandau und Küſtrin ſchmachten mußten, während er der Freiheit genießen und ſich nach Herzensluſt den Freuden des Trunkes hingeben durfte, ohne befürchten zu müſſen, in eine neue Schlinge ſeines ſchadenfrohen Gegners zu fallen.

So war denn unter Ruhe und Frieden das Jahr 1731 herangerückt. Am 15. Februar wurde Herr von Printz, der ſeine ſechsmonatliche Feſtungsſtrafe überſtanden hatte, wieder auf freien Fuß geſetzt. Niemand nahm an dieſem Ereigniſſe freudigern Antheil als der franzöſiſche Geſandtſchaftsſecretär, welcher ſeiner ſchönen Landsmännin nun wieder ungeſtört den Hof machen konnte. Keinen aber beunruhigte die Freilaſſung des „geweihten Ehemanns“ mehr als unſern armen Gundling, der ſich mit Schrecken geſtand, daſſ die „ſchönen Tage von Aranjuez“ nun vorüber ſeien, und daß jetzt wieder eine böſe Zeit, die Zeit des Schabernacks, für ihn beginne.

Der Aermſte hatte ſich nicht getäuſcht, denn ſchon vierzehn Tage ſpäter ſpielte ihm der boshafte Kammerjunker einen neuen Streich, den wir unſern Leſern, ſo kurz und ungeſchminkt wie ihn einer der

Biographen Gundlings*) erzählt, wörtlich wiedererzählen wollen.

„Zu Wuſterhauſen — ſchreibt unſer Gewährsmann — hatte ſich Gundling einmal ſo voll geſoffen, daß er taumelnd nach Hauſe ging. Auf der Brücke, welche über den gefrornen Schloßgraben führt, packten ihn verabredetermaßen ſechs große Grenadiere an, befeſtigten ihn an ſtarke Stricke und ließen ihn, ohne ſich an ſein entſetzliches Geſchrei zu kehren, in den Schloßgraben hinab. Sie verſahen es aber und ließen ihn unglücklicherweiſe eher fahren, als er mit dem Körper das Eis erreicht hatte, welches Gundling durch die Schwere ſeines Körpers eindrückte. Der Arme ſtak nun im Waſſer und mußte ſich mit beiden Ellenbogen auf's Eis ſtützen, um nicht ganz unterzuſinken; Hut und Perücke waren verloren. Dieſe tragikomiſche Scene ließ der König mehr als einmal malen und die Gemälde in ſeinen Luſt- und Jagdſchlöſſern anbringen.“

Wir ſelber haben nur noch hinzuzufügen, daß Herr von Printz, der Urheber dieſes neuen Bubenſtücks, ſich, wie er noch in derſelben Nacht ſeiner

---

*) Samuel Baur. Band I. Seite 327.

Frau Gemahlin erzählt, „darüber ſcheckig gelacht", Herr von Gundling aber, der durch dieſes kalte Bad plötzlich nüchtern geworden war, vor Schreck und Erkältung die Roſe bekommen hatte, die ihn von Neuem auf's Krankenlager warf.

Kaum geneſen gab er ſich von Neuem ſeiner alten Leidenſchaft hin. Der Trunk hatte ſein Gehirn allmälig mehr und mehr abgeſtumpft, ſo zwar, daß er jetzt ganz ſein Gedächtniß verlor. Man erzählt von dem bekannten Geſchichtsſchreiber Johann Sleidanus, ſein Gedächtniß ſei im Alter ſo ſchwach geworden, daß er endlich ſogar die Namen ſeiner Kinder vergeſſen habe. Hofrath Cöper, der Manches geſchrieben haben ſoll, was unter Gundlings Namen erſchienen iſt, war boshaft genug, das, was er von Sleidanus geleſen, auf Gundling anzuwenden und zu behaupten, Gundlings Gedächtniß ſei ſo zerrüttet geweſen, daß er einmal ſogar ſeinen eigenen Namen vergeſſen und lange nicht gewußt habe, ob er oder Cöper den „Beſtand des ruſſiſchen Kaiſertitels" verfaßt, eine Schrift, wofür Gundling von der Kaiſerin Katharina I. fünf goldene Medaillen, im Werthe von vierhundert Reichsthalern, als Geſchenk erhalten hatte.

Zuletzt verlor er wirklich den kleinen Reſt der ihm übrig gebliebenen Beſinnung und vergaß einmal ſogar die Reihenfolge der Tage. Eines Abends ſoll er in Gegenwart der Mitglieder des Tabakcollegiums ſteif und feſt behauptet haben, auf Sonntag folge Sonnabend, denn — fügte er in einem lichten Augenblicke hinzu — erſt habe Gott den Tag und dann die Nacht geſchaffen, **ergo** folge erſt Sonnabend auf Sonntag. Bedauernswürdiger Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du Dir darum ſo viel hiſtoriſche Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage beweiſen kannſt, daß der Sonntag dem Sonnabend vorangehe?

Ende März mußte Gundling dem Könige nach Potsdam folgen. Hier erkrankte er auf's Neue und ſtarb nach vierzehn Tagen, am 11. April, allem Anſcheine nach an den Folgen des letzten Schreckes.

Als man Seiner Majeſtät dem Könige die Nachricht überbrachte, Herr von Gundling habe ſeinen Geiſt aufgegeben, meinte Friedrich Wilhelm:

— Sagt lieber, er hat das Trinken eingeſtellt! Schade um den Patron! Er war ein prächtiges

Exemplar von einem Narren und mir weit lieber als ein ganzes Schock hochgelahrter Federfuchser. Der Gundling war ein treuerer Unterthan als jener hyperkluge Geheimerath und Profeſſor Chriſtian Thomaſius*), der durch Abſchaffung der Hexenprozeſſe und der Tortur die Macht der hohen Juſtiz unnöthigerweiſe eingeſchränkt und die Furcht des Volkes vermindert hat; ein brauchbareres Subject als jener hochweiſe Mathematikus Chriſtian Wolf**), deſſen Philoſophie allen blinden Gehorſam aufhebt und aus Soldaten Deſerteure macht. Der Teufel hole das Gelehrten-Pack! Da lob' ich mir den ſeligen Gundling! Der wußte, was „blind gehorchen“ heißt, der fügte ſich in Alles. Und darum will ich ſelber Sorge tragen, daß er ſeinem Range gemäß anſtändig beerdigt werde. Schade, daß der Quanz aus Dresden jetzt nicht in Berlin iſt. Er hätte, meinem Narren zur Ehre, einen Todtenmarſch componiren müſſen; meine Dudelſackpfeifer aber verſtehen das nicht.

---

*) Thomaſius (geb. am 1. Januar 1655 zu Leipzig) ſtarb am 23. September 1728 als Rector der Univerſität zu Halle.

**) Durch eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. November 1723 war Wolf, unter Androhung des Stranges, gezwungen worden, Halle zu verlaſſen, worauf er ſich nach Caſſel und von dort nach Marburg begab. Dort blieb er bis zum Jahre 1740, wo ihn Friedrich der Große, der manche Unbill ſeines Vaters wieder gut machte, als Geheimerath und Vicekanzler der Univerſität nach Halle berief. Drei Jahre ſpäter wurde er an J. P. von Ludewigs Stelle Kanzler derſelben.

Als Gundlings Leiche, auf Befehl des Königs, der einen Augenblick den falſchen Verdacht gehegt, daß ſein Narr vielleicht vergiftet worden ſei, geöffnet wurde, fand man in ſeinem Magen ein großes Loch, das die Aerzte einſtimmig dem übermäßigen Genuß der hitzigen Getränke, die der Todte in ſeinem Leben vertilgt hatte, zuſchrieben. Wenn man annimmt, daß Gundling blos vom Jahre 1717, wo er als Ceremonienmeiſter in die nächſte Umgebung des Königs gekommen war, bis zu ſeinem Ende täglich im Durchſchnitt mindeſtens ſechs Flaſchen Wein, Bier, Punſch und Schnaps getrunken hatte, ſo macht das in 14 Jahren über 30,660 Flaſchen. Kein Wunder alſo, wenn dann auch der allerbeſte Magen endlich einen Riß bekommt.

Die Leiche wurde unter feierlicher Begleitung ſämmtlicher Mitglieder des Tabakcollegiums, mehrerer

Officiere und Magiſtratsperſonen und der ganzen Schuljugend, Lehrer und Cantor an der Spitze, nach Bornſtädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen Dorfe gebracht und in der dortigen Kirche, und zwar in jenem Weinfaß beigeſetzt, in dem er während ſeines Lebens mehr als ein Mal ſtark gebechert und betrunken übernachtet hatte. Das geruhten Seine Majeſtät ein anſtändiges Begräbniß zu nennen.

Einige lutheriſche Geiſtliche, die ſich geweigert hatten, dieſem profanen Sarge zu folgen, wollte Friedrich Wilhelm, gewohnt, auch mit der Geiſtlichkeit kurzen Prozeß zu machen, in der erſten Aufwallung ihres Amtes entſetzen; nachdem ſein Zorn ſich aber gekühlt hatte, war er gerecht genug, einzuſehen, daß ſie diesmal nicht Unrecht gehabt.

— — — — — — — — — — —

Mit Gundling ſtarb der letzte Hofnarr. Seine Amtsgenoſſen am Hofe Friedrich Auguſts II. von Sachſen erhielten den Befehl, ſeinetwegen tiefe Trauer anzulegen und bei Hofe mit ſchwarzen, zwanzig Ellen langen Schleiern und langſchweifigen Trauermänteln zu erſcheinen. Das war denn auch Alles! Friedrich Wilhelm ſelbſt war ein viel zu großer Egoiſt, um ſich lange über den Verluſt eines

Unterthanen zu grämen. Acht Tage ſpäter war Gundling vergeſſen.

Herr von Prinƒ aber hatte gleich nach ſeinem Tode mit Hilfe einiger anderen Hofpoeten folgende Grabſchrift zuſammengebracht:

Gundling hat nun ausgeſoffen
Und fortan nichts mehr zu hoffen
Von dem Wein aus dieſem Faß.
Selbſt im Sterben ſchmerzt' ihn das!
Drum war es ſein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille
Sein mit Wein gefüllter Bauch
Käm' in eben dieſen Schlauch,
Daraus er ſich unverdroſſen
Oft den Leib hat vollgegoſſen.
Sage, Leſer, wenn Du lieſt,
Ob das nicht ein Schweinpelz iſt?

Wir überlaſſen es dem Leſer dieſer Grabſchrift, zu entſcheiden, ob ſich das durchſchoſſene Wort auf Gundling oder Herrn von Prinƒ beziehen ſoll.

# XXXIX.

Friedrich Wilhelm I. überlebte ſeinen Narren. Seine Majeſtät der König geruhte am 31. Mai des Jahres 1740 im kaum vollendeten zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens, und im achtundzwanzigſten ſeiner Regierung zu ſterben und ſeinem glorreichen Nachfolger, Friedrich II., ein wohldisciplinirtes Heer von 70,000 Mann und einen Schatz von 9 — 10 Millionen Thalern zu hinterlaſſen. Trotz mancher kleinen Fehler war der Verſtorbene ein großer Monarch, ein tüchtiger Staatswirth, dem das Königreich Preußen die Grundlage ſeiner militäriſchen Größe und manches Andere zu verdanken hat. Friedrich Wilhelm war es, der das mittelalterliche Lebensweſen aufgehoben und unter Mitwirkung des Großkanzlers Freiherrn Samuel von Cocceji das ganze

Juſtizweſen umgeſtaltet und die Rabuliſterei des Advokatenſtandes, der ihm faſt noch verhaßter als das Gelehrten-Volk geweſen war, wohlthätig beſchränkt hatte. Außerdem hat er noch als Gründer der Charité und des Waiſenhauſes in Berlin und des Waiſenhauſes in Potsdam gerechte Anſprüche auf die Achtung der Geſchichte und auf den Dank ſeines Landes.

Außer ſeinem Thronfolger hinterließ er noch drei Söhne: Auguſt Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, wie auch zwei Töchter, von denen ſich die Eine, Friederike Wilhelmine Sophie, am 20. November 1731, etwas über zwanzig Jahre alt, mit dem Erbprinzen von Baireuth vermählte und während ihrer ganzen Ehe mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, die ſie in ihren Denkwürdigkeiten erzählt.*) Die andere Prinzeſſin, Anna Amalie, (geb. am 9. November 1723,) in ihrem einundzwanzigſten Jahre zur Aebtiſſin von Quedlinburg ernannt, war eine Schülerin Kirnbergers und zeichnete ſich als vortreffliche Klavierſpielerin und tüchtige

---

*) Ihre „Mémoires depuis l'anné 1706 jusqu'a 1742", erſchienen zu Braunſchweig, 1810, 2 Bde. 8. und in deutſcher Ueberſetzung zu Stuttgart, 1811. 2 Bde. 8.

Componiſtin aus, für die, zehn Jahre ſpäter, der Kammerherr Friedrichs des Großen, der berühmte Voltaire, geſchwärmt haben ſoll.*) Sie ſtarb am 30. März 1787 zu Berlin und vermachte ihre große muſikaliſche Bibliothek, deren Werth auf 40,000 Thaler geſchätzt wurde, als unveräußerliches Eigenthum dem Joachimsthaler Gymnaſium zu Berlin.**)

Friedrich Wilhelms Gemahlin, die eben ſo tugendhafte als liebenswürdige Königin Sophie Dorothee, eine eben ſo treffliche Gattin als zärtliche Mutter, geliebt und geprieſen von jedem ihrer Kinder, und vor Allen von Friedrich dem Großen verehrt, ſtarb am 28. Juni 1757 im Schloß zu Monbijou. Ein Jahr ſpäter ſtarb ihre ältere Tochter, die Markgräfin von Baireuth.

---

*) Sie hinterließ außer einigen andern Compoſitionen auch das von Ramler gedichtete Oratorium, „den Tod Jeſu", in welchem ſie mit Graun um die Siegespalme rang.

**) In dieſer Bibliothek, die noch jetzt beſteht, leider aber nur Wenigen zugänglich iſt, befinden ſich auch die von Georg Liſiewsky gemalten Bildniſſe ihres Meiſters Johann Philipp Kirnberger und des großen Tondichters Johann Sebaſtian Bach.

# XL.

Von den Hauptfiguren unſerer Erzählung bleiben noch Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, Siegfried von Printz und deſſen Gemahlin übrig.

Die Erſtere ſtarb, vier Monate nach ihrer Entlaſſung aus der Citadelle von Küſtrin, in einem Alter von zweiundſechszig Jahren, am Gallenfieber. Ihr großes Vermögen, ihre prachtvolle Bibliothek und ihre leider unvollendete Ueberſetzung des Perſius vermachte ſie ihrem Neffen, dem Freiherrn Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorf, mit dem ſie ſich, drei Tage vor ihrem Ende, wieder ausgeſöhnt hatte.

— Ich ſterbe nicht ruhig, ſagte ſie zu ihrem Erben, denn ich fürchte im Jenſeits mit der „zweibeinigen Pfütze" (damit meinte ſie den Freiherrn von Gundling)-zuſammenzukommen.

An Herrn von Printz wurden die Manen des ſeligen Barons auf ſchreckliche Weiſe gerächt. Ein Jahr nach dem Tode unſeres Helden entfloh Frau von Prinz mit dem franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretär nach England und von dort nach Italien. Hier, erfuhr man ſpäter, habe ihr Verehrer, der wetterwendiſche Adonis, ſie bei Nacht und Nebel verlaſſen und ſei — Niemand erfuhr wohin — entflohen. Der armen Franzöſin blieben in Rom, wo ſie ſich damals befand, nur zwei Wege offen: der Weg der Sünde und der Tugend, die Wahl zwiſchen Bordell und Kloſter. Einem unverbürgten Gerüchte zu Folge ſoll Frau von Printz das Letztere gewählt haben.

Ihr Gemahl, der bis zu ſeinem fünfundvierzigſten Jahre Kammerjunker geblieben war, ſoll ſpäter, nachdem er ſein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, Spieler geworden und als ſolcher — Betrugs halber — die Einen ſagen im Duell, die Andern behaupten im Zuchthauſe, geſtorben ſein.

Gundling, das Schickſal hat Dich gerächt. Armer Narr, ſchlafe ſanft und ruhig!

Ende des erſten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Pogerm Oettinger
1030 pt
Re

GESCHENK
FRESENIUS

# Potsdam

und

# Sans-Souci.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Leipzig, 1848
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK

# Sans-Souci.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## I.

Außerhalb der Thore von Potsdam erhebt ſich auf einem ſehr beſcheidenen Hügel von kaum ſechzig Fuß Höhe das königlich preußiſche Luſtſchloß Sans-Souci, das Tusculum des gekrönten Philoſophen, der Lieblingsaufenthalt Friedrichs II., der hier, nach Abſchluß des Friedensvertrages zu Dresden*) auf dem Lorbeer ruhte, den er in den blutigen Schlachten bei Hohenfriedberg**) und Keſſelsdorf***) ſich erkämpft hatte. Hier lebte der „Philoſoph von Sans-Souci", im Schatten der Siege ſeiner Kriegskunſt, den heitern Künſten des Friedens, umgeben

---

*) 25. December 1745.
**) 4 Junius 1744.
***) 15. December 1745.

von einer kleinen, aber auserwählten Schaar geiſtreicher Franzoſen, aus welchen wir ein vierblätteriges Kleeblatt hervorheben, das er ſeine „philoſophiſche Leibgarde“ und — dann und wann — ſeine „vier Winde“ zu nennen geruhte.

Im rauhen Nordwinde begrüßen wir den Caligula der franzöſiſchen Literatur, den gefeierten Dichter und gefürchteten Spötter François Marie Arouet de Voltaire*); im milden Südwinde lächelt uns der äußerſt ſanfte, gutmüthige, aber ewig verliebte Philoſoph Jean Baptiſte de Boyer, Marquis d'Argens**), einer der liebenswürdigſten Epicuräer, entgegen; der ſcharfe Oſtwind iſt der ſehr gelehrte, aber höchſt pedantiſche Naturforſcher und Mathematiker Pierre Louis Moreau de Maupertuis***), und der ſchmiegſame Weſtwind zeigt uns den ewig heitern Cyniker und Atheiſten Julien Offray de La Mettrie. †)

---

*) Geboren am 20. Februar 1694 zu Châtenay bei Sceaux. Den Beinamen Voltaire ſoll er zu Ehren einer Geliebten aus früher Jugendzeit angenommen haben.

**) Geb. am 24. Junius 1704 zu Aix in der Provence.

***) Geb. am 17. Julius 1698 zu Saint-Malo.

†) Geb. am 25. December 1709 in derſelben Stadt, in welcher Maupertuis das Licht der Welt erblickt hat.

Dem Erſten dieſer vier Herren hatte der König von Preußen den Kammerherrenſchlüſſel, den Orden pour le mérite und — was ihm lieber als Beides war — eine Penſion von zwanzigtauſend Livres zu Theil werden laſſen; außerdem hatte Herr von Voltaire freie Wohnung im Schloß zu Potsdam, freie Tafel und freie Equipage, und für dies Alles hatte der „Sänger der Henriade“, der Verfaſſer des „Siècle de Louis XIV.“ blos die eine Verpflichtung übernommen, die ſchwarze Wäſche Seiner Majeſtät zu waſchen oder, mit andern Worten ausgedrückt, die franzöſiſchen Verſe des großen Königs von deutſchen Fehlern zu reinigen.

Der Zweite, den Friedrich der Große in die Reihe ſeiner Kammerherren aufgenommen hatte, war außerdem Director der Berliner Akademie der ſchönen Künſte und bezog als ſolcher, ſeit ſeiner Niederlaſſung in Berlin, einen Jahrgehalt von zwölftauſend Livres. Marquis d'Argens war der Liebling Seiner Majeſtät, weil er, fern von allen Hof-Intriguen und ganz ohne allen Ehrgeiz, auf Nichts ſo ſtolz als auf das Wohlwollen des Königs von Preußen zu ſein ſchien.

Der Dritte hatte die Ehre, ſeit 1746 Präſident der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu ſein.

Der Vierte endlich war der nur ſelten zu Rathe gezogene Arzt und Vorleſer des Königs. Auch er wohnte zu Potsdam im königlichen Schloſſe und — ſo oft ſich der Hof in Berlin befand — im Hôtel des franzöſiſchen Geſandten, des Herrn von Tyrconnel.

Der Aelteſte unter ihnen war Voltaire, der Jüngſte La Mettrie.

Drei dieſer Herren waren noch ledig. Nur Maupertuis hatte ſich, bald nach ſeiner Ankunft in Berlin*), mit einem ſchon ziemlich bejahrten, aber auch ziemlich reichen und vornehmen Fräulein aus Pommern, Adelgunde Borck von Borckenthal, vermählt. Kurze Zeit nach ihrer Verheirathung ſah ſie ſich, zur Freude ihrer ganzen Familie, zur Hofdame der Prinzeſſin Amélie, der Schweſter des Königs, erhoben. Ganz Pommern ſchwelgte in gerechtem Jubel.

Aber auch die nächſte Umgebung Friedrichs II. beſtand größtentheils aus Franzoſen. Sein Privatſecretär war Herr Louis Darget, ſein Leibkoch Jacques Narciſſe Noël.

---

*) 1745.

Dieſe und einige andere Perſonen, die wir unſerm freundlichen Leſer ſpäter vorſtellen wollen, bilden den Rahmen eines kleinen Gemäldes, deſſen Mittelpunkt eine der hervorragendſten Erſcheinungen der deutſchen Geſchichte iſt.

## II.

Es war im Juni des Jahres 1750.

In einem der freundlichſten Küchenzimmer zu Sans-Souci ſaß Herr Jacques Narciſſe Noël, die Vorſehung des königlichen Magens, in einem großen, höchſt bequemen Lehnſtuhle, die Beine ausgeſtreckt und ein Büchlein in der Hand, das wohl nur Wenigen unſerer Freunde bekannt ſein dürfte; es war des Abbé de Villars „Comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secrètes et mysterieuses“*), ein mit Wundern aller Art angefülltes Werk, das unſerm leichtgläubigen Küchenmeiſter die Ueberzeugung vom Daſein guter und böſer Geiſter verſchaffte und ſeine erhitzte Fantaſie mit Nixen und Gnomen, Sylphen und Salamandern bevölkerte.

---

*) Dieſes anziehende Werk erſchien zu Amſterdam 1700. 12.

Unter dieſen geheimnißvollen Weſen, welche die vier Elemente, Waſſer und Erde, Luft und Feuer bewohnen, fühlte er ſich am meiſten zu den Geiſtern der Luft, zu den Sylphen, hingezogen. Ein Bretagner von Geburt, hatte er ſchon mit der Muttermilch den Glauben an die ſogenannten Feen eingeſogen und ſich von Jugend auf der ſüßen Hoffnung hingegeben, auch er werde einſt, wie jener Luſignan, die Bekanntſchaft einer ſchönen, liebetrunkenen Meluſine machen.

Herr Noël hatte das vierzigſte Jahr erreicht, ohne dieſe Hoffnung erfüllt zu ſehen.

Ermüdet von jener Lectüre, war er gegen Sonnen-Untergang in ſeinem Lehnſtuhle eingeſchlaſen und dann erſt aufgewacht, als einer ſeiner Küchenjungen es gewagt hatte, den Schnarchenden durch ein raſches Zupfen an dem über der Lehne herunterhangenden Zipfel ſeiner ſchneeweißen Nachtmütze aus ſüßen Träumen aufzureißen.

— Biſt Du es, holde Fee? rief er aus und ſtarrte mit ſchlaftrunkenen Augen um ſich, ohne den kleinen Küchen-Trabanten zu bemerken, der, flink und geräuſchlos wie ein Kobold, im Nu verſchwunden war.

— Welch ein Traum hat mich geneckt! Jene ſchöne Fee, die, wie meine ſelige Mutter mir in einem Wiegenliede oft genug vorgeſungen hat, eine meiner Pathinnen geweſen ſein ſoll, war mir in der Geſtalt eines himmelblauen Vogels mit ſchneeweißen Flügeln erſchienen. Er hatte ſich auf meine linke Schulter geſetzt und mir ein geheimnißvolles Wort eingeraunt, das ich, im Traume hundert Mal wiederholend, im Augenblick des Erwachens vergeſſen habe. O ich Dummkopf! rief der Küchenmeiſter, riß ſich die Nachtmütze vom Kopfe herab und warf ſie mit tragikomiſcher Wuth auf den Fußboden. Mit Hilfe dieſes Wortes hätte ich, wie mein kleiner Vogel mir vertraut hatte, tauſend blaue Wunder in Scene ſetzen und jeden meiner Wünſche in Einem Nu erfüllen können. Die kleine, blaſſe Joëline, die dralle Fee im Corps de Ballet, die gegen mich allein die kalte, unerbittliche Artemiſia ſpielt, die kleine, eigenſinnige Hexe, welche alle Ragouts, durch die ich mich in ihr Herz einſchmeicheln will, mit ſchnöder Verachtung zurückweiſt, lag, von der Magie dieſes einzigen Wortes bezwungen, zu meinen Füßen und flehte um Verzeihung. In demſelben Augenblick, als ich die kleine Spröde in meine

Arme ſchließen will, erwache ich aus meinem Traum. Und ich Eſel habe jenes Wort vergeſſen!

— Herr Noël, ſagte ein ſchmucker Page, der ſoeben in's Zimmer trat, ich erſcheine im Auftrage Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzeſſin Amélie, die Sie erſuchen läßt, Ihr noch heute die Ehre Ihres Beſuches zu ſchenken.

— Was wünſcht die Prinzeſſin? fragte der Küchenmeiſter.

— Mit Herrn Noël Rückſprache nehmen über ein Souper dinatoire, das ſie heute über acht Tage im großen Marmorſaale zu geben gedenkt.

— Sagen Sie Ihrer Königlichen Hoheit, daß ich kommen werde.

Der Page entfernte ſich. Die Vorſehung der königlichen Küche pflanzte ſich dicht vor dem Spiegel auf, warf einen ſehr wohlgefälligen Blick hinein und ſagte zu ſich ſelbſt:

— Guter Noël, wenn Deine Menſchenkenntniß Dich nicht trügt, ſo iſt die Schweſter Deines Königs in Dich verliebt! Denn ſo oft die Prinzeſſin Dich gewahrt, wirft ſie Dir einen jener vielſagenden Blicke zu, die mich ahnen laſſen, daß meine Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hat.

Es vergeht kein Tag, ohne daß ſie mich zu ſich bitten läßt, um mir tauſend Artigkeiten über meine Küchen-Leiſtungen zu ſagen. Ein erſt jüngſt von mir neu erfundenes Gericht, ein Ragout à la Sardanapale, hat den König dergeſtalt entzückt, daß er einen Brief in Verſen an mich gerichtet hat. Ihre Königliche Hoheit, eine erleuchtete Kennerin der höheren Kochkunſt, iſt noch weiter gegangen und hat mir vor einigen Tagen höchſteigenhändig dieſe Brillantnadel in's Jabot geſteckt mit den Worten: „Dies Ragout allein macht Sie unſterblich!“ O hätte das meine Mutter anhören können! Ja Noël, Du biſt ein Glückskind! Eine gute Fee iſt Deine Pathin geweſen!

Der Küchenmeiſter warf ſich in ſein goldgeſticktes Gallakleid und verfügte ſich, ſtolz wie ein Pfau, zur Schweſter des Königs.

# III.

Prinzeſſin Amélie war eine der ſchönſten und einnehmendſten Frauen am Hofe des Dichter-Königs, den ſein weihrauchſtreuender Kammerherr den „nordiſchen Salomo" getauft. Friedrich hatte ſeiner Schweſter eine lange Liſte junger und alter Fürſten vorgelegt, die ſich bei ihm um deren Hand beworben hatten; aber Keiner von Allen war ſo glücklich geweſen, in den Augen dieſer klugen Schönheit, die Jedermann für eine abgeſagte Männerfeindin hielt, Wohlgefallen zu finden. — Gedrängt von ihrem königlichen Bruder, endlich eine Wahl zu treffen, hatte ſie ihm rund heraus erklärt, ſie wolle frei und ledig bleiben. Einundzwanzig Jahre alt, hatte ihr der König, in einer Anwandlung von roſenfarbener Laune, eine der ſchönſten Präbenden, die

Abtei Quedlinburg, geſchenkt, durch die ſie ein jährliches Einkommen von hundertzwanzigtauſend Thalern erhielt.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg war erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, als Frankreichs Ariſtophanes, der ci-devant Günſtling der allmächtigen Marquiſe von Pompadour, der ſechsundfünfzigjährige Kammerherr ihres Bruders, in das einförmige Leben des Hofes von Sans-Souci etwas Abwechslung hineintrug.

Herr von Voltaire, der, trotz ſeines vorgerückten Alters und ſeiner unſchönen Perſönlichkeit, ganz Franzoſe und als ſolcher eitel genug war, ſich jeder Dame gegenüber äußerſt gefährlich zu halten, hatte ſich bei jeder Gelegenheit in die Nähe der verführeriſch-ſchönen Aebtiſſin gedrängt und den ganzen Schacht ſeiner Liebenswürdigkeit, ſo wie den ganzen Knäuel ſeines allerdings blendenden Geiſtes entwickelt, um das ſpröde Herz der Prinzeſſin für ſich einzunehmen. Die Aebtiſſin machte bald kein Geheimniß daraus, daß der „alte Herr“, der die glänzende Gabe geiſtreicher Unterhaltung beſaß, ihr mehr Genuß gewähre, als der ganze Schwarm jener hirnloſen Cavaliere, deren Converſation ſtets in's Stocken zu gerathen pflege, ſobald das alltägliche Geſpräch von ſchönem oder häßlichem Wetter, von ihren Pferden und Hunden erſchöpft ſei.

— Voltaire, ſagte Prinzeſſin Amélie zur Gräfin Kleiſt, iſt ein alter Papagei, der mit Geiſt aus allen Tonarten zu plaudern verſteht. Er iſt ein eitler Narr, aber ein vortrefflicher Schwätzer, in deſſen Geſellſchaft manche träge Stunde die Dauer einer flüchtigen Minute zu haben ſcheint.

Vor Voltaire's Ankunft hatte ſich Friedrichs Schweſter am Hofe ihres Bruders königlich gelangweilt und nur dann und wann am Klaviere — ſie war eine Schülerin Kirnbergers — eine kurze Zerſtreuung gefunden. Jetzt war es anders. Der „alte Herr“ hatte ſich freiwillig angetragen, bei Ihrer Königlichen Hoheit die Lücke eines Vorleſers auszufüllen, und ſowohl ſie als der König hatten keinen Anſtand genommen, ihm dieſe Huld zu bewilligen. Seine Eitelkeit fühlte ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt.

— Die gute Amélie, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſcheint nach und nach zu begreifen, daß der nähere Umgang mit uns nicht zu verachten iſt.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg ſaß eben am

Klaviere, beſchäftigt mit der Einübung einer neuen Sonate ihres berühmten Meiſters, als ihr Page eintrat, um den Küchen-Chef Seiner Majeſtät des Königs anzumelden.

— Willkommen, Meiſter Noël! rief die Prinzeſſin ihm entgegen.

— Hoheit, voll Ehrfurcht beuget ſein Knie der Treuſte der Treuen.

— Soll dies ein Hexameter ſein?

— Ja oder auch nein, erwiderte der Quirlheld, der im Punkte des Versmaßes ſeiner Sache nicht ganz ſicher war; aber jedenfalls ſind dieſe Worte die Aeußerung treuer Anhänglichkeit.

— Davon iſt Niemand mehr als die aufrichtige Bewunderin Eures großartigen Talentes überzeugt. Meiſter Noël, fuhr ſie fort, wir ſind geſonnen, Eurem bewunderungswürdigen Genie eine neue Gelegenheit zu ſchöner Thätigkeit zu geben. Morgen oder übermorgen erwarten wir die Ankunft eines Fremden, dem zu Ehren wir heute über acht Tage eine Abendtafel veranſtalten wollen zu hundertfünfzig Couverts. Unſer Gaſt, dem der Ruf eines der feinſten Gaſtronomen vorangeeilt iſt, kommt vom Hofe Ludwigs XV. Wir kennen Meiſter Noëls

Ehrgeiz und brauchen Dem, was wir ſoeben geſagt, nichts mehr hinzuzufügen.

— Noch heute werde ich den Schlachtplan entwerfen und ihn morgen der Sanction Ihrer Königlichen Hoheit unterbreiten.

— Gut, Meiſter; doch haben wir noch eine andere Bitte auf dem Herzen . . .

— Hoheit, befehlen Sie!

— Ich hatte dem Hofmaler Sr. Majeſtät, Eurem berühmten Landsmann Antoine Pesne, den Auftrag ertheilt, für meinen königlichen Bruder alle Notabeln des Hofes von Sans-Souci, Herrn von Voltaire, ſämmtliche Mitglieder der Akademie, vor allen Andern den Marquis d'Argens und die Herren Maupertuis und La Mettrie in Lebensgröße zu malen, um Seiner Majeſtät damit eine kleine Ueberraſchung zu bereiten. Ihr, Meiſter Noël, dürft in der Gallerie Eurer berühmten Landsleute durchaus nicht fehlen. Pesne aber hat mir geſagt: Ihr hättet Euch geweigert, ihm zu ſitzen. Iſt dies wahr?

— Ja, Königliche Hoheit, erwiderte der Küchenmeiſter mit komiſchem Stolze.

— Und warum nehmt Ihr Anſtand, Euch von ihm malen zu laſſen?

— Weil ſein Pinſel mich verunſtalten würde...

— Und was verleitet Euch zu dieſer Furcht?

— Der hämiſche Charakter dieſes Mannes: er ſieht Unſereinen über die Achſel an und iſt neulich in ſeinem Hochmuth ſogar ſo weit gegangen, mich zum Mittelpunkte eines höchſt lächerlichen Zerrbilds zu machen . . .

— Was ſagt Ihr? rief die Prinzeſſin mit auffallender Erbitterung, Pesne hat gewagt, Euch zu kariren?

— Ja, Hoheit, ja!

— Ihr ſollt gerächt werden, Meiſter Noël! Verlaßt Euch auf das Wort Eurer Beſchützerin, fügte ſie hinzu und gab ihm durch eine Bewegung ihrer Hand zu verſtehen, daß er in Gnaden entlaſſen ſei.

# IV.

Herr Antoine Pesne, von dem ſoeben die Rede geweſen, war ein ebenſo anerkannter Geſchichts- als ausgezeichneter Bildnißmaler Frankreichs. Vierundzwanzig Jahre alt, hatte er eine Reiſe nach Italien unternommen, 1707 in Venedig den Freiherrn von Knyphauſen gemalt und — von dieſem Friedrich Wilhelm dem Erſten empfohlen — nach Auguſtin Terweſtens Tode einen Ruf nach Berlin erhalten, wo er — ſeit 1719 — als Hofmaler ſeiner Majeſtät des Königs mit einem Jahrgehalte von zwölfhundert Thalern angeſtellt war. — Wenige Tage nach ſeiner Niederlaſſung in Preußens Hauptſtadt hatte er die Bekanntſchaft einer der ſchönſten, aber auch lockerſten Damen jener Zeit, der italieniſchen Tänzerin Reggiana, gemacht, die reizende Sylphide ein Mal für den General-Bau-Intendanten Freiherrn von Knobelsdorf als „Göttin Flora, die ſich auf Blumenſtengeln wiegt", das zweite Mal für den durch ſein „galantes Sachſen" bekannt gewordenen Baron von Pöllnitz als eine „Nixe im Bade" gemalt und ſie bald darauf, zum Aerger dieſer und vieler andern Cavaliere, die das Regiſter ihrer Anbeter gebildet hatten, zum Traualtar geführt.

Seit jener Zeit war das prachtvoll eingerichtete Haus der Madame Reggiana-Pesne — wöchentlich ein Mal — der Sammelplatz aller Damen vom Theater, das Aſyl aller franzöſiſchen Schöngeiſter, das Rendezvous aller reichen Herren, welche auf verliebte Abenteuer ausgingen. Herr und Madame Pesne waren unterdeſſen freilich ſehr alt und häßlich geworden; ihr Haus aber war ſeit dreißig Jahren in der Mode geblieben.

An jenem Abende, an dem die Aebtiſſin von Quedlinburg den Leibkoch des Königs hatte zu ſich bitten laſſen, empfing Madame Pesne in ihren magiſch erleuchteten Geſellſchaftszimmern die haute volée der guten Stadt Berlin. Darunter befand ſich auch Herr von Tyrconnel, der, beiläufig erwähnt, von engliſcher Abkunft war.

— Nichts Neues bei Hofe? fragte der ſchlaue Diplomat die geweſene Tänzerin.

— Viel und Mancherlei, erwiderte Madame Pesne, den Geſandten vertraulich in eine Fenſterbrüſtung ziehend. Am Hofe von Sans-Souci geſchehen jetzt Wunder über Wunder. An allen Ecken und Enden ſpukt das Geſpenſt der Liebe. Der König ſelbſt — der anerkannte Weiberfeind — ſoll ſeit Kurzem raſend verliebt ſein . . .

— In wen? in wen? fragte der Spion Ludwigs XV.

— Ach, Mylord, ich bin unglücklich, daß mir, trotz aller Nachforſchungen, der Name dieſer Glücklichen bis zu dieſem Augenblick ein Geheimniß iſt.

— Und haben Sie gar keine Vermuthung?

— Ich wüßte keine Dame, die reizend genug wäre, auf das verknöcherte Herz unſers ſogenannten „Salomo“ einen ſiegreichen Eindruck zu machen.

— Madame Pesne, ich bitte Sie inſtändigſt, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um herauszubringen, in welche von unſern Schönen Seine Majeſtät ſich ſo urplötzlich zu vergaffen geruht hat. Ein Geheimniß ſolcher Art iſt für einen Mann meiner Stellung von unendlich großer Wichtigkeit. Ich mache mich anheiſchig, Madame, Ihnen eine Gratification von zehntauſend Francs auszuzahlen, ſobald Sie mich zum Mitwiſſer dieſes in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Geheimniſſes machen.

— In längſtens acht Tagen ſollen Sie im Beſitz deſſelben ſein. Für heute kann ich Ihnen unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit eine nicht minder wichtige Neuigkeit anvertrauen. Ihr berühmter Landsmann, die erſte Zierde des franzöſiſchen Parnaſſes, Herr von Voltaire, auch er iſt verliebt. Rathen Sie, Mylord, in wen?

— In Sie? fragte der Schlaukopf, der bei dieſer äußerſt komiſchen Frage entſetzlich ernſt bleiben konnte.

— Mylord, halten Sie's möglich, daß Jemand ſich in uns noch jetzt verlieben kann?

— Ich, für meinen Theil, wäre gern bereit, Sie von dieſer Möglichkeit zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu überzeugen . . . Doch um wieder auf Voltaire zurückzukommen . . . für wen ſchwärmt der alte Geck?

— Für eine Schönheit, die unſerm ruhmgekrönten „Salomo“ ſehr nahe ſteht . . .

— Für Prinzeſſin Amélie?

— Errathen, Mylord!

— Und halten Sie, unter uns geſagt, die keuſche Aebtiſſin für verrückt genug, den Seufzern dieſes alten Seladons Gehör zu ſchenken?

— Warum nicht? Aus Caprice und Langeweile kann oft das ſchönſte Weib ſich in den häßlichſten der Männer verlieben. Die Schweſter des großen Friedrich beſitzt ſo viel Ehrgeiz, daß ſie um jeden Preis berühmt zu werden wünſcht. Und wodurch, Mylord, könnte ſie dies Ziel wohl ſchneller erreichen, als durch eine Liebſchaft mit Herrn von Voltaire? Der verſificirte Weihrauch, den er in Verſailles dem „Unterrocke“ des fünfzehnten Ludwigs geſtreut, ſcheint unſerer guten Prinzeſſin in's Gehirn geſtiegen zu ſein und ſie ganz und gar berauſcht zu haben . . .

— Dann wäre ja Voltaire ſehr beneidenswerth . . .

— Noch lange nicht ſo ſehr, als Marquis d'Argens . . .

— Auch er iſt verliebt?

— Bis über die Ohren . . .

— Und Sie wiſſen, in wen?

— In eine Dame vom Theater, in Demoiſelle Benjamine Cochois, die nebenbei auch femme savante, Schöngeiſt, Blauſtrumpf und . . .

— Ein Muſter von Häßlichkeit iſt, fügte Tyrconnel hinzu.

— Unſer Provenzale hat von jeher einen etwas barocken Geſchmack gehabt. Seine erſte Jugendliebe, eine Schauſpielerin Sylvia, die er in ſeinem achtzehnten Jahre nach Spanien entführt hatte, war, wie er mir oft genug erzählt, rothhaarig und pockennarbig geweſen. Als Soldat hatte er ſich während der Belagerung von Kehl in eine badiſche Marketenderin verliebt, blos darum, weil ſie geſchielt hat. Eine ſeiner ſpätern Liebſchaften, eine holländiſche Waffelbäckerin, ſoll, einem on dit zu Folge, etwas ſchief geweſen ſein. Seine neunundneunzigſte Flamme, Dame Cochois, iſt eine häßliche Nachteule, und dennoch findet der gute Marquis ſie dergeſtalt liebenswürdig, daß er ſie, trotz ſeiner ſechsundvierzig Jahre, à tout prix heirathen will . . .

— Man ſollte den guten Mann der Obhut eines Vormunds oder, beſſer noch, dem Schutze einer Irren-Anſtalt anvertrauen, denn mein Freund La Mettrie erklärt ihn geradezu für einen Narren . . .

— La pêle se moque du fourgon*). Marquis d'Argens behauptet ganz daſſelbe von La Mettrie. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo iſt auch dieſer Narr verliebt, und zwar — Mylord, erſchrecken Sie nicht — in eine der langweiligſten und lächerlichſten Damen des Hofes von Sans-Souci, in Frau von Maupertuis, die man ſpottweiſe „die Venus von Pommern“ nennt.

— Aber dieſe Venus iſt ja ſchon ſehr alt . . .

— Qu'importe? Es gibt Feinſchmecker, welche alten Käſe dem jungen vorzuziehen pflegen. Zu dieſen Leuten gehört auch unſer „neuer Diogenes“, der in ſeinen ſinnlichen Neigungen nur allzugern den Cyniker herauskehrt.

— Und der Gemahl dieſer antediluvianiſchen Venus?

— Denken Sie ſich, Mylord, auch dieſer Menſch iſt verliebt!

— Gerechter Gott, in wen?

— Welche Frage! In wen kann ein ſo eitler Egoiſt, wie Herr von Maupertuis, anders verliebt ſein, als in ſich ſelbſt und in ſeinen großen, unſterblichen Ruhm! Wiſſen Sie nicht, Mylord, daß er ſich für den größten Gelehrten ſeines Jahrhunderts, für einen neuen Archimedes, für einen königlich preußiſchen Newton hält?

---

*) Ein Eſel heißt den andern Langohr.

— Er will, was ſich die ganze Stadt erzählt, ein meilentiefes Loch in den Bauch der Erde bohren, um die Geheimniſſe der Centrifugalkraft zu belauſchen und an's Licht zu ziehen.

— Und ſolch ein Narr iſt Präſident unſerer Akademie! Es ſcheint, als habe Frankreich die Blüthe ſeiner gelehrten Narren nach Sans-Souci geſchickt, um dort ein neues Abdera aufblühen zu laſſen. Selbſt der Koch Seiner Majeſtät iſt ein höchſt koſtbares Exemplar von einem Narren im größten Formate. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigt ſich Sieur Noël mit Aſtronomie und glaubt an Feen! Mein Herr Gemahl hat, in einem Anfluge ſatiriſcher Laune, dieſem Quirlhelden die Ehre erwieſen, ihn und deſſen erhabenen Protector zum Gegenſtande einer eben ſo geiſtreichen als boshaften Karikatur zu machen.

— Ich habe viel davon gehört, ſie aber leider nicht geſehen . . .

— Gleich nach ihrem Erſcheinen iſt ſie auf

Befehl unſerer liebenswürdigen Polizei confiscirt worden . . .

— Und weshalb?

— Weil ſie darin eine grobe Majeſtäts-Beleidigung erblickt hat. Das Zerrbild zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine zeigt einen kleinen Thron und einen großen, bequemen Lehnſtuhl. Auf dem Erſtern ſchläft ein martialiſcher Monarch mit Scepter und Krone; auf Letzterm ſchnarcht ein dicker, aufgeblaſener Koch mit Quirl und Caſſerolle. Im Hintergrunde erſcheint eine leichtgeſchürzte, ſchalkhafte, muthwillige Fee, welche dem Koche die Krone und der Majeſtät die langzipfelige Nachtmütze aufſetzt. Die zweite Abtheilung zeigt uns Beide im Augenblick des Erwachens. Der König hat den Quirl und der Koch das Scepter in der Hand. „Wer hat das gewagt?“ ruft die empörte Majeſtät. „Meine Fee!“ antwortet der entzückte Koch, der, wie Ihnen bekannt ſein wird, zwei wunderbare Marotten hat. Er glaubt nämlich ſteif und feſt, er ſtamme in gerader Linie von einem der tapferſten Könige der Bretagne, Artus III.; eine der mächtigſten Feen ſeiner Heimath, Namens Tourterelle, ſei ſeine Pathin geweſen und habe ihm am Tage der Taufe das Verſprechen gegeben, ihn, den Sohn eines armen Dorfſchneiders, eines Tages auf den Thron ſeiner erlauchten Vorfahren zu erheben ... Mylord, wie gefällt Ihnen dieſer Narr?

— Beſſer als mancher andere, denn in ſeiner Narrheit liegt doch noch etwas Poeſie ...

— Machen Sie den Tölpel nicht noch eitler, denn ſeitdem unſer glorreicher „Salomo“ ſich herabgelaſſen hat, ihn förmlich anzuſingen, trägt Meiſter Noël ſeine bretagniſche Königsnaſe dergeſtalt hoch, daß er mit ihr ganz bequem die Zeiger unſerer höchſten Thurmuhr rücken kann.

— Gott ſchütze Frankreich, ſagte Mylord und empfahl ſich.

---

## V.

Am andern Morgen verbreitete ſich in der guten, aber höchſt langweiligen Haupt- und Reſidenz-Stadt Berlin die Kunde, in der verfloſſenen Nacht ſei ein Marquis Aymar als Ueberbringer hochwichtiger Depeſchen vom Hofe von Verſailles angelangt und im Hotel des franzöſiſchen Geſandten abgeſtiegen.

Die politiſchen Kannegießer des kleinen Spree-Babels hatten nichts Wichtigeres zu thun, als ihre combinationsſchwangeren Köpfe zuſammenzuſtecken und gemeinſchaftlich über den Inhalt dieſer Depeſchen nachzuſinnen.

— Wir ſtehen am Vorabende eines neuen Krieges, behauptete ein kleiner, dicker Armee-

Lieferant mit freudeſtrahlender Miene. Ein Vorgefühl, das mich noch niemals getäuſcht hat, ſagt mir, daß die Marquiſe von Pompadour, die Geliebte des Königs von Frankreich, ihren Gebieter beſchwatzt habe, unſerm großen König den Krieg zu erklären, weil er Herrn von Voltaire, der ihre Gunſt verſcherzt und ſich auf die Seite ihrer Gegner geſchlagen, ein Aſyl an ſeinem Hofe eingeräumt und — wahrſcheinlich nur, um die Pompadour zu kränken — zu ſeinem Kammerherrn gemacht hat. Cotillon II., wie unſer geliebter König die unkeuſche Freundin des franzöſiſchen Potiphars zu nennen geruht, wird die Partei der Maria Thereſia ergreifen und unſerm großen Fritz den Beſitz des eroberten Schleſiens ſtreitig machen wollen.

— Was fällt Ihnen ein! rief ein langer, ſpindeldürrer Huſaren-Lieutenant. Frankreich wird ſich hüten, mit uns anzufangen. Wir haben neun Millionen Thaler in unſerm Staatsſchatze und ein jeden Augenblick ſchlagfertiges Heer von hundertzwanzigtauſend Mann auf den Beinen; lauter Helden, fügte er hinzu, den Schnurbart ſtreichend, und unter dieſen einen General-Feldmarſchall Grafen von Schwerin, einen General-Major Hans Joachim von Ziethen und ein Dutzend anderer Generale, die ſämmtliche Marſchälle Frankreichs in die Pfanne hauen.

Während dieſe und andere Kaffeehaus-Gäſte ſich mehr und mehr ereifern, wollen wir unſere Aufmerkſamkeit einem friedlichern Geſpräche im Cabinet des franzöſiſchen Geſandten zuwenden.

— Wie gehts dem Herrn von Bernis? fragte Mylord Tyrconnel den Marquis Aymar.

— Er iſt in die Fußtapfen Voltaire's getreten und hat ſich bei Frau von Pompadour ſo beliebt zu machen gewußt, daß ſie ihn unter die Flügel ihres allmächtigen Schutzes genommen und ihm einen diplomatiſchen Poſten zugeſagt hat. Im nächſten Jahre will ſie ihren Schützling als Geſandten nach Venedig ſchicken . . .

— Wer hätte das geglaubt! Noch vor ganz kurzer Zeit war der kleine Abbé nichts weiter, als ein armſeliger Mitarbeiter des „Mercure galant“.

— Dies Journal, Mylord, war die Leiter, durch die er in der Gunſt der Frau von Pompadour, die er in allen erdenklichen Versarten und Reimformen beſungen hat, ſo pfeilſchnell emporgeſtiegen iſt.

— Und was ſagt man in Verſailles zu der Carrière des Herrn von Voltaire?

— Die Spötter des „Oeil de Boeuf" machen ſich über den „großen Mann" luſtig. Herr von Choiſeul hat ihn neulich, in einer Abendgeſellſchaft zu Choiſy, den Sancho Panſa des königlich preußiſchen Don Quixote genannt.

— Und Frau von Pompadour . . .

— Hat, entzückt von dieſem Vergleiche, ihm am andern Morgen eigenhändig das blaue Band des Ludwigs-Kreuzes umgehängt.

— Die Actien des guten Voltaire ſtehen alſo . . .

— Schlechter als je, erklärte der Marquis.

— Das iſt's, was wir zu wiſſen gewünſcht, ſagte mit ſchadenfroher Miene Mylord Tyrconnel zu dem einzigen Freunde, mit dem er's aufrichtig gut meinte, alſo zu keinem Andern als ſich ſelbſt. Wann, Marquis, wünſchen Sie dem Könige und ſeiner Schweſter vorgeſtellt zu werden?

— Mylord, ſobald es Ihre Zeit erlaubt . . .

— Alſo morgen Mittag . . .

— Ich brenne vor Begierde, die Bekanntſchaft der Prinzeſſin Amélie zu machen. Hoffentlich finde ich bei ihr eine gute Aufnahme, da ich ihr warm empfohlen bin . . .

— Iſt's erlaubt zu fragen, durch wen?

— Durch einen meiner älteſten und liebſten Freunde, durch den Grafen Saint-Germain.

— Sie kennen dieſen Mann? fragte der Geſandte angenehm überraſcht.

— Faſt ſo gut als mich ſelbſt . . .

— Und was denken Sie von ihm?

— Was ganz Frankreich von ihm denkt. Ich halte ihn für einen Sonderling, der ſich den Anſchein giebt, weit mehr zu wiſſen, als er wirklich weiß . . .

— Und warum?

— Um ſich einen Nimbus zu geben, durch den er die einfältigen Maſſen verblenden will. Dies abgerechnet iſt er der grundehrlichſte Mann und ein ſo thätiger, raſtloſer, ſich ſelbſt aufopfernder Freund ſeiner Freunde, daß er für ſie und ihre Plane mit Gefahr ſeines Lebens durch's Feuer rennt.

— Mit Gefahr ſeines Lebens? Wiſſen Sie nicht, daß er ſich für unſterblich hält?

— Das iſt er auch in der That, aber weniger durch das von ihm erfundene Lebens-Elixir, als durch ſo viel Gutes, das er geſtiftet hat ...

— Wo? fragte Mylord mit ungläubiger Miene.

— In allen Welttheilen: in China und in Rußland, in Mexiko und in Spanien, in London und in Paris, hier und überall, wo er geweſen iſt.

— Er war alſo ſchon einmal in Berlin?

— Vor hundertundſiebzig Jahren, als der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit dem großartigen Plane umging, im Innern von Afrika eine brandenburgiſche Colonie zu gründen ... ein Unternehmen, zu deſſen Ausführung mein Freund, m hunderttauſend Dukaten vorſchoß ...

— Marquis, Sie ſcherzen ...

— Ich zwinge Sie nicht, meiner Ausſage Glauben zu ſchenken, doch könnte Graf Saint-Germain es Eurer Herrlichkeit ſchwarz auf weiß beweiſen, daß die Kurfürſten von Brandenburg ſeine Schuldner ſind. Dem Nachfolger des großen Kurfürſten, jenem prunk- und prachtliebenden Friedrich, der am 18. Januar 1701 zu Königsberg ſich und ſeiner Gemahlin die Königskrone aufgeſetzt, lieh er fünfhundertundfünfzigtauſend Thaler, um ihn in den

Stand zu ſetzen, ein Heer von ſechsundzwanzigtauſend Mann dem deutſchen Kaiſer zur Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges zur Verfügung zu ſtellen. Nie hat mein Freund Anſprüche auf die Rückzahlung dieſer zinsfrei vorgeſchoſſenen Capitale gemacht und ſich in ſeiner Beſcheidenheit mit dem Bewußtſein begnügt, dem erſten Könige von Preußen einen Dienſt erwieſen zu haben, für den Seine Majeſtät ihm bis zum Tode dankbar geblieben iſt.

— Marquis, Sie ſetzen mich, aufrichtig geſagt, in nicht geringe Verlegenheit. Ich weiß nämlich nicht, ob ich bei Anhörung der hübſchen Märchen, die Sie mir erzählen, lachen oder ernſt bleiben ſoll. Ich frage Sie ſelbſt, ob es nicht höchſt komiſch iſt, wenn uns Jemand mit ganz ernſter Miene erzählt, daß einem ſchlichten Privatmanne ſo enorme Summen zu Gebote ſtehen, um damit Kaiſer und Könige unterſtützen zu können? Beantworten Sie mir gefälligſt die ganz einfache Frage, wo Ihr räthſelhafter Freund, dieſer neue Methuſalem, der ſich ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf der Erde umhertreibt, all das Geld hernimmt?

— Mylord, Sie begreifen das nicht? Graf Saint-Germain iſt Adept.

— Auch Sie glauben an ſeine Goldmacherkunſt?

— Wie an das Amen in der Kirche. Ja, noch mehr, Mylord, ich bin davon ſo feſt überzeugt, daß die Zweifel einer ganzen Welt mich nicht wankend machen können.

— Bien heureux ceux qui croient.*) Ich, für meine Perſon, glaube weit eher an die Exiſtenz eines Teufels, als an den ſogenannten Stein der Weiſen, der ſchon Manchen in's Tollhaus oder an den Bettelſtab gebracht hat. Alle Achtung vor Ihrem Freunde; doch wenn er in vollem Ernſte behauptet, Goldmacher zu ſein, dann iſt er — verzeihen Sie mir mein offenherziges Glaubensbekenntniß — entweder ein Narr oder ein Betrüger.

— Eure Herrlichkeit vergeſſen eine dritte Möglichkeit. Vielleicht iſt Graf Saint-Germain weiter nichts als ... Diplomat.

Mylord ſchien von dieſer Antwort nicht ſehr entzückt zu ſein.

---

*) Der Glaube macht ſelig.

— Morgen alſo, ſagte er, um das Geſpräch raſch abzubrechen, werde ich Sie bei Hofe vorſtellen.

Der Marquis verſtand dieſen Wink. Er machte eine kurze Verbeugung und verließ das Cabinet des Geſandten.

## VI.

Am folgenden Tage — es war ein abſcheuliches Regenwetter — fuhr Mylord Tyrconnel in Begleitung ſeines Landsmanns nach Potsdam, um ihn Seiner Majeſtät dem Könige vorzuſtellen.

Der große Friedrich aber, ſeit einigen Monden beſchäftigt mit der Ausarbeitung eines größern Gedichtes „l'art de la guerre“ fühlte ſich an dieſem Tage nicht aufgelegt, Beſuche zu empfangen, und ließ ſich — um den Geſandten Frankreichs nicht zu kränken — verleugnen.

— Seine Majeſtät, ſagte einer der dienſtthuenden Kammerherren, befinden ſich ſeit einer Stunde auf der Jagd . . .

— Auf der Jagd? Bei ſolchem Wetter??

— Gerade an ſolchen Tagen geruht der König, ſich gern den Zerſtreuungen der Jagd hinzugeben.

— Sonderbar! meinte der kopfſchüttelnde Diplomat.

— Mylord, was pflegt denn Ihr Souverän bei ſolchem Wetter zu machen?

— Alles, nur nicht ſchlechte Verſe, erwiderte Seine Lordſchaft und empfahl ſich.

Beide ließen ſich gleich darauf bei der Prinzeſſin Amélie, die den andern Flügel des Schloſſes bewohnte, anmelden.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg geruhte, ihre Gäſte augenblicklich anzunehmen. Tyrconnel ſtellte ihr ſeinen Landsmann mit den Worten vor:

— Marquis Aymar iſt ein Freund des Grafen Saint-Germain, der ſich erlaubt hat, ihn brieflich dem huldreichen Wohlwollen Ihrer Königlichen Hoheit zu empfehlen.

Der Fremde überreichte ihr das Schreiben. Sie warf einen freudig überraſchten Blick auf die Aufſchrift und rief:

— Ja, ja, das iſt ſeine Handſchrift ... ich getraue mich, ſie unter Tauſenden herauszufinden, ſetzte ſie hinzu, das Siegel theilend und den Inhalt des Briefes durchfliegend. — Marquis, fuhr ſie fort, das Schreiben wieder zuſammenfaltend, ich heiße Sie, im Namen meines Bruders, an ſeinem Hofe herzlich willkommen und bin mit Vergnügen bereit, Sie noch heute dem Könige vorzuſtellen …

— Seine Majeſtät, warf Mylord Tyrconnel mit fein gepudertem Lächeln hin, befinden ſich auf der Jagd.

— Seit wann? fragte Ihre Königliche Hoheit.

— Seit einer Stunde, erwiderte Marquis Aymar, der ſich dabei auf die Ausſage des dienſtthuenden Kammerherrn berief.

— Glauben Sie das nicht, antwortete die Aebtiſſin mit reizender Unbefangenheit. Seine Majeſtät haben allem Anſcheine nach geruht, den Muſen Audienz zu ertheilen und wollen ſich nun nicht gern geſtört ſehen. Legen Sie dies den Muſen und nicht meinem vielgeliebten Bruder zur Laſt. Letzterer wird, ſobald er durch mich erfährt, daß Sie uns durch den Grafen Saint-Germain empfohlen ſind, morgen ſehr gern geneigt ſein, Sie zu empfangen. Unſer Geſandte in Paris, fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, hatte uns die Hoffnung gemacht, der Graf werde in einigen Tagen ſelber nach Berlin kommen

. . . Iſt es erlaubt, zu fragen, was ihn davon zurückgehalten hat?

— Eine dringende Sendung im Auftrage der Frau von Pompadour. Am Tage meiner Abreiſe von Paris iſt mein Freund nach Wien geeilt.

— Nach Wien? wiederholte die Schweſter des Königs unangenehm überraſcht.

— Um Ihrer apoſtoliſchen Majeſtät, der Kaiſerin Maria Thereſia, die neueſten Muſter der Pariſer Moden zu überbringen.

— Weiter Nichts? forſchte die kluge Aebtiſſin mit einem Tone, der ein Katalog von Zweifeln war.

Aymar zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Hat Graf Saint-Germain die Ehre, Ihrer Königlichen Hoheit perſönlich bekannt zu ſein?

— Nein, Mylord! Ich kenne den Wundermann erſt ſeit einem halben Jahre und nur aus Briefen, deren Inhalt aber in vielfacher Beziehung von ſolchem Intereſſe für mich iſt, daß ich auf das Vergnügen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, nicht wenig geſpannt bin.

— Mein hochverehrter Freund hat mich beauftragt, Ihre Königliche Hoheit in Kenntniß zu ſetzen, daß er gleich nach Entledigung ſeiner Wiener Miſſion hier einzutreffen gedenkt . . .

— Wir rufen ihm ſchon jetzt ein bien venue entgegen! Morgen um dieſe Zeit, Herr Marquis, erwarte ich Sie hier, um Sie bei meinem Bruder einzuführen. Ihnen, Mylord, ſage ich meinen herzlichen Dank, daß Sie ſo gut geweſen ſind, mir die Bekanntſchaft Ihres Landsmannes zu verſchaffen. Mylord, auf Wiederſehn in Berlin!

Die Audienz ſchloß mit tiefer Verneigung.

— — — — — — — — —

Ihre Königliche Hoheit durchflog noch ein Mal den Brief des Grafen und ſprach dann leiſe vor ſich hin:

— Marquis Aymar iſt in unſer Geheimniß eingeweiht. Er kommt uns jetzt wie gerufen!

# VII.

Kehren wir nun zum König zurück.

Der große Friedrich hatte von Jugend auf zwei vorherrſchende Neigungen: zur Poeſie und Muſik. „Fritz" — hatte ſein in Gott ruhender Herr Vater häufig genug zu äußern geruht — „iſt ein Querpfeifer und Poet, der meine ganze Arbeit verderben wird". Das Urtheil des ſtrengen, pedantiſchen Soldatenkönigs war eben ſo lieblos als ungerecht geweſen. Dieſer „Querpfeifer und Poet", der bis zu ſeiner Thronbeſteigung in Rheinsberg „aus allen Kräften ſtudirt und alles Mögliche gethan, um ſich viele Kenntniſſe zu erwerben", hatte ſich im ſchleſiſchen Kriege als einen der tüchtigſten Strategiker und tapferſten Helden bewährt; aber ſelbſt mitten im Getümmel des Krieges, im Donner der Schlachten war er den Muſen und mehr noch ſeiner Flöte treu geblieben*). Sein Lehrmeiſter in der Muſik war jener Hans Joachim Quanz geweſen, der — als Flötiſt bei der Kapelle des Königs von Polen in Dresden angeſtellt — die Erlaubniß erhalten hatte, jährlich zwei Mal nach Berlin reiſen zu dürfen, um dem Kronprinzen heimlich Unterricht auf der Flöte zu ertheilen, wir ſagen heimlich, da Friedrich Wilhelm es durchaus nicht wiſſen durfte, daß ſein Sohn, trotz deſſen Verbotes, das verhaßte Flötenſpiel forttrieb. Wie oft hatte der arme Fritz ſich in die Finſterniß eines abgelegenen Kellers oder in die Tiefe eines Waldes flüchten müſſen, um ſich ungeſtraft auf ſeinem Lieblings-Inſtrumente zu üben! Aber gerade das ſtrenge Verbot des Vaters hatte des Sohnes Neigung dergeſtalt erhöht, daß ſeine Flöte ihm ein Bedürfniß geworden war.

---

*) Am 18. Juni 1757, nach der Schlacht von Kollin, die er nur durch ein ungeſchicktes Manöver ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt, und des Generals Manſtein verloren haben will, wußte er ſich über den Verluſt dieſer Schlacht dadurch zu tröſten, daß er — wie Fayolle in ſeinem „Dictionnaire historique des Musiciens“ erzählt — in ſeinem Kriegszelte, mitten in der Nacht, einen neuen Menuet zu componiren geruhte.

Ein Jahr nach Friedrichs Thronbeſteigung war Quanz einem Rufe nach Berlin gefolgt, wo er — lebenslänglich mit einem Jahrgehalte von zweitauſend Thalern angeſtellt — noch außerdem für jede neue Compoſition zweihundert Thaler und für jede Flöte, die er ſeinem königlichen Schüler abtrat, hundert Dukaten erhielt. In einem Zeitraume von zehn Jahren ſoll Quanz gegen dreihundert Flöten-Concerte und über zweihundert Solo-Sätze mit Solfeggien componirt haben.

Der König pflegte täglich vier bis fünf Stunden zu ſpielen, wöchentlich drei bis vier Mal ein Kammerconcert zu veranſtalten und an manchem dieſer Abende fünf bis ſechs Flöten-Soli, unter dieſen häufig auch eigene Compoſitionen (er ſoll deren gegen hundert geſetzt haben*), vorzutragen.

---

*) In ſpäteren Jahren hat er unter Anderm auch eine Symphonie-Ouvertüre zur Oper „Galatea ed Alcide“, einige Militär-Märſche und darunter auch einen zu Leſſings „Minna von Barnhelm componirt. Nach Reichardts Ausſage ſoll Friedrich aber nur die Oberſtimme geſetzt, die

Einer der drei Brüder Benda verſichert, er habe dem Könige gegen fünfzigtauſend Concerte am Klaviere begleitet*). Und trotzdem wagte Sebaſtian Bach, Friedrichs Liebe zur Muſik in Zweifel zu ziehen. Eines Tages ſagte der berühmte Organiſt zum Kapellmeiſter Carl Heinrich Graun, dem Componiſten der Oper „Demofoonte“:

— Du glaubſt, daß der große Fritz die Muſik liebt; Du irrſt; er liebt nur die Flöte; ja, noch mehr, wenn Du glaubſt, daß er die Flöte liebt, ſo irrſt Du wiederum, denn er liebt nur ſeine Flöte**).

Und in der That war der „Philoſoph von Sans-Souci“ ſo ſehr von ſeinem Spiele eingenommen, daß er ſich für den größten Virtuoſen hielt und auf manches ſeiner Flöten-Concerte ſtolzer als

---

Inſtrumentation blos angedeutet und die Ausführung dem berühmten Orgelſpieler und Hofcomponiſten Johann Friedrich Agricola überlaſſen haben. (Schillings Univerſallexikon der Tonkunſt, Band III, Seite 63.)

*) Gerbers Tonkünſtler-Lexicon.

**) Der ehrliche Bach hatte nicht Unrecht, denn als Friedrich der Große in ſpäteren Jahren ein paar Vorderzähne verlor, warf er ſeine Flöte bei Seite und kehrte der Muſik den Rücken zu.

auf ſeinen ganzen Kriegsruhm zu ſein ſchien. Die größten Männer haben ihre Stärke oft gerade darin geſucht, wo ſie am ſchwächſten geweſen ſind.

Sein zweites Steckenpferd — Poeſie und Vorliebe zur franzöſiſchen Literatur — hatte er von ſeiner alten, geiſtreichen Gouvernante, der Frau von Rocoules, und von ſeinem erſten Lehrer, Charles Duhan, geerbt. Schon in frühester Jugend war in ihm eine große Abneigung gegen ſeine Mutterſprache erwacht. Der arme Fritz war immer in Verzweiflung gerathen, ſo oft er, zur Strafe ſeines Ungehorſams, auf Befehl des rauhen, unerbittlichen Vaters, deutſche Katechismus-Verſe der trockenſten und erbärmlichſten Art hatte auswendig lernen müſſen. Viel leichter und lieber war ihm das Franzöſiſche geworden, eine Sprache, in welcher die Leiterin ſeiner erſten Jugend ihm Perraults reizende „Feenmärchen“ und Fénélons unterhaltenden „Telemach“ vorgeleſen hatte. — In ſeinem vierzehnten Jahre zum Major-Rang emporgeſtiegen, war ihm das Franzöſiſche ſchon ſo geläufig, wie dem geſchwätzigen Papagey des Herrn Greſſet*) geworden.

---

*) Eine der reizendſten Dichtungen dieſes Franzoſen

Zwei Jahre ſpäter hatte er, als ſechzehnjähriger Oberſt-Lieutenant, ein paar franzöſiſche Reime gemacht, von denen Frau von Rocoules dergeſtalt begeiſtert geweſen war, daß ſie in einem Anfluge von Clairvoyance zu Herr Duhan geſagt haben ſoll:

— Vous verrez, que mon petit prince deviendra un de nos grands auteurs!

Und wahrlich, die gute Frau hatte ſich nicht ganz geirrt. Ihr königlicher Schüler war allerdings berufen, in der Literatur ihres Vaterlandes eine Rolle zu ſpielen.

Eine der erſten Poeſien des Kronprinzen war ein Gedicht, das er zu Ehren einer italieniſchen Tänzerin verfaßt hatte, deren Schönheit ihm ſehr gefährlich geworden war. Aber Signora Giovan-

---

iſt ſein „Vert-Vert“, worin ein Papagey die Hauptrolle ſpielt. Die erſte Auflage dieſes komiſchen Heldengedichts, das Jean Baptiſte Rouſſeau ein „phénomène littéraire“ genannt, erſchien zuerſt im Haag 1734. 12, und wurde ſpäter in faſt alle Sprachen Europas übertragen: in's Deutſche von J. R. Goez, Wien 1752. 8, in's Engliſche von J. G. Cooper, London 1759. 4, in's Italieniſche von L. A. Vincenzi, Parma 1803. 8, in's Lateiniſche von M. Thevenot, Troyes 1811. 8, in's Portugieſiſche von einem Anonymus, Filinto Elyſio, Paris 1816. 8.

nina Barberini — ſo hieß ſie — hatte dem jungen unſchuldigen Manne von zwanzig Jahren die Neigung, die er zu ihr gefaßt, ſo ſchlecht vergolten, daß ſie — wie Voltaire erzählt — ſich bald darauf genöthigt ſah, Berlin zu verlaſſen und nach England zu flüchten*).

Das Andenken, das ſie ihm zurückgelaſſen, hatte in ſeinem Herzen den erſten Keim zu jener großen, leicht erklärlichen Abneigung gelegt, von der er ſeitdem gegen das ganze weibliche Geſchlecht durchdrungen war.

Aber trotz dieſer Idioſynkraſie hatte er ſich auf „Königsbefehl“, bald nach Entfernung jener leichtfertigen Tänzerin, am 12. Juli 1733 zu Salzdahlum mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern, der ſiebenzehnjährigen Tochter des Herzogs Ferdinand Albert, vermählen müſſen. Dieſe Ehe war natürlich keine glückliche. Friedrichs allgemeiner Frauenhaß hatte ſich ſehr bald auch auf ſeine gute, tugendhafte, aber keineswegs ſchöne Gemahlin ausgedehnt.

---

*) Nach George Sands „Gräfin von Rudolſtadt“ ſoll ſich eine Tänzerin gleichen Namens am Hofe Friedrichs des Großen mit dem nachmaligen Großkanzler Samuel Freiherrn von Cocceji verheirathet haben. Ob Jene dieſelbe geweſen ſei, welche Voltaire gemeint, wagen wir nicht zu entſcheiden.

Der König, dem dies traurige Verhältniß nicht entgangen war, hatte eines Tages zu ſeiner Schwiegertochter geſagt:

— Dieſer Querpfeifer und Poet iſt ein herzloſer Patron, der das Gefühl der Liebe nur dem Namen nach kennt, ein marmorkalter Egoiſt, der nicht werth iſt, daß man ſeinetwegen eine Thräne vergießt.

— — — — — — — — —

Friedrichs Abneigung gegen ſeine Frau, wie gegen das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen, war nach und nach, mehr und mehr in Widerwillen und Ekel ausgeartet.

— Heinrich von Guiſe, hatte er einſt zu ſeiner Entſchuldigung angeführt, konnte keine Roſen riechen; mir geht es mit den Frauen ſo! Der Anblick eines weiblichen Weſens erweckt in mir ein Gefühl von Unbehaglichkeit, das ſich häufig bis zum Abſcheu ſteigert.

Dies offene Bekenntniß hatte dem „Philoſophen von Sans-Souci“ den ungerechten Verdacht zugezogen, daß er die Neigung des in dieſem Punkt anrüchig gewordenen Philoſophen Sokrates und des großen Alexanders von Macedonien zu theilen geruhe. Einzelne Zufälligkeiten waren hinzugekommen, dieſen abſcheulichen Verdacht bei Leuten, welche ſo gern geneigt ſind, von Jedem das Schlechteſte zu glauben, ſehr zu beſtärken. Man weiß, daß der König in den Gärten aller ſeiner Luſtſchlöſſer die Statuen des Antinous aufſtellen und ſich allzugern mit Kaiſer Hadrian vergleichen ließ. Ueberdem wußte ganz Berlin, daß ſeit langer Zeit der nähere Umgang mit der Königin gänzlich aufgehört hatte. Seit der Thronbeſteigung ihres Gemahls bewohnte ſie während der Sommerzeit das Schloß Schönhauſen bei Pankow; im Winter lebte ſie zurückgezogen im Schloß zu Berlin. Nur höchſt ſelten kam ſie nach Potsdam und niemals nach Sans-Souci.

— — — — — — — — —

Man denke ſich die Verwunderung des ganzen Hofes, als ſich urplötzlich in Potsdam und Berlin das geheimnißvolle on dit verbreitet hatte, Seine Majeſtät der König, der entſchiedene Weiberfeind, der neue Sokrates — wie der unverſchämte Spaßmacher La Mettrie ihn getauft — habe ſeit Kurzem eine ganz ernſte Neigung zu einer jungen Dame gefaßt, die in Begleitung einer ältern Schweſter und einer etwas verdächtigen Mutter eines Nachts in Potsdam angekommen und bei der verwittweten Schweſter des königlichen Kammerdieners Fredersdorf abgeſtiegen ſei.

Keiner wußte den Namen der Fremden; Keiner hatte weder Mutter noch Töchter geſehen. Ganz Potsdam, ganz Berlin zerbrachen ſich — wie Madame Pesne und Mylord Tyrconnel — den Kopf, wie jene Dame, die das Herz des Königs ſo plötzlich umgewandelt habe, heißen möge und von wo ſie hergekommen ſei. Fredersdorf und ſeine Schweſter — die Einzigen, welche in dies Geheimniß eingeweiht zu ſein ſchienen — waren, zum größten Aerger aller Neugierigen, verſchwiegener als ein Grab, und beantworteten jede an ſie gerichtete Frage mit einem unerklärlichen Achſelzucken, das manchen Höfling zur Verzweiflung brachte.

— Genug für heute! rief der König, der ſeit zwei Stunden gearbeitet hatte, und legte die Feder weg. Dann griff er nach der Klingel, die auf dem Pulte ſtand, und ſchellte. Bald darauf erſchien

Fredersdorf, des Königs Liebling, denn auch er war ein guter Flötenſpieler.

— Fredersdorf, ſagte Friedrich, geh' Er doch gleich zu Seiner Schweſter, richte Er einen Gruß von mir an die Damen aus und ſage Er der Mutter, daß ſie mich heute nach Mitternacht erwarten ſoll . . .

— Gut, Majeſtät, erwiderte der Diener, der mit ſeinem Herrn auf ſehr vertrautem Fuße ſtand.

— Fredersdorf, fügte der Monarch hinzu, halte er mir für heute Nacht fünftauſend Thaler bereit.

— Schön, Majeſtät, ſagte der Vertraute und wollte gehen.

— Noch Eins! Geh' Er zum Hofgärtner, laſſe Er ſich aus meinem Treibhauſe ein paar hübſche Heliotropiumſtöcke geben und bringe Er ſie den Damen . . . ſie lieben dieſe Blume . . .

— Da geht's ihnen wie mir . . . auch ich liebe ſie . . .

— Wer hat Ihn darum gefragt? fuhr ihn der König mit barſchem Tone an. Fredersdorf, Er bläſt eine ziemlich gute Flöte, das iſt aber auch das Einzige, was ich an Ihm zu rühmen weiß;

im Uebrigen iſt Er bisweilen ſehr dumm. Verſtanden? fragte Friedrich und heftete ſein großes Auge auf den kleinen Mann.

— Ja, Majeſtät, erwiderte die beleidigte Flöte.

— Nichts für ungut, Fredersdorf, es war nicht ſo bös gemeint, meinte der König, deſſen Schulter klopfend. Er iſt ein altes, treues Haus, auf deſſen Verſchwiegenheit man ſich verlaſſen darf. Nicht wahr, Fredersdorf, Er hält Sein Maul?

— Stumm wie Heliotrop, betheuerte der Diener.

— Nun kann Er gehen, ſagte Friedrich.

# VIII.

Am Abende deſſelben Tages befand ſich Friedrich der Große im vertrauten Kreiſe ſeiner „philoſophiſchen Leibgarde" und einiger anderen Gäſte, aus welchen — allabendlich von zehn bis zwölf Uhr Nachts — die kleine Tafelrunde des Königs Artus von Preußen beſtand. Dazu gehörte — außer den „vier Winden" und dem Privatſecretär Darget — auch Herr Jean Henri Samuel Formey*), der, Abkömmling franzöſiſcher Eltern, Anfangs Paſtor in Brandenburg, ſpäter Profeſſor der Philoſophie und Beredtſamkeit am Collège français in Berlin, ſich bald darauf als Gründer der „Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten

---

*) Geb. am 31. Mai 1711 zu Berlin.

Sachen"*) und — ſeit 1748 — als beſtändiger Secretär der Berliner Akademie bekannt gemacht hatte. Auch der Hofmaler Pesne und der Kammermuſikus Quanz waren Mitglieder dieſes Klubbs.

Dieſe acht Perſonen, die ſich der ganz beſondern Gunſt Seiner Majeſtät des Königs zu erfreuen hatten, bildeten einen Verein, der durch die Verſchiedenheit ſeiner einzelnen Charaktere ein Salmigondis geiſtreicher Sonderlinge war.

Voltaire mit ſeiner Allonge-Perrücke und ſeinen unzählig vielen Runzeln hielt ſich, trotz ſeiner Häßlichkeit, für den Cäſar aller Frauenherzen, d'Argens mit ſeinem geſchminkten Geſichte und ſeinen geſtickten Hemdkrauſen für den ſchönſten Cavalier der ganzen Chriſtenheit; Maupertuis verehrte in ſich einen tiefen Naturforſcher, der dem lieben Gott in die Karten geguckt und alle Geheimniſſe der Schöpfung abgelauſcht, und La Mettrie, der freche

---

*) Die erſte Nummer dieſer Zeitung erſchien am 9. Juli 1740. Formey blieb Redacteur derſelben bis zum 7. Januar 1741; dann ging die Leitung derſelben in die Hände des Buchhändlers Haude über. Dies Journal — das erſte in Preußen — erſcheint noch jetzt und iſt unter dem Namen der „Haude und Spenerſchen Zeitung" bekannt

Spötter, welcher die ganze Menſchheit für verrückt und nur ſich allein für vernünftig hielt, ließ ſelbſt an unſerm Herrgott kein gutes Haar, fand dieſe Schöpfung, die ſeinen Landsmann zur Bewunderung hinriß, höchſt abgeſchmackt und erbärmlich, war der gröbſte Materialiſt, leugnete das Vorhandenſein einer „ſogenannten Seele", hielt die Unſterblichkeit derſelben für ein „lächerliches Ammenmährchen" und verglich den Menſchen mit einer höchſt mangelhaften Maſchine und einer armſeligen Pflanze, die, wie jede andere, nach kurzer Dauer für alle Zeiten hinſtirbt.*) Darget — ganz das Gegenſpiel dieſes Narren — war ein Muſter gottesfürchtiger Frömmigkeit, der täglich die Bibel las und an die Wunder der Geneſis ſo ſteif und feſt wie an die Zaubereien des großen Taſchenſpielers Philadelphia glaubte, welcher, als Friedrich ihn aus Potsdam verwieſen hatte, nach der Ausſage ſämmtlicher Wachen, mit vier feurigen Rappen in einer und derſelben Viertelſtunde zu allen vier Thoren der Stadt hinausgefahren ſei. Formey, ein Vielſchreiber, dem es mehr um Geld als um Ruhm zu thun war, ſchrieb allmonatlich eine neue Abhandlung, die er, „als ein Zeichen ungeheuchelter Hochachtung", heute Dem und morgen Jenem dedicirte und auf dieſe Weiſe eine Unzahl eitler Gönner um Tabaksdoſen und Buſennadeln betrog.*) Pesne hielt alle Maler für Pinſel, ſich ſelbſt aber für einen neuen Raphael,

---

*) Die erſte Schrift, in welcher La Mettrie ſeine atheiſtiſchen Grundſätze ausgekramt, war ſeine „Histoire naturelle de l'ame", Lahaye (Paris) 1745. 8. Die zweite dieſer Art, „L'homme machine", erſchien zu Leyden, 1748. 12, ohne ſeinen Namen; die dritte, „L'homme plante", zu Potsdam ohne Angabe des Jahres (zwiſchen 1748 — 1749). Seine „Art de jouir", worin er ſich als geiſtreicher Epicuräer, und ſeine „Vénus physique, ou essai sur l'origine de l'ame humaine", in der er ſich als frivoler Materialiſt documentirt, kamen gleichfalls ohne Namen, im Jahre 1751 und 1752 zu Berlin bei C. F. Voß heraus. Als Arzt hatte er ſich in Holland durch ſein „Traité des maladies vénériennes. Leyde 1739. 12" bekannt zu machen verſucht. Seine beiden erſten Schriften

---

hatten ſo ſkandalöſes Aufſehen erregt, daß die eine auf Befehl des Pariſer Parlaments, die andere auf Befehl der holländiſchen Generalſtaaten, vom Scharfrichter auf öffentlichem Markte verbrannt wurde.

*) Eine ſeiner erſten Schriften, „la Belle Wolfienne, ou Abrége de la philosophie Wolfienne", Lahaye 1741—49, 6 Bde. 8, ſoll er nicht weniger als vierzehn verſchiedenen Mäcenaten gewidmet haben.

und Quanz, der Sohn eines hannöverſchen Hufſchmieds, war ſo ſtolz auf ſeinen Flötenruhm, daß er in ſich und ſeinem königlichen Schüler die größten Erſcheinungen ſeines Jahrhunderts ſah.

Der „große Fritz“, der — jeden Morgen mit dem Glockenſchlage Fünf geweckt — vier Stunden im Tage Flötenſpieler, fünf Stunden abwechſelnd Philoſoph, Dichter und Schriftſteller, aber zu jeder Stunde Monarch im ſchönern Sinne dieſes Wortes war, ſchien, ſobald er ſein Tagewerk vollendet hatte, abſichtlich vergeſſen zu wollen, daß er ein Souverän „von Gottes Gnaden“, ein geſalbtes Haupt, ein König ſei. Von zehn Uhr Abends bis nach Mitternacht geruhte er, ſich in der Rolle eines Privatmanns zu gefallen, der — umgeben von jener flüchtig ſkizzirten Tafelrunde — Krone und Majeſtät an den Nagel gehängt und vor ſeinen Gäſten nichts voraus hatte, als ſeine Nüchternheit; denn niemals — mochte er noch ſo heiter und aufgeregt ſein — gab er ſich dem unköniglichen Laſter des Trunkes hin, und mehr als ein Mal pflegte er zu ſagen, daß ein Monarch, der ſich nicht ſcheue, bis zu dieſem Laſter herabzuſinken, auf die Achtung ſeiner Unterthanen freiwillig Verzicht leiſte.

— Ein Fürſt, der, wie jener römiſche Kaiſer Tiberius Nero, zu einem Biberius Mero ſich erniedrigt, ſteht mit einem Fuße auf dem Capitole und mit dem andern am Abgrunde des Tarpejiſchen Felſen.

Weit weniger prüde in dieſem Punkte waren einige ſeiner Gäſte; vor Allen zeichnete ſich der provençaliſche Marquis und der gottleugnende Doctor La Mettrie aus, die zwei ſo unermüdliche Säufer waren, daß der nüchterne Dichter der „Zaire" und des „Mahomet" den erſten ſeiner Landsleute mit einem Schwamm und den letzten, den „homme machine", mit einem Trichter verglich.

— Die Gläſer geleert! rief La Mettrie, als er, im Stadium des Haarbeutels, die ſechſte Flaſche des brüſelnden Schaumweins entkorkte, um den Rittern der Tafelrunde von Neuem einzuſchenken, die Gläſer geleert auf das Wohl des großen Friedrichs, des Julius Cäſars der Mark Brandenburg!

— Unſer Diogenes von Saint-Molo, lachte der König, der in dieſem Kreiſe nichts übel nahm, ſcheint wieder ein klein wenig betrunken zu ſein.

— Betrunken? Nein! Aber berauſcht bin ich, berauſcht von den Sonnenſtrahlen der unerſchöpflichen

Huld und Gnade des „chriſtlichen Salomo“, gegen den der jüdiſche eine in Butter und Oliven gekochte Null, ein in Wolluſt und Kuhmiſt untergegangener Schatten iſt! ſchrie La Mettrie, ſein großes Glas mit Einem Zuge leerend.

— Gut gebrüllt, Meiſter Schwamm, ſagte Voltaire, dem dieſer rohe Spaß zu gefallen ſchien. Im nüchternen Zuſtande iſt unſer Aeskulap ein trockener Geſell; doch wenn er getrunken hat, wirft er dann und wann Funken aus, die, von weiter Ferne betrachtet, eine entfernte Aehnlichkeit mit mittelmäßigen Bonmots zu haben ſcheinen.

— Nicht Jeder, unſterblicher Geiſt, kann Ariſtophanes und Juvenal, Shakeſpeare und Swift, Molière und Boileau in Einer Perſon ſein, wie unſer ruhm- und perrücken-gekrönter Voltaire I., von Gottes Gnaden König der Poeſie, Groß-Mogul des Witzes, Markgraf der Ironie und Ritter des Ordens pour le soi-disant mérite!

— Ho, ho, ho, lachte der ſchwerfällige Pendant Maupertuis, ein prächtiger Witz, ein herrlicher Einfall!

— Alter, erdedurchwühlender, ſternebeſchnüffelnder Maulwurf, erwiderte der halbbetrunkene Cyniker, wir wiſſen recht gut, warum Du dieſen Einfall goutirſt. Du lachſt, um Deinen akademiſchen Ingrimm zu verbeißen, weil unſer gnadenſpendender Trajan beim letzten Oeffnen ſeiner Ordens-Schleußen Dich übergangen hat.

— Eh, eh, grinſte der boshafte Faun von Châtenay, wenn jeder Pfeil dieſer giftgeſchwollenen Läſterzunge ſo ſpitz und treffend als dieſer wäre, dann brauchte der große Schüler des winzig kleinen Boerhave beim Raſiren ſeiner Kundſchaft nicht ſo häufig zu ſtumpfen Groſchenmeſſern ſeine Zuflucht zu nehmen.

— Großer, weltbarbirender Genius, mußt Du nicht zugeben, daß ein ſtumpfes Raſirmeſſer immer noch ſchärſer und ſchneidender als der vertrocknete Gänſekiel des ſchlafenden Homers der beleidigten „Jungfrau von Orleans“ iſt?*)

— Freund La Mettrie, meinte der harmloſe Marquis d'Argens, hat ein gutes Herz, aber ein böſes Maul.

— Man muß es ihm ſtopfen, rieth Formey.

---

*) Anſpielung auf Voltaire's Gedichte „la Pucelle d'Orléans.“

— Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden, warf Darget hin.

— Bibelfeſter, lammfrommer, tugendhafter Habakuk, entgegnete der Atheiſt, ton bèlement m'abime. Wenn gutmüthige Schafe wie Löwen brüllen, fängt Unſereiner aus böſem Gewiſſen zu zittern an. Hu, wie mich friert! Meiſter Raphael-Pesne, wie gefällt Euch dies altteſtamentariſche Lammsgeſicht mit dem neuteſtamentariſchen Löwenmaul? Nehmt Pinſel und Palette zur Hand und verewigt durch den Zauber Eurer Farben Bileams prophetiſches Leibroß, ſagte der freche Spötter, auf Darget weiſend.

— Wär' ich Thiermaler, ſchon längſt hätte ich keinen Andern als Euch ſelbſt erſucht, mir zu ſitzen, antwortete Pesne.

— Meiſter Fyt, Ihr braucht nur in den erſten beſten Spiegel zu ſchauen, um das köſtlichſte Modell des großartigſten Thierſtückes vor Euch zu ſehen.

— Homme machine, Du biſt ein unverſchämter Flegel! rief ihm der König zu.

— Friedericus Auletes, flöteblaſende Majeſtät, ich trete in die großen Fußtapfen meines welterleuchtenden Vorbilds. Geh' nach Hauſe, armſeliger Quanz, und wirf Deine Flöten in den Abtritt! Die Virtuoſität Deines Schülers hat Dich aus dem Tempel der Unſterblichkeit hinausgeblaſen in die Wüſtenei ewiger Vergeſſenheit, in der die Piccoloflöten des Spottes, die Plockflöten des Hohns und die Querpfeifen der Schadenfreude Deine Midas-Ohren ſchonungslos zerreißen und Dich mit teufliſcher Wuth verfolgen werden bis zum Concert des jüngſten Gerichts, bei dem der große Weltenſchöpfer als Kapellmeiſter an der Spitze eines Orcheſters von Myriaden Millionen himmliſcher Poſaunenbläſer das große Oratorium der Welterlöſung dirigiren und die erſte Geige ſpielen, Erzengel Gabriel die große Pauke und der quiescirte Teufel das Triangulum ſchlagen wird. Und Formey der Große, Falls er bis dahin noch nicht geſtorben ſein ſollte, wird nach der Aufführung des jüngſten Gerichts eine höchſt gelehrte Abhandlung über die Vergebung der Sünden und eine „Lobrede auf den lieben Herrgott“ ſchreiben und ſie „als Opfergabe ungeheuchelter Verehrung“ einigen wohlhabenden Privat-Engeln zueignen, die nicht unterlaſſen werden, ihm dafür ein anſtändiges Geſchenk zu machen.

— Dein Rauſch, guter Freund, wird unangenehm, ſagte Formey, der ſich gleich beleidigt fühlte.

— Geh' ſchlafen, guter Diogenes, rieth ihm der König.

— Großer Alexander, wie kannſt Du verlangen, daß Dein treuer Hephäſtion ſo früh ſchon einſchlafen ſoll, da Du ihm heute noch keines Deiner unſterblichen Gedichte vorgeleſen haſt?

— Wer kann das Seiner Majeſtät verargen? fragte Voltaire. Il ne faut pas semer des fleurs devant des pourceaux*), ſetzte er hinzu und rührte den Zucker im Glaſe um.

— Merke Dir das, großer Formey, und dedicire darum keine Deiner Schriften dem Dichter der „Pucelle d'Orléans“, erwiderte der Cyniker, der ſtets das letzte Wort behielt.

Während ſich dieſe Herren noch ein Weilchen die gröbſten Grobheiten ſagten, hatte der König ohne Geräuſch die Tafelrunde verlaſſen und ſich in ein anderes Zimmer verfügt.

Erſt ſpäter bemerkte Darget deſſen Abweſenheit.

---

*) Man ſoll nicht Perlen vor die Schweine werfen.

— Wo mag Seine Majeſtät hingegangen ſein? fragte Marquis d'Argens.

— Zu ihr! Zu ihr! ſchrie La Mettrie, ein Glas nach dem andern hinabſtürzend.

Alle fragten, wen er meine.

— Ihr errathet das nicht? Wißt Ihr nicht, daß unſer großer Fritz, für den das ſchöne Geſchlecht ſeit langer Zeit ein Brechpulver geweſen war, ihm ſeit Kurzem wieder Geſchmack abgewonnen und ſich über Hals und Kopf verliebt hat?

— In wen? fragten Alle wie aus Einem Munde.

— In eine Dame vom Theater...

— Vom Theater? wiederholte d'Argens, in deſſen Mienen ſich urplötzlich ein hoher Grad peinlicher Beſtürzung abſpiegelte.

— In eine Schauſpielerin, die klug wie der Teufel, aber häßlich wie die Nacht iſt, weshalb unſer Fritz ſie auch nie bei Tage, ſondern immer erſt um Mitternacht beſucht, car la nuit tous les chats sont gris.*)

---

*) Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

— Und der Name dieſer Katze? fragte Voltaire.

— Mademoiſelle Benjamine Cochois, proclamirte La Mettrie.

Der Marquis d'Argens ſank in Ohnmacht. Sein Geſicht wurde ſo bleich wie ſeine Halskrauſe.

— Er ſtirbt! ſagte Maupertuis mit einer Ruhe, die er ſich auf ſeinen Reiſen in Lappland angeeignet zu haben ſchien.

— Hilfe, Hilfe! ſchrieen Darget und Formey.

— Oeffne ihm eine Ader, ſagte Voltaire zu La Mettrie.

Letzterer ergriff ſtatt der Lanzette eine volle Waſſerflaſche, ſprang auf einen Stuhl und ließ von dieſer Höhe auf die Perücke des ohnmächtigen Marquis eine Douche eiskalten Waſſers mit ſolcher Schnelligkeit herniederfallen, daß d'Argens, durch dieſen Schreck zum Bewußtſein zurückgekehrt, die Augen aufſchlug und die leiſe Frage vor ſich hinmurmelte:

— Ich glaube gar, es hat geregnet!

Die Scene ſchloß mit homeriſchem Gelächter.

# IX.

Nach Mitternacht, als noch einzelne Mitglieder des Abendklubbs — darunter Marquis d'Argens und der unverwüſtliche La Mettrie — beim Champagner ſaßen, ſchlichen zwei Männer, in aſchgraue Mäntel gehüllt, durch die ausgeſtorbenen Straßen des brandenburgiſchen Verſailles, ſchweigſam wie fromme Trappiſten, denen ein heiliges Gelübde ein Schloß an den Mund gelegt. Der Eine dieſer Nachtwandler trug einen Krückſtock, der Andere einen Geldſack unterm Mantel. Letzterer machte bei jeder Ecke einen Augenblick Halt, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, wie Jemand, der kein reines Gewiſſen hat und ſich vor Häſchern fürchtet.

— Majeſtät, ſagte Fredersdorf, der zuerſt das unheimliche Schweigen brach, ich komme mir jetzt wie jener Groß-Weſir vor, der, mitten in der Nacht, den tapfern Khalifen durch die Straßen von Bagdad begleitet …

— Potsdam, alter Schwätzer, iſt kein Bagdad …

— Ew. Majeſtät aber ſind ein noch viel tapferer Held, als jener nachtwandelnde Khalif, deſſen Name mir leider entfallen iſt. Ew. Majeſtät fürchten ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht.

— Und Er? fragte der König, hat denn auch Er Courage?

— Unbändige Courage! betheuerte der kleinlaute Kammerdiener.

— Das merk' ich, ſagte der große Fritz.

— Jeſus, Maria und Joſeph! ſchrie der Mann der bleichen Furcht, dort kommt ein Nachtwächter! Die Kerle ſind ſo dreiſt, daß ſie Jeden, der ſich nach Mitternacht auf der Straße ſehen läßt, für einen Abenteurer oder Spitzbuben halten und ihn mir nichts Dir nichts anpacken …

— Wer da? rief ihnen der Wächter entgegen.

— Harun-al-Raſchid! erwiderte der König, der gerade bei ungewöhnlich guter Laune war.

— Und der da?

— Giaſar, mein tapferer Groß-Weſir.

— Seid Ihr Potsdamer?

— Wir ſind aus Bagdad, antwortete Friedrich.

— Bagdad? wiederholte der Wächter der Nacht, in deſſen Seele ein ſublimer Zweifel aufdämmerte. Liegt das in Preußen?

— Drei Stunden von Brandenburg, am Einfluß des Tigris in die Havel.

— Und was wollt Ihr jetzt in Potsdam?

— Friſche Luft ſchnappen, mit Eurer Erlaubniß.

— Ich glaube gar, Ihr ſeid Spitzbuben?

— Nachtwächter, iſt Er verrückt? fragte Seine Majeſtät und ſchlug den Mantel zurück.

— Herrjott, ſchrie der arme Teufel, unſer juter König!

— Laß Er Leute, die ruhig ihres Weges ziehen, künftighin ungeſchoren, ſonſt ſoll Ihn der Teufel holen! fügte er hinzu, mit dem Krückſtocke drohend.

— Das merk' Er ſich, Nachtwächter, ſagte Fredersdorf und folgte ſeinem Herrn. Majeſtät, ſetzte er nach einem Weilchen mit ſichtbarer Schadenfreude hinzu, dem Patron haben wir einen heilloſen Schreck in die Glieder gejagt; er wird es zukünftig bleiben laſſen, ehrliche Leute für Hallunken anzuſehen.

— Groß-Weſir, entgegnete der König, Harun-al-Raſchid erſucht Euch, das Maul zu halten.

Schweigend ſetzten ſie dann ihre nächtliche Wanderung bis zu einer abgelegenen Gaſſe fort, die ganz in der Nähe des Berliner Thores lag.

Hier, in einem kleinen, einſtöckigen, von Weinlaub umrankten Hauſe mit grünen Gitterfenſtern, wohnte Fredersdorfs Schweſter.

In demſelben Augenblick, als der „Khalif von Potsdam" an der Klingel dieſes Hauſes zog, huſchte auf der andern Seite der Gaſſe eine große, dunkle Mantel-Geſtalt vorüber, die ſich, flüchtig und geräuſchlos wie ein Geſpenſt, im Schatten der Nacht verlor. Oben im Hauſe wurde eine der Jalouſien geöffnet; eine Dame ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und fragte leiſe:

— Sind Sie's?

— Ja, Madame!

Gleich darauf öffnete ſich der Eingang. Der König trat in einen engen, matt erleuchteten Vorſaal. Der Kammerdiener, der ihm folgte, ſchloß die Thür.

Die dunkle Geſtalt, die jetzt aus dem Verſteck einer nahen Plumpe hervortrat, ſprang auf die andere Seite hinüber, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete mit ihm den Eingang des Hauſes, das an jenes ſtieß, in dem ſich jetzt Seine Majeſtät befand.

Hier wohnte ſeit Kurzem eine Dame mit zwei Töchtern. Die Aeltere war ein Muſter von Häßlichkeit, die Jüngere ein Engel an Liebreiz. Man erlaſſe uns die Schilderung der Erſtern und erlaube uns dafür, das Bild der Zweiten zu entwerfen, bei deſſen Anblick Jeder gern verweilen wird. Ihr Geſicht war ein Blumenflor ſeltener Reize, über welchen der Maienduft der Unſchuld und der Sonnenglanz kindlicher Naivetät ausgegoſſen lag. Ihr Auge glich einer Kornblume, deſſen ewig heiteres Blau keine Ahnung von Kummer und Thränen zu haben ſchien. Um ihren roſenrothen Mund ſchwebte ein Lächeln, das ihrer ganzen Phyſiognomie eine Fülle von Anmuth verlieh, deren Keuſchheit, wie der geheimnißvolle Wohlgeruch des Heliotrop, wie der märchenhafte Parfüm eines Clerodendron, einen heiligen Zauber beſaß. Das blendende Weiß des Nackens und der Bruſt hatte etwas Hoſtienartiges, dem es anzuſehen war, daß der Segen unentweihter Reinheit darauf lag. Ihre ganze Erſcheinung trug den diaphanen Charakter einer Tochter der Luft, einer geflügelten Sylphe, einer aus Morgenroth und Blumenthau zuſammengehauchten Fee an ſich.

Die Natur, die das Füllhorn ihrer Gaben mit weiſer Sparſamkeit vertheilt, hatte der häßlichen Schweſter eine Fülle von Geiſt, der ſchönen aber eben nur ſo viel Verſtand verliehen, um ſie vor dem Verdachte der Dummheit zu retten.

Die Mutter dieſer Mädchen, nicht mehr jung, zeigte noch hier und da anziehende Spuren früherer Schönheit, die ſich wie Epheublätter um eine Ruine ſchlangen, welche, trotz ihres Alters, noch immer impoſant war. Auch ſah man's ihrem ganzen Weſen, ihrer Haltung und Bewegung an, daß ſie guter Abkunft war. Aus ihrer Sprache hörte man einen gewiſſen Tic heraus, welcher dem ſogenannten „Adel“ eigen iſt. Der Dialect aber verrieth die Ausländerin.

Was nun der König in dieſem Hauſe zu thun hatte, ob die ſchöne oder die häßliche Tochter, ob die Mutter oder ob keine von allen Dreien der Magnet war, der den bisherigen Weiberfeind in dieſen Kreis zog, dies Alles dürfen wir unſerm Leſer ſchon darum nicht verrathen, weil es für uns ſelbſt noch ein Geheimniß iſt, deſſen Schleier wir erſt bis zur Hälfte gelüftet haben.

Während Seine Majeſtät ſich im erſten Stockwerke mit den Damen unterhält, wollen wir das vertrauliche Geſpräch belauſchen, das zu ebener Erde die Schweſter mit ihrem Bruder führt, der neben ihr auf dem Sopha ſitzt.

— Heute ſind's gerade ſechs Wochen, daß Du die Mutter und ihre beiden Töchter bei mir einlogirt haſt, ohne mir zu ſagen, wer und was ſie ſind, woher ſie kommen und wozu ſie hier ſind. Ich bin zwar nicht neugierig, lieber Bruder, aber wiſſen möchte ich denn doch, was das oben für eine geheime Wirthſchaft iſt. Unſere gute Polizei, die ſonſt in Alles ihre Naſe ſteckt und Jeden, der ihr nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden ſeine Fremden angemeldet hat, zu beſtrafen pflegt, drückt bei mir ein Auge zu und ſchweigt, vermuthlich weil ſie weiß, daß unſer König die Damen häufig zu beſuchen geruht.

— Die Herren von der Polizei werden ſich in Acht nehmen, Deinen Fremden Etwas in den Weg zu legen.

— Und warum?

— Das, gute Schweſter, darf ich Dir nicht ſagen.

— Und aus den Damen ſelbſt kann ich nicht klug werden. Sie führen ein wahres Einſiedlerleben, ſchließen ſich den ganzen Tag in ihre Zimmer ein und ſind, ſo lange ſie bei mir wohnen, noch nicht ein Mal ausgegangen. Nur Nachts, wenn Alles ſchläft, gucken ſie dann und wann zum Fenſter hinaus und wiſpern mit einander. Sonſt hört und ſieht man ſie nicht. Die Töchter habe ich erſt ein Mal, am Abend ihrer Ankunft, geſehen; doch kann ich mir keine Vorſtellung von ihnen machen, weil ſie ſich verſchleiert hatten. Die Mutter, mit der ich im Ganzen drei Mal geſprochen habe, iſt ſehr ſtolz und hochfahrend. Im Uebrigen ſcheinen die guten Leute von der Luft zu leben und nie zu kochen, denn ſeit ſechs Wochen iſt noch kein Rauch aus dem Schornſtein ihrer Küche geſtiegen ...

— Sie ſind vielleicht krank und gebrauchen die Hungerkur …

— Bruder, ich laſſe mir Nichts weiß machen … ſechs lange Wochen kann Niemand hungern … die Sache muß einen andern Haken haben. Manchmal wird mir ganz unheimlich zu Muthe, wenn ich darüber nachdenke, wer über mir wohnt …

— Schweſter, ich glaube gar, Du fürchteſt Dich?

— Nur bei Nacht, lieber Bruder; bei Tage habe ich Courage und zittere ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Sei unbeſorgt, Friederike, die Damen oben beißen nicht.

— Warum aber ſcheuen ſie das Tageslicht? Warum verſchließen ſie den ganzen Tag ihre Gitterfenſter und warum wagen ſie nur Nachts, ſie zu öffnen?

— Weil ſie von Keinem geſehen ſein wollen.

— Und warum wollen ſie das nicht? fragte die liebe Neugier in der Schlafhaube.

— Wahrſcheinlich, weil's der König nicht haben will.

— Jeſus Chriſtus, was mag er da oben wohl treiben?

— Auch dies, Schweſter Friederike, iſt ein Geheimniß.

— Die Nachbarſchaft, der die nächtlichen Beſuche des Königs nicht entgangen ſind, erzählt ſich ganz entſetzliche Geſchichten.

— Zum Beiſpiel? fragte Fredersdorf, mit der Sophatroddel ſpielend.

— Er ſoll in eine der beiden Schweſtern ganz närriſch verliebt ſein.

— Und wäre das ſo was Entſetzliches?

— Wie kann man ſo gottlos ſein! Majeſtät ſind ja verheirathet!

— Wen geht das was an? Ein König von Gottes Gnaden kann thun, was er will...

— Nur nicht bei mir! ſagte die Wittwe, die dann und wann eine Anwandlung von Frömmigkeit bekam.

— Schweſter, blamire Dich nicht! Sei dankbar und vergiß nicht, daß der König Dich und mich mit Gnaden überhäuft. Mag er da oben thun und treiben, was er will, was kümmert's uns? Sind wir dafür verantwortlich?

— Das wohl nicht, aber wiſſen möcht' ich's denn doch...

— Mach' mich nicht ärgerlich! rief Fredersdorf und ſprang vom Sopha auf. Ich ſag's Dir heute zum letzten Male: dringe nicht in mich... alles Fragen iſt umſonſt... ich kann und darf es Dir nicht ſagen... ein ſchlechter Diener, der die Geheimniſſe ſeines Herrn verräth!

— Ich werde Dich nicht mehr beläſtigen, ſagte die Schweſter und verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — —

Erſt gegen zwei Uhr Morgens kehrte Seine Majeſtät der König nach Sans-Souci zurück.

# X.

Am andern Morgen erwartete die Aebtiſſin von Quedlinburg mit ſichtbarer Ungeduld den Marquis Aymar, der vom Grafen Saint-Germain in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht worden war.

Das Herz der armen Prinzeſſin, die — aus Gründen, welche man ſogleich erfahren ſoll — den Beſchluß gefaßt hatte, frei und ledig zu bleiben, ſchlug ſeit ſieben Jahren für einen jugendlichen Helden, der — fünf Fuß neun Zoll — Adonis, Mars und Herkules in Einer Perſon war. Mit dreizehn Jahren Student, mit ſiebenzehn Jahren Candidat der Philoſophie, war er von einem ſeiner Verwandten, dem General-Adjutanten Grafen von Lottum, von der Univerſität Königsberg nach der Reſidenz Potsdam gebracht und hier dem Könige vorgeſtellt worden, welcher an dem jungen Manne, der einen hohen Grad allgemeiner Bildung und einen reichen Schatz von Sprachkenntniſſen beſaß, ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ihm den keineswegs uneigennützigen Rath ertheilt hatte, ſeine Studien aufzugeben und ſich der militäriſchen Laufbahn zu widmen. Dieſer junge, hoffnungsvolle Mann, der gleich darauf als Cadet beim Garde-Regiment eingetreten und nach Verlauf von drei Monaten ſchon Officier geworden, war Friedrich Freiherr von der Trenck*), Vetter des bekannten Panduren-Generals Franz von der Trenck.

Im Winter des Jahres 1743, auf einem jener Feſte, die der Vermählung der Prinzeſſin Louiſe Ulrike, der ältern Schweſter des Königs von Preußen, mit Friedrich Adolf, dem Kronprinzen von Schweden, vorausgegangen waren, hatte Friedrich von der Trenck, der ſchmuckſte aller Garde-Officiere, das Glück gehabt, durch ſeine männlich-ſchöne Geſtalt und durch ſein ungezwungenes Benehmen die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin Amélie in dem Grade zu erregen, daß ſie, entzückt von ſeinem ganzen Weſen, ihr Auge auf ihm weilen ließ, mit dem Wunſche, ihn näher kennen zu lernen. — Während er, als einer der Ball-Ordner, aus einem Saale in den andern gerannt war, um die Tanz-Geſetze aufrecht zu erhalten, hatte man ihm, ohne daß es ihm aufgefallen war, die Franſen ſeiner Schärpe entführt. Bald darauf war, mitten im Gewühle der Tanzenden, im Lärme der Muſik, Jemand dicht an ihm vorübergeſtreift und hatte ihm die Worte zugeflüſtert:

---

*) Geb. am 16. Februar 1726 zu Königsberg.

— Um zwei Uhr Nachts erwarte ich Sie, um Ihnen Ihre Schärpe zurückzugeben!

Schnell hatte er ſich umgekehrt und Prinzeſſin Amélie erkannt. Es iſt unmöglich, die Ueberraſchung des jungen Officiers zu ſchildern. Die Worte, die er ſoeben gehört hatte, hielt er für die Einflüſterung eines neckenden Traumes, und dennoch zeigte ihm Alles, was ihn umgab, daß das, was er ſoeben geſehen, kein Trugbild geweſen war. Noch hörte er das Rauſchen ihres ſeidenen Gewandes, noch fühlte er den leiſen Schlag des Fächers, mit dem ſie ſeine Schulter berührt hatte. Das Blut pochte jetzt ſo ſtark an die Wände ſeines Kerkers, als ob es jede Ader ſprengen wolle. Heiße Gluth durchrieſelte ihn dergeſtalt, als hätte ihn urplötzlich ein Fieber gepackt.

Es wurde ihm ſo ſchwül, daß er den Saal verlaſſen und in einem der luftigen Vorzimmer ſich auf einen Lehnſtuhl niederlaſſen mußte, um wieder Ruhe und Faſſung zu gewinnen.

Der Mann, der dann pünktlich mit dem Glockenſchlage Zwei beim Stelldichein erſchien, war der Garde-Lieutenant Friedrich von der Trenck.

Dem erſten Rendezvous war bald ein zweites, dem zweiten ein drittes und dieſem waren unzählig andere gefolgt.

„Im Zeitraume weniger Tage", ſagt er in ſeinen Denkwürdigkeiten*), „war ich der Glücklichſte aller Sterblichen von Berlin. Ich wurde geliebt und geachtet; der König gab mir bei jeder Gelegenheit ſein Wohlwollen zu erkennen; meine Freundin gab mir mehr Geld, als ich verbrauchen konnte, und bald war meine Equipage die prächtigſte im ganzen Regimente.“

---

*) Sie erſchienen u. d. T.: „Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck", Leipzig 1780, 3 Bde. 8.; von ihm ſelbſt in's Franzöſiſche überſetzt u. d. T.: „Mémoires de Frédéric, baron de Trenck", Strasbourg et Paris 1788, 3 Bde. 8. mit ſeinem Bildniſſe. Zwei andere Ueberſetzungen — die eine vom Baron von Bock, die andere von M. Le Tourneur — erſchienen in Metz und Paris.

Da der glücklichſte aller Garde-Lieutenants kaum tauſend Thaler Einkünfte beſaß, war es kein Wunder, daß ſein Regiment und alle Welt ſich den Kopf zerbrochen hatten, aus welcher Quelle ihm die Mittel zur Beſtreitung ſeines abenteuerlichen Aufwandes zufloſſen. Deſſen ungeachtet war ſein Verhältniß zur Prinzeſſin für Jedermann und ſelbſt für ihre nächſte Umgebung ein ſtrengbewahrtes Geheimniß geblieben.

Während des Feldzugs von 1744 hatte Friedrich den Baron von der Trenck zum Adjutanten ernannt und ihm die Recognition der Schlachtfelder anvertraut. Bei einem der Scharmützel in Böhmen, bei dem der jugendliche Held zweiundzwanzig Gefangene gemacht, hatte ihn der König zur Tafel gezogen, ihm den Orden pour le mérite umgehängt und den achtzehnjährigen Ritter dem engliſchen Geſandten, Lord Hintford, mit den Worten vorgeſtellt:

— Voilà le matador de la jeunesse prussienne!

Nach Berlin zurückgekehrt, war er in die Arme ſeiner Prinzeſſin geeilt, die, Jubel im Herzen und

Thränen in den Augen, ihn in ihre Arme geſchloſſen und nach der Locke gefragt hatte, welche ſie ihm, im Augenblick des Scheidens, als Unterpfand ihrer Neigung geſchenkt.

Und in demſelben Moment, als Trenck ihr die Locke, welche ſeit jener Nacht nicht von ſeiner Bruſt gekommen war, gezeigt und liebeglühend ausgerufen hatte:

— Dies Zeichen Deiner Liebe war mein Talisman! — — — in demſelben Momente war, unerwartet, Seine Majeſtät der König eingetreten und ſtörender Zeuge der Freude des Wiederſehens und ihrer beiderſeitigen Umarmung geworden.

— Welch ein Frevel! hatte er ausgerufen und Beide aus dem ſchönſten ihrer Träume aufgeſchreckt. Ein Lieutenant wagt es, die Schweſter ſeines Königs zu lieben? Das iſt mehr als jugendlicher Leichtſinn, mehr als Thorheit, mehr als Wahnſinn, das iſt ein Majeſtäts-Verbrechen!

— Und dies eine Wort war wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf das freudeverklärte Haupt der Liebenden herniedergefallen und hatte Beide in ſtarre Bildſäulen verwandelt. — — — — —

— — — — — — — — —

Und bald darauf war der Günſtling des Königs zur Abbüßung ſeines kühnen Frevels als Staatsgefangener nach der Feſtung Glatz geſchleppt worden.

So hatte der erſte Act eines Drama's geendet, deſſen Verlauf auf den Charakter des großen Königs einen tiefen Schatten wirft, den alle Federn ſeiner Lobredner nicht aufzuheben vermögen.

Nach mehrmaligen, ſtets vereitelten Flucht-Verſuchen, welche den Unwillen des herzloſen Monarchen bis zum Zorn geſteigert hatten, war es dem Gefangenen endlich gelungen, mit Hilfe ſeines Freundes, eines Lieutenants der Garniſon, Namens Schöll, am 24. December 1746, mitten in der Nacht, dem Kerker zu entſpringen und, auf den Schultern den Freund, der in Folge jenes Sprunges den Fuß gebrochen hatte, über die Neiſſe zu ſchwimmen und die böhmiſche Grenze zu erreichen. Unterſtützt vom Golde ſeiner Beſchützerin, hatte ſich Trenck nach Wien begeben, um der größten Feindin ſeines Verfolgers, der Kaiſerin Maria Thereſia, ſeine Dienſte anzubieten. Die Tochter Karls VI., nicht geneigt, dem entſprungenen Abenteurer Vertrauen zu ſchenken, hatte ihm die Weiſung ertheilt, ihre Staaten zu verlaſſen. Der arme Friedrich, ein Märtyrer ſeiner Liebe, ehrgeizig und ruhmſüchtig, war nun entſchloſſen, ſein Glück am Hofe von Moskau zu verſuchen. Die Kaiſerin Eliſabeth, gerührt von ſeinem Schickſale, eingenommen von ſeiner Perſönlichkeit, entflammt von ſeinem Muthe, war, auf Empfehlung des Lord Hintford, des Zeugen der Gunſt, in welcher Trenck einſt bei deſſen jetzigem Verfolger geſtanden, bereit, ihn als Rittmeiſter in ihrem Heere anzuſtellen. Bald darauf hatte er an der Tafel des ruſſiſchen Kanzlers, des Grafen Alexis Beſtucheff, die Bekanntſchaft eines Chevalier Féruſac gemacht, der (ein vertrauter Freund und Rathgeber des Leibarztes Leſtocq, des einflußreichen Günſtlings der Kaiſerin) den Rittmeiſter von der Trenck in kurzer Zeit ſo lieb gewonnen hatte, daß Beide bald Ein Herz und Eine Seele waren. Der Chevalier hatte ihm dann unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertraut, daß er kein Anderer als der Graf Saint-Germain ſei.

Trenck, der bis zu jener Zeit von der Prinzeſſin Amélie bedeutende Geld-Unterſtützungen empfangen hatte, war nun ehrlich und gewiſſenhaft genug, ihr zu ſchreiben, daß er im Grafen Saint-Germain (einem Wundermanne, der in alle Geheimniſſe, mithin auch in die ihrigen, eingeweiht ſei) einen väterlichen Freund gefunden habe, der ihn aus freiem Antriebe ſo uneigennützig und großmüthig unterſtütze, daß er ſich jetzt in der Lage befinde, auf die Opfer ſeiner „angebeteten Freundin“ Verzicht leiſten zu können. Sechs Monate ſpäter hatte er ihr die Mittheilung gemacht, der Graf, der unermeßlich reich ſein müſſe, habe ihm im Laufe dieſer kurzen Zeit vierzigtauſend Dukaten geliehen und für all' dieſe Güte und Großmuth nichts weiter als zwei Zeilen der Empfehlung an Prinzeſſin Amélie verlangt. Trenck hatte ihm dieſe Zeilen gegeben, und ſeit jener Stunde war ſein Freund auch der ihrige geworden.

Prinzeſſin Amélie, die, trotz der langen Jahre und trotz der großen Entfernung, ihrem Friedrich noch immer mit ſo leidenſchaftlicher Liebe als in früherer Zeit zugethan war, hatte ſeit drei Monaten von Trenck keine Nachricht erhalten und ſein Stillſchweigen hatte ſie nicht wenig beunruhigt, weil allerhand Gerüchte verbreitet waren, die ihr die Beſorgniß eingeflößt hatten, daß Trenck ſeinen Schwüren untreu geworden ſei und ſie ganz und gar vergeſſen habe.

Um ſo mehr war ſie jetzt geſpannt, beim Freunde des Grafen Saint-Germain genaue Erkundigungen über das Wahre und Falſche jener Gerüchte einzuziehen.

In demſelben Augenblick wurde Aymar angemeldet.

— Mein Geiſt, ſagte die Prinzeſſin zu ihrem Beſuche, war ſeit einer Stunde ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt, daß Ihr Erſcheinen gerade jetzt mir doppelt angenehm iſt. Marquis, fuhr ſie fort, Graf Saint-Germain hat Ihnen das wichtigſte Geheimniß meines Lebens mitgetheilt. Ein Mann, der das Vertrauen des Grafen beſitzt, beſitzt auch das meinige. Ich darf Ihnen alſo geſtehen, daß Trenck die Seele meiner Seele, das Herz meines Herzens iſt. Aber eben weil ich ihn liebe mit der ganzen Kraft meiner Gefühle, und weil ſeine Gegenliebe ein Bedürfniß meines Lebens, die einzige Wonne meines Daſeins iſt, eben deshalb bin ich jetzt außer mir, daß er mir ſeit drei Monaten keine Nachricht von ſich gegeben, daß er mich, allem Anſcheine nach, ganz und gar vergeſſen hat . . .

— Hoheit, Sie begehen ein großes Unrecht, wenn Sie einen Augenblick an der Wahrheit ſeiner Liebe zweifeln!

— Marquis, hab' ich nicht ein Recht dazu? Herr von Voltaire, der Kammerherr meines Bruders, hat Herrn Thiébault vor einigen Tagen erzählt, einer ſeiner Moskauer Freunde ſei Augenzeuge geweſen, wie der Mann, den ich liebe, den ich anbete, das Bild, das ich ihm einſt geſchenkt, an der Tafel des Grafen Beſtucheff ihm, ſeiner Frau und jedem ihrer Gäſte gezeigt*) und ſich anderer Gunſtbezeigungen gerühmt habe, mit welchen ein Mann von Ehre ſich nicht brüſten darf, ohne ſich ſelbſt und Jene, welche thöricht genug iſt, ihn zu lieben, der Verachtung preiszugeben.

— Hoheit, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß dies eine böswillige Verleumdung, eine ſchamloſe Lüge iſt, die einer ſeiner Neider erſonnen hat, um ihn in Ihren Augen herabzuſetzen! Mein hochverehrter Freund, Graf Saint-Germain, hat mir erzählt, daß Trenck Ihr Bildniß mit einer Pietät, die ihn eines Tages bis zu Thränen gerührt, in einer Schatulle bewahre, in der ſich die vollſtändige Sammlung Ihrer Briefe befindet. Auf die Frage, warum Ihr Bild nicht an ſeinem Herzen ruhe, antwortete er: „Damit kein profanes Auge den Nimbus dieſer engelſchönen Züge entweihe“; dann küßte er das Bild und verſchloß es in jener Schatulle, deren kleiner Schlüſſel, nach ſeinen eigenen Worten, der Talisman iſt, der ihm die Pforten goldener Erinnerung öffnet, in deren Zauberhainen er in Augenblicken der Verzweiflung des Troſtes ſüßen Balſam ſucht.

---

*) Thiébault erzählt dies in ſeinen „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric-le-Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement, son académie, ses écoles et ses amis littérateurs et philosophes", Paris 1804, 5 Bde. 8. (Deutſch u. d. T.: „Friedrich der Große, ſeine Familie, ſeine Freunde und ſein Hof", Leipzig 1828, 2 Bde. 8.)

— Herr von der Trenck ſoll, wie halb Moskau ſich in die Ohren raunt, Troſt und Zerſtreuung in den Armen der mitleidigen Gemahlin des ruſſiſchen Kanzlers finden . . .

— Gräfin Beſtucheff iſt ein Muſterbild weiblicher Tugend . . .

— Marquis, auch die ſtärkſte Tugend hat ihre ſchwachen Stunden, und in einer dieſer Stunden oll Gräfin Nicanora von unſerm Geſandten, Grafen von Goltz, bei einem Tête-à-tête mit Trenck überraſcht worden ſein . . .

— Eine Unwahrheit, die jener boshafte Schwätzer nur darum ausgeſprengt, um ſich an der tugendhaften Kanzlerin, die ſeinen diplomatiſchen Seufzern kein Gehör geſchenkt, einigermaßen zu rächen, was ihm aber nicht gelungen iſt, denn als er ſich ſo weit vergeſſen hatte, den Kanzler zu warnen, ſagte Beſtucheff: „Man muß den Teufel und die Frauen nicht ſchwärzer malen, als ſie wirklich ſind, und ja nicht das Sprichwort vergeſſen: »Jeder fege vor ſeiner Thür.« Die Gimpel auf dem Dache erzählen ſich, Gräfin Goltz laſſe ſich die Huldigung eines Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft gefallen; doch frage ich Sie ſelbſt," ſchloß der Kanzler, „ob man jedem Geſchwätze dieſer Art Glauben beimeſſen darf?" — „Keineswegs, keineswegs!" erwiderte der Schwätzer und trat beſchämt ſeinen Rückzug an.

— Wie aber, Marquis, verhält ſich die Sache mit der Nichte des Feldmarſchalls Grafen Apraxin?

— Die junge, unglückliche Fürſtin ſoll Herrn von der Trenck allerdings geliebt haben . . .

— Und er? fragte die Prinzeſſin peinlich geſpannt.

— Soll, ſeinem Schwure treu, der Fürſtin Nicolajewna unverholen erklärt haben, daß ſein Herz nicht mehr frei ſei . . .

— Und ſie? forſchte die Aebtiſſin mit wachſender Theilnahme.

— Soll, aus Gram darüber, erſt unlängſt geſtorben ſein und Herrn von der Trenck zum Erben ihres ganzen, unermeßlichen Vermögens eingeſetzt haben.

— Es heißt, ſie habe ſich todt geſagt, um unter anderm Namen ungeſtört mit ihm fortleben zu können . . .

— Todt muß ſie ſein, denn Graf Apraxin hat die Giltigkeit ihres Teſtamentes angegriffen und die Anſprüche, die Herr von der Trenck als ihr Univerſalerbe hat, ſtreitig gemacht, ſo daß dieſer nur einen winzig-kleinen Theil ihres Vermögens erhalten hat. Nach Leſtocqs Sturz iſt auch der arme Trenck bei der Kaiſerin Eliſabeth in Ungnade gefallen und vor drei Monaten nach Wien gereiſt . . .

— Nach Wien? fragte Prinzeſſin Amélie.

— Um die Erbſchaft ſeines Vetters Franz anzutreten, der, geſtorben am 4. October 1749, ihm dreiundſechzig Prozeſſe hinterlaſſen hat.

— Und von dem Allem hat Herr von der Trenck mir keine Sylbe geſchrieben?

— Auf den Rath des Grafen Saint-Germain, der ihm von Paris aus das Verſprechen abgenommen hatte, Ihrer Königlichen Hoheit, zu Ihrer und ſeiner Sicherheit, nicht eher zu ſchreiben, bis er mit ihm in Wien mündlich Rückſprache genommen. Jetzt, Prinzeſſin, werden Sie begreifen, welcher Grund meinen Freund ſo eilig nach Wien getrieben hat.

— Marquis, wenn ſich Alles ſo verhält, wie Sie mir ſagen, dann habe ich Herrn von der Trenck ein großes Unrecht abzubitten und Ihnen für die Beruhigung, die Sie mir verſchafft, meinen wärmſten Dank abzuſtatten. Und um wie viel mehr muß ich jetzt den Grafen Saint-Germain bewundern, der ein ſo großer, edler, unermüdlicher Freund ſeiner Freunde iſt, der ihnen Geld und Zeit opfert, um ſich ihrem Wohle zu weihen! Welch ein Mann!

— Ein Phönix, der vergebens ſeines Gleichen ſucht, ſagte der Marquis Aymar, aus deſſen Auge ſich eine Thräne ſtahl.

— Nun bin ich wieder vollkommen beruhigt . . . nun fürchte ich nicht mehr, daß Trenck mir untreu iſt . . . nun hat das Leben wieder neuen

Reiz für mich gewonnen . . . nun bin ich wieder glücklich! Erlauben Sie jetzt, Marquis, daß ich Sie Seiner Majeſtät, meinem Bruder, vorſtelle, ſagte die Aebtiſſin von Quedlinburg, reichte dem Grafen ihren Arm und führte ihn durch eine lange Reihe von Zimmern in's Cabinet des Königs.

## XI.

Nachdem die Prinzeſſin den „Freund ihres Freundes" dem Könige vorgeſtellt hatte, kehrte ſie, um Beide allein zu laſſen, in ihre Gemächer zurück. Friedrich lenkte dann alſogleich das Geſpräch auf den Grafen Saint-Germain und ſagte:

— Voilà un homme qu'on ne peut pas déchiffrer! Nach Allem, was man von ihm hört, iſt er ein magiſch eingeſchachteltes Geheimniß, ein in tauſend Schleier gehülltes Räthſel, ein hermetiſch verſchloſſenes Wunder. Mein Freund Voltaire nennt ihn „un conte pour rire" und läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er noch nie und nirgends einen Mann geſehen, der ſich ſo intereſſant zu machen verſteht, als dieſer räthſelhafte

Graf. Wie alt mag er wohl ſein? fragte der König, eine Priſe Tabak aus der Tiefe ſeiner Weſtentaſche holend.

— Sire, das weiß er ſelber nicht, denn zu jener Zeit, als er geboren wurde, gab es noch keine Kirchenbücher; zuweilen aber behauptet er in einem Tone, von dem man nicht weiß, ob er ſcherz- oder ernſthaft gemeint ſei, älter als die chriſtliche Zeitrechnung zu ſein . . .

— Den Heiland gekannt zu haben und . . .

— Deſſen Vertheidiger geweſen zu ſein, ſetzte der Marquis hinzu. Die Beſchreibung, die er von Pontius Pilatus entwirft, beweiſt . . .

— Daß der Herr Graf ein Spaßvogel iſt, der die Leute gern myſtificirt und ihnen Dinge vorſchwatzt, an die er ſelber nicht glaubt.

— Majeſtät, ich theile dieſe Anſicht; doch giebt es Augenblicke, in denen man verſucht wird, den Scherz für Ernſt zu halten. Vom römiſchen Geſchichtsſchreiber Cornelius Tacitus hat er einen ganzen Pack von Originalbriefen aufzuweiſen, die dieſer als Proconſul aus dem belgiſchen Gallien an ihn geſchrieben. Auch iſt er im Beſitze der Handſchrift, welche Tacitus von der Lebensbeſchreibung ſeines

Schwiegervaters Agricola ſeinem Schulkameraden Germanicus — ſo nannte der Graf ſich damals — zum Andenken geſchenkt haben ſoll.

— Marquis, es giebt Lügen, denen der große Hauſe weit eher Glauben ſchenkt, als mancher Wahrheit. Alle Welt glaubt an das Lebens-Elixir, das er erfunden haben will, und doch werden Sie mir einräumen müſſen, daß dies eine jener Farcen iſt, die nicht den geringſten Glauben verdienen.

— Und dennoch, Sire, wird es mir nicht ſchwer, Ew. Majeſtät zu überzeugen, daß jenes Elixir keine Täuſchung iſt. Ich ſelbſt, der ich ſchon vor vielen Jahren mit einem Fuße im Grabe geweſen war, habe durch den fortgeſetzten Gebrauch jener Tinctur mein Leben bis zum heutigen Tage verlängert und gebe mich der angenehmen Hoffnung hin . . .

— Ewig zu leben? fragte der Monarch mit boshaftem Lächeln.

— Wenigſtens nicht ſo bald zu ſterben.

— Eh bien, dann ſind Sie wohl auch davon überzeugt, daß Ihr Freund, im Beſitze des Steins der Weiſen, wie Hermes Triſmegiſtos Gold machen kann?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

— Daran zweifeln wollen, hieße nichts Anderes, als mich ſelbſt belügen . . .

— Und von welchem Sterblichen will Ihr Freund in dies große Geheimniß eingeweiht worden ſein? fragte Friedrich, den dies mehr als alles Andere zu intereſſiren ſchien.

— Sein erſter Lehrer ſoll nach ſeiner eigenen Ausſage jener berühmte Arzt und Chemiker Abul Chaſſem geweſen ſein, der im Jahre 1122 als Lehrer an der arabiſchen Hochſchule zu Cordova geſtorben iſt und unter dem Titel: „Gradus sapientis et Introductio ad doctrinam“ einen alchymiſtiſchen Tractat hinterlaſſen hat, der von der Bereitung des Steins der Weiſen handelt und ſich unter den arabiſchen Handſchriften in der Pariſer Bibliothek befindet. — Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts will mein Freund in arabiſcher Sprache eine ähnliche Abhandlung verfaßt haben, die, ohne ſeinen Namen, in's Lateiniſche überſetzt, unter dem Titel: „Consilium conjugii, seu de massa Solis et Lunae, libri tres“ im Jahre 1567 zu Straßburg im Druck erſchienen iſt.

— Auf dem Papiere, Marquis, hat ſchon mehr als ein Narr ſich gerühmt, im Beſitze jenes großen Geheimniſſes zu ſein; aber noch Keinem von allen ſogenannten Adepten iſt es, ſo viel ich weiß, gelungen, den Beweis zu führen, daß dieſe „Kunſt der Künſte“ etwas mehr als bloße Windbeutelei ſei.

— Mein Freund hat bewieſen, daß die Alchemie keine Chimäre iſt. Im Jahre 1343 hatte er im Vereine mit einem ſeiner Freunde, dem weltberühmten Doctor illuminatus Raimundus Lullus, den erſten Verſuch gemacht, ſeine Kunſt practiſch auszuführen am Hofe Eduards III. von England. Sire, es iſt eine durch William Cambden, Grégoire de Touloufe, Edmund Dickinſon und andere glaubwürdige Schriftſteller beſtätigte Thatſache, daß Lullus in der Weſtminſter-Abtei aus einer Miſchung unedler Metalle über ſechzigtauſend Pfund Gold gemacht habe, um den König mit hinreichenden Mitteln zu unterſtützen, Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auszurüſten. Der dritte Eduard hatte mit Handſchlag und Fürſtenwort gelobt, dieſen Krieg zu Ehren Gottes zu unternehmen. Aber einmal im Beſitze jenes Schatzes, hatte er jenes Gold in Münzen ausprägen laſſen, auf welchen Schiffe und Krieger abgebildet waren*), und auf dieſe Weiſe, um quaſi ſein Gelübde zu erfüllen, eine gemünzte Flotte ausgerüſtet, mit dem Golde ſelbſt aber die Plane ſeines Ehrgeizes befriedigt und Frankreich bekriegt.

— Alſo auch Sie, Marquis, glauben an Lulli's Gold?

— Sire, ich ſelbſt bin im Beſitze einiger Roſenobles, die aus dem Schmelztiegel jenes großen Mitarbeiters meines Freundes hervorgegangen ſind. In ſeinem Teſtamente befindet ſich eine Stelle, welche beweiſt, wie feſt er von der Wahrheit ſeiner Kunſt überzeugt geweſen iſt. „Mare tingerem, si Mercurius esset“, „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es Queckſilber wäre.“

---

*) Dieſe Roſenobles, ſagt Schmieder in ſeiner „Geſchichte der Alchemie“, ſind Goldſtücke von doppeltem Dukatengewicht. Sie führen auf der Vorderſeite ein Schiff, das mit einer Roſe bezeichnet iſt. In dieſem Schiffe ſitzt ein geharniſchter Krieger, welcher in der Rechten ein gezogenes Schwert, in der Linken das vereinigte engliſche und franzöſiſche Wappenſchild hält. Umſchrift: Edward D. Gr. R. Angl. et Franc. Dns. Ib. Die Rückſeite zeigt eine achtblätterige Roſe, um welche herum vier gekrönte Leoparden und vier Lilien zu ſehen ſind. In der Umſchrift lieſt man den Spruch aus dem Lucas: „JHS (Jesus) autem transiens per medium illorum ibat.“

— Und Sie glauben, daß das Geheimniß von der Transmutation der Metalle mit jenem Lullus nicht zu Grabe gegangen ſei?

— Noch lebt Graf Saint-Germain! rief der Marquis mit glühender Begeiſterung.

— Der Tauſendſaſa! warf Friedrich mit ungläubigem Lächeln hin. Und wo befindet ſich jetzt Ihr Freund?

— Am Hofe zu Wien.

— Wie, auch meine vielgeliebte Feindin, die Kaiſerin Maria Thereſia, glaubt an ſeine Kunſt?

— Wie Jeder, welcher gleich mir Gelegenheit gehabt hat, ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen.

— Marquis, ich geſtehe, daß Ihre Zuverſicht und ein Ereigniß, in das ich Sie ſpäter einmal einzuweihen geſonnen bin, ganz geeignet ſind, meinen Unglauben an den Stein der Weiſen, den ich bisher für ein Hirngeſpinnſt hielt, ein klein wenig wankend zu machen. Vorläufig eine Frage im Vertrauen: Sind auch Sie Adept? fragte der Monarch, die ſehr bewegliche Phyſiognomie ſeines Gaſtes ſcharf in's Auge faſſend.

— Ja, Majeſtät! antwortete der Marquis mit großer Zuverſicht.

— Und beſitzen Sie den Muth, ſich von uns auf eine Probe ſtellen zu laſſen?

— Nein, Majeſtät! erwiderte Aymar.

— Nein? Und warum nicht?

— Weil ich als Schüler meiner Sache erſt dann gewiß bin, wenn ich mein Probeſtück unter den Auſpicien meines großen, unſterblichen Meiſters ausführen kann.

— Gut, dann beauftrage ich Sie, den Grafen Saint-Germain in meinem Namen einzuladen, ſobald als möglich nach Berlin zu kommen. Wollen Sie dies thun?

— Noch heute! ſagte Aymar, ſich tief verneigend.

— Auf Wiederſehen, Marquis! ſprach der König, ſeinen Gaſt mit allen Zeichen geneigten Wohlwollens entlaſſend.

## XII.

Am Morgen deſſelben Tages lag Mademoiſelle Benjamine Cochois, die „neunundneunzigſte Flamme des Marquis d'Argens", auf einer mit veilchenblauem Sammet überkleideten Cauſeuſe, beſchäftigt, die Rolle der Zaïre in Voltaire's gleichnamigem Trauerſpiele einzuſtudiren, da der König den Wunſch ausgeſprochen hatte, dies Meiſterwerk ſeines Freundes nächſtens im Schloßtheater von Potsdam aufgeführt zu ſehen. Der Dichter, der die Rollen ſeines Stückes ausgetheilt, hatte die Hauptrolle dem Talente der Mademoiſelle Cochois anvertraut.

Dieſe Künſtlerin, berühmt durch ihren Geiſt, beſaß einen ſo großen Mangel an Schönheit, daß Friedrich der Einzige ſie ſpottweiſe die „Grazie der Häßlichkeit" hieß; ein ſehr bezeichnender Titel, da ſie die Fülle ihrer Häßlichkeit durch einen hohen Grad geiſtiger Anmuth ſo zu gaziren verſtand, daß es Augenblicke gab, in denen die junge Dame bei aller Reizloſigkeit doch ſehr verführeriſch war.

Dieſe Häßlichkeit liebte, vielleicht ſchon des Contraſtes halber, alles Schöne mit einer bis zur Manie ausartenden Leidenſchaftlichkeit. Sie war die großartigſte Verſchwenderin und liebte den Luxus, oder, wie einer unſerer ältern Schöngeiſter ihn nennt, „das Nothwendige im Entbehrlichen“. Sie machte einen wahrhaft fürſtlichen Aufwand, liebte ſchöne Gemächer, ſchöne Kleider, ſchöne Statuen, ſchöne Bilder, ſchöne Pferde, ſchöne Hunde, ſchöne Blumen, ſchöne Schmuckſachen, Wohlgeruch, Kerzenglanz, Muſik und „Alles, was auf edle Weiſe den Sinnen ſchmeichelt“.

Dieſer Hang zum Wohlleben, dies Bedürfniß, ſich mit Allem zu umgeben, was Luxus heißt, hatte den treuen Anbeter ihrer ſchönen Häßlichkeit, den Marquis d'Argens, der keinen Ueberfluß an Reichthum beſaß und auch für ſich viel brauchte, in eine ſo bedeutende Schuldenmaſſe geſtürzt, daß La Mettrie, deſſen Spott ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht ungehechelt ließ, eines Tages in allem

Ernſte zu behaupten wagte, der arme Marquis habe noch mehr Gläubiger, als der vom Kanzler Cocceji herausgegebene Codex Fridericianus[*]) Paragraphen.

Aber Dame Cochois hatte durch Geiſt und Koketterie den girrenden Seladon ſo feſt umgarnt, daß er ſich, ihr zu Liebe, mit Freuden ruinirte und kein Opfer ſcheute, um jede ihrer Launen, jeden ihrer Wünſche zu befriedigen. Alles, was ihr gefiel, mußte ſie haben; der leiſeſte Wink galt für ihn als ein Befehl, dem er ſich ohne Murren unterwarf. Der gefühlvolle Provenzale war der letzte jener Epigonen aus der ſchönen Zeit der Troubadoure, die, um der Dame ihres Herzens zu gefallen, mit der luſtigſten Miene vom höchſten Thurme herunterſpringen und mit der größten Freude den Hals brechen konnten. — — — — Schade, daß dieſe Race gänzlich ausgeſtorben iſt!

Mademoiſelle Benjamine hatte ſich ganz in den Geiſt der Zaïre des Herrn von Voltaire vertieft, als die Kammerzoſe eintrat, um ihrer Herrin ein ſchwarzgeſiegeltes Billet zu überreichen, das ſoeben angekommen war.

---

*) Die erſte Auflage dieſer Geſetzſammlung erſchien 1750.

— Von wem? fragte die gähnende Geliebte des Propheten Mahomet.

— Vom Herrn Marquis, antwortete der weibliche Kammerherr und entfernte ſich wieder.

— Ein ſchwarzes Siegel! rief die Schauſpielerin, ihre Rolle raſch bei Seite ſchiebend. Was mag dies zu bedeuten haben? Sollte mein Bertrand de Born, von den Reizen einer Andern geblendet, mir untreu geworden ſein? Voyons! ſagte ſie und öffnete den Brief. Der Inhalt deſſelben lautete wie folgt:

„Meine angebetete Freundin.

Es fehlt mir an Muth, Ihnen das mündlich zu ſagen, was ich Ihnen jetzt ſchriftlich vortragen will. Geſtern im Abendklubb zu Sans-Souci erfuhr ich durch einen meiner Freunde in einem Augenblick, als er nicht mehr ganz nüchtern war, eine Neuigkeit, die mich aus der Höhe meiner Himmel in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzt hat. Sie, die ich liebe, Sie, die ich anbete mit der Gluth der erſten Liebe (bei den Worten „erſte Liebe" konnte ſich Mademoiſelle

Cochois eines Lächelns nicht erwehren), Sie, die mein Stolz, mein Glück, mein Alles ſind, Sie ſollen an mir einen ſchwarzen Verrath ausgeübt und den Seufzern eines Mannes Gehör geſchenkt haben, der leider ſo hoch ſteht, daß mein Schwert ihn nicht erreichen kann, um ihn für ſeinen Frevel zu beſtrafen! Dieſer Mann, der mir den größten Diamant, den höchſten Schatz der Welt — Ihr Herz, Ihre Liebe — zu rauben gewagt, iſt Seine Majeſtät der König! (Der König? wiederholte Mademoiſelle Benjamine, die dabei wie aus den Wolken fiel.) Allnächtlich ſoll er Sie beſuchen und — o Gott, mir fehlt der Muth, das niederzuſchreiben, was Sie leicht errathen können! Ach, ſo giebt es alſo keine Treue mehr auf Erden, ſo ſind alſo alle Betheuerungen Ihrer Liebe nichts als Seifenblaſen geweſen, auf die ich leichtgläubiger Thor die ſchönſte Hoffnung meines Lebens, das ganze Glück meiner Zukunft gebaut! (Dieu de Dieu, rief die Schauſpielerin, ich glaube, mein alter Troubadour hat den letzten Reſt ſeines Verſtandes verloren!) Benjamine, könnten Sie einen Blick in meine Seele werfen, um ſich zu überzeugen, wie tief Ihr Verrath mich verwundet hat!

(Der gute Marquis iſt wahrhaftig verrückt, ſetzte ſie hinzu und las weiter.) Ich habe in vergangener Nacht kein Auge ſchließen können; meine empörte Fantaſie hat mir Bilder vorgemalt, die meinen Geiſt mit allen Qualen der Folter, mit allen Schrecken der Hölle erfüllt haben. Ich habe Sie in ſeinen Armen geſehen und mehr gelitten, als ich Ihnen zu ſagen wage. (Der arme Narr!) Benjamine, ich bitte und beſchwöre Sie, die bange Nacht meiner Zweifel zu zerſtreuen und mir zu geſtehen, ob ich wirklich ein Spielzeug Ihrer falſchen Schwüre, ein Opfer ihrer Felonie bin? Iſt es möglich, iſt es wahr, daß Sie den treueſten Ihrer Anbeter ſo grauſam haben hintergehen können, dann kann und will ich die Schmach, die Ihre Treuloſigkeit mir zugefügt hat, nicht länger überleben und meinen Leiden ein Ziel ſetzen. Mein Teſtament iſt gemacht . . . ich ſtehe an der Schwelle des Todes . . . Ihr Wort allein kann mich den Armen des Wahnſinns entreißen . . . ſchreiben Sie, daß Alles, was jener Elende mir von Ihnen hinterbracht hat, Lüge und Verleumdung ſei, und ich will Ihnen glauben und jenen Buben zur Rechenſchaft ziehen und Ihnen beweiſen, daß Ihre beleidigte Ehre zu rächen weiß

Ihr
treuer Vaſall
Boyer d'Argens."

— Wer, um Alles in der Welt, rief die „Grazie der Häßlichkeit", muß meinem armen Vaſallen den Floh in's Ohr geſetzt haben, daß der König mich jede Nacht beſucht? Wer anders, als jener La Mettrie, der mit den heiligſten Gefühlen des Herzens frechen Hohn treibt und eines plumpen Witzes wegen ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht ſchont! Was ſoll ich thun? Soll ich dem Marquis die Schuppen von den Augen reißen und ihm ſagen, daß er myſtificirt ſei, oder ſoll ich ihm einen kleinen Schreck einjagen und mir die Miene geben, als ob ſein Verdacht allerdings gegründet ſei? Das Letztere — meinte die kluge Kokette — könnte durchaus nichts ſchaden, mir im Gegentheil von großem Nutzen ſein, weil ich dadurch in den Augen meines flatterhaften Vaſallen einen neuen Reiz, einen größern Nimbus gewänne. Und was wäre dabei im ſchlimmſten Falle zu riskiren? Daß mein Herr Troubadour ſich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagen könnte? Nein, nein, das thut er nicht, denn erſtens iſt mein Herr Marquis viel zu ſehr Poltron und zweitens viel zu ſehr Ariſtokrat, um ſich wegen einer bürgerlichen Liebe das Leben zu nehmen. Der Spaß wird alſo gewagt! rief Mademoiſelle Cochois und wollte ſich eben an's Pult ſetzen, um die Jeremiade ihres Freundes zu beantworten, als das Zöſchen zum zweiten Male erſchien, um ihrer Herrin eine weit wichtigere Depeſche einzuhändigen.

— Mademoiſelle, Mademoiſelle! rief der rothwangige Schürzen-Schalk, ſoeben iſt ein zweites Brieflein angelangt ...

— Vom Marquis? fragte Dame Cochois ziemlich gleichgiltig.

— Dies Mal von einem Andern, den Mademoiſelle wohl ſchwerlich errathen werden ...

— Gib her!

— Betrachten Sie gefälligſt dies Siegel. Kennen Sie dies Wappen? fragte der dienſtbare Geiſt. Dieſer Brief, Mademoiſelle, kommt geraden Weges aus dem Cabinet des Königs ...

— Wer ſagt dies?

— Der Kammerdiener, der ihn ſoeben abgegeben hat und auf Antwort zu warten ſcheint ...

— Diable! rief Dame Cochois, einen Brief vom König? Was wünſcht man von uns?

Dann zog ſie aus dem blauen Couvert ein eiweißes Blatt heraus und traute ihren Augen nicht, als ſie ſtill, für ſich allein, folgende von Seiner Majeſtät eigenhändig geſchriebene Zeilen las:

„Holde Aſpaſia.

Erſchrecken Sie nicht, wenn ich mit der Thür in's Haus falle und Sie in aller Eile und ohne Umſchweiſe in Kenntniß ſetze, daß ich geſonnen bin, Sie heute Nacht zwiſchen Zwölf und Eins zu beſuchen, um Ihnen — wohlgemerkt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit! — eine Mittheilung zu machen, die Ihnen beweiſen wird, wie ſehr Sie zu ſchätzen weiß

Ihr
wohlgeneigter Perikles von Sans-Souci.“

— Und welche Antwort geruhen Mademoiſelle zu ertheilen? fragte die Zofe, die ihre Neugier nicht zu bändigen vermochte.

Melpomenens Prieſterin eilte an ihr Pult, ergriff einen jungfräulichen Federkiel, ſchrieb damit die vier inhaltſchweren Worte:

„Aſpaſia erwartet ihren Perikles“,

faltete das Blatt und ſchob es in ein alle Wohlgerüche des Serails ausathmendes Couvert, auf das ſie mit zitternder Hand „à Sa Majesté le Roi“ kritzelte und es mit einem ſymboliſchen Petſchaft ſchloß, auf dem ein Schmetterling eine Blumenknoſpe umgaukelt, mit der Umſchrift: „Wecke ſie nicht!“

— Voilà! ſagte die Herrin und reichte die verſiegelte Antwort der Zofe, die ſie dem Kammerdiener übergab.

Die gute Aſpaſia befand ſich jetzt in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung. Die Ueberraſchung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, war ſo groß, daß ſie im erſten Augenblick zu träumen glaubte; doch als ſie zum zweiten Male die Zeilen ihres Perikles las, trat an die Stelle ihrer Zweifel die Gewißheit, die jeden Gedanken der eitlen Schauſpielerin mit Stolz und Entzücken erfüllte.

— So iſt es alſo doch wahr, rief ſie aus, daß Seine Majeſtät mich hinter meinem Rücken zu lieben geruhen, mich, die alle Welt für häßlich hält, mich, die bis jetzt nur Einer ſchön gefunden hat, mein Vaſall, mein Marquis, mein Bertrand de Born! Und ſo iſt alſo ſein Verdacht nicht ungegründet, und der König, ohne daß ich's bisher gewußt, deſſen Nebenbuhler! Noch ſcheint mir Alles ſo unklar und nebelhaft, wie ein Feenmärchen, wie ein Zauberſpuk. Was ſoll ich glauben? Liebt der König meinen Geiſt oder meine Perſönlichkeit oder Beides zugleich? Nennt er mich nicht „Aſpaſia“ und liegt nicht in dieſem Namen die ſchönſte Liebeserklärung? Wie aber ſoll ich mich nun meinem alten Alcibiades gegenüber verhalten? Soll ich leugnen oder zugeſtehen? Vor allen Dingen muß ich Gewißheit haben, ob Seine Majeſtät mich wirklich liebt; dann iſt's ja noch immer Zeit, meinem Marquis den Laufpaß zu geben! Bis morgen früh will ich ſein Schreiben unbeantwortet laſſen; dann weiß ich, woran ich bin, monologiſirte Dame Cochois und las zum dritten Male den Brief des Königs. Kein Zweifel! rief ſie aus, im Namen „Perikles“ liegt das Geſtändniß ſeiner Liebe! — — —

Der Glaube, ſagt Sirach, macht ſelig!

# XIII.

Eine Stunde ſpäter finden wir den „neuen Diogenes“ im Boudoir der „pommerſchen Venus“, die namenlos unglücklich iſt, weil ihr gelehrter Gemahl, Herr von Maupertuis, ſie ſeit geraumer Zeit höchſt auffallend vernachläſſigt. Nachts mit den Geheimniſſen des geſtirnten Himmels und bei Tage mit der Centrifugalkraft der Erde beſchäftigt, bleibt dem ehrgeizigen Präſidenten der Akademie keine Zeit, ſich mit Adelgunden zu beſchäftigen, welche von ihm eine Unſumme von Aufmerkſamkeiten verlangt, die einem Manne, der ſchon fünf volle Jahre mit ihr verheirathet iſt, verteufelt ſauer werden. Kein Wunder, daß im Herzen der äußerſt gefühlvollen, ungemein ſchwärmeriſchen Pommeranerin eine klafſende Lücke entſtanden iſt, die tagtäglich fühlbarer wird.

— Mein Herr Gemahl, beichtet ſie Herrn La Mettrie, der ihr Hausarzt iſt, wird von Stunde zu Stunde unausſtehlicher. Er lebt nur noch für Phyſik und Mathematik und iſt für alles Uebrige ganz und gar abgeſtorben. Will ich von ihm unterhalten ſein, ſo ſagt er: „Störe mich nicht!“ und kehrt mir den Rücken zu. Nachts, wenn er ſich an Mond und Sternen müde geſehen hat, legt er ſich auf's Ohr und ſchnarcht wie ein Nachtwächter. Ein Marmorblock iſt gefühlvoller, ein Eisbär aufmerkſamer als mein Gemahl! betheuerte Adelgunde von Maupertuis und trocknete mit dem wappengeſchmückten Zipfel ihres Battiſttuchs einige Tropfen ihrer unverſiegbaren Thränendrüſe.

— Armes Kind! ſagte La Mettrie und erfaßte ihre vielberingte Hand. Ein ſo gefühlvolles Herz wie das Ihrige hat in der That eine hingebendere Seele als die Ihres gefühlloſen Lappländers verdient. Beklagenswerthes Weib! ſeufzte der Hausarzt und preßte die Hand der Hofdame mit einer Theilnahme, die ihrem ganzen Weſen außerordentlich wohlzuthun ſchien.

— Doctor, fragte ſie urplötzlich, was halten Sie von der Liebe?

Dieſe gänzlich unerwartete Wendung war ganz geeignet, den ſinnlichen Materialiſten in nicht geringe Verlegenheit zu ſtürzen. Unentſchloſſen, ob er die verfängliche Frage in ihrem oder ſeinem Sinne beantworten ſolle, zauderte er einen Augenblick.

— Sie ſchweigen? fragte die Präſidentin, ihm ängſtlich ins Auge blickend.

— Ich ſchweige, weil ich keine Antwort finde, die mir paſſend genug ſchiene, die Liebe, dieſe Blüthe aller menſchlichen Gefühle, dieſe Gabe der Götter, dieſes Geſchenk des Himmels, würdig zu charakteriſiren. Liebe iſt die große Pulsader, die den ganzen Erdkörper von einem Pole zum andern durchſtrömt, die magnetiſche Kraft, die unbewußt alle Herzen an ſich reißt, die elektriſche Batterie, die das ganze Weltall, vom höchſten Urweſen bis zum niedrigſten Geſchöpfe, durchzuckt.

— Und die Ehe? fragte Frau von Maupertuis.

— Die Ehe, erwiderte der Arzt, iſt ein Aderlaß der Liebe.

— Mir aus der Seele geſprochen! rief die „Venus von Pommern", den Druck ſeiner Hand zärtlich erwiedernd. Mein Herr Gemahl iſt ein großer Mann ... ich habe alle Achtung vor ſeiner Gelehrſamkeit ... ich bewundere ſeinen Scharfſinn ... das iſt aber auch Alles, denn lieben, Doctor, kann man nur Den, der uns wieder liebt. Herr von Maupertuis aber iſt ein Klotz, ein Pasquill auf die Liebe, ſagte Adelgunde und trocknete abermals ein paar Thränen.

— Madame, Sie ſollten in's Bad reiſen, meinte der Cyniker.

— Warum? fragte die Präſidentin, die dieſe kühne Wendung nicht zu verſtehen ſchien.

— Begreifen Sie das nicht? Um Ihren legitimen Kummer zu vergeſſen, um ſich zu zerſtreuen ...

— Sind denn auch Sie geſonnen, in's Bad zu reiſen?

— Oui, Madame!

— Böſewicht, lächelte die Ehehälfte des Eisbären, jetzt verſtehen wir Sie! Und welches Bad halten Sie für unſer angegriffenes Nervenſyſtem am zuträglichſten?

— Scheveningen.

— Ein herrlicher Einfall! Was aber wird mein Herr Gemahl dazu ſagen?

— Reiſe mit Gott und bleibe ſo lang' es Dir gefällt, antwortete La Mettrie im Geiſte des Herrn von Maupertuis.

— — — — — — — — — —

Bei Tiſche theilte ſie den Plan, in's Bad reiſen zu wollen, ihrem dann und wann außerordentlich zerſtreuten Gemahle mit.

Der Präſident — Gott weiß, mit welchem Erd- oder Himmelskörper beſchäftigt — ſchien ſtocktaub zu ſein, denn er ließ geduldig in ſich hineinreden, ohne Etwas darauf zu erwidern.

— Lieber Louis, begann ſie von Neuem, Du biſt heute wieder ſchrecklich zerſtreut.

Er ſchwieg und knetete, in Gedanken vertieft, eine Brodkugel.

— Gott im Himmel, woran denkſt Du? fragte ſie und rüttelte den Gemahl, der ſeinen leeren Teller anſtarrte.

— Ich denke an ein Loch...

— An welch ein Loch?

— An ein ungeheuer großes Loch, das ich bis zum Mittelpunkt der Erde bohren will, um einen

Blick in's Innere derſelben zu werfen und mich von der Exiſtenz des Centralfeuers und von der Schnelligkeit der Rennthiere zu überzeugen...

— Der Rennthiere? wiederholte die Präſidentin.

— Ja, ja, liebes Kind, denn im Vorbeigehen habe ich auch an Torneo gedacht, wo ich, die Geſtalt der Erde unterſuchend, drei Monate in einem von Rennthieren gezogenen Schlitten herumgefahren war. So ein Rennthier...

— Louis, denk' doch auch einmal an Dein Weib... ich habe Dich ſchon drei Mal um Etwas gefragt... Du haſt wie ein Tauber zugehört und mir Nichts darauf geantwortet...

— Und was haſt Du mich gefragt?

— Ob Du mir erlauben willſt, auf kurze Zeit in's Bad zu reiſen?

Der Gemahl gab ihr keine Antwort.

— Das iſt zum Verzweifeln! rief die arme Frau. Mann, woran denkſt Du jetzt?

— Ich denke jetzt an den längſten Tag, der in Torneo faſt drei volle Monate dauert...

— Jetzt aber biſt Du in Potsdam und ſollſt mir antworten, ob ich reiſen darf!

— Wohin? fragte der gelehrte Mann, der ſich gleich wieder andern Gedanken überließ.

— Nach Scheveningen.

Sie wartete auf Antwort; er aber ſchwieg.

— Nun reißt mir die Geduld! ſchrie die Präſidentin und ſchlug mit ſolcher Wuth auf den Tiſch, daß die Weinflaſche, welche dicht vor ihrem Gemahle ſtand, das Gleichgewicht verlor und, umfallend, ihre rothe Füllung auf ſeinen Schoos ausſtrömen ließ. Maupertuis, jetzt mußt Du mir antworten!

— Worauf? fragte der Zerſtreute, der noch immer nicht gewahrte, daß er ganz naß geworden war.

— Ob ich, ſagte ſie, ihn mit der Serviette abtrocknend, zu meiner Erholung Scheveningen beſuchen darf?

— Ja, liebes Kind, ja!

— Nun, warum haſt Du das nicht gleich geſagt und mich erſt ſo geärgert, daß ich allen Appetit zum Eſſen verloren habe und wieder Magenkrampf bekommen werde. Himmel, welche Qual, einen Präſidenten der Akademie zum Gemahl zu haben! Er ſetzt ſich zu Tiſche, verſchluckt, wie ein Elephant, Alles, was man ihm hinſchiebt, und ſpricht keine Sylbe. Wie lange, lieber Louis, darf ich ausbleiben?

— Achtzehn Monate, murmelte der große Mathematiker.

— Er hat ſchon wieder an etwas Anderes gedacht! Da ſitzt er nun wie ein Klotz und brütet Gott weiß worüber! Ich will nur gehen, um mich nicht noch mehr zu ärgern! ſagte die Präſidentin, warf die Serviette weg, ſtand vom Tiſche auf und verließ das Speiſezimmer.

Als der Präſident allein war, ſchenkte er den Reſt des Rothweins in ſein Glas und ſprach:

— Mein gutes Weib will alſo zu meiner Erholung in ein Bad reiſen; unterdeſſen kann ich ungeſtört meinen „Essai de Cosmologie“ und meinen „Discours sur la parallaxe de la lune“ vollenden. Nach den Anſtrengungen einer fünfjährigen Ehe haben derlei Ferien in mehrfacher Beziehung ihr Gutes. Wir werden ſie alſo reiſen laſſen. Wer weiß, wozu es gut iſt!

## XIV.

Mademoiſelle Cochois ſtand auf glühenden Kohlen. Das peinigende Gefühl der Neugier gönnte ihr keinen Augenblick der Ruhe. Sie durchlief die lange Reihe ihrer prachtvoll eingerichteten Zimmer, unterhielt ſich hier mit dem Affen, dort mit dem Papagei, den der Marquis ihr geſchenkt hatte, und nahm, um ihren Gedanken einen neuen Canal zu öffnen, bald dieſes, bald jenes ihrer Lieblingsbücher zur Hand; aber keines von allen war anziehend genug, ſie lange zu feſſeln.

Als es zu dunkeln begann, warf ſie ſich auf die Kiſſen ihrer Ottomane und ſchloß die Augen, um durch Schlaf die Zeit des Wartens abzukürzen; doch auch dies wollte ihr nicht gelingen, denn der

Brief des Königs ſtand wie eine marternde Sphynx, wie ein neckender Rebus, wie ein verſchleiertes Bild vor ihrem Geiſte und kitzelte ihre Neugier. Die gute Aſpaſia konnte nicht erwarten, was Perikles ihr zwiſchen Zwölf und Eins — unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit — anzuvertrauen habe.

Und erſt kurz vorher hatte es Zehn geſchlagen! Welche Marter, welche Qual, welche Höllenpein, noch zwei, vielleicht gar drei Stunden warten zu müſſen, bis ſie Gewißheit erhalten ſollte!

Marquis d'Argens, der ſich ihretwegen in die Scylla und Charybdis von Schulden und Sorgen geſtürzt hatte, war ſeit heute Morgen in den Hintergrund ihrer Seele getreten. Die Anbetung eines Königs hatte für ihre Eitelkeit einen ſo neuen, großen, blendenden Reiz, daß ſie über ihr eigenes Glück den Kummer ihres verzweifelnden Freundes vergaß. Die Fantaſie dieſes Blauſtrumpfs malte ſich die Folgen jenes Briefes mit paradieſiſchen Farben aus. Ein dunkles Gefühl ſagte ihr, ſie ſei aus jenem neidenswerthen Teige, aus dem ſich der vierte Heinrich ſeine Ducheſſe de Beaufort, der fünfzehnte Ludwig ſeine Herzogin von La Vallière, die ja auch nicht ſchön geweſen iſt, zu kneten geruht. — Es ſchlug Eilf, als Mademoiſelle Benjamine ſich zu einer Gräfin von Brandenburg, es ſchlug Mitternacht, als ſich die Gräfin von Brandenburg zu einer Fürſtin von Hohenzollern emporgehoben ſah.

In demſelben Augenblick — wir wiſſen nicht, ob es Wahrheit oder nur ein Spuk ihrer aufgeregten Fantaſie geweſen iſt — hörte ſie einen Piſtolenſchuß fallen. Sollte Marquis d'Argens Ernſt gemacht, ſollte er ſich wirklich eine königlich preußiſche Kugel durch ſein provenzaliſches Gehirn gejagt haben??? Mademoiſelle blieb ruhig auf ihrer Ottomane liegen und trällerte mit ſeligem Lächeln:

„Vive Henry quatre; vive Gabrielle d'Estrée!“

Gleich darauf trat der König ein.

— Bon soir, Mademoiselle! ſagte der große Fritz mit ganz ungewöhnlicher Artigkeit. Ich habe Sie vor einigen Tagen als Mérope geſehen und geſtehe Ihnen, daß Ihr tiefdurchdachtes Spiel mich entzückt hat . . .

— Sire, der Beifall ſolcher Kenner iſt unſer höchſter Stolz, unſere ſchönſte Aufmunterung . . .

— Auch Herr von Voltaire, der Alles beſſer weiß, als jeder Andere, läßt Ihrer ſchönen Leiſtung Gerechtigkeit widerfahren und kann es nicht erwarten, Sie als Zaïre zu ſehen ... Wann denken Sie mit Ihrer Rolle im Reinen zu ſein?

— In acht Tagen, Majeſtät.

— Laſſen Sie ſich Zeit, liebe Gochois, ſagte der Monarch mit herzgewinnender Freundlichkeit. Rollen ſo ſchwieriger Art wollen reiflich durchdacht ſein . . . Zaïre iſt eine der ſchönſten Schöpfungen der Voltaire'ſchen Muſe, und Sie werden mit der Darſtellung dieſes Charakters einen neuen Triumph Ihrer Kunſt feiern . . .

— Sire, es wird mein eifrigſtes Streben ſein, mir den Beifall Ew. Majeſtät zu erringen!

— Mademoiſelle, ich habe meinen Intendanten beauftragt, Ihnen am erſten Juli eine Gratification von tauſend Francs auszuzahlen. Doch nun zur Hauptſache . . . ich komme, um Sie in ein Geheimniß einzuweihen, geſtand der König, ihre Hand erfaſſend.

— Sire, antwortete die Künſtlerin mit zitternder Stimme, Ihre unterthänige Dienerin iſt ganz Ohr . . .

— Werden Sie aber auch das, was ich Ihnen mittheilen will, verſchweigen können? fragte Seine

Majeſtät, Königin Mérope auf die Ottomane ziehend.

— Sire, ich werde mich Ihres Vertrauens vollkommen würdig zeigen, betheuerte Melpomenens Prieſterin.

— Nun denn, ſo hören Sie! Aber, liebe Cochois, warum zittern Sie? Halten Sie mich fähig, Ihnen Etwas zu geſtehen, was Sie verletzen könnte?

— O nein, o nein!

— Warum alſo ſchlagen Sie ſo ängſtlich Ihre Augen nieder? Sehen Sie mich an, liebe Cochois, ich meine es gut mit Ihnen und bin gekommen, um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Marquis d'Argens hat mir geſagt, daß Sie ſich auch mit Literatur und Poeſie beſchäftigen ...

— Allerdings, hauchte die Künſtlerin, die den König nicht anzuſehen wagte.

— Ecoutez donc! ſagte er, ihre Hand loslaſſend, ich habe ein Stück geſchrieben.

— Ein Stück? wiederholte Mademoiſelle Cochois, die ein Geſtändniß ganz anderer Art erwartet hatte.

— Ein dreiactiges Luſtſpiel; doch habe ich mehr als einen Grund, zu wünſchen, daß Sie mich nicht verrathen …

— Und iſt dies Alles? fragte die Schauſpielerin, die aus ihrem geträumten Himmel fiel.

— Ich habe Ihnen erſt die Hälfte meines Geheimniſſes anvertraut … nun ſollen Sie auch die andere erfahren … ich wünſche, mein Stück in Potsdam aufgeführt zu ſehen, aber nicht unter meinem Namen. Umgeben von lauter Schmeichlern, würde ich nie ihr wahres Urtheil erfahren. Voltaire würde es loben, weil er kleinlich genug wäre, zu glauben, daß ſein Tadel mich verletzen könnte. Wir Könige hören nur ſelten die nackte, ungeſchminkte Wahrheit; darum will ich den Herren der Akademie eine Falle legen und Sie bitten, mein Stück für Ihre Arbeit auszugeben.

— Sire, erwiderte die arg enttäuſchte Aſpaſia, ich habe mich zwar noch nie mit fremden Federn geſchmückt, doch bin ich gern bereit, dies Mal eine Ausnahme zu machen, wenn Ew. Majeſtät mir zu verſprechen geruhen, in Ihre Autor-Rechte einzutreten, wenn Ihr Luſtſpiel — woran ich keinen Augenblick zweifle — gefällt. Hat es das Unglück, den Herren der Akademie zu mißfallen, dann will ich mit Freuden die Pathin Ihres Kindes ſein ...

— Das iſt ſehr edel von Ihnen, doch werde ich im letztern Falle nicht zugeben, daß meine Schuld auf Sie zurückfalle. Leſen Sie das Ding, unterziehen Sie ſich der Mühe, es abzuſchreiben, und reichen Sie es unter Ihrem Namen bei meinem Intendanten ein, ſagte Friedrich und zog aus ſeiner Bruſttaſche das Manuſcript. Der König wird die Mühe, die der Dichter Ihnen verurſacht, reichlich zu vergelten wiſſen.

— Sire, ich fühle mich durch das Vertrauen Ew. Majeſtät ſo reich belohnt, daß ich auf alles Andere im Voraus dankend Verzicht leiſte.

— In Ihre Hände leg' ich meinen Geiſt, ſprach der Monarch und erhob ſich. Nun, liebe Cochois, will ich Sie nicht länger ſtören. Kann der König von Preußen Ihnen jemals einen Dienſt erweiſen, ſo gebieten Sie über ihn, denn bis zum letzten Hauche unſers Lebens werden wir's für eine unſerer liebſten Pflichten halten, Künſte und Wiſſenſchaften unter die Flügel unſeres königlichen Schutzes zu nehmen, car tel est notre bon plaisir, ſagte

Friedrich der Große, grüßte die Künſtlerin und entfernte ſich.

— Quel bruit pour une omelette! ſeufzte Demoiſelle Cochois, als Seine Majeſtät ſie verlaſſen hatte. Arme Aſpaſia, lege Dich ſchlafen, Dein Perikles hat Dich bitter getäuſcht! Frédéric II. n'est pas Louis XIV!

## XV.

Am andern Morgen erhielt der „treue Vaſall“ folgendes Billet:

„Mademoiſelle Benjamine Cochois erſucht den Herrn Marquis Boyer d'Argens, ihr im Laufe des heutigen Tages die Ehre ſeines Beſuches zu ſchenken, um ihm mündlich zu ſagen, wie ſehr ſie noch immer ſei, was ſie ihm bisher geweſen iſt.“

## XVI.

Wenden wir uns nun zu Voltaire.

König Friedrich, der ſeinen Kammerherrn mit tauſend Aufmerkſamkeiten überhäufte und Alles aufbot, um ihm den Aufenthalt am Hofe von Sans-Souci möglichſt angenehm zu machen, war früh genug zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſein ſehr überſättigter Gaſt, jetzt häufiger als je, Anwandlungen jenes Uebels verſpürte, das in dem parfümirten Dunſtkreiſe der Höfe am üppigſten graſſirt, jenes Uebels, das wir das „Unglück der Glücklichen", die „Krankheit der Geſunden" oder ohne Umſchweiſe das „Gefühl der Langeweile" nennen. Voltaire war durch und durch viel zu ſehr Franzoſe, um die „Hauptſtadt der Welt" ſo leicht vergeſſen und ſich in jenem abgelegenen Winkel der Mark Brandenburg heimiſch und ganz à son aise fühlen zu können, denn der Contraſt war zu grell. Paris mit ſeinen frivolen Frauen verhielt ſich zu Potsdam mit ſeinen pedantiſchen Gelehrten wie ein ſchlüpfriges Gedicht Grécourts zu einer trockenen Abhandlung von Maupertuis. Am Hofe Alcine's von Preußen fand der blaſirte Adolphe weder eine Marquiſe de Prie, noch eine Marquiſe du Chaſtelet, die, geblendet von der Aureole ſeines Dichterruhms, ſich durch ein Quatrain ſeiner Muſe hundert Mal mehr als durch das Collier eines Nabobs oder durch das Armband eines Königs geſchmeichelt fühlte. Hatte doch ſelbſt Frau von Pompadour, die Prinzeſſin Europa des gekrönten Stiers, es nicht verſchmäht, Voltaire's Huldigungen Gehör zu leihen, um ſeiner Feder den Stachel zu rauben und die Galle ſeines Witzes, die Aſſa foetida ſeiner Satire in Honig und Weihrauch zu verwandeln. Dies Alles hatte den häßlichen Aretin des achtzehnten Jahrhunderts ſo maßlos eitel gemacht, daß er ſich für unwiderſtehlich hielt, was allerdings höchſt komiſch iſt, wenn man ſich hierzu eine Phyſiognomie denkt, die, wie Paliſſot ſagt, halb Adler und halb Affe ſchien, ein Gegenſatz, der ſich auch in ſeinem Charakter wiederfand, welcher ein Gemiſch von Erhabenheit und Kleinlichkeit, von Würde und Lächerlichkeit war, eine Doppelnatur, die Plato's philoſophiſchen Ernſt mit den plumpen Späßen eines Arlequins in ſich vereinigte. Aber der dunkelſte ſeiner vielen Schattenflecke war ſein Neid. Er gönnte keinem Andern neben ſich den kleinſten Strahl der Anerkennung. Erſchien er bei den Feſten von Sans-Souci, ſo verlangte er, daß der König nur für ihn Augen habe und jeden ſeiner andern Gäſte überſehe; er fühlte ſich beleidigt und gekränkt, wenn Friedrich und ſein Hof auch andern Geiſtern aufmerkſam entgegen kamen; denn ſeine Selbſtſchätzung war ſo groß, daß er ſich für den Coloß von Rhodus, alle andern Dichter und Gelehrten aber für Porzellanfiguren hielt, wie man ſie auf Nippestiſchen und Kaminſimſen antrifft. Aber keiner von allen Günſtlingen war dem eitlen Poeten ein größerer Dorn im Auge als Maupertuis, der, von ſeiner eigenen Größe leider nicht weniger als Voltaire eingenommen, ſich ſelbſt für einen Patagonier, ſeine Umgebung für Pygmäen und Herrn von Voltaire für den kleinſten und letzten aller Liliputaner hielt. So kam es, daß Beide ſich gegenſeitig ſehr gründlich zu verachten geruhten.

Die einzige Oaſe in der Sahara von Sans-Souci war Prinzeſſin Amélie, die in den Augen des Kammerherrn ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ſie eine „Bibliothèque volante de toutes les charmes“, „un programme de toutes les amabilités du beau sexe“ hieß und ſich im Stillen geſtand, daß die Aebtiſſin von Quedlinburg die einzige Deutſche ſei, die er lieben könnte, wenn ſie weniger prüde wäre. Prinzeſſin Amélie war in der That ganz Franzöſin: pikant, geiſtreich, witzig, un peu coquette, un peu gourmande, un peu frivole, und darum ganz geſchaffen, dem Herzen Voltaire's ein gefahrdrohendes Schach zu bieten.

Eines Tages, nachdem er der Schweſter des Königs eine ſeiner neueſten Tragödien, „Rome sauvée ou Catilina“, vorgeleſen hatte, erzählte er ihr Folgendes:

— Es war am 22. Juni 1749, als dieſes Trauerſpiel zum erſten Male im Schloß zu Sceaux, unter den Augen der liebenswürdigſten Fürſtin

Frankreichs, der Herzogin du Maine *), aufgeführt wurde. Ich ſelber ſpielte die Rolle des Cicero und hatte das Glück, dem Hofe ſo zu gefallen, daß das Parterre, ein lebendiger Blumenflor der ſchönſten Frauen, ſo überaus gütig war, mich mit Beifall und Bouquets zu überſchütten. Die Herzogin ſelber geruhte, im letzten Zwiſchenakte uns einen Beſuch auf der Bühne abzuſtatten und mir ſehr viel Freundliches über Stück und Darſtellung zu ſagen. — Nach der Vorſtellung erſt begann eines jener großartigen Feſte, die — unter dem Namen „nuits blanches“ bekannt — nach Mitternacht ihren Anfang nahmen und bis zum Anbruch des Tages dauerten. Mitten in jener weißen, für mich ewig unvergeßlichen Nacht, als ein großer Theil der Geſellſchaft der drückenden Schwüle der feenhaft erleuchteten Säle entflohen war, ſich gruppenweiſe in die erfriſchende Kühle der Nachtluft hinausgewagt und in die ſternenerhellten Alleen, in die halb-

---

*) Anne Louiſe Benedictine de Bourbon, Ducheſſe du Maine, Enkelin des großen Condé, geb. 1676, ſeit ihrem ſechszehnten Jahre vermählt mit Louis Auguſte de Bourbon. Duc du Maine, dem legitimirten Sohne Ludwigs XIV. und der Marquiſe von Monteſpan.

dunkeln Roſen-Boskets und in die ſtillverſchwiegenen Flieder- und Jasminlauben verloren hatte, war auch ich hinausgegangen, um meine von Kerzenglanz, Toilettenpracht, Muſik und Wohlgerüchen aller Art betäubte Fantaſie abzukühlen, im monderhellten Haine den melodiſchen Nachtgedanken der gefiederten Primadonnen zu lauſchen und, aufrichtig geſtanden, in der friſchen freien Luft die Dünſte eines leichten Champagnerrauſches vorüberziehen zu laſſen. In dem Augenblick, als ich mich einer weißen Fliederlaube nahe, vernehme ich das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes . . . ich drehe mich um und ſehe eine weibliche Geſtalt vor mir, impoſant wie Juno, ſchlank wie Hebe und geſchmeidig wie Diana, in einen ſchwarzen Schleier eingehüllt, deſſen dichter Faltenwurf mir die Betrachtung ihres Antlitzes entzog. Aber Bruſt und Nacken, Arme und Hände waren blendender als Alabaſter. Qui vive? rufe ich. „Melpomene", erwidert die Huldgeſtalt. Was wünſchen Sie? frage ich, noch immer betäubt vom brüſelnden Gaſe des Champagners. „Dem Dichter des Catilina, dem Darſteller des Cicero einen Beweis meines Wohlwollens, meiner Huld zu ſchenken," antwortet die reizgeſchmückte

Muſe, zieht aus ihrem Buſen eine goldene Medaille hervor und hängt ſie mir um den Hals mit den Worten: „Eine Ihrer glühendſten Verehrerinnen weiht Sie hiermit als Ritter in den Orden de la mouche à miel ein“; dann lüftet ſie zur Hälfte ihren Schleier, haucht einen glühendheißen Kuß auf meine Stirn und . . . verſchwindet wie ein Irrlicht. Ich aber ſinke auf eine Raſenbank und fühle mich vom Kuſſe der Königin der Nacht vom Scheitel bis zur Schuhſohle ſo wunderbar magnetiſirt, daß ich gleich darauf in ſüßen Schlaf und in ein Beet himmliſch-ſchöner Träume ſinke, in welchen ich die Rieſenleiter aller Seligkeiten hinanfliege und oben auf der äußerſten Sproſſe in die Arme meiner Unbekannten ſinke; doch in dem Augenblick, als ich den Schleier, der mir noch immer ihre Züge verbirgt, wegheben will, habe ich das Unglück . . . zu erwachen. Ich ſchlage die Augen auf: es iſt helllichter Tag, die Vögel ſingen ihr Morgengebet, ich aber habe mir eine feuchte Perrücke und einen trockenen Schnupfen geholt . . .

— Und die Medaille? fragte die Aebtiſſin.

— Ruht ſeit jener Nacht an meiner Bruſt, ſagte Voltaire und zog aus dem Labyrinth ſeiner

Buſenkrauſe ein Stück Gold hervor, das an einer ſchwarzſeidenen Schnur befeſtigt war.

— Ich bitte …

Die Vorderſeite dieſer Medaille zeigte den Kopf der Herzogin du Maine mit den geheimnißvollen Buchſtaben: L. Bar. D. SC. D. P. D. L. O. D. L. M. A. M., und die Rückſeite eine Biene, die einem Bienenkorbe zueilt, mit dem Sinnſpruch: „Piccola si, mà fa gravi le ferite“.

— Und was bedeutet jener Kranz von Buchſtaben, der ſich um das Haupt der Dame ſchlingt?

— Sie ſind die Anfangsbuchſtaben ihres Namens und ihrer Titel: „Louise, baronne de Sceaux, directrice perpétuelle de l’ordre de la mouche à miel“.*)

---

*) Eine Beſchreibung dieſes Ordens theilt Tobieſen Duby in ſeinem „Recueil général des pièces obsidionales“ (Paris 1786. 4.) unter der Rubrik: „Récréations numismatiques“ (Seite 142) mit. Dort findet ſich die Formel des Eides, welchen diese Honigfliegen-Ritter beim Eintritt in den Orden ſchwören mußten. Dieſe Formel lautet: „Ich ſchwöre bei den Bienen des Berges Hymettus Treue und Gehorſam der beſtändigen Kanzlerin des Ordens, mein ganzes Leben hindurch dieſe Medaille zu tragen und bis zu meinem Tode die Statuten des Ordens zu erfüllen,

— Und die Biene auf dem Revers und die italieniſche Deviſe?

— Sie ſagt: „Ich bin zwar klein und doch verurſach' ich große Schmerzen“.

— Und welchen Zweck verfolgte dieſer Orden?

— Den ſchönſten unſeres ganzen Daſeins: lieben und ſich lieben laſſen!

— Und wem verdankt dieſer Bund ſeinen Urſprung?

— Der Herzogin du Maine, die ihn im eilften Jahre ihrer Vermählung, am 11. Juni 1703, allem Anſcheine nach nur darum gegründet hat, um in die Einförmigkeit des Lebens zu Sceaur etwas Abwechslung zu bringen.

— Herrlich, herrlich! rief die ſchöne Aebtiſſin, welcher die Idee und der Zweck dieſes Ordens ſehr zu gefallen ſchien. Lebte ich nicht am Hofe von

---

und wenn ich jemals dieſen Schwur breche, ſoll ſich der Honig für mich in Galle, das Wachs in Talg, die Blumen in Neſſeln verwandeln und die Wespen und Horniſſen mich mit ihren Stacheln durchbohren.“ — Dieſer Bienenorden war der Vorläufer eines „Tugendbundes“, der unter dem Namen: „L'ordre des chevaliers et des nymphes de la Rose“ um 1780 vom Herzog von Chartres geſtiftet wurde und, wie jener, nur galante Zwecke verfolgt haben ſoll.

Sans-Souci, auch ich würde einen Orden dieſer Art ins Leben rufen. Aber die Hauptſache haben Sie in Ihrer reizenden Erzählung vergeſſen. Glücklicher Cicero, wer war jene Dame, die Sie in dieſen charmanten Bund eingeweiht hat?

— Dies, Königliche Hoheit, iſt ein Geheimniß, das ich als das ſchönſte Bewußtſein meines Lebens mit in's Grab nehmen will. Das Einzige, was ich Ihnen ſagen darf, iſt das: daß jene hohe Frau, die mich bald nach jener weißen Nacht zum Beneidenswertheſten aller Sterblichen gemacht, ſchön wie Anadyomene — o Gott, wie ſchwer verſündige ich mich! — ſchöner als der ganze Troß der griechiſchen Gottheiten, ſchön wie Göttin Amélie war!

— Böſer Schalk, loſer Schmeichler!

— Voltaire, holde Herrin, iſt weder das Eine noch das Andere. Was er Ihnen ſagt, iſt reine, glühende, tiefempfundene Wahrheit. O könnte Ihr großes, ſchönes, lichtgefülltes Juno-Auge in den ſybilliniſchen Blättern meines Herzens leſen! Auf jeder Seite und in jeder Zeile würden Sie die ewig wiederkehrende Stelle, den Refrain meiner Gedanken finden: Je vous aime, je vous adore, mon coeur! rief der ſechsundfünzigjährige Schwärmer mit der

Gluth eines achtzehnjährigen Jünglings und ſtürzte wie ein premier amoureux, der ſich unwillkürlich von ſeiner Leidenſchaft hinreißen ließ, zu den Füßen Ihrer königlichen Hoheit nieder.

— Stehen Sie auf, Herr von Voltaire! ſagte die Prinzeſſin mit einem Lächeln, das am Gefrierpunkte ſtand, und geruhte, ihm aufzuhelfen. Sie haben mich „Ihr Herz" genannt. Ja, nun glaube ich, daß Sie kein Schmeichler ſind, ſonſt hätten Sie es vorgezogen, mich Ihren „Geiſt" zu nennen, denn Ihr Geiſt iſt — verzeihen Sie mir meine Liebe zur Wahrheit! — ſchöner und bewundernswürdiger als Ihr Herz, von dem ich — unter uns geſagt — keine gute Meinung habe; wie hätten Sie ſonſt jener Königin der Nacht, „ſchön wie Göttin Amélie", ſo leicht untreu werden und einer Andern die Sonnenblume Ihrer Liebe zuwenden können?

— Königliche Hoheit, wie ungerecht! Die Herz— ... Verzeihung ... die Dame, wollte ich ſagen, iſt vor fünf Monaten geſtorben! erklärte der Kammerherr und erpreßte ſich eine Thräne.

— Geſtorben? Ah, dann ruhe Madame in Frieden, ſagte die Aebtiſſin und legte den Orden de la mouche à miel in ſeine Hände zurück. Doch nun zu etwas Anderm! Dies hübſche Märchen oder, damit ich Sie ja nicht beleidige, die rührende Geſchichte, die Sie mir ſoeben erzählt haben, erinnert mich an eine ähnliche, in welcher „Göttin Amélie“, Ihre ergebene Dienerin, ſetzte ſie mit roſenfarbenem Lächeln hinzu, die Rolle jener Königin der Nacht ſpielt.

— Ich bitte zu erzählen, ſagte der Ritter der Honigfliege, den Orden in den geſtickten Ocean ſeines Buſenſtreifs verſenkend.

— Geſtern Abend, als ich, begleitet von einer meiner Kammerfrauen, im Mondſchein unter den blühenden Bäumen des Schloßgartens auf- und abwandelte, ſtürzte plötzlich aus einem der Hollunderbüſche ein ſchwarzer Domino mit verlarvtem Geſicht auf mich zu, ſank zu meinen Füßen nieder und überreichte mir ein Billet mit den Worten:

„Les mortels sont égaux: ce n'est point la
naissance,
Mais la vertu seule, qui fait la différence“.

— Ah le gaillard! Dieſe Verſe ſind von mir!

— Und eben weil ich dies wußte, glaubte ich im erſten Augenblick, Sie vor mir zu ſehen. Schöne Maske, fragte ich, wer biſt Du? — „Prinzeſſin,“

antwortete der Schwarze, „ich bin der glühendſte Ihrer Anbeter!“ — Und Ihr Name, mein Herr? — „Er ſteht in dieſem Briefe,“ erwiderte die Maske und verſchwand wie eine Sternſchnuppe. Neugierig, zu erfahren, wer der Mann ſei, der den Muth beſaß, mich ſo dreiſt zu attakiren, eile ich in meine Gemächer zurück, erbreche den Brief, finde eine vollſtändige Liebeserklärung und falle aus den Wolken, als ich unten, ganz in der Ecke, aus einem Labyrinth von Schnörkeleien den Namen des Schreibers herausbuchſtabire…

— Und wie nennt ſich dieſer Elende?

— Jacques Narciſſe Noël, antwortete die Aebtiſſin.

- Wie? Jener erbärmliche Pfuſcher, der ſich einbildet, ein Küchen-Taſſo, ein neuer Vatel zu ſein?

— Noël, Herr von Voltaire, iſt in der That ein ganz ausgezeichneter Koch…

— Aber ein höchſt eingebildeter Tropf, ein coloſſaler Narr!

— Zugeſtanden, ſonſt würde er wohl ſchwerlich auf den Einfall gerathen ſein, mir ſeine Liebe zu erklären.

— Und Sie, Prinzeſſin, was haben Sie gethan?

— Ich habe herzlich lachen müſſen …

— Wie, Hoheit, Sie haben die Frechheit dieſes Tölpels nicht beſtraft?

— Iſt denn Liebe ein Verbrechen? Was kann der arme Narr dafür, daß er ſich die Mückenflügel ſeines Verſtandes an dem Kerzenglanze meiner Schönheit verbrannt hat? fragte Amélie mit reizender Ironie und konnte ſich dabei des Lachens nicht erwehren.

— Narren ſolcher Art gehören in's Tollhaus …

— Gerechter Gott, wenn ich jeden Narren, der am Hofe meines großen Bruders in mich verliebt zu ſein geruht, gleich in ein Bedlam ſchicken wollte, dann würde Sans-Souci bald entvölkert und noch viel langweiliger ſein, als bisher. Derlei Verirrungen — ſo lange ſie nicht die Grenzen des Anſtandes überſchreiten — tragen viel zu unſerer Unterhaltung bei … wir lachen und amüſiren uns …

Voltaire, der dieſen Stich auch auf ſich beziehen konnte, nahm eine ernſte Miene an und ſchwieg.

— Hören Sie nun, welch ein Plänchen ich mir ausgedacht habe, um den lieben Herrn Noël ein klein Weilchen in der angenehmen Täuſchung zu laſſen, daß er und ſeine Neigung mir nicht ganz gleichgiltig ſei. Jeder Küchenjunge der königlichen Schlöſſer weiß, daß der arme Narr an eine Fee glaubt, die ſeine Taufpathin ſein ſoll. Dieſe Fee — ſchrieb er mir — ſei ihm Nachts vorher im Traume erſchienen und habe ihm das Geheimniß anvertraut, daß ich einen hohen Grad von Mitgefühl für ihn empfände und mich herablaſſen würde, dem „Lallen ſeiner Liebe“ — dies ſind ſeine eigenen Worte — huldreich Gehör zu leihen. Nun frage ich Sie, Herr von Voltaire, ob dies nicht ſehr zum Lachen iſt?

— Ich, für meinen Theil, ich berſte vor Wuth!

— Mein Gott, warum?

— Weil ich nicht begreife, warum Ihre Königliche Hoheit die Frechheit dieſes hirnverbrannten Kochs nicht mit vollem Ernſte in ihre Schranken zurückweiſen wollen!

— Weil mir dies weniger Spaß gewähren würde. Hören Sie weiter! Die fixe Idee, die ſich der arme Teufel in den Kopf geſetzt hat, wird noch weit luſtiger. Fee Tourterelle — ſchrieb er mir — habe ihm das heilige Verſprechen gegeben, ſich bei mir für ihn zu verwenden und mich zu bewegen, zu ihm herabzuſteigen; dann wolle ſie mich mit ihm vermählen, ihn — den letzten Nachkommen des dritten Artus, Königs der Bretagne — auf Feenwort! — im feierlichſten Triumphe auf den ruhmgeſchmückten Thron ſeiner erlauchten Vorfahren zurückführen und mich — gratuliren Sie mir! — zur Königin der Betragne erheben. Sagen Sie mir, Herr von Voltaire, iſt das nicht komiſch?

— Nein, Hoheit, nein, entgegnete der Kammerherr, der den aufgeblaſenen Koch nie leiden konnte. Das iſt eine freche Narrheit, welche Züchtigung verdient!

— Wie kann man ſo grauſam ſein? fragte Prinzeſſin Amélie, welche die perſonificirte Herzensgüte war. Ich will Herrn Noël allerdings beſtrafen, aber auf eine Weiſe, die ſo komiſch wie ſein Vergehen ſein ſoll. Ich will ihn in ſeinem Aberglauben beſtärken und mich nach einer Fee umſehen, die ihm, wenn er ſchläft, erſcheinen, ihn wecken und ihm rathen ſoll, was er zu thun habe, um ſich meine Gunſt zu erwerben. Begreifen Sie nicht, daß dies eine herrliche Myſtification gibt?

— O ja! Wo aber finden wir eine Fee, die ſich zu dieſem Schwanke hergibt?

— Ich habe an meine ſchöne Kleiſt gedacht...

— Hoheit, ich halte die Gräfin zu gut dafür... Wollen Sie eine ſolche Feen-Poſſe durchaus aufführen, ſo wüßte ich eine Dame, die ſich weit beſſer dazu eignet ...

— Sie meinen?

— Eine Ihrer Hofdamen, Madame Adelgonde de Maupertuis ...

— Aber iſt meine gute Maupertuis für jene Fee Tourterelle nicht ſchon zu alt und häßlich?

— Allerdings, das aber macht die Täuſchung um ſo komiſcher ... Wir hüllen ſie in dichte Schleier und ...

— Sagen ihr, was ſie zu thun hat. Und wenn ich nicht irre, ſo fühlt ſich die Maupertuis...

— Außerordentlich geſchmeichelt, daß man gerade ihr eine Feenrolle zutheilt ...

— Aber halt, da fällt mir ein, daß dies doch nicht gehen wird. Meine gute Hofdame hat mich geſtern erſucht, ihr einen ſechswöchentlichen Urlaub zu gewähren. Sie will in's Bad ...

— Mit La Mettrie, ſetzte Voltaire mit fauniſchem Lächeln hinzu.

— Wer hat Ihnen das geſagt?

— Ihr Gemahl, der froh zu ſein ſcheint, daß er ſie los wird.

— Sie glauben alſo, daß unſer Cyniker La Mettrie ...

— In Fee Adelgonde wahnſinnig verliebt iſt!

— Ah, dann müſſen wir allen Dreien einen Strich durch die Rechnung machen und ihr den Urlaub verweigern ...

— So denk' auch ich!

— Aber iſt das nicht grauſam?

— Im Gegentheil, das iſt ſehr edel, denn Ihre Königliche Hoheit ſchützen dadurch die Ehre unſeres würdigen Präſidenten der Akademie und die Tugend ſeiner höchſt achtungswerthen Frau Gemahlin vor den Natterzungen der Verleumdung.

— Sie haben Recht, Herr von Voltaire. La Mettrie wird uns zwar ein wenig grollen, doch was liegt daran! Wir brauchen Frau von Maupertuis zu höhern Zwecken ... Sie wird alſo hier bleiben müſſen.

Herr von Voltaire, entzückt, ſeinem Landsmann La Mettrie eine Freude vereitelt zu haben, erfaßte die Hand der Prinzeſſin, ſäete einen Kuß darauf und rief mit überſchwänglichem Pathos:

— Ihre Königliche Hoheit ſind ein Engel!

— — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter ſagte die Prinzeſſin zu ihrer Hofdame:

— Liebe Maupertuis, ich kann Dich nicht reiſen laſſen . . . frage nicht, warum? Bald ſollſt Du es erfahren!

Der Schreck der Armen war coloſſal.

## VII.

Am folgenden Abende, als Madame Reggi ma-Pesne wieder ihren gewöhnlichen Kreis von Gäſten um ſich verſammelt ſah, fehlte natürlich auch der franzöſiſche Geſandte nicht.

— Nun, meine Theure, fragte Mylord Tyrconnel die Dame des Hauſes, haben Sie vielleicht ſchon erfahren, welcher Dame der preußiſche Salomo den Hof zu machen geruht?

— Leider kann ich Ihnen noch nichts Gewiſſes darüber mittheilen. In Berlin und Potsdam circuliren drei verſchiedene Gerüchte. Das eine on dit ſagt: Seine Majeſtät habe ſich in unſere pockennarbige, ſtumpfnaſige, fabelhaft magere Trauerſpielmuſe, Mademoiſelle Cochois, vergafft . . .

— Und Sie halten dies für möglich?

— Schon aus dem Grunde, weil die Herren Könige oft einen ganz apparten Geſchmack haben. Iſt nicht auch die erſte Liebe des großen Ludwigs von Frankreich pockennarbig geweſen? Hat Louiſe de La Vallière nicht gehinkt? So viel, Mylord, iſt gewiß, daß Marquis d'Argens ſich ſeit Kurzem mit ſeiner Danaë überworfen hat. Der arme Mann behauptet ſteif und feſt, er habe den König unlängſt in ihr Haus hineinſchleichen ſehen; Melpomene leugnet zwar, aber der Marquis glaubt an Das, was er mit eigenen Augen geſehen, und iſt darüber dergeſtalt untröſtlich, daß er ſeit jenem Tage Trauer angelegt hat.

— Wie kann ein ſonſt ſo vernünftiger Mann ſo verrückt ſein! Ich, für meinen Theil, habe mir die Untreue einer Frau nie ſehr zu Herzen genommen. Jeder Mann, welcher liebt, muß darauf gefaßt ſein, ſich früher oder ſpäter betrogen zu ſehen. Das iſt der Lauf der Welt! Und das zweite on dit? fragte er dann.

— Iſt zwar dunkler, und doch viel wahrſcheinlicher. Faſt jede Nacht beſucht der König eine fremde Dame, die mit zwei Töchtern im Hauſe der Schweſter ſeines Kammerdieners wohnt. Ueber Stand und Namen dieſer Unbekannten ſchwebt ein egyptiſches Dunkel, das Niemand zu lichten vermag.

— Wär's denn nicht möglich, den Kammerdiener in unſer Intereſſe zu ziehen?

— Ich hab's verſucht, doch hat es mir leider nichts genützt: der deutſche Tölpel iſt zu gewiſſenhaft, um das Geheimniß ſeines Herrn preiszugeben.

— Die deutſche Ehrlichkeit hat für mich etwas Rührendes, das mir bisweilen höchſt lächerlich erſcheint . . . in Frankreich iſt Jeder beſtechlich . . .

— Bis auf Mylord! meinte Madame Pesne.

— Sie irren, liebe Freundin, auch wir laſſen uns beſtechen, aber natürlich nicht durch Kleinigkeiten. Ich ſage wie Abbé Terraſſon*): „Ich bin unbeſtechlich bis zu einer Million“ . . .

— Dann aber . . .

---

*) Jean Terraſſon, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, verdankt den größten Theil ſeines literariſchen Ruhmes dem hiſtoriſchen Romane: „Séthos ou l'histoire de l'ancienne Egypte“, Paris 1731, 3 Bde. 12. (deutſch von Matthias Claudius, Leipzig 1794, 2 Bde. 8.)

— Verrathe ich, unter uns geſagt, Gott und die ganze Welt.

— Mylord ſind der ehrlichſte Diplomat.

— Ich bitte, Madame, verkennen Sie mich nicht! Diplomatie und Ehrlichkeit ſind zwei Begriffe, die ſo himmelweit von einander verſchieden ſind, wie Bigotterie und wahre Frömmigkeit . . . Doch das dritte on dit? fuhr er fort, um das Geſpräch auf den Hauptpunkt zurückzulenken.

— Iſt von allen das abenteuerlichſte. Im Vertrauen auf Ihre Verſchwiegenheit will ich Ihnen mittheilen, was der Privatſecretär des Königs geſtern Abend meinem Gemahle anvertraut hat. Vorgeſtern Morgen, als Seine Majeſtät in Potsdam ſeine Garden muſterte, fand Darget auf dem Arbeitstiſche des Königs einen angefangenen, aber leider nicht vollendeten Brief, der ganz geeignet ſcheint, uns auf die rechte Fährte zu leiten . . . dieſer Brief begann mit der Anrede: „Ma chère Amélie . . .“

— Amélie? wiederholte Tyrconnel mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens.

— Und war allem Anſcheine nach an keine Andere gerichtet, als an ſeine eigene Schweſter . . .

— Wie, ſollte der König von Preußen in Nero's Fußtapfen treten wollen?

— Nichts Neues unter der Sonne! fügte Madame Pesne mit ſalomoniſcher Weisheit hinzu.

— Und darum alſo hat die fromme Aebtiſſin von Quedlinburg das Gelübde der Keuſchheit gethan? Barbe bleue! So iſt alſo die Tugend am Hofe von Sans-Souci auch nichts weiter, als eine Maske der Scheinheiligkeit? Noch heute Nacht will ich, zur Beruhigung der Marquiſe von Pompadour, einen Courier abſenden mit der brühwarmen Nachricht, daß Ihre Königliche Hoheit . . .

— Mylord, Sie wollen . . .

— Laſſen Sie mich ausreden, bat der Diplomat, ſich raſch verbeſſernd. Noch heute Nacht ſoll eine geheime Depeſche dem Cabinet von Verſailles das hochwichtige Ereigniß überbringen, daß Prinzeſſin Amélie . . . ich bitte, erſchrecken Sie nicht . . . eine neue Klavier-Sonate componirt hat . . .

— Schreiben Sie, Mylord, was Ihnen gefällt, nur laſſen Sie mich dabei aus dem Spiele!

— Herrlichkeit, ſagte Herr Pesne, der ſoeben hinzutrat, wiſſen Sie, was man ſich ſeit einer Stunde in's Ohr flüſtert?

— Bitte, was flüſtert man? fragte Tyrconnel.

— Am Eingange des Schloſſes zu Sans-Souci iſt heute Abend ein geſchriebener Mauer-Anſchlag gefunden worden, der die ganze Polizei in Allarm geſetzt hat.

— Ein Pasquill?

— Auf den preußiſchen Nero, der die Verſe nicht an den Spiegel ſtecken wird.

— Ausgezeichneter Freund, können Sie uns eine Abſchrift davon verſchaffen?

— Es iſt ein Gedicht von vier Verſen, das Jeder leicht behalten kann. Es lautet:

„Ici repose sur ses lauriers
Un homme sans coeur et sans génie:
Très-peu poëte, très-peu guerrier,
Le fainéant de Sans-Souci.“

— Ah quel beau quatrain! rief der Geſandte Frankreichs. Der Dichter dieſer Verſe . . .

— Wird wohl nach Spandau ſpazieren müſſen, meinte der Maler.

— Und wen hält man für den Autor derſelben?

— Man erſchöpft ſich in Muthmaßungen aller Art. Der König hat, wie man hört, einen Preis von hundert Friedrichsd'or ausgeſetzt für den, welcher den Verfaſſer denuncirt.

— Und was glauben Sie?

— Ich glaube, Mylord, daß fünfhundert Thaler Gold ein hübſches Sümmchen ſind . . .

— Ich zahle Ihnen das Doppelte, wenn Sie mir ſagen können, wer der Verfaſſer iſt . . .

— Und was wollten Sie thun?

— Ihn heimlich umarmen . . .

— Still, ſtill! Wir ſind von Spionen umringt, warnte Madame Pesne. Dort naht ein Mann, dem nicht zu trauen iſt!

— Bon soir, Madame, ſagte der geheime Hofrath Timotheus Bummler, der erſt kurz vorher eingetreten war.

Dieſer Herr Bummler war ein Stück Inventarium, das Friedrich der Große im bureaukratiſchen Nachlaſſe ſeines in Gott ruhenden Herrn Vaters vorgefunden hatte, ein Wolf im Schafspelze, ein Jeſuit, auf deſſen Geſichte ein beſtändiges Lächeln bivouakirte. Herr Bummler, der ſich ſeit der vorigen Regierung durch die Gunſt der Hintertreppen vom Kanzeliſten zum Hofrath emporgeſchwindelt und lange Zeit das Cenſoramt bekleidet hatte, war bald nach Friedrichs Thronbeſteigung zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe ernannt und penſionirt worden. Durch Connexionen aller Art hatte er ſich bauchlings in die Gunſt des Polizeidirectors eingeſchmuggelt, der ihn ſeit jener Zeit bei wichtigen Fällen als geheimen Agenten gebrauchte. Herr Bummler, eine dürre, ausgetrocknete Mumie, hatte eine eben ſo lange als ſeine Naſe, die, wie die des Hühnerhundes, ſchon von weiter Ferne verdächtiges Geflügel roch. Er trug einen kleinen, dicken Zopf und enge Nanking-Kamaſchen, die ſeinen dünnen Beinen das Anſehen äußerſt gebrechlicher Stelzen liehen.

— Guten Abend, Hofrath, ſagte die Dame des Hauſes.

— Wir haben Sie ſchon ſehr lange nicht geſehen . . . was verſchafft uns die Ehre Ihres Beſuchs?

— Ich komme, Herr Pesne, um Ihnen zu ſagen, daß die Polizei auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät die confiscirte Karikatur auf Meiſter Noël wieder freigegeben hat. Der gütige Monarch geruhte zu äußern, die Polizei ſolle dem harmloſen Humore eines ſo braven Künſtlers, wie Herrn Pesne, keine Zwangsjacke anlegen und ſeinem Pinſel kein Hinderniß in den Weg ſchieben.

— Der König iſt eben ſo aufgeklärt, als gnädig . . .

— Ja, das ſind Seine Majeſtät allerdings, und ich freue mich, daß Allerhöchſtderſelben heute wieder eine Gelegenheit geboten wird, einen neuen Act der Großmuth auszuüben . . .

— Iſt eine neue Karikatur erſchienen? fragte Madame Pesne, die ſich die Miene gab, als ob ihr durchaus Nichts bekannt ſei.

— Das gerade nicht, aber etwas Aehnliches: ein höchſt geiſtreiches und doch ſehr harmloſes Pasquillchen, über das ich herzlich habe lachen müſſen, antwortete der Hofrath mit ſeinem ſtereotypen Lächeln.

— Ein Pasquill? wiederholten Herr und Madame Pesne.

— Ein ganz allerliebſtes Ding von vier Zeilen, in welchen jedes Wort ein Witz, ein koſtbarer Witz iſt. Seine Majeſtät der König, dem man's brühheiß hinterbracht hatte, ſollen gleichfalls herzlich gelacht und den Wunſch ausgeſprochen haben, den Autor dieſer Verſe kennen zu lernen, um ihn . . .

— Auf die Feſtung zu ſchicken?

— Ei, Madame Pesne, wo denken Sie hin? Seine Majeſtät ſind über Späße ſolcher Art viel zu erhaben ... Allerhöchſtdieſelben haben dies bei der geiſtreichen Karikatur Ihres Herrn Gemahls bewieſen ... Ich laſſe mich hängen, wenn dem Verfaſſer jenes Gedichts irgend Etwas zu Leide geſchieht ...

— Dann, beſter Hofrath, will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen, ſagte Herr Pesne.

— Einen Rath? fragte Herr Bummler mit ſeinem immergrünen Loyola-Lächeln.

— Sehen Sie ſich bald nach einem Galgen um!

— Ein herrlicher Witz! rief die Mumie mit dem Zopfe und wollte berſten vor Lachen.

— Iſt Ihnen eine Taſſe Thee oder ein Glas Limonade gefällig? fragte Madame Pesne.

— Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß erſt das Eine und dann das Andere trinken ...

— Kommen Sie, Hofrath, ſagte die Dame des Hauſes und reichte ihm ihren Arm.

— Mylord, fragte Herr Pesne, wie gefällt Ihnen dieſer zweibeinige Hühnerhund?

— Gehörte er mir, ich würde ihm je eher je lieber das Halsband entziehen.

## XVIII.

Eine Stunde ſpäter expedirte der franzöſiſche Geſandte, herzlich froh, nach langer Zeit wieder einmal Stoff zu einer geheimen Depeſche gefunden zu haben, einen außerordentlichen Courier an den Hof von Verſailles.

Gott ſchütze Frankreich und . . . die Diplomatie!

## XIX.

Am nächſten Morgen ſprach ganz Potsdam von dem kleinen Epigramm, aus dem der Leumund, der eine Schneeflocke gern zu Lawinen anſchwellen läßt, ein ungeheures Pasquill gemacht hatte. Seit frühem Morgen war der geheime Hofrath Timotheus Bummler auf ſeinen ſpindeldürren Beinen, um bald da bald dort herumzuſchnüffeln und herauszubringen, wer des Königs Majeſtät ſo frech verhöhnt habe. Aber nicht er allein, noch viele andere Spürhunde rannten athemlos hin und her, um der Polizei und ihrer eigenen Perſon einen Dienſt durch Erwerbung des ausgeſchriebenen Preiſes zu erweiſen, denn hundert Friedrichsd'or, meinten Bummler und Genoſſen, ſind keine Kleinigkeit! —. — — — —

Abends empfing der König ſeine Freunde. Der Einzige, der dem Klubb ſeit zehn Tagen ſeine Gegenwart entzog, war der troſtlos zerknirſchte Marquis d'Argens, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hatte, daß Friedrich der Große ſein Nebenbuhler ſei.

— Nichts Neues, Ihr Herren? fragte der Philoſoph von Sans-Souci, der heute bei ausnehmend guter Laune war.

— Sire, begann Maupertuis mit akademiſcher Salbung, die ganze Stadt ſpricht mit gerechter Entrüſtung von einem ſchamloſen Pasquill, das die geheiligte Perſon Ew. Königlichen Majeſtät in den Staub zu ziehen verſucht. Sire, noch nie iſt die ſchöne Sprache Frankreichs zu häßlicherer Frechheit mißbraucht worden, als bei dieſem Anlaß! Noch niemals, Sire, iſt eine größere Infamie geſchehen!

— Maupertuis, erwiderte Seine Majeſtät mit ruhigem Lächeln, es kommt darauf an, zu wiſſen, von wem dies Windei ausgeheckt worden iſt. Sind jene Verſe von einem Menſchen, den ich achten muß, ſo würden ſie mir allerdings nicht gleichgiltig ſein; aber ſind ſie von einem Kerl, der ſelbſt nichts taugt, dann muß man ſie belachen; denn nicht

Jeder, Maupertuis, ſteht in meinen Augen ſo hoch, daß er mich beleidigen kann. Es giebt Lumpe in der Welt, die von mir behaupten dürfen, ich hätte dem lieben Gott, Falls auch er Schnupfer iſt, die Tabaksdoſe geſtohlen, der heiligen Jungfrau Maria ein Kind gemacht, den Heiland nach Spandau geſchickt und mit dem Teufel Brüderſchaft getrunken, das Alles würde mich nicht mehr kränken, als die Gemeinheit eines Gaſſenbuben, der in ſeinem Uebermuthe mich mit Koth bewirft. Heute Morgen habe ich dem Buchhändler Haude den Befehl zugeſchickt, jenes Epigramm wörtlich in ſeine Zeitung aufzunehmen, damit die guten Berliner, die verteufelt ernſt ſind, wieder etwas Stoff zum Lachen und Mediſiren erhalten. Kammerherr von Voltaire, hab' ich Recht oder Unrecht?

— Sire, ich in Ihrer Stelle hätte eben ſo gehandelt.

— Voltaire lügt! rief La Mettrie, der heute noch ganz nüchtern war. Niemand iſt empfindlicher als er . . . der leiſeſte Tadel kann ihn in Verzweiflung bringen . . . und wär' er König von Preußen, und hätte ſich Jemand mit ihm ſolch einen Scherz erlaubt, Arouet der Große würde den Sünder erſt köpfen, dann ſpießen und zuletzt vielleicht gar braten laſſen.

— Auch bei mir kommt es darauf an, wer mich beleidigt. Ein Mann von Geiſt iſt keiner Gemeinheit fähig; ein Hanswurſt kann ſagen, was er will, ich lache!

— Worüber lacht er nicht? Er lacht über jeden Quark, ja ſogar über ſeinen eigenen Witz, über den ſonſt Niemand lacht!

— Unſer Bajazzo, ſagte Voltaire, der ſich zum Lachen zwang, ſcheint heute bei Laune zu ſein. Mache Deine Lazzi, guter Freund, damit wir das, was wir eſſen, ſchneller verdauen!

— Ein Mann, wie Herr von Voltaire, verdaut Alles, ja ſelbſt Kieſelſteine und — was noch weit ſchwerer im Magen liegen bleibt — ſeine eigenen Trauerſpiele!

— Schweige, La Mettrie, und laß auch Andere zu Worte kommen! herrſchte der König, der auf die Tragödien ſeines Kammerherren Nichts kommen ließ. Weiß Niemand zu ſagen, wo Marquis d'Argens ſteckt?

— D'Argens, ſagte La Mettrie, der nicht

ſchweigen konnte, ſteckt bis am Halſe in Schulden. Will Ew. Majeſtät ſie bezahlen?

— Ich habe ihm ſchon ein Mal geholfen. Aber wo, um Alles in der Welt, thut der Mann all' ſein Geld hin?

— Er legt's bei einer Bank an . . . lächelte Voltaire.

— Auf der ich um keinen Preis der Welt ſitzen möchte, ſetzte „Diogenes“ hinzu, denn Dame Cochois iſt entſetzlich mager . . .

— Faſt magerer noch, als der Witz unſeres Luſtigmachers, ſagte der König. De gustibus non est disputandum . . . der Eine liebt fettes, der Andere mageres Fleiſch . . .

— D'Argens aber, meinte der Cyniker, zieht die Knochen vor.

— Tarde venientibus ossa, ergänzte Maupertuis, der über die Frivolität ſeines Witzes dergeſtalt erſchrak, daß er den König ſchnell um Verzeihung bat.

— Haben Ew. Majeſtät ſchon gehört, fragte Arouet, daß Mademoiſelle Cochois auch als Dichterin aufzutreten wünſcht?

— Die „Grazie der Häßlichkeit“ ſcheint ſehr ehrgeizig zu ſein . . .

— Vor einigen Tagen, Sire, hat ſie dem Schauſpiel-Intendanten ein von ihr verfaßtes Stück überreicht . . .

— Ein Trauerſpiel? geruhte Seine Majeſtät zu fragen.

— Ein dreiactiges Luſtſpiel, betitelt: „l'école du monde“.

— Und Gotter? Hat er das Stück geleſen?

— Ja, Majeſtät!

— Und hat es ihm gefallen?

— Nein, Majeſtät!

— Das will noch Nichts ſagen! Ich habe den Grafen zum Intendanten gemacht, weil ich nicht gewußt, was ich aus ihm machen geſollt. Ich traue ihm — unter uns geſagt — blutwenig Urtheil zu und werde mir das Stück vorlegen laſſen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, was dran iſt, ſagte der König, in die Taſche greifend, um eine Priſe hervorzuholen. Sonſt Nichts vorgefallen? fragte er weiter.

— Der Leibkoch Ew. Majeſtät, Meiſter Noël, der ſich in ſeinen Mußeſtunden viel mit Aſtronomie beſchäftigt, will geſtern Nacht einen neuen Stern entdeckt haben, berichtete Maupertuis.

— Auch mir hat er's erzählt, beſtätigte La Mettrie. Der Stern ſoll in der Nähe des großen Bären zu ſehen ſein, und unſer Tycho de Brahe will Ew. Majeſtät um Erlaubniß bitten, dieſer Kleinigkeit den Namen: „Frédéric le Grand“ beilegen zu dürfen . . .

— Noël iſt ein Narr, der weit klüger thäte, in die Töpfe, als in den Himmel hineinzuſchauen! Heute Mittag . . .

— Hatte er die Suppe dergeſtalt verſalzt, daß ſie nicht zu genießen war, erklärte Voltaire, der die Gelegenheit, dem aufgeblaſenen Koch einen Klex anzuhängen, nicht unbenützt wollte entwiſchen laſſen.

— Ich werde dem Sterngucker bei nächſter Gelegenheit meine Meinung ſagen . . .

— Voltaire, rief La Mettrie, haßt den Koch Ew. Majeſtät, weil Noël einmal behauptet haben ſoll, ſo ungeſalzene Luſtſpiele, wie „l'Indiscret“ und „l'Envieux“, könne Jeder ſchreiben . . . Ich für meinen Theil laſſe unſerm Künſtler volle Gerechtigkeit widerfahren. In meinen Augen iſt er der

„Racine der Ragouts" und der „Corneille der Mehlſpeiſen".

— Man ſieht, antwortete Voltaire, daß der Vorleſer Ew. Majeſtät nicht mehr von den höhern Intuitionen der Küche, als von den Geheimniſſen der Poeſie verſteht!

— Mag ſein! Doch kenne ich an dieſer Tafel mehr als Einen, dem eine Polenta und ein Ragout Noëls lieber, als ſämmtliche Werke des unſterblichen Herrn von Voltaire ſind, ſagte La Mettrie, ſein Weinglas leerend.

— In vino veritas! gloſſirte Herr von Maupertuis.

— In dieſem Fall, meinte Voltaire, iſt unſer würdiger Präſident ein Schlauch der Wahrheit!

— Sire, warum lachen Sie nicht? Arouet der Große hat einen Witz gemacht . . . ſo Etwas glückt ihm nicht alle Tage!

— Aus La Mettrie's Magen bellt der Neid!

— Sage mir, vielbeleſenes Ungeheuer, was iſt der Neid? fragte Friedrich, um dem Geſpräche einen andern Lauf zu geben.

— Heraklit nennt ihn einen Bruder des Haſſes, Demokrit ein Geſchwür der Wahrheit, Cornelius Nepos den Schatten des Glücks und Michel Montaigne das Laſter der drei M (malice, médisance et méchanceté). Aber keine dieſer Definitionen iſt einen Schuß Pulver werth. Nur Dummköpfe können den Neid für ein Laſter halten, denn Neid iſt eine Tugend. Neid iſt der Vater des Ehrgeizes und Ehrgeiz iſt der Vater des Ruhmes, ergo iſt der Ruhm ein Enkel des Neides!

— O weh, mein Magen! ſchrie Voltaire.

— Und der Magen? fragte der König.

— Der Magen, Größter der Großen, iſt der König des menſchlichen Körpers. Für ihn arbeiten, für ihn quälen, für ihn ſchinden ſich die Unterthanen. Ihr Schweis gehört dem großen, unerſättlichen Vielfraß, der Alles verſchlingt und nur, wenn er gut iſt, weiter ſpendet. Arme und Füße ſind die Soldaten, die ſich für ihn herumſchlagen, Geiſt und Gehirn ſind die geplagten Gelehrten, die nur das denken dürfen, was dem Großmogul „Magen“ gefällt, Im Gekröſe hauſen die Arbeiter, die den Nahrungsſaft bereiten, und in den Därmen liegt der Schatz des Königs, d. h. der Ueberſchuß. Kommt nicht genug in den Schatz, dann iſt die Maſchine verſtopft; kommt zu viel hinein, dann hat ſie den

Durchfall . . . der Schatz iſt der Dünger des Staats.

— Und der Zweck des Staats? fragte Friedrich.

— Salus publica: öffentliches Wohl.

— Und was verſteht man unter dem Begriff: „öffentliches Wohl“?

— Geheimes Elend aller Art: geheime Polizei, geheimes Gerichtsverfahren, Feſtungen, Zuchthäuſer, Rad und Galgen zur Aufrechthaltung der ſogenannten Sicherheit . . .

— Du haſt Recht, La Mettrie, und wer mir ſagt, daß Du ein Narr biſt, muß ſelbſt Einer ſein, ſprach der König, dem die Gebrechen des Staats, die wunden Stellen der Geſellſchaft nicht entgangen waren. Passons-la-dessus! ſagte der Philoſoph von Sans-Souci, den der verfehlte Staatszweck verſtimmt hatte. Vive la poésie! rief er aus, ergriff das Glas und ſtieß mit den Rittern ſeiner Tafelrunde an.

— Es lebe Sultan Mahmud! rief der Kammerherr des Königs.

— Wie kommt Ihr auf dieſen Heiden? fragte Friedrich.

— Dieſer große Ghasnavide hielt vierhundert

Dichter an ſeinem Hofe, und Einen unter ihnen, den Poeten Anſari, erhob er zum Dichterkönige und Schiedsrichter über alle ihm vorgelegten Gedichte …

— Flöteblaſender Friedrich, merkſt Du, wo das hinaus will? fragte der luſtige Rath. Stoß' an, Mahmud der Mark Brandenburg, hoch lebe unſer Dichterkönig Voltaire-Anſari!

Die Stimmung wurde jetzt etwas heiterer … das prickelnde Gas des Champagners verfehlte auch an dieſem Abende ſeine Wirkung nicht. La Mettrie trank wie ein Schwamm und ließ Frohſinn und Freude, Luſt und Liebe leben. Zuletzt fing er zu ſingen an:

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden gibt's rothe und weiße:
Die rothen, die mögen Brünetten wohl ſein,
Die weißen Blondinen ich heiße;
Sie laden zum Küſſen, zum Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Der Einzige, der in dies Couplet nicht eingeſtimmt hatte, war Herr von Maupertuis.

Vermuthlich dachte er an ſeine Adelgunde.

## XX.

Nachdem die Mitglieder des Abendklubbs ſich einzeln entfernt hatten, begab ſich der König, in Begleitung ſeines Kammerdieners, zu den bewußten Damen, mit welchen wir unſere Leſer jetzt näher bekannt machen müſſen.

Die Mutter dieſer beiden Töchter war die ehemalige Geliebte jenes vielgenannten Alchemiſten Johann Friedrich Böttger, der, ſchon im Jahr 1701, als Gehilfe in der Zornſchen Apotheke zu Berlin, in Gegenwart mehrerer Großen des Hofes und des berühmten Adepten von Haugwitz, eine Handvoll preußiſcher Zweigroſchenſtücke in Goldſtücke verwandelt haben wollte. Friedrich I. hatte den „Adeptus ineptus“ kurzweg für einen „Schwindler und Beutelſchneider“ erklärt und den Befehl erlaſſen, ihn zu verhaften. Böttger aber, der noch zu rechter Zeit von einem ſeiner Freunde gewarnt worden war, hatte Nachts die Flucht ergriffen, ſich zu ſeiner Mutter Bruder, zum Profeſſor Georg Kirchmaier, nach Wittenberg und von dort, mit Empfehlungsbriefen ſeines Oheims an den Statthalter Fürſten von Fürſtenberg und andere einflußreiche Perſonen verſehen, nach Dresden begeben. Preußen — ſchon damals groß im Reclamiren — hatte gleich darauf Böttgers Auslieferung verlangt. Aber König Auguſt II., „erfreut, daß ein ſo ſeltener Vogel ihm zugeflogen ſei", war um ſo weniger geneigt, jener Reclamation Folge zu leiſten, da ſich aus den Acten der Unterſuchung ergeben hatte, daß jener Goldkoch ein geborener Sachſe ſei.*) Bald nachher war Böttger, nachdem er dem Könige von Polen jene Tinctur und deren Wirkung gezeigt und ihm das Verſprechen ertheilt hatte, ihn in alle Geheimniſſe der Goldmacherkunſt einzuweihen, in den Adelſtand erhoben und von ſeiner goldtrunkenen Majeſtät mit ſo vieler Huld überhäuft worden, daß er darüber die Erfüllung ſeines Verſprechens zu vergeſſen ſchien. Einer ſeiner Biographen erzählt: Böttger habe damals wie Gott in Frankreich gelebt, großen Aufwand gemacht und ſich eine Maſſe Dienerſchaft gehalten; ſeine Tafel ſei das Mekka der Feinſchmecker geweſen, die er mit wahrhaft fürſtlicher Verſchwendung bewirthet habe; beim Deſſert ſei er ſo aufmerkſam geweſen, jedem ſeiner Gäſte eine thalergroße Goldmünze „aus eigener Fabrik“ unter den Teller zu legen. Dieſe Freigebigkeit habe einen ganzen Schwarm galanter Damen angelockt, die, bezaubert vom Reichthume des neugebackenen Freiherrn, in ihm einen übermenſchlich reichen Nabob verehrt hätten.

---

*) Böttger wurde 1681 zu Schleiz im Voigtlande geboren.

Zu jenen Damen-Bekanntſchaften war bald eine neue hinzugekommen, an welcher Baron von Böttger ſo viel Wohlgefallen gefunden hatte, daß ſie, durch den Zauber ſeines Reichthums beſiegt, ſeine Maitreſſe geworden war.

Nachdem der „Nabob von Dresden“ vier volle Jahre in Saus und Braus gelebt und die Geduld des Königs auf jede Art und Weiſe mißbraucht hatte, war er eines Abends mit jener jungen Dame entflohen. In Ems eingeholt und nach Dresden zurückgebracht, hatte Auguſt II. ihm die Wahl gelaſſen, ſein Verſprechen zu erfüllen oder nach dem Sonnenſtein zu wandern. Dem guten Freiherrn war nun nichts Anderes übrig geblieben, als zum böſen Spiele gute Miene zu machen und in einer weitläufigen, ſchwülſtigen und myſtiſchen Abhandlung die Myſterien ſeiner Kunſt zu offenbaren*). Da ſich nach genauer Unterſuchung die Unwahrheit ſeiner Behauptungen herausgeſtellt hatte, war er auf den Sonnenſtein geſchickt worden, um dort, in Geſellſchaft ſeiner Freundin, Muße zu haben, die bewußte Tinctur unter Aufſicht des Freiherrn von Tſchirnhauſen auszuarbeiten.

Hier war es, wo er im Jahre 1705 — ganz zufällig — das braune und, vier Jahre ſpäter, das weiße Porzellan erfunden hatte, und da man inzwiſchen zu der Einſicht gelangt war, daß er kein Adept ſei, war man klug genug geweſen, ſich mit der Erfindung des Porzellans zu begnügen, das, bei der damaligen Seltenheit und Koſtbarkeit des chineſiſchen, faſt eben ſo viel Gewinn als eine Goldfabrik verſprochen hatte.*) Böttger hatte zwar — des Fabrikgeheimniſſes wegen — Gefangener bleiben müſſen, war aber trotzdem als Reichsbaron anerkannt worden, hatte aber erſt nach vierzehn Jahren die Erlaubniß erhalten, nach Dresden zurückkehren zu dürfen. Dort war er am 13. März 1719 in einem Alter von achtunddreißig Jahren geſtorben**) und hatte, dem Vernehmen nach, ſeiner Geliebten weiter Nichts als ein Recept zu jener Wundertinctur hinterlaſſen, deren Bereitung ihm während ſeiner Lebenszeit, trotz aller Mühen und Forſchungen, nicht gelungen war.

---

*) Die Original-Handſchrift dieſes Aufſatzes wird noch jetzt im Dresdener Archive aufbewahrt.

Böttgers Maitreſſe hatte ſich — zwei Jahre nach ſeinem Tode — mit einem ſächſiſchen Landedelmanne, Herrn von Pfuel, vermählt, ihrem Gatten keine andere Mitgift als jenes unbezahlbare Recept gebracht und ihn dadurch zum Adepten bekehrt. Auch er hatte allerlei Verſuche angeſtellt, doch ſo wenig Gold und Seide dabei geſponnen, daß er dadurch faſt zum Bettler geworden war. Nachdem er mit ſeiner damals noch ziemlich jungen und ſehr üppigen Frau zwei Töchter gezeugt hatte, war er eines Morgens plötzlich verſchwunden und ſeitdem nicht mehr zu ihr zurückgekehrt.

---

*) Man vergleiche Schmieders „Geſchichte der Alchemie“, Halle 1832. 8. (Seite 471—478).

**) Kenzelmanns „Hiſtoriſche Nachrichten über die königliche Porzellan-Manufaktur zu Meißen“, Meißen 1810. 8.

Dieſe Dido abandonnata war — vor zwei Monaten — mit ihren beiden Töchtern von Dresden nach Berlin gekommen und hatte durch Fredersdorf, dem ſie empfohlen war, die Bekanntſchaft des Königs gemacht. Sie hatte ihm ihr Leid geklagt und ihm zugleich das unſchätzbare Geheimniß anvertraut, daß ſie im Beſitze eines Receptes ſei, mit deſſen Hilfe ſie den „Stein der Weiſen“ zu bereiten vermöge, wenn ſich ein hochherziger Gönner fände, welcher bereit wäre, ſie mit hinreichenden Mitteln zu unterſtützen, um Hand an's Werk zu legen und die Untrüglichkeit jenes Arcanums zu beweiſen.

Friedrich der Große, zu klug und aufgeklärt, um Märchen dieſer Art vielen Glauben zu ſchenken, hatte Anfangs wenig oder gar keine Luſt gezeigt, ſich auf dieſen Handel einzulaſſen; aber nach und nach war es der Ueberredungsgabe der Frau von Pfuel, dem Geiſte der ältern und — vor Allem —

der Schönheit und Unſchuld der jüngern Tochter gelungen, die Zweifel des Königs wankend zu machen und Seine Majeſtät zu bewegen, der armen, unglücklichen, von aller Welt verlaſſenen Familie Mitleid und Vertrauen zu ſchenken. Vor vierzehn Tagen, als wir dem Monarchen zum erſten Male in dies geheimnißvolle Haus gefolgt waren, hatte er der Frau von Pfuel fünftauſend Thaler geſchenkt oder nur vorgeſchoſſen — wie er ſagte —, um ſie in den Stand zu ſetzen, im alchemiſtiſchen Schmelztiegel ihr Glück zu ſuchen.

— Madame, ſagte der König, nachdem er ſich voll Theilnahme nach dem Befinden der jüngern Tochter erkundigt hatte, die ſeit einigen Tagen etwas leidend war, Madame, kennen Sie den Grafen Saint-Germain?

— Majeſtät, ich kenne ihn nur dem Namen nach.

— Iſt Ihnen vielleicht ein Marquis Aymar bekannt?

— Nein, antwortete Frau von Pfuel.

— Madame, fragte er nach kurzer Pauſe, was halten Sie von dem Grafen Saint-Germain?

— Sire, ich halte ihn, wenn der Ruf, der ihm überall vorauseilt, nicht trügt, für den größten Adepten unſerer Zeit.

— Und wiſſen Sie vielleicht, wo dieſer Wundermann ſich gegenwärtig aufhält?

— Er befindet ſich jetzt, ſo viel ich weiß, am Hofe von Verſailles, beſchützt von der Gunſt der Marquiſe von Pompadour, die er durch ſein Lebens-Elixir wunderbar verjüngt haben ſoll.

— Und woher, meine Gute, wiſſen Sie dies Alles? inquirirte der König.

— Aus den franzöſiſchen Zeitungen, welche von ihm Wunder über Wunder erzählen . . .

— Zum Beiſpiel?

— Graf Saint-Germain ſoll, wie jener ſcythiſche Zauberer Abaris *), ohne Eſſen und Trinken leben, wie Demokrit die Sprache aller Thiere und vor Allem den Geſang der Vögel verſtehen und, wie Simon der Magier, die Gedanken jedes Menſchen errathen, nicht blos Gold und Edelſteine

---

*) Ueber dieſen uralten Heiden, der unter andern fabelhaften Teufelskünſten auch die beſeſſen haben ſoll, auf einem goldenen Pfeile durch die Luft zu ſegeln, exiſtirt eine ſehr anziehende Abhandlung: „De Abaride“ von C. G. Zapf. Leipzig, 1706. 4.

machen, ſondern auch, im Beſitze kabbaliſtiſcher Formeln, wie Apollonius von Tyana*), Todte aus ihren Gräbern heraufbeſchwören, wie Michael Scotus Abweſende aus weiten Fernen herbeizaubern, wie Proteus ſeine Geſtalt und Phyſiognomie hundertfach verändern und ſich, wie König Gyges, mit Hilfe eines Zauberrings jeden Augenblick unſichtbar machen können.

— Ammenmährchen, Kinderpoſſen, Lügen, von müſſigen Zeitungsſchreibern erfunden, um ihren Leſern etwas Neues aufzutiſchen und deren Gutmüthigkeit auf die Probe zu ſtellen! Aber merkwürdig genug, daß auch vernünftige Leute an die Teufelskünſte dieſes Mannes glauben. Selbſt der Verfaſſer der „lettres cabalistiques“**), Marquis d'Argens, in

---

*) Ueber dieſen noch viel intereſſanteren Magier gibt es, außer einer Lebensbeſchreibung von Philoſtrat (Venedig 1701. Fol.) zwei Diſſertationen von P. C. Kloſe: „De Apollonio Tyanensi, philosopho pythagorico et thaumaturgo, Witteb. 1723. 4., eine Abhandlung (von Zimmermann): „De miraculis Apollonii Tyanensis, Edinburgh 1755, und eine ausführliche Biographie von Legrand d'Auſſy: „Vie d'Apollonius de Thyane“, Paris 1807, 2 Bde, 8.

**) Die kabbaliſtiſchen Briefe“ erſchienen im Haag manchen Dingen ſkeptiſch wie ein Greis und dann wieder leichtgläubig wie ein Kind, hält dieſen Windbeutel für einen Magier, der alle hundert Jahre ſterben, nach kurzem Schlafe zu neuem Leben erwachen und . . .

— Alles wiſſen ſoll, ergänzte Frau von Pfuel.

— Alſo auch das noch! Ein Grund mehr, zu glauben, daß dieſer Teufelskerl nichts mehr und nichts weniger als ein ſchlauer Abenteurer und abgefeimter Betrüger iſt. Von etwas Anderm, Madame! Iſt es erlaubt zu fragen, wie Ihre neueſten Verſuche in puncto puncti ausgefallen ſind?

— Leider nicht viel günſtiger als die frühern.

— Das dachte ich mir!

— Trotzdem, Sire, gebe ich noch immer nicht die Hoffnung auf, ein günſtiges Reſultat zu erlangen, wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten . . .

— Wie, Madame, jene fünftauſend Thaler,

---

1741, 6 Bde. 12, ins Deutſche übertragen (von J. A. Tritt) Danzig 1773—75, 6 Bde. 8.

die ich Ihnen zur Verfügung geſtellt, ſind in ſo kurzer Zeit ſchon in Rauch aufgegangen?

Frau von Pfuel ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

— Passons-la-dessus! rief Friedrich, der darüber unwirſch geworden war. Madame, rufen Sie Ihre Kinder!

Die Mutter entfernte ſich und erſchien einen Augenblick ſpäter mit den beiden Töchtern, von denen die Aeltere Hermine, die Jüngere Amélie hieß.

— Amélie, ſagte Friedrich, nachdem er Beide begrüßt hatte, wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen?

— Mit tauſend Freuden, antwortete das bleiche Mädchen, das ſehr leidend zu ſein ſchien.

— Wiederholen Sie jenes Lied, das Sie mir neulich geſungen.

— Hermine öffnete das Klavier, Amélie ſchlug ein paar einleitende Accorde an und ſang dann mit tiefbewegter Stimme:

Herz, mein Herz, was nützt Dein Klagen?
Niemand kennt Dein tiefes Leid;
Keinem, Keinem darfſt Du ſagen
Das, was Niemand Dir verzeiht.

Herz, mein Herz, was frommt Dein Weinen?
Deine Thränen zählt nur Gott,
Denn die Welt kann nur verneinen
Und für Thränen gibt ſie Spott.

Herz, mein Herz, hör' auf zu ſchlagen,
Herz, mein Herz, o weine nicht;
Lerne ſchweigen und entſagen,
Beten, bis das Aug' Dir bricht.

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß dieſes Lied mich ſo weich ſtimmt ... Ich könnte es ſtundenlang von Ihnen ſingen hören, ohne müde zu werden. Fräulein, von wem iſt dieſe herrliche Muſik?

— Sire, von Rameau ...

— Ah, dieſer Rameau ... ich beneide Frankreich um dieſen Componiſten mehr, als um ein ganzes Dutzend ſeiner Marſchälle! Und die Verſe, Amélie, die einfach-herzlichen Verſe?

— Sind von mir, erwiderte zitternd das junge Mädchen, auf deſſen bleichen Wangen der König in dieſem Augenblick die tiefdunkeln Roſen jungfräulicher Unſchuld flammen ſah.

— Wie ſchön ſie iſt! dachte er bei ſich und ließ ſein großes blaues Auge mit jenem reinen Enthuſiasmus, womit ein begeiſterter Kenner ein vollendetes Kunſtwerk anſtaunt, auf den reizenden Zügen der jungen Schönheit ruhen. Wie aber, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, ſind Sie zu Rameau's Muſik gekommen?

— Ich habe ſie einer ſeiner Opern, „Pygmalion“, entlehnt.

— Ich weiß noch immer nicht, ob Ihr Gedicht oder ſeine Muſik auf mich ſo tiefen Eindruck macht.

— Schweſter, ſing' es noch ein Mal, bat Hermine.

Und Amélie wiederholte das Lied und ſang es noch ſchöner, als das erſte Mal. Der König ſtand mit verſchränkten Armen dicht am Klaviere und lauſchte mit Andacht den rührend-ſchönen Tönen, die ſich, gleich Schwanenſang, aus einer von tiefem Leide niedergedrückten Seele emporrangen. Ihre Stimme klang ſo hinreißend-ſchön, daß dem Monarchen, den alle Welt für einen kalten Egoiſten hielt, eine Thräne warmer Theilnahme in's Auge trat.

— So, dachte er bei ſich, müſſen die Engel im Himmel ſingen, ſo muß die heilige Cäcilie dem

Geiſte Raphaels erſchienen ſein! Amélie hat Thränen in ihrer Kehle, und wer ſo ſingt, wie ſie, muß ſehr unglücklich ſein.

Als ſie ihr Lied geendet hatte, ſagte er:

— Fräulein, ich danke Ihnen für den unausſprechlichen Genuß, den Sie mir bereitet haben! In dieſem Liede liegt ein Zauber, von dem ich mir keine Rechenſchaft zu geben weiß. Sie müſſen mir, ſo oft ich Ihre Familie beſuche, dieſe Muſik wiederholen. Madame, ſagte er dann zur Mutter gewendet, Fredersdorf wird Ihnen morgen früh fünftauſend Thaler zu neuen Verſuchen bringen. Ich wünſche, daß das Problem Ihnen gelingen möge!

— Majeſtät, empfangen Sie den tiefinnigſten Dank . . .

— Schon gut, ſchon gut! Es iſt bald Eins . . . ich will Sie nicht länger aufhalten. Gute Nacht, Mademoiſelle Hermine, dormez bien, Amélie, à revoire Madame, ſagte Friedrich der Große, grüßte die Damen und entfernte ſich.

Frau von Pfuel begleitete den König bis zur Treppe. Amélie warf ſich erſchöpft in eine Ecke des Canapé und ließ nun ihrem Schmerze, ihren Thränen freien Lauf.

— Arme Schweſter! ſtöhnte die häßliche Hermine in einem Tone, der ſo viel tiefe Theilnahme verrieth, daß ihre Züge, verklärt durch den Nimbus des Mitleids, ſich wunderbar verſchönten. Komm zu Bette, krankes Kind! Schweſter Hermine will Dich tröſten!

In demſelben Augenblicke trat die Mutter ein.

— Was fehlt ihr? fragte ſie in barſchem Tone.

— Nichts, Mutter, nichts! ſagten beide Töchter.

— Amélie, ſprach Frau von Pfuel, iſt eine einfältige Gans, und Du, Hermine, Du beſtärkſt ſie in ihrer Thorheit! Geht zu Bette und beſſert Euch!

Beide Töchter küßten der Mutter ſchweigend die Hand und begaben ſich in ihr Schlafzimmer. Frau von Pfuel ſah ihnen nach und ſagte:

— Das hat man von ſeinen Kindern!

## XXI.

Einen Augenblick ſpäter öffnete ſich, wie durch Zauberſchlag, eine geheime Tapetenthür, durch welche — erſt ſeit ganz kurzer Zeit — die Wohnung der Frau von Pfuel mit dem Nachbarhauſe in Verbindung ſtand, und ſtill und geräuſchlos wie ein Schattenbild trat nun jener Mann hinein, der uns ſchon damals, als wir zum erſten Male den „Khalifen von Potsdam" bis zu dieſem Hauſe begleitet hatten, aufgefallen war.

— Sind Sie allein? fragte er mit faſt lautloſer Stimme.

— Ganz allein, ſagte Frau von Pfuel. Treten Sie näher . . . vor einer Minute hat uns der König verlaſſen . . .

— Soeben habe ich ihn, begleitet von ſeinem Diener, Ihr Haus verlaſſen ſehen. Eh bien, Madame, rien de nouveau? fragte er in auffallend patziger Weiſe.

— Seine Majeſtät hat ſich ſehr angelegentlich nach dem Grafen Saint-Germain erkundigt . . .

— Das war vorauszuſehen! Und Sie, Madame, was haben Sie ihm geſagt?

— Weit mehr, als ich mit gutem Gewiſſen verantworten kann. Ich habe ihm Alles erzählt, was ich weiß . . .

— Und der König?

— Hat von Allem nur wenig oder gar nichts geglaubt.

— Lächerlich! brummte der Mann, den dieſe Mittheilung zu verdrießen ſchien.

— Er hat den Grafen einen Windbeutel genannt . . .

— Qu'importe?

— Einen Abenteurer . . .

— Nicht übel!

— Ja ſogar einen Betrüger . . .

— Das Alles, liebe Freundin, kann unſerm Freunde ſehr gleichgiltig ſein . . . Nun aber zur

Hauptſache! Hat Ihnen der große Mann eine neue Unterſtützung gewährt?

— Nein!

— Der Geizhals! Der Knauſer!

— So denk' auch ich ... Doch hat er verſprochen ...

— Was verſprochen?

— Mir morgen durch ſeinen Kammerdiener wieder fünftauſend Thaler zu ſchicken ...

— Mehr nicht? fragte der Mann mit wegwerfender Geringſchätzung. Was läßt ſich mit dieſem Pappenſtiel anfangen?

— Beſſer doch Etwas, als gar Nichts!

— Ein Gemeinplatz, der nicht viel ſagen will! Wir brauchen mehr, weit mehr!

— Ich bin überzeugt, daß der König ...

— Ein Filz iſt, ſage ich Ihnen!

— Deſſenungeachtet gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf ... er ſcheint an Amélie immer mehr Wohlgefallen zu finden ... Als ſie ihm heute ſein Lieblingslied ſang, ſah ich, wie ihm Thränen in die Augen traten.

— Wie rührend! Aber vergeſſen Sie nicht, Madame, daß ſich aus Thränen kein Gold machen läßt! Wir brauchen Geld, Geld und wiederum Geld! Sie müſſen verſuchen, dieſe Thränen zu verſilbern! Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt . . .

— Gönnen Sie mir nur Zeit . . . ich werde ſchon Rath ſchaffen . . .

— Gut! ſprach der Mann, der nach dieſer Verſicherung einen höflicheren Ton anzuſtimmen begann. Kommen Sie, Madame! Auf meinem Zimmer erwartet Sie ein feines Souper. O über die Einfalt Ihrer Wirthin! rief er aus und fing zu lachen an. Die gute Frau glaubt ſteif und feſt, daß Sie und Ihre Töchter wie Blumen von Luft und Waſſer leben. Sie wundert ſich und erzählt es aller Welt, daß, ſo lange Sie bei ihr wohnen, noch kein Rauch aus der Eſſe Ihrer Küche gekommen ſei. Ach, dieſe Deutſchen ſind doch gar zu dumm! ſagte er, reichte ihr ſeinen Arm und führte ſie durch die geheime Thür in ſeine Wohnung hinüber.

Dieſer Mann war — wie mancher unſerer Leſer wohl längſt vermuthet haben wird — kein Anderer als Marquis Aymar.

Beide ſetzten ſich an den ſchon lange vorher gedeckten Tiſch und ſoupirten nun, zu größerer Sicherheit, bei herabgelaſſenen Rouleaux und verſchloſſenen Thüren.

Während des Eſſens warf der Marquis gleichgiltig die Frage hin:

— Sie glauben alſo wirklich, daß der große Fritz in Ihre kleine Tochter verliebt iſt?

— Ich bin meiner Sache ziemlich gewiß . . . !

— Und Amélie? fragte Aymar, ſich die Zähne ſtochernd.

— Ich kann aus dem dummen Ding nicht klug werden . . . ſie ſeufzt und weint den ganzen Tag, und frage ich, was ihr fehlt, ſo antwortet ſie ein wie alle Mal: „Nichts, Mutter, nichts!“ Nichtsdeſtoweniger ſcheint ein geheimer Kummer ſie zu quälen, denn ſie härmt ſich ab und ſieht, wie Sie ſich geſtern ſelbſt überzeugt haben werden, ſehr blaß und leidend aus. Ich vermuthe . . .

— Was vermuthen Sie? fragte der Marquis, ihr einen Teller mit Forellen reichend.

— Daß auch ſie ſich in den König vergafft hat.

— Glauben Sie???

— Der Monarch erweiſt ihr ſo viele Aufmerkſamkeiten und ſagt ihr bei jeder Gelegenheit, und namentlich über ihren Geſang, ſo viel Artigkeiten, daß es kein Wunder wäre, wenn ihr junges, unerfahrenes Herz Feuer gefangen hätte . . .

— Und wären Sie geneigt, Ihr Kind den Wünſchen dieſes Mannes zu opfern?

— Warum nicht? Beſſer doch die Geliebte eines Königs als die Frau eines armſeligen Edelmanns zu ſein!

— Sie haben Recht, ſagte Aymar, über deſſen Geſicht ein bitteres Lächeln flog.

— Und Ihre Angelegenheit mit der Aebtiſſin von Quedlinburg? fragte die ausgezeichnete Mutter, um ihrem Freunde keine Zeit zum Nachdenken zu laſſen.

— Iſt im beſten Gange, antwortete der Bevollmächtigte des Grafen und rückte ſich den Salat näher, um ihn mit Eſſig und Oel anzufeuchten. Prinzeſſin Amélie iſt von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde ganz entzückt und ſchenkt ihm blindes Vertrauen; auch ich ſtehe in ihrer Gunſt bereits ſo feſt, daß Niemand — ja ſelbſt ihr Bruder nicht — mich daraus verdrängen kann. Ihre Königliche Hoheit hat mich auf morgen Mittag zu ſich eingeladen, um mich, wie ſie ſchreibt, in ein neues Geheimniß einzuweihen. Gelingt es mir, mich unentbehrlich zu machen, dann habe ich ein leichtes Spiel, und glückt mir mein Plan, dann . . . ſagte er, plötzlich anhaltend, um noch ein paar Meſſerſpitzen Salz in den Salat zu ſchütten.

— Dann? fragte Frau von Pfuel.

— Hoffe ich, nicht vergebens in Potsdam geweſen zu ſein.

— Wie aber, Marquis, wenn Ihr Plan mißglückt?

— Dann, Madame, iſt es ja noch immer Zeit, darüber nachzudenken, was zu thun iſt. Nun koſten Sie gefälligſt dieſen Salat, fuhr er fort und reichte ihr die Schüſſel hin.

— — — — — — — — —

Nach dem Souper verfügte ſich Frau von Pfuel in ihre Zimmer und Marquis Aymar in ſeine eigentliche Wohnung, die ganz in der Nähe des Schloſſes lag.

# XXII.

Am folgenden Tage befanden ſich an der Mittagstafel der Aebtiſſin von Quedlinburg, welche, eingedenk der Zehn Gebote, die einer der ausgezeichnetſten Opſomanen Frankreichs, der alte Graf von Montluc, mit goldenen Buchſtaben in die Wände ſeines Speiſe-Saales hatte eingraben laſſen*), nie über neun und nie unter drei Gäſte einzuladen gewohnt war, nicht mehr als ſechs Couverts. Ihre beiden Hofdamen — die ſtahlſtich-ſchöne Gräfin Kleiſt und die holzſchnitt-plumpe Frau von Maupertuis —, Herr von Voltaire, Marquis Aymar und der Hofmaler Pesne bildeten am eirunden Tiſche eine bunte Reihe, in der Ihre Königliche Hoheit zwiſchen Voltaire und Aymar wie eine Perle zwiſchen zwei Muſcheln ſaß.

---

*) Der fünfte Paragraph dieſer Zehn Gebote lautete: „Que ta table n'admette jamais plus de neuf, jamais moins de trois couverts.“

Der Marquis, der erſt an dieſem Tage Voltaire's perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte, wußte den überaus eitlen Dichter, dem er tauſend Schmeicheleien ſagte, ſo ſchnell für ſich einzunehmen, daß Beide, noch bevor man zu Tiſche ging, die beſten Freunde waren. Graf Saint-Germain, der Allen nur dem Rufe nach bekannt war, ſchien auch für Voiltaire viel Intereſſe zu haben, denn während der Tafel überhäufte er deſſen Freund mit unzählig vielen Fragen. Aymar war ſo freundlich, jede derſelben höchſt bereitwillig zu beantworten.

— Iſt es begründet, fragte der neugierige Poet, daß Ihr ausgezeichneter Freund wie ein Schmetterling nur vom Dufte der Blumen lebt?

— Nein, Herr von Voltaire, dies iſt eine jener Uebertreibungen, die nicht den geringſten Glauben verdienen. Der Graf lebt, wie Unſereiner, von Speiſe und Trank, doch begnügt ſich die Beſchaffenheit ſeines Magens mit weit weniger Nahrungsſtoff als der unſere. Man rühmt die Mäßigkeit des alten Venezianers Ludovico Cornaro, der die Bedürfniſſe ſeines Magens tagtäglich auf acht Unzen Speiſe und vierzehn Unzen Trank beſchränkt haben ſoll. So viel freilich conſumirt mein Freund in vier Wochen nicht. Am erſten Tage des zunehmenden Mondes pflegt er das Gelbe eines einzigen Ei's zu genießen und eine halbe Flaſche alten Rheinweins zu trinken. Davon lebt er den ganzen Monat.

— Unglaublich!

— Und dennoch wahr, Herr von Voltaire! Ich erinnere Sie dabei an einen Ihrer geiſtreichſten Orakelſprüche: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable.“ *)

— Mehr als dies, begann Prinzeſſin Amélie, intereſſirt es mich zu wiſſen, ob er wirklich die Gabe beſitzt, Phyſiognomie, Geſtalt und Sprache dergeſtalt verändern zu können, daß Niemand ihn zu erkennen vermag?

— Eine Probe dieſer Art hatte er, erſt kurz vor ſeiner Abreiſe nach Wien, in einer Abendgeſellſchaft der Frau von Pompadour abgelegt, wo

---

*) Das Wahre iſt nicht immer wahrſcheinlich.

er, durch eine der Thüren kaum hinausgegangen, faſt in demſelben Nu durch eine andere hineingetreten war, und zwar ſo ganz und gar umgewandelt, daß die Frau Marquiſe ihn umarmte, weil ſie ihn für ihren Bruder hielt, dem er ſo täuſchend ähnlich ſah, daß Herr von Marigny ſich ſelbſt zu ſehen glaubte.

— Der Tauſendſaſa, meinte Voltaire. Graf Saint-Germain wäre nach Allem, was man von ihm hört, eine koſtbare Luſtſpielfigur, und es wundert mich, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, dieſen „Incroyable“ auf die Bühne zu bringen.

— Weit wunderbarer, ſagte die ſchöne Kleiſt, ſcheint mir die Macht jenes Zauberrings, durch den er, wie man ſich überall erzählt, im Stande ſein ſoll, jedem weiblichen Herzen das Gefühl der Liebe einzuflößen ...

— Ich weiß nicht, ob ihm dies durch die Macht irgend eines Talismans gelingt; aber ſo viel, Gräfin, iſt gewiß, daß noch keine Dame, weß Ranges ſie auch war, ihm lange widerſtanden hat.

— Ei, dann begreife ich nicht, warum dieſer Hexenmeiſter nicht ſchon längſt verbrannt worden iſt?

— Auch ich, Herr von Voltaire, warf ſchon oft, in gerechter Beſorgniß, dieſelbe Frage auf; er aber ſprach: „Sei meinetwegen unbeſorgt, guter Aymar, ich habe eine Salamander-Natur und bin unverbrennlich wie Asbeſt.“

— Auch nicht übel! apoſtrophirte der Zweifler.

— Ihr wunderbarer Freund, begann Herr Pesne, rühmt ſich unter andern Teufelskünſten auch der, die Gedanken der Menſchen zu errathen …

— Bisweilen gelingt ihm dies ganz vortrefflich. — „An wen denke ich jetzt?“ fragte ihn neulich Frau von Pompadour. — „An den König von Preußen!“ errieth der Graf. — „Und mit welchem Gefühle denke ich ſeiner?“ — „Sie grollen ihm!“ — „Und warum grolle ich ihm?“ — „Weil Seine Majeſtät dem vollen Kranze Ihres Ruhmes das ſchönſte Blatt entriſſen hat.“ — „Und der Name dieſes Blattes?“ forſchte die Marquiſe. — „Arouet de Voltaire!“ erwiderte mein Freund.

— Alle Achtung vor dem Scharfſinn des Grafen, ſagte der Dichter, deſſen Eigenliebe ſich durch dieſe zartverhüllte Schmeichelei angenehm berührt fühlte.

— Erlauben Sie nun auch mir eine Frage,

begann die „Venus von Pommern“ mit reifrockartigem Lächeln. Iſt es wirklich wahr, mein Herr, daß der Graf eine Schminke oder ſo was dergleichen beſitzt, was Runzeln vertreiben und herbſtliche Züge verjüngen kann?

— Madame meinen das Elixir?

Frau von Maupertuis wagte dies Wort nicht auszuſprechen, weil ſie es, wie jedes fremdländiſche Wort, deſſen Bedeutung ſie nicht verſtand, für unanſtändig hielt.

— Allerdings ſagte die Präſidentin.

— Mit Hilfe dieſes Arcanums hat mein Freund die ziemlich alte Kammerfrau der Marquiſe von Pompadour, die ridicule Madame Duhauſſet, dergeſtalt verjüngt, daß ſie ſich, trotz ihrer vierundvierzig Jahre, für eine Dame von zwanzig Frühlingen hält.

— Und wann, fragte die pommerſche Schönheit, kommt Ihr Freund nach Potsdam?

— In längſtens vier Wochen!

— Ach, wenn er nur ſchon da wäre! ſeufzte tief im Stillen Dame Adelgunde, die jetzt mehr als je das Bedürfniß der Jugend verſpürte, um La Mettrie’s Flatterhaftigkeit zu feſſeln.

— Graf Saint-Germain, nahm Voltaire das

Wort, bleibt nach Allem, was Sie und Andere von ihm erzählen, eine außergewöhnliche Erſcheinung, die ſo großes Intereſſe einflößt, daß auch ich begierig bin, ihn perſönlich kennen zu lernen. — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Tafel weihte Prinzeſſin Amélie ihre alte Hofdame, den Marquis und Herrn Pesne in das Geheimniß jener luſtigen Verſchwörung ein, die ſie im Vereine mit Herrn von Voltaire gegen den armen Noël angezettelt hatte. Von Letzterm war dazu ein vollſtändiges Programm in drei Abtheilungen entworfen worden. Die Rolle der Fee Tourterelle wurde der Frau von Maupertuis, die des Herzogs Artus von Bretagne Herrn Pesne, die des Ober-Seneſchalls Herrn von Aymar zugetheilt und die Aufführung der erſten Abtheilung dieſes Schwankes auf den nächſten Sonntag anberaumt.

— Der Narr, ſagte Voltaire zur Aebtiſſin, verdient ſchon darum eine kleine Züchtigung, weil er geſtern das Ragout und heute den Braten verſalzen und dadurch neuerdings bewieſen hat, daß er ein erbärmlicher Pfuſcher iſt!

— Ich bitte und beſchwöre Sie, einen Tadel dieſer Art nicht laut werden zu laſſen, warnte Ihre

Königliche Hoheit, denn Meiſter Noël iſt ein ſo ehrgeiziger und zugleich ſo rachſüchtiger Charakter, daß er Ihnen eine Beſchimpfung ſolcher Art nicht verzeihen würde.

— Madame, erwiderte der Kammerherr mit ſtolzer Grandezza, Furcht iſt eines jener Worte, die Ihr gehorſamer Diener nur dem Namen nach kennt.

— Deſto beſſer, ſagte die Prinzeſſin, denn Ihre wärmſte Verehrerin iſt geſonnen, die Größe Ihres Muthes nächſtens auf eine kleine Probe zu ſtellen.

Voltaire ſchlug auf den Griff ſeines Degens und ſagte mit chevalereskem Stolze:

— Er ſteht jederzeit zu Ihren Dienſten!

## XXIII.

Der König, durch Voltaire unterrichtet, daß Graf Gotter erklärt habe, er werde das von der Cochois eingereichte Luſtſpiel bis zum Tage des jüngſten Gerichts liegen laſſen, ohne es zur Darſtellung zu bringen, hatte „brevi manu“ dem Intendanten die Weiſung ertheilt, ihm das Stück vorzulegen. Der große Friedrich, dem die „école du monde“ natürlich weit beſſer als dem Grafen gefallen hatte, war höchſt empfindlich, daß Gotter dieſem „Meiſterwerke“ keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Und darum ließ er ihn rufen.

— Weiß Er, Graf, wie unter dem Kurfürſten Johann Sigismund der erſte Intendant der Berliner Hofbühne geheißen hat?

— Nein, Majeſtät, ſtotterte der lange, bleiche Kammerherr.

— Ich will's Ihm ſagen: er war ein adeliger Junker und hieß Hans von Stockfiſch*). Aber trotz ſeines dummen Namens ſoll er ein ganz geſcheidter Kerl geweſen ſein und ſeine Sache ſo gut verſtanden haben, daß der Kurfürſt ihm eine lebenslängliche Anſtellung mit einem Jahrgehalte von zweihundertzwanzig Thalern verlieh. Graf, wie viel Gehalt bezieht denn Er?

— Sire, zweitauſendzweihundert . . .

— Bomben und Granaten, rief Seine Majeſtät, dafür hätte Kurfürſt Johann Sigismund zehn, ſage zehn ſolcher Herren Stockfiſche, Intendanten wollte ich ſagen, engagiren können!

— Sire . . .

— Graf Gotter, jetzt rede ich! Ich habe Ihn rufen laſſen, um Ihm gerechte Vorwürfe zu machen über den Leichtſinn, mit dem Er manches Stück, das Ihm vorgelegt wird, zu verurtheilen geruht. Hat Er das Luſtſpiel der Cochois geleſen?

— Ja, Majeſtät!

---

*) Dieſer Name iſt hiſtoriſch.

— Und was hat Er daran auszuſetzen?

— Nichts, Majeſtät!

— Nichts? wiederholte der Monarch. Und dennoch ſoll Er Willens ſein, es liegen zu laſſen bis zum Tage des jüngſten Gerichts?

— Allerdings, ſtotterte der Intendant, der dies nicht leugnen konnte.

— Warum? fragte der König gereizt.

— Aus dem einfachen Grunde, Majeſtät, weil darin viele Anſpielungen ſo perſönlicher Art vorkommen, daß die Cenſur ſie ſtreichen würde . . .

— Die Cenſur? Sollte ſie wirklich ſo albern ſein?

— Sire, bisweilen iſt ſie noch etwas mehr als albern . . .

— Dann muß man ſie zum Teufel jagen! Ohne die Freiheit zu ſchreiben, was Jedem beliebt, tappt der Verſtand im Finſtern. In meinen Staaten aber ſoll es endlich Tag werden, ſo wahr ich Friedrich heiße und das Wohl meines Volkes will . . . mais revenons à nos moutons! Hier, Graf Gotter, iſt das Stück! In längſtens vier Wochen wünſche ich es aufgeführt zu ſehen auf dem Schloßtheater in Potsdam.

— Aber die Cenſur, Sire, die Cenſur!

— Wir wollen Ihm die Sache erleichtern, ſagte der König, nahm eine Feder und ſchrieb auf das Titelblatt des Stückes:

„Hier darf nichts geſtrichen werden!

Friedrich.“

Dann übergab er es ſeinem Intendanten, der, rückwärts ſchreitend wie ein Krebs, mit tiefen Verbeugungen ſich zur Thür hinausſchob.

## XXIV.

Im Erdgeſchoſſe des Schloſſes zu Sans-Souci herrſchte feierliche Sonntagsruhe. In der Mitte eines halbdunkeln, ziemlich geräumigen Zimmers, deſſen meergrüne Wände mit zwölf in Kupfer geſtochenen und in Ebenholz eingerahmten Bildniſſen der alten Herzoge von Bretagne geſchmückt ſind, ſteht auf einem runden, mit rothem Damaſte bedeckten Tiſche eine große Glasglocke, mit kryſtallhellem Waſſer angefüllt, in welchem drei kleine Goldfiſche raſt- und ruhlos umherrudern. Zu beiden Seiten dieſes durchſichtigen Kerkers erblicken wir zwei Porzellanvaſen mit weißem und blauem Flieder, deſſen märchenſüßer Duft die Eigenſchaft beſitzen ſoll, dem Schlafe wunderliebe Träume einzuimpfen. Zwiſchen den zwei Fenſtern dieſes traulichen Gemachs hängt eine kleine, hölzerne Uhr, deren leiſes, gleichförmiges Tictac ſtündlich nur ein Mal durch täuſchend nachgeahmte Kukukstöne, die Stundenzahl verkündend, unterbrochen wird. In einem blankgeputzten Meſſingkäfig, der genau in der Mitte der gewölbten Decke hängt, hockt ein gelbgrüner, melancholiſcher Kanarienhänfling, der, in der Mauſer-Periode, ſein heiteres Gezwitſcher ganz und gar verlernt zu haben ſcheint. Auf dem Kaminſimſe lächelt ein Todtenſchädel, dem es Niemand anſieht, daß er einſt das ruhmgekrönte Haupt jenes ehrgeizigen Küchenhelden geweſen, der ſich, wie bekannt, der Sünde des Selbſtmordes ſchuldig gemacht, weil er einen Braten des großen Condé verbrannt hatte. — Die grelle Nachmittagsſonne, die neugierig durch die Spalten der halbgeſchloſſenen Gitterfenſter hineinguckt, umſpielt das benachtmützte Haupt eines überglücklichen Träumers, zu deſſen Füßen eine ſchwarzweiße Katze ruht, die mit den Blättern eines kleinen Buches ſpielt, das der rechten Hand des ſorgloſen Schläfers entfallen iſt, deſſen breiten, rubinrothen Naſenhockel eine kecke Fliege umgaukelt, die ſich vor dem großartigen Fliegenwedel, der in ſeiner Linken ruht, nicht im Geringſten zu fürchten ſcheint, deren Geſumme aber nicht im Stande iſt, den Schlaf dieſes Mannes zu ſtören. Das Büchlein, mit dem ſich die Katze die Zeit vertreibt, iſt weiſſagenden Inhalts und heißt: „Les vraies centuries et prophéties de Michel Nostradamus“.

Während Meiſter Noël ſein gemüthliches Nachmittags-Schläfchen hält, wollen wir eines ſeiner vielgeliebten Steckenpferde, die Aſtrologie oder Sterndeutekunſt, mit Erlaubniß des freundlichen Leſers etwas näher beleuchten.

Zu allen Zeiten und unter allen Nationen hat es Narren gegeben, die ſich bemüht haben, aus dem mit hellleuchtender Sternſchrift geſchriebenen Buche des Himmels die in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Zukunft der irdiſchen Weſen herauszuleſen; Narren, welche behauptet haben, daß die Sterne von ſogenannten Aſtralgeiſtern bewohnt werden, die nicht blos auf den Wechſel der Jahreszeiten, auf Witterung und Fruchtbarkeit der Erde, ſondern auch auf das Schickſal der Menſchen einen bald wohlthätigen, bald ſchädlichen Einfluß haben. Nach der Meinung dieſer Sternſchnüffler ſoll jeder Menſch unter einem der zwölf Planeten und in einem der zwölf Zeichen des Thierkreiſes geboren ſein und ſein ganzes Lebenlang unter der Einwirkung dieſer Himmelskörper ſtehen. Dieſer aſtraliſche Einfluß wird, nach der Lehre jener Narren, Nativität, und das Erforſchen und Weiſſagen dieſes Einfluſſes Nativitätſtellen (Prognosticon genethliologicum) genannt.

Dieſe Narrheit — chaldäiſchen Urſprungs — erhob ſich im abergläubigen Mittelalter zu ſo großem Anſehen, daß faſt jeder Fürſt ſich einen Hof-Aſtrologen hielt, der mit dem Himmel in ſo gutem Einverſtändniß ſtand, daß Nichts ohne Genehmigung der Herren Sterne und Nichts ohne Erlaubniß des Deuters derſelben geſchah.

Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten der kühne, unerſchrockene Dominikaner-Mönch Hieronymus Savanarola *) und der ſogenannte „Phönix der Gelehrten“, Graf Pico de la Mirandola **) als Bekämpfer dieſer Thorheit auf; deſſen ungeachtet erhielt ſie ſich bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an mehr als einem Hofe in ihrer alten Blüthe.

---

*) In ſeinem Buche: „adversus astrologiam divinatricem.“

**) Libri XIV contra astrologiam.

Heinrich Graf von Rantzau, Gouverneur von Holſtein, hinterließ ein Verzeichniß aller Kaiſer, Könige und Fürſten, welche Anhänger der Aſtrologie geweſen ſind.*) An der Spitze dieſer geſalbten Sterndeuter ſtand Alphons X., König von Caſtilien und Leon, der Weiſe genannt, wiewohl er ein ſo coloſſaler Narr geweſen iſt, daß er oft geäußert haben ſoll, Manches im großen Weltenbau wäre weit beſſer ausgefallen, wenn der liebe Gott ihn bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte. Seine Vorliebe für das Studium der Sternkunde verſchaffte dem weiſen Dummkopf den Beinamen „der Aſtronom“. — Ein nicht minder großer Narr war Ludwig XI. von Frankreich; auch er glaubte ſo feſt an den Einfluß der Sterne, wie an die Wirkung der Arzeneien ſeines Leibarztes Coytier. — Am Hofe Heinrichs II. florirte der große jüdiſche Aſtrolog Michel Noſtradamus, deſſen Prophezeihungen, die er aus dem geſtirnten Himmelsbuche geſchöpft, die gute

---

*) Ein 109 Seiten ſtarkes und höchſt ſeltenes Büchlein, betitelt: „Catalogus imperatoram, regum, principum, qui artem astrologicam amarunt, ornarunt et exercuerant,“ Antwerp. 1580. 12.

Eigenſchaft beſaßen, daß ſie, wie die Schuhe des Griechen Theramenes, auf alle Füße paßten.*) Zufällig ging auch mehr als eine ſeiner dunkeln Wahrſagungen in Erfüllung. Von Katharina von Medicis befragt, wo ſie ſterben werde, erklärte der große Mann: „bei Saint-Germain“. Seit jenem Tage vermied ſie ängſtlich alle Orte, die dieſen Namen führen; aber trotzdem erfüllte ſich jene Prophezeihung, denn ſie ſtarb in den Armen eines Geiſtlichen, der — zufällig — Saint-Germain hieß. — Der berühmte Arzt Hieronymus Cardanus, der ein Lob der Aſtrologie geſchrieben**), ein närriſcher Kauz, der dem Heiland und ſich ſelbſt das Horoſkop geſtellt, hatte vorausgeſagt, daß er am 21. September 1576 ſterben werde. Um ſeine Weiſſagung wahr zu machen, ſoll der gute Mann ſich zu Tode gehungert haben und an dem vorherbeſtimmten Tage wirklich geſtorben ſein. — Bekanntlich waren auch

---

*) Die erſte außerordentlich ſeltene Ausgabe dieſer Orakelſprüche erſchien u. d. T: „Les prophéties de Michel Nostradamus“. Lyon 1555 4 und enthält nur vier Centurien. Die erſte vollſtändige Ausgabe, zehn Centurien enthaltend, erſchien zu Lyon 1568. 8.

**) Encomium astrologiae.

Philipp Melanchthon und Johann Keppler ſehr gewandte Nativitätſteller. — Selbſt Wallenſtein, der Friedländer, glaubte ſo ſteif und feſt an den Einfluß der Sterne, daß er Nichts ohne Zuſtimmung ſeines Hof-Aſtrologen, Johann Baptiſt Seni, unternahm.

Da ſo viel große kluge Leute dieſer Narrheit huldigten, ſo iſt es kein Wunder, daß auch mancher einfältige Tropf ihr mit treuem Glauben anhing. Solch ein Narr war auch Noël. Geboren unter dem Einfluſſe des Jupiter, im Zeichen der Jungfrau, hielt er ſich für den bevorzugten Liebling des ſchönen Geſchlechts und war von dem Aberglauben durchdrungen, daß jedes weibliche Weſen heimlich in ihn verliebt ſei. Wir wiſſen bereits, daß er von der fixen Idee befallen war, auch die Schweſter des Königs gehöre der Legion ſeiner ſtillen Verehrerinnen an.

An dieſem Nachmittage hatte Meiſter Noël in Michels Prophezeihungen und Nachts vorher in den Sternen geleſen, daß innerhalb dreier Tage Fee Tourterelle leibhaft erſcheinen und ihm verkünden werde, welcher Mittel er ſich bedienen müſſe, um ſich die Gunſt der Prinzeſſin Amélie, die in der Stille ihres ſchüchternen Herzens ſchon ſeit geraumer

Zeit für ihn ſchwärme, in dem Maße zu erringen, daß ſie „ſeiner Liebe treues Lallen“ huldreich erhöre und ihn zum glücklichſten aller Menſchen, zum beneidenswertheſten aller Köche mache. Beſchäftigt mit dieſem reizenden Gedanken war unſer Jacques Narciſſe vor zwei Stunden in ſeinem Lehnſtuhle eingeſchlafen und bis zu dieſem Augenblicke noch nicht aufgewacht. Sein Traum war ein Kaleidoſkop, in welchem Fee und Prinzeſſin, Sans-Souci und die Hauptſtadt der Bretagne, Artus III. und Friedrich II. ſich bunt durcheinander mengten und ſeinen Geiſt in einen Ocean von Seligkeiten verſenkten.

Mitten in dieſem wunderholden Traume hörte er mit ziemlich ſtarker Stimme zwei Mal ſeinen Namen rufen. Beim dritten Male erwachte er und war nicht wenig erſchreckt, als er dicht vor ſich eine hohe, in himmelblaue Schleier eingehüllte Erſcheinung ſah, die auf dem Haupte ein blitzendes Diadem, in der Rechten einen goldenen Zauberſtab und in der Linken eine ſilberne Schnupftabaksdoſe trug.

— Wer biſt Du? fragte der ſchlaftrunkene Abkömmling der Herzoge von Bretagne.

— Wie, Jacques Narciſſe, Du kennſt die älteſte Deiner Freundinnen nicht mehr?

— Wie, ſchöne Unbekannte, ſoll ich Dich erkennen, da Dein holdes Antlitz verſchleiert iſt?

— Aber ſagt Dir nicht die Stimme Deines Herzens, wer ich bin?

— Himmel, Du biſt . . .?

— Fee Tourterelle, die Dich aus der Taufe gehoben und unter die Flügel ihres Schutzes genommen hat.

— Asseyez-vous, Madame, ſagte der galante Koch, vom Lehnſtuhle aufſpringend und ſeinen Platz der Pathin einräumend. Madame, fuhr er fort, ich habe Sie erſt morgen oder übermorgen erwartet . . .

— Wie, guter Noël, fragte die Fee, vom Lehnſtuhle Beſitz ergreifend, Du wußteſt, daß ich aus meiner azurblauen Heimath zu Dir herniederſteigen würde?

— Ich hatte es geſtern Nachts im Buche des Schickſals, in den Sternen geleſen . . .

— Plait-il, Monsieur? fragte die Fee, ihrem Schützlinge die Doſe hinreichend.

— Merci, Madame, ſagte Noël und fiſchte

aus dem Schooße derſelben mit Zeigefinger und Daumen eine große, gewaltige Priſe heraus, die er mit gieriger Haſt ſeinem Geruchsorgane einverleibte, denn Noël war — was ein Koch von Rechtswegen niemals ſein ſollte — ein leidenſchaftlicher Schnupfer.

In Folge dieſer höchſt unbeſcheidenen Priſe — die gute Fee ſchnupfte den ſtärkſten Spaniol mit ſpaniſchem Pfeffer vermiſcht — fing unſer Feenkind gleich darauf dermaßen zu nießen an, daß ſein Gehirn davon zu dröhnen begann.

— Zur Geneſung! wünſchte die himmelblaue Dame und that, als ob auch ſie nun eine Priſe nähme.

Nachdem der gute Noël wohl dreißig Mal raſch hintereinander genieſt hatte, brachte er weiter Nichts, als die beiden Worte: „Starker Tabak!“ heraus und fing dann von Neuem an, ſein Thema abzunieſen, ein Kitzel, der ſeine ohnedies ſtarke Naſe dergeſtalt angriff, daß ſie zu einer Gurke anſchwoll.

— Dieſe Erſchütterung, lieber Noël, wird für Dein Gehirn von höchſt heilſamer Wirkung ſein. Höre nun, guter Freund, was ich Dir mitzutheilen habe. Zwiſchen Dir und Prinzeſſin Amélie, die unter dem Einfluſſe der Juno und des Steinbocks geboren iſt, herrſcht, wie ich Dir im Traume ſchon mehrmals offenbart habe, eine wunderbare Sympathie, welche für Dich, vielgeliebter Jacques Narciſſe, höchſt wichtige Folgen haben kann. Ihre Königliche Hoheit . . . iſt Dir vielleicht noch eine Priſe gefällig?

— Danke verbindlichſt, entgegnete der Koch, der an der erſten vollauf genug hatte.

— Ihre Königliche Hoheit, fuhr das himmelblaue Weſen fort, fühlt ſich durch die Conſtellation des Jupiters und der Juno, ſo wie der Jungfrau und des Steinbocks, unwiderſtehlich zu Dir hingezogen . . .

— Das Alles, ſchöne Pathe, weiß ich bereits . . .

— Höre weiter, guter Noël! Um die ſtille Neigung der Prinzeſſin zum Durchbruch zu bringen, mußt Du in der erſten Nacht des nächſten Vollmondes ſieben Mal ſieben Minuten nach Mitternacht, keine Sekunde früher und keine Sekunde ſpäter, an den Ufern der Havel eine veilchenblaue Mondviole, eine Lunaria rediviva, mit der linken Hand abpflücken und ſie ſieben Tage und ſieben Nächte lang auf der rechten Seite Deines Herzens tragen. Am Morgen des achten Tages mußt Du die vertrocknete Blume in Pulver zerreiben und daſſelbe vermiſchen mit dieſer Zauberarznei, die ich mit eigener Hand für Dich bereitet habe, ſagte die Fee und holte aus ihrem Buſen ein ziemlich großes, viereckiges Pulver hervor, das ſie in die Hände ihres Pathen legte. Dieſes Mittel, lieber Freund, wird Dir die erſten vierundzwanzig Stunden einen kleinen Schmerz verurſachen, den Du ohne Murren ertragen mußt; dann aber wird die Wirkung deſto größer ſein: das ſympathetiſche Pulver wird Dich dergeſtalt adoniſiren, daß kein weibliches Weſen ſich ſtark genug fühlen wird, Dir widerſtehen zu können. In längſtens vier Wochen werde ich zum zweiten Male erſcheinen, um Dir zu ſagen, was dann noch zu thun ſei, um das begonnene Werk ſiegreich zu vollenden. Wenn ich Dir dann zum dritten und letzten Male erſcheine, dann erfülle ich mein Dir längſt gegebenes Verſprechen und führe Dich, vereint mit Prinzeſſin Amélie, nach der Hauptſtadt der Bretagne auf den Thron Deiner erlauchten Vorfahren zurück. Bis dahin, guter Noël, erfülle genau und pünktlich Alles, was ich Dir befohlen -

habe. Vertraue den Sternen, die nicht lügen, und Deiner Fee, die über Dich die Flügel ihres Schutzes ausbreiten und ihre ganze Macht aufbieten will, um Dich zum glücklichſten aller Sterblichen zu machen. Nun, lieber Freund, muß ich Dich verlaſſen. Ziehe die Nachtmütze über die Augen, denn Du darfſt nicht ſehen, wie und wo ich verſchwinde. ſchloß Fee Tourterelle, verließ den Lehnſtuhl und ſchwang drei Mal ihren Zauberſtab.

Unterdeſſen erfüllte Meiſter Noël den Befehl ſeiner Pathin und in dem Augenblick, als er ſeine Schlafmütze über die Naſe zog, verſchwand die himmelblaue Fee unter einem Geräuſch, das wie Theaterdonner klang.

Als der Glückliche den Schleier von ſeinen Augen riß, befand er ſich in einem ſtockfinſtern Zimmer; die Laden der Fenſter hatten ſich wie von ſelbſt geſchloſſen und die kleine Schwarzwälder Uhr ließ neun Mal hintereinander ihren Kukuksruf ertönen.

— Meine Fee iſt verduftet! rief der Koch, aber jene Blume wird gepflückt und dieſes Pulver wird genommen, denn Feen und Sterne lügen nicht!

## XXV.

Mademoiſelle Cochois, die jeden Tag die Rückkehr ihres „treuen Vaſallen“ erwartet hatte, war allmälig doch ein klein wenig ängſtlich geworden, als Marquis d'Argens, trotz ihrer ſchriftlichen Einladung, ſie zu beſuchen, ſeit vierzehn Tagen ausgeblieben war, ohne irgend Etwas von ſich hören zu laſſen.

— Cocodrillo, fragte ſie eines Morgens ihren kleinen Seidenaffen, ſollte Dein Herr ernſtlich geſonnen ſein, mich für immer aufzugeben? Sollte die Untreue, der er mich angeklagt hat, nur ein Vorwand zum Bruch geweſen ſein? Das wäre fatal, ſehr fatal, weil mir an dieſem armſeligen Hofe kein zweiter Cavalier bekannt iſt, der mir geeignet ſchiene, die Lücke Deines kleinen Marquis auszufüllen. Was nun anfangen, um meinen alten Schmetterling von Neuem in mein Netz zu locken?

Die Muſe des Trauerſpiels kehrte dem zähnefletſchenden Affen den Rücken zu und geruhte jetzt, ernſtlich nachzuſinnen. — — — — —

— — — — — — — — —

— Ich hab's! rief ſie aus und eilte an ihr Pult, um dem treuloſen Troubadour zwei Zeilen zu ſchreiben, von welchen ſie überzeugt war, daß ſie ihn ſelbſt dann, wenn er ſich an der äußerſten Grenze eines der beiden Pole befände, ungeſäumt in ihre Arme zurücktreiben würden.

Calipſo verſiegelte das Schreiben und ſandte es durch ihre Vertraute in die Wohnung ihres abtrünnigen Ulyſſes.

Der arme Marquis, der weit eher ohne Speiſe und Trank, als ohne Liebe und Galanterie zu leben im Stande war, hatte ſich über die Untreue ſeiner Freundin dermaßen abgehärmt, daß ſeine ſtattliche Wohlbeleibtheit im Laufe zweier Wochen zu einem Schemen eingeſchrumpft war. Sämmtliche Weſten waren ihm dergeſtalt weit geworden, daß er ſich in jeder derſelben wie ein Zahnſtocher in einem Regenſchirm-Futteral verlor. Auf der einen Seite von den Qualen der Eiferſucht, auf der andern von den Grobheiten ſeiner ungeduldigen Gläubiger gepeinigt, fühlte ſich unſer gefühlvoller Provenzale ſeit Kurzem ſo unglücklich, daß er allen Muth und allen Glauben an die Menſchheit verlor. Trotz aller Skeptik in hohem Grade abergläubig, hatte er den letzten Troſt bei ſeinen Büchern geſucht und in dieſer reichen Sammlung magiſch-kabbaliſtiſcher Scharteken eine Brochüre gefunden, die ihm in ſeiner verzweifelten Lage gute Dienſte zu leiſten verſprach.*)

Der Titel dieſer Quisquilie hieß: „Magia amatoria“ oder „natürliche und übernatürliche Geheimniſſe und Experimente, die Liebe zu erwecken“. In dieſem Buche hatte er ein in Perſien und Syrien gebräuchliches Zauberwort gefunden, mit deſſen Hilfe man alle Gattungen von Fiebern zu heilen im Stande ſei, und da die Liebe, nach Jacques Ferrands berühmtem Werke*), doch auch nichts weiter als ein pſychiſches Fieber ſei, die Eigenſchaft beſitze, auch das Liebesfieber zu vertreiben.

---

*) Dieſe Scharteke erſchien ohne Namen des Verfaſſers, ohne Angabe des Druckorts und des Jahres in 4.

Laut Vorſchrift des uralten Arztes Quintus Serenus Sammonicus mußte das geheimnißvolle Wort „Abracadabra“ in folgender Weiſe:

A B R A C A D A B R A
A B R A C A D A B R
A B R A C A D A B
A B R A C A D A
A B R A C A D
A B R A C A
A B R A C
A B R A
A B R
A B
A

auf ein dreieckiges Stückchen Pergament gezeichnet, neun Tage als Amulet am Halſe herumgetragen und am zehnten Tage, vor Sonnenaufgang, rücklings und ohne ein Wort dabei zu reden, in ein fließendes Waſſer hineingeworfen werden, um ſich von ſeinen Leiden befreit zu ſehen.

---

*) Die erſte Auflage dieſes Buches erſchien u. d. T. „Traité de l'essence et de la guérison de l'Amour ou Mélancolie érotique“. Tolose 1612. 12. Der Verfaſſer (Doctor der Medicin) ſtützt ſeine Ausſagen auf 165 griechiſche

Der gute Marquis hatte das magiſche Recept ſchon volle acht Tage mit ſich herumgetragen, ohne die geringſte Linderung zu ſpüren. Sein Liebesharm war im Gegentheile noch weit heftiger und er ſelber von Tag zu Tage melancholiſcher geworden, denn das Bild der Ungetreuen war trotz aller Mühe, die er ſich gab, ſie ganz und gar vergeſſen zu wollen, von Stunde zu Stunde mit helleren Farben vor ſeine düſtere Fantaſie getreten und hatte ſie dergeſtalt aufgeregt, daß ſein Zuſtand am neunten Tage einer ſehr bedenklichen Kriſis entgegen ging.

Auch der neunte Tag war verfloſſen und ſein Uebel ganz daſſelbe geblieben.

Am Morgen des zehnten Tages hatte er ſich frühzeitig wecken laſſen, um vor Sonnenaufgang

---

und lateiniſche Autoren und verſchreibt eine Maſſe höchſt ſeltſamer Liebestränke und andere Mittel, wodurch das Liebesfieber geheilt werden ſoll. Das Buch iſt ſo ſelten, daß ein Exemplar im Bücher-Nachlaſſe Charles Nodiers mit 344 Francs bezahlt worden iſt.

das Zauberwort in den Schooß der Havel zu verſenken. Stillſchweigend riß er ſich das Amulet vom Halſe und ſchleuderte es wüthend in die blaue Fluth, ohne ſich im Entfernteſten dadurch erleichtert zu fühlen. Dann warf er ſich auf ſein Pferd und machte, um ſich zu zerſtreuen, einen Spazierritt. Aber aus jedem Kornfelde, an welchem er vorüberritt, blickte ihn gleich einer Klatſchroſe die treuloſe Geliebte an, die ſeinen Gram zu verhöhnen ſchien.

Um neun Uhr Morgens rief ihn ſein Kammerherrendienſt zum König, dem er bald darauf auf die Jagd folgen mußte.

Erſt gegen zehn Uhr Abends in ſeine Wohnung heimkehrend, überreichte ihm der Diener den heute Morgen angekommenen Brief der Mademoiſelle Cochois. Als er ihre Handſchrift erkannte, entfärbte er ſich. Mit pochendem Herzen und krampfhaft zitternder Hand erbrach er das Siegel und las:

„Wenn noch ein Funke von Theilnahme in Ihrem undankbaren Herzen glüht, dann werden Sie mich im Laufe des heutigen Tages beſuchen und erfahren, wie ungerecht Ihre Beſchuldigung iſt. Sollte ich Sie aber auch heute bis Mitternacht vergebens erwarten, dann rechnen Sie darauf, mich morgen nicht mehr unter den Lebenden zu treffen.

Benjamine.“

Dieſe unerwarteten Zeilen machten auf das pomadenweiche Herz des äußerſt gefühlvollen Marquis einen ſo tiefen, erſchütternden, überwältigenden Eindruck, daß er erſchöpft in die Arme ſeines Dieners ſank, der ihn wie einen zuſammengeklappten Gliedermann auf's Sopha trug und hier ohne alles Bewußtſein hinlegte. Doch in dem Augenblick, als Sancho Panſa ſeinem Ritter von der traurigen Geſtalt die hohen Jagdſtiefel ausziehen will, erwacht unſer ſchwächlicher Don Quixote, reißt ſich die Uhr aus der Taſche und ſieht, daß es auf Eilf geht. Er gewinnt ſeine volle Beſinnung wieder, ſtößt den Diener bei Seite, durchfliegt noch ein Mal den Brief ſeiner bereuenden Dulcinea und ſtürmt zur Thüre hinaus.

— — — — — — — — —

In äußerſt kokettem Hauskleide, an dem jede Schleife wohlberechnet war, erwartete Dame Cochois die Ankunft ihres Bertrand de Born ſeit zwölf

Stunden mit wachſender Unruhe. Es gibt nichts Schrecklicheres als Jemand ſtundenlang vergebens erwarten zu müſſen! Jeden Augenblick glaubte ſie auf der Treppe ſeine Schritte zu vernehmen, jede Sekunde hoffte ſie ihn eintreten zu ſehen.

— Der Böſewicht! rief Mademoiſelle Benjamine. Wo mag er ſtecken? Was mag ihn abhalten, in meine Arme zu eilen?

In demſelben Momente öffnete ſich die Thür und Marquis d'Argens, durchſichtig wie ein Schatten, trat mit klopfendem Herzen vor ſeine Geliebte und fragte mit zitternder Stimme:

— Mademoiſelle, Sie haben mich eingeladen ...

— Um Ihnen bittere Vorwürfe zu machen ...

— Worüber?

— Ueber den ungerechten Verdacht, deſſen Sie mich wohl nur darum beſchuldigt haben, um ſich von mir loszureißen.

— Mademoiſelle, erwiderte der Marquis mit jener Ruhe, die ein reines Gewiſſen verleiht, haben Sie die Gewogenheit mich genau zu betrachten.

Melpomenens Prieſterin geruhte ihren Anbeter mit naiver Unbefangenheit in Augenſchein zu nehmen.

— Was bemerken Sie an mir?

— Nichts, Marquis!

— Ach, Mademoiſelle, haben Sie die Güte, einen Blick auf dieſe Weſte zu werfen, um ſich zu überzeugen, wie ich ſeit jenem Tage, wo wir uns zum letzten Male geſehen, abgefallen bin . . .

— Armer Freund!

— Seit Jahren, Mademoiſelle, bin ich gewöhnt, mich allwöchentlich ein Mal wiegen zu laſſen, um zu erfahren, ob ich fetter oder magerer geworden bin. Seit drei Jahren pflege ich darüber gewiſſenhaft Buch zu führen. In Folge dieſer Controlle habe ich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß ich noch nie ſo abgefallen war, wie jetzt. Wiſſen Sie, Mademoiſelle, wie viel Fleiſch ich im Laufe der letzten drei Wochen verloren habe?

— Wie viel? fragte die Cochois mit ſchlau erkünſtelter Theilnahme.

— Netto achtundvierzig Pfund!

— Achtundvierzig! wiederholte Benjamine, die darüber außer ſich zu ſein ſchien. Aber ſind Sie nicht ſelber daran ſchuld? Sie haben mich ungehört verurtheilt! Wie ſchwer, Marquis, haben Sie ſich an der Treue Ihrer Freundin verſündigt! Bei allen

Göttern des Olymps, Benjamine iſt Ihnen treu geblieben!

— Mademoiſelle, ich habe mit eigenen Augen den König Nachts zwiſchen Zwölf und Eins in Ihr Haus ſchleichen ſehen ...

— Das war ein einziges Mal . . . ſeitdem hat er mich ... Dank dem Himmel ... nicht wieder beſucht ...

— In jener Nacht ... geſtehen Sie es, Mademoiſelle ... hat der König Ihnen Anträge gemacht . . .

— Allerdings! ſagte die ſchlaue Kokette, die es für klug hielt, ihn bei dieſem Glauben zu laſſen.

— Und Sie, Sie haben dieſe ſchmachvollen Anträge ...

— Mit Indignation zurückgewieſen! fügte ſie mit großartigem Stolze hinzu. Ich habe Seiner Majeſtät rund heraus erklärt, daß ich mich zu ſchlecht für ſeine Gattin, doch auch zu gut für ſeine Maitraiſſe halte ...

— Und der Monarch? fragte der Marquis, entzückt von der Kühnheit dieſer Antwort.

— Hat ſich ſeit jener Nacht nicht wieder bei mir ſehen laſſen.

In demſelben Augenblick vernahmen Beide einen ſtarken Riß an der Klingel des Vorflurs.

— Was iſt das? fragten ſich Beide.

Gleich darauf ſtürzte das Kammermädchen herein.

— Wer hat geklingelt? wollte die Schauſpielerin wiſſen.

— Seine Majeſtät der König!

— Der König? wiederholten Beide, in gleich hohem Grade überraſcht und erſchreckt.

— Was ſoll ich ſagen? fragte die Vertraute.

— Daß ich im Begriff ſei, zu Bett zu gehen …

— Das habe ich bereits geſagt. „Ich muß ſie ſprechen!“ meinte der König, der keine Luſt zu haben ſcheint, ſich abweiſen zu laſſen.

— Herzensfreund, ich bitte und beſchwöre Sie, hinter jenen Schirm zu treten, um ungeſehener Zeuge unſers Zwiegeſprächs zu ſein, ſagte Mademoiſelle Cochois und ſchob den von Schreck gelähmten Anbeter hinter die ſpaniſche Wand, die dicht vor ihrem Himmelbette ſtand.

— Gerechter Gott, was werde ich hören müſſen! ſtöhnte der arme Mann.

— Beruhigen Sie ſich, Marquis, meine Unſchuld wird an den Tag kommen. Nun, ſprach ſie zur Zofe, ſind wir bereit, Seine Majeſtät zu empfangen.

— Mademoiſelle, ſagte der König, der bald darauf eingetreten war, Sie werden ſich wundern, daß ich zu ſo ſpäter Stunde Ihre Ruhe ſtöre ...

— Sire, was verſchafft Ihrer unterthänigen Dienerin das hohe Glück Ihrer Gegenwart?

— Ich komme, um Ihnen in der bewußten Angelegenheit eine neue Bitte an's Herz zu legen ...

— Was befehlen Ew. Majeſtät?

— Graf Gotter hat das bewußte Stück angenommen ... die Cenſur hat keine Sylbe geſtrichen ... morgen früh werden die Rollen vertheilt ...

Der Marquis ſpitzte die Ohren und hörte das Alles, ohne zu ahnen, von welchem Stücke die Rede ſei.

— Ich wünſche, fuhr der König fort, daß Sie die Hauptrolle darin übernehmen. Wohl weiß ich, daß Ihr eigentliches Element der Kothurn iſt, doch bin ich feſt überzeugt, daß Ihr vielſeitiges Talent ſich auch im Luſtſpiel bewähren wird ...

— Sire, ich werde alle Kraft aufbieten, um meiner Rolle keine Schande zu machen ...

— Ihre reizende Laune wird dem Charakter, den ich zu zeichnen verſucht habe, ein ſchönes Relief verleihen …

— Teufel, der König hat ein Stück geſchrieben, ſprach der Horcher hinter der Wand ſo laut, daß Friedrich es hören mußte.

— Was iſt denn das? fragte er, die Schauſpielerin ſcharf fixirend. Wir ſind nicht allein … hier hat Jemand geſprochen … Wer iſt der Freche, der uns zu belauſchen wagt?

Die Muſe des Trauerſpiels riß ſtatt der Antwort einen Flügel der ſpaniſchen Wand auf, verbeugte ſich und ſagte mit lächelnder Miene:

— Erlauben Sie mir, Ihnen einen Ihrer Kammerherren, Marquis d'Argens, vorzuſtellen …

— Majeſtät, ſtammelte der verlegene Freund des Königs.

— Guten Abend, d'Argens, was treiben Sie denn hier?

— Majeſtät, Ihr ganz gehorſamer Diener überzeugt ſich …

— Daß er Ihnen und mir Unrecht gethan hat, unterbrach ihn die Schauſpielerin.

— Unrecht? Inwiefern?

— Marquis d'Argens hat ſich ſeit dem erſten

Beſuche Ew. Majeſtät mit dem tragi-komiſchen Gedanken herumgetragen ...

— Daß ich ſein Nebenbuhler ſei?

— Errathen, Majeſtät! lächelte die tragiſche Muſe und zog den beſchämten Amadis mit ſanfter Geberde aus ſeinem Verſteck hervor.

Seine Majeſtät geruhten allergnädigſt zu lächeln.

— Marquis, ſagte Mademoiſelle Cochois zu ihrem tief zerknirſchten Anbeter, knieen Sie nieder, um Ihrem Könige und der Dame Ihres Herzens ein crimen laesae majestatis abzubitten.

Der liebenswürdige Provenzale, die perſonificirte Gutmüthigkeit, wollte eben ſein Knie beugen, als ſie ihn raſch davon zurückhielt.

— Halten Sie ein, mein Freund, ich nehme den Willen für die That, rief ſie aus und reichte ihm die Hand zur Verſöhnung.

D'Argens zog ſie liebetrunken an den Mund und ſprach mit rührender Rührung:

— Benjamine, ich habe Sie verkannt!

— Hören Sie mich an, Marquis, begann der Monarch, um dieſen ſentimentalen Auftritt möglichſt ſchnell abzukürzen. Der Zufall hat Sie in ein literariſches Geheimniß eingeweiht, von dem Sie erſt die kleinere Hälfte kennen. Ich überlaſſe es Ihrer Freundin, Sie nun auch mit der größern vertraut zu machen; doch rechne ich dabei auf Ihre volle Verſchwiegenheit. — In Geſellſchaft zweier Liebenden, welche ein Feſt der Verſöhnung feiern wollen, iſt jeder Dritte ein läſtiges Hinderniß … ich will alſo nicht länger ſtören und mich beeilen, Ihnen gute Nacht zu wünſchen. Dormez bien, mes amis! Möge Gott Amor Euch auf Roſen betten und Eure liebetrunkenen Seelen in Eine verſchmelzen, Amen! ſchloß der Monarch mit ſpöttiſchem Lächeln und ſtreckte beide Hände aus, als wolle er auf das verſöhnte Paar ſeinen Segen ausgießen nach Prieſterart.

— — — — — — — — — —

— Nachdem Seine Majeſtät das Zimmer verlaſſen hatte, nahm Dame Cochois eine ſehr theatraliſche Stellung an und öffnete ihre langen, magern Arme, um den verirrten, aber wiedergefundenen Freund mit aller Gluth, die ihr zu Gebote ſtand, an ihr Herz zu drücken.

In den Augen des glücklichen Schäfers blitzten zwei große Freudenthränen.

— Vive l'amour! rief er und ſtürzte in die Arme des Telegraphen.

# XXVI.

Als Marquis d'Argens ſechs Tage ſpäter ſeinen adeligen Leichnam auf die Wage trug, wog er einen Centner neunundachtzig Pfund und ſchrieb dies mit gewohnter Genauigkeit in ſein Tagebuch ein. Ein Blick auf die letzten vier Wochen ſtellte folgende Bilanz heraus:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Am 28. Juli wog er . | 214 | Pfund | 18 | Loth |
| Am 4. Auguſt . . . | 192 | „ | 22 | „ |
| Am 11. „ . . . | 185 | „ | 10 | „ |
| Am 18. „ . . . | 166 | „ | 4 | „ |
| Am 25. „ . . . | 199 | „ | — | „ |

Im Laufe der letzten Woche hatte Marquis d'Argens dreiunddreißig Pfund neues Fett angeſetzt.

Liebe, ſagt ein berühmter Arzt, macht Magere fett und Fette mager.

# XXVII.

In dem Liebeshandel, der ſich zwiſchen der „Venus von Pommern“ und dem „Diogenes von Sans-Souci“ allmälig mehr und mehr ausgeſponnen hatte, war eines Abends ein Intermezzo eingetreten, das wir nicht verſchweigen dürfen, weil es in die Speichen unſerer Erzählung eingreift und uns ein wichtiges Geheimniß offenbart.

Herr von Maupertuis, dem durch das Schreiben eines anonymen Freundes ein Licht angezündet worden war, daß den frivolen Grundſätzen ſeines Hausfreundes La Mettrie durchaus nicht zu trauen ſei, hatte ſeit jenem Augenblick bitterböſen Verdacht geſchöpft und in aller Stille beſchloſſen, auf Beide ein wachſameres Auge zu haben.

— Die Tugend meiner Frau Gemahlin, ſagte der gelehrte Pedant, ſcheint ſeit kurzer Zeit auf höchſt gefährliche Abwege gerathen zu ſein. Eiferſucht iſt eine Thorheit, die zwar keinesweges im Wörterbuche meiner Leidenſchaften ſteht, doch bin ich's meiner Ehre ſchuldig, von nun an vorſichtiger zu ſein, um nicht in den fatalen Geruch eines Hahnrei's zu kommen. — — —

— — — — — — — — —

Eines Abends, als Frau von Maupertuis den Präſidenten der Akademie auf der Sternwarte im Anſchauen des geſtirnten Himmels und in der Beobachtung eines neuen Kometen vertieft glaubte, empfing ſie den Beſuch ihres Hausarztes, dem ſie ein Stelldichein gegeben hatte.

— Es iſt ſchändlich, ſagte La Mettrie, der ſeit einigen Minuten neben ihr auf dem Sopha ſaß, daß Prinzeſſin Amélie Ihnen den Urlaub verweigert hat. In Scheveningen wären wir ganz unter uns geweſen . . . hier, in Sans-Souci, ſind wir keinen Augenblick ſicher, um ſo weniger, weil ich vermuthe, daß man Ihren Gemahl vor mir gewarnt hat, denn ſeit einigen Tagen betrachtet er mich mit einer Miene, der es anzuſehen iſt, daß er Verdacht wittert . . .

— Wie, Doctor, Sie glauben wirklich, daß Maupertuis . . .

— Dann und wann ängſtlich nach der Stirn faßt, um ſich zu überzeugen, ob ihm nicht über Nacht ein Horn gewachſen ſei. Geſtern, in der Abendgeſellſchaft des Königs, ließ er einzelne Anſpielungen fallen, die nur zu deutlich beweiſen, daß ihm Jemand ein Inſect in's Ohr geſetzt hat . . .

— Das wäre ſchrecklich! rief die Hofdame.

— Um ſo mehr müſſen wir auf unſerer Huth ſein und uns lieber anderswo treffen als hier, denn wie leicht kann Maupertuis uns von Ihrer Dienerſchaft belauſchen laſſen . . .

— Julien, Sie machen mich ängſtlich . . .

— Vorſicht, ſagt der deutſche Michel, iſt die Mutter der Weisheit . . . wir wollen von heute an dieſen guten Rath befolgen und uns an einem Orte treffen, wo wir ſicherer ſind als hier. Ganz in der Nähe des Berliner Thores habe ich geſtern bei einer armen Witwe ein kleines Zimmer gemiethet, in dem wir uns täglich, wann es Ihnen Ihr Dienſt erlaubt, ſehen und ſprechen können, ohne befürchten zu müſſen, verrathen zu werden, da meine Wirthin unter andern guten Eigenſchaften auch die beſitzt, daß ſie ... Dank den Göttern ... taubſtumm iſt ...

— Herrlich, herrlich! rief die Präſidentin.

— Doch nun zu etwas Anderm. In dem Briefe, den Sie mir heute Morgen geſchrieben, ſprechen Sie von einer Entdeckung, die Sie mir mitzutheilen haben ... Was iſt dies für ein Geheimniß?

— Ein Geheimniß höchſt gefährlicher und dennoch ſehr nützlicher Art ...

— Ich bitte, erzählen Sie!

— Sie kennen den Geheimen Hofrath Bummler ...

— Dem Rufe nach, der ihn als einen der Hauptſpione unſerer geheimen Polizei bezeichnet.

— Dieſer Menſch ... faſt ſchäme ich mich, es zu ſagen ... iſt mit mir weitläufig verwandt ...

— Iſt das Alles?

— Wo denken Sie hin?

— Alſo weiter!

— Dieſer Bummler hat mir ein ſchwarzes

Geheimniß anvertraut. Der Verfaſſer jenes blutigen Pasquills, das ſeit fünf Wochen das Stadtgeſpräch bildet, iſt für dieſen Polizeiſpion kein Geheimniß mehr. Als der unverſchämte Menſch geſtern Abend mich beſuchte, ſagte er: „Gratuliren Sie ſich, daß ich ein Freund Ihrer Familie, ein Anverwandter Ihres Hauſes bin!“ — „Warum?“ fragte ich. — Er lächelte und ſprach: „Wiſſen Sie, daß ich die Macht beſitze, Sie namenlos unglücklich zu machen?“ — Ich erſchrak und fragte: „Wodurch?“ — „Durch ein einziges Wort, durch das ich ſpielend hundert Friedrichsd'or verdienen könnte.“ — „Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte ich. — „Die Sache iſt einfach die: jenes ſchändliche Epigramm, das auf die geheiligte Perſon unſers allergnädigſten Königs erſchienen war, iſt — unter uns geſagt,“ fügte er mit ſeinem unausſtehlichen Lächeln hinzu — „von Ihrem Herrn Gemahl.“

— Von Maupertuis? wiederholte La Mettrie ziemlich laut.

— St! ſagte die Präſidentin, ihrem Hausfreunde die Hand auf den Mund legend. Schreien Sie nicht ſo, denn auch die Wände haben Ohren. Denken Sie ſich nun meinen Schreck! „Madame,“

ſagte der elende Spion, „es wird Ihnen bekannt ſein, daß die Polizei einen Preis von hundert Friedrichsd'or für Denjenigen ausgeſetzt hat, der den Verfaſſer jenes Pasquills zu denunciren vermag ... es koſtet mich einen Gang, einen Namen und Herr von Maupertuis iſt für alle Zeiten verloren! Da ich aber ein Verwandter Ihres Hauſes bin, will ich ſchweigen, wenn Sie ſich bereit erklären, jene hundert Friedrichsd'or, auf die ich nicht ſo leichtſinnig Verzicht leiſten darf, an mich in längſtens acht Tagen bezahlen zu wollen."

— Und Sie, was thaten Sie?

— Ich bat mir drei Tage Bedenkzeit aus, um mir bei Ihnen Rath zu holen ...

— Wenn Sie Gründe haben, zu glauben, daß Ihr Gemahl in der That Verfaſſer jenes Spottgedichts iſt, ſo bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als jenem elenden Schurken mit der Summe, die er verlangt, das Maul zu ſtopfen, oder jeden Augenblick darauf gefaßt zu ſein, Maupertuis nach Spandau abgeführt zu ſehen.

— Fünfhundert Thaler Gold ... ſagte ſie zögernd.

— Sind keine Kleinigkeit . . . doch ſind Sie reich genug, um ſie verſchmerzen zu können.

— Sie haben Recht, ſeufzte die Präſidentin. Mein Gemahl iſt zwar ein gefühlloſer Klotz, der mich ſeit langer Zeit grauſam vernachläſſigt; aber da ich, wie Sie ſehr richtig bemerkt haben, die Bagatelle leicht verſchmerzen kann, ſo will ich ihm ein Opfer bringen . . .

— Das iſt Ihre Schuldigkeit, Madame! Eine Frau, die wegen elender hundert Friedrichsd'or einen Augenblick zögern kann, was ſie in ſolchem Falle thun ſoll, verdient Prügel, Madame!

— Welche Sprache! rief Frau von Maupertuis.

— Die Sprache eines Mannes, welcher gewohnt iſt, frei von der Leber zu reden und, ſelbſt dem Könige gegenüber, niemals ein Blatt vor den Mund zu nehmen . . .

— Doctor, Sie ſind . . .

— Ein Flegel, wollen Sie ſagen; das weiß Jedermann und ich bin ſtolz darauf. Fragen Sie: „Was iſt La Mettrie?“, ſo wird jeder Lump Ihnen ſagen: „La Mettrie iſt ein Cyniker, La Mettrie iſt ein Atheiſt, La Mettrie iſt ein Auswürfling der Menſchheit.“ Aber trotz aller Laſter, die man mir nachrühmt, bilde ich mir ein, dann und wann doch weit tugendhafter als manche fromme Seele zu ſein, die an die Fabeln des alten und an die Märchen des neuen Teſtaments, an Unſterblichkeit, an jenſeitige Belohnung und an andern Schnickſchnack glaubt. Aufrichtigkeit über Alles! — Madame, ich geſtehe Ihnen, daß Sie mir ziemlich gut gefallen. Sie haben den Frühling und Sommer Ihres Lebens zwar ſchon hinter ſich, doch das ſchadet nichts; denn ſehen Sie, Madame, wir Cyniker ſind gute Leute, welche überreifes Obſt dem reifen und eine weiche Herbſtbirne einer allzuharten Reine-Claude vorziehen, ſagte La Mettrie und legte ſeine Hand auf ihr Knie. Finden nun auch Sie an mir Geſchmack, gefällt Ihnen meine Art und Weiſe, legen Sie auf meine Neigung einigen Werth, ſo müſſen Sie Alles thun, um mich bei guter Laune zu erhalten und vor allen Dingen kein Opfer ſcheuen, um vom Haupte Ihres Gemahls die Gefahr der Denunciation des elenden Polizeiſpions abzuwenden. Bis längſtens morgen Abend müſſen Sie die hundert Friedrichsd'or und, verlangt er mehr, auch noch mehr bezahlen. Thun Sie das nicht, Madame, dann ſind wir geſchiedene Leute, erklärte La Mettrie und erhob ſich.

— Sie ſind ſo grob und doch gefallen Sie mir ſo außerordentlich! Doctor, bleiben Sie noch einen Augenblick!

— Ich muß fort!

— Wohin? fragte die pommerſche Venus, ihn am Rockſchoße zurückhaltend.

— Zu meinem Freunde Tyrconnel, der mich erwartet . . .

— Und wann ſehe ich Sie wieder?

— Morgen Abend, verſprach La Mettrie, ſeinen Hut aufſetzend.

— Solche Männer liebe ich! ſagte die Präſidentin ſtill zu ſich ſelbſt und gab ihm das Geleite.

— — — — — — — — — —

Als Beide das Zimmer verlaſſen hatten, öffnete ſich ein großer Garderobe-Schrank, aus deſſen halbgeöffneter Thür Herr von Maupertuis, der Zeuge jenes Geſprächs, heraustrat. Seine Phyſiognomie glich der einer Katze, welche Honig zu naſchen gehofft und ſtatt deſſen Eſſig getrunken hat. Er ſchüttelte den Kopf und die Perrücke, kratzte ſich hinter den Ohren und hielt folgenden Monolog:

— Armer Freund, was nützt es Dir, daß Du Deine Frau und den elenden Verräther ertappt und belauſcht haſt? Du darfſt ihr und ihm keine Vorwürfe machen, denn ſie beſitzen das Mittel, Dich zu verderben: ſie wiſſen, daß Du der Dichter jenes Pasquills biſt! O, ich Eſel! rief der Präſident der Akademie und ſchlug ſich wüthend vor die Stirn. Zum erſten Male in meinem Leben verſpüre ich eine ungeheure Luſt, mich rechts und links zu ohrfeigen und zu fragen: Maupertuis, wie haſt Du ſo dumm und ſo ſchlecht ſein können, Dich zum Pasquillanten zu erniedrigen? Das ſind die Folgen davon! Du haſt Deine Frau ertappt und — mußt ſchweigen, ſchweigen, ſchweigen!

Er knirſchte die Zähne, riß ſich in ſeiner ohnmächtigen Wuth mit jeder Hand einen Knopf vom Rocke, warf ſie zornglühend auf den Fußboden, ſtampfte mit den Füßen, ſchlug ein teufliſches Hohngelächter auf und — — — ſchwieg.

## XXVIII.

Eine Stunde ſpäter finden wir Herrn La Mettrie bei Mylord Tyrconnel.

— Ich habe Ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen, ſagte der franzöſiſche Geſandte. Um Ihrem alten Wunſche, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, raſchen Vorſchub zu leiſten, habe ich mich an Herrn von Bernis gewendet und heute Morgen von ihm die Nachricht erhalten, daß er Ihr Geſuch der Marquiſe von Pompadour vorgelegt hat.

— Und die Marquiſe?

— Will Ihnen, wie ihr Günſtling mir ſchreibt, die Einwilligung zur Rückkehr ertheilen und ſich Ihrer auch in Paris annehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie unſern Landsmann Voltaire bewegen, dem Könige von Preußen abtrünnig zu werden . . .

— Nichts leichter als das! Der eitle Mann fühlt ſich am Hofe des „Philoſophen von Sans-Souci", der ſich für einen eben ſo großen Dichter hält, ohnehin nicht mehr behaglich und ſehnt ſich im Stillen nach dem Seine-Babel zurück. Das Einzige, was ihn hier noch zurückhält, iſt die abenteuerliche Idee, daß Prinzeſſin Amélie, obwohl ſie gegen ihn die Spröde ſpielt, doch ſehr für ihn eingenommen ſei; Voltaire iſt thöricht genug, ſich einzubilden, daß ſie ſich, bezaubert von ſeinem Geiſte, in ihn verliebt habe. Wir müſſen die guten Leute, die ſich gegenſeitig eine Komödie vorſpielen, ganz einfach zu verfeinden ſuchen; dann bleibt er nicht vierundzwanzig Stunden mehr in Potsdam.

— Sie meinen alſo, daß ſeine Anhänglichkeit an König Friedrich . . .

— Weiter nichts als eine Maske iſt, die ihm nachgerade etwas läſtig wird. Neulich geſtand er mir unter dem Siegel des größten Vertrauens, daß der Umgang mit dem nordiſchen Salomo ihn zu langweilen anfängt. „Arbeiten bewundern müſſen, die uns nicht gefallen,“ geſtand er mir, „iſt nicht ſo leicht, als es Manchem ſcheinen mag. Poeſien, deren Form und Inhalt uns ſchrecklich angähnen, göttlich finden müſſen, iſt ein ſaurer Apfel! Ich wollte, ich wäre wieder in Paris ...“

— Dann, lieber Freund, wundert es mich, warum er nicht zurückkehrt?

— Das erlaubt ihm ſeine Eitelkeit nicht ... er mag nicht unaufgefordert kommen ... er will mit Eclat zurückberufen werden ...

— Das iſt ein Gefallen, den ihm unſer vielgeliebter Ludwig durchaus nicht erweiſen mag. Wie fangen wir es alſo an, Voltaire mit dem Könige und ſeiner Schweſter zu veruneinigen?

— Das will ich beſorgen, ſagte La Mettrie; doch kann ich, aufrichtig geſagt, nicht begreifen, warum die gute Pompadour ſich ſo entſetzlich viele Mühe gibt, den Mann, der ihr Anfangs nichts als Roſen und Weihrauch, ſpäter aber nur Dornen und Verleumdung geſtreut hat, nach Paris zurückzulocken.

— Die Marquiſe will, unter uns geſagt, ſeinen Geiſt, ſeine Feder, ſeinen ganzen Einfluß benützen zur Ausführung eines Racheplans, den ſie ſeit ganz kurzer Zeit im Schilde führt. Der Beichtvater Ludwigs XV. iſt ein unbeugſamer Jeſuit, der dem Könige, welcher dann und wann Gewiſſensbiſſe verſpürt, beſtändig in den Ohren liegt, ſein ärgerliches Verhältniß mit der Pompadour abzubrechen und in die Arme ſeiner frommen Gemahlin, der polniſchen Maria Leſzynska, zurückzukehren. Die gute Königin, die ſich aus Gram über die Untreue ihres Gemahls dem Himmel in die Arme geworfen hat, iſt eine Betſchweſter geworden, die ſich von den Jeſuiten ganz und gar beherrſchen läßt. Die Marquiſe, die im Beichtvater ihres königlichen Geliebten ihren allergefährlichſten Feind erblickt, geht nun mit dem Plane um, den frommen Vater und den ganzen Orden, dem er angehört, zu allen Teufeln zu jagen, weil ſie in den Söhnen Loyola's die böſen Rathgeber der Königin erkennt. Seit einiger Zeit unterhandeln Graf Stainville, Herr von Machault, Bernis und einige andere Geſchöpfe der Pompadour in deren Namen mit dem heiligen Vater, um ihn zu bewegen, ſeine „Janitſcharen" aufzuheben. Benedict XIV., der eine große Vorliebe für die Dominikaner hat und den Jeſuiten durchaus nicht geneigt iſt, würde die Lieblings-Idee der Marquiſe, die den päpſtlichen Keller mit dem feinſten Champagner und die Küche des Vaticans mit Bayonner Schinken verſieht, ſchon längſt ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Furcht vor der Macht der Geſellſchaft Jeſu davon zurück hielte. Dieſer Orden, jetzt mächtiger als je, ſoll gegenwärtig über zweiundzwanzigtauſend ordentliche Mitglieder, vertheilt in neununddreißig Provinzen, zählen. Die lieben Schwarzröcke greifen, wie die Polypen, mehr und mehr um ſich und haben überall ihre Hand im Spiele. Aus dem Winkel der Beichtſtühle regieren ſie das Gewiſſen von halb Europa. Nôtre Dame de Pompadour glaubt nun ein ſchönes, gottgefälliges Werk zu verrichten, wenn ſie, ganz im Geheimen, alle Hebel in Bewegung ſetzt, um dieſe Teufelsbrut mit Einem Schlage zu vernichten.

— Ich befürchte, daß ihr dies nicht ſo bald und nicht ſo leicht gelingen werde. Wie oft ſind dieſe Jeſuiten ſchon, hier und dort, hinausgejagt worden. Im Jahre 1594 aus Frankreich, 1606 aus Venedig, 1618 aus Böhmen, 1622 aus Neapel und 1623 aus Indien vertrieben, haben ſie ſich immer und überall wieder eingeſchmuggelt, von

Neuem feſten Fuß gefaßt und mit unerſchrockener Kühnheit ihr Meduſenhaupt erhoben. Dieſe Race gleicht der lernäiſchen Schlange, der ſtatt des einen Kopfes, den man ihr abhaut, über Nacht zwei neue wachſen. Aus Frankreich vertrieben, würden ſie ſich nach Preußen flüchten, hier, blos zum Trotz der Pompadour, mit offenen Armen empfangen werden und von Berlin aus ihre geheimen Geſchütze gegen den „Unterrock“ des Königs ſpielen laſſen . . .

— Das befürchtet auch die Marquiſe und hält darum die Verbannung der Jeſuiten aus Frankreich allein nur für eine halbe Maßregel. Der Schlag muß von Rom ausgehen . . . das Daſein dieſes Ordens muß durch eine päpſtliche Bulle ecraſirt werden; doch fürchte ich, daß der heilige Vater die Maitreſſe unſers vielgeliebten Ludwig nur mit leeren Verſprechungen hinhält.

— Mylord, rathen Sie der Pompadour, mich als Geſandten nach Rom zu ſchicken. Ich will dem ſogenannten Statthalter Chriſti ſo lange zuſetzen, bis er ein paar Bullen ſpeit . . .

— Für die nächſte Zeit ſcheint mir wenig Hoffnung dazu vorhanden, um ſo mehr, da ich weiß, daß der Jeſuiten-General, Ignazio Visconti, der an jedem Hofe ſeine Spione hat, von dem Plane der Pompadour genau unterrichtet, alle Minen ſpringen läßt, um ihren geheimen Unterhandlungen mit dem Papſte mächtig entgegenzuarbeiten. Er und ſein weitverzweigter Orden bieten alle Mittel auf, die Marquiſe zu ſtürzen. Aus Furcht vor den Ränken der Jeſuiten will ſie, wie geſagt, Voltaire's Anſehen, ſeinen Geiſt, ſeinen Witz zu Hilfe rufen, um durch ihn jene frommen Väter in den Augen des Königs zu verdächtigen und in der Achtung des Volkes herabzuſetzen. Es iſt ein Parteien-Kampf auf Leben und Tod. Bleibt die Pompadour am Ruder, muß die Geſellſchaft Jeſu fallen; behält Letztere die Oberhand, dann geht die Herrſchaft der Marquiſe zu Ende.

— Und zu welcher von beiden Parteien, Mylord, gehören Sie?

— Bis jetzt halte ich's noch mit dem „Unterrock".

— Und warum?

— Weil er der Stärkere iſt.

— Eh bien, dann will ich auch mich der

Faction Pompadour anſchließen und den Jeſuitenhunden den Krieg erklären!

— Sie ſind der Mann, den wir gebrauchen können, ſagte Tyrconnel, ſeinem Landsmann die Hand drückend.

# XXIX.

Wir halten einige Augenblicke den Pendel unſerer Erzählung auf, um einen flüchtigen Blick auf die Entſtehung und Ausbreitung der Geſellſchaft Jeſu zu werfen.

Dieſer Orden — 1539 durch Ignaz von Loyola in's Leben gerufen und nach Hinwegräumung mancher Hinderniſſe*) am 27. September 1540 vom Papſt Paul III. durch die Bulle: „regimini ecclesiae militantis“ beſtätigt — ſollte urſprünglich nur aus ſechzig Mitgliedern beſtehen. Pauls Nachfolger, Julius III., der dieſe Beſchränkung aufhob, verlieh der Geſellſchaft mehrere Privilegien ſo lockender und verführeriſcher Art, daß ſie von Jahr zu Jahr größern Anhang gewann und, als ihr Gründer ſtarb, ſchon mehr als tauſend Mitglieder zählte. Perſon und Eigenthum jedes einzelnen Mitgliedes war weder weltlicher noch geiſtlicher Gerichtsbarkeit unterworfen; jedem Mitgliede war das Recht eingeräumt, ſich eigenmächtig von allen Sünden und Kirchenſtrafen freizuſprechen, ſich von Faſten und Speiſeverboten zu dispenſiren und vom Gebrauche des Breviers zu entbinden. Aber eine Hauptbegünſtigung dieſes Ordens beſtand darin, daß ſeinen Mitgliedern keine beſondere Ordenstracht aufgedrungen wurde. Sie durften weltliche Kleidung tragen und konnten ſich auf dieſe Weiſe unerkannt in alle Klaſſen der Geſellſchaft einſchleichen und in Kreiſe eindringen, die allen übrigen Mönchsorden unzugänglich blieben. — Ihr urſprünglicher Zweck war Verbreitung der katholiſchen Lehre, des alleinſeligmachenden Glaubens, und Verdrängung des Proteſtantismus durch Unterricht, Miſſionen und andere erlaubte und unerlaubte Mittel, die nach ihrem Wahlſpruch: „ad majorem Dei gloriam“ zur Erreichung ihrer Zwecke dienten. Außer dem Gelübde der Keuſchheit und Armuth waren ſie zu blindem, unbedingtem Gehorſam gegen den Statthalter Jeſu und gegen ihren Ordensgeneral in dem Maße verbunden, daß nach Loyola's letztem Willen in ſeiner Sterbeſtunde jedes Mitglied in der Hand ſeines Vorgeſetzten nichts weiter als ein willenloſes Werkzeug, ein Leichnam (perinde ac cadaver) war.

---

*) Ein Beſchluß der Lateran-Synode vom Jahre 1215 hatte den Statthaltern Chriſti die Befugniß genommen, neue Mönchsorden zu creiren.

Der Ordensgeneral, aus dem Schooße der Profeſſen auf Lebenszeit gewählt, reſidirte zu Rom und beſaß die unumſchränkteſte Machtvollkommenheit, gewiſſe Glieder des Ordens, wohin er es für gut fand, als Miſſionäre oder auch als Spione hinzuſenden und Das zu verfügen, was ihm zur größern Verbreitung der Geſellſchaft und zum Heile derſelben geeignet ſchien. Die Handlungen des Generals wurden von einem ihm zur Seite ſtehenden Admonitor und die Schritte des Admonitor von fünf Räthen oder Aſſiſtenten controllirt, welche die fünf Haupt-Nationen (Italiener, Franzoſen, Spanier, Portugieſen und Deutſche) vertraten.

Seit der Entſtehung dieſes Ordens, der, von einem Willen geleitet, von einem Geiſte beſeelt und nach einem Ziele ſtrebend, immer mehr und mehr Macht an ſich riß, ſtanden bis zu dem Zeitraume, in welchem unſere Erzählung ſpielt, ſechzehn Generale an der Spitze der Geſellſchaft Jeſu.

Der Gründer derſelben, Ignaz Loyola, geboren 1491 auf ſeinem väterlichen Schloſſe in der Provinz Guipuzcoa in Spanien, geſtorben am 28. Juli 1556 zu Rom, wurde 1609 von Paul V. in die Reihe der Seligen und, dreizehn Jahre ſpäter, von Gregor XV. in die der Heiligen aufgenommen.

Sein Nachfolger, Jakob Lainez — ein Landsmann Loyola's — gab dem Orden jene Verfaſſung, die in der Folge für alle Staaten und ſelbſt für die Kirche gefahrdrohend wurde, indem er alle Verfügungen im Orden nur vom Generale desſelben abhängig machte. Er ſtarb im Jahre 1565.

Ihm folgte der Spanier Franz Borgia, Herzog von Candia, der dem Papſte Pius V. und ſeinem Orden die wichtigſten Dienſte leiſtete und im Jahr 1572 ſtarb. Urban VII. verſetzte ihn 1624 unter die Seligen und Clemens X. 1671 unter die Heiligen.

Sein Nachfolger war Eberhard Mercurian, ein Belgier, der die „monita ad Societatis rectam gubernationem“ herausgab und dadurch eine verſchärfte Disciplin einführte. Er ſtarb 1581.

Unter dem fünften Generale, Claudio Aquaviva, wurden die frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu wegen des Attentates eines ihrer Zöglinge, Jean Chatels, auf das Leben Heinrichs IV. im Jahre 1594 aus Frankreich verwieſen, aber ſchon neun Jahre ſpäter, auf Bitten Clemens des Achten, wieder zurückgerufen. Während Aquaviva's Herrſchaft ließ der ſpaniſche Jeſuit Juan Mariana ſein Werk: „de rege et regis institutione“ erſcheinen, das erſte Buch, in welchem der Orden den Grundſatz aufſtellte, daß Königsmord erlaubt ſei *). Aquaviva ſtarb 1618.

Unter dem ſechſten Generale, Muzio Vittelleschi, wurde 1640 das hundertjährige Jubiläum dieſes Ordens gefeiert. Damals war die Zahl der Mitglieder ſchon auf dreizehntauſend angewachſen.

Nach ſeinem Tode (1645) folgte Vincenzo Caraffa, welcher 1649 ſtarb.

Der achte General war Francesco Piccolomini

---

*) Die erſte Ausgabe erſchien zu Toledo 1599. 4. und wurde 1610 vom Pariſer Parlament zum Feuer verurtheilt. Eine deutſche Ueberſetzung von C. Riedel erſchien in Darmſtadt 1843. 16.

(geſt. 1652), der neunte Aleſſandro Gottofridi (geſt. 1662). Unter Letzterem trat einer der gefährlichſten Gegner dieſes Ordens, Blaiſe Paſcal, mit ſeinen „lettres provinciales“*) gegen die laxe Moral und die ſtaatsgefährliche Politik der frommen Väter auf.

Sein Nachfolger, Godwin Nickel, war ein Deutſcher, der nur zwei Jahre die Zügel dieſes Ordens regierte.

Unter dem eilften Generale, Giovanni Paolo Oliva, verdammte Papſt Innocenz XI. im Jahre 1679 durch eine Bulle fünfundſechzig anſtößige Sätze (propositiones laxorum moralistarum), die aus den Werken von Suarez, Buſenbaum, Eſcobar, Bauny und andern jeſuitiſchen Caſuiſten herausgezogen waren. Oliva ſtarb 1682.

Ihm folgten der Belgier Charles de Noyelles (geſt. 1697), der Spanier Tirſo Gonzalez (geſt. 1706) und der Italiener Michel Angelo Tamburini (geſt. 1730).

---

*) Paris 1656. 4. Eine Vertheidigung dieſes Ordens ließ Pater Gabriel unter dem Titel: „Reponse aux lettres provinciales“, Cologne 1696, an's Licht treten.

Unter dem fünfzehnten Generale, Franz Retz*), der ein Böhme war, erſcholl durch ganz Europa die Kunde von der Frevelthat des franzöſiſchen Jeſuiten Jean Baptiſte Girard, der im Jahre 1731 eine achtzehnjährige Jungfrau, die ſchöne Cadière, unter dem Vorwande der Abſolution im Beichtſtuhle geſchändet hatte.**)

Nach Retz's Tode (1749) folgte Ignazio Visconti. Der Orden, der unter ſeinem Vorgänger den höchſten Gipfel der Macht erſtiegen hatte, zählte jetzt 22,589 ordentliche Mitglieder, die, in 39 Provinzen vertheilt, 24 Profeß- und 61 Probations-Häuſer, 176 Seminarien, 669 Collegien und 335 Reſidenzen beſaßen.

Es ſei uns erlaubt, aus der Maſſe von Anklagen, die man gegen die Mitglieder der Geſellſchaft

---

*) Geb. 1689 zu Prag, geſt. am 19. Nov. 1750 zu Rom.

**) Eine Sammlung aller Schriften für und wider dieſen Jeſuiten erſchien u. d. T.: „Procès du père Girard“, Lahaye 1731, 8 Bde. 12. Darunter befindet ſich ein auf dieſen Proceß Bezug habendes Vaudeville in drei Acten, betitelt: „le nouveau Tarquin“. Eine andere Ausgabe in Folio, mit obſcönen Kupfern ausgeſtattet, gehört zu den bibliographiſchen Seltenheiten.

Jeſu erhoben hat, nur folgende Thatſachen anzuführen:

Einundfünfzig dieſer frommen Väter lehren: der Zweck heiligt die Mittel.

Zweiundſiebenzig (darunter Petit, Guarat, Guignard, Mariana, Santarell, Bauny, Hereau, Escobar, Buſenbaum, Amicus, Leſſius, Suarez, Becan, Jouvency) vertheidigen den Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Achtunddreißig vertheidigen die Irreligion, ſprechen die Menſchen von der Verpflichtung zur wahren Gottesliebe los und erklären, daß Furcht vor der Hölle hinreichend ſei.

Der ſpaniſche Jeſuit Hurtado de Mendoza behauptet, man brauche den lieben Gott jährlich nur ein Mal zu lieben.*) Henriquez geht noch weiter und behauptet, es ſei hinreichend, den Schöpfer blos alle drei oder vier Jahre ein Mal zu lieben.**) Der Brabanter Jeſuit

---

*) „Maximes politiques du Pape Paul III.“, Lahaye 1716.

**) Escobar „Theologia moralis“, Tractat. I. Except. 2. Tractat. V. Except. 4.

Leonard Leſſius meint ſogar, man ſei überhaupt niemals verbunden, Gott zu lieben.*)

Siebenunddreißig vertheidigen unter vielen ſpitzfindigen Umſtänden den Todtſchlag.

Der ſpaniſche Jeſuit Antonio Escobar ſagt in einer ſeiner Schriften: „Es iſt weit verzeihlicher, zehn Menſchen als einen Prieſter, zwanzig Prieſter als einen Biſchof, dreißig Biſchöfe als einen Cardinal und vierzig Cardinäle als einen Papſt todtzuſchlagen; es ſei alſo weniger ſündhaft, 240,000 Menſchen als einen einzigen Papſt umzubringen.“ (Auch wir ſind damit einverſtanden, wenn nämlich dieſe 240,000 Menſchen lauter Jeſuiten wären.)

Fünfunddreißig vertheidigen den Raub und die Vorenthaltung eines anvertrauten Gutes.

Dreißig reden dem Meineid und allen Gattungen von Fälſchungen das Wort.

---

*) Die Jeſuiten hielten dieſen Biedermann ſo hoch, daß ſie einen ſeiner geweihten Schreibefinger den Beichtenden zum Küſſen darreichten. Courtois „de vita et moribus Lessii“, Par. 1641. Bruss. 1688.

Achtzehn vertheidigen die Unkeuſchheit.*)

Da kein von Jeſuiten geſchriebenes Werk ohne Genehmigung ihres Ordens-Generals gedruckt werden darf, ſo erſcheinen dieſe Speciallehren als Gemeinſünden der ganzen Geſellſchaft.

Alle ſtimmen darin überein: „Wer in einer Kirche der Geſellſchaft Jeſu fünf Vater Unſer und fünf Ave Maria betet und alsdann beichtet, kann dreiundzwanzigtauſend arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien und hundert Jahre Ablaß ſeiner Sünden erhalten und während dieſer Zeit nicht weniger als fünfzehntauſend neue Todſünden begehen.**)

Jeder unſerer Leſer, der ſein Gewiſſen von alten Sünden reinigen will, um ungeſtraft neue zu riskiren, wird nun wiſſen, was er zu thun hat.

---

*) Der ſpaniſche Jeſuit Thomas Sanchez, der dreißig Jahre über ſein berüchtigtes Werk „de matrimonio“ gebrütet hatte, erhielt dafür eine Unmaſſe von Beinamen. Sein Buch wurde eine Bibliotheca Veneris und eine Ilias impuritatum, er ſelber aber Docteur en paillardise und D...käfer genannt.

**) Siehe F. Nicolai's Reiſen. 5. Band, Seite 94.

## XXX.

Einer der Haupt-Miſſionäre dieſes hochehrwürdigen Ordens war — unter uns geſagt — jener Mann, den wir bis jetzt als Marquis Aymar, als Freund des Grafen Saint-Germain, als Vertrauten der Prinzeſſin Amélie und als Compère der Frau von Pfuel kennen gelernt haben.

Dieſer Mann ſaß ſchreibend an ſeinem Pulte, als ſein Diener, ein winzig-kleiner Mulatte in ſcharlachrother Livree, mit der Meldung eintrat, daß ein Fremder den Marquis zu ſprechen wünſche.

— Hat er ſeinen Namen genannt? fragte der Jeſuit, ruhig fortſchreibend.

— Blos drei Buchſtaben . . .

— Welche? fragte der Marquis, den Brief bei Seite ſchiebend.

— J. H. S.

— Laß ihn augenblicklich eintreten! rief Aymar und warf haſtig die Feder weg.

Der Angemeldete war ein Vierziger, deſſen ganze Erſcheinung etwas eben ſo Edles als Imposantes beſaß. In ſeiner geiſtvollen Phyſiognomie, die durch ein wunderbar kluges Auge einen ganz eigenthümlichen Lüſtre erhielt, lag ein gewiſſer Reiz, zu dem man ſich augenblicklich hingezogen fühlte. Seine reiche Kleidung und ſein außerordentlich feines Benehmen verriethen den Mann von hoher Stellung.

— Willkommen, lieber Graf, ſagte Aymar, der ihm entgegengeeilt war.

— Ich freue mich, Sie endlich wiederzuſehen …

— Sie kommen …

— Geraden Weges aus Rom …

— Und bringen mir …

— Eine Welt voll brüderlicher Grüße und eine höchſt wichtige Botſchaft …

— Laſſen Sie hören, theurer Graf!

— Seine Eminenz, unſer hochwürdiger General, hat in Erfahrung gebracht, daß Seine Allerchriſtlichſte

Majeſtät*), Ludwig XV., König von Frankreich und Navarra, irregeleitet durch die abſcheulichen Ränke der fluchwürdigen Pompadour, ſeit einigen Wochen mit dem Plane umgeht, ein Decret zu erlaſſen, das unſern Orden zum zweiten Male aus dem ſchönſten Lande der Chriſtenheit, aus Frankreich, wo unſere Brüder die meiſten Beſitzungen und den größten Einfluß haben, verbannen ſoll. Wir müſſen bei Zeiten darauf bedacht ſein, uns um ein anderes Refugium umzuſehen. Unſer hochwürdiger General hat in ſeiner Weisheit beſchloſſen, in Preußen den Herd unſeres Ordens aufzuſchlagen; er will die Eiferſucht, die zwiſchen dem Hofe von Sans-Souci und dem von Verſailles herrſcht, zum Beſten unſerer Brüder benutzen und König Friedrich II. bewegen, der Geſellſchaft Jeſu die Thore ſeines Landes zu öffnen. Der Monarch, der zwar Proteſtant, aber ein Feind der Pompadour iſt, wird ſich, zum Trotze ſeiner Gegnerin, die es mit der Kaiſerin Maria Thereſia hält, bereit finden laſſen, uns ein Aſyl einzuräumen. Der General hat mich abgeſchickt, um in Gemeinſchaft mit Ihnen das Schlachtfeld unſerer künftigen Wirkſamkeit zu recognosciren …

---

*) Dieſer Titel wurde den Königen von Frankreich durch Papſt Paul II. beigelegt.

— Von meiner Seite, lieber Graf, iſt dies bereits geſchehen …

— Und was hat unſer Orden vom Könige von Preußen zu hoffen?

— Alles! Jedoch nur dann, wenn wir ihm gewiſſe Vortheile zu bieten im Stande ſind.

— Ich bin beauftragt, Ihnen fünf Millionen Thaler zur Erreichung unſeres Zwecks zur Verfügung zu ſtellen, ſagte der Graf und zog aus der Bruſttaſche ſeines dunkelblauen Sammetrocks ein Portefeuille, in welchem ſich jene Summe in Wechſeln und Anweiſungen befand. Unſer General legt mit dieſem kleinen Theile ſeiner Fonds die Zukunft unſeres Ordens in Ihre Hand, fuhr er fort und überreichte die Brieftaſche ſeinem Bundesgenoſſen.

— So viel werden wir hoffentlich nicht brauchen, um den Schlüſſel zum Herzen des Königs und jener Perſonen, denen ich einigen Einfluß zutraue, aufzufinden. Schon bin ich ſo glücklich, zwei ſchwache Seiten zu kennen, auf welchen ſein ſonſt unbeugſamer Charakter zugänglich und zugleich einzunehmen iſt. Seine Majeſtät ſind erſtens verliebt …

— In wen? fragte der Graf.

— In ein junges, unſchuldiges Kind, deſſen Mutter ganz und gar abhängig von meinem Willen iſt. Zweitens glaubt der Weltweiſe von Sans-Souci an die Goldmacherkunſt und erwartet tagtäglich die Ankunft des Grafen Saint-Germain ...

— Der ſchon ſeit Monden in Potsdam iſt?

— Aber wohlweislich unter anderm Namen ...

— Unter welchem?

— Hier zu Lande heißt er Marquis Aymar, erklärte der Mann, in welchem unſere Leſer jetzt den Grafen Saint-Germain erkennen.

— Ganz recht, ſagte der andere Miſſionär. Unter dieſem Namen habe ich Sie ja hier aufgeſucht.

— Unter dieſer Maske habe ich den Terrain unterſucht und die Ueberzeugung erhalten, daß Graf Saint-Germain hier eine außerordentlich günſtige Aufnahme ſowohl beim Könige als bei der Schweſter deſſelben finden wird.

— Wie aber werden Sie im Stande ſein, dieſe Doppelrolle durchzuführen?

— Wiſſen Sie nicht, daß mir die Gabe zu Gebote ſteht, Phyſiognomie, Geſtalt und Sprache dergeſtalt verändern zu können, daß ſelbſt der beſte meiner Freunde mich nicht zu erkennen vermag?

— Unſer Orden darf ſich Glück wünſchen, ein Mitglied zu beſitzen, das ſich wie jener mythiſche Proteus vielfältig metamorphoſiren kann …

— Und ich ſelber, lieber Graf, darf mir gratuliren, daß Sie wie ein deus ex machina erſchienen ſind, um mir und der guten Sache einen großen Dienſt zu leiſten …

— Was wünſchen Sie? fragte der Bevollmächtigte des Jeſuiten-Generals.

— Ich wünſche, daß Graf Kergalec ſich herablaſſe, die Rolle des Grafen Saint-Germain zu übernehmen …

— Wozu?

— Erſtens, um mir die Sache ein klein wenig zu erleichtern, zweitens, um mich in den Stand zu ſetzen, den Grafen Saint-Germain als Marquis Aymar wacker unterſtützen zu können.

— Wir ſind von Einem Geiſte beſeelt … Ihr Wille, theurer Freund, iſt auch der meine, ſagte Kergalec.

— Morgen werde ich Sie, als den längſt erwarteten Wundermann, dem Könige und ſeiner

Schweſter vorſtellen und Ihnen noch heute mittheilen, was Sie zu thun haben, um dem großen Orden, dem wir angehören, nützlich zu werden. Zeigen Sie, lieber Graf, daß auch Sie, durchdrungen von dem heiligen Zweck unſeres Bundes, mit Leib und Seele bereit ſind, Alles auszuführen, was uns zum Ziele führen kann ad majorem Dei gloriam!

Dann umarmten ſich die beiden Grafen.

## XXXI.

Gegen eilf Uhr Vormittags finden wir den großen Friedrich in ſeiner kleinen Privat-Bibliothek. Er ſitzt in einem hohen, mit grünem Sammet überzogenen Lehnſtuhle und ſcheint zu ſchlafen. Zu ſeinen Füßen liegen zwei ſeiner vierfüßigen Günſtlinge, die beiden Hündinnen Biche und Alkmene, von welchen die eine, in Ermangelung beſſerer Beſchäftigung, ſich mit der Zunge das glatte Fell putzt, während die andere zum Zeitvertreibe nach den neckenden Fliegen ſchnappt. — In der Rechten des Königs, die auf ſeinem Schooße ruht, erblicken wir ein in rothen Saffian gebundenes Exemplar von Machiavells „Principe“ in franzöſiſcher Ueberſetzung. Man weiß, daß Friedrich in früherer Zeit, als er noch Kronprinz geweſen war, eine Widerlegung jenes Buches geſchrieben hatte*); aber bald darauf zur Regierung gelangt, hatte er ſeine Anſichten dergeſtalt geändert, daß jener Macchiavell, deſſen perfide Rathſchläge er früher bekämpft hatte, ſpäter ſein Vorbild geworden war. In Bezug auf dieſe Sinnesänderung hatte Voltaire das treffende Bonmot gemacht: „Friedrich habe in die Schüſſel geſpuckt, um Andern die Eßluſt zu verderben.“

Der Monarch geruhte über eine Stelle, die er kurz vorher in ſeinem Lieblingsſchriftſteller geleſen, geſchloſſenen Auges nachzudenken, als einer ſeiner Pagen erſchien, um ſeiner Majeſtät den Marquis Aymar und den Grafen Saint-Germain anzumelden. Der Name des Letztern verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn Beide wurden ſofort vorgelaſſen.

Nach Beſeitigung der herkömmlichen Präliminarien, ſagte der König zum Pſeudo-Grafen:

— Da Sie geraden Weges aus Wien kommen, ſo werden Sie uns ſagen können, wie ſich unſere vielgeliebte Couſine, die Kaiſerin Maria Thereſia, befindet.

---

*) Sein „Anti-Macchiavell, ou Essai de critique sur le Prince de Macchiavell“ erſchien ohne ſeinen Namen, herausgegeben von Voltaire, im Haag 1740. 8.

— Wohler als je, obgleich ſie den Verluſt von Schleſien noch immer nicht verſchmerzen kann.

— Man ſagt, daß Madame mit dem Plane umgehe, uns den Krieg zu erklären . . .

— Ihre Majeſtät will Schleſien à tout prix zurückerobern, und um dieſes Ziel leichter zu erreichen, denkt ſie jetzt mehr als je an eine Allianz mit Frankreich.

— Sollte es wirklich wahr ſein, daß die Tochter Kaiſer Karls VI. mit der H... Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät in vertrautem Briefwechſel ſteht?

— Die Kaiſerin macht kein Geheimniß daraus . . .

— Man ſagt, daß Maria Thereſia für die Pompadour ſehr eingenommen ſei . . .

— Die Kaiſerin ſpricht von der Marquiſe mit großer Achtung und nennt ſie nie anders, als ihre „bonne amie“.

— Und wodurch hat ſich „Cotillon II.“ bei ihr ſo gewaltig eingeſchmeichelt?

— Durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten:

allmonatlich ſendet die Marquiſe auf ihre eigenen Koſten einen Courier mit den neueſten Moden und den intereſſanteſten Erſcheinungen aus dem Gebiete der Muſik und Literatur nach Wien. Da man am Hofe von Verſailles ſehr wohl unterrichtet iſt, daß Ihre k. k. Majeſtät in ſehr hohem Grade für Ihren frühern Sprachmeiſter, Abbé Metaſtaſio, eingenommen ſind, ſo beeilt man ſich, auch ihm große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Frau von Pompadour hat die Widmung ſeiner geſammelten Dichtungen angenommen, die in Paris gedruckt werden ſollen.*) Sie hat dem Dichter ihr in Diamanten eingefaßtes Portrait geſchickt und will ihm noch das blaue Band des Ludwigkreuzes verleihen. Auch Graf Wenzel Kaunitz, der ſeit dem Aachener Frieden der Conferenz- und Staats-Miniſter oder, richtiger geſagt, die rechte Hand der öſterreichiſchen Semiramis iſt, gehört zu den Freunden der klugen Frau, die, wohl wiſſend, daß er ein leidenſchaftlicher Gemäldeliebhaber und ein großer Freund der franzöſiſchen Genre-Malerei iſt, ihm eine der gelungenſten Bamboccicaden von Largillière zum Geſchenk gemacht hat. In einigen Tagen wird Graf Kaunitz, erſt unlängſt zum Ritter des goldenen Vließes erhoben, als kaiſerlicher Geſandter nach Frankreich abgehen, um das Band der Freundſchaft zwiſchen beiden Damen noch feſter zu knüpfen . . .

---

*) Sie erſchienen, unter Calzabigi's Aufſicht, erſt einige Jahre ſpäter. Par. 1755. 12 Bde. 8.

— Glauben Sie wirklich, daß eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, ein Bündniß zwiſchen Unter= und Oberrock zu Stande kommen könnte?

— Ich bin feſt überzeugt, daß Kaunitz, der frivolſte Mann, und die Marquiſe, das frivolſte Weib, ſich ſehr bald verſtändigen werden . . .

— Und auf welche Weiſe ließe ſich dies verhindern?

— Einzig und allein durch den Sturz der Pompadour . . .

— Und das Mittel zu ihrem Sturze?

— Ruht gleichſam in der Hand Ew. Majeſtät. Der Mann, der dieſe Frau am ſchnellſten zu ſtürzen vermag, iſt Voltaire . . .

— Voltaire? wiederholte der Monarch.

— Sobald er ſich bewegen läßt, auszuſagen, daß auch er ihre Gunſt genoſſen hat . . .

— Und meinen Sie, daß mein Kammerherr zu einer Indiscretion ſolcher Art zu bewegen wäre?

— Seine Eitelkeit, ſagt man, mache ihn zu Allem fähig . . .

— Sie kennen ihn?

— Nur dem Rufe nach, und dennoch getraue ich mich, es in ganz kurzer Zeit durchzuſetzen, daß er ein Geſtändniß dieſer Art ſogar ſchriftlich aus der Hand gibt . . .

— Verſuchen Sie es, lieber Graf, und rechnen Sie auf meine volle Dankbarkeit. Ich geſtehe Ihnen, daß es in meinem Intereſſe liegt, eine Allianz zwiſchen den Höfen von Verſailles und Wien um jeden Preis zu verhindern, denn Frankreich iſt die größte Macht der civiliſirten Welt. Wär' ich König dieſes ſchönen Landes, ſo dürfte in ganz Europa kein Kanonenſchuß ohne meine Erlaubniß fallen. Oeſterreich hingegen iſt eine aus bunten Fetzen zuſammengeflickte Monarchie, die mir nur dann gefährlich werden könnte, wenn ſie ſich mit Frankreich gegen mich verbände. Ich gebe Ihnen nun Gelegenheit, Graf Saint-Germain, Ihre diplomatiſche Gewandtheit in ſchönſtem Lichte zu zeigen . . . beweiſen Sie, daß der Ruf, der Sie als einen der ſchlaueſten Staatsmänner darſtellt, nicht gelogen hat. — Marquis Aymar — fuhr er fort, nachdem er ſeine Naſe durch eine ungewöhnlich ſtarke Priſe regalirt hatte — iſt ſo freundlich geweſen, uns blaue Wunder von Ihnen zu erzählen. Geſtatten Sie mir, lieber Graf, Ihnen freiwillig zu bekennen, daß ich höchſt ungläubiger Natur bin und von Allem, was Ihr Freund und die tauſendzüngige Fama über Sie ausgeſtreut hat, kaum den hundertſten Theil zu glauben mich entſchließen kann, deſſenungeachtet ſind Sie ſeit langer Zeit ein Gegenſtand meiner aufrichtigen Bewunderung, weil ich mir ſagen muß, daß ein Mann, der ſich in ſo märchenhafte, undurchdringliche Schleier zu hüllen und ſeine ſchwierige Rolle ſo meiſterhaft durchzuführen verſteht, jedenfalls eine außergewöhnliche Erſcheinung iſt.

— Sire, antwortete Pſeudo-Saint-Germain, ich gehöre zu jenen Leuten, die das Unglück haben, faſt immer falſch beurtheilt zu werden: die Einen halten mich für einen Abenteurer und Betrüger, die Andern für einen Zauberer und Hexenmeiſter; ich bin . . . Dank der Vorſehung! . . . weder das Eine, noch das Andere.

— Und doch behaupten Sie Manches, was man ſich nicht gut zuſammenreimen kann, ohne Ihnen oder ſich ſelbſt Unrecht zu thun. Eine Frage in vollem Ernſte: Wollen Sie mir offen und ehrlich geſtehen, wie alt Sie ſind?

— Sire, es giebt Augenblicke, in welchen ich behaupten möchte, erſt ſeit geſtern, und dann wieder Stunden, in denen ich mit gutem Gewiſſen beſchwören könnte, ſchon ſeit zwei Jahrtauſenden unter den rings um mich her abſterbenden Menſchengeſchlechtern herumzuwandern, ohne irgendwo Raſt und Ruhe zu finden . . .

— Dieſer Glaube ſcheint ſich bei Ihnen zur fixen Idee geſteigert zu haben. Sie leben vielleicht in der traurigen Einbildung, der ewige Jude zu ſein . . .

Der Graf ſtieß einen centnerſchweren Seufzer aus und ſchwieg.

— Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie in dieſem Augenblick ſehr komiſch finde. Bilden Sie ſich alſo wirklich ein, nie zu ſterben?

— Was iſt unſer Leben anders, als ein ewiges Sterben?

— Ihre Kunſt, glaube ich, beſteht darin, alle Fragen ſo ausweichend zu beantworten, daß Jeder

Das glauben kann, was ihm gefällt . . . Marquis Aymar hat mir unter vielen andern unglaublichen Dingen auch Das erzählt, daß die Kunſt, Gold zu machen, für Sie durchaus kein Geheimniß ſei . . .

— Sire, ich erinnere mich ſehr genau, am Hofe eines Ihrer erlauchten Vorfahren mehr als eine Probe dieſer Kunſt abgelegt zu haben . . .

— Sie ſind alſo ſchon einmal in Berlin geweſen?

— Vor ſiebenundſiebenzig Jahren *), als der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm, von mir eine kleine, unbedeutende Summe zur Gründung einer Colonie in Afrika geliehen . . .

— Ich bin dann vielleicht Ihr Schuldner? fragte Friedrich mit ſokratiſcher Ironie.

— Ew. Majeſtät ſcheinen daran zu zweifeln... Vielleicht überzeugt Sie dieſes vom Kurfürſten eigenhändig ausgeſtellte Document von der Wahrheit meiner Forderung, ſagte Graf Kergalec und zog aus ſeinem Portefeuille ein vergilbtes Pergamentblatt hervor, auf welchem der große Kurfürſt mit voller

---

*) Auf Seite 34 iſt irrthümlich „hundertundſiebzig" Jahre angegeben.

Namensunterſchrift und beigedrucktem Staats=Siegel dem Grafen Joſeph von Saint=Germain, Ritter des Malteſer=Ordens, das zinsfreie Darlehen von hunderttauſend Dukaten beſcheinigt hatte.

Der König warf einen Blick auf das kurfürſtliche Siegel, auf die ihm wohlbekannte Unterſchrift ſeines großen Urahnen und rief erſtaunt:

— Das iſt ein klein wenig ſtark! Wie aber kommt's, daß Sie von dieſem Scheine keinen Gebrauch gemacht und dies Darlehen bis jetzt nicht zurückgefordert haben?

— Weil mir die Summe, aufrichtig geſagt, zu geringfügig erſchien . . .

— Ich begreife, daß für einen Mann, der ſich im Beſitze des Steins der Weiſen glaubt, hunderttauſend Dukaten eine winzigkleine Kleinigkeit ſind . . .

— Die um ſo leichter zu verſchmerzen iſt, fügte der Graf hinzu, wenn man ſich für einen ſo geringen Dienſt ſo überreich belohnt weiß . . .

— Wodurch? fragte der Monarch mit ſtechendem Zweifel.

— Durch mehr als ein Zeichen allergnädigſten Wohlwollens. Der große Kurfürſt geruhte, mir einen Tag vor meiner Abreiſe dieſe Tabatière mit ſeinem Bildniß, und Henriette von Oranien, ſeine erlauchte Gemahlin, mir dieſen Ring zu ſchenken . . .

— Iſt Ihnen das Haus Brandenburg außer jenem Darlehen vielleicht noch andere Verbindlichkeiten ſchuldig? fragte Friedrich mit ſkeptiſchem Lächeln.

— Ich pflege mich derlei Kleinigkeiten nur höchſt ungern zu rühmen, aber da Ew. Majeſtät geruhen, mich darnach zu fragen, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß König Friedrich I. zur Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs bei mir eine Anleihe von fünfhundertfünfzigtauſend Thalern gemacht.

— Und hat man Ihnen auch dieſe Bagatelle verbrieft?

— Allerdings, entgegnete der räthſelhafte Mann und zeigte dem Könige ein zweites Document.

— Und auch dies Capital haben Sie nicht zurückgefordert?

— Weil der erlauchte Vorfahr Ew. Majeſtät jene kleine Schuld längſt getilgt hat . . .

— Wodurch?

— Durch die unverdiente Huld und Gnade,

t der er mir am letzten Ordensfeſte den ſchwarzen
ler verliehen . . .

— Und auch dies können Sie beweiſen? fragte
iedrich ganz verblüfft.

— Durch dies allerhöchſt eigenhändig unter-
ichnete Diplom, das ich wohlweislich mitgebracht
abe, um ſelbſt den allerleiſeſten Zweifel Ew. Ma-
ſtät zu beſeitigen.

Der König prüfte das Diplom und erſchrak.

— Ich weiß wahrlich nicht, was ich dazu ſagen
ll! Siegel und Unterſchriften ſind von der Art,
aß deren Richtigkeit keinem Zweifel unterliegt, und
ennoch, dennoch . . .

— Halten Ew. Majeſtät mich für einen Aben-
urer und Betrüger. Das iſt nun einmal mein
oos! ſagte der Jeſuit und bemühte ſich, einen ſchwe-
en Seufzer zu unterdrücken.

— Graf, erwiderte der König, Sie müſſen
ntweder der ſchlauſte Betrüger oder der großmüthigſte,
neigennützigſte Mann und doch Etwas von dem
ein, wozu Sie der blinde Hauſe ſtempelt. Faſt ſchäme
ch mich, Ihnen zu geſtehen, daß auch ich anfange,
Sie für einen Wundermann zu halten . . .

— Sie werden der Wahrheit am nächſten kommen, wenn Sie mich für Das halten, was ich wahr und wahrhaftig bin: ein uralter Diener Ihres glanzgekrönten Hauſes, ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Feldherrn-Ruhmes, ein treuer Anhänger Ihrer literariſchen Größe, ſchloß Kergalec und beugte ſein Knie.

— Stehen Sie auf, Graf Saint-Germain, ſagte der König, ihm die Documente zurückgebend; ich mag nicht näher unterſuchen, wer und was Sie ſind, denn es genügt mir, zu wiſſen, daß Sie ein Mann von ungewöhnlich großem Geiſte ſind, und ſolche Leute, mein Herr, liebe ich. Räthſelhafter Mann, ich heiße Sie an meinem Hofe willkommen und verſpreche Ihnen, Alles aufzubieten, um Ihnen den Aufenthalt in Sans-Souci ſo angenehm als möglich zu machen. Morgen Abend erwarte ich Sie in meinem Abendklubb, um Sie meinem kleinen, vertrauten Kreiſe vorzuſtellen. Auch Sie, Marquis Aymar, ſagte er zu deſſen Freunde, werden uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchenken.

Die beiden Jeſuiten empfahlen ſich der Huld des Königs und entfernten ſich.

— — — — — — — — — —

Während ſie die Treppe hinabſtiegen, um ſich von hier in den andern Flügel des Schloſſes zu begeben, ſagte der wahre Graf Saint-Germain zum falſchen:

— Sie haben Ihre Rolle meiſterhaft durchgeführt. Nun iſt auch der König gefangen.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

P.o.germ.
1030 pt/13

Oellinger

CF CHECK
at NiUG

# Potsdam
und
# Sans-Souci.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Dritter Band.

Leipzig, 1848.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

[illegible]

BERCHES
FOLSERIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# XXXII.

Prinzeſſin Amélie empfing den falſchen Saint-Germain wie einen alten Freund, deſſen Ankunft man ſeit langer Zeit mit großer Sehnſucht erwartet hat.

— Was macht Trenck? war ihre erſte Frage.

— Er hat mir den angenehmen Auftrag ertheilt, tauſend Verſicherungen ſeiner treueſten Huldigung und dies kleine Andenken, als Erinnerung an die ſchönen Tage von Berlin, Ihrer königlichen Hoheit ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, ſagte Kerzalec und überreichte ihr eine grüne Saffian-Kapſel.

Die Aebtiſſin öffnete das Etui, fand darin Trencks Miniatur-Bildniß und war von der ſprechenen Aehnlichkeit deſſelben dergeſtalt überraſcht, daß ſie es entzückt an ihre Lippen preßte mit dem Ausruf:

— Wie er leibt und lebt! Aber ... ſetzte ſie raſch hinzu ... iſt dies Alles, was Sie mir von ihm zu überbringen beauftragt ſind? Hat der Undankbare keinen Augenblick Muße gefunden, mir einen Brief, wenn auch nur zwei Zeilen, zu ſchreiben?

— Er konnte es nicht und zwar aus folgendem Grunde: vor fünf Wochen hatte er — ich bitte, nicht zu erſchrecken — mit einem Obriſten des ungariſchen Kuiraſſier-Regiments von Cordua einen Zweikampf ...

— Einen Zweikampf! wiederholte die Prinzeſſin, ſich entfärbend.

— Ihretwegen, Königliche Hoheit! Graf Achilles Iſolani, ein Urenkel des bekannten Kroaten-Generals Hector Iſolani, hatte an der Tafel des franzöſiſchen Geſandten in Trencks und meiner Gegenwart die eben ſo freche als lächerliche Behauptung aufzuſtellen gewagt, die liebenswürdige Schweſter des unliebenswürdigen Attila von Hohenzollern habe — ich wiederhole die eigenen Worte jenes Elenden — faute de mieux mit einem alten Affen, der ſich

Voltaire nennt und für einen Adonis hält, eine kleine, vorübergehende Liaiſon angeknüpft …

— Qu'elle infamie! rief die entrüſtete Aebtiſſin.

— Gleich nach der Tafel zog Capitán von der Trenck den Obriſten in eine Fenſterbrüſtung, um ihm ſeine Orden abzureißen und ihm zu ſagen, daß er ein frecher Lügner, ein elender Verleumder ſei. Die Folge davon war eine Herausforderung auf Piſtolen …

— Und mein Friedrich? fragte ſie mit angſtbewegter Stimme.

— Wurde tödtlich verwundet … die Kugel, die in die rechte Weiche drang, warf meinen jungen Helden, deſſen Secundant ich geweſen bin, bewußtlos zu Boden …

— Und das Ende, das Ende?

— Daß er, Dank ſeiner herkuliſchen Natur und der äskulapiſchen Gewandtheit ſeines Arztes, ſich vor acht Tagen, als ich Wien verließ, bereits auf dem Wege der Beſſerung befand.

— Und wer iſt der Mann, der meinen Freund während ſeiner Krankheit behandelt hat? fragte die

Prinzeſſin, an deren Wimpern eine reizend-ſchöne Thräne hing.

— Der Erbe des Boerhave'ſchen Ruhmes, der Leibarzt der Kaiſerin, der weltberühmte Freiherr Gerhard van Swieten …

— Gott ſegne dieſen Mann! rief Ihre Königliche Hoheit mit einem Blick gen Himmel.

— Am Tage meiner Abreiſe fühlte ſich Trenck, trotz aller Beſſerung, doch noch dergeſtalt angegriffen, daß er ſelbſt mit dem beſten Willen nicht ſchreiben konnte. Beim Abſchiede drückte er mir zärtlich die Hand und ſprach: „Grüßen Sie den ſchönſten Engel auf Gottes ſchöner Erde und ſagen Sie ihm, daß ich in jeder Minute ſeiner mit der glühendſten Anbetung, mit der unverbrüchlichſten Treue gedenke“.

— Dank, tauſend Dank für die frohe Botſchaft, die meinem von bangen Zweifeln gequälten Herzen ſo wohl thut! rief die Aebtiſſin mit reizender Begeiſterung und geruhte, dem Ueberbringer derſelben ihre Alabaſterhand zu reichen, die der Bevollmächtigte des Jeſuiten-Generals mit ſolcher Haſt an ſeinen Mund zog, daß Marquis Aymar ihn darum gründlich zu beneiden ſchien.

— Welch ein gefühlvolles Herz! dachte er bei ſich und küßte unwillkürlich ſeine Fingerſpitzen.

— Geſtatten Sie mir eine Frage noch, begann ſie von Neuem. Iſt es wahr, daß Herr von der Trenck bald nach ſeiner Ankunft in der Kaiſerſtadt die Bekanntſchaft einer italieniſchen Sängerin gemacht, die, wenn ich recht gehört habe, Gabrieli heißen ſoll?

— So viel ich weiß, ergriff der wahre Graf Saint-Germain das Wort, hat Katharina Gabrieli, la Cuochetina genannt, weil ihr Vater der Koch eines römiſchen Cardinals geweſen iſt, ſchon vor drei Monaten die Hauptſtadt Oeſterreichs verlaſſen, um nach der Wallachei zu gehen.

— Was will ſie dort? fragte ſie mit eiferſüchtigem Zweifel.

— Ein paar Bojaren ruiniren, erwiderte der achſelzuckende Marquis.*)

---

*) Die Sängerin, von welcher hier im Vorbeigehen die Rede iſt, folgte in ſpäteren Jahren einem Rufe nach St Petersburg, wo ſie mit einem Jahrgehalte von fünftauſend Ducaten, nebſt freier Wohnung und Tafel, angeſtellt war. Katharina II., die ihr eines Abends, in einem der Hofconcerte, den Vorwurf machte, daß ſie mehr Gehalt

— Ich darf Ihrer Königlichen Hoheit die Verſicherung ertheilen, nahm nun wieder Kergalec das Wort, daß Trenck jenen „Triller in Mondſchein gebunden“ — wie Abbé Metaſtaſio dieſe Sängerin genannt — gar nicht gekannt hat.

— Und wie geſtalten ſich ſeine Erbſchafts-Angelegenheiten? fragte ſie weiter.

— Von jenen dreiundſechzig Prozeſſen, die ſein Vetter ihm hinterlaſſen hat, ſind ſechzig ſo gut als verloren . . .

— Und Trenck, der in letzter Zeit auf meine Unterſtützung ſo ſtolz Verzicht geleiſtet hat, befindet ſich vielleicht ſchon jetzt in Geldverlegenheit?

— Ein liebendes Herz, erwiderte Graf Kergalec, iſt ein Ödip, der Alles zu errathen vermag. Allerdings befindet ſich unſer armer Freund in drückender Geldſchwüle. Zwar habe ich ihm erſt vor ſechs Wochen ein neues Darlehen von drei-

---

als ein Feldmarſchall brauche, erhielt die Antwort: „Wenn Ihre Kaiſerliche Majeſtät meine Leiſtungen zu theuer bezahlt glauben, ſo mögen Allerhöchſtdieſelben geruhen, einen Ihrer Feldmarſchälle ſingen zu laſſen.“ Katharina kehrte ihr den Rücken zu und ſchwieg.

tauſend Ducaten gemacht; bei ſeiner ſybaritiſchen Lebensweiſe aber iſt dies, wie Ihre Königliche Hoheit leicht begreifen werden, weiter nichts als ein Waſſertropfen, der ſich ſpurlos im Weltmeere verliert . . .

— Und die Erbſchaft jener ruſſiſchen Fürſtin?

— Hat der gute Trenck in Einer Nacht am Pharotiſche verſpielt.

— Ce qui vient par la flûte, va par le tambourin![*]) fügte Aymar entſchuldigend hinzu. Mir geht's in dieſem Punkte eben ſo.

— Ich kann meinen armen Friedrich unmöglich darben laſſen, jetzt um ſo weniger, da ein Kranker der größten Pflege bedarf, ſagte die Prinzeſſin, öffnete ihre Schatulle, nahm fünf Rollen, jede zu hundert Doppel-Friedrichsd'or, und fragte den Grafen:

— Darf ich den Freund meines Freundes mit der Bitte beläſtigen, Herrn von Trenck dieſe tauſend Stück Friedrichs'dor, wo möglich noch heute, nach Wien zu ſchicken?

— In längſtens zwei Stunden, verſprach der

---

[*]) Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Jeſuit, ſoll der Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit pünktlich erfüllt ſein.

— Ich rechne darauf, ſagte die Aebtiſſin, das Geld in ſeine Hände legend.

— Ich ſelber, antwortete Graf Kergalec, will es zur Poſt geben.

— Ach, theurer Freund, ſeufzte die Prinzeſſin, wüßten Sie, wie unverändert heiß mein Herz und meiner Seele Seele an dieſem Mann der Männer hängt, dann würden Sie begreifen, wie ſehr ich mich nach dem Augenblick ſehne, ihn einmal, gleichviel wo, wiederſehen zu dürfen!

— Auch er kennt keinen höhern Wunſch, kein höheres Glück, als Ihre Königliche Hoheit nach ſo langer Trennung endlich einmal wiederzuſehen.

— Und ließe ſich dies nicht auf irgend eine Weiſe möglich machen? fragte die Prinzeſſin.

— Ich bitte Ihre Königliche Hoheit, nicht vergeſſen zu wollen, daß Seine Majeſtät auf den armen Freund noch immer dermaßen aufgebracht ſind, daß mir deſſen Rückkehr nach Berlin, ohne Erlaubniß des Königs, unter keiner Bedingung rathſam erſcheint.

— Den kleinen Finger meiner Hand, könnte ich ihn, wenn auch nur auf einen Augenblick, an mein Herz drücken, um ihm zu ſagen: Abgott meiner Seele, ich liebe Dich!

— Trenck verdient dies Glück, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er der ſchönſte Mann ſeiner Zeit iſt. Als die Kaiſerin Maria Thereſia bei der letzten Muſterung ihrer ungariſchen Garden ſich von einem ihrer Adjutanten den Mann zeigen ließ, deſſen Abenteuer die Folie des Stadtgeſprächs bilden, konnte ſie ſich nicht enthalten, auszurufen: „Der iſt ſchöner als der Apoll in meinem Belvedere!“

— Der Ruf ſeiner männlichen Schönheit, fügte Aymar hinzu, iſt ſelbſt bis nach Paris gedrungen. Wenige Tage vor meiner Abreiſe ſagte die Prinzeſſin von Soubiſe zu ihrem Gemahle: „Man ſollte dieſem Trenck eine Anſtellung im franzöſiſchen Heere anbieten“, und auf des Marſchalls Frage: „Weshalb?“ erwiderte die galante Frau: „Um dem großen Friedrich einen Poſſen und den Damen unſeres Hofes das Vergnügen zu bereiten, die perſönliche Bekanntſchaft dieſes jungen Kriegsgottes zu machen“.

— Meine Sehnſucht nach ihm iſt kaum zu beſchreiben!

— Gedulden Sie ſich noch kurze Zeit! In längſtens vier Wochen ſoll das Verlangen Ihrer Königlichen Hoheit in Erfüllung gehen . . . nach ſeiner völligen Geneſung ſollen Sie ihn wiederſehen . . .

— Wo, wo? fragte die Aebtiſſin.

— Hier in dieſem Zimmer!

— Mein hochverehrter Freund, erklärte Aymar, beſitzt unter andern Wundergaben auch die, wie jener Michael Scotus durch die geheimnißvolle Kunſt der Kabbala Abweſende aus weiten Fernen herbeizuzaubern . . .

— Graf, fragte die Prinzeſſin, iſt dies wahr, wirklich wahr?

— Ihre Königliche Hoheit werden ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß es zwiſchen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen ſich, wie Shakeſpeare ſagt, unſere Schulweisheit nichts träumen läßt. Das Reich der Wunder iſt größer, als Mancher zu ahnen wagt. Doch genug davon! Unſere Zeit hat ſo viel Skeptik in ſich aufgenommen, daß ſie nur an ſichtbare Dinge glaubt.

— Die Liebe glaubt ſelbſt das Unglaublichſte! Ich halte Sie bei Ihrem Wort, ſagte Prinzeſſin Amélie und ſchwelgte ſeit dieſem Augenblick in der Vorahnung aller Wonnen des Wiederſehens.

## XXXIII.

Noch im Laufe deſſelben Tages ließ Friedrich der Große im Ordens-Archive den Namen des geheimnißvollen Grafen Saint-Germain aufſuchen. Unter dem 18. Januar 1713 ſtand er unter den an dieſem Tage neu creirten Rittern des ſchwarzen Adler-Ordens als Joſeph Teo, Graf von Saint-Germain, Prior der Zunge von Provence*), Ritter der

---

*) Die Johanniter-, Rhodiſer- oder Malteſer-Ritter waren nach den Nationen, denen ſie angehörten, in acht Zungen (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Caſtilien, Deutſchland und England) abgetheilt. Das Oberhaupt der vereinigten Zungen führte den Titel: „Großmeiſter des heiligen Hoſpitals St. Johann zu Jeruſalem und Guardian der Armee Jeſu Chriſti".

Gerechtigkeit*), Comthur des goldenen Sporns**) und Commandeur des Chriſtusordens***) aufgeführt.

Angenommen, daß Graf Saint-Germain damals, als Prior der Provence, nur vierzig Jahre gezählt habe, ſo mußte er jetzt ein Mann von mindeſtens ſiebenundſiebenzig Jahren ſein. Aber ſein Aeußeres war das eines Vierzigers. Sollte er wirklich, wie Salomon Trismoſinus, im Beſitze jener Tinctur ſein, mittelſt welcher er ſich und Andere verjüngen und das kurze Leben, ganz nach Belieben, bis zum Tage des jüngſten Gerichtes verlängern kann?

Mag Jeder glauben, was ihm gefällt!

---

*) So hieß jeder Ritter, welcher zweiunddreißig Ahnen aufzuweiſen hatte.

**) Ein vom Papſt Paul III. geſtifteter Orden, deſſen Mitglieder auch „Ritter der goldenen Miliz" und in früherer Zeit „Lateraniſche Hof-Pfalzgrafen" genannt wurden.

***) Ein nach der Aufhebung der Tempelherren von Dionys von Portugal creirter und von Papſt Johann XXII. (1319) beſtätigter Ritterorden.

# XXXIV.

Die vertraute Freundin dieſes räthſelhaften Grafen, Frau von Pfuel, erhielt ſeit Kurzem allnächtlich den Beſuch des Königs, dem jetzt weniger die Auffindung des Steines der Weiſen, als die wunderbare Schönheit der jüngern Tochter dieſer Wittwe am Herzen lag. — Friedrich, der von jener erſten, unglücklich ausgefallenen Bekanntſchaft mit Signora Barberini eine unabweisbare Idioſynkraſie gegen das ganze Frauengeſchlecht davongetragen hatte, war nicht wenig erſtaunt, ſeinen eisſtarren Weiberhaß durch das Sonnenlicht der himmelblauen Augen Amélie's hinſchmelzen und ihn mehr und mehr in ein der Liebe nahe verwandtes Gefühl aufgehen zu ſehen. Von Tag zu Tag ſchlugen die feenhaften Reize dieſes ſchönen Kindes tiefere Wurzel in dem zu neuen Trieben erwachenden Herzen eines Selbſtſüchtigen, der bis dahin kein anderes Geſchöpf als ſich ſelbſt geliebt hatte. Sein nimmermüder Geiſt, der ſich bisher faſt ununterbrochen mit allen Wiſſenſchaften des Krieges und allen Künſten des Friedens beſchäftigt hatte, umrankte jetzt nur Einen Gedanken, deſſen anziehender Mittelpunkt „Amélie“ hieß. Er mochte leſen oder ſchreiben, reiten oder jagen, immer und ewig umſchwebte ihn das Bild dieſer jungen Peri, auf deren unentweihter Alabaſterſtirne mit goldenen Buchſtaben die lockende Aufforderung „Liebe mich!“ hingehaucht war. Nachts vor dem Einſchlafen malte ſich ſeine erhitzte Fantaſie die ewig jungfräuliche Houri mit muhammedaniſchen Farben, eingehüllt in weite, weiße, halbdurchſichtige Schleier, durch welche das blaſſe Roſenroth ihrer zartgeformten Glieder wie lichte Sonnenblicke durch halbdunkle Wolken-Schatten hindurchſchimmerte; ſie umgaukelte ſein Lager und fächelte ihm mit Pfauenfedern wonnige Kühlung zu; das leiſe Rauſchen ihres duftgetränkten Flügelpaares umkoſ'te ſein Ohr wie eine engelſüße Melodie, aus der er die letzte Strophe ſeines Lieblingsliedes heraushörte:

Herz, mein Herz, hör' auf zu ſchlagen,
Herz, mein Herz, o weine nicht;
Lerne ſchweigen und entſagen,
Beten, bis das Auge bricht.

Und ſein Geiſt verſenkte ſich ſo ſehr in dieſe wachen Träume, daß er mehr als ein Mal ſeine Hände ausſtreckte, um jene reizgeſchmückte Peri zu erhaſchen und auf ſein Lager niederzuziehen.

— Vraiment, je suis follement amoureux de cet ange! ſeufzte er und verſuchte, ſich von dieſem Bilde loszureißen.

Morgens, wenn Alles noch ſchlief, verließ er ſein Lager, nahm ſeine Flöte, ſtellte ſich an's geöffnete Fenſter und begleitete den Geſang der Vögel, die ihren ſchmetternden Morgengruß durch die blauen Lüfte emporſteigen ließen. Die feierliche Stille des erwachenden Tages, das leiſe Flüſtern der Bäume, die ſich den Schlaf aus ihren grünen Gliedern ſchüttelten, der thaugetränkte Blätterſchmuck der Blumen erfüllten den Mann von achtunddreißig Jahren mit der ganzen Schwärmerei eines liebekranken Jünglings.

— Wie ſchön ſie iſt! dachte er bei ſich und ließ die Töne der Flöte verſtummen, um ſich in das geiſtige Anſchauen ihrer Schönheit zu verſenken, die ſo ſichtbar vor ſeinen Augen ſtand, wie die Statue des Antinous, die ihm jetzt weniger ſchön erſchien, als in früherer Zeit.

Weit beklagenswerther als der König war die arme Amélie. Sie, die bei ihrer Ankunft in Potsdam das Bild der ſorgloſeſten Heiterkeit geweſen, ſie, deren ewig-klares Auge noch niemals von Kummer- und Thränen-Wolken getrübt, deren roſiger Mund vom Sonnenſchein eines unſchuldigen Lächelns verklärt war, hatte ſeit Kurzem die Heiterkeit ihres Gemüths, den Frohſinn ihres Geiſtes eingebüßt. In jedem ihrer reizend-ſchönen Züge lag ein herber Schmerz, der, wie tief ſie ihn auch zu verbergen bemüht war, mächtig alle Dämme durchbrach und über ihre ganze Phyſiognomie die Farben unbeſiegbaren Grames ausgoß.

Auch Amélie fühlte ihr bisher reines Herz vom Pfeile der Liebe durchbohrt; auch ſie liebte ... nicht den König ... wohl aber jenen räthſelhaften Mann, der, wie die Fama von ihm erzählt hatte, durch die Macht eines Talismans, durch den Zauberring des Gyges, den goldenen Schlüſſel zum

Herzen aller Frauen beſaß. Wo lebt der Heuchler, welcher zu behaupten wagt, daß er unſern Wundermann um dies ſchönſte ſeiner Vorrechte nicht beneidet? Wo lebt der Mann, der ſo abgeſtumpft iſt, daß er nicht wenigſtens Einen Tag, einen einzigen Tag, im Beſitze jenes Ringes ſein möchte, um jeder Spröden, die ihm gefällt, Erhörung ſeiner Wünſche abzuzwingen?

Amélie, die fromme, tugendhafte Jungfrau, fühlte ſich namenlos unglücklich, weil ſie ſich geſtand, daß dieſe Liebe zum Geliebten ihrer Mutter ein Frevel, ein Verbrechen, ein Hochverrath an den Geſetzen der Natur ſei. Und dennoch vermochte ſie, bezaubert von dem ganzen Weſen des Marquis Aymar, nicht die Kraft über ſich zu gewinnen, dieſe ſtrafbare Neigung auszurotten. Schweſter Hermine, die einzige Vertraute dieſes finſtern Geheimniſſes, hatte Anfangs die ganze Macht ihrer Klugheit aufgeboten, um Amélie vom Abgrunde dieſer heilloſen Leidenſchaft hinwegzureißen; aber der unerklärliche Zauber, den Graf Saint-Germain auf das Herz des unerfahrenen Kindes beſaß, vernichtete den Einfluß der warnenden Schweſter. Mit allem Muthe der Keuſchheit, mit der ganzen Kraft einer Lucrezia bekämpfte Amélie's Tugend zwar noch immer ihres Herzens ungeſtüme Wünſche; der Widerſtand, den ſie leiſtete, wurde aber von Stunde zu Stunde machtloſer und ſchwächer, und ſo fühlte ſie, wie ſie unaufhaltſam dem Höllenpfuhle der Sünde, dem Abgrunde des Verderbens entgegentaumelte. — —

Der König, der in dieſer Nacht früher als gewöhnlich erſchienen war, ſagte zur Frau von Pfuel:

— Ich muß Ihnen endlich ein Geſtändniß machen. Sie irren, liebe Freundin, wenn Sie glauben, daß mich einzig und allein die Eroberung des goldenen Vließes in Ihren Kreis zieht ... ich ſuche bei Ihnen etwas Anderes als den Stein der Weiſen ... ich hoffe in Ihrem Hauſe das lang erſehnte Glück der Liebe zu finden. Ohne Umſchweife, Madame, ich liebe Ihre jüngere Tochter.

— Himmel, was muß ich hören! rief die Wittwe, die ſich die Miene gab, als ob ſie bis jetzt nichts davon geahnt hätte.

— Ein Bekenntniß, das Sie durchaus nicht erſchrecken darf. Es gibt Mütter, die ſich Glück wünſchen würden, wenn ein König ſich herabließe, um die Gunſt einer ihrer Töchter zu werben ...

— Ew. Majeſtät wollen geruhen, zu bedenken, daß wir in einem Lande leben, wo es ſelbſt dem Monarchen nicht geſtattet iſt, bei Lebzeiten ſeiner erſten Frau eine zweite zu heirathen . . .

— An's Heirathen habe ich nicht gedacht. Wollte der Himmel, ich hätte niemals geheirathet! Die Ehe iſt eine teufliſche Erfindung, die den Menſchen aus den höhern Regionen ſeiner freien Ideenwelt in's kleinliche, vielfach beſchränkte Alltagsleben hinabzerrt. Madame, ſchon der bloße Gedanke: „ich bin vermählt" hat für mich, aufrichtig geſagt, etwas Abſchreckendes. Ehe und Liebe vertragen ſich ebenſo wenig mit einander, als Zwang und freier Wille. Schon die Alten haben dieſe Anſicht getheilt. Virgil, Horaz, Plato ſind unverheirathet geweſen. Auch viele große Geiſter ſpäterer Jahrhunderte haben eine leicht zu verzeihende Furcht vor den Feſſeln der Ehe gehabt. Arioſt und Taſſo, Corneille und Racine, Boileau und Fontenelle, Spinoza und Pascal, Descartes und Leibnitz, Locke und Newton, Boyle und Bayle, Saint-Evremond und La Bruyère, Addiſon und Pope haben es vorgezogen, als freie Männer zu ſterben.*) Hätte der unbeugſame Wille meines rauhen Vaters mich nicht gezwungen zum Heirathen, nie würde es mir in den Sinn gekommen ſein, meinen Namen freiwillig einzuzeichnen in das große Märtyrerbuch der armen, vielgeplagten Ehemänner. Wär' ich ledig und ſtiege die Mutter Gottes von ihrem Wolkenthrone herab, um mich durch ihre Hand zu beglücken, Madame, würde ich ſagen, repassez dans vos cieux et laissez-moi tranquille.

---

*) Wir wollen es Andern überlaſſen, dieſe Liſte be-

— Sire, verzeihen Sie dann dem beſorgten Mutterherzen die ehrfurchtvolle Frage, was Sie mit meiner Tochter beabſichtigen?

— Ich geſtehe Ihnen, Madame, daß dieſe hypernaive Frage mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzt. Ich beabſichtige, Ihr Kind anſtändig zu verſorgen . . .

---

rühmter Leute, welche als Garçons geſtorben ſind, zu vervollſtändigen. Uns ſelber fallen in dieſem Augenblick nur noch Voltaire und Metaſtaſio, Grimm und Holberg, Réaumur und Buffon, Robespierre und Saint-Juſt, Gellert und Rabener, Leſſing und Tieck ein. Irenäus Carpentarius (d. h. Gottfried Wagner) gab unter dem Titel: „Centuria singularis Eruditorum coelibum“, Witteb. 1714. 8. eine Lebensbeſchreibung von hundert gelehrten Hageſtolzen heraus.

— Sire, iſt das Alles?

— Auch Ihrer ältern Tochter will ich eine ſichere Zukunft gründen ...

— Und mir ſelber...? fragte Frau von Pfuel.

— So viel geben, daß Sie nicht mehr nöthig haben ſollen, ſich nutzlos mit der Aufſuchung des Steins der Weiſen abzuquälen.

— Ew. Majeſtät, erwiderte die klug berechnende Wittwe, geruhen, mich zu verkennen . . .

— Inwiefern? fragte der König, eine Priſe nehmend.

— Inſofern, Sire, als Sie mich jenen Müttern anreihen, die eben ſo herz- als gewiſſenlos ſind, die Unſchuld ihres Kindes, wie ein ſeltenes Buch oder ein vielgeſuchtes Bild, an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Sire, die Tugend meiner Amélie iſt mir um keinen Preis der Erde feil . . .

— Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß dies eine jener Redensarten iſt, an die ich nicht eher glauben kann, als bis ich mich von der Wahrheit derſelben überzeugt habe. Fern ſei's von mir, Sie oder Ihre Tochter beſtürmen oder, nach Kriegsbrauch, gar überrumpeln zu wollen . . . ich will Ihnen im Gegentheil vier Wochen Friſt zu reiflicher Ueberlegung laſſen, ob Sie mir das Glück Ihrer Tochter und Ihre eigene Zukunft anvertrauen wollen oder nicht. Ich will Sie bis zu dieſem Zeitraume dann und wann beſuchen, nicht, um Sie zu übereilen, ſondern einzig und allein, um Erkundigungen über die Reſultate unſerer alchymiſtiſchen Studien einzuziehen . . . Um denſelben Vorſchub zu leiſten, werde ich Ihnen morgen durch Fredersdorf noch zehntauſend Thaler zuſtellen laſſen. Finden Sie endlich das, was Sie ſuchen, ſo wird es Ihnen ein Leichtes ſein, mir die zwanzigtauſend Thaler zurückzuzahlen; finden Sie es nicht, dann iſt Böttgers Recept weiter nichts als blauer Dunſt und dann bleiben Sie meine Schuldnerin. Verſtanden? fragte der König.

— Willkommen, erwiderte die ſchlaue Wittwe.

— Angenehme Ruh und einen Gruß an Amélie, ſagte der große Friedrich und verließ ſie.

# XXXV.

Nachdem der König ſich entfernt hatte, klopfte die Mutter Amélie's an jene Thür, die in's Nachbarhaus und in die geheime Wohnung des Marquis Aymar führte. Dieſer ſchob den Riegel weg und öffnete.

— Eh bien? fragte der Graf.

— Der König hat ſich endlich erklärt, ſagte Frau von Pfuel und erzählte ihrem Freunde das ganze Geſpräch.

— Nun will auch ich mich erklären, erwiderte der räthſelhafte Mann und lud ſie zum Niederſetzen ein. Hören Sie, fuhr er fort, und unterbrechen Sie mich nicht. Im Jahre 1725 machte ein Chevalier Schöning im Bade zu Teplitz die Bekanntſchaft einer Dame, die, ſeit ihrem ſechzehnten Jahre die Geliebte eines Abenteurers, ſeit vier Jahren mit einem ſächſiſchen Edelmanne verheirathet war. Dieſe Dame, Mutter einer zweijährigen Tochter, welche Hermine hieß, waren Sie, und jener Chevalier, der ſich in kurzer Zeit Ihr Herz und Ihre Liebe zu erringen wußte, war ich. Vierzehn Monate ſpäter wurden Sie von einem zweiten Mädchen entbunden, das ich, als Freund Ihres Gemahls, in Dresden aus der Taufe hob. Dieſer Engel, dem ich mehr als bloßer Pathe bin, iſt Amélie. Als Herr von Pfuel, bald nach der Geburt des Kindes, wegen zerrütteter Geldverhältniſſe Sie verließ, nahm ich mich Ihrer und Ihrer Kinder an und ſorgte für Sie bis zur heutigen Stunde. In China und Rußland, in Mexiko und Spanien und überall, wohin mich der Befehl meiner Vorgeſetzten geſchickt hatte, gedachte ich Ihrer und unterſtützte Sie. Trotz unſerer fünfundzwanzigjährigen Bekanntſchaft war für Sie, wie für die ganze Welt, mein Stand und Beruf ein undurchdringliches Geheimniß geblieben. Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich die Hälfte dieſes Schleiers lüften und Ihnen ſagen darf, was ich bin. Ich gehöre der ehrwürdigen Geſellſchaft Jeſu an und bin einer der Haupt-Miſſionäre dieſes großen, durch alle Welttheile verzweigten Ordens. Dieſem Orden droht nun von Frankreich aus ein Schlag, der ihn für alle Zeiten vernichten kann. Die fluchbeladene Geliebte Ludwigs XV. will den König, der ein willenloſer Spielball ihrer Launen iſt, bewegen, Loyola's heilige Schaar, unſers Heilands fromme Knechte, aus ſeinem Reiche zu verbannen. Damit nicht zufrieden, unterhandelt ſie mit dem ſchwachen Papſte, um unſere mehr als zweihundertjährige Exiſtenz durch eine Bulle aufzuheben und für alle Zeiten zu zerſtören. Unſer Oberhaupt, beſorgt für die Zukunft ſeiner Heerde, ſucht ſchon jetzt eine neue Heimath für uns. Aus Frankreich verjagt, ſoll uns Preußen ein Aſyl werden. Zur Erreichung dieſes Zieles bin ich, ein treuer Diener unſeres Bundes, feſt entſchloſſen, Alles zu thun, was in meinen ſchwachen Kräften liegt. Der König von Preußen liebt Amélie, Ihr Kind, mein Kind. Sie ſoll als ein Opfer ſeiner Wünſche fallen; doch ſoll der Preis, für den er ſie erkauft, nicht ſchnödes Geld, nicht die geſicherte Zukunft des Kindes, ſondern die Erreichung eines höhern Zwecks, die Eroberung und

Gewährung einer neuen Heimath für die Geſellſchaft Jeſu ſein. In Ihre Hand, Madame, lege ich die Zukunft unſeres ſchwer verkannten Ordens. Nur dann, Madame, darf Ihre Tochter den brutalen Wünſchen jenes herzloſen Egoiſten Gehör ſchenken, wenn er ſich mit ſeinem Königlichen Ehrenworte verpflichtet, den verbannten Knechten Jeſu den freien Eintritt in ſeine Staaten und die ungeſtörte Niederlaſſung in Preußen zu geſtatten. Als proteſtantiſcher Fürſt, als der aufgeklärteſte Monarch, als Freigeiſt iſt er der einzige Souverän Europa's, der den Bannſtrahl des Papſtes nicht zu fürchten, des Vaticans Geſetze nicht zu befolgen braucht. Jetzt, Madame, werden Sie die Wichtigkeit der Miſſion begreifen, zu der Sie und unſer Kind auserkohren ſind. Ich kannte Amélie's Schönheit, ich wußte, daß es ſo kommen werde, daß es ſo kommen mußte, und darum habe ich Sie mit Ihren Töchtern hierhergeſchickt, um den König, unter dem Vorwande, ihn in die Myſterien der Alchymie einzuweihen, in das Garn der jungfräulichen Reize Amélie's zu locken. Es iſt gelungen und der Sieg unſeres Ordens unterliegt nun keinem Zweifel mehr.

— Und weiß der König, daß Marquis Aymar kein Anderer als Graf Saint-Germain, und daß dieſer Jeſuiten-Miſſionär iſt?

— Er ahnt weder das Eine, noch das Andere.

— Was alſo ſoll ich ihm ſagen, wenn er meine Einwilligung verlangt?

— Wiederholen Sie, was Sie ihm heute Nacht erklärt.

— Daß die Tugend meines Kindes . . .

— Ihnen um keinen Preis der Erde feil ſei . . . alles Uebrige überlaſſen Sie dann mir und meinem erſt unlängſt angelangten Freunde und Ordensbruder Kergalec, den ich — unter uns geſagt — dem Könige und ſeiner Schweſter als Grafen Saint-Germain vorgeſtellt habe.

— Sie ſpielen ein verwegenes Spiel . . .

— Der gute Zweck heiligt die Mittel.

— Joſeph, ſeitdem Sie mir geſagt, daß Sie dem Orden der Geſellſchaft Jeſu angehören, beſchleicht mich ein unheimliches Gefühl . . . ich fürchte . . .

— Was fürchten Sie? fragte er barſch.

— Daß unſer Spiel traurig enden wird.

— Muth gefaßt, Madame! Sie ſtehen unter meinem, unter unſerm Schutze, ſagte der Graf mit imponirendem Stolze.

— Gott ſei Ihnen und uns gnädig!

Bald darauf entfernte ſich der Graf.

## XXXVI.

Eine Woche ſpäter fand im Schloßtheater zu Potsdam die erſte Aufführung des Luſtſpiels „l'école du monde“ Statt. Obgleich der Autor des Stückes auf dem Zettel nicht genannt war, wußte doch Jeder, daß dieſe Komödie das Erſtlingsproduct der wegen ihrer Häßlichkeit eben nicht ſehr beliebten Schauſpielerin Cochois ſei. Nur ſie und ihr „treuer Vaſall“ kannten den wahren Verfaſſer.

Der König hatte, wie zu jeder neuen Vorſtellung, ſämmtliche Mitglieder der Akademie, die hohe Beamtenwelt und die Lieblinge ſeines Heeres eingeladen. In der zweiten Proſceniumsloge, zur linken Hand des Zuſchauers, erblickte man Seine Majeſtät und den franzöſiſchen Geſandten; in der Loge unter ihnen Prinzeſſin Amélie und ihre beiden

Hofdamen Kleiſt und Maupertuis; der königlichen Loge gegenüber befanden ſich Voltaire, Maupertuis, d'Argens und La Mettrie; unter ihnen der wahre und der falſche Graf Saint-Germain. In den Logen des erſten Ranges ſah man den Großkanzler Samuel Freiherrn von Cocceji, den Legationsrath Hiſtoriographen Ewald Friedrich Grafen von Herzberg, den General-Major und Gouverneur Grafen Friedrich Wilhelm von Lottum, die Grafen von Ziethen und Schwerin, den Major von Seydlitz und den General-Intendanten Grafen von Gotter; in den Logen des zweiten Ranges befand ſich die Blüthe der Künſtlerwelt, Quanz, der Flötenlehrer des Königs, Kirnberger, der Klavierlehrer der Prinzeſſin Amélie, Herr und Madame Pesne, der Hofbildhauer Gaspard Balthaſar Adam*), der Baudirector Johann Boumann**), der Hofgoldſticker Matthias Hennitſcheck***), der Inſpector der Kö-

---

*) Ein franzöſiſcher Künſtler, der im Vereine mit ſeinem ältern Bruder Lambert die meiſten Statuen im Schloßgarten zu Sans-Souci geſchaffen hat.

**) Erbauer der Domkirche, der neuen Münze, der Hausvogtei und der meiſten Kaſernen in Berlin.

***) Für drei Zimmer, welche er im alten Schloſſe niglichen Gemälde-Gallerie Matthias Oeſterreich[*]) und einige Andere. Im Parterre erblickte man die Herren Darget und Formey, das lange Ohr des Polizeidirectors, den geheimen Hofrath Bummler, und die Vorſehung des Königlichen Magens, den Küchenmeiſter Noël.

Schon nach der erſten Scene ſagte Voltaire zu d'Argens:

— Das Ding riecht ganz wie Langeweile ...

— Wir ſind erſt bei der Expoſition ...

— Und doch muß ich ſchon gähnen!

Nach der zweiten Scene fragte Maupertuis ſeinen Nachbar:

— Glaubſt Du, La Mettrie, daß die Cochois wirklich im Stande ſei, ſolch ein Stück zu ſchreiben?

---

zu Potsdam mit gold- und ſilbergeſtickten Zierrathen, mit Blumen, Vögeln und chineſiſchen Figuren ausgeſchmückt hatte, erhielt er 16,000 Thaler. Auch hat er viele Cabinetſtücke, u. a. das Bildniß Friedrichs des Großen geſtickt.

[*]) Bekannt durch ſeine „Beſchreibung der königlichen Bildergallerie", Potsdam 1770. 8. und eine „Description de tout l'intérieur des deux palais de Sans-Souci, de ceux de Potsdam et de Charlottenbourg. Potsdam 1773. 4.

— Allem Anſcheine nach hat Freund d'Argens ihr geholfen.

— Dem Könige ſcheint das Ding zu gefallen, ſagte nach der dritten Scene Kergalec zu ſeinem Freunde.

— Kein Wunder, denn das Stück iſt von ihm, antwortete Saint-Germain.

— Wer ſagt Ihnen das?

— Mein kleiner Finger, entgegnete der Wundermann.

Nach der vierten Scene fing der Graf von Herzberg zu applaudiren an.

— Gefällt Ihnen das Stück? fragte der Gouverneur von Berlin.

— Keinesweges! geſtand der Hiſtoriograph; aber da Seine Majeſtät zu klatſchen geruhen, ſo halte ich's für Pflicht, mitzuklatſchen.

— Ich bin ganz Ihrer Anſicht, ſagte der Graf von Lottum und fing nun auch zu applaudiren an.

— Ich möchte wiſſen, fragte Voltaire, der Herrn von Lottum nicht ſehen konnte, welcher Dummkopf jetzt applaudirt ...

— Vermuthlich ein Claqueur der Cochois, meinte La Mettrie.

Nach der fünften Scene ſagte Prinzeſſin Amélie zu ihrer alten Hofdame:

— Sieh nur, liebe Maupertuis, wie Meiſter Noël mit Dir kokettirt . . .

— Königliche Hoheit, ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, der freche Menſch kokettirt mit Ihnen . . .

— Glaubſt Du? fragte die Aebtiſſin, nahm ihre Lorgnette und warf einen Blick nach dem Küchenmeiſter hin.

— Sie verſchlingt mich mit ihren Augen, dachte der ehrgeizige Vatel und zupfte ſeine Vatermörder.

Nach dem Schluß des erſten Actes ſagte Voltaire zu ſeinen Landsleuten:

— Dieſe ſogenannte Komödie iſt unter aller Kritik. Dame Cochois hat zum Luſtſpieldichten nicht mehr Beruf, als eine Schnecke zum Wettrennen . . . vor Allem fehlt es ihr an Witz . . . die Charaktere ſind abgegriffen und der Dialog iſt matt, ſehr matt!

— Mylord, fragte der König den franzöſiſchen Geſandten, wie gefällt Ihnen das Stück?

— Sire, antwortete Tyrconnel, ich finde es abgeſchmackt ... die Expoſition iſt viel zu gedehnt und die Handlung ſehr dürftig ...

— Und der Dialog?

— Iſt trockener als mancher Pſalm Clement Marots.

— Hm! brummte der König und ſchwieg.

Gleich darauf begann der zweite Act.

— Die Geſchichte wird immer langweiliger, erklärte Voltaire; es fehlt dem Ding an einem rothen Faden ... die Leute kommen und gehen, ohne daß man erfährt, warum ſie gekommen ſind!

— Nicht wahr, d'Argens, Du haſt Deiner Dulcinea geholfen? fragte La Mettrie.

— Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Mir gefällt das Stück beſſer, als manches Eurer vielgerühmten Meiſterwerke, ſagte Maupertuis.

— Präſident, fängſt Du auf unſern großen Ariſtophanes ſchon wieder zu ſticheln an?

— Ich gebe Dir mein Wort, La Mettrie, daß das Ding mich amüſirt!

— Was verſteht ein Maupertuis von Poeſie!

— Auch ich finde die Paſtete höchſt intereſſant, ſagte La Mettrie, um Voltaire zu ärgern.

Dieſer zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Sieh nur, Maupertuis, begann die Prinzeſſin, jetzt eben wirft Dir Meiſter Noël ganz verſtohlen einen Kußfinger zu!

— Mir? rief die Präſidentin. Ach nein, Hoheit, der Kuß gilt Ihnen!

— Tant mieux, ma chère, ſagte die Aebtiſſin. Ah, dieſer Noël iſt ein koſtbarer Narr!

— Wären wir doch lieber zu Hauſe geblieben!

— Langweilt ſich meine ſchöne Kleiſt?

— Entſetzlich! ſeufzte die Gräfin, weil ſie ſich vergebens nach dem Gegenſtande ihrer Neigung umſah.

— Mylord, wie finden Sie den zweiten Act?

— Sire, noch weit fader als den erſten. Dame Cochois hat keinen Funken von Geiſt ... ihr Stück iſt ein Muſter der Langweiligkeit.

— Hm! brummte Seine Majeſtät und nahm eine Priſe.

Der zweite Act ging zu Ende.

— Der einzige Mann, der in den Logen des erſten Ranges zu applaudiren wagte, war der Hiſtoriograph des Königs.

Nach der zweiten Scene des dritten Actes ſagte die Prinzeſſin zu ihren Hofdamen:

— Das Luſtſpiel wird immer tragiſcher. Laßt uns gehen!

— Sie geht! rief Noël und verließ das Parterre.

Nach der dritten Scene entfernten ſich der Großkanzler und ſeine Frau.

Nach der vierten entfernte ſich das halbe Parterre.

Nach der fünften weckte Schwerin den Grafen von Ziethen.

Nach der ſechſten herrſchte Todtenſtille.

Nach der ſiebenten fing der geheime Hofrath Bummler laut zu nieſen an. Dies Impromptú erweckte allgemeine Heiterkeit.

Am Schluſſe des Stückes ſagte Voltaire:

— In meinem ganzen Leben hab' ich mich nicht ſo gelangweilt, wie heute Abend. Die ganze Komödie iſt keinen Schuß Pulver werth! Heut zu Tage will jeder Stümper für die Bühne ſchreiben.

Das Ende vom Liede war, daß die „école du monde“ ſpurlos vorüberging.

Der König nahm eine Priſe und geſtand ſich, daß ſein Stück auch ihm ſelbſt nicht gefallen habe.

— — — — — — — — —

Nach der Vorſtellung fragte Friedrich ſeinen Kammerherrn:

— Nun, Voltaire, was ſagen Sie zu dieſem Stück?

— Es iſt ein elendes Machwerk! Die Cochois hat kein Talent!

— Thun Sie ihr nicht Unrecht. Die „Schule des Lebens" iſt nicht von ihr . . .

— Von wem denn ſonſt?

— Das „elende Machwerk" iſt von mir!

— Sire, ſtammelte der verlegene Schmeichler.

— Es iſt vielleicht das erſte Mal, daß ich aus Ihrem Munde nackte, ungeſchminkte Wahrheit gehört habe, ſagte der Monarch und kehrte ihm den Rücken zu *).

---

*) Das Stück, von dem hier die Rede iſt, erſchien im erſten Bande des „supplement aux oeuvres posthumes de Fréderic II." Berlin 1789. 8.

# XXXVII.

Am andern Morgen geruhte Friedrich der Große den Deckmantel ſeiner literariſchen Sünde, Dame Cochois, zu beſuchen.

— Das Stück hat mißfallen, ſagte der König. Nun dürfen Sie es Jedem ſagen, daß es nicht von Ihnen iſt, denn fern ſei es von mir, Sie zur Büßerin einer fremden Schuld zu machen. Sie, für Ihre Perſon, haben durch Ihr geiſtreiches Spiel Alles beigetragen, das lecke Schiff vom gänzlichen Untergang zu retten. Ich beeile mich, Ihnen dafür meinen beſten Dank abzuſtatten, und da ich ohnedies Ihr Schuldner bin, ſo wünſche ich, daß Sie ſich von mir irgend eine Gnade ausbitten . . . Sagen Sie, Cochois, wodurch kann ich Sie glücklich machen?

— Sire, antwortete die ſchlaue Kokette ſchnell gefaßt, ich wüßte Nichts auf der Welt, was mich mehr beglücken könnte, als Ihr Bild!

— Mein Bild? wiederholte der Monarch, die erkünſtelte Sentimentalität der Schauſpielerin raſch durchſchauend. Ah, Mademoiſelle, wenn Sie weiter nichts als mein Bildniß von mir begehren, ſo komme ich dies Mal ſehr billig weg, ſagte der Spötter, zog ein Goldſtück aus der Taſche und reichte es ihr mit den Worten: Auf dieſem Friedrichsd'or, ſagt man, ſei ich am beſten getroffen . . .

Die Cochois, die von der Beſcheidenheit ihrer mehr als zärtlichen Bitte einen ganz andern Erfolg erwartet hatte, fühlte ſich durch dieſe unzarte Wendung bitter gekränkt. Sie nahm das Goldſtück, betrachtete es mit affectirter Ruhe von beiden Seiten und erwiderte:

— Sire, da man dies Portrait nicht auf dem Herzen tragen kann, ſo erlauben Sie, daß ich damit die leere Taſche eines blutarmen Teufels meublire. Unter meinem Fenſter ſingt täglich um dieſe Stunde ein blinder Bettler; Sire, ihm will ich, mit Ihrer Erlaubniß, einen frohen Tag bereiten, fuhr ſie fort, öffnete das Fenſter und warf das Goldſtück auf die offene Straße in den Hut des Bettlers hinab.

— Mademoiſelle, Sie werfen mich en effigie zum Fenſter hinaus?

— Beim Wechsler, Sire, bekommt man andere.

— Leben Sie wohl! polterte der König.

— Der Himmel erhalte Ew. Majeſtät, ſagte die Cochois, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend.

* *

Eine Stunde ſpäter ſandte er der Künſtlerin ſein von Pesne gemaltes Portrait, begleitet von einem Handbillet von drei Worten:

„Tu l'as voulu.“

## XXXVIII.

Meiſter Noël, der „Ehrgeiz in der Küche", hatte unterdeſſen voll gläubigen Vertrauens die Vorſchriften ſeiner guten Fee befolgt und in der erſten Nacht des Vollmonds, neunundvierzig Minuten nach der Geiſterſtunde, an den Ufern der Havel eine blaue Mondviole gepflückt und beſagte Blume ſieben Tage und ſieben Nächte auf der rechten Seite ſeiner liebeglühenden Bruſt herumgetragen.

Am Morgen des achten Tages — Abends vorher hatte er der erſten Aufführung der durchgefallenen „école du monde" beigewohnt — zerrieb er in einem ſeiner kleinen Mörſer die getrocknete Pflanze, vermiſchte ſie mit dem ſympathetiſchen Pulver, das er aus den Händen ſeines blauen

Schutzgeiſtes empfangen hatte und . . . verſchluckte die Medicin.

Sie ſchmeckte ganz abſcheulich: bitter wie Coloquinten und Rhabarber und hinterdrein ſüßlich wie Manna und Sennesblätter. Der gute Jacques Narciſſe ſetzte, um den unangenehmen Nachgeſchmack loszuwerden, einen Schluck Malaga darauf und machte ſich nun auf die Wirkung des Pulvers gefaßt.

Es ſchlug Neun . . . es ſchlug Zehn . . . die Wirkung aber ließ noch immer auf ſich warten.

— Sollte Deine himmelblaue Pathin Dich getäuſcht haben? fragte er ſich und legte die Spitze ſeines rechten Zeigefingers an die Kuppe ſeiner ponceaurothen Naſe. Nein, guter Noël, ſagte er zu ſich, Fee Tourterelle iſt keine Lügnerin . . . ihr Zaubermittel hat bereits gewirkt, denn hat nicht geſtern Abend Prinzeſſin Amélie Dir aus der Loge ſchmachtende Blicke zugeworfen und dabei ſo ſüß Dich angelächelt, daß es ſelbſt der alten Maupertuis aufgefallen iſt? Ja, Jacques Narciſſe, die Frau Aebtiſſin iſt in Dich vernarrt!

In demſelben Augenblick verſpürte der königlich preußiſche Vatel die erſte leiſe Anwandlung jener zauberhaften Arzenei, die erſt jetzt zu wirken anfing.

— Teufel! rief Noël und mußte ſich gleich darauf den Leib halten, weil die Medicin ſeine polternden Eingeweide dergeſtalt zu kneifen begann, daß er bald den einen, bald den andern ſeiner Füße in die Höhe zog, wie Jemand, der ſich den Schmerzen der Kolik preisgegeben fühlt.

Das aber war erſt das Vorſpiel. Von Sekunde zu Sekunde verdoppelte ſich das Grimmen, ſo daß er, beide Hüften haltend, wie behext in der Küche auf- und ablief und ſeinem Schmerzgeſtöhne freien Lauf ließ.

Armer Noël! Nur Derjenige, welcher ſich einmal in ähnlicher Lage befunden hat, kann begreifen, wie Dir zu Muthe war.

Das Zwicken aber wurde noch heftiger. Der verliebte Koch krümmte ſich wie ein Wurm, ſchnitt entſetzliche Grimaſſen, löſ'te ſich in lauter Ach und O's auf und ſah ſich genöthigt, die Küche zu verlaſſen, um einem jener Cabinette zuzueilen, die der eben ſo ſcharfſinnige als mitleidige Leſer ſehr leicht errathen kann.

Hier fand Meiſter Noël augenblickliche Erleichterung. Bald aber begannen die Schmerzen von Neuem, und kaum hatte er die Arena ſeiner Wirkſamkeit, die Hofküche, erreicht, als der wachſende Schmerz ihn ſchnell wieder hinaustrieb. Die Kolik des armen Küchenmeiſters hatte jetzt ihren Brennpunkt erreicht . . . er warf ſich auf's Bett, ſchrie wie ein Unglücklicher, der eine brennende Kugel in ſeinen Eingeweiden fühlt, und litt nun dergeſtalt, daß er glaubte, ſein letztes Stündlein habe geſchlagen. Im Laufe von vier Stunden war er wohl mehr als vierzig Mal aus der Küche in's Cabinet und aus dem Cabinet in die Küche zurückgerannt, ohne die geringſte Erleichterung zu fühlen.

— Himmel! rief er aus, am Ende hat meine Fee mich vergiftet! Ja, ja, ſie hat mir Gift gereicht . . . ich fühle, wie ihre Arzenei mir die Eingeweide zerreißt . . . ich bin ein Kind des blaſſen Todes . . . ich ſterbe! ſchrie er, preßte ſich ſeinen ſchwer geprüften Bauch, ſprang vor Schmerz faſt bis zur Decke und ſank endlich todesmatt auf das Sopha hin. Einen Augenblick ſpäter war er . . . eingeſchlafen.

Aber noch hatte er kein Stündchen geſchlummert, als ſeine himmelblaue Fee erſchien und ihn mittelſt ihres Zauberſtabes aus den Armen des Schlafes riß.

— Wer da? ſtöhnte Meiſter Noël.

— Fee Tourterelle!

Der Küchenmeiſter riß die ſchlummermüden Augen auf und fragte ängſtlich:

— Was willſt Du?

— Dir Glück wünſchen, daß Du die **Kriſis** Deiner Leiden glücklich überſtanden haſt! Meine Arzenei hat gewirkt . . . Du gehſt nun einer ſchönen Zukunft entgegen. Am letzten Tage des abnehmenden Mondes mußt Du . . .

— Ein zweites Pulver nehmen? fragte er entſetzt.

— Nein, guter Noël, das iſt nicht mehr nöthig . . . am letzten Tage des abnehmenden Mondes mußt Du an den Ufern der Havel ſieben Mal ſieben Minuten nach Mitternacht wiederum eine blaue Mondviole, dies Mal aber mit der rechten Hand, abpflücken und ſie in der folgenden Nacht im Garten von Sans-Souci der Prinzeſſin, die Dich dort erwarten wird, ſtillſchweigend überreichen. Sie wird Dich fragen, was Du willſt. Antworteſt Du ein Wort, eine Sylbe, dann haſt Du Deine Schmerzen umſonſt gelitten, dann hat die Mondviole, die Du der Geliebten Deines Herzens reichſt, ihre Zauberkraft verloren, dann wird des Königs Schweſter Dich nie erhören! Schweigſt Du aber, dann ſoll jene Blume, die ſie von Dir annehmen wird, ihre Sinne dergeſtalt betäuben, daß ſie von jenem Augenblick an Dich lieben wird mit allen Kräften ihrer Seele. Dann erſcheine ich Dir zum letzten Male, um Dich auf ewig mit ihr zu vereinen.

— Wie aber, liebe Pathin, ſteht's mit dem Throne meiner Ahnen?

— Eines Morgens wirſt Du, aus ſchwerem Schlafe erwachend, Herzog der Bretagne und Gemahl der Prinzeſſin Amélie ſein.

— Ich rechne darauf! ſagte der Narr. Ich fühle, daß in meinen Adern das Blut Artus des Dritten fleußt. Ich werde der Abgott meines Volkes, der Stolz meiner Urahnen ſein und die, die ich liebe . . .

— Wird ſich ſonnen in den Strahlen Deiner Herrſchergröße und mit dem Gatten ihrer freien Wahl, mit König Noë. I., den höchſten Schatz ſeines Reiches, die Liebe ſeiner Völker theilen. Leb' wohl, leb' wohl! rief die gute Fee und verſchwand im Dunkel der Küche.

Die zukünftige Majeſtät aber, die in demſelben Momente eine neue Anwandlung der alten Schmerzen verſpürte, legte ſich auf den Bauch, betete ein Ave Maria und verſuchte von Neuem, in die Arme des ſchmerzſtillenden Schlafes zu ſinken.

Zehn Minuten ſpäter geruhte König Noël allerhuldreichſt zu ſchnarchen wie ein paar Nachtwächter.

## XXXIX.

La Mettrie, der ſeit der vertraulichen Mittheilung, die ihm Mylord Tyrconnel gemacht, ſich der Partei der Pompadour angeſchloſſen hatte, war ſeit jenem Tage eifrig bemüht geweſen, Voltaire mit dem Hofe von Sans-Souci um jeden Preis zu verfeinden, um ihn ſobald als möglich zur Rückkehr nach Paris zu bewegen. Aber alle Mittel, die er angewendet hatte, um ſeinem berühmten Landsmanne den Aufenthalt in Potsdam zu verleiden, waren bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Der mächtige Magnet, der den eitlen Dichter ſtets von Neuem anzog, war die Aebtiſſin von Quedlinburg, welcher es Vergnügen machte, auch Herrn von Voltaire in dem Glauben zu beſtärken, daß ſie ihm trotz aller Masken doch gewogen ſei. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, zu wiſſen, daß ſie Herrn Pesne den Auftrag ertheilt hatte, den gefeierten Dichter der „Zaïre“ in Lebensgröße für ihre Gallerie zu malen. Das war denn auch geſchehen. Seit Kurzem prangte ſein Bild, von Lorbeer umrankt, in jenem ihrer Gemächer, in welchem ſie am liebſten zu verweilen pflegte.

Der große Friedrich aber, der ſeit jenem Abende, wo ihm ſein Kammerherr zum erſten Male die Wahrheit geſagt und das bewußte Luſtſpiel für ein elendes Machwerk erklärt hatte, gegen ſeinen Kritiker kälter geworden war, geſtand ſich, daß ihm Voltaire in jüngſter Zeit weit weniger intereſſant als früher erſcheine.

— Nur er allein hält ſich für einen Dichter und läßt andern Talenten keine Gerechtigkeit widerfahren, meinte der König von Preußen und ſpielte ſeit jenem Augenblick den Beleidigten.

— Qu'importe! dachte ſich Voltaire und war boshaft genug, von der Kälte ſeines königlichen Freundes nicht die geringſte Notiz zu nehmen.

Voltaire bewohnte im Schloſſe zu Potsdam jene Zimmer, die Friedrich ein Jahr vorher dem

Sieger von Philippsburg, dem Marſchall Moritz von Sachſen, eingeräumt hatte.

— Eines Morgens ſaß Arouet dichtend an ſeinem Schreibpulte, als ein Ordonnanz-Officier des Königs eintrat.

— Was wünſchen Sie? fragte der Poet.

— Ihren Kammerherren-Schlüſſel und Ihren Degen.

— Wer hat Sie dazu beauftragt?

— Seine Majeſtät der König!

— Sind wir bei unſerm Freunde in Ungnade gefallen?

— Allerdings! Ich bin beauftragt, Ihnen die unangenehme Mittheilung zu machen, daß Seine Majeſtät allerhuldreichſt geruht haben, Sie von heute an als ſeinen Gefangenen zu betrachten. Sie haben vier Wochen Stubenarreſt und dürfen von dieſem Augenblick nicht mehr Ihre Zimmer verlaſſen.

— Warum? Weshalb?

— Die Urſache iſt mir nicht bekannt.

— Sagen Sie Ihrem König und Herrn, daß ich's im hohen Grade barbariſch finde, mich ohne allen Grund einen ganzen Monat lang eingeſperrt halten zu wollen. Sagen Sie Seiner Majeſtät, daß Herr von Voltaire ſich eine Mißhandlung dieſer Art nicht ruhig wird gefallen laſſen. Sagen Sie dem Monarchen, daß ich mich, in meiner Eigenſchaft als Franzoſe, als Unterthan Seiner allerchriſtlichen Majeſtät, noch heute und zwar jetzt gleich an den Geſandten meines Königs wenden werde, um durch ihn zu erfahren, was den König von Preußen, meinen ci-devant Freund und Gönner, bewogen hat, auf ſolche Weiſe das heilige Recht der Gaſtfreundſchaft zu verletzen und mich gleich einem vom Geſetze verurtheilten Verbrecher meiner Freiheit zu berauben. Sagen Sie Ihrem Herrn und Gebieter, daß ich eine ſolche Behandlung durchaus nicht verdient habe und, gekränkt durch dieſe empörende Despotie, durch dieſen himmelſchreienden Vandalismus, ihn um meine augenblickliche Entlaſſung aus ſeinen Dienſten bitte. Hier, mein Herr, iſt mein Degen ... hier mein Kammerherren-Schlüſſel ... und hier der Orden pour le mérite!

— Ich werde mich Ihrer Aufträge gewiſſenhaft entledigen, ſagte der Officier, nahm Schlüſſel und Degen, ließ aber den Orden zurück.

— Weshalb?

— Weil ich dazu nicht beauftragt bin.

— Nehmen Sie ihn auf meine Verantwortung zurück! Sagen Sie dem Könige von Preußen, daß Herr von Voltaire, als Gefangener, ſich nicht länger würdig halte, dies Zeichen ſeiner frühern Huld zu tragen.

— Gut! ſprach der Officier und nahm auch den Orden. Wann wünſchen Sie Ihr Frühſtück einzunehmen?

— Heute gar nicht!

— Und das Mittagsbrod?

— Auch darauf verzichte ich!

— Sie wollen alſo nur ſoupiren?

— Auch das nicht! Sagen Sie Seiner Majeſtät, daß ich faſten, ja noch mehr, mich ihm zum Trotz zu Tode hungern will.

— Schön! erwiderte der Officier und wollte gehen.

— Noch Eins, mein Herr! Sagen Sie dem Tyrannen, daß, Falls er mir nicht bis ſpäteſtens heute Abend die Freiheit wiedergibt, ich mich genöthigt ſehen werde zum Fenſter hinauszuſpringen.

— Ich mache Sie aufmerkſam, daß dies nicht gut gehen wird.

— Und warum nicht?

— Weil, wie Sie ganz zu überſehen ſcheinen, dieſe Fenſter vergittert ſind.

— Dann, mein Herr, werde ich mit dem Kopfe gegen eine dieſer Wände rennen.

— Das ſteht Ihnen frei! meinte der Officier und trat ſeinen Rückzug an.

Hinter ſich verſchloß er die Thür und Voltaire war nun gänzlich abgeſperrt.

— Welch eine Behandlung! rief er aus und ſchlug wüthend die Hände über den Kopf zuſammen. Das alſo mein Dank für die ſtoiſche Geduld, mit welcher ich oft ganze Stunden lang die elenden Reimereien dieſes königlichen Pfuſchers angehört und ausgebeſſert habe! Welch ein Despot! Hat dieſer Flötenbläſer mich darum in ſein Land, auf ſein Schloß gelockt, um mich hier abzuſperren wie einen Peſtkranken, wie den erſten beſten Sträfling?! Der Teufel hole die Gunſt der Könige! Selbſt der Beſte unter ihnen iſt keinen Schuß Pulver werth! Jetzt, nachdem dieſer große Friedrich mich wie eine Citrone bis auf den letzten Tropfen ausgequetſcht, jetzt, nachdem er vor den Augen von ganz Europa mit mir Staat gemacht hat, jetzt behandelt er mich wie einen elenden Verbrecher! Noch heute, jetzt gleich will ich mich an Tyrconnel wenden und von ihm verlangen, daß er im Namen Frankreichs, im Namen der beleidigten Nation, zu meinen Gunſten einſchreite und mich aus den Klauen dieſes Raubvogels befreie.

Er ſetzte ſich an's Pult und ſchrieb:

„Mylord.

Der König von Preußen hat ſich erlaubt, einen freien Unterthan des Königs von Frankreich ohne Fug und Recht ſeiner perſönlichen Freiheit zu berauben.

Mylord, ich begebe mich unter die Flügel Ihres Schutzes und erwarte, daß Sie Ihre ganze Macht aufbieten werden, um der beleidigten Ehre der franzöſiſchen Nation und mir ſchnelle Genugthuung zu verſchaffen.

Ich benutze die Gelegenheit, zu ſagen, wie ſehr ich ſei,

Mylord,
Ihr aufrichtiger Verehrer
Voltaire,
l'un de quarante."

Während er das Billet zuſammenlegte, ſagte er zu ſich:

— Ich haſſe dieſen Mann, der, weder Fiſch noch Fleiſch, halb Engländer, halb Franzoſe, ein Baſtard an Geburt und Geiſt iſt. Aber weil ich ihn jetzt brauche, verehre ich ihn. Das ſchmeichelt ihm und nützt mir. Vive la France! A-bas la Prusse!

Er wollte eben den Klingelzug in Bewegung ſetzen, um einen ſeiner Gefängnißwärter herbeizurufen, als ſich die Thür ſeines Kerkers öffnete und Marquis d'Argens hineintrat, worauf der Eingang wieder geſchloſſen wurde.

— Armer Freund! rief der mitleidige Provenzale und umarmte ſeinen Landsmann.

— Marquis, fragte Voltaire, was berechtigt Sie, mich zu bemitleiden?

— Das Schwert des Damokles ſchwebt über Ihrem Haupte . . . Sie ſind rettungslos verloren …

— Gerechter Gott, was hab' ich verbrochen?

— Sie haben das Spottgedicht auf den König verfaßt . . .

— Wer ſagt das?

— Der Elende, der Sie denuncirt hat . . .

— Und der große Fritz iſt ſo kleinlich, das von mir zu glauben?

— Seine Majeſtät ſind außer ſich und hauptſächlich darum, weil jene Verſe gerade von Ihnen ſind.

— Sagen Sie dem König, daß Herr von Voltaire einer ſo ſchlechten Handlung eben ſo unfähig, als ſo ſchlechter Verſe ſei . . .

— Wohl hatte ich's verſucht, Sie zu vertheidigen, der König aber wollte nichts davon hören. „Sie kennen Ihren Landsmann nicht,“ ſagte er, „eines Witzes halber ſchont er ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht. Ich will ihn nun als Pasquillanten vor Gericht ſtellen laſſen . . . er kennt meine Geſetze nicht . . . frecher, unehrerbietiger Tadel gegen das Oberhaupt des Staates wird hier zu Lande als Hochverrath beſtraft, und auf Hochverrath ſteht der Tod!“

— Friedrich will mich dem Henker überliefern?

— Faſt ſcheint es ſo.

— Marquis, retten Sie mich aus den Krallen dieſes herzloſen Teufels! Nehmen Sie dieſen Brief und übergeben Sie ihn unſerm Geſandten, der ſeit einigen Tagen in Potsdam wohnt. Er wird, er muß ſich meiner annehmen!

— Gern will ich Ihren Wunſch erfüllen, doch fürchte ich, daß Mylord Tyrconnel wenig ausrichten wird, denn Sie kennen den Eigenſinn unſeres Herrn ... er thut, was ihm gefällt, und fürchtet ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Der Geſandte muß im Namen Frankreichs mit einem Kriege drohen ...

— Und glauben Sie, daß der König von Preußen ſich dadurch einſchüchtern läßt?

— Tyrconnel muß es verſuchen!

— Sogleich eile ich hin zu ihm; doch wiederhole ich Ihnen, theurer Freund, daß Mylords Verwendung Ihnen durchaus nichts helfen wird ...

— Eilen Sie, eilen Sie! drängte Voltaire und klopfte an die Pforten ſeines Kerkers.

Man öffnete ... Marquis d'Argens entfernte ſich.

— O ich Dummkopf, monologiſirte der Gefangene, der ich mich verleiten ließ, mein ſchönes Frankreich, mein großes Paris, die Stadt der hunderttauſend Abenteuer zu verlaſſen, um mich hier in dieſem langweiligen Storchneſt der Mark Brandenburg, in dieſem öden Potsdam, in dieſer nüchternen Parodie des göttlichen Verſailles den despotiſchen Launen eines Mannes preiszugeben, der mich haßt, weil ich beſſere Verſe mache als er. Und dafür, daß ich ſeine ſchwarze Wäſche gewaſchen habe, will er mich nun den Armen der ſogenannten Gerechtigkeit überliefern, um ſich eines Nebenbuhlers zu entledigen! Ah, nun weiß ich, was es heißt: travailler pour le roi de Prusse! Dukaten ſäen und Heller ernten, für Roſen Dornen empfangen, heißt arbeiten für den König von Preußen. Undank, dein Name iſt Hohenzollern!

Eine Stunde ſpäter öffneten ſich zum zweiten Male die Pforten ſeines Kerkers, um La Mettrie in Voltaire's Käfig einzulaſſen.

— Menſch, was haſt Du gethan? fragte der Doctor.

— Sage Du mir's!

— Du biſt des Mordes angeklagt ...

— Des Mordes? wiederholte Arouet, blaß wie eine Leiche.

— Seit zwei Stunden erzählen ſich die Kinder auf den Straßen und die Gimpel auf den Dächern das grauenhafte Gerücht: Des Königs alter Pavian, Herr von Voltaire, hat ſich eines ſchändlichen Attentates ſchuldig gemacht . . . er hat . . . faſt fehlt es mir an Muth, es zu wiederholen . . .

— Faſſe Muth und erzähle!

— Seit zwei Stunden alſo erzählen ſich die Gimpel auf den Dächern und die Kinder in den Straßen und die alten Klatſchbaſen hinter den Hausthüren das ſchändliche Bubenſtück, daß Voltaire, der Ritter des soi-disant ordre pour le mérite, den größten Freund und Liebling Seiner Majeſtät vergiftet hat.

— Welchen Liebling?

— Heuchler, Du kannſt noch fragen? Die vierfüßige Favorite des Königs, die reizend-ſchöne Hündin Biche!

— Mich trifft der Schlag! Ich bin verloren!

— Das glaube ich ſelbſt, denn unſer nordiſcher Salomo ſpeit Feuer und Flammen auf Dein undankbares Haupt. — Aber eben ſo kraß als Dein Frevel, iſt auch die Rache, die er für Dich erſonnen hat. Der große Flötenbläſer will das altteſtamentariſche Recht der Wiedervergeltung einführen und Dich, den Stolz des franzöſiſchen Helikons, vergiften laſſen wie eine vierfüßige Beſtie, wie einen elenden Hund. Und darum komme ich, um Dich zu warnen, keinen Biſſen zu eſſen, der Dir aus der Hofküche vorgeſetzt wird, denn Noël, Dein erbitterter Feind, hat — ich weiß es aus dem Munde eines ſeiner Trabanten — den geheimen Auftrag erhalten, in alle Speiſen, die Du verlangſt, Arſenik, Rattengift einzumiſchen. Der elende Tyrann hat ſich den Tod der von Dir vergifteten Hündin dergeſtalt zu Herzen genommen, daß er heute Nacht kein Auge geſchloſſen haben ſoll, um zu Ehren dieſer Beſtie ein Requiem zu dichten, welches Carl Heinrich Graun in zwei Mal vierundzwanzig Stunden in Muſik ſetzen muß.

— Du lügſt, La Mettrie, Du lügſt!

— Frage Deine Kerkermeiſter . . . ſie werden Dir Wort für Wort daſſelbe ſagen . .

— Und ſoll die Vergiftung jener Beſtie mein einziges Vergehen ſein?

— O nein! Außerdem ſollſt Du auch jenes ſcham- und geiſtloſe Pasquill auf den König verfaßt und ſein Luſtſpiel ein elendes Machwerk genannt haben.

— Das Letztere iſt allerdings wahr, doch hatte ich's blos in der Vorausſetzung geſagt, daß das Stück von der Cochois ſei . . . hätte ich ahnen können, daß es von ihm iſt . . .

— Dann hätteſt Du es als Meiſterwerk bis in die Wolken erhoben. Das hatte der ſchlaue Fritz vorausgeſehen und Deinem Urtheile eine Fußangel gelegt. Ah, dieſer König von Preußen iſt, unter uns geſagt, ein ganz durchtriebener Spitzbube . . .

— Ein Tyrann, der nicht werth iſt, daß ihn die Sonne beſcheint! ſetzte der gereizte Poet hinzu.

— Da iſt Frankreich, ſeufzte La Mettrie, doch ein ganz anderes Land! Ludwig XV. und ſein Hof würden Dich auf Händen tragen . . . ſein Unterrock würde Dir ein Miniſter-Portefeuille oder einen Geſandtſchaftspoſten in den Rachen ſpielen . . . Du würdeſt Alles in Allem ſein, während Du hier, in dieſem coloſſal langweiligen Potsdam, nichts weiter als eine parfümirte Null biſt, der man einen Schlüſſel und ein Stück Band angehängt hat, damit Dich die Hunde auf der Straße nicht für einen Eckſtein anſehen.

— O wären wir doch wieder in Frankreich! ſtöhnte Voltaire. Aber noch iſt es Zeit, mich zu retten! Tyrconnel iſt Dein Freund, ich habe d'Argens zu ihm geſchickt und ihn aufgefordert, für mich Schritte zu thun. Eile hin zu ihm und verwende auch Du Dich für Deinen Freund und Landsmann! Schildere ihm die Despotie dieſes Friedrichs, den die kleinen Schmeichler den Großen nennen, ſchildere ihm meine Lage und bewege ihn, im Namen Frankreichs meine augenblickliche Auslieferung zu verlangen.

— Ich will Alles thun, doch wird es wenig helfen, denn dieſe flöteblaſende Majeſtät hat einen eiſernen Schädel, und was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, dabei bleibt ſie.

— Und Du meinſt alſo wirklich, daß dies gekrönte Ungeheuer ſeine Barbarei ſo weit treiben könnte, mich wie einen Hund vergiften zu laſſen?

— Dem König trau' ich Alles zu! Du biſt ein Kind des Todes!

— Es ſoll ihm nicht gelingen, ſag' ich Dir! So lange ich ſein Gefangener bin, will ich Nichts, gar Nichts genießen und lieber verhungern, als mich von ihm durch Arſenik todt füttern laſſen!

— So, Freund, gefällſt Du mir! Sei ſtandhaft und iß und trinke nichts, dann vereitelſt Du ſeinen Plan . . . dann muß er Dich, Falls er Dich als Mörder ſeines Hundes beſtraft ſehen will, vor

Gericht ſtellen . . . dann gewinnen wir Zeit und dann iſt noch Möglichkeit vorhanden, Dich zu retten. Ich verlaſſe Dich nun, um zum Geſandten zu gehen… er ſoll Alles thun, was in ſeinen Kräften liegt . . . darauf verlaſſe Dich, ſagte der Doctor und drückte ſeinem Freunde ſo treuherzig die Hand, daß dieſem, gerührt von ſo vieler Theilnahme, eine halbe Thräne in's Auge ſchlich.

— Geh' mit Gott, La Mettrie, ſagte Voltaire und begleitete ſeinen Freund bis zum Ausgange des Kerkers, der, kaum geöffnet, ſich alſogleich wieder ſchloß.

Der Kammerherr, wiederum allein, preßte ſeine fieberkranke Stirn an die kalten Scheiben ſeiner grillirten Fenſter und ſtarrte, in trübes Nachdenken verſunken, auf die Statuen des Schloßplatzes hinaus.

Eine Stunde ſpäter erſchien Mylord Tyrconnel.

— Beſter Freund, ſagte der Geſandte, ich habe mich gleich nach Empfang Ihres Schreibens zu Seiner Majeſtät verfügt und alle Minen meiner Beredtſamkeit ſpringen laſſen, um den König zu bewegen, Sie in Freiheit zu ſetzen. Aber weder Bitten noch Vorſtellungen aller Art haben irgend Etwas gefruchtet. „Mylord,“ ſprach der kleine Gernegroß, „vergeſſen

Sie nicht, daß Sie mit dem Könige von Preußen reden, welcher die Furcht kaum dem Namen nach kennt. Unumſchränkter Herr in unſerm Lande, thun wir, was uns gefällt.“ — Auf mein unterthäniges Geſuch, mir wenigſtens die Gründe Ihrer Einſperrung zu ſagen, erwiderte er: „Ich bin dem Geſandten Frankreichs nicht mehr Rechenſchaft als irgend einem Andern ſchuldig, doch will ich, weil Sie mich darum erſuchen, Ihnen die Gründe, die mich zu jenem Schritt veranlaßt haben, auseinanderſetzen. Dieſer Voltaire, den ich ſeit ſeinem Hierſein mit Gnaden aller Art überhäuft und bei jedem Anlaß allen andern Gelehrten meines Hofes vorgezogen habe, hat ſich eines dreifachen Frevels gegen mich ſchuldig gemacht. Erſtens hat er jenes ſchmähliche Quatrain verfaßt, zweitens hat er eine meiner Hündinnen vergiftet und drittens . . .

— Drittens? fragte Voltaire, von Neugier gefoltert.

— „Drittens hat er — was das Allerſchlimmſte iſt — ſeine Anmaßung ſo weit getrieben, der Aebtiſſin von Quedlinburg, meiner Schweſter, den Hof zu machen und ſie zu bewegen verſucht, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen.“

— Schändliche Verleumdung! rief der Kammerherr.

— Auf meine Frage, mir huldreich ſagen zu wollen, wer Sie hinſichtlich des dritten Punktes ſo arg verleumdet habe, nahm der König drei ſtarke Priſen und antwortete: „Mylord, das bleibt vorläufig mein Geheimniß.“ Sire, fragte ich, was wollen Sie nun mit dem Armen, der bei Ihnen in Ungnade gefallen iſt, anfangen? „Ich ſchwanke noch,“ ſprach der Monarch mit katzenfreundlichem Lächeln, „und weiß nicht, ob ich ihn nach Spandau oder Küſtrin ſchicken oder kurzen Prozeß machen ſoll . . .“

— Was heißt das?

— Das fragte auch ich. Er aber nahm abermals ein paar Priſen und ſagte: „Das ſollen Sie ſpäter erfahren.“

— Und was glauben Sie?

— Ich glaube das Schlimmſte, denn dieſer große Friedrich iſt etwas rachſüchtiger Natur; das hat er bei dem armen Trenck bewieſen, den er aus ganz demſelben Grunde lange in Glatz gefangen hielt. Es hat den Anſchein, als ob der König, verliebt in ſeine Schweſter, auf Jeden, den ſie liebt, eiferſüchtig ſei. „Das erbärmliche Pasquill und die Vergiftung meiner armen Biche würde ich ihm verziehen haben,“ ſagte er, als ich noch einmal verſuchte, ſein Mitleid rege zu machen, „aber die Verführung meiner vielgeliebten Schweſter kann und darf ich ihm nicht vergeben. Wenn jeder Narr“, fuhr er fort, „das Recht zu haben glaubt, in Prinzeſſin Amélie verliebt zu ſein, ſo muß man ihm die Schuppen von den Augen reißen und ihm beweiſen, daß derlei Trauben nicht für Jedermanns Schnabel gewachſen ſind. Auf der Tugend der Aebtiſſin von Quedlinburg darf nicht der allerkleinſte Makel ruhen ... das bin ich ihrer, das bin ich meiner Ehre ſchuldig. Sagen Sie dem Herrn von Voltaire, daß er auf's Schlimmſte gefaßt ſein ſoll.“ Sie ſehen, beſter Freund, daß meine Verwendung nicht den geringſten Erfolg gehabt hat ...

— Was ſoll ich nun thun?

— Sich fügen in's Unvermeidliche.

— Ein ſchöner Troſt! Wiſſen Sie, was der Tyrann beabſichtigt? Er will mich vergiften ...

— Vergiften? wiederholte der Diplomat mit großer Ertaſe, um die Angſt ſeines Landsmanns wo möglich noch zu ſteigern.

— Vergiften wie eine Ratte … Mylord, mir ſchaudert die Haut!

— Ich begreife das, denn Gift iſt eine höchſt unangenehme Erfindung …

— Mylord, wollen Sie mich retten?

— Mit tauſend Freuden! Aber wie? wodurch?

— Reden Sie mit dem Grafen Saint-Germain … er iſt ein Wundermann, der die Gabe beſitzt, Alles durchzuſetzen … er wird Rath ſchaffen …

— Ich will ihn rufen laſſen und ihm Ihr trauriges Schickſal an's Herz legen …

— Er wird Mittel und Wege finden, mich aus dem Kerker zu befreien … mein Herz ſagt mir, daß dieſer Graf mein Schutzgeiſt iſt!

— Möge dieſe Hoffnung Sie nicht täuſchen, ſprach Mylord und verließ den Kerker.

Herr von Voltaire, der eben keinen Ueberfluß an perſönlichem Muthe beſaß, fing nun aus tiefer Angſt zu ſchwitzen an. Händeringend lief er auf und ab und malte ſich abwechſelnd die Qualen langer Gefangenſchaft und die kurze Marter einer boshaften Vergiftung mit ſchweistreibenden Farben aus. Einen Augenblick ſah er ſich in Spandau und gleich darauf am Fuße des Schaffots. „Sagen Sie dem Herrn von Voltaire, daß er auf's Schlimmſte gefaßt ſein ſoll!“ Dieſe Worte überzogen ſeinen ziemlich baufälligen Leichnam mit einer dicken Gänſehaut. Gequält von Hunger und Durſt, gepeinigt von ſeiner Einbildungskraft, ſank er Nachmittags, in Schweiß gebadet, auf die Kiſſen ſeines Ruhebettes hin, um ſich den Tröſtungen des Schlafes zu überlaſſen.

— — — — — — — — — —

Gegen ſechs Uhr Abends, mitten im beſten Schlafe, öffneten ſich zum vierten Male die Riegel ſeines Kerkers. Eine lichte Huldgeſtalt mit himmliſchem Lächeln trat vor das Lager des Schlafenden, der in demſelben Augenblick die Augen aufſchloß.

— Prinzeſſin! rief der Dichter freudig überraſcht.

— Mon ami, ſagte die Aebtiſſin von Quedlinburg, ich komme, um Ihnen im Namen des Königs die vollſtändigſte Begnadigung zu überbringen. Vom Grafen Saint-Germain unterrichtet, daß mein Bruder Sie der Freiheit beraubt habe, eilte ich zum Könige, that einen Fußfall und ſtand nicht eher auf, als bis er mir die Erlaubniß gab, die Riegel Ihres Kerkers zu öffnen. Armer Freund, ſetzte ſie mit flötenweicher Stimme hinzu, man hat Sie ſchmählich verleumdet … ich habe meinem Bruder die Augen geöffnet und ihm bewieſen, daß man Ihnen Unrecht gethan. Kommen Sie, Herr von Voltaire, in meinen Zimmern erwartet Sie ein Abendbrod, das Sie für die Entbehrungen dieſes Tages entſchädigen ſoll, ſchloß die Prinzeſſin, reichte dem erlöſ'ten Gefangenen ihren Arm und führte ihn durch die geöffneten Pforten ſeines Kerkers in ihren Speiſeſaal.

Voltaire, am Arme Ihrer Königlichen Hoheit, blähte ſich wie ein Truthahn auf.

— Sie liebt Dich … das ſteht feſt! dachte ſich der eitle Narr und triumphirte über den Neid ſeiner Feinde.

## XL.

Leute, welche das Bedürfniß fühlten, allwöchentlich irgend etwas Neues aus der Chronique scandaleuse der guten Stadt Berlin zu erfahren, pflegten jeden Mittwoch den Abendzirkel der Madame Reggiana-Pesne zu beſuchen. Zu der Zahl dieſer Neugierigen gehörte auch der Geſandte Frankreichs.

— Ich preiſe mich glücklich, ſagte die penſionirte Muſe der Tanzkunſt, Ew. Lordſchaft heute drei nagelneue Neuigkeiten mittheilen zu können. Jene Amélie, die das Herz des Königs für ſich eingenommen hat, iſt keinesweges deſſen Schweſter, ſondern ein Fräulein von Pfuel, die Tochter einer ſchlauen Abenteurerin, die unſerm erlauchten Aar die goldenen Federn ausrupft. Das Töchterlein muß, auf Befehl der Mutter, die kalte, unerbittliche Artemiſia ſpielen, welche Friedrichs Seufzer um keinen Preis der Welt erhören darf. Unſer Salomo, beſtochen von den jungfräulichen Reizen der ſpröden Hexe, läßt alle Minen ſpringen, um deren Sprödigkeit zu beſiegen, doch umſonſt! Vorgeſtern hat er den Grafen Saint-Germain in das Geheimniß ſeines Herzens eingeweiht und ihn gefragt, ob er ein Mittel wüßte, das Marmorherz dieſer Kleinen zu erweichen. Der Wundermann hat ihm geſtern Amélie's Wachsbüſte und eine goldene Zaubernadel gebracht, mit der Seine Majeſtät allnächtlich Punkt Zwölf dem magiſchen Bilde drei Stiche in's Herz geben muß. Nach Verlauf von drei Mal drei Tagen wird dann Amélie, der Kraft des geheimnißvollen Zaubers unterliegend, ihre Sprödigkeit ablegen und ſich jedem ſeiner Wünſche fügen.

— Und der aufgeklärte Monarch glaubt an dieſe Narrenspoſſen?

— Unglück und Liebe, Mylord, machen ſelbſt den vernünftigſten Menſchen abergläubiſch. Die zweite Neuigkeit, die Sie vielleicht noch mehr intereſſiren wird, iſt die bekannte Pasquillgeſchichte. Der Verfaſſer jenes Epigramms iſt . . .

— Voltaire!

— Sie irren, Mylord! Jene boshaften Verſe ſind dem Gehirne des Herrn von Maupertuis entſprungen.

— Weiß dies der König?

— Bis jetzt noch nicht, doch ſoll er's bald erfahren. — Die dritte Neuigkeit, die Sie am meiſten überraſchen wird, betrifft die keuſche, ſcheinheilige Frau von Maupertuis, die, wie mir erſt heute Morgen ihre Wäſcherin erzählt hat, ſeit ſechs Wochen guter Hoffnung iſt. — Nach fünfjähriger kinderloſer Ehe fühlt ſich unſer würdiger Präſident der Akademie dadurch unangenehm überraſcht, umſomehr, weil er ſich und aller Welt geſteht, daß er ſeit Jahr und Tag jeden nähern Umgang mit ſeiner Frau abgebrochen habe. La Mettrie, der ſich zu helfen weiß, ſoll ſeiner Freundin den etwas gewagten Rath ertheilt haben, ihrem Gatten weiß zu machen, der heilige Geiſt habe ſie beſchattet und ihr das Verſprechen ertheilt, ſie werde den längſt erwarteten Meſſias gebären . . .

— Und Maupertuis?

— Sieht ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, das Alles glauben zu müſſen, weil die Mutter des präſumtiven Meſſias ihren heiligen Geiſt in das Geheimniß eingeweiht hat, daß ihr Herr Gemahl der Autor des bewußten Pasquills iſt. Der arme Maupertuis, der ſich nun zwiſchen Thür und Angel befindet, muß ſich von ſeiner tugendhaften Ehehälfte die größte Schmach gefallen laſſen, ohne den Muth zu haben, ſie darüber zur Rechenſchaft zu ziehen. In ſeinem Innern kocht er blutige Rache, ſein Aeußeres aber iſt ſüß wie Honig und verräth nicht das geringſte Mißtrauen, nicht den kleinſten Argwohn. Er gibt ſich die Miene, Alles zu glauben, was ſie ihm ſagt, und erwartet jetzt, mit Wuth im Herzen und gläubigem Lächeln auf den Lippen, die Ankunft des verheißenen Meſſias.

— Die Geſchichte iſt allerliebſt, und wär' ich Dichter, ich würde mich beeilen, daraus ein Vaudeville zu machen. Maupertuis als Vater des zukünftigen Meſſias, ſeine Frau als eine neue Flamme des heiligen Geiſtes und La Mettrie als Saint-Eſprit müßten, glaube ich, ein ſehr komiſches Triolet bilden.

— Der beklagenswerthe Präſident, unterbrach ihn die redſelige Ex-Terpſichore, muß ſich nun tagtäglich neue Nadelſtiche gefallen laſſen. Vor einigen

Tagen erhielt er ein Petſchaft mit einem Wappen, das den armen Dulder in Verzweiflung bringt: es iſt ein gehörnter Widder mit der boshaften Legende: Suum cuique. Geſtern ſchickte ihm ein namenloſer Freund aus Saint-Malo einen halben Mond als Inſignie des Hahnrei-Ordens erſter Klaſſe mit Eichenlaub. Das Alles muß er ruhig einſtecken aus Furcht vor ſeiner Frau, die ihn als Verfaſſer jenes Pasquills angeben und nach Spandau bringen kann.

— Nun aber will auch ich Ihnen ein brühwarmes on dit erzählen. Seit einigen Tagen ſoll in den königlichen Luſtſchlöſſern zu Potsdam und Sans-Souci allnächtlich Punkt Zwölf ſich ein und daſſelbe Geſpenſt, die ſogenannte weiße Frau, ſehen laſſen und die Wachen dieſer Schlöſſer in tauſend Angſten verſetzen. Man ſagt, dieſe weiße Dame — der Schutzgeiſt des Hauſes Hohenzollern — pflege nur dann zu erſcheinen, wann dem Hauſe Brandenburg, dem Könige oder einem Mitgliede ſeiner Familie, irgend ein Unglück drohe. Das Erſcheinen dieſes Geiſtes erregt bei Hofe eine allgemeine Beſtürzung. Niemand hat den Muth, es dem Könige zu ſagen, weil dieſer ein für alle Mal erklärt haben ſoll, derlei albernen Ammenmährchen nicht den geringſten Glauben zu ſchenken. Die Soldaten, die das Geſpenſt hin- und herwandeln ſehen, zittern wie Eſpenlaub und ſind froh, wenn Mitternacht vorüber iſt, weil der weiße Schutzgeiſt dann urplötzlich verſchwindet.

— Seit der Anweſenheit des Grafen Saint-Germain geſchehen am Hofe zu Sans-Souci allerlei wunderbare Dinge. Eine der Kammerfrauen der Aebtiſſin von Quedlinburg ſoll urplötzlich alle Eigenſchaften einer Nachtwandlerin offenbart und der Prinzeſſin prophezeiht haben, daß ihr eine große Ueberraſchung bevorſtehe. Befragt, was Ihre Königliche Hoheit zu erwarten habe, prüfte die Somnambüle die innere Hand der Prinzeſſin und zeichnete dann drei bedeutungsvolle Buchſtaben:

F. V. T.

hinein.

— Und was mögen dieſe drei Charaktere zu bedeuten haben?

— Das weiß ich nicht, ſagte Madame Pesne.

## XLI.

Man erlaube uns, hier einen kurzen Abriß der Genealogie und Geſchichte jenes allbekannten Geſpenſtes einzuſchalten, das unter dem Namen der „weißen Frau“ in mehr als einem Schloſſe Deutſchlands, in Berlin, Ansbach, Baireuth, Jülich und Cleve, von Zeit zu Zeit ſeinen Spuk treiben und gewöhnlich den Tod eines Mitgliedes der königlichen Familie vorausſagen ſoll. Beſagtes Geſpenſt verdankt ſeinen Namen der weißen Kleidung und dem weißen Schleier, der die obere Hälfte ſeines Geſichtes verhüllt. Die weiße Frau pflegt, wenn ſie bei freudigen Gelegenheiten erſcheint, weiße, bei traurigen Veranlaſſungen hingegen ſchwarze Handſchuhe zu tragen; immer aber gewahrt man an ihrer linken Hüfte einen Bund vergoldeter Schlüſſel, mit

eren Hilfe ſie, trotz aller Riegel, ſich alle Ein-
änge zu öffnen verſteht. Nach einer alten Chronik
es böhmiſchen Kanzlers Wilhelm Slawata ſoll das
eiße Geſpenſt bei Lebzeiten eine bulgariſche Prin-
eſſin, dann die Gemahlin König Ottokars II. von
Böhmen und als ſolche die geheime Buhlin eines
hrer Kammerherren, eines Wenzel von Roſenberg,
eweſen, im Jahre 1285 auf dem Schloſſe Neuhaus
n Böhmen geſtorben und zur Abbüßung ihres Ehe-
ruchs verurtheilt worden ſein, tauſend Jahre raſt-
os als Geſpenſt umherzuwandern. Ihre Verwandt-
haft mit dem Hauſe Brandenburg leitet man von
r Prinzeſſin Sophie, der Tochter des Kurfürſten
oachim II. ab, die ſich im Jahre 1561 mit einem
achkommen der weißen Sünderin, mit einem Gra-
n Wilhelm von Roſenberg, vermählt hat. —
ach andern Geſchichtsſchreibern ſoll dies Geſpenſt
ne Kurfürſtin von Brandenburg geweſen ſein und
ihrer Sterbeſtunde den lieben Gott gebeten haben,
zu geſtatten, ihren Nachkommen durch ihr Er-
einen den Tod anzukündigen, eine Bitte, die ihr
ch gewährt worden ſei. Im Jahre 1628 ſoll
weiße Kurfürſtin zum erſten Male im kurfürſt-
en Schloſſe zu Berlin ſichtbar geworden ſein und

in ziemlich gutem Lateiniſch geſagt haben: „Veni, judica vivos et mortuos, judicium mihi adhuc superest“. Warum die gute Frau gerade lateiniſch geſprochen hat, iſt freilich etwas auffallend, aber eben darum um ſo merkwürdiger. Einen Tag vor dem Tode Georg Wilhelms fragte die Kurfürſtin, vor dem Spiegel ſitzend, eine ihrer Kammerfrauen, wie ſpät es ſei? Da die Gefragte kurz vorher hinausgegangen war, trat die weiße Frau aus der geöffneten Wand heraus und antwortete: „Mitternacht!“ Am andern Morgen ſtarb der Kurfürſt. — Achtunddreißig Jahre ſpäter (1678) erſchien die weiße Frau im Schloß zu Baireuth am Vorabende jenes Tages, an welchem Markgraf Erdmann Philipp im Schloßhofe, vom Pferde ſtürzend, den Hals brach. Seit jener Zeit aber war ſie weder in Berlin, noch in Baireuth erſchienen, obwohl hier und dort mehr als ein Mitglied des preußiſchen Regentenhauſes die großen Winterquartiere des Jenſeits bezogen hatte.*)

---

*) Eine ausführliche Abhandlung über dies Geſpenſt ſchrieb Magiſter Johann Jakob Rhode u. d. T.: „Dissertatio de celebri spectro, quod vulgo nominant „die weiße Frau“. Regiomontan. 1723. 4. Witteb. 1743. 4.

Seit mehreren Tagen unterhielt ſich die abergläubige Schloßwache und das müßiggehende Hofgeſinde von dem Wiedererſcheinen dieſes Geſpenſtes. Jeder dieſer Maulaffen wollte Nachts um die zwölfte Stunde die weiße Frau mit eigenen Augen geſehen haben, aber faſt Jedem hatte ſie ſich, wie es ſchien, in anderer Geſtalt gezeigt. Leicht möglich, daß die verwunſchene Kurfürſtin, wie jenes griechiſche Geſpenſt, welches unter dem Namen Onoskelides bekannt und gefürchtet war, die Gabe beſaß, verſchiedene Formen anzunehmen. Man weiß, daß jener Popanz den Reiſenden bald als Eſel und bald als Löwe, bald als ſchönes Mädchen und bald als häßliche Natter erſchienen war. Auch die weiße Frau wollte Jeder in anderm Coſtüme geſehen haben. Nach der Ausſage des Einen trage ſie weiße, nach der Behauptung des Andern ſchwarze Handſchuhe; der Dritte war der Anſicht, daß ſie, als Schutzgeiſt des Hauſes Brandenburg, die preußiſchen Nationalfarben, d. h. einen weißen und einen ſchwarzen Handſchuh trage. Einer der Corporale, ein grundehrlicher Hinterpommer, wollte ſie ſogar geſtiefelt und geſpornt und mit einem rothen Federbuſche geſehen haben. Einer der Küchenjungen wollte in der rechten Hand der weißen Frau einen großen Kehrbeſen, der andere in der linken eine brennende Wachskerze erblickt haben. Am übelſten war ein dritter dieſer Buben fortgekommen; der naſeweiſe Schlingel, der dem Geſpenſte von einem Corridor in den andern gefolgt war, hatte urplötzlich von unſichtbarer Hand eine furchtbare Ohrfeige und in Folge derſelben eine geſchwollene Backe bekommen. Kein Teufel konnte aus all' dem ſich widerſprechenden Geſchwätz klug werden.

Eines Abends, als König Friedrich und ſeine philoſophiſche Leibgarde, wie auch Prinzeſſin Amélie und ihre beiden Hofdamen im Potsdamer alten Schloſſe übernachteten, erſchien mit dem Glockenſchlage Zwölf auf jenem Corridor, in dem das Schlafzimmer der Frau von Maupertuis lag, die weiße Frau mit ſchwarzen Handſchuhen. Sie tappte in der Finſterniß unſicher hin und her und ſchien eine Thür zu ſuchen, die ſie nicht finden konnte.

Bald darauf erſchien auf der entgegengeſetzten Seite deſſelben Corridors, dort, wo das Schlafcabinet der eben ſo ſchönen als galanten Gräfin Kleiſt lag, eine zweite weiße Frau mit weißen Handſchuhen.

Auch ſie tappte im Finſtern umher und auch ſie ſchien eine Thür zu ſuchen, die ſie nicht finden konnte.

Zwei Sekunden ſpäter wurde auf jenem Corridor, der in's Schlafgemach des Königs führte, ein drittes Exemplar der weißen Frau mit einem ſchwarzen und einem weißen Handſchuh ſichtbar. Geräuſchlos huſchte das Geſpenſt in jenen Gang hinein, in welchem jetzt die Trägerin der weißen mit jener der ſchwarzen Handſchuhe aneinanderſtieß.

— Sacre nom de Dieu! ſchrieen beide Geſpenſter, gegenſeitig erſchreckt zurückprallend.

— Wer da! donnerte in demſelben Momente das Geſpenſt mit den zweifarbigen Handſchuhen und hielt die beiden andern weißen Damen an den Falten hres weiten Nachtgewandes feſt.

In demſelben Nu lief aus allen Winkeln des Schloſſes ein halbes Schock weißer Geſpenſter, mit rennenden Wachskerzen, Beſen und Knitteln bewaffnet, zuſammen, um dem dritten Geſpenſte, das e beiden andern feſthielt, zu Hilfe zu eilen.

— Spitzbuben, wer ſeid Ihr? fragte die be-rzte Frau und riß ihren beiden Doppelgängerinnen n Schleier vom Geſicht. Bomben Element! ſchrie Ahnfrau des Hauſes Brandenburg und ſchlug eine laute Lache auf, als ſie beim Scheine der Kerzen in deren leichenblaſſe Mienen ſah.

Die eine dieſer nachtwandelnden Damen war der Garde-Lieutenant Adam von Manteuffel, der Priamus der liebenswürdigen Thisbe von Kleiſt, die zweite dieſer weißen Somnambulen war Herr Julien Offray de La Mettrie, der heilige Geiſt der frommen Meſſiasmutter Maupertuis, und das dritte Geſpenſt war Seine Majeſtät der König, der, unterrichtet von dem verdächtigen Spuk, beſchloſſen hatte, dieſen nächtlichen Gäſten aufzulauern.

— Manteuffel, was hat denn Er hier zu ſuchen? fragte der große Fritz.

— Majeſtät, ſtotterte der verlegene Adonis der Garde, da es mir unten in der Schloßwache allzuheiß und ſchwül vorgekommen war, hatte ich mich hieher begeben, um ein paar Minuten etwas friſche Luft zu ſchöpfen.

— Und Du, La Mettrie?

— Ich bin, weil ich nicht ſchlafen kann, auf den Einfall gerathen, hier an den blumenumrankten Fenſtern dieſes Ganges ein klein wenig zu botaniſiren.

— Hallunken! rief der Monarch, ich weiß recht gut, was Euch Beide hierher treibt! Er, Manteuffel, wird von morgen an acht Tage in der Caſerne bleiben, weil Er Seinen Poſten verlaſſen hat, und Du, La Mettrie, Du wirſt, zur Abbüßung Deiner Sünden, bis morgen Abend die drei erſten Pſalmen König Davids Wort für Wort auswendig lernen. Wehe Dir, wenn Du ſie dann nicht herſagen kannſt! Jetzt packt Euch, meine weißen Damen, und laßt Euch nie mehr in einem meiner Schlöſſer erwiſchen, ſonſt werde ich grob und rede mit Euch aus anderm Tone! Treibt künftig, was Ihr wollt, aber verletzt das Decorum nicht und vermeidet jeden öffentlichen Skandal, ſonſt, meine Damen, ſoll Euch ein Donnerwetter auf den Kopf fahren! Allez-vous-en!

Die beiden Geſpenſter ließen ſich dies nicht noch ein Mal ſagen: ſie hüllten ſich in ihre weißen Mäntel und entflohen.

Der König begab ſich in ſein Schlafcabinet und ſagte zu Fredersdorf:

— Wenn Du wieder Etwas vom Erſcheinen der weißen Frau hören ſollteſt, ſo ſage es mir!

* * *

Adelgunde von Maupertuis, die das Erſcheinen des heiligen Geiſtes in dieſer Nacht vergebens erwartete, wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager. Gegen zwei Uhr Nachts machte ſie ſich Licht und zog aus den Kopfkiſſen ein Buch der Andacht hervor. Es war eine Ueberſetzung des bekannten, mehr als achtzehnhundert Mal aufgelegten und in alle Sprachen überſetzten Werkes: „de imitatione Christi“ von Thomas a Kempis.

Vom Laſter bis zur Frömmigkeit giebt's oft nur Einen Schritt.

# XLII.

Prinzeſſin Amélie, welche Tag für Tag den vermeintlichen Grafen Saint-Germain an die Erfüllung ſeines Verſprechens gemahnt hatte, ihr eine Zuſammenkunft mit Friedrich von der Trenck zu verſchaffen, fragte ihn eines Morgens:

— Was muß ich thun, um Sie endlich zu bewegen, den längſt erwarteten Freund, wenn auch nur auf einen Augenblick, in meine Arme zu zaubern?

— Ihre Königliche Hoheit müſſen mir vor allen Dingen unbedingten Gehorſam verſprechen . . .

— Graf, ich will folgſam ſein, wie ein Kind!

— Eh bien, wann wünſchen Sie die Seligkeit des Wiederſehens zu genießen?

— Heute Nacht! erwiderte die Aebtiſſin mit allen Zeichen des Entzückens.

— Das iſt nicht möglich, denn Ihre Königliche Hoheit müſſen ſich, bevor Ihr Wunſch erfüllt werden kann, einem vierundzwanzigſtündigen Faſten unterwerfen und dürfen dann von heute Nacht zwölf Uhr bis morgen um Mitternacht keinen Biſſen Nahrung, weder Speiſe noch Trank, zu ſich nehmen. Fühlen Sie ſich ſtark genug, dieſe Entbehrung zu ertragen?

— Ja! antwortete die Prinzeſſin.

— Dann thun Sie es! Nach Verlauf dieſer Faſtenzeit müſſen Ihre Königliche Hoheit ſich ganz allein in Ihr Badezimmer begeben und dort eine Viertelſtunde in Kräutern baden, die ich Ihnen noch im Laufe des heutigen Tages zuſtellen werde. Dieſes Bad wird Sie wunderbar erquicken . . . der Duft der Kräuter wird Sie bezaubern . . . tauſend unnennbare Wonnen werden Sie durchrieſeln. Gleich nachdem Sie das Bad verlaſſen haben, werden Sie ſich auf die Kiſſen Ihres Divans werfen und klingeln . . . dann werde ich erſcheinen, um Ihnen das Weitere mitzutheilen. Sind Sie auch damit einverſtanden?

— Ich will Alles, Alles thun!

— Dann werden Ihre Königliche Hoheit ſich überzeugen, daß ich mein Verſprechen wahr mache, ſagte Graf Kergalec und empfahl ſich.

— — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter kam er wieder und überreichte der Aebtiſſin ein Bündel unbekannter Kräuter, die er aus fremden Zonen mitgebracht zu haben vorgab.

— Welch ein Wohlgeruch! rief die Prinzeſſin.

— In heißem Waſſer aufgelöſ't, werden dieſe unſcheinbaren, halb vertrockneten Pflanzen ein Aroma entwickeln, das Sie entzücken wird. Sie werden in einem Meere von Wohlgerüchen ſchwimmen, das Sie an die blumenwimmelnden Ufer einer ſchönern Welt forttragen wird, wo Sie in monderhelltem Palmenhaine den Geliebten Ihres Herzens, den Stern Ihrer Träume wiederſehen werden.

— Ich will Ihnen ewig dafür dankbar ſein, verſprach die Prinzeſſin, deren lebhafte Fantaſie ſchon jetzt im Vorgefühle aller Wonnen des heißerſehnten Wiederſehens zu ſchwelgen ſchien.

In der folgenden Nacht, nachdem die Aebtiſſin die vierundzwanzigſtündige Faſtenzeit glücklich überwunden hatte, begab ſie ſich mit dem Glockenſchlage Zwölf, ganz allein, in das matt erleuchtete Bade-

Cabinet, warf die geheimnißvollen Kräuter in die dampfende Marmorwanne, entledigte ſich ihrer Kleider und ſtieg in die gährende Fluth. Einen Augenblick ſpäter entwickelte ſich ein wunderbares, wonnigſüßes, ſinnebetäubendes Aroma, das ein Concert von tauſend Düften war, die ſie mit gieriger Haſt einſog. Bald darauf überſchlich ſie eine unbeſchreiblich ſüße Abſpannung: ſie fühlte ſich ſo matt, daß ihr faſt die Augen zufielen, und ſo kam es, daß ſie die ganze Kraft ihres Willens zuſammenraffen mußte, um nicht den Lockungen des Schlafes zu erliegen. In halbwachem Zuſtande umgaukelten ſie die holdeſten Traumgeſtalten . . . die Wände des ſchwach erleuchteten Cabinets umhüllten ſich mit roſenfarbenen Wolken, die ſich allmälig wieder zertheilten . . . ihr traumgefangener Blick ſchweifte dann in einer tropiſchen Natur, in einer paradieſiſchen Gegend umher, auf welche der Mond ſein ſilbernes Flockenlicht herabſchneien ließ. In einem von bunten Lianen durchflochtenen Palmenhaine vernahm ſie das märchenhafte Klingen einer unſichtbaren Muſik, das geſchwätzige Gemurmel ferner Springbrunnen und das myſteriöſe Gezwitſcher von Myriaden Singvögeln, die ſich auf den beweglichen

Fächern der Palmen hin- und herwiegten. Nachdem die Viertelſtunde wie ein kurzer Augenblick vorübergerauſcht war, verließ ſie das betäubende Meer der Wohlgerüche, trocknete den Alabaſter ihrer ſchön geformten Glieder, ſank erſchöpft auf die Kiſſen des Divans, warf eine leichte Hülle über ſich und klingelte. In demſelben Moment trat Kergalec ein und reichte ihr einen kleinen, durchſichtigen Kryſtall-Pokal, welcher mit einem Zaubertranke angefüllt war, den ſie auf ſein Geheiß mit Einem Zuge leeren mußte. Dann beugte er ſich über ihren Körper und berührte mit ſeinen magnetiſchen Fingerſpitzen ihre beiden Schläfen.

— In wenigen Minuten, ſagte der Graf, wird aus der grünen Nacht jenes Palmenhaines der Stern Ihrer Träume hervortreten, ſich verkörpern und als Friedrich von der Trenck vor Ihnen ſtehen. Wagen Sie irgend eine Frage an ihn zu richten, ſo wird er wie ein Nebelbild vor Ihren Augen zerfließen und Sie werden ihn dann niemals wiederſehen. Sein Name iſt das einzige Wort, das Sie ohne Gefahr für ſich und ihn ausſprechen dürfen. Jedes andere Wort vernichtet auch mich und die ganze Macht meines Zaubers. Prinzeſſin, fuhr er fort, es naht der heißerſehnte Augenblick; machen Sie ſich gefaßt, den Geliebten Ihrer Seele zu empfangen.

Noch ein Mal berührte er ihre Schläfe und rief dann in gebieteriſchem Tone:

— Erſcheine, Friedrich von der Trenck, erſcheine!

Und in derſelben Sekunde vernahm das Ohr der Prinzeſſin den Ton eines geſprungenen Spiegels, und in demſelben Nu ſtieg aus dem Rahmen des geplatzten Glaſes ein Schatten hervor, der ſich mehr und mehr verdichtete und, näher und näher heranrückend, menſchliche Geſtalt annahm.

— Friedrich! rief ſie entzückt und öffnete ihre Arme.

Der Gerufene flog an ihr Herz und hauchte einen glühendheißen Kuß auf ihre Stirn. Das Licht der Lampe erlöſchte und die Prinzeſſin verſank in magnetiſchen Schlaf. — — — — —

— — — — — — — — — —

Als ſie erwachte, ſchauten durch die buntgemalten Glasſcheiben des Cabinets die erſten Strahlen der Sonne hinein, die einen bläulichen Reflex auf die Wangen der erwachten Schläferin warfen.

Sie rieb ſich die Augen, blickte um ſich und fand ſich allein, ganz allein.

— Hab' ich geträumt oder war's Wahrheit? Ich habe ihn geſehen, ich habe ihn an mein pochend Herz gedrückt und das Feuer ſeiner Küſſe gefühlt! O wer ſagt mir, ob dies Wahrheit oder nur Täuſchung geweſen iſt? Doch warum zweifle ich? Jeder Schlag meines Herzens ſagt mir: Friedrich iſt's geweſen, Friedrich hat in Deinen Armen geruht! Meine Sehnſucht iſt geſtillt, ich bin glücklich! rief die Aebtiſſin von Quedlinburg, auf deren blaſſen Mienen ſich die Wonnen des ſchönſten aller Träume abſpiegelten.

Gleich darauf empfand ſie wüthenden Hunger.

# XLIII.

Marquis Aymar, in deſſen Plane es lag, die größte Feindin ſeines Ordens, Frau von Pompadour, vom Gipfel ihrer Macht herabzuſtürzen, verſuchte nun, Herrn von Voltaire, deſſen ſchnelle Freilaſſung er bewirkt hatte, mehr und mehr für ſich einzunehmen, um ihm Geſtändniſſe abzulocken, durch die er ſpäter, nach Paris zurückkehrend, den Einfluß dieſes allmächtigen Unterrocks unſchädlich zu machen oder ganz und gar zu vernichten hoffte. Der Klugheit des Grafen gelang es in kurzer Zeit, ſich Voltaire's Vertrauen in dem Maße zu erwerben, daß Letzterer ihm bald alle Geheimniſſe ſeines Herzens und unter dieſen auch ſeine Liebe zur Schweſter des Königs von Preußen offenbarte.

— Schon längſt hätte ich dieſem traurigen Hofe von Sans-Souci ein Lebewohl geſagt und den langweiligen Aufenthalt in Potsdam und Berlin mit Paris und Verſailles vertauſcht, wenn nicht Prinzeſſin Amélie, deren Schönheit und Koketterie mir ſchlafloſe Nächte verurſachen, mich mit unzerreißbaren Banden hier gefangen hielte. Der Gedanke, dieſem himmliſchen Weſen Gegenliebe einzuflößen, hat ſo unbeſchreiblichen Reiz für mich, daß ich zehn Jahre meines Lebens für einen Kuß von ihrem Munde, die ganze Seligkeit des Jenſeits für einen Augenblick der Seligkeit in ihren Armen hingeben würde. Sie, theurer Graf, ſind ein Mann, dem nichts unmöglich ſcheint . . . Können Sie mir in irgend einer Weiſe behilflich ſein, das Herz dieſes Engels zu erobern?

— Nichts leichter als das!

— Und das Mittel dazu?

— Brauche ich dies einem Manne zu ſagen, der auf weit ſprödere Herzen als das der Aebtiſſin ſo ſiegreichen Eindruck gemacht?

— Wen meinen Sie?

— Die Königin von Frankreich.

— Maria Leszinska? fragte Voltaire ganz verwundert.

— Ah, dieſe Frau liebt nur den Heiland und die Kirche . . . ich meine Ludwigs Gemahlin zur linken Hand, Frau von Pompadour.

— Und wer ſagt Ihnen, daß ich auf das Herz der Marquiſe ſiegreichen Eindruck gemacht?

— Wer das ſagt? Ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa!

Voltaire, der ſich dadurch unendlich geſchmeichelt fühlte, lächelte mit größter Selbſtzufriedenheit und ſchwieg.

— Man erzählt ſich, fuhr Graf Saint-Germain fort, daß Sie ſich im Beſitze vieler Zeichen ihrer Gunſt befinden . . .

— Zum Beiſpiel?

— Will man wiſſen, daß ſie Ihnen mehrere Briefe geſchrieben . . .

— Allerdings! ſagte der eitle Mann, ſeine rechte Hand in die Hemdkrauſe vertiefend und ſeinen linken Arm an den Rücken legend.

— Außerdem hat ſie Ihnen ihr in Perlen eingefaßtes Bild geſchenkt . . .

— Sie gab es mir, als ich ihr eines meiner

Gedichte zum Preiſe ihrer Schönheit, zum Ruhme ihrer Tugend vorlas.

— Außerdem ſollen Sie im Beſitze einer Locke ſein . . .

— Einer Locke? wiederholte der Dichter ganz verwundert.

— Einer Locke, die ſie Ihnen im Augenblick des Abſchieds von Verſailles zum Angedenken an die ſchönen Tage von Choiſy geſchenkt haben ſoll.

Voltaire lächelte höchſt geheimnißvoll und ſchwieg.

— Sie ſehen, fuhr der Graf fort, daß ich ziemlich Alles weiß.

— Hm! brummte der Poet, erfaßte ſein Kinn und ſchien einen Augenblick zu überlegen, was er darauf erwidern ſollte.

— Sind wir gut unterrichtet? fragte Saint-Germain mit ſchlauem Lächeln.

— Von etwas Anderm, beſter Graf, antwortete Voltaire ausweichend. Rathen Sie mir lieber, was ich zu thun habe, um das keuſche Herz der Aebtiſſin für mich zu gewinnen.

— Ich weiß ein Zaubermittel, das Sie ſchnell zum Ziele führen kann . . .

— Nennen Sie es mir und meine Muſe wird Sie vergöttern und unſterblich machen!

— In längſtens acht Tagen, mein Freund, will ich Sie in ein magiſches Geheimniß einweihen, das, vertrauen Sie meinem Wort, ſeine Wirkung nicht verfehlen ſoll.

— Gottmenſch, laſſen Sie ſich dafür umarmen! rief der alte Schwärmer und embraſſirte den Wundermann.

Von Voltaire begab ſich Saint-Germain zur Aebtiſſin von Quedlinburg.

— Königliche Hoheit, fragte er, habe ich mein Verſprechen wahr gemacht?

— Ja, Herzensfreund, ja! rief die Prinzeſſin, hochentzückt von der Seligkeit der verfloſſenen Nacht. Und wann, theurer Graf, iſt es mir vergönnt, meinen Friedrich wiederzuſehen?

— Nur dann, wenn Ihre Königliche Hoheit ſich geneigt finden laſſen, auch mir einen Wunſch zu gewähren . . .

— Welchen? Welchen?

— Es kann Ihnen nicht entgangen ſein, daß ſich unter dem zahlloſen Schwarme Ihrer Bewunderer auch Herr von Voltaire befindet . . .

— Der alte, eitle Geck!

— Geblendet von den Strahlen Ihrer Schönheit, hat er alle Geheimniſſe ſeines Herzens vor mir ausgeſchüttet und mich beſchworen, ihm ein Mittel zu geben, das ihn zum Ziele ſeiner heißen Wünſche führt. Ich habe es ihm zugeſagt . . .

— Warum? fragte die Aebtiſſin ganz erſchreckt.

— Weil es Ihrer Königlichen Hoheit Gelegenheit zu einer neuen herrlichen Myſtification, mir hingegen ſichere Ausſicht auf den Beſitz gewiſſer Gegenſtände verſchafft, die für Ihren erlauchten Bruder und für mich von unberechenbarem Werthe ſind.

— Erklären Sie ſich deutlicher, lieber Graf!

— Der König und Ihr unterthäniger Diener arbeiten gemeinſchaftlich an einem großen Werke . . .

An dem Steine der Weiſen?

— Nein, Hoheit, an dem Sturze der Pompadour, die Ihres erlauchten Bruders gefährlichſte Feindin ſchon aus dem Grunde iſt, weil ſie, eine Anhängerin Maria Thereſia's, eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu vermitteln ſucht, was die Politik des Königs von Preußen durchaus nicht geſtatten darf. Zum Sturze dieſer ränkeſüchtigen Frau bedürfen wir der Briefe, die ſie in früherer

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zeit an Voltaire geſchrieben, des Bildniſſes und einer Locke, die ſie ihm — allem Anſcheine nach hinter dem Rücken des Königs — als Souvenirs geſchenkt haben ſoll. Der Beſitz der Letztern ſcheint mir zwar etwas problematiſch, doch hat er ſie nicht geradezu abgeleugnet. Ihrer Königlichen Hoheit koſtet es nur ein Wort, ein einzig Wort, um den eitelſten aller Männer zu bewegen, jene zärtlichen Erinnerungen aus der Zeit ſeines nähern Umgangs mit ihr Ihnen als einen Beweis ſeines Gehorſams zu Füßen zu legen.

— Und Falls er's thäte?

— Dann würden Sie Ihren Bruder und den treueſten Ihrer Freunde zu großer Dankbarkeit verpflichten, wenn Sie ſich geneigt finden ließen, jene Briefe, jenes Bild und vor Allem jene Locke in meine Hände zu liefern.

— Wie aber, wenn er gar keine Locke von ihr beſitzt?

— Dann wird ſeine maßloſe Eitelkeit ihn verleiten, Ihrer Königlichen Hoheit die Haare irgend einer andern Dame ſeiner Bekanntſchaft als Zeichen ſeines Sieges über die Treue der Pompadour einzuhändigen.

— Ich glaube ſchwerlich, lieber Graf, daß Herr von Voltaire ſich verſtehen wird, durch die Auslieferung jener kleinen Andenken eine Dame, die ihn mit Wohlthaten aller Art überhäuft haben ſoll, in meinen Augen ſo arg zu compromittiren.

— Ich bitte Ihre Königliche Hoheit, einen kleinen Verſuch anzuſtellen, um ſich zu überzeugen, wie leicht er Ihnen gelingen wird, wenn Sie, des Spaßes halber, auf ganz kurze Zeit die Miene annehmen, den zärtlichen Seufzern dieſes närriſchen Seladons huldreich Gehör ſchenken zu wollen.

— Wohlan, ich will's verſuchen, ihn zu verleiten, mir die Trophäen ſeines Sieges auszuhändigen, und weil auch ich keine Freundin der Pompadour bin, will ich jene Zeichen ihres Verrathes am Könige von Frankreich Ihnen als Werkzeuge zur Untergrabung ihrer Macht, zur Herbeiführung ihres Sturzes überlaſſen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir gleich darauf durch die Macht Ihres Zaubers eine zweite Zuſammenkunft mit meinem Friedrich verſchaffen . . .

— Sobald ich im Beſitze jener Gegenſtände bin, will ich als Zeichen meines Dankes den Geliebten Ihres Herzens von Neuem in Ihre Arme zaubern.

— Und werde ich, um die Freuden des Wiederſehens zu genießen, wieder faſten müſſen? fragte die Aebtiſſin, der jene Entbehrung etwas ſchwer geworden war.

— Faſten und baden!

— Gut! ſagte die Prinzeſſin, welche die Seligkeiten des Wiederſehens im Nothfall ſelbſt durch härtere Opfer erkauft haben würde.

# XLIV.

Am Abende deſſelben Tages finden wir den Marquis Aymar bei Frau von Pfuel.

— Wie ſteht Ihre Angelegenheit mit dem Könige? fragte Saint-Germain.

— Die vierwöchentliche Friſt, die er mir zur reiflichen Ueberlegung ſeines Antrags eingeräumt hat, naht ihrem Ende. Geſtern Abend, als er mich beſuchte, ſagte er: „In acht Tagen, Madame, muß ich wiſſen, woran ich bin. Bis dahin muß Amélie ſich entſcheiden, ob ſie ſich meinen Wünſchen fügen will oder nicht. In erſterm Falle bin ich bereit, Ihnen zur Sicherſtellung Ihrer Zukunft eine Summe von hunderttauſend Thalern zu ſchenken und Ihre ältere Tochter als Hofdame bei der Aebtiſſin von Quedlinburg anzuſtellen. In letzterm Falle muß ich Sie bitten, Madame, mir jene zwanzigtauſend Thaler, die ich Ihnen zu Ihren ganz und gar erfolgloſen Experimenten geliehen habe, gefälligſt zurückzuzahlen, oder gewärtig zu ſein, ſich als eine Betrügerin, die — unter dem Vorwande, mich in die Geheimniſſe der Goldmacherkunſt einzuweihen — mir jene Summe abgelockt hat, in Unterſuchung gezogen zu ſehen.“

— Und was haben Sie darauf erwidert?

— Ich werde mein armes, unſchuldiges Kind, ſagte ich ihm, mit dem Wunſche Ew. Majeſtät bekannt machen.

— Und haben Sie dies wirklich gethan?

— Bis jetzt noch nicht!

— Dann will ich es thun. Rufen Sie unſer Kind und laſſen Sie mich allein mit ihm!

Frau von Pfuel, die ihrem Freunde gegenüber eine ſklaviſche Furcht zu haben ſchien, fügte ſich, ohne den leiſeſten Widerſpruch zu wagen, ſeinem rauhen Befehle und entfernte ſich.

Einen Augenblick ſpäter erſchien ihre Tochter.

Es war zum erſten Male, daß ſich Amélie mit dem Grafen allein und ohne Zeugen befand. Ihre zarten Glieder zitterten wie Blumenlaub …

kranke Bläſſe deckte ihr reizendes Geſicht . . . mit pochendem Herzen und niedergeſchlagenen Augen nahte ſie dem geheimnißvollen Wundermann und hauchte faſt tonlos die Worte hin:

— Graf Saint-Germain hat mich rufen laſſen . . .

— Fräulein, ſagte der Graf, ihre zitternde Hand ergreifend, faſſen Sie Muth und blicken Sie Ihrem Freunde vertrauensvoll in's Auge!

Sie hob den Kopf und verſuchte es.

— Amélie, beantworten Sie mir offen und unumwunden eine Frage. Seit der kurzen Zeit meines Hierſeins iſt in Ihrem Innern eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie ſind nicht mehr das heitere, harmloſe, lebensfriſche Kind, das Sie bei Ihrer Ankunft in Potsdam geweſen waren. An die Stelle der kindlichen Luſt iſt jungfräuliche Schwermuth, an die Stelle des roſigen Lächelns der Unſchuld die düſtere Wolke eines Ihre Mutter und mich beunruhigenden Grames getreten. Amélie, ich bitte und beſchwöre Sie, mir die Urſache Ihres Kummers zu nennen!

Große Thränen ſtürzten aus den Augen des bleichen Kindes.

— Sie weinen ... o Gott, welches Leiden trübt den Sonnenaufgang Ihres Glücks?

Amélie ſchwieg und zerfloß in Thränen.

— Armes, beklagenswerthes Kind, ſchütten Sie den Kummer Ihrer Seele in das Herz des beſten Ihrer Freunde ... vertrauen Sie ihm, was Sie quält ...

— Ich liebe, hauchte das kranke Kind, den thränenvollen Blick auf den Boden heftend.

— O mein Gott, wen lieben Sie?

— Sie errathen das nicht? fragte Amélie, ihren Kopf erhebend und ihn anblickend. Sie liebe ich!

— Weh' mir! ſchrie der Graf und verdeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

— Himmel, macht das Geſtändniß meiner Liebe Sie ſo unglücklich?

— Es zerſchmettert, es vernichtet mich! erwiderte Saint-Germain mit unbeſchreiblichem Schmerze.

— Warum? fragte ſie, von ſchwarzer Ahnung durchſchauert.

— Weil Ihre Liebe zu mir ein Frevel, ein Verbrechen, ein Hochverrath an den Geſetzen Gottes und der Menſchen iſt! Amélie, fuhr er fort, alle ſeine Kraft zuſammenfaſſend, der Augenblick iſt gekommen, wo ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß offenbaren muß. Der Mann, den Sie durch das Geſtändniß Ihrer Liebe zum Unglücklichſten aller Sterblichen machen, hat das Glück, Ihr Vater zu ſein . . .

— Heilige Mutter Gottes! rief die Unglückliche und ſtand wie vor Schreck verſteinert.

— Armes Kind, ſeufzte Saint-Germain, ſie tröſtend in ſeine Arme ſchließend, gebiete Deinem Schmerze, trotze Deinem Grame, zeige, daß Du ſtark biſt!

— O mein Gott, o mein Gott! rief ſie, ſtier vor ſich hinſchauend.

— Amélie, flehte der unglückliche Vater, blicke vertrauend zum gütigen Himmel empor . . . die Zeit wird heilenden Balſam in die tiefe Wunde Deiner Seele ſtreuen . . . Dein blutendes Herz wird von Neuem geſunden . . .

— Niemals! Niemals!

— Alles, was auf Erden einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben!

— Mein Schmerz iſt endlos wie die Zeit!

— Grauſames Kind, Du tödteſt Deinen Vater!

— Grauſamer Vater, Du tödteſt Dein Kind! rief Amélie im Ausbruch der Verzweiflung.

— Amélie, ſagte Saint-Germain, zu den Füßen ſeines Kindes niederſtürzend, habe Mitleid mit Deinem Vater, der den Anblick Deines Jammers nicht ertragen kann!

— O Gott, rief ſie, unbeweglich wie eine Bildſäule, warum muß dieſer Mann, den ich liebe mit allen Kräften meiner Seele, mit der ganzen Raſerei der erſten Liebe, mein Vater ſein! Mutter, Mutter, warum haſt Du mir Deine Sünde verſchwiegen! Warum haſt Du Dein unglückliches Kind vor den zärtlichen Blicken dieſes Mannes nicht gewarnt und mir geſagt: Dieſer geheimnißvolle, räthſelhafte, unerklärliche Zauberer iſt der Urheber Deines Daſeins, iſt Dein Vater! O Fluch der böſen That! Nun, Mutter, iſt es zu ſpät ... nun liebe ich ihn ... nun kann keine Macht es mehr verhindern, daß ich ihn liebe mit jeder Fiber meiner Seele ... nun gibt's nur Eine Rettung noch!

— Und dieſe Eine Rettung?

— Iſt der Tod, mein Vater!

— Du willſt Dir das Leben nehmen?

— Noch heute! antwortete die Verzweifelnde mit grauenerregender Faſſung.

— Kind, rief der unglückliche Vater, ihre Kniee umklammernd, Du darfſt nicht ſterben, denn Du biſt der einzige Troſt meines Lebens; ich will Dich umſchlingen, wie der Epheu den Fuß einer Statue umrankt, und will nicht eher von Dir laſſen, bis Du mir verſprochen, bis Du mir geſchworen haſt, Deinen Gram mit ſtoiſcher Gewalt zu überwinden und den gräßlichen Gedanken an Selbſtmord, „die einzige Sünde, die der Menſch nicht bereuen kann“, für immer aufzugeben . . .

— O welche unerklärliche Gewalt haben Deine Worte über meinen ſchwachen Willen, der dem Deinen gegenüber ein ſchwanker, leicht zerbrechlicher Halm iſt! Selbſtmord, ſagſt Du, ſei die einzige Sünde, die ſich nicht bereuen läßt? Nun wohlan, dann will ich leben bleiben, um meine ſündliche Liebe für Dich durch Reue abzubüßen . . . ich will in's Kloſter!

— Auch dies kann und darf ich Dir jezt

nicht erlauben, da die Kirche Deiner zur Erreichung höherer Zwecke bedarf.

— Sprich, Vater, was haſt Du über mich beſchloſſen? fragte das unglückliche Mädchen mit rührender Reſignation.

— Der Zeitpunkt iſt gekommen, wo ich Dich in ein zweites, nicht minder wichtiges Geheimniß einweihen muß. Deine Schönheit hat die Aufmerkſamkeit des Königs von Preußen erregt . . . er liebt Dich!

— Weh' mir! rief das ſchwergefolterte Kind.

— Er betet Dich an!

— Und ich, ich haſſe und verabſcheue ihn, wie jeden andern Mann, außer Dem, den das grauſame Geſchick mir zum Vater gegeben!

— Amélie, dieſer Mann bittet und beſchwört Dich bei der Liebe, die Du für ihn empfindeſt, Deine Abneigung gegen König Friedrich mit der ganzen Kraft Deiner großen Seele zu beſiegen und Dich ſeinen Wünſchen zu fügen . . .

— Vater, Du willſt Dein armes Kind verkaufen?

— In majorem Dei gloriam! ſagte der un-

lückliche Graf mit einem Seufzer, der ſich aus der
efſten Tiefe ſeines Her[illegible]ns rang.

— Ich verſ[illegible] nicht, ſagte das geiſter-
leiche Mädchen.

— Wie Ab[illegible]am der Patriarch in frommer
ottergebenheit ſeinen Sohn Iſaak auf dem Berge
oria dem Gotte ſeiner Väter ohne Murren zum
pfer dargebracht, ſo will ich Dich, mein einziges
ind, als blumengeſchmücktes Lamm zur größern
hre Gottes der Liebe des Königs weihen . . .

— O mein Vater, wie kann ich Dir einen
rößern Beweis meiner unausſprechlichen Liebe geben,
s dadurch, daß ich Dir ſage, gebiete über jeden
edanken, wie über jeden Blutstropfen Deines
indes; opfere mich, wem Du willſt; ich werde
cht fragen: wozu? warum? Jauchzend will ich
einen Hals Deinem Schlachtmeſſer beugen und
n lieben, den ich haſſe, und den haſſen, den ich —
Gott im Himmel! — ſo unendlich liebe!

— Mein Kind, mein ſüßes, frommes Kind!
f der Graf, erhob ſich und preßte ſie an ſein
erz und drückte den erſten Kuß auf den unent-
eihten Purpur ihres Mundes.

Amélie, unwillkürlich erbebend, entriß ſich den

Umarmungen dieſes Mannes, welcher ihre erſte und ihre letzte Liebe, ihr Vater und ihr Henker war.

— O wär' ich doch ſchon todt! ſeufzte das unglückliche Mädchen, und ihr verſteinerter Schmerz löſ'te ſich von Neuem in helle Thränenfluthen auf.

— Weine, mein armes Schlachtopfer, weine, ſagte der Graf; haſſe mich, aber fluche mir nicht, denn ich opfere Dich, das Liebſte, das Theuerſte, was ich auf Erden mein nenne, einer großen Idee, einem heiligen Zweck, und Gott, der auf mich herabſieht, wird die Größe meines Schmerzes faſſen und mir ſagen müſſen: „Abrahams Opfer war nicht ſchwerer als das Deine: Amélie iſt der Iſaak, den Du dem Herrn weih'ſt. Dein Jehovah wird Dich dafür ſegnen!"

⁂

Welche Macht beſaß dieſer räthſelhafte Mann, daß faſt jede Frau, ja ſogar ſein eigenes Kind, dem Zauber ſeines Blickes unterlag? Nicht der Ring des Gyges, ſein Verſtand, ſein Geiſt war der Talisman, mit deſſen Hilfe er die Herzen aller Frauen unterjochte.

## XLV.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg, die vom Grafen überredet worden war, Herrn von Voltaire die Zeichen verdächtiger Gunſt, in welcher er bei der Marquiſe von Pompadour geſtanden, aus der Hand zu ſpielen, verſuchte ſchon an einem der nächſten Abende, an dem ſie ihren Vorleſer zu einem Souper unter vier Augen eingeladen hatte, ihrem verliebten Gaſte eine ſchlaue Falle zu legen. Die Prinzeſſin, nach Voltaire's Charakteriſtik „un peu coquette, un peu gourmande, un peu frivole“, hatte ſich vorgenommen, dieſe drei Eigenſchaften, welche ihr in den Augen des leicht entzündbaren Franzoſen einen ſo gefährlichen Reiz verliehen, heute im glänzendſten Lichte zu entfalten, um ihn deſto ſicherer in ihrem Netze zu fangen. Amélie bot die ganze Macht ihrer liebenswürdigen Koketterie und den ganzen Schacht ihrer koketten Liebenswürdigkeit auf, um ſich mehr und mehr in ſein Herz einzuſchmeicheln und dieſem alle Geheimniſſe zu entreißen.

Wohl wiſſend, daß der Champagner, der Don Juan der Weine, heiter, geſchwätzig und frivol macht, ſchenkte ſie ihrem Gaſte ein Glas roſenfarbener Milch nach dem andern ein, um die Zunge des alten Papageyen, der ſich in die Unterſuchung einer Straßburger Gänſeleber-Paſtete vertieft hatte, nach und nach geſprächig zu machen.

Eine Mandelſchale aufbrechend und den Kern derſelben in Begleitung einer Roſine dem noch immer ſtummen Kakadu in den Schnabel ſteckend, ſagte ſie mit dem reizendſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote ſtand:

— Nun, mein lieber „Vertvert“ müſſen Sie Ihrer Freundin einen Gefallen erweiſen . . .

— Hoheit, was befehlen Sie?

— Sie müſſen mir wieder Etwas erzählen.

— Wahrheit oder Dichtung?

— Erzählen Sie mir Etwas aus den geheimen Denkwürdigkeiten Ihres Herzens, eines Ihrer himmelblauen oder roſenfarbenen, empfindſamen oder luſtigen

Abenteuer in Paris, das hör' ich am liebſten, ſetzte
ſie mit zärtlichen Blicken hinzu, während ſie von
Neuem ſein Glas füllte.

— Ihre Hoheit beſitzen die Gabe, ſo ſchön zu
bitten, daß man Ihnen unmöglich Etwas abſchlagen
ann, ſagte Voltaire, ſich den Mund abtrocknend.
So will ich Ihnen denn unter dem Siegel der
Verſchwiegenheit ein Abenteuer vom vorigen Carneval
nvertrauen, präludirte der Dichter, das kaum ge-
üllte Glas leerend.

— Ich bin ganz Ohr, ſagte die Prinzeſſin,
äher rückend.

— Am vorletzten Abende der luſtigen Faſt-
achtszeit fand im Schloßtheater zu Verſailles eines
ner Feſte Statt, auf dem ſich ungebundene Ga-
nterie und ausgelaſſene Heiterkeit die Hände reichen,
n einen Bund zu ſchließen, deſſen geheimes
ſungswort „Vive l'amour!“ heißt.

— Der Anfang, mein lieber Papagey, iſt
erliebſt; fahren Sie ſo fort, bat die Aebtiſſin,
eder einſchenkend.

— Meine Wenigkeit, die vom Hofe dazu ein-
aden worden war, hatte ſich in eine braune mit

Auſterſchalen beſetzte Pilgerkutte gehüllt und ſich ſtatt der Larve eine groteſk-große Naſe vorgeſteckt. So hoffte ich, unerkannt ein aufmerkſamer Beobachter aller andern Masken zu ſein, die, Abenteuer ſuchend, in heiterm Lärme durcheinanderwogten. Plötzlich, als das Orcheſter die Schaar der Tänzer zur Tempête aufrief, tauchte aus der Ecke, in die ich mich als einer der Nichttanzenden zurückgezogen hatte, die Maske einer alten, hinkenden Zigeunerin auf, die sans façon an meiner falſchen Naſe zupfend, die Frage an mich richtete: „Auch Du, Freund Voltaire, biſt hier?“ Erſtaunt, mich von der Alten erkannt zu ſehen, fragte ich, was ſie wolle „Aus dem Innern Deiner Hand“, ſagte die Zigeuner-Mutter, „Dir gewiſſe Geheimniſſe offenbaren, aus welchen Du Nutzen ziehen kannſt.“ Gut! lachte ich und reichte der zudringlichen Hexe meine Hand. Sie warf einen Blick hinein, prüfte die fünf Hauptlinien derſelben: die Linie der Flechſen, die Linie des Lebens, die Linie der Geſundheit, die Linie des Glücks und das Dreieck, und ſprach dann im Tone der Seherin: „Höre, Sohn Arouets, was Boabadil, die Mutter der Zigeuner des Weſtens, Dir zu verkünden hat. Von den fünf Linien Deiner Hand iſt die vierte die längſte und die tiefſte. Die Glücks-inie, die an der Wurzel des Zeigefingers entſpringt, aſt parallel mit der Linie der Geſundheit läuft und iber derſelben an der Seite der Hand endigt, be-veiſt mir, daß Du Fortunens Schooßkind biſt, dem e treu bleiben wird von der Wiege bis zum Grabe.“ — Merci, Madame, ſagte ich und wollte or meine Rechte entziehen. „Ich bin noch nicht rtig!“ ſprach ſie und begann von Neuem, die Ver-hlingungen der fünf Linien zu entziffern. „Himmel!“ hrie ſie, „was ſeh' ich!“ — Was ſiehſt Du? agte ich die Here. — „Ein unerwartetes Glück, as Dir noch im Laufe der heutigen Nacht erblühen ll, hier in den Räumen dieſes Theaters, in dem ienenkorbe dieſer ſchwärmenden Masken, worunter e derſelben, die Königin des ganzen Schwarmes, ich, ihren Liebling, in eine ihrer unterirdiſchen llen hinabziehen wird, um dort, von Keinem ge-en, mit Dir die ganze Fülle ihres Honigs, ſüßer jener des Berges Hymettus, zu theilen.“

— Die Geſchichte fängt an eben ſo ſüß als ant zu werden, meinte die Prinzeſſin.

— Neugierig, wer unter jener reine-abeille zu ſtehen ſei, fragte ich die Alte: Boabadil, Mutter der Zigeuner des Weſtens, wenn Du Dich wirklich auf die Zeichen der Hand verſtehſt, ſo wird es Dir nicht ſchwer fallen, mir zu ſagen, wie jene Bienenkönigin heißt, welche geſonnen iſt, mich noch heute Nacht in ihren unterirdiſchen Palaſt zu entführen?

„Wohl weiß ich es," antwortete die ſchlaue Hexe, „doch werde ich mich hüten, es Dir zu ſagen." — Warum? fragte ich. — „Neidenswerther Sohn Arouets, hieße dies nicht, Dich um den Reiz der Ueberraſchung beſtehlen?"

— Die Alte hatte Recht, erklärte die Aebtiſſin.

— Und dennoch drang ich in ſie, mir wenigſtens die Anfangsbuchſtaben des Namens jener Biene, die heute Nacht mit mir ihre Honigfülle theilen will, errathen zu wollen. „Gut!" ſagte ſie und zeichnete auf meinen Handteller die fünf Charaktere:

A. P. M. D. P.

drohte mit dem Zeigefinger, lächelte wie ein verkleideter Faun und verſchwand. Ich aber zerſann mir alle Faſern meines Gehirns, um jene fünf Buchſtaben zu dechiffriren; doch fand ich leider keinen Namen, der darauf zu paſſen ſchien, ſagte Voltaire und leerte ſein Glas.

— Weiter, weiter! bat die Prinzeſſin, ſich die Miene gebend, als ob ſie das Ende dieſer Geſchichte nicht erwarten könne.

— In geſpannter Erwartung des Abenteuers, das mir die Gipſy mit ſo räthſelhaftem Colorit ausgemalt hatte, ließ ich mich von der Ebbe und Fluth des auf- und niederwogenden Masken-Meeres von einem Ufer des Saales an das andere tragen, in der Hoffnung, hier oder dort die gute mère-abeille zu finden; leider aber ließ ſie Nichts von ſich ſehen und hören, und ſchon fing ich zu glauben an, daß die alte Zigeunerin ſich mit mir einen kleinen Scherz, eine ziemlich alltägliche Myſtification erlaubt habe, als ich erſchreckt zuſammenfuhr . . .

— Weshalb, mein lieber Kakadu? fragte die Schweſter Friedrichs, ihm ein Stück in Champagner getauchtes Bisquit reichend.

— Weil in demſelben Augenblick Jemand mir ückwärts einen heftigen Schlag auf die Schulter verſetzte. Ich kehrte mich um und erblickte eine innoberrothe Rieſenmaske, die mir ſagte: „Ich uche Dich ſeit einer Viertelſtunde im ganzen Saale nd bin froh, Dich endlich gefunden zu haben, um Dir mitzutheilen, daß in längſtens fünfzehn Minuten hier eine Maske als großer, wandelnder Bienenkorb erſcheinen und eine ſeiner tauſend Drohnen Dich pantomimiſch einladen wird, einzutreten, weil Ihre Majeſtät, die erlauchte Königin der Bienen, Dich zu ſprechen wünſcht.“ Was will ſie von mir? fragte ich den Rieſen und erſchrak nicht wenig, als ich den rothen Goliath im Nu in einen gelben Zwerg, der nicht viel größer als ein Nußknacker war, zuſammenſchrumpfen ſah. „Das weiß ich nicht,“ antwortete der kleine Däumling, zwickte wie ein ſchadenfroher Kobold meine Wade und klapperte von dannen.

— Herrlich, herrlich!

— Das Beſte kommt noch! ſagte Voltaire, der nun auch ſeinerſeits näher zu rücken begann. Ich wartete fünf, ich wartete zehn, ich wartete fünfzehn Minuten und Niemand kam. Von Neuem glaubte ich mich einem ſchlau abgekarteten Faſchingsſcherze preisgegeben, als urplötzlich in der Mitte des Theaters ein Bienenkorb ſichtbar wurde, der, die Aufmerkſamkeit aller übrigen Masken auf ſich lenkend, ſich bald von einem dichten Knäuel neugieriger Zuſchauer umlagert ſah. „Ah quel beau masque!“ war der einſtimmige Ausruf der allgemeinen Bewunderung, als der Bienenkorb ſich öffnete und eine als Drohne angekleidete Maske heraustrat, die mich zu ſich heranwinkte . . . ich drängte mich durch den Kreis der Näherſtehenden und ſagte zum Portier dieſes Bienenhauſes: Me voilà! „Entrez, Monsieur!“ rief er mir zu. Ich that's, und in dem Augenblick, als er mir folgte, verſchloß er hinter ſich den Eingang des Korbes, der, auf ein von ihm mit dem Fuße gegebenes Zeichen, zur größten Ueberraſchung der Zuſchauer, von der Oberfläche verſchwand und blitzſchnell durch eine Verſenkung des Theaters in einen unterirdiſchen Raum verſank.

— Und in jenem Raume?

— Fand ich in matt erleuchteter Zelle, auf weich gepolſtertem Throne, die Königin der Bienen. Der Anblick ihrer Schönheit blendete mein Auge dergeſtalt, daß ich es einen Augenblick lang ſchließen mußte, um neue Sehkraft zu gewinnen. Als ich dann von Neuem zu ihr aufſah, wurde es mir klar und deutlich, daß jene fünf Buchſtaben, A. P. M. D. P., mir einen Namen genannt, der mir, Gott weiß warum, vorhin nicht eingefallen war. Dieſe Bienenkönigin war keine Andere, als Antoinette Poiſſon, genannt Marquiſe von Pompadour.

— Das dachte ich mir! lächelte die Prinzeſſin. Und was ſagte die Majeſtät der Bienen?

— „Herr von Voltaire,“ ſagte ſie, mich auf die Kiſſen ihres Thrones ziehend, „mit tiefſinnigſtem Bedauern habe ich vernommen, daß Sie den Hof von Verſailles verlaſſen und Ihrer Heimath, dem ſchönſten Lande der Chriſtenheit, treulos den Rücken zukehren wollen, um dem Rufe eines kleinen Tyrannen, der ſich von den Pygmäen ſeiner Umgebung den „Großen“ ſchelten läßt, in eine Wüſtenei zu folgen, welcher Mikromegas II. den verführeriſchen Namen „Sans-Souci“ gegeben hat. Voltaire, wollen Sie uns wirklich verlaſſen?“ wiederholte ſie mit einem Lächeln, faſt ſo reizend als das Ihrige.

— Ja, Frau Marquiſe, lautete meine Antwort, ich bin feſt entſchloſſen, meinem undankbaren Vaterlande auf ewig Lebewohl zu ſagen, um mir auf fremder Erde eine neue Heimath aufzubauen. — „Bleiben Sie, mein Freund, bleiben Sie!“ beſchwor mich das reizende Weib und ſchlang ſeinen weichen Arm um meinen Hals. Ich aber riß mich los von ihm wie jener Joſeph von der treuloſen Gattin Potiphars und erklärte, daß keine Macht der Welt im Stande ſei, mich länger hier zurückzuhalten. — „O dann ſind Sie für Frankreich, für den König und für mich auf ewig verloren," ſchluchzte die Marquiſe und erfaßte von Neuem meine Hand, „denn am Hofe jenes ſogenannten Salomo der Sandwüſte Brandenburg ſoll, wie ganz Frankreich ſich erzählt, eine gefährliche Zauberin, eine neue Circe, eine zweite Königin von Saba durch den Magnet ihrer Schönheit, durch den Talisman ihres Liebreizes, durch die Wünſchelruthe ihrer Anmuth alle Herzen an ſich locken und mit unzerreißbaren Banden feſſeln." — Wen meinen Sie? fragte ich hochgeſpannt. Mit unverkennbarem Neide antwortete ſie: „Des Tyrannen holde Schweſter, die Zauberin Amélie!"

— Das ſagte ſie wirklich? fragte die Aebtiſſin und berührte, wie durch Zufall, mit der Spitze ihres magnetiſchen Schuhes den Fuß ihres alten Märchenſchwätzers.

Der verliebte Poet, der ſich durch dieſen leiſen Druck von der Perrücke bis zur Schuhſohle zauberhaft electriſirt fühlte, zuckte zuſammen und fragte tief aufſeufzend:

— Hatte ſie nicht ein Recht dazu?

— Wie galant heute mein Papagey iſt . . . wie lieb er zu ſchwatzen verſteht . . . wie ſchön er die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörerin zu ſpannen weiß! ſchmeichelte Ihre Königliche Hoheit, mit dem blendenden Sammt ihrer Hand ſein bläuliches Kinn ſtreichend.

Voltaire, erhitzt vom kohlenſauren Gaſe des Champagners, entzückt von der herablaſſenden Liebenswürdigkeit der geiſtlichen Frau, verlor faſt alle Faſſung: es wurde ihm brühheiß zu Muthe.

— Uff! ſtöhnte er, nach friſcher Luft ſchnappend. Hoheit, wo waren wir ſtehen geblieben?

— Bei der Zauberin Amélie, lächelte die Prinzeſſin, ihm überzärtlich in's Auge blickend.

— Ah, ganz Recht, ganz Recht, ſtöhnte der gefoppte Kammerherr. Frau Marquiſe, fuhr ich fort, eine innere Stimme, die Stimme meines Herzens ſagt mir . . . Uff!

— Was ſagt ſie Ihnen? fragte die Aebtiſſin, ihm Muth einflößend.

— Sie ſagt mir, ſprach Voltaire und ergriff mit beiden Händen zwei Zipfel ſeines Tellertuches, um ſich damit etwas Kühlung zuzufächeln, ſie ſagt mir, daß ich . . . Uff! . . . am Hofe von Sans-Souci das finden werde . . . Uff!

— Wornach Sie am Hofe von Choiſy, bei der Circe von Frankreich, vergebens geſeufzt . . .

— Ihre Königliche Hoheit geruhen zu irren. Dort, Madame, habe ich Alles errungen. Erlauben Sie mir, Ihnen das Ende jenes Abenteuers zu erzählen.

— Ich bitte darum, ſagte Amélie, die ſtark geſchwollenen Adern ſeiner Hand ſtreichelnd.

— Nachdem die gute reine-abeille den ganzen Honigkelch ihrer ſüßen Beredtſamkeit an mich erfolglos vergeudet hatte, fuhr ſie fort: „Da ich mich nun überzeugt habe, daß ſelbſt meine Liebe Sie am Hofe von Verſailles nicht länger zu feſſeln vermag, ſo will ich Sie erſuchen, mir vor Ihrem Scheiden nur Einen Troſt noch zu gewähren.“ — Welchen, Madame? fragte ich, kalt wie ein Eiskletſcher. — „Verſprechen Sie mir, François, ſich auch am Hofe jener neidenswerthen Zauberin von Sans-Souci dann und wann einer armen, unglücklichen Frau zu erinnern, die, untröſtlich wie Calypſo über das Scheiden ihres Ulyſſes, Sie niemals, niemals vergeſſen wird,“ ſeufzte die Marquiſe, der dabei helle Thränen in die Augen traten. „Ideal meines Geiſtes, Abgott meiner Seele,“ fuhr ſie fort, „nehmen

Sie im Augenblick unſeres Scheidens zur Erinnerung an die ſchönen Tage von Verſailles, zum Andenken an die ſeligen Stunden von Choiſy, dieſe drei Wahrzeichen meiner innigen Verehrung: dieſe Locke, dieſen Ring und dieſes Bildniß an . . . tragen Sie dieſe drei Zeichen als Amulete gegen die Zauberreize der Königin von Saba, des einzigen Weibes, das ich auf Gottes Erdball beneide!“ rief die Pompadour und zerfloß in Thränen.

— Und Sie, grauſamer Abgott, Sie?

— Ich nahm jene drei Andenken, hauchte einen kühlen Kuß auf ihre Hand und riß mich los.

— Und jene drei Wahrzeichen?

— Ruhen zu Hauſe in einem Pack von Briefen ihrer Hand verſteckt . . .

Reizender Papagey, begann die Prinzeſſin, ſein Kinn kneifend, willſt Du Deine Zuhörerin überzeugen, daß Du ihr keine Lügen vorgeſchwatzt haſt, ſo mußt Du die Güte haben, ihr bei Deinem nächſten Beſuche jene Briefe und jene drei Wahrzeichen zu zeigen, ſchon darum, weil ich, aufrichtig geſagt, ein klein wenig neugierig bin, ihre Handſchrift, ihre Züge und vor Allem die Farbe ihre Haare kennen zu lernen . . .

Amélie, ſagte Voltaire, ſich urplötzlich auf eines ſeiner Kniee niederlaſſend, ich will Ihnen die Trophäen meines ſchönſten Sieges zu Füßen legen, wenn auch die Königin der Blumen, wie jene Königin der Bienen, ſich herablaſſen will, mir ein Zeichen ihrer Huld zu ſchenken . . .

— Bringen Sie mir jene Reliquien . . . das Uebrige findet ſich dann, verſprach die Prinzeſſin.

— Abgemacht! triumphirte Voltaire und erhob ſich.

— Das kleine Abenteuer, das Sie ſo reizend ausgemalt, erinnert mich an meinen Amadis-Noël und an die bewußte Myſtification, die im Laufe dieſer Tage zu Ende geführt werden muß. Auf Anrathen ſeiner Fee, meiner alten Maupertuis, hatte der leichtgläubige Narr mir geſtern Nacht in den meancholiſchen Baumgängen von Sans-Souci eine Nachts vorher gepflückte Mondblume überreicht und war dabei, obgleich ich ihn mit tauſend Fragen beſtürmt hatte, ſtumm wie ein Stockfiſch geblieben. So iſt nun die Zeit der Entwickelung gekommen . . . auch wir wollen, um Noëls Täuſchung zu erhöhen, den Schauplatz des letzten Actes unſerer Feenpoſſe in's Theater verlegen und, Falls Sie damit einver ſtanden ſind, morgen Nacht die Komödie zu Ende führen.

— Die Rollen ſind vertheilt ... wir harren Ihres Winkes.

— Alſo morgen um Mitternacht, ſagte die Prinzeſſin, ſich erhebend, wollen wir uns wiederfinden ...

— Am Hofe Herzog Artus' des Dritten.

— Gute Nacht, gute Nacht, Ober-Seneſchall!

Die Aebtiſſin reichte ihm ihre Hand. Er zog ſie ungeſtüm an ſeine Lippen. Dann ſeufzte er und entfernte ſich.

# XLVI.

Zu den Sonderlingslaunen des äußerſt närriſchen „Vatel von Sans-Souci" gehörte auch die Angewohnheit, ſechs Tage in der Woche ſo mäßig und nüchtern wie ein Trappiſt zu leben, am ſiebenten aber über die Schnur zu hauen und ſich einen ſtarken Rauſch anzutrinken, weil er irgendwo geleſen hatte, daß ein Räuſchchen dann und wann der Geſundheit höchſt zuträglich ſei, weshalb denn auch der weiſe Cato es nicht verſchmäht haben ſoll, ſich allwöchentlich einen kleinen Haarbeutel zuzulegen. Sämmtlichen Bewohnern der königlichen Schlöſſer war es ſehr genau bekannt, daß der Abend, an welchem der „Cato der Küche" ſich zu betrinken pflegte, regelmäßig ein Sonnabend war.

In jener Nacht, in welcher Meiſter Noël in der Schloßküche zu Potsdam ſeinen jüngſten Capuciner-Rauſch ausſchlief, wurde das Bett des bombenfeſten Schläfers auf Special-Befehl Ihrer Königlichen Hoheit von acht rieſenſtarken Garde-du-Corps-Fäuſten aus dem Alkoven in's Schloßtheater hinaufgetragen und dort mitten auf die nur von Einer Ampel erleuchtete Bühne hingeſtellt, worauf die vier Träger ſich in die finſtern Couliſſen zurückzogen.

Gleich darauf ſtieg aus einer der Verſenkungen, unter Blitz und Donner, die blaue Fee dicht vor Noëls Lager herauf.

— Jacques Narciſſe! ſchrie Frau von Maupertuis und klopfte mit dem Elfenbeinknopfe ihres Zauberſtabes, der ein ſchlankes Bambusrohr war, ſo lange die Rubinkuppel ſeiner ehrwürdigen Naſen-Moſchee, bis er endlich erwachte.

— Was gibt's? fragte er noch halb betrunken.

In demſelben Momente ließ ſich aus unſichtbarer Tiefe ein höchſt feierlicher Poſaunenton vernehmen.

— Fee Tourterelle (zweiter Poſaunenſtoß) erſcheint heute zum dritten und letzten Male! (Dritter Poſaunenſtoß.)

— Wie ſo? Woher? Warum? Wozu? lallte der Mann des Rauſches.

— Um endlich Deinen ſo lange genährten Wunſch und mein Dir gegebenes Verſprechen zu erfüllen.

— Was haſt Du mir verſprochen?

— Dich zurückzuführen auf den Thron Deiner Urahnen.

— Ah, nun erinnere ich mich, gähnte Noël und wälzte ſich auf die andere Seite, um weiter fortzuſchlafen.

— Jacques Narciſſe, jetzt iſt keine Zeit zum Schlafen mehr! rief der empörte Schutzgeiſt und hämmerte mit dem Bambusrohre ſo lange auf ſeine Naſe, bis er ſich umwendete und in barſchem Tone fragte:

— Madame, was wollen Sie?

— Elender Schläfer, ich komme, um Dich mit der Geliebten Deines Herzens, mit Prinzeſſin Amélie, zu vermählen!

— Ah, meine gute Pathe, warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? fragte Noël, der, urplötzlich munter geworden, blitzſchnell aus dem Bette ſprang.

Auf einen Wink der Fee verſank Noëls Lager unter Donner und Blitz.

— In wenigen Minuten wirſt Du Dich in der Hauptſtadt Deines Reiches befinden, ſagte ſeine Pathin und winkte mit dem Bambus, worauf vier Potsdamer Küchenjungen, in bretagniſcher Pagentracht, herbeieilten, um dem Nachkommen des dritten Artus auf ledernen Polſterkiſſen den Mantel und die Krone ſeines Herzogthums zu überreichen.

Noël ſchlüpfte in den mit Hermelin und Goldpapier verbrämten Schlafrock, warf die Nachtmütze weg, ſetzte die Rauſchgoldkrone auf ſein Haupt und ſprach dann mit wahrhaft königlicher Grandezza:

— Madame, jetzt iſt unſere Toilette beendigt! Und wieder winkte die blaue Fee mit ihrem Zauberbambus und in demſelben Nu verwandelte ſich das finſtere Theater in einen taghell erleuchteten Thronſaal.

— Nun, Herzog Artus der Vierte, beſteige den Thron Deiner glorreichen Vorfahren, ſagte Tourterelle und führte ihren Pathen bis an den Fuß des Thrones.

— Wach' ich oder träum' ich? fragte Noël, ſich auf den Pfühl niederlaſſend und einen erſtaunten Blick auf ſeinen etwas verdächtigen Herzogsmantel werfend.

— Du wachſt, und Nichts von Allem, was Dich umgibt, iſt Täuſchung! Nun, Noel der Große, wird die ganze Tonleiter Deines Miniſteriums erſcheinen, um Dir zu huldigen, ſagte die Fee und winkte abermals.

Und bald darauf erſchienen ſieben ſeiner Küchengehülfen in bretagniſchem Coſtüme an den Stufen des Thrones, Einer nach dem Andern das Knie beugend.

— Ich heiße Ut und bin, erhabener Herzog der Bretagne, der Miniſter Deines Conſeils, ſagte der Erſte.

— Ich heiße Re und bin der Miniſter des Innern, ſprach der Zweite.

— Ich heiße Mi und bin der Miniſter des Aeußern, ſagte der Dritte.

— Ich heiße Fa und bin der Miniſter des Krieges, ſagte der Vierte.

— Ich heiße Sol und bin der Miniſter der Finanzen, ſagte der Fünfte.

— Ich heiße La und bin der Miniſter des Cultus, ſagte der Sechſte.

— Ich heiße Si und bin der Miniſter der Polizei, ſagte der Letzte.

Und die ganze Scala leiſtete dem Herzog Artus IV. den Eid der Treue. Der Monarch erhob ſich und hielt folgende kurze, aber höchſt bündige Thronrede:

— Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si, verkündet dem abweſenden Volke von Bretagne, daß Herzog Artus IV. von dieſem Augenblick an ſeine Tage und ſeine Nächte dem Wohle ſeiner Unterthanen weihen will. Ich gelobe und ſchwöre, die alten Rechte meines vielgeliebten Volks zu ſchützen, die Laſten deſſelben zu erleichtern und Alles aufzubieten, um es zur glücklichſten Nation des ganzen Erdkreiſes zu machen! Vorläufig, Miniſter der Finanzen, ſeid Ihr beauftragt, zur Beſtreitung meiner kleinen Bedürfniſſe eine neue Steuer zu erheben von Jedem, der öffentlich zu ſeufzen oder an der Erfüllung meines heiligen Eides zu zweifeln ſich erkühnt. Ich gelobe und ſchwöre, Gerechtigkeit mit Milde und Milde mit Gerechtigkeit zu vereinen und Jeden auf der Stelle köpfen zu laſſen, der mir jemals den kleinſten Zug von Ungerechtigkeit vorzuwerfen ſich erfrecht. Zum Beweiſe meiner königlichen Huld und

Gnade gründe ich zum Andenken an dieſe Stunde den Orden der gelben und der weißen Rübe mit und ohne Peterſilie, die gelbe für jeden Adeligen, die weiße für jeden Bürgerlichen, welcher aus freiem Antriebe, um die Freude ſeines Herzens auszudrücken, in Gegenwart dreier Zeugen „Es lebe der Herzog!“ ſchreit und pünktlich die neue Seufzerſteuer bezahlt. Ich gelobe und ſchwöre, allen weiblichen Unterthanen ein guter Vater und allen männlichen eine gute Mutter zu ſein, bis zum letzten Athemzuge meiner Regierung. Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si, entfernt Euch nun und laßt meine Thronrede in alle Zeitungen meines Reiches einrücken, damit ſich das Volk ſeines neuen Herrſchers freue und freiwillig ſeine Fenſter illuminire, car tel est nôtre bon plaisir! ſchloß Noë! der Große und entließ ſein Miniſterium.

Dann ſtieg er vom Throne herab und ſagte zu ſeiner blauen Pathin:

— Nun, beſter Schutzgeiſt, ſorge für etwas friſchen Heringsſalat, denn mein gekröntes Haupt iſt etwas eingenommen und mir ſcheint, daß ich in vergangener Nacht ein klein wenig mehr getrunken habe, als ich vertragen kann.

— Rufe den Ober-Seneſchall Deines Reiches; er wird augenblicklich erſcheinen und ſich beeilen, jeden Deiner erlauchten Befehle zu erfüllen.

— Und warum muß ich den Schlingel erſt rufen? Warum kommt er nicht ohnedies? Weiß er nicht, was ſeine Schuldigkeit iſt? Heda, Seneſchall, wo ſteckt Er denn?

Gleich darauf erſchien Herr von Voltaire, dergeſtalt geſchminkt und verkleidet, daß ſelbſt Frau von Maupertuis ihn nicht erkannte. Er verbeugte ſich neun Mal und fragte:

— Herr, was befiehlſt Du?

— Flegel, rief der Herzog, ſich ſtolz in die Bruſt werfend, wer gibt Ihm die Erlaubniß, mich zu duzen?

— Sire, die Sitte des Landes . . .

— Der Teufel hole dieſe unverſchämte Sitte! Seneſchall, ich wünſche und befehle, daß Jeder, der mir nahen darf, mich mit meinem vollen Titel anrede!

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Herzog, allergnädigſter Herzog und Herr, was geruhen Ew. Durchlaucht zu befehlen?

— Vor allen Dingen, Freund Seneſchall, ſorge für etwas Heringsſalat!

— Sire, damit kann ich nicht dienen.

— Warum nicht? fragte der jähzornige Fürſt.

— Weil's in der ganzen Bretagne keine Heringe gibt.

— Dann muß man ſie verſchreiben aus Potsdam, wo ich als Koch ... als Intendant der Küche, wollte ich ſagen ... angeſtellt geweſen war. Ober-Seneſchall, fuhr er fort, ich habe Durſt, kannibaliſchen Durſt ... ſchaffe Champagner herbei!

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Herzog, allergnädigſter Herzog und Herr, Sie geruhen zu vergeſſen, daß die uralten, heilig-unantaſtbaren Geſetze der Bretagne dem geliebten Landesvater ausdrücklich den Genuß des Champagners unterſagen ...

— Dann bringe mir eine Flaſche Liqueur!

— Der unterthänigſte Knecht Ew. Durchlaucht wagt Allerhöchſtdieſelben zu erinnern, daß unſere Geſetze nicht blos den Champagner, ſondern überhaupt alle geiſtigen Getränke unterſagen ...

— Dann will ich mich mit Weißbier begnügen ... Raſch, Seneſchall, denn ich habe coloſſalen Durſt!

— Auch dies geſtatten unſere Geſetze nicht!

— Der Teufel hole Eure abgeſchmackten Gebräuche! Was frage ich überhaupt nach Euren einfältigen Geſetzen! Dieſe ſind nur für das Volk gemacht ... der Monarch kann trinken, was er will; ich laſſe mir in dieſem Punkte, wie in jedem andern Nichts vorſchreiben und thue, was mir gefällt, denn ich ſtehe über dem Geſetz! Champagner her, ſonſt, guter Freund, jage ich Dich zu allen Teufeln!

— Herzog Artus IV., intervenirte die Fee, es iſt eine alte, geheiligte Sitte, daß die Herzoge der Bretagne, wenn ſie durſtig ſind, nichts als Waſſer trinken dürfen.

— Nichts als Waſſer? wiederholte der Monarch. Höre, gute Fee, ich verſtehe in dieſem Punkte keinen Spaß und dulde in meinem Reiche nicht den geringſten Widerſpruch!

— Wie, Noël, Du willſt die Geſetze des Landes, die Sitten Deiner Väter mit Füßen treten und Dich dem abſcheulichen Laſter des Trunkes ergeben?

— Madame, ich bitte Sie, ſich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen!

— Undankbarer, vergiß nicht, daß ein Wort, ein Wink Deines Schutzgeiſtes Deine ganze Macht zertrümmern und Dich in Dein früheres Nichts zurückwerfen kann! Artus der Vierte, fuhr ſie fort, gebiete Deinem Durſte und mache Dich jetzt bereit, einen Deiner ruhmgekrönten Vorfahren, den tapfern Herzog Artus III. zu empfangen, der Dir die Schlüſſel zu den unterirdiſchen Gängen ſeiner Schatzkammern überreichen wird.

— Das laſſe ich mir gefallen, meinte der Koch, denn ich kann nicht leugnen, daß etwas Taſchengeld mir ſehr willkommen wäre.

— Du wirſt in den Kellern Deiner Reſidenz vierzig Millionen Goldthaler finden.

— Vierzig Millionen! rief Noël außer ſich vor Entzücken.

— All' dieſe Schätze haben Deine Ahnen für Dich aufgeſammelt ... ihrem Volke haben ſie ihre Liebe und ihrem Nachkommen den goldenen Schweiß ihrer Unterthanen hinterlaſſen, ſagte die Fee und ſtampfte den Fußboden.

Und gleich darauf öffnete ſich das Podium der Bühne und aus der mittelſten Verſenkung wuchs, dicht vor den Augen des vor Schreck zurückprallenden Träumers, Artus III. hochſeligen Andenkens, vom Scheitel bis zur Zehe in goldglitzernde Schuppenpanzer gehüllt, herauf. In der Linken hielt er ein goldenes Scepter und in der Rechten drei in Goldpapier eingefaßte Schlüſſel.

— Letzter Sproſſe der Herzoge von Bretagne, rief die Rittergeſtalt mit geſchloſſenem Viſir, tritt näher und empfange aus der Hand eines Deiner Ahnen die Schlüſſel zu Deinen drei Schatzkammern. Dieſer Schlüſſel hier öffnet Dir den Keller zum Kupfer-, dieſer zum Silber- und dieſer zum Goldſchatze. Sei weiſe und ſparſam wie Deine Vorfahren! ſagte der dritte Artus, legte die drei Schlüſſel in die Hände ſeines ſpäten Nachkommens, grüßte ihn mit dem Scepter und ... verſank.

— Nun, meine reizende Fee, will ich allſogleich in meine Schatzkammern hinabſteigen, um mich zu weiden am Anblick des vielen Goldes, das ich auf den Reiſen, die ich zu unternehmen entſchloſſen bin, mit vollen Händen hinauswerfen will, jauchzte der edle Fürſt und wollte fort.

— Bleibe, rief ſein Schutzgeiſt, ihn zurückhaltend. Deine Schätze laufen Dir nicht fort; meine Augenblicke aber ſind gezählt. Doch bevor ich Dich verlaſſe, will ich den kühnſten Deiner Wünſche erfüllen und Dich vereinen mit dem Gegenſtande Deiner Liebe.

— Mit Prinzeſſin Amélie? fragte Noël hoch entzückt.

— Mit Ihr! ſagte die Fee und winkte mit dem Zauber-Bambus.

Und wieder öffnete ſich eine der Verſenkungen und aus der Tiefe ſtieg, unter den reizenden Klängen ſüß-lockender Harfen-Arpeggien, mit feierlicher Langſamkeit eine ſchlanke, majeſtätiſch-hehre, in weitfaltige, blendend-weiße, golddurchwirkte Schleier eingehüllte Huldgeſtalt herauf, die, ihre Arme öffnend, mit wunderlieblichem Wohllaut der Stimme rief:

— Noël! Noël!

— Amélie! rief der hochbeglückte Narr und ſank zu ihren Füßen nieder.

— An meinem Herzen iſt Dein Platz! rief die Prinzeſſin mit allem Schmelze, der ihrer Stimme zu Gebote ſtand.

Und Herzog Artus IV. erhob ſich und flog in ihre weitgeöffneten Arme. Voll heißer Liebesgluth preßte ſie ihn an ihr lautpochendes Herz und ſchrie im Taumel der Freude:

— Nun biſt Du mein auf ewig!

— Hoheit, Sie erwürgen mich! ſtöhnte der neidenswerthe Koch.

— Jacques Narciſſe, du haſt gewünſcht, die Schätze Deiner Vorfahren in Augenſchein zu nehmen; ich will Dich begleiten, hauchte die hohe Geſtalt, ſchloß ihn feſter noch in ihre Arme und ſtampfte das Podium.

Und wieder öffnete ſich die Verſenkung, Koch und Prinzeſſin verſchwanden und Beiden folgte ein ſataniſches Hohngelächter, ein dämoniſches Frohlocken, ein infernaliſcher Jubelſchrei, und gleich darauf huſchte aus einer der Couliſſen die muthwillige Aebtiſſin von Quedlinburg hervor und ſagte:

— Die Poſſe iſt nun zu Ende . . . ich danke Euch, meine lieben Freunde!

Aber unter dem Fußboden begann jetzt ein tragi-komiſches Nachſpiel. Die ſchlanke Huldgeſtalt, die das glückliche Feenkind noch immer wie mit eiſernen Banden umſchlungen hielt, öffnete ihre Arme und ſchlug ein kannibaliſches Gelächter auf.

— Himmel, wer lacht ſo? fragte Noël.

Die geheimnißvolle Schöne ſchlug ihre blendendweißen, golddurchwirkten Schleier zurück und fragte:

— Herr Jacques Narciſſe, kennen Sie mich?

— Ob ich Dich kenne? Du heißt Gertrude und biſt die alte dürre Kammerfrau der Prinzeſſin…

— Und von Ihrer Königlichen Hoheit beauftragt, ihre Rolle zu übernehmen, weil ſie den Schnupfen hat und ſich hier unten nicht erkälten will. Herzog Artus IV., ſetzte das boshafte Geſchöpf hinzu, beliebt es Ihnen, mit mir Ihre Schatzkammern zu beſichtigen?

— Teufel, ich glaube gar, meine Fee hat mich gefoppt!

— Na, merken Sie das erſt jetzt?

— Herr Gott, wo bin ich denn?

— Im Theater, unter der Bühne.

— Und dieſe drei Schlüſſel? fragte der Enttäuſchte tief empört.

— Der eine führt in den Keller, der zweite auf den Boden und der dritte in Ihre Küche.

— Herr Gott, was mach' ich nun?

— Wenn Sie mir folgen wollen, ſo gehen Sie hübſch zu Bett, Küchenmeiſter, und ſchlafen

Sie Ihren geſtrigen Haarbeutel aus. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den nächſten Weg!

Die dürre Kammerfrau wollte ihn von Neuem in ihre Arme ſchließen; er aber ſtieß ſie zurück und ſchrie wüthend:

— Laſſen Sie mich, Ungeheuer! Ich finde ihn auch ohne Sie!

Noël rannte fort. Ihm folgte das Gelächter der Kammerfrau.

# XLVII.

Wir müſſen jetzt zum Könige zurückkehren.

Daß Friedrich vom Grafen Saint-Germain ein magiſches Wachsbild und eine goldene Zaubernadel empfangen habe, war natürlich nichts Anderes, als einer jener kleinen Bären, welche Madame Pesne dann und wann der Leichtgläubigkeit des franzöſiſchen Geſandten aufzubinden pflegte, um Mylord Tyrconnel in Verſuchung zu führen, manches lächerliche Märchen als ernſte Thatſache brühheiß nach Verſailles zu ſchicken, um ſich durch ſeinen Dienſteifer mehr und mehr in die Gunſt der Frau von Pompadour einzuſchmeicheln.

Der König hatte, wie ſich leicht denken läßt, ſeine heftige Neigung zum Fräulein von Pfuel weder dem Grafen, noch irgend einer andern Perſon als der Mutter dieſes Mädchens anvertraut, damit ſeine Liebe zu Amélie für Jedermann ein Geheimniß bleibe.

Eines Morgens, als Seine Majeſtät ein neues Flötenſolo ſeines Kammermuſikus Quanz einzuüben geruhte, ließ Marquis Aymar den König um Audienz bitten.

— Was bringen Sie uns? fragte Friedrich.

— Sire, ich erſcheine im Auftrage der Frau von Pfuel.

— Sie kennen dieſe Frau? fragte der Monarch ganz erſtaunt.

— Seit fünfundzwanzig Jahren.

— Und ſie hat mir dies verſchwiegen?

— Weil ich's gewünſcht habe, erwiderte der Graf.

— Und Ihr Auftrag, wie lautet er?

— Frau von Pfuel ſendet Ew. Majeſtät mit tiefinnigſtem Danke jene zwanzigtauſend Thaler zurück, welche die Huld Ew. Majeſtät ihr zu den bewußten Verſuchen vorgeſchoſſen, ſagte Saint-Germain und zog ein kleines Portefeuille hervor, in welchem ſich jene Summe befand.

— Iſt dies Alles? fragte der Monarch.

— Nein, Sire! Frau von Pfuel hat mich ßerdem beauftragt, Ew. Majeſtät zu ſagen, daß die Ehre ihres Kindes höher anſchlage, als alle chätze der Welt.

— Wie, die Undankbare hat Sie in das Ge- imniß meiner Liebe eingeweiht?

— Sire, es war ihre Schuldigkeit!

— Ihre Schuldigkeit? wiederholte Friedrich. t Frau von Pfuel Ihnen Rechenſchaft ſchuldig?

— Ja, Majeſtät! entgegnete der Graf mit lzer Ruhe.

— Iſt Frau von Pfuel Ihre Frau?

— Nein, Sire; doch iſt Amélie, die das denswerthe Glück hat, in den Augen Ew. Maje- ſo viel Wohlgefallen zu finden, meine Tochter.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Majeſtät!

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß mir ſchon lange zuvor geahnt hat. Da Sie Amé- Vater ſind, ſo darf ich Ihnen nicht länger chweigen, daß die Schönheit Ihrer Tochter meine neigung gegen das andere Geſchlecht, wunderbar g! beſiegt hat. Marquis Aymar, ich liebe Ihr

Kind und bin bereit, für Sie und Ihre Familie Alles zu thun, was Sie glücklich machen kann, wenn Sie mir die Zukunft Ihrer Tochter anvertrauen wollen . . .

— Amélie, Sire, iſt das Theuerſte, was ich mein nenne; ich liebe mein Kind, wie kein zweiter Vater auf Erden das ſeinige liebt . . . Amélie iſt meine höchſte Freude, mein höchſtes Glück, mein höchſter Stolz!

— Auch ich, Marquis, weiß die Schönheit und Tugend Ihres Kindes zu ſchätzen und verſpreche Ihnen, meine ganze Macht aufzubieten, um Amélie zur glücklichſten Dame meines Reiches zu machen!

— Sire, erklärte der Graf mit allem Stolze eines Vaterherzens, ich liebe mein Kind, mein einziges Kind zu ſehr, um mich blenden zu laſſen durch das zweifelhafte Glück, es zu der zweideutigen Stellung einer Pompadour emporgetragen zu ſehen. Geruhen Ew. Majeſtät, ſich in meine Lage zu verſetzen, um mir im Voraus Verzeihung zu gewähren, wenn ich frei und unverholen bekenne, daß mir das armſelige Loos einer tugendhaften Frau viel neidenswerther ſcheint, als das glänzende Elend der ſchuldbeladenen Maitreſſe irgend eines Königs dieſer Erde.

— Sie haben Recht, ſehr Recht! Nun aber, Marquis Aymar, verſetzen Sie ſich auch in meine Lage und ſagen Sie mir, was Sie an meiner Stelle thun würden?

— Sire, ich würde dem Beſitze Amélie's entſagen.

— Es iſt nicht ſo leicht, Marquis, ſich von der erſten Liebe loszureißen, ſo lange noch ein Schimmer von Hoffnung leuchtet, ſie auf irgend eine Weiſe, wär's auch mit den größten Opfern verknüpft, rſtreben zu können. Marquis, was kann der König on Preußen für Sie thun, um Sie zu bewegen, em Wunſche ſeines Herzen Ihre väterliche Ein- illigung zu gewähren?

— Sire, alle Schätze Ihres Landes ſind nicht inreichend, mich zu bewegen, Ihnen die Tugend eines Kindes aufzuopfern. Hier lege ich zu den üßen Ew. Majeſtät die Schuld der Frau von fuel!

— Und auf welche Weiſe hat ſich Madame ſe Summe, die ohne Erfolg in Rauch aufgegangen ar, wieder verſchafft?

— Sie hat ihre Lage dem beſten meiner Freunde, dem Grafen Saint-Germain, geklagt und dieſer hat ihr für die Auslieferung jenes Recepts, das ſie vom Freiherrn von Böttger geerbt, fünfzigtauſend Thaler bezahlt.

— Legt denn der Graf ſo großes Gewicht auf jenes Recept?

— Faſt ſcheint es ſo, denn geſtern geſtand er mir, er würde der Frau von Pfuel für die Abtretung jenes Geheimniſſes gern das Doppelte und im Nothfall auch das Zehnfache dieſer Summe bezahlt haben, um ſich in den ausſchließlichen Beſitz des einzigwahren Schlüſſels zu den Myſterien der Alchemie zu ſetzen.

— Ei, warum hat es dann Ihrer Freundin nie gelingen wollen, mit Hilfe dieſes Receptes Gold zu bereiten?

— Aus dem einfachen Grunde, Sire, weil Frau von Pfuel jene alchemiſtiſchen Zeichen nicht verſtanden und zur Bereitung des Steines der Weiſen faſt durchweg falſche Ingredienzien genommen hat.

Marquis, ſollte ſich das Alles wirklich ſo verhalten? fragte Friedrich mit ſtechend-ſcharfem Blick.

— Graf Saint-Germain wird dies Alles beſtätigen.

— Wir wollen ſehen! ſagte der König. Wie lange, Marquis, gedenkt Frau von Piuel ſich hier noch aufzuhalten?

— Nur drei Tage noch!

— Und dann?

— Bin ich entſchloſſen, ſie in Begleitung ihrer beiden Töchter nach Frankreich zu führen . . .

— Und was denken Sie mit den Mädchen dort anzufangen?

— Herminen werde ich einen Mann verſchaffen.

— Und Amélie, Amélie?

— In's Kloſter von Chaillot bringen.

— Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreiſe noch ein Mal zu ſehen!

Der Marquis machte eine tiefe Verneigung und . . . die Audienz war nun zu Ende.

# XLVIII.

La Mettrie, der ſeinem Freunde Voltaire den boshaften Streich geſpielt hatte, ihn als muthmaßlichen Verfaſſer jenes Pasquills, als Vergifter der Dame Biche und als Verführer der Prinzeſſin Amélie beim Könige in Ungnade zu ſtürzen, war wüthend auf die Aebtiſſin, die deſſen Vertheidigung übernommen und ihren Bruder bewogen hatte, Voltaire ſo ſchnell wieder freizulaſſen. — Eingedenk des Verſprechens, Alles aufzubieten, um dem Kammerherrn und Günſtlinge des Königs das längere Verweilen am Hofe von Sans-Souci auf jede Weiſe zu verbittern, wandte er ſich jetzt an Noël.

— Armer Freund, ſagte er zum Küchenmeiſter, Du biſt das Opfer einer nichtswürdigen Intrigue geworden und zur Zielſcheibe des Spottes Deiner Küchenjungen herabgeſunken. Noël, brauche ich Dich erſt zu erinnern, daß Dein gekränkter Stolz, Dein beleidigtes Ehrgefühl den Schimpf, den man Dir zugefügt, um jeden Preis rächen muß?

— Natürlich! Doch an wem?

— An dem Urheber jener ſchändlichen Myſtification!

— An Frau von Maupertuis?

— Die Aermſte hat ſich nur zum Werkzeuge Deiner Erniedrigung gebrauchen laſſen. Der Elende, von dem der Plan jenes grauſamen Scherzes, jener ſchmachvollen Verhöhnung Deines Ehrgeizes ausgegangen, iſt der erbittertſte und unverſöhnlichſte Deiner Feinde, jener neiderfüllte Menſch, der Deinem großartigen Talente, Deinem unerreichbaren Genie, Deinem unbeſtrittenen Verdienſte um das Wiederaufblühen der edlen Kochkunſt niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, jener ſchamloſe Verleumder, der dem großen Friedrich ſo lange vorgeſchwatzt hat, daß Du ein Pfuſcher ſei'ſt, bis der König es zu glauben anfing. Der Schändliche hat Dir das Vertrauen, die Liebe und Bewunderung Deines Monarchen geraubt und

Dich in deſſen Augen ſo tief herabgeſetzt, daß mir und jedem Deiner Verehrer das Herz blutet!

— Wer iſt jener Elende, der mich zu verleumden gewagt?

— Kurzſichtiger Thor, Du kannſt noch fragen? Der Räuber Deiner Ehre iſt Voltaire!

— Voltaire? wiederholte Jacques Narciſſe, krampfhaft beide Fäuſte ballend.

— Tagtäglich war es eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen geweſen, Deinem wohlerworbenen Ruhme einen unverdienten Klex anzuhängen . . . nie hat er den Schöpfungen Deines Quirls den allergeringſten Geſchmack abgewinnen können, beſtändig hat er die Epopöen Deines Kochgeiſtes in's Lächerliche gezogen und bald das, bald jenes daran zu tadeln gewußt. Bald war die Suppe verſalzt, bald war der Braten verbrannt. Fragte der König, wie dieſes oder jenes Gericht, das uns Allen den Tribut gerechter Bewunderung entriß, gemundet habe, dann rümpfte Dein guter Freund die Naſe und ſprach: „Dieſes Ragout, dieſe Polenta iſt kaum zu genießen . . . ſo kocht in Paris der letzte Küchenjunge! Wär' ich König von Preußen, ſchon längſt hätte ich den Stümper, den Pfuſcher, den Sudelkoch fortgejagt und mir einen Küchenmeiſter aus Verſailles verſchrieben!“

— Freund, Landsmann, hat Voltaire das wirklich geſagt? fragte der ſchwer gereizte Vatel mit allen Zeichen aufflammenden Zornes.

— Das iſt kaum der zehnte Theil von Dem, was er zur Vernichtung Deines Ruhmes beigetragen hat. Er ſcheint darauf auszugehen, Dich um jeden Preis zu ſtürzen und das Alles wohl nur darum, weil Du einſt, in einem Anfluge kritiſcher Laune, erklärt haben ſollſt, ſo ungeſalzene Luſtſpiele, wie er, könne jeder Dummkopf zu Stande bringen.

— Das habe ich allerdings geſagt.

— Und hatteſt Du nicht ein Recht dazu? Biſt Du nicht ein Mann von Fach, ein Mann von Geiſt, der ſich in Sachen der Kunſt und Poeſie ein Urtheil erlauben darf? Biſt Du nicht ſelbſt Poet?

— Allerdings hab' ich auch ſchon manchen Vers gemacht!

— Und warum haſt Du die Producte Deines Geiſtes bis jetzt nicht drucken laſſen? Aus dem Dir angeborenen Triebe rührend-ſchöner Beſcheidenheit!

— Allerdings! Allerdings!

— Aber berechtigt ihn Deine Beſcheidenheit, Dir die Fähigkeit des Urtheils abzuſprechen?

— Keineswegés! Keineswegés!

— Berechtigt ihn ſein verdorbener Geſchmack, Dich als Stümper, als Pfuſcher, als Sudelkoch hinzuſtellen?

— Nein! Nein! ſchrie Noël zähneknirſchend.

— Und ein Mann, wie Du, will all' dieſe Beleidigungen ruhig hinunterwürgen und ſeine Feinde, ſeine Neider, ſeine Verleumder nicht zur Rechenſchaft ziehen? Willſt Du nicht endlich erwachen, ſchlafender Löwe, Deine grimmigen Mähnen ſchütteln und den Mäuſen, die auf Dir ungeſtraft herumtanzen, beweiſen, daß Du noch Krallen und Zähne haſt, mit welchen Du ſie ſpielend vernichten kannſt?

— Ja, der ſchlummernde Leu iſt erwacht . . . die Stunde der Rache hat geſchlagen!

— Freund, was willſt Du thun?

— Meine Mähnen ſchütteln! ſchrie Noël mit tragi-komiſcher Wuth.

— Und beweiſen?

— Daß die Noëls jede Schmach, die man ihnen zufügt, zu rächen verſtehen!

— So, Landsmann, gefällſt Du mir! Ritterlicher Muth ſprüht aus Deinen weitgeöffneten Nüſtern, in Deinen Augen leuchtet das Feuer der Bretagne . . . Noël, Du biſt groß, Du biſt ſchön in Deinem Zorne! rief der kecke Spötter und ließ ſeinen Blick bewundernd an der ganzen Länge des Koches, vom Zipfel ſeiner Nachtmütze bis zur Schnalle ſeiner Schuhe, herniedergleiten. Brauchſt Du einen Sekundanten, fuhr er fort, dann rufe mich, mein Löwe! Tag und Nacht bin ich bereit, Dir beizuſtehen!

— Ich rechne auf Sie! ſagte Noël.

La Mettrie ſchüttelte treuherzig deſſen Hand, blickte voll rührender Biederkeit in das Auge des Narren und umarmte ihn mit einem Enthuſiasmus, mit dem Damon ſeinen Pythias umarmt haben mag. — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— Die Sache iſt nun eingefädelt, ſagte La Mettrie, als Noël ihn nicht mehr hören konnte. Dieſer brüllende Leu iſt ein unbezahlbarer Schöps!

Noël aber placirte ſich vor ſeinen Spiegel, ſtemmte beide Arme in ſeine Hüften und bewunderte ſein grimmiges Mienenſpiel.

— Der gute Mann hat ein wahres Wort geſprochen. Ja, Löwe Noël, Du biſt ſchön in Deinem Zorne!

# XLIX.

Noch an demſelben Tage, an dem König Friedrich durch Marquis Aymar Amélie's Abkunft erfahren hatte, ließ er den Freund dieſes Mannes, den Pſeudo-Grafen Saint-Germain, zu ſich bitten.

— Ich habe Sie rufen laſſen, ſagte er zu Kergalec, um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu ſchenken. Graf, fuhr er fort, Sie kennen Frau von Pfuel ...

— Seit einigen Tagen ...

— Sie haben ihr geholfen ...

— Ich habe ihr ein unſchätzbares Geheimniß abgekauft ...

— Und ſind Sie überzeugt, daß jenes Recept das ächte iſt?

— Sire, ich verſtehe mich darauf.

— Dann gratulire ich Ihnen! Nun aber zu etwas Anderm! Frau von Pfuel hat zwei Töchter . . . haben Sie die Bekanntſchaft derſelben gemacht?

— Ja, Majeſtät!

— Und wie finden Sie die Jüngere?

— Fräulein von Aymar iſt ein Engel!

— Sie wiſſen alſo, daß der Marquis der Vater dieſes Mädchens iſt?

— Freunde, wie wir, verſchweigen ſich Nichts!

— O dann wird er Ihnen auch geſagt haben . . .

— Daß Ew. Majeſtät ſein Kind zu lieben geruhen . . .

— So iſt's! Da aber weder Mutter noch Vater zu bewegen ſind, mir die Zukunft ihres Kindes anzuvertrauen, ſo wende ich mich nun an Sie . . .

— An mich? fragte der erſtaunte Jeſuit.

— Um Sie zu bitten, Ihren natürlichen oder — wenn Sie dies lieber hören — Ihren übernatürlichen Einfluß aufzubieten, um Ihren Freund zu bewegen, der Erfüllung meines Wunſches nicht hemmend in den Weg zu treten. Dann erſt, Herr Graf, will ich glauben, daß Sie ein Wundermann ſind, wenn Sie irgend einen Weg aufzufinden wiſſen, der mich ſicher und ſchnell zu meinem Ziele führt.

Kergalec ſchien einen Augenblick nachzuſinnen. Dann ſagte er:

— Sire, wohl wüßte ich ein Mittel, das Ew. Majeſtät die augenblickliche Gewährung Ihres Wunſches ſichern würde, doch wage ich die Befürchtung auszuſprechen, daß Ew. Majeſtät, von Vorurtheilen befangen, jenes Mittel, das ich meine, verſchmähen würden . . .

— Graf, ich liebe Amélie und bin entſchloſſen, jedem Ihrer Rathſchläge willig zu folgen!

— Sire, Marquis Aymar gehört einem großen, für Staat und Kirche gleich wichtigen Orden an, der das Unglück hat, ſich die höchſte Ungnade Ihrer Feindin, der Marquiſe von Pompadour, zugezogen zu haben.

— Aymar iſt Jeſuit? fragte der König?

— Ja, Majeſtät! Die Söhne Loyola's, verfolgt von den Ränken der Pompadour, ſehen ſich der Gefahr preisgegeben, aus Frankreich verjagt und vom Papſte aufgehoben zu werden. Ew. Majeſtät ſind ein proteſtantiſcher Fürſt und der aufgeklärteſte Monarch ſeiner Zeit, welcher eben ſo wenig vor dem Bannſtrahle des heiligen Vaters, als vor der Politik einer hochmüthigen Favorite zu zittern braucht . . .

— Graf, ich fürchte ſelbſt den Teufel nicht!

— Dann wage ich, im Namen meines Freundes, Ew. Majeſtät einen Vorſchlag zu machen . . .

— Laſſen Sie hören!

— Sire, geruhen Sie, ſich anheiſchig zu machen, dem Orden Jeſu, ſobald er aus Frankreich verwieſen oder vom Oberhaupte der Kirche in ſeiner Exiſtenz bedroht wird, ein Aſyl in Ihren Staaten zu eröffnen, dann wird Marquis Aymar, der wärmſte Anhänger dieſes Ordens, mit Freuden bereit ſein, den höchſten Stolz ſeines Vaterherzens, die Zukunft ſeines Kindes Ew. Majeſtät als Opfer ſeines tiefſten Dankes darzubringen.

— Graf Saint-Germain, begann der König nach kurzer Pauſe, ſagen Sie Ihrem Freunde, daß, ſo lange Friedrich II. lebt, ſein Preußenland der freie Herd jeder Glaubensmeinung, der Zufluchtsort der unbeſchränkteſten Toleranz bleiben wird. Zu meinen Staaten ſoll der Heide wie der Chriſt, der Jude wie der Türke glauben können, was ihm gefällt, und ſelig werden dürfen nach ſeiner Façon. Auch die Jeſuiten werde ich in meinem Reiche dulden, und zwar ſo lange, als der Zweck, den ſie verfolgen, den Geſetzen meines Landes nicht zuwiderläuft; dann iſt's mir gleich, ob dieſe guten Pfaffen den heiligen Dominik, den heiligen Benedict, den heiligen Ignaz oder einen andern heiligen Kauz als Feldmarſchall-Lieutenant ihres Ordens anerkennen. Wohl weiß ich, daß die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu ſchon viel Böſes in der Welt angezettelt, doch haben ſie hier und dort auch manches Gute geſtiftet; ich will dem Orden alſo Vertrauen ſchenken und ihm, ſo lange er ſich deſſen würdig zeigt, den Schutz meiner Geſetze angedeihen laſſen. Die erſte Grundlage jeder vernünftigen Regierung iſt Duldung, Duldung im ausgedehnteſten Sinne dieſes Wortes: die beiden Hauptpfeiler eines wohlorganiſirten Staates ſind Glaubens- und Gedankenfreiheit. Wer in ihnen Geſpenſter ſieht, vor welchen er ängſtlich zurückbebt, iſt ein Thor, der das Bewußtſein ſeiner Zeit, den geſunden Verſtand ſeines Volkes verkennt!

— Welch ein Monarch! rief Kergalec freudeglühend.

— Europa nennt mich einen Atheiſten. Graf Saint-Germain, das bin ich nicht; doch ſpüre ich auch keine Neigung, wie Philipp II., Karl IX. und Heinrich VIII., Tauſende von Menſchenleben dem Henkerbeile zu überliefern, weil ihr Glaube ein anderer als der meinige iſt. Auch ich, Graf Saint-Germain, glaube an eine höhere Macht, an einen einigen Gott, nicht aber einen Gott à trois! Alles Große in der Welt ſteht einzig da, warum ſoll das Größte nicht einzig in ſeiner Art ſein? — Doch genug davon, denn ich liebe derlei Geſpräche nicht, fuhr er fort, eine Priſe in die Naſe ziehend. Bringen Sie dem Marquis Aymar, dem Vater jenes Mädchens, das ich ernſtlich zu lieben glaube, meinen Gruß und mein königliches Wort, daß Friedrich von Preußen, gewohnt, ſein Verſprechen zu halten, der Exiſtenz der Söhne Loyola's kein Hinderniß in den Weg ſchieben und ihre Rechte eben ſo gern wahren wird, wie die Rechte jedes andern Ordens, der ſich dem Schutze ſeiner Geſetze unterwirft.

— Ich eile zum Marquis, um ihm die froh-

Kunde zu bringen, daß Friedrich der Große, frei von jedem Vorurtheile, auch ihn und ſeine Brüder nicht von der Wohlthat ſeiner Geſetze ausſchließt. Sire, die Pflicht der Dankbarkeit wird ihn zu Ihren Füßen treiben . . . er wird Sie ſegnen! rief Kergalec und eilte fort.

## L.

Am andern Tage luſtwandelte in einem der Gänge des Schloßgartens zu Potsdam, in den Strahlen einer milden Mittagsſonne, Friedrich der Große an der Seite ſeines Mitarbeiters Voltaire, mit dem er ſich, erſt wenige Tage vorher, wieder vollkommen ausgeſöhnt hatte.

Der König blieb ſtehen und reichte ſeinem Kammerherrn die Doſe hin, aus der dieſer mit ſeinem Lächeln eine Priſe nahm, die er zwiſchen ſeinen langen, dürren Fingern behielt, weil er ein Feind des Tabakſchnupfens war.

— Wenn ich nicht irre, begann Friedrich, ſo iſt es heute gerade ein Jahr, daß ich die Ehre habe, Sie meinen Gaſt zu nennen.

— Ew. Majeſtät haben ein bewundernswerthes Gedächtniß. Heute vor einem Jahre langte Ihr treu ergebener Diener in Potsdam an.

— Wie ſchnell doch die Zeit verſtreicht! Sie haben während dieſer kurzen Zeit Ihr „Siècle de Louis XIV." und Ihr Schüler hat unterdeſſen ſeine „Mémoires de la maison de Brandenbourg" und ſeine „Art de la guerre" vollendet.

— Meine Werke, Sire, werden leider früh genug der Vergeſſenheit anheimfallen ... die Ihrigen ...

— Halten Sie ein, lieber Voltaire! Noch immer gibt es Augenblicke, wo Sie abſichtlich vergeſſen wollen, daß ich kein Freund von Schmeicheleien bin. Mehr als Alles liebe ich nackte, ungeſchminkte Wahrheit!

— Majeſtät, Niemand iſt davon beſſer überzeugt, als ich, erwiderte der Schmeichler und zwang ſich, um ſeinen Mienen den Ausdruck der Ironie zu nehmen, ſeiner Naſe die Hälfte jener Priſe zuzumuthen.

— Nun, da Sie wiſſen, daß Wahrheit mich niemals zu kränken vermag, ſo bitte ich Sie, mir offen und ehrlich eine Frage zu beantworten. Gefallen Sie ſich an meinem Hofe noch eben ſo gut, wie früher?

— Sire, ich müßte der undankbarſte Menſch auf Gottes Erdenrund ſein, wenn es mir an Ihrem Hofe nicht gefiele! Ew. Majeſtät werden nicht müde, mich mit tauſend Zeichen Ihres allergnädigſten Wohlwollens zu überhäufen. Ich lebe hier wie Solon am Hofe Königs Cröſus, wie Adam im Paradieſe, wie Gott in Frankreich!

— Und dennoch ſcheinen Sie mir ſeit jenem Tage, wo einer Ihrer Freunde einen ſo böſen Verdacht in mir hervorgerufen, nicht mehr ſo zufrieden, wie in früherer Zeit; es will mich bedünken, als trügen Sie Etwas auf dem Herzen, was Sie drückt und peinigt. Hab' ich Recht oder Unrecht? Keine Umſchweife, lieber Freund, ich verlange Wahrheit, reden Sie!

Voltaire, weit entfernt, dem Könige die wahren Gründe, weshalb er ſich am Hofe von Sans-Souci mißfalle, anzugeben, war gewandt genug, raſch einen unbedeutenden Vorwand aufzufinden.

— Da Ew. Majeſtät ſo feſt darauf beſtehen, ſo iſt es meine Pflicht, zu gehorchen. Drei Menſchen, Sire, gibt's an Ihrem Hofe, die mir nicht gefallen und mit denen ich mich niemals befreunden werde. . . .

— Und dieſe Drei?

— Sind leider meine Landsleute: der Eine iſt ein mittelmäßiger Mathematiker, der Andere ein unverſchämter Cyniker und der Dritte ein pitoyabler Koch.

— Sie meinen Maupertuis, La Mettrie und Noël?

— Nomina sunt odiosa, erwiderte der Kammerherr und ließ die andere Hälfte jener Priſe auf die Erde fallen.

— Ich weiß, lieber Freund, daß Sie den Präſidenten meiner Akademie nicht leiden mögen, daß er Ihnen ein Dorn im Auge iſt und daß es für Sie kein größeres Feſt gibt, als irgend eine günſtige Gelegenheit, wo Sie ihn in den Augen meines Hofes lächerlich machen können. Ich will Ihnen gern zugeſtehen, daß er ein fader, zäher, trockener Pedant iſt; aber ſein tiefes Wiſſen, ſeine gründliche Gelehrſamkeit laſſe ich ihm von Keinem ſtreitig machen. Sie ſind Dichter . . . er iſt Gelehrter . . . mir iſt Einer ſo lieb und werth als der Andere, und wenn ich als Freund Etwas über Sie vermag, ſo wünſche ich, daß Sie ſich in Zukunft beſſer mit ihm vertragen mögen, als bis jetzt!

— Sire, Sie haben Wahrheit von mir verlangt und werden es mir deshalb nicht verübeln, wenn ich behaupte: Man kann ein großer Gelehrter und dabei doch ein ausgemachter Narr ſein. Der Mann, von dem Ew. Majeſtät zu reden geruhen, hat unter tauſend Untugenden auch die, daß er von ſich und ſeinen Verdienſten allzuſehr eingenommen iſt.

— Ah, lieber Voltaire, auch Sie ſind von dieſem Fehler nicht ganz frei! Mais passons là-dessus! Was La Mettrie anlangt, ſo gebe ich Ihnen vollkommen Recht, wenn Sie ſagen, daß er ein ſchamloſer Menſch, ein unverſchämter Witzbold, ein frecher Spötter iſt. Aber trotzdem hat auch er ſein unbeſtrittenes Verdienſt . .

— Und dies Verdienſt?

— Beſteht in der Kunſt, mir dann und wann durch gute und ſchlechte Späße meine üble Laune wegzuſcherzen. La Mettrie hat ein gutes Herz, aber ein böſes Maul, das ſelbſt den lieben Gott und mich nicht ſchont. Aber trotz ſeiner Blasphemie iſt er — glauben Sie es mir — ein Narr, der wenigſtens das Gute hat, daß er ganz und gar unſchädlich iſt. Wer da glaubt, daß jener rohe Atheismus, den er predigt, gefährlich ſei, beleidigt die Gottheit mehr, als La Mettrie ſelbſt. Kann's dem lieben Gott nicht ganz gleichgiltig ſein, was ein halb verrückter Kerl von ihm denkt? La Mettrie, wiederhole ich Ihnen, iſt ein unſchädlicher Narr! — Was endlich die dritte und letzte Ihrer Idioſynkraſien anlangt, ſo wiſſen Sie, daß Noël ſeit Jahren einer meiner Lieblinge iſt. Was haben Sie an dem armen Teufel, der keiner Fliege weh thut, auszuſetzen?

— Er iſt das unter den Köchen, was Herr von Maupertuis unter den Gelehrten: ein foſſiler Pedant, der Alles genau abzuzirkeln und auszurechnen verſteht, dem aber vor Allem Geſchmack, Geſchmack, Geſchmack — die Kunſt, ſelbſt dem plumpſten, ungenießbarſten Stoffe Reiz und Anmuth zu verleihen — ganz und gar abgeht.

— Sie haben darin nicht ganz Unrecht!

— Sire, in den letzten zwei Monaten hat mir die ſterile Einförmigkeit ſeiner Speiſen mehr Unverdaulichkeiten in einer Woche, als ſonſt im ganzen Jahre zugezogen. Noch nie hat mein armer Magen ſo viel Strapazen erduldet, als jetzt. Der gute Mann ſcheint es geradezu auf mich und meinen Magen abgeſehen zu haben! Geſtern Polenta . . . heute Polenta . . . morgen Polenta! Geſtatten mir Ew. Majeſtät die freimüthige Bemerkung, daß zur Verdauung dieſer italieniſchen Farce ein weit ſtärkerer Magen, als der Ihres unterthänigen Dieners gehört. Wohl weiß ich, daß Polenta die Lieblingsſpeiſe Ew. Majeſtät iſt; aber ein ſo vorurtheilsfreier, aufgeklärter Geiſt wie der Ihrige, Sire, wird ſo billig ſein, einzuſehen, daß jeder Magen ſeine eigenthümlichen Launen und Schwachheiten hat. Mein Magen kann ſich — die Wahrheit geſagt! — eben ſo wenig mit den dürftigen Schöpfungen Ihres Lieblingkochs, als mein Geiſt mit den unfruchtbaren Studien Ihres Herrn Präſidenten und den rohen Späßen Ihres unſchädlichen Hofnarren befreunden. Ja, lieber wollte ich auf meine alten Tage den Euklid, als Noëls Polenta hinabwürgen!

— Sehen Sie, Voltaire, heute gefallen Sie mir beſſer als je: ich finde Ihren Unwillen ganz begreiflich. Auch der Magen hat ſeine Rechte! Was dem Einen behagt, kann dem Andern ſehr zuwider ſein. Ich liebe die Polenta . . . Sie haſſen ſie . . .

wir dürfen uns dies gegenſeitig nicht verargen und darum einander nicht gram ſein. **Soyons amis, Cinna!** ſagte Friedrich und reichte ihm zum zweiten Male die Doſe.

Voltaire ſah ſich genöthigt, wieder eine Priſe zu nehmen.

— Sire, fuhr er fort, Ihr Cinna ſehnt ſich vergebens nach ſeinem Lieblingsgericht. Sein armer Gaumen lechzt nach einem **dindon aux truffes**, wie das Volk Israels in der Wüſte nach Manna gelechzt hat!

— Wir kennen uns nun ſchon ein ganzes Jahr und erſt heute erfahre ich, daß Sie Gourmand ſind . . .

— Majeſtät, ich mag es nicht leugnen, daß ich Jenen angehöre, die dem Gaumen mehr Rechte einräumen, als ihm vielleicht von Rechtswegen zukommen; doch bin ich in der That Feinſchmecker in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Worts und geſtehe als ſolcher Ew. Majeſtät ganz unverholen, daß es Augenblicke gibt, in welchen ich aufrichtig bedaure, daß ich nicht ſchon fünfundſiebenzig Jahre vor Chriſti Geburt auf der Welt geweſen war, um als Zeitgenoſſe Lukulls die ſybaritiſchen Freuden ſeiner Tafel-Huldigungen zu theilen. Sire, es gibt keinen Schriftſteller, den ich lieber leſe, als den alten Athenäus, der uns auf jedem Blatte ſeines „Gaſtmahls der Gelehrten“ Wunder über Wunder von der Schwelgerei der alten Griechen und Römer erzählt. — Wie jener Grieche Phytillus möchte ich mir ein Futteral über meine Zunge machen laſſen, um die Geſchmackswärzchen derſelben zu ſchonen und ſie vor jedem feindlichen Eindrucke zu wahren. Wie jener Weltweiſe Ariſtoxenus möchte ich allabendlich die Salatkräuter meines Gartens mit Meth begießen. Wie Aſinius Celer könnte ich für eine Steinbarbe ſiebentauſend Thaler zahlen, ohne mir daraus ein Gewiſſen zu machen. Wie Caligula könnte ich dritthalb Tonnen Goldes, den Tribut dreier Provinzen, in einer einzigen Mahlzeit verpraſſen.

— Voltaire, Sie ſcherzen wohl nur? Muß nicht jeder Vernünftige den geizigen Tiberius dem verſchwenderiſchen Nero vorziehen?

— Wenn Nero, wie Suetonius erzählt, bei einem ſeiner Gaſtmähler blos für Kränze, aus den ſchönſten, ſeltenſten und theuerſten Blumen zuſammengefügt, eine Tonne Goldes hingab, wem ſchadete dieſe Verſchwendung und wem nützte ſie?

Ein Monarch, der ſeine Reichthümer in ſeine Schatullen vergräbt, hat er mehr Anſprüche auf die Liebe ſeines Volkes, als ein Fürſt, der die Schätze ſeines Ueberfluſſes mit ſeinen armen Unterthanen theilt? — Doch um auf Herrn Noël zurückzukommen! Selbſt ſeine Polenta, die, wie der Refrain eines Gaſſenhauers, am Schluſſe jeder Mahlzeit wiederkehrt, würde ich ihm vergeben, wenn er, als Ober-Aufſeher des Küchen-Departements, Sorge trüge für einen nur halb erträglichen Kaffee. Der Kaffee aber, den ich am Hofe von Sans-Souci zu trinken die Ehre habe, iſt — Ew. Majeſtät haben nackte, ungeſchminkte Wahrheit verlangt — ein Pasquill auf dieſen Göttertrank! Meiſter Noëls Kaffee iſt matter noch, als eine gelehrte Abhandlung des großen Maupertuis, und dies, Sire, will viel, ſehr viel ſagen. Mit ſolchem Kaffee hätten Ew. Majeſtät die Kaiſerin Maria Thereſia leichter ſchlagen können, als mit den ſiegreichen Waffen Ihres Heeres. — Guter Kaffee, Sire, iſt für mich ein Bedürfniß. Mag Frau von Sévigné den armen Mokkaſaft immerhin verleumden, ich bleibe, wie der Marquis von Contades, der treueſte Anhänger der ſchwarzen Hippokrene. Noëls Kaffee aber . . .

— Taugt Nichts! Sie haben Recht, Voltaire, vollkommen Recht! Auch mir will ſein Gebräu nicht behagen und ſchon vor langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ihn darüber zur Rechenſchaft zu ziehen, es aber immer wieder vergeſſen. Wir beklagenswerthe Könige haben oft an weit wichtigere Dinge, als unſern Kaffee zu denken. Heute aber will ich's gewiß nicht vergeſſen. Ei ſehen Sie doch! Soeben führt der Zufall Ihren Feind in unſer Gehege . . . dort kommt Noël!

— Er bemerkt Ew. Majeſtät und will nun in einen Seitengang einbiegen . . .

— Rufen Sie ihn . . . rufen Sie ihn!

— Heda, Monsieur Chose, heda, Seigneur Noël!!! Der Schlingel thut, als ob er uns nicht hörte!

— Noël! Noël!! ſchrie der König und winkte dabei mit ſeinem Krückſtocke.

— Was befehlen Ew. Majeſtät? fragte der Küchenmeiſter, der in einem Nu herbeigeeilt war.

— Gut, daß ich Dich gerade jetzt erwiſche! Herr von Voltaire hat über Dich harte Klage geführt: er beſchwert ſich über die Monotonie Deines Speiſen-Repertoire's und iſt mit Recht ſehr ungehalten, daß Du ihm geſtern Polenta, heute Polenta und vermuthlich auch morgen Polenta auf die Tafel bringſt . . .

— Erlauben mir Ew. Majeſtät, Herrn von Voltaire ganz gehorſamſt zu widerſprechen. Geſtern erhielt er Polenta . . . das iſt wahr . . . heute erhielt er Polenta . . . auch das iſt wahr . . . morgen aber erhält er keine Polenta . . .

— Herr von Voltaire ſehnt ſich nach ſeinem Lieblingsgericht . . .

— Sire, Herr von Voltaire hat der Lieblingsgerichte ſo viele, daß ich leider nicht Scharfſinn genug beſitze, zu errathen, welche Speiſe er darunter gemeint haben will.

— Herr von Voltaire ſehnt ſich nach einem dindon aux truffes . . .

— Seit drei Monaten! fügte der Kammerherr mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu.

— Morgen alſo, Meiſter Noël, wird mein verehrter Freund dindon aux truffes erhalten! — Ferner beſchwert ſich Herr von Voltaire — und zwar mit vollem Rechte — über Deinen unverantwortlich ſchlechten Kaffee . . . er hält ihn für ein Pasquill . . . und leider muß ich ihm beiſtimmen . . . die ſchwarze Suppe, die Du uns zu trinken gibſt, iſt das bitterſte Epigramm auf den Kaffee!

— Ew. Majeſtät ſehen mich gründlich zerknirſcht . . .

— Herr Noël wird von heute an Sorge tragen, daß unſer hochgeſchätzter Gaſt mit weit mehr Sorgfalt bedient werde! Herr Noël wird meinem Kammerherrn allabendlich die Speiſekarte für den nächſten Tag vorlegen und Herrn von Voltaire die Wahl der Speiſen überlaſſen. Ferner wird Herr Noël dafür Sorge tragen, uns fernerhin nur ſolchen Kaffee vorzuführen, deſſen Er ſich nicht zu ſchämen braucht. Hat man mich verſtanden?

— Vollkommen! ſeufzte der tiefbetrübte Koch und kehrte rachebrütend in ſein Atelier zurück.

— Begleiten Sie mich nach Sans-Souci, ich will Ihnen dort — wenn Sie ſich aufgelegt fühlen — den letzten Geſang meines neuen Gedichts, „l'art de la guerre“, vorleſen.*)

---

* Dies Gedicht erſchien erſt zehn Jahre ſpäter, ohne den Namen des Königs, blos unter der Bezeichnung: „de main de maître“ zu Frankfurt, 1760 8.

— Ich brenne vor Begierde, den Schluß zu hören.

— Kommen Sie!

Und Beide begaben ſich zu Fuß nach Sans-Souci.

Nahe am Thore begegnete ihnen ein katholiſcher Prieſter, der zu einem Kranken ſeiner Gemeinde das Sanctiſſimum trug. Voltaire zog voll Ehrfurcht ſeinen Hut.

— Ei, ei, lachte der König, allem Anſcheine nach haben Sie mit dem Heiland, mit welchem Sie lange Zeit geſpannt geweſen ſind, ſich wieder ausgeſöhnt?

— Halb und halb! entgegnete der Spötter, wir grüßen uns, doch ſprechen wir nicht mit einander.

Als ſie einige Schritte weiter gegangen waren, blieb Friedrich plötzlich ſtehen und fragte, wie vom Zaune brechend:

— Welche von allen Religionen halten Sie für die vernünftigſte?

— Sire, ich denke in dieſem Punkte ganz wie

Papſt Alexander VI., welcher behauptet hat, daß die dümmſte Religion die beſte ſei.*)

— Und welche von allen halten Sie für die dümmſte?

— Diejenige, Sire, welche ſich für die beſte und untrüglichſte hält. Leo X. ſagte beim Anblick des vielen Ablaßgeldes zu einem ſeiner Vertrauten: „O mein Freund, wie viel Geld hat uns die Fabel von Jeſus Chriſtus eingebracht!“ **) Und doch läßt ſich nicht leugnen, daß gerade dieſe Religion poetiſcher als jede andere iſt. Wie ſchön z. B. iſt die ganze Erſcheinung der Jungfrau Maria! Es wundert mich nicht, daß die Mutter Gottes ſo ſehr angebetet wird, daß ſich Maler und Dichter ihrer gern bemächtigen, denn der Stoff iſt ſo poetiſch! Erſt geſtern las ich in einem alten Werke, daß blos die Literatur Portugals nicht weniger als zweihundertneunundſiebenzig Lebensbeſchreibungen der heiligen Jungfrau, darunter auch ein großartiges Epos: da concepcione“ ***) und zwei „Leben Jeſu im Bauche Mariä“ aufzuweiſen hat! Der Katholicismus iſt eine Religi... für Frauen, der Proteſtantismus eine Religion für Männer.

---

*) Krugs „Philoſophiſches Lexicon“, Bd. III., S. 500.

**) Krug, Band III., Seite 512.

***) Erſchien zu Liſſabon 1749. 4.

— Aber welche von den drei Hauptreligionen halten Sie für die Leitung eines Staats am zweckmäßigſten?

— Die jüdiſche Religion eignet ſich nach meiner Anſicht für einen monarchiſchen, die chriſtliche für einen conſtitutionellen und die muhamedaniſche Religion für einen republikaniſchen Staat. Judenthum und Monarchie erkennen nur Einen Gott und Einen König an, das Chriſtenthum und der conſtitutionelle Staat die Dreieinigkeit und die drei Staatsgewalten — den König und zwei Parlamente — der Muhamedanismus und die Republik: Vielweiberei und Vielmännerei.

— Doch hinſichtlich des Geſetzes: welche von dieſen drei Religionen ſoll das Geſetz am meiſten begünſtigen?

— Sire, la loi doit être athée, d. h. das Geſetz ſoll keine dieſer Religionen auf Koſten der andern bevorzugen oder zurückſetzen ... jeder Unterthan ſoll glauben dürfen, was er will.

— Dieſe Anſicht iſt auch die meinige. Ich kenne Ihren Haß gegen das Pfaffenthum, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, auch ich liebe es nicht; doch da einmal Pfaffen eben ſo nothwendig für die Kirche, als Soldaten für den Staat ſind, ſo ſagen Sie mir, welchen Orden halten Sie für den gefährlichſten?

— Die Jeſuiten!

— Und warum gerade dieſe?

— Weil ſie — unter uns geſagt — die geſcheidteſten ſind!

— Man ſchildert ſie als ehrgeizige Wölfe, die, in Lammstracht gehüllt, kein anderes Ziel verfolgen, als auf Koſten der Souveränetät des Staates die Macht der Kirche oder, richtiger, die Macht ihres Ordens zu vergrößern. Wenn aber ihr Ehrgeiz und ihre Herrſchſucht wirklich ſo groß und gefährlich ſind, wie kommt's dann, daß ſeit der Stiftung des Ordens bis jetzt, alſo ſeit mehr als zweihundert Jahren, aus dem Schooße deſſelben erſt ein einziger Papſt hervorgegangen iſt? *)

---

*) Unter den zweihundertneunundfünfzig Päpſten, die bis jetzt den Stuhl St. Peters beſeſſen haben, iſt nur ein einziger, Aleſſandro Ludoviſio, Gregor XV. (1621—1623), aus dem Schooße der Söhne Loyola's hervorgegangen. Nachfolger Pauls V. trug er viel zur Unterdrückung der

— Sire, dieſe ſchlauen Füchſe ziehen es vor, lieber am Fuße der Throne zu ſtehen, als auf dem Throne ſelbſt zu ſitzen, und lieber die Rathgeber der Fürſten, als die Fürſten ſelber zu ſein.

— Und wenn Sie Monarch wären, würden Sie ſich fürchten vor dem Orden?

— Nein!

— Und weshalb?

— Weil ich weit eher mit einem Schurken als mit einem Dummkopf fertig werde.

— Freund, gerade ſo denke auch ich!

Sie waren jetzt in Sans-Souci angelangt.

---

Proteſtanten in Frankreich und Deutſchland bei, gründete die „Congregatio de propaganda fide“, ernannte eine Maſſe von Heiligen und darunter auch den Stifter ſeines Ordens, Ignaz von Loyola.

# LI.

Als Voltaire, drei Stunden ſpäter, nach Potsdam zurückgekehrt war, fand er auf ſeinem Arbeitstiſche ein ſchwarz geſiegeltes Billet. Er erbrach es und war nicht wenig erſtaunt, als er nachfolgende Zeilen las:

„Mein Herr.

Sie haben ſich erdreiſtet, mich ſeit Ihrer Anweſenheit in Potsdam bei Seiner Majeſtät dem Könige fortwährend und auf jede Weiſe zu verdächtigen und meine Verdienſte um das Aufblühen der Kochkunſt am Hofe von Sans-Souci in den Augen des Monarchen ſchmachvoll herabzuſetzen. Heute haben Sie ſich über meine Polenta, mehr aber noch über meinen Kaffee beſchwert.

Es gibt Beſchimpfungen, mein Herr, die ein Mann von Ehre unter keinem Vorwande ungeſtraft hinnehmen darf! Sie haben die Ehre, einer Nation anzugehören, die auch mich zu ihren Kindern zählt, Sie, mein Herr, ſind der Sohn eines Notars, ich mein Herr, bin ein Nachkomme der Herzoge von Bretagne . . . Sie ſind Dichter, ich bin Mundkoch Seiner Majeſtät, folglich bin ich Ihnen ebenbürtig. Aber wär' ich's auch nicht, ſo müßte es Ihnen als Franzoſe doch wohl bekannt ſein, daß Sie Jedem, den Sie zu beleidigen gewagt, Rechenſchaft ſchuldig ſind. Sie haben mein Talent, meine Kunſt, meine Ehre auf das Empfindlichſte gekränkt und werden ſich mit mir ſchlagen! Ich erwarte von Ihrem Muthe, Ihrer Ehre, daß Sie meine Herausforderung unbedingt annehmen und mir, innerhalb drei Mal vierundzwanzig Stunden, Genugthuung geben werden. Die Wahl der Waffen und den Ort unſers Zuſammentreffens überlaſſe ich Ihnen; doch erſuche ich Sie, mein Herr, ſich bei Zeiten um einen Sekundanten umzuſehen, weil ich keinen Aufſchub dulde! Sollten Sie dieſes Cartel zurückweiſen, ſo ſehe ich mich genöthigt, Sie für einen ſchamloſen Verleumder, für einen ehrloſen Mann, für einen **feigen Poltron** zu halten!

Mit der Ihnen gebührenden Achtung unterzeichnet ſich

J. N. Noël,
maître de cuisine du **Roi**.“

Es iſt eine merkwürdige Eigenheit aller Philiſter und Schwachköpfe, daß ſie keinen Brief ſchreiben können, ohne einzelne Zeilen und Worte, um den Sinn derſelben beſſer hervortreten zu laſſen, ein, zwei, auch drei Mal zu unterſtreichen. Sämmtliche Stellen aus durchſchoſſener Schrift waren ein- und zweifach unterſtrichen und noch obenein mit rother Dinte, Letzteres allem Anſcheine nach wohl nur darum, um dem Empfänger dieſes Briefes noch mehr Angſt, noch größern Schreck einzujagen.

Voltaire wußte nicht, ob er darüber lachen oder wüthend werden ſollte. Ein Koch ſchickt ihm eine Herausforderung, weil er ſich erlaubt hatte, deſſen ewig wiederkehrende Polenta und deſſen fabelhaft ſchlechten Kaffee zu tadeln!

— So Etwas kann nur in Preußen, am

Hofe von Sans-Souci geſchehen! rief Voltaire. Dieſer Mann Gottes muß verrückt ſein! Ich werde augenblicklich darauf antragen, ſeinen Geſundheitszuſtand unterſuchen und ihn dann geraden Weges in ein Narrenhaus einſperren zu laſſen, denn ſolch ein verrückter Kerl, wie dieſer Noël, iſt ſelbſt eines Mordes fähig! Ich ſoll mich ſchlagen und noch dazu mit ihm, einem elenden Koch, der ſich die verrückte Idee in den Kopf geſetzt hat, daß er von den Herzogen von Bretagne abſtammt, während Jedermann weiß, daß ſein Vater ein krummbeiniger Flickſchneider und ſeine Mutter eine buckelige Kartenlegerin und Kaffeeſatz-Prophetin geweſen iſt! Ich mich duelliren mit ſolchem Kerl! Was würde Preußen, was Frankreich, was die ganze civiliſirte Welt dazu ſagen?! Der Sänger der „Henriade“, jenes unſterblichen Heldengedichts, das Friedrich von Preußen für das einzige Originalwerk der franzöſiſchen Literatur erklärt hat, François Marie Arouet de Voltaire, die erſte Notabilität des europäiſchen Parnaſſes, hat ſich mit dem letzten aller Quirlhelden geſchlagen! Frankreich würde darauf Gaſſenhauer dichten, jeder Tölpel würde ein Epigramm ausbrüten, und Maupertuis, der hochgelahrte Präſident der Berliner Akademie, der neue Archimedes, der ein Loch in den Bauch der Erde bohren und von dort in den Hintern des Mondes hineinklettern will, dieſer Schwachkopf würde mathematiſch beweiſen, daß ich ein Eſel bin. Lieber ſterben, als zum Gegenſtande des Spotts, zur Zielſcheibe elender Witze herabzuſinken! Nichts ſchreckt mich mehr als Spott! Les armes du ridicule sont plus dangereuses que tous les poignards des assassins! — Aber weiſe ich die Herausforderung zurück, ſo erfrecht ſich dieſer hirnverbrannte Koch, mich für einen feigen Poltron zu halten. Was thun? Soll ich ſie annehmen oder nicht? Wie Buridans Langohr zwiſchen zwei Heubündeln, ſtehe ich jetzt zwiſchen Ja und Nein, unſchlüſſig, ob ich dieſem Könige aller Tölpel, dieſem nec plus ultra aller Pinſel, dieſer Crème aller Narren Genugthuung geben ſoll oder nicht. Halt, da blitzt mir ein guter Gedanke durch's Gehirn! „Ich erſuche Sie,“ — ſchreibt mir der Schlingel — „ſich bei Zeiten um einen Sekundanten umzuſehen“ . . . Sogleich will ich ſeinen Rath befolgen!

— — — — — — — — — —

Zehn Minuten ſpäter fuhr Herr von Voltaire nach Sans-Souci, um ſich bei Seiner Majeſtät anmelden zu laſſen.

— Was bringen Sie mir? fragte Friedrich.

— Sire, ich wage heut' zum erſten Male, mir in einer Angelegenheit ganz eigenthümlicher Art Ihren allerhöchſten Beiſtand zu erbitten . . .

— Womit, mein Freund, kann ich dienen?

— Wollen Ew. Majeſtät mir die Huld erweiſen, mein Sekundant zu ſein?

— Ihr Sekundant? Wozu?

— Soeben, Sire, habe ich eine höchſt ſpaßhafte Herausforderung erhalten . . .

— Von wem?

— Ich bitte Ew. Majeſtät, zu leſen, erwiderte Voltaire, dem Könige das Cartel überreichend.

— Was ſeh' ich! Mein Noël hat Sie gefordert?

— So iſt's!

— Und Sie, Voltaire, was haben Sie beſchloſſen?

— Die Herausforderung anzunehmen.

— Warum?

— Sire, weil ich kein Gelüſte verſpüre, für einen feigen Poltron gehalten zu werden.

— Sie wollen ſich alſo wirklich mit ihm ſchlagen?

— Majeſtät, ſagte Voltaire achſelzuckend, was bleibt uns anders übrig?

— Nein, Liebſter, das darf ich durchaus nicht geſtatten!

— Weshalb?

— Aus drei Gründen. Erſtens iſt das Duell in meinen Staaten verboten; zweitens würde ich untröſtlich ſein, wenn Noel, der, wie man ſagt, ein ausgezeichnet guter Schütze ſein ſoll (der König nahm eine Priſe, um das Lachen zu unterdrücken), wenn Noel, ſage ich, Ihrer ruhmvollen Laufbahn inmitten Ihrer ſchönſten Siege eine Grenze zöge; drittens würde ich's Ihnen nie verzeihen können, wenn, umgekehrt, Sie dem Leben meines Kochs den Garaus machten, denn wo fände ich ſo bald einen zweiten, der mir ſo vortreffliche Polenta, ſo unvergleichliche Aal-Paſtete, ein ſo geſchmackvolles Ragout a la Sardanapale ſerviren könnte, wie mein Noël? Nein, Kammerherr, Sie dürfen dieſe Herausforderung unter keiner Bedingung annehmen. Im günſtigſten Falle verliere ich entweder meinen Lieblingsdichter oder meinen Lieblingskoch, im ungünſtigen Fall verliere ich Sie alle Beide . . . mithin kann ich dies Duell unter keiner Bedingung geſtatten.

— Und Falls ich's nun wirklich zurückwieſe, würden nicht Maupertuis und La Mettrie dieſe Gelegenheit mit Wolluſt erfaſſen, logiſch, arithmetiſch und mathematiſch zu beweiſen, daß der Kammerherr Ew. Majeſtät ein feiger Poltron ſei?

— Ah, daran hab' ich nicht gedacht! Sie haben Recht, lieber Freund! Da ich Sie vor dem Spott dieſer Herren nicht ſicherſtellen kann, ſo rathe ich Ihnen jetzt ſelbſt, die Herausforderung anzunehmen!

— Und mich alſo wirklich mit ihm zu ſchlagen? fragte Voltaire, der dazu nicht Luſt zu haben ſchien.

— Freund, was bleibt uns anders übrig?

— Sire, ein Kammerherr Seiner Majeſtät des Königs, ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ein Chevalier de l'ordre pour le mérite ſoll ſich ſchlagen mit einem Koch?

— Koch hin, Koch her! Sie haben ihn beleidigt und ſind ihm Genugthuung ſchuldig, gleichviel, ob er einen Quirl oder, wie Sie, ein Schwert an ſeiner Seite trägt. Setzen Sie ſich, Kammerherr, und ſchreiben Sie dem ehrgeizigen Koch hier in meiner Gegenwart, daß Sie, als Mann von unbefleckter Ehre, gewohnt wären, jede Herausforderung anzunehmen, gleichviel, ob ſie von Crethi oder Plethi herkomme. Wählen Sie Piſtolen und einen Ort in der Nähe von Sans-Souci zum Stelldichein auf morgen früh ſechs Uhr. Sie brauchen einen Sekundanten, nehmen Sie den Marquis d'Argens, der meint es wahrhaft treu mit Ihnen . . .

— Himmel, wie ſoll das enden? fragte der Poet.

— Beſſer, als Sie vielleicht glauben!

— Wohlan, Sire, ich füge mich Ihrem Befehle, ſagte er mit ſchwerem Seufzer.

— Hier ſind Feder, Dinte und Papier . . . ſetzen Sie ſich . . . ich will Ihnen dictiren, was Sie ihm ſchreiben ſollen.

— Majeſtät, ich bin bereit, ſagte Voltaire und griff zitternd nach der Feder.

— Eh bien! „Der Unterzeichnete will ſich herablaſſen, Ihr Cartel des Spaßes halber anzunehmen. Er erwartet Sie morgen früh mit dem Glockenſchlage ſechs Uhr bei der letzten Mühle hinter

Sans-Souci. Wir ſchießen uns über das Schnupftuch. Abgemacht!

Voltaire,

Kammerherr des Königs."

Nun, lieber Freund, gehen Sie mit Gott und jenen Heiligen, die Ihrem Geſchmack am meiſten zuſagen, ſprach der König, drückte ihm die Hand und entließ ihn mit allen Zeichen des allergnädigſten Wohlwollens.

# LII.

Meiſter Noël war eben mit der Zubereitung einer neuen Polenta für den Abendtiſch des Königs beſchäftigt, als er die Antwort ſeines Gegners erhielt.

Mit pochendem Herzen zertheilte er das Siegel und wurde leichenblaß, als er las, daß Voltaire ſich herablaſſen wolle, die Herausforderung anzunehmen.

— Teufel, rief er aus, das hätte ich nicht geglaubt! Ich wollte ihm, aufrichtig geſagt, nur ein klein wenig Furcht vor mir einjagen, und traute dem dürren Klapperbeine nicht ſo verteufelt viel Courage zu. Er hat Piſtolen gewählt und will ſich nur über das Schnupftuch ſchießen. Ich habe zwar auch viel Muth . . . ſtand ich doch ſchon oft genug vor dem Feuer . . . an dem Herde . . . ein Piſtolenduell hat aber immer etwas Kitzliches . . .

man iſt doch auch nur Menſch und hat . . . leider! . . . keine Rhinoceroshaut, an der eine zudringliche Kugel machtlos abprallt. Hätte ich ahnen können, daß dieſer Herr von Voltaire kein feiger Poltron iſt, dann hätte ich mich von La Mettrie nicht aufhetzen laſſen und würde mir auf andere Weiſe von ihm Genugthuung verſchafft haben. Aber was nun einmal geſchehen iſt, läßt ſich nicht mehr ändern. — La Mettrie hat ſich als Sekundant bei mir aufgedrungen . . . nun kann ich nicht mehr zurück . . . jetzt muß ich gute Miene zum böſen Spiele machen und mich mit ihm ſchlagen. Heilige Mutter Gottes, wenn's nur nicht Piſtolen wären! Die Stimme meines Herzens ſagt mir, daß ich fallen werde. Armer Noël, Du ſtehſt an der Schwelle des Todes! Aber Muth gefaßt, mein armer Freund! Iſt's nicht eine Auszeichnung, eine Ehre, ein Ruhm, von einem Manne wie Voltaire, von einem Kammerherrn des Königs, von einem Mitgliede der Akademie, von einem Ordensritter erſchoſſen zu werden? Mit ihm kommt auch mein Name auf die Nachwelt, und da ich von meiner Fee nichts mehr zu hoffen habe, da ſie und Amélie, die ich noch immer liebe, mich ſo grauſam hintergangen haben, ſo iſt der Tod das Beſte für mich, ſprach der Koch und fing gerührt zu heulen an. Sterben muß ich ja doch einmal . . . ob früher oder ſpäter . . . einerlei, einerlei, ſagte er und trocknete ſich mit dem Rücken der Hand ein paar erbſengroße Thränen ab. Ich bin jetzt ungeſtört und will gleich mein Teſtament machen.

Dann nahm er eine Feder und ſchrieb auf die Rückſeite eines Speiſezettels ſeinen letzten Willen. Die zwölf in Kupfer geſtochenen und in ſchwarzes Ebenholz eingerahmten Portraits ſeiner Vorfahren, der alten Herzoge von Bretagne, vermachte er ſeiner heißgeliebten, inbrünſtig angebeteten Gottheit, der Prinzeſſin Amélie; ſeinen kranken, gelbgrünen Kanarienhänfling der Frau von Maupertuis, die ihn zwar ſchmählich getäuſcht, der er aber, wie Allen, die ihn gekränkt, von ganzem Herzen verzeihe; die ſchwarzweiße Katze und ſein goldenes Uhrgehänge ſchenkte er ſeinem Freunde und Sekundanten La Mettrie, dem einzigen Menſchen, der es mit ihm gut und ehrlich gemeint; Vatels Todtenſchädel und ein paar ſilberne Schuhſchnallen vermachte er ſeinem erſten Küchengehilfen; ſeine ganze Garderobe und zehn Pfund Wachskerzen-Reſte der franzöſiſchen

Kirche in Berlin; ſeine Bücher und ſein Fernrohr, mit dem er einen neuen Stern entdeckt (den vor ihm ſchon tauſend Andere entdeckt hatten), vermachte er der Bibliothek ſeiner Vaterſtadt und verordnete, daß ſein Herz herausgeſchnitten und in Weingeiſt aufbewahrt werden ſolle.

— Fertig! rief er und konnte nicht verhindern, daß ſtatt des Sandes, das Geſchriebene zu trocknen, neue Thränen auf ſein Vermächtniß herniederglitten. Das Leben iſt doch ſchön! ſeufzte Herr Noël und verſiegelte ſein Teſtament.

Gleich darauf trat ſein Sekundant ein.

— Haſt Du Antwort? fragte er.

— Hier iſt ſie! erwiderte der Koch, der mit ſeinem Leben nun gänzlich abgeſchloſſen hatte.

La Mettrie las Voltaire's Zeilen, gab ſie ihm zurück und ſagte nichts weiter, als:

— Bon!

— Bon! wiederholte Jacques Narciſſe. Sie, liebſter Freund, haben leicht bon ſagen . . . ich aber, der ich mein Leben dem Laufe einer Piſtole gegenüberſtellen muß, ich kann bei der ganzen Geſchichte durchaus Nichts finden, was mich verleiten könnte, bon zu ſagen.

— Feige Memme! ſchalt der Atheiſt. Hätte ich ahnen können, daß Du kein Herz im Leibe haſt, ich würde Dir nicht die Ehre erwieſen haben, mich als Sekundanten anzutragen. Wer keine Courage hat, muß ſich naſenſtübern, ohrfeigen und mit Füßen treten laſſen, ohne zu mucken; wer aber zeigen will, daß er Mann und noch dazu Abkömmling des dritten Artus von Bretagne iſt, muß kein altes Weib ſein und vor einer Piſtolenkugel nicht mehr als vor einer Lichtſchnuppe zittern. Was liegt auch an dem ganzen Quark, den Ihr abgeſchmackten Narren „Leben“ nennt? Was iſt es anders, als ein gliedweiſes Hinſterben, ein langwieriges Verfaulen, ein jämmerlich-troſtloſes Sichzutodegähnen! Ich mache mir aus dem ganzen Plunder nicht ſo viel! Ob ich in dieſem Augenblick oder in zehn oder in hundert Jahren ſterbe . . . mir iſt das gleich! So lange dieſe Komödie noch irgend einen kleinen Reiz für mich hat, ſo lange ertrage ich ſie; fängt ſie mich zu langweilen an, dann ſage ich „Baſta!“ und mache dem Ding ein Ende. Nur zwei Vorzüge hat der Menſch vor dem Thiere: er kann lachen und ſich das Leben nehmen; eines aber hängt mit dem andern eng zuſammen: er könnte nicht lachen, wüßte er nicht, daß er ſich das Leben nehmen kann; auch könnte er ſich nicht das Leben nehmen, beſäße er nicht die Kraft, über gewiſſe Dinge lachen zu können. Feige Memme, haſt Du mich begriffen?

— Ja, erwiderte der Poltron, um ſich dem Freigeiſte gegenüber ſtark zu zeigen. Hier, Doctor, iſt mein Teſtament! Sie ſetze ich zum Vollſtrecker meines letzten Willens ein.

— Bon! ſprach La Mettrie und nahm den Speiſezettel.

— Nun aber, Freund und Landsmann, habe ich noch eine große Bitte an Sie . . .

— Löwe, was verlangſt Du?

— Ich wünſche und erwarte, daß Sie ſo gütig ſein werden, mir nach meinem Tode eine anſtändige Grabſchrift zu ſetzen . . .

— Dafür habe ich bereits geſorgt . . . Dein Epitaph iſt gemacht!

— Und darf ich wiſſen, wie es lautet?

— Warum nicht? Merk' auf!

„Ci-gît Noël, cuisinier et fou,
Poëte, astrologue et filou.“

— Doctor, haben Sie mehr Achtung vor meinen grauen Haaren!

— Mähnen willſt Du ſagen, mein Löwe! Die Grabſchrift alſo gefällt Dir nicht?

— Nein, Doctor, nein!

— Dann mach' Dir ſelbſt eine andere!

* * *

Noël hatte eine höchſt unruhige Nacht. Auch Voltaire ſchlief nicht ſo ruhig als gewöhnlich.

## LIII.

Am andern Morgen mit dem Glockenſchlage Sechs ſtellten ſich bei der letzten Mühle hinter Sans-Souci, hinter ſtarkem Gebüſch, Jacques Narciſſe Noël mit La Mettrie und gleich darauf Herr von Voltaire mit Marquis d'Argens ein.

Die Sekundanten luden die Piſtolen und überreichten ſie den Duellanten. Man wollte eben an's Werk ſchreiten, als der „Philoſoph von Sans-Souci" auf blendend-weißem Schimmel wie ein deus ex machina herbeigeſprengt kam.

— Heda, was gibt's hier? ſchrie der König. Ich glaube gar, ein Duell?

— Sire, ſtammelte der leichenblaſſe Küchenmeiſter.

Noël, Er iſt's? Schlingel, weiß Er nicht, daß Duelle in meinem Lande bei Feſtungsſtrafe verboten ſind? Mit Befremden ſehe ich auch die Herren von Voltaire, d'Argens und La Mettrie hier! Kammerherr, ſind Sie es geweſen, der dieſen armen Teufel gefordert hat?

— Majeſtät, umgekehrt!

— Noël, Mann Gottes, iſt Er toll? Er will ſich ſchlagen? Hat Er mich um Erlaubniß gefragt?

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König, allergnädigſter König und Herr . . . dieſer Mann da hat mich beleidigt, gekränkt, beſchimpft . . . und noch nie, Majeſtät, haben die Noëls einen Schimpf ungeſtraft gelaſſen!

— Meiſter Noël, halt' Er ſein Maul!

— Sire . . .

— Halt' Er ſein Maul! wiederholte Voltaire.

Der arme Koch knirſchte die Zähne.

Noël, ſprach Friedrich begütigend, geh' Er hübſch nach Hauſe und beſorge Er uns je eher, je lieber ein gutes Frühſtück, denn der Morgenritt hat mir Appetit gemacht. Geh', alter Junge, und überlaſſe das Duelliren lieber andern Leuten, die am

Leben Nichts mehr zu verlieren haben. Du biſt ein ſchlechter Schütze, aber ein ausgezeichneter Koch, der — mag Voltaire ſagen, was er will — nicht ſo leicht zu erſetzen iſt. Danke dem Himmel, daß der Zufall mich hierher geführt ... eine Minute ſpäter wär'ſt Du vielleicht mauſetodt geweſen und hätteſt uns kein Frühſtück kochen können ... Kommen Sie, meine Herren, ſagte Friedrich der Große und ſtieg vom Pferde. Du, Noël, kannſt meine „Zaïre“ nach Potsdam führen ... ich will mit dieſen Herren zu Fuß zurückkehren.

* * *

Meiſter Noël rächte ſich an ſeinem Feinde Voltaire auf eclatante Weiſe: anderthalb Stunden ſpäter ſervirte er das köſtlichſte Frühſtück, ein Frühſtück, das ſelbſt der verwöhnten Zunge ſeines Gegners Achtung einſlößte.

— Dies Ragout, ſagte Voltaire, iſt magniperbe!

— Dieſe Paſtete, ſagte d'Argens, iſt mirobolant!

— Und dieſe Trüffelſauce, ſagte La Mettrie, iſt „chochnoſophe“!

Man ſieht, daß dieſe drei Worte am Hofe von Sans-Souci erfunden worden und ſchon über hundert Jahre alt ſind. Wenn man ſie trotzdem in keinem von allen Wörterbüchern findet, ſo iſt dies nicht unſere Schuld, ſondern die der ſaumſeligen Pariſer Akademie.

## LIV.

Der geneigte Leſer, der uns bis hieher gefolgt iſt, begleite uns noch einmal in den Abendzirkel der Madame Pesne, um aus dem Munde dieſes zu Fleiſch gewordenen Archivs aller Neuigkeiten das Ende unſerer Erzählung zu erfahren.

Soeben tritt der Geſandte Frankreichs ein. Die Dame des Hauſes eilt ihm entgegen.

— Gut, daß Sie kommen, Mylord! Seit Ihrer vierzehntägigen Abweſenheit von Berlin hat ſich am Hofe von Sans-Souci eine Maſſe Neues von höchſter Wichtigkeit zugetragen!

— Erzählen Sie, Madame! Ich bin ganz Ohr!

— Die Ereigniſſe haben ſich während dieſer

Zeit ſo gedrängt, daß ich nicht weiß, wie und wo ich anfangen ſoll.

— Fangen Sie beim Könige an!

— Eh bien, der kleine Fritz, der ſeit einer Reihe von Jahren einen ſo großartigen und — wie es hieß — unverſöhnlichen Haß auf uns arme Frauen geworfen hatte, iſt nun, gänzlich umgewandelt, ein liebekranker Schwan, der am berauſchenden Kelche einer weißen Blume ſchwelgt.

— Und der Name dieſer Blume?

— Darüber, theure Herrlichkeit, ſcheinen unſere Herren Botaniker noch nicht ganz einig zu ſein. Die Einen halten ſie für ein Nelumbium speciosum, das nur an den Ufern des Ganges blüht und von den Dichtern Waſſerlilie oder Lotos genannt wird; die Andern erblicken in ihr eine alltägliche Nymphaea alba, wie ſie bei uns in jedem trüben Teiche gedeiht.

— Aber der bürgerliche Name dieſer zweideutigen Pflanze …

— Iſt, wie ich Ihnen ſchon früher mitgetheilt hatte, Amélie von Pfuel.

— Die kleine Spröde hat ſich alſo doch ergeben?

— Auf den ausdrücklichen Befehl ihres Vaters.

— Ihres Vaters? Und wer iſt dieſer ehrenwerthe Papa?

— Einer Ihrer Freunde . . . der Marquis Aymar.

— Aymar?

— Der gute Mann hat unſerm Salomo die Eroberung dieſes Täubchens entſetzlich ſchwer gemacht. Der beſiegte Weiberfeind hat ſich ſchmählichen Bedingungen gefügt . . .

— Und Sie kennen dieſe Bedingungen?

— Von A bis Z. Der König hat der Mutter dieſes Mädchens zweihunderttauſend Thaler baares Geld und ein großes Rittergut in Schleſien geſchenkt.

— Dieu de Dieu, wer hätte das dem königlichen Filze zugetraut?

— Liebe macht ſelbſt die Geizhälſe großmüthig. Auch für die Zukunft der ältern Schweſter iſt geſorgt. Die Aebtiſſin von Quedlinburg hat, auf Befehl ihres Bruders, Fräulein Hermine von Pfuel in die Zahl ihrer Hofdamen aufnehmen müſſen an die Stelle der Frau von Maupertuis, die vor zehn Tagen geſtorben iſt.

— Geſtorben? Woran?

— An den Folgen des heiligen Geiſtes oder, richtiger geſagt, an der unzeitigen Geburt des bewußten Meſſias. Das Gerücht, daß Herr von Maupertuis ſeine Frau vergiftet habe, weil der Erlöſer, den ſie ihm geboren, ein Mädchen geweſen ſei, welches Herrn La Mettrie unverantwortlich ähnlich geſehen, iſt eine boshafte Verleumdung. Mutter und Kind ſind während der Entbindung geſtorben. Schon am folgenden Tage machte der König dem Präſidenten der Akademie den Vorſchlag, Fräulein Hermine von Pinel zu heirathen. „Sire," antwortete Maupertuis, „ein Mann, der die Thorheit begeht, eine zweite Frau zu nehmen, iſt nicht werth, daß der liebe Gott die erſte zu ſich genommen hat!"

— Nicht übel! Doch um wieder auf die bewußten Bedingungen zurückzukommen ...

— Die allerſchlimmſte iſt unſtreitig die, daß unſer großer Fritz, aus Liebe zu jener kleinen Hexe, ſich mündlich und ſchriftlich verpflichtet haben ſoll, den Jeſuiten, falls ſie durch den Einfluß der Pompadour aus Frankreich vertrieben werden ſollten, einen Zufluchtsort in Preußen einzuräumen.

— Und wer hat das Alles durchgeſetzt?

— Amélie's Vater, der ſie nur um dieſen Preis den Wünſchen des Königs aufgeopfert hat.

— Schändlich, ſchändlich!

— O das iſt noch nicht Alles! Der ſchlaue Jeſuit hatte durch ſeinen Compère Saint-Germain die Prinzeſſin Amélie bewegen, Herrn von Voltaire gewiſſe Briefe abzulocken, aus welchen hervorgeht, daß derſelbe einige Zeit mit Ludwig XV. die Liebe der treuloſen Pompadour getheilt. Für die Auslieferung eines Ringes, einer Locke und eines Bildniſſes, welche die Marquiſe ihm geſchenkt haben ſoll, hatte Aymars Freund der Aebtiſſin von Quedlinburg eine Zuſammenkunft mit Friedrich von der Trenck zugeſagt. Die arme Prinzeſſin mußte vierundzwanzig Stunden faſten, dann in ein Bad ſteigen und, nachdem ſie daſſelbe verlaſſen hatte, eine Klingel in Bewegung ſetzen, um den Magier herbeizurufen, der ſchon einmal durch die Macht gewiſſer Beſchwörungsformeln den Mann ihrer ſtillen Wünſche aus weiter Ferne an ihr gläubiges Herz hergezaubert hatte. Ihre Königliche Hoheit, gewohnt, dem Wundermanne blindes Vertrauen zu ſchenken, verließ das betäubende Bad und ſchellte ein, ſchellte fünf, ſchellte zehn Mal, ſtärker und immer ſtärker, dies Mal aber erſchien weder Trenck, noch Saint-Germain. Am andern Morgen erfuhr die betrogene Aebtiſſin, daß Letzterer in Begleitung des Marquis Aymar nach Paris geeilt ſei, um mittelſt jener Briefe u. ſ. w. die Marquiſe von Pompadour mit dem Jeſuitenorden, dem ſie den Untergang geſchworen, vollſtändig auszuſöhnen oder ſie beim Könige durch den Beweis ihrer Untreue in Ungnade zu ſtürzen.

— Die ſchlauen Hunde! Nicht einmal der Unterrock eines Königs iſt ihnen heilig!

— Voltaire aber iſt nun wüthend, denn an demſelben Tage, an welchem er jene Briefe u. ſ. w. der Prinzeſſin als Zeichen ſeines Gehorſams eingehändigt hatte, erhielt ein paar anonyme Zeilen, die ihn einluden, um Mitternacht in der Verkleidung der weißen Frau ſich in jenen Corridor hinzuſchleichen, in welchem die Gemächer der Prinzeſſin lagen, um dort den verdienten Lohn für die Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit in Empfang zu nehmen. Um die zwölfte Stunde huſchte eine weiße Geſtalt durch die halbfinſtern Gänge des Schloſſes zu Potsdam, um die Zimmer der „ſehnſüchtig harrenden Freundin" zu erreichen. Klopfenden Herzens am Ziele des nächtlichen Spaziergangs, an der Schwelle des heiß erſehnten Paradieſes angelangt, ſtürzten aus dunkelm Verſteck ſechs beherzte, mit zuſammengedrehten Taſchentüchern bewaffnete Kammerzofen hervor und ließen ihre Plumpſäcke auf den Rücken der falſchen Ahnfrau des Hauſes Brandenburg mit ſo vieler Schadenfreude und ſolch höhniſchem Satansgelächter herniederfallen, daß Herr von Voltaire, vor Schmerz aus der Haut fahrend, mit dem ganzen Kraftaufwand ſeiner Lungen „Räuber und Mörder!“ ſchrie. Durch dieſen Lärm wurde der König herbeigelockt, der nicht wenig erſtaunt war, ſeinen dürren Kammerherrn in weitem Leichenhemd, ſchreiend, als ob er am Bratſpieß ſtäke, vor ſich zu ſehen. „Cent milles diables! was haben Sie an der Thür meiner Schweſter zu ſuchen?“ fragte Seine Majeſtät. „Sire,“ ſtammelte der Unbeſonnene, „Ihre Königliche Hoheit hatten mich huldreichſt eingeladen, ihr etwas Neues vorzuleſen.“ — „Sie lügen!“ ſchrie der Monarch. Voltaire zeigte den anonymen Brief. Beim Scheine einer nahen Lampe erkannte Friedrich die Handſchrift des Abſenders und ſein Zorn verwandelte ſich in homeriſches Gelächter. „Armer Freund,“ ſprach der König, „Sie ſind gefoppt, ſchmählich gefoppt! Dies Billet hat nicht meine

Schweſter, ſondern La Mettrie geſchrieben, der ſeine Handſchrift meiſterhaft zu verſtellen weiß. Dieſe Prügel, Kammerherr, hätten Sie ſich erſparen können; doch mögen Sie für die Folge daraus die weiſe Lehre ziehen, daß anonymen Einladungen zu nächtlichen Rendezvous nie zu trauen iſt. Gehen Sie nun hübſch zu Bette und geben Sie den Gedanken an eine Eroberung der Aebtiſſin auf, die, ehrlich geſagt, mit Ihrem Herzen ein muthwilliges Spiel treibt."

— Und was that Voltaire?

— Am andern Morgen verlangte der geſchlagene Mann von der Prinzeſſin die bewußten Briefe und Geſchenke der Pompadour zurück. „Sie kommen zu ſpät," geſtand ihm die Aebtiſſin, „ich habe mich beſchwatzen laſſen, ſie dem ſchlauen Betrüger Saint-Germain auszuliefern, der damit nach Paris entflohen iſt." — Seit jenem Geſtändniß hat Voltaire eine ſolche Wuth auf Ihre Königliche Hoheit, daß er Nichts mehr von ihr hören mag. „Sie iſt eine boshafte Kokette," ſagt Voltaire. „Er iſt ein eingebildeter Narr," ſagt die Prinzeſſin und will ſich todtlachen über den ohnmächtigen Zorn ihres ehemaligen Anbeters.

— Allerliebſt, allerliebſt! ſagte der ſchadenfrohe Diplomat.

Da trat Herr Antoine Pesne hinzu.

— Seit heute Morgen, erzählte er, circulirt am Hofe ein höchſt intereſſantes Gerücht. Der große Friedrich ſcheint in die Fußtapfen des vierzehnten Ludwigs treten zu wollen. Einem on dit zu Folge ſoll er geſonnen ſein, das Fräulein von Pfuel zur Hofdame der Königin zu machen. Nach Einigen will er ſie zur Gräfin von Trachenberg, nach Andern zur Fürſtin von Skarſine erheben.

— Und was ſagt die Königin? fragte Madame Pesne.

— Sie weint Tag und Nacht und erſchien geſtern in tiefer Trauer. Der König, dem dies aufgefallen war, fragte: um wen ſie traure? — „Um Ihre Liebe, Sire,“ erwiderte Eliſabeth und brach in Thränen aus. — „Madame,“ antwortete der Monarch, „nie habe ich Sie geliebt, aber immer habe ich Sie als eine fromme, kluge Frau geachtet, die mir noch niemals den kleinſten Kummer verurſacht hat. Ich erwarte von Ihrem Verſtande und mehr noch von Ihrer Herzensgüte, daß Sie dieſe Kleidung, die mich kränken muß, ablegen werden.“

— Und die Königin? fragte Mylord Tyrconnel.

— Hat die Trauer heute Morgen eingeſtellt.

— So ſind die Frauen! ſagte Signora Pesne. Sie ertragen jede Mißhandlung mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung. Die Eine trauert äußerlich, die Andere innerlich. Wir Frauen ſind geboren zum Unglück . . .

— Der Männer! fügte leiſe ihr Gemahl hinzu.

## LV.

Zwei Tage ſpäter wurde Fräulein von Pfuel zur Gräfin von Skarſine*) ernannt.

Noch an demſelben Tage ſandte Mylord Tyrconnel einen Eilboten nach Verſailles.

---

*) Ein zum Fürſtenthume Oels gehöriges Dorf im Trebnitzer Kreiſe mit einem herrſchaftlichen Schloſſe.

## LVI.

Seitdem war ein volles Jahr verfloſſen. Und während dieſer Zeit hatte ſich am Hofe von Sans-Souci gar Manches geändert. Friedrichs Liebe zum Fraulein von Pfuel war nur von kurzer Dauer geweſen, denn ſehr bald hatte auch ſie allen Nimbus, allen Reiz für ihn verloren.

— Ein Weib iſt wie das andere, ſagt er zu ſich. Selbſt die ſchönſte Frau hat, wenn der Schleier fällt, etwas Häßliches. Der größte Reiz des andern Geſchlechts, das man das „ſchöne“ nennt, liegt in den Falten ſeiner Kleider. Wenn jede Frau wie Eva im Paradieſe umherliefe, würde es ſelbſt dem dümmſten Adam nicht einfallen, ſich in ſie zu verlieben. Die ſogenannte Liebe iſt ein Räthſel, das uns nur ſo lange intereſſirt, als wir blos die Schale und nicht den Kern vor uns haben. Hat man's aufgelöſt, dann iſt eines ſo matt und fad als das andere.

Und ſo kam es, daß Friedrich nach kurzer Liebe zu ſeinem alten Weiberhaß zurückkehrte.

Seit zwei Monaten befand ſich die Gräfin von Skarſine, die ſich nur mit dem größten Widerwillen den Liebkoſungen des Königs hingegeben hatte, zu Breslau als Schweſter Beatrix im Kloſter der Eliſabethinerinnen, jener frommen Nonnen, die, mit Aufopferung ihrer eigenen Geſundheit, arme, hilfsbedürftige Kranke pflegen. Aber die Kränkſte des ganzen Kloſters war Schweſter Beatrix. In ihrem gramzerriſſenen, reuegefolterten Herzen glühte ſunter kalter Aſche der heiße Funke frevelhafter Liebe zum Grafen Saint-Germain fort. Um ihre Seele von den Schlacken dieſer himmelhöhnenden Sünde zu reinigen, legte ſie ſich die härteſten Entbehrungen auf und kaſteite ihren Körper durch Faſten und Geißelungen. Seit ihrem Eintritt in's Kloſter lebte ſie nur von ſchwarzem Brode und von Waſſer, und oft gab es Tage, an denen ſie gar Nichts trank, um ſich durch die Qual eines langen, heißen, ungeſtillten Durſtes zu kaſteien. Mit Neſſelruthen ſchlug ſie ihre Bruſt ſo lange, bis die Wunden zu bluten begannen. Aber die grauſamſte Strafe, die ſie für ſich zur Abbüßung ihres Frevels erſonnen hatte, beſtand darin, daß ſie ihrem gemarterten Leibe, ihrer von Gewiſſensbiſſen gepeinigten Seele mit stoiſcher Beherrſchung die Wohlthat des Schlafes entzog. — Die Pflegerin dieſer Kranken war Hermine, die ihre Schweſter nicht verlaſſen wollte und ihretwegen in's Kloſter ging, wo man ihr den Namen Deodata gab.

— Laß mich nicht einſchlafen, Schweſter, bat die arme Beatrix. Ich will immer wach bleiben, damit kein Augenblick meines Daſeins ohne Schmerz, ohne Reue vorübergehe. Wenn mich der Schlummer übermannt, dann habe kein Mitleid mit mir: rüttle mich, peinige mich, ſchlage mich ſo lange, bis der Schlaf aus meinen Wimpern flieht.

Und Schweſter Deodata befolgte mit blutendem Herzen die Befehle der armen Beatrix, deren Geiſt noch immer mit frevelhafter Neigung an ihrem Vater hing. — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Eines Morgens, als die treue Deodata, erſchöpft von den Anſtrengungen des langen Wachens, auf ihr hartes Strohlager hingeſunken und dort eingeſchlummert war, verließ Schweſter Beatrix die Zelle und ſchlich todesmatt in die Kirche, um ſich an den Stufen des Altars niederzuwerfen und dort ihr Morgengebet und ein Vaterunſer aufſteigen zu laſſen zum Throne des allbarmherzigen Richters.

Und in dem Augenblicke, als ſie die Worte ſprach:

„Und befreie uns vom Uebel",

drangen durch die gemalten Glasſcheiben des Gotteshauſes die erſten Strahlen des jungen Morgenroths und bald nachher begannen die feierlichen Töne der Orgel, welche die frommen Bewohnerinnen des Kloſters zur Morgen-Andacht rief.

Und gleich darauf zog der lange Zug ſchwarzkuttiger Nonnen in feierlicher Stille in das Innere der Kirche hinein, um niederzuknieen am Altare des Herrn.

Als das Gebet zu Ende war, erhoben ſich Alle. Nur Eine blieb auf beiden Knieen, den Kopf auf die Bruſt herniedergebeugt, unbeweglich auf ihrem Platze.

— Beatrix, Beatrix! rief Deodata, um der eingeſchlafenen Schweſter keinen Augenblick Ruhe zu gönnen. Erwache, erwache!

Schweſter Beatrix aber erwachte nicht mehr. Ihre durch Reue gereinigte Seele hatte ſich von der ſchuldbeladenen Hülle losgeriſſen und war betend zu den Höhen des Himmels emporgeſtiegen. Dort oben empfing ſie der barmherzigſte der Richter und die Heerſchaar ſeiner Engel und ein millionenſtimmiger Chor verkündete ihr die Verzeihung des Herrn.

# LVII.

Man geſtatte uns, noch einen flüchtigen Blick auf das Ende der Haupt-Perſonen unſerer Erzählung zu werfen.

Der Erſte, der aus dem Kreiſe der „philoſophiſchen Leibgarde“ Friedrichs des Großen ſchied, war Julien Offray de Là Mettrie. Er ſtarb am 11. November 1751 im Hauſe des franzöſiſchen Geſandten, in Folge einer großartigen Indigeſtion, die er durch Bäder und acht Aderläſſe zu heilen verſucht hatte. Er ſtarb, wie er gelebt, als hartnäckiger Gottesleugner.

Als er im letzten Todeskampfe lag, rief er, unwirſch über die Gewiſſenspredigt eines Prieſters, der ungerufen erſchienen war, des Heilands Namen aus.

Der fromme Mann, der den Sterbenden vom Atheismus geheilt glaubte, rief freudig überraſcht:

— Ah vous voilà retourné à ce nom consolateur!

— Oh non, oh non, mon ami, ce n'est qu'une façon de parler, erwiderte La Mettrie und hauchte einen Augenblick ſpäter den letzten Funken ſeines troſtloſen Lebens aus.

Voltaire beeilte ſich, den Tod dieſes Mannes dem Herzog von Richelieu mit folgenden Worten zu melden:

„Ce La Mettrie, cet homme-machine, ce jeune médecin, cette vigoureuse santé, cette folle imagination, tout cela vient de mourir pour avoir mangé, par vanité, tout un paté de faisan aux truffes etc. etc. .... Il a prié milord Tyrconnel, par son testament, de le faire enterrer dans son jardin.“ (Lettre du 13 Novembre.)

Einen Tag ſpäter ſchrieb er an ſeine Nichte, Madame Dénis:

„Les bienséances n'ont pas permis qu'on eut égard à son testament. Son corps a été porté dans l'église catholique, où il est tout étonné d'être.“

Der franzöſiſche Schauſpieler Déſormes, Augenzeuge von deſſen Ende, erzählt:

„La Mettrie a quitté la vie à-peu-près comme un bon acteur quitte le théâtre, sans autre regret que celui de perdre le plaisir d'y briller et d'être applaudi."

Das Urtheil, das Marquis d'Argens über deſſen Werke fällt, lautet:

„Tous ses ouvrages sont d'un homme, dont la folie paraît à chaque pensée, et dont le style démontre l'ivresse de l'ame; c'est le vice qui s'explique par la voix de la démence: La Mettrie était fou au pied de la lettre."

Aber wohl Niemand hatte mit Friedrich dem Großen auf vertraulicherm Fuße geſtanden, als eben dieſer Narr.

Thibaudeau erzählt in ſeinen „Souvenirs de Berlin":

„La Mettrie entrait dans le cabinet du roi comme chez un ami; en tout temps il se jetait et se couchait sur les canapés: quand il faisait chaud, il ôta son col, déboutonnait sa veste et jetait sa perruque par terre."

Aber trotz dieſer ſcheinbaren Freiheit und trotz mancher Begünſtigung war ihm der Aufenthalt in Berlin zuletzt ſo unerträglich geworden, daß er ſich im Stillen nach Frankreich zurückſehnte.

Voltaire, der ſich einige Monate vor deſſen Tode mit ihm völlig ausgeſöhnt hatte, ſchrieb am 2. September an Madame Dénis:

„La Mettrie brûle de retourner en France. Cet homme si gai, et qui passe pour rire de tout, pleure quelquefois comme un enfant d'être ici; il me conjure d'engager M. de Richelieu à lui obtenir sa grâce: en vérité, il ne faut pas juger de rien sur l'apparence. La Mettrie, dans ses préfaces, vante son extrême félicité d'être auprès d'un grand roi, qui lui lit quelquefois ses vers, mais, en sécret, il pleure avec moi."

Wir führen dieſe Stelle an, weil ſie uns auch einen Blick in Voltaire's Herz geſtattet.

Friedrich, der dieſem Narren mehr als jedem Andern gewogen war, widmete ihm eine „Lobrede", die Darget in der Akademie las und die zwei Jahre ſpäter im Druck erſchien.*)

---

*) „Eloge du sieur La Mettrie etc. avec un cata-

Eine Sammlung ſeiner atheiſtiſchen Werke kam gleich nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Oeuvres philosophiques" heraus.*) In demſelben Jahre erſchien auch ſein in Kupfer geſtochenes, roth gedrucktes Portrait, das, wie die erſte Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften, zu den Seltenheiten gehört.

— — — — — — — — —

Auch Maupertuis gefiel ſich nicht lange am Hofe des „Philoſophen von Sans-Souci". Der Mann, der ihm den Aufenthalt daſelbſt am meiſten verbitterte, war Voltaire, der unter dem Titel: „Diatribe du docteur Akakia" eine blutige Satire ſchrieb, worin er den hochgelahrten Pedanten in der Maske eines päpſtlichen Leibarztes als einen alten, höchſt beſchränkten Schwätzer hinſtellt, der mit der Miene unfehlbarer Weisheit die allerdümmſten Hypotheſen auszukramen wagt. Der König, dem Voltaire dies beißende Pasquill vorgeleſen hatte,

---

logue de ses ouvrages". Lahaye 1752. 12. Frei überſetzt u. d. T.: „Leben und ſonderbares Ende des berühmten Arztes La Mettrie", Halle 1752. 8.

*) Londres (Berlin) 1751. 4. Amsterd. 1774. 3 Bde. 12.

nahen ihm das Verſprechen ab, es niemals drucken zu laſſen, worauf der geſchmeidige Kammerherr, um ſich Seiner Majeſtät gefällig zu erweiſen, die Handſchrift vor Friedrichs Augen in's Kaminfeuer warf. Aber ſiehe da, der ſchlaue Fuchs hatte davon eine Abſchrift zurückbehalten, die bald darauf im Druck erſchien. Friedrich, hierüber aufgebracht, ließ von ſeiner Polizei die ganze Auflage dieſes giftigen Libells mit Beſchlag belegen und am 24. December 1752 der guten Stadt Berlin ein dort noch nie dageweſenes Schauſpiel geben. — Um zehn Uhr Morgens wurde das boshafte Pamphlet auf dem Gensdarmen-Markte von Henkershand den Flammen überliefert. Voltaire, Augenzeuge dieſes Auto-da-Fé, lachte in's Fäuſtchen und ſagte ſich:

— Qu'importe! Bald wird ſich mein Akakia wie ein Phönix aus der Aſche erheben!

Gleich darauf begab ſich der König zu Maupertuis.

— Beruhigen Sie ſich, mein Freund! Niemand ſoll das Recht haben, den Präſidenten meiner Akademie ungeſtraft beleidigen zu dürfen. Hier bringe ich Ihnen die Aſche Ihres Feindes.

Maupertuis war gerächt. Voltaire erbat ſich bald darauf die Erlaubniß, Berlin verlaſſen zu dürfen, unter dem Vorwande, die Bäder von Plombières zu beſuchen. Seine Bitte wurde ihm augenblicklich gewährt.

Unterweges ließ Voltaire — in Leipzig — die verbrannte Diatribe von Neuem gedruckt erſcheinen. Dieſe Felonie erbitterte den Monarchen dergeſtalt, daß er ihn durch einen ſeiner nachgeſchickten Agenten, Namens Freitag, verfolgen und in Frankfurt am Main arretiren ließ. Eine ausführliche Beſchreibung ſeiner Gefangennehmung finden die Leſer, welche ſich dafür intereſſiren, im fünften Bande von Marquis Luchet's „Histoire littéraire de Voltaire“.*)

Maupertuis, aufgerieben von Aerger und Wuth aller Art, wurde bruſtkrank und bekam Blutſpeien; jetzt trieb auch ihn das Heimweh nach Frankreich zurück. Von dort begab er ſich zum Beſuch nach Baſel und hier ſtarb er, am 27. Juli 1759, in den Armen ſeines Freundes Daniel Bernouilli, der ein Erbe des mathematiſchen Ruhms ſeines Vaters Jean Baptiſte's war.

Die „Oeuvres philosophiques“ des Herrn von

---

*) Cassel 1781, 6 Bde. 8. 5. Bd. Seite 245 292.

Maupertuis erſchienen zuerſt in Leipzig *). Seine „Eloge" wurde von Formey geſchrieben.**)

— — — — — — — —

Marquis d'Argens, der dem Könige von Preußen am längſten treu blieb, wartete in Potsdam, wo Friedrich ihm acht der ſchönſten Zimmer im neuen Schloſſe und den uneingeſchränkten Gebrauch der königlichen Privatbibliothek eingeräumt hatte, das Ende des ſiebenjährigen Krieges ab, vermählte ſich dann, faſt ſechzig Jahre alt, mit der nur um zehn Jährchen jüngern Mademoiſelle Cochois und kehrte erſt 1769, nachdem er ſiebenundzwanzig Jahre im Dienſte ſeines königlichen Freundes geſtanden, mit ſeiner letzten Flamme nach dem veilchenblauen Himmel ſeiner heimathlichen Provence zurück. Dort verlebte der „naturaliſirte Brandenburger" — ſo hatte er ſich in Preußen genannt — auf einem kleinen, höchſt beſcheidenen Landgute, das ihm die Großmuth eines ſeiner jüngern Brüder abgetreten, zwei der glücklichſten Jahre ſeines Lebens und ſtarb daſelbſt, am 11. Januar 1771, ein zufriedener

---

*) 1752. 4. Neueſte Auflage: Lyon 1768. 4 Bde. 8.

**) Berlin 1760. 8.

Philemon, in den Armen ſeiner pockennarbigen Baucis, die, einer unverbürgten Sage zu Folge, ſeinen Tod aufrichtig betrauert haben ſoll. Friedrich aber ließ ſeinem treuen Kammerherrn in deſſen Vaterſtadt Aix, in der Minimen-Kirche, ein prachtvolles Mauſoleum ſetzen mit der Aufſchrift:

„Amico veritatis, inimico erroris“.

Schon lange vor ſeinem Tode war eine kurze, aber ziemlich anziehende Beſchreibung ſeines romanesken Lebens erſchienen.*)

Man erzählt von Renée Descartes, daß er blos ſchielende Frauen geliebt, weil ſeine erſte Flamme geſchielt habe. Nicht beſſer ging's unſerm Marquis: er liebte alle Frauen, welche Pockennarben und rothe Haare hatten, weil ſeine erſte Liebe, die Schauſpielerin Sylvia, rothhaarig und pockennarbig geweſen war.

Aus der Maſſe ſeiner philoſophiſchen Romane heben wir die „Mémoires de Mademoiselle Mainville“, die „Mémoires de la comtesse de Mirol“, die „Mémoires du comte de Vaxère“ und die „Mémoires du marquis de Mirmon“ als diejenigen hervor, worin er großentheils die galanten Abenteuer ſeines eigenen vielbewegten Lebens bald unter dieſer, bald unter jener Maske ſchildert.

---

*) „Leben des Marquis d'Argens“, Jena 1749. 8.

— — — — — — — — —

Voltaire, der ſich in ſpätern Jahren mit dem lieben Gott vollſtändig ausgeſöhnt zu haben ſchien, ließ auf ſeinem Landgute Ferney[*]) einen kleinen Tempel bauen mit der ſtolzen Inſchrift:

„Deo erexit Voltaire".

— Von Gott bis zu Voltaire, ſagte Gibbon, der ihn einſt beſuchte, gibt's hier nur Einen Schritt!

Nachdem er in Ferney faſt volle zwanzig Jahre, fern vom Geräuſche der Welt, ein halb patriarchaliſches Leben geführt, kehrte er, ein gebrechlicher Greis von vierundachtzig Jahren, in Begleitung ſeiner Nichte, der Madame Dénis, welche die ſtille Abgeſchiedenheit des Landlebens ſchon lange ſatt bekommen hatte, am 6. Februar 1778 nach

---

[*]) Ferney, das auf dem Wege von Gex nach Genf liegt, gehörte früher zur Schweiz. Herr von Talleyrand aber wußte es durchzuſetzen, daß auf dem Wiener Congreß Voltaire's Ruheplatz Frankreich anheimfiel. „Unter keiner Bedingung", ſagte er, „hätte ich Ferney an die Schweiz abgetreten."

Paris zurück, um dort die Proben ſeines neuen Trauerſpiels „Irene“ zu leiten.

Am 30. März wohnte er in der Comédie française an der Seite der Marquiſe von Villette der ſechſten Wiederholung ſeines Stücks und einer in den Geſchichtsbüchern des franzöſiſchen Theaters noch nie dageweſenen Ovation bei. Am Schluſſe des letzten Acts wurde ſeine Büſte mitten auf die Bühne geſtellt und dort unter dem Jubel der Zuſchauermenge von ſämmtlichen Schauſpielern mit Lorbeer bekränzt; die Damen riſſen ihre Bouquets vom Buſen und warfen ſie in die Loge des gekrönten Apolls. Der Graf von Artois *), welcher dieſer Apotheoſe beigewohnt hatte, ſandte den Prinzen d'Hénin ab, um dem gefeierten Dichter „Heinrichs IV.“ und der „Jungfrau von Orleans“ zu dieſem neuen Siege Glück wünſchen zu laſſen. Dann wurde er auf den Armen der entzückten Jugend aus der Loge in den Wagen getragen und von der jubelnden Menge unter Lebehoch-Geſchrei in ſeine Wohnung zurückbegleitet. **) Tauſende von

---

*) Der nachmalige Karl X.

**) Das Haus des Marquis von Villette, bei dem er

Stimmen riefen ſeinen Namen und den ſeiner Stücke aus.

— Man erſtickt mich unter Roſen, ſagte der Greis und erkrankte in Folge der Aufregung noch an demſelben Abend.

Zwei Monate ſpäter, am 30. Mai 1778, ſtarb er, Nachts eilf Uhr fünfzehn Minuten, in Gegenwart ſeiner Nichte, Madame Dénis, ſeines Neffen, des Abbé Mignot, des Abbé Gauthier und des Pfarrers von Saint-Sulpice. Hinter der Thür des Krankenzimmers hatte eine Weinende die letzten Athemzüge des großen Dichters belauſcht: ſie war die Marquiſe von Villette.

Der Pfarrer von Saint-Sulpice aber verweigerte dem Todten die Ehre des chriſtlichen Begräbniſſes, weil Voltaire auf die Frage: ob er die Göttlichkeit Jeſu Chriſti anerkenne? ſich auf die andere Seite wendend, unwillig ausgerufen haben ſoll:

— Au nom de Dieu, ne me parlez pas de cet-homme là!

Nach Abbé Gauthiers Ausſage aber ſoll die

---

abgeſtiegen war, lag auf jenem Quai, der ſeitdem Voltaire's Namen trägt.

Antwort des Sterbenden anders und zwar ſo gelautet haben:

— Laissez-moi mourir en paix!

Sein Leichnam wurde einbalſamirt und, ganz angekleidet, in einen Wagen geſetzt und nach der Abtei von Scellières gebracht, die zum Pfarrbezirke ſeines Neffen gehörte. Kaum eingegraben in eine der Capellen der Kirche, langte vom Biſchofe von Troyes der Befehl an, ihm auch hier das Begräbniß zu verweigern. — Es war zu ſpät! — Der Prior aber wurde ſofort abgeſetzt.

Der Haß und die Erbitterung der ganzen Geiſtlichkeit ging ſo weit, daß ſie, wie Laharpe in ſeinem „Literariſchen Briefwechſel" erzählt, den Befehl erwirkte, daß keine Pariſer Zeitung Voltaire's Tod anzeigen durfte. Die Cenſoren hatten den Befehl erhalten, jede darauf Bezug nehmende Nachricht zu ſtreichen. —

So ſtanden die Sachen Anno 1778. — —

— — — — — — — — — —

Dreizehn Jahre ſpäter hatte ſich Vieles geändert.

An Voltaire's Sterbetage, am 30. Mai 1791, decretirte die Nationalverſammlung, daß ſeine irdiſchen

Ueberreſte ausgegraben und in Proceſſion nach Paris gebracht werden ſollten.

Am 11. Juli deſſelben Jahres wurde ſeine Aſche unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Donner der Kanonen, unter Volksgeſängen aller Art und unter dem klingenden Spiele der Nationalgarden, die ein zweifaches Spalier gebildet hatten, dem Panthéon, jenem Tempel des Nachruhms, übergeben, den noch heute die erhabene Inſchrift ziert: „Aux grands hommes la patrie réconnaissante“.

Die Franzoſen ſind eine große Nation, denn keine andere ehrt ſo ſehr als ſie das Andenken ihrer Dichter!

— — — — — — — — — — — —

Als Friedrich der Große die Nachricht vom Tode ſeines Kammerherrn erfuhr, trat eine Thräne in ſein Auge.

— Nun iſt auch Er nicht mehr! ſagte er tiefbewegt zu Darget und dictirte ihm noch an demſelben Tage jene geiſtreiche „Eloge“, die er am 26. November 1778 den Mitgliedern ſeiner Akademie vorleſen ließ.*)

Es gibt wenig Männer, deren Werke auf der einen Seite ſo ungeheures Lob, auf der andern ſo großen Tadel gefunden haben, als Voltaire's literariſche Hinterlaſſenheit.

---

*) Eloge de Voltaire, Berlin 1778. 8.

Alles, was er ſelbſt und die Unzahl ſeiner Freunde und Feinde für und wider ihn geſchrieben hat, bildet eine eigene Literatur, welche, von J. M. Quérard unter dem Titel: „Bibliographie Voltairienne" zuſammengeſtellt, aus 1131 Nummern beſteht.*)

Einer der größten Gegner Voltaire's war der Kritiker Elie Catharine Fréron, mit dem er in beſtändiger Fehde lag. Um ſich an ihm zu rächen, ließ Voltaire ihn in der Geſtalt eines Eſels, der die Laute ſchlägt, darſtellen. Dieſe Karikatur ſollte der zweiten Ausgabe ſeines von Fréron hart angegriffenen Luſtſpiels: „le Café ou l'Ecossaise"**) beigegeben werden. Der Kritiker aber, der noch früh genug davon in Kenntniß geſetzt worden war, kündigte in ſeinem Journale an: „die zweite Auflage der „Ecossaise" werde das Portrait des Verfaſſers enthalten". Voltaire mußte nun ſein Vorhaben aufgeben.

---

*) Ein Auszug aus deſſen „France litteraire", vol. X. pag. 276—457.

**) In dieſem Stücke hatte der Dichter ſeinen Gegner unter dem Namen Wasp, was im Engliſchen Weſpe heißt, auf die Bühne gebracht. Fréron, welcher der Aufführung beigewohnt hatte, machte zum böſen Spiele gute Miene und applaudirte.

Von demſelben Fréron wird noch ein anderes Bonmot erzählt. Als Voltaire's Trauerſpiel „Oreste" zur Aufführung kam, ſetzte man auf die Parterre-Billets die Anfangsbuchſtaben des Horaziſchen Spruchs: „Omne Tulit Punctum Qui Miscuit Utile Dulci", wie man ſie in damaliger Zeit auch häufig auf den Theater-Vorhängen fand. Fréron legte dieſe Anfangsbuchſtaben folgendermaßen aus: „Oreste, Tragédie Pitoyable, Que Monsieur Voltaire Donne".

— — — — — — — —

Friedrich der Große überlebte den Letzten ſeiner „philoſophiſchen Leibgarde" volle acht Jahre. Am 17. Auguſt 1786, Nachmittags zwei Uhr vier Minuten, ſtarb er, fünfundſiebenzig Jahre alt, im Schloß zu Sans-Souci an der Waſſerſucht.*) Die ſechsundvierzig Jahre ſeiner Regierung bilden, trotz mancher kleinen Schattenflecken, die licht- und glanzvollſte Epoche in Preußens dunkler Geſchichte.*)

---

*) Kurz vor ſeinem Tode ließ er neue Thaler prägen, die zwiſchen der Jahreszahl ein A, das Münzzeichen der

Doch hatte auch er ſeine Feinde. Zu dieſen gehörte u. A. der Satyriker Käſtner. Eines ſeiner beſten Epigramme, unter der Aufſchrift: „Sächſiſche Drittel", lautet:

„Du, die erſt frei Regenten lobt und ſchilt,
O Nachwelt, lies, wie Friedrich klug geweſen:
Voltairens Vers ließ er als ſeinen leſen,
Auf falſches Geld ſetzt' er des Nachbars Bild."**)

---

Stadt Berlin, führen. Dieſe Thaler, auf deren Revers unterhalb des auf Trophäen ruhenden Adlers 17 A. 86 (17. Auguſt 86.) eingeprägt iſt, werden „Sterbethaler" genannt und jetzt zu den Seltenheiten gezählt.

*) Friedrich hinterließ ein Reich von ſechs Millionen Einwohnern, einen Schatz von ſiebenzig Millionen Thalern und ein ſchlagfertiges Heer von 230,000 kampfgeübten Soldaten.

**) Bezieht ſich auf die Münzen, welche Friedrich während des ſiebenjährigen Krieges mit dem ſächſiſchen Stempel prägen ließ und die unter dem Namen „Ephraimiten" wegen ihres ſchlechten Gehaltes berüchtigt waren. Die Berliner machten auf ſie den ſchlechten Vers, aber guten Witz:

„Von außen ſchön — von innen ſchlimm,
Von außen Friederich — von innen Ephraim."

Auch die Literatur über Friedrich iſt nicht unbedeutend. Eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht hat Wilhelm von Dohm im fünften Bande ſeiner „Denkwürdigkeiten“ *) zuſammengeſtellt.

— — — — — — — — — —

Friedrichs Schweſter, Prinzeſſin Amélie, ſtarb ſieben Monate ſpäter und zwar an demſelben Tage, an welchem, neun Jahre früher, Voltaire ein Zeuge ſeiner Apotheoſe geweſen war, am 30. März 1787, ohne Friedrich von der Trenck, ihre erſte und letzte Liebe, noch einmal geſehen zu haben. **)

---

*) Seite 307—460.

**) Die große Apanage, die ſie als Aebtiſſin von Quedlinburg bezogen hatte, ſoll aus den Einkünften der Berliner Porzellan-Fabrik gefloſſen ſein. Während Friedrichs Regierung mußte jeder Jude, der ſich verheirathen wollte, eine Porzellanſteuer entrichten, d. h. für eine ſeinem Vermögen angemeſſene Summe Porzellan aus der Königlichen Manufactur kaufen. Eine Deputation, die ihn einſt gebeten hatte, dieſe Steuer aufzuheben, wurde abgewieſen. Als Friedrich das ſchriftliche Geſuch der jüdiſchen Gemeinde dem Grafen von Herzberg übergab, ermahnte ihn dieſer, hierin nicht allzuſtreng zu verfahren, und als der Monarch ihn um den Grund befragte, antwortete der Miniſter: Die Juden könnten Seiner Majeſtät einen Schabernack ſpielen und — ſich taufen laſſen. Friedrich hielt dem Grafen den

Dieſer Held, der ſich von ſeiner Liebe zur Prinzeſſin Amélie verleiten ließ, ſeine Garniſon in Ungarn, wo er ein Kuiraſſier=Regiment befehligte, zu verlaſſen, um nach Berlin zurückzukehren, begab ſich zuvor nach Danzig, um mit ſeinen Geſchwiſtern die Erbſchaft ſeiner Mutter zu theilen. Dort wurde er auf Befehl Friedrichs II. verhaftet und nach Magdeburg abgeführt. Erſt nach einer grauſamharten Gefangenſchaft von mehr als neun Jahren wurde er im December 1763 entlaſſen und nach Prag gebracht. Nach langen, raſtloſen Hin= und Herzügen durch Deutſchland, England und Frankreich, zog er ſich (1781) auf eines ſeiner Güter in Ungarn zurück, begab ſich, zehn Jahre ſpäter, nach Paris und wurde dort, im fälſchlichen Verdachte eines geheimen Spions Friedrich Wilhelms II. von Preußen, am 7. Thermidor des zweiten Jahres der Republik, am 25. Juli 1794, wenigſtens in guter Geſellſchaft guillotinirt, denn in derſelben Stunde beugten auch zwei franzöſiſche Dichter, André Chénier

---

Mund zu und ſagte: „Still! Still! Die Juden werden doch nicht des Teufels ſein?“ Bald darauf wurde die Steuer abgeſchafft.

und Antoine Roucher, ihr unſchuldiges Haupt unter Sanſons unermüdliches Schlachtbeil.[*])

Zwei Tage vor ſeiner Hinrichtung dichtete er in ſeinem Kerker zu Saint-Lazare zu Ehren Franklins, deſſen Bekanntſchaft er in früherer Zeit gemacht, den allbekannten Lobſpruch:

„Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis“ (Dem Himmel entwand er den Blitz, das Schwert den Tyrannen[**])

Trenck ſtarb ſo muthig, als er gelebt.

— Warum ſo betrübt? fragte er ſeine Begleiter am Fuße des Schaffots. Aengſtigt Ihr Euch? Seid nicht kindiſch, meine Herren! Dieſer Tod iſt weiter Nichts, als ein Schwank à la Robespierre!

— — — — — — — — — —

Friedrichs Gemahlin, die unglückliche Eliſabeth, ſtarb am 13. Januar 1797 im Schloß zu Berlin. Es verdient erwähnt zu werden, daß ſie den Lieblingsaufenthalt ihres Gemahls nur dem Namen nach gekannt hatte.

---

[*]) Sechs Jahre früher hatte Arnoult, einer der fruchtbarſten Dichter des Theaters Audinot, den Geliebten der Prinzeſſin in einem einactigen Stück, „le baron de Trenck, ou le prisonnier prussien“, auf die Bühne gebracht.

[**]) Andere ſchreiben dies Motto, das die franzöſiſche Bearbeitung von Franklins Leben ſchmückt, mit Unrecht dem Miniſter Turgot zu.

— Ich ſterbe, ſagte ſie eine Stunde vor ihrem Tode, ohne Sans-Souci geſehen zu haben. Großer Friedrich, Deine Eliſabeth verzeiht Dir!

Bei der Nachricht ihres Todes blieb kein Auge ihrer Unterthanen thränenleer, denn ſie war eine gute Königin.

## LVIII.

Wir müſſen zur Vervollſtändigung unſerer Geſchichte auch die ferneren Schickſale des Jeſuiten-Ordens in den Kreis dieſer Blätter ziehen.

Nach dem Tode des fünfzehnten Generals, Franz Retz, welcher zwanzig Jahre die Zügel dieſer Geſellſchaft geleitet, folgten drei Italiener: Ignazio Visconti (geſt. 1751), Aloiſio Centurione (geſt. (1758) und Lorenzo Ricci. *)

Letzterer trat mit der offenen Erklärung auf: „Sint ut sunt, aut non sint“ und verwarf alle Verſuche zur Ausſöhnung mit Frankreich. Unter ſeinem Generalate brach dann der erſte Sturm

---

*) Geboren am 2. Auguſt 1702 zu Florenz, erwählt am 21. Mai 1758.

gegen den Orden in Portugal aus, wo eilf Mitglieder ſich in eine von Gabriel Malagrida angezettelte Verſchwörung gegen das Leben des Königs Joſeph Emanuel eingelaſſen hatten. Am 3. Sept. 1760 wurden, auf Befehl des Miniſters Pombal, die Jeſuiten, ſechshundert an der Zahl, aus Portugal verwieſen, durch Soldaten auf Schiffe gebracht und nach dem Kirchenſtaate geſchafft, und erſt am 21. September 1761 wurde Gabriel Malagrida auf öffentlichem Markte erdroſſelt und ſein Leichnam in's Feuer geworfen.[*]

Drei Jahre ſpäter brach auch in Frankreich das Gewitter los. Die Marquiſe von Pompadour befand ſich in verzweifelter Lage. Graf Saint-Germain, mit den Beweiſen ihrer Untreue ausgerüſtet, hatte der größten Feindin ſeines Ordens einen langen Waffenſtillſtand abgetrotzt. Kurz vor ihrem Tode[**]) genehmigte Ludwig XV. durch ein Decret vom 9. März 1764 die vom Parlamente ausgeſprochene Aufhebung des Ordens. Auch Spanien,

---

[*] Vergl. „Unpartheiiſche Nachrichten vom Leben und Tode des Pater Gabriel Malagrida", o. O. 1784 8.

[**] Geſt. am 14. April 1764 im Schloſſe zu Verſailles.

Neapel und Parma folgten nun dem Beiſpiele Frankreichs und verbannten die Geſellſchaft Jeſu nach Rom. Doch auch hier wankte der Boden unter ihren Füßen. Clemens XIV. (Ganganelli) mußte endlich dem Drängen Frankreichs und Spaniens nachgeben und durch ein Breve vom 21. Juli 1773 die Aufhebung des Ordens ausſprechen.

Dieſe Bulle, die mit den Worten: „Dominus ac redemtor noster“ beginnt, ſagt u. A.:

„Kaum war der Orden der Jeſuiten entſtanden, da zeigte ſich der Samen der Zwietracht und des Neides nicht nur unter ſeinen Gliedern ſelbſt, ſondern auch mit andern Orden u. ſ. w., ja ſelbſt mit den Monarchen, die ſie in ihren Staaten aufgenommen hatten. Mit Schmerz bemerkten wir, daß alle lange Zeit hindurch angewandten Mittel, jenen Uebeln vorzubeugen, erfolglos geblieben ſind, und daß unſere Vorfahren, Urban VIII., Clemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII., und Benedict XIV., fruchtlos an der Beſſerung des Ordens gearbeitet haben. Nach Anwendung ſo vieler vergeblicher Mittel müſſen wir, dem Schutze des heiligen Geiſtes vertrauend, unſerer Sendung genügen und mit Rückſicht, daß man vom Orden Jeſu die reichen Früchte und Vortheile nicht erwarten kann, derenwegen er errichtet und mit ſo vielen Privilegien begabt worden iſt, und da auch keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſo lange dieſer Orden beſteht, die katholiſche Kirche eines wahren und dauernden Friedens genießt, heben wir, genöthigt durch dieſe wichtigen Gründe, nach reiflicher Ueberlegung, nach unſerer Unfehlbarkeit und unbeſchränkten apoſtoliſchen Machtvollkommenheit, die beſagte Geſellſchaft auf, entkleiden ſie aller und jeder Aemter, jedes Dienſtes, jeder Verwaltung, nehmen ihr ihre Häuſer, Schulen, Collegien, Hoſpitien, Güter, an welchem Orte, in welcher Provinz und in welchem Reiche ſie gelegen ſeien; wir entziehen ihr alle Statuten, Gebräuche, Decrete, Gewohnheiten, Verordnungen, ſie mögen durch Eidesleiſtungen, durch apoſtoliſche Genehmigung oder auf andere Weiſe ihr geworden ſein; wir erklären als auf ewig aufgehoben und erloſchen jedwede Gewalt des Generals, der Provinzialen, Viſitatoren und aller andern Obern der beſagten Geſellſchaft, ſowohl in geiſtlicher, als in weltlicher Beziehung" u. ſ. w. Die Bulle ſchloß mit den Worten: „Die gegenwärtige Verordnung ſoll von nun auf immer in Kraft und beſtändiger Wirkſamkeit bleiben."

Ricci, mit ſeinen Aſſiſtenten nach der Engelsburg abgeführt, ſtarb dort am 24. November 1775.*) Aber ſchon vierzehn Monate früher, am 22. Sept. 1774, war der Unterdrücker des Ordens, der vierzehnte Clemens, an heimlich beigebrachtem Gifte geſtorben. Der Papſt hatte dies vorausgeſehen, denn beim Unterzeichnen der Bulle hörte man ihn ausrufen:

— Da ſchreibe ich mir mein Todesurtheil!

In Oeſterreich decretirte Maria Thereſia, gedrängt vom Miniſter Kaunitz, die Aufhebung des Ordens am 14. September 1773.

Schon drei Jahre früher hatte Kaiſer Joſeph an den Herzog von Choiſeul geſchrieben: „Ich kenne dieſe Jeſuiten ſo gut wie irgend Einer, weiß alle ihre Entwürfe und Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap

---

*) Vergl. L. A. Caraccioli's „Vie de Laurent Ricci, dernier général de la compagnie de Jésus", Lahaye 1776. 12. (Deutſch u. d. T.: „Leben des Abt Lorenz Ricci", o. O. 1776. 8.)

Finisterre bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren. In Deutſchland ſind ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation und in Paraguay ſind ſie Könige."

Und bald nach der Aufhebung des Ordens ſchrieb er an den Miniſter Aranda: „Clemens XIV. hat ſich durch die Aufhebung der Jeſuiten einen dauernden Ruhm erworben. Das Synedrum dieſer Loyoliten hatte blos den Ruhm des Ordens, die Ausbreitung ſeiner Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ſeiner Pläne gemacht. Ihre Toleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend des dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Principien haben die beiden Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und ſind Urſache der ſchändlichen Aufhebung des Edicts von Nantes geweſen. — — — Bevor die Jeſuiten in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen und zum Gegenſtande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. — — — Wenn ich irgend eines Haſſes fähig wäre, ſo würde ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fénélon verfolgt und die Bulle in coena domini hervorgerufen hat.“

Nur Friedrich der Große, eingedenk des Verſprechens, das er dem Vater Amélie's gegeben hatte, verweigerte als proteſtantiſcher Fürſt die Anerkennung jener Bulle und erklärte dem Papſte, die Jeſuiten von der allgemeinen Duldung, die er mit ſeinem Königswort allen ſeinen Unterthanen verbürgt habe, nicht auszuſchließen:

> „weil er im Breslauer Frieden in Anſehung der Religion für Schleſien den status quo garantirt und in allen Rückſichten nie beſſere Prieſter als die Jeſuiten gefunden habe“.

Ganz Europa war darüber hoch erſtaunt; nur Saint-Germain und Kergalec kannten den wahren Grund dieſes für alle Welt unerklärlichen Beſchluſſes. Die große Maſſe, uneingeweiht in jenes finſtere Geheimniß, nährte den Verdacht, der König von Preußen habe die Söhne Loyola's nur darum in ſeinen Schutz genommen, um ſeinem Lande die großen Reichthümer ihres Ordens zu erhalten. Andere wieder erklärten, er beſchütze die Jeſuiten blos zum Trotze der Kaiſerin Maria Thereſia und Frankreichs.

Aber ſchon drei Jahre ſpäter änderte Friedrich, einſehend, daß die Jeſuiten ſeines Schutzes unwürdig ſeien, theilweiſe ſeinen Entſchluß. Im Jahre 1776 mußten ſie ihre Ordenskleidung ablegen und ihren alten Namen mit einem neuen vertauſchen. Von da an hießen ſie „Prieſter des königlichen Schulinſtituts“ und ſtanden unter der ſtrengen Controlle einer eigends zu dieſem Zweck niedergeſetzten Schulkommiſſion.

Erſt ſein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., decretirte die gänzliche Aufhebung des Ordens und überwies die eingezogenen Jeſuiten-Güter den Univerſitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder. —

— — — — — — — — — — —

Es iſt hier am Platze, an eine Weiſſagung des dritten Jeſuiten-Generals zu erinnern. Franz von Borgia prophezeihte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns von Neuem erheben.“

Und der letzte Theil dieſer Weiſſagung ging — zum Unglück der ganzen Chriſtenheit — nur allzufrüh in Erfüllung, denn am 7. Auguſt 1814 befahl Pius VII., unſeligen Andenkens, die Wiederherſtellung des Ordens auf dem ganzen Erdkreiſe. Er wurde in den Beſitz ſeiner alten Rechte eingeſetzt und dem Schutze aller Fürſten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe empfohlen und alle geiſtlichen und weltlichen Gewalten wurden ermahnt: „es nicht zu dulden, daß irgend Jemand die Geſellſchaft Jeſu und ihre Mitglieder beunruhige, ſie vielmehr mit Güte und Liebe aufzunehmen". — Der Schluß lautete: „Wer ſich unterfangen ſollte, dem Inhalte dieſer Wiederherſtellungsbulle zuwiderzuhandeln, der wiſſe, daß er ſich den Zorn Gottes des Allmächtigen und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zuziehen werde".

Dies Sieges-Bulletin, verkündet von der alten Jeſuitenkirche in Gegenwart des Papſtes, rief wahnſinnigen Jubel hervor. Das blödſinnige Rom feierte am Tage des heiligen Ignazius von Loyola das Wiederaufleben des Ordens durch glänzende Feſte. Zu Tivoli, wo Papſt Paul III. vor zweihundertvierundſiebenzig Jahren die Statuten der Geſellſchaft beſtätigt hatte, wurde ein Feuerwerk für hunderttauſend Scudi abgebrannt. — An die Spitze des neuen Ordens trat der Pole Thaddäus Borzozowski, der, vom Statthalter Chriſti, vom heiligen Vater, vom unfehlbaren Papſte mit den ausgebreitetſten Vollmachten ausgerüſtet, wie ein Triumphator in ſeine Reſidenz einzog. Und alsbald öffneten ſich in allen Ländern die Schlupfwinkel der Jeſuiten und ſpieen jene ſchwarzkuttigen Ungeheuer aus, die mit verdoppelter Luſt und erneuerter Kraft ihren neuen Kreuzzug begannen gegen die Freiheit des Geiſtes und des Glaubens.

Das Land, das ſich dem Beiſpiele des verdummten Roms zuerſt angeſchloſſen hatte, war Spanien. Durch ein Decret vom 29. Mai 1815 rief Ferdinand VII. die Söhne Loyola's in ſein Reich und an die Stufen ſeines Thrones zurück, und hier war es, wo die „vertriebenen Hunde" ſich als „Adler" von Neuem zum finſtern Gipfel ihrer alten Macht emporſchwangen. Um dem Orden zu ſchmeicheln, wurde der heilige Ignaz zum unſichtbaren General-Capitän des ſpaniſchen Heeres und — damit noch nicht zufrieden — zum Großkreuz des Ordens Karls III. erhoben „in majorem Dei gloriam."

Aber nicht blos in Spanien, auch in Deutſchland fanden ſich Leute, die den Muth beſaßen, die Wiedereinführung der Jeſuiten mit vollen Backen anzupreiſen. Zu dieſen Biedermännern gehörte der abtrünnige Freiheitsapoſtel Friedrich von Gentz. Er ſchrieb:

„Die Vertreibung des Ordens der Jeſuiten iſt ein unſeliger Mißgriff geweſen, erſonnen von treuloſen Rathgebern, aufgefaßt von ſchwachen Köpfen und beſchloſſen zum Theil aus unwürdigen Motiven, zum Theil aus falſcher Politik oder unedler Menſchenfurcht!“ — Völker, baut ein Denkmal dieſem Ehrenmann!

— — — — — — — — — —

Nach Borzozowski's Tode wurde Luigi Forti und nach Forti's Tode der Holländer Jan Rothaan, am 9. Juli 1829, zum General dieſes Ordens erwählt, der, gleich einer Hydra, ſeitdem überall ſein freches Haupt erhebt und wie ein giftgeſchwollener Polyp immer weiter um ſich frißt.

Schaut nach Frankreich, ſchaut nach der Schweiz, betrogene Völker, und rüſtet Euch zu neuem Kampfe gegen einen alten Feind, gegen die lernäiſche Schlange, welche die Stufen der Throne umzüngelt und Zwietrachtsſamen ausſtreut, der mächtig emporſchießt und jede edle Saat der Freiheit des Glaubens und des Geiſtes ſchon im Keime erſtickt!

— — — — — — — — — —

# LIX.

Leſer, die ſich ausſchließlich für das Geheimnißvolle intereſſiren, werden von uns Aufklärung über den Grafen Saint-Germain verlangen. Wir ſind bereit, ſie zu geben.

Das Leben dieſes modernen Proteus, das, trotz der emſigſten Forſchungen, die man darüber in Frankreich, England und Deutſchland angeſtellt hatte, ein wunderbares Gewebe von Wahrheit und Lüge, ein Miſchmaſch von Geſchichte und Märchen geblieben war, iſt jetzt eine entſchleierte Sphynx. Dieſer unter zehn verſchiedenen Namen und in hundert Masken, bald als Franzoſe und bald als Italiener, hier als Spanier und dort als Portugieſe, heute als Deutſcher und morgen als Pole, in Potsdam als Marquis Aymar, in Paris als Graf

Saint-Germain, in London als Marcheſe Teo, in Genua als Graf Soltyk, in Piſa als Herr von Schöning, in Mailand als Sir Welldone, esquire, als Graf Tzarogy in Ansbach, als Duca di Monte-Chriſto in Leipzig, als Chevalier Jéruſac in Moskau auftauchende und bald wieder verſchwindende Wundermann war einer der gewandteſten Miſſionäre des Jeſuiten-Ordens. Auch über ſeiner Abſtammung ſchwebte lange Zeit ein undurchdringliches Dunkel. Der eine Theil hielt ihn für einen unehelichen Sohn König Johanns V. von Portugal und hielt Liſſabon für deſſen Vaterſtadt; der andere Theil wollte wiſſen, daß er der legitime Sohn eines ſavoyiſchen Steuereinnehmers, Namens Giuſeppe Rotondo, geweſen ſei und von ſeiner Vaterſtadt, Sanct Germano den Namen Saint-Germain angenommen habe. Erſt durch die Memoiren der alten, glaubwürdigen Marquiſe von Créquy iſt es jetzt erwieſen, daß dieſer Graf Saint-Germain der Sohn eines jüdiſchen Arztes geweſen ſei und Daniel Wolff geheißen habe. Straßburg wird als deſſen Vaterſtadt und 1704 als deſſen Geburtsjahr angegeben.

Mit ſeiner Unſterblichkeit aber hat es, wie wir aus einer Handſchrift erfahren, die wir auf unſerer vorjährigen Reiſe durch Italien im Jeſuitenkloſter zu Neapel aufgefunden haben, folgende Bewandtniß:

Gleich nach der Entſtehung des Jeſuiten-Ordens trat in Frankreich ein Miſſionär dieſer Geſellſchaft unter dem Namen eines Abbé Joſeph Marie German, der ſpäter den Namen Saint-Germain annahm, als Entdecker des Steins der Weiſen und eines Lebenselixirs auf, das er für Rechnung ſeines Ordens verkaufte, welcher dadurch enorme Summen gewann.

Dies iſt derſelbe Joſeph Marie Germain, von dem der alte Michel Montaigne im zwanzigſten Hauptſtück des erſten Buches ſeiner unübertrefflichen „Essais“ das Märchen erzählt, daß G. bis in ſein einundzwanzigſtes Jahr in Vitry, wo er ihn auf der Durchreiſe geſehen, als Mädchen unter dem Namen Marie bekannt geweſen und durch einen unvorſichtigen Sprung urplötzlich ein Mann geworden ſei, der bei der Firmelung vom Biſchof von Soiſſons den Namen Joſeph erhalten habe; ſeitdem heiße er Joſeph Marie Germain.

Kurz vor dem Tode dieſes Mannes, deſſen Lebensverlängerungs-Tinctur in allen Ländern reißenden Abgang fand, gerieth der Stifter des Jeſuiten-Ordens, der heilige Ignaz, auf den glücklichen Gedanken, dieſen äußerſt gewandten Miſſionär oder, richtiger geſagt, deſſen Namen niemals ausſterben zu laſſen. Bald nach dem Verſchwinden des erſten Jeſuiten dieſes Namens trat ein zweiter, an die Stelle des zweiten ein dritter u. ſ. w. ein, der auf Befehl des Ordensgenerals die Rolle ſeines Vorgängers übernehmen mußte, um den Beweis zu führen, daß jenes Lebens-Elixir, welches mit ſchwerem Golde bezahlt wurde, keine Täuſchung ſei. Auf dieſe Weiſe ſind ſeit 1550 bis 1836 nicht weniger als eilf verſchiedene Mitglieder des Ordens Jeſu unter dem Namen „Graf Saint-Germain" als Miſſionäre dieſer Geſellſchaft aufgetreten. Einer erbte vom Andern ein mit der größten Genauigkeit und umſtändlichſten Ausführlichkeit ſeit 1540 fortgeführtes Tagebuch, das den Nachfolger in Stand ſetzte, alle Ereigniſſe ſeiner Vorgänger ſo genau als die ſeines eigenen Lebens zu kennen, aus welchem Umſtand das wunderbare Gedächtniß und die genaue Bekanntſchaft mit den frühern Zeiten, die ſtaunenerregende Allwiſſenheit der Grafen von Saint-Germain, ſich von ſelbſt erklärt. Der Letzte dieſes

Namens, der zu Anfang des Jahres 1789 zu Eckernförde in den Armen des Landgrafen von Heſſen-Caſſel geſtorben, war einer der gewandteſten und ſchlaueſten Köpfe aller Zeiten, ein Straßburger Jude, der ſich in Potsdam als Marquis Aymar und in Paris als Graf Saint-Germain um das Fortblühen des von Clemens XIV. aufgehobenen Ordens große unſterbliche Verdienſte erworben hatte.“

So weit die Handſchrift, aus der wir dieſe Nachricht geſchöpft.

In Wien ſchenkte uns ein großer Verehrer des Grafen, Herr Franz Gräffer, das in Kupfer geſtochene Portrait des letzten Saint-Germain, geſtochen von N. Thomas im Jahre 1783, alſo ſechs Jahre vor deſſen Tode. Das Bild, eine der größten Seltenheiten, welche wir bis jetzt noch in keinem von allen Kupferſtich-Katalogen, die uns durch die Hände gelaufen ſind, aufgefunden haben, trägt die Unterſchrift:

Le Comte de St. Germain,
Célèbre Alchimiste.

Dann folgen die vier Verſe:

Ainsi que Promethée il déroba le feu,
Par qui le Monde existe et par qui tout respire,
La Nature à sa voix obéit et se meut:
S'il n'est pas Dieu lui-même, un Dieu puissant
l'inspire.

Man ſieht aus dieſem Quatrain, in welch großem Rufe der Graf als Alchemiſt geſtanden, daß ein Dichter ſich nicht geſcheut hat, in dieſem ſchlauen Jeſuiten Gott ſelbſt oder einen von Gott begeiſterten Adepten anzuſtaunen*).

---

*) Von dieſem Manne exiſtiren „Nachrichten des Grafen Saint-Germain, von ihm ſelbſt“, eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, welche 1780 zu Frankfurt, bei Eslinger, erſchienen ſind, die wir jedoch, trotz aller Mühe, nirgends haben auftreiben können. Es hat den Anſchein, als ob dieſer eilfte Graf nicht der Letzte geweſen, ſondern gleich nach ſeinem Tode unter dem Namen eines Grafen Caglioſtro von Neuem auferſtanden ſei als Lebensverlängerer, Goldmacher, Illuminat und Miſſionär der Jeſuiten.

## LX.

Mancher unſerer Leſer iſt vielleicht lüſtern geworden, eine Abſchrift jenes goldzeugenden Receptes zu erhalten, das Frau von Pfuel von ihrem frühern Geliebten, Baron Böttger, geerbt und für fünfzigtauſend Thaler an den Grafen Saint-Germain verkauft haben ſoll. Wir bedauern unendlich, dies unbezahlbare Recept ihnen vorenthalten zu müſſen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es uns ſelbſt nicht bekannt iſt. Statt deſſen wollen wir für Jene, welche noch immer an den Stein der Weiſen glauben, die Bereitungsart deſſelben aus dem Nachlaſſe eines neuern Philoſophen, Wilhelm Traugott Krug, mittheilen.

Der Stein der Weiſen, ſagt er in ſeiner zweiten niverſal-philoſophiſchen Vorleſung, unter dem man ich in der kabbaliſtiſchen oder alchemiſtiſchen Pſeuloſophie ein allgemeines Auflöſungsmittel dachte, welches den Urſtoff aller Dinge enthalten und die Kraft haben ſollte, alle möglichen Wunder hervorzubringen, verdankt ſeine Benennung dem Umſtande, daß das Alterthum gewiſſen Steinen geheime, von den Göttern der Unterwelt verliehene Kräfte zuführt. Allein weder der Verſtand führt uns auf das Vorhandenſein eines ſolchen Mittels, noch die Erfahrung; vielmehr lehrt die Philoſophie, daß die Vorſehung ein ſolches Arcanum den Menſchen aus weiſen Urſachen verſagen müſſe. Dies Arcanum iſt nicht in der phyſiſchen, ſondern blos in der geiſtigen Welt vorhanden. Der geiſtige Stein der Weiſen hat folgende Form und folgende Zeichen:

| | | |
|---|---|---|
| O | L | D |
| A | G | P |
| S | T | M |

O bedeutet ora, d. h. bete.

L bedeutet labora, d. h. arbeite oder rühre Dich, etwas Gutes zu ſchaffen.

D bedeutet da, d. h. gib und theile Deinen Ueberfluß mit Andern.

A bedeutet accipe, d. h. nimm oder verſchmähe nicht, was Vorſehung oder menſchliche Liebe Dir bietet.

G bedeutet gaude, d. h. freue Dich deſſen, was Gott beſcheert.

P bedeutet patere, d. h. trage mit Geduld, was nicht zu ändern.

S bedeutet spera, d. h. hoffe, wenn's Dir auch übel geht.

T bedeutet tace, d. h. ſchweige oder rede nicht zur Unzeit.

M bedeutet memento mori, d. h. denke an den Tod.

Da habt Ihr den Lapis philosophorum! Das Recept iſt probat und — billig!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# ICONOGRAPHIA MARIANA

oder

## Versuch

einer

## Literatur der wunderthätigen Marienbilder,

geordnet

nach alphabetiſcher Reihenfolge der Orte,
in welchen ſie verehrt werden.

---

Mit geschichtlichen Anmerkungen

von

**Eduard Maria Oettinger.**

LEIPZIG
Gustav Remmelmann
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

**General Joſeph v. Radowitz,**
Verfasser der „Ikonographie der Heiligen,"

empfange diesen Versuch

als einen

*schwachen Tribut aufrichtiger Verehrung*

des

Herausgebers.

Seit Kurzem beschäftigt sich der Unterzeichnete mit geschichtlichen Nachforschungen über den Marien-Cultus. Dies führte ihn u. A. auch auf die Verehrung der wunderthätigen Madonnenbilder, deren es in der ganzen Welt mehr als zwölfhundert giebt. Dies brachte ihn auf die Idee, eine Bibliographie derselben zusammenzustellen. Seine Arbeit wird den Bücherfreunden als eine literarische Curiosität nicht ganz unwillkommen sein. Die darin aufgezählten Bücher sind durchweg so selten, dass man Hunderte von Catalogen durchwühlen muss, bevor sich die eine oder andere dieser bibliographischen Seltenheiten auffinden lässt. Das Werkchen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verdient aber schon darum einige Nachsicht, weil bis jetzt noch gar keine Vorarbeit dieser Art vorhanden war.

Leipzig, im December 1851.

**E. M. Oettinger.**

# Iconographia Mariana.

## I. Marien-Literatur im Allgemeinen.

1. Jodocus a **Dudinck**, Synopsis Bibliothecae Marianae, hoc est: Recensio authorum qui de B. Maria Virgine scripserunt, Coloniae 1643. 8.
2. — — Mundus Marianus, h. e. specificatio omnium mundi locorum, in quibus Virgo miraculose colitur, Coloniae 1644. 8.*).
3. Ippolito **Marracci**, Bibliotheca Mariana, alphabetico ordine digesta et in duas partes divisa; qua auctores, qui de Maria Deiparente Virgine scripsere, cum recensione Operum, continentur, Romae, typis Francisci Caballi, 1648. 2 Bände 8.**).

---

*) Trotz der Autorität des belgischen Bibliographen Valère André, der diese beiden Werke in seiner „Bibliotheca Belgica“ citirt, bezweifeln doch Viele die Existenz dieser Bücher.

**) Der Verfasser hat sein Werk, das ziemlich selten ist, der Mutter Gottes gewidmet. Seine Dedication beginnt mit den Worten:

Mariae Deiparae,
Castae Eruditionis Fonti,
Bonarum Literarum Praesidi,
Ingenuarum Artium Antistitae,
Verae Sapientiae Parenti.

Die beiden Bände (der erste Band hat 848, der zweite 898 Seiten) enthalten ein bio-bibliographisches, alphabetisch geordnetes Verzeichniss derjenigen Schriftsteller, die das Leben der Jungfrau Maria oder einzelne Attribute derselben beschrieben haben. Die Zahl der Schriftsteller, die er darin aufführt, beläuft sich auf fast 3000 und die ihrer Werke — theils gedruckt, theils Manu-

4. Ippolito **Marracci**, Polyanthea Mariana, Coloniae 1683, fol, Romae 1694. *fol.*, ibid. 1727. 4.*).

## II. Marien-Cultus im Allgemeinen.

5. Simone **Sisto**, Theatrum cultus Mariae Virginis, Neapoli, per Haeredes Tarquinii Longi, 1624. 4.

6. Georg **Colvener**, Kalendarium S. S. V. Mariae novissimum ex variis Syrorum, Aethiopum, Graecorum, Latinorum menologiis, breviariis, martyrologiis et historicis concinnatum, Duaci, typis Belleri, 1638. 3 Bde. 8.

7. Théophile **Raynaud**, Nomenclator Marianus e titulis selectioribus, quibus B. Virgo a Sanctis Patribus honestatur, contextus, cum Observationibus et Glossario, Lugduni, typis Boyssart, 1639. 12.

8. Scipione **Paolucci**, Hortus Marianus s. Praxes variae colendi Beatissimam Virginem, Neapoli, typis Francisci Savii, 1642. 12.

9. Honoré **Micquet**, Nomenclator Marianus s. de nominibus S. Virginis ex Scriptura et Patribus, Rotomagi 1664. 8.

10. Bernhard van **Sanden**, De cultu B. V. Mariae et alio-

---

script — auf das Doppelte; und dennoch ist sein Werk selbst für die damalige Zeit keineswegen vollständig, namentlich was die Iconologie der heiligen Jungfrau betrifft. Ueberdies sind die meisten Titel sehr ungenau, da sie nicht in der Ursprache, sondern blos in lateinischer Uebersetzung citirt werden, ein Fehler, durch den diese sonst sehr schätzenswerthe Arbeit viel an bibliographischer Bedeutsamkeit verliert.

*) Dieses Werk ist als eine Fortsetzung des vorhergehenden zu betrachten, denn es enthält u. A. einen „Appendix ad Bibliothecam Marianam“, welcher mehr als 1000 Autoren enthält, die im ersten Werke theils ausgelassen, theils auch erst nach dem Erscheinen desselben gedruckt worden sind.

rum Sanctorum eorumque Imaginibus, Regiomontani, 1680. 4.

11. **Theophilander**, Nachricht von dem Mariendienst und Wallfahrten zu Marienbildern und Maria-Milch, o. O. 1723. 4.

12. Giovanni Crisostomo **Trombelli**, Mariae Sanctissimae vita ac gesta cultusque illi adhibitus, Bononiae 1761. 4 vol. 4.

13. A . . . **Egron**, Le culte de la Sainte Vierge dans toute la Catholicité, principalement en France, depuis l'établissement du Christianisme jusqu'à nos jours; études religieuses, historiques, artistiques, Paris 1842. 8.

14. Michael **Rohrmayer**, Marianisches Wallfahrtsbuch, Regensburg, Manz, 1844. 8.

---

15. Jean **Du Rozier**, Regum Palladium s. de felicitate principum, qui Sacratissimae Virginis Mariae imaginem, cum in pace, tum in bello, venerationis erga supra se gestarunt, Bononiae 1644. 12.

## III. Heiligenbilder im Allgemeinen.

16. Nicolaus **Sanders**, Traité des Images, Louvain 1567. 8.

17. Joannes **Molanus**, De Picturis et Imaginibus sacris liber I, Lovanii 1570. 4.

18. Gabriello **Paleotti**, De Imaginibus sacris et profanis, Ingolstadii 1594. 4.

19. Louis Geraud de **Cordemoy**, Traité des Images des Saints, prouvé par l'Écriture et par la tradition, Paris 1715. 12.

20. **Philadelphus Lybicus**, Dissertatio de sacris Imaginibus, Venetiis 1750. 8.

21. Ignaz Heinrich Carl v. **Wessenberg**, Die christlichen Bilder; ein Beförderungsmittel des christlichen Sinns, Constanz, 1828. 2 Bde. 8., ebendaselbst. 1842. 2 Bde. 8.

22. (Joseph v. **Radowitz**) Ikonographie der Heiligen; ein Beitrag zur Kunstgeschichte, Berlin, Dümmler, 1834. 8.

23. Abbé **Didron**, Manuel d'Iconographie chrétienne grecque et latine, et le Guide de la peinture sacrée par Pierre **Durand**, Paris 1845. 8.

## IV. Marienbilder im Allgemeinen.

24. Ferreolus **Locrius**, Maria Augusta in VII libros distributa s. historia, enarratio ac descriptio locorum, imaginum, templorum etc. Divae Virgini dicatorum, Atrebati 1608. 4.

25. Friedrich **Forner**, Palma triumphalis miraculorum ecclesiae Catholicae et imprimis gloriosissimae Dei Genitricis Virginis Mariae, quibus ut nunc temporis, tam in aede Lauretana, Oettingensi, Eremitana, Sichemiensi, Aspricollensi, Dettelbacensi, quam in Weyernensi ditionis ac territorii imperialis ecclesiae Bambergensis, ita passim per totum orbem Christianum, in Italia, Hispania, Gallia, Germania, Polonia utraque India et in orbe novo luculentissime inclarescit libris V explicata, Ingolstadii, typis Guilielmi Ederi, 1621. 4.*).

26. Felice **Astolphi**, Storia universale degli Immagini miraculosi della gloriosissima Madre di Dio, Venezia 1623. 8.

27. (Andreas **Brunner**) Fasti Mariani, cum illustrium

---

*) Dieses Werk ist vom Verfasser dem Kaiser Ferdinand II. zugeeignet.

Divorum Imaginibus et Elogiis etc. Monachii, apud Cornelium Leysserum, 1630. 16., Antwerpiae, apud Joannem Cnobbarum, 1639. 16.*).

28. Wilhelm **Gumppenberg**, Idea Atlantis Mariani s. de Imaginibus miraculosis B. V. Mariae, Tridentini 1655. 12.

29. — — Atlas Marianus, s. de Imaginibus Deiparae per orbem christianum miraculosis IV libris comprehensus etc. lateinisch und deutsch, Monachii 1657. 2 Bde. 12., ibid. 1659. 8., Dilingae 1691. 2 Bde. 12., herausgegeben von Augustin **Sartorius**, Pragae 1717. 8., Ins Deutsche übersetzt von **Wartenberg**, München 1673. 4 Bde. 8.**).

30. — — Atlas Marianus, quo B. V. Mariae Imaginum miraculosorum origines XII centuriis explicantur, Monachii 1672. 2 Bde. fol.***).

31. N . . . N . . . **Marchetti**, Dei prodigi avvenuti in molti sacri Immagini, specialmente di Maria Santissima, Madre di Dio, Roma 1787. 8.

32. Jacques Augustin Simon **Collin de Plancy**, Dictionnaire critique des Reliques et des Images miraculeuses, précédé d'un Essai historique sur le culte des reliques et des images, les guerres des Iconoclastes etc. Paris, Guien et Comp. 1821—22. 3 vol. 8.

---

*) Die erste Ausgabe ist mit Bildern geschmückt; bei der zweiten fehlen sie.

**) Der Verfasser widmete sein Werk dem Muttergottes-Bilde zu Loretto.

***) Dies Werk, eine vervollständigte Ausarbeitung der beiden vorhergehenden, beschreibt zwölfhundert Marienbilder. Der erste Band enthält den Text, der zweite die Abbildungen der berühmtesten dieser Gnadenbilder. — Von diesem Buche ist erst in den letzten Jahren eine mit Anmerkungen versehene italienische Uebersetzung unter dem Titel „Atlante Mariano“ erschienen, wenn ich nicht irre, in Turin.

## V. Marienbilder in einzelnen Ländern.

### Aragonien.

33. Juan Francisco **Andres de Ustarroz**, Cronologia de las Imagines aparacidas de Nuestra Señora en el reyno de Aragon, Çaragoza 1643. 4.

### Böhmen.

34. Melchior **Gutwirth**, Tempe Bohemiae s. famosiores et verae effigies Deiparae Virginis, quae in regno Bohemiae miraculis clarent, Pragae 1665. 12.

35. Georg **Kastel**, Hortulus Mariae s. devotiones variae de Beatissima Virgine cum 36 praecipuis provinciae Bohemiae miraculosis Imaginibus, Pragae 1686. 12.*)

### Brabant.

36. Augustin **Wichmans**, Brabantia Mariana, tribus libris partita, Antverpiae, apud Joannem Cnobbaert, 1632. 4., Neapoli 1634. 4.

### Brandenburg.

37. C... F... **Kloeden**, Zur Geschichte der Marien-Verehrung, besonders im letzten Jahrhundert vor der Reformation, in der Mark Brandenburg, Berlin, C. G. Lüderitz, 1840. 8.

### Deutschland.

38. Der Marianische Wallfahrer durch Deutschland oder Abbildung und Beschreibung der berühmtesten Gnadenbilder Mariä in Deutschland, Augsburg o. J. 12.**).

---

*) Ist in deutscher Sprache geschrieben; nur der Titel ist lateinisch.

**) Mit Kupfern.

## Italien.

39. Giovanni Battista de **Albertis**, De apparitione Sanctissimae Virginis Misericordiae Saonae et de ejus miraculosis Imaginibus in Italia libri IV, Genuae, apud Joannum Calenzanum, 1632. 4.

## Polen.

40. Johannes **Drewes**, Methodus peregrinationis menstruae Marianae ad Imagines Deiparae per Poloniam et Lituaniam miraculis celebres, Vilnae 1684. 12.

## Sicilien.

41. Ottavio **Cajetano**, Ragguagli de'ritratti della SS. Vergine piu celebri, che si riveriscono in varie chiese nell' Isola di Sicilia, Palermo, Colicchia, 1664. 4.
(Vergleiche Messina und Venedig).

## Ungarn.

42. Fontes gratiarum Marianarum s. historica relatio de Imaginibus miraculosis per Ungariam, Claudiopoli 1739. 8.

## VI. Marienbilder in Klöstern.

43. Johann Bonus **Hayd**, Mariale Augustinianum s. brevis descriptio plusquam sexaginta Imaginum B. V. Mariae, quae in nostra religione ut Thaumaturgae venerantur, Monachii 1707. 4.*).

---

*) Beschreibung von mehr als sechzig Marienbildern, die blos in Augustinerkirchen und Klöstern dieses Ordens anzutreffen sind.

## VII. Marienbilder in einzelnen Städten und Orten.

### 1. Albendorf

in der schlesischen Grafschaft Glatz.

44. Marianischer Ehren- und Gnadenthron zu Albendorf, Jauer 1695. 4.

45. Erneuerter Marianischer Ehren- und Gnadenthron, Breslau 1731. 4.

46. Lebhafte Vorstellung des Lebens, Leidens und Sterbens unsers Herrn und Seligmachers Jesu Christi, mit dem Thale Josaphat, wodurch der Bach Çedron fliesst, item die Erscheinung auf dem Berge Thabor, Horeb und Sinai durch 74 Stationen ganz lebhaft mit anmuthigen Betrachtungen vorgestellet bey dem wunderthätigen Gnadenbilde U. L. Frauen zu Albendorf auf dem Berge Sion in der Grafschaft Glatz, Breslau 1788. 8.

### 2. Alsenberghe

in Belgien.

47. H . . . L . . . V . . . Lathem, Historie der miraculeuse Kerke van Onse Lieve Vrouw van Alsenberghe, Brussel 1643. 12.

48. Histoire de Notre-Dame d'Alsemberghe, Mons 1769. 12.

### 3. Altenoettingen*)

in Baiern.

49. Martin Eisengrein, Libellum de Sacello Divae Virginis Oettingae veteris et miraculis, reliquiis et peregrina-

---

*) Die uralte Kapelle, ehemals ein heidnischer Tempel, ward im Jahre 696 vom heiligen Ruprecht zur christlichen Kirche eingeweiht. Im Jahre 907 wurde der ganze Ort, bis auf die Muttergottes-Capelle, durch die Ungarn zerstört, bald aber wieder aufgebaut.

tionibus, item de Ecclesia collegiata SS. Apostolorum Philippi et Jacobi, Ingolstadii 1571. 12. ibid. 1601. 12.

50. Balthasar **Schreück**, Hundert herrliche Mirackel zu Altenötting, so von 1604 bis 1613 geschehen, Ingolstadt 1613. 12.

51. Jacob **Irsing**, Historia Divae Virginis Oettinganae pars I, Monachi 1643. 8. (von ihm selbst ins Deutsche übersetzt, München 1661. 8.).

52. Gabriel **Küpferle**, Zweiter Theil der Historie Unserer Lieben Frau von Altenötting, München 1661. 8. ibid. 1664. 8. Burghausen 1740. 8.

53. Steffano **Pepe**, Istoria e meraviglie della B. V. d'Etinga in Baviera, Monaco 1664. 12.

54. Simon **Buchfelner**, Geschichte der Verehrung der Jungfrau und Gottesmutter zu Altenötting, Altenötting 1826. 8.

55. C . . . und F . . . **M** * * *, Das Gnadenbild der wunderthätigen heiligen Jungfrau Maria zu Altötting, München 1846. 8.

## 4. Ardesio

in der Lombardei.

56. **Calvi** (Donato), Delle grandezze della Madonna delle Grazie d'Ardesio, libri tre, Milano, Bolzani, 1731. 8.

## 5. Ardilliers

in Frankreich.

57. Histoire de l'origine de l'image de Notre-Dame de la fontaine des Ardilliers, près de Saumur en Anjou, Saumur 1845. 8.

58. Notice sur Notre-Dame des Ardilliers de Saumur, Saumur 1844. 8.

59. N . . . M . . . **Duvivier**, Réponse à une Notice sur

Notre-Dame des Ardilliers de Saumur, Saumur **1845**. 16.

## 6. Arlebeck

in Holland.

60. Joannes **Bueckelius**, Historia et miracula Beatae Virginis in Arlebeck prope Helmondam, Sylvaeducis, apud Schefferum, **1614**. 8.

## 7. Baeza

in der spanischen Provinz Jaën.

61. Juan Francisco de **Villava**, Discurso de la antiguedad y invencion de la sagrada Imagen de Nuestra Señora de la Peña, que se garda en el convento de los Frailes Minimos de la ciudad de Baeza, Baeza (um **1620**). 8.

## 8. Bellefontaine

in Belgien.

62. Erycius **Puteanus*)**, Historia Divae Virginis Bellefontanae in Sequanis, Antwerpiae, ex officina Balthasaris Moreti, **1631**. 8.

## 9. Berdyczow

im Kreise Shitomir in der russischen Provinz Volhynien.

63. Ozdoba y Obrona Ukraińskich kraiow Przecudowna w Berdyczowskim Obrazie Marya Watikanskiemi Koronami od Benedykta XIV. Papieza etc. Berdyczowie, **1765**. fol.

## 10. Biala

in der polnischen Woiwodschaft Podlachien.

64. Majestas super omnes coronas dignissima coronis in Augustissima coelorum terrarumque Imperatrix Glo-

---

*) Der wahre Name des Autors ist Henri Dupuy.

riosissima Deipara Virgo Maria in sua Bialynicensi Imagine adorata, Wilnae **1761**. fol.

## 11. Biella
### in Piemont.

65. (Bassiano **Gatti**), Relatione dell'antichissima divotione della Madre di Dio del Monte Oroppa di Biella, Torino, Tarino, **1621**. 8.

66. Storia della Madonna d'Oroppa ne' Monti della città di Biella nel Piemonte, Torino **1659**. 8.

## 12. Bochnia
### im Königreich Galizien.

67. Tomasz **Rościszewski**, Puklerz złoty na obronę Obrazow Katholickich wyastawiony. Przy tym łza krwawa Obrazu Bocheńskiego N. Panny, Krakowie, Chrzysztofa Schedla, **1639**. 4.

68. Stanisław **Bertutowicz**, Łzy krwawey Obrazu Bocheńskiego N. Panny Maryey, Krakowie, **1664**. 4.

## 13. Bologna
### im Kirchenstaate.

69. Belisario **Morganti**, Historia de Beatissima Maria Christi Matre, Lucae picta, ex imagine miracula proferente, una cum miraculorum catalogo, Luccae, apud Vincentium Busdraghium, **1591**. 4.

70. Roberto **Titi**, In sacram Deiparae Virginis Imaginem, quae in Monte Guardia Bononiae adjacente asservatur Poema, Bononiae, apud Victorium Binatium, **1601**. 12.

71. Tommaso **Ferrari**, Historia della sacra Immagine della B. Vergine Maria in Monte Guardia, Bologna, Giovanni Battista Bellagamba **1610**. 4. vermehrt, Bologna, Bartolommeo Cocchi, **1614**. 4.

72. Rodolfo **Campeggio**, De Imagine B. V. a S. Luca depicta Carmen, Venetiis, apud Ubertum Fabrum, 1622. 12.

73. Ippolito Maria **Tagliapietra**, Miracoli e Grazie della B. Vergine del Rosario, Bologna, Ferroni, 1640. 8.

74. Istoria della Imagine della B. V. di San Luca, Bologna, Dalla Volpe, 1770. 8.

75. Prospetto istorico dell' Imagine di M. V. dipinta dall' Evangelista S. Luca, Bologna, Colomba, 1812. 8.

## 14. Bork
### in Polen.

76. Raymund **Kojecki**, Obraz N. Panny Maryi w Bork nad Tyczynem kazaniem ogloszony, Krakowie 1701. 4.

## 15. Boulogne-sur-Mer*)
### in Frankreich.

77. N . . . N . . . **Alphonse**, Histoire de l'ancienne image de Notre-Dame de Boulogne, Boulogne-sur-Mer 1634. 12. ibid. 1654. 12.

78. Antoine **Le Roy**, Histoire abrégée de Notre-Dame de Boulogne-sur-Mer, dressée sur plusieurs chartes, histoires, chroniques, titres, registres et mémoriaux de la chambre des comptes de Paris et de Lille en Flandres, Boulogne 1681. 8. Boulogne 1704. 12. augmentée de notes etc. Boulogne, Loisel 1827. 8. ibid. 1840. 8.

---

*) Im Jahre 1478 schenkte Ludwig XI. diesem Bilde die Grafschaft Boulogne, die er den Erben des Grafen von Saint-Pol abgenommen hatte. Die Schenkungsacte lautet: „Transport de Louis XI à la Sainte Vierge, Marie de Boulogne, du droit et du titre du fief et hommage, du comté de Boulogne, dont relève le comte de Saint-Pol, pour être rendu devant l'image de la dite Dame, par ses successeurs."

## 16. Brescia
### in der Lombardei.

79. Cesare **Gusaghi**, Corona B. V. Gratiarum Brixiae, cum fundatione templi et primis miraculis ejusdem, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben mit Anmerkungen von Romano **Ugolini**, Brixiae, typis Presagni, 1604. 12.*).

80. Alberto **Draga**, Relatio historica processionis factae cum Imagine B. Mariae Virginis Carmelitarum Brixiae, Brixiae, Presagni, 1605. 12.

## 17. Brügge
### in Belgien.

81. Philippe François **Taisne**, Onse Lieve Vrouw van d'abdye van Nieuw Jerusalem, genaemt Spermaillie, tot Brugghe, Brugghe 1666. 12.

82. Onse Lieve Vrouw van den Thuyn, Brugghe s. a. (1677). 12.

83. Kort verhael van het Marien-beeldt tot Brugghe, Brugghe 1753. 8.

## 18. Brünn
### in Mähren.

84. Johann **Liebig**, Parthenia gloria augustissimae coelorum reginae Thaumaturgae Brunensis ad S. Thomam, a S. Luca, ut pie creditur, depictae, Oppaviae 1732. 4.**).

## 19. Bruxelles
### in Belgien.

85. Beschryvinge van het beeldt van Onse Lieve Vrouwe ten Vogelensangh, Brussel 1752. 12.

---

*) Ist in italienischer Sprache geschrieben.

**) Nicht blos Bologna, auch Brünn behauptet, dass sein Muttergottesbild ein Werk des Apostels Lucas sei.

86. Historie van Onse Lieve Vrouw van Bystant van Brussel, Brussel 1764. 12.

## 20. Cambrai
### in Frankreich.

87. Robert **Hauport**, De Miraculis Virginis Deiparae Tungrensis, Camberonensis et Cervejensis, Montibus, apud Carolum Michaelem, 1602. 4.

88. Walrand **Caoult**, Miraculorum ad invocationem Beatissimae Virginis Mariae apud Tungros, Camberones et Servios libri III, Duaci, typis Caroli Boccardi, 1606. 4.

89. N . . . N . . . de **Brouck**, Cambrai délivrée du siége par les faveurs de la très-sainte Vierge de Grâce et par les armes de S. A. I. l'archiduc Léopold-Guillaume, le 3 juillet 1649, Cambray 1650. 4.

90. Antoine **Le Waitte**, Historia Camberonensis, acc. Divae Lumbisiolanae sive a Ceraso, juxta Camberonem, historia, Parisiis 1672. 4.

91. N . . . N . . . **Failly**, Essai archéologique sur l'image miraculeuse de Notre-Dame de Grâce de la cathédrale de Cambray, Cambray 1845. 12.

## 21. Copacabana
### in Peru.

92. Alonso **Ramos Gavilan**, Historia de la Imagen de Nuestra Señora de Copacabana y de la Cruz de Carabuco, Lima, Hieronimo de Contreras, 1621. 4.

93. Fernando de **Valverde**, Santuario de Nuestra Señora de Copocabana en el Pirú, Lima, Luiz de Lyra, 1641. 4.

94. **Andreas de San Nicolao**, Historia de Nuestra Señora de Copocavana, Madrid 1665. 8.

95. **Agostinho de Santa Maria**, Compendio das indul-

gencias de Nossa Senhora de Capocavana, Lisboa 1714. 12.

## 22. Caravaggio
in der Lombardei.

96. Paolo **Morigia**, Storia ed origine della Fontana della Madonna di Caravaggio, Bergamo 1648. 12.

97. Donato **Calvi**, Della grandezza della Madonna di Caravaggio libri tre, Brescia, Vignadotti 1670. 8. Milano, Agnelli, 1716. 12. Treviglio, Messaggi, 1830. 12.

98. Compendio dell' origine, continuazione e miracoli del Santuario, detto della Fontana di N. S. di Caravaggio, Milano, Bianchi, 1773. 12.

## 23. Casentino
in Toscana.

99. Antonio **Paoli**, Istoria e miracoli della B. V. de Saxe in Casentino, Firenze 1625. 12.

## 24. Chelm
in der polnischen Woiwodschaft Lublin.

100. Jakob **Susza**, Phoenix Redivivus, Zamościu 1648. 4.

101. — — Phoenix iterato Redivivus albo, Obraz starożytny Chełmski, Matki Bożey przez cudowne oney przy nim dziela, Lwowie, Michała Słoski, 1653. 4.

102. — — Phoenix tertiato Redivivus s. Imago longe vetustissima Virginis Matris Chelmensis gloria gratiarum et miraculorum illustrata, Zamoscii, typis M. Stanislai Niewiewski, 1686. 4.

103. Augustissima coelorum terrarumque regina Virgo D. Gr. Maria in effigie sua Chelmensi etc. Wilnae o. I. 4.

## 25. Coimbra

in Portugal.

104. Antonio **Leite**, Historia da aparicaõ e milagres da Virgem da Lapa, Coimbra 1630. 8.

## 26. Cordova

in Spanien.

105. Fernando de **Molina**, Historia de la milagrosa Imagen de la Fuensanta de la Ciudad de Cordoba, Cordoba o. I. 8.

106. Chrystophero **Granados de los Rios**, Historia de Nuestra Señora de los Remedios de la Fuensanta, Toledo 1636. 8.

107. Francisco de **Granados**, Historia de la Virgen de Fuensanta, Madrid 1646. 8.

## 27. Cortenbosch

in Holland.

108. Robert **Lambert**, Diva Virgo de Cortenbosch et ejus miracula, Leodii 1656. 12.

## 28. Crea

in Piemont.

109. Paolo **Andreozzi**, Compendioso ristretto dell' origine detta B. Vergine di Crea in Monferrato, Asti, Giangrandi, 1683. 8.

## 29. Częstochow*)

in der polnischen Woiwodschaft Kalisch.

110. **Historia** pulchra et stupendis miraculis referta Imaginis Mariae, quo et unde in Clarum Montem Czę-

---

*) Czenstochau liegt an der Kreuzung der Strassen von Posen nach Krakau, am Klarenberg, auf welchem ein gut befestigtes Paulinerkloster steht. In diesem Kloster befindet sich ein schwarzes Marienbild, das, der Sage nach, sich ursprünglich in Constantinopel, im Besitze der heiligen Helena, der Mutter des Kaisers Constantin befunden und dort Wunder aller Art verrichtet

stochowie et Olsztyn advenerit, Grachoviae, per Florianum Unglerium, 1523. 8.

111. Historya Obrazu P. Maryi Częstochowskiey, Krakowie, Marcina Horteryna, 1617. 8.

112. Andrzei **Zymicyusz**, Skarbnica Kosciola Jasney Gory Częstochowskiego: w Ktorey się zamyka Historia o cudownym Obrazie Panny Maryey etc. Krakowie, Franziska Cezarego, 1618. 4.

113. Stanislaw **Zakrzewski**, Droga Częstochowska, albo Kazania Podrozne o N. Panny Maryey etc. Poznaniu, Jana Rossowskiego, 1623. 4.

114. Abraham **Bzovius**, Monile Gemmeum Divae Virginis

---

haben soll. Nach der Tradition soll dies Marienbild von Constantinopel nach Aachen gekommen sein. Dort soll ein slawischer Herzog, der unter Carl dem Grossen gedient, das Gnadenbild gesehen und, auf sein Bitten, dasselbe vom Kaiser als Geschenk erhalten haben. Von Aachen wanderte die schwarze Marie nach Belitz in Galizien. Dort blieb es bis zum Jahre 13[illegible]. Dann wurde es vom Fürsten Wladislaw Ozolsky (dem Her[illegible]ge von Oppeln) nach Schlesien gebracht, um es vor den hereinbrechenden Tartaren zu schützen. Der Verfasser der „Völkerschau auf Reisen" erzählt: „Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Klarenberge bei Czenstochow angelangt waren, hielten sie plötzlich still und liessen sich, trotz aller Antreibungen, nicht weiter von der Stelle bringen. Da besann sich Wladislaw noch auf einen Traum, der ihm in der letztvergangenen Nacht die ganze Geschichte geweissagt, und so beschloss er, hier eine Kirche zu bauen, die das Wunderbild aufbewahren und dem Dienste der schwarzbraunen Jungfrau geweiht sein sollte. Für dieses Bild liess Wladislaw, der Gemahl der frommen Hedwig, eine besondere Kapelle errichten. Und dort thront es noch heute und vergiebt die Sünden weit und breit, indem sie die liebste Ablassertheilerin der Polen gew[illegible]

Dies Bild ist indes[illegible] das einzige, auf dem die Ju[illegible] Maria mit schwarzem [illegible] abgebildet ist. Auch die [illegible]lle zu Alten-Oetting, die [illegible]nster Kirche zu Würzburg, das Kloster Emaus bei Prag, [illegible] Peterskirche zu Löwen, das Muttergotteshaus zu Loretto [illegible] die Kreuzherren-Kirche zu Puy in Velay haben schwarze M[illegible]n (die Russen nennen sie Mojeninska Matka Boshia d. i. die [illegible]rische Mutter Gottes) aufzuweisen. Auch in Wilna wird ein[illegible]warze Marie (Panna Marya Ostrobramska, nach dem Thore [illegible]nt, an dem sie sich befindet) verehrt. In einer Kirche zu Orlea[illegible] hängt eine schwarze Madonna neben einer weissen. Auch im Wallfahrtsorte Marieck in Baiern sind zwei lebensgrosse hölzerne Marienbilder, das Eine weiss, das Andere schwarz, einander gegenüberstehend, anzutreffen.

Dei parenti Sacrum duodenas virtutes Sacrosanctae Deiparae totidem laudationibus explicans et viginti quatuor miracula insignia apud Iconem ejusdem magnae Matris a D. Luca depictam et apud Polonorum Clarum Montem religione cultam, patratra referens atque repetens, Venetiis, apud Ambr. et Barth. Dei fratres, 1624. 4.

115. Szymon **Starovolski**, Diva Claramontana, s. oratio de laudibus B. Mariae Virginis, cujus Imaginem D. Lucae penicillo depictam, apud Czenstochoviam in Claro Monte Poloni circumque vicinae gentes pie religioseque venerantur, Cracoviae, in officina Christ. Schedelii, **1640**. fol.

116. Andrzei **Goldonowski**, Diva Claramontana s. Imaginis ejus origo, translatio, miracula accuratissime conscripta, Cracoviae, in officina Andr. Petricovii, **1642**. 8. (Ins Polnische übersetzt, Krakowie **1642**. 8. Ins Italienische üsersetzt von Wilhelm **Gumpperberg**, Roma **1671**. 4.)

117. Augustin **Kordecki**, Nova Gigantomachia contra Sacram Imaginem Deiparae Virginis a Sancto Luca depictam et in Monte Claro Czestochoviensi apud Religiosos Patres Ordinis S. Pauli Primi Eremitae, in celeberrimo regni Poloniae coenobio collocatam per Suecos et alios haereticos excitata, Cracoviae, in officina Viduae et Haeredum Franc. Caesarii, **1651**. 4. ibid. **1655**. fol. ibid. **1657**. fol. typis Clari montis Czestochoviensis, **1694**. 4. ibid. **1711**. 4.

118. Ambrosius **Nieszporkowitz**, Analecta mensae Reginalis s. Historia Imaginis odigitriae Divae Virginis Claramontanae Mariae, a Divo Luca Evangelista in Cupressina domus Nazareae mensa depictae, origine

magnae, miraculis gratiis admirabilis et amabilis ex vetustis Graecis et Latinis tum ex recentioribus authoribus collecta, Cracoviae, ex officina Schedeliana, 1691. 4.*). Ins Polnische übersetzt u. d. T. Odrobiny z Stolie Krolewskiego abo Historya o cudownym Obrazie N. Panny Maryey Częstochowskiey etc. Krakowie, Franciszka Cezarego, 1683. 4. herausgegeben von Pawł **Dolinski**, Częstochowie 1720. 4. ibid. 1733. 4. ibid. 1757. 4. ibid. 1759. 4. Ins Deutsche übertragen u. d. T. Gnad- und wundervolle Brodsamen etc. durch Xaverius **Rotter**, Breslau, bey Frantz Kreutzner, 1750. 4.

119. Stanisław Baltazar **Matecki**, Szczęśliwy powrot Nieba y ziemi Monarchini Maryey w cudownym obrazie od Łukasza S. lowanym, u Graekow z starodawna Odigitria nazwanym etc. Krakowie, Franciska Cezarego, 1691. 4.

120. Cyprian **Papecki**, Oracya Kaznodzieyska z cudzey głowy Konceptû na przywitanie N. Maryi w Cudownym Częstochowskim Obrazie na Jasney Gorze, Krakowie, Franciska Cezarego, 1717. fol.

121. Relatio de solennissimo et triumphali actu coronationis Archithaumaturgae Imaginis B. Mariae Virginis Deiparae in Claro monte Częstochowiensi in regno Poloniarum die 8 Septembris A. D. 1717 feliciter peracta et absoluta, o. O. u. J. (Czenstochow 1717.) 4. Brunsbergae 1730. 4.

122. Remigius **Scisłowski**, Homagium augustissimae et

---

*) Der Verfasser hat sein Werk dem Könige Johann III. Sobieski gewidmet.

invictissimae coeli et terrae imperatrici Poloniarum reginae clementissimae in Claro Monte Czestochoviensi miraculis clarissimae, ipso inaugurationis solenni die etc. humiliter praestitum, typis Clari Montis, 1717. fol.

123. Xaverius **Rotter**, Refugium Peccatorum s. devotus Afflictorum recursus ad Thaumaturgam Czenstochoviensem Matrem, ibidem jam ab annis trecentis sexaginta septem Gratiis ac Miraculis clarissimam, Wratislaviae, typis Academiae S. J., 1740. 8.

124. Jacob Paul **Radlinski**, Imago Thaumaturga B. V. Mariae s. Historia Imaginis B. V. Mariae in Claro Monte Czestochoviensi, Cracoviae, typis Mich. Dyaszewski, 1756. 4.

125. Anastasius **Kiedzynski**, Mensa Nazarea abunde specialibus indesinentium miraculorum et gratiarum dapibus illiciisque referta et liberaliter cujuscunque conditionis hominibus aperta s. Historia Imaginis Divae Claramontanae a Sancto Luca Evangelista depictae, Typis Claramontanis 1763. 4.

126. Geschichte des Abbildes vom Gnadenbilde zu Czenstochau etc. Wien, Mechitaristen-Druckerei, 1831. 8.

127. Michael **Balinsky**, Pielgrzymka do Jasney Gory w Częstochowie, Warszwa, Sennewald, 1847. 8.

## 30. Czerwiensk
### in Polen.

128. Lukasz **Papricki**. Opisanie cudów N. Panny Maryi w Czerwiensku, s. l. 1650. 12.

## 31. Dendermonde
### in Belgien.

129. Onse Lieve Vrouwe van Lebbeke by Dendermonde;

den oorsprong, voortgangh en wondere geschiedenisse etc. Dendermonde **1741**. 18.*).

## 32. Dettelbach
### im baierschen Unter-Main-Kreise.

130. Eucharius **Sangrius**, Historia celeberrimae et innumeris condecorata miraculis Divae Dettelbacensis Imaginis in Franconia Germaniae inferiori, Wirceburgi, typis Georgii Fleischmann, **1607**. **4**.

131. Die grosse heilige Wallfahrt des **Frankenlandes** zur schmerzhaften Mutter Gottes bei Stadt Dettelbach Kitzingen (und Nürnberg) **1840**. 8.
Vergleiche Forner (Nummer 25.)

## 33. Dijon
### in Frankreich.

132. (N . . . N . . . **Gaudrillet**) Histoire de Notre-Dame de Bon Espoir dont l'image miraculeuse, qui est dans l'église de Notre-Dame, est en grande vénération dans la ville de Dijon, Dijon, Augé **1733**. 8. réimprimée s. c. t. Histoire de l'image miraculeuse de Notre-Dame de Bon Espoir, de son culte et de la confrérie établie en son honneur dans l'église paroissiale de Notre-Dame de Dijon, Dijon, Noellat, **1823**. 12.

## 34. Duben
### in Mähren.

133. Joseph **Gihl**, Pulchra ut luna, electa ut sol, immaculata Virgo Dubensis, Olomucii **1742**. **4**.

## 35. Duffel
### in Belgien.

134. Jan Norbert **Mattens**, Wonderheden van Onse Lieve Vrouwe van Duffel, Antwerpen **1717**. 8.

---

*) Dies ist die dritte Auflage. Die beiden früheren sind mir nicht bekannt.

## 36. Douai
in Frankreich.

135. Pierre **Bouille**, Histoire de la découverte et merveilles de l'image Notre-Dame de Foy etc. Douai 1620. 12.

## 37. Eisenstadt
in Ungarn.

136. Persianisch - Marianisches Gnaden - Brünnl oder Beschreibung der Wunderthaten der Mutter Gottes auf dem Calvari - Berg zu Eisenstadt, Wiener Neustadt 1732. 8.

## 38. Ellwangen
in Würtemberg.

137. Kurze Geschichte der berühmten und sehr schönen Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen; von einem Verehrer der allerheiligsten Jungfrau, Schwäbisch - Hall, Haspel, 1850. 16.

## 39. Faenza
im Kirchenstaate.

138. Giulio **Castellani**, De miraculis a Diva Maria Faventiae profectis, Bononiae, typis Alexandri Benatii, 1569. 8.

139. Giovanni Maria **Capalla**, Narratio miraculorum Imaginis Beatissimae Virginis Mariae de Igne, Bononiae, 1596. 4.

## 40. Florenz
in Toscana.

140. Cosmo **Favilla**, Historia et Miracula Sacratissimae Imaginis B. V. Annunciatae de Florentia, Florentiae . . .*).

---

*) Die Existenz dieses von Ippolito Marracci erwähnten Buches scheint mir zweifelhaft, da ich es ausserdem nirgends citirt finde.

141. Giovanni Angelo **Lottini**, Miracula B. V. Annunciatae de Florentia, Florentiae, apud Cecconcellium, 1619. 4.

142. Giovanni Battista **Casotti**, Memorie istoriche dell' Immagine di Maria Vergine dell' Impruneta, Firenze, Domenico Manni, 1714. 4.

## 41. Folgoet
### in Frankreich.

143. Cyrille **Le Pennec**, Le devot Pèlerinage de Notre-Dame de Folgoet, o. O. 1635. 12.

144. Daniel Louis **Miorcec de Kerdanet**, Le Pèlerinage de Notre-Dame de Folgoet, Rennes 1828. 16.

## 42. Forli
### im Kirchenstaat.

145. Guiliano **Bezzi**, Ignis triumphans s. relatio translationis miraculosae Imaginis B. V. de Igne, civitatis Foroliviensis protectricis, liber I, Forolivii, typis Joannis Cimatti, 1637. 4.

## 43. Foya
### in Belgien.

146. Jacob **Susius**, Oorsprong en de mirakelen van Onse Lieve Vrouw van Foya, Loewen 1624. 12.

147. August **Grever**, Kurz verfasster Ursprung und fernere Geschichte des Marianischen Bildnisses von Foya in Niederlanden, Znaim 1700. 8.

## 44. Frascati
### im Kirchenstaat.

148. Pietro **Casini**, Memorie del prodigioso movimento degli occhi della sacra Immagine di Maria Addolorata nella cattedrale di Frascati, Roma, Contadini, 1817. 8.

## 45. Fünfkirchen
### in Ungarn.

149. Johann Georg **Sigg**. Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem wunderbarlichen Ursprung und der Verehrung des Marianischen Gnadenbildes unter dem Titel „Trösterin der Betrübten“ in Wien und in Fünfkirchen, Fünfkirchen 1777. 8.

## 46. Garaison
### in Frankreich.

150. Pierre **Geoffrey**. Les Merveilles de Notre-Dame de Garaison, o. O. 1667. 12.

151. Étienne **Molinier**. Le Lys du Val de Garaison ou l'histoire de Notre-Dame de Garaison, diocèse d'Auch, Auch 1700. 12. *).

152. N . . . N . . . **Suberville**. Histoire de la chapelle de Garaison, contenant une instruction à la Sainte-Vierge, Toulouse 1836. 18.

## 47. Giczin
### in Böhmen.

153. Joseph **Lauritsch**. Primum saeculum Divae Ruthenicae s. Relatio historica de origine, cultu et beneficiis vetustissimae Ruthenicae imaginis Mariae matris divinae, quae Giczinii Boemorum altero jam saeculo peculiari hyperdulia colitur, Reginae Hradecii 1741. 4. (Ins Böhmische übersetzt. Königgratz. 1743. 4.)

## 48. Gidel
### in Polen.

154. Jerzy **Trebnic**. Historya o cudownym Obrazie Panny

---

*) Fehlt in Quérard's „France littéraire“.

Mary w Gidlach, Krakowie, Macieia Andrzeiowczyka, 1636. 4.

155. **Tomasz z Pilzna.** Historia Obrazu cudownego Panny Maryey Gidzielskiey, Krakowie, Waler. Piątkowskiego, 1645. 4.

## 50. Glatz
### in preussisch Schlesien.

156. Johannes **Miller**, Beatissimae Virginis Glacensis Historia d. i. Kurtze Beschreibung von dem uralten wunderthätigen Mariabild, welches zu Glatz auf dem hohen Altare in der Pfarrkirchen der Societät Jesu von viel hundert Jahren her zu öffentlicher Verehrung vorgestellet und schon im Jahre 1364 von Ernesto I, Bischof zu Prag, wunderthätig erkläret, Glatz, Andreas Pega, 1690. 4.

157. David **Hain**, Palladium Glacense s. Rhythmus germanicus de Thaumaturga Glacensi, Glacii 1717. 4.

## 51. Gostyn
### in preussisch Polen.

158. Prospekt wesoly z gory Gostynskiey albo zebranie cudow przy Obrazie N. Panny przed Gostyniem, Poznaniu, 1726. 4.

## 52. Groeningen
### in Holland.

159. Déclaration de l'origine, antiquité et dignité de l'Image miraculeuse de Notre-Dame de l'Abbaye de Groeninghe, à laquelle sont joints ses miracles, Lille 1737. 12.

## 53. Guadeloupe
### in Westindien.

160. Gabriel de **Talavera**, Historia de Nuestra Señora de Guadelupe, Toledo, 1597. 4.

161. Diego de **Montalbo**. Venida de la soberana Virgen de Guadelupe a España, su dichosa invencion y de los milagrosos favores que a hecho a sus devotos. Lisboa 1631. 4.

162. Michael **Sanchez**. Imagen de la Virgen Maria Madre de Dios de Guadelupe milagrosamente aparecida en la ciudad de Mexico, Mexico 1648. 4.

## 54. Halle
### in Belgien.

163. Justus **Lipsius**. Diva Virgo Hallensis, beneficia ejus et miracula fide atque ordine descripta, Antwerpae 1604. 8., ibid. 1616. 4. (Ins Französische übersetzt u. d. T. Histoire de Notre-Dame de Halle, Bruxelles 1714. 12. ins Holländische übertragen u. d. T. Historie van Onse Lieve Vrouw van Halle, Brussel 1657. 8. Halle 1714. 8.*).

164. (Georg Michael **Lingelsheim**). Dissertatio de idolo Hallensi Justi Lipsii mangonio et phaleris ornata, Heidelbergae 1605. 4.

165. Anastase **Cochelet**. Palaestra honoris Divae Virginis Hallensis, pro Justo Lipsio, adversus dissertationem

---

*) Justus Lipsius hatte auf dem Sterbebette seiner Frau, Anna Calstria, befohlen, seinen Pelzrock dem Altare der heiligen Jungfrau in der Peterskirche zu Löwen und seine silberne Feder dem Bilde der Jungfrau in Halle zu widmen, die ihn von einer üblen Krankheit befreit haben soll.

mentiti Idoli Hallensis Anonymi cujusdam haeretici, Antwerpiae 1607. 8.

## 55. Hertogenbosch
### in Holland.

166. Alphabetum sodalitatis B. V. clientibus xenium, Sylvaeducis 1616. 12.

167. Otto **Zylius**, Historia miraculorum B. Mariae Sylvaeducensis, jam ad D. Gaugerici Bruxellam translatae, Antverpiae 1632. 4.

168. Thomas **Bernaerts**. Miraeckelen van Onse Lieve Vrouw van's Hertogen-bosch, Brussel 1665. 8.

169. Jean Jacques **Courvoisier**. Le sacré bocage de de Notre-Dame de Bois-le-Duc, Bruxelles 1665. 4.

## 56. Hulst
### in Belgien.

170. Legier **Cardon**, Van de devotie in de capelle van Onse Lieve Vrouwe ter Eecken by Hulst, Ghendt, J. van den Kerchove, 1624. 8.

## 57. Illescas
### in Spanien.

171. Antonio **Navarro**, Historia y Milagros de la Nuestra Señora de la Caridad de Illescas, Madrid 1603. 4.

## 58. Innsbruck
### in Tyrol.

172. Geschichte des Gnadenbildes in der Sanct-Jacobs-Pfarrkirche zu Innsbruck etc. Innsbruck, Wagner, 1850. 12.*).

---

*) Dieses Gnadenbild, bekannt unter dem Namen „Maria Hilf", ist ein auf Holz gemaltes Originalbild des ältern Lucas Cranach

## 59. Jaen

### in Spanien

173. Antonio **Bezerra**. De la descencion de la Virgen Santissima Nuestra Señora y de la visita, qui hiço a la iglesia de S. Ilefonso de la ciudad de Jaen en el año MCCCCXXX y de la milagrosa Imagen de la Capilla, Jaen 1639. 8

## 60. Jaroslaw

### in österreichisch Galizien.

174. Jan **Kwiatkiewicz**. Morze łask y pociech Bolesna Matka Boża Marya, albo cuda y łaski rożne przy Obrazie polnym Jarosławskim N. Panny w Kosciele OO. Soc. Jezu złożonym doznane y pilnie zebrane, Lwowie 1744. 8.

## 61. Kevelaer*)

### in Belgien.

175. Opkomste ende voortganck der Kevelaersche Devotie, Kevelaer (Geldre) s. d. (1696.) 12.

176. Historie van Onse Lieve Vrouw van Kevelaer, Gelder 1792. 12.

177. P... H... **Krikelberg**. Die Wallfahrt nach Kevelaer etc. geschichtlich dargestellt. Koeln 1843. 8.

---

Früher war es in der churfürstlich sächsischen Gemälde-Gallerie aufgestellt und wurde vom Churfürsten Johann Georg von Sachsen dem Erzherzoge Leopold V. von Oesterreich, der ihn in Dresden besuchte, zum Geschenke gemacht. Der Sohn desselben, Erzherzog Ferdinand Karl, schenkte es der St. Jacobs-Kirche.

*) Das Muttergottesbild zu Kevelaer ist seit 1642 eines der berühmtesten Gnadenbilder.

## 62. Koeln

### in Rheinpreussen.

178. F . . . H . . . **Schneidt**, Beschreibung des Marianischen Gnadenbildleins in der Kirche zu den Oliven zu Coeln, Coeln **1735**. **12**.

179. **Fulgentius a Sancta Maria**. Historie des wunderthätigen Muttergottesbildes unter dem Titel „Die Königin des Friedens“ zu Coelln, bey den Carmeliterinnen in der Schnurgasse, Coeln **1759**. **8**.

## 63. Krakau

### in österreichisch Galizien.

180. Jacek **Duracz**. Historya o cudownym Obrazie Panny Maryi ktory jest u Karmelitow w Krakowie na Piasku etc. Krakowie, Szymon Kempinski, **1610**. **4**.

181. Nicolaus **Grodziński**. Diva Virgo Cracoviensis Carmemelitana in Arenis h. Violeto, toto regno Poloniarum miraculis celeberrima, Cracoviae, ex offic. Schedeliana, **1669**. fol. (Ins Polnische übersetzt, Krakowie, K. Schedla, **1673**. fol.).

182. Nicolaus **Czeski**, Violetum Arenense post desolationem revirescens, Cracoviae, typis Schedelianis, **1679**. Fol.

183. Marcellus **Dziewulski**. Owoc na Piasku Zdarzony N. Maryi Panny Kazanie, Krakowie, Franc. Cezarego. **1718**. fol.

## 64. Laeken

### in Belgien.

184. Historie van Onse Lieve Vrouwe van Laken, Brussel **1694**. **12**.

185. Oorsprong van de Kercke van Laken, opgerecht ter eeren van Onse Lieve Vrouw, Brussel s. d. (1695.) 8.

## 65. Landshut.

186. Kurze Darstellung des Hauses Loreto von Nazareth, wie auch des Ursprungs des Klosters und der heiligen Kapelle zu Maria di Loreto nächst Landshut Landshut, Thomann, 1824. 8.

## 66. Laon

### in Frankreich.

187. Les Miracles de Nostre-Dame de Liesse et comme elle fut trouvée et nommée, Paris 1555. 12.

188. Histoire comment l'image de Notre-Dame de Liesse fut nommée, Paris 1557. 8.

189. René **Cerisiers**, L'image de Notre-Dame de Liesse ou son Histoire authentique, Paris 1602. 12. Rheims 1622. 12. ibid. 1632. 12.

190. Walrand **Caoult**. Historia vera terque admiranda B. V. Mariae Exhilaratricis sive Nostrae Dominae Gaudiorum vulgo Nostre Dame de Liesse dicta, apud Picardos, Duaci 1604. 12.

191. Miracula quae ad invocationem B. V. Mariae in Hannoniam ac Dominam Gaudiorum in Picardia, vulgo Notre Dame de Liesse dictam, effulsere ab anno 1081 ad annum 1605, Duaci 1606. 12.

192. Claude **Le Brun**. Histoire de la belle image de Liesse, dans le diocèse de Laon, Paris et Lyon, Rigaud. 1615. 12.

193. Simon **Calvaria**, Histoire de Notre-Dame de Liesse, Paris 1555. 8., Paris et Troyes 1602. 12, Rheims 1645. 12.

194. (G . . . de **Machault**) Histoire et miracles de Notre-Dame de Liesse, Paris, Février **1617**. **12**. ibid. **1629**. **12**.

195. Claude **Duen** et Claude de **Bene**. Histoire de Notre-Dame de Liesse, Paris **1617**. **8**.

196. Angelin **Gazée**. Historia Imaginis Beatissimae virginis Laetitiae seu Exhilaratricis in Gallia, Coloniae, apud Henricum Krafft, **1631**. **12**.

197. Artus **Du Moutier**. La Piété Françoise envers la très-sainte Vierge Marie Notre-Dame de Liesse, Paris, Robert Feugé, **1637**. **8**.

198. (Jean de **Saint-Pérès**) Le vray Tresor de l'histoire sur le transport miraculeux de l'image de Notre-Dame de Liesse, composé par quatre Pelerins, Paris, Antoine Estienne, **1647**. **4**. *)).

199. Histoire miraculeuse de Notre-Dame de Liesse, avec l'instruction pour les Pelerins, Paris **1648**. **12**. ibid. **1651**. **12**. ibid. **1661**. **12**. ibid. **1678**. **12**. ibid. **1692**. **12**.

200. Etienne Nicolas **Villette**. Histoire de l'image miraculeuse de Notre-Dame à Laon, Laon, A. Renesson, **1708**. **8**. ibid. **1728**. **8**. ibid. Charles Courtois, **1743**. **8**. ibid. **1769**. **8**. Reims, Brigot, **1817**. **16**. Laon, Courtois, **1818**. **16**.

## 67. Lille

### in Frankreich.

201. Jean **Vincart**. Beatissima Virgo cancellata in insigni ecclesia collegiata D. Petri Insulae (Flandrorum)

---

*) Der Verfasser beschreibt in herzlich matten Versen die Reise dieses Bildes im Jahre 1134 von Egypten nach Laon. Dieses ausserordentlich seltene Buch ist der Prinzessin von Condé zugeeignet.

cultu et miraculis celebris, Insulae Flandrorum, apud Petrum de Rache, 1636. fol. (Ins Französische übersetzt u. d. T. Histoire de Notre-Dame de la Treille, auguste et miraculeuse, dans l'église collégiale de Saint-Pierre, patroue de la ville de Lille etc. Tournai 1671. 8. Lille 1761. 8.)

202 Histoire de Notre-Dame de Saint-André à Lille, s. l. et s. d. (Lille 1661.) 12.

## 68. Linde
### in Preussen.

203. Linda Mariana s. de Beata Virgine Lindensi libri V. Coloniae Ubiorum, apud Joan. Ant. Kinchium, 1659. 8.

204. Gründlicher Bericht von Catholischer Verehrung unserer lieben Frauen und Gottes Gebährerin Maria. Zu derselben Ehre an dem h. Ort Linde genannt, grösserer Vermehrung aller Lutherischen, aber sonderlich denen, so dem h. Ort Linde benachbahret sind, zu heylsamen Unterricht, Braunsberg, bey Heinr. Schultz, 1667. 12.

205. Ludwig Reinhold v. **Werner**, De scriptis historiam Lindae Marianae in Borussia famigeratissimae illustrantibus, Custrinae 1756. 4.

## 69. Lissabon
### in Portugal.

206. Antonio de San **Carlos**, Dois Sermoẽs de Nossa Senhora do Valle, Lisboa 1692. 4. ibid. 1695. 4.

207. — — Sermaõ de Nossa Senhora do Desterro. Lisboa 1693. 4.

208. Agostinho da **Costa**, Sermaõ de Nossa Senhora do Monte, Lisboa 1690. 4.

209. Agostinho **Velloso**. Sermaõ de Nossa Senhora da Encarnaçaõ, Lisboa 1691. 4.

210. **Agostinho de Santa Maria**. Sermaõ de Nossa Senhora da Quietaçaõ, Lisboa 1714. 4.

211. **Francisco de Santo Thomas**. Epitome de Nossa Senhora do Valle, Lisboa 1714. 24.

212. Bartholomeu Lourenço de **Gusmam**. Sermaõ de Nossa Senhora do Desterro, Lisboa 1718. 4.

213. Manoel de **Brito Alaon**. Antiguedade da Sagrada Imagem de Nossa Senhora de Nazareth, grandezas de seu sitio, casa e jurisdizaon real, sita junto a villa da Paderneira, Lisboa 1628. 4. ibid. 1637. 4.

## 70. Loewen

### in Belgien.

214. Bernhard **Heimbach**, Diva Lovaniensis aedis S. Petri, Lovanii 1665. 4.

## 71. Lonigo

### in der Lombardei.

215. Girolamo **Della Riva**, Historia dell' Immagine della Madonna di Lonigo, posta nella chiesa altre volte nominata di S. Pietro Lamentese, Verona, Merlo, (senza anno) 4.

## 72. Lorca

### in Spanien.

216. Alonso de **Vargas**, Relacion votiva o donario de la antiguedad de la Imagen de Nuestra Señora de las Huertas, que el Rey Don Alonso el Sabio colocó en la iglesia de Lorca, Granada, Francisco Heilan, 1625. 4.

## 73. Loretto

### im Kirchenstaate.

217. Raffaele **Riera.** Historia Sacrosanctae Domus B. Virginis Lauretanae, Maceratae 1575. 4.

218. Francisco de **Padilla.** Historia de la Santa Casa de Nuestra Señora de Loreto, Madrid 1588. 8.

219. Horazio **Torsellino.** Lauretanae Domus B. Virginis Historia libri V, Romae, Aloysius Zannettus, 1597. 4. Moguntiae 1598. 4., Venetiis, Poletti 1715. 8., ibid. 1727. 4. (Ins Italienische übersetzt, Venezia, Imberti, 1629. 8.)

220. Juan de **Rozas.** Historia Lauretana de las translaciones, milagros, sucesos de la Santa Casa de Nuestra Señora de Loreto, Madrid, Pedro Madrigal, [illegible]. 4.

*221. Giulio Cesare **Galeotti.** Historia translationis sanctae Domus B. Virginis Lauretanae, Maceratae, typis Martellini, 1610. 4.

222. Anselmus Baptista **Hortensis.** De Miraculis B. Virginis Lauretanae liber I. Salmanticae, apud Antonium Ramirez, 1621. 4.

223. Angelita **Scaramuccia.** De Sacrosancta Domo B. V. Lauretanae Repraesentatio sacra, Romae 1631. 8.*).

224. Scipione **Serraglio.** Relazione istorica della Santa Casa della B. V. Maria di Loreto, divisa in libri tre, Macerata, Salvioni, 1633. 12.**).

225. Honoré **Bouche.** La Sainte Vierge de Laurette ou Histoire des divers transports de la maison de la Glorieuse Vierge Marie, qui estait en Nazareth, et la description des miracles et des choses merveil-

---

*) Ist ein in italienischer Sprache geschriebenes Gedicht.

**) Gewidmet dem Cardinal Borghese.

lennes, qui se trouvent en cette sainte Maison, Paris, chez Claude le Beau, 1646. 8.

226. Antonio **Salt**. Santuario Lauretano de la Virgen Nuestra Señora, Loreto 1647. 8.

227. Baldassarre **Bartoli**. Le Glorie del Santuario di Loreto, con i Tesori celesti e venerati di Terra Santa libri due, Macerata, Panelli e Silvestri, 1690. 4.

228. Pietro Valerio **Martorelli**. Teatro istorico della Santa Casa Nazarena della B. Vergine Maria, Roma, Rossi 1732. 3 Bde. 8.

229. Notizie della Santa Casa di Loretto, Ancona 1755. 8.

230. Joseph Ferdinand Maria **Koller**. Das Marianische Gnaden- und Wunderhaus Mariae zu Loretto, München 1755. 12.

231. Monaldo **Leopardi**. La Santa Casa di Loreto; discussioni istoriche e critiche, Lugano, Veladini, 1841. 8.

232. A . . . B . . . **Caillau**, Histoire critique et religieuse de Notre-Dame de Lorette, Paris 1843. 8.

## 74. Lublin

### in Polen.

233. Anton **Bieykowski**. Kazanie podczas Koronacyi Obrazu N. Panny Maryi u WW. OO. Dominikanow miane r. 1751 d. 6. Lipca. Lublinie (1751.) fol.

234. N . . . N . . . **Krowinski**. Kazanie na dzień Koronacyi N. Maryi Panny, Lublinie 1770. 8.

235. Woyciech **Strykowski**. Kazanie w Oktawę przeniesienia Obrazu cudownego N. Panny Maryi z Kaplicy Cmentarzowey do Kościoła, Lwowie o. J. 4.

## 75. Lucca

### in Italien.

236. Cesare **Franciotti**. Istoria dell' immagine miracolosa

della gloriosissima Vergine Marja de Miracoli, Venezia 1606. 12.

## 76. Luxembourg

in Luxembourg.

237. Miracles de Notre-Dame de Consolation de Luxembourg, Trèves 1640. 8. Luxembourg 1769. 8.

## 77. Luz

in Portugal.

238. Roque de **Soveral**, Historia do milagroso aparecimento de Nossa Senhora da Luz, Lisboa 1610. 4.

## 78. Lwow (Lemberg)

in österreichisch Galizien.

239. Relacya Koronacyi cudownego Obrazu Naysw. Maryi Panny na Gorze Rożancowey WW. OO. Dominikanow Prow. Ruskiey, Lwowie, S. Troycy, 1727. 4.

240. Relatio coronationis Thaumaturgae Imaginis Deiparae Virginis Mariae in ecclesia sacratissima Corporis Christi et SS. Petri et Pauli Apostolorum, Rev. Patri Antonio Bremond, generali magistro totius ordinis Praedicatorum a conventu generali Leopoliensi oblata, Leopolii 1752. 4.

241. Hieronymus **Waxmanski**, Kazanie na Koronacya Obrazu N. Maryi Panny w Lwowie, Lwowie 1752. 4.

242. S... **Ducha**, Kazanie między Oktawą uroczystey Koronacyi N. Panny Maryi, Lwowie, Ant. Piller, 1778. 4.

## 79. Madrid

in Spanien.

243. Alonso **Ramon**, Historia y milagros de la Imagen

de Nuestra Señora de los Remedios de **Madrid**, Madrid, Alonso Martini, **1617**. 8.

244. Fernando de **Torquemada**, Aparicion de Nuestra Señora de los Remedios, Granada **1654**. **4**.

245. Francisco de **Alfaro**, Historia de la Imagen de la Madre de Dios de los Remedios del convento de Madrid, sus milagros, y un Panegyrico à la santa Imagen, Napoles **1669**. 8.

246. Antonio **Ares**, Del ilustre origen y grandes excelencias de la misteriosa Imagen de Nuestra Señora de la Soledad de Madrid. Madrid, **1630**. 8.

247. Andres **Sanz de Rocamora**, Aparecimiento y milagros de la Virgen del Buen Sucesso que esta en la villa de Madrid, Madrid **1638**. 8.

248. José **Ruiz de Altable**, Historia de la milagrosa Imagen de Nuestra Señora del Buen Sucesso de Madrid, Madrid **1641**. 8.

249. Juan **Hurtado de Mendoza**, Historia de la santissima Imagen de Nuestra Señora de Atocha, Madrid **1604**. 8.

250. Francisco de **Pereda**, La Patrona de Madrid: Nuestra Señora de Atocha. s. de historia hujus sacrae Imaginis, Pinciae **1604**. 4.

251. Juan de **Marieta**, Historia de la santa Imagen de Nuestra Señora de Atocha, con la vida del P. F. Juan Hurtado de Mendoza, Madrid **1605**. 8.

252. Hieronymo de **Quintana**, Historia del origen y antiguedad de la venerabile y milagrosa Imagen de Nuestra Señora de Atocha, Madrid **1637**. fol.

253. Gabriel de **Cepedes**, Historia de la Imagen de Nuestra Señora de Atocha, Madrid 1669. 4.

---

254. Fernando de **Camargo y Salgado**, La Virgen de la Humildad y la Humildad de Nuestra Señora, Madrid 1634. 8.

---

255. Basilio de **Arze**, Historia del Origen de la maravillosa Imagen de la Casa de Nuestra Signora de Sopetran, Madrid, Alonso Martin, 1615. 8.

## 80. Maestricht
in Holland.

256. P... F... J... de **Boeck**, Historie van Onse Lieve Vrouw van Maestricht, Brussel s. a. 8.

257. Beschryvinge van het Marien-beeldt te Maestricht. Brussel s. a. (1753.) 8.

## 81. Mantua
in der Lombardei.

258. Archangelo **Carracia**, De miraculis a Deo patratis per quandam B. V. Imaginem quae servatur Mantuae in monasterio S. Vincentii ordinis Praedicatorum, Brixiae, typis Persignii, 1602. 4.

259. Ippolito **Donesmondi**, Istoria dell' Immagine della B. V. Maria della Grazia di Mantova, Casale, Bernardo Grassi, 1603. 4.

## 82. Marchiennes-au-Pont zu Lüttich
in Belgien.

260. Pierre **Bouille**, Histoire de Notre-Dame de Miséricorde, honorée chez les religieuses Carmelites de Marchiennes-au-Pont, Liège, 1641. 12.

## 83. Maria Buchen

### in Baiern.

261. Georg **Hoefling**, Beschreibung und Geschichte der Wallfahrt und des ehemaligen Klosters Maria Buchen, Lohr 1841. 8.

## 84. Maria Einsiedeln *)

### in der Schweiz.

262. Christophorus **Hartmann**, Annales Heremi Deiparae matris monasterii in Helvetia, herausgegeben von Franz **Guillimann**, Friburgi Brisgoviae, ex typographio Archiducali, 1612. fol.

263. Kurzgefasste Geschichte des uralten Gnadenbildes zu Maria Einsiedeln, Augsburg, Bolling, 1804. 8.

264. Franz Xaver **Bertsche**, Gebet- und Wallfahrtsbuch nach Maria Einsiedeln etc. Bregenz, Brentano, 1809. 8.

265. Joseph **Tschudi**, Einsiedeln'sche Chronik oder Geschichte des Stiftes und der Wallfahrt zu Mariä Einsiedeln, Einsiedeln, Kälin, 1825. 8.

266. Handbüchlein für Wallfahrer nach Einsiedeln, Einsiedeln, Benziger, 1830. 12.

267. Justinus **Landolt**, Ursprung und erste Gestalt des Stiftes und der Wallfahrt zu Maria Einsiedeln, Einsiedeln, Benziger, 1845. 8.

## 85. Maria Kulm

### in Böhmen.

268. Friedrich **Doerffel**, S. Maria Culm d. i. gründliche

---

*) Maria Einsiedeln (Geburtsort des berühmten, arg verketzerten Arztes Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim) besitzt ein Gnadenbild, Maria zu den Einsiedeln, zu dem am 14. September 1817 zur Engelweihe über 30,000 Menschen hingepilgert sind.

Historie des Wunder-Bildnuss und Kirchen Sanct Mariae zu Culm im Königreich Böhaimb, sambt denen Gnaden und Wunderwerken, herausgegeben von Wolfgang Franciscus **Pfüttelschmidt**. Prag ohne Jahresangabe (1678.) 16.*).

269. Martin **Pirchan**, Gloria Magnae Thaumaturgae Culmensis in Bohemia intemeratae semper Virginis Mariae, Pragae 1716. 4.

270. Das Gnadenbild auf Maria Culm; christliche Legende. Regensburg, Reitmayr. 1835. 12.

## 86. Mariaplain
### in Steyermark.

271. Aloys **Deizlberger**, Hinlänglicher Bericht von dem Ursprung und Wachsthum der Wallfahrt zu Mariaplain, sammt einem Auszug der daselbst erfolgten Wunder und Gutthaten, Salzburg 1768. 8.

## 87. Mariaschein
### in Böhmen.

272. Johannes **Miller**, Historia de Beatissima Virgine Scheinensi. Pragae 1710. 4. vermehrt u. d. T. Historia Mariascheinensis d. i. Ausführlicher Bericht von dem uralten und wunderthätigen Vesper-Bild der schmerzhaften Mutter Gottes Maria zu Mariaschein, Brux (Dux) 1709. 4.

## 88. Mariathal
### in Ungarn.

273. Erneuerter Marianischer Gnaden-Brunn etc. durch die Himmelskönigin Mariam in dem sogenannten Maria-Thal ober Pressburg. Pressburg 1704. 8.

---

*) Dies ist die zweite Ausgabe; die erste kenne ich nicht.

## 89. Maria Zell*)

### in Steyermark.

274. N . . . N . . . **Arnold**, Reise nach Maria Zell in Steyermark, Wien, Beck, 1785. 4.

275. Joseph **Adler**, Der Begleiter auf der Wallfahrt nach Maria-Zell, (Gebetbuch) Wien, Wallishauser, 1817. 12.

276. Maria **Sterz**, Grundriss einer Geschichte der Entstehung und Vergrösserung der Kirche und des Ortes Maria Zell, Wien, 1819. 8.

277. (Aloys **Hoffmann**), Der Pilger nach Maria Zell etc. nebst der Geschichte des Gnadenorts, Wien, 1826. 12.

278. Michael **Macher**, Der berühmte Wallfahrtsort Maria Zell in Steyermark, historisch-topographisch dargestellt, Wien, 1832. 8.

---

*) Im Jahre 1157 liess sich hier der erste Priester aus dem Stifte Sanct-Lambrecht nieder, um den Bewohnern dieser Gegend wegen der zu grossen Entfernung vom Pfarrorte Aflenz die Sacramente zu reichen. Der fromme Mann brachte ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde vorstellend, mit und stellte es zur Verehrung auf. Die steinerne Gnadenkapelle wurde erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vom Markgrafen Heinrich Jasomirgott erbaut. — Im Jahre 1270 schenkte König Ludwig I. von Ungarn, aus dem Hause Anjou, der Kirche ein Gemälde der Madonna mit dem Kinde, ein Bild, dessen Grund mit goldenen Lilien übersaet und mit Gold und Edelsteinen geschmückt ist. Im Jahre 1342 wurde Maria-Zell vom Herzog Albrecht dem Weisen zu einem Marktflecken erhoben. Fürsten und Grosse wetteiferten durch Jahrhunderte, diese Kirche mit kostbaren Gaben zu beschenken, und so kam es, dass deren Schatzkammer einen unermesslichen Reichthum umschloss, der jedoch durch drei grosse Feuersbrünste (5. Mai 1598. 27. März 1800 und 1. November 1827) bedeutend verloren hat. — Unter der Regierung Kaiser Josephs II. wurden die Wallfahrten überhaupt und besonders auch nach Maria-Zell eingestellt, im Jahre 1796 aber vom Kaiser Franz wieder erlaubt. 1811 erschien ein kaiserliches Edict, die Orte aufzählend, welchen es gestattet ist, hier in Procession einzuziehen; es sind deren in Oesterreich, (Wien eingeschlossen) 116, in Steyermark 47, in Ungarn 86, in Böhmen 13, in Mähren 12 und in Kärnthen 1.

Noch verdient erwähnt zu werden, dass Ludwig Zacharias Werner, das Beispiel des Justus Lipsius nachahmend, durch Testamentsbestimmung das hiesige Gnadenbild zum Erben seiner goldenen, mit Diamanten besetzten Schreibfeder eingesetzt hat.

279. Grosses Wallfahrtsbuch nach dem Gnadenorte Maria Zell in Steyermark, Wien, 1847. 8.

## 90. Marienthal

### in der Ober-Lausitz (Königreich Sachsen).

280. Joseph Bernhard **Schoenfelder**, Urkundliche Geschichte des königlichen Jungfrauenstifts und Klosters St. Marienthal, Cisterzienser-Ordens in der sächsischen Ober-Lausitz etc. Zittau, Schöps, 1834. 8.[*]

## 91. Marseille

### in Frankreich.

281. Christophe de **Villeneuve**, Promenade à Notre-Dame de la Garde, Marseille, Achard, 1816. 8.[**]

## 92. Mecheln

### in Belgien.

282. Petrus **Siré**, Hanswyck ende het wonderdadigh beeldt van de Moeder Godts Maria, eertyds buyten, nu binnen Mechelen voorgestelt, Dendermonde, 1738. 8.

---

[*] Enthält u. A. auch eine Geschichte des daselbst befindlichen wunderthätigen Marienbildes.

[**] Die Kapelle dieses Schlosses ist mit zahlreichen Geschenken vieler durch Wunder geretteten Schiffer geschmückt. An der Decke sind kleine Schiffe mit ihren Geräthschaften aufgehängt; am Vordertheile dieser Schiffchen, welche durch den Schutz der heiligen Jungfrau von Schiffbruch oder Seeräubern gerettet worden, liest man die Namen der dankbaren Schiffer. — Eine andere Kapelle dieser Art, Notre-Name de la mer, liegt auf der Berghöhe über Martigues. Die zahllosen hier aufgehängten Votivtafeln kündigen die von der Mutter Gottes verrichteten Wunder an. Hier sieht man alle Theile des menschlichen Körpers, von Wachs gebildet, als Denkmale wunderbarer Heilungen durch die Macht ihres Bildes. Aus den hier von Krüppeln und Lahmen zurückgelassenen Krücken könnte man einen Scheiterhaufen anlegen.

## 93. Messina
### in Sicilien.

283. Placido **Sampieri**, Iconologia Messanese ovvero Historia degli Immagini miraculosi della B. V. Maria, patrona de Messanesi, Messina, Jacobus Matthaeus, 1644. fol.

284. Giovanni Battista **Appiani**, Iter Oratorum Messanensium ad Dei Matrem pie consideratum, Messanae, apud Haeredes Petri Breae, 1647. 16.

## 94. Milano (Mailand)
### in der Lombardei.

285. Paolo **Morigia**, Origine della chiesa della Madonna posta vicino a S. Celso di Milano, Milano, Ponzio, 1594. 8.

286. Giuseppe Antonio **Sassi**, Notizie istoriche intorno alla miraculosa Immagine ed insigne Tempio della B. V. presso S. Celso, Milano, Bianchi, 1754. 4. ibid. 1765. 4.

---

287. Breve notizia del culto con cui si venera nella chiesa di S. Maria Beltrade il divoto simulacro della B. V. de sette dolori, Milano, Motta, 1816. 12.

## 95. Mondovi
### in Sardinien.

288. Cherubino **Ferarri**, Historia miraculosae Imaginis B. V. Mariae, quae est in Conventu Vicinovi, Taurini, apud Ludovicum Pizzamilium, 1614. 4.

289. Filippo **Malabaila**, Istoria dell' Immagine di N. D. del Mondovi a Vico, Mondovi, Rossi, 1627. 4.

## 96. Monreale

### in Sicilien.

290. Giovanni Luigi **Lello**, Descrizione del real tempio e monastero di S. Maria Nuova di Monreale, Roma, Zanotti, 1588. 4. vermehrt u. d. T. Istoria della chiesa di Monreale, Roma 1596. 4. Palermo 1702. fol.

## 97. Monserrat

### in Spanien.

291. Libro de la historia y milagros hechos a invocacion de Nuestra Señora de Monserrat, Barcelona 1556. 8.

292. Gonsalvo de **Sojo**, Historia y milagros de Nuestra Señora de Monserrate, Barcelona 1568. 8. ibid. 1587. 8. ibid. 1594. 8.

## 98. Montaigu

### in Belgien.

293. Caesar **Clemens**, Historia de los milagros que en Nuestra Señora de Montagudo cerca de Sichen en el ducado de Brabande Nuestro Señor a sido servido de obrar, Brusselas 1604. 8. Lovanii 1605. 8.

294. Justus **Lipsius**, Diva Sichemiensis s. Aspricollis, nova ejus beneficia et admiranda miracula, Antwerpiae 1605. 8. ibid. 1620. 4.

295. Philippe **Numan**, Miracles de Notre-Dame advenuz au Montaigu, (suivis de deux dialogues sur les Miracles), Bruxelles, Rutger Velpius, 1613. 12.

296. Claudius **Dausqueius**, Divae Mariae Aspricollis scutum duplex et pro Justo Lipsio contra Agricolam Thracum, Duaci, typis Bogardi, 1618. 8.

297. Eryceus **Puteanus**, Diva Virgo Aspricollis, Lovanii, apud Henricum Hastenium, 1622. 4.

298. Andreas **Streithagen**, Julio Mertzen-Haussensis de Diva Virgine Aspricolli libri IV, Coloniae 1622. 12.

299. **Manoel de Coimbra**, Historia dos milagres de Nossa Senhora de Monte Agudo, Lisboa 1694. 4.

## 99. Monte Baldo
### in der Lombardei.

300. **Giovanni Battista da Venezia**, Invito alla Solitudine della Madonna delle Corona in Monte Baldo, Venezia, Francesco Bodio, 1663. 8.

301. Andrea **Vigna**, Istoria della Madonna della Corona in Monte Baldo, Bassano, (senza nome dello Stampatore) 1668. 8. vermehrt u. d. T. Notizia storica della Madonna della Corona in Monte Baldo, nella chiesa del Commenda di Verona, Verona e Malta, nella Stamperia di S. A. S. 1761. 8.

302. Carmen de peregrinatione ad B. Verginem, quae in Monte Baldo colitur, vulgo della Corona, Brixiae 1737. 12.

303. Andrea Saverio **Bridi**, Memorie appurate intorno al Santuario della Madonna della Corona in Monte Baldo, Mantova, per l'Erede di Alberto Pazzoni, 1772. 8.

## 100. Monte Berico
### in der Lombardei.

304. Vittore **Sangiovanni**, Storia di Maria Vergine del Monte Berico, del suo Tempio e d'altro di Vicenza, Vicenza, Mosca, 1765. 4.

305. Giovanni Battista **Berti**, Memoria sul Tempio del Monte Berico di Vicenza, Verona, Testori, s. a. 8.

### 101. Monte Celia
in Spanien.

306. Pedro Gonzalez de **Mendoza**, Historia del Monte Celia de Nuestra Señora de la Salceda, Granada, Juan Muñoz, 1616. fol.

### 102. Monte Summano
in der Lombardei.

307. Eusebio **Giordano**, Monte Summano repurgato, ovvero Saggio de miracoli e grazie della B. Vergine adorata sopre quel monte, Padova, Luciani, 1652. 4.

### 103. Monte Vergine
im Königreich Neapel.

308. Tommaso **Costa**, Historia ecclesiae et devotissimae miraculis clarissimae imaginis S. Mariae Montis Virginis, Neapoli, apud Horatium Salvionum, 1585. 4. Venetiis, typis Burretianis, 1591. 4.

309. Giovanni **Franco**, Miracoli della S. V. Maria d'Adria, Napoli, Tarquinio Longhi, 1606. 4.

310. Girolamo **Comes**, Relatio translationis Sacratissimi Vultus Mariae Virginis Constantinopolitanae, nunc S. Mariae Montis Virginis nuncupatae, a civitate Constantinopolis in regnum Neapolitanum, Neapoli, typis Onuphrii Savii, 1646. 12.*).

311. Michele **Giustiniani**, Dell' origine della Madonna di Costantinopoli ossia d'Istria, e delle di lei pretese traslazioni libri due, Roma 1657. 8.

---

*) Italienisch.

## 104. München

### in Baiern.

312. Prosper **Cherle**, Manuale Miraculorum Thaumaturgae statuae B. V. Mariae in ecclesia Augustini ordinis Monachii, Monachii 1671. 8.

## 105. Nancy

### in Frankreich.

313. Nicolas **Jullet**, Les Miracles de Notre-Dame de Bon-Secours-les-Nancy, Nancy 1630. 8.

## 106. Narbonne

### in Frankreich.

314. Louis **Barbier**. Les tableaux sacrés de la Vierge, avec l'histoire de l'image miraculeuse de Notre-Dame de Liesse, proche de Narbonne, Paris 1619. 12.

## 107. Neukirchen

### in Baiern.

315. Fortunatus **Hueber**, Malum Punicum vulgo Granatapfel s. Historia de Thaumaturga V. Maria Neokirchensi, Monachi 1671. 4.*).

## 108. Ofen

### in Ungarn.

316. Flores Mariani s. Gratiae et Beneficia B. V. Mariae Cellensis, quae in ecclesia PP. ordinis SS. Trinitatis de Redempt. Captiv. in Hungaria ad veterem Budam colitur, Budae 1777. 8.

---

*) Ist ungeachtet des lateinischen Titels in deutscher Sprache geschrieben.

317. Berthold **Foerderer**, Predigt bei der feyerlichen Uebertragung des gnadenreichen Bildnisses Mariä zu Blut in das neu erbaute Gotteshaus zu Ofen in der Christinastadt, Ofen 1797. 8.

## 109. Palestrina

in der Lombardei.

318. Giovanni Battista Maria **Contareno**, Storia dell' Immagine, Chiesa e Convento della B. V. di Palestrina, Venezia 1745. 4.

## 110. Perpignan

in Frankreich.

319. Jose Elias **Estrugos**, Fenix Catala, libre dels singulars privilegis, favors, gracias y miracles de Nostra Senyora del Mont del Carme, Perpignan, Stephan Bartau, 1644. 4.

## 111. Pistoja

in Toscana.

320. Cosmo **Bracciolini**, De Miraculis sacrae Imaginis gloriosae V. M. quae de Humilitate Pistorii appellatur Tractatus, Florentiae, apud Bartholomaeum Sermartellum, 1580. 4.

## 112. Podkamien

in Galizien.

321. Szymon **Okolski**, Gora Swięta Nayświętszey Panny Rożanca S. w Łuckim Biskuptstwie na Wołyniu nad miastem Podkamieniem, Krakowie, Łukasza Kupisza, 1648. 4.

322. Jędrzey **Barszczewski**, Kazanie na zamknięcie Ok-

ławy Koronacyi Obrazu cudowney N. Panny Maryi w Kościele XX Dominikanow w Podkamieniu, Lwowie 1727. fol.

323. Forma Divinitatis in qua Virgo Maria in ecclesia Podcamenecensi ordinis Praedicatorum corona gratiis panegyrico culto adumbrata, Leopoli, typis Collegii S. J. 1727. fol.

## 113. Poetsch

in Böhmen.

324. Achttägige Verehrung des gnadenreichen Bildnisses der weinenden Mutter Gottes zu Poetsch, nebst einer kurzen Beschreibung von dem Ursprunge dieses Gnadenbildes, Wien 1772. 8.

## 114. Pogenberg

in Baiern.

325. Veit **Haeser**, Libellum de Virgine Thaumaturga Pogenbergensi ejusque miraculis, s. l. 1627. 8.*).

## 115. Prag

in Böhmen.

326. Bohuslaus **Balbinus**, Diva Montis Sancti s. Origines et Miracula magnae Dei hominumque matris Mariae, quae in Monte Sancto regni Bohemiae colitur, Pragae 1665. 4. (Ins Böhmische übersetzt durch Matthias **Steyer**, Litomysl 1668. 12. Deutsch, Prag, 1668. 8.)

327. Ignaz **Popp**, Historia Divae Virginis in regni Bohemiae Monte sancto Vaticano diademate in

---

*) Ist, trotz des lateinischen Titels, in deutscher Sprache abgefasst.

Germania primum omnium coronatae, Pragae 1758. 4.*).

## 116. Przemyśl
### im österreichischen Galizien.

328. Zygmunt **Roika**, Kazanie między oktawą Koronacyi Obrazu N. Panny Maryi w Kościele Przemyślskim, Lwowie, Kazymir Szlichtyna, 1774. 4.

329. Michał **Wegrzynowicz**, Kazanie na zaczęcie Koronacii N. Panny Obrazu Przemyskiego miane, Lwowię, Kazymir Szlichtyna, 1774. 4.

330. Ignacy **Jarocki**, Kazanie o Niepokalaném Poczęciu Maryi Panny Przemyslu, Ant. Matyaszowski, 1784. 8.

## 117. Puy en Velay
### in Frankreich.

331. Fondation de la sainte église et singulier oratoire de Notre-Dame du Puy, traduit du latin en français, et comment la dévote image fut trouvée par Jérémie le prophète, s. l. et s. d. 8.**).

332. Jacques **David**, Historia dedicationis podii Aniciensis in Vellavia sacraeque imaginis Virginis ibi per longa temporum curricula, veneratae constructionis et translationis, Avenione, apud Joannem de Esam, 1516. 4.

333. Hughes **Davignon**, Le Veleyade ou délicieuse merveille de l'image de Notre-Dame du Puy en Velay, décrite en vers, s. l. 1620. 8.

---

*) Die Krönung der Jungfrau und ihres Bildes geschah am 22. Juni 1732 durch Johann Rudolph Grafen von Spork, Suffragan des Erzbischofs von Prag.

**) Mit gothischen Lettern gedruckt.

334. Odo de **Gissey***), Discours historique de la très-ancienne dévotion de Notre-Dame du Puy en Velay etc. Lyon 1620. 8. ibid. 1644. 8.

335. (François Théodore **Bochart de Sarron**), Histoire de l'église angélique de Notre-Dame de Puy en Velay, Paris 1693. 8.

336. Notice bibliographique sur Notre-Dame du Puy en Velay, Velay 1840. 8.

## 118. Raab

### in Ungarn.

337. Leopold **Samogyi**, Rede über den wunderbaren Blutschweiss des gnadenreichen Marienbildes, welches in der Raaber Domkirche verehrt wird, Raab 1797. 8.

## 119. Radna

### in Ungarn.

338. Opacitas nemorosa relucens s. Genuina Historia

---

*) Der Autor erzählt: „Ich lege hier Französisch nieder, was ich in lateinischen Quellen gefunden. Das erlauchte Haus von Frankreich unternahm einige Zeit nach dem Bau der Stulherren-Kirche (église de la chaise Dieu) eine Reise ins gelobte Land. Bevor der fromme Fürst (Ludwig IX, genannt der Heilige) seine Pilgerschaft antrat, besuchte er diese Kirche. Dann zog er gen Jerusalem, wo er während seines dortigen Aufenthalts von einer der begünstigten Frauen des Sultans erfuhr, dass sich in der Schatzkammer desselben ein Muttergottesbild befinde, welches der Prophet Jeremias geschnitzt habe. Er bat den Sultan von Babylon, ihm dieses Bild zu schenken, ihn versichernd, es solle an einen Ort aufgestellt werden, wo man es stets verehren werde. Bereichert mit diesem kostbarsten Kleinode der Erde langte der König glücklich in seinem Reiche an. Eine der ersten Städte, die er passirte, war die von Puy, wo er unter Lobgesängen das Bild der Mutter Gottes aufstellen liess zu ewiger Verehrung."

So weit der fromme Pater, der, nebenbei erwähnt, Jesuit war. Es bleibt jedenfalls höchst merkwürdig, dass der jüdische Prophet Jeremias, der Sänger der Klagelieder, nebenbei auch Bildschnitzer gewesen und das Bild der heiligen Jungfrau per anticipationem getroffen haben soll.

sacratissimae Imaginis B. V. Matris Gratiarum, quae in sacra Radnensi aedicula jam 68 annis colitur, Budae 1756. 12.

339. Wunderscheinender Waldschatten oder ausführlicher Bericht des wunderthätigen Gnadenbildes der Jungfrau Maria zu Radna in Ungarn, Ofen 1763. 12.*).

## 120. Reggio

in Parma.

340. Alfonso **Isachi**, Relazione intorno l'origine, solennita, translazione e miracoli della Madonna di Reggio, Reggio 1597. 4. ibid. 1619. 4.

341. Rodolfo **Campeggio**, Deiparae Virginis Rhegiensis Encomia, Venetiis, apud Ubertum Fabrum, 1620. 4.

342. Angelo **Romano**, Istoria della sacra Immagine della Madonna di Reggio, Milano 1634. 12.

## 121. Retzbach

in Bayern.

343. Georg **Hoefling**, Die Wallfahrt zu Retzbach, Lohr 1838. 8.

## 122. Rom

im Kirchenstaat.

344. **Jacobus de Albericis**, Historiarum SS. Virginis Mariae Deiparae de Populo, almae Urbis, compendium, Romae, Muzio, 1599. 4. (Ins Italienische übersetzt, Rom 1600. 4.)

345. (Giovanni **Leonardi**), Historia miraculosae Imaginis S. V. Mariae in Porticu de Urbe, Romae 1601. 8.

---

*) Scheint nichts Anderes als eine Uebersetzung der vorhergehenden Schrift zu sein.

346. Lodovico **Marracci**, Memorie di S. Maria in Portico di Roma, Roma, Ercole 1615. 8.

247. Gioseffo **Matraja**, Istoria della Immagine della B. V. Maria detta S. M. in Portico, divisa in libri tre, Roma, Cavalli, 1624. 4.

248. (Giuseppe **Bonafides**). Historia brevis sacrae Imaginis S. Mariae Virginis in Porticu de Urbe, Neapoli, typis Savianis, 1638. 8.

349. Ambrogio **Landucci**, Origine del tempio dedicato in Roma alla Vergine Madre di Dio, presso alla porta Flaminia, detta oggi del Popolo, Roma, Moneta, 1646. 4.

350. Carlo **Fea**, Promemoria per la venerabile chiesa di S. Maria della Pace, Roma 1809. 8

351. Carlo Antonio **Erra**, Storia dell Immagine e chiesa di S. Maria in Portico di Campitelli, Roma, Komarek, 1750. 4.

352. Andrea **Belli**, Monumenti lapidari della chiesa e dell' arcispedale di S. Maria in Portico delle Grazie e della Consolazione, Roma, Marini, 1830. 8.

353. Andreas **Freyberger**, Narratio de Imagine B. V. de Victoria Romam translata, Pragae 1720. 8.*).

354. Giovanni **Briccio**, Historia della Sacra Immagine della Vergine de Monti in Roma, Roma 1642 (?) 8.

---

*) Dieses Marienbild befand sich ursprünglich in Prag.

## 123. Rosenthal
im Königreich Sachsen.

355. Jacob **Ticinus**, Epitome historiae Rosenthalensis s. compendiaria narratio de origine et cultu pervetustae B. V. Mariae statuae in pago Rosenthal, Lusatiae superioris, Pragae 1692. 8.*).

## 124. Rovigo
in der Lombardei.

356. Coelius **Nicolius**, De Miraculis et Gratiis B. V. Maria in Ecclesia succursus civitatis Rovigii, . . .

## 125. Saint-Omer
in Frankreich.

357. Guerisons admirables à l'invocation en Notre-Dame en l'hospital de Saint-Jean à Saint-Omer, St. Omer 1629. 12.

358. Martin **Couvreur**, Histoire de Notre-Dame des Miracles à Saint-Omer, St. Omer 1647. 8.

## 126. Saint-Quentin
in Frankreich.

359. Charles **Bourdin**, Histoire de Notre-Dame de Fieulaine, Saint-Quentin 1662. 12.

## 127. Salamanca
in Spanien.

360. Historia y milagros de Nuesta Señora de la Peña de Francia, Salamanca 1567. 4.**).

---

*) Ist gleichzeitig auch in deutscher Sprache herausgekommen.

**) Diese mit gothischen Lettern gedruckte Schrift gehört, selbst in Spanien, zu den grössten Seltenheiten.

## 128. Saragossa

### in Spanien.

361. Diego **Murillo**, Historia de la iglesia y imagen de Nuestra Señora del Pilar de Çaragoça etc. Barcelona, Sebastiano Mathevad, 1616. fol.

362. N... **Tayon**. Pilar de Zaragoça; columna firmissima de la sede Espana. Historia antigua de Nuestra Señora del Pilar etc. con notas por Luiz **Lopez**, Alcala 1649. 4

363. Antonio **Fuentes y Biota**, Historia de la Imagen de Nuestra Señora del Pilar de Çaragoza, Brusselles, G. Scheybels, 1654. 8.

364. Juan Bautista de **Lezaña**. Columna immobilis et Turris Davidica s. de angelicae, apostolicae et miraculosae ecclesiae S. Mariae Majoris de Columna Caesaraugustanae perpetua cathedralitate, Bracciani, apud Jacobum Phaeum, 1655. 4. Lugduni, typis Philippi Borde, 1656. 4.

365. Juan Antonio **Lopez de la Casa**, Memorial a Su Magestad y Justificacion de las Cosas de la S. iglesia de Zaragoça, Zaragoca 1656. fol.

366. Juan Bautista **Inigo**, Memorial de la Justificacion, que assiste a la S. iglesia de Zaragoça, en los pleitos que la hamoride el Cabildo de la iglesia del Pilar, Madrid 1656. fol.

367. Luiz de **Exea y Talavero**, Discurso historico juridico sobre la Justificacion de la S. iglesia Caesaraugustana, en el templo maximo de San Salvador, Madrid 1674. fol.

368. Jose Felix de **Amada**, Compendio de los milagros de Nuestra Señora del Pilar de Zaragoça, Madrid 1680. 4.

369. Juan **Martinez**. Historia de Nuestra Señora de Magallon, quae sacra Imago Virginis Deiparae asservatur in Leziñena oppido dioecesis Caesaraugustanae, Zaragoça 1610. 8.

## 120. Segovia

### in Spanien.

370. Simon **Diaz de Frias**. Enseñas de la devotissima Ermita y nuevo Santuario de la Madre de Dios de la Fuencisla, y fiestas que en su translacion hizo la ciudad de Segovia, Valladolid 1614. 8.

371. Hieronymo **de Alcala-Jañez**, Milagros de Nuestra Señora de Fuencisla, Salamanca, Antonio Ramirez, 1615. 8.

372. Andres **Sanchez Fazeda**, La Divina Serrana de Formes Nuestra Señora del Espino, Segovia 1629. 8.

## 130. Siena

### in Toscana.

373. Francesco **Cionacci**, Memorie dell' insigne Madonna di Provenzano di Siena, Firenze 1681. 8.

374. Girolamo **Gigli**, La città diletta di Maria, ovvero Notizie istoriche appartenenti all'antica denominazione, che ha Siena di Citta della Vergine, Roma, Gonzaga, 1716. 4.

## 131. Soissons

### in Frankreich.

375. Hugo **Farsitus**, De miraculis per Beatissimam Verginem in ecclesia s. Maria Suessione editis liber I. Suessione . . . (Ins Französische übersetzt von Charles **Blandec**, u. d. T. Les Miracles de Notre-Dame de Soissons, Paris, Guillaume Caldier, 1582. 4.)

376. (N . . . N . . . **Germain**), Histoire de l'abyee royale de Notre-Dame de Soissons, Soissons 1675. 4.

### 132. Sokal
im österreichisch Galizien.

377. Jędrzey **Barszczewski**, Kazanie na zamknięcie Oktawy solenney Koronaczi Obrazu cudownego N. Maryi Panny w Kościele XX Bernadynów Sokalskich, Lwowie, Troycy, 1725. 8.

378. Anton **Rozmarynowski**, Kazanię pod czas Oktawy Koronacyi N. Panny Sokalskiey, s. l. 1727. fol.

### 133. Spoleto
im Kirchenstaate.

379. Ignazio **Portalupi**, Historia miraculosae Imaginis Sanctissimae Virginis Lauretanae, quae extra Spoletum Umbriae civitatem, a fidelibus religiose colitur, Interamnae, typis Thomae Guer, 1621. 8.

### 134. Superga
im Königreich Sardinien,

380. N . . . **Sacco**, Origine miraculosa, progressi e grazie della Vergine Santissima del Pilone, Torino 1726. 8.

### 135. Telgte
in Westphalen.

381. Marianischer Seelenschatz bei dem wunderthätigen Gnadenbilde der schmerzhaften Mutter Maria zu Telgte, Coeln 1758. 8.

### 136. Teneriffa
eine der canarischen Inseln.

382. Alonso de **Espinosa**, Del origen y milagros de la

Imagen de Nuestra Señora de Candelaria, s. l. 1541. 8.

## 137. Tiene

### im österreichischem Italien.

383. Angelo Maria **Marchesini.** Le Glorie di Tiene. Relazione dell' origine di S. Maria dell' Olmo, Venezia, Valvasente, 1679. 4.

## 138. Toledo

### in Spanien.

384. Juan de **Rozas**, Historia y milagros de Nuestra Señora de la Virtudes, cuia Imagen està en el convento de la santissima Trinidad en Toledo, Toledo s. d. 8.

385. Pedro **Diaz**, Historia de la aparicion y milagros de Nuestra Señora de las Virtudes, Medina del Campo, Chrystofero Lasso, 1600. 8.

386. Francisco **Portocarrero**, De la descencion de Nuestra Señora a la santa iglesia de Toledo, y vida de S. Ildefonso, arcobispo della, Madrid 1616, 4.

387. Tomas **Tamajo de Vargas**, Defensa de la descencion de Nuestra Señora a la santa iglesia de Toledo, Toledo 1616. 4.

388. Pedro de **Herrera**, Descripcion de la capilla de Nuestra Señora del Sagrario, que se erigió en la santa iglesia di Toledo y relacion de la antiguedad de la santa Imagen, con las fiestas de su translacion, Madrid, Luiz Sanchez, 1617. 4.

## 139. Tongern

### in Belgien.

389. Miracula Beatissimae Virginis apud Tungros in Hannonia, Duaci 1606. 12.

390. Philippe **Bouchy**, Diva Tungrensis Hanno-Belgica, Leodii 1651. 4.

391. Lambert de **Heers**, Leven der Heyligen van Wintershoven, en Verhael van den opgangh en nedergangh van Tongeren, Maestricht 1712. 8.

## 140. Tortosa

### in Spanien.

392. Francisco **Martorel**, Historia de la ciudad de Tortosa y de la santa Cinta, conque la Madre di Dios honro la catedral y ciudad de Tortosa, Tortosa 1616. 8. ibid. 1626. 8.

## 141. Trapani

### in Sicilien.

393. Basilio **Cavaretta**, Racconto dell' Immagine della gloriosissima Vergine Maria nel Convento de' Padri Carmelitani fuori le mura della città di Trapani, Palermo, Nicolo Buan, 1556. 4.

394. Giovanni **Nanni**, Descrizione della miraculosa Immagine della B. V. Maria Fuori delle mura della città di Trapani, Palermo 1634. 8.

## 142. Troc

### in russisch Polen.

395. Casimir **Sarbievski**, Quatuor Leucae Virginis Mariae s. publica ac solennis ad aedem B. Virginis Matris Trocensem processio, Odis, Antwerpiae, typis Mouti, 1624. 4.

396. Regina Regni Poloniae et Magni Ducatus Lituaniae in Thaumaturga sua cum parvulo Jesu Icone ad

Praepositalem Palatino - Trocensis Civitatis Basilicam etc. Vilnae, typis Universitatis S. J. s. a. (1718.) fol.

## 143. Tuchow

### in österreichisch Galizien.

397. Bonifacius **Rostecki**, Fons miraculorum s. Miraculorum V. Mariae Tuchoviensis synopsis, Cracoviae, typis Universitatis, 1665. 8.

398. Stanislaus **Szczygielski**, Illibatae Deiparae Virginis Tuchoviensis mirabilia etc. Cracoviae, in offic. Viduae et Haeredum Franc. Cezary, 1661. 8.

## 144. Turczan

### in Mähren.

399. Bohuslaus **Balbinus**, Diva Turzanensis s. Origines et Miracula B. V. Mariae quae Turzanae in Moravia ad urbem Brunam colitur, Olomucii 1658. 8.

400. Bohuslaus **Boczek**, Geschichte der heiligen Jungfrau Mariae von Turzan, Brünn 1719. 8.*).

## 145. Turek

### in Polen.

401. Xaver Adam **Gadrowicz**, Kazanie przy przeprowadzeniu Obrazu N. Mary Panny w Turku, Kaliszu 1790. 8.

## 146. Tyrnau

### in Ungern.

402. Gergely **Kartoss**, Denuo erumpens lachrymarum scaturigo, i. e. misericordiae Mater Tyrnaviae in

---

*) Das böhmische Original erschien gleichfalls zu Brünn 1738. 8.

imagine sua prodigiose saepius lachrymante, Tyrnaviae 1738. 8.

## 147. Utrecht
in Holland.

403. Henricus **Sedulius**, Diva Virgo Mosa-Trajectensis, sive Beneficia ejus et Miracula, Antwerpiae, typis Moreti, 1609. 8.

## 148. Valencia
in Spanien.

404. Ausias **Izquierdo**, Historia y fundacion de Nuestra Señora del Puig de Valencia, Valencia, Juan Navarro, 1575. 8.

405. Pablo **Aznar**, De Miraculis S. Mariae de Remedio civitatis Valentiae, liber I, Barcinone 1626. 8.

---

406. Gregorio Alberto **Varaje**, Historia de la Milagrosissima Imagen de Nuestra Señora de la Paciencia *venerada en el convento de las Descalzas Carmelitas de Valencia*, Valencia, Bernardo Nogues, 1653. 8.

## 149. Valenciennes
in Frankreich.

407. Pierre **Bouille**, Histoire de la naissance et progrès de la dévotion à l'endroit de Notre-Dame de Bonne-Espérance près de Valenciennes, Douai, 1630. 12.

## 150. Valvanera
in Spanien.

408. Francisco de **Arís**, Historia de la antiquissima Imagen de Nuestra Señora de Balvanera, Compluti, Juan Martinez Grande, 1609. 8.

409. Gregorio **Bravo de Sotomajor**, Historia de la Imagen de Nuestra Señora de Valvanera, Lucronii, (?) Juan Mongaston, 1610. 4.

## 151. Vareso
### in der Lombardei.

410. Giovanni Alfonso da **Bendrisio**. Orazione sacra della miracolosa Vergine addolorata di Varese, Varese, Motta, 1793. 8.

411. (N . . . **Ghirlanda**). Compendiose notizie di Varese e de luoghi adjacenti, compreso il Santuario del Monte, Milano, Malatesta, 1817. 8.

412. Guida al Santuario di S. Maria sopra il Monte di Varese, Milano, Lamperti, 1821. 12.

413. Nicolò **Sormani**. Il Santuario di S. Maria del Monte sopra Varese, ridotto a Compendio. (senza luogho ed anno) 12.

## 152. Venedig
### im österreichischen Italien.

414. Flaminio **Cornaro**. *Relazione delle Immagini miracolose di S. Maria, conservate in Venezia*, e Notizie *istoriche della B. V. Maria del Miracolo*, venerata in Desenzano, Venezia 1758. 4.

## 153. Viana
### in Spanien.

415. Juan de **Amiax**, *Ramillete de Nuestra* Señora de *Codés de la villa de Viana*, *Pamplona*, Carlos de Labaien, 1608. 4.

## 154. Victoria
### in Spanien.

416 Juan de **Marieta**, Historia de los milagros de Nuestra

Señora del Rosario, que està en el convento de Victoria e su origen, Madrid, Luiz Sanchez, 1611. 8.

## 155. Villaroia
### in Spanien.

417. Juan **Melendez**, Historia de la aparicion y milagros de Nuestra Señora de la Sierra del lugar de Villaroia, Zaragoça 1627. 8.

## 156. Vilvorden
### in Belgien.

418. Jacques **Compaignon**, Histoire de Notre-Dame de Consolation des Carmelites de Vilvorde, Bruxelles 1648. 12.

419. Historie van Onse Lieve Vrouwe van Vilvorden, Brussel, s. a. (1683.) 12.

## 157. Viterbo
### im Kirchenstaat.

420. Ambrogio **Cantalupi**, De admirabili prodigio Imaginis B. V. quae est in Ecclesia SS. Trinitatis Viterbii Tractatus I, Viterbii, typis Augustinii Coladii, 1577. 4.

421. Giuseppe **Gelasius**, De miraculis S. M. a Quercu prope Viterbium liber I, Oueti 1642. 8.

422. Nicolò Maria **Torelli**, Miracoli della Madonna della Quercia di Viterbo e sua istoria, Venezia, Poletti, 1725. 8.

## 158. Warschau
### in Polen.

423. Wiadomość o Obrazie N. Panny Maryi, Warszawie 1813. 8.

424. Piotra **Blachowicz**, Kazanie na uroczyste wprowadzenie Statuy N. Mary Panny Loretanskiey, Warszawa 1822. 8.

## 159. Wartha

### in preussisch Schlesien.

425. Bohuslaus **Balbinus**, Diva Vartensis s. Origines et Miracula Mariae, quae Vartae in limitibus Silesiae colitur, Pragae 1655. 4. (Ins Deutsche übersetzt von Ferdinand August **Tanner v. Löwenthal**, Prag, 1657. 4.).

426. Sebastian **Kleinwaechter**, Erneuertes und vermehrtes Warthenbuch d. i. ausführlicher Bericht von dem Gnadenbilde zu Wartha, Neisse 1711. 4.

## 160. Wavre

### in Belgien.

427. (Antoine **Ruteau**,) Histoire des miracles de Notre-Dame de la Basse-Wavre, Louvain, Everhard de Witte, 1642. 12.

428. Augustin van **Opstal**, Historie en de mirakelen van Onse Liewe Vrouw van Waver, Brussel 1665. 8.

429. Historie van Onse Liewe Vrouw van Neder-Waver, Brussel s. a. (1721.) 8.

## 161. Weyern

### in Baiern.

430. Friedrich **Forner**, De Miraculis Divae Deiparae Virginis Weyerensis libri IV, Coloniae, typis Kinchii, 1620. 4.

## 162. Wien
### in Oesterreich.

431. Ursprungs-Bericht vom Marianischen Gnadenbild von Wien. Wien 1725. 8.

432. Erneuert und vermehrter Gnaden-Brunn in dem wunderthätigen Bild der weinenden Mutter Gottes zu Pötsch, jetzt bei Sanct-Stephan in Wien, d. i. ursprüngliches Herkommen dieses Gnadenbildes, Ankunft, Verehrung u. s. w. Wien 1739. 8.

433. Johann Georg **Sigg**, Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem wunderbarlichen Ursprung und der Verehrung des Marianischen Gnadenbildes unter dem Titel „Trösterin der Betrübten" in Wien und auch in Fünfkirchen, Fünfkirchen 1777. 8.

## 163. Wilna
### in Litthauen.

434. Relacya o cudownym Obrazie Nayświętszey Maryi Panny ktory w Wilnie na Ostrey Bramie etc. Wilno 1823. 8.

## 164. Zdzierzkow
### in Polen.

435. Thomas **Treter**, Magnalia Deiparae ad Imaginem Zdzierzkoviensem gratiis et miraculis corruscantia; discursu de cultu et antiquitate Imaginum evulgata, Cracoviae, typis Franc. Cezary, 1682. 4.

## 165. Zyrowice
### in Litthauen.

436. Theodoz **Borowik**, Historia abo Powieść zgodliwa przez pewne podanie ludzi wiary godnych, o Obrazie

N. Panny Maryey Zyrowickim cudotwornym W. X. L. powiecie Słoninskim etc. Wilnie 1628. 4.

437. Isidoro **Nardi**, Storia della S. Vergine Maria di Zyrowice . . . (Ins Polnische übersetzt Supraślu 1728. 4.)

438. Athanasius **Szeptycki**, Aquila grandis magnarum alarum in Zyroviciana solitudine nidificans — Beatissima Virgo Maria in parva sua sed pretiosissima sua dextera coronata, Supraslii, typis ordinis D. Basilii, 1730. 4.

439. Oratio de Beatissimae Virginis Mariae Imagine Zyrowicensi miraculis longe clarissima, ab Illustr. ac Reverend. D. Athanasio Szeptycki, archiepiscopo Kiioviensi et metropolita Russiae, anno hujus saeculi trigesimo corona solenniter exornata, Romae, Ansillion, 1731. 12.

440. Signum magnum quia coronatum olim a dilecto Dei hominis discipulo in Coelo visum, nunc vero in Orbe Palaemonio jam in tertium saeculum splendidissimis miraculorum radiis coruscans, h. e. Serenissima coelorum terrarumque regina Maria Virgo in Thaumaturga Icone Zyrovicensi continuis gratiarum operationibus clarissima, Roma, ex typographia Ansillion, 1732. 16.

441. Ignazio **Kulczynski**, Il Diaspro prodigioso di Tre Colori ovvero Narrazione istorica delle tre Immagini miracolose della B. V. Maria: La prima di Zyrovice in Lituania, la seconda, del Pascolo in Roma, e la terza Copia della seconda parimente in Zyrowice, detta da quei Popoli Romana, Roma, Ansillioni, 1732. 16.*).

---

*) Gewidmet dem Ritter Chigi.

# Nachtrag.

## 166. Bogenberg
in Baiern.

442. A . . . **Kiefl.** Der Bogenberg als Grafschaft und Wallfahrt, geschichtlich nachgewiesen, Landshut 1819. 8.

## 167. Mariahilfsberg
in Baiern.

443. (Friedrich **Gruebel.**) Der Mariahilfsberg bei Amberg in geschichtlicher und religiöser Betrachtung, zur 200jährigen Jubelfeste allen frommen Verehrern Mariens geweiht, Amberg, Schmidt, 1835. 16.

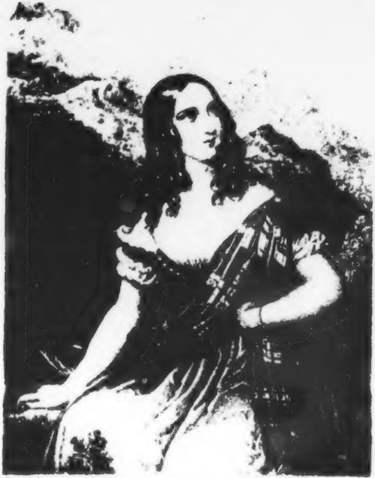
## 168. Maria-Thalheim
in Baiern.

444. Carl Adolph **Roeckl.** Die Wallfahrt Maria-Thalheim im Isar-Kreise Baierns etc. Landshut, Thomann, 1836. 12.

## 169. Poczajow
in Polen.

445. Gora-Poczaiowska slodką cudownie z niey wopływaiącą wodę i Obraz cudowny Maryi Panny, Poczajowie 1767. 4.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.



Fr. Ender p.

Stahlst. C. Mahlknecht in Wien

*Die Fee von Schellheim*

# Blutende Lieder

von

## Eduard Maria Oettinger.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.

1854.

ICA
S

Meiner Frau.

# Vorwort.

Ich übergebe hier meine letzten Lieder. Sie klopfen beſcheiden an die Herzen Derer, welche noch nicht verlernt haben, was Liebe iſt. Dieſe Verſe ſind Accorde ſchmerzerfüllter Seelen, Melodien gebrochener Herzen. Alle Phaſen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Diſſonanzen der Falſchheit und des Verraths finden in dieſem Buche ihr Echo und ihr Spiegelbild. —

Einige dieſer Lieder ſind Aufgaben für den Maler; andere wieder Aufgaben für den Muſiker. Das wahre Lied ſoll nicht blos Unterlage für die Muſik, ſondern gleichzeitig auch Skizze für die Palette ſein. Dieſe Lieder machen keinen Anſpruch auf den hochtrabenden Titel von Balladen und Romanzen, von Canzonen und andernamigen Gedichten; ſie wollen nichts Anderes ſein als einfache Weiſen, hervorgerieſelt aus blutenden Herzen, die in den Liedern, welche ſie ausſtrömen laſſen, ihren Troſt, ihren Balſam ſuchen. — Wenn auch nur Eines dieſer Lieder ſo glücklich wäre, eine Thräne ſtiller Wehmuth zu löſchen oder wachzuküſſen, dann würde Der, welcher ſie ſchrieb, ſich reicher belohnt fühlen als durch alle Fanfaren wohlwollender oder feindlich-geſinnter Kritik!

Leipzig, am 15. Auguſt 1852

E. M. O.

# Inhalt.

Seite

## Erſtes Buch.

1. Eine liebeſtrunk'ne Mücke . . . . . . . . . . . 3
2. Liebſte, unſ're Herzen gleichen . . . . . . . . 5
3. Du gleichſt der Königseiche . . . . . . . . . . 7
4. Du biſt und bleibſt ein Räthſel . . . . . . . . 9
5. Ich nannte Dich ein Räthſel . . . . . . . . . 11
6. Gebrochen iſt Dein Zauber . . . . . . . . . . 13
7. Als damals ich geweinet . . . . . . . . . . . 15
8. Du haſt in meinem Auge . . . . . . . . . . . 17
9. Du fragſt, mit welchem Rechte . . . . . . . . 19
0. Aengſtlich fragſt Du, Heißgeliebte . . . . . . 21
1. Troſtlos fragſt Du, Heißgeliebte . . . . . . . 23
2.* Täglich tönt in meinem Ohre . . . . . . . . 25
3. Wohl giebt's der Lieder viele . . . . . . . . 27
4. Schon manche Thräne hat Dein Aug' geweinet . . . 29
5. Dort im menſchenleeren Gäßchen . . . . . . . 31
6. Mein Herz, Du gleichſt dem Schiffe . . . . . . 33
7. Als der Heiland ward gekreuzigt . . . . . . . 35
8. Ihr kennt die alte Sage . . . . . . . . . . 37
9. Wenn der Morgen leuchtend naht . . . . . . . 39
0. Wohl hab' ich viel verloren . . . . . . . . . 41
1. Es zieht hinaus ins Freie . . . . . . . . . . 43

Seite

## Zweites Buch.

22. In der Kirche zu Loretto . . . . . . . . . . . . 47
23. Durch des Waldes finſt're Buchen . . . . . . . . 49
24. Vor meiner ſtillen Klauſe . . . . . . . . . . . . 51
25. In des Waldes grünem Schatten . . . . . . . . . 53
26. An dem Ganges, an dem Ganges . . . . . . . . . 55
27. Auf dem ſturmbewegten Schiffe . . . . . . . . . 57
28. In dem Kloſter der Trappiſten . . . . . . . . . 59
29. Unter ſtolzer Fächerpalme . . . . . . . . . . . 61
30. Vor der Staffelei des Malers . . . . . . . . . 63
31. Eine arme ſtumme Jungfrau . . . . . . . . . . 65
32. Vor dem Fenſter der Geliebten . . . . . . . . . 67
33. Esmeralda ruht entkleidet . . . . . . . . . . . 69
34. Vor dem Irrenhaus zu Halle . . . . . . . . . . 71
35. Sonntags ſieht man auf dem Kirchhof . . . . . . 73
36. Schon ſeit zwanzig langen Jahren . . . . . . . 75
37. In dem Thale von Chamouny . . . . . . . . . . 77
38. Oben auf dem Rigi-Kulme . . . . . . . . . . . 79
39. In dem Ghetto zu Venedig . . . . . . . . . . . 81
40. Auf Kamtſchatka's wilder Steppe . . . . . . . . 83
41. An dem Ufer der Loire . . . . . . . . . . . . . 85
42. Nach der Kirche geht Schön-Gretchen . . . . . . 87
43. Taxus liebt ein Gänſeblümchen . . . . . . . . . 89
44. Vor dem Kloſter ſteht ein Nußbaum . . . . . . . 91
45. Durch Neapels laute Gaſſen . . . . . . . . . . 93
46. Auf dem Markte zu Toulouſe . . . . . . . . . . 97
47. In Sahara's heißer Wüſte . . . . . . . . . . . 99
48. Aus den azurblauen Lüften . . . . . . . . . . . 101

Seite
49. Durch Palermo's ſtolze Straßen . . . . . . . . . 105
50. Nach Meſſina's Kathedrale . . . . . . . . . 107
51. Zu Madrid am Manzanares . . . . . . . . . . . 109
52. Vor dem Thore von Granada . . . . . . . . . . 111
53. In dem Bagno zu Livorno . . . . . . . . . 113
54. In dem großen Themſe-Babel . . . . . . . . . . 115
55. Im Gebirg' zu Montenegro . . . . . . . . . . 117
56. Vor drei Jahren ſchied ein Mädchen . . . . . . . 119
57. Am Kamine, deſſen Feuer . . . . . . . . . . 123
58. Dort im nachtumflorten Himmel . . . . . . . . 125
59. Eine Peri ſpricht zur Andern . . . . . . . . . 127
60. In dem Circus von Franconi . . . . . . . . . 129
61. In dem Beguinen-Hauſe . . . . . . . . . . . 131
62. An dem Strand' der blauen Newa . . . . . . . . 133
63. In Havanna, in Havanna . . . . . . . . . . 135
64. Auf des Thurmes hoher Zinne . . . . . . . . . 137
65. Schaukelnd ſchwankt die morſche Barke . . . . . . 139
66. In der Schenke froher Künſtler . . . . . . . . 141
67. In der Heidelberger Klinik . . . . . . . . . 143
68. Rabbi Leo Ben Jehuda . . . . . . . . . . 145
69. Desdemona malte ſcherzend . . . . . . . . . 147
70. Vor Helenens Blumenfenſter . . . . . . . . . 149
71. In des Harems öden Mauern . . . . . . . . . 151
72. In dem ſtillen Zillerthale . . . . . . . . . 153
73. Drüben in dem Erzgebirge . . . . . . . . . 155
74. Auf den Wellen der Lagune . . . . . . . . . 157
75. An der Wiege ihres Knaben . . . . . . . . . 159

Seite

## Drittes Buch.

76. Mahomet und ſeine Frauen . . . . . . . . . . . 163
77. Abälard und Heloiſe . . . . . . . . . . . . . . 165
78. Matt vom Kämpfen, matt vom Siegen . . . . . . . 167
79. Laura Sades und Petrarca . . . . . . . . . . . 169
80. Zu Maria Stuart's Füßen . . . . . . . . . . . 171
81. In dem Annen-Hoſpitale . . . . . . . . . . . . 173
82. Bei den Carmeliterinnen . . . . . . . . . . . . 175
83. Bürger Rouſſeau liegt im Sterben . . . . . . . 177
84. Manon Roland ſchließt im Kerker . . . . . . . . 179
85. Dort zu Malmaiſon im Schloſſe . . . . . . . . . 181
86. An der Wiege eines Knaben . . . . . . . . . . . 183
87. In der Fürſtengruft zu Weimar . . . . . . . . . 185
88. Einſam in der Fliederlaube . . . . . . . . . . 187

## Viertes Buch.

89. Nach der Mythe ward Diana . . . . . . . . . . . 191
90. Bei der Villa Sommariva . . . . . . . . . . . . 193
91. Papa Razi, feiſter Brauer . . . . . . . . . . . 195
92. Don Quixot und Dulcinea . . . . . . . . . . . . 197
93. Julietta und Romeo . . . . . . . . . . . . . . 199
94. Träumend hatt' ich jüngſt geſehen . . . . . . . 201
95. Bei dem frommen Pere Mabille . . . . . . . . . 203
96. Arthur, Frankreichs erſter Löwe . . . . . . . . 205
97. Auf dem großen Maskenfeſte . . . . . . . . . . 207
98. Herr von Strizow, Garde-Leut'nant . . . . . . . 209

# Erſtes Buch.

Was iſt ein Lied? Bald ein verliebter Scherz,
Der feſſellos von Mund zu Munde fluthet,
Bald ein gebroch'nes, freudeleeres Herz,
Das in Geſängen langſam ſich verblutet.

**Eduard Kauffer.**

Une plainte touchante
De ma bouche sortit,
Le bon Dieu me dit: chante,
Chante, pauvre petit!

**Béranger.**

Dispear and dear!

Chatterton.

## Erſtes Lied.

Eine liebestrunk'ne Mücke
Flattert um ein helles Licht,
Das ſo mild wie Mondenſchimmer
Durch den Wolkenſchleier bricht.

Sie umkreiſt die lichte Flamme
Und verbrennt die Flügel ſich;
Sterbend ſummt ſie das Geſtändniß:
„Holdes Licht, ich liebe Dich!“

Gönne der verbrannten Mücke
Dieſes ſüßen Todes Ruh . . .
Frage nicht: Wer iſt die Mücke?
Wiſſe, dieſes Licht biſt Du!

## Zweites Lied.

Liebſte, unſ're Herzen gleichen
Den zwei Zeigern an der Uhr;
Raſtlos-eilig folgt der große
Stets des kleinen Zeigers Spur.

## 6

Liebſte, dieſer kleine Zeiger
Iſt des Großen Ziel und Glück;
Bange Sehnſucht treibt ihn vorwärts,
Keine Macht hält ihn zurück

Tauſend Wonnen fühlt der Wand'rer,
Wenn Dich, Liebſte, er erreicht.
Ach, ich möchte bitter weinen,
Daß die Zeit ſo langſam ſchleicht!

## Drittes Lied.

Du gleichſt der Königseiche,
Die niemals wankt und ſchwankt;
Ich gleich' dem ſchwachen Epheu,
Der liebend Dich umrankt.

Du gleichſt dem Heil'genbilde,
Das mich zum Beten zwingt;
Ich gleich' dem ſünd'gen Rahmen,
Der ſchirmend Dich umringt.

Du gleichſt der holden Perle,
Die aus den Wimpern fließt.
Ich gleich' der treuen Muſchel,
Die bergend Dich umſchließt.

Du gleichſt der keuſchen Roſe,
Die auf den Alpen blüht,
Ich gleich' dem kalten Gletſcher,
Der nur für Dich erglüht.

Du gleichſt dem heil'gen Grabe,
Von Thränenthau genäßt;
Ich gleich' dem Taxusbaume,
Der niemals Dich verläßt

## Viertes Lied.

Du biſt und bleibſt ein Räthſel,
Ich kann Dich nicht verſteh'n;
Bald will Dein Herz vor Wonne,
Bald will's vor Schmerz vergeh'n.

Bald glüheſt Du wie Feuer,
Bald biſt Du kalt wie Stein,
Bald willſt Du angebetet
Und bald vergeſſen ſein

## 10

Du marterſt meine Seele
  Mit namenloſer Pein,
Du ſiehſt, wie ſehr ich leide,
  Und kannſt doch ruhig ſein!

Du ſtiehlſt mit kaltem Lächeln
  Den Frieden meiner Bruſt;
Mein Schmerz iſt Deine Freude,
  Mein Leid iſt Deine Luſt.

Ich wollt', ich wär' geſtorben,
  Bevor ich Dich geſeh'n;
Du haſt mich nie verſtanden
  Und wirſt mich nie verſteh'n!

## Fünftes Lied.

Ich nannte Dich ein Räthſel,
  Mein Kind, das biſt Du nicht.
Du biſt ein kalter Dämon,
  Der mir das Herz zerbricht.

Du ſchwurſt mir tauſend Schwüre,
  Ich geb' ſie Dir zurück,
Erhöre jeden Andern,
  Ich gönne ihm dies Glück!

Vergeſſen will ich Alles,
Was einſt Dein Mund mir log,
Vergeſſen, daß ein Dämon
Mich um mein Glück betrog.

Doch kommen wird die Stunde,
Wo Deine Reu' erwacht,
Dann wirſt Du erſt begreifen,
Was elend mich gemacht.

Dann wirſt Du weinend klagen:
„Sieh, wie mein Herz vergeht!“
Ich werde ruhig ſagen:
„Mein Kind, es iſt zu ſpät!“

## Sechstes Lied.

Gebrochen iſt Dein Zauber,
Vernichtet Deine Macht,
Ich hatte ſchön geträumet,
Nun bin ich aufgewacht!

Du warſt mir Stern und Perle
Und Roſe in dem Schnee,
Ich lieh Dir Zauberreize
Und hieß Dich meine Fee.

## 15

Ich gab Dir Taubenaugen
Und Engelsflügel gar,
Ich riß die Stern' vom Himmel
Und flocht ſie in Dein Haar.

Ich hatte all' mein Hoffen
Auf Dich, auf Dich geſtellt,
Ich liebte Dich ſo innig,
Wie Gott liebt ſeine Welt!

Nun nehm' ich Dir den Nimbus,
Ich bin ja nicht mehr blind
Und ſeh in Dir, mein Engel,
Ein tiefgefall'nes Kind.

## Siebentes Lied.

Als damals ich geweinet,
Haſt herzlos Du gelacht,
Heut' hab' ich's nun, Kokette,
Ganz ſo wie Du gemacht.

Ich kann Dich weinen ſehen
Und lächle kalt dazu;
Was kümmert mich Dein Friede,
Hab' ich, hab' ich nur Ruh'!

Was kümmert mich der Kummer,
Der Dir das Herz zerbricht?
Ich übe nur Vergeltung:
Kind, ich verzeih' Dich nicht!

Kein mitleidvolles Gefühl
Erwacht in meiner Bruſt.
Dein Schmerz iſt meine Freude,
Dein Leid iſt meine Luſt!

Begreifſt Du meine Wonne?
Mein Kind, ich räche mich!
Zu ſpät kommt Deine Reue,
Mein Kind, ich haſſe Dich!

## Achtes Lied.

Du haſt in meinem Auge
Als Stern des Glücks gewohnt;
Du haſt in meinem Herzen
Als Königin gethront.

Ich lag zu Deinen Füßen
In Deiner Reize Netz,
Dein Wille war mein Wollen,
Dein Wink war mir Geſetz!

Du haſt mit roſ'gen Farben
Den Himmel mir gemalt
Und mit geſchminkten Thränen
Mein Herzblut mir bezahlt.

Nun reiß' ich aus dem Herzen
Dein falſches Conterfei;
Ich ſtoße Dich vom Throne
Und athme wieder frei.

Ich pflanz' als ſtolzer Sieger
Die Freiheitsfahne auf,
Doch laſſ' ich als Beſiegter
Der Thräne freien Lauf.

## Neuntes Lied.

Du fragſt, mit welchem Rechte
Dein Sklave ſich empört?
Gebiet'rin meines Herzens,
Wie haſt Du mich bethört!

Du haſt mit falſchen Schwüren
Des Treuſten Treu' belohnt;
Nach blutig-ſchweren Kämpfen
Hab' ich Dein Bild entthront.

Wend' ab, gefall'ner Engel,
Dein bleiches Angeſicht,
Gern möcht' ich Dich vergeſſen,
Doch ſieh, ich kann es nicht!

Noch bluten meine Wunden,
Doch dafür räch' ich mich;
Ich möchte gern Dich haſſen,
Und dennoch lieb' ich Dich!

Beſiegt blickt Dein Empörer
Ins feuchte Auge Dir
Und knieend fleht Dein Sklave:
„Verzeih', verzeihe mir!“

## Zehntes Lied.

Aengſtlich fragſt Du, Heißgeliebte,
Was der nächſte Tag uns bringt,
Ob er unſer Leid vermehret,
Ob er unſern Schmerz bezwingt?

Horch, wie jubelnd Philomele
Dort im Roſenbuſche girrt . . .
Ach, ſie ahnt nicht, daß ihr Auge
Morgen ſchon geblendet wird!

## 22

Sieh, wie heiter dort die Lerche
Durch die blauen Lüfte ſchwirrt . .
Ach, ſie ahnt nicht, daß ſie morgen
Für's Diner gebraten wird.

Darum frag' nicht, Heißgeliebte,
Was wohl morgen aus uns wird?
Frage Nachtigall und Lerche,
Die nur heut' noch girrt und ſchwirrt

## Elftes Lied.

Troſtlos fragſt Du, Heißgeliebte,
Was der nächſte Morgen bringt,
Ob er unſer Leid vermehret,
Ob er unſern Schmerz bezwingt?

Sieh, wie zaghaft dort die Raupe
Durch die friſchen Blätter irrt.
Ach, ſie ahnt nicht, daß ſchon morgen
Sie zum Schmetterlinge wird!

Horch, wie dumpf die Kirchenglocke
Heute ruft zur Todtengruft . . .
Ach, ſie ahnt nicht, daß ſchon morgen
Sie zum Hochzeitsfeſte ruft!

Darum laß den Muth nicht ſinken,
Wenn auch heut' das Herz Dir bricht:
Morgen kann es beſſer werden . . .
Hoffe — und verzweiſle nicht!

## Zwölftes Lied.

Täglich tönt in meinem Ohre
Jenes wehmuthbange Lied,
Das Du damals haſt geſungen,
Als ich troſtlos von Dir ſchied.

Nächtlich weckt mich aus dem Schlafe
  Jenes blut'ge Abſchiedslied,
Das Dein Sehnen und Dein Hoffen,
  Das Dein Fürchten mir verrieth.

Manches kann mein Herz vergeſſen,
  Nur das Eine, Eine nie:
Unvergeßlich, wie Du ſelber,
  Bleibt mir *jene* Melodie!

## Dreizehntes Lied.

Wohl giebt's der Lieder viele,
Gar viele in der Welt;
Doch kenne ich nur Eines,
Das mir, das mir gefallt.

Nicht Goethe und nicht Schiller
Sang jemals ſolch ein Lied,
Das wie ein gold'ner Faden
Durch all' mein Denken zieht

Nicht Heine und nicht Ruckert
Sang jemals ſolch ein Lied,
Das all' mein Sehnen, Bangen,
All' meinen Gram errieth.

Dies Lied, es hat drei Strophen
Und ſpricht von Wiederſeh'n;
Die Strophen kann nicht Jeder,
Die kann nur ich verſteh'n.

Ich ſinge dieſe Strophen
Oft ſtunden-ſtundenlang;
Wie wird mir dann ſo wehe,
Wie wird mir dann ſo bang!

Und wo ich geh' und ſtehe,
Begleitet mich dies Lied,
Das wie ein treuer Schatten
Beſtändig mit mir zieht.

Ich werd' es nie vergeſſen,
Es ſingen dort und hier,
Denn dieſes Lied der Lieder,
Es iſt von Dir, von Dir!

## Vierzehntes Lied.

Schon manche Thräne hat Dein Aug' geweinet
Um Den, der Deines Herzens Ruh' Dir ſtahl;
Noch manche Zähre wirſt Du ſtill vergießen,
Zu löſchen Deiner Sehnſucht bange Qual.

Zwei Thränen aber werd' ich nie vergeſſen
  Und ſegnen, ſegnen wird ſie ſtets mein Lied:
Die erſte Thräne, Liebſte, beim Geſtändniß,
  Die letzte Thräne, als ich von Dir ſchied!

## Fünfzehntes Lied.

Dort im menſchenleeren Gäßchen,
Wo die letzten Häuſer ſteh'n,
Hat mein Aug' zum letzten Male
Meines Herzens Herz geſeh'n.

Weinend weilte ſie am Fenſter
Vor des Epheus welkem Grün,
Still begießend ihre Blumen,
Die ſchon lange nicht mehr blühn.

Zitternd ſah ich, wie ſie pflückte
Eine bleiche Roſe ab;
Bebend ſah ich, wie ſie ſchmückte
Ihres Herzens ödes Grab.

Sollt' ich zürnen, ſollt' ich fluchen,
Sollt' ich fluchen mir und ihr?
Beten will ich, beten, beten:
„Gott vergebe ihr und mir!“

## Sechszehntes Lied.

Mein Herz, Du gleichſt dem Schiffe
Auf ſturmgepeitſchtem Meer;
Es treiben wilde Wogen
Dich ruhlos hin und her.

Du wagſt Dir nicht zu ſagen,
Wie Du zertrummert biſt,
Du jagſt nach einem Ziele,
Das unerreichbar iſt.

## 34

Du ſuchſt den blauen Hafen,
Ein ſchön geträumtes Glück;
Du irrſt durch tauſend Klippen,
Der Hafen weicht zurück.

Du träumſt von einem Eiland,
Auf dem das Glück Dir lacht;
Der Sturm verhöhnt Dein Träumen,
Kein Stern erhellt die Nacht.

Du kämpfeſt mit dem Sturme
Und hoffeſt, daß Du ſiegſt;
Die Sehnſucht ſchwellt die Segel,
Du kämpfſt und . . . unterliegſt!

## Siebzehntes Lied.

Als der Heiland ward gekreuzigt,
Sah Maria himmelwärts;
Siebenfache Schmerzen bohrten
Sieben Schwerter in ihr Herz.

Mater Doloroſa weinte
Um den herzgeliebten Sohn;
Jede Thräne, die ſie weinte,
Glänzt als Stern an Gottes Thron.

Sieben Schmerzen, ſieben Schwerter
  Wühlen auch in meinem Blut,
Tauſend Dolche, tauſend Wunden
  Brechen meinen Lebensmuth.

Ich beweine die Geliebte,
  Weil ſie lieblos von mir ſchied;
Jede Thräne, die ich weine,
  Iſt ein ſtill verblutend Lied.

## Achtzehntes Lied.

Ihr kennt die alte Sage
Vom Juden Ahasver,
Der bis zum jüngſten Tage
Verzweifelnd irrt umher.

Er ſieht mit blut'gen Thränen
Das junge Morgenroth
Und wünſcht mit bangem Sehnen
Sich tauſendmal den Tod

Er findet nirgends Ruhe,
Er findet nirgends Raſt,
Tagtäglich wird das Leben
Ihm mehr und mehr zur Laſt.

Er will es ſelber enden,
Denn ſterben iſt nicht ſchwer.
Doch ewig ſoll er leben,
Der Jude Ahasver!

O Herz, mein armes Herze,
Wie fühlſt Du Dich ſo leer!
Du gleichſt mit Deinem Schmerze
Dem armen Ahasver!

## Neunzehntes Lied.

Wenn der Morgen leuchtend nahet,
  Fühlt mein Herz ſich bang und ſchwer.
Stöhnend fleht die kranke Seele:
  Wenn's ſchon wieder Abend wär'!

Kommt der Abend dann gegangen,
Fühlt mein Herz ſich kalt und leer.
Flehend ſtöhnt die bange Seele:
Wenn's ſchon wieder Morgen wär'!

So verwünſch' ich meine Tage,
So verwünſch' ich mein Geſchick,
Ohne Dich, Du Herzgeliebte,
Blüht hienieden mir kein Glück!

# Zwanzigſtes Lied.

Wohl hab' ich viel verloren,
Wohl bin ich krank und bleich.
Und dennoch bin ich glücklich
Und dennoch bin ich reich!

Noch bleibt mir eine Perle,
Die Alles in ſich ſchließt
Und wunderſüßen Balſam
In meine Wunden gießt

Noch netzen tauſend Thränen
Mein müdes Augenlied,
Das ſchlafend ſelbſt und träumend
Nur jene Perle ſieht.

Noch blitzen tauſend Lieder
  Durch meines Grames Nacht,
Sie alle preiſen jubelnd
  Der Perle Zaubermacht

Noch treffen tauſend Träume
  Das ſchwergequälte Herz;
Noch blüht die alte Wonne,
  Noch grünt der alte Schmerz.

Wohl gleiche ich dem Greiſe
  Und dennoch bin ich jung;
Die Perl', die mich verjünget,
  Sie heißt — Erinnerung!

## Einundzwanzigſtes Lied.

Es zieht hinaus ins Freie
  Ein luſtig Regiment,
Das ohne Schmerz und Reue
  Zum Frohſinn ſich bekennt
Nur ich, nur ich alleine,
  Ich fühl' beklommen mich,
Ich ſchleiche nach und weine
  Und weine ſtill um Dich!

Und draußen vor dem Thore
  Ertönt beim Becherklang
In übermüth'gem Chore
  Der Freude Rundgeſang
Nur ich, nur ich alleine,
  Ich fühle einſam mich,
Ich ſinne nach und weine
  Und weine ſtill um Dich!

Im Garten und im Saale,
  Erfullt vom Kerzenglanz,
Verlockt nach heiterm Mahle
  Muſik, Muſik zum Tanz.
Nur ich, nur ich alleine,
  Ich fuhl' verlaſſen mich;
Ich ſchaue zu und weine
  Und weine ſtill um Dich!

In ſtillverſchwieg'ner Laube,
  Vom Mondlicht angelacht,
Herzt Mancher ſeine Taube
  In wonnigſußer Nacht.
Nur ich, nur ich alleine,
  Ich fuhle einſam mich;
Ich wache, ach, und weine
  Und weine ſtill um Dich!

Wenn ringsum Alles jubelt,
  Wenn ringsum Alles lacht
Schleich' ich betrubt von dannen,
  Weil's mich ſo traurig macht.
Denn ich, nur ich alleine,
  Ich fuhl' beklommen mich,
Ich kehre heim und weine
  Und weine ſtill um Dich!

# Zweites Buch.

Nicht umſtricken Dich mit Armen,
Nicht am Buſen Dir erwarmen,
Nicht Dich küſſen, nicht Dich faſſen —
Ach, dies Alles kann ich laſſen,
Nur nicht das Gefühl vermiſſen:
Mein Dich und mich Dein zu wiſſen!

**Rückert.**

Stell' einen Spiegel in mein Herz hinein
Und überzeuge Dich, wie treu ich's mein'.

**Volkslied.**

Es iſt eine alte Geſchichte,
  Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
  Dem bricht das Herz entzwei!

**Heine.**

# Zweiundzwanzigſtes Lied.

In der Kirche zu Lorette
Prangt ein Muttergottesbild,
Das viel tauſend Wunden heilet,
Das viel tauſend Thränen ſtillt.

Vor dem ſchwarzen Wunderbilde
Kniet ein bleicher Savoyard,
Der mit gläubigem Vertrauen
Auf den Troſt der Jungfrau harrt.

„Mutter Gottes, fleht er leiſe,
Ende meiner Seele Qual,
Gieb mir Ruh' und Friede wieder,
Die ein treulos Herz mir ſtahl.“

Und Madonna lächelt milde
Wie das ſtille Abendroth,
Und ſein Kummer iſt geheilet
Und ſein Herz iſt . . . kalt und todt.

Heil'ge Jungfrau zu Loretto,
Hör' auch meiner Klage Lied
Denk', ich wär' der Savoyarde,
Der vor Deinem Bilde kniet!

## Dreiundzwanzigſtes Lied.

Durch des Waldes finſt're Buchen
Fährt ein alter Poſtillon,
Seine Seele ſcheint zu ſuchen
Einen längſt verklung'nen Ton

Und er bläſt auf ſeinem Horne,
Da erwacht ein altes Weh:
Es erzählt in wildem Zorne
Seiner Leiden Odyſſee

Und die klugen Vögel lauſchen
Dieſer bangen Pſalmodie,
Und die dunkeln Wipfel rauſchen
Eine Trauer-Symphonie.

Traurig blicken alle Bäume
Nach dem alten Burſchen hin.
Alte Wunden, alte Träume
Zucken ihm durch Herz und Sinn.

Wachend träume ich im Wagen,
Brüte ſchweigend vor mich hin,
Denn ich wag' es nicht zu ſagen,
Wie auch ich ſo elend bin!

## Vierundzwanzigſtes Lied.

Vor meiner ſtillen Klauſe
  Erſcheinet dann und wann,
Geführt von ſeinem Pudel,
  Ein blinder Leiermann.

Der ſingt mit heiſ'rer Stimme
  Die triſte Litanei
Von ſeinem Jugendtraume,
  Von ſeiner Liebe Mai.

Er heult gar manche Strophe —
Sein Pudel knurrt dazu —
Von frech gebroch'nen Schwüren,
Von ſchnell verlor'ner Ruh'.

Er ſingt von einem Weibe,
Das elend ihn gemacht.
Er hat ſich blind geweinet,
Sie hat ſich todt gelacht

Wie thut er mir ſo wehe,
Der alte blinde Mann,
Der jene gold'nen Träume
Doch nie vergeſſen kann!

Ich lauſche ſeinem Liede
Vom todten Ideal,
Ich theile ſeine Wonne
Und theile ſeine Qual!

## Fünfundzwanzigſtes Lied.

Jn des Waldes grünem Schatten,
An des Meeres blauem Strand,
Kauert ſinnend ein Zigeuner,
Seine Fiedel in der Hand

Wie verſtört iſt ſeine Miene,
Wie verworren iſt ſein Haar!
Ohne Heimath, ohne Liebe,
Wandert er das ganze Jahr!

Einſam zieht er ſeine Straße,
Bettelt ſich von Ort zu Ort;
Hier und dorten treibt der Hunger
Und die Polizei ihn fort.

Muthig, blutig ſchleppt er weiter
Seinen rieſengroßen Schmerz.
Nichts mehr hat er zu verlieren
Als die Fiedel und ſein Herz.

Doch wenn Sehnſucht ihn beſchleichet,
Wenn der Schmerz ihn übermannt,
Nimmt der leichenbleiche Burſche
Seine Fiedel raſch zur Hand

Und dann geigt er naſſen Auges,
Bis die Sonne untergeht,
Wild verworr'ne Rhapſodien,
Die nur Einer noch verſteht.

O Du bleicher, ſchmerzensreicher
Burſche, ſtell' Dein Geigen ein,
Dieſer Eine, ganz der Deine,
Fühlt, wie Du, dieſelbe Pein!

# Sechsundzwanzigſtes Lied.

An dem Ganges, an dem Ganges,
Der gar leis vorüberzieht,
Hört ein frühlingsfriſches Märchen
Eines Greiſes junges Lied.

„Bajadere, Bajadere,
Laß vor Gram mich nicht vergeh'n,
Ach, erhöre und gewähre
Meines Herzens heißes Fleh'n!“

Doch Nadine, doch Nadine
Schließt ihr Auge, ſchließt ihr Ohr
Und erwiedert ſpöttiſch lächelnd:
„Greiſer Jüngling, ſei kein Thor!“

Doch der Sänger, doch der Sänger,
Der in Ihr die Schönſte ſieht,
Wiederholt mit banger Stimme
Seiner Liebe letztes Lied.

„Bajadere, Bajadere,
Laß vor Gram mich nicht vergeh'n,
Ach, erhöre und gewähre
Meines Herzens heißes Fleh'n!“

Die Kokette, die Kokette,
Ach, ſie hört, ſie hört es kaum;
Singend ziehet ſie von dannen,
Flüchtig wie ein Morgentraum.

Doch der Arme, doch der Arme,
Um zu löſchen ſeine Gluth,
Sturzt ſich bebend, ſturzt ſich ſingend
In des Stromes heil'ge Fluth.

Aus dem Ganges, aus dem Ganges,
Der ſo ſchnell voruberzieht,
Tönt alltäglich, tönt allnächtlich
Leis herauf des Sängers Lied:

„Bajadere, Bajadere,
Laß nicht ganz mich untergeh'n;
Ach, erhöre und gewähre
Eines Todten heißes Fleh'n!“

## Siebenundzwanzigſtes Lied.

Auf dem ſturmbewegten Schiffe
Steht um Mitternacht ein Mann,
Der ſeit Wochen, der ſeit Monden
Nicht das Auge ſchließen kann.

Immer blickt er nach der Gegend,
Wo das theure Weſen lebt,
Das mit feenhaftem Zauber
Als ſein Schutzgeiſt ihn umſchwebt.

Durch der Liebe Band verbunden,
Hat das Schickſal ſie getrennt;
Doch ihr Bangen und ſein Sehnen
Weder Zeit, noch Grenze kennt.

Stumm zieht er den Ring vom Finger,
Den ſie ihm beim Scheiden gab,
Und er wirft ſein liebſtes Kleinod
In den Meeresgrund hinab.

Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere ſich vermählt,
Alſo hat der ſtille Träumer
Sich das Meer zur Braut erwählt.

Und die ſturmgepeitſchten Wogen
Singen dumpf ſein Hochzeitslied,
Und der blaſſe Mond ſieht traurig
Auf das Schiff, das weiter zieht.

Doch der ſchmerzzerriſſ'ne Träumer
Stürzt hinab zur Meeresbraut,
Und ſie ſeufzt und ſtöhnt ſo bange,
Und der Sturm grollt wild und laut.

# Achtundzwanzigſtes Lied.

In dem Kloſter der Trappiſten,
Wo nur Gram und Reue wacht,
Geißelt einer von den Mönchen
Sich in banger, langer Nacht.

Aus dem härenen Gewande
Holt er raſch ein Bild hervor,
Das ſeit dreißig trüben Jahren
Nie er aus dem Aug' verlor.

Dieſes Bild zeigt die Geliebte,
Die den Schwur der Treue brach,
Dennoch weint er der Geliebten
Tauſend ſtille Thränen nach

Kann ſich von dem Bild' nicht trennen,
Iſt's doch ſo bezaubernd ſchön!
Drückt es an die ſtummen Lippen,
Will vor Luſt und Qual vergeh'n.

Auf dem Kirchhof der Trappiſten
Gräbt er ſich ein ſtilles Grab,
Und er ſenket in die Grube
Der Geliebten Bild hinab.

Betend ſinkt er auf die Knieen,
Küßt das Bild, ſtreut Erde drauf,
Murmelt leis: „Memento mori!“
Löſt ſich dann in Thränen auf.

„Nenn' uns raſch des Mönches Namen,
Nenn' das Weib, das ihn verrieth!“
»Herz, mein Herz, o ſchweige, ſchweige,
Schweig', o ſchweig', mein armes Lied!«

## Neunundzwanzigſtes Lied.

Unter ſtolzer Fächerpalme,
In gar öder Wüſtenei,
Träumet eine ſchwarze Sklavin
Von der Liebe Tyrannei.

Rauſchen hört ſie Caſtagnetten
In der ſüßen Träumerei,
Klingen hört ſie gold'ne Ketten,
Pfeife, Cymbel und Schalmei.

Träumt von einem weißen Ritter,
  Der ihr tauſend Schwüre log,
Dem ſie Alles hat geopfert,
  Der zum Lohne ſie betrog.

Träumt ſo ſüß vom Paradieſe,
  Träumt von Liebe, Glück und Mai,
Träumt, daß ſie vor Gram und Kummer
  Plötzlich weiß geworden ſei.

Da erwacht ſie aus dem Traume,
  Sieht die öde Wüſtenei,
Trocknet eine blut'ge Thräne,
  Klagt und ſtöhnt: „Vorbei, vorbei!“

# Dreißigſtes Lied.

Vor der Staffelei des Malers
Steht ein leichenblaſſes Kind;
Aus dem himmelblauen Auge
Eine große Thräne rinnt.

Ohne Hülle, ohne Schleier
Zeigt ſie ihrer Reize Schaar,
Eine Roſe an dem Buſen,
Eine Dornenkron' im Haar.

Lächelnd blickt der junge Maler
Auf das nackte Mädchen hin,
Das ſein Aug' ſich auserkoren
Zum Modell der Büßerin.

Denn Maria iſt ihr Name,
Achtzehn Lenze zählt ſie kaum,
Und ſie büßt wie Magdalene
Ihrer Liebe kurzen Traum.

Und der Maler malt die Thräne,
Die aus ihrer Wimper bricht,
Und er malt die blut'ge Reue,
Die aus dieſer Thräne ſpricht.

Malt ſodann die Dornenkrone
Auf der Stirne blutgeritzt,
Und zuletzt malt er die Roſe,
Die vom Schnee des Buſens blitzt.

Und ſein Bild iſt nun vollendet,
Drauf empfängt ſie ihren Lohn,
Und die Büß'rin hat geendet
Ihre traurige Miſſion.

## Einunddreißigſtes Lied.

Eine arme ſtumme Jungfrau,
Die als Kind die Sprach' verlor,
Hebt ihr ſchmerzerfülltes Auge
Zu dem alten Gott empor.

Allerbarmer, fleht die Stumme,
Sieh, ich liebe einen Mann,
Dem ich nie ein Wort der Liebe,
Nie mein Herz erſchließen kann.

Gieb mir meine Sprache wieder,
Nimm dafür mein Augenlicht:
Noch als Blinde werd' ich ſehen
Jenes Mannes Angeſicht.

Länger kann ich's nicht ertragen,
Großer Gott, erhöre mich!
Ach, wie gern möcht' ich ihm ſagen
„Herz, mein Herz, ich liebe Dich!"

Doch der ewigtaube Himmel
Hört die ſtumme Jungfrau nicht,
Und ſo kommt es, daß der Kummer
Seele, Herz und Aug' ihr bricht.

## Zweiunddreißigſtes Lied.

Vor dem Fenſter der Geliebten,
Wo Granat' und Myrthe blüht,
Singt ein junger Lazzarone,
Der in heißer Lieb' erglüht:

„Rigoletta, Rigoletta,
Schöner als der junge Tag,
Höre meines bangen Herzens
Treuen Nachtigallenſchlag.

Blumenmädchen, Mädchenblume,
Höre Deines Beppo's Fleh'n,
Laß den Treuſten Deiner Freunde
Bald Dein holdes Antlitz ſeh'n!“

Rigoletta tritt ans Fenſter,
  Schön geſchmückt wie eine Braut;
Beppo zittert, Beppo bebet,
  Ach, wie ſchlägt ſein Herz ſo laut!

Blumen wirft ſie ſtill hinunter,
  Küſſe wirft er ſtill hinauf,
Blumen, Küſſe, Seufzer, Lieder,
  Das iſt ſo der Liebe Lauf!

„Rigoletta, Rigoletta,
  Bittet Beppo, ſage mir,
Rigoletta, Rigoletta,
  Darf ich jetzt hinauf zu Dir?“

Doch das Mädchen flüſtert leiſe:
  «Frag', o frage nicht ſo laut,
Denn ſeit geſtern bin ich Aermſte
  Eines reichen Grafen Braut!»

Beppo ſteht vom Blitz getroffen,
  Wie ein leblos Marmorbild:
Aus dem ſchmerzgebroch'nen Auge
  Seine letzte Thräne quillt.

## Dreiunddreißigſtes Lied.

Esmeralda ruht entkleidet
Auf der Kiſſen weichem Flaum.
Da erſchreckt im ſüßen Schlummer
Sie ein ahnungsbanger Traum.

Träumend ſieht ſie ihren Gatten,
Der mit trunk'ner Liebesgluth
In den Armen einer Andern,
In Elvirens Armen ruht.

Eine wüthende Hyäne
Springt ſie nach dem Lager hin,
Um zu reißen den Verräther
Von der Bruſt der Buhlerin.

Doch ihr Phoebus ſchläft ſo ruhig,
Wie ein Kind an Mutterbruſt;
Auf Elvirens Wange malet
Sich der Liebe Himmelsluſt.

Esmeralda ſieht mit Jammer
Und mit aufgelöſtem Haar
Auf Don Phoebus, der ſo lange
Gott und Himmel für ſie war.

Wen von Beiden ſoll ſie tödten,
Um zu rächen ihre Schmach?
Jene Schlange oder Phoebus,
Der den Schwur der Treue brach?

Träumend ſchlingt ſie ſeine Schärpe
Um den Hals und ſinket hin.
Phoebus weckt mit ſüßem Kuſſe
Die erſchreckte Träumerin.

Doch was geſtern ſie geträumet,
Heute iſt es nicht mehr Traum:
Esmeralda liegt erdroſſelt
Auf der Kiſſen weichem Flaum.

# Vierunddreißigſtes Lied.

Vor dem Irrenhaus zu Halle
Wacht allnächtlich ein Student,
Der mit gramverzerrter Miene
Ruhlos auf- und niederrennt.

Seufzend blickt er und verſtohlen
Zu der letzten Zell' hinauf
Und vergönnet ſeinem Schmerze,
Seinen Thränen freien Lauf

In der Zelle ſingt ein Mädchen
Oft die ganze lange Nacht
Jene lieben Liebeslieder,
Die ihr Schatz auf ſie gemacht

Der Student hört ſeine Lieder,
Der Student kennt ihren Schmerz;
Jede Strophe, jede Sylbe
Giebt ihm einen Stich ins Herz.

Reue fühlt er, tiefe Reue,
Reue fühlt er früh und ſpät,
Seine bleichen Lippen murmeln
Seiner Reue Nachtgebet

„Gott der Gnade, Gott der Milde,
Lichte ihres Geiſtes Nacht;
Schirme Den mit Deinem Schilde,
Der ſo elend Sie gemacht!“

Morgens ſchleicht er gramgebeuget
In den ſtillen Wald hinaus;
Doch allnächtlich wacht er reuig
Betend vor dem Irrenhaus.

## Fünfunddreißigſtes Lied.

Sonntags ſieht man auf dem Kirchhof
Mit dem Glockenſchlage Zehn
Eine Tochter aus dem Volke
Still vor einem Grabe ſteh'n.

In Gebet und Schmerz verſunken
Kniet ſie lange vor dem Grab;
Weinend pflückt ſie einen Grashalm
Von dem Grab' der Gräber ab.

Denn hier ruht im Schooß der Erde
Jener heißgeliebte Mann
Den die ſchwergeprüfte Jungfrau
Nie, o nie vergeſſen kann

Betend legt ſie eine Blume
  Auf den dürft'gen Leichenſtein,
Leiſe hauchet ſie die Worte:
  „Franz, ich bin und bleibe Dein!

Ruhſt ſchon lange hier im Grabe,
  Doch noch immer lieb' ich Dich,
Und ich werd' Dich ewig lieben,
  Denn Du liebteſt ja auch mich!

Liebteſt, wie kein And'rer liebte,
  Wahr und innig, heiß und rein,
Darum biſt Du noch im Tode
  Meines Lebens Sonnenſchein!

Schlafe ſanft, mein Herzgeliebter,
  Träum' und träume nur von mir;
Sonntags ſehen wir uns wieder,
  Sonntags bin ich wieder hier!“

Und dann kehrt ſie ſtill nach Hauſe,
  Wo nur Eines ſie vermißt:
Will's doch gar nicht ihr gefallen,
  Daß nicht täglich Sonntag iſt!

## Sechsunddreißigſtes Lied.

Schon ſeit zwanzig langen Jahren,
Die ſo träg vorüberzieh'n,
Sitzt ein Mann mit grauen Haaren
In dem Zuchthaus zu Berlin.

In der einſam=öden Zelle
Spinnt der grabesſtille Mann
Schweigend, auf derſelben Stelle,
Ach, ſo lang' er ſpinnen kann.

Dieſer Spinner — er war Dichter —
Hat manch' ſchönes Lied gemacht,
Bis, von Eiferſucht getrieben,
Er die Liebſte umgebracht.

Oftmals will das Herz ihm brechen,
Wenn in ihm die Reue ſpricht.
Längſt verlernt hat er das Sprechen,
Doch furwahr das Weinen nicht!

Und ſo weint er ganze Tage
Und ſo weint er manche Nacht,
Still und ſtumm iſt ſeine Klage,
Wenn ſein Auge ſchlaflos wacht.

Immer ſteht vor ſeinen Blicken
Der Geliebten theures Bild,
Das mit Wonne und Entzucken,
Das mit Schrecken ihn erfullt.

Und ſo ſpinnt und ſinnt der Dichter,
In der Zelle eingezwangt
Bis der Richter aller Richter
Seines Kerkers Riegel ſprengt.

## Siebenunddreißigſtes Lied.

In dem Thale von Chamouny,
In 'ner Hütte eng und klein,
Lebt ſeit vielen, vielen Jahren
Ein gar altes Mütterlein.

Einſtens hieß man ſie die Perle
Von Savoyens ſchönem Land,
Jetzt wird ſie im ganzen Thale
„Alte Hexe“ nur genannt.

Einſam lebt ſie und verlaſſen
In der Hütte ödem Raum,
Und hier träumt die „alte Hexe“
Ihrer Jugend Feentraum.

Damals warb ein junger Jäger
Um der Perle Herz und Hand,
Alles gab ſie dem Geliebten,
Der dann ſpurlos ſchnell verſchwand.

Selbſt die Zeit, die Alles heilet,
Hat ihr Leiden nicht geſtillt;
Von dem Glück, das ſie geträumet,
Blieb die Hütte und ſein Bild.

Und noch jetzt, nach ſechszig Jahren,
  Blutet das verlaſſ'ne Herz,
Iſt doch gar nichts ihr geblieben,
  Als die Hütte und ihr Schmerz

Täglich klimmt ſie auf die Gletſcher,
  Schaut hinab ins dunkle Thal,
Und ihr ſtarres Auge ſuchet
  Ihrer Liebe Ideal.

Durch die Berge ſchweift ihr Sehnen,
  „Robert, Robert, ruft ſie laut,
Komm', Geliebter, um zu holen
  Deine Perle, Deine Braut!“

Abends irrt ſie durch die Wälder,
  Sucht den falſchen Jägersmann
Und zerrauft die bleichen Haare,
  Weil ſie ihn nicht finden kann.

Und allnächtlich, ja allnächtlich,
  Träumt ſie vom geträumten Glück,
Lenz und Winter kommen wieder,
  Jägersmann kehrt nicht zurück.

# Achtunddreißigſtes Lied.

Oben auf dem Rigi-Kulme,
Wo der letzte Schnee zerquillt,
Bläſt ein armer Hirtenknabe
Einen Reigen ſanft und mild.

Unten in dem lichten Thale
Lauſcht die bange Schäferin,
Und voll Wehmuth blickt ihr Auge
Nach dem Rigi-Kulme hin.

Stille Lieb' hat ſie vereinet,
Lauter Haß hat ſie getrennt,
Doch im Herzen ihres Herzen
Hell die ew'ge Lampe brennt

# Neununddreißigſtes Lied.

In dem Ghetto zu Venedig,
Wo manch' ſtille Thräne rinnt,
Wacht mit ſehnſuchtsbangem Herzen
Ein gar ſchmuckes Judenkind.

Lea weilt am off'nen Fenſter,
Wo manch trautes Ständchen klang;
Sie erwartet den Gebieter,
Der ihr ſtolzes Herz bezwang.

Lea harrt ſchon dreißig Nächte
Auf den vielgeliebten Feind,
Der ſie nach errung'nem Siege
Herzlos zu verlaſſen ſcheint.

Ach, die Aermſte will's nicht glauben,
Daß der blonde Edelmann
Jene tauſend heil'gen Eide
Ew'ger Treue brechen kann!

Seine Liebe war ſo glühend
Und ſein Kuß ſiroccoheiß,
Seine glühendheißen Küſſe
Schmolzen ihres Herzens Eis.

In den Ständchen, die er brachte,
Pries er ſie als Königin,
Saronsroſe, Zionstaube,
Himmelsbrücke, Zauberin.

Da ein Monat war verfloſſen,
Kam ein winzigkleiner Brief,
Der die ſehnſuchtsbange Lea
Weg von ihrem Fenſter rief.

„Lea, ſchrieb er, laß das Weinen
Und vergiß nicht, was Du biſt,
Scheiden muß ich und Dich meiden,
Du biſt Jüdin, ich bin Chriſt!

In dem Ghetto zu Venedig
Weint das arme Judenkind,
Weil der Liebſte ſie verlaſſen,
Sich die braunen Augen blind

## Vierzigſtes Lied.

Auf Kamtſchatka's wilder Steppe,
An dem eiſerſtarrten See,
Schreibt ein greiſer Hochverräther
Einen Namen in den Schnee.

Katharina iſt der Name,
Der in ſeinem Herzen lebt
Und der Liebe grunen Epheu
In ſein ödes Daſein webt.

Katharina iſt die Roſe,
Die Kamtſchatka ſelbſt verſchönt,
Die mit Gott und ſeinem Kaiſer,
Mit dem Schickſal ihn verſöhnt.

Katharina iſt die Taube,
Die den grünen Oelzweig bringt
In die Arche ſeines Herzens,
Das aus Luſt und Leid zerſpringt.

Katharina iſt die Harfe,
Die zu ihm herüberklingt
Und ihm tauſend ſüße Grüße
Aus der fernen Heimath bringt.

Katharina iſt die Perle,
Die ſein Aug' in Thränen hüllt.
Katharina iſt die Thräne,
Die mit Sehnſucht ihn erfüllt.

Dankbar gräbt er dieſen Namen
In den eiserſtarrten Schnee;
Jubelnd ſproßt in ſeinem Innern
Liebesluſt und Heimathsweh.

# Einundvierzigſtes Lied.

An dem Ufer der Loire
Steht ein armer Fiſchersmann,
Der von ſeinem lieben Netze
Sich fürwahr nicht trennen kann.

Denn vor wenig, wenig Tagen,
Als die Sonne unterging,
War's der Fiſcher, der im Netze
Eine Waſſernixe fing.

Liebe mich, bat Meluſine
Und umarmte ihn ſogleich;
Sie verſprach ihm gold'ne Berge,
Krone, Scepter und ein Reich

Und der Fiſcher küßt die Nixe,
  Und die Nixe koſt und lacht.
Und ſo lieben ſie ſich Beide
  Eine kurze, kurze Nacht.

Als der Fiſcher gegen Morgen
  Von dem ſchönen Traum' erwacht,
Hat die kleine Meluſine
  Heimlich ſich davongemacht.

Eilig rennt er nach dem Ufer,
  Mit dem Netze in der Hand,
Um zu fangen jene Kleine,
  Die ihm treulos durchgebrannt.

Doch der Arme fiſcht im Trüben,
  Wie die Chronik uns belehrt,
Denn er hofft und träumt noch immer,
  Daß die Falſche wiederkehrt.

An dem Ufer der Loire
  Harrt der arme Fiſchersmann,
Der von jener falſchen Nixe
  Sich durchaus nicht trennen kann.

# Zweiundvierzigſtes Lied.

Nach der Kirche geht Schön-Gretchen,
Ein Geſangbuch in der Hand;
An dem grünen Sonntagskleide
Hat der Teufel ſie erkannt.

Der Mephiſto ſpricht zum Gretchen:
„Liebe Kleine, ſei kein Kind,
Laß den alten Doctor fahren
Und nimm mich dafür geſchwind.

Fauſtus iſt ein armer Teufel
Und dabei noch malitiös,
Stubenhocker, Filz und Knicker,
Ich bin reich und generös!

Laß den Federfuchſer laufen,
Sieh, ich bin Dir wirklich gut,
Morgen, Gretchen, will ich kaufen
Dir den ſchönſten Federhut.

Schenk' Dir Shawls und ſeid'ne Kleider,
Süße, heilige Natur!
Schenk' Dir Spangen, Uhr und Ringe,
Laß mich folgen Deiner Spur!“

«Laßt mich ziehen meine Wege,
Spricht zu ihm das fromme Kind.
Nur mein Fauſt weiß, wie beſcheiden
Meines Herzens Wünſche ſind

Eine unſcheinbare Blume,
Abgepflückt von ſeiner Hand,
Iſt mir lieber, iſt mir werther
Als der Schätze bunter Tand.»

„Schenk' Dir Scepter, ſchenk' Dir Krone
Und ein ganzes Königreich,
Kaufe Erde Dir und Himmel,
Doch erhöre mich ſogleich!“

«Gebt, behaltet Eure Schätze
Und entfernet Euch ſogleich,
Freudig theil' ich Fauſtens Armuth,
Seine Liebe macht mich reich!»

„Dummes Gänschen!“ grinzt Mephiſto
Und verduftet dann gar ſchnell.
Gretchen flüchtet in die Kirche
Und der Teufel . . . ins B . . . . . .

## Dreiundvierzigſtes Lied.

Taxus liebt ein Gänſeblümchen,
Das zu ſeinen Füßen ſteht
Und den ſchönſten Baum der Bäume
Ewig nur um Liebe fleht.

Taxus liebt die ſanfte Bellis,
Weil ſie treu⸗beſtändig iſt;
Weil das liebe weiße Blümchen
Nie der Treue Schwur vergißt.

Eines Tages ſieht der Taxus
Eine Roſe vor ſich ſteh'n ...
Plötzlich will der arme Taxus,
Ach, vor Luſt und Qual vergeh'n.

Denn der Roſe loſe Blätter
Sind ſo friſch wie Morgenroth,
Doch die arme, arme Bellis
Iſt noch bleicher als der Tod!

Taxus ſpricht zur treuen Blume:
„Bellis, ich beklage Dich,
Gieb mir Antwort auf die Frage:
Liebt die junge Roſe mich?

Röslein liebet mich von Herzen …
Ach, ſo glaubt der Taxusbaum;
Röslein liebet mich mit Schmerzen …
O welch ſchöner Frühlingstraum!“

So zerpflückt er ſeine Bellis,
Deren treues Auge bricht;
Doch die Roſe, die er liebet,
Dieſe Roſe liebt ihn nicht!

# Vierundvierzigſtes Lied.

Vor dem Kloſter ſteht ein Nußbaum;
Viele Bäume ſah er blüh'n,
Viele Bäume ſah er welken,
Er iſt alt und dennoch grün!

Seine ſchatt'ge Krone ſchirmet
Eine Spinne zart und fein;
Dieſe Spinne iſt ſein Liebling,
Seine Luſt und ſeine Pein.

Lieblos will ſie Den verlaſſen,
Der ſo treu es mit ihr meint,
Treulos will ſie von ihm ſcheiden,
Weil er ihr zu alt erſcheint

„Bleibe bei mir, liebe Spinne,
Fleht der alte, treue Baum,
Störe nicht durch Dein Entrinnen
Meines Daſeins ſchönſten Traum.

Hab' in meinen alten Tagen
Innig liebend Dein gedacht,
Hab' bei Sturm und böſen Wettern
Dich mit Vaterlieb' bewacht!"

An dem Zweig' des jungen Ahorns
Baut die Spinne ihren Thron
Und vergißt des alten Freundes . . .
Undank iſt des Nußbaums Lohn!

Und aus Gram und ſtillem Harme
Fallen ſeine Blätter ab;
Luſtig tanzt die falſche Spinne
Ueber ihres Freundes Grab.

## Fünfundvierzigſtes Lied.

Durch Neapels laute Gaſſen
Schwanket um die Vesperzeit
Zu dem Pater Kapuziner
Eine ſtille Fiſchermaid.

„Ich will beichten, frommer Vater,
Stöhnt die Maid, die niederſinkt,
Beichten will ich eine Sunde,
Die mich um mein Leben bringt.

Schmerzgebeuget, ſchmachbeladen
Lieg' ich Sunderin vor Dir,
Höre meines Herzens Beichte,
Vater, und verzeihe mir.

Dieſes Herz, mein Vater, liebet
Einen Schweizer Offizier,
Der vor einundzwanzig Wochen
Fortgezogen iſt von hier.

Treulos hat er Die belogen,
Die ihm Alles hat geglaubt,
Schmachvoll hat er Die verlaſſen,
Der er Alles hat geraubt.

Feiger als der Feigen Feigſter,
Hat ergriffen er die Flucht;
Unter meinem Herzen reifet
Meiner Sünde ſüße Frucht

Mag die Schande nicht erleben,
Die mich arme Mutter trifft;
Darum war ich ſchnell entſchloſſen,
Darum, Vater, nahm ich Gift.

Schmerzgebeuget, ſchmachbeladen
Liegt die Mörderin vor Dir;
Haſt gehört des Herzens Beichte,
Vater, ach, vergebe mir!“

Aus dem Aug' des Prieſters rollet
Eine Thräne groß und heiß,
»Bete ſiebzig Vater Unſer!«
Spricht der tiefbewegte Greis.

Alma betet und erwartet
Knieend den erſehnten Tod,
Und bevor die Sonne ſinket,
Iſt geendet ihre Noth.

«Requiescat!» fleht der Prieſter,
Der betrübt von dannen geht,
Denn die Veſperglocken rufen
Seine Brüder zum Gebet

## Sechsundvierzigſtes Lied.

Auf dem Markte zu Toulouſe,
Wo man Ohr und Maul aufſperrt,
Singt ein Krüppel in der Blouſe
Von dem ſchönen Dagobert:

„Dagobert war Trommelſchläger,
Bei den Weibern ſehr en vogue,
Als er mit der Kaiſergarde
Anno Zwölf nach Rußland zog.

Dieſer Trommler, laßt's Euch ſagen,
Zog gar frohen Muthes hin,
Denn ihm folgte eine junge,
Schmucke Marketenderin.

Victorine hieß die Kleine,
Die ſein Stolz und Abgott war;
Hunderttauſend Teufel blitzten
Aus dem klugen Augenpaar.

Dagobert mit ſeiner Trommel
Um die Huld der Holden warb,
Bis die arme Victorine
An der Bereſine ſtarb.

Dagobert küßt ihre Leiche,
Wacht bei ihr die ganze Nacht;
Scheidend rührt er dumpf die Trommel,
Zieht dann weiter in die Schlacht.

Doch am dreizehnten December,
Da er an dem Niemen ſtand,
Raubt ihm eine Ruſſenkugel
Wie ein Blitz die rechte Hand.

Die Koſaken dringen vorwärts,
Selbſt die tapf're Garde flieht:
Traurig wirbelt mit der Linken
Dagobert das Rückzugslied.

Doch noch jetzt, nach vierzig Jahren,
Starrt er traurig vor ſich hin:
Liebt noch immer ſeine Trommel
Und die Marketenderin.

Nimmer hört er auf zu klagen
Und oft weint er bitterlich;
Hört, Ihr Leute, laßt's Euch ſagen,
Dieſer Dagobert bin ich!"

## Siebenundvierzigſtes Lied.

In Sahara's heißer Wüſte,
In gewitterſchwüler Nacht,
Sitzt ein kranker Beduine,
Der bei ſeinem Pferde wacht.

Eine Horde Fränk'ſcher Jäger,
Die ſein Lager aufgeſpürt,
Hat im Rauſche ihres Sieges
Seine keuſche Braut entführt.

Stiller Gram und bange Sehnſucht
Hat den Aermſten aufgezehrt;
Traurig denkt er an ſein Mädchen,
Düſter blickt er auf ſein Pferd.

Wiehernd trug's den Sohn der Wüſte
Jener frechen Horde nach,
Ach, ſo lange, bis es endlich
Todesmatt zuſammenbrach.

Weinend ſtreichelt er die Mähne
Seines Pferdes, das ſo flink
Wie kein zweites Roß der Wüſte
Mit ihm durch das Feuer ging.

Flehend hebt er ſeine Hände
Zu dem Gott, den er verehrt.
Betend denkt der Beduine
An Suleika und ſein Pferd.

Gläubig hofft der Beduine,
Daß Suleika wiederkehrt …
Bang verſchmachtet in der Wüſte
Juſſuf und ſein treues Pferd.

---

## Achtundvierzigſtes Lied.

Aus den azurblauen Lüften
Fliegt die Sylphenkönigin
Ueber Meere, Berge, Triften
Nach Südſchottlands Hütten hin

An dem ſchönſten aller Seen,
Den ihr Aug' erſchauen kann,
Sieht die ſchönſte aller Feen
Einen ſchmucken Reitersmann.

Mac-Gregor, der ſchmucke Reiter,
Liebt mit lebensfrohem Sinn,
Sorglos, wohlgemuth und heiter
Schottlands drallſte Bäuerin.

Merillis iſt gar nicht prüde,
Ausgelaſſen, kerngeſund,
Und der Reiter wird nicht müde,
Abzuküſſen ihren Mund.

Neidiſch blickt die Fee der Feen
Auf die Liebesgruppe hin;
Zitternd wagt ſie zu geſtehen:
„Wär' doch ich die Bäuerin!“

Nachts erſcheint dem jungen Burſchen
Dieſe wunderholde Fee;
Sie erzählet ihm im Traume
Ihrer Sehnſucht ſtilles Weh.

„Liebe mich, mein ſchmucker Reiter!"
Raunt ſie leiſe ihm ins Ohr;
Doch ganz heiter ſchnarchet weiter
Dieſer Tölpel Mac=Gregor!

Hundert Tage, hundert Nächte
Fleht ſie ihn um Liebe an;
Er geſteht ihr frei und offen,
Daß er ſie nicht lieben kann.

Sie verſpricht ihm tauſend Wonnen
Droben in der Feenwelt;
Er geſteht ihr unbeſonnen,
Daß er gar nichts von ihr hält.

„Meine Liebſte iſt nur Kuhmagd,
Ihr, Milady, ſeid zwar Fee,
Doch geſteh' ich Euch ganz ehrlich,
Daß ich Jene lieber ſeh'!"

«O was nutzt mir aller Zauber,
Der mich überall umgiebt,
Wenn der Einz'ge, den ich liebe,
Glühend eine And're liebt?!»

Schmerzgefoltert kehrt Sylphide
In ihr Feenreich zurück,
Still beneidend jene Bäu'rin
Um der Liebe irdiſch Glück.

## Neunundvierzigſtes Lied.

Durch Palermo's ſtolze Straßen,
  Wo Ihr tauſend Schlöſſer ſeht,
Streift ein junger Lumpenſammler,
  Der ſein Handwerk gut verſteht.

Aus dem Kehricht jeder Straße
  Fiſcht er einen Schatz heraus,
Trällernd trägt er ſeine Beute
  In ein abgeleg'nes Haus.

Vor dem ſchönſten aller Schlöſſer,
  Das er einſt das Seine hieß,
Sah er einen Lumpenhaufen,
  Der ihm großes Glück verhieß.

Marco findet eine Kapſel,
  Plötzlich wird ſein Blick ſo wild;
Haſtig öffnet er die Kapſel
  Und erkennt ... ſein eig'nes Bild!

Angſtſchweiß tritt auf ſeine Stirne,
  O wie pocht ſein Herz ſo laut!
Dieſes Bild gab er vor Jahren
  Seiner ungetreuen Braut

Arabella war ein Engel,
  Jung und ſchön und Tänzerin;
Sie verſchmähte ſeine Liebe,
  Gab ſich einem Herzog' hin.

Seht, o ſeht, wie die Maitreſſe
  Frech an ihm vorüberfährt!
Marco iſt durch ſie ein Bettler,
  Der ihr ſtolz den Rücken kehrt.

## Fünfzigſtes Lied.

Nach Meſſina's Kathedrale
Zieht die Schaar der Büßer hin;
Vor dem heil'gen Crucifixe
Betet eine Bettlerin:

„Großer Heiland, Welterlöſer,
Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn,
Eine Sünd'rin ſonder Gleichen
Liegt gebeugt vor Deinem Thron!

Einſtens trug ich Sammt und Seide,
Jetzt trag' ich ein Büßerkleid;
Denn verloren iſt für immer
Meiner Seele Seligkeit!

Einen Schwur hatt' ich geſchworen,
  Einen Schwur von ew'ger Treu,
Dieſen Schwur hab' ich gebrochen,
  Mich zermalmet bitt're Reu'

Hab' gegeißelt und kaſteiet
  Meinen ungetreuen Leib;
Tödte, tödte, reiner Heiland,
  Mich, das ſündbefleckte Weib!

Denn nicht länger kann ich tragen
  Dieſen brennend heißen Schmerz;
Meiner Reue Skorpione
  Sie zerfleiſchen mir das Herz!“

Und der Heiland blickt hernieder
  Und erbarmt ſich ihrer Pein
Und verwandelt ihre Glieder
  Gnadenreich in kalten Stein

Betend vor dem Crucifixe
  Liegt die Marmor-Bettlerin.
Nach Meſſina's Kathedrale
  Zieht die Schaar der Büßer hin

## Einundfünfzigſtes Lied.

---

Zu Madrid am Manzanares,
Wo man wilde Stiere hetzt,
Kämpft ein kühner Toreador,
Nie beſieget, unverletzt.

Auf Tribunen, bunt geſchmücket,
Prangt ein reicher Frauenflor;
Aus dem Kranze dieſer Blumen
Ragt Dolores hell hervor.

Leuchtend blickt ihr Feuerauge
Hin zum kühnen Matador,
Jago ſchaut mit edlem Stolze
Zu der Herrin Aug' empor.

Sie begeiſtert dieſen Kämpfer
  Und verzehnfacht ſeinen Muth,
Und aus ſeinen Augen ſprühet
  Seines Herzens Liebesgluth.

Lachend kämpft er mit dem Stiere,
  Der laut brüllend ihn umkreiſt
Und die ſieggewohnten Hörner
  Seinem ſtolzen Gegner weiſt.

Wüthend wirft der Stier der Stiere
  Den beſiegten Matador;
Sterbend ſieht ſein treues Auge
  Zu der Herrin Aug' empor.

Und Dolores flüſtert heimlich
  Ihrem Nachbar in das Ohr:
„Schade um den armen Teufel,
  Der mir ew'ge Liebe ſchwor!"

## Zweiundfünfzigſtes Lied.

Vor dem Thore von Granada,
Wo Alhambra's Fahne weht,
Wohnet ein gefall'nes Mädchen,
Das geſchminkt am Fenſter ſteht

Einſtens ſchwärmte halb Granada
Für Paquita's Augenpaar,
Das unmalbar wie die Sonne,
Keuſch wie Mondenſchimmer war.

Einſtens, einſtens, ach, Paquita,
Hieß man Dich Granada's Stern;
Jetzo nennt der Witz des Volkes
Dich die „Schaale ohne Kern!"

Denn Dein Herz haſt Du verkaufet
Jenem Teufel Belphegor,
Der Granada's ſchönſte Schöne
Sich zum Spielzeug' auserkor.

Ohne Herz und ohne Seele,
Ohne Glaube, ohne Heil
Bietet nun die leere Schaale
Jedem ihre Reize feil.

Aber ganz Granada treibet
Mit Paquita rohen Scherz,
Und die mitleidsloſe Menge
Schilt ſie: „Liebe ohne Herz“

Und Paquita lächelt bitter
Und Paquita weinet laut . . .
Elend ſtirbt im Hoſpitale
Die geſchminkte Teufelsbraut.

# Dreiundfünfzigſtes Lied.

In dem Bagno zu Livorno
  Büßt ein alter Muſikant,
Deſſen weltberühmter Name
  Einſt gar hoch in Ehren ſtand.

Denn er war der größte Geiger,
  Den Europa je gehört;
Eine kleine Cavatine
  Hat ſein ganzes Glück zerſtört.

Carlo liebte eine Dame,
  Die ſo ſchön und herrlich ſang,
Daß der Zauber ihrer Stimme
  Seinen Weiberhaß bezwang.

Eines Abends ſang Roſine
Im Theater Pergola
Seine Lieblings-Cavatine:
„Una voce poco fa.“

Tauſend Kehlen ſchrieen Bravo,
Einer aber ziſchte grell;
Dieſen Einen fordert Carlo
Auf Piſtolen zum Duell.

„Seid nicht kindiſch, ſpricht der Feige
Mit des Stolzes frechem Hohn;
Niemals ſchlägt ſich mit der Geige
Eines Prinzen einz'ger Sohn!“

Carlo ſtößt ein breites Meſſer
Das in ſeiner Rechten blinkt,
In das Herz der feigen Memme,
Die entſeelt zu Boden ſinkt.

In dem Bagno zu Livorno
Stöhnt der alte Muſikant,
In Livorno ſingt Roſine,
Doch es rührt ſich keine Hand!

*

## Vierundfunfzigſtes Lied.

In dem großen Themſe-Babel
  Das der Brite London nennt,
Sitzt im traurig-ſtillen Bedlam
  Reginald vom Parlament.

König iſt er aller Dichter,
  Shakeſpeare, Byron, Walter Scott.
Seine Lordſchaft träumt bisweilen,
  Er ſei Gott, der liebe Gott!

Singt von einer reichen Lady,
  Schöner als die Kön'gin Mab,
Die ihm einſt im Windſor-Parke
  Eine blaue Blume gab.

Dieſe Blume, längſt verwelket,
Küßt er tauſend, tauſendmal;
Täglich ſaugt er aus dem Kelche
Neue Hoffnung, neue Qual!

Flehend ſpricht er zu der Blume:
„Holde Feenkönigin,
Sieh, wie ich ſo überſeelig,
Sieh, wie ich ſo elend bin!

Blüh' noch einmal, blaue Blume,
Lächle mich noch einmal an;
Sterben will ich dann ſo gerne,
Sterben will ich, armer Mann!“

Doch was welk iſt, bluht nicht wieder,
Liebe kommt und Liebe geht;
Doch noch immer ſingt er Lieder,
Die nur Gott und er verſteht!

## Fünfundfünfzigſtes Lied.

Im Gebirg' zu Montenegro,
Wo kein Fuß vorüberzieht,
Hauſet in verfall'ner Klauſe
Ein ergrauter Eremit.

Auf bemooſtem Steingerulle
Pranget ein Marienbild,
Das mit wunderſüßem Balſam
Seines Herzens Wunde ſtillt.

Miloſch liebte einen Engel,
Der ihm ſüßen Troſt verlieh,
Miloſch hatte ſie getaufet
Dieſes Mägdlein hieß Marie.

Miloſch liebte dieſe Jungfrau,
Miloſch confirmirte ſie.
Achtundzwanzig Tage ſpäter
Ward beerdiget Marie.

Jeden Morgen, jeden Abend
Sinket Miloſch auf ſein Knie,
Seine bleichen Lippen beten:
„Sei gegrüßt, Jungfrau Marie!

Jener hat Dich mir gegeben,
Knieend preiſ' ich ſeine Huld!
Jener hat Dich mir genommen,
Alles trag' ich mit Geduld!“

Betend blickt er zu dem Bilde,
Wenn die ferne Glocke klingt,
Freudig zählt er jede Stunde,
Die dem Tod' ihn näher bringt.

# Sechsundfünfzigſtes Lied.

Vor drei Jahren ſchied ein Mädchen
  Vom geliebten Bräutigam,
Deſſen Seele ſtill verblutet,
  Weil ſie nicht mehr wiederkam.

In der ſchweren Abſchiedsſtunde,
Die ſie einſt von dannen rief,
Hatte heilig ſie gelobet,
Ihm zu ſchreiben Brief auf Brief.

Anfangs ſchrieb ſie alle Tage
Und gelobte ſtets auf's Neu',
Daß der Innigheißgeliebte
Ihrer Seele Seele ſei!

Tauſendmal las er die Briefe,
Die die treue Braut ihm ſchrieb,
Die getrennt, in weiter Ferne,
Treu dem heil'gen Schwure blieb.

Aber ſpäter ſchrieb Pauline
Ach nur einmal wöchentlich,
Und der Aermſte aller Armen
Harrte bang und härmte ſich.

Doch noch ſpäter ſchrieb die Falſche
Jeden Monat nur einmal;
Dieſes lange Schweigen mehrte
Seiner Sehnſucht bange Qual.

Endlich ſchrieb die Heißgeliebte
Einmal nur im ganzen Jahr;
Tiefer Gram und Kummer bleichte
Seine Wange und ſein Haar

Kühler wurden ihre Briefe,
Kleiner ward der Zeilen Zahl.
Aber größer, immer größer
Wurde ſeines Zweifels Qual.

Troſtlos mahnte ſie der Bräut'gam
An das ſchnell gebroch'ne Wort;
Täglich, täglich ſchrieb er Briefe,
Bat um Antwort fort und fort.

„Ach Geliebte, ach Geliebte,
Ende meines Zweifels Noth,
Gieb mir Antwort, gieb mir Antwort:
Lebſt Du oder biſt Du todt?"

Täglich rennt zur Poſt der Arme,
Täglich fraget er auf's Neu':
Ob auch heute noch kein Schreiben
Für ihn angekommen ſei.

Still verblutet ſeine Seele,
Weil er keinen Brief bekam;
Schuldig bleibt ſie ihm die Antwort —
O wer malt des Armen Gram!

## Siebenundfünfzigſtes Lied.

Am Kamine, deſſen Feuer
  Traurig einzuſchlummern ſcheint,
Träumt von einer alten Flamme
  Einer, der es treu gemeint.

In Gedanken tief verſunken,
  Starrt er in die matte Gluth,
In dem Herzen fühlt er lodern
  Seines Haſſes helle Wuth.

Die geballten Fäuſte halten
  Briefe, die ihm werth und lieb,
Briefe, die in ſchönern Tagen
  Einſt die ſchönſte Hand ihm ſchrieb.

Jede Zeile dieſer Briefe,
Die ihm waren Schild und Stab,
Schwur ihm Liebe, ſchwur ihm Treue,
Treue Liebe bis zum Grab'.

„Eveline, Einzig-Eine!“
Stöhnt der bleiche Miſogyn;
Seufzend wirft er ihre Schwüre
In den kniſternden Kamin.

Luſtig praſſelt drin das Feuer,
Angefacht zu neuer Gluth;
Doch im Herzen iſt erloſchen
Seines Haſſes alte Wuth.

Düſter ſtarrt er in die Flamme,
„Aſche, Aſche!“ ſtöhnt er leis;
In dem Aug' blitzt eine Thräne,
Eine Thräne brennend heiß!

## Achtundfünfzigſtes Lied.

Dort im nachtumflorten Himmel
Spinnet eine Spinnerin;
Sinnend blickt ſie aus den Wolken
Auf die finſt're Erde hin.

Doch hier unten ſchaut ein Sänger
Zu dem Sternendom empor;
Leiſes Singen, leiſes Klingen
Hört ſein klangberauſchtes Ohr.

Und ſein Auge ſucht zwei Sterne
In der grabesſtillen Nacht;
Er gedenket eines Engels,
Deſſen Aug' ihm einſt gelacht.

Jene ſpinnt an einer Spule
Einen Faden zart und fein,
Und ſie ſpinnet Gold und Silber
In den Lebensfaden ein.

Flüſſig Gold ſind jene Sterne,
Die auf ihn herniederſchau'n;
Flüſſig Silber ſind die Thränen,
Die in ihrem Auge thau'n.

Trübe Wonnen, ſüße Schmerzen
Ziehen durch ſein Leben hin.
Seine Seele ſchwingt ſich träumend
Hin zu jener Spinnerin.

„Ach, mein Schutzgeiſt, fleht er innig,
Stelle bald Dein Spinnen ein;
O wie gerne, o wie gerne
Möcht' ich droben bei Dir ſein!“

# Neunundfünfzigſtes Lied.

Eine Peri ſpricht zur Andern
„Schweſter, warum weineſt Du?
Findet ſelbſt im Paradieſe
Deine Seele keine Ruh'?

Myriaden Himmelswonnen
Lächeln Dich ſo ſeelig an,
Giebt's denn Keine, giebt's denn Keine,
Die Dein Leiden heilen kann?“

„Dieſer Himmel, ſpricht die And're,
Wo ein ew'ger Frühling lacht,
Dunkt mir ſchlimmer als die Hölle,
Die Dich, Schweſter, beben macht

Dieſes Leben ohne Liebe
Peinigt mehr als Höllenqual:
Dieſer Himmel ohne Thräne
Iſt ein ödes Jammerthal!

Segnen wollt' ich den Propheten,
Konnt' ich fliehen gleich, ſogleich;
Unten auf der ſchönen Erde
Liegt mein ſußes Himmelreich!

Ach, zu jenem Paradieſe
Zieht mich hin ein banger Schmerz;
Denn dort unten, ja dort unten
Weint um mich ein treues Herz.

Darum ſehnet meine Seele
Nach der Erde ſich zuruck:
Nur am Herzen des Geliebten
Find' ich Ruhe, find' ich Glück!»

# Sechzigſtes Lied.

Jn dem Circus von Franconi,
Wo Muſik und Beifall ſchallt,
Tanzt auf rabenſchwarzem Roſſe
Eine weiße Huldgeſtalt

Eſther heißt die holde Circe,
Die, in Gaze eingehüllt,
Aller Augen, die ihr folgen,
Mit Bewunderung erfüllt

Triumphirend trägt der Rappe
Die graziöſe Reiterin,
Doch beklommen, wie wohl Keiner,
Blickt zu ihr Bajazzo hin.

Eſther iſt ſein einzig Streben,
Eſther iſt ſein einzig Ziel;
Mit Bajazzo's treuem Herzen
Treibt ſie treulos-falſches Spiel.

Dies betrübt den armen Teufel,
Der, von wildem Gram verzehrt,
Um ſein Leiden ſchnell zu enden,
Eine Giftphiole leert.

Tolle Poſſen treibt Bajazzo,
Der die heiße Stirne kühlt;
Cabriolen macht Bajazzo,
Der ſein nahes Ende fühlt

Schnöde Witze reißt Bajazzo,
Und der ganze Circus lacht,
Doch nach einer kurzen Pauſe
Wird er todt hinausgebracht

# Einundſechzigſtes Lied.

In dem Beguinen-Hauſe
Webt mit tiefem Herzeleid
Eine marmorkalte Nonne
Tag und Nacht ihr Sterbekleid.

Einſtmals liebte ſie ein Maler,
Der in heißem Liebesgram,
Weil Regina ihn verſchmähte,
Sich das junge Leben nahm.

Büßend that ſie das Gelübde,
Nie zu ſprechen, ſtumm zu ſein,
Ohne Klagen ſtill zu tragen
Ihrer Reue Höllenpein.

Ewig ſieht ſie deſſen Schatten
Dicht an ihrer Seite ſteh'n,
Ewig hört ſie ſeiner Seele
Troſtberaubtes Liebesfleh'n

Weinend webt ſie blut'ge Zähren
In ihr weißes Sterbekleid;
Lautlos harret ſie der Stunde,
Die vom Leben ſie befreit.

„Lang' genug haſt Du getrauert,
Ruft des Malers Schattenbild,
Ich verzeihe Dir, Regina,
All' Dein Leiden ſei geſtillt!“

Horch, da ſchlägt die Todesſtunde,
Fertig iſt das Sterbekleid,
Und Regina ziehet ſchweigend
In das Reich der Ewigkeit.

## Zweiundſechzigſtes Lied.

An dem Strand' der blauen Newa
Sitzt ein trauernd Mägdelein;
Sinnend ſtarrt die trübe Olga
In die klare Fluth hinein.

Sie verweilet, ach! ſo gerne
An dem einſam-ſtillen Platz;
Hier ertrank vor ſieben Jahren
Ihres Herzens einz'ger Schatz.

Noch gedenkt ſie des Geliebten
Und beweint ſein traurig Loos;
Täglich wirft ſie friſche Blüthen
In des Fluſſes ſtillen Schooß.

„Mein Alexis, fleht die Waiſe,
Nimm zu Dir mich in den Fluß;
Ach, noch heute fühlet Olga
Deines Mundes letzten Kuß.

Ja, noch heute, mein Alexis,
Steht Dein holdes Bild vor mir,
Ja, noch heute ſehnet Olga,
Heißgeliebter, ſich nach Dir.

Sieben Jahr' hab' ich getrauert,
Heute iſt Dein Sterbetag!
Laß uns, Heißerſehnter, feiern
Heute unſern Hochzeitstag!“

«Olga! ruft es aus den Wogen,
Eile an Alexis' Herz!»
Still begräbt ſie in die Newa
Ihren tiefgefühlten Schmerz.

## Dreiundſechzigſtes Lied.

In Havanna, in Havanna,
Wo die Palme ſtolz gedeiht,
Liebt ſo bang ein ſchwarzer Sklave
Seines Herren weiße Maid.

Auf der Hängematte ſchaukelt
Seine ſtrenge Herrin ſich;
Wonnetrunken fleht der Neger:
„Weiße Blume, liebe mich!

Immer biſt Du mir ſo nahe,
Immer ſteh' ich Dir ſo fern;
Meine ſünd'gen Augen ſehen
Dich, nur Dich, mein weißer Stern!“

Stella klagt's dem ſtolzen Vater,
  Daß der Negerhund ſie liebt;
„Höll' und Teufel!“ flucht der Pflanzer,
  Der die Rache nicht verſchiebt.

„Büßen ſoll der kecke Sklave
  Seiner Liebe frechen Traum!“
Binden läßt er dieſen Neger
  An den nächſten Palmenbaum.

Und kein Mitleid fühlet Stella,
  Und umſonſt iſt all' ſein Fleh'n.
Blenden läßt ſie jene Augen,
  Die zu ihr emporgeſeh'n.

Schnell geſättigt iſt die Rache
  Seines mitleidsloſen Herrn;
Doch noch immer ſieht der Blinde
  Seiner Liebe weißen Stern.

## Vierundſechzigſtes Lied.

Auf des Thurmes hoher Zinne
Weilet eine junge Braut,
Die mit gramumflortem Blicke
Nach der fernen Hauptſtadt ſchaut.

Tauſend Grüße, tauſend Küſſe
Sendet ſie der theuern Stadt,
Wo ſie, ach! zum letzten Male
Ihren Gott umarmet hat.

Schwärm'riſch ſucht die keuſche Jungfrau
Den geliebten Gegenſtand,
Der in ihrem treuen Auge
Seinen blauen Hafen fand.

Das Verhängniß hat zerriſſen
Ihrer Herzen Liebesband;
Troſtlos ſteht die bleiche Jungfrau
An des jähen Abgrunds Rand.

Schwarze Wolkenmaſſen thürmen
Sich am finſtern Himmelszelt;
Dumpfen Donner hört ſie grollen,
Blitz auf Blitz herniederfällt.

Da erfaßt ſie banges Grauen,
Enden will ſie ihre Noth;
Keine Hoffnung bleibt ihr übrig
Als die Liebe und der Tod.

Von dem Thurme will ſie ſpringen,
Ihr geſchieht, ſie weiß nicht wie!
Glockentöne hört ſie klingen,
Betend ſtürzt ſie auf die Knie.

Durch die ſchwarzen Wetterwolken
Strahlt ein Regenbogenlicht;
Tröſtend ſagt es der Betrübten:
„Hoffe und verzweiſle nicht!“

# Fünfundſechzigſtes Lied.

Schaukelnd ſchwankt die morſche Barke,
Wie ein lebensmüder Schwan,
Von dem Strand' der Piazzetta
Durch der Wellen dunkle Bahn.

Draußen ſingt der Gondellenker,
Deſſen Seele freudenleer,
Seine Lieblings-Barcarole
Von dem ungetreuen Meer'.

„Meer, o Meer, Du dunkles Räthſel
Mit dem blauen Angeſicht,
Deine Klippen, Deine Tücken
Seh' ich, doch begreif' ſie nicht.

Deine Wellen, Deine Wogen
Wohl kein Menſch ergründen kann,
Oft ſchon haben ſie betrogen
Mich, den treuen Schiffersmann!

Doch noch falſcher, ungetreuer
Als dies unergründlich Meer
Iſt Pepita's dunkles Auge,
Spottgefüllt und thränenleer.

Keine Perle, keine Thräne
Ruht in jenes Meeres Schoos;
Darum, ungetreues Mädchen,
Iſt des Schiffers Schmerz ſo groß!

Trug'riſch wie Korallenklippen
In des Meeres tiefem Grund
Sind die Küſſe, die ich nippen
Darf von Deinem Purpurmund.

Darum, holdes Ungeheuer,
Klopft mein Herz ſo bang und ſchwer:
Denn noch falſcher, ungetreuer
Biſt Du, Mädchen, als das Meer!

Stürzen will Dein treuer Fiſcher
In Dein dunkelblaues Meer;
Denn ſein Auge iſt voll Thränen
Und ſein Herz iſt freudenleer!"

## Sechsundſechzigſtes Lied.

In der Schenke froher Künſtler,
Wo der tollſte Jubel ſchallt,
Sitzt ein bleicher Blumenmaler,
Der vertieft die Fäuſte ballt.

Heiter zechen die Kam'raden,
Rauſchend tönt ihr Rundgeſang;
Nur der Eine iſt ſo traurig,
Nur dem Einen wird's ſo bang!

Unſtät ſchweift ſein irres Auge,
Träum'riſch blickt ſein trüber Sinn
Von dem unberührten Humpen
Nach der luſt'gen Kellnerin

Eva heißt des Edens Schlange,
Die durchaus ſich nicht genirt,
Bald mit Dieſem, bald mit Jenem
Kannibaliſch kokettirt.

Jedem ihrer Gäſte flüſtert
Lächelnd ſie ein Wort ins Ohr;
Schier verzweifeln will der Schwärmer,
Eiferſüchtig iſt der Thor!

Grimmig ballt er beide Fäuſte,
Knirſchend ſtarrt er auf den Tiſch;
Ringsum ſchallen frohe Lieder,
Er iſt ſtummer als ein Fiſch.

Wüthend iſt der arme Adam,
Daß Lieb-Eva mit ihm ſchmollt;
Eine ſchmerzzerdrückte Thräne
Langſam in den Humpen rollt.

# Siebenundſechzigſtes Lied.

In der Heidelberger Klinik,
Von zwei Lampen karg erhellt,
Iſt ſeit vierundzwanzig Stunden
Eine Leiche ausgeſtellt.

Zwei Studenten, munt're Brüder,
Vornehm, reich und liederlich,
Theilen, ihre Pfeife rauchend,
In den friſchen Leichnam ſich.

„Welch' ein köſtlicher Cadaver!"
Ruft der jüngere Student,
Der mit ſcharf geſchliff'nem Meſſer
Schnell den Kopf vom Rumpfe trennt

Niemals ſah ich hold're Formen,
Nie ſolch' claſſiſch-ſchöne Bruſt;
Solche Leiche zu zergliedern
Iſt auf Ehre Götterluſt!“

« Dieſer liebliche Cadaver,
Spricht der ält're Studio,
Schien zur Freude nur geſchaffen,
War ein Mädchen comme il faut!

Thekla hieß das liebe Weſen,
Das gar manches Herz bezwang,
Bis es, von dem Schatz betrogen,
Geſtern in den Neckar ſprang.»

„Dieſe Leiche iſt zum Küſſen!“
Spricht der jüngere Student,
Deſſen keck gewandtes Meſſer
Jetzt die beiden Brüſte trennt.

« Ewig ſchwur er ſie zu lieben,
Plötzlich brach er ſeinen Schwur.
Bruder, laß die Todten ruhen,
**Gaudeamus igitur!**»

## Achtundſechzigſtes Lied.

Rabbi Leo Ben Jehuda,
Mit dem Talmud in der Hand,
Träumt von einer jungen Hexe,
Die ihm einſt ſein Herz entwand.

Martha hieß die blonde Chriſtin,
Die mit ihrer Augen Strahl
Seinem Herzen Ruh' und Frieden,
Seinem Aug' den Schlummer ſtahl.

„Rabbi, bat die ſchlaue Hexe,
Schenke mir ein einzig Haar,
Tragen will es Deine Martha
Liebend bis zur Todtenbahr'.“

Leo gab der blonden Chriſtin
  Das von ihr gewünſchte Haar.
Bald begehrte ſie ein zweites,
  Bald ein dritt' und viertes gar.

Kaum verfloſſen war ein Monat,
  Sieh', da war ſein Scheitel leer.
Martha warf des Rabbi's Haare
  In des Lethe dunkles Meer.

Höhniſch ſah die ſchlaue Hexe
  Den betrübten Rabbi an,
Der, von wildem Gram gefoltert,
  Martha nicht vergeſſen kann.

Schlaflos ſitzt der alte Rabbi,
  Mit dem Talmud in der Hand,
Träumend von der jungen Hexe,
  Die mit ihrem Raub entſchwand.

## Neunundſechzigſtes Lied.

Desdemona malte ſcherzend
Einen Teufel an die Wand,
Dem ſie einen Kranz von Myrthen
Um die freche Stirne band.

Plötzlich fängt der kecke Teufel
Honigſüß zu girren an;
Lächelnd fragt er Desdemonen,
Ob ſie ſo ihn leiden kann?

Da erſchrickt die blaſſe Dame;
Doch Asmodi flehet laut:
„Ach, Signora, wollt Ihr werden
Eures Sklaven holde Braut?

Dieſen Kranz von friſchen Myrthen
Drück' ich liebend Euch auf's Haupt;
Nun erlaubt, daß Euer Freier,
Ach, nur Einen Kuß Euch raubt.

Einen Kuß in allen Ehren,
Sagt das Sprichwort, wie Ihr wißt,
Kann ja Niemand Euch verwehren,
Selbſt wenn er Othello iſt!"

Desdemona bricht die Treue
Und Asmodi jubelt laut;
Doch Othello ſühnt die Schande
Und erwürgt die falſche Braut.

Gebt dem Teufel einen Finger
Und er nimmt die ganze Hand;
Darum malet ſelbſt im Scherze
Nie den Teufel an die Wand!

# Siebzigſtes Lied.

Vor Helenens Blumenfenſter
Singt ein banges Vögelein:
„Oeffne, Traute, mir Dein Fenſter,
Möcht' ſo gerne bei Dir ſein.

Bring' Dir Kunde von dem Armen,
Der um Deine Liebe warb,
Ach, ſo lange, ach, ſo lange,
Bis im tiefſten Leid er ſtarb.

Sterbend hauchte ſeine Seele
 Deinen ſußen Namen aus.
Seine letzten Liebesgruße
 Trägt die Lerche in Dein Haus.

Bin die Seele jenes Mannes,
 Der verzweifelnd von Dir ſchied,
Nimmer wollteſt Du ihn lieben,
 Lieb' in mir ſein letztes Lied.

Bebend offnet ſie das Fenſter
 Und die Lerche ſingt voll Luſt,
Und Helene druckt voll Reue
 Seine Seele an die Bruſt

## Einundſiebzigſtes Lied.

In des Harems öden Mauern,
Von Eunuchen ſtreng bewacht,
Blickt die ſchönſte Odaliſke
In die ſternenhelle Nacht.

Liebend denkt ſie ihres Achmet's,
Der zwei Blumen ihr geſchickt,
Die mit brennendem Verlangen
An ihr wundes Herz ſie drückt.

Dieſe Blumen brachten Botſchaft,
Daß, von Liebesqual verzehrt,
Der Geliebte hoffnungstrunken
Von Medina heimgekehrt.

An dem Grabe des Propheten
Hat geſchworen er den Eid,
Roxelanen zu befreien
Aus des Harems Einſamkeit.

Freiheit bringt er der Geliebten,
Freiheit und der Liebe Glück,
Und kein Bangen und kein Zagen
Hält den Muſelman zurück.

Endlich hört ſie ſeine Schritte:
Achmet, ihr Befreier, naht.
Doch am Eingang' ihrer Zelle
Lauert Rache und Verrath.

Blitzſchnell bohrt jetzt ein Eunuche
Seinen Dolch in ihre Bruſt.
Alſo kühlt verſchmähte Liebe
Ihrer Rache wilde Luſt.

Sieh', da zeigt ſich ihr Befreier,
An des Kerkers Fenſterrand;
Achmet findet ihre Leiche
Mit den Blumen in der Hand.

# Zweiundſiebzigſtes Lied.

In dem ſtillen Zillerthale,
Bei des Mondes Silberlicht,
Pflückt ein ſchlanker Gemſenjäger
Sich ein Paar Vergißmeinicht.

„Dieſe Blümerl, ſpricht der Burſche,
Lieb' ich, lieber Mondenſchein;
Wenn ich ſie und Dich anſchaue,
Denk' ich an ihr Aeugelein.

Darum küſſ' ich Euch, Ihr Blumerl,
Ach, viel hunderttauſendmal,
Seid die treuſten und die ſchönſten
In dem ganzen Zillerthal.

Darum ſteck' ich Euch, Ihr Blumerl
  Als Kokarden auf den Hut,
Lauf' dann flugs zu meinem Schatzerl,
  Bin ich ihm doch gar ſo gut!"

Und der Peppi rennt zur Nanni,
  Doch wer malt des Burſchen Harm?
Sein blauaugig Dirndel ruhet
  In des Muller-Seppel's Arm!

Wuthend reißt er von dem Hute
  Die geliebten Blumelein;
Traurig ruft er: „Lieber ſterben,
  Als ſo ſchlecht und untreu ſein!"

Zornig wirft er ſeine Blumerl
  Seiner Nanni ins Geſicht,
Bitter, bitter muß er weinen,
  Sieht er ein Vergißmeinicht

## Dreiundſiebzigſtes Lied.

Drüben in dem Erzgebirge —
Selten dringt das Mitleid hin! —
Ringet mit dem Hungertode
Eine Spitzenklöpplerin.

Dicht vor ihrem Schmerzenslager
Wacht ein finſt'rer Webersmann,
Deſſen Auge wohl noch ſehen,
Aber nicht mehr weinen kann.

Denn ſchon lange iſt verſieget
Seiner Thränen reicher Born;
Aus dem düſtern Auge blitzet
Seines Grolles greller Zorn.

Starr und trocken blickt der Weber
Seine treue Lieſe an,
Deren Auge wohl noch weinen,
Aber nicht mehr ſehen kann.

Denn verſieget iſt ſchon lange
Ihrer Augen lichter Glanz;
Bei der blinden Lieſe wachet
Tag und Nacht der arme Hans.

Beten will der bleiche Weber,
Doch, bei Gott! er kann es nicht;
Fäuſteballend will er fluchen,
Weil jetzt Lieſens Auge bricht.

Fernen Donner hört er grollen,
Nirgends glänzt ein Hoffnungsſtern;
„Zwölfe hat die Glock' geſchlagen,
(Ruft es) lobet Gott den Herrn!“

## Vierundſiebzigſtes Lied.

Auf den Wellen der Lagune
Tanzet eine Gondel hin,
In dem ſchwarzen Nachen betet
Eine arme Sünderin.

„Mutter Gottes, blick' hernieder
Auf ein blutend Mutterherz,
Das heut' mehr als jemals fühlet
Süßer Liebe bittern Schmerz.

O Madonna, ſchau hernieder
Auf ein Weſen ſünd'ger Luſt,
Das holdſeelig-lächelnd ſchwelget
An der welken Mutterbruſt.

Dieſer Engel, Frucht der Sünde,
Die ich ſchwaches Weib beging,
Iſt das Knäblein eines Vaters,
Der an meinem Halſe hing.

Wie ſchwur mir tauſend Schwüre,
Die er alle, alle brach;
Welches Mittel bleibt der Jungfrau
Reinzuwaſchen ihre Schmach?

Unvertilgbar iſt die Schande,
Und mein Schmerz iſt uferlos! —
Fiametta ſenkt den Säugling
In des Meeres kühlen Schooß.

Drinnen weint die jung'ge Mutter,
Die verzweifelnd niederkniet,
Draußen ſingt der Gondoliere
Seines Knaben Wiegenlied.

## Fünfundſiebzigſtes Lied.

An der Wiege ihres Knaben
Blickt die Mutter himmelwärts:
„Vater Unſer in dem Himmel,
Lind're meines Kindes Schmerz!“

Darauf ſtirbt der roſ'ge Knabe
Und das Herz der Mutter bricht.
Eine Engelsſtimme rufet:
»O bewein' die Todten nicht!«

Trauernd ſieht die bleiche Mutter
Ihres Kindes Vater an:
„Du, ja Du biſt mir geblieben,
Du, mein herzgeliebter Mann!“

Bald verliert die arme Mutter
Auch den herzgeliebten Mann,
Der von einer jungen Buhlin
Nimmermehr ſich trennen kann.

An dem Grabe ihres Kindes
Weint das arme Mutterherz.
„Vater Unſer in dem Himmel,
Giebt es einen größern Schmerz?

Kind und Mann hab' ich verloren,
Troſtlos ſteh' ich und allein;
Vater Unſer in dem Himmel,
Lind're meiner Seele Pein!“

Eine Engelsſtimme rufet:
»Leiden iſt des Weibes Loos!
Auch Maria hat gelitten,
Zeig', wie ſie, im Leid' Dich groß!«

# Drittes Buch.

La mort n'y mord pas! (Der Tod hat keine Macht!)
**Clément Marot.**

Leben, um zu ſterben, ſterben, um zu leben!
**Joachim Sandrart.**

Daß ewig tönen ihre Klänge,
Fortklinge ihrer Leier Ton,
Verwebt mein Lied die bunten Sänge
Zum immergrünen Pantheon.

**Hermann Bertholdi.**

# Sechsundſiebzigſtes Lied.

(610.)

Mahomet und ſeine Frauen
Saßen einſt im Gartenzelt;
Der Prophet umarmt' in Beiden
Seinen Himmel, ſeine Welt.

Grollend fragten beide Frauen:
„Sprich, wie kannſt Du lieben Zwei?
Prüfe, Abgott, und entſcheide,
Wer von uns Dir lieber ſei!“

«Ach, vergönnt mir, daß ich ſage,
Was mein Herz ſich oft gedacht:
Du, Ayesha, gleichſt dem Tage,
Du, Fatime, gleichſt der Nacht.

Eure Liebe, Eure Treue
Hat mich reich und ſtolz gemacht;
Darum lieb' ich in Euch Beiden
Frühlingstag und Sommernacht!

Seht, zwei Spiegel hat die Seele
Und zwei Kammern hat das Herz,
In der Einen wohnt die Freude,
In der Andern wohnt der Schmerz.

Was ſind Schmerzen ohne Freude,
Was iſt Freude ohne Schmerz?
In Euch Beiden liebet Beides
Das getheilte Menſchenherz!»

Mahomet kußt beide Frauen,
Beide Frauen früh und ſpät,
Großer Allah, ſei geprieſen,
Mahomet iſt Dein Prophet!

## Siebenundſiebzigſtes Lied.

(1150.)

Abälard und Heloiſe
Träumen unterm Palmenbaum
Dort im gold'nen Paradieſe
Ihrer Liebe Erdentraum.

Der Geliebte ſpricht zur Nonne:
„Unſ're Lieb' grünt ewig fort;
Ewig bleibſt Du meine Wonne,
Meine Sonne hier wie dort.

Ach, die Liebe giebt uns Leben
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Himmels Seeligkeit!“

Heloiſe ſpricht zum Mönche:
«Ich gehöre ewig Dir;
Ewig bleibſt Du mein Gebieter,
Mein Geliebter dort und hier.

Leben giebt uns unſ're Liebe,
Himmelsluſt und Seeligkeit.
Was iſt Leben ohne Liebe,
Was iſt Liebe ohne Leid?!»

Lauſchend hört dies Philomele
Und ſie flötet mild und ſüß:
Unvergänglich, wie die Seele,
Iſt der Liebe Paradies!

Ihre trunk'nen Seelen liegen
An der Liebe Götterbruſt;
Süße Engelsſtimmen wiegen
Sie in ew'ge Himmelsluſt.

## Achtundſiebzigſtes Lied.

(1100.)

Matt vom Kämpfen, matt vom Siegen
  Liegt der edle Ritter Cid,
Fern vom Hauſ' auf fremder Erde
  Liegt im Sterben jetzt der Cid.

Don Rodrigo iſt untröſtlich
  In der letzten, letzten Nacht,
Weil Ximene, die er liebet,
  Nicht an ſeinem Lager wacht.

Ach, ſie ahnt nicht, daß Don Vivar
  Machtlos mit dem Tode ringt,
Mit dem Einz'gen ſeiner Feinde,
  Den der Ritter nicht bezwingt

Die Erſehnte kann nicht eilen
  An Rodrigo's brechend Herz,
Kann nicht tröſten, kann nicht theilen
  Seines letzten Kampfes Schmerz.

Kann nicht ſeine Stirne kühlen,
  Die in heißem Fieber brennt,
Kann nicht ſeinen Herzſchlag fühlen,
  Den doch Sie am Beſten kennt!

Kann nicht weinen um den Ritter,
  Deſſen Todesſtunde ſchlägt;
Kann nicht beten für Don Vivar,
  Den man bald zu Grabe trägt.

Don Rodrigo, Don Rodrigo
  Geht nun ein zu ew'ger Ruh',
Kalte Herzen, fremde Hände
  Schloſſen ihm die Augen zu.

# Neunundſiebzigſtes Lied.

(1347.)

Laura Sades und Petrarca
Wandeln traurig Arm in Arm
An der Quelle von Vaucluſe,
Tauſchend ihrer Liebe Harm.

„Scheiden muß ich und Dich meiden,
Klaget Laura glühendwarm;
Ueberreich bin ich an Leiden,
Doch an Hoffnung bettelarm!"

«Alles kann ich meiden, laſſen,
Klagt Petrarca wehmuthsvoll,
Nur nicht den Gedanken faſſen,
Daß von Dir ich ſcheiden ſoll!»

„Nimmer wird mein Gram geſunden,
Nie werd' ich beſitzen Dich;
Unſ're Seelen ſind verbunden,
Unſ're Wege trennen ſich!"

«Willig will ich Alles tragen,
Was das Schickſal mir beſchied,
Jedem Glück' will ich entſagen,
Nicht der Thräne, nicht dem Lied'!»

„Lebe wohl, mein Herzgeliebter,
Blick' empor zur Sternenwelt:
Droben ſehen wir uns wieder,
Droben in der ſchönern Welt!"

Und Petrarca muß nun ſcheiden
Fort aus Laura's ſüßer Näh';
Beide lieben, Beide leiden ...
Ach, wie thut das Scheiden weh!

## Achtzigſtes Lied.

(1566.)

Zu Maria Stuart's Füßen
Fern vom theuern Vaterland'
Singt ein neidenswerther Sänger
Mit der Laute in der Hand:

„Demantkrone aller Frauen,
Holde Himmelskönigin,
Laß mich in Dein Auge ſchauen,
Sieh, wie ich ſo glücklich bin!

Darf zu Dir mein Aug' erheben,
Fühlen Deines Herzens Schlag;
Ach, mein liebverklärtes Leben
Iſt ein wolkenloſer Tag!

Jede Stunde und Sekunde
Iſt nur Dir, nur Dir geweiht;
Hängt mein Mund an Deinem Munde,
Bin zu ſterben ich bereit!

Nicht mit Göttern mag ich tauſchen,
Nicht den Himmel mit der Welt,
Darf ich Deinem Worte lauſchen,
Das wie Manna niederfällt!

Blicke huldvoll auf mich nieder,
Glanzerfüllter Liebesſtern,
Höre Deines David's Lieder,
Wie ſtirbt Rizzio dann ſo gern!"

Heinrich Darnley's Mörder eilen
Pfeilſchnell aus dem Hintergrund';
Ihre blut'gen Hände ſchließen,
Ach, für immer ſeinen Mund!

## Einundachtzigſtes Lied.

(1580.)

In dem Annen-Hoſpitale
Träumt und dichtet ein Poet,
Der mit ſchmerzgebroch'nem Herzen
Vor dem Fenſtergitter ſteht.

Spähend blickt ſein Falkenauge
Nach Ferrara's Demantſchloß,
Wo die Sonne aller Sonnen
Ihm ihr mildes Licht ergoß.

Leonore hieß die Sonne,
Seiner Sehnſucht gold'nes Vließ,
Und Torquato hieß der Dichter,
Der die güt'ge Sonne pries.

Taſſo wagte einſt zu beichten
Seiner Liebe ſtille Qual;
Herzog Alphons ließ den Dichter
Dafür büßen im Spital.

Schon ſechs Jahre ſchmachtet Taſſo
In dem Irren-Hoſpital;
Schon ſechs Jahre ſucht ſein Auge
Leonorens Augenſtrahl.

In Sonetten und Canzonen
Preiſt er ſeiner Sonne Licht.
Jede Thräne wird zum Liede,
Jeder Seufzer zum Gedicht.

In der finſtern Kerkerzelle
Träumt und dichtet der Poet,
Bis dort drüben in dem Schloſſe
Seine Sonne untergeht.

# Zweiundachtzigſtes Lied.

(1710.)

Bei den Carmeliterinnen
Schmachtet eine Himmelsbraut,
Die mit thränenfeuchter Wimper
Hin zu Magdalenen ſchaut.

Einſt, vor ſechsunddreißig Jahren,
War ſie reich und Herzogin,
Hieß Louiſe de La Vallière . . .
Längſt iſt dieſer Traum dahin!

Heute iſt ſie arme Nonne,
Reue fühlt ihr frommes Herz,
Das mit namenloſer Wonne
Großgeſäugt den alten Schmerz.

Denn ſie liebte jenen König,
  Der ſich gern der Große hieß,
Rein und innig, bis er lieblos
  Sie von ſeinem Throne ſtieß.

Nun beweint ſie ihre Jugend,
  Nun bereut ſie jenen Traum,
Liebe, Liebe iſt Chimäre,
  Männertreu' iſt Meeresſchaum.

„Allgewalt'ger, fleht ſie ſtündlich,
  Zähle meiner Zähren Zahl,
Ruf' mich ab von dieſer Erde,
  Ende meines Daſeins Qual!“

Endlich ruft ein milder Engel
  Die zerknirſchte Gottesbraut,
Ihre Seele ſchwebt gen Himmel . . .
  De profundis! tönt es laut.

# Dreiunddachtzigſtes Lied.

(1778.)

Bürger Rouſſeau liegt im Sterben,
Sterben muß der morſche Leib,
Vor dem Bett' des Philoſophen
Kniet ein kummerbleiches Weib.

Rouſſeau ſpricht zu dieſem Weibe:
„Sieh mich nicht ſo traurig an,
Blicke heiter mir ins Auge,
Daß ich ruhig ſterben kann.

Dreiunddreißig Jahre theilteſt
Du des Freundes Mißgeſchick,
Seine Sorge war Dein Kummer,
Seine Freude war Dein Glück;

Deine Liebe war mir Alles:
  Kirche, Bibel, Teſtament;
Nicht der Pfaff' hat uns vereinigt,
  Nur der Tod iſt's, der uns trennt!

Arm wie Hiob ſtirbt Dein Jacob,
  Nichts auf Erden nennt er ſein;
Einſam, hilflos und verlaſſen
  Stehſt Du bald ſo ganz allein!

Doch Dein Herz wird nie erkalten,
  Selbſt im Alter bleibt es jung.
Alles, was ich Dir vermache,
  Iſt ein Stück Erinnerung!

Hemme Deines Grames Thränen,
  Pauvre femme, pauvre coeur!"
Alſo ſchied der Bürger Rouſſeau
  Von Thereſe Levaſſeur!

## Vierundachtzigſtes Lied.

(1793.)

Manon Roland ſchließt im Kerker
Die verweinten Augen zu;
Ihre freiheittrunk'ne Seele
Träumt vom Bürger Barbaroux.

Vor dem Lager der Geliebten
Wacht der kühne Girondiſt,
Der mit wonnig=ſüßem Beben
Ihre keuſche Stirne küßt.

Harfenklänge hört ſie rauſchen
In den azurblauen Höh'n;
Ihre Seele flüſtert bebend:
„Barbaroux, wie biſt Du ſchön!"

Seine heißen Lippen hauchen
Nur vier Worte ihr ins Ohr.
Aus dem Traume ſchnell erwachend
Blickt zum Himmel ſie empor.

Zitternd wiederholet Manon
Jene ſüßen Worte ſich.
Flehend hatte er gebeten:
«Manon, Manon, liebe mich!»

Aeolsharfen hört ſie klingen;
Manon ſchließt die Augen zu.
Denn noch einmal will ſie träumen
Von dem Bürger Barbaroux.

Träumend flüſtert Manon Roland:
„Ja, ich liebe Dich, mein Gott!“
Da erwecket ſie der Henker,
Der ſie abholt ... zum Schaffot.

## Fünfundachtzigſtes Lied.

(1814.)

Dort zu Malmaiſon im Schloſſe
Liegt die kranke Kaiſerin.
Ruhig blickt ihr mattes Auge
Auf das Bild des Kaiſers hin.

„Dreizehn Jahre, ſtöhnt ſie leiſe,
Hieß ich Deines Glückes Stern;
Doch, geſchieden ſeit fünf Jahren,
Steh' ich Aermſte Dir ſo fern!

Eine ſtolze Kaiſerkrone
Drückte einſt mein ſchwaches Haupt.
Eines Kaiſers ſtolze Tochter
Hat mir Kron' und Herz geraubt.

Jetzt ſchmückt eine Dornenkrone
Meiner Stirne bleichen Glanz,
Doch auf Deiner Stirne grünet
Ew'gen Ruhmes Lorbeerkranz.

Immer noch denk' ich mit Wonne
An Vergangenheit zurück;
Sterbend betet Joſephine
Für Dein Leben, für Dein Glück!

Lebe wohl, geliebtes Frankreich,
Bald ſteh' ich vor Gottes Thron,
Juble nicht, Marie Louiſe,
Wein' um mich, Napoleon!"

Betend ſchaut ihr ſterbend Auge
Auf das kalte Bildniß hin;
In den Armen ihrer Kinder
Stirbt die arme Kaiſerin.

# Sechsundachtzigſtes Lied.

(1759.)

An der Wiege eines Knaben,
In der Mutter holder Näh',
Trat am Tag' der heil'gen Taufe
Eine himmelblaue Fee.

Einen Götterfunken hauchte
Sie in ſeinen Roſenmund,
Eine Himmelsthräne tauchte
Sie in ſeiner Augen Grund

Küßte glühend ſeine Stirne
Und ſie ſprach: „Geliebtes Kind,
Nimm von Deiner jungen Pathin
Dieſes kleine Angebind',

Legte dann voll Huld und Milde
  Eine Roſe auf ſein Herz:
„Dieſe Roſe ohne Dornen
  Wird Dich tragen himmelwärts.

Dichterkönig wirſt Du werden,
  Dichter, wie noch Keiner war,
Mit- und Nachwelt werden flechten
  Ew'gen Lorbeer in Dein Haar.

Glänzen wird Dein großer Name
  In des Ruhmes Pantheon;
Und die Muſe wird bekränzen
  Ihren ruhmgekrönten Sohn!

Preiſen werden alle Völker
  Deine keuſche Poeſie;
Wache auf zu ew'gem Leben,
  Friedrich Schiller Du ſtirbſt nie!“

## Siebenundachtzigſtes Lied.

(1835.)

In der Fürſtengruft zu Weimar,
Die wohl Jeder von Euch kennt,
Schläft ein ruhmgeſchmückter Sänger,
Der ſich Wolfgang Goethe nennt.

An dem Grabe dieſes Dichters,
Wo manch' ſtille Thräne rinnt,
Stehen trauernd ſeine Kinder,
Die, wie Er, unſterblich ſind.

Werther, Lotte, Fauſt und Gretchen,
Don Clavigo und Marie,
Ritter Egmont und ſein Klärchen
Beugen andachtsvoll ihr Knie.

Stella und Torquato Taſſo,
Eingehüllt in Liebesglanz,
Legen auf die Gruft des Vaters
Einen friſchen Lorbeerkranz.

Wilhelm Meiſter, Berlichingen,
Hermann, ach, und Dorothee,
Mahomet und Iphigenie
Klagen ſich ihr ſtilles Weh.

An dem Fuß' der Grabesſtätte,
Mit dem Antlitz weggewandt,
Trauert ſelbſt der kalte Teufel,
Mephiſtopheles genannt.

Vater Goethe, Deine Kinder
Reichen dankbar ſich die Hand,
Und an Deinem heil'gen Grabe
Weint Dein ſtolzes Vaterland.

# Achtundachtzigſtes Lied.

(1855.)

Einſam in der Fliederlaube
  Sitzt ein ſilberlock'ger Greis,
Der wie Lerch' und Philomele
  Lieb und ſüß zu ſingen weiß.

Seine holden Liedertauben
  Flattern durch die weite Welt,
Bauen überall ſich Neſter,
  Finden überall ihr Zelt

Denn in Hütten und Paläſten
  Preiſt man ſeiner Muſe Stern,
Kinder, Greiſe, Arm' und Reiche
  Hören ſeine Lieder gern.

Aus dem Norden, aus dem Süden,
  Aus dem Oſten, aus dem Weſt,
Kommen tauſend Nachtigallen,
  Sich zu bauen hier ihr Neſt.

Und ſie hören ſeine Lieder
  Und ſie bringen Gruß auf Gruß;
Lauſchend ſetzen ſie ſich nieder
  Auf des Sängers Haupt und Fuß.

Jede Schwalbe, jede Lerche
  Fühlt ſich wohl in ſeiner Näh';
Alle ſingen, ſchmettern, jubeln:
  „Grüß' Dich Gott, mein Béranger!“

Aus den Sternen ſteigt hernieder
  Eine lichtgeſchmückte Fee,
Küßt ſein Herz und ſpricht laut ſegnend:
  „Schütz' Dich Gott, mein Béranger!“

# Viertes Buch.

Ni jamais, ni toujours,
C'est la devise de l'amour!

O ſchwöre nicht und küſſe nur,
Ich glaube keinem Weiberſchwur!
Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt
Der Kuß, den ich Dir abgeküßt.

Heine

Liebe iſt eine Hetäre
Treue iſt eine Chimäre,
Alles iſt Lüge und Trug!

J. C. H.

## Neunundachtzigſtes Lied.

Nach der Mythe ward Diana,
Als nach Blumen ſie gehaſcht,
Heimlich ſich im Fluſſe badend,
Von Actaeon überraſcht.

Und zur Strafe ward der Jäger,
Von Dianens Hand benetzt,
Flugs in einen Hirſch verwandelt
Und von Hunden todtgehetzt.

Jetzt, ihr Götter, iſt Diana
So geduldig, ſtill und ſtumm;
Denn wie Mancher, meine Damen,
Liefe ſonſt als Hirſch herum?!

## Neunzigſtes Lied.

Bei der Villa Sommariva,
  In dem Schilfe halb verſteckt
Badet ſich ein kecker Sylphe,
  Der ein Fiſchermädchen neckt.

„Nizza, Nizza, deine Kleine,
  Ruft der Schlingel, ſüß und weich,
Komm' beim trauten Mondenſcheine
  Zu mir in mein Waſſerreich.

Sieh, für jeden Deiner Küſſe
  Deines Munds, ſo klein und hold,
Schenk' ich Dir, ſo wahr ich lebe,
  Eine Tonne echtes Gold!

Schenk' Dir Perlen und Juwelen
Von unendlich hohem Werth,
Diamanten und Korallen,
Alles, was Dein Herz begehrt!“

Nizza läßt ſich ſchnell bethören —
Küſſen thut ja gar nicht weh —
Muthig ſpringt die kleine Reine
In den blauen Comer-See.

Pipiſax, der ſchlaue Teufel,
Küßt das herzig-ſüße Kind;
Doch nach einem kleinen Weilchen
Taucht er unter ganz geſchwind.

Spottend ſingt der kecke Recke
„Liebe iſt nur blauer Dunſt,
Viel verſprechen kann wohl Jeder,
Halten, Nizza, das iſt Kunſt!“

# Einundneunzigſtes Lied.

Papa Nazi, feiſter Brauer,
Wohl bekannt im Bayerland',
Schwärmt trotz ſeiner grauen Haare
Für ein Trutchen, Pſi genannt

„Herzerl, ſpricht der graue Schwärmer,
Biſt ein lieber, lieber Schatz:
Dreimalhunderttauſend Kreuzer
Zahl' ich Dir für jeden Schmatz!"

Trutchen iſt gar ſchlau und pfiffig,
Gerne treibt ſie ihren Scherz,
„Komme, ſpricht ſie, reicher Brauer,
An mein liebearmes Herz!

Alles will ich Dir gewähren,
Wenn Du niemals mich verſtimmſt,
Wenn Du raſch aus dieſem Döschen
Eine kleine Priſe nimmſt. –

Aus dem hingereichten Döschen
Schnupft der dicke Brauersmann,
Papa Nazi fängt hinwieder
Ueberlaut zu nieſen an.

„Zur Geneſung!“ – ruft Held Teutſchen,
Nochmals nieſt der Brauersmann,
Der vor Nieſen, Nieſen, Nieſen
Nicht zum Küſſen kommen kann.

Papa Nazi, hört es, Leute!
Fällt als Opfer ihrer Liſt,
Und er nieſet wohl noch heute,
Wenn er . . . nicht geſtorben iſt.

## Zweiundneunzigſtes Lied.

Don Quixot und Dulcinea
Trauern ſchon viel' hundert Jahr'
Um die Blume ihrer Liebe,
Die ſo ſchnell verblühet war.

„Liebe, ſingt der arme Ritter
Von der traurigen Geſtalt,
Liebe gleicht dem Ton' der Zither,
Liebe, ach, verklingt ſo bald!'"

Dulcinea legt den Finger
Auf des Sängers bleichen Mund;
Schläfrig gähnt die alte Dame,
Ihr zu Füßen ... ſchnarcht der Hund!

## Dreiundneunzigſtes Lied.

Romeo und Julietta
Lieben ſich aus Herzensgrund:
Beide ruhen, feſt verſchlungen,
Aug' an Aug' und Mund an Mund.

Horch, da ſchlagt die Trennungsſtunde;
Gott Romeo fliehen muß;
Gluhend raubt er ihrem Munde
Noch den letzten Abſchiedskuß.

Weinend ſpricht er zur Geliebten:
„Holde Herrin, gute Nacht!"
Und verzweifelnd ſtürzt der Bleiche
In die blutig=wilde Schlacht.

Julietta ſchwimmt in Thränen
Bis zum neuen Morgenroth,
Und ihr Bangen und ihr Sehnen
Wünſcht ſich tauſendmal den Tod.

Haſtig leert ſie die Phiole,
Die der blaſſe Freund ihr beut;
Statt des Gifts trinkt ſie Champagner …
Julietta lebt noch heut'!

# Vierundneunzigſtes Lied.

Träumend hatt' ich jüngſt geſehen
Einen rieſengroßen Sarg,
Träumend ſah ich auferſtehen
Hamlet, Prinz von Dänemark

Aus dem Kloſter kam gegangen,
Mit Erlaubniß vom Papa,
Um den Prinzen einzufangen,
Seine Braut Ophelia

Hamlet ſprach zur keuſchen Nonne
„Tochter des Polonius,
Gieb mir raſch, ſüße Sonne,
Einen liebeſüßen Kuß!

„Ach, mein Prinz, ſprach ſie timide,
„Hab' das Küſſen längſt verlernt!“
Und das Ende von dem Liede:
Daß ſie eilig ſich entfernt

Seine Hoheit rennt der Süßen
Dreizehn dunkle Gaſſen nach,
Holt ſie ein und ſtürzt zu Füßen,
Der, die einſt das Herz ihm brach.

„Prinz, mein Prinz, was ſoll dies heißen?“
Ruft Ophelia, die Braut,
Schlagen will ſie, kratzen, beißen,
„Hilfe, Hilfe!“ ſchreit ſie laut

Ein Conſtabler ſteht am Bronnen,
Treue Freunde ſind ihm nah';
Schnell wie Nebel ſind zerronnen
Hamlet und Ophelia.

## Fünfundneunzigſtes Lied.

Bei dem frommen Pere Mabille
Führt ein luſtiger Student
Die Griſette zur Quadrille,
Die ſeit kurzer Zeit er kennt.

Der Student ſagt zur Griſette:
„Biſt ja heut' ſo kalt und ſtumm!
O Dorette, o Kokette,
Sprich: woher, weßhalb, warum?"

Die Griſette tanzt ſtill weiter,
Spricht kein einzig, einzig Wort,
Der Student hüpft heiter, heiter
Immer weiter, weiter fort.

Bei der Chaine ſpricht er: „Sonne,
Schein', o ſcheine noch einmal,
Pic du Midi meiner Wonne,
Maladetta meiner Qual!"

„Laß uns, ſpricht ſie, ruhig ſcheiden,
Wollen uns nicht böſe ſein,
Kalter Gletſcher meiner Freuden,
Schneeres Schreckhorn meiner Pein!"

„Chassez, chassez!" ruft der Gute
Ohne Vorwurf, ohne Groll,
Ach, ihm iſt ſo wohl zu Muthe,
Weil er … von ihr laſſen ſoll.

Auseinander ſpringt die Kette,
Freudig räumet er den Platz,
Und Dorette, die Kokette,
Polkt mit ihrem neuen Schatz.

## Sechsundneunzigſtes Lied.

Arthur, Frankreichs erſter Löwe,
  Der jedwedes Herz bethört,
Liebt ein Zöfchen, das hold lächelnd
  Auf den Namen Jenny hört.

Arthur, der galante Stutzer,
  Zu der Kammerzofe ſpricht:
„Nimm vom treuſten Deiner Sklaven
  Einen Kuß und dies Gedicht!

Jenny, Blüthe aller Zofen,
  Holde Königin der Nacht,
Dieſe neunundneunzig Strophen
  Hab' ich nur für Dich gemacht!“

Kammerkätzchen liebt den Lewen,
Der ſo ſüß zu brüllen weiß,
Daß er Jede raſch bezaubert,
Die ſich wagt in ſeinen Kreis.

Eines Morgens trägt Miß Jenny
Zu der Herrin Himmelbett
Eine Taſſe Chocolade
Und ein duftendes Billet.

Neugier gönnt der lieben Kleinen
Selten oder niemals Ruh';
Blinzelnd guckt ihr Veilchenauge
In das roſ'ge Billet-doux.

Jenny läßt den Teller fallen,
Taſſe, Muth und Herz ihr bricht:
„Arthur liebt die Frau Comteſſe,
Doch mich Aermſte liebt er nicht!"

## Siebenundneunzigſtes Lied.

Auf dem großen Maskenfeſte
  Wogt im Licht- und Blumenmeer
Bei Muſik der Schwarm der Gäſte
  Kichernd, koſend hin und her.

Arlequin mit kecker Miene
  Gaukelt wie ein Schmetterling
Um die holde Colombine,
  Die ſchon manchen Gimpel fing.

Hinter den verliebten Fratzen
  Schleicht ein eiferſücht'ger Bär,
Der mit teufliſch-wilden Tatzen
  Theilt der Masken buntes Heer.

Dieſer Bär mit grimmer Miene
  Iſt der Gatte, der ſich härmt,
Weil die junge Colombine
  Still für einen Andern ſchwärmt.

Dieſer And're ſteckt der Dame
  Heimlich einen Zettel zu:
Ort und Stunde, dann ſein Name . .
  Fertig iſt das Rendezvous.

Petz der Wilde ſchleicht zur Dame
  Und entreißt den Zettel ihr;
Wüthend ruft er: „O quel blame!
  Sie eilt fort und . . . ich bleib' hier!"

Nimm den Mann Dir zum Exempel,
  Sei als Bär ſelbſt niemals roh,
Trage ruhig Deine Hörner,
  Eiferſucht iſt rococo!

## Achtundneunzigſtes Lied.

Herr von Stritzow, Garde-Leut'nant
Bei dem erſten Regiment,
Iſt Berliner, der ſeit Kurzem
Für des Schwarzwalds Lorle brennt.

Jarde-Leut'nant ſpricht zur Schwabin:
„Hab' mir janz und jar verjafft,
Höre, Lorle, Deine Schönheit
Iſt, auf Ehre! maſſenhaft.

Ja, Dein Wuchs und Deine Taille
Sind ſuperb und magnifik,
Dich zu küſſen, Kannibalin,
Wär' für mich ein ſcheußlich Jluck!

Deine Lippen ſind Iranaten,
  Die ſojar im Winter blüh'n;
Deine Augen Jas-Laternen,
  Die von Fruh bis Abend jluh'n.

Deine jletſcherhafte Tugend
  Hat mir laſterhaft berauſcht:
Bin ein Leut'nant, der, auf Taille
  Mit Napoleon nicht tauſcht.

Lorle, Lorle, Maienblüthe
  Auf des Schwarzwalds jruner Flur,
Laß an Deiner Bruſt mir trinken
  Nur Natur, Natur, Natur!“

Doch das liebe, gute Lorle
  Weicht zuruck dreihundert Schritt
«Höre, juter Jarde-Leut'nant,
  Solchen Affen mag i nit!»

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

Erſter Band.

**Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:**

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| **Oettinger**, E. M., Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bände | 2 | 20 |
| — *Eau de mille fleurs.* Ein Pariſer Roman. 2 Bände | 2 | 20 |
| — Der confiſcirte Eulenſpiegel, oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. Nebſt Briefen an und von Friedrich Wilhelm *III.* König von Preußen. 2 Bände | 3 | — |
| **Brömel**, A. Th., die freie Verfaſſung Norwegens in ihrer geſchichtlichen Entſtehung und weitern Entwicklung, ihrem Weſen und ihren Folgen. 1r Theil | 2 | — |
| **Caſtlereagh's**, Lord, Denkſchriften, Depeſchen, Schriftenwechſel und ſonſtige amtlich diplomatiſche oder vertrauliche Mittheilungen, deutſch von *Dr.* E. Frankenberg. 1r bis 5r Theil | 5 | — |
| **Cruſenſtolpe**, Magnus Jakob von, der Ruſſiſche Hof von Peter *I.* bis auf Nicolaus *I.* und einer Einleitung: Rußland vor Peter *I.* 1r bis 6r Band | 7 | 15 |
| — Der Verſailler Hof vom Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1r bis 5r Band | 6 | 7½ |
| **Ehe**, die, nach Lehre, Geſetz und Gebrauch der katholiſchen Kirche. Ueber Eheſcheidungen bei Katholiken und Nichtkatholiken, Miſchehen und verwandte Gegenſtände | 1 | |
| **Gutzkow**, *Dr.* K., öffentliche Charactere | 1 | 20 |
| — zur Philoſophie der Geſchichte | 1 | 20 |
| **Heine**, H., Reiſebilder. 4 Theile | 7 | — |
| — Der Salon. 4 Theile | 6 | 20 |
| — Franzöſiſche Zuſtände | 2 | — |
| — Vermiſchte Schriften. 3 Bände | 6 | — |
| **Vehſe**, *Dr.* Eduard, Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. In ſechs Abtheilungen. 1 bis 19. Bd. | | |
| Geſchichte des preußiſchen Hofs und Adels und der preußiſchen Diplomatie. 6 Theile | 7 | 15 |
| Geſchichte des öſterreichiſchen Hofs und Adels und der öſterreichiſchen Diplomatie. 11 Theile | 13 | 22½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig in Deutſchland und England. Die Hofhaltungen zu Hannover, London und Braunſchweig. 5 Theile | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe Baiern, Würtemberg, Baden und Heſſen. 5 Theile | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen. 7 Theile | 8 | 22½ |
| Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe. 1 bis 5 Theil | 6 | 7½ |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

Erſter Band.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Inhalt des erſten Bandes.

## Erſtes Buch.

## Chriſtian II., genannt der Böſe.

(1483—1513—1523.)

Seite

**Erſtes Kapitel.** Einleitung. — Der Ausſpruch eines Biſchofs. — Der „Nero des Nordens." — Sein Vater. — Seine Mutter. — Der Junker Schlenz. — Chriſtians Jugendjahre. — Seine Erziehung. — Seine erſten Waffenthaten in Norwegen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3

**Zweites Kapitel.** Chriſtians Kanzler. — Straßenauflauf in Bergen. — Dyveke und deren Mutter. — Weiter Antecedentien. — Wer war der Vater des Täubchens von Amſterdam? . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 15

**Drittes Kapitel.** Ein päpſtlicher Legat. — Ablaßkrämerei in Deutſchland und in Dänemark. — Ein weſtphäliſcher Barbier. — Sigbrit's Camarilla. — Vergiftung des Täubchens von Amſterdam. — Hans Faaberg und ſein Verrath. — Torben Oxe und ſeine Hinrichtung . . . . . . . . . 24

**Viertes Kapitel.** Sigbritens Einfluß. — Die Kinder der Königin. — Rückblick auf die Kalmarer Union. — Das Blutbad in Stockholm. — Hinrichtungen in Finnland. — Otto Krumpen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 37

**Fünftes Kapitel.** Beförderungen Slagheck's und Beldenak's. — Chriſtian's Rückkehr. — Neue Hinrichtungen. — Guſtav Waſa. — Aufſtand in Dalekarlien. — Schlacht am Kupferberge. — Neue Gräuelthaten Chriſtian's. — Slagheck's Glück und Ende . . . . . . . . . . . . . . . . 44

**Sechstes Kapitel.** Chriſtian's neue Gräuelthaten. — Hinrichtung des Biſchofs von Linköping. — Jens Tomeſon. — Chriſtian's Handveſte. — Sigbrit wird beſchimpft. — Guſtav Waſa's Bündniß mit Lübeck. — Holſtein erklärt ſich gegen Dänemark. — Der Vergleich von Borreeholm. — Reichstag zu Kallundsberg und Aarhuus. — Der jütſche Adel kündigt dem Könige den Gehorſam auf. — Chriſtian's Flucht aus Dänemark . . . . . . . . . . . . . . . . . 53

## Zweites Buch.

### Friedrich I. (1471—1523—1533.)

Seite

Siebentes Kapitel. Friedrich von Holſtein. — Seine Eltern. — Das Teſtament ſeines Vaters. — Theilung der Fürſtenthümer. — Krieg gegen die Dithmarſen. — Schlacht bei Meldorp und bei Heide. — Wolf Iſebrand. — Niederlage der Dänen. — Waffenſtillſtand und Vergleich. — Albert Krantz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 69

Achtes Kapitel. Eine Doppel-Hochzeit. — Katharina. — Liebe auf dem Lande. — Eine bäuerliche Ohrfeige. — Das Wiederſehen im Schloſſe. — Die Gottorper Leda wird Mutter. — Tod der Herzogin Anna. — Friedrich's zweite Heirath. — Manifeſt Chriſtian's II. — Friedrich's Huldigung zu Wiborg. — Belagerung von Kopenhagen. — Guſtav Waſa. — Söeren Norby und Gothland. — Belagerung von Wisby. — Bernhard von Mielen. — Friede von Malmoe. — Congreß in Hamburg. — Söeren's Angriff auf Schonen. — Er wird zurückgeſchlagen. — Chriſtian in Oſtfriesland. — Tod der Königin. — Prinz Johann und ſein Lehrer. — Mutter Sigbrit's Ende. — Chriſtian's Hin- und Herzüge. — Friedenscongreß in Naumburg . . . . . . . 87

Neuntes Kapitel. Anfang der Reformation in Dänemark. — Urſachen derſelben. — Magiſter Hans Tauſen. — Sein Auftreten in Wiborg. — Er wird nach Kopenhagen berufen. — Hermann Taſt. — Jürgen Sadolin. — Herrentag in Odenſe und in Kopenhagen. — Der Bilderſtürmer Ambroſius Bogbinder. — Sturz des Katholicismus in Dänemark . 98

Zehntes Kapitel. Neue Ränke Guſtav Trolle's. — Neue Rüſtungen Chriſtian's II. — Norwegens Abfall von Friedrich. — Reichstag in Opslo. — Vinzens Gyldenſtjerne. — Der Geleitsbrief. — Chriſtian's II. Gefangennehmung . . 107

Elftes Kapitel. Tod des Prinzen Johann. — König Friedrich ſtirbt. — Rückblick auf deſſen Regierung. — Geſchichte des [illegible]. — Das Münzweſen. — Die gelehrten Männer jener Zeit. — Ein Curioſum . . . . . . . . . 115

## Drittes Buch.

### Chriſtian III. (1503—1533—1559.)

Zwölftes Kapitel. Chriſtian's des Dritten Jugendjahre. — Sein Aufenthalt in Berlin. — Seine Vermählung. — Interregnum. — Die Grafenfehde. — Chriſtoph von Oldenburg. — Marx Meier und Jürgen Wullenweber. — Belagerung von Kopenhagen . . . . . . . . . . . . . . . 125

Seite
**Dreizehntes Kapitel.** Pfalzgraf Friedrich als däniſcher Kronprätendent. — Seine Vergangenheit. — Seine Vermählung. — Er kommt zu ſpät. — Belagerung von Kopenhagen. — Uebergabe der Stadt. — Ende der Grafenfehde. — Hinrichtung Meiers und Wullenwebers. — Reichstag zu Kopenhagen. — Einführung der Reformation. — Die Krönung des Königs . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 138
**Vierzehntes Kapitel.** Die ſieben erſten evangeliſchen Biſchöfe. — Einſetzung der Stiftslehensmänner. — Einführung der neuen Kirchenordnung. — Reformation der Univerſität. — Ihr erſter Kanzler und ihr erſter Rector. — Wiedergeburt der däniſchen Sprache. — Die Staatsmänner jener Zeit . . 147
**Fünfzehntes Kapitel.** Der König. — Die Königin. — Ihre Kinder. — Ihr Einfluß. — Bündniß mit Schweden und mit den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands. — Reiſe nach Braunſchweig. — Bündniß mit Frankreich. — Vertrag von Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . 155
**Sechszehntes Kapitel.** Abermalige Theilung der Fürſtenthümer. — Das Leibgeding der Königin. — Die Penſion Martin Luthers. — Der Koldinger Receß. — Chriſtian's Wahlſprüche. — Sein Character und ſeine Lebensweiſe. — Peder Oxe fällt in Ungnade. — Die letzten Stunden des Königs . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 165
**Siebzehntes Kapitel.** Ein intereſſantes Actenſtück jener Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 179

## Viertes Buch.

## Friedrich II. (1534—1559—1588.)

**Achtzehntes Kapitel.** Friedrich's des Zweiten Jugendjahre. — Seine Erzieher. — Sein Hof in Malmöe. — Eyler Hardenberg. — Deſſen Tochter. — Friedrich's Jugendliebe. — Seine Reiſe in's Ausland. — Seine Thronbeſteigung. — Krieg mit den Dithmarſen . . . . . . . . . . . . . . . 191
**Neunzehntes Kapitel.** Friedrich's Krönung. — Zwiſtigkeit mit Hamburg. — Geſchichte des Prinzen Magnus. — Dänemark erneuert ſein Bündniß mit Frankreich. — Vermählung der Prinzeſſin Dorothea mit dem Herzoge von Braunſchweig. — Dagmar Hardenberg. — Bündniß mit Rußland und Polen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 204
**Zwanzigſtes Kapitel.** Neue Conflicte mit Schweden. — König Erich der Vierzehnte. — Gefangennehmung der ſchwediſchen Geſandten. — Ausbruch des Krieges. — Seeſchlacht bei Bornholm. — Ein komiſches Zwiſchenſpiel. — Der Stand

Seite

der däniſchen Flotte. — Seeſchlacht bei Oeland. — Belagerung von Halmſtadt. — Herluf Trolle. — Günther von Schwarzburg. — Daniel Ranzau. — Schlacht bei Svarteraa. — Erich der Vierzehnte und Katharina Mansdotter . . . . 215

Einundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung des Krieges. — Neue Seeſchlacht unter Oeland. — Däniſche Schiffe und Commandeure, die daran Theil genommen. — Begräbniß Mortenſen's. — Furchtbarer Schiffbruch. — Peder Oxe's Rückkehr nach Dänemark. — Congreß in Stralſund. — Die Schweden belagern Aggerhuus. — Ranzau rückt in Schweden ein. — Hieronymus Thenner. — Doctor Juſtus Jonas. — Das Ende Erich's des Vierzehnten . . . . . . . . . 229

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Schwediſche Friedensgeſandte. — Congreß zu Roeskilde. — Johann der Dritte bricht den Vertrag. — Der Krieg wird fortgeſetzt. — Belagerung von Warberg. — Brockenhuus und Ranzau. — Der Stettiner Friede. — Niels Kaas. — Heinrich Ranzau . . . 240

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Friedrich's des Zweiten Vermählung. — Sophia von Meklenburg. — Ihre ſieben Kinder. — Friedrich's Leidenſchaften. — Seine Prachtbauten. — Erbauung Kronborgs. — Frederiksborg. — Antvorskov. — Geſchichte des Sundzolls. — Peder Oxe's Tod. — Helger Roſenkranz ſtirbt . . . . . . . . . . . . . . 251

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Friedrich's Leutſeligkeit. — Seine Kitzlichkeit in Politicis. — Sein Benehmen gegen den König von Spanien und gegen Hamburg. — Er verlangt die orkadiſchen Inſeln zurück. — Friedrich's Reiſe nach Sonderburg und Hadersleben. — Seine Erkrankung. — Sein Tod. — Seine Wahlſprüche u. ſ. w. . . . . . . . . 265

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Das Leichenbegängniß Friedrich's des Zweiten . . . . . . . . . . . . . 275

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Die Königin Witwe Sophie. — Chriſtian's des Vierten Minderjährigkeit. — Die Regentſchaft. — Der Hof zu Nykjöbing. — Caspar von Dehn. — Vermählung der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth 289

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Leben und Abenteuer des großen Sternkundigen Tycho de Brahe . . . 297

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Die Naſen Tycho de Brahe's . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 324

# Erſtes Buch.

## Chriſtian II., genannt der Böſe.

(1483 — 1513 — 1523.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Erſtes Kapitel.

Einleitung. — Der Ausſpruch eines Biſchofs. — Der „Nero des Nordens“. — Sein Vater. — Seine Mutter. — Der Junker Schlenz. — Chriſtians Jugendjahre. — Seine Erziehung. — Seine erſten Waffenthaten in Norwegen.

„Die Geſchichte der Könige iſt das Märtyrerbuch der Völker.“

Dieſer Ausſpruch, den Henri Grégoire, conſtitutioneller Biſchof von Blois, bei Gelegenheit der Verurtheilung Louis Capet's gethan, mag manchem königlich geſinnten Ohre etwas hart klingen, hat aber für jeden Unparteiiſchen, der, nur ein wenig mehr als oberflächlich, die blutigen Fußtapfen unterſucht, die das Königsthum in der Geſchichte der Völker zurückgelaſſen, leider ſehr viel Wahres.

Auch die Annalen der Könige Dänemarks liefern mehr als Einen Beleg für die Wahrheit des Grégoire'ſchen Ausſpruchs.

Große Dichter ſind gewöhnlich auch Seher. Und darum wundert es uns nicht, daß Shakeſpear beſſer als mancher Andere ſeiner Zeitgenoſſen die Zuſtände Dänemarks richtig erkannt und gebührend gewürdigt hat,, denn nicht ohne Grund läßt er den fabelhaften Prinzen Hamlet jene inhaltſchweren Worte ſagen:

„S'iſt etwas faul im Staate Dänemark“.

Das, was der große Brite faul genannt, wollen wir zu ſchildern verſuchen, indem wir, von Chriſtian II. bis zu Friedrich VII. herab, jeden einzelnen König, ſeinen Hof, ſeine Staatsmänner, ſeine Günſtlinge und ſeine Gunſtdamen u. ſ. w. in den Kreis unſerer Betrachtungen ziehen.

Wir wollen bei unſerer Schilderung ſo unparteiiſch als möglich verfahren, weder Haß gegen den Einen, noch Liebe für den Andern haben und, eingedenk des Tacitus'ſchen Spruches: Mihi Galba, Otho, Vitellius, nec beneficio, nec injuria cogniti, uns einzig und allein von der Pflicht der Wahrheit leiten laſſen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Wir kehren zum Axiome Grégoire's zurück und eröffnen die traurige Beweisführung jenes Satzes mit der Lebensſchilderung eines Unmenſchen, den die Geſchichte, nicht mit Unrecht, als den „Nero des Nordens“ gebrandmarkt hat.

Wir meinen Chriſtian II.

Chriſtian's Vater, Johann I.*) war ein ſogenannter Bürgerkönig: herablaſſend, leutſelig, ſchlicht. Hans Svaning, der unter dem Pſeudonamen Petrus Parvus Roſefontanus deſſen Leben beſchrieben hat**), ertheilt ihm das Lob, er ſei gewohnt geweſen, in Allem die rechte Mitte zu halten. König Hans iſt alſo gleichſam das Urbild des Juſte-Milieuthums.

Aber beſſer als alles Andere characteriſirt ihn eine Aeußerung, die er häufig gebraucht haben ſoll.

„Ich will", ſagte der gute König Hans (denn ſo hieß ihn das Volk) „daß Jeder, der geringer iſt, als ich, mich nicht fürchten, und daß jeder Höhere als ich mich nicht verachten ſoll."

König Hans, der, ſehr geizig, ein abgeſagter Feind des Aufwands war und in der Einfachheit ſeiner bürgerlichen Sitten ſo weit ging, däniſches Dünnbier dem ausländiſchen, koſtſpieligen Weine vorzuziehen, pflegte ſich in den erſten Jahren ſeiner Regierung, wie vor der Zeit ſeiner Thronbeſteigung, mit auffallender Vorliebe im Schloß zu Nyborg auf Fünen aufzuhalten.

Hier war's, wo Chriſtian II. am 2. Juli 1481 zur Welt kam.

---

*) Geb. zu Aalburg am 5. Juni 1455, geſt. zu Aalburg am 20. Februar 1513.

**) Chronicon, s. Historia Joannis regis Daniae. Hafn. 1560. 4.

Seine Mutter — ſie hieß Chriſtine*) — war die Tochter des Churfürſten Ernſt von Sachſen und der Herzogin Eliſabeth von Bayern.

Der böſe Leumund jener Tage ſchildert Chriſtian's Mutter als eine etwas heißblütige Frau, die eine ſtille, aber keineswegs rein platoniſche Neigung zu einem Junker ihres Hofes gehegt haben ſoll.

Dieſer Junker hieß Jürgen Schlenz und war Befehlshaber der ſächſiſchen Garde, die aus ſechstauſend Landsknechten beſtand, welche König Hans in ſeinen Sold genommen hatte.

Junker Schlenz war ein Menſch von ſo ſonderbarer Herzhaftigkeit und Kühnheit, daß man, ihm zu Ehren, noch heut zu Tage in ganz Dänemark einen kühnen, unerſchrockenen Menſchen ſprichwörtlich einen „Junker Schlenz“ zu nennen pflegt.

Dieſer Wagehals — dem Kühnen lächelt das Glück — ſoll der Günſtling der Königin Chriſtine geweſen ſein.

Auf dieſes Gerücht bezieht ſich in Holbergs „Geſchichte von Dänemark“ jene dunkele, geheimnißvolle Stelle, die wörtlich alſo lautet:

„Die Hiſtorie ſagt, daß Chriſtian ſeinem Vater weder in Anſehung des Geſichts noch der Sitten geglichen habe, daher auch Einige fälſchlich vorgeben, daß er nicht des Königs Johanns rechter Sohn geweſen ſei.“ (Theil 2, Seite 131.)

---

*) Geb. am 24. December 1461 zu Torgau, vermählt am 6. September 1478, geſt. zu Odenſe am 8. December 1521. Sowohl ihr, als ihrem Gemahle, ward in der Sanct-Knuds-Kirche zu Odenſe ein prachtvolles Denkmal geſetzt. Vergl. C. G. Werlauff, Monument over Kong Hans og Dronning Christina i St. Knuds Kirke i Odense, Kjøbnh. 1827. 4.

Man erzählt, daß bei Chriſtians Geburt wunderbare Dinge geſchehen ſeien. Man habe ihn ſchon im Leibe ſeiner Mutter weinen hören, und als er zur Welt gekommen, ſei eine ſeiner Hände mit Blut befleckt geweſen.

Seine Mutter dankte dem Himmel, daß er ihrem Gemahle einen Sohn und dem Lande einen Thronerben geſchenkt habe.

Johanns Kanzler, Ove Bilde, ſpäter Biſchof von Aarhuus, prophezeite dem über das Aeußere ſeines Erſtgebornen nicht allzuſehr entzückten Könige, der junge Sprößling werde dem glorreichen Vater gewiß eben ſo viel Freude als Ehre machen.

Die Folge wird zeigen, ob der gute Kanzler Recht gehabt.

Kaum zwei Jahre alt wird Prinz Chriſtian eines Morgens im Schloſſe zu Nyborg von einem eben ſo klugen als boshaften Affen, der ein Liebling des Königs iſt, heimlich aus der unbewachten Wiege herausgeholt und pfeilſchnell durch ein Fenſter des prinzlichen Schlafgemachs auf den Gipfel des Schloſſes entführt.

Das herbeieilende Hofgeſinde ſieht beſtürzt und rathlos dem ſeltſamen Schauſpiele zu. Alles fürchtet, der Affe, der ſchadenfroh die blendendweißen Zähne fletſcht, werde die Hoffnung des Landes aufs Pflaſter herabfallen laſſen. Niemand iſt beſtürzter als Junker Schlenz; der König aber, der die Gemüthsart ſeines Hofaffen beſſer zu kennen ſcheint, läßt Letztern ruhig gewähren.

Nach einem kurzen Weilchen klettert der vierfüßige Entführer mit rührender Behutſamkeit vom Dache herab und legt den Prinzen unbeſchädigt in die Wiege zurück.

Am andern Morgen war jener Affe eine Leiche, und unter dem Hofgeſinde ging die Sage, Junker Schlenz habe, um ſich bei der Königin mehr und mehr beliebt zu machen, den armen Affen heimlich vergiften laſſen.

Erſt in ſeinem ſiebenten Jahre wird Prinz Chriſtian nach Kopenhagen gebracht.

Der Bürgerkönig giebt ſeinen Sohn, um ihn fern vom Geräuſche des Hofes zu halten, bei einem einfachen, aber allgemein geachteten Bürger, Hans Mezenheim, mit dem Beinamen Bogbinder*) und deſſen kinderloſer Ehefrau Brigitte in Penſion. Die geiſtige Erziehung des ſchon damals wilden Burſchen wird einem eben ſo frommen als ſanftmüthigen Geiſtlichen, Namens Jörgen Hinze, anvertraut.

Aber die Keckheit und Wildheit des jungen Penſionärs, deſſen Geiſtesanlagen ſich ziemlich raſch entwickeln, verurſachen den einfachen Bürgersleuten ſo viel Unruhe, daß ſie den König erſuchen, ihnen dieſe ſchwere

---

*) Meieſentanus macht irrthümlich aus ihm einen Buchbinder von Profeſſion.

Laſt und Verantwortlichkeit ſo bald als möglich vom Halſe zu nehmen.

Und dies geſchieht denn auch. Chriſtian wird dem Magiſter Hinze anvertraut.

Aber auch er iſt zu ſchwach und nachſichtig, um das feurige Temperamt und die ſtörriſche Gemüthsart ſeines prinzlichen Zöglings mit Erfolg zu zügeln.

Was Haken werden will, krümmt ſich bei Zeiten. Chriſtian erklettert die höchſten Dächer, prahlt mit ſeinem Heldenmuthe und iſt ein Bramarbas im kleinen, wie Junker Schlenz im vergrößerten Maaßſtabe.

Endlich bittet auch Hinze den König, ſich bei Zeiten um einen andern Erzieher umzuſehen.

Das aber war damals nicht ſo leicht, denn Dänemark war noch ſehr arm an gelehrten Leuten. Die Aufklärung lag noch in den Windeln. Erſt wenige Jahre zuvor (1482) war in Dänemark, von einem durchreiſenden Buchdrucker, Johannes Snell, zu Odenſe das erſte Buch gedruckt werden.*) Kopenhagen hatte eine von Chriſtian I. (1478) gegründete Univerſität, aber keine Lehrer.

König Johann wendet ſich an den Churfürſten Joachim von Brandenburg**), der im Ruſe eines gelehrten Herren ſteht, mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Lehrer zuzuweiſen.

---

*) Dies erſte Buch war eine lateiniſche Beſchreibung der Belagerung von Rhodus durch die Türken.

**) Dieſer Churfürſt heirathete am 10. April 1502 die einzige Tochter König Johanns und ward durch dieſe Heirath der Schwager Chriſtians.

Der Churfürſt empfiehlt ihm einen grundehrlichen Märker, den Magiſter Conrad (die Gelehrten der Mark Brandenburg liefen damals noch ohne Familiennamen herum), einen tüchtigen Philologen, der aber, wie faſt jeder Gelehrte jener Zeit, ein übertrieben ſtrenger, maaßlos langweiliger Schulfuchs iſt, deſſen unerſchütterlicher Ernſt dem prinzlichen Wildfang etwas Furcht, aber wenig Liebe einflößt.

Bis in ſein achtzehntes Jahr lernt dieſer Chriſtian (dem ſchon im ſiebenten Jahre ſeines Lebens auf dem Reichstage zu Lund als zukünftigem Könige von Schweden und zwei Jahre darauf, 1489 auch in Norwegen gehuldigt worden war) bei ſeinem märkiſchen Lehrer die lateiniſche Sprache und erwirbt ſich darin, trotz ſeiner ihm angebornen Faulheit, endlich doch ſo viel Fertigkeit, daß er nach und nach faſt alle Claſſiker lieſt.

Von den römiſchen Kaiſern, deren Bekanntſchaft er durch Tacitus gemacht, ſagt ihm keiner ſo ſehr als Caligula zu, deſſen Wahlſpruch „Oderint dum metuant“ ihm eine heimliche Vorliebe für deſſen brutale Grauſamkeiten eingeflößt zu haben ſcheint. — Faſt eben ſo ſehr als die Tyrannei dieſes Wahnſinnigen, der dem ganzen römiſchen Volke einen einzigen Kopf gewünſcht, um dieſen bequem unter das Beil des Henkers zu legen, intereſſiren ihn die Wolluſt und Schlemmerei des Kaiſers Tiberius, der in ſeinem Palaſte zu Capri reizende Orgien feiert, die auf Chriſtians jugendliche Einbildungskraft einen verlockenden Eindruck machen.

Kaum mannbar geworden, läßt Chriſtian ſeiner Neigung zur Schlemmerei freien Lauf, ſchwärmt für den Genuß der Auſter, die ſchon Titus Livius das „irritamentum gulae“ nennt, liebt den Wein, den ſein Vater, blos weil er theuer iſt, ſo gründlich verabſcheut, und giebt ſich heimlich allen Lüſten jener Leidenſchaft hin, die Kaiſer Flavius Heraclius Conſtantinus „insania laeta“ nennt.

Allnächtlich ſtreift Chriſtian die drückenden Feſſeln der pedantiſchen Aufſicht ſeines Lehrers ab, beſticht mit dem Gelde, das ihm heimlich die Mutter geſchenkt, die Wächter des Schloſſes, ſtiehlt ſich verkleidet aus der Königsburg, lärmt und ſchwärmt in der Stadt umher und knüpft Bekanntſchaft mit liederlichen Dirnen an.

Daß die Proſtitution in Dänemark ſchon zu jener Zeit die Kinderſchuhe abgelegt und auf ziemlich großem Fuße gelebt haben muß, geht ſchon daraus hervor, daß der darüber ſittlich entrüſtete Bürgerkönig im Jahre 1496 eine Verordnung erließ, laut welcher alle öffentlichen Dirnen gezwungen waren, halb rothe und halb ſchwarze Hauben zu tragen.

Sein ungerathener Sohn aber hatte eine ausgeſprochene Vorliebe für die Trägerinnen dieſer zweifarbigen Hauben, in deren zügelloſem Umgang er Erſatz für die Einförmigkeit ſeiner Studien fand.

Die Exceſſe, die der prinzliche Taugenichts ſich zu Schulden kommen läßt, können dem Vater nicht lange verborgen bleiben.

Eines Morgens, nachdem wiederholte Klagen eingelaufen ſind, läßt ſich König Hans, trotz ſeiner vielgerühmten Sanftmuth, von ſeinem väterlichen Zorne ſo weit hinreißen, daß er mit Hilfe der eindringlichen Beredſamkeit ſeiner gewöhnlichen Hundepeitſche den Erbprinzen bewegt, ihm auf den Knieen Beſſerung zu geloben. Doch bleibt es nur beim Verſprechen.

Das ewige Lernen langweilt ihn endlich; die Claſſiker ſcheinen ihn anzugähnen; er ſehnt ſich nach dem Umgange mit Folianten von Fleiſch und Blut, die ihm mehr Unterhaltung und Zerſtreuung gewähren, als all' jene claſſiſchen Reden Cicero's, der in ſeinen Augen, frühzeitig genug, zum Schwätzerthum herabſinkt.

Chriſtian hat kaum ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als in Norwegen eine Empörung ausbricht, an deren Spitze Herluf Hyddefad ſteht.

König Hans ſendet, vornehmlich auf Anrathen des Junkers Schlenz, ſeinen ungerathenen Sohn (1502) mit einem Heere nach Norwegen, um den Aufſtand im Keime zu erſticken.

Chriſtian liefert den Rebellen, die unweit Opslo ihr Lager aufgeſchlagen haben, ein blutiges Treffen, ſchlägt einen Theil derſelben und nimmt deren Anführer Hyddefad gefangen.

Dann rückt er gegen Schweden vor. Bei Bahus ſchlägt er die Aufrührer unter Carl Knudſen, der, in dieſem Treffen der Uebermacht erliegend, einen ehrenvollen Tod findet.

Hyddeſad aber, den Chriſtian gefeſſelt mit ſich nach Bahuus geſchleppt, läßt er dort auf die Folter legen und, nachdem dieſer ſeine Mitſchuldigen genannt, vor den Thoren der Stadt aufs Rad flechten.

Damit aber iſt ſein Rachedurſt noch nicht befriedigt. Er erobert die Stadt Elfsborg und Oerèſteen und verwandelt beide in Aſchenhaufen.

Mit blutbefleckfem Lorbeer kehrt der zwanzigjährige Sieger, überall Schrecken verbreitend, nach Norwegen zurück, wo er, von ſeinem Vater als Statthalter eingeſetzt, ſeine Reſidenz in Opslo aufſchlägt und bald darauf einen neuen Act ſeiner Grauſamkeit verübt.

Der Biſchof Carl von Hammer*), an den der König ihn empfohlen hatte, wird unter dem Vorwande, in das Geheimniß jenes Aufſtands eingeweiht geweſen zu ſein, ohne Weiteres ins Gefängniß geworfen. Der Biſchof entſpringt, bricht ein Bein und iſt genöthigt, ſich in dem nahgelegenen Walde zu verbergen.

Als die Nachricht von der Flucht des alten Biſchofs dem Prinzen Chriſtian hinterbracht wird, läßt er augenblicklich zur Jagd blaſen, um mit ſeinen Hunden die Spur des Entflohenen zu verfolgen.

Im Walde werden ſie losgelaſſen, um das Opfer ſeiner Wuth auszuſpüren.

---

*) Hammer liegt im däniſchen Stifte Seeland.

Sie finden den unglücklichen Greis in einem hohlen Baumſtamme und zerren ihn aus ſeinem Verſteck heraus.

Der Biſchof wird zurückgeſchleppt und in einen Felſenkerker geworfen, in welchem er bald darauf der unmenſchlichen Behandlung und den ſchmerzlichen Folgen ſeines Beinbruchs erliegt.

Die Kunde, die von Chriſtians Siegen nach Kopenhagen dringt, erfüllt den menſchlich geſinnten König Hans mit tiefem Grauen. Eliſabeth von Bayern vergießt Thränen der Freude, denn jene, die ihr Sohn hingemordet hat, ſind keine Menſchen; es ſind ja nur Rebellen! —

Dieſe Anſicht theilt auch Junker Schlenz.

## Zweites Kapitel.

Chriſtians Kanzler. — Straßenauflauf in Bergen. — Dyveke und deren Mutter. — Beider Antecedentien. — Wer war der Vater des Täubchens von Amſterdam?

Chriſtians Freund und Rathgeber zur Zeit ſeiner Statthalterſchaft in Norwegen war der Probſt von Roeskilde, Erich Walkendorf.*)

Dieſer eben ſo kluge, als ehrgeizige Mann weiß den Prinzen ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß dieſer ihn zum Kanzler erhebt und ihm die Leitung der Staatsgeſchäfte überläßt, während Chriſtian ſich dem wilden Vergnügen der Jagd und ſeiner Neigung zum andern Geſchlechte hingiebt.

---

*) Die Vorfahren dieſes Mannes ſtammen aus Bayern und kamen mit den Parsbergs, Schramms, Lindenaus und Ulefelds nach Dänemark, als Herzog Chriſtoph, König Erichs XIII Schweſterſohn, von den Ständen Dänemarks zu deſſen Nachfolger ausgerufen worden war. Dieſer Chriſtoph verlegte die Reſidenz nach Kopenhagen. Die erſten Könige Dänemarks reſidirten zu Lethra, dem jetzigen Leire bei Roeskilde. Harald II., Blaatand oder Blauzahn genannt, verlegte die Hauptſtadt von Leire nach Roeskilde.

Die Bacchanalien, die er in Opſlo feiert, erinnern an die Ausſchweifungen Heliogabals, und weil wir keinen Roman, ſondern einfache Geſchichte ſchreiben, wollen wir die Schilderung jener Orgien andern Federn überlaſſen.

Im Jahre 1507 bricht ein neuer Aufſtand in Bergen aus. Chriſtian ſendet ſeinen Kanzler Walkendorf mit unumſchränkter Vollmacht ab, den Aufruhr ohne Schonung niederzukämpfen.

Walkendorf, in Bergen angelangt, überzeugt ſich, daß das Gerücht aus der Mücke einen Elephanten gemacht. Dieſer Aufruhr iſt nichts Anderes als das, was man heutzutage Putſch zu nennen pflegt.

Einige hanſeatiſche Krämer, die ſich geweigert hatten, den vorgeſchriebenen Zoll zu entrichten, werden eingeſperrt und nicht eher losgelaſſen, bis ſie erklären, die Abgabe bezahlen zu wollen. Der Stärkere hat immer Recht.

Der Kanzler aber bleibt noch einige Tage in Bergen, um dieſe Handelſtadt, die durch ihren damals äußerſt regen Verkehr mit den Kaufleuten Hollands und der Hanſeſtädte ſein Intereſſe in Anſpruch nimmt, näher kennen zu lernen. Auch in archäologiſcher Hinſicht iſt Bergen nicht ohne Anziehungskraft. Iſt doch der Dom eines der älteſten und ſchönſten Denkmäler der gothiſchen Baukunſt!

Eines Abends führt ihn der Zufall an einer öffentlichen Schenke vorüber, in welcher er zwei weibliche Geſtalten erblickt, die, contraſtirend wie Nacht und Tag, einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck auf ihn machen.

Er bleibt ſtehen und betrachtet ſie. Neben einem plumpen, dicken, kurzſtämmigen Weibe mit kirſchrothem Angeſichte, kleinen, unheimlich funkelnden Augen und frechem Blick, prangt ein frühlingsfriſches, bildſchönes Mädchen, deſſen ſchlanker Wuchs und jungfräuliche Beſcheidenheit ihn magnetiſch näher ziehen.

Walkendorf kennt den Geſchmack ſeines Herrn, ſagt ſich, daß dieſes junge, ſchüchterne Reh ein nicht zu verachtendes Wildpret für den Schnabel ſeines erhabenen Gebieters iſt, und beeilt ſich, über Mutter und Tochter in der Stadt genaue Erkundigungen einzuziehen.

Er erfährt, daß die Alte, Sigbrit Willums oder Wyllms genannt, eine Holländerin ſei, die erſt unlängſt von Amſterdam, wo ſie mit Obſt gehandelt, aber ſchlechte Geſchäfte gemacht, nach Bergen gekommen iſt und hier eine Bier- und Schnaps-Schenke etablirt hat, bei der ſie ziemlich gut ihre Rechnung findet.

Aber Niemand wußte ihm zu ſagen, wer und was ihr Mann geweſen war.

Bei unſerm letzten Aufenthalte in Holland erfuhren wir Näheres über ſie.

Sigbrit ſoll nie verheirathet und ihre (damals kaum fünfzehnjährige) Tochter, Dyveke, das Täubchen von Amſterdam genannt (Roſefontanus nennt ſie kurzweg Columbula) die Frucht eines ſündhaften Umgangs der ſchlauen Obſthändlerin mit einem Kabeljau geweſen ſein.

Wir müſſen uns nothwendig etwas deutlicher erklären.

Nach dem im Jahre 1417 erfolgten Tode des Grafen Wilhelms VI. von Holland hatte deſſen Tochter, Jakobäa, die zwei Jahre zuvor mit dem Dauphin Johann von Frankreich vermählt worden war, die Regierung übernommen und ſich, nach dem Tode ihres erſten Gemahls, mit Herzog Johann IV. von Brabant, ſechs Jahre ſpäter (1423) mit dem Herzog Humphrey Glouceſter vermählt und, nachdem ſie 1430 von ihm geſchieden worden war, zwei Jahre darauf eine vierte Ehe mit Franz von Borſelen, Grafen von Oſterland, geſchloſſen.

Während der ganzen Zeit war Holland fortwährend in Noth geweſen, denn damals hatten ſich dort zwei gleich mächtige Parteien bekämpft, die Hoekſen und die Kabeljaus, von denen die Erſtern, welche rothe Mützen trugen, Jakobäa anerkannt, die Letztern hingegen, welche graue Mützen trugen, Jakobäens Vatersbruder, den Herzog Johann von Bayern und frühern Biſchof von Utrecht, auf Hollands Thron erhoben hatten.

Jakobäa, von Philipp von Burgund gezwungen, dem Throne ihres Vaters zu entſagen, war 1436, ihr vierter Gemahl aber erſt 1470 geſtorben.

Letzterer hatte einen natürlichen Sohn hinterlaſſen, welcher, wie ſein Vater, Kabeljau war.

Dieſer Kabeljau, Philipp von Borſelen, ſoll die Obſthändlerin Sigbrit Wyllms verführt und mit ihr jenes Täubchen von Amſterdam erzeugt haben, das, fünfzehn Jahre ſpäter, in der Branntweinſchenke ihrer Mutter, die Aufmerkſamkeit des Kanzlers Walkendorf auf ſich zog.

Dyveke's Mutter ſtand in Bergen im Geruch einer Hexe, ihr Töchterlein dagegen im Rufe eines eben ſo ſchönen als ſittenreinen Engels, deſſen jungfräulicher Nimbus Alt und Jung in gleich hohem Grade bezauberte.

Walkendorf, nicht der erſte und, eben ſo ſicher, auch nicht der letzte Kanzler, der, um ſich in der Gunſt ſeines launiſchen Gebieters zu erhalten, nebenbei auch das Amt eines Kupplers nicht verſchmäht, knüpft mit Mutter Sigbrit ein Geſpräch an, weiht ſie in ſeine Plane ein und findet ſie bereit, darauf einzugehen.

Der Kanzler kehrt dann eilig nach Opslo zurück und ſchildert ſeinem Herrn und Gebieter die kaum reifen Reize des Täubchens von Amſterdam mit ſo verlockenden Farben, daß Chriſtian, über alle Beſchreibung begierig, dieſe kennen zu lernen, Mutter und Tochter nach Opslo kommen läßt.

Der Prinz veranſtaltet einen Ball, tanzt mit ihr und weiß das junge, unerfahrene Kind ſo raſch für ſich zu gewinnen, daß ſie, überredet von ihrer Mutter, der ſie nicht zu widerſprechen wagt, noch in derſelben Nacht das Bett des entzückten Statthalters theilt.

Seit jenem Balle gewann Dyveke's Schönheit und die Schlauheit ihrer Mutter eine ſolche Herrſchaft und Allgewalt über das Herz des Prinzen, daß ſein ſonſt ſo unbeugſamer Wille gefügiges Wachs in den Händen der alten Hexe ward.

Chriſtian lebte mehrere Jahre, zurückgezogen von den Staatsgeſchäften, deren Leitung er ſeinem kuppleriſchen Kanzler überließ, einzig und allein ſeiner heiß geliebten, faſt abgöttiſch verehrten Dyveke, die er, aus Furcht, ſie könne ihm entriſſen werden, faſt wie eine Gefangene beſtändig unter Schloß und Riegel hielt.

Am 20. Februar 1513 ſtirbt König Hans. Der Tod des Vaters ruft den Sohn nach Aalburg und von dort nach Kopenhagen.

Dyveke und die Mutter folgen ihm.

Chriſtian läßt ſeiner Geliebten auf dem Amaker-Markte ein ſteinernes Haus erbauen, das bald darauf vom Volke den Spottnamen „Mutter Sigbrit's Palaſt" erhält.*)

Der Einfluß der Alten wächſt von Tag zu Tag. Sigbrit, meint Herr Dahlmann „verſtand die Macht der Zahlen." Und darum vertraute ihr Chriſtian die Verwaltung der Zolleinkünfte und vor Allem die des Sundzolls, den Sören Norby einer der tapferſten Admirale, die „Goldgrube" und der berühmte Geſchichtsſchreiber Suhm den „Weinberg" Dänemarks nennt.

Die Entrichtung des Sundzolls, der in Sigbrits Taſche fließt, womit ſie Dyveke's kleine Bedürfniſſe und alle andern Launen des Königs beſtreitet, wird bloß ihretwegen von Helſingör nach Kopenhagen verlegt.

Sigbrits Palaſt iſt das Centrum des Staats, von dem alle Befehle ausgehen. Die Räthe der Krone müſſen, ſelbſt im ſtrengſten Winter, oft ſtundenlang vor der Schwelle dieſes Palaſtes frieren, bevor die Hexe ihnen einzutreten erlaubt.

---

*) Dies ſtattliche Haus wird noch heutzutage jedem Fremden gezeigt.

Sigbrit zeigt ſich eben ſo anmaßend und jähzornig, als Dyveke, die mit Recht das Täubchen heißt, beſcheiden und ſanftmüthig iſt.

Chriſtian, erzählt eine alte Handſchrift jener Zeit, habe ſie einmal zur Herzogin von Seeland erheben wollen. Dyveke habe zu weinen angefangen und ihren Gebieter fußfällig beſchworen, ihr nicht dieſen Schimpf anzuthun.

Die Maitreſſen jener Tage waren noch nicht ſo anmaßend als jene ſpäterer Zeiten.

Chriſtian's Zuſammenleben mit der ſchönen Dyveke, die er, trotz ſeiner Liebe, oft wie ſeine Sklavin behandelt haben ſoll, hinderte ihn nicht, endlich, als ſein Sinnenrauſch etwas abgekühlt war, an ſeine Verheirathung zu denken, um ſeinem Reiche bei Zeiten einen Nachfolger zu geben.

Ein Jahr nach Chriſtians Thronbeſteigung werden der Biſchof von Schleswig, Gottſchalk von Ahlefeldt, der Reichshofmeiſter Mogens Gjöe und Albrecht Jeſperſen im Auftrage des Königs nach Linz geſchickt, um für ihn beim Kaiſer Maximilian um die Hand der Tochter Philipp's I. und Johannens von Caſtilien anzuhalten.

Der Kaiſer ertheilt dem Heirathsantrage ſeine Zuſtimmung; die Braut wird par procuration dem Reichshofmeiſter Mogens Gjöe angetraut, die Vermählung aber auf ein Jahr hinausgeſchoben, weil Prinzeſſin Iſabella kaum dreizehn Jahre zählt.

Ihre Mitgift wird auf dreimalhunderttauſend Gulden*) feſtgeſetzt, was für jene Zeit, in der ſich die Ausſteuer fürſtlicher Töchter in der Regel nur auf dreißigtauſend Gulden belief, ſchon aus dieſem Geſichtspunkte eine höchſt vortheilhafte Partie war.

Im folgenden Jahre werden Erich Walkendorf, Heinrich Gjöe, Niels Hendrichſen und Hans Bilde mit einer ſtattlichen Flotte nach Brüſſel geſchickt, um von dort die junge Braut, die am Hofe ihrer Baſe, Margarethe von Oeſterreich, erzogen worden iſt, abzuholen.

Ein Sturm nöthigt die ſchwache Königsbraut, in Skagen, am Ende des öden unfruchtbaren Jütlands, ihren ſpaniſchen Fuß auf däniſche Erde zu ſetzen, um ſich hier von der Seekrankheit zu erholen. An jenem Tage weinte Iſabella die erſten Thränen leicht verzeihlichen Heimwehs nach den geſegneten Fluren Belgiens.

Nach kurzer Raſt ſegelt ſie von hier nach Helſingöer und von dort nach Kopenhagen.

In der Hauptſtadt des Reichs empfängt ſie der nordiſche Himmel mit einem ungalanten Platzregen und der gelehrte Biſchof von Roeskilde, Lage Urne**) mit einer lateiniſchen Rede, in welcher er ihr, wie dies ſo Sitte iſt, dicke Weihrauchwolken ſtreut. Der Regen verdirbt ihre koſtbare Garderobe und die Rede des Biſchofs ihre gute Laune, weil ſie kaum den zehnten Theil davon verſtehen kann.

---

*) Dieſe Ausſteuer erhielt Chriſtian aber erſt zwei Jahre nach ſeiner Vermählung. Er mußte deßwegen, wie Holberg erzählt, harte Briefe an den Kaiſer Maximilian ſchreiben, der gewohnt war, ſich mahnen zu laſſen.

**) Lage Urne (geb. 1468, geſt. 1529) war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Vergl. P. E. Paludan Müller, Programmata II de vita L. Urne, episcopi Roskildensis, Hafn. 1831—344.

Am 15. Auguſt 1515 wird die Hochzeit gefeiert. Iſabella, geb. am 18. Juli 1501, hatte einen Monat zuvor ihren vierzehnten Geburtstag gefeiert.

Aber Chriſtian's Verheirathung hält ihn nicht ab, ziemlich offen und ungenirt mit dem Täubchen von Amſterdam fortzuleben, deren ſchlaue Mutter ſich nach und nach auch das Vertrauen der jungen unerfahrenen Königin zu erringen verſteht.

Die erſten Jahre ihrer Ehe bleiben kinderlos. Die gute, aber ziemlich einfältige Iſabella vermißt den milden Himmel ihrer Heimath und die ſaftigen Gemüſe Belgiens. Die kluge Sigbrit weiß ſie zu tröſten und ſteigt dadurch auch in der Gunſt der Königin.

Iſabellen's Bruder — der nachmalige Kaiſer Carl V. — welchem ſeines Schwagers Verhältniß mit der unehelichen Tochter des Kabeljaus nicht unbekannt geblieben war, ließ ihn durch den Kanzler Walkendorf ernſtlich ermahnen, dies Verhältniß abzubrechen.

Walkendorf, der den Muth beſaß, ſich dieſes epineuſen Auftrags zu entledigen, zog ſich dadurch die Ungnade Chriſtian's zu, deſſen Herz mit unzerreißbaren Fäden an der ſchönen Dyveke hing.

Der Kanzler wurde bald darauf vom Hofe verbannt. — Chriſtian ſchickte ihn als Erzbiſchof nach Drontheim.

## Drittes Kapitel.

Ein päpſtlicher Legat. — Ablaßkrämerei in Deutſchland und in Dänemark. — Ein weſtphäliſcher Barbier. — Sigbrit's Camarilla. — Vergiftung des Taubchens von Amſterdam. — Hans Faaberg und ſein Verrath. — Torben Oxe und ſeine Hinrichtung.

So kam das Jahr 1516 heran.

In dieſem Jahre erſcheint in Kopenhagen, plötzlich und unerwartet, ein päpſtlicher Legat, **Giovanni Angelo Arcimboldo**, Probſt von Arciſſate*), abgeſchickt von Leo X., um in Dänemark und ſpäter auch in Schweden Ablaß zu predigen und mit dem Gelde der reuigen Sünder den leeren Seckel des Statthalters Chriſti zu füllen.

**Leo**'s Vorgänger, Pabſt **Julius** II., welcher Geld zum Türkenkriege und zum Ausbau der Peterskirche gebrauchte, hatte den einträglichen Ablaßkram an den Biſchof **Albrecht** von Mainz verpachtet, und wie dieſer Biſchof 1489 den Mönch **Pagrandus** als Ablaßkrämer ausgeſchickt hatte, ſo ſandte Leo X., der

---

*) Vergl. J. A. **Hartmann**, Arcimboldus, legatus pontificius, evangelicae in Sueciae reformationis occasio, Marburg 1741. 4. und G. **Ekerman**, Dissertatio de I. A. Arcimboldo, papali per Scandinaviam aeruscatore, Upsal. 1761. 4.

größte Schlemmer ſeiner Zeit, den Magiſter Johanne Tetzel nach Deutſchland und den obengenannten Arcimboldo nach Dänemark, um die Sünden der gläubigen Chriſten zu verſilbern.

Letzterer, der dem Könige unentgeldliche Vergebung ſeiner Sünden und außerdem noch ein Handgeld von zwölfhundert Gulden verſpricht, erkauft ſich dafür die Erlaubniß, an alle Kirchenthüren Kopenhagens und Dänemarks die päpſtliche Bulle anſchlagen zu laſſen, daß Jeder, der geſündigt habe, ſich bei ihm Ablaß der Strafe erkaufen könne.

Solch ein Ablaßbrief lautete wie folgt:

„Ich ſpreche Dich erſtlich von aller Kirchenſtrafe los, die Du verdient, wie auch von allen andern Sünden und Verbrechen, die Du bisher begangen haſt, ſie mögen ſo groß ſein, als ſie immer wollen; ferner erlaſſe ich Dir alle Strafen, die Du wegen Deiner Sünden im Fegefeuer auszuſtehen verdienet haſt. Ich mache dich der Sacramente der Kirche wieder theilhaftig und ſetze Dich von Neuem in den Stand der Unſchuld, in welchem Du Dich gleich nach der Taufe befunden haſt, ſo, daß die Pforten der Hölle vor Dir, wenn Du ſtirbeſt, zugeſchloſſen bleiben, die Thüren des Paradieſes aber Dir für immerdar geöffnet ſein ſollen.“

Und das zog auch in Dänemark.

In Begleitung des päpſtlichen Legaten iſt in Kopenhagen ein Abenteurer von niederer Herkunft erſchienen, welcher berufen war, in Dänemark eine der wichtigſten Rollen zu ſpielen.

Dieſer Abenteurer iſt ein Vetter der alten Sigbrit und heißt Dietrich Slagheck. Nach Einigen ſoll er von Geburt ein Weſtphale, nach Andern ein Holländer ſein. Nach Arild Hvitfeld's Ausſage war dieſer Menſch urſprünglich Barbiergeſelle geweſen; ſpäter ſoll er Chirugie getrieben haben und nach Rom gewandert ſein, wo er die Bekanntſchaft Arcimboldo's gemacht, der ihn, weil er der däniſchen Sprache unkundig war, als eine Art Dolmetſcher mit nach Dänemark nahm, wo er in der Mutter Sigbrit ſeine alte Muhme wiederfand.

Der ehemalige Barbier giebt ſich hier für einen Magiſter des kanoniſchen Rechtes aus und gewinnt in kurzer Zeit das volle Vertrauen ſeiner Muhme und, durch deren Fürſprache, die Huld des Königs.

Dieſer Slagheck und Hermann Hvind, der Bruder Sigbrit's, bilden mit der alten Hexe eine Art Triumvirats, eine geheime Camarilla, deren Joch bald ganz Dänemark und ſelbſt die Königin zu fühlen beginnt. Slagheck iſt bald der einflußreiche Olivier le Diable des eilften Ludwigs von Dänemark.

Im Juni des Jahres 1517 verbreitet ſich, wie ein Lauffeuer, durch alle Straßen der Hauptſtadt die Nachricht vom plötzlich erfolgten Tode der ſchönen Dyveke.

Chriſtian iſt wie vom Donner gerührt. Er wirft ſich auf die Leiche der Geliebten und bedeckt ſie mit glühenden Küſſen. Sein Schmerz iſt ſo groß, daß ſelbſt Sigbrit ihn nicht zu tröſten vermag.

Dyveke wird mit feierlichem Pompe in der Kloſterkirche zu Helſingoer beigeſetzt. Biſchof Lago Urne hält ihre Leichenpredigt.

Der König verſchließt ſich in ſeine Gemächer und iſt für Niemanden zu ſprechen. Er weint, er raſ't ſeinen Schmerz aus.

Das arme Täubchen von Amſterdam hatte, was nicht jede Maitreſſe eines gekrönten Hauptes von ſich ſagen darf, keine Feinde.

Selbſt die Königin beklagte deren Verluſt, denn Dyveke war ſchön wie der aufgehende Tag und ſanft wie der Name, den ſie trug.

Bald nach ihrem Tode verbreitet ſich das Gerücht, Dyveke ſei durch Kirſchen, die ſie aus dem Schloßgarten erhalten, vergiftet werden.

Wer aber hatte ſie vergiftet? Das wußte und weiß Niemand.

Die Einen meinten, heimliche Anhänger der Königin hätten, erkauft durch das Geld von Iſabellens Verwandten und angereizt durch den Beichtvater der Königin, dem ſie ihr Leid und ihre Zurückſetzung geklagt, jene Kirſchen in Gift getaucht, um ihre Nebenbuhlerin aus dem Wege zu räumen.

Andere behaupteten, ein ſtiller Nebenbuhler des Königs, der Schloßhauptmann Torben Oxe, ein leidenſchaftlicher, aber roher Anbeter der Dyveke, habe ſie vergiftet, weil ſie ſich geweigert, ihm Gegenliebe zu gewähren.

Noch Andere waren der Meinung, die adelsſtolzen Anverwandten von Torben Oxe ſeien die Urheber dieſer Vergiftung, weil ſie in Erfahrung gebracht, daß Torben, deſſen glühende Liebe ſie in einer ſchwachen Stunde endlich doch erhört habe, mit dem Plane umgebe, beim Könige um ihre Hand anzuhalten und ſie zu heirathen.

Chriſtian, unentſchloſſen, welchem dieſer Gerüchte er glauben ſoll, beweint den Verluſt der Geliebten, und nur Dyveke's Mutter iſt im Stande, ihn auf Augenblicke zu tröſten. Bald aber fällt er wieder in ſeine dumpfe Schwermuth zurück und wünſcht ſich den Tod, um jenſeits des Grabes Diejenige wieder zu ſehen, deren Verluſt er ſo ſchmerzlich vermißt und den ihm kein zweites Weib in ganz Dänemark zu erſetzen vermag.

Durch einen ſeiner heimlichen Zuträger, Hans Faaberg, welcher Schreiber des Schloßhauptmanns geweſen war, hatte Chriſtian noch bei Lebzeiten ſeiner Geliebten in Erfahrung gebracht: „Torben Oxe habe ſie eines Tages auf des Königs Bett geworfen und ſich unanſtändige Scherze mit ihr erlaubt.“

Für die Mittheilung dieſes Geheimniſſes, dem der König damals nicht den mindeſten Glauben geſchenkt, weil er zu feſt von Dyveke's Treue überzeugt war, hatte der freche Ankläger ſeines Herrn ein kurz vorher erledigtes Canonicat von Roeskilde als Belohnung ſeines Verrathes begehrt. Torben Oxe aber, der entweder durch Dyveke oder Chriſtian ſelbſt die Anklage ſeines Dieners erfahren, hatte ihn unter dem Vorwande, königliche Gelder unterſchlagen zu haben, in's Gefängniß werfen und nach geſprochenem Urtheil aufhängen laſſen.

Chriſtian hatte daran nicht mehr gedacht. Aber nach dem plötzlich erfolgten Tode Dyveke's erwacht in der Bruſt des Königs die Eiferſucht und der Verdacht, Torben Oxe habe ſie vergiftet.

Sigbrit facht den Funken zur Flamme an. Slagheck aber lenkt den Verdacht des Königs auf Torbens Freund und Anverwandten, Knut Gyllenſtierne, weil der Hochmuth dieſes Mannes ihm verhaßt iſt.

Torben und Knut werden ins Gefängniß geworfen. Die Geſchichte erzählt, beide Freunde hätten gewürfelt, um zu erfahren, wer von ihnen als Opfer jenes Verdachtes fallen werde. Das Loos ſei auf Torben gefallen.

Schon am andern Morgen wird — wahrſcheinlich auf Sigbrit's Antrieb — Knut in Freiheit geſetzt, Torben aber vor den Reichsrath geſtellt und vom Könige des Verbrechens der Vergiftung Dyveke's angeklagt.

Der Reichsrath aber, welcher Beweiſe verlangt, die der Ankläger nicht zu geben vermag, hat den Muth, den Angeklagten freizuſprechen.

— Gott's Troß![*] ruft der ergrimmte König, hätte ich ſo viele Freunde im Reichsrathe, als dieſer Torben Anverwandte darin ſitzen hat, dann wäre das Urtheil anders ausgefallen. Aber trotzdem ſoll dieſer Oxe, wenn ſein Hals auch ſo dick wie ein Ochſe iſt,[**] dem Beile des Henkers verfallen.

---

[*] Das war Christian's gewöhnliche Fluchformel.

[**] Dies plumpe Wortſpiel iſt nicht erfunden. Man vergleiche Dahlmann's Geſchichte Dänemarks, Band 3. Seite 327.

Chriſtian ſtellt den freigeſprochenen Edelmann vor ein Gericht von zwölf Bauern, die über Torben folgendes Urtheil fällen:

— Nicht wir, aber ſeine eigenen Thaten richten ihn.

Und dieſer Ausſpruch, myſtiſch und unklar, genügt dem Könige, um ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler dem Beile des Henkers zu überliefern.

Vergebens verwendet ſich der ganze Reichsrath, der päpſtliche Legat, ja ſelbſt die Königin für die Begnadigung des Verurtheilten. Aber Chriſtian's Eiferſucht kennt keine Gnade.

Torben Oxe wird am 21. November 1517 öffentlich auf dem Roſenhofe, oder, wie neuere Geſchichtsforſcher berichten, auf dem Sanct-Gertruden-Kirchhofe hingerichtet und in der Kirche zum heiligen Geiſte begraben, während die modernde Leiche ſeines Schreibers noch immer am lichten Galgen hing.

Es war über ein Jahr, erzählt Dahlmann, ſeit jener Hans Faaborg gehenkt war. Plötzlich aber laſſen ſich Nachts über dieſer Leiche geiſterhafte Lichter blicken. Die Wächter machen Anzeige davon. Der König will die Lichter ſelber ſehen, ſieht ſie, läßt die Leiche vom Galgen nehmen und bei den Graumönchen ehrlich beſtatten. Der gemeine Mann glaubte ſeitdem, Torben Oxe habe den Schreiber mit Unrecht henken laſſen, Andere aber meinten, das Gaukelſpiel ſei von dem Könige ſelbſt und einigen Mönchen angeſtiftet, welche die Lichter auf Spießen über dem Galgen gehalten.

Ueber Torben Oxe's Proceß herrſcht aber noch bis zum heutigen Tage ein ungewiſſes Dunkel. Im dritten Bande der „Historisk Tidsskrift“ wird Chriſtian's Act der Willkühr vom Paſtor Rohmann unterſucht und von ihm die Behauptung aufgeſtellt, der König habe ſeinen Nebenbuhler nicht der Vergiftung, ſondern nur verſuchter Nothzucht gegen Dyveke angeklagt.

Chriſtian's Rachedurſt war nun geſtillt, und der päpſtliche Legat geruhte dem Könige auch für dieſen Juſtizmord die Abſolution der Kirche zu ertheilen.

Aber ſeit der Hinrichtung Torben Oxe's hatte er den ganzen Reichsrath und den ganzen Adel gegen ſich.

Dyveke's Leben und tragiſches Ende iſt ſeitdem von mehr als einem Dichter bald als Roman, bald als Drama behandelt worden. Von letzterm Genre nennen wir Samſöe's und Marggraf's Trauerſpiel „Dyveke“ und überlaſſen es dem Geſchmacke des Leſers, welchem von beiden Producten er den Vorzug einräumen will.

# Viertes Kapitel.

Sigbritens Einfluß. — Die Kinder der Königin. — Rückblick auf die Kalmarer Union. — Das Blutbad in Stockholm. — Hinrichtungen in Finnland. — Otto Krumpen.

Sigbriten's Gegner, die ſich der Hoffnung hingegeben hatten, die Alte werde nach dem Tode ihrer Tochter allen Einfluß verlieren und in ihr früheres Nichts zurückfallen, hatten ſich in ihrer Berechnung ſchwer verirrt.

Dyveke's Mutter, die, noch weit beſſer als die Macht der Zahlen, jede Schwäche des Königs kannte und zu benutzen verſtand, blieb die einflußreichſte Perſon am Hofe Chriſtian's.

Abergläubiſch, wie er's von Jugend auf geweſen war, legte ihm Mutter Sigbrit ſeine Träume aus, tröſtete ihn in ſeiner Melancholie und wußte ſich auf jede Weiſe ihm nothwendig und unentbehrlich zu machen.

Am 21. Februar 1518 wurde Königin Iſabelle von ihrem erſten Kinde entbunden. Es war ein Knabe, der zu Ehren ſeines Großvaters den Namen Johann erhielt.

Es hat den Anſchein, als habe Chriſtian erſt nach dem Tode Dyveke's Umgang mit ſeiner Frau gehabt; denn gerade neun Monate nach der Vergiftung der Geliebten wird Iſabelle, die bis dahin unfruchtbar geweſen war, Mutter eines Prinzen.

Sigbrit wird die Gouvernante des Neugeborenen. Auch die Königin ſchenkt der ſchlauen Holländerin, die ihr zu ſchmeicheln verſteht, ihr volles Vertrauen.

Als im folgenden Jahre Königin Iſabelle von Zwillingen*) entbunden ward, hat Mutter Sigbrit den Muth, der Schweſter Carls V. zu rathen, ja nicht ſo fruchtbar zu ſein, da Dänemark viel zu klein und arm ſei, um ſo viele königliche Kinder auf Koſten des Volkes ernähren zu können.

Iſabelle aber überhörte dieſen ehrlichen Rath, denn ſchon im folgenden Jahre ward ſie (am 10. November 1520) von ihrem vierten Kinde, einer Tochter, entbunden, die in der Taufe den Namen Dorothea**) erhielt.

Zwei Tage vor der Geburt dieſer Prinzeſſin führte Chriſtian II. in Schwedens Hauptſtadt jenes abſcheuerregende Schreckensdrama auf, deſſen Titel Clio als unauslöſchlichen Schandfleck auf die Stirn ſeines verruchten Urhebers eingebrannt hat.

---

*) Dieſe Zwillinge, Maximilian und Philipp, ſtarben bald nach der Geburt.

**) Dieſe Dorothea wurde 1534 mit dem Churfürſten Friedrich II. von der Pfalz vermählt, welcher in Folge dieſer Heirath, in ſpätern Jahren, Anſprüche auf die Thronfolge in Dänemark erhob.

Dieſer Schandfleck heißt das Stockholmer Blutbad.

Bevor wir zur Schilderung dieſes Dramas ſchreiten, müſſen wir zu näherm Verſtändniß eine kurze Einleitung voranſchicken.

Das Königreich Schweden, durch die von der Königin Margaretha am 20. Juli 1397 abgeſchloſſene Union zu Kalmar mit Dänemark und Norwegen zu Einem großen Reiche verbunden, hatte ſich nach Margarethens am 28. October 1412 erfolgten Tode, unter der Regierung ihres ſchwachen, untüchtigen Nachfolgers, Erichs XIII., der nach Paläſtina gewandert war und die Regentſchaft ſeiner Frau, der Königin Philippa von England, überlaſſen hatte, von der Kalmarer Union losgeſagt und ſich nach langen Parteikämpfen, im Jahre 1448 in der Perſon Carl Knudſens einen ſelbſtſtändigen König gegeben.

Seit jener Zeit war Schweden durch die Intriguen Dänemarks der Heerd vieler Verſchwörungen und der Schauplatz blutiger Bürgerkriege geweſen.

Nach dem im Jahre 1470 erfolgten Tode König Carls VIII. Knudſen waren Steen Sture*) nach deſſen Ableben Svante Nielſen Sture und nach dieſem Steen Svanteſon Sture, der Jüngere genannt, Schwedens Reichsverweſer geworden.

---

*) Steen Sture ward 1503 auf einem Gaſtmahle zu Suderköping von Knud Alfſens Witwe, Mereta, vergiftet, um dem Svante Nilſen Sture, mit dem ſie ſich verlobt hatte, den Weg zur Regentſchaft zu bahnen. Einige fremde Scribenten, ſchreibt Holberg, haben aus Irrthum dieſe Sturen vermengt und ſich eingebildet, daß Steen Sture und Svante Sture entweder Brüder oder

Aber Chriſtian II., der, wie jeder ſeiner beiden Vorgänger, kraft der Kalmarer Union, ſeine Anſprüche auf Schwedens Thron nicht aufgegeben hatte, war in ſeinen ehrgeizigen Planen von Erik Trolle, Erzbiſchof von Upſala und Gegner des ſchwediſchen Reichsverweſers, aufgeſtachelt und ermuthigt worden, ſich Schweden durch Waffengewalt zu unterjochen.

Schon zweimal hatte Chriſtian Schwedens Eroberung verſucht. Im Jahre 1516 war die däniſche Flotte unter Sören Norby an der feindlichen Küſte gelandet, von den Schweden aber ſiegreich zurückgeſchlagen worden.

Nach Dyvekes Tode war Chriſtian ſelbſt, angefeuert durch Sigbrit und deren vertrauten Rath, Diedrich Slagheck, mit einer mächtigen Flotte vor Stockholm erſchienen, und hatte, glücklicher als Norby, das Verſprechen von Schwedens Unterwürfigkeit und ſechs der vornehmſten Edelleute — darunter auch Guſtav Erichſon Waſa — als Geißeln mit ſich nach Dänemark genommen.

---

nahe Anverwandten geweſen, da ſie doch von zwei verſchiedenen Familien geweſen, wie ihr Wappen ausweiſet: denn Steen Sture war von den holſteiniſchen Sturen und Svante von altem königlichem Stamme. Letzterer leitete ſeinen Urſprung in gerader Linie von Erich dem Heiligen ab, der um das Jahr 1150 König von Schweden geweſen war.

Chriſtian aber hatte ſich durch ſeine Tyrannei in Schweden ſo verhaßt gemacht, daß ſein Anhänger Erik Trolle abgeſetzt, Steen Sture aber dafür durch Leo X. in Bann gethan worden war. Der abgeſetzte Erzbiſchof, ein unruhiger, ränkeſüchtiger Kopf, hatte Hilfe und Beiſtand von Chriſtian verlangt.

Am 5. Januar 1520 rückt, in Folge deſſen, ein däniſches Heer unter Otto Krumpen's Befehl ein. Ueberall, wo dieſer Feldherr erſcheint, läßt er, um ſeinen Weg zu erleichtern und ſein Vordringen zu beſchleunigen, die päpſtliche Bulle, die den ſchwediſchen Reichsverweſer excommunicirt und für vogelfrei erklärt hat, an alle Kirchenthüren ſchlagen.

Steen Sture, der dem bis Weſtgothland vorgedrungenen Dänenheere entgegenrückt, wird am 19. Januar bei Bogeſund auf dem Eiſe des Sees Aaſund geſchlagen und ſo ſchwer verwundet, daß er am 9. Februar an den Folgen ſeiner Wunden ſtirbt.*)

Die Dänen erkennen in Steen Sture's Fall den Finger des Himmels und die Wirkung des päpſtlichen Bannſtrahls und dringen, ermuthigt durch dieſen Sieg, weiter vorwärts und ſchlagen ihr Hauptquartier in Upſala auf.

Allmälig unterwirft ſich ganz Schweden bis auf Stockholm, das von Steen Sture's heldenmüthiger Wittwe, Catharina Gyllenſtjerne, ſtandhaft vertheidigt wird.

---

*) Vergl. Axel Gabriel Silverſtolpe, Aeminnelse öfver Riks-Föreståndaren Steen Sture d. Y. Stockh. 1791. 8.

Zu Anfang des Frühlings landet Chriſtian mit einer Flotte vor Stockholm, knüpſt Unterhandlungen an und verſpricht den beſiegten Schweden vollſtändige Verzeihung.

Catharina, welche Stockholm nicht länger zu halten vermag, läßt ihm die Schlüſſel der Stadt überreichen. Chriſtian hält ſeinen Einzug in Stockholm.

Am 4. November wird er in der Stadtkirche vom Erzbiſchof Erik Trolle gekrönt.

Bei dieſer Feierlichkeit trägt der Oberbefehlshaber Otto Krumpen die Krone, Sören Norby das Scepter, Henrich Gjöe den Reichsapfel, und der Admiral Jürgen Bogwiſch (ein Holſteiner) das Schwert.

Die beiden Erſtern, Niels Lykke, Claus Bilde und einige andere Dänen werden vom Könige zu Rittern geſchlagen.

Unter den fremden Geſandten, die dieſem Krönungsfeſte beiwohnen, befindet ſich ein Abgeſandter Kaiſer Carl's V., Doctor Jean Sucot, der im Namen ſeines Souveräns ihm den Orden des goldenen Vließes überreicht.

Drei Tage dauern die Feſtlichkeiten. Unter den Gäſten, die Chriſtian mit ganz beſonderer Huld behandelt, befindet ſich der ehemalige Barbier Diedrich Slagheck, des Königs geheimer Rath und Factotum.

Von dieſem Abenteurer geht der Rath aus, alle Unzufriedenen, die ſich zu Aufwieglern Schwedens aufwerfen könnten, bei Zeiten aus dem Wege zu räumen.

Slagbeck iſt's, der dem Könige den Rath ertheilt, in Stockholm Unruhen anzuzetteln, um Chriſtian's Feinde im Tumulte niederhauen zu laſſen.

Dieſer Slagbeck iſt's, der ihm rathet, Pulver unter das Schloß zu legen, um Schwedens Reichsräthe eines mörderiſchen Attentats auf das Leben des Königs anzuklagen.

Chriſtian, welcher vor Uebergabe der Stadt allen Schweden feierlich Verzeihung alles deſſen, was bisher geſchehen war, zugeſagt hat, ſcheint ſich Skrupel zu machen.

Dieſer Slagbeck iſt's, der ſie beſeitigt.

„Wir müſſen, ſagte er, den König vom Vollzieher der päpſtlichen Bulle unterſcheiden. Als König kann und hat er ſeinen Feinden vergeben; aber als Vollſtrecker des Bannbriefs muß er ſich ſtreng nach den Geſetzen richten, ſo die heilige Kirche ihm vorſchreibt."

Dieſer Vorſchlag findet des Königs Beifall.

„Unter dem heiligen Schleier des Rächers der entweihten Religion," ſchreibt Behrmann, jener Religion, die ſich ſchon ſo oft zum Deckmantel der blutigſten Gräuelthaten mißbrauchen ließ, glaubte auch Chriſtian die heiligſten Verſicherungen, die heiligſten Eide, die heiligſten Rechte der Menſchheit ungeſcheut kränken, ungeſtraft mit Füßen treten zu dürfen."

Drei Tage nach dem Krönungsfeſte tritt der Erzbiſchof Trolle als Kläger auf. Alle, welche den Reichstagsbeſchluß unterzeichnet hatten, in Folge deſſen er abgeſetzt und gefangen worden war, werden eingekerkert und am folgenden Morgen vor eine vom König eingeſetzte

Commiſſion geſtellt, welche, nach kurzem Verhöre, alle Angeklagten als Ketzer zum Tode verdammt.

Der König beſtätigt das ungerechte Urtheil. Und gleich darauf werden die Thore geſchloſſen. Unter dem Geſchmetter der Trompeten wird der Befehl ausgerufen: Niemand ſolle ſein Haus verlaſſen. Furcht und Schrecken erfüllen die Stadt.

Und jetzt beginnt das ſcheußliche Blutbad.

Die Verurtheilten werden, von Henkern geführt und von Soldaten umringt, auf den großen Markt gebracht, in deſſen Mitte ſich ein Blutgerüſt erhoben hat. Niels Lykke, der neue Ritter, verkündigt ihr Todesurtheil.

In Folge dieſes Urtheils fallen vierundneunzig Köpfe der angeſehenſten Männer Schwedens: Geiſtliche, Adelige, Bürger, unter dem Beile des Henkers.

Der würdige Biſchof Matthias von Strengnäs eröffnet den blutigen Reigen. Der abgeſchlagene Kopf wird ihm zu Füßen gelegt.

Ihm folgt Biſchof Vicentius von Skara.

Nach den Geiſtlichen kommt die Reihe an die Adeligen, an die Mitglieder des Reichsraths. Unter dieſen befindet ſich Erich Johanſon, der Vater Guſtav Waſa's, welchen Chriſtian, zwei Jahre zuvor, als Geißel nach Dänemark geſchleppt.

Den dreizehn Reichsräthen folgen die drei Bürgermeiſter und dreizehn Rathsherren Stockholms. Unter Letztern befindet ſich Anders Rud, der auf dem Blutgerüſte den Himmel laut um Rache anfleht. Aber der langmüthige Himmel bleibt taub.

Den blutigen Reigen beſchließen die Bürger.

Die Leichen dieſer vierundneunzig Enthauptete werden in drei Haufen getheilt: die der Geiſtliche bilden den erſten, die der Adeligen den zweiten, d der Bürgerlichen den dritten Leichenhügel.

All' dieſe Leichen bleiben unter fortwährendem R gen, der in Strömen herniederfällt, vom Donner ſtage bis zum Sonnabende auf offenem Markte li gen. Das Blut der edelſten Bürger raucht zum Him mel empor. Die Leichen werden von Hunden zerfleiſcht

Aber noch iſt Chriſtian's Rachedurſt nich gelöſcht.

Der Leichnam des auf dem Felde der Ehre ge fallenen Reichsverweſers Steen Sture, der ſeit ach Monaten in der Erde ruht, wird auf Chriſtian' Befehl herausgeſcharrt und mit der Leiche ſeines ſechs jährigen Knaben auf einem Scheiterhaufen verbrannt

Chriſtian läßt Steen Sture's Witwe, Stock holms heldenmüthige Vertheidigerin, vor ſich rufe und fragt ſie, in Gegenwart ſeiner Henker, ob ſie er ſäuft, verbrannt oder lebendig begraben ſein will.

Catharina Gyllenſtierne würdigt ihn kei ner Antwort.

Nur auf Trolle's Fürbitte wird die junge Witwe zu ewigem Gefängniß begnadigt und ihr ganzes Hab und Gut confiscirt.

Selbſt Catharinen's Mutter, der alten ehrwürdigen Matrone Sigrid, wird gedroht, daß ſie in einen Sack genäht und erſäuft werden ſoll; auch ſie rettet ihr Leben durch Abtretung ihrer reichen Güter und wandert mit den andern Frauen der Hingerichteten in die Kerker von Kallundborg.

Gleiches Loos trifft auch Cäcilien, die Mutter Guſtav Waſa's.

Aber weil alle jene Cadaver, die ſchon drei Tage unter freiem Himmel liegen, die Luft mit peſtartigem Geſtank erfüllen, werden ſie, auf Biſchof Veldenak's Ermahnung, daß die Kirche allen Menſchen, die als Ketzer geſtorben ſind, ein ehrliches Begräbniß verſage, am Abende des 10. Novembers nach dem Südermalm gebracht und dort unter dem Scheine der Fackeln und den Geſängen der Geiſtlichkeit auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Steen Sture's Leichnam aber wird, auf Chriſtian's Befehl, zerſtückelt und, um überall Schrecken einzuflößen, ſtückweiſe in die Provinzen geſchickt.

In ganz Schweden läßt der König die Bauern entwaffnen, mit der Drohung, Jedem, der ſich weigern ſollte, ſein Gewehr abzuliefern, eine Hand und einen Fuß abhauen zu laſſen.

Der Bauer, ſagt Chriſtian, iſt zum Pfluge geboren, kann dieſem auch mit einem hölzernen Beine nachhinken und hat auch an Einer Hand genug!!!

Bei dem Rückblick auf dies entſetzenerregende Blutbad, auf dieſe brutale Tyrannei, die in der Geſchichte aller Zeiten vergebens ihres Gleichen ſucht, dringt ſich Jedem unwillkührlich die Frage auf:

Was hat Dänemark, was die Menſchheit dabei gewonnen, daß jener Affe, der dieſen König einſt aus den Windeln der Wiege auf das Dach entführt, da-

mals nicht auf das Pflaſter herabfallen ließ? — —
— — — — — — — — — — — — — —

Chriſtian's vornehmſte Rathgeber und Thei
nehmer bei dieſem Blutgerichte waren, außer jene
Dietrich Slagheck, Hans Madſen, Clau
Helſt und der Biſchof von Fünen, Hans Ander
ſen, der wegen ſeines kahlen Hinterkopfes den Beina
men Beldenak*) erhielt.

Letzterer war, was wir zum Ruhme Dänemark
hinzufügen, der einzige Dän[illegible]r bei dieſem blu
tigen Drama mitgewirkt hatte.

Das Stockholmer Blutbad erregte ſelbſt unter de
Dänen ſo großen, ungetheilten Abſcheu, daß der ta
pfere Admiral Sören Norby jedem der fliehende
Schweden ein Aſyl auf den Schiffen der von ihm be
fehligten Flotte gewährte.

Sören's Gegner ſagen, er habe dieſe Schonun
gegen die Feinde des Königs nur darum ausgeüb
weil er mit dem Plane umgegangen ſei, Stee
Sture's Witwe aus ihrem Kerker zu befreien, ſie z
heirathen und ſich durch ihren mächtigen Einfluß un
Anhang den Weg zur Reichsverweſerſchaft in Schwe
den anzubahnen

Nach jenem Schreckenstage in Stockholm ſchick
Dänemarks Caligula einen ſeiner Blutrichter, Han
Madſen, nach Finland, das ſich noch nicht erge
ben hatte, um es im Namen des Königs in Beſi
zu nehmen.

---

*) Vergl. Caspar Peter Paludan: Müller, I. A
Beldenaks, Biskops i Fyen, Levnetsbeskrivelse, Odense 1837. 8

Chriſtian's Bevollmächtigter, beauftragt in Finland gegen Steen Sture's Anhänger mit gleicher Strenge zu verfahren, entledigt ſich dieſes Blutbefehls mit unmenſchlicher Gewiſſenhaftigkeit.

Zu Tawaſtehus werden Aage Jürgeſen, Tönne Erichſon, Niels Eskildſon und hundert Andere hingerichtet.

Und all' dieſe Gräuel werden im Namen der beleidigten Kirche und unter dem lügneriſchen Vorwande vollzogen, den Befehlen der päſtlichen Bulle nachzuleben und alle Ketzer und Feinde der Kirche zu beſtrafen.[*]

Der Befehlshaber des däniſchen Heeres, Otto Krumpen, nimmt, empört über dieſe Hinrichtungen, ſeinen Abſchied und verläßt den Dienſt des blutbefleckten Nero's von Dänemark.

Die Zahl ſämmtlicher Opfer, die der Tyrannei Chriſtian's in Schweden gefallen waren, wird auf mehr als Sechshundert angegeben.

L'histoire des rois, ſagt Biſchof Grégoire, est le martyrologe des peuples.

# Fünftes Kapitel

Beförderungen Slagheck's und Beldenak's. — Chriſtian's Rückkehr. — Neue Hinrichtungen. — Guſtav Waſa. — Aufſtand in Dalekarlien. — Schlacht am Kupferberge. — Neue Grauſamkeiten Chriſtian's. — Slagheck's Glück und Ende.

Nach dem Stockholmer Blutbade wird Chriſtians Olivier le Diable, der ehemalige Barbier Diedrich Slagheck, an Stelle des hingerichteten Vicentius, zum Biſchofe von Skara, und Hans Anderſen Beldenak, an Stelle des hingerichteten Biſchofs Matthias von Strengnäs, zu deſſen Nachfolger erhoben, und Heinrich Slagheck, ein Bruder des hochwürdigſten Biſchofs, zum Befehlshaber des Stockholmer Schloſſes ernannt.

Nachdem Chriſtian auch die andern Schlöſſer Schwedens mit lauter Dänen und Deutſchen beſetzt und den Erzbiſchof Trolle zum Oberhaupte der Regierung niedergeſetzt hat, kehrt er, ſieg- und blutberauſcht, nach Dänemark zurück.

Auf der Heimreiſe läßt er überall blutige Fußtapfen zurück. In allen Städten, durch die ihn ſein Weg führt, läßt er vor ſeiner Ankunft, um Angſt und Schrecken zu verbreiten, durch Claus Holſt Galgen und Scheiterhaufen aufführen.

Aber das unheimliche Geſpenſt, das ihm überall den Genuß ſeiner blutigen Triumphe vergällt, iſt die Furcht. Qui timetur, timet, war ja ſchon der Wahlſpruch des Kaiſers Maximus Pupienus. Jeder Gefürchtete fürchtet ſich.

In Wadſtena werden Svend Hong und Peter Smid geviertheilt, in Jenköping Hans und Lars Ribbing und deren Söhne, Knaben von acht und ſechs Jahren, enthauptet und auf dieſe Weiſe das ganze Geſchlecht der Ribbing's vertilgt.

Im Kloſter Nydale wird der Abt mit eilf Mönchen ins Waſſer geſtürzt. Nur einer davon wird gerettet durch Jeſper Brochmand, den Geheimſchreiber Chriſtian's, der, empört über die Tyrannei ſeines Gebieters, dem Unglücklichen, der ſich zu ihm geflüchtet hat, Aſyl gewährt.

Aber nicht lange genießt der blutbefleckte Tyrann die Früchte ſeines Sieges.

Bald nach ſeiner Rückkehr erſchrickt ihn die Kunde vom Ausbruch eines Bauernaufſtandes in Schwedens Vendée — in Dalekarlien.

An der Spitze dieſes Aufſtandes ſteht ein junger Edelmann, ein Anverwandter der ſchwediſchen Sturen, Guſtav Erichſon Waſa, den Chriſtian, zwei Jahre zuvor, mit fünf andern Geißeln von Stockholm fortgeſchleppt und in Kallöe unter ſtrenger Aufſicht Otto Erich Banner's eingekerkert hatte.

Aber ſchon im folgenden Jahre war Guſtav Waſa, eben ſo gewandt als kühn, ſeinem Gefängniſſe entſprungen und in der unſcheinbaren Verkleidung eines Ochſentreibers nach Lübeck entflohen.

Banner, der ihm nachgeeilt war, hatte vom Lübecker Rathe deſſen Auslieferung verlangt, und ſchon war Dieſer, eingeſchüchtert durch Banner's Drohungen und aus Furcht vor Chriſtians Rache, geſonnen, den Flüchtling auszuliefern, als der Bürgermeiſter Nicolaus Broemſen, ſich dem Beſchluß des Rathes widerſetzend, den jungen Schweden öffentlich in Schutz nahm und ihm, bald darauf, heimlich Mittel zu ſeiner Flucht nach Schweden gab.

In Stensöe betritt Guſtav Waſa den Boden ſeines geknechteten, gedemüthigten, tyranniſch mißhandelten Vaterlandes. Er begiebt ſich nach Kalmar, nimmt ſeinen Weg durch Smaland und verſucht die Bauern aufzuwiegeln, was ihm mißglückt; das aber entmuthigt ihn nicht. Er begiebt ſich nach Dalekarlien. Er kennt und liebt dieſen Volksſtamm, der, wohlgeſtaltet, tapfer, treu, ſeinem Könige vertraulich die Hand drücken und ihn ungeſcheut Du nennen durfte. Er kennt viele treuen Dalekarlier, unter welchen Jeder ein ſtarker Held in ſchlichtem Bauerkittel iſt.

Die Nachricht von der Hinrichtung ſeines Vaters, von der Einkerkerung ſeiner Mutter verzehnfachte ſeinen Muth und ſeine Kühnheit. Es gelingt ſeiner feurigen Beredſamkeit, durch Schilderung aller Gräuelthaten des däniſchen Uſurpators das eben ſo biedere als tapfere Volk für ſeine Pläne zu begeiſtern.

Der Dalekarlier überlegt nicht lang; er greift zur

Art, zur Senſe, zu den Waffen, und „Schweden,“ iſt die Loſung, die ihn muthig vorwärts drängt.

Der Aufſtand wächſt ſo lawinenartig ſchnell, daß Guſtav Waſa am 28. Januar 1521 mit einem Bauernheere von fünftauſend Mann gegen den Kupferberg vorrückt und von dort nach Weſteraas zieht.

Unterwegs ſchließt ſich ihm Alles an, was unzufrieden und müde des Dänenjoches iſt. Guſtav dringt ſiegreich bis Upſala vor, ſchlägt die Armee des Erzbiſchofs Trolle, verfolgt die Fliehenden bis vor die Mauern Stockholms und ſchlägt ſein Lager am Brunkeberg auf.

Als Chriſtian die Kunde von Guſtav's neuem Siege empfängt, läßt er Guſtav's Mutter, Cäcilie, aus dem Gefängniſſe von Kallundberg nach Kopenhagen bringen und ſie, ungeachtet die Königin Iſabella ihn fußfällig um Gnade anfleht, in ihrem neuen Kerker zu Tode martern. Die Mutter ſtirbt würdig ihres Sohnes.

Dieſer aber eilt von Sieg zu Sieg. Er zwingt den Biſchof Braek von Linköping, ihm den Eid der Treue zu ſchwören, und erläßt einen Aufruf an die Stände, die, am 24. Auguſt 1521 in Wadſtena zuſammentretend, ihn zum Reichsverweſer ausrufen.

Fortuna audaces juvat. Von Wadſtena rück Guſtav Waſa von Neuem gegen Stockholm, belagert es und zwingt Soren Norby's Flotte zum Rückzuge nach Kalmar.

Erzbiſchof Trolle, Heinrich Slagheck und Biſchof Beldenak, die Urheber alles Unheils, das über Schweden hereingebrochen war, fliehen nach Dänemark. Alle drei fallen in Chriſtian's Ungnade.

Der Tyrann läßt ſeine ohnmächtige Wuth jetzt an der armen Königin aus. Zuerſt jagt er ihren Beichtvater, Johannes Mansueri und gleich darauf ihre Hofmeiſterin, Anna Moenſtrup, die würdige Wittwe Otto's von Roſenkranz, aus dem Dienſte Iſabellen's.

Dieſe rohe, unwürdige Behandlung veranlaßt Kaiſer Carl V. an ſeinen Schwager folgenden Brief zu richten:

„Die Liebe, die Wir zu Ew. Königlichen Würden tragen und die Schwägerſchaft und brüderliche Liebe, ſo uns verbindet, verurſachet, daß Wir dafür halten und glauben, daß das, was Euch rühmlich und nützlich iſt, auch Uns lieb und angenehm ſein muß, daher wir Uns auch gerne überreden, daß Unſere vielgeliebte Schweſter bei Euch ſo hochgeachtet und geehret ſei, als ſie es bei Uns ſelber iſt. Und derowegen verwundern Wir Uns, daß ihr Beichtvater, Johann Mansueri, von Euch abgeſetzet und demſelben der königliche Hof unterſaget worden iſt. Unſerer Schweſter aber muß es nothwendig mißfällig ſein, daß ſie ſich durch Euch ihres Seelſorgers beraubet ſieht. Doch nehmen Wir Solches nicht anders als in einer guten Meinung auf, daß er nämlich nicht wegen des Dienſtes leidet, den er ihr erwieſen, weil wir nicht denken können, daß Ew. Königliche Würden gegen Unſere Schweſter anders könnte geſinnet ſein als es einem ehrlichen Ehemanne gegen ſeine gute Frau gebühret und zukommt. Weil nun bisher beſtändig in allen Sachen eine große Freundſchaft und Vertraulichkeit zwiſchen uns geherrſchet hat, ſo hoffen und erwarten Wir, daß Ihr Uns hierin zu Willen ſein werdet, daß obengedachter Beichtvater wieder in ſein Amt eingeſetzet wird, um Unſerer Schweſter in Dingen, die ihre Seligkeit betreffen, zu dienen, wie ſich's ihm gebühret. Und weil Wir wiſſen, daß ſeine Unſchuld Euch hierzu genugſam bewegen kann, ſo wollen Wir Euch nichts weiter ſchreiben, als daß uns Solches ſehr lieb ſein ſoll.“ —

Der König, von dem Glauben ausgehend, daß ſeine Frau ſich über ihn beſchwert habe, mißhandelt ſie ſo lange, bis er erfährt, daß ihr Kammerdiener Maximilian, den ſie aus den Niederlanden mitgebracht, ſich ohne ihren Auftrag an Kaiſer Carl gewendet und ihm die Verweiſung ihres Beichtvaters mitgetheilt habe.

Max muß ſeine Anhänglichkeit zur Königin mit dem Leben bezahlen. Er wird auf den Rath Dietrich Slagheck's, der durch Sigbrit wieder in Gunſt gekommen war, heimlich aus dem Wege geräumt.

Die gute Königin aber, die eben nichts weiter als eine Betſchweſter iſt, wird bald nach jenem Auftritt von ihrem fünften Kinde, einer Tochter entbunden, welche Chriſtiane*) getauft wird.

---

*) Dieſe Chriſtiane ward, kaum dreizehn Jahre alt, mit Franz II. Sforza, Herzoge von Mailand, und, ſechs Jahre nach deſſen Tode, am 10. Juli 1541 mit dem Herzoge Franz von Lothringen vermählt. Sie ſtarb am 10. December 1590.

Wir finden nirgends, daß Iſabellen's Beichtvater zurückberufen worden iſt. Die Königin ſoll darüber ſehr unglücklich geweſen ſein.

Daß Chriſtian in ſeiner Rohheit ſo weit gegangen, ſie ſogar thätlich zu mißhandeln, iſt geſchichtlich nicht erwieſen; doch ſollte uns dies durchaus nicht wundern, da nach dem alten jütländiſchen Geſetze es zu jener Zeit jedem Ehemanne erlaubt war, ſeine Frau zu prügeln. Warum nicht alſo auch dem Könige?

Seit jener Zeit ſcheint ſich das Herz der Königin von ihrem rohen Manne abgewendet zu haben, denn ſeitdem bekam ſie, obgleich ſie immer bei ihm blieb, keine Kinder mehr.

Ihr erſtgeborener Sohn, Prinz Johann, ward unterdeſſen von der alten Sigbrit erzogen, welche, neben ihrer Stelle als Oberzollverwalterin, auch Gouvernante der königlichen Kinder blieb.

Aus dem Allem geht hervor, daß die ehemalige Geliebte Philipp's von Borſelen kein gewöhnliches Weib, ſondern trotz ihrer niedern Herkunft ein Geſchöpf war, das mehr als blos „die Macht der Zahlen verſtand.“

Die Einzigen, die ſich fortwährend in Chriſtian's Gunſt erhalten, ſind Mutter Sigbrit und deren Vetter Diedrich Slagheck, der durch ihren Einfluß zur höchſten Stufe der geiſtlichen Macht emporſteigt und zum Erzbiſchof von Lund erhoben wird.

Die Wahl dieſes ruchloſen, allgemein verhaßten Ausländers und Abenteurers, ſo wie die Abſetzung ſeines Vorgängers, Jörgen Skodborg*) erregen neue Unzufriedenheit.

Das Volk fängt zu murren an; doch Murren allein verhilft zu Nichts.

Chriſtian aber, der in Augenblicken tiefer Melancholie, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, an den größten Schandfleck ſeines Lebens, an das Stockholmer Blutbad zurückdenkt und ſich Tag und Nacht von den Geiſtern der Erſchlagenen umringt und verfolgt ſieht, beſchließt in der Angſt ſeines Herzens, ſich an den Papſt zu wenden.

Im November ſchickt Leo X. (wenige Tage vor ſeinem Ableben) einen neuen Legaten, Giovanni da Potenzia, nach Kopenhagen, um auf Chriſtian's Verlangen die Urſachen und Folgen des Stockholmer Blutbades zu unterſuchen.

Der päpſtliche Legat ſchiebt, um das Gewiſſen des königlichen Sünders zu beruhigen, die ganze Laſt der Verantwortlichkeit auf des Königs Rathgeber Diedrich Slagheck.

Der Erzbiſchof von Lund fällt in Ungnade, wird nach Kopenhagen geſchleppt, dort peinlich verhört, und — wie der Biſchof Jens Beldenak ihm ein Jahr zuvor prophezeit haben ſoll — am 24. Januar 1522 auf dem Altmarkte vor dem Rathhauſe als Urheber des Stockholmer Blutbades, vor den Augen des päpſtlichen Legaten, der den ehemaligen Barbier aller Zeichen ſeiner erzbiſchöflichen Würde entkleidet hat, unter dem lauten Jubel des Volks, das ihn verwünſcht, auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

---

*) Jörgen Skodborg, der früher Secretär und Günſtling des Königs geweſen war, fiel als Erzbiſchof von Lund bei Chriſtian in Ungnade, weil er ſich geweigert hatte, ihm Bornholm abzutreten. Nach ſeiner Abſetzung zog er ſich in ein Franciscaner-Kloſter zurück und floh heimlich nach Rom, um ſich über Chriſtian's Act der Willkühr zu beſchweren. Skodborg ſtarb als Stiftsherr des heiligen Gereon am 15. December 1521 zu Köln.

Ein ſolches Ende, ſchreibt Holberg, nahm der berüchtigte Diedrich Slagheck, der von einem holländiſchen Wundarzt der vornehmſte Staatsminiſter Dänemarks und Erzbiſchof von Lund geworden war.

# Sechstes Kapitel.

Chriſtian's neue Gräuelthaten. — Hinrichtung des Biſchofs von Linköping. — Jens Tomeſen. — Chriſtian's Handveſte. — Sigbrit wird beſchimpft. — Guſtav Waſa's Bündniß mit Lübeck. — Holſtein erklärt ſich gegen Dänemark. — Der Vergleich von Bordesholm. — Reichstag zu Kallundsberg und Aarhuus. — Der jüt'ſche Adel kündigt ihm den Gehorſam auf. — Chriſtian's Flucht aus Dänemark.

Chriſtian, der ſich durch die Verbrennung Slagheck's von aller Sünde und Schmach, womit er ſich durch das Stockholmer Blutbad befleckt hatte, gänzlich rein gewaſchen glaubt, verübt gleich darauf einen neuen Act brutaler Grauſamkeit.

Im Februar 1522 läßt er an ſeine Lehensmänner in Finland den Befehl ergehen, alle **Köpfe** ſeiner ſchwediſch-geſinnten Gegner dem Beile des **Henkers** zu überliefern.

In Folge dieſes neuen Blutbefehls wird Hemming Gadd, Biſchof von Linköping*) und mit ihm eine Anzahl Adeliger zu Tawaſtehus enthauptet.

---

*) Hemming Gadd, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, früher Steen Sture's Geſandter am päbſtlichen Hofe, hatte ſich einen großen Ruhm als Mathematiker

Auf ſeiner kurz darauf angetretenen Reiſe nach Jütland reißt ihn ſeine Tyrannei zu einer neuen Schandthat hin.

Einige Bauern beklagen ſich über einen Edelmann, der ihnen Unrecht zugefügt haben ſoll.

Auf Chriſtian's Frage, wo Hans Tomeſon — ſo hieß jener ſchwediſch-geſinnte Edelmann — zu finden ſei, erhält er die Antwort, Tomeſon, unlängſt geſtorben, liege im Kloſter der Franciscaner beerdigt.

Chriſtian ertheilt, ohne die Anklage der Bauern genauer zu unterſuchen, den unmenſchlichen Befehl, den Sarg augenblicklich auszugraben und die Leiche Tomeſon's, weil er ein Anhänger Guſtav Waſa's geweſen war, zur Warnung aller andern Gleichgeſinnten auf dem Markte in Aarhuus aufzuhängen. Chriſtian's Henker vollziehen auch dieſen Befehl.*)

Dyveke's Mutter, deren böſer Einfluß noch immer ſo mächtig als früher iſt, ſucht, weil ſie weiß, wie ſehr Chriſtian beim Adel verhaßt iſt, ihn zu bewegen, ſich unter den Bauern beliebt zu machen und Anhang zu verſchaffen

Ohne Zuſtimmung des Reichsrathes erläßt Chri-

---

und Alterthumsforſcher erwerben. Vergl. Frederik Ferdinand Carlſen's Dissertatio de Hemmingo Gaddi in patriam meritis, Upsal. 1834. 4.

*) Erſt als Chriſtian's Nachfolger zur Regierung kam, ward Tomeſon's Leichnam wieder herabgenommen und der Erde zurückgegeben.

ſtian ein neues Geſetz, eine ſogenannte Handveſte, aus der wir, zur Characteriſtik des Ganzen, die wichtigſten Paragraphen hervorheben:

1) Die Bauern ſollen künftig von ihren Herren nicht verkauft werden dürfen.

2) Kein Biſchof ſoll mit mehr als zwölf, kein Erzbiſchof mit mehr als zwanzig Dienern reiſen.

3) Kein Geiſtlicher ſoll berechtigt ſein, Landgüter anzukaufen.

4) Die Huren ſollen, um ſie von ehrlichen Frauen unterſcheiden zu können, fernerhin keine Mäntel tragen dürfen.

Dieſe Handveſte erregt unter Adel und Geiſtlichkeit gleiche Erbitterung. Auch die Bauern, bearbeitet von den Pfaffen, werden mißtrauiſch gegen ihn. Die öffentlichen Dirnen, die mit dem Adel und der Geiſtlichkeit unter Einer Decke ſtecken, leiten den Haß aller Stände auf Sigbrit, die böſe Rathgeberin des Königs, hin.

Aber Niemand wagt es, ſie zu ſtürzen, denn Jeder fürchtet die geheimnißvolle Macht der Alten, die als Hexe ausgeſchrieen wird. Svaning erzählt von ihr folgendes Märchen:

Als Prinz Johann, ihrer Aufſicht anvertraut, eines Tages aus kindlicher Neugier eine Flaſche öffnet, die auf Sigbrit's Fenſter ſtand, ſei ihm die Flaſche entfallen, in tauſend Stücke zerbrochen und der hinkende Teufel herausgeſprungen mit ſolchem Geräuſch, daß man das Zerplatzen der behexten Flaſche mit unbeſchreiblichem Entſetzen von einem Ende Kopenhagens bis zum andern gehört habe. Seitdem verwünſchte man ſie als Hexe.

Als Chriſtian, im Sommer des Jahres 1522, bei Soelbirg das Heer ſeiner Söldlinge muſtert, wird Mutter Sigbrit, die, um nicht erkannt zu werden, dem Könige in Begleitung einer einfachen Magd nachfolgt, am Sanct-Jürgenſee von zwei anſcheinend betrunkenen Bauern erkannt.

— Das iſt die Hexe, die den König regiert, ruft der Eine.

— Wir wollen ihr einen Schimpf anthun, ruft der Andere.

Und Beide ergreifen die verhaßte Alte, ſchlagen ſie, werfen ſie in den See und ziehen ſingend zur Muſterung hinaus.

Der König, von einem Augenzeugen noch frühzeitig genug davon unterrichtet, eilt herbei und rettet ſie.

Die beiden Bauern aber, welche Chriſtian verfolgen läßt, werden ergriffen, nach Kopenhagen geſchleppt und ſchon am andern Morgen — zu Mutter Sigbrit's Genugthuung — gehenkt.

Sigbrit's mächtigſter Feind iſt Admiral Norby. Ihm ſchiebt ſie, um auch ihn zu ſtürzen, die Urheberſchaft der ihr zugefügten Beſchimpfung zu; zum Glück ſteht dieſer Sören aber ſo hoch in der Achtung des Volks, daß Chriſtian nicht den Muth hat, ihrer Anklage Gehör zu ſchenken. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Während dieſer Zeit hat Schwedens Reichsverweſer, Guſtav Waſa, beunruhigt durch Norby's Flotte, die wie ein Blitz bald da, bald dort erſcheint, durch Vermittelung ſeines Abgeſandten, Sigwart's von Holten, mit Lübeck ein Bündniß geſchloſſen, laut welchem das damals mächtige Haupt der deutſchen Hanſa ihm acht Schiffe unter dem Ober-Befehle des Prinzen Friedrich von Braunſchweig ſchickt, die in Süderköping landen, und gleich darauf acht andere Schiffe, die, geführt von dem Lübecker Rathsherrn Berndt Bomhoſver, dicht vor Stockholm Anker werfen.

Schwedens Hauptſtadt wird von Neuem belagert.

Zu derſelben Zeit droht dem „Nero Dänemarks" ein Krieg mit Holſtein.

Herzog Friedrich, Chriſtian's Oheim, hat wegen Erhöhung des unter Mutter Sigbrit's Verwaltung ſtehenden Sundzolls, durch den ſie auf Koſten Aller ihre Taſchen bereichert, ein Bündniß mit der deutſchen Hanſa geſchloſſen.

Dieſe Hanſa, die nach und nach fünfundachtzig Städte umfaßte und deren Macht von der Mündung der Schelde bis nach Eſthand reichte, war in vier Kreiſe getheilt. Danzig war die Haupt- oder Quartierſtadt der preußiſchen und liefländiſchen; Braunſchweig die der ſächſiſchen und brandenburgiſchen; Köln die der weſtphäliſchen, rheiniſchen und niederländiſchen; Lübeck endlich die der wendiſchen und überwendiſchen Städte, zu denen unter vielen Andern, außer Bremen und Hamburg, auch Roſtock und Wismar gehörten. —

Lübeck rüſtet eine große Flotte, die, am 22. Mai 1522 die Trave verlaſſend, bald darauf Bornholm erobert.

Chriſtian eilt nach Holſtein, um ſeinen Oheim zu bewegen, ſein Bündniß mit Lübeck aufzulöſen. In Bordesholm, wo Beide zuſammenkommen, wird am 13. Auguſt 1522 ein Vergleich abgeſchloſſen, in welchem Chriſtian u. A. Herzog Friedrich's Erbrecht auf Norwegen anerkennen und ſich verpflichten muß, ihm noch außerdem eine Entſchädigung von hunderttauſend Gulden zu bezahlen.

Ein Reichstag nach Kallundborg wird ausgeſchrieben, um mit Dänemarks Ständen zu berathen, wie jene Summe herbeizuſchaffen ſei.

Aber Chriſtian hat ſich durch ſeine Tyrannei und Grauſamkeit in allen Schichten des Volkes ſo verhaßt gemacht, daß ſich ein paſſiver Widerſtand gegen ihn zu regen beginnt.

Nicht Einer erſcheint auf dem Reichstage.

Chriſtian, empört über dieſen Ungehorſam, ſchreibt einen neuen Reichstag nach Aarhuus aus und beſchließt, mit Racheplänen im Herzen, nach Jütland aufzubrechen.

Der jütiſche Adel, von Chriſtian's perſönlichem Erſcheinen eine Wiederholung des Stockholmer Blutbads erwartend, tritt am 22. December 1522 in Wiborg zuſammen und verpflichtet ſich durch feierlichen Eid, dem Könige den Gehorſam aufzukündigen und deſſen Oheim, Herzog Friedrich von Holſtein, zu deſſen Nachfolger zu erwählen.

Mogens Munk, der Landrichter von Jütland, wird von der Wiborger Verſammlung beauftragt, dem Könige den Aufkündigungsbrief zu überbringen.

Dieſer Brief lautet:

„Ew. Königliche Gnaden würdige zu wiſſen, daß wir Ew. Gnaden Brief wegen des Reichstages, welcher Sonntag am 24. Januar 1523 in Aarhuus gehalten werden ſoll, empfangen haben. Wir haben indeß das ſtrenge und gefährliche Regiment überleget, unter welchem wir zu Eurer Gnaden Zeit geſtanden haben. Es iſt nichts von demjenigen gehalten worden, was in dem von Euch gegebenen Receß ſtehet*), der mit Eurem Eide bekräftiget worden. Denn die Schlöſſer und Lehen hat man Ausländern, Leibeigenen und liederlichen Leuten überlaſſen. Wie dieſem Reiche in den abgewichenen Jahren mitgeſpielet worden, das weiß Gott und der heilige Laurentius; imgleichen wie der würdige Vater Biſchof Jens von Fühnen, welcher zu einem Reichstage verſchrieben war, beim Kopf genommen und ohne Urtheil in's Gefängniß geworfen; imgleichen wie der würdige Vater, der Erzbiſchof von Drontheim, Erich Walkendorf**) vertrieben und

---

*) Unter dieſem Receß iſt die Capitulation gemeint, welche Chriſtian kurz vor dem Tode ſeines Vaters beſchwor und worin er u. A. dem Adel große Macht einräumte.

**) Walkendorf, der im Auftrage Carl's V. den König aufgefordert, ſeinen Umgang mit der Dyveke aufzugeben, hatte ſich dadurch den Haß und die Verfolgung der alten Sigbrit zugezogen. Als der Erzbiſchof von Drontheim 1521 eine Reiſe nach Dänemark antrat, um ſich bei Chriſtian gegen Sigbrit's Anklagen zu rechtfertigen, ward er durch einen Sturm nach Holland verſchlagen. Der König wollte ihn in Amſterdam verhaften laſſen; da der

wie ſowohl mit ſeinem Erzbiſthum, als mit den
thümern zu Opslo und Bergen, verfahren wor
imgleichen wie Herr Gnud Gnudſon*) um L
und Güter gebracht und das ganze Land mit K
Schatzungen und Auflagen, dem vorbemeldeten
zuwider, geplaget worden. Wir haben auch an
Stockholmiſchen Reichstag gedacht, wo ſo viele Biſc
Ritter und ehrliche Männer ohne Recht und Ur
umgebracht worden, und haben daher befürchtet,
es auf des böſen Weibes Sigbrit's Rath, w
uns Edelleute hier im Reiche insgeſammt als Sc
und Verräther abgemahlet und uns mit Galgen
Schwert gedrohet hat, eben ſo ergehen möchte.
beſorgen auch, daß Ew. Gnaden fremde Völker
in's Land gerufen hat, um uns anzufallen, und
auf Antrieb eben deſſelben Weibes; in Anſehung
ſen haben wir uns nicht getrauet, auf den ausgeſc
benen Reichstag zu kommen; auch finden wir
nicht mehr ſicher, unter Ew. Gnaden Regiment
leben. Weßwegen Gott und allen Menſchen, H
und Fürſten und allen ehrlichen Leuten wiſſend
ſoll, daß wir nach Inhalt des Receſſes, den Ew.
den ausgeſtellet hat, höchlich gedrungen ſind, die

---

Magiſtrat von Amſterdam darauf nicht einging, bega
Walkendorf nach Utrecht und von dort nach Rom,
er als Verbannter ſtarb.

*) Dieſer Gnudſen, Mitglied des norwegiſchen R
raths, war unter dem Vorwande, daß er ſich in ein
heime Verbindung mit Schweden eingelaſſen, 1517 auf
ſtian's Befehl widerrechtlich hingerichtet worden.

und Treue aufzuſagen, die wir Euer Gnaden verſprochen haben, welches wir hiermit wegen obbemeldeter Urſachen ein für allemahl thun. Wir empfehlen Ew. Gnaden dem ewigen Gott und dem heiligen Laurentius. Gegeben zu Wiborg, am Tage des heiligen Fabian's und Sebaſtian's*), im Jahre 1523.“

Dieſe Aufkündigung war, obgleich die Zahl der Verſchworenen 18 betrug, blos von vier Biſchöfen, vier Rittern und dem Ueberreicher des Briefes, Mogens Munk, unterſchrieben und unterſiegelt; die andere Hälfte der Adeligen hatte, aus Furcht vor den Folgen, ſich zurückgezogen.

An der Spitze Jener aber, die den Muth gehabt hatten, der Tyrannei Chriſtian's offen den Krieg zu erklären, ſtand der Reichsmarſchall Mogens Gjoë. Unter den Geiſtlichen befand ſich Ove Bilde, der alte Biſchof von Aarhuus, der unter Chriſtian's Vater Reichskanzler geweſen war, ein Muſter von Rechtſchaffenheit.

An demſelben Tage, an welchem jene neun Vaterlandsfreunde den an Chriſtian gerichteten Aufkündigungsbrief unterzeichnet hatten, erlaſſen ſie an die Bewohner Jütlands einen Aufruf, worin Alle, die das achtzehnte Jahr erreicht haben, im Namen des heiligen Laurentius und des ſchwerbedrohten Vaterlandes aufgefordert werden, zu den Waffen zu greifen und ſich dahin zu begeben, wohin ihr Biſchof ſie berufen werde.

---

*) Dies iſt der 20. Januar

Der König befindet ſich in Veile, als Mog
Munk, ſich ſeines Auftrags entledigend, ihm den
kündigungsbrief überreicht.

Chriſtian, feig wie jeder Tyrann, ſobal
fühlt, daß die Stunde der Vergeltung geſchlagen
flieht nach Colding und eilt von dort nach Kop
gen zurück, das er ſtark befeſtigen läßt. Aber
Stimme des Herzens ſagt ihm, daß ſeine Herrſcha
Ende geht.

In dieſer Angſt hatte er ſich ſchon von Col
aus an ſeine Gemahlin, und dieſe ſich an die S
halterin der Niederlande, an ihre Baſe Margar
von Oeſterreich, gewendet und von ihr ſchleunige
verlangt.

„Dieſer Tage, ſchrieb Iſabelle, haben wir
unſerm Herrn und Gemahle die betrübende Nach
erhalten, daß ſich ſeine eigene Ritterſchaft ohne
mäßige Urſache wider ihn aufgelehnet hat und
und Unſere Kinder um Leben und Land zu bri
trachtet. Dieſerwegen bitten und ermahnen wir
daß Ihr Euch Solches zu Herzen nehmen und
geſäumet an dieſe Mißvergnügten ſchreiben w
auf daß ſie von ſo unbilligem Verhaben abſ
u. ſ. w.“

Die Statthalterin Margarethe aber ha
viel mit den Mißvergnügten ihrer Niederlande zu
daß ſie Iſabellen's Hilferuf unbeachtet läßt.

Sigbrit rathet dem Könige zur Flucht.
Troſt, den ſie ihm giebt, iſt mehr komiſch als u
ſchämt:

— Wenn Ihr nicht mehr König von Dänemark ſeid, ſollt Ihr durch mich Bürgermeiſter von Amſterdam werden.

Chriſtian, deſſen Angſt zu ſolcher Höhe ſteigt, daß er in jedem Schatten an der Wand den Geiſt eines von ihm hingemordeten Opfers ſeiner Despotie erblickt und mehr und mehr zu fühlen beginnt, daß ein blutbefleckter Thron auf morſchen Füßen ſteht, rüſtet in beſtürzter Haſt eine Flotte von zwanzig Schiffen aus, auf die er die Königin, ſeinen Sohn, ſeine beiden Töchter und alle Kleinodien des Reiches ſchaffen läßt.

Das Gerücht, Lübeck ziehe mit einer Flotte, Herzog Friedrich mit einem Heere zu Lande heran, verdoppelten Chriſtian's Furcht und Muthloſigkeit.

„Unfähig, ſchreibt Behrmann, in dieſem Zuſtande die Rettungsmittel zu berechnen, die ſein eigenes Land ihm darbot, dachte er nur an die Ausführung des Rathes, den Hedenſtrup*) ihm gegeben hatte, ſich Hilfe von ſeinen auswärtigen Freunden zu holen.“

Chriſtian nimmt Alles mit, was ſich zu Geld machen läßt. Die alte Sigbrit wird von ihm in eine Kiſte verſteckt und auf ſein eigenes Schiff, das „der Löwe“ heißt, hinausgeſchafft.

Nachdem er die Feſtungen Kopenhagen und Malmöe dem Ritter Henrich Gjöe und das von ihm

---

*) Hedenſtrup war nach Otto Krumpen's Abgang Befehlshaber des däniſchen Fußvolks.

gänzlich ausgeplünderte Schloß an Jürgen
muth übergeben und ſich und ihm gelobt hat,
Monaten mit fremder Hilfe zurückzukehren, u
abtrünnige Jütland, das die Fahne des Aufruhr
gepflanzt, der Erde gleich zu machen, verläßt
20. April 1523 die Hauptſtadt ſeines Reichs, b
von den letzten Drei, die ihm auch im Unglü
zu bleiben geloben. *)

Mit dieſer Flucht endet ſeine Regierung
jenem Tage bis zu ſeinem Tode irrt er, ein g
Ahasver, ruhlos von einem auswärtigen Hofe z
dern, bettelt überall um Hilfe und ſtirbt el
Gefängniß.

Sein Ende werden wir ſpäter erzählen.

Für jetzt wollen wir nur einen flüchtige
auf ſeine zehnjährige Regierung zurückwerfen un
hen, daß alle Hiſtoriker, die, wie Holberg,
let, Behrmann und Allen, den Verſuch g
dieſen königlichen Mohren reinzuwa
eine undankbare Aufgabe übernommen haben.
ſtian war ein Tyrann vom reinſten Waſſer.

Man hat ihm, in Anſehung ſeiner Se

---

*) Dieſe Drei waren Hans Bäß, Erzbiſch
Lund, der Hofprediger Hans Meenbo und Han
kelſen oder Michelſen, Bürgermeiſter von
Letzterer war's, der, ein Jahr darauf, durch ſein
ſetzung des Neuen Teſtaments ins Däniſche den er
ſtoß zur Reformation gab. Dieſe Ueberſetzung erſchi
zu Antwerpen.

fälſchlich den Wahlſpruch „Sic erat in fatis“ beigelegt; er ſelber aber hat auf goldenen und ſilbernen Münzen, die er 1516 bis 1523 prägen ließ, einen Spruch aus dem „Buche der Weisheit“ als Deviſe gewählt. Sie lautet:

„Christus Jesus eligit me regem populo suo.“

# Zweites Buch.

## Friedrich I.

(1471 — 1523 — 1533.)

# Siebentes Kapitel.

Friedrich von Holſtein. — Seine Eltern. — Das Teſtament ſeines Vater . — Theilung der Fürſtenthümer. — Krieg gegen die Ditmarſen. Schlacht bei Meldorp und bei Heide. — Wolf Iſebrand. — Niederlage der Dänen. — Waffenſtillſtand und Vergleich. — Albert Kranz.

Derſelbe Mogens Munk, der beauftragt war, dem Könige Chriſtian II. den Aufkündigungsbrief zu übergeben, überbrachte auch dem Herzoge Friedrich von Holſtein die Aufforderung des jütiſchen Adels, die Krone anzunehmen.

Er erklärte ſich ſofort bereit dazu. Und ſo ward der Onkel der Nachfolger ſeines Neffen.

Der Vater Friedrich's I. war Chriſtian I. (geſtorben am 22. Mai 1481). Seine Mutter, Dorothea, war die Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg und Witwe des Herzogs Chriſtoph von Bayern. Sie ſtarb am 25. November 1495 zu Kallundborg.

Der ungenannte Verfaſſer des ſkibyniſchen Manuſcripts, das, ſo viel uns bekannt, bis jetzt noch ungedruckt iſt, macht aus der frommen, gottesfürchtigen Königin Dorothea eine neue Jeſabel, von welcher er erzählt, ſie habe den ältern ihrer Söhne, Johann, durch ein vergiftetes Huhn ums Leben bringen wollen, um ihrem jüngern Sohne Friedrich die Thronfolge zuzuwenden. Holberg hält dieſes Gerücht für eine poetiſche Erfindung, weil — ein närriſcher Grund! — jenes Manuſcript in Verſen geſchrieben ſei!!!

So viel aber iſt gewiß, daß Friedrich (geboren am 3. September 1471) der Liebling ſeiner Mutter war, die, aus blinder Liebe zu ihm, ihren äußerſt ſchwachen und nachgiebigen Gemahl bewegen hatte, ihn in ſeinem letzten Willen zum Erben der Fürſtenthümer Schleswig, Holſtein und Stormarn einzuſetzen.

Die Stände, die Gültigkeit dieſes Teſtaments beſtreitend, wurden nach Kiel beſchieden, wo von ihnen nach ziemlich heißen Debatten der Beſchluß gefaßt wurde, daß die Fürſtenthümer unter beide Brüder getheilt werden ſollten.

König Johann erhielt Flensburg, Sonderburg, Rendsburg, Haſeldorf, Hanreve, Apenrade, Segeberg und die Inſel Femern; Herzog Friedrich dagegen bekam Gottorp, Tondern, Hadersleben, Tyle, Steinburg, Trittow, Ploen, Kiel und Oldenburg.

Dieſe (ungerade) Theilung der Herzogthümer geſchah im Jahre 1490, nachdem Herzog Friedrich mündig geworden war.

Wenn Hvitfeld die Behauptung aufſtellt, König Johann habe ſeinem Bruder freie Wahl gelaſſen, welche von jenen beiden Hälften er für ſich behalten wolle, ſo darf dieſe Behauptung ſchon aus dem Grunde bezweifelt werden, weil ſich nicht einſehen läßt, weßhalb Friedrich ſich dann mit der geringern Hälfte begnügt haben ſoll.

Im Jahre 1483 wird Herzog Friedrich (damals erſt zwölf Jahre alt) nach Cöln geſchickt, um, wie Holberg berichtet, die dortige Univerſität zu beſuchen.

Fragt man, warum man den jungen Prinzen zu ſeiner Ausbildung gerade nach Cöln geſchickt, ſo glauben wir, daß es hauptſächlich darum geſchah, weil unter Erzbiſchof Hermann IV. die Cölner Univerſität der Hauptſitz ſcholaſtiſcher Finſterniß war.

König Johann kaufte ihm dort ein Canonicat, in der Hoffnung, ihm dadurch ein Biſthum, ſich ſelbſt aber auch die andere Hälfte der an Friedrich abgetretenen Fürſtenthümer zu verſchaffen.

Die Freunde des jungen Herzogs vereitelten dieſen Plan des Königs, indem ſie Jenen bewogen, Cöln zu verlaſſen und gegen Johann's Wiſſen und Willen zurückzukehren, um die Hälfte der Fürſtenthümer, die ihm zugefallen war, in Beſitz zu nehmen und nach ſeiner Mündigwerdung die Regierung anzutreten. Herzog Friedrich reſidirte ſeitdem in Gottorp.

Im Jahre 1500 wurde Friedrich durch König

Johann in deſſen Krieg gegen die Dithmarſen verwickelt.

Dieſer wackere Volksſtamm, ſeine Unabhängigkeit und Freiheit höher als ſein Hab und Gut achtend, war entſchloſſen, lieber ſterben zu wollen, als ſich von den Dänen knechten zu laſſen.

König Johann und Herzog Friedrich zogen ein großes Heer zuſammen, das aus Dänen, Holſteinern und deutſchen Söldlingen beſtand. Zu Letztern gehörte auch die große Garde, befehligt von dem ſchon früher erwähnten Junker Schlenz, dem Urbilde eines ſoldatiſchen Großſprechers, der entſchloſſen war, das freiheitstrunkene Volk der Dithmarſen mit Einem Schlage zu vertilgen.

Am 13. Februar 1500 liefert das vereinigte Heer der Dänen und Holſteiner — die Stärke deſſelben wird auf 14000 Mann angegeben — dem kleinen Häuflein der Dithmarſen das erſte Treffen bei Meldorp. Die Stadt wird erobert und die Bevölkerung — Jung und Alt — umgebracht.

Hören wir die meiſterhafte Schilderung Dahlmann's:

„Die große Mehrzahl der ſtädtiſchen Bevölkerung war ausgewandert. Alles, was von Greiſen, Weibern, Kindern ſich noch vorfand, ward planmäßig ohne Unterſchied niedergemetzelt. Für die 120 Gemordeten, deren Namensliſte aufbewahrt iſt, wurden ſpäter jährliche Seelenmeſſen in Meldorp geleſen. König und Herzog nahmen Quartier im Kloſter; das däniſche Banner prangte hoch auf dem Kirchthurme. In der

Stadt und den umliegenden Dörfern ward geplündert; die Flamme von drei Dörfern leuchtete in die Marſch hinein. Hier ſaßen die Dithmarſen in der Gegend von Oldenwörden zuſammen. Ein Theil rieth, ſich mit der ganzen Bevölkerung nach der Inſel Büſum, ihrem Salamis, einzuſchiffen, dort auszuharren, bis die Kriegsvölker ſich verlaufen hätten, dann das Land wieder einzunehmen. Aber die Landesverſammlung war anders geſinnt; zum erſten Male hörte man auch Frauen ihre Stimmen erheben; auch ſie wollten mit in den Kampf ziehen. Noch ſei nichts verloren, ſprach man, als das, was man ſelbſt von Anfang her verloren gegeben. „Unſer ſind die Hammen, wo jede Manneslänge die Leiche eines Edelmanns getragen hat, unſer die Schleuſen in den Deichen, die, zur Ebbezeit geöffnet, das überflüſſige Waſſer der Gräben ausſtrömen laſſen; aber in der Fluthzeit dringt durch dieſe Oeffnungen, ſobald wir wollen, die wilde ſalzige See ein zum Verderben der Menſchen, die die Welt mit Worten freſſen möchten. Dieſe Menſchen haben ſich bisher nur in dem Morde von Wehrloſen hervorgethan, ſie die es mit Kaiſer und mit Papſt aufnehmen wollten, ja mit Gott ſelber, der unnöthige Kriege ſtraft. Und Dieſe wollen uns unſere angeerbte, mit theuerm Blute beſiegelte Freiheit nehmen und unſere freigeborenen Kinder zu Sclaven und Leibeigenen erniedrigen. Wer in Unterthänigkeit oder Leibeigenſchaft geboren iſt, trachtet mit allen Kräften ſich frei zu machen, und wir, die wir frei und zur Freiheit geboren ſind, ſollten uns der Knechtſchaft überliefern, der Schande, einer Herrſchaft anzugehören, vor der ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis haben.“*)

Vier Tage nach dem Treffen von Meldorp kommt es in Heide, das zwiſchen Meldorp und Hemmingſtedt liegt, zu einem neuen Treffen.

Einer der Anführer der Ditmarſen, Wolf Iſebrand, wirft unfern von Hemmingſtedt bei einem alten Erdaufwurfe, der wegen mancherlei Spukes unter dem Namen Tauſendteufelswarf bekannt iſt, eine Schanze auf, die mit Geſchützen aus den benachbarten Hammen beſetzt wird. Elſe, eine Jungfrau aus dem Kirchſpiel Oldenwörde, gelobt der Mutter Gottes ewige Jungfrauſchaft, um den Männern der Schanze das Crucifix als Banner in der Stunde der Gefahr würdig voranzutragen. Die Loſung heißt „Hilf Maria milde.“

Am Sonntage (17. Februar) war urplötzlich der ſtarke Froſt in Thauwetter umgeſchlagen. Es wollte nicht hell werden. Der Nordweſt trieb den Fürſtlichen Hagel und Regen ins Geſicht. Da rieth Ritter Hans von Ahlefeldt, Marſchall der Herzogthümer, welchem die Reichsfahne, das Danebrog**), anvertraut

---

*) Dieſe Thatſache berichtet u. A. Biſchof Hemming Gadd von Linköping.

**) An dieſe Fahne knüpft ſich eine der vielen ſchönen Sagen, die im däniſchen Volke leben, in deſſen Geſchichte hineinſpielen und dieſe auf ſo wundervolle Weiſe beleben. Ueber den Urſprung des Danebrog erzählt die Sage: In dem Kreuzzuge gegen die Heiden der Oſtſeeküſte, welchen König Waldemar II im Jahre 1219 unternahm, fiel die Reichsfahne mit einem weißen Kreuze auf blutrothem Grunde war, ernſtlich zum Aufſchube der Schlacht. Der König aber war anderer Meinung. Der Kern ſeines Heeres rückt in drei Treffen aus; voran zieht die vom Junker Schlenz befehligte Garde mit dem Feldgeſchrei: Wahr' dich, Bauer, die Garde kommt!

„Es war um Ein Uhr Mittags, berichtet Dahlmann, als die Kugeln Iſebrand's urplötzlich ihren rauhen Gruß aus der Schanze ſprachen. Die Ueberraſchung war groß. Junker Schlenz ließ das Geſchütz auffahren, bahnte ſich Weg über die Seitengräben und hoffte, die Schanze umgehen zu können. Aber Gräben folgten auf Gräben; man blieb in der Enge. Der Wind ward zum Sturme; der herabſtrömende Regen machte das Geſchütz unbrauchbar. Mit kriegeriſcher Wuth ward die Schanze angegriffen. Plötzlich drangen ihrer drei- oder vierhundert langbärtige Männer nach Landesart aus der Schanze hervor zum Todeskampfe gegen ſo viele Tauſende, die Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und einer Lanze. Sie warfen den ſchweren Bruſtharniſch von ſich, den Eiſenhut, das Schild und ſelbſt die Schuhe, ſprangen barfuß, mit der gewohnten Hilfe der Springſtöcke, über die Gräben, warfen ſich auf die Männer der Garde und ſchleuderten ſie in die Waſſergräben hinein. Zweimal

---

in der Schlacht bei Welmer in Liefland vom Himmel inmitten des Heeres herunter, in dem Augenblick, als die Dänen ihr eigenes Banner verloren und vor den Feinden bereits zu fliehen begonnen hatten. Die vom Himmel geſandte Fahne belebte ihren Muth und trieb ſie zum Siege. Vergl. J. A. Worſaae's Abhandlung „Om Danebrog. Kjøbnh." 1848. 8.

ſchaffte ſich die Garde Luft; die Eingeborenen flohen. Als dieſe zum dritten Mal zurückkehrten, brachten ſie einen neuen Bundesgenoſſen mit: es war die Fluthzeit eingetreten. Als die Wachen auf den Deichen im Norden der Meldorper Voigtei an dem Kanonendonner aus der Schanze die rechte Stunde erkannten, öffneten ſie die See-Schleuſen. Der Sturm trieb die Fluth gewaltig landeinwärts, und bald waren in der ganzen Marſch zwiſchen Meldorp und der Schanze Land und Gräben nicht mehr zu unterſcheiden. Jetzt riefen die Dithmarſen: Wahr' dich, Garde, der Bauer kommt!

Und nun begann ein faſt widerſtandsloſes Morden und Inswaſſerſtoßen. Die Gräben füllten ſich mit der Menge der Ertränkten. Es gab kein Vorwärts und kein Rückwärts mehr." —

Dieſe mörderiſche Schlacht währte drei Stunden. Die Dithmarſen kämpften wie die Löwen.

Am andern Morgen begruben ſie einige tauſend Todte; nur die Leichen der Adeligen ließen ſie auf freiem Felde verweſen.

Unter den Gefallenen befanden ſich die beiden Grafen von Oldenburg, Otto und Adolf, die Söhne Gerhard's, und mehr als 250 Ritter des däniſchen und ſchleswig-hoſtein'ſchen Adels, außerdem 50 Edelleute aus der Mark. Schleswig-Holſtein verlor die Blüthe ſeines Adels. Der Marſchall Hans von Ahlefeldt, der die Danebrogsfahne nicht früher als ſein Leben ließ, und zehn Andere dieſes Geſchlechts, 20 Pogwiſche, 6 Sebeſtedts, 5 Rantzau's, 4 Buchwald's, 2 Reventlow's, 2 Schack's und viele Andere blieben auf dem Schlachtfelde. Die Priore der Klöſter von Segeberg, Arensböck und Bordesholm erbaten ſich die Leichen der Oldenburger Grafen, der Ahlefeldte und der Rantzau. Ihr Geſuch wurde ihnen abgeſchlagen. Johann Rantzau — der Bruder des gefallenen Breide — damals ein Knabe von acht Jahren, ſchwur den Manen ſeines Bruders Rache und Vergeltung.

In der Schlacht bei Hemmingſtedt, geſchlagen am Montage nach dem Sanct-Valentinstage, fand die Hälfte des ſchleswig-holſtein'ſchen Heeres, nach mäßiger Schätzung 6000 Mann, den Tod. Die Garde allein verlor über 1400 Mann. — Die Dithmarſen zählten nur 52 Todte.

König Johann und Herzog Friedrich ſchlugen ihren Verluſt auf mehr als zweimalhunderttauſend Gulden an. Die Beute der Dithmarſen war ungeheuer. Ihre herrlichſte Trophäe war das Danebrog Waldemar's II. Dieſe Fahne wurde nebſt ſieben andern in der Kirche von Oldenwörden aufgepflanzt; zu Hemmingſtedt aber zur Erinnerung jenes Sieges, dem Gelübde treu, ein Nonnenkloſter gebaut.*)

Unterdeſſen liefen auch aus Schweden und Norwegen ſo viele Hiobspoſten ein, daß König Johann und Herzog Friedrich ſich genöthigt ſahen, Hamburgs und Lübecks Vermittelung anzunehmen und am 15. Mai mit den Dithmarſen einen Waffenſtillſtand abzuſchließen auf unbeſtimmte Zeit.

---

*) Dies Kloſter kam nicht zu Stande, weil unter den züchtigen Jungfrauen der Dithmarſen ſich keine Anlage zum Nonnenthume fand, vielleicht, meint Dahlmann, gerade wegen ihrer Züchtigkeit.

In Folge des zu Hamburg geſchloſſenen Vergleiches wurde die Eyder als nordöſtliche Grenzſcheide und Albert Krantz zum Schiedsrichter gewählt.*)

So endete ein Krieg, welcher den glänzenden Beweis liefert, daß ſelbſt ein kleines Volk, das begeiſtert für ſeine Freiheit kämpft, einen zehnmal überlegeneren Feind, der ihm mit Schmach und Knechtſchaft droht, nicht zu fürchten braucht, denn wahre Freiheit iſt immer unüberwindlich.

---

*) Albert Krantz, Doctor beider Rechte und Dechant an der Domkirche zu Hamburg, war einer der gelehrteſten und geachtetſten Männer ſeiner Zeit, der ſich auch als Geſchichtſchreiber, beſonders durch ſeine Chronik von Dänemark, Norwegen und Schweden, berühmt gemacht. Er ſtarb am 7. December 1517. Vergl. Nicolaus Wilken's Leben des Dr. A. Krantz, Hamb. 1722. 8.

## Achtes Kapitel.

Eine Doppel-Hochzeit. — Katharina. — Liebe auf dem Lande. — Eine bäuerliche Ohrfeige. — Das Wiederſehen im Schloſſe. — Die Gottorper Lena wird Mutter. — Tod der Herzogin Anna. — Friedrichs zweite Heirath. — Manifeſt Chriſtians II. — Friedrichs Huldigung zu Wiborg. — Belagerung von Kopenhagen. — Guſtav Waſa.

Ein Jahr nach dieſem für Dänemark und die Fürſtenthümer ſo wenig ruhmvoll ausgegangenen Kriege ward am 10. April 1502 zu Stendal in der preußiſchen Mark, mit einem für jene Zeit beiſpielloſen Luxus, eine Doppel-Hochzeit gefeiert.

Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein vermählte ſich an dieſem Tage mit Anna, Schweſter des Markgrafen Joachim von Brandenburg, und Letzterer heirathete Eliſabeth, Schweſter des Prinzen Chriſtian von Dänemark.*)

---

*) Anna, geb. am 27. Auguſt 1487, war bei ihrer Vermählung kaum 15, Eliſabeth, geb. 1483, aber ſchon 19 Jahre alt. Die Trauung Anna's und Friedrich's ward durch den Biſchof von Schleswig, Henning Pogwiſch, vollzogen.

Der Markgraf von Brandenburg erhielt eine Mitgift von dreißigtauſend Gulden; doch mußte ſeine Frau auf ihr ganzes Erbrecht in Dänemark Verzicht leiſten.

Herzog Friedrich, der mit ſeiner jungen Gemahlin in Gottorp reſidirte, machte wenige Wochen nach ſeiner Vermählung, bei einem einſamen Ausfluge, den er unternahm, in einem nahegelegenen Dorfe die Bekanntſchaft einer jungen Bauerdirne, die — jung, hübſch und draller als ſeine Gemahlin, die er ſcherzweiſe „ſeine Teltower Rübe" zu nennen geruhte und deren Magerkeit ihm wenig zuzuſagen ſchien — ihm gleich auf den erſten Blick ſo ſehr gefiel, daß er ſie um ihren Namen fragte.

Sie hieß Katharina und war Leibeigene. Der Edelmann, auf deſſen Gute ſie als Kuhmagd diente, war ein Ranzau. Die kecke Einfalt der jungen Dirne, die dem Herzoge, den ſie früher nie geſehen, keine Antwort ſchuldig blieb, flößte ihm ſo viel Wohlgefallen ein, daß er ſeit jenem erſten Zuſammentreffen, bei dem er ſich für einen Schreiber vom Gerichte ausgab, dann und wann wiederkam, um ſich nach dem Befinden der ſchmucken Dirne zu erkundigen.

Eines Tages, als der Herzog, dreiſt gemacht durch ihr ungenirtes Weſen, ihr einen Kuß zu rauben wagt, erhält er von ihr eine Ohrfeige. Er lacht und ſteckt ſie ruhig ein, denn alles Ungewohnte hat immer mehr Reiz, als das, was ſich täglich zu wiederholen pflegt.

Der Herzog bittet ſie um Verzeihung. Katharina aber ſchmollt mit ihm und fragt ihn, ob er ſo dumm ſei, ſie für ein leichtſinnig Ding zu halten, das ſich Alles gefallen läßt? Sie iſt alſo tugendhaft, ſagt ſich Friedrich und kehrt nachdenklich nach der Stadt zurück.

Als er, acht Tage ſpäter, wiederkommt, iſt Katharina verſchwunden, und kein Menſch im ganzen Dorfe weiß ihm zu ſagen, wo die hübſche Dirne hingekommen. Dies Mal kehrt er betrübt zurück.

Das Bild der ſchmucken Dirne hat ſich ſo feſt in ſein Gedächtniß eingeprägt, daß er ſie nicht vergeſſen kann. Er ſieht ſie Tag und Nacht vor ſeinen Blicken ſtehen und verwünſcht den böſen Zufall, der ihm dieſe friſche, ländliche Schönheit ſpurlos entführt hat.

Etwa fünf Monate nach Katharinen's räthſelhaftem Verſchwinden erfährt der Herzog, eine junge Bäuerin, die auf einem der Rantzau'ſchen Güter gedient, habe ſich von einem Offiziere verführen laſſen und ſich, um der Schande zu entgehen, geſegneten Leibes ins Waſſer geſtürzt.

Das war Katharina, ſagte ſich Friedrich und war untröſtlich.

Eines Nachmittags, als der Herzog, von einem Spazierritt heimkehrend, begrüßt von den Wachen, die ins Gewehr getreten ſind, langſam über den Schloßhof reitet, ſchlägt plötzlich, am Eingange des Schloſſes,*) ein geller Schreckensſchrei an ſein Ohr. Er blickt um ſich und gewahrt — Katharinen.

---

*) Das Schloß zu Gottorp ward ſchon im zwölften Jahrhundert vom Biſchof Nicco erbaut.

Die arme Dirne, die in dem Schreiber, dem
vor Monden die bewußte Ohrfeige gegeben, den H
zog erkannt hat, ſteht vor Schreck gelähmt wie
Steinbild vor ihm.

Er ſpringt vom Pferde herab, nähert ſich
betrachtet ſie, findet, daß ſie noch immer ſo friſch
drall als früher iſt, und fragt ſie, welch ein Zu
ſie hierher geführt.

Nachdem Katharina ſich von ihrem er
Schreck erholt hat, erzählt ſie ihm, daß ſie, emp
len von ihrem Gutsherrn, ſeit heute Morgen im D
ſie des Schloßcaſtellans ſei.

Friedrich, der im Stillen den Zufall pre
der dieſe ländliche Flora in ſeine Nähe geführt, bef
ihr über das, was früher zwiſchen ihm und ihr vorge
len, ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten.
Uebrige werde ſich ſpäter finden, ſetzt er hinzu
verfügt ſich mit ſo gleichgültiger Miene, als ob
nichts vorgefallen, ins Schloß.

So vergingen Tage und ganze Wochen, und es h
allen Anſchein, als habe der Herzog Katharinen
und gar vergeſſen, denn er ließ ſie gänzlich unbeac

Erſt nach Verlauf eines Monats, als Friedri
„[illegible]" einen Ausflug nach Altenburg un
nahm, ließ er durch den Schloßcaſtellan, der einer ſe
vertrauteſten Diener war, Katharinen zu ſich kom

Nach wenigen Tagen waren Beide dann ſchon
vertraut mit einander, daß Katharina das, wa
früher dem Schreiber verſagt hatte, dem Herzoge
ohne allzulanges Sträuben gewährte.

**Katharina**, die eben ſo ſchlau als ſchön war, lebte jetzt mit ihm unter Einem Dache.

Als die Gottorper Leda, nach Verlauf einiger Monate, ſich durch den ſchleswig-holſtein'ſchen Jupiter in jenem Zuſtande befand, für den eine ſpätere Zeit das Beiwort **intereſſant** erfunden hat, ſoll Herzog **Friedrich**, um alles unnütze Gerede zu vermeiden, ſie nach Flensburg geſchickt haben. Dort wurde ſie von einer Tochter entbunden, die in der Taufe den Vornamen ihrer Mutter erhielt, welche im Wochenbette ſtarb.*)

Am 3. Mai 1514 ſtarb auch die Herzogin **Anna**, die ihm einen Sohn, **Chriſtian****) und eine Tochter, **Dorothea*****) hinterließ.

Vier Jahre nach ihrem Tode vermählte ſich Herzog **Friedrich** zum zweiten Male (am 9. October 1518) mit **Sophia**, Tochter **Boguslav's** X., Herzogs von Pommern. Ihre Zeitgenoſſen rühmten ſie als ein Muſter von Schönheit und — Frömmigkeit. **Friedrich**, der ſeine erſte Frau wegen ihrer Magerkeit die „Teltower Rübe“ getauft, geruhte ſeine zweite

---

*) Dieſe Tochter verheirathete der Herzog mit **Hermann Hoyer**, den er in den Adelſtand erhob. Ihr Sohn, **Caspar Hoyer**, wurde erſter Miniſter des Prinzen **Adolf**, Herzogs von Schleswig-Holſtein.

**) **Chriſtian** ward nach dem Tode ſeines Vaters König von Dänemark.

***) **Dorothea**, geb. 1504, vermählte ſich 1526 mit dem Herzoge **Albrecht**, Markgrafen von Brandenburg, erſtem Herzoge von Preußen, und ſtarb am 13. April 1547.

Ehehälfte, die groß, ſtark und fett war, ſein „vo
merſches Gänschen“ zu nennen.

Die Herzogin Sophia, äußerſt fruchtbar, ge
ihrem Gemahle, auf den ſie wegen ſeines Han
zu galanten Abenteuern ungemein eiferſüchtig war, ſe
Kinder: drei Söhne, Johann, Adolf und Fri
drich, und drei Töchter, Eliſabeth, Anna u
Dorothea. Wir werden auf dieſe Kinder ſpäter
rückkommen.

Als ihr Gemahl von den Ständen Jütlands z
Nachfolger ſeines Neffen Chriſtian's II. erwählt w
den war, erfüllte ſich eine Prophezeihung Detlev R
ventlow's, der ſchon im Jahre 1515, auf Kö
Chriſtian's Hochzeit, geweiſſagt haben ſoll, Fr
drich werde deſſen Nachfolger werden.

Gleich nach ſeiner Erwählung erläßt Ch
ſtian's Oheim ein Manifeſt, worin er den Churf
ſten und Fürſten des deutſchen Reiches, ſo wie al
Geiſtlichen und Weltlichen Dänemarks die Gründe a
einanderſetzt, die ihn bewogen haben, die Krone ſei
Neffen anzunehmen.

Chriſtian II., der, Hilfe ſuchend, im Au
lande umherirrt, legt durch Cornelius Scepper,

---

*) Dieſer Scepper, geb. zu Nieuport in Flande
hatte in Paris die Rechte ſtudirt und ſich ſo großen N
erworben, daß Kaiſer Carl V. ihn als Geſandten nach D
nemark, Polen, Frankreich und England ſchickte. N
Chriſtian's Gefangennehmung trat Scepper in
Dienſte der Königin Maria von Ungarn. Endlich ward

den er zu ſeinem Vice-Kanzler ernannt hat, gegen dieſes Manifeſt Verwahrung ein.

Ebenſo ſpurlos, wie Chriſtian's Proteſt, geht der Strafbefehl vorüber, den Kaiſer Carl V., bald nach ſeines Schwagers Flucht, an Herzog Friedrich ergehen ließ. Von Toledo aus verbietet er den Hanſeſtädten, ihm Hülfe zu leiſten, und ermahnt den Adel Jütlands, von ihm abzufallen. Die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg erbieten ſich, Schiedsrichter zu ſein; Friedrich aber weiſt deren Vermittelung zurück und nimmt auf dem Landtage zu Wiborg die Huldigung der Stände an. In allen Städten, durch die ihn ſein Weg führt, läßt er die von ſeinem verhaßten Vorgänger aufgerichteten Galgen niederreißen und gewinnt dadurch das Vertrauen der Dänen. Auch Fünen, dem Beiſpiele Jütlands folgend, ſchwört ihm Treue und Gehorſam.

Nur Seeland und Schonen unterwerfen ſich dem neuen Herrſcher nicht.

Von Gottorp erläßt Friedrich einen Aufruf an Bürgermeiſter und Rath der Hauptſtadt Kopenhagen, dem Beiſpiele Jütlands und Fünens zu folgen.

Auf die Weigerung des Magiſtrats erſcheint im Belte die Flotte der Lübecker, um dem Verlangen ſeines Verbündeten Nachdruck zu geben.

Am 10. Juni 1523 beginnt Kopenhagens Be-

---

kaiſerlicher Staatsrath und ſtarb als ſolcher 1554, zweiundfünfzig Jahre alt, zu Antwerpen.

lagerung. Chriſtian II., der unterdeſſen 26
Mann deutſcher Hilfstruppen zuſammengebracht
rückt mit dieſem Heere gegen Holſtein.

Friedrich, der ihm mit einer Armee
80,000 Mann entgegenzieht, erwartet den Feind
nirgends zu ſehen iſt. Das Heer der Söldner
einer Lufterſcheinung, die eben ſo plötzlich verſch
den, als kurz vorher aufgetaucht war.

Nach ſiebenmonatlicher Belagerung ergiebt
Kopenhagen und gleich darauf capitulirt auch Ma

Johann Rantzau und Juſtus Brek w
abgeſchickt, um dem Könige die Unterwerfung
Städte anzuzeigen.

Guſtav Waſa, der wenige Tage zuvor,
28. Mai, auf dem Reichstage zu Strengnäs zum
nige von Schweden erwählt worden war, z
Heinrich Slagheck, der während der ganzen
lagerung auf däniſche Hilfe gehofft hatte, zur U
gabe Stockholms. Am 24. Juni hielt Guſtav
nen Einzug in die Hauptſtadt ſeines Reichs.

Friedrich war nun König von Dänemark
Norwegen: Schweden aber blieb für ihn verl
Der Vertrag von Kalmar hatte keine Gültigkeit

So ſchloß das Jahr 1523, in welchem C
ſtian II. vom Throne geſtürzt und Guſtav W
zum Gründer einer neuen Dynaſtie in Schweden
vorgeſtiegen war.

## Achtes Kapitel.

Sören Norby und Gothland. — Belagerung von Wisby. — Bernhard von Melen. — Friede von Malmöe. — Congreß in Hamburg. — Sören's Angriff auf Schonen. — Er wird zurückgeſchlagen. — Chriſtian in Oſtfriesland. — Tod der Königin. — Prinz Johann und ſein Lehrer. — Mutter Sigbrit's Ende. — Chriſtian's Hin- und Herzüge. — Friedenscongreß zu Naumburg.

Sören Norby, den Mutter Sigbrit vergebens zu ſtürzen geſucht hatte, war von Chriſtian mit dem fruchtbarſten Theile Schwedens, mit der zwiſchen der Oſtſee und dem Kattegat gelegenen Landſchaft Gothland, belehnt worden.

Dieſer eben ſo tapfere als ehrgeizige Seeheld hatte ſich nach und nach daran gewöhnt, das ſchöne Leben geradezu als ſein Eigenthum zu betrachten. Er reſidirte zu Wisby, machte ſich nach Chriſtian's Flucht aus eigener Machtvollkommenheit zum Fürſten von Gothland und ließ als ſolcher Münzen mit ſeinem Wappen ſchlagen.*)

---

*) Auf dieſen Münzen, die jetzt zu den numiſmatiſchen Seltenheiten gehören, befindet ſich auf der einen Seite das Wappen Oldenburgs, auf der andern jenes Gothlands: ein Lamm mit der Kreuzesfahne, umgeben von dem Namen Sören Norby.

Nachdem Guſtav Waſa zum Könige von Schweden erwählt worden war, ſandte er im Juni 1524 ein Heer unter dem Oberbefehle Bernhard's von Melen ab, um Sören Norby aus Gothland zu verjagen.

Mit Hilfe der Lübiſchen Flotte, die zu Guſtav's Unterſtützung abgeſendet war, wurde Wisby belagert und Sören Norby nach zweimonatlichem Widerſtande gezwungen, mit Bernhard von Melen in Unterhandlung zu treten und ihn, allem Anſcheine nach durch Beſtechung, zu bewegen, die Belagerung aufzuheben.

Aegidius Girs, der die Geſchichte Guſtav's I. geſchrieben hat, erzählt, Norby habe dieſem Melen — Melen war ein Deutſcher — nach aufgehobener Belagerung eine Kanone geſchenkt und ihm die Pathenſchaft eines unehelichen Kindes zugedacht. Melen habe Beides angenommen, ſich aber gleich darauf, um einer Unterſuchung zu entgehen, aus dem Staube gemacht und ſei nach Deutſchland zurückgekehrt.

Sören Norby, der unterdeſſen auch mit Dänemark unterhandelt und deſſen Schutz beanſprucht hatte, trat Gothland pro forma an König Friedrich ab; wir ſagen pro forma, denn Letzterer behielt nur den Titel, während Norby nach wie vor im factiſchen Beſitze Gothlands blieb.

Durch Vermittelung der ſechs wendiſchen Städte Lübeck, Hamburg, Danzig, Stralſund, Wismar und Roſtock fand bald darauf — am 1. September 1524 — eine perſönliche Zuſammenkunft des Königs von

Schweden und des Königs von Dänemark in Malmöe ſtatt und hier wurde ein Vergleich geſchloſſen, laut welchem die Zwiſtigkeiten Beider im nächſten Jahre auf einem Congreß zu Lübeck durch ſchiedsrichterliches Urtheil der oben genannten ſechs Städte genauer unterſucht und gütlich geſchlichtet werden ſollten. Bis zum Austrage der Sache kam man gegenſeitig überein, daß Guſtav Bleckingen und Wigen in Norwegen, Friedrich aber, oder richtiger geſagt, Norby Gothland behalten ſollte.

Bald nach dem Frieden zu Malmöe trat, auf Antrieb Kaiſer Carl's V. und ſeines Bruders, König Ferdinand's I. von Böhmen, die den landesflüchtigen Chriſtian II. wieder auf Dänemarks Thron eingeſetzt zu ſehen verlangten, in Hamburg ein Congreß zuſammen, bei welchem die päpſtlichen, kaiſerlichen, königlichen und fürſtlichen Abgeordneten, faſt durchgängig dem Schwager des Kaiſers zugethan, beauftragt waren, den Streit zwiſchen Onkel und Neffen zu ſchlichten und Letztern in ſeine alten Rechte einzuſetzen. Der eifrigſte Vertheidiger Chriſtian's war der Geſandte Carl's V., Herzog Albrecht VIII. von Mecklenburg, der mit einer Schweſtertochter Chriſtian's verheirathet war.

Die Geſandten König Friedrich's erklärten: Weil Dänemark ein Wahlreich ſei und als Solches den Herzog Friedrich zum Nachfolger Chriſtian's erwählt habe, ſo ſei es wegen dieſer Wahl Keinem als ſich ſelber darüber Rechenſchaft ſchuldig.

Dagegen erklärten die Abgeordneten des Kaiſers:

Wenn Dänemark auch ein Wahlreich und als ſ
berechtigt ſei, einen König einzuſetzen, ſo habe e
wegen doch kein Recht, ihn abzuſetzen und eine
Wahl vorzunehmen, bevor der frühere König nic
ſtorben oder ſeine Krone freiwillig niedergelegt ha

Der Abgeſandte des Papſtes Clemens
machte hierauf den Vorſchlag, ſowohl Dänemar
Norwegen, als auch die Fürſtenthümer Schleswi
Holſtein, unter Neffen und Onkel zu theilen.

Friedrich's Geſandte wollten ſich darauf
einlaſſen, erboten ſich aber, der Königin Iſa
einige tauſend Gulden von ihrem Brautſchatze z
zuzahlen.

Es ging dieſem Congreſſe wie manchem A
es wurde viel geſchwatzt und nichts zu Stand
bracht. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Im April des folgenden Jahres (1525) u
Sören Norby, der ſich unterdeſſen mit Vol
Schiffen verſtärkt hatte, einen Angriff auf Schone

Sören ſandte einen ſeiner Hauptleute,
Stiſſen, mit Schiffen und Soldaten ab, um
vidsberg und Aarhuus, die keines Ueberfalls ge
waren, überrumpeln zu laſſen.

Als Beides gelungen war, rückte der ſch
ſche Reichsmarſchall, Tyge Krabbe, dem
entgegen; doch als er gewahrte, daß Norb
neuer Verſtärkung vordrang, zog ſich Krabbe
Malmöe zurück.

Sören aber bemächtigte ſich der Stadt L

cron und der andern Städte Schonens und zwang die Beſiegten, ihm in König Chriſtian's II. Namen zu huldigen.

König Friedrich, der nur noch Malmöe beſaß, ſandte von Gottorp aus, wo er faſt immer ſich aufhielt, Johann Rantzau mit tauſend Mann Fußvolk und dreihundert Reitern nach Schonen ab.

Der Feind, deſſen achttauſend Mann ſtarkes Heer indeſſen unter Anführung des ſogenannten Junkers von Oldenburg*) auch Lund erobert hatte, ward am 7. April, von Malmöe aus, durch Rantzau und Krabbe angegriffen.

Nach dieſem Treffen, in welchem das kleine Häuflein der Dänen über den faſt achtmal ſtärkern, aber undiſciplinirten Feind den Sieg davon trug, wurde Lund zurückerobert.

Norby, der mit ſeiner Flotte vor Helſingborg lag, brach am 28. April gegen Landscron auf, wo Rantzau, ermuthigt durch den Sieg, ſein Lager aufgeſchlagen hatte.

Am folgenden Tage kam's hier zu einer neuen Schlacht, in welcher Otto Stiſſen ſich zur Flucht gezwungen ſah. — Er zog ſich in den Brunkeloſter Wald zurück.**)

---

*) Dieſer Junker hieß Moritz und war ein natürlicher Sohn des Grafen Johannes von Oldenburg.

**) In Bezug auf dieſe Flucht haben ſich folgende Spottverſe auf ihn erhalten:

In Folge dieſer Niederlage ſah Sören N
ſich genöthigt, mit König Friedrich Friede
ſchließen und Gothland factiſch an ihn abzut
Norby dagegen erhielt Sölvidsborg zu Lehen.

Der landesflüchtige König Chriſtian, der
während dieſer Zeit zu Lyre in Oſtfriesland auf
hatte kurz vorher, wie er in einem an Johan
Wendland, Bürgermeiſter von Danzig gerich
Schreiben geſteht, den evangeliſchen Glauben ange
men, um durch dieſen Abfall vom Katholicismus
die Gunſt und Unterſtützung der proteſtantiſchen
ſten zu verſchaffen. Allein auch dies half ihm ni

Die Königin Iſabelle, die, trotz der rohen

---

„Otto Stiſſen auf ſeinem fahlen Hengſt
Sagte zu unſerm Nachbarn Palle:
Ich glaube, im Wald' iſt's am Beſten für uns;
Drauf rannte er wie die andern alle.“

*) Auch dieſer Norby nahm ein trauriges Ende.
der Stadt Lübeck als Seeräuber angeklagt, ward er a
fordert ſich vor dem Reichstage zu vertheidigen. Auf ſ
Flucht nach Narva verſchlagen, wurde er dort verhaftet
als Gefangener nach Moskau geſchickt, wo er, bis zum J
1529 eingekerkert, auf Kaiſer Carl's V. Geſuch wiede
Freiheit geſetzt ward. Von Moskau begab er ſich nach
Niederlanden, trat in die Dienſte des Kaiſers, ward
ein Jahr darauf, bei der Belagerung von Florenz durch
feindliche Kugel getödtet. Cornelius Scepper, der
kanzler Chriſtian's II., dichtete ihm eine Grabſch
Vergl. N. J. Ekdahl, Handlingar rörande Sören N
och de under hans ledning staende krigsforetagen mot Sve
Stockh. 1835 3 Bde. 8.

handlung ihres Gemahls, ihm in ſeinem Unglück eine treue Gefährtin geblieben war und ihm zu Liebe Luthers Lehre angenommen hatte, erlag frühzeitig genug dem Grame und den Gewiſſensbiſſen, die ſie beſtürmten.

Krank und hilfslos hatte ſie im Sommer des Jahres 1524 ihre Baſe, die Statthalterin Margarethe, vergebens erſucht, ihr Erlaubniß und Mittel zu einer Reiſe in die Bäder von Aachen zu gewähren. Dies Geſuch war der Abtrünnigen liebles abgeſchlagen worden.

Und ſo kam es, daß Iſabelle langſam hinſiechte und am 19. Januar 1526 zu Swynaerde, einem Dorfe in der Nähe Gents, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, ihrem Kummer erlag. Die ſterbende Königin ließ ſich durch den Hofmeiſter ihrer Baſe, Philippe de Sonatre, bewegen, aus den Händen des Pfarrers zu Swynaerde das heilige Abendmahl und die letzte Oelung anzunehmen.

Am 4. Februar 1526 ward Iſabelle mit großer Feierlichkeit in der Sanct-Peterskirche zu Gent beerdigt.*)

Chriſtian meldete ihren Tod, der ihn aufrich-

---

*) David Chythräus theilt deren Grabſchrift mit. Dieſe lautet:

„Dania me coluit, pulsam Germania vidit,
Primum ortum dederat terra Brabanta prius;
Nulla harum potuit morientem cernere, sed quae
Ganda habuit mentem, nunc quoque corpus habet“.

tig zu betrüben ſchien, dem Dr. **Martin L**
und durch ein beiliegendes Schreiben auch den
**Georg Spalatin**, dem erſten evangeliſchen S
intendenten in Altenburg, den **Chriſtian** ein
zuvor dort perſönlich kennen gelernt hatte.

**Iſabellen's** Sohn, Prinz **Johann**,
Erziehung die erſten Jahre der alten **Sigbri**
vertraut geweſen war, bekam jetzt einen neuen
her in der Perſon des abenteuerlichen Gelehrten
rich **Cornelius Agrippa** von Nettesheim.
ſer Mann (geb. am 14. Sept. 1486 zu Cöln
damals für einen Heros des menſchlichen W
Er ſprach zehn Sprachen, war Theolog, Juriſt
diciner, Philolog und ſtand nebenbei im Ruf
Schwarzkünſtlers. Im Jahre 1509 war er z
Profeſſor der Theologie geweſen. Von Frankreich
er ſich nach England, von dort nach Italien
und ſich dort ſieben Jahre beim Heere Kaiſer
**milians** I. als Feldarzt umhergetrieben. 151
feſſor der Theologie zu Pavia finden wir ih
Jahr darauf, als Syndicus der Stadt Metz.
war er nach ſeiner Vaterſtadt Cöln zurückgeke
1521 einem Rufe nach Genf gefolgt, wo er vie
als Lehrer der Rechte gelebt haben ſoll. 152
er als Arzt zu Freiburg in der Schweiz practici
ſich dort durch Wunderkuren aller Art ſo groß
erworben, daß er zum Leibarzt **Louiſen's** vo
voyen, der Mutter des erſten **Franz** von Fra
emporſtieg. Fortgejagt von Paris, wo er ſich
Ränke und Gaukeleien vielfacher Art ſchon nach

Zeit unmöglich gemacht, geruhte die Statthalterin der Niederlande, Margarethe von Oeſterreich, den gelehrten Vagabunden in ihren Dienſt aufzunehmen, ihm den Titel eines kaiſerlichen Hiſtoriographen zu verleihen und ihn, nebenbei, mit der Erziehung des Prinzen Johann von Dänemark zu beauftragen.

Dieſer gute Cornelius Agrippa, dem es Vergnügen gewährte, für einen Zauberer gehalten zu werden, ſchleppte ſchon damals zwei ſchwarze Pudel mit ſich herum, von denen der Eine auf „Monſieur", der Andere auf „Mademoiſelle" zu hören gewohnt war, und obgleich Beide ſicher nichts Anderes als Pudel gewöhnlicher Gattung geweſen ſind, pflegte er mit „Monſieur" nur Griechiſch und mit „Mademoiſelle" nur Hebräiſch zu ſprechen.

Und dieſer Schwindler war dazu auserſehen, Lehrer und Hofmeiſter des Prinzen Johann zu werden!*)

Was aus deſſen früherer Gouvernante, aus der Mutter Sigbrit, geworden iſt, weiß Niemand. Die Einen glauben, ſie ſei nach der Flucht des Königs, der ſie ſo vorſichtig in die Kiſte gepackt, nach ihrer Vaterſtadt Amſterdam zurückgekehrt und habe dort von Neuem einen Obſthandel angefangen; Andere hingegen vermuthen, ſie ſei, kurz vor dem Ableben der Königin, zu Lyre in Oſtfriesland geſtorben.

---

*) Vergl. Georg Friedrich Ravius, Dissertatio de Henrici Cornelii Agrippae, eruditorum portenti, vita, fatis et scriptis, Witteb. 1726. 4.

Chriſtian, der bald nach dem Tode ſeiner G
mahlin die Niederlande verließ (ſeine Kinder durfte
auf Befehl der Statthalterin nicht mitnehmen) bege
ſich nach Deutſchland, befand ſich am 31. März 152
am Hofe zu Altenburg und im Auguſt, in Begleitun
des Churfürſten Johann von Sachſen, auf de
Reichstage zu Speier. Gegen Ende Septembers kehr
er nach den Niederlanden zurück, begab ſich nach An
werpen, wohnte dort im „Engliſchen Hauſe“ und wand
ſich am 5. October brieflich an den engliſchen Kanzl
und Cardinal Thomas Wolſey, den er in dieſe
Schreiben den liebſten und aufrichtigſten ſeine
Freunde nennt. Chriſtian meldet ihm, daß
nächſtens einen Geſandten an Kaiſer Carl V. ſow
an König Heinrich VIII. abſenden werde, um Bei
zu beſchwören, ſeinem Elende ein Ende zu machen un
ihm zur Wiedererlangung des ihm von ſeinem Oheim
geraubten Thrones zu verhelfen.

Ob Wolſey ihm geantwortet habe, iſt uns nic
bekannt; doch ging bald darauf die Sage, Herzo
Heinrich von Braunſchweig ſei vom Kaiſer beau
tragt worden, ſich an die Spitze eines Heeres zu ſtel
len und mit Hilfe dieſes Heeres Chriſtian von Neuen
in den Beſitz der Krone Dänemarks zu ſetzen.

Im folgenden Jahre finden wir den „König ohn
Land“ in Naumburg. Hier war's, wo die Churfür
ſten von Sachſen, Mainz und Brandenburg, der Her
zog Albrecht von Mecklenburg, die Herzoge Ernſ
und Franz von Braunſchweig-Lüneburg zuſammen

kamen, um gemeinſchaftlich zu berathen, was zu thun ſei, um dem Wunſche des Kaiſers Vorſchub zu leiſten.

Auch bei dieſem Fürſtencongreſſe wurde viel geſchwatzt und — nichts beſchloſſen.

Die Parole der deutſchen Politik ſchien ſchon damals dieſelbe zu ſein, die in ſpäterer Zeit an der Tagesordnung war. Sie hieß — — Abwarten!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

## Neuntes Kapitel.

Anfang der Reformation in Dänemark. — Ursachen derselben. Magister Hans Tauſen. — Sein Auftreten in Wiborg. — Er wir nach Kopenhagen berufen. — Hermann Taſt. — Jürgen Sadolin. Herrentag in Odenſe und in Kopenhagen. — Der Bilderſtürmer Ambroſius Bogbinder. — Sturz des Katholicismus in Dänemark.

Das große, durch Martin Luther begonnen Werk der Reformation hatte ſich unterdeſſen auch de Weg nach Dänemark gebahnt.

„Auch hier, berichtet Allen, nahte der Zeitpunk heran, in welchem die Herrſchaft der Prieſter und de miſche Katholicismus vor der neuen Lehre, die ſich ſiegreich Bahn brach, zuſammenſtürzen ſollte. Auch in Dänemark gab's der kirchlichen Mißbräuche ſo viele daß man ſie nur zu bezeichnen brauchte, um die Noth wendigkeit ihrer Abſchaffung darzuthun. Die ur ſprüngliche Lehre des Chriſtenthums war verwirr und durch eine Menge neuer, ſelbſterfundener Lehrſätz entſtellt, die dazu beitrugen, die Gewiſſen zu ängſtigen oder auf gefährliche Weiſe einzuſchläfern. Die Frömmigkeit ward in der Ausübung äußerlicher kirchlicher Handlungen geſucht; an die Stelle des reinen Gottesdienſtes war die Anbetung einer Unzahl von

Heiligen getreten. Durch Ablaß konnte man ſich die Vergebung aller Sünden verſchaffen, ſobald man die Mittel beſaß, ſich denſelben erkaufen zu können. Der Gottesdienſt wurde in lateiniſcher Sprache abgehalten, damit Niemand etwas dabei fühlen oder denken ſolle. Die Bibel durfte nicht in die Landesſprache überſetzt werden, damit der gemeine Mann mit ihren Wahrheiten nicht bekannt werde. Die katholiſche Geiſtlichkeit konnte dem wankenden Kirchenbau keine ſonderliche Stütze gewähren, denn ſie war unwiſſend, verderbt und ſittenlos. Nur allzuoft ſah man geiſtliche Perſonen in Krügen und Wirthshäuſern ſich der Trunkenheit und den gröbſten Ausſchweifungen hingeben. Die Prieſter, die ſich nicht verheirathen durften, gaben ihren Gemeinden böſes Beiſpiel und Aergerniß, indem ſie ſich Beiſchläferinnen hielten, ohne daß dieſer Mißbrauch von der höhern Geiſtlichkeit, die ſich dieſelbe Freiheit nahm, gerügt werden durfte. Von dem ausſchweifenden Leben der Mönche und Nonnen erzählte man ſich im Volke die ſchmählichſten Gerüchte, und häufig zeigte es ſich, daß die Wahrheit noch ſchlimmer als das Gerücht war.*) Dieſe ruchloſen Sitten der Geiſtlichen empörte das beſſere Gefühl des Volks und ihre Unwiſſenheit erregte Verachtung." —

Da erhebt ſich endlich auch in Dänemark ein

---

*) Eines der verrufenſten Klöſter jener Zeit war Mariboe, bei Soröe, das trotz der Liederlichkeit ſeiner Nonnen erſt hundert Jahre ſpäter durch König Chriſtian IV. aufgehoben wurde.

Mann, der den Muth beſitzt, gegen die zahllos eingeriſſenen Mißbräuche der katholiſchen Kirche aufzutreten und ſich mit Entſchloſſenheit und Eifer an die Spitze der Reformationsbewegung zu ſtellen.

Er iſt der Sohn armer Bauern aus Fünen, geboren im Dorfe Birkinde, und heißt Hans Tauſen.*)

Urſprünglich Mönch im Kloſter Antvorſkov hatte er, unterſtützt durch den Prior Eſchild, der in ihm ein neues Kirchenlicht erblickt, einige Zeit zu Cöln und Loewen ſtudirt und war dann, angezogen von der neuen Lehre, nach Wittenberg gegangen, um Luther und Melanchthon zu hören. 1524 vom Prior aus Wittenberg zurückberufen, wird Tauſen, der in Roſtock die Magiſterwürde erlangt hat, nach ſeiner Rückkehr zu Antvorſkov in ein Thurmgefängniß geworfen und, ein Jahr darauf, ins Johannes-Kloſter nach Wiborg geſchickt, um dort unter den Augen des durch Wiſſen und Beredſamkeit gleich berühmten Priors Peter Jenſen, die „Irrlehren", die er in Wittenberg eingeſogen, aufrichtig bereuen zu lernen.

Aber Luther's Wort hat im Herzen des aufgeklärten Mönches ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß dieſe nicht mehr auszurotten ſind.

Die vom Lichte der Wahrheit durchdrungenen

---

*) Geb. 1494, geſt am 9. November 1561. Vergl. Lars Jenſen Broelund, Memoria Mag. J. Tausani, Hafn. 1721. 4. und Povel Roen, J. Tausen's, Biskop over Ribe Stift, mærkværdige Levnet, Kjøbenh. 1757. 8.

Predigten, welche Magiſter Tauſen im dortigen Kloſter hält, verſchaffen ihm in kurzer Zeit eine Unzahl andächtiger Zuhörer, die, hingeriſſen von den Wahrheiten der neuen Lehre, ihren Prediger, der ſich dadurch die Verfolgung ſeines Priors zugezogen hat, kräftig in Schutz nehmen und ihm die Wiborger Pfarrkirche einräumen.

Der Biſchof von Wiborg, Jürgen Friis, der Letzteres zu verhindern ſucht, bringt Tauſen's Anhänger in ſo große Aufregung, daß ſie dem biſchöflichen Verbote, deſſen Predigten anzuhören, muthig Widerſtand zu leiſten wagen.

Die Bürger Wiborgs laſſen eiſerne Ketten quer über die Gaſſen ziehen, um einen Ueberfall der biſchöflichen Trabanten zu verhindern. Sie ziehen bewaffnet in die Kirche, um den Mann des göttlichen Worts nöthigenfalls mit Gefahr ihres Lebens zu beſchützen.

Eines Sonntags, als der durch dieſen Widerſtand gereizte Biſchof ſeine bewaffneten Büttel abgeſendet hat, um den Ketzer mitten in der Predigt von der Kanzel zu reißen und ihn aufzufordern, ungeſäumt vor ſeinem Herrn, dem hochwürdigſten Biſchof, zu erſcheinen, beſitzt Tauſen, geſtützt auf die Zuneigung ſeiner zahlreichen Zuhörer, den edeln Muth, dem Anführer der Büttel die Antwort zu geben:

Ich ſtehe hier im Dienſte eines höhern Herrn!

Da nun die Schergen des Biſchofs ihn mit Gewalt fortſchleppen wollen, umringen und beſchützen ihn Einige ſeiner Anhänger; Andere ſtürzen fort, um ſich Waffen zu holen.

Die Begeiſterung für Tauſen iſt ſo groß und allgemein, daß man ſelbſt bewaffnete Frauen herbeieilen ſieht, um Luther's kühnen Apoſtel zu beſchützen.

Dieſe Aufregung jagt den feigen Söldlingen ſo großen Schrecken ein, daß ſie ſich, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, zurückziehen.

Gleich nach dieſem Ereigniſſe wird Magiſter Tauſen zu ſeiner Rechtfertigung vom König Friedrich nach Kopenhagen gerufen.

Unterdeſſen hat die neue Lehre auch in den Herzogthümern Eingang und Anhang gefunden.

Dort iſt es Hermann Taſt, der die Fackel der Reformation ſchwingt und dadurch ein Gegenſtand der Verfolgung wird.

In Schleswig und Holſtein kommt es zu Auftritten, die den König, der ſich der lutheriſchen Lehre geneigt zeigt, veranlaſſen, die Verordnung zu erlaſſen, daß bei Lebensſtrafe Keiner von dem Andern wegen Verſchiedenheit der religiöſen Meinung verfolgt werden dürfe.

Gleichzeitig mit Tauſen war auch ein anderer Zuhörer und Anhänger Luther's, Jürgen Sadolin, von Wittenberg nach Wiborg zurückgekehrt, und auch er hatte thätigen Antheil an der Ausbreitung der neuen Lehre genommen.

Der erſte Staatsdiener in Kopenhagen, der ſich offen für den Proteſtantismus erklärt, iſt der Reichshofmeiſter Mogens Gjöe. Seinem Beiſpiele folgen bald viele Andere.

Tauſen, der in Folge des ihm vom Könige ertheilten Schutzbriefes unangefochten in Kopenhagen angelangt iſt, wird von Friedrich zum Hofcaplan ernannt und erhält deſſen Genehmigung zur Rückkehr nach Wiborg, um dort das reine Evangelium zu lehren.

Dem von Wiborg gegebenen Beiſpiele ſchließt ſich vor allen übrigen Malmöe an. Die Erſten, die hier gegen die katholiſche Lehre aufgetreten, ſind: Jürgen Kock, Bürgermeiſter dieſer Stadt, und Claus Mortenſen, genannt Töndebinder. Letzterer predigt, da die Geiſtlichkeit ihm alle Kirchen verſperrt, unter freiem Himmel auf einer Wieſe vor der Stadt, unter dem Zulaufe von Tauſenden, die ſich durch deſſen feurige Beredſamkeit zu Luther's Lehre unwiderſtehlich hingezogen fühlen.

Das, was der Reformation, wie überall, ſo auch in Dänemark großen Vorſchub geleiſtet hatte, war die Aufhebung des von Gregor VII. im Jahre 1074 auf dem Concile zu Rom eingeführten Cölibats.

Auch Dänemarks Prieſter warfen das verhaßte Joch des Alleinlebens ab und verheiratheten ſich. Magiſter Tauſen, der ihnen auch darin mit gutem Beiſpiele voranſchritt, führte die Schweſter ſeines geiſtlichen Kampfgenoſſen Jürgen Sadolin zum Traualtar.

Die wüthendſten Gegner der Reformation blieben die geheimen Kebsweiber der hohen und niedern Geiſtlichkeit. Sie waren es, welche die Biſchöfe auf der 1524 in Kopenhagen ſtattgefundenen Verſammlung den Beſchluß faſſen ließen: daß Jeder, der die Irrlehren verbreite, welche der verlaufene Mönch Bruder Luther lehre, zu harter Gefängnißſtrafe zu verurtheilen ſei.

König Friedrich, kein Freund von gewaltſamen Maaßregeln, beruft 1527, um dieſen kirchlichen Wirren ein Ziel zu ſetzen, und geleitet von der Abſicht, der Reformation mehr und mehr Eingang zu verſchaffen, einen Herrentag nach Odenſe.

Auf dieſem Herrentage rettet die Geiſtlichkeit nichts als das Recht des Zehnten. Beiden Religionsparteien wird gleicher Schutz der Geſetze zugeſichert; allen Geiſtlichen wird es freigeſtellt, aus dem Zwang des Cölibats in den Stand der Ehe einzutreten; die Wahl der Biſchöfe wird nicht mehr vom Papſte, ſondern vom Könige beſtätigt.

Malmöe ſchafft zuerſt alle katholiſchen Gebräuche ab; der Gottesdienſt wird in däniſcher Sprache abgehalten. Die Pſalmen David's, von Chriſtian Peterſen ins Däniſche überſetzt, verdrängen die lateiniſchen Kirchenlieder.

Magiſter Tauſen aber, der Urheber dieſer Reformation, wird von Wiborg nach Kopenhagen zurückberufen und tritt 1529 als Verkünder des reinen Evangeliums in der Nicolaikirche auf.

Zu den Städten, die am längſten bei der katholiſchen Lehre beharrten, gehörten Helſingör und Wisby in Gothland. Der eifrigſte Gegner der Reformation war Paul Scheſtedt, Gouverneur der letztgenannten Stadt.

Aber auch in Kopenhagen fand die neue Lehre großen Widerſtand.

Am dritten Weihnachtstage des Jahres 1531 brach, angeführt von dem Kopenhagener Bürgermeiſter Ambroſius Bogbinder, ein Haufe proteſtantiſcher Bürger in die Marienkirche, riß die Heiligenbilder von den Wänden, zertrümmerte die Statuen und vernichtete den Kirchenſchmuck. Die bewaffnete Macht mußte einſchreiten, um wenigſtens die koſtbaren Hochaltäre*) vor der Wuth dieſer Bilderſtürmer zu ſchützen.

In Folge dieſes Tumultes ward dieſe Kirche auf Befehl des Königs geſchloſſen und erſt nach Jahr und Tag durch Joachim Roennow's**) Vermittelung dem öffentlichen Gottesdienſte zurückgegeben.

Von allen Biſchöfen des Reichs war Knud Gyldenſtjerne, in Odenſe, der Nachfolger Jens Anderſen Beldenak's, der Einzige, der durch kluge Nachgiebigkeit der Verhöhnung des Volkes entging.

Zuerſt wurden die zudringlichen Bettelmönche und nach ihnen die andern Kloſterbrüder vertrieben. Niemand verfolgte ſie eifriger und ſchonungsloſer, als der

---

*) Damals hatte dieſe Kirche nicht weniger als 25 Hochaltäre.

**) Dieſer Roennow war ſeit 1529, nach dem Tode Lage Urne's, Biſchof von Roeskilde.

Adel, der ſich auf Koſten der vertriebenen Kutten ſchamlos zu bereichern begann. Der wüthendſte dieſer Kloſterfeinde war der Reichshofmeiſter **Mogens Gjöe**. Die fortgejagten Mönche hießen ihn deßhalb „den Trabanten des Teufels.“

Die Macht des Katholicismus war gebrochen; der Proteſtantismus hatte einen neuen Sieg errungen.

## Zehntes Kapitel.

Neue Ränke Guſtav Trolle's. — Neue Rüſtungen Chriſtian's II. — Norwegens Abfall von Friedrich. — Reichstag in Opslo. — Mogens Gyldenſtjerne. — Der Geleitsbrief. — Chriſtians II. Gefangennehmung.

Der vormalige Erzbiſchof von Upſala, der während der Belagerung Stockholms die Flucht ergriffen und ſich nach Dänemark in den Schutz Chriſtian's II. begeben, war, als Dieſer ſein Reich verlaſſen hatte, zur Partei des neuerwählten Königs übergelaufen, im Stillen aber ein Anhänger ſeines alten Schutzpatrons geblieben.

Gegner der Reformation, die mit jedem Tage mehr Terrain gewinnt, verläßt dieſer alte Ränkeſchmied, im Jahre 1531, Dänemark und durchzieht, als Bergmann verkleidet, ganz Norwegen, um die katholiſchgeſinnten Bewohner dieſes Landes gegen König Friedrich aufzuwiegeln und ſie für die Sache Chriſtian's II. zu gewinnen.

Und das gelingt ihm auch. Norwegens Geiſtlichkeit, die in König Friedrich, der die Reformation begünſtigt, einen Abtrünnigen erblickt, fällt ab von ihm. Oluf Engelbrechtſen, Erzbiſchof von Drontheim, Hans Reff, Biſchof von Opslo, und der Biſchof Mogens von Hammer ſchießen Geld zuſammen, das ſie dem landesflüchtigen Chriſtian ſchicken, der in Holland verweilt.

Mit dieſem Gelde und einer Unterſtützung von vierzigtauſend Gulden, welche Chriſtian gleichzeitig von ſeinem kaiſerlichen Schwager, Carl V., erhalten hat, wirbt er ein Heer von ſiebentauſend Mann — deutſche und nordiſche Abenteurer — mit welchen er fünfundzwanzig Kriegsſchiffe bemannt, welche Holland ihm zur Verfügung geſtellt hat.

So ausgerüſtet verläßt er am 24. October 1531 die Rhede von Enkhuizen, um von hier nach Norwegen abzuſegeln, wo durch Trolle's Agitationen, der ſich heimlich in Drontheim aufhält, Volk und Geiſtlichkeit für den Beſchützer des alten Glaubens geſtimmt ſind. Die guten Norweger ſchienen es nicht zu wiſſen, daß auch Chriſtian die evangeliſche Lehre angenommen hat und daher ein mindeſtens eben ſo großer Ketzer als ſein regierender Oheim war.

Aber der gute Chriſtian hat Unglück. Als ſeine armſelige Armada Warburg in Halland erreicht hat, erhebt ſich ein proteſtantiſcher Sturm, der faſt die Hälfte ſeiner katholiſchen Flotte zu Grunde richtet.

Mit dem Reſte erreicht er am 9. November Opslo. Von hier aus erläßt er einen Aufruf an das ganze Reich, worin er — gerade wie in Schweden — Allen, die von ihm treulos abgefallen waren, vollſtändige Verzeihung zuſagt und alle alten Freiheiten und Privilegien des Reiches zu beſtätigen gelobt. Die norwegiſchen Stände werden, unter Androhung ſchwerer Strafen an Leib und Gütern, aufgefordert, am Tage des heiligen Andreas (30. November) zu Opslo zu erſcheinen, um ſich von dem Herzoge Friedrich, der Dänemarks Thron widerrechtlich uſurpirt hat, loszuſagen und ihrem alten rechtmäßigen Könige aufs Neue den Eid der Treue zu ſchwören.

Am 30. November treten in Opslo die geiſtlichen und weltlichen Stände zuſammen. Der Einzige, der, treu ſeinem Eide, nicht erſcheint, iſt Biſchof Oluf von Bergen.

Chriſtian's Kanzler, Povel Kiempe, begrüßt die Verſammlung im Namen des Königs, worauf dieſe ihm den Eid der Treue ſchwört und ſich und das Reich von Friedrich losſagt.

Gleichzeitig ergeht von Chriſtian eine Ordre an Mogens Gyldenſtjerne, Befehlshaber von Aggerhuus, ſich dem Beſchluß der Stände zu unterwerfen und das Schloß zu übergeben.

Dieſer fertigt Eilboten an den Commandanten von Krogen, Johann Rantzau ab, welcher ihm einſtweilen eine Fregatte mit tauſend Mann zu Hilfe ſchickt.

Friedrich, der unterdeſſen ſeine Flotte ausgerüſtet hat, erhält Verſtärkung von allen Seiten. Auch die wendiſchen Städte ſenden ihm Schiffe. Herzog Ernſt von Lüneburg tritt mit dreitauſend Reitern freiwillig in däniſchen Dienſt und der Landgraf von Heſſen-

Caſſel bietet ihm zehntauſend Mann Hilfsvölker an. Der Antrag des Letztern wird zurückgewieſen.

Im März 1532 erſcheinen einige däniſche und lübeck'ſche Schiffe vor Opslo, um das belagerte Schloß von Aggerhuus zu entſetzen.

Zwei Monate ſpäter ſegelt die vereinigte Flotte Dänemarks und der wendiſchen Städte, unter dem Oberbefehle des dazu erwählten Biſchofs von Odenſe, Knud Gyldenſtjerne, dem Bruder des belagerten Mogens, mit König Friedrich's unumſchränkter Vollmacht ab, um Chriſtian aus Norwegen hinauszutreiben oder, Falls dies nicht möglich ſei, mit ihm in Unterhandlung zu treten und einen gütlichen Vergleich herbeizuführen.

Beim Anrücken der alliirten Schiffe läßt Chriſtian ſein Lager vor Opslo in Brand aufgeben, zieht ſich in die Stadt zurück und macht in einem Briefe, datirt vom 12. Mai, dem Oberbefehlshaber der Flotte Vergleichsvorſchläge, die von Knud Gyldenſtjerne entſchieden zurückgewieſen werden.

Chriſtian, zu ſchwach und zu feig, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen, beſchließt auf Knud's ehrlich gemeinten Rath einzugehen und ſich perſönlich nach Kopenhagen zu begeben, um ſeinen königlichen Oheim zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen.

Chriſtian, der in dieſem Rathe eine Falle erblickt, verlangt zur Sicherſtellung ſeiner perſönlichen Freiheit einen von Friedrich's Bevollmächtigten ausgeſtellten Geleitsbrief. — Dies Geſuch wird ihm gewährt.

Dieſer Geleitsbrief l[illegible]te wie folgt:

„Wir Unterſch[illegible]nud Gyldenſtjerne, erwählter Biſchof v[illegible]nſe, Mogens Gyldenſtjerne, Gouverneur [illegible]huus, Niels Lykke, Ritter, und Rein[illegible]d [illegible]denſtorp, des hochgeborenen Fürſten und [illegible]mächtigen Herrn, Herrn Friedrichs, von Gottes Gnaden Königs zu Dänemark, unſeres allergnädigſten Herrn Bevollmächtigte und Generale über Seiner Königlichen Majeſtät Armee, ſo gegenwärtig vor Opslo liegt, imgleichen Wir Geert Odenberg, Tönnes Kaske, Joachim Foß und Jakob Huddeſkind, Bevollmächtigte von Seiten der wendiſchen Städte thun hiermit kund und zu wiſſen, daß, weil der hochgeborene Fürſt und Herr, Herr Chriſtian, vormals König in Dänemark, Schweden und Norwegen, nunmehr von allen feindlichen Unternehmungen abſtehen und ſich nächſtens mit uns von hier zu Seiner verbemeldeten Majeſtät begeben will, ſo haben wir nach der Vollmacht, welche uns von vorbemeldeter Königlichen Majeſtät, unſerm allergnädigſten Könige, gegeben worden iſt, verſprochen, zugeſaget und gelobet, Kraft dieſes unſeres offenen Briefes vorbemeldetem hochgeborenen Fürſten, König Chriſtian, ſo wie auch Seiner Gnaden Räthen und Dienern — zweihundert Perſonen — ein freies, ehrliches, ſicheres, treues, unverbrüchliches Geleite zu geben, daß ſie frei, ſicher und auf alle Weiſe ungehindert ſein ſollen von dem Augenblicke, wo Seine Gnaden zu uns kommt, auf der ganzen Reiſe und weiterhin, ſo

lange, Seine Gnaden ſich in Kopenhage
oder anderswo im Königreiche Dänemar
bei vorgemeldeter Königlicher Majeſtä
unſerm allergnädigſten Herrn, und de
däniſchen Reichsrath aufhält, um den Han
del und Vergleich, welche Seine Gnade
mit uns angefangen, zu Stande zu bringe

Und dafern es geſchehen ſollte (was Gott d
Allmächtige gnädigſt verhüten möge), daß dieſer Han
del zwiſchen Seiner Königlichen Majeſtät, dem däni
ſchen Reichsrathe und vorgemeldetem König Chri
ſtian nicht zu Stande käme, ſo ſoll dennoch dieſe
unſer Geleite Seiner Gnaden, wie vorbemeldeten Rä
then und Dienern Seiner Gnaden, unverbrüchlich na
allen Worten, Artikeln und Punkten, ſo dieſer Ge
leitsbrief in ſich ſchließt, gehalten werden, ſo lang
bis vorbemeldete Königliche Majeſtät, unſer allergnä
digſter Herr, und der däniſche Reichsrath vorbemelde
ten König Chriſtian und Seiner Gnaden Räthe un
Diener mit allen ihren Gütern wiederum nach Norwe
gen oder anderswo in Deutſchland in ſichern Behal
ſetzen. Wir Vorgenannte Knud Gyldenſtjerne u. ſ. w
verpflichten uns, verſprechen und geloben unverbrüch-
lich und unbeträglich, daß dieſes unſer Geleit
dem hochgeborenen Fürſten und Herr
Chriſtian, vollkommen und treulich unte
Gottes großer Rache und ewiger Strafe,
bei unſer Treue, Glauben, Ehre und Red-
lichkeit gehalten werden ſoll" u. ſ. w.

Dieſer Geleitsbrief, datirt Aggerhuus am 1. Jul

1532 war von den obengenannten Bevollmächtigten und noch außerdem, zu größerer Beglaubigung, von einundzwanzig Zeugen eigenhändig unterſchrieben und beſiegelt, alſo vollkommen in Ordnung.

Aber da die Diplomatie ſchon damals nicht weniger perfid als in ſpätern Zeiten agirte, ſo geſchah es, daß die Sicherheit, die dieſer Geleitsbrief dem Neffen ſeines Onkels gewährleiſtet hatte, nur illuſoriſch war.

Am 8. Juli ſegelt die vereinte Flotte mit Chriſtian und deſſen Gefolge von Opslo ab und langt am 12. in Kopenhagen an.

König Friedrich erklärt, Knud Gyldenſtierne habe ſeine Vollmacht überſchritten und dem Feinde mehr gewährt, als er (Friedrich) zu halten verbunden ſei.

Nachdem Chriſtian ſechs volle Tage auf dem Schiffe, das ihn nach Kopenhagen gebracht, in banger Erwartung den Beſchluß des Königs abgewartet hat, wird er unter dem Vorwande, König Friedrich befinde ſich in Flensburg, unter der Aufſicht Joſephs von Qualen, von Kopenhagen weggeführt und nach Sonderburg gebracht, wo er, trotz des ſichern Geleites, das die Bevollmächtigten des Königs vollkommen und treulich unter Gottes großer Rache und ewiger Strafe unverbrüchlich zu halten gelobt hatten, als Gefangener eingekerkert wird.

Die Schilderung, die wir von Chriſtian entworfen, hat gezeigt, daß wir keineswegs zu den Bewunderern dieſes Mannes gehören; doch zwingt die Unparteilichkeit, die uns leitet, uns das Geſtändniß ab, daß König Friedrich's Perfidie, die ſich auf dieſe Weiſe ihres Feindes entledigt, ein Factum bleibt, das ihm zu ewiger Schmach gereicht.

Der Bruch jenes Geleitsbriefes und die daraus hervorgegangene Gefangennehmung Chriſtian's bleibt für Dänemarks Geſchichte ein mindeſtens eben ſo großer Schandfleck, als die Gefangennehmung Napoleon's, der ſich dem Schutze Maitlands anvertraut hatte, für die Annalen Englands. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Norwegen, das ſich nach Chriſtian's Einkerkerung wiederfand und demüthig zu Kreuze kroch, mußte die kurze Freude ſeines Abfalls von Dänemark ziemlich theuer bezahlen. Der norwegiſche Reichsrath wurde aufgelöſt und der Erzbiſchof von Drontheim zu einer Strafe von fünfzehntauſend Mark Silber verurtheilt; der Biſchof von Opslo mußte ſechstauſend und der Biſchof von Hammer dreitauſend Loth Silber Strafe bezahlen.

Der Erzbiſchof Trolle aber, der dieſen ganzen Handel angezettelt hatte, floh nach Lübeck und trat — wie man ſpäter erfahren wird — erſt nach dem Tode Friedrich's — wieder in den Vordergrund.

## Eilftes Kapitel.

Tod des Prinzen Johann. — König Friedrich ſtirbt. — Rückblick auf deſſen Regierung. — Geſchichte des Elephantenordens. — Das Münzweſen. — Die gelehrten Männer jener Zeit. — Ein Curioſum.

Wenige Tage nach Chriſtian's Gefangennehmung ſtarb deſſen einziger Sohn, Prinz Johann, erſt vierzehn Jahre alt, in Regensburg.

Dieſer Todesfall wälzte einen ſchweren Alp von der Bruſt Friedrich's, der in dem heranwachſenden Sohne des Gefangenen zu Sonderburg einen gefährlichen Feind erkannt und ſich nicht verhehlt hatte, daß dieſer Prinz ſowohl im Auslande als in Dänemark mehr Anhang als der durch ſeine Tyrannei ſich verhaßt gemachte Vater beſaß.

Der Exkönig Chriſtian wurde in ſeinem Kerker zu Sonderburg mit einer Härte behandelt, die auf das Herz ſeines Oheims kein allzuſchmeichelhaftes Licht wirft.

In dem traurigen Gefängniſſe, in welchem Chriſtian ſiebzehn Jahre ſaß, hatte er vollauf Zeit, alle

Grundsätzen seiner [illegible] Regierung gründlich zu brechen.

Die einzige Erinnerung, die ihm [illegible] war [illegible], das er bis zu seinem [illegible] auf dem Herzen trug.

In dem dunklen Kerker, der sein [illegible] Licht durch ein [illegible] Loch erhielt, saß der bleiche, eingefallene [illegible] [illegible] [illegible] in den Anblick jener [illegible] Züge, aus deren Bilde er die Reihe wehmüthiger Erinnerungen sog. Sein einziger Umgang war ein [illegible] Krüppel und ein [illegible] Zeisig, dem es Genuß zu gewähren schien, [illegible] an das [illegible] zu [illegible]. —

Friedrich I. starb am [illegible], am 1[illegible] April 1[illegible], auf seinem [illegible] zu [illegible], in einem Zimmer, in welchem er in den Armen Katharinens die [illegible] vergaß, die er einst von ihr davongetragen*).

Während seiner [illegible] Regierung hatte er sich wenig beim Volke, aber desto mehr beim Adel verhaßt gemacht.

Zu seinen Privatvergnügungen gehörte unter Andern auch die, daß er gern und viel zu trinken pflegte und sich dann immer in einem [illegible] Zustande befunden haben soll.

---

*) Er wurde in der [illegible] zu [illegible], [illegible] von [illegible] begraben.

Sein Wahlſpruch war: Nil sine numine (Nichts ohne Gott). Nebenher führte er auch eine kriegeriſche Deviſe: Deo duce milites triumphant. Trotz ſeines vom Zaune gebrochenen Krieges mit dem Volke der Dithmarſen hießen ihn ſeine Zeitgenoſſen den Friedliebenden.

Aber mehr als den Frieden liebte er den Unterrock. In dieſem Punkte dachte er ganz wie ſein Zeitgenoſſe, König Franz I. von Frankreich, welcher der Anſicht war, daß ein Hof ohne Frauen ein Sommer ohne Roſen ſei.

Friedrich's letzte Roſe war eine Flensburgerin.

Kurz vor ſeinem Tode wurde er von Franz I. von Frankreich zum Ritter des Sanct-Michaels-Ordens ernannt. Dieſer Orden, der damals noch in großem Anſehen ſtand, ſank ſpäter, namentlich unter Heinrich III., ſo tief, daß er den Spottnamen Collier à toutes les bêtes bekam.

Ein Anhänger der Reformation, entfernte Friedrich aus dem Elephanten-Orden*) das Kreuz und das Bildniß der Jungfrau Maria und ſetzte an deſſen Stelle ſein eigenes hinein.

---

*) Ueber den Urſprung dieſes Ordens ſind die Gelehrten nicht einig. Die Einen leiten ihn von Knud IV. Waldemarſon ab, der dieſen Orden 1178 zu Roeskilde geſtiftet haben ſoll. Andere machen König Chriſtian I. zum Gründer deſſelben. Zur Zeit des Letztgenannten bildeten die Ritter des Elephantenordens eine geiſtliche Brüderſchaft. Damals hieß er auch „Marienorden," weil an der Kette das

Von den Münzen, die er ſchlagen ließ, kennt man drei verſchiedene Gepräge. Auf den ältern ließ man: Fridericus Dei gratia Slesvicensis et Holsatiae dux (damals war er noch nicht König); auf den ſpätern ſteht: Fridericus et Sophia, Rex et Regina Daniae. Außer dieſen Silberthalern ließ er zu Ripen auch Goldmünzen ſchlagen. Auf Letztern iſt der Name ſeiner Gemahlin weggelaſſen; die Inſchrift lautet: Fridericus Rex Daci. Norw.

Zu Friedrich's Zeit gab es ſieben Münzſtädte: Kopenhagen auf Seeland, Nyberg auf Fünen, Aalberg in Jütland, Noesby in Bleckingen, Opslo und Bergen in Norwegen und Wisby auf Gothland. In letztgenannter Stadt hatte, wie wir ſchon früher erzählt, Sören Norby Münzen mit ſeinem eigenen Namen prägen laſſen.

Unter den Männern, die während Friedrich's Regierung das Staatsruder gelenkt hatten, nahmen Detlev Reventlow, der däniſche, und Wolfgang Uttenhofer, der ſchleswig-holſteiniſche Kanzler, die erſten Stellen ein. Nicht minder einflußreich war der

---

Bild der Mutter Gottes hing. Erſt Chriſtian V. gab dem Orden ſeine gegenwärtige Geſtalt. Vergl. Valentin Ernſt Löſcher, De ordine elephantino, Witteb. 1694. 4. Jens Hertzholm Breviarium equestre, s. de equestri ordine Elephantino tractatus, herausgeg. von Janus Bircherod, Hafn. 1704. Fol. Frederik Münter, Undersøgelser om de Danske Ridderordeners Oprindelse, Kjøbnh. 1822. 8. und Friedrich Berlien, Der Elephanten-Orden und ſeine Ritter, Kopenh. 1846. 8. Letzteres iſt nicht in den Buchhandel gekommen.

geiſtliche Reichsrath Claus Giordſen, der Reichshofmeiſter Mogens Gjöe und der Reichsmarſchall Tycho Krabbe.

Von ſeinen Feldherren verdient vor allen Andern der tapfere Johann Rantzau und Reinhold Hedenſtrup erwähnt zu werden.

Zu Friedrich's Zeit war die Flotte, wie es ſcheint, noch keine ſtehende und beſtändig ausgerüſtete. In Kriegszeiten mußte jeder Biſchof ein vollbemanntes Schiff zur Verfügung des Königs ſtellen. Auch die Handelsſtädte waren verpflichtet, ihr Contingent zu liefern. Von den eilf Städten: Kopenhagen, Malmöe, Landskron, Whä, Warberg, Odenſe, Svendborg, Aſſens, Aarhuus, Randers und Ripen, mußte jede ein Schiff mit achtzig Mann Soldaten; von den vier Städten: Näſtved, Slagelſe, Stege und Naskov, jede ein Schiff mit ſechzig Mann ausrüſten, was zuſammen fünfzehn Schiffe mit 1120 Mann Soldaten (Bootsmänner und Matroſen ungerechnet) ausmacht. Jedem dieſer Schiffe mußte ein Bürgermeiſter und Rathsmann der Stadt, die es ausgerüſtet, beigegeben werden. — Wie groß die Anzahl der Schiffe geweſen, welche die Geiſtlichkeit zu ſtellen verpflichtet war, iſt nirgends angegeben. — Die kleinen Städte auf Jütland, Fünen, Langeland, Schonen und Falſter hatten blos Mannſchaft und Proviant beizuſteuern.

Von den Gelehrten, die unter König Friedrich gelebt, nennen wir den Biſchof Lago Urne von Roeskilde, der am 26. April 1529 ſtarb. Mäcen der vaterländiſchen Geſchichte, erneuerte er auf eigene

Koſten die Grabmäler des Erzbiſchofs **Abſalon** und des berühmten Geſchichtſchreibers **Saxo Grammaticus**, deſſen Chronik, unter Lerne's Auſpizien, der gelehrte Pſalmenüberſetzer **Chriſtian Peterſen** 1513 in Paris erſcheinen ließ.

Die eigentlichen Wiſſenſchaften lagen aber noch in den Windeln. Den königlichen Leibarzt, Doctor **Mathäus Labeo**, ausgenommen, gab es damals wenig oder gar keine Aerzte in Dänemark; noch größer war der Mangel an Apothekern, woher es kam, daß König **Friedrich** auf dem Herrentage zu Odenſe (1526) die Reichsräthe auffordern ließ, Aerzte und Apotheker zu verſchreiben und Erſtern ein feſtes Staatsgehalt auszuſetzen. Männliche Geburtshelfer gehörten damals zu den Seltenheiten. *)

Von **Friedrichs** acht Kindern wurde **Chriſtian** ſein Nachfolger. Von ſeinen Kindern aus zweiter Ehe wurde **Johann** (geb. 1521) in ſeinem dreizehnten Jahre Herzog von Schleswig und Holſtein. Er ſtarb am 20. October 1580 zu Hadersleben.

**Eliſabeth** (geb. am 14. October 1524) vermählte ſich am 26. Auguſt 1543 mit dem Herzoge **Magnus** von Mecklenburg und, nach deſſen Tode, am 16. Februar 1556 mit **Ulrich**, Herzog von Mecklenburg. Sie ſtarb 1586 an ihrem Geburtstage.

---

*) In Hamburg wurde 1522 einer der geſchickteſten Aerzte ſeiner Zeit, Dr. **Veit**, blos darum verbrannt, weil er — was durch kirchliche Geſetze ausdrücklich bei Todesſtrafe verboten war — bei einer Frau in Kindesnöthen die Dienſte einer Hebamme verrichtet hatte.

Adolf wurde Stammvater der Schleswig-Gottorpſchen Linie.

Anna ſtarb 1535 an der Peſt zu Flensburg.

Dorothea (geb. 1528) vermählte ſich 1553 mit dem Herzog Chriſtoph von Mecklenburg und ſtarb am 11. November 1575.

Friedrich endlich (geb. 1529) wurde 1554 Biſchof von Schleswig und Hildesheim und ſtarb am 27. October 1556 zu Kiel.

Die Mutter der letztgenannten ſechs Kinder Friedrichs, Sophia von Pommern, welche Ploen zu ihrem Witwenſitz erhielt, überlebte ihren Gemahl fünfunddreißig Jahre. Sie ſtarb am 13. Mai 1568 zu Kiel und ward an der Seite ihres Mannes in der Domkirche zu Schleswig beerdigt.

# Drittes Buch.

## Christian III.

(1503 — 1533 — 1559.)

## Zwölftes Kapitel.

Chriſtian's III. Jugendjahre. — Sein Aufenthalt in Berlin. — Seine Vermählung. — [illegible]. — Die Grafenfehde. — Chriſtoph von Oldenburg. — Marx Meier und Jürgen Wullenweber. — Belagerung von Kopenhagen.

**Chriſtian III.** (der erſtgeborene Sohn **Friedrich's I.** und **Anna's** von Brandenburg) wurde am 12. Auguſt 1503 zu Gottorp geboren.

Sein Lehrer war **Wolfgang Uttenhofer**, den König **Friedrich** in ſpäterer Zeit zum ſchleswig-holſteiniſchen Kanzler erhob.

Auf den Wunſch ſeiner Mutter wurde Prinz **Chriſtian** zu ſeiner Ausbildung eine Zeitlang an den Hof ihres Bruders, des Churfürſten **Joachim** von Brandenburg, geſchickt.

Dort ſoll er ſich durch ſeine Ausgelaſſenheit und, wie faſt alle Nachkommen der oldenburger Race, durch ſeinen Hang zum weiblichen Geſchlechte hervorgethan und den Ruf eines unermüdlichen Frauenjägers zurückgelaſſen haben.

Im Jahre 1520 erhielt Prinz Chriſtian in der Perſon des von weiten Reiſen heimgekehrten Feldherrn Johann Rantzau einen Hofmeiſter, der ſeinen Zögling ſchon im folgenden Jahre nach Worms begleitete, wo Kaiſer Carl V. ſeinen erſten Reichstag hielt, auf welchem Martin Luther erſchien.

Als, drei Jahre ſpäter, ſein Vater die ihm von den Ständen Jütlands angetragene Krone annahm, wurde er von dieſem nach Hamburg geſchickt, um von den Hanſeſtädten Hilfe gegen Chriſtian II. zu verlangen.

Nach der 1524 erfolgten Krönung ſeines Vaters wurde Prinz Chriſtian zum Statthalter der Fürſtenthümer eingeſetzt.

Er ſchlug ſeine Reſidenz in Hadersleben auf und vermählte ſich im folgenden Jahre mit Dorothea, Tochter des Herzogs Magnus von Sachſen-Lauenburg, die, geboren 1511, damals vierzehn Jahre alt war. Man ſieht, daß die Prinzeſſinnen jener Tage nicht ſo lange ſitzen blieben, als in ſpäterer Zeit. Mit vierzehn Jahren ſuchte man ſie unter die Haube zu bringen, um ſie frühzeitig los zu werden.

Das Beilager wurde zu Lauenburg abgehalten. Ihre Mitgift betrug nicht mehr als fünfzehntauſend Gulden, eine Summe, die heutzutage die Töchter des allerletzten unſerer Krämer ihren Männern mitzubringen pflegen.

Nach dem Tode ſeines Vaters gerieth Dänemark in neue Wirren, da über die Wahl eines Nachfolgers noch kein Beſchluß gefaßt war. Der verwirrte Zuſtand des Reiches wurde, wie Pontanus*) berichtet, durch zwei Kometen angezeigt, von denen ſich der eine kurz vor Friedrich's Tode, der andere bald nach deſſen Ableben ſehen ließ.

Erſt nachdem Friedrich geſtorben war, ſchritt der am 24. Juni 1533 zuſammengetretene Reichstag zu einer neuen Königswahl.

Auf dieſem Reichstage erſchienen von Seiten des Herzogs Chriſtian zwei Abgeſandte, Melchior Rantzau und Wolf Pogwiſch, um die Stände zu bewegen, Jenen zu wählen.

Während die Biſchöfe geneigt ſchienen, Chriſtian's jüngeren Bruder Johann zu wählen, drangen die weltlichen Stände darauf, Chriſtian auf den Thron zu bringen.

Jene erklärten, Chriſtian habe in ſeiner Jugend ein höchſt unordentliches Leben geführt; auch ſei er als Fremder anzuſehen, weil er, außerhalb des Reiches erzogen, nur Deutſch verſtehe und ſchon aus dieſem Grunde nicht als Däne zu betrachten ſei.

Der geheime Grund ihrer Abneigung lag aber einzig und allein darin, daß Chriſtian als treuer Anhänger der Reformation ein Dorn im Auge der Geiſtlichkeit war.

---

*) Johann Iſaac Pontanus, däniſcher Arzt und Geſchichtsſchreiber (1571 — 1639), ſchrieb u. A. Vita Christiani III, herausgegeben von Jacob Hübner, Hannover 1729. 4.

Da die Stände sich nicht zu einigen vermochten, ward die neue Königswahl bis zum Johannistage des folgenden Jahres (1534) hinausgeschoben.

Während dieses Interims beschlossen die Bischöfe, an deren Spitze Jakob Roennow stand, den damals erst achtjährigen Herzog Johann zum Könige zu erwählen und diesen im katholischen Glauben erziehen zu lassen durch Oluf Rosenkranz, den sie ihm zum Hofmeister gaben, und durch Peter Svave, der sein Lehrer ward.

Außerdem benutzten die Bischöfe dies Interregnum, um ihren Unmuth an dem ersten Verbreiter der neuen Lehre, an Magister Hans Tausen, abzukühlen. Er wurde aus Seeland verwiesen und vom Bischof Roennow erst dann wieder in Gnaden aufgenommen, nachdem Tausen schriftlich versprochen hatte, sich in seinen Predigten jeder Schmähung der römisch-katholischen Geistlichkeit zu enthalten.

In die Zeit dieses Interims fällt auch die sogenannte Grafenfehde, die ihren Namen von dem Urheber derselben, dem Grafen Christoph von Oldenburg, erhielt*).

Dieser Christoph — ein Enkel von Christians I. Bruder — war Canonicus in Cöln und hatte sich in der großen Schlacht bei Frankenhauſen*) und ſpäter im Kriege gegen den türkiſchen Halbmond als tüchtiger Feldherr bekannt gemacht.

---

*) Christoph (geb. 1504) war, durch seinen Großvater Gerhard von Oldenburg, ein Vetter des gefangenen Königs Christian.

Nach dieſem Kriege hatte er das Schwert bei Seite gelegt, ſich den Wiſſenſchaften hingegeben und den Ruf eines Alcibiades erworben, welcher Wein und Weiber liebte.

Dieſer Graf war ein Anhänger des auf Sonderburg gefangenen Königs Chriſtian's II. und ſoll von Letzterm, wie Hamelmann in ſeiner Oldenburger Chronik erzählt, ſchriftlich aufgefordert worden ſein, dieſe Fehde anzuſpinnen, um ihm die Pforten ſeines Kerkers zu öffnen und von Neuem den Weg zum Throne anzubahnen.

Die Verbündeten des Grafen Chriſtoph waren Ambroſius Bogbinder**) und Georg Mynter, Bürgermeiſter von Kopenhagen und von Malmöe, und zwei Bürger der Hanſeſtadt Lübeck, Marcus Meier und Jürgen Wullenweber.

Das Leben dieſer beiden Letztgenannten hat ſo viel Kühnes und Abenteuerliches, daß eine flüchtige Skizze hier wohl am rechten Platze iſt.

Marx oder Marcus Meier, urſprünglich Hufſchmidt in Hamburg, war, nachdem er bei ſeinem

---

*) In dieſer Schlacht (15. Mai 1525) war der kühne Held des Bauernkrieges, Thomas Münzer, der Uebermacht der Sachſen, Braunſchweiger und Heſſen erlegen.

*) Er iſt derſelbe Mann, der ſich 1531 in der Marienkirche zu Kopenhagen als Bilderſtürmer hervorgethan.

Handwerke viel Eiſen verklopft, aber wenig Seide geſponnen hatte, auf den Einfall gerathen, ſein Glück als Lanzknecht auf die Probe zu ſtellen.

Er ſchloß ſich dem Heere der Abenteurer an, mi welchem Chriſtian II. 1531 von Holland aus nach Norwegen zog und erwarb ſich durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit ſo viel Ruf, daß Lübeck den bewährten Kriegsgeſellen in ſeine Dienſte nahm.

„Meier", ſchreibt Barthold, „war eine hohe kräftige Geſtalt mit männlich ſchönen, einnehmenden Zügen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens und dabei ſo unbezwinglichen Muthes, daß er di verwegenſten Anſchläge auf ſich zu nehmen nicht verzagte. In Lübeck (fährt er fort) eröffnete ſich dem ſchönen Fremdling eine verheißliche Heimath. Eben hatten die proteſtantiſchen Stände dem Kaiſer Carl V für den Nürnberger Religionsfrieden machtvolle Hilfe gegen Sultan Soliman zugeſagt, der im Frühjahr (1532) mit einem ungeheuern Heere nach Ungarn aufgebrochen war. Lübeck warb achthundert auserleſen Lanzknechte und übertrug dem Fremdlinge die Hauptmannſchaft. Marcus Meier eilte dem kaiſerlichen Heere zu, deſſen Erſcheinen und Sebaſtian von Schertlins Heldenthat am 19. September 1532 den Sultan vermochten, aus Oeſterreichs Grenzen ſich eilig zurückzuziehen. Als darauf das Reichsheer auseinander ging, kehrte der Stadthauptmann Marcus Meier nach Lübeck heim und lenkte in ritterlichem Gefolge, mit vielen Pferden, in köſtlichen Kleidern die Aufmerkſamkeit des Haufens und die der Frauen auf ſich. Frauengunſt gehört immer dazu, das Glück eines Abenteurers zu vollenden. Die Lübecker Frauen, auch die vornehmſten, erwieſen ſich dem jungen Kriegsmanne hold und vermehrten ſein Selbſtgefühl. — Im October 1532 war Herr Gottſchalk Lunte, Lübecks demokratiſcher Bürgermeiſter geſtorben, und ſeine Wittwe entſchloß ſich, unſerm Helden ihre reiche Hand zu geben.“ —

Ein nicht minder kühner und beredter Mann war Jürgen Wullenweber, der durch Meier's Einfluß zum Rathsherrn und am 8. März 1533 an Lunte's Stelle zur Bürgermeiſterwürde emporſtieg.

Dieſer ehrgeizige Tribun, der ſich mit dem Plane trug, Lübecks alten Ruhm herzuſtellen und das Haupt der Hanſa zur Geſetzgeberin des ganzen Nordens zu erheben, wußte, im Vereine mit Marcus Meier, durch die Macht ſeiner Beredtſamkeit es durchzuſetzen, daß Lübeck ſich dem Grafen Chriſtoph anſchloß und unter dem Vorwande, daß Dänemark unter Friedrich den holländiſchen Schiffen die Fahrt durch den Oereſund zuerſt unterſagt, ſpäter aber wieder erlaubt habe, dieſem Reiche den Krieg zu erklären.

Lübeck rüſtet eine Flotte von vierundzwanzig Schiffen, die, unter dem Oberbefehle Marcus Meier's, den Befehl erhält, die holländiſchen Schiffe, die den Sund paſſiren, anzugreifen und in den Grund zu bohren.

Aber Meier und ſeine Flotte wird durch den Sturm an die engliſche Küſte getrieben, und Erſterer am 15. Auguſt 1533, auf Befehl Heinrich's VIII., als Seeräuber feſtgenommen und nach London in den Tower abgeführt.

Der ehemalige Hufſchmidt, der aber nicht blos gewandter Admiral, ſondern auch ſchlauer Diplomat [illegible], weiß den König von England durch einen Vorſchlag, wie dieſer ganz Dänemark ſeinem Scepter unterwerfen könne, ſo raſch für ſich einzunehmen, daß Heinrich VIII. ihm die Freiheit giebt, ihn am 8. November 1533 zum Ritter ſchlägt und mit einem bedeutenden Jahrgehalt in ſeine geheimen Dienſte nimmt*). Ritter Meier kehrt mit prunkender Gnadenkette am 15. Januar 1534 nach Lübeck zurück.

Wullenweber aber, der gleichzeitig nach Kopenhagen geſchickt war, um dort gegen die Durchfahrt der holländiſchen Schiffe, weil ſie dem Lübecker Handel Abbruch thun, ein Verbot durchzuſetzen, hatte während ſeines zehnwöchentlichen Aufenthalts, weil ihm Jenes mißglückt war, die beiden Bürgermeiſter von Kopenhagen und Malmöe für ſeine Plane gewonnen und ſie bewegen, beim Herannahen der Lübecker Flotte mit ihr gemeinſchaftliche Sache zu machen, den Adel und alle Biſchöfe fortzujagen und den zu Sonderburg gefangenen König auf den Thron zu ſetzen. Wullenweber ſchickte, bald nach ſeiner Rückkehr aus Kopenhagen, eine Geſandtſchaft an den Grafen von

---

*) Es iſt zu verwundern, daß dieſes Factum von faſt allen Geſchichtsſchreibern Englands mit Stillſchweigen übergangen worden iſt.

Oldenburg, um dieſen zu bewegen, den Oberbefehl übernehmen.

Gleich darauf erläßt Graf **Chriſtoph** ein Manifeſt, worin er die Gefangenhaltung König **Chriſtian's** II. für eine allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen Hohn ſprechende Ungerechtigkeit erklärt und deſſen augenblickliche Befreiung und Einſetzung auf den Thron verlangt.

Gleichzeitig fällt er mit **Marcus Meier** in Holſtein ein, nimmt Eutin, Trittow und Ploen, belagert Segeberg, verwandelt es in einen Aſchenhaufen, kehrt dann nach Travemünde zurück und ſegelt mit einer Verſtärkung von viertauſend Mann nebſt Geſchütz, die ihm **Jürgen Wullenweber** zugeführt hat, nach Dänemark.

Beim Heranrücken der Lübiſchen Flotte bricht nun gleichzeitig in Malmöe und Kopenhagen ein von **Mynter** und **Bogbinder** längſt verabredeter und im Stillen genährter Aufſtand gegen die Anhänger **Chriſtian's** III. aus.

Graf **Chriſtoph** rückt mit ſeinem am 23. Juni 1534 unerwartet bei Skovshoved gelandeten Heere bis Roeskilde vor und läßt ihr die Wahl, in Brand geſteckt zu werden oder ihm im Namen König **Chriſtian's** II. den Eid der Treue zu leiſten. Man wählt natürlich das Letztere. Der Biſchof **Roennow**, der ſich während dieſer Ueberrumpelung in Kopenhagen aufhält, wird ab- und der alte Unruhſtifter **Guſtav Trolle** zu deſſen Nachfolger eingeſetzt.

Von Kiöge aus ſchickt Graf Chriſtoph eini Abgeordnete nach Kopenhagen mit der Aufforderun ſich dem Könige Chriſtian II. zu unterwerfen.

Der paniſche Schreck, der ſich der ganzen B völkerung bemächtigt, öffnet ihm ohne Schwertſtrei die Thore der Hauptſtadt.

Am 26. Juli hält Graf Chriſtoph ſeinen Ei zug und beruft die Stände nach Ringſtedt. Bürger u Bauern leiſten dem gefangenen Könige den Eid d Treue. der Adel aber iſt ausgeblieben.

Nach der Uebergabe der Hauptſtadt unterwir ſich auch Malmöe. Auf Georg M nter's Antri wird die Beſatzung des Reichsrathe von den Bürger aus der Stadt und aus dem Schloß gejagt.

Beim Herannahen der Lübiſchen Flotte unterwir ſich eine Provinz nach der andern: zuerſt Schonen dann Laland. Falſter und Langeland.

Selbſt der Adel muß „dem Drange der Umſtänd nachgebend“ Chriſtian II. von Neuem anerkennen

Die aufgebrachten Bauern überfallen die Hö und Burgen des Adels und rächen ihre vieljährig Unterdrückung durch Mord und Brand.

„In jenen Tagen, berichtet Hvitfeldt, war e nicht gut, adelig zu ſein. Ueberall hörte man di Drohung: Man ſollte die Wölfe todtſchlagen, dami ſie keine junge Brut erzeugen. Viele Edelfrauen un Fräulein mußten ſich als Bäuerinnen verkleiden, um durch die Flucht ihr Leben zu retten.“

Jütland iſt die einzige Provinz, die, eine geſchworene Feindin des abgeſetzten Königs, dem ſiegreichen

Verdringen des Grafen Chriſtoph Widerſtand leiſtet und, von der Gefahr gedrängt, den Beſchluß faßt, den Herzog Chriſtian zum König auszurufen, worauf ihm zu Horſens gehuldigt wird.

Chriſtian III. erſcheint jetzt mit ſeinem ganzen Heere vor Travemünde, erobert es und rückt ſiegreich bis Lübeck vor.

Graf Chriſtoph, verlaſſen von der Flotte, die mit Marcus Meier und Jürgen Wullenweber zum Schutze des belagerten Lübecks zurückgeeilt iſt, verliert den Muth, knüpft mit Herzog Chriſtian Unterhandlungen an und trifft mit ihm in Colding zuſammen.

Chriſtian bietet dem Grafen hunderttauſend Gulden, wenn er Dänemark gutwillig verlaſſen und ſeine Anſprüche auf Wiedereinſetzung des Gefangenen auf Sonderburg ein für allemal aufgeben will. Der Graf dagegen verlangt, daß Chriſtian II. ſofort in Freiheit geſetzt, Seeland, Schonen, Fünen und Norwegen, der Herzog dagegen Jütland und die Fürſtenthümer erhalten ſoll. Die Unterhandlung zerſchlägt ſich. Der Graf kehrt nach Kopenhagen zurück und verlangt zur Fortſetzung des Krieges von den Ständen neue Geldopfer, die dieſe ihm verweigern.

Ein Feldherr ohne Geld iſt ein Jupiter ohne Blitz. Bald fühlt dies auch Graf Chriſtoph, deſſen Glücksſtern nach kurzem Glanze zu erbleichen beginnt.

Herzog Chriſtian, der unterdeſſen ein Bündniß mit König Guſtav von Schweden abgeſchloſſen hat, wird nun auch von Fünen anerkannt.

Der Graf von Oldenburg, der am 14. Janu 1535 dem vereinten Heere der Schweden und Dän eine Schlacht bei Helſingborg liefert, wird geſchlagen und **Marcus Meier**, der ihm von Lübeck a zur Hilfe geeilt war, gefangen genommen.

Schweden und Dänemark hadern um den Be des gefangenen Admirals von Lübeck. **Meier**, we cher erklärt, „lieber ſterben als in ſchwediſche Hän fallen zu wollen," wird bis auf Weiteres nach Wa bergſchloß abgeführt.

Lübeck wählt nun, unzufrieden mit den Erfolg **Chriſtophs**, Herzog **Albrecht VIII.** von Mec lenburg zum Oberbefehlshaber, wodurch zwiſchen Dieſe und dem Grafen eine Eiferſucht entſteht, die **Chri ſtian III.** gut zu Statten kommt.

Letzterer ſchickt ein Heer nach Fünen. Eine ha Stunde ſüdöſtlich von Aſſens**), am ſogenannte Ochſenberge, kommt es am 14. Juni 1535 zwiſch den königlichen Truppen, befehligt vom tapfern Dänen Feldmarſchall **Johann Rantzau**, und dem feindli chen Heere, unter dem Oberbefehle der Grafen von **Hoj** und von **Tecklenburg**, zu einer neuen Schlach

---

*) Auf Helſingborg befehligte **Tyge Krabbe**, eine der treueſten Anhänger des Grafen von Oldenburg, der die ſen zur Zuſammenkunft mit **Chriſtian III.** nach Golding begleitet hatte.

**) Aſſens iſt ein Städtchen, das am kleinen Belte i einer hügeligen Gegend liegt, die von den Bewohnern „füni ſche Alpen" genannt wird.

in welcher, außer den beiden letztgenannten Feldherren, auch der Erzbiſchof von Upſala, Guſtav Trolle*) bleibt.

Der von Rantzau davongetragene Sieg ermuthigt die Bevölkerung Seelands, von dem Grafen Chriſtoph abzufallen. Chriſtian III., der unterdeſſen weiter vorgerückt iſt, belagert mit ſeinem Heere die Hauptſtadt des Reichs.

---

*) Holberg nennt ihn den Urheber aller Unruhen, womit die nordiſchen Reiche ſeit mehr als dreißig Jahren heimgeſucht worden waren.

# Dreizehntes Kapitel.

Pfalzgraf Friedrich als däniſcher Kronprätendent. — Seine Vergangenheit. — Seine Vermählung. — Er kommt zu ſpät. — Belagerung von Kopenhagen. — Uebergabe der Stadt. — Ende der Grafenfehde. — Hinrichtung Meiers und Wullenwebers. — Reichstag zu Kopenhagen. — Einführung der Reformation. — Die Krönung des Königs

Während der Belagerung Kopenhagens hatte ſich ein neuer Kronprätendent in der Perſon des Pfalzgrafen Friedrich gemeldet.

Keiner von allen Geſchichtsſchreibern hat dieſen Fürſten beſſer gezeichnet als Barthold in ſeiner „Geſchichte Wullenwebers“. Wir laſſen hier einen Auszug folgen:

„Pfalzgraf Friedrich*), erzogen am fröhlichen Hofe des Erzherzogs Philipp's, nachmaligen Königs von Spanien, hatte von der Natur alle Gaben empfangen, der fürſtlichſte Ritter ſeiner Zeit zu werden, blieb aber bis zur ſpäten Uebernahme der Churwürde ein

---

*) Geb. am 9. December 1483 gelangte er erſt im Jahre 1544 zur Churwürde.

Spielball des Glücks und ein irrender Ritter. — Als jüngerer Prinz ſeine Hoffnung auf das Kaiſerhaus ſetzend, hatte er den König Philipp als Vertrauter dun Theilnehmer jugendlicher Thorheiten nach Spanien begleitet und nach dem Tode des ſchönen Gemahls der Infantin Johanna von Caſtilien ſich dem jungen Carl von Gent angeſchloſſen, an deſſen Hofe er durch Ritterlichkeit, feine Sitten, Liebe zu den ſchönen Künſten, zumal der Muſik, in ſo hohem Grade Aller Aufmerkſamkeit erregte, daß er nach der Erzherzogin Leonore kühn emporzublicken wagte. Schon war ihm das Herz der ſchönen, lebensfrohen Prinzeſſin zugänglich geworden, als ihre durch Staatsrückſichten herbeigeführte Vermählung mit dem alten Könige von Portugal den jugendlichen Traum des Pfalzgrafen zerſtörte. Selbſt nach dieſer Täuſchung ein eifriger, wiewohl wenig belohnter Diener des jungen Kaiſers, hatte Friedrich an der Spitze des Reichsregiments geſtanden und das Reichsheer gegen die Türken befehligt; aber alle lockenden Heirathspläne waren, ungeachtet ſeiner äußern Empfehlung und trotz ſeiner unermüdlichen Betriebſamkeit, immer neckend umgeſchlagen. Jetzt über fünfzig Jahre alt und einer ſtoiſchen Anſicht des Lebens zugewandt, nachdem er vergeblich um die Erzherzogin Leonore, um eine Tochter Don Fernando's, um die Königin-Witwe Maria von Ungarn, um die Markgräfin von Montferrat, um eine engliſche Prinzeſſin und viele andere Fürſtentöchter geworben, verleitete die Beredtſamkeit des Kaiſers den unglücklichen Freier nach langem Sträuben ſich noch einmal in die undankbarſte Heiraths- und Kronbewerbung einzulaſſen. Im Juli 1534 ſchickte er Geſandte, unter ihnen ſeinen Rath und Tröſter, Schickſalsgefährten und endlich Biographen, Hubert Thomas „von Lüttich, mit kaiſerlich-königlichen Empfehlungsbriefen zum Wahltage nach Kopenhagen dieſe aber kehrten mit der Kunde von Chriſtian' Huldigung in die Pfalz zurück.“ —

Deſſenungeachtet drang Kaiſer Carl in de Pfalzgrafen, ſich eiligſt um die Hand der Prinzeſſi Dorothea, Tochter Chriſtian's II., zu bewerbe und ſich durch dieſe Heirath ein Anrecht auf die Thronfolge in Dänemark zu ſichern.

Dorothea war damals erſt fünfzehn Jahre alt ihr pfalzgräflicher Freier aber ſchon über die Fünfzig hinaus. Deſſenungeachtet bekam Friedrich — Dorothea war arm, kränklich und unſchön — diesmal keinen Korb. Am 15. Mai 1535 fand i Brüſſel die Vermählung ſtatt und gleich darauf ſchickt Kaiſer Carl zwei Geſandte, Johann Grafen vo Montfort und Wilhelm von Renneberg, a den Churfürſten von Sachſen und an den Landgrafe in Caſſel mit dem Auftrage ab, beiden Fürſten zu eröffnen, daß er entſchloſſen ſei, die Anſprüche des Pfalzgrafen Friedrich auf Dänemark mit aller Mach unterſtützen zu wollen.

Die Folge aber lehrte, daß es eben nur bei de Drohung blieb. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren nach dieſem Intermezzo zu der Belagerung von Kopenhagen zurück.

Chriſtian III. lag ſeit dem 24. Juli mit neun Fahnen Reiterei und vierundzwanzig Fahnen Fußvolk vor der Hauptſtadt, die ſich noch in der Gewalt ſeines Gegners, des Grafen Chriſtoph von Oldenburg, befand.

Kurz zuvor hatte Peter Skram, wegen ſeiner Tollkühnheit „Dänemarks Wagehals" genannt, mit wenig Schiffen die Lübiſche Flotte bei Bornholm geſchlagen, den Belt geſäubert, die abgefallenen Inſeln gebrandſchatzt, Tranekier und Korſör auf Seeland eingenommen und am 18. Juli mit ſeinen Schiffen vor Kopenhagen Poſto gefaßt.

Während der Belagerung entwickelte Graf Chriſtoph eine Energie, welche begeiſternden Einfluß auf die gedrückte Stimmung der Hauptſtadt ausübte. Derſelbe Lebemann, der ſeine Stunden ſonſt zwiſchen Wein und Weibern zu theilen gewohnt war, theilte jetzt frohen Muthes alle Entbehrungen. Mit 2000 Mann Fußvolk und 350 Reitern vertheidigte er ſich gegen die Uebermacht des Feindes, der Kopenhagen von der Land- und Seeſeite einſchloß. Von den Bürgern unterſtützt ermüdete er das Heer der Belagerer durch wiederholte Ausfälle und ermuthigte die Belagerten, ſich bis auf den letzten Mann gegen „den Tyrannen von Holſtein und deſſen rachedürſtigen Adel" zu vertheidigen. Dies Alles geſchah im Namen des gefangenen Königs, dem zu Ehren er Münzen mit deſſen Bilde prägen ließ*). Deſſenungeachtet ſoll er ſelbſt ſich mit Königsgedanken getragen, einen ſeiner Vertrauten nach den Niederlanden abgeſendet und ſich bei der Statthalterin **Maria** um die Hand der zweiten Tochter des gefangenen Königs**) beworben haben. Die Statthalterin aber, die eine Anhängerin des Pfalzgrafen **Friedrich** war, ſchlug ihm **Chriſtinen's** Hand und die gleichzeitig nachgeſuchte Hilfe ab.

Nach 370 Tagen tapfern Widerſtands hatte die Noth der Belagerten eine ſo furchtbare Höhe erreicht, daß Herzog **Albrecht** von Mecklenburg und Graf **Chriſtoph** ſich gezwungen ſahen, am 29. Juli 1535 Kopenhagen auf Gnade und Ungnade dem Könige **Chriſtian** III. zu übergeben.

Graf **Chriſtoph**, der allen Muth verloren hatte, mußte, um ſein Leben zu retten, einen Fußfall thun, die Gnade des Königs anflehen und gleich darauf die Stadt verlaſſen***).

Die Anhänger des Grafen nahmen ein trauriges

---

*) Dieſe Münzen trugen die Umſchrift: Manus Dei eruet me impii corvis anno 1535.

**) **Chriſtine** war ein Jahr nach ihrer Vermählung, durch den am 24. October 1535 erfolgten Tod ihres Gemahls, des Herzogs **Franz Sforza** von Mailand, Wittwe geworden.

***) Graf **Chriſtoph** ſcheint ſich dieſen Schimpf nicht ſehr zu Herzen genommen zu haben, denn er ſtarb hochbejahrt am 4. Auguſt 1566, geprieſen von den Gelehrten, deren Gönner er geweſen war.

Ende. Marcus Meier, der als Gefangener auf Warberg geſeſſen und ſich durch eine Kriegsliſt zum Herrn der Feſte gemacht, ward, nachdem er ſich ſechszehn Monate darin behauptet hatte, noch einmal gefangen genommen, zuerſt gefoltert und dann nach Helſingör abgeführt, wo der däniſche Reichsrath Truid Ulfſtand ihn am 16. Juni 1536 viertheilen und die Stücke auf vier Räder legen ließ. Auch Meier's Bruder, Gert, wurde enthauptet*).

Jürgen Wullenweber, der bald nach ſeiner Rückkehr aus Dänemark durch die katholiſch geſinnte Partei geſtürzt worden war, wurde auf ſeiner Reiſe durch Verden vom Erzbiſchof von Bremen angehalten, an Herzog Heinrich von Braunſchweig ausgeliefert, von ſeinen Feinden in Anklageſtand geſetzt, auf die Folter geſpannt und ſo furchtbar gepeinigt, daß er alle Fragen, welche die Argliſt ſeiner Gegner ihm vorlegte, mit Ja beantwortete. Er ward beſchuldigt, Tauſende vom gemeinen Gute an ſich gebracht zu haben und mit dem Plane umgegangen zu ſein, ſeinen Nachfolger Nicolaus Brombſen und deſſen Anhang ermorden zu laſſen und in Lübeck ein Wiedertäuferreich zu ſtiften.

Nach langen Kerkerqualen**) wurde Wullenweber am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel, im Beiſein der Abgeordneten von Lübeck, geviertheilt und ſein Leichnam auf vier Räder gelegt.

---

*) Marx Meier's Wittwe in Lübeck wollte, als noch deſſen Gebeine auf dem Rade lagen, zu einer vierten Ehe ſchreiten, ward aber von ihren Brüdern eingeſperrt und ſtarb im Wahnſinn

**) In die Wand ſeines Kerkers zu Wolfenbüttel grub er, als Zeugniß ſeiner Unſchuld, folgende Verſe ein:

Berthold, der die Geſchichte dieſes Volkstribunen geſchrieben hat, ſagt u. A.:

„So ſtarb, 44 Jahre alt, unbeweibt, den Tod des gemeinſten Verbrechers, Jürgen Wullenweber, der größte und kühnſte Staatsmann, den das Abendroth des freien deutſchen Bürgerthums hervorgebracht hat. Es gereicht dem denkenden und fühlenden Beobachter zu tiefer Trauer, daß Jürgen's Zeitgenoſſen — Geiſtliche, Bürger, Richter und Geſchichtsſchreiber — den harſinnigſten Fluch der Verdammniß auf ihn ſchleuderten und ſeinen Namen nur mit Verwünſchung nannten, bis auf den unſcheinbaren Chronikenſchreiber Hans Regkmann, der, wie verſtohlen, dem Urtheilsſpruche die Randgloſſe beifügt: „das hat er nicht verdient“, und die Worte des Kanzlers von Celle,[1] welcher beim Weine verlautete: „Wullenweber ſei als Märtyrer des Evangeliums geſtorben“. Das Alterthum würde dieſem Märtyrer Bildſäulen und Ehrengedächtniſſe errichtet haben: die moderne chriſtliche Zeit, ſeine Deutſchen,

---

„Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals geweſ't, will's auch nimmer befunden werden.
O Herr Jeſu Chriſt, der du biſt der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wolleſt Zeugniß von der Wahrheit geben!“

brandmarken das Andenken des Gemordeten mit Schmach und Schande!“*)

Der Bürgermeiſter Ambroſius Bogbinder gab ſich bald nach der Uebergabe der Stadt freiwillig den Tod. Am andern Morgen fand man ihn vergiftet.

Chriſtian III., der nach der Einnahme Kopenhagens Herr von ganz Dänemark war, berief die weltlichen Stände zu einer geheimen Zuſammenkunft am 12. Auguſt 1536 und machte ihnen den Vorſchlag: „die Biſchöfe künftighin von aller Theilnahme an der weltlichen Regierung auszuſchließen und die biſchöflichen Güter zu Gunſten der Krone einzuziehen.“ Die weltlichen Räthe gaben dazu ihre Einwilligung. Zur Ausführung dieſes Planes ward ein Befehl erlaſſen, ſämmtliche Biſchöfe des ganzen Reichs an Einem Tage gefangennehmen zu laſſen.

Und Solches geſchah am 20. Auguſt.

Nach ihrer Gefangennehmung bot ihnen Chriſtian III. Freiheit und anſtändigen Unterhalt an, wenn ſie bei Ehre, Leben und Gut ſich verpflichten wollten, den Befehlen des Königs in allen Punkten Folge zu leiſten und keine Unruhen anzuzetteln.

Alle Biſchöfe, bis auf Roennow, gelobten dies und wurden ſogleich in Freiheit geſetzt. Roennow dagegen ward bis zu ſeinem Tode im Gefängniß gehalten *). Knud Gyldenſtjerne, Biſchof von Odenſe, und der alte, würdige Ove Bilde, Biſchof von Aarhuus, traten bald darauf freiwillig zur proteſtantiſchen Kirche über.

---

*) Vergl. F. W. Barthold, Jürgen Wullenweber oder die Bürgermeiſterfehde, Leipzig 1834. 12. und G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die Politik Europa's, Leipzig 1855—56. 3 Bde. 8.

Am 15. October 1536 kam in Kopenhagen der Reichstag zuſammen, der auf Antrag des Königs den feierlichen Beſchluß faßte: in ganz Dänemark die evangeliſche Lehre einzuführen, die biſchöfliche Würde abzuſchaffen und die Kirche durch Superintendenten, ohne Einmiſchung in weltliche Gerichtsbarkeit, verwalten zu laſſen.

Die Güter der Biſchöfe wurden zu Gunſten der Krone eingezogen, „um durch ſie die Abgaben der Unterthanen zu erleichtern und die Schulden des Reiches zu bezahlen.“ —

Gerade ein Jahr nach jener geheimen Zuſammenkunft, am 12. Auguſt 1537, ward König Chriſtian und deſſen Gemahlin Dorothea in der Frauenkirche zu Kopenhagen feierlich durch Johannes Bugenhagen gekrönt.

---

*) Joachim Roennow ſtarb 1544. Vergl. W. H. Rothe, J. Roennovius, electus Roeskildensis, Hafn. 1802. 8. und H. Knudſen, J. Roennow, udvalgt Biskop til Roeskilde, Kjøbnh. 1840. 8.

## Vierzehntes Kapitel.

Die ſieben erſten evangeliſchen Biſchöfe. — Einſetzung der Stiftslehensmänner. — Einführung der neuen Kirchenordnung. — Reformation der Univerſität. — Ihr erſter Kanzler und ihr erſter Rector. — Wiedergeburt der däniſchen Sprache. — Die Staatsmänner jener Zeit.

Luther's Freund und Mitarbeiter, Dr. Johannes Bugenhagen, welchen Chriſtian III. von Wittenberg nach Dänemark berufen hatte, um das Kirchenweſen zu ordnen, weihte am 2. September 1537 die erſten ſieben vom Könige gewählten Superintendenten.

Die Wahl des Königs war auf Folgende gefallen:

1) Superintendent von Lund: Franz Vormerd oder Vermund, geboren zu Amſterdam, hatte eine Zeitlang als Carmelit in Helſingör gelebt und war dann Lector der Theologie zu Malmöe. Er überſetzte die Pſalmen Davids ins Däniſche und ſtarb 1550.

2) Superintendent von Seeland: Peter Palladius, geboren 1502 zu Riven. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Wittenberg war er Profeſſor der Theologie in Kopenhagen. 1555 wurde er auf der Kanzel vom Schlage gerührt und ſtarb am 3. Januar 1560.

3) Superintendent von Odenſe. Jürgen Sadolin, der treue Mitkämpfer Hans Tauſen's.

4) Superintendent von Wiborg: Jakob Skoning oder Schöning.

5) Superintendent von Aalborg: Peter Thomeſen.

6) Superintendent von Aarhuus: Matthias Stade oder Schade und

7) Superintendent von Ripen: Johann Wandal, von Geburt ein Deutſcher, der keine Sylbe Däniſch verſtand, weßhalb er ſich genöthigt ſah, auf ſeinen Viſitationsreiſen einen Dolmetſcher mitzuführen.

Das Auffallendſte bei dieſer Wahl war, daß der eigentliche Urheber der däniſchen Reformation, der verdienſtvolle Magiſter Hans Tauſen, übergangen wurde. Erſt nach Wandal's Tode wählte ihn die Geiſtlichkeit zum Superintendenten von Ripen.

Dieſe Superintendenten nannten ſich gleich darauf, weil dies ihrem Ohre beſſer klang, evangeliſche Biſchöfe.

Der Biſchofsſitz von Roeskilde wurde nach Kopenhagen und jener von Börglum nach Aalburg verlegt.

Jedem dieſer ſieben Biſchöfe wurde ein Stiftslehnsmann zur Verwaltung der weltlichen Geſchäfte beigegeben. Dieſe Stiftsmänner führten die Aufſicht über die Kirchen, Schulen und Hoſpitäler.

Nachdem die neue Kirchenordnung ins Leben getreten war, ſchritt Bugenhagen zur Wiederaufrichzung der Univerſität, deren Wirkſamkeit während der bürgerlichen Unruhen gänzlich gehemmt worden war.

Im Jahre 1539 erhielt die Univerſität, in Folge des neuen Statuts, vierzehn Profeſſoren: einen Rechtslehrer, zwei Mediciner, drei Theologen und acht Profeſſoren der Philoſophie. Unter Letztern befand ſich auch ein Lehrer der Muſik, „denn, heißt es im Statute, durch Uebung in der Muſik werden die Studioſi um ſo mehr zu ihren übrigen Studiis aufgemuntert, item ſtiller, ſanftmüthiger und verträglicher.“

Vom Ertrage der zu Gunſten der Krone eingezogenen Kirchengüter wurden unter Anderm auch die Beſoldungen der Profeſſoren beſtritten.

Aber nicht blos die Univerſität, auch die andern Schulen wurden umgeſtaltet und weſentlich verbeſſert. Trotzdem blieb die lateiniſche Sprache noch immer das Alpha und Omega des Unterrichts.

„Die däniſche Sprache, ſagt Allen, wurde auffallend vernachläſſigt. Die Gelehrten verachteten die Mutterſprache und ſchrieben lieber ein barbariſches Latein. Alle öffentlichen Documente wurden in lateiniſcher Sprache aufgenommen, bis König Oluf gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Befehl erließ, daß bei öffentlichen Verhandlungen die däniſche Sprache gebraucht werden ſoll; aber ſelbſt nach dieſer Zeit wurden die meiſten öffentlichen und Privaturkunden, ſelbſt Teſtamente, Kaufverträge und Pfandverſchreibungen, lateiniſch abgefaßt, weil die Geiſtlichen die Einzigen waren, welche die Feder zu führen verſtanden. — — — — — Mehrere Könige deutſchen

Stammes, welche nach einander den däniſchen Thron beſtiegen hatten — Erich von Pommern, Chriſtoph von Bayern und Chriſtian der Erſte — liebten deutſche Sprache und deutſche Sitten und beriefen zahlloſe Schaaren ihrer deutſchen Landsleute, die den däniſchen Adel verdrängten. Nur König Johann und Chriſtian II. begünſtigten die Mutterſprache.*) Friedrich I. und Chriſtian III. verſtanden keine Sylbe von der Sprache des Landes, deſſen Könige ſie waren."

Das klingt unwahrſcheinlich, iſt aber wahr. Wir beziehen uns auf eine Ausſage unſeres oben genannten Gewährsmanns, welcher hinzufügt:

Ein beſtimmtes Zeugniß, daß Chriſtian III. nicht däniſch verſtand, findet ſich in einer Zueignung an Friedrich's II. Gemahlin Sophia vor einem auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen däniſchen, handſchriftlichen Gebetbuch, um das Jahr 1580 von einer adeligen Dame verfaßt, welche Pathin der 1584 geborenen Prinzeſſin Anna, Tochter der Königin Sophia, geweſen war. Im Vorworte zu dieſem Buche, welches ſie der Königin widmet, damit dieſe ſich hieran in der däniſchen Sprache üben könne, heißt es: Es iſt uns Dänen eine große Ehre und großer Troſt, daß unſere Könige und Königinnen unſere däniſche Sprache reden oder verſtehen, im Fall Jemand genöthigt wäre, ſelbſt für ſich zu ſprechen, was unſer ſeliger und hochlöblicher letztverſtorbener guter König Chriſtian III, ſammt der ſeligen tugendſamen Königin Dorothea, gewiß gern gethan haben würden, wenn ſie es gekonnt hätten."

---

*) Letzterer ſoll die deutſche Sprache förmlich gehaßt haben. In dieſem Punkte glich er dem Schwedenkönige Guſtav III, der aufrichtig erklärte, nichts im Leben ſei ihm mehr zuwider, als das Tabackerauchen und die deutſche Sprache.

Auch andere Hiſtoriker beſtätigen die Thatſache, daß weder Chriſtian noch ſeine Frau ein Wort von der Sprache ihres Landes verſtanden haben.*) Beide ſprachen immer nur Deutſch, denn das Franzöſiſche wurde erſt 150 Jahre ſpäter Hofjargon.

Der Mann, welcher ſich um die Wiedergeburt und Ausbildung der däniſchen Sprache ganz beſonders verdient gemacht, war der ſchon früher erwähnte Pſalmen-Ueberſetzer Chriſten Peterſen, welchen Allen den „Vater der däniſchen Literatur nennt."

Die ſchönen Künſte kannte man zur Zeit Chriſtian's III. nur dem Namen nach.

Die Architectur, die gegen Ende des eilften und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Dome zu Roeskilde, Ripen, Lund und Wiborg aufgeführt hatte, war ſeit dem Mittelalter bedeutend zurückgeſchritten. Die Kirchen waren in demſelben ſchlechten

---

*) In dieſer Beziehung erinnert uns Chriſtian III. an den abenteuerlichen König Jerôme von Weſtphalen, der als Herrſcher eines deutſchen Staates kein Wörtchen Deutſch verſtand und eine ſo große Abneigung gegen die Sprache ſeiner Unterthanen beſaß, daß er ſie nie anders als die Sprache der Pferde und Mauleſel zu nennen geruhte.

Style wie die Klöſter gebaut; doch gab es deren wei mehr als jetzt. Roeskilde z. B. hatte 28, Lund 27 Wiburg 22, Schleswig 17, Ripen 14, Aarhuus Kirchen.

Von Malerei war unter **Chriſtian III.** kein Spur aufzufinden. Auch die Muſik hatte wenig ode gar keine Vertreter, ob der König gleich ſie ſehr begünſtigte. — — — — — — — — — — —

Betrachten wir nun die Staatsmänner jener Zeit.

Der Reichsrath, der, wie das engliſche Oberhau bis dahin aus geiſtlichen und weltlichen Räthen zuſammengeſetzt war, beſtand ſeit Einführung der Reformation blos aus weltlichen. **Chriſtian** ſetzte drei hoh Reichsämter ein: den Reichshofmeiſter, den Reichskanzl und den Reichsmarſchall.

Das erſte dieſer drei Aemter bekleidete **Mogen Gjöe**, welcher der reichſte Edelmann von ganz Dänemark und der eifrigſte Beförderer der evangeliſchen Lehre war. Er ſtarb im Jahre 1544 und ſein Nachfolger wurde **Eske Bilde**.

Mit der Kanzlerwürde, die vor der Reformatio vom jedesmaligen Biſchof von Roeskilde bekleidet worden war, wurde **Johann Friis** von Heſſelager betraut. Er war der **erſte** Kanzler weltlichen Standes und gleichzeitig Patron der Univerſität.*)

Als Kanzler der Herzogthümer fungirte **Andrea Barby**, welcher ſpäter (1555) durch **Chriſtian's III.**

---

*) Der erſte Rector der Kopenhagener Univerſität war **Chriſtian Morſian**.

Einfluß der erſte proteſtantiſche Biſchof von Lübeck wurde.

Das Reichsmarſchallamt bekleidete Melchior Rantzau*), einer der treueſten Anhänger des Königs. Der Tod dieſes Mannes ſoll Chriſtian zu Thränen gerührt und ihm das Geſtändniß abgerungen haben, daß dieſer Rantzau ihm der liebſte Edelſtein ſeiner Krone geweſen ſei.

Ein eben ſo gelehrter als hochgeachteter Mann war Peter Svave, der, in früherer Zeit Lehrer Herzog Johanns des Aeltern, ſpäter königlicher Rath und Chriſtina's Geſandter wurde und für die Dienſte, die er dem Könige geleiſtet, Schloß Giervslöf als Erblehen erhielt.

Von den andern Reichsräthen verdienen nur noch Jürgen Lykke und Peter Oxe, von welchen ſpäter die Rede ſein wird, erwähnt zu werden.

An der Spitze des Heeres ſtand Johann Rantzau**), der mit Recht als einer der größeſten und umſichtigſten Feldherren ſeiner Zeit gerühmt wird. Sein Name war nicht nur in Dänemark, ſondern auch im Auslande ſo ſehr geachtet, daß ſowohl Franz I. von

---

*) Er war's, der am 20. Auguſt 1536 den Biſchof von Roeskilde, Joachim Roennow, gefangen nahm.

**) Die holſteiniſche Familie Rantzau (die ſich auch Ranzau oder Ranzow ſchreibt), leitet ihren Urſprung von Gune ab, deſſen Enkel Wolff, eine däniſche Prinzeſſin heirathend, Großvater des berühmten Wiprecht von Groitzſch, wie auch Stammvater der Burggrafen von Leißnig ward.

Frankreich, als Kaiſer Carl V. ihm ehrenvolle Anträg
machen ließen, in ihren Dienſt einzutreten. Ranza
aber zog es vor, lieber der erſte Held Dänemarks, al
der zweite Frankreichs zu ſein.

Ober-Admiral der däniſchen Flotte war Mo
gens Gyldenſtierne; Vice-Admiral Chriſt
pher Trundſen. —

Von der nähern Umgebung des Königs und d
Königin iſt leider wenig oder gar nichts bekannt. D
König hatte drei Leibärzte, Johann Pomeriu
der ein Engländer, Jacob Bording, der ein Ho
länder, und Cornelius Hamsfort, der ein Niede
länder war. Die beiden Leibchirurgen waren Jaco
Haſenbarth und Ruprecht Gerſpyniſcher.*)
Der Hofſchneider hieß Melchior Butlitz und d
Hofbarbier Joachim Lange.

---

*) Von Letzterm, der 20 Jahre im Dienſte des Köni
ſtand, werden wir am Ende des dritten Buches eine Sch
derung der letzten Stunden Chriſtians III. mittheilen.

## Fünfzehntes Kapitel.

Der König. — Die Königin — Ihre Kinder. — Ihr Einfluß. — Bündniß mit Schweden und mit den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands. — Reiſe nach Braunſchweig. — Bündniß mit Frankreich — Vertrag von Fontainebleau.

Chriſtian III., welcher für Jütland, das ihn zuerſt als König anerkannt hatte, große Vorliebe beſaß, reſidirte den größten Theil des Jahres in Koldingen. Dieſe Stadt, im Stifte Ripen, liegt an dem Fluſſe, welcher Jütland von Schleswig trennt.

Das Schloß, das, auf einer Anhöhe liegend, die Stadt beherrſcht, hieß in früherer Zeit Arnsberg, ſpäter Koldinghuus. Chriſtian III. ließ dieſes alte Schloß bedeutend vergrößern und fühlte ſich darin heimiſcher als in Kopenhagen, das ihn nicht häufig zu ſehen bekam.

Auch die Königin theilte dieſe Vorliebe. Sie führte hier eine ziemlich einförmige, aber dennoch glückliche Ehe und ſchenkte, nach ſiebenjähriger Unfruchtbarkeit, ihrem Gemahle in einem Zeitraume von vierzehn Jahren, fünf Kinder:

1) Anna, geboren am 22. November 1532, vermählte ſich am 7. October 1548 mit dem (ſpätern) Churfürſten Auguſt von Sachſen und ſtarb, wenige Monate vor ihrem Gemahle, am 1. October 1585 zu Dresden.*)

2) Friedrich, geboren am 1. Juli 1534 zu Hadersleben, wurde, kaum acht Jahre alt, (1542) von den Ständen zum Nachfolger ſeines Vaters erwählt.

3) Magnus, geboren 1540, vermählte ſich am 12. April 1573 zu Nowogrod mit Maria, Tochter des ruſſiſchen Fürſten Wladimir Andrejewitſch, Enkels des Großfürſten Iwan Waſiljewitſch I. Magnus ſtarb als Biſchof von Oeſel und Kurland am 12. März 1583 zu Pilten in Kurland.

---

*) Ihre Verlobung wurde in Koldingen, ihr Beilager zu Torgau in Gegenwart ihrer Mutter gefeiert. Ihre Trauung ward durch einen Fürſten von Anhalt, der zugleich Probſt von Magdeburg war, vollzogen. Im Sachſenlande wußte ſie ſich beim Volke ſo beliebt zu machen, daß ſie dort nie anders als „Mutter Anna“ hieß. Ihr zu Ehren baute Churfürſt Auguſt das Schloß Annaburg und den großen Luſtgarten zu Lichtenburg bei Torgau. Im Jahre 1557 begleitete ſie ihren Gemahl nach Dänemark und nahm auf der Rückreiſe ihre beiden Brüder Friedrich und Magnus mit nach Deutſchland. Vergl. G. H. Weiße: Programma de Anna matre, Augusti I., electoris Saxoniae, pia conjuge. Annab. 1725. 4.

4) Johann, geboren am 25. März 1545 zu Koldinghuus. Er wurde der Stammvater der Schleswig-Holſtein-Sonderburg'ſchen Linien und ſtarb am 9. October 1622 zu Glücksburg.

5) Dorothea, geboren am 29. Juni 1546, vermählte ſich am 12. October 1561 zu Celle mit Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg und ſtarb am 6. Januar 1617 zu Braunſchweig.**)

Die Königin Dorothea, die von ihren Zeitgenoſſen als weithinleuchtendes Muſterbild jeglicher Tugend geprieſen wird, beſaß trotzdem einen großen Fehler: ſie war außerordentlich herrſchſüchtig, miſchte ſich in die Angelegenheiten des Staates und wußte mehr als einmal durch zähe Beharrlichkeit ihres Willens das, was ihr gut ſchien, durchzuſetzen.

Dem Einfluſſe Dorotheen's (ihre Schweſter Katharina war die erſte Gemahlin Guſtav Waſa's) iſt das Bündniß zuzuſchreiben, das Chriſtian III. (1537) mit Schweden und, ein Jahr darauf, mit den proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland ſchloß.

Im letztgenannten Jahre begleitete ſie ihren Gemahl mit einem Gefolge von fünfhundert Pferden nach Braunſchweig, wo ſie mit dem Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen, dem Herzoge Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Heſſen und dem Grafen Albrecht von Mansfeld

---

*) Sie iſt die Stammutter des in Großbritannien zum Throne gelangten Churhauſes Hannover.

zuſammentrafen und zur Beſchützung des evangeliſchen
Glaubens ein Bündniß auf neun Jahre ſchloſſen.

In Folge ſeines Bündniſſes mit Schweden wurde
Chriſtian bald darauf in einen Krieg verwickelt, de
in der ſchwediſchen Geſchichte unter dem Namen „Tak
kefehde" bekannt iſt.

Der Urheber dieſer Fehde, Niels Takke, de
einige Geſchichtsſchreiber für ein vom Pfalzgrafe
Friedrich gewonnenes Werkzeug betrachten, ſtellt
ſich, ein neuer Thomas Münzer, an die Spit
eines dreitauſend Mann ſtarken Bauernheeres und ze
telte einen Aufruhr in Schweden an, um Guſta
Waſa zu ſtürzen und dann mit Hilfe der freigewor
denen Schweden in Dänemark einzufallen.

Kraft ſeines Bündniſſes ſah Chriſtian III. ſi
genöthigt, ſeinem Schwager tauſend Mann Hilfstru
pen unter Anführung Erich Banners und Holge
Roſenkranz's zu ſchicken.

Niels Takke, von zwei Seiten angegriffe
ward endlich auf der Flucht erſchoſſen und ſein Leich
nam auf's Rad gelegt.

Pfalzgraf Friedrich, der, unterſtützt vo
Carl V., ſeine Anſprüche auf Dänemark fortwähren
erneuerte, bewog Chriſtian III., Godſche Ran
tzau, Peter Svave und Caſpar Fuchs nach Ge
zu ſchicken, um dem dort anweſenden Kaiſer Vergleich
vorſchläge zu machen. Dieſer ſandte ſie nach Ge
um dort mit den Geſandten des Pfalzgrafen in Unt
handlung zu treten. Der Pfalzgraf ſchickte ſie wie
nach Regensburg. Chriſtian erbot ſich, dem P

tendenten den Brautſchatz ſeiner Gemahlin auszuzahlen, wenn dieſer ſeinen Anſprüchen auf Dänemark ein für alle Mal entſagen wolle; da aber Pfalzgraf Friedrich dies Anerbieten zurückwies, ſo blieb Alles beim Alten.

Die Furcht vor Kaiſer Carl V. drängte Chriſtian III. zu einem neuen Bündniſſe.

Am 12. November 1541 ſchickte er eine Geſandtſchaft — Eske Bilde, Peter Svave und Erich Krabbe — nach Frankreich, um mit Franz I. ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, Kaiſer Carl V., abzuſchließen.

In dieſem Vertrage (abgeſchloſſen am 29. November zu Fontainebleau) verpflichtete ſich Frankreich, dem Könige von Dänemark im Fall der Noth zwölf Schiffe und zweitauſend Mann zur Verfügung zu ſtellen. Dänemark aber, das nur halb ſo viel, d. h. nur ſechs Schiffe und tauſend Mann zu ſtellen hatte, übernahm außerdem die wichtige Verpflichtung: allen Feinden Frankreichs die Durchfahrt durch den Sund zu verbieten.

König Franz I. ſandte Chriſtophe Richer nach Dänemark, um ſeinem nordiſchen Bundesgenoſſen den Orden des heiligen Michael zu überreichen*). Nach

---

*) Richer begab ſich von Kopenhagen nach Stockholm, um dem Könige Guſtav Waſa, deſſen Abgeſandte, Steen Erichſon, Kanzler Conrad Peutinger und Magiſter Georg Normann ein gleiches Bündniß mit Frankreich zu Stande gebracht hatten, denſelben Orden einzuhändigen.

ihm erſchien Charles Dancey, und ſeit jener Ze
hatte der franzöſiſche Hof beſtändige Geſandte in Dä-
nemark.

Chriſtian's diplomatiſcher Agent in Frankreic
war Jürgen Lykke*).

In Folge des Vertrages von Fontainebleau rü
ſtete Chriſtian III. eine Flotte von vierzig Schiffe
und zehntauſend Mann unter dem Befehle des Ober-
Admirals Mogens Gyldenſtjerne, um alle nie
derländiſchen Schiffe, die den Sund paſſirten, anzugrei
fen und wegzunehmen. Gleichzeitig trug man ſich mi
dem Gedanken, den Kaiſer an ſeiner kitzlichſten Stell
an der holländiſchen Küſte, angreifen zu laſſen. De
Vice-Admiral Chriſtopher Trundſen hatte de
geheimen Auftrag erhalten, Holland's Deiche durchzu
ſtechen und auf dieſe Weiſe das ganze Land unter Waſ
ſer zu ſetzen.

Als aber, gleich darauf, Chriſtian III. zu ſei
nem Schrecken gewahrte, daß ſein franzöſiſcher Bundes
genoſſe im Kriege gegen Carl V. den Kürzeren zo
und in ſeiner Verzweiflung ſogar ein Bündniß mi
dem Sultan Selim III. ſchloß, ſagte ſich der Köni
von Dänemark, daß es doch wohl klüger ſei, mit de
Reiche Frieden zu ſchließen, und da jetzt auch der Ka
ſer geneigt ſchien, ſeinem nordiſchen Gegner Ruhe z
gönnen, ſo kam es zu Unterhandlungen.

---

*) Es iſt derſelbe, welchen der Präſident de Thou i
27. Buche ſeiner Geſchichte Georgius Olurus nennt.

Der Kaiſer ſandte Nicolas Perrenot von Granvella, Präſidenten des Geheimen Raths, den Vicekanzler Johann Navius, Charles Buſſot und Vigilius von Zuichem, der König von Dänemark aber Johann Rantzau, Anders Bilde, Peder Svave und Caſpar Fuchs nach Speier, und hier wars, wo der ſogenannte niederländiſche Erbvertrag (auch Speier'ſcher Vertrag) endlich zu Stande kam.

Chriſtian III. verpflichtete ſich, den beiden Töchtern des gefangenen Königs, der Pfalzgräfin Dorothea und der Herzogin Chriſtine von Lothringen*), den vollen Brautſchatz, der ihnen von väterlicher wie von mütterlicher Seite zukäme, auszuzahlen, die Gefangenſchaft ihres Vaters aber möglichſt zu erleichtern**).

In Bezug auf den letztern Punkt kam erſt im Jahre 1546 zwiſchen Chriſtian II. und Chriſtian III. ein Vergleich zu Stande, deſſen Hauptartikel folgende waren:

---

*) Wir haben ſchon früher erwähnt, daß Chriſtine, nach dem Tode des Herzogs von Mailand, eine zweite Ehe mit dem Herzog von Lothringen abgeſchloſſen hatte.

**) Chriſtian ſoll außerdem auf das Recht, in Kriegszeiten fremde Schiffe anzuhalten, Verzicht geleiſtet und ſich anheiſchig gemacht haben, von jedem Schiffe, das den Sund paſſirt, nicht mehr als einen Roſenoble Zoll zu erheben. Holberg aber und Andere beſtreiten dieſen Paſſus des Vertrages.

1) Der gefangene König trat alle ſeine Recht
ab, welche er und ſeine Erben auf Dänemark un
Norwegen hatten.

2) Er erklärte, ſich mit den Einkünften des Amte
Kallundborg und der Inſel Samſöe, die ihm zu ſeine
Unterhalte angewieſen wurden, begnügen zu wollen.

3) Er gelobte, nichts — weder heimlich noch offenbar — gegen die Könige von Dänemark und Schweden zu unternehmen.

4) Er verſprach, niemals ohne Wiſſen und Willen des Königs Kallundborg zu verlaſſen, ſondern bi
ans Ende ſeiner Tage dort unter Aufſicht des Stiftamtmanns zu bleiben.

5) Nach ſeinem Tode ſollten Schloß und Lehe
wieder an die Krone zurückfallen.

Aber wunderbar genug wurde, trotz dieſes in opt
ma forma geſchloſſenen Vergleiches, der unglücklic
Chriſtian noch faſt drei volle Jahre auf Sonde
burg in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten.

Chriſtian's Wuth über die harte Behandlun
der er ſich noch immer ausgeſetzt ſah, erreichte dan
und wann eine ſolche Höhe, daß er wie ein wild
Thier in ſeinem Käfig hin und her lief und mit de
Kopfe gegen die Mauern ſeines Kerkers anrannte.
die Wände kratzte er Galgen, an welche er ſeine un
erbittlichen Feinde aufhing; er malte Marterwerkzeu
und Räder, um die Gluth ſeines ohnmächtigen Zorn
abzukühlen.

Erſt am 17. Februar 1549 wurde er, begleitet von **Anders** und **Claes Bilde**, **Börre Trolle** und **Chriſtopher Hvitfeldt** von Sonderburg nach Kallundborg abgeführt. Hier ward ihm wenigſtens die Vergünſtigung eingeräumt, unter **Knud Gyldenſtierne's** Aufſicht dann und wann auf die Jagd zu gehen. Auch die Nahrung, die man ihm hier zu Theil werden ließ, war eine beſſere. Aber durch den häufigen Genuß ſchwerer Weine ward ſein Blut und ſeine Einbildungskraft nur noch mehr erhitzt, und ſo geſchah es, daß ſeine Melancholie oft bis zur Raſerei anwuchs.

In Kallundborg blieb er bis zu ſeinem Tode, der ihn endlich am 21. Januar 1559 aus den Banden ſeiner ſiebenundzwanzigjährigen Gefangenſchaft befreite. Trotz ſeiner Leiden hatte er ein Alter von 78 Jahren erreicht.

Am 1. März wurde **Chriſtian's II.** Leiche von Kallundborg nach Odenſe gebracht und in der Graubrüder- oder Franziskanerkirche beigeſetzt*).

So endete ein Tyrann, der ſein tragiſches Geſchick allerdings verdient hat, aber doch zu bedauern iſt, weil eine mehr als harte Gefangenſchaft von ſiebenundzwanzig Jahren ſeine Frevel einigermaßen geſühnt hat. —

---

*) **Schlegel** irrt, wenn er ſagt, daß in dieſer Kirche auch **Chriſtian's II.** Eltern begraben worden ſind. König **Johann** und ſeine Gemahlin **Chriſtine** ruhen in der St. Knudskirche zu Odenſe.

Seine beiden Töchter, die ihn überlebten, waren Wittwen: Dorotheens Gemahl, welcher, über ſechszig Jahre alt, 1544 endlich zur Churwürde gelangte, war am 26. Februar 1556, und Chriſtinens zweiter Gemahl, Herzog Franz von Lothringen, am 12. Juni 1545 geſtorben.

## Sechszehntes Kapitel.

Abermalige Theilung der Fürſtenthümer. — Das Leibgeding der Königin. — Die Penſion Martin Luther's. — Der Koldinger Receß. — Chriſtian's Wahlſprüche. — Sein Character und ſeine Lebensweiſe. — Peder Oxe fällt in Ungnade. — Die letzten Stunden des Königs.

**Chriſtian III.**, der erſt nach dem Vertrage von Speier Ruhe und Frieden genoß, theilte auf dem Reichstage zu Koldingen, der im Jahre 1547 zuſammentrat, die Fürſtenthümer unter ſeine beiden Brüder **Johann** und **Adolph**.

Der König nahm ſich Flensburg, Alſen, Arröe, Sundewit, Segeberg, Oldeslo, Rheinfeld, Arensbök, Ploen, Steinberg, Krempe und Wilſtermarſch nebſt Heiligenhafen.

**Johann** erhielt Hadersleben, Tondern, Rendsburg, die Klöſter Bordisholm, Lugum und Dörning, Friesland und die Inſel Femern.

**Adolph** bekam Gottorp, Hütten, Wettenſöe, Morkirch, Stapelholm, Eiderſtedt, Huſum, Apenrade, Kiel, Neumünſter, Oldenburg, Trittow, Cismar und Neuſtadt.

Der jüngſte Bruder, **Friedrich**, ging leer aus, weil er in einen geiſtlichen Orden getreten war*).

Die Königin **Dorothea**, deren Leibgeding urſprünglich in Fünen angewieſen war, wußte es durchzuſetzen, daß ſie (1548) dafür Koldingen und Randers, Sonderburg und Norberg erhielt. Man ſieh daraus, daß unter den Tugenden, die ihr nachgerühm werden, die Uneigennützigkeit wenigſtens nicht die Hauptrolle geſpielt hat. **Dorothea**, an gutes Leben gewöhnt, wünſchte nach dem Tode ihres Gemahls ei reichliches Auskommen zu haben. Auch ſagt man, daſ ihre Sparſamkeit oft geradezu in Geiz ausgeartet ſei was eben auch keine allzugroße Tugend iſt.

**Chriſtian III.** dagegen war ziemlich generö Er unterſtützte nicht nur einheimiſche, ſondern auc auswärtige Gelehrte und darunter, wie **Schlege** berichtet, ſelbſt Solche, von denen man nicht vermuthe hätte, daß ſie däniſcher Beihülfe bedurften. **Luther** **Melanchthon** und **Bugenhagen** erhielten an ſehnliche Geſchenke und ſeit 1542 ſogar ein fixes Jahr gehalt. Jeder von ihnen bekam fünfzig Thaler. Freilich machte dies monatlich nur 4 Thale 8 Groſchen; Etwas aber, dachte der große Reformator, iſt immer beſſer als gar Nichts, und nahm da däniſche Geld.

---

*) Im Jahre 1551 wurde Herzog **Friedrich** Biſch von Schleswig und Hildesheim und ſtarb als ſolcher a 27. October 1556 zu Kiel.

Dieſe Penſion ging nach Luther's Tode auf deſſen Wittwe, Katharina von Bora, über. Schlegel theilt den Auszug eines Dankſagungsſchreibens, datirt Magdeburg 9. Februar 1547, mit. Katharina Luther ſchreibt dem Könige Chriſtian III.

— — — „Und iſt mir in ſolchem Bekümmerniß ein großer und hoher Troſt geweſen, daß Ew. Königliche Majeſtät mit gnädigſter Schrift und Ueberſendung der fünfzig Thaler zu bequemer Unterhaltung meiner und meiner Kinder, auch ferner Ew. Königlichen Majeſtät Erbietung Ihrer gnädigſten Neigung gegen mir armen verlaſſenen Wittfrau und meiner armen Waiſen vermeldet ꝛc."

Man ſieht aus dieſem Briefe, daß Luther ſeine Frau und Familie in höchſt drückenden Umſtänden zurückließ, weil ſie dieſe Gabe von fünfzig Thalern für einen hohen Troſt anſah. — — —

— — — — — — — — — — —

Ein Jahr vor ſeinem Tode trat König Chriſtian III. auch als Geſetzgeber auf. Im Jahr 1558 erſchien der Koldinger Receß. Der erſte Artikel dieſes Geſetzbuchs lautet:

„Der König ſoll Gott lieben und Jedem zu ſeinem Rechte verhelfen."

Seit Chriſtian III. iſt in Dänemark mehr als ein neues Geſetzbuch ausgearbeitet worden, aber keines von allen hat, ſo viel uns bekannt iſt, dieſen Paragraphen beibehalten. Alle Herrſcher der Erde ſollten dieſen Paſſus des Koldinger Receſſes an die Spitze hrer Geſetzgebung ſtellen und ſich dieſe Stelle zu Herzen nehmen; es ſtände dann beſſer in der Welt, als heut zu Tage!

Chriſtian III. war außerdem ein Feind alles unnützen Aufwandes. Er haßte die verſchwenderiſche Mode der Pluderhoſen, zu welchen achtzig Ellen Zeug verbraucht wurden, und duldete es nicht, daß der Hof dieſe koſtſpielige Mode mitmache.

Als ſeine Schweſter Eliſabeth ſich (am 26. Auguſt 1543) zu Kiel mit dem Herzoge Magnus von Mecklenburg vermählte, ordnete Chriſtian eine eigene Hofkleidung an. Auf dem rechten Aermel wurden die fünf Anfangsbuchſtaben vom Wahlſpruche des Königs: A. G. S. D. W.

(Ach Gott Schaff Deinen Willen)

eingeſtickt.

Außerdem hatte er noch drei andere Deviſen:

1) Zu Gott mein Troſt allein,
Sonſt andern kein.
2) Unica spes mea Christus, und
3) Etiam super astra. —

Die zweite Deviſe befindet ſich auf einer im Jahre 1541 geprägten Goldmünze.

Chriſtian's III. Münzmeiſter hieß Paul Fechtell. Er prägte die erſten Münzen mit der Aufſchrift „Mark“ und „Schilling“, und an die Stelle des Wortes „Dacia“, wie Dänemark ſich in frühern Zeiten genannt hatte, trat, erſt nach Einführung der Reformation, die Bezeichnung „Dania“. —

Schlegel entwirft von dieſem Könige folgende Charakteriſtik:

„Chriſtian III. war, trotz ſeiner kränklichen Leibesbeſchaffenheit, von einnehmender Bildung und munterm Weſen. Er pflegte früh aufzuſtehen und nach eifrigem Morgengebete die Morgenſtunden zwiſchen dem Bibelleſen, das er mit lauter Stimme verrichtete, und ſeinen Geſchäften zu theilen. Vor der Mahlzeit ging er ſpazieren oder ließ ſich öffentlich ſehen, und da war es einem Jeden leicht, Gehör zu erlangen oder in des Königs eigene Hände Bittſchriften zu überreichen. — An ſeiner Tafel ſpeiſten, neben ſeiner ganzen Familie, der Kanzler Johann Friis und andere vornehme Hofbediente, die er nicht ſowohl nach dem Range, als nach ihren Verdienſten und Geſchicklichkeiten auswählte. So wurden auch gemeiniglich Hofprediger und andere Gelehrte bürgerlichen Standes dazu gezogen. Seine liebſten Geſpräche, wobei er zugleich die Bildung ſeiner anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen zur Abſicht hatte, betrafen die Religion, die Mathematik und die Hiſtorie. Er redete auch bisweilen von den Staatsſachen, wie von den häufigen Kriegen ſeiner Zeit und ſagte ſeufzend davon: ſie hätten meiſtens keine andere Urſache, als eine „Handvoll Hoffart“ (eine Wahrheit, die Niemand beſtreiten wird!) Ferner ſagte er: „Fürſten könnten, wenn ſie nur wollten, wie die Engel leben.“ — Des Nachmittags las er Erklärungen der heiligen Schrift oder andere erbauliche Bücher. Diejenigen, die er am meiſten liebte und auf Reiſen mitzunehmen pflegte, waren gewiſſe Schriften von Luther, z. B. ſeine Erklärung des Briefes an die Galater, Johann Wigand's Hauptartikel chriſtlicher Lehre, und Juſt Menius Buch von der Vorbereitung zum Tode*). — Einen Theil des Nachmittags widmete er ſeinen Ergötzungen. Darunter hatte das Spiel keine Statt, und der in dieſen Zeiten für Ruhm geachtete Trunk war ihm äußerſt verhaßt. Sein Zeitvertreib waren mechaniſche Künſte, woran er oft ſelbſt Hand anlegte, und oft auch den Künſtlern, die er um ſich hatte, dem Chymiſten, dem Goldſchmiede, dem Uhrmacher zu ſah. Ja er hat, welches damals außerordentlich war, unter ſeinen Augen**) eine Maſchine verfertigen laſſen, welche die Bewegungen des Himmels und den Lauf der Planeten vorſtellte. Er ging auch in ſeine wohlverſehene Bibliothek und nahm ſich aus derſelben Bücher oder Landcharten zu genauerer Betrachtung in ſein Cabinet. — Des Abends erquickte er ſich zuweilen an der Muſik, die er als ein ſchönes Bild der Harmonie, ſelbſt derjenigen, die im Staate herrſchen ſollte, zu rühmen pflegte. — Gebet und Bibelleſen ward vor dem Schlafengehen niemals ausgeſetzt. So geſchäftig, ſo angenehm brachte er ſeine Tage hin, und bei ſeinen öftern Krankheiten bedauerte er (hört! hört!) nichts ſo ſehr als — den Zeitverluſt.“

---

*) Dies erinnert uns an die Reiſebibliothek eines andern Fürſten, die aus Grécourt's Gedichten und aus den „Aventures du Chevalier Faublas“ beſtand.

**) Im Jahre 1550 ſandte Chriſtian III dem Großfürſten von Moskau, Iwan Waſſiljewitſch, eine Schlaguhr, die ſo außerordentlich künſtlich gearbeitet war, daß beſagter Großfürſt, der ſie für ein Hexenwerk hielt, ſie zurückſchickte. Der König ſchenkte ſie der Kopenhagener Univerſität.

Vergleicht man die patriarchaliſchen Sitten dieſes Hoflebens mit den Hofſitten ſpäterer Tage, ſo wird man das Leben dieſes dritten Chriſtian's etwas einförmig und langweilig finden in einer Zeit, wo man ſich lieber den Nimrodsfreuden der Jagd und den übermäßigen Genüſſen jenes Gottes hingiebt, der manchen Vinoſus, wie Demokritus-Weber ſagt, in ein vino sus verwandelt.

Ein eben ſo einfaches Leben führte die Königin. Auch ſie war eine ſehr eifrige Bibel- und Pſalmen-Leſerin und liebte, wie ihr Gemahl, die Muſik. An langen Winterabenden ſang ſie zur Erbauung und Erheiterung deſſelben ein geiſtliches Lied, was ſie um ſo lieber that, da ſie, nach dem Urtheile manches Höflings, der die Kunſt zu ſchmeicheln verſtand, „ſchön wie ein Engel ſang.“

Nur Einer, der einmal anderer Anſicht geweſen ſein ſoll, fiel dadurch bei ihr in Ungnade: es war der Reichsrath Peder Oxe.

Ein Anverwandter jenes Torben Oxe, der ſeine Liebe zur Dyveke mit ſeinem Leben bezahlt hatte, war Peder Oxe im Jahre 1510, zwanzig Jahre alt, nach Beendigung ſeiner Studien von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, in den Hofdienſt eingetreten. Sein angenehmes Aeußere und die Gewandtheit ſeines Benehmens hatten ihn in kurzer Zeit zum Lieblinge des Königs und zum Günſtlinge der Königin gemacht, die ihn bei jeder Gelegenheit bevorzugt haben ſoll, woher es kam, daß dieſer ſchmucke Hofcavalier ſehr bald in den (für ihn ſchmeichelhaften) Verdacht gerieth, der neidenswerthe Gegenſtand ihrer ſtillen Zuneigung zu ſein. — Peder Oxe ſtieg raſch von Stufe zu Stufe und war, wenn der Verfaſſer jener alten Handſchrift, der wir dies Alles nacherzählen, gut unterrichtet iſt, der erſte Stiftsamtmann von Helſingör, eine Stelle, bei der er ſich in wenig Jahren große Reichthümer geſammelt haben ſoll. 1552 wurde er Reichsrath und fünf Jahre ſpäter nach Mecklenburg geſchickt, um die Prinzeſſin Sophie (die nachmalige Königin von Dänemark, Friedrich's II. Gemahlin) im Namen Chriſtian's III. aus der Taufe zu heben. So oft der König und die Königin von Koldingen nach Kopenhagen kamen, erhielt Peder Oxe eine Einladung zur königlichen Tafel. Er ſaß dann gewöhnlich an der Seite der Königin und wußte ihr halblaut Dinge zu erzählen, die ſie unwillkürlich zum Lachen brachten, was Keinem auffiel, da er im Rufe eines Witzkopfs ſtand.

Eines Abends (erzählt unſer altes Manuſcript) als Peder Oxe in Folge einer an ihn ergangenen Einladung wieder bei Hofe erſchienen war, geruhte Ihre Majeſtät die Königin, wie dies gewöhnlich zu geſchehen pflegte, allerhuldreichſt einen der Lieblings-Pſalmen ihres königlichen Gemahls vorzutragen.

Man kann (fährt unſere däniſche Handſchrift fort) die Frömmigkeit ſelber und der Inbegriff aller Tugenden ſein und dabei doch ſo falſch ſingen, daß ſelbſt das allerchriſtlichſte Ohr ſich dadurch beleidigt fühlen muß.

Die Königin, die an jenem Abende nicht gut bei Stimme war, detonirte auf ſo unangenehme Weiſe, daß ihr Günſtling Peder Oxe (der neben dem erſt kurz vorher aus Paris zurückgekehrten Geſandten Jürgen Lykke ſtand) ſich gezwungen ſah, die Spitze ſeines rechten Zeigefingers ans Ohr zu legen und (unvorſichtig genug!) den Kopf zu ſchütteln. Lykke, dem Beides nicht entgangen war, erzählte noch an demſelben Abende der Frau des Kanzlers Friis, Oxe habe ſich geäußert, die Königin hätte nicht ganz rein geſungen. Die Kanzlerin Friis erzählte dies, natürlich unter dem Petſchafte der größten Verſchwiegenheit, dem Reichshofmeiſter Eske Bilde mit dem Zuſatze, die Königin habe, nach Oxe's Urtheil, ſehr unrein geſungen. Bilde erzählte dies brühheiß der Schweſter des Reichsmarſchall's Rantzau mit dem Zuſatze: Ihre Majeſtät habe, wie Oxe zu behaupten gewagt, furchtbar detonirt. Rantzau's Schweſter rapportirte dieſes unerhörte Crimen laesae Majestatis gleich am andern Morgen Ihrer Majeſtät der Königin, die über Oxe's unverſchämte Aeußerung, daß ſie nicht geſungen, ſondern geradezu geheult habe, ſo ſehr in Wuth gerieth, daß ſie nicht eher ruhte, als bis der König ihn vom Hofe verbannte.

Gleich darauf ſah der geſtürzte Günſtling durch Verdächtigungen aller Art ſich genöthigt, ſeine Stelle im Reichsrathe niederzulegen und ſich als Privatmann auf ſeine Güter zurückzuziehen.

Kurz hernach wurde gegen ihn eine Unterſuchung eingeleitet, die, obgleich er ganz ſchuldlos war, doch ſo ſchlimme Wendung für ihn nahm, daß er — angeklagt, bei Verwaltung der ihm anvertrauten Lehn und namentlich als Vogt von Helſingör öffentlich Gelder unterſchlagen zu haben — es weislich vorzog, den Folgen dieſer ungerechten Anklage dadurch au dem Wege zu gehen, daß er die Flucht ergriff, ſich zuerſt nach Lüneburg, von dort nach den Niederlanden und endlich nach Lothringen begab.

So weit reicht unſere däniſche Handſchrift. Schlegel, der in ſeiner „Geſchichte der Könige von Dänemark“ dies nur leiſe berührt, ſagt: „Um dieſe Zeit hatt Peder Oxe der Königin Dorothea durch ſeine Widerſpruch in Angelegenheiten, die nicht eigentlich bekannt geworden ſind, mißfallen.“

Jetzt aber weiß man, daß die Muſik, die Chriſtian III. als ein ſchönes Bild der Harmonie gerühm der Grund jener Unharmonie geweſen, die ſeit jene Hofconcerte zwiſchen der beleidigten Königin und ihre arg verläumdeten Liebling ſo plötzlich zum Ausbru gekommen war.

Die Urſachen und Folgen dieſer ſo lange gehei gehaltenen Hofintrigue liefern einen neuen Beleg f die traurige Wahrheit, daß Klatſch- und Verläum dungsſucht nirgends beſſer als bei Hofe gedeihen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der gute König, der ſich auch in vielen andern Dingen durch den Willen der Königin leiten ließ, hatte ſein ſechsundfünfzigſtes Lebensjahr erreicht, als eine ſchmerzhafte Anſchwellung ſeines linken Schenkels ihn auf's Krankenlager warf.

Als am Morgen des 22 Decembers 1558 des Königs Hofprediger, **Paul von Nimwegen**, ans Krankenlager trat und ſich, wie gewöhnlich, nach dem Befinden des hohen Patienten erkundigte, erzählte ihm der König im Beiſein ſeines Leibarztes, **Cornelius Hamsfort**, ſeines Wundarztes und ſeiner Dienerſchaft:

„Es iſt Einer*) in dieſer Nacht bei mir geweſt und hat mir geſagt, daß ich ſollte Geduld tragen mit meiner Krankheit bis zum Neujahrstage; alsdann ſoll ſich meine Krankheit verwandeln und zu einem guten Ende kommen.“

Auf die Aeußerung des Predigers, daß der König dies wahrſcheinlich nur geträumt habe, erwiederte **Chriſtian**:

— Er hat's mir alſo geſagt!

In der Sylveſternacht ſprach der Kranke zu ſeinem Arzte:

— Ich hoffe, es ſoll nicht mehr lange währen, ſondern bald ein gutes Ende nehmen.

---

*) Einige Prediger, die des Königs Leichenpredigt hielten, haben aus dieſem „Einen“ einen beflügelten Engel gemacht, der ihm den Tod verkündigt haben ſoll.

Beim Anbruch des Neujahrsmorgens ließ er ſeinen Hofprediger rufen und erhielt nach angehörter Predigt das heilige Abendmahl.

Dann nahm er Abſchied von der Königin mit den Worten:

Mein herzliebes Weib, ich vernehme, meine Zeit iſt gekommen, wo ich aus dieſer Welt abſcheide, derohalben bitt' ich freundlich, gieb Dich zufrieden, bleibe in der Furcht des Herrn, unterweiſe unſern lieben Sohn, daß er weislich regiere und ſeine armen Unterthanen zu Gottes Ehren erhalte und mit keinen ungebührlichen Schatzungen oder neuer Unpflicht beſchwere.

Darauf nahten ſich ihm ſeine anweſenden Kinder, Herzog Hans und Fräulein Dorothea (der Erſtere war damals vierzehn, die Letztere dreizehn Jahre alt) und empfingen knieend ſeinen Segen und ſeine letzten Ermahnungen.

Sein älteſter Sohn, Prinz Friedrich, der in Malmöe reſidirte, hatte nicht eilig genug herbeikommen können*), und Prinz Magnus befand ſich in Dresden am Hofe ſeiner Schweſter, der Churfürſtin Anna.

Dann ließ er ſeine beiden Kanzler Johann Friis und Andreas Barby rufen und ermahnte ſie, ſeinem Nachfolger behilflich zu ſein, Dänemark in Frieden und Gottesfurcht zu erhalten.

---

*) Chriſtian III. überſandte kurz vor ſeinem Ende, durch Erich Walkendorf dem Prinzen Friedrich einen Ring, den er ſelbſt von ſeinem Vater erhalten hatte. Der Aberglaube jener Zeit ſchrieb dem Amethyſte, der ſich darin befand, die Wirkung eines Talismans zu.

Dann winkte er ſeine Diener zu ſich heran, reichte jedem von ihnen die Hand und ertheilte ſeinem Kanzler Befehle für die Verſorgung Aller, die ihm treu gedient hatten.

Dann las er ein Kapitel aus Juſt Menius „Vorbereitung zum Sterben“ und überließ ſich der Betrachtung des Todes, deſſen Herannahen er mehr und mehr zu fühlen begann. Seine Umgebung mußte Grabeslieder anſtimmen und mehr als einmal niederfallen, um Gott für ihn um Standhaftigkeit anzuflehen.

Seine letzten Worte waren: Ich muß wandern, doch ich habe gut wandern, denn ich habe den Weg, die Wahrheit und das Leben vor mir.

Alſo ſtarb Chriſtian III. am 1. Januar 1559 im Schloß zu Koldingen gegen 5 Uhr Nachmittags.

Am 13. Februar wurde ſeine irdiſche Hülle, im Beiſein ſeines Sohnes und Nachfolgers, in Odenſe beigeſetzt. Jakob Bording*) hielt die lateiniſche Leichenpredigt, und Peter Palladius, Biſchof von Seeland, ließ einen Bericht über die letzten Stunden des Verewigten erſcheinen**).

---

*) Jakob Bording, geboren zu Antwerpen, war früher Arzt in Hamburg, dann Profeſſor der Medicin in Roſtock und endlich Leibarzt Chriſtian's III. Er ſtarb am 5. September 1560.

**) Narratio de excessu Christiani III. Hafn. 1559. 12.

Später wurde Chriſtian's Leichnam von Odenſe in den Roeskilder Dom übergeführt, der ſeitdem das Saint-Denis der Könige von Dänemark geblieben iſt.

Im Jahre 1573 ließ Friedrich II. ſeinem „in Gott ruhenden“ Vater ein prachtvolles Marmordenkmal erbauen, das in der dortigen Kirche noch heute zu ſehen iſt.

Die Königin Dorothea, die ihrem ehemaligen Günſtlinge, Peder Oxe, nie verzieh, daß er ihre Geſangskunſt verläumdet habe, überlebte ihren Gemahl über zwölf Jahre. Sie ſtarb, ſechzig Jahre alt und noch immer Pſalmen ſingend, am 7. October 1571 in Sonderburg und ward an der Seite ihres Gatten in der Domkirche zu Roeskilde beigeſetzt*).

Ihr Bruder, Herzog Franz I. von Sachſen-Lauenburg, hatte ſie am Hofe ihres Vaters Magnus ſcherzweiſe nie anders als das „verliebte Dorel“ genannt.

---

*) Durch ihren Tod kam ihr jüngerer Sohn, Herzog Johann, in den Beſitz von Sonderburg und Norburg, die zu ihrem Leibgedinge gehört hatten.

## Siebzehntes Kapitel.

### Ein intereſſantes Actenſtück aus jener Zeit.

Bald nach dem Tode Chriſtian's III. ließ einer ſeiner Diener, der königliche Wundarzt Rupprecht Geyßpuſcher, eine Schilderung der letzten Stunden des Königs im Druck erſcheinen. Sie kam im Jahre 1559 in Hamburg heraus und iſt jetzt dergeſtalt ſelten, daß Mancher uns Dank wiſſen wird, wenn wir mit diplomatiſcher Treue und Genauigkeit wenigſtens das Ende daraus mittheilen. Es lautet buchſtäblich wie folgt:

„Item wie aber ſein Kö. Ma.*) weiter vermerckt, das ſein Schwacheit je mer und mer ſich vermeret und zugenummen, hat die Schwacheit S. Kö. Ma. entlich zu Bette gedrungen zu bleiben, und ſein Diener beide von Adel und Unadel haben müſſen über ſein Kö. Ma. wachen, und iſt ſein Kö. Ma. mith einen ſehr großen Flus auff der linken Seiten behafft werden, welches ſich in einem Schenckel geſetz mit einer ſehr großen Geſchwelſt, davon ſeiner Kö. Ma. ein große Schmertz erſtanden, und ſein Kö. Ma. in großer Pein und Wehe gelegen iſt. Darnach hat ſichs zugetragen auf einen Freytag vor den heiligen Chriſttag, welcher iſt der zehende Tag vor ſeinen Abgang und Verſchiedung vonn dieſer Welt geweſen, das einer ſeiner Doctorn, mith Namen Doctor Cornelius*) zu ſeiner Kö. Ma. kummen iſt, do hat ſein Kö. Ma. ihm ein gut Morgen geſagt, darnach jegen den Doctor angefangen und geſagt: „Lieber Herr Doctor, es iſt Einer in dieſer Nacht bey mir geweſt und hat mir geſagt, das ich ſolche Gedult traghen mith meiner Kranckheit biß zum Neuwen Jars Tage, alsdenn ſol ſich mein Kranckheit verwandeln unnd zu einem guthen Ende kummen;“ ſo hab Ich als einer ſeiner Diener, mith Nahmen Rupprecht Geyßpuſcher, die ich ſein Kö. Ma. Wundartz in die zweintzich Jar lang geweſt, angefangen zu ſagen: Es wird Ew. Kö. Ma. alſo bloß getraumet haben, hat ſein Kö. Ma. widderuhm geirreden: „Er hat mirs alſo geſaget, denn der Doctor hat es gehöret und der Erentveſte Erick Walckendorff und Melcher Putlitz, ſein Kö. Ma. Hoffinider, und ſein G. Barbirer, mith Nahmen Joachim Lange von Stettin und mehr andere, die auf die Zeit im Gemach geweſen ſeynd.“

---

*) Bedeutet Seine Königliche Majeſtät.

---

*) Hamſfort.

Ungeferlich drey Tage zuvor, ehe den ſein Kö. Ma. in Gott verſchiede, hat ſein Kö. Ma. Befehel getan, das man ſolthe eine Ruſtbett verfertigen, auf das, wen man ſein Kö. Ma. Bette machen wörde, das Kö. Ma. darauff ruwen kunnte.

Item do diſes alſo geſchehen, hat ſich die Schmertz und Schwulſt von Tag zu Tage ie mer und mer zugenummen, wiewohl durch die Doctorn und Wundarzen großer Fleiß iſt gebrauchet worden, hat in aber die Kranckheit nicht wollen unterlaſſen, ſonder je hefftiger procidieret und zugenummen mit Geſchwolſt und Schmertzen, biß zum Neuwen Jars Tage, wie der löbliche König zuvor geſaget.

So hat ſein Kö. Ma. am Mergen wie die Glocken Zwei geſlagen nach Mit-Nacht iegen mir geſagt, als ich ſelbige Nacht über ſein Kö. Ma. gewachet habe, hat ſein G. mich an das Bette beruffen und geſaget: Mein lieber Söhn, reich mir deine Handt her und greiff mir an meine lincke Seiten, dar kumpt der, der mirs thun wil, ich hoffe es ſohl nicht lange weren, ſondern baldt einen guthen Ende nemen, es wirt diſen Tag nicht außwarten, ſondern bald einen guthen Ende nemen. So hab ich geantwort: Ey nein, gnedigſter König, das verbiete Gott, ich hoff das nicht.

Item darnach als die Glocken Drei geſlagen, hat ſein Kö. Ma. die Doctores zu ſich fordern laſſen, und ſo es neher dem Tage geweſt iſt, das man des Schles Pforten geoffenet, hat ſein Kö. Ma. den Predicanten

Magiſtrum Paulum*) zu ſich fordern laſſen und hat ſein Kö. Ma. gegen ihm ſein Beicht getan, und iſt allein im Gemach ungeferlich ein halbe Stund bei ſein Kö. Ma. geweſt, darnach ſein die Thüren geoffenet, und hat der Predicant ein feinen Sermon getan, und umb den Glockenſchlag Zehen hat ſein Kö. Ma. das hochwirdig Sacrament zu ſich genummen.

Nachdem diſes alles geſchehen, hat Kö. Ma. ſein Gemahl die Königin zu ſich fordern laſſen und zu irer Kö. Ma. geſagt: Mein hertzliebes Weib, Ich vernim mein Zeit iſt kummen, das ich aus dieſer Welt abſcheiden muß, derhalben bit ich freundlich, gib Dich zu frieden und bleib in Gottes Furchten und underweiſe unſern lieben Sohn, das er wolle weislichen regieren und ſeine armen Undertanen zu Gottes Ehre erhalten und mith keiner ungeberlichen Schatzung oder neuwer Unpflicht beſchweren, hat alſo irer Kö. W. wollen ein Schlüſſel uberantworten, welchen aber ir Kö. W. vor großem Hertzleide und bitterlichem Weinende nicht hat können oder wollen annemen oder Antwort darauff geben und hat die Königin widerumb Erlaubnuß genummen und iſt alſo bitterlich Weinende in irer Gnaden Gemach gangen.

Item darnach hat ſein Kö. Ma. die jungen Hern, als ſeinen Sohn Hertzog Hans und Frewlin Dorothea, zu ſich fordern laſſen. Wie ſie kummen ſeindt, hat er ihnen die Handt gegeben, do ſind ſie albeite vor iren Herr Vatter auff ihre Knie gefallen, ſo hat ſein Kö. Ma. ihnen die Handt auff ihre Heupter geleget und ſie gebetten, in Gottes Furchten zu leben und ſie in beyden Parteyen geſegenet und ihnen die Handt gegeben und ſie unter Benediung befohlen zu erwaren, ſint ſie beyde weinende geworden von ihrem Herr Vatter weggegangen.

---

*) Hofprediger Paul von Nimwegen.

Item darnach hat er den Herrn Barby, erwelthen Biſchoff zu Lübeck, und Herrn Johann Friſen den Cantzler Botthen geſanth und zu ſich fordern laſſen und mit den Beyden geredet, das ſie ſelthen helffen und rathen, das doch das Reich muchte in Ruhe und Friede bleiben, und in Andacht zu Gottes Ehre, Lob und Preiß muchte erhalten werden.

Item darnach den beyden Hern befohlen ſeinen Dienern, ſo in dem Gemach geweſt, eddel und undeddel anzuſagen, ſein Kö. Ma. ließ ihnen allen ſamptlich auf allergnedigſt für iren getreuwen Dienſt bedancken und das man ſie reichlichen ablohnen ſolthe, welches die beyden Hern in Gegenwertigkeit den Dienern ſtracks angetzeiget haben. Darnach hat ſein Kö. Ma. die beyden Hern wider von ſich laſſen gehen.

Item darnach hat ſein Kö. Ma. die Königin widerumb zu ſich fordern laſſen. Wie ihr Kö. W. zu ſeiner Gnaden iſt kummen, hat ſie geſehen und vermerckt die große Schwacheit, und das er ſich jo mer und mer zum Todte nahet, hat ir Gnaden angefangen bitterlich zu weinen und geſaget: Ach, mein lieber Her, ich bith euch lauther umb Gottes willen, hab ich euch mein lebendlang mit Worten vertzörnet, wolt

es mir gnediglich verzeien. So hat ſein Kö. Ma. w
derumb geſagt: Mein hertzliebes Weib, gib dich
frieden, Du haſt mich nith zu wider geweſt; es
alles vergeben: wir haben wol zu Hauß gelebet, ſo
der verhelff mit unſern lieben Söhn, das er mi
weislich regiren, und kehr dich von dieſe Welt, de
es iſt hie ein kurze Zeit. Iſt aber ir Kö. W. bitt
lich weinende geworden, von ihm gegangen und ſ
Kö. Ma. hat ir ein guthen Nacht angewünſchet u
ſie geſegenet.

Item darnach hat ſein Kö. Ma. angefangen m
ſeinen Dienern zu reden, wie hiernach folget und
nem jedern ſein Hande gegeben, ſo vil als irer
Gemach geweſt und einem jedern inſonderheit ſei
getreuwen Dienſtes auff das allergnedigſt bedancket u
dem Doctor wider befohlen, ſeinem lieben Söhn, de
jungen Printzen anzuſagen, das er ihre Beſoldung,
ſie vorhin bey ſein Kö. Ma. gehabet, die Zeit ih
Lebens günnen ſohlte.

Item darnach hat ſein Kö. Ma. begert zu ſing
den Pſalm „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“.

Item darnach: „Mitten wir im Leben ſeyn“. Ite
zum dritten. „Nun laſſet uns den Leib begraben“.

Darauf hat Magiſter Paulus geantwortet: A
gnedigſter König und Her, das hat noch lange Ze
genuch, wir wollen den noch nicht ſingen, hat ſei
Kö. Ma. aber geſaget: Ach ja, ich mach den ſo gern
hören, iſt alſo angefangen und geſungen werden.

Item darnach hat er ein weinig ſtille gelegen, d hat der ander Predicant Magiſter Andreas ein kleinen Sermon vor ſein Gnaden getahn.

Item darnach hat ſein Kö. M. begert, das wir muchten alle ſamptig auff unſer Knie fallen und den almechtigen Gott bitten umb einen beſtendigen Glauben, welches alſo geſchehen.

Item darnach hat ſein Kö. Ma. ein weinig geharret und doch mitler Zeit dem Doctor die Hand ausgeſtrecket und den Pulß greiffen laſſen und den Doctor fleißig vermhanet, er wolle ihm bey Zeiten anſagen, wen er vernemen würde, das ſich der Pulß erlegen würde.

Hat darnach wider begeret zu ſingen: „Nu bitthen wir den heilgen Geiſt.“

Darnach hat Magiſter Andreas widerumb etzliche Sprüche angefangen aus der heiligen Schrift. Da hat ſein Kö. Ma. balde begeret, das wir muchten auff unſer Knie fallen und unſern lieben Gott getreuwlich bitthen, das der almechtige Gott wolle ſein Kö. Ma. bey einen ſtandhafftigen Glauben erhalten, welches alſo geſchehen.

Darnach iſt der Predicant Magiſter Paulus widerumb auffkummen, der hatte ſeinen Vatter, der ein Tag zuvor in Gott verſtorben war, begraben laſſen, hat er alſo widerumb angefangen ein ſchönen Sermon, hat ſein Kö. Ma. begeret den Glauben zu ſingen, welches alſo geſchehen.

Alſo hat ſein Kö. Ma. angefangen und geſaget:

Es wil nu bald ein Ende nhemen. Ich muß wandern, doch ich hab guth wandern, den ich hab den Weg, die Wahrheit und das Leben bey mir.

Darnach iſt ſein Kö. Ma. ſehr geſchwächet worden, hat aber ſein Kö. Ma. noch einmahl zu ſingen begeret: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“. Und hat ſein Kö. Ma. Selbſt das erſte Verſch mitgeſungen.

Item darnach iſt ſein Kö. Ma. gantz ſchwach werden, das wir ſindt altſammen weinend worden, auff unſer Knie gefallen und das Vatter unſer gebetten.

Als nun die Glocken bei vier Schlegen geweſt, hat der Predicant Magiſter Paulus ein ſchönen Sermen eingefüret. „Alſo hat Gott die Welt geliebet.“

Unter diſen Spruch hat der Predicant ſein Kö. Ma. hart*) vermanet, bey einem chriſtlichen und ſtandhafftigen Glauben zu bleiben, welches alſo geſchehen.

Dann hat ſein Kö. Ma. ſein Angeſichte iegen den Predicanten gewendet und ſich nicht von ihme gekeret, biß das die Glocken halbweg Fünff geweſt, dann iſt er ſenfftiglich in Gott dem Hern entſchlaffen, dem Gott gnedig ſey und iſt alſo ein Kindt Gottes on allen Zweiffel.“ —

— — — — — — — — — —

Dieſer Bericht, ſagt Claus Heinrich Moller*), verdienet deſto mehrere Aufmerkſahmkeit, da in keiner andern Schrifft, die von dem gottſeligen Könige Chriſtiano dem Dritten handelt, die letzten Stunden ſo ausführlich und nach allen Umſtänden beſchrieben worden ſind; daß aber die Erzählung ſelbſt, die in einer ganz einfältigen und ungekünſtelten Schreib-Art vorgetragen worden, zuverläſſig und glaubwürdig ſei, iſt daraus zur Genüge abzunehmen, daß der Verfaſſer in der ganzen Kranckheit des frommen Monarchen demſelben beſtändig zur Seite geweſen, auch vielfältig und inſonderheit in der letzten Nacht über ihn hat wachen müſſen, daher er auch von Gram**) idoneus testis, indubitatae fidei et auctoritatis homo, und von dem Herrn Biſchof Pontoppidan***) ein glaubwürdiger Zeuge genannt wird. — Hiezu kommt noch die ungemeine Seltenheit dieſes Berichtes, ſintemahlen derſelbe Niemanden von denjenigen Autoribus, welche die Schrifften nahmhafft gemachet haben, die von hochgedachtem Könige und deſſen Abſterben handeln, vorgekommen oder von ihnen angeführet worden iſt."

---

*) Aus dem Worte hart ſcheint denn doch hervorzugehen, daß ſein Kö. Ma. trotz allen Betens doch nicht ſehr gefaßt geſtorben ſind.

---

*) Profeſſor der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kopenhagen und Rector der lateiniſchen Schule in Flensburg.

**) Jens Gram war Etatsrath und däniſcher Hiſtoriograph. Vergl. Jens Moeller, Hans Grams Levnet og Fortjenester, Kjøbenh. 1810. 8.

***) Erich Pontoppidan, geb. 1698 zu Aarhuus, Biſchof von Bergen, Hofprediger und Prokanzler der Kopenhagener Univerſität, geſt. 1765, hat ſich vor Allem als Kirchenſchriftſteller ſehr verdient gemacht.

Eben dieſer groſſen Seltenheit wegen haben wir wenigſtens ein Bruchſtück daraus mitgetheilt.

# Viertes Buch.

## Friedrich II.

(1534 — 1559 — 1588.)

## Achtzehntes Kapitel.

Friedrich's II. Jugendjahre. — Seine Erzieher. — Sein Hof zu Malmöe. — Eyler Hardenberg. — Deſſen Tochter. — Friedrich's Jugendliebe. — Seine Reiſe in's Ausland. — Seine Thronbeſteigung. — Krieg mit den Dithmarſen.

Friedrich II. wurde am 1. Juli 1534 zu Hadersleben*) geboren. Seine Mutter Dorothea fand den Knaben ſo ſchön, daß ſie ihn mit dem Engel Gabriel verglich. Der Vater, der ſeiner Gemahlin ſelten zu widerſprechen ſich erlaubte, geruhte dieſen Vergleich ſo wahr und allerliebſt zu finden, daß die Anſicht der Mutter bald auch die Seinige ward.

Friedrich war noch nicht acht Jahre alt, als ihm (1542) auf der Lybershöhe von Schonen als erwähltem Könige von Dänemark gehuldigt ward. Fünf

---

*) Hadersleben, vormals eine Reichsſtadt, hatte 1292 von Waldemar II. Stadtrecht erhalten. Zum Herzogthum Schleswig gehörig, ward es von König Erich dem Pommer zu Dänemark geſchlagen.

Jahre ſpäter huldigten ihm die Stände Norwegens zu Opslo.

Friedrich's Erziehung wurde dreizehn Jahre lang (bis 1553) durch Johann Svaning, der ſich als Geſchichtsſchreiber bekannt gemacht, und durch Chriſtoph Michelſen, Canonicus zu Roeskilde, geleitet.

Nach Friedrich's Großjährigkeit räumte ihm Chriſtian III. das Schloß und Stift Malmöe*) ein, wo er ſeine Reſidenz aufſchlug. Sein Hofſtaat beſtand aus zwölf Edelleuten.

Einer derſelben, Eyler Hardenberg, wurde dem Prinzen Friedrich zum Hofmeiſter ernannt.

Dieſer Hofmeiſter hatte eine Tochter, welche, zwei Jahre älter als Prinz Friedrich, deſſen Jugendliebe ward.

Der ſchmucke Thronfolger ſchwärmte für ihren Geiſt und ihre Schönheit, für ihren Witz und ihre Heiterkeit in ſo hohem Grade, daß er ſie ſeine Dagmar**) hieß und in dem blauen Himmel ihrer keuſchen Augen „ſein Paradies auf Erden“ fand.

---

*) Malmöe (früher Malmogia genannt) war die Hauptſtadt Schonens. Der Schwedenkönig Waldemar hatte 1249 Prinzeſſin Sophie, die Tochter des Dänenkönigs Erich Plogpenning geheirathet und ihr zum Heirathsgute Malmöe und Trelleburg mitgegeben.

**) Dagmar, deren Andenken in den Liedern des däniſchen Volkes fortlebt, hieß eigentlich Margaretha und war eine Tochter des Böhmenkönigs Johann. Im Jahre 1205 heirathete ſie den König Waldemar II. von Dänemark, wurde Mutter Waldemar's III. und ſtarb im Jahre

Fräulein von Hardenberg hatte im Hauſe ihrer Eltern eine ſo ſorgfältige Erziehung genoſſen, daß ſie, außer Latein, auch Deutſch und — was in jenen Tagen noch ziemlich ſelten war — auch ziemlich geläufig Franzöſiſch ſprach. Sie ſchwärmte für Clement Marot, der als Begleiter des ritterlichen Königs Franz I. von Frankreich deſſen Feldzüge in Italien mitgemacht hatte, als heimlicher Proteſtant eingekerkert worden war und während ſeiner Gefangenſchaft die Pſalmen Davids in franzöſiſche Verſe übertrug, die der ſchönen „Dagmar“ mehr als die däniſchen gefielen.

Sie war's, die dem jungen Prinzen ſpielend Unterricht im Franzöſiſchen und nebenbei auch in der Muſik ertheilte, denn ſeine „Dagmar“ ſpielte auch Harfe und ſang, nebenbei geſagt, viel reiner als die Königin-Mutter.

Eyler Hardenberg, der frühzeitig das Aufkeimen der erſten Leidenſchaft des jungen Prinzen gewahrte, warnte ſeine Tochter vor den Folgen dieſer Liebe, die auch ſie zu theilen ſchien, und ermahnte ſie, den Schmeichelworten Friedrich's kein Gehör zu ſchenken. Er

---

1212. Ihre feenhafte Schönheit verſchaffte ihr im Volke den Beinamen Dagmar oder Damer. Waldemar II ließ ihr zu Ehren das Schloß Dronningholm erbauen. Ihre irdiſche Hülle ruht in Ringſtedt, aber der Ruf ihrer Schönheit und Engelsgüte wird noch heute geſungen. Vergl. Frederik Schiern, Om Dronning Dagmar. Kritiske Bidrag til den danske og den bohmiske Historie, Kjøbnh. 1854. 8.

leerte den ganzen Köcher ſeiner väterlichen Beredſamkeit, um ihr bethörtes Herz auf den Pfad der Pflich und Tugend zurückzulenken. Mit Thränen in de Augen gelobte ſie ihrem Vater, ſtandhaft zu bleiben und trotz ihrer Gegenliebe zum Prinzen, dem Namen ihre Familie niemals Schande zu machen. Der Vater ſchil derte ſeiner Tochter den Hof **Heinrich's II.** vo Frankreich *) und malte ihr die Sünden jener unkeu ſchen **Diana von Poitiers**, die ſich den Lüſte jenes Königs hingegeben, mit abſchreckenden Farben Damit nicht zufrieden, drohte er ſeiner Tochter, die ſei Stolz und ſein Abgott war, ſie lieber zu tödten, wi Lucretia, als ſie entehrt und mit Schmach bedeckt z ſehen. Das tieferſchreckte Mädchen mußte, die Han auf einem Crucifix, das Gelübde thun, allen Bewer bungen des Prinzen Widerſtand zu leiſten.

Aber **Dagmar's** Widerſtand verdoppelte die Lie besgluth **Friedrichs**, der nicht müde ward, das He der Jungfrau mit Bitten und mit Schwüren ewige Treue zu beſtürmen. Dagmar aber, eingedenk ihre Gelübdes, fand Muth und Kraft in ſich, der Stimm der Verführung ihr Ohr zu verſchließen und ſich rei zu erhalten.

**Eyler Hardenberg**, die Gefahr erkennend, i der ſich die Ehre ſeines Kindes befand, wußte es durch zuſetzen, daß König **Chriſtian III.** ſeinem Thron folger den Befehl zugeben ließ, die Churfürſtin **Ann**

---

*) **Heinrich** II. war ſechs Monate nach **Chriſtian'** III. Ableben, 10. Juli 1559 geſtorben.

von Sachſen, die mit ihrem Gemahle August nach Dänemark gekommen war, 1557 nach Dresden zu begleiten.

Prinz Friedrich (Bruder der Churfürſtin) mußte abreiſen und ſeine „Dagmar" in Malmöe zurücklaſſen, nachdem er ihrem Vater das Verſprechen abgenommen hatte, ſie während ſeiner Abweſenheit nicht zu verheirathen.

Friedrich ging nach Deutſchland, verweilte mit ſeinem jüngern Bruder Magnus mehrere Monate am Hofe zu Dresden und begab ſich von dort (1558) nach Frankfurt am Main, um der Kaiſerkrönung Ferdinand's I. beizuwohnen. Seine Gedanken aber weilten im Schloſſe zu Malmöe in der Nähe der ſchönen Dagmar mit den veilchenblauen Augen und den ährenblonden Locken, die ſein Herz mit zauberiſcher Allgewalt umſtrickt hielten.

Von Frankfurt kehrt er, Sehnſucht im Herzen, nach Malmöe zurück und ſtürzt unerwartet in Dagmar's Zimmer, die beim Anblick des Geliebten ohnmächtig niederſinkt. Seine Küſſe rufen ſie ins Bewußtſein zurück. Sie erwacht und entreißt ſich ſeiner Umarmung.

Friedrich bietet die ganze Ueberredungsgabe ſeines liebetrunkenen Herzens auf, um den Stolz dieſes Mädchens zu bewegen, ſeinem heißen Flehen Gehör zu ſchenken. Entrüſtet über die Zumuthungen, die er ihr macht, ſtößt ſie ihn zurück mit den Worten: ſie ſtehe zu niedrig, um ſeine Gattin, aber auch zu hoch, um ſeine Maitreſſe zu werden.

Friedrich wendet ſich an ihren Vater. Ha
denberg, ein Mann von Ehre, weiſ't alle Anträg
die er ihm und ſeinem Kinde zu machen wagt, m
Indignation zurück und erklärt, lieber ſeine Stelle au
geben, als ſich zum Verkuppler ſeiner Tochter ernie
rigen zu laſſen.

Deſſenungeachtet giebt der Prinz noch nicht al
Hoffnung auf.

Wenige Monate darauf ſtirbt ſein Vater. Frie
rich eilt von Malmöe nach Koldingen und tritt ſech
Tage nach Chriſtian's III. Ableben die Regi
rung an.

Am 7. Januar wird Ejler Hardenberg zu
Reichshofmeiſter ernannt. Der ehrenwerthe Mann, d
ſich nicht verhehlt, welchem Umſtande er dieſe Stande
erhöhung zu verdanken hat, wagt dieſe Auszeichnun
abzulehnen. Friedrich aber beſteht auf ſeinem Wille
und weil Hardenberg ſich dem Befehle des Köni
unterwerfen muß, ſendet er ſeine Tochter, um ſie de
Augen des Monarchen zu entrücken, heimlich in B
gleitung ihrer Mutter zu einem Verwandten nach Han
nover.

Als der König dies erfährt, will er ihren Vat
wieder abſetzen. Nach ruhiger Ueberlegung aber unte
läßt er es, denn noch immer hofft er, durch Gnaden
beweiſe aller Art den Eigenſinn des Vaters und de
Stolz ſeiner „Dagmar“ zu beugen.

Aber kaum drei Monate auf dem Throne wi
Friedrich II. durch ſeinen Oheim in Krieg ver
wickelt.

Herzog Adolph von Holſtein-Gottorp, ein eben ſo ehrgeiziger als kriegeriſch geſinnter Fürſt, der ſich im Heere Carl's V. und Philipp's II. von Spanien den Ruf eines tapfern Feldherrn erworben hatte, war ſchon bei Lebzeiten Chriſtian's III. mit dem Plane umgegangen, den Dithmarſen, deren Unabhängigkeit ihm ein Dorn im Auge war, den Krieg zu erklären und ihrer Freiheit ein Ende zu machen. Die Ausführung dieſes Planes aber war an dem Character Chriſtian's geſcheitert, der, mehr als den zweideutigen Ruhm eines ungerechten Krieges, die Erhaltung des Friedens geliebt hatte.

Nach Chriſtian's Tode ſuchte er deſſen Sohn zu bewegen, den Dithmarſen unter dem vom Zaune gebrochenen Vorwande, daß ſie es mit den Feinden Dänemarks hielten, den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.

Herzog Adolph, dem der Einfluß, welchen Eyler Hardenberg auf König Friedrich II. beſaß, nicht fremd geblieben war, wußte den Reichshofmeiſter für dieſen Krieg zu ſtimmen dadurch, daß er ihm begreiflich machte, wie ſehr es die Ehre Dänemarks erheiſche, die ſchimpfliche Niederlage, die es im Jahre 1500 in der Schlacht bei Heide erlitten habe, nicht länger ungerächt zu laſſen.

Hardenberg's Vaterlandsliebe verleitete ihn, dem Plane Herzogs Adolph Gehör zu ſchenken und ihn beim Könige zu bevorworten.

Friedrich aber, der entſchloſſen war, in die Fußtapfen ſeines Vaters zu treten und unnütze Kriege um jeden Preis zu vermeiden, wollte davon nichts hören.

Herzog Adolph ließ ſich dadurch nicht entmuthigen; er begab ſich an den Hof des kriegeriſch geſinnten Herzogs Heinrich von Braunſchweig, um auch ihn für die Ausführung ſeines Lieblingsplanes zu gewinnen.

Gleichzeitig ſchickte Adolph ſeinen Statthalter i Peine, Daniel Rantzau, nach Hildesheim, um auc den Biſchof Burchard von Oberg zu bewegen, ſic an dieſem Kriege zu betheiligen.

Hardenberg und Johann Rantzau machte dem Könige die Vorſtellung, Herzog Adolph, unterſtützt von Braunſchweig und Hildesheim, werde dieſe Krieg auch ohne Dänemarks Hilfe führen und ſich dadurch zum unumſchränkten Herrn des ganzen Lande der Dithmarſen machen.

Friedrich beharrte bei ſeiner Anſicht, neutra zu bleiben. Hardenberg aber, in dieſer Neutralität Gefahr für Dänemark erkennend, ließ, als er den ganze Köcher ſeiner Beredſamkeit erſchöpft ſah, ſeine Tochte nach Kopenhagen zurückkehren, um durch ihren Einflu den König zur Theilnahme an dieſem Kriege zu bewegen.

Das, was allen Staatsmännern nicht gelunge war, gelang dem Fräulein von Hardenberg. Dagmar war's, die den König, der ſie jetzt mehr als j zu lieben ſchien, umzuſtimmen wußte. Eine neue Agne Sorel beſchwor ſie ihn, den Schimpf jener Niederlage bei Heide zu rächen. Friedrich war ſchwac genug, ihr nachzugeben.

Am 28 April traten der König, Herzog Adolp und ſein jüngerer Bruder **Johann** zu Nottorp im Amte Rendsburg zuſammen, um alle Vorbereitungen zu dieſem Kriege zu beſprechen und ſich im Voraus über Theilung der Unkoſten und der Länderbeute zu einigen.

Das Heer der drei Verbündeten beſtand aus zwanzigtauſend Mann, die unter den Oberbefehl **Johann Rantzau's** geſtellt wurden.

Am 18. Mai 1559 ward ein Herold nach Heide mit der Aufforderung abgeſendet, ſich gutwillig zu unterwerfen oder die Folgen ihrer Widerſpänſtigkeit ſich ſelber zuzuſchreiben.

Die Dithmarſen erklärten dem übermüthigen Feinde, daß er kein Recht auf ſie habe, weil ihr Land zu Bremen gehöre, unter deſſen Schutz es ſeit vierhundert Jahren geſtanden und ſeine Freiheit und Unabhängigkeit mit dem Blute ſeiner Heldenſöhne erkauft habe.

Die Armee der Verbündeten erhielt nun Befehl, ins feindliche Land einzufallen.

Drei ſtarke Feſtungen, Tileburg, Hamm und Meldorf, bildeten einen Wall, der erſt erobert werden mußte, bevor es dem Feinde möglich war, ins Innere des Landes einzudringen. Aber der Name **Johann Rantzau's**, der, ein neuer Hannibal, ſchon als Knabe von acht Jahren den Dithmarſen, die ſeinen Bruder, **Breide Rantzau** erſchlagen, blutige Vergeltung zugeſchworen hatte, verbreitete ſo großen Schrecken, daß den Armen der Muth ſank. Niemand von allen Nachbarn war edel genug, ſich dieſes freien Volksſtammes, auf deren gänzliche Unterjochung und Zerſtückelung es abgeſehen war, hülfreich anzunehmen. Nur Lübeck hatte den Muth, durch ſeinen Geſandten Sebaſtian Grasmi den Dänen und Holſteinern einen Vergleich vorzuſchlagen. Dieſer Vergleich aber wurde verworfen, weil Jene ihres Sieges im Voraus gewiß waren.

Zuerſt wurde Meldorp belagert. Die Dithmarſen, die den alten Ruf ihrer Tapferkeit auf's Neue bewährten — ſelbſt deren Weiber kämpften wie Männer — ſchlugen zwei Angriffe ihrer Unterdrücker mit der Wuth gereizter Löwen zurück, im erſten Treffen wurde ein Heerführer des Königs, Jens Ulfſtand, verwundet, im zweiten Erich Pedebuſch in der nächſten Nähe des Königs getödtet. Endlich aber erlagen ſie der Uebermacht. Die Feſtung wurde am 3. Juni im Sturme erobert und Alles, was Widerſtand geleiſtet hatte, niedergehauen. Selbſt Greiſe und Kinder blieben nicht verſchont. Der Tod hielt eine blutige Ernte: der Leib jedes Gefallenen war von mehr als einer Kugel durchbohrt. Siebenhundert Dithmarſen, die ſich in einem Moraſte verſteckt hatten, geriethen mit ihren Wagen und Kriegsgeräthen in Gefangenſchaft.

Dann wurde Tileburg angegriffen. Die Dithmarſen zogen ſich nach Hemmingſtedt zurück; Tileburg fiel ohne Schwertſchlag in die Gewalt des Feindes, der die Feſtungswerke ſchleifen ließ. Von hier zog er nach Heide.

Heide war die Hauptſtadt des Landes und der Sitz der Regierung. Letztere, rein demokratiſch, beſtand aus achtundvierzig Aeltermännern, die an jedem Sonnabende öffentliche Verſammlung hielten und in ſtreitigen Sachen Rath ſprachen. Sie nannten ſich „Acht und veertigh Vorveſer der Gemehin des Lands Dithmarſen“ und urtheilten ſeit 1321 nach einem, in altſächſiſcher Sprache abgefaßten Landrechte. Sie waren die Väter des Landes.

Vor Heide kam es zum entſcheidenden Kampfe, der von beiden Seiten mit gleich großer Erbitterung gekämpft ward. Hier galt es ſiegen oder ſterben, um ſchmachvoller Knechtſchaft zu entgehen. An die Stelle des katholiſchen Loſungswortes: Hilf Maria milde! — jenes Wort, das ſie vor 59 Jahren über die Macht ihrer Feinde triumphiren ließ — war, ſeitdem durch Heinrich von Zütphen auch hier die Reformation ſich Bahn gebrochen hatte, das neue Feldgeſchrei: Freiheit oder Tod! getreten. Die Dithmarſen fochten ſo heldenmüthig wie damals, aber die Mutter Gottes ſchützte ſie nicht mehr.

Auch Heide fiel und mit Heide und dreitauſend tapfern Dithmarſen ſank das letzte Bollwerk ihrer vierhundertjährigen Freiheit. Die Stadt wurde in Brand geſteckt und in Aſche gelegt und das beſiegte Volk ſah ſich genöthigt, drei Prediger mit weißen Stäben ins feindliche Lager zu ſenden, um dort die Großmuth der Sieger anzuflehen. Sie wurden zurückgeſchickt mit dem Befehle, es ſollten am folgenden Morgen (am 24. Juni) die 48 Altermänner erſcheinen, um im Namen des ganzen Landes Treue und Gehorſam zu ſchwören ihren neuen Herren.

Der Morgen erſchien; aber ſtatt der 48 kamen nur 5 von den Vorſtehern der Gemeinde, nicht aus kindiſchem Trotze, ſondern darum, weil die Andern auf dem Felde der Ehre den Tod der Helden geſtorben waren.

Am 30. Juni erſchienen viertauſend geknechtete Dithmarſen auf dem freien Felde ihrer eingeäſcherten Hauptſtadt, um alle deutſchen Fahnen und Standarten, die ſie in glorreicherer Zeit erobert hatten, den Siegern zurückzugeben, alle ihre Rüſtungen und Waffengeräthſchaften abzuliefern und, wie es beſiegten Sclaven geziemt, reumüthig auf ihr Knie zu ſinken, entblößten Hauptes um Verzeihung zu bitten, den Bevollmächtigten des Königs und den Herzogen Adolph und Johann den Eid der Treue zu ſchwören und — weil man ihrem Worte keinen Glauben ſchenkte — vierundzwanzig Geißeln zu ſtellen.

Der Verluſt der Dänen war unbedeutend. Das Land der Dithmarſen, deſſen Eroberung dem Könige, der nur den dritten Theil der Kriegskoſten trug, nicht mehr als 72,000 Thaler gekoſtet hatte, wurde unter ihn und die Herzoge Adolph und Johann ſo vertheilt, daß Meldorp mit dem ſüdlichen Theile an Friedrich II., Heide mit dem mittlern Theile an Johann und Lund mit dem nördlichen Theile an den Urheber dieſes Krieges, an Herzog Adolph, fiel. — Die freie Verfaſſung des Landes wurde aufgehoben und an Stelle der 48 Aeltermänner ein Vogt mit acht Räthen eingeſetzt, die unter Aufſicht eines holſtein[illegible]en Beamten ſtanden.

Fünf Tage nach der Schlacht bei Heide kehrte

Friedrich II. nach Kopenhagen in die offenen Arme ſeiner hochentzückten Agnes Sorel zurück.

Und alſo endete ein Krieg, der zu jenen gehört, die dem Sieger zu weit weniger Ehre gereichen als dem Beſiegten, deſſen Freiheit man zu Grabe trug. *)

---

*) Von den Schriftſtellern, welche die Kriege der Dithmarſen zu ihren Studien gemacht, verdient hier vor Allem ein Augenzeuge des letzten Krieges, Heinrich Ranzau, der Sohn des berühmten Feldherrn Johann, erwähnt zu werden. Dieſer gelehrte Mann ſchrieb unter dem Namen Cilicius Cimber ein Werk, aus welchem Kellinghuſen, Cus, Molbech und wir ſelbſt geſchöpft haben.

## Neunzehntes Kapitel.

Friedrich's Krönung. — Zwiſtigkeit mit Hamburg. — Geſchichte des Prinzen Magnus. — Dänemark erneuert ſein Bündniß mit Frankreich. — Vermählung der Prinzeſſin Dorothea mit dem Herzoge von Braunſchweig. — Dagmar Hardenberg. — Bündniß mit Rußland und Polen.

Bald nach der Beſiegung der Dithmarſen ließ König **Friedrich** alle Anſtalten zu ſeiner Krönung treffen, die auf den 20. Auguſt feſtgeſetzt wurde.

Zu Anfange dieſes Monats langten die Königin-Mutter von ihrem Witwenſitze Sonderburg; Herzog **Johann** der Jüngere, des Königs Bruder; Herzog **Johann** der Aeltere, der Bruder **Chriſtian's III.**, und Herzog **Adolph** von Holſtein-Gottorp in Kopenhagen an.

Bald darauf trafen auch der Churfürſt **Auguſt** von Sachſen und deſſen Gemahlin, die Schweſter des Königs, mit einem Gefolge von ſiebenhundert Pferden ein. *)

---

*) Im Gefolge des Churfürſten befand ſich u. A. der Hausmarſchall **Wolf von Schönberg**, der Oberſtallmeiſter

Friedrich zog, begleitet von den Herzogen Johann und Adolph, ſeinem churfürſtlichen Schwager bis Dragoe entgegen.

Die Krönung fand am feſtgeſetzten Tage (Sonntag am 20. Auguſt 1559) in der Frauenkirche ſtatt und wurde vom Magiſter Niels Palladius, Biſchof in Schonen, Jens Skieldrup, Biſchof in Bergen, und dem Hofprediger Niels Colding vollzogen, da der Biſchof von Seeland, Peter Palladius, durch Krankheit verhindert war, dem Krönungsacte beizuwohnen.

Als der König in Begleitung des Churfürſten und der übrigen Fürſten zur Kirche ritt, trugen vier Mitglieder des däniſchen Reichsrathes zu Pferde ihm die Kleinodien des Reiches voran.

Der Reichshofmeiſter Eyler Hardenberg trug die Krone, der Reichsmarſchall Otto Krumpen das Schwert, Mogens Gyldenſtjerne das Scepter und Holger Roſenkrantz, der ſiebzehnte unter den Reichsräthen, den Apfel.

Der königliche Kanzler Johann Friis ritt zur Linken des Churfürſten Auguſt von Sachſen, und Johann Rantzau zur Linken des Herzogs Adolph von Holſtein.

---

Thile von Trotha, der Hofjägermeiſter Cornelius von Rüxleben, der Ober-Küchenmeiſter Georg Rüger, der gleichzeitig auch Burgermeiſter von Dresden war, und der churfürſtliche Leibarzt und Hofalchimiſt Dr. Paul Luther, ein Sohn des großen Reformators. Der Hofmeiſter der Churfürſtin war Georg Marſchall von Biberſtein.

An der Spitze des däniſchen Adels ritt der ju
Graf Johann von Oldenburg, der Burg
Friedrich von Dohna und der königliche M
ſchall Jens Ulfſtand, der, zwei Monate zuvor,
der Belagerung von Meldorf verwundet, den rec
Arm in der Binde trug.

Den deutſchen Reichsgrafen folgte Char
Danzey, der Geſandte des zweiten Franz von Fr
reich, welcher erſt wenig Wochen zuvor (am 10. J
den Thron ſeines Vaters beſtiegen hatte.

Dann kam ein ſechsſpänniger Wagen, in wel
die Königin-Mutter Dorothea, die Churfü
Anna von Sachſen, deren noch unvermählte Schwe
Prinzeſſin Dorothea, und eine vierte Dame ſa
keine andere als Dagmar Hardenberg, die ke
Flamme des Königs, war. Letztere überſtrahlte
Glanze ihrer Jugend und Schönheit die verwit
Königin und die beiden Töchter derſelben.

Nach vollzogener Krönung rief ein Herold
Namen Derjenigen auf, die der König in der K
zu Rittern des Elephanten-Ordens erhob. Es w
ihrer Acht.

An der Spitze derſelben 1) Eyler Hard
berg auf Vedtofte. Die andern waren:

2) Werner Parsberg auf Harreſtedt,
1554 Mitglied des Reichsraths († 1572).

3) Niels Lange auf Kiersgaard, Reichs
ſeit 1559 († 1565).

4) Berge Trolle, däniſcher Reichsrath,
1501, † am 28. Juli 1571).

5) Herluf Trolle auf Herlufsholm, däniſcher Reichsrath und Admiral, (geb. 14. Januar 1516, † 25. Juni 1565).

6) Erich Krabbe auf Baſtrup, däniſcher Reichsmarſchall, († in der Schlacht bei Warberg 1569).

7) Jürgen Lykke auf Overgaard, däniſcher Reichsrath und Geſandter in Frankreich.

8) Tage Thott Ottenſen auf Erichsholm, gleichfalls Mitglied des Reichsraths.

Nach der Krönung war im Schloſſe große Tafel, an welcher Dagmar Hardenberg, als Ehrendame der Churfürſtin von Sachſen, zwiſchen dem Churfürſten Auguſt und dem Könige ſaß.

Am folgenden Tage fand auf dem Amaker-Markte ein großes Ringelrennen und auf dem Altmarkte ein prachtvolles Turnier ſtatt, wobei der König zuerſt mit ſeinem churfürſtlichen Schwager und dann mit dem Feldmarſchall Johann Rantzau eine Lanze brach.*)

Abends war Feuerwerk und Beleuchtung. Das gute Volk, das, wie gewöhnlich, die Koſten dieſer Feſtlichkeiten trug, erhielt dafür das Recht, ſeine Kehle in Lebehoch-Geſchrei zu üben.

Am dritten Tage nach der Krönung ſchenkte König Friedrich der däniſchen Agnes Sorel jenen Ring, den ihm ſein ſterbender Vater durch Erich Walkendorf nach Malmöe geſchickt hatte.

---

*) Churfürſt Auguſt, ein höchſt reſpectabler Turnierheld, ſoll nicht weniger als 55 Scharfrennen beigewohnt haben und nur in 5 beſiegt worden ſein.

Am 30. Auguſt verließ der ſächſiſche Churfürſt nebſt Gemahlin die Hauptſtadt ſeines gekrönten Schwagers, der die hohen Herrſchaften bis nach Wordingborg zu begleiten geruhte. Im Gefolge des Königs befand ſich auch ſeine Dagmar, die von dem Churfürſten Auguſt, der damals noch ſehr galant war, eine Einladung nach Dresden erhielt. Mutter Anna aber ſchenkte ihr als Zeichen ganz beſonderer Huld ein von ihr ſelbſt zubereitetes Magenwaſſer.*)

Wenige Monate nach der ohne Störung vorübergegangenen Krönung gerieth König Friedrich in Colliſion mit der Stadt Hamburg, die in Folge eines ihr ſchon lange vorher, vom Kaiſer Sigismund eingeräumten Rechts, ihre eigene Münze zu prägen begann, ein Recht, das Dänemark ihr ſtreitig zu machen verſuchte, weil es behauptete, die Hamburger Münze müſſe das holſteiniſche Wappen — ein Neſſelblatt — ſchon darum beibehalten, weil Hamburg das Privilegium, Münzen zu prägen, nicht vom Kaiſer, ſondern von Holſtein erhalten habe. Hamburg aber verbannte die Neſſel und prägte ſein eigenes Wappen.

Herzog Adolph von Holſtein, der darin eine Beleidigung ſah, wollte, um dieſer Lappalie willen, den König in einen neuen Krieg verwickeln. Friedrich aber ließ ſich darauf nicht ein, weil ſich um dieſelbe Zeit ein ernſterer Handel mit Oeſel und Kurland entſpann.

---

*) Es iſt bekannt, daß Auguſt's Gemahlin auf Annaburg ein chemiſches Laboratorium beſaß, in welchem ſie nach ihren eigenen Recepten allerlei Wunderarzneien zu brauen pflegte.

Schon gegen Ende der Regierung Chriſtian's III. hatte ſich wegen des Beſitzes von Kurland ein Streit zwiſchen dem Erzbiſchofe von Riga und dem letzten Heermeiſter des deutſchen Ordens Gotthard Kettler entſponnen. Der moskowitiſche Großfürſt Iwan Waſiljewitſch war, dieſe Uneinigkeit benutzend, in Liefland eingerückt und hatte dort ſo grauſam herumgewirthſchaftet, daß Reval, aus Furcht vor den Ruſſen, es vorzog, ſich (1558) freiwillig dem Scepter Chriſtian's III. von Dänemark zu unterwerfen. Dieſer aber, der vor Allem Ruhe geliebt, hatte ſich darauf nicht eingelaſſen und ſich einfach damit begnügt, das Stift Oeſel zu kaufen, um damit ſeinen jüngern Sohn Magnus abzufinden.

Erſt gegen Oſtern begab ſich Letzterer nach ſeinem vom Biſchofe von Reval, Moritz von Angeln, käuflich abgetretenen Bisthume.

Iwan Waſiljewitſch, der die Gültigkeit dieſes Kaufes beſtritt, fiel von Neuem in Kurland ein und hauſ'te dort mit ſolcher Barbarei, daß Biſchof Magnus gezwungen war, dem eroberungsſüchtigen Moskowiten das Feld zu räumen und ſich nach Kopenhagen zu begeben, um hier die Hilfe ſeines Bruders Friedrich in Anſpruch zu nehmen.

Der König empfing ihn mit Vorwürfen. Und dieſe Vorwürfe waren verdient, denn Bruder Magnus hatte als Biſchof ein ſehr üppiges Leben geführt, ſich einen Serail von Kebsweibern gehalten und dadurch in Schulden geſtürzt, die ſein Bruder Friedrich bezahlen ſollte.

Die verwitwete Königin Dorothea verwandte ſich für ihren jüngern Sohn bei dem Fräulein von Hardenberg, die den leichtſinnigen und maaßlos verſchwenderiſchen Biſchof unter die Flügel ihres allmächtigen Schutzes nahm und den König zu bewegen wußte, daß dieſer ſich ſeiner annahm, deſſen Schulden bezahlte und ihm Hilfe verſprach.

Reval hatte ſich unterdeſſen freiwillig dem Sohne und Nachfolger Guſtav Waſas, Erich XIV. unterworfen. — Durch Friedrich's Vermittlung wurde nun zwiſchen dem Großfürſten von Moskau und dem Biſchofe von Oeſel ein zweijähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, und in Folge deſſen kehrte Magnus nach ſeinem Biſchofsſitze zurück.

Im folgenden Jahre ließ König Carl IX. von Frankreich, der erſt wenige Monate zuvor (am 15. December 1560) ſeinem Bruder Franz II. gefolgt war, durch ſeinen Geſandten Dancey das alte zwiſchen Franz I. und Chriſtian III. abgeſchloſſene Freundſchafts-Bündniß erneuern. Jürgen Lykke wurde nach Paris geſchickt, um dem Sohne Katharinens von Medicis Glück zu ſeiner Thronbeſteigung zu wünſchen. Hierauf ſchickte Carl IX. eine prachtvolle Geſandtſchaft, an deren Spitze Philipp Rheingraf von Salm ſtand, nach Dänemark ab, um ſeinem evangeliſchen Bundesgenoſſen den katholiſchen Michaels-Orden zu überreichen, deſſen Anſehen ſo ſehr geſunken war, daß der franzöſiſche Volkswitz ihn ſchon damals „collier à toutes les bêtes“ hieß.

Noch in demſelben Jahre wurde (am 12. October 1561) zu Celle die Vermählung der Prinzeſſin Dorothea, der Schweſter Friedrich's II., mit dem Herzoge Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg gefeiert.

Auf dieſem Beilager erſchien Friedrich II. mit 600 und der Churfürſt Auguſt von Sachſen, der Schwager der fünfzehnjährigen Braut, mit 700 Pferden und einem äußerſt glänzenden Gefolge. Man ſieht, daß der Luxus der Gottgeſalbten unſerer Zeit im Vergleiche zu dem bodenloſen Aufwande ihrer in Gott ruhenden Vorfahren nur noch Bagatelle iſt.

In der Begleitung des Königs von Dänemark befand ſich der Reichshofmeiſter Eyler Hardenberg und deſſen Tochter, die der Mittelpunkt aller Huldigungen Friedrich's und, beiläufig erwähnt, die Veranlaſſung war, weßhalb er ſo lange ledig blieb. — Im Gefolge des Churfürſten befand ſich deſſen Kanzler, der berühmte Doctor Ulrich Mordeiſen (von den däniſchen Geſchichtsſchreibern Mordiſius genannt), der berühmte Geheime Rath und Orator Chriſtoph von Carlowitz und der franzöſiſche Gelehrte Hubert Lanquet.

Auf dieſer Hochzeit ſoll's, nach einer Braunſchweiger Chronik jener Tage, noch luſtiger als ein Jahr zuvor auf dem Beilager des Herzogs Julius von Braunſchweig mit der Prinzeſſin Hedwig von Brandenburg hergegangen ſein. — König Friedrich, der ſchon damals einen oldenburgiſchen Hang zu ſpirituöſen Getränken offenbarte, ſoll ſich einen Rauſch zu trinken geruht und ſeine „Dagmar“ dadurch ſo ſehr aufgebracht haben, daß ſie ihm einen Verweis zu geben ſich erlaubte.

Die Stellung, welche die Tochter des Reichshofmeiſters dem Könige gegenüber einnahm, war um ſo einflußreicher, da Fräulein von Hardenberg ihm noch nichts, was geeignet geweſen wäre, ſeine Liebe für ſie abzukühlen, gewährt zu haben ſchien. Viele behaupteten, ſie habe ſeinen Wünſchen nur darum ſo ſtandhaft Widerſtand geleiſtet, um ihn zu einer Heirath zu bewegen.

Friedrich, von dem Glauben ausgehend, daß der Erfüllung ſeiner Wünſche nur die ſtrenge Aufſicht ihres Vaters im Wege ſtehe, ſuchte und fand ſehr bald eine paſſende Gelegenheit, den Tugendwächter ſeiner Tochter aus ihrer Nähe zu entfernen.

Der König beſchloß, um das gute Einvernehmen mit Iwan Waſiljewitſch im Gange zu erhalten, eine Geſandtſchaft nach Moskau zu ſchicken. Zum Haupte derſelben erwählte er Hardenberg.

Am 27. April 1502 ſegelte der Reichshofmeiſter mit zwei Kriegsſchiffen „Vildmanden“ und „Falken“ nach Archangel, um ſich von dort an den Hof des moskowitiſchen Großfürſten zu begeben.*)

---

*) Im Gefolge Eyler Hardenberg's befand ſich der Admiral Jacob Brockenhuus, der Admiral Jens Truidſen Ulfſtand und Doctor Anſelinus, einer der Leibärzte des Königs.

Während der Abweſenheit ihres Vaters war Fräulein von Hardenberg, deren Mutter kurz vorher das Zeitliche geſegnet hatte, keiner andern Aufſicht als ſich ſelber überlaſſen.

Während ihr Vater in Moskau, wo er im Juli angelangt war, mit Iwan Waſiljewitſch am 7. Auguſt den „ewigen Frieden" ſchloß und dann ungeſäumt nach Dänemark zurückkehrte, bot König Friedrich alle Künſte der Verführung auf, um ſeine „Dagmar" abtrünnig vom Gelübde ihrer „ewigen Keuſchheit" zu machen.

Niemand weiß, ob ihm dies gelang. Die Anſichten darüber ſind ſehr verſchieden. In der nächſten Umgebung des Königs bildeten ſich zwei Parteien, von denen die Eine feſt zu behaupten wagte, daß alle Verſuche des Königs an der Tugend dieſer neuen Lucrezia machtlos geſcheitert ſeien, während die andere Partei, welche beſſer unterrichtet zu ſein vorgab, das Gegentheil zu glauben ſich erkühnte. Zur Letztern gehörte u. A. auch der franzöſiſche Geſandte Charles Dancey, deſſen geheime Kundſchafter ihm das „on dit" zugetragen, die eben ſo ſchöne als ſchlaue „Dagmar" habe, während der ſechsmonatlichen Abweſenheit ihres Vaters, ihrem königlichen Anbeter zu verſchiedenen Malen ein in die Schleier der Nacht und des Geheimniſſes gehülltes Rendezvous zu Helſingör in dem romantiſch gelegenen Luſtſchloß Marienlyſt gegeben.

Im Gefolge des aus Moskau zurückkehrenden Reichshofmeiſters befand ſich eine aus 200 Perſonen beſtehende ruſſiſche Geſandtſchaft, die der König am 6.

December im Schloß zu Kopenhagen empfing. Unter den Geſchenken, die ſie dem Monarchen zu überreichen hatte, befand ſich eine Abbildung des dreiarmigen Muttergottesbildes zu Kaſan und ein mit den koſtbarſten Edelſteinen beſetzter Dolch, der bald nachher in den Beſitz der ſchönen „Dagmar" überging, auf deren Wangen das jungfräuliche Karmin ſo auffallend geſchwunden war, daß wohl anzunehmen iſt, daß der franzöſiſche Geſandte vollkommen gut unterrichtet geweſen ſei.

Kurz vor dem Eintreffen der ruſſiſchen Geſandtſchaft war auch eine polniſche erſchienen, abgeſchickt vom Könige Sigiſmund Auguſt, um ein Bündniß zwiſchen Polen und Dänemark gegen Schweden anzubahnen, deſſen kriegeriſches Auftreten in Liefland beiden Reichen in gleichem Grade gefährlich erſchien.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Neue Conflicte mit Schweden. — König Erich XIV. — Gefangennehmung der ſchwediſchen Geſandten. — Ausbruch des Krieges. — Seeſchlacht bei Bornholm. — Ein komiſches Zwiſchenſpiel. — Der Stand der däniſchen Flotte. — Seeſchlacht bei Oeland. — Belagerung von Halmſtad. — Herluf Trolle. — Gunther von Schwarzburg — Daniel Rantzau. — Schlacht bei Svarterau. — Erich und Katharina Mensdotter.

Jeder, der in das geheime Räderwerk der Geſchichte nur einigermaßen eingeweiht und nicht ganz und gar verblendet iſt, muß, wenn er auf den Urſprung der Kriege, welche ſeit Jahrtauſenden die Gottgeſalbten dieſer Erde unter ſich geführt haben, zurückgeht, ſehr bald zu der traurigen Erkenntniß gelangen daß unter je zehn Kriegen neun aus Urſachen hervorgegangen ſind, die der geſunde Menſchenverſtand rückſichtslos verurtheilen muß, weil ſie *entweder lächerlich* oder — was noch ſchlimmer iſt — *infam* ſind. Zur letztern Kategorie gehören die ſogenannten Religionskriege, welche, im Namen der beleidigten Kirche, Millionen von Menſchen, die ja insgeſammt Geſchöpfe Eines Gottes ſind, als Opfer machiavelliſtiſcher Politik, die ihre Eroberungsgelüſte in den ſcheinheiligen Schleier des Glaubens hüllt, lieblos zur Schlachtbank geführt haben. Mit Grauen und Abſcheu wendet die Geſchichte ihr Antlitz von der Unmaſſe blutbefleckter Niedermetzelungen ab, die, ſeit Einführung des Chriſtenthums im Namen der Religion verübt, nichts Anderes als eine Beleidigung der Gottheit ſind. — Zur Unzahl der andern Kriege, die aus lächerlicher Urſache geführt worden ſind, gehört auch jener ſiebenjährige Kampf, welcher zwiſchen den Kronen Dänemarks und Schwedens eines Wappens wegen gekämpft worden iſt.

Der Kopenhagener Hof, der, in Folge der Kalmarer Union, die drei Kronen Dänemarks, Norwegens und Schwedens in ſein Wappen aufgenommen, hatte dieſes Wappen fortgeführt, obgleich Schwedens Krone ſeit der Thronbeſteigung Guſtav Waſa's für Dänemark verloren war. Schweden, das in der Beibehaltung jener drei Kronen einen Angriff auf das Recht ſeiner Unabhängigkeit ſah, hatte ſchon zur Zeit Guſtav Waſa's gegen jene Anmaaßung Dänemarks mehr als einmal Verwahrung eingelegt, die aber von däniſcher Seite überhört worden war. Dieſer kleinliche Streit erreichte ein neues Stadium, als Erich XIV. am 29. September 1560 den Thron ſeines Vaters beſtieg.

Dieſer Erich, deſſen Mutter Katharina von Sachſen-Lauenburg eine Schweſter der Königin Dorothea von Dänemark geweſen war, miſchte ſich, aus Aerger über Dänemarks Anmaaßung der drei Kronen, in die liefländiſchen Händel, fiel in Kurland ein und ſuchte den Biſchof Magnus zu bewegen, von ſeinem Bruder abzufallen. Dieſer aber zog es vor, nach Dänemark zu flüchten.

Erich verlangte nun auch Gothland zurück.

Während der diplomatiſchen Verhandlungen, die ſich fruchtlos in die Länge zogen, ſandte König Erich im Februar 1563 drei ſchwediſche Reichsräthe, Steen Erichſen Leyonhufvud*), Gabriel Oxenſtierna und Georg Fink, durch Kopenhagen nach Deutſchland, um für ihn um die Hand der Prinzeſſin Chriſtine, Tochter des Landgrafen von Heſſen, anzuhalten. Friedrich ließ ſich — wie es hieß — durch Dagmar's Einfluß zu der Ungerechtigkeit verleiten, ſeinem Kanzler Friis den Befehl zu ertheilen, König Erich's Geſandte unter dem Vorwande, daß ſie ohne Päſſe gekommen ſeien, gefangen zu nehmen.

Dadurch entſtand nun jener Krieg, der nach lang genährtem und heimlich angeſchürtem Grolle endlich zum Ausbruch kam.

Die erſten Feindſeligkeiten begannen zur See. Acht däniſche Schiffe, die vor Bornholm lagen, wurden am erſten Pfingſtfeiertage von zweiundzwanzig ſchwediſchen Schiffen angegriffen. Jene, befehligt vom Admirale Jakob Brockenhuus, erlagen nach tapferer Gegenwehr der feindlichen Uebermacht. Die Schweden, unter dem Oberbefehle des Admirals Jakob Bagge, eroberten vier Schiffe und ſchleppten den Admiral, ſi ben Kapitaine und ſechshundert Matroſen fort, di als Gefangene nach Stockholm gebracht, angeführt vo Erich's Hofnarrn, gefeſſelt am Schloſſe des König vorüberziehen mußten.

---

*) Er war der Bruder von Guſtav Waſa's zweiter Gemahlin, Margarethe Leyonhufvud.

Friedrich, angefeuert von dem Gegenſtande ſeiner Liebe, dieſen Schimpf zu rächen, ſtellte ſich an di Spitze ſeines Heeres und fiel mit viertauſend Man Reiterei und zwanzigtauſend Mann Fußvolk, unter der Commando des Grafen Günther von Schwarzburg in Schonen ein und belagerte die Stadt Elsborg, di ſich nach vierzehntägigem Widerſtande am 4. Septembe ergab. Der Kommandant der Feſte, Erich Bagge wurde mit den gefangenen Offizieren nach Kopenhage geſchickt.

Gleichzeitig ereignete ſich ein komiſches Intermezzo

Der gute Erich von Schweden, der ſich zuerſ um die Hand der Königin Eliſabeth von England beworben hatte und von ihr, wie jeder andere ihrer Freier, mit Verſprechungen hingehalten worden war, hatte ſich, um keine Zeit zu verlieren, wie wi ſchon früher erzählt, gleichzeitig um eine andere Brau umgeſehen, aber deſſen ungeachtet noch nicht alle Hoffnung auf den Beſitz Eliſabeth's aufgegeben. Wie Bileam's Maulthier zwiſchen zwei Heubündeln, ſtand der Sohn Guſtav Waſa's zwiſchen zwei Prinzeſſinnen, von denen die Eine reich und mächtig, die Andere jung und liebenswürdig war.

Zu derſelben Zeit, als ſich ſeine Geſandten nach Heſſen-Caſſel begeben ſollten, ſchickte er einen Kurier nach England. Letzterer aber wurde von den Dänen aufgefangen und Erich's Schreiben an die Königin Eliſabeth von ſeinem Vetter Friedrich nach Heſſen-Caſſel geſchickt, wo es in derſelben Zeit ankam, in welcher Steen Erichſen Leyonhufvud, der vom Könige frei gelaſſen worden war, ſich eingefunden hatte, um eine Heirath mit der Tochter des Landgrafen anzubahnen. Chriſtinen's Vater war darüber ſo ungehalten, daß er die Verhandlung augenblicklich abbrach und ſeine Tochter kurz darauf mit Herzog Adolph von Holſtein verheirathete. Friedrich aber ging noch weiter: er gab der Königin Eliſabeth Nachricht von Erich's gleichzeitiger Bewerbung um Chriſtinen's Hand und ſpielte ſeinem Vetter auf dieſe Weiſe den unköniglichen Poſſen, daß er ihn mit Einem Schlage um zwei Bräute brachte und ihn dadurch ſowohl in England als in Deutſchland zum Gegenſtande eines ungeheuern Gelächters machte. Der Ausgang dieſer Komödie ſchmerzte den armen Erich ſo ſehr, daß er nun eilig nach Gothland aufbrach und am 2. October Halmſtadt belagerte.

Der geprellte Freier ſoll, außer ſich vor Ingrimm, erklärt haben, er wolle dieſe Stadt erobern, „wenn ſie auch zwiſchen Himmel und Erde an eiſernen Ketten feſtgeſchmiedet wäre." Zweimal ließ er ſie beſtürmen, aber beide Male wurde er vom Befehlshaber der Feſte, Paul Hvitfeld, mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen.

Unterdeſſen rückte die rauhe Jahreszeit heran un beide Heere bezogen die Winterquartiere.

Die Flotte, welche Friedrich II. unterdeſſe ausgerüſtet hatte, beſtand aus 29 Orlogsſchiffen un 4600 Mann, die der König dem Commando des A mirals Herluf Trolle anvertraute.

| Dieſe 29 Kriegsſchiffe waren: | commandirt von |
|---|---|
| 1. Fortuna . . . . . | Herluf Trolle. |
| 2. Mercurius . . . | Pehr Huitfeld. |
| 3. Svenske Jomfrue | Erik Rud. |
| 4. Krabatt . . . . . | Poul von Sara. |
| 5. Danske Chriſtoph | Nils Trolle. |
| 6. Lybeke Chriſtoph | Hans Lauritzön. |
| 7. Byens Löffue . . | Otto Rud. |
| 8. Elefanten . . . . . | Vincentius Juell |
| 9. Arcken. . . . . . | Jörgen Brahe. |
| 10. Solenn . . . . . . | Fred. Brockenhuus |
| 11. David . . . . . . | Arvild Ugerup. |
| 12. Kyndgott . . . . . | Jakob Skeel. |
| 13. Papegöye . . . . . | C. Roſenkrantz. |
| 14. Falk von Olleborg | Jörgen Jenſen. |
| 15. Jegeren . . . . . | Erik Lykke. |
| 16. Högen . . . . . . | Nils Matzönd. |
| 17. Morian . . . . . | Enevold Kruſe. |
| 18. Grif af Kongsberg | Chriſtiern Juell. |
| 19. Björnen . . . . . | Iffuer Juell. |
| 20. Jonas . . . . . . | Tyge Krutze. |
| 21. Engelske Krytze . | Claus Skeel. |
| 22. St. Jörgens Böiert | Jörgen Grön. |
| 23. Gjeſteen . . . . . | Otto Galſkytth. |

| | |
|---|---|
| 24. Normanz . . . . | Blok van Mönſter. |
| 25. Skotthe Pinken . | Asmus Storm. |
| 26. Jertug Olufs Pinke | Math. Damfertt. |
| 27. Gjögen . . . . . | Jak. Meydingborg. |
| 28. Englytze Jomfrue | Arwid Olſen. |
| 29. Meyertaff Dansken | Oluf Truedſen. |

Zu dieſen ſtießen in Folge eines neuen Bündniſſes, das Friedrich mit dem Haupte der Hanſeſtädte abgeſchloſſen hatte, ſechs Lüb'ſche Schiffe unter dem Oberbefehle des Admirals Friedrich Knebel.

Zu Anfange des folgenden Jahres (1564) wurde der Krieg von ſchwediſcher Seite mit der Belagerung der Stadt Bahuus in Norwegen begonnen.

Eine Abtheilung des däniſchen Heeres rückte unter Anführung Daniel Rantzau's in Schweden ein, der die feindlichen Truppen unter dem Commando Carl Mornay's ſchlug.

Am 8. Mai ſegelte die däniſche Flotte mit den Lüb'ſchen Schiffen nach Bornholm und von dort nach Stralſund, wo die ſchwediſche Marine, — achtzehn große Kriegsſchiffe und dreißig kleinere Fahrzeuge zählend — ſtolz vor Anker lag.

Beide Flotten geriethen nach vielen kleinen Scharmützeln in ein blutiges Treffen, das ſich am 28. Mai unter Oeland entſpann.

Herluf Trolle commandirte auf dem Admiralſchiffe „Fortuna", Jakob Bagge auf dem „Makelös", dem größten Schiffe, das, über zweihundert Feuerſchlünde gebietend, der Stolz der Schweden und der Schrecken ſeiner Feinde war.

Die Schlacht währte vom Anbruch des Morgens bis zu dem Augenblicke, in dem die Nacht ihren Schleier auf die Segel der allmälig verſtummenden Flotten herabſinken ließ.

Am folgenden Morgen erneuert ſich das blutige Kriegsſpiel mit verdoppelter Wuth und Hartnäckigkeit.

Herluf Trolle, Dänemarks Miltiades, ertheilt den Unteradmiralen Otto Rud und Jürgen Brahe den Befehl, einen Angriff auf das ſchwediſche Admiralſchiff zu wagen, das wie ein unbezwingbarer Leviathan mit zweihundert feuerſpeienden Geſchützen das Centrum des Kampfes, der Schutzgeiſt aller übrigen Schiffe war.

Rud und Brahe ſchießen dem ſchweren, unbehilflichen Ungethüm die Steuerruder ab und hängen ſich mit ihren Schiffen wie zwei blutſaugende Vampyre an den Flanken des ſchwimmenden Goliaths feſt. Makelös, obgleich verwundet, läßt ſeine zweihundert Vulkane ſpielen, deren Feuerregen durch den Donner der däniſchen Schiffe beantwortet wird. Jakob Bagge ſpannt die Segel auf, um Otto Rud's Schiff mit ſich fortzureißen. In demſelben Augenblicke legen ſich an beiden Flanken des „Makelös" zwei Lübiſche Schiffe an. Rud und die Muthigſten ſeiner Schaar, die dem Tode gefaßt ins Auge ſchauen, ſpringen tollkühn ins feindliche Herz hinein und ſchleppen Bagge und den Unteradmiral Arvid Trolle als Gefangene fort. Der ſchweigende Leviathan, ſeiner Befehlshaber beraubt, wird kurz darauf von einer Feuerkugel, die ein Lübecker Schiff ausgeſpien hat und die wie ein Blitz in die Rüſtkammer einſchlägt, in Brand geſteckt und einen Augenblick ſpäter mit achthundert Menſchenleben raketenartig in die Luft geſprengt, und dies Alles eines Wappens wegen!

Claus Flemming, der nach Gefangennehmung der beiden Admirale den Oberbefehl übernahm, führte die ſchwediſche Flotte, um ſie auszubeſſern, nach Stockholm zurück; die däniſche aber ſteuerte nach dieſem Siege nach Bornholm.

Der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber Jacques de Thou, der dieſer blutigen Schlacht im 35. Buche ſeiner Geſchichte erwähnt, rechnet dieſen Sieg der Tapferkeit der Dänen zu, während Samuel Puſendorf, eine nicht minder gewiſſenhafte Autorität, den Untergang des Makelös einem Sturme zuſchreibt, der ihn in die Mitte der däniſchen Flotte hineingetrieben haben ſoll.

Wenige Wochen nach dieſer für Schweden ſo unglücklich ausgefallenen Seeſchlacht trat am 27. Mai in Roſtock ein Congreß von Abgeordneten des deutſchen Kaiſers, des Königs von Polen, der Hanſeſtädte und Dänemarks zuſammen, der aber, weil Erich ſich geweigert hatte, einen Bevollmächtigten abzuſenden, ohne Reſultat auseinanderging.

Am 11. Juli rückte das Dänenheer, geführt vom Grafen Günther von Schwarzburg, in Schweden ein.

„Dieſer Feldzug aber, berichtet Holberg, lief nicht ſo glücklich ab, als man gehofft hatte. Es ſchien (fährt unſer Däne fort) als ob der Graf von Schwarzburg nach Schweden gegangen ſei, um mehr mit

Kühen und Ochſen, als mit Menſchen Krieg zu führen. Denn wo er hinzog, ſchickte er Truppen voraus, um Beute und Vieh auszuſpüren. Er ließ einſt auf einmal dreitauſend Ochſen durch Dänemark nach Schwarzburg treiben und dafür ſeine Gemahlin aus Deutſchland kommen, gerade, als ob im Lande für ihn nichts Anderes zu thun geweſen wäre, als ſeine eigene Haushaltung zu beſorgen"*).

Die Dänen waren mit ihrem Anführer ſo unzufrieden, daß König Friedrich ſich genöthigt ſah, dem Schwarzburger Ochſen-Lieutenanten den Oberbefehl des Heeres zu entziehen und an Günther's Stelle Daniel Rantzau einzuſetzen.

Nach einer Reihe unbedeutender Treffen und Belagerungen bei Ronneby, Bahuus und Warberg, in welchen der Vortheil auf der Seite der Schweden geblieben war, kam es endlich (am 20. October 1565) zu einer großen Schlacht, die ſich auf der Falkenbergerhaide bei Svarteraa entſpann.

Rantzau ſtand mit 5000 Mann einem ihm faſt fünffach überlegenen Schwedenheere gegenüber. Vom Feinde umringt blieb dem däniſchen Feldherrn keine andere Wahl, als die Waffen zu ſtrecken oder das Aeußerſte zu wagen. Er wählte das Letztere. Die Dänen, angefeuert durch den Muth ihres tapfern Fühcers, ſtürzten ſich mit Begeiſterung in die Reihen des übermüthigen, hohnlachenden, ſeines Sieges übergewiſſen Feindes und ſchlugen ſich mit ſo unwiderſtehlicher Tapferkeit, daß die Schweden, zurückgedrängt, ſich gezwungen ſahen, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Daniel Rantzau und Franz Brockenhuus eroberten 18 Feldſtücke und machten 1000 Gefangene.

---

*) Dies däniſche Gemeinurtheil iſt eben nicht allzuſchmeichelhaft für einen deutſchen Fürſten, deſſen Vorfahr Kaiſer von Deutſchland geweſen war.

Erich XIV., empört über die Schmach dieſer Niederlage, ließ die deutſche Reiterei, die zuerſt die Flucht ergriffen hatte, en masse niederſäbeln, viele deutſche Officiere (unter ihnen Juſtus von Ahlefeldt) gefangen nehmen und Einige dieſer feigen Ausreißer ſogar hinrichten.

Während dieſer Zeit war mit gleich großer Erbitterung dieſer unnütze Krieg auch zur See fortgeführt worden.

Zu Anfange des Frühjahres waren vier große däniſche Kriegsſchiffe: „Arken", „Nactergalen", „Biörnen" und „Hamberger Jegeren", commandirt von Peder Hvitfeld, Claes Skeel, Lave Weſtmand und Peder Stigge, die einen Angriff auf die pommerſche Küſte gewagt hatten, von der ſchwediſchen Flotte angegriffen und in Brand geſteckt worden.

Der ſchwediſche Admiral Claes Horn hatte ſich mit ſeinen Schiffen nach Falſterbôe gewendet; am 1. Juni war ihm die däniſche Flotte, unter dem Oberbefehle Herluf Trolle's, entgegengeſegelt, und drei Tage darauf war es an der pommerſchen Küſte zu einer Seeſchlacht gekommen, in welcher der däniſche Admiral tödtlich verwundet ward *).

Am 7. Juli entſpann ſich bei Bornholm ein neues Gefecht, in welchem Trolle's Nachfolger, Otto Rud, mit ſechs Schiffen in ſchwediſche Gefangenſchaft gerieth **). Schiffe und Gefangene wurden nach Stockholm abgeführt.

Der gute Erich, der ſchon damals Spuren von Verrücktheit offenbarte, hielt, trotz der ſchmählichen Niederlage bei Svarterau, einen prachtvollen Einzug an der Spitze der paarweiſe zuſammengekoppelten Gefangenen, von welchen ein Theil ins Gefängniß, der andere in die Kupferbergwerke von Dannemora wandern mußte. Er ließ den Unglücklichen die Haupthaare abſcheeren, hierauf Ringe durch die Ohren ziehen und auf Jedes Aermel einen gelben Lappen mit den Anfangsbuchſtaben der beiden Königsnamen (Erich) und Friedrich) annähen. „Dieſer Aufzug, bemerkt Holberg, einnert an Caligula's Triumph nach ſeiner Wiederkehr aus Deutſchland, wo er nichts anders als Auſter- und Muſchel-Schalen erobert hatte."

---

*) Herluf Trolle (geb. am 14. Januar 1516, geſt. am 25. Juni 1565) war ein eben ſo gewandter Kriegs- als Staatsmann, ein großherziger Beförderer der Aufklärung, ein hochherziger Beſchützer der Armuth. Er ſtiftete Schulen und Hoſpitäler zu Roeskilde, Helſingør, Neſtved und die adeliche Schule zu Herlufsholm. Vergl. Chriſtian Machabäus, Oratio funebris de vita et obitu H. Trolle, Hafn. 1566. 8. Niels Hemmingſen, Ligprædiken over H. Trolle, Kjøbnh. 1572. 8. und Ludvig Borren, H. Trolles Levnet, Kjøbnh. 1790. 8.

**) Otto Rud wurde von Stockholm nach Schwartsjö gebracht, wo er an der Peſt ſtarb.

Erich, um zwei Bräute geprellt, legte ſich, um ſeinen Aerger darüber zu vergeſſen, einen Harem von Maitreſſen an, unter welchen Eine bald ſo großen Einfluß gewann, daß alle Andern durch ſie in ſeiner Gunſt ſanken. Die Königin dieſes Serails hieß Katharina und war die Tochter eines Bauern aus Medelplad. Katharina Monsdotter, die auf offenem Markte Wildpret feil geboten hatte, war durch ihre Schönheit dem Könige ſo ſehr aufgefallen, daß er ſie zu ſeiner Schweſter kommen ließ; nachdem Prinzeſſin Eliſabeth ſie bei ſich aufgenommen hatte, wurde ſie Erich's Geliebte. Bald jagte er, gefeſſelt von Katharinens Reizen, ein Kebsweib nach dem andern fort und übertrug ſeine ganze Liebe auf die ſchöne Wildpretshändlerin.

Die Welt war damals noch ſo einfältig, daß ſie das, was mit ſo ganz natürlichen Dingen zuging, für Zauberwerk und Erich's Liebe zu ihr für die Wirkung eines Liebestrankes hielt, den ſie ihm heimlich beigebracht haben ſoll. Erich liebte Katharinen mit ſolcher Eiferſucht, daß er einen Fähndrich, der ihr erſter Liebhaber geweſen war, Nachts in einen Sack ſtecken und allerhuldreichſt erſäufen ließ. In den Armen der Tochter aus dem Volke fand der Sohn Guſtav Waſa's Erſatz für die Niederlage bei Svarterau und für die beiden Körbe, die ihm die Königin

Eliſabeth und die Tochter des Landgrafen Philipp von Heſſen gegeben hatte.

Nach einem Bilde, das wir von Katharina Monsdotter im Schloß zu Gripsholm geſehen, müſſen wir dem Geſchmacke Erich's wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß die ehemalige Wildpretshändlerin pikanter als Chriſtine von Heſſen und appetitlicher als die Tochter Heinrich's VIII. geweſen iſt.

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Krieges. — Neue Seeſchlacht unter Oeland. — Däniſche Schiffe und Commandeure, die daran Theil genommen. — Begräbnis Mogenſen's. — Furchtbarer Schiffbruch. — Peder Oxe's Rückkehr nach Dänemark. — Congreß in Stralſund. — Die Schweden belagern Aggerhuus. — Ranzau fällt in Schweden ein. — Hieronymus Thenner. — Dr. Juſtus Jonas. — Das Ende Erich's XIV.

Der lächerliche, eines Wappens wegen geführte Krieg forderte auch im folgenden Jahre (1566) neue Anſtrengungen, neue Opfer, neue Verluſte.

Im Sommer dieſes Jahres ſteuerte Schwedens Flotte auf Kopenhagen los, ſetzte ſich im Sunde feſt, erhob den Zoll der fremden Schiffe und ſtieß erſt am 29. Juni unter Oeland auf die däniſche Flotte. Wir geben hier den Stand der Letztern:

| | commandirt von |
|---|---|
| 1. Samſon . . . | Admiral Hans Lauritzön, Chriſten Skeel und Sören Munck. |

| | |
|---|---|
| 2. Hannibal | Vice-Admiral Jens Chriſtenſön, Jens Truidſö Ulfſtand, Anders Frii |
| 3. Mercurius | Evert Bille, Gabri Schinckel. |
| 4. Gabriel | Michel Sebeſtedt, Laurids Norby. |
| 5. Högen | Jörgen Brahe. |
| 6. Heyenhall | Laurids Groen. |
| 7. Flores | Knud Steenſön, Jako Nilſön. |
| 8. Svalen | Johan Freyberg, Niel Madſön. |
| 9. Engellenn | Rubert Pors, Jeſpe Kruſe, Ludvig Hanſen |
| 10. Griffen | Jakob Hög, Hemmin Jacobſön. |
| 11. Svenske Jomfru. | Jørgen Jyde. |
| 12. Kinte Gaades | Oluf Daa. |
| 13. Papegöyen | Knud Reventlow, Niel Munck. |
| 14. Achilles | Chriſtopher Mogenſön |
| 15. Jonas | Chriſten Aalborg. |
| 16. Borgemeſteren. | Peder Hvitfeld, Niel Michelſön. |
| 17. Jomfruen | Peder Munck, Chriſtopher Lauritzön. |
| 18. Krabatt | Hendrik Gyldenſtjerne Palle Griis. |

| | |
|---|---|
| 19. Elefanten . . | Chriſten Juell, Erich Kaas. |
| 20. Falken . . . | Franz Ivarſön. |
| 21. Svanen . . . | Otte Galſkyth, Niels Stygge. |
| 22. Nerven . . . | Peder Lykke. |
| 23. Solenn . . . | Ludvig Munck. |

Von der Lüb'ſchen Flotte betheiligten ſich an dieſem Treffen „Joſua" und „Morianen," commandirt von den Lübecker Admiralen Jonas Lamſerbeck und Bartholomäus Thinappel, und vier andere Schiffe, deren Namen und Commandeure uns nicht bekannt ſind.

Die Schlacht währte vom Anbruch des Morgens bis in die ſpäte Nacht hinein. Beide Flotten erlitten gleich große Verluſte; der Sieg blieb unentſchieden.

Unter den gefallenen Dänen befand ſich auch der Befehlshaber des „Achilles," Capitän Chriſtopher Megenſön. Zur Beerdigung deſſelben begab ſich die ganze Flotte noch in derſelben Nacht nach Gothland. Kaum aber war er in der Kirche zu Wisby beigeſetzt, als ſich urplötzlich ein furchtbarer Orkan erhob, der mit ſolcher Heftigkeit zu wüthen begann, daß der däniſche und der lüb'ſche Admiral, Hans Lauritzön und Bartholomäus Thinappel nebſt ſechszehn der größten Kriegsſchiffe und nahe an ſechstauſend Menſchen zu Grunde gingen und in den ſturmgepeitſchten Wellen ihren Tod fanden.

Es giebt in der Geſchichte Dänemarks kein zweites Begräbniß, das dem armen Volke ſo theuer zu ſtehen kam, als die Leichenbeſtattung jenes Chriſtopher Mogenſön, deſſen Name dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Um dieſelbe Zeit wurde Peder Oxe, der beim verſtorbenen Könige aus früher erzählter Urſache in Ungnade gefallen war, von Friedrich II. aus der Verbannung nach Dänemark zurückgerufen und, wie es hieß, auf Empfehlung König Carl's IX. von Frankreich neuerdings in Gnaden aufgenommen, in den Beſitz ſeiner confiscirten Güter eingeſetzt*) und zur höchſten Ehrenſtelle, zum Reichshofmeiſter, ernannt.

Dieſe Stelle war kurz zuvor durch den im Winter des Jahres 1565 erfolgten Tod von Dagmar's Vater, Eyler Hardenberg, erledigt worden, und nicht ohne Grund iſt Peder Oxe's Zurückberufung weit weniger der Empfehlung Carl's IX., als dem damals mehr als jemals mächtigen Einfluß Dagmar's zuzuſchreiben, welche Oxe bald nach dem Tode ihres Vaters unter die Flügel ihres Schutzes nahm, weil er ſich von Lothringen aus ſchriftlich an ſie gewendet und ihr einen Theil ſeiner Güter angetragen haben ſoll unter der Bedingung, daß ſie ſich ſeiner annehme und den König bewege, das Verbannungsdecret Chriſtian's III. aufzuheben und ihn nach Dänemark zurückzurufen.

Unter andern Dingen, die der zu Gnaden aufgenommene **Peder Oxe** bald nach ſeiner Rückkehr ſeiner geheimen Beſchützerin dankbar zu Füßen gelegt haben ſoll, befand ſich ein in Paris angefertigter Diamantenſchmuck im Werthe von 500,000 Francs.

---

*) Mit dem größten ſeiner Güter, Giſſelfeld, war, vier Jahre zuvor, der Freiherr von Dohna belehnt worden.

**Oxe** war (abgeſehen davon, wie er es geworden,) ein höchſt verdienſtvoller Mann. Er verbeſſerte die durch den Krieg in Zerrüttung gerathenen Finanzen, führte bei Hofe eine beſſere Oekonomie ein, beſchränkte die Ausgaben und vermehrte die Einnahmen des Landes, indem er neue Induſtriezweige in's Leben rief. **Oxe** war's, der in Dänemark die erſten Karpfen, Karauſchen und andere bis dahin dort gänzlich unbekannte Fiſche, ſo wie auch die erſten Krebſe eingeführt und ſich — ſchon dadurch — den tiefgefühlten Dank jedes däniſchen Feinſchmeckers erworben hat. — Von den geiſtigen Fähigkeiten dieſes Mannes ſpricht u. A. **Hubert Languet** in einem Schreiben an Churfürſt **Auguſt** von Sachſen.*)

Die Kriegsfurie, die in beiden Reichen fortwüthete, bewog den deutſchen Kaiſer, **Maximilian II.**, ſich den nordiſchen Reichen als Vermittler anzubieten.

Im Januar 1567 erſchienen kaiſerliche Geſandte an den Höfen zu Kopenhagen und Stockholm mit der Einladung, am 16. März ihre Bevollmächtigten nach

---

*) Nähere Details über das Leben dieſes eben ſo gewandten Hof- als ausgezeichneten Staatsmannes finden ſich in **Andreas Nicolaus Ruge's** Schrift: **Peder Oxe's** til **Gisselfeld**, Danmarks Riges Raad og Hofmesters, Liv og Levnetsbeskrivelse, Kjøbenh. 1765. 4.

Stralſund zu ſchicken, um auf dem Wege der U
handlung einen Frieden anzubahnen.

Dänemark ſandte ſeinen gelehrten Hein
Rantzau und einige andere Reichsräthe ab; da
die ſchwediſchen Bevollmächtigten auch diesmal
blieben, verließen die kaiſerlichen und däniſchen
ſandten die Stadt Stralſund, ohne etwas Anderes
than, als ſich gegenſeitig fetirt zu haben.

Bald hernach fielen die Schweden in Norw
und die Dänen in Schweden ein. Erſtere belag
Aggerhuus, nahmen die Stadt Opslo und verſu
auch das Schloß zu nehmen. Aber Chriſtian Mu
der Befehlshaber dieſer Feſte, leiſtete dem Feind
tapfern Widerſtand, daß Jener nach achtwöchentl
Belagerung abzog und ſich neuerdings auf die S
Aggerhuus warf, die er in Feuer aufgehen ließ
Gleiches Loos wurde der Stadt Jenköping durch
Dänen bereitet.

Der Sieger von Svarteraa, Daniel Ranz
drang in Oſtgothland ein, ließ auch Wadſtena
Flammen aufgeben und verfolgte die fliehenden Sc
den bis nach Linköping, das dieſe ſelbſt in B
ſteckten.

So folgte ein Jammer dem andern und
Alles eines Wappens wegen!

In demſelben Jahre war, außer dieſer Kriegsgr
das gute Dänemark noch überdem der Schauplatz z
Ereigniſſe, die jener Kategorie angehören, welche Sha
ſpeare's Hamlet ſo ſehr bezeichnend „faul“ ge
hat.

Das erſtere dieſer faulen Ereigniſſe iſt die durch nichts gerechtfertigte Einkerkerung des Dr. Hieronymus Ibenner und die Verurtheilung und Hinrichtung des Doctor Juſtus Jonas.

Der Erſtere, Lehrer des Staatsrechts, war von dem Könige bewogen worden, ſein Lehramt mit einer Anſtellung in der geheimen Kanzelei zu vertauſchen. Aber da ihm dieſe abhängige Stellung nicht ſonderlich gefiel, begehrte er ſeinen Abſchied. Statt ihm dieſen zu geben, ließ man ihn unter dem Vorwande, daß er die Staatsgeheimniſſe, in die ihn ſein unerquicklicher Poſten eingeweiht, den Feinden des Reiches verrathen wolle (!), widerrechtlich in's Gefängniß werfen und vor Gericht ſtellen, wo der Rentmeiſter Jochim Beck, im Namen des Königs, den gänzlich unſchuldigen Mann des Hochverraths anzuklagen beauftragt war. Daß derlei Kabinetsjuſtiz ſchon zu jener Zeit nichts Neues war, beweiſ't Ibenner's Verurtheilung, der nach Schloß Dragsholm in Seeland gebracht ward, wo er in harter Gefangenſchaft als eines der zahlloſen Opfer menſchlicher Gerechtigkeit ſtarb.

Der Zweite, Juſtus Jonas, Sohn des berühmten Theologen gleichen Namens in Wittenberg, war vom deutſchen Kaiſer für vogelfrei erklärt worden, weil er ſich mit den Anhängern Herzog Johann Friedrich's von Gotha in eine Verſchwörung gegen den Kaiſer und den Churfürſten von Sachſen eingelaſſen haben ſoll. Der Herzog von Gotha, hieß es, habe dieſen Jonas heimlich nach Schweden geſchickt, um mit dem tollen Erich ein Bündniß gegen das deutſche Reich und

Dänemark abzuſchließen. Der arme Doctor wurde a
der Küſte von Bleckingen von einem däniſchen Schi
aufgefangen, gefeſſelt nach Kopenhagen geſchlep
dort — ohne Verhör — in den blauen Thurm g
worfen und — vom Churfürſten von Sachſen a
Mitſchuldiger des Herzogs von Gotha und ſeines Anhä
gers Wilhelm von Grumbach angeklagt — v
ein Gericht geſtellt, das ihn nach kurzem Verhöre zu
Tode verurtheilte. Am nächſten Morgen (28. Ju
1567) mußte Dr. Juſtus Jonas ſein Haupt au
Schaffot tragen und den Frevel Anderer mit dem eig
nen Leben bezahlen.*)

Der Name **Jonas** aber hat ſeit jene
Tage in Dänemark etwas Anrüchiges b
halten.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir nach Schw
den zurück.

Erich XIV. hatte drei Brüder, welche Gu
ſtav Waſa mit ſeiner zweiten Frau, Margaret
Levenhufvud, gezeugt. Johann war Herzog v
Finnland, Magnus Herzog von Oſtgothland u
Carl Herzog von Södermanland. Der älteſte u
jüngſte dieſer Brüder ſtellten ſich, als Erich ſe
Maitreſſe auf den Thron erhob und ſie am 4. J
1568 als Königin von Schweden krönen ließ, an

---

*) In der Nacht vor der Hinrichtung kratzte er in
Wand ſeines Kerkers die beiden Verſe:

„Quid juvat innumeros scire atque evoluere casus?
Si facienda fugis, si fugienda facis.“

Spitze der Mißvergnügten und erklärten ihm offen den Krieg, weil er zur Schande des Reichs und zur Schmach des königlichen Hauſes einer gemeinen Bauerdirne die Krone auf's Haupt geſetzt und den mit ihr erzeugten Baſtard Guſtav zum legitimen Thronerben eingeſetzt hatte.

Beide Brüder nahmen Wadſtena, Steckeborg, Lecköe und begaben ſich nach Upſala, rückten von dort an der Spitze eines groſsen Bauernheeres bis an Stockholms Mauern vor und ſchlugen ihr Lager am Nordermalm auf.

Erich, der eine Stadt nach der andern von ſich abfallen ſah, ließ ſich von Katharinen bewegen, ſeinen Brüdern Vorſchläge zum Frieden zu machen. Die Herzoge begehrten vor Allem die Auslieferung ſeines Günſtlings, Jöran Peerſön, der ſich aus der Heſe des Volkes zum erſten Miniſter emporgearbeitet und den König zu mehr als einer Gewaltthat verleitet haben ſoll.

Peerſön, der im Schloſſe verſteckt war, wurde von den Soldaten des Königs ausgeſpürt und in Begleitung ſeiner Mutter an Herzog Johann ausgeliefert.

Dieſer ließ ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen, das ihm als Landesverräther Ehre und Leben abſprach und ihn nach peinlichem Verhöre (am 22. September 1568) den Händen des Scharfrichters übergab.

Man band ihn an den Galgen und ſchnitt ihm beide Ohren ab. Mit einem Stricke um den Leib

wurde er unter den Armen an den Galgen hinaufg
zogen, wo er eine ganze Stunde hängen blieb. Dar
zog man ihn herunter, band ſeine ausgerenkten Hän
und Füße auf vier Pfähle und ſchlug ihm mit de
Rade die Beine und Arme entzwei. Aber keine vo
all' dieſen Martern war im Stande, dem geräderte
Rieſen einen Schmerzenslaut zu entreißen. Erſt nach
dem man ihn gliedweiſe halb zu Tode gemartert hatt
befahl der Herzog, ihm den Kopf abzuhauen. D
alte Mutter, die, auf einem Pferde feſtgehalten, g
zwungene Zeugin der Hinrichtung ihres Sohnes wa
fiel, beim Anblick dieſer unmenſchlichen Scene, vo
Schlage gerührt, todt vom Pferde herab.

Nach **Jöran's** Hinrichtung ließen die Herzo
die Hauptſtadt vom Brunkeberg beſchießen.

**Erich** flüchtete mit **Katharinen** aus der Kirc
ins Schloß, das von den Soldaten **Claes Flem
ming's** umzingelt ward, der die Kanonen gegen d
geſperrten Schloßthore auffahren und den König e
mahnen ließ, ſich zu ergeben ohne Widerſtand. **Eric**
begleitet von der gekrönten Wildpretshändlerin, die nic
von ſeiner Seite wich, kehrte nach der Kirche zurüc
wo ſein Bruder, Herzog **Carl** von Södermanland,
Namen des Herzogs **Johann**, den das Volk unterdeſſe
zum Könige ausgerufen hatte, ihn gefangen nahm.

**Erich** wurde in den Kerker abgeführt. **Katha
rina**, die mit ihm den Thron getheilt, theilte m
verdoppelter Liebe und Sorgfalt die Mauern ſeine
Gefängniſſes, wo er alsbald in Wahnſinn und in Raſer

verfiel, die nur Ein Zauber zu beruhigen vermochte. Es war der Geſang der Wildpretshändlerin.*)

---

*) Erich XIV. ſtarb nach neunjähriger Gefangenſchaft am 26. Februar 1577 auf Befehl ſeines unmenſchlichen Bruders, der ihn nach einem verfehlten Befreiungsverſuche vergiften ließ.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Schwediſche Friedensgeſandte. — Congreß zu Roeskilde. — Johann der Dritte bricht den Vertrag. — Der Krieg wird fortgeſetzt. — Belagerung von Warberg. — Brockenhuus und Rantzau. — Der Stettiner Friede. — Niels Kaas. — Heinrich Rantzau.

Der Herzog von Finnland, der 1568 als **Johann III.** den ſchwediſchen Thron beſtieg, ſchickte bald nach dem Antritt ſeiner Regierung (am 14. Auguſt) **Thure Bjelke** und **Jöran Gyldenſtjerna** als Friedensgeſandte nach Dänemark, wo ſie mit den Bevollmächtigten **Friedrichs II.** und der mit ihm verbündeten Hanſeſtadt Lübeck zu Roeskilde in Unterhandlungen traten.

Von Seiten [illegible] erſchienen: der Reichshofmeiſter **Peder** [illegible], der Kanzler **Johann Friis**, die Reichsräthe **Holger Roſenkrantz**, **Peder Bilde** und **Niels Kaas**; von Seiten Lübecks der Bürgermeiſter **Chriſtopher Rohde**, der Rathsherr **Friedrich Knebel** und Dr. **Calixtus Schein**.

Schweden ſuchte die Unterhandlung in die Länge zu ziehen, um dadurch Zeit zu gewinnen, die Ruhe im eigenen Staate herzuſtellen.

Nach dreimonatlichen Debatten wurde am 18. November 1568 ein aus 30 Paragraphen beſtehender Vertrag unterzeichnet, laut welchem zwiſchen Dänemark und Schweden ein ewiger Friede abgeſchloſſen ward. Aber die Ewigkeit dieſes Friedens währte nur ſehr kurze Zeit, denn König Johann, der nun feſt im Sattel ſaß, verweigerte die Sanction des zu Roeskilde geſchloſſenen Tractats unter dem Vorwande, daß Bjelke und Gyldenſtjerna Bedingungen unterzeichnet hätten, zu deren Annahme er ſie durchaus nicht bevollmächtigt habe.*)

Der Krieg begann nun von Neuem. Der Admiral Peder Munck lief mit der däniſch-lüb'ſchen Flotte in die Oſtſee, um dem Feinde die Zufuhr abzuſchneiden.

Zu Lande ſtellte ſich Friedrich II. an die Spitze ſeines Heeres und belagerte Warberg.

Aber gleichzeitig fielen die Schweden unter Herzog Carl und dem Feldherrn Pontus de la Gardie in Dänemark ein und ſteckten Yſted und Aarhuus in Brand. — Ueberall, wo Herzog Carl als Sieger ein-

---

*) De Thou ſagt im 47ſten Buche ſeiner Geſchichte in Bezug darauf: „Rebus jam constitutis conditionum poenituit.“ Dies beweiſ't, daß die Verletzung von Verträgen, deren Bedingungen man bereut, eine Erfindung alten Datums iſt.

zog, ließ er, gleichſam zur Entſchuldigung der Grä
die er ſanctionirte, an alle Kirchenthüren die W
ſchreiben:

Carolus Dux, Gustavi regis filius, v
dice fato.

Warberg, von den Dänen belagert, leiſtete h
näckigen Widerſtand. Während dieſer Belagerung
ler Friedrich zwei ſeiner tapferſten Heerführer.
6. November wurde Franz Brockenhuus, am
November Daniel Rantzau von feindlicher K
getödtet.*) Drei Tage nach Rantzau's Tode
Warberg ſich genöthigt, zu capituliren und dem Fe
die Thore zu öffnen.

Chriſtoph von Dohna, der nach Rantz
Tode den Oberbefehl erhielt, nahm kurz darauf
ſchwediſchen Feldherrn Pontus de la Gardie
fangen, der als Geiſel nach Kopenhagen geſchickt w

Im folgenden Jahre kam durch Vermittelung
franzöſiſchen Geſandten in Kopenhagen — Char
Dancey — und durch abermalige Intervention K
Maximilian's II. ein neuer Friedenscongreß
Stande.

Am 1. Juli 1570 erſchienen in Stettin die
vollmächtigten des Kaiſers (an deren Spitze He

---

*) Vergl. Jens Moeller, Mindeskrift over Da
Rantzau, Kjøbnh. 1815. 8. Peter Tetens Lovtale
D. R. Kjøbnh. 1819. 8. und Johann Adolph Fib
D. Rantzau's Biographie. Kjøbnh. 1838. 8. In le
nanntem Werke findet ſich auch das Portrait dieſes Held

Johann Friedrich von Pommern ſtand), der franzöſiſche Geſandte Charles Dancey, der polniſche Geſandte Martin Cromer und der Churfürſt Auguſt von Sachſen in eigener Perſon als Friedensvermittler. Dänemark ſchickte die Reichsräthe Peder Bilde, Jürgen Roſenkranz, den holſtein'ſchen Statthalter Heinrich Rantzau, Niels Kaas und den Bremer Domdechanten Doctor Joachim Hinke; von ſchwediſcher Seite kamen der Reichskanzler Niels Gyldenſtjerna, die Reichsräthe Jöran Gierra, Bengt Gylte, Erik Gyldenſtjerna und einige Andere.

Dänemark beſtand auf Erneuerung des Vertrages von Roeskilde, und da nun auch Schweden zum Frieden geneigt war, wurde nach ſiebenjährigem Kriege und ſechsmonatlichen Unterhandlungen am 13. December der Stettiner Friede geſchloſſen.

Der Vertrag, in deutſcher Sprache abgefaßt, beſtand aus 20 Paragraphen, wovon wir hier nur die wichtigſten mittheilen. Sie lauten:

1) Zwiſchen den nordiſchen Reichen ſoll ein ewiger Friede herrſchen und beide Reiche ſollen ſich und deren Unterthanen gegen innere und äußere Feinde gegenſeitig ſchützen.

2) Beide Reiche ſollen das (lappiſche) Recht haben, in ihrem beiderſeitigen Wappen die drei vereinigten Kronen Dänemarks, Norwegens und Schwedens fortzuführen, ſo doch, daß ſich keines von beiden Reichen ein Recht auf das andere Reich anmaße.

3) Der König von Dänemark giebt ſeine An-

ſprüche auf Schweden, und der König von Schweden ſeine Anſprüche auf Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen und Gothland auf.

4) Die Grenzen zwiſchen Dänemark und Schweden ſollen ſo ſein, wie ſie zur Zeit Chriſtian's III. und Guſtav's I. geweſen ſind.

5) Die Erbgüter, welche däniſche Unterthanen in Schweden, und ſchwediſche in Dänemark beſitzen, dürfen Beide fortbehalten und Alles, was ihnen im Kriege genommen worden iſt, ſoll ihnen zurückerſtattet werden.*)

6) Die Gefangenen ſollen gegenſeitig ausgeliefert werden.

7) Schweden ſoll an Dänemark Jemteland und Herdalen, wie auch alle ihm weggenommenen Schiffe und Kanonen zurückgeben und noch außerdem eine Kriegsentſchädigung von hundertfünfzigtauſend Reichsthalern in zwei Terminen zahlen. Dänemark ſoll das Schloß Elfsberg als Unterpfand ſo lange behalten, bis die Hälfte jener Entſchädigung bezahlt iſt, was am 7. Juni 1571 geſchehen muß. Nach Bezahlung der erſten Termines ſoll Elfsberg wieder an Schweden zurückfallen.

8) Die liefländiſchen Händel, welche wegen dieſes Landes zwiſchen Schweden und dem däniſchen Prinzen Magnus fortbeſtehen, ſollen dem ſchiedsrichterlichen Urtheile des Kaiſers unterworfen werden.

So endete der ſiebenjährige Krieg mit einem für Dänemark ziemlich günſtigen Frieden, deſſen Hauptagent der franzöſiſche Geſandte Dancey war, der dabei ſein Schäfchen ins Trockene geführt und von Friedrich II. ein Gut in Jütland zum Geſchenk erhalten haben ſoll.

---

*) Von wem iſt darin nicht geſagt

Von ſchwediſcher Seite wurde die erſte Rate der Kriegsentſchädigung pünktlich bezahlt und das Schloß Elfsborg dadurch eingelöſ't. Die zweite Hälfte aber geruhte König Johann III., der überhaupt kein Freund vom Bezahlen war, ſieben Jahre lang der däniſchen Krone allerhuldreichſt ſchuldig zu bleiben und ſie endlich, aus kleinlicher Rancune, in lauter Kupfermünze auszuzahlen.

Friedrich II., von der Anſicht ausgehend, daß Kupfergeld beſſer als gar kein Geld ſei, ſträubte ſich nicht, Erſteres allergnädigſt anzunehmen.*)

Auf eben dieſem Congreſſe ſchloß auch Lübeck ſeinen Frieden mit Dänemark. Das ehrwürdige Haupt der alten Hanſa ſtieg ſeitdem mehr und mehr von der Höhe ſeiner frühern Macht herab und ſchrumpfte ſo ſehr in ſich zuſammen, daß es bald nur noch das bleiche Schattenbild des ſtolzen Lübecks glorreicher Vergangenheit war.

Kurz vor dem Stettiner Frieden verlor Dänemark drei ſeiner erſten Notabeln: den Reichsmarſchall Otto Krumpen, der ein Alter von ſechsundneunzig Jahren erreicht hatte, den Admiral Mogens Gyldenſtjerne, welcher vierundachtzig Jahre alt geworden war, und den Doctor Hans Albertſön, den ehrwürdigen Biſchof von Seeland. Der Erſtere wurde in der Marien-Kirche zu Kopenhagen, der Zweite und Dritte im Dome zu Roeskilde beerdigt.

---

*) Im Jahre 1578 ließ er daraus Kanonen mit folgender Inſchrift gießen:

Als dem andern König Friederich
König Johann aus dem Schweden-Reich
Anſtatt des Reſts vom Friedensgeld
Für Silber Kupfer zugeſtellt,
Da ward daraus dieſes gemacht
Im Jahre ſiebenzig acht.

Der Zuſtand der Flotte war ſchon damals ziemlich glänzend. Außer den im vorhergehenden Kapitel aufgezählten Schiffen beſaß Dänemark im Jahre 1570 noch folgende Orlogſchiffe:

| | |
|---|---|
| Löſſuen . . . | Admiral Sylveſter Franck. |
| Pjörnen . . . | Pertel von Premen, Peder Wall. |
| Renbelt . . . | Johan Marikarkh. |
| Strudz . . . | Jörgen Puſk. |
| Marifler . . . | David Gyntelberg. |
| Magen . . . . | Jochim Nisundt. |
| Danske Jomfru. | Chriſtopher Firckjen. |
| Bullen . . . . | Peder Adrian. |
| Droslen . . . | Peder Spank. |
| Galeien . . . | Jean de la Roue. |
| Bolleen . . . | Laurids Norby. |
| Jſaac . . . . | Stigge Pors. |

Dänemark, das ſich von den Wunden des ſiebenjährigen Krieges ſchneller als Schweden erholte und unter Peder Oxe's umſichtiger Leitung raſch zu neuem Wohlſtande emporblühte, ließ bald nach dem Stettiner Frieden die ſchlechten Münzen, die es während der

Kriegsjahre geprägt hatte, nach und nach einſchmelzen und das Geld auf den guten alten Fuß zurückführen. Die viereckigen Klippinge, die während der Jahre 1563 bis 1566 gemünzt worden waren, wurden auf die Hälfte ihres urſprünglichen Werthes herabgeſetzt und die neuen Münzen von ſo reinem Silber geprägt, daß die Ausfuhr derſelben verboten ward.

Nach dem Tode des alten Kanzlers Friis wurde, namentlich auf Peder Oxe's Rath, Niels Kaas (am 17. Mai 1573) zu deſſen Nachfolger ernannt. Auch Kaas entwickelte in ſeiner neuen Sphäre eine Thätigkeit, die gute Früchte trug. Unter ihm begannen die Wiſſenſchaften einen neuen Aufſchwung zu nehmen. In der Theologie erwarb ſich Niels Hemmingſen, Dänemarks Melanchthon, eine auch außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes allſeitig anerkannte Berühmtheit. — Auf dem Gebiete der Medicin glänzten die beiden Dioskuren Johann Franciscus und Johannes von Prato. — Das Feld der vaterländiſchen Geſchichte, das bis dahin ziemlich brach gelegen hatte, wurde von dem däniſchen Hofprediger Anders Sörenſen Vedel*) und von Arrild Hvitfeld**) — Letzterer

---

*) Vedel, bekannter unter dem latiniſirten Namen Vellejus, Domherr von Riper, wurde von Friedrich II. zum Reichshiſtoriographen ernannt. Im Jahre 1575 ließ er eine däniſche Ueberſetzung des Saxo Grammaticus erſcheinen. Vergl. Caſpar Frederik Wegener, Historiske Efterretninger om A. C. Vedel, Kjøbenh. 1847. 8.

**) Arrild Hvitfeld, der in ſpäterer Zeit Reichskanzwar Friedrich's III. Geheimer Secretär — mit gleich großem Talente bearbeitet. In der Aſtronomie begann der Name Tycho de Brahe's einen Nimbus auszuſtrahlen, der einige Jahre ſpäter von einem Pole zum andern hinüberleuchtete.*) In der Poeſie — freilich nur in der lateiniſchen — erwarb ſich Erasmus Laetus einen noch heutzutage geachteten Ruf.

In den Fürſtenthümern ragte unter den Notabeln der Wiſſenſchaft der Statthalter von Holſtein, der ſchon mehrfach erwähnte Heinrich Rantzau, hervor.

Heinrich Rantzau, (geboren am 11. März 1526 auf Steinburg), war ein Sohn des berühmten Feldherrn Johann, der den großen Sieg am Ochſenberge davongetragen hatte**). Heinrich, eben ſo gelehrt, als reich, war Herr auf Breitenburg, Mehlbeck, Rützſchau, Rantzauholm, Wandsbeck, Rantzau, Tuſchenbeck, Redingshof, Grönau, Wellingsbüttel, Stellau, Lindewitt und Guendorff, ſo reich, daß mehr als ein Fürſt jener Tage bei ihm Anleihen machte. Zur Zahl ſeiner Schuldner gehörten Kaiſer Carl V. (an deſſen Hofe er ſieben Jahre gelebt und in deſſen Heere

---

ler ward, hat ſich vor Allem durch ſeine in däniſcher Sprache abgefaßte Chronik des däniſchen Reichs verdient gemacht. Er ſtarb am 14. December 1608 im 59 Lebensjahre.

*) Eine ausführliche Lebensſchilderung dieſes berühmten Mannes wird der zweite Band unſerer Geſchichte bringen.

**) Johann Rantzau, Erbherr auf Breitenberg, Bothcamp, Sturenhagen und Mehlbeck, war am 12. December 1565 in einem Alter von 73 Jahren geſtorben.

er der Belagerung von Metz beigewohnt), die Königin Eliſabeth von England, König Chriſtian III. und die Städte Antwerpen, Danzig, Lübeck und Hamburg. Rantzau war der Rothſchild ſeiner Zeit. Aber er benutzte ſeinen Reichthum auch zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften, die in ihm einen ihrer hochherzigſten Mäcene verehrten. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit war ſo groß, daß Kaiſer Rudolph II., König Heinrich IV. von Frankreich und Friedrich II. von Dänemark mit ihm in gelehrtem Briefwechſel ſtanden. Er ſchrieb eben ſo fertig Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch, als Däniſch, Deutſch, Franzöſiſch und Italieniſch. Außer ſeiner Geſchichte von Holſtein, Stormarn und Dithmarſen, ſchrieb er ein Verzeichniß aller Kaiſer, Könige und Fürſten, die ſich mit Aſtrologie beſchäftigt haben, ein Werkchen, das eben ſo geſucht als ſelten iſt*). — Rantzau baute Brücken und Landſtraßen; er legte Buchdruckereien, Oel-, Pulver-, Säge- und Papier-Mühlen, Eiſen- und Kupferwerke an und war ein Beförderer der Induſtrie. Wegen der vielen Verdienſte, die er ſich in gleich hohem Grade als Gelehrter, wie als Krieger und als Staatsmann erworben, wurde er von Friedrich II. am 3. Mai 1580 in die Zahl der Ritter des Elephantenordens aufgenommen. Er ſtarb am 1. Januar 1599 und hinterließ u. A. eine Bibliothek von 7000 der ſeltenſten und koſtbarſten Bücher, eine Maſſe von Bildſäulen und

---

*) Catalogus imperatorum regum et principum qui artem astrologicam amarunt, Antwerp. 1580. 8. Lips. 1584. 4. Ibid. 1584. 4. Colon. 1585. 4. Lips. 1590. 12. Ibid. 1593. 4.

Gemälde, mit welchen er ſeine Landſitze ausgeſchmückt hatte. *)

Zu den Schützlingen dieſes Mannes gehörte der ſchon oben genannte Dichter Erasmus Michael Laetus, der in Verſen die Geſchichte der Königin Margaretha, der Stifterin der Kalmarer Union, ſchrieb und dieſes Gedicht der Königin Eliſabeth von England dedicirte **). — Außerdem ſchrieb er vier Bücher von der Schiffahrt. Laetus, Dänemarks Virgil, ſtarb 1582.

---

**) Vergl. Henrici Ranzovii equitis vita et res gesta. Witteb. 1567. 4

**) Margarethicorum, h. e. de conflictu gothico, in quo Margarethae, Danorum reginae auspiciis Albertus Megapolensis Sueciae rex captus regnoque exutus est, libri X., Frf. 1574. 4.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Friedrich's II. Vermählung — Sophia von Mecklenburg. — Ihre ſieben Kinder. — Friedrich's Leidenſchaften. — Seine Prachtbauten. — Erbauung Kronborgs. — Frederiksborg. — Antvorſkov. — Geſchichte des Sundzolls. — Peder Oxe's Tod. — Helger Roſenkrantz ſtirbt.

Friedrich II., obgleich ſchon achtunddreißig Jahre alt, hatte ſich noch nicht vermählt, weil er, wie es hieß, in einer ſchwachen Stunde der Geliebten ſeiner Jugendjahre feierlich gelobt haben ſoll, nur ſie zu heirathen oder ledig zu bleiben bis ans Ende ihrer Tage.

Dagmar Hardenberg lebte zwar noch, aber ſie war nicht mehr ſo jung und ſchön, als ſie es fünfzehn Jahre früher während Friedrich's Aufenthalte im Schloſſe zu Malmöe geweſen war.

Die arme Dagmar hatte in den Augen ihres königlichen Anbeters nach und nach einen Reiz nach dem andern verloren und ſeit Jahr und Tag das Cap Vierzig hinter ſich.

An die Stelle glühender Liebe war von Seiten Friedrich's mit jedem Jahre mehr Kälte und endlich ſo viel Gleichgiltigkeit getreten, daß er, ſein Gelübde vergeſſend, gleich nach dem Stettiner Frieden den Beſchluß faßte, ſeiner alten Flamme, die ihm ihre Jugend und ihre Ehre geopfert hatte, den Rücken zuzukehren und ſich nun ſo raſch als möglich zu verheirathen.

Die unglückliche Dagmar zerfloß in Thränen; aber dieſe Thränen rührten ihn nicht.

Friedrich II. bewarb ſich um die Tochter ſeines Freundes Ulrich, welcher Biſchof von Schwerin und, mit ſeinem ältern Bruder Johann Albert, regierender Herzog von Mecklenburg war.

Friedrich lud ihn und ſeine Gemahlin Eliſabeth*), ſo wie deren einzige Tochter Sophia, die, kaum vierzehn Jahre alt, im Rufe wunderbarer Schönheit ſtand, im November 1571 zu einem Beſuche nach Kopenhagen ein.

Der Nimbus ihrer jugendlichen Reize blendete ihn dergeſtalt, daß er, wenige Tage nach Sophiens Ankunft, beim Herzog Ulrich um ihre Hand anhielt. Sie wurde ihm ohne Weiteres zugeſagt. Gleich darauf kehrte die Braut in Begleitung ihrer Eltern nach Mecklenburg zurück.

Der König traf unterdeſſen großartige Anſtalten zu der Vermählung, die auf den Juli des nächſtfolgenden Jahres feſtgeſetzt war.

---

*) Eliſabeth war eine Tochter Friedrich's I. von Dänemark.

Am 4. Juli 1572 hielt Prinzeſſin Sophie ihren Einzug in Kopenhagen. Von Wismar aus war ſie und ihr zahlreiches Gefolge vom Admiralſchiff „Fortuna“ und fünf anderen Schiffen abgeholt und mit glänzendem Pompe nach Dänemark hinübergeführt worden. An den Thoren der Hauptſtadt wurde ſie vom Könige und deſſen zahlreichem Gefolge empfangen und unter dem Donner aller Geſchütze und dem Geläute aller Glocken nach dem Schloß begleitet.

Als der lange unabſehbare Zug dicht unter den Fenſtern des Fräuleins von Hardenberg vorüberzog, erſchien auf dem Balcone die treulos verlaſſene Dagmar in tiefer Trauer, ein Tuch vor den Augen, hinter dem ſie den Strom ihrer heißen Thränen verbarg.

Am 20. Juli wurde im großen Saale des Schloſſes die Trauung, in Gegenwart der Herzoge von Holſtein, durch den deutſchen Hofprediger Chriſtoph Knopf vollzogen.

Tags darauf erfolgte in der Frauenkirche die feierliche Krönung der jungen Königin durch den Biſchof von Seeland, Doctor Paul Madſön.

Unter den fremden Gäſten, die dem Beilager und der Krönung beiwohnten, befand ſich Churfürſt Auguſt von Sachſen und deſſen Gemahlin Anna, Schweſter Friedrich's II.

Peder Oxe, der die Königin (geboren am 4. September 1557) im Namen Chriſtian's III. vor fünfzehn Jahren aus der Taufe gehoben hatte, und Holger Roſenkrantz trugen die Krone, welche Biſchof Madſön aus ihren Händen entgegennahm, um ſie der Königin aufzuſetzen.

Fräulein von Hardenberg, die den Muth beſaß, in einer Loge dem Krönungsacte beizuwohnen, ſoll in dem Augenblick, als der Biſchof der königlichen Nebenbuhlerin die Krone auf die jugendliche Stirn gedrückt, bewußtlos zuſammengeſunken und heimlich aus der Kirche fortgetragen worden ſein. Sie verfiel in ein hitziges Fieber und ſtarb bald darauf.

Die Königin beſchenkte alle Mitglieder des Reichsraths und vor Allen den Reichshofmeiſter Peder Oxe, der gleichzeitig ihr Pathe und außerdem auch der Vermittler dieſer Heirath war. Der König gab jedem der fünf mecklenburgiſchen Räthe, welche im Gefolge der Prinzeſſin erſchienen waren, eine goldene Kette, an der ſein Bildniß hing.

Vier Wochen nach jener Vermählung am Hofe zu Kopenhagen wurde im Louvre zu Paris die Hochzeit Heinrich's von Navarra und der Prinzeſſin Margarethe von Valois gefeiert und als Nachſpiel zur Hochzeitsfeier jene grauenvolle Bluthochzeit aufgeführt, die dem verruchten Urheber derſelben, dem neunten Carl, einen würdigen Platz an der Seite des zweiten Chriſtian's von Dänemark eingeräumt und ſein blutbeflecktes Diadem zu einem Gegenſtande allgemeiner Verwünſchung erniedrigt hat. — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die Königin Sophie erhielt als Leibgedinge Laaland und Falſter, ſo daß ſich die jährliche Rente, die ſie daraus zog, auf 20—24,000 Thlr. belief.

Das Fräulein von Hardenberg, das dem undankbaren Friedrich ein Herz voll glühender Liebe und fünfzehn Jahre ihres Lebens geopfert hatte, ſtarb in Armuth.

Dreizehn Monate nach Sophiens Vermählung wurde die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Königin (am 25. Auguſt 1573) im Schloſſe zu Koldinghuus von einer Prinzeſſin entbunden, die, zu Ehren ihrer Großmutter, den Namen Eliſabeth erhielt.*)

Am 12. October 1574 gebar die Königin Sophie im Schloß zu Scanderborg eine zweite Tochter, Anna, deren Vermählung mit dem Könige Jacob I. von England ſpäter erzählt werden ſoll.

Sophiens drittes Kind war Chriſtian, der Nachfolger ſeines Vaters.**)

Das vierte Kind, Ulrich, geboren am 30. December 1578, wurde, 24 Jahre alt, Biſchof von Schleswig und ein Jahr darauf Biſchof von Schwerin. Er ſtarb am 24. März 1624 zu Bützow.

---

*) Am 19. April 1590 wurde Eliſabeth mit Heinrich Julius von Braunſchweig vermählt und ſtarb am 19. Juli 1626.

**) Bei der Geburt dieſes Prinzen wurde von den Kopenhagener Studenten, unter Aufſicht der Profeſſoren, im königlichen Schloſſe eine Komödie aufgeführt. In dieſe Zeit fällt der Urſprung der däniſchen Schaubühne, denn die älteſten Stücke, die man kennt, ſind vom Jahre 1576. Die erſten dramatiſchen Dichter Dänemarks waren Peder Hegelund, erſt Rector, ſpäter Biſchof von Ripen, und Hieronymus Juſti, Probſt und Canonicus zu Wiborg.

Die fünfte Frucht dieſer Ehe, Auguſta (
am 8. April 1580), wurde am 30. Auguſt 1596
Johann Adolph, Herzog von Holſtein-Got
vermählt und ſtarb am 5. Februar 1639.

Das ſechste Kind, Hedwig (geb. am 5. Au
1581), heirathete am 12. September 1602 den C
fürſten von Sachſen, Chriſtian II., der wegen
ner Trinkſucht von ſeinen Zeitgenoſſen nie anders
der „Merſeburger Bierkönig" genannt ward und, ka
28 Jahre alt, am 23. Juni 1611 im Rufe eines
größten Säufer ſeiner Zeit ſtarb.*) — Von a

---

*) Da Herr Vehſe in ſeiner „Geſchichte des ſächſi
Hofes" keine nähern Details über Hedwig's Vermähl
mit Chriſtian II. gegeben hat, ſo mögen ſie hier e
Platz finden. Am 4. September langte die Churfürſtl
Braut in Begleitung der Mutter des Herzogs Ulrich
Holſtein mit 150 Pferden in Wittenberg an, am 6. traf
in Torgau und am 8. Abends in Meißen ein, wo ſie
zum 10. blieb. Hedwig wurde vom Churfürſten mit
Pferden eingeholt. Zur Rechten der Braut ritt Herzog
guſt von Sachſen, zur Linken der Herzog Julius
Braunſchweig-Lüneburg, der am 5. September mit
Pferden in Dresden angelangt war. Hinter Hedwig
Chriſtian II., ihm zur Rechten Herzog Chriſtian,
zur Linken Herzog Johann Georg von Sachſen. D
Bräutigam folgte Churfürſt Johann Sigismund
Brandenburg, der Tags zuvor mit 350 Pferden in Dr
den eingerückt war. Am 12. September wurde die Tra
ung in der Schloßkirche durch Doctor Polycarp Le
ſer vollzogen. Der Trauung folgten große Feſtlichkeit
mit deren Anordnung der Hofmarſchall Wolff Ernſt v
Wolframsdorf beauftragt war.

Töchtern der ſchönen Sophie von Mecklenburg war Hedwig die ſchönſte, ſo ſchön, daß, nachdem ſie Wittwe geworden war, ſelbſt Kaiſer Ferdinand II., wie Khevenhiller berichtet, ſich eifrig um ihre Hand bewarb. — Als ein zweiter Freier wird der Landgraf Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt genannt. Hedwig aber, deren Ehe nicht allzuglücklich geweſen war, zog es vor, Wittwe zu bleiben. Sie ſtarb, ſechzig Jahre alt, auf ihrem Wittwenſitze Lichtenburg, bei Torgau, am 26. November 1641.*)

Das ſiebente und letzte Kind Sophiens war Prinz Johann, geboren am 26. Juli 1583. Neunzehn Jahre alt verlobte er ſich zu Moskau mit Arinia, Tochter des Czaren Boris Godunow, ſtarb aber, kurz vor der Vermählung, am 28. October 1602 im Kreml zu Moskau. (Wir werden auf die nähern Details dieſer Verbindung ſpäter zurückkommen.)

Die Eltern dieſer Kinder, von welchen Chriſtian der Abgott der Mutter und Hedwig der Augapfel des Vaters war, führten eine ziemlich glückliche Ehe, die nur dann und wann durch brutale Launen des Gemahls, der ſich bald nach ſeiner Heirath dem Trunke hingab, getrübt ward. In nüchternem Zuſtande aber konnte Friedrich II. trotz der häßlichen Schilderung, die unter andern Zeitgenoſſen auch der

---

*) Vergl. Iſrael Mandiſch, Epicedion cum Domina Hedwig, electoris Christiani II. vidua, mausoleo Freibergae inferret. Freiburg. 1641. 8.

Piemonteſe Giovanni Botero*) von ihm entworfen hat, ſehr liebenswürdig ſein.

Außer ſeiner Neigung zu geiſtigen Flüſſigkeiten — er ſoll auch Schnaps getrunken haben — wurde in ihm, durch die Prachtliebe der Königin, die Neigung zu großen Bauten geweckt.

Im Jahre 1575 ließ er ſeinem Vater im Dome zu Roeskilde ein prachtvolles Marmor-Denkmal, das größte Bauwerk der Bildhauerkunſt jener Zeit, errichten. Die knieende Statue Chriſtian's III. iſt noch heutzutage eine der ſchönſten Zierden dieſer großartigen Kathedrale.

Die ſchwediſche Flotte, die ſich während des ſiebenjährigen Krieges zweimal in den Sund gelegt und von allen durchſegelnden Schiffen den Zoll eingefordert hatte, zeigte die Nothwendigkeit, daß der Sund eines beſſeren Schutzes als jener unbedeutenden Schanze bedurfte, die auf der äußerſten Spitze einer Landzunge lag und nach ihr „Oere-Krogen" hieß.

Dieſe Schanze wurde geſchleift und am 11. Mai 1574 der Grundſtein zu Kronborg gelegt. Der Bau dieſer umfaſſenden, mit Wällen, Gräben und Mauern umgebenen Feſtung währte zehn volle Jahre und ward erſt unter Chriſtian IV. vollendet.*)

---

*) Er war Abt zu Santa Maria de la Vittoria in Turin und ſchrieb u. A. ein jetzt ſehr ſeltenes [illegible] Werk unter dem Titel: „Relationes universales de [illegible], [illegible] et [illegible] principes," in welchem Chriſt. III. [illegible] Friedrich [illegible] als [illegible] [illegible] war.

Friedrich II., der in Folge eines 1560 mit Herluf Trolle abgeſchloſſenen Tauſches für das

---

*) Das Schloß iſt in gothiſch byzantiniſchem Style ausgeführt. Eine Wendeltreppe von 153 Stufen führt auf die Plattform, auf der man eine großartige Ausſicht über die ganze Sundgegend genießt. — Das Schloß hat bombenfeſte Kaſematten und unterirdiſche Gewölbe, in welchen, nach alter Volksſage, Holger Danske, Ogier le Danois, wie Kaiſer Friedrich Barbaroſſa in den unterirdiſchen Gängen des Kyffhäuſers weilt. — Auch ſoll ſich von den Zinnen Kronbergs der einſamen Schildwache um Mitternacht eine weiße Frau zeigen, die für den Geiſt der Ophelia, der wahnſinnig gewordenen Braut des Dänenprinzen Hamlet, gehalten wird. — Da, wo jetzt Helſingör und (das zu Schweden gehörende) Helſingborg liegt, ſtanden in alter vorchriſtlicher Zeit die befeſtigten Burgen eines Seeräuberfürſten, welcher „Helſing" hieß und jenen beiden kleineren Schildwachen des Sundes ſeinen Namen gab. Dieſer „Helſing" plünderte mit ſeinen Fahrzeugen die vorbeiſegelnden Schiffe. Der jetzige Sundzoll iſt alſo, vom hiſtoriſchen Standpunkt betrachtet, eigentlich nichts Anderes als eine chriſtliche Fortſetzung der Plünderung des alten unchriſtlichen Seeräubers. Vergl. Veit Bremer's „Noterkaucte Kronenburgh", Danzig 1653. 8. Thomas Kinge, Kronborgs Beskrivelse, Kjøbenh. 1672. 4. und W. G. v. Ranbelg, Cronborg, Slots og Fæstnings Historie. Et Bidrag til Danmarks Krigshistorie, Helsingør 1836. 8. — Der erſte Lehnsmann und Commandant der Feſte Kronberg war Gerhard Rantzau (1584 bis 1590). Im ſechſten Bande unſerer Geſchichte werden wir ein chronologiſches Verzeichniß aller Commandanten Kronbergs bis auf die Jetztzeit geben.

Skovkloster das Gut Hillerødsholm erhielt, ließ hier an der Stelle des alten Schlosses ein neues bauen, das den Namen Frederiksborg erhielt. Es liegt fünf Meilen von Kopenhagen. In der Nähe dieses (mitten in einem See liegenden) Schlosses wurde **Christian IV.** auf dem Felde, unter freiem Himmel geboren. **Friedrich** baute an diesem Schlosse bis ans Ende seines Lebens, aber erst unter seinem Nachfolger wurde der Bau vollendet, und seit jener Zeit ist Frederiksborg das prachtgeschmückte Versailles der Könige von Dänemark. Außerdem legte er auch Friedrichsstadt, Friedrichsodde (später Fridericia genannt) und das Lustschloß in Husum an.

Ein drittes Schloß baute **Friedrich II.** zu Antvorskov an jener Stelle, auf der früher das Kloster stand, von wo durch **Hans Tausen** die Morgenröthe der evangelischen Lehre sich nach und nach über ganz Dänemark ausgebreitet hatte. Antvorskov war das Lieblingsschloß des Königs.

1576 schenkte **Friedrich II.** dem aus Deutschland heimgekehrten **Tycho de Brahe** die Insel Hveen als abgabenfreies Lehngut und noch außerdem eine ziemlich bedeutende Geldsumme, um auf jener Insel das Schloß Uranienborg aufzuführen. Die ersten Grundsteine zu diesem Prachtbau, den wir bei der Lebensschilderung **Tycho de Brahe's** ausführlich beschreiben werden, wurden vom Könige und vom französischen Gesandten **Charles Dancey** gelegt.

1586 wurde das Kloster Sorö von **Friedrich II.** in eine Schule umgewandelt, in welcher 20 adelige und eben ſo viele bürgerliche Zöglinge freien Unterricht, freie Beköſtigung und, wenn ſie arm waren, auch Kleidung erhielten. — Der Schule zu Hadersleben — hier war Friedrich zur Welt gekommen — ſchenkte er 6000 Reichsthaler.

Auch der Univerſität machte er bedeutende Schenkungen und gründete außerdem die Communität, in welcher hundert Studenten frei beköſtigt wurden.*)

Fragt man, wo Friedrich II. zur Ausführung jener oben erwähnten Bauten und zu dieſen Schenkungen das Geld hernahm, ſo führt uns dies auf Dänemarks „Weinberg“, auf den Sundzoll, zurück.

Niemand weiß mit Gewißheit zu ſagen, wann dieſer Sundzoll zuerſt aufgekommen. Viele glauben, daß derſelbe ſchon im dreizehnten Jahrhundert oder noch früher erhoben worden ſei. Soviel aber iſt erwieſen, daß die Ausbeutung deſſelben ſchon im vierzehnten Jahrhundert Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Dänemark und der deutſchen Hanſa gab. Chriſtian I. beſtimmte, daß der Zoll, welcher bis dahin in Waaren erlegt worden war, in Geld entrichtet werden mußte. Das ſogenannte Recht der Erhebung gründet ſich auf das Hoheitsrecht, welches ſich die Krone von Dänemark ſeit der Zeit jenes Seeräubers Helſing über die Sunde und Belte angemaßt hatte. De Oereſund, der auf beiden Seiten däniſche Länder beſpülte, ward wegen ſeiner **Schmalheit** (an der engſten Stelle iſt er 6340 Ellen breit*)) nicht als ei Stück des freien Meeres, ſondern als königlich däniſches Stromgebiet betrachtet, auf welchem der Landesherr mit Recht (?) befugt war, die Schifffahrt entweder ganz zu verbieten oder ſie wenigſtens zu beſteuern. Dieſe Anmaaßung, begründet auf der Analogie ähnli cher Prätenſionen in andern Seeſtaaten, wurde erſt i ſpätern Jahrhunderten durch förmliche Tractate anerkannt. — Im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhun dert erhoben, verlockt durch Dänemarks Beiſpiel, auch andere Länder Anſprüche auf den Beſitz der Meere die im Bereiche ihrer Staaten lagen. Spanien prätendirte den Beſitz des atlantiſchen, Portugal ſogar den Beſitz des Meeres, das zwiſchen Portugal und Braſilien liegt; aber keiner von den andern Staaten war ſchwach oder thöricht genug, die Uſurpation dieſes Beſitztitels factiſch anzuerkennen. Alle Schiffe der Welt befuhren dieſe Meere, ohne an Spanien oder Portugal einen Heller von Abgaben irgend einer Art zu bezahlen. Später verlangten die Seeſtaaten nicht mehr den Beſitz, ſondern nur das Hoheitsrecht über hundert engliſche Meilen von der Küſte, noch ſpäter drückten

---

*) Die auf Koſten der Krone abgefütterten Studenten mußten dann und wann zur Erheiterung der königlichen Familie die Luſtſpiele des Terenz in der Urſprache des Dichters aufführen. Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß nicht blos Friedrich II., ſondern auch ſeine mecklenburgiſche Gehülfe mit der lateiniſchen Sprache vertraut geweſen ſein muß.

---

*) Nach **Tycho Brahe's** Meſſung beträgt die Entfernung von der Brücke von Helſingör bis zu jener Helſingborgs 7960 däniſche Ellen oder 15,900 Fuß.

ſie ihre Prätenſionen auf das Minimum, **auf einen Kanonenſchuß von der Küſte**, herab. Aber auch dieſe Anmaaßung iſt ſtaatsrechtlich nirgends anerkannt worden. Und trotzdem laſſen es ſich die neuern Mächte noch bis zum heutigen Tage gefallen, daß Dänemark den Sundzoll ruhig und ungeſtört forterheben darf.

**Peder Oxe**, der das für Dänemark war, was hundert Jahre ſpäter **Colbert** für Frankreich geworden iſt, trug durch Erhöhung des Sundzolls nicht wenig zum Emporblühen dieſes Staates bei. **Oxe's** Finanzkünſte waren es, welche dem zweiten **Friedrich** die Mittel gaben, Kronborg zu bauen, das ungeheure Summen verſchlang. Kronborg iſt der ſteinerne Rieſe, der für das enorme Geld, welches er gekoſtet hat, den „Weinberg" ſeines Herrn ſchützt.

**Peder Oxe**, der große Ausbeuter dieſes Weinbergs, ſtarb am 24. October 1575. Er war der letzte ſeines Geſchlechtes, das fränkiſchen Urſprungs geweſen war. Der Erſte ſeines Stammes ſoll mit dem erſten **Chriſtoph** von Bayern nach Dänemark eingewandert und ein heruntergekommener Edelmann geweſen ſein. Der letzte **Oxe** ſtarb als Reichshofmeiſter und hinterließ ein für die damalige Zeit coloſſales Vermögen, über das ſeine Wittwe, **Mette Roſenkrantz**, mit deſſen Schweſtern und andern Verwandten in einen langwierigen Rechtsſtreit gerieth. **Oxe's** Erben hatten über 90,000 Speciesthaler allein in Antwerpen zu fordern. Dieſe Summe aber ging für ſie dadurch verloren, daß Antwerpen am 4. November 1576, in

Folge eines Zuſammenſtoßes der deutſchen und ſpa
ſchen Truppen, von Alba's Soldateska ausgeplünd
ward.*)

Nach Peder Oxe's Tode blieb der Reichsh
meiſterpoſten bis zum Jahre 1595 unbeſetzt.**)

Bald nach Oxe ſtarb auch der Reichsmarſch
Holger Roſenkrantz am 3. März 1576 in ein
Alter von neunundfünfzig Jahren. Er war Herr a
Boller und Roſenwold, Ritter des Elephantenord
und Oxe's Schwager.

---

*) Das Rathhaus und 600 Häuſer gingen in Flamm
auf und zehntauſend Bürger kamen dabei ums Leben. D
ſer trauervolle Tag iſt in Antwerpens Geſchichte unter d
Namen der „ſpaniſchen Furie" bekannt.

**) Oxe's Nachfolger war Chriſtoph **Walke**
dorf auf Glorup.

## Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Friedrich's Leutſeligkeit. — Seine Kitzlichkeit in Politicis. — Sein Benehmen gegen den König von Spanien und gegen Hamburg. — Er verlangt die orkadiſchen Inſeln zurück. — Friedrich's Reiſe nach Sonderburg und Hadersleben. — Seine Erkrankung. — Sein Tod. — Seine Wahlſprüche u. ſ. w.

Wenn wir den zweiten Friedrich von Dänemark ſo zu ſagen im Schlafrock betrachten, ſo finden wir daß er ein ziemlich aufgeweckter, munterer Herr und leutſelig im Umgang war. Es ging an ſeinem Hofe ziemlich ungenirt und fröhlich her. Er lachte und unterhielt ſich gern. Leute, die jeden Fehler eines Gottgeſalbten zu entſchuldigen wiſſen, ſagen, er habe oft nur aus Gefälligkeit für ſeine Gäſte mehr gegeſſen und getrunken, als ſein (durch den Trunk) geſchwächter Magen zu vertragen geruhte.

Am luſtigſten war er nach der Mahlzeit. Er pflegte dann immer zu ſagen: Der König iſt nicht zu Hauſe! Dies war für die Hofleute das Signal einer Fröhlichkeit, die ſich dann keinen Zwang anthat und häufig über die Schnur ſchlug, denn es war nicht mehr als natürlich, daß ſeine Gäſte, wieder aus Gefälligkeit für den König, dem Becher fleißiger al gewöhnlich zuſprachen und ſich häufig einen kleinen Haarbeutel tranken. Aber wenn ihre Luſtigkeit auszuarten begann, dann pflegte Friedrich, wenn e nüchtern war, ſie durch die Worte: Der König iſ wieder zu Hauſe! etwas abzukühlen.

In Politicis aber war er ein Mann, der wenig Spaß verſtand und keine ſeiner Krone zugefügte Unbil ungeſtraft ließ.

Als Philipp II. während der niederländiſche Unruhen mit England im Kriege lag und Dänemark Vermittelung anrief, ſchickte Friedrich II. am 11 November 1586 Caj Rantzau, einen Sohn Heinrich's, an den Herzog Alexander Farneſe, de zu jener Zeit Statthalter der Niederlande war. Al der däniſche Geſandte mit der Antwort des Statthalters ſich von Brüſſel nach Cöln begab, wurde er z Bergen-op-Zoom durch Unwiſſenheit der Kriegsleut aufgehoben, als Spion feſtgehalten und ſeiner Briefſchaften beraubt.

Friedrich II., der, wie geſagt, in derlei Dingen viel kitzlicher als Mancher ſeiner erlauchten Vor und Nachfolger war, rächte dieſen Schimpf dadurch daß er den niederländiſchen Schiffen die Durchfah durch ſeinen (!) Sund unterſagte und die Paſſage erſ dann wieder öffnete, als die Niederländer ſich bequemten, demüthig, wie Holberg ſich ausdrückt, „i die Büchſe zu blaſen“ und dem Könige von Dänemark 30,000 Reichsthaler Entſchädigung zu bezahle

Eben ſo machte es Friedrich mit Hamburg. Denn, als die guten Hamburger auf der Elbe allzu dreiſt wurden, ſo ſchloß er auch ihren Schiffen die Sundklappe zu. Auch ſie mußten zu Kreuze kriechen und ihn durch Abbitte und Geldbuße wieder gut machen. Man ſieht, daß der durch Kronberg geſchützte Sund in der Hand Dänemarks ſchon damals eine ganz allerliebſte, einträgliche Piſtole war, die es ungeſcheut auf die Bruſt ſeiner Feinde zu ſetzen pflegte.

Als Jakob VI. nach der am 18. Februar 1587 erfolgten Hinrichtung ſeiner unglücklichen Mutter, Maria Stuart, den Thron von Schottland beſtieg, benutzte Friedrich II. den günſtigen Moment, um die orkadiſchen Inſeln, welche Chriſtian I. an Schottland verpfändet hatte*), von Letzterm zurückzuverlangen.

Die beiden Reichsräthe Manderup Parsberg und Hendrik Belov wurden nach Edinburgh abgeſandt, um die Sache ins Reine zu bringen. Da Schottland zur Rückgabe des längſt verfallenen Unterpfandes ſich nicht verſtehen wollte, kehrten die däniſchen Geſandten, ſtatt mit der Rückerſtattung der orkadiſchen Inſeln, mit einem ſchottiſchen Heirathsantrage zurück. Jakob VI., der ſich ſchon früher um die Hand Eliſabeth's von Dänemark beworben hatte, bewarb ſich jetzt, da dieſe dem Herzoge Heinrich Julius von Braunſchweig zugeſagt worden war, um die Hand ihrer jüngeren Schweſter Anna. Letztere wurde ihm von Friedrich zugeſagt.*)

---

*) Dieſe Verpfändung der orkadiſchen Inſeln geſchah im Jahre 1469, als Chriſtian I. ſeine einzige Tochter Margarethe mit König Jakob III. von Schottland vermählte und ihm einen Brautſchatz von ſechzig Tauſend rheiniſchen Gulden verſprach, ihm aber nicht mehr als zehntauſend Gulden zahlte und ihm für den Reſt die orkadiſchen Inſeln zum Unterpfande gab, deſſen Einlöſung er und ſeine Nachfolger allerhuldreichſt zu vergeſſen geruhten.

Am 14. Februar 1588 begab ſich der König in Begleitung ſeiner Gemahlin nach Sonderburg, um der Vermählung ſeines Bruders Johann mit der Wittwe des Churfürſten Auguſt von Sachſen beizuwohnen.

Dieſer Auguſt, der am 1. October 1585 nach ſiebenunddreißigjähriger Ehe ſeine Gemahlin „Mutter Anna" verloren, hatte als alter Herr von faſt ſechzig Jahren am 3. Januar 1586 eine zweite Ehe mit der dreizehnjährigen Prinzeſſin Agnes Hedwig, Tochter Joachim's I. von Anhalt, geſchloſſen, die Freuden dieſer an Jahren ſo ungleichen Ehe aber nicht länger als neununddreißig Tage genoſſen, denn am 11. Februar 1586 hatte ihn, als er mit ſeiner blühenden Gemahlin aus Moritzburg von der Jagd heimgekehrt war, der Schlag getroffen.

Die ſchöne Agnes Hedwig vermählte ſich zwei Jahre nach dem Tode des Churfürſten mit Herzog Johann dem Jüngern.

Von Sonderburg begab ſich Friedrich II. nach Hadersleben, wo am 22. deſſelben Monats das Beilager des Herzogs Johann Georg von Anhalt (des Bruders jener Agnes Hedwig) mit der Gräfin von Mansfeld gefeiert ward.

---

*) Anna's Vermählung fand aber erſt nach dem Tode ihres Vaters am 24. November 1589 ſtatt.

Der König, der ſich ſchon ſeit Jahr und Tag nicht wohl befunden hatte, erkrankte inmitten der Feſtlichkeiten, bei welchen er, wie gewöhnlich, wieder mehr als zuviel getrunken hatte, und kehrte, in Begleitung ſeiner jungen Frau, über Fünen nach Seeland zurück.

Am 6. März langte er in ſeinem Lieblingsſchloſſe Antvorſkov an. Hier nahm ſeine Krankheit einen ſo ernſtlichen Charakter an, daß er nicht mehr ſtark genug war, ſeine Reiſe nach der Hauptſtadt fortſetzen zu können.

Nach einigen Wochen beſſerte ſich ſein Zuſtand ſo ſehr, daß die Königin ſich auf ſein wiederholtes Bitten nach Kopenhagen zu ihren dort zurückgebliebenen Kindern begab. Trotz der rauhen Jahreszeit entſchloß ſie ſich, in Begleitung der Kinder, nach Hadersleben zurückzukehren.

Während ihrer Abweſenheit hatte ſich Friedrich's Zuſtand wieder verſchlimmert.

Mit Lebensgefahr eilte die Königin über den Belt zurück. Bei ihrer Ankunft in Antvorſkov lag ihr Gemahl im Sterben.

Am Gründonnerstage, am 4. April 1588, wurde der Gottesdienſt im Krankengemache des Königs abgehalten.

Als der Leibarzt deſſen Puls unterſuchte, ſagte Friedrich: „Laßt die Ader ſchlagen, wie ſie will: das wiſſen wir, daß Gottes Gnade nicht fehl ſchlägt."

Gleich darauf ſank er in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich kam, ſagte er zum Arzte: „Es iſt ein wunderlicher Streit, den Tod und Leben führen."

Als man ihn, Nachmittags 4 Uhr, auf ſeinen Wunſch aus dem Bette herausheben wollte, fiel er von Neuem in Ohnmacht und hauchte, wenige Minuten ſpäter, in den Armen der Königin ſeinen letzten Seufzer aus.

Er ſtarb, 53 Jahre und neun Monate alt, im neunundzwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, fünf Jahre früher, als Tycho de Brahe ihm prophezeit hatte.*)

Am 10. April ward ſeine irdiſche Hülle in der Kirche zu Antvorskov beigeſetzt. Dort blieb ſie bis zum 4. Juni.

Friedrich, der in ſeiner Jugend nichts weniger als fromm geweſen, ward erſt in ſpätern Jahren ſehr gottesfürchtig. Während der letzten Jahre ſeiner Regierung war er, wie ſein Vater, ein ſehr eifriger Bibel- und Pſalmenleſer. Vorzugsweiſe liebte er den hundertunderſten Pſalm: „Von Gnade und Recht will ich ſingen". Die Bibel, welche **Chriſtian III** ſo fleißig geleſen hatte, betrachtete er, wie **Schlegel** ſchreibt, als einen koſtbaren Theil der väterlichen Erbſchaft. Auch wird noch bis zum heutigen Tage eine andere Bibel aufbewahrt, in die er eigenhändig aufgezeichnet, an welchem Tage er die Durchleſung derſelben jedesmal von Neuem angefangen und an welchem Tage er ſie beendigt hatte.

---

*) Tycho de Brahe, der ſich nicht nur mit Sternkunde, ſondern auch mit Weiſſagungen beſchäftigte, machte folgendes Diſtichon:

[illegible]
[illegible]

Zählt man die großen Buchſtaben zuſammen, ſo kommt, ſtatt des Sterbejahrs 1588, 1591 heraus. Beweis, daß auch Propheten irren können.

Außerdem machte er Auszüge aus den Sprüchen Salomonis und Jeſus Sirachs.

Im Jahre 1583 ward eine dieſer Sammlungen auf Koſten des Königs unter dem Titel gedruckt: „Etliche auserleſene Sprüche und Sentenzen aus den Sprüchen Salomonis und Jeſus Sirachs, zuſammengebracht durch König **Friedrich II.**, nachdem Seine Königliche Majeſtät ſolche Bücher ſelbſt mit Fleiß hat durchgeleſen. Dieſer Sammlung iſt ein **ſchön Gebet** beigefügt, welches Seine Königliche Gnaden alle Morgen und Abend Gott anzurufen für ſich gebraucht hat."

Dieſe Sammlung iſt nur in wenig Hände gekommen. Ein Exemplar davon befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. **Friedrich II.** ſchrieb mit eigener Hand folgende Zueignung hinzu:

„Anno 1581 gaf ieg denne Bog Meſter **Hans** min Søns **Chriſtians** Tuchtmeſter til Ny Aar her paa Skanderborg". *) Dann folgen die beiden Wahlſprüche und die Unterſchrift des königlichen Compilaters.

Die Wahlſprüche Friedrich's waren:

1) Meine Hoffnung zu Gott allein, und
2) T. I. W. B. (Treu ist Wild-Bret) **).

Ueber Letztern haben ſich, von Jakob Typotius bis auf die Gelehrten der Neuzeit, Alle den Kopf zerbrochen und Jeder von ihnen hat eine ander Auslegung verſucht. Das Wahrſcheinlichſte iſt, da er dieſe Deviſe zu Ehren ſeines Lieblingshundes, welcher Wildbret hieß, angenommen haben mag. Auf den Tapeten des Schloſſes Frederiksborg iſt noch heutzutage eine Abbildung dieſes eben ſo getreuen als gelehrigen Jagdhundes zu ſehen, deſſen Halsband di vier Buchſtaben T. I. W. B. trägt.

Ein anderer Archäolog iſt der Meinung, dieſ Deviſe habe vielleicht Bezug auf des Königs Verhältniß zu Dagmar Hardenberg gehabt, die, wa nicht jeder Königsgeliebten nachgerühmt werden kann ihrem Friedrich bis ans Ende ihrer Tage treu geblieben war.

Friedrich II. nahm, weil ihm die Unterjochun der Dithmarſen gelungen war, ins däniſche Wappen auch jenes der Dithmarſen auf: einen Reiter auf einem weißen Pferde.

---

*) Im Jahre 1584 ſchenkte ich dieſes Buch dem Magiſter Hanſen, meines Sohnes Chriſtians Lehrmeiſter hier auf Skanderborg.

**) Auf einer von Friedrich geprägten Denkmünze i dieſe Deviſe ins Italieniſche überſetzt und lautet dort: „Fedelta e cosa rara."

Friedrich II. wird auch für den Erneuerer des Elephantenordens gehalten. An die Stelle des Marienbildes ſetzte er die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens F. S. (Fridericus Secundus) und die ſeiner Deviſe: T. I. W. B.

Die letzten Zwölf, die von ihm in dieſen Orden aufgenommen wurden, ſind:

1) Holger Roſenkrantz (ſiehe Seite 264).

2) Corfiz Ulfeld auf Selſöe, ſeit 1560 Reichsrath, geſtorben am 12. März 1563.

3) Jens Truidſen Ulfſtand, Admiral.

4) Franz Brockenhuus auf Brangſtrup, Reichsmarſchall, gefallen in der Schlacht bei Warberg (am 6. November 1569).

5) Erich Rud auf Fugleſang.

6) Jakob Brockenhuus auf Damsböe und Nakkeböll (geboren 1537, geſt. am 12. Oct. 1577).

7) Lauge Truidſen Ulfſtand.

8) Otto Brahe auf Knudſtrup, Reichsrath und Befehlshaber auf Schloß Helſingborg in Schonen (Vater des berühmten Tycho Brahe), geſt. 1571.

9) Albrecht Scheel auf Hammelmoſe, Hegnet und Fuſinge, Befehlshaber auf Varlum.

10) Heinrich Rantzau auf Segeberg, Statthalter der Herzogthümer (ſiehe Seite 248—250).

11) Chriſtoph Walkendorf, Reichsrath und

äter Reichshofmeiſter, Stifter des nach ihm ben
ten Collegiums zu Kopenhagen.

12) Benedict Ahlefeldt auf Lehmku
Amtmann auf Steinburg, holſtein'ſcher Rath
Marſchall.

— — — — — —

Das, was Friedrich II. als Geſetzgeber g
ſtet hatte, iſt unbedeutend. Er verbeſſerte das
Erich dem Pommer eingeführte Hofrecht. Auf
Herrentage zu Kallundborg gab er einen Receß,
Sammlung von Verordnungen heraus, die den
ſtand und die Ausſtattung der adeligen Jungf
betraf. Der Adel hatte zu jener Zeit ſo großen
wand gemacht, daß die adeligen Damen ſich wie
ſtinnen trugen und ihre Kleider mit Gold und
ſteinen beſetzten. In Folge des Kallundborger
ſes durfte die Ausſtattung der adeligen Bräute
aus zwei Perlenmützen und drei ſammetnen Kle
beſtehen; auch durfte keine adelige Frau mehr als
Edelſteine tragen; alles andere Geſchmeide verfie
die Hoſpitäler, welche berechtigt waren, daſſelbe
jede andere Schuld durch den Lehensmann eintr
zu laſſen. Nur die Königin ſtand über dem Ge
ſie durfte ſo viel Geſchmeide tragen, als ſie hatte

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

### Das Leichenbegängniß Chriſtoph's des Zweiten.

Am 24. Mai wurde die Leiche des Königs von Antvorſkov in feierlicher Proceſſion nach Ringſtedt abgeführt.

Voran zog die Geiſtlichkeit im Trauer-Ornat. Dann folgten der Marſchall und die Hofjunker, von denen je drei in Einem Gliede ritten, in langen ſchwarzen Mänteln.

Im erſten Gliede ritt der Marſchall Steen Malzen zwiſchen Georg Grafen von Gleichen und Rudolph Schenk, Freiherrn von Tautenberg.

Dann kamen dreißig ſchwarzgekleidete Chorknaben, von denen Jeder eine brennende Wachskerze trug.

Dieſen folgten zwei königliche Herolde, die ſchwarze Stäbe trugen und deren Pferde mit ſchwarzem Tuche überhangen waren.

Dann kam der Stallmeiſter des Königs, Euſtachius von Tennen, gefolgt vom Troß der königlichen Stallknechte.

Dicht vor der Leiche ritt der königliche Mundſchenk Kaj Rantzau zwiſchen den beiden Kammerjunkern **Jürgen Ernſt Worm** und **Chriſtophe Kariott.**

Dann folgten die Träger der Leiche, die, einbalſamirt, in einem dreifachen Sarge lag, von denen de erſte aus Holz, der zweite von Zinn und der dritt wiederum von Holz und mit ſchwarzem Sammet über kleidet war. Auf dem Deckel des Sarges ſtand ein groß ſilbernes, ſchwervergoldetes Crucifix zwiſchen zwei ſilbernen und gleichfalls vergoldeten Cherubim. Zu beide Seiten des Sarges war der Wahlſpruch des Königs „Meine Hoffnung zu Gott allein" in ſilbernen Platte eingravirt.

Hinter dem Crucifix prangte das königliche Wappen, auf einer vergoldeten Platte, worauf mit groß Buchſtaben en relief der Geburtstag des Königs, w lange er regiert und wann er geſtorben, ſowohl i deutſcher als in lateiniſcher Sprache, auch jeder der beide Wahlſprüche und außerdem der Vers: „Selig ſin die Todten, die in dem Herrn ſterben" u. ſ. w. (Apocalyp. 14 ) zu leſen war.

Der Leiche folgte der Hofmeiſter der Königin-Witw **Detlev Holck**, zwiſchen den beiden Kammerjunker **Chriſtopher Roſenkrantz** und **Döring Ra mel.**

Dann kam der Wagen der Königin, gezoge von ſechs Rappen, die mit ſchwarzen Tuchdecken b auf die Erde herab behangen waren.

In einem andern Wagen ſaßen die drei Töcht des Königs, **Eliſabeth, Anna, Auguſta,** und i jüngſter Bruder, Herzog **Johann.** Dieſen beiden Wa gen folgten drei Hofjunker: Knud Rud, Prebern Bilde und Tagge Krabbe.

Dann kamen der eilfjährige Erbprinz Chriſtian und deſſen Bruder Herzog Ulrich.

Dem unmündigen Könige folgten ſämmtliche Reichsräthe, Staatsmänner und Landſaſſen, begleitet von ihren Frauen und Töchtern. Der Zug der Wagen war ſo groß, daß die Zahl der Pferde, die jene gezogen haben, auf mehr als tauſend angegeben wird.

Vor Ringſtedt wurde die königliche Leiche von den Prieſtern, Schülern und Chorknaben von Sorde empfangen und unter Trauergeſängen nach dem Kloſter geführt, von den Hofjunkern vom Leichenwagen herabgehoben, in die Kirche getragen, dort unter einem von dreißig Wachslichtern erleuchteten Baldachine niedergeſetzt und die ganze Nacht hindurch von den Hofjunkern und Trabanten bewacht.

Am andern Morgen bewegte ſich der Leichenzug in gleicher Ordnung von Sorde nach Roeskilde*).

Vor letztgenannter Stadt wurde die Leiche von der ganzen Cleriſei Seelands und Schonens, von den Bürgermeiſtern, Rathsmännern und Bürgern der umliegenden Städte mit feierlichem Grabgeſang empfangen, dann in den Hof des Biſchofs abgeführt und dort in einem zu ebener Erde gelegenen Gemach unter einem Baldachine ausgeſtellt, wo ſie bis zum 4. Juni blieb

---

*) Die Entfernung von einem Orte zum andern beträgt vier Meilen.

Am folgenden Morgen mit dem Glockenſchla
Sieben verſammelte ſich das ganze Gefolge in der b
ſchöflichen Reſidenz und eine Stunde ſpäter wurde d
Leiche unter dem Geläute aller Glocken nach dem Do
abgeführt.

Voran ſchritten alle Doctoren und Profeſſor
der Univerſität von Kopenhagen, alle Domherren u
Prediger und hundert Studenten, welche königliche S
pendien genoſſen und dafür mit vielem Lärm und bl
wenig Andacht lateiniſche Pſalmen und Grabgeſän
abſangen.

Der Muſik folgten der königliche Marſchall, d
ganze Hofgeſinde, die anweſenden Fürſten, der
Abgeordneten und die adeligen Landſaſſen, deren Za
zuſammen auf mehr als vierhundert angegeben wird.

Dann kamen 40 Stipendiaten in langen Trau
mänteln, die bis zur Erde reichten; jeder dieſer Stude
ten trug ein ſchwarzes Windlicht.

Dieſen folgten ſiebzehn Fahnen, getragen von la
ter Adeligen. Hinter jeder Fahne kam ein von zw
Adeligen geführtes Pferd. Dieſen Zug eröffnete:

1) Die Danebregsfahne, getragen von M
ritz Podebuſch.

Das Pferd geführt von Niels Skram und J
hann Ruth.

2) Die Fahne mit dem Olzeliſchen Wa
pen (ein Adler), getragen von Hemming Gjöe.

Das Pferd geführt von Claus Podebuſch u
Kield Juel.

3) Die Fahne mit dem Wappen von De

menhorſt (ein weißes Kreuz), getragen von Niels Friis.

Das Pferd geführt von Hartwig Höken und Jens Falſter.

4) Die Fahne mit dem Wappen von Oldenburg (ein rother Balken im gelben Felde), getragen von Hans Lindenow.

Das Pferd geführt von Peder Juel und Kield Brockenhuus.

5) Die Fahne mit dem Wappen der Inſel Femern (eine gelbe Krone in blauem Felde), getragen von Martin Weſterman.

Das Pferd geführt von Chriſtian Gyldenſtjerne und Melchior Ulfſtand.

6) Die Fahne mit dem Wappen der Dithmarſen (ein Reiter auf einem weißen Roß in rothem Felde), getragen von Knud Grubbe.

Das Pferd geführt von Tönne Bruſche und Holger Ulfſtand Gregerſön.

7) Die Fahne mit dem Wappen von Stormarn (ein weißer Schwan mit goldenem Halsbande in rothem Felde), getragen von Gerhard Rantzau (dem erſten Schloßherrn auf Kronberg).

Das Pferd geführt von Erich Weſterman und Erich Lunge.

8) Die Fahne mit dem Wappen von Holſtein (ein weißes Neſſelblatt in blutrothem Felde) getragen von Godſche von Ahlefeldt, Erbgeſeſſenem zu Emekendorff.

Das Pferd geführt von Eyler Bruſche und Jürgen Quitzow.

9) Die Fahne mit dem Wappen von Schleswig (zwei goldene Löwen in blauem Felde), getragen von Laurids Brockenhuus, Schloßherr auf Nyborg.

Das Pferd geführt von Owe Lunge Iwerſen und Jakob Krabbe.

10) Die Fahne mit dem Wappen von Island (ein Fiſch mit einer Krone in rothem Felde), getragen von Hans Lange.

Das Pferd geführt von Benedict Rantzau (auf Tondern) und Johan Barenkow.

11) Die Fahne mit dem Wappen von Gothland (ein Lamm mit der Kreuzfahne im rothen Felde), getragen von Axel Brahe.

Das Pferd geführt von Eyler Brockenhuus und Gjördt Peterſen.

12) Die Fahne mit dem wendiſchen Wappen (ein Lindwurm), getragen von Peder Brahe.

Das Pferd geführt von Göke Brock und Erich Lange.

13) Die Fahne mit dem Wappen der alten Gothen (ein von neun Herzen umringter Leu), getragen von Chriſtian Munck.

Das Pferd geführt von Chriſtopher Roſengardt und Carl Bruſche.

14) Die Fahne der Kalmar'ſchen Union (die drei vereinigten Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden), getragen von Ludvig Munck.

Das Pferd geführt von Mogens Gjöe Falcksön und Iwar Munck.

15) Die Fahne mit dem Wappen von Norwegen (ein aufrecht ſtehender goldener Löwe mit einer Hellebarde in rothem Felde), getragen von Tonnies Faſſe.

Das Pferd geführt von Niels Pederſen und Mogens Juel Palliſen.

16) Die Fahne mit dem Wappen von Dänemark (zwei blaue Löwen in goldenem Felde), getragen von Erich Walkendorf.

Das Pferd geführt von Hans Spiegel und Eske Bilde.

17) Die Regalien-Fahne (mit dem königlichen Wappen), getragen von Jürgen Bilde.

Das Pferd geführt von Peder Reedtz, Schloßherr auf Antvorſkov, und Tagge Krabbe.

Dieſen Fahnen folgte des Königs Leibhengſt mit einer ſchwarzen Sammetdecke, auf welcher ein ſilbernes Kreuz eingeſtickt war, geführt von dem königlichen Stallmeiſter Euſtachius von Teunen und Chriſtopher Paſch.

Dann kamen die beiden mit dem Wappen des Königs geſchmückten Herolde.

Dieſen folgten ſämmtliche Mitglieder des Reichsraths.

Den Reichsapfel trug Jürgen Roſenkrantz, Erbgeſeſſener auf Roſenholm.

Das Scepter trug der Reichsadmiral Peder Munck.

Das Schwert trug der Reichsmarſchall Peder Gyldenſtierne.

Die Krone trug der Reichskanzler Niels Kaas, Erbgeſeſſener auf Tharup.

Die königliche Leiche wurde unter einem Baldachine von nachfolgenden Adelsperſonen getragen:

Prebern Gyldenſtierne.
Hannibal Gyldenſtierne.
Knud Brahe.
Köne Quitzow.
Ulrich Sandberg.
Waldemar Parsberg.
Tycho Brahe.
Oluf Roſenſparre.
Oge Ugerup.
Birge Roſenkrantz
Frederik Lange.
Jürgen Urne.
Oluf Daa
Hans Raſtrup.
Harmen Juel.
Henning Reventlow.
Ove Lunge.
Gatzlaff Budde.
Heinrich Lykke.
Jürgen Friis.
Jakob Höge.
Gabriel Sparre
Lange Urne.
Biſtrup Gidde.
Johan Urne.
Axel Roſenkrantz.
Mogens Svave.
Frantz Rantzau.
Anders Tott.
Claus Glambeck.
Matthis Erichſen.
Claus Hundertmarck.

Der Baldachin wurde getragen von:

Niels Parsberg.
Jürgen Daa.
Knud Rud Erichſen.
Abſalon Juel.
Jürgen Ernſt Worm.
Mogens Gjöe.
Prebern Bilde und
Oluf Bilde.

Zu beiden Seiten der königlichen Leiche ſchritten, Jeder eine brennende Wachskerze in der Hand:

Burckhard v. Pappenheim.
Anders Dreſſelberg.
Tönne Roſenkrantz.
Wilhelm Dreſſelberg.
Frederik Hobe.
Erich Bilde.
Chriſtian Holck.
Chriſtopher Kraſſe.
Peder Rud.
Friedrich Quitzow.
Mogens Gyldenſtierne.
Holger Janſen Ulfſtand.
Niels Schinckel.
Marten Schenckel.
Jochim Leeſt.
Björn Sartrup.
Ewald Kruſe.
Jakob Windt.
Johan Brockenhuus.
Peder Grubbe.
Jakob Trolle.
Eske Kraſſe.
Gabriel Kaas.
Erich Dreſſelberg.
Knud Weſterman.
Chriſten Krabbe.
Alexander Durham.
Heinrich Gjöe Eſchelſön.
Erich Bilde Steenſön.
Caſpar Marckdaner
(Schloßherr auf Koldinghuus.)

Unmittelbar nach der Leiche folgten:

Chriſtian IV. und deſſen Großvater, Herzog Ulrich zu Mecklenburg.

Im zweiten Gliede: die Herzoge Ulrich und Johann (die Brüder des Königs) und deren Gouverneur Rudolph Schenck, Freiherr zu Tautenberg.

Den königlichen Prinzen folgten die Abgeſandten des Churfürſten Chriſtian II. von Sachſen und der andern Fürſten:

Im erſten Gliede Otto Graf zu Solms, Abraham Bock auf Klipphauſen und Georg Vitzthumb von Eckſtädt auf Kannenwurff, churfürſtlich ſächſiſche Räthe und Abgeordnete.

Im zweiten Gliede: Claus von Wiſch

auf Glaſow, Geſandter des Herzogs Philipp von Schleswig-Holſtein, und Joachim von Oertzen, Geſandter des Herzogs Chriſtoph von Mecklenburg.

Im dritten Gliede: Wicke von Buelow, Geſandter Herzog Johann's von Mecklenburg, zwiſchen Johann von Wiſch, Stiftsamtmann auf Tondern, Erbgeſeſſenen auf Olpenitz, Geſandten der fürſtlich holſteinſchen Witwen, und Caſpar von Oertzen, zweitem Geſandten des Herzogs Johann von Mecklenburg.

Den Geſandten folgten:

1) Heinrich Rantzau, Statthalter der Herzogthümer, Stiftsamtmann auf Segeberg, zwiſchen dem Reichsrath Jacob Sebfeldt, der ihm zur Rechten, und dem mecklenburgiſchen Rath Werner Hahn, der ihm zur Linken ging.

2) Breide Rantzau, Reichsrath, Amtmann auf Langelandt und Erbgeſeſſener auf Rantzauholm, zwiſchen Joachim Kraus zur Rechten, und Peter Rantzau, Amtmann zu Flensburg und Erbgeſeſſenen auf Oldenhorn, zur Linken.

3) Albert Friis, Reichsrath, zwiſchen Joachim v. Baſſewitz zur Rechten und Jürgen Seheſtedt, holſteinſchem Rath und Erbgeſeſſenem auf Nordſehe, zur Linken.

4) Arild Hvitfeldt, däniſcher Reichskanzler, zwiſchen Hans Blome, holſtein'ſchem Rath und Erbgeſeſſenen auf Segedorff, zur Rechten, und Hans Rantzau, holſtein'ſchem Rath und Amtmann zu Rendsburg, zur Linken.

5) Heinrich Ramel, Chriſtian's IV. Hof-

meiſter, zwiſchen Heinrich von Ahlefeldt, holſtein'ſchem Rath und Erbgeſeſſenen auf Satrupholm, zur Rechten, und Detlev Brocksdorf*), holſtein'ſchem Rath und Erbgeſeſſenen auf Schreuenborn, zur Linken.

6) Benedict von Ahlefeldt, holſtein'ſcher Rath und Amtmann zu Steinburg und Erbgeſeſſener auf Lehmkuhlen, zwiſchen Claus von Ahlefeldt, holſtein'ſchem Rath und Amtmann zu Schauſtedt, Erbgeſeſſenen auf Gelting, zur Rechten und Chriſtoph Rantzau, holſtein'ſchem Rath und Erbgeſeſſenen auf Quernebeck, zur Linken.

7) Caſpar Paſelick, königlicher Secretär, zwiſchen Veit Winsheim, königlichem Rath und Domdechanten zu Hamburg, zur Rechten, und Jacob Bording, königlich däniſchem und fürſtlich mecklenburgiſchem Rath, zur Linken.

Dann kam die Königin-Witwe, zwiſchen dem Herzog Johann zur Rechten und dem Herzog Carl von Mecklenburg zur Linken.

Der Königin Sophie folgte ihre Tochter, Prinzeſſin Eliſabeth (fünfzehn Jahre alt), zwiſchen dem Reichsrentmeiſter Erich Walkendorf zur Rechten und dem Reichsrath Steen Brahe zur Linken.

Der Prinzeſſin Eliſabeth folgte ihre jüngere Schweſter, Prinzeſſin Anna (vierzehn Jahre alt), die

---

*) Ein weiblicher Nachkomme dieſer holſtein'ſchen Familie war die ſattſam bekannte Anna Conſtanze von Brocksdorf, Maitreſſe Auguſt's des Starken, der ſie zur Gräfin von Coſel erhob.

Verlobte Jakob's VI. von Schottland, zwiſchen dem Reichsrath Manderup Parsberg zur Rechten und dem Reichsrath Erich Hardenberg (einem Bruder der ſchönen Königsgeliebten Dagmar) zur Linken.

Dieſer folgte die dritte Tochter der Königin, Prinzeſſin Auguſta (acht Jahre alt), zwiſchen den Reichsräthen Haake Ulfſtand zur Rechten und Anders Bing zur Linken.

Dieſer folgte Prinzeſſin Hedwig (ſieben Jahre alt), zwiſchen den Reichsräthen Hendrik Below zur Rechten und Axel Gyldenſtierne zur Linken.

Dann folgte Prinzeſſin Dorothea, Tochter des Herzogs Johann von Schleswig-Holſtein, zwiſchen den Reichsräthen Corfitz Waſſarth zur Rechten und Abſalon Gjöe zur Linken.

Nach ihr kam Fürſtin Agnes Hedwig von Anhalt, Gemahlin des Herzogs Johann von Schleswig-Holſtein, geführt von Johann Ulrich Grafen von Mansfeldt zur Rechten und Georg Grafen von Gleichen zur Linken.

Dann folgten die Hofmeiſterinnen der Königin-Witwe und der Herzogin von Holſtein, und endlich die Frauen und Fräulein der Reichsräthe und der andern Hofleute.

Das Ende des Zuges bildeten die Bürgermeiſter und Rathsmänner Seelands und der andern Provinzen des Reiches.

In der Kirche hielt Magiſter Chriſtoph Knopf, der deutſche Hofprediger und Beichtvater des verſtorbenen Königs, die Leichenpredigt in deutſcher Sprache.

Der Leichnam ward dann in jener Kapelle beigeſetzt, in welcher die irdiſchen Ueberreſte Chriſtian's I. und Chriſtian's III. und deren Gemahlinnen den Tag der allgemeinen Auferſtehung erwarten*).

Nach der Beiſetzung kehrte der Zug in oben beſchriebener Ordnung aus dem Dome in den Hof des Biſchofs zurück. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Bald darauf ließ Heinrich Rantzau eine ausführliche Beſchreibung dieſes Leichenbegängniſſes, begleitet von 21 großen Kupfertafeln, auf ſeine Koſten ans Licht treten**). Dieſe Kupfer haben ſchon darum geſchichtlichen Werth, weil ſie eine treue Abbildung des Coſtümes jener Tage geben.

Außerdem ließ Rantzau auf ſeinem Gute Segeberg den Manen ſeines königlichen Freundes eine Kapelle in Geſtalt eines Triumphbogens und einen Obeließ mit der Inſchrift: „Prisca fides etenim facta ferina caro est" errichten.

---

*) Im nordweſtlichen Pfeiler des Chores ruht Harald Blauzahn, welcher König von Dänemark und England war. Auch Biſchof Wilhelm von Roeskilde (geſtorben 1074) und Abſalon, Erzbiſchof von Lund und Gründer Kopenhagens (geſtorben 1202), Königin Margaretha, Tochter des dritten Waldemars, die Stifterin der Kalmarer Union, die Semiramis des Nordens, ſo wie Saxo Grammaticus, Secretär des Erzbiſchofs Abſalon und Vater der däniſchen Geſchichtsforſchung, ruhen in dieſem herrlichen Dome. Vergl. H. H. Behrmann, Grundrids til Roeskilde Domkirkes og dens Monumenters og andre Maerkvaerdigheders Historie og Beskrivelse, Kjoebnh. 1832. 8.

**) Descriptio pompae funebris habitae Roschildae in exequiis Friderici II, Hamb. 1588. 4. Lips. 1588. 4.

Das Denkmal, das ihm ſein Nachfolger Chriſtian IV. im Dome zu Roeskilde ſetzen ließ, ſtellt auf ſechs Marmortafeln, die ein Meiſterwerk der Bildhauerkunſt ſind, die Hauptmomente aus dem Leben Friedrich's II., die vornehmſten Schlachten und Siege dar: die erſte dieſer Tafeln zeigt die 1559 erfolgte Unterjochung der Dithmarſen; die zweite die Eroberung von Elfsborg im Jahre 1563; die dritte die Schlacht bei Halmſtadt, 1563, die vierte die bei Bahuus 1566; die fünfte den Entſatz von Aggerhuus 1567, die ſechſte endlich die Belagerung und Eroberung von Warberg, 1569.

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Königin-Witwe Sophie. — Chriſtian's IV. Minderjährigkeit. — Die Regentſchaft. — Der Hof zu Nykjöping. — Caſpar von Oertzen. — Vermählung der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth.

In Folge der Minderjährigkeit des Prinzen-Thronfolgers (Chriſtian IV. war beim Ableben ſeines Vaters erſt eilf Jahre alt) trat im Schloß zu Antvorskov der Reichsrath zuſammen, um zu berathſchlagen wie die Regierung bis zur Großjährigkeit des Königs fortzuführen ſei. Weil darüber noch kein Geſetz vorhanden war, ſo hatte nach altem Herkommen entweder des Königs älteſter Bruder (Herzog Johann von Schleswig-Holſtein), oder die Königin-Mutter Anſpruch auf die Regentſchaft.

Alle Geſchichtsſchreiber ſind ziemlich einig darüber, daß Königin Sophie ganz die Frau dazu geweſen war, die Zügel des Staates zu leiten, denn ſie beſaß Herz und Verſtand, Muth und Energie. Aber gerade dieſe Eigenſchaften mißfielen dem größten Theile des Reichsraths, der lieber ſelbſt regieren, als ſich von Andern wollte regieren laſſen.

Die Königin-Mutter, die Anfangs durchaus nicht geneigt ſchien, ihre Anſprüche aufzugeben, ward durch die Beredſamkeit des Kanzlers Niels Kaas endlich doch ſo ſehr umgeſtimmt, daß ſie freiwillig zurücktrat.

Der herrſchſüchtige Reichsrath, der die Kunde von dem Rücktritt der verwitweten Königin mit Jubel begrüßte, verordnete die Einſetzung einer aus vier Reichsräthen beſtehenden Regentſchaft, die bis zur Großjährigkeit des Königs, welche bis zu ſeinem zwanzigſten Lebensjahre hinausgerückt ward, mit Leitung der Regierung betraut wurde.

Die vier Mitglieder des Regentſchaftsrathes waren: der Kanzler Niels Kaas, der Reichsadmiral Peder Munck, der Statthalter von Jütland Jürgen Roſenkranz und der Rentmeiſter Chriſtoph Walkendorf.

Die übrigen Mitglieder des Reichsraths, der während der Minderjährigkeit Chriſtian's IV. im Vereine mit den vier Regentſchaftsräthen mit unumſchränkter Macht regierte, waren folgende:

1) Steen Brahe auf Knudſtrup.

2) Jürgen Skram.

3) Manderup Parsberg.

4) Erich Hardenberg (Sohn des verſtorbenen Reichshofmeiſters Eyler Hardenberg).

5) Anders Bing.

6) Hendrik Belov.

7) Axel Gyldenſtierne.

8) Corfiz Viſert.

9) Abſalon Gjöe.

10) Jakob Sehfeldt.
11) Breide Rantzau.
12) Chriſtian Scheel.
13) Albert Friis.
14) Arild Hvitfeld, Reichskanzler und
15) Peder Gyldenſtjerne, Reichsmarſchall.

Die Königin-Mutter begab ſich bald darauf nach ihrem Leibgedinge Falſter und Laland und ſchlug ihren Witwenſitz im Schloß zu Nykjöbing auf. Außer den Renten des Leibgedinges bezog ſie noch eine ziemlich beträchtliche Revenue aus dem Sundzoll, ſo daß ſich ihre jährlichen Einnahmen auf mehr als fünfzigtauſend Thaler beliefen.

Die königliche Witwe, damals erſt 31 Jahre alt, war noch ſehr lebensluſtig. Sie liebte die Jagd und andere Vergnügungen. Nebenbei beſchäftigte ſie ſich, wie Pierre Gaſſendi im Leben Tycho de Brahe's erzählt, mit Chemie oder, richtiger geſagt, Alchemie und gehörte zu Jenen, die ſich lange mit der Hoffnung trugen, den Stein der Weiſen aufzufinden. — Während ihrer ſechszehnjährigen Ehe hatte ſie ſich ſo viel zuſammengeſpart, daß ſie nach der Ausſage des engliſchen Diplomaten und Touriſten James Howell für die reichſte Königin des Chriſtenthums galt.*)

---

*) „So that she was reputed the richest Queen of Christendom," ſagt dieſer Howell im vierzigſten Briefe ſeiner „Epistolae Hoelianae". Dieſer Howell, der von König Jakob I. als Geſandtſchaftsſecretär nach Dänemark geſchickt wurde, machte nach ſeiner Rückkehr ſo viele Schulden,

Nach dem Tode ihres Gemahles fing ſie eigentlich erſt recht zu leben an. Sie machte großen Aufwand und ließ ſich ein großes prachtvolles Schiff, dem ſie ihren Namen gab, erbauen. Sie beſchäftigte drei- bis vierhundert Manufacturiſten und Handwerker und hielt unter ihrer zahlreichen Dienerſchaft ſo ſtrenge Zucht, daß ſie nicht ſelten ihre Reitpeitſche zu Hilfe nahm, „um ſie gehörig im Zaume zu halten.“

Außerdem hatte ſie in mehr als einem Puncte viel Aehnlichkeit mit der zweiten Witwe des vierten Heinrich's von Frankreich, mit ihrer Zeitgenoſſin Maria von Medicis, die, wie bekannt, nach dem Tode ihres Gemahls ſich die Huldigungen Concino Concini's gefallen ließ, den ſie als Regentin zum Marſchall d'Ancre erhob. — Gleicher Gunſt ſoll ſich, nach einer geheimen Depeſche Charles Dancey's, am Hofe zu Nykjöping, Sophiens Landsmann, Caſpar von Oertzen erfreut haben, jener mecklenburgiſche Cavalier, welchen Herzog Johann nach Roeskilde geſchickt, um daſelbſt dem königlichen Leichenbegängniſſe beizuwohnen. Oertzen ſoll ſich bald darauf in Nykjöping niedergelaſſen und die Witweneinſamkeit

---

daß ſeine däniſchen und engliſchen Gläubiger ihn einſperren ließen. Während ſeiner mehrjährigen Gefangenſchaft ſchrieb er eine Menge großer und kleiner Schriften und unter dieſen auch ein Lexicon tetraglotton (engliſch, franzöſiſch, italieniſch und ſpaniſch). Als Carl II. den Thron ſeines hingerichteten Vaters beſtieg, wurde Howell von ihm zum Hiſtoriographen ernannt. Er ſtarb, 72 Jahre alt, 1662.

ſeiner gekrönten Landsmännin beſtmöglichſt getröſtet haben.

Den Verluſt ihres Gemahles ſchien ſie ſich nicht allzuſehr zu Herzen genommen zu haben, denn ſie überlebte ihren Friedrich vierundvierzig Jahre. Sie ſtarb am 4. October 1631 zu Nykjöping und hinterließ über zwei Millionen an baarem Gelde und ſo viel Schmuck, daß der Werth deſſelben auf eine halbe Million Reichsthaler angegeben ward.

Ihr Wahlſpruch, den ſie am 28. Juni 1587 bei einem Beſuche Tycho de Brahe's in eine Fenſterſcheibe ſeines Schloſſes zu Uranienburg einſchnitt, lautete:

„Gott verläßt die Seinen nicht!"

Von ihren ſieben Kindern, die ſich noch alle zu Lebzeiten ihrer Mutter verheiratheten, kommen wir auf Anna zurück.

Bald nach dem Tode Friedrich's II. hatte König Jakob VI. ſeinen Kanzler Patrick Young (bekannter unter dem latiniſirten Namen Petrus Junius) nach Kopenhagen geſchickt, um die Heirath mit Prinzeſſin Anna, deren Hand ihm zugeſagt war, ins Reine zu bringen. Der ſchottiſche Bräutigam verlangte, außer einer Mitgift von fünfundzwanzigtauſend Reichsthalern, eine vollkommene Abtretung der orkadiſchen Inſeln, ein Geſchenk von drei vollſtändig ausgerüſteten Kriegsſchiffen und für die Schiffe ſeiner Unterthanen ewige Befreiung vom Sundzoll. Die Regentſchaft, die Jakobs Anforderungen ſehr anmaßend fand, erklärte ſeinem Geſandten, daß man bereit ſei, der Prinzeſſin eine

Ausſteuer von hunderttauſend Gulden Rheiniſch zu geben, jedoch nur dann, wenn ihr dafür freie Ausübung ihres evangeliſchen Glaubens und ein Leibgeding von hundertfünfzigtauſend Reichsthalern zugeſichert werde. Der Kanzler kehrte nach Edinburg zurück. Vier Wochen darauf kam an die Königin-Mutter ein eigenhändiges Schreiben Jakob's, worin er, alle Bedingungen annehmend, nochmals um die Hand ihrer Tochter warb.

Hierauf ward Anna's Trauung mit großem Pompe auf Schloß Kronberg gefeiert. Die Prinzeſſin wurde par procuration einem der ſchottiſchen Geſandten, der des Königs Stelle vertrat, angetraut, mit welchem ſie, wie es damals Sitte war, in Gegenwart aller Hofleute das Brautbett beſtieg.*)

Am 1. September 1589 ſegelte eine aus 14 Kriegsſchiffen beſtehende Flotte unter dem Oberbefehle des Reichs-Admirals Peder Munck von Kronberg ab, um die fünfzehnjährige Braut, begleitet von ihrem Hofmeiſter Steen Brahe, Breide Rantzau und dem königlichen Leibarzte Niels Knip, nach Edinburg zu bringen.

Es war keine gute Vorbedeutung, daß ſich ein Sturm erhob, der die Flotte an die Küſte Norwegens trieb. Die junge Königin mußte mit ihrem ganzen Gefolge ans Land ſteigen und in Opslo liegen bleiben.

---

*) Vergl. Adrian Daman Basteveld, Schediasmata de nuptiis serenissimi Scotiae regis Jacobi et Annae, Friderici II. Daniae et Norvegiae regis filiae, Edinburg 1590. 4.

Jakob's Sehnſucht, die junge, durch ihre Schönheit berühmte Braut in ſeine Arme zu ſchließen, ließ ihm keine Ruhe. Er ſegelte mit ſechs Schiffen von Schottland ab und langte am 19. November in Opslo an.

Fünf Tage ſpäter ward dort die Hochzeit gefeiert. Das junge Ehepaar verlebte die Flitterwochen in Norwegens Hauptſtadt.

Am 21. Januar 1590 begab ſich König Jakob in Begleitung ſeiner Gemahlin von Opslo nach Helſingör, verweilte bis zum 21. Februar auf Schloß Kronborg und langte an dieſem Tage in Kopenhagen an.

Während des Aufenthaltes des ſchottiſchen Königspaares ward in Kronborg am 19. April, im Beiſein beider Könige, Anna's ältere Schweſter, Eliſabeth, mit dem Herzoge Heinrich Julius von Braunſchweig vermählt.

Wenige Tage nach dieſer Feſtlichkeit führte König Jakob ſeine reizende Ehehälfte in Begleitung ihrer obengenannten Landsleute (an Knip's Stelle war Doctor Niels Krag eingetreten) nach der Hauptſtadt ſeines Reichs, wo Königin Anna, ſchöner als die Elſenkönigin Mab, mit unbeſchreiblichem Jubel begrüßt, im Schloß zu Holyrood ihren „Feenſitz“ aufſchlug.

Nach dem am 3. April 1603 erfolgten Tode der großen Eliſabeth beſtieg Anna's Gemahl als Jakob I. den engliſchen Thron.

Die ziemlich glückliche Gattin wurde Mutter zweier unglücklichen Kinder: das Eine dieſer beiden Kinder war Eliſabeth Stuart, die Gemahlin des Churfürſten Friedrichs V. von der Pfalz, die (vermählt am 14. Februar 1613) am 13. Februar 1662 im Exile ſtarb, das Andere war König Carl I. Stuart, der am 30. Januar 1649 ſein gekröntes Haupt aufs Schaffot trug.

Die Mutter dieſer unglücklichen Kinder ſtarb am 2. März 1619. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Leben und Abenteuer des großen Sternkundigen Tycho de Brahe.

Eines der glänzendſten Meteore während der Regierung des zweiten Friedrich's von Dänemark war Tycho de Brahe. Das Leben dieſes „Königs der Aſtronomie" iſt in vielfacher Beziehung ſo anziehend, daß eine ausführliche Schilderung deſſelben manchem unſerer Leſer nicht unwillkommen ſein wird.

Tyge oder Tycho de Brahe, Sohn des „wohlgebornen und geſtrengen" Ritters Otto de Brahe, Herrn zu Knudſtrup, und deſſen tugendſamer Ehehälfte, Beata Bille, wurde am 13. December 1546 auf dem Gute ſeines Vaters, Knudſtrup in Schonen (unfern von Helſingborg) geboren.

Aus der Ehe ſeiner Eltern waren nach und nach zehn Kinder hervorgegangen, fünf Söhne, unter welchen Tycho der Aelteſte, und fünf Töchter, unter denen Sophie das jüngſte Kind der väterlichen Laune war. Dieſe Kinder hießen nach der Reihenfolge ihrer Geburt: Eliſabeth, Tycho, Steen, Maria, Axel, Margaretha, Chriſtina, Jürgen, Ganus und Sophie.

Der junge Tycho wurde von ſeinem reichen Onkel Jürgen Brahe, deſſen Ehe mit Inger Oxe, der Schweſter des berühmten Reichshofmeiſters Peder Oxe, kinderlos geblieben war, als Sohn angenommen und auf Koſten ſeines Oheims erzogen.

Tycho's wohlgeborner und geſtrenger Herr Papa wollte aus dem aufgeweckten Burſchen einen Kriegshelden, der weit ſanftere Onkel aber um jeden Preis einen Rechtsgelehrten machen. Vater Otto mußte endlich nachgeben und Tycho, um ja nichts zu verſäumen, ſchon vom ſiebenten Jahre anfangen, Latein, Latein und vorzugsweiſe nichts Anderes als Latein treiben.

Der junge Lateiner machte darin ſo reißende Fortſchritte, daß er, ein Jahr ſpäter, ſchon den halben Cornelius Nepos und drei Viertel der Catiliniſchen Verſchwörung von Salluſt in ſeinem jungen Kopfe hat. Onkel und Tante ſind entzückt darüber. Der Vater aber ſcheint zu grollen.

— Mit all dieſem Latein, ſagt er zu ſeiner tugendſamen Ehehälfte, wird unſer erſtgeborener Bengel ſchwerlich einen Hund vom Ofen weglocken, es müßte denn ſein, daß der junge Verführer dieſem Hunde neben dem Latein auch einen nicht minder claſſiſchen Schinken hinhält.

— Für Tyge, erwidert die zärtliche Mutter, iſt mir nicht bange. Der wird ein großer, unſterblicher Mann!

— Gratulire, entgegnet der Vater und erlaubt ſich die Erfüllung jener Weiſſagung ſeiner Frau ſtärker zu bezweifeln, als ihr lieb iſt.

Im April des Jahres 1559 wird unſer dreizehnjähriger Cicero auf die Kopenhagener Univerſität geſchickt. Dort treibt er Rhetorik und Philoſophie.

Papa hält ſeinen Sohn für einen Eſel, während der Onkel in ſeinem Neffen ein frühzeitig entwickeltes Genie erblickt. Letzterer Anſicht iſt auch die Mutter, denn welche Mutter hält nicht jeden ihrer Söhne für ein Genie, ſelbſt dann noch, wenn auch alle zuſammen ſcharf ausgeprägte Einfaltspinſel ſind?

Bei Tycho iſt dies nicht der Fall.

Am 21. Auguſt 1560 tritt eine längſt vorausberechnete und vorherverkündete Sonnenfinſterniß ein.

Dieſe Finſterniß verſchafft ihm Klarheit über ſeinen Beruf und entſcheidet über ſeine Zukunft. Er beſchließt, Aſtronom zu werden.

Kaum ſechzehn Jahre alt, wird er von ſeinem Oheim in Begleitung eines über alle Begriffe einſeitigen und pedantiſchen Hofmeiſters im Februar 1562 nach Leipzigs Univerſität geſchickt.

Hier bleibt er drei volle Jahre. Hier ſetzt er dem Scheine nach die juridiſchen, aber deſto eifriger im Geheimen ſeine mathematiſch-aſtronomiſchen Studien fort. Weil der Onkel und — heimlich auch Mutter und Tante — dem Bruder Studio fleißig Geld ſchicken, ſo fehlt es ihm an nichts. Er führt ein luſtig-flottes Leben und verliebt ſich — nebenbei — in die hübſche Tochter ſeines Profeſſors, des berühmten Mathematikers Johann Homelius aus Memmingen in Schwaben, ſtellt höchſt gewagte Gleichungen an, zieht Quadratwurzeln aus, macht auf die deutſche Jungfrau lateiniſche Gedichte, ſchaut Nachts in die Sterne und bei Tag in ihre Augen, vergleicht ſie mit allen Göttinnen des heidniſchen Olymps und verſpricht ihr in einer ſchwachen Stunde, ſie, ſobald er ausſtudirt und ſeinen reichen Onkel beerbt haben wird, ohne Weiteres zu heirathen. Quod non, ſagt aber der Profeſſor, der einen ſolidern Gatten als den däniſchen Windbeutel für ſie in petto hat und dem Bruder Sauſewind, deſſen Beſuche ſich allzuhäufig wiederholen, endlich die Thüre weiſt.

— Gut, ſagt Tyge und . . . tröſtet ſich.

Am 17. Mai 1565 ruft ihn die Erkrankung ſeines Onkels von Leipzig, wo er, wie faſt jeder lebensluſtige Student, einen Wald voll kleiner Bären und ein ganzes Alphabet rothgeweinter Mädchenaugen zurückläßt, nach Dänemark.

Er geht über Wittenberg nach Roſtock und von dort zu Schiffe nach Kopenhagen.

Der Oheim, der unterdeſſen ſeinen Neffen zum Erben eingeſetzt hat, ſtirbt am 21. Juni deſſelben Jahres.

Aus Dankbarkeit dichtet der gerührte Tycho, der ſein Latein nicht vergeſſen hat, auf Onkel Jürgen eine ziemlich lange Grabſchrift in fünf- und ſechsfüßigen Verſen*) und tritt die erſte Hälfte ſeiner ziemlich beträchtlichen Erbſchaft an.

---

*) Sie iſt noch heutigen Tages in der Frauenkirche zu Kopenhagen, wo Tycho's Onkel begraben liegt, zu ſehen.

Der heiße Wunſch, die Welt zu ſehen, treibt ihn nach einem Jahre wieder in die Fremde zurück.

Tycho de Brahe geht nach Wittenberg. Er langt dort am 13. April 1566 an, verliebt ſich ſchon am andern Morgen in eine kleine dralle Bäckerstochter, die nicht minder friſch als das Gebäck des Urhebers ihrer Tage iſt, macht auch auf ſie — die Kleine heißt Adelgunde — lateiniſche Gedichte, die ſie nicht verſteht, verſpricht endlich auch ihr die Ehe, macht ſich aber, weil eben zu rechter Zeit die Peſt dort ausbricht, ſchnell aus dem Staube und begiebt ſich nach Roſtock.

Hier bekommt er einen kleinen Denkzettel.

Am 10. December 1566 wird nämlich im Hauſe des hochwürdigen Pastoris primarii und hochgelahrten Professoris sacrae Theologiae, Doctoris Lucae Bacmeisteri die Verlobung ſeiner jüngſten Tochter gefeiert, welche Emerentia oder Sophonisbe heißt und einen jungen, ſchieläugigen, aber ziemlich wohlhabenden Seifen- oder Leimſieder heirathet, der auf den Namen Hector oder Nicodemus hört. Unter den Eingeladenen befinden ſich auch Tycho und einer ſeiner Landsleute, der junge, aufgeblaſene, raufſüchtige Edelmann Manderup Parsberg, in Roſtock unter dem Spitznamen „der däniſche Krakehler“ bekannt.

Tycho, der für jugendliche Frauenreize ein höchſt empfängliches Herz beſitzt, ſieht die junge Seifenſiederbraut zum erſten Male, verliebt ſich ſofort auch in ſie und fordert ſie — gleichzeitig mit Parsberg — zum erſten Tanze auf. Brahe aber erhält einen Korb und iſt wüthend, daß Manderup, der ihm Soypheniſben oder Emerentiam vor der Naſe wegfiſcht, ihm vorgezogen wird.

Beide Dänen gerathen in Wortwechſel und trennen ſich als Feinde, die ſich ſeit jenem Augenblicke gegenſeitig haſſen und gleich gründlich verabſcheuen.

Siebenzehn Tage ſpäter gerathen ſie in einen neuen, noch viel heftigern Streit, der mit einer Herausforderung endet. Am 29. December kommt's zum Duell.

Das, was in Folge jenes Zweikampfes geſchehen iſt, ſoll uns einer der vielen Beſchreiber ſeines Lebens, G. F. Mengel, der ſich Philander von der Weiſtritz nennt, Wort für Wort in ſeiner patriarchaliſch-naiven Stylweiſe berichten.

„In dieſer Attaque“ (ſchreibt der gute Philander Seite 39), „verlor Tycho von Brahe ſeine Naſe. Aber da er nicht gewohnet war, ohne Naſe zu ſein, ſo mußte er ſich wegen einer neuen Naſe Unkoſten machen. Er war nicht vergnüget, ſich eine wächſerne Naſe anſetzen zu laſſen, wie Andere thun, ſondern er ließ ſich eine von Silber und Gold zuſammengeſchmelzete Naſe verfertigen. — Wilhelm Janſonius, der mit Tycho von Brahe zwei Jahre umging, hat erzählet, daß Tycho von Brahe allezeit eine kleine Schachtel mit Salbe und Leim bei ſich trug, welche er allezeit gebrauchet, um ſich damit die Naſe zu ſalben.“

Parsberg aber war dreiſt genug, ſich zu brüſten, er habe ſeinem Gegner abſichtlich die Naſenkuppe abgehauen, weil er ſo ungebührlich eitel auf ſie und ſeinen langen fuchsrothen Schnurrbart geweſen ſei.

Der Mann mit der ſilbernen Naſe folgt, nachdem er ſich zwei volle Jahre in Roſtock aufgehalten hat, und — wie die böſe Welt behaupten will — der ſchmucken Seifenſiedersfrau nicht ohne Erfolg den Hof gemacht haben ſoll, einer Einladung nach Lauingen, macht hier die Bekanntſchaft des böhmiſchen Aſtronomen Cyprian Lwowsky, lateiniſch Leovitius genannt*), hört deſſen Vorleſungen und legt hier den erſten Grundſtein zum Tempel ſeines ſpätern Ruhmes.

1571 ſtarb Tycho's Vater, der ehrliche und wohlgeborne Ritter Otto de Brahe, als Reichsrath und Befehlshaber auf dem Schloß Helſingborg und erlebte alſo nicht die Erfüllung der mütterlichen Prophezeihung.

Erſt gegen Ende 1572 kehrt Brahe nach ſeiner Heimath zurück und wirft ſich dort mit der ganzen Thätigkeit ſeines Geiſtes und ſeiner verſtümmelten Naſe, die ſeine Eitelkeit nicht verſchmerzen kann, auf ſeine Lieblingswiſſenſchaften: Mathematik, Aſtronomie und Aſtrologie.

Erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, genießt der alte Schwede oder, richtiger geſagt, der junge Däne ſchon eines ſo großen Gelehrtenrufes, daß es in ſeiner Heinach Sprichwort wird zu ſagen: Der und Jener iſt ſo klug wie Tycho de Brahe.

---

*) Dieſer Lwowsky ſtarb, nachdem er aus den Geſtirnen den Untergang der Welt, die zufällig noch heute ſteht, auf das Jahr 1584 anberaumt hatte, zehn Jahre zuvor am 25. Mai 1574 zu Lauingen.

Aber ſchon ein Jahr darauf macht dieſer kluge Mann den erſten dummen Streich, indem er eine junge Bauerdirne, in welche er ſich auf dem Gute ſeines Vaters verliebt und mit der er ein Töchterlein erzeugt hat, das, wie die Mutter, Chriſtine heißt, nachträglich zu heirathen beſchließt. Wir wiederholen heirathen, weil Mancher und Manche (darunter auch Eliſabeth Bryske in ihrem Geſchlechtsregiſter des däniſchen Adels) dies durchaus beſtreiten und behaupten wollen, Chriſtine ſei niemals ſeine rechtmäßig angetraute Frau, ſondern immer nur ſeine Concubine, auf däniſch Frillekone genannt, geweſen. Wir laſſen es hingeſtellt, ob dies Wahrheit oder Verläumdung geweſen, und bemerken nur beiläufig, daß ein treues Kebsweib doch immer zehnmal mehr Achtung als eine untreue rechts oder links angetraute Ehefrau verdient.

Zwei Jahre nach Tycho's Verheirathung — die Bäuerin Chriſtine hatte ihm unterdeſſen ein zweites Töchterlein, Margaretha, geſchenkt — läßt er Weib und Kinder zu Hauſe und geht zu ſeiner Erholung abermals auf Reiſen: zuerſt nach Caſſel an den Hof des Landgrafen Wilhelm, der, gleichfalls Sternſeher, ſeinen gelehrten Gaſt mit großer Feierlichkeit empfängt; von Caſſel nach Frankfurt, von Frankfurt nach der Schweiz und nach Italien. Er reiſ't von Venedig nach Mailand, von Mailand nach der Schweiz zurück, von Baſel nach Augsburg und von Augsburg nach Regensburg, um hier im November 1575 der prachtvollen

Krönung Rudolph's II. zum römiſch-deutſchen Kaiſer beizuwohnen.

Hier macht er die Bekanntſchaft des abergläubiſchen Monarchen, der ihn zur Tafel zieht und wegen ſeiner Kenntniſſe raſch liebgewinnt. — Hier iſt's, wo Tycho dem Kaiſer das Horoſcop ſtellt und den Rath ertheilt, ſich niemals zu verheirathen, weil er im Buche der Sterne geleſen, daß Rudolph, Falls er ſich vermählen ſollte, an ſeinen Söhnen keine Freude erleben, ja daß Einer darunter ſogar nach deſſen Leben trachten und er ſelbſt (Kaiſer Rudolph) ſich wie ſein Oheim, Philipp II. von Spanien, gezwungen ſehen würde, den ungerathenen Sohn, der ſein Nebenbuhler ſein würde, gewaltſam aus der Welt ſchaffen zu laſſen, wie Philipp ſeinen Sohn Don Carlos.*)

Von Regensburg kehrt der überall gefeierte Däne, deſſen Ruhm unterweges lawinenartig angewachſen iſt, nach Kopenhagen zurück, wird auf Empfehlung des Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel dem Könige Friedrich II. vorgeſtellt, der an ſeinem berühmten Unterthanen ſo großes Wohlgefallen findet, daß er ihm die Inſel Hven auf Schonen ſchenkt und ihm darauf ein feenhaftes Luſtſchloß mit Sternwarte, chemiſchem

---

*) In Folge dieſer Prophezeihung hatte Kaiſer Rudolph, der unvermählt geblieben war, einem ſeiner Baſtarde, — Don Julius Cäſar von Oeſterreich — im Schloß zu Krummau die Adern öffnen und ihn im Bade verbluten laſſen.

Laboratorium und einer Buchdruckerei erbaut, welche von ſeinem Eigenthümer „Uranienburg“ oder „Sternſtadt“ getauft wird.

Hier ſchlägt Tycho ſeine Reſidenz auf.

„Mein Schloß, ſchreibt er 1581 einem Freund im Auslande, liegt am Oereſund zwiſchen Seeland un Schonen. Die Inſel Hven, die der König mir und meinen Nachkommen geſchenkt hat, iſt von einem lachende Kranze vier ſchoniſcher und zwei ſeeländiſcher Städt eingefaßt. Drei Meilen ſüdweſtlich von Hven lieg Kopenhagen; zwei Meilen nördlich und nordöſtlic Helſingör mit dem prachtvollen Schloſſe Kronberg i Seeland und Helſingberg in Schonen; eine Meile öſtlich liegt Landscrona; vier Meilen ſüdöſtlich erhebt ſic Lund und fünf Meilen ſüdlich Malmöe. — Mein Inſel hat 8160 Schritt oder zwei Meilen im Umkreiſ beſteht aus zweiunddreißig Bauerhöfen und bildet ei eigenes Kirchſpiel, das unter meiner Gerichtsbarke ſteht. Hier bin ich unumſchränkter König.

Vor Jahrtauſenden war dieſes fruchtbare Eiland der Sage nach, von dem nordiſchen Recken Huenull und deſſen Nachkommen Haagen und Grunild bewohnt. An den vier Enden der Inſel hatten ſie vie feſte Schlöſſer erbaut, deren Grundmauern noch jez zu ſehen ſind. Das erſte dieſer Schlöſſer hieß Norberg, das entgegengeſetzte Süderberg, das dritte, gegen Weſten, hieß Karcheeida und das vierte, gegen Oſten Hammer. Dieſe vier Schlöſſer wurden erſt 1288 on

König Erich von Norwegen zur Zeit des Dänenkönigs Erich's VI., genannt Menved, zerſtört.*)

Am 8. Auguſt 1576 wurde der erſte Grundſtein zu meiner Uraniaburg oder Sternſtadt von König Friedrich II. von Dänemark und der zweite von dem Geſandten König Heinrich's II. von Frankreich, dem gelehrten Charles Dancey**), gelegt. Der Bau des ganzen Schloſſes, der vier volle Jahre gewährt, hat mir außer dem, was die Huld meines Königs dazu beigeſteuert, über zwei Tonnen Goldes aus meiner eigenen Taſche gekoſtet.

Das in Form eines vierſtrahligen Sternes erbaute Schloß, 60 Fuß lang und 60 Fuß breit, hat vier Rundtheile und auf jedem derſelben ſteht eine der vier Jahreszeiten in Form einer allegoriſchen Statue. In der Mitte des Schloſſes erhebt ſich ein 75 Fuß hoher Thurm, auf deſſen Kuppel ein vergoldeter Pegaſus auf den Hinterfüßen ſteht und deſſen vergoldete Flügel mir gleichzeitig als Wetterfahne dienen.

Im ſüdlichen Flügel meines Schloſſes liegt mein großer, achtfenſtriger Studirſaal, in welchem meine Bibliothek und der ganze reiche Apparat der von mir ſelbſt oder unter meiner Aufſicht angefertigten mathematiſch-aſtronomiſchen Inſtrumente aufgeſtellt ſind. An den Wänden dieſes Saales prangen Hipparchos, Ptolomäus, Albarete und Nicolaus Copernicus; ferner mein gelehrter Freund und Gönner, der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel, und mein Lieblingsdichter: der ſchottiſche Barde Georges Buchanan in prachtvoll eingerahmten Bildniſſen. Letzteres iſt ein Geſchenk des ſchottiſchen Geſandten. —

---

*) Das Grabmal Erich Menved's und ſeiner Gemahlin Ingeborg befindet ſich in der Kirche zu Ringſtedt. Vergl. Chriſtian Erich Werlauff's: Beskrivelse over Kong Erik Menveds og Ingeborgs Gravmæle i Ringstedt, Kjøbenh. 1815. 8.

**) Dieſer Dancey, der über 30 Jahre den franzöſiſchen Geſandtſchaftspoſten in Dänemark bekleidet hatte, ſtarb, achtzig Jahre alt, am 12. October 1589 zu Kopenhagen. Die Deviſe dieſes geiſtreichen Mannes war: Invidia gloriae fumus (Der Neid iſt der Miſthaufengeruch des Ruhmes).

Sowohl im ſüdlichen als im nördlichen Schloßflügel erheben ſich zwei Sternwarten, von denen die eine höher liegt und größer als die andere iſt. Im nördlichen Flügel befindet ſich außerdem ein achteckiger Saal, im ſüdlichen das chemiſche Laboratorium.

Unter der Kuppel des Schloßthurms iſt das große Uhrwerk mit der darüber hangenden Glocke angebracht. Unter dieſer Thurmuhr liegt ein achteckiger Saal mit freier Ausſicht nach allen Seiten hin, von Außen mit einer Gallerie umgeben, die ſich um das ganze Dach des Schloſſes zieht und dem erſtaunten Auge einen koſtbaren Rundblick auf die ganze Umgegend und eine Fernſicht auf das majeſtätiſch dahinrauſchende Meer gewährt, auf deſſen ſchaukelndem Rücken ſich ein Wald von Maſten fortbewegt.“

Friedrich II. fährt unterdeſſen fort, ihn mit Gnadenbezeigungen aller Art zu überhäufen. Außer der jährlichen Einnahme von zweitauſend Reichsthalern, die dem Manne mit der ſilbernen Naſe aus Dänemarks

Goldgrube — dem unerſchöpflichen Sundzoll — zufließen, erhält er Nordfiörd in Norwegen als Lehnsgut und nach dem 1579 erfolgten Tode Hendrick Holcks das Canonicat der Dreikönigskapelle im Roeskilder Dome, eine Präbende, die ihm über tauſend Reichsthaler einträgt, wofür er die Verpflichtung übernimmt, das Saint-Denis der Könige aus dem Stamme Oldenburg in gutem Zuſtande zu erhalten, was der gute Tycho aber in ſeiner gelehrten Zerſtreuung ganz und gar zu vergeſſen ſcheint, woher es kommt, daß die ſeiner Obhut anvertraute Begräbnißkapelle mehr und mehr in Verfall gerathet.

Im Jahre 1583, wo Chriſtine ihm den zweiten Sohn, Jürgen, ſchenkt, verleiht ihm Friedrich II., um ſeines gelehrten Freundes häufige Ausflüge nach Kopenhagen zu erleichtern, mittelſt offenen Briefes vom 11. November ein neues Zeichen ſeiner königlichen Huld. Der Anfang dieſes an den Rentmeiſter Chriſtoph von Walkendorf auf Glorup gerichteten Schreibens lautet:

„Friedrich der Andere von Gottes Gnaden König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen u. ſ. w. Unſere beſondere Gunſt zuvor! Wiſſet, daß Wir dem Uns lieben Tycho de Brahe, Unſerm Manne und Diener, ein Schiff oder Bootsmannsboot, ſo am Beſten bei Euch zu bekommen iſt, ſo groß als von 50 Laſten oder ungefähr darüber zwiſchen 50 und 60, allergnädigſt zu ſchenken und geben geruhet haben. Dahero iſt Unſer gnädigſter Wille und Meynung, daß er ein dergleichen gutes, neues und nicht zu altes

(Schiff) mit guter dazu gehöriger Geräthſchaft eheſ
bekommen möge. Geſchrieben auf Unſerm Hofe
reballe am 11. November 1583.

Friedrich.“

Am 20. Juli des folgenden Jahres (1584)
gleitet Tycho den Adel der Provinz Schonen
Lund, um dort dem ſiebenjährigen Erbprinzen Ch
ſtian den Huldigungseid zu leiſten.

In demſelben Jahre erhält Tycho den Beſuch
berühmten Franzoſen Jacques Bongars und
ſeines Freundes Erich Lange, eines jütländiſchen
mannes und Freundes der Chemie, in welchen
Tycho's jüngſte Schweſter, Sophie, nach dem
ihres Gatten Otte Tott dergeſtalt verliebt, daß
ihn in einem lateiniſchen Gedichte anſingt*).

Am 5. Januar 1586 ſtirbt Tycho's Oheim
mütterlicher Seite, Steen Bille auf Vandaas, Leh
mann des Kloſters Herisvad in Schonen, 59 Ja
alt, und wird in der Kirche zu Helſingborg begra
Auch ihm zu Ehren dichtet unſer Cicero eine lateini
Grabſchrift.

Im Sommer deſſelben Jahres erhält Tycho
Beſuch ſeines königlichen Beſchützers und der Köni
Sophie, welche großen Gefallen an chemiſchen E
rimenten fand, ein Beſuch, der des ſchlechten Wet
wegen ſich bis zum dritten Tage ausdehnt. Die Kö

---

*) Dieſes Gedicht hat Reſenius in ſeine Inscriptio
Hafnienses (Seite 410) aufgenommen.

gin erlaubt ihm den Sammet ihrer Hand zu küſſen, und Friedrich ſchenkt ihm im Augenblick des rührenden Abſchieds die goldene Kette mit dem Elephanten, die er bis dahin ſelbſt getragen hat. Seit jenem Momente betrachtet ſich der eitle Gelehrte als Ritter des Elephantenordens, was er, beiläufig erwähnt, niemals geweſen iſt.

Drei Monate ſpäter wiederholt die Königin Sophie ihren Beſuch auf der Inſel Hven in Begleitung ihrer Eltern, des Herzogs Ulrich und der Herzogin Eliſabeth von Mecklenburg. Beide ſchreiben ſich in ſein Stammbuch. Die junge Königin iſt ſo ausgelaſſen heiter, daß ſie ihn bittet, ihr ſeine ſilberne Naſe zum Andenken zu ſchenken. Tycho verſpricht, die Königin in ſeinem Teſtamente als Erbin derſelben einzuſetzen.

Gleich nach dem Tode Friedrich's II. wendet ſich unſer unerſättlicher Gelehrter an deſſen unmündigen Nachfolger und verlangt, außer den königlichen Jahrgehalten und den Einkünften ſeiner Inſel, auch die Bezahlung von ſechstauſend Reichsthalern Schulden, in die er ſich auf Befehl des hochſeligen Königs und zur Ehre des Reiches hineingeſtürzt haben will. Dieſes keinesweges gerechtfertigte Geſuch wird ihm von der Regentſchaft in Gnaden bewilligt. Am 14. December 1588 zahlt der Staat Tycho's Schulden.

Auch die Regentſchaft überhäuft den „Stolz Dänemarks" mit neuen Beweiſen ihrer Huld. Am 13. März 1589 ſchenkt ihm die Krone zwei Häuſer in Kopenhagen: das eine in der Ferberſtraße und die ſteinerne Schanze unſern des Feſtungswalls. Letztere benutzt er zu aſtronomiſchen Beobachtungen.

Tycho's Ruhm wächſt von Tag zu Tage. Hven wird der Wallfahrtsort aller gelehrten Reiſenden.

Am 21. März 1589 ſchreibt Brahe einem ſeiner Freunde:

„Ich komme vor lauter Neugierigen, die mein Schloß zu ſehen und mich perſönlich kennen zu lernen wünſchen, Tags über nur ſelten zur Arbeit.

Geſtern beſuchte mich König Jakob von Schottland, der Gemahl unſerer liebenswürdigen Prinzeſſin Anna, in Begleitung ſeines zahlreichen Gefolges, das aus deſſen Räthen, worunter ſich auch ſein Kanzler Johann Metellus befand, und der Blüthe des ſchottiſchen Adels beſtand. Ich legte ihm mein Stammbuch vor. Der Sohn der unglücklichen Maria Stuart geruhte allerhöchſteigenhändig ſein Symbolum einzuſchreiben:

Est nobilis ira Leonis:
Parcere subjectis et debellare superbos.
Jacobus Rex.

Der Monarch, nicht wenig erfreut, meine Bekanntſchaft zu machen, war entzückt, in meiner Bibliothek das Bild ſeines ehemaligen Lehrers Buchanan zu finden. Kurz vor ſeiner Abreiſe ſchenkte er mir zwei engliſche Doggen, ein Paar Prachtthiere, die mir mehr Freude als zehn meiner ungelahrigen Scolaren machen."

Dieſe Doggen werden ſeine Lieblinge, die ihn bei Tage überall begleiten und Nachts den Eingang zu ſeinem Schlafgemach bewachen, in das außer ihm Niemand einzutreten wagt, aus gerechter Furcht, von dieſen vierfüßigen Thürſtehern in tauſend Stücke zerriſſen zu werden.

Dieſe Herren Hunde, von denen er, zu Ehren der zwei Räthe Seiner ſchottiſchen Majeſtät, den Einen Junius und den Andern Metellus ruft, werden ſeinem Herzen ſo theuer, daß er ſie in Stein aushauen, auf die zwei Eingangspforten ſeiner Sternſtadt als Symbole der Treue und Wachſamkeit aufſtellen und, ſpäter, ſogar eine Denkmünze auf ſie prägen läßt, mit der Umſchrift: „Tychonis Brahei Delicium.“

Aber gerade eine dieſer von ihm faſt abgöttiſch verehrten Doggen wird, wie man ſogleich erfahren ſoll, die erſte Urſache der Ungnade, die er ſich bei der Regentſchaft zuzieht.

Im Sommer des Jahres 1592 geruht der junge vierzehnjährige König Chriſtian IV., begleitet von den drei Regentſchaftsräthen Kaas, Roſenkranz und Walkendorf, dem berühmten Unterthanen die Ehre ſeines allerhöchſten Beſuches zu ſchenken, um deſſen weltberühmte Reſidenz auf Hven in allerhuldreichſten Augenſchein zu nehmen. Die erſten Zwei dieſer Räthe ſind Tycho's Freunde und Beſchützer, der Dritte aber (ein Verwandter Manderup Parsberg's, der ſeinem Gegner die Naſenkuppe abgeſchlagen), ſchien weder das Eine noch das Andere, ſondern — wenn auch im Stillen nur — neidiſch auf den Ruhm des übertrieben eiteln Sternſehers zu ſein.

Der junge Monarch ſchenkt dem Manne mit der ſilbernen Naſe eine goldene Kette mit ſeinem von Brillanten eingefaßten Bilde und bleibt einige Tage auf Uranienburg, deſſen Sehenswürdigkeiten er nicht genug bewundern kann.

Am dritten Morgen, als der Rentmeiſter Chriſtoph Walkendorf etwas allzufrüh und unangemeldet in Tycho's Schlafgemach eindringen will, um ſich auch hier neiderfüllt umzuſehen, will das Unglück, daß dieſer heimliche Gegner von einer der beiden Doggen höchſt ungaſtlich angefallen wird. Metellus beißt acht Neuntel der ohnehin dürftigen Wade Seiner Excellenz weg und legt durch dieſen äußerſt biſſigen Biß den erſten Keim der Feindſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Herrn, der, durch das Gebell der Dogge aus dem Schlafe geweckt, mit dem Rentmeiſter in harten Wortwechſel geräth. Dieſes Factum erzählen faſt übereinſtimmend Thomas Bartholinus, Pierre Gaſſendi und Daniel Huet, Biſchof von Avranches, der 1652 eigends nach Kopenhagen kam, um dort genau Erkundigung darüber einzuziehen.

Die Folgen jenes Hundebiſſes wird man weiter unten erfahren.

Am 17. Januar 1592 ſtirbt Frau Inger Oxe, die Witwe ſeines Oheims auf Toſtrup, welche zwölf Jahre hindurch Oberhofmeiſterin bei der Königin Sophie geweſen war. Sie hinterläßt gegen hunderttauſend Reichsthaler an Gold- und Silberſchmuck und koſtbaren Geräthſchaften. Einen Theil davon erbt unſer Tycho. Seine Mutter aber wird Nachfolgerin im Amte der ſeligen Tante, die man in der Frauenkirche zu Kopenhagen begräbt. Auch ſie erhält eine lateiniſche Grabſchrift.

Im folgenden Jahre beginnen, auf geheimes Anſtiften des Mannes mit der gebiſſenen Wade, die erſten Reibungen zwiſchen dem Hofe und dem Manne mit der verſtümmelten Naſe. Walkendorf machte ihm den nicht ganz ungegründeten Vorwurf, daß er die heiligen Königsgräber im Dome zu Roeskilde in Verfall gerathen ließ, weil ſein Geldgeiz es ihm nicht erlaubt habe, frühzeitig genug für Reſtauration der Dreikönigskapelle zu ſorgen, durch welche Fahrläſſigkeit letztere nach und nach mehr und mehr baufällig geworden war.

Durch einen offenen Brief vom 1. Auguſt 1593 wird der Canonicus zu Roeskilde „unſer lieber Mann und Diener" in ziemlich hartem Tone aufgefordert, die Kapelle neu herſtellen zu laſſen.

Es vergeht ein ganzes langes Jahr und nichts geſchieht von Seiten des geizigen Präbendärs, den wachgerufenen Zorn des jungen Herrſchers pflichtſchuldigſt zu beſchwichtigen.

Am 4. September 1594 erfolgt nun aus Kopenhagen eine neue, noch viel unſanftere Mahnung an Tycho, die Kapelle bis zum nächſten Weihnachtsfeſte reſtauriren zu laſſen, widrigenfalls Seine Majeſtät der König ſich genöthigt ſehen würde, ihm dieſe Pfründe abzunehmen und einen andern „ehrlichen und wohlgebornen Mann" damit in Huld und Gnaden zu belehnen. — Aus Furcht, dieſe Präbende zu verlieren, läßt Brahe die Kapelle endlich ausbeſſern.

In demſelben Jahre (am 28. Mai) ſtirbt der Reichskanzler Niels Kaas, in welchem Tycho den treueſten ſeiner Freunde und den einflußreichſten ſeiner Gönner verliert.

Der Mann mit der gebiſſenen Wade hetzt ihm neue Feinde auf den Hals dadurch, daß er bei Hofe das Gerücht ausſprengt, daß der Mann mit der „zuſammengeſchmelzten" Naſe ſeit einer Reihe von Jahren mit der unfreien Bäuerin Chriſtine in wilder Ehe lebe und ſich außer ihr, mit der er bereits acht uneheliche Kinder erzeugt, noch eine neue Beiſchläferin zugelegt habe.

König Chriſtian IV., deſſen Grundſätze im Puncte der Sittlichkeit die lauterſten ſind, wenn auch Viele ganz das Gegentheil zu behaupten wagen, iſt außer ſich, daß ſein „lieber Degen und Diener" ihm mit ſo wenig erbaulichem Beiſpiele vorangeht. Und ſo kommt's, daß Tycho de Brahe jetzt eben ſo raſch in der Gunſt des Nachfolgers ſinkt, als er in jener des Vorgängers emporgeſtiegen war.

Man rümpft bei Hofe die Naſen über Tycho's Naſe, erlaubt ſich anzügliche Witze darüber und geht zuletzt ſo weit zu behaupten, daß er ſie nicht in Folge eines Zweikampfs, ſondern aus ganz anderer Urſache eingebüßt haben ſoll. Das empört „unſern lieben Mann" in ſo hohem Grade, daß er den heimlichen Entſchluß faßt, ſich um eine andere Stelle im Auslande umzuſehen und, ſobald er eine ſolche gefunden, ſeinem undankbaren Vaterlande den Rücken zuzukehren und ſich für immer von ihm loszuſagen.

Bald nachher empfängt er zu ſeinem Troſte den Beſuch des böhmiſchen Vicekanzlers Jakob Curtius von Senfftenau, der vom Kaiſer Rudolph II. nach Hven abgeſchickt iſt, um mit Tycho wegen einer Anſtellung am Prager Hofe in Unterhandlung zu treten.

Aber dieſe heimlich gepflogenen Verhandlungen zerſchlagen ſich durch den Tod des Vice-Kanzlers, der wenige Monate nach ſeiner Rückkehr aus Dänemark die großen Winterquartiere des ungewiſſen Jenſeits bezieht.

Zum Aerger der Neider und Feinde Tycho's, deren Zahl mit dem Aufblühen ſeines Ruhmes von Tag zu Tage zunimmt, läßt er in demſelben Jahre, in welchem er ſeine große Himmelskugel vollendet hat, eine ſilberne Denkmünze auf ſich prägen. Auf der Vorderſeite derſelben prangt ſein Bildniß mit der Kette des Elephantenordens und jener, die ihm König Chriſtian IV. geſchenkt, umgeben von der Umſchrift: „Effigies Tychonis Brahei O(ttonis) F(ilii) aetatis 49.“ Die Rückſeite zeigt ſein dreifelderiges Wappen, eingefaßt von ſeinem Wahlſpruch: „Esse potius quam haberi“ und der Jahreszahl 1595.

Dieſe eitle Selbſtvergötterung zieht ihm neue Gegner und unter dieſen auch manchen boshaften Spötter zu. Zu Letztern gehört der Doctor Medicinae und Canonicus zu Lund, Gellius Sascerides, der ſechs Jahre lang Tycho's Schüler geweſen war und welchem der Lehrer die Hand ſeiner älteſten Tochter Margaretha zugeſagt hatte. Aus der zurückgegangenen Heirath entſpinnt ſich zwiſchen Schüler und Lehrer eine

Feindſchaft, die mit gegenſeitigen Verläumdungsklagen endet, bei welchen, wie dies in ſolchen Fällen immer zu geſchehen pflegt, Jeder von Beiden verliert und Keiner etwas gewinnt*).

Tycho's Feinde wärmen aus Mangel neuer Anklagen wieder die alten auf, daß er mit einem unfreien Weibe in wilder Ehe lebe. Er aber hält es unter ſeiner Würde, ſich gegen dies alberne Märchen zu vertheidigen. Nil moror nugas! ruft er aus und — ſchweigt dazu.

Am 19. April 1596 verliert er den Gönner und Beſchützer ſeiner Studien in der Perſon des Regentſchaftsrathes Jürgen Roſenkrantz auf Roſenholm.

Am 11. Juli 1596 entdeckt er einen neuen Kometen, den ſiebenten und letzten, den er auf Uranienburg beobachtet und deſſen Bahnen er berechnet.

Am 31. Auguſt deſſelben Jahres erreicht König Chriſtian IV. ſeine Großjährigkeit und wird in der Frauenkirche zu Kopenhagen gekrönt. Tycho's erbittertſter Feind, Chriſtoph von Walkendorf, der ſeine weggebiſſene Wade noch immer nicht verſchmerzen kann, wird Reichshofmeiſter, und Chriſtian von Friis, ein anderer Gegner des „ſtolzen Sternguckers und Kometenſchnüfflers", wird zum Reichskanzler erhoben.

---

*) Ein Jahr ſpäter vermählte ſich Doctor Gellius Saſcerides mit Anna, Tochter des Rathsherrn Hans Slytte; Margaretha Brahe aber blieb ihr ganzes Leben lang unvermählt.

Beide beginnen ihre neue Laufbahn damit, daß ſie dem in der Gunſt des Königs geſtürzten Manne eine Revenue nach der andern entziehen und Alles aufbieten, ihm ſeinen fernern Aufenthalt auf Hven und in Dänemark gründlich zu verleiden.

Tycho de Brahe ſieht die Unmöglichkeit ein, ſich länger hier zu halten. Er ſpricht ſeinen Unmuth in einem Diſtichon aus:

„Ut me turbet Eris, turpisque calumnia turpet,
Invidiam superat spe melioris Eros.“

und wendet ſich am letzten Tage des Jahres, in welchem ſeine Ungnade begann, an den Kanzler Chriſtian Friis von Borreby, beklagt ſich über die ſchändliche Verläumdung von Seiten ſeiner Feinde und verlangt dafür Genugthuung von ihm und dem Könige.

Die aus Koldingen vom 20. Januar 1597 datirte Antwort des Reichskanzlers — ein kleines Meiſterſtück echt diplomatiſcher Heuchelei — empört den „nobilissimum virum et amicum suum charissimum“ (denn ſo lautet die Abſchrift jener ablehnenden Antwort) dergeſtalt, „daß ſein berühmter und theuerſter Freund“ neuerdings beſchließt, je eher deſto lieber einzupacken und ſein undankbares Vaterland für immer zu verlaſſen.

Einer der Geſchichtsſchreiber Brahe's hat die nicht unintereſſante Bemerkung gemacht, daß faſt in jedem Decennium ſeines Lebens das ſechste Jahr für ihn ein merkwürdiger Zeitabſchnitt geweſen iſt. 1546 ward er geboren; 1556 fing er an, ſich der Aſtronomie zuzuwenden; 1566 büßte er zu Roſtock ſeine Naſenkuppe ein; 1576 wurde er mit der Inſel Hven belehnt; 1586 erhielt er auf Uranienburg den Beſuch des erlauchten Königspaares und erreichte den Meridian ſeines Ruhmes und 1596 fiel er durch die Machinationen ſeines Hauptgegners Walkendorf in Ungnade.

Am 15. März 1597 ſtellt er auf Hven ſeine letzte aſtronomiſche Beobachtung an. Tags darauf beginnt er ſeine Inſtrumente, Bücher, Meubles und Buchdruckerei einzupacken, und am 29. April verläßt er die Inſel Hven, wo er einundzwanzig Jahre als astronomorum princeps reſidirt hatte.

Durch offenen Brief vom 10. Juni deſſelben Jahres wird ihm das Canonicat der Dreikönigskapelle zu Roeskilde entzogen und auf deſſen Feind, den Kanzler Chriſtian Friis, übertragen.

Der ehemalige Erb- und Gerichtsherr auf und zu Hven, der Quaſi-Ritter des Elephantenordens, der cidevant Canonicus der Dreikönigskapelle zu Roeskilde, der Ex-Präbendär von Nordfiörd in Norwegen, der Inhaber des ſechszig Laſten ſchweren Königsſchiffes, das er unterdeſſen für ein Spottgeld verkauft, der Beſitzer der zwei Häuſer zu Kopenhagen, die man ihm mittlerweile wieder allerhuldreichſt weggenommen hat, verläßt nun mit Sack und Pack, mit ſeiner verläumdeten Frau und ſeinen acht Kindern, mit ſeiner ſilbernen Naſe und ſeiner meſſingnen Himmelskugel, mit ſeinen aſtronomiſchen Karten und Inſtrumenten, ſeinen zwei engliſchen Doggen und ſeinem Lieblingsſchüler Chriſtian Longberg das undankbare Dänemark, das ihn lieblos angeſchwärzt und nichtswürdig verketzert hat, geht im Herbſte 1598, nachdem er ſich kurze Zeit in Kopenhagen aufgehalten und Weib und Kinder zu Wandsbeck unter dem gaſtfreundlichen Schutze Heinrich Rantzau's zurückgelaſſen, nach Wittenberg und folgt von hier, Oſtern 1599, einem auf Empfehlung ſeines alten Freundes Thaddäus von Hajek an ihn ergangenen Rufe an den eben ſo glänzenden als gelehrten Kaiſer-Hof Rudolph's II.

In Prag eilen dem geſtürzten Könige der Inſel Hven der Geheimſchreiber des Kaiſers, Giovanni Barbice, und der Protomedicus des Königreichs, Ritter Thaddäus von Hajek, mit einem zahlreichen Gefolge anderer Abgeordneten Rudolph's bis vor die Thore der Stadt entgegen, begrüßen ihn dort mit glänzender Feierlichkeit und führen ihn im kaiſerlichen Gallawagen und wie im Triumphzuge nach dem Hradſchin, wo ihn der Kaiſer mit entblößtem Haupte und einer lateiniſchen Rede im Ferdinandei'ſchen Luſtſchloſſe allerhuldreichſt zu empfangen geruht.

Tycho de Brahe wird zum Geheimen Rathe mit einem Jahrgehalte von viertauſend Dukaten ernannt. Der Kaiſer läßt ihm ſofort ein Geſchenk von zweitauſend Dukaten zur Einrichtung eines neuen Hausweſens ausbezahlen und kauft für ihn das Haus des verſtorbenen Kanzlers Jakob Curtius von deſſen Witwe, die es ihm gegen einen Kaufpreis von zwanzigtauſend Thalern einräumt.

Aber bevor er dieſes Haus bezieht, bewohnt er einige Zeit das Belvedere auf dem Hradſchin, wo er in Gegenwart des Kaiſers und ſeines um ihn verſammelten Hofſtaates neue Himmelsbeobachtungen anſtellt, das Erſcheinen eines neuen Kometen für das Jahr 1606 verkündet und die Ermordung König Heinrich's IV. von Frankreich auf das Jahr 1610 weiſſagt.

Unterdeſſen iſt in Prag die Peſt ausgebrochen. Rudolph ſtellt ihm eines ſeiner drei Luſtſchlöſſer, Brandeis, Liſſa und Benatek, die eine halbe und ganze Tagesreiſe von der Hauptſtadt liegen, zu freier Auswahl und Verfügung. Unter dieſen wählt Tycho das Letztere, das größte und bequemſte, das, fünf Stunden von Prag an der Iſer gelegen, wegen der Schönheit ſeiner Lage „Böhmens Venedig" genannt ward.

Am 20. Auguſt 1599 hält Tycho dort ſeinen feierlichen Einzug und verweilt daſelbſt faſt ein ganzes Jahr, während welcher Zeit er mit Kaiſer Rudolph, der jener Seuche wegen ſein Hoflager in Pilſen aufgeſchlagen hat, in ununterbrochenem Briefwechſel bleibt.

Erſt Anfangs Auguſt 1600 kehrt Tycho de Brahe nach Prag zurück und bezieht das Curtius'ſche Haus.

Vom Hradſchin aus verbreiten ſich die Strahlen ſeines Ruhmes durch alle Länder der civiliſirten Welt und werfen ein trübes Schlaglicht auf die Krone Dänemarks zurück, die in ihm einen ihrer ſchönſten Edelſteine eingebüßt hat.

Aber nur kurze Zeit glänzte Tycho's ruhmgeſchmückter Name am Himmel des Rudolphiniſchen Hofes, denn nach zweijährigem Aufenthalte in Prag ſtarb Dänemarks berühmteſter Sohn am 24. Oktober

1601 auf dem Hradſchin in einem Alter von ſechszig Jahren.

Sein Leichenbegängniß war eines der feierlichſten, das Prag ſeit Jahrhunderten gefeiert hatte. Seine Leichenrede hielt Johannes Jeſſenius*). Seine irdiſche Hülle ruht in der Teinkirche.

Unter mehrern lateiniſchen Inſchriften, die am Sarge angebracht waren, las man auch folgende:

Post vitam funus, post funera vita.
Nascendo morimur, moriendo vivimur.

An der Spitze des Denkmals, das ſeine Kinder ihm geſetzt haben, lieſ't man ſeinen Wahlſpruch: „Esse potius quam haberi", und unten am Piedeſtal: „Non fasces, nec opes, sola artis sceptra perennant."

---

*) Oratio funebris de vita et morte Tychonis Brahei, Prag. 1601. 4.

## Achtundzwanzigſtes Kapitel

Die Naſen Tycho de Brahe's

Kleine Urſachen haben oft große Folgen.

Der Mann mit der „von Silber und Gold zuſammengeſchmelzeten Naſe" ſoll, wie unſer naiver Gewährsmann Philander erzählt, einzig und allein durch ſie zu jener Mißheirath mit der unfreien Bäuerin verleitet worden ſein, weil er befürchten mußte, eine Dame aus den höhern Ständen würde ſchwerlich geneigt geweſen ſein, einen Mann mit verſtümmelter und künſtlich geſchminkter Naſe heirathen zu wollen. Und ſchon aus dieſem Grunde ſoll der hochgelahrte Däne über dieſe Naſe, „ſauber gemachet und verkleiſtert", ſich bis ans Ende ſeiner Tage abgehärmt haben.

Der Verfaſſer des hiſtoriſchen Romanes: „Auf dem Hradſchin, oder Kaiſer Rudolph II. und ſeine Zeit" (Prag 1856, 4 Bände, 16.) berichtet in Bezug auf Brahe's angeſetzte Naſe folgendes Curioſum:

Nachts, wenn der gute Tycho ſchlafen ging, pflegte er das Anhängſel ſeines Geruchsorgans neben ſich auf den Nachttiſch, bisweilen auch als Marke oder Ohr in das Buch zu legen, in welches ſein nie raſtender Geiſt ſich vertieft hatte.

Eines Morgens (erzählte ein boshafter Spötter am Hofe Friedrich's II. von Dänemark) als Tycho, aus ſüßen Träumen erwachend, ſeine Naſenſpitze geſucht, habe er zu ſeinem größten Schrecken gewahrt, daß eine ſeiner beiden Doggen mit ihr geſpielt und ſie in der Zerſtreuung hinuntergeſchluckt habe; der ehemalige Beſitzer derſelben ſei darüber in Wuth gerathen, weil er, bevor die neue Naſe fertig geworden ſei, verſtümmelt das Bett habe hüten müſſen.

Damit dieſe fatale Verlegenheit ſich nicht wiederhole, hatte ſich Tycho ſeit jenem Tage einen kleinen Vorrath von Naſen zugelegt, mit welchen er, ſchon wegen der Reinlichkeit, faſt eben ſo oft wie unſer Einer mit den Schnupftüchern gewechſelt und endlich ein Etui von dreißig künſtlichen Naſen in petto gehabt haben ſoll.

Es ließe ſich ein kleiner Foliant über die ſilbernen Naſen dieſes Mannes ſchreiben, wollte Jemand ſich die keinesweges undankbare Mühe geben, alle Schickſale, Abenteuer und Fatalitäten derſelben zu erzählen und alle boshaften Gerüchte zuſammenzuſtellen, welche die Gegner des großen Mannes darüber in Umlauf geſetzt haben.

Einer derſelben — ſein Name iſt uns leider entfaſſen — erzählt, Meiſter Tycho ſoll zu ſeinem auf Hven abgefaßten Teſtamente ein Codicill in Prag gemacht und darin eine ſeiner ſogenannten Lieblingsnaſen, wie Einige behaupten, dem hiſtoriſchen Muſeum zu Kopenhagen oder, wie Andere verſichern, der verwitweten Königin Dorothea, die ſich ſeine Naſenſpitze zum Andenken ausgebeten, als Erbſtück vermacht haben. Die Königin-Witwe ſchenkte ſie ihrem Sohne. Chriſtian IV. gab ſie ſeiner Geliebten Chriſtine Munck und dieſe ſchenkte das königliche Andenken dem Biſchofe von Fünen, dem berühmten Pſalmendichter Thomas Kingo, der ſie kurz vor ſeinem 1703 erfolgten Tode an Bartholomäus Deichman, welcher Kingo's Leichenpredigt hielt, abgetreten und der ſie ſeinerſeits für hundert Pfund Sterling an die Krone Englands verkauft haben ſoll. Die Königin Anna, ſagt man, habe dieſe Naſe einem ihrer frühern Lieblinge, dem Herzoge von Marlborough und dieſer ſie wiederum ſeiner Gemahlin Sarah Jennings geſchenkt, wodurch ſie — die Naſe nämlich! — in den Beſitz ihres Günſtlings Henry Saint-John, Viscount of Bolingbroke gelangt war, der das zarte Andenken ſeiner noch zartern Freundin nach Frankreich überpflanzt und ſie dort an Voltaire abgetreten habe, mit dem ſie ſpäter an den Hof Friedrich's des Großen gewandert, von wo aus ſie durch Vermittelung des Grafen Gotter in die Hände der Kaiſerin Maria Thereſia nach Wien gelangt und von dieſer dem Fürſten Wenzel Anton von Kaunitz verehrt worden ſei. Letzterer habe ſie ſeinem Freunde, dem Herzoge von Choiſeul, zugedacht, der Herzog ſie wieder der Marquiſe von Pompadour und dieſe dem heiligen Vater Clemens XIV. geſchenkt, aus deſſen Beſitz ſie dann in die Hände des Cardinals Bernis gelangt ſei. Dieſer ſoll ſie dem Grafen Saint-Germain geſchenkt und dieſer Wundermann ſie dem Landgrafen Carl von Heſſen-Caſſel, in deſſen Armen er ſtarb, hinterlaſſen haben.

Ueber die endloſen Wanderungen dieſer einen Naſe (und Tycho hatte deren endlich ein halbes Hundert), ließe ſich ganz bequem eine humoriſtiſch-ſatyriſche Odyſſee ſchreiben, zu der uns nichts weiter als die Feder eines Rabelais fehlt, um dieſe Naſe eben ſo unſterblich wie deren ehemaligen Beſitzer zu machen.

Wer aber kann uns ſagen, was aus Tycho de Brahe's ſogenannter Lieblingsnaſe geworden und wem ſie, nachdem ſie in 256 Jahren die Runde durch ſo viele Hände gemacht, endlich anheimgefallen iſt? Wer ſagt uns, wo Tycho's Naſe ſich jetzt befindet? Wie Marryats Japhet, der ſeinen Vater ſucht, würde ſich zweifelsohne ein vaterlandsliebender Däne oder ein ſpeculativer Sohn Albions finden, welcher Tycho's wandernde Naſen aufſuchen und gewiß keine Koſten ſcheuen würde, eine oder die andere poliren und nöthigenfalls ſogar neu verſilbern zu laſſen, denn ſicher hat Brahe's Naſe nicht minder hohen Werth als die Atlasweſte des großen Dichters Schiller oder der Flausrockknopf des großen Philoſophen Kant, den ſchon ſeit vierzig Jahren einer ſeiner Schüler ſucht, ohne daß der Knopf ihm bis heute aufgegangen iſt.

Man vergebe uns dieſen harmloſen Scherz. Ein Lächeln neben der Thräne, ein Schmunzeln' neben dem Seufzer hat oft ziemlich denſelben Reiz wie ein Dudelſack neben der Orgel, wie ein leichtes Epigramm neben einer ſchwerfälligen Epopöe.

Ende des erſten Bandes.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

Zweiter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Ruſſen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien | 1 | — |
| — Aus den Memoiren eines Ruſſen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod | — | 20 |
| — Aus den Memoiren eines Ruſſen. Dritte Folge. Jugenderinnerungen | 1 | — |
| — Briefe aus Italien und Frankreich | 1 | — |
| — Rußlands ſociale Zuſtände | 1 | — |
| — Vom anderen Ufer. Aus dem ruſſiſchen Manuſcript | 1 | 15 |
| Horn, Uffo, Von Idſtedt bis zum Ende | 1 | — |
| Kobbe, P. von, Geſchichte der neueſten Zeit. 2 Theile. | 3 | — |
| Lau, Dr. Thaddäus, die Gracchen und ihre Zeit | 1 | 7½ |
| — Lucius Cornelius Sulla. Eine Biografie | 1 | 15 |
| — Der Untergang der Hohenſtaufen | 1 | 20 |
| Merleker, Karl Friedrich, Geſchichte der Politik der Päpſte | 1 | 15 |
| Prinzhauſen, Friedrich, der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848. Ein Zeitbild | 1 | 15 |
| Quetelet, Ad., Zur Naturgeſchichte der Geſellſchaft. Deutſch u. m. Literaturnachweiſen hrsg. v. Dr. K. Adler | 1 | 7½ |
| Salvador, J., Geſchichte der moſaiſchen Inſtitutionen und des jüdiſchen Volks. 3 Theile | 3 | — |
| Spittler, Freiherr von, Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahre 1660 | — | 25 |
| Vehſe, Dr. Eduard, Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. In ſechs Abtheilungen. 1. bis 30. Bd. | | |
| Geſchichte des preußiſchen Hofs und Adels und der preußiſchen Diplomatie. 6 Theile. | 7 | 15 |
| Geſchichte des öſterreichiſchen Hofs und Adels und der öſterreichiſchen Diplomatie. 11 Theile | 13 | 22½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig in Deutſchland und England. Die Hofhaltungen zu Hannover, London und Braunſchweig. 5 Theile. | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe der Häuſer Bayern, Würtemberg, Baden und Heſſen. 5 Theile. | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen. 7 Theile | 8 | 22½ |
| Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe. 1. bis 5. Theil | 6 | 7½ |
| Wienbarg, Dr. L., der däniſche Fehdehandſchuh | 1 | 15 |
| — Das däniſche Königsgeſetz oder das in Dänemark geltende Grundgeſetz | — | 22½ |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

---

Zweiter Band.

---

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1857.

# Inhalt des zweiten Bandes.

## Fünftes Buch.

## Chriſtian IV. (1577—1588—1648.)

Seite

**Erſtes Kapitel.** Chriſtian's des Vierten Geburt. Weiſſagung eines Meerweibes. — Chriſtian's Jugendjahre. — Seine Vorliebe für die Marine. — Stand der Flotte. — Chriſtian bekommt die Blattern. — Abſetzung ſeines Hofmeiſters. — Die Taufe Guſtav Adolph's. — Chriſtian's Reiſe nach Deutſchland. — Seine Großjährigkeit. — Seine Handveſte. — Seine Krönung. — Vermählung ſeiner Schweſter. — Chriſtian's Beilager . . . . . . . . . . . . . . 3

**Zweites Kapitel.** Chriſtian's des Vierten Reiſe nach Norwegen. — Er kapert zwei engliſche Schiffe. — Sein Streit mit der Königin Eliſabeth. — Ihr Nachfolger Jakob. — Vermählung des Herzogs Johann mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin. — Er ſtirbt. — Herzog Ulrich. — Prinzeſſin Hedwig. Herzog Johann Adolph. Streitigkeiten mit Hamburg . . . 25

**Drittes Kapitel.** Dänemark's Flor. — Seine Flotte. Chriſtian's Bauluſt. — Frederiksborg und Roſenborg. — Die Univerſität. — Die Marienkirche. — Börſe. — Zeughaus. — Chriſtian legt neue Städte an. — Die Ritter-Akademie zu Soröe und deren erſte Profeſſoren. — Kaſpar Harbach und die Brillen-Dukaten. . . . . . . . . . . . . . . . 43

**Viertes Kapitel.** Chriſtian's des Vierten Krieg mit Carl dem Neunten von Schweden. — Urſprung des Kalmar'ſchen Krieges. — Congreß zu Wismar. — Dänemark's Kriegserklärung. — Kalmar wird von den Dänen eingenommen. — Carl's des Neunten Herausforderungs-Brief an Chriſtian den Vierten und deſſen Antwort darauf. — Tod Carl's des Neunten. — Sein Nachfolger . . . . . . . . . . . . . . 65

**Fünftes Kapitel.** Chriſtian's des Vierten Privatleben. — Seine Neigung zum weiblichen Geſchlechte. — Geſchichte ſeiner vier Maitreſſen. — Chriſtine Matthieſen. — Katharina. — Chriſtine Munk. — Wibeke Kruſe. — Geſchichte

Seite

ihren unehelichen Kindern. — Ihre Verbannung. — Ihr Tod. — Das Ende der Christine Munk . . . . . . . . . . . [illegible]

Sechstes Kapitel. [illegible] — [illegible] und der gegen ihn eingeleitete Criminal-Proceß. — Christian's Maßregeln gegen die um sich greifende Völlerei und Trunksucht. — Das deutsche Bier wird verboten. — Verordnung gegen das Weintrinken. — Eine [illegible] Glocke . . . . . . . . . . . . . . . . . . 112

Siebentes Kapitel. Deutschlands Zustände beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. — Aufstand in Böhmen. — Die katholische Liga und die protestantische Union. — Churfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz und dessen Gemahlin. — Elisabeth Stuart's Anhänger. — Schlacht am weißen Berge. — Congreß in Segeberg. — Christian der Vierte ergreift die Partei des geächteten Churfürsten. — Der niedersächsische Kreis erwählt den König zum Kreisobersten. — Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Kaiser. [illegible] — Unfall bei Hameln. — Abfall Herzog Georgs von Lüneburg. — Tilly und [illegible] . . . . . . . . . . 138

Achtes Kapitel. Fortgang des Krieges. — Christian wartet auf Geld. — Tilly belagert Münden und Göttingen. — Der König zieht sich nach Wolfenbüttel zurück. — Schlacht bei Lutter. — Christian's Lage nach der Schlacht. — Adelsversammlung zu Ringsted. — Landtag in Rendsburg. — [illegible] — Sieg bei [illegible] — Christian braucht abermals Geld. — Ein [illegible] Geheimniß. — Richelieu schickt Geld. — Christian's Kriegsplan. — Tilly's und Wallenstein's Fortschritte in Holstein . . . . . . . . . . . 161

Neuntes Kapitel. Der Sohn des Königs. — Sein Verhältniß mit Anna Lykke. — Man will sie zur [illegible] machen. — Sie wird vermiethet. — Drei der königlichen Kinder werden nach Holland geschickt. — Ein böses Omen. — Fortsetzung dieses Krieges. — Wallenstein's Einlegung in Mecklenburg. — Die Insel Femern. — Vereitelter Angriff auf Kiel. — Uebergabe von Stade. — Wallenstein belagert Stralsund. — Christian's Zug nach Pommern. — Hamburg unterstützt die Kaiserlichen. — Uebergabe von Krempe. — Die Königin-Mutter tritt als Vermittlerin auf. — Der Friede zu Lübeck . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . [illegible]

Zehntes Kapitel. Der Kronprinz. — Seine Eigenschaften. — Seine Verlobung mit Magdalena Sibylla von Sachsen. — Bericht des französischen Gesandten [illegible].

Seite

— Schilderung einiger Notabeln des Hofes. — Die fremden Geſandtſchaften. — Der Graf d'Avaux und ſein Begleiter Ogier. — Die andern Geſandten. — Das Beilager des Kronprinzen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 180

Eilftes Kapitel. Guſtav Adolph und deſſen Tochter Chriſtine. — Ihre Mutter flüchtet nach Dänemark. — Neue Streitigkeiten wegen des Sundzolls. — Krieg zwiſchen Schweden und Dänemark. — Wibe und Torſtenſon. — Chriſtian der Vierte belagert Gothenborg. — Seeſchlacht bei Femern. — Galt's Hinrichtung. — Gallas in Holſtein. — Friedenscongreß zu Brömſebroe . . . . . . . . . . . . . . . 202

Zwölftes Kapitel. Tod des Kronprinzen. — Seine Leiche wird nach Kopenhagen gebracht. — Chriſtian der Vierte ſtirbt. — Seine Perſönlichkeit. — Ueberſicht der Päpſte, Kaiſer und Könige u. ſ. w., die er überlebt hat . . . . . . . . 225

## Sechſtes Buch.

## Friedrich III. (1609—1648—1670.)

Dreizehntes Kapitel. Friedrich's des Dritten Geburt und Jugendjahre. — Seine Erhebung zum Erzbiſchofe zu Bremen. — Seine Liaiſon mit . . . — Eine Frucht dieſer Verbindung. — Seine Vermählung mit Sophia Amalia. — Seine Erwählung zum Könige von Dänemark. — Die von ihm ausgeſtellte Handveſte. — Seine Krönung. — Er creirt 33 Elephanten-Ritter. — Liſte derſelben. — Geſchichte des Danebrog-Ordens. — Friedrich's Deviſe . . . . . . . . . 235

Vierzehntes Kapitel. Geſchichte des Reichshofmeiſters Corfiz Ulfeld und ſeiner Gemahlin Eleonore Chriſtine. — Georg Walter und Dina Winhofer. — Ein Scandal-Proceß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 249

Fünfzehntes Kapitel. Fortſetzung des vorigen. — Ulfeld tritt gegen Walter auf. — Das Urtheil gegen Letztern. — Ulfeld's Flucht aus Dänemark. — Seine Ankunft in Schweden. — Er begiebt ſich in Chriſtinen's Schutz. — Friedrich's des Dritten Patent . . . . . . . . . . . . . . . 271

Sechszehntes Kapitel. Friedrich's des Dritten Verordnungen gegen die Juden, gegen den Aufwand und gegen den Zweikampf. — Der erſte Polizeiſcandal. — Einrichtung der Briefpoſt zwiſchen Kopenhagen und Hamburg. — Paul Klingenberg. — Plan zur Begründung der erſten Leibrenten-Anſtalt in Dänemark. — Statuten der fruchtbringenden Geſellſchaft. — Klingenbergs Miſſion nach Holland. —

Seite

[illegible]'s Geschmack. — Er legt sich auf die Alchemie. — Ein italiänischer Abenteurer und zwei dänische Gelehrte . . [illegible]

Siebenzehntes Kapitel. Neuer Krieg zwischen Dänemark und Schweden. — Dänemarks Bündniß mit Holland. — Die Schweden in Altona und in Hamburg. — Die Uebergabe von Friedericia. — Fünen's Unterwerfung. — Der Roeskilder Frieden. — Bruch desselben durch Karl den Zehnten Gustav. — Der Krieg beginnt von Neuem. — Die Belagerung von Kopenhagen. — Kronberg wird eingenommen. — Tod des Königs von Schweden. — Der Kopenhagener Friedensschluß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . [illegible]

Achtzehntes Kapitel. Zustand Dänemarks nach dem Kopenhagener Frieden. — Dänemarks Adel. — Die Einführung der Souveränetät (Souv.: Enevold). — Die Hauptbeförderer dieser Staatsveränderung . . . . . . . . . . . . 276

Neunzehntes Kapitel. Der Hof des erblichen Königs. — Die Königin. — Vergleich zwischen ihr und Christinen von Schweden. — Die königliche Familie. — Die Spitzen der Verwaltung. — Schluß der Liste der von Friedrich dem Dritten ernannten Ritter des Elephanten-Ordens. — Der Tod des Königs . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . [illegible]

Zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Schicksals der Gräfin Eleonore Christine Ulfeld. — Ihr Aufenthalt in England. — Ihre Auslieferung an Dänemark. — Ihre zweiundzwanzigjährige Gefangenschaft. — Ihre endliche Begnadigung. — Ihr Ende. — Ihre Kinder . . . . . . . 344

# Fünftes Buch.

## Christian IV.

(1577 — 1588 — 1648.)

## Erſtes Kapitel.

Chriſtian's des Vierten Geburt. — Weiſſagung eines Meerweibes. — Chriſtian's Jugendjahre. — Seine Vorliebe für die Marine. — Stand der Flotte. — Chriſtian bekommt die Blattern. — Abſetzung ſeines Hofmeiſters. — Die Taufe Guſtav Adolph's. — Chriſtian's Reiſe nach Deutſchland. — Seine Großjährigkeit. — Seine Handveſte — Seine Krönung. — Vermählung ſeiner Schweſter. — Chriſtian's Beilager.

Chriſtian IV., der Nachfolger Friedrich's II. wurde am 12. April 1577 auf Schloß Frederiksborg geboren.

Als ſeine Mutter, Sophie von Mecklenburg, ihn noch unter ihrem Herzen trug, erſchien auf dem Reichstage zu Kallundborg ein Bauer von Samſöe, welcher ſich für den Abgeſandten eines Meerweibes ausgab, die ihm am Strande erſchienen ſei und ihn beauftragt habe, dem Könige mitzutheilen, ſeine Gemahlin werde ihn durch die Geburt eines Prinzen erfreuen, welcher berufen ſei, einer der größten und angeſehenſten Fürſten ſeiner Zeit zu werden, weshalb das Meerweib — halb Fiſch, halb Jungfrau — nicht ermangelt habe, vor ihrem Verſchwinden im Waſſer ein Te Deum laudamus anzuſtimmen.

Drei Monate darauf wurde die Königin von einem Prinzen entbunden, der in der That das für Dänemark wurde, was, fünfzig Jahre ſpäter, ſein Zeitgenoſſe Ludwig XIV. für Frankreich ward.

Die Erziehung des jungen Prinzen wurde einem deutſchen Hofmeiſter, Heinrich Rammel, und einem däniſchen Lehrer, Hans Michelſen, anvertraut. Der Erſtere, der im Rufe eines vielſeitig gebildeten Gelehrten ſtand, war früher Kanzler beim Herzog Johann Friedrich von Pommern; der Letztere war zuerſt Rector der Schule zu Herlufsholm und dann Vorſteher jener zu Sorde geweſen.

Prinz Chriſtian war erſt drei Jahre alt, als die Stände auf dem Reichstage zu Odenſe ihn zum Nachfolger ſeines Vaters erwählten. — Am 12. Juni 1584 wurde ihm zu Wiborg, am 27. Juni zu Odenſe, am 10. Juli zu Ringſtedt und zehn Tage ſpäter zu Lund gehuldigt.

Seine erſten Jugendjahre verlebte er auf dem Schloß zu Koldingen, wo ihm ein eigener Hofſtaat zugetheilt war.

Chriſtian, der ein ausgeſprochenes Talent zur Erlernung fremder Sprachen beſaß, erlangte nach wenig Jahren gleich große Fertigkeit im Lateiniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen. Letztere wurde bald ſeine Lieblingsſprache. In ſeinem vierzehnten Jahre las der Prinz die Poeſien Pierre Ronſards, der im Vereine mit Etienne Jodelle, Joachim du Bellay, Antoine de Baif, Pontus de Thiard, Remy Belleau und Jean Dorat jene Dichterſchule gebildet, die ſich unter dem Namen la Pléiade française (das franzöſiſche Siebengeſtirn) auch außerhalb Frankreichs Ruhm erworben hatte. Chriſtian liebte vor Allen den „prince des poëtes“, der zugleich der „poëte des princes“ und ein Liebling des franzöſiſchen Hofes geweſen war.

Erſt drei Jahre nach dem Tode ſeines Vaters nahm Chriſtian IV. am 8. Juni 1591 zu Opslo die Huldigung der norwegiſchen Stände an. Norwegens Statthalter war damals der däniſche Reichsrath Axel Gyldenſtjerne.

Chriſtian's Lieblingsaufenthalt während ſeiner Minderjährigkeit war das reizend gelegene Schloß Skanderborg*). Hier beſchäftigte ihn vorzugsweiſe das Studium der Marine. Schon damals ſchien er die Nothwendigkeit zu fühlen, die Flotte ſeines Reiches zu einer höhern Stufe emporzuheben und durch ſie den Grund zum Emporblühen der däniſchen Staatsmacht zu legen. Er begriff, daß Dänemark ohne Schutz einer achtunggebietenden Flotte eine Macht untergeordneten Ranges blieb.

Zur Zeit ſeiner Minderjährigkeit beſtand Dänemarks Flotte aus folgenden Schiffen:

| | | |
|---|---|---|
| Fortuna (Admiralsſchiff) . . . | 80 | Kanonen |
| Prindſe Barken . . . . . | 64 | „ |
| Samſon . . . . . . . . | 62 | „ |
| Joſaphat . . . . . . . . | 52 | „ |
| Joſua . . . . . . . . . | 48 | „ |
| Dragen . . . . . . . . | 42 | „ |

---

*) Dieſes Schloß liegt im Stifts-Amte Aarhuus am See gleichen Namens.

| | | |
|---|---|---|
| Hercules | 42 | Kanonen. |
| Gedeon | 30 | „ |
| Raphael | 22 | „ |
| Barken | 18 | „ |
| Duen | 18 | „ |
| Loeven | 16 | „ |
| Hector | 14 | „ |
| Gabriel | 12 | „ |
| Michel | 12 | „ |
| Gothlandſke Griff | 6 | „ |
| Roede Loeve | 6 | „ |
| Chriſtopher | 6 | „ |
| Galeien David<br>„ Salomon<br>„ Jakob | zuſammen . 30 | „ |

zuſammen alſo aus 21 Schiffen und 580 Kanonen.

Wir geben dieſen Stand, um ſpäter zu zeigen, zu welcher Höhe ſie während ſeiner ſechzigjährigen Regierung emporwuchs.

Gegen Ende des Jahres, in welchem auch Norwegen ſeinem unmündigen Könige die Huldigung dargebracht hatte, wurde Chriſtian IV. von den Blattern befallen, die einen ſo heſtigen Character annahmen, daß man ſein Leben für verloren gab. Im Januar 1592 wurden auf Befehl der Regentſchaft Bet- und Bußtage zur Wiederherſtellung deſſelben angeordnet. Aber mehr als all die öffentlich abgehaltenen Gebete trugen die Bemühungen ſeiner Aerzte und die liebevolle Pflege ſeiner Mutter, die von Nykjöbing ans Krankenlager ihres Lieblingsſohnes geeilt war, zu deſſen Geneſung bei. Nach neunwöchentlicher Krankheit ward in der Frauenkirche ein Te Deum zu deſſen Wiederherſtellung abgehalten.

Der erſte Gram, den das Herz des jungen Monarchen berührte, war eine Verordnung der Regentſchaft, laut welcher Chriſtian's Hofmeiſter, Heinrich Rammel, blos weil er ein Deutſcher war, dieſer Stelle enthoben und durch den däniſchen Reichsrath Hak Ulfſtand erſetzt wurde. Rammels Abſetzung hatte ſeinem dankerfüllten Zöglinge die erſten Thränen gekoſtet. Chriſtian umarmte ſeinen würdigen Lehrer mit einer Herzlichkeit, die beiden Theilen zu gleich großer Ehre gereichte.

Chriſtian war erſt ſiebenzehn Jahre alt, als Kaiſer Rudolph II. ihn mit den Fürſtenthümern Holſtein, Stormarn und Dithmarſen belehnte und ihm das Recht ertheilte, trotz ſeiner Minderjährigkeit die Regierung derſelben perſönlich antreten zu dürfen.

Sein erſter Regierungsact war die Erhebung ſeines ungerecht abgeſetzten Hofmeiſters Rammel zum Kanzler der Fürſtenthümer.

Ein Jahr darauf erſchien am Hofe zu Kopenhagen ein ſchwediſcher Geſandter, Jöran Klausſön, abgeſchickt vom Herzoge Carl *) und deſſen Gemahlin

---

*) Herzog Carl von Südermanland ward nach dem am 17. November 1592 erfolgten Tode ſeines Bruders Johann zum Könige von Polen, 1595 zum Reichsvorſteher und 1602 an Stelle des durch die Reichsſtände abgeſetzten Sigismund zum Könige von Schweden eingeſetzt.

Katharina von Holſtein, um dem achtzehnjährigen Könige von Dänemark die Pathenſtelle ihres Sohnes anzubieten, der, geboren am 9. December 1594, in der Taufe, bei welcher Chriſtian Friis auf Borreby die Stelle Chriſtian's IV. vertrat, den Namen Guſtav Adolph erhielt. Es war derſelbe Guſtav Adolph, der, achtunddreißig Jahre ſpäter, als Held des evangeliſchen Glaubens am 6. November 1632 mit Ruhm bedeckt in der Schlacht bei Lützen fiel.

Im September und October des Jahres 1595 trat Chriſtian IV., begleitet von Peder Munk, Jakob Seefeldt und Breide Rantzau, mit einem Gefolge von ſiebenhundert Pferden, ſeine erſte Reiſe ins Ausland an. Er beſuchte ſeinen Großvater, den Herzog Johann Adolph von Gottorp, den Herzog Ulrich von Mecklenburg (der ſein Großvater von mütterlicher Seite war), die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg zu Celle und Wolfenbüttel, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg, Adminiſtrator von Magdeburg, und deſſen Vater, den Churfürſten Johann Georg von Brandenburg. Auf dieſer Reiſe war's, wo er die Bekanntſchaft ſeiner zukünftigen Gemahlin machte.

Zu Anfange des folgenden Jahres wurden Anſtalten zu Chriſtian's IV. Krönung getroffen.

Am 15. April 1597 erreichte er ſeine Großjährigkeit und trat ſelbſtſtändig die Regierung an.

Am 7. Juni wurde der Rentmeiſter Chriſtoph Walkendorf zum Reichshofmeiſter (eine Stelle, die ſeit dem Tode Peder Oxe's unbeſetzt geblieben war), und Sigward Beck als Remplaçant Walkendorfs zum Reichsſchatzmeiſter ernannt.

Am 9. Juni erfolgte die Ernennung des Reichsraths Chriſtian Friis von Borreby zum Reichskanzler und jene Peder Munks zum Reichsadmiral. Erſterer war der Nachfolger des am 29. Juni 1594 geſtorbenen Kanzlers Niels Kaas, der dieſen Poſten zweiundzwanzig Jahre bekleidet und bei ſeinem Tode den Ruf eines der ausgezeichnetſten Staatsmänner Dänemarks hinterlaſſen hatte *).

An die Stelle der acht Reichsräthe Niels Kaas, Peder Gyldenſtjerne, Hak Ulfſtand**), Jürgen Roſenkrantz***), Jürgen Skram, Corfitz Viffert, Anders Bing und Chriſtian Scheel,

---

*) Vergl. Peder Jensen Winstrup, Ligpraedikan over Niels Kaas, Kjoebnh. 1594. 8. Erik Nielsen Folder, Exegesis virtutum et rerum gestarum N. Kaasii cancellarii, Hafn. 1580. 4. Hans Olsen Slangerup, Oratio de vita et morte N. Kaasii, Hafn. 1594. 8. Johannes Caluudanus, Descriptio vitae et mortis N. Kaasii, Salmur. 1637. 8. Niels Kaas ſtarb unvermählt im ſechszigſten Jahre ſeines Alters.

**) Hak Ulfſtand, welcher in früherer Zeit Hofmeiſter des Königs geweſen, war nach dem Tode Peder Gyldenſtjerne's Reichsmarſchall geworden. Er hatte die Kriegskunſt im Heere des Churfürſten Moritz von Sachſen erlernt und unter Friedrich II. ſich im Kriege gegen die Dithmarſen und Schweden den Ruf eines eben ſo tüchtigen als tapfern Feldherrn erworben. Er ſtarb am 9. November 1595.

***) Jürgen Roſenkrantz, aus einem der älteſten Adelsgeſchlechter, hatte früher zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon ſtudirt und faſt gleichzeitig mit Hak die alle während Chriſtian's IV. Minderjährigkei gestorben waren, wurden am 10. Juni acht neue Reichsräthe ernannt:

1) Heinrich Rammel, der frühere Hofmeiſter des Königs und Kanzler der Fürſtenthümer.
2) Jürgen Friis,
3) Prebern Gyldenſtierne,
4) Axel Brahe,
5) Hendrik Lykke,
6) Oluf Roſenſparre,
7) Chriſtian Holck und
8) Eske Brok.

Am 7. Auguſt 1596 ertheilte König Chriſtian IV. eine aus achtundvierzig Artikeln beſtehende Handveſte oder Capitulation, aus der wir, weil ſie als Grundgeſetz des Staates angenommen ward, die wichtigſten Paragraphen herausheben. Sie lauten:

Artikel I. Erſtlich ſollen und wollen Wir den allmächtigen Gott über Alles lieben und ehren, ſein heiliges Wort hochachten, handhaben, beſchützen und beſchirmen und Alles, was zur Vermehrung des Glaubens und zur Verbeſſerung der Religion nöthig iſt, mit aller Macht befördern helfen.

Artikel II. Wir wollen die Rechte, Geſetze, Freiheiten und Privilegien des Reichsraths, Adels, Bürgers und Bauers und ſämmtlicher Bewohner unſeres

---

Ulfſtand im Heere des Churfürſten Moritz von Sachſen gedient. Roſenkrantz ſtarb am 9. April 1596. Vergl. Janus Gudsoen, Ligpraediken over J. Rosenkrants, Hafn 1596. 4.

Reiches aufrecht erhalten, Keinen auf irgend eine Weiſe beeinträchtigen und jeden Einzeln wie Alle vor Gewalt und Unrecht ſchützen.

Artikel III. Wir ſollen und wollen verpflichtet ſein, das Reich Dänemark mit aller Kraft zu vergrößern, zu vermehren, zu verbeſſern und zu erhöhen u. ſ. w.

Artikel IV. Wir ſollen und wollen die Mitglieder des däniſchen Reichsraths lieben und vorziehen und mit ihnen das Reich beherrſchen und regieren und ſie durch Lehensgüter der Krone verſorgen, damit ſie nicht nöthig haben, auf eigene Koſten die Reichstage zu beſuchen oder andern Beſchwerden unterworfen zu ſein.

Artikel V. Wir wollen keinen Ausländer in den däniſchen Reichsrath aufnehmen oder mit einem Lehen der Krone belehnen, es ſei denn, daß es mit Willen und Genehmigung der Mitglieder des Reichsraths geſchehe.

Artikel XI. Will Jemand vom Adel auf Heringsfang ausgehen und damit Handel treiben, ſo ſoll ihm ſolches eben ſo gut wie den Fremden und Ausländern, die zu ihrem Vortheile Heringe einſalzen, erlaubt ſein. Es ſoll auch dem Adel unverboten ſein, Ochſen zu kaufen und zu verkaufen, ſie mit ihrem eigenen Futter zu füttern, ſo viel Jeder ſelbſt oder bei ſeinen eigenen Bedienten ſtallen kann, die ihrerſeits verpflichtet ſein ſollen, den Nutzen ihrer Herrſchaft zu befördern, ohne dadurch den Kronzoll zu beeinträchtigen*).

---

*) Wir haben dieſen Paragraphen mehr wegen ſeiner Naivetät als wegen ſeiner Wichtigkeit herausgehoben.

Artikel XIII. Wir wollen durch unſere Vögte oder Amtleute keinen Ritter aufgreifen, binden, feſſeln oder ins Gefängniß ſetzen laſſen, wenn ihn nicht vorher das Geſetz dazu verurtheilt hat, ausgenommen, wenn er auf friſcher That ertappt wird, in welchem Fall er ſofort feſtgenommen werden darf.

Artikel XV. Wir wollen keinen Krieg anfangen oder fortführen ohne Einwilligung und Genehmigung des Reichsraths.

Artikel XVI. Ein Ritter ſoll ſein Rittergut nur dann verlieren können, wenn er ſich, wie das Geſetz ausweiſet, des Hochverraths gegen den König oder gegen das Reich ſchuldig gemacht hat.

Artikel XVIII. Wir wollen keinem Ausländer Privilegien ertheilen oder Monopole bewilligen ohne Genehmigung des Reichsraths.

Artikel XIX. Wir wollen keinem unfreien oder bürgerlichen Manne eine Freiheit oder Bedienſtung einräumen, welche nur Rittern und Edelleuten gebührt, ohne einſtimmige Bewilligung des Reichsraths, es müßte denn ſein, daß ſich Jemand ein Recht dazu auf dem Felde der Ehre (d. h. in Kriegszeiten) erwürbe.

Artikel XX. Weder Wir, noch unſere Gemahlin, noch unſere Nachkommen oder ſonſt Jemand ſollen berechtigt ſein, ein freies Gut der Krone oder ein Rittergut in Dänemark auf irgend eine Weiſe anzukaufen oder als Pfand anzunehmen, wie ſolches von alten Zeiten her üblich geweſen iſt.

Artikel XXI. Dagegen ſoll aber auch der däniſche Reichsrath und Adel von dieſem Tage angefangen kein freies Bauergut ankaufen oder als Unterpfand annehmen dürfen ohne Zuſtimmung des Königs.

Artikel XXII. Wer auf Treue und Glauben, auf Unſere Schreiben und Briefe, zu Uns kommt, der ſoll frei, ſicher und ungehindert wieder zu den Seinigen heimkehren dürfen, jedoch verpflichtet ſein, vor Uns und dem Reichsrathe vor Gericht zu erſcheinen.

Artikel XXIII. Wenn ein Bürgerlicher einen Adeligen belangen will, ſo ſoll er ihn vorher in einem offenen Briefe *) warnen und höflich ermahnen, ſeine Schuldigkeit zu erfüllen.

Artikel XXIV. Wir wollen und ſollen uns verpflichten, mit Hülfe unſerer Unterthanen die orkadiſchen Inſeln und Shetland einzulöſen.

Artikel XXV. Wir ſollen und wollen Keinen von ſeinem Amts- oder Landsgerichte, noch von der Reichskanzlerwürde ohne richterliches Urtheil abſetzen.

Artikel XXVI. Wenn Gerichtsmänner oder Beiſitzende einem Manne zum Schaden unrecht ſchwören, ſo ſoll, ſo weit ſich das jütländiſche Geſetz erſtreckt, der Landrichter, wenn es von ihm verlangt wird, ermächtigt werden, die unbeſcholtenſten Männer zu verſammeln, auf daß dieſe entſcheiden ſollen, ob Jenem Unrecht geſchehen ſei**).

Artikel XXX. Weil die däniſchen Reichsräthe und Edelleute verpflichtet ſein ſollen, vor Uns und dem

---

*) Heutzutage würde ein offener Mahnbrief als Ehrenkränkung angeſehen und beſtraft werden.

**) Dieſe Männer bildeten mithin eine Art Jury.

Reichsrathe vor Gericht zu erſcheinen, ſo wollen auch Wir uns anheiſchig machen, Jedem vor dem Reichsrathe Rede und Antwort zu ſtehen.

Artikel XXXXIII. Wird ein ehrlicher Mann vor Uns verläumdet und angeſchwärzt, ſo wollen wir ſolchen Verläumdungen keinen Glauben beimeſſen; es ſei denn, daß man es in Unſerer und des Reichsraths Gegenwart und im Beiſein des Angeklagten beweiſen will, widrigenfalls der Ankläger als Lügner und Verläumder beſtraft werden ſoll.

Artikel XXXXIV. Wird ein Adeliger unehrlicher Thaten wegen in die Acht erklärt, ſo ſoll er, wenn er wieder zu ſeiner Sicherheit gelangen will, zwanzig Mark Silber Buße bezahlen.

Artikel XXXXV. Der König ſoll einen Reichshofmeiſter, einen Reichskanzler und einen Reichsmarſchall haben. Alle drei ſollen von däniſchem Adel ſein und dem Könige wie dem Reichsrathe zur Erleichterung der Staatsgeſchäfte förderlich ſein. Wenn der König irgend Einem Unrecht zufügen wollte, ſo ſoll es demſelben — er ſei von Adel oder nicht — freiſtehen, Solches dem Reichshofmeiſter, dem Kanzler und dem Marſchalle anzuzeigen und den König erinnern zu laſſen, von ſeinem ungerechten Vorhaben abzuſtehen. Und Falls ſich der König dazu nicht verſtehen will, ſo ſoll er einen Gerichtstag anſetzen und der Kläger ſoll ſein Recht vor dem Reichsrathe und einigen Mitgliedern des Adels, welche der König eigends dazu ernennt und abordnet, vertheidigen und gewärtigt ſein deſſen, was das Landesgeſetz ausweiſ't und mit ſich bringt.

**Artikel XXXXVII.** Dänemark ſoll ein freies Wahlreich ſein und bleiben, wie es von uralten Zeiten her geweſen iſt.

**Artikel XXXXVIII.** Alle dieſe vorbenannten Artikel, ſo wie jeden insbeſondere, verpflichten Wir **Chriſtian IV.**, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, Uns bei Unſerm königlichen Eide, bei chriſtlicher Treue und Glauben in allen Puncten u. ſ. w. u. ſ. w. feſt und unverbrüchlich zu halten. Gegeben auf Unſerm Schloſſe zu Kopenhagen am 7. Auguſt im Jahre 1596 nach Chriſti, unter Unſerm Inſiegel

**Chriſtian.**

Dieſe Handveſte war von den nachfolgenden 21 Mitgliedern des Reichsraths in folgender Ordnung unterzeichnet:

Chriſtoph Walkendorf,
Chriſtian Friis,
Peder Munk,
Steen Brahe*),
Erich Hardenberg,
Manderup Parsberg**),
Hendrik Belov,
Axel Gyldenſtjerne***),

Albert Friis,
Arild Hvitfeld,
Heinrich Rammel,
Jörgen Friis,
Prebern Gyldenſtjerne,
Axel Brahe,
Hendrik Lykke,
Olaf Roſenſparre,

---

*) Steen war der jüngere Bruder des weltberühmten Tycho Brahe.

**) Es war derſelbe Parsberg, welcher dreißig Jahre zuvor dem armen Tycho de Brahe die Naſe verſtümmelt hatte.

***) Statthalter von Norwegen.

Abſalon Gjöe, Eske Brok,
Jakob Seefeldt, Chriſtian Holck.
Breide Rantzau*).

Erſt, nachdem Chriſtian IV. dieſe Capitulation im Schooße des Reichsraths feierlich beſchworen hatte, wurde am 29. Auguſt 1596 deſſen Krönung in der Frauenkirche vollzogen.

Zu den Gottgeſalbten, die als Verwandte des Königs ſchriftlich dazu eingeladen waren, gehörten Herzog Ulrich von Mecklenburg, König Jakob von Schottland und Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig. Der Schweriner Großpapa ließ ſein Ausbleiben durch ſein vorgerücktes Alter, der ſchottiſche und braunſchweigiſche Schwager ſein Nicht-Erſcheinen durch die Schwagerſchaft ihrer däniſchen Ehehälften entſchuldigen. König Sigismund von Schweden und Polen geruhte eine Kolik vorzuſchützen, und die Statthalterin der Niederlande, Prinzeſſin Clara Iſabelle Eugenie (Tochter des zweiten Philipp's von Spanien) und deren Gemahl Albert bedauerten ebenfalls verhindert zu ſein. Dagegen erſchienen viele andere unbedeutende Fürſten, darunter ſämmtliche Mitglieder des holſtein-gottorp'ſchen Hauſes, fünf Stück Prinzen von Brandenburg, fünf Stück Prinzen vom Hauſe Lüneburg, Herzog Franz von Pommern, Fürſt Rudolph von Anhalt und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von

---

*) Statthalter in Kopenhagen. Er war der einzige der hier namhaft gemachten Reichsräthe, der (am 2. November 1616) den Elephanten-Orden erhielt.

Neuburg. „Einen vorzüglichen Glanz, ſagt Schlegel, erhielt die Krönung durch die Anweſenheit der jungen Prinzeſſin, die zur königlichen Braut auserſehen, obgleich noch nicht öffentlich dazu erklärt war; der Churprinz (Joachim Friedrich) von Brandenburg hatte ſeine Gemahlin (Katharina von Brandenburg-Küſtrin) und ſeine beiden Prinzeſſinnen bei ſich. Es kam auch eine anſehnliche Geſandtſchaft im Namen des (noch unmündigen) Churfürſten Chriſtian II. und der verwitweten Churfürſtin von Sachſen. Das auffallend zahlreiche Gefolge dieſes Schwarmes fürſtlicher Perſonen und Geſandten wurde auf Koſten der Krone Dänemarks einlogirt und abgefüttert. Man hat, berichtet unſer Gewährsmann, eine authentiſche Liſte von zweitauſend zweihundert, wiederhole 2200 Pferden, die frei beköſtigt wurden. Der Herzog Johann Adolph von Holſtein-Gottorp brachte für ſich und ſeinen Hofſchranzenſchweif 674 Pferde mit. Außerdem war zu dieſer Feierlichkeit auch der geſammte Adel aus Dänemark und Norwegen, wie aus den Fürſtenthümern, eingeladen. Vom däniſchen Adel eröffneten 156, darunter 30 Hofjunker, den äußerſt brillanten Krönungszug. Dann folgten zu Pferde der Reichshofmeiſter Walkendorf, der Reichskanzler Friis, der Reichsmarſchall Hak Ulfſtand und der Reichsrath Steen Brahe, von denen der erſtgenannte die Krone, der zweite das Scepter, der dritte das vergüldete Schwert und der vierte den vergüldeten Reichsapfel trug.

Der König, der einen Schimmel ritt, trug einen mit Gold und Silber garnirten Seidenwamms und einen ſchwarzen, mit breiten Perlſchnüren beſetzten Sammetmantel. Auch die vier Reichsräthe, die ihm voranritten, trugen wie Jene, welche ihm folgten, lange Mäntel von ſchwarzem Sammet. Die Krone, die vom Reichshofmeiſter auf einem weißen Atlaskiſſen vorangetragen ward, hatte zwölf Spitzen und war, außer andern Edelſteinen und Perlen, mit neunhundert und ſiebenzig großen Diamanten beſetzt, deren Werth von einem zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreiber auf mehr als drei Millionen Reichsthaler angegeben ward.

Die Krönung ſelbſt wurde ganz mit denſelben Ceremonien wie jene von Chriſtian's IV. Vater durch den Biſchof von Seeland vollzogen.

Aus der Kirche kehrte der gekrönte König unter einem von den vier oben genannten Reichsräthen getragenen Baldachine von Purpur und Goldbrocate nach dem Reſidenzſchloß zurück. In dieſer Stellung ſieht man ihn auf einer, erſt zwei Jahre ſpäter geprägten (†) Denkmünze, deren Rückſeite allegoriſche Figuren mit der Legende: Nil salubrius Pallade pietate instructa zeigt. — Auf der Rückkehr nach dem Schloſſe wurden unter das maulaffende Volk kupferne Schaumünzen mit den Anfangsbuchſtaben der königlichen Deviſe R(egna) F(irmat) P(ietas) ausgeſtreut und die Gutmüthigkeit des Pöbels balgte ſich um ſie, gleich als ob dieſes Kupfer Gold geweſen wäre. Auf dem Amakermarkte, dort, wo zu Chriſtian's II. Zeiten der „Palaſt der Mutter Sigbrit" ſtand, ließ man Wein ſpringen, der, wie bei allen Gelegenheiten ſolcher Art, herzlich matt war. Außerdem wurde ein ganzer gebratener, mit Vögeln aller Art farcirter Ochſe dem Hunger des Volkes preisgegeben. Am Ende der Oeſtergade erhob ſich eine ſtattliche mit drei künſtlich gearbeiteten Rieſen gezierte Ehrenpforte, welche, als Chriſtian durchritt, ſich höchſt ehrfurchtsvoll verneigten, während von dem Giebel der Ehrenpforte ſich ein ziemlich plumper Engel herabließ, um auf das Haupt des Monarchen eine nicht minder plumpe Krone von maſſivem Gold zu ſtülpen.

Tags darauf wurde die Vermählung des Herzogs Johann Adolph*) von Holſtein-Gottorp mit König Chriſtian's IV. dritter Schweſter Auguſta vollzogen. Am folgenden Tage ward die ſechszehnjährige Braut in die Frauenkirche geführt, um dort, nach uraltem Herkommen, eine höchſt ſalbungsreiche, aber ziemlich unerquickliche Predigt über die Pflichten des Eheſtandes anzuhören, wobei Prinzeſſin Auguſta, wie dies häufig zu geſchehen pflegt, mehrmals gegähnt haben ſoll. Deſto luſtiger gings dann in den Gemächern der Königin-Mutter zu, wo die Neuvermählte von allen dort anweſenden Fürſten männlicher und weiblicher Gattung, wie von den Abgeſandten der einzelnen Städte des Königreichs, höchſt ſplendid beſchenkt wurde. Es drängt ſich bei all dieſem Jubel unwillkührlich die Frage auf, wer das arme Volk beſchenkt, wenn es ſeine in der Regel unbemittelten Töchter vermählt? Die Krone nimmt immer mehr, als ſie zu geben ſeit Jahrtauſenden gewohnt iſt.

---

*) Johann Adolph geboren am 27. Februar 1575, Herzog ſeit 1590, ſtarb am 31. März 1616. Auguſta, die ihren Gatten dreiundzwanzig Jahre überlebte, ſtarb am 5. Februar 1639. Aus dieſer Ehe gingen vier Söhne und vier Töchter hervor.

Die folgenden Tage brachten in reicher Abwechslung eine Menge glänzender Feſte, bei welchen dem guten Volke, das ſeinen Antheil dazu beigeſteuert hatte, die Rolle eines müßigen Zuſchauers zugetheilt ward.

Der König geruhte ſeine fürſtlichen Gäſte auf der Flotte zu bewirthen und lucullisch abzuſpeiſen. Die (früher genannten) achtzehn Kriegsſchiffe und drei Galeren hißten ihre Flaggen und verknallten unnütz eine ziemlich beträchtliche Pulvermaſſe, wobei das gutherzige Volk wieder ſeine ungemeine Fertigkeit im Vivatbrüllen kundgab.

An zwei Tagen fanden große Ringrennen ſtatt, am dritten Tage war ein Paille-Rennen. Bei Jenen, erzählt Schlegel, war der König der einzige Mantenador, d. h. Derjenige, der ſich mit allen Aventuriers d. h. Denjenigen, die zum Wettkampfe mit ihm zugelaſſen wurden, herumſchlug. Letztere erſchienen in ganzen Aufzügen oder Quadrillen, von welchen die erſte vom Churprinzen Joachim Friedrich von Brandenburg, dem Vater der zukünftigen Königsbraut, die zweite vom Markgrafen Chriſtian IV., dem jüngſten Bruder des Churprinzen, angeführt ward.

Sechs andere Rennen wurden am erſten Tage von den Reichsräthen und Edelleuten ausgeführt.

Am zweiten Tage erſchienen ſiebenzehn ſolcher Aufzüge. Chriſtian IV., der ſich mit jedem dieſer adeligen Aventuriers dreimal in einen Wettkampf einließ, trug natürlich jedes Mal den Sieg davon, denn dafür war er König. Er rannte während dieſer beiden Tage nicht weniger als dreihundert vierzig Mal und trug — welch ein Ruhm! — nicht weniger als zweihundertſechs Mal den Sieg, d. h. den Ring durch ſeine Lanze weg.

Im Paillie-Rennen, bei welchem Spieße gebraucht wurden, erſchienen außer Seiner Majeſtät noch drei andere Mantenadors, der Reichsmarſchall Hak Ulfſtand, der Landrath Gerhard Rantzau und der Hofjunker Anders Sinclair auf Sinclairholm, ein Günſtling Chriſtian's IV. und ein Theilnehmer der königlichen Jugendthorheiten, der däniſche Graf Lauzun des vierzehnten Ludwig's von Dänemark. Als Aventürer erſchienen, innerhalb der Schranken, Herzog Ulrich, des Königs Bruder, ſechs Reichsräthe, achtzehn Landſaſſen und eben ſo viele Hofjunker.

Beim erſten Ringrennen geruhte der erlauchte Monarch in päpſtlicher Tracht zu erſcheinen und die Herausforderung zum Rennen als Papſt Sergius VI. allerhuldreichſt zu unterzeichnen. Am zweiten Tage erſchien er in der Verkleidung einer Amazonenkönigin. Beim Paillerennen ſpielte er Alexander den Großen und die andern Mantenadores legten ſich gleichfalls berühmte Heldennamen bei und nannten ſich (lucus a non lucendo!) Scipio, Hannibal und Hector, welche Namen man, profanirend, bekanntlich auch Hunden und Pferden beizulegen pflegt.

Auch die fünf Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg und Danzig, Roſtock und Stralſund waren durch Abgeordnete vertreten, von welchen jene der zwei letztgenannten

Städte gar nicht eingeladen waren. Schade, daß di Geſchichte uns die Namen der beiden ungebetene Gäſte vorenthalten hat. — Alle dieſe ſtädtiſchen Abgeſandten hatten erſt am 2. September Audienz erhalte bei Seiner däniſchen Majeſtät, die allergnädigſt ſich bewogen fand, die lieben Geſchenke jener deutſchen Städt — welche in Pferden und Kameelen beſtand — nich zurückzuweiſen. Das reiche Hamburg ſchenkte ein künſtlich gearbeitetes Stück Silberwerk, das — einen Triumphbogen und in der Entfernung die Stadt Kopenhagen darſtellend — noch bis zur heutigen Stunde eine der koſtbarſten Zierden der Kopenhagener Kunſtkammer iſt In der Mitte dieſes Kunſtwerks iſt König Chriſtia IV. in glänzender Rüſtung und in dem Momente abgebildet, wie er eben nach einem Ringe ſeine Lanz ausſtreckt. An beiden Seiten ſind die Wappen un Namen aller Fürſten und Edelleute, die ſich an dieſem Ringrennen betheiligt hatten, eingegraben.

Am 9. September wurde der Reigen der Krönungsfeierlichkeiten durch ein auf Schloß Kronborg abgebranntes Feuerwerk geſchloſſen, eine Feſtung vorſtellend, das von den Türken beſtürmt und von den Perſern vertheidigt ward. Von beiden Seiten fielen eilftauſend Schüſſe: das Feuerwerk hatte 86000 ausfahrende Feuer und ſoll über zwanzigtauſend Reichsthaler gekoſtet haben. Man ſieht, daß man ſchon damals mit den Einkünften des däniſchen Weinbergs" ziemlich verſchwenderiſch umzugehen gewohnt war.

Am 10. September verabſchiedete ſich der letzte der königlichen Gäſte, Herzog Johann Adolph, bei ſeinem Schwager; des Herzogs Gemahlin blieb aber — wir wiſſen nicht beſtimmt weßhalb und wagen das, was wir vermuthen, nicht auszuſprechen — noch eine geraume Zeit am Hofe zu Kopenhagen. Erſt am 4. November — alſo drei Monate nach ihrer Vermählung — ward ſie von Chriſtian und ihrer Mutter, der Königin-Witwe Sophie, ihrem Gemahle zugeführt, der in Gottorp reſidirte.

Die Wintermonate November, December 1596 und Januar, Februar und März des folgenden Jahres verlebte der König in Koldingen und durchſtreifte von dort aus ganz Jütland. Erſt im Sommer kehrte er nach der Hauptſtadt zurück und machte von Kopenhagen einen Ausflug nach der Inſel Bornholm, nach Gothland und Oeſel. Später ging er nach Deutſchland, um ſeinem Verwandten in Mecklenburg und dem Adminiſtrator von Magdeburg, dem Churprinzen von Brandenburg, dem Vater ſeiner Braut, einen Beſuch in Halle abzuſtatten. Letztere — wir meinen natürlich nur die Stadt — hatte der däniſchen Majeſtät ſo ſehr mißfallen, daß er ſie einen à jour gefaßten Miſthaufen genannt haben ſoll. — Im Auguſt ließ er bei ihm — wir meinen natürlich den Magdeburger Adminiſtrator — durch vier Reichsräthe feierlich um die Hand der Prinzeſſin Anna Katharina anhalten.

Am 27. November 1597 wurde das Beilager mit großer Pracht und Verſchwendung zu Hadersleben gefeiert.

Anna Katharina von Brandenburg, geboren

am 26. Juni 1575*), war alſo zwei Jahre älter als ihr Gemahl, im Uebrigen aber ganz das Ebenbild ihrer Mutter Katharina, Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg-Küſtrin**), d. h. nicht häßlich, aber auch nicht ſchön, nicht bornirt, aber auch nicht allzugeiſtreich, im Ganzen jedoch ziemlich gut und gebildet.

Am 12. Juli 1598 wurde Anna Katharina als Königin zu Dänemark in der Frauenkirche mit herkömmlichem Pompe gekrönt und dreizehn Monate darauf von einem Prinzen entbunden, der zu Ehren ſeines Großvaters den Namen Friedrich erhielt. Dieſer Knabe ſtarb aber ſchon 24 Tage nach ſeiner Geburt.

Von den andern Kindern wird ſpäter die Rede ſein.

---

*) Allen läßt ſie, wahrſcheinlich nur in Folge eines Druckfehlers, ſchon 1555 geboren ſein.

**) Nach dem im Jahre 1602 erfolgten Tode der Küſtriner Katharina vermählte ſich Chriſtian's IV. Schwiegervater gleich im folgenden Jahre mit Eleonore, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, und ſtarb 1608 auf einer Reiſe von Köpenik nach Berlin in ſeinem Wagen.

## Zweites Kapitel.

Chriſtians des Vierten Reiſe nach dem Norden. — Er kapert zwei engliſche Schiffe. — Sein Streit mit der Königin Eliſabeth. — Ihr Nachfolger Jakob. — Vermählung des Herzogs Johann mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin. — Er ſtirbt. — Herzog Ulrich. — Prinzeſſin Hedwig. — Herzog Johann Adolph. — Streitigkeiten mit Hamburg. —

Am 17. April 1599 begab ſich König Chriſtian mit einer aus 12 Kriegsſchiffen beſtehenden Flotten-Abtheilung auf dem vom Capitän Chriſtian Fridrichſön befehligten Orlogſchiff „Victor" in Begleitung des Admirals Byrge Trolle und des Vice-Admirals Alexander Durham und Albert Skeel, um alle nordiſche Hafen und ſelbſt die entfernteſten Provinzen ſeines Reiches, ſo wie deren Sitten und Bedürfniſſe durch eigene Anſchauung kennen zu lernen, nach der äußerſten Gränze ſeines Staats, bis hoch nach Lapland hinauf.

Unterweges bemächtigte er ſich zweier engliſchen Schiffe, die in den dortigen Gewäſſern unbefugten Handel mit den ruſſiſchen Unterthanen getrieben hatten.

Auf dem Rückwege beſuchte er Bergen, wo er einen Herrentag abhielt, und kehrte am 20. Juli nach ſeinem Hoflager in Kopenhagen zurück *).

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung dieſer ziemlich be-

Das Wegkapern der beiden engliſchen Schiffe hatte die ſtolze Königin Eliſabeth ſo ſehr verdroſſen, daß ſie darin einen Friedensbruch und gleichzeitig einen casus belli ſah. In Folge deſſen trat ein Congreß engliſch-däniſcher Bevollmächtigter zuerſt in Embden und bald darauf (im April 1602) ein zweiter in Bremen zuſammen *). Aber keiner von beiden Theilen wollte nachgeben und ſo zerſchlugen ſich die diplomatiſchen Verhandlungen. Eliſabeth ſchien ernſtlich geſinnt, dem Könige von Dänemark, der ſich für ſtark genug hielt, den Engländern die freie Schiffſahrt auf dem Nordmeere durch Schließung der bewußten Sundklappe zu verwehren, auf die Finger zu klopfen, als der Tod, der friedliche Vermittler ſo vieler großen und kleinen Fehden, die mächtige Tochter des achten Heinrichs, zum Glück für den Uebermuth des vierten Chriſtians, am 3. April 1603 vom Schauplatze ihrer Thaten abrief.

Der Sohn der unglücklichen Marie Stuart, Jakob von Schottland, der nach Eliſabeths Tode den engliſchen Thron beſtieg, empfing den däniſchen Ge-

---

ſchwerlichen und nicht unintereſſanten Reiſe hat Chriſtians IV Privatſecretärs und Reiſebegleiters Jonas Cariſius hinterlaſſen.

*). Die Bevollmächtigten von däniſcher Seite waren der Reichskanzler Chriſtian Friis auf Borreby, die Reichsräthe Manderup Parsberg, Arild Hvitfeldt und der oben erwähnte Cariſius.

ſandten Heinrich Rammel, der ihn im Namen Chriſtian's IV. beglückwünſchte, mit großer Huld und ſchickte ſeinem däniſchen Schwager, als Zeichen ſeiner Freundſchaft, den Orden des Hoſenbandes.

Der Casus belli war beſeitigt und die Entente cordiale zwiſchen England und Dänemark wiederhergeſtellt.

Kurz vor Beendigung der Mißhelligkeiten mit der Königin Eliſabeth waren wegen der Feſtſtellung der Lapländiſchen Gränze von Seiten Dänemarks die Reichsräthe Eske Brok und Carl Bryske nach Moskau geſandt werden, um dieſen Grenzſtreit mit Rußland auf diplomatiſchem Wege zu ſchlichten. Daraus kam eine Heirath zu Stande.

Boris Godunow, ein kühner Abenteurer, der ſich als Günſtling des ſchwachen Czars Feder Iwanowitſch durch Ermordung des Prinzen Demetrius den Weg zum ruſſiſchen Throne gebahnt hatte, ſchickte, um ſich und ſeine Dynaſtie zu befeſtigen, eine Geſandtſchaft nach Kopenhagen, um ſeine Tochter Axinia dem jüngern Bruder Chriſtian's IV., dem Herzoge Johann, antragen zu laſſen. Die Bedingungen dieſer Heirath, die dem Könige eben ſo vortheilhaft als der Königin-Mutter erſchien, beſtanden darin, daß Axinia eine Mitgiſt von 400,000 ruſſiſcher Gulden (jeder Gulden zu zehn Altinen gerechnet) und ihr zukünftiger Gemahl noch außerdem das Fürſtenthum Twersköy und die Herrſchaft Wattſchöy mit allen dazu gehörigen Städten und Schlöſſern, Hoheiten und Privilegien als erbliches Heirathsgut erhalten ſollte.

Am 1. Auguſt 1602 ſegelte Herzog Johann mit einer aus acht Orlogsſchiffen beſtehenden, vom Admiral Herluf Daa befehligten Flotten-Abtheilung nach Moskau ab, begleitet von den drei Reichsräthen Axel Gyldenſtjerne, Axel Brahe und Chriſtian Holck. Der Erſtere, vom Könige zum Großhofmeiſter ernannt, war beauftragt, ein Jahr in Rußland zu bleiben, um dem neunzehnjährigen Prinzen mit gutem Rathe beizuſtehen.

Am 11. Auguſt wurde der däniſche Bräutigam zu Iwanogrod oder Ruſſiſch-Narva im Namen des Czaren Boris Godunow durch deſſen Diak oder Kanzler Afanaſſei bewillkommt und nach Moskau begleitet, wo Herzog Johann am 28. September ſeinen feierlichen Einzug hielt.

Nach der Audienz, in welcher der Czar das Beilager ſeiner Tochter auf den 1. Januar 1603 feſtgeſetzt hatte, wurde deſſen zukünftiger Schwiegerſohn im Kreml an einer mit zweihundert goldenen Schüſſeln beſetzten Tafel bewirthet, zu der auch die däniſchen Reichsräthe und Hofjunker hinzugezogen wurden. Seine Braut aber bekam er nicht zu ſehen.

Wenige Tage nach dieſem Mahle überfiel ihn ein hitziges Fieber, in Folge deſſen er, trotz aller Kunſt und Pflege, die ihm die vier deutſchen Leibärzte des Czaren angedeihen ließen, am 28. October ſtarb, was zu dem Gerüchte Veranlaſſung gab, daß er vergiftet worden ſei. Im „hiſtoriſchen Magazine“ (Theil VII, Seite 317) bezeichnet Büſching den Herzog Johann von Sonderburg als den Urheber jener That und als Motiv derſelben deſſen Lieblingsplan, ſeinen Sohn

Philipp von Glücksburg mit der Tochter des Czaren zu vermählen; eine Behauptung, die jedoch eben ſo wenig erwieſen als ein anderes Gerücht iſt, welches Johann's Vergiftung der eigenen Braut zuſchreibt, die einen ruſſiſchen Bojaren geliebt haben ſoll.

Herzog Johann wurde zu Moskau beerdigt *). Die däniſchen Geſandten traten erſt im Juni des folgenden Jahres ihre Rückreiſe nach Kopenhagen an. Der Großhofmeiſter Axel Gyldenſtjerne ſtarb auf der Heimkehr in Gothland.

Bald nach dem Tode des Herzogs Johann wußte ſich ein ruſſiſcher Betrüger, Jakob Otrepiew, ein entlaufener Mönch aus einer adeligen Familie zu Jaroslaw, der ſich für den Prinzen Demetrius ausgab, durch ſeine Vermählung mit der Tochter des Palatins von Sendomir, Marina Mnizeck, in Polen ſo großen Anhang zu verſchaffen, daß er mit polniſcher Hilfe in Rußland eindrang und bald auch hier ſo viele Anhänger gewann, daß Boris Godunow, der allen Muth verlor, ſich durch Gift den Tod gab. — Sein fünfzehnjähriger Sohn, Fedor II., der die Zügel der Regierung übernahm, ward in Folge einer vom Fürſten Waſſilij Schuiskoi angezettelten Verſchwörung im Kreml mit ſeiner Mutter, der Großfürſtin Maria, am 17. Mai 1606 ermordet und ſeine Schweſter Axinia in ein Kloſter eingeſperrt. —

---

*) Erſt 35 Jahre ſpäter ward der Sarg des däniſchen Prinzen von Moskau abgeholt und im Dome zu Röskilde beigeſetzt.

**Chriſtian's IV.** älterer Bruder, Herzog **Ulrich**, welcher 1602 durch das Bisthum Schleswig abgefunden worden war, erhielt nach dem am 14. März 1603 erfolgten Tode ſeines Großvaters, des Herzogs **Ulrich** von Mecklenburg, auch das Bisthum Schwerin und reſidirte ſeitdem abwechſelnd bald in Schleswig, bald in Bützow *).

**Chriſtian's IV.** jüngſte Schweſter **Hedwig**, (geboren am 5. Auguſt 1581) war ſchon über einundzwanzig Jahre alt **), als ſie ſich am 12. September 1602 mit dem Churfürſten **Chriſtian II.** von Sachſen vermählte. Ihre Ehe blieb kinderlos ***).

Ein Jahr nach **Hedwigs** Vermählung (1603) wurde **Herzog Johann Adolph** †), früher Biſchof zu Bremen und Lübeck, von ſeinem Schwager Chriſtian IV. mit Schleswig belehnt.

---

*) In letztgenannter Stadt ſtarb er unvermählt, am 27. März 1624 in einem Alter von 45 Jahren. Auch er war, wie ſein königlicher Bruder, Ritter des Hoſenband-Ordens.

**) Herr Vehſe irrt ſich alſo, wenn er im dritten Bande ſeiner übrigens ſehr intereſſanten „Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen" (Seite [illegible]) berichtet, daß Hedwig bei ihrer Vermählung noch nicht völlig neunzehn Jahre alt geweſen ſei.

***) Chriſtian II. ſtarb, erſt 28 Jahre alt, am 23. Juni 1611. Seine Wittwe überlebte ihn dreißig Jahre. Das Leibgeld, das ſie nach ſeinem Tode erhielt, betrug nach dem ſächſiſchen Hofbuche monatlich nicht mehr als 857 Gulden und 3 Groſchen.

†) Als am 28. October 1590 Herzog Philipp von Schleswig-Holſtein, 21 Jahre alt, mit Tode abging, fiel die Regierung der Fürſtenthümer an ſeinen Bruder Johann Adolph, der ſich, wie bereits erwähnt, am 30. Auguſt 1596 mit der

Des Königs Ehrgeiz verlangte bei dieſem [illegible], daß Hamburg ihm eben ſo gut, wie ſeinem Vater Friedrich II., zu huldigen ſich verpflichte.

Kaiſer Rudolph II. aber hatte dieſer Stadt — wahrſcheinlich auf deren eigenen Antrieb — bei Strafe der Reichsacht unterſagt, dieſer Prätenſion des Königs von Dänemark Folge zu leiſten.

Um das Verhältniß, in welchem Hamburg zu Dänemark ſtand, richtig beurtheilen zu können, müſſen wir auf die hiſtoriſche Vergangenheit dieſer Stadt zurückgehen.

Hamburg, ſeit dem Jahre 1106 durch das Recht der Eroberung den Grafen von Holſtein anheimgefallen, hatte ſich 1201 vom Grafen Adolph, als dieſer vom Herzoge Waldemar von Schleswig beſiegt worden war, losgeſagt und ſich dem Sieger ergeben. Ein Jahr darauf vom Grafen Adolph zurückerobert, war es dieſem treu geblieben bis zum Jahre 1215, wo Hamburg, vom Kaiſer Otto IV. erobert, von dieſem zu einer Reichsſtadt erhoben ward. Acht Jahre ſpäter hatte ſie der Dänenkönig Knud VI. nach achtmonatlicher Belagerung eingenommen und ſie ſeinem Sohne Waldemar abgetreten, von dem ſie für 56,000 Thaler an den Grafen Albrecht von Schaumburg-Orlamünde verkauft worden war. Von Letzterm hatte Hamburg

---

Prinzeſſin Auguſta, der dritten Schweſter des vierten Chriſtian's, vermählt hatte.

am 9. Januar 1224 für 90,000 Thaler ſeine Freiheit erkauft *), und ſeitdem war an die Stelle des vom Kaiſer eingeſetzten Reichsvogts ein ſtädtiſcher Senat (Collegium Consulum) getreten und Graf Adolph IV. von Schaumburg-Orlamünde zum Schutz- und Schirmherrn der freien Stadt erwählt worden. Nachdem die Hamburger unter dem Oberbefehle ihres Schirmherrn, drei Jahre ſpäter, bei Bornhöved einen glänzenden Sieg über König Waldemar II. von Dänemark davongetragen hatten, entſagte Letzterer ſeinen Anſprüche an Hamburg, das ſeitdem eine freie Reichsſtadt blieb.

Dänemark hingegen wollte durch ein vom Jahre 1292 datirtes Diplom des Grafen Adolph von Holſtein ſeine Oberherrſchaft über die Stadt Hamburg davon herleiten, daß der eben genannte Graf ihr bei Kaiſer Friedrich II. verſchiedene Privilegien ausgewirkt, ihr außerdem Zollfreiheit durch ganz Holſtein eingeräumt und die Erlaubniß ertheilt habe, jährlich zwei Märkte abhalten zu dürfen. Die däniſchen Geſchichtsſchreiber erwähnen eines Vertrages, der 1292 zwiſchen Holſtein und Hamburg geſchloſſen worden ſei, laut welchem Letzteres ſich verpflichtet haben ſoll, an Erſteres die Hälfte der Einkünfte zu entrichten. Holberg und andere Hiſtoriker Dänemarks bezeugen, daß in Folge dieſes Vertrages die Grafen Adolph und Gerhard von Holſtein die Hälfte der Hamburger Zolleinnahmen, der

---

*) Holberg giebt die Kaufſumme, welche Hamburg dem Grafen von Orlamünde bezahlt haben ſoll, blos auf 1500 Mark an, was gewiß unrichtig iſt.

ihnen zugehört, einem Lübecker Bürger, Namens Heinrich Koſtin, verpfändet haben ſollen.

„Im Jahre 1363, berichtet Holberg, hatte Herzog Albrecht von Mecklenburg, vom Kaiſer Carl IV. als Schiedsrichter eingeſetzt, in Lübeck die Rechtsanſprüche der Grafen von Holſtein auf Hamburg näher unterſucht und gedachten Grafen eine rechtmäßige Herrſchaft über dieſe Stadt zuerkannt und ihr die Pflicht der Huldigung auferlegt; worauf ſie ſich gezwungen ſah, das Zeichen ihrer Freiheit, die Rolandsſäule, niederzureißen. Dies leugneten ſelbſt die Hamburger nicht, doch behaupteten ſie, daß der Herzog Albrecht I. von Mecklenburg *) ein parteiiſcher Richter und der Schwager des Grafen von Holſtein geweſen ſei. — Wohl iſt es wahr, daß dieſes Urtheil nachgehends (1364) durch einen Vergleich zwiſchen dem Grafen Adolph und

---

*) Dieſer Albrecht I. von Mecklenburg, Sohn Heinrich's des Löwen, ſtarb 1377. Sein Sohn, Albrecht II., ward von den mit Magnus unzufriedenen Schweden 1363 zum Könige ernannt. 1389 von der Königin Margarethe gefangen genommen, wurde er nach Lindholm abgeführt. Da er zu arm war, um die Löſungsſumme von 60,000 Mark Silber aufzubringen, ſo verkauften die Mecklenburger Edelfrauen ihren Schmuck und befreiten den Herzog, der ihnen dafür das Erbjungfernrecht verlieh. Albrecht II. entſagte erſt 1404 dem ſchwediſchen Throne und ſtarb 1416. Vergl. David Richter, Programma de Alberto, Sueciae rege et duce Mecklenburgico, Rostoch. 1737. 4. und Anders' Eckman Dissertatio de Alberto Megapolitano, rege Sueciae, Lond. Goth. 1758. 4.

Hamburg geſchwächt worden, aber gerade dieſer Vergleich beweiſe die Oberherrſchaft des Grafen über die Stadt, denn er beſtätige ihr darin alle ihre Privilegien und Freiheiten, behält aber ſich und ſeinen Erben alle Rechte vor, die ſeine Vorfahren inner- und außerhalb Hamburgs beſeſſen haben; er verſpricht, die Bürger im Falle der Noth zu beſchützen, wogegen dieſe ihm, als ihrem Herrn und Gebieter, Treue und Gehorſam geloben. Außerdem hat auch Kaiſer Carl IV. im Jahre 1368 an die Hamburger ein Mandat erlaſſen, worin er den ihnen befiehlt, den Grafen von Holſtein als ihren rechtmäßigen Herrn anzuerkennen und ihm Treue und Gehorſam zu leiſten; auch droht er der Stadt, daß, wofern ſie ſich nicht dazu bequeme, er ſelbſt den Grafen von Holſtein zu ihrem Rechte verhelfen wolle, woraus klar und deutlich hervorgehe, wie feſt begründet Holſteins Recht auf Hamburg ſei, und daß die kaiſerlichen Befehle, welche in ſpätern Zeiten zu Gunſten Hamburgs gegeben worden ſeien, Holſteins Recht nicht zu ſchwächen oder Hamburgs Mittelbarkeit aufzuheben vermögen."

In Folge dieſes vermeintlichen „Rechts" hatte ſchon Chriſtian I. von Hamburg die Erbhuldigung verlangt, Hamburg aber, geſtützt auf die vom Grafen Albrecht von Orlamünde ausgeſtellte Urkunde, Dänemarks Prätenſionen zurückgewieſen und, geſchützt durch ein vom Kaiſer Maximilian I. im Jahre 1510 erlaſſenes Mandat, ſtatt der Huldigung nur einen Handſchlag durch ſeinen Bürgermeiſter geleiſtet.

Chriſtian IV. aber, der ſich mit dem bloße

Handſchlage nicht begnügen wollte, beſtand auf dem Rechte der Huldigung, und Hamburg ſah, als der ſchwächere Theil, troz des kaiſerlichen Verbotes ſich genöthigt, dem Befehle des Königs von Dänemark nachzukommen.

Von Seiten des Letztern wurden der Statthalter von Kopenhagen, Gerhard, Rantzau, der Stiftsamtmann von Steinburg, Benedix Ahlefeldt, von Seiten des Herzogs Johann Adolph die beiden fürſtlich holſtein'ſchen Räthe Dietrich Blome und Clemens Gadendorf, und Nicolaus Junge, Doctor beider Rechte, nach Hamburg geſchickt, um mit Bürgermeiſter und Senat alle Punkte der Huldigung zu berathſchlagen. Der Einzug des Königs wurde auf den 28. October 1603, den Tag Simonis Judae, anberaumt.

An dieſem Tage zog Chriſtian IV. und ſein holſtein'ſcher Schwager Adolph unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und dem Donner der Geſchütze in die ſogenannte freie Reichsſtadt ein.

Unter den Gäſten des Königs, die ſich zur Huldigungsfeier eingefunden hatten, befanden ſich deſſen Schweſtern, die ſchöne Churfürſtin Hedwig von Sachſen, im Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, und die Herzogin Eliſabeth von Braunſchweig; der Geſandte des Czaren von Moskau, Afanaſſaſei Iwanowitſch; der Erzbiſchof von Bremen, Herzog Johann Friedrich; der regierende Herzog Ernſt von Zelle und deſſen fünf Brüder Auguſt, Magnus, Friedrich, Georg und Heinrich; die drei Herzoge Adolph, Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg; der Herzog Ulrich von Schleswig-Holſtein; der Herzog Alexander von Sonderburg; Graf Enno von Oſtfriesland nebſt ſeiner Gemahlin; Graf Anton Günther von Oldenburg und Graf Günther von Schwarzburg, der „große Ochſenlieferant“. Dieſe Herrſchaften hatten über 2000 Pferde mitgeſchleppt, welche Hamburg frei beköſtigen mußte.

Am 29. October wurde der König vom Rathe und von der Bügerſchaft bewirthet und reich beſchenkt.

Montag am 30. October ritten Chriſtian IV. und Herzog Johann Adolph in Begleitung ihrer hohen Gäſte und einer Unzahl Trabanten, — in rothen Sammt gekleidet, — nach der St. Petrikirche, in welcher Magiſter Johann Schelhammer Seine Königlich däniſche Majeſtät in einer herrlichen Predigt allerunterthänigſt beglückwünſchen mußte.

Nach glücklich überſtandener Predigt geruhten der König, der Herzog und ſein glänzendes Gefolge nach dem Rathhauſe zu reiten, um daſelbſt die freiwillig-gezwungene Huldigung allerhuldreichſt anzunehmen.

Im großen Rathhausſaale hatten ſich die vier Bürgermeiſter, der Syndicus, der Secretär und die hochweiſen Väter der Stadt, ſowie die Abgeordneten der Bürgerſchaft eingefunden, um Zeugen dieſer höchſt rührenden Huldigung zu ſein, die eine deutſche Stadt einem däniſchen Fürſten erwies.

Seine Königliche Majeſtät und Seine Fükſtliche Gnaden ſtellten ſich am oberſten Theile des Saales, dort, wo die vier Bürgermeiſter ihren Sitz hatten, auf.

Zur Rechten des Königs ſtanden: der Statthalter von Kopenhagen, Gerhard Rantzau; der Amtmann von Rendsburg, Hans Rantzau; der Amtmann von

Steinburg, Benedix Ahlefeldt; der Amtmann von Koldingen, Claus Ahlefeldt; der Amtmann zu Potlos, Heinrich Rantzau; der Amtmann zu Flensburg, Balthaſar Ahlefeldt; dann kamen die holſtein'ſchen Räthe: der Amtmann zu Tondern, Dietrich Blome; der Amtmann zu Steinhorſt, Georg Seeſtedt; der Amtmann zu Apenrade, Friedrich Ahlefeldt; der Amtmann zu Gottorp, Dietrich Buchwald, und der Amtmann von Tritow, Thomas Blome; natürlich lauter Adelige.

Zur Linken Chriſtian's IV. figurirten die vier Bürgermeiſter, die Syndici, der ganze hochweiſe Rath und der Ausſchuß der hochlöblichen Bürgerſchaft.

Der erſte Bürgermeiſter, Joachim Beckendorf, hielt in alter niederſächſiſcher Sprache folgende Anrede:

„Dorchluchtigſter und großmächtigſter Herr König. Dorchluchtiger, hochgebohrner Förſt tho Holſten, gnädigſter Herr und gnädige Herren! Nachdem Ju Königliche Majeſtät und Förſtliche Gnaden tho Holſten dorch den Willen Godes des Allmägtigen in diſſe gude Stad gekommen ſeynd, ſo erſchienen wy Börgermeiſter und Rath, ſampt dem Utſchote *) der gemeinen Börgerſchafft, und bekennen uns tho weſende Gledematen **) des Fürſtenthum Holſten und Stormarn und willen uns by Ju Königliche Mayeſtät und Förſtliche Gnaden, als Förſten tho Holſten und Stormarn, holden in allen gebörlichen Sachen, wo fromen Lüden by ehren natürlichen gebohrnen Landesförſten und Herrn tho dohnde *) geböhrt, und unſer Vorfahren allertydt geholden hebben. By alſo dat wy by unſern Privilegien, Gerechtigkeiten und olden geböhrlichen Gewohnheiden **) bliwen und gelaten werden. Wo nu Ju Königliche Mayeſtat und Förſtliche Gnaden uns gnädigſt und gnädig willen annehmen und unſere Privilegien, Gerechtigkeiten und olde redlichen Gewahnheiden confirmiren, holden und handhaven, uns ok gehlich andere Ju Königliche Majeſtät und Förſtliche Gnaden Unterſaten ***) tho Recht vorbidden und vordedigen.“ —

---

*) Ausſchuſſe.

**) Gliedmaßen.

Die Antwort Seiner däniſchen Majeſtät lautete, kurz und erbaulich, wie folgt:

„Wir Chriſtian der Vierte, König zu Dänemark und Norwegen u. ſ. w. und Wir, Herzog Johann Adolph, Herzog in Holſtein und Stormarn, nehmen euch Bürgermeiſter und Rath, nebſt Bürgern, als Glieder des Herzogthums Holſtein und Stormarn an. Wir wollen euch auch gnädigſt und gnädig bei euern Privilegien, alten Gebräuchen und Gewohnheiten beſchützen, euch ſelbige confirmiren und handhaben, und auch ſelbige in dieſer Urkunde überliefern und handhaben, ſo lange Wir und unſere Erben bey Unſern alten fürſtlichen erblichen Regalien, Gerechtſamen, Herrlichkeiten und Hoheiten verbleiben, welche Wir Uns hiermit für immer wollen vorbehalten haben.“

---

*) zu thun.

**) Gewohnheiten.

***) Unterſaſſen.

Nach dieſer gegenſeitigen, ziemlich nüchternen Redensarten-Auswechſelung bekräftigten die vier Bürgermeiſter, der hochweiſe Rath und die hochlöbliche Bürgerſchaft den Huldigungseid durch einen Handſchlag, worauf der erſte Bürgermeiſter die Original-Urkunde, die eine neue Beſtätigung ihrer alten Gerechtſame enthielt, aus den Händen des Königs entgegennahm.

Auf dem Rückwege ließ Chriſtian IV. kleine, eigends zu' dieſem Zwecke geprägte Silber-, und auch einige Goldſtücke unter die vivatjohlende Maulaffenmenge auswerfen. Auf dieſen Münzen war ein Elephant zu ſehen, auf deſſen Rücken ſich ein Thurm erhob. Auf der andern Seite zeigte ſich des Königs Bild und ſeine Deviſe „Regna Firmat Pietas.“

Die „hohen Herrſchaften,“ die bis zum 9. November in den Mauern der „guden Stad Hamborg“ zu verweilen geruhten, traten dann ganz auf dieſelbe Weiſe, wie ſie ihren allerhöchſten Einzug gehalten hatten, auch Dero allergnädigſten Rückzug nach Dänemark an.

Zur Ehre der guten Stadt Hamburg ſei hinzugefügt, daß dies die letzte Huldigung war, die ſie ſeit jenem Tage einem Herrſcher Dänemarks angedeihen ließ. —

— — — — — — — — — — —

Drei Jahre nach dieſer Huldigung unternahm König Chriſtian ſeine erſte Reiſe nach England, um dem Gemahle ſeiner zweiten Schweſter Anna, dem Könige Jakob I., einen Freundſchaftsbeſuch abzuſtatten und ſich nachträglich auch noch mündlich für Verleihung des Hony-soit-qui-mal-y-penso*)-Geſchenkes zu verdanken.

Seine Reiſe-Begleitung beſtand aus dem Kanzler Chriſtian Friis auf Borreby, dem Reichsmarſchall und Admiral Peder Munk, dem Reichsräthen Steen Brahe und Eske Brok und dem holſtein'ſchen Statthalter Gerhard Rantzau. Außerdem begleiteten ihn auch zwei Gelehrte: der berühmte Doctor der Theologie, Hans Povelſen Reſenius**) und der königliche Hiſtoriograph Magiſter Jonas Jacobſön, genannt Venuſinus. Vom Letztgenannten erzählen Holberg und andere Hiſtoriker manch fabelhaftes Geſchichtchen, u. A. auch die Mähr, er habe in ſeinen jungen Jahren einen Ring gefunden, in welchem ſich ein ſogenannter Spiritus familiaris befunden, durch deſſen Hülfe er ſich eine ſo unbändige Gelehrſamkeit angeeignet, daß er als Ausbund alles menſchlichen Wiſſens angeſtaunt worden ſei. Jenes Ringes aber, der ein Talisman geweſen, habe er ſich niemals entledigen können, denn ſelbſt wenn er ihn ins Feuer, in die Rinnſteine, in die Abtritte, ja ſogar ins Meer geworfen, ſei dieſer famoſe Ring ihm, Nachts im Schlafe, immer wieder an den Finger zurückgelaufen. Dieſer Ring ſoll vor Jahrtauſenden dem weiland Sokrates angehört haben, der, wie bekannt, ebenfalls im Beſitze eines ſogenannten Hausgeiſtes geweſen war. Venuſinus galt für eine Art däniſchen Fauſt's. Als man ihn eines Morgens todt in einem Brunnen zu Soröe fand — er war Verwalter der dortigen Schule geweſen — meinte das abergläubige Volk, der Teufel habe den gelehrten Herrn in den Brunnen geworfen, damit er ihm nicht über den Hals wachſe und zuletzt ſelbſt mehr als Beelzebub wiſſe *).

---

*) Bekanntlich iſt das die Deviſe des von Eduard III. geſtifteten Order of the garter oder Hoſenbandordens.

**) Reſenius, geboren am 2. Februar 1561 zu Harſal bei Slodborg, hatte zu Wiborg, Kopenhagen, Wittenberg und auf einigen italieniſchen Hochſchulen ſtudirt, war nach ſeiner Rückkehr in die Heimath erſt Profeſſor der Philoſophie, dann Lehrer der Theologie und endlich Biſchof von Seeland geworden. Er überſetzte die Bibel ins Däniſche, machte ſich auch als Mathematiker bekannt und ſtarb am 14. September 1638. Vergl. Niels Povelſen Scandorph, Ligpraediken over H. P. Resen, Kjoebnh. 1638. 4.

Am 10. Juni 1606 ſegelten der König und ſein Gefolge mit ſieben Kriegsſchiffen nach England ab, wo er erſt am 13. Juli ankam. König Jakob, der ſeinen däniſchen Schwager im Hafen von London empfing, verweilte zwei Stunden auf dem königlichen Admiralſchiffe Fortuna und begleitete ihn dann nach Somerſethouſe, wo die ſchönſten Gemächer für ihn in Bereitſchaft geſetzt waren. Die Königin Anna hatte ihrem Bruder die ſinnige Ueberraſchung bereitet, daß Chriſtian in einem der ihm eingeräumten Zimmer eine Abbildung des Kopenhagener Schloſſes, in einem zwei-

---

*) Schade, daß, ſo viel uns bekannt iſt, über dieſe intereſſante Perſönlichkeit bis jetzt keine Monographie exiſtirt.

en ſein Frederiksborg und in einem dritten ſein Roſenborg wiederfand.

Chriſtian IV. verweilte 28 Tage in London. Er ſoll den engliſchen Herren, die ihm zur Aufwartung beigegeben waren, brillante Geſchenke für mehr als dreißigtauſend Thaler gemacht haben. Holberg meint, daß die Trinkgelder auf dieſer Reiſe höher zu ſtehen gekommen ſind, als ganze Reiſen der Könige in alten Zeiten. Es iſt zu verwundern, daß Sophiens kluger Sohn nicht damals ſchon die Sitte eingeführt hatte, die Habgier der großen Lakeien ſtatt mit koſtſpieligen Cadeaux und hohen Trinkgeldern durch weit billigere Ordens-Verleihungen abzuſpeiſen *)

Nachdem der König ſich bei ſeinem Schwager und den Großwürdenträgern der engliſchen Krone verabſchiedet hatte, trat er am 11. Auguſt ſeine Rückreiſe nach Dänemark an und traf am 24. deſſelben Monats auf Schloß Kronborg ein.

Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe ließ bald darauf ein Leipziger, Namens Gunrath, erſcheinen. Wir bedauern, daß wir trotz aller Mühe, die wir uns gegeben haben, nicht im Stande geweſen ſind, dieſe Beſchreibung irgendwo auftreiben zu können.

---

*) Wir erinnern uns in Bezug auf derlei Ordensgeſchenke eines Ausſpruchs des geiſtreichen Königs Leopold von Belgien, der geſagt haben ſoll: Cela coute si peu et fait tant de plaisir!

## Drittes Kapitel.

Dänemarks Flor. — Seine Flotte. — Chriſtian's [illegible]. — Frederiksborg und Roſenborg. — Die Univerſität. — Die Marienkirche. — Börſe. — Zeughaus. — Chriſtian legt neue Städte an. — Die Ritter-Akademie zu Soröe und deren erſte Profeſſoren. — [illegible] Horbach und die Brillen-Dukaten.

Dänemark, das ſeit dem 1570 abgeſchloſſenen Stettiner Vertrage alle Segnungen eines vierzigjährigen Friedens genoſſen hatte, befand ſich in blühendem Zuſtande. Die Einnahmen des Staates waren im Verhältniß zu den Ausgaben ſo bedeutend, daß nach einem Ende 1602 dem Könige vorgelegten Budget die Summe der erſtern ſich auf 411,002½ Thaler belief. Der Sundzoll allein warf damals 140,000 Reichsthaler ab.

Chriſtian IV. verwendete einen großen Theil der Ueberſchüſſe auf die Verſtärkung der Feſtungen, die während des langen Friedens ziemlich in Verfall gerathen waren. Er ließ die Werke von Bahuus, Warberg und Aggerhuus herſtellen, befeſtigte die in der Marſch gelegene Stadt Krempe und legte 1603 zum Schutze der Blekinger Grenze eine neue Feſtung an, die zu Ehren ſeines zweiten Sohnes Chriſtian, der am 10. April 1603 zur Welt gekommen war, den Namen Chriſtianopel erhielt *).

Noch größeres Augenmerk verwandte er auf das Wachsthum der Flotte. Im Jahre 1610 zählte ſie folgende Kriegsſchiffe:

| | Schiff. | Befehlshaber. | Capitain. |
|---|---|---|---|
| 1. | Gedeon . | Mogens Ulfedt, Admiral | Laurids Peterſön. |
| 2. | St.-Anna | Herluf Daa . . . . Vice-Admiral | Peder Hundredmark. |
| 3. | Juſtitia . | Chriſtian Mandivel . | Hendrik Bilde. |
| 4. | Victor . | Erich Urne . . . . | Erich Hoeg. |
| 5. | Raphael | Jörgen Daa . . . . | G. Villemſön. |
| 6. | Crocodil | Moritz Galde . . . | Niels Waller. |
| 7. | Jonas . | Mads Bagge. . . | Chriſtian Hanſen. |
| 8. | Leopard . | Hans Koning . . . | Sivers Matſön. |
| 9. | Markatten | Hans Simonſön . | Jörgen Kruſe. |
| 10. | Enhjörningen . | Hans Bruun . . . | Jens Claußen. |
| 11. | Penitens | Mogens Godske . . | |
| 12. | Jupiter . | Peder Kieldſön . . | |
| 13. | Troſt . . | Peder Holſt. . . . | |
| 14. | Röde Löfſue . . . | Svarte Art . . . | |
| 15. | Forlaaren Sön . . | Chriſtian Richardſön. | |
| 16. | Kindſken . | Peder Jacobſön. | |

---

*) Chriſtianopel, an der Stelle des alten Aveſcher aufgebaut, gehört jetzt zu dem ſchwediſchen Län Karlskrona.

### Auf der Inſel Bornholm ſtationirten:

| | |
|---|---|
| 17. Argo . . . . . | Admiral Godſke Lindenov. |
| 18. Argoroes . . . . | Vice-Admiral Jakob Beck. |
| 19. Norſke Drage . . | Capt. Sivart Gabrielſön. |
| 20. Stjernen . . . . | „ Thomas Koll. |
| 21. Lübſke Mand . . . | „ Barth. Smalfeldt. |
| 22. Heiringnes . . . | „ Nic.s Malmöe. |
| 23. Lindwörmen . . . | „ Claes de Wale's Sön. |
| 24. Byſſen . . . . | „ Oluf Jenſön. |

### Kleinere Schiffe.

25. Turtelduen. 26. Franſk Skib. 27. Spurren und 28. Grönlandske Kat.

Der franzöſiſche Schriftſteller Julien Peleus in ſeiner „Histoire de la dernière guerre entre les Suedois et les Danois (Paris 1622.) ſchreibt (Seite 274):

„ Le mois de May suiuant (1611) le Roy de Danemarck se meit en campagne auec deux armées de terre et vne autre de mer portée par vne flotte de beaux et grands Nauires que l'on pouvoit appeller les merueilles de l'Océan: car ce n'estoient pas tant des Nauires que des Chasteaux et puissantes fortresses flottantes sur la mer, en aucune desquelles estoient des quatre-vingts pièces de metail, belles par excellence. L'équipage estoit somptueux et magnifique, et si l'Océan eust eu des yeux, il l'eut admiré auec l'estonnement, aussi, estoit-il digne d'un tel Prince. Ces Nauires estoient remplies de belles trouppes, ces trouppes de vaillants soldats, ces soldates de toute sortes d'armes, ces armes de beauté de puissanc et de force. Au reste point de luxe en cette armée, mais une merueilleuse abondance de toutes choses nécessaires.“ — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Chriſtian, der das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte, verwendete große Summe auf den Umbau und die Ausſchmückung des Schloſſe Frederiksborg, das ſeine Lieblingsſchöpfung war, die, wi aus der Jahreszahl hervorgeht, welche auf dem Portale unter dem Namen und Wappen Chriſtian's IV und ſeiner Gemahlin Anna Katharina ſteht, er 1609 ihrer Vollendung entgegenging. Schon damal war Frederiksborg eines der großartigſten und prach vollſten Luſtſchlöſſer von ganz Europa.

Das Schloß beſteht aus drei durch Wallgräbe von einander getrennten Theilen. Das Hauptgebäude ha vier Stockwerke und hohe Thürme und Giebel. D Souterrains des Schloſſes liegen zwar unter dem Nivea des Waſſers, ſind aber ſo gewölbt und feſtgemauer daß nicht die geringſte Spur von Feuchtigkeit einzudringen vermag. — Das Gebäude iſt in gothiſch-byza tiniſchem Style aufgeführt. Der See, aus deſſen Mitt ſich das impoſante Schloß erhebt, iſt von großartige Garten-Anlagen und majeſtätiſchen Buchenwaldunge umringt. Im linken Seitenflügel des Schloſſes befindet ſich die Schloßkirche. Sie iſt 154 Fuß lang, 4 Fuß breit, 34 Fuß hoch und mit italieniſchem Marmor, architectoniſchen Verzierungen, Sculpturen, Schnit werken und Silberarbeiten überladen. Viele der elfenbeinernen Arabeſken und Blumen, die an der Decke angebracht ſind, hat Chriſtian IV. mit eigener Hand gedrechſelt. Blos an dem künſtlich gearbeiteten Altare ſind für 300 Pfund Silber verſchwendet. Eben ſo reich und prächtig iſt die mit Silber überladene Kanzel*). Ueber der Gallerie der Kirche prangt Dänemarks Wappen, umgeben von den Wappenſchildern der jetzt lebenden Ritter des Elephanten-Ordens und der Großkreuze des Danenbrog-Ordens. — In einem Saale neben der Kirche ſind die Wappenſchilder der verſtorbenen Ritter mit Angabe ihrer Deviſen aufgeſtellt. — Ueber dem Gewölbe der Kirche erhebt ſich der Ritterſaal, der, einer der größten in ganz Europa, 154 Fuß Länge, 42 Fuß Breite, aber nur 20 Fuß Höhe hat. Fußboden und Wände ſind, wie der Kamin, mit italieniſchem Marmor überkleidet. Letztern haben die Schweden ſeiner ſilbernen Verzierungen beraubt. — Der Plafond dieſes Saales iſt mit einer Unzahl von Figuren und Arabeſken, mit Emblemen und ſymboliſchen Bildern, mit Denkſprüchen in lateiniſcher, däniſcher und deutſcher Sprache verziert. Blos an dieſer Decke ſollen 26 einheimiſche und fremde Künſtler ſieben volle Jahre (von 1602 bis 1609) gearbeitet haben. — Außerdem befindet ſich hier auch die in ihrer Art einzige Portrait-Gallerie, die, für die Geſchichte Dänemarks von ſo hohem Werthe, von allen Nachfolgern des vierten Chriſtian's mit rühmenswerthem Eifer bereichert worden iſt.

---

*) In dieſer Schloßkirche ſind von Chriſtian IV. bis auf Chriſtian VIII. alle Könige Dänemarks gekrönt worden.

Die Summen, welche der König nach Vollendung dieſes Prachtbaues auf die innere Ausſchmückung verwendet hat, ſind, wie dies aus deſſen eigenhändig geführten Tagebüchern hervorgeht, für jene Zeit ziemlich bedeutend. Wir theilen daraus einige Auszüge in chronologiſcher Reihenfolge mit:

„Am 13. April 1614 kaufte ich neun Stück Tapeten aus Gold und Seide von Baſilius *), die Elle zu 35 Speciesthalern. Er bekam darauf ein Handgeld von 5325 Thalern."

„Am 12. April 1618 zahlte ich an Peter Iſaac für verſchiedene Malereien 1170 Thaler."

„Am 5. Mai 1618 bezahlte ich an Joſt Hanſel für einige Malerarbeiten 1000 Thaler."

„Am 4. Januar 1619 bezahlte ich dem Peter Iſaac für Malerei und ein Gips-Bild 410 Thaler."

„Am 27. November 1619 wurde ich mit Peter Iſaac einig, daß er die Malerei der Gartenſtube über dem Winterſaale für 1600 Thaler übernehme."

„Am 11. October 1620 bezahlte ich an Peter Iſaac 1266 Speciesthaler als Reſt für die Malerei, die in meine Kammer in der Schloßkirche zu Frederiksborg kam."

---

*) Es iſt für die Kunſtgeſchichte Dänemarks ſehr zu bedauern, daß alle Künſtler jener Zeit nur mit ihrem Vornamen aufgeführt ſind.

„Am 19. December 1620 bezahlte ich an Carl van Mander *) 6005½ Speciesthaler als Reſt für die Tapiſſerie im Ritterſaale auf Frederiksborg.“

„Am 1. Oktober 1621 bezahlte ich Lorenzen, dem ich die Ausſchmückung der Gallerie auf Frederiksborg verdungen, 2000 Speciesthaler auf Rechnung.“

„Am 15. Oktober 1621 zahlte ich an Lorenzen, welcher die Gallerie aufgeſetzt, 1500 Speciesthaler.“

Aus Chriſtian's eigenen Rechnungen iſt es erwieſen, daß er vom 6. November 1614 bis zum 1. Januar 1619, alſo in einem Zeitraume von vier Jahren, über 90,069 Speciesthaler blos für die innere Ausſchmückung Frederiksborgs verausgabt hat.

Eine der ſchönſten Sculptur-Arbeiten, deren Entſtehung man dem Kunſtſinne dieſes Königs zu verdanken hat, iſt der im Roſenburger Garten aufgeſtellte metallene Löwe, welcher ein Pferd zerreißt. Der Name des Meiſters dieſes großartigen Kunſtwerks, deſſen Vollendung der König in einem eigenhändig geſchriebenen Briefe vom 5. Oktober 1618 erwähnt, iſt leider wie der ſo mancher anderer Künſtler, der Vergeſſenheit an heimgefallen: die Schöpfung hat ſeinen Schöpfer überlebt.

---

*) Dieſer Carl van Mander war der Sohn des berühmten holländiſchen Malers gleichen Namens, der, geboren 1548 zu Amſterdam, ſich auch als Schriftſteller durch ſein 1604 zu Harlem und 1618 zu Amſterdam herausgegebenes „Schilder Boeck,“ worin er das Leben der großen Maler alter und neuerer Zeiten beſchrieben, verdient gemacht hat. Er ſtarb am 11. September 1606 und nicht 1604, wie Joecher und andere Biographen angegeben haben. — Van Mander's Sohn malte das Bildniß des Königs, der Königin und einiger Notabilitäten des Hofes.

Die erſte Beſchreibung dieſes großartigen Schloſſe ließ der Caſtellan deſſelben, Johann Adam Ber mit Genehmigung des Königs im Jahre 1646 an Licht treten.*)

Auch ein franzöſiſcher Touriſt, Charles d l'Eſpine, rühmt die Wunder und Sehenswürdigkeite Frederiksbergs und ſagt (Seite 175), daß ein Schlo ſeines Gleichen wohl nirgends zu finden und daß Alle was in andern Schlöſſern von Eiſen, hier von gediegnem Silber, ſo daß ſogar die Schlöſſer und Schlüſſ an den Thüren und die Gitter vor den Fenſtern vo feinem Silber ſeien; eine Ausſage, deren Wahrheit w ſtark bezweifeln.

Nicolaus Heldvader, holſtein'ſcher Pfarre auf einem Dorfe unweit Apenrade,**) ſchreibt im zweiten Theile ſeiner Sylva chronologica circuli Balthici Anno 1621 hat König Chriſtian zu Frederiksber ein Uhrwerck mit Glocken anfertigen laſſen, das bei Ta und Nacht alle Stunden ſeine Pſalmen ſpielet mit ſ reicher Invention, daß in einer Stunde fünfzig unterſchiedliche Melodeyen, ohne alle Mühe, rein, nach den

---

*) Sie erſchien zu Kopenhagen in däniſcher Sprache.

**) Heldvader, 1611 von ſeiner Pfarre abgeſetzt, war mit dem Titel eines königlichen Aſtronomen nach Kopenhagen berufen, wo er 1634, ſiebenzig Jahre alt, mit Tode abging.

Choral können geſpielet werden. Der Meiſter, ſo dies Werk verfertiget hat, heißt Johann Heckelaur und iſt ein Orgelmacher aus Nordhauſen.

Johann Iſaak Pontanus*) hebt in ſeiner Geſchichte Chriſtian's III. von allen Sehenswürdigkeiten Frederiksborgs den großen Marmorbrunnen hervor, der ſich vor dem Schloßthore erhebt und wegen ſeiner Bildhauerarbeit eine der herrlichſten Zierden dieſes Königsſitzes iſt.

Eine zweite Schöpfung des vierten Chriſtian's iſt Roſenborg-Slot oder Roſenburg, ein in halb gothiſchem, halb toskaniſchen Style aufgeführtes Schloß, das um 1604 von dem engliſchen Baumeiſter Inigo Jones erbaut worden ſein ſoll. — Roſenburg, das damals außerhalb der Stadtwälle lag, war die Sommerreſidenz des Königs. Das aus drei Stockwerken beſtehende Schloß iſt 70 Fuß hoch, 76 Fuß breit und 152 Fuß lang. Es iſt mit vier Thürmen geziert, wovon der eine ohne Spitze iſt. Der größte dieſer Thürme hat eine Höhe von 148 Fuß, jeder der beiden kleinern

---

*) Pontanus, am 21. Januar 1571 von holländiſchen Eltern in Helſingör geboren, ward, nachdem er drei Jahre bei Tycho de Brahe ſtudirt, 1601 zu Baſel promovirt und dann zu Harderwick in Holland als Profeſſor der Phyſik und Mathematik gelebt hatte, von Chriſtian IV. zum Hiſtoriographen ernannt und ſtarb am 6. Oktober 1639. Vergl. J. T. Bodel-Nijenhuis, Levensbijzonderheden van den nederlandschen geschiedschrijver J. J. Pontanus (Arnhem 1839). 8.

eine Höhe von 104 Fuß. In dem ſpitzloſen Thur
befindet ſich der Haupteingang ins Schloß.

Im Garten der Roſenburg wird noch jetzt e
Luſthäuschen gezeigt, an welchem der König mit eig
ner Hand mitgebaut haben ſoll. Der Garten ſell
ward von ihm nach und nach mit Kunſtwerken d
Sculptur bevölkert und mit exotiſchen Gewächſen a
gefüllt. In ſpäterer Zeit (1638) wurde hier in d
Perſon des hochgelahrten und wohlbereiſ'ten Docto
und Pflanzenkenners Otto Sperling ein Aufſeh
angeſtellt, welcher im Jahre 1642 ein Verzeichniß all
dort cultivirten Pflanzen erſcheinen ließ. Dieſer N
menclator botanicus zählte 1519 größtentheils au
ländiſche Gewächſe auf. „Einen Garten von ſo groß
Umfange, ſchreibt Schlegel, hat ſonſt keine befeſtig
Stadt in ganz Europa aufzuweiſen.“*)

---

*) Die Roſenburg hatte von jeher ihren eigenen Com
mandanten. Er wohnt in einem ſtattlichen Nebengebäud
Im Innern des feſtungsähnlichen Schloſſes zeigt man da
kleine Schlafgemach, in welchem der große Chriſtian ſtarb
Hier werden unter andern Reliquien dieſes Monarchen d
Kleidungsſtücke aufbewahrt, die er in der Schlacht bei F
mern trug, wo er eines ſeiner Augen verlor; ferner ach
ſilberne Kannen, welche er zur Zeit ſeiner Huldigung i
Hamburg im Ringrennen gewann. Hier befindet ſich au
ſeine ſilberne und ſchwervergoldete Reiter-Statue, die nac
Hendrik Helms Angabe 2000 Loth wiegt, und ein mi
Diamanten und andern Edelſteinen beſetztes Reitzeug, deſſe
Werth, wahrſcheinlich etwas übertrieben, auf 30000 Reichs
thaler angegeben wird. Intereſſanter als all dieſer Flitte
kram iſt der hier aufbewahrte Degen des ſiegglänzenden Glau
benshelden Guſtav Adolph von Schweden.

Einen eben ſo großartigen Aufſchwung als alle Wiſſenſchaften nahmen auch die bildenden Künſte unter Chriſtian's aufmunterndem und hochherzig belohnenden Scepter.

Die Einkünfte der Univerſität wurden durch neue Schenkungen und Stiftungen vermehrt. Im Jahre 1618 kaufte Chriſtian das Haus des verſtorbenen Kanzlers Chriſtian Friis auf Borreby und gründete die ſogenannte Regenz, in welcher ſeitdem bis zum heutigen Tage hundertundzwanzig Studirende freier Wohnung genießen. Die Univerſität ſelbſt erhielt einen neuen Profeſſor, welcher Metaphyſik vortrug, und einen eigenen Buchdrucker, der verpflichtet war, außer den gewöhnlichen Schriften, auch griechiſche, hebräiſche und andere morgenländiſche Schriftzeichen anzuſchaffen und eine Buchhandlung zu eröffnen. Sie bekam ihren eigenen Kupferſtecher und Formſchneider. Der erſte uns bekannte däniſche Künſtler dieſer Art war der Kupferſtecher Servatius Kock.*)

Chriſtian IV. baute auch die Holms- oder Marienkirche. Der Grundſtein dazu ward von ihm am 16. November 1617 dem Chriſtiansburger Schloſſe gegenüber gelegt und die Kirche am 5. September 1619 eingeweiht. *) Auf dem Portale derſelben prangen die drei goldenen Anfangsbuchſtaben ſeines Wahlſpruchs: R(egna) F(irmat) P(ietas).

---

*) Es ſind zwar ſchon früher in Dänemark einzelne, mit prachtvollen Kupferſtichen illuſtrirte Werke erſchienen; alle Kupfer aber ſind von ausländiſchen Künſtlern geſtochen worden. Die Kupfer zu der im erſten Bande unſerer Geſchichte erwähnten Descriptio pompae funebris in exequiis Friderici II. ſind von Franz Hogenberg und Simon Novellanus ausgeführt.

In demſelben Stadttheile, auf dem ſich die Holmskirche erhebt, erbaute Chriſtian auf einem dem Meere abgerungenen und aufgefüllten Grunde von 1622 bis 1624 die eben ſo originelle als intereſſante Börſe, welche, in zwei Stockwerke getheilt, 406 Fuß lang und faſt 67 Fuß breit, mit einem 176 Fuß hohen Thurme von höchſt eigenthümlicher Bauart geziert iſt. Vier rieſige, auf ihren Bäuchen ruhende Drachen oder Lindwürmer, die ihre ungeheure Rachen nach den vier Weltgegenden aufſperren, bilden mit ihren perpendiculären, ſchlangenförmig gewundenen Schweifen eine mit drei übereinander aufgeſtellten Kronen und einer Wetterfahne geſchmückte Spitze. Eine Sage erzählt, König Chriſtian habe dieſen äußerſt originellen Thurmknauf als Trophäe aus dem Kalmar'ſchen Kriege mitgebracht. — Als Baumeiſter dieſer ſtattlichen Börſe wird, wie aus den Briefen des Königs hervorgeht, Hans Steenwinkel genannt, der, wenn wir nicht irren, von Geburt ein Holländer war.

Im Jahre 1604 ließ Chriſtian das ziemlich großartige Zeughaus, 1605 das Rathhaus auf dem Gammeltorv (Altmarkt) bauen und den Giebel mit der Inſchrift

---

*) 1640 ward ſie von Chriſtian IV. in Form eines Kreuzes erweitert und verlängert.

ſchmücken: „Med Lov skal man Land bygge". (Mit Geſetz ſoll man Land bauen *).

Drei Jahre ſpäter kaufte er 38 vor den Thoren der Stadt gelegene Häuſer und Gärten auf, ließ die erſtern niederreißen und die letztern in einen großen Platz umwandeln, der in 23 Gaſſen eingetheilt ward und deren neugebaute Häuſer den Matroſen ſeiner Flotte als Wohnungen eingeräumt wurden.

1607 ließ er die Stadt Halmſtadt befeſtigen und 1614 Chriſtiansſtadt in Schonen anlegen. 1618 legte er auf der Inſel Amak einen neuen Stadttheil Chriſtianshaven an, den er durch den Bau einer großen Brücke mit Kopenhagen verband und mit Wällen und Schanzen umgab. Chriſtianshaven erhielt als eine für ſich beſtehende Handelsſtadt zwei Bürgermeiſter, Jakob Drejer und Jakob Madſön, vier Rathsmänner und einen Stadtvogt.

1620 legte er in der ſogenannten Wildniß in Stormarn eine neue großartige Feſtung an, die wegen einer Reihe guter Vorbedeutungen den Namen Glückſtadt erhielt. Er ließ ſie dergeſtalt befeſtigen, daß ſie, 1628 von Wallenſtein vergeblich belagert, ſeit jener Zeit für unüberwindlich galt **).

1624, als eine Feuersbrunſt Norwegens Hauptſtadt, Opslo, in einen Schutthaufen verwandelte, ließ er ſie als verjüngten Phönix aus der Aſche emporſtiegen und nannte ſie nach ſeinem Namen Chriſtiania.

---

*) Dies ſind die Anfangsworte des Geſetzbuchs, das König Waldemar II. ein Jahr vor ſeinem Tode (28. März 1241) erſcheinen ließ.

**) Im Jahre 1814 wurde die Feſtung von den Alliirten durch Capitulation genommen und bald darauf geſchleift.

1637 legte er in der Kiöbmager-Gade den Grundſtein zur Trinitatiskirche und räumte ſie ausſchließlich der ſtudirenden Jugend ein. Auf Anrathen des Kanzlers Chriſtian Thomeſon Sebeſtedt baute er hier den ſogenannten „runden Thurm“, der noch heutzutage eine der größten Sehenswürdigkeiten Kopenhagens iſt. — Das Innere dieſes 115 Fuß hohen Thurmes iſt eine neun Ellen breite Wendeltreppe ohne Stufen. Im flachen Dache dieſes Thurmes befindet ſich ein für Tycho de Brahe angelegtes Obſervatorium. Der Plan zu dieſem Thurmbau ward von einem Schüler des großen Aſtronomen, von Magiſter Chriſtian Longberg oder Longomontanus, entworfen und vom Erbauer der Börſe, Hans Steenwinkel, ausgeführt. — Man erzählt, daß Czar Peter der Große 1716 ſeine vielfach wiederholten Beſuche im Obſervatorium ſtets zu Pferde gemacht und den „Wendelgang“ des Thurmes immer auf- und niedergeritten, ja, daß ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Katharina, in einem vierſpännigen Wagen hinaufgefahren ſei.*) Die Vollendung dieſes Thurmes fällt ins Jahr 1642.

---

*) Hendrik Helms erwähnt in ſeinem „Kopenhagen“ des Curioſums, daß es unter den Confirmanden der geringern Stände zum guten Tone gehört, den Tag nach der Confirmation den „runden Thurm“ zu beſteigen. In früherer Zeit war es auch Mode geweſen, ſich durch Herunterſtürzen von

1623 gründete **Chriſtian IV.** die Ritter-Akademie zu Soröe. Der erſte Ephorus oder Vorſteher derſelben war **Joſt Hoeg** auf Giörslef*), der zweite **Chriſtopher Urne****), der dritte **Heinrich Rammel*****). — Die erſten Profeſſoren, welche von **Chriſtian IV.** berufen wurden, waren:

1) **Johann Cluver**, Profeſſor der Theologie †).

---

dieſem Thurme das Leben zu nehmen. — Eine Mittwochs und Sonnabends pünctlich um die Mittagsſtunde fallende Flagge gilt als Richtſchnur für alle öffentlichen Uhren Kopenhagens. Um dieſe Zeit ſieht man auf der Kjøbmager-Gade ganze Rudel däniſcher Philiſter mit der Uhr in der Hand, des Zeichens harrend, um nach dieſem ihre koſtbare Zeit zu meſſen und die Zeiger ihrer Uhr zu richten.

*) **Joſt Hoeg**, geb. am 1. September 1584, wurde Reichsrath, ſpäter Kanzler, Befehlshaber auf Schloß Gallöe und am 4. October 1634 Ritter des Elephanten Ordens. Er ſtarb am 25. Mai 1646 und galt für einen der gelehrteſten Edelleute ſeiner Zeit. Vergl. **Caspar Brochmand**, Oratio funebris in obitum Justi Hoeg cancellarii. Hafn. 1646. 4.

**) **Chriſtopher Urne** auf Aasmark, geb. am 18. October 1593, war Reichsrath, Statthalter in Norwegen, ſpäter Kanzler und Befehlshaber auf Halſtedt, und ſeit dem 4. October 1634 Ritter des Elephanten Ordens. Er ſtarb am 27. September 1663.

***) Der Hofmeiſter des unmündigen Königs.

†) **Johann Cluver**, geboren am 16. Februar 1593 zu Krempe in Stormarn, war Profeſſor Poeſeos zu Roſtock, dann Prediger zu Meldorp und zu Marne in Dithmarſen und ſtarb als Superintendent am 15. December 1633. Er hinterließ ein „Epitome historiarum totius mundi,“ das die Arbeit eines Jeſuiten ſein ſoll, deſſen Handſchrift in den Beſitz Cluver's gerieth, der ſie für **ſein** Werk ausgab.

2) **Johann Laurenberg**, Profeſſor der Mathematik *),

3) **Jan Meurſius**, Profeſſor der Geſchichte und königlicher Hiſtoriograph **),

4) **Joachim Burcerus**, Profeſſor der Medicin ***),

5) **Chriſtoph Heidmann**, Profeſſor der Beredſamkeit †),

6) **Martin Troſt**, Profeſſor der hebräiſchen Sprache ††),

---

*) **Johann Laurenberg**, geboren zu Roſtock, war auch gleichzeitig Poet, der ſich durch ſeine ſatyriſche „Jocoſeria“ bekannt gemacht hat. Er ſtarb 1659, im Alter von 68 Jahren.

**) **Jan Meurſius**, geboren 1579 zu Lesdun bei Haag, war Lehrer des holländiſchen Großpenſionärs **Olden-Barnevelt**, dann Profeſſor der Geſchichte zu Leyden, ſeit 1611 Hiſtoriograph der Generalſtaaten von Holland und endlich königlich däniſcher Geſchichtsſchreiber. Er ſtarb am 20. September 1639 und hinterließ eine Unzahl von Schriften aus allen Gebieten des menſchlichen Wiſſens. Vergl. **Daniel Wilhelm Moller**, Disputatio circularis de **Jano Meursio**, Altorf 1693. 8., und **Johann Valentin Schramm**, Dissertatio de vitis et scriptis J. **Meursii**, Lips. 1715. 4.

***) Ueber dieſe Perſönlichkeit findet ſich nirgends irgend eine nähere Auskunft.

†) Geboren zu Helmſtedt, geſtorben 1627. Er hinterließ u. A. eine geſchichtliche Beſchreibung von Paläſtina.

††) **Martin Troſt**, geboren 1588 in Weſtphalen, erſt Profeſſor zu Coethen und ſpäter Lehrer der hebräiſchen Sprache

7) Niels Skelderup, Profeſſor der Logik*) und

8) Stephanus Johann Stephanius, Profeſſor der Beredſamkeit**).

Die Akademie von Soröe blühte bis 1665. In dieſem Jahre ward ſie auf Befehl Friedrich's III. aufgelöſ't, weil ſich die Einkünfte des Königs durch den Verluſt der Provinz Schonen bedeutend verringert hatten und weil die Kloſtergüter, die ihr Chriſtian IV. geſchenkt, im Kriege verwüſtet worden waren.

Die von Chriſtian III. gegründete Bibliothek wurde von Chriſtian IV. faſt um das Zehnfache vermehrt***).

---

an der Hochſchule zu Helmſtedt, ſtarb am 8. April 1636 zu Wittenberg. Sein Hauptwerk iſt ein Lexicon Syriacum des Neuen Teſtaments. Vergl. Joachim Juſtus Breithaupt, Vita Martini Trostii, Halae 1711. 4.

*) Niels Skelderup, geboren auf der Inſel Fünen, ſtarb am 4. November 1640. Er ſchrieb u. A. Apophthegma Christiani Frisii cancellarii regii.

**) Stephan Johann Stephanius, geboren 1599, war früher Rector der Schule zu Slangerup. Er ſchrieb u. A. Commentare zur Geſchichte des Saxo Grammaticus und ein lateiniſch-däniſches Wörterbuch. Er ſtarb 1650.

***) Gegenwärtig zählt die königliche Univerſität über 400,000 gedruckte Bücher und über 15000 Handſchriften, darunter 180 Sanskrit- und Pali-Manuſkripte, die der Staat aus der Nachlaſſenſchaft des berühmten Linguiſten Rasmus Chriſtian Rask angekauft hat. Der unter der Regierung Chriſtian's VIII. fertig gewordene Realkatalog dieſer Bi-

Die reichen Einnahme-Quellen, welche es möglich machten, daß der König ſo viel für das Aufblühen ſeines Reiches zu thun vermochte, gab in den ſpätern Jahren ſeiner Regierung Veranlaſſung zu dem Gerüchte, daß Chriſtian den Stein der Weiſen aufgefunden habe und ſich eifrig mit Alchemie beſchäftige.

Das einzig Wahre daran erzählt Carl Chriſtoph Schmieder in ſeiner, 1832 zu Halle erſchienenen „Geſchichte der Alchemie.“ Er ſchreibt Seite 395:

In Dänemark war bis dahin, ſo viel uns bekannt, noch keine Rede von Alchemie geweſen. Jetzt verlautete, König Chriſtian IV. habe einen Adepten in ſeinem Dienſte. Der Münzmeiſter Caſpar Harbach beſitze nämlich das Geheimniß, vermöge deſſen er die aus den norwegiſchen Bergwerken eingelieferten Metalle in Gold verwandle. Zum Beweiſe dafür zeigte man däniſche Dukaten von 1644 bis 1646 vor, die aus ſolchem Golde geprägt ſein ſollten. Viele meinten, es ſei in Norwegen eine Goldader entdeckt worden. Als aber der königliche Berghauptmann in Norwegen von dort ſtattgefundener Goldausbeute nichts wiſſen wollte, ſo vereinigten ſich die Zweifler in der Vermuthung, das Gold ſei eingewechſelt und die gerühmte Verwandlung beſtehe nur im Gepräge.

Der König hatte inzwiſchen jenen Caſpar Har-

---

bliothek, welche die viert größte in ganz Europa iſt umfaßt 194 Foliobände, angefertigt unter der Oberaufſicht des rühmlich bekannten Ober-Bibliothekars Chriſtian **Molbech**.

bach zum Leibalchemiſten ernannt und nahm es übel, daß man ſeiner perſönlichen Ueberzeugung nicht Glauben beimeſſen wollte. Er gab deßhalb im Jahre 1647 ſeinen Unterthanen einen goldenen Verweis. Auf ſeinen Befehl wurden aus dem künſtlichen Golde neue Dukaten geprägt, welche auf der Bildſeite ihn in ganzer Figur mit der Umſchrift ſeines Namens darſtellten: auf der Rückſeite zeigte ſich eine große Brille mit der Beiſchrift: Vide mira Domi(ni). 1647. — Dieſe Brillendukaten waren allerdings geeignet, Zweiflern den Glauben in die Hand zu geben; nur reichten ſie nicht weit, wennſchon mehr halbe und Viertel-Dukaten als ganze ausgegeben wurden. Man wollte daher den Beweis nicht ganz vollwichtig finden, weßhalb in Holland eine Spottmünze geſchlagen ward, die von Kupfer, aber einſeitig vergoldet war. Auf der gelben Seite las man: Aus Noord komt Gold, auf der rothen hingegen: Mar wenig (nur wenig!)

Wahrſcheinlich hatte das norwegiſche Silber auch einen geringen Goldgehalt, welchen Harbach ausſchied. Der König mag dieſe Ausſcheidung für ein Particular gehalten haben und glaubte ſonach ſeiner Sache gewiß zu ſein. Wenn auch der Gewinn nicht die Koſten trug, wie zu erwarten war, ſo hatte man doch ſein Vergnügen an der eigenen Goldmünze. Es war ein unſchuldiger Betrug, mit welchem Harbach ſeinen Herrn zeitgemäß und nicht ſehr koſtbar unterhielt *).

---

*) Man vergleiche Köhlers „Münzbeluſtigungen," Theil VII., Seite 277 und Theil XII., Seite 145.

Wir haben dieſer geſchichtlichen Curioſität hier um ſo lieber Erwähnung gethan, da das Haupt der däniſchen Geſchichtsſchreiber, Freiherr Ludwig von Holberg, dies Factum — Gott weiß warum — mit Stillſchweigen übergangen und mit keiner Silbe des Leibalchimiſten Harbach erwähnt hat.

Jene Brillen-Dukaten aber ſind ſehr ſelten und werden vom abergläubiſchen Volke als Talismane und ſogenannte Heckemünzen geſucht.

Man darf ſich über Chriſtian's IV. Leichtgläubigkeit nicht allzuſehr verwundern, da ja auch andere ſeiner geſalbten Zeitgenoſſen, wie der Churfürſt Chriſtian II., bethört durch die Täuſchungen des polniſchen Adepten Michael Sendivog, an der fixen Idee litt, daß die Kunſt, aus unedlen Metallen echtes Gold zu machen, keine Chimäre ſei. Man glaubt ſo gerne, was man wünſcht!

## Viertes Kapitel.

Chriſtian's des Vierten Krieg mit Carl dem Neunten von Schweden. Urſprung des Kalmar'ſchen Krieges. — Congreß zu Wismar. — Dänemarks Kriegserklärung. — Kalmar wird von den Dänen eingenommen. — Carl's des Neunten Herausforderungs Brief an Chriſtian den Vierten und deſſen Antwort darauf. — Tod Carl's des Neunten. — Sein Nachfolger.

Chriſtian IV., der nach der Charakeriſtik Holbergs alle Eigenſchaften eines Auguſtus mit allen kriegeriſchen Tugenden eines Julius Cäſar verband, wurde nach dem Tode des jeſuitenfreundlichen Königs Johann, der heimlich zur katholiſchen Kirche übergetreten war, mit Carl IX., den die Schweden zu Sigiſmunds Nachfolger erwählt hatten, in einen Krieg verwickelt, der dem Könige von Dänemark Gelegenheit gab, auch Lorbeer auf dem Schlachtfelde einzuernten.

Als Carl IX. feſt im Sattel ſaß, verbot er nicht nur den norwegiſchen, ſondern auch den däniſchen Schiffen allen Handel mit Liefland und ließ jedes Fahrzeug, das nach Riga und Curland zu ſegeln wagte, anhalten und als Priſe nach Stockholm bringen.

Der vierte Chriſtian, der nicht der Mann war, dieſe Anmaßung Schwedens ungeſtraft zu laſſen, ſuchte, um jeden Schein eines muthwillig herbeigeführten Krieges von ſich fernzuhalten, den Zwiſt zuerſt auf gütlichem Wege zu ſchlichten. Beide Theile kamen überein, den Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig-Lüneburg zum Schiedsrichter zu erwählen und Bevollmächtigte nach Wismar zu ſchicken, um dort im Vereine mit dem Herzoge von Braunſchweig jede Urſache zum Ausbruche neuer Feindſeligkeiten auf dem Wege freundnachbarlichen Uebereinkommens zu beſeitigen. Der Schiedsrichter und die däniſchen Abgeordneten erſchienen am anberaumten Tage in Wismar. Die Bevollmächtigten Schwedens ließen aber vergebens auf ſich warten und kamen nicht.

König Carl IX., der während dieſer Zeit bemüht geweſen war, ein Bündniß mit dem Könige Jakob von England abzuſchließen, ſandte die beiden Reichsräthe Guſtav Steenbock und Johann Skytte nach London, um für ſeinen Sohn Guſtav Adolph um die Hand der engliſchen Königstochter Eliſabeth Stuart anhalten zu laſſen. Da dieſe Prinzeſſin aber im Geheimen ſchon dem Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz zugeſagt war, ſo bekam König Carl einen Korb, aber, um die Bitterkeit dieſer Pille zu verſüßen, allerhand warme Freundſchaftszuſicherungen und darunter auch die, daß König Jakob, der ein abgeſagter Feind aller Kriege ſei*), ſeine Hand zu einem

---

*) Der Sohn der unglücklichen Maria Stuart hatte einen ſolchen Abſcheu vor Blutvergießen, daß der Anblick eines aus der Scheide gezogenen Schwertes ihm Grauen und Abſcheu eingeflößt haben ſoll.

Vergleiche zwiſchen Dänemark und Schweden anzubieten, womit Letzterm nicht gedient war, weil es wußte, daß dieſer Vergleich zu Gunſten des Erſtern ausfallen würde, weil Jakob der Schwager Chriſtian's IV. war.

Da nun aber jede der beiden Parteien entſchloſſen ſchien, der andern nicht das geringſte Zugeſtändniß zu machen, ſo kam's ſehr bald zum Ausbruch neuer Feindſeligkeiten.

Chriſtian IV., der eine ausgezeichnete Flotte und zwei Heere auf den Beinen hatte, brannte vor Begierde, dem übermüthigen Schweden zu beweiſen, daß Dänemark ſich, auch ohne fremde Hilfe, ſtark genug fühle, ſeinen Feinden Furcht und Achtung einzuflößen. Die däniſche Armee beſtand aus zwanzigtauſend Mann. Viertauſend darunter waren angeworbene Ausländer, zwei Regimenter Engländer und Schotten und zwei deutſche Cavallerie-Regimenter. Das zweite Heer, das in Norwegen lag, beſtand aus zwölftauſend Eingebornen des durch ſeine Tapferkeit zu allen Zeiten ſo hochberühmten Landes. Beide Heere erfreuten ſich tapferer Führer. An der Spitze der Flotte ſtand der Reichsadmiral Gottſchalck von Lindenow; der Oberbefehl des däniſchen Heeres war dem Reichsmarſchall Steen Malteſön Seheſtedt, das Commando über die wackern Normänner dem norwegiſchen Befehlshaber Jürgen Lunge anvertraut. Unter dieſen ſtanden die nicht minder kampfgeübten und ſieggewohnten Feldherren Gerhard Rantzau, (der Sohn des gelehrten Heinrichs), Otto Brahe und der Schottländer Andreas Sinclair*).

Am 4. April 1611 wurde Chriſtian's IV. Kriegserklärung durch Claes de Wale nach Schweden abgeſchickt. Carl IX. ließ den Herold gefangen nehmen.

Der König von Dänemark, der ſeine Kriegsmacht in zwei Heere getheilt hatte, rückte nun an der Spitze des einen Heeres in Schweden ein und erſchien am 1. Mai vor Kalmar. Chriſtian IV. commandirte die Beſtürmung der Stadt, die nach tapferer Gegenwehr am 27. Mai mitten in der Nacht erobert ward.

Carl IX., der am 11. Juni an der Spitze einer 24,000 Mann ſtarken Heeresmacht zum Entſatze Kalmar's erſchienen war, ſchlug ſein Lager bei Misby, kaum fünfhundert Schritt von den Verſchanzungen der Dänen auf. Am 17. Juli griffen die Schweden das feindliche Lager an, und einer ihrer Heerführer, de la Ville, ein Gascogner von Geburt, drang bis an das Zelt Chriſtian's, der, im Augenblicke der Gefahr eine wahrhaft heroiſche Tapferkeit entfaltend, mehr als einen Feind mit eigener Hand niederhieb und mit Hülfe ſeiner Reiterei den Angriff ſiegreich zurückſchlug. De la Ville zog ſich mit einem Verluſte von tauſend Mann ins Kalmarer Caſtel zurück.

---

*) Letzterer hatte ſich in ſeiner Heimath mit der Tochter des Kanzlers, Anna Kaas, vermählt, die als Kammerfräulein der Königin Anna ihre Freundin nach Edinburg begleitet hatte. Dieſer Andreas iſt der Stammvater der däniſchen Sinclairs.

Aber ſchon wenige Tage ſpäter ſah der Befehlshaber des Schloſſes, Chriſten Som, ſich genöthigt, aus Mangel an Pulver am 3. Auguſt die weiße Fahne aufzupflanzen und das Caſtel nach dreimonatlicher Belagerung dem däniſchen Reichsmarſchall Steen Malteſön Seheſtedt zu übergeben.

Pufendorf und einige ſchwediſche Geſchichtsſchreiber ſchreiben Kalmar's Uebergabe dem Verrathe Chriſten Som's zu, der ſich dafür ein adeliges Gut in Holſtein ausbedungen haben ſoll. Peleus aber und andere unparteiiſche Hiſtoriker erklären, daß Kalmar nicht länger zu halten geweſen ſei.

Chriſtian IV. ließ zur Erinnerung an die Eroberung Kalmars eine Denkmünze prägen, auf welcher er in voller Rüſtung erſcheint. Auf der Rückſeite iſt die überwundene Stadt Kalmar zu ſehen mit der Umſchrift:

Cedo Majori Calmar.

Der Verluſt dieſer wichtigen Veſte hatte den neunten Carl ſo tief erſchüttert, daß er den vierten Chriſtian zum Zweikampf herausforderte.

Das Cartel des Schweden und die Antwort des Dänen ſind in einem Style abgefaßt, welcher den Beweis liefert, daß der Jähzorn eine jener unköniglichen Leidenſchaften iſt, die ſelbſt die gottgeſalbten Herren der Throne zu plebejiſcher Gemeinheit erniedrigt. Brief und Antwort, einzig und darum denkwürdig in ihrer Art, beweiſen, daß die Galle gekrönter Häupter von Gottes Gnaden oft noch viel ſchwärzer als jene ganz gewöhnlicher Menſchenkinder iſt.

Carls IX. Herausforderungsbrief lautet wörtlich wie folgt:

„Wir Carl der Neunte von Gottes Gnaden König in Schweden u. ſ. w. laſſen Dich Chriſtian den Vierten, König zu Dänemark, wiſſen, daß Du weder als chriſtlicher noch als ehrlicher König gehandelt, indem Du ohne Urſache den Stettiner Frieden gebrochen, welcher zwiſchen Schweden, Dänemark und Norwegen geſchloſſen worden, und Unſere Feſtung Kalmar belagert, die Stadt überrumpelt, das Schloß aber nebſt Oeland und Borkholm durch Verrätherei erobert und dadurch Veranlaſſung zu großem Blutvergießen gegeben haſt. Aber wir hoffen, daß der allmächtige Gott, welcher ein gerechter Richter iſt, dieſe Thaten, die Du ohne Urſache verübet haſt, rächen und ſtrafen wird. Und weil Wir bisher alle billige Mittel, einen Vergleich herzuſtellen, vergebens angewendet haben und Du ſolche allezeit verworfen haſt, ſo wollen Wir Dir, weil Du Uns hier ſo nahe biſt, den kürzeſten Weg vorſchlagen, um unſerm Streit ein Ende zu machen. Ich fordere Dich auf, Dich, nach der alten Griechen Weiſe, mit Uns im freien Felde mit zween Deiner Diener zu einem Zweikampf einzuſtellen. Wir wollen Dir, in einem ledernen Koller ohne Helm und Harniſch, bloß mit dem Degen in der Fauſt entgegentreten. Was die beiden Andern betrifft, welche uns begleiten ſollen, ſo mögen ſie in vollem Harniſch erſcheinen; der Eine mag zween Piſtolen und einen Degen, der Andere eine Muskete nebſt einer Piſtole und einem Degen mit ſich führen. Im Fall Du Dich nicht einſtellen ſollteſt, ſo halten wir Dich für keinen ehrliebenden König, vielweniger für einen Soldaten.

Gegeben in Unſerm Lager bei Risby am 12. Auguſt 1611.

Carl IX. mp."

Die Antwort des Gegners lautet folgendermaßen:

„Wir Chriſtian der Vierte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark und Norwegen u. ſ. w. laſſen Dich Carl den Neunten, König in Schweden, wiſſen, daß Uns Dein höchſt grober und impertinenter Brief durch einen Trompeter zugeſtellet worden. Wir hatten Uns keines ſolchen Briefes von Dir verſehen; aber wir merken, daß die Hundstage noch nicht vorbei ſind und daß ſie annoch mit aller Macht in Deinem Hirne fortwirken. Daher haben Wir beſchloſſen, Uns nach dem alten Sprichworte zu richten: Wie man in den Wald hineinſchreyet, alſo ſchallet es wieder zurück. Zur Antwort auf Deinen Brief diene Dir Folgendes:

Was den erſten Punkt anbetrifft, da Du ſchreibeſt, daß Wir weder als chriſtlicher noch als ehrlicher König gehandelt, indem Wir den Stettiniſchen Frieden gebrochen: ſo ſageſt Du hierin nicht die Wahrheit, ſondern redeſt wie Einer, der ſich mit Scheltworten verantworten will, weil er ſich nicht getrauet, ſein Recht mit dem Schwerte auszufechten. Nur die äußerſte Noth hat Uns zu dieſem Kriege gedränget, was Wir vor Gott am jüngſten Tage bezeugen wollen, an welchem auch Du erſcheinen wirſt, um für all das unſchuldige Blut, welches in dieſem Kriege vergoſſen worden, und für all' die grauſamen Thaten, welche Du gegen Deine Feinde und andere arme Menſchen verübet haſt, Rechenſchaft abzulegen. Ferner ſchreibeſt Du, daß Wir die Stadt Kalmar überrumpelt und das Schloß nebſt Oeland und Borkholm nur durch Verrätherei eingenommen hätten: aber auch dieſes iſt gänzlich unwahr, denn Wir haben das Schloß mit Ehren eingenommen. Und Du ſollteſt Dich ſchämen, ſo oft Du daran denkeſt, daß Du ſolches nicht mit nöthigem Proviant verſehen oder entſetzet haſt. Du haſt es Dir vor Deiner Naſe wegnehmen laſſen, und gleichwohl willſt Du den Namen eines guten Soldaten haben.

Was den Zweikampf anlanget, den Du Uns verſchlägſt, ſo kommt Uns Solches höchſt lächerlich vor, weil Wir wiſſen, daß Du ſchwächlich biſt, und daß es Dir dienlicher ſei, hinter einem warmen Ofen zu bleiben und daß Du vielmehr einen guten Arzt nöthig habeſt, der Dein Gehirn zurechtbringen kann, als Uns in einem Zweikampfe entgegenzutreten. Du ſollteſt Dich ſchämen, Du alter Narr, einen ehrliebenden Herrn herauszufordern. Du haſt Solches vielleicht von alten Weibern gelernet, welche gewohnt ſind, den Mund vollzunehmen. Laß das Schreiben ſein, ſo lange Du noch etwas Anderes thun kannſt. Ich hoffe mit Gottes Hilfe, daß Du all' Deine Kräfte nöthig haben wirſt. Unterdeſſen erinnern wir Dich, daß Du

Unſern Herold*), und die zween Trompeter loslaſſeſt, welche Du wider allen Kriegsgebrauch haſt gefangennehmen laſſen, wodurch Du Deinen ſchwachen Verſtand neuerdings an den Tag geleget haſt. Aber ſei auch überzeuget, daß, wenn Du ihnen das geringſte Leid zufügen ſollteſt, Du dadurch Dänemark und Norwegen noch lange nicht gewonnen haſt. — Nimm Dich in Acht, daß Du hierin nichts Anderes thuſt, als was Du ſollſt. Dies Unſere Antwort auf Deinen groben und impertinenten Brief!

Gegeben auf Unſerm Schloß Kalmar am 14. Auguſt 1611.

Chriſtian IV. mp.“

Vergleicht man dieſe beiden königlichen Billet-doux, ſo findet man, daß die däniſche Antwort noch weit maſſiver als die ſchwediſche Herausforderung iſt, zumal, wenn man erwägt, daß Seine däniſche Majeſtät, damals vierunddreißig Jahre alt, dem einundſechszigjährigen Gegner mehr Rückſicht ſchuldig war als die, ihn wegen jener Herausforderung, welche wenigſtens perſönlichen Muth bewies, einen alten Narren zu ſchelten. Der von Chriſtian zurückgewieſene Zweikampf wirft auf ihn den Anſchein einer Feigheit, die durch jene Fülle däniſcher Grobheit keineswegs aufgehoben wird. — Wohl Jedem von uns drängt ſich dabei unwillkührlich die Frage auf, ob es nicht beſſer wäre, wenn die gottgeſalbten Herren manchen unnützen Krieg, in welchem ſie Tauſende ihrer Unterthanen gegenſeitig aufopfern, unter ſich perſönlich durch einen ritterlichen Zweikampf zu Ende bringen möchten? — Von ähnlicher Anſicht geleitet war im alten Rom die Herausforderung des Kaiſers Auguſtus an Antonius, Peters des Grauſamen von Aragonien an Carl von Anjou, des erſten Franz von Frankreich an Kaiſer Carl V. erfolgt. Alle Drei aber hatten es, wie Chriſtian IV. von Dänemark, zweifelsohne aus Mangel an perſönlichem Muthe vorgezogen, lieber das Leben unzählig Anderer als ihr eigenes Ich in die Schanze zu ſchlagen. Der neunte Carl von Schweden war jähzornig, aber dennoch ritterlicher als ſein däniſcher Gegner, der jenes Cartel grundlos zurückwies.

---

*) Claes de Wale.

Carl IX. überlebte die Schmach jener unköniglichen Antwort nur zwei Monate. Er ſtarb tiefgekränkt am 30. October 1611*).

Sein Nachfolger, Guſtav II. Adolph — der Pathe Chriſtian's IV. — war kaum achtzehn Jahre alt, als die Stände des Reichs ihn für mündig erklärten. Der Sohn Katharinens von Holſtein ſetzte den von ſeinem Vater begonnenen Krieg fort, fiel ſiegreich in Schonen**) ein und lieferte dem Könige von Dä-

---

*) Vergl. Jonas Werwing, Konungarne Sigismund och Carl den IXs Historia, herausgegeben von Anders Anton v. Stjernman, Stockh. 1746—47. 2 Bde. 8.

**) Hier ſollen, nach dem Dänen Holberg, die Schweden ein tyranniſches Regiment geführt, viele Städte in Brand geſteckt, weder Weiber noch Kinder geſchont, junge Mädchen geſchändet und ſogar Säuglinge an der Bruſt ihrer Mütter nemark am 21. Februar 1612 in einem Paſſe, unweit Warberg, eine blutige Schlacht, in welcher Chriſtian's Heer drei ſeiner tapferſten Anführer, Chriſtian Barnekow, Franz Rantzau und Steen Roſenſparre verlor.

Die Erkrankung der Königin rief ihren Gemahl vom Schauplatze des Krieges nach Kopenhagen zurück. Anna Katharina von Brandenburg ſtarb, in Folge eines mit großer Heftigkeit graſſirenden Nervenfiebers, in einem Alter von ſiebenunddreißig Jahren, am 29. März 1612. Sie war eine eben ſo zärtliche als fromme Dame, die ſich fern von allen Staatsgeſchäften gehalten und einige erbauliche Andachtsbücher geſchrieben hatte, die auf ihre Koſten im Druck erſchienen waren. Beim Volke hatte ſie ſich vor Allem dadurch populär gemacht, daß ſie trotz ihrer deutſchen Abkunft eine große Vorliebe für die däniſche Sprache beſaß. Außerdem war ſie mildherzig und wohlthätig gegen Jeden, der ihren Schutz und ihre Hilfe in Anſpruch nahm. Der Wahlſpruch, deſſen ſie ſich bediente und der unter ihrem Namen und Wappen auf Schloß Frederiksborg prangt, lautete.

---

erwürgt und mit ſolcher Grauſamkeit gehauſ't haben, daß viele Einwohner es vorzogen, ſich ſelbſt den Tod zu geben und ſich mit Weibern und Kindern aus den Fenſtern zu ſtürzen. — Ganz dieſelben Grauſamkeiten der brutalen Soldateska rühmt der Schwede Wering, umgekehrt, den Dänen nach.

„Regiere mich, Herr, mit Deinem heiligen Geiſte*).“

Anna Katharina hatte außer dem ſchon früher genannten Prinzen Friedrich (ſiehe Seite 24) noch fünf Kinder geboren:

1) Chriſtian, geboren am 10. April 1603 geſtorben am 2. Juni 1647 zu Cörbitz. Am 5. Oktober 1634 vermählte er ſich mit Magdalena Sibylla, Tochter Johann Georg's I., Churfürſten von Sachſen**). Seine Gemahlin, geboren am 23. December 1617, vermählte ſich nach ſeinem Tode mit Friedrich Wilhelm II., Herzoge von Sachſen-Altenburg, und ſtarb am 6. Januar 1668.

2) Sophia, geboren am 4. Januar 1605, geſtorben am 7. September deſſelben Jahres.

3) Eliſabeth, geboren am 16. März 1606 geſtorben am 24. October 1608.

4) Friedrich III., welcher ſeines Vaters Nachfolger wurde. (Siehe ſechſtes Buch).

---

*) Vergl. Hans Povelſen Reſen, Ligpraediken over Dronning Anna Catharina, Kjøbnh. 1612. 4. Ins Deutſche überſetzt von Johann Kraft, Gießen 1614. 4; lateiniſch von Hermann Nicolai. Frf. 1614. 4. Am 15. April ward die irdiſche Hülle der Königin mit dem herkömmlichen Pompe in der Frauenkirche beigeſetzt. — Chriſtian IV. ließ zu ihrem Andenken eine neue Kirche bauen, die, ihr zu Ehren Sanct Annenkirche genannt, 1630 eingeweiht, aber während der Kopenhagener Belagerung von 1658 bis 1660 eingeäſchert ward.

**) Es wird vom Prinzen Chriſtian in einem der nachfolgenden Kapitel ausführlicher die Rede ſein.

5) Ulrich, geboren am 2. Februar 1611, ermordet am 11. Auguſt 1633*).

Bald nach dem Tode der Königin ſtellte ſich Chriſtian IV. von Neuem an die Spitze ſeines Heeres und rückte am 5. Mai 1612 vor Elfsborg, das, von der däniſchen Flotte unter dem Oberbefehle Jörgen Daa's eingeſchloſſen, ſich am 24. Mai ergeben mußte. — Von hier zog der König nach Gulberg, das ſich nach kurzem Widerſtande am 1. Juni ergab.

Die vom Reichsmarſchalle Mogens Ulfeldt befehligte Flotte verfolgte die ſchwediſche, die überall einem

---

*) Ein Jahr vor ſeinem Tode war Prinz Ulrich, mit Erlaubniß ſeines Vaters, in ſchwediſche Dienſte getreten. Nach dem Waffenſtillſtande, welchen Albrecht von Wallenſtein, Herzog von Friedland, mit dem Könige von Schweden in Schleſien abgeſchloſſen hatte, wurde er, Nachts von einem Gaſtmahle heimkehrend, zu welchem ihn die kaiſerlichen Generale Heinrich Graf von Schlick und Ottavio Piccolomini eingeladen hatten, von einem Meuchelmörder, der ſich in einem Graben verſteckt — es iſt nicht bekannt aus welchem Grunde — hinterliſtig erſchoſſen. Ulrichs Leichnam ward nach Hamburg und von hier nach Kopenhagen gebracht. — Vier Jahre vor ſeiner Ermordung hatte der jugendliche Held, wie ſein Kammerjunker und Waffengefährte Niels Krabbe berichtet, der Belagerung von Herzogenboſch in Holland beigewohnt. — Prinz Ulrich hat ſich auch als Schriftſteller durch ein Buch, betitelt „Strigilis Vitiorum" bekannt gemacht. Vergl. Erasmus Brochmand, Oratio funebris in obitum principis Uldarici, Hafn. 1633. 4. und Martin Opitz, Laudatio funebris memoriae principis Udalrici, Frf. 1633. 4.

Kampfe auswich, ſo lange, bis dieſe ſich, am 11. Auguſt, in die Schceren vor Stockholm zurückzog.

Guſtav Adolph, der, trotz all ſeiner Tapferkeit, zwei der wichtigſten Feſtungen eingebüßt hatte, fühlte die Nothwendigkeit, mit Dänemark Frieden zu ſchließen.

Chriſtian's IV. friedliebender Schwager, König Jakob I. von England, der, gleich beim Ausbruch dieſes Krieges, Robert Anſtruther nach Kopenhagen und James Spens nach Stockholm geſandt hatte, beeilte ſich, zum Abſchluſſe des von Schweden gewünſchten Friedens ſeine einflußreiche Vermittelung anzubieten, die der kriegsluſtige König von Dänemark Anfangs zurückwies, weil die engliſchen Geſandten unter andern Friedensbedingungen auch auf die Nothwendigkeit einer Ermäßigung des Sundzolls, welchen Chriſtian IV. bedeutend erhöht hatte, hinzuweiſen ſich erlaubten.

Bald aber kam in Folge eines eigenhändigen Schreibens Guſtav Adolph's an Chriſtian ein Friedenscongreß zu Stande.

Am 29. November 1612 traten zu Knäröd (in Schweden) die Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte zuſammen. Von däniſcher Seite erſchienen dabei: der Kanzler Chriſtian Friis auf Borrebye und die Reichsräthe Manderup Parsberg*), Axel Brahe und Eske Brok; von ſchwediſcher Seite der berühmte Kanzler Axel Oxenſtierna und die Reichsräthe Niels Bielke, Guſtaf Stenbock und Heinrich Horn.

---

*) Der Naſenverſtümmler Tycho de Brahe's.

Im Januar 1613 ward nun ein neuer „ewiger" Friede unter folgenden Bedingungen abgeſchloſſen:

Beiden Reichen wurde für alle Zeiten das (läppiſche) Recht zugeſtanden, in ihrem Wappen die drei vereinigten Kronen fortführen zu dürfen.

Schweden entſagte allen Einwendungen gegen die däniſche Beſitzergreifung der Oſtſee-Inſel Oeſel in Livland *).

Die früher beſtandene Zollfreiheit zwiſchen Dänemark, Norwegen und Schweden ward auf's Neue beſtätigt.

Schweden verpflichtete ſich, der freien Schifffahrt nach Livland und Kurland künftighin kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Beide Theile verpflichteten ſich, die von ihnen eroberten Feſtungen zurückzugeben, Schiffe und Geſchütz aber im Beſitze des Eroberers zu laſſen **).

Schweden verſprach, für die Rückgabe von Kalmar, Rieby, Elfsborg und Gulborg an Schweden eine Kriegs-Entſchädigung von einer Million Reichsthaler innerhalb ſechs Jahre an Dänemark zu zahlen und bis zur Abzahlung der ganzen Kriegsſchuld Elfsborg mit der ganzen Umgegend als „brauchbares Unterpfand" unter däniſcher Herrſchaft zu laſſen, mit der Erklärung, daß Elfsborg, Falls Schweden nach Ablauf der ſechsjährigen Friſt nicht Alles bezahlt haben ſollte, an Dänemark für immer anheimfalle.

---

*) Oeſel iſt von der Inſel Moon durch den kleinen und von Livland durch den großen Sund getrennt.

**) Dänemark hatte durch dieſen Punkt ſechs den Schweden bei Elfsborg abgenommene Kriegsſchiffe gewonnen.

Dieſer für **Chriſtian IV.** ſo ehrenvolle Friedensvertrag ward am 26. Januar 1613 zu Kopenhagen vom Könige und den ſämmtlichen Mitgliedern des Reichsraths unterzeichnet und am 30. April zu Warberg ausgewechſelt.

So ſchloß der neue, dreijährige, höchſt unnütze Krieg, der beiden Völkern gleich große Wunden geſchlagen und deſſen Folge nichts weiter als eine Beſtätigung des am 13. December 1570 zu Stettin abgeſchloſſenen Friedens war.

Daß während dieſes Krieges nicht bloß in Schweden, ſondern auch in Dänemark in den Staatskaſſen eine oft ſehr peinliche Geldklemme geherrſcht haben mag, geht aus den theils großentheils kleinen Geld-Anleihen hervor, welche **Chriſtian IV.** bei Privatleuten zu machen ſich genöthigt ſah. Der Biſchof von Ripen, **Peder Hegelund**, der in ſeinen Mußeſtunden auch die erſten däniſchen Theaterſtücke und eine Art hiſtoriſcher Tagebücher ſchrieb, meldet in ſeinem (leider noch ungedruckten) Geſchichtskalender: er habe Seiner Majeſtät dem Könige allerunterthänigſt zweihundert Kronthaler auf Renten vorgeſchoſſen *). Wenn dieſer Ver-

---

*) Dies Factum erinnert uns abermals an den abenteuerlichen König **Jerôme** von Weſtphalen, der kurz vor ſeiner Austreibung durch die Koſaken ſich in ſo großer Geldverlegenheit befand, daß er dem Göttinger Profeſſor **Wil-**

ſchuß eines Theils ein klingender Beweis der patriotiſchen Geſinnung dieſes Biſchofs iſt, ſo muß er andern Theils auch als ein nicht unintereſſantes Argument angeſehen werden, daß die däniſchen Theaterdichter der Vorzeit mehr bei Kaſſe geweſen ſind, als ihre Collegen der Jetztzeit, die in Dänemark jetzt nicht weniger am Hungertuche nagen, als, mit wenigen Ausnahmen, deren Leidensgenoſſen in unſerm großen, neununddreißigeinigen, gottgeſegneten Deutſchland.

---

lers, wie dieſer in ſeinem Tagebuche erzählt, fünf Napoleonsd'or allerhuldreichſt abzuborgen geruhte. Jetzt ſoll der alte Erkönig wieder mehr bei Kaſſe ſein. Tempora mutantur, ſagt der ſelige Ovid. — — — — — — — —

## Fünftes Kapitel.

Chriſtian's des Vierten Privatleben. — Seine Neigung zum weiblichen Geſchlechte. — Geſchichte ſeiner vier Maitreſſen. — Chriſtine Matthiſen. — Katharina. — Chriſtine Munk. — Wibecke Kruſe. — Geſchichte ihrer unehelichen Kinder. — Ihre Verberung. — Ihr Tod. — Das Ende der Chriſtine Munk.

Wenn wir den vierten Chriſtian ſeines Purpurmantels und ſeiner Kriegerrüſtung entkleiden und ihn im Schlafrock ſeines Privatlebens zeigen, dann erſcheint er uns als einer jener Monarchen, deren Hauptleidenſchaft darin beſtand, daß er eine ausgeſprochene Vorliebe für die Reize des Unterrocks beſaß. In dieſem Punkte bildet er gleichſam den Uebergang von Ludwig XIV. zu Auguſt dem Starken.

Chriſtian hatte, wie jener Ludwig, vier Maitreſſen. Die erſte derſelben, die er ſich noch bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin beigelegt, war eine Bürgerstochter, welche Chriſtine hieß und deren Vater, Matthiſen, nach Einigen Hufſchmidt, nach Andern Barbier geweſen ſein ſoll.

Der König ſoll die Bekanntſchaft dieſes Mädchens in einem Walde gemacht haben, wo ſie, an einem milden Maimorgen Veilchen ſuchend, durch die

Frühlingsfriſche ihrer jugendlichen Reize den damals achtundzwanzigjährigen Monarchen dergeſtalt bezauberte, daß er alle Mittel der Verführung aufbot, um das junge unerfahrene Kind in ſein Netz zu locken, was ihm denn auch ſehr bald gelungen ſein ſoll. Ihr Vater wurde bei Hofe angeſtellt, ſie ſelbſt aber nach Kronborg gebracht, wo der König ſie erziehen ließ. Drei Jahre ſpäter wurde Chriſtine (1611) von einem Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Chriſtian Ulrich Gyldenloew erhielt. Dieſer uneheliche Knabe wurde, als er ſein zweiundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, in den Grafenſtand erhoben und als däniſcher Geſandter an den Hof Ludwigs XIII. nach Paris geſchickt. Sieben Jahre ſpäter trat er (1640) in niederländiſche Dienſte, focht gegen die Holländer und ward, ſechs Meilen von Köln, in der Umgegend von Neuſtadt, von feindlicher Kugel getödtet.

Die Mutter dieſes jugendlichen Helden wurde, zwei Jahre nach ihrer Niederkunft, durch eine neue Flamme Chriſtian's, welche Katharina hieß und die Tochter eines Kopenhagener Bürgers war, aus der Gunſt des wetterwendiſchen Königs verdrängt. Die neue Maitreſſe gebar ihm am 10. März 1615 gleichfalls auf dem Schloſſe Kronborg, einen Sohn, Hans Ulrich Gyldenloew, der, ſpäter gleichfalls gegraft, und zum Schloßamtmann von Frederiksborg und Kronborg ernannt, ſich mit Regine Grubbe vermählte und am 31. Januar 1645, ohne Erben, auf Schloß Kronborg ſtarb Seine Mutter wurde nach Horſens verbannt.

Die dritte und berühmteſte Maitreſſe des Königs war Kirſten oder Chriſtine Munk, mit welcher er ſpäter eine morganatiſche Ehe ſchloß und die ihm in einem Zeitraume von dreizehn Jahren nicht weniger als eilf Kinder gebar.

Chriſtine, Munk, geboren am 6. Juli 1598, war eine Tochter Ludwig Munk's auf Nöerlund, Befehlshabers in Drontheim, und der Frau Ellen oder Helene Marswin und eine Urenkelin jenes Mogens Munk, der im Jahre 1523 von den Ständen Jütlands beauftragt worden war, dem Könige Chriſtian II. den (im erſten Bande, Seite 59, mitgetheilten) Aufkündigungsbrief einzuhändigen.

Chriſtine Munk war fünf Jahre alt, als ſie ihren Vater am 11. Juli 1603 durch den Tod verlor. Mutter Ellen, die ihr ſchönes, ungemein einnehmendes Töchterchen ſehr verhätſchelte, ließ dem eigenſinnigen Kinde, deſſen Anmuth und Schönheit ſich von Jahr zu Jahr zu üppigerer Blüthe entfaltete, jeden Willen und wagte keiner ihrer tauſend kleinen Launen den kleinſten Widerſpruch entgegenzuſtellen. — Chriſtine, die frühzeitig genug von der ſiegreichen Macht ihrer jugendlichen Reize überzeugt war, ſchlug, zur Jungfrau herangewachſen, die glänzendſten Heiraths-Anträge aus, weil Keiner von Allen, die ſich um ihre Hand bewarben, ihr ſchön und reich genug erſchien, um von der Höhe ihrer Anſprüche zu ihm herabzuſteigen. Ein Traum, erzählte ſie eines Morgens ihrer närriſch in ſie verliebten Mutter, habe ſie belehrt, daß ſie berufen ſei, mit einem Könige den Glanz und die

Herrlichkeit ſeines Thrones zu theilen. Im Traume habe ſie einen mächtigen Fürſten liebeglühend zu ihren Füßen liegen ſehen und aus ſeinem eigenen Munde gehört, daß er entſchloſſen ſei, eher ſeiner Krone als ihrer Gegenliebe zu entſagen. — Von der Mutter befragt, wie dieſer liebenswürdige Monarch, von dem ſie geträumt, ausgeſehen habe, erwiderte Chriſtine, die, vor dem Spiegel ſtehend, mit ihren Locken ſpielte, ſie hätte ſchwören mögen, daß jener Fürſt, der ſklaviſch den Saum ihres Kleides geküßt, kein Anderer geweſen ſei, als König Chriſtian. Mutter Ellen erbebte vor innerer Freude. Sie umarmte ihr kokettes, eroberungsſüchtiges Mädchen und war thöricht genug, ihr zu ſagen: — Du haſt Recht, mein ſüßes Kind, Chriſtine Munk iſt für den Thron geſchaffen!

Gleich darauf ſchlug ſie die Hand eines neuen Bewerbers aus, welcher Steen Bille hieß und einer der reichſten Edelleute von Schonen war.

All' dieſe Leute erſchienen ihr, an die Weiſſagung ihres wunderholden Traumes zurückdenkend, zu armſelig und niedrig für das Ziel, das ſie ihrem Ehrgeize geſteckt hatte.

Aut Regina, aut nihil, ſagte ſich Chriſtine Munk und ſuchte in Begleitung ihrer Mutter alle jene Orte auf, wo ſie dem Mittelpunkte ihrer Träume zu begegnen und von ihm geſehen zu werden hoffte.

Eines Sonntags, als der König in der Frauenkirche in Begleitung ſeines glänzenden Hofſtaats dem Gottesdienſte beizuwohnen geruhte, hatte ſich Mutter

Ellens Tochter ſo zu ſetzen gewußt, daß ſie ihm auffallen mußte, was denn auch wirklich geſchah.

Die Aureole ihrer Jugend, der Nimbus ihrer Schönheit, die Pracht und Eleganz ihrer Toilette feſſelten alſogleich die Aufmerkſamkeit des Monarchen, der für derlei Dinge ein viel zu ſcharfes Auge beſaß, als daß dieſe Fülle einnehmender Reize ihm hätte entgehen können. Er ließ mit allerhöchſtem Wohlgefallen ſeinen Kennerblick auf dieſer magiſchen Erſcheinung ruhen, die mit jungfräulicher Schüchternheit ihr dunkelblaues Auge vom Gebetbuche zum erhabenen Gegenſtande ihres Traumes emporzuſchlagen wagte und es züchtig verſchämt ſogleich niederſenkte, wenn ſein Blick zündend dem ihrigen begegnete.

Chriſtian, neugierig gemacht, wer dieſer betende Engel ſei, in deſſen Augen ein Paradies von Houris lag, fragte einen der Offiziere, der neben ihm ſtand, ob er zufällig die beiden Damen kenne, die ihm gegenüberſitzend ſo andächtig im Gebet verſunken ſeien. Der Gefragte, der ſie nicht kannte, wurde von ſeinem Herrn und Gebieter abgeſchickt, um über die ſchöne Unbekannte die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Und während der hochwürdige Herr auf der Kanzel voll Salbung über ein altes Thema aus dem Neuen Teſtamente ſich vernehmen ließ, fragte der Adjutant des Königs einen frommen Kammerherrn, der fromme Kammerherr einen aufgeklärten Arzt, der aufgeklärte Arzt einen ſeiner ehemaligen Patienten und der ehemalige Kranke ſeine auffallend geſunde Ehehälfte, ob ſie nicht wiſſe, wer jenes junge Mädchen an der Seite der alten, aufgeputzten Mutter ſei. Sie kannte die beiden Damen und ſo gelangte auf demſelben Wege an den König die Antwort zurück: die junge Dame ſei die Tochter der Wittwe Munk, die nur darum die Kirche beſuche, um ihren Augapfel bei Zeiten unter die Haube zu bringen.

Mehr brauchte Chriſtian nicht zu wiſſen.

Schon am folgenden Morgen erhielten Mutter und Tochter eine ſchriftliche Einladung, am nächſten Tage bei Hofe zu erſcheinen.

— Mein Traum geht in Erfüllung, triumphirte Chriſtine und übte vor dem Spiegel das einnehmendſte Lächeln ein, das ihren jungfräulichen Lippen zur Beſiegung aller Herzen zur Verfügung ſtand.

Am nächſten Tage erſchienen die Damen. Der Gottgeſalbte empfing ſie mit der herablaſſendſten Güte, erkundigte ſich mit rührender Theilnahme nach den Umſtänden der Wittwe, die ohne Urſache zu jammern begann und ſofort eine Vermehrung ihrer Penſion erhielt.

Alles Uebrige fand ſich von ſelbſt. Chriſtinen's Traum ging wirklich in Erfüllung; doch mußte das Verhältniß, weil die Königin noch am Leben war, etwas geheim gehalten werden.

Rouſſeau de la Valette, Verfaſſer der „Histoire du comte d'Ulfeld,“ (Par. 1678. 12) und Pierre Bayle, Herausgeber des Dictionnaire historique et critique, behaupten zwar, Diana Munk habe ſich von ihrem königlich däniſchen Jupiter nur mit überaus großen Schwierigkeiten erobern laſſen und Chriſtian's

Liebesſeufzer erſt dann erhört, nachdem er ihr ein ſchriftliches Ehe-Verſprechen ertheilt habe; Dame Munk war aber weniger grauſam, als beide Franzoſen ſie geſchildert haben.

Der ſchlagendſte Beweis, daß ſie den König noch bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin, zu einer Zeit alſo, wo an den Abſchluß einer neuen Ehe noch nicht gedacht werden konnte, erhört hatte, liegt darin, daß ſie ihm kurz vor dem Ableben der Königin einen Sohn, Don Jürgen Ulrich, gebar, den ſie zwar ſpäter verläugnete, der aber deſſenungeachtet feſt darauf beſtand, daß Chriſtine Munk ſeine Mutter und König Chriſtian ſein Vater ſei.

Dieſer Don Jürgen Ulrich wurde nach einem zu Sevilla aufgenommenen Verhöre im fünfzehnten Lebensjahre mit dem ruſſiſchen Geſandten, welcher 1627 in Kopenhagen geweſen war, in Begleitung zweier Diener nach Rußland geſchickt, wo er neun Monate in Moskau blieb. Von dort begab er ſich nach Polen und von hier an den Hof Kaiſer Ferdinand's II. nach Wien, der ihn oft zur Tafel zog, weil ihm bekannt war, daß ſein däniſcher Gaſt ein natürlicher Sohn des Königs ſei. Von Wien reiſte der abenteuerliche Prinz nach Köln und von hier nach Amſterdam, von wo aus er ſich auf einem Vließinger Kauffartheiſchiffe nach la Rochelle begab, wo er auf Befehl ſeines königlichen Vaters einen Wechſel von ſiebentauſend Ducaten erhielt. Im Beſitze dieſer Geldſumme begleitete er einen franzöſiſchen Schiffscapitain, Namens Corneille Allard, nach Weſtindien, beſuchte die karaibiſchen

Inſeln und beſchloß dann als Freibeuter nach Braſilien zu gehen. Bald aber verlor er die Luſt zu dieſem Metier, das er einzig und allein aus Hang zu Abenteuern ergriffen hatte, und kehrte mit einem franzöſiſchen Schiffe nach la Rochelle zurück. Von hier begab er ſich nach Paris an den Hof Ludwigs XIII. wo er, nach ſeiner Ausſage, eine eben ſo freundliche Aufnahme als in Wien gefunden haben will. Der König von Frankreich ſchenkte ihm vier Wagen- und zwei prachtvolle Reitpferde nebſt Zubehör; Don Jürgen verehrte ihm dafür einen viereckigen Diamant, den er von ſeiner Mutter Chriſtine Munk zum Andenken erhalten hatte, und ließ an die Dienerſchaft im Louvre über fünfzigtauſend Kronenthaler als Geſchenke und Trinkgelder zurück.

Seine unermüdliche Wanderluſt führte ihn nach la Rochelle zurück, von wo er zu Schiffe nach Sanct-Sebaſtian ging und während dieſer neunmonatlichen Reiſe wieder Freibeuterei trieb. — Von Sanct-Sebaſtian ſegelte er mit dem franzöſiſchen Schiffscapitain Colart zum zweiten Male nach Weſtindien. Nach Verlauf mehrerer Jahre kehrte er nach Europa zurück und langte mit einer ſpaniſchen Fregatte in Cadix an. Von dort begab er ſich nach Sevilla. Hier wurde er Schulden halber eingeſperrt und drei Wochen lang gefangen gehalten. Um loszukommen ſah er ſich genöthigt, ſein Incognito abzulegen und ſich erkennen zu geben. In Folge eines Verhöres, das er in Sevilla in Gegenwart des däniſchen Conſuls Joachim Willmuſen beſtehen mußte, ward er gleich darauf in Freiheit geſetzt und kehrte im Frühlinge des folgenden Jahres 1651 nach faſt fünfundzwanzigjähriger Abweſenheit nach Kopenhagen zurück.

Viele hielten ihn für einen Abenteurer, der ſich fälſchlich für einen Sohn des Königs ausgab. Daß Don Jürgen aber Letzteres in der That geweſen ſein muß, geht ſchon daraus hervor, daß ſeine Mutter, Chriſtine Munk, dagegen keinen Einſpruch erhob.

Der abenteuerliche Prinz führte am Hofe Friedrichs III. einen höchſt anrüchigen Lebenswandel, beſuchte alle liederliche Häuſer und erwarb ſich den Ruf eines Don Juans, von dem ſich die Leute unheimliche Geſchichten erzählten. Er hatte rabenſchwarze, glatt geſchorene Haare, Pockennarben und eine große Naſe, die ſeinem Geſichte eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem königlichen Vater verlieh.

Don Jürgen nahm ein trauriges Ende. Als er 1655 über die Chriſtianshavener Brücke fuhr, gerieth er mit einem Brauergeſellen, der ſich weigerte ihm auszuweichen, in einen Streit. Der Brauergeſelle, der den Prinzen Nachts zuvor in einem liederlichen Hauſe angetroffen hatte, verſetzte ihm mit einer Stange einen Schlag, der ihn todt zu Boden ſtreckte. Der Mörder ſpannte ein Pferd ab, ritt davon und war ſeitdem ſpurlos verſchwunden.

Noch an demſelben Tage wurde der Erſchlagene in aller Stille in der Holmskirche beerdigt.

Wir kehren vom Sohne zur Mutter zurück. Chriſtine Munk wußte durch die Macht ihrer üppigen Reize den König ſo ſehr zu feſſeln, daß er den Beſchluß faßte, ſeine Maitreſſe zur morganatiſch angetrauten Gemahlin zu erheben, mit der Klauſel, daß ſie nicht Königin, ſondern nur Gemahlin des Königs heißen und daß die mit ihr erzeugten Kinder ganz wie eheliche Kinder betrachtet, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie weder Prinz und Prinzeſſin, ſondern blos Kinder des Königs genannt werden ſollten.

Am 31. December 1615 wurde die zur Gräfin von Schleswig-Holſtein erhobene Maitreſſe Chriſtine Munk im Biſchofshofe zu Lund in Schonen durch den Hauptprediger der Sanct-Nicolaikirche zu Kopenhagen, Magiſter Matthäus Jenſen, dem Könige zur linken Hand angetraut. Das Beilager fand an demſelben Tage auf Schloß Frederiksberg ſtatt. Otto Sperling der Jüngere berichtet, Chriſtian IV. habe dieſe ungleiche Ehe blos darum geſchloſſen, damit die darin erzeugten Kinder nur ihm und nicht dem Reiche zur Laſt fallen ſollten. (?!)

Wir theilen hier die lange Litanei der legitimirten Kinder mit, die aus dieſer morganatiſchen Ehe in einem Zeitraume von 13 Jahren hervorgegangen ſind. Die Gräfin, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt, gebar ihrem königlichen Gemahle — wir folgen hierin dem Berichte Tycho Hofmanns in ſeinen „Portraits historiques“ — Don Jürgen Ulrich abgerechnet — zehn Kinder:

1) Anna Katharina, geboren auf Schloß Frederiksborg am 10. Auguſt 1618, geſtorben am 20. Auguſt 1633. Vierzehn Jahre alt wurde ſie mit dem erſt kurz vorher zum Reichshofmeiſter ernannten Statthalter von Kopenhagen Franz Rantzau verlobt, der

kurz darauf, am 5. November 1632, im Roſenburg
Schloßgraben ertrank. Nach der Ausſage eines dän
niſchen Geſchichtsſchreibers ſollen ihn zwei ſeiner Di
ner ins Waſſer geworfen haben, was aber ſchwer z
glauben iſt, da Einer derſelben, Heinrich Mülle
bald hernach zum Rentmeiſter erhoben ward. — Ann
Katharina nahm ſich den plötzlichen Tod ihr
jungen Bräutigams ſo ſehr zu Herzen, daß ſie ihn nu
acht Monate überlebte und in dem blühenden Alter vo
fünfzehn Jahren auf Schloß Frederiksborg ſtarb. D
irdiſchen Ueberreſte ihres Verlobten ruhen in der Sanc
Nikolaikirche zu Kopenhagen.

2) Sophia Eliſabeth, geboren am 20. Sep
tember 1619, geſtorben am 23. Juli 1658. Sie wa
zweimal verheirathet. Am 10. October 1634 vermähl
ſie ſich, fünfzehnjährig, mit Chriſtian Penz, wel
cher, Statthalter in Holſtein, zwei Jahre nach ſein
Verheirathung vom Kaiſer Ferdinand II. in de
deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben und von ſeinen
königlichen Schwiegervater, ſechs Tage vor der Hochzei
zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt wurde. Na
ſeinem 1651 erfolgten Ableben ſchloß ſeine Witt
eine zweite Ehe mit Holger Wind, der, als ſein frühe
allmächtiger Schwager, Graf Corfiz Uhlfeld, b
Friedrich III. in Ungnade fiel, ſie treulos verließ
was ſie dergeſtalt erbitterte, daß ſie ihm ſein Bildn
mit ausgeſtochenen Augen zurückſchickte. — Sophi
Eliſabeth ſtarb drei Monate nach dem Tode ihre
Mutter, an deren Seite ſie in der Sanct Knud's Kirch
zu Odenſe beigeſetzt ward.

3) Eleonore Chriſtine, geboren am 8. Juli 1621, vermählte ſich am 9. October 1636 mit dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Grafen Corfiz Ulfeldt, deſſen Leben und Schickſale, an welchen ſie ſo innig-warmen Antheil nahm, in einem dernächſtfolgenden Kapitel ausführlich erzählt werden ſoll.

4) Waldemar Chriſtian, geboren am 26. Juli 1622 *) war der Liebling des Königs, der ihn in ſeiner Jugend in Begleitung des gelehrten Heinrich Ernſt **) ins Ausland, nach Holland, Frankreich, Deutſchland und Italien reiſen ließ und ihm in ſpätern Jahren mehrere wichtige Geſandtſchaftspoſten anvertraute. Er nannte ſich Graf Gyldenloew. Im Jahre 1643 ward er vom Kaiſer Ferdinand III. zum Reichsgrafen und von ſeinem Vater zum Grafen von Schleswig-Holſtein ernannt. — Ein Jahr zuvor war eine aus achtzig Perſonen beſtehende Geſandtſchaft des ruſſiſchen Czaren Michail Feodorowitſch Romanow aus Moskau nach Dänemark gekommen, um dem Könige eine Vermählung ſeines Sohnes mit der ruſſiſchen Prinzeſſin Irene vorzuſchlagen ***). Da Vaer und Sohn mit dieſer Heirath einverſtanden waren,

---

*) Oluf Bang läßt ihn 1619 zur Welt kommen, was ein Irrthum iſt.

**) Heinrich Ernſt, ein deutſcher Juriſt aus Helmſtedt, erhielt von Chriſtian IV. einen Ruf nach Soröe. Unter Friedrich III. ward er Aſſeſſor am Oberhofgericht zu Kopenhagen und ſtarb am 7. April 1665.

***) Nach Pufendorfs bekanntem Werke „De rebus Suecanis etc. im Buche XIV. (Seite 74) ſoll die moskowitiwurde **Peter Marſilius** nach Moskau geſandt, um die nähern Bedingungen feſtzuſetzen. Nach deſſen Rückkehr begab ſich **Waldemar** in Begleitung **Oluf Parsberg's** *) und **Steen Bille's** **) über Riga nach Moskau, wo ſie am 21. Juni 1644 ankamen und prachtvoll empfangen wurden. — Der ruſſiſche Jubel währte aber nur kurze Zeit, denn als der däniſche Bräutigam verweigerte, ſich nach ruſſiſchem Ritus umtaufen zu laſſen, nahm man dieſe Weigerung ſehr übel und drohte ihm verblümt mit allerlei Zwangsmaßregeln, die dem guten **Waldemar** ſo wenig zuſagten, daß er — da ihm auch die Braut nicht abſonderlich zu gefallen ſchien — den Beſchluß faßte, heimlich zu entfliehen und die gute **Irene**, ſo zu ſagen, ſitzen zu laſſen. Er beſchloß mit drei Vertrauten ſeines Gefolges nach Polen durchzugehen; der fliehende Bräutigam aber wurde erwiſcht und in ein Gefängniß geworfen, worin man ihm freie Wahl ließ, ſich umtaufen zu laſſen und **Irene** zu heirathen, oder ein Gefangener des über ſeine Widerſpänſtigkeit hocherzürnten Czaren zu bleiben — eine höchſt unangenehme Alternative, die

---

ſche Braut nicht **Irene**, ſondern **Anna** geheißen und keine legitime Prinzeſſin, ſondern eine außer der Ehe erzeugte Tochter des Czaren geweſen ſein.

*) **Oluf Parsberg** auf Jernet war Befehlshaber auf Schloß Standerberg und Ritter des Elephanten Ordens.

**) **Steen Bille** auf Oerum und Kiersgaard (geboren am 6. März 1606, geſtorben am 12. October 1672) war Befehlshaber auf Schloß Koldinghuus und ſeit dem 25. November 1648 Elephanten-Ordens-Ritter.

einen echt moskowitiſchen Beigeſchmack von Knute und Juchten hat.

Zum Glück für den guten Waldemar geruhte die grundgütige Vorſehung ſchon im folgenden Jahre, im Monat Juli 1645, den erzürnten Czaren Michail Feodorowitſch Romanow in der Blüthe ſeiner Jahre — er war noch kein Fünfziger — aus dem Kreml in das Jenſeits abzurufen, worauf ſein Nachfolger Alexius Michailowitſch, dem es gleichgiltig war, ob Irene einen Mann bekam oder nicht, dem gefangenen Dänen die Riegel ſeines Kerkers öffnen ließ.

Waldemar Chriſtian begab ſich nach Polen und ward zu Warſchau am Hofe Wladislav's IV. eben ſo glänzend als in Moskau empfangen und dort zu keiner Heirath gepreßt.

Von Warſchau reiſte er, incognito, unter dem Namen eines mecklenburg'ſchen Edelmanns nach Hamburg und kehrte von dort nach Kopenhagen zurück.

Nach dem 1648 erfolgten Ableben ſeines Vaters ſchloß er ſich beim Antritt der Regierung Friedrichs III., wie der franzöſiſche Geſandte Pierre Chanut *) berichtet, den Mißvergnügten an und ſoll

---

*) Pierre Chanut, geb. am 22. Februar 1601, der ſich frühzeitig eine große Fertigkeit in fremden Sprachen erwarb, wurde 1645 als Reſident und, vier Jahre ſpäter, als Geſandter nach Schweden, Polen und Holland geſchickt; er beſaß namentlich bei der Königin Chriſtine ſo großen Einfluß, daß er die Urſache ihres Uebertritts zur katholiſchen Kirche geweſen ſein ſoll. Er ſtarb 1662. Seine höchſt in-

mit dem in Ungnade gefallenen Grafen Corfiz Ulfeldt in heimlichem Briefwechſel geſtanden haben. — Waldemar fühlte ſich in Kopenhagen bald ſo unſicher, daß er es vorzog, Dänemark zu verlaſſen und ſich nach Deutſchland zu begeben. Von Deutſchland begab er ſich nach Polen, trat dann in die Dienſte der Königin Chriſtine von Schweden und ſtarb, unvermählt, zu Lublin im Jahre 1656. Wir erinnern uns, in einem franzöſiſchen Buche, deſſen Titel uns leider entfallen iſt, geleſen zu haben, Graf Waldemar habe in Warſchau die Bekanntſchaft eines blutarmen, aber bildhübſchen Judenmädchens gemacht, daß er ſie mit nach Dänemark genommen, ſie beſchwängert und bald darauf verſtoßen habe, worauf die arme Lea, um ihren Schmerz und ihre Schande zu begraben, ſich in einer hellen Mondnacht bei Helſingoer ins Meer geſtürzt haben ſoll. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob dies Wahrheit, oder nur romantiſche Erfindung ſei. Möglich iſt Alles, mithin auch Dieſes!

5) Eliſabeth Auguſta, geboren am 28. December 1623, heirathete, ſechzehnjährig, Hans Lindenow auf Ivernaes *) und verlor ihren Gemahl während der Belagerung von Kopenhagen. Eli-

---

tereſſanten Mittheilungen über Schweden erſchienen fünf Jahre nach ſeinem Tode unter dem Titel Mémoires de tout ce qui s'est passé en Suède et aux provinces voisines depuis 1645 jusqu'en 1655 herausgegeben von Pierre Linage de Vauciennes, Cologne 1667. 3 Bde. 12. Par. 1675, 3 Bde 12.

*) Hans Lindenow (geboren am 25. März 1616, ge-

ſabeth war, wie ihre Mutter, eine leidenſchaftliche Spielerin, die nach dem Tode ihres Gatten ſein und ihr ganzes Vermögen verſpielte und dann von einer kleinen Penſion lebte, welche ihr König Chriſtian V. auszahlen ließ. Die gute Dame ſoll in einer einzigen Nacht vierzigtauſend Thaler im Biribi verloren haben. Die Aufregung der Hazardſpiele war ihr ſo ſehr Bedürfniß geworden, daß ihr ein Abend ohne Kartenſpiel eine unerträgliche Folter ſchien. Wir wiſſen nicht anzugeben, wann ſie geſtorben iſt.

6) Friedrich Chriſtian, geb. am 26. April 1625, ſtarb am 17. Juli 1627.

7) Chriſtiane, geb. am 15. Juli 1626, vermählte ſich am 6. November 1642 mit Hannibal Sehestedt *). Ihr Todesjahr iſt uns nicht bekannt.

8) Hedwig, die Zwillingsſchweſter der Vorhergehenden, geboren am 15. Juli 1626, vermählte ſich mit Chriſtianen an einem und demſelben Tage. Am 6. November 1642 heirathete ſie Ebbe Chriſto-

---

ſterben am 29. Mai 1659) war däniſcher Reichsrath, Befehlshaber auf Sanct-Knuds-Kloſter und ſeit dem 25. November 1648 Ritter des Elephanten-Ordens.

*) Hannibal Sehestedt auf Tynberg, Lunde, Beilegaard und Noraggergaard (geboren 1609, geſtorben am 1. September 1666) war Statthalter in Norwegen, Geheimer Rath, Reichsſchatzmeiſter und Präſident der Rentkammer, ſeit 1648 Ritter des Elephanten-Ordens, 1660 Geſandter in Frankreich. Im April 1663 ward er von Ludwig XIV. in den franzöſiſchen Grafenſtand erhoben. — Seine Mutter, Catharine Sehestedt, war Hofmeiſterin der Kinder Chriſtians IV.

pherſen Ulfeld *) und ſtarb 1679 zu Chriſtianſtadt.

9) Maria Katharina, geboren am 29. Mai 1628, geſtorben am 1. September des nämlichen Jahres.

10) Dorothea Eliſabeth, geboren am 1. September 1629. Chriſtian IV., der ihrer Mutter bereits überdrüſſig war und Grund zu einem Bruche ſuchte, wollte dieſe Tochter nicht als die Seinige anerkennen, weßhalb ſie in dem Hauſe ihrer Großmutter, Ellen Marswin, erzogen und am 5. Januar 1645 auf Befehl des Königs, der durchaus nicht zu bewegen war, ſie als ſein Kind anzuerkennen, nach Cöln geſchickt und dort unter dem Namen „Iſabella a Jeſu Maria" als Carmeliter-Nonne im Schnurrgaſſen-Kloſter aufgenommen ward, wo ſie am 18. März 1687 im Geruch der Heiligkeit ſtarb.

Wir kehren von den Kindern zur Mutter zurück.

---

*) Ebbe Ulfeld auf Dresholm war Hauptmann in Chriſtianſand. Im Jahre 1648 wurde er Ritter des Elephanten-Ordens, Statthalter auf Oeſel und Hauptmann auf Bornholm. Unter Friedrich III. fiel er gleichfalls in Ungnade und hielt ſich gleichzeitig mit ſeinem Schwager Corfitz Ulfeld in Schweden auf, wo er als General-Lieutenant der Cavallerie im Jahre 1682 zu Stockholm ſtarb. Als Grund ſeiner Ungnade wurde angegeben, daß er (wie Friedrich III. in einem eigenhändigen Briefe vom 5. Mai 1652 an die Königin Chriſtine ſchreibt) ohne Rechnungsablage ſeiner Verwaltung ſeinen Statthalterpoſten verlaſſen haben ſoll.

Chriſtine Munk, die als links angetraute Gemahlin Chriſtian's IV., außer dem Titel einer Gräfin von Schleswig-Holſtein, in den erſten Jahren ihrer morganatiſchen Ehe ein Gut nach dem andern erhalten hatte, beſaß, als ſie auf dem höchſten Gipfel ihres Glückes ſtand, Taaſinge, Boller, Ellensborg, Roſenwolde, Lundegaard, Nöraggergaard, Beilegaard, Lellinge, Tybroend und Theröe, einen Güter-Complex, den ſie nach Kräften zu Gunſten ihrer zahlreichen Leibeserben zu vergrößern ſuchte.

Sie war die unzertrennliche Begleiterin des Königs, dem ſie ſich auf jede Weiſe unentbehrlich zu machen wußte. Beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, an welchem auch Chriſtian IV. ſich, zum Unglück Dänemarks, betheiligte, begleitete ſie ihren kriegeriſch-geſinnten Gemahl nach Deutſchland und ließ ihm, als er bei Hameln, die Wachtpoſten unterſuchend, vom Pferde in den Graben fiel und zwei Tage lang bewußtlos und ſprachlos war, ſo viel Pflege angedeihen, daß er, gerührt von ihrer Liebe und Sorgfalt, ihr ewige Dankbarkeit verſprach.

Aber ſchon drei Jahre ſpäter vergaß der König ſein ihr gegebenes Verſprechen: Chriſtine Munk fiel (1629) in Ungnade. Die wirklichen Urſachen, welche ihn bewogen hatten, ihr, wie die Hofſchranzen meinten, „die Sonne Seiner königlichen Gunſt zu entziehen,“ werden ſo verſchiedenartig angegeben, daß es ſchwer iſt, zu entſcheiden, welche von dieſen ſich ſchnurſtracks widerſprechenden Meinungen die richtige ſein mag.

Der wahrſcheinlichſte Grund ihrer Ungnade iſt weit weniger in ihrem eigenen Benehmen, als in der Wandelbarkeit Chriſtian's IV. zu ſuchen, der, nach fünfzehnjährigem Umgang ihrer nach und nach abgeblühten Reize überdrüſſig, das Kammermädchen friſcher und pikanter als ſeine Gemahlin fand.

Dieſe junge Nebenbuhlerin hieß Wibecke Kruſe. Der König ſagte ſich, indem er im Stillen Vergleiche zwiſchen ihr und Chriſtine Munk anzuſtellen begann, daß Jene jung und ſchlank und dieſe von Tag zu Tage älter und immer dicker werde. Variatio delectat, dachte er ſich und geruhte die „Sonne Seiner königlichen Gunſt" zu allerhöchſter Abwechslung heimlich der eben ſo ſchlauen als gefallſüchtigen Kammerzofe allerhuldreichſt zuzuwenden.

Die arme Gräfin Munk theilte in dieſem Punkte ganz und gar das Schickſal der noch weit ſchönern und üppigern Marquiſe von Monteſpan, die, wie Chriſtian's Gemahlin, in der Hofmeiſterin ihrer Kinder, in der Perſon der eben ſo ſcheinheiligen, als koketten Wittwe Paul Scarron's an ihrem Buſen eine liſtige Schlange genährt hatte, die ihre Gebieterin aus der Gunſt Ludwig's XIV. herausbiß.

Um die Untreue des Königs zu beſchönigen, mußte ein Grund aufgefunden werden, um den Sturz ſeiner Gemahlin vor den Augen ſeines Hofes gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen.

Auf Anrathen der neuen Maitreſſe wurde der alten eine ganze Litanei von Verbrechen angedichtet, an die ſie nicht im Entfernteſten gedacht hatte.

Der König beſchuldigte ſie der Untreue und weigerte ſich, wie bereits oben erwähnt, deren letztgeborene Tochter, Dorothea Eliſabeth, als ſein Kind anzuerkennen. — Der Mann, welcher Chriſtian's IV. Verdacht erregte, war der Hofmarſchall Rheingraf Otto Ludwig. Das, was des Königs Verdacht noch mehr zu beſtärken ſchien, war der Umſtand, daß der Rheingraf, kurz vor der Geburt jener Tochter, heimlich die Flucht ergriff und ſich nach Deutſchland begab.

Allem Anſcheine nach war es Wibecke geweſen, die, um den Stolz ihrer Gebieterin, die ſie oft genug ſehr hart behandelt hatte, zu demüthigen, dem Könige, der heimlich an der Zofe Gefallen fand, dieſen Verdacht einflößte, in Folge deſſen Chriſtian von ſeiner Gemahlin geſchieden ſein wollte.

Chriſtine Munk ward vor dem Reichsrathe, der zu dieſem Zwecke auf dem Roſenburger Schloſſe zuſammentrat, vom Könige des Ehebruchs angeklagt. Es wurden ihr neunzehn Fragen, die er eigenhändig aufgeſetzt hatte, zur Beantwortung vorgelegt. Der Schluß der königlichen Anklage lautet folgendermaßen:

**Welche, von, dieſen, Punkten, man, will, beweiſen, haben, wollen, Wir, ſolche, mit, lebenden, Perſonen, Adel, und, Unadel, beweiſen, die, Wir, wenn, es, nöthig, thut, zur, Stelle, ſchaffen, wollen. Kopenhagen, den, 1.9. Junius, 1.6.3.2.*).**

---

*) Seine Majeſtät ſcheint mit der richtigen Anwendung der verſchiedenen Interpunctionen etwas brouillirt geweſen und deshalb auf den Einfall gerathen zu ſein, nach jedem Wort, welches er niederſchrieb, mit königlich-däniſcher Con-

In Folge jener neunzehn Anklagepunkte, wel
Chriſtine Munk und deren Mutter, Ellen Mar
win, mit Ja oder Nein beantworten ſollten, mußte
Erſtere Kopenhagen verlaſſen und ſich nach ihrem Gr
hofe Boller im Stifte Aarhuus begeben *).

Mit der Anklage des Ehebruchs, der ſchwer zu
weiſen war, nicht zufrieden, wurde ſie außerdem ei
beabſichtigten Vergiftung des Königs bezüchtigt.
dreizehnte Punkt der Anklage ſagt: Sie habe
Frederiksborg eine goldene Schaale mit weißem P
der, welches wie Zucker ausgeſehen, auf den Tiſch
ſetzt und auf des Königs Frage, wozu dies Pulver d
nen ſolle, ihm die Antwort ertheilt:

Wenn Seine Majeſtät dies Pulver einnehm
wollten, ſo würden Sie Sich darauf viel wohler beſ
den. — Nachdem ſie ſich entfernt hatte und nach Sch
Roſenburg zurückgekehrt war, ließ der König den Do
tor Peter Pay rufen, von welchem ſie jenes Pulv
erhalten haben wollte, was dieſer auch zugab, mit d

---

ſequenz ein Comma folgen zu laſſen. Man hat uns währe
unſeres Aufenthaltes in Kopenhagen mehrere Autograph
gezeigt, in welchen Chriſtian IV. nach jedem Wort e
Comma und nach jeder Zahl einen Punkt hinzuſetzen gern
hatte.

*) Tyche Hofmann in ſeinen ſchon früher erwähnt
„Portraits historiques" erzählt, die Gräfin ſei auf ihrem Ge
hofe Stiernholm, in der Nähe von Horſens, auf Befehl d
Königs verhaftet und erſt von dort nach Boller gebra
worden, wo ihr eine Wohnung, die man beſonders dazu ei
gerichtet habe, angewieſen worden ſei.

Bemerken: er habe es ihr nur darum gegeben, um mit Hilfe dieſes Pulvers ihr einige Geſichtsfinnen zu vertreiben. Auf die Frage des Königs, ob ſich dieſes Pulver ohne Gefahr auch innerlich gebrauchen laſſe, erwiderte er erſchreckt: „Gott bewahre, es iſt ja Gift!“

Ein anderer Punct der Anklage lautet: Sie habe dem Könige geweiſſagt, er würde nicht länger als bis Oſtern leben.

Dazu kamen noch andere Beſchuldigungen, worunter auch die: daß ſie, ohne Erlaubniß des Königs, viele ihrer Sachen heimlich nach Schweden habe bringen laſſen.

Ferner:

Daß ſie auf Dalum das Bildniß des Königs aus der diamantenen Einfaſſung herausgeriſſen und es wüthend auf die Diele geſchleudert habe; endlich:

Daß ſie ſchon ſeit geraumer Zeit es vermieden habe, beim Könige zu ſchlafen, und daß ſie, Nachts heimlicher Weiſe ſich in ſein Schlafcabinet eingeſchlichen und dort allerhand Briefſchaften aufgeſucht habe *).

Dieſer ganze Skandal-Prozeß ward in Gegen-

---

*) Das ganze von des Königs eigener Hand aufgeſetzte Interrogatorium befand ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Manuſcripten-Sammlung des Etatsraths von Foß, in deſſen Verzeichniſſe ſie unter Nummer 294 aufgeführt war. In neuerer Zeit iſt dieſe intereſſante Handſchrift ſpurlos verſchwunden.

wart des Königs ſeiner angeklagten Gemahlin und — was unglaublich und dennoch vollkommen wahr iſt — in Gegenwart ihrer Kinder verhandelt. Die Angeklagte wurde von Corfiz Ulfeld und der König von Hannibal Seheſtedt vertheidigt.

Der Prozeß, von welchem nur wenig in die Oeffentlichkeit drang, erregte im ganzen Reiche ein peinliches Aufſehen. Auf der einen Seite wurde der Muth Ulfelds, der gegen den König auftrat, anderer Seits die Heuchelei Seheſtedt's bewundert, der aus perſönlichem Ehrgeiz gegen die Gemahlin des Königs plaidirte. Damals ſchien weder der eine noch der andere dieſer beiden Männer zu ahnen, daß — vier Jahre nach jenem Prozeſſe — Ulfeld, und, zwölf Jahre ſpäter, Seheſtedt der Schwiegerſohn dieſer arg verläumdeten Frau ſein würde. Die Vertheidigung wurde von beiden Seiten mit gleich großer Leidenſchaftlichkeit geführt. Chriſtian wiederholte in Gegenwart der Angeklagten und der mit ihr erzeugten Kinder, ſie habe während ſeiner Abweſenheit von Kopenhagen, zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Glückſtadt, verbrecheriſchen Umgang mit dem Rheingrafen Otto Ludwig von Solms auf Schloß Frederiksborg gepflegt.

Da aber all dieſe Anklagen geſetzmäßig nicht erwieſen werden konnten, ſo wurde Chriſtine Munk, die in Corfiz Ulfeld einen eben ſo gewandten als begeiſterten Anwalt gefunden hatte, vom Reichsrathe mit 9 Stimmen gegen 8 freigeſprochen, worauf — wie Rouſſeau de la Valette berichtet — König Chriſtian IV. vom Throne herabgeſtiegen ſein und ſeiner frei geſprochenen Gemahlin großmüthig verziehen haben ſoll, was um ſo mehr zu verwundern iſt, als Chriſtian IV. noch kurz vorher das Zeugniß gegen ſie abgelegt, daß lange vorher und ſeit der Zeit ihrer Schwangerſchaft er mit ihr keinen ehelichen Umgang gepflogen, woraus, wenn dieſe Ausſage des Königs auf Wahrheit beruht, der Beweis ihrer Untreue ſo klar hervorgeht, daß es unbegreiflich iſt, wie Chriſtian IV. ihr dieſen Fehltritt verzeihen konnte. — Es hat den Anſchein, als habe er blos auf geſchehene Vorbitte der Kinder der Gräfin und auf den Rath des Grafen Ulfeld ſeinen Vorſatz, ſich von Chriſtine Munk ſcheiden zu laſſen, aufgegeben und ſich damit begnügt, ſie aus Kopenhagen zu verbannen undnach ihrem Edelhof Boller zu verweiſen. Sie und ihre Kinder wurden ſeitdem aus dem Kirchengebete weggelaſſen und die Gräfin von Schleswig-Holſtein durfte ſich ſeitdem, nach der Ausſage Hans Paus's im „Leben des Grafen Ulfeld" nicht anders als „Frau Chriſtine zu Boller," nennen.

Chriſtian IV., der ſich auf dieſe Weiſe ſeiner alt und fettleibig gewordenen Geliebten entledigt hatte, ſchwärmte ſeitdem für ſeine neue Flamme, Wibecke Kruſe, die an die Stelle ihrer ehemaligen Gebieterin eintrat. Der König zeugte mit ihr zwei uneheliche Kinder:

1) Ulrich Chriſtian Goldenloew, geboren am 7. April 1630 auf Ilſtrup, heutzutage Jägersborg genannt. Vier Jahre nach dem Tode Chriſtian's IV. trat Ulrich in die Dienſte des Königs von Spanien.

1651 kam er nach Holſtein, um, wie die Memoiren Pierre Chanut's berichten, im Namen ſeines Souverains, Philipp's IV., Truppen für Spanien anzuwerben. Einige Jahre ſpäter kehrte er nach Dänemark zurück, wurde am 28. Februar 1657 zum Generalmajor bei der Armee in Schonen ernannt und ſtarb während der Belagerung von Kopenhagen am 11. Dezember 1658, kaum neunundzwanzig Jahre alt, als Oberſter und Befehlshaber auf Schloß Skanderborg*).

2) Eliſabeth Sophia, geboren am 10. Dezember 1632, ward, kaum vierzehn Jahre alt, 1645 mit dem General Claus Carlſen Ahlefeldt auf Nerriſche in Holſtein vermählt.

Wibecke, die im Roſenburger Schloſſe reſidirte, erhielt ſich in der Gunſt des Königs bis zu deſſen Tode.

Kurz vorher verfiel ſie in eine Krankheit, deren eigenthümlicher Character den König bewog, ſich dem Verdachte hinzugeben, daß ſie von einem der Kinder oder Anhänger der Gräfin Munk verhext worden ſei.

---

*) In ſeiner von Erich Pontoppidan mitgetheilten Grabſchrift wird er „Friderici III. amor, Patriae desiderium, Castrorum delicium ac metus, hostium terror, Urbis tutela et si vis simul omnia heroum Danorum gloria immortalis" genannt. Auch Bayle in ſeinem „Dictionnaire historique et critique", ertheilt dem Sohne der Wibecke Kruſe gleich großes Lob, und rühmt deſſen ausgezeichnete Dienſte während der Kopenhagener Belagerung. Vergl. Chanut's Memoires, tome II., page 125 et 130, und Terlon's Memoires, page 188. — Von Moller wird er „Daniae Hector" genannt.

Aus dieſem Grunde mußte auf Chriſtian's IV. Befehl ein altes Weib aus Malmöe, Namens Katharina Reinhold, welche bei Wibecke die Stelle einer Krankenpflegerin vertrat, auf Schloß Roſenburg, vor dem Geheimſchreiber Kield Kragh und in Gegenwart des Hofpredigers Dr. Laurids Jacobſoen*) ein Verhör beſtehen, worin ſie erklärte, Wibecke ſei von einem Manne in Schonen, den einer ihrer größten Feinde dazu erkauft habe, durch Beibringung eines Pulvers behext worden. Um den Namen jenes Mannes befragt, erklärte die Alte, daß dieſer ihr nicht bekannt ſei.

Es ſcheint, als habe die ſchlaue Kebſin des Königs abſichtlich die Rolle einer Verhexten geſpielt und ſich krank geſtellt, um Chriſtian's Verdacht auf Chriſtine Munk, deren Macht ſie noch immer zu fürchten ſchien, hinzulenken, denn die Alte erklärte, jener Unbekannte aus Schonen trage ſich, wie ſie aus dem Kaffeeſatze erſehen habe, mit dem verruchten Gedanken, auch Seine Majeſtät zu verhexen und Allerhöchſtdieſelben durch heimliche Beibringung deſſelben ſchleichenden Giftes um Geſundheit und Leben zu bringen. — Chriſtian IV., der für die Erhaltung Seiner allerhuldreichſten

---

*) Laurids Jacobſen, geboren 1600 zu Wiby auf Hietzholm in Fünen, war erſt Hauptprediger zu Rinkjöebing auf Langeland, dann Probſt in der Norder-Hard, ſpäter Hofprediger unter Chriſtian IV. und deſſen Nachfolger, Friedrich und endlich Biſchof in Fünen. Als Solcher ſtarb er am 20. Auguſt 1663. Vergl. Laurids Chriſten Beile, Ligpraediken over Dr. Laurids Jacobsoen, Biskop i Fyen, Kjoebnh. 1664. 4.

Perſon nicht wenig beſorgt zu ſein ſchien, warf ſeinen Verdacht auf ſeine Ex-Gemahlin und auf deren Anhang und geruhte in Folge der Ausſage der alten Hexe Alles, was er ſeitdem genoß, von einem ſeiner Diener zuvor koſten zu laſſen.

Sechs Monate nach jenem Verhöre, welches Dr. Jacobſoen in ſeinem Tagebuche wörtlich aufgezeichnet hatte*), ſtarb der König.

Als die verſtoßene, im Exile lebende Ex-Gemahlin die erſte Kunde von deſſen Ableben erhielt, ſoll ſie, trotz ſeines liebloſen Verfahrens gegen ſie, in Thränen ausgebrochen und darüber ſo ſehr erſtaunt geweſen ſein, daß ſie geſagt haben ſoll:

— Wer hätte gedacht, daß der Tod dieſes Undankbaren, der mich Anfangs vergöttert und ſpäter verſtoßen hat, mir Schmerz verurſachen und ſo viel Thränen koſten würde?

Chriſtian IV. hatte kaum ſeine Augen zugedrückt, als die Kinder und Schwäger der Ex-Gräfin von Schleswig-Holſtein, und namentlich Corfiz Ulfeld, der wärmſte Anhänger ſeiner Schwiegermutter, ihren ganzen Einfluß aufboten, Wibecke Kruſe, auf die ſie als die Urheberin der Munkſchen Ungnade einen tödtlichen Haß geworfen hatten, fühlen zu laſſen, daß jetzt die Stunde der Vergeltung gekommen ſei.

Die Munkſchen Kinder verklagten ſie ſofort beim

---

*) Ein Auszug ſeines als Hofprediger geführten Tagebuchs findet ſich im „Däniſchen Magazine" (Theil 1., Seite 155) mitgetheilt.

Reichsrathe und begehrten, daß die guten Herren (die Mitglieder des Reichsraths), dieſe Sache je eher deſto lieber durch ihren Bevollmächtigten (Corfiz Ulfeld) bei verſchloſſenen Thüren unterſuchen, ihnen nach kurzem Verfahren ihr Recht angedeihen und der Verläumderin ihrer Mutter die ihr gebührende Strafe widerfahren laſſen möchten.

Die Munkſchen Schwiegerſöhne, der obengenannte Ulfeld und Hans Lindenow, die im Reichsrathe großen Anhang und mächtigen Einfluß beſaßen, wußten es durchzuſetzen, daß mit Wibecke Kruſe kurzer Prozeß gemacht ward. Acht Tage nach dem Tode ihres königlichen Anbeters ward ſie aus Schloß Roſenburg exmittirt; ein Schimpf, den ſich die ehrgeizige Ex-Kammerzofe und ci-devant Putzmacherin ſo ſehr zu Herzen nahm, daß ſie aus Gram darüber ſchon wenige Wochen nach dem Ableben Chriſtian's ſtarb. Sie wurde Abends in aller Stille und ohne das geringſte Gepränge, ohne Sang und Klang, in der kleinen Kirche auf dem Armen-Kirchhofe vor dem Norderthore eingeſcharrt*). Corfiz Ulfeld hatte nicht dulden wollen, daß ſeines Schwiegervaters Kebsweib ehrlich begraben werde. Jetzt iſt die Ruheſtätte und der Name dieſes Weibes wie jener ſo unzählig anderer Königs-Geliebten ſo ganz und gar verſchollen, daß ſie nur noch in den Annalen der Hofgeſchichte fortlebt. Im Uebrigen ſoll Wibecke in ihrer Jugend paſſable hübſch und, nach der Ausſage eines ihrer Hauptfeinde, göttlich gemein geweſen ſein, worin aber eben einer ihrer Hauptreize beſtanden haben ſoll. Requiescat in pace!

---

*) Dieſe Kirche wurde ſpäter niedergeriſſen und den Feſtungswerken einverleibt.

Chriſtine Munk nahm ein beſſeres Ende. Sie überlebte ihren königlichen Gemahl ein ganzes Decennium und ſtarb am 19. April 1658, auf ihrem Edelgute zu Boller, beinahe ſechzig Jahre alt.

Die Gräfin, welche die letzten Jahre ihres Lebens faſt immer gekränkelt hatte und von einem Bett ins andere getragen worden war, wurde in ihrer letzten Krankheit von Dr. Janus Juris, einem der Leibärzte König Friedrich's III. behandelt, der ihn nach Boller geſchickt hatte. Aber ſeine Hülfe kam zu ſpät. Die Gräfin, die, männlich gefaßt, das Herannahen des Todes fühlte, ſchickte einen Eilboten nach Odenſe ab, um ihre Lieblingstochter, Gräfin Eleonore Erneſtine von Ulfeld, herbeizurufen. Dieſe langte am Charfreitage (9. April) in Boller an. Tags darauf nahm die Mutter tief bewegt Abſchied von ihrem zärtlich geliebten Kinde. — Am Oſterſonntage, Morgens vier Uhr, erhielt ſie das Abendmahl und ſagte:

— Das Blut meines Erlöſers und Gebieters Jeſu Chriſti erquicke und erhalte mich zum ewigen Leben, Amen!

Ihre Umgebung zerfloß in Thränen. Aber erſt acht Tage ſpäter hauchte die Gräfin in den Armen ihrer Tochter ihren letzten Seufzer aus. Die übrigen Augenzeugen ihres ruhigen Todes waren: Jürgen Juel auf Agesboel, Frau Hedwig Arenfeld auf

Nuballegaard, Magiſter Peder Bering, Hauptprediger in Oeſter-Snede, und Magiſter Chriſtian Sommer, Hauptprediger in Boller. Letzterer war es, der in däniſcher Sprache ihre Leichenpredigt hielt *).

Zwei Monate ſpäter ſtarb Chriſtinens Tochter, Sophia Eliſabeth, Reichsgräfin Penz. Mutter und Tochter wurden mit großem Pompe zur Erde beſtattet. Vor dem Thore der Stadt Odenſe hatten ſich die Kinder und Enkel der Gräfin Munk, alle weißgekleidet, und ein unabſehbarer Adelſchwarm eingefunden, um die Leichen nach der Sanct-Knuds-Kirche zu begleiten. Nur Corfiz Ulfeld war verhindert, dem Leichenbegängniſſe beizuwohnen.

Ihr Name iſt weniger als der ſo vieler ihrer Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen verſchollen.

Zehn Jahre vor ihrem Ende ließ ſie auf ihre Koſten unter dem Titel:
Der geiſtliche Hammer zur Gnadenthür **), ein in däniſcher Sprache abgefaßtes Gebetbuch drucken, das ihr einen nicht unehrenvollen Platz in den Reihen der gelehrten Frauen Dänemarks eingeräumt hat.

Alle Schriftſteller ihres Vaterlandes ſtimmen in dem Lobe überein, daß ſie eine mit vielem Geiſte begabte Dame geweſen ſei. Ludvig Holberg rühmt ihre Schönheit und großen Eigenſchaften, Hans Paus ihre Herzensgüte und ſeltenen Naturgaben. Der Verſaſſer der Portraits historiques des hommes illustre de Danemark, Tycho Hofman, ſchildert ſie (Ban V., Seite 87–88) folgendergeſtalt:

---

*) Sie iſt bis jetzt Manuſkript geblieben.

**) Naaden Doers aandelige Hammer, Kjoebnh. 1648. 8. Ibid. 1704. 8.

„Madame Munk étoit si aimable par les belle qualités, que le Roy Chréstien IV. trouva à propos de lui donner en 1617*) la main gauche et forme de mariage. — — — Elle fût fort estimé pour sa bonté envers les pauvres. Elle fit connoitre ses grandes lumières dans la sainte Ecriture par un ouvrage qu'elle publia en danois etc. **

Von den vielen Bildniſſen, die von der Gräfi exiſtiren ſollen, iſt uns nur das Eine bekannt, welche Jakob Haas 1757 (alſo faſt hundert Jahre nach dere Tode) nach einem in C. P. Rothe's Sammlung befindlich geweſenen Portrait in Kupfer geſtochen hat In dieſem Duodez-Stich iſt die Dame aber bei weiten weniger hübſch, als das Lob ihrer Zeitgenoſſen ſie un geſchildert hat.

Die Deviſe der Gräfin ſoll, wie jene ihrer Tochter, der Gräfin Ulfeld, „Soli Deo Gloria“ geweſe ſein.

Pontoppidan erzählt im zweiten Bande ſeine Marmora Danica (Seite 184—185): In der Kirch der wodt'ſchen Gemeinde, zur Hauptgemeinde Voller im Stifte Aarhuus gehörig, befinden ſich im inneren Theile der Kirche auf dem adeligen Stuhle folgende zehn Buchſtaben eingegraben:

---

*) Dies iſt ein kleiner Irrthum, denn die morganatiſche Vermählung geſchah, wie bereits erwähnt, zwei Jahre früher, am 23. Auguſt 1615. Errare Hofmannum est.

**) Er meint das obenangeführte Gebetbuch.

K. G. T. S. H. F. T. B. F. M.

Dieſe Buchſtaben bedeuten:

Kirstine Grevinde til Sleswig-Holstein, Frue Til Boller, Faverskov, Moegelkier.

Chriſtine Munk iſt übrigens noch bis zum heutigen Tage ein hellſtrahlendes Ideal für jene Jungfrauen Dänemarks, die in ihrem hochfliegenden Ehrgeize ſich dieſe Dame gleichſam zum Vorbilde nehmen und auf Eroberung eines vierten Chriſtian's ausgehen, nach der Gunſt eines Königs jagen und, älter geworden, ſich mit einem Schulmeiſter oder Unteroffizier begnügen. — — —

## Sechstes Kapitel.

Zuſtand der Unſittlichkeit. — Anders Arreboe und der gegen ihn eingeleitete Skandal-Prozeß. — Chriſtian's Maßregeln gegen die um ſich greifende Völlerei und Trunkſucht. — Das deutſche Bier wird verboten. — Verordnung gegen das Weintrinken. — Eine Holberg'ſche Gloſſe.

Das böſe Beiſpiel, das der große Chriſtian ſeinem kleinen Dänemark dadurch gab, daß er eine Maitreſſe fortjagte, um ſich die andere zuzulegen, fand frühzeitig genug Nachahmung in allen Schichten der Bevölkerung. Die Unſittlichkeit des Hofes ſteckte den Adel, die Demoraliſation des Adels die ohnehin etwas lockere Geiſtlichkeit an. Jeder vornehme Mann hielt ſich ein Kebsweib. Corfiz Ulfeld, der Schwiegerſohn des Königs, hatte deren ſogar mehrere. Es war gleichſam guter Ton geworden, uneheliche Kinder in die Welt zu ſetzen. Die Zahl der Letztern ſoll in Dänemark niemals größer als zur Zeit Chriſtian's IV. geweſen ſein.

Als der König 1622 auf dem Reichstage zu Bergen erſchien, trat Tage Tott, Stiftsamtmann in Drontheim, als Ankläger gegen Anders Arreboe, Biſchof von Drontheim, auf. Letzterer *), außerdem einer der erſten und beſten Koryphäen der däniſchen Dichtkunſt — halb Tibull, halb Martial — hatte auf den Stiftsamtmann ein beißendes Epigramm gedichtet, das von Mund zu Munde gegangen und beſſer als alles Andere geeignet war, dieſen Tage Tott, der ſich gründlich verhaßt gemacht, zu einem Gegenſtande allgemeinen Spottes zu erniedrigen. Der Stiftsamtmann, welcher beſchloſſen hatte, den ihm zugefügten Schimpf nicht ungerächt zu laſſen, griff die Ehre des Biſchofs an jener Stelle an, an welcher ſie am verwundbarſten war. Arreboe ſtand im Rufe eines luſtigen Geſellen, welcher Luther's Refrain:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Bleibt ein Narr ſein Lebenlang“ . . .

zum Wahlſpruche ſeines Daſeins gewählt und dieſem getreulich nachgelebt hatte, eben weil er mehr Poet als Biſchof war. Arreboe liebte den Wein, Arreboe liebte den Geſang und theilte die Neigung des Königs für das weibliche Geſchlecht. Lieber als die Kirche beſuchte er öffentliche Geſellſchaften, auf welchen es luſtig herging. Am Wohlſten fühlte ſich der hochwürdigſte Herr auf Bauerhochzeiten, wo man ſeiner guten Laune freien Lauf gönnen darf und ſich wenig Zwang aufzulegen braucht. Hatte Meiſter Arreboe — er war damals kaum 35 Jahre alt — ein Glas zu viel getrunken, dann vergaß er ganz und gar, daß er Biſchof war, und kehrte ungenirt den heitern Poeten heraus. Dann ließ er die

---

*) Geboren am 2. Januar 1587.

Trommel zum Tanze ſchlagen, machte ſelbſt ein Tänzchen mit und ſuchte ſich unter allen Dirnen immer die friſcheſte aus.

Und da man bei Hochzeiten auf dem Lande weit lieber im Freien, unter ſchattigen Bäumen, als im ſchwülen Zimmer zu tanzen liebt, ſo pflegte es dann und wann zu geſchehen, daß der gute Biſchof ſich am Arme ſeiner ſchmucken Tänzerin in ein ſtillverſchwiegenes Gebüſch verlor und dort bei Luna's keuſchem Scheine, bei der Buchen geheimnißvollem Geflüſter und bei der Nachtigallen ſehnſüchtig-bangem Sange ſich und das Decorum vergaß. Und wenn er dann ermüdet zu den Andern zurückſchlich, pflegte er bei einem vollen Kruge friſchen Rebenſaftes ſich von den Anſtrengungen des Tanzes zu erholen und zur Erbauung ſeiner Zechgenoſſen, (denen ein luſtiger, aber ehrlicher Pfaff zu allen Zeiten lieber iſt als ein ſcheinheiliger, von frommer Salbung überſchäumender Heuchler) kleine, heitere, äußerſt gemüthliche, aber etwas leichtgeſchürzte Lieder vorzuſingen; Lieder, in welchen er, wie jener unſterbliche Grieche, der an einer Weinbeere erſtickt iſt, die Macht des Weines und der Liebe pries und einen Becher nach dem andern auf das Wohl Sanct Benten's leerte. Das war eine ſonderbare Heilige, deren Namen man vergebens in allen Martyrologien ſucht; eine Heilige, die der luſtige Biſchof von Drontheim erfunden und aus eigener Machtvollkommenheit canoniſirt hat; eine Heilige, die mit der heidniſchen Venus auf ziemlich gleicher Linie ſtand; eine Heilige, der zu Ehren er ſeine leichtfertigen Pſalmen ertönen ließ; eine Heilige endlich, von der eine Legende, glaubwürdiger als manche andere, erzählt, daß ſie — Sanct Bente nämlich! — eine Haushälterin geweſen ſei, mit welcher er, wie König Chriſtian mit Chriſtine Munk, in morganatiſcher Ehe gelebt haben ſoll. Dies Alles nannte er, wenn der Wein in ſeinem Hirne Blaſen aufſteigen ließ, poetiſche Licenzen. In ſolchen Augenblicken roſenfarbener Weinlaune improviſirte Norwegens lebensluſtiger Anacreon gar viele Couplets, die faſt eben ſo ungeſchminkt als manche Oden Grécourts und oft eben ſo ausgelaſſen als die chiffonnirten Trinklieder des heitern Schweden Bellman klangen, der aber weder Canonicus von Tours, noch Biſchof von Drontheim, ſondern nur Lotteriebeamteter und Liebling Guſtav's III. war. Non licet Jovi, quod licet bovi!

Der Stiftsamtmann Tage Tott, der die Wirkung jenes Epigramms nicht verſchmerzen konnte, trat alſo als Kläger auf und denuncirte den luſtigen Biſchof beim Reichstage: „er — der Biſchof — habe ſich an einſamen und verdächtigen Orten — ſo lautet wörtlich die Anklage — mit fremden Weibsperſonen gemein gemacht und ſei bei ihnen auf dem Bette nicht eben in allen ſeinen Kleidern ertappt worden, dergleichen Aufführung und Benehmen wider alle Sitte und Ehrbarkeit ſei, die einem Biſchofe eigen ſein ſoll."

Ueberdies war auch ein Prediger, Jürgen Marſtrand, gegen den armen Biſchof aufgetreten und von dieſem angeklagt worden, daß Arrebo die Braut dieſes Predigers in einer Verſammlung beſchuldigt habe, daß er — Marſtrand — ſie vor der Zeit beſchwängert habe, was der arme Biſchof juridiſch nicht zu beweiſen im Stande war.

Aus vorberührten Urſachen ward der hochwürdigſte Biſchof von Drontheim in Folge eines vom Reichsrathe am 21. Juli 1622 publicirten Erkenntniſſes von ſeinem Biſchofsſitze ab- und als ein einfacher Prediger nach Werdinborg in Seeland verſetzt, Magiſter Peder Skjeldrup aber an deſſen Stelle zum Biſchof von Drontheim ernannt.

Der luſtige Poet nahm ſich dieſe Degradation nur wenig zu Herzen; er fühlte ſich in ſeinem Pfarrhauſe behaglicher als auf ſeinem Biſchofsſitze und fuhr fort, aus dem Bronnen ſeiner heiligen Beute neue Begeiſterung zu neuen Liedern der Liebe und des Weines zu ſchöpfen. Nebenbei überſetzte er auch die Pſalmen Davids und ſchrieb unter dem Titel „Hexameron" ein epiſches Gedicht, das, in däniſcher Sprache abgefaßt, die Geſchichte der erſten ſechs Schöpfungstage erzählt. Arreboe ſtarb, einundfünfzigjährig, am 7. März 1637. Seine heitern Couplets ſind leider längſt verklungen; aber eine ſchwerfällige Epopöe hat ihn überlebt und ihm eine Niſche im Pantheon der däniſchen Poeſie verſchafft. Der luſtige Biſchof ruhe in Frieden! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Außer der Unſittlichkeit im Punkte der Liebe und Ehe hatte zur Zeit Chriſtian's IV. auch die Völlerei und Trunkſucht ſo großartig um ſich gegriffen, daß der König ſich genöthigt ſah, die Einführung des deutſchen Biers, woran ſeine Dänen viel Geſchmack fanden, unter Androhung ſchwerer Strafen allerhuldreichſt zu verbieten. Aber die Folge dieſes harten Verbotes war, daß ſeine Herren Unterthanen ſich ſeitdem mehr beim koſtſpieligern Weine, als beim weit billigern Biere zu betrinken erkühnten, wodurch Seine däniſche Majeſtät ſich veranlaßt ſah, eine neue Verordnung zu erlaſſen, laut welcher es jedem Bürger bei Strafe allergnädigſt unterſagt war, bei Hochzeiten und andern Geſellſchaften ſeine Gäſte mit Wein zu regaliren. Dieſe zweite Verordnung lautet wörtlich:

„Unter unfreien Leuten ſoll kein Wein verbrauchet werden.“

Da den unfreien Leuten, d. h. den Bürgern, auch der Genuß des Bieres unterſagt war, ſo blieben ihnen, wenn ſie anders nicht verdurſten wollten, nur zwei Auswege übrig:

a) Waſſer zu trinken, oder

b) gegen eine dieſer Verordnungen zu ſündigen.

Dem Adel aber blieb es unbenommen, ſich, nach wie vor, nach eigenem Gutdünken im Weine oder im Biere zu berauſchen. „Woraus man ſiehet, fügt Herr v. Holberg hinzu, daß ſich der Adel, wie in allen Dingen, ſo auch im Trinken, vom gemeinen Bürger unterſcheiden will.“

## Siebentes Kapitel.

Deutſchlands Zuſtände beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. — Unruhen in Böhmen. — Die katholiſche Ligue und die proteſtantiſche Union. — Churfürſt Friedrich der Fünfte von der Pfalz und deſſen Gemahlin. — Eliſabeth Stuarts Anhänger. — Schlacht am weißen Berge. — Congreß in Segeberg. — Chriſtian der Vierte ergreift die Parthei des geächteten Churfürſten. — Der niederſächſiſche Kreis erwählt den König zum Kreisoberſten. — Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Dänemark und Kaiſer Ferdinand dem Zweiten. — Unfall bei Hameln. — Abfall Herzog Georgs von Lüneburg. — Tilly und das Mündener Blutbad.

Wir wenden uns von Dänemark nach Deutſchland.

In dieſem durch ſeine ſprüchwörtlich gewordene Einigkeit ſchon damals vielfach zerklüfteten Lande war 1618 ein langathmiger, unſeliger, folgenſchwerer Krieg ausgebrochen, der von Böhmen aus krebsartig um ſich griff und ſich bald über halb Europa verbreitete.

Der von den böhmiſchen Landſtänden dem Kaiſer Rudolph II. (1609) abgetrotzte „Majeſtätsbrief" hatte ihnen und den königlichen Städten — aber nicht den Landgemeinden! — die freie Ausübung des lutheriſchen Glaubens gewährleiſtet. Die Unduldſamkeit der katholiſchen Partei, deren Herz und Seele Kaiſer Ferdinand II. war, benutzte die ihm günſtige Klauſel in

Bezug auf die Landgemeinden, um die böhmiſchen Utraquiſten und Lutheraner zu dem ihnen verhaßten Joche des Katholicismus gewaltſam zurückzudrängen. In Folge dieſes unſeligen Religionszwangs hatte ſich ganz Deutſchland in zwei feindliche Lager getheilt: der katholiſchen Ligue (Oeſterreich und Baiern) ſtand eine proteſtantiſche Union gegenüber. — An die Spitze der Letztern trat der ritterliche Churfürſt von der Pfalz.

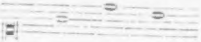
Churfürſt Friedrich V. (geboren am 16. Auguſt 1596 zu Amberg) hatte ſich, ſiebzehnjährig, am 14. Februar 1613 mit der eben ſo ſchönen, als romantiſchen Tochter Jakob's I. von England und Anna's von Dänemark vermählt. — Die Churfürſtin Eliſabeth Stuart war alſo, von mütterlicher Seite, eine Nichte Chriſtian's IV.

Im Jahre 1619 kündigten die utraquiſtiſchen Stände Böhmens dem katholiſchen Kaiſer den Gehorſam auf und wählten ſich den proteſtantiſchen Churfürſten Friedrich V. zum Könige. Letzterer, damals dreiundzwanzig Jahre alt, nahm die unheilvolle Krone, die ihm angeboten wurde, nur auf das dringende Zureden ſeiner ehrgeizigen Gemahlin an, die ihm den Schutz ihres Vaters und ihres däniſchen Oheims in Ausſicht ſtellte und ihm offenherzig erklärte: „ſie wolle lieber trockenes Brodt an einer Königstafel eſſen, als ſchwelgen an dem Tiſche eines Churfürſten.“ — Friedrich V. begab ſich mit ſeiner Familie und einem glänzenden Gefolge nach Prag und reſidirte auf dem Hradſchin. Eliſabeths melancholiſche Schönheit entzückte ganz Böhmen. Ihre Liebenswürdigkeit erwarb ihrem

Gemahle treue Anhänger. Einer ihrer glühendſten Verehrer war Ritter Chriſtoph Harant von Polezic*).

---

*) Harant von Polezic, (geboren 1564) unter Kaiſer Rudolph königlicher Rath und während der Regierung Friedrich's V. Kammerpräſident des Königreichs Böhmen, war Kriegsmann und Schriftſteller. Sein Hauptwerk, eine in böhmiſcher Sprache geſchriebene Reiſe nach Jeruſalem, verſchaffte ihm den Beinamen des chriſtlichen Ulyſſes. Seine Calypſo war Eliſabeth Stuart. Polezic hing an ihr mit derſelben Begeiſterung, wie ſpäter der bekannte „Pfaffenfeind“ Herzog Chriſtian von Braunſchweig. Jener trug eine Schleife, die er von ihr erhalten, beſtändig auf der Bruſt, Letzterer einen ihrer Handſchuhe auf ſeinem Hute. Die Deviſen dieſer beiden Männer charakteriſiren, beſſer als alles Andere, deren ſchwärmeriſche Geſinnungen für die ſchwermuthig-ſchöne Enkelin Maria Stuarts. — Polezic's Wahlſpruch war ein muſikaliſcher Rebus, alſo lautend:



Der Wahlſpruch ihres zweiten Anbeters lautete: „Alles für Gott und für ſie“, Worte, welche er auf alle Fahnen ſeines Heeres einſticken ließ.

Beide Männer nahmen ein tragiſches Ende. Polezic ward wegen ſeiner Anhänglichkeit an Friedrich am 20. Juni 1621 zu Prag enthauptet, und fünf Jahre ſpäter ſtarb der wackere Haudegen Herzog Chriſtian am 6. Mai 1626 in Folge eines ihm heimlich beigebrachten Giftes. — Eliſabeth Stuart, eine der geheimen Urſachen des dreißigjährigen Krieges, ſtarb am 13. Februar 1662.

Aber Friedrich's Reich in Böhmen währte nur Einen Winter. Am 3. November 1620 in der Schlacht am weißen Berge, unweit Prag, vom kaiſerlichen Heere und den Baiern unter Tilly geſchlagen, mußte der arme „Winterkönig" mit Weib und Kindern die Flucht ergreifen und ſich durch Schleſien und Brandenburg nach Holland flüchten, wo ſeine Gemahlin ihr romantiſches Hoflager zu Rheenen aufſchlug, der Erfüllung des Gelübdes harrend, das Chriſtian von Braunſchweig ihr gegeben, zu ſiegen und die Pfalz für ſie zurückzuerobern oder zu ſterben für ſie „tout avec Dieu!" Nur die letztere Hälfte ſeines Gelübdes erfüllte ſich. Er liebte und ſtarb für Eliſabeth.

Kaiſer Ferdinand II., der den landesflüchtigen Churfürſten in die Reichsacht erklärte, ließ deſſen Pfalz durch den Herzog Maximilian von Baiern und durch ſpaniſche Truppen unter dem Oberbefehle des kaiſerlichen Heerführers Ambrogio Spinola beſetzen, einnehmen, und verheeren.

Bald nach der Schlacht am weißen Berge, die Friedrich's kurzer Herrſchaft in Böhmen ein blutiges Ende gemacht, trat auf Veranlaſſung Chriſtian's IV. am 28. Februar 1621 zu Segeberg in Holſtein ein Congreß der proteſtantiſchen Mächte zuſammen. Es erſchienen dabei: der König von Dänemark, der landesflüchtige Ex-König von Böhmen und Ex-Churfürſt von der Pfalz, Prinz Joachim Ernſt von Holſtein, Herzog Chriſtian von Lüneburg, Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig, Herzog Johann Caſimir von Sachſen-Koburg, der churbrandenburgiſche und heſſen-caſſeliſche Geſandte, **Bellin** und **Werder** und außerdem die Geſandten von England und von Schweden, **Robert Anſtruther** und **Ture Bielke**, un einen gemeinſchaftlichen Plan zur Wiedereinſetzung des Churfürſten in die ihm weggenommene Pfalz und eine geheime Allianz gegen den polypartig immer weiter um ſich greifenden Katholicismus, der ſich durch die Gewalt der kaiſerlichen Waffen ſiegreich Bahn brach, zu verabreden. Der Congreß währte bis zum 8. März.

Von den geheim gehaltenen Verhandlungen dieſer Zuſammenkunft iſt nicht viel bekannt geworden. Nur ſo viel wurde ruchbar, daß am 6. März zwei däniſche Geſandte, **Heinrich Rantzau** und **Willemſen**, an das kaiſerliche Hoflager nach Wien und ein dritter an den kaiſerlichen Heerführer **Spinola** nach der Pfalz abgingen.

Letzterer war beauftragt, dem General **Spinola** nachfolgendes Schreiben zu überbringen:

„Wir haben mit großem Leidweſen vernommen, daß Ihr mit Eurem Heere in das Herz des römiſch-deutſchen Reiches und in Ober-Deutſchland eingerücket ſeid und viele Städte, Schlöſſer und Feſtungen in der Pfalz eingenommen habt, ja, was noch mehr iſt, nicht blos dort, ſondern auch an andern Orten Gewaltthätigkeiten aller Art verübet, ſelbſt Wittwen und vaterloſe Waiſen nicht ſchonet und die Bevölkerung mit harten Schatzungen beſchweret. Dies Alles verurſachet, daß die nächſtangrenzenden Fürſten befürchten müſſen, ſol [illegible] könnte auch in ihren Landen verübet werden, zumal, da Ihr ihnen damit gedrohet habt, wofern ſie nicht ih

Kriegsvolk und ihre Beſatzungen, ſo ſie zum Schutze ihrer Lande und ihrer Städte halten, zurückzögen, ingleichen ihrer Bündniſſe entſagten und endlich, wofern ſie Euren Truppen den freien Durchzug durch ihre Lande, wenn ſolches verlanget würde, nicht geſtatten wollten. —

Weil nun aber dergleichen Begehren nicht nur den kaiſerlichen Verordnungen, der Freiheit Deutſchlands und dem allgemeinen Frieden, ſondern ſelbſt auch den Patenten, welche Seine kaiſerliche Majeſtät zur allgemeinen Sicherheit gegeben hat, ſchnurſtracks zuwiderläuft, ſo können Wir unmöglich zugeben, daß die Reichsſtände, Unſere Verwandte und Blutsfreunde unterdrücket werden. Daher bitten wir Euch freundlich, daß Ihr Uns keine Urſache gebet, zu ihrer Beſchützung zu den Waffen zu greifen, ſondern, daß Ihr von Eurem Vorhaben abſtehet und alle Städte, welche Ihr eingenommen habet, ihren rechtmäßigen Herren und Eigenthümern einräumet und zurückerſtattet u. ſ. w.“

Dieſe Sprache legte von Seiten Chriſtian's IV., ob die Sache ihm gleich nichts anging und obgleich er ſich eigenmächtig in die innern Angelegenheiten Deutſchlands einzumiſchen wagte, wenigſtens Zeugniß von ſeinem Muthe und ſeiner Entſchloſſenheit ab, dem Uebergewichte der katholiſchen Ligue einen Damm zu ziehen, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß das Hauptmotiv ſeiner Intervention in ſeiner Verwandtſchaft zu Friedrich V. geſucht werden muß.

Die däniſchen Geſandten, die nach Wien gegangen waren, hatten von Chriſtian IV. den Auftrag erhalten, vor Allem auf die Wiedereinſetzung des Gemahls ſeiner Nichte als Churfürſten von der Pfalz hinzuarbeiten.

Die kaiſerliche Antwort auf Dänemarks Anſinnen lautete aber ziemlich barſch und trotzig: die Strafen, welche über den Churfürſten von der Pfalz und über andere widerſpenſtige Reichsfürſten verhängt worden ſeien, könnten unmöglich widerrufen werden, ſondern es müſſe den beſtehenden Reichsverfaſſungen und Capitulationen gemäß verfahren werden.

Dieſe kategoriſche Antwort beſtürzte den König. In Bezug darauf ſchrieb Chriſtian IV. am 2. Juli 1621 eigenhändig ſeinem Kanzler Chriſtian Friis auf Kragerup:

„Mein Geſandter iſt vom Kaiſer zurückgekehrt und hat für den Pfalzgrafen nichts durchgeſetzt. Es ſieht in Deutſchland alles ſehr wunderlich aus. Sie verfahren hart mit der Religion, und es ſcheint, daß dies Verfahren große Umwälzungen nach ſich ziehen wird.“

Chriſtian IV., — bei all' ſeinem perſönlichen Muthe doch viel zu klug und vorſichtig, um mit einem ſo mächtigen Gegner, wie es der Kaiſer war, ohne den Beiſtand anderer Mächte ſich in einen gefahrvollen Krieg einzulaſſen — war darauf bedacht, ſich vorher um mächtige Bundesgenoſſen umzuſehen.

Er warf ſein Auge auf Holland. Noch in demſelben Jahre ſandte er den Reichskanzler Jakob Ulfeld (Vater des ſpäter ſo berühmt gewordenen Reichshofmeiſters Corfiz Ulfeld) nach dem Haag, um mit den Generalſtaaten ein Bündniß anzubahnen, in welchem Vorhaben er durch den Einfluß des engliſchen Geſandten Robert Anſtruther unterſtützt ward, worüber ſich Spinola, damals in Brüſſel, gegen den däniſchen Bevollmächtigten Strik beſchwerte und ihn vor den Abſchluß dieſer Allianz warnte. Letztere aber kam deſſenungeachtet zu Stande.

Chriſtian IV. verwandte ſich aufs Neue zu Gunſten des abgeſetzten Churfürſten beim kaiſerlichen Hofe in Wien. Ferdinand II. aber erklärte rund heraus, die Beleidigung, die der Churfürſt durch Annahme der böhmiſchen Krone ihm zugefügt habe, verdiene die ihm zu Theil gewordene Strafe; doch wolle er — aus Rückſicht für die Könige von Dänemark und von England, den Schwiegervater des Churfürſten — Alles thun, was mit der kaiſerlichen Würde vereinbar ſei. — Gleichzeitig lief die Meldung ein, der Kaiſer habe den Grafen von Schwarzburg als Geſandten nach England geſchickt, um König Jakob wiſſen zu laſſen, unter welchen Bedingungen der kaiſerliche Hof geneigt ſei, mit der Pfalz einen Waffenſtillſtand abzuſchließen.

Der Ausgang dieſer Unterhandlung bewies, daß Solches bloß eine Redensart geweſen, womit König Jakob, der ſich wiederholt für ſeinen Schwiegerſohn verwendet hatte, leichten Kaufes abgeſpeiſt worden war. „Denn Spanien und der Kaiſer — fährt Holberg fort — ſpielten mit dieſem Könige eine ſeltſame Komödie, deren Aufführung dem Namen, den ſich Letzterer als der engliſche Salomon erworben, großen Abbruch that. Aber König Jakob war auf die Heirath zwiſchen ſeinem einzigen Sohne und Thronfolger Carl und der paniſchen Prinzeſſin dergeſtalt erpicht, daß er darüber das Schickſal ſeines Schwiegerſohnes und aller andern proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands vergaß und deren Intereſſe aufopferte aus Furcht, daß dieſe Heirath ſich zerſchlagen könnte. *)

Der König von Dänemark verſuchte ſeiner Seits eine Ausſöhnung dadurch herbeizuführen, daß er durch ſeinen Geſandten in Wien dem Kaiſer mittheilen ließ, der Churfürſt wolle, ſobald er durch Jenen in die Pfalz wieder eingeſetzt ſei, auf den Beſitz der Krone Böhmens öffentlich Verzicht leiſten.

Damit aber ſchien dem eigenſinnigen Habsburger um ſo weniger gedient, da Böhmens Krone ſeit der Schlacht am weißen Berge für Friedrich V. factiſch und unwiederbringlich verloren war.

Der Kaiſer ſuchte, um Chriſtian IV. nicht noch mehr aufzubringen, allerlei Ausflüchte und erklärte unter Anderm, erſt das abwarten zu müſſen, was ſein Geſandter am Londoner Hofe durchgeſetzt habe.

So verging eine ziemlich geraume Zeit. Und das Ende der kaiſerlich habsburgiſchen Komödie war, daß Ferdinand II. ſeinen katholiſchen Bundesgenoſſen Herzog Maximilian von Baiern 1623 an die Stelle

---

*) Und das geſchah denn auch. Nachdem ſich Carl in Madrid von Maria Anna, der Tochter Philipps III. von Spanien, einen Korb geholt hatte, vermählte er ſich im Jahre 1625 mit Henriette Maria von Frankreich Tochter Heinrichs IV und deſſen zweiter Gemahlin, Maria von Medicis. — Maria Anna aber heirathete 1631 den nachmaligen Kaiſer Ferdinand III.

des geächteten Pfalzgrafen zum Churfürſten und Erzbannerherrn des deutſchen Reiches erhob.

Dieſer Schritt erbitterte Chriſtian IV. gegen den Kaiſer ſo ſehr, daß er Denen, die ihn ermunterten, ſich den proteſtantiſchen Fürſten anzuſchließen, um ſo lieber Gehör gab, ſich im Stillen zu dem Kriege, der zwiſchen ihm und dem Haupte der katholiſchen Ligue unvermeidlich geworden war, zu rüſten begann, um dann ſein Schwert zu ziehen und es zu Gunſten der Proteſtanten in die Wagſchale zu werfen. Chriſtian wartete auf den günſtigen Augenblick.

Dieſer Augenblick erſchien im Frühlinge 1625.

Der niederſächſiſche Kreis, mehr und mehr beunruhigt durch das immer unheilvollere Umſichgreifen der katholiſchen Ligue, die durch Durchmärſche, Einquartirungen, Bedrückungen und Erpreſſungen aller Art das Mark und Blut der proteſtantiſchen Bevölkerungen ausſog, ſah jetzt — leider zu ſpät! — die eiſerne Nothwendigkeit ein, ſich endlich zur Gegenwehr zu rüſten. Die niederſächſiſchen Stände, gedrängt von der höchſten Gefahr, wählten den König von Dänemark zum Kreisoberſten und Oberbefehlshaber ihrer vereinigten Heerestheile.

Chriſtian IV. meldete dieſe Wahl, die ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Kriegsluſt ſehr erwünſcht kam, dem Kaiſer mit dem allerdings etwas macchiavelliſtiſchen Bedauern, daß er ſich die große Laſt und Verantwortlichkeit dieſer Wahl nur höchſt ungern und faſt gezwungen aufgebürdet habe.

Gleichzeitig ſandte er Offiziere, verſehen mit großen Geldſummen, die ihm ſeine eben ſo reiche als ſparſame Mutter, die Königin-Witwe **Sophia** vorgeſchoſſen hatte, nach aller Herren Länder, und hauptſächlich nach Schottland und England, um dort Hülfsvölker anzuwerben. Sein Schwager **Jakob** duldet dieſe Werbungen, weil **Chriſtian IV.** oder, richtiger geſagt, deſſen Mutter, ihm noch kurz vorher ein Darlehen von hunderttauſend Thalern vorgeſchoſſen hatte

Der Kaiſer, unterrichtet von **Chriſtian's** Kriegsrüſtungen, ermahnte den König, die auf ihn gefallene Wahl abzulehnen und dieſe feindlichen Werbungen einzuſtellen oder die daraus entſtehenden Folgen nich ihm, ſondern ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Aber **Sophie'ns** Sohn war nicht der Mann, um ſich durch Drohungen ſolcher Art einſchüchtern zu laſſen.

Er begab ſich nach Holſtein. Bei Steinberg und Itzehoe muſterte er das niederſächſiſche Heer und die angeworbenen Hülfsvölker. General **Johann Philipp Fuchs** erhielt den Oberbefehl über das geſammte Fußvolk. Markgraf **Chriſtian Wilhelm** von Brandenburg, Adminiſtrator des Stiftes Magdeburg, wurde von den Ständen des niederſächſiſchen Kreiſes zum General-Lieutenant, **Slammersdorf** zum General-Wachtmeiſter und **Hans Michael Elias** von **Obentraut** [*]) vom Herzoge **Johann Ernſt** von Sachſen-

---

*) **Obentraut**, von den hier aufgezählten Feldherren der berühmteſte, war von Geburt ein Pfälzer. Geboren 1574 führte er, kaum 26 Jahre alt, 1600 als Rittmeiſter der proteſtantiſchen Union, an deren Spitze Churfürſt **Friedrich V.** ſtand, tauſend Mann Reiterei gegen den Erzherzog

Weimar zum General-Lieutenant der Sachſen-Weimarſchen Reiterei ernannt.

Am 12. Auguſt traten in Braunſchweig die niederſächſiſchen Stände zuſammen, um zu berathſchlagen, wie die Sache am Beſten anzugreifen ſei, um den Unbilden der katholiſchen Partei einen Damm zu ziehen.

Während dieſer Berathungen ſchickte Tilly zwei Geſandte, Gransfeld und Ruepen, an den Landtag, um den Ständen vorzuſtellen, in welches Unglück ſie ſich ſtürzen würden, Falls ſie ſich erdreiſten ſollten, ſich gegen ſeinen erhabenen Kaiſer und Hrrn aufzulehnen und in einen Krieg einzulaſſen.

Die Stände aber beharrten auf ihrem Entſchluſſe, ſich den Uebermuth der katholiſchen Ligue nicht länger gefallen zu laſſen.

Am 23. Auguſt ſchrieb Chriſtian IV. von Segeberg an Ferdinand II.:

„Seine Kaiſerliche Majeſtät habe durchaus keine

---

Leopold, plünderte 1621 Speier, eroberte ein Jahr ſpäter Baſel, ſiegte bei Hagenau, wurde, nachdem Friedrich V. von Tilly geſchlagen worden war, entlaſſen und trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Sachſen-Weimar. Am 2. September 1625 erzwang er die Aufhebung der Belagerung von Nienburg. Am 4. November deſſelben Jahres wurde er bei Kahlenberg von den Kaiſerlichen geſchlagen. Tödtlich verwundet fiel er an der Seite des Herzogs Friedrich von Sachſen-Altenburg, der bei Seelze blieb. Beiden Helden wurde bei dieſem Dorfe eine Pyramide geſetzt. Obentraut führte unter ſeinen Kriegskameraden den Beinamen: der deutſche Michel.

Urſache, ſich über die königlichen Werbungen zu verwundern, weil der niederſächſiſche Kreis (zu welchem ja auch Holſtein gehöre) trotz aller kaiſerlichen Zuſagen und Verheißungen durch unverantwortliche Bedrängniſſe aller Art von Seiten der baier'ſchen Truppen angegriffen, unterdrückt und auf jede nur irgend mögliche Weiſe ausgeſogen worden ſei. Und nur aus dieſem Grunde (?) halte er ſich verpflichtet, ſich der ſo ſchwer bedrängten und gekränkten Glaubens- und Bundesgenoſſen anzunehmen und den niederſächſiſchen Kreis vor unbilliger Gewalt ſo lange zu beſchützen, bis der baierſche Feldmarſchall (Tilly) die widerrechtlich eingenommenen Plätze zurückgiebt und ſeine Truppen aus den von ihm beſetzten Städten zurückzieht. So bald dies geſchehe, wolle Seine Königliche Majeſtät dem kaiſerlichen Begehren nachkommen, im entgegengeſetzten Falle aber alle ihm zu Gebote ſtehenden und zur Verfügung geſtellten Mittel aufbieten, um den Unterdrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Uebrigens bezeuge er vor Gott und der ganzen Chriſtenheit, daß er geneigter ſei, einen ehrenvollen Frieden abzuſchließen, als zu ſolchen Gegenmitteln zu greifen und einen unheilvollen Krieg zu beginnen."

Der Kaiſer, an ſo dreiſte Sprache nicht gewöhnt, ertheilte die gemeſſenſten Befehle zur Fortſetzung des Krieges an den zum oberſten Heerführer ernannten Feldherrn Tilly, den er zur Belohnung ſeiner frühern Waffenthaten bei der Schlacht am weißen Berge (1620), bei Wimpfen (1622), bei Höchſt und Stadtlöe (1623) und als Aufmunterung zu neuen Siegen in den Graſenſtand erhob. — Der neugegrafte Scherge Ferdinand's II. verfehlte nicht, dieſe Standeserhöhung dem Könige von Dänemark anzuzeigen. — Chriſtian ſtellte hierauf eigenhändig folgendes „Recreditiv an Tillyen" aus. In Gegenwart des däniſchen Secretärs Iwar Wind ſoll ihm der Beſcheid gegeben werden, wie man ganz gern vernommen habe, daß ihm die hohe Charge vom Kaiſer betrauet ſei; man wünſche ihm Glück und guten Succeß zu ſelbigem Officio.

Tilly brach nun nach der Weſer auf und bemächtigte ſich des wichtigen Paſſes bei Hörter *). Chriſtian IV. zog ſchleunigſt ſeine däniſche Armee und die ſeinem Oberbefehle anvertrauten Kreistruppen und fremden Hülfsvölker bei Hameln zuſammen. In ſeiner Begleitung befand ſich Chriſtine Munk, die damals auf dem Gipfel ihres Glückes ſtand.

Als der König am 20. Juli in Hameln zur Beſichtigung der Wachtpoſten umherritt, ereignete ſich jener Unfall, deſſen wir in einem frühern Kapitel (Seite 97) Erwähnung gethan. Chriſtian's jäher Sturz vom ſcheu gewordenen Pferde, das, in den Graben hinabſtürzend, den Hals brach, ward als finſtere Vorbedeutung eines unglücklichen Ausgangs betrachtet und erregte in den Reihen des dadurch entmuthigten Heeres eben ſo große Beſtürzung als Verwirrung. — Ein Eilbote wurde nach Magdeburg abgeſandt, um den

---

*) Hörter, zum Hochſtifte Korvey gehörig, ſtand damals unter dem Schutze Braunſchweigs.

Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg an die Spitze des Heeres zu berufen.

Statt dieſen Unfall dem Feinde gegenüber geheim zu halten, begaben ſich zwei däniſche Bevollmächtigte, Sigward Pogwiſch und Marquard Penz, ins Tilly'ſche Lager, um ihm das Ereigniß mitzutheilen und anzuzeigen, daß König Chriſtian jene Heere nicht in feindlicher Abſicht, die Kaiſerlichen anzugreifen, ſondern einzig und allein zur Beſchützung des niederſächſiſchen Kreiſes aufgeſtellt habe. Das war eben ſo feig als unwahr.

Tilly, den erſten Schrecken und die Entmuthigung des Feindes benutzend, begehrte, daß jene Heere ungeſäumt auseinander gehen ſollten, widrigenfalls er ſie mit der Gewalt ſeiner ſiegreichen Waffen auseinanderjagen und ohnmächtig zu Boden werfen werde.

Die Kreistruppen, die nun ohne Anführer waren, zogen ſich mit dem kranken Könige aus Hameln, Minden und der Umgegend ins Stift Verden zurück.

In Folge dieſes Rückzuges bemächtigte ſich Tilly der Städte Hameln und Minden und ließ daſelbſt kaiſerliche Beſatzung zurück. Wolfenbüttel, Stolzenau und Nienburg aber hielten die Dänen beſetzt.

Die Kaiſerlichen fielen nun ins Braunſchweig'ſche ein und hauſten, namentlich in der Grafſchaft Schauenburg, mit jener brutalen Grauſamkeit, die Tilly's Namen eben ſo gefürchtet als verwünſcht gemacht hat. Die katholiſche Soldateska entwickelte auch in dieſem Feldzuge eine Barbarei, die wilden Beſtien ähnlicher als menſchlichen, mit Vernunft begabten Weſen ſieht. Mehr als einem ſchutzloſen Diener der evangeliſchen Kirche wurden von Tilly's verthierten Henkersknechten Naſen und Ohren, Andern Hände und Füße abgehauen; den Weibern und Töchtern dieſer unglücklichen Märtyrer wurden, nachdem man ſie genothzüchtigt hatte, die Brüſte abgeſchnitten. — Zur Entſchuldigung der deutſchen Ehre darf nicht vergeſſen werden, daß dieſer Graf Tilly kein Deutſcher, ſondern ein von den Jeſuiten erzogener Belgier war, der ſeine erſten Feldzüge unter den blutbefleckten Fahnen Alba's, verruchten Andenkens, mitgemacht und ſich ſeitdem mehr durch ſeine Grauſamkeit als durch ſeine Kriegskunſt zu einem Schreckens-Moloch emporgearbeitet hatte.

Nachdem Chriſtian IV., mehr durch ſeine eiſerne Natur und die liebevolle Pflege der Chriſtine Munk als durch alle Bemühungen ſeiner Aerzte wiederhergeſtellt, am 7. Auguſt von Neuem das Commando übernahm und ſein Heer durch zwölftauſend Mann neuer Hülfsvölker verſtärkt hatte, brachen die Kaiſerlichen, durch ihre Spione frühzeitig von dieſem Zuwachs unterrichtet, unter Wallenſtein's Führung aus ihren fränkiſchen und ſchwäbiſchen Standquartieren auf und ſtießen durch Heſſen zu Tilly. Letzterer bekam unterdeſſen eine Schlappe bei dem Rheberger Paſſe, wo er zweihundert Todte zurückließ. Aber deſto glücklicher war vor Stolzenau, das ſich nach kurzem Widerſtande ergab. Von hier drang er ungehindert bis nach Nienburg an der Weſer vor. Hier war's, wo ſich am 27. Auguſt ein ziemlich heißer Kampf entſpann, in welchem Tilly's Kroaten von zehn Compagnien däniſcher Reiterei unter dem Obriſten Limbach angegriffen, großentheils in die Pfanne gehauen, die Uebrigen aber zu ſchimpflicher Flucht gezwungen wurden. Tilly zog ſich nach Stolzenau zurück.

Wallenſtein rückte unterdeſſen mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann nach Göttingen vor. Ein tapferes Bauernheer, das den Verſuch gewagt hatte, ihm den Paß zu verſperren, mußte der Uebermacht des Feindes weichen und in der Flucht ſeine Rettung ſuchen. Von Göttingen zog der Friedländer nach Eimbeck ins Fürſtenthum Grubenhagen und drang von dort ins Halberſtadtiſche ein.

Tilly, der am 2. September durch Obentraut gezwungen worden war, die Belagerung von Nienburg aufzugeben, warf ſich auf das feſte Schloß Kahlenberg und zwang es, ſich ihm zu übergeben.

Chriſtian IV, dem an der Wiedereroberung dieſer wichtigen Veſte viel gelegen war, ſandte den Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg und den deutſchen Michel, General Obentraut, mit ſeinen Dragonern nach dem Kahlenberge. Tilly, der frühzeitig genug davon Wind bekommen hatte, brach am 4. November mit dreitauſend Mann Fußvolk und drei Regimentern Reiterei nach Hannover auf und lieferte dem kleinen Häuflein der Königlichen ein Treffen, in welchem fünfhundert und unter ihnen beide Anführer, Herzog Friedrich und Generallieutenant Obentraut, tödtlich verwundet wurden. Letzterer ſtarb eine halbe Stunde nach der verlorenen Schlacht. Beider Leichen wurden mit der Erlaubniß Tilly's, der ihrer Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, von Kahlenberg nach Sachſen abgeführt.

Chriſtian IV. war ſo glücklich, einen Tag nach dem Tode jener beiden Heerführer Stolzenau zurückzuerobern. Aber da es ihm zu energiſcher Fortführung dieſes Krieges weniger an Mannſchaft als an dem nothwendigen Gelde gebrach, dieſes Heer zu erhalten, ſo hielt er gegen Ausgang dieſes Jahres einen Landtag zu Celle und wußte es auf demſelben durchzuſetzen, daß die holſteiner Ritterſchaft ihm zur Fortſetzung des Krieges und zur Vertheidigung des Landes ſechs Reichsthaler von je tauſend Reichsthalern der Einkünfte jedes Rittergutes und ebenſo viel von jedem Pfluge eines Bauergutes als Kriegsſteuer bewilligte.

Einen tapfern Bundesgenoſſen erhielt er in der Perſon des Grafen Ernſt von Mansfeld, der, einer der treueſten Feldherren und Anhänger des geächteten Churfürſten von der Pfalz, in England mit Bewilligung König Carl's I. *) ein ſtattliches Heer geſammelt und daſſelbe nach den Niederlanden geführt hatte, um das ſeit dem Auguſt 1624 von Spinola belagerte Breda zu befreien. Da dem Grafen dies nicht gelungen war, zog er nach Deutſchland, um die Kaiſerlichen vom Rheine aus anzugreifen und dann ſein Heer mit jenem des Königs von Dänemark zu vereinigen. — Auch Herzog Chriſtian von Braunſchweig, der glühende Anbeter Eliſabeth Stuarts, hatte mit fran-

---

*) Nachfolger König Jakob's I., der, bald nach dem Ausbruche dieſes Krieges, am 27. März 1625 geſtorben war.

zöſiſchem Gelde deutſche Söldlinge geworben, die,
eint mit den Truppen Mansfelds, ins Stift G
einfielen.

Im Februar 1626 rückte Ernſt von Mansf
mit ſeinem Heere, von Lübeck und Lauenburg,
Mecklenburg und von dort nach Alt-Brandenburg
und überrumpelte von hier aus die Stadt Zerbſ
dem Augenblicke, als Wallenſtein's Truppen
beſetzen ſollten. — Am 1. April griff er die Kaiſe
chen bei der Deſſauer Schanze an; aber Aldring
Soldaten leiſteten hier ſo tapfere Gegenwehr, daſ
zurückgeſchlagen ward. Am 15. April wurde Man
feld bei einem wiederholten Angriff dieſer wichti
Poſition von Wallenſtein und dem Grafen Sch
von zwei Seiten angegriffen und total geſchlagen.
Zahl der Gefallenen belief ſich auf dreitauſend.
Kaiſerlichen, die kaum den dritten Theil eingebüßt, h
ten ſieben große Geſchütze und mehr als dreißig F
nen erobert.

Ein Theil des Chriſtian'ſchen Heeres war w
rend dieſer Zeit nach Weſtphalen aufgebrochen u
hatte Münſter und Osnabrück erobert. Beide St
mußten, um in Holberg's Weiſe zu reden, brav in
Büchſe blaſen, oder, mit andern Worten ausgedrü
ſtarke Brandſchatzungen zahlen. — Dieſe Siege vera
laßten Tilly, ſich von der Weſer zurückzuziehen, u
das weitere Vordringen des Feindes in Weſtphal
aufzuhalten. Der Graf von Anhalt erhielt den B
fehl, Werdenbrück anzugreifen. Die königliche Beſatzun

mußte capituliren und ſich ergeben. Gleiches Schickſal traf auch Osnabrück.

Ende Februars verließ Chriſtian IV. ſein Hauptquartier zu Rothenburg im Verden'ſchen und concentrirte ſeine in einem Umkreiſe von dreißig Meilen zerſtreuten Heerestheile bei Wolfenbüttel.

Um dieſe Zeit fiel der Herzog Georg von Lüneburg, der es bis dahin mit ihm und dem niederſächſiſchen Kreiſe gehalten hatte, von der proteſtantiſchen Union ab und ergriff, bethört durch die Verſprechungen des Kaiſers, die Partei der katholiſchen Ligue. Dieſe Treuloſigkeit des deutſchen Ueberläufers empörte den König von Dänemark dergeſtalt, daß er ihm folgenden Brief in deutſcher Sprache ſchrieb:

„Lieber freundlicher Vetter!

Aus Deinem letzten Schreiben habe ich vernommen, daß Du vermeineſt, große Urſache zu haben, Dich in des Kayſers Beſtallung zu begeben, welches ich dahin will geſtellet ſein laſſen. Daß Du dem Kayſer lieber, denn mir, gedenkeſt zu dienen, iſt kein Wunder; wollte Gott, es wäre ſchon vor vielen Jahren geſchehen! Die Aufkündigung der Beſtallung aber ſollte billig etwas zeitlicher geweſen ſein, ehe und bevor Du mit dem Gegentheile ſo vertrauliche Communication gehalten. Ich will für dieſesmahl unſerer Discurſe, ſo da der Zeit, als Du bey mir vom damahligen Könige in Böhmen Geſandtsweiſe wareſt und mehrmals von Religions- und andern Sachen vorgelaufen, nicht gedenken, ſondern Alles dem allmächtigen Gott befehlen, der uns Beyde kennet und am beſten unſere Intentiones weis, auch

Alles zu ſeinen Ehren wohl hinausführen wird un
kann. Der Teufel durfte unſerm Erlöſer und Seli
macher die ganze Welt weiſen und verſprechen, da
ihn anbeten wollte: warum ſollte er es nicht anno
einem Menſchen anpräſentiren dürfen? Befehle Di
hiemit dem rechten Richter über uns Alle. Datu
Wolfenbüttel den 7. März 1626.

Dein Vetter allezeit

Chriſtian mp.“ *)

— — — — — — — — — — —

Gleichzeitig ſchrieb der König ſeinem Kanzler Frii
auf Kragerup:

„Herzog George von Lüneburg hat ſeinen Ab
ſchied von mir genommen und wirbt jetzt für den Feind
Will Gott im Himmel uns beiſtehen, woran ich keineswegs zweifle, ſo hat es nichts zu bedeuten, bei wem
dieſer gute Mann iſt.“

In Folge dieſes Abfalls fiel Herzog Chriſtian
von Braunſchweig, als däniſcher General, in das Beſitzthum Herzog Georg's von Lüneburg ein, eroberte
und verwüſtete Grubenhagen und machte einen Ausfall
nach Goslar, wo Tilly ſein Winterquartier aufgeſchla-

---

*) Der König ſcheint dieſen Brief trotz des Manu Propria-Zeichens doch nicht eigenhändig geſchrieben zu haben, weil die bewußte Comma-Maſſe (vergleiche Seite 90) fehlt. — Das Original dieſes Briefes, ſchreibt Schlegel, hat der gelehrte Herzog Auguſt von Braunſchweig ſeinem Lehrer und Abte Georg Calixtus mitgetheilt und nach deſſen Copie hat es der Statsrath Hoyer in ſeiner Geſchichte Dänemarks bekannt gemacht.

gen hatte. Der Tod aber hemmte den Siegeslauf des ſiebenundzwanzigjährigen Helden, der, mit Eliſabeths Handſchuh auf dem Hute, plötzlich am 6. Mai zu Wolfenbüttel ſtarb*).

Tilly, der mit dem Kerne ſeines Heeres bis dahin im Paderborn'ſchen lag, brach Ende Aprils, weil Landgraf Moritz von Heſſen, welcher Soldaten angeworben hatte, Miene machte, ſich der proteſtantiſchen Union anzuſchließen, plötzlich und unerwartet in Heſſen ein, nahm die Stadt Hirſchfeld und plünderte auch hier, wie überall, wo ſeine Kroaten einzogen. Einen Monat ſpäter belagerte er Minden, worin königliche Beſatzung lag. Tilly forderte ſie zur Uebergabe auf. Die Stadt, feſt entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, wies durch den Oberſten Elout dieſen Auftrag mit Verachtung zurück. Am folgenden Tage ließ Tilly, empört über dieſen Trotz, das Feuer ſeiner Geſchütze gegen die Mauern der Stadt ſo lange ſpielen, bis das Regiment Fürſtenberg, das Breſche geſchoſſen, Minden mit Sturm nahm und im Innern der beſiegten Stadt ein kannibaliſches Blutbad anrichtete, bei dem von 2500 Soldaten, Bürgern und Bauern kaum zwanzig am Leben blieben. Alle Andern (ſelbſt

---

*) Bald darauf, am 19. Juli, ſtarb auch des Prinzen Mutter, Eliſabeth, verwitwete Herzogin von Braunſchweig, Schweſter König Chriſtian's IV. Ihr Sohn war eine Zeitlang am Kopenhagener Hofe, wo ihn ſein Oheim erziehen ließ. Vergl. Guſtav Mittendorff, Herzog Chriſtian's von Braunſchweig Wirkſamkeit während des dreißigjährigen Krieges. Hannov. 1845. 8.

Weiber und Kinder fanden kein Erbarmen) wurden ſch
nungslos mitraillirt und mit viehiſcher Wuth niederg
metzelt. Auch der Obriſt Clout, der ſich bis zum letzt
Athemzuge mit dem Muthe eines Löwen gegen ei
losgelaſſene Tieger-Meute von den Zinnen des Schlo
ſes vertheidigt hatte, wurde niedergehauen. Graf Till
ein niederländiſcher Nachdruck des ſpaniſchen Herzo
von Toledo, ließ dieſe Unzahl von Leichen wie tod
Hunde auf Wagen laden und in die Weſer werfe
Das Mindener Blutbad geſchah am $\frac{30\ \text{Mai}}{9\ \text{Juni}}$.

## Achtes Kapitel.

Fortſetzung des Krieges. — Chriſtian wartet auf Geld. — Tilly belagert Caſſel und Göttingen. — Der König zieht ſich nach Wolfenbüttel zurück. — Schlacht bei Lutter. — Chriſtian's Lage nach der Schlacht. — Reichsverſammlung zu Ringſted. — Landtag in Rendsburg. — Eine Ranzau'ſche Fineſſe. — Sieg bei Heiz. — Chriſtian braucht abermals Geld. — Ein koſtbares Hoſenband. — Richelieu ſchickt Geld. — Chriſtian's Kriegsplan. — Tilly's und Wallenſtein's Vorgehen in Holſtein.

Chriſtian IV. befand ſich in fataler Lage. England und die Vereinigten Niederlande, die in Folge eines am 9. December 1625 zu Haag mit Dänemark abgeſchloſſenen Vertrages*) ſich verpflichtet hatten, Letzterm die nöthigen Geldmittel zu gewähren, um ein Heer von dreißigtauſend Mann Fußvolk und achttauſend Mann Reiterei auf dem Kriegsfuße zu erhalten und mit Hilfe dieſes Heeres durch die Wiedereinſetzung des Churfürſten von der Pfalz den alten Status quo in Deutſchland wiederherzuſtellen, ſollten dem Könige von Dänemark allmonatlich, bis zu Beendigung des Krieges, 300,000 Gulden Subſidien zahlen. Davon kamen 50,000 Gulden auf Holland, die übrigen fünf Sechstheile auf England. Die Niederlande hielten pünktlich ihr Verſprechen*), — Carl aber, der gleich im erſten Jahre ſeiner unglücklichen Regierung durch den Stolz und die Anmaßung ſeines Miniſters Buckingham mit dem Parlamente in argen Conflict gerathen, war ſelbſt beim beſten Willen nicht im Stande, die ſeinem Oheime gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, weil das Parlament ihm die Mittel dazu verweigerte.

---

*) Die Vermittler deſſelben waren von däniſcher Seite: der Reichskanzler Jakob Ulfeld und der Reichsrath Chriſtian Thomeſon Seheſted, von engliſcher Seite Carls I. einflußreicher Günſtling, George Villiers, Herzog von Buckingham, und Robert Anſtruther.

Und ſo kam es, daß das Heer **Chriſtian's IV.**, der auf fünf Sechstheile der ihm zugeſagten Geldhülfe Verzicht leiſten mußte, großen Mangel litt und oft unwillig ward, weil es keine Löhnung erhielt.

Die Kaiſerlichen dagegen hatten immer Geld. Fünf Tage nach Minden's Einnahme belagerte **Tilly** die fürſtliche Reſidenz Caſſel und zwang den Landgrafen **Moritz** und die auf dem Landtage zu Gudenberg verſammelten Landſtände, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen.

Nachdem **Tilly** in Caſſel vier Compagnien kaiſerlicher Beſatzung zurückgelaſſen, ließ er Göttingen belagern, das, von den Dänen beſetzt, ſich erſt nach tapferm Widerſtande am 11. Auguſt dem Feinde ergab.

---

*) Die Geſandten der Generalſtaaten, **Caſpar van Vosburg** und **Foppe van Aitzema**, hielten ſich faſt immer im Lager des Königs auf oder bereiſten in ſeinen Aufträgen die proteſtantiſchen Höfe in Deutſchland. (Letzterer ſtarb um 1638 in Wien.)

Chriſtian hatte während dieſer Belagerung den Verſuch gemacht, ſich des Schloſſes Kahlenberg zu bemächtigen, um von hier aus dem hart bedrängten Göttingen zu Hülfe zu eilen. Aber dieſer Plan ward vereitelt durch den kaiſerlichen General Fürſtenberg, der das zu jenem Zweck abgeſchickte Corps ſchlug. Letzteres verlor 500 Mann und ſeinen Oberſten Freytag. —

Tilly wollte nun auch Nordheim überrumpeln. Chriſtian aber ſchlug ihn aus dem Felde. Am 16. Auguſt ſchrieb der König von Nordheim aus ſeinem Kanzler: „Letztverwichenen Sonntag jagte ich die Kaiſerlichen aus Lutter und geſtern entſetzte ich Nordheim, und Tilly mußte abziehen.“

Letzterer aber wußte die kleine Schlappe, die er bei Nordheim erhalten hatte und auf welche Chriſtian IV. ſo viel Werth zu legen ſchien, ſehr bald durch einen großen entſcheidenden Schlag auszugleichen.

Der König von Dänemark zog mit ſeinem ſchon ziemlich entmuthigten Heere ins benachbarte Eichsfeld in der Abſicht, Göttingen und Minden zurückzuerobern und auch Caſſel der kaiſerlichen Beſatzung zu entreißen. Dieſer Plan aber ſetzte ihn der Gefahr aus, von Wolfenbüttel, dem Mittelpunkte ſeiner Armee, abgeſchnitten zu werden; er zog ſich deßhalb vom Eichsfelde nach Wolfenbüttel zurück.

Tilly, der während des Rückzuges der Dänen neue Verſtärkungen von Wallenſtein's Regimentern aus Magdeburg an ſich gezogen, vereinte ſich mit den neu angeworbenen Truppen, welche der dem Könige abtrünnige Herzog Georg von Lüneburg ihm zuführte, bei Göttingen und zwang den Feind, während des Marſches am 27. Auguſt zu einer Schlacht bei Lutter am Barenberge*).

„Das Zuverläſſigſte über dieſes Treffen, berichte Schlegel, iſt ſonder Zweifel Tilly's eigener Bericht zumal in dem Lobe, das er ſeinem Gegner in Bezug auf Tapferkeit und Geiſtesgegenwart beilegt. — In achtzehn Schlachten, ſchreibt Tilly, denen er bereits beigewohnt, habe er noch keinen Feldherrn gefunden, der dieſe Gaben in höherm Grade bewieſen, als Chriſtian IV. Auch der öſterreichiſche Miniſter Khevenhüller geſteht, daß das Treffen ſich für Tilly'n (Anfangs) ſehr zweifelhaft angelaſſen habe. Die moraſtige und bergige Gegend, die man vielleicht nicht genug gekannt, ſei der däniſchen Armee nachtheilig geweſen. Zwei von ihren Kavallerie-Regimentern (die von Heſſen und von Solms) ſollen in einen Moraſt gerathen und darin meiſtens draufgegangen ſein. Ein anderer Theil der Armee gerieth in der Hitze des Angriffs unter ſeine eigenen Kanonen. Der König ſelbſt hatte die Seinigen drei Mal gegen den Feind geführt. Die Schlacht dauerte gegen neun Stunden. Däniſcher Seits blieben faſt viertauſend Mann, und ein großer Theil des Fußvolks, der ſich nach der Schlacht ins Schloß Lutter warf, mußte ſich (bald darauf) auf Gnade und Ungnade ergeben.“

---

*) Lutter, ein unbedeutender Ort, der früher den Biſchöfen von Hildesheim angehörte und darum auch Biſchofslutter genannt ward, liegt im braunſchweig'ſchen Bezirke Gandersheim zwiſchen Braunſchweig und Göttingen und iſt — was für nicht deutſche Leſer hinzugefügt ſei — nicht mit dem Kloſter Königs-Lutter, der berühmten Grabſtätte des Kaiſers Lothar und eben ſo wenig mit dem früher erwähnten Lutter in der Gegend von Nordheim zu verwechſeln.

Unter den Gefallenen befanden ſich: Prinz Philipp, Sohn des Landgrafen Moritz von Heſſen-Caſſel, der General Johann Philipp Fuchs, Sigward Pogwiſch und Marquard Penz auf Niendorff und Worlitz, die beiden Geſandten, welche Chriſtian IV. vor Ausbruch des Krieges ans Wiener Hoflager geſchickt hatte*).

Der König, bis zum letzten Augenblicke auf dem Schlachtfelde ausharrend und ſich dadurch der höchſten Gefahr preisgebend, hatte auf der Flucht, zu welcher er ſich endlich gezwungen ſah, nur ſeinen Stallmeiſter, Wenzel Rotkirch, um ſich. Als Chriſtian's Pferd, das über Grüfte und Moräſte ſprang, ermattet niederſtürzte, gab ihm Rotkirch das Seinige und begleitete den tapfern Herrn und Gebieter zu Fuße nach dem, vier Meilen von Lutter entfernten Waffenplatze Wolfenbüttel. Hier ließ der König den Grafen Philipp Reinhard von Solms als Befehlshaber zurück und begab ſich nach Verden, wo er zwei Tage nach der verlorenen Schlacht eintraf. Im September hielt ſich Chriſtian in Lauenburg auf und im folgenden Monate verlegte er ſein Hauptquartier, weil Tilly immer weiter vorwärts drang, von Burtehude nach Stade, das

---

*) Letzterer war holſtein'ſcher Rath, Befehlshaber auf Steinburg und ſeit dem 2. November 1616 Ritter des Elephanten-Ordens.

er ſtark befeſtigen und mit neuen Wallgraben umgebe
ließ*).

Nach der Schlacht bei Lutter war Chriſtian'
Neffe, Herzog Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel**)
der Erſte, welcher von ſeinem Oheim treulos abfiel un
ſich und ſein Land — eventus stultorum magiste
— der ſiegenden Partei anſchloß.

Chriſtian IV. ſandte Eilboten nach Englan
und den Niederlanden mit der Erklärung ab, daß, ob
gleich das Glück ſeinen Fahnen den Rücken gekehrt habe
er dennoch entſchloſſen ſei, den einmal angefangenen Krie
fortzuführen, beide Mächte an ihr Verſprechen mahnend
ihn nicht in Stich zu laſſen und ihm die vertrags-
mäßig ausbedungenen Subſidien zu zahlen.

Chriſtian's Heeresmacht belief ſich nach de
Schlacht auf 15000 Mann Fußvolk, 4000 Arquebuſiers und 3000 Cüraſſiers. Er verordnete neue Aushebungen in Dänemark und den Fürſtenthümern.

---

*) Chriſtine Munk, die, ſechs Wochen vor der Schlacht bei Lutter, am 15. Juli 1626, von den Zwillingstöchtern Chriſtine und Hedwig entbunden worden war, lag noch im Wochenbette, als ſie durch einen Brief ihres königlichen Gemahls den unglücklichen Ausgang jener Schlacht erfuhr. Nach der Ausſage eines Ohrenzeugen ſoll ſie achſelzuckend ausgerufen haben: „Der arme Chriſtian! Aber warum miſcht er ſich in fremde Angelegenheiten? Ich hatte ihn oft genug gewarnt."

**) Friedrich Ulrich war der Sohn des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig und Eliſabeths von Dänemark, der älteſten Schweſter Chriſtian's IV.

Dänemark zeigte ſich bereit, ſeinen König, deſſen Muth und Energie es dankbar anerkannte, nicht in Stich zu laſſen. Schon vor der Schlacht hatte der Adel für jedes nach der Taxe des Roßdienſtes zu ſtellende Pferd hundert Speciesthaler bewilligt. Nach der Schlacht verſammelte ſich der geſammte Adel zu Ringſtedt und zu Odenſe, um neue Beiſteuern zu verwilligen. Dieſem Beiſpiele folgte bald auch Norwegen.

Aber da es dem Könige trotzdem immer wieder an Geld gebrach, berief er am 28. November einen Landtag nach Rendsburg in Holſtein, welchem er und ſein präſumtiver Nachfolger, der, als Rex electus ſchon damals Chriſtian V. hieß und dem er während ſeiner Abweſenheit von Dänemark die Zügel der Regierung anvertraut hatte, beiwohnten*).

Der König eröffnete den Ständen: der Hauptgrund, weßhalb er dieſe um ſich verſammelt habe, ſei die ungeheuere Gefahr, die ſich bei Annäherung des Feindes über Holſtein zuſammenziehe, weßhalb es hohe Zeit ſei, ſich über die Mittel zu berathſchlagen, welche aufzubieten ſeien, um der drohenden Gefahr gefaßt ins Auge zu ſchauen und dem Unheile ſiegreich vorzubeugen.

Der langen Rede kurzer Sinn ließ ſich, wie immer bei derlei Anläßen, in ſechs Worte zuſammenfaſſen:

---

*) Die dem Prinzen beigegebenen Regentſchaftsräthe waren: der Kanzler Chriſtian Friis auf Kragerup, der Reichsadmiral Claes Daae und der Reichsrath Chriſtian Thomeſen Seheſtedt.

— Ich brauche Geld, ſchafft es herbei!
(Das **Wie** kümmert mich nicht!)

Der Landſyndicus, in der Ausſchreibung dieſes Landtages eine neue Probe väterlicher Fürſorge erkennend, erklärte im Namen der Stände, daß Alles geſchehen werde, um ſich des in ſie huldreichſt geſetzten Vertrauens vollkommen würdig zu zeigen.

Gerhard Rantzau, Statthalter und Leithammel des holſtein'ſchen Patriotismus, ergriff das Wort und ſagte: daß wegen bevorſtehender Gefahr es der beſte Rath ſei, ſich Alle insgeſammt auf einen tapfern Widerſtand gefaßt zu machen und den Beſchluß zu faſſen, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm an einem bequemen Orte die Spitze zu bieten und nicht ſo lange zu warten, bis er an der Gränze ſtehe. Die Stände ſollten verſichert ſein, daß, ob er gleich ein alter Mann wäre und vor Allem der Ruhe bedürfe, ſo wolle er doch nicht der Letzte, ſondern vielmehr der Erſte ſein, ſeine grauen Haare gegen den Feind zu wagen, und er hoffe, daß jeder ehrliche Vaterlandsfreund ſeinem Beiſpiele folgen werde, u. ſ. w. u. ſ. w. *).

---

*) Gerhard oder Geerdt Rantzau, Herr auf Breitenburg, Lindewitt, Gißingholm, Neuendorff, Alt-Rantzau und Korbüll, königlicher Rath, Stiftsamtmann zu Flensburg und Hadersleben, Domprobſt zu Hamburg, geboren am 16. October 1558 zu Segeberg, war, als er dieſe Phraſe gebrauchte, ſchon 69 Jahre alt und ſtarb, wenige Wochen darauf, am 18. Januar 1627 ganz gemächlich auf ſeinem Schloſſe. Auch er zählte, wie ſein gelehrter Vater Heinrich, ſeit 1616 zu den Rittern des Elephanten-Ordens.

Dieſe Phraſe berauſchte die patriotiſchen Stände, die hierauf — Phraſen thun oft die größten Wunder — alle Forderungen des Königs einſtimmig bewilligten. Worauf Seine königliche Majeſtät allerhuldreichſt geruhten, die allergetreueſten Stände — wie dies noch heute zu geſchehen pflegt — zur königlichen Tafel einzuladen und ſie allergnädigſt abzufüttern, denn Stände bleiben ja überall Stände und eine Gunſt iſt immer der andern werth! —

Mit neuen Geldmitteln verſehen, entſchloß ſich Dänemarks königlicher Held am 12. December „in der Geſchwindigkeit" — wie Holberg ſchreibt — das Schloß Hoja an der Weſer zu erobern. Leider ging dies aber weit weniger ſchnell, als Seine Majeſtät es ſich einzubilden geruhte. Chriſtian hoffte es mit Sturm zu nehmen, wurde aber Anfangs hart zurückgeſchlagen. Später zog ſich Tilly's Schaar zurück und capitulirte mit dem Feinde, der ihr erlaubte, mit dem Seitengewehre abzuziehen. Der König ſelbſt hatte einen Schuß in die linke Achſel und ſein Sohn, Chriſtian V., zwei leichte Wunden davongetragen. Das Schloß ward geſchleift, die Brücke über die Weſer abgebrannt. Der Kronprinz kehrte nach Kopenhagen zurück. Der König blieb bei ſeinem Heere.

Und damit ſchloß das Jahr 1626. —

Im folgenden Jahre begann das blutige Spiel von Neuem. Beide Mächte verſtärkten ſich mit friſchen Kriegsvölkern. Chriſtian hatte neuerdings ſechstauſend Engländer und Schotten unter dem Commando des Grafen von Nidisdale, eines Verwandten des

Herzogs von Buckingham, und unter dieſen tapfere Führer, Robert Monro und Char Morgan angeworben. Der Erſtere hat ſeine Feldz gegen die Kaiſerlichen ſelbſt beſchrieben, der And wie ſpäter berichtet werden wird, ſich namentlich Stade ausgezeichnet

Außer England hatte auch Ludwig XIII. o richtiger geſagt, ſein allmächtiger Miniſter, der Car nal-Herzog von Richelieu, ein geſchworener Fe des ihm allzumächtigen Kaiſerhauſes, fünftauſend Ma Franzoſen unter Anführung der Grafen de Laval u Montgomery anzuwerben geſtattet und ſich verpfli tet, dem Könige von Dänemark außerdem auch Ge verzuſchießen. Letzteres ließ lange auf ſich warten.

Chriſtian ſetzte übrigens auch andere Nation in Contribution, um ſich Geld zur Fortführung dieſ Krieges zu verſchaffen. Er ſoll ſogar Venedig um Ge gepreßt haben; ob die gute Republik ihm aber wirkli Vorſchüſſe gemacht, iſt nicht erwieſen. Man weiß nu daß Dr. Joachim Kratz nach der Schlacht bei Lu ter als däniſcher Bevollmächtigter nach Venedig gin und daß, ein Jahr darauf, der engliſche Geſandte Iſaa Wake zugleich auch den Charakter eines Däniſche erhielt und in dieſer Eigenſchaft am 22. Mai 162 ſein Creditiv dem Dogen Giovanni Cornaro über reichte.

Chriſtian's Neffe, König Carl I., durch di Unbeugſamkeit ſeines Parlaments verhindert, ſeinem Oheime die verſprochene Geldhülfe zu ſenden, gab dem Parlamente ſeinen Unwillen darüber dadurch zu erkennen, daß er daſſelbe, auf Buckingham's Rath auflöſ'te. Seinem Oheime gegenüber ſuchte er ſeinen guten Willen wenigſtens dadurch zu bethätigen, daß er ihm ſtatt des Geldes koſtbare Steine zukommen ließ.

In Chriſtian's Tagebüchern findet ſich in Bezug auf die längſt erſehnten Unterſtützungen von Seiten ſeines Neffen folgende Stelle:

„Morgan iſt mit dem engliſchen (Hülfs-) Volke auf der Elbe angekommen und ſoll auf die Weſer. Er iſt bei Weitem nicht ſo ſtark als ſie verſprochen haben, ſondern nur ungefähr 3500 Mann. *) Ein Hoſenband-(Orden), mit Rubinen beſetzt, iſt gleichfalls angekommen, welches von ihnen (den Engländern) auf 700,000 Kronen(thaler) geſchätzt wird, si credere fas est (fügt der ungläubige Däne hinzu). Es ſind einige Rubinen darunter ſo groß, wie unbeſchnittene Wallnüſſe. Ich meine, daß derlei Hoſenband in fünfhundert Jahren nicht gemacht (worden) iſt. Wollten nur die Kaufleute Geld darauf geben, dann wäre mir damit gedient, ſonſt nicht!“

Man ſieht daraus, daß Chriſtian immer nur Geld, Geld und wieder Geld verlangte.

Der König, welcher bis zum 11. Januar 1627 in ſeinem Hauptquartier zu Stade verweilt hatte, kehrte nach faſt anderthalbjähriger Abweſenheit von Hauſe nach ſeiner Reſidenz zurück. Am 14. Januar traf er in Hadersleben ein. Von hier begab er ſich nach Odenſe, wo er ſich vom 1. bis 4. Februar aufhielt und den Adel zu neuen Opfern bewog. Derſelbe ent-

---

*) Holberg ſchätzt die Zahl derſelben nur auf 3000.

ſchloß ſich, ihm — freilich nur für das einzige Jahr — den fünften Theil ſeines ganzen Einkommens — jede Tonne Hartkorn zu 2 Speciesthalern berechnet — zu verwilligen. Am 7. Februar langte er in Kopenhagen an und eilte noch an demſelben Tage nach Frederiksborg zu ſeiner Gemahlin, die ſich während ſeiner Abweſenheit mit dem bewußten Rau- und Wildgrafen amüſirte. Chriſtian, noch immer galant, verehrte ihr das koſtbare Hoſenband, auf das die Juden ihm nud wenig hatten leihen wollen, als nachträgliches Weihnachtsgeſchenk Man ſieht daraus, daß er, wenigſtens dem Unterrocke gegenüber, ziemlich freigebig war. — Im März kehrte er nach Stade zurück, kam im April noch einmal nach Kopenhagen und begab ſich von hier wieder nach Stade.

Um dieſe Zeit ſchickte ihm auch Richelieu die ſchon lange zugeſagte Hülfe. Am 27. März 1627 ſchrieb von Stade aus der König ſeinem Kanzler Friis: „Das franzöſiſche Geld iſt durch einen Wechſel nach Hamburg übermacht.“ Die Summe hat er — wahrſcheinlich abſichtlich — verſchwiegen. Auf Koſten fremder Staaten Krieg führen iſt jedenfalls viel angenehmer, als wenn man ſeinen eigenen Schweiß, d. h. den ſeiner Unterthanen, zu Markte tragen muß.

In einem Zeitraume von kaum achtzehn Monaten hatte der König ſechs ſeiner tüchtigſten Generale verloren: den Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg, den Generallieutenant Michel Obentraut und den General Fuchs, die auf dem Felde der Ehre geblieben; den Herzog Chriſtian von Braunſchweig, den

Herzog Johann Ernſt von Weimar und den Grafen Ernſt von Mansfeld, die er durch Krankheit eingebüßt hatte *).

Der dadurch entſtandene Mangel an guten Heerführern bewog ihn, die Vereinigten Niederlande zu bitten, ihm einen ihrer tüchtigſten Generale, den Grafen Ernſt Caſimir von Naſſau **) zu überlaſſen. Holland, das ſeinen guten Feldherren für ſich ſelbſt brauchte, erklärte, daß dieſer Mann ihm ſelber unentbehrlich ſei. Chriſtian wandte ſich hierauf an den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, früher Mitglied und General der proteſtantiſchen Union, ſich, nachdem er 1622 bei Wimpfen geſchlagen worden war, nach Baſel und von dort nach Venedig zurückgezogen hatte, und an den böhmiſchen Heerführer Heinrich Matthias Grafen von Thurn, der als Ober-General im Dienſte der venetianiſchen Republik ſtand. — Beide Feldherren, geſchworene Feinde der katholiſchen Ligue, folgten dem däniſchen Rufe und befanden ſich 1627 beim Heere Chriſtian's. Außerdem trat auch Herzog Bernhard von Weimar in deſſen Dienſt und befehligte gleich darauf ein däniſches Reiterregiment.

---

*) Ernſt von Mansfeld, geboren 1585, ein natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernſt von Mansfeld und einer hochgeſtellten Dame in Mecheln, ſtarb am 20. November 1626 in vollem Waffenſchmuck, geſtützt auf zwei Offiziere, ſtehend, zu Uracowiz in Bosnien. Die räthſelhafte Deviſe dieſes Kriegers war: Force m'est trop.

**) Stammvater des jetzt regierenden Hauſes Naſſau-Oranien.

In Dänemark war ſeit dem Tode Jürgen Lu
ge's *) die Reichsmarſchallsſtelle unbeſetzt gebliebe
Der König, der dieſe Würde bisher nach ſeinem eigen
Ermeſſen vergab, ertheilte dem däniſchen Adel a
Dankbarkeit dafür, daß dieſer ihm die verlangten Krieg
ſteuern verwilligt hatte, die Freiheit, einen Reichsma
ſchall zu wählen.

Ein aus Dalum vom 18. Februar 1627 datirt
Brief des Königs beſchreibt die nähern Formalität
dieſer Wahl. Der Adel gab ſeine Stimmen nach d
vier Provinzen **), nicht in öffentlicher Verſammlun
ſondern durch geheim gehaltenes Scrutinium ab. Ve
ſchloſſene und vom Könige eigenhändig verſiegelte Büchſen wurden herumgeſchickt, in welche jeder Stimmb
rechtigte (die Bürger hatten freilich keine Stimme) e
nen Zettel mit dem Namen Desjenigen hineinwarf, de
er ſeine Stimme gab, welche er geheim halten ſollt
Die geſammelten Stimmen wurden im März vom Könige eigenhändig im Hauptquartier Stade eröffnet. Di
Wahl fiel auf Jürgen Scheel ***).

---

*) Jürgen Lunge auf Oren, däniſcher Reichsrat
und Befehlshaber zu Weſtervig, Reichsmarſchall und Ritte
des Elephanten-Ordens, ſtarb am 19. Auguſt 1610.

**) Seeland, Schonen, Fünen und Jütland.

***) Jürgen Scheel auf Seeſtrup, däniſcher Reichsrath und, nach dem Tode Jürgen Lunge's, Befehlshabe
auf Weſtervig, geboren am 13. Mai 1578, war ſeit dem 2
November 1616 Ritter des Elephanten-Ordens. Scheel
der den Reichsmarſchallspoſten nur vier Jahre bekleidete
ſtarb am 19. Juli 1631. Vergl. Hans Mikkelſen, Ligpraediken over J. Scheel, Kjoebh. 1631. 8.

Chriſtian's Kriegsplan beruhte hauptſächlich darauf, ſich der Weſer und der Elbe zu verſichern.

Aus dieſem Grunde hatte er 1627 den Admiral Hendrik Wind und den Capitain Jens Munk mit ſechs Kriegsſchiffen nach der Weſer und den Admiral Gabriel Kruſe mit eben ſo vielen Kriegsſchiffen und einigen Fregatten nach der Elbe und Eider abgeſchickt, um Holſtein zu decken. An der Elbe kreuzten außerdem einige holländiſche und engliſche Kriegsſchiffe.

Die Dänen verſchanzten ſich bei Achim an der Weſer und bei Wieſen an der Elbe.

Der König, der ſein Hauptquartier zu Waterbaden aufſchlug, ſchrieb von dort unterm 25. April ſeinem Kanzler Friis:

„Der Feind hat uns bisher ruhig arbeiten laſſen, ſo daß er, mit Gottes Hilfe, uns nun in Frieden laſſen ſoll. Bremen iſt ihm nun verloren. Mich wunderts, daß er ſich nicht mehr Mühe gegeben, es im Anfange dieſes Werkes zu verhindern. Man ſagt, daß ſeine Soldaten ganz mißvergnügt ſind.“ —

Die Dänen hatten nicht nur ganz Mecklenburg, ſondern auch einen Theil der Mark Brandenburg occupirt und ſich beider Päſſe an der Havel, Plawe's und Havelberg's, bemächtigt.

In einem vom 30. Juni 1627 datirten Briefe des engliſch-däniſchen Geſandten in Venedig an König Carl von England heißt es u. A.:

„In Deutſchland ſteht es ziemlich gut. Der König von Dänemark hat die meiſten Plätze zurückerobert, welche der Feind in der Mark Brandenburg weggenommen; er hat die Weſer und Elbe ſo geſperrt, daß, wenn er das Gefecht vermeidet, der Feind von ſelbſt Niederſachſen verlaſſen oder vor Hunger umkommen muß.“

Aber Wake war kein guter Prophet. Die Sache kam ganz anders, als er ſie ſich ausgemalt hatte. Eine Widerwärtigkeit folgte bald der Andern. Gegen Ende Juni's wendete ſich das Blatt zu Gunſten der Kaiſerlichen. Das däniſche Heer, in Schleſien eingerückt, ſtieß dort auf den Friedländer, dem der Kaiſer das Herzogthum Sagan geſchenkt hatte. Wallenſtein, der ſich hier ſeiner eigenen Haut wehrte, griff die Dänen mit ſolcher Heftigkeit an, daß ſie ihm nirgends Stand zu halten vermochten *).

Koſel und Troppau, von den Dänen beſetzt, gingen am 10. und 21. Juli zu den Kaiſerlichen über, welche, die Dänen ohne Raſt verfolgend, ſie auf allen Punkten zu einem retrograden Vorwärtsſchreiten zwangen. Während dieſer Anabaſis kam es bei Landsberg an der Wartha zu einem ziemlich ernſten Kampfe, in welchem der Däne abermals den Kürzern zog. In dieſem Treffen fiel auch der kaiſerliche General Pechmann.

---

*) Die Truppen ſchoben alle Schuld auf den königlichen Commiſſär Joachim Mizlev, der ſie in Noth gelaſſen haben ſoll. Dieſer Mann ward deshalb in Kopenhagen zur Verantwortung gezogen und — wir wiſſen nicht zu ſagen, wozu? — verurtheilt.

Ein Theil des Tilly'ſchen Heeres war unterdeſſen unter dem Oberbefehle des Herzogs Georg von Lüneburg in die Mark Brandenburg eingedrungen und verſuchte, ſich der Päſſe Plawe und Havelberg zu bemächtigen, um den fliehenden Dänen die Vereinigung mit der däniſchen Hauptarmee abzuſchneiden. Die Kaiſerlichen eroberten nach kurzem Widerſtande beide Päſſe und jagten die Dänen aus der Mark heraus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Wallenſtein und Tilly beſſere Heerführer waren als der Markgraf von Durlach und General Slammersdorf, der ſich Havelberg entreißen ließ.

Tilly näherte ſich mehr und mehr dem Hauptquartiere des Königs, der ſich im Juni zu Boitzenburg und im Juli zu Lauenburg befand, um über die Elbe zu gehen und in Holſtein einzudringen. Letzteres, vertheidigt von dem ſchottiſchen Oberſten Wilſon, ergab ſich an Tilly, der während der Belagerung leicht verwundet ward.

Bald darauf überſchritt auch Wallenſtein die Elbe bei Wieſen. Am 4. September 1627 traf er mit Tilly in Lauenburg zuſammen und verabredete mit ihm einen gemeinſchaftlichen Angriff auf Holſtein, das bereits ſo gut als verloren war. Die Kaiſerlichen beſetzten Tritow und Pinneberg; dann belagerten ſie Haſſeldorp und Breitenburg. Dumbar, der mit vier Compagnien ſeiner ſchottiſchen Leute in Breitenburg lag und ſich ſechs Tage gegen die Uebermacht des Feindes hielt, ward bei der Beſtürmung erſchoſſen; auch die andern Offiziere, die einen ehrenvollen Tod einer ſchmählichen Uebergabe vorzogen, vertheidigten ſich bis auf den letzten Mann.

Am 12. September wurde Rendsburg von den Truppen Wallenſtein's belagert und drei Tage darauf ein zwölftägiger Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, um vom Könige, der ſich in Glückſtadt und gleich darauf im Kloſter zu Dalum aufhielt, neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Chriſtian, die Unmöglichkeit des Entſatzes einſehend, bewilligte die Uebergabe. Die Beſatzung zog nach Koldingen ab.

Graf Thurn, der nach der Entfernung des Königs in Glückſtadt zurückgeblieben war, gab nun den Befehl, die Dämme zu durchſtechen, um dem im Sturme herannahenden Feinde durch Ueberſchwemmung des flachen Landes das Eindringen in die Holſteiner Marſch unmöglich zu machen. Aber heftige Oſtwinde, die das Gewäſſer vom Lande wegſpülten, vereitelten dieſen Plan. Die Kaiſerlichen bemächtigten ſich ganz Holſteins mit Ausnahme der beiden Feſtungen Krempe und Glückſtadt, die im Beſitze der Dänen blieben.

Letztere zogen die Ueberreſte ihrer überall auseinandergejagten Streitmacht bei Koldingen zuſammen. Doch auch hier vermochten ſie ſich nicht lange zu halten. Graf Schlick rückte nach Jütland vor; die Dänen zogen ſich nach Wiberg zurück. Ein großer Theil derſelben, vom Schlick'ſchen Heere verfolgt, flüchtete nach Aarhuus und von hier zu Schiffe nach Fünen. Die Uebrigen, welche ſich nach Aalberg zurückgezogen hatten, wurden vom Feinde eingeſchloſſen und am 18. October zur Uebergabe Aalborgs genöthigt.

Der König, der ſich von Glückſtadt nach Fünen zurückgezogen, berief aus ſeinem Hauptquartier im Kloſter Dalum die Reichsräthe nach Antvorſkov und begehrte von der am 1. November zuſammengetretenen Verſammlung neue Unterſtützungen, diesmal nicht blos Geld allein, ſondern auch Lebensmittel und neue Mannſchaften für die Flotte, auf welcher ſchon damals Dänemarks ganzes Heil und Rettung beruhte. Der Reichsrath, im Angeſichte der immer drohendern Gefahr, bewilligte Alles.

Chriſtian hatte außer den Beſatzungen zu Krempe und Glückſtadt, außerhalb Dänemarks noch ein ziemlich beträchtliches Heer im Stifte Bremen und zahlreiche Beſatzungen in Nienburg und Wolfenbüttel.

Aber auch dieſe Stützen begannen zu wanken. Nienburg, belagert durch den kaiſerlichen General Anholt, ſah nach tapferm Widerſtande, bei welchem der Commandant, Oberſt Limbach, ſeinen Muth mit dem Leben bezahlen mußte, am 12. November ſich zur Uebergabe gezwungen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug nach Wolfenbüttel.

Hier befehligte Philipp Reinhard Graf von Solms, der, ſchon ſeit Jahr und Tag vom Heere des Königs getrennt und von den Kaiſerlichen belagert, ſich mit rühmenswerthem Muthe hielt. Der Mangel an Geld und Lebensmittel wuchs von Tag zu Tage. Von der äußerſten Noth gedrängt, ließ er das ganze herzogliche Gold- und Silbergeſchirr einſchmelzen und daraus Dukaten und Thaler prägen, um die rückſtändige Löhnung ſeiner Soldaten zu bezahlen *).

Die ſiegreichen Fortſchritte, welche die kaiſerlichen Waffen in Holſtein gemacht hatten, ermuthigten den Grafen Heinrich Gottfried von Pappenheim, die Belagerung Wolfenbüttels mit verdoppelter Thätigkeit anzugreifen. Er ließ die Ocker, welche die Feſtung als ſchützenden Gürtel umgiebt, dergeſtalt aufdämmen, daß ſich die Stadt durch Waſſersnoth zur Capitulation gezwungen ſah. Die Uebergabe erfolgte am 9. December. Die Beſatzung, welche ſich freien Abzug ausbedungen hatte, ward von Lübeck aus nach Dänemark übergeſchifft.

Dem Könige blieb nur noch Bremen. Dort commandirte der engliſche General Charles Morgan über 2500 Engländer und über etwa tauſend Schotten, welchen ſich General Rorprecht mit einer nicht unbedeutenden Anzahl deutſcher Hülfsvölker angeſchloſſen hatte.

General Anholt, ein tollkühner Wagehals der Kaiſerlichen, überrumpelte die Deutſchen bei Thedinghauſen und ſchlug ſie in die Flucht; Morgan aber, der ſich in ſeinem wohlverſchanzten Lager unweit Bremen

---

*) Auf der Vorderſeite dieſer jetzt ziemlich ſelten gewordenen Münzen ſieht man den Namenszug Chriſtian's IV, mit der Umſchrift Quid non pro religione? und auf der Rückſeite, das gräfliche Wappen mit ſeinem Namen und dem Zuſatze: Regis Daniae et Norvegiae ViCarius.

hielt, zog ſich erſt dann, als Bremen, das ſich bisher neutral verhalten hatte, Miene machte, ſich den Kaiſerlichen anzuſchließen, nach Stade zurück.

Tilly ſchlug ſein Winterquartier in Holſtein auf. Wallenſtein, der ſich ſchon damals mit dem Plane trug, für ſich ſelbſt zu kämpfen, ging an das kaiſerliche Hoflager nach Wien. Und damit ſchloß das Jahr 1627.

# Neuntes Capitel.

Der Sohn des Königs. — Sein Verhältniß mit Anna Lykke. —
will ihr den Prozeß machen. — Sie wird verwiesen. — Drei der kö
lichen Kinder werden nach Holland geschickt. — Ein böses Omen.
Fortführung dieses Krieges. — Wallenstein's Einsetzung in Meckl
burg. — Die Insel Femern. — Vereitelter Angriff auf Kiel. —
bergabe von Stade. — Wallenstein belagert Stralsund. — Christia
Zug nach Pommern. — Hamburg unterstützt die Kaiserlichen. —
bergabe von Krempe. — Die Königin-Mutter tritt als Vermittle
auf. — Der Friede zu Lübeck.

Inmitten der Stürme des Krieges, der nach
Schlacht bei Lutter für Dänemark eine so unglückli
Wendung genommen hatte, vergaß Christian IV. eb
so wenig für das Innere seines Landes, als für d
Wohl seiner zahlreichen Familie väterlich besorgt
sein.

Während sein ältester Sohn, Prinz Christian
während der Abwesenheit seines Vaters, die Zügel d
Regierung leitete, befanden sich seine beiden jünger
Brüder, Friedrich und Ulrich, großentheils bei
Heere. — Die Erziehung der Kinder, welche ihm Chri
stine Munk geboren, hatte der König der Hofmeist

rin Anna Lykke, einer Dame aus einer der älteſten Adelsfamilien *) Dänemarks, anvertraut.

Anna Lykke, nicht geradezu ſchön, aber ſehr pikant und mit einem ausgeſprochenen Hange zu allen Sünden des weiblichen Geſchlechtes begabt, hatte ihre ſündhaften und eroberungsſüchtigen Augen auf den König geworfen, um durch das Raketenſpiel ihrer verliebten Blicke das Herz des guten Chriſtian's zu entflammen; dieſer aber, noch immer im reizenden Netze ſeiner ihm morganatiſch angetrauten Maitreſſe gefangen, hatte keine Augen für Anna Lyke. Dieſe ſchleuderte jetzt die ihrigen mit verdoppeltem Feuer auf den Prinzen Chriſtian, in der ſichern Vorausſetzung, daß der

---

*) Zu dieſer Familie gehörte Iver Lykke, einer der tapferſten Heerführer der „nordiſchen Semiramis," der Königin Margarethe, jener Iver Lykke, der den König von Schweden, Albrecht von Mecklenburg, am 21. September 1388 in der Schlacht bei Falkjöping in Weſtgothland gefangen nahm. — Peder Lykke, der unter König Erich dem Pommer Biſchof von Ripen war, wurde mit Johann Schonleb aus Schleswig, 1414 als däniſcher Geſandter auf das Concil nach Koſtnitz geſchickt. — Niels Lykke war einer jener däniſchen Staatsmänner, welche Chriſtian II. bei ſeiner Huldigung in Stockholm zu Rittern ſchlug, und der ſpäter bemüht geweſen war, das zu Gunſten des landesflüchtigen Königs Chriſtian aufgeſtandene Norwegen zum Gehorſam für Friedrich I. zurückzuführen. — Jürgen Lykke war, unter Friedrich II., däniſcher Geſandter am Hofe Carl's IX. von Frankreich. — Henrick Lykke endlich war einer jener Acht, welche der mündig gewordene König Chriſtian IV. am 10. Juni 1596 zu Reichsräthen erhob. — Anna Lykke war eine Schweſter Henrick's.

Fünfte, damals erſt dreiundzwanzig Jahre alt, ſich ſchneller als der Vierte von der Leimruthe ihrer Reize werde fangen und gewünſchtermaßen ködern laſſen.

Und Beides gelang ihr auch wirklich. Der erwählte Prinz verliebte ſich in die pikante Hofmeiſterin ſeiner Halbgeſchwiſter ſo ſehr, daß der Unerfahrene alle Minen ſeiner Anbetung ſpringen ließ, um ſie für ſich einzunehmen. Die Kokette reizte ihn durch Widerſtand. Sie ging, bethört durch das Beiſpiel Chriſtine Munk's, darauf aus, den Prinzen ſo lange hinzuhalten, bis er ihr das Verſprechen gäbe, ſie ſich, gleichviel ob zur rechter oder linker Hand, antrauen zu laſſen. Der fünfte Chriſtian, der keinen andern Weg zur Erreichung ſeines ſehnſüchtig herbeigewünſchten Zieles offen ſah, verſprach's denn auch, ſie ſpäter zu heirathen, worauf ſie ſich dem Erwählten mit der ganzen Liebesgluth der Erwählten hingab.

König Chriſtian, der durch Chriſtine Munk dies heimlich angeſponnene und höchſt heimlich fortgeführte Verhältniß noch zu rechter Zeit erfuhr, ließ, hauptſächlich auf Anregung ſeiner Gemahlin, die ſich dieſer gefährlichen Hofmeiſterin zu entledigen wünſchte, gegen Ende des Jahres 1627 Anna Lykke wegen unſittlichen Umganges mit dem Kronprinzen-Thronfolger und wegen des ihm abgepreßten Eheverſprechens als Gefangene nach Schloß Kronborg abführen und gegen ſie einen Proceß einleiten. — Anna Lykke, die einen tödtlichen Haß auf ihre geheime Anklägerin geworfen hatte, erklärte, ſie werde ſich auf dem eigends dazu anberaumten Herrentage zu vertheidigen wiſſen und öffentlich erklären, daß ſie das Beiſpiel der Frau Chriſtine Munk, die ein gleiches Eheverſprechen — ja ſogar noch bei Lebzeiten der Königin, — deren Gemahle abgedrungen, vor Augen gehabt habe.

Um den öffentlichen Skandal zu vermeiden, ließ der König, auf Zureden ſeiner einſichtsvollen Mutter, die öffentliche Anklage gegen Anna Lykke fallen und begnügte ſich damit, daß ſie und ihre Brüder eine Urphede unterſchreiben und darin heilig geloben mußten, ſich auf ihr Landgut zurückzuziehen und ohne vorher nachgeſuchte Erlaubniß nicht mehr nach Kopenhagen zu kommen. —

Drei von ſeinen legitimirten Kindern, den Grafen Waldemar Chriſtian und die beiden Fräulein Sophia Eliſabeth und Eleonore Chriſtine, ſchickte er, gleichfalls auf den Rath der Königin-Witwe, die zu der Erziehung von Seiten ihrer Mutter kein abſonderliches Vertrauen zu haben ſchien, nach Leeuwarden in Holland, wo dieſe Kinder, während der Abweſenheit ihres königlichen Vaters, der Aufſicht der Gräfin Sophia Hedwig von Naſſau-Diez — ſie war eine geborene Prinzeſſin von Braunſchweig und Nichte Chriſtian's IV. — anvertraut wurden.

Der alte Graf von Thurn, der durch einen Sturmwind nach Holland verſchlagen worden war, beſuchte in Leeuwarden, dem Wohnſitze der Gräfin von Naſſau, die Kinder des Königs und ſchrieb an Chriſtian: „Kann von ihnen mit Wahrheit ſagen: — „Amor et deliciae generis humani“ — eine Schmeichelei, die dem Vater dieſer „Wonnen des menſchlichen

Geſchlechts" viele Freude verurſachte, da namentlich Graf **Waldemar** und **Eleonore Chriſtine** (die ſpätere Gemahlin von **Corfiz Ulfeld**) ſeine Augäpfel waren. — — — — — — — — — —

Wir wenden uns zum Kriege zurück.

Es wurde in ganz Dänemark als eine ſchlimme Vorbedeutung angeſehen, daß am 28. Januar 1628 in der Hauptſtadt des Reiches ſich ein beiſpiellos heftiger Sturm erhob, der die Thurmſpitzen der Frauen- und der Nicolai-Kirche niederriß. Der einſtürzende Nicolaithurm zertrümmerte das ganze Kirchengewölbe, ſo daß der Gottesdienſt ein ganzes Jahr hindurch unter freiem Himmel abgehalten werden mußte *).

Neun Tage vor jenem Sturme ward **Wallenſtein** durch ein kaiſerliches Decret aus Brandeis, datirt 19. Januar 1628, zur Belohnung ſeiner dem Kaiſerhauſe geleiſteten Dienſte mit dem Herzogthume Mecklenburg, das ihm vorläufig als Unterpfand für die dem Kaiſer vorgeſchoſſenen Geldſummen eingeräumt wurde, feierlich belehnt. Die kaiſerlichen Commiſſarien **Johann Aldringer** und **Reinhard von Walmerode** erſchienen in Güſtrow, um **Wallenſtein** als zukünftigen Herzog von Mecklenburg in den Beſitz dieſes Landes einzuſetzen. Am 1 März wurden Ritterſchaft, Bürger und Beamtete unter Androhung des Verluſtes ihrer Güter und Beſtallungen angewieſen, ſich am 23. März in Güſtrow zu verſammeln, um den

---

*) Der Thurm, deſſen Aufbau gegen zwanzigtauſend Thaler koſtete, wurde erſt im Jahre 1630 vollendet.

Befehl des Kaiſers zu vernehmen. — Sechs Tage ſpäter huldigten die von der kaiſerlichen Soldateska umringten Stände ihrem neuen Herrn, der ſeinen Bevollmächtigten Heinrich, Freiherrn von Saint-Julian nach Güſtrow geſandt hatte, um im Namen Wallenſtein's die vorgeſchriebene Huldigung anzunehmen. — Herzog Adolph Friedrich zu Schwerin und Herzog Johann Albrecht von Güſtrow erhielten die Weiſung, mit Weib und Kindern das Land zu verlaſſen. Der Erſtere und Aeltere begab ſich nach Nyköping in Falſter zur verwittweten Königin Sophie von Dänemark, die ſeines Großvaters Bruderstochter war. Der zweite und jüngere Bruder ging mit ſeiner ſchwangern Gemahlin, Eleonore Marie von Anhalt-Bernburg, die er nicht zurücklaſſen durfte, in Begleitung der hochbejahrten Mutter beider Herzoge, Sophie von Holſtein-Gottorp, nach Lübeck. Die Regierung Mecklenburg's ward von Wallenſtein dem obenerwähnten Baron von Saint-Julian und dem militäriſchen Oberbefehlshaber Johann Georg von Arnim anvertraut.

Seit dieſem durch Nichts zu verantwortenden Länderraube wurde Wismar der bequeme Mittelpunkt für Wallenſtein's zukünftige Angriffsplane, die er zur See gegen die däniſchen Inſeln im Schilde führte.

Die in der Oſtſee liegende Inſel Femern befand ſich bereits, wie ganz Gottorp, zu welchem ſie gehörte, im Beſitze der Kaiſerlichen, die ſich von Femern aus ohne große Schwierigkeiten der benachbarten Inſeln Falſter und Laaland bemeiſtern konnten. Aus dieſem Grunde war ſchon im November des vorhergehenden

Jahres Robert Monro mit ſeinen wackern Schotten zur Beſchützung dieſer beiden Inſeln abgeſendet worden.

Auf Befehl des Königs, der ſich an Bord des Kriegsſchiffes „Hommeren" befand, beſetzte die Flotte Mitte März 1628 folgende Punkte:

Kapitain Hartvig Saxe legte ſich mit vier Kriegsſchiffen und zwei Fregatten in den kleinen Belt, um die Provinz Fünen zu decken und von hier aus den Feind, der die entgegengeſetzte Küſte beſetzt hielt, zu beunruhigen. — Admiral Pros-Mundt begab ſich nach Wismar, nahm mehrere Fahrzeuge, die auf der dortigen Rhede lagen und verſenkte einige dieſer Schiffe, um den Hafen unzugänglich zu machen. Dann begab er ſich in gleicher Abſicht nach Roſtock und kreuzte ſpäter vor Greifswald, um die pommer'ſche Küſte gegen das Eindringen der Kaiſerlichen zu ſchützen. — Admiral Gabriel Kruſe legte ſich mit acht Kriegsſchiffen und zwei Fregatten in die Nordſee. — Admiral Hendrik Wind deckte die Elbe und trug dadurch nicht wenig zur Unterſtützung von Stade, zur Vertheidigung von Krempe und zur Erhaltung von Glückſtadt bei. — Eine Flotten-Abtheilung von 150 Segeln ging nach der Oſtſee ab und kreuzte vor Stralſund. — Der König ſelbſt befand ſich in Laaland, wo er ſeine Streitkräfte zuſammenzog. Ende März landete er mit ſeinem Heere auf der Inſel Femern und jagte den Feind aus den Verſchanzungen an der Küſte heraus.

Von Femern begab ſich Chriſtian nach Eckernförde, wo ein großer Theil der kaiſerlichen Beſatzung welche die Stadtkirche unterminirt hatten, ſchonungslos niedergeſäbelt ward.

Am 1. April erſchien der König vor Kiel, um den Kaiſerlichen auch dieſe Stadt zu entreißen; aber dieſer Anſchlag ward durch die Uebermacht des Feindes und durch eine Kriegsliſt ihres Befehlshabers vereitelt, der, erſt nachdem ein Theil der Truppen ans Land geſtiegen war, ſeine Feuerſchlünde gegen ſie mit ſolcher Heftigkeit ſpielen ließ, daß nur wenige der gelandeten Dänen ſchwimmend der Gefahr entrannen. — Der Schotte Monro, Zeuge dieſer vereitelten Landung, berichtet darüber:

„Bei dieſem hitzigen Vorfalle konnte Niemand im Angeſichte des Königs die geringſte Beſtürzung wahrnehmen; er ſchien vielmehr, bei allem Verluſte, über ſeine Feinde zu triumphiren und richtete auch uns Andere auf, indem er mit der größten Freundlichkeit ſagte: Wir müſſen uns nicht wundern, wenn Manches gegen unſere Erwartung ausfällt.“

Chriſtian begab ſich von Kiel in den Femerſund, um von hier aus den Feind im Herzen von Holſtein anzugreifen; allein auch dieſer Plan mißglückte durch die Ueberlegenheit des Wallenſtein'ſchen Heeres, das die bei Grotenbrod an der Spitze von Wagrien gelandeten Dänen gegen Ende April wieder auf deren Schiffe zurücktrieb.

Mit Hülfe patriotiſcher Aufſtände, die ſich zu Gunſten des Königs in Dithmarſen und in Angeln kundgaben, hoffte Chriſtian den Feind aus Jütland hinauszujagen. Die Kaiſerlichen hatten ſich dort aber dergeſtalt feſtgeſetzt, daß auch dieſe Hoffnung ihn täuſchte. Das Glück ſchien ihn gänzlich verlaſſen zu haben.

Am 7. Mai mußte auch Stade, vertheidigt von **Charles Morgan**, ſich dem Feinde übergeben. Dies war **Tilly's** letzte Waffenthat in Dänemark. Er mußte die Fortführung des Krieges im Norden ſeinem Waffengefährten **Wallenſtein** überlaſſen, der mit dem Generalstitel des oceaniſchen und baltiſchen Meeres die Vollmacht erhielt, im nördlichen Deutſchland und den angränzenden Provinzen Dänemarks den Oberbefehl zu führen.

**Wallenſtein** warf jetzt ſein Augenmerk auf Pommern, um ſich dadurch zum Meiſter der ganzen Oſtſee zu machen. Er ließ die Hanſeſtadt Stralſund belagern. Aber noch zu rechter Zeit war, gedeckt durch die Flotte des Admirals **Bros-Rundt**, däniſche Hülfe unter **Hendrik Holck** herbeigeeilt, der von Stralſund zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Erſt gegen Ende Mai erſchien eine neue Verſtärkung von Schotten unter **Monro** und ſpäter langte der ſchottiſche Obriſt **Alexander Lesly** mit ſchwediſchen Hülfstruppen an.

Trotz all dieſer Zuzüge ſoll **Wallenſtein** erklärt haben, er werde Stralſund nehmen, ſelbſt wenn es mit eiſernen Ketten am Himmel feſtgeſchmiedet wäre *).

---

*) Es iſt dies dieſelbe kriegeriſche Fanfaronade, die Junker **Schlenz** im Kriege gegen die Dithmarſen geäußert haben ſoll.

Während eines mit den Kaiſerlichen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtands ſchickte das hart bedrängte Stralſund Abgeordnete an den Kaiſer nach Prag, um über die ungerechte Belagerung, die ſie als neutrale Stadt erdulden müſſe, energiſche Beſchwerde zu führen. **Ferdinand II.**, von der Beſorgniß geleitet, durch dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit ſeines Generaliſſimus auch den letzten Funken von Zuneigung im Herzen der deutſchen Fürſten und Städte zu erſticken, ließ am 14. Juni ſeinem Alter ego den gemeſſenſten Befehl zugehen, die Belagerung ſofort aufzuheben. **Wallenſtein** aber ließ ſich dadurch ſo wenig beirren, daß er ſelbſt im Lager erſchien und im Vereine mit dem ihm mehr als dem Kaiſer getreuen Anhänger **Arnim** die ſchwer heimgeſuchte Stadt ſeit dem 26. Juni mit verdoppeltem Eifer angriff. Aber **Holck's**, **Monro's** und **Lesly's** vereinte Anſtrengungen ſetzten den Belagerern ſo tapfern Widerſtand entgegen, daß der übermüthige Friedländer ſich genöthigt ſah, die Belagerung unter dem Anſcheine, daß er ſich dem kaiſerlichen Befehle füge, am 14. Juli aufzuheben.

Acht Tage darauf ſchloß **Guſtav Adolph**, deſſen Schweden unter **Lesly** nicht wenig zur Befreiung dieſer Stadt beigetragen hatten, mit Stralſund ein Bündniß zu deren Vertheidigung auf zwanzig Jahre. Durch Vermittelung des ſchwediſchen Kanzlers **Axel Oxenſtierna** kam zwiſchen Schweden und Dänemark ein Vergleich zu Stande, laut welcher **Holck** mit ſeinen Dänen und **Monro** mit ſeinen Schiffen Stralſund verließ, das nun ſchwediſche Beſatzung erhielt.

Bald darauf unternahm Chriſtian IV. in Begleitung ſeiner beiden Söhne Chriſtian und Friedrich einen Zug nach Pommern und eroberte im Fluge die Inſel Uſedom und die beiden ihr gegenüberliegenden Städte Wolgaſt und Penemünde. In Wolgaſt erbeutete er ſechzig Kanonen.

Aber nur kurze Zeit genoß der König die Früchte ſeiner pommer'ſchen Siege. Wallenſtein wälzte ihm eine ſo gewaltige Kriegsmacht entgegen, daß Chriſtian bei einer plötzlichen Ueberrumpelung Wolgaſt's in Gefahr gerieth, in die Hände des Feindes zu fallen, eine Gefahr, der er nur durch den tollkühnen Muth des ſchottiſchen Hauptmanns Mac Kenye glücklich entrann. Chriſtian flüchtete ſich auf ſein Schiff. —

Hamburg, das, trotz ſeiner Neutralität, den Kaiſerlichen großen Vorſchub geleiſtet hatte, erlangte dafür im Juni 1628 die kaiſerlichen Privilegien, daß kein fremdes Kriegsſchiff, den Hamburgern zum Schaden, auf der Elbe geduldet werden und daß nur dem Kaiſer das Recht zuſtehen ſollte, eine Feſtung an der Elbe anlegen zu dürfen. Die freie Hanſeſtadt ſandte einen ihrer Syndici, Johann Garmers, im folgenden Monate nach Kopenhagen, um den König davon in Kenntniß zu ſetzen. Chriſtian IV. ſchob die Beſtrafung Hamburg's bis zu einem ihm günſtigern Zeitpunkte auf und begnügte ſich vorläufig damit, Hamburg am 25. Oktober 1628 durch eine Druckſchrift zu warnen, betitelt: „Der Königlichen Majeſtät in Dänemark Warnung und Begehren an die

Stadt Hamburg, eine beſſere Neutralität, als bishero, einzuhalten.“ Hamburg aber überhörte dieſe Warnung.

Nach der Uebergabe von Stade hielten ſich in Holſtein dem Feinde gegenüber nur noch Glückſtadt und Krempe unter Marquard Rantzau und Georg von Ahlefeldt gegen die kaiſerlichen Generale Hannibal von Schaumburg und Torquato Conti, Herzog von Guadagnuola, die dieſe Feſtungen ſchon ein Jahr lang vergebens belagerten.

Am 18. Auguſt wagte die Beſatzung von Glückſtadt einen Ausfall, bei welchem Hannibal von Schaumburg in die Hände der Dänen fiel *). Beide Feſtungen, kaum eine Meile von einander entfernt, hielten ſich ſo lange, als die Verbindung zwiſchen ihnen nicht geſtört war. Endlich aber wurde die gegenſeitige Hülfe durch die Dazwiſchenkunft des Feindes abgeſchnitten. Krempe litt nun Mangel an Proviant, während Glückſtadt immer neue Zufuhr auf der von der däniſchen Flotte geſchützten Elbe bekam. Krempe, ernſtlich belagert, mußte ſich ergeben (14. November). Die gleich darauf im Druck erſchienene Capitulation iſt von Wallenſtein ſelbſt unterzeichnet als „Albrecht Herzog von Friedland und Sagan.“ Im Eingange nennt er ſich: „Kaiſerlicher Majeſtät General Oberſter Feldhauptmann, auch des oceaniſchen und baltiſchen Meeres General.“ Er bewilligte der Beſatzung

---

*) Später wurde er gegen den däniſchen Oberſten Melle ausgewechſelt.

freien Abzug von Krempe nach Glückſtadt. — Von hier langte ſie auf holländiſchen Schiffen in Kopenhagen an.

Nachdem auch das vorletzte Bollwerk Holſteins der Macht des Feindes anheimgefallen war, wandte ſich der däniſche Reichsrath, mit Chriſtian's Genehmigung, an den Kaiſer und an deſſen Generale, ſo wie gleichzeitig an andere Fürſten, um deren Vermittelung zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens anzurufen, was von Seiten Dänemarks ſchon viel früher hätte geſchehen ſollen.

Die Königin-Mutter Sophia, eine ehrwürdige Matrone von einundſiebenzig Jahren, ſchrieb von ihrem Witwenſitze zu Nykiöping in Falſter in ihrem eigenen Namen an alle Churfürſten Deutſchlands, um ſie zu beſchwören, ihrem Sohne die vermittelnde Hand zur Abſchließung eines von allen Seiten ſehnſüchtig herbeigewünſchten Friedens zu reichen. Die churfürſtlichen Antworten an die Königin-Witwe wurden (im April des folgenden Jahres) durch den Druck bekannt gemacht.

Der eifrigſte Friedensvermittler war der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, der es mehr aus Furcht und Eigennutz, als aus wirklicher Zuneigung mit der Partei des Kaiſers hielt.

Chriſtian, der jetzt mehr als je das ſehnſüchtige Verlangen fühlte, ſich in den Beſitz ſeiner ihm abgenommenen Provinzen wiedereingeſetzt zu ſehen, hatte innerlich weit mehr Neigung zum Frieden, als er äußerlich an den Tag zu legen ſchien.

Die kaiſerlichen Generale erklärten, auch ſie wünſchen Frieden zu machen, und ſchoben die Schuld der Verzögerung dem Könige zu. **Chriſtian** ließ zu ſeiner Rechtfertigung eine Erklärung in deutſcher und lateiniſcher Sprache erſcheinen unter dem Titel „**Welchem Theile die Schuld beizumeſſen ſei, daß im Römiſchen Reiche und angränzenden Ländern der Friede noch nicht wiederhergeſtellet worden.**“ Er wälzte die Schuld auf **Wallenſtein**, deſſen Ehrgeize auch in der That die Abſchließung eines Friedens weniger erwünſcht als dem Könige von Dänemark war, der ſich nach Ruhe und Behaglichkeit zurückzuſehnen begann.

Den Friede ward durch das Bündniß beſchleunigt, das ſchon im Märzmonat **Guſtav Adolph** mit **Chriſtian** IV. abgeſchloſſen und laut welchem Letzterer ſich verpflichtet hatte, dem Könige von Dänemark acht Kriegsſchiffe zur Verfügung zu ſtellen.

Im Februar 1629 begab ſich der ſchwediſche Rath **Johann Salvius** im Auftrage ſeines Monarchen nach Kopenhagen, um den König von Dänemark zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ſeinem Pathen und Bundesgenoſſen **Guſtav Adolph** einzuladen. Beide Fürſten kamen am 23. Februar 1629 bei Ulſsbeck zuſammen*) und blieben daſelbſt zwei Tage, um ſich über ihr ferneres Verhalten gegen den Kaiſer, Falls der Friede nicht zu Stande kommen ſollte, zu verſtändigen.

---

*) **Holberg** giebt (Theil II., Seite 726) Markeröd als Ort der Zuſammenkunft, **Schlegel** hingegen nach **Chri-**

Der Kaiſer, damals nicht gewillt, ſich einen neuen Feind auf den Hals zu jagen, zeigte ſich nun mehr als früher zum Frieden geneigt.

In Folge deſſen trat am 16. Januar 1629 in der neutralen Hanſeſtadt Lübeck der Friedenscongreß zuſammen.

Von kaiſerlicher Seite erſchienen dabei:

Johann Balthaſar Freiherr von Dietrichſtein,
Hofkammerrath Reinhard von Walmerode,
Generalmajor Hannibal von Schaumburg, Subdelegirter Wallenſtein's,
General Johann Freiherr von Aldringer, Subdelegirter Wallenſtein's,
Joſt Maximilian Graf von Gronsfeldt und Bronkhorſt und
der kurbayeriſche Hof- Kammer- und Kriegsrath Johann Chriſtoph Ruepen, als Abgeordnete des Grafen Tilly.

Dänemarks Friedensgeſandte waren:

der königliche Kanzler Chriſtian Friis auf Kragerup,

---

ſtian's eigenhändiger Aufzeichnung Uſſbeck an. In der Begleitung des Königs von Dänemark befanden ſich der Reichsmarſchall Jürgen Scheel, der Reichsadmiral Claes Daae und der Reichsrath Chriſtian Thomeſen Seheſtedt. Im Gefolge des Königs von Schweden befanden ſich der Reichskanzler Axel Oxenſtierna (die Seele der ſchwediſchen Regierung), die Reichsräthe Gabriel Oxenſtierna und Doctor Johann Salvius

der Reichskanzler Jakob Ulfeld und
der Reichsrath Albert Scheel.
Von Seiten Holſteins erſchienen:
der deutſche Kanzler Levin Marſchall,
Detlev Rantzau, königlicher Rath und Amtmann
zu Steinburg und
Heinrich Rantzau, Amtmann zu Rendsburg *).

Am 8. April befand ſich der König in Travemünde, wo Tags darauf die beiden Kanzler Jakob Ulfeld und Levin Marſchall an Bord erſchienen, um ihrem Herrn mündlichen Bericht über den Fortgang der Verhandlungen zu erſtatten. Gleich darauf begaben ſie ſich mit neuen Berichten zu ihm nach Falſter und Nykiöbing, von wo aus er nach ſeinem Hoflager in Kopenhagen zurückeilte.

Nach viermonatlichen Debatten kam das Friedenswerk am 22. Mai 1629 zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige endlich zum Abſchluß.

Letzterer erhielt in Folge dieſes für ihn nicht unrühmlichen Friedens die verlorenen Provinzen Jütland und Holſtein zurück, wogegen er ſich verpflichten mußte, ſich fernerhin nicht mehr einzumiſchen in die deutſchen Reichshändel. Unter dieſer Bedingung, deren Annahme ihm großen Kampf gekoſtet haben ſoll, ward ihm vom

---

*) Die Geſandten Guſtav Adolphs, Johann Salvius, Johann Sparre und Carl Banner, wurden auf wiederholtes Begehren des Kaiſers vom Friedenscongreſſe ausgeſchloſſen, ein Umſtand, der einer der Haupturſachen war, weßhalb der König von Schweden ſchon im folgenden Jahre einen Krieg mit dem Kaiſer anfing.

Kaiſer zur Wiederſtattung der Kriegskoſten die Erhebung eines Zolls auf der Elbe bei Glückſtadt zugeſtanden.

Nachdem der Friede zu Lübeck öffentlich ausgerufen und von allen Thürmen abgeblaſen war, wurde in allen Kirchen ein feierliches Te Deum abgeſungen, worauf alle Geſchütze der Stadt eine dreifache Salve erſchallen ließen.

Der Friede ward am 13. Juni 1629 zu Wien eigenhändig von Ferdinand II. unterzeichnet.

Als von Seiten des Kaiſers und des Königs die Ratificationen ausgewechſelt waren, zogen die Kaiſerlichen aus Jütland und Holſtein ab.

Am 30. Juni verließen die letzten Truppen des Doppeladlers die Stadt Kiel, und an demſelben Tage hielt Chriſtian IV. unter dem endloſen Jubel der ganzen Bevölkerung ſeinen Einzug daſelbſt.

Und ſo endete der dreijährige kaiſerliche oder ſchmalkaldiſche Krieg, bei welchem Dänemark, trotz des ehrenvollen Friedens, viel verloren und nichts gewonnen, was es nicht ſchon früher beſeſſen hatte.

Den Hauptgrund des übeln Ausganges dieſes Krieges ſchiebt Holberg, ſicher nicht mit Unrecht, der Schläfrigkeit der proteſtantiſchen Stände und der Kaltſinnigkeit der andern Alliirten, vor Allem aber Frankreich und England zur Laſt, die dem Könige von Dänemark die verſprochenen Subſidien ſchuldig geblieben ſind.

Zum Kriegführen aber gehören nach Montecuculi's tauſendfach bewährtem Ausſpruche drei Hauptbedingungen:

**Geld, Geld und wiederum Geld!** *)

---

*) Zur Erinnerung an dieſen Krieg hatte Christian IV. ein rührendes Gebet verfaßt, das noch bis auf die neueſte Zeit jährlich am Michaelisfeſte von allen Kanzeln verleſen wird. Schlegel theilt daraus folgende Stelle mit:

„Nun haben wir über alles menſchliche Erwarten befunden, daß Du, großer allmächtiger Gott, wunderbarlich ſelber hilfſt, wenn ſonſt Niemand mehr helfen kann. — Und dies vornehmlich darin, daß der mächtige Feind, der ſo plötzlich beides Holſtein und Jütland einnahm und es ſo lange und ungeſtört behielt, uns dennoch bei unſerm reinen evangeliſchen Glauben mußte ungekränket laſſen, ſo daß Niemand zu einem Bekenntniß wider ſein Gewiſſen gezwungen ward u. ſ. w."

Zur Verherrlichung des Friedens ließ der König ſogenannte Klippinge oder viereckige Gold- und Silbermünzen mit ſeinem Bruſtbilde und der geſchloſſenen Krone auf dem Haupte, auf der Rückſeite mit der Jahreszahl 1629 und der Inſchrift prägen: Tandem bona causa triumphat (Endlich ſiegt doch die gute Sache!)

Auch dieſe Münzen ſind ſehr ſelten.

# Zehntes Kapitel.

Der Kronprinz. — Seine Eigenſchaften. — Seine Verlobung mit Magdalena Sibylla von Sachſen. — Bericht des franzöſiſchen Geſandten Courmenin. — Schilderung einiger Notabeln des Hofes. — Die fremden Geſandtſchaften. — Der Graf d'Avaux und ſein Begleiter Ogier. — Die anderen Geſandten. — Das Beilager des Kronprinzen.

Chriſtian IV. kehrte aus dem wüſten, unerquicklichen Kriegsgetümmel nach Frederiksborg in die Arme ſeiner Gemahlin zurück, die ihm kurz vorher jene Tochter Eliſabeth Dorothea geboren hatte, welche er nicht für die Seinige anerkennen wollte.

Der König fand ſeine frühere Geliebte ſo verändert, ſo gealtert und fett geworden, daß er ſeine Blicke, wie wir bereits erwähnt, auf deren Kammerzofe warf.

Und ſo geſchah es, daß Seine abwechslungliebende Majeſtät bald nach ſeiner Rückkehr aus dem Kriege in den Armen der hübſchen Wibecke „sa très-chère femme Kirsten Muncke“ *) und nebenbei auch ſich ſelbſt und ſeine Unterſchrift an ſie „Din kiere og troe Hosbonde“ **) vergaß.

---

*) Aufſchrift eines Briefes, den der König aus Stade an ſie geſchrieben hatte.

**) So pflegte er in allen Briefen, die er ihr ſchrieb, ſich zu unterzeichnen.

Alles Uebrige haben wir bereits erzählt.

Des Königs ältester Sohn, der ganz in die Fußſtapfen ſeines erlauchten Vaters trat, hatte nach **Anna Lykke** noch ein Dutzend anderer Liebſchaften, die ſich gegenſeitig ablöſten, ohne im Herzen des Thronfolgers eine Spur von Reue oder Bedauern zurückzulaſſen. Mit Schmetterlingshaft flog er von einer Blume zur Andern und vergaß oft ſchon am andern Morgen, was ihn Tags zuvor noch hoch entzückt hatte.

**Chriſtian V.** hatte ſchon die Dreißig überſchritten, als ihn ſein Vater mit **Magdalena Sibylla**, Tochter des Churfürſten **Johann Georg I.** von Sachſen und der **Magdalena Sibylla** von Brandenburg, verlobte. Die Braut, geboren am 23. December 1617, war zur Zeit ihrer Verlobung kaum ſiebenzehn Jahre alt und ziemlich hübſch. Der Bräutigam hatte unter andern Untugenden auch die, daß er ſich ſehr oft einen Rauſch zu trinken pflegte.

Der franzöſiſche Geſandte, **Louis des Hayes Baron de Courmesvin**, der im Auftrage **Ludwigs XIII.** am 2. Juli 1629 in Kopenhagen angelangt war, um ſich mit dem Könige von Dänemark wegen des Oereſundzolls zu verſtändigen, erzählt in ſeiner Ambassade (Seite 76): „der Kronprinz **Chriſtian** und **Franz Rantzau**, welcher damals Statthalter von Kopenhagen war, ſeien auf der Hochzeit des Fräulein **Lindenow fünf bis ſechsmal ſtark betrunken geweſen.**"

**Courmesvin** erzählt bei dieſer Gelegenheit blaue Wunder von der Pracht des Hofes. Der König hielt

ſich eine Cavaliergarde von zweihundert Edelleuten, v
welchen Jeder monatlich zehn Reichsthaler zur Beſ
dung ſeiner Dienerſchaft erhielt, denn ſie ſelbſt dient
ehrenhalber ohne Beſoldung. Hauptmann dieſer E
rengarde war **Otto Scheel***).

Der Adel, berichtet **Courmesvin**, war eb
ſo zahlreich als mächtig und machte, um ſich vo
Bürgerſtande zu unterſcheiden, großen Aufwand, d
ihn ſehr häufig in noch größere Schulden verwickelt
Der Edelmann konnte zwar ſchuldenhalber vom Bü
ger um ſein Gut gebracht werden; doch durfte Letzter
es nicht für ſich behalten, ſondern mußte es geg
den Betrag ſeiner Forderung einem andern Edelman
der ſie bezahlte, abtreten, damit die adeligen Güter n
in die Hände der bürgerlichen Canaille kämen, di
(wie ja noch heutzutage) nur zum Geldpump für den ho
hen Adel geſchaffen iſt. — Der Unterſchied zwiſche
dem Adel- und Bürger-Stande ging ſo weit, daß —
wie **Ludwigs XIII.** Geſandter (Seite 267) berichte
— man ſelbſt in der Andacht und beim Gottesdienſte
einen Unterſchied machte, indem die Herren vom Adel
ſich das Recht anmaaßten, ihre hohen Sünden ſitzend
ihrem Prediger zu beichten, während die bürgerliche
Canaille ihre niedrigen Sünden auf den Knieen liegend
beichten mußte!!!

---

*) **Otto Scheel** auf Hammelmoſe, geboren 1576, wurde ſpäter däniſcher Reichsrath und Befehlshaber auf Aalberghuus. Am 4. October 1634 erhielt er den Elephanten-Orden und ſtarb, bald darauf, am 17. December deſſelben Jahres.

Courmesvin ſchildert einige Spitzen des Hofes und der Verwaltung, unter Andern auch den Kanzler Chriſtian Friis auf Kragerup, von dem es heißt: Der Kanzler Friis, von hoher Statur, hat ein breites Angeſicht und einen altväteriſch-dicken Bart. Er ſpricht geläufig Franzöſiſch, iſt ſanftmüthig und ſagt ſeine Meinung aufrichtig, wenn auch etwas furchtſam. — Der deutſche Marſchall, Levin Marſchall, hatte nach dem Bilde, daß Courmesvin von ihm entwarf, einen dicken Bauch, eine hohe Stirn und einen breiten Bart nach deutſchem Zuſchnitt. Auch er ſprach Franzöſiſch, war fromm, leutſelig und in Staatsſachen wohl erfahren. Marſchall hatte früher beim Biſchofe von Eutin in Dienſten geſtanden, der, wie der Marſchall dem Geſandten berichtete, drei Weiber auf einmal gehabt und in dieſem Puncte alſo mehr geleiſtet hat, als von ihm gefordert werden durfte. — Günther, des Königs Geheimſecretär, ein kleiner Herr mit gebeugtem Rücken, hatte blaue Augen, eine krumme Naſe, eine hohe Stirn und war beinahe kahlköpfig. Das wenige Haar, das ihm noch treu geblieben, war caſtanienbraun, mit Grau gemiſcht. Gewöhnlich trug er einen alten ſchmutzigen Lederkoller und ſeine Schuhe waren mit einer Heftel zugeſchnürt. Er war in ſeinen Geſchäften bedächtig und hurtig zugleich; er ſprach Lateiniſch und auch Franzöſiſch und hatte durch ſeine einfache Lebensweiſe viel Geld zuſammengeſpart *).

---

*) In ſpäterer Zeit war er däniſcher Geſandter bei den Generalſtaaten im Haag.

Das einträglichſte Amt im Staate hatte der Hofmeiſter und Statthalter von Kopenhagen, Franz Rantzau, deſſen Einkünfte ſich jährlich auf mehr als zwanzig tauſend Thaler beliefen; faſt eben ſo viel betrugen die Revenuen, die er aus ſeinen Gütern in Holſtein zog.

Der erwählte Thronfolger, der von ſeinem Vater ziemlich knapp gehalten wurde, hatte, als er ſich mit der Tochter des ſächſiſchen Churfürſten verlobte, einen Wald kleiner, aber dennoch beträchtlicher Privatbären. Magdalena Sibylla war eine gute Partie, da ihr Papa im Rufe ſtand, ein reicher und ſplendider Herr zu ſein. Ob der Bräutigam ſich in dieſem Punkte getäuſcht habe, weiß man nicht, da wir nirgends angegeben finden, wie groß die Mitgift der ſächſiſchen Braut geweſen war.

Unter den zahlreichen Geſandten, die aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Chriſtian im Jahre 1634 in Kopenhagen erſchienen, ragte vor Allem der Legatus extraordinarius Ludwigs XIII. von Frankreich, Claude de Mesmes, Graf d'Avaux, hervor, der am 14. Auguſt, eine Meile von Kopenhagen von dreihundert Reitern eingeholt, unter dem Abprotzen der Geſchütze, in Begleitung des Reichsraths Chriſtopher Ulfeld und ſeines Bruders Corfiz Ulfeld, (Letzterer war damals noch nicht Reichsrath) ſeinen feierlichen Einzug hielt. — Im Gefolge des Grafen befand ſich der Pariſer Parlaments-Advokat Charles Ogier, der ſeine Reiſe nach Dänemark, Schweden und Polen ziemlich trocken und weitſchweifig in lateiniſcher Sprache beſchrieb. *)

Seite 35 heißt es in dieſem Berichte unter'm 14. Auguſt.

„Meridie Helsingora profecti sumus terrestri itinere Hafniam versus, ac decurrentes secus mare, Huenam insulam toto itinere conspeximus — — Illa quippe per pluros annos mansio fuit magni illius Tychonis Brahae:

Omnia qui magni despexit lumina mundi,
Qui stellarum ortus comperit atque obitus.

Hujus Tychonis soror, mulier septuagenaria, quam etiam Mathematices peritissimam esse aiunt, nos Helsingora exeuntes conspexit, illamque nos ipsi vicissim. Plurimi, cum Hafniam propinquaremus, equites ex urbe praecurrerunt, ut nos speculatum venirent, adventusque nostri tempus renuntiarent. Milliari ab urbe distabamus, cum obviaverunt nobis trecenti ferme equites, ac deinde

---

*) Dieſe Beſchreibung erſchien erſt zwei Jahre nach ſeinem am 11. Auguſt 1654 erfolgten Ableben unter dem Titel „Caroli Ogeri Ephemerides, sive iter Danicum, Svecicum, Polonicum, cum esset in comitatu illustrissimi Claudii Memmii comitis Avauxii, ad Septentrionis Reges extraordinarii Legati, (herausgegeben von deſſen Bruder, dem Jeſuiten François Ogier) Lutetiae Parisiorum, apud Petrum Le Petit, regis typographum, via Jacobaea, sub signo Crucis aureae, M.DC.LVI. (532 Seiten) 12. Dieſes Buch iſt wegen ſeiner Seltenheit ſo koſtbar, daß es, in Dänemark, mit Geld aufgewogen wird. Ein Exemplar davon befindet ſich in der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek.

rheda Regia, in qua duo è primaria nobilitate erant, Christophorus nimirum Ulfeldius, Regni Senator, et Cornificius Ulfeldius, nondum quidem ille Senator, sed qui pro suis summis ingenii ac corporis dotibus quicquid in Dania munerum est atque dignitatum, sperare legitime possit; cujus spei satis idoneum jam pignus habebat, alteram videlicet è filiabus Regiis sibi desponsam: non ego vidi alium quenquam, qui hominem istum oris dignitate et morum suavitate superaret. — — —

Salutationibus rite factis ascendit in illorum rhedam Legatus assumpto Noyero. Relictus sum ego cum Wibio *).

In sequentibus rhedis erant bini aut terni socii nostri, ac deinde longus pro impedimentis nostris curruum ordo. Ingens populi multitudo in campos spectandi causa eruperat, neque enim saepe illuc Legati Gallici adventare consueverunt: cum urbis portam intravimus, displosae sunt statim tres machinae bellicae, ipsique Regii filii è propugnaculo nos spectaverunt. Praetextae civibus armatis erant viae, atque è domorum fenestris, neque artificum officinis spectabant innumerae nobiles matronae, honestaeque foeminae. Rex ipse cum Cancellario è coenaculo suo nos spectavit; ascendimus in supremam Castelli Regii dietam, quam sibi ad majorem quietem Legatus praeopta-

---

*) Peder Wibe war däniſcher Reſident am Hofe Ludwigs XIII.

verat. Omnes camerae ornatae peristromatis praeclaris et vraniscis; coena statim instructa est. Duodecim nobiles, qui Gallice loquebantur, ad Legati ministeria deputati erant, nudoque isti capite dapes et fercula mensae inferebant: non enumerabo singulos, dicam tantum, magni Cancellarii generum, Joachimum Beccum, praefectum Castri de Beulin, in Jutlandia, Legati Pincernam, cumque assiduum fuisse per tres menses, quibus in Aula Danica mansimus; alter nomine Krabbe scipionem gerens, Pincernae isti apparebat. — —

Erat alius, qui cibos praescinderet ac praegustaret, cum magna cultrorum, furcillarum, harpaginum et cochlearum supellectile: vocabatur iste Steno Billius. Erat et alter Joannes Billius, qui in comitatu Ducis Roannii per Galliam atque Italiam multis annis fuerat; erat Otto Gueux, familiaris quondam Ducis Nivernensis. — Erant duo vel tres Rosenkrantzii: unus erat inter omnes, qui, quia Gallicè ignorabat, cum sua fercula intulerat, prae pudore abibat, quod non posset nobiscum sermonem conserere. Laudandi sunt hac in parte nobiles Dani, quod linguarum et disciplinarum scientissimi sint. Testari ego possum, tres Ulfeldios fratres, Canutum, Laurentium et Cornificium, unumquemque eorum sex aut septem linguas optimè loqui, plures etiam intelligere." — — —

— — — — — — — — — — —

Einen Tag nach der Ankunft des Grafen d'Avaux hielt der Geſandte des Königs Wladiſlavs VII.

von Polen,*) **Nicolaus Korff**, (von Geburt ein Liefländer) ſeinen Einzug, der faſt noch prächtiger als jener des franzöſiſchen Ambaſſadeurs war.

Am 6. September langte der ſpaniſche Geſandte, **Gusman Marquis de Fuentes** an. Da er zu Schiff ankam, ward ihm eine Yacht mit zwölf Ruderknechten entgegengeſchickt, um ihn im Namen des Königs abzuholen. Die ganze Flotte, die auf der Rhede lag, ſalutirte.

Am 15. September hielt der Geſandte der Königin **Chriſtine** von Schweden, **Pehr Sparre**, ſeinen Einzug**).

Der Einzug der Braut erfolgte am 19. Oktober***).

---

*) Sohn und Nachfolger **Sigismund's III.**, welcher am 30. April 1632 geſtorben war.

**) **Holberg** berichtet, der ſchwediſche Geſandte habe dem öffentlichen Gepränge des Beilagers darum nicht beigewohnt, weil der ſchwediſche Hof um **Guſtav Adolph** Trauer angelegt habe, was ein Irrthum zu ſein ſcheint, weil der Vater der Königin **Chriſtine** bekanntlich ſchon zwei Jahre zuvor, am 6. November 1632 in der Schlacht bei Lützen, gefallen war. Das Ausbleiben **Sparre's** bei der Hochzeit des däniſchen Thronfolgers iſt alſo jedenfalls einer andern Urſache zuzuſchreiben.

***) **Magdalena Sibylla** war die jüngſte der drei Prinzeſſinnen, womit ihre Mutter den Churfürſten **Johann Georg I.** beſchenkt hatte. **Magdalenens** älteſte Schweſter, **Sophie Eleonore**, vermählte ſich, achtzehn Jahre alt, 1627 mit dem Landgrafen **Georg** von Heſſen Darmſtadt; die zweite Schweſter, **Marie Eliſabeth**, heirathete in ihrem zwan-

Tandem (ſchreibt Ogier, Seite 78) affulsit dies, qua serenissima Princeps Magdalena Sibylla, electoris Saxoniae filia, maximo apparatu atque pompa Hafniam ingressa est*. Universae civitatis viae atque plateae hinc inde longo civium armatorum ordine praetexebantur: fenestrae, tabernae, theatra nobilibus matronis ac praecipuis plebeiis, quae ex provinciis atque insulis visendi studio concurrerant, redundabant, quas omnes pertransivit Legatus noster, ut Ulfeldii domum se conferret, ex qua pompam totam spectare debebat. Collocavit se ille in suggrunda vitrea, è qua a nemine conspectus omnia prospexit. Hora sesquitertia ingressae sunt turmes equitum Danorum, quas sui tubicines atque duces praecedebant. Postea Regium equitium, cujus haec incedendi ratio erat. Primo tympanistes in equo, qui duo tympana hinc et inde ad armos equi appensa pulsabat, holoserico rubro indutus; sequebantur tubicines viginti aut triginta pari habitu cum tubis argenteis. Equitabant deinde honorarii pueri pari veste, cum galericulis in galeae formam factis, atque opere Phrygio auro et margaritis intertextis, manuque jaculum ferebant. Succedebant majores equi regii, quos singuli equisones, ipsi utique in equis, pretiosissimis ephippiis instructos manu du-

---

zigſten Jahre (1630) den Herzog Friedrich III. von Holſtein-Gottorp und ward die Stamm-Mutter des jetzt regierenden Kaiſerhauſes in Rußland.

cebant. Sequebatur equitium Principis, pari pompa atque impensa, vel etiam maiore. Tum omnis Daniae Nobilitas, quam quatuor Aulae Mareschalli ducebant; postea comitatus Ducis Holsatiae, Imperatorii Legati. Non aderat ipse, neque Legatorum quisquam, neque Rex. Caeteri verò omnes principes Oldenburgi, Sonderburgi, Frater ipse Ducis Holsatiae, et Dux Fridericus, alter Regis Daniae filius, maximo quam potuerunt, vestium ac gemmarum apparatu, equorumque delectu. Solus ingrediebatur Princeps Daniae magna pedissequorum caterva stipatus, quem sequebantur regni Proceres, ac deinde omnes suo quique ordine Senatores. Comitatus inde Ducum Saxoniae pergebat: turma in primis equitum cum erectis sclopetis, quae facies reduxit mihi in mentem, quae oculis quidem videram numquam, at quae in historiis legere, quaeque a parentibus mihi narrari saepe memini, cum istorum patres a perduellibus Gallis accersiti patrimonia nostra ad Ligerim diripuerunt, sparsisque Sanctorum nostrorum reliquiis, earum cistas ac fercula in lances, scyphos et cantharos mutaverunt. Haec me cogitatio, dum illi pertransirent, incessit. Deduxerant et ipsi numerosum et magnificum equitium. Apparebat inde praecipua Saxoniae Nobilitas: tum duo Principes Sponsae Fratres, quos sequebatur rheda deaurata, sive potius triumphalis currus in ovalem figuram factus, sex equis tractus. In quo Princeps Sponsa, Soror et Mater erant, circaque illas stipatores Helvetii. Ac

pedissequi, nigro et flavo holoserico induti. Sequebantur duae aliae rhedae, quarum altera Principis erat, quam Sponsae offerebat, altera Regis; vacuae illae quidem. Sequebantur deinde aliae plures, in quibus gynaeceum Sponsae continebatur: omnes more Gallico comptae*), nec fasciis caput involutae ut Danae: verumtamen quae illarum luminibus non officiebant, nam Danae pulchriores sunt.**) Universam pompam reliquae equitum Danorum turmae claudebant etc.“

Bei der Ankunft der Sachſen und Holſteiner begann, nach Ogier's Zeugniſſe, auf allen öffentlichen Plätzen Kopenhagen's aus künſtlichen Springbrunnen, ſtatt des Waſſers, Wein und Bier zu ſprudeln. Blos an dieſen Getränken ſollen während der Vermählungsfeierlichkeiten gegen hunderttauſend Thaler vergeudet worden ſein; überhaupt ſoll niemals — in Dänemark wenigſtens — ein Beilager mit größerer Pracht und Verſchwendung gefeiert worden ſein.

Von den Abgeſandten der fremden Höfe wurde zuerſt der Geſandte Ludwigs XIII. der ſächſiſchen Prinzeſſin-Braut vorgeſtellt.

---

*) Man ſieht, daß die deutſchen Frauen ſchon zu jener Zeit Nachäfferinnen der franzöſiſchen Moden geweſen ſind.

**) Weiland Ogier hatte vollkommen Recht, wenn er die däniſchen Frauen ſchöner als die deutſchen fand. Die Däninnen ſind eine hochblonde Race, friſch wie das ewigjungfräuliche Grün ihrer Buchen- und Eichenwälder. Man findet dort nur wenig Häßliche.

„Legatus Serenissimam Saxoniae Principem cum matre Electrice salutavit*). Erant illae sub Vranisco stantes: aliquo intervallo foeminae ac puellae honorariae longo ordine dispositae erant ornatae more planè Gallico: at non illa venustate et alacritate Gallica**). Princeps Sponsa in veste erat, quam Hungaricam vocamus, caerulea auroque ac argento intertexta. Mater in nigra. Demissè illas, ac comiter suo more salutavit Legatus, salutationes illi suas totidem genuflexionibus retulerunt, ipseque illis manus osculatus est, cum prius togam attigissit deditque Sponsae Regis Reginaeque Christianissimorum litteras. Dum loqueretur, Interpres adhaesit Nobilis Saxo qui Principis Sponsae nomine respondit. Ad cubiculum inde Principum Saxoniae fratrum ascendimus, qui Legatum ad januam expectabant“ etc.

Erſt fünfzehn Tage nach dem Einzuge der Braut, ward deren Trauung (am 25. October) auf dem Schloſſe

---

*) Die Mutter der Braut war **Magdalena Sibylla** von Brandenburg, die zweite Gemahlin des erſten **Johann Georg** von Sachſen. In ihrer Begleitung befand ſich ihr Hofmeiſter **Haubold von Miltitz**, ihre Hofmeiſterin, Frau von **Lützelburg**, und ein Schweif von zehn Ehrendamen.

**) Auch darin müſſen wir ihm beipflichten. Unſere deutſchen Frauen ahmen die franzöſiſchen Moden, leider aber nicht die andern guten Eigenſchaften der franzöſiſchen Frauen, die Heiterkeit und den Esprit ihrer aufgeweckten Vorbilder, nach.

durch den königlichen Hofprediger, Doctor Chriſtian Madſen, vollzogen.

Nach der Trauung wurden zwölf Mitglieder des Reichsraths von Chriſtian IV. zu Rittern des Elephanten-Ordens geſchlagen:

1) Chriſtian Thomeſon Seheſtedt auf Skovgaard. Er war Reichsrath und Kanzler des Königs, und Befehlshaber des Sanct-Knuds-Kloſters. (Geboren am 17. Februar 1590, geſtorben am 5. Auguſt 1657).

2) Otto Scheel auf Hammelmoſe. (Vergl. Band II. Seite 182).

3) Hans Lindenow auf Hundslund und Gannöe, Reichsrath und Befehlshaber auf Hindsgaul, (geboren am 17. October 1573, geſtorben am 28. Auguſt 1642).

4) Juſtus Hoeg auf Giörslef. (Vergl. Band II., Seite 57).

5) Chriſtopher Urne auf Aasmark. (Siehe, ebendaſelbſt).

6) Cay von Ahlefeldt auf Melbeck, Sardorf Colmar, Stubbe und Bülck, holſtein'ſcher Rath, Archidiaconus am Dom-Kapitel zu Schleswig, General-Kriegscommiſſär, von 1621—1649 Stiftsamtmann zu Flensburg und ſpäter zu Hadersleben (geboren am 27. Juni 1591, geſtorben am 8. Februar 1670).

7) Caſpar von Buchwald auf Prensdorf und Helmstorff, holſtein'ſcher Rath (geboren am 9. April 1591, geſtorben am 30. Auguſt 1669).

8) Chriſtian, Reichsgraf von Penz, Herr auf

Neudorff, ſeit dem 10 October 1634 Gemahl der legitimirten Tochter des Königs Sophia Eliſabeth. (Vergl. Band II. Seite 91).

9) Dietrich von Ahlefeldt, Probſt zu Ueterſen und holſtein'ſcher Rath (geboren am 28. April 1618, geſtorben am 2. Januar 1664).

10) Oluf Parsberg auf Jernet, Befehlshaber auf Schloß Skanderborg.

11) Axel Ahrenfeld auf Basnäs, General-Kriegscommiſſär, Reichsrath und Befehlshaber auf Stiernholm (geboren am 26. November 1590, geſtorben am 4. October 1647).

12) Corfiz Ulfeld auf Saltöe, Schwiegerſohn des Königs. (Das Leben dieſes Mannes wird im ſechsſten Buche dieſes Bandes ausführlich beſchrieben werden *).

Ogier und Holberg geben die Zahl der fürſt-

---

*) Dieſe Zwölf waren die Letzten, denen Chriſtian IV. den Elephanten-Orden verliehen hat. Die Zahl Aller, die von ihm ſeit 1616 bis 1634 decorirt worden ſind, beläuft ſich nach der officiellen Ordens-Matrikel auf 38. — Die Sitte, daß jeder Ritter des Elephanten-Ordens eine Deviſe anzunehmen verpflichtet iſt, ſcheint erſt in den letzten Jahren der Regierung Friedrich's III. aufgekommen zu ſein; wenigſtens iſt es uns nicht bekannt, ob und welche Deviſen die von Chriſtian IV. und deſſen Vorgängern ernannten Elephanten-Ritter geführt haben mögen. — Eine möglichſt vollſtändige Sammlung von Wahlſprüchen der berühmteſten Staatsmänner aller Zeiten wird unter dem Titel „Dictionnaire de devises des hommes célebres de toutes les nations" vom Verfaſſer dieſer Geſchichte noch im Laufe dieſes Jahres im Verlage von Firmin Didot in Paris erſcheinen.

lichen Perſonen, die dieſem Vermählungsfeſte beigewohnt haben, auf neunzehn an. Es waren Folgende:

König Chriſtian IV.

Prinz Chriſtian V., der Bräutigam.

Prinz Friedrich, deſſen Bruder, Erzbiſchof zu Bremen.

Der Herzog von Holſtein, als Geſandter des Kaiſers.

Herzog Johann, deſſen Bruder.

Herzog Philipp von Holſtein.

Johann Chriſtian,
Alexander Heinrich,
Ernſt Günther,
Philipp Ludwig,
Herzoge von Sonderburg.

Chriſtian Auguſt, Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern.

Johann, Sohn des Herzogs Philipp von Holſtein.

Johann Georg, Churprinz von Sachſen.

Herzog Auguſt, deſſen Bruder.

Prinzeſſin Magdalena Sibylla, Chriſtian's V. Braut, und deren Mutter, Magdalena Sibylla von Brandenburg.

Die Herzogin von Holſtein und deren Tochter.

Der Graf von Mansfeld.

Nach den ziemlich albernen Rangſtreitigkeiten, die ſich zwiſchen den fremden Geſandten geltend gemacht hatten, war die Rangordnung derſelben endlich ſo beſtimmt worden:

Rechts ſtand der Bräutigam zwiſchen dem Könige und ſeinem Bruder Friedrich; links die Braut zwiſchen ihren beiden Brüdern. Neben dem Könige und ſeinen beiden Söhnen ſtand der kaiſerliche Geſandte und neben dieſem der polniſche; auf der Seite der Braut befand ſich der franzöſiſche Geſandte und die Churfürſtin von Sachſen *).

Die Vermählungsfeierlichkeiten dauerten faſt acht Tage. Sämmtliche Unkoſten dieſes Beilagers werden auf mehr als zwei Millionen Thaler angegeben. Das Pferd, das der Bräutigam ritt, ward mit ſeinem prachtvollem Schmuck auf eine Tonne Goldes (zehntauſend Thaler) geſchäzt.

Die Braut erhielt die koſtbarſten Geſchenke. Ihr königlicher Schwiegervater ſchenkte ihr ein Halsband mit Diamanten von ſolcher Größe, daß auf einem dieſer Steine die Namen Chriſtian V. und Magdalena Sibylla unabgekürzt eingeſchnitten waren.

Auch die Herren Geſandten brachten Geſchenke. Der Einzige, der ſich am Tage, wo dieſe Gaben an-

---

*) In derſelben Reihenfolge ſaßen die Herrſchaften auch bei der Hochzeitstafel. Dänemarks Virgil, Erasmus Michael Laetus, welcher zugegen war, hat die Rangordnung der Gäſte bei der Tafel in folgenden Verſen beſchrieben:

> ... Interea levibus dum fercula mensis
> Expediunt. Lymphis res acta est omnibus, inde
> Cuique suus datur e meritis vel honore gradusque
> Aut virtute locus. Primum Rex occupat, hinc mox
> A Gallo missus subiit legatus, eumque
> Proximus a dextris sibi Rex adjungit et inde
> Ad laevam patriis longe Augustissimus arvis
> Augustus consedit.

genommen wurden, auf echt diplomatiſche Weiſe gedrückt hatte, war Christianissimi regis Extraordinarius Legatus, Monseigneur Claude de Mesmes comte d'Avaux.

Ogier entſchuldigt das Ausbleiben des Geſandten damit, daß derlei Hochzeitsgeſchenke am allerchriſtlichſten Hofe durchaus nicht gang und gäbe ſeien. (?)

An den folgenden Tagen fanden Ringelrennen und Turniere, Paraden und Volksfeſte, Beleuchtungen und Feuerwerke ſtatt.

Ueber die Feſtlichkeit, die am 26. October ſtattfand, berichtet Ogier (Seite 103):

Iterum ad meridiem usque in stadio concurrerunt, finitusque est ludus: sub noctem in maiore atrio choreae repetitae sunt, atque in maximo Aulicorum et Nobilium matronarum conventu, optimis cursoribus sua praemia donata sunt. Magna id celebritate peragitur. Quatuor aulae Mareschalli cum baculis praeeunt, sequuntur tympanistes atque tubicines. Magnus Mareschallus taedam coronamque lapillis ornatam, quae victori destinata erat, manu dextra ferebat, altera manu Joannem Reveinclau*) Cancellarium Germaniae tenebat, taedam pariter sinistra manu gestantem. Erat isto

---

*) Ogier meint damit den deutſchen Kanzler Johann Reventlow, der wegen ſeiner Fertigkeit in fremden Sprachen vom Könige Chriſtian IV. beauftragt worden war, die Anreden der Geſandten in der Sprache ihres Landes zu beantworten, woraus hervorgeht, daß er eben ſo bewandert im Spaniſchen und Polniſchen, als im Franzöſiſchen war.

pro sua facundia et oris dignitate Aulae Danicae perpetuus Interpres atque Mercurius *). Ter illi duo universum atrium saltantes ambierunt, quasi illam quae dignissima eo munere esset, perquirerent: stiterunt se tandem coram elegantissima Leonora **), secunda Regis Daniae filia, cui coronam suam tradiderunt, quam victori donaret. Illam deinde utrimque prehendunt atque ad victorem, cuius locum notaverunt, deducunt. Tum Cancellarius sermonem suum ad victorem dirigens, illi ob suam virtutem facunda et compta oratione adblanditus est, cuius haec conclusio tandem fuit, Regis ac Nobilium matronarum judicio hoc illi praemium deberi donarique. — — — — —

Primum praemium datum est illi, qui rectius in annulum lanceam immisit: is fuit armiger Ducum Saxoniae N. Carlevis***). Secundum datum fuit Augusto Principi Saxoniae, secundo genito, quod omnium magis decore cucurrisset, de la meilleure grâce! — Tertium quatuor Nobilibus Daniae adjudicatum est, qui ingeniosius inventum in suis emblematis et curribus exhibuissent, inter quos fuit Otto Gueux nationi nostrae addictissimus. — Quartum praemium dominarum favor vocatur, la faveur des Dames, datumque est primogenito Ducum Saxoniae *), digno alioquin fortasse Principi, sed cuius vultus ad demerendam fastidiosissimi sexus gratiam parum conducebat Largè inter haec ac profusè ab otiosis bibitum **) — — — — Successit, licèt per medias noctis tenebras, aliud bellicosissimum spectaculum. Praetensa est in media Castelli area meta lignea trium pedum altitudine, super quam viginti Nobiles cataphracti pedites lanceis concurrerunt, singuli in singulos. Quorum primum par fuit Ducis Friderici cum Christiano Uldrico, fratre naturali ***). Caeteri deinde suo ordine, quos Campi Mareschalli hinc inde ducebant. Lancea primum, deinde ense pugnaverunt. Post singularia certamina universi eodem impetu in adversarios incurrerunt, inter cedente tamen semper meta. Inter haec displosi sunt innumeri sclopeti à militibus, qui per aream dispositi erant. Justi illa praelii imago ac species fuit, nam et metae ipsi inditus erat pulvis tormentarius maximo artificio, qui in subitas coruscationes, eruptiones ac fulmina dissipatus est. Dux interim Fridericus †) intrepidè atque in mediis

---

*) Tolmetſcher und Botſchafter.

**) Eleonore Chriſtine, Gemahlin des Reichsraths Corfiz Ulfeld.

***) Darunter verſteht Ogier jenen Georg von Carlowitz, der unter Churfürſt Johann Georg I. Jägermeiſter war.

---

*) Dem Churprinzen Johann Georg.

**) Vieles Trinken war bei all dieſen Feierlichkeiten eine Hauptſache. Der Bräutigam trank wie ein Schwamm.

***) Wir wiſſen nicht, wen Ogier damit gemeint haben mag.

†) Der Bruder des Neuvermählten.

ignibus ultimus adhaerens metae, victor adeo, omnium judicio, declaratus est.“

Am 27. October hielt der König mit den übrigen Fürſten ein Turnier, in welchem er fünf ſeiner Gegner glorreich beſiegte.

Dieſe Feſtlichkeiten hatten aus allen Provinzen des Reiches eine ſo große Anzahl von Fremden herbeigelockt, daß faſt nirgends ein Unterkommen zu finden und ein momentaner Mangel an Lebensmitteln und Getränken fühlbar geworden war, denn die hohen Herrſchaften bei Hofe tranken den Wein aus vergoldeten Trinkſchalen von ſolchem Umfang und ſolcher Schwere, daß kaum zwei Perſonen hinreichten, eine dieſer Schalen fortzutragen. Das Schwelgen war an der Tagesordnung.

Der Parlamentsrath Ogier ſcheint viel umherſchmarotzt und ſich in Kopenhagen vortrefflich amuſirt zu haben, denn ſeine Beſchreibung ergeht ſich in Lobſprüchen aller Art. Am meiſten rühmt er Corfiz Ulfeld, der ihn häufig zur Tafel zog und immer für luſtige Geſellſchaft Sorge trug.

Seite 74 ſchreibt er unterm 30. September:

„Ad prandium invitavit me Ulfeldius cum duabis elegantissimis puellis, quarum altera pulchritudine praestabat, altera ingenio: haec vocabatur Anna Susted, e comitatu filiarum regis, credo e Fionia insula, illa Isabella Grebin e Norvegia, quae formosissimi vultus ac morum suavitate Norvegiae famam purgare possit. Cum illae comas suas compresserant, enitebat simplex ac modesta facies, qualis est Vestalium nostrarum; cum sparserant ac cincinnaverant (quod in hospitum gratiam fecerunt) continuò emicabant illae Veneres quae Gallicas aut Britannicas foeminas circunstant.“

Es hat trotz all dieſes Rühmens dieſer beiden Tiſchgenoſſinnen den Anſchein, daß dieſe Damen, von welchen die Norwegerin Iſabella Grebin ſich durch Schönheit und Anna Suſted aus Fünen ſich durch Geiſt ausgezeichnet haben ſoll, eben nicht Veſtalinnen, ſondern zwei gute Freundinnen des Grafen Corfiz Ulfeld geweſen ſind, der, wie wir ſchon früher angedeutet, trotz ſeiner zärtlichen Liebe zu ſeiner Gemahlin Eleonore Chriſtine ein ziemlich zahlreich bevölkertes Serail gehabt und manche dieſer däniſchen Aſpaſien einem auswärtigen Perikles und Kenner dieſer Waare großherzig zur Verfügung geſtellt haben ſoll.*

Mehreres darüber wird ſich in einem ſpätern Kapitel, das wir ausſchließlich dem vielbewegten Leben und Treiben, dem Glück und Ende dieſes Mannes widmen wollen, vorfinden.

Ulfeld's Schwiegermutter, Chriſtine Munk, der manche ſeiner galanten Abenteuer nicht unbekannt geblieben waren, ſagte zu ihrer Mutter:

— Er iſt ein Mann wie Andere. Alles Neue hat Reiz für ihn! Beſtändigkeit kennt er nur vom Hörenſagen! —

## Eilftes Kapitel.

Guſtav Adolph und deſſen Tochter Chriſtine. Ihre Mutter flüchtete nach Dänemark. — Neue Streitigkeiten wegen des Sundzolls. — Krieg zwiſchen Schweden und Dänemark. — Ulfeld und Torſtenſſon. Chriſtian der Vierte belagert Gothenborg. — Seeſchlacht bei Femern. — Galt's Hinrichtung. — Gallas in Holſtein. — Friedenscongreß [illegible] Bromſebroe.

Nach dem 1629 zu Lübeck abgeſchloſſenen Frieden hatte die Macht Kaiſer Ferdinands II. eine ſolche Höhe erreicht, daß die proteſtantiſche Union, der däniſchen Stütze beraubt, weder Kraft noch Muth beſaß, der katholiſchen Ligue Widerſtand zu leiſten. In ihrer Hülfsloſigkeit baute ſie ihre letzte Hoffnung auf den Schwedenkönig Guſtav Adolph, den ſie zu bewegen wußte, ſich ihrer bedrängten Lage anzunehmen und ihrer Partei den Schutz der ſchwediſchen Waffen angedeihen zu laſſen. Guſtav Adolph ließ ſich dazu durch die Zuſtimmung ſeines Reichsraths und den geheimen Einfluß des Cardinals von Richelieu überreden, der, ein unverſöhnlicher Feind des Hauſes Habsburg, alle diplomatiſchen Künſte aufbot, die Kriegesflamme ſtets von Neuem anzuſchüren und dem Kaiſer immer neue Feinde auf den Hals zu jagen, um Oeſterreichs Macht, die auch Frankreich gefährlich werden konnte, auf jede Weiſe abzuſchwächen.

Am 24. Juni 1630 landete Guſtav Adolph mit 15000 Schweden in Pommern; 10000 Mann hielten unter dem Oberbefehle Gabriel Oxenſtierna's Preußen beſetzt *).

Ermuthigt durch ſein ſiegreiches Vorwärtsdringen verbanden ſich ihm der Erzbiſchof von Bremen, Herzog Friedrich von Dänemark, der jüngere Sohn Chriſtian's IV., Herzog Georg von Lüneburg (der Abtrünnige) und Landgraf Wilhelm V. (Sohn und Nachfolger des Landgrafen Moritz, der in Folge eines nachtheiligen, mit Tilly abgeſchloſſenen Vertrages im Jahre 1628 abdicirt hatte) und erwählten ihn einſtimmig (zum großen Mißvergnügen des darauf nicht wenig neidiſchen Königs von Dänemark) zum Oberbefehlshaber ihrer vereinigten Heeresmacht. Die fernern Siege des tapfern Schwedenkönigs gehören der Geſchichte Schwedens an.

Nachdem der Tod, der keine Größe ſchont, ſeinem glorreichen Leben in der Schlacht bei Lützen ein Ziel geſetzt hatte, folgte ihm in der Regierung ſein einziges Kind, die Königin Chriſtine, die, damals kaum ſechs Jahre alt, nach ihres Vaters Beſtimmung unter der Vormundſchaft von fünf Reichsräthen ſtand. Das Al-

---

*) Holberg und andere däniſche Geſchichtſchreiber geben die Stärke des Heeres, mit welchem Guſtav Adolph nach Deutſchland zog, auf ſechszehn Compagnien Reiterei und zweiundneunzig Compagnien Fußvolk an, worunter aber, nach Holberg's Ausſage, kaum zehntauſend Mann geborene Schweden, alle Uebrigen aber angeworbene Hülfsvölker geweſen ſein ſollen, was wir, für unſern Theil, ſehr bezweifeln.

pha und Omega dieſer Regentſchaft war der Reichskanzler **Axel Oxenſtierna**.

**Chriſtinen's** Mutter, die eben ſo ſchöne als herrſchſüchtige Königin-Wittwe, **Maria Eleonore** von Brandenburg, welche der Reichsrath von der Regentſchaft gänzlich ausgeſchoſſen hatte, ſuchte gegen die Vormundſchaft der Tochter und vor Allem gegen den ihr verhaßten Reichskanzler **Oxenſtierna**, der es nicht dulden wollte, daß irgend Jemand ſeine Autorität mit ihm theile, ſo viel als möglich zu intriguiren, um ſich nach und nach einen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte zu erringen, wodurch ſie ſich aber — ſowohl im Reichsrathe als im Volke — viele Feinde machte.

Die Königin-Mutter hatte ſeit Jahren den Plan gehegt, ihre Tochter mit **Chriſtian's** IV. zweitem Sohne, dem Herzog **Friedrich**, zu vermählen und ſich durch den Beiſtand Dänemarks zur ſtillen Mitregentin ihrer Tochter zu machen.

Im Jahre 1641 verließ ſie heimlich ihren Witwenſitz Gripsholm und begab ſich nach Nyköping in Falſter, wo Prinz **Chriſtian** V. mit ſeiner Gemahlin reſidirte. Der König ſchickte ihr ſeinen Schwiegerſohn, den Reichshofmeiſter **Corfiz Ulfeld**, mit drei Staatskutſchen bis nach Kiöge entgegen. **Ulfeld** brach[illegible] ſie auf eine ſeiner Beſitzungen Ibſtrup *), wo ſie von **Chriſtian** IV. mit großer Herzlichkeit empfangen ward. Beide verweilten hier ſechs Tage; der eigentliche Zweck dieſer Zuſammenkunft ſcheiterte aber daran, daß die Hand ſeines Sohnes bereits vergeben war, was aus einem eigenhändigen Briefe hervorgeht, den der König am 30. April 1642 an ſeinen Miniſter-Reſidenten Peder Wibe ſchrieb, worin es heißt:

---

*) Später Jägersburg genannt.

„Was meines Sohnes, Herzog Friedrichs, Heirath mit der jungen Königin von Schweden anlanget, ſo iſt es vergebens, ſich desbalb Mühe zu machen, weil mein Sohn bereits mit einer Prinzeſſin in Deutſchland verlobet iſt.“ *).

Der Reichskanzler Oxenſtierna, der während Chriſtinen's Minderjährigkeit faſt unumſchränkte Macht beſaß, verübelte der Königin-Wittwe die heimliche Flucht nach Dänemark und ihre Zuſammenkunft mit dem Könige dergeſtalt, daß er alle ihre Einkünfte einziehen und ſich erſt ſpäter durch Fürſprache ihrer Brandenburg'ſchen Verwandtſchaft bewegen ließ, ihr eine Jahresrente von dreißigtauſend Thalern zu bewilligen. Zwiſchen Dänemark und Schweden, welches Chriſtian IV. verdächtigte, die Flucht der Königin-Mutter angeregt und begünſtigt zu haben, trat ſeitdem eine Spannung ein, die nach und nach einen immer ernſtern Character annahm.

Während dieſer Zeit war der König von Dänemark wegen des von ihm erhöhten Sundzolls auch

---

*) Dieſe Prinzeſſin war Sophia Amalia, Tochter des Herzogs Georg von Lüneburg, was um ſo mehr zu verwundern iſt, da der Vater der Braut ſo treulos von Chriſtian IV. abgefallen und zur Partei des Kaiſers übergelaufen war.

mit den Niederlanden in Streit gerathen. Die Generalſtaaten verlangten eine Herabſetzung des Zolls, drohten mit einem Kriege und erließen den Befehl, daß kein holländiſcher Kauffahrer, bei Verluſt ſeines Schiffes und aller darauf befindlichen Güter, nach Norwegen oder in die Oſtſee ſegeln dürfe, bis auf weitere Ordre. Durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Bremen, des Herzogs Friedrich von Dänemark, ward eine Zuſammenkunft in Stade anberaumt, auf welcher die holländiſchen Bevollmächtigten mit ihrer Forderung, den Sundzoll auf den alten Fuß nach dem Speier'ſchen Vertrage von 1544 ermäßigt zu ſehen, abgewieſen wurden und ſich (vorläufig) damit begnügen mußten, daß der Zoll nach dem neuern Tarife von 1637 erhoben werden ſollte.

Kaiſer Ferdinand III., bemüht, die Mißſtimmung zwiſchen Dänemark und Schweden zu ſeinen Gunſten auszubeuten, wußte die alte Eiferſucht dieſer beiden Reiche von Neuem dadurch aufzuſtacheln, daß er den König Chriſtian IV. veranlaßte, auch von den ſchwediſchen Schiffen und Waaren, die den Sund paſſirten, denſelben Zoll als von den Schiffen anderer Länder zu erheben, eine Maaßregel, die den Tractaten des zu Lübeck abgeſchloſſenen Friedens ſchnurſtracks zuwiderlief.

Oxenſtierna erkannte darin einen Casus belli. Der ſchwediſche General Leenart Torſtenſon erhielt Befehl, mit ſeinem Heere, das vor Olmütz ſtand, ohne Weiteres in Holſtein einzurücken. Er nahm Kiel und ſchlug hier ſein Hauptquartier auf. Die andern Generale nahmen Dithmarſen, die Grafſchaft Pinneberg, die Aemter Hadersleben, Trittow, Reinbeck und Segeberg. Chriſtianspriis *) ward mit Sturm, Breitenburg vom Generalmajor Mortaigne durch Liſt erobert. Auch Rendsburg, Itzehoe und andere Städte fielen in die Hand der Schweden, die bald hernach Herren von ganz Schleswig, — Glückſtadt und Krempe ausgenommen — wurden.

Erſt nach dieſem fait accompli erließ Schweden am 16. Januar 1644 ein Kriegsmanifeſt, das nachfolgende Hauptpunkte enthielt:

1) Dänemark habe die ſchwediſchen Schiffe und Waaren, die laut dem Lübecker Friedensvertrage zollfrei ſeien, widerrechtlich gezwungen, den Sundzoll zu bezahlen.

2) Dänemark habe die den Sund paſſirenden Schiffe, ob ſie gleich mit ſchwediſchen Päſſen verſehen geweſen, als Lurrendreher (Durchſchlüpfer) anhalten und deren Waaren wegnehmen laſſen.

3) Dänemark habe im ſchwediſchen Heere Uneinigkeit zu ſtiften und Zwietracht auszuſäen verſucht.

4) Der Reichshofmeiſter Corfiz Ulfeld habe ſich verſchiedene Drohungen gegen Schweden erlaubt.

5) Dänemark habe ſich mit der mißvergnügten landesflüchtigen Königin-Wittwe (deren Flucht es heimlich begünſtigt) in eine Verſchwörung zum Umſturz der ſchwediſchen Reichsverfaſſung eingelaſſen.

---

*) Ein königliches, zwei Meilen von Kiel gelegenes Schloß, das jetzt Friedrichsort heißt.

6) Die ſchwediſchen Geſandten ſeien von den Lübecker Friedensunterhandlungen im Jahre 1629 von Dänemark ohne Fug und Recht zurückgewieſen und ſchimpflich ausgeſchloſſen worden.

Gegen dieſe theilweiſe wirklich begründeten Anklagen verſuchte Dänemark ſich damit zu vertheidigen, daß es erklärte:

1) Daß man nur ein Mal, kurz vor Ausbruch des Krieges, acht ſchwediſche Schiffe im Sunde angehalten habe, weil ſie der Lurrendreherei verdächtig geweſen. Nach vorgenommener Unterſuchung habe man einige dieſer Schiffe wieder freigegeben und nur die Andern, welche man offenbar für ſchuldig befunden, eingezogen.

2) Daß die Dänen im ſchwediſchen Heere Zwietracht auszuſäen und Aufruhr anzuſtiften verſucht hätten, ſei eine Verläumdung.

3) Eben ſo unwahr ſeien die Drohungen, die ſich Corfiz Ulfeld gegen Schweden erlaubt haben ſoll; aber wäre dies auch wirklich geſchehen, ſo ſeien dieſe Drohungen nicht vom Könige, ſondern nur von einer Privatperſon ausgegangen.

4) Daß ſich der König der ſchutzloſen Königin-Wittwe angenommen und ihr ein Aſyl in ſeinem Reiche gewährt habe, ſei nicht aus böſer Abſicht gegen Schweden, ſondern einzig und allein aus Rückſicht für die Königin, die ſeine nahe Anverwandte ſei, geſchehen.

5) Daß die ſchwediſchen Geſandten nicht zum Lübecker Friedenscongreß hinzugelaſſen worden, ſei nicht die Schuld des Königs von Dänemark, ſondern die

des (verſtorbenen) Kaiſers geweſen, der, damals der Stärkere, feſt darauf beſtanden habe.

Der erſte Punkt wegen Erhebung des Sundzolls ward mit diplomatiſchem Stillſchweigen übergangen.

Man ſieht, daß die königlich däniſche Rechtfertigung ziemlich faul, d. h. nur theilweiſe ſtichhaltig und daß Chriſtian in der That im Unrecht war, ſich durch Schwedens Feind, Kaiſer Ferdinand III., zu einem neuen Kriege gegen das ihm bis dahin befreundet geweſene Schweſterland aufreizen zu laſſen.

Die Folgen dieſes, von däniſcher Seite muthwillig heraufbeſchworenen Krieges fielen für Chriſtian IV. viel trauriger aus, als er vermuthet hatte.

Es fehlte dem Könige vor Allem, wie Holberg mit rühmenswerther Unparteilichkeit geſteht, an tüchtigen Anführern, um dem ſchwediſchen Heere, das durch den vieljährigen Krieg in Deutſchland abgehärtet war und deſſen Generale in ſo vielen Feldzügen große Erfahrung geſammelt hatten, erfolgreich die Spitze zu bieten, da die Dänen ſeit mehr als dreißig Jahren in keinen Krieg verwickelt waren, mit Ausnahme jenes, den ſie gegen den Kaiſer geführt, in welchem (ſo fügt Holberg zur Entſchuldigung ſeiner Landsleute hinzu) nur wenig Dänen mitgekämpft haben ſollen, weil der größte Theil des gegen die Kaiſerlichen angeführten Heeres aus deutſchen Truppen des niederſächſiſchen Kreiſes beſtand. (Herr von Holberg vergißt abſichtlich, daß auch ein großer Theil des ſchwediſchen Heeres aus fremden Hülfsvölkern und deutſchen Truppen zuſammengeſetzt war.)

Der däniſche Reichsmarſchall Anders Bilde ward mit in Eile neu angeworbenem Kriegsvolke nach Fünen geſchickt, um dem Vorwärtsdringen Torſtensſon's Einhalt zu thun und ihn aus Schleswig und Holſtein hinauszujagen. —

Ein anderer Theil des däniſchen Heeres brach nach Schonen auf, um dort unter dem Oberbefehle Ebbe Ulfelds den Schweden entgegenzurücken.

Der Kaiſer, deſſen Beiſtand angerufen ward, erließ eine Aufforderung an die Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg und Bremen, dem Könige von Dänemark beizuſtehen und gegen die täglich anwachſende Macht Schwedens die Waffen zu ergreifen.

Die drei Städte aber, die es für klüger hielten, ſich neutral zu verhalten, nahmen ſich die kaiſerliche Ermahnung ſo wenig zu Herzen, daß Chriſtian IV. ſpät genug einſah, daß er einzig und allein auf ſeine eigene Kraft angewieſen ſei. Hamburg duldete, daß ſowohl Schweden als Dänemark Werbungen anſtellen durfte. Lübeck verbot ſie öffentlich den Dänen und geſtattete ſie heimlich den Schweden.

Um dieſe Zeit ließ Chriſtian IV., auf Gott und ſich ſelbſt angewieſen, eine Münze mit der Umſchrift „Justus Jehova Judex" prägen.

Aber ſei es, daß Jehova nicht immer ein gerechter Richter iſt oder daß der König von Dänemark im Unrechte war, die Schweden rückten, trotz Chriſtian's Gottvertrauen, eben ſo muthig als tapfer immer tiefer in das Herz von Dänemark, weil ſie nirgends auf ernſtlichen Widerſtand ſtießen.

Ein Häuflein Reiterei, das Chriſtian in größter Eile und Beſtürzung unter Obriſt Friedrich v. Buchwald nach Koldingen vorrücken ließ, ward nach heißer Gegenwehr von dem ſchwediſchen Obriſten Douglas (einem Schotten von Geburt) gezwungen, nach Fünen zu entfliehen.

Von hier zog Anders Bilde nach dem vom Feinde ſchwer bedrohten Jütland, wohin nun auch Torſtensſon, von Kiel aus, mit ſeinen Schweden aufbrach, um die Dänen, die ihr Lager am Belte aufgeſchlagen hatten, anzugreifen.

Nach dreitägiger Kanonade blieb Letztern kein anderer Ausweg, als die Retirade nach Fünen. Obriſt Wrangel, mit ſeiner Heeresabtheilung nach Nordjütland geſchickt, rückte auf dem Eiſe über Limfjord in Wenſyſſel ein und bemeiſterte ſich von hier aus ganz Jütlands.

Torſtensſon ſchlug ſein Winterquartier in Hadersleben auf. — Chriſtian warf bei allen Päſſen Schanzen auf und legte Schiffe in den Sund, um Seeland und Fünen zu ſchützen.

Aber nicht blos Dänemark, auch Norwegen ward von den Schweden bedroht. Dort commandirte der Reichsſtatthalter Hannibal Seheſtedt*). Die Normänner, ihre alte Tapferkeit bewährend, drangen in Schweden ein und eroberten mehrere Grenzorte. — Ebbe Ulfeld ſchlug den ſchwediſchen Obriſten Stenbeck, der mit dreitauſend Mann einen Einbruch in Schonen verſuchte, in die Flucht und jagte ihn und die Seinen in einen Moraſt, in welchem ſie, wie die Affen in Pechſtiefeln, ſitzen blieben.

---

*) Seines Vornamens wegen ward der von ihm geleitete Kampf von den Bauern der Hannibalskrieg getauft.

Die Normänner und Dänen waren nun faſt eben ſo mächtig in Schweden, als die Schweden in Holſtein und Jütland. Letztere zogen ſich aus Schonen nach dem Innern Schwedens zurück.

König Chriſtian lag unterdeſſen (im April-Monat 1644) vor Gothenberg, das von ihm zu Waſſer und zu Lande belagert ward. Er ſelbſt befand ſich an Bord des neuerbauten Kriegsſchiffes „Trefoldighed" (Dreifaltigkeit.) Die Eſcadre beſtand aus 9 Linienſchiffen und 2 Fregatten.

Die katholiſche Ligue, deren Abgeordnete in Paſſau zuſammengekommen war, hatte den Beſchluß gefaßt, ein Heer nach Dänemark zu ſchicken, weniger in der Abſicht (wie Pufendorf ſehr richtig bemerkt), um den Dänen beizuſtehen, als vielmehr darum, um die Schweden in Holſtein und Jütland von zwei Seiten angreifen und in die Enge treiben zu laſſen. Der kaiſerliche General Gallas erhielt Befehl, nach Holſtein aufzubrechen.

König Chriſtian, von Gothenberg nach Kopenhagen zurückgekehrt, ſegelte am 30. Juni mit einer aus neununddreißig Schiffen beſtehenden Flotte nach der Oſtſee ab. Dieſe Flotte war in drei Eſcadres abgetheilt, von welchen die erſte — aus 14 Schiffen beſtehend und die Avantgarde bildend — vom Reichsadmiral Jürgen Wind an Bord der „Patientia," die zweite — dreizehn

Schiffe zählend — vom Admiral Peder Galt an Bord der „Trey Loever", und vom Könige ſelbſt an Bord der „Trefoldighed," die dritte endlich, zwölf Schiffe ſtark, vom Vice-Admiral Proß-Mundt an Bord des ..... befehligt ward.

Wenige Tage zuvor (am 23. Mai) hatte auch die ſchwediſche Flotte, die, nach däniſcher Angabe aus ſechsundvierzig Kriegsſchiffen beſtand, unter dem Befehle des Ober-Admirals Claus Flemming Stockholm verlaſſen, um dem belagerten Gothenberg zu Hülfe zu eilen.

Von hier war König Chriſtian, nachdem er einige Schiffe hatte verſenken laſſen, um den Hafen zu verſtopfen, mit ſeinen neun Schiffen in die See gegangen, um den Feind aufzuſuchen, deſſen Eskadre an der Küſte Jütlands lag. Da ſie der ſeinigen weit überlegen geweſen ſein ſoll, zog ſich Chriſtian nach Skagen zurück.

Nachdem die däniſche Flotte ſich verſtärkt hatte, ſuchte ſie den Feind von Neuem auf. Die Schlacht, die ſich hier entſpann, endete zu Gunſten Dänemarks durch einen heftigen Sturm, in welchem drei holländiſche Brander, commandirt von Lodewyk de Geer, unterſanken, zwei Schiffe die Maſten verloren und die Admiralsſchaluppe in Grund geſchoſſen ward. Geer mußte ſich mit ſeinen Schiffen nach Holland retiriren.

In dieſem Treffen, berichtet Gundemar Roſenkranz in ſeiner Descriptio pugna navalis, entfaltete Chriſtian im Augenblicke der höchſten Gefahr, an Bord der „Dreifaltigkeit," den Degen in der Fauſt, eine wahrhaft heroiſche Tapferkeit, die den Feind ſiegreich in die Flucht ſchlug.[*])

Nach dieſem Siege, bei welchem der Sturmwind ein Verbündeter der däniſchen Flotte geweſen war, ſegelte der König nach Gothenborg, wo er einige Schiffe zurückließ und von wo aus er ſich nach Kopenhagen begab, das ihn, jenes kleinen Sieges wegen, mit übergroßem Jubel empfing. — In den Armen Wibecke Kruſe's ruhte er von den Strapazen jenes Treffens aus und begab ſich, wie bereits eben erwähnt, erſt am 30. Juni mit ſeiner ganzen Flotte in die Oſtſee.

Die ſchwediſche Flotte, die ſich der Hauptſtadt des däniſchen Reiches ſo ſehr genähert hatte, daß ſie kaum drei Meilen von Kopenhagen entfernt war, begab ſich nach Chriſtianpriis.

Hier war's, wo Admiral Flemming und General Torſtenſon ſich zur Eroberung der Inſel Femern vereinigten, die auch nach Kurzem in den Beſitz des Feindes fiel.

Da erſchien König Chriſtian mit ſeinen drei Eskadern, um dieſe Inſel den Händen der Schweden zu entreißen.

Vor ſeiner Abreiſe von Kopenhagen hatte er, von einer Todesahnung angewandelt, ſeinem Sohne Chriſtian V. Krone und Scepter übergeben und ſich auf ſein Ende dadurch vorbereitet, daß er das heilige Abendmahl nahm.

---

[*]) In dieſem Treffen ſoll der König zwei ſeiner Vorderzähne eingebüßt haben. Andere ſagen, dies ſei ſchon früher, in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, geſchehen.

Dann zog er in den Kampf.

Der erſte Angriff zur großen Schlacht bei Femern (am 1. Juli 1644) ging vom Admiralſchiff „Patientia" aus, das, trotz ſeines Namens, ungeduldig den Anfang des blutigen Kampfes nicht erwarten konnte.

Als Chriſtian an Bord der „Dreifaltigkeit" die Mannſchaft der Avantgarde zum Amgriff des ihm überlegenen Feindes haranguirte, ſprang ihm von einem der ſchwediſchen Schiffe eine Stückkugel entgegen, welche mit ſolcher Vehemenz mitten in die „Dreifaltigkeit" einſchlug, daß durch die geborſtenen Holzſtücke dreizehn Perſonen an der Seite Chriſtian's getödtet und ſchwer verwundet wurden. Dieſe Kugel ſchonte auch den König nicht, der durch die in die Luft geſchleuderten Holzſplitter dreiundzwanzig mehr oder minder ſchmerzliche Wunden erhielt und — ſein rechtes Auge verlor. Uns fällt dabei unwillkührlich die Legende ein, die er, wenige Monate zuvor, auf jene Münze prägen ließ: „Justus Jehova Judex." Jehova war in der That ein gerechter Richter und ſtrafte den Urheber des ungerechten Krieges durch Verluſt eines Auges.

Verwundet und mit blutendem Auge, eine rothe Mütze auf dem geſalbten Haupte und ſein entblößtes Schwert in der nervigen Fauſt, erſchien der König, wie Vittorio Siri berichtet*), überall, wo die Gefahr am größten und der Pulverqualm am dichteſten war, um den Geiſt ſeiner Matroſen und ihrer Befehlshaber zu verdoppeltem Eifer, zu verzehnfachtem Muth, zu unerſchrockener Todesverachtung anzufeuern, er ſelbſt, er der König, der damals hart an der Gränze der ſiebziger Jahre ſtand! Achtung vor ſolchen Königen, denn es giebt deren nicht allzuviele!

---

*) Mercurio, ovvero Historia de'tempi correnti etc. Band IV, Seite 112.

Die Schlacht, in Beider Reihen große Verheerungen anrichtend, verlängerte ſich bis zum Einbruche der Nacht, unter deren Schutz ſich die ſchwediſche Flotte nach Chriſtianspriis zurückzog. Dort begrub ſie ſchweigend ihre Todten. Die Dänen hatten ihren Reichs-Admiral Jürgen Wind und die beiden Capitaine Knud und Eyler Ulfeld eingebüßt.*)

Die ſchwediſche Flotte retirirte in den Hafen von Kiel, wo ſie gleich darauf vom Admiral Peder Galt und deſſen Eskadre blockirt ward.

Während dieſer Blockade verloren auch die Schweden ihren Admiral Claus Flemming, dem eine Stückkugel ein Bein wegriß, in Folge deſſen er bald darauf ſtarb.**)

Im Dunkel der Nacht entſchlüpfte die ſchwediſche Flotte durch die Unachtſamkeit des däniſchen Admirals dem Kieler Hafen und ſuchte ihre Rettung in der Flucht. Peder Galt mußte ihr Entrinnen mit ſeinem Leben bezahlen.***)

---

*) Der tödtlich verwundete Admiral Wind ward einen Tag nach der Schlacht mit den andern Verwundeten nach Kopenhagen gebracht, wo er am 17. Juli ſtarb.

**) Vergl. Heinrich Boecler's Historiae belli Sueo-Gothici liber I. pag. 134.

***) In Kopenhagen von dem Admiralitätsgerichte zur Rechenſchaft gezogen, ward er (wie Tycho de Brahe ihm

Der kaiſerliche General Matthias Graf Gallas, der unterdeſſen in Holſtein eingerückt war, nahm in den erſten Tagen Auguſts Kiel ein und machte die ſchwediſche Beſatzung, die ſich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, zu Kriegsgefangenen.

Torſtensſon zog nach Rendsburg und von da nach Segeberg und Oldesloe. Verfolgt von Gallas, der ſich mit den däniſchen Truppen vereinigt hatte, verließ Torſtensſon das holſteiniſche Gebiet und zog

---

vor mehr als vierzig Jahren prophezeit haben ſoll) trotz ſeiner ſiebenzig Jahre und ſeiner großen Verdienſte, die er ſich nicht nur als Seeheld, ſondern auch als Rechtsgelehrter durch ſeinen „Tractatus de jure Danorum,“ und gleichzeitig als Dichter durch ſein „Vaticinium de regno Sueciae“ erworben hatte, zum Tode verurtheilt und am 3. Auguſt 1644 enthauptet. — In den Jahren 1622 bis 1624 war er däniſcher Miniſterpräſident am Hofe Guſtav Adolphs geweſen. — Holberg theilt die von Thomas Bartholinus verfaßte, in der Kirche zu Hageſtedt befindliche Grabſchrift mit. Sie lautet:

Illustri Canonico,
Petro Galtio,
Poetae et Juris Consulto nobili,
Qui
In navibus Regiis,
Quibus infeliciter praeerat,
Felicitatis naufragium faciens,
Elemento mutato, mutavit fortunam,
Jure Canonico in Oceano uti nesciens,
Maris delictum in terra luit
Ad extremum, ut disceret,
Quod neglexerat,
Juris Regii rubrica. Senex occubuit.“

mit dem Kerne ſeines Heeres nach Mecklenburg. Vereint mit Gali's Eskadre hätte Gallas, den günſtigen Augenblick benutzend, die ſchwediſche Flotte, die im Kieler Hafen eingeſchloſſen lag, vernichten können. Aber da Gallas dieſen günſtigen Moment dadurch entſchlüpfen ließ, daß er zu ſpät kam und der feindlichen Flotte Zeit zur Flucht ließ, ward auf ihn in Hamburg eine Spottmünze geprägt mit der Inſchrift: „Was Gallas in Holſtein verrichtet hat, iſt auf der andern Seite zu leſen." Der Revers dieſer Medaille war — leer.

Admiral Preß-Mundt wurde am 9. Auguſt mit ſeiner Eskadre in die Oſtſee geſchickt, um der von Lodewyk de Geer ausgerüſteten ſchwediſch-holländiſchen Flotte unter dem Oberbefehle des Admirals Martin Theyſſen, welcher unter dem Namen Ankerhjelm in den ſchwediſchen Adelſtand erhoben worden war, den Eingang in den Sund zu wehren. Die däniſche Eskadre beſtand aus folgenden Schiffen, Geſchützen und Mannſchaften:

| Schiffe: | Kanonen: | Mannſchaft: | Befehlshaber: |
|---|---|---|---|
| Patientia . . . | 40. | 360. | Adm. Preß-Mundt. |
| Trey Loever . . | 46. | 200. | Vice-Adm. Stenſel von Jasmund. |
| Oldenburg . . . | 42. | 200. | Adm. Grabow. |
| Lindormen . . . | 38. | 200. | Capt. Hendrik Mont. |
| Pelicanen . . . | 36. | — | — Berndt Dering. |
| Stormaren . . . | 32. | — | Schoutbynacht C. Ulfeld. |
| Fides . . . . . | 28. | — | Capt. Claus Kaas. |
| Delmenhorſt . . | 28. | — | — Hans Knudſen. |

| Schiffe: | Kanonen: | Mannſchaft: | | Befehlshaber: |
|---|---|---|---|---|
| Neptunus . . . | 28. | 200 | Capt. | M. Martenſen. |
| Nellebladet . . | 24. | — | — | N. Robert. |
| To Loever . . . | 22. | — | — | Mogens Bruun. |
| Kronfisken . . . | 20. | — | — | Peder Holſt. |
| Markatten . . . | 16. | — | — | Jens Juppe. |
| Lammet . . . . | 16. | — | — | Fredrik Nielſen. |
| Soe-Heſten . . | 14. | — | — | Lars Bartelſen. |

Außerdem noch zwei Gallioten.

Am 21. Auguſt legte ſich Lodewyk de Geer mit der holländiſchen, zweiundzwanzig Schiffe zählenden Hülfsflotte dicht vor Helſingborg, um durch den Sund in die Oſtſee einzulaufen und ſich mit der ſchwediſchen Flotte zu vereinigen, was Preß-Mun'dt nicht zu hindern vermochte.

Admiral Theyſſen-Ankerhjelm's Flotte ſuchte im Vereine mit zwölf ſchwediſchen Kriegsſchiffen unter Carl Guſtav Wrangel die ſiebenzehn (oben namhaft gemachten) Schiffe der Dänen auf, welche bei der Inſel Femern lagen.

Zwei der mächtigſten Schiffe der Schweden, „Dronning" und „Gothenborg," machten den erſten Angriff auf das däniſche Admiralſchiff Patientia, das nach tapferer Gegenwehr von dem ihm überlegenen Feinde erobert ward. Der größte Theil der Mannſchaft und der Admiral Preß-Mundt, der ſich aufs Aeußerſte vertheidigt hatte, wurde von den Schweden niedergehauen.

Die blutige, ſechsſtündige Schlacht endete zu Gunſten der ſchwediſch-holländiſchen Flotte damit, daß von den däniſchen Schiffen einige gefangen, andere verbrannt oder in den Grund gebohrt und nur wenige gerettet wurden.

Chriſtian IV., etwas ſpät zur Ueberzeugung gelangt, daß er hinſichtlich der Erhöhung des Sundzolls und der damit verbundenen Chikanen aller Art, den Bogen zu ſtraff geſpannt und dadurch nicht blos Schweden, ſondern auch die Niederlande gegen ſich aufgebracht hatte, verſuchte nun allmälig dadurch einzulenken, daß er Holland gegenüber die Saiten niedriger ſpannte und einige Begünſtigungen eintreten ließ. Der Zollbude in Helſingoer wurde der geheime Wink ertheilt, mit den holländiſchen Schiffen gelinder zu verfahren, ſie nicht mehr als einmal zu unterſuchen, ihre Kiſten und Paquete unerbrochen zu laſſen und ſie nicht lange aufzuhalten.

Gleich zu Anfange des folgenden Jahres ward namentlich durch Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten Gaſpard Coignet de la Thuillerie auf das Zuſtandekommen eines Friedens zwiſchen Dänemark, Schweden und Holland hingearbeitet.

In Folge einer Zuſammenkunft des franzöſiſchen Geſandten mit dem ſchwediſchen General Grafen Guſtaf Horn zu Engelholm war die Vereinbarung getroffen werden, daß am 25. December (1644) die Friedensverhandlungen zu Brömſebroe*) ihren Anfang nehmen und daß die Feindſeligkeiten bis zu ausgetragener

---

*) Brömſebroe (bekannt durch die perſönliche Zuſammenkunft Chriſtian's III. von Dänemark mit G[illegible]av Waſa von Schweden im Jahre 1541) liegt eine Meile von Chriſtianopel, im ſchwediſchen Calmar-Län.

Sache im zweimeiligen Kreiſe vor Brömſebroe ſofort eingeſtellt werden ſollten, was denn auch geſchah.

Der Krieg, der während der bereits begonnenen Friedensunterhandlungen, thöricht genug, mit großer Erbitterung ſowohl zu Lande und zu Waſſer fortgeführt wurde, fiel namentlich zur See nicht zu Gunſten Dänemarks aus. Die Schweden und Holländer nahmen ein däniſches Schiff nach dem Andern weg. Dänemar hatte außerdem noch viel Unglück.

Als Admiral Offue Gedde*) vom Könige die Ordre erhielt, von Gothenberg, das er vergeblich belagert hatte, aufzubrechen und ſich mit ſechszehn Linienſchiffen und zehn Fregatten in den Sund zu legen, ward eines der prächtigſten Schiffe „Königin Sophia" mit ſiebenzig metallenen Kanonen von einem heftigen Orkane an eine Klippe geſchleudert, in Stücke zerſchlagen und in den Meeresgrund geſenkt. Mehr als dreihundert Matroſen büßten bei dieſem Schiffbruche ihr Leben ein. Der Admiral kam mit einem zerſchmetterten Beine davon.

Am 8. Februar traten zu Brömſebroe die Friedensbevollmächtigten zuſammen. Die däniſchen Commiſſäre waren: Corfiz Ulfeld, Chriſtian Thomeſen Scheſtedt, Chriſtopher Urne und Jürgen Seefeldt. Schweden ſchickte den Kanzler Axel Oxenſtierna und die Reichsräthe Johan Skytte, Matthias Soop und Thure Bielke.

Die wichtigſten Factoren dieſes Congreſſes waren Oxenſtierna und Ulfeld. Peyrère, der ſich im

---

*) Holberg ſchreibt dieſen Namen Ove Giedde.

Gefolge des franzöſiſchen Geſandten **Coignet de la Thuillerie** zur Zeit der Friedensunterhandlungen in Brömſebroe befand, ſchildert dieſe beiden Männer in einem an **La Mothe-Le Vayer** gerichteten Briefe folgendermaßen:

„Dieſe beiden großen Männer ſahen einander mit trotzigen Augen und dennoch mit gegenſeitiger Hochachtung an. Frankreich darf ſichs als beſondere Ehre anrechnen, daß es durch ſeinen Geſandten zwiſchen dieſen großen Männern Freundſchaft geſtiftet hat. Ich will hier nichts von dem ſchwediſchen Reichskanzler ſagen, ſondern zum Ruhme des däniſchen Reichshofmeiſters nur das anführen, daß er mit ſeinem weiſen Rathe nicht blos Königreiche zu regieren befähigt iſt, ſondern Klugheit genug beſitzt, ein Kaiſerthum zu beherrſchen.“*)

Der Hauptknoten war die bewußte Sundklappe. Dänemark beſtand, trotz der Schläge, die Schweden und Holland ihm zugefügt hatten, mit däniſcher Hartnäckigkeit auf Beibehaltung des Sundzolls. Schweden ſträubte ſich

---

*) Nach unſerm Dafürhalten ſteht der vom Glücke und von ſeiner Verwandtſchaft zum Könige emporgetragene Reichshofmeiſter **Corfiz Ulfeld** tief unter dem Reichskanzler **Oxenſtierna**, der, nach dem Cardinal **von Richelieu**, der erleuchtetſte Staatsmann und ſchlauſte Diplomat des dreißigjährigen Krieges geweſen iſt. Eine ſeiner Hauptmaximen war: „**Schreibe keine Briefe!**“ — **Ulfeld** war bei all ſeiner Klugheit mehr Glücksritter als wirklich verdienſtvoller Staatsmann, der ſeine Stellung und ſeinen Einfluß ſeiner Verheirathung mit **Eleonore Chriſtine**, der Lieblingstochter des Königs, zu verdanken hatte, während **Oxenſtierna** Alles durch ſich ſelbſt geworden war.

dagegen mit Händen und Füßen und begehrte laut dem Speier'ſchen Vertrage gänzliche Zollfreiheit. Chriſtian IV. mußte nach langem Sträuben endlich doch in den ſauerſten aller Aepfel beißen und den Schweden freie Fahrt durch den Sund einräumen.

Der zweite Punkt, der die Wiedererſtattung der ſich gegenſeitig weggenommenen Provinzen betraf, ſtieß auf nicht minder harte Schwierigkeiten. Schweden, geſtützt auf den Beiſtand Hollands, verlangte von Dänemark Jemteland, Herjedalen, die Inſeln Oeſel und Gothland für immer und Halland auf 25 Jahre zurück. Es war ein Meiſterſtück der franzöſiſchen Diplomatie, daß König Chriſtian ſich nach monatlangem Sträuben endlich doch bewegen ließ, auch in dieſen nicht minder ſauern Apfel einzubeißen. Der Hauptgrund ſeiner Nachgiebigkeit lag ſicherlich nicht in einem Mangel an Muthe, den er bei jeder Gelegenheit ſo glänzend bewieſen hatte, ſondern an ſeinem vorgerückten Alter. Es waren die Jahre gekommen, in denen auch ein Held, wie er, ſich endlich nach Ruhe ſehnt.

Coignet's Vermittelung hatte es dahin gebracht, daß am 13. Juli 1645 der Friede zwiſchen Dänemark und Schweden glücklich zu Stande kam und von den Bevollmächtigten unterzeichnet ward.

Am 13. Auguſt wurde zu Chriſtianopel auch mit Holland ein Friede geſchloſſen, laut welchem Dänemark ſich verpflichten mußte, den Sundzoll zu ermäßigen und einen neuen Tarif zu erlaſſen, welcher vierzig Jahre Gültigkeit behalten, und daß nach Ablauf dieſes Termines der alte Tarif, wie er zur Zeit des Speier'ſchen Vertrages beſtanden habe, wieder eingeführt werden ſollte. Dieſer für Holland nicht minder günſtige Friede als jener zu Brömſebroe für Schweden, ward däniſcher Seits von den vier obengenannten Bevollmächtigten, holländiſcher Seits von Jacob de Witt, Gerhard Skaep, Albert Sneek und Joachim Andreas vollzogen.

Nach dem Frieden zu Brömſebroe wurden von Dänemark und Schweden Bevollmächtigte zur Grenzregulirung zwiſchen Holland und Schweden ernannt. Die däniſchen Commiſſare waren Chriſtopher Ulfeld, Niels Krag und Iver Krabbe; die ſchwediſchen waren Svendt Bäät, Otto Sperling und Iſrael Iſraelſen. Letztern hatte die erſt kurz vorher mündig gewordene Königin Chriſtine unter dem Namen Lagerfeld in den Adelſtand erhoben.

So ſchloß der däniſch-ſchwediſche und dritte große Krieg, welchen der vierte Chriſtian während ſeiner mehr als fünfzigjährigen Regierung geführt zum Nachtheile deſſen, der ihn, aufgeſtachelt vom Kaiſer, muthwillig begonnen hatte. „Justus Jehova Judex.“

## Zwölftes Kapitel.

Tod des Kronprinzen. – Seine Leiche wird nach Kopenhagen gebracht. – Chriſtian der Vierte ſtirbt. – Seine Perſönlichkeit. – Ueberſicht der Päbſte, Kaiſer und Könige u ſ. w., die er überlebt hat.

Eine der härteſten Prüfungen, die das Schickſal über Chriſtian IV. am Abende ſeines vielbewegten Lebens verhängt hatte, war die Krankheit und das Ableben ſeines erſtgeborenen Sohnes und vermeintlichen Thronfolgers, Chriſtian's V., der, im Winter 1646 erkrankend, im Frühlinge des folgenden Jahres auf den Rath der Aerzte eine Kur in Karlsbad gebrauchen ſollte.

Am 8. Mai 1647 verließ er in Begleitung ſeiner Gemahlin, Magdalena Sibylla von Sachſen, ſeine Reſidenz Nykiöping in Falſter *) und trat ſeine Reiſe nach Deutſchland an. Am 28. traf er in der Reſidenz ſeines churfürſtlichen Schwiegervaters ein. Nachdem er drei Tage am Hofe zu Dresden verweilt hatte, ſetzte er ſeine Reiſe nach Karlsbad fort.

---

*) Nach dem am 4. October 1631 erfolgten Tode der Königin-Wittwe Sophia wurden ihm Falſter und Lolland als Apanage eingeräumt.

Aber nicht weit hinter Dresden überfiel ihn im Wagen eine ſolche Schwäche, daß er nach dem nahegelegenen churfürſtlichen Schloſſe Körbitz gebracht und Abraham Jakob von Plato nach Dresden geſchickt ward, um dem Churfürſten die Erkrankung ſeines Schwiegerſohnes anzuzeigen

Wenige Stunden ſpäter traf Johann Georg mit ſeiner Gemahlin ein. Beide verweilten daſelbſt bis zum Tode des Prinzen, der in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni, vierundvierzig Jahre alt, in den Armen ſeiner Gemahlin an den Folgen des Säuferwahnſinns ſtarb.

Sein Tod wurde ziemlich allgemein betrauert. Denn ſeine Hinneigung zum Genuſſe geiſtiger Getränke abgerechnet, galt er für fromm, mild und zugänglich für Jeden, der ſeiner Hülfe bedurfte. Außerdem wird ſeine Bildung*) und ſeine ſtaatsmänniſche Erfahrung gerühmt.

Am 30. Auguſt ward die irdiſche Hülle des Prinzen von einem zahlreichen aus der Crême des däniſchen

---

*) Chriſtian's V. erſter Lehrer war Magiſter Nicolaus Georgi, früher Rector an der Schule zu Soröe, der ihn vor Allem in den fremden Sprachen, in der Geſchichte und Mathematik unterrichtete. In ſpätern Jahren wurde des Prinzen geiſtige Ausbildung von Chriſtian Friis und Chriſtian Thomeſen Seheſtedt (die ſpäter Kanzler waren) und vom Könige ſelbſt geleitet. Außer einer großen Fertigkeit im Franzöſiſchen, ſprach er auch eben ſo geläufig Deutſch als Lateiniſch.

Adels beſtehenden Gefolge von Körbitz nach Dresden abgeführt, von dort aus der Sophienkirche auf ein Elbſchiff gebracht und von den drei Söhnen des Churfürſten, von zwei Grafen von Solms und von dem böhmiſchen Grafen Rudolph Kinsky begleitet. An der Spitze der Dänen, welche die prinzliche Leiche nach Kopenhagen zurückbrachten, befand ſich der deutſche Kanzler Detlef Reventlow und Malthe Juel.

Am 12. September langten ſie beim Zollenſpiker an der Elbe an und begaben ſich von hier zu Lande durch Holſtein nach Heiligenhaven, wo zwei königliche Schiffe in Bereitſchaft lagen, ſie nach Kopenhagen zu bringen. Hier trafen ſie am 25. September ein.

Der alte Vater empfing die Leiche ſeines Sohnes mit bittern Thränen und befahl den Sarg zu öffnen, um an den Zügen ſeines Lieblings ſeinen Schmerz zu weiden.

Tags darauf erließ er den Befehl, daß während der Trauerzeit im ganzen Reiche Muſik und Tanz eingeſtellt wurden. Die Geiſtlichen durften während der Trauer keine Stiefel und die Studenten der Kopenhagener Univerſität keine Sporen tragen.

Erſt am 8. November wurden in der Frauenkirche die Exequien gefeiert, wobei Doctor Caſpar Brochmand eine lateiniſche *) und der königliche Hofprediger

---

*) Oratio funebris in obitum Christiani V., regis electi etc. Hafn. 1647. 4.

Doctor Laurids Jacobſoen eine däniſche**) Leichenpredigt hielt.

Zwanzig Tage ſpäter erließ der König ein Manifeſt an die Stände des Reiches, worin er ſie aufforderte, daß ſie, da ſein erſtgeborener Sohn, dem ſie im Jahre 1610 gehuldigt hatten, geſtorben ſei, am 17. April 1648 zuſammentreten möchten, um ſeinen zweitgeborenen Sohn, Herzog Friedrich, den bisherigen Biſchof zu Bremen und Verden, zu ihrem künftigen Könige zu erwählen.

Chriſtian IV. aber erlebte den Tag dieſer Verſammlung nicht. Das alte Vaterherz hatte durch den Tod ſeines Lieblingsſohnes eine Wunde erhalten, an der ſein eigenes Leben ſchneller verblutete, als der König ſelbſt es erwartet hatte.

Chriſtian IV. ſtarb am 28. Februar 1648 im Schloß Roſenburg in einem kleinen Zimmer, das, ganz in demſelben Zuſtande erhalten, noch heutzutage den In- und Ausländern gezeigt wird. — Gegen ein Uhr (es war ein Sonntag) ließ der König ſeinen Hofprediger Jacobſoen ans Krankenlager rufen. Er reichte ihm die Hand und ſprach:

— Hier liege ich ein Gefangener Gottes.

Als der Hofprediger ihn ermahnte, an den Verheißungen des Erlöſers feſtzuhalten, erwiderte Seine Majeſtät auf Lateiniſch: Ne dubites! und ſetzte dann ſofort auf Deutſch hinzu: Zweiſle nicht daran! Dann reichte er ihm noch einmal die Hand und ſagte: Nun gilt es!

---

*) Ligpraediken over Christian V, Kjobenh. 1647. 8.

Vom Kanzler Chriſtian Thomeſen Seheſtedt erinnert, das Abendmahl zu nehmen, erklärte er ſich ſofort bereit dazu.

Sanft entſchlief er dann gegen fünf Uhr Abends in einem Alter von faſt einundſiebenzig Jahren und — in der Furcht des Herrn.

Ohne Rückhalt unterſchreiben wir das Lob, das nicht nur Holberg, ſondern jeder däniſche und ausländiſche Geſchichtsſchreiber den großen Eigenſchaften dieſes Fürſten ertheilen, der, wie der Erſtere richtig bemerkt, wenn gleich nicht der glücklichſte, doch zweifelsohne einer der größten Souveräne Dänemarks geweſen iſt: ein eben ſo tapferer Soldat als muthiger Feldherr, ein eben ſo erleuchteter Staatsmann als ruhmgekrönter Bürger des Staats, der bis in ſein hohes Alter hinein wach- und arbeitſam geblieben war und nicht, wie mancher Andere, den größten Theil ſeines geſalbten Daſeins ruhmlos verſchlafen hat.

Der franzöſiſche Geſandte, Baron de Courmesvin,*) der den König im Jahre 1629 geſehen hatte, ſchildert deſſen Perſönlichkeit wie folgt:

„König Chriſtian hat einen großen Leib, ein langes, fettes Angeſicht, braune Augen, eine große Naſe**) und eine impoſante Figur. Er iſt Soldat, ja mehr als Soldat: er iſt ein Held im wahrſten Sinne des Worts.“

---

*) Ambassade de Courmesvin, page 146.

**) Einer der königlichen Beichtväter, Peder Winſtrup, berichtet, Chriſtian habe eine krumme Naſe gehabt.

Charles Ogier, der die Ehre gehabt hatte, dem Könige im Jahre 1634 vorgeſtellt zu werden, ſchildert ihn in ſeinem Tagebuche, Seite 54, folgendergeſtalt:

„Hann pro sua erga nos humanitate laudem Rex Daniae meretur, ut profiteamur palam, illum tam ex propriae personae dignitate, quam ex Regiae dignitatis Majestate, superare universos. Procerae quippe est staturae, quae sua mole non laborat, formosi vultus, nisi quod illi olim sclopeti ictus duos dentes excussit, quorum defectus nec illum deformat, sed vivo perpetuoque monumento virtutis suae oblivisci non sinit. Caeterum tantem alacritatis, tametsi quinquagesimum septimum aetatis annum tunc superaret, ut omnibus quem corporis exercitatione fiunt, muneribus obeundis, imprimis idoneus sit, quod etiam quotidiano experimento, quandiu Hafniae fuimus, nobis exhibuit; nimirum qui hora tertia surgat, quinta, equitatione et cursibus ad annulum se quotidie exerceat cum Principibus filiis, qui et ipsi summae fortitudinis et industriae sunt, ita ut illi cum Aulicis, depositis pignoribus, certent“ *).

Chriſtian wußte ſeine guten Eigenſchaften und vor Allem ſeine große Erfahrung ſelbſt ſehr gut zu

---

*) Auch andere Geſchichtsſchreiber berichten, daß Chriſtian IV. allmorgendlich ſchon um 3 Uhr aufgeſtanden und vielleicht ſchon darum, ſelbſt im Alter noch, ſo friſch und munter geblieben ſei, weil er ſich faſt täglich in Ritterſpielen und andern Leibesbewegungen geübt hatte.

würdigen, denn wenn ſeine jüngern Räthe ſich bisweilen klüger dünkten, als der alte König, pflegte er ihnen lächelnd zu erwidern:

— Das, was Du mir ratheſt, iſt etwas, was ich ſchon mit Deinem Großvater überlegt habe.

Auf allen Bildern, die wir von dieſem Fürſten geſehen und unter welchen das von Carl van Mander gemalte und von J. M. Preisler geſtochene Portrait als eines der ähnlichſten bezeichnet wird, iſt Chriſtian IV. mit einem großen, zierlich geflochtenen Haarzopfe abgebildet, der von der linken Backe bis weit über den Halskragen herabhängt, eine ganz eigenthümliche Mode, die ihm bei aller Ehrwürdigkeit ſeines beſchnurrbarteten Antlitzes etwas Ridicules verleiht. Auf allen Bildern trägt er den Elephanten-Orden, deſſen Statuten er erneuert und auf welchen er an Stelle des Namens Jehova ſeine eigene Namens-Chiffre C. 4. anbringen ließ.

Chriſtian IV., der zweiundfünfzig Jahre hindurch eine Zierde des däniſchen Thrones geweſen war, hat von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Tode (1577—1648) **einhundertachtundfünfzig** gekrönte Regierungs-Häupter er- und theilweiſe überlebt und zwar: 10 Päpſte, 4 deutſche Kaiſer, 7 Czaren von Rußland, 7 türkiſche Sultane, 4 Könige von Frankreich, 3 Könige von England, 3 Könige von Spanien, 4 Könige von Portugal, 5 Könige von Schweden, 3 Könige von Polen, 3 Churfürſten von Sachſen, 5 Churfürſten von Brandenburg, 5 Churfürſten von der Pfalz, einen Churfürſten von Bayern (Maximilian I.), 3 Churfürſten von Köln, 7 Churfürſten von Mainz, 4 Churfürſten von Trier, 3 Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, 5 Herzoge von Mecklenburg, 6 Herzoge von Pommern, 4 Landgrafen von Heſſen, 5 Herzoge von Savoyen, 4 Großherzoge von Toskana, einen Herzog von Ferrara (Alphons II.), 4 Herzoge von Modena, 16 Dogen von Venedig und 38 Dogen von Genua*).

Acht Monate nach dem Tode Chriſtian's IV. ward (am 24. Oktober) auf dem Rathhauſe zu Osnabrück der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, mit welchem der dreißigjährige Religionskrieg, unſeligen Andenkens, ſeine Endſchaft erreichte.

---

*) Letztere Zahl darf Niemanden überraſchen, da nach der genueſiſchen Verfaſſung jeder Doge nur auf zwei Jahre gewählt werden durfte.

# Sechſtes Buch.

## Friedrich III.

(1609 — 1648 — 1670.)

## Dreizehntes Kapitel.

Friedrichs des Dritten Geburt und Jugendjahre. — Seine Erhebung zum Erzbiſchofe zu Bremen. — Seine Liaiſon mit . . . . — Eine Frucht dieſer Verbindung. — Seine Vermählung mit Sophia Amalia. — Seine Erwählung zum Könige von Dänemark. — Die von ihm ausgeſtellte Handveſte. — Seine Krönung. — Er creirt 33 Elephanten-Ritter. — Liſte derſelben. — Geſchichte des Danebrog-Ordens. — Friedrichs Deviſe.

Friedrich III., der dritte Sohn des vierten Chriſtian's und der brandenburgiſchen Anna Katharina, wurde am 18. März 1609 zu Hadersleben geboren. — Drei Jahre alt, verlor er ſeine Mutter, die mit der zärtlichſten Liebe an ihren Kindern hing.

Herangewachſen, kam Prinz Friedrich mit ſeinem jüngern Bruder, Ulrich, nach Sorõe, um ſich auf der dortigen Ritterakademie auszubilden.

Der beiden Prinzen beigegebene Inſtructor war Dr. Hans Burchard, von deſſen nähern Lebensumſtänden uns nichts bekannt iſt. Wir wiſſen nur, daß er von Geburt ein Holſteiner war.

Beide Brüder wurden, nachdem ſie in Sorõe den erſten Grundſtein zu ihrer Bildung gelegt hatten, vom

Könige auf Reiſen nach Holland, Brabant und Flandern geſchickt, um ſich in der Marine und in den Kriegswiſſenſchaften, die dort einen bedeutenden Höhepunkt erreicht hatten, auszubilden.

Von Belgien begaben ſie ſich nach Frankreich, wo ſie am Hofe Ludwig's XIII. und der galanten Anna von Oeſterreich eine mehr als freundliche Aufnahme fanden.

Während ihres Aufenthaltes in Paris beſuchten ſie — incognito — die Abtei Sanct-Denis, die Grabesſtätte der allerchriſtlichſten Könige und das Tabernakel ihrer Reichskleinodien. — Einer der Mönche, der ſie umherführte, ſoll, ob er gleich ſie nicht gekannt, dem Prinzen Friedrich prophezeiht haben, daß er vom Schickſal berufen ſei, eine Krone zu tragen.

— Souvenez-vous, Sire, ſagte der Mönch, que je suis le premier qui vous félicite d'une couronne.

Von Paris begaben ſich beide Brüder nach Orleans und von dort nach Anjou, in der Abſicht, durch das ſüdliche Frankreich nach Italien zu gehen. Aber die Furcht vor der Peſt, die in mehreren Städten Ober-Italiens graſſirte und tagtäglich neue Opfer verlangte, trieb die jungen Herren nach Dänemark zurück.

Prinz Friedrich war fünfundzwanzig Jahre alt, als er ſich (1634) nach dem Ableben des Erzbiſchofs von Bremen, Johann Friedrich von Schleswig, zu deſſen Nachfolger erwählt ſah und Bremen ſowohl als Verden in Beſitz nahm.

Der junge Erzbiſchof führte ein ſehr weltliches Leben. Der Hang der Oldenburger Race zum weiblichen Geſchlechte verläugnete ſich auch im Leben des Sohnes Chriſtian's IV. nicht

Der hochehrwürdigſte Herr hielt ſich, wie jener Biſchof von Eutin, mehrere Frauen, mit welchen er ſich die Zeit ſo angenehm als möglich zu kürzen ſuchte. Außerdem liebte er eine gute Tafel und war weniger eitel auf ſeine geiſtliche Würde, als auf die Schätze ſeines mit beſonderer Sorgfalt gepflegten und gehegten Weinkellers. Mit Freuden hätte der Lebemann (wäre es ſchicklich geweſen!) ſeine Reſidenz vom erzbiſchöflichen Palaſte nach dem Rathhauskeller verlegt, in welchem ſchon damals die hochgefeierte Roſe und die zwölf Apoſtel*) die große, heilbringende Lehre König Davids, des Pſalmenſängers und Harfenſpielers, predigten: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz."

Zu der Zeit, als Herzog Friedrich noch Erzbiſchof von Bremen und Biſchof von Verden war, gebar ihm eine ſeiner vielen Kebsfrauen, deren Namen uns leider unbekannt iſt, ein Söhnlein, das am 4. Juni 1638 das Licht der Welt erblickte und in der Taufe den Namen Ulrich Friedrich Gyldenloew erhielt.**)

---

*) Die Roſe heißt jene Kellerabtheilung, in welcher ſeit 1624 der älteſte und allerfeinſte Rheinwein aufbewahrt wird und die zwölf Apoſtel ſind eben ſoviel ehrwürdige Stückfäſſer, angefüllt mit dem herrlichſten Hochheimer und Rüdesheimer. Diese Keller wurden unter dem Erzbiſchof Johann Friedrich, dem Vorgänger Friedrich's von Dänemark, angelegt.

**) Dieſer natürliche Sohn Friedrich's III, nach der Thronbeſteigung des Vaters zum Grafen von Laurwig und

Seine Liaiſons mit verſchiedenen Schönheiten hinderten ihn nicht, ſich nebenbei auch ernſtlich zu verheirathen. Am 18. October 1643 vermählte er ſich zu Glückſtadt mit Sophia Amalia, Tochter des Herzogs Georg von Braunſchweig-Lüneburg.

Friedrich's Gemahlin (geb. am 24. März 1628) war neunzehn Jahre jünger als ihr damals ſchon ziemlich abgelebter Gatte. Sie war ſchön, aber auch eben ſo ehrgeizig und herrſchſüchtig als ihre Mutter (Anna Eleonore), aber weniger wankelmüthig und veränderlich als ihr Vater, der, abwechſelnd der katholiſchen Ligue und der proteſtantiſchen Union angehörend, am 2. April 1641, als Kriegsoberſter des niederſächſiſchen Kreiſes im ſchwediſchen Lager vor Wolfenbüttel geſtorben war.*)

Erzbiſchof Friedrich reſidirte in Bremen bis 1644, in welchem Jahre ihn die Schweden aus ſeinem Beſitzthume hinausjagten und ſowohl Bremen als Verden beſetzten, die ſpäter, in Folge des weſtphäliſchen Friedens, als Kriegsentſchädigung der ſchwediſchen Krone anheimfielen.

---

Jarlsberg ernannt, wurde unter Chriſtian V., der ſein Halbbruder war, Statthalter und Vice-König in Norwegen. Die Geſchichte dieſes Gyldenlöw, der noch ausſchweifender als ſein Herr Vater war, wird im dritten Bande unſeres Werkes erzählt werden.

*) Dieſer Georg von Braunſchweig-Lüneburg iſt, nebenher erwähnt, Stammvater der hannöver'ſchen Dynaſtie. Seine Gemahlin, Anna Eleonore, war eine Tochter Ludwig's V. von Heſſen-Darmſtadt. Sie ſtarb 1659.

Der ermittirte Erzbiſchof Herzog Friedrich kehrte mit ſeiner Gemahlin an den Hof ſeines königlichen Vaters zurück.

Am 15. April 1646 wurde Sophia Amalia von einem Prinzen entbunden, der ſo ſtark war, daß der faſt ſiebenzigjährige Großvater, König Chriſtian IV., welcher ihn über die Taufe hielt, ihn beinahe fallen ließ, weil dieſer Knabe ſchwer zu halten war. — „Wenn Du einſt, (ſagte der König zu ſeinem Enkel,) die Schweden ſo zu drücken vermagſt, als Du jetzt meinen Arm gedrückt haſt, dann wird es ihnen übel ergehen.“ Dieſe Aeußerung beweiſt, daß Chriſtian IV. trotz des zu Brömſebroe geſchloſſenen Friedens ein ſtiller Feind der Schweden geblieben war.

Am 2. Juni 1647 ſtarb Friedrich's älterer Bruder, Chriſtian, und durch das Ableben deſſelben eröffnete ſich für Friedrich die nahe Ausſicht auf die Erfüllung der Weiſſagung jenes Mönches von Saint-Denis, der ihm eine Krone prophezeiht haben ſoll.

Gleich nach dem Tode Chriſtian's IV. ſchritt man zu einer neuen Königswahl. Bis dahin hatte der Adel ſich das Recht angemaßt, den neuen König zu wählen; die andern Stände des Reiches hatten dabei nichts Anderes zu thun, als der vom Adel vorgenommenen Wahl ihre Einwilligung zu ertheilen. Jetzt aber wollten die andern Stände ſich dabei nicht blos paſſiv verhalten, ſondern ſelber mitwählen, weil es ruchbar geworden war, daß die adeligen Reichsräthe geſonnen ſeien, den Prinzen Friedrich von der Thronfolge auszuſchließen und einen König aus ihrer Mitte auf den erledigten Thron zu ſetzen. Man hegte ziemlich allgemein den Verdacht, daß Corfiz Ulfeld, der Schwiegerſohn des verſtorbenen Königs, nach der Krone trachte, was aber er ſelbſt und ſeine Anhänger für Verläumdung erklärten.

Während des dreimonatlichen Interregnums wurde Dänemark von den vier höchſten Spitzen des Reichsraths, dem Reichshofmeiſter Corfiz Ulfeld, dem königlichen Kanzler Chriſtian Thomeſen Seheſtedt, dem Reichsmarſchall Anders Bilde und dem Reichsadmiral Ove Giedde verwaltet.

Als endlich im April, berichtet Holberg, die Stände im großen Saale auf dem Schloſſe verſammelt waren, hielt der Kanzler eine Rede des Inhalts: „Daß Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft denjenigen annehmen ſollten, welchen der Reichsrath zum Könige erwählen würde."

Der Erſte, der dagegen feierlich Proteſt einzulegen wagte, war der Rector der Kopenhagener Univerſität, Doctor Laurids Scavenius. Dieſer erklärte im Namen der ſämmtlichen Stände: „Der verſtorbene König habe ſie Alle einberufen, um gemeinſchaftlich zu berathen, wer nach ſeinem Tode zu ſeinem Nachfolger erwählt werden ſollte, daher auch die nicht-adeligen Stände ſich berechtigt halten, mitzuwählen und ſich keineswegs verpflichtet fühlen, blos Jenen anzuerkennen, welchen der Reichsrath zu wählen für gut finde.

Dieſe feierliche Einſprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Adel wagte es nicht, die beiden andern Stände von der Wahl auszuſchließen.

Friedrich III., einſtimmig zum Nachfolger ſeines Vaters gewählt, nahm am 6. Juli 1648 die Huldigung der vereinigten Stände entgegen. Am 26. November ward er in der Frauenkirche gekrönt. Der Biſchof von Seeland, Doctor Caſpar Brochmand, begrüßte ihn mit einer lateiniſchen Rede. Dann trat der Kanzler hervor mit der feierlichen Erklärung: alle Männer in beiden Reichen und Landen (Dänemark und Norwegen) haben nach gemeinſamem Rath einſtimmig Friedrich III. als König erwählt und anerkannt *). Hierauf mußte der König die von ihm ausgeſtellte Handveſte oder Capitulation, die von dem Reichshofmeiſter abgeleſen wurde, feierlich beeidigen. Dann ſetzte der Biſchof dem Könige die Krone aufs Haupt; dann traten die Reichsräthe hinzu und legten ihre Hände auf Haupt und Krone des Königs und gelobten ihm Treue und Gehorſam.

Am folgenden Tage wurde die Königin gekrönt.

Am Tage der Krönung creirte Friedrich III., um ſich Jenen, die ihn gewählt hatten, erkenntlich zu erweiſen, nicht weniger als dreiunddreißig Elephanten-Ordens-Ritter.

Wir theilen die Liſte derſelben ſchon aus dem Grunde mit, weil ſie einen Einblick in Dänemarks

---

*) Bei der Krönung Chriſtian's IV hieß es blos: Dänemarks geſammter Reichsrath hat Chriſtian zum König erwählt und ihn als ſolchen anerkannt.

Adels- und Beamtenthum gewährt. Jene 33 Auserwählten waren Folgende:

1) **Anders Bill** auf Damsboe, Reichsrath und Beſehlshaber auf Weſtervig. (Er fiel 1657 bei der Erſtürmung der Feſtung Fridericia).

2) **Ove Giedde** auf Tommerup, Reichsrath, Reichsadmiral und Beſehlshaber auf Bratsborg (geboren am 7. December 1594, geſtorben am 19. December 1660.)

3) **Hannibal Seheſtedt** auf Tyeberg. (Seine Perſonalien haben wir Seite 95 mitgetheilt.)

4) **Gregers Krabbe** auf Torſtelund und Enggaard, Reichsrath und Statthalter in Norwegen, Beſehlshaber über Aggerhuus-Lehn (geb. am 12. Januar 1594, geſt. am 21. December 1655.)

5) **Hans Lindenow** auf Ivernaes. (Er war einer der Schwiegerſöhne des verſtorbenen Königs. Das Nähere über ihn befindet ſich auf Seite 94).

6) **Iver Wind** auf Norholm und Grundet, Reichsrath und Beſehlshaber auf Ducholms-Kloſter (geb. am 1. Juni 1590, geſt. am 17. Februar 1658.)

7) **Niels Trolle** auf Troldholm und Gaunöe, Reichs-Vice-Admiral und Beſehlshaber auf Roeskilde, ſpäter Statthalter in Norwegen und Gouverneur auf Aggerhuus-Schloß (geb. am 20. December 1599, geſt. am 20. September 1667.)

8) **Jürgen Jacobſen Wind** auf Grundet und Gundeſtrup, Reichsrath und Admiral (geb. am 7. Juli 1593, geſt. am 17. Juli 1664.)

9) **Chriſtian von Rantzau**, Herr auf Breitenburg, Lindewitt, Neuendorf, Alt-Rantzau und Cor-

büll, Geheimer Reichs- und Landrath, Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, Präſident im Staatsrath, Gouverneur und Amtmann auf Steinburg und in Süd-Dithmarſen, und endlich däniſcher Premierminiſter (geb. auf Schloß Haderſleben am 31. Juli 1614, g.ſt. zu Kopenhagen am 8. November 1663.)*)

10) **Heinrich Blome** auf Farve, Hagen und Neversdorff, holſtein'ſcher Rath und däniſcher Geheimer Rath (geb. 1599, geſt. 1676.)

11) **Falck Lykke** auf Viersnaes, Obriſt und Befehlshaber des Sanct-Peter-Kloſters zu Lund.

12) **Henning Walkendorf** auf Glorup, Befehlshaber auf Sanct-Hans-Kloſter in Odenſe (geſtorben 1658.)

13) **Holger Roſenkrantz** auf Fröllinge und Derup, Befehlshaber auf Gulland.

14) **Wenzel Rotkirch** auf Krogsgaard, früher Stallmeiſter König **Chriſtian's** IV. und Befehlshaber auf Schloß Antvorſkov (geſt. am 5. Mai 1655.)**).

---

*) Dieſer **Chriſtian von Rantzau**, einer der berühmteſten ſeines Geſchlechts, ein Enkel des gelehrten **Heinrich** von **Rantzau**, erhielt die deutſche Reichsgrafenwürde mit dem Rechte, Adelſtand zu verleihen, Univerſitäten zu gründen, Ritterorden zu ſtiften, Münzen zu ſchlagen u.ſ.w. Später ging er zur katholiſchen Kirche über, vermählte ſich mit der Prinzeſſin **Hedwig Dorothea** von Schleswig-Holſtein, wurde kaiſerlicher Kämmerer und Reichshofrath und war 1657 einer derthätigſten Factoren bei der Kaiſerwahl **Leopold's** I.

**) Es war der Nämliche, der den König nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge nach Wolfenbüttel begleitet hatte. Vergl. Erik Pontoppidan, Ligpraediken over Wenzel Rothkirch, Soroe 1656. 4.

15) Knud Ulfeld auf Svendſtrup, General der Schonen'ſchen Infanterie und Befehlshaber auf Schloß Landskrona. (Auch er fiel 1657 bei der Erſtürmung von Friedericia.)

16) Axel Urup auf Belteberg, Oberſt und Gouverneur von Chriſtianopel, ſpäter Geheimer Rath und Feldmarſchall (geboren am 13. September 1601, geſt. am 14. März 1671.) *).

17) Friedrich von Buchwald auf Neergaard, General-Major der Cavallerie. **).

18) Mogens Sebeſtedt auf Holmsgaard, Befehlshaber zu Bövlinge (geb. am 13. September 1568, geſt. am 15. Februar 1657.)

19) Heinrich von Ranzau, holſtein'ſcher Rath.

20) Heinrich von Ahlefeldt, auf Lehmkuhlen, Heiligenſtedten und Meelbeck (geb. 1592, geſt. 1663?)

21) Sigward Urne auf Raarup, Reichsrath, Stallmeiſter des Königs und Gouverneur auf Draxholm-Schloß (geb. am 11. April 1603, geſt. am 16. Februar 1676.)

---

*) Im Jahre 1647 wurde ihm von Chriſtian IV. die neue Befeſtigung Kopenhagens anvertraut. — Von Friedrich III. mit gleicher Miſſion betraut, bediente er ſich (1652) des Ingenieurs Peter Iſers. Im Jahre 1658 waren Axel Urup und Peter Reetz die Bevollmächtigten, die mit den ſchwediſchen Abgeordneten, Cojet und Steen Bielke den Roeskilder Frieden abſchloſſen.

**) Irren wir nicht, dann iſt dies derſelbe Buchwald, welcher 1660 als däniſcher Geſandter nach Holland ging.

22) Jens Hoeg auf Wang, Landrichter auf Gulland und Befehlshaber auf Stiernholm (geb. 1591, geſt. am 10. December 1648.)

23) Iver Tageſen Krabbe auf Jordbierg, Gouverneur von Bahuus.

24) Flemming Ulfeld auf Urebyegaard — ein jüngerer Bruder des Reichshofmeiſters Corfiz Ulfeld — Lehnsmann des Kloſters Halſted in Lolland (geb. 1607, geſt. 1656.)

25) Franz Pogwiſch, holſtein'ſcher Rath.

26) Ebbe Chriſtopherſen Ulfeld auf Ovesholm, erſt Hauptmann in Chriſtianſand, dann 1648 Statthalter auf Oeſel und Hauptmann auf Bornholm *).

27) Ebbe Jacobſen Ulfeld auf Urup, Oberſt und Gouverneur auf Skivehuus (geb. 1610, geſt. 1654). Auch er war ein jüngerer Bruder des Reichshofmeiſters.

28) Joachim von Gersdorf auf Turbynholm in Schonen, Reichsrath, Hofmeiſter und Präſident im Reichscollegium (geb. 1611, geſt. am 19. April 1661.) **).

---

*) Er trat ſpäter in ſchwediſche Dienſte und ſtarb als General-Lieutenant im Jahre 1652 zu Stockholm.

**) Im Jahre 1658 wurde er mit dem Reichsrathe Chriſtian Scheel als Friedensbevollmächtigter an Karl X. Guſtav König von Schweden geſchickt. — Gleich nach Einführung der Souveränetät wurde er von Friedrich III. zum Reichsdroſt oder Reichsſtatthalter ernannt, eine Charge, die mit dem Maire du palais in Frankreich auf faſt gleicher Linie ſtand.

29) Niels Krabbe auf Skiellinge, Oberſt-Lieutenant und Hofmarſchall (geb. am 4. April 1604, geſt. am 16. April 1663.)

30) Steen Bille auf Oerum und Kiersgaard, Befehlshaber auf Schloß Koldinghuus (geb. am 6. März 1606, geſt. am 12. October 1672.)

31) Heinrich Ottenſee Lindenow auf Owitzkloſter, Gouverneur von Chriſtianſtadt und ſpäter Stiftsamtmann von Fünen.

32) Henrick Bielke auf Ellinggaard, Naerbyeholm, Bavelſe und Edelgave, Reichsrath, ſpäter Reichsadmiral und Geheimer Rath (geb. am 13. Januar 1615, geſt. am 19. März 1683.)

33) Chriſtian Friis auf Kragerup und Lundbyegaard, ſpäter General-Feldzeugmeiſter (geb. am 4. November 1581, geſt. am 10. October 1659.)*).

Keiner von allen Vorgängern Friedrichs III. zeigte ſich ſo verſchwenderiſch in Ordens- und Titel-Vertheilungen als der Sohn Chriſtian's IV. Während ſeiner zwanzigjährigen Regierung ertheilte er nicht weniger als 532 hohe Titel und verlieh im Ganzen nicht weniger als 49 blaue **) und 119 weiße

---

*) Nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen Kanzler Chriſtian's IV., welcher am 1. December 1639 geſtorben iſt.

**) Allen irrt ſich, wenn er die Zahl der von Friedrich III verliehenen blauen Bänder nur auf 38 angiebt, da die officielle Ordens-Matrikel 49 deren aufweiſ't.

Ordens-Bänder[*]. Außerdem erhob er vierzehn ſeiner Günſtlinge in den Grafen- und Freiherren- und vierundſiebenzig in den Ritterſtand. Friedrich III. war der erſte König Dänemarks, der mit derlei billigen Cadeaux oft die kleinſten Gefälligkeiten eben ſo freigebig als die höchſten Verdienſte zu belohnen geruhte.

Der erſte deutſche Fürſt, der zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt wurde, war der ſächſiſche Churprinz und nachmalige Churfürſt Johann Georg

---

[*] Unter dem blauen Bande verſteht man den Elephanten-, unter dem weißen den Danebrog-Orden. Letzterer, älter als der Erſtere, wird als eine Schöpfung König Waldemar's II. betrachtet, der nach dem in Liefland geführten Kriege 35 Danebrogritter auf einmal creirt haben ſoll. Als Einer der erſten Ritter dieſes Ordens wird Abſalon Bällig genannt, der im Jahre 1231 ſtarb. Vergl. Thomas Bartholinus, Tractatus de ordine Danebrogae und Christian Wolfrom, Samling af Ridderne af Elephant- og Danebrogordenen fra 1660 til 1757, Kjoebh. 1757. 4. — O. J. Bjoern, Ny Samling over Ridderne af Elephant- og Danebrog-Ordenen fra 1660 til 1776, Kjoebnh. 1777. 8. und J. Sammes, Compendium über die jetzt lebenden Ritter vom Elephant- und Danebrog-Orden, Kopenh. 1762. 8.

Chriſtian V. erneuerte am 12. October 1671 die Statuten dieſes alten Ordens und ſetzte das Ordensfeſt für ewige Zeiten auf ſeinen Geburtstag (15. April) feſt. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes, weiß emaillirtes (früher mit eilf Edelſteinen beſetztes) Kreuz, das an einem weißen, rothgeränderten Bande getragen wird. Die Deviſe dieſes Ordens lautet „Tessera fidelium." — In neuerer Zeit genießt er weit weniger Anſehen, als in frühern Tagen.

III., der ſich am 9. October 1666 mit Anna Sophia, Tochter Friedrich's III., vermählte. Die Deviſe dieſes churfürſtlichen Elephantenträgers war „Johova vexillum meum.“ —

Unter den 74 Perſonen, welche Friedrich III. in den Adelſtand erhob, befanden ſich auch vier Profeſſoren und — einer ſeiner Küchenmeiſter.

Unter den Vierzehn, die von ihm gegraft und baroniſirt wurden, befand ſich obenan ſein natürlicher Sohn, Ulrich Friedrich Gyldenloew, den er zum Grafen von Laurwig und Jarlsberg ernannte. Die Geſchichte dieſes Grafen, der unter der Regierung ſeines Halbbruders Chriſtian V. eine ſo einflußreiche Rolle ſpielte, wird im dritten Bande Platz finden.

Der Wahlſpruch, den ſich Friedrich III., ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung, als Biſchof von Bremen zugelegt hatte, war jener des Kaiſers Maximilian I.:

Dominus providebit.

## Vierzehntes Kapitel.

Geſchichte des Reichshofmeiſters Corfiz Ulfeld und ſeiner Gemahlin Eleonore Chriſtine. — Georg Walter und Dina Winhofer. — Ein Scandal-Prozeß.

Der bedeutendſte und einflußreichſte Staatsmann zu Ende der Regierung Chriſtian's IV. und zu Anfange jener Friedrich's III. war der berühmte Reichshofmeiſter Corfiz Ulfeld auf Saltoe, geboren am 10. Juni 1606. Seine Vorfahren ſtammten aus Bayern. Sein Vater war der Reichskanzler Jakob Ulfeld auf Ulfeldsholm, Egeskow und Urup; ſeine Mutter war Frau Brigitte Brockenhuus.*)

---

*) Sie zeugten eilf Söhne und ſechs Töchter. Die Söhne waren:

1) Knud Ulfeld auf Hillerup in Fünen, Oberſchenk Chriſtian's IV. Seine erſte Frau war Anna Lykke, Wittwe Cay Rantzau's auf Rantzauholm. Ihre Ehe blieb kinderlos. Nach ihrem Tode vermählte ſich Knud mit Chriſtine von Lützow, welche als Ehrenfräulein mit der Kronprinzeſſin Magdalena Sibylla 1634 nach Kopenhagen kam. Mit ihr war er nur ſechs Wochen vermählt. In der Seeſchlacht bei Femern verletzte derſelbe Splitter,

Man wird ſich erinnern, daß Corfiz Ulfeld in dem Scheidungs-Prozeß, den Chriſtian IV. gegen Chriſtine Munk eingeleitet hatte, ein beredſamer

---

welcher ein Auge des Königs getroffen hatte, den Fuß ihres Gemahls, der ſich auf dem Krankenbette mit ihr trauen ließ. Knud Ulfeld ſtarb im Jahre 1634.

2) Jakob Ulfeld: er war Rittmeiſter und fiel im Kriege gegen den Kaiſer.

3) Johann Franz Ulfeld, der vom Kaiſer Ferdinand II. in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben ward. Verlobt mit Dorothea Daae, Tochter des Reichsadmirals Claes Daae, ſtarb er kurz vor der Hochzeit in Wien.

4) Peder Ulfeld, der mit fünf ſeiner Brüder auf Reiſen ins Ausland ging, ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr.

5) Lars Ulfeld, Herr auf Egeskow und Urup. Er heirathete die Braut ſeines Bruders Jakob, Sophia Rantzau, Tochter Gay Rantzau's und der Anna Lykke. — Chriſtian IV. ſchickte ihn als Geſandten an den Hof Jakob's I. von England. Er gehörte zu den Lieblingen Friedrich's III., der ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung mit Stiernholm belehnte. Er war ein eben ſo redlicher als gelehrter Mann, der auch nach dem Sturze ſeines Bruders Corfiz ſich in Friedrich's Gunſt erhielt. — Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin heirathete er Eliſabeth Barsberg, die ihm ſechs Söhne und zwei Töchter gebar.

6) Corfiz Ulfeld, deſſen glänzende Laufbahn und trauriges Ende den Inhalt dieſes Kapitels bildet.

7) Flemming Ulfeld, mit dem Kloſter Halsſted in Lolland belehnt und einer der 33, welchen Friedrich III. den Elephanten-Orden verlieh (Vergl. Seite 245). Seine erſte Gemahlin war Anna Eliſabeth von Greven, mit welcher er ſechs Kinder zeugte. Seine zweite Gemahlin war Anna Magdalena Kruſe, die ihm drei Kinder gebar.

8) Ebbe Ulfeld auf Egeskow, vermählt mit Mette Grubbe, deren Ehe kinderlos blieb.

Vertheidiger der Angeklagten geweſen war. Zur Belohnung der ihr geleiſteten Dienſte gab ihm die (1629) verſtoßene Gemahlin des Königs die Hand ihrer Lieb-

---

9) Eyler Ulfeld, früher däniſcher Geſandter in Madrid. Er wurde in der Schlacht bei Femern, an Bord der „Dreifaltigkeit" an der Seite des Königs und ſeines Bruders Knud von feindlicher Kugel getödtet. Er war mit Anna Scheſtedt, Tochter des Kanzlers Chriſtian Thomeſon, vermählt. Vergl. Jacob Matthiesen, Concio funebris in obitum E. Ulfeldii, Hafn. 1644. 4.

10) Mogens Ulfeld, geſtorben in Paris. (Dieſer Mogens iſt nicht mit jenem Mogens Ulfeld zu verwechſeln, welcher 1609, nachdem Peder Munk, Chriſtinen's Oheim, ſeinen Abſchied genommen hatte, von Chriſtian IV. zum Reichs-Admiral ernannt worden war.)

11) Ivge Ulfeld ſtarb ſehr jung im Hauſe ſeiner Eltern.

Die Töchter waren:

1) Anna Ulfeld, Gemahlin des Obriſten Paul Rammel, eines Bruders des Reichsraths und ehemaligen Hofmeiſters Chriſtian's IV.

2) Eliſabeth Ulfeld, vermählt mit dem Oberſten Caſpar Friis, dem ſie drei Söhne und ſieben Töchter gebar.

3) Katharina Ulfeld, Gemahlin des Kopenhagener Schloßcommandanten Oluf Brokkenhuus. Sie gebar ihm einen Sohn und zwei Töchter.

4) Dorothea Ulfeld ſtarb unvermählt im elterlichen Hauſe.

5) Brigitte Ulfeld, vermählt mit Otto Kruſe auf Egeholm, der ſie ſo ſehr mißhandelte, daß ſie ihm zweimal davonlief und in Holland als Magd gedient haben ſoll, was jedoch Viele bezweifeln wollen.

6) Maria Ulfeld, Gemahlin Axel Ahrenfeld's auf Bäsnäs, deſſen Perſonalien wir auf Seite 194 angegeben haben.

lingstochter Eleonore Chriſtine, die (geb. am 8. Juli 1621), während Chriſtian's IV. Aufenthalte in Deutſchland zu Leeuwarden am Hofe der Gräfin von Naſſau erzogen und vom alten Grafen von Thurn als „Amor et delicium generis humani“ geſchildert, in der That eben ſo ſchön als liebenswürdig, eben ſo unterrichtet als geiſtreich war.*)

Corfiz vermählte ſich mit ihr am 9. October 1636.**) Sie war damals fünfzehn Jahre und ihr Gemahl gerade doppelt ſo alt; aber trotz dieſes Unterſchieds des Alters liebte ſie ihn mit der ganzen Gluth ihres Herzens, mit dem ganzen Enthuſiasmus ihres Geiſtes, der in ihm ihren Gott verehrte. Eleonorens Ehe blieb, trotzdem, daß ihr Gemahl ſich nicht mit ihrer Liebe allein begnügt und nebenher noch manche andere Liaiſon gehabt haben ſoll, ohne Wolken, ungetrübt und glücklich von Anfang bis zu Ende. Sie gebar ihm zehn Kinder.

Im Jahre 1643 wurde ihr Gemahl von Chriſtian IV. zur höchſten Stellung im Staate, zur Würde des Reichshofmeiſters emporgehoben. Schon früher war er zum Gouverneur der Inſel Moen und am 4. October 1634 zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt worden.

---

*) Eleonore Chriſtine zählte erſt ſieben Jahre, als ſie am 18. Auguſt 1628 auf dem Schloſſe zu Kopenhagen mit Corfiz Ulfeld, damals Kammerjunker, verlobt worden war. In ihrem zwölften Lebensjahre bewarb ſich (am 30. September 1634) Franz Albrecht, Fürſt von Sachſen-Lauenburg, um ihre Hand, erhielt aber nichts als einen Korb!

**) Chriſtian IV. ſchenkte dem Brautpaare am Tage der Hochzeit viele Edelſteine, prächtiges Hausgeräthe und den Edelhof Jebſtrup.

Bis zum 1. April 1637 lebte Ulfeld mit ſeiner Gemahlin auf der Inſel Moen und kehrte erſt dann nach Kopenhagen zurück, als der König ihn zum Reichsſchatzmeiſter erhob. Seine Feinde, neidiſch auf das Glück ſeiner Ehe, ließen es nicht an Stachelworten fehlen, ſeine Eiferſucht zu erregen und ſeine junge Gemahlin der Treuloſigkeit verdächtig zu machen. Tycho de Hofman erzählt in ſeinen „Portraits historiques" (tome V, pag. 85):

„Eleonore war von Natur munter und luſtig, hielt ſich aber immer in den Gränzen des Anſtandes und ſetzte nie die Ehrbarkeit ihres Geſchlechts aus den Augen. Deſſenungeachtet ward ihr heiteres, freies Weſen übel ausgelegt und gab boshaften Leuten Anlaß zu Sticheleien, um ihren Gemahl mißtrauiſch zu machen. Das Alles aber war vergebens. Keiner vermochte ſeinen Zweck zu erreichen, ihrer gegenſeitigen Liebe Abbruch zu thun. So feſt war Graf Ulfeld überzeugt, daß die Tugend ſeiner Gemahlin ihre ſicherſte Schutzwehr ſei."

Während der fünf letzten Regierungsjahre ſeines königlichen Schwiegervaters war der Reichshofmeiſter Ulfeld der erſte Mann im Staate, der eine faſt unumſchränkte Macht und den höchſten Einfluß auf alle Entſchließungen Chriſtian's IV. beſaß, welcher in ihm einen Mann von hoher Begabung erkannt und ihm aus dieſem

Grunde ſein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte. **Corfiz** war ſeitdem das Alter ego, die rechte Hand, das dritte Ohr des Königs, der ſeinen Schwiegerſohn faſt noch zärtlicher als ſeinen eigenen Sohn (**Chriſtian V.**) geliebt haben ſoll.

Nach der Thronerledigung war er faſt Monarch, gleichſam Zwiſchenkönig, der ſich, wie wir im frühern Abſchnitt bereits angedeutet hatten, mit Königsgedanken getragen haben ſoll, was aber keinesweges erwieſen iſt, eben ſo wenig als ein anderes Gerücht, nach welchem er bemüht geweſen ſein ſoll, die durch **Chriſtian's IV.** Tod erlegte Krone auf das Haupt eines der legitimirten Söhne des Königs, auf **Waldemar Chriſtian Gyldenloew** zu ſetzen.

Dieſe Gerüchte hatten im Herzen **Friedrich's III.** die erſten Keime zu jenem Mißtrauen gelegt, das, nach und nach mehr und mehr von **Ulfeld's** Neidern und Gegnern zur Reife gebracht, endlich deſſen Sturz herbeiführte.

Im Jahre 1649 ward der heimlich angeſchwärzte und verdächtig gemachte Reichshofmeiſter **Ulfeld** zum zweiten Male als Geſandter nach dem Haag geſchickt, um mit den Generalſtaaten ein neues und engeres Bündniß als bisher anzubahnen.*)

---

*) Seine erſte Geſandtſchaftsreiſe nach Holland unternahm er im Jahre 1646 in Begleitung ſeiner Gemahlin, die hier von ihrem vierten Kinde **Leo** entbunden ward. Die General-Staaten, die ſich erbeten, bei dieſem Knaben Pathenſtelle zu vertreten, drückten den Wunſch aus, daß er, zu Ehren

Ulfeld erwarb ſich durch ſeine großen Fähigkeiten und ſein gewandtes, einſchmeichelndes Benehmen die Hochachtung und Freundſchaft der vornehmſten Staatsmänner. Er pries vor Allem den glücklichen, neidenswerthen Zuſtand freier Republiken und gewann ſich dadurch ihr Vertrauen.

Der holländiſche Geſchichtsſchreiber Leo van Aitzema erzählt im 6. Bande (Seite 695) ein Geſpräch, das Ulfeld mit Haubois und Vosberg, die er zu Tiſch eingeladen, geführt haben ſoll. Als die Rede auf den franzöſiſchen Adel kam, äußerte Corfiz: Was iſt das für ein Adel, welchen der König, wenn er es für gut findet, in die Baſtille ſchicken kann? Nur in Dänemark ſind wahre Edelleute, die der König nicht einmal zwingen kann, ihr Haus zu verlaſſen. — Seine Tiſchgäſte, fügt Aitzema hinzu, ſeien darüber nicht wenig erſtaunt geweſen.

Puſendorf berichtet, Ulfeld habe in Holland Gold mit vollen Händen ausgeſtreut, um die Stimmen Jener, die er brauchte, für Dänemark zu gewinnen. Einige Andere ſoll er dadurch geködert haben, daß er eine Maſſe mitgebrachter Danebrogs-Orden unter ſie vertheilte. Durch letzteres Mittel ſoll er auch den Syndicus von Amſterdam Borell ins däniſche Netz gelockt haben, was aber auch nicht erwieſen iſt.

---

der Republik, den Namen Leo Belgicus erhalten ſolle, wofür ſie ſich anheiſchig machten, ihm eine lebenslängliche Jahresrente von tauſend Carolins zu bewilligen, was die Eltern dieſes „belgiſchen Löwen" aber nicht annahmen.

Am 9. October 1649 ſchloß er den Redemptionstractat, laut welchem Holland ſich verpflichtete, an Dänemark jährlich hundertfünfzigtauſend Gulden ſtatt de Sundzolls zu bezahlen, wofür ſich Holland das Rech erkaufte, ungehindert und ohne Beſichtigung ſeiner Waaren die Sundklappe paſſiren zu dürfen.

Jacques Basnage bezweifelt in ſeiner Histoire des Provinces-unies (Seite 161), daß Ulfeld ermächtigt geweſen, dieſe für Dänemark ſo unvortheilhaften Bedingungen einzugehen, und berichtet, daß in Holland das Gerücht verbreitet geweſen ſei, Gerfiz habe dabei abſichtlich des Königs Vortheil aufgeopfert, um deſſen Macht zu ſchwächen. — Aber wenn man erwägt, daß Friedrich III. den Staat in zerrütteten Umſtänden vorgefunden und vor Allem Mangel an Geld gehabt, wenn man erwägt, daß Holland ſich anheiſchig gemacht hatte, gleich nach Ratification des Vertrages zweimalhunderttauſend Thaler im Voraus zu bezahlen, wird man ſich eingeſtehen müſſen, daß dieſer Redemptionsvertrag weit weniger unvortheilhaft erſchien, als Ulfeld's Gegner ihn verſchrieen haben.

Nachdem der Tractat, aller Schwierigkeiten ungeachtet, von Friedrich III. genehmigt worden war, kehrte Ulfeld nach Kopenhagen zurück, und weil er fühlte, daß der König mit dem Reſultate ſeiner Miſſion nach Holland unzufrieden war, ſtellte er ſich krank und hielt ſich ſechs Monate lang vom Hofe entfernt.

Dieſer Trotz war nicht geeignet, Friedrich's gefaßtes Mißtrauen gegen den ehrgeizigen Gemahl ſeiner Halbſchweſter zu vermindern; es ſteigerte ſich vielmehr, da man in Ulfeld's Wegbleiben vom Hofe ein böſes Gewiſſen zu erkennen geneigt war.

Ulfeld's Stellung wurde immer ſchwieriger. „Der König, ſagt Allen, haßte den mächtigen Mann, von dem das Gerücht erzählte, daß er den größten Antheil an den harten Bedingungen in der Handveſte gehabt und ſogar verſucht habe, Friedrich vom Throne auszuſchließen. Die Königin, die ſtolze Sophia Amalia, hegte perſönlichen Haß gegen Eleonoren, weil Jene Gefahr lief, von deren Geiſt und Schönheit überſtrahlt zu werden.“

Wir wollen nun einige Augenblicke bei Ulfeld's Gemahlin verweilen, um ihren Character und ihre Eigenſchaften zu ſchildern.

Eleonore war außerordentlich geiſtreich und heiter. Sie liebte vor Allem Muſik, Malerei und Lectüre. In ihrem zwanzigſten Jahre erlernte ſie von ihrem Gemahle, der, wie Ogier berichtet, ſechs fremde Sprachen eben ſo geläufig als Däniſch ſprach, das Italieniſche; ſeitdem waren Boccaccio und Petrarca ihre Lieblingsdichter. Im Jahre 1642 genoß ſie bei einem der treueſten Anhänger ihres Gemahles, Doctor Otto Sperling, Unterricht im Lateiniſchen und brachte es bald auch darin ſo weit, daß ſie einen großen Theil der Werke Seneca's las und verſtand. Gleichzeitig unterrichtete ſie ihr Gemahl im Spaniſchen; auch in dieſer Sprache machte ſie ſo reißende Fortſchritte, daß ſie ſchon zwei Jahre darauf im Stande war, einen ſpaniſchen Autor, Matthias de los Royos, in ihre Mutterſprache zu übertragen.

All' dieſe glänzenden Eigenſchaften, gehoben durch die Aureole ihrer Schönheit, hatten ſchon früher den Neid der Königin erregt, die durch ſie verdunkelt zu werden befürchten mußte, und aus dieſem Grunde ſchloß ſich auch Sophia Amalia dem langen Schweiſe der Gegner des Ulfeld'ſchen Ehepaares an. Die Königin war eine der Erſten, welche Gräfin Ulfeld in den Geruch zu bringen verſuchte, daß ſie ſich die Huldigung anderer Männer, unter andern auch die des franzöſiſchen Geſandten, Pierre Chanut, huldreichſt habe gefallen laſſen, was aber nur Verleumdung war.

Zur Zahl ihrer Gegner gehörte auch Hannibal Seheſtedt, ihr Schwager, der ſeit dem königlichen Eheſcheidungs-Prozeß, in welchem er Chriſtian IV. vertheidigt hatte, ein abgeſagter Feind ihres Gatten geblieben war. Seheſtedt beneidete Ulfeld um die Allmacht ſeiner Stellung und nebenbei auch um deſſen Frau, die für viel ſchöner als die Seinige galt. Grund genug, einen Feind zu haſſen, welcher glücklich iſt!

Ein dritter Feind des Ulfeld'ſchen Hauſes war der holſtein'ſche Obriſt und königliche Geheimrath Georg Walter, der frühere Commandant von Rendsburg, als die Schweden es (1645) belagert hatten. Walter — Sohn eines Radmachers — war ein mit allen Hunden gehetzter Roué und Ränkeſchmied, der Keinem etwas Gutes gönnte. Dieſer Mann gehörte zur Kategorie jener Leute, die den zweideutigen Wahlſpruch führen:

„Allen Denen, die mich kennen,
Wünſche ich, was ſie mir gönnen.“

Er wußte, daß er viele Feinde hatte, und ſuchte ſich dadurch zu rächen, daß er keines Menſchen Freund war.

Obriſt Walter hatte eine hübſche Maitreſſe. Sie hieß Dina Schumacher, war von deutſchen Eltern in Kopenhagen geboren worden und in Holſtein verheirathet geweſen. Seitdem nannte ſie ſich Dina Winhofer.

Dieſe Perſon, eine freche Intrigantin ſonder Gleichen, war mehr als jede andere geeignet, die treue Helfershelferin des obengenannten Obriſten zu ſein. Walter war ein neungeſchwänzter Roué, Dina eine „Aspaſia des Rinnſteins.“ Beide ſchienen für einander geſchaffen zu ſein.

Zu den heimlichen Kunden dieſer feilen Schönheit gehörte, unter Andern, auch der Reichshofmeiſter Graf Ulfeld, der, wie Jakob Hendrik Paulli*) in Erfahrung gebracht haben will, ſie öfters heimlich zu ſich kommen und nicht ſelten bei ſich übernachten ließ.

Am 29. December 1650 erſchien Obriſt Walter vor dem Könige mit der geheimen Anklage, Dina Winhofer, ſein weiblicher Mouchard und Spion, habe ihm unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit mitgetheilt, daß der Reichshofmeiſter, der zu ihrer Kundſchaft gehöre und bei dem ſie unlängſt übernachtet habe, ſich mit dem Gedanken trage, Seiner Majeſtät in denjenigen Becher, aus welchem Allerhöchſtderſelbe zu trinken pflege, Gift einzumiſchen, um Seine Majeſtät ohne Aufſehen aus der Welt zu räumen. Der leichtgläubige König geruhte zu erſchrecken. Walter erzählte ſofort die nähern Umſtände.

---

*) Verfaſſer des anonym erſchienenen Pamphlets Machinationes Ulfeldii, ohne Ort und Jahr (Copenh. 1652. 8.) Ins Däniſche überſetzt unter dem Titel: Corfiz Ulfeld's listige Practiken.

Als Dina das letzte Mal das Nachtlager des Grafen Ulfeld getheilt habe, ſei gegen Morgen, als es im Schlafzimmer noch ziemlich dunkel geweſen, plötzlich und unerwartet deſſen Gemahlin (Friedrich's Halbſchweſter) in einem Nachtkleide, ein Fläſchchen in der Hand, eingetreten, habe ſich zu ihm auf das Bett geſetzt und ihm geſagt: „Hier haben wir das, was wir brauchen." Dina, die ihren Kopf hinterm Bettkiſſen verſteckt hatte, hörte, wie Ulfeld darauf erwiderte: Ich fürchte, daß es zu ſtark iſt, und daß ſeine Wirkung zu raſch ſich äußern wird. — Nein, (entgegnete die Gräfin) er wird ohne Schmerzen hinſchlummern, wie in einer Ohnmacht. — Ulfeld nahm die Phiole und ſagte zu ſeiner Frau: Geh nun, gutes Kind. Wenn ich aufſtehe, will ich mit Dir das Nähere beſprechen. — Die Gräfin zog ſich hierauf zurück. Dina, vom Reichshofmeiſter befragt, was ſie davon halte, gab ſich die Miene, als ob ſie gar nichts gehört habe. — Tant mieux, ſagte Ulfeld und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. In Thränen gebadet ſei

Dina dann zum Obriſten geeilt, um ihn ſofort in das finſtere Geheimniß einzuweihen und ihn zu bitten, Seine Majeſtät bei Zeiten zu warnen.

Der König erzählte dies der Königin Sophia Amalia, die über den himmelſchreienden Undank in braunſchweig-lüneburgiſches Entſetzen gerieth und begehrte, daß ihr Gemahl ſofort Befehl zur Verhaftung des Giftmiſchers und ſeiner Mitſchuldigen ertheile. Friedrich aber, beſonnener als die Königin, begnügte ſich vorläufig damit, den Obriſten Walter rufen zu laſſen und ihm den Befehl zu geben, die Anklägerin morgen aufs Schloß zu bringen, damit ſie in ſeiner Gegenwart ihre Anklage wiederhole.

Dina, die ſich am andern Morgen pünktlich eingeſtellt hatte, wiederholte im Beiſein des Kanzlers Chriſtian Thomeſen Seheſtedt und des Statthalters Joachim Gersdorf, Alles, was ſie ihrem Freunde Walter hinterbracht hatte, mit dem Zuſatze, daß Ulfeld, als ſeine Gemahlin weggegangen ſei, ſie gebeten habe, die Sache, Falls ſie doch etwas davon gehört haben ſollte, ja nicht auszuſchwatzen, da das Ganze nichts als ein harmloſer Scherz geweſen ſei; als ſie dies zu bezweifeln gewagt habe, ſei er unruhig geworden und in ſie gedrungen, ihm mit einem heiligen Eide zu verſprechen, Alles, was ſie gehört habe, gewiſſenhaft zu verſchweigen; worauf ſie, nothgedrungen, einen Eid geleiſtet, den ſie Tags darauf gebrochen habe, um das theure Leben Seiner Majeſtät der drohenden Gefahr nicht preiszugeben.

Durch dieſe neue Angabe wurde die ganze Sache um ſo bedenklicher, da der König und deſſen Räthe das Unwahrſcheinliche des ganzen Vorfalls ſich um ſo weniger verhehlen konnten, weil ſie ſich ſagen mußten, daß Ulfeld, wenn er ſein Vorhaben hätte geheim halten wollen, weiter nichts zu thun brauchte, als ſeiner Gemahlin einen Wink zu geben, daß ſie ſchweigen ſolle; worauf Gersdorf aber nicht unrichtig bemerkte, daß Ulfeld ſeiner Frau das Zeichen zum Schweigen vielleicht darum nicht gegeben habe, weil er dadurch die Anweſenheit ſeiner verſteckten Beiſchläferin verrathen und ſeiner Gemahlin dadurch Anlaß zu einer für alle Theile gleich peinlichen Scene gegeben hätte.

Da Dina eidlich verſicherte, daß die ganze Sache ſich genau ſo verhalte, wie ſie Seiner Majeſtät berichtet habe, wurde ſie einſtweilen entlaſſen mit der Aufforderung, daß ſie vorläufig darüber ſchweigen ſolle, ſo lange, bis man ſie wieder vorfordern werde.

Einen Tag ſpäter meldete Walter dem Könige, Dina habe bemerkt, daß Ulfeld das Fläſchchen mit dem bewußten Gifte in einem Wandſchranke hinter ſeinem Bette aufbewahrt; dort befände ſich auch eine eigenhändige, die Wirkung dieſes Giftes beſchreibende Handſchrift des Dr. Otto Sperling, der es auf Verlangen des Grafen zubereitet habe. Darum bäte ſie ſich noch einige Tage Friſt aus, denn ſie hoffe ſich in den Beſitz des Giftes und der bewußten Schrift zu ſetzen, um ihre Anklage näher zu beweiſen. Sie ſei, wie Walter berichtete, entſchloſſen, den Schlüſſel zu jenem Wandſchranke, ſobald ſie wieder bei ihm übernachte, aus dem Schreibtiſche oder aus ſeiner Taſche zu entwenden. Ferner zeigte ſie dem Obriſten einen in Wachs abgedrückten Nachſchlüſſel, welcher Ulfeld's Schlaf-Zimmer öffnete, um ſich nöthigenfalls während ſeiner Abweſenheit hineinzuſchleichen und den Wandſchrank, Falls ſie den Schlüſſel dazu nicht finden ſollte, gewaltſam zu erbrechen.

Der König ließ dieſes Weib ruhig gewähren, um ihr Gelegenheit zu laſſen, ſich durch Herbeiſchaffung jenes Giftes in den Beſitz des Beweiſes ihrer Anklage zu ſetzen.

Dina erklärte ferner durch den Obriſten: Wenn Seine Majeſtät Jemanden mit ihr in Ulfeld's Behauſung ſchicken wollte, mache ſie ſich anheiſchig, mitzugehen, um den Ort zu zeigen, in welchem Ulfeld jenes Gift verſteckt habe, ja ſie wolle ihr Leben verlieren, wenn ſich die Sache anders verhielte. Dies beſtärkte den Verdacht des Königs, denn er konnte nicht glauben, daß dieſe Frau ſo feſt und ſtandhaft auf ihrer Ausſage beſtehen werde, wenn ſie nicht ſo feſt davon überzeugt wäre. Und trotzdem ließ man die Sache noch auf ſich beruhen und that keinen Schritt, um ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Zu derſelben Zeit, als Dina dieſe ſchweren Anſchuldigungen gegen Ulfeld und deſſen Gemahlin vorgebracht hatte, ſuchte ſie ſich durch Angebungen anderer Art bei der Gräfin einzuſchmeicheln; ſie ließ ſich am 24. Februar bei ihr anmelden; ſie wurde vorgelaſſen und warnte die Gräfin auf ihrer Hut zu ſein, da einer der unverſöhnlichſten Feinde ihres Gemahls, Obriſt Walter, ſich ſeit Monaten mit dem Plane trage, ihn durch falſche Anklagen vom Gipfel ſeiner Macht ins Verderben hinabzuſtürzen. — Dies Alles wiederholte ſie in Gegenwart des Grafen, der hinzutrat und Dina aufforderte, genauere Nachforſchungen über Walter's heimlich geſponnene Intriguen gegen ihn einzuziehen, ihn gehörig auszuforſchen und ihm ſpäter nähere Mittheilungen darüber zu machen. Um Dina's Eifer anzuſpornen, ſoll Ulfeld ihr eine gute Belohnung zugeſagt und ihr darüber ein ſchriftliches Verſprechen ausgeſtellt haben, was von ſeiner Seite jedenfalls etwas unvorſichtig war, da er als kluger Mann ſie ſehr leicht durchſchaut haben müßte, zumal wenn er wirklich mit ihr ſchon früher ſo nahen und vertrauten Umgang gepflogen hätte.

Dina's Frechheit gegen Ulfeld erſtieg ihren Culminationspunkt, als ſie urplötzlich erklärte, daß ſie von ihm geſegneten Leibes ſei und in einigen Tagen ihrer Entbindung entgegenſehe.

Alles, was ſie vom 29. December 1650 bis zum 13. April 1651 gegen ihn vorgebracht hatte, war vom Könige und deſſen Räthen bisher ſo geheim gehalten worden, daß weder Ulfeld noch deſſen Gemahlin irgend etwas davon erfahren hatte.

Erſt am 13. April ward Dina Winhofer auf Befehl des Königs auf's Schloß gebracht und daſelbſt verhaftet. Sie ſtellte ſich krank und erklärte, daß ſie Gift genommen, um, beſchwängert vom Reichshofmeiſter Ulfeld, der Schande und den Verwünſchungen ſeiner Frau zu entgehen.

Am folgenden Morgen beſtand ſie das erſte Verhör im Zimmer des Schloßvogts. Dies Verhör wurde von Oluf Brokkenhuus, dem Oberſecretair Otto Krag und dem Hofprediger Jakob Lauritzen geleitet.

Nachdem ſie ermahnt worden war, die Wahrheit zu geſtehen, und nachdem ſie den herkömmlichen Eid abgelegt hatte, wurde ſie befragt, wer zu ihrem Kinde, von dem ſie vor vier Wochen entbunden worden, der rechtmäßige Vater ſei. Darauf erwiderte ſie: der Reichshofmeiſter Corfiz Ulfeld! Aber gleich darauf nahm ſie die Ausſage zurück und bekannte, daß ein Prediger auf Lavind, Povel Anderſen, der Vater ihres Kindes ſei.

Ueber den Hauptpunkt der gegen ſie eingeleiteten Unterſuchung, betreffend Ulfeld's beabſichtigte Vergiftung des Königs mit den oben näher bezeichneten Details befragt, erklärte ſie: Es ſei wahr, daß ſie, vom Obriſten Walter auf's Schloß gebührt, Alles, was ſie im Bette des Reichshofmeiſters gehört und geſehen, dem Könige ganz genau und der Wahrheit gemäß berichtet habe.

Und damit ſchloß das erſte Verhör.

Hierauf wurde Dina's eidlich verhärtete Anklage dem Reichshofmeiſter zu deſſen Vertheidigung mitgetheilt.

Ulfeld, außer ſich über die Frechheit dieſer Verläumdung, verlangte vom Könige die ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung ſeiner Anklägerin. Friedrich verſprach ihm Beides. Weil aber nach dem eingeholten Gutachten des Reichsraths bei der Wichtigkeit der gegen Ulfeld vorgebrachten Anklage deſſen Anweſenheit in Kopenhagen unumgänglich nothwendig ſei, wurde ihm vom Könige der Befehl ertheilt, während der Dauer der Unterſuchung ohne Wiſſen und Genehmigung deſſelben Kopenhagen nicht verlaſſen zu dürfen.

Ulfeld, der in dieſem Befehle eine Art widerrechtlicher Beraubung ſeiner perſönlichen Freiheit erkannte, führte darüber energiſche Beſchwerde beim Reichsrath. Dieſer, ſchon lange überdrüſſig des Uebergewichts dieſes Mannes, erklärte, daß der König in ſeinem vollen Rechte ſei, ihn an ſeiner Abreiſe bis zur Austragung der Sache zu verhindern.

Dina, vor das Stadtgericht geſtellt, wurde am 29. Mai, nach Abhörung einer Menge von Zeugen, unter welchen ſich auch deren Mutter befand, in allen Punkten der Verläumdung überwieſen und die Angeklagten, Ulfeld und Frau, von aller Schuld gänzlich freigeſprochen. Dina's Vertheidiger war ein gewiſſer Bernhard Fogt. Der Stadtvogt, der das Erkenntniß publicirte, war Claus Raun. Aus den vom Stadtgerichte angeführten Beweggründen heben wir, der Curioſität wegen, blos den vierten, fünften und ſechſten hervor.

Nach Punkt 4 ſeien viele Zeugen aufgetreten, welche den Beweis geliefert, daß in der Kammer des Ulfeld'ſchen neuen Wohnhauſes, worin Dina nach ihrer Ausſage eine Nacht mit dem Reichshofmeiſter in einem Bett gelegen haben und wo deſſen Gemahlin Morgens mit einem Fläſchchen, worin Gift geweſen, eingetreten ſein ſoll, weder jetzt, noch jemals ein Bett geſtanden hat.

Nach Punkt 5 ſei von verſchiedenen glaubwürdigen Zeugen erwieſen worden, daß Seine Excellenz der Reichshofmeiſter niemals(?) eine Nacht allein und ohne ſeine Frau Gemahlin geſchlafen habe, ausgenommen, wenn Ihro Gnaden im Kindbett gelegen oder wenn Eines von Beiden verreiſ't geweſen ſei *). Ueberdies hätten Seine Excellenz jederzeit im alten und niemals im neuen Wohnhauſe geſchlafen

Nach Punkt 6 endlich ſei durch vielfache und glaubwürdige Zeugen klärlich erwieſen, daß Dina Winhofer niemals mit dem Reichshofmeiſter allein geweſen ſei, welches er ſelbſt in ſeiner hohen Vertheidigungsſchrift bekräftigt hat. **).

Weil aber der Angeklagte auf die höchſte Strafe, auf den Tod der Verläumderin, angetragen hatte, ſo ward die Beſtrafung derſelben vor den Herrentag, der zu jener Zeit das höchſte Gericht war, verwieſen.

Vor dieſem Gerichtshofe erſchienen der Reichshofmeiſter mit ſeiner Gemahlin und einem ungeheuern Schweiſe ihrer Verwandten.

Der König ſelbſt und der ganze Reichsrath gaben ſich alle erdenkliche Mühe, Dina zum Geſtändniſſe der

---

*) Konnte Seine Excellenz in jener bewußten Nacht nicht pro forma verreiſ't geweſen ſein?

**) Dieſe lateiniſche Vertheidigung erſchien unter dem Titel „Defensio honoris Ulfeldii“. Im Artikel 6 erklärt Corfiz, er habe durch unverwerfliche Zeugen erwieſen, daß er vor Anfang des Prozeſſes niemals mit ihr geredet und ſie bis dahin perſönlich gar nicht gekannt habe.

Wahrheit und zur Angabe ihres Mitſchuldigen zu b wegen. Nach langem Kampfe geſtand ſie endlich, d Alles, was ſie hinſichtlich des Giftes und des Kind angegeben habe, unwahr ſei. Sie bekannte, daß mit dem Reichshofmeiſter nicht eher als vor Gerich geſprochen und ihn früher nur dem Namen nach g kannt habe; endlich wälzte ſie zum Erſtaunen All die ganze Schuld der Anklage auf Walter, der ſ aus Haß gegen Ulfeld und deſſen Frau dazu übe redet habe.

Hierauf wurde Dina vom Könige und de Reichsrathe zum Tode verurtheilt.

In dem von dem oberſten Juſtitiär Chriſtophe Urne unterzeichneten Erkenntniſſe lautet der Schluß:

„Bürgermeiſter und Rath haben der Dina di Strafe zuerkannt, daß ſie vom Leben zum Tode ge bracht werden ſoll. Wiewohl es deren Pflicht iſt, nich anders zu richten, als nach des Landes Geſetz, Rech und Verordnungen und nur der höchſten Obrigkeit allein es zuſteht, Geſetze zu geben und abzuändern, ſo ſoll dennoch Dina, weil ihre unerhörten Erdichtungen und Lügen des Reichshofmeiſters und ſeiner Gemahlin Leben, Ehre und Wohlfahrt betreffen und deren ganzes Haus beſchimpfen, billig dafür ihren Kopf hergeben u. ſ. w.“

So weit ging das eigentliche Recht. Nun aber begann von Seiten „der höchſten Obrigkeit“ eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit, denn nach der Publication des ohnedies unmenſchlich harten Erkenntniſſes, das ſie wegen Verläumdung zu einer Strafe verurtheilte, die ſie der Wohlthat beraubte, ihre Sünde aufrichtig bereuen zu lernen, wurde ſie auf Befehl des Königs am 30. Juni im blauen Thurme, wo ſie gefangen ſaß, in Gegenwart Johann Damian's und Jens Jacobſens, noch einmal verhört, und hier bekannte ſie unter vielen Thränen, daß weder der Reichshofmeiſter Ulfeld, noch der Prediger Anderſen, ſondern Georg Walter der Vater ihres Kindes ſei und daß nur er ſie dazu gebracht, Alles auf Ulfeld zu ſchieben, der ſie nie beſchlafen habe; daß ſie nie in ſeinem Hauſe geweſen ſei und daß zu allen ihren Ausſagen kein Anderer als ihr Verführer Walter ſie verleitet habe.

Am 5. Juli aufs Neue verhört, widerrief ſie alle Ausſagen, die ſie am 30. Juni gemacht hatte und rief Gott zu ihrem Zeugen an, daß ſie an Ulfeld's rechter Seite unter dem Deckbette gelegen und dort Dasjenige gehört, was ſie eidlich bekräftigt habe. Befragt, warum ſie ihre Schuld am 30. freiwillig eingeſtanden, erwiderte ſie: Ich that es, weil ich keinen Beweis hatte und weil meine mächtigen Gegner beſchwuren, daß Alles, was ich ſagte, Lüge ſei. Ich bereue es, daß ich von meinem erſten Bekenntniſſe abgewichen bin.

In Folge dieſes neuen Geſtändniſſes ward ſie noch an demſelben Tage peinlich verhört, d. h. auf die Folter geſpannt, und aus Furcht vor den Qualen der Tortur wiederholte ſie nun wieder Alles, was ſie am 30. Juni zu Ulfeld's Entſchuldigung freiwillig gebeichtet hatte.

Welche Juſtiz! Wir denken an Hamlet und — ſchweigen.

Am 11. Juli endlich kam der Tag der Hinrichtung. Morgens drei Uhr beſuchte ſie der Caplan der Nicolaikirche, Jens Jacobſen, der mit dem Schloßvogte Joachim Waltburger ſie zur Richtſtätte begleitete.

Dort angekommen, gewahrte ſie neben dem Scharfrichter den Secretär des Reichshofmeiſters, Kield Friis. Sie zeigte mit dem Finger nach ihm und rief auf deutſch:

— Deinen Herrn werde ich vor Gottes Thron verklagen!

Einen Augenblick ſpäter fiel Dina's Haupt. Es ward auf einen Pfahl aufgepflanzt und hing dort als blutige Trophäe der menſchlichen Gerechtigkeit, die ſelbſt dem ſchwachen Weibe, der Fortpflanzerin der Schöpfung, gegenüber kein Erbarmen kennt. Fiat justitia, pereat mundus!

## Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen. — Ulfeld tritt gegen Walter auf. — Das Urtheil gegen Letztern. — Ulfeld's Flucht aus Dänemark. — Seine Ankunft in Schweden. — Er begiebt ſich in Chriſtinen's Schutz. — Friedrichs des Dritten Patent.

Seit der Hinrichtung Dina's, die Ulfeld vor Gottes Thron verklagte, begann der Glücksſtern des Letztern zu erbleichen. Er hatte zwar den Prozeß gegen ſeine Anklägerin, aber nicht das Vertrauen des Königs gewonnen.

Ulfeld, der in ſeinem Rachedurſt offenbar zu reit ging, trat nun auch als Kläger gegen Walter auf. Er forderte ihn vor den Reichstag und verlangte in inem Memorial vom 25. Juni 1651 wegen der ihm ugefügten Beleidigung deſſen Beſtrafung.

Am 21. Juli 1651 ſprach das höchſte Gericht das Urtheil, laut welchem Seine Majeſtät für gut efunden, weil Allerhöchſtdieſelben an derleichen Dingen kein Wohlgefallen haben önnten, Georg Waltern hierdurch zu geieten und befehlen, ſich vor Ablauf dreier Wochen aus den Reichen zu entfernen und ie weder Dänemark noch Norwegen zu betreten. Datum in Arce Hafniensi, teste Christophoro Urne, Justitiario nostro dilecto.

Ulfeld, durch dieſes Urtheil nicht zufrieden geſtellt, erklärte in einer neuen Vertheidigung, die er erſt ſpäter erſcheinen ließ: Hatte Walter kein Unrecht begangen, warum ward er aus Dänemark und Norwegen verwieſen? Hat er aber wirklich ungerecht gethan, weßhalb wird er nicht (ebenſogut, wie Dina Winhofer) dafür nach dem Geſetze beſtraft???

Dieſe Frage war in der That richtig. Aber bei Beantwortung derſelben darf nicht vergeſſen werden, daß Dina, das Werkzeug ſeiner falſchen Anklage, ein ſchutzloſes Weib, Walter hingegen Obriſt und Geheimer Rath war, woher es kam, daß Dina erſt verurtheilt, dann gefoltert und geköpft, ihr Mitſchuldiger aber blos des Landes verwieſen ward. Duo cum faciunt idem, non est idem.

Dieſe Ungerechtigkeit erbitterte den Reichshofmeiſter dergeſtalt, daß er den ſchon lange heimlich gehegten Entſchluß faßte, ſeinem undankbaren Vaterlande, das ihn ſeit dem Tode Chriſtian's IV. verläumdet und verketzert hatte, den Rücken zuzukehren und ſich mit Weib und Kindern eine neue Heimath in der Fremde zu gründen.

Am 24. Juli 1651 verließ er heimlich in Begleitung ſeiner treuen Lebensgefährtin und ſeiner älteſten Kinder die Hauptſtadt des Reiches, deſſen erſter Diener er geweſen war. Er fuhr Nachts zum Oſterthore, zu welchem er den Schlüſſel beſaß, hinaus, begab ſich zu

Fuß nach Helſingoer, beſtieg dort ein holländiſches Fahrzeug und floh nach Amſterdam, wo er viele einflußreiche Freunde beſaß.*)

Als Ulfeld's Flucht bekannt geworden war, ſprach ihm der König alle Titel und Würden ab und ernannte an deſſen Stelle den Reichsrath Joachim Gersdorf zum Reichshofmeiſter. Das Edelgut Hirſchholm, womit er und ſeine Gemahlin belehnt waren, wurde ihnen abgenommen. Mit Saltoe wurde der Reichsrath Henrick Rammel belehnt und das in Norwegen gelegene Lehnsgut ſeines älteſten Sohnes dem Kanzler Chriſtian Thomeſon Scheſtedt zugetheilt.

Ulfeld, der ſich in Holland nicht ſicher genug hielt, begab ſich zu Lande — über Lübeck —**) nach Schweden, wohin ihn ſeine Frau, als Mann verkleidet und zu ſeiner Sicherheit mit Piſtolen bewaffnet, begleitete. In Stockholm angelangt, ſtellte er ſich in den Schutz des Grafen Magnus de la Gardie, der, ſeit neun Jahren der einflußreichſte Günſtling der Königin Chriſtine, welche ſich damals in Nykiöping befand, ſich ſeiner anzunehmen verſprach. — Chriſtine, nach

---

*) Der Verfaſſer von „Ulfeld's liſtigen Practiken" erzählt, der Graf habe vor ſeiner Abreiſe einen Storch auf die Spitze ſeines Daches ſetzen laſſen, damit Jedermann erfahre, daß er bald wiederzukommen gedenke.

**) In Travemünde ſoll der Zufall ihn mit dem aus Dänemark verwieſenen Obriſten Walter und deſſen Bruder zuſammengeführt haben, worüber Ulfeld ſo erſchrak, daß er ſich eiligſt auf das erſte beſte Schiff begab.

Stockholm zurückgekehrt, verlangte acht Tage Bedenkzeit. Am 6. September erhielt er die erſte Audienz bei der Königin, die ihn in einem Hofwagen abholen ließ. Dieſe Audienz währte drei volle Stunden. — Am folgenden Tage geruhte Chriſtine die Gräſin Eleonore in Männerkleidung zu empfangen. Sie fand an der ſchönen Erſcheinung ſo viel Wohlgefallen, daß ſie ihr Alles, was ſie ſich für ihren Gemahl erbat, huldvoll gewährte. Ihr ſelber wurden Zimmer im Schloſſe eingeräumt, um hier ihre Niederkunft abzuwarten, weil ſie, wie Holberg hinzufügt, hoch ſchwanger war.*)

Ihrem Gemahle ertheilte die Königin einen Schutzbrief, den der franzöſiſche Geſandte im zweiten Bande ſeiner „Mémoires“ (Seite 272) mittheilt. Der Inhalt lautet wörtlich wie folgt:

„Wir Chriſtine, von Gottes Gnaden Königin von Schweden u. ſ. w., thun kund und zu wiſſen, daß der däniſche Reichshofmeiſter, der wohlgeborene Herr Corfiz Ulfeld auf Egeskow, Ritter u. ſ. w., in Unſerer Reſidenz Stockholm angelangt und uns erklärt hat, wie er wegen einiger ganz beſonderer Begebenheiten genöthigt worden ſei, ſich aus Dänemark in ein anderes Land zu begeben, um ſich daſelbſt einige Zeit ungefährdet aufhalten zu können, wobei er Uns in Unterthänigkeit gebeten hat, ihm Unſer königliches freies und ſicheres Geleite zu Theil werden zu laſſen und ihn in Unſern Schutz zu nehmen. Wir haben ſein unterthäniges Anſuchen, obgleich es uns Anfangs befremdet hat und faſt unangenehm geweſen iſt, in gnädige Ueberlegung gezogen. Weil aber nach den Friedensverträgen, welche zwiſchen den nordiſchen Reichen beſtehen, die beiderſeitigen Könige verpflichtet ſind, Denjenigen Geleite und Sicherheit in dem Königreiche, in das er ſich begiebt, wenn er Jene nachſucht, genießen zu laſſen, ſo haben wir es Angeſichts jener Verträge nicht verweigern können, wohlbemeldetem Herrn Corfiz Ulfeld in dieſem ſeinem unterthänigen Anſuchen zu willfahren, und kraft dieſes Unſern offenen Briefes wollen wir mehrgenanntem Herrn Corfiz Ulfeld, ſeiner Gemahlin und deren Dienerſchaft Unſer freies und ſicheres Geleite zuſagen und ihm erlauben, ſich an jedem Orte, wo es ihm beliebt, entweder hier in unſerm Königreiche oder in den dazu gehörigen Provinzen außerhalb Schweden, ohne alle Behinderung und Beſchwerde aufhalten zu dürfen; wie Wir denn auch hiermit Herrn Corfiz Ulfeld, deſſen Gemahlin und deren Dienerſchaft in Unſere Königliche Obhut und Beſchirmung nehmen, ſoweit Schwedens Recht und des Stettinſchen Friedens vierundzwanzigſter Articul es mit ſich bringet und zuläßt. — Daher gebieten Wir Allen überhaupt und Jedem Einzeln insbeſondere, die Uns zu gehorchen verpflichtet ſind, vornehmlich und ganz beſonders Unſern Gouverneurs, Commandanten und Amtleuten, wie auch allen Bürgermeiſtern, denen dieſer Unſer offener Schutzbrief vorgelegt wird, daß ſie ſämmtlich allen Ernſtes, ſoweit es ihnen in ihrem anvertrauten Amte zukommt, darüber wachen und nicht zugeben, viel weniger ſelbſt etwas thun, was oftgemeldetem Herrn Corfiz Ulfeld, ſeiner Gemahlin oder deren Dienern auf irgend eine Weiſe zu Schaden, Hinderniß oder Beſchwerde gereichen könnte, ſo lieb einem Jeden ſein kann, Unſerer harten Strafe und Ungnade zu entgehen. Wonach Jeder ſich zu richten hat!*) Gegeben auf Unſerm Schloſſe zu Stockholm am 13. September 1651.

---

*) Aus dieſem Grunde können wir nicht begreifen, warum die Gräſin in dieſem Zuſtande in Mannskleidern erſchienen war. Im Schloſſe zu Stockholm wurde ſie von einer Tochter entbunden, die zu Ehren ihrer großherzigen Beſchützerin den Namen Chriſtine erhielt.

Chriſtina m/p."

Ulfeld war nun, Dank der Verwendung des Grafen de la Gardie und der Liebenswürdigkeit der Gräfin Eleonore, vorläufig geborgen.

Der Einſpruch, den der däniſche Reſident in Stockholm, Peder Juel, zu erheben wagte, ſcheiterte an dem bekannten Eigenſinne Chriſtinen's, die von Allem, was ſie einmal beſchloſſen hatte, nicht ſo leicht abzubringen war.

Auf die wiederholten Reclamationen Juel's erklärte ihm die männliche Tochter Guſtav Adolph's:

— Saget Eurem Herrn, daß ich in allen Dingen, die ſein Intereſſe angehen, nur das thun werde, was recht und billig iſt. Aber ich halte dafür, daß ich Ulfelden meinen Schutz nicht verſagen kann, ohne meiner eigenen Ehre nahezutreten. Unſchuldig verläumdet hat er in meinem Reiche Schutz geſucht, um den Beſchuldigungen, welche ihm aufgebürdet werden, Rede zu ſtehen und aller Welt zu beweiſen, daß er unſchuldig iſt.

---

*) Dieſe Worte erinnern uns unwillkürlich an jene Bekanntmachung, die erſt unlängſt der Mandarin von Canton, Seine Wohlgeboren Herr von Yeh, erlaſſen hat. Der Schluß derſelben lautet: „Achtet dieſe Proclamation ja nicht gering! Jeder gehorche zitternd ohne Widerſetzlichkeit. Yeh."

Dieſe Antwort gereichte ihr zur Ehre. Zu allen Zeiten des Königthums war es eine der ſchönſten Prärogative der Krone, verfolgte Unſchuld unter die Flügel ihres mächtigen Schutzes zu nehmen.

Um dieſe Zeit erließ Friedrich III. einen offenen Brief folgenden Inhalts.

„Wir, Friedrich, u. ſ. w., thun Jedermann kund, daß — weil Unſer lieber Mann und Ritter Corfiz Ulfeld auf Saltoe, welcher Reichshofmeiſter und Statthalter auf Unſerer Inſel Möen geweſen iſt, ſich ohne Unſer Wiſſen und ohne Uns Nachricht davon zu geben, aus dem Reiche entfernt, die meiſten ſeiner Kinder mitgenommen und ſeine beſten Habſeligkeiten aus dem Reiche geſchafft hat, ohne irgend einen Bericht zu hinterlaſſen über Alles, was er in Unſerm und der Krone Namen verwaltet hat — Wir im Einverſtändniſſe mit Unſerm lieben Reichsrathe beſchloſſen haben, hierdurch Alle und Jedermann zu warnen, daß Niemand wegen eines ſeiner Landgüter hier im Reiche ſich mit ihm in irgend einen Handel einzulaſſen habe, bevor Wir die gebührende Befriedigung erhalten in Allem, worüber er Uns Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt u. ſ. w.“

Ulfeld's Flucht nach Schweden hatte ſeinen Gegnern tauſend Waffen in die Hand gegeben, von denen ſie Gebrauch machten. Tagtäglich erhoben ſich neue Anklagen gegen ihn. Friedrich III., von Natur mißtrauiſch, erkannte in Ulfeld's plötzlichem Verſchwinden aus Dänemark einen Beweis, daß an Dina's Anklage doch etwas Wahres ſei.

Die Königin Chriſtine, wankelmüthig in ihrer Gunſt, wies gleich darauf ihren däniſchen Gäſten Stralſund oder Wismar zu deren künftigem Aufenthalte an. Ulfeld, welcher ſich für Erſteres entſchied, wurde auf der Reiſe nach Pommern durch einen Sturm nach Danzig getrieben. Hier faßte eine junge Dame, die denſelben Gaſthof bewohnte, eine ſo heftige Neigung zu der als Mann verkleideten Gräfin, daß ſie ihr eine glühende Liebeserklärung gemacht und den Gegenſtand ihrer Anbetung beſchworen haben ſoll, ſie zu entführen, wozu die Gräfin in ihrer Lage natürlich nicht aufgelegt war. — Noch an demſelben Tage verließ Ulfeld Danzig und eilte mit ſeiner Gemahlin nach Stralſund, wo er ſich häuslich niederließ. Erſt hier legte die Gräfin, nachdem ſie, aus Furcht erkannt zu werden, drei Monate lang, wie ſie ſelbſt erzählt, Männercoſtüme getragen hatte, wieder Frauenkleidung an.

In Stralſund verweilten Ulfeld und Gemahlin bis zum Jahre 1657.

Während dieſer Zeit hatte deren Beſchützerin, Königin Chriſtine, (1654) freiwillig die Krone niedergelegt und ihren Vetter Karl X. Guſtav zu ihrem Nachfolger adoptirt.*)

---

*) Er war der Sohn des Pfalzgrafen Johann Kaſimir's von Zweibrücken und Katharinen's von Schwe-

Als Friedrich III. im Jahre 1657 dem Nachfolger Chriſtinen's den Krieg erklärte, begab ſich Ulfeld nach Stockholm, um Letzterm ſeine Dienſte anzubieten, welche Karl X. Guſtav mit Freuden annahm.

Während dieſer Zeit hatte Ulfeld ſeine Gemahlin nach Dänemark geſchickt, um dort ausſtehende Gelder für ihn einzucaſſiren.

Auf der Reiſe nach Kopenhagen verweilte Gräfin Eleonore drei Tage bei ihrer Mutter auf Voller in Jütland. Auf dem Wege nach der Reſidenz erhielt Gräfin Ulfeld von Ulrich Friedrich Gyldenloew, dem unehelichen Sohne Friedrich's III., die Weiſung, Dänemark ungeſäumt zu verlaſſen, weil man in Erfahrung gebracht, daß ſie in Jütland den ihr befreundeten Adel zuſammenberufen und ihn überredet habe, ſich gegen König Friedrich aufzulehnen, was,

---

den, Tochter König Karl's IX. und der Prinzeſſin Anna Maria von der Pfalz. Geboren am 8. November 1622 zu Upſala, war er 1648, kurz vor Abſchluß des Münſter'ſchen Friedens, Generaliſſimus des ſchwediſchen Heeres in Deutſchland geweſen. Nach ſeiner Rückkehr bewarb er ſich um die Hand Chriſtinen's, die ihm, überredet von ihrem Günſtlinge Magnus de la Gardie, einen Korb gab, ihn aber zum Thronfolger vorſchlug, der von den Reichsſtänden angenommen wurde. Nach Chriſtinen's Abdication beſtieg er am 16. Juni 1654 Schwedens Thron und vermählte ſich mit Hedwig Eleonore von Holſtein. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung ließ er eine Denkmünze mit der Inſchrift: „A Deo et Christina" prägen. (Vergl. Erik Michael Fant, Dissertatio de successione familiae Palatinae in regnum Suecanum, Upsal. 1797. 4.)

beiläufig erwähnt, nichts als Verläumdung war. In Folge dieſes Befehles ſah die Gräfin ſich genöthigt, nach Stralſund zurückzukehren.

In Folge des am 26. Februar 1658 zu Roeskilde abgeſchloſſenen Friedens wurde Ulfeld durch den Einfluß Karl's X. in den Beſitz ſeiner confiſcirten Güter eingeſetzt; ſeine Gemahlin erhielt die Erlaubniß, den Titel einer Gräfin von Schleswig-Holſtein (der ſowohl ihrer Mutter als ihr und ihren Schweſtern durch ein königliches Decret vom 11. Januar 1657 unterſagt worden war) wieder annehmen und fortführen zu dürfen. Außerdem erhielt ſowohl die Gräfin als ihr Gemahl die Erlaubniß, ſich in Dänemark, in welcher Stadt es ihnen beliebe, frei und ungehindert niederzulaſſen.

Ulfeld aber ſchlug ſeinen Wohnſitz in Malmöe auf, welche Stadt, wie ganz Schonen, im Frieden zu Roeskilde von Dänemark an Schweden abgetreten worden war.

Als bald darauf der Krieg zwiſchen beiden Mächten von Neuem aufloderte, gerieth Ulfeld in den Verdacht, daß er zur Partei des Königs von Dänemark gehöre und die Bürgerſchaft von Malmöe aufgewiegelt habe, das ſchwediſche Joch abzuſchütteln und ſich dem Könige von Dänemark zu unterwerfen, weshalb nun Karl X. Guſtav gegen ihn mißtrauiſch zu werden begann.

In Folge dieſes (vielleicht nicht ganz ungegründeten) Verdachts ward Ulfeld acht Monate lang in Malmöe gehalten und erſt dann eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Während dieſes Rechtshandels ſpielte er den Kranken, der, vom Schlage gerührt, nicht im Stande war, Rede zu ſtehen. Der ſchlaue Mann führte dieſe Rolle mit ſolcher Conſequenz durch, daß es ihm gelang, ſelbſt vier Aerzte, die ihn unterſuchen mußten, vollſtändig zu täuſchen.

Dem Anſcheine nach der Sprache beraubt, übernahm die Gräfin ſeine Vertheidigung, die ſo beredt und überzeugend ausfiel, daß er für unſchuldig erklärt und gänzlich freigeſprochen ward.*)

Aber da der Graf, trotz ſeiner Freiſprechung, auf Befehl des Königs noch immer gefangen gehalten ward, faßte er den Entſchluß, aus Malmöe zu entfliehen. Sein Stallmeiſter Daranda, den er in dies Geheimniß eingeweiht hatte, miethete ein Boot, verſchaffte dem Grafen ein Prieſtergewand, der Gräfin einen Bauernanzug und brachte ſie in dieſer Verkleidung bei helllichtem Tage ans jenſeitige Ufer.

Ulfeld begab ſich, unvorſichtig genug, mit ſeiner Gemahlin nach Kopenhagen.

Friedrich III. aber, der ihn als einen heimlichen Anhänger Schwedens beargwohnte, ließ ihn am 3. Mai 1660 nach dem Roſenburger Schloſſe bringen und dort ohne Weiteres verhaften.

Von Kopenhagen wurden Beide auf Befehl des Königs nach der Inſel Bornholm abgeführt, wo ſie faſt zehn Monate in einem gemeinſchaftlichen Gefängniſſe ſaßen. Nach einem vom Grafen Anfangs Aprils 1661 gemachten Fluchtverſuche wurden Beide, wie die Gräfin in ihrer handſchriftlichen Lebensbeſchreibung erzählt, von einander getrennt. Ulfeld ward in einen unterirdiſchen Kerker auf Schloß Hammershuus eingeſperrt und vom Obriſten Fuchs, dem damaligen Befehlshaber Bornholms, mit unmenſchlicher Härte behandelt. Hier ſaß der Graf ſechs Monate. Mürbe gemacht durch die Tyrannei des Obriſte[illegible]rieb er einen de- und wehmüthigen Brief an den [illegible]g, worüber er ſich über die grauenvolle Behandlung von Seiten dieſes Fuchs ſo bitter beklagte, daß Friedrich III., in einer Anwandlung weichherziger Laune, den Reichsgrafen Chriſtian Rantzau nach Bornholm ſchickte, um Ulfeld's Beſchwerden unterſuchen zu laſſen. Der Gefangene gewann ſo ſehr das ganze Mitleid Rantzau's, daß ihm auf deſſen warme Fürſprache beim Könige volle Begnadigung zugeſagt wurde unter der Bedingung, daß er Seiner Majeſtät die aufrichtigſte Reue zu erkennen gebe, vollſtändige Abbitte leiſte und das ſchriftliche Verſprechen ausſtelle, niemals irgend etwas zum Schaden und Nachtheile ſeines Herrn und Gebieters zu unternehmen, niemals ohne vorher nachgeſuchte Bewilligung des Königs Dänemark zu verlaſſen, viel weniger noch in fremde Dienſte einzutreten. — Man ließ ihm acht Tage Bedenkzeit. — Ulfeld's Stolz kämpfte einen ſchweren Kampf. — Als er ſchriftlich ſeine Frau um Rath befragte, was zu thun ſei, ſoll die eben ſo kluge als gelehrte Gräfin ihm kurz geantwortet haben:

---

*) Rouſſeau de la Valette in ſeiner „Histoire du comte d'Ulfeld, Paris 1678. 12." theilt (Seite 51 und ff.) die ganze Vertheidigungsrede mit. (Das Verhör fand im Krankenzimmer des Angeklagten ſtatt.)

Rebus in adversis facile est contemnere mortis,
Fortius ille facit, qui miser esse potest.

Ulfeld aber, der mit ihrer philoſophiſchen Anſchauung des Lebens durchaus nicht einverſtanden und bei allem Stolz und Trotze doch nicht ſtark genug war, ſein Unglück ſtandhaft zu ertragen, ließ ſich bewegen, ſeinen königlichen Feind und Verfolger kläglich um Verzeihung zu bitten, worauf Friedrich III. ihr und ſeine Gemahlin von Schloß Hammerhuus nach Kopenhagen bringen ließ.

Am 21. December 1661 daſelbſt angelangt, wurden Beide auf der Zollbude vom Oberſtatthalter Grafen Rantzau und dem Rentmeiſter Chriſtoph Gabel empfangen, worauf ſie in den Wagen des Grafen einſtiegen, der ihnen eine Wohnung in ſeinem Schloſſe eingeräumt hatte. Am folgenden Tage mußten Beide in Gegenwart des Grafen Rantzau, des Feldmarſchalls Hans Schack und des königlichen Kanzlers Peter Reedtz die eidliche Verpflichtung unterſchreiben, nichts Feindliches gegen den König, gegen die Königin und das königliche Haus unternehmen und Dänemark, ohne Erlaubniß des Erſtern, niemals verlaſſen zu wollen.

Ulfeld war nicht der Alte mehr. Die unmenſchliche Behandlung des Bornholmer Barbaren hatte ſeinen Leib und ſeine Seele gebrochen und ſeine Haare vor der Zeit gebleicht. Während ſeiner mehr als ſechszehnmonatlichen Kerkerſchaft auf jener Inſel war der Graf ſo grau und gebrechlich geworden, daß die wenigen Freunde, die ihn auf dem Gipfel ſeiner Macht im Zenith ſeines

Glanzes gekannt und die auch im Unglück ihm treu geblieben waren, ihn kaum wiedererkannten.

Vier Tage nach der ſchriftlichen Abbitte begaben ſich Ulfeld und Gemahlin nach Fünen, um ſich dort auf dem Edelhofe Ellensborg niederzulaſſen, welcher nach dem Tode der Gräfin Chriſtine Munk ihrer Tochter als Erbe anheimgefallen war. Sie hatten vom Könige die Erlaubniß, ſich hier niederlaſſen zu dürfen. Ihre andern Güter, Saltöe, Bullinge und Bavelſe in Seeland, zwei Edelhöfe in Norwegen, Ibſtrup (das Chriſtian IV. dem Grafen am Tage ſeiner Vermählung geſchenkt) und andere Güter in Jütland, deren Ertrag ſich jährlich auf mehr als dreißigtauſend Thaler belief, hatten die Ulfeld'ſchen Eheleute, eben ſo wie ihr großes, in der Grauen-Brüder-Straße zu Kopenhagen gelegenes Palais, der (nimmerſatten) Krone abzutreten ſchriftlich ſich verpflichten müſſen, woraus man erſieht, daß ihre Loskaufung aus den Klauen jenes Fuchſes ihnen ſehr theuer zu ſtehen kam.

Ulfeld aber war ein „unruhiger Kopf.“ Er vermochte ſich, trotz all ſeiner vielgerühmten Klugheit, in die neue Lage der Dinge durchaus nicht hineinzufinden. Es quälte ihn der Gedanke, daß Friedrich III. ihn — wie er meinte — ohne triftigen Grund von der Höhe ſeiner Macht geſtürzt und ihn, trotz des Roeskilder Friedens, laut welchem er in den Beſitz aller ihm weggenommenen Güter eingeſetzt worden war, von Neuem widerrechtlich beraubt und zu einem armen, machtloſen Mann erniedrigt hatte. Ulfeld's Stolz konnte ihm dies niemals verzeihen. — Und ſo kam es, daß er ſich unter dem Regimente des Halbbruders ſeiner Frau in ganz Dänemark nirgends mehr heimiſch und behaglich zu fühlen vermochte. Immer neue Verdächtigungen und Verfolgungen von Seiten des Hofes und ſeiner vielen Feinde befürchtend, entſchloß er ſich, noch ſeine einmal Heimath zu verlaſſen.

Zu dieſem Zweck erbat er ſich vom Könige die Erlaubniß, zur Herſtellung ſeiner durch die langen Kerkerqualen grauſam zerrütteten Geſundheit nach Spaa reiſen und ſich daſelbſt einige Zeit aufhalten zu dürfen, was ihm auf ſein unterthänigſtes Anſuchen allergnädigſt bewilligt ward.

Am 13. April 1662 begab er ſich mit ſeiner ihm auch im Unglücke treu ergebenen Lebensgefährtin und allen ſeinen Kindern nach Amſterdam, wo er mehrere Monate verweilte.*) Er beſchloß, ſich durch die Niederlande nach Spaa zu begeben und, während er ſelbſt dort die Bäder gebrauchen wollte, ſeine Gemahlin (am 7. Juli 1662) nach London reiſen zu laſſen, um dort von König **Carl II.** eine ziemlich bedeutende Geldſumme, die der Graf in den Tagen ſeines Glücks dem königlichen Aventurier in den Tagen des Ungemachs in

---

*) In Amſterdam erfuhr **Ulfeld**, daß ſein Peiniger auf Bornholm, der ehemalige Commandant **Fuchs**, ſich zu Brügge in Flandern aufhalte. **Ulfeld** meldete dies ſeinem älteſten Sohne **Chriſtian**, der ſich damals in Paris befand. Der Sohn eilte nach Brügge und rächte die Beſchimpfung ſeines Vaters dadurch, daß er dem Obriſten einen Dolch ins Herz bohrte und die Flucht ergriff.

Holland — als er ein armſeliger Flüchtling geweſen war — geliehen hatte, einzufordern.

Beide nahmen in Amſterdam zärtlichen Abſchied, nicht ahnend, daß ſie ſich dann niemals wiederſehen ſollten. Die hochherzige Frau, die, nach Ulfeld's eigenen Abſchiedsworten, ihn ſelbſt in ſeinem größten Elende geliebt und geduldig mit ihm gelitten hatte, ſchwur ihm mit Thränen in den Augen, ihn auch fernerhin zu lieben mit allen Kräften ihrer Seele, dann umarmten ſie ſich — zum letzten Male in dieſer Welt *).

Ulfeld begab ſich nach Brügge. Hier eröffnete er einem geheimen Emiſſär des Churfürſten von Brandenburg — dieſer Mann hieß Alexander Span — daß der Adel und die Geiſtlichkeit und der größte Theil des däniſchen Volkes mit Friedrich III. dergeſtalt unzufrieden ſeien, daß ſie ſich vereint gegen ihn erheben und ſein Joch abſchütteln würden, wenn ſein Herr — der Churfürſt — ſich bereit finden ließe, ihren Aufſtand zu begünſtigen. Er ſelbſt habe den Häuptern der Verſchwörung davon abgerathen; doch hätten all' ſeine Ermahnungen nichts geholfen, und er beſorge, Dänemark werde nun Schweden oder Frankreich zu Hilfe rufen, um den allgemein verhaßten König vom Throne zu ſtürzen. Aus dieſem Grunde habe er dies Complot dem Churfürſten entdecken wollen, weil er für ihn die

---

*) Das Ende ihres Lebens werden wir am Schluſſe dieſes Bandes mittheilen.

höchſte Sympathie habe und lieber ihn als jeden andern Fürſten auf Dänemarks Thron erhoben ſähe. —

Dieſer Antrag war für einen ſo klugen Staatsmann, wie Peyrère ihn ſchildert, dergeſtalt plump und malplacirt, daß, Falls er ihn wirklich gethan haben ſollte, ſchon dies Alles hinreichend wäre, Ulfeld's Staatsklugheit ſehr in Zweifel zu ziehen.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als Alles, was Ulfeld thöricht genug ihm anvertraut hatte, brühheiß dem Könige mitzutheilen unter der Bedingung, daß des Churfürſten Name dabei gänzlich aus dem Spiele bleibe.

In Folge dieſer churfürſtlich-brandenburgiſchen Denunciation wurde Ulfeld vom Könige des Hochverrathes angeklagt und — ohne Verhör und ohne Vertheidigung — in contumaciam — zum Tode verurtheilt.

Das am 24. Juli 1663 an allen Straßenecken Kopenhagens angeſchlagene Urtheil lautete:

„Weil der Graf Corfiz Ulfeld, anſtatt die Königliche Verzeihung und die unverdiente Gnade, die ihm dadurch zu Theil geworden war, daß man ihn nach unterthänigſter Abbitte aus ſeinem Gefängniß befreit hatte, mit pflichtſchuldigem Danke anzuerkennen, auf vorſätzliche und verrätheriſche Weiſe, ſowohl wider den mündlich und ſchriftlich abgelegten Huldigungseid, womit er ſich als ein Erbunterthan gegen ſeinen Herrn und König verpflichtet, als auch wider den freiwillig von ihm ausgeſtellten Revers ſchuldig befunden war, daß er gegen des Königs Perſon und gegen das Reich gefährliche Anſchläge gehabt, um Letzteres unter frem Herrſchaft zu bringen, und gleichzeitig die Unterthan zum Aufruhr verſucht und fälſchlich vorgegeben, d der ganze Adel und geiſtliche Stand, nebſt dem grö ten Theile des Volks mit der Regierung unzufried wären, wodurch er ſeinen Erbkönig um Scepter u Krone, die Unterthanen aber um Wohlfahrt und Ru zu bringen verſucht hat: ſo wird er ſolcher ſeiner a ſcheulichen Miſſethat wegen verurtheilt, nachfolgen Strafen zu erleiden: 1) Soll der Graf Corfiz Ul feld ſeines Standes und ſeiner Würde entſetzt, ſei Wappen für ihn, ſeine Kinder und deren Nachkomme vom Scharfrichter zerbrochen werden; allen Ander von ſeinem Geſchlechte aber zu keinem Vorwurf un Nachtheil. 2) Dafern man irgendwo dieſen Corfi früher Graf Ulfeld genannt, ertappen und ſich ſeine Perſon bemächtigen kann, dann ſoll ihm als einen Meineidigen erſt die rechte Hand und hernach der Kop abgehauen und Letzterer an einem öffentlichen Orte, w Seine Majeſtät es für gut befinden, auf einen Pfah geſteckt werden. 3) Soll des gedachten Corfizen Leib geviertheilt und jeder der vier Theile auf eine de vornehmſten Baſtionen von Seiner Königlichen Majeſtät Reſidenzfeſtung geſteckt werden. 4) Sollen Corfizens und ſeiner Kinder Güter eingezogen werden, ſobald alle darauf befindlichen Schulden bezahlt ſind. 5) Soll Keines von dieſes Corfizens Kindern, bei Lebensſtrafe, in Seiner Majeſtät Reichen, Fürſtenthümern oder Landen ſich betreten laſſen. 6) Eines von den Häuſern des bemeldeten Corfizens, welches Seine Majeſtät ſelbſt auswählen werden, ſoll weggeriſſen und nie wieder aufgebaut werden; ſondern es ſoll auf dem Grunde eine Schandſäule aufgerichtet und darauf die Urſache angegeben werden, warum ſolches geſchehen iſt. 7) Im Fall man ſich aber der Perſon dieſes Corfizen nicht ſollte bemächtigen können, ſo ſoll die Strafe an ſeinem Bildniſſe, ſo wie oben angegeben, vollzogen und unterdeſſen eine gewiſſe Geldſumme nach Seiner Majeſtät Gutbefinden auf des Miſſethäters Kopf ausgeſetzt werden für Denjenigen, welcher ihn entweder lebendig oder todt abliefert *).

Tags darauf ward ein königliches Patent angeſchlagen, worin anbefohlen wurde, daß Jeder, dem von Ulfeld's Verrätherei irgend etwas bekannt worden ſei, Solches ſofort bei Strafe an Leben, Ehre und Gut anzuzeigen habe. In dieſem Patente wurde ein Preis von zehntauſend von Reichsthalern ausgeſchrieben für Denjenigen, welcher ihn todt, und von zwanzigtauſend Reichsthalern für Denjenigen, welcher ihn lebendig den Händen der Gerechtigkeit überliefern würde.

Eilboten wurden mit der Nachricht von deſſen Verurtheilung an alle europäiſchen Höfen und zuerſt nach England abgeſchickt, wo ſich die Gemahlin des Verurtheilten befand, die in dem Augenblick, als ſie die erſte Kunde davon erhielt, bewußtlos niederſank.

---

*) Dieſes Urtheil war, ſo viel uns bekannt, von Keinem unterſchrieben, und es hat den Anſchein, daß ſowohl der König, als der Juſtitiar, der höchſte Beamte des Gerichtshofes, ſich geſcheut habe, unter dieſe mehr als barbariſche Sentenz einen Namen zu ſetzen.

Ulfeld's ſämmtliche Güter wurden confiſcirt und die Strafe an ſeinem Bildniſſe vollzogen. Sein Wappen wurde durch die Hand des Scharfrichters entehrt, ſein Haupt und ſeine rechte Hand aufs Rathhaus aufgepflanzt und das Uebrige am Feſtungswall ausgehängt. Sein ſtattliches Palais wurde der Erde gleich gemacht und auf dem wüſten Platze eine Schandſäule aufgerichtet mit der Inſchrift:

„Dem Landes-Verräther Corfiz Ulfeld zu
ewiger Schmach und Schande" *).

Corfiz glaubte ſich ſeit jenem, auch im Auslande verbreiteten Urtheile, das ihn für vogelfrei erklärt und einen ſo hohen Preis auf ſeinen Kopf ausgeſetzt hatte, nirgends ſicher mehr. Ein heimathsloſer Ahasver floh er von einem Lande ins Andere und gab ſich, um nicht erkannt zu werden, für den Hofmeiſter ſeiner Kinder aus, die mit kindlicher Opferfreudigkeit alle Straſen, alle Leiden und Entbehrungen mit ihm theilten. Ulfeld, von aller Welt, nur nicht von ſeinen Kindern verlaſſen, irrte von Stadt zu Stadt, nirgends Ruhe findend. In Baſel verweilte er fünf Tage, weil er daſelbſt erkrankt war. Als er vernahm, daß ihm überall aufgelauert werden, ihm überall Gefahr drohe, flüchtete er ſich Nachts auf ein kleines Boot, um ſich über den Rhein nach Breiſach zu begeben. Zwei Mei-

---

*) Wie tief und feſt eingewurzelt der Haß und die Rache des däniſchen Hofes gegen Ulfeld geweſen war, beweiſt der Umſtand, daß dieſe Säule nach 178jährigem Beſtehen, erſt im Jahre 1841, niedergeriſſen ward.

len hinter Baſel wurde er in ſeinem Boote auf dem Rheine von einer heftigen Kolik ergriffen, die ſeinem zerknickten Daſein ein raſches Ende machte. **Ulfeld** ſtarb am 20. Februar 1664. Seine Söhne beerdigten ihn heimlich unter einem Baume. Sic transit gloria! *)

---

*) Die hochgeſtellten Feinde dieſes Mannes, mit ſeinem eigenen Untergange nicht zufrieden, lockten ſeinen treueſten Freund und Vertrauten, den Doctor **Otto Sperling**, deſſen einziges Verbrechen darin beſtand, daß er es übernommen hatte, eine der **Ulfeld**'ſchen Vertheidigungen ins Deutſche zu übertragen, unter dem Vorwande, daß ein Kranker ſeiner Hülfe bedürfe, durch einen Officier des Königs, Namens **Hagedorn**, von Hamburg nach Altona; von dort ward er nach Glückſtadt und dann nach Kopenhagen geſchleppt und in die Citadelle eingeſperrt, wo er bis ans Ende ſeiner Tage blieb. Hier ſtarb er im Jahre 1681. —

## Sechszehntes Kapitel.

Friedrich's des Dritten Verordnungen gegen die Juden, gegen den Aufwand und gegen den Zweikampf. — Der erſte Polizeifiſcal — Einrichtung der Briefpoſt zwiſchen Kopenhagen und Hamburg — Paul Klingenberg — Plan zur Begründung der erſten Leibrenten-Anſtalt in Dänemark — Statuten der fruchtbringenden Geſellſchaft. — Klingenbergs Reiſen nach Holland. — Friedrichs Geldnoth. — Er legt ſich auf die Alchemie. — Ein italieniſcher Abenteurer und zwei däniſche Gelehrte.

Friedrich III., der erſt nach dem Sturze Ulfeld's, welchen er von allen Unterthanen ſeines eben nicht allzufriedenen Reiches am meiſten gefürchtet hatte, freier aufzuathmen begann, trat nun als Geſetzgeber auf und erließ mehrere Verordnungen, die auf die Zuſtände ſeiner Zeit ein charakteriſtiſches Licht werfen.

Durch ein königliches Edict vom 6. Februar 1651 wurde den Juden der Eintritt und die Niederlaſſung in Dänemark und Norwegen*) unterſagt und allen, die ſich bis dahin anſäſſig gemacht hatten, geboten, beide Reiche innerhalb vierzehn Tagen bei einer Strafe von tauſend Reichsthalern zu verlaſſen. Der Sohn Chriſtian's IV.

---

*) Trotz der freiſinnigſten Conſtitution von ganz Europa war den Juden noch bis zum Jahre 1850 die Niederlaſſung in Norwegen unterſagt.

ies durch dieſen Act gehäſſiger Willkühr, daß er
t weniger tolerant als ſein in Gott ruhender Herr
ler war, der gegen den Aufenthalt der Juden nichts
zuwenden hatte, weil er, aufgeklärt und frei von jedem
urtheil, auch im Juden einen achtbaren Bürger
es Staats zu ehren verſtand.

Am 24. September deſſelben Jahres erließ der
nfeindliche Monarch ein Geſetz gegen den, na-
tlich in den Adelsſchichten weit um ſich gegrif-
n, übermäßigen Aufwand, der über die Kräfte des
ls weit hinausging und mehr als einen dieſer Her-
gründlich ruinirte. Nach Paragraph IV dieſes
etes durfte Niemand weder Edelſteine auf Hüten
Hauben tragen, noch ſeine Kleider mit Perlen oder
ern Juwelen, mit Gold oder Silber beſetzen laſſen.
Nach Paragraph XII durfte bei adeligen Hochzeiten
Gäſten nur *kalte Küche* verabreicht werden;
*rme Speiſen und leckere Schaugerichte*
*ren bei Strafe verboten.* (Nur der Hof
ſte eſſen, was ihm beliebte.)

Am 18. December 1653 gab der König ein Duell-
etz. In einem offenen Briefe an ſeinen „lieben Reichs-
“ erklärte *Friedrich*: Weil vornehmlich unter
Adel ſündhafte und vor Gott im Himmel unver-
vortliche Schlägereien und Zweikämpfe — *und*
*ar meiſt im trunkenen Zuſtande!* — vorfallen,
daß in Folge derſelben häufig Mord und Todtſchlag
lgt, ſo befehlen Wir allergnädigſt, daß der Adel
ehalten werde, von derlei ſündhaften Handlungen

abzuſtehen. — (Beweis, daß unter dem „hochverehrten Adel" Saufen und Raufen ſchon damals zu den „nobeln Paſſionen" gehört haben muß.)

Durch ein königliches Edict vom 23. Auguſt 1655 wurde der erſte Polizei-Fiskal ernannt, Henrik Tellemand, welcher früher Zollverwalter auf Fünen, Laaland, Falſter und Langeland geweſen war.

Zu den zweckmäßigſten Inſtituten, die von Friedrich III. in's Leben gerufen wurden, gehörte zweifelsohne die Einführung des Poſtweſens laut Edict vom 30. November 1653. Erſt in dieſem Jahre wurde eine reitende Poſt zwiſchen Kopenhagen und Hamburg organiſirt.*). Dieſe Poſt ging wöchentlich zwei Mal von beiden Städten ab und brauchte damals drei volle Tage, um Briefe von einem dieſer Orte nach dem andern zu befördern. Früher konnten die Briefe nur durch expreſſ. Boten verſendet werden, was natürlich ſehr koſtſpielig und daher nur den Reichen möglich war. — Dänemarks erſter General-Poſtmeiſter war Paul Klingenberg, ein tüchtiger Verwaltungsmann und gewandter Finanzier, der durch die verſuchte Begründung der ſogenannten fruchtbringenden Geſellſchaft, der erſten Leibrenten-Anſtalt in Dänemark, den gelähmt darniederliegenden Handel aufzuhelfen bemüht ſchien. Dieſe Geſellſchaft beſtand, nach dem von ihm entworfenen Plane, aus acht Altersklaſſen.

---

*) Die erſte regelmäßige Poſtverbindung zwiſchen Dänemark und Norwegen war ſchon im letzten Regierungsjahre Chriſtian's IV. eingerichtet worden.

Zur erſten Klaſſe gehörten alle Mitglieder vom
1. bis zum 8. Lebensjahre;
Zur zweiten Klaſſe 8. „ „ 16. „ „
„ dritten „ 16. „ „ 24. „ „
„ vierten „ 24. „ „ 32. „ „
„ fünften „ 32. „ „ 40. „ „
„ ſechſten „ 40. „ „ 48. „ „
„ ſiebenten „ 48. „ „ 56. „ „
„ achten und letzten 56. „ „ 64. und darüber.

Jede dieſer acht Klaſſen beſtand aus 2000 Plätzen, jeder dieſer Plätze koſtete 100 Reichsthaler. Die ganze Societät zählte alſo 16000 Mitglieder. Starb eines dieſer Mitglieder, dann fielen die Zinſen von deſſen eingezahltem Capitale an die Ueberlebenden. Je mehr alſo hinſtarben, deſto größere Renten erhoben Jene, die am Leben blieben. Das eingeſchoſſene Capital durfte nie zurückgefordert werden, ſondern bildete den eiſernen Fond der Geſellſchaft, deren Statuten vom König und Reichsrath genehmigt wurden.

In den Statuten hieß es u. A. Wer zehn Plätze kauft, ſoll der Beſchwerlichkeit überhoben ſein, das Amt eines Vormunds, Kirchen- oder Armen-Vorſtehers annehmen zu müſſen.

Jeder Ausländer, welcher mit 2000 Reichsthaler zwanzig Plätze auf einmal kauft, ſoll hinſichtlich des Zolls dieſelben Freiheiten wie der Einheimiſche, Kopenhagenſche Bürger genießen (was ein Lockvogel für fremde Capitaliſten war*).

Einſchreibung und Einzahlung muß innerhalb zwei Monaten erfolgen.

Der Hauptſitz der Geſellſchaft iſt Kopenhagen. Außerdem ſoll aber zu größerer Bequemlichkeit der Mitglieder in jeder Provinzialſtadt eine Zweigbank errichtet werden.

Jeder dieſer Mitglieder erhält einen Verſicherungsſchein.

Am 1. September jedes Jahres müſſen ſämmtliche Actienbeſitzer der fruchtbringenden Geſellſchaft, die adeligen Mitglieder von dem Lehnsmanne, in deſſen Stifte deren Güter liegen, die bürgerlichen von dem Prediger ihrer Gemeinde ein Lebenszeugniß, oder deren nächſter Verwandter, Falls ſie im Laufe des Jahres geſtorben wären, einen Todtenſchein nach Kopenhagen einſenden.

Die Renten dürfen nie mit Beſchlag belegt werden.

Jeder, der ſein Lebensjahr unrichtig angegeben hat, verliert mit der Actie alle Anſprüche und muß die bereits bezogenen Renten zurückzahlen.

Das ganze Capital der Geſellſchaft (1,600,000 Reichsthaler) wird durch Schatzkammerſcheine oder Anweiſungen auf die königlichen Einkünfte ſicher geſtellt durch den König und den Reichsrath, welche gemeinſchaftlich die Garantie übernehmen.

Jedem, der einen oder mehrere Plätze beſitzt, ſoll es freiſtehen, ſeine Renten entweder auf ſich ſelbſt, nebſt Frau und Kindern, oder auf irgend eine fremde Perſon, gleichviel welch Standes ſie ſei, einzeichnen zu laſſen.

In ſpäterer Zeit können die Klaſſen vermehrt, die Einzahlungen verdoppelt und die Renten dadurch vergrößert werden.

Das Alles nahm ſich auf dem Papiere recht hübſch aus, kam aber aus Mangel an Vertrauen von Seiten Derer, die ſich daran betheiligen ſollten, nicht zu Stande, ſondern blieb vorläufig nur ein Projekt, das ſich wie manches Andere in ſtilles Wohlgefallen auflöſte.

Der eigentliche Zweck und Hauptvortheil, welchen der kluge Finanzkünſtler dabei in petto hatte, beſtand darin, daß, ſobald nach und nach alle Klaſſen ausgeſtorben wären, der Staat die Bude zugemacht hätte und das ſogenannte eiſerne Stammcapital, das nie zurückgefordert werden durfte, dem lieben, grundgütigen, aber ewig unerſättlichen Fiſcus anheimgefallen wäre. — Ein zweiter Grund war wohl der, daß Sieur Klingenberg dem Staate und dem Oberhaupte, deſſen Finanzen ſich in gleich zerrüttetem Zuſtande befanden, Beiden mit Einem Male ein gut Stück Geld in die leeren Taſchen hineinzuzaubern hoffte. Dieſe Idee war alſo nicht übel, wenn gleich ſchon damals nicht mehr neu.*)

Klingenberg, der ſich als ſchlauer Rechenkünſtler fortwährend in der Gunſt des ewig geldbedürftigen Königs erhielt, wurde von dieſem im Jahre 1665 nach Holland geſchickt, um mit den Generalſtaaten eine Anleihe, wie es hieß, zur Ausrüſtung einer Hülfsflotte gegen den Lord-Protector von England, Oliver Cromwell, der mit Holland im Kriege lag, abzuſchließen. Dieſe Anleihe kam auch wirklich zu Stande; die däniſche Hülfsflotte aber unterblieb vorläufig.

---

*) Die erſte Anſtalt dieſer Art ſoll ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts von einem Italiener, Namens Lorenzo Tontini (die Gelehrten ſind nicht einig, ob dieſer Mann ein Neapolitaner oder Venezianer geweſen ſei) auf's Tapet gebracht, aber erſt 1652 unter Cardinal Mazarin's Regime in Frankreich eingeführt worden ſein, wo ſie, zu Ehren ihres Erfinders, den Namen Tontine erhielt. Dies war alſo nicht Klingenberg's Erfindung, ſondern — wie faſt Alles in dieſem Leben — ſchon früher dageweſen.

Friedrich III., faſt fortwährend in Geldklemme, legte ſich am Abende ſeines Lebens auf eine glänzende Chimäre, Alchemie genannt. Sein Factotum oder, richtiger geſagt, ſein Facnihil in dieſer Sphäre war ein italieniſcher Abenteurer, von deſſen Künſten er ſich goldene Berge verſprach. Dieſer Schwindler hieß Giuſeppe Franceſco Borri.

Geboren am 4. Mai 1627 in Mailand, trat dieſer Borri, der in Rom ſtudirt hatte, als Apoſtel einer neuen, ziemlich ſeltſamen Lehre auf, nach welcher der liebe Gott ihn zum Generalfeldzeugmeiſter aller päpſtlichen Heerſchaaren ernannt und mit der Vollmacht ausgerüſtet hatte, allmälig alle Länder des Erdkreiſes dem Papſte zu unterwerfen, welcher der gemeinſame Hirt aller Heerden ſei. Meiſter Borri erklärte, Erzengel Michael habe in ſeinem Herzen eine Chambre garnie aufgeſchlagen und ihm ein dreiſchneidiges Schwert verliehen mit der Legende: Pro Christo. Umgürtet mit dieſem Schwerte werde er, wie weiland Simſon mit dem Eſelskinnbacken, alle Throne niederreißen und aus den Trümmern derſelben ein Heiligthum für den Papſt und einen beſcheidenen Baldachin für ſeine eigene

Wenigkeit aufbauen. — Papſt Alexander VII., der an dieſer Lehre und an Borri's Selbſterhebung kein allzugroßes Wohlgefallen fand, ließ auf den Hausherrn des Engel Michael fahnden, worauf Borri nach ſeiner Vaterſtadt Mailand floh und ſich dort gegen die Herrſchaft dieſes Papſtes erklärte und den Grundſatz predigte, daß man ihn todtſchlagen müſſe. — Die Jungfrau Maria, die in Italien viele Anhänger hat, erklärte er für den vierten Theil der heiligen Dreieinigkeit. In Folge all dieſer unverantwortlichen Irrlehren als nichtswürdiger Ketzer zum Tode verdammt, wurde der gute Borri 1661 zu Rom in effigie verbrannt. Da er ſich in Mailand nicht mehr ſicher fühlte, entfloh er nach Amſterdam und verſuchte dort ſein Glück als Wunderdoctor, welcher, wie der Heiland, Blinde ſehend, Taube hörend und Lahme gehend zu machen vorgab. Er machte Anfangs großes Aufſehen, ungeheuren Aufwand und vertheilte alles Geld, das er für ſeine unglaublichen Wunderkuren erhielt, unter die Armen, wodurch er natürlich ſehr populär wurde und ſehr bald in den Geruch gerieth, daß er Gold mache. Schnell aber begann auch hier ſein Glücksſtern zu erbleichen. Die überaus nüchternen Mynheers, denen frühzeitig genug die Schuppen von den Augen fielen und die ſehr raſch erkannten, daß der ſogenannte Wunderarzt und Goldmacher, bei Lichte betrachtet, nichts anderes als ein unverſchämter Quackſalber und Schwindler war, hätten ihn ſofort zum Thore hinausgejagt, wäre Sieur Borri nicht ſo klug geweſen, das Prävenire zu ſpielen und eines Tages, entre chien et loup. mit Hinterlaſſung höchſt reſpectabler Bären nach Deutſchland durchzugehen. Er begab ſich nach Hamburg, wo er bei der Königin Chriſtine von Schweden, die ihre Krone niedergelegt und den Philoſophen angezogen hatte und in den Mußeſtunden, die ihr das galante Leben übrig ließ, ſich unter Andern auch mit Alchemie zu beſchäftigen geruhte, eine freundliche Aufnahme, ſie abgerechnet, in dieſer Kaufmannsſtadt aber ſo wenig Boden für ſeine Gaukelkünſte fand, daß er ſehr bald ſein Bündel ſchnürte und der „freien" Stadt den Rücken kehrte. Von Hamburg zog er nach Kopenhagen. Hier langte er im Jahre 1666 an. Der König und ſeine beiden Leibärzte, der berühmte Chemiker Doctor Olaus Borichius und der nicht minder berühmte Anatom Doctor Thomas Bartholinus, empfingen den angeblichen Adepten mit großer Auszeichnung. — Dieſe drei gelehrten Herren — den König nicht mitgerechnet — arbeiteten nun gemeinſchaftlich an dem Steine der Weiſen. Borri verwickelte ſeinen königlichen Mäcen und ſeine beiden hochgelehrten Gönner in große Ausgaben, brütete aber ſtatt der goldenen Eier, die er ihnen verſprach, nur windgefüllte Schalen aus. Deſſenungeachtet verlor Friedrich nicht die Geduld und vertraute ihm noch immer. Auch Doctor Olaus Borichius hielt große Stücke auf den Schwindler und ſtreute ihm in ſeiner gelehrten Schrift „de ortu et progressu Chemiae" (Hafn. 1668. 4.) unverdienten Weihrauch. — Außer der Goldkocherei ritt er in den Nebenſtunden auch noch ein anderes Steckenpferd, die Magie, und rühmte ſich unter

Anderm, einen dienſtbaren Geiſt zu beſitzen, der, Homunculus genannt, ihn in alle Geheimniſſe der ſpagiriſchen Kunſt eingeweiht haben ſoll. Dänemark war für ihn ein äußerſt fruchtbarer Boden, den er vortrefflich auszubeuten verſtand. — Erſt, als der leichtgläubige König im Sterben lag, hielt Meiſter **Borri**, aus Furcht, über Manches, was er ſich bei Hofe erſchwindelt hatte, zur Rechenſchaft gezogen zu werden, es für rathſam, ſich noch bei Zeiten aus dem aufgewühlten Staube zu machen. — Er wollte nun die Türkei beglücken. Mais l'homme propose et Dieu dispose. An der Grenze ward er von den geheimen Spionen des Kaiſers **Leopold** I. in Goldingen — einer kleinen Stadt in Mähren — aufgehoben, dem Papſte **Clemens** X. ausgeliefert und nach Rom geſchleppt, wo er, zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt, am 10. Auguſt 1695, achtundſechzig Jahre alt, auf der Engelsburg ſtarb, ohne der arg getäuſchten Welt mehr hinterlaſſen zu haben als eine jetzt ziemlich ſelten gewordene Schrift, die „Chiave del Cabinetto“ betitelt, im Jahre 1681 unter Angabe des falſchen Druckorts „Colonia“ in Genf erſchienen war und u. A. auch ſeine eigene Lebensbeſchreibung enthält.

Es ſei uns geſtattet, hier noch einige Worte über ſeine däniſchen Gönner hinzuzufügen.

**Olaus Borrichius**, geboren am 26. April 1626 zu Borchen, eben ſo berühmt als Philolog, wie als Chemiker, eben ſo verdienſtvoll als Theolog wie als Botaniker, ſtarb am 3. October 1690 zu Kopenhagen und hinterließ fünfzigtauſend Thaler ſeinen Verwandten, fünfundzwanzigtauſend Thaler den armen Studenten und außerdem ſeine Bibliothek, ſein chemiſches Laboratorium, ſeinen botaniſchen Garten und ſein ſchuldenfreies Haus als Wohnung für ſechzehn hülfsbedürftige Studirende der Medicin.*)

Der andere Leibarzt des Königs, Thomas Bartholinus, geboren am 20. October 1616, ſtarb am 4. December 1680 als Rector und Bibliothekar der Kopenhagener Univerſität.**) Mit vollem Rechte bemerkt der däniſche Geſchichtsſchreiber Niels Detlev Riegels: „Der einzige Thomas Bartholinus hat Dänemark berühmter als all die Ritter deſſelben gemacht. Eine einzige Entdeckung dieſes Bartholinus war für die Menſchheit wichtiger, als hundert Ordensverleihungen. Wäre das Jahr 1670 nicht durch Friedrich's III. Tod und durch Chriſtian's V. Thronbeſteigung berühmt, ſo würde Thomas Bartholinus' Entdeckung der Vasa lymphatica und deren Vertheidigung dieſes Jahr für immer der Vergeſſenheit entreißen."

---

*) Während ſeines Aufenthaltes in Florenz gelang es ſeiner Kunſt, eine Prinzeſſin von Medicis, die im Sterben lag, zu heilen. Die Geneſene wollte ihn heirathen; er aber ſchlug ihre Hand aus, weil er nicht katholiſch werden wollte. Der däniſche Schriftſteller Chriſtian Winther hat dieſen Stoff zu einer Novelle En Aftenscene (Abendſcene) benutzt.

**) Vergl. Oliger Jacobäus, Oratio in Thomae Bartholini excessum, Hafn. 1681. 4., mit dem vollſtändigen Verzeichniſſe ſeiner zahlreichen Schriften.

## Siebenzehntes Kapitel.

Neuer Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden. — Dänemarks Bündniß mit Holland. — Die Schweden in Altona und in Hamburg. — Die Uebergabe von Friedericia. — Fünen's Unterwerfung. — Der Roeskilder Frieden. — Bruch deſſelben durch Karl den Zehnten Guſtav. — Der Krieg beginnt von Neuem. — Die Belagerung von Kopenhagen. — Kronberg wird eingenommen. — Tod des Königs von Schweden. — Der Kopenhagener Friedensſchluß.

Die unglückliche Rivalität, die ſeit Aufhebung der Calmarer Union zwiſchen Dänemark und Schweden beſtändig unter der Aſche fortglühte, entzündete im Jahre 1657 zwiſchen beiden Reichen einen neuen Krieg, der von däniſcher Seite auf dem großen Reichstage zu Odenſe beſchloſſen ward, um von Schweden alle Provinzen, die es ihm im Frieden vor Brömſebro abgetrotzt hatte, nach zwölf Jahren mit Waffengewalt zurückzufordern.

Die meiſten Mitglieder des allmächtigen Reichsraths — Otto Krag, Iver Krabbe, Axel Urop, Gunde Roſenkranz*) und vor Allem Ulrich Friedrich Gyldenloew**) — waren kriegeriſch geſinnt und Friedrich ſelbſt am meiſten empört über den Verluſt der Stifter Bremen und Verden, welche Dänemark im weſtphäliſchen Frieden an Schweden abzutreten gezwungen war.

---

*) Verfaſſer der lateiniſchen Beſchreibung der großen Seeſchlacht bei Femern.

**) Horrebow, der Ueberſetzer der Holberg'ſchen Geſchichte, nennt ihn Ulrich Chriſtian Gyldenloew, der — ein unehelicher Sohn Chriſtian's V. und der Gräfin Samſoe — damals noch gar nicht geboren war.

Der König erließ am 1. Juni 1657 eine Kriegserklärung, die ein Herold dem ſchwediſchen Statthalter von Halland, Erik Stenbock, überbrachte.

Schweden erließ ein Manifeſt, worin es ſich gegen Dänemarks Anklagen vertheidigte und darin u. A. erklärte, daß Schweden, als es dem ehemaligen Reichshofmeiſter Corfitz Ulfeld ein Aſyl in ſeinem Reiche gewährt, nur das gethan, was Chriſtian IV. gethan, der, wie bekannt, der landesflüchtigen Wittwe Guſtav Adolph's Schutz in Dänemark gewährt habe. Das vom Glückſtadt'ſchen Kanzler Theodor Reinking abgefaßte Kriegsmanifeſt Dänemarks ward von Schweden als Pasquill und Schandſchrift erklärt.

Der Handſchuh, welchen Friedrich III. und ſein „geliebter Reichsrath" den Schweden hingeworfen hatte, war dort Niemandem erwünſchter als dem Könige Karl X. Guſtav, der ſich ſeit ſeiner Thronbeſteigung mit dem ehrgeizigen Plane trug, auf ſeinem pfälziſchen Haupte die Krone der drei nordiſchen Reiche zu vereinigen.

Friedrich hatte kurz vorher (im Auguſt 1656) mit Holland einen Allianzvertrag geſchloſſen, welcher däniſcher Seits von dem Reichshofmeiſter Joachim Gersdorf, dem Reichskanzler Chriſtian Thomeſen Sehеſtedt und dem Reichsrathe Peter Reedtz, holländiſcher Seits, von Conrad van Beuningen, Godhard Adrian de Rohde, Freiherrn von Amerongen und Pieter Vierſen vollzogen, Ligue garantie genannt ward.

Karl Guſtav eilte ſofort nach Pommern. Neuntauſend Dänen fielen unterdeſſen in Bremen ein, nahmen das feſte Schloß Bremerwörde und rückten ohne Hinderniß bis nach Stade vor.

In Folge eines ausgeſprengten Gerüchts, daß der König von Schweden mit ſeiner Flotte im Anzuge ſei, begab ſich Friedrich III. mit neunzehn Kriegsſchiffen unter dem Oberbefehle des Vice-Reichsadmirals Henrik Bielke an Bord des „Elephanten“ in die Oſtſee, um Karl Guſtav's Eindringen in Dänemark zu verhindern.

Unterdeſſen rückten die Schweden in Holſtein ein und ſchlugen am 18. Juli ihr Hauptquartier bei Ottenſen, nicht weit von Altona,*) auf. Hier ſtießen ſie auf dreitauſend däniſche Reiter, die, der Uebermacht weichend, die Flucht ergreifen mußten. Die Schweden rückten nun ſchaarenweiſe in Hamburg ein, das ſie, aus angeborenem Haß gegen Dänemark, überaus freundlich aufnahm.

---

*) Altona, ein den Grafen von Schaumburg angehöriger Marktflecken in der Herrſchaft Pinneberg, fiel 1664, als der letzte Graf Otto von Schaumburg ohne Leibeserben geſtorben war, an Holſtein, worauf Friedrich III. ihn zur Stadt erhob. Dies beweiſt, daß das, was vom Urſprunge des Namens dieſer Stadt erzählt wird, nur Fabel iſt. Man ſagt nämlich, daß, als Chriſtian IV. eine Stadt in einer Büchſenſchußnähe Hamburgs angelegt, die Hamburger, darüber unzufrieden, geäußert haben ſollen: Dat is al to nah, woher die Stadt dieſen Namen führe. Erſt 1665 erhielt Altona von Friedrich III. ein Stadtwappen (drei ſpitze Thürme über einem Stadtthore). — Der erſte Präſident dieſer Stadt war Rolano, früher Lehrmeiſter des Königs.

Von Hamburg aus ſchob der König von Schweden ſein Heer bis nach Itzehoe, welches er, weil der Commandant es nicht übergeben wollte, in Brand ſtecken ließ, worauf nicht mehr denn zwölf Häuſer ſtehen blieben. Die Dänen geben den Schaden, den ſie dadurch erlitten, auf acht Tonnen Goldes an. **Karl Guſtav**, der ſein Lager in der Kropper Haide aufſchlug, begab ſich zu ſeinem Schwiegervater, dem Herzoge **Friedrich** von Holſtein-Gottorp, um ihn zu bewegen, ſich ihm anzuſchließen, was ihm jedoch nicht gelang.

Der däniſche Reichsmarſchall **Anders Bilde** ließ ſich von einer Stadt zur andern jagen und warf ſich endlich in die Feſtung Friedericia*), die trotz ihrer Beſatzung von ſechstauſend Mann von dem kaum halb ſo ſtarken Feinde unter **Wrangel** erobert und den Schweden dadurch der Weg nach Jütland geöffnet ward, das gleich darauf in die Hände des Feindes fiel.

Während dieſer Zeit entſpann ſich zwiſchen der dreißig Segel ſtarken Flotte der Dänen unter **Henrik Bielke** und der aus neunundfünfzig Segeln beſtehenden Flotte unter dem Admiral **Vielkenſtierne** der Schwe-

---

*) Die Feſtung Friedericia, auch Friedrichsodde genannt, hatte **Friedrich** III. an der Mittelfahrt des Sundes, am kleinen Belte, zwei Meilen von Koldingen anlegen und ſtark befeſtigen laſſen.

den ein Treffen bei Falſterboe, das mit Anbruch des Morgens begann und erſt ſpät in der Nacht auf eine Weiſe ſchloß, daß der Sieg unentſchieden blieb. Der ſchwediſche Admiral hatte den däniſchen „Elephanten“ und der däniſche Admiral die ſchwediſche „Maria“ übel zugerichtet. Man hatte mit gleicher Tapferkeit gekämpft. Die Dänen waren nicht wenig ſtolz auf den Erfolg dieſes Tages, weil ſie, nach ihrer Angabe, nur halb ſo ſtark als der Feind geweſen ſein wollen. Ihre Flotte zog ſich nach Kopenhagen, die ſchwediſche nach Wismar zurück.

Als bald nach dieſer Schlacht ein äußerſt ſtrenger Winter eintrat, ſtellte der Froſt, wie Allen berichtet, eine Landſtraße zwiſchen den däniſchen Inſeln her, die der kühne Karl Guſtav zu betreten kein Bedenken trug. Fünen unterwarf ſich ihm ohne Widerſtand. Nur der Capitain Peder Bredale, der mit vier Kriegsſchiffen in der Nyborger Föhrde eingefroren lag, zeigte in der Stunde der Gefahr, daß in Dänemark noch männlicher Muth zu finden war. Von den Schweden auf dem Eiſe angegriffen, ſetzte er ſeine kühne Vertheidigung ſo lange fort, bis es ihm gelang, die Schiffe loszueiſen und ſie nach Kopenhagen in Sicherheit zu bringen. Für dieſe Heldenthat ſtieg Capitain Bredale zum Vice-Admiral empor.

Von Fünen zog Karl X. auf dem Eiſe über Langeland, Lolland und Falſter nach Seeland hinüber, auf ſeinem Siegeszuge von dem Landesverräther Ulfeld begleitet, der in einem Schreiben die jütländiſchen Landrichter aufgefordert hatte, dem Könige von Schweden, der als ihr Befreier erſchienen ſei, den Huldigungseid zu leiſten, überall, wohin er kam, Abfall zu predigen ſich nicht entblödete, ein offener Verrath, der ihm ſelbſt die wohlverdiente Verachtung ſeiner Verwandten zuzog. — Alles unterwarf ſich dem ſiegreichen Schwedenkönige. Selbſt die ſtarkbefeſtigte Stadt Nakſkov übergab ſich, durch Ulfeld überliſtet, dem Feinde ohne Schwertſchlag.

Bald nach Ausbruch dieſes von Dänemark leichtſinnig heraufbeſchworenen Krieges hatte der Lord-Protector Oliver Cromwell von England zwei Mediateure — Philip Meadow nach Kopenhagen und Jepſon nach Stockholm — geſandt, um zwiſchen beiden Reichen einen Vergleich zu vermitteln, der aber an der Hartnäckigkeit beider Könige, von denen Keiner dem Andern nachgeben wollte, geſcheitert war. — Jetzt aber, wo Friedrich III. ganz Holſtein, Jütland und Fünen verloren hatte und auch Seeland ſchwer bedroht ſah, mußte er, weil in Kopenhagen Jedermann über Karl's X. ſiegreiches Vorwärtsdringen hoch beſtürzt und tief erſchreckt war, ſich bequemen, gelindere Saiten aufzuziehen und, von der Gefahr gedrängt, ſeine Hauptſtadt angegriffen zu ſehen, den Reichshofmeiſter Gersdorf und den Reichsrath Chriſtian Scheel nach Wordinborg in Seeland an den König von Schweden abzuſchicken und ihm den Frieden antragen zu laſſen.

Dieſe Unterhandlungen, die in Höie-Toſtrup, einem wenige Meilen von Kopenhagen gelegenen Dorfe, hren Anfang nahmen, wurden in Roeskilde fortgeührt. Die däniſchen Geſandten mußten ſich die harte Demüthigung gefallen laſſen, hier mit dem Landesver-

räther Ulfeld zu unterhandeln, der im Namen Karl's
X. die Abtretung von Schonen, Halland und Bleckingen,
Bornholm, Anholt, Leſſöe, Hvenn und Saltholm,
Dithmarſen, die Herrſchaft Pinneberg und die drei norwegiſchen
Stifter Bahuus, Aggershuus und Drontheim
(in Letzterm wollte er auch Finmarken, Lapland, Wardehuus
und alle umliegenden Inſeln inbegriffen wiſſen),
die Hälfte von den Einnahmen des Sundzolls, außerdem
die Auslieferung von zwölf der beſten Kriegsſchiffe
der däniſchen Flotte und endlich noch eine Million
Reichsthaler als Kriegsentſchädigung begehrte. Ferner
verlangte er, daß Dänemark von allen zum Nachtheile
Schwedens geſchloſſenen Bündniſſen zurücktrete und alle
fremden Schiffe von der Oſtſee ausſchließe.

Durch die Vermittelung der franzöſiſchen und engliſchen
Geſandten, Terlon und Meadow, wurden
Ulfeld's übertriebene Forderungen bedeutend herabgeſtimmt,
ſo daß ſich Karl X. im Roeskilder Frieden
unterzeichnet am 26. Februar 1658 von Corfiz
Ulfeld, Steen Bielke, Hugues Terlon und
Philip Meadow, ſich mit Schonen, Halland und
Bleckingen, Bahuus, Aggershuus und Drontheim und
mit der Abtretung von zwölf Kriegsſchiffen zufrieden
rklärte, jedoch nur unter der Bedingung, daß — was
ür Dänemark einer der härteſten und demüthigendſten
Punkte war — Ulfeld laut dem 21. Artikel dieſes
Friedens in den Beſitz ſeiner ſämmtlichen Güter ein-
eſetzt werden mußte. Am Tage der Unterzeichnung
ieſes Vertrages marſchirten zweitauſend Schweden, be-
leitet von zwei däniſchen Commiſſären, nach Schonen,

um Malmöe und die übrigen Städte zu beſetzen. Die Beſitzergreifung geſchah im Namen Karl's X. durch Claus Tott. Axel Lillie nahm Bleckingen, Erik Stenbock und Harald Stage Bahuus und Lars Creutz Trontheim in Beſitz. Für all' dieſe ſchweren Opfer erhielt Friedrich III. keine andere Entſchädigung als das Amt Schwabſtedt. Mithin war dies für Dänemark ein ſchmachvoller Friede, in welchem Ulfeld einen Triumph feierte, der den König von Dänemark um ſo mehr gegen ihn erbitterte.

Als der Reichshofmeiſter Gersdorf dieſen Frieden unterzeichnen mußte, ſagte er leiſe zu einem der Umſtehenden: Vellem me nescire literas! (Ich wünſchte nicht ſchreiben zu können.)

Weit weniger empfindlich zeigte ſich Friedrich III., der einen Tag nach Abſchluß dieſes unehrenvollen Friedens den Herzog Ernſt Günther von Holſtein an Karl X. abſandte, um ihn zu einer perſönlichen Zuſammenkunft nach Frederiksborg einzuladen. Der franzöſiſche Geſandte berichtet, die ſchwediſchen Miniſter hätten die ganze Kraft ihrer Beredſamkeit aufgeboten, um den König davon zurückzuhalten, aus Furcht, daß dieſe Einladung eine Falle ſei, die ihm Friedrich III. gelegt, um ihn daſelbſt feſtzuhalten und nicht eher freizugeben, bis er ihm die geraubten Provinzen zurückerſtattet hätte. Aber Terlon fügt ſogleich hinzu: Wer ſolche Gedanken gehegt, kenne den König von Dänemark nicht: Il tenait sa parole comme une chose sacrée et ne l'auroit pas violée, eût-il dû perdre son royaume. — Karl X., der dieſe Einladung annahm, verweilte vom Donnerſtage bis zum Sonnabende auf Fredriksborg und lebte mit Friedrich unter Einem Dache. — Es klingt faſt wie ein Hohn, wenn Holberg erzählt, daß beide Könige ſich außerordentlich liebreich empfangen hätten. Bei der Tafel ſaß die Königin Sophia Amalia zwiſchen Karl, der zu ihrer Rechten, und dem Gemahle, der zu ihrer Linken Platz genommen hatte. „Es war ein herrlicher Anblick (fährt der gute Däne fort), zween Könige, welche noch wenige Tage zuvor um Krone und Reich geſtritten, nunmehr ſo fröhlich an Einer Tafel ſpeiſen zu ſehen, während die Pauken und Trompeter, welche noch kurz vorher Blutvergießen und Tod verkündet hatten, jetzt gebraucht wurden, um Toaſte auf das gegenſeitige Wohl dieſer Monarchen zu blaſen.″ — Das war in der That ein herrlicher Beweis der rührendſten Aufrichtigkeit beider Gottgeſalbten, die trotz des äußern Scheines gegenſeitigen Wohlwollens ſich im Stillen gründlich zu haſſen volle Urſach hatten.

Die Vollziehung dieſes Friedens, der ſo außerordentlich vortheilhaft für Schweden ausgefallen war, wurde deſſenungeachtet von Karl X. unter allerlei Vorwänden in die Länge gezogen und während dieſer ganzen Zeit ließ der König von Schweden den größten Theil ſeines Heeres in Dänemark zurück.

Fünf Monate nach dem Roeskilder Frieden landete (auf Ulfeld's Rath) urplötzlich und gänzlich unerwartet der König von Schweden zu Korſoer mit der Erklärung, den Frieden von Roeskilde, den er als ungeſchloſſen betrachte, nicht annehmen zu können.

„Als man in Kopenhagen, berichtet Allen, hiervon Nachricht erhielt, wurden ſogleich Geſandte an Karl X. abgeſendet, um die Urſache dieſes unverantwortlichen Friedensbruches zu erfahren; er aber weigerte ſich, ihnen irgend eine Antwort zu geben und verwies ſie an ſeine Miniſter. Dieſe ſtimmten einen übermüthigen Ton an und erklärten: „Es ſei ja gleichviel, ob der Dänenkönig Karl oder Friedrich heiße; Dänemarks letzte Stunde habe geſchlagen, und wenn die Hauptſtadt erſt erobert ſei, werde man die Urſachen dieſes Krieges erfahren.“ — Als dieſe Antwort nach Kopenhagen gelangte, war man in der Wahl zwiſchen feiger Ergebung, die Dänemarks Untergang geweſen wäre, und männlichem Widerſtande — mochte Letzterer nun zum Siege oder zu einem ehrenvollen Tode führen — nicht lange zweifelhaft. Unwille über den ſchändlichen Bruch des erſt unlängſt geſchloſſenen Friedens, die allgemeine Ueberzeugung, daß die Rettung des Staates auf der Vertheidigung der Wälle der Hauptſtadt beruhe, das heldenmüthige Beiſpiel des Königs, dies Alles entflammte die Begeiſterung der Bürger, Blut und Leben dem Vaterlande zu opfern. Bürger und Studenten, geiſtliche und weltliche Beamte, Männer und Weiber, Jünglinge und Greiſe waren von Einem Geiſte beſeelt und beſchäftigten ſich Tag und Nacht damit, die Feſtungswerke in gehörigen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Einige riethen dem Könige, Kopenhagen zu verlaſſen und in Norwegen oder Holland eine Zuflucht zu ſuchen; er aber erklärte, „in ſeinem Neſte ſterben zu wollen“

und bewies durch die That, daß es ſein feſter Entſchlu war, mit den Einwohnern alle Gefahren der Belagerung zu theilen; denn er war fortwährend auf den Wällen, bald auf dem einen, bald auf dem andern Punkte, um die Befeſtigungs-Arbeiten zu beſichtigen, wobei er oft von ſeiner kühnen Gemahlin, **Amalia Sophia**, zu Pferde begleitet wurde."

Am 11. Auguſt erſchien **Karl X.** mit ſeinem Heere vor Kopenhagen, das er belagerte.

Zwei Tage vorher hatte **Friedrich III.** eine Aufforderung an die Studenten erlaſſen, ſich zum Schutze des Vaterlandes zu bewaffnen. In Folge deſſen erſchien am andern ein lateiniſcher Aufruf folgenden Inhalts:

„**Studiosis Regiae Hafniensis Universitatis Salutem!**

Cives perdilecti, quotquot estis, qui civitate Academica donati Regiae Communitatis mensa fruimini, aut in urbe degentes privilegiis atque immunitatibus Studiosorum gaudetis, comparete hora II in area Academica, ut ex Serenissimae Regiae Majestatis edicto arma in Communem urbis et patriae defensionem capiatis. Qua in re operam praestabitis Serenissimo Regi gratam, afflictae patriae necessariam, vobis, urgente necessitate non indignam. Valete! Feria! 10. Augusti 1658.

Jussu Magnifici Rectoris

**Christian Steenbuck**, Acad. Not.

Die Studenten, die ſich bewaffneten, erbaten ſich dafür vom Könige verſchiedene Begünſtigungen, unter

Andern auch die, beſtändig Degen tragen zu dürfen, was ihnen huldreichſt geſtattet wurde, da faſt alle Einwohner Kopenhagens, bis auf die Barbiere und Handwerksburſchen herab, Degen trugen. — Die Studenten erhielten in Kiel Lang einen eigenen Obriſten und in Mogens Krag einen Lieutenant, doch ſo, daß ſie, wie früher, auch fernerhin unter der Gerichtsbarkeit des Rector magnificus ſtanden.

Der Schwedenkönig ſandte einen Theil ſeines Heeres nach Kronborg, um gleichzeitig auch dieſen wichtigen Punkt belagern und einnehmen zu laſſen.

Das Commando dieſer mit allem Provianten wohlverſehenen Feſtung war drei Offizieren: Povel Beenfeld, Carl Brunow (einem ehemaligen Pagen des Hofes) und dem Kronberger Stiftsamtmanne Chriſtopher Bilde anvertraut.

General Carl Wrangel, welcher Kronborg belagerte, ſetzte ſich durch eine Kriegsliſt in den Beſitz dieſer Feſtung. Unter Trommelwirbel und Trompetenſchall ließ er Freudenſalven abfeuern, die den däniſchen Befehlshabern ſo heilloſen Schrecken einjagten, daß ſie, ohne dieſen blinden Lärm näher zu unterſuchen, die Feſtung dem Feinde übergaben, der dadurch in Beſitz einer Maſſe von Geſchützen, Pulver und andern Kriegsvorräthen gelangte, deren er bedurfte, um mit Erfolg die Belagerung der Hauptſtadt fortzuführen.*)

---

*) Von jenen drei Commandanten, welche Kronborg den Schweden überliefert hatten, wurden Beenfeeld und Brunow laut einem in Kopenhagen publicirten, von Axel Urup

Drei Patrioten, der däniſche Ingenieur Oluf Steenwinkel, Hans Roſtgaard auf Kragerup und Henrik Gerner, Paſtor zu Birkerod in Seeland, welche den Verſuch gemacht hatten, Kronborg den Schweden wieder zu entreißen, mußten den verunglückten Befreiungsplan theuer bezahlen. Steenwinkel ward am 28. Juni 1659 enthauptet und ſein Kopf auf einen Pfahl an einem der Helſingörer Stadtthore aufgepflanzt*), Roſtgaarden, gleichfalls zum Tode verurtheilt, gelang es, nach Kopenhagen zu entfliehen; der ehrliche Gerner, deſſen Verbrechen eigentlich nur darin beſtand, daß er zwiſchen Steenwinkel und einem vierten Mitverſchworenen, dem engliſchen Obriſten Richard Hutchinſon, der in Friedrich's Dienſt ſtand, aber kein Wort Däniſch begriff, den Dolmetſcher gemacht, kam, nachdem man ihn gefoltert hatte, mit dem Leben davon, weil Friedrich III. gedroht hatte, einen der ſchwediſchen Gefangenen gleichfalls hinrichten zu laſſen, Falls Gerner's Leben nicht geſchont werden ſollte.

---

und dem General-Auditeur Paul Tſcherning unterzeichneten Urtheile vom 10. September 1659 (alſo ein Jahr nach der Uebergabe) „ihren zu wohlverdienter Strafe, Andern nach abſcheulichem Exempel, an Ehre, Leib und Leben mit Verluſt ihrer beweg- und unbeweglichen Güter beſtraft und mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht.“

*) Holberg erzählt, ein engliſcher Bootsmann, der Tags darauf auf den Pfahl hinaufgeklettert ſei, habe das blutige Haupt geküßt und dabei geſagt „Good, Sir! Indeed, thou wast a faithfull Denshman.“

Der arme Paſtor ward nach Helſingborg ins Gefängniß gebracht, wo er bis zum Frieden (1660) in Ketten lag *).

Die belagerte Hauptſtadt vertheidigte ſich unterdeſſen unter Hans Schack, Ulrich Chriſtian Gyldenloew (dem unehelichen Sohne Chriſtian's IV. und der Wibecke Kruſe), dem Stadthauptmann Peder Thureſen mit heldenmüthiger Tapferkeit gegen den Feind, der durch fortwährende Ausfälle beunruhigt ward.

Während die Schweden Kopenhagen belagerten, ſandte Holland, welches nicht dulden wollte, daß Schweden ſich durch Dänemarks Sturz die Herrſchaft über die Oſtſee anmaaße, Anfangs October 1658 eine Hülfsflotte, geführt von Jacobus von Waſſenaar, Herrn zu Opdam, zum Entſatze der hartbedrängten Hauptſtadt ſeines Alliirten. Am 29. October lief die Flotte, in drei Escadres getheilt, in den Sund ein. Die erſte Abtheilung, aus eilf Schiffen beſtehend, befehligte der Vice-Admiral Witt Witteſen; die mittelſte commandirte Waſſenaar, die dritte der Vice-Admiral Floris. Unfern der Inſel Hveen (der ehemaligen Reſidenz Tycho de Brahe's) vereinigten ſich die drei holländiſchen Escadres mit dem däniſchen Admiralsſchiff „Trefoldighed,“ geführt vom Vice-Reichsadmiral Henrik Bielke, mit dem „Hannibal“, befehligt vom Vice-Admiral Nicolaus Heldt, den „Tre Loever“, commandirt vom Vice-Admiral Peder

---

*) Geboren am 11. December 1629, wurde er 1693 Biſchof von Wiberg und ſtarb als ſolcher am 13. Mai 1700.

Bredal (dem Helden von Nyberg) und mit fünf andern däniſchen Schiffen, um die ſchwediſche Flotte, die im Hafen von Landskrona lag, zu blockiren. Zwiſchen der holländiſch-däniſchen und ſchwediſchen Flotte unter dem Oberbefehle Wrangel's entſpann ſich am obengenannten Tage, zwiſchen acht und neun Uhr Morgens eine hitzige Schlacht, in welcher die Holländer achthundert Mann, ihre beiden Vice-Admirale de Witt und Floris nebſt fünf Kapitänen, die Dänen hingegen zweihundert, darunter ihren tapfern Vice-Admiral Bredal, einbüßten. Die holländiſch-däniſche Flotte bahnte ſich mitten durch die ſchwediſchen Schiffe, von welchen zwei erobert und drei in den Grund geſchoſſen wurden, mitten durch die zwei ſich kreuzenden Feuer von Kronborg und Helſingborg, einen blutigen Weg nach Kopenhagen.

Als dort die holländiſche Hilfe angelangt war, gab Friedrich III. den Befehl, alle Thurmuhren der Stadt herzuſtellen und ſämmtliche Glocken, die ſeit wei Monaten unheimlich geſchwiegen hatten, wieder äuten zu laſſen. In allen Kirchen ward ein Te Deum abgehalten. Der König beſuchte den holländiſchen Ober-Admiral, welcher, verwundet, nicht bei Hofe erſcheinen onnte, an Bord des Admiralsſchiffs und verlieh ihm, wie Helberg erzählt, den Elephanten-Orden, was aber uf einer Namensverwechslung zu beruhen ſcheint, da nicht Jacobus Waſſenaar (geſtorben am 14. Juli 1665), ſondern ein holländiſcher General gleichen Nanens (geſtorben am 24. Mai 1714) nach der officielen Ordensliſte erſt am 21. April 1703, und nicht von

Friedrich III., ſondern von Friedrich IV., dem Nachfolger Chriſtian's V., damit decorirt worden iſt. *) Ob nun Holberg oder Herr Berlien hier im Irrthum ſich befunden hat, iſt jedenfalls zweifelhaft.

Während dieſer Seeſchlacht im Sunde hatten auch die tapfern Bewohner der Inſel Bornholm, angefeuert von Jens Koſod, Niels Gummelös und dem Prediger Povel Anker, ſich gegen Schwedens Zwingherrſchaft empört und das ihnen verhaßte Joch abgeſchüttelt. Am 29. December wurden die ſchwediſchen Gefangenen zuerſt nach Rönne und von dort nach Kopenhagen abgeführt. **)

Auch Drontheim, das ſeit dem Roeskilder Frieden den Schweden anheimgefallen war, erhob ſich beim Heranrücken des däniſchen Generalmajors Reichwein en masse und jagte die Schweden zum Thore hinaus, obgleich noch wenige Tage zuvor deren Commandant Claes Stiernſkield großmäulig erklärt hatte, eher wolle er Suppe aus ſeinen ledernen Hoſen kochen, als Drontheim aus Mangel an Proviant den Dänen übergeben.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1659 wagten die Schweden Kopenhagen endlich mit Sturm einzunehmen. Man kämpfte die ganze Nacht hindurch.

---

*) Die Deviſe des Erſtgenannten, der nach Berlien's Liſte nicht Ritter des Elephanten-Ordens, ſondern vielleicht nur Großkreuz des Danebrog's geweſen iſt, lautet: Perpetua fide, die des Zweiten aber „Mutando non mutor.“

**) Das Bornholmer Commando blieb ſo lange in den

Beide Theile entwickelten gleich große Tapferkeit; gegen Morgen neigte ſich der Sieg auf die Seite der Belagerten und die Schweden ſahen ſich endlich zum Rückzuge genöthigt. „Ihr ſieggewohnter König, ſchreibt unſer oben citirter Gewährsmann, „mußte zum erſten Male mit Demuth erkennen, daß der Bürger, der für das Vaterland kämpft, ſtärker iſt, als der Soldat, der nur für Beute oder Ehre ficht.“

Nach dieſen Niederlagen ſahen die Schweden ſich endlich genöthigt, Kopenhagens Belagerung, nachdem ſie vom 14. Auguſt 1658 bis zum 12. Februar 1659 fortgedauert und in den letzten drei Monaten den Brennpunkt der Noth und des Elends erreicht hatte, aufzuheben.

Bei dem Hauptſturme in der Nacht vom 11. auf den 12. Februar hatten die Schweden ihre oberſten Anführer, den Grafen Erik Stenbock, den Generalmajor Vavaſſor,*) Bittinghof, Lensmann, Gengel, Schmidt, Drummond und eine Unzahl von Offizieren verloren, während die Belagerten „aus beſonderer Gnade Gottes“ — wie Holberg hinzufügt — nicht mehr als zehn Mann (???) dabei eingebüßt, dafür aber eine Unzahl ſchwediſcher Standarten, Trommeln, Sturmleitern und Waffen aller Art erbeutet haben ſollen.

---

Händen Koſod's, bis er darin durch den däniſchen Obriſten Michael Regtſen abgelöſ't ward.

*) Die Dänen ſchnitten ihm die Ohren ab, weil er daran viele goldene Ringe trug.

Am folgenden Morgen wurde in der Frauenkirche ein Te Deum geſungen, das eigentliche Dankfeſt aber erſt am 20. Februar gefeiert.*)

Die zurückgeſchlagenen Schweden, die ſich nun darauf beſchränken mußten, den Hafen zu blockiren, ſchickten einen großen Theil ihres Heeres ab, um die Stadt Nakskow in Falſter und die Inſel Möen zu erobern, wovon Erſtere ſich erſt nach zehnwöchentlicher Belagerung, aus Mangel an Pulver, dem Feinde übergab und Letztere, angeſtachelt durch das heldenmüthige Beiſpiel Kopenhagens, einen höchſt verzweifelten Widerſtand leiſtete.

Während die Schweden noch vor Kopenhage ihre Todten begruben, eilten aus Oeſterreich, Brandenburg und Polen 25000 Mann zur Rettung Dänemarks nach Holſtein. Die 12,000 Mann, die Kaiſer Leopold geſchickt hatte, führte Raimund Montecuculi, die 12000 Mann, welche Brandenburg geſtellt hatte, führte der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm in eigener Perſon zum Siege. Ihnen ſchloß ſich General Stephan Czarniecki mit 1000 Mann polniſchen Reiterei an.

Die Schweden, die ſich nicht ſtark hielten, Däne-

---

**) Eine poetiſche Beſchreibung dieſer ſechsmonatlichen Belagerung hat der berühmte Dichter und Geſchichtsſchreiber Vitus Bering (geb. 1617 zu Wiborg; geſt. 1675 zu Kopenhagen) in lateiniſcher Sprache u. d. T. Historia obsidionis Hafniensis. Hafn. 1646. 4., hinterlaſſen, eine Schrift, die ziemlich ſelten iſt. Vergl. J. G. Boehmer De Historia obsidionis Hafniensis Viti Beringii notitia, Lips. 1758. 8; eine Abhandlung, die gleichfalls nicht allzuhäufig vorkommt.

marks Verbündeten erfolgreichen Widerſtand zu leiſten, zogen ſich, ſengend und plündernd, unter der Führung des Prinzen von Sulzbach, durch Jütland bis nach Friedericia zurück.

Nachdem ſich Gottorp dem großen Churfürſten übergeben hatte, rückten die Alliirten bis nach der Inſel Alſen vor und nahmen die Feſtungen Sonderburg und Nordburg. Czarniecki führte ſeine Polen nach Jütland hinüber und eroberte Koldingen. Endlich erſchienen, Alle vereinigt, vor Friedericia, das nach kurzer Belagerung ſich ergeben mußte. — Erſt nach der Uebergabe dieſer Feſtung ſchloß der Churfürſt von Brandenburg im Lager bei Ripen am 21. Januar 1659 einen aus fünfzehn Artikeln beſtehenden Allianz-Tractat mit dem Könige von Dänemark. Dieſer Vertrag wurde preußiſcher Seits von Otto Freiherrn von Schwerine däniſcher Seits von Heinrich Rantzau und Friedrich von Ahlefeldt unterzeichnet.

Während Dänemarks deutſche Bundesgenoſſen die Schweden von einem Orte zum andern jagten, arbeitete die perfide Diplomatie von Frankreich und England im Vereine mit Holland gemeinſchaftlich einen Friedensplan aus, der, am 21. Mai 1659 im Haag abgeſchloſſen und unter dem Namen „das Haager Concert“ bekannt, für Dänemark ſo ſchimpfliche Bedingungungen enthielt, daß Friedrich III. energiſch erklärte, lieber ganz auf Krone und Reich verzichten zu wollen, als einen ſo ſchmachvollen Frieden zu unterzeichnen.

Die Siegesgöttin, die bis dahin abwechſelnd bald den Schweden und bald den Dänen und deren Alliirten gelächelt hatte, ſchien ſich nun mehr und mehr auf die Seite der Letztern hinzuneigen.

Am 14. November 1659 erfochten die deutſchen und däniſchen Truppen einen entſcheidenden Sieg bei Nyborg. Den rechten Flügel der Schweden befehligte der Prinz von Sulzbach, den linken der Generallieutenant Guſtav Horn und das Centrum der Marſchall Guſtav Otto Stenbock. — Den rechten Flügel der Verbündeten Heere commandirte der Feldmarſchall Hans Schack, den linken Eberſtein. Nyborg mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Prinz von Sulzbach und der Marſchall Stenbock flüchteten Nachts in einem leichten Boote nach Korſöer. Die nächſte Folge dieſes Sieges war die Eroberung von ganz Fünen.

Karl X., gezwungen Dänemark zu verlaſſen, zog ſich nach Götheborg zurück, wo er, untröſtlich über die letzten Niederlagen, die das treuloſe Kriegsglück ihm zugefügt hatte, am 23. Februar 1660, kaum achtunddreißig Jahre alt, vom Throne ins Grab hinabſtieg und den Ruf eines eben ſo tüchtigen als vom Glücke begünſtigt geweſenen Eroberers hinterließ *).

Achtzehn Monate zuvor war der Lord-Protector Oliver Cromwell (am 13. September 1658)

---

*) Holberg läßt den König am Scharbock und an allzugroßer Fettigkeit ſterben. — Sein Nachfolger war ſein unmündiger Sohn Karl XI., der (geboren am 25. December 1655) beim Tode ſeines Vaters kaum fünf Jahre alt, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der verwittweten Königin Hedwig Eleonore von Holſtein-Gottorp, und unter fünf Reichsräthen ſtand, als deren Omnipotenz der Reichskanzler Graf Magnus de la Gardie galt.

vom Schauplatze ſeiner Thaten abgerufen worden, und, obgleich England ſeinen Sohn Richard zum Nachfolger erwählt hatte, war die Republik mit dem Ableben ſeines Vaters zu Grabe gegangen, und ſeitdem hatte die ganze Politik Europa's einen andern Charakter angenommen. — Zehn Wochen nach dem Tode Karl's X. von Schweden wurde (am 8. Mai 1660) Karl II., der älteſte Sohn ſeines (1648) enthaupteten Vaters und Marie Henrietten's von Frankreich, zum Könige von England ausgerufen.

In Folge des Ablebens Karl's X. kam, auf Hannibal Sehеſtedt's Rath, ohne Einmiſchung fremder Mächte, am 27. Mai 1660 in Kopenhagen zwiſchen Dänemark und Schweden ein neuer Frieden zu Stande, in welchem Erſteres Bahuus, Schonen, Halland und Bleckingen verlor und blos Drontheim und Bornholm zurückerhielt, für Letzteres aber eine Geldentſchädigung an Schweden zu zahlen verpflichtet war.

So endete ein kurzer, aber blutiger Krieg, der, wenn Dänemark ihn nicht leichtſinnig heraufbeſchworen, dem Könige den Verluſt von vier der blühendſten Provinzen und ſeinem armen, von der Kriegsfurie arg heimgeſuchten Volke tauſend harte Opfer und klaffende Wunden, an welchen es langſam verblutete, erſpart haben würde. Dieſe Folgen hat Friedrich III. zu verantworten.

## Achtzehntes Kapitel.

Zuſtand Dänemarks nach dem Kopenhagener Frieden. — Dänemarks Adel. — Die Einführung der Souveränetät (Arve Enevold.) — Die Hauptbeförderer dieſer Staatsveränderung.

Keiner von allen Geſchichtsſchreibern Dänemarks hat den Zuſtand des däniſchen Reiches nach dem Abſchluſſe des Kopenhagener Friedens gewiſſenhafter und prägnanter als Allen geſchildert. Er ſchreibt:

Dänemark befand ſich im traurigſten Zuſtande. Das Reich war plötzlich mehrerer ſeiner älteſten und beſten Provinzen beraubt worden; das Heer war aufgelöſt, die Flotte zerſtört, der Handel vernichtet; das Land war verſchuldet und die Schatzkammer geleert, ſo daß es an Mitteln fehlte, um die Beſoldung der Beamten und andere nothwendige Ausgaben zu beſtreiten Freunde und Feinde hatten es ſich gleichzeitig angelegen ſein laſſen, das Land auszuſaugen und zu verheeren. Tauſende von Bauerhöfen, ja ganze Landſtrecken lagen wüſt und unangebaut. Ueberall herrſchte tiefe Muthloſigkeit und eine ängſtliche Erwartung deſſen, was die Zukunft bringen würde. Fragte man, wie das Reich in dieſen jämmerlichen Zuſtand hineingerathen und was die Urſache der vielen Uebel ſei, an denen der Staat litt, ſo lautete überall die Antwort: „der Adel!“ Der Adel mit ſeinen ungeheuern Vorrechten und verderblichen Privilegien untergräbt die beiden Grundpfeiler des Staates, den Ackerbau und den Handel, auf denen der Wohlſtand des ganzen Landes beruht. Der Adel mißhandelt auf's Unverantwortlichſte ſeine leibeigenen dienſtpflichtigen Bauern und wird es durch ſeine Unterdrückungen bald dahin bringen, daß nicht ein einziger freier Selbſteigenthümer mehr in ganz Dänemark zu finden ſein wird. Der Land- und Seehandel der Städte wird durch die Zoll- und Conſumtionsfreiheit des Adels zu Grunde gerichtet. Der Adel allein darf Landgüter beſitzen und hat ausſchließlich den Zutritt zu allen denjenigen Aemtern, welche Ehre und Vortheil bringen. Die Rechtspflege befindet ſich, von der Kanzlerwürde bis zum geringſten Amte eines Vogtes, ganz in den Händen des Adels. Der Adel hat die Macht, diejenigen Aemter, welche nicht vornehm oder einträglich genug ſind, um von Männern aus ſeinem eigenen Stande bekleidet zu werden, an ſeine Diener und Schreiber zu vergeben. Werden Bürger und Bauern von einem Edelmanne in ihrem guten Rechte gekränkt, dann wird es denſelben ſchwer, ihn zu zwingen, ihnen Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; denn überall iſt der Adel durch Privilegien geſchützt und von mächtigen Freunden und Verwandten unterſtützt. — Der Adel allein erhält die Lehen der Krone und zwar für eine unverhältnißmäßig geringe Abgabe, während die Geldverlegenheit des Staates aufs Höchſte geſtiegen iſt. Der Adel bekleidet alle hohen

Poſten im Heere und in der Flotte und hat ſich im letzten Kriege ſchmähliche Feigheit zu Schulden kommen laſſen. Der Adel allein ſitzt im Reichsrath und wählt den König, was ſeit alter Zeit her ein unbeſtreitbares Recht aller Stände des Reiches geweſen iſt. Der Adel hat Steuer- und Zehnten-Freiheit für ſich und ſeine feſten Tagelöhner. Der Adel hat das Patronatrecht bei ſehr vielen Kirchen. Der Adel hat an vielen Orten auch den Kirchenzehnten und deſſen ungeachtet läßt er überall im Reiche die Kirchen verfallen, und der Prediger wird nicht minder als der Bauer beeinträchtigt und unter die Füße getreten. Der Adel beſitzt das Birkrecht, das Recht auf Hals und Hand, ſo wie das Recht auf alle Geldbußen, die auf ſeinen Gütern und Birken fallen. — Für alle dieſe Vortheile trägt der Adel keine andern Laſten als den unbedeutenden Roßdienſt, durch deſſen Leiſtung er nur die gemeinſame Bürgerpflicht, an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen; doch wie ſchlecht hat er ſelbſt dieſe Pflicht erfüllt! Wo ſoll dieſe ſteigende Anmaaßung des Adels ein Ende nehmen? Wie ſoll der beſtändig zunehmenden Willkühr endlich eine Gränze geſetzt werden? Welches Recht ſoll zuletzt noch dem Bürger, „dem Unfreien“, welche Macht ſelbſt dem Könige übrig bleiben? Kein Fürſt in ganz Europa iſt ſo beſchränkt, wie Dänemarks König! Es iſt ihm unmöglich, ſelbſt die beſten Pläne durchzuſetzen, wenn ſie gegen die wirklichen oder vorgeblichen Privilegien des Adels ſtreiten. Mit Rückſicht auf Krieg und Frieden, auf Geſetze und Steuern iſt der König nicht von den Geſammtſtänden der Nation, ſondern von einer kleinen Corporation einiger zwanzig Edelleute beſchränkt, die ihm und dem Staate Geſetze vorſchreiben. Ja, er iſt nicht einmal Herr über ſeine eigene Perſon, denn er darf nicht außerhalb Landes reiſen, ohne die Erlaubniß des Reichsraths einzuholen; er darf ſeine Miniſter und oberſten Beamten nicht frei wählen, ſondern muß Diejenigen, welche ihm der Reichsrath (d. h. der Adel) vorſchlägt, annehmen, wenn ſie auch ſeine ärgſten Feinde und perſönlichen Widerſacher ſind."

Dieſe und tauſend ähnliche und leider nur allzuſehr begründete Verwürfe gegen den faulen, auf der Bärenhaut liegenden Adel fanden im Herzen des überall zurückgeſetzten Bürgers, „der unfreien Canaille," einen tauſendſtimmigen Wiederhall und ſteigerten den Haß des Volkes bis zur höchſten Erbitterung. Der mit Füßen getretene Bürger ſagte ſich erſt leiſe-ſchüchtern und dann laut und muthig: es ſei leichter mit einem unumſchränkten Könige — ſelbſt wenn er ein Tyrann wäre — als mit zwanzig Tyrannen fertig zu werden.

Dieſe Erbitterung wuchs mit jeder Stunde. Friedrich ſagte ſich, daß es Zeit ſei, die Stände zuſammen zu berufen, um ſich mit ihnen hinſichtlich der Abhülfe dieſer ſeit Jahrhunderten tief eingewurzelten Uebel zu berathen und Letztere — wenn es anders noch möglich war — gänzlich oder wenigſtens theilweiſe auszurotten und eine gewiſſe Gleichheit zwiſchen Adel und Bürger, zwiſchen Freien und Unfreien herzuſtelſen. Der Reichsrath verlangte, daß der Reichstag zu Odenſe ſich verſammle. Der König wünſchte, die Stände in der Hauptſtadt ſeines Reiches um ſich verſammelt zu ſehen, weil er wußte, daß er Sympathien im Herzen ſeiner Bürger fand, die es ehrlicher mit ſeiner Macht meinten als der vom Eigennutz gegängelte Adel. Letzterer mußte endlich nachgeben.

Am 8. September 1660 verſammelten ſich die Abgeordneten des Adels, der Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes in Kopenhagen. (Der Bauernſtand war auch dies Mal ebenſowenig als 1648 bei der Wahl des Nachfolgers Chriſtian's IV. vertreten). Am 10. September wurde der Reichstag durch den Reichshofmeiſter Joachim Gersdorf mit einer Rede eröffnet, worin er die Verdienſte des Monarchen und die unglückliche Lage des Landes zu ſchildern verſuchte und die Stände zur Abhülfe der Letztern beſchwor. Am folgenden Tage begannen die Unterhandlungen. Der Bürgerſtand verſammelte ſich im Hauſe der Brauer-Gilde, die Geiſtlichkeit in der Heiligengeiſtkirche oder im Conventhauſe bei der Frauenkirche. Der Adel in der Holmskirche. Hier hielten, bisweilen nur, auch alle drei Stände eine vereinte Sitzung, um gemeinſchaftliche Beſchlüſſe zu faſſen.

An die Spitze der Oppoſition gegen den Adel, der ſich dem Staate gegenüber zu keinem Opfer verſtehen wollte, trat ein eben ſo kühner Redner, als ſtaatskluger Mann, Hans Svane, Biſchof von Seeland, eine Art Abbé Sieyès der Revolution, die im Schooße der Notabeln Dänemarks zu gähren egann. Ihm ſchloß ſich **Willadſen**, Propſt von Slagelſe (ein däniſcher Vorläufer des franzöſiſchen Abbé laude **Fauchet**) an. Die beiden Leiter der Op- oſition des Bürgerſtandes waren **Hans Nanſen**, er eben ſo kluge als beherzte Bürgermeiſter von Ko- enhagen, und **Peder Thureſen**, der Oberbefehls- aber der Bürgerbewaffnung (der **Péthion** und **La- ayette** dieſer Verſammlung, die aber nicht gegen die Prärogative der Krone, ſondern gegen die Uebergriffe nd Tyrannei der Adelsclique auftrat.) Das Haupt er Oppoſition, die vom Adel ſelber ausging, war der ben ſo ſchlaue als gewandte Reichsrath **Hannibal Seheſtedt**, der, abgefallen von der Adelspartei, n mehr als einer Beziehung uns an den mächtigen **Mirabeau** erinnert.

In der zweiten Linie der Oppoſition befand ſich er Feldmarſchall und Statthalter Kopenhagens, **Hans Schack**, von Geburt ein Deutſcher, der, ebenſo popu- är bei den Bürgern als bei dem Heere, einer der reueſten Anhänger des Königs war, und **Chriſtoph abel**, Kammerherr des Königs, gleichfalls Deut- cher von Geburt, ein ſehr ſchlauer Mann, der ſich, ie **Allen** ſagt, mit Leichtigkeit in den ſchwierigſten Verhältniſſen zu benehmen wußte und ſich hauptſächlich ls geheimer Unterhändler zwiſchen dem Könige und en Ständen gebrauchen ließ.*) **Friedrich III.**, der ich dem äußern Anſcheine nach ganz paſſiv verhielt und

---

*) **Gabel** ſtand ſchon im Dienſte **Friedrich's**, als ieſer noch Erzbiſchof von Bremen geweſen war.

ſich die Miene gab, als ob er die Handveſte, die er beſchworen hatte, aufrecht erhalten wolle, während er im Stillen dagegen intriguirte, war gleichſam der ſechszehnte Ludwig, und die eben ſo ſtolze, als muthige Königin Sophia Amalie, entſchloſſen, die königliche Macht zu heben, gleichſam die Marie Antoinette dieſes Dramas, mit dem für beide glücklichen Unterſchiede, daß ſie ihr geſalbtes Haupt nicht auf die Guillotine trugen. —

Der unverſchämteſte Gegner des Bürgerſtandes war der Edelmann Ove Juel, welcher geradezu erklärte, daß „ſelbſt der König dem Adel nichts aufbürden dürfe, wozu Letzterer ſich nicht freiwillig verſtehen wolle.“

Als der geſammte Adel die vom Könige verlangte Conſumtionsſteuer einzig und allein auf die Schultern der Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes zurückzuwälzen verſuchte und deren Abgeordnete mit Schmähworten zu überhäufen wagte, ergriff der zweite Bürgermeiſter von Kopenhagen, Chriſtoph Hagen, das Wort und donnerte dem erſchreckten Reichsrathe die Antwort zu: „Wir ſind nicht Eure Jungen, daß Ihr uns ſo anfahren dürft.“

Die Erbitterung, die dadurch auf beiden Seiten zugenommen hatte, führte den vom König und der Königin heimlich angeſtrebten und begünſtigten Bruch der beiden ſich feindlich gegenüber ſtehenden Parteien herbei. Der Adel, durch das energiſche Auftreten des geiſtlichen und bürgerlichen Standes eingeſchüchtert, erbot ſich, in der Hoffnung durch Nachgiebigkeit ſeine Lehen zu retten, die Conſumtionsſteuer mitzutragen.

Die Abgeordneten der nichtadeligen Stände, die am 26. September den vom Adel gefaßten Beſchluß dem Könige überreichten, erhielten von dieſem die ſchlaue Antwort, daß er zu Folge der von ihm beſchworenen Handveſte dieſe Conceſſion des Adels nicht ohne Zuſtimmung des Reichsraths ſanctioniren dürfe.

Erſt nach dieſer ſcheinbaren Weigerung Friedrich's III. reifte in der Adelsoppoſition der Gedanke, dem Könige eine ausgedehntere Macht zu verleihen dadurch, daß ſie ihn unabhängig vom Reichsrathe mache und die Königswürde für erblich erkläre.

„An demſelben Abende — berichtet unſere Quelle — überbrachte Chriſtoph Gabel ein eigenhändiges Schreiben des Königs an Svane und Nanſen, in welchem er ihnen die Erlaubniß ertheilte, den von ihnen entworfenen Plan Thureſen und andern zuverläſſigen Männern mitzutheilen, und ſie zu Feſtigkeit, Einigkeit und ſchneller Entſcheidung aufzufordern, denn, heißt es in dieſem Briefe, gewinnen die Andern Zeit, dann können ſie vielleicht noch mehr gewinnen.“

Am 8. October ſetzten Svane und Nanſen eine Urkunde auf, die dem Könige die erbliche Regierung in männlicher und weiblicher Linie übertrug. Nachdem alle Mitglieder der Bürgerverſammlung dieſe Urkunde unterzeichnet hatten, wurde ſie dem Reichshofmeiſter mit dem Geſuche übergeben, ſie eigenhändig dem Reichsrathe vorzulegen. Die Erbitterung des Adels war unbeſchreiblich.

Als Tags darauf der Bürgermeiſter Nanſen, der vom Könige aus dem Schloſſe kam, dem adelſtolzen Reichsrathe Otto Krag auf der Schloßbrücke begegnete, fragte ihn dieſer, auf die Gefängniſſe im blauen Thurme hinzeigend, „ob er den kenne?" worauf Nanſen, indem er auf den Thurm der Frauenkirche hinwies, kaltblütig erwiderte: „ob er wiſſe, was dort hänge?" Nanſen meinte damit die Sturmglocke Kopenhagens, die, Falls der Adel ſich weigern ſollte, jene Urkunde zu unterſchreiben, die ganze Bürgerſchaft der Reſidenz zu den Waffen rufen würde.

Der Reichsrath, der zum böſen Spiele gute Miene machte, mußte endlich nachgeben, worauf am 13. October das Recht der Erblichkeit dem Könige von allen drei Ständen der Nation feierlich übertragen ward.

Die erbliche Regierung ward ſofort eingeführt. Der König, ſeines Eides auf die von ihm ausgeſtellte Handveſte entbunden, geruhte als Erbherr die Huldigung von den geſammten Ständen des Reiches allerhuldreichſt anzunehmen. Die geheimen Anſtifter und thätigſten Beförderer der glücklich zu Stande gebrachten Staatsveränderung wurden dafür königlich belohnt. Hans Svane, Biſchof von Seeland, erhielt den Titel eines Erzbiſchofs (der nachher Keinem wieder ertheilt ward); er wurde zum Präſidenten des Conſiſtoriums der Univerſität ernannt und empfing außerdem große Geſchenke an Geld und Ländereien. Der

ürgermeiſter Hans Nanſen, zum erſten Prä-
enten des Kopenhagener Magiſtrats erhoben, erhielt
eichfalls bedeutende Schenkungen. Hannibal
eheſtedt wurde zum Reichsſchatzmeiſter, Chri-
oph Gabel zum Statthalter von Kopenhagen und
robſt Willadſen zum Biſchof von Wiborg ernannt.
uch Thureſen ging nicht leer aus.

Am 4. November wurden ſechs Collegien errich-
: 1) Das Staatscollegium, dem die Leitung
r auswärtigen Angelegenheiten, die Unterhandlungen
d Bündniſſe mit fremden Mächten, ſo wie die Ueber-
achung der Alleinherrſchaft des Königs und die An-
legenheiten des königlichen Hauſes übertragen; 2) das
chatzkammer-Collegium, dem das ganze Steuer-
d Finanzweſen anvertraut wurde; 3) das Kriegs-
ollegium, welches die Landmacht, 4) das Ad-
iralitäts-Collegium, welches die Flotte ver-
altete; 5) die Staats-Kanzlei, unter deren
beraufſicht ein Theil der Juſtiz und Polizei und
nige andere Zweige der innern Verwaltung geſtellt
urden und endlich 6) das Juſtiz-Collegium
er das höchſte Gericht, welches der erſte Gerichts-
f des ganzen Reiches wurde, gegen deſſen Erkenntniſſe
ne Appellation ſtattfand. Der König war Präſident
eſes Gerichts. Die Präſidenten der fünf übrigen
ollegien, in welche nur eben ſo viel Adelige als Bür-
rliche aufgenommen wurden, bildeten einen gehei-
en Staatsrath, in welchem die in den einzelnen
ollegien verhandelten Fragen unter dem Vorſitze des
önigs auf's Neue berathen und entſchieden wurden.

Damit endete die Einführung der Souveränetäts- oder Arve-Enevold's-Acte. Mit ihr begann eine neue Epoche des däniſchen Staatslebens.*)

---

*) Vergl. .... Joachim, Nachricht von der in Dänemark eingeführten Souveränetät, Halle 1761. 8. — Ludwig Timotheus Spittler, Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahre 1660, Berl. 1796. 8. J. P. Gruene, Revolutionen i Danmark i Aaret 1660, Kjøbh. 1840. 8. und P. Rohmann, Souverainetetens Indførelse i Danmark, Odense, 1840. 8.

## Neunzehntes Kapitel.

Der Hof des erblichen Königs. — Die Königin. — Vergleich zwiſchen ihr und Chriſtinen von Schweden. — Die königliche Familie. — Die Spitzen der Verwaltung. — Schluß der Liſte der von Friedrich dem Dritten ernannten Ritter des Elephanten-Ordens. — Der Tod des Königs.

Wir kehren aus dem Wirren des Krieges und der Politik an den Hof zurück.

Die erſte Figur, die hier ſelbſt den König in den Schatten drängte, ſpielte die ſtolze, herrſchſüchtige Königin Amalia Sophia, welche, mehr zum Gebieten als zum Gehorchen geſchaffen, die eifrigſte Beförderin der großen Staatsumwälzung und der dadurch eingeführten Erblichkeit der Souveränetät geweſen war. Friedrich's III. Gemahlin, die eben ſo vielen Geiſt als Muth, eben ſo viel Entſchloſſenheit als Energie beſaß, hatte mehr als eine Aehnlichkeit mit der Königin Chriſtine von Schweden, die deren Zeitgenoſſin war.

Nach dem Vergleiche, den Holberg zwiſchen Beiden anſtellt, war Sophia Amalia eine größere Heldin als Chriſtine. Letztere war gelehrter und beſaß größere Fähigkeiten, Erſtere hingegen war klüger und beſaß weit mehr Charakter. Jene hatte bei aller Männlichkeit der Geſinnung doch viel Weibliches und ſchämte ſich deſſen nicht, wie Dieſe. **Chriſtina** ließ ſich ſehr oft an der Spitze ihres Heeres in Mannskleidern ſehen, aber da nur, wo kein Feind zugegen war. **Sophia Amalia** ritt, wenn auch immer nur in weiblicher Kleidung, auf den Wällen einer belagerten Stadt, wo feindliche Kugeln ihr um den Kopf pfiffen. Dieſe verrichtete männliche Thaten, ohne nach männlichem Ruhme zu trachten; Jene a[illegible]irte einen männlichen Character, ob ſie gleich alle Schwachheiten eines Weibes beſaß. **Sophia Amalia** war beſtändig, **Chriſtine** wankelmüthig. Alle Günſtlinge der Letztern (der franzöſiſche Apothekersſohn **Michou**, genannt **Bourdelot**, der Reichskanzler Graf **Magnus de la Gardie**, der ſpaniſche Geſandte **Pimentel** und ihr italieniſcher Stallmeiſter **Giovanni Monaldeschi**, — den ſie zu Fontainebleau erſchießen ließ — waren ihre Liebhaber. Die Günſtlinge der Erſtern (Feldmarſchall **Schack**, **Chriſtoph v. Gabel**, Graf **Griffenfeldt**) waren nur ihre Rathgeber und die Werkzeuge ihrer ehrgeizigen Plane und Beſtrebungen. **Chriſtine** wurde von Vielen geliebt und nur von Wenigen wirklich verehrt; **Sophia Amalia** hingegen, umgekehrt, von Vielen bewundert, aber nur von ſehr Wenigen aufrichtig geliebt.

Der franzöſiſche Geſandte **Hugues Terlon***)

---

*) **Terlon** war einer jener Diplomaten, die von ihren Königen nach Kopenhagen geſchickt worden waren, um **Friedrich III.** wegen Einführung der erblichen Souveränetät zu beglückwünſchen. Kaiſer **Leopold** ſandte den Freiherrn von **Goes**, der große Churfürſt von Brandenburg ſchickte ſeinen Rath **Conrad Ascanius Marenholtz**.

entwirft von der Gemahlin Friedrich's III. folgende Schilderung: „Die Königin, aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg, gehört einem Stamme an, der wegen der vielen Fürſten, die ihm entſproſſen ſind, eine Zierde Deutſchlands iſt. Sie ſteht in keinem Punkte ihren Geſchwiſtern nach: ſie hat Tugenden; ſie beſitzt Verſtand und Schönheit, und Alle, die ihr treu ergeben ſind, genießen täglich Früchte ihrer Güte und Freigebigkeit. Sie theilt ihre Wohlthaten mit ſolcher Anmuth aus, daß die Art und Weiſe, mit der ſie etwas giebt, den Werth der Gabe erhöht und ihr größern Dank erwirbt, als das Geſchenk ſelbſt. Ihren Muth und ihre Entſchloſſenheit hat ſie beſonders während des letzten Krieges bewährt, in welchem ſie mit Reſignation alle Entbehrungen ertrug, die eine harte Belagerung mit ſich führt. Sie hat ſich nicht mehr als der geringſte ihrer Unterthanen geſchont. Man ſah ſie Tag und Nacht zu Pferde, um den Soldaten und Bürgern Muth und Gottvertrauen einzuflößen. Mit Einem Wort: Sophia Amalia iſt eine Königin, deren Verſtand und Tugenden mit ihrem impoſanten Aeußern vollkommen übereinſtimmen."

Ihr Gemahl Friedrich III. hatte gleichfalls eine imponirende Geſtalt: er war groß und ziemlich wohlbeleibt. Er war ſanftmüthig und höflich gegen Jedermann, freigebig und niemals wortbrüchig. Zu ſeinen Fehlern gehörte, daß er für zaghaft und unentſchloſſen galt.

Beider Ehe war eine ziemlich glückliche, ob ſich gleich nicht läugnen läßt, daß Seine Majeſtät unter dem braunſchweig-lüneburgiſchen Pantoffel ſeiner erlauchten Gemahlin ſtand und ſich häufig nur als Werkzeug ihrer Gunſt oder Ungunſt gebrauchen ließ. Er haßte Jeden, den ſie haßte, gleichwie er Alle liebte, denen ſie freundlich zugeneigt war.

Sophia Amalia gebar ihm acht Kinder: drei Söhne und fünf Töchter: Sie hießen:

1. Chriſtian V. Er war ſeines Vaters Nachfolger, deſſen Leben den Inhalt des dritten Bandes unſeres Werkes bildet.

2) Anna Sophia, geboren am 1. September 1647. Neunzehn Jahre alt ward ſie am 9. October 1666 mit dem Churprinzen und nachmaligen Churfürſten Johann Georg III. vermählt, der, drei Jahre zuvor, in Begleitung ſeiner Mutter und des alten Oberhofpredigers Dr. Hieronymus Weller nach Kopenhagen gekommen war, um die für ihn beſtimmte Braut kennen zu lernen. Anna Sophia war nach der „Mutter Anna" (Tochter Chriſtian's III. und Gemahlin des Churfürſten Auguſt) und nach der ſchönen Hedwig (Tochter Friedrich's II. und Gemahlin des unſchönen Churfürſten Chriſtian's II.) die dritte Prinzeſſin von Dänemark, die ſich mit ſächſiſchen Fürſten der albertiniſchen Linie vermählt hatte. Am Hofe ihres Gemahls war ſie eine Freundin Philipp Jakob Spener's und ließ ſich, wie Behſe berichtet, durch Zuträger und Tartüffes leiten. Außerdem theilte ſie mit vielen ihrer däniſchen Verwandten die kleine Schwäche, ſich gern ein Räuſchchen anzutrinken. Kurz nach ihrem Tode, am 9. December 1717, ſchrieb die

nvebrliche, offenherzige, in ihrer Ausdrucksweiſe aber
as ungenirte Herzogin von Orleans: „Von der
n Churfürſtin von Sachſen habe ich allezeit gehört,
ſie ſich oftmals ſternsvoll geſoffen hat.“
ſo häufig behaarbeutelte Churfürſtin überlebte ihren
nahl ſechsundzwanzig Jahre und ſtarb erſt während
Regierung ihres zweiten Sohnes, Auguſt's des
arken, am 1. Juli 1717, ſiebenzig Jahre alt, zu
esden.

3) Friederike Amalie, geboren am 11. April
49, vermählte ſich am 21. October 1667 mit dem
rzoge Chriſtian Albrecht von Holſtein-Gottorp,
em Stifter der Univerſität Kiel) und ſtarb zehn Jahre
ch dem am 27. December 1694 erfolgten Ableben
res Gemahls, am 30. October 1704 zu Gottorp.

4) Wilhelmine Erneſtine, geboren am 20.
uni 1650, heirathete am 20. September 1671 den
hurfürſten Carl I., mit deſſen am 16. Mai 1685
folgten Tode die churpfalz-ſimmerſche Linie erloſch.
eine Gemahlin ſtarb am 23. April 1706.

5) Friedrich, geboren am 11. Juni 1651,
tarb am 14. März 1652.

6) Georg, geboren am 21. April 1655, vermählte
ich am 28. Juli 1683 mit der Königin Anna von
roßbritannien und ſtarb am 8. November 1708 als
Herzog von Cumberland. Seine Gemahlin (geboren
am 6. Februar 1664) ſtarb am 12. Auguſt 1712,
ohne Erben von ihm zu hinterlaſſen.

7) Ulrike Eleonore, geboren am 11. Sept.
1656, heirathete am 6. Mai 1680 König Karl XI.

von Schweden und ſtarb am 26. Juli 1693. Sie war die Mutter **Karl's XII.**

8) **Dorothea Juliane**, geboren 1657, ſtarb am 15. Mai 1658. —

— — — — — — — — — — —

Die hohen Würdenträger des Reichs waren: **Joachim von Gersdorf**, der Reichsſchatzmeiſter **Hannibal Seheſtedt**, der Großkanzler **Peder Reedtz**, der Kanzler **Lente**, der Erzbiſchof **Hans Svane**, der Gouverneur von Kopenhagen **Chriſtoph Gabel**, der Präſident **Hans Nanſen**. Der Statthalter von Norwegen war **Niclaus Trolle**.

Wir laſſen nun die Liſte Derer folgen, die nach jenen 33, deren Namen wir Seite 241 mitgetheilt haben, von **Friedrich III.** mit dem Elephanten-Orden decorirt worden ſind:

34) **Johann Volrath Freiherr von Brederode**, Herr zu Vianen und Ameiden, Erbburggraf zu Utrecht, geſt. 1655.

35) **Gothard Adrian de Rhode, Freiherr von Ammerongen**, holländiſcher Geſandter, geſt. zu Kopenhagen am 27. Sept. 1691.

Am 11. October 1663 wurden ernannt:

36) **Hans Graf von Schack zu Schackenberg**, Herr auf Gram, Mögeltondern, Lammehave und Giſſelfeld, Geheimer Rath und Reichsdroſt, Aſſeſſor im Staatscollegium, Stiftsamtmann zu Ribe, Feldmarſchall und Ober-Kriegspräſident, ſeit dem 25. Mai 1671 däniſcher Lehnsgraf zu Schackenberg (geb. am 28.

October 1609 auf dem Gute Jenevad (?) zu Sachſen, geſt. am 27. Februar 1676 zu Kopenhagen).

37) Claus von Ahlefeldt, Nachfolger Nicolaus Trolle's, Statthalter in Norwegen.

38) Peter Reedtz auf Tyggeſtrup, Geheimer Rath und Kanzler (geb. am 7. Juli 1614, geſt. am 10. Juli 1674).

39) Friedrich, Reichsgraf von Ahlefeldt, Graf zu Langeland und Rixingen, Freiherr zu Mörſeburg*) u. ſ. w. Statthalter des Herzogthums Holſtein und ſpäter Großkanzler (geb. 1623, geſt. am 7. Juli 1686).

Am 15. April 1664 wurden ernannt:

40) Johann Chriſtoph von Körbitz, auf Hellerup, Geheimer Rath und Reichsmarſchall (geb. am 13. Auguſt 1612, geſt. am 20. Auguſt 1682). Er ſpielte, wie man im dritten Bande erfahren wird, eine große einflußreiche Rolle am Hofe Chriſtian's V., deſſen Günſtling er war.

41) Ulrich Friedrich Gyldenloew (der uneheliche Sohn Friedrich's III. und einer ſeiner vielen Maitreſſen, deren Namen wir bisher nicht zu ermitteln vermochten). Er war Graf zu Laurwig und Jarlsberg, Edelherr zu Herzholm und Herr auf Kallöe, nach Claus von Ahlefeldt Statthalter in Norwegen

---

*) Mörſeburg, an der Schweizer Gränze belegen, kaufte er für 120.000 Reichsthaler vom Grafen Ludwig Eberhard von Leiningen-Weſterburg. Rixingen oder Richecours gehörte zum franzöſiſchen Biſthume Metz.

(geb. am 4. Juni 1638, geſt. am 17. April 1704 in Hamburg). Seine Deviſe war: „Del Rey Chura En Todo.“

Am 26. Juni 1667 wurden ernannt:

42) Wilhelm VII., Erbprinz zu Heſſen-Kaſſel, geb am 21. Juni 1651, geſt. am 21. November 1706 zu Paris.

43) Karl, Erbprinz zu Heſſen-Kaſſel, ſpäter Landgraf (geb. am 3. Auguſt 1654, geſt. am 23. März 1730.) Deviſe: „Candide et constanter.“

44) Chriſtian Albrecht, Herzog von Holſtein-Gottorp, von 1655 bis 1666 Biſchof zu Lübeck, ſeit dem 24. October 1667 Gemahl der Prinzeſſin Friederike Amalie, der zweiten Tochter Friedrich's III. (geb. am 3. Februar 1641, geſt. am 27. December 1694.) Seine Deviſe war: „Per Aspera ad astra.“

45) Auguſt Friedrich, Prinz von Holſtein-Gottorp, ſeit 1666 Biſchof zu Lübeck (geb. am 7. Mai 1646, geſt. am 3. October 1705). Deviſe: „Pie et juste.“

46) Chriſtoph Graf von Parsberg auf Jernet, Roſendal und Gammelkjögegaard, gegraft am 25. Mai 1671, Geheimer Rath und Vice-Kanzler (geb. 1602, geſt. am 24. Auguſt 1671). Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Am 28. Mai 1668 wurde ernannt:

47) Chriſtian Ernſt Markgraf zu Brandenburg-Bayreuth (geb. am 27 Juli 1644,

am 10. Mai 1712). Seine Deviſe lautete: „Pie-
d omnia utilis est.“

Der letzte Ritter, welchen der dritte Friedrich
18. Mai 1669 in den Elephanten-Orden auf-
, war:

48) Detlev, Graf von Rantzau, Erbherr
reitenburg, Dragöe, Lindewitt, Löwenholm u. ſ. w.
im- und Landrath, Statthalter der Herzogthümer
swig und Holſtein (geb. am 11. März 1644 zu
burg, geſt. am 8. Mai 1697 zu Dragöe). Seine
e: „Recte faciendo neminem timeas.“

Friedrich III. ſtarb am 19. Februar 1670
er Kolik, die ihn in drei Tagen hinwegraffte, in
Alter von faſt einundſechzig Jahren.

In ſeinem Tagebuch hatte er, kurz vor ſeinem
, eigenhändig folgenden Vergleich aufgezeichnet:

„Ich war in meinem Leben mit einer Rakete zu
eichen, die, nachdem ſie angezündet ward, plötz-
in die Luft fuhr, um dort ſchön und hell zu
ten! Als ich am Höchſten ſtand und mit
nem Fünklein wie mit tauſend Sternen prangte,
ich plötzlich ein Krachen hören, verſchwand vor
Augen Derer, die mich anſtaunten, fiel auf die
zurück und ward zu Staub und Aſche.“

Die königlich däniſche Rakete, die ſo plötzlich zer-
te, ruht, zu Staub und Aſche geworden, an der
e ihres großen Vaters im Dome zu Roeskilde.

Mehr als er ſelbſt hat Gott, der König der Kö-
, für ihn geſorgt, und auf dieſe Weiſe bewährte
die Wahrheit ſeiner Deviſe: „Dominus providebit.“

# Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte des Lebens der Gräfin Eleonore Chriſtine Ulfeld. — Ihr Aufenthalt in England. — Ihre Auslieferung an Dänemark. — Ihre dreiundzwanzigjährige Gefangenſchaft. — Ihre endliche Begnadigung. — Ihr Ende. — Ihre Kinder.

Gräfin Eleonore Ulfeld, die wir (Seite 286) von ihrem Gatten haben ſcheiden ſehen, begab ſich am 7. Juli 1662 über Dover nach London an den Hof Karl's II., um, wie bereits erwähnt, vom Könige eine nicht unbedeutende Geldſumme, die ihm ihr Gemahl in Holland geliehen hatte, einzufordern.

Karl II. empfing ſie mit Wohlwollen. Als ſie ihm den Zweck ihrer Reiſe mittheilte, verſprach er ihr, ſeine Schuld ſo bald als möglich zu bezahlen.

Während dieſer Zeit war durch den däniſchen Geſandten in London, Petkum, im Auftrage ſeines Monarchen der Antrag geſtellt worden, die Gräfin Ulfeld als Mitwiſſerin und Mitſchuldige der geheimen ſtaatsgefährlichen Umtriebe ihres Gemahls verhaften und an Dänemark ausliefern zu laſſen.

Karl II., der Charakterloſeſte und Erbärmlichſte
ganzen Stuart-Sippe, griff den vom däniſchen
geſtellten Antrag mit um ſo größerm Eifer auf,
er ſich durch die Auslieferung der Unglücklichen
n ſeiner unzählig vielen Gläubiger vom Halſe zu
ſen entſchloſſen war. Mit Vergnügen unterzeich-
er den Verhaftsbefehl, beſaß aber wenigſtens die
ſicht, daß er ſie kurz vorher heimlich warnen ließ,
on ſchleunigſt zu verlaſſen, um durch die Flucht
über ſie verhängten Verhaftung zu entgehen.

Die Gräfin eilte nach Dover zurück. Ihr kö-
cher Schuldner begünſtigte deren Flucht. Eleo-
e, die aus Schreck und Aufregung unterwegs er-
kt war, ſah ſich genöthigt, in Dover einige Mo-
lang das Bett hüten zu müſſen.

Hier machte der franzöſiſche Reiſende Samuel
bière die Bekanntſchaft der Gräfin, deren un-
liches Schickſal ihn in ſo hohem Grade intereſſirte,
er ihre Partei ergriff und in ſeiner kurz darauf
ienenen, dem vierzehnten Ludwig von Frankreich
eigneten „Relation d'un voyage fait en Ang-
rre" als ziemlich dreiſter Ankläger des däniſchen
s und gleichzeitig als leidenſchaftlicher Vertheidiger
Ulfeld'ſchen Ehepaares auftrat. — Dieſe Schrift,
zwei Entgegnungen zu Gunſten Dänemarks her-
ef, ward in Folge däniſcher Reclamationen auf
hl des Parlaments unterdrückt und der Verfaſſer
lben nach Nantes verwieſen.

Am 9. Juli 1633 wurde Gräfin Ulfeld urplötzlich, mitten in der Nacht, in Dover auf Befehl des miſerablen Stuart verhaftet.

Als die Unglückliche nach ſiebenzehntägiger Haft, ohne verhört worden zu ſein, gefangen ſaß, wagte ſie, um ihre Freiheit zu erlangen, einen Fluchtverſuch, der aber leider mißlang. Gräfin Eleonore ward ergriffen und ſofort, auf Befehl ihres königlichen Schuldners, auf einer Jacht mit zehn Kanonen durch den däniſchen Capitain Trever nach Kopenhagen abgeführt. — Am 8. Auguſt 1663 dort angelangt, ward ſie auf der Zollbude vom oberſten Befehlshaber der Reſidenz Friedrich von Ahlefeldt und dem Oberſten von Roſenkrantz in Empfang genommen, aller Briefe und Papiere, die ſie bei ſich führte, beraubt und alsdann vom Capitain von Ahlefeldt und einer Abtheilung ſeiner Compagnie escortirt nach dem Schloſſe gebracht und den Händen ihrer mächtigen Feinde überliefert. Hier wurden ihr ſämmtliche Kleider ausgezogen, um ſie vom Scheitel bis zur Fußſohle zu unterſuchen, ob ſie irgend etwas, was die Verrätherei ihres Gemahls aufzuklären vermöchte, verſteckt habe. Man fand aber nur einige Wechſelbriefe. Nachdem man ſie ihrer Perlen und Edelſteine und ihres ganzen Schmucks beraubt hatte, zog man ihr einen groben Kittel an, worauf ſie vom Generalmajor von Ahlefeldt nach dem blauen Thurme, dem gewöhnlichen Kerker der Staatsgefangenen, begleitet ward.

Gegen Abend ſchritten der Graf Chriſtian von Rantzau, Chriſtoph von Gabel, der Kanzler

r Reedtz und der Geheimſchreiber Friedrich
Kragh im Namen des Königs zum erſten Ver-
das ſich faſt bis zum Anbruch der Morgendäm-
g verlängerte. Man legte ihr, in Bezug auf die
therei ihres Mannes, hunderte von Fragen vor,
Andern auch die: Was ſie in England ge-
? Wer ſie begleitet habe? Ob ſie noch Briefe
ch führe? Ob und mit welchen Perſonen in
mark ſie in Briefwechſel geſtanden?

räfin Eleonore bot die ganze Macht ihres Geiſtes
hrer Ueberredungsgabe auf, um die Unterſuchungs-
von der Unſchuld und Strafloſigkeit ihres Ge-
s, der damals noch am Leben war, zu überzeu-
Aber ihre Ausſagen fruchteten ihr nichts. Im
von neun Tagen nicht weniger als fünf Mal
Neue über die ewig alten Anklagepunkte verhört,
ſie endlich die Geduld und beſchloß nun, auf
hr noch fernerhin vorgelegten Fragen ſtandhaft jede
on Antwort zu verweigern.

In Folge dieſer Weigerung verfügte ſich eine der
hmſten Hofdamen der Königin, Frau Abel
harina von der Wiſch, zu der Gefangenen,
ſie beim Wohle ihrer Kinder zu bitten und zu
wören, Alles, was ihr von der Verrätherei ihres
hles gegen ſein Vaterland bekannt gewor-
ei, einzugeſtehen und nicht den kleinſten Umſtand
rheimlichen, mit dem Verſprechen, welches die Ab-
dte der Königin, ihrer Feindin, als Falle hinwer-
ieß, daß ſie nach abgelegtem Geſtändniſſe ſofort in
eit geſetzt und nicht gehindert werden würde, in

die Arme ihres ſehnſüchtig entbehrten Gemahls zurückkehren zu dürfen. Dieſe Schlinge war ſo ſchlau, daß jede Andere ſich leicht darin gefangen hätte.

**Ulfeld's** heldenmüthige Gemahlin aber blieb ſtandhaft bei ihrer erſten Ausſage, daß ihr Gemahl nicht im Stande ſei, einen Verrath an ſeinem Vaterlande zu begehen und daß ihr ſelbſt nicht der kleinſte Umſtand bekannt ſei, aus welchem ſich folgern ließe, daß jede Anklage gegen ihn mehr als bloße Verläumdung ſeiner Feinde ſei.

Kurz darauf ward Gräfin **Eleonore** und ihr Kammermädchen von Neuem unterſucht, und **Friedrichs III.** rohe Schergen fanden in der Wolle ihres Haares eine kleine goldene Kapſel mit Gift gefüllt, welche ſie vor ihrer Flucht aus Dover zu ſich geſteckt hatte und woraus hervorzugehen ſcheint, daß ſie ſich mit dem Gedanken getragen haben muß, wenn keine Rettung mehr für ihren Gemahl und für ſie vorhanden ſei, ihren irdiſchen Leiden ein freiwilliges Ziel zu ſtellen und als Selbſtmörderin zu enden. In den Haarflechten ihrer weiblichen Bedienung fand man koſtbare Steine verſteckt, deren Werth auf mehrere tauſend Thaler angegeben ward.

In Folge all' dieſer Unruhen und Aufregungen verfiel die Gefangene in eine ſchwere Krankheit, die ſie faſt drei Monate lang ans Bett gefeſſelt hielt. Sie erhielt zu ihrer Pflege und Beaufſichtigung zwei alte mürriſche Hexen, denen bei ſtrenger Strafe verboten war, der Kranken Feder, Dinte und Papier zu verabreichen.

Nach ihrer Wiedergeneſung, die nur langſam vor-
, ſuchte ſich die Gräfin, ſelbſt des Troſtes der Lec-
beraubt, die troſtlos-lange bange Zeit wenigſtens
ch abzukürzen, daß ſie ſeidene Strümpfe auf-
te, um ſie dann wieder aufs Neue anzuſtricken.

Im blauen Thurme, in dieſem mehr als harten
ngniſſe, mußte die Halbſchweſter des Königs (deren
s Verbrechen nur darin beſtand, daß ſie die Ge-
niſſe ihres Gemahls, wenn er ihr ſolche wirklich
traut haben ſollte, ſelbſt nicht um den Preis
Befreiung aus dieſem Kerker, ſeinen rachſüchtigen
en verrathen wollte) viele lange Monate, wenn
end geworden war, im Finſtern ſitzen, weil ſie kein
brennen durfte. Dann brachte man ſie in eine
mer, in die nie ein Strahl von Sonne ſich hin-
ſtehlen vermochte und worin es ſo finſter war,
ſie Tag und Nacht Licht zu brennen ſich gezwungen

Außerdem entzog man ihr jede Zerſtreuung.
bekam weder Bücher, noch Schreibmaterialien, we-
Nadeln, noch Zwirn, um wenigſtens nähen oder
en zu können. Man gab ihr kein Meſſer, unter
Vorwande, ſie könne ſich damit ein Leid zufügen.
darum mußte ſie entweder mit den Fingern eſſen,
ſich kleiner Holzſtäbchen bedienen, die man ihr
reichte. Im Kerker ſelbſt ward ſie von einem al-
maulfaulen Weibe und außerhalb deſſelben von
n rohen, unmenſchlichen Gefängnißwärter bewacht.

Eleonoren's Hauptfeindin war die ſtolze Königin.
unverſöhnliche Haß, welchen Sophia Amalia
die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Gemahlin des

Grafen Ulfeld geworden hatte, ſchrieb ſich aus den Tagen ſeines Glanzes her, in welchen er noch der erſte und mächtigſte Mann in Dänemark und ſeine Gemahlin das glänzendſte Geſtirn am Hofe ihres königlichen Vaters geweſen, der ſie vor allen Kindern, die ihm „sa très chère femme“, Chriſtine Munk, geſchenkt, am zärtlichſten geliebt und bei allen Gelegenheiten bevorzugt hatte, wodurch zuerſt der Neid und ſpäter der Haß der Gemahlin Friedrich's III. geweckt worden war.

Einige Monate vor der Krönung Sophia Amaliens hatte Caſpar Harbach, der Leibalchemiſt Chriſtian's IV., an deſſen Hofe er unter dem Namen „Kunſtcaspar“ bekannt und beliebt geweſen war, von Friedrich III. die Krone angefertigt, mit welcher ſeine Gemahlin am 27. November 1648 in der Frauenkirche gekrönt werden ſollte.

Wenige Tage vor der Krönung beſuchte die Gräfin Ulfeld den Hof-Goldarbeiter, der in Lyngbye, anderthalb Meilen von Kopenhagen, ſeinen Wohnſitz hatte, und wünſchte die Krone zu ſehen. Der Kunſtcaſpar zeigte ſie ihr. Gräfin Leonore nahm die Krone, ſetzte ſie auf ihr Haupt und pflanzte ſich vor den Spiegel, um mit reizender Koketterie ihr Spiegelbild zu bewundern und zu ſehen, wie eine Krone ſie kleide. Unglücklicherweiſe ließ ſie das Diadem auf die Erde fallen, wodurch mehrere eingeſetzte Edelſteine auseinanderbrachen.

Kunſtcaſpar, ein klatſchliebender Sachſe, ermangelte nicht, dieſes hochwichtige Ereigniß brühwarm dem Könige zu berichten, der es ſofort ſeiner Gemahlin erählte, welche darin eine abſichtliche Beſchimpfung der hr zugedach[illegible] und eine Art crimen laesae ma- estatis Al[illegible]gſt zu erkennen geruhte. Seit- em war die Königin Eleonore's Feindin.

Sophia Amalia, die viel, ja ſogar Alles über den Willen ihres Gatten vermochte, beſtärkte ihn in ſeinem Mißtrauen und in ſeiner Härte gegen die Gemahlin eines gefährlichſten und gehaßteſten Feindes ſo ſehr, aß die arme Gräfin in ihrem Kerker ſchlimme Tage atte.

Eleonore ertrug alle Leiden mit Geduld. Das, was ihr tröſtend zur Seite ſtand, war der Gedanke, aß ſie all' dieſe unverdienten Qualen für den erleide, er für ihr liebendes Herz Anfang und Ende ihrer ärtlichſten Gefühle war: für ihren Gemahl.

Man erzählt ſich eine wunderbare Geſchichte. Gräfin Ulfeld, ſagte man, habe an ihrem linken Arme durch eine Vermiſchung ihres Blutes mit jenem hres Gatten ſchon ſeit langen Jahren eine Art von Sympathie erzeugt, daß ſie in der Abweſenheit ihres Gemahls an den mehr oder minder lauten Pulsſchlä- en ihrer linken Hand ſein Wohlbefinden zu errathen nd gleichſam mitzufühlen vermocht haben ſoll. Wenn ſich früher Gerüchte verbreitet hatten, daß Graf lfeld, bald hier, bald dort, geſtorben ſein ſollte, rklärte ſie in ihrem Gefängniſſe mit großer Beſtimmt- eit, daß all' dieſe Gerüchte erfunden ſeien, blos um hre Kerkerqualen zu vermehren.

Als ihr Gemahl am 20. Februar 1664 aber wirklich geſtorben war, ſoll ſie ohnmächtig niedergeſunken ſein und, nachdem ſie zum Bewußtſein zurückgekehrt war, genau gewußt haben, in welcher Stunde, an welchem Orte und an welcher Stelle er ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Sie ſagte ihrer Wärterin, daß ihr Gemahl auf dem Rheine in einem Boote geſtorben ſei. Daß die Gräfin es wirklich gewußt, beſtätigten damals viele Zeugen, die ſie perſönlich gekannt haben; aber keiner von Allen will einräumen, daß dies durch eine Transfuſion des Bluts und durch ein Wunder der Sympathie geſchehen ſei; eine falſche Annahme, welche Gräfin Ulfeld ſelber widerlegt durch das Geſtändniß: „Das Ableben meines ſeligen Herrn und Gemahls ward mir in meinem Gefängniſſe bekannt. Aber auf welche Art es geſchah, kann und will ich hier nicht melden, weil es damit nicht ſo zuging, wie die meiſten Leute es geglaubt haben.“ —

In ihrer troſtloſen Gefangenſchaft verſuchte Eleonore mehr als ein ſinnreich erdachtes, heimlich ausgeführtes Mittel, ihre Freiheit zu erlangen.

Als, freilich erſt nach langen Jahren, die Härte ihrer Gefangenſchaft dadurch gemildert worden war, daß man ihr ungefährliche Mittel zu harmloſem Zeitvertreibe verabreichen ließ, gerieth ſie auf den Einfall, auf den Rahmen eines Bildes Chriſtian's IV., welches ſie dem damaligen Kronprinzen Chriſtian V. überreichen ließ, folgende vier Verſe anzubringen, mit welchen der Großvater ſeinen Enkel anredet. Dieſe Anrede lautet:

„Min Söenne söen og störste Nafne
Du ligner mig i Magt og Moed;

Ach lad, det nu min Levning gafne,
Du og Som jeg est Naade-good.“ *)

Ein anderes Mal drechſelte ſie aus Thon einen dreifüßigen, ſehr künſtlich gearbeiteten Becher, auf deſſen Boden ſie ein Paar Worte ſchrieb, welche der König leſen ſollte.

Als Friedrich III. eines Tages den Schloßhauptmann Liebknecht fragte, womit ſeine Gefangene ſich die Zeit verkürze, erwiderte Jener: „Sie macht Becher.“ — Und als der König einen dieſer Becher zu ſehen begehrte, brachte man ihm das Gewünſchte. Er öffnete den Deckel und las. Dann ſtellte er den Becher bei Seite und ſagte zum Hauptmann: „Freund, ſie iſt klüger, wie Du!“

Eine ihrer beſten Tröſterinnen war die — Poeſie. Während ihrer Gefangenſchaft dichtete ſie mehr als ein hübſches Gedicht, das ſie faſt eben ſo berühmt als ihr gänzlich unverſchuldetes Unglück gemacht hat. Sie ſang in däniſcher Sprache manch ſchönes Lied, das ſie ſelbſt und nach ihr noch manches, nicht minder ſchwer geprüftes Herz als das ihrige, ſanft beruhigt, mild getröſtet hat.

Als man ihr in ſpätern Jahren auch Nadeln, Zwirn und Seide gewährte, ſtickte ſie fromme Strophen

---

*) O Du mein Enkel, der Du mir Ehre machſt und mir an Macht und Tugend gleichſt, laß dieſe Tugenden jetzt meinen Nachkommen zu gute kommen, denn Du biſt ja, ſo wie ich es war, gnädig und mild. — Das Bild, worauf ſie dieſe Verſe ſchrieb, ſoll noch jetzt in der königlichen Kunſtkamme zu Kopenhagen aufbewahrt werden.

auf ein ſeidenes Tuch, womit man, nach ihrem Tode, ihre gebrochenen Augen bedecken ſollte.

Die arme Gräfin ließ ſich herab, einmal auch ihre unerbittliche Feindin, die Königin, in einigen Verſen um Befreiung aus ihren Kerkerleiden anzuflehen. Eleonore verfertigte einen Beutel, auf welchem ſie mit Perlen folgende deutſche Verſe eingeſtickt hatte:

„Deine Gnade, Deine Güte
Tröſtet Herze und Gemüthe,
Gönne mir auch den Gewinn:
Reich' mir Deine Gnadenhände,
Löſe mich von meinen Banden,
Gnadenreiche Königin!"

Amalia Sophia war aber keinesweges gnadenreich. Alles, was ſie ihrer unglücklichen Feindin gewährte, war ein etwas größeres Fenſter und ein Windofen, den ſie in Eleonoren's Kerker aufſtellen ließ.

So lange die Gemahlin des dritten Friedrich's lebte, ſchmachtete Gräfin Ulfeld in demſelben Kerker. Erſt, als Sophia Amalia am 20. Februar 1685, von Vielen angeſtaunt, aber nur von Wenigen aufrichtig betrauert, aus dem Leben ſchied; erſt als ihre irdiſche Hülle am 26. März im Dome zu Roeskilde an der Seite ihres Gemahls in die Königsgruft hinabgeſenkt worden war, hatte die junge Königin, die Gemahlin Chriſtian's V., Charlotte Amalia von Heſſen-Kaſſel, milder und „gnadenreicher" als die alte Braunſchweig-Lüneburgerin, den Muth, ihren Gemahl zu bitten, die Kerkerriegel der unglücklichen Gräfin zu öffnen.

Nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenſchaft erhielt, am 19. Mai 1685, die gottergebene Königstochter und fromme Dulderin, Eleonore Chriſtine, Gräfin von Schleswig-Holſtein, die tugendhafte, unverbrüchlich treue Gemahlin des auf fremder Erde geſtorbenen Ex-Reichshofmeiſters Corfiz Ulfeld, endlich ihre heißerſehnte Freiheit wieder.[*])

Nur drei Tage hielt ſie ſich im Hauſe einer ihrer Nichten, Fräulein von Lindenow, auf und begab ſich von hier nach Utterslef, wo ſie bis zum 14. September 1685 blieb. Dann reiſte ſie nach Mariboe[**]), womit König Chriſtian, der Enkel ihres Vaters, ſie auf Lebenszeit belehnt und ihr gleichzeitig eine jährliche Penſion von fünfzehnhundert (nach Tycho de Hofman's Bericht nur von tauſend) Reichsthalern ausgeſetzt hatte.

Auf ihrem Lehnsgute angelangt, berief ſie ſofort ihre älteſte Tochter, Anna Katharina, die Wittwe des verſtorbenen Viglius de Caſſets, zu ſich, damit die zärtlich geliebte Tochter, nicht minder gebildet als die Mutter, Letzterer in ihrem Alter Geſellſchaft leiſte.

---

[*]) Sie ſelber bezeugt dies mit den Worten, welche ſie in das Altartuch geſtickt, das ſie an die Kloſterkirche in Mariboe geſchenkt, mit dem Zuſatze: „Dieſen Teppich habe ich ohne Augenglas in meinem 65ſten Jahre geſtickt. Gott allein ſei Ehre." (Letzteres war die Deviſe der Gräfin.)

[**]) Mariboe, an einem der ſchönſten Seeen gelegen, liegt in der Provinz Laaland. An dieſem Orte befanden ſich früher ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter, was, wenigſtens noch im vorigen Jahrhundert, durch zwei Gärten zu erkennen war, von denen der Eine der „Brüder-, der Andere der Schweſter-Garten" hieß.

Hier lebten Beide ſtill und ruhig. Sie laſen und dichteten und webten köſtliche Stickereien, darunter auch ein Bildniß ihres Befreiers, Chriſtian's V., das, von geſtickter Seide, noch jetzt zu den bewunderten Schildereien des Roſenburger Schloſſes gehört. Der Rand dieſes geſtickten Portraits iſt mit den Verſen geziert:

„See her en Konge god, en Engle Saele Mand,
Der i Gudsfrygt met Ret regierer Folk og Land;
See her en stor Monarch, hvis Hoved vaerdig var,
At hand i tusind Aar ald Verdens Kroner bar.“ *)

Chriſtian V. fand ſich durch Bild und Umſchrift dergeſtalt geſchmeichelt, daß er die Penſion der Gräfin am 9. Juli 1689 um zweihundert Reichsthaler zu vermehren befahl.

Sie malte auch Bilder mit trockenen Kreide-Farben. Unter das auf dieſe Weiſe gemalte Portrait ihres Gemahls, welches Tycho de Hofman geſehen, ſchrieb Otto Sperling den Vers:

„Regia Nobilitas minimum quod cernis in illa est.“

Die Gräfin Ulfeld blieb trotz der harten Prüfungen, die das oft ungerechte Schickſal über ſie verhängt hatte, ſeelenheiter und froh bis an den ſpäten Abend ihres wechſelvollen Lebens. Sie ſtarb am 16. März 1698, im Alter von 76 Jahren, 8 Mo-

---

*) Sieh hier einen guten König, einen mit einer Engelsſeele begabten Mann, der in Gottesfurcht mit Recht regieret Volk und Land. Hier ſiehſt Du einen großen Monarchen, deſſen Haupt würdig wäre, noch tauſend Jahre alle Kronen der Welt zu tragen.

naten und 8 Tagen in den Armen ihrer innig geliebten Tochter und ward am 6. April in der Kirche zu Mariboe begraben. Ihr letzter Seufzer war — Corfiz Ulfeld. —

Wir ſchließen das denkwürdige Leben dieſer hartgeprüften Frau mit den Lobeserhebungen, die ihr Albrecht Thura und Tyche de Hofman mit vollem Rechte ertheilt haben. Erſterer ſchreibt*):

„In ipso carcere in literis, quibus a rudioribus etiam annis assueta fuerat, acquievit variarum linguarum, Romanae pariter ac exoticarum scientissima, carmina promtissime fudit; musicam, arithmeticam et picturam addidicit. Penicillo et acu varia opuscula sane rariora elaboravit, quae in Regio Museo servata mutum admirationis in animis intuentium relinquunt.

Der Andere**) ſagt über ſie:

„Telle est l'histoire de cette illustre Dame qui a passé par tant d'épreuves. Elle avoit un génie pénétrant, des moeurs douces et beaucoup de politesse pour ses inférieurs. Elle possédoit plusieurs sciences et parloit diverses langues dans toute leur pureté. Elle souffrit ses malheurs avec une constance au-dessus de son sexe, mais trop ambitieuse elle n'eût pas l'adresse d'éviter les écueils que la menaçoit à la mort du Roy (Christian IV). Elle aimoit éperdument son mari qui avoit pour elle un sincère retour; mais toutes ses avantures nous confirment, qu'il n'est point de bonheur constant en cette vie. On n'a jamais vu dans une Dame plus de fermeté et de piété dans ses malheurs, et plus de constance à défendre son mari. Ce fut là son grand crime, si c'en est un. On ne put jamais assurer qu'elle eut-eu quel que part dans les affaires, que son mari tramoit contre sa patrie. On lui a promis souvent la liberté, si elle vouloit dire ce qu'elle en savoit; mais loin de le faire, elle nia toujours d'en savoir rien, et le défendit toujours. Il paraît qu'elle avoit pris pour devise ce paroles du poëte Sophocle „γυναιξὶν ἡ σιγὴ φέρει κόσμον" (Silence est l'ornement des femmes)."

---

*) In ſeinem Gynaeceum Daniae litteratum feminis Danorum eruditione et scriptis claris conspicuum, Alton. 1732. 8.

**) In ſeinen Portraits historiques des hommes illustres de Danemarc, Copenh. 1746. 5. Bde. 4 (mit prachtvoll geſtochenen Bildniſſen geziert).

Dieſe in ſo vieler Hinſicht muſterhafte Frau hatte ihrem Gemahle zehn Kinder geboren:

1) **Anna Katharina**, vermählt mit **Viglius de Caſſets**, welcher Ober-Stallmeiſter bei ihrem Vater war. Nach dem Tode ihres Gemahls trat ſie in Brügge zur römiſch-katholiſchen Kirche über und kehrte ſpäter nach Dänemark zu ihrer freigewordenen Mutter zurück.

2) **Chriſtian** hieß der Sohn, welcher, nachdem er 1664 zu Brügge den Obriſten **Fuchs**, den ehemaligen Peiniger ſeines auf Bornholm gefangenen Vaters getödtet hatte, als Prieſter in Belgien ſtarb.

3) **Jakob**, der in zarter Jugend ſtarb.

4) **Ludwig**, der ſein Leben in Candien verlor, wo er mit einer Pulvermine in die Luft geſprengt ward.

5) **Leo**, bei dem ſich, wie wir Seite 254 berichtet haben, die Generalſtaaten von Holland zu Gevatter gebeten, ſtarb, wie **Jakob**, in ſehr jungen Jahren.

6) **Corfiz** begab ſich nach Frankreich und verführte dort eine reiche Gräſin, mit der er ſpäter ſehr unglücklich gelebt haben ſoll.

7) **Mogens** ſtarb jung.

8) **Eliſabeth Chriſtine** ging nach Heſſen, nahm dort die reformirte Religion an und ſtarb, unvermählt, in Caſſel.

9) **Eleonore Sophia** vermählte ſich während der Gefangenſchaft ihrer Mutter mit **Lave Beck** in Schonen.

10) **Leon** (geboren am 22. März 1655), der in die Dienſte Kaiſer **Leopold's** trat und bis zum General emporſtieg, heirathete 1697 **Anna** Gräſin von **Zinzendorf**, aus welcher Ehe die zahlreiche Nachkommenſchaft, irren wir nicht, noch bis zum heutigen Tage fortblüht.

Von der Mutter dieſer Kinder berichtet unter Andern auch der Halle'ſche Geheimrath **Nicolaus Hieronymus Gundling**, (Bruder des bekannten Hofnarren **Jakob Paul**) in ſeinen „Diskurſen über den Staat von Europa" (Kapitel VIII., Seite 177) mit hypernaiver Kürze:

„Sie war eine kluge Dame und hatte treffliche

Verſe auf einen Beutel geſtickt.“ (Das war Alles, was er wußte).

Unter den Bildniſſen, die von der Gräfin Ulfeld exiſtiren, iſt uns nur Jenes bekannt, das, von Jakob Haas 1754 in Kupfer geſtochen, ſie ſitzend auf dem Schooße ihres Gemahls darſtellt, der einen geſtickten Halskragen und den Elephanten-Orden, in der rechten Hand einen dickbeknopften Stock und auf dem Haupte ein ziemlich philiſterhaftes ſchwarzſammetnes Käppchen trägt. Auf dieſem Bilde hat Eleonorens Gemahl etwas Aehnlichkeit mit dem Cardinal-Herzoge von Richelieu.*).

---

*) Ulfeld's Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

## Dritter Band.

**Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:**

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| Aſton, Louiſe, aus dem Leben einer Frau | — | 22½ |
| Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer feſten Niederlaſſung in Frankreich. 2 Theile | 3 | — |
| Eſchwege, W. L. von, Portugal. Ein Staats- und Sittengemälde nach dreißigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen. 1r Theil | 1 | 20 |
| Everett, A. H., Amerika, oder allgemeiner Ueberblick der politiſchen Lage der verſchiedenen Staaten des weſtlichen Feſtlandes. 2 Theile | 2 | 15 |
| Falkſon, Ferd., Giordano Bruno | 1 | 15 |
| Grün, Albert, deutſche Flüchtlinge. Ein Zeitbild | 1 | — |
| Hertz, H. S., die deutſchen Zettelbanken. Mit beſonderer Berückſichtigung der in Großbritannien und den Vereinigten Staaten gemachten Erfahrungen | — | 7½ |
| Hempel, L., des Kunſtfreundes Reiſeabenteuer | — | 22½ |
| Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile | 5 | 10 |
| Lay, Tradescant, China und die Chineſen. 2 Theile | 2 | — |
| Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen | 1 | 15 |
| — Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutſche Lebensgeſchichte. 2 Bände | 3 | — |
| Miguel I., Dom, Uſurpator des Portugieſiſchen Thrones. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte Portugals | — | 20 |
| Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile | 4 | 15 |
| Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reiſe durch Frankreich, Deutſchland und Italien. 5 Theile | 8 | 20 |
| Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantiſchen Gewande. 3 Theile | 3 | — |
| Volkswirthſchaftslehre. Eine populäre Darſtellung dieſer Wiſſenſchaft. Herausgegeben von dem ſchulwiſſenſchaftlichen Bildungsvereine zu Hamburg | 1 | 15 |
| Waldau, Max, aus der Junkerwelt. 2 Theile | 3 | — |
| — Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Zweite Auflage. 3 Theile | 4 | 15 |
| Weiſſer, Adolf, die Züricher Mordnacht. Eine Volksgeſchichte aus dem deutſchen Städteleben in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. 2 Bände | 2 | 15 |
| Woltmann, J. F. A. L. Paſſer, Beſchreibung einer Reiſe nach St. Petersburg, Stockholm und Copenhagen | 2 | — |
| Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter | 1 | — |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

Dritter Band.

Hamburg,
Hoffmann und Campe
1857.

# Inhalt des dritten Bandes.

## Siebentes Buch.

## Chriſtian V. (1646—1670—1699.)

Seite

**Einleitung** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3

**Erſtes Kapitel.** Chriſtian's des Fünften Geburt und Jugendjahre. — Sein Hofmeiſter und ſeine beiden Lehrer. — Seine Sprachſtudien. — Dänemarks und Norwegens Huldigung. — Der junge Herr auf Reiſen. — Chriſtian geht nach Holland. — Eine harlemer Tulpe. — Sein Aufenthalt in London und in Paris. — Seine Rückkehr nach Dänemark . . . 8

**Zweites Kapitel.** Chriſtian's Vermählung mit Charlotte Amalie von Heſſen. — Sein Verhältniß mit „Jungfer" Moth. — Die Heirath von Chriſtian's Schweſter Anna Sophia mit dem Churprinzen Johann Georg von Sachſen. — Chriſtian's Thronbeſteigung und Krönung. — Die Vermählung ſeiner Schweſter Wilhelmine Erneſtine mit dem Churfürſten Karl von der Pfalz . . . . . . . . . . . . 22

**Drittes Kapitel.** Das Königsgeſetz und deſſen eigentlicher Verfaſſer. — Geſchichte Peter Schumacher's, Grafen von Griffenfeldt. — Seine Frau und ſeine Tochter. — Seine galanten Verbindungen. — Die Tochter der Herzogin de la Tremouille. — Die Statthalterin Sibylle Vielke. — Das Glück dieſes berühmten Staatsmanns . . . . . . . . . . 39

**Viertes Kapitel.** Fortſetzung des vorigen Kapitels. — Der Anfang von Griffenfeldt's Ende. — Ein merkwürdiger

Seite

Brief des Königs. — Griffenfeldt's letzte Stütze. — Auch die Königin-Mutter wird verdächtigt. — Griffenfeldt wird geſtürzt. — Seine Gefangennehmung. — Der gegen ihn eingeleitete Prozeß. — Seine Verurtheilung zum Tode. — Seine Begnadigung und Gefangenſchaft auf Munkholm. — Sein Tod. — Eine Reliquie dieſes Mannes . . . . . . . . . 82

Fünftes Kapitel. Chriſtoph Gabel's Stellung bei Hofe. — Auch er wird geſtürzt. — Haß der Dänen gegen die Deutſchen. — Der Bürgermeiſter Hans Nanſen. — Der Erzbiſchof Hans Svane. — Geſchichte Ulrich Friedrich Gyldenleew's, ſeiner drei Frauen und ſeiner ganzen Nachkommenſchaft . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 93

Sechſtes Kapitel. Dänemarks Krieg mit Schweden. — Der Urſprung deſſelben. — Rückblick auf die Zuſtände, die dem allgemeinen Kriege vorangegangen. — Stärke der Heere und Flotten der europäiſchen Mächte, die daran Theil genommen. — Die däniſche Kriegserklärung. — Cort Sivertſen Adelaar. — Belagerung und Einahme von Wismar. — Angriff auf Rügen. — Tod Adelaar's. — Einnahme von Gothland . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 109

Siebentes Kapitel. Fortſetzung des Schonen'ſchen Krieges. — Die Schweden nehmen Helſingborg, Chriſtianopel und Karlshafen. — Die Erfolge der Dänen zur See; ihre Siege bei der Kolberger Haide, unter Langeland und in der Kiöger Bucht. — Der Fall von Chriſtianſtadt. — Die Dänen vor Malmöe. — Die Schweden ſiegen bei Landskrona. — Gyldenleew's Siege in Norwegen. — Tromp erobert die Inſel Rügen. — Königsmark entreißt ſie den Dänen. — Die Schweden nehmen Chriſtianſtadt. — Chriſtian und der Churfürſt von Brandenburg erobern Rügen zurück. — Die Friedensſchlüſſe zu Nymwegen, Saint Germain, Fontainebleau und Lund . . . . . . . . . . . . . . . . . . 137

Achtes Kapitel. Dänemark verbündet ſich mit Frankreich. — Neuer Streit mit Hamburg. — Die däniſchen Prätenſionen. — Der Hamburger Interims-Receß. — Die Ver-

Seite

mählung der Prinzeſſin Ulrike Eleonore mit Karl dem Eilften. — Die Anlegung der Feſtung Chriſtianſtein. — Privilegien der Stadt Friedericia. — Die Hochzeit des Prinzen Georg mit Anna Stuart. — Chriſtian der Fünfte publicirt das Danske Lov. — Tod der Königin-Mutter. — Reiſe des Königs nach Norwegen. — Seine Rückkehr nach Dänemark . . 157

**Neuntes Kapitel.** Die Intoleranz der Regierung. — Religionsedict. — Cenſur-Verſchärfung. — Lyſers Vertheidigung der Polygamie. — Seine Verbannung aus Dänemark. — Streitigkeiten zwiſchen Maſius und Thomaſius. — Johannes Bane und Oluf Roſenkrantz. — Die Verurtheilung des Letztern. — Die Kopenhagener Univerſität und deren Profeſſoren. — Ole Roemer. — Das triſte Beiſpiel des Hofes . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 176

**Zehntes Kapitel.** Die Königin Charlotte Amalie. — Ihre Kinder. — Der Einfluß der Gräfin Samſöe. — Die Königin des Tages und die Königin der Nacht. — Der Luxus des Hofes. — Die Verarmung des Landes. — Dänemarks Finanzzuſtände und deren Leiter: Holger Vind, Brand, von Stöcken und von Pleſſen. — Ueberſicht der Gehalte . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 191

**Eilftes Kapitel.** Neue Anſprüche auf Hamburg. — Die Gährungen in dieſer Stadt. — Nicolaus Krull und der Bürgermeiſter Heinrich Meurer. — Flucht des Letztern nach Celle. — Cort Jaſtram und Hieronymus Snitger. — Ihre Macht und ihr Ende. — Ihre Verurtheilung. — Ihre Hinrichtung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 203

**Zwölftes Kapitel.** Engliſche Schilderung des däniſchen Hofes. — Portrait des Königs und der Königin, der ehelichen und unehelichen Kinder Chriſtian's und ſeiner fünf Miniſter Gyldenloew — Reventlow — Jens Juel — Conrad Biermann-Ehrenſchild. — Herr von Pleſſen. — Luxdorph. — Moth. — Jeſſen. — Harboe. — Die Hof- und Jagdvergnügungen. — Brand der Amalienburg u. ſ. w. . . . . . . 218

Seite

**Dreizehntes Kapitel.** Die däniſche Rangordnung. — Stand der Flotte und des Landheeres . . . . . . . . 245

**Vierzehntes Kapitel.** Die Erneuerung des Elephanten Ordens. — Die Statuten deſſelben. — Vollſtändiges Verzeichniß aller von Chriſtian dem Fünften ernannten Ritter dieſes Ordens . . . . . . . . . . . . . . . . 258

**Fünfzehntes Kapitel.** Die letzten Lebensjahre Chriſtian's des Fünften. — Die Gräfin Samſöe und ihr geheimer Lieblingsplan . . . . . . . . . . . . . . . . . 273

**Sechszehntes Kapitel.** Beſchreibung der feierlichen Exequien des Königs . . . . . . . . . . . . . . . 297

**Siebenzehntes Kapitel.** Tod der Königin Witwe. — Tod der Gräfin Samſöe. — Der Beichtvater der Letztern. — Die Bildniſſe der Notabeln des Chriſtian'ſchen Hofes . 306

**Achtzehntes Kapitel.** Ueberſicht der Zuſtände im Wendepunkte des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts . . 311

# Siebentes Buch.

## Chriſtian V.

(1646 — 1670 — 1699.)

# Einleitung.

Chriſtian V. hat unter ſeinen däniſchen Zeitgenoſſen keinen Einzigen gefunden, der eine vollſtändige Geſchichte ſeiner Regierung geliefert hat. Abel, Bornemann, Hacquart, Paulli und Wandalin haben ſeine Leichenpredigt in lateiniſcher, Bois-Clair und Smed in franzöſiſcher und in däniſcher Sprache geſchrieben. Sie alle, mehr oder weniger über einen und denſelben Leiſten geſchlagen, ſtreuen der Aſche des hingeſchiedenen Monarchen — wie dies in derlei Leichenſermons faſt immer zu geſchehen pflegt — pflichtſchuldigſt fauſtdicken Weihrauch, ohne ſich über die Wahrheit alles deſſen, was ſie ihm Gutes andichten, unnütze Scrupel zu machen. — Einen Anlauf zu einer wirklichen Geſchichte des fünften Chriſtian's hat nur Johan Laurentſen oder Hans Lauritzen in ſeinem „Tagregiſter über Chriſtian's V. glorwürdigſte Lebens- und Regierungs-Geſchichte" (Kopenhagen 1701. 8.) genommen. Der Verfaſſer, der ſein Buch ohne Angabe ſeines Namens erſcheinen ließ, war Aſſeſſor und gleichzeitig Buchdrucker des Königs; das von ihm verfaßte „Tagregiſter" iſt eben auch nichts mehr als ein trockener und obenein ziemlich verdächtiger Panegyricus ſeines Herrn und Gebieters, in deſſen Sold er geſtanden hatte. — Die einzig wahren Nachrichten über die Zuſtände des däniſchen Hofes und Reiches jener Zeit verdanken wir einem Engländer und einem Franzoſen. — Der Erſte, Sir Robert Molesworth, welcher lange Zeit engliſcher Geſandter in Kopenhagen geweſen war, ließ anonym unter dem Titel „Account of Danemark as it was in the year 1692" (Lond. 1694. 4.) eine ziemlich unpartheiiſche Schilderung dieſes Landes ans Licht treten. Das Werk — es iſt mit der Deviſe der Molesworth'ſchen Familie „Vincit amor patriae" geſchmückt — machte beim Erſcheinen ſo großes Aufſehen, daß es u. A. auch ins Franzöſiſche überſetzt wurde unter dem Titel „Etat présent de Danemarc, par lequel on voit le fort et le foible de cette Couronne" etc. Lond. (Amſt.) 1694. 32. — Dieſe Ueberſetzung iſt jetzt faſt eben ſo ſelten als das engliſche Original geworden.*) — Der Franzoſe, dem wir Mittheilungen über die Regierung Chriſtian's verdanken, hieß Foulereſſe. Er war im Jahre 1699 als Hofjunker und Secretair bei der däniſchen Geſandtſchaft angeſtellt und gab, ein Jahr ſpäter, gleichfalls anonym „Mémoires de Danemarc" heraus. — Erſt dreiundneunzig Jahre nach dem Ableben Chriſtian's V. ließ der grundehrliche, aber etwas überſpannte Däne

---

*) Der Verfaſſer dieſes Werkes, Robert Molesworth, ſtarb im Maimonat des Jahres 1725 in London.

Niels Detlev Riegels ſeinen „Försog til femte Christierns Historie“ (Kjoebnh. 1792. 8.) erſcheinen, wovon erſt vier Jahre ſpäter eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel: „Verſuch einer Geſchichte Chriſtian's V.“ gleichfalls in Kopenhagen herauskam. Der anonyme Ueberſetzer war Chriſtian Friedrich Heinzelmann.

Riegels' „Verſuch,“ der bei aller Freiſinnigkeit, die ihm zum Ruhme gereicht, etwas confus und außerordentlich ſchwülſtig iſt, beginnt mit folgender Tirade:

„Die Nachwelt, dieſe hellſehende und unpartheiiſche Richterin, ladet Dänemarks und Norwegens Herrſcher, den fünften Chriſtian, vor ihren Richterſtuhl: ſie fordert Rechenſchaft von ihm über den Gebrauch einer (faſt) dreißigjährigen Alleinherrſchaft und verſpricht, ihn von aller Verantwortung freizuſprechen, wenn er durch gute Thaten und Einrichtungen beweiſen kann, daß er ſeine Unterthanen der Veredlung und der Glückſeligkeit zugeführt hat und daß ihm nichts heiliger geweſen war, als mit der Königswürde überall jenen großen Zweck zu vereinen, als Vater, Rathgeber und Freund ſeines Volkes zu handeln.“

Weiter unten frägt er den König:

„Chriſtian V., wie erhielteſt Du das Gleichgewicht der Stände? Sorgteſt Du ernſtlich für die Beförderung der allgemeinen Aufklärung, der bürgerlichen Freiheit und Bildung, für die Handhabung der Gerechtigkeit und für Verbreitung des Wohlſtandes? Haſt Du, Chriſtian V., das wahre Verdienſt aufgemuntert und belohnt? Schwelgteſt Du vom Vermögen Deiner Unterthanen? Duldeteſt Du, daß mächtige Familien, unterſtützt von Deiner blinden Gnade, Dein Volk mißhandelten und ausſogen? Führteſt Du Kriege, Chriſtian V., um der Gewaltthätigkeit zu wehren, um den Frieden ſicher zu ſtellen und ſeine beglückenden Früchte ungeſtört zu genießen und zu vermehren? — Haſt Du, Chriſtian V., Dein Königsleben der Arbeitſamkeit und den eines Monarchen würdigen Sorgen aufgeopfert? Oder haſt Du es vergeudet und vertändelt in der Schmeichler giftigem Dunſtkreiſe, in des Müßigganges und der Wolluſt bethörendem Zauber? Du ſeufzeſt, Chriſtian! Dein Blick ſenkt ſich zur Erde. Iſt's Dein heiſerer Laut, der mitten durch Deine und Deines Geſchlechtes marmorne Denkmäler zu uns heraufdringt? Ich darf nicht antworten (ruft die Stimme), ich bin ſtrafbar! Meine vernachläſſigte Erziehung, der Geſchmack der Zeit und die Fehler meiner Rathgeber, können allein mich entſchuldigen."

Doch genug des hyperpoetiſchen Bombaſtes! — Wir, für unſern Theil, wollen alle jene Fragen, welche Riegels an die Manen des fünften Chriſtian's gerichtet hat, nüchtern und ohne Schwulſt zu beantworten verſuchen. Wir bringen, treu unſerm zu Anfange dieſes Werkes niedergelegten Glaubensbekenntniſſe, weder Haß noch Liebe, ſondern nichts als Unpartheilichkeit für ihn mit. Schlicht und einfach wollen wir, wie Lucian es wünſcht, ein Boot ſchlechtweg Boot, Feige ſchlechtweg Feige nennen. Eingedenk des Ausſpruchs Boileau's „Je nomme un chat un chat et . . . .

un fripon,“ wollen wir, wie bisher, auch am Hofe Chriſtian's V. Perſonen und Sachen bei ihrem wahren Namen nennen und ſowohl die Zuſtände, als die Leiter derſelben ohne Schminke, ohne Schleier vorführen und es dem ſelbſtſtändigen Urtheile unſerer Leſer überlaſſen, was ſie von Chriſtian V. und deſſen Thaten zu halten haben. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

## Erſtes Kapitel.

Chriſtian's des Fünften Geburt und Jugendjahre. — Sein Hofmeiſter und ſeine beiden Lehrer. — Seine Sprachſtudien. — Dänemarks und Norwegens Huldigung. — Der junge Herr auf Reiſen. — Chriſtian geht nach Holland. — Eine harlamer Tulpe. — Sein Aufenthalt in London und in Paris. — Seine Rückkehr nach Dänemark.

Chriſtian V. (der erſtgeborene Sohn Friedrich's III. und Sophia Amalia's von Braunſchweig-Lüneburg) erblickte am 15. April 1646 das Licht der Welt auf dem Schloſſe zu Flensburg. Der ruhmgekrönte Greis, der das ſtarke Prinzlein über die Taufe hielt, war deſſen Großvater, der vierte Chriſtian. (Vergl. Band II. Seite 239.)

Friedrich's III. Sohn wurde von ſeiner ſtolzen, herrſchſüchtigen Mutter mit weit mehr Strenge als Liebe erzogen. Der Unterricht des äußerſt geſunden und kräftigen Knaben ward von ſeinem ſiebenten bis zum vierzehnten Jahre vom Hofmeiſter Ove Skade (Holberg's Ueberſetzer nennt ihn Otto Schade) und von zwei Lehrern geleitet, von welchen der Eine Hieronymus Veyle und der Andere Paul Moth hieß. Der Letztgenannte war am 16. September 1601 zu Flensburg geboren. Nachdem er ſeine mediciniſchen Studien vollendet und ſich als practiſcher Arzt zuerſt in Lübeck und ſpäter in Odenſe niedergelaſſen hatte, war er von dort einem Rufe nach Kopenhagen gefolgt, wo König Friedrich III. ihn zum Leibmedicus erhob. Bis zu jener Zeit hatte ſich Doctor Moth durch nichts Anderes als durch eine „Disputatio de Pleuritide“ im Kreiſe ſeiner Wiſſenſchaft bekannt gemacht.

Hofmeiſter und beide Lehrer erzogen den jungen Prinzen in der Furcht des Herrn und zu blindem Gehorſam gegen ſeine Mutter, die weit mehr König als ihr Gemahl war und feſt entſchloſſen ſchien, den heranwachſenden Sohn, nicht weniger als deſſen Vater, am Gängelbande ihres Willens zu leiten.*)

Als Prinz Chriſtian ſein vierzehntes Jahr zurückgelegt und ſo viel Latein in ſich eingetrichtert hatte, daß er die Sprache der alten Römer zehnmal perfecter als die Sprache ſeiner Mutter (Deutſch) und als jene ſeines Vaters (Däniſch) verſtand, mußte er Friedrich III. häufig nach der Univerſität begleiten, um dort lateiniſche Streitübungen und akademiſche Disputationen mitanzuhören. Er ſelbſt hätte während jener Zeit weit lieber wilde Pferde getummelt als zahme Studenten ſich breitſchweifig herumbalgen gehört. — Auf Befehl ſeiner Mutter mußte er ſich drei Jahre hindurch, Tag für Tag, zwei Stunden mit Drechſeln beſchäftigen, um die Zeit hinzubringen und nicht allzufrüh Geſchmack an andern Zerſtreuungen zu finden, zu welchen er ſich ſchon damals auffallend genug hinzuneigen begann. —

---

*) Zu dem Cromwell'ſchen Geſandten Bulſtrode Whitelocke ſagte 1654 ein vornehmer däniſcher Edelmann: „The King of Denmarke ist governed by his Queen and a few of her party“ u. ſ. w.

Außer Latein lernte er freilich auch Däniſch und Deutſch, machte aber in beiden Sprachen ſo wenig Fortſchritte, daß er namentlich in der deutſchen Rechtſchreibekunſt ein noch zehnmal größerer Stümper als der große Friedrich von Preußen blieb.

Chriſtian V. war ſchon zweiundzwanzig Jahre alt, als er folgenden claſſiſch-unorthographiſchen Brief an ſeinen Schwager, Herzog Chriſtian Albrecht von Schleswig-Holſtein, ſchrieb:

Durchleuchtigſte Furſt, Hochgeöhrter, Vilgelibter Hr. Svager und Bruder, weilen mein Herr Bruder nicht hat reſolviren wollen denn Tag, wenn ſie kommen wollen zu Stenderuch, ſo ferhoffe dog, mein Hr. Bruder wirtt ſich gefallen laſen auff dieſſen zu keynftige Mittwoggen zu mir zu kommen auf ein Fruſteuch*) und eine kleinen Jagtt. Ferſiggere den Hrn. Brudren unter deſſen immer zu ſeyn

Ew. Durchl. und Edl. trewer und freundwilligſte
Vetter, Svager und Bruder
Chriſtian.

Flensburg, den 8. October 1668.

Wenn der gute Prinz — was wir nicht zu behaupten wagen — das Lateiniſche nicht correcter als das Deutſche und Däniſche geſchrieben hat, dann wäre es ſicher kein Verbrechen beleidigter Majeſtät, wenn wir uns als ſein Geſchichtsſchreiber die harmloſe Bemerkung erlauben möchten, daß es durchaus nichts geſchadet haben würde, wenn Seine Königliche Hoheit ſich huldreichſt herabgelaſſen hätten, Ihren Curſus in den Myſterien der Rechtſchreibekunſt noch einmal von vorn anzufangen, denn es entehrt ſelbſt Gottgeſalbte nicht, wenn ſie ſich auf der Höhe ihres Daſeins einer richtigen Schreibart befleißigen.*)

---

*) Soll Frühſtück heißen.

Schon im Jahre 1655 — alſo vor Einführung der Souveränetät — hatten die Stände Dänemarks den neunjährigen Principion zum Nachfolger ſeines Herrn Vaters erklärt und ihm bald darauf zu Wiborg in Jütland den Huldigungseid geleiſtet. — Erſt ſechs Jahre ſpäter (Montag am 15. Auguſt 1661) folgten auch die norwegiſchen Stände dem däniſchen Beiſpiele und huldigten dem Kronprinzen in Chriſtiania, wo er in Begleitung des Reichsſchatzmeiſters Hannibal Seheſtedt, des Kanzlers Peder Reedtz, des Reichsadmirals Henrick Bielke, des Erzbiſchofs Hans Swane und ſeines Leibarzts Dr. Paul Moth erſchien. Die Huldigung ſelbſt ging unter folgenden Ceremonien vor ſich:

Um 10. Vormittags verſammelten ſich die Großwürdenträger des Reiches im großen Schloßſaale, wo eine mit purpurrothem Sammet überkleidete Bühne aufgeſchlagen war. Die Geiſtlichen und Gelehrten vereinigten ſich in der Kirche, die Abgeordneten der norwegiſchen

---

*) In dieſer Beziehung ſtellen wir vor Allen den Bayerkönig Ludwig als weithinleuchtendes Muſterbild auf.

Städte und Bürger auf dem Rathhauſe. Alle, die nicht adeligen Standes waren, wurden durch zwei dazu abgeordnete Adelsmarſchälle in's Schloß eingeführt, wo die Geiſtlichen und Gelehrten auf der rechten, die Abgeordneten der Städte auf der linken Seite der Bühne Platz nahmen; die armen Bauern aber, die doch eben ſo brave Unterthanen als die Andern ſind, wurden nicht zugelaſſen und mußten außerhalb des von „ſpaniſchen Reutern" abgeſperrten Schloſſes Maulaffen feil halten.

Der eigentliche Aufzug geſchah in folgender Ordnung:

Den Reigen eröffnete eine Compagnie Infanterie.

Dann kamen „zween" Heerpauker und acht Trompeter mit ſilbernen Trompeten.

Dieſen folgten die beiden Adels-Marſchälle, von denen Jeder einen mit Silber beſchlagenen Marſchallsſtab trug.

Dann kam Norwegens Ritterſchaft und Adel.

Ihnen folgten die beiden Hofmarſchälle Erich Banner und Chriſtian Lindenow.

Dann kam ein langer Schweif von Hofjunkern, gefolgt von zwei königlichen Herolden mit ſilbernen Sceptern.

Ihnen folgte der Hofmeiſter Seiner Königlichen Hoheit, der Reichsrath und Hofmeiſter Ove Skade.

Dann kam der Kronprinz, der einherſchritt unter einem rothſammetnen Baldachine, getragen vom Generalmajor Reichwein, Henrik Roſenving, dem Oberſten Otto Schade, dem Oberſten Friedrich

Gersdorf, Johann Friedrich Marſchalk, Broſtrup Giedde, Knud Schinkel und Tönne Hvitfeld.

Dieſen folgten der Großſchatzmeiſter Hannibal Seheſtedt und der Kanzler Peter Reedtz.

Dann kamen der norwegiſche Statthalter Niels Trolle und der däniſche Vice-Reichs-Admiral Henrick Bielke.

Dieſen folgten der däniſche Reichsmarſchall Anders Bilde und der norwegiſche Kanzler Ove Bielke.

Den Zug ſchloſſen der Erzbiſchof Hans Swane und der Kammerrath Bulik.

Nachdem der Kronprinz ſich auf den Thronſeſſel niedergelaſſen, begrüßte ihn der Kanzler Reedtz mit einer ziemlich langen Rede, nach deren Beendigung zuerſt der norwegiſche Kanzler und nach ihm die einzelnen Stände, deren Namen vom Secretär aufgerufen wurden, den Huldigungseid leiſteten und zum Handkuß Seiner Königlichen Hoheit zugelaſſen wurden.

Hierauf traten alle in gleicher Reihenfolge den Rückzug aus dem Schloſſe an. Abends wurden die Stände „herrlich“ abgefüttert. Nur die Bauern gingen leer aus.

Nach glücklich überſtandener Huldigung kehrte der Kronprinz nebſt Gefolge nach Kopenhagen zurück.

An dieſe und andere Ovationen, die man dem Thronfolger, thöricht genug, ſchon in ſo jungen Jahren angedeihen ließ, knüpft der ehrliche Riegels folgende Bemerkung: „Die zehnjährige ſouveräne Herrſchaft ſeines Vaters war hinreichend, um Chriſtian in ſeinen beſten Jahren, vom vierzehnten bis zum vierundzwanzigſten, vollſtändig zu verderben. Denn während dieſer Zeit behandelten ihn die Schmeichler ſeiner Jugend als den zukünftigen Erdengott, der keiner andern Stimme zu gehorchen hat, als ſeinem eignen Willen. Die Geſchichte aber beweiſt, daß von allen Sterblichen unumſchränkte Regenten die größten Sklaven ihrer Leidenſchaften ſind.“

Auch Chriſtian war ein Sklave derſelben.

Nachdem auch Norwegen dem fünfzehnjährigen Sohne Friedrich's III. gehuldigt hatte, ward der junge Herr am 29. Mai 1662 unter Aufſicht des Reichsraths und (nachmaligen) Vicekanzlers Chriſtoph Parsberg auf Reiſen in's Ausland, vornehmlich nach Holland und Frankreich, geſchickt.

Der neunte Punkt der Inſtruction, die, ganz nach dem Willen der Königin-Mutter abgefaßt, dem Begleiter des Kronprinzen ertheilt worden war, lautete wörtlich:

„Fechten, Reiten und Mathematik müſſen die vornehmſten Exercitien ſein, welche der Prinz zu lernen und zu benutzen hat. In Holland ſoll er Fortification und Mathematik ſtudiren.“

Chriſtian begab ſich zuerſt nach Holland. Er verweilte dort kaum zehn Wochen. Eine ſo kurze Spanne Zeit iſt aber nicht hinreichend, um hier das zu erlernen, was er nach dem Befehle ſeiner Mutter hätte erlernen ſollen. Statt die Schiffswerften zu beſuchen, um ſich in der Schiffsbaukunſt und Schifffahrtskunde zu unterrichten, zog er es vor, die Rathhäuſer in Augenſchein zu nehmen, Bildergallerien anzuſehen, die höchſten Thürme zu erſteigen, um von dort aus Ausſichten auf das nahe Meer zu genießen, oder die Landhäuſer der Reichen zu beſuchen und ſich mit hübſchen Mädchen und Frauen der ſchläfrigen Mynheers in die Irrgänge der holländiſchen Gärten zu vertiefen. —

In einem dieſer Gärten, zu Harlem, ſoll Prinz Chriſtian, als empfindſamer Telemach, natürlich hinter dem Rücken ſeines bodenlos nüchternen Mentors, die Bekanntſchaft einer reizenden Tulpe gemacht haben, welche, auf den Namen Pulcheria hörend, der einzige Sprößling eines der reichſten Kunſtgärtner und Blumenzüchter geweſen ſein und dem däniſchen Bewunderer ihrer niederländiſchen Schönheit den höchſten Schmuck ihrer Blüthe nur darum geopfert haben ſoll, weil der Zufall ſie in das Geheimniß eingeweiht, daß der ſchmucke Fremdling, der ſich incognito in ihr junges, unerfahrenes Herz eingeſchmeichelt hatte, der Sohn eines Königs, der Erbe eines Thrones ſei, was leider für ſo Viele einen eigenen Zauber der Verführung hat.

Der Prinz kehrte nach Amſterdam zurück. Ziemlich vertraut mit der Geſchichte ſeiner erlauchten Vorfahren, glaubte er in jeder Straße dieſer Stadt einer neuen Dyvecke, einem neuen Täubchen von Amſterdam zu begegnen, feſt entſchloſſen, ſich in ſie um jeden Preis zu verlieben, wäre es auch nur aus Pietät für die Manen des zweiten Chriſtian's, der an dem Herzen der Tochter Sigbrit's den Himmel ſchon hier auf Erden gefunden hatte. Der Prinz fand viel hübſche Amſterdamerinnen; aber keine von Allen war eine — Dyvecke.

Von Holland begab er ſich nach England. An dem ziemlich ausgelaſſenen Hofe des reſtaurirten Stuarts, Karl's II., fand er mehr als eine Schönheit, die ihn vorübergehend anzuziehen ſchien. — Der König ſelbſt, ein ſehr lockerer Roué, geruhte zu jener Zeit für Eleanor Gwynn zu ſchwärmen, die, unter dem abgekürzten Namen Nell bekannt, ſich von einer armen Orangenverkäuferin zu einer Schauſpielerin und von einer gefeierten Schauſpielerin zu einer Anfangs vergötterten Maitreſſe des zweiten Karl's emporgeliebt, bald darauf aber einer noch weit pikantern Franzöſin, der Mademoiſelle Louiſe Renée de Querouaille, den Platz geräumt hatte, welche ſpäter von ihm zur Herzogin von Portsmouth ernannt wurde. — Prinz Chriſtian hatte am Hofe dieſes leichtſinnigen Stuarts in manches Auge geblickt, das ſeine Neigung zu erwiedern ſchien. Aber die Furcht vor ſeinem engherzigen Mentor, der mit der Königin Sophia Amalia in ununterbrochenem Briefwechſel ſtand und ſie au courant aller Jugendthorheiten ihres ziemlich, oder, beſſer geſagt, unziemlich verliebten Sohnes hielt, ſchreckte ihn von ſeinem im Stillen häufig gefaßten Vorſatze ab, für eine dieſer engliſchen Schönheiten eine ernſte, nachhaltige Neigung zu faſſen.

Von London eilte Chriſtian nach Paris. Er ſtürzte ſich blindlings aus der Charybdis der Liebe in die Scylla der Zerſtreuungen und verlor ſich am Hofe des ſich ſelbſt vergötternden Ludwig's XIV. in die Vergnügungen der Jagd, die ſeitdem eine ſeiner Hauptleidenſchaften blieb. Er war ein Nimrod, der ſich nirgends wohler, nirgends heimiſcher als im frohen Getümmel des Halali und der Jagdluſt zu fühlen begann. — Auch die Aufregungen des Spieles lernte er hier kennen und lieben. Auf dieſe Weiſe frühzeitig an Zerſtreuungen aller Art gewöhnt, verlor er alle Luſt zu ernſten Studien und hielt nur noch, laut Befehl ſeines Mentors, auf die Regeln der Etikette, die er niemals aus dem Auge verlor, weil Parsberg ihm hundertmal wiederholte, daß ein für den Thron geſchaffener Prinz nichts ſo ſehr als den äußern Anſtand, das Decorum, die königliche Würde aufrecht zu erhalten hat.

Der Sohn Annens von Oeſterreich, der ſich bei jeder Gelegenheit ſagte: L'état c'est-moi, war für den Enkel Chriſtian's IV., für den Sohn der herrſchſüchtigen Sophia Amalia von Braunſchweig, ein eben ſo glänzendes Verbild als gefahrvolles Beiſpiel. — Chriſtian lernte am Hofe des vierzehnten Ludwig's (der ſich ſelbſt den Großen hieß und ſich, der Sonne vergleichend, den ſtolzen Wahlſpruch „non pluribus impar" beizulegen geruht hatte), daß die Könige die Götter der Erde ſind, die ſtets Recht haben und immer Recht behalten müſſen, ſelbſt dann noch, wenn ſie im ſchreiendſten Unrecht, im blindeſten Irrthume befangen ſind.

Prinz Chriſtian von Dänemark war nicht der Einzige, welcher Ludwig's des Großen verlockenden Aufwand, ſeine Maitreſſenwirthſchaft, allen Glanz und alle Herrlichkeit ſeines raffinirten Hoflebens nachzuahmen beſchloß. Ludwig's Beiſpiel wirkte auf ganz Europa. Der kleinſte Fürſt jener Zeit, der kaum ſo viel Soldaten als Jener Kammerherren aufzuweiſen hatte, wollte in ſeinem Duodezſtaate ein großer Ludwig im Kleinen, ein Sardanapal en miniature ſein. Kein Wunder alſo, daß auch ein ſo junger, unerfahrener Prinz, wie Chriſtian, ſich verleiten ließ, in die Fußtapfen ſeines großen, weithinſtrahlenden Vorbilds zu treten.

Chriſtian verweilte vier Monate in Paris. Er wohnte während der ganzen Zeit ſeines Aufenthaltes beim däniſchen Geſandten und Geheimenrath Hannibald Sehеſtedt, einem äußerſt ſchlauen und gewandten Staatsmanne, der ſich ſo ſehr in die Gunſt des Königs von Frankreich einzuſchmeicheln verſtand, daß dieſer ihn — im Jahre 1663 — in den franzöſiſchen Grafenſtand erhob. Seheſtedt's Gemahlin, eine jüngere Schweſter der unglücklichen Gräfin Ulfeld, war einige Zeit am Hofe von Verſailles faſt eben ſo gern geſehen, als am Hofe Chriſtian's IV., der, wie bekannt, ihr Vater war.

Im Trubel aller Zerſtreuungen, denen ſich Prinz Chriſtian in Paris und Verſailles mit Leib und Seele hingab, blieb ihm natürlich blutwenig Muße zu der nüchternen Beſinnung übrig, daß er den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe, ſeine geiſtige Ausbildung, ganz und gar vernachläſſigte, indem er ſich einzig und allein dem tollen Schwarme der Vergnügungen überließ.

Mit beſinnungsloſer Haſt, betäubt von Allem, was er in Paris geſehen und gehört hatte, durchflog er, ſchon etwas blaſirt, ganz Frankreich und die Schweiz und begab ſich von dort nach Deutſchland an den Kaſſeler Hof.

„Am 24. Juli 1663 — ſchrieb Parsberg an die Königin Mutter — kam der Kronprinz durch Kaſſel, wo er ſich wegen des wenige Tage vorher plötzlich erfolgten Abſterbens des Landgrafen (Wilhelm's VI.) nicht aufhielt, ſondern mir auftrug, eine Stunde da zu bleiben, um der Landgräfin-Wittwe zu verſichern, wie ſehr er durch jenen Todesfall gerührt worden ſei. Der Kronprinz logirte ſelbige Nacht in Minden."

Chriſtian kehrte nun nach Dänemark zurück. Am 16. Auguſt traf er in Kiöge ein, wo ihm ſeine Mutter entgegenkam, die ihn nach faſt fünfzehnmonatlicher Abweſenheit mit der Genugthuung in ihre Arme ſchloß, daß ihr Sohn nun die Welt geſehen, fremde Menſchen und fremde Sitten zur Genüge kennen gelernt, ſich auf ſeinen Reiſen gebührend ausgebildet und in Holland ſich beſonders in der Navigation und Fortification, laut Inſtruction, bedeutend vervollkommnet habe.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, war Chriſtian's ganzes Leben und Treiben nichts anderes als ein blinder Gehorſam gegen ſeine ziemlich ſtrenge und im Ganzen nicht ſehr liebevolle Mutter und außerdem eine ununterbrochene Kette von Beluſtigungen, die

ſeit der Einführung der Souveränetät am glänzend
Hofe ſeines Vaters ganz und gäbe geworden, ob
Finanzen des Hofes gleich eben ſo zerrüttet, als j
des ganzen Staatshaushaltes waren. Der Hof ſuc
ſich zu eteurdiren und Alles aufzubieten, um an Gla
und Herrlichkeit, an Aufwand und Ueppigkeit mit
nem Ludwig's des Großen zu wetteifern. E
großartiges Feſt verdrängte das andere. Nach Ul
feld's Sturze gab es in Dänemark keinen zwei
Adeligen mehr, der — wie Riegels bemerkt — d
Neid und die Mißgunſt der ehrgeizigen Königin
erregen vermochte. Niemand konnte mehr Opern
ben, welche zehntauſend, und Feuerwerke, die vierzeh
tauſend Thaler koſteten, als der Hof, der ſeitdem
Mittelpunkt alles Glanzes und die Axe war, um
ſich ganz Kopenhagen wie die Erde um den Sonne
ball bewegte. Während der Monate September u
October des Jahres 1663 verſchlang die Pracht u
der Luxus des Hofes mehr Geld, als die Erhaltu
eines Regiments das ganze Jahr. Kopenhagen ſuch
eine Ehre in dem thörichten Beſtreben, dem Bagd
an der Seine zu gleichen. Die Anweſenheit des Chu
prinzen Johann Georg von Sachſen, der ſei
Verlobung mit Friedrich's III. älteſter Toch
Anna Sophia feierte, führte ein Tohubohu lä
mender Feſte herbei, in welchen der däniſche Hof, tr
ſeiner Geldklemme, ſich auf Koſten des Volkes be
möglichſt zu betäuben geruhte.

Während dieſer Zeit jagte der däniſche Kronpri
in Begleitung ſeines (zukünftigen) ſächſiſchen Schw

gers von einem Luſtſchloſſe zum andern und kannte faſt keine andere Beſchäftigung als Reiten und Schwäne, Gänſe, Rebhühner, Seehunde, Füchſe, Rehe und Haſen todtzuſchießen. Sein ganzes Dichten und Trachten ſchrumpfte ſchon damals in drei Worte zuſammen: Vive la chasse!

Die Geſchichte aber lehrt, daß Könige und Prinzen, die ſich mit ſo ungezügelter Leidenſchaft den Vergnügungen der Jagd hingegeben haben, nicht geeignet ſind, ſich eben ſo warm und ausdauernd mit den Sorgen ihrer Völker zu beſchäftigen. Non omnes possunt omnia!

## Zweites Kapitel.

Chriſtian's Vermählung mit Charlotte Amalie von Heſſen. — Sein Verhältniß mit „Jungfer“ Moth. — Die Heirath von Chriſtian's Schweſter Anna Sophia mit dem Churprinzen Johann Georg von Sachſen. — Chriſtian's Thronbeſteigung und Krönung. — Die Vermählung ſeiner Schweſter Wilhelmine Erneſtine mit dem Churfürſten Karl von der Pfalz.

Prinz Chriſtian hatte ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als er, auf Befehl ſeiner Mutter, im Auguſtmonat 1666 ſich an den Hof der verwittweten Landgräfin von Heſſen-Kaſſel begab, um, ganz gegen ſeine innere Neigung, um die Hand ihrer ſechszehnjährigen Tochter Charlotte Amalie anzuhalten. Da beide Mütter unter ſich darüber einig geworden waren, ſo mußten Sohn und Tochter, ohne ſich vorher näher kennen gelernt zu haben, den mütterlichen Wünſchen pflichtſchuldigſt Gehorſam leiſten und ſich gegenſeitig kein Hinderniß in den Weg legen. Nachdem die jungen Leute ſich in Kaſſel verlobt hatten, kehrte der Bräutigam, nicht allzuſehr entzückt über die gezwungene Verlobung, nach der Hauptſtadt ſeines Vaters zurück und verſuchte nun, ſich die Grillen, die er vom Kaſſeler Hofe mitgebracht, in Kopenhagen und in den königlichen Luſtſchlöſſern durch den fröhlichen Hörnerſchall der ihm zur zweiten Natur gewordenen Jagdpaſſion ſo gut als möglich aus Kopf und Herz zu verſcheuchen, was dem jungen Leichtſinn auch weit früher gelang, als er Anfangs befürchtet hatte.

Zu den liebſten Jagdgenoſſen des Kronprinzen gehörte ſein Halbbruder Ulrich Friedrich Gyldenloew, der, acht Jahre älter als Prinz Chriſtian, ſchon damals ein Verehrer aller nobeln Paſſionen, außerdem ein höchſt aufgeweckter Kopf und angenehmer Geſellſchafter war, der tauſend luſtige Streiche im Kopfe und immer neue Beluſtigungen in petto hatte; ein genialer Taugenichts und kühner Emporkömmling, der vor kleinen Sünden nicht allzuängſtlich zurückbebte und jener Sippe aimabler Vauriens angehörte, von welchen ein franzöſiſcher Phyſiolog unſerer modernen Zeit (Balzac) behauptet hat, daß ſie die ganze Menſchheit als einen Teppich betrachten, auf welchem ſie geräuſchlos herumſpazieren, ohne ſich unnütz ihre Stiefelſohlen abzulaufen.

Beide — Chriſtian und Gyldenloew — waren bald Ein Herz und Eine Seele; Beide — Gyldenloew und Chriſtian — ein Paar Inſeparables, ein par nobile fratrum.

Alles, was der Kronprinz nicht wußte, lehrte ihn ſein Halbbruder, und das Wenige, was vielleicht dem Bruder Gyldenloew bis dahin noch unbekannt geblieben war — denn auch Taugenichtſe lernen niemals aus — lehrte ihn, umgekehrt, Bruder Chriſtian. Gyldenloew war gleichſam der ſehr ehrenwerthe Sir John Falſtaff des nicht minder höchſt ehrenwerthen König Heinrich's; Beide geſchaffen, ſich gegenſeitig zu ergänzen, um ſich ihr Leben — „dieſe ſüße Gewohnheit des Daſeins" — ſo angenehm und heiter, als nur irgend möglich, zu geſtalten.

In Gyldenloew, obgleich damals ſchon verheirathet (ſeine erſte Gemahlin war Cäcilie Grubbe), floß doch ſo viel Oldenburger Blut, daß ihn dies durchaus nicht abhielt, ſich neben ſeiner ziemlich hübſchen Ehehälfte mehrere Viertel- und Achtel-Geliebte und Maitreſſen zu halten; vielleicht ſchon darum, weil dies ſeit der Zeit des vierten Chriſtian's zum ABC der „noblen Paſſionen" gehörte und weil ein Sprichwort, ſchon viel älter als der uneheliche Sohn Friedrich's III., ſagt: Il faut hurler avec les hurleurs. Auch Gyldenloew heulte mit den Wölfen.

Verführt durch das Beiſpiel des guten Gyldenloew lernte der nicht minder gute Chriſtian auf ſeinen Spazierritten und Jagdausflügen mehr als eine Schöne kennen, die ihm unter vier Augen viel beſſer als ſeine Kaſſeler Braut gefiel, welcher er — wegen ihrer zimperlichen Sittſamkeit, die der blaſirte Roué für Prüderie anſah — mehr als einmal mit einem melancholiſchen Wiedehopf verglich.

Kurz nach ſeiner Verlobung machte er die nähere Bekanntſchaft jener jungen Dame, die der gute ehrliche Riegels in ſeiner plumpen Ironie nie anders als „Jungfer" Moth zu nennen beliebt. Beſagte „Jungfer" war die Tochter des königlichen Leibarztes und frühern Inſtructors Chriſtian's, des Doctors Paul

Moth, die (wenn wir anders nicht falſch berichtet ſind) wie ihr Vater in Flensburg geboren war. Sie hieß Sophia Amalie und war ungefähr zwei oder drei Jahre älter als Charlotte Amalie von Heſſen, die Verlobte des Kronprinzen.

Chriſtian verliebte ſich in „Jungfer" Moth und gerieth dadurch, kurz vor ſeiner Hochzeit, in ein ganz eigenthümliches, höchſt peinliches Dilemma, ob er Sophien heirathen und ſich von Charlotten losreißen, oder, umgekehrt, Charlotten lieben und Sophien in Kaſſel ruhig ſitzen laſſen ſollte.

Auf den Rath des in dieſem Punkte viel erfahrenern Halbbruders Gyldenloew entſchloß er ſich, aus zwei Uebeln gerade das größere zu wählen, d. h. par ordre de sa mère zu heirathen und dabei die junge Tochter ſeines alten Jugendlehrers heimlich fortzulieben, einer jener vielen Gewiſſensfälle, die auch ſchon früher — und nicht blos in Dänemark! — häufig vorgekommen ſein mögen.

So kam der Tag der Hochzeit heran. Am 25. Juni 1667 wurde Prinz Chriſtian mit der tugendreichen Prinzeſſin Charlotte Amalie von Heſſen-Kaſſel (geboren am 27. April 1650) auf Schloß Amalienburg zu Nykiöping auf der Inſel Falſter, ohne allen Pomp im Beiſein ſeiner darüber ſehr zufriedenen Mutter und ſeines ziemlich gleichgültigen Vaters vermählt und aus der Kirche durch ein Doppel-Spalier von Soldaten- und Bürgerwachen, unter Abfeuerung einiger müßig ſtehenden Kanonen, nach der Königsburg zurückbegleitet. — Riegels begeht einen Irrthum, wenn er (Seite 18) behauptet, daß in demſelben Jahre (1667) die Vermählung des Churprinzen von Sachſen viel feierlicher in Kopenhagen begangen worden ſei. Die Hochzeit Johann Georg's mit Anna Sophia wurde ſchon neun Monate früher (am 9. Octbr. 1666) vollzogen.

Der Thronfolger, deſſen Herz ſich weit mehr zu der ſchwärmeriſchen Geliebten, als zu ſeiner einfachen Frau hingezogen fühlte, theilte ſeit ſeiner Verheirathung die Maſſe ſeiner müßigen Stunden zwiſchen Jagd und Liebe, zwiſchen Gyldenloew und „Jungfer" Moth. Chriſtian behandelte ſeine junge Frau mit großer Gleichgültigkeit, oft ſogar mit Geringſchätzung, und erſchöpfte ſich dagegen in Aufmerkſamkeiten aller Art der Geliebten gegenüber, die ihn mehr und mehr in ihr Garn zu locken verſtand. Der Vater der Letztern begünſtigte das heimliche Verhältniß, durch das er ſich in ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt und um ſo mehr beglückt fühlte, weil ſein Ehrgeiz ſich ſagte, daß er durch den Einfluß ſeiner Tochter, die täglich mehr Herrſchaft über ſeinen ehemaligen Zögling gewann, berufen ſei, am Hofe des neuen Königs eine wichtigere Rolle als bisher zu ſpielen. — Moth aber machte die Rechnung ohne Wirth, denn kaum drei Monate nach der Thronbeſteigung Chriſtian's V. machte der Tod einen Strich durch die ehrgeizigen Berechnungen des Flensburger Arztes. Sophie Amaliens Vater ſtarb, ſiebenzig Jahre alt, am 6. Mai 1670*).

---

*) Vergl. Thomas Bartholinus. Medicus perfectus et vita Pauli Mothi informatus. Hafn. 1670. 4.

Der fünfte Chriſtian war der erſte König Dänemarks, der in Folge der Staatsveränderung vom Jahre 1660 ohne vorhergehende Ausſtellung einer Capitulation oder Handveſte den Thron ſeiner Vorfahren beſtieg.

Am Todestage ſeines Vaters (9. Februar 1670) erſchien eine Deputation, beſtehend aus dem Statthalter Chriſtoph Gabel, dem Reichsmarſchall Johann Chriſtoph von Körbitz, dem Statthalter von Norwegen, Ulrich Friedrich Gyldenloew, dem Reichsſchatzmeiſter Hannibal Seheſtedt, dem (frühern) Hofmeiſter Chriſtoph Parsberg, dem Feldmarſchall Hans Schack, dem Kanzler Peter Reedtz, dem Oberſten der Leibgarde und Ceremonienmeiſter Speckhan und dem Ober-Secretair Peter Schumacher, um den neuen König im Namen aller Stände ſeines getreuen Volkes ehrfurchtsvoll zu beglückwünſchen. Hierauf ertheilte der Redner der Deputation, Gouverneur Gabel, dem Ober-Secretär Schumacher den Befehl, das von Friedrich III. verfaßte Teſtament — das Konge Lov, die lex regia, das ſogenannte Königs-Geſetz — zu holen und es Seiner Majeſtät in Gegenwart Aller vorzuleſen. Schumacher legte es dann in die Hände des Königs nieder.

Am 7. Juni erfolgte die Salbung des Nachfolgers Friedrich's III. Nachdem Chriſtian V. im Schloß Frederiksborg das heilige Abendmahl empfangen hatte, begab er ſich, begleitet von ſeinem ganzen Hofſtaate, nach der Schloßkirche. Ihm voran ſchritt

„Seine Hohe Excellenz", Herr Ulrich Friedrich Gyldenloew, der auf einem rothen Sammetkiſſen den Reichsapfel trug. Zur Rechten Seiner Majeſtät ging der Graf Anton von Aldenburg, zur Linken der Graf Chriſtian von Rantzau. — Am Eingange der Kirche ward der König von den drei erſten Biſchöfen Dänemarks und Norwegens, vom Biſchofe von Seeland, von Chriſtiania und von Wiborg, empfangen und bis zum Thronhimmel hinbegleitet, der in der Mitte der Kirche, dem Altare gegenüber, aufgerichtet war.

Nachdem Seine Majeſtät ſich auf den Thron niedergelaſſen hatte, hielt der Biſchof von Seeland, Doctor Jens Bagger*) eine „wohlgeſetzte" Rede von den Pflichten der Unterthanen, ihrem von Gottes Gnaden eingeſetzten Könige gegenüber; dann hielt er eine zweite, nicht minder „wohlgeſetzte" Rede von der Salbung, von der Beſchaffenheit und von der hohen Bedeutung derſelben. Dann las der Biſchof von Chriſtiania das Königsgeſetz ab, welches Chriſtian's erlauchter und in Gott ruhender Herr Vater nach Einführung der Souveränetät erlaſſen hatte, und legte es in das ſilberne Käſtchen zurück, in welchem es bis dahin aufbewahrt geweſen war. Der König ſtieg dann vom Throne herab und näherte ſich dem heiligen Altare, wo er vom Biſchofe von Seeland in Form eines Kreuzes auf die Bruſt, auf das Haupt und auf die rechte Hand geſalbt und nach vollzogener Salbung von ſeinem ganzen Hofſtaate ins Schloß zurückbegleitet ward.

---

*) Jens Bagger (geb. zu Lund am 21. Auguſt 1646) ſtudirte zu Greifswald, Roſtock, Kopenhagen, Wittenberg, Leipzig, Oxford und Cambridge, war nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der Theologie in Kopenhagen und ſpäter Biſchof von Seeland. Er ſtarb am 30. Auguſt 1693.

Unter den weiblichen Zuſchauern dieſer feierlichen Ceremonie befand ſich die Geliebte Seiner Majeſtät, Sophie Amalie Moth, die zur Feier dieſes Tages die Trauer um ihren Vater abgelegt hatte und im Glanze einer wahrhaft fürſtlichen Toilette erſchienen war.

Einige Wochen nach der Salbung traf in Kopenhagen der Churprinz Karl von Heidelberg, Pfalzgraf vom Rhein, der letzte pfälziſche Churfürſt aus dem Hauſe Simmern, der hohe Bräutigam der Prinzeſſin Wilhelmine Erneſtine, der zweiten Schweſter des Königs, ein. Seine Vermählung ward am 4. Juli ziemlich geräuſchlos auf Schloß Frederiksborg gefeiert. Drei Tage nach ſeiner Hochzeit verlieh ihm ſein königlicher Schwager die Inſignien des Elephanten-Ordens. Die Mitgift, die der Churprinz erhielt, betrug hunderttauſend Reichsthaler. Am 24. Auguſt kehrte der Churprinz Karl mit ſeinem Elephanten, ſeiner Frau und ihrem Heirathsgute nach der Pfalz zurück.

Da hier einmal vom Geldpunkte die Rede iſt, wollen wir gleich hinzufügen, daß das Wochengeld, welches, laut Ehecontract, die Königin Charlotte

Amalie bezog, tauſend Thaler betrug*). Fräulein Moth dagegen erhielt wöchentlich — und zwar an jedem Sonnabende — doppelt ſo viel als die Gemahlin des Königs.

Den größten Aufwand machte die Königin-Mutter. „Sophia Amalia, berichtet Riegels, liebte die Pracht und bezahlte Diejenigen, welche ihr dienten, mit großer Freigebigkeit. Daß ſie ſich ſtets in Geldnoth befand, war kein Beweis von einer ordentlichen Regierung. Es finden ſich Briefe von ihr an den damaligen Reichsſchatzmeiſter, Hannibal Seheſtedt, an den Reichsmarſchall Johann Chriſtoph von Körbitz und an den Reichsrath Marſilius, welche ſowohl ihren Einfluß auf die Geſchäfte, als ihre Prachtliebe und ihre fortwährende Geldnoth beweiſen. Körbitz hatte mit ihren kleinen Geheimniſſen zu ſchaffen, altes Silber zu verkaufen und dafür Nippes und Schmuckſachen einzukaufen.“

Auch der Hofhalt des Königs verſchlang enorme Summen. Kein Wunder alſo, daß ſämmtliche Abgaben erhöht werden mußten.

Gleich nach der Einführung der Souveränetät war von Chriſtian's V. Vater den Ständen nachfolgendes Ausgabe-Budget vorgelegt worden:

---

*) Das Schloß zu Skanderberg ward ihr im Ehecontracte als zukünftiger Wittwenſitz mit 5000 Thalern und den Zinſen ihrer Ausſteuer, die nicht mehr als 25000 Thaler betrug, eingeräumt.

| | |
|---|---|
| Haushalt des Königs . . . . | 300,000 Rthlr. |
| Rentenkammer, Geſandte und Präſidenten . . . . . . . . . | 50,000 „ |
| Admiralität, Flotte, Schiffs-Arſenal | 300,000 „ |
| Miliz (4000 Mann Cavallerie und 7000 Mann Fußvolk) . . . | 883,960 „ |
| Correſpondenten und Extra-Civilliſte der königlichen Rentenkammer . | 150,000 „ |
| Ammunition . . . . . . . . | 116,040 „ |
| Schloß- und Feſtungsbau . . . | 162,000 „ |
| Zur jährlichen Abzahlung der Staatsſchulden . . . . . . . . . | 1,000,000 „ |
| In die Schatzkammer jährlich . . | 1,000,000 „ |
| | 3,962,000 Rthlr. |

Vor der Einführung der Souveränetät beliefen ſich die Einkünfte der Krone, ſehr hoch angeſchlagen, auf nicht mehr als 1,400,000 Reichsthaler, ein Vergleich, aus welchem klar genug hervorgeht, daß die vielgerühmte Staatsveränderung des Jahres 1660 den guten Dänen faſt dreimal theurer als der frühere Staatshaushalt zu ſtehen kam.

Es war alſo ganz natürlich, daß der Nachfolger Friedrich's III., der ſeiner Gemahlin jährlich über fünfzigtauſend und ſeiner Maitreſſe jährlich weit über hunderttauſend Thaler Nadelgelder zu zahlen geruhte, mit einer Summe von dreimalhunderttauſend Thalern platterdings nicht auszukommen vermochte und aus dieſem Grunde einem längſtgefühlten Bedürfniſſe, die Abgaben und Steuern ſeines Volkes zu erhöhen, unmöglich widerſtehen konnte.

— — — — — — — — — — —

Nach vierjähriger Unfruchtbarkeit ward die Gemahlin Chriſtian's V. von ihrem erſten Kinde entbunden. Es war ein Knabe, der (geb. am 12. Octbr. 1671) in der ſchon Tags darauf erfolgten Taufe den Namen ſeines Großvaters, Friedrich, erhielt. — Faſt gleichzeitig mit der Königin beſchenkte auch „Jungfer" Moth — Chriſtian's Louiſe de La Valliere, — den doppelt glücklichen Vater ebenfalls mit einem Knaben, welcher den für außerehelich erzeugte Kinder am däniſchen Hofe gleichſam ſtereotyp gewordenen Namen Chriſtian Gyldenloew erhielt. Der gute Riegels vergißt nicht zu erwähnen, daß Seine Majeſtät geruht habe, „Jungfer" Moth während ihrer Schwangerſchaft fleißig zu beſuchen. — Nach ihrer Entbindung ward die Maitreſſe des Königs — zur höchſten Beſtürzung ſeiner bei allen Gelegenheiten lieblos zurückgeſetzten Gemahlin — zur Gräfin von Samſöe ernannt. Gewiß hat der ehrgeizige Vater über die fröhliche Kunde der Erhebung ſeiner Tochter eine Thräne der Rührung in ſeinem ſtill-verödeten Grabe geweint!

— — — — — — — — — — —

Die vertrauten Günſtlinge der Maitreſſe, deren Macht und Einfluß erſt, nachdem ſie Mutter geworden war, ihren Meridian erreichte, waren Gyldenloew, der Halbbruder ihres königlichen Anbeters, Matthias Moth, der Bruder der Gunſtdame, der auf ihren Schultern von einer Stufe zur andern, endlich bis zur Geheimen-Raths-Würde emporgetragen wurde, der Oberjägermeiſter und Geheimerath Vincenz Joachim von Hahn, der Kammerjunker (und ſpätere Oberkammerherr) Adam Levin von Knuth.

Die Creaturen und Günſtlinge der verwitweten Königin waren: Der Oberhofmarſchall von Winterfeldt, der Reichsmarſchall von Koerbitz, der Reichsſchatzmeiſter Seheſtedt und vor Allen der Ober-Kammer-Secretär Schumacher (der ſpätere Graf und Reichskanzler Griffenfeldt).

Die eigentliche Königs-Clique oder Camarilla beſtand aus Bruder Gyldenloew, Ex-Jungfer Moth und dem Kammerjunker Knuth.

Die Königin hatte gar keinen Anhang. Mit Gleichgiltigkeit behandelt von ihrem Gemahle, der ſich in ihrem melancholiſchen Umgange weit weniger wohl und behaglich als in der Nähe ſeiner luſtigen Gräfin von Samſöe befand; über die Achſel angeſehen von ihrer herrſchſüchtigen Schwiegermutter, fand ſie ihren einzigen Troſt im Gebete. Aber ſelbſt dieſer Troſt ward ihr erſchwert und verkümmert. Charlotte Amalie war reformirt und im Ehecontracte ausdrücklich feſtgeſetzt worden, daß ihr Hofprediger, als Reformirter, nirgends anders als in ihrem Kabinet und ſelbſt dort nur vor ihr und ihrer reformirten Dienerſchaft predigen dürfe. Außerhalb des Kabinets der Königin war ihm jede geiſtliche Verrichtung, ja ſelbſt die Taufhandlung, unterſagt. Beweis, daß Aufklärung und Toleranz zu jener Zeit am Hofe zu Kopenhagen noch in den Kinderwindeln lag.*)

---

*) Chriſtian's Tacitus bemerkt dabei, daß dies auch am ſchwediſchen Hofe der Fall geweſen ſei. „Aus erthebderem

Auch in anderer Beziehung ſah es in Dänemark zur Zeit Chriſtian's V. noch ziemlich traurig aus.

Werfen wir einen Blick auf die ſich faſt zu allen Zeiten feindlich gegenüberſtehenden Schichten der Bevölkerung, auf den arbeitenden und ernährenden Bauern- wie auf den faullenzenden und verzehrenden Adels-Stand, dann finden wir in Dänemark (zu jener Zeit!) einen himmelſchreienden Contraſt.

„Das Loos des Bauernſtandes, ſagt der geſinnungstüchtige Allen, iſt vielleicht niemals trauriger geweſen als unter Chriſtian V. Als der Adel noch im Beſitze ſeiner vollen Macht war, wurden die Bauern deſſelben zwar mit Hofdienſt geplagt, waren aber doch von Abgaben an den Staat und zum Theil auch vom Kriegsdienſte befreit; jetzt aber wurden ſie von den Gutsherren ausgeſogen und außerdem noch durch Steuern und durch eine nicht ſelten ungerechte und willkürliche Aushebung zum Kriegsdienſte bedrückt. Die Landgüter ſanken unter dieſen Umſtänden außerordentlich im Preiſe. — In einer Verordnung vom 28. Januar 1682 wurde beſtimmt: „daß kein Bauer, keine Bauerswitwe ihren Hof aufkündigen oder ſich von demſelben

---

Eifer verbot die ſchwediſche Kleriſei einer katholiſchen Wehmutter die Königin Marie Eleonore von Brandenburg, Guſtav II. Adolph's proteſtantiſche Gemahlin, zu entbinden. Man ſagte: Von katholiſchen Fingern ſei Chriſtine entbunden worden. So viel, meint Riegels, iſt richtig, daß die Anſteckung nie gefährlicher iſt, als in der Stunde des Gebährens."

entfernen dürfen, *ſo lange der Gutsherr ſie für gut erachte, dem Hofe vorzuſtehen*; es ſei denn, daß er ungeſetzlich mit ihnen verfahre" (was immer ſchwer zu beweiſen war!). Ferner heißt es: „wenn ein Bauer ſeinen Hof vernachläſſigt oder verläßt und ſich nicht nach dem Geſetze richtet, *mag der Gutsherr ihn nach dem Bremerholm abliefern, damit er dort ein Jahr in Ketten arbeite.*" Dieſes grauſame Recht, welches den Pachtbauern gänzlich zum Sklaven des Gutsherrn machte und den ärgſten Mißbräuchen den Weg öffnete, wurde erſt einige Jahre ſpäter zwar nicht gänzlich aufgehoben, aber doch in Etwas beſchränkt, indem der Amtmann bezeugen ſollte, daß die Sache ſich nach der Angabe des Gutsherrn verhalte." (*Allen*, Seite 388.)

Das Schlimme dabei lag aber darin, daß der Amtmann, der ein Adeliger und gleichfalls Gutsherr war, lieber den Leuten ſeines Gleichen als den armen, ſchwer bedrängten Bauern beiſtand; denn es iſt eine alte, tauſendfach bewährte Wahrheit, daß eine Krähe der andern nicht gern die Augen aushackt, nach dem kirchlichen Grundſatze: Clericus clericum non decimat.

Eine Verordnung vom 27. December 1682 unterſagte den Bauern, Predigern, Vögten und Müllern, *Maſtochſen auf ihre eigene Rechnung aufzufüttern*, was als eine Art widerrechtlichen Monopols nur den Gutsbeſitzern und Städtebewohnern vorbehalten blieb. „Die natürliche Folge davon war, daß der früher ſo wichtige Ochſenhandel tagtäglich mehr und mehr abnahm.“*)

Aber deſto begünſtigter war der Adel.

„Kaum war Chriſtian V. (ſchreibt Allen, Seite 376) einige Monate auf dem Throne, als er den adeligen Gütern aufs Neue Steuerfreiheit für die Haupthöfe bewilligte. Im nächſten Jahre ward ein neuer Adel eingeführt, welcher noch größere Privilegien als der alte erhielt.**) Einige Jahre darauf (1676) ward das Staatscollegium aufgehoben, welches bisher neben dem Geheimenrath gewirkt hatte. Da Erſteres ſowohl aus Bürgerlichen als aus Adeligen beſtand,***) ſo hatte es in den höhern

---

*) Der Ochſenhandel war für Dänemark eine ſo hochwichtige Erwerbsquelle, daß die holländiſche Mynheers den König von Dänemark ſpottweiſe nie anders als den „Ochſenkönig“ zu nennen pflegten.

**) Der alte Adel zählte damals nicht viel mehr als achtzig Familien. Aber nach den am 25. Mai 1671 publicirten Privilegien hatte Jeder, der für 50,000 Thaler Ländereien kaufte, das Recht, Baron, und Jeder, der für 120,000 Thaler Grundbeſitz beſaß, Graf zu werden.

***) In dem Collegium status, wie es zur Zeit der Thronbeſteigung Chriſtian's V. beſtand, ſaßen ſchon damals faſt lauter Adelige, nämlich: Heinrich Schack, Peter Reedtz, Henrick Bielke, Ulrich Friedrich Gyldenleew, Friedrich von Ahlefeldt, Graf Chriſtoph Parsberg Johann Chriſtoph von Koerbitz, Heinrich Rantzau, Otto Pogwiſch, Ove Juel, Holger Wind, Erich Krag, Corfitz Trolle, Enewold Parsberg, Chriſtoph Scheel und Peter Schumacher. Die einzigen Bürgerlichen waren Peter Bulcke und

Zweigen der Staatsverwaltung das bürgerliche Element repräſentirt, während dagegen in der folgenden Zeit nur ein oder zwei Bürgerliche Sitz im Geheimen Conſeil hatten.“ — An demſelben Tage (heißt es Seite 379), als die Privilegien der (neuen) Grafen und Barone erſchienen — am 25. Mai 1671 — wurde in Dänemark die erſte Rangordnung erlaſſen. Friedrich III. hatte zwar ſchon 1661 den königlichen Beamten in Kopenhagen dieſelben Privilegien und Rechte, wie den Bürgern dieſer Stadt ertheilt, doch Chriſtian V. iſt der Schöpfer des eigentlichen Rangweſens, worüber im Laufe ſeiner Regierung nicht weniger als vier verſchiedene Verordnungen erſchienen.*) Dadurch ward eine neue Klaſſe privilegirter Bürger gebildet; denn

---

und Conrad Biermann. Alle dieſe Herren ſaßen auch im Höchſten-Gericht. Die Bürgerlichen, die an den Verhandlungen des Letztern Theil nahmen, waren Heinrich Mattheſius, Willum Lange (mehrmals Rector der Kopenhagener Univerſität), Rasmus Binding, Peter Laſſon, Vitus Bering, Thomas Fincke, Peter Reſenius, Chriſtian Oſtenfeldt, Titus Buleke und mehrere andere Rechtsgelehrte. Zwei der Tüchtigſten unter Letztern waren der königliche Kanzlei-Aſſeſſor und Profeſſor Rasmus Binding und der Aſſeſſor Peter Laſſon, welche an der Ausarbeitung des von Chriſtian V. eingeführten Geſetzbuches den wichtigſten Antheil hatten. Dieſer neue Codex erſchien erſt 1683 unter dem Titel „Chriſtian's V. däniſches Geſetz!“

*) Eine dieſer Rangverordnungen werden wir in einem ſpätern Kapitel dieſes Buches mittheilen.

die mit Rang Begnadigten erhielten, wenn ſie den höhern Graden angehörten adelige Rechte für ſich und ihre ehelichen Nachkommen. Der Rang war, wo er als Belohnung für wahre Verdienſte ertheilt wurde, ein Mittel tüchtige Männer aus verſchiedenen Ständen an den Thron zu feſſeln, allein er ward auch ſehr oft eine Befriedigung leerer Eitelkeit und eine Quelle kleinlicher Rang- und lächerlicher Titelſucht."

Dieſe und andere Zuſtände, auf welche wir im Verlaufe dieſes Buches noch mehrmals werden zurückkommen müſſen, gehörten zur Kategorie jener, welche der Dänenprinz Hamlet (obgleich er bekanntlich gar nicht exiſtirt hat,) dadurch ſo richtig bezeichnet, daß Shakeſpeare ihn im Geiſte eines Hellſehers und Propheten der Zukunft ſagen ließ:

„S'iſt etwas faul im Staate Dänemark!"

---

## Drittes Kapitel.

Das Königsgeſetz und deſſen eigentlicher Verfaſſer. — Geſchichte Peter Schumacher's, Grafen von Griffenfeldt. — Seine Frau und ſeine Tochter. — Seine galanten Verbindungen. — Die Tochter der Herzogin de la Tremouille. — Die Statthalterin Sibylle Wielke. — Das Glück dieſes berühmten Staatsmanns.

Die Lex Regia, das Kongelov oder Königsgeſetz, das von Friedrich III. am 14. November 1665 unterzeichnet, bis nach ſeinem Tode geheim gehalten, zum erſten Male bei der Salbung Chriſtian's V. vom Biſchofe von Chriſtiania öffentlich verleſen, aber erſt 1709 durch den Druck veröffentlicht ward, iſt das unveränderliche und unwandelbare Staatsgrundgeſetz, nach welchem der Souverain mit dem Titel: „König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein und Stormarn, der Dithmarſen und zu Lüneburg, wie auch Oldenburg" ſchon mit dem zurückgelegten dreizehnten Lebensjahre mündig wird. — Das Geſetz regelt die Erbfolge in männlicher und weiblicher Nachkommenſchaft Friedrich's III. aus dem Hauſe Oldenburg, wonach jeder däniſche Thronerbe in legitimer Ehe geboren ſein muß. Die ältere Linie geht der jüngern, das männliche Geſchlecht dem weiblichen vor. Vom Letztern ſuccedirt die nächſte Verwandte des letztverſtorbenen Königs nebſt deren Nachkommen. In den deutſchen Herzogthümern aber ſuccedirt nach dem Ausſterben des Mannsſtammes der königlichen Linie der Mannsſtamm der ältern Nebenlinie. — Das Kongelov räumt laut Paragraph 3 bis 7. dem Könige ſowohl in weltlichen als in geiſtlichen Angelegenheiten eine unumſchränkte, ausübende, richterliche und geſetzgebende Gewalt ein, laut welcher er über dem Geſetze ſteht und für jede ſeiner Handlungen keinem Andern als Gott allein Rechenſchaft ſchuldig iſt. Die einzige Einſchränkung ſeiner über alle Geſetze erhabenen Gewalt, beſteht laut dem Zuſatze Paragraph 1 nur darin, daß er ſich zur evangeliſch-proteſtantiſchen Lehre bekennen, dieſelbe nach der Bibel und der Augsburger Confeſſion allezeit unverfälſcht aufrecht erhalten und beſchützen und ſich im Lande aufhalten muß, und daß er nach Paragraph 19. und 20. weder die beiden Reiche noch die einzelnen derſelben Provinzen theilen und zerſtückeln darf.

Einige andere wichtige Punkte ſind folgende:

§. 9. Im Fall ein König vor ſeinem Tode nicht verordnen ſollte, wie es während ſeines Sohnes und Thronfolgers Minderjährigkeit gehalten werden ſoll, ſo ſoll die verwitwete Königin Regentin ſein und ihr ſollen ſieben Räthe beigeordnet werden, welche nach der Mehrheit der Stimmen entſcheiden; die Königin-Witwe aber ſoll **zwei** Stimmen haben.

§. 10. Wenn die verwitwete Königin entweder ſtirbt oder eine neue Ehe eingeht, dann ſoll der nächſte Prinz vom königlichen Geblüte, ganz mit derſelben Gewalt, die ihr beigelegt iſt, die Regentſchaft führen.

§. 16. und 17. Die Krönung des Königs ſoll ohne Ablegung eines Eides oder irgend einer Verpflichtung geſchehen, weil er als freier und unumſchränkter Monarch zu keinem Eide verpflichtet und einzig und allein nur an die Aufrechthaltung des Königsgeſetzes gebunden iſt. Endlich

§. 27. Kein König ſoll die Souveränetät zum Schaden und Nachtheile ſeiner Nachkommen verändern dürfen.*)

Der wahrſcheinliche Verfaſſer dieſes soi-disant unumſtößlichen Kongelov, das dem Monarchen faſt vollſtändige Deſpotie einräumt, war der königliche Kammerſecretär Peter Schumacher, ein Mann bürgerlicher Abkunft, der unter Friedrich III. ſeine Laufbahn begann, welche nach kurzem Glanze einiger Jahre unter Chriſtian V. ein „Ende mit Schrecken" erreichte.*)

---

*) Eine Prachtausgabe dieſes Königsgeſetzes mit dem Publicationsbefehle Friedrich's IV. vom 5 September 1709, commentirt von Frederick Roſtgaard, wurde nur an die auswärtigen Höfe vertheilt. Spätere Ausgaben, von Rathe beſorgt, erſchienen 1722 und 1756 zu Kopenhagen in Klein-Folio. Das Kongelov, in mehrere fremde Sprachen übertragen, erſchien in deutſcher Ueberſetzung von Theodor Olshauſen (1838) zu Eutin. Eine eben ſo wahre als ſcharfe Beleuchtung dieſes berüchtigten Geſetzes ließ u. A. auch Herr Ludwig Wienbarg unter dem Titel: „Das däniſche Königsgeſetz oder das in Dänemark geltende Grundgeſetz, in hiſtoriſcher Beleuchtung zur Inbetrachtnahme für die Frage der Gegenwart.“ Hamburg 1847 (bei Hoffmann und Campe) ans Licht treten. — Im Vorworte ſagt Herr Wienbarg:

---

„Zum Gewährsmann der Geſchichte des Revolutionsjahres 1660 nahm ich unſern Spittler. Dieſer Chorführer unſerer beſſern Hiſtoriographen büßte noch die Schwächen ſeines politiſch gleichgiltigen Zeitalters, in welchem Sinn er zum Beiſpiel der 1660 um ihr ganzes ſelbſtändiges Rechtsdaſein betrogenen däniſchen Nation nachzurühmen vermag, daß ſie ſo unglaublich klug geweſen ſei, nicht erſt lange zu fragen, auf welche Weiſe ſie glücklich geworden! Zuweilen ſpricht er nur als ein Schalk, und kein Göttinger Profeſſor hat ihn hierin an Feinheit und Liebenswürdigkeit übertroffen." — Bei dieſer Gelegenheit wollen wir es nicht verſäumen, unſere Leſer auf Spittler's ſchon im zweiten Bande (Seite 334) citirte „Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahre 1660" — „das ſeltſamſte Kabinetsſtück ihrer Art" — noch einmal aufmerkſam zu machen mit dem Zuſatze, daß dieſes höchſt anziehende, jetzt ziemlich ſelten gewordene Werk (1796 bei Auguſt Mylius in Berlin erſchienen) erſt unlängſt in den Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg übergegangen iſt. — Niemand, der ſich mit dieſem hochwichtigen Wendepunkte der däniſchen Geſchichte näher vertraut machen will, verſäume, Spittler's claſſiſches Werk zur Hand zu nehmen.

*) Spittler ſchreibt in ſeiner vielfach leſenswerthen „Geſchichte der däniſchen Revolution" (Seite 264) die Verfaſſerſchaft der Lex regia einem Andern zu. Er ſagt in Bezug darauf: So lange Friedrich III. lebte, ſchien der Inhalt dieſes Geſetzes ſehr geheim gehalten zu werden, wahrſcheinlich vorzugsweiſe wegen der Königin Sophia Amalia, die mit der Verordnung, wie es bei der Minderjährigkeit eines

Das ganze Leben dieſes merkwürdigen Mannes iſt eine ſo ununterbrochene Kette außergewöhnlich anziehen-

---

Königs gehalten werden ſollte, ſchwerlich ganz zufrieden geweſen wäre. Und darauf mußte der geheime Cabinets-Secretär Peter Schumacher daſſelbe eigenhändig abſchreiben u. ſ. w. Daß der berühmte Theodor Reinking, damals Kanzler zu Glückſtadt, an der Abfaſſung dieſes Königsgeſetzes Theil genommen habe, ſcheint mir ziemlich gewiß. Man hat hier nicht nur das ausdrückliche Zeugniß Friedrich's von Gabel (vergl. Nye Samlinger, Band I, Seite 274), das freilich weit bedeutender iſt als Dasjenige, was Häberlin aus Moller's „Cimbria litterata“ oder aus dem „Catalogo Bibliothecae Resenianae“ anführt, ſondern auch die Succeſſionsordnung iſt im Kongelov ſo vortrefflich abgefaßt, daß man hier weit leichter den alten Juriſten Reinking, als den jungen Cabinets-Secretär Schumacher erkennt. Vielleicht iſt auch von dieſem nicht ſowohl das Concept ſelbſt, als vielmehr nur Sprache und Styl, worin dieſes Geſetz erſchienen iſt. Häberlin glaubt einen entſcheidenden Grund gegen Reinking's Theilnahme darin zu finden, daß Letzterer ſchon 1664 im December geſtorben iſt; aber ſchwerlich mag auch das Geſetz gerade erſt in dem Jahre entworfen worden ſein, in welchem es, durch die königliche Unterſchrift (am 14. November 1665) vollzogen und ins Archiv hinterlegt worden iſt.“ — Wir für unſern Theil vermögen dieſe Annahme Spittler's durchaus nicht zutheilen, da wir ſonſt nirgends eine Andeutung finden, daß Reinking der Autor des Kongelov geweſen ſei. — (Theodor Reinking, geb. am 10. März 1590 in Riga, war Profeſſor der Rechte in Gießen, ſpäter Rath des Landgrafen von Heſſen, der ihn zu verſchiedenen Geſandtſchaften gebrauchte. Dann wurde er mecklenburgiſcher Kanzler und trat bald darauf in die Dienſte Friedrich's III., als dieſer noch Erzbiſchof von Bremen geweſen war. Nach deſſen Thronbeſteigung folgte er ihm der Ereigniſſe, daß wir bei der Schilderung deſſelben etwas länger als bei jeder andern verweilen wollen.

---

nach Dänemark, ward ſchleswig-holſtein'ſcher Kanzler und als Solcher vom Kaiſer in den Adelſtand erhoben, worauf er am 15. December 1664 zu Glückſtadt ſtarb. Selbſt in Balthaſar Arndt's „Laudatio funebris memoriae ac honori viri magnifici T. Reinkingii (Argent. 1665. 4.) findet ſich nicht die leiſeſte Andeutung, daß er der Verfaſſer des Kongelov ſei. Wir pflichten daher der Anſicht Holberg's, Allen's und Häberlin's bei, welche die Autorſchaft dieſes Geſetzes dem Dänen Schumacher vindiciren) — In allem Uebrigen theilen wir vollkommen Spittler's Anſichten, der die Revolution, aus welcher die Lex regia hervorgegangen iſt, als „das ſeltſamſte Cabinetsſtück ihrer Art" bezeichnet und hinzufügt: „Es war der Umſturz alles Alten faſt in Einem Augenblicke vollendet und doch kein Werk der Gewalt oder des Enthuſiasmus. Geſtern noch eine Ariſtokratie, in der Alles recht eiferſüchtig und ſchlau berechnet war, um die königliche Gewalt zur bloßen Repräſentation zu machen, und ſchon Tags darauf galt unbedingt die Alleinmacht des Königs. — — — Weder am Tage der Revolution ſelbſt, noch an den nachfolgenden, eben ſo wichtigen Tagen ihrer Vollendung, iſt auch nicht ein Mann verhaftet worden. Kein Tropfen Blutes floß; kein Contre-Revolutionsverſuch wurde gemacht, obſchon Anfangs gewiß nicht der allgemeine Wunſch mit der neuen Ordnung der Dinge erfüllt war." — Zur Rechtfertigung dieſer Revolution ſagt er am Schluſſe: „Was 1660 in Dänemark geſchehen, iſt zwar gewiß nicht für andere Völker nachahmenswerth, wie überhaupt in Dingen, die ganze Conſtitution eines Landes betreffend, kein Volk das andere nachahmen ſoll; denn Alles muß ſich aus individuellen Verhältniſſen entwickeln; aber der Däne kann doch Jedem getroſt die Frage zur Beantwortung hingeben, ob es wohl, die Lage ausgenommen, wie ſie unmittelbar vor der Revolution

Peter Schumacher, geboren am 24. Auguſt 1637,*) war der Sohn eines Vaters deutſcher und einer Mutter däniſcher Abkunft. Der Erſte hieß Joachim Schumacher, war (wenn wir nicht irren) zu Danzig geboren und Weinhändler in Kopenhagen**), Peter's Mutter hieß Maria Madsfeld oder Modsfeld.

Der Sohn dieſer Eltern war vier Jahre alt, als er, eines Morgens in die däniſche Schule getragen, die Aufmerkſamkeit einer alten Hexe erregte, welche auf ihn zutrat und den Diener, der ihn trug, erſuchte, einen Augenblick ſtehen zu bleiben, damit ſie den hübſchen Knaben genauer betrachten und ſeine Hand unterſuchen könne, weil ſie, mit den Geheimniſſen der Chiromantie vertraut, ihm aus den verſchlungenen Linien der in-

---

geweſen war, bei irgend einer andern Staatsverfaſſung beſſer gegangen ſein würde? — — — Rechts liegt das kriegeriſche Schweden, weiter nach Nordoſten hin das ungeheuere Moskowiter-Reich. Zwölf Jahre nach der däniſchen Revolution iſt Peter der Große geboren worden, zehn Jahre nach dieſem König Karl XII. und vier Jahre nach Peter's des Großen Tode Katharina II." — Spittler's Werk iſt ſo intereſſant, daß wir verſucht wären, ganze Seiten daraus hervorzuheben. Doch wollen wir uns damit begnügen, die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer nochmals auf die Lectüre jenes Buches hinzulenken.

*) Michaud's Biographie universelle und Alle, die ihr blindlings nachgetreten ſind, irren, wenn ſie ihn am 27. Auguſt 1635 zur Welt kommen laſſen.

**) Er wohnte in der Kjöbmager-Gade an der Ecke der Löwen-Gaſſe.

nern Hand ſein zukünftiges Schickſal prophezeihen wolle. Staunend ſtarrte ſie Peter's Handteller an und ſagte dann zu ihm, ſo daß der Diener es hören mußte:

„Ja, ja, mein Kind, Du haſt einen güldenen Apfel in Deiner Hand, aber ſiehe wohl zu, daß Du ihn nicht fallen läſſeſt!“

Die alte Hexe trippelte von dannen. Der Diener erzählte das, was er aus ihrem Munde vernommen hatte, Peter's Mutter, die, darüber hoch entzückt, es brühwarm ihrem Manne erzählte, der, weniger abergläubig als ſie, das Ding für einen Schnickſchnack erklärte, durch den er ſich nicht tangiren und zu der Idee verleiten ließ, die geiſtigen Befähigungen ſeines Thronfolgers irgendwie zu überſchätzen, was ſeit jenem Tage von Seiten der herzensguten Mutter geſchah, die in dem kleinen, übrigens ganz allerliebſten Bengel ſchon damals einen großen Mann anzuſtaunen begann.

In der däniſchen Schule lehrte man ihrem Peter vor Allem die lateiniſche Sprache, die zu jener Zeit für die Quinteſſenz alles menſchlichen Wiſſens galt, denn ein gebildeter Mann, der damals nicht lateiniſch ſprach, war trotz aller andern Fähigkeiten ein ausgemachter Dummkopf, ein pecus campi, eine Null.

Der gelehrige Peter machte in der Sprache der Sprachen ſo horrende und ſtupende Fortſchritte, daß er in ſeinem dreizehnten Jahre ſchon befähigt genug war, die hohe Schule, die Akademie, die Univerſität zu beſuchen. Mutter Schumacher löſ'te ſich in pure Freude auf und war eben ſo ſtolz auf die zukünftige

Größe ihres Sohnes, als Vater Schumacher auf den gediegenen Inhalt ſeiner Weinfäſſer.

Als Letzterer aber bald darauf aus dem Weinkeller in's Jenſeits abgerufen ward und ſeine Wittwe hülflos zurückließ, nahm der Biſchof Caſpar Brochmand, ein Freund und Kunde des ſeligen Weinlieferanten, den muntern aufgeweckten Burſchen zu ſich in ſein Haus und gewann ihn bald in dem Grade lieb, daß er ihn wie ſein eignes Kind zu lieben ſchien, woher der böſe Leumund endlich auf den Einfall gerieth, daß Peter nicht blos der angenommene, ſondern am Ende gar der wirkliche Sohn des hochwürdigſten Herrn ſei, zumal da Mutter Schumacher vor fünfzehn Jahren ziemlich hübſch und gar nicht ſpröde geweſen ſein ſoll. Die gute Welt glaubt ja ſtets lieber das Schlechteſte als das Beſſere.

Der junge Schumacher, der im Hauſe ſeines Pflegevaters halb als Sohn und halb als Bedienter behandelt ward, mußte ſeinen Herrn und Wohlthäter u. A. auch bei der Tafel bedienen, namentlich wenn der Herr Biſchof Gäſte bei ſich ſah, was nicht ſelten zu geſchehen pflegte, weil er eben ſo wohlhabend als gaſtfrei war.

Eines Tages, als König Friedrich III. bei Brochmand aß, gewahrte er den jungen Famulus, deſſen Aeußeres ihm ſo gut gefiel, daß er den Biſchof fragte: ob dies ſein Sohn ſei? Worauf Brochmand, verdutzt über dieſe curioſe Frage, ein nicht allzudreiſtes Nein herausſtammelte, bald aber gleichſam zu ſeiner Entſchuldigung hinzuſetzte, daß er ihn trotzdem eben ſo ſehr wie ſein eigenes Kind liebe. — Er rühmte in Peter's Gegenwart die großen Fähigkeiten des jungen Menſchen und ſchilderte ihn als einen höchſt offenen Kopf, aus dem dereinſt ein ſolcher Mann werden könnte, der zu den wichtigſten Geſchäften, zum Gelehrten eben ſo gut wie zum Staatsmanne, mit Einem Wort, zu Allem zu gebrauchen wäre. Auf die Frage des Königs, womit dieſem Peter für Alles am meiſten zu helfen wäre, erwiderte Brochmand raſch gefaßt: „Dadurch, daß Ew. Majeſtät dem armen Teufel, der kein Geld hat, eine Unterſtützung zur Fortſetzung ſeiner Studien gewähren möchten.“

Friedrich, der bei guter Laune war, geruhte dem Famulus des Biſchofs aus beſonderer Huld und Gnade ein jährliches Stipendium von dreihundert Reichsthalern zu gewähren. Brochmand dankte dem Könige und Peter war gerührt bis in die Spitzen ſeiner gewiſſenhaft gepflegten Nägel.

Der junge Schumacher begab ſich auf den Wunſch ſeines väterlichen Gönners auf Reiſen in's Ausland, um ſich dort vor Allem in ſeinem Steckenpferde — in der Erlernung fremder Sprachen — auszubilden. Er beſuchte England und erlernte zu Oxford die morgenländiſchen Sprachen: Hebräiſch, Chaldäiſch und Arabiſch, und erwarb ſich ſo viele Gönner und Freunde, daß ſie in der dortigen Bibliothek unter die Bilder der größten Sprachkenner auch das Seinige aufhingen, woſelbſt es noch bis zum heutigen Tage aufbewahrt wird.

Von England begab ſich Schumacher nach Frankreich. Während ſeines Aufenthaltes in Paris erlernte er faſt alle romaniſchen Sprachen: vor allem Franzöſiſch, Italieniſch und Spaniſch. Letzteres wurde ſeine Lieblingsſprache, weil er ſich eines Ausſpruchs Karl's V. erinnerte, welcher geſagt haben ſoll, daß er Deutſch mit ſeinen Pferden, Franzöſiſch mit ſeiner Geliebten, Spaniſch aber nur mit Gott und ſeinen vertrauteſten Freunden ſpreche.

Während ſeines Aufenthaltes im Auslande ſtand der ſprachkundige Peter in beſtändigem Briefwechſel mit dem gelehrten Erasmus Vinding in Kopenhagen, und beide Freunde ſchrieben ſich nie anders als „Cato Scipioni und Scipio Catoni,“ wie aus den Briefen zu erſehen iſt, welche Holberg im Beſitze der Vinding'ſchen Erben geſehen haben will.

Nach ſechsjähriger Abweſenheit von der Heimath kehrte Peter nach ſeiner Vaterſtadt zurück, in welcher ſich während dieſer Zeit viel geändert hatte. Sein alter Gönner Brochmand war geſtorben.*) Der König, der ihm zwar noch immer alljährlich dreihundert Thaler hatte verabreichen laſſen, ſchien ihn deſſenungeachtet — wie dies in jenen Regionen ſo häufig zu geſchehen pflegt — total vergeſſen zu haben. **Schumacher** mußte ſich neue Gönner ſuchen.

---

*) Jeſper Rasmuſſen Brochmand, geboren am 5. Auguſt 1585 zu Kjöge auf Seeland, war früher Rector der Schule zu Herlufsholm, dann Profeſſor der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an der Kopenhagener Univerſität und als ſolcher, vier Jahre lang, der Sprachlehrer Chriſtian's V. Später bekam er ein Canonicat zu Lund und zu Roeskilde und endlich wurde er Biſchof zu Seeland. Er ſtarb am Oſtertage 1652 und hinterließ ſeine koſtbare Bibliothek der Univerſität zu Kopenhagen und 7000 Reichsthaler dem Hoſpitale zu Warlow auf Seeland. Vergleiche

Bald war er ſo glücklich, einen neuen Mäcen zu ergattern in der Perſon des Vice-Kanzlers, **Holger Wind**,*) den er für ſich und ſeine Sprachfähigkeiten ſo raſch einzunehmen verſtand, daß dieſer ihn als Secretär annahm. Er erinnerte ſich der alten Here und des „güldenen Apfels," von dem ihm in ſeiner Jugend das treue Mutterherz ſo viel Schönes zu erzählen gewußt, und war mit ſich und ſeinem Looſe zufrieden, sorte sua contentus, wie **Hartwell's** Deviſe lautet.

**Peter's** Glücksſtern wollte, daß der Vice-Kanzler eines Tages erkrankte, aus dieſem Grunde nicht ſelbſt bei Hofe erſcheinen konnte und, weil die Sache dringend war und keinen Aufſchub duldete, ſeinen Secretär ſchicken mußte, um ein Actenſtück, das **Holger Wind** ausgearbeitet hatte, durch einen der Pagen Seiner Majeſtät dem Könige zur Unterſchrift vor-

---

**Erik Oluſſen Torm's**, Ligpraediken over Biskop J. R. **Brochmand**, Kjøbnh. 1652. 4. und **Jens Mueller**, Programma in funere J. E. Brochmandi, Hafn. 1652. 4.

*) **Holger Wind** (geb. am 31. Mai 1623, geſt. am 5. Juli 1683), Herr auf Harreſtadt, Gundesſtrup und Giesdesdal, früher Mitglied des Reichsraths, wurde nach Auflöſung deſſelben Geheimer Rath und Vicekanzler und am 11. März 1679 Ritter des Elephanten-Ordens.

legen zu laſſen. Schumacher begab ſich mit dem verſiegelten Pakete, deſſen Inhalt ihm gänzlich fremd geblieben war, nach dem Schloſſe, faßte ein Herz und ließ ſich, ſtatt die Schrift durch den Pagen an den König gelangen zu laſſen, bei Friedrich als Secretär des Kanzlers anmelden. Der König befahl, ihn ſofort vorzulaſſen. Peter überreichte das Actenſtück und zog ſich nach der Thür zurück, gleichſam, als ob er auf Antwort harre.

Nachdem der Monarch das Papier geöffnet und den Inhalt geleſen, warf er es mit der Miene der Unzufriedenheit auf den Tiſch. Da trat Schumacher hinzu und bat den König, ſich huldreichſt erinnern zu wollen, daß er jener junge Mann ſei, den Seine Majeſtät im Hauſe des Biſchofs Brochmand geſehen und dem er ſeit jenem Tage die Sonne ſeiner Huld und eine Unterſtützung von dreihundert Thalern aus ſeiner Chatoulle zuzuwenden geruht habe. — Als der König ſich ſeiner erinnerte, wagte Schumacher für dieſe Gnade nachträglich Seiner Majeſtät ſeinen ehrfurchtsvollen Dank abzuſtatten und gleichzeitig die unterthänige Bitte auszuſprechen, ob Allerhöchſtdieſelben geruhen wollten, ihn mit dem Inhalte des überbrachten Actenſtückes bekannt zu machen. Vielleicht, fügte er hinzu, bin ich ſo glücklich, Ew. Majeſtät Gedanken (beſſer als der Herr Vice-Kanzler) zu errathen.

Friedrich, eingedenk des Ausſpruches des ſeligen Biſchofs, daß ein Mann, wie dieſer Peter, zu Allem zu gebrauchen ſei, geruhte deſſen Wunſch huldreichſt zu gewähren. Er gab ihm den Entwurf und ſagte: Lies!

Nachdem Schumacher das ſchwülſtige Elaborat des Kanzlers durchgeleſen, erbat er ſich eine kleine halbe Stunde Zeit, um jenen Entwurf ganz nach dem (nur geahnten) Wunſche des Königs umzuarbeiten. Er begab ſich in ein Nebenzimmer und kehrte ſchon nach Verlauf von zwanzig Minuten zu Seiner Majeſtät mit dem gänzlich umgeſchmolzenen Aufſatze zurück. Friedrich las ihn mit wachſender Bewunderung — So iſt es Recht, mein Sohn, ſagte der König. So und nicht anders dachte ich's mir! — Schumacher, der des Königs geheime Gedanken errathen hatte, war ſeit jenem Augenblicke der Liebling Seiner Majeſtät. Er ſtieg mit der Schnelligkeit einer Rakete von Stufe zu Stufe, ward zuerſt Secretär bei der däniſchen Kanzlei, gleich darauf königlicher Archivar und Bibliothekar. Seine Fähigkeiten und ſein außerordentlich gewandtes Benehmen, hatten ihn nicht blos beim Könige, ſondern noch weit mehr bei der alles vermögenden Sophia Amalia ſo ſehr empfohlen, daß Friedrich III. auf Wunſch ſeiner Gemahlin ihm außerdem noch eine Stelle im Schatzkammer-Collegium zu Theil werden ließ. Nicht lange nachher erhob ihn der König zum Geheimen Kammerſecretär und trug ihm, als Solchem, die Abfaſſung des (oben beſprochenen) Königsgeſetzes auf; ein Auftrag, deſſen er ſich in einer Art und Weiſe entledigte, mit welcher Friedrich ſo außerordentlich zufrieden war, daß er ihn, auf ſeinem Todtenbette, ſeinem Sohne und Nachfolger empfohlen haben ſoll mit den Worten: „Er möchte ſich dieſes Schumacher's bedienen, der auch als Schneider, wie zu Allem zu gebrauchen ſei, doch warne er ihn, „ihn nicht zu allzuhohen Würden zu erheben, weil ihm dies ſehr leicht zu Kopfe ſteigen und ihn zum Schwindel hinreißen könne."

Christian V. aber, der in dem Trubel ſeiner Liebeszerſtreuungen und im Geräuſche ſeiner Jagdvergnügungen gar manchen guten Rath ſeines Vaters und auch den Geheimen Kammer-Secretär ganz und gar vergeſſen hatte, ward erſt durch Zufall, der ihn eines Morgens mit Schumacher in der Bibliothek zuſammengeführt, aufmerkſam auf ihn und ernannte ihn kurz darauf — vorzüglich auf Empfehlung der Königin-Mutter, die frühzeitig in dieſem jungen gewandten Manne ein geſchmeidiges Werkzeug ihrer Plane erkannt und gewürdigt hatte — zum Geheimen Rath. Außerdem war er Einer jener Einundzwanzig, die bei Erneuerung der Statuten des Danebrog-Ordens am 12. October 1671 auf Schloß Roſenburg zu Rittern dieſes Ordens creirt wurden.

Wenige Monate ſpäter (1672) ward der Sohn des bürgerlichen Ex-Weinhändlers in der Kjöbmager-Gade unter dem Namen „Griffenfeldt" in den däniſchen Adelſtand erhoben.*)

---

*) Auch ſein jüngerer Bruder wurde unter dem Namen Gyldenſparre geadelt.

Ein Jahr ſpäter (am 26 November 1673) ward er gegraft und mit dem Elephanten-Orden decorirt.*)

Ein Jahr darauf (1674) ward er nach dem am 10. Juni erfolgten Ableben Peter Reedz's zum Reichskanzler und Präſes ſämmtlicher Collegien, wie auch zum Patron der Kopenhagener Univerſität ernannt.

Ein Jahr ſpäter (1675) erhob ihn Kaiſer Leopold I. zum Grafen des heiligen römiſchen Reiches und der große Churfürſt von Brandenburg belehnte ihn mit der Inſel Wollin und verſprach ihm die ganze Inſel Rügen, ſobald ſie den Schweden entriſſen werde! —

Der Reichskanzler Graf von Griffenfeldt zu Griffenfeldt, im Amte Tönsberg, Herr auf Samſöe, Brattingsberg und Viſtberg, der Ritter vom Danebrog- und Elephanten-Orden, gedachte des goldenen Apfels, aber nicht der guten Lehre der alten Hexe, wohl zuzuſehen, daß dieſer Apfel ſeiner Hand nicht entfalle.

Während des glänzenden Aufgangs ſeines Glücksſterns vermählte er ſich am 2. November 1670 mit Karen oder Katharina Nanſen, der Tochter Michael's, der Enkelin Hans Nanſen's, die ihm ein hübſches Töchterlein gebar, welches, von der Gemahlin König Chriſtian's V. aus der Taufe gehoben, zu Ehren ihrer erlauchten Pathin, die Namen Charlotte Amalia erhielt.

---

*) Der König war's, der ihm eigenhändig dieſen Orden umhing mit den Worten: Niemand hat ihn mehr als Du verdient!

Dieſe glückliche Ehe währte aber nur kurze Zeit, denn Katharina von Griffenfeldt ſtarb ſchon achtzehn Monate nach ihrer Verheirathung, am 17. Mai 1672.

Bald, nachdem das Schickſal ihn zum Witwer gemacht hatte, ſollte er ſich auf den Wunſch ſeiner mächtigen Beſchützerin, der Königin-Mutter, mit der Prinzeſſin Louiſe Charlotte von Holſtein-Sonderburg-Ploen vermählen. Die Prinzeſſin ließ ſich herab, dem Grafen-Reichskanzler bis nach Korſöer entgegenzureiſen, um dort das Glück zu haben, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Aber war es, daß ihm die „Holſtein'ſche Auſter“ nicht gefiel, oder war es, daß er an den Frauen Anderer mehr Wohlgefallen als an ſeiner eigenen fand, kurz die Partie kam nicht zu Stande. Die gute Prinzeſſin kehrte unverrichteter Sache wieder von Korſöer nach Holſtein zurück und Griffenfeldt ſetzte ſein Liebesverhältniß mit der eben ſo ſchönen als liebenswerthen Sibylla fort, der Tochter des verſtorbenen Reichshofmeiſters Joachim Gersdorf, der Strohwitwe des Vice-Statthalters Bielke, der ſich wegen ſeiner Amtsgeſchäfte faſt immer in Chriſtiania aufhielt, während ſeine Ehehälfte, vielleicht eben nur jenes zarten Verhältniſſes wegen, es vorzog, lieber in Kopenhagen zurückzubleiben. Dieſe verlockende Sibylla war aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die geheime Triebfeder, weßhalb Graf Griffenfeldt eine nicht minder glänzende Heirath mit der Tochter der Gemahlin des Prinzen von Tarent ausſchlug. Die

Mutter dieſer jungen Dame war eine Tante der Königin Charlotte Amalia und die Gattin des Herzogs de la Tremouille, der vom Calvinismus zur katholiſchen Kirche überlief. Die Herzogin verließ den däniſchen Hof und ließ ihre Tochter bei ihrer königlichen Nichte zurück, die für die Prinzeſſin von Tarent zärtlich beſorgt war und es gern geſehen hätte, wenn der Großkanzler ihre Schutzempfohlene geheirathet haben würde, was jedoch nicht geſchah, weil er im Netze der ſchönen Sibylla Vielke gefangen war. — Ueberhaupt machte Griffenfeldt viel Glück bei den vornehmen Damen, denn er war erſt ſechs und dreißig Jahre alt und ſpielte die mächtigſte und einflußreichſte Rolle in ganz Dänemark; ja er war in dem Zeitraume vom 25. Mai 1671 bis zum 1. März 1676 faſt unumſchränkterer Herr noch als der König ſelber, den er vollſtändig beherrſchte und der nichts ohne Einwilligung ſeines Kanzlers unternahm.

Auf Griffenfeldt's Schultern lagen alle Geſchäfte des Königs und des Reiches; in ſeinen Händen befanden ſich die Zügel der Regierung. Er war nicht minder ſchlau als ſein Zeitgenoſſe Mazarin und hatte, wie dieſer, an allen europäiſchen Höfen geheime Agenten und ſelbſt weibliche Mouchards, die, in ſeinem Solde ſtehend, beauftragt waren, ihn in alle Staatsgeheimniſſe einzuweihen*). Durch ſie erfuhr er faſt

---

*) Einer der Griffenfeldt'ſchen Spione ſoll der italieniſche Ex-Mönch, ſpätere königlich franzöſiſche Staatsrath und Hiſtoriograph Vittorio Siri, der Verfaſſer

Alles, was bei den verſchiedenen Höfen erſt im Werden war. Man erzählt ſich davon folgendes Beiſpiel: Eines Tages beſchloß der Wiener Hof in einer von ihm außerordentlich geheim gehaltenen Angelegenheit eine Geſandtſchaft nach Kopenhagen zu ſchicken. — Griffenfeldt, lange vorher von der Abſicht Kaiſer Leopold's unterrichtet, ſagte dem Könige: es ahne ihm, daß in nächſter Zeit eine Geſandtſchaft des Kaiſers erſcheinen würde, um den däniſchen Hof in einer gewiſſen Angelegenheit gegen Schweden heimlich zu Rathe zu ziehen. Vom Monarchen befragt, woher er dies wiſſe, erwiderte der ſchlaue Kanzler: „er muthmaße es aus den Anzeichen der Zeit und habe ſich deßhalb erlaubt, im Voraus die Antwort aufzuſetzen, die Seine Majeſtät, im Intereſſe Dänemarks, den kaiſerlichen Geſandten ohne Zweifel ertheilen würde." Vier Wochen ſpäter erſchien die Geſandtſchaft. Der König, durch Griffenfeldt ſchon lange vorbereitet, ertheilte ihr, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, mündlich die von Jenem ſchon früher ſchriftlich ausgearbeitete Antwort. — Der Geſandte, im höchſten Grade darüber erſtaunt, ſagte zu ſeiner Umgebung: Ich bin von meinem erlauchten Herrn und Kaiſer ſchon an manche Höfe geſchickt worden, habe aber an keinem von allen einen ſo klugen und raſch entſchloſſenen Herrn angetroffen, als Seine däniſche Majeſtät, welche, ohne

---

des „Mercurio" u. ſ. w. geweſen ſein. Dieſer Siri ſtarb im Jahre 1685.

erſt ihre geheimen Räthe zu befragen und, ohne ſich lange zu beſinnen, eine ſo hochwichtige Angelegenheit ſo raſch durchſchaut hat.

Chriſtian war, bei Lichte betrachtet, in dem Zeitraume von 1672 bis 1676 eigentlich nichts weniger, aber auch nichts mehr, als eine Drahtpuppe, eine Marionette, ein Mannequin in der Hand ſeines eben ſo klugen als ſchlauen Großkanzlers, der Seine Majeſtät nur das unterzeichnen ließ, was nicht ſie, ſondern er zu beſchließen für gut befand. Der König ſchien gleichſam nur Petſchaft und Siegel der Allgewalt ſeines erſten Miniſters. Chriſtian V., der bei ſeiner ihm angeborenen Arbeitsſcheu herzlich froh war, daß er ſich um die Angelegenheiten des Staates durchaus nicht zu bekümmern brauchte und ſeine koſtbare Zeit auf der Jagd oder im Umgange mit ſeiner ewigheitern Gräfin Samſöe allerhuldreichſt vertändeln konnte, unterzeichnete Alles — Manches oft ungeleſen — was der Leiter ſeines königlichen Willens ihm vorzulegen geruhte. Griffenfeldt war der Cardinal Richelieu Dänemarks: Chriſtian V. glich in mehr als einem Punkte dem arbeitsträgen Ludwig XIII., während deſſen Mutter Sophia Amalia mehr als eine Aehnlichkeit mit Annen von Oeſterreich zu haben ſchien, deren „Alles in Allem" der Cardinal Richelieu geweſen war.

Dieſe allmächtige Stellung Griffenfeldt's erwarb ihm natürlich viele Feinde. Der gefährlichſte unter dieſen war des Königs Halbbruder und norwegiſche Statthalter Ulrich Friedrich Gyldenloew, der das lavinenartige Anſchwellen der Macht des bürgerlichen Emporkömmlings, welcher nicht, wie „Seine hohe Excellenz“, der Baſtard eines Königs war, mit äußerſt ſcheelen Augen zu betrachten geruhte, weil er ſich ſelbſt und ſeine hohen Verdienſte um die Perſon Seiner Majeſtät dadurch zurückgeſetzt hielt. Gyldenloew war die rechte Hand der Gräfin Samſöe und dieſe war ihrer Seits das zweite, vom erſten unzertrennliche Ich des Königs. — Griffenfeldt hatte daher bald die ganze Moth'ſche Clique gegen ſich.

Aber einen deſto mächtigern Schutz und Rückhalt gewährte ihm die Gunſt der Königin-Mutter, deren treuergebenſter Anhänger er vom Anfange bis zum Ende ſeiner Laufbahn blieb. Sophia Amalia vertraute ihm ihre häufigen Geldverlegenheiten, alle ihre kleinen Geheimniſſe eben ſo gut als ihre wichtigſten Angelegenheiten an. Griffenfeldt wußte immer Geld und guten Rath zu ſchaffen.

Ein großer Kummer der Königin-Wittwe lag darin, daß gerade ihre Lieblingstochter, Anna Sophia, mit dem ſächſiſchen Churprinzen (dem nachmaligen Churfürſten Johann Georg III.) ſo unglücklich verheirathet war, daß ihr Gemahl ſie nur mit knapper Noth behalten wollte, weil ſeine Gemahlin eine eben ſo eifrige Proteſtantin, als er ſelbſt wie ſein Vater und deſſen ganzer Hof, obgleich ſelbſt proteſtantiſch, dennoch ein eingefleiſchter Anhänger der katholiſchen Partei, der Partei des mächtigen Kaiſerhauſes war. Als der Churprinz (was Herr Vehſe zu berichten vergeſſen hat) ſeine däniſche Ehehälfte, die ſchon damals große Hinneigung zum Trunke offenbart haben ſoll, an den Hof ihrer Mutter zurückſchicken wollte, erhielt Griffenfeldt von Letzterer den geheimen Auftrag, das um jeden Preis zu verhindern und das Mißverſtändniß zwiſchen ihrer Tochter und deren Gemahle auf jede Weiſe auszugleichen. Auch hier wußte der Großkanzler, wie aus zweien ſeiner Briefe hervorgeht, Rath zu ſchaffen und dieſe Angelegenheit geſchickt zu applaniren.

In einem Briefe, welchen Griffenfeldt am 1. September 1674 an die Königin-Witwe in franzöſiſcher Sprache ſchrieb, hieß es am Schluſſe: „Desgleichen wird er (Herr Meyer, einer der vielen kleinen Unterhändler des Groß-Kanzlers) Ihre Majeſtät benachrichtigen, welch ein Ausweg mir eingefallen iſt, um gewiſſermaßen der Verlegenheit zu entgehen, in die der Churfürſt von Sachſen die Churprinzeſſin geſetzt hat.“ — In einem andern Briefe, datirt Kopenhagen, 12. September 1674, ſchrieb ihr Griffenfeldt: „Am vergangenen Dienſtage habe ich Herrn Rathlew in Dresden ſeine Depeſchen überſchickt. Der König, mein Herr und Gebieter, hat ihm befohlen, ſich die Angelegenheit der Prinzeſſin ſo angelegen ſein zu laſſen, als ob es des Königs eigene Sache wäre. Ich ſelber habe nichts weiter hinzuzufügen, als die eifrigſten Wünſche, welche ich unaufhörlich für Ihr hohes Wohlergehen opfere mit der unterthänigſten Bitte, daß Allerhöchſtdieſelben mich auch fernerhin Ihrer Gnade und Ihres Schutzes würdig halten wollen, welche ich

mein ganzes Leben hindurch mit unveränderlicher Treue
und in tiefſter Unterthänigkeit bleiben werde,
Ihrer Majeſtät
ganz ergebener, ganz gehorſamer und
ganz unterthäniger Diener
Graf von Griffenfeldt."

## Viertes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels. — Der Anfang von Griffenfeldt's Ende. — Ein merkwürdiger Brief des Königs. — Griffenfeldt's letzte Stütze. — Auch die Königin-Mutter wird verdächtigt. — Griffenfeldt wird geſtürzt. — Seine Gefangennehmung. — Der gegen ihn eingeleitete Prozeß. — Seine Verurtheilung zum Tode. — Seine Begnadigung und Gefangenſchaft auf Munkholm. — Sein Tod. — Eine Reliquie dieſes Mannes.

Aber mit dem täglichen Zuwachſe ſeiner Macht ſtieg auch tagtäglich der Neid und Haß ſeiner nicht minder mächtigen Gegner, an deren Spitze die Gräfin von Samſöe und ihr vertrauter Günſtling Gyldenloew ſtanden. Eines Tages gab der kecke Roué ſeinem königlichen Halbbruder, mit welchem er ſich in Rendsburg auf der Jagd befand, ganz ungenirt anzuhören, daß, näher betrachtet, nicht eigentlich er, ſondern der ci-devant bürgerliche Weinhändlersſohn Schumacher König von Dänemark ſei, daß nicht Seine Majeſtät, ſondern der ſoi-disant Graf Griffenfeldt den Hof, das Reich und alle Unterthanen vom Höchſten bis zum Niedrigſten beherrſche und daß der Herr Großkanzler alle Stellen im Heere, in der Flotte und in der Verwaltung nur nach ſeinem eigenen Gutdünken vergebe. Damit noch nicht zufrieden, wagte Gyldenloew den allmächtigen Feind, der blendend ſeinem eigenen Ehrgeize im Wege ſtand, auf jede Weiſe zu verdächtigen dadurch, daß er den König zu überreden ſuchte, daß ſein „Alles in Allem“ ſich von Einheimiſchen ſowohl als von Fremden, hier durch große Geldſummen und dort durch Orden und Titel beſtechen laſſe, ſowohl von Frankreich als von Schweden, ſowohl vom Kaiſer als vom Churfürſten von Brandenburg, von welchen der Eine ihn zum Grafen und der Andere zum Lehnsherrn der Inſel Wollin gemacht, Beide nur darum, um den Verräther aller däniſchen Staatsgeheimniſſe in ihr Intereſſe zu ziehen.

Der in ſeiner Eitelkeit verletzte und von Natur mißtrauiſche König, durch ſeinen Halbbruder frühzeitig an den Grundſatz gewöhnt, ſelbſt vom allerbeſten Menſchen, um jeder nachhinkenden Täuſchung zu entgehen, lieber gleich das Allerſchlechteſte zu glauben, warf nun dieſes Mißtrauen auch auf ſeinen Kanzler, der, den unumſchränkten Herrn ſpielend, ſelbſt die Macht der Krone in den Schatten drängte.

Und ſo kam es, daß Chriſtian V., in der erſten Aufwallung ſeines Unwillens, ihm am 21. Auguſt 1675, von Rendsburg aus, einen ziemlich langen, aus ſechszehn Vorwurfspunkten beſtehenden Brief ſchrieb, aus welchem wir — um nicht weitſchweifig zu werden — nur die wichtigſten herausheben wollen, um zu zeigen, was den König dabei am Tiefſten verletzt haben mag.

„In nachfolgenden Punkten (ſchrieb ihm Seine Majeſtät) will ich Euch meine innerſten Gedanken und

Alles, was mir an Euch mißfällig iſt, hierdurch ein für alle Mal zu bedenken geben:

1) Ich will, daß meine Generale und Officiere in ihrem Anſehen erhalten werden, keinem Andern ergeben ſein und von niemand Anderm abhängen ſollen, als von mir allein.

2) Ich will, daß Jeder — er bekleide, welche Würde er wolle — ſein Amt ſelbſt verwalten, und daß Einer nicht Alle zuſammen regieren ſoll, was nur mir allein gebührt.

3) Maßt Euch nicht mehr Macht und Ehre an, als Euch zukommt.

4) Nehmt Euch in Acht, daß Ihr in meiner Gegenwart nicht etwas befehlet, welches mir zuerſt anzuordnen gebührt, und wenn ich etwas ſage, ſo helft mir in meinen Gedanken, bringt mich nicht erſt auf einen Schluß und dann wieder auf eine andere Meinung.

5) Ich kann keine weitläufigen Vorſtellungen und zierlich lange Reden vertragen. Wenn Ihr mir etwas zu ſagen habt, oder wenn ich Euch um etwas befrage, dann ſagt mir kurz Eure Meinung. Es iſt meiner Gemüthsart zuwider, langweilige Schlüſſe anzuhören; auch kann ich es nicht leiden, wenn man mir widerſpricht.

6) Ihr ſollt darüber wachen, daß Niemand ungebührliche Geſchenke oder Gaben annehme. Hoffentlich iſt Euch bekannt, daß ich Solches von Anfang an nicht habe leiden können, und daß ich dies, wiewohl nur mündlich, ſchon früher verboten habe.

7) Ich will auch, daß die Briefe, welche von Dieſem oder Jenem ankommen, mir ſogleich zugeſchickt werden. Der Letzte zu ſein, der alle Dinge erfährt, ziemt ſich nicht für mich.

10) Hütet Euch, mir nicht allezeit nur Diejenigen zu Aemtern vorzuſchlagen, die Eure Creaturen ſind. Uebereilt mich nicht, ſondern laßt mir Zeit, mich zu entſchließen, und kommt nicht wieder zurück auf etwas, was ich einmal beſchloſſen und anbefohlen habe.

15) Ihr wollt endlich Alles zuerſt wiſſen und Alles thun, ſo, daß ich blos den Namen hergebe, Ihr aber alle Verrichtungen und die Ehre davon hinnehmt, indem man Euch mehr als mich aufſucht, weil ich Denen, welchen Ihr wohl wollt, helfe, und Ihr an Diejenigen, welchen ich wohl will, weder ſelber denkt, noch mich an ſie erinnert.

16) Ich habe dies Alles ſchriftlich aufgeſetzt, weil ich meine Natur kenne und weiß, daß ich Euch Solches mündlich nicht ohne Eifer und erhitztes Gemüth ſagen kann. Ihr werdet Euch alſo darnach richten.

Es drängt ſich uns ſchon wieder eine Frage auf, die nämlich: ob dieſe Punkte nicht gleichzeitig auch ſehr beherzigenswerthe Winke für manchen, oft nur allzueigenmächtig handelnden Miniſter unſerer vielgeprieſenen Zeit und Zuſtände ſind?

Leider iſt uns nicht bekannt, ob und wie Griffenfeldt ſich gegen jene ſechzehn Punkte der königlichen Vorwürfe vertheidigt haben mag. Wir führen eine Stelle aus Riegels an, die gerade hier an ihrem rechten Platze iſt:

„Wie es zuging, daß Griffenfeldt den König ſo ganz und gar beherrſchen konnte, ſollte uns die Geſchichte enträthſeln; aber kein Geſchichtsſchreiber wird hier jemals glaubwürdig ſein können, denn die Quellen, aus welchen die wichtigſten Aufklärungen geſchöpft werden müſſen, ſind abſichtlich verſtopft, um die Ehre des Königs und der verwitweten Königin zu retten.“

Letztere war in der That die geheimnißvolle Stütze, die mächtigſte Beſchützerin Griffenfeldt's, und es giebt deshalb mehr als Einen, welcher zu vermuthen wagt, daß zwiſchen Griffenfeldt und der Königin-Witwe ein eben ſo inniges Verhältniß als, fünfundzwanzig Jahre früher, zwiſchen dem Cardinal Richelieu und der Witwe Ludwig's XIII. beſtanden haben mag (Sophia Amalia war beim Tode ihres Gatten erſt zweiundvierzig Jahre alt).

Die Königin-Mutter beherrſchte ihren ſchwachen Sohn. So lange ſie noch den Kanzler ſchützte und beſchirmte, ſtand dieſer, trotz aller Verdächtigungen ſeiner Gegner, noch immer ziemlich feſt in der Gunſt Chriſtians. Gyldenloew aber, vor keinem Mittel, das zum Ziele führt, zurückbebend, wagte nach und nach auch die Beſchützerin Griffenfeldt's zu verdächtigen. Es wurden verſchiedene On dit ausgeſtreut, aus welchen man den Schluß zog, daß der Schutz, den Sophia Amalia ihrem Günſtlinge angedeihen ließ, auf ganz andern Motiven beruhe, als man allgemein anzunehmen gewohnt war. —

Dieſe kitzlichen Gerüchte, die endlich auch zu Ohren der Königen-Wittwe kamen, kränkten in ſo hohem Grade ihr Ehrgefühl, daß endlich auch ſie, um ihren Feinden zu zeigen, daß an dieſen Verdächtigungen durchaus nichts Wahres ſei, ihre ſchützende Hand von ihm abzog und — uneingedenk der treuen Dienſte, die er ſeit Jahren ihr geleiſtet hatte — ihn fallen ließ.

Das, was hauptſächlich zum Sturze Griffenfeldt's beitrug, war ſein ſchrankenloſer Ehrgeiz, ſeine unerhörte Eitelkeit, ſeine maßloſe Titel- und Ordenswuth. Als der bürgerliche Ober-Geheime-Staats- und Kammer-Secretär Schumacher zum geadelten Geheimen Rath von Griffenfeldt herabſtieg, erregte er den Neid und die Mißgunſt aller Hofſchranzen, die ihm nicht verzeihen konnten, daß ein Subject aus dem Bürgerſtande ſich erfreche, mehr Geiſt und Befähigung als einer dieſer adeligen Kraut- oder Hartkorn-Junker zu haben. Hören wir, was in Bezug darauf der Däne Riegels ſagt:

„Schumacher hatte ſchon ſeit dem 25. Mai 1671 alle Macht über den König und die Collegien; denn er regierte durch die von ihm abgefaßten und von Chriſtian V. unterzeichneten Beſchlüſſe das ganze Reich. Er hätte dieſen Einfluß behalten können, ohne den neidiſchen Troß der Adeligen ihrer Schellen zu berauben, worauf dieſe einen ſo großen Werth legen. Aber wie thöricht iſt der Menſch! Griffenfeldt war vielleicht einer der größten Männer Dänemarks;

aber von Eitelkeit berauſcht, wollte er mit Hülfe von Titeln und Orden die höchſte Staffel des Ruhmes erklimmen, vergeſſend, daß ſein Verſtand ihn auf eine Höhe geſetzt hatte, auf welche man von keinem Monarchen erhoben und von welcher man durch keinen herabgeſtürzt werden kann. Als der kluge, ſcharfſinnige Schumacher war er der einzigſte Freund des Königs geweſen, und Niemand wagte es, in dieſer Stellung ſein Nebenbuhler zu werden. Als er aber der mit dem Schellengeläute ſtolzer Titel beſchenkte, reiche und prachtvolle Kanzler Griffenfeldt ward, fanden ſich Viele, die, vermöge ihrer Geburt, ihres Standes und ihres Ehrgeizes, ihn zu überbieten ſuchten. Um der Erſte aller Unterthanen zu bleiben, mußte er ängſtlich darnach ſtreben, ſich um die Gunſt aller Derer zu bemühen, welche täglich um den König waren; ja er mußte, um ſeiner Hoheit nichts zu vergeben, ſich beinahe ſelbſt zum Könige erheben und ihm folgen, wie der Schatten dem Körper folgt. Um der Reichſte zu werden, mußte er ſeinen Einfluß an Frankreich verkaufen und einen zweideutigen Charakter annehmen, durch den er in der Folge entlarvt und geſtürzt ward.“ —

Es ging dem Grafen Griffenfeldt wie ſo manchem andern Parvenu, der ſich in ſein Glück nicht zu finden weiß und ſich in ſeinem Uebermuthe ſoweit vergißt, Alle vor den Kopf zu ſtoßen, ein Hochmuth, durch den er ſelbſt ſeinen Freunden verhaßt ward. Dieſe Stimmung benutzten ſeine Gegner Gyldenloew, Ahlefeldt, Conrad Biermann, Knuth und der Brandenburg'ſche Geſandte Brandt, der es dem Dänen nicht vergeben konnte, daß der Churfürſt Friedrich Wilhelm ihn mit der Inſel Wollin belehnt und durch andere Beweiſe ſeines Wohlwollens ausgezeichnet hatte.

Der nächſte Anlaß zu ſeinem unter dieſen Umſtänden unvermeidlich gewordenen Sturze war eine an ſich kleine Urſache, aber die Geſchichte aller Länder und Zeiten beweiſt nur allzuhäufig, daß gerade aus den geringfügigſten Urſachen die größten Folgen zu entſpringen pflegen.

Als Chriſtian ſich eines Tages auf Frederiksborg befand, ſchickte er einen ſeiner Diener zum Kanzler mit dem Auftrage, ihm zu ſagen, er möge ſich ungeſäumt zum Könige begeben. Griffenfeldt erwiderte: er ſei unwohl, habe Medicin eingenommen und müſſe ein Paar Tage das Zimmer hüten. — Chriſtian, entweder beſorgt um die Geſundheit ſeines Premiers oder — was wohl wahrſcheinlicher iſt — mißtrauiſch, daß dies nur ein leerer Vorwand ſei, entſchloß ſich, auf den Rath Gyldenloew's und der Gräfin Samſöe, noch an demſelben Tage nach Kopenhagen zu eilen und ſich mit allerhöchſt eigenen Augen vom Befinden ſeines Kanzlers zu überzeugen.

Als gegen Abend der König — natürlich unangemeldet — bei dem Grafen eintrat, fand er Seine Excellenz bei wohlbeſetzter Tafel an der Seite ſeiner liebenswürdigen Freundin Sibylla Vielke, der Strohwitwe des norwegiſchen Kanzlers. Sie ſank in Ohnmacht. Griffenfeldt war im höchſten Grade beſtürzt. — Ich will nicht ſtören, ſagte Seine Majeſtät und ging.

Seit jenem Augenblicke war Griffenfeldt verloren. Von einem Manne, der den Muth hatte, ſeinen König einmal zu belügen, glaubte er nun Alles, was die Gegner dieſes Mannes ihm geſchäftig ins Ohr träufelten. Jetzt ſchürte auch Gräfin Samſöe den Funken zur Flamme an und beſchwerte ſich beim Könige, über deſſen ſchwachen Willen ſie ſo viel vermochte, daß Griffenfeldt nicht nur mit der Königin-Mutter, ſondern auch mit der Königin-Gemahlin unter Einer Decke ſtecke und, um ſich namentlich bei Letzterer einzuſchmeicheln, beſtändig gegen die Gräfin intriguire und Charlotte Amalie fortwährend gegen ſie aufreize. Unmöglich konnte Chriſtian ſich dies noch länger gefallen laſſen. Und ſo geſchah's, daß Griffenfeldt's Fall von der Camarilla des Königs unwiderruflich beſchloſſen ward.

Der König ließ, mitten in der Nacht, den Generallieutenant Friedrich Ahrensdorf und einige Andere ſeiner Vertrauten zu ſich beſcheiden, theilte ihnen ſein Vorhaben mit und gab Erſterm den Befehl, ſich noch in dieſer Nacht und in aller Stille, ſo daß der Kanzler nichts davon erfahre, zuerſt der Perſon ſeines Schwagers, des Bürgermeiſters Fog, zu bemächtigen und ihn nach dem blauen Thurme abführen zu laſſen. Ahrensdorf entledigte ſich dieſes Auftrages mit ſoldatiſchem Gehorſam.

Als ſich am andern Morgen Graf Griffenfeldt, wie gewöhnlich ſehr zeitig, nach dem Schloſſe begab, trat ihm, dort angelangt, Ahrensdorf nach kühl erwidertem Gruße mit der Frage entgegen, zu wem er wolle? Auf des Kanzlers Antwort: Zu Seiner Majeſtät, entgegnete der Generallieutenant: er möge ſich auf Befehl des Königs in die Bibliothek verfügen, worauf der Graf erwiderte: „Nun, wenn Seine Majeſtät dies wirklich befohlen hat, ſo wird der Treueſte ſeiner Diener gern gehorchen“. Ahrensdorf begleitete ihn durch einen geheimen Gang nach der Bibliothek, wo er von dem Secretär des Königs, Roſenkrantz, mit den Worten empfangen ward: „Ew. Excellenz ſind jetzt mein Gefangener“. Verblüfft durch dieſe Anrede entfärbte ſich der Kanzler, zitternd die Frage ſtammelnd: Iſt dies der Wille des Königs? Als Roſenkrantz dies mit einem barſchen „Ja!“ beantwortete, erwiderte Griffenfeldt, der ſich raſch geſammelt: „Der König befiehlt, ſein Diener gehorcht!“ — Nachdem Ahrensdorf ſich entfernt hatte, fragte der Graf den Secretär: ob ihm die Urſache ſeiner Gefangennehmung bekannt ſei? Roſenkrantz, der — eine der untergeordnetſten Creaturen des Hofes — Tags zuvor vor dem allmächtigen Alter ego des Königs noch im Staube lag, erwiderte mit der ganzen Unverſchämtheit eines Subalternen: „Ich bitte Ew. Excellenz, mich mit Fragen zu verſchonen. Ich weiß gar nichts und will nichts wiſſen.“ — Der Kanzler griff, um das Aufwallen ſeines Zornes zurückzudrängen, nach dem erſten beſten Buche und bemühte ſich, darin zu leſen, um ſeine Aufregung niederzukämpfen. Eine Viertelſtunde ſpäter bat er um ein Blatt Papier, um an den

König zu ſchreiben. Roſenkranz erklärte, daß er Seiner Excellenz dies nicht geſtatten dürfe. Griffenfeldt wollte „nur zwei Zeilen“ an die Königin-Mutter ſchreiben, aber auch dies ward ihm nicht erlaubt. Unwillig warf er das Buch auf den Tiſch und ließ die Aeußerung fallen: Undank iſt der Lohn der Welt! — Meinen Sie damit den König oder mich? wagte Jener zu fragen, der ſeine Stellung dem Kanzler zu verdanken hatte. — Ich meine Keinen von Beiden, ſagte Griffenfeldt und kehrte ihm den Rücken zu.

Hier blieb er bis gegen Abend. Als es zu dunkeln begann, ward er von Roſenkranz aufgefordert, ihm zu folgen. Beide beſtiegen eine Schaluppe, die ſie nach der Citadelle brachte. Dort wurde Griffenfeldt dem Commandanten überliefert. — Auf des Kanzlers Frage: Herr Gott! wie komme ich hierher? erwiderte der Commandant: Excellenz werden es früh genug erfahren.

Um dieſelbe Stunde ward ſein Palais mit Wachen beſetzt und im Innern ſeiner Wohnung der ganze Vorrath ſeiner Papiere wie ſein ganzes Eigenthum unter gerichtliches Siegel gelegt. Als Griffenfeldt's geheimer Secretär, Lund, die erſte Kunde von der Verhaftung ſeines Herrn und Gebieters und gleich darauf den Wink erhielt, daß auch ihm gleiches Loos zugedacht ſei, erſchrak er in ſo unnatürlich hohem Grade, daß ihn der Schlag rührte und daß er bewußtlos auf ſeinem Lager bewacht werden mußte. Griffenfeldt hingegen ſchien, nachdem er die erſte Aufwallung überwunden hatte, außerordentlich gefaßt.

„Jeder Menſch, ſagte er, gleicht dem Luftballon. Steigen und Fallen iſt das Bild jenes miſerablen Daſeins, das die Menſchen Leben nennen, wiewohl das ganze Leben nichts anderes als ein fortgeſetztes Sterben iſt.“

Am 26. März ward dem Staatsgefangenen vom Commandanten der Citadelle der Degen und das blaue Band (der Elephanten-Orden) abgefordert. Das weiße Band (den Danebrog) ließ man ihm vorläufig, gleichſam um ihm nicht mit Einem Male Alles zu nehmen. Am folgenden Tage nahm man im Namen des Königs alle ſeine Gelder in Beſchlag, die ſich auf mehrere Tonnen Goldes belaufen haben ſollen, und brachte ſie aus ſeiner Wohnung auf die königliche Kanzlei, wo man ſie beſſer zu gebrauchen ſchien.

Wenige Tage ſpäter ward ſein hochwichtiges Amt, das nicht lange unbeſetzt bleiben durfte, an Friedrich von Ahlefeldt vergeben, der ſich von Chriſtian V. zum Großkanzler erhoben ſah.

Karen Motsfeld, die arme Mutter des Grafen, eilte bald nach der Kunde von der Gefangennehmung ihres in Ungnade gefallenen Sohnes mitten in der Nacht und zu Fuße nach Frederiksberg, um die Gnade des erzürnten Königs anzuflehen. Das erſte und zweite Mal ward ſie gar nicht vorgelaſſen; das dritte Mal erhielt ſie erſt durch Fürſprache der Königin-Mutter Zutritt zu deren hocherzürntem Sohne, welcher der Flehenden, die einen Fußfall that, ſchonungslos erklärte, daß der Graf ein undankbarer Verräther ſei, der den Tod verdient habe. — Sie bat nicht um ſein Leben: Alles, was dieſe eitle, ſchwache

Frau von der Huld des Monarchen erflehte, war, daß ſein Wappen, wenigſtens in der Kirche, ungeſchändet bleibe. Verdiente ſolche Mutter einen ſolchen Sohn?

Am Beſten kam beim jähen Sturze des Kanzlers ſein heuchleriſcher Bruder, der kurz vorher zum Statsrath ernannte Gyldenſparre, weg. Chriſtian V. geruhte in ſeiner unerforſchlichen Huld und Weisheit zu geruhen, ihn nach wie vor in ſeinem Amte zu laſſen. Griffenfeldt's Schwager aber, Bürgermeiſter Fog, ſaß als Gefangener ſeit jener verhängnißvollen Nacht, noch immer unverhört, im blauen Thurme. Fiat justitia et pereat mundus!

Endlich ward zur Unterſuchung des ſchon im Voraus für ſchuldig befundenen Großkanzlers eine Commiſſion niedergeſetzt, beſtehend aus einem Vice-Kanzler, der den Vorſitz führte, einigen Geheimräthen, einem Generallieutenant, einem Kanzleirathe und einigen Beiſitzern, ausgewählt aus der Zahl ſeiner erbittertſten Gegner. Als Ankläger und Unterſuchungsrichter traten gegen ihn der durch ſeine Käuflichkeit berüchtigte, aus Holſtein eigens dazu nach Kopenhagen berufene Doctor Erich Mauritius*) und der General Fiscal Chriſtian Peterſen auf.

---

*) Erich Mauritius (geboren am 10. Auguſt 1631 zu Itzehoe) war der Sohn des däniſchen Regierungsraths und Vice-Kanzlers von Schleswig-Holſtein unter Friedrich III. Nachdem Erich in Hamburg, Wittenberg, Frankfurt an der Oder und zu Gießen die Rechte ſtudirt und

Griffenfeldt's Prozeß erregte überall großes Aufſehen. Nicht Dänemark allein, auch Schweden, Brandenburg, Frankreich, ja ganz Europa waren auf den Ausgang deſſelben geſpannt. Den meiſten Grund dazu hatte der franzöſiſche Hof, der dabei compromittirt ſein ſollte. Die Anklage gegen den Kanzler ward, von Mauritius in deutſcher Sprache abgefaßt, am 3. Mai 1676 vom General-Fiscal Peterſen eingereicht. Wir heben nur die Haupt-Punkte heraus.

Griffenfeldt ward des „abſcheulichen Verbrechens des Hochverraths und der beleidigten Majeſtät auf friſch ertappter That" (deprehensum in flagrantissimo crimine perduellionis et laesae Majestatis) bezüchtigt und zwar aus folgenden Gründen:

1) Wegen Simonie, indem er aus Geldgier faſt alle erledigten Predigerſtellen und geiſtliche Pfründen,

---

1657 zu Tübingen das Doctor-Examen gemacht hatte, begleitete er als Hofmeiſter den jungen Herzog Carl Heinrich von Holſtein-Sonderburg-Plöen ins Ausland. Nach ſeiner Rückkehr docirte er in Heidelberg und folgte 1660 als Profeſſor des Feudalrechts einem Rufe nach Tübingen. Fünf Jahre darauf berief ihn Herzog Chriſtian Albrecht nach Kiel an die von ihm neugegründete Univerſität, wo er mit ſeinem Bruder Nicolaus und dem berühmten mecklenburgiſchen Polyhiſtor Daniel Georg Morhof, aus Wismar, bis zum Jahre 1672 blieb und dann Aſſeſſor beim kaiſerlichen Kammergerichte in Speier wurde. Er war ein ſehr tüchtiger Juriſt, ſtand aber in dem Rufe der Beſtechlichkeit Er ſtarb am 10. September 1691 zu Wetzlar, wohin das Reichskammergericht verſetzt worden war.

wie auch die Anwartſchaft auf dieſe, nicht nach den Verdienſten und zur Beförderung des evangeliſchen Glaubens, tüchtigen Männern, ſondern den meiſtbietenden Miethlingen und den von ihm begünſtigten Creaturen verliehen haben ſoll. In dieſem Punkte legte ſein eigener Schwager, der zuerſt gefangene und gleich darauf freigegebene Bürgermeiſter Fog, das Zeugniß ab, daß Griffenfeldt ſich für die Einſetzung des Vice-Superintendenten auf Jütland von demſelben 400 Thaler habe zahlen laſſen. Der Secretär des Kanzlers, der vom Schlage gerührte Lund und deſſen Schreiber Erasmus Knudſen ſagten aus, daß ihr Herr von einem Prediger zu Eſtwald ein Geſchenk von 500, von einem Prediger auf Fünen ein Geſchenk von 600 Reichsthalern angenommen und ſich mehr dergleichen Beſtechungen habe zu Schulden kommen laſſen.

2) Wegen des Verbrechens der Concuſſion oder Erpreſſung von Geldern, die er, gegen ſeine Eidespflicht, von Jenen angenommen, denen er, Aemter verſchafft haben ſoll. Von der Stadt Hamburg hat er, wie ſeine eigenen Bücher ausweiſen ſollen, zehntauſend Thaler erhalten (wofür iſt freilich nicht angegeben). Der Kanzler Kielmann hat ihm einen Ring für zweitauſend Thaler geſchenkt, in der Abſicht, den Grafen zu beſtimmen, die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, welche der Krone Dänemarks jährlich 120,000 Thaler eintragen, gegen das Amt Tondern, das höchſtens 20,000 Thaler einbringt, zum höchſten Schaden Seiner Majeſtät zu verkaufen, was auch ge-

ſchehen wäre, wenn der ſchleswig-holſteinſche Kanzler Friedrich von Ahlefeldt*) und Graf Anton von Oldenburg dieſen Handel nicht noch frühzeitig genug hintertrieben hätten. — Ferner heißt es: Den Titel eines Grafen des heiligen römiſchen Reiches habe er ohne Vorwiſſen Seiner königlich däniſchen Majeſtät ſich erſchlichen (?) und vorgegeben, daß ihm dieſer vom Kaiſer aufgedrungen worden ſei. Die Inſel Wellin habe er einem hohen Bundesgenoſſen wenn auch nicht abgedrungen, doch von ihm als Lehen erhalten, weil der Angeklagte ihm damit gedroht habe, (??) daß Dänemark ſonſt von dem Bündniß mit Brandenburg abfallen und ſich lieber mit Schweden alliiren werde (???). So habe ers auch mit Frankreich gemacht, was aus Meyerkron's Briefen de dato Paris 5. März und 8. Juli 1675 hervorgehe, worin Griffenfeldt's Vetter ihm „de sommes considérables, de meubles de grand prix et un mariage avantageux" verſpricht (wofür, iſt freilich wieder nicht angegeben!) In England, hieß es endlich, habe er ſich den Lordstitel erſchleichen wollen, mit der geheimen Abſicht, dort dereinſt, wenn er gezwungen ſein würde, Dänemark verlaſſen zu müſſen, einen ſichern Zufluchtsort zu finden (was ebenfalls durch nichts erwieſen war!!!).

3) Wegen des verdammlichen Laſters des Meineids, wie auch wegen des Verbrechens der Veruntreuung

---

*) Er war Griffenfeldt's abgeſagteſter Feind, deſſen zweideutiges Zeugniß gar nichts beweiſen konnte.

königlicher und gemeiner Gelder (crimen peculatus). Die Strafe des Meineids, deſſen er ſich dadurch ſchuldig gemacht, daß er ſich trotz ſeines Amtseides von ſo vielen Seiten durch Geld und andere Gaben habe beſtechen laſſen, wird nach § 16. des Receſſes Chriſtian's III. mit Abhauung zweier Finger und mit Confiscation aller Güter des Meineidigen beſtraft.

Sein Verbrechen der beleidigten Majeſtät und des Hochverraths gehe klar und deutlich aus ſeinem geheimen Briefwechſel mit den Feinden der hohen Verbündeten Dänemarks, wie auch aus den im letzten Kriege mit den franzöſiſchen und ſchwediſchen Geſandten, Terlon und Lilienkron, gewechſelten Schriften hervor. Es heiße darin u. A.: Les plus grands secrets qui sont entre la France et la Suède, peuvent être en toute sûreté entre mes mains. Ferner ſchrieb er in demſelben Briefe: Votre Excellence me fera plaisir de ne me les envoyer plus sous cachet volant, car ne les pouvant jamais recacheter assez adroitement, M. de Figuière me pourra prendre pour un filou des lettres, qualité mal-asséante à un Chancelier. — Die Anklage meinte, es wäre nothwendig geweſen, daß die Briefe immer unter offenem Siegel abgegangen wären, um deren Inhalt zu erfahren, wenn Griffenfeldt es anders mit ſeinem Herrn und Gebieter treu und ehrlich gemeint hätte. — Weiter unten macht er ſich anheiſchig, Frankreichs und Schwedens Poſtmeiſter zu ſein, indem er hinzufügt: Et il faut que je me charge d'être votre maître de postes durant ces entrefaits. — — — Les lettres qui tomberont entre nos mains, soit qu'elles s'adressent à votre Cour, ou qu'elles en viennent, trouveront toute la sûreté que vous pourriez souhaiter, mais je vous prie que l'épaisseur du paquet ne donne pas de soupçon à nos gens. (Dieſe Geheimnißkrämerei war in der That Dasjenige, was am lauteſten gegen ihn ſprach.)

Ferner hieß es in der Anklage:

4) Habe er geheime Dinge nicht geheim gehalten, was daraus hervorgehe, daß er ſelbſt die größten Staatsgeheimniſſe Jahr aus Jahr ein in ſein Tagebuch aufgezeichnet habe, wodurch manche dieſer Geheimniſſe ſpäter hätten ruchbar werden können. (Dieſer Anklagepunkt war einer der faulſten, wie Shakeſpeare's Hamlet ſagt.)

5) Habe er Seiner Königlichen Majeſtät nach Amts- und Eidespflicht nicht alle Bittſchriften ohne Anſehen der Perſon vorgelegt, was aus den vielen bei ihm aufgefundenen Suppliken hervorgehe. (Aber iſt es nicht ganz natürlich, daß ein Miniſter nicht jede unbedeutende Bittſchrift ſeinem Monarchen vorlegt? Wieviel Tauſende von Suppliken ſpazieren an allen Höfen Europa's ungeleſen vom Miniſterpulte in den ſtillverſchwiegenen Orkus ihrer Papierkörbe?)

6) Habe er viele Memoriale und Briefe hoher Potentaten bei ſich zurückbehalten, unterdrückt und bei Seite geſchafft, was daraus hervorgehe, daß man einige derſelben ſogar noch unerbrochen bei ihm

vorgefunden habe. (Kann auch vorkommen! Wenn wir für jeden Brief, welcher ungeöffnet bei manchem Premier unſerer Tage liegen bleibt, nur eine Guinee beanſpruchen dürften, ſo wären wir dadurch in den Stand geſetzt, damit einen nicht unbedeutenden Theil der engliſchen Staatsſchuld zu bezahlen.)

In Folge dieſer Anklage ſtellte der General-Fiskal an die „hochedeln, wohlgeborenen, hochgelehrten und hochachtbaren Herren“ Mitglieder der vom Könige als Richter niedergeſetzten Commiſſion den Antrag:

> „daß Graf Griffenfeldt wegen begangenen Hochverraths, Andern zum Abſcheu und ihm zu wohlverdienter Strafe, ſeines gräflichen Standes wie auch aller Ehren und Würden für verluſtig erklärt, daß ſeine Grafſchaft — Griffenfeldt im Amte Tönsberg *) — mit allen ſeinen andern Gütern und allem Vermögen confiscirt, daß ſein Wappen und ſein Helm, zur Austilgung ſeines Namens und ſeines Gedächtniſſes, von dem Büttel zerbrochen werde; hiernächſt, daß, obgleich das däniſche Recht darauf nur Enthauptung ſetzt, er, Griffenfeldt, dennoch, wegen des von ihm begangenen Hochverraths, lebendig geviertheilt oder nach der Enthauptung aufs Rad gelegt und daß wider dieſen Landesverräther dergeſtalt verfah-

---

*) Tönsberg iſt die älteſte Stadt im norwegiſchen Stifte Aggerhuus. In demſelben Amte liegt auch die Grafſchaft Jarlsberg-Laurwig, womit Graf Gyldenloew belehnt worden war.

ren werden ſoll, wie es die Größe ſeiner Miſſethaten und Verbrechen an dem Königlichen Hauſe und an des Landes Wohlfahrt erheiſcht und fordert.“

Peterſen's Anklage ward von der Commiſſion ſogleich an Griffenfeldt überſchickt, der acht Tage ſpäter, am 11. Mai, ſeine ſchriftliche Vertheidigung einreichte, die aber, wie vorauszuſehen war, ihm nichts fruchtete, denn — höhern Orts war ſein Untergang beſchloſſen, und Niemand — ſelbſt nicht die Königin-Witwe — vermochte ihren ehemaligen Günſtling aus den Klauen ſeiner Ankläger und Richter zu befreien.

Statt ſeiner ganzen, langen und wenig intereſſanten Vertheidigung, in welcher er jeden einzelnen Punkt, ſo gut er es vermochte, zu entkräften ſuchte, führen wir nur eine einzige Stelle aus Riegels an, welcher (Seite 169) ſagt:

„Daß Griffenfeldt's Gegenbeweiſe ſeinen Richtern nicht vor Augen gelegt werden durften, war die einzigſte (aber auch größte!) Ungerechtigkeit gegen ihn. Er konnte ſich der Mittel nicht bedienen, die er zu ſeiner Losſprechung hatte.“ —

Dies ſagt Vieles, dies ſagt Alles!

Neun Tage nach ſeiner nutzloſen Vertheidigung ward das Urtheil gefällt, daß:

„Graf Griffenfeldt wegen ſeiner vorſätzlichen großen Verbrechen und Miſſethaten, durch die er die abſcheulichſten Sünden gegen Gott und Menſchen begangen, mit Leben, Ehre und Gütern in

Seiner Majeſtät Ungnade und Strafe von Rechtswegen verurtheilt und von nun ſeiner gräflichen Würde und aller andern Ehren, deren er ſich ſelbſt unwürdig gemacht, verluſtig ſei. Sein gräflicher Name ſoll ausgelöſcht, ſein Wappen, Helm und Schild vom Scharfrichter zerbrochen, ſeine Grafſchaft, wie ſein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen eingezogen und der ehemalige Graf Griffenfeldt, nunmehr Peter Schumacher, für ſeine Perſon dem Henker überliefert werden, damit dieſer ihm an einem dazu beſtimmten Orte den Kopf abſchlagen und vom Leben zum Tode bringen ſoll, ihm, Schumachern zur verdienten Strafe, Andern zum verabſcheuungswürdigen Beiſpiel. Von Rechtswegen publicirt in der Citadelle Frederikshaven, Kopenhagen am 20. Mai 1676.

Ove Juel. — Corfitz Trolle. — Eyler Holk. — Axel Torf. — Thomas Fincke. — Conrad Heſſe. — Peter Reſen. — Henrik Mattheſius. — Peter Laſſon. — Titus Bulik."

Das Einzige, worauf dieſe „weiſen Daniele" und „milden Richter" nicht einzugehen geruht hatten, war die Abhauung der beiden Finger und die Viertheilung des Hochverräthers, weil dieſe Verſchärfung der Strafe, auf welche der General-Fiskal angetragen hatte, außerhalb der Geſetze lag. Nur drei von ſeinen Richtern, der Edelmann Chriſtian Scheel, der Geheimerath Holger Wind und der gelehrte Rasmus Binding erklärten, daß ſie dieſes harte Urtheil nicht mit gutem

Gewiſſen unterſchreiben könnten, und weigerten ſich ſtandhaft, ihren Namen dadurch zu brandmarken.

Griffenfeldt hörte die Verkündigung des Todesurtheils mit einer Faſſung an, die ſeine Gegner und ſelbſt den König nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Man hoffte die Strafe dadurch zu verſchärfen, daß man — was freilich mehr als barbariſch war — den Tag ſeiner Hinrichtung bis zum eilften Juni hinausſchob. Aber der geſtürzte Kanzler ſah dem verhängnißvollen Tage mit einer Unerſchrockenheit entgegen, die ſeinem Gewiſſen zur Entſchuldigung, wie ſeinem Muthe und ſeiner Lebensverachtung zur Ehre gereicht. Er ließ zwei Prediger rufen und nahm am Tage vor der Vollſtreckung des Urtheils das heilige Abendmahl. An demſelben Tage nahm der Schloßhauptmann Griffenfeldt's Wappen aus den Kirchen weg und brachte ſie auf die Citadelle. Abends vorher wurde ihm ein ſchwarzes Todtenkleid und beim Anbruch des Morgens ſein Sarg gebracht, der auswendig mit Boy (tuchartigem, gepreßtem Flanell) und inwendig mit weißem Kattun überzogen war.

Das mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagene Schaffot erhob ſich auf einem freien Platze, unfern der Citadelle. Griffenfeldt beſtieg es feſten Schrittes, denn er hatte den Muth, als Mann zu ſterben. Noch an der Schwelle des Todes betheuerte er, den Himmel als Zeugen anrufend, daß er bei all' ſeinen Beſtrebungen die Ehre des Königs und das Wohl ſeines ihm theuern Vaterlandes beſtändig vor Augen gehabt habe und kein Hochverräther ſei!

Während die Henkersknechte ihm das Haar aufbanden, zerbrach der Scharfrichter vor den Augen der lautloſen und tief beſtürzten Menge deſſen gräfliches Wappen, ſeinen Helm und ſeinen Ritterſchild, mit den Worten:

„Dieſes geſchieht nicht ohne Urſach, ſondern nach verdientem Lohne.“

Ruhig und gelaſſen, ohne einen Zug des Schreckens zu verrathen, erwiderte der Verurtheilte:

— Der Herr hat's mir gegeben, der Herr hat's mir genommen. Sein Wille geſchehe in Ewigkeit, Amen!

Dann beugte er ſeine beiden Knieen und bat den „König der Könige“ um Vergebung der Sünden (denn auch er fühlte ſich nicht frei davon,) und ſagte zum bleichen Vollſtrecker des Geſetzes: er möchte um ihn ohne Sorgen ſein, er wolle den Kopf, der ſeinem Schwerte verfallen ſei, ſchon ſteif genug halten, damit er ſeinen Hieb nicht verfehle. Griffenfeldt ſchaute dem nahen Tode ſo gefaßt ins Auge, als, hunderteinundvierzig Jahre vor ihm, Thomas Morus unter Heinrich VIII. von England. Auch Morus war Kanzler; auch Morus war verläumdet und geſtürzt durch die Macht ſeiner Feinde, deren Kleinheit ſeine Größe nicht zu ertragen vermochte. Auch Griffenfeldt hinterließ, wie Morus, eine einzige Tochter. Eliſabeth war eine blühende Jungfrau, Charlotte Amalie ein Kind von fünf Jahren. Der Vater empfahl die Waiſe dem Schutze Deſſen, der Aller Vater iſt.

Nachdem Schumacher ſein Gebet vollendet und der Henker das Zeichen gegeben hatte, ſein vierzigjähriges Haupt auf den Block zu legen, und nachdem dies geſchehen war und der Scharfrichter ſein Schwert erhoben hatte, um das Opfer der menſchlichen Gerechtigkeit vom Leben zum Tode zu bringen, ſprengte auf einem ſchweißtriefenden Pferde der General-Adjutant des Königs, Graf Schack, in den dichtgedrängten Knäuel der des blutigen Schauſpiels athemlos harrenden Menge mit dem Alles verſteinernden Rufe:

— Haltet ein, haltet ein! Seine königliche Majeſtät haben dem Verurtheilten aus Gnade das Leben geſchenkt!

Ein tauſendfaches Vivatgeſchrei zerriß die Luft. Aber gleich darauf kam aus demſelben Munde die Hiobspoſt nachgehinkt, Seine königliche Majeſtät habe die Todesſtrafe des zum Leben begnadigten Verräthers — welch eine Gnade! — in ewiges Gefängniß zu verwandeln geruht.

Und da erſcholl kein Vivat mehr. Alle waren von Schreck erſtarrt, verſteinert. Jetzt erſt ſank dem armen Verurtheilten der Muth, denn er fühlte und erklärte, daß dieſe Gnade ihm härter als der härteſte Tod erſcheine.

Griffenfeldt ward wieder in die Citadelle zurückgeführt. — Das Schaffot wurde ſchleunig abgebrochen und Mancher um den Genuß eines Schauſpiels gebracht, dem er ſeit Anbruch des Tages mit unbeſchreiblicher Spannung entgegengeharrt.

Die Begnadigung im vorletzten Augenblicke der eigentlichen Execution hatte ſchon an und für ſich ſo viel Schreckliches, daß der beſſer geſinnte Theil der Zuſchauermaſſe murrend auseinanderging.

Das eigentliche Motiv zu Griffenfeldt's ſogenannter Begnadigung haben wir im Mai 1852 während unſeres Aufenthaltes in Aalborg bei einem uns literariſch-befreundeten Manne in einem alten zeitgenöſſiſchen, handſchriftlichen Memoranden-Buche gefunden, worin es heißt: In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni hatte die Königin-Mutter einen Fußfall vor ihrem Sohne im Schloſſe zu Frederiksborg gethan und ihn bei der Heiligkeit ſeiner Kindespflicht beſchworen, den ehemaligen Kanzler nicht hinrichten zu laſſen, weil es ihm — dem Könige — keinen Segen bringen werde, Menſchenblut zu vergießen. Auch die Königin ſoll ihre Bitten mit denen ihrer Schwiegermutter vereinigt und ihren Gemahl bewogen haben, Gnade für Recht ergehen zu laſſen. Dies habe den König gerührt und veranlaßt, nach langem Zaudern endlich nachzugeben und die Todesſtrafe in lebenslängliche Gefängnißſtrafe umzuwandeln. Gräfin Moth-Samſöe, heißt es in der Scharteke, ſoll, als ſie am folgenden Morgen dies erfuhr, acht Tage mit dem Könige geſchmollt und ihm ſeine nachgiebige Schwäche, ſeiner Mutter und Gemahlin gegenüber, zum Vorwurf gemacht haben; ein Factum, deſſen Wahrheit dahingeſtellt bleibt.

Nachdem Griffenfeldt vier volle Jahre im Kopenhagener Caſtell gefangen ſaß, ward er, vorzüglich auf den Rath des norwegiſchen Vicekönigs Gyldenleew, in das Felſen-Gefängniß auf Munkholm in der Drontheimer Föhrde abgeführt.

Hier ſchmachtete er achtzehn lange Jahre. Die Qualen, die er zu erdulden hatte, erhoben ihn zur Höhe eines Märtyrers. Man beraubte ihn des kleinſten Troſtes; man vergönnte ihm nicht die geringſte Zerſtreuung. Man gab ihm weder Bücher noch Schreibmaterialien. Seine Feinde verurtheilten ihn zur fürchterlichſten aller erdenklichen Strafen: zur Tortur der unerträglichſten Langeweile. Riegels ſagt (Seite 179): „Die Ehre der Königin-Mutter erheiſchte es, Griffenfeldt zu ſtürzen, um ihre Plane mit ihm auf ewig zu begraben. — Niedrig ward er von elenden Höflingen verfolgt und von der tyranniſchen Feigheit kleiner Seelen mit Hohn überſchüttet. Der König, der ihn eigentlich blos demüthigen wollte, ward wider ſeinen Willen zum Miſſethäter. Oft wünſchte er ihn in ſeinen Rath zurück, in welchem man ſowohl vorher als nachher ſeinen Verſtand und ſeinen Scharfſinn vermißte.*) Aber ſeine Feinde wußten Chriſtian ſo ſehr zu zerſtreuen, daß er ſelten daran dachte, daß Griffenfeldt noch exiſtire! — So konnten ſeine Verfolger durch nichts gehindert werden, ihn grauſamer zu quälen als der Tod. Sie überantworteten ihn niedrigen Henkern, die ſich als Verräther die Gunſt des

---

*) In allen Theilen der Staatsverwaltung, ſagt Allen, verſpürte man bald die Abweſenheit Griffenfeldt's; Niemand aber entbehrte ihn mehr als der König ſelbſt, der einſt während der Verhandlung einer ſchwierigen Sache mißmuthig in die Worte ausbrach: Griffenfeldt allein wußte beſſer, was zum Wohle des Staates gedient, als mein ganzes geheimes Conſeil.

Hofe dadurch zu erwerben wußten, daß ſie, als Angeber, jede von Griffenfeldt's Handlungen ſeinen Feinden verkauften. Vor Allen hat ſich der Biſchof Peder Krogh in Drontheim durch ſeine Niedrigkeit gegen den gefangenen Ex-Kanzler unſterblich gemacht. Selten (fügt Riegels hinzu) war es die Art der Biſchöfe, durch nachahmenswürdige Handlungen unſterblich zu werden.“ —

Griffenfeldt's einzige Zerſtreuung während ſeines achtzehnjährigen Märtyrerthums im Felſenkerker zu Munkholm beſtand darin, daß er mit einem Diamanten, der ſich in ſeinem Trauringe befand, weiſe Sprüche und Lehren, bald in hebräiſcher, bald in arabiſcher, bald in griechiſcher, bald in lateiniſcher Sprache in die Fenſterſcheiben einſchnitt. Dort prangte ſeine ſpaniſche Deviſe: „La pluma dirige el hierro que ha de acertar.“ — Viel ſchöner als dieſe war ein anderer Wahlſpruch: „Nihil amanti durum;“ am Schönſten ſein häufig wiederkehrendes Motto: „Loyal jusqu'à la mort.“

Zu den Martern dieſer troſtlos-einförmigen Haft geſellten ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens die fürchterlichſten Steinſchmerzen.

Erſt im October des Jahres 1698 ward er in Folge eifriger Verwendungen der gutmüthigen Königin (ihre Schwiegermutter war ſchon dreizehn Jahre vorher geſtorben) endlich in Freiheit geſetzt.

Er überlebte dies nur kurze Zeit. Die Qualen des zweiundzwanzigjährigen Kerkerlebens und die Laſt der Jahre hatten ſeinen ſtarken Geiſt, wie ſeinen morſchen Körper gebrochen. Er erhielt die Erlaubniß, ſich zu ſeinem Schwiegerſohne Baron Friedrich Kragh, dem Gemahle ſeiner einzigen, zärtlich geliebten Tochter Charlotte Amalia, zu begeben; aber er war nicht mehr ſtark genug, um von dieſer Erlaubniß, die viel zu ſpät kam, Gebrauch zu machen. Die Steinſchmerzen, an welchen er ſeit Jahren litt, hatten durch den Mangel jeglicher Bewegung endlich eine ſolche Höhe erreicht, daß er ſich noch am Abende ſeines Lebens einer peinlichen Operation unterwerfen mußte. In Drontheim ward ihm, bald nach ſeiner Befreiung aus dem Kerker, ein Stein herausgeſchnitten, welcher ſieben Loth wog und der als Merkwürdigkeit wie als Zeuge ſeiner körperlichen Leiden (welch ein gräßlicher Hohn!) in die Kunſtkammer nach Kopenhagen abgeliefert und dort viele Jahre aufbewahrt wurde.

Endlich erlöſ'te ihn der Erlöſer Aller: der Tod, der für ihn eine Wohlthat war. Griffenfeldt ſtarb zu Drontheim, vierundſechzig Jahre alt, am 13. März 1699 (und nicht am 21, wie Joecher und die meiſten andern Biographen angeben). Sein Leichnam ward (laut Griffenfeldt's letztem Willen) ſecirt, einbalſamirt und in einen mit ſchwarzem Sammet überkleideten Sarg gelegt, worauf eine Silberplatte angebracht war mit der Inſchrift:

„Hierin ruht der unglückliche Ex-Kanzler von Dänemark, Peter Schumacher.“

Dieſer Sarg wurde nach Jütland abgeführt und in der Wär'ſchen Kirche, bei Horſens, in die Familiengruft ſeines Schwiegerſohnes, Baron **Friedrich Kragh**, feierlich beigeſetzt.*)

Einer der zehn Blutrichter, die ſein grauſames Todesurtheil unterzeichnet hatten, der gelehrte Juriſt **Peter Laſſon**, ſtarb, in der Stunde ſeines Todes von den bitterſten Gewiſſensbiſſen gefoltert, am 5. October 1681, fünfundſiebenzig Jahre alt. —

**Holberg**, der eine Parallele zwiſchen **Griffenfeldt**, **Ulfeld** und **Hannibal Sehested** zieht, ſagt u. A., daß **Ulfeld** unter dieſen Drei der größte Staatsmann jener Zeit geweſen ſei. Der engliſche Geſandte **Bulſtrode Whitelocke**, **Cromwell's** diplo-

---

*) Wir laſſen hier, in chronologiſcher Reihenfolge, ein Verzeichniß aller über ihn erſchienenen Lebensbeſchreibungen folgen: **Henrik Harder**, Panegyris honora in P. Griffenfeldt, Hafn. 1675. fol. — **Caspar Peter Rothe**, Griffenfeldt's Liv og Levnet, Kjøbnh. 1745. 4. Ibid. 1748. 8. Mit Portrait. Ins Deutſche überſetzt, Kopenhagen und Frankfurt 1753. 8. — **Tycho de Hofman**, Mémoires du comte Griffenfeldt, de l'amiral-général (**Cort Sivertsen**) **Adeler** et du vice-amiral (**Peder Wessel**) **Tordenskjold**. Copenh. 1746. 4. Däniſch von **Chriſtian Lunge**, Kjøbnh. 1778. 4. — **Friedrich Chriſtian Schønau**, Historiske og kritiske Betaenkninger over Griffenfeldt's Liv og Levnet, Kjøbnh. 1749. 8. Herausgegeben unter dem pſeudonymen Namen **Philander von der Linde**. — **Hans Weſt**, Griffenfeldt's Fald, eller en Samtale imellem Prof. **Rasmus Vinding** og Greve P. **Griffenfeldt** i hans Faengsel i Kastellet i Kjøbnhaven, Kjøbnh. 1784. 8. — **Guſtav Ludwig Baden**, P. Greve af Griffenfeldt's Fortjenester af Kongehus og Faedreneland, Kjøbnh. 1808. 8. — **Odin Wolf**, Greve P. Griffenfeldt's Levnet; et Bidrag til Danmarks Historie under

matiſcher Agent am Hofe Chriſtinen's von Schweden*), ſagt in ſeinem „Journal of the Swedish Ambassy" (Band I. Seite 280): Ulfeld is a serious man in busines and facetious at other times, of great experience in matters of negociation, having ben (as him self related) thirteen years imployed as a publique minister and most times as an ambassador." —

Nach Holberg war Ulfeld groß an Erfahrung, Griffenfeldt größer an Talent und Sehestedt der

---

Kong Christian V., Kjøbnh. 1820. 4. — Grev P. Griffenfeldt's Levnet. Chriſtiania 1843. 16. Portrait. — Hans Peder Gieſſing, Griffenfeldt, en historisk Fremstilling. Kjøbnh. 1846. 8. — Von Denen, die das Leben dieſes unglücklichen Mannes in Romanform behandelt haben, nennen wir nur Victor Hugo, der in ſeinem „Han d'Islande" Griffenfeldt's Geſchichte außerordentlich entſtellt hat. — Die Tochter des Kanzlers nennt er Ethel und ihren Anbeter, welcher den Vater ſeiner Angebeteten zu befreien geſucht, (woran durchaus nichts Wahres iſt), heißt er Ordener. Sein Roman ſchließt mit den Worten: „Aus der Vereinigung Ordener's und Ethel's entſprang die Familie der Grafen von Danneſkield;" was eine genealogiſche Unwahrheit iſt, da dieſe von Ulrich Friedrich Gyldenloew, dem erſten Grafen von Danneſkiold, abſtammen. — Von allen Bildniſſen Griffenfeldt's ſoll das von Syſang geſtochene, in Quartformat, das allerähnlichſte ſein.

*) Whitelocke, einer der Günſtlinge der Königin Chriſtine und von ihr in den Amaranthen-Orden aufgenommen, welchen ſie 1653 für fünfzehn Herren und eben ſo viele Damen unverheiratheten Standes mit der Deviſe „Dolce nella memoria" gegründet hatte, ſtarb, ſiebenzig Jahre alt, am 28. Juli 1675 zu London.

größte in Anſehung der Schlauheit, in welcher er Beide weit überragt haben ſoll. Seheſtedt war ein Mann, der eine ſchlimme Sache ſo anzugreifen verſtand, daß ſie gut erſchien, und nichts iſt wunderbarer als die Klugheit, mit welcher er ſich einige Jahre hindurch bei zwei feindlich geſinnten Potentaten (Dänemark und Schweden) dergeſtalt in Gunſt und Anſehen zu erhalten wußte, daß Beide ſich ſchmeichelten, wie treu und ergeben er ihnen ſei. Seheſtedt würde durch ſeine Schlauheit, ſich in die Zeit zu ſchicken, nicht nur Ulfeld, ſondern auch Griffenfeldt, wie ſich Holberg ausdrückt, „in den Sack geſteckt haben.“ Dieſer ſchlaue Fuchs, dieſer Mirabeau der däniſchen Revolution vom Jahre 1660, ſtarb ſechs Jahre nach Einführung der Souveränetät, am 1. September 1666 als Reichsſchatzmeiſter; er erlebte mithin noch den Sturz ſeines Schwagers Ulfeld.

## Fünftes Kapitel.

Chriſtoph Gabel's Stellung bei Hofe. — Auch er wird geſtürzt. — Haß der Dänen gegen die Deutſchen. — Der Bürgermeiſter Hans Nanſen. — Der Erzbiſchof Hans Svane. — Geſchichte Ulrich Friedrich Gyldenloew's, ſeiner drei Frauen und ſeiner ganzen Nachkommenſchaft.

Von den andern Beförderern jener Revolution von 1660 ward der alte Chriſtoph Gabel, der über dreißig Jahre lang das Vertrauen und die Gunſt Friedrich's III. beſeſſen hatte, durch den zum Geheimen Rath und Oberkammerherrn ernannten Joachim (?) von Schinkel, eine der vielen Creaturen Gyldenloew's, geſtürzt.

Gabel war von Geburt ein Deutſcher. Er gehörte zu Jenen, die, mehr als alle Dänen, das Vertrauen der Königin beſaßen und von ihr und ihrem Gemahle Friedrich III. zu den wichtigſten, theils einheimiſchen, theils auswärtigen Staatsgeſchäften gebraucht wurden. „Aber der Nationaleifer der Dänen, ſchreibt Spittler in ſeiner mehrfach erwähnten Geſchichte (Seite 43), der gegen alle Ausländer und namentlich gegen die Deutſchen ging, war ſo ſeltſam und ſo ungerecht, daß die Kopenhagener Studenten nach der ſchwediſchen Belagerung, in welcher auch ſie ſich tapfer gehalten hatten, durch den Reichshofmeiſter

Joachim von Gersdorf, deſſen Großvater erſt ſelbſt aus Deutſchland (aus Sachſen) nach Dänemark gekommen war, ſich vom Könige die Gnade erbaten, Keinem im Lande ſollte erlaubt ſein, einen Deutſchen zum Lehrer oder Hofmeiſter ſeiner Kinder anzunehmen.“ — Dieſer Haß der Dänen gegen die Deutſchen hat ſich von Regierung zu Regierung, von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis auf die Jetztzeit fortgepflanzt. Der alte däniſche Reichsrath Chriſtian Scheel, ein ſonſt ſehr gerechter und achtenswerther Mann, ſtimmte in die allgemeinen Klagen gegen den großen Einfluß der Deutſchen ein und ſprach in ſeinem Unwillen von Menſchen, „die nicht werth ſeien, daß man ſie im Vorzimmer finde“ und nannte ſie geradezu „gemeine Knechte“ — was freilich kein Compliment für die deutſche Nation iſt.*)

„Man erräth leicht, (fährt Spittler Seite 16 fort) wer damit gemeint ſei: es galt dem Kammerſchreiber Chriſtoph Gabel. Kein Rathstitel zierte dieſen damals ſo beneideten und verwünſchten Mann; er war nicht einmal Secretair, ſondern, wie geſagt, blos Kammerſchreiber. Bei keinem Collegium angeſtellt, für keine Kanzlei oder beſonderes Departement beſtimmt; blos ein Privatſchreiber des Königs, der, ſo lang er auch ſchon in königlichen Dienſten ſtand, doch nicht viel mehr jährlichen Gehalt bekam, als ungefähr die Hälfte deſſen, was der königliche Leib-Barbier bezog*), gerade ſo viel als der Hof-Fourier; blos mit dem großen Unterſchiede, daß Jener (Gabel nämlich!) von ſeinem kleinen Gehalte noch einen Jungen (en Dreng) halten mußte. Er war kaum ſo bezahlt, wie ein Mann, den man nur zum Hin- und Hergaloppiren oder als kleinen politiſchen Mäkler braucht.**) Und doch war er's, der oft große Negociationen führte und wichtige Angelegenheiten zur Zufriedenheit des Hofes zu Ende brachte." — Weiter heißt es (Seite 49) von Gabel: „Er war ein Mann, ſtets behend in Rath und That, ſeinem Könige treu ergeben; nicht zudringlich und nicht mißmuthig, wenn's auch nicht jedesmal nach ſeinem Sinne ging." —

---

*) Noch heutzutage ſpielt mehr als ein deutſcher Abenteurer, den wir nicht zu nennen brauchen, eine nicht mit Unrecht anrüchige und verhaßte Rolle in Dänemark.

Und dieſer Mann, der vom untergeordneten Kammerſchreiber nach Einführung der Arve-Enevalds-Acte pfeilſchnell bis zum Statthalter von Kopenhagen emporgeſtiegen war, fiel, als der Hof ihn ausgequetſcht hatte und ſeiner nicht mehr bedurfte, und ward dann durch ein Geſchöpf Gyldenlöwe's zeigt. Dankbarkeit iſt eben keine Hof-Tugend.

---

*) Der ſchwediſche Reſident am Kopenhagener Hofe, Magnus Durell, der aus ſeiner achtjährigen Geſandtſchaftspraxis ein vollſtändiges ſtatiſtiſches Gemälde des däniſchen Reiches um das Jahr 1653 zuſammengeſtellt hat, ſagt in ſeiner „Relation" (Seite 55): „Chriſtoph Gabel, Kammerſkriver, aarligen paa ſig og en Dreng 130 Rikſdaler, og maanedlig 12 Daler. Summa 228 Rikſdaler 32 Schilling." Der Leib-Barbier erhielt jährlich 400 Thaler.

**) Ganz ſo, wie noch heutzutage einen gewiſſen andern deutſchen Galopin, deſſen Namen wir nicht zu nennen brauchen.

„Manches möchte Friedrich III. und Sophia Amalia auch noch mehr mit dem geheimen Kammer-Secretair Lente beſprochen haben, der freilich auch ein Deutſcher, aber in Geſchäften ſo geübt war, daß es gar nicht befremden konnte, wenn der Hof ſich ſeines Rathes bediente.“*) Oft wußte man auch nicht, wen die Mißvergnügten zu den Deutſchen und wen ſie zu den Dänen zählten. Sollten Männer, die oft zehn und zwanzig Jahre in Dänemark gelebt und durch Verdienſte oder Verbindungen aller Art wahrhaft nationaliſirt zu ſein ſchienen, noch immer als Ausländer angeſehen ſein? Wer wollte den alten Bürgermeiſter Hans Nanſen von Kopenhagen, den erſten Mann bei der erſten Municipalität des Reiches, wer ihn noch einen Fremdling nennen? Schon als ſechszehnjähriger Jüngling hatte er ſeine Vaterſtadt Flensburg verlaſſen. Schon ſeit ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre war er als Kaufmann in Kopenhagen und hatte ſchon vorher dem Könige bei ruſſiſchen Negociationen wichtige Dienſte geleiſtet. Schon ſeit 1639 war er Rathsherr und ſchon ſeit 1644 Bürgermeiſter in Kopenhagen geweſen; ein alter, geſcheidter Mann, in Handelsſachen trefflich erfahren und dabei während der ſchwediſchen Belagerung ſo wacker, daß Friedrich III. einmal auf dem Walle ſeinen eigenen

---

*) Auch Lente hatte nach Durell's „Relation“ bloß 1200 Thaler Gehalt. Selbſt der deutſche Kanzler Theodor Reinking bezog kein größeres Gehalt.

Degen ſich abgürtete und ihn im Angeſichte Aller, gleich mit dem koſtbaren Gehänge, dem unermüdeten braven Ranſen gab."*)

Zu Jenen, die ſich unter den Beförderern der Staatsumwälzung des Jahres 1660 bis zu ihrem Tode in der Gunſt des Nachfolgers Friedrich's III. erhielten, gehörte der Erzbiſchof Hans Svane, der „ſchlaue Prieſter mit dem Honigmunde," wie ihn Ludwig Wienbarg nennt.**)

Der mächtigſte Günſtling des Hofes nach dem Sturze Griffenfeldt's war des Königs Halbbruder, Ulrich Friedrich Gyldenloew, dem Chriſtian V., um ihn von den Gyldenloew's ſeines Großvaters auszuzeichnen, das Prädicat Danneſkiold verlieh.

Dieſer äußerſt geniale Taugenichts im beſſern Sinne des Worts, der ſich ſchon als junger Mann von zwanzig Jahren während der Kopenhagener Belagerung durch ritterliche Tapferkeit hervorgethan hatte, wurde nach der Belagerung als Geſandter an den Hof des zweiten Carl Stuart's geſchickt und ſog dort deſſen mehr als leichtſinnige Lebensanſichten und Grundſätze ein; in London bildete ſich Gyldenloew zum Lovelace und nebenbei zu einem aalglatten Höfling aus, der ſich in die kitzlichſten Lagen und Fragen der Politik hineinzufinden verſtand. — Nachdem ſein Vater (Friedrich III.) den Thron beſtiegen hatte, ſtieg der Sohn von Stufe zu Stufe; er wurde Oberſter Kämmerer, Ober-Münzmeiſter, General-Feldmarſchall-Lieutenant, Gouverneur der Provinz und Stadt Bergen und Ritter des Elephanten-Ordens.

---

*) Dieſer Hans Ranſen war der Großvater von Griffenfeldt's Gemahlin, Katharina Ranſen. In Ranſen's Hauſe ward Griffenfeldt's Tochter nach der Gefangennehmung ihres Vaters erzogen und dort blieb ſie bis zu ihrer Verheirathung mit dem jütländiſchen Edelmann Baron Friedrich Kragh.

**) Hans Svane oder Suaning (geboren am 27. März 1606), zuerſt Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der Kopenhagener Univerſität und ſpäter Doctor der Theologie, war 1659 Biſchof, ein Jahr darauf Erzbiſchof von Seeland und Präſes des Conſiſtoriums. Er ſtarb am 26. Juli 1668. Vergl. Matthias Foß, Oratio in obitum J. Svaningii archiepiscopi, Hafn. 1668. 4.

Schon vor dem Tode ſeines Vaters wußte ſich Gyldenloew durch Gewandtheit und Geſchmeidigkeit ſo ſehr bei dem Prinzen-Thronfolger Chriſtian einzuſchmeicheln, daß Beide bald unzertrennliche Freunde wurden. Gyldenloew ward der Vertraute aller galanten Geheimniſſe des Prinzen, der Kuppler bei mehr als einer Schönen, die ſein (damals unerfahrener) Halbbruder ins Garn zu locken verſuchte. Gyldenloew wurde gleichſam der Sir John Falſtaff des däniſchen Prinzen Heinrich, ſein Geſellſchafter, ſein luſtiger Rath, ſein Spiel- und Jagdgenoſſe.

Aber eben ſo beliebt und unentbehrlich, als Chriſtian V., wußte er ſich auch deſſen Maitreſſe, der zur Gräfin Samſöe erhobenen Ex-Jungfer Sophia Amalia Moth zu machen. Beide waren Ein Herz, Eine Seele. Da Danaë-Samſöe, trotz des Goldregens, den Dänemarks Jupiter auf ihren Schooß auszugießen geruhte, nie Geld genug erhielt und ſich beſtändig in momentaner Geldverlegenheit befand, ſo machte ſie häufig Anleihen bei Gyldenloew, der, wenn umgekehrt Ebbe bei ihm eingetreten war, ſeine Zuflucht zu der goldenen Fluth der ſchönen Gräfin nahm; eine gegenſeitige Hülfsleiſtung, bei welcher der ſchlaue Lovelace nie den Kürzern zog und ſich durchaus kein Gewiſſen machte, manch hübſches Sümmchen, das ſie ihm vorgeſchoſſen hatte, abſichtlich in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, weil er ſich ſagte, daß es ihr leichter als ihm werde, ſich neue Quellen in der Gunſt des Königs zu bohren, und daß dieſe Bohrverſuche von ihrer Seite viel ſeltener als jene Gyldenloew's zu mißglücken pflegten, weil Chriſtian V., geizig gegen ſeine Gemahlin, der Geliebten gegenüber deſto freigebiger und großmüthiger war.

Riegels theilt aus einer alten anonymen Handſchrift einen Auszug mit, worin es in Bezug auf die Günſtlinge des Hofes heißt:

„Koerbitz (der Reichsmarſchall) erhält zwar genug vom Könige, hat aber doch nichts; denn er ißt Alles auf. — Hahn (der Oberjägermeiſter) erhält Geſchenke genug und beſitzt auch viel, ungeachtet ſein Wein ihm viel koſten muß.*) Auch Knuth (der Oberkammerherr) hat keine Noth weiter als von ſeinem Fräulein (das er unterhält). Niemand weiß, wo er mit allen ſeinen nach und nach zuſammengerafften Schätzen hin will. — „Jungfer" Moth wird unter Allen am meiſten mit Reichthümern überhäuft. Sie und Gyldenloew haben ſich mit ihrer Freundſchaft gegenſeitig ſo angeſteckt, daß Beide ſtets in Geldnoth ſind."

---

*) Hahn trank ſich durch ſpaniſchen Wein todt.

Aus dieſer und mancher andern Andeutung hat mehr als ein Beobachter der Hofzuſtände jener Zeit den Schluß zu ziehen gewagt, daß Halbbruder Gyldenloew mit ſeinem gummielaſtiſchen Gewiſſen und ſeinen hyperlaxen Grundſätzen ein ſtillvergnügter Mitarbeiter im königlichen Weinberge ſeines Herrn und Gebieters geweſen ſei, was Niemanden verwundern darf, da es vor und nach ihm noch manche Maitreſſe gegeben hat, die ſich vom Allerhöchſten bezahlen und oft vom Allerniedrigſten lieben zu laſſen geruht hat. Souvent femme se varie! geſtand ja ſchon der erſte Franz von Frankreich, welcher aber nicht der Letzte war, der in puncto puncti eben ſo koſtſpielige als unangenehme Erfahrungen gemacht und ſich mit dem Zuſatze getröſtet hatte: Mal habile qui s'y fie!

Gyldenloew machte einen Luxus, der faſt den Glanz des Hofes überſtrahlte. Die Freigebigkeit des Königs und die geheimen Unterſtützungen der Gräfin Samſoe hatten deren beiderſeitigen Vertrauten und Günſtling in den Stand geſetzt, ſich im Jahre 1672 eines der prachtvollſten Palais jener Zeit, das jetzige Charlottenburg, zu erbauen. Chriſtian V. legte den Grundſtein dazu und Gyldenloew ließ, als Ober-Münzmeiſter, dies hochwichtige Ereigniß durch die Prägung einer goldenen Denkmünze verherrlichen, auf deren Vorderſeite ſein eigenes Bruſtbild und auf deren Kehrſeite die Abbildung ſeines Palaſtes zu ſehen iſt mi der Unterſchrift: MDCLXXII. III. Apr. aeterna memoriae aedium primum lapidem posuit Christianus V, pius, felix Augustus Pater Patriae.

Nach dem Sturze Griffenfeldt's erſtieg Chriſtian's Halbbruder den höchſten Gipfel ſeiner Macht. Im Jahre 1675 wurde Gyldenloew zum Statthalter von Norwegen mit dem Titel eines Vice-Königs erhoben. Dieſen Poſten bekleidete er fünfundzwanzig Jahre lang, bis 1700; doch hielt er ſich nur ſelten in Chriſtiania auf, ſondern verweilte größtentheils in Kopenhagen, weil ſeine Gegenwart der Gräfin Samſöe faſt eben ſo unentbehrlich als dem Könige war, dem eine Jagd ohne Gyldenloew eben ſo langweilig als ein Abend ohne „Jungfer“ Moth erſchien.

Bald nach Gyldenloew's Erhebung zum Vice-Könige von Norwegen ließ ſich „Seine hohe Excellenz“ — dies war ſein Titel — von ſeiner erſten Gemahlin Cäcilie Grubbe unter dem Vorwande ſcheiden, weil ſeine Ehe mit ihr kinderlos geblieben war. — Im Auguſt des Jahres 1677 vermählte er ſich zum zweiten Male mit Antoinette Auguſte Gräfin von Aldenburg (Tochter des Grafen Anton von Aldenburg), weil dieſe jünger, ſchöner, vornehmer und reicher als die arme Cäcilie war.

Gräfin Antoinette gebar ihrem Gemahle nicht weniger als neun Kinder:

1) Ulrich Friedrich Gyldenloew-Danneſkiold, geboren am 15. April 1678, ſtarb bald nach ſeiner Geburt.

2) Chriſtian Anton, geb. am 17. September 1679, ſtarb am 1. December deſſelben Jahres.

3) Friedrich Chriſtian Gyldenloew-Danneſkiold, Graf zu Laurwig, geb. am 17. November 1681, ſchon mit vierzehn Jahren Kammerherr des Königs, ſtarb am 24. Juni 1696 auf einer Reiſe nach Cöln.

4) Charlotte Amalie, geb. am 15. Novbr. 1682, vermählte ſich am 27. November 1696 mit Chriſtian Gyldenloew*) und ſtarb am 7. December 1699, ſiebenzehn Jahre alt, im Wochenbett.

5) Ulrich Auguſt, geb. am 13. Januar 1684, ſtarb am 26. Mai ſeines Geburtsjahres.

6) Ulrike Antonie, geb. am 12. Januar 1686, an Chriſtian Detlev von Rantzau verſprochen, verheirathete ſich auf Befehl ihres Vaters und gegen ihre Neigung am 2. März 1702 mit dem Grafen Carl von Ahlefeldt auf Rixingen, welcher am 8. März 1722 ſtarb. Das Todesjahr ſeiner Frau iſt uns nicht bekannt.

7) Chriſtiane Auguſte, geb. am 27. Januar 1687, ſtarb wenige Tage nach der Geburt.

8) Ferdinand Anton, Graf von Danneſkiold und Laurwig, Herr zu Kniphauſen und Varel, geb. am 11. Juli 1688, wurde Kämmerer, Ober-Stallmeiſter, Geheimerath und Ritter des Elephanten-Ordens (unter Friedrich IV.). Im Jahre 1711 vermählte er ſich mit Mette von Ahlefeldt, Tochter des Viceſtatthalters, welche, ohne Kinder zu hinterlaſſen, am 5. März 1712 zu Hamburg ſtarb. — Ihr Gemahl heirathete

---

*) Erſtgeborener Sohn Chriſtian's V. und der Gräfin Samſöe. (Vergl. Seite 106.)

am 20. December 1713 Ulrike Eleonore, Tochter des Großkanzlers Grafen Conrad von Reventlow und Schweſter der Gräfin Anna Sophia von Reventlow, der zweiten Gemahlin des vierten Friedrich's. Ferdinand ſtarb am 18. September 1754 zu Kopenhagen.

9) Margarethe, geb. am 18. Juli 1694, vermählte ſich am 2. Februar 1711 mit Georg Grafen von Leiningen-Weſterburg, welcher 1722 ſtarb.

Die Mutter dieſer neun Kinder ſtarb am 14. Juli 1701 und ihr Gemahl vermählte ſich kurz darauf zum dritten Male mit Sophia von Ure, welche 1714 mit Tode abging.

Gyldenloew war erſt zweiundzwanzig Jahre alt geweſen und noch unvermählt, als er, in die Fußſtapfen ſeines Vaters tretend, einen unehelichen Knaben erzeugte, der, geboren am 25. September 1660, in ſpätern Jahren vom Urheber ſeines Daſeins unter dem Namen Waldemar Baron von Loevendal adoptirt wurde. Dieſer Loevendal, der zum General der norwegiſchen Armee emporſtieg, am 1. Mai 1682 in den däniſchen Freiherrenſtand und am 22. Auguſt 1711 (von Friedrich IV.) zum Ritter des Elephanten-Ordens erhoben ward, vermählte ſich am 16. Februar 1699 mit einer reichen Holſteinerin, Dorothea von Brockdorf, die ihn am 20. Auguſt 1706 zum Witwer machte, worauf er ſich 1710 mit Benedicta Margarethe Gräfin von Rantzau verheirathete. Im Jahre 1704 trat er in polniſch-ſächſiſche Dienſte, ward 1712 nach dem Ableben des Grafen

August Ferdinand von Pflug in Dresden Geheimer Rath, Kammerpräſident, Ober-Hofmarſchall, geheimer Kabinetsminiſter wie auch Ritter des polniſchen weißen Adler-Ordens und ſtarb am 21. Juni 1740 zu Dresden *) — — — — — — — —

---

*) Ein Sohn aus ſeiner erſten Ehe mit Dorothea von Brockdorf war Ulrich Friedrich Waldemar, Graf von Loevendal, geb. am 6. April 1700 zu Hamburg. Er begann, dreizehn Jahre alt, ſeine militäriſche Laufbahn als Gemeiner beim kaiſerlichen Heere in Polen, avancirte ein Jahr darauf (1714) zum Hauptmann, trat in däniſche Dienſte und that ſich im Kriege gegen die Schweden hervor. Im Kriege gegen die Türkei focht er im Dienſte des Kaiſers bei Peterwardein, Temeswar und Belgrad. König August von Polen ernannte ihn zum Feldmarſchall und General-Inſpector der Infanterie. Als Solcher commandirte er 1734 und 1735 die ſächſiſchen Truppen am Rhein, nahm dann ruſſiſche Dienſte, ſammelte ſich Lorbeern in der Krim und Ukraine, trat endlich als Generallieutenant ins franzöſiſche Heer ein, befehligte 1745 die Reſerve-Armee in der Schlacht bei Fontenoi, eroberte Gent, Oudenaerde, Oſtende und Nieuport, vertheidigte Antwerpen, nahm Bergen op Zoom und ſtarb als Marſchall von Frankreich am 27. Mai 1755. Die Mutter des Marſchalls war eine Couſine der Anna Conſtanze von Brockdorf, der nachmaligen Pompadour Auguſts des Starken, der ſattſam bekannten Gräfin von Coſel. Seine Stiefmutter, Margaretha von Rantzau, war eine von ſechs Schweſtern, von welchen jede ſiebenzigtauſend Thaler Mitgift erhielt. — Im Uebrigen verweiſen wir in Bezug auf das, was des Marſchalls Vater betrifft, auf Vehſe's vortreffliche Geſchichte der deutſchen Höfe (Band 32. Seite 324 bis 331) und außerdem auf Carl Chriſtian Rothe, Greve V. Loevendals Liv og Levnet, Kjøbnh. 1750. 12.

Dem Günſtlinge wenden wir uns zur Günſtlingin.

Sophia Amalia Moth, Gräſin von Samſöe (leider finden wir nirgends genau angegeben, wann und wo ſie geboren iſt)*) war nach einem Bilde, das wir von ihr in Kopenhagen geſehen, mehr pikant als ſchön; doch ſprüht aus allen Zügen der Flensburger Arzttochter ein Feuer und ein Geiſt, der ihren königlichen Anbeter vollkommen entſchuldigt, daß er Jahre lang ausſchließlich für ſie allein geſchwärmt und geglüht haben ſoll. Ex-Jungfer Moth galt für eben ſo heiter als witzig, und man erzählt ſich mehr als ein Bonmot, welches beweiſt, daß Gräſin Samſöe ſchon von Jugend auf nicht verlegen um eine geiſtreiche Antwort war. Sophia Amalia, in ihrem achten Jahre von einer ihrer alten Verwandten befragt, was ſie einmal werden wolle, erwiderte mit reizender Naivetät:

Ich will, wie Du, Mutter werden.

Und dies ward ſie denn auch. Sie gebar ihrem königlichen Anbeter in einem Zeitraume von ſieben Jahren fünf Kinder, zwei Mädchen und drei Knaben, die wir hier in chronologiſcher Reihe ihrer Geburt folgen laſſen:

---

*) Einige laſſen ſie um das Jahr 1648 zu Flensburg, Andere ſchon drei Jahre früher in Kopenhagen zur Welt kommen. Alle aber ſtimmen wenigſtens darin überein, daß ſie älter als die Gemahlin Chriſtian's V. geweſen ſei.

1) Chriſtian, geb. am 10. December 1671*), wurde in Holland erzogen, diente als Obriſt in Frankreich, kehrte dann nach Dänemark zurück, wurde Kammerherr und General-Poſtmeiſter in Dänemark, bekam 1693 den Elephanten-Orden, ſtieg bis zum General-Feldmarſchall-Lieutenant und ward im Jahre 1700 Gyldenloew-Danneſkiold's Nachfolger in der Statthalterſchaft von Norwegen. Graf Chriſtian Gyldenloew-Samſöe war zwei Mal vermählt, ſeit dem 26. November 1696 mit Charlotte Amalie, dem vierten Kinde Ulrich Friedrich Gyldenloew's (vergl. S. 102.), und ſeit dem 25. Mai 1701 mit Dorothea Krag, der Wittwe des Reichsraths Jens Juel. Chriſtian ſtarb am 10. Juli 1703 zu Odenſe an den Blattern.

2) Chriſtine, geb. 1673, vermählte ſich, ſechszehnjährig, mit Friedrich von Ahlefeldt und ſtarb, gleich darauf, am 12. September 1689.

3) Sophie Chriſtine, geb. 1675, ſtarb am 18. Auguſt 1684.

4) Anna Chriſtine, geb. 1677, verſchied am 11. Auguſt 1689.

5) Ulrich Chriſtian Gyldenloew, Graf Samſöe, Freiherr von Marſelisburg, Oberkammerherr, Geheimer Rath, General-Poſtmeiſter in Norwegen und General-Admiral von Dänemark, geb. 1678, vermählte ſich 1708 mit Charlotte Amalie, Toch-

---

*) Nach Berlien's Angabe geboren am 28. Februar 1674, welch letztere Zahl nur ein Druckfehler zu ſein ſcheint

ter des Geheimen Raths Otto Krabbe, und ſtarb am 8. December 1719.

Die Mutter dieſer Kinder — wegen ihres Reichthums und wegen ihrer einflußreichen Stellung von der einen Hälfte des weiblichen Geſchlechtes beneidet und von der andern eben darum angefeindet und verläſtert — überlebte ihren königlichen Freund faſt zwanzig Jahre und ſtarb am 17. Januar 1719 auf einem ihrer zahlreichen Güter, zu Egede. Das einzige Kind, das ihren Tod beweinen konnte, war Ulrich Chriſtian Gyldenloew, der Erbe ihrer reichen Beſitzthümer, der (ſiehe oben) ſchon eilf Monate nach dem Tode ſeiner Mutter ihr ins Grab folgte.

Der Bruder der Gräfin von Samſöe, der Etatsrath Matthias Moth, war Großkreuz des Danebrogordens und ſpielte während der Regierung Chriſtian's V. und während der Herrſchaft ſeiner allmächtigen Schweſter eine nicht unbedeutende Rolle ſowohl im Staate, als bei Hofe. Doch war auch er, namentlich in den Schichten des Adels, ebenſowenig beliebt als ſeine Schweſter, weil die Adelsclique es unmöglich verzeihen konnte, daß die Tochter eines bürgerlichen Arztes, der noch dazu ein Deutſcher war, ſich zu der (zweideutigen) Höhe der erſten Concubine des Königs emporgeſchwungen hatte. Ja, wäre dieſe Ex-Jungfer Moth adeligen Urſprungs geweſen, ſo würde der gute Adel es dem Könige und ihr ſelber weniger verübelt haben, daß Jener ſich von ihr beherrſchen und Dieſe ſich von ihm lieben zu laſſen geruhte.

Als die Gräfin Samſöe mit Tode abging, machte eine jener altadeligen Fratzen, welche die Bürgerstochter ihr ganzes Leben lang gründlich beneidet hatte, folgenden äußerſt boshaften Vergleich: „Chriſtine Munk (ſie war, wie bekannt, adeliger Abkunft) verhielt ſich zu Amalie Moth wie die Kathedrale zu Roeskilde zur Holmenskirche in Kopenhagen, wie ein Pſalm von Thomas Kingo*) zu einer ſchlüpfrigen Ode von Anders Arrebo**), wie Gabrielle d'Eſtrées zu Marion Delorme." —

Der intime Buſenfreund der Gräfin **Samſöe**, der geniale Taugenichts Gyldenloew, der nach dem Tode Chriſtian's V. am Hofe Friedrich's IV. nach und nach allen Einfluß verlor, verließ am Abende ſeines Lebens das gute Dänemark und ſtarb, ſechsundſechzig Jahre alt, am 17. April 1704 in Hamburg***).

---

*) Thomas Kingo, Biſchof zu Fünen (geb. am 15. December 1634, geſt. am 14. October 1703), überſetzte die Pſalmen in ſeine Mutterſprache und war als geiſtlicher Liederdichter der Paul Gerhard der Dänen. (Vergl. A. C. Heiberg, T. Kingo, Biskop i Fyen; Levnetsbeskrivelse, Odenſe 1852. 8.)

**) Ex-Biſchof von Drontheim. Vergl. Bd. 2. S. 112 unſerer Geſchichte.

***) Die Deviſe dieſes Mannes haben wir ſchon im 2. Bande, S. 342, angegeben.

## Sechstes Kapitel.

Dänemarks Krieg mit Schweden. — Der Urſprung deſſelben. — Rückblick auf die Zuſtände, die dem allgemeinen Kriege vorangegangen. — Stärke der Heere und Flotten der europäiſchen Mächte, die daran Theil genommen. — Die däniſche Kriegserklärung. — Cort Sivertſen Adelaar. — Belagerung und Einnahme von Wismar. — Angriff auf Rügen. — Tod Adelaar's. — Einnahme von Gothland.

Nachdem wir die Hauptperſönlichkeiten des Chriſtian'ſchen Hofes in den Kreis unſerer Anſchauung gezogen, wollen wir nun auch die Hauptereigniſſe ſeiner Regierung, ſo kurz und doch ſo vollſtändig als möglich, zu ſchildern verſuchen.

Das wichtigſte und zugleich traurigſte Ereigniß für Dänemark war jener neue Krieg mit Schweden, der im Jahre 1675 zum Ausbruche kam.

Wir müſſen auf den Urſprung deſſelben zurückgehen.

Im Jahre 1667 hatte die unerſättliche Eroberungsſucht des vierzehnten Ludwig's von Frankreich, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Philipp's IV., einen verheerenden Krieg in den Niederlanden mit dem zweiten Karl von Spanien angefangen und Flandern, Hennegau und Franche-Comté begehrt unter dem Vorwande, daß der rechtmäßige Erbe dieſer Provinzen nicht ſein Schwager Karl, ſondern ſeine Gemahlin Maria Thereſia von Oeſterreich, die Schweſter dieſes Karl's ſei. — Im Juni waren die Franzoſen in Flandern und mitten im Winter, unter Anführung des großen Condé, in Franche-Comté eingerückt, hatten ſich dort mit Blitzesſchnelle einer Feſtung nach der andern bemächtigt und faſt ohne Widerſtand das ganze Land erobert. — Das benachbarte Holland, das erſt ſeit dem weſtphäliſchen Frieden ſeine glorreiche Selbſtſtändigkeit behauptete, war durch das Eroberungsgelüſt Ludwig's XIV. und durch die Siege ſeiner Feldherren ſo ſehr beunruhigt worden, daß es in aller Eile mit England den Frieden zu Breda und außerdem eine Tripleallianz mit England und Schweden zur Vertheidigung der ſpaniſchen Niederlande geſchloſſen hatte. — In Folge dieſes Bündniſſes war Ludwig genöthigt worden, am 2. Mai 1668 den Frieden zu Aachen abzuſchließen, laut welchem er, ſeine Erbanſprüche aufgebend und auf ſeine Eroberungen in den Niederlanden Verzicht leiſtend, ſich mit den fünf Feſtungen, Charlerei*), Tournay und Ath im Hennegau, mit Lille und Oudenaerde in Flandern zu begnügen geruhte.

Aber bald nach dem Aachener Frieden hatte Frankreichs Diplomatie ſich nichts ſo ſehr angelegen ſein laſſen, als den Knoten jener Tripleallianz zwiſchen Holland, England und Schweden mehr und mehr aufzulockern und endlich den Bruch jenes ihm unbehaglichen Bündniſſes herbeizuführen. Den Intriguen des franzöſiſchen Hofes war es gelungen, durch Beſtechungen und Vorſpiegelungen aller Art zuerſt England und dann auch Schweden von jenem Dreibündniſſe abtrünnig zu machen und Beide für ſich und ſeine eroberungsſüchtigen Plane zu gewinnen. Der erbärmliche Karl II. Stuart, deſſen ganzes Leben einer fortgeſetzten Orgie gleich und der ſich wegen ſeiner Maitreſſenwirthſchaft in beſtändiger Geldklemme befand, war dadurch gewonnen worden, daß Ludwig ihm (ſchon 1662) für den Hafen von Dünkirchen, der ſeit Cromwell im Beſitze der Engländer geblieben war, eine Kaufſumme von vier Millionen Francs bezahlte.

---

*) Dieſe Feſtung war erſt zwei Jahre zuvor auf der Stelle des Dorfes Charnoy von den Spaniern angelegt und nach König Karl II. in Charlerei umgetauft worden.

Nachdem Ludwig auch den Churfürſten von Cöln (Maximilian Heinrich, Herzog von Bayern) und den kriegeriſch geſinnten Biſchof von Münſter (Chriſtoph Bernhard von Galen) auf ſeine Seite gebracht hatte, kündigte er den Generalſtaaten von Holland, „die ihm im vorigen Kriege zu tief in die Karte geſchaut hatten,“ einen Krieg zu Waſſer und zu Lande an.

Holland, das dem Aachener Frieden ohnehin nicht getraut und ſeitdem (1671) ein Defenſivbündniß mit dem deutſchen Kaiſer Leopold, mit dem Könige von Spanien und, ein Jahr darauf, mit dem Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg*) abgeſchloſſen, war zu jener Zeit eine Macht geweſen, die über mehr als hundert Kriegsſchiffe zu verfügen hatte.

---

*) Seine Frau, mit welcher er ſich 1647 vermählt hatte, war die Prinzeſſin Louiſe Henriette von Oranien, eine geſchworene Feindin Frankreichs.

Um dieſe Zeit gehorchte ein ſtehendes Heer von faſt 180,000 Mann und eine Flotte von faſt ſechzig Linienſchiffen dem allmächtigen Befehle jenes Ludwig's, der ſich nicht ohne allen Grund „den Großen" hieß. Sein engliſcher Bundesgenoſſe, Karl II., gebot über eine Seemacht, die mehr als einhundertdreißig Kriegsſchiffe zählte. Sein zweiter Bundesgenoſſe — Schweden — hatte 50,000 Mann Landtruppen und eine Flotte von ſechzig Kriegsſchiffen. Laut Vertrag erhielt der Erſtere alle vier Monate 400,000, der Letztere monatlich 100,000 Reichsthaler franzöſiſche Subſidien.

Weit weniger mächtig waren Hollands Verbündete. Kaiſer Leopold hatte ein Heer von höchſtens 150,000 Mann, aber keine Flotte. — Spanien hatte eine Flotte, die auf dem Papiere aus fünfzig Kriegsſchiffen beſtand, und eine Armee, die 100,000 Mann gezählt haben ſoll; denn zu jener Zeit erhielt es noch jährlich über zwanzig Millionen Piaſter blos aus den beiden Indien. — Der dritte Alliirte, der Churfürſt von Brandenburg, hatte ein Heer von 20,000 Mann, für welche ihm die Generalſtaaten die Hälfte des Werbegeldes (250,000 Reichsthaler) zu zahlen ſich verpflichten mußten. — Dieſen Dreien ſchloß ſich der Herzog Rudolph Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg mit 1400 Mann Fußvolk und 600 Mann Reiterei, der Landgraf Karl von Heſſen-Caſſel mit 800 Mann zu Fuß und mit 400 Mann zu Pferde an, die „das Kraut gegen Ludwig und deſſen Alliirte nicht allzufett machten."

Am 12. September 1672 ließ auch der König von Dänemark — ganz gegen den Rath ſeines

Kanzlers Griffenfeldt und eigentlich nur aus Haß gegen Schweden — ſich zu dem unglücklichen Schritt verleiten, jenem Bündniſſe gegen Ludwig XIV. beizutreten.

Die nächſte Folge davon war der bald darauf ausbrechende Krieg gegen Schweden.

Das Heer dieſes Bundesgenoſſen Frankreichs war unter dem Oberbefehle Carl Guſtaf Wrangel's von Pommern aufgebrochen und im December 1674 gänzlich unerwartet in das Ländergebiet des Churfürſten von Brandenburg eingefallen, in dem Augenblicke, als die Truppen des Letztern ſich der Reichsarmee im Elſaß angeſchloſſen hatten.

Gleich darauf am (8. Januar 1675) erſchien am Hofe zu Kopenhagen der ſchwediſche Reichsrath und Admiral Niels Brahe, von ſeinem Souveräne beauftragt, ein Bündniß mit dem Könige von Dänemark einzuleiten oder wenigſtens ſo viel durchzuſetzen, daß Chriſtian V. ſich bei dieſem Kriege zwiſchen Schweden und Brandenburg neutral verhalte. Gleichzeitig hielt der ſchwediſche Geſandte, um den König von Dänemark deſto leichter ins Garn ſeiner Plane zu locken, im Namen Karl's XI., damals zwanzig Jahre alt, um die Hand der neunzehnjährigen Prinzeſſin Ulrike Eleonore, der vorjüngſten Schweſter Chriſtian's V. an. Das Bündniß kam nicht zu Stande doch wurde ihm (am 7. Juni deſſelben Jahres) wenigſtens die Hand der Prinzeſſin zugeſagt.

Während dieſer Zeit hatten der deutſche Kaiſer, der König von Spanien, die Republik Holland und

der Churfürſt von Brandenburg alle Minen ihre
Staatskunſt ſpringen laſſen, um den König von Däne
mark auf ihrer Seite zu behalten und ihn um jede
Preis zu einem neuen Kriege gegen ihren gemeinſchaf
lichen Feind — Schweden — aufzureizen.

Eine Veranlaſſung dazu war ſogleich gefunde
Im Märzmonate des Jahres 1675 erließ Chriſtia
V. eine Kriegserklärung, worin er ſich beſchwerte, da
die ſchwediſchen Truppen plötzlich und wider alles Ve
muthen in die Lande des Churfürſten von Brandenbur
des däniſchen Bundesgenoſſen, eingefallen ſeien u
Gewaltthätigkeiten aller Art verübt hätten, durch welc
Dänemark kraft des mit Brandenburg abgeſchloſſen
Vertrages genöthigt ſei, Seiner Brandenburgiſch
Liebden mit däniſchen Waffen unter die Arme zu gr
fen. „Bei ſo bewandten Umſtänden (hieß es weit
habe Seine Majeſtät, **dem Völkerrechte gemä**
ſich gedrungen gefühlt, alle Güter und Gelder, wel
ſchwediſchen Unterthanen angehören und die irgend
entweder in den Provinzen Dänemarks und Norwege
in den beiden Herzogthümern Schleswig und Holſte
vorzugsweiſe aber in Unſerer erbunterthänig
Stadt Hamburg angetroffen werden, **zu Gunſt**
**Unſerer Königlichen Schatzkammer** confiſciren
laſſen." — Beſagtes Manifeſt ſchließt mit der Auff
derung: „Wir befehlen demnach Allen und Jede
welche irgend etwas von den Gütern und vom Verm
gen der ſchwediſchen Unterthanen in Händen haben
es ſei nun an Gelde, Wechſeln oder Wa
ren, imgleichen Allen, welche der Krone Schweden o

den Unterthanen Schwedens irgend etwas ſchuldig ſind, daß ſie daſſelbe, innerhalb ſechs Wochen nach Bekanntmachung dieſer Erklärung, richtig bei Unſerer Schatzkammer abgeben, wenn ſie nicht, Falls ſie dergleichen Güter hätten und verheimlichen ſollten und ſobald dies herauskäme, Solches **ſechsdoppelt** bezahlen und noch außerdem als Uebertreter Unſerer Königlichen Befehle angeſehen und beſtraft werden wollen. Wonach ſich Jeder unterthänigſt zu richten und vor Schaden zu hüten hat! Gegeben in Unſerer Reſidenz zu Kopenhagen am 18. März 1675.

Chriſtian.“

Und dies nannte man 1675 **Völkerrecht!** Und dies geſchah faſt um dieſelbe Zeit, als derſelbe König Chriſtian die Hand ſeiner Schweſter ſeinem Feinde Karl XI. zugeſagt hatte. Wenn dies auch Politik iſt, ſo war es wenigſtens keine ehrliche, ſondern eine ſolche, die ſich in der Regel ſelbſt beſtraft, wie dies ſpäter auch bei Dänemark geſchah.

Der Krieg, welchen Chriſtian V. dadurch heraufbeſchwor, war um ſo unverantwortlicher, als er ſich ſagen mußte, daß er nur ein marſchfertiges Heer von höchſtens achttauſend in aller Eile angeworbenen Söldlingen und nicht mehr als achtzehn ausgerüſtete und ſegelfertige Kriegsſchiffe, Schweden hingegen mehr als fünfzigtauſend Mann und gegen ſechszig Schiffe beſaß.

Der Churfürſt von Brandenburg — ein wackerer Haudegen — war unterdeſſen in forcirten Eilmärſchen vom Rheine zurückgekehrt und den Schweden guten Muthes entgegengerückt. Erſt zu Rathenow (bei

Potsdam) war er mit ihnen aneinandergerathen und hatte hier die ganze Beſatzung der Schweden zum Tempel hinausgejagt und den Commandanten gefangen genommen.

Am 18. Februar 1675 lieferte er den Schweden eine offene Feldſchlacht bei Fehrbellin, in welcher er einen großen Theil ihres Heeres niederhieb und die Andern in die Flucht jagte. **Wrangel**, der ſich mit dem Kerne ſeiner Truppen bei Havelberg concentrirt hatte, zog ſich, bald nach Empfang dieſer Hiobspoſt, beſtürzt nach Pommern zurück.

Dänemark, durch dieſe glänzende Waffenthat ſeines deutſchen Bundesgenoſſen ermuthigt, ließ am 22. Auguſt unter dem Oberbefehle ſeines tüchtigen General-Admirals **Cort Sivertſen Adelaar***) den größten Theil ſeiner Flotte auslaufen, die, in drei Escadres getheilt, aus vierzehn Kriegsſchiffen, vier Brandern und fünf Galliotten beſtand. —

---

*) Dieſer berühmte Seeheld, geboren am 16. September 1622 zu Brewig in Norwegen, war der Sohn **Sören Jenſen's**, welcher unter **Chriſtian IV.** Verwalter des Salzwerks in Langeſund geweſen war; er hieß eigentlich **Sivertſen** und erhielt erſt ſpäter wegen ſeiner eben ſo raſchen als kühnen Siege den Ehrennamen **Adelaar** oder **Adler**. Kaum fünfzehn Jahre alt diente der tapfere Normanne als holländiſcher Matroſe fünf Jahre unter dem gefeierten Admirale **Martin Harpenz Tromp**, heirathete eine Anverwandte deſſelben, **Angelica Sophronia**, nahm dann Dienſte bei der Republik Venedig, die mit dem türkiſchen Halbmonde im Kriege lag, ſtieg dort ſchnell bis zum Capitain empor, brach ſich 1654 als Commandant des Kriegsſchiffs „San Giorgio il Grande" in der Schlacht bei der Mündung des Helleſponts durch mehr als ſiebenzig türkiſche

---

Galeeren ſiegreich Bahn und bohrte dabei fünfzehn Galeeren mit fünftauſend Türken in den Grund. Gleich nach der Schlacht beſchenkte ihn der Generalcapitain Leonardo Foscolo mit einer goldenen Ehrenkette. Der Doge Francesco Molino verlieh ihm durch ein Patent vom 21. Jan. 1654 gleichfalls eine goldene Kette im Werthe von dreihundert Dukaten und eine jährliche Penſion von zweihundert Dukaten aus der Staatscaſſe. Vier Jahre ſpäter ward er unter dem Dogen Giovanni Peſaro durch ein Decret vom 28 Januar 1658 zum Ritter des Marcus-Ordens ernannt mit Verleihung einer lebenslänglichen Penſion von vierzehnhundert Dukaten für ſich und ſeine Erben bis ins dritte Glied (un annuo assegnamento di ducati mille quattro cento di buona valuta sua vita durante e sua terza generazione). Sein Ruhm erfüllte nun ganz Italien. Der Herzog Amerigo von Modena beſang im Auguſt 1660 die Heldenthaten des ruhmgeſchmückten Norwegers in einem lateiniſchen Gedichte, das uns Holberg aufbewahrt hat. — Im Jahre 1661 wurde er auf ſein Anſuchen mit herrlichen Zeugniſſen ſeiner Tapferkeit aus dem Dienſte der Republik entlaſſen. Adelaar, deſſen Frau in Venedig geſtorben war, kehrte nach Holland zurück und vermählte ſich am 25. Juli 1662 zum zweiten Male mit Anna Pelt in Amſterdam. — Als Friedrich III. deſſen Niederlaſſung in Holland erfahren hatte, bot er ihm Dienſte in der däniſchen Flotte an, die der tapfere Cort mit Freuden annahm. Er wurde als General Admiral mit dem Prädicate Adelaar und mit einem jährlichen Gehalte von 7200 Reichsthalern angeſtellt und er war's, durch den die däniſche Marine, die er ganz nach dem Vorbilde der holländiſchen umgeſchaffen hatte, einen neuen Aufſchwung erhielt. Er ſelbſt aber wär nicht mehr der Alte, weil Kränklichkeit ſeine Kraft und ſeinen Muth gebrochen hatte.

Chriſtian V. brach am 12. September von Holſtein aus nach Gadebuſch auf, ließ einen Theil ſeines Heeres vor den Mauern Wismars (das im weſtphäliſchen Frieden an Schweden anheimgefallen war) zurück, um dieſe Feſtung einzuſchließen, und rückte mit dem andern Theile ſeiner Truppen, begleitet von ſeinem treuen Kanzler und Rathgeber Griffenfeldt, durch Mecklenburg nach Pommern vor.

Am 25. September traf er mit ſeinem brandenburgiſchen Bundesgenoſſen in Dobberan zuſammen, um mit dem Churfürſten einen gemeinſchaftlichen Operationsplan zu verabreden.

In Folge dieſer Vereinbarung erſchien König Chriſtian mit ſeinem Heere am 1. October vor Dammgarten, wagte fünf Tage ſpäter einen Sturmangriff und zwang die ſchwediſche Beſatzung unter Otto Wilhelm Grafen von Königsmark*) zum Rückzuge. Um dieſelbe Zeit hatte ſich der große Churfürſt der Städte Wollin und Wolgaſt bemächtigt.

---

*) Otto Wilhelm Graf von Königsmark (geb. 1639 zu Minden) hatte ſich ſeine erſten Sporen unter dem Grafen von Schomburg verdient. Im Jahre 1661 ging er als außerordentlicher Geſandter Schwedens an den Hof Karl II. Stuart's nach London und dann nach Frankreich, wo er während des Siegeszuges des Marſchalls Turenne deſſen unzertrennlicher Begleiter war. Von Ludwig XIV. zum Marechal de camp ernannt, ward er von Karl XI. nach Schweden zurückberufen und zum Statthalter von Pommern eingeſetzt. — Im Jahre 1686 verließ er Schweden und nahm Dienſte bei der Republik Venedig, die ihn zum Generaliſſimus ihres Landheeres erhob. Er ſchlug

Am 7. October ſchrieb **Griffenfeldt**, von Dammgarten aus, an ſeinen Schutzgeiſt, die **Königin-Mutter**, die in der Amalienburg reſidirte:

„Ich darf nicht der Letzte ſein, der Ihrer Majeſtät ſeine unterthänigſten Glückwünſche über den glänzenden Erfolg darbringt, womit es Gott gefallen hat, bei Eröffnung des Einmarſches in Pommern die Waffen des Königs zu ſegnen. Geſtern ließ Seine Majeſtät zwei Infanterie-Regimenter über die Grenze rücken. Als die Schweden ſie gegen ſich losmarſchiren ſahen, verließen ſie nach einigen Kanonenſchüſſen, die ſpurlos vorüberzogen, ihre Verſchanzungen in ſolcher Unordnung, daß ſie vier Kanonen mit Kugeln und Granaten, fünf bis ſechs Kranke und eben ſo viel gefangene Dänen zurückließen. — — — Geſtern Abend (hieß es weiter) haben wir durch einen Eilboten die Nachricht erhalten, daß der Churfürſt von Brandenburg faſt um dieſelbe Zeit ſich den Einzug in Pommern auch ſeinerſeits erſtritten hat und daß ſeine Soldaten die Inſel Wollin eingenommen haben."*) Der Schmeichler ſchließt dieſe Siegesbotſchaft mit den Worten: „Da ich glaube, daß

---

die Türken in Morea, eroberte Athen und ſtarb 1688. Dieſer Otto Wilhelm war der Oheim jenes Philipp Chriſtoph von Königsmark, der durch ſeine Liebſchaft mit der Churfürſtin Sophie Dorothea von Hannover und durch ſeine Verwandtſchaft mit der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, welche Otto Wilhelm's Nichte war, eine etwas zweideutige Berühmtheit erlangt hat.

*) Die Stadt, mit welcher der große Churfürſt den Kanzler Griffenfeldt belehnt hatte.

wir einen Theil dieſes Glückes der Gottesfurcht und dem Gebete Ihrer Majeſtät zu verdanken haben, ſo dünkt mir, daß ich um ſo größeren Grund habe, Höchſtdenſelben dazu ganz unterthänigſt Glück zu wünſchen“ u. ſ. w.

Königsmark eilte nach Stralſund und Feldmarſchall Mardefeld nach der Inſel Rügen.

Am 16. October ſchrieb Griffenfeldt aus Ribnitz im Mecklenburgiſchen der Königin-Mutter:

„Nachdem der Churfürſt in Pommern eingedrungen war, vereinigte er ſeine Reiterei mit der des Königs, um durch ſie die fliehenden Schweden zu einer Schlacht zu zwingen. Aber da dieſe ſich weigerten, wurden ſie bis unter die Kanonen von Stralſund, ja ſelbſt bis in die Vorſtadt verfolgt und gezwungen, ſich durch die Flucht zu retten, welche ſie ſo gut bewerkſtelligten, daß ſie ſich bis nach Rügen hinüber zurückzogen. Da auf dieſe Weiſe nichts mehr gegen ſie auszurichten war (was machte denn die däniſche Flotte?), ließ der König die Schweden durch das churfürſtliche Herr, das ſich mit kaiſerlichen Truppen verſtärkt hatte, vor Stralſund bewachen. Er ſelbſt aber brach in Eilmärſchen gegen Wismar auf, um dieſe Stadt zu belagern und dadurch das Ende dieſes Feldzugs zu krönen. Gott ſelbſt unterſtützte ihn in ſeinem Vorhaben, mir aber verleihe er das Glück, ſtets an Ihrer Majeſtät hoher Gunſt und Gnade einigen Antheil zu haben als Ihrer Majeſtät unterthänigſter“ u. ſ. w.

Chriſtian, der mit 18,000 Mann (?) von Roſtock nach Wismar vorgerückt war, ſuchte ſich dieſer

Stadt ſchon darum zu bemächtigen, weil ſie damals den bequemſten und ſicherſten Hafen längs der ganzen Oſtſee beſaß.*)

Die Dänen zogen, nachdem ſie auf jeder Seite es Hafens eine Verſchanzung aufgeworfen und die Trancheen eröffnet hatten, eine Kette über den Hafen, m den Belagerten alle Zufuhr abzuſchneiden. Am echſten Tage der Belagerung, am 10. December, traf, ie Holberg berichtet, die Königin von Dänemark ber Lübeck im Lager ein, woſelbſt ſie mit Löſung er Kanonen bewillkommt wurde. Am 12. deſſelben Monats waren die Dänen ſo glücklich, daß ſie das i der Stadt liegende ſchwediſche Kriegsſchiff, der

---

*) Dieſe Stadt ſoll ihren Namen von Wismarus, m zwölften Könige der Wenden und Obotriten, ihrem Erbauer, erhalten haben. 1628 wurde Wismar von Wallenſtein, drei Jahre ſpäter von Guſtav Adolph erobert. n weſtphäliſchen Frieden fiel es an Schweden, worauf ecklenburg durch das Bisthum Schwedt entſchädigt ward. arl XI., der die Feſtungswerke bedeutend verſtärkt hatte, nnte ſie Wismars „ſilberne Wälle". Der „Walfiſch" r ein bombenfeſtes Fort, das am Eingange des Hafens einer Sandbank lag. Die Schweden vertheidigten dieſe ſtung mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß die däniſchen Gene- e die Einnahme derſelben Anfangs für unmöglich erklär- und die Belagerung aufgeben wollten; doch durch die andhaftigkeit Griffenfeld's wurde ſie, wie Allen chtet, trotz der entgegengeſetzten Meinung der Generale geſetzt. Daher erklärte auch der König, als er ſeinen zug in Wismar hielt, wie er es einzig und allein nur iffenfeld's Energie zu verdanken habe, daß es ſo und t anders gekommen ſei.

„Falke“ genannt, eroberten, auf welchem ihnen 642 Matroſen und 36 großentheils metallene Geſchütze in die Hände fielen. Hierauf erfolgte die Eroberung der Schanze, der „Wallfiſch“ genannt, deren Verluſt den Schweden großen Abbruch that, „denn ſie hätten mit Hülfe dieſes Forts zu Waſſer von Stalſund aus Entſatz bekommen können.“ — Nun war Wismar nicht mehr zu halten.

Ein dritter Brief Griffenfeldt's an die Königin-Witwe, datirt Ribnitz am 15. December, ſagt:

„Ihre Majeſtät werden, inſofern es zu Dero Vergnügen beitragen kann, mir erlauben, daß ich Höchſtdenſelben zur glücklichen Endſchaft dieſes Jahres die frohe Nachricht von der Einnahme Wismars melde. Dieſe Kunde muß Ihrer Majeſtät um ſo erfreulicher ſein, da wir dies Glück nächſt Gott allein dem Könige ſelbſt zu verdanken haben, der durch ſeine Tapferkeit, ausdauernde Standhaftigkeit und Gottesfurcht dieſe Belohnung des Himmels verdient hat, welcher nicht anders als mit gnädigen Blicken auf den Sohn einer Mutter herabſehen kann, von der er die täglichen Wünſche und Gebete für deſſen Glückſeligkeit empfängt.

Es war am 13. December in der Morgendämmerung, als das Kaſtell, das die Stadt beſchützt, von den Unſrigen angegriffen ward. Da es nach einer zwei- oder dreiſtündigen Beſchießung durch Gewalt und mit dem Degen in der Hand erobert ward, und die Belagerten das Aeußerſte befürchten mußten, indem bereits alle Vorkehrungen zur Erſtürmung des

Kaſtells ergriffen waren, ſo hielten ſie's für das Rathſamſte, zu Seiner Majeſtät Gnade ihre Zuflucht zu nehmen. Sie ergaben ſich auf Capitulation, indem ſie nicht ohne Grund ſich der Hoffnung überließen, der König, unſer Herr, würde ihnen gleiche Gnade widerfahren laſſen, als es früher der König von Schweden gethan, und daß Seine Majeſtät ihnen eben ſo günſtige Privilegien ertheilen würden, da ſie bereit wären, mit eben der Treue für unſern König zu ſtreiten, als ſie bisher für den König von Schweden geſtritten hatten. — Es ſind bereits fünfhundert Mann in Wismar eingerückt. Morgen wird die ſchwediſche Beſatzung ausmarſchiren und Seine Majeſtät die Stadt in vollſtändigen Beſitz nehmen. Gott ſei dafür geprieſen und ſeine Huld und Barmherzigkeit überſchütte Ihre Majeſtät und das ganze königliche Haus mit der Fülle ſeines Segens."

Zwei Tage ſpäter (am 17. December) ſchrieb er an Sophia Amalia von Wismar aus:

„Alles vereint ſich, um den Ruhm Ihrer Majeſtät zu vermehren. Der Himmel iſt damit einverſtanden, Ihre Majeſtät zur ehrenvollſten Mutter des ganzen Erdenrunds zu machen. Ihre Majeſtät werden aus dem abſchriftlichen Briefe des Generals Ahrensdorf von den neuen Siegen unterrichtet werden, welche die Waffen Seiner Majeſtät unter der Anführung dieſes Generals*) noch an demſelben Tage, an welchem

---

*) Er war derſelbe General, der wenige Monate ſpäter beauftragt wurde, den Kanzler im Schloß zu Kopenhagen

Wismar eingenommen worden war, erfochten hat. Ich habe die Huldigung der Bürger Wismars entgegen genommen, welche ſie heute Seiner Majeſtät ſelbſt geleiſtet haben. Morgen wollen wir uns auf den Weg (nach Kopenhagen) machen und unſere Reiſe ſo viel als möglich beſchleunigen, ſo daß ich hoffe, bald die Ehre zu haben, mich Ihrer Majeſtät zu Füßen zu werfen, um Höchſtdieſelben mündlich verſichern zu können von der tiefen Unterthänigkeit und unbegrenzten Ergebenheit, mit welcher ich bin und auf ewig verbleibe u. ſ. w."

Nachdem der „Wallfiſch" in den Beſitz der Dänen gerathen war, hatten die Belagerten auf dem Marienthurme die weiße Fahne aufgepflanzt und die Nothwendigkeit gefühlt, mit dem Feinde capituliren zu müſſen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage hielt Chriſtian V. ſeinen Einzug in Wismar. Rath und Bürgerſchaft empfingen den Sieger und deſſen glänzendes Gefolge, in welchem ſich die Königin Charlotte Amalie und der damals noch allmächtige Großkanzler Graf von Griffenfeldt befanden; ſie geleiteten Ihre Majeſtäten in die Marienkirche, in welcher der königliche Hofprediger, Hans Wandalin, in däniſcher Sprache ein Dankgebet abhielt, das mit einem Te Deum ſchloß.

An demſelben Tage, an welchem das arme, ſchwer

---

gefangen zu nehmen und ihn in die Hände des Bibliothekarſecretärs Roſenkranz zu überliefern.

heimgeſuchte Wismar in den Beſitz der däniſchen Herrſchaft übergegangen war, bemächtigte ſich der holſteiniſche General Ahrensdorf auch der Stadt Ribnitz, deren Beſatzung ſich auf Gnade und Ungnade ergab. Die Kriegsgefangenen wurden nach Wismar geſchleppt. Hier ward der gleichfalls holſteiniſche Generalmajor Hans Walter (ein Bruder des durch den Winhofer-Ulfeld'ſchen Skandal-Prozeß anrüchig gewordenen Obriſten Georg Walter) zum Statthalter und Befehlshaber über fünf däniſche Regimenter, die der König als Beſatzung zurückließ, eingeſetzt.

Am Neujahrstage des Jahres 1676 hielten der König, die Königin, der Großkanzler und deren Gefolge unter dem Jubel des ewig gutmüthigen Volks ihren Siegeseinzug in die feſtlich geſchmückte Reſidenz des überglücklichen Reichs.

Schon kurz vor den Siegen bei Dammgarten und Wismar hatte Dänemark und namentlich die Flotte einen harten Verluſt durch den Tod ihres heldenmüthigen General-Admirals Cort Sivertſen Adelaar erlitten. Der Sieger am Helleſpont war, ohne daß er Gelegenheit gehabt hatte, neue Lorbeern in ſeinem zweiten Vaterlande zu ſammeln, an den Folgen ſeiner Kränklichkeit, kaum dreiundfünfzig Jahre alt und von ganz Dänemark aufrichtig betrauert, im Winter des Jahres 1675 geſtorben. Adelaar war einer jener fünf großen Admirale, die durch den glänzenden Phalanx ihrer Siege ihr Vaterland verherrlicht haben. Sören Norby, der, zur Zeit des zweiten Chriſtian's und des erſten Friedrich's, der Schrecken der Schweden und Wenden, der Hannibal der Oſtſee geweſen war; Jakob Bagge, welcher 1563 unter Erich XIV. Schwedens ganze Seemacht befehligt und ſeine Landsleute bei Bornholm geſchlagen hatte; Peder Weſſel Tordenſkiold, welcher ſich im Laufe weniger Jahre vom Matroſen zum Großadmiral emporgekämpft, und Niels Juel, der mehr als einen glorreichen Sieg an die Flagge ſeines Admiralſchiffs gefeſſelt hatte — Alle Viere waren, wie Cort Sivertſen, Normannen von Geburt.*) Tordenſkiold war zu Drontheim, Niels Juel, von welchem noch oft die Rede ſein wird, zu Chriſtiania geboren. —

— — — — — — — — — — — —

Chriſtian V. der ſich mit aller Macht zur Fortſetzung des Krieges gerüſtet und ſein Heer mit Hilfe holländiſcher Subſidien ſowohl zu Waſſer als zu Lande bedeutend verſtärkt hatte, beſchloß nun die Provinz

---

*) Adelaar hinterließ eine Witwe und einen Sohn aus erſter Ehe, Sigvard Adelaar, welcher Schout by Nacht und Statthalter zu Trankebar ward, auf der Rückreiſe nach Dänemark ſtarb und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung dem Tage der allgemeinen Auferſtehung entgegenharrt. — Die koſtbaren Ehrenketten und Siegeszeichen, die ſein ſieggekrönter Vater von der Republik Venedig erhielt, werden noch heute in der Kopenhagener Kunſtkammer gezeigt. Vergl. Olaus Borrichius, Programma funebre in obitum C. Sivertsen Adeler, Hafn. 1675. 4. Peder Benzen Mylius, C. S. Adelers, den vidt berømte Søe-Helts merkværdige Livs- og Levnets-Beskrivelse, Kjøbenh. 1740. 4., und Laurids Smith, Lovtale over Cort Adeler, Kjøbenh. 1779. 8.

Schonen, „ſo von uralten Zeiten her als eine koſtbare Perle zur däniſchen Krone gehöret und dieſelbe gezieret hatte", dem Feinde, dem ſie ſeit dem Kopenhagener Frieden abgetreten worden war, um jeden Preis wieder zu entreißen und dies Juwel dem däniſchen Diademe von Neuem einzuverleiben.

Noch vorher verließen im Frühlinge (am 11. und 12. März) eilf däniſche Kriegsſchiffe die Kopenhagener Rhede und näherten ſich der Inſel Rügen, um dort eine Landung zu verſuchen, was ihnen aber gründlich mißlang, weil die Schweden unter Mardefeld die Dänen ziemlich unhöflich nach Hauſe ſchickten.

Von Rügen ſegelte die däniſche Flotte nach Bornholm, wo ſie zwei ſchwediſche Kriegsſchiffe kaperte: die mit achtundvierzig Kanonen wattirte „Beſtändigkeit" und die mit zweiunddreißig Kanonen ausgeſtattete „Liebe". Das erſtgenannte Schiff war von den Schweden ſelbſt in Brand geſteckt worden und das Skelett, das in die Hände der Dänen fiel, war nur eine armſelige Trophäe, weil die Mannſchaft ſich lieber freiwillig dem Tode, als gezwungen dem Feinde überliefert hatte. Auch hier war der Sieg auf der Seite der Beſiegten.

Am 8. Mai erſchien der Admiral Niels Juel, der Nachfolger Cort Adelaar's, an der Spitze von achtzehn Kriegsſchiffen und mehreren kleineren Fahrzeugen, raſch und unerwartet wie der Blitz, vor der Inſel Gothland, dem uralten Zankapfel beider Reiche, der ſeit dem Frieden von Bremſebro im Beſitze Schwedens war, um einen entſcheidenden Coup gegen den ſchwediſchen Statthalter dieſer Inſel, **Gabriel Oxenſtierna**, abzuführen. Die Kanonen der däniſchen Schiffe ſandten beim Anbruch des Tages einen ſo ſchreckenerregenden Morgengruß hinüber, daß der Gouverneur, der auf dieſen „Guten Morgen" nicht vorbereitet war, in Ermangelung eines Beſſern feig die Flucht ergriff und ſich und die äußerſt geringe Beſatzung der Inſel auf Wisby in Sicherheit brachte. Die Dänen ließen die Geſchütze ihrer drei Schiffe „Gyldenlöw," „Delmenhorſt" und „Hummer", welche ſie vom Hafen hinauf bis dicht unter die Mauern des Schloſſes geführt hatten, ſo lange fortſpielen, bis die Belagerten am dritten Tage (11. Mai) capitulirten und der Commandant die Feſtung den Dänen übergab. — **Oxenſtierna** fiel wegen ſeiner Flucht nach Wisby in Ungnade. **Michael Scholten**, den er als Befehlshaber des Caſtells zurückgelaſſen hatte, ward wegen der Uebergabe der Inſel vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ihm den Kopf vor die Füße legen ließ — ein blutiger Fingerzeig für jeden Soldaten, daß es im Kriege nur zwei Auswege giebt: zu ſiegen oder zu ſterben! —

Nachdem **Juel** im Namen ſeines Königs den Huldigungseid der weltlichen und geiſtlichen Behörden angenommen und däniſche Beſatzung zurückgelaſſen hatte, ſegelte er mit ſeiner Flotte nach Bornholm.

Die Kunde von dem Verluſte der Inſel Gothland hatte in Schweden ſo großen Schrecken verbreitet, daß am 5. Juni eine Flotte von ſechzig Schiffen ausgeſendet ward, um dieſe Niederlage durch einen großen Sieg zu rächen.

Kurz vorher war der holländiſche General-Admiral **Martin Tromp** mit einer Hülfsflotte von acht Schiffen in Kopenhagen angelangt und hatte, nachdem er den Eid der Treue geſchworen, den Oberbefehl über die däniſche Flotte erhalten, die, ſiebenundzwanzig Schiffe ſtark, vor Bornholm lag.

Am 1. Juni lieferten **Tromp** und **Juel** dem ſchwediſchen General-Admirale **Lorenz Creutz** bei Oeland eine Schlacht, in welcher die Schweden eine traurige Niederlage erlitten und (nach däniſcher Angabe) zwölf Schiffe verloren, darunter das prachtvolle Admiralſchiff („die Krone" mit 130 Kanonen und 1000 Mann Beſatzung), das durch ſeine eigene Pulverkammer, welche in Brand gerieth, in die Luft geſprengt, und das „Reichsſchwerdt" mit 96 Kanonen und 800 Mann, das, commandirt von dem Admirale **Uggla**, von einem däniſchen Brander in Flammen geſetzt und in den Grund gebohrt ward. — In dieſem Treffen ſtarben die ſchwediſchen Admirale **Creutz** und **Uggla** den Tod der Helden.

In Folge dieſes glänzenden Sieges wurde in allen Kirchen Kopenhagens ein Te Deum abgehalten. **Tromp**, der am 1. Juli in der Hauptſtadt angelangt war, bewirthete auf ſeinem Admiralſchiffe „**Chriſtian V.**" den König von Dänemark, der ihn zur Belohnung ſeiner Heldenthat in den däniſchen Grafenſtand erhob und ihm bald darauf den Elephanten-Orden verlieh.

Sieben Tage nach dieſer glorreichen Seeſchlacht bei Oeland muſterte Chriſtian V. bei Lyngbye zehntauſend Mann, die den Befehl erhielten, Schonen zu erobern. Der König entfaltete bei dieſer Muſterung einen theatraliſchen Pomp, der Manchem ein mitleidiges Lächeln abzwang. Voran ritten Prinz Georg, Chriſtian's jüngſter Bruder, und deſſen Pferde, die mit koſtbaren Schabracken behängt waren. Ihm folgten zwölf Pferde des Königs. Dann kam der Generalfeldmarſchall Herzog Joachim Ernſt von Holſtein-Ploen. Ihm folgten zwölf in Scharlach gekleidete Trompeter. Hinter dieſen fuhr in einer prächtig geſchmückten Staatscaroſſe die verwittwete Königin an der Seite ihrer verjüngſten Tochter Ulrike Eleonore, deren Hand dem Monarchen zugeſagt war, deſſen Land man bekriegen und erobern wollte. Hierauf erſchien der König ſtolz zu Roſſe. Ihm folgten, gleichfalls in einem Gallawagen, die unglückliche Königin Charlotte Amalie an der Seite ihrer Schwägerin, der Churprinzeſſin Anna Sophia von Sachſen, die ſchon einige Monate nach ihrer Verheirathung, zum Beſuche ihres königlichen Bruders, von Dresden nach Kopenhagen gekommen war, und der Prinzeſſin von Tarent (deren Tochter die Königin-Mutter ihrem — unterdeſſen geſtürzten — Günſtlinge Griffenfeldt als Gemahlin zugedacht hatte) und alle Hofdamen derſelben zu Pferde. Im Gefolge des Königs und der Königin befand ſich der Oberjägermeiſter von Hahn, der Kammerherr Knuth, der Reichsmarſchall von Koerbitz, der Großkanzler von Ahlefeldt (Grifſenfeldt's Nachfolger) und Graf Anton von Aldenburg. — Auch Gräfin Samſöe fehlte natürlich nicht. Sie begleitete ihren königlichen Anbeter, wie die Marquiſe von Monteſpan mehr als einmal ihrem großen Ludwig XIV. gefolgt war. Der Reichsmarſchall von Körbitz — ein Schlemmer par excellence — bewirthete die allerhöchſten Herrſchaften und deren zahlreiche Suite in einem orientaliſch aufgeputzten Zelte. Das Ganze hatte das Anſehen eines theatraliſchen Aufzuges, dem bei aller Feierlichkeit ein Beigeſchmack lächerlicher Prahlſucht durchaus nicht abzuſprechen war.

So wurde der Landkrieg nach Schonen hinübergeſpielt, während auf der andern Seite von Dänemark und deſſen Verbündeten die Feſtung Stade im Bremenſchen belagert ward, die ſich erſt nach fünfmonatlichem Widerſtande, geleitet von dem ſchwediſchen Statthalter Hendrik Horn, aus Mangel an Lebensmitteln, am 12. Auguſt, dem Feinde übergab.

Der Generaladmiral Tromp, Graf zu Sylliesborg, der ſich, während der Belagerung von Stade, mit ſeiner Flotte der Schonen'ſchen Küſte genähert hatte, erſchien am 6. Juli vor Yſtedt, das nach kurzem Widerſtande eingenommen wurde. Nachdem die däniſche Armee ohne Hinderniſſe gelandet war, rückte ſie vor Helſingborg, deſſen Beſatzung, aus kaum dreihundert Mann beſtehend, ſich in's feſte Schloß zurückzog, während der Bürgermeiſter, Bengt Bilekron, die Schlüſſel der Stadtthore den Händen des Feindes überlieferte, welcher die Stadt beſetzte und das Caſtell mit ſolcher Heftigkeit angriff, daß Commandant Haſtko gezwungen war, ſich am 14. Juli zu ergeben.

Das ſchwediſche Heer eilte nach Chriſtianſtadt und die Dänen rückten nach Landskrona vor, deſſen Belagerung am 15. Juli begann und die am 28. deſſelben Monats nach äußerſt hartnäckigem Kampfe, in welchem die Dänen einen ihrer tapferſten Heerführer, den Generallieutenant Niels Roſenkranz, verloren, mit der Uebergabe der Stadt ihre Endſchaft erreichte.

Von Landskrona marſchirten die Dänen nach Chriſtianſtadt, das am 16. Auguſt nach zweiſtündigem Kampfe im Sturme erobert ward.

In Folge dieſer Niederlagen wurden zehn ſchwediſche Capitaine verurtheilt, die Schmach derſelben mit ihrem Leben zu bezahlen. Alle zehn wurden in Stockholm gehenkt. Selbſt der Admiral Stenbock fiel in Ungnade, ward ſeiner Würde entſetzt und verurtheilt, alle Unkoſten zu bezahlen, welche auf die Ausrüſtung der ſeinem Commando anvertrauten Flotten-Abtheilung verwendet worden war. Dieſe Geldſtrafe betrug über 230,000 Reichsthaler.

Während die Dänen ſo glücklich in Schonen waren, führte auch der Vicekönig von Norwegen, Seine „hohe Excellenz", Graf Ulrich Friedrich Gyldenlew, mehr als einen glücklichen Coup in Norwegen aus. Im Juli 1676 nahm er die ſchwediſche Stadt Wennersborg, ſchlug die Schweden zwiſchen Bahuus und Gothenberg und erbeutete zwölf Fahnen und Standarten, durch deren Ueberſendung er ſeinen königlichen

Halbbruder nicht minder als deren gemeinſchaftliche Flamme überraſchte, welche mit ihrer nonchalanten Heiterkeit dem Könige geſtand, daß ſie dem leichtſinnigen Taugenichts ſolche Siege früher gar nicht zugetraut hätte.

Seine „hohe Excellenz", einmal im Zuge, bemächtigte ſich der Inſel Hiſing und ſchickte ſich, um ſein Werk zu krönen, zur Belagerung Gothenborgs an, das von der Seeſeite durch einige Schiffe des Admirals Marcus Rothſteen, und zu Lande durch Gyldenloew ſelbſt tapfer angegriffen ward. Durch Eroberung dieſer Feſtung hoffte Letzterer ſich einen Weg aus Norwegen nach Schonen zu bahnen, weil zwiſchen Gothenborg und Halmſtadt, an welch letzterm Orte die Dänen erſt kurz vorher eine höchſt empfindliche Schlappe erhalten hatten, nur eine Entfernung von kaum zwölf ſchwediſchen Meilen liegt. Aber dieſer Plan ward durch die Dazwiſchenkunft der ſchwediſchen Flotte vereitelt, welche Seine „hohe Excellenz" in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzte, die Belagerung Gothenborgs ſchleunigſt aufzuheben und ſeinen Rückzug nach Chriſtiania anzutreten. Gyldenloew bezog, nachdem er das von ihm eroberte Wennersborg in einen Aſchenhaufen verwandelt hatte, ſein Winterquartier in Norwegen.

Auch in Schonen unterbrach die frühzeitig eingetretene rauhe Jahreszeit das weitere Vorrücken der däniſchen Waffen. Der König kehrte, von Sehnſucht nach ſeiner luſtigen Gräfin Samſöe geplagt, in Begleitung ſeines jüngſten Bruders, des Prinzen Georg, und des Generalfeldmarſchalls Herzogs Joachim Ernſt von Holſtein-Ploen nach Kopenhagen und Letzterer, weil er ſich mit dem Oberjägermeiſter von Hahn überworfen hatte, vom Kopenhagener Hoflager nach ſeinem Reſidenzſchloß Ploen zurück. Und Kopenhagen ſchwamm abermals in Jubel.

Aber dieſer Jubel währte nicht allzulange. Kaum ſechs Monate nach dem durchaus nicht gerechtfertigten Sturze des Kanzlers Griffenfeldt, welcher der gute Stern des Königs geweſen war, begann das launiſche Kriegsglück ſich treulos von den Danebrogsfahnen abzuwenden und den gelbblauen Standarten der Schweden zuzulächeln.

Das Heer der Letzteren, das, von Karl XI. in eigener Perſon befehligt, einem Zuſammenſtoßen mit der däniſchen Armee bisher immer vorſichtig ausgewichen war, erſchien endlich, nachdem ihm Graf Magnus de la Gardie mitten im Winter über die Eisſtraßen der Oſtſee beträchtliche Verſtärkungen zugeführt hatte, urplötzlich und wie aus den Wolken herabgeſchneit, in der Umgegend von Lund und lieferte dem überrumpelten Feinde, der ſchon ſeine Winterquartiere bezogen hatte, am 4. December 1676 eine Schlacht, die ſich beim Anbruche des Morgens entſpann und von beiden Seiten bis zum Einbruch der Dunkelheit mit ſo mörderiſcher Erbitterung und heldenmüthiger Todesverachtung fortgekämpft ward, daß nicht weniger als achttauſend däniſche und ſchwediſche Opfer das ſchneeweiße Leichentuch des Schlachtfeldes mit ihrem tapfern Blute färbten. Der linke Flügel der Dänen, vom Generalmajor Sandberg commandirt, war gleich beim erſten Angriffe dem Feuer der feindlichen Kugeln ſo ſehr ausgeſetzt, daß ſie die vornehmſten Offiziere theils hinweggerafft, theils ſchwer verwundet hatten, wodurch der ganze Flügel in Verwirrung gerathen war; nicht minder unglücklich war der rechte Flügel geweſen, der, von dem unfähigen General Ahrensdorf befehligt, faſt ganz das Schickſal des linken getheilt hatte. Der Anfangs zweifelhafte Sieg neigte ſich endlich auf die Seite der Schweden. Ahrensdorf zog ſich bei Mondenſchein über die Eisdecke des Fluſſes zurück: er mußte den größten Theil ſeiner Geſchütze verſenken laſſen, weil ſie ihrer Schwere wegen über das Eis nicht fortzubringen waren. Die Dänen büßten in der Schlacht bei Lund über vierzig Kanonen ein.

Vier Tage nach jener für Dänemark ſo unglücklichen Schlacht kehrten der König und Prinz Georg, die derſelben beigewohnt hatten, über Landskrona nach Kopenhagen zurück. Um den nicht wenig beſtürzten Bewohnern der Reſidenz etwas Sand in die Augen zu ſtreuen, ließ Chriſtian V. einige Standarten und Pauken, welche Sandberg und Ahrensdorf den Schweden abgenommen hatten, wiederum mit theatraliſchem Schaugepränge durch ſeine Leibgarden unter Paukenſchall und Trompetengeſchmetter durch die Hauptſtraßen der Stadt tragen und gleichſam als Trophäen ſeiner Niederlage im Zeughauſe aufhängen.

Und damit ſchloß das Jahr 1676; das Jahr, in welchem Griffenfeldt von gewiſſenloſen Richtern zum Tode verurtheilt und von der Huld ſeines Fürſten zu lebenslänglicher Kerkerqual begnadigt worden war. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Deviſe ſeines königlichen Großvaters: „Justus Jehova Judex!“

## Siebentes Kapitel.

Fortſetzung des Schonen'ſchen Krieges. — Die Schweden nehmen Helſingborg, Chriſtianopel und Karlshafen. — Die Erfolge der Dänen zur See: ihre Siege bei der Kolberger Heide, unter Langeland und in der Kjöger Bucht. — Der Fall von Chriſtianſtadt. — Die Dänen vor Malmö. — Die Schweden ſiegen bei Landskrona. — Gyldenloew's Siege in Norwegen. — Tromp erobert die Inſel Rügen. — Königsmark entreißt ſie den Dänen. — Die Schweden nehmen Chriſtianſtadt. — Chriſtian und der Churfürſt von Brandenburg erobern Rügen zurück. — Die Friedensſchlüſſe zu Nymwegen, Saint-Germain, Fontainebleau und Lund.

Die Schweden, die durch den Sieg bei Lund feſten Fuß in Schonen gefaßt hatten, ließen trotz des ſtrengen Winters und der unwegſam gewordenen Landſtraßen einige Regimenter vor Helſingborg rücken, um dieſe Feſtung zurückzuerobern, was ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit auch ſo raſch gelang, daß das vis-à-vis von Helſingör ſich ſchon am 11. Januar 1677 ſeinem frühern Beſitzer, dem Könige von Schweden, auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Der eilfte Karl, ganz der Mann, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es glüht, und den Enthuſiasmus des Sieges nicht erkalten zu laſſen, ſchob ſein Heer von Helſingborg nach Chriſtianopel vor, das nach kurzem Widerſtande gleichfalls überging. Von Chriſtianopel rückten die Schweden auf Karlshaven los, das trotz der tapfern Vertheidigung des Commandanten, welcher während des dreitägigen Bombardements von feindlichen Kugeln getödtet ward, ſich am vierten Tage gleichfalls zu ergeben gezwungen war. Und ſo kam es, daß die ganze Provinz Bleckingen, erſt kurz vorher von den Dänen erobert, von Neuem in den Beſitz der Schweden kam. — Zuletzt blieb den Dänen von allen ihren frühern Eroberungen nur noch die Feſtung Chriſtianſtadt übrig.

Aber viel glücklicher als zu Lande waren die Dänen zur See.

Am 1. Juni 1677, gerade am Jahrestage der ſiegreichen Schlacht bei Oeland, erfocht die däniſche Flotte unter Niels Juel einen nicht minder glänzenden Sieg bei der Kolberger Haide gegen den ſchwediſchen Admiral Sjoeblad, der mit einer aus eilf Kriegsſchiffen und drei Brandern beſtehenden Escadre von Gothenborg dort angelangt war.

Zehn Tage ſpäter geriethen beide Flotten unter Langeland in einen neuen Kampf, in welchem Juel abermals die Oberhand behielt. Nach äußerſt hartnäckigem Gefechte eroberten die Dänen Sjoeblad's Admiralſchiff „Amaranthe“ mit 60 und den „Engel Gabriel“ mit 50 Kanonen. Nicht minder tapfer als Niels zeigte ſich der Vice-Admiral Chriſtian Bielke, der ein drittes Kriegsſchiff der Schweden, das „Caſtell von Calmar“ mit 74 Kanonen als Siegesbeute wegnahm, während Capitain Dreyer „Wrangels Palaſt“ mit 44 und Capitain de Witt das „Meerweib“ mit 46 Kanonen eroberten. — Admiral Sjoeblad und fünf ſchwediſche Capitaine wurden als Kriegsgefangene nach Kopenhagen abgeführt.

Einen Monat nach dem Siege bei der Kolberger Haide — am 1. Juli 1677 — entſpann ſich eine dritte Seeſchlacht in der Kiöger Bucht. Die Flotte der Dänen war in drei Escadres getheilt, von welchen Admiral Marcus Rothſteen die Avantgarde, Admiral Jens Juel — ein Bruder des General-Admirals Niels Juel — das Centrum und Admiral Jens Rothſteen die Arrièregarde befehligte. — Die ſchwediſche Flotte, die aus ſechsunddreißig Kriegsſchiffen und zehn Fregatten beſtand, ward vom General-Admiral Henrik Horn commandirt. Der Sieg, Anfangs von einer Seite zur andern ſchwankend, kam beiden Theilen faſt gleich theuer zu ſtehen. Die Schweden büßten ein Kriegsſchiff von 60 Kanonen ein, und drei Fregatten, „Sanct-Hieronymus,“ „Calmar“ und „Mercurius“ wurden ſo zerſchoſſen, daß ſie ſich, unbrauchbar gemacht, in den Hafen von Malmöe zurückzogen. Auf däniſcher Seite wurde Niels Juel's prächtiges Admiralſchiff „Chriſtian V.“ dergeſtalt zugerichtet, daß er ſich an Bord „Friedrich's III.“ und von dieſem, das gleichfalls zerſchoſſen ward, auf ein drittes Schiff „Charlotta Amalia“ zu flüchten gezwungen ſah.

Der blutige Kampf währte ſechs Stunden. Endlich neigte ſich der entſcheidende Sieg auf die Seite der Danebrogsflagge. Die Schweden mußten die Flucht ergreifen. Juel verfolgte ſie bis nach Bornholm. Von dort kehrte er wieder um. Die Schweden verloren im Ganzen dreizehn Schiffe, und die Schlacht in der Kiöger Bucht gehört zweifelsohne zu Jenen, auf welche Dänemark noch heute mit eben ſo gerechtem Stolze zurückblicken darf, als damals der hervorragendſte Held derſelben, **Niels Juel**, dem ſie ein neues Reis in den Lorbeerkranz ſeiner frühern Siege flocht. — Zur Erinnerung an dieſe Schlacht, welche den Kern der ſchwediſchen Flotte vernichtet hatte, ließ **Chriſtian** eine Denkmünze prägen mit der Inſchrift: „Sic Codani turbas conciliasse juvat." Gleichzeitig ließ er auf **Niels Juel** eine goldene Medaille ſchlagen, auf deren Vorderſeite das Bildniß des Admirals und auf der Rückſeite das Datum der berühmten Seeſchlacht zu ſehen iſt. Jeder der Seeoffiziere erhielt eine dieſer goldenen Medaillen; die Soldaten und Matroſen aber, die doch eben ſo gut ihre Schuldigkeit gethan und durch ihre Tapferkeit gewiß das Meiſte zur Erkämpfung dieſes Sieges beigetragen hatten, gingen, wie faſt immer bei derlei Gelegenheit, auch aus dieſem Kampfe **unbelohnt** hervor. Ne esset aequalitas! Das iſt und bleibt der Jammer aller Zeiten! —

Während dieſer glücklichen Erfolge zur See ſtieß das Landheer der Dänen mit den dreitauſend Schweden zuſammen, welche Chriſtianſtadt beſetzt hielten. Letztere, die dem Heer nicht lange widerſtehen konnten, wichen nach kurzer Gegenwehr der däniſchen Uebermacht. Bald darauf zog der König in Chriſtianſtadt ein, wo er vom Generalmajor **Meerheim**, der ſich, wie **Holberg** berichtet „den Bürgern gegenüber als ein Vater und gegen ſeine Feinde als ein Löwe erwieſen," **herrlich** bewirthet ward, worauf **Chriſtian** ihm ſeen

Danebrogorden verlieh und ihn außerdem mit einer koſtbaren Ehrenkette zu beſchenken geruhte. Obriſtlieutenant **Schwanwedel** bekam als Belohnung ſeiner Tapferkeit das Regiment des Generalmajors **Sandberg**, dem es in Folge ſeiner Niederlage bei Lund abgenommen ward, während des Königs Günſtling **Ahrensdorf** für ſeine Feigheit in eben jener Schlacht ungeſtraft blieb. — „Dieſer **Schwanwedel**," erzählt unſere däniſche Hauptquelle, „drang, ob er gleich erſt kurz vorher verwundet worden war, mit einem Häuflein ſeiner Soldaten in Yſtedt hinein, ließ die darin befindlichen Schweden über die Klinge ſpringen und zog ſich, nachdem er die däniſchen Gefangenen frei gemacht hatte, mit guter Beute beladen nach Chriſtianſtadt zurück. Er und **Meerheim** waren die muthigſten Partheigänger in dieſem Kriege. Beide verſtanden ſich gut mit den Schnapphähnen und Freibeutern in Schonen und waren eben ſo hurtig als glücklich, daher das gemeine Volk ſie faſt für Zauberer anſah." — Dieſer däniſche **Schwanwedel** glich in mehr als Einem Punkte dem Limburger **Jean de Weert**, der vom gemeinen Soldaten im ſpaniſchen Heere unter **Spinola** zu einem der tapferſten Reitergenerale des dreißigjährigen Krieges ſich emporgekämpft hatte.

Nach der Einnahme von Chriſtianſtadt erſchien am 19. Juli die ganze Heeresmacht der Dänen vor Malmöe, um auch dieſe Stadt, in welcher der ſchwediſche Generallieutenant **Ferſen** den Befehl führte, zu belagern und ſich durch deren Eroberung zum Herrn von ganz Schonen zu machen. Hier aber ſtießen die

Belagerer auf einen ſo gut organiſirten Widerſtand, daß ſie, in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli, wo ſie dieſen Schlüſſel zum Herzen Schonens mit Sturm einzunehmen verſuchten, tapfer zurückgeſchlagen wurden und Viele von ihnen beim Einſturze einer Laufbrücke, welche ſie über das Waſſer geſchlagen hatten, ihren Tod fanden oder, wie unſer naiver Holberg ſchreibt, ins Gras beißen mußten.

Die Dänen rückten von Malmöe nach Landskrona, wo es am 13. Juli zu einem neuen Treffen kam, in welchem Chriſtian V. den rechten und Generallieutenant Ahrensdorf, der Ausreißer in der Schlacht bei Lund, den linken Flügel befehligte. Letzterer hatte auch hier daſſelbe Unglück, wie dort: das ihm anvertraute Heer ward von den Schweden mit ſolcher Heftigkeit angegriffen, daß der ganze Flügel, in Unordnung gerathen, zu fliehen begann, wodurch auch der rechte Flügel ſich genöthigt ſah, die Chamade zu ſchlagen und ſich in retrograder Bewegung in ſein Lager zurückzuziehen. Der Sieg blieb auf ſchwediſcher Seite. Die Dänen vermißten den holſteinſchen Generalmajor Rumohr, der in ſchwediſche Gefangenſchaft gerieth, und den Generalmajor Hans Walter, welcher auf dem Schlachtfelde blieb. Auch die Schweden hatten dieſen Sieg bei Landskrona ziemlich theuer erkauft und den Generalfeldmarſchall Helmfeldt verloren; General Schönleben theilte das Loos des däniſchen Generalmajor Rumohr's; zwei andere Generale, Aſchenberg und Bielke, wurden ſchwer verwundet.

Die däniſche Flotte, die unterdeſſen auf dem blutigen Lorbeer des Sieges bei Kiöge ausgeruht hatte, lichtete, zweiundzwanzig Schiffe ſtark, am 31. Juli von Neuem die Anker, um vereint mit der holländiſchen Hülfsflotte, die, geführt von dem Admirallieutenant Willem Baſtianſen, erſt kurz vorher angekommen war, den ſchwediſchen Inſeln ein vernichtendes Schach zu bieten.

Am 11. Auguſt erſchien die vereinigte Flotte im Angeſichte der Inſel Oeland, um ihren erſten Beſuch der Feſtung Bornholm abzuſtatten. Tags darauf vereinigte ſich mit Niels Juel der Generaladmiral Tromp und der Vice-Admiral Chriſtian Bielke. Weil Smaaland und Oeland, die ſie zur Uebergabe aufgefordert hatten, nichts davon hören wollten, wurden auf Tromp's Befehl der Obriſt Georg Müller nach Smaaland und der Vice-Admiral Span nach Oeland geſchickt, um die Halsſtarrigkeit der Bewohner durch Brandſchatzungen zu beugen. Dieſe aber wollten ſich dazu nicht verſtehen, worauf die Dänen drei Edelhöfe und mehrere Bauergüter in Flammen aufgehen und mehr als vierzig bewaffnete Bauern „ins Gras beißen" ließen. Am 29. deſſelben Monats kamen Tromp und Juel nach Oeland in der Abſicht, die Feſtung Bornholm anzugreifen, deren ſtarke Beſatzung den däniſchen Beſuch zurücktrieb. Die Herren der däniſchen Flotte begnügten ſich, Oeland ausplündern zu laſſen und mehr als 2000 Stück Vieh als Siegesbeute (!) mit ſich fortzuſchleppen.

Tromp und Rothſteen wurden nach Kopenhagen zurückberufen. Juel, nicht ſtark genug, einen

neuen Angriff auf Bernholm oder Calmar zu unter
nehmen, begnügte ſich mit der Ausplünderung der un
Smaaland zerſtreut liegenden Inſeln. Oberſt Mülle
und Capitain Giedde ſegelten, nachdem ſie alle Pac
häuſer der Handelsſtadt Weſterwik in Brand geſtec
hatten, nach Gothland.

Mittlerweile hatte Seine „hohe Excellenz," de
norwegiſche Vice-König Gyldenloew, die Felſen-
feſtung Karlſtein bei Marſtrand, die, zwei Meilen vo
Bahuus und vier Meilen von Gothenborg entfernt, au
einer von Felſen und Klippen geſchützten Inſel gelegen
bis dahin für uneinnehmbar galt, eingenommen. Gyl
denloew wollte durch die Eroberung Karlſtein's be
weiſen, daß er Alles einzunehmen im Stande war
Am 28. Juli hatte er ſich nach zweiſtündigem Kampf
der Stadt Marſtrand bemächtigt und die Feſtung
Guſtafsborg in Flammen aufgehen laſſen. Die Dänen
erbeuteten [illegible]4 Geſchütze und zwei ſchwarze Fahnen, in
welche die Verſe eingeſtickt waren:

„Som trefast Mand jag traedar fram
Mod fiandan at strida
Af Gothablod og samma Moth
Iverdan beromte saa vida."

Herr dieſer wichtigen Feſtung, brachte Gyldenloew
wieder ganz Jemteland unter däniſche Herrſchaft zurück.

Unterdeſſen war der ſchwediſche Kanzler, Graf
Magnus de la Gardie, mit einem faſt 11,000
Mann ſtarken Heere vor Bahuus erſchienen, um den däni-
ſchen Truppen unter dem Oberbefehle des Generals Loe-
wenhjelm, der kaum 3000 Mann zählte, eine Schlacht

anzubieten. Am 28. Juli ſtießen beide Heere bei Uddewalla zuſammen. Löwenhjelm griff beim heftigſten Regenwetter, welches die Anwendung der Schußwaffen erſchwerte, mit dem Degen in der Fauſt den mehr als dreifach überlegenen Feind mit ſolchem Löwenmuthe an, daß mehr als tauſend Schweden auf dem Schlachtfelde zurückblieben.*)

Dieſe Siege ermuthigten den König von Dänemark zu einem neuen Angriffe auf die Inſel Rügen. Chriſtian V. und ſein Bruder Georg langten in Begleitung der beiden holländiſchen Admirale Martin Tromp und Willem Baſtianſen am 6. Sept. vor Rügen an; er ließ ſeine Truppen ans Land ſteigen und Verſchanzungen aufwerfen, worauf er am 15. deſſelben Monats wieder in Kopenhagen eintraf. Als Grund, warum er nicht bei ſeiner Flotte auf Rügen geblieben, wurde ein urplötzlicher Anfall von Gicht angegeben; aber der wahre Grund ſeiner ſo eiligen Rückkehr nach der Reſidenz war ein Brief, der ihm ein leichtes Unwohlſein ſeiner zärtlich geliebten Gräfin von Samſöe gemeldet hatte. An den Kiſſen ihres Bettes vergaß er ſeine Flotte auf Rügen.

Der ſchwediſche Statthalter von Pommern, Graf Otto Wilhelm von Königsmark, der bald nach der Landung der Dänen mit einer Verſtärkung von fünftauſend Mann aus Stralſund herbeigeeilt war,

---

*) An dem Tage dieſes denkwürdigen Sieges ward die Königin Charlotte Amalie von ihrem vierten Kinde, der Prinzeſſin Sophia Hedwig, entbunden.

bot alle Mittel auf, die feindlichen Gäſte zum Rückzu
zu zwingen; als aber auch die Letztern neue Zuzü
aus Dänemark erhalten und ſich auf faſt zehntauſe
Mann verſtärkt hatten, zog ſich **Königsmark**, n
halb ſo ſtark, am 9. October nach Stralſund zurü
General **Meerheim** erſtürmte die ſchwediſchen Ve
ſchanzungen und beſetzte ſie mit ſeinen Dänen. N
die alte Fährſchanze, in welcher ein Franzoſe befehligt
widerſtand dem Anſtürmen des Feindes und hielt ſi
von Letzterm in beſtändigem Schach gehalten, den ganz
Winter hindurch.

Am 26. October wurde Admiral **Baſtianſe**
bevor die von ihm befehligte Hülfsflotte ihr Winte
quartier in Holland bezog, zum Ritter des Danebro
ordens ernannt, der Vice-Admiral aber, ſo wie d
Schout by Nacht, mit dem Bildniſſe des Königs beſchenk

Und damit ſchloß das Jahr 1677. — — —

— — — — — — — — — — —

Im Jahre 1678 hatte Dänemark ein Landhee
das aus folgenden Elementen zuſammengeſetzt war:

| | | |
|---|---|---|
| In Schonen ſtanden eingeborene Dänen | 11165 | Mann |
| Dazu kamen an Angeworbenen: | | |
| Münſter'ſche Hülfstruppen . . . . | 6036 | „ |
| Heſſiſche . . . . . . . . . . | 1300 | „ |
| In den Garniſonen lagen . . . . | 9281 | „ |
| Auf der Flotte dienten . . . . . | 2488 | „ |
| In Norwegen . . . . . . . . | 10000 | „ |
| In Bremen . . . . . . . . . | 3000 | „ |
| | 43,270 | Mann |

Davon waren 9000 Mann Cavallerie (meiſt Dragoner). Die ſchwache Seite des däniſchen Landheeres beſtand darin, daß es nach Riegels und Anderer Angabe nicht mehr als 500 Mann Artillerie und nur vierzig Feldſtücke beſaß.

Trotz dieſes Mangels war dies doch immer ein beträchtliches Heer, das im Stande geweſen wäre, größere Siege zu erzielen, hätte es vor allem Andern tüchtigere Führer als den General Ahrensdorf gehabt.

Die Inſel Rügen, auf welcher ſich die Dänen eingeniſtet hatten, iſt ſowohl in geſchichtlicher, als archäologiſcher Beziehung ſo anziehend, daß es uns geſtattet ſein mag, einen Augenblick dabei Halt zu machen. Hier war es, wo in fabelhafter Zeit die angeblich deutſche Göttin Hertha gehauſ't und in der See und in der Burg, die ihren Namen tragen, Spuren ihres vorſündfluthlichen Daſeins zurückgelaſſen hat. Der Herthaſee liegt im Stubbenitzer Walde und hat etwa 160 Fuß im Durchmeſſer. Die Herthaburg iſt ein von einem Buchenhaine eingeſchloſſener Wall, in welchem ſich noch heutzutage ſogenannte Opferſteine finden. Auf der nordweſtlich gelegenen Halbinſel erhebt ſich die aus Kreidefelſen gebildete Spitze Arkona, wo ſich vor Jahrtauſenden die Wendenburg Arkon, der prachtvolle Haupttempel des uralten Rügengottes Suantewit erhob, in welchem die ſeiner Gottheit geweihten Kriegsfahnen aufbewahrt wurden. Burg und Tempel zerſtörten die Dänen. — Die ganze Inſel Rügen ſoll, der Sage nach, von Pommern, mit welchem es in frühern Jahrhunderten zuſammenhing, durch ein großes Erdbeben losgeriſſen werden ſein. — Der erſte Wohnſitz der ſlaviſchen Bevölkerung war Rugard; der erſte Fürſt von Rügen hieß Criton. Er bekriegte Lübeck, ward von dem Fürſten Heinrich von Mecklenburg beſiegt und aus Rügen gejagt. Unter Criton's Nachfolger Tetzlaf ward hier das Chriſtenthum eingeführt. König Waldemar zerſtörte Arken und verjagte Tetzlaf. Letzterm folgten Jaromir und Witzlaf. — Der Nachfolger des Letztern, Jaromir II. gerieth mit dem erſten Chriſtoph von Dänemark, den er nicht als Lehnsherrn anerkennen wollte, in Krieg und ſchlug die Dänen bei Neſtwed. — Nach dem Tode Witzlaf's III. (8. November 1325) fiel Rügen an Pommern. Nach dem Ausſterben der pommerſchen Herzöge kam die Inſel im weſtphäliſchen Kriege an Schweden. —

Karl XI, der ſich den momentanen Verluſt der Inſel Rügen ſehr zu Herzen nahm, ließ, nachdem die Dänen dort feſten Fuß gefaßt hatten, dem Grafen von Königsmark, der ſich nach Stralſund zurückgezogen, den Befehl zugehen, dieſe Inſel dem Feinde um jeden Preis wieder zu entreißen. Königsmark, der ſich in Folge dieſer Ordre mit den Bewohnern Stralſunds zu einem gemeinſchaftlichen Angriff gegen die Dänen verband, landete am 5. Januar 1678 bei der Fährſchanze und griff am dritten Tage den Feind mit einem ſolchen Uebergewichte von Artillerie und mit ſolcher Begeiſterung an, daß die Dänen unter dem Commando des (aus der ſchwediſchen Gefangenſchaft befreiten) Generalmajors von Rumohr, den eine Stückkugel todt von ſeinem Pferde riß, zuerſt in Verwirrung und gleich darauf in

Flucht geriethen. Letztere war ſo groß, daß das Fußvolk ſich genöthigt ſah, ſeine Kanonen in den Händen des ihn verfolgenden Feindes zurückzulaſſen.

Dieſer glänzende Sieg ermuthigte die Schweden. In Schonen belagerten ſie nun Chriſtianſtadt, das, befehligt vom Generalmajor von der Oſten, ihnen tapfern Widerſtand entgegenſetzte. Am 23. März brach Chriſtian V., begleitet von ſeinem Bruder Georg, ſelbſt nach Schonen auf, um bei Landskrona ein Heer zum Entſatze Chriſtianſtadt's zuſammenzuziehen. General Ahrensdorf ward mit einem Heere von 16,000 Mann abgeſchickt, der hart bedrängten Feſtung zu Hülfe zu eilen; aber dieſer eben ſo feige als nachläſſige Anführer geſtattete den Schweden, immer größere Verſtärkungen heranzuziehen, während Generalmajor von der Oſten und deſſen kühne Schaar ſich mit verzweiflungsvollem Muthe bis aufs Aeußerſte vertheidigte und die ſeinem Befehle anvertraute Feſtung nach viermonatlicher Gegenwehr am 14. Auguſt 1678 und zwar erſt dann übergab, als die Hungersnoth zu ſo furchtbarer Höhe angewachſen war, daß es der Beſatzung, die in den letzten Tagen einen Theil ihrer Pferde geſchlachtet hatte, zuletzt ſogar an Hunden und Katzen fehlte, um ihren Hunger zu ſtillen. Die däniſche Beſatzung, die allmälig durch Noth und Krankheiten aller Art auf vierzehnhundert Mann zuſammengeſchrumpft war, zog ſich unter ihrem wackern Befehlshaber von der Oſten nach Helſingborg zurück, das Chriſtian unterdeſſen ſtärker hatte befeſtigen laſſen. Ahrensdorf aber, deſſen Unfähigkeit die Uebergabe dieſer Feſtung zuzuſchreiben war, mußte ſein Commando an den Freiherrn von Wedel abtreten.

Der König von Dänemark und der Churfürſt von Brandenburg griffen nun mit vereinter Kraft die von den Schweden zurückeroberte Inſel Rügen an. Die Dänen unter dem Oberbefehle des tapfern Siegers bei Uddewalla, Generals Löwenhjelm, die Brandenburger unter dem Commando Georg von Derfflinger's, der durch ſeinen Degen vom böhmiſchen Schneidergeſellen zum Generalmajor des großen Churfürſten emporgeſtiegen war, landeten, unterſtützt von der Flotte des Generaladmirals Tromp, am 12. September auf Rügen und trieben den Grafen von Königsmark, der ihre Landung nicht zu hindern vermochte, wieder nach Stralſund zurück.

Die Verbündeten, die ſowohl die alte, als die neue Fährſchanze erſtürmt hatten, nahmen mehr als 600 Schweden gefangen und erbeuteten nach däniſcher Angabe, die, wie gewöhnlich etwas bramarbaſirend*) klingt, über 3000 Pferde, darunter nur 800 Bauerpferde. — Innerhalb vier Tagen ward die ganze Inſel von den Schweden geſäubert, Freiherr Juel zum Statthalter und General Löwenhjelm zum Befehlshaber der däniſchen Occupationstruppen eingeſetzt.

---

*) Bramarbas iſt, was wir bei dieſer Gelegenheit nicht unerwähnt laſſen wollen, eine der herrlichſten Typen, eine der originellſten Schöpfungen der Muſe Holberg's, der, en passant geſagt, als Luſtſpieldichter viel größer, wie als Geſchichtſchreiber daſteht.

**Christian** V., übermäßig ſtolz auf dieſe Eroberung, die ihm freilich nur mit Beihülfe ſeines brandenburgiſchen Bundesgenoſſen gelungen war, verſäumte nicht, die Erinnerung an dieſen (gemeinſchaftlichen) Sieg durch eine Denkmünze zu verherrlichen, deren Vorderſeite eine Frauengeſtalt darſtellt, die in ihrer Linken das vereinigte Wappen von Dänemark und Norwegen hält und mit der Rechten auf eine Pyramide hinzeigt, worauf man die Inſchrift lieſt:

Rugia recepta XIII. Sept. 1678.

Die Rückſeite zeigt einen in den Lüften ſchwebenden Adler, in ſeinen Klauen ein Doppel-Schild haltend, worin **Christian's** V. und **Friedrich Wilhelm's** von Brandenburg Namenschiffres zu ſehen ſind mit der keineswegs allzubeſcheidenen Legende:

„Volabit fama per orbem.“ *)

Die Alliirten nahmen gleich darauf die Belagerung von Stralſund in Angriff. Die Stadt, bis aufs Aeußerſte gebracht, ergab ſich am 11. October dem großen Churfürſten. Zehn Tage nach der Einnahme Stralſunds ging auch Greifswald, die letzte Stadt, welche Schweden in Pommern beſaß, durch Capitulation in den Beſitz von Brandenburg über.

Das folgende Jahr (1679) begann für Dänemark unter ziemlich niederſchlagenden Ausſichten. Holland, das einer ſeiner mächtigſten Bundesgenoſſen geweſen war, hatte am 31. Juli 1678 mit **Ludwig** XIV.

---

*) Der Ruf (dieſes Sieges nämlich) durchfliegt den ganzen Erdkreis.

und im October mit Karl XI. von Schweden den Frieden zu Nymwegen geſchloſſen und war von der Allianz mit Dänemark und deſſen andern Alliirten zurückgetreten. — Spanien, geſchwächt durch die glänzenden Siege Frankreichs in den ſpaniſchen Niederlanden, hatte am 17. September deſſelben Jahres, gleichfalls zu Nymwegen, einen kleinlichen Frieden mit dem großen Ludwig geſchloſſen, der von Karl II. erſt am 13 December ratificirt wurde.

Dänemark, das in ſeinem Kriege gegen Schweden nun auf ſich ſelbſt angewieſen war, ließ im April des Jahres 1679 ſeine Flotte, zweiunddreißig Schiffe ſtark, unter Niels Juel in die Oſtſee auslaufen, um die Schweden aufzuſuchen. Am 3. Juli warf er Anker vor Bornholm und ſchickte von hier einen Theil der Flotte unter dem Vice-Admirale Hendrick Span nach Calmar ab, um mit der ſchwediſchen Flotte anzubinden. Letztere, die einem Treffen auszuweichen ſuchte, zog ſich mehr und mehr zurück. Am 8. Juli führte Juel ſeine Schiffe nach Gothland, um dort friſches Waſſer und andern nöthigen Bedarf einzunehmen. Am 26. Juli ſtieß Vice-Admiral Span auf fünf ſchwediſche Kriegsſchiffe, von denen das Eine, der „Reichsſchlüſſel", ſechsundachtzig Kanonen an Bord, durch eine Stückkugel des däniſchen Vice-Admiralſchiffs „Chriſtian IV." in Brand geſteckt, mit ſeiner ganzen Mannſchaft in die Luft flog.

Aber trotz all' dieſer kleinen Vortheile, welche Dänemark bisher über Schweden davongetragen hatte, fühlte Chriſtian V. früh genug, daß er, der holländiſchen Mithülfe beraubt, doch ſehr bald, vor Allem aus Geldmangel, den Kürzern ziehen würde, um ſo mehr, da auch der Kaiſer, am 26. Januar, und der Biſchof von Münſter, am 19. März, dem großen Ludwig die Hand der Verſöhnung gereicht und mit ihm gleichfalls Frieden geſchloſſen hatten. Um dieſe Zeit ließ der König von Dänemark, gleichſam um ſich ſelber Muth einzuſprechen und den Schweden zu zeigen, daß er unerſchrocken ſei, eine Schaumünze prägen, welche auf der einen Seite die Stadt Kopenhagen und auf der andern eine gegen Platzregen, Hagel und Sturm muthig ankämpfende Pyramide mit der Ueberſchrift zeigt:

Nec vi, nec metu.*)

Als endlich auch der Churfürſt von Brandenburg am 19. Juli 1679 mit Frankreich und Schweden den Frieden zu Saint-Germain eingegangen war, und als gleich darauf mit Genehmigung des heiligen römiſchen Reichs der franzöſiſche Marſchall François Créquy de Blanchefort,**) nachdem er kurz vorher den brandenburgiſchen General Spen bei Minden geſchlagen, ſeine ſieggewohnte Heeresmacht unter Anführung des Generals Joyeuſe in die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt einziehen ließ, um dem Könige von Dänemark, dem hartnäckigen Feinde ſeines ſchwediſchen Bundesgenoſſen, einen Beſuch abzuſtatten und ihm zu drohen, Oldenburg für Schweden und Delmenhorſt für Münſter zu erobern, da wurde dem guten Chriſtian doch etwas unheimlich zu Muthe; die gegen alle Stürme gepanzerte „Pyramide“ wurde bedeutend erſchüttert und nun erſt dachte ſie ernſtlich daran, mit Frankreich und Schweden ſo raſch als möglich Frieden zu ſchließen.

---

*) Auch dieſer Gedanke war nicht neu. Denn ſchon andere Fürſten vor Chriſtian V. ließen Medaillen mit dieſem großmäuligen Wahlſpruch ſchlagen und ſchämten ſich darum doch nicht, bald darauf demüthig zu Kreuze zu kriechen. Dies war auch hier der Fall.

**) Er iſt derſelbe Marſchall, von welchem Voltaire geſagt: Il mourut à l'age de soixante ans (4. Februar 1687) „avec la réputation d'un homme qui devait remplacer le vicomte de Turenne."

Zwanzig Tage nach dem Frieden von Saint-Germain unterzeichnete (am 10. Auguſt) der däniſche Envoyé Meyerkron im Namen Dänemarks den Frieden zu Fontainebleau.

Gleich darauf ward zu Lund in Schonen zwiſchen Dänemark und Schweden ein Waffenſtillſtand und am 13. September eben daſelbſt, durch Vermittelung der franzöſiſchen und churbrandenburgiſchen Diplomaten, ein dritter soi-disant ewiger Friede geſchloſſen, worin Chriſtian V. „blos aus Gefälligkeit für den König von Frankreich“ (wie Holberg in ſeiner komiſchen Naivetät ſich auszudrücken beliebt) Helſingborg, Landskrona, Gothland, die Inſel Rügen, Wismar, Carlsberg, Marſtrand, Uddewalla und das ganze Stift Bahuus ohne alle und jede Entſchädigung an Schweden abzutreten geruhte unter der einzigen, ungeheuern Bedingung, daß es ihm geſtattet ſei, au jeglichem dieſer von ihm eroberten Plätze — hört, hört! — 10, wir wiederholen zehn Kanonen wegführen zu dürfen.

Für die Dänen der Jetztzeit wird es nicht unwichtig ſein, ſich der Namen jener ihrer Vorfahren zu erinnern, die dieſen ſchimpflichen Frieden zu Lund eingeleitet und vollzogen haben. Die däniſchen Bevollmächtigten waren Graf Anton von Aldenburg (der Schwiegervater Ulrich Friedrich Gyldenloew's), der geheime Rath und Freiherr Jens Juel (der Bruder des ruhmgekrönten Admirals Niel) und Conrad Biermann, der (wir wiſſen nicht genau, ob erſt kurz vorher oder bald darauf) mit dem Prädicate von Ehrenſchild in den däniſchen Adelsſtand erhoben ward.*) Schwediſcher Seits wurde der ehrenvolle Friede vom Freiherrn

---

*) Conrad Biermann (geboren 1629) Sohn eines Predigers, ſtudirte in Mömpelgard und ſetzte ſeine Studien in Straßburg fort. Als Secretär begleitete er den Baron d'Avaugeur, welcher vom Könige von Frankreich beauftragt war, die Streitigkeiten zwiſchen Polen und Schweden beizulegen, nach Stockholm. Nach dem Tode d'Avaugeur's ward er der Secretair des Chevalier Hugues de Terlon, dem er 1658 nach Kopenhagen folgte und der ihn beauftragte, einen Friedensentwurf zwiſchen Dänemark und Schweden nach Paris zu bringen. Hier machte ihn ſeine diplomatiſche Gewandtheit ſo bekannt, daß die franzöſiſche Regierung ihm antrug, in ihre Dienſte zu treten. Er aber zog es vor, ſich und ſeine Fähigkeiten dem däniſchen Staate zu widmen. Am 1. Januar 1661 wurde er von Friedrich III. zum Secretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten

Johan af Gyldenſtierna und Franz Joel Oernſtedt vollzogen.

Und damit endete dieſer dreijährige Krieg für den Ruhm und das Heil Dänemarks auf eine Weiſe, die nach all' den unzähligen Opfern, die er gekoſtet hatte, uns zu der Schiller'ſchen Frage berechtigt: Und darum und ſo weiter?

---

angeſtellt und begleitete ein Jahr darauf als Legationsſecretär den däniſchen Geſandten Hannibal Seheſtedt nach Paris. Nach ſeiner Rückkehr zum Staatsſecretär ernannt, wurde er ſpäter von Chriſtian V. zum Staatsrath befördert. — Dieſer ſchlaue Diplomat, von welchem noch einige Mal die Rede ſein wird, ſtarb am 24. April 1698 zu Kopenhagen.

## Achtes Kapitel.

Dänemark verbündet ſich mit Frankreich. — Neuer Streit mit Hamburg. — Die däniſchen Prätenſionen. — Der Hamburger Interims Receß. — Die Vermählung der Prinzeſſin Ulrike Eleonore mit Karl dem Eilften. — Die Anlegung der Feſtung Chriſtianſtein. — Privilegien der Stadt Fridericia. — Die Hochzeit des Prinzen Georg mit Anna Stuart. — Chriſtian der Fünfte publicirt das Danske Lov — Tod der Königin-Mutter. — Reiſe des Königs nach Norwegen. — Seine Rückkehr nach Dänemark.

Nach dem Lundener Frieden, der ſo ſehr zu Gunſten Schwedens ausgefallen war, verließ der eilfte Karl die Partei des vierzehnten Ludwig's und ſchloß ſich jener des Kaiſers Leopold an. Dänemark dagegen verband ſich jetzt inniger als je mit Frankreich. Erſteres ſchickte den Geheimen Rath Juſtus Hoeg als Geſandten nach Paris, während Letzteres Herrn von Montangis nach Kopenhagen ſandte. — In Folge dieſer Miſſion kam auch bald darauf zwiſchen beiden Reichen ein Schutzbündniß zu Stande, laut welchem Dänemark vom Verſailler Hofe jährlich 1,200,000 Livres Subſidien erhielt, wofür es die Verpflichtung übernahm, ein Heer von zwölftauſend Mann und eine Flotte von vierzehn Kriegsſchiffen zu Gunſten Frankreichs beſtändig in Bereitſchaft zu halten; ein Vertrag, durch den Chriſtian V. ſich gleichſam zu einem Vaſallen Ludwig's XIV. erniedrigte. — Als die Zeitung von dieſer unehrenvollen Allianz endlich auch bis in den Felſenkerker Griffenfeldt's drang, kritzte er mit ſeinem Diamanten in die Fenſterſcheibe den uralten Wahlſpruch der Grafen von Athlane ein:

Malo mori quam foedari.

Der fünfte Chriſtian, dem in Folge der franzöſiſchen Unterſtützung bald wieder der Kamm ſchwoll, fing kurz darauf einen neuen Streit mit der freien Stadt Hamburg an, indem er, das alte Lied von der Huldigung anſtimmend, wie ſein erlauchter Großvater zu verlangen geruhte, daß das erbunterthänige Hamburg ihm den Eid der Treue leiſte. Außerdem begehrte er, daß die Stadt ihm für die Dänemark gegenüber ſo oft an den Tag gelegte Felonie eine glänzende Genugthuung und eine Bürgſchaft für den ihm ſchuldigen Gehorſam für jetzt und für zukünftige Zeiten zu geben ſich bereit erkläre.

Der Hamburger Rath, der dies unverſchämte Anſinnen gebührendermaßen zurückwies und mit allen Leibeskräften ernſte Verwahrung gegen Hamburgs vermeintliche Abhängigkeit von Holſtein erhob, erbitterte durch dieſe Widerſetzlichkeit den Uebermuth Seiner däniſchen Majeſtät in ſo hohem Grade, daß Allerhöchſtdieſelben mit einem ziemlich beträchtlichen Heere in Altona einzurücken und Hamburg mit einer Belagerung zu bedrohen geruhten. Gleichzeitig ließ Chriſtian durch eine Flotte Hamburgs Lebensader unterbinden, d. h. die Elbe ſperren, ſo daß die Hamburger Handelsſchiffe weder aus- noch einzulaufen vermochten.

Es wundert uns, daß der medaillenliebende Monarch nicht auch auf dieſe Großthat eine Denkmünze prägen ließ. Dänemarks geſteigerte Anſprüche an Hamburg waren nach Riegels'ſcher Angabe (S. 209) nunmehr Folgende:

1) Hamburg ſollte dem Könige von Dänemark als Erbherrn huldigen. (Dieſer Punkt wurde vom Hamburger Rathe präliminariter zugeſtanden!)

2) Das däniſche Wappen ſowohl über die Thore als über das Rathhaus zu ſetzen. (Zugeſtanden!!)

3) Die Hamburger Münze ſollte, wie früher, das Holſteiner Neſſelblatt zum Gepräge haben. (Zugeſtanden!!!)

4) Hamburg ſollte ſich verpflichten, tauſend Mann Dänen als königliche Garniſon bei ſich aufzunehmen. (Zugeſtanden!!!!)

5) Ein Caſtell auf Hamburgs [illegible] zu erbauen und darin tauſend Mann däniſche Beſatzung zu halten. (Der Rath bat allerunter[illegible], die Stadt damit allerhuldreichſt verſchonen zu wollen.)

6) Einen königlich-däniſchen Reſidenten anzunehmen, welcher zwei Stimmen im Rath [illegible] haben ſollte. (Der Rath bat von dieſer Forderung abzuſtehen.)

7) Dem Könige die Schlüſſel zum Altonaer Stadtthore zu übergeben. (Zugeſtanden!!!!!)

8) Die Hamburger Schiffe ſollten wie bisher den Zoll in Glückſtadt entrichten. (Zugeſtanden!!!!!!)

9) Eine Million Thaler wegen Ungehorſams zu bezahlen. (Der Rath erkühnte ſich, allerunterthänigſt um Milderung zu bitten) und endlich

10) Den däniſchen Unterthanen den Schaden zu bezahlen, den die Hamburger dem Handel in Altona zugefügt haben. (Es ward um nähere Auseinanderſetzung dieſes vermeintlichen Schadens gebeten.)

Für dieſe zehn mehr als harten und ungerechten Forderungen wollte ſich Seine däniſche Majeſtät in ſeiner Huld und Weisheit nur zu einem einzigen Punkte verſtehen, dem nämlich, daß die Hamburger freie Schifffahrt auf der Oſtſee genießen ſollten.

Die däniſchen Forderungen waren allerdings unverſchämt. Aber: contre la force point de résistance. — Die gute Stadt Hamburg, welcher durch Blockirung der Elbe der Lebensathem ihres ganzen Handels entzogen war, mußte ſich — als der bei weitem ſchwächere Theil — endlich dazu bequemen, in Folge diplomatiſcher Intervention von Seiten Frankreichs, Brandenburgs und Braunſchweigs folgenden Interims-Receß auszuſtellen:

Nach § 1 ſoll ſowohl Seiner Königlichen Majeſtät von Dänemark Dero Recht und Anſprüche auf Hamburg, wie Hamburgs Recht auf ſeine Unabhängigkeit von Holſtein bis auf Weiteres dahingeſtellt bleiben.

2) Haben Bürgermeiſter und Rath, wie auch ſämmtliche Bürgerſchaft in Hamburg mit unterthänigſter und dankbarſter Annehmung ſolches allergnädigſten königlichen Anerbietens verſprochen und gelobet, daß ſie Seiner Königlichen Majeſtät zugethan ſein und bleiben, in alleruntertänigſter gebührender Devotion Dero Beſtes befördern, dahingegen Dero Schaden, ſo viel

wie möglich, verhüten und abwenden, ſich ihrer Schuldigkeit gemäß an Seine Königliche Majeſtät halten und im Uebrigen dahin trachten wollen, ſich der Gnade Seiner Königlichen Majeſtät würdig zu machen. Dahingegen haben Seine Königliche Majeſtät der Stadt Hamburg Dero Gnade verſprochen und zugeſagt.

3) Die Hamburger erklären ſich ferner bereit, zu deſto „mehrerer" Verſicherung ihrer unterthänigſten Devotion, Seiner Königlichen Majeſtät ſolche ihre unterthänigſte Geſinnung durch eine Deputation aus ihrer Mitte, im Namen des Rathes und der Bürgerſchaft, mündlich zu eröffnen und vorzutragen.

4) Weil Seine Königliche Majeſtät von Seiner allerchriſtlichen Majeſtät von Frankreich, von Seiner Churfürſtlichen Durchlauchtigkeit zu Brandenburg und von den Herzogen zu Braunſchweig-Lüneburg ſich (haben) bewegen laſſen, die gegen die Stadt Hamburg gefaßte Abhulde und Ungnade fallen zu laſſen: ſo geloben die Hamburger, um für ſolche Gnade allerunterthänigſt erkenntlich zu ſein, 220,000 Reichsthaler in gewiſſen Zeitfriſten zu erlegen.

5) Verſprechen Seine Königliche Majeſtät dieſem Interims-Receß innerhalb acht Tagen zu genehmigen und zu unterzeichnen. Bürgermeiſter und Rath hingegen nebſt der Bürgerſchaft verſprechen dieſes Alles gleichfalls in derſelben Zeit zu bekräftigen und Solchem hernach in alle Wege getreulich nachzukommen. So geſchehen zu Pinneberg den 30. October 1679.

Die beiden Hamburger Bürgermeiſter, die durch die Unterzeichnung dieſes Pinneberg'ſchen Vergleiches ihre Namen für alle Zeiten ſo glorreich verherrlicht haben, waren **Meurer** und **Schütze**. — — —

— — — — — — — — — — —

Nach dieſem ruhmwürdigen Feldzuge, der, bei Lichte betrachtet, nichts weiter als eine kleine Geldſpeculation geweſen war, geruhte der fünfte **Chriſtian** mit ſeinem geld- und lorbeerbeladenen Heere nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zurückzukehren und aus tiefgerührtem Danke gegen die Vorſehung, die dieſe Geld-Razzia ſo glänzend gelingen ließ, in allen Kirchen Kopenhagens ein feierliches „Herr Gott, Dich loben wir“ anſtimmen und abſingen zu laſſen.

Als der Gefangene auf Munkholm, der Ex-Kanzler **Schumacher**, Hamburgs tiefe Erniedrigung erfuhr, ſchnitt er in einer Anwandlung von Ironie, die ihm erſt in den Tagen ſeines Unglücks eigen geworden war, in die Fenſterſcheibe ſeines Kerkers den Wahlſpruch des engliſchen Staatsmanns **William Temple** ein: „Flecti non frangi.“

Sieben Monate nach dem Pinneberger Vergleiche, in welchem ſowohl Dänemark als Hamburg ſich mit unverwelkbarem Lorbeer bedeckt hatten, ward in Kopenhagen die Hochzeit der Schweſter des Königs, der Prinzeſſin **Ulrike Eleonore**, mit **Karl XI.** von Schweden, deſſen Land man noch kurz vorher verwüſtet und deſſen Flotte man in der Kjöger Bucht größtentheils vernichtet hatte, am 6. Mai mit rührender Herzlichkeit und gebührendem Pompe gefeiert. — Der Mittelpunkt dieſer glänzenden Vermählungsfeierlichkeiten war die im Nimbus ihrer Schönheit und Machtſtellung ſtrahlende Montespan des Königs, Gräfin von Samſöe, und deren Günſtling, Graf Gyldenloew. Die dritte Figur des Hofes war die Königin-Mutter. Die vierte, welche ziemlich ſpurlos verſchwand, war Chriſtian's V. Gemahlin, die unglückliche Charlotte Amalie von Heſſen.

Im Laufe deſſelben Jahres ließ der König von Dänemark mit Hülfe franzöſiſchen Geldes, vorzugsweiſe auf Andringen ſeines Halbbruders Gyldenloew, bei Drontheim eine neue Feſtung anlegen, die er, ſich zu Ehren, Chriſtianſtein taufen ließ.

Zwei Jahre ſpäter — 1682 — ſchenkte er der Stadt Friedericia in Jütland, welche kurz vorher ſeine Maitreſſe mit ungeheuerer Pracht bei ſich aufgenommen hatte, viele Vergünſtigungen, darunter auch die, daß Alle, welche ſich daſelbſt neuerdings niederlaſſen und anbauen würden, dreißig Jahre hindurch von allen Steuern und Abgaben befreit ſein und volle Religionsfreiheit genießen ſollten. — Den Juden, welche Friedrich III. durch ein mittelalterliches Geſetz vom 6. Februar 1651 aus Dänemark und Norwegen verwieſen hatte, wurde wiederum auf Antrieb der Gräfin Samſöe, die eine heimliche Beſchützerin der Juden war, weil ſie ihr häufig Geld liehen, die Erlaubniß ertheilt, ſich in Friedericia niederlaſſen und einen Tempel erbauen zu dürfen, für welche Vergünſtigung die Judenſchaft — wie wir in einem handſchriftlichen Memorandenbuch angezeigt gefunden — ihr einen Schmuck für zehntauſend Thaler geſchenkt haben ſoll. Manus manum lavat. — Außerdem war Fridericia die einzige Stadt in ganz Dänemark, die das Jus asyli erhielt, kraft dessen all Diejenigen, die dorthin flohen, ſicher und unangetaſtet bleiben durften.

In demſelben Jahre (1682) ließ Chriſtian vom Generalbaumeiſter Lambert van Hoven auf Chri ſtianshavn eine neue Kirche bauen, zu welcher er den Grundſtein legte und in ſeiner Medaillen-Schwäch eine Gedächtnißmünze prägen ließ, die einerſeits mi ſeinem erhabenen Bruſtbilde, andererſeits mit der Abbildung der Chriſtianshavner Kirche und der Umſchrif „Monumentum pietatis" geziert war. Es iſt zu allen Zeiten eine Manie der Gottgeſalbten geweſen, ihr Züge durch Geld- und Erinnerungs-Münzen verewigen zu laſſen, wodurch es häufig geſchehen war, daß di Völker vor mehr als einem Avers eine daraus nothwendig hervorgegangene Averſion bekommen haben.

Im Jahre 1683 — am 19. Januar — war in Kopenhagen die Verlobung zwiſchen dem Prinzen Georg, dem Bruder des Königs, und der Prinzeſſin Anna Stuart (Tochter Jakob's II. und Ann Hydes, der älteſten Tochter des Großkanzlers Grafen Edward Clarendon) vollzogen. Karl II. hatte einen Troß engliſcher Cavaliere abgeſendet, um den Verlobten nach England hinüberzuführen. Chriſtian V. begleitete ſeinen Bruder bis nach Rendsburg (bis wohin ihm die engliſchen Abgeſandten entgegengereiſt waren) und von hier nach Glückſtadt, von wo der Bräutigam nach Londen eilte. Dort ward ſeine Vermählung (nach Allen am 28. Juli, nach Holberg am 9. Auguſt) gefeiert. — Kurz vor ſeiner Vermählung war Prinz Georg durch den zweiten Karl zum Herzoge von Cumberland, zum General der Armee und zum Ritter des Hoſenbandordens (mit welchem noch kein Monarch ſich ſo verſchwenderiſch-freigebig als der Anbeter der Herzogin von Portsmouth bewieſen hatte) ernannt. Der neue Ritter war achtundzwanzig Jahre, ſeine Gemahlin erſt neunzehn Jahre alt.

In demſelben Jahre trat Chriſtian V. auch als Quaſi-Geſetzgeber auf, indem er durch Unterzeichnung ſeines Namens ein neues däniſches Geſetzbuch, das Danske Lov*) ſanctionirte.

---

*) Das Geſetzbuch, das noch bis heute mit wenigen Abänderungen Geltung hat, erſchien in deutſcher Ueberſetzung 1699 zu Kopenhagen. Nur in Jütland wird noch nach dem jütiſchen Lov König Waldemar's II. vom Jahre 1241 entſchieden. — Bald nach Einführung der Souveränetät (1661) hatte Friedrich III. eine aus den hervorragendſten Rechtsgelehrten zuſammengeſetzte Commiſſion zur Ausarbeitung eines neuen Geſetzbuchs ernannt. Dieſe Commiſſion war erſt 1669 damit zu Stande gekommen, ihr Entwurf aber ſo oft durchgeſehen u. umgeſtaltet worden, daß er erſt 1683 unter Chriſtian V. an's Licht trat, der alſo eigentlich nichts als ſeinen Namen dazu hergab. Den hauptſächlichſten Antheil an der Abfaſſung dieſes Codex Christianus hatte der berühmte Profeſſor Rasmus Vinding, der Hochſtegerichts-Aſſeſſor Peter Laſſen und der däniſche Staatsrath Peter Reſenius. — Letzterer, auch als Geſchichtſchreiber des dritten Friedrich's bekannt, Sohn des Biſchofs Johannes Reſenius von Seeland (geb. 1625), hatte die Univerſitäten in Spanien, Frankreich und Italien beſucht, war von der Republik Venedig zum Ritter des Marcusordens und

Im Jahre 1684 ließ er auf der kleinen Oſtſee-Inſel Ertholm bei Bornholm eine neue Feſtung, Chriſtiansöe genannt, anlegen und natürlich auch auf dieſe glorreiche That eine Gedächtnißmünze ſchlagen.

Im folgenden Jahre — am 20. Februar 1685 — ſtarb im Schloß Amalienburg auf ihrem Wittwenſitze Falſter die ſiebenundfünfzigjährige Königin-Mutter Sophia Amalia. Sämmtliche Geſchichtsſchreiber Dänemarks ſind ſo ziemlich einig darüber, daß ſie, eben ſo ehrgeizig als herrſchſüchtig, die causa causans der unſeligen Staatsumwälzung des Jahres 1660 und nebenbei eine Xantippe geweſen war, die ihrem „in Gott ruhenden" Gemahl in den erſten Jahren ihrer Ehe durch Eiferſucht und in ſpätern Jahren durch zügelloſe Herrſchaft das Leben ziemlich ſauer gemacht haben ſoll. Riegels ſagt über ſie: „Sophia Amalia, ſtolz, herrſchſüchtig und rachgierig, hatte ihre Kräfte gefühlt, daß ſie nicht geſchaffen ſei, eine von der Gnade des Adels erbettelte Königswürde zu tragen. Nichts hinderte ſie in der Herrſchaft über ihren Gemahl und ihren Sohn. Denn um auch den Letztern zu beherrſchen, hatte Chriſtian dazu erzogen

---

1680 von Chriſtian V. in den Adelſtand erhoben worden. Er ſtarb 1688 und vermachte ſeinen prachtvollen Bücherſchatz der Univerſität ſeiner Vaterſtadt Kopenhagen. (Vergl. Peder Koſod Ancher, Dansk Lovhistorie, Kjøbenh. 1756. 2 Bde. 8. und Jens Laurids Kolderup-Roſenvinge, Grundrids af den danske Lovhistorie, Kjøbenh. 1822. 8.; in's Deutſche überſetzt von Homeyer, Berl. 1825. 8.

werden müſſen, ſich ſtets vom Gängelbande ſeiner Mutter oder derjenigen Günſtlinge, die ihr treu geblieben waren, leiten zu laſſen.“

Chriſtian V. befand ſich in Gyldenloew's Geſellſchaft bei Jägersburg auf der Falkenjagd, als er die erſte Kunde von der Erkrankung ſeiner Mutter erhielt. Als er gegen Abend an ihr Krankenlager trat, war ſie bereits ſeit vier Uhr Nachmittags todt. „Keine Thräne wurde vergoſſen, kein Seufzer gehört, ſchreibt Riegel's. Kalt und angenommen oder, richtiger, anbefohlen war die allgemeine Betrübniß. Dies zeigte ſich anſchaulich bei der Gedächtnißmünze, welche der Sohn ihr zu Ehren ſchlagen ließ, als ihre Leiche am 26. März nach Roeskilde gebracht ward.*) Das däniſche Volk konnte, ſo ſehr es auch ſein Wunſch war, dieſe Königin niemals vergeſſen. Sie hatte hungerige, unaufgeklärte und fremde Edelleute**) zu Unterdrückern des Landes auserkoren, die erſt ſpäter ausgerottet wurden. Sie beförderte eine ſklaviſche Denkungsart in der

---

*) Auf der einen Seite dieſer Münze waren die vereinigten Wappen von Dänemark und Braunſchweig-Lüneburg und die Worte Sophiae Amaliae Dan. Norv. Vand. Goth. Reg. Funeribus christianissimis Sacrum XXVI Mart. zu leſen. Auf der andern Seite ſtand: Nummus exequialis und das Schloß Amalienburg mit einem Garten, in deſſen Mitte ſich ein Aſchenkrug mit der Unterſchrift: XX Februarii MDCLXXXV erhob.

**) Zu dieſen gehörte u. A. ihr Oberhofmarſchall von Bülow, gegen deſſen Geldveruntreuungen ein ehrenrühriger Proceß eingeleitet, bald aber auf Befehl des Königs niedergeſchlagen ward.

Frauen. Sie vernichtete die Begriffe von den Rechten der Stände, die Verwalter des Staats zur Rechenſchaft und Verantwortung zu ziehen. Ihre Scheinheiligkeit gebot ihr, um noch zuletzt dadurch ihre Macht zu offenbaren, die Herzen der Unterthanen gegen fremde Religionsverwandte zu verſchließen. — Sie machte die Gunſt, die Ehrentitel und den Geſchmack des Hofes zum Ziele endlicher Vollkommenheiten, nach welchem Sterbliche ſtreben ſollen. Kurz, ſie beſtätigte durch ihr Beiſpiel die traurige Wahrheit: daß gekrönte Häupter, die nur auf Deſpotismus ſinnen, ihre beſten Jahre in Reue und ſchimpflichen Zerſtreuungen und ihr Alter in Verachtung hinſchleppen, und daß zuletzt die allgemeine Trauer um ihren gewünſchten Tod den Tod ſelbſt ihnen wünſchenswerth macht."

**Riegels** geht in ſeinem Haſſe gegen **Sophia Amalia**, vielleicht ſchon darum, weil ſie eine Deutſche war, offenbar viel zu weit, indem er kein Wort gerechter Anerkennung für ihre großen Eigenſchaften hat, die ihr durchaus nicht abzuſprechen ſind. Wir verweiſen im letztern Punkte auf den Vergleich, welchen **Holberg** zwiſchen ihr und der Königin **Chriſtine** von Schweden gezogen (Band II, Seite 335), wie auf die Schilderung, die der franzöſiſche Geſandte Chevalier **de Terlon** (Band II, Seite 337) von ihr entworfen hat.*) Einer ihrer Hauptfehler beſtand, nach unſerer

---

*) Der älteſte ihrer drei Brüder, **Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg**, wurde ſieben Jahre nach dem Tode ſeiner Schweſter (1692) der erſte **Churfürſt von Hannover**. Seine Deviſe war: Sola bona quae honesta.

Anſicht darin, daß ſie, um den äußern Schein ihrer verdächtigten Ehre zu retten, einen ihrer treu-ergebenſten Diener, Schumacher-Griffenfeldt hatte fallen und zur Gnade lebenslänglicher Kerkerqual verurtheilen laſſen.

Fünf Tage nach der feierlichen Beiſetzung der irdiſchen Ueberreſte der Königin-Mutter im Dome zu Roeskilde (am 1. April) eilte ihr Sohn, der erſt nach ihrem Tode vollkommen freier Herr ſeiner großen und kleinen Leidenſchaften geworden war, nach ihrem Witwenſitze Nykiöbing in Falſter, um die Verlaſſenſchaft und den reichen Schmuck der Mutter eigenhändig mit Beſchlag zu belegen. Letztern erhielt die ſchöne Gräfin Samſöe. —

Erſt nach dem Tode der Königin-Witwe, die ſcheinheilig ihren Heiligenſchein zu behaupten gewußt hatte, ward allen fremden Glaubensbekenntniſſen und unter dieſen auch den Reformirten, welchen die Gemahlin Chriſtian's V. angehörte, freie Ausübung im Reiche Dänemark zugeſtanden.

Bald nach dem Tode ſeiner Mutter trat er auf Wunſch ſeines allmächtigen Günſtlings Gyldenloew und in Begleitung ſeiner ihm Bedürfniß gewordenen Gunſtdame, Gräfin Moth-Samſöe, eine Erholungsreiſe nach Norwegen an. Am 19. Mai begab er ſich von Kopenhagen nach Fladſtrand, wo eilf Kriegsſchiffe in Bereitſchaft lagen, um ihn und ſein zahlreiches Gefolge nach Krägeröe zu bringen, wo er am 27. Mai 1685 unter dem officiellen Jubel der norwegiſchen Bevölkerung eintraf und von dort Chriſtiania, die Geburtsſtadt des gefeierten General-Admirals Niels

Juel, Drontheim, die Wiege des nicht minder tapfern Admirals Tordenſkjold, Bergen, in welchem kurz vorher (am 6. November 1684) Dänemarks größter Luſtſpieler Ludvig Holberg das Licht der Welt erblickt hatte, und mehrere andere Städte Norwegens zu beaugenſcheinigen geruhte. Während dieſer Reiſe, die im Ganzen nur zweiundfünfzig Tage währte, ließ der Obermünzmeiſter und Statthalter Gyldenloew zur Erinnerung an die hochbeglückende Anweſenheit Seiner medaillenholden Majeſtät nicht weniger als 8, wiederhole acht verſchiedene Denkmünzen prägen, welche der ehrliche Riegels (Seite 317 bis 319) ziemlich ausführlich beſchreibt, nachdem er (Seite 311) die Bemerkung vorausgeſchickt: „Gyldenloew konnte derlei Medaillen um ſo leichter ſchlagen laſſen, da aller Verluſt von dem ausgemünzten Silber auf die Seite des Königs, ſowie aller Gewinn auf ſeine (Gyldenloew's) Seite fiel.“ Und daher kam es, daß dieſer ſich beeilte, ſeinen königlichen Halbbruder bei jeder paſſenden Gelegenheit durch eine neue Schaumünze zu überraſchen, bei welcher er alle Minen ſeiner oft ſehr plumpen Schmeichelei ſpringen ließ, um ſeinem Herrn eine kleine Freude zu bereiten, bei der er ſelbſt ſeine Rechnung fand.*)

---

*) Als Probe ſeiner mitunter allzu maſſiven Schmeichelkunſt erwähnen wir nur einer dieſer acht Medaillen und zwar derjenigen, auf welcher einerſeits in einem Lorbeerkranze „Salvo Christiano V. Norwegia felix.“ und andererſeits eine von der Sonne angelachte Landſchaft mit der Legende: „Lustrat et illustrat, dat vires, membra, fovetque“ als gleichzeitige Allegorie auf Chriſtian und auf die Sonne zu ſehen iſt.

Chriſtian V. war glücklich, wenn er mit einer für die damalige Zeit zauberhaft erſcheinenden Schnelligkeit täglich 20 bis 25 Meilen Weges durchfliegen; ſelig, wenn er vom Krähen des Hahnes bis zum Einbruche der Nacht mit ſeinen Soldaten ſpielen, Revuen und kurzweilige Manövres abhalten, nach dieſen Strapatzen des Zuſehens gut eſſen und noch beſſer trinken und alsdann in den ſchneeweißen Armen der ewig gut gelaunten „Jungfer“ Moth ſich von den heißen Anſtrengungen des ſo vollbrachten Tagewerks abkühlen konnte.

Im Gefolge Seiner Majeſtät befanden ſich außer ſeinem medaillenprägenden Halbbruder Gyldenloew und der Gräfin Samſöe, die ihnen incognito bald voran, bald etwas ſpäter nachzureiſen pflegte, der königliche Kammerherr, Geheimerath und Oberjägermeiſter Conrad Graf von Reventlow-Sandberg (der Nachfolger Hahn's, welcher ſich in ſpaniſchem Sect todtgetrunken hatte), der Oberkammerjunker von Knuth*), der Oberceremonienmeiſter von Gersdorf (ein Sohn des verſtorbenen Reichshofmeiſters Joachim), der Oberrentenmeiſter Brandt, der Etatsrath Matthias Moth (der Bruder ſeiner vielbeneideten Schweſter), der Oberſecretär in der däniſchen Kanzlei, Herr von Jeſſen, der Oberſecretär der deutſchen Kanzlei, Harboe, der Oberſecretär im Kriegscollegium Obriſt Bielke ſein Geſchöpf Gyldenloew's), die beiden Kammerjunker Krog und Hahn, der königliche Leibarzt Ringelmann, der Vorſchneider Kruſe, der erſte Kammerdiener Foskamp, der Privatſecretär des Königs, Herr von Hagen, und der Troß der übrigen Hoflakaien.

---

*) Dieſer ſchon mehrfach erwähnte Günſtling des Königs und ſeiner Maitreſſe ſtammte aus einer mecklenburgiſchen Familie.

In Drontheim blieb der König vom 22. bis 26. Juni. „Hier, meldet unſere Quelle, nahm er Bittſchriften an und beantwortete ſie auch, aber wie? Die Oberſecretäre protocollirten ſie, und Chriſtian befragte Gyldenloew und Reventlow, was darauf zu antworten ſei. — Zum Wiederaufbau des erſt kürzlich abgebrannten Drontheims wurden keine Summen angewieſen. Die Feſtung Munkholm (in welcher man den unglücklichen Ex-Kanzler Griffenfeldt lebendig begraben hatte) beſah ſich der König nur von der Landſeite, von dort her wurde er durch Kanonenſchüſſe begrüßt. Chriſtian ſcheint kaum gewußt zu haben, daß Griffenfeldt, der ſchon ſeit neun Jahren im Kerker ſchmachtete, noch am Leben war.“ — Der ehemalige Omnipotens, eingedenk der vielen Dienſte, die er dieſem Könige geleiſtet hatte, ſchnitt, als er erſt Tags darauf die Nachricht von der Anweſenheit des Monarchen erhalten hatte, mit ſeinem Diamanten und ſeiner ätzenden Ironie die Anſpielung: „Nunquam ingratus“ in die Fenſterſcheibe.

In Bergen, wo der König Abends in die tageshell beleuchtete Stadt ſeinen Einzug hielt, blieb er gleichfalls einige Tage, die unter Muſterungen der Soldaten und Gaſtereien vertändelt wurden. „Chriſtian, fügt

Riegels hinzu, erhielt vielſache Klagen über Unrecht und Unterdrückungen, ſo wie (faſt) alle Könige, wenn ſie einmal die Provinzen ihres Reiches durchfliegen; doch waren dieſer Klagen weniger, wenn (ſechzig Jahr ſpäter) Preußens großer Friedrich reiſ'te, denn er ſah, dachte, half, ſtrafte und verurtheilte aus eigenem Antriebe. Das Andenken an Chriſtian's Reiſe wurde blos durch Medaillen, nicht durch kluge und bleibende Einrichtungen erhalten."

Am 12. Juli kehrte der König wohlbehalten nach ſeiner Reſidenz zurück, um ſchon am folgenden Morgen einer großartigen Schwanenjagd in der Umgegend ſeines Luſtſchloſſes Frederiksberg beizuwohnen.*)

Vom 5. bis zum 25. October muſterte Nimrod-Chriſtian ſeine Soldaten in den Provinzen Seeland, Fünen und Jütland und beſuchte Glückſtadt und Fridericia. Am 1. November hielt er eine Revue über die Garde zu Pferde, welche auf den Reiterhöfen in Seeland und auf der Inſel Möen zerſtreut lag. Die Muſterungen wechſelten mit Jagden ab. Hier war Chriſtian in ſeinem Elemente. Hier verſpürte er niemals Langeweile; hier gähnte er nur, wenn ihn die Macht des Schlafes übermannte.

Nach ſeinem Bündniſſe mit Frankreich war Kopenhagen ein förmlicher Taubenſchlag, in welchem immer neue Geſandte vom Muſterhofe des vierzehnten

---

*) Die ganze norwegiſche Reiſe wurde von dem berühmten Hymnegraphen und Biſchof von Fünen Thomas Kingo in einem däniſchen Gedichte beſungen.

Ludwig's raſtlos ein- und ausflogen. Dem Marquis von Montangis war der Marquis de Villars gefolgt, der kurz vor der Abreiſe Chriſtian's nach Norwegen eine Abſchiedsaudienz erhalten hatte. Im Märzmonat des folgenden Jahres (1686) erſchien ein dritter Geſandter, Hurault de Chiverny, um ſeinen Vorgänger abzulöſen.

Am 27. April ward von dem Könige, der bemüht ſchien, ſeinem Volke zu beweiſen, wie glücklich, trotz ſeines Zuſammenlebens mit der Gräfin Samſöe, ſeine Ehe mit Charlotte Amalie ſei, der ſechsunddreißigſte Geburtstag der unglücklichen Königin mit einem außergewöhnlichen Aufwande durch ein großartiges Feuerwerk und ein prachtvolles Maskenfeſt gefeiert.

Den Maimonat verlebte Chriſtian auf Frederiksborg. Die vier folgenden Monate brachte er in Begleitung ſeiner Gunſtdame großentheils in Holſtein zu und veranſtaltete dort, ihr zu Ehren, koſtbare Feſte im Schloſſe zu Gottorp, unter dem Vorwande, daß ſeine beiden Schweſtern, die nicht allzuglückliche Churfürſtin Anna Sophia von Sachſen und Wilhelmine Erneſtine Churfürſtin von der Pfalz, ſo wie die beiden ſächſiſchen Churprinzen dort zum Beſuch eingetroffen waren. Chriſtian's dritte Schweſter, Friederike Amalie, die als Gemahlin des Herzogs Chriſtian Albrecht von Holſtein-Gottorp den nächſten Anſpruch hatte, auf dem Schloſſe ihres Gemahls die Honneurs zu machen, verweilte unterdeſſen in trüber, klöſterlicher Einſamkeit auf dem Schloſſe zu Huſum, wo ſie den Beſuch ihrer ältern und jüngern Schweſter aus Dresden und Heidelberg empfing. Auch Friederike Amalia war nicht glücklicher als jede dieſer beiden Andern, von welchen die Letztere ſeit dem 16. Mai 1685 nach faſt vierzehnjähriger, ziemlich unumwölkter Ehe mit dem letzten Churfürſten von Pfalz-Simmern verwitwet war. Anna Sophie von Sachſen betäubte ihren häuslichen Kummer durch häufig übermäßigen Weingenuß.

Carouſſels wechſelten in Gotterp mit Jagden ab. Ein Ball, eine Maskerade verdrängte die Andere. Schon damals konnte die Gräfin Samſöe, wie, hundert Jahre ſpäter, die Gräfin Dubarry, die letzte Maitreſſe des fünfzehnten Ludwig's, von dem Zuſtande des Reiches die inhaltsſchweren Worte ſagen: Après nous le déluge!

Der Hof kehrte nach Kopenhagen zurück.

## Neuntes Kapitel.

Die Intoleranz der Regierung. — Religionsedict. — Cenſur Verſchärfung. — Lyſers Vertheidigung der Polygamie. — Seine Verbannung aus Dänemark. — Streitigkeiten zwiſchen Maſius und Thomaſius. — [illegible] und [illegible] Roſenkrang. — Die Verurtheilung des [illegible]. — Die Kopenhagener Univerſität und ihre Profeſſoren. Die [illegible]. — Das erſte Beiſpiel des Hofes.

Einer der faulſten Flecke in der Regierung des fünften Chriſtian's war die Intoleranz, die ſich nicht blos in der Sphäre des Glaubens, ſondern auch in allen Gebieten geſchichtlicher und philoſophiſcher Forſchung offenbarte und mit tyranniſcher Strenge gehandhabt ward. Gewiſſenszwang und politiſches Mißtrauen waren an der Tagesordnung. Der alles niederdrückende Geiſt der Unduldſamkeit hemmte die freie Entwickelung aller wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen.

Eine königliche Verordnung vom 26. April 1676 hatte in ganz Dänemark die lutheriſche Religion als den einzig wahren Glauben erklärt und die Ausübung aller andern Glaubensbekenntniſſe ſtreng verboten. Kein däniſcher Unterthan durfte einem fremden Gottesdienſte beiwohnen. Jeder Däne, der in einer nicht lutheraniſchen Kirche angetroffen ward, mußte das erſte Mal eine Strafe von zehn, das zweite Mal von zwanzig Thalern und das dritte Mal die dreifache Summe bezahlen, wovon ein Drittel dem Denuncianten, ein Drittel dem Quetſchhauſe und ein Drittel der Schloßkapelle zu Frederiksberg anheimfiel. Außerdem ſollte der Schuldige auch als Uebertreter königlicher Befehle mit Gefängnißſtrafe belegt werden. „Schwerlich, ſagt der ehrliche Riegels, kennt man irgend etwas, was den aufgeklärten Menſchenverſtand mehr empört, als die Verordnung vom 6. April 1676.“ — Mit derſelben Härte, mit welcher der ſcheinheilige, von Scarron's Witwe gegängelte Ludwig XIV. in Frankreich die Hugenotten verfolgte, wurden in Dänemark durch den von ſeiner Mutter geleiteten Chriſtian V. alle Nicht-Lutheraner verfolgt.*) Die Unterthanen durften keinen andern Glauben haben, als Jenen, welchen der Hof für den einzig wahren, für den einzig richtigen anerkannt hatte. „Iſt dies, fragt Riegels, nicht bedauernswürdig? Erlaubt doch ſelbſt Apoſtel Paulus mehrere Meinungen zu prüfen, um ſich die beſte auszuwählen. Chriſtian V. aber ſagte gerade heraus, daß die Lutheriſche die Allerbeſte ſei und wollte nichts von Unterſuchung und nichts von freier Wohl hören. Der befohlene Glaube war der wahre Glaube!“

---

*) Zu der Zeit war es, ſchreibt Allen, als Ludwig XIV. ſeine reformirten Unterthanen ſo grauſam verfolgte, daß ſie maſſenweiſe auswanderten und in fremden Ländern, unter andern auch in Dänemark, eine Zuflucht ſuchten. Aber der ſeeländiſche Jens Bagger reichte beim Könige eine ausführliche Vorſtellung ein, in welcher er auf das Gefährliche für die Reinheit der chriſtlichen Lehre aufmerkſam machte, wenn man dieſen Ketzern den Eintritt in das Land geſtatte; ſein Antrag wurde aufs Eifrigſte von dem Hofprediger Doctor Gottfried Maſius unterſtützt, der von demſelben engherzigen Geiſte beſeelt war. — — — Die fleißigen und betriebſamen franzöſiſchen Reformirten wurden alſo, wie hundert Jahre früher die niederländiſchen Flüchtlinge, aus Dänemark verwieſen und wanderten nach Holland und Brandenburg, deren Fabriken und Manufacturen ſie in blühenden Zuſtand brachten.

Seine interolante Regierung ſtemmte ſich mit Händen und mit Füßen gegen die Einſchleppung fremder und namentlich deutſcher Bücher, welche durch wiſſenſchaftliche Forſchungen Licht und Aufklärung zu verbreiten ſuchten. — Alle Bücher, die dem Geſchmacke des Hofes und der lutheriſchen Orthodoxie ſeiner Pfaffen mißfielen, ließ man vom Henker verbrennen, ſtatt deren Grundſätze, wenn ſie wirklich Irrthümer enthielten, wiſſenſchaftlich unterſuchen, gründlich widerlegen zu laſſen. Mais brûler, ſagte hundert Jahre ſpäter Camille Desmoulins, n'est pas répondre. Die Regierung ging von dem verwerflichen Irrthume aus, daß jedes Buch, das ſie verbieten oder gar verbrennen ließ, ein ſchlechtes ſei.

Im Jahre 1676 ließ ein deutſcher Gelehrter von Schulpforta, Magiſter Johannes Lyſer*), unter dem Titel: „Das königliche Mark aller Länder" eine ziemlich geiſtreiche und jedenfalls wohlgemeinte Vertheidigung der Polygamie erſcheinen, worin er den Beweis zu führen verſuchte, daß die Vielweiberei nicht allein erlaubt, ſondern in gewiſſen Fällen ſogar geboten ſei.*) Auf ſeinen Kreuz- und Querzügen durch Deutſchland war dieſer harmloſe Mann auch nach Dänemark gekommen, wo die Polygamie, wenn auch unter anderm Namen und unter anderer Form, ſchon ſeit den Tagen des vierten Chriſtian's, natürlich nur in den höhern und höchſten Regionen der Geſellſchaft, ſehr im Schwunge war. Gerade hier hoffte er ein Aſyl zu finden. Der gute Lyſer aber irrte ſich. Man liebte hier zu Lande zwar, eben ſo wie auch anderwärts, die im Stillen getriebene Vielweiberei; aber man verfolgte hier, ſo wie anderswo aus angeborener Heuchelei, jene Leute, die ſich öffentlich zur allgemeinen Vertheidigung des nur den höhern Ständen vorbehaltenen Monopols der Polygamie aufzuwerfen erdreiſteten. Der gute Magiſter wurde unter Androhung der Todesſtrafe aus dem Staate Dänemark verbannt; allen Unterthanen wurde unterſagt, deſſen Buch zu leſen, und bei Strafe des Auspeitſchens von der Hand des Scharfrichters anbefohlen, ihre Exemplare bei der Kanzlei abzuliefern, um ſie vom Büttel öffentlich verbrennen zu laſſen. Die nächſte und natürlichſte Folge dieſer lächerlichen Strenge war die entgegengeſetzte Wirkung, daß jenes Buch, welches ohne dies Verbot vielleicht ganz ſpurlos vorübergegangen und ſchnell der Vergeſſenheit anheimgefallen wäre, jetzt mit wahrer Wuth und Leidenſchaft geleſen, verſchlungen und — theilweiſe — auch von den andern Ständen des Reiches — namentlich von der guten Geiſtlichkeit — beherzigt ward. — Der arme Lyſer ſtarb, heimathlos von einem Lande ins andere gejagt, 1684 auf der Landſtraße von Paris nach Verſailles, im größten Elend; ſeine Apologie der Vielweiberei aber lebt, trotz des königlich däniſchen Auto-da-fé's, noch heute und findet ſelbſt noch in unſern Tagen warme Anhänger in Dänemark, wo ſich jetzt, wie bekannt, auch die Mormonen eingeniſtet und Lyſers Theorie zur Praxis erhoben haben.

---

*) Johann Lyſer, Sohn des Leipziger Theologen Polycarp (geb. am 30. Sept. 1631), gab unter dem Pſeudonamen Theophilus Alethäus zuerſt einen „Discursus politicus de polygamia,“ Friburgi 1674. 12. heraus. Dieſes Buch erſchien vermehrt unter dem Titel: „Polygamia triumphatrix,“ Lond. Scan. 1684. 4. „Das königliche Mark aller Länder“ iſt eine Ueberſetzung der erſtgenannten Schrift.

---

*) Zu den Männern, die in Dänemark als Gegner der Lyſer'ſchen Anſichten aufgetreten waren, gehörte Johannes Brunsmann, Hoſpital- und Waiſenhaus-Prediger zu Kopenhagen, ein gelehrter Norweger, der (geb. am 30. October 1637) Rector der Herlofsſchule geweſen war. Er ſtarb am 25. Juli 1707. — Unter ſeinen deutſchen Widerſachern machte ſich vor Allen Johann Diecmann durch ſeine „Vindiciae legis monogamicae, Stadae 1678. 4. bekannt. — Vergl. Chriſtian Gottlieb Kluge, Diatribe epistolica de scriptis J. Leyseri ad tuendam polygamiam scriptis, Witteb. 1748. 8.

Erſt ſechs Wochen nach dem Ableben der erzlutheriſchen Königin-Witwe erſchien (am 11. April 1685) eine königliche Verordnung, die den durch die Revocation des Edictes von Nancy aus Frankreich verjagten Hugenotten den Eintritt und die Niederlaſſung in Dänemark wieder geſtattete; aber dieſe Erlaubniß kam zu ſpät, weil die meiſten dieſer Verbannten ſeitdem ſich einen neuen Heerd in Brandenburg und Holland gegründet hatten. Die wenigen Reformirten, die ſich in Dänemark anſiedelten, wurden durch die Unduldſamkeit des Biſchofs **Bagger** und des Hofpredigers **Maſius** auf jede Weiſe chikanirt. Am 16. September 1690 erſchien eine neue Verordnung, die den Reformirten befahl, daß Eheleute von verſchiedenem Glaubensbekenntniſſe nur in lutheriſcher Kirche getraut und deren Kinder auch nur dort getauft und im lutheriſchen Glauben erzogen werden durften; gleichzeitig ward ihnen verboten, mit der Glocke im Kirchthume zu läuten.

Der Intoleranteſte von Allen war **Maſius**.*) Dieſer Mann, welcher außerdem auch die gute Eigenſchaft beſaß, daß er ſich als einen der ſchaamloſeſten Speichellecker des Hofes und ganz beſonders der orthodoxen Königin-Mutter girirte, ließ im Jahre 1687 unter dem Titel: „Interesse principum circa religionem evangelicam,“ ein dem Könige von Dänemark zugeeignetes Werk erſcheinen, in welchem er den Beweis zu führen verſuchte, daß die Königsgewalt eine unmittelbare Emanation Gottes ſei und daß es im Intereſſe aller Fürſten liege, die lutheriſche Lehre zu beſchützen, weil alle übrigen Glaubensbekenntniſſe nicht ſo gut mit einer unumſchränkten Regierungsform übereinſtimmen (?!?) und weil namentlich den Reformirten in dieſer Hinſicht durchaus nicht zu trauen ſei.

---

*) **Hector Gottfried Maſius**, geboren am 13. April 1653 zu Schlagsdorf im Herzogthume Mecklenburg, ging, nachdem er ſeine theologiſchen Studien zu Gießen, Kiel, Roſtock, Straßburg, Tübingen, Baſel und Kopenhagen gründlich vollendet hatte, als däniſcher Legationsprediger nach Frankreich und ward nach ſeiner Rückkehr zuerſt als Profeſſor der Theologie an der Kopenhagener Univerſität und dann als königlicher Hofprediger und Conſiſterial-Aſſeſſor angeſtellt. — **Maſius** war der Vorläufer jener Race lutheriſcher Mucker, die unter allen Muckern allbekannt die allerunduldſamſten ſind. Er war Günſtling des Königs, Beichtvater der Ex-Jungfer **Moth**, die ihm Vieles zu beichten hatte, und Hofprediger. Als Letzterer bezog er 1000 Thaler Gehalt. Außerdem aber erhielt er vom Hofe und von der Gräfin **Samſöe**, die er pflichtſchuldigſt von allen Sünden abſolvirte, ſo viel Geld- und andere Geſchenke, daß er eines Tages auch den franzöſiſchen Geſandten, den Marquis **von Villars**, bei ſich bewirthen konnte. Natürlich war Doctor **Maſius** auch Danebrogsritter. Er ſtarb am 20. Sept. 1709. Seine characteriſtiſche Deviſe war: „Aut — aut!“

Gegen Dänemarks Maſius trat unter Andern auch der Philoſoph Chriſtian Thomaſius auf, der, einer der aufgeklärteſten Geiſter der guten Kaufmannsſtadt Leipzig, wegen ſeiner liberalen Geſinnung und wegen ſeiner Streitigkeiten mit den Muckergeiſtlichen Valentin Alberti und Johann Benedict Carpzov aus Leipzig verwieſen und bald darauf einer der hervorragendſten Notabeln der Hallenſer Gelehrten geworden war. Der churfürſtlich brandenburgiſche Rath Thomaſius bewies in ſeiner zehnmal geiſtreichern Gegenſchrift, daß die Reformirten eben ſo gute Unterthanen ſeien als die Lutheraner, welcher Anſicht wohl jeder, wenn auch nur halbvernünftige Menſch, der zu denken überhaupt nicht gänzlich verlernt hat, zweifelsohne beipflichten wird. Nicht alſo Doctor Hector Gottfried Maſius! Zu ſchwach, um ſich mit gleichen Waffen zu vertheidigen, machte er von unedeln

Mitteln Gebrauch und erwirkte beim Könige ein Verbot jenes Buches, in Folge deſſelben es ohne Weiteres durch die Büttel Seiner däniſchen Majeſtät allergnädigſt verbrannt ward. Brûler, wiederholen wir mit Desmoulins, n'est pas répondre. Trotz jenes däniſchen Auto-da-Fé's iſt die Thomaſius'ſche Schrift noch heutzutage ein ſehr gutes, die Maſius'ſche Schrift dagegen ein höchſt mittelmäßiges und mit legitimem Rechte längſt verſchollenes Machwerk.

Ein nicht minder trauriges Beiſpiel, wie wenig Denk- und Schreibfreiheit*) damals in Dänemark geherrſcht, beweiſ't ein dritter Fall. Ein deutſcher Gelehrter, Johannes Buno, Profeſſor der Geſchichte und Rector der Schule zu Lüneburg, hatte in einem „De statu Danorum“ betitelten Werke den ziemlich ſchlagenden Beweis geliefert, daß Dänemark früher ſtets ein Erbreich geweſen und daß das Wahlrecht, welches ſich ausſchließlich der Adel angemaßt, ein Act der Willkühr, eine ungeſetzliche Uſurpation geweſen ſei.**)

---

*) Es beſtand noch immer die Verordnung vom 6. Mai 1667, laut welcher kein Buchdrucker, bei Verluſt ſeines ganzen Eigenthums, irgend ein Buch ohne Cenſur drucken durfte.

**) Buno (geb. 1615 zu Frankenberg in Heſſen) hatte als Hofmeiſter einiger jungen Adeligen ſeine Telemachs nach Dänemark begleitet und das Land, ſo wie deſſen Inſtitutionen, ſo zu ſagen an der Quelle kennen gelernt. Buno war ein wunderlicher, aber höchſt gelehrter Kauz, der nicht blos Haare auf den Zähnen, ſondern auch Zähne zum Umſichbeißen hatte. Noch als Siebenziger war er ſo kräftig, daß ihm zwei Zähne

Ein eben ſo reicher als gelehrter Edelmann Dänemarks, Oluf Roſenkranz (Bune macht ihn zu einem Barone) ließ dagegen eine Vertheidigung des däniſchen Adels unter dem Titel: „Apologia nobilitatis Daniae“ ans Licht treten. Dieſe Schrift erregte das Mißfallen des von ſeiner Souveränetät ſo ſehr betäubten Hofes, daß man dem Verfaſſer derſelben, ob er gleich das Ganze von rein-geſchichtlichem Standpunkte aufgefaßt und ſich größtentheils nur auf hiſtoriſche Thatſachen beſchränkt hatte, wegen einiger leiſen Anſpielungen auf die Erblichkeit der däniſchen Könige, den Prozeß machen und ihn des Hochverraths anklagen ließ. Roſenkranz bat den König, ſeine Schrift von einigen ſachverſtändigen Gelehrten unterſuchen zu laſſen, um ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er eben nichts anderes als hiſtoriſche Wahrheit geſchrieben habe. Das aber half ihm nichts. Veritas odium parit, ſagt ja ſchon ein uralter Spruch. Der Monarch, welcher nicht ſtark genug war, ihm dieſe Wahrheiten, wenn ſie auch an einzeln Stellen einen etwas bittern Beigeſchmack haben mochten, großherzig zu verzeihen, war ſchwach genug, ihn darum verfolgen zu laſſen, ganz vergeſſend, daß zürnen nur menſchlich, vergeben aber wahrhaft königlich iſt. Roſenkranz ward vor ein eigends zu dieſem Behufe niedergeſetztes, aus ſechs Mitgliedern beſtehendes

wuchſen und die Zeugung einer Tochter gelang. Er ſtarb, achtzigjährig, am 1. April 1697. Er hinterließ u. A. eine lateiniſche Grammatik in Fabeln und ein Corpus juris civilis in Bildern. —

Ausnahme-Gericht geſtellt, und erſt, als die Hälfte der Richter, welche ihn zu einer Buße von ſechstauſend Thalern und ſein Buch zur Confiscation verurtheilt hatten, ſich weigerte, dieſes ungerechte Urtheil zu unterzeichnen, ward dieſer Preßprozeß vor das Höchſten-Gericht gebracht, dem der König in höchſteigener Perſon präſidirte.*) Roſenkranz ward am 26. April 1682 „von Rechtswegen", wie es im Schablonenſtyle der Göttin Themis mit verbundenen Augen hieß, als Majeſtätsverbrecher zum Verluſte ſeiner Aemter und ſeines ganzen Vermögens, zu ewiger Verbannung aus Kopenhagen und zum öffentlichen Widerrufe ſeiner hochverrätheriſchen Schmähſchrift verurtheilt.**) Die außerordentliche Gnade Seiner Majeſtät verwandelte den Verluſt des gänzlichen Vermögens in eine Buße von zwanzigtauſend Reichsthalern, was freilich auch ſchon ein hübſches Sümmchen und bei geldmangelnder

---

*) Wenigſtens geſchah dies im erſten Jahre ſeiner Regierung, wo die Sache noch den Reiz der Neuheit für ihn beſaß. Vom 3. bis zum 13. Juli 1670 präſidirte Chriſtian V. allmorgendlich von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags und wachte darüber, daß jeder Aſſeſſor, der zu ſpät erſchien oder ganz ausblieb, einen Roſenoble Strafe entrichten mußte. Bald aber langweilte ihn auch dies. Er kam ſpäter nur ſelten und endlich gar nicht mehr. Neue Beſen, ſagt man, kehren gut.

**) Es iſt ſehr zu bedauern, daß in Dänemark leider! nicht, wie in Bayern, die mittelalterliche Strafe vor dem Bildniſſe des Königs exiſtirt hat, eine Strafe, die durch den bayer'ſchen Kanzler Kreittmayer dort neu aufgewärmt worden war.

Zeit durchaus nicht zu verachten war, wenn es au da wieder hieß: „non mihi, sed populo“, weil ei Theil dieſer Strafe einer wohlthätigen Anſtal einem Krankenhauſe, zugewieſen ward. Dieſe Mil herzigkeit auf Koſten fremder Kaſſen nahm ſich d arme reiche Roſenkrantz ſo ſehr zu adeligem Gemüth daß er einige Zeit darauf aus Gram und Kumme ſtarb.

Wir weihen ihm eine Thräne des Mitgefühls un wenden uns von ſeinem Grabe geraden Weges zu d Univerſität, um die Namen der Profeſſoren und d verſchiedenen Capacitäten kennen zu lernen.

Um dieſe Zeit waren folgende Profeſſoren angeſtell

| | |
|---|---|
| Jens Bartholinus<br>Heinrich Bornemann<br>Barthold Botſaccus und<br>Johan Wandalin | als Lehrer der Theologie. |
| Chriſtian Reitzer und<br>Heinrich Weghorſt | als Lehrer der Rechtswiſſenſchaften. |
| Willum Wormius<br>Oliger Jacobäus<br>Caſpar Bartholinus<br>Anders Aagaard | als Lehrer der Heilkunde |
| Johannes Mulenius<br>Johan Bircherod | als Lehrer der Philoſophie |
| Ole Roemer und<br>Jacob Frederik Bartholinus | als Lehrer de Mathematik. |

Olaus Wormius als Profeſſor der lateiniſchen Sprach
Povel Vinding „ „ „ griechiſchen „
Johan Steenbuck „ „ „ hebräiſchen „

Als außerordentliche Profeſſoren waren angeſtellt: Stephan Reitzer, Severin Glud, Eſaias Fleiſcher, Chriſtian Worm, Arnas Magnäus, Hans Trellund, Severin Lintrup, Jacob Lodberg.

Am Beſten war für Theologie und Medicin, am Schwächſten für Philoſophie und Jurisprudenz geſorgt.

„Die Wiſſenſchaften, bemerkt unſer Gewährsmann, gewannen ſehr wenig dadurch, daß die Königlichen Herrſchaften ſehr häufig bei Doctorpromotionen zugegen waren, und daß (in Einem Jahre!) mehr als vierzig Disputationen über allerhand theologiſche Materien herauskamen. — In den Actis medicis Bartholini wurde das Beſte, was die Phyſik, Chemie, Anatomie und Medicin hier im Norden hervorbrachte, geſammelt.“ Chemiſche Collegia wurden nur ſelten geleſen und der einzige Botaniker Peder Kylling cultivirte dieſe ſo wichtige Wiſſenſchaft gewiſſermaßen nur als Liebhaber. — Dänemarks bedeutendſter Anatom, Oliger Jacobäus oder Jacobſen (er war der Erſte, der in Dänemark die Leichname ſecirte), entſagte aus Mangel an Zuhörern der Anatomie, um Logik und Metaphyſik vorzutragen. Erſt im Jahre 1685 erſchien eine Verordnung, die Cadaver der Miſſethäter der Anatomie in Kopenhagen auszuliefern. Jetzt, wo Leichname in Menge vorhanden waren, fehlte es an Schülern und gleichzeitig, nach Jacobſens Abgang, auch an einem tüchtigen Lehrer. — Thomas Bartholinus, der glorreiche Entdecker der Vasa lymphatica, der am 4 December 1680 geſtorben war, hinterließ Niemanden, der deſſen glorreiche

Fußtapfen als Naturforſcher betrat. — Die Philoſophie lief noch in Kinderſchuhen umher. Ein deſto tüchtigerer Lehrer der Mathematik war Ole Roemer, dem Dänemark unter Anderm auch die Einführung eines gleichen Maaß- und Gewichts-Syſtemes zu verdanken hat.*)

Die Geißel, die den freien Aufſchwung aller Wiſſenſchaften knebelte, war die Cenſur, die in Kopenhagen von den engherzigen Profeſſoren der Univerſität und in den Provinzen von den Biſchöfen gehandhabt und namentlich ſeit 1681 bedeutend verſchärft wurde, als die Gräfin Samſöe und ihr einflußreicher Bruder, Etatsrath Matthias Moth, etwas ſpät die unangenehme Ueberzeugung gewannen, daß ſie im Volke weit weniger beliebt als beim Könige und deſſen Hofſchranzen waren. Sie machten ſich endlich kein Geheimniß daraus, daß Beide gleich ſehr verhaßt waren. Aber mit dem Zunehmen ihrer Unbeliebtheit wuchs auch die Strenge der Cenſur und die Beſtrafungsſucht des Polizei-Fiskals. „Es wurde (wie Riegels berichtet) als ein Crimen laesae Mothianae betrachtet, wenn öffentlich an des Königs Geburtstag nach der Geſundheit der königlichen Kinder nicht auch auf die Geſundheit der unehelichen Kinder Seiner Majeſtät getrunken ward. Der General-Fiskal erhielt ſogleich Befehl, auf die Anzeige eines General-Superintendenten (der ſich nicht entblödet hatte, zur Schmach eines Denuncianten herabzuſteigen) einen jener Halsſtarrigen, der ſich geweigert hatte, die Baſtarde des Königs, die Sippe der Gräfin Samſöe, leben zu laſſen, den Prozeß zu machen. Dies Alles war eine Folge der Prieſtergewalt, ſo wie der bei Hofe herrſchenden Scheinheiligkeit und ſeines nichts weniger als tugendhaften Wandels.“

---

*) Ole Roemer, geboren am 25. September 1644 zu Aarhuus, ging nach Beendigung ſeiner Studien in Kopenhagen nach Paris, unterrichtete den Dauphin (Sohn Ludwigs XIV.) in der Mathematik und wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. 1681 folgte er nach zehnjährigem Aufenthalte in Paris als Profeſſor der Mathematik einem Rufe nach ſeiner Vaterſtadt, wurde 1688 Kanzleirath und 1693 Hof- und Juſtizrath. — Es iſt gewiß eine der ſeltenſten Anomalien, daß dieſer große Mathematiker nebenbei auch Polizeimeiſter und ſeit 1705 auch Bürgermeiſter war. Er ließ die Landſtraßen vermeſſen, Meilenzeiger errichten und verbeſſerte das Poſtweſen. Die Abends bis dahin im Finſtern tappenden Bewohner der Reſidenz erhielten durch ihn die Wohlthat der Straßenbeleuchtung; er ſorgte für Pflaſterung und Reinlichkeit der Straßen und führte zum Schutze der öffentlichen Sicherheit die erſten Nachtwächter und Löſch-Apparate bei Feuerbrünſten ein. Außerdem verdankt ihm Kopenhagen auch die Gründung des erſten Aſſiſtenz- oder Leihhauſes. Ole Roemer ſtarb am 19. September 1710 als Staatsrath und Ritter des Danebrogordens. Eines ſeiner gelehrteſten Werke ſchrieb er über die Natur des Lichtes. Vergl. Chriſtian Reitzer, Programma in memoriam O. Roemeri. Hafn. 1711. Fol.

Alle dieſe Zuſtände gehörten natürlich zur Kategorie Jener, die nach Hamlet'ſcher Unterſuchung nicht nur faul, ſondern nach poſt-Hamlet'ſcher Analyſe ſogar oberfaul genannt zu werden mehr als gerechte Anſprüche hatten.

Ein großer Theil der Sitten des Hofes hat ſich aber zu allen Zeiten auch auf die höhern Schichten, von dieſen auf die mittlern und von dieſen endlich auf die unterſten fortgepflanzt, und ſo geſchah es ſehr häufig, daß die Depravation der Höfe eines neunten Karl's von Frankreich oder eines zweiten Karl's von England endlich auch die Demoraliſation des ganzen Volkes zur unausbleiblichen Folge gehabt hat. Das Beiſpiel, das von oben herab wirkt, iſt in allen Ländern und zu allen Epochen hundertfach wirkſamer geweſen, als Jenes, das nur in höchſt ſeltenen Ausnahmsfällen von unten nach oben gewirkt hat. Und aus dieſem Grunde iſt ein liederlicher Hof (wir ſprechen dies im Allgemeinen und nicht in Bezug auf den Hof von Dänemark aus) weit ſtrafbarer als eine depravirte Familie.

# Zehntes Kapitel.

Die Königin Charlotte Amalie — Ihre Kinder. — Der Einfluß der Gräfin Samſöe. — Die Königin des Tages und die Königin der Nacht. — Der Luxus des Hofes. — Die Verarmung des Landes. — Dänemarks Finanzzuſtände und deren Leiter: Holger Wind, Brand, von Stöcken und von Pleſſen. — Ueberſicht der Gehalte.

Eine der anſpruchsloſeſten und beſcheidenſten Königinnen Dänemarks war die Gemahlin Chriſtian's V., die heſſen'ſche Charlotte Amalie, die alle Zurückſetzungen von Seiten ihres däniſchen Gemahls mit echt deutſcher Lammsgeduld ertrug und gegen deſſen Verhältniß zu ihrer mächtigen Nebenbuhlerin nie den geringſten Einſpruch zu erheben wagte, weil die Allgewalt der Gräfin ihr nicht entgangen war, und weil ſie einſah, daß das Herz ihres Gatten mit unzerreißbaren Fäden an dem Herzen ſeiner Gunſtdame hing. Wohl kränkte es ſie, daß Chriſtian ſich nur in den Armen ſeiner Maitreſſe froh und glücklich fühlte; die Königin aber verbarg ihre Thränen und machte ihm niemals einen Vorwurf daraus. Ihr Herz blutete eben ſo ſtill, als jenes der ſpaniſchen Maria Thereſia, der Gemahlin des vierzehnten Ludwig's, welcher ihrem Herzen noch weit ſchwerere Prüfungen auferlegte. —

Trotz der Wolken, die den Horizont dieſer Ehe trübten, gebar die Königin ihrem Gatten im Laufe von zwanzig Jahren fünf Söhne und zwei Töchter, und zwar:

1) Den Kronprinzen **Friedrich IV.** (deſſen Regierung den Gegenſtand des achten Buches unſerer Geſchichte bildet).

2) **Chriſtian Wilhelm**, geboren am 21. November 1672, geſtorben am 15. Januar 1673.

3) **Chriſtian**, geb. am 25. März 1675, trat am 20. Mai 1695 eine Reiſe in's Ausland an, erkrankte in Ulm und ſtarb daſelbſt am 27. Juni deſſelben Jahres an den Blattern.*)

4) **Sophie Hedwig**, geb. am 28. Auguſt 1677, ſtarb unvermählt am 13. März 1735. Sie ſoll außerordentlich dick, etwas blödſinnig und zu Zeiten „mannstoll" geweſen ſein, wie die Handſchrift ſich ausdrückt, die uns in Aalberg vorgelegen hat.

5) **Chriſtiane Charlotte**, geb. am 18. Januar 1679, ſtarb nach **Riegels** am 14. Mai, nach **Allen** am 14. Auguſt 1689. Als älteſte Tochter des Königs hatte ſie bei Lebzeiten den Titel „Erbprinzeſſin" geführt. Das Andenken des zehnjährigen Mädchens beeilte ſich der Obermünzmeiſter **Gyldenleew** durch eine Schaumünze zu verherrlichen.

6) **Karl**, geb. am 26. October 1680, wurde in ſeinem einundzwanzigſten Jahre Coadjutor von Lübeck, vier Jahre ſpäter (1705) Biſchof von Lübeck und

---

*) Seine irdiſchen Ueberreſte, nach Dänemark zurückgeführt, wurden im Dome zu Roeskilde beigeſetzt.

ſtarb, zu Wemmetofte in Seeland, am 8. Juli 1729. Am 28. deſſelben Monats wurde ſeine Leiche nach Roeskilde geführt und in der königlichen Gruft beigeſetzt.

7) Wilhelm, geb. am 21. Februar 1687, ſtarb am 23. November 1705.

Aber keines von dieſen Kinder war im Stande, das lockere Eheband zwiſchen dem Könige und der Königin feſter zu knüpfen. — Chriſtian V. blieb nach wie vor der glühende Liebhaber ſeiner Kebſin und der nüchterne Freund ſeiner unglücklichen Gemahlin. Der König machte ſich wegen der Zurückſetzung ſeiner Frau nicht die geringſten Skrupel, da ſein weithinleuchtendes Vorbild, der große Ludwig, neben ſeiner Gemahlin vier Maitresses en titre und nebenbei eine Unzahl flüchtiger Liebſchaften aufzuweiſen hatte. Es iſt bekannt, daß eines Tages, als der Sohn Annens von Oeſterreich an der Seite ſeiner Gemahlin und in Begleitung ſeiner beiden Gunſtdamen, der Herzogin de la Vallière und der Marquiſe de Monteſpan, über die Boulevards fuhr, das Volk mit Fingern auf den Wagen wies und dabei ausrief: „Da fährt unſer Großer mit ſeinen drei kleinen Königinnen!“

Faſt eben ſo ſchamlos verfuhr Chriſtian.

Riegels ſchreibt: „Der König hörte nicht auf, ſeine Moth mehr als ſeine Frau und alle andern zu lieben. Wünſchte die Königin mit Chriſtian im Felde zu ſein und war ſie gleich mit bei der Belagerung von Wismar, ſo mußte ſie ſich doch die meiſte Zeit, während dieſer Reiſe, zu Glückſtadt in der Entfernung vom König aufhalten. Dagegen konnte die Moth überall mitreiſen und bei Chriſtian bleiben, ſo lange ſie ſelbſt es wollte.“

Die Gräfin Samſöe behauptete über ihn eine Herrſchaft, die faſt eben ſo groß war als (wenige Jahre ſpäter) jene, welche Frau von Maintenon ſich über den alternden und bigott gewordenen Ludwig XIV. anzueignen verſtand; doch müſſen wir zum Ruhme der Flensburgerin ſagen, daß ſie wenigſtens keine ſo ſcheinheilige Heuchlerin als die ci-devant ſündhafte Witwe Paul Scarron's geweſen iſt und ſich nie den Anſchein einer Heiligen gegeben hat. Sie machte aus ihrem Verhältniſſe zu Chriſtian durchaus kein Geheimniß und ſagte eines Tages zu Gyldenloew: Charlotte Amalie iſt die Königin des Tages; ich bin die Königin der Nacht.

Aber dieſe „Königin der Nacht“ koſtete dem Monarchen oder, richtiger geſagt, dem Volke, das ihn durch ſeinen goldenen Schweiß erhalten mußte, faſt fünfmal mehr als die äußerſt beſcheidenene Charlotte Amalie, die ihren Troſt und ihre einzige Freude in der zärtlichſten Liebe zu ihren Kindern fand. Chriſtian's V. Gemahlin war, würdig eines beſſern Looſes, zweifelsohne eine der tugendhafteſten Königinnen Dänemarks, aber ohne alle Bedeutung für die Geſchichte.

„Chriſtian, ſagt Riegels (Seite 304) mag ſein häusliches Leben vor ſich ſelbſt verantworten. Wie aber will er das Elend verantworten, in welches Dänemark noch zehn Jahre nach dem Frieden mit Schweden immer tiefer hinabgeſtürzt ward? — Die ungeheure Pracht des Hofes und die äußerſt koſtſpieligen Zerſtreuungen des Königs verſchlangen ungeheure Summen. — Nicht minder große Summen verbrauchten ſeine Miniſter und ſeine Günſtlinge. Zur Beluſtigung Seiner Majeſtät wurden Kriegsrüſtungen veranſtaltet, und ungeachtet der Ruhe, die (nach dem Nymwegener Frieden) ganz Europa genoß, dauerte in Dänemark die Kriegsſteuer fort.“ — Weiter unten ſchreibt er: „Der Winter des Jahres 1680 verſtrich unter lauter Feſten, veranlaßt durch die Vermählung der Prinzeſſin Ulrike Eleonore mit Karl XI. von Schweden, welche am 6. Mai in Schonen vollzogen ward. Einige wollen die Koſten dieſer Hochzeit höher als zu fünf Tonnen Goldes anſchlagen, außer der einen Tonne Goldes ſogenannter Prinzeſſin-Steuer, welche von den durch den Krieg ausgeſogenen Unterthanen entrichtet werden mußte. Blos die Equipirung der Ambaſſadeure, des Grafen Anton von Aldenburg und des Freiherrn Jens Juel, hatte mehr als dreißigtauſend Thaler gekoſtet.“ — An einer andern Stelle ſagt unſere Quelle (Seite 324): „Die Hofhaltung muß, wie Jeder ſelbſt beurtheilen kann, enorme Summen gekoſtet und ſicherlich den achtzehnten Theil von den Einkünften des ganzen Landes aufgezehrt haben. Wir rechnen dazu alle Apanagen für die (ſowohl ehelichen als unehelichen) Kinder, für die Küche, für den Weinkeller, für die Zuckerbäckerei, für die Marſtälle und für die Beſoldung der Jagd- und Hofbedienten. Von der Schatulle des Königs weiß kein Sterblicher genaue

Rechenſchaft zu geben. Im Jahre 1674 koſtete di
Hofhaltung — den Zuſchuß zum Leibgedinge der ver
witweten Königin abgerechnet — 85,109 Reichsthale
Bis 1687 ſtieg ſie auf 213,229. 1688 betrug ſ
217,071; 1689: 227,118 und 1690: 276,18
Reichsthaler.“ Die Ausgaben wuchſen mit jede
Jahre.

Kein Wunder alſo, daß unter ſolchen Zuſtände
verſchwenderiſcher Pracht des Hofes, durch die bodenlo
Habſucht der Günſtlinge des Königs, ſo wie durch d
mit Schweden unnütz geführten Krieg das Land me
und mehr verarmen mußte.

Die Finanzen Dänemarks, die ſich ſeit Einführu
der Souveränetät von Jahr zu Jahr verſchlimmert ha
ten, lagen unter Chriſtian V. ſo ſehr im Arg
daß die Kluſt zwiſchen Ausgaben und Einnahmen i
mer größer, immer gähnender, immer klaffender wa
Die ſogenannte Schatzkammer befand ſich in traurig
Zuſtande und lieferte einen hohnlächelnden Gegenbew
für die Behauptung der Philoſophen, daß es in
ganzen Natur nirgends eine Leere giebt! Der
Unrecht von Spittler und Andern verdächtigte Ri
gels ſpricht in Bezug auf die beiſpielloſe Unordnu
welche im Finanzweſen eingeriſſen war, die auch
andern Staaten nicht genug zu beherzigende Wahr
aus, daß Ordnung in den Finanzen eine d
Grundſäulen des Thrones und der größ
Ruhm des Fürſten iſt. „Alle Kriegs-Triump
ſchreibt er, ſind nichts gegen Finanzberechnungen, v
Könige ſelbſt revidirt und mit der Unterſchrift

ſehen: So viel zurückgelegt und für unerwartete Fälle aufgeſpart."

Aber daran war in Dänemark damals nicht zu denken. Ein Jahr nach der unheilvollen Staatsumwälzung von 1660 hatte Hannibal Seheſtedt ſein Portefeuille als Präſident des Schatzkammer-Collegiums an Holger Wind abgetreten, welcher die Finanzen in zerrüttetem Zuſtande vorfand.

„Die Rückſtände der Abgaben und die Nachſicht, die man gegen den Adel bewies (ſagt unſer Gewährsmann), machten es jedem Schatzmeiſter, der ſelbſt von Adel war, unmöglich, dem beſtändigen Geldmangel in den Staatskaſſen vorzubeugen."

Auch Holger Wind war nicht der Mann, der einmal eingeriſſenen Finanz-Calamität abzuhelfen. — Ludwig's XIV. großartige Verſchwendungen wurden durch die klugen Finanz-Operationen eines Colbert — wenigſtens theilweiſe — wieder ausgeglichen. — Dänemark, nicht halb ſo reich als Frankreich, hatte ein nicht minder verſchwenderiſches Oberhaupt, aber leider keinen Colbert! Ein Finanzminiſter verdrängte raſch den andern; aber der Nachfolgende war in der Regel noch weniger tauglich als ſein Vorgänger, und auf dieſe Weiſe ward das geſtörte Gleichgewicht zwiſchen „Soll und Haben", das Deficit, immer größer und peinlicher.

Holger Wind, der, wie ſein Vorgänger Seheſtedt, allezeit bereit war, auf jeden Wink des Königs durch Ausſchreibung neuer Steuern neues Geld herbeizuſchaffen, erſchöpfte dadurch die Kräfte des Landes auf ſo unverantwortliche Weiſe, daß das Volk, trotz ſeiner Langmuth, endlich doch zu murren anfing. — In Folge dieſer allgemeinen Unzufriedenheit mußte der Geheimerath, Vicekanzler und Schatzmeiſter *Wind* (drei Jahre vor ſeinem Tode) einen großen Theil der Finanzverwaltung an den in dieſem Fache ſehr bewanderten General-Kriegs-Commiſſär *von Stöcken* abtreten, welcher 1680 als Geheimerath und Ober-Rentmeiſter in das Schatz-Collegium eintrat, das jetzt den Namen „Ober-Rente-Kammer" annahm. — Aber zum Unglück Dänemarks ſtarb *Stöcken* bald darauf am 11. Juli 1681 und an deſſen Stelle trat der Ober-Rentmeiſter *Brandt*, ein Mann, der, wie der König ihm in ſeinem eilf Jahre ſpäter erfolgten Abſchiede ſchrieb, „*für ſeine eigenen Angelegenheiten beſſer als für die des Königs zu ſorgen verſtand*," ein Fall, der ſchon bei mehr als einem Finanzminiſter eingetreten ſein ſoll.

Dieſer *Brandt* war es, der, um einigermaßen das Equilibre herzuſtellen, auf den keineswegs philanthropiſchen Einfall gerieth, eine bis dahin in Dänemark noch nicht dageweſene Art von Menſchen- oder weißen Sklavenhandel einzuführen. — Auf *Brandts* Rath vermiethete *Chriſtian* V. im Jahre 1689 nicht weniger als *ſiebentauſend ſeiner Unterthanen* für fremden Kriegsdienſt. Bei Koldingen muſterte der König die vermietheten Söhne des Vaterlands, die unter dem Befehle des Herzogs *Ferdinand Wilhelm* von Württemberg-Neuſtadt und des Schout-by-Nacht *von Stöcken* (eines Bruders des verſtorbenen

Ober-Rentmeiſters) nach England geſchickt wurden, um ihr däniſches Blut für eine ihnen wildfremde Sache, zu Gunſten König Wilhelm's III. gegen deſſen Schwiegervater Jakob II. zu vergießen.*) Mit Hülfe dieſer ſiebentauſend däniſchen Miethlinge, die wie Löwen fochten, ſchlug der Gemahl Marien's von England am 11. Juli 1690 ihren Vater und deſſen iriſchen Anhänger am Boyne-Fluß und, zwei Tage ſpäter, den General Ginkel von Athlone bei Aphrie; aber Niemand weiß mit Beſtimmtheit anzugeben, wie vielen von jenen tapfern Dänen es vergönnt geweſen iſt, die ihnen theuere Heimath wiederzuſehen.**) — Auf dieſe Weiſe ward in Dänemark jener ſchmachvolle Menſchen-Schacher eingeführt, durch welchen ſich — ungefähr achtzig Jahre ſpäter — kein Fürſt in ſo hohem Grade entehrt hat, als Churfürſt Friedrich II. von Heſſen.***)

Aber auch dieſer an und für ſich unverantwortliche Sklavenhandel war für Dänemark nur ein Palliativ,

---

*) Selbſt dieſe Schmach ließ der Hof durch Prägung einer Denkmünze verherrlichen.

**) Dieſelben Dänen kämpften ſpäter in dem Niederlanden bis zum Abſchluſſe des Friedens zu Ryswick (20. September 1697). — Noch kurz vor dem Tode Chriſtian's V wurden 2500 Dänen dem Kaiſer Leopold gegen die Türken verſchachert.

***) Während der Jahre 1776–1784 verkaufte er an England im Kriege gegen das ſeine Ketten ſprengende Nord-Amerika zweiundzwanzigtauſend ſeiner Landesſöhne als Kanonenfutter für die Summe von 21,276,788 Thalern, die in ſeinen Privatſchatz floſſen aber kein Radical-Mittel für die Wiederauflebung des im Sterben liegenden Staatsſchatzes.

Schon unter Brandt's Vorgänger (Stöcken) war zur Abhülfe der ſich immer bedenklicher geſtaltenden Finanzkriſe eine Commiſſion niedergeſetzt worden, welche dem Könige eine geheime Liſte jener „Hof-Blutegel“ vorgelegt hatte, die als gänzlich überflüſſig bezeichnet wurden und die, nach der Anſicht jener Commiſſion, entweder abgeſetzt werden oder ſich einen bedeutenden Abzug ihres großen Gehaltes ſollten gefallen laſſen. Aber die Klagen Oluf Roſenkrantz's, Detlev von Ahlefeldt's und des Obriſten Hans Friis über die unerſättliche Habſucht der Günſtlinge und Schmarotzergeſchöpfe des Hofes und über das hauptſächlich daraus entſprungene Deficit in allen Staatskaſſen bewieſen, wie wenig es möglich war, Ordnung und Sparſamkeit in die Finanzen zu bringen.*)

Brandt's Nachfolger war der Geheime Rath und Oberkammerherr Chriſtian Siegfried von Pleſſen, der im Januar 1692 an die Spitze der

---

*) Während Brandt's Verwaltung erſchien am 4 Juni 1689 eine Verordnung, die das Krughalten und Branntweinbrennen auf dem Lande verbot, um der unter den Bauern um ſich greifenden Trunkenheit einen Damm zu ziehen; dies war das erſte Geſetz gegen die Folgen des Branntweinteufels. „Aber, ſagt Riegels hinzu, man ſieht deutlich, daß der König ſich nicht das Recht zutraute, auch Andern — außer den Bauern — das Branntweinbrennen zu verbieten. Er ließ die Privilegien der adeligen Grundbeſitzer und der Geiſtlichkeit unangetaſtet.“

Finanz-Verwaltung trat. Wie Stöcken verſuchte auch er Ordnung in die Verwirrung zu bringen; aber auch ſeinem redlichen Willen gelang es nicht, den leeren Staatsſchatz zu füllen, ohne dem armen Volke neue Opfer aufzubürden. — — —

Ein zweiter Krebsſchaden, der an dem Marke der Finanzen zehrte, war die übermäßig große und unverhältnißmäßig viel zu hoch beſoldete Bureaukratie, die ſich nach und nach in den Staatsmechanismus eingeſchlichen hatte.

Wir theilen hier blos eine Ueberſicht der Gehalte der fünfzehn Geheimräthe aus dem Jahre 1691 mit.

| | | |
|---|---|---|
| Statthalter Gyldenloew erhielt jährl. | 14000 | Rthlr. |
| Feldmarſchall-Lieutenant Graf Wedel | 10000 | „ |
| Graf Reventlow . . . . . . . | 6000 | „ |
| General-Admiral Niels Juel . . | 5000 | „ |
| Freiherr Jens Juel . . . . . | 4000 | „ |
| Chriſtoph Sehestedt . . . . | 4000 | „ |
| Conrad Biermann v. Ehrenſchild | 4000 | „ |
| Graf Ranzau . . . . . . . . | 3000 | „ |
| Graf Friedrich von Ahlefeldt . | 3000 | „ |
| Juſtus Hoik . . . . . . . . | 2000 | „ |
| Otto Scheel . . . . . . . . | 1000 | „ |
| Diederich Schulz . . . . . . | 1000 | „ |
| Kay Rumohr . . . . . . . . | 1000 | „ |
| Knud Thott . . . . . . . . | 1000 | „ |
| Chriſtian Siegfried v. Pleſſen*) | 1000 | „ |
| | 60000 | Rthlr. |

---

*) Als er, ein Jahr ſpäter, an Brandt's Stelle eintrat, erhielt er wie dieſer ein Gehalt von 4000 Reichsthalern.

Der König hatte außerdem vier Etatsräthe und Ober-Secretäre, welche die königlichen Kabinets-Ordres unterzeichneten, Schulz, Schoeler, Luxdorph und Moth (von welchen Jeder 2000 Reichsthaler erhielt). Die beiden Letztern mußten dem fünften Christian, in Begleitung des Dechiffreurs Borel Nielſen, ſowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten auf allen ſeinen Reiſen folgen. — Moth, der Günſtling des Königs, bezog unter verſchiedenen Namen jährlich über 6000 Thaler Gehalt, ungerechnet die Geſchenke, die er durch den Einfluß ſeiner Schweſter erhielt.

Aber fünfmal mehr als der ganze Geheime Rath und der Troß der Ober-Secretäre und Etatsräthe koſtete die Gräfin von Samſöe und deren Sippe, die aus fünf Kindern und einem langen Schweife von Günſtlingen jeden Kalibers beſtand. — Der Hofſtaat der anſpruchsloſen Königin koſtete jährlich nicht mehr als 30,000 Thaler, wovon ſie die größere Hälfte zu Acten der Wohlthätigkeit verwendete; denn ſie war die Mutter der Armen, die Vorſehung aller Bedrängten.

# Eilftes Kapitel.

Neue Anſprüche auf Hamburg. — Die Gährungen in dieſer Stadt. — Nicolaus Krull und der Bürgermeiſter Heinrich Meurer. — Flucht des Letztern nach Celle. — Cord Jaſtram und Hieronymus Snitger. — Ihre Macht und ihr Ende. — Ihre Verurtheilung. — Ihre Hinrichtung.

Chriſtian V., der in Folge des Pinneberg'ſchen Vergleiches vom 30. October 1679 von Hamburg eine Summe von 280,000 Reichsthalern erhalten hatte, fühlte ſich, ſieben Jahre ſpäter, angelüſtet, gegen dieſe Stadt, deren Reichthum ihm in die Augen ſtach, eine neue Razzia zu unternehmen, in der Hoffnung, daß ſie, um den Folgen einer Belagerung aus dem Wege zu gehen, ſich zur Zahlung einer neuen Entſchädigungs-Summe bequemen würde.

Er benutzte dazu einen günſtigen Zeitpunkt.

In Hamburg hatte ſchon ſeit Jahren große Gährung in den Gemüthern der durch Parteigeiſt zerklüfteten Bürgerſchaft und gleichzeitig großer Zwieſpalt im Schooße des Senats geherrſcht. An der Spitze des Letztern ſtand der erſte Bürgermeiſter, Heinrich Meurer, ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft, der wegen ſeines Stolzes und ſeiner Energie weit mehr gefürchtet als beliebt war. Ein großer Theil der Bürgerſchaft war gegen den Rath der Stadt und vor Allem gegen das Collegium der Ober-Alten in ſo hohem Grade aufgebracht, daß er, aufgeſtachelt durch die Beredſamkeit eben ſo ehrgeiziger als kühner Parteiführer, den Beſchluß gefaßt hatte, die Bezahlung jeder Art von Steuer zu verweigern, um den Rath zu zwingen, alle jene Ober-Alten, die durch eine 52er Deputation aus ihrem Schooße die Vermittelung des Kaiſers angerufen und den durch den kaiſerlichen Abgeſandten Gottlieb Reichsgrafen von Windiſchgrätz herbeigeführten Receß ſanctionirt hatten, ihrer Aemter und Würden zu entſetzen. — Die größte Erbitterung herrſchte gegen den Rathsherrn Nicolaus Krull, der, urſprünglich einer der beredſamſten Anwalte des gemeinen Mannes, bald nachdem er mit deſſen Hülfe in den Rath gewählt worden, von der Volkspartei abgefallen und einer der eifrigſten Fürſprecher aller Amtshandlungen des Senats geworden war. Krull gehörte zur großen Sippe jener Demagogen, die es nur ſo lange mit dem Volke halten, bis ſie, durch deſſen Schultern emporgetragen, ihr ehrgeiziges Ziel erſtrebt haben.

An der Spitze der Oppoſition gegen den Rath und die Oberalten ſtanden zwei Mitglieder des Dreißiger Ausſchuſſes, zwei Volksführer, Conrad oder Cort Jaſtram, ein Schönfärber, und Hieronymus Snitger, ein ehemaliger Kaufherr und Schiffsrheder, die, Epigonen der Lübecker Tribunen Jürgen Wullenweber und Marx Meyer, mit einem hohen Grade von Klugheit und Ehrgeiz begabt, entſchloſſen waren, ſich erſt zu

Tribunen der beleidigten Bürgerſchaft und ſpäter zu Dictatoren des Rathes aufzuwerfen. Die Dreißiger und deren Anhang drangen vor Allem auf Abſetzung des ihnen verhaßten Apoſtaten Krull, und der Senat war ſo ſchwach, ſich durch Drohungen aller Art einſchüchtern und bewegen zu laſſen, dem Anſtürmen des gemeinen Mannes und ſeiner beiden Wortführer Jaſtram und Snitger nachzugeben. Krull, der ſeinen mühſam errungenen Rathsſitz nicht ſo leicht aufzugeben entſchloſſen war, wandte ſich unmittelbar an den Kaiſer, der ohne Weiteres den Befehl erließ, ihn ſofort in ſeine Würde wieder einzuſetzen, wozu der Senat ſich auch ſogleich verſtand. Dadurch aber erſtieg die Erbitterung des durch Jaſtram's und Snitger's Haranguen bearbeiteten Volkes eine ſolche Höhe, daß es nun auch dem Bürgermeiſter Meurer zu Leibe ging und ihm ſo viel Schrecken einflößte, daß er heimlich die Stadt verließ, ſich an den Hof des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg nach Celle begab und deſſen Schutz und Intervention gegen die beiden Aufwiegler der Bürgerſchaft in Anſpruch nahm.

Der Herzog, der ſich ſeiner anzunehmen verſprach, ließ ein Heer gegen Hamburg rücken, um mit Hülfe braunſchweigiſcher Soldaten die beiden Rädelsführer des Aufruhrs gefangen nehmen, den verjagten Bürgermeiſter Meurer wieder einſetzen und auf dieſe Weiſe die alte Ruhe und Ordnung wiederherſtellen zu laſſen.

Während dieſer von Außen her drohenden Gefahr erhielt der Dreißiger Ausſchuß, an deſſen Spitze Jaſtram und Snitger ſtanden, dictatoriſche Gewalt zur Beſchützung der vom Feinde bedrohten Stadt und Bürgerſchaft.

Als am Abende des 19. März 1686 einer dieſer beiden Dictatoren, Hieronymus Snitger, in Begleitung ſeiner hübſchen Frau und einiger Gäſte ſeiner Partei von ſeinem Landhauſe in Ham nach der Stadt zurückfahren wollte, kam ein Trupp von Reitern herangeſprengt, der ihn und ſein Gefolge feſtnahm in der Abſicht, ihn über die Elbe nach der lauenburg'ſchen Grenze zu entführen. — Als noch an demſelben Abende die Kunde von Snitger's Entführung in Hamburg ruchbar geworden war, ließ Jaſtram mit ſeinem Anhange das Rathhaus beſetzen, drang mit dem Degen in der Hand in die Rathsſtube, ließ den Stadtrichter, Licentiaten Peter Roever, und verſchiedene andere Rathsmitglieder in dem Meurer'ſchen Hauſe in der Grünſtraße arretiren, gleich darauf die bereits geſchloſſenen Stadtthore wieder öffnen und eine Escadron Hamburger Reiterei den Entführern nacheilen. Es gelang ihr, ſie noch dieſſeits der Elbe einzuholen, Snitgern aus deren Händen zu befreien und einige ſeiner Verfolger als Gefangene nach Hamburg zu bringen.

Am folgenden Morgen wurde der Volkstribun Snitger, unter dem Zulauf und Jubel aller gleichgeſinnten Bürger, wie im Triumphzuge von Jaſtram und deſſen Anhange eingeholt und unter dem Zurufe: „Dies ſind die wahren Väter des Vaterlandes!" durch die Hauptſtraßen der Stadt begleitet und „zu Bezeugung ſonderbarer Devotion und Verehrung" mit Apfelſinen und Pomeranzen geworfen. Snitger ſaß auf einem offenen

Stuhlwagen. Neben ihm erſchien zu Fuße Jaſtram. Auf einem zweiten, gleichfalls offenen Wagen wurden ihnen drei geknebelte Gefangene nachgeführt, die unterweges von den Anhängern der Jaſtram-Snitger'ſchen Partei mißhandelt und mit Koth tractirt wurden.

In Folge dieſer vereitelten Entführung ließ man wenig Tage ſpäter, neun Perſonen, darunter zwei Rittmeiſter und einen Auditeur der Stadtſoldaten, weil Letzterer von dem Anſchlage unterrichtet geweſen war und denſelben nicht entdeckt hatte, ſo wie ſechs andere Complotiſten auf öffentlichem Markte enthaupten, nachdem ſowohl Jaſtram als Snitger der Tortur des Auditeurs beigewohnt hatten in der Hoffnung, von ihm das Bekenntniß aller andern Theilnehmer an jener Verſchwörung gegen den Dreißiger-Ausſchuß zu erpreſſen.

Seit jenem Tage waren Jaſtram und Snitger die unumſchränkten Dictatoren Hamburgs. Aber jene Hinrichtungen vermehrten die Erbitterung der rathsfreundlichen Partei, die mit Schrecken das Anſchwellen der Macht und des Einfluſſes der beiden Tribunen gewahrte und ſich von der Furcht angewandelt fühlte, einem ähnlichen Looſe zu erliegen. Man drohte in anonymen Zuſchriften den „Erzverführern der Bürgerſchaft,“ daß auch ſie geköpft werden würden, wenn auch jeder von ihnen zehn Hälſe hätte und mit hundert Mauern umgeben wäre. Sie aber ließen ſich dadurch nicht einſchüchtern und blieben Herren der Stadt, deren Befehle Alles gehorchen mußte.

Die Lüneburg'ſchen Truppen waren unterdeſſen in die Vierlande eingerückt und hatten ſich der Stadt Bergedorf bemächtigt.

Die Stadtmiliz, die, von Jaſtram und Snitger aufgeboten, unter dem Befehle des Oberſtlieutenants Maneke den Lüneburgern entgegengerückt war, mußte, wie es hieß durch Maneke's Verrath, ſich eines Theils ergeben, andern Theils die Flucht ergreifen. — Maneke wurde bald darauf hingerichtet.

Die Verwirrung wuchs mit jedem Tage. Der Kaiſer drohte den beiden Tribunen mit den ſchwerſten Strafen, mit Achtserklärung und andern Schreckgeſpenſtern. Leopold begehrte Krull's Reſtitution und die Freigebung der Güter und Gelder des verjagten Bürgermeiſters, welche Jaſtram und Snitger mit Beſchlag belegt hatten. Sie aber blieben feſt und ſtandhaft.

Dieſen Zuſtand allgemeiner Aufregung benutzte der König von Dänemark, um ſeine Anſprüche auf Hamburg zu erneuern. Am 19. Auguſt ließ er durch ſeinen Reſidenten Lilienkron den Rath und die Bürgerſchaft auffordern, ihm den Eid der Huldigung zu leiſten. Es erfolgte darauf keine Antwort.

Aber ſchon am andern Morgen zog Alles, was waffenfähig war, auf die Feſtungswälle. Selbſt die Gelehrten blieben nicht zurück. Mehr als zweihundert Advokaten legten — wunderbar genug! — die einträgliche Feder nieder und griffen zu den Waffen, um das Vaterland in Gefahr zu vertheidigen.

Die Dänen rückten ſo nahe, daß die Hamburger, angefeuert durch den Patriotismus der beiden Dictatoren, von den Wällen herab ihre Geſchütze gegen den Feind ſpielen ließen. Nachdem ſie alle um die Stadt herumliegenden Häuſer niedergeſchoſſen hatten, bemächtigten ſie ſich der kleinen däniſchen Inſel Grävenhof und warfen dort eine mächtige Verſchanzung auf.

Zwiſchen Altona und Hamburg erhob ſich zu jener Zeit die aus fünf Baſtionen beſtehende Sternſchanze. Zweimal verſuchten die Dänen, ſie zu nehmen. Aber beide Male wurden ſie zurückgeſchlagen.

Am 25. Auguſt machten 2600 Hamburger einen Ausfall aus der Verſchanzung und entwickelten dabei ſo viel Muth und Tapferkeit, daß ſie das däniſche Fußvolk zum Rückzuge zwangen; als ihm aber die Reiterei unter Anführung des Generallieutenant Dumeny und des Generalmajors Cormaillon zu Hülfe kam, verfolgten Beide vereint die Hamburger bis an die Thore der Stadt.

Während dieſer Zeit der allgemeinen Unruhe und Verwirrung hatten die Feinde der Volkspartei das Gerücht ausgeſprengt, daß Jaſtram und Snitger, die in dieſen Tagen eine nimmer raſtende Thätigkeit entwickelten, durch däniſches Gold beſtochen ſich mit dem Plane trügen, die Stadt und ſich ſelbſt den Dänen zu überliefern, um der vom Kaiſer über ſie verhängten Reisacht zu entgehen.

Dieſe klug erſonnene und meiſterhaft ausgeſponnene Verläumdung fand in den Augen der geängſtigten Kaufleute, die bei der Einnahme Hamburgs nichts zu gewinnen, aber gar Vieles zu verlieren hatten, ſo großen Glauben, daß der 180er-Ausſchuß der Bürgerſchaft beim zweiten Bürgermeiſter Schütze auf Feſtnehmung der beiden Verräther drang und den Rath ſo lange beſtürmte, bis dieſer endlich nachgab und die beiden Tribunen nach dem Winſerbaum in daſſelbe Gefängniß bringen ließ, wo wenige Monate zuvor der Auditeur gefoltert worden war.

Bald darauf wurde durch Vermittelung des Churfürſten von Brandenburg, des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg und des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, am 26. Auguſt, zwiſchen dem Könige von Dänemark und der Stadt Hamburg ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der auf Anſuchen des Rathes bis zum 23. October verlängert ward.

Während des Waffenſtillſtandes wurde gegen die beiden Volkstribunen ein peinlicher Prozeß eingeleitet, Jaſtram ſowohl als Snitger wegen Hochverraths, Meineids, Aufruhrs und Verläumdung auf die Folter gelegt und am 1. October nachfolgendes Urtheil gegen ſie publicirt:

„In angeſtelter Peinlichen Klage des Rechten gegen und wider Cort Jaſtram, Gefangenen und peinlich Angeklagten, erkennet E. E. Rath zu Recht, daß die am 27. September jüngſthin im Nieder-Gericht abgegebene Findung respective zu con- und reformiren, auch zu declariren und extensiren ſey, als E. E. Rath ſelbige hiemit con- und reformiret, declariret und extensiret, dero Geſtalt und alſo, daß weil Gefangener und peinlich Angeklagter eine Zeit von Jahre her E. E. Rath dieſer Stadt, als ſeine von GOtt ihm vorgeſetzte ordentliche Obrigkeit viel fältig verleumbdet, gefährlich nachgeſtellet und zu unterdrücken getrachtet, ſich wider dieſelbe empöret, die Bürgerſchaft vielfältig verleitet und wider ſelbigen verhetzet, bey eines Hohen Potentaten Ministris ſie höchſt verkleinerlich traduciret, auch ſonſten ungebührlich bedräuet, Factionen geſtifftet und fomentiret, gemeinen Frieden geſtöret, Kayſerlicher Majeſtät und anderer Hohen Potentaten Ungnade über die Stadt gezogen, dazu verhindert hat, daß die mit des Herrn Hertzog zu Braunſchweig-Lüneburg-Cell, Durchlaucht, und dieſer guten Stadt obgeſchwebte Differentien nicht ehender beygeleget werden mögen, ſeine Mit-Bürger mit Exclusionen beſchimpfet, bey Hohen Potentaten dieſelbe angegoſſen, dadurch ihnen Fiscalische Klage auffzubürden getrachtet, derer respectivè Perſon und Güther zu arrestiren und zu verſiegeln einen E. E. Rath forciret, dieſer Stadt Cämmerey unnötige, ſich zu vielen tauſend erſtreckende Koſten verurſachet, ſo dann in eine unverantwortliche, dieſer Stadt höchſt gefährliche Gemeinſchaft und Correspondentz mit Hoher Potentaten Ministris getreten, denenſelben dieſer Stadt Statum und was in den Collegiis und bürgerlichen Zuſammenkünfften passiret, offenbaret, die Gelegenheit des Elbſtrohms außerhalb der Stadt ihnen gezeiget, bei denenſelben es zu einem Protectorio wider ſeine Mit-Bürger veranlaſſet, ihnen allerhand verrätheriſche Anſchläge gegeben, frembde Trouppen auff dieſer Stadt Grund und Boden beruffen, auch denenſelben Verpflegung von der Stadt zu verſchaffen eigenmächtig verſprochen und, da nemlich die feindlichen Trouppen zu Belagerung dieſer guten Stadt würcklich herangenahet, daß dero Abſehen auff dieſelbe nicht gerichtet, unter hohen Betheurungen und Vermaledeyungen die Bürgerſchaft beredet, verleitet und ſicher gemachet und ſolcher Geſtalt dem Vaterlande einen unwiederbringlichen Schaden verurſachet und daſſelbe in äußerſte Gefährlichkeit geſetzet, in ſolchem allen aber wider ſeinen Eyd und Pflicht, auch dieſer Stadt Statuten und Recessen gröblich gehandelt, daß dannenhero derſelbe wegen ſolcher ſeiner böſen Thaten und anderer in Actis benannten und von ihm notoriè begangenen vielfältigen Mißhandelungen andern zum Abſcheu und Exempel, ihm zur wohlverdienten Straffe, mit dem Schwerd vom Leben zum Tode gebracht, deſſen Leib geviertelt bey dem Gericht in die Erde geſcharret, das Haupt auff eine eiſerne Stange über dem Miellern-Thor geſtecket, ſeine Hab und Güther aber dieſer Stadt Fisco heimfallen und ſolche Straffe an ihm und ſeinen Güthern würcklich exequiret werden ſol, wie E. E. Rath denſelben hiemit dazu condemniret und verdammet V. R. W.

Pronunciatum den erſten Octob. Anno 1686."

Das an demſelben Tage gegen Snitger publicirte Erkenntniß lautete:

„In angeſtellter Peinlicher Klage des Rechten gegen und wider Hieronymum Snitger, Gefangenen und peinlich Angeklagten, erkennet E. E. Rath zu Recht, daß die am 27. September jüngſthin im Nieder-Gericht abgegebene Findung respectivè zu con- und reformiren, auch zu declariren und extendiren ſei, als E. E. Rath ſelbige hiemit con- und reformiret, declariret und extendiret, dero Geſtalt und alſo, daß, weil gefänglich und peinlich Angeklagter eine geraume Zeit dero E. E. Rath dieſer Stadt, als ſeine von GOtt ihm vorgeſetzte Obrigkeit zu unterdrucken getrachtet, die Bürgerſchaft verleitet und wider denſelben aufgewiegelt, Factionen geſtifftet, Kayſerlicher Majeſtät und anderer Hohen Potentaten Ungnade über dieſe Stadt gezogen, gemeinen Frieden geſtöret, die Hinlegung der entſtandenen Streitigkeiten mit des Herrn Hertzog zu Braunſchweig-Lüneburg-Zell, Durchlaucht, zum Schaden dieſer Stadt und deſſen Commercii immerhin auffgehalten und verhindert, zur Exclusion ſeiner Mit-Bürger großen Theils geholffen und dieſelbe beförderet, E. E. Rath genötiget, derer Perſon und Güther zu arrestiren und zu verſiegeln, dieſer Stadt Cämmerey unnötige, ſich zu viel tauſend erſtreckende Koſten verurſachet, die aus derſelben aber ihm zur Löhnung der Reiterei anvertrauete Gelder nicht ausgezahlet, ſondern biß Schwierigkeit darüber entſtanden und Noth geweſen, zurückgehalten, ſo dann mit eines Hohen Potentaten Ministris eine unverantwortliche, ihm nicht zuſtehende, dieſer Stadt aber höchſt gefährliche Gemeinſchafft und Correspondentz gepflogen, denſelben dieſer Stadt Statum und was darinnen passiret, entdecket und zu allerhand gefährlichen Verhaben Anſchläge gegeben, frembde Völcker in dieſer Stadt Länder zu legen angerathen und da neulichſt die feindlichen Trouppen zu Belagerung dieſer Stadt würcklich herangenahet, den Marſch für ein ſalſch Gerücht ausgeruffen, auch daß ihr Abſehen nicht auff dieſe Stadt gerichtet, unter hohen Betheurungen die Bürgerſchafft verleitet und ſicher gemachet und ſolcher Geſtalt derſelben einen unerſetzlichen Schaden causiret und ſie in große Noth geſetzet, in ſolchem Allen aber wider ſeinen Eyd und Pflicht, auch dieſer Stadt Statuten und Recessen vorſetzlich gehandelt, daß dannenhero derſelbe wegen ſolcher ſeiner böſen unverantwortlichen Actionen und anderer in Actis angeführten Verbrechen, andern zum Exempel, ihm zur wohlverdienten Straffe, mit dem Schwerd vom Leben zum Tode gebracht, das Haupt auff eine Stange über'm Stein-Thor geſtecket, der Leib bey Gericht in die Erde verſcharret, ſeine Hab und Güther aber dieſer Stadt Fisco heimfallen, auch ſolche Straffe an ihm und ſeinen Güthern würcklich exequiret werden ſol, wie E. E. Rath denſelben dazu comdemniret und verdammet V. R. W."

Der däniſche Reſident **Lilienkron**, der im Namen ſeines Souverains Fürſprache für die Begnadigung der beiden Verurtheilten einzulegen beauftragt war, wurde abſchläglich beſchieden und jedes der beiden Urtheile am 4. Octbr. 1686 unter dem Zulaufe vieler Tauſenden einheimiſcher und ausländiſcher Perſonen, welche das blutige Schauſpiel nach der guten Stadt Hamburg gelockt, durch den Scharfrichter „würklich exequiret und Jedermänniglich zum Exempel, denen leichtfertigen Aufrührern und Verräthern aber zu wohlverdienter Straffe" **Snitger's** Haupt über dem Stein-, **Jaſtram's** Haupt über dem Altonaer Thore auf eine eiſerne Stange aufgepflanzt und beider Leichen auf der Richtſtatt in die Erde geſcharrt.

Und damit endete das blutige Schauſpiel.

Achtzehn Tage nach der Exequirung Jaſtram-Snitger's erklärte ſich Seine däniſche Majeſtät, auf inſtändiges Anſuchen des Churfürſten von Brandenburg, des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg und des Landgrafen von Heſſen endlich allerhuldreichſt bereit, von ſeinen Anſprüchen auf Hamburg vorläufig abzuſtehen und das Hamburgiſche Weſen bei dem Pinneberg'ſchen Vergleiche vom Jahre 1679 allergnädigſt belaſſen zu wollen.

Chriſtian V. geruhte zur Erinnerung ſeiner der Stadt Hamburg neuerdings erwieſenen däniſchen Großmuth und königlichen Gnade eine neue Medaille prägen zu laſſen. Auf der Vorderſeite ſieht man das Hamburgiſche Wappen mit dem (Holſtein'ſchen) Neſſelblatt — als Zeichen ſeiner Abhängigkeit von Holſtein — mit der Ueberſchrift: In gratiam recepti 1686. Auf der Rückſeite iſt die mit einer Belagerung bedrohte Stadt Hamburg abgebildet. Der Rand der Denkmünze iſt mit achtzehn lateiniſchen P. geziert, welche, abgekürzt, Folgendes ausdrücken ſollen:

„Propter Preces Plurium Principum Pacem Petentium Petulantibus Poenam, Praepetem Pristinae Praevicaciae Paventibus Pius Pater Patriae Praesens Protinus Pepercit.“

Bald darauf wurde der vertriebene Bürgermeiſter Heinrich Meurer, welchen Kaiſer Leopold inzwiſchen zum kaiſerlichen Rathe ernannt hatte, in Hamburg wieder in Amt und Würde eingeſetzt und die ſeit vierzehn Jahren ſchwer bedrohte Ruhe und der alte Status quo zum großen Mißvergnügen der volksfreundlichen Partei bis auf Weiteres wiederhergeſtellt.

Der Bürgermeiſter **Meurer** (geboren am 11. October 1642) ſtarb, zwanzig Monate nach ſeiner Wiedereinſetzung, kaum achtundvierzig Jahre alt, am 11. Juli 1690.*)

Namen und Andenken jener beiden Tribunen, die als „ehemals wohlhabende und ſpäter durch ihr eigenes Verſchulden heruntergekommene Volksaufwiegler" geſchildert worden ſind, iſt wie ſo vieler Andern ihres Gleichen ziemlich verſchollen und lebt nur noch in den vergilbten Blättern einiger alten, gleichfalls vergeſſenen Scharteken fort. Jedenfalls aber haben beide Männer ein beſſeres Loos verdient als jenes, hundertfünfzig Jahre nach ihrem traurigen Ende auf der Hamburger Bühne in einem fünfactigen Trauerſpiele der Herren **Baiſon** und **Gottſchall** noch einmal dramatiſch gerädert zu werden.

Jedem, der ſich mit dem ganzen Thun und Treiben jener beiden „Volksaufwiegler", ſo wie mit den Einzelnheiten ihres Criminalprozeſſes näher vertraut zu

---

*) Vergl. **Eberhard Anckelmann**, Programma in funere D. H. **Meureri**, reipublicae Hamburgensis consulis, Hamb. 1690. 4. und **Johann Heinrich Bartels**, Der Hamburgiſche Bürgermeiſter H. **Meurer** ꝛc. oder Darſtellung und Beurtheilung ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit; biographiſche Skizze u. ſ. w. Hamb. 1836. 8. Letztere höchſt intereſſante Schrift erſchien anonym.

machen wünſcht, empfehlen wir eine jetzt ziemlich ſelten gewordene Schrift, betitelt: „Wahrhafftig Abbildender Auffruhr- und Empörungs-Spiegel ꝛc. Worbey eine kurtze Erzehlung deſſen, was in Hamburg etliche Jahre hero durch die beyde hingerichtete Haupt-Redelsführer Jaſtram und Schnitger verübet worden. Gedruckt zu Friedberg im Jahre 1687. 4. (Seite 115—138.)*)

---

*) Gleich hinter der Vorrede dieſes alten Buches befindet ſich eine zwei Seiten lange lateiniſche Grabſchrift: „Nefandae memoriae Conradi Jastrami Sacrum.“

## Zwölftes Kapitel.

Engliſche Schilderung des däniſchen Hofes. — Portrait des Königs und der Königin, der ehelichen und unehelichen Kinder Chriſtian's und ſeiner fünf Miniſter Gyldenloew — Reventlow — Jens Juel — Conrad Biermann-Ehrenſchild. — Herr von Pleſſen. — Luxdorph. — Moth. — Jeſſen. — Harboe. — Die Hof- und Jagdvergnügungen. — Brand der Amalienburg u. ſ. w.

In der Einleitung haben wir unter den Quellen, aus welchen wir unſer Material geſchöpft, auch die franzöſiſche Ueberſetzung des Molesworth'ſchen „Account of Danemark" genannt. Der Autor, der als engliſcher Geſandter dem Hofe ſehr nahe ſtand, entwirft von dieſem im eilften Kapitel nachfolgende Schilderung:

### De la cour.

Sous ce chef je comprend le Roy, la Reine, la famille Royalle, les Ministres d'Etat, les Chevaliers de l'ordre de l'Eléphant et de Dannebrog, avec les autres Principaux officiers de la cour. Chrêtien V. à-présent Roy de Danemarc est d'une médiocre taille, plûtot maigre que corpulent, néanmoins bien proportionné et d'une complexion robuste; il a le teint sanguin et porte une peruque noir; les traits du bas du visage ressemblent un peu à ceux de Charles II. Roy d'Angleterre.

Il a été d'un tempérament capable de souffrir toutes les fatigues jusques à ce que dans ses dernières années ayant eu quelques accès de goutte il crût qu'il vaudroit mieux s'abstenir d'exercices capables d'altérer sa santé, particulièrement dans un tems de paix où il n'y avoit point de nécessité pressante qui l'engagea à se fatiguer, quoique, s'il étoit nécessaire, il le feroit encore fort aisément. — — — Le Roy porte ordinairement un habit fort modeste, mais fort propre; il ne porte presque jamais de chapeau ny de gants lors qu'il est en Cour, mais bien une bonne épée ceinte à son côté.

Pour ce qui est de son naturel, c'est un Prince doux, bon, affable et modéré si vous considérez l'humeur du Païs; il n'est point adonné au luxe (dabei erlauben wir uns ein Fragezeichen) ni au boire, ni au manger, et depuis ces derniéres années il a fait fort peu de débauches. Il n'a pas eû beaucoup de Maitresses, et celles qu'il a eûes, il les a aimées longtemps. Il a de la religion autant qu'un Prince en doit avoir, sans être prévenu à l'égard de son Clergé, quoi qu'il semble que les Ecclésiastiques l'adorent; de lui-même il aime la justice et la modération, mais il se laisse souvent gouverner par ceux qui sont auprès de lui, à qui il laisse la conduite entière des affaires, par ce qu'il ne les aime pas, ny n'en a pas le génie. Il parle peu, excepté à ses Ministres ou plus grands favoris; néanmoins il ordonne à des gens d'entretenir les étrangers.

Et quelquefois par un souris obligeant il les enhardit de s'approcher de lui. — Il parle trois langues outre la sienne propre, le haut et le bas Allemand et la Françoise, et s'en sert aisément quand il est nécessaire; il n'a pas été élevé dans les sciences, mais il prend pourtant beaucoup de plaisir à la géographie, et on ne lui fait jamais plus de plaisir que quand on lui apporte quelques cartes géographiques nouvelles, ou le plan de quelque place forte. Il est vaillant et intrepide, dont il a souvent donné des marques dans les dernières guerres de Suède, mais il se repose de la plus grande partie de la conduite de son armée sur les généraux, ne se fiant pas à son propre génie, quoique selon toutes les apparences la grandeur de son courage dans l'un et la sincérité dans l'autre produiroient de meilleurs effets, s'il se fioit plus à lui-même et moins aux autres.

Hinſichtlich der hier gerühmten Tapferkeit Seiner Majeſtät bemerken wir, daß König Chriſtian V. nur bei einer einzigen Schlacht ſelbſt commandirt hatte und zwar am 13. Juli 1677 in der Schlacht bei Landskrona, die, wie früher erwähnt, zu Gunſten der Schweden ausgefallen war.

Enfin (fährt Molesworth fort) c'est un Prince fort doux et débonnaire, plûtôt aimé que respecté de son peuple qui sçait que si l'état présent de son gouvernement étoit accompagné d'un

Prince qui fût sevère, cela séroit tout-à-fait insupportable. — Le Roy porte au bas de ses armes et autour de son chiffre cette Devise: Pietate et Justitia*). Et ses sujets croyent effectivement qu'il n'a point d'autre inclination que celle de conserver ces deux choses, et que tous les maux qu'ils souffrent ne viennent que de ses Ministres.

Daß aber Chriſtian's Liebe zur Frömmigkeit und zur Gerechtigkeit nicht allzugroß geweſen war, beweiſt unter Andern ſeine Doppelehe und die Zahl der peinlichen Prozeſſe, die er auch gegen Griffenfeldt und Roſenkrantz einzuleiten anbefohlen hatte.

La Reine, qui s'appelle Charlotte Amélie, est une princesse qui mérite qu'on en fasse mention avec tout l'honneur et le respect possible quand même elle ne seroit pas de la haute qualité dont elle est. Elle est blonde et de belle taille; son teint est flégmatique et sanguin, et encore qu'elle soit dans la 41e année, elle est toujours belle, sa demarche est fort engageante; elle est de plus affable et libre; ses grandes perfections lui gagnent le coeur de ses sujets, encore que sa Religion soit différente de la leur, et ferment la bouche aux Luthériens Bigots qui pourroient être assez hardis que de s'écrier contre elle si sa vie irréprochable ne la mettoit pas au-dessus de leur malice. Ils ont attenté plusieurs fois à la dégouter de la Religion Calviniste, mais elle les a jusqu'icy frustrez de leurs espérances et ne l'a pas seulement suivie elle-même, mais aussi elle protège la petite Eglise Françoise Protestante (qu'elle a par sa bonté fondée, fait subsister et entretenue par sa libéralité) contre tous les assauts que des personnes d'autorité avoient attenté contre elle. Et elle réussit avec succès par une prudente complaisance qu'elle a pour le Roy dans les choses indifferentes, allant souvent avec lui au service et aux sermons des Luthériens etc. — — — Elle est le Refuge ordinaire des personnes qui sont dans l'adversité qui, en s'approchant d'elle, ne manquent jamais d'obtenir ce qu'ils demandent. Elle n'est pas de difficile accès: elle prévient souvent ceux qui sont dans la nécessité, et fait des charités devant qu'on l'en ait recherchée. — — — — — — — — — — — — — — —

---

*) Denſelben Wahlſpruch trug unter vielen andern Herrſchern vor Chriſtian V. auch Karl IX. von Frankreich, der berüchtigte Urheber der Pariſer Bluthochzeit.

Le Roy de Danemarc a cinq enfans*) quatre Princes et une Princesse. Le Prince Frédéric qui est l'ainé, appellé le Prince royal, a environ vingt ans. Il seroit à souhaiter que son éducation eût été plus conforme à sa qualité, car son premier gouverneur, étant un peu pedant**), lui avoit inspiré une certaine manière d'agir contraire, à quoi plusieurs qui sont accoutumés de juger par les apparences externes, donnoient une mauvaise explication en l'apellant orgueuil et vanité. — Le Prince Chrétien, le second fils*) a environ dix-huit ans et est d'un tempérament plus vif et plus affable que son frère ainé; il est aussi plus grand et plus robuste; il aime beaucoup la chasse et à monter à l'Académie; il ne soupire après autre chose qu'à se voir et se montrer dans le monde. — Le Prince Charles a environ neuf**) et le Prince Guillaume environ six ans; le premier de ces deux-là est un enfant fort avancé et qui promet beaucoup; le dernier ne bouge pas encore de la chambre de sa nourrice, tellement que l'on n'en peut rien dire. La Princesse (Sophie Hedwig) a environ seize ans, dont la beauté parfaite, le doux tempérament et la belle éducation la rendent sans pareille; elle a été accordée à l'Electeur de Saxe, son propre cousin germain, mais quelques affaires secrètes ont empêché le mariage de s'accomplir.

---

*) Dies iſt ein Irrthum. Chriſtian V. hatte ſieben Kinder. (Vergl. Seite 192.)

**) Friedrich's IV. Gouverneur war der Reichsmarſchall Johann Chriſtoph von Koerbitz.

Ueber dieſe hier nur leiſe angedeuteten affaires secrètes hatten zu jener Zeit ſo viele, ſich ſchnurſtracks widerſprechende Gerüchte circulirt, daß wir uns nicht zu entſcheiden getrauen, welches dieſer eben nicht

---

*) Dieſer Chriſtian war der dritte Sohn des Königs. (Siehe Seite 192).

**) 1692 war Prinz Karl bereits zwölf Jahre alt.

allzuſchmeichelhaften on dits der Wahrheit am nächſten gekommen ſein mag. Eines der vielen Gerüchte lautete: Prinzeſſin Sophie Hedwig ſei in ſpätern Jahren mannstoll geworden.

Le Roy outre ceux-cy a eû deux fils naturels de Madame Moth, fille d'un bourgeois de Copenhague*) qu'il a faite Comtesse de Samsöe qui est une ile qu'il lui a donnée; de plus, selon que l'on rapporte pour certain, il lui envoye tous les samedi au soir mille Rixdales. — Messieurs ses jeunes enfans sont fort beaux et promettent beaucoup: l'ainé est en France dans le service, où il a un Régiment de Cavalerie; il se nomme le jeune Guldenlew**) pour se distinguer de celui qui est Vice-Roy de Norvègue. Le Roy lui donne le revenu du Bureau de la Poste. Ce nom de Guldenlew est aproprié aux Fils naturels des Rois. Je ne sçay pas s'il a commencé par le présent Vice-Roy de Norvègue, mais il y a apparence qu'on le conservera toujours, car un jeune Guldenlew est aussi nécessaire à l'ornement de la Cour, qu'un héritier de la Couronne***).

---

*) Dieſer bourgeois de Copenhague war, wie der Leſer bereits weiß, der aus Flensburg gebürtige Leibarzt Friedrich's III und Jugendlehrer Chriſtian's V.

**) Chriſtian Gyldenloew-Samſöe. (Vergl. Nr. 3. Seite 106).

***) Aber dieſe Gyldenloew's, dieſe nothwendigen

Le second fils du Roy de la Comtesse de Samsöe*) est destiné pour la mer, et pour cela il a été envoyé dans plusieurs voyages sur un Navire de Guerre sous le gouvernement d'une personne en qui ont se fie, afin de le rendre capable d'être un jour Amiral-Général.

— Sa haute Excellence, le Comte de Guldenlew, Vice-Roy de Norvègue et frère naturel du Roy**), sera mieux placé icy pour en parler, comme étant de la famille Royalle, que quand nous viendrons à parler des ministres. Car encore qu'il en soit un, néanmoins il ne se soucie pas de s'embarquer fort avant dans les affaires publiques, s'étant autrefois brulé les doigts dans quelque rencontre. Il se croit plus sage de jouir plutôt de ses divertissemens et de la faveur du Roy qu'il possède à-présent entièrement. Son Père, le Roy Frédéric, l'aimoit tant qu'il pensa un jour le faire Roy de Norvègue, dont on s'est souvenu à sa perte, ce qui l'oblige de se comporter, avec une grande exactitude, sous un Gouvernement aussi arbitraire que celui-ci. Il est agé d'environ cin-

---

Zierden des däniſchen Hofes haben dem Volke faſt ebenſoviel als den Ruſſen die Erhaltung aller Günſtlinge Katharinen's II. gekoſtet.

*) Ulrich Chriſtian Gyldenleew, Graf von Samſöe (ſiehe Band 3. Seite 106).

**) Auch Molesworth wußte nicht anzugeben, wer die Mutter dieſes „genialen Taugenichts“ geweſen war.

quante et six ans*). Il a été un des plus beaux et continue toujours a être un des Gentils hommes le mieux fait que jamais le Danemarc ait produit**), ayant ajouté, à ses perfections naturelles tous les avantages de ses voyages et la parfaite connaissance du beau monde. Il est homme de plaisir et entend à raffiner sur toutes choses***). Son palais, ses jardins et ses festins surpassent de beaucoup tout ce qui se peut trouver dans le Royaume. — Il a été autrefois ambassadeur extraordinaire de la part de son père Frédéric (III.) auprès du Roy Charles II. qui conçût une telle estime pour lui qu'il le fit compagnon de ses plaisirs et il marque tant de gratitude des bontés qu'il a reçues de ce Prince qu'à peine jamais prononce-t-il son nom sans se sentir fort touché.

Es iſt ſehr leicht begreiflich, daß ſich ein Mann wie Gyldenloew für einen Mann wie **Karl II. Stuart** zu enthuſiasmiren vermochte, da Beide ein Paar gleichgeſinnte Seelen waren.

---

*) 1692 war Ulrich Friedrich Gyldenloew erſt 54 Jahre alt.

**) Kein Wunder alſo, daß auch die Gräfin Samſöe in den ſchönſten Edelmann, welchen Dänemark jemals hervorgebracht, ein kleinwenig verliebt geweſen war.

***) Gyldenloew war nicht nur der größte Stutzer, ſondern auch der erleuchtetſte Epicuräer ſeiner Zeit.

Il parle un peu l'Anglois et est fort obligeant à tous ceux de ce païs-là en reconnaissance des grandes civilités qu'il y a reçues.

Pour ce qui est de la pompe et de la magnificence, la Cour du Roy de Danemarc peut à peine être apellée Royalle, le luxe et l'extravagance des Cours les plus méridionalles de l'Europe n'ayant pas atteint si loin dans le Nord non plus que leur richesses. A la vérité, depuis que les Danois ont eu une si bonne correspondance avec la France, leur conduite s'est un peu plus raffinée qu'elle n'étoit. Ils affectent les modes de France, d'avoir des domestiques françois, aussi bien que des officiers, dont ils ont un Lieutenant-général et un Major-général qui sont sortis de France pour s'être battus en duel; ou cela est effectivement vrai, ou tout au moins le prétexte de ceux qui cherchent de l'emploi dans les païs étrangers, exprès pour faire les affaires de la France, dont ils cultivent toujours adroitement l'intérêt, quoiqu'il semble qu'ils soient disgracies du Roy de France."

Molesworth meint damit den General-Lieutenant Dumeny und den General-Major Cormaillon, welche Beide ziemlich allgemein für mauvais sujets galten und im Ruſe ſtanden, ſich als Spione Ludwig's des Großen gebrauchen zu laſſen. Beide waren ausgemachte Roués und — Spieler.

Molesworth ſchildert nun das eigentliche Hofleben:

Le Roy dine avec la Reine, ses enfans et ses

parens, ses premiers Ministres et Officiers Généraux de l'Armée, jusqu'à ce que la table ronde soit pleine. La Maréchaussée invite qui elle veut à diner avec le Roy, et parle quelquefois à l'un, quelquefois à l'autre, afin que chacun ait sa part de cet honneur. — Un page en livrée prie Dieu devant et après le repas. Car on ne sçait ici ce que c'est qu'un Chapelain, ni dans aucune des Cours étrangères qui sont Protestantes, excepté dans la chaire. — Il y a une table bien garnie, mais les mêts y sont aprêtés à leur mode. — La viande que le Roy aime le mieux est une longue de veau rôtie, et sa boisson est du vin du Rhin, dont on remplit un grand gobelet d'argent que l'on mèt sur l'assiette d'un chacun et qui sert d'ordinaire pour tout le repas. — Ceux qui servent sont un ou deux Gentils-hommes et les autres sont des domestiques en livrée. La cérémonie de se mettre à genoux devant le Roy n'est point en usage. Les Timbales et les Trompettes qui sont rangées dans un endroit spacieux au devant du Palais proclament à haute voix l'instant où le Roy se mèt à table; le Dimanche est son jour de jeûne, et à son exemple il devient celui des Courtisans."

Chriſtian V. hatte bald nach dem zu Lund geſchloſſenen Frieden mit Schweden im Jahre 1679 das Gelübde gethan, jeden Sonntag zu faſten, weil er an dieſem Tage am öfteſten glücklich geweſen ſei. Die witzige Gräfin von Samſöe, die ſich eines Tages eine ſpöttiſche Bemerkung darüber erlaubt hatte, erhielt

von ihrem königlichen Anbeter einen ziemlich harten Verweis mit den Worten: Madame, Sie haben gar keine Religion! — Seitdem verſprach auch ſie zu faſten; ob ſie aber wirklich Wort gehalten, davon ſchweigt die Handſchrift, der wir dies Factum entlehnt haben.

Le tems de faire sa cour, où ceux qui ont quelques affaires peuvent le plus aisément avoir audience, est toujours une heure devant diner et quelquefois devant souper. Dans ce tems-là les enfans du Roy, les Ministres étrangers et domestiques, les Officiers de l'armée et de la maison du Roy paroissent dans l'antichambre ou dans la chambre du lit. Ces gens-là composent la Cour laquelle souvent ne se monte qu'à vingt ou trente personnes.

Les Officiers de la maison du Roy sont le Maréchal qui règle les affaires de la famille Royalle et qui avertit le Roy quand le diner ou le souper est prêt; le Controlleur de la cuisine qui mèt les plats sur la table, comme aussi le Maître de l'Artillerie; le grand Ecuyer du Roy, des étalons et des jumens, dont le Roy a beaucoup et de fort bons, particulièrement une certaine race qu'il estime le plus et qui sont d'un roüan clair, ayant la tête et le crin noir. — Mais on se forme une meilleure idée de la grandeur et du revenu de ces charges-là, en les comparant plûtôt à celles des officiers de quelques-uns de nos Seigneurs Anglois, qu'à celles de Whitehall.

Le Maitre des Cérémonies est obligé par son employ à être assiduement à la Cour.

Mais le Principal Favory du Roy est Monsieur **Knuth**, **Mecklebourgeois**, et seul Gentil-homme de sa Chambre; il a été toujours élevé avec le Roy comme son confident et compagnon de ses plaisirs; c'est un homme de bon naturel et fort civil; il ne parle aucune langue que la sienne propre et se mêle fort peu des affaires publiques; néanmoins quand il entreprend d'obtenir quelques chose du Roy il n'a pas de la peine de réussir. — Il y a plusieurs **Grooms** de la chambre*) du lit au dessous de lui. — La Reine a plusieurs Gentils-hommes, fils des personnes de la meilleure qualité et huit filles d'honneur qui la servent.

Les Ministres de Sa Majesté Danoise sont premièrement Monsieur de Guldenlew qui préside dans le Conseil et dans toutes les autres commissions où on l'emploie conjointement avec les autres Ministres, mais les affaires comme je l'ai déjà dit n'étant pas son talent, ou au moins ne les aimant pas, les autres conseillers d'état ne le comptent parmi eux qu'à cause du respect qu'ils doivent à sa qualité. — En second lieu le comte de Reventlau, grand-maître des Chasses, qui est la charge la plus profitable que le Roy puisse donner après la Vice-

---

*) Darunter verſteht Mylord **Molesworth** die **Kammerjunker**.

Royauté de Norvègue. Il est né dans le Holstein et on le considère comme le premier Ministre. C'est pourquoy tous les Ministres Etrangers s'adressent à lui et il n'est pas faché qu'on lui donne ce titre, quoique dans quelques occasions il ne veuille pas le recevoir. Il est fort affable et d'un accès fort-aisé; c'est un homme aimant le plaisir et le beau-sexe*) aussi bien que Monsieur de Guldenlew. Ses talens et son sçavoir sont fort médiocres, quoique par une diligente application aux affaires il ait depuis peu profité, tellement qu'il paroit remplir assez dignement le poste où son Maitre l'a placé; il est agé de quarante et trois ans ou environ, le teint frais et d'un tempérament robuste. Il n'a jamais eû grande inclination pour les François (étant persuadé que la décadence des affaires de son Païs et le peu de gloire de son Maitre venoient de leurs conseils et de leurs pratiques) jusqu'à ce que dans ces deux dernières années son intérêt particulier l'a réconcilié avec cette Cour. — — — — —

En troisième lieu le baron (Jens) Juel qui est le plus jeune frère de l'Amiral-Général (Niels Juel) est Danois de nation et agé de soixante ans ou environ; il est fort corpulent et d'une couleur flégmatique; il est plus à son aise qu'aucun qu'il y ait à la Cour; il doit cela à son tempérament qui est extrêmement épargnant. Les Danois le considèrent comme un des plus rusés d'entre eux qui sous le masque d'une simplicité contrefaite, couvre beaucoup de finesse. Il parle peu, fort doucement, et est très-civil. On croit qu'il voit avec regret la misere où son Pais est reduit, parce qu'il est un des chefs de la plus ancienne Noblesse et de ceux qui ont perdu par la révolution qui s'est faite (en 1660) dans le Gouvernement; son avis est pourtant nécessaire où il y a çi peu de bonnes têtes; c'est pourquoi il est employé dans les affaires les plus difficiles lesquelles il gouverne avec beaucoup de dextérité et de succès.

---

*) Comme presque tous les Reventlow.

En quatrième lieu, Monsieur Ehrenschild, Allemand de nation *) et autrefois secretaire de Monsieur Terlon, ambassadeur de France en cette Cour, ce qui lui a donné jusqu'à present des inclinations Françoises. Le Roy l'a anobli et lui a donné le nom de Ehrenschild au lieu de celui de Biermann qu'il avoit autrefois. Il est agé d'environ soixante et cinq ans, d'une complexion fort faible. C'est pourquoi il demeure d'ordinaire à Hambourg, sous prétexte que cet air-là est necessaire à sa santé, mais dans la vérité ce n'est que pour ménager les affaires du Roy dans cette ville, ou il y a toujours quelque faction qui y doit être entretenue par quelque Ministre de qualité qui y fasse residence. D'avantage cette ville etant située commodement pour la correspondance que l'on doit

---

*) Vergl. Band III. Seite 155.

avoir avec l'Allemagne il peut prendre de plus près garde aux actions des Princes voisins, aussi bien qu'au ménagement du Trafic qui se fait avec la France pendant la Guerre; c'est pourquoi on a jugé à propos d'entretenir là une person d'esprit. — Ce Monsieur Ehrenschild a été élevé dans les études à la manière d'Allemagne et il entend parfaitement bien les négociations des affaires qui est ce à quoi il a été toujours employé. On le regard comme un homme fort rusé, mais non pas d'une intégrité entière. Il affecte de trouver des difficultés et est fort adroit à faire trainer une affaire en longueur. Les Ministres Etrangers l'apellent Pater difficultatum et disent qu'il a un secret particulier pour trouver Nodum in Scirpo. — C'est pourquoi ils ne se soucient pas d'avoir à faire avec lui, parce qu'il aime trop à argumenter et à chercher plutôt des sophismes que la vérité dans la décision des affaires. Vous ne pouvez jamais lui faire dire telle chose est, encore qu'elle paroisse aussi clair que le soleil, mais cela peut être, par là se reservant toujours quelque échappatoire. — Il fait un trésor de son argent ou le mét à la Banque de Hambourg ou d'Amsterdam, n'ayant point de vue de s'établir avec sa famille en Danemarc; et c'est la maxime la plus suivie des plus éclairés de ce Royaume, comme il paroît en ce qu'il y en a très peu parmi eux qui achettent du fond.

En cinquième lieu Monsieur de Plessen, gentil-homme Mecklebourgeois, qui autrefois ménageoit le revenu du prince George en Danemarc*), il est à-présent Coutrolleur des finances à la place de Monsieur Brandt que l'on en a depuis peu démis. L'état de la depense et des finances étoit extrêmement brouillé et le Roy devoit quelques millions d'Ecus, quand il a entrepris cette tache difficile de redresser toutes choses, ce que l'on croit généralement qu'il fera, autant qu'il se pourra faire. Et il etoit tems de s'attacher serieusement à retablir les affaires, car le crédit du Roy tant à Hambourg qu'ailleurs étoit absolument perdu, par le defaut du payement des lettres de change.

Man erſieht daraus, daß Chriſtian V., um ſich Geld zu verſchaffen, ſogar Wechſel ausgeſtellt hatte, von welchen er viele nicht zu rechter Zeit eingelöſt haben muß.

Monsieur de Plessen est agé de quarante-six ans ou environ, d'un tempérament mélancolique et d'une complexion foible; il est estimé avoir le jugement bon et de s'entendre bien dans les affaires du monde, quoique les maladies le rendent d'une humeur assez particulière. Il parle cinq ou six langues et entre autres l'Angloise. Il parait avoir plotôt les inclinations Angloises que Françoises aussi bien parce qu'il fait un grand fond sur le Prince George, que parce qu'il est assuré que c'est plus l'intérêt de son Maitre de garder des mesures avec l'Angleterre et la Hollande qu'avec la France; il paroit être désintéressé et a de grands biens dont la plus grande partie est en argent comptant. Enfin c'est un homme d'affaires et paroît être plus droit dans ses manières d'agir que plusieurs des autres.

---

*) Gemahl der Königin Anna von Großbritannien.

Ces cinq personnes composent tout le Conseil privé du Roy; quatre d'entr'eux résident toujours en Cour et le cinquième à Hambourg sur l'advis duquel les autres quatre pour la plus part du temps règlent leurs déliberations. Le Roy dans son conseil décide de toutes les affaires; il mét en délibération tous les Traités de Paix et de Guerre, des Alliances, des Taxes, des Fortifications, du Trafic etc. sans qu'aucune personne intervienne, excepté les Secrétaires d'Etat, que l'on regarde icy comme des Officiers servants et assistants, que comme des principaux Conseillers.

Il y a quatre de ces Secrétaires-là qui ne sont pas Secrétaires d'Etat, dans le même sens que les nôtres le sont en Angleterre, c'est à dire premiers Ministres, mais ils portent seulement la plume et ont le maniément des affaires qui regardent leurs provinces en particulier. Le premier Secrétaire pour les affaires de Danemarc est à-présent Monsieur . . . .

Der Name iſt ausgelaſſen; allem Anſcheine nach meint er damit den Secretär Luxdorph.

. . . . le second pour les affaires de Norvége est Monsieur Moth, frère de la Comtesse de Samsöe, Maîtresse du Roy; le troisième pour les affaires étrangeres est Monsieur de Jessen, et le quatrieme qui est le Secretaire des guerres, est Monsieur Harboe.

Jeſſen war ein natürlicher Sohn Ehrenſchild's und einer Holſteinerin, deren Name uns leider entfallen iſt. Ueber Harboe wiſſen wir nichts Näheres.

Quand il s'agit dans le Conseil de quelque affaire qui regarde les provinces de leur jurisdiction, celui qui en a le ménagement doit y être; mais Monsieur Jessen ne manque jamais, parce qu'il a toujours quelque chose qui concerne les affaires étrangeres et le temps auquel d'ordinaire le Conseil s'assemble étant le lendemain que la poste arrive, son employ est de lire toutes les lettres et d'y faire ses remarques. Cela rend sa charge plus considérable que celle des autres Secretaires et le fait entrer dans tous les secrets du Cabinet qu'il ménage presque tout seul. — — Il est âgé d'environ quarante ans; il est d'une conduite fort honnête et affecte trop l'humilité; il parle cinq ou six langues fort bien ce qui est quelquefois un avantage à ceux qui ont des affaires avec lui; il n'a qu'une médiocre réputation d'être sincère et habile; néanmoins il a une telle routine des affaires publiques qu'il se rend toujours nécessaire, d'autant plus qu'ils n'ont personne qui soit plus capable pour être mis en sa place. Il est gendre de Monsieur Ehrenschild qui le gouverne.

Aber dieſer Herr von Jeſſen, der ſich im Geheimen Conſeil ſo unentbehrlich zu machen verſtand,

war nicht blos der natürliche Sohn und der Schwiegerſohn Ehrenſchild's, ſondern auch deſſen geheimer Cabinets-Spion, der ſeinen in Hamburg reſidirenden Papa in alle Geheimniſſe des Staatsconſeils einzuweihen befliſſen war.

Molesworth beſchreibt dann die Zerſtreuungen des Hofes.

Les divertissements ordinaires de la Cour, ſchreibt er, sont des voyages de plaisir que l'on fait une fois par an à Sleswick ou en Holstein, soit pour faire la revue des troupes ou pour visiter les fortifications de Rendsbourg, comme aussi quelques petits voyages en Laland ou ailleurs deça et delà à la Campagne. Tout cela ne se fait pas aux frais de la Trésorerie, parceque les paysans fournissent de chevaux et de chariots pour voyager, qu'ils doivent aussi conduire eux-mêmes et être prêts à rendre toutes sortes de services tous les étés.

So oft alſo der König und ſein ganzer Hofſtaat Luſtreiſen zu machen geruhte, mußte der arme Bauer ſeine Pferde und ſeine Wagen dazu hergeben, beide ſelber führen, wie auch zu andern Dienſtleiſtungen bereit ſein, und gerade im Sommer, wo deſſen Gegenwart bei den Feldarbeiten viel nothwendiger als im Winter iſt.

Pendant six semaines la Cour se retire à Jagersbourg qui est une petite maison de Chasse située sur un petit lac à quatre milles d'Angleterre de Copenhague*) et proche de la mer. Pendant cinq ou six semaines d'avantage elle réside à Frédericsbourg, la principale maison de Campagne du Roy de Danemarc.

Da wir im zweiten Bande unſerer Geſchichte (Seite 46) dieſem Schloſſe eine ziemlich ausführliche Beſchreibung gewidmet haben, ſo übergehen wir die Schilderung Molesworth's, der auch darin Vieles auszuſetzen findet und die Anſicht ausſpricht, daß Frederiksberg weit weniger ſchön als manche Villa der engliſchen Lordſchaften iſt, worüber wir mit ihm nicht ſtreiten wollen.

Le Cour (fährt er fort) passe le temps à courre le cerf à Frédericsbourg; car il y a fort peu de bêtes sauvages en Danemarc. Pendant ce divertissement le Roy donne beaucoup de liberté à ses domestiques et à ses Ministres**) qui d'ordinaire l'accompagnent partout où il va, tellement qu'il semble qu'il s'est tout-à-fait demis de sa Majesté. Ils mangent et boivent ensemble (die Domeſtiken und Miniſter!) et le dernier va quelquefois à l'excès après avoir chassé tout le jour; le rendez-vous après le repas est dans la cave au

---

*) Dies Schloß hatte früher dem Reichshofmeiſter Grafen Corfitz Ulfelt gehört, war aber, wie deſſen andere Beſitzungen, dem unerſättlichen Fiscus anheimgefallen.

**) Es iſt ſehr bezeichnend, daß er die Domeſtiken und Miniſter des Königs von Dänemark in eine und dieſelbe Linie ſtellt, ja Erſtern ſogar den Vorrang vor Letztern einräumt.

vin. — Après diner environ entre cinq et six heures on tient les assises de la chasse dans la grande cour, devant le Palais. Le Cerf est coupé en deux par un des valets qui sont habillés de rouge ayant leurs grands cors de chasse autour du col, et là on le coupe avec grande cérémonie, tandis que les chiens courants attendent avec beaucoup de bruit et d'impatience celui de la compagnie qui a le plus la mine le donner quelque chose au valet des chiens, lequel est prié de faire essai et on lui présente le pied du Cerf. Alors on fait une proclamation qui contient que si quelqu'un peut informer le Roy (qui est juge souverain aussi bien qu'exécuteur de la sentence) de quelque faute commise ce jour-là contre les loix de la chasse, qu'il se lève et qu'il accuse. Alors l'accusé est mené proche du Cerf par deux gentils-hommes; on le fit s'agenouiller entre les cornes et baisser la tête en sorte qu'il ait le derrière en l'air; puis on lève le derrière de son justaucorps qui pourroit recevoir les coups. Alors vient Sa Majesté qui avec une longue baguette donne au criminel quelques coups sur les fesses, et en même temps les valets de chasse avec leurs cors et le hurlement effroyable des chiens proclament la justice du Roy et la punition du criminel. Toute la scène donne beaucoup de divertissement à la-Reine, aux dames et aux autres spectateurs qui y sont présents et qui se tiennent en cercle autour de la place d'exécution. Cela est réiteré autant de fois qu'il y a de delinquents qui après avoir été châtiés se levent et donnent des marques de leur obéissance, se vantant d'avoir été magnifiquement fouettés. Quand tout cela est fini, les chiens ont permission de manger le Cerf.

Dans une autre saison la chasse au Cigne est le divertissement de la Cour. Les Cignes sauvages hantent une certaine île peu éloignée de Copenhague et y éclosent leurs petits. Environ le temps que les jeunes sont aussi grands que les vieux, devant que leurs plumes soient devenues assez grandes pour pouvoir voler, le Roy, la Reine, les Dames et le reste de la Cour vont les voir tuer. Les Ministres étrangers sont d'ordinaire invités à ce divertissement; on donne à chaque personne de qualité une Galliote, et quand ils viennent proche du lieu où est la chasse, ils environnent la place et renferment une grande quantité de jeunes Cignes qu'ils tuent à coup de fusil, quelque fois jusqu'à mille qui sont apportés à la Cour à qui appartient le duvet, la chair n'étant pas bonne à manger. —

— — — — — — — — — — —

[illegible]

Le Mardi-gras le Roy, la Reine, la famille Royalle, les Ministres du lieu et étrangers et les personnes dont nous avons ci-devant fait mention et qui composent la Cour, s'habillent comme les paisans de Nord-Hollande avec des guêtres, des vestes courtes et de gros bonnets ronds de laine

bleue. Les Dames ont des jupes bleues et d'étranges sortes de coiffures etc. Dans cet équipage ils montent dans leurs chariots, un homme devant et une femme derrière, qu'ils mènent eux-mêmes et s'en vont à un village à la campagne apellé **Amak** qui est à environ trois milles d'Angleterre de la Ville; là ils dansent au son des musettes et de mauvais violons; on leur apporte après un diner de Village qu'ils mangent sur des assiettes de terre et de bois avec des cuillères de même etc. et ayant passé le jour dans ces divertissemens où ils sont tous égaux et où l'on ne sçait ce que c'est que de Majesté ni de Qualité, le soir ils s'en retournent et sont régalés de la Comédie et d'un souper magnifique par le Comte de Gyldenlew et ils passent le reste de la nuit à danser dans les mêmes habits qu'ils ont porté tout le jour."

Es wird hier am rechten Orte ſein, ein Paar Worte über das Schauſpielweſen jener Tage hinzuzufügen.

Das damalige Opernhaus, in welchem nur italieniſche Muſik aufgeführt wurde, befand ſich im Schloß Amalienburg bis zum Jahre 1689, wo es während der Vorſtellung pfeilſchnell ein Raub der Flammen ward. Dieſe Feuersbrunſt, die nicht nur das Opernhaus, ſondern das ganze von der Königin **Sophia Amalia** mit großer Pracht aufgeführte Schloß niederbrannte, hatte mit ſolcher Schnelligkeit um ſich gegriffen, daß mehr als dritthalbhundert Herren und Damen aus den höhern Ständen von den Flammen verzehrt oder vom Rauche elend erſtickt wurden. Der einzige Troſt dabei, fügt der naive **Holberg** hinzu, war, daß der König, die Königin, die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen in dieſer Tragödie nicht mit inbegriffen geweſen ſind.

„Bei Hofe, ſagt **Riegels**, ſcheint der gute Geſchmack eben nicht geherrſcht zu haben, denn dazurechnen wir nicht das ewige Jagen und Reiten, wohl aber gute Schauſpiele, eine gute Kapelle und gute Malereien, kurz alle Arten jener ſchönen Künſte, **welche der Hof lieben und begünſtigen ſoll.**"

Wir kennen den geſchmackvollen Hof **Chriſtian's** IV., ſo wie er noch 1650 unter **Friedrich** III. war. Jener bezahlte für ſeine Kapelle, mit Inbegriff von zwölf Trompetern und einem Heerpauker, 9273 Thaler. **Chriſtian** V. bezahlte dagegen an:

| | | |
|---|---|---|
| Franzöſiſche Komödianten . . . . | 2000 | Thaler. |
| Einen Tanzmeiſter . . . . . . | 400 | " |
| Einen Fechtmeiſter . . . . . . | 400 | " |
| Einen Sänger . . . . . . . | 300 | " |
| Einen Muſikus (?) . . . . . . | 300 | " |
| Zwei Violinſpieler . . . . . . | 200 | " |
| Einen Schloßküſter . . . . . . | 100 | " |
| Einen Balgentreter . . . . . . | 100 | " |
| zuſammen nur: | 3800 | Thaler, |

alſo kaum die Hälfte ſo viel als ſein ſonſt weit haushälteriſcher Großvater für ſeine Hofkünſtler verausgabt hatte. Die erſparten 5473 Thaler verbrauchte der Enkel für die Jagd, die ihm jährlich 15,435 Thaler koſtete, wogegen ſeine beiden Vorgänger nicht mehr als 600 Thaler dazu verwandten.

Auch in jenem Winter (1689) beluſtigte ſich Seine Majeſtät wie in andern Jahren mit Jagden und großen Schlittenfahrten. Allwöchentlich begab er ſich, meiſtentheils in Begleitung ſeiner Gräfin Samſöe, nach Krenberg, wo es ihr am Beſten gefiel, oder nach Frederiksborg, wo einige Zimmer eigends für ſie mit ſardanapaliſchem Luxus eingerichtet waren und die außer ihr Niemand bewohnen durfte. — Den Tag nach jener unglücklichen Feuersbrunſt war der König ſo froh und vergnügt wie gewöhnlich. Mitten in der allgemeinen Betrübniß jagte er, wie ſein Sueton erwähnt, ſeinen Zerſtreuungen nach. Er beſuchte die Flotte von vierzig Schiffen, welche unter dem Oberbefehle Niels Juel's friedfertig in der Rhede lag. Den ganzen Juni verweilte er in Holſtein, hielt daſelbſt Muſterung über ſein Lager und ratificirte den Altona'er Vergleich, durch welchen die Zwiſtigkeiten, die zwiſchen ihm und ſeinem Schwager, dem Herzoge Chriſtian Albrecht von Holſtein-Gottorp, ausgebrochen waren, durch Vermittelung des holſtein'ſchen Kanzlers Hoepſner und durch die Fürſprache des Churfürſten von Brandenburg, gütlich beigelegt wurden.

Das gute Einverſtändniß des Königs von Dänemark mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp währte bis zum Tode des Letztern (27. December 1694) fort. Als deſſen Nachfolger Herzog Friedrich IV. (geboren am 18. October 1671) die Regierung ſeines Vaters antrat, rief er, ohne Wiſſen ſeines Lehnsherrn, fünfhundert Schweden in die Herzogthümer, wodurch zwiſchen Holſtein und Dänemark neue Feindſchaft ausbrach. Gleich darauf vermählte ſich der Herzog von Holſtein mit Hedwig Sophia, Tochter König Karl's XI. von Schweden, und trat dadurch mehr und mehr auf die Seite ſeines Schwiegervaters.

## Dreizehntes Kapitel.

Die däniſche Rangordnung. — Stand der Flotte und des Landheeres.

In einem der frühern Kapitel haben wir der Einführung einer Rangordnung erwähnt, durch welche Chriſtian V. einen echt ruſſiſchen Kaſtengeiſt eingeführt hatte. Wir laſſen hier jene Rangordnung folgen, durch die der Hof und das ganze Beamtenthum in ſechszehn verſchiedene Kategorien und Abſtufungen eingepferchet worden ſind.

### Klaſſe I.

Die natürlichen Söhne der Könige. (Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß man von der Anſicht ausging, daß jeder König von Dänemark auch Vater natürlicher Kinder ſein müſſe, eine Sitte, die ſich auch, mit wenig Ausnahmen, von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbt hat.)

### Klaſſe II.

1) Der Großkanzler. 2) Der Schatzmeiſter. 3) Der Groß-Marſchall von Norwegen. 4) Der Feldmarſchall. 5) Der General-Admiral. 6) Alle Grafen, welche Geheimräthe ſind. 7) Die Ritter des Elephanten-Ordens, die gleichzeitig Geheimräthe ſind. 8) Die andern Marſchälle. 9) Der Vice-Kanzler. 10) Der

Vice-Schatzmeiſter. 11) Die Vice-Marſchälle. 12) Die andern Geheimräthe, welche nicht gleichzeitig Ritter des Elephanten-Ordens ſind.

### Klaſſe III.

1) Der Feldzeugmeiſter (grand-maître de l'artillerie). 2) Der Feldmarſchall-Lieutenant. 3) Der General-Admiral-Lieutenant. 4) Die Generale der Cavallerie und der Infanterie. 5) Die General-Lieutenants der Cavallerie und der Infanterie.

### Klaſſe IV.

1) Alle Grafen. 2) Alle Barone. 3) Alle Ritter des Danebrog-Ordens.

### Klaſſe V.

1) Der Ober-Hofmarſchall. 2) Der erſte Geheim- und Staats-Secretair. 3) Der Oberkammerherr. 4) Der Ober-Stallmeiſter. 5) Der Oberjägermeiſter. 6) Der Ober-Mundſchenk.

### Klaſſe VI.

1) Die Staatsräthe. 2) Die Juſtizräthe. 3) Die Stiftsamtmänner und der Rentmeiſter.

### Klaſſe VII.

1) Die General-Majore, die Admirale, der General-Kriegs-Commiſſär, die Obriſten der königlichen Leibgarden und Trabanten. 2) Die Brigadiers. 3) Der Hofmarſchall.

### Klaſſe VIII.

1) Die Kanzleiräthe, die außerordentlichen Geſandten und der Ceremonienmeiſter. 2) Die Räthe des Zahlamts und der General-Procurator. 3) Die Kriegsräthe. 4) Die Commerzienräthe.

### Klaſſe IX.

1) Der Ober-Intendant der Provinz Seeland. 2) Der Beichtvater des Königs. 3) Der Rector magnificus der Univerſität. 4) Der Präſident oder erſter Bürgermeiſter der Reſidenzſtadt Kopenhagen.

### Klaſſe X.

1) Die Obriſten der Garde-Regimenter zu Pferde und zu Fuße, die Vice-Admirale und die Obriſten der Artillerie. 2) Die andern Obriſten der Cavallerie und der Infanterie. 3) Die Obriſt-Lieutenants der Leibgarden und Trabanten.

### Klaſſe XI.

1) Die Kammerherren des Königs und der Königin. 2) Der Stallmeiſter. 3) Der Jägermeiſter. 4) Der Kammerſecretair des Königs. 5) Der Kriegsſecretair. 6) Der Ober-Zahlmeiſter.

### Klaſſe XII.

1) Die Aſſeſſoren des Höchſten-Gerichts, die norwegiſchen Aſſiſtenzräthe und die Intendanten der andern Provinzen. 2) Die Landrichter.

### Klaſſe XIII.

1) Die General-Auditeure und General-Quartiermeiſter. 2) Die Schout-by-Nachts und Majore der Leibgarden und Trabanten.

### Klaſſe XIV.

1) Die Aſſeſſoren der Kanzlei und des norwegiſchen Juſtizhofs. 2) Die Conſiſtorial-Aſſeſſoren, die Bürgermeiſter von Kopenhagen und der Leibarzt des Königs. 3) Die Aſſeſſoren der Rechnungskammer und nach

binen die Provinzial-Commiſſarien. 4) Die Aſſeſſoren des Kriegs-Collegiums. 5) Die Aſſeſſoren des Admiralitäts-Collegiums und 6) Die Aſſeſſoren des Commerz-Collegiums.

### Klaſſe XV.

1) Die Oberküchenmeiſter, die Kammerherren, die General-Adjutanten, die Majore, die Capitaine der reitenden Leibgarden, die commandirenden Schiffs-Capitaine.

### Klaſſe XVI.

1) Die Kanzlei- und Juſtiz-Secretaire. 2) Der Secretair der Rechnungskammer. 3) Der Secretair des Kriegs-Collegiums. 4) Der Secretair der Admiralität. 5) Der Secretär des Commerz-Collegiums.

Molesworth bemerkt dazu:

Il y a à observer que quand plusieurs charges sont nommées ensemble et qu'elles ne sont pas distinguées, ils prendront les rang entr'eux selon qu'ils sont premier en charge.

Les Ministres du Roy qui possédent quelques charges qui ne sont pas nommées dans cette ordonnance, retiendront le même rang qu'ils ont eu jusqu'icy, et ceux à qui le Roy a déjà donné ou donnera le rang de Conseiller Privé jouiront du même rang que s'ils l'étoient effectivement.

Ceux qui possédent effectivement quelques charges auront le rang avant ceux qui en ont seulement le titre et ne font point de fonction.

Es gab alſo ſchon damals wirkliche und Titular-Geheimräthe.

Ceux que le Roy dispense de ne plus exercer leurs charges, retiendront pourtant le même rang qu'ils avoient en exercant leurs charges, et si quelqu'un prend une autre charge de moindre rang que sa première n'était, il retiendra pourtant le rang de la première.

Les femmes se règleront ainsi, qu'après les Comtesses suivront les Gouvernantes et Demoiselles de la Chambre et de la Cour, pendant qu'elles sont en service; après elles viendront les femmes des Conseillers Privés et qui tiennent rang avec eux; ensuite les Baronnesses et autres femmes selon la conduite de leurs maris, tant de leur vivant qu'après leur mort, pendant qu'elles demeurent veuves.

La Noblesse qui n'a point de charge, les Capitaines de Cavalerie et de l'Infanterie et autres Personnes Ecclésiastiques et Séruliers garderont le pas entre eux comme ils ont fait auparavant."

Dies Edict datirt Kopenhagen 31. December 1680, ſchloß mit der Aufforderung:

„Daß Alle ſich nach dieſer Rangordnung genau zu richten haben bei Straſe des Verluſtes der Königlichen Gnade, und wenn irgend Jemand, wider alles Vermuthen, aus eigenem Antriebe ſich gegen dieſe Ordonnanz aufzulehnen erlauben ſollte, ſoll er, ſobald er eines ſolchen Verbrechens überführt iſt, eine Straſe von tauſend Reichsthalern bezahlen und außerdem vom General-Fiſcal des Königs als Uebertreter Königlicher Befehle verfolgt und zur Verantwortung gezogen werden."

Es darf nicht überſehen werden, daß die Capitaine und Lieutenants des Landheeres eben ſowohl als jene der Flotte damals noch nicht rang- und mithin auch nicht hoffähig geweſen ſind.

Um dieſe Zeit beſtand Dänemarks ſtehendes Heer aus folgenden Truppentheilen:

### I. Cavallerie.

| | | |
|---|---|---|
| 1) Das Regiment der däniſchen Leibgarde, beſtehend aus ſechs Compagnien, jede zu 75 Mann, befehligt vom General-Lieutenant Obriſten Bleß, mit Einſchluß aller übrigen Offiziere . . . | 500 | Mann. |
| 2) Das Regiment der holſtein'ſchen Leibgarde, beſtehend aus neun Compagnien, jede zu 50 Mann mit Einſchluß der Offiziere, commandirt vom Obriſten Paß . . . . . . . . . . . | 450 | " |
| 3) Das Regiment des Obriſten Behrensdorf, neun Compagnien à 50 Mann . . . . . . . . . . . | 450 | " |
| 4) Das Regiment des Obriſten Johann Rantzau . . . . . . . . . | 450 | " |
| 5) Das Regiment des Obriſten Rave . | 450 | " |
| 6) Das Regiment des Obriſten Schwanewedel . . . . . . . . . | 450 | " |
| 7) Das Regiment des Obriſten Baſſum | 450 | " |
| 8) Das Reg. des Obriſten Remerſon(?) | 450 | " |
| 9) " " " " Hulſt . . | 450 | " |
| 10) " " " " Storck . | 450 | " |

| | |
|---|---|
| 11) Das Regiment des Obriſten Otto Rantzau | 450 Mann. |
| 12) Das Regiment des Obriſten Gant | 450 „ |
| Im Ganzen 12 Reg. oder 105 Comp.: | 5450 Mann. |

### Dragoner.

| | |
|---|---|
| Obriſt Baron Loevendal | 500 Mann. |
| Obriſt Bee | 500 „ |
| Obriſt Habercas | 500 „ |
| | 1500 Mann. |

### II. Infanterie.

| | |
|---|---|
| 1) Garde-Regiment des Obriſten Herzogs von Württemberg-Neuſtadt | 1400 M. |
| 2) Regiment der Königin, Obriſt Paſſow | 1200 „ |
| 3) Reg. des Kronprinzen, Obriſt Kragh | 1200 „ |
| 4) Reg. des Prinzen Georg, Obriſt Graf von Ahlefeldt | 1100 „ |
| 5) Reg. des Prinzen Chriſtian, Obriſt Glendberg | 1000 „ |
| 6) Reg. Seeland, Obriſt Tramp | 1200 „ |
| 7) Reg. Fünen, Obriſt Browne | 1200 „ |
| 8) Reg. des General-Lieutenant Schack von Schackenborg | 1800 „ |
| 9) Reg. Lambsdorf | 1200 „ |
| 10) Reg. Kurland, Obriſt Pottkammer | 1000 „ |
| 11) Marine-Regiment, Obriſt von Gersdorf | 1000 „ |
| 12) Regiment Oldenburg, Obriſt von Bülow | 2000 „ |
| Im Ganzen: | 15300 M. |

### III. Artillerie.

| | | |
|---|---|---|
| Kanoniere und Bombardiere | 1800 | M. |

Dazu kam das norwegiſche Heer:

| | | |
|---|---|---|
| 1) Regiment Cavallerie, beſtehend aus 9 Compagnien, befehligt vom Obriſten Reckle | 450 | M. |
| 2) Reg. Dragoner, Obriſt Marſchall | 850 | „ |
| 3) Reg. Bergen, Obriſt Knud | 1200 | „ |
| 4) Reg. Aggerhuus, Obriſt Housman | 1000 | „ |
| 5) Reg. Smaaland, Obriſt Triſtaw | 1000 | „ |
| 6) Reg. Upland, Obriſt Brockenhuus | 1000 | „ |
| 7) Reg. Weſtland, Obriſt Arnauld | 1100 | „ |
| 8) Reg. Drontheim, Obriſt Schuts (?) | 1200 | „ |
| 9 und 10) Zwei neugebildete Regimenter | 2000 | „ |
| 11) Ein Regiment Marine-Soldaten | 600 | „ |
| 12) Zwei Compagnien Drontheimer Freiſchaaren | 200 | „ |
| | 10600 | M |
| Reſerve | 5000 | M. |

Die norwegiſche Reſerve beſtand aus Soldaten, die in Friedenszeiten (wie heutzutage die ſchwediſche Landwehr, Indelta genannt) keinen Sold und nur zweimal im Jahre neue Kleidung erhielten, wofür ſie, wenn nicht Krieg war, keine andere Verpflichtung hatten, als die: ſich Sonntags, und auch dann nur bei ſchönem Wetter, im Exerciren auszubilden.

Die Stärke des ganzen Heeres in Dänemark, Norwegen und den beiden Fürſtenthümern Schleswig und Holſtein betrug demnach:

| | |
|---|---|
| Cavallerie | 6950 M. |
| Infanterie | 17000 „ |
| Norwegiſches Heer und Reſerve | 15600 „ |
| Zuſammen | 39,550 M. |

Wir geben hier eine Ueberſicht der Beſoldung:

| | Reichsthaler. | Schilling. |
|---|---|---|
| Jeder Capitain erhielt monatlich | 20 | „ |
| Jeder Lieutenant | 11 | „ |
| Jeder Feldwebel | 4 | „ |
| Jeder Unteroffizier | 3 | 32 |
| Jeder Gefreiter | 3 | 8 |
| Jeder Tambour | 3 | 8 |
| Jeder Soldat | 2 | 32 |
| Die Erhaltung jeder einzelnen Compagnie koſtete monatlich | 350 | 32 |
| Das macht für neunzehn Compagnien | 6662 | 32 |
| Die Grenadiere, welche einen halben Reichsthaler mehr als die andern Soldaten erhielten | 54 | 24 |
| Macht für jeden Monat | 6717 | 8 |
| Jährlich | 80,606 Reichsthaler. | |

Die Armee hatte 6 General-Lieutenants:

1) Den Feldmarſchall Guſtav Wilhelm Grafen von Wedel-Jarlsberg.
2) Den Vice-König von Norwegen, Ulrich Friedrich Gyldenloew.
3) Den Herzog Ferdinand Wilhelm zu Württemberg-Neuſtadt.
4) Den Commandanten Schack.

5) Herrn von Pleſſen von der Cavallerie (einen Bruder des Ober-Rentmeiſters) und

6) Den Franzoſen Dumeny.

Sodann 3 General-Majors:

Herrn de Cormaillon, Herrn de Maſpac (Beide von der Cavallerie), und den Artillerie-Chef Munk. — Die Zahl der Obriſten betrug 30.

Wir wenden uns nun zur Flotte. Im Juni 1689 beſtand ſie aus folgenden Kriegsſchiffen:

| | Kanonen. | Mann. |
|---|---|---|
| 1) Chriſtian der Fünfte | 100 | 720 |
| 2) Prinz Friedrich | 84 | 650 |
| 3) Elephant | 84 | 650 |
| 4) Drei Kronen | 84 | 625 |
| 5) Nordiſcher Löwe | 84 | 625 |
| 6) Prinz Georg | 82 | 590 |
| 7) Churprinz | 80 | 590 |
| 8) Mercurius | 74 | 506 |
| 9) Mars | 74 | 504 |
| 10) Drei Lowen | 74 | 500 |
| 11) Drage | 68 | 490 |
| 12) Charlotte Amalie | 66 | 480 |
| 13) Anna Sophia | 62 | 478 |
| 14) Schwan | 62 | 452 |
| 15) Chriſtian der Vierte | 62 | 460 |
| 16) Friedrich der Dritte | 56 | 420 |
| 17) Gyldenloew | 56 | 480 |
| 18) Chriſtiania | 56 | 406 |
| 19) Neſſelblatt | 56 | 396 |
| 20) Oldenburg | 54 | 396 |

| | | |
|---|---|---|
| 21) Lindwurm | 52 Kan. | 370 M. |
| 22) Schleswig | 50 | 374 |
| 23) Fero | 50 | 280 |
| 24) Delmenhorſt | 46 | 350 |
| 25) Schwediſche Falke | 44 | 259 |
| 26) Neptun | 44 | 303 |
| 27) Schwertfiſch | 42 | 303 |
| 28) Dreizack | 44 | 210 |
| 29) Springer | 42 | 200 |
| 30) Hummer | 34 | 160 |
| 31) Däniſche Sirene | 30 | 140 |
| 32) Drache | 28 | 140 |
| 33) Weißer Falke | 26 | 120 |
| Im Ganzen 33 Schiffe. | 1950 Kanon. | 13,627 M. |

Wenn dieſe Liſte von andern abweicht, ſo kommt dies daher, daß man die Kanonen von einem Schiff auf das andere zu verſetzen und darnach auch die Mannſchaft zu verſtärken oder vermindern pflegte.

Dieſe ſtattliche Flotte ſtand unter dem Befehle von 6 Admiralen:

1) Des General-Admirals Niels Juel.
2) Des Vice-Admirals Chriſtian Bielke.
3) Des Vice-Admirals Hendrik Span.
4) Des Vice-Admirals Ove Giedde.
5) Des Contre-Admirals Hoppe und
6) Des Contre-Admirals von Stoecken.

Die Seele der Flotte war Juel. Die ökonomiſchen Angelegenheiten der Flotte beſorgte Span, der gleichzeitig die Arbeiten auf dem Holm inſpicirte. Unter ſeiner Aufſicht wurde das erſte der obengenannten Kriegsſchiffe, das größte, welches Dänemark bis dahin geſehen hatte — Chriſtian der Fünfte — erbaut, das am 23. October 1683 vom Stapel lief. Zwei Jahre ſpäter ließ er den Hafen von Kopenhagen durch eine See-Batterie decken. Riegels nennt Juel den Schutzgott und Span den Pflegevater der däniſchen Flotte; aber er vergißt den eigentlichen Schöpfer oder Reformator derſelben zu nennen. Dieſer war zweifelsohne Cort Sivertſen Adelaar, deſſen glorreiche Laufbahn wir in einem frühern Kapitel (Band III. Seite 116) ſkizzirt haben.

In Bezug auf das eigentliche Weſen der däniſchen Marine bemerkt Riegels wohl nicht mit Unrecht:

„Alle europäiſchen Seemächte hatten im letzten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts noch wenig Begriffe davon, wie weit die Schiffsbaukunſt, die Wiſſenſchaft der Seefahrt und die Kunſt des Seekrieges ausgebildet werden können. Es ging noch kein Bouguier, Chapman und Gerner mit dem Zirkel umher, um erfahrenen und gelehrigen Zimmerleuten zu zeigen, wie ſie nach einer gegebenen Zeichnung arbeiten ſollten. Noch war der bloße Zufall die Urſache des guten Segelns und des richtigen Verhältniſſes unter den Kanonen von verſchiedenem Kaliber; noch ſtand das Gerathewohl am Steuerruder; noch führte weiter nichts als blinder Muth die Seehelden glücklich durch die Gefahr. — Faſſungsgeiſt, unerſchrockener Muth, ein gewiſſes Vertrauen auf die See, ſelbſt dann noch, wenn ſie im Aufruhre iſt, und die Liebe der Offiziere zu ihrem Ober-Admirale hatten der däniſchen

Flotte unter Anführung des Seegottes Niels Juel manch ſchönen Sieg verſchafft, gleichwohl aber war ſie damals noch keine eigentliche Kriegsflotte. Man kannte auf den däniſchen Schiffswerften noch keinen deutlichen Unterſchied zwiſchen einem Laſtſchiff und einem Kriegsſchiff. Die Kanonen wurden als Ladung und die Seeoffiziere als Schiffscapitaine betrachtet, und in der That waren Erſtere eben auch nichts Anderes als Führer der großen Schiffe, welche man zum Kriegführen verwendete. Juel und Span konnten von der däniſchen Marine nicht mehr verlangen, als ſie ſelbſt in Holland gelernt hatten.“

Erſt ſpätern Zeiten war es vorbehalten, die Danebrogs-Flotte bis zu jenem Flore zu entwickeln, in welchem wir ſie unter Chriſtians V. Nachfolger wiederfinden werden.

Aber wie unvollkommen unter Friedrich's IV. Vorgänger Dänemarks Marine auch immerhin geweſen ſein mag, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß ihr, nur ihr allein, Dänemark ſein damaliges Uebergewicht über Schweden zu verdanken hatte. Ohne Flotte wäre Jenes verloren geweſen.

# Vierzehntes Kapitel.

Die Erneuerung des Elephanten-Ordens. — Die Statuten deſſelben. — Vollſtändiges Verzeichniß aller von Chriſtian dem Fünften ernannten Ritter dieſes Ordens.

Der Elephanten-Orden, deſſen Anfänge und Umgeſtaltungen wir ſchon früher erwähnt haben, wurde auch von Chriſtian V. erneuert. Am 1. December 1693 erſchienen die aus fünfzig Paragraphen beſtehenden neuen Statuten, die, mit wenigen Abänderungen, noch bis zum heutigen Tage ihre Geltung haben.

Nach §. 1. dieſer in lateiniſcher und däniſcher Sprache abgefaßten Statuten ſind die Könige von Dänemark die Großmeiſter dieſes Ordens. — Nach §. 2. ſoll die Zahl der blauen Ritter (ſo werden ſie wegen der Farbe des Bandes genannt), den König, ſo wie deſſen eheliche und uneheliche Kinder abgerechnet, nicht mehr als dreißig betragen. — Nach §. 3. müſſen die Mitglieder des königlichen Hauſes das zwanzigſte, alle Uebrigen aber das dreißigſte Lebensjahr erreicht haben, um in den Orden aufgenommen zu werden. — §. 4. 5. und 6. beſchreiben die Inſignien und Ordenstracht der Ritter. — Nach §. 7. muß jeder Ordens-Bruder, ſo lange er lebt, das Ordenszeichen in ſeinem Wappen führen, damit Jeder wiſſe, daß er Mitglied dieſes Ordens ſei. — Nach §. 8. ſoll jeder Ordensritter verbunden ſein, für die Rechte und den Ruhm des Königs zu kämpfen, den evangeliſchen Glauben zu vertheidigen, Arme, Witwen und Waiſen zu beſchützen u. ſ. w. — Nach §. 9. erhält jeder Ritter ein lateiniſches Diplom mit der Unterſchrift und dem Inſiegel des Königs. — Nach §. 10. lautet die Deviſe des Ordens: „Magnanimi pretium.“ — Nach §. 11. ſollen in dieſen Orden blos Könige und Fürſten, des Ordensherrn Geheime Räthe und hohe Miniſter, wie auch die vornehmſten Danebrogs-Ritter aufgenommen werden; doch müſſen dieſe Alle ſich zum evangeliſchen Glauben bekennen (Evangelicam Religionem profitentes). — Nach §. 14. kann Keiner zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt werden, der nicht, mindeſtens acht Tage zuvor, auch Ritter des Danebrogs geweſen iſt. — Nach §. 16. muß jeder blaue Ritter ſelbſt vom Könige mit dem Titel „Herr“ beehrt werden. — Nach §. 17. muß Jeder, der in dieſen Orden aufgenommen wird, alle andere (ausländiſche) Orden ablegen und darf nur dieſen Einen tragen. — Nach §. 18. darf kein Ritter ohne Einwilligung des Großmeiſters irgend einen andern Orden annehmen und ihn ſelbſt dann, wenn er dieſe Einwilligung erhält, nur außerhalb Dänemarks tragen. — Nach §. 20. muß jeder neuernannte Ritter dem Ordens-Secretär ſein Wappen und ſeine Deviſe angeben, welche auf eine kupferne Tafel gemalt, ihm zu Ehren in der Ordens-Kapelle zu Frederiksborg aufgeſtellt werden. — Nach §. 23. ſollen ſich die blauen Ritter alljährlich drei Mal und zwar am dritten Weihnachtstage, am dritten Oſtertage und am Geburtstage des Ordensherrn in ihrer Ordenstracht verſammeln und ſtatt des blauen Bandes die goldene Kette tragen. — Nach §. 27. darf die Ordenskette unter keiner Bedingung weder umgetauſcht, verkauft, verſetzt, noch Jemanden als Bezahlung angerechnet oder verſchenkt werden. *) — Nach §. 28. darf kein däniſcher Ordensritter ohne Einwilligung des Ordensherrn in den Kriegsdienſt eines auswärtigen Fürſten eintreten, auch eben ſo wenig ohne deſſen Einwilligung längere Reiſen unternehmen. — Nach §. 29. dürfen auswärtige Mitglieder dieſes Ordens, wenn der König von Dänemark mit andern Fürſten in Krieg geräth, für ihr Vaterland kämpfen, ohne als Solche angeſehen werden, die gegen ihren Ordensherrn die Waffen ergreifen und dadurch die Statuten des Ordens übertreten: nur wenn der Ordensherr der angegriffene Theil iſt, ſollen ſich die auswärtigen Mitglieder des Ordens dem Kriege entziehen oder, im Fall ſie von ihrem Fürſten dazu gezwungen werden, den König von Dänemark davon in Kenntniß ſetzen. — Nach §. 32. ſoll kein Ritter mit dem andern ſich in einen Zweikampf einlaſſen, ſondern ſein Recht bei dem Ordensherrn ſuchen. — Nach §. 33. darf kein Ritter öffentlich ohne ſein Ordensband erſcheinen bei

---

*) Non licet Elephantem torquemve quibus ordinis Dominus aliquem investiit, mutare, vendere, abalienare, commodare, oppignorare, in debiti solutionem alicui tradere aut dono dare quocunque demum praetextu id fiat, sive ob inopiam, sive alias ob causas, sed ab Equite, quamdiu vivat, diligenter asservari debet.

zwanzig Dukaten Strafe an die Armen in Hilleröd bei Frederiksborg, und wenn Jemand überwieſen werden kann, daß er, deßhalb ſchon einmal geſtraft, das Band wiederum abgelegt hat, ſo ſoll er vom Orden für immer ausgeſchloſſen werden. — Nach §. 34. ſoll Keiner, dem vom Gerichte Leben, Güter und Ehre abgeſprochen worden, länger Mitglied des Ordens bleiben dürfen, ſelbſt dann nicht, wenn ihm auch, durch Begnadigung von Seiten des Königs, die Strafe erlaſſen wird. — Auch alle Mitglieder, welche in einer Feldſchlacht ihren Poſten verlaſſen, imgleichen diejenigen, welche von der evangeliſchen Religion zu einer andern übergegangen ſind, ſollen aus dem Orden gleichfalls für immer ausgeſchloſſen werden. *) — Nach §. 35. ſoll der Ordensſecretair, wenn ein Ritter aus eben genannten Urſachen ſeines Ordens verluſtig iſt, dem Schuldigen das Ordenszeichen abfordern und deſſen Namen aus der Ordensliſte ſtreichen. — Nach §. 37. ſollen nach dem Tode eines Ritters deſſen Erben die Ordenskette und Statuten an das Ordenskapitel zurückliefern. — Die andern Paragraphen betreffen das Amt und die Pflichten des Ceremonienmeiſters, ſo wie jene des Ordens-Secretairs, der die Diplome auszufertigen, die Namen der neu aufgenommenen Ritter in die Ordensmatrikel aufzunehmen und außerdem darüber zu wachen hat, daß Keiner von ihnen die Statuten

---

*) Quod si quem in Ordinem admissam horum quaedam commisisse, aut ab Evangelica Religione ad alienam transiisse probetur, continuò ex ordine rejiciatur.

des Ordens überſchreite, was er, ſobald es geſchieht, dem Könige als Ordensherrn anzuzeigen hat.

Das erſte Verſammlungsfeſt des von Chriſtian V. erneuerten Ordens wurde am 4. Juli 1694 mit großer Pracht in der Ordenskapelle zu Frederiksborg gefeiert.*)

Wir geben hier eine vollſtändige Liſte der von Chriſtian V. creirten Ritter dieſes Ordens nach chronologiſcher Reihenfolge ihrer Ernennung:

### Am 24. Juni 1670.

1) Anton, Reichsgraf von Aldenburg, Herr von Kniphauſen, Dorwerth und Varel, geb. am 1. Februar 1633, naturaliſirt und in den däniſchen Grafenſtand erhoben am 25. Mai 1670, königlich däniſcher Geheimrath, Staatsminiſter und Statthalter zu Oldenburg und Delmenhorſt, geſtorben am 27. October 1680. (Seit 1677 war er der Schwiegervater Seiner „hohen Excellenz“ des norwegiſchen Statthalters Grafen Ulrich Friedrich Gyldenloew).

### Am 1. Januar 1671.

2) Joachim Ernſt, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Ploen, geb. am 29. Auguſt 1595, geſt. am 5. October 1671.

### Am 7. Juli 1671.

3) Carl, Churprinz von Heidelberg, Pfalzgraf bei Rhein, letzter Churfürſt aus dem

---

*) Eine ausführliche Schilderung dieſer Feier findet ſich in des Biſchofs Janus Bircherod's „Tractatus de ordine Elephantino.“

Hauſe Simmern, geb. am 31. März 1651, geſt. am 16. Mai 1685. (Seit 1671 Schwager Chriſtian's V.)

Am 25. October 1671.

4) Johann Adolph, Herzog von Schleswig-Sonderburg-Ploen, geb. am 8. April 1634. Er ſtand in herzoglich braunſchweig'ſchem Dienſte und ſtarb am 2. Juli 1704. Seine Deviſe war: „Thue Recht und scheue Niemand.“

Am 26. November 1673.

5) Peter, Graf von Griffenfeldt (Vergl. Band III, Seite 42 bis 92.)

Am 12. Juni 1675.

6) Ernſt Günther, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. am 14. October 1609, geſt. am 18. Octbr. 1689.

Am 29. Mai 1676.

7) Auguſt, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Norburg, geb. am 9. Mai 1635, ſtand in brandenburgiſchen Militairdienſten unter dem großen Churfürſten Friedrich Wilhelm und ſtarb am 17. September 1699. Deviſe: „Nisi per te.“

8) Friedrich, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Wieſenburg, geb. am 2. Februar 1651, diente als Feldmarſchall im Heere Kaiſer Leopold's und ſtarb am 7. October 1724.

Am 15. November 1676.

9) Cornelius Martin Tromp, Graf zu Sylliesborg, däniſcher General-Admiral, geb. um

das Jahr 1644, geſt. am 11. Mai 1701. Deviſe: „Fortes creantur fortibus."

Am 23. Januar 1678.

10) Friedrich I., Herzog von Sachſen-Gotha, geb. am 15. Juli 1646, geſt. am 2. Auguſt 1691. Deviſe: „Pietate et prudentia."

Am 26. November 1678.

11) Friedrich III., Churfürſt von Brandenburg, ſeit dem 18. Januar 1701 erſter König von Preußen unter dem Namen Friedrich I., geb. am 1. Juli 1657, geſt. am 25. Februar 1713. Deviſe: „Suum cuique."

Am 8. Februar 1679.

12) Johann Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Bayreuth, geb. am. 8. October 1654, geſt. am 13. März 1686. Deviſe: „Pietate et justitia."*)

Am 11. März 1679.

13) Holger Wind, Herr auf Harreſtadt, Gundeſtrup und Giedeodal (Vergl. Band III, Seite 50).

14) Jens Juel, Baron von Jueling, Herr auf Waargaard, Urup und Joſtrup, geb. am 15. Juli 1631, Geheim-Rath und General-Admiral, Ritter vom Danebrog ſeit dem 12. October 1671, geſt. am 23. Mai 1700. Deviſe: „Quo altior eo minor."**)

---

*) Vergl. Leonhard Fiſcher, Disputatio: Symbolum boni principis „Pietate et Justitia" commentatione morali illustratum, Argent. 1680. 4.

**) Peter Syv, Aereminde over J. Juel. Kjoebnh. 1704. 4.

15) Vincenz Joachim von Hahn, Herr auf Hirſchſprung und Söckamp, geb. am 22. December 1652, Geheimrath, Oberjägermeiſter und Danebrogs-Ritter ſeit dem 12. October 1671, geſt. am 25. Juni 1679. (Hahn war einer der größten Säufer ſeiner Zeit, der an den Folgen ſeiner Trunkſucht ſtarb.)

16) Niels Juel, Herr auf Söebyegaard, Taaſinge, Erichsholm und Tottrupholm, geb. am 8. Mai 1629, Gouverneur von Gothland, General-Admiral, geſt. am 8. April 1697. Deviſe: „Nec temere, nec timide.“*)

17) Guſtav Wilhelm, Graf von Wedel-Jarlsberg, Herr auf Evenberg, Näß und Nörnberg, geb. am 21. Juni 1641 zu Königsberg in Preußen, Feldmarſchall-Lieutenant, Statthalter in Oldenburg und Delmenhorſt, gegraft am 3. Januar 1684, geſt. am 21. December 1717. Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

Am 20. März 1680.

18) Juſtus von Hoeg, Herr auf Fueltoft, Geheimrath und außerordentlicher Geſandter am churbrandenburgiſchen Hofe, Befehlshaber des Stifts Aggerhuus, Geſandter beim Frieden zu Nymwegen, geſt.

---

*) Peder Jeſperſen, Ligpraediken over N. Juel, Kjoebnh. 1699. Fol. — Marcus Gjöe, Ligtale over N. Juel, herausgeg. von Caſpar Peter Rothe, Kjoebnh. 1753. 8. — Matthias Hagerup, Ligtale over N. Juel, Kjoebnh. 1795. 8 — Hans Georg Garde, N. Juel, Kjoebnh. 1842. 8.

am 24. September 1694. Deviſe: „Sit vulnus quodcunque modo nec honoris nec conscientiae.“

Am 29. Juni 1680.

19) Friedrich II., Landgraf von Heſſen-Homburg, geb. am 31. Mai 1633, General-Lieutenant in ſchwediſchen Dienſten und Gouverneur von Pommern, geſt. am 24. Januar 1708. Deviſe: „Ad eandem virtutem tendo.“

Am 31. December 1680.

20) Gottſchalck von Buchwald, Herr auf Olpenitz, Geheim- und Landrath, geſtorben an demſelben Tage, an welchem er in den Orden aufgenommen wurde. Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

Am 1. Juli 1681.

21) Conrad, Graf von Reventlow-Sandberg, Herr auf Gieſchenhagen, Clausholm, Friiſenwald, Callöe, Seekamp und Loyſtrup, geb. am 21. April 1644, Kammerherr, in den däniſchen Grafenſtand erhoben am 3. Juli 1673, Geheimrath und nach Hahn's Ableben (1679) erſter Kammerherr und Oberjägermeiſter, 1699 Großkanzler und Premierminiſter unter Chriſtian's V. Nachfolger, geſt. am 31. Juli 1708. Deviſe: „A Deo et rege.“ (Er war der Schwiegerſohn ſeines Vorgängers Vincenz Joachim von Hahn und Vater der Anna Sophia, welche Friedrich IV. nach dem Ableben der Königin Louiſe zu ſeiner zweiten Gemahlin erhob.)

Am 26. Juli 1682.

22) Friedrich Magnus, Markgraf von

Baden-Durlach und Hochberg, geb. am 24. September 1647, geſt. am 25. Juni 1709. Deviſe: „Quo fas et gloria ducunt."

### Am 3. November 1682.

23) Chriſtian Eberhard, Fürſt von Oſt-Friesland, geſt. am 1. Juli 1708. Deviſe: „In Deo spes mea est."

### Am 28. November 1683.

24) Frédéric Charles, comte Du Roye de la Rochefoucault, franzöſiſcher General-Feldmarſchall, geſt. am 1. Juli 1690.

### Am 27. Juli 1684.

25) Albrecht, Herzog von Sachſen-Coburg, geb. am 24. Mai 1648, geſt. am 6. Auguſt 1699. Deviſe: „Point de couronne sans peine."

### Am 22. September 1686.

26) Johann Georg, Churprinz von Sachſen, geb. am 18. October 1668, Nachfolger Johann Georg's III. ſeit dem 12. September 1691, geſt. am 24. April 1694. Deviſe: „A Deo ad utrumque vires." (Sohn der Churfürſtin Anna Sophia, welche Chriſtian's V. älteſte Schweſter war.)

27) Friedrich Augſt, Churprinz von Sachſen, Bruder des Vorigen, geb. am 12. Mai 1670, nach dem Tode Johann Georg's IV. Churfürſt von Sachſen, ſeit dem 27. Juni 1697 König von Polen, geſt. am 1. Februar 1733 zu Warſchau. Deviſe: „Nunquam ingratus."

Am 31. Juli 1688.

28) Ferdinand Wilhelm, Herzog von Württemberg-Neuſtadt und Teſchen, Graf von Mömpelgard, geb. am 12. September 1659, königlich däniſcher General, geſt. am 7. Juni 1701. Deviſe: „Dominus providebit.“ (Er war derſelbe, welcher 1689 ſiebentauſend däniſche Hülfsvölker dem Könige Wilhelm III. von England zugeführt hatte. (Vergl. Band III, Seite 198)

29) Friedrich, Graf von Ahlefeldt, auf Langeland und Rixingen, Freiherr von Mörſeburg, geb. am 21. April 1662 zu Flensburg, Kammerherr, Geheimerath, General der Infanterie und Statthalter, geſt. am 10. Juni 1708 zu Regensburg.

Am 9. Juli 1692.

30) Godehard, Graf von Athlone, Freiherr von Rhede und Agrim, Herr auf Amerongen, Geſandter der holländiſchen Generalſtaaten, geſt. am 11. Februar 1703. Deviſe: „Malo mori quam foedari.“

Am 9. Januar 1693.

31) Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, geb. am 4. October 1633, geſt. am 30. März 1714. Deviſe: „Constanter.“ (Er war einer jener Ritter, die dadurch, daß ſie von der evangeliſchen Religion zur katholiſchen überliefen, nach Paragraph 34 der Statuten, den Orden hätten verlieren ſollen.)*)

---

*) Vergleiche Wilhelm Hoeck, Anton Ulrich und Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Lüneburg-

32) **Chriſtian Gyldenloew**, Graf **Samſöe**, der erſte uneheliche Sohn **Chriſtian's V.** und der Gräſin **Samſöe** (Vergl. Band III, Seite 106.) Seine Deviſe war: „Et manu et mente."

Am 5. Juli 1694.

33) **Friedrich II.**, Herzog von **Sachſen-Gotha**, geb. am 28. Juli 1676, geſt. am 23. März 1732. Deviſe: „Amore et prudentia."*)

34) **Eberhard Ludwig**, Herzog von **Württemberg**, geb. am 18. September 1676, geſt. am 31. October 1733. Deviſe: „Cum Deo et die."

35) **Ernſt Ludwig**, Landgraf zu **Heſſen-Darmſtadt**, geb. am 15. December 1667, geſt. am 12. September 1739. Deviſe: „Pietate et justitia."

36) **Philipp**, Landgraf von **Heſſen-Philippsthal**, geb. am 14. December 1655, geſt. am 13. Juni 1721. Deviſe: „Constanter."

37) **Ludwig Friedrich**, Herzog von **Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Beck**, königlicher Gouverneur in Preußen, geb. 1654, geſt. am

---

Wolfenbüttel; Darſtellung ihres Uebertritts zur römiſchen Kirche, Wolfenb. 1845. 8.

*) Auch dieſer Fürſt gehörte, wie Herr **Vehſe** in ſeiner trefflichen „Geſchichte der ſächſiſchen Höfe" erzählt, zur Zahl der ſogenannten Soldatenverkäufer. Er war es, welcher 6000 ſeiner Landeskinder gegen 200,000 Livres Werbegeld und 57,000 Livres monatlicher Subſidiengelder dem großen **Ludwig** von Frankreich überließ!!!

7. März 1728. Deviſe: „Par la grâce et par les armes.“

38) Leopold Eberhard, Herzog von Württemberg-Mömpelgard, geb. am 21. Mai 1670, geſt. am 25. März 1725. Deviſe: „Être sage, c'est penser à tout.“

Am 26. März 1695.

39) Ulrich Chriſtian Gyldenloew, Graf von Samſöe, Freiherr von Marſelisburg, der zweite uneheliche Sohn der Ex-Jungfer Moth und des Königs (Vergl. Band III, Seite 106). Seine Deviſe war: „Virtus felicitatis anchora.“

Am 7. December 1695.

40) Wilhelm, Fürſt von Anhalt-Bernburg, geb. am 18. Auguſt 1643, geſt. am 14. Dec. 1709. Deviſe: „Senzillo y leal.“

41) Chriſtian Siegfried von Pleſſen zu Parin und Heikendorff, geb. 1646, Amtmann zu Wordingberg, däniſcher Geheimerath und Kammerpräſident, engliſcher Geheimerath und Oberkammerherr, geſt. am 22. Januar 1723 zu Hamburg. Deviſe: „Aliis inserviendo.“ (Er war's, der nach Brandt's Abſetzung die Finanzen Dänemarks und gleichzeitig die Einkünfte des Prinzen Georg, Herzogs von Cumberland, des däniſchen Gemahls der Königin Anna von England, verwaltete und dabei ſein Schäfchen ins Trockene brachte. Er war's, der die Heirath des Kronprinzen Friedrich mit Louiſen von Mecklenburg eingeleitet und zum Abſchluß gebracht; er endlich war's, der die Prinzeſſin Braut von Schwerin abgeholt und

nach Kopenhagen begleitet hatte, worauf er zwei Tage nach ihrer Hochzeit das blaue Band als Cadeau erhielt.)

Am 24. December 1696.

42) Johann Adolph, Herzog von Sachſen-Weißenfels, geb. am 2. November 1649, geſt. am 24. Mai 1697. Deviſe: „In Deo est salus et gloria mea.“

Am 19. Januar 1698.

43) Heinrich, Herzog von Sachſen-Römhild, geb. am 19. November 1650, geſt. am 14. Mai 1710. Deviſe: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“

44) Albert Ernſt, Fürſt zu Oettingen, geb. am 8. Auguſt 1669, geſt. am 30. März 1731. Deviſe: „Je repose sur la constance.“

Am 19. September 1698.

45) Johann Georg, Herzog von Sachſen-Weißenfels, geb. am 13. Juli 1677, geſt. am 16. März 1712. Deviſe: „Crux Christi mea salus.“

Am 9. Auguſt 1699.

46) Auguſt Wilhelm, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg, geb. am 8. März 1662, geſt. am 23. März 1731. Deviſe: „Parta tueri.“ *)

Durchläuft man noch einmal mit kritiſchem Auge dieſe ſechsundvierzig blauen Ritter, ſo ſtellt ſich ſehr bald die Ueberzeugung heraus, daß dieſe Herren vom Elephanten-Orden mit ſehr geringen Ausnahmen (wozu

---

*) Dieſe letzte Creation iſt wegen der Krankheit und des bald darauf erfolgten Todes Chriſtian's V. nicht bekannt geworden.

wir Griffenfeldt, Tromp, Jens und Niels Juel, Wedel-Jarlsberg, Reventlow-Sandberg, den erſten Friedrich von Preußen, Johann Georg IV. und Friedrich Auguſt von Sachſen zählen) zu jeder Beziehung dii minorum gentium oder, um mit Cervantes zu reden, mehr oder weniger Ritter von der traurigen Geſtalt geweſen ſind, die für Dänemark eben ſo wenig als für ihre eigenen Duodezländchen gewirkt und jene Elephanten-Auszeichnung eben keinem andern Verdienſte, als der Verwandtſchaft oder der Gunſt des Elephanten-Gernack zu verdanken hatten. — Zu Chriſtian's V. Zeiten war das blaue Band eben ſo discretirt als das franzöſiſche Collier à toutes les fêtes zur Zeit des dritten Heinrich's von Frankreich. — Einer unter dieſen Blauen, Wilhelm, Fürſt von Anhalt-Bernburg, ſoll den Elephanten (Magnanimi pretium!) für Ueberſendung eines ſeltenen Seidenaffen erhalten haben. Dergleichen Wunder pflegen auch noch heutigen Tages, und zwar nicht blos in Dänemark, ſondern auch an andern Höfen zu geſchehen. Erhielt doch erſt vor zwei Jahren ein Prager Schneider vom kleinen Neffen des großen Onkels den Orden der Ehrenlegion! — So wiederholt ſich Alles im Leben!

## Fünfzehntes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre Chriſtian's des Fünften. — Die Gräfin Samſöe und ihr geheimer Lieblingsplan.

Die letzten Jahre des fünften Chriſtian's verſtrichen wie die frühern unter Vergnügungen und Zerſtreuungen größtentheils ſybaritiſcher Art. Ganze Monate verlebte der König, getrennt von ſeiner Gemahlin, auf dem Roſenburger Schloſſe in fortwährendem Umgange mit der Gräfin Samſöe, deren Macht und Einfluß, wunderbar genug, mit jedem Jahre ſtieg. Sie verſtand die Kunſt, ſich ihrem Anbeter ſtets von einer andern vortheilhaften Seite zu zeigen und ihm täglich, ſo zu ſagen, neu zu erſcheinen. Sie wußte ſeine Sinne und Sinnlichkeit dergeſtalt zu beherrſchen, daß nur ſie und keine Andere ihm Genuß gewährte.

„Hieß dies, fragt der ehrliche Philiſter Riegels, die Pflichten des Ehegatten erfüllen, wenn er ſich mit ihr auf Frederiksberg in einem Hauſe, Sparepenge genannt, oder im Badehauſe den Augen Aller entzog und Freuden genoß, die das Licht ſcheuten? Oder war dies der Beweis eines guten Vaters, daß er nicht die Freuden des Umgangs mit ſeinen ehelichen Kindern genoß, ſondern ganze Abende mit ſeinen unehelichen Kindern und mit dem Schwarme, der ſich zu ihnen geſellte, zuzubringen pflegte? — War es liebevoll, die zärtliche Vorſorge der Königin für ihre Kinder dadurch zu vergelten, daß er blos der Ceremonie willen öffentlich mit ihr umging und gern ſeine Einwilligung zu den Planen ertheilte, welche die Creaturen ſeiner Maitreſſe erfanden, um der Königin das Vertrauen ihres Gemahles zu entziehen? — War es väterlich, ſich um die Erziehung ſeines Thronerben gar nicht zu bekümmern, ihm nicht den mindeſten Antheil an den Regierungsgeſchäften zu ſeiner Uebung zu geſtatten und ihn überall den beiden Gyldenloew-Samſöe's nachzuſetzen, von denen der Eine General-Feldmarſchall und der Andere General-Admiral war? War es endlich anſtändig, unaufhörlich auf der Jagd zu ſein Jägerrecht zu halten, zu lärmen und zu ſchwärmen, und auf dieſe Weiſe die edle Zeit todtzuſchlagen?"

Mag Jeder dieſe Fragen ſich ſelber beantworten. Wir aber kommen noch einmal auf Gräfin Samſöe zurück. In jener handſchriftlichen Lebensbeſchreibung, die wir von ihr in Aalberg gefunden, wird u. A. erzählt, daß ſie, namentlich in den letzten zehn Jahren, ſich ſo große Herrſchaft über den Willen ihres königlichen Sklaven errungen habe, daß ſie mit dem Plane umgegangen ſei, ihn zu beſtimmen, ſie ſich — noch bei Lebzeiten ſeiner rechten Frau — zu ſeiner linken Hand antrauen zu laſſen. Das wäre freilich Bigamie geweſen, aber ſowohl ſie ſelbſt, als ihre Günſtlinge, an deren Spitze der alte Taugenichts Gyldenloew ſtand, bewieſen ihm aus der Geſchichte, daß auch dies und gerade an dem Hofe eines der Vorfahren ſeiner Gemahlin ſchon dageweſen und geduldet worden ſei.

Es iſt kein Geheimniß, ſagten ſie dem Könige, daß Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen nur darum ein ſo großer Beſchützer der Reformation geweſen war, weil er eine leicht erklärliche Abneigung gegen die Unauflösbarkeit der katholiſchen Ehe gefühlt und mit Einwilligung ſeiner Gemahlin, Chriſtine von Sachſen, in offener Bigamie mit dem Hoffräulein Margarethe von Saale gelebt, die ihm noch bei Lebzeiten ſeiner Frau zur linken Hand angetraut worden ſei, weßhalb ſie im Munde des Volkes nie anders als die linke Landgräfin geheißen habe. Es iſt bekannt, daß die rechte Landgräfin dies Zuſammenleben geduldet habe, weil ſie mit Androhung der durch die Reformation möglich gewordenen Scheidung dazu gezwungen worden war. Eben ſo gut, wie Chriſtine von Sachſen, meinte Papa Gyldenloew, könnte ja auch Charlotte Amalie von Heſſen aus Furcht vor einer Scheidung bewogen werden, ihrem Gemahle die Beilegung einer zweiten Frau zur linken Hand zu geſtatten. Chriſtian aber wollte davon nichts hören. Er zog es vor, lieber eine Maitreſſe, als, wie jener Graf von Gleichen, zwei angetraute Weiber zu haben.

Das ganze Hofleben hatte einen frivolen Character. Es war, ſagt unſer Aalborger Memorandenbuch, einer der vielen guten Einfälle des genialen Roué Gyldenloew, die ſchon damals ſeltenen ſchwediſchen Margarethen-Groſchen mit dem perpendiculär durchſtrichenen O (das wahrſcheinlich Octobre oder Ordnung bedeutet, dem man aber eine laſcive Bedeutung beizulegen ſich gewöhnt hatte) aufzuſammeln und dieſe Silbermünzen mit dem bedeutungsvollen Revers zu einem Armbande für ſeine liebenswürdige Freundin Gräfin Samſöe, welche derlei zweideutige Scherze durchaus nicht übel nahm, aneinanderreihen zu laſſen. Alle dieſe Leute waren mehr oder weniger unſittlich.

„Man erwarte nicht, ſagt Riegels, die Schilderung eines Hofes, wie es der Hof Heinrich's IV. geweſen war, wo Scherz, Spiel und öffentliche Luſtbarkeiten als nothwendige Erholungen von ernſthaften Beſchäftigungen genoſſen wurden. Man erwarte nicht die Beſchreibung täglicher Mahlzeiten, die, wie beim Kaiſer Hadrian, mit Vorleſung der Meiſterwerke des Alterthums oder mit der Erzählung ruhmwürdiger Thaten und Handlungen edler Zeitgenoſſen zu endigen pflegten. Man erwarte nicht die Wißbegierde eines großen Friedrichs von Preußen, der ſich durch muntere Fragen bei ſeinen durch Geiſt und Wiſſen aufgeklärten Gäſten erkundigte und der einſt ſeiner allzulauten Tiſchgeſellſchaft zurief: „Weckt mir nicht den alten Ziethen: der hat ehedem für uns gewacht!“ Nein anders, ganz anders war es am Hofe Chriſtians V. Der Geheimerath Gabel und der Oberkammerjunker Knuth ſagten in vollem Ernſte (denn ſie hatten ſelbſt nichts gelernt): ein Fürſt braucht nichts zu wiſſen; das Lernen erſtickt den natürlichen Verſtand!“

Chriſtian hatte in ſeinen jungen Jahren ſo wenig gelernt, daß es Niemanden verwundern wird, wenn er in ſeinen alten Tagen in den Wiſſenſchaften keine allzugroßen Fortſchritte machte und aus Mangel an ernſten Beſchäftigungen nur allzuhäufig an dem Grundübel der meiſten Höfe, an coloſſaler Langeweile, litt und ſich darum immer nach Zerſtreuungen ſehnte. — Die Jagd war bei ihm zur Leidenſchaft ausgeartet. Ein Tag ohne Jagd ſchien ihm eben ſo reizlos als eine Nacht ohne Samſöe.

Wenn wir, ſagt unſere däniſche Quelle, eine Woche aus Chriſtian's Leben beſchreiben, ſo lange er noch reiten und ſich auf ſeinen Beinen erhalten konnte, ſo haben wir ſie alle beſchrieben. Hier folgt ein Beweis:

1690 am 20. Auguſt war der König des Vermittags auf der Jagd. Nachmittags hielt er Jägerrecht. *)

Am 21. Auguſt fuhr der König aus, ſpeiſte zu Mittag im Badehauſe und Nachmittags fuhr er wiederum aus.

Am 22. war der König den ganzen Tag in einem Jagdwagen umhergefahren und hatte einen Hirſch geſchoſſen.

Am 23. war der König Vormittags im Rathe, hielt darauf Jägerrecht und fuhr dann auf die Jagd.

---

*) Molesworth hat dieſe assises de la chasse ausführlich beſchrieben. Man vergleiche deſſen Schilderung, Band III. Seite 239.

Am 24. ſchoß der König einen Hirſch und ſpeiſte Abends im Badehauſe.

Am 25. Vormittags ritt der König aus; Nachmittags fuhr er in einem Jagdwagen.

Am 26. befand ſich der König Vormittags auf der Parforcejagd. Nachmittags hielt er Jägerrecht und Abends ſoupirte er im Badehauſe.

So war des Königs tägliches Leben, wenn er ſich entweder auf Frederiksberg oder auf Jägersburg aufhielt."

Auch im Winter verſtrich keine Woche ohne Jagd. Der königliche Nimrod war darin unerſättlich.

Chriſtian's Leben auf Reiſen geſtaltete ſich wie folgt:

Am 7. September 1692 reiſte der König früh Morgens von Kopenhagen ab, ſpeiſte Mittag beim Statthalter Gyldenloew auf Skioldnisholm und fuhr dann bis Korſöer, wo er übernachtete.

Am 8. ging der König über den Belt, ſpeiſte Mittags in Nyborg und war Abends in Odenſe, wo er über Nacht blieb und mit den Miniſtern die Poſt expedirte.

Am 9. war der König in Aſſens, ſpeiſte beim Bürgermeiſter und kam gegen Abend nach Hadersleben, wo er übernachtete.

Am 10. Abends erreichte er Flensburg.

Am 11. ritt er ins Lager.

Am 12. reiſte er nach Glückſtadt.

Am 13. beſuchte er das Zeughaus und muſterte die Artillerie.

Am 14. hielt er Revue über das Regiment der Königin ab.

Am 15. verließ er Glückſtadt, muſterte ein Dragoner-Regiment und fuhr nach Pinneburg, wo er über Nacht blieb.

Am 16. ſpeiſte er Mittags in Itzehöe und kehrte nach Rendsburg zurück, wo er gegen Abend eintraf.

Am 17. ritt er Vormittags ins Lager hinaus und muſterte die Cavallerie, worauf er mit dem Herzoge von Ploen und dem Prinzen von Gottorp nach des Tages Laſt und Mühen allerhuldreichſt zu diniren geruhte.

Am 18. muſterte er die Infanterie und ſpeiſte, wie geſtern mit ſeinen hohen Gäſten u. ſ. w. u. ſ. w.

Das Reiſe-Gefolge Seiner Majeſtät beſtand in der Regel aus zweihundert Perſonen; dieſe Ausflüge waren alſo nicht billig.

Außer ſeinen faſt alljährlich wiederkehrenden Reiſen nach Holſtein, für das faſt alle Könige Dänemarks eine leicht erklärliche Vorliebe in ihrem landesväterlichen Herzen tragen, geruhte er auch jedes Jahr Ausflüge nach der Inſel Moen und Falſter zu machen, um ſich dort auf die Gänſe- und Schwanenjagd zu begeben. Er pflegte einige Zeit hindurch ein gewiſſenhaftes Tagebuch über ſeine Jagd-Erfolge zu führen. Später machte ſelbſt dies ihm zu viel Arbeit, worauf er auch dieſe Mühe ſich erſparte.

An ſeinem Geburtstage (15. April) pflegte er und ſein ganzer Hofſtaat, zu dem natürlich auch ſeine gräfliche Flamme gehörte, im großen Univerſitäts-Saale ohne Anflug von Erröthen ſeine Lobrede bald in lateiniſcher und bald auch in däniſcher Sprache anzuhören und einen verſtärkten Grad von Selbſtüberzeugung ſeiner unſterblichen Verdienſte mit ſich fortzunehmen; denn zu allen Zeiten, und wahrlich nicht blos in Dänemark, gab es ſchaamloſe Weihrauchſchwinger, die der Wahrheit den Kopf abbiſſen und jede Mücke zum Elephanten zu vergrößern wußten.

Am 3. Januar 1695 wohnte der König und ſein ganzer Hof einem der großartigen Feſte des Oberjägermeiſters Grafen von Reventlow bei, der an dieſem Tage eine ſeiner Töchter mit dem Grafen Friedrich von Ahlefeldt vermählte und ihr ein Heirathsgut von fünfzigtauſend Thalern mitgab. *)

Am 25. Januar deſſelben Jahres wurde Seine Majeſtät zum erſten Male vom Podagra heimgeſucht, das ſich ſeitdem von Tag zu Tag verſchlimmerte und ſo zwar, daß der König im März nicht mehr laufen konnte und ſich am 26. deſſelben Monats im Zimmer umhertragen ließ. Gräfin Samſöe war ſeine treue Krankenwärterin. Die Königin wurde nur ſelten vorgelaſſen. Für Unterhalt des mitunter höchſt ungeduldigen hohen Patienten ſorgte Seine „hohe Excellenz", Graf Gyldenloew, der mit ſeinem lendenlahmen Halbbruder Landsknecht ſpielte und Seiner Majeſtät wie gewöhnlich mehr Geld abnahm, als Allerhöchſtdenſelben lieb zu ſein ſchien.

---

*) Schon damals waren die Reventlow's nach den Rantzau's die reichſten Edelleute Holſteins.

Bis zum 26. Juli feſſelte das Podagra den König an ſeine Zimmer. Am folgenden Morgen beſuchte er zum erſten Male wieder die Jagd, die ſeinem königlichen Herzen ein unabweisbares Bedürfniß war.

Am 7. Juli deſſelben Jahres erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines dritten Sohnes, des Prinzen Chriſtian, der am 27. Juni zu Ulm von den Blattern hinweggerafft worden war. Die zärtliche Mutter zerfloß in Thränen; das Auge des Vaters blieb trocken, denn Chriſtian V. war vor Allem Egoiſt, der durch ein Uebermaß von Schmerz ſein eigenes Leiden nicht zu vermehren wünſchte, da er, außer dem Podagra, auch an Huſten und Erbrechen litt. Statthalter Gyldenloew mußte wieder Geſellſchaft leiſten. Der geniale Roué hatte trotz ſeines Glückes in der Liebe auch vermöge einer gewiſſen, ihm angeborenen Geſchicklichkeit faſt immer gleiches Glück im Haſardſpiele. Audaces fortuna juvat, ſagt ja ſchon Wilhelm's des Schweigſamen wohlzubeherzigender Wahlſpruch.

Am 5. December fand die Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit Louiſe von Mecklenburg ſtatt. Einige Details dieſes prachtvollen Beilagers werden im vierten Bande dieſes Werkes ihren Platz finden.

Im folgenden Jahre wurde das Geburtsfeſt des Königs durch ein Monſtre-Diner gefeiert, zu welchem (ausnahmsweiſe) auch die Königin hinzugezogen ward. Während der Tafel, die fünf volle Stunden währte, wurde zuerſt eine Komödie und dann ein Kinderballet aufgeführt; an Letzterm geruhte, der geſalbte Podagriſt ein ganz beſonderes Wohlgefallen zu finden, weil Papa Gyldenloew die jüngſten, friſcheſten und appetitlichſten Mädchen von ganz Kopenhagen dazu ausgewählt hatte. Dieſe Jugend duftete den erlauchten Kranken wie friſch gepflücktes Obſt an.

Zum Podagra geſellte ſich in dieſem Jahre (1696) Hauptſchwindel und Mattigkeit in den Füßen. Für Letzteres wußte Gyldenloew guten Rath. Er arrangirte kleine Luſtfahrten zu Waſſer. Die hohen Herrſchaften fuhren in Gondeln. Das war für Dänemark etwas Neues. Mehr als einmal ſchmiegte ſich der kranke König im Schooße der leicht dahinſchwebenden Gondel, von keinem Zeugen belauſcht, in den weichen Armen ſeiner zärtlich mitfühlenden Gräfin.

Der Sanct-Martinstag (der 11. November) dieſes Jahres wurde bei Hofe durch eine ganz neue und ziemlich barocke Art damit gefeiert, daß die Obriſten von der Oſten und Rothſteen (Letzterer ein Bruder des Vice-Admirals Marcus) ſich als Amaker Bauern verkleideten und Braut und Bräutigam vorſtellten, worüber Seine mit Podagra behaftete Majeſtät viel herzlicher als gewöhnlich zu lachen geruhten. Der Hof tanzte in den Gemächern der Königin, die im Stillen noch immer den Verluſt ihres Lieblingsſohnes Chriſtian betrauerte.

Am 27. November wohnte der König und ſein ganzer Hof einem feenhaften Feſte des Statthalters Gyldenloew bei, der ſeine Tochter Charlotte Amalie (Vergl. Band III, Seite 102) mit dem unehelichen Sohne Chriſtian's und der Gräfin Samſöe, dem Generallieutenant Chriſtian Gyldenlaew, (ſiehe Seite 106) verheirathete.

Am 30. Januar 1697 ſtellte ſich ein neuer heftiger Anfall von Podagra mit zunehmendem Kopfſchwindel ein. Es wurden ihm lauwarme Bäder angerathen. — Im Juli nahm das letztere Uebel ſo ſehr zu, daß der König die Secretaire Moth und Harboe für ſich unterzeichnen ließ. — Im Herbſte aber ging es wieder ſo gut, daß er, obgleich unfähig zu reiten, doch wenigſtens fahren konnte, um den Vergnügungen der Jagd nachzuhängen.

Im folgenden Jahre (1638) griff die Schwäche des Königs, weil die von den Aerzten ihm ſtreng vorgezeichnete Diät durchaus nicht eingehalten ward, ſo ſehr um ſich, daß er „alle Feſtigkeit in den Beinen verlor und in der linken Seite einfiel.“ Der Geheimrath Mathias Moth, der, wie ſein Vater Paul in ſeiner Jugend die Heilkunde ſtudirt hatte und nebenbei noch immer gern den allwiſſenden Arzt ſpielte, hatte den holländiſchen Chirurg Verduyn nach Kopenhagen berufen. Letzterer hoffte durch Bäder und Pflaſter auf der kranken Hüfte und endlich durch ein eiſernes Schnürleib dem Kranken wenigſtens etwas Erleichterung zu verſchaffen. Er ſowohl als Moth, der Quaſi-Schwager des Königs, ſorgten dafür, daß der König tagtäglich ein Bad nahm. Aber ſchon am 3. September wurde der gute Holländer fortgejagt, weil der däniſche Nimrod eben ſo wenig ſeinem Frühſtück als der Jagd entſagen wollte, und weil gerade das, was Jener verordnete, Ruhe und

Diät, dem erlauchten Patienten gründlich zuwider war. In dieſem Punkte erinnert uns Chriſtian V. ſehr ſtark an den päbſtlichen Praſſer Leo X., der, von ſeinen Aerzten gewarnt, das übermäßige Trinken einzuſtellen, weil er dadurch erblinden könnte, unwillig ausrief: „Ich will doch lieber die Fenſter als das ganze Haus verlieren.“ Faſt eben ſo dachte auch Chriſtian, der ſich weder warnen noch abſchrecken ließ, ſein altes Leben ungeſtört fortzuleben, wenn er ſich auch ſagen mußte, daß er durch ſeine Unmäßigkeit in jeder Gattung von Genuß das Herannahen des Todes auffallend genug beſchleunigte.

Am 19. October, als der König, wieder auf der Jagd, ſich in der Eremitage eben von der Tafel erhoben hatte, um Zeuge eines Hirſchfangs zu ſein, ward er von dem tödtlich verwundeten Thiere, das die Flucht zu ergreifen verſuchte, dergeſtalt zur Erde niedergeriſſen, daß er auf die kranke Hüfte niederſank, wobei ihm der Hirſch faſt die Beine zerſchlug. In Folge dieſes Falls erlahmte Chriſtian. Der Bruder der Gräfin Samſöe erfand für ihn eine Art von Gängelwagen, worin er ſich ungefähr tauſend Schritte weit ohne Hülfe eines Andern fortbewegen konnte, ungeachtet er ſein linkes Bein kaum nachzuſchleppen vermochte, ſo, daß am Ende des Jahres 1698 jeder Schritt, den der König ging, gezählt wurde. Seines Huſtens wegen durfte er nicht mehr als hundert Schritte gehen, worauf er dann wieder ausruhen und neue Kräfte ſammeln mußte.

Trotz dieſer körperlichen Schmerzen war der König, was zu ſeinem Ruhme nicht unerwähnt bleiben darf, in der Regel doch — Dank der guten Laune der Gräfin Samſöe — weit weniger launiſch als in beſſern Tagen. Er ertrug ſeine Leiden mit Geduld. Nur ſelten hörte man ihn murren oder gar zornig ſein. — In der Zeit, wo die Tage kürzer und die Stunden träger zu werden begannen, leiſteten ihm ſein natürlicher Sohn, General-Lieutenant Chriſtian Gyldenloew, General-Lieutenant Pleſſen, General-Major Cormaillon, die Oberſt-Lieutenants Krabbe und Muck, die Marſchälle von der Oſten und von Hahn, die Geheimenräthe Johann Schack (der Sohn des verſtorbenen Feldmarſchalls Hans Schack), und Gabel (der Sohn des ehemaligen Kammerſchreibers) abwechſelnd Geſellſchaft. Knuth hingegen fing zu kränkeln an und mußte aus dieſem Grunde häufig wegbleiben. Der geſunde König hatte ihn amüſirt; der Kranke aber langweilte ihn bereits. Cormaillon und Krabbe ſpielten gewöhnlich.

Der König, der ſich im folgenden Jahre (1699) nur noch mit der größten Anſtrengung ſelbſtſtändig zu bewegen vermochte, ſah ſich zu der Strafe verurtheilt, ſich wie ein unbehülfliches Kind in ſeinem Gängelwagen fortziehen zu laſſen, oder dann und wann zwiſchen zwei in ſeinen Zimmern aufgeſtellten Gitterſpalieren von zwei- bis dreihundert Schritten langſam auf- und niederzuhinken, um ſich wenigſtens einen Schein von Bewegung zu verſchaffen, was für einen Lebemann, welcher damals erſt dreiundfünfzig Jahre zählte, allerdings eine mehr als peinliche Strafe war, die er trotzdem mit ziemlich großer Reſignation ertrug.

Allabendlich pflegte er, auf ſeinem Ruhebette liegend, mit ſeinem Kammerjunker und Günſtling Knuth Dame zu ziehen oder Toccadegli (langen Puff) zu ſpielen. Am 12. Januar ſpielte Knuth mit dem Könige wie gewöhnlich und fünf Stunden ſpäter (um 3 Uhr Morgens) fand man ihn todt in ſeinem Bette. — Als man Seiner Majeſtät am andern Morgen die Nachricht von deſſen plötzlichem Ableben überbrachte, ſagte Chriſtian zu dem Marſchall von Hahn:

— Es iſt recht Schade um ihn! Er hat ſo gut Dame geſpielt!*) Das war dieſes Lieblings ganze Lobrede. Nach Knuth's Tode wurde die Oberaufſicht über die Kammerjunker dem Oberſtlieutenant Krabbe und jene über die Pagen und Lakaien dem Kammerjunker von Klenau anvertraut.

Anfangs März ſchien in dem Wohlbefinden des Königs ſo viel Beſſerung eingetreten zu ſein, daß er ſich in die Pferdeſtälle hinuntertragen ließ, um, wie einſt Kaiſer Rudolph II. in der Hofburg auf dem Hradſchin, die lauwarme Atmoſphäre ſeines Marſtalls einzuathmen. — Am 9. März befand ſich Chriſtian V. ſo auffallend wohl, daß er, nachdem er ſeit dem 19. October vorigen Jahres die Zimmer gehütet hatte, zum erſten Male in Begleitung des Kronprinzen einer Sitzung im Höchſten-Gericht beizuwohnen geruhte.

---

*) Die von Adam Levin Knuth zuſammengerafften Schätze wanderten nach ſeinem Tode nach ſeiner Heimath Mecklenburg. Seine alte Freundin, Fräulein Holk, mit welcher er ſeit einer Reihe von Jahren in wilder Ehe gelebt, erhielt nichts, denn — erzählt Riegels — im Teſtamente ſtand: „Sie ſoll nicht mehr bekommen, als dieſe Summe; ſie hat genug im Voraus erhalten.“

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein Skandal, der in ganz Kopenhagen unheimliches Aufſehen erregte. Eine der übermäßig vielen und ziemlich unnützen Hofdamen, Namens Roſenkrantz, hatte einer ihrer Colleginnen, Namens Dalvig oder Dalwigk, in der Suppe Gift beigebracht, wie die Einen wiſſen wollten aus Neid oder wie die Andern zu wiſſen vorgaben, aus Eiferſucht, was, bei Lichte betrachtet, ſo ziemlich auf Eins hinausläuft, aber jedenfalls einen neuen Beweis für die Depravation der damaligen Hofzuſtände liefert.

Der Geburtstag der Königin (27. April) wurde in dieſem Jahre ganz und gar vergeſſen. Der König hatte an Anderes zu denken. Mit deſto größerm Aufwande ward das Geburtsfeſt der „linken Monarchin" gefeiert, welche das Cap Fünfzig bereits überſchritten hatte, aber trotzdem noch immer blühend und in der That ſehr einnehmend war. Der gemeine Mann glaubte darum, die ſchmucke Gräfin habe, um den flüchtigen Lenz der Jugend bis ins ſpäte Alter an ihre Perſon zu feſſeln, wie weiland Diana von Poitiers, ihre Seele nach dem Tode ihres ſchönen Körpers dem Meiſter Pferdefuß verſchrieben, was aber natürlich nur Verläumdung war. Die Tochter des Flensburger Arztes gehörte zu jenen oft räthſelhaften Frauen-Erſcheinungen, die durch eine ſorgſame Pflege ihrer Schönheit die Zeiger ihrer Lebensuhr, wenigſtens dem äußern Anſcheine nach, zurückzudrehen verſtehen. Gräfin Samſöe ſchien damals eine Dreißigerin.

Dagegen hatte der König ſehr gealtert. Sein Aeußeres glich dem eines hohen Sechzigers.

Matthias Moth, dem mehr als jedem Andern an der Erhaltung des Königs gelegen war, hatte unterdeſſen einen neuen Quackſalber aufgegabelt und ſich und den König damit getröſtet, daß dieſer Wundermann ihn mit Hülfe ſeiner geheimnißvollen Tropfen und Latwerge zweifelsohne neu verjüngen würde. Wohl zu keiner Zeit hätte ein leider erſt achtzig Jahre ſpäter auftauchender Thaumaturg, wie der berühmte Graf Saint-Germain, am Hofe von Dänemark mehr Glück und glänzendere Geſchäfte machen können als in dem letzten Lebensjahre des fünften Chriſtian's und auch noch ſpäter, weil Gräfin Samſöe, ganz wie Frau von Pompadour, einen Abſcheu, einen wahren Horreur, gegen Runzeln gehabt haben ſoll.

Den Mai- und Juni-Monat verlebte Seine Majeſtät damit, daß er ſich in Begleitung ſeiner treuen Krankenpflegerin und witzigen Scheherazade von einem Luſtſchloſſe nach dem andern begab, nirgends aber mehr Ruhe als bei ſich zu Hauſe zu haben ſchien. Er war einmal an Abwechslung gewöhnt. Bald kehrte er (häufig unerwartet) bei Gyldenloew auf Sorgenfry, bald bei Reventlow auf Frydenlund ein; geſtern ſpeiſte er beim Amtmann Rabe, heute beim Marſchall von der Oſten; er liebte noch immer gute

Tafel und wußte ſehr genau, bei wem die beſte Küche und der ausgewählteſte Keller zu ſuchen war, zumal da auch Gräfin Samſöe — wie jede geiſtreiche Frau „un peu gourmande et friande" — ein leckeres Mahl niemals verachtete. — Ihr königlicher Begleiter war bei all dieſen Ausflügen ſtets von Huſten, Schwindel und großer Mattigkeit in ſeinem erlauchten Piedeſtal gequält, wogegen weder die Tropfen jenes neuen Charlatans, noch die alten Hausmittel des Geheimenraths Moth irgend etwas zu fruchten vermochten.

„Auch die Königin (erzählt Riegels) war unwohl geweſen; aber ihre Zärtlichkeit für Den, welchen ſie ſtets geliebt hatte und deſſen grundgutes Herz ein Jeder lieben mußte (?), machte, daß ſie dem Kronprinzen den Auftrag gab, ſeinem Vater am 3. Auguſt zu ſagen, daß, ungeachtet ſie ſelber krank ſei, ſie ſich gleichwohl bei Seiner Majeſtät einfinden würde, ſobald er es wünſchte. Sie kam. Aber Chriſtian war von dem Geheimenrath Moth und allen Anbetern dieſes Namens ſo ſehr umringt, daß er weder daran denken konnte, noch mochte, als Vater und als Gatte zu denken und zu handeln. Aber der Tod läßt ſich nicht durch Schmeicheleien des Hofes und durch kriechende Aufmerkſamkeit der Höflinge zurückhalten. Er ſtraft ſelbſt Diejenigen mit ſeelenverzehrender Angſt, welche nun wünſchen, ihrem Fürſten das Leben friſten zu können, den ſie früher mit Gleichgültigkeit auf ſeine Geſundheit haben losſtürmen geſehen." —

„In dem Tagebuche des Königs (fährt er fort) iſt vom erſten bis zum achtzehnten Auguſt nicht die mindeſte Spur vorhanden, daß er mit der Königin geſprochen habe. — Am 18. Auguſt ſchien die Geſundheit gleichſam wiederzukehren. Chriſtian konnte aufſtehen und ſich ankleiden. Um zehn Uhr ging er in den Staatsrath und ließ den Kronprinzen auch hier zum erſten Male erſcheinen. — Abends nahm wieder der Huſten zu. — Am 19. Auguſt erſcheinen die Geheimenräthe Jeſſen und Pleſſen, um den König unterſchreiben zu laſſen; der Kronprinz war auch dabei zum erſten Male gegenwärtig. — Nachmittags ließen die Geheimenräthe Moth und Harboe den König unterzeichnen; der Kronprinz durfte dabei nicht anweſend ſein*). — Allmälig zeigte ſich bei Chriſtian der Schlagfluß immer deutlicher und deutlicher. Nachts am 21. Auguſt zeigte er ſich endlich in ſeiner ganzen Stärke. Der König ſank in todtenähnlichen Schlaf. Nun kam die Königin zu ihrem Gatten, der nicht mehr König war, denn er hatte den Befehl ertheilt, daß nun alle königlichen Verrichtungen dem Kronprinzen übergeben werden ſollten. Bis eilf Uhr blieb die Königin allein bei ihrem Manne, und dieſe Stunden, ſollte man glauben, hätten zu Chriſtian's ſchwerſten Stunden zählen müſſen. Aber nein — Charlotten's unveränderliche Zärtlichkeit hatte Ruhe in ſein beklommenes Herz gegoſſen.

---

*) In Folge deſſen fielen Beide, acht Tage ſpäter, bei dem Nachfolger Chriſtian's V. in Ungnade.

Hand in Hand mit ihm hatte ſie zum Himmel das Gebet geſchickt, welches ſie ſelbſt einſt, jenſeits des Grabes, vor dem Herrn der Welten wiederholen wollte, daß der allgütige Gott ihrem Gemahle Alles vergeben möge, wodurch er ſie beleidigt habe. — — — Geſtärkt durch den Troſt ſeiner engelsguten Gattin ließ Chriſtian dann ſeine ſämmtlichen Kinder hereinrufen, um ihnen zu ſagen, daß ſeine Laufbahn hier auf Erden bald beendet ſei. Niemand vermochte zu reden. Alle verließen ſchluchzend den ſterbenden König. — Um fünf Uhr Nachmittags genoß Chriſtian mit voller Vernunft zum letzten Male das heilige Abendmahl und ſtärkte dadurch ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen auf die erbarmende Gnade des Allmächtigen. Und gleich darauf ſchlief er ein."

„Nun aber — fährt unſer Gewährsmann fort — ſehen wir, wie er noch drei lange bange Tage mit dem Tode kämpft: ſeine Seele wollte die Wohnung nicht verlaſſen, die noch Kräfte zu haben ſchien, viele Jahre auszudauern. — Am 22. Auguſt Vormittags waren die Königin und der Kronprinz zwei Mal bei ihm in einem Augenblicke, wo er neue Kräfte geſammelt hatte. Gegen Mittag empfing er die Miniſter. Den Geheimenrath Harboe hatte Chriſtian ſtets lieb gehabt; mit ihm allein ſprach er und reichte ihm die Hand mit den Worten: Ihr habt mit mir ſtets als ehrlicher Mann gehandelt! — Moth erhielt nicht daſſelbe Zeugniß. — Die natürlichen Söhne des Königs, die beiden Gyldenloew's, waren die Letzten, mit welchen der König an dieſem Tage ſprach; worauf er mit ſeinem Beichtvater, Peder Jeſperſen, allein blieb. — Den 23. Auguſt brachte Chriſtian halb im Schlafe und mit einer unüberwindlichen Gefühlsloſigkeit zu, wogegen alle Arzeneimittel nichts mehr vermochten. — Der Kronprinz ging ab und zu ſeinem ſterbenden Vater und ertheilte bereits Befehle als künftiger Monarch. Jeſperſen war ununterbrochen bei dem Könige; gegen Abend bat er die hohen Herrſchaften, den König mit ihrem Beſuche nicht mehr zu beläſtigen. Die Staatsminiſter Reventlow und Pleſſen wachten draußen im Audienzzimmer; ja gewiß wachten ſie (ſetzt Riegels hinzu), denn ſie hatten an eine ſchwere Verantwortung zu denken! —

Am 24ſten verloren die Sinne ihre Kraft; die Verdauungswerkzeuge waren noch in Bewegung; aber die Sprache war fort und die Seele konnte ihre Herrſchaft nicht mehr ausüben. — In den Vorzimmern waren alle Geheimen Räthe, Miniſter und die beiden jungen Gyldenloew's verſammelt. — Die Königin wich nicht vom Bette ihres Gemahls bis zum Einbruche der Nacht. — Am 25. Morgens fünf Uhr forderte der Magen noch etwas zu eſſen; nun aber war das Leben eine blos maſchinenmäßige wilde Bewegung, auf welche weder der Naturtrieb noch die Seele irgend einen Einfluß hatten. — Die Königin blieb bis Mittag am Bette Chriſtian's. Bis vier Uhr Nachmittags konnte er noch hören, ob er gleich ſchon in betäubendem Schlummer lag. Charlotte Amalie vermochte dieſen Anblick nicht länger zu ertragen. — Nach einigen ſtarken Athemzügen entfloh das Leben des Königs. Um halb Fünf wurde ſein Leichnam auf ein ſammetnes Bett gelegt, um das Grab zu erwarten."

Der gute Riegels ſchließt dieſe meiſterhafte Schilderung, die wir ihm wörtlich entlehnt haben, weil wir ſie nicht beſſer zu geben vermochten, mit der Ausrufung: „O Chriſtian, Hand und Herz Deiner theuern Ehegattin begleiteten Dich in Deinen letzten Lebensſtunden vom Purpur bis zum Grabe." Weder Riegels noch ein Anderer weiß anzugeben, wo ſich im Augenblicke ſeines Sterbens Gräfin Samſöe befand. Wenn der handſchriftlichen Lebensbeſchreibung, die wir von ihr bei unſerm Aalborger Freunde vorgefunden, Glauben beizumeſſen iſt, ſo begab ſich „Ex-Jungfer" Moth zwei Tage vor dem Ableben ihres königlichen Freundes aus Furcht vor Verfolgungen von Seiten des Hofes eines und von Seiten des Volkes andern Theiles auf eines ihrer Güter, nach Egede, um dort — procul a Jove, procul a fulmine — die Wirkung des Thronwechſels ruhig abzuwarten und aus ihrem Schlupfwinkel erſt dann wieder hervorzutreten, wenn ſie nichts mehr zu befürchten habe.

Als die Gräfin die Kunde vom Tode des Königs erhielt, ſagte ſie, wie jene Handſchrift erzählt:

— „Er war zwar immer nur Egoiſt, und dennoch beweine ich ihn aufrichtig, denn mein Herz hat ihn eben ſo zärtlich, als das Seinige einige Zeit mich geliebt!" —

Chriſtian V. ſtarb im dreiundfünfzigſten Jahre ſeines Alters nach einer Regierung von neunundzwanzig Jahren und ſechs Monaten im Wendepunkte des ſiebzehnten Jahrhunderts. — „Alle rechtſchaffenen Dänen, ſagt Riegels, werden gewiß mit mir Chriſtian lieben und ſeine Miniſter und Günſtlinge, welche ihn gehindert hatten, König, Gatte und Vater zu ſein, verachten.“ —

Ein nicht minder aufrichtiger Geſchichtſchreiber, C. F. Allen, ſagt am Schluſſe der Regierung dieſes Fürſten: „Alle ſtimmen in dem Ruhme ſeiner perſönlichen Tapferkeit und ſeiner edelmüthigen Denkungsart überein; aber eben ſo einig iſt man auch darüber, ihm Hang zu Vergnügungen und Zerſtreuungen, Mangel an Sparſamkeit und einen in hohem Grade ſchwachen und unſelbſtſtändigen Character beizulegen. Dieſe Schwäche gab ihn den Verführungen ſeines ausſchweifenden Halbbruders Preis und verurſachte, daß er während ſeiner ganzen Regierung ſich von Andern, zuerſt von dem tüchtigen Griffenfeldt, ſpäter von deſſen untüchtigen Nachfolgern leiten ließ. — Sein Krieg mit Schweden war nicht nothwendig und ſeine Politik gegen ſeinen Schwager, den Herzog von Holſtein-Gottorp, nur wenig begründet. — Unter ſeiner Regierung fand auch, mehr als je zuvor, deutſcher Ton Eingang bei Hofe; der König war von deutſchen Hofleuten umgeben. Deutſche Beamte ſaßen in den höchſten Regierungs-Collegien und deutſche Generale führten das Heer an; die Flotte allein blieb däniſch. Selbſt Opern wurden deutſch gegeben und deutſche Inſchriften auf öffentliche Denkmäler geſetzt.*) — Die Erziehung des Kronprinzen, nicht die unwichtigſte von den Pflichten, die jedem Könige obliegen, wurde ganz und gar vernachläſſigt und Prinz Friedrich ward abſichtlich bis zu ſeinem achtundzwanzigſten Jahre oder bis zu dem Jahre vor Chriſtian's V. Tode, von allen Regierungsgeſchäften fern gehalten.“ So weit Riegels und Allen.

Aber einer der größten Fehler dieſes von Beiden viel zu mild beurtheilten Fürſten war ſeine maßloſe Eitelkeit und Verſchwendungsſucht. Erſtere geht unter Anderm ſchon daraus hervor, daß er es duldete, von den Speichelleckern ſeines Hofes, deren Weihrauch ihn berauſchte, noch bei ſeinen Lebzeiten ſich durch ein Denkmal ihrer blinden, abgöttiſchen Verehrung, durch eine bleierne und vergoldete Statue, auf welcher er ſtolz zu Roſſe ſitzt, auf dem Königs-Neumarkt verewigt zu ſehen.**) Damit noch nicht zufrieden, duldete er, daß ſein Halbbruder Gyldenloew im Jahre 1685 in Bezug auf dieſes Monument eine Denkmünze prägen ließ, in welcher ſein königliches Bruſtbild in römiſcher Heldentracht zu ſehen iſt mit der rührend beſcheidenen Legende: „Arctoos faces cum Jove solus habet!“

---

*) Selbſt in der Schloßkirche zu Friederiksberg und Kronberg wimmelt es von deutſchen Inſchriften.

**) Dieſe Statue, die noch heute zu ſehen iſt, wurde 1683 von dem franzöſiſchen Bildhauer Abraham Ceſar d'Amoureux gegoſſen, der 1682 von Lyon nach Kopenhagen gekommen war, nach Vollendung derſelben nach ſeiner Vaterſtadt Lyon zurückkehrte und in der Saone ertrank.

(Nächſt Jupiter herrſcht er allein im Norden!) Auf der Rückſeite erblickt man jene Reiterſtatue, die er ſich ſetzen ließ, mit der Umſchrift: Post domitos hostes terra marique triumphos. (Nach Ueberwindung der Feinde und nach ſeinen Siegen zu Lande und zu Waſſer.) Wem fällt dabei nicht unwillkührlich der ſchimpfliche Friede von Lund ein? —

In Bezug auf ſeine Verſchwendungsſucht haben wir nichts weiter hinzuzufügen, als dies, daß er ſich und ſein Land durch die Gräfin Samſöe in unnöthige Sorgenlaſt hineingeſtürzt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlaſt von eilf Tonnen Goldes. Dies Alles zuſammen berechtigt uns zu der Frage: ob Chriſtian's V. Regierung im Einklange ſtand mit dem von ihm gewählten Wahlſpruche: „Pietate et Justitia?!?“

## Sechszehntes Kapitel.

### Beſchreibung der feierlichen Exequien des Königs.

Chriſtian V., auf deſſen letzten Geburtstag der gußeiſerne Schmeichler Gyldenloew eine neue Denkmünze mit der Inſchrift „Utinam non posset mori" und der Jahreszahl MDCXCIX. 15. April hatte ſchlagen laſſen, überlebte dieſe geprägte Lüge nur vier Monate.

Gleich nachdem er ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, wurde ſein Tod aus einem der Fenſter des Schloſſes mit den Worten „Der König iſt todt" verkündet, worauf Graf Conrad Reventlow aus einem Fenſter des Vorzimmers der neuen Königin die Thronbeſteigung des Nachfolgers mit dem dreimal wiederholten Ausrufe: „Lange lebe König Friedrich IV." dem vor dem Schloſſe verſammelten Volke anzeigte. Dann wurden die Stadtthore geſchloſſen und ſowohl Armee als Bürgerſchaft in's Gewehr gerufen, um dem neuen Könige den Eid der Treue zu leiſten.

Chriſtian's V. Leiche wurde, nachdem ſie einbalſamirt worden und im Königlichen Audienzſaale des Reſidenzſchloſſes ausgeſtellt geweſen war, am 26. October (alſo erſt zwei Monate nach deſſen Tode) unter einem ſchwarzſammetnen, mit ſilbernen Kronen eingeſtickten Baldachine durch ein Doppelſpalier der königlichen Leibgarde nach der Schloßkirche gebracht und dort unter den feierlichen Klängen einer Trauermuſik auf einen prachtvollen Katafalk niedergelaſſen.

Zu Haupten des geſalbten Leichnams war in einer Cypreſſenkrone ein lateiniſches Chronodiſtichon mit der Jahreszahl 1699 angebracht; zu deſſen Füßen erhob ſich die Statue des Kriegsgottes Mars, deſſen Schild folgende Inſchrift trug:

Divo Christiano,
Danorum Norvagorumque Monarchae
Potentissimo,
Qui Pace et Bello Maximus
Omnique eminens virtute
Ecclesiam juxta et Rempublicam
Per infinita in utramque merita
Aeternum sibi devinxit.
Patri Patriae,
Regum Optimo,
Imperantium Benignissimo,
Semper Pio,
Semper Justo
Posuere hoc moestissima Regna
Anno MDCXCIX.

Es iſt zu verwundern, daß in ſo wenig Zeilen ſich eine ſo große Unmaſſe von Schmeichelei und Lüge ſo bequem zuſammendrängen läßt, wie in dieſer Inſchrift.

Rings um die Leiche erhoben ſich vier Pyramiden, auf deren Spitzen die Stunde ſeines Ablebens mit der Umſchrift: „Haec fuit, at melior“ zu ſehen war. Am Fuße derſelben waren die Thaten des Königs in chronologiſcher Reihenfolge aufgezeichnet:

1) Wismaria expugnata, Anno 1675, die 13. Dec.

2) Gothlandia recepta, Anno 1671, die 1. Mai.

3) In fugam aversa Suecorum Classis prope Oelandiam, Anno 1676, die 1. Jun.

4) Ereptum Suecis Vinnersburgum, Anno 1676, die 26. Jun.

5) Captum Helsingoburgum, Anno 1676, die 4. Jul., iterum 1678, die 27. Jun.

6) Capta Landscrona, Anno 1676, die 3. Aug.

7) Expugnata Christianstad, Anno 1676, die 15. Aug.

8) Navali pugna ad Langelandiam devicti Sveci, Anno 1677, die 1. Jun.

9) In sinu juxta Coagium*) debellata Suecorum Classis, Anno 1677, die 1. Jul.

10) Recepta Marstrand, Anno 1677, die 23. Jul.

11) Proelio ad Odewaldum**) victi Sveci et recepta Jemptia, Anno 1677, die 28. Aug. et 16. Sept.

---

*) In der Kjøger Bucht.

**) Uddewalla.

12) Rugia recepta, Anno 1677 die 1. Sept. et 1678, die 13. Sept.

13) Ratzeburgum expugnatum et excisum. Anno 1693, die 21. Aug.

14) Monimentum Holmeriae dirutum, Anno 1694, die 4. Jun.

Die verlorene Schlacht bei Lund Anno 1676, die 4. Dec., die verlorene Schlacht bei Landskrona Anno 1677, die 13. Juli, die beiden unehrenvollen Gelderpreſſungszüge gegen Hamburg Anno 1679 und 1686 und endlich der ſchimpfliche Friede von Lund Anno 1679 die 26. Sept. ſo viele andere kleine moraliſche und unmoraliſche Niederlagen wurden wie bei allen derlei Gelegenheiten natürlich auch hier mit Stillſchweigen übergangen und mit dem Radmantel chriſtlicher Liebe und dem Paletot muſelmaniſcher Vergeſſenheit zugedeckt.

Zur Rechten des Katafalks erhob ſich die Bildſäule der Zeit mit der Inſchrift: Quam brevis est aetas veloxque et plena laborum*). Auf der Linken ſtand der Tod mit der Senſe und der Inſchrift: Nil morti sacrum est, sceptra ipsa lacessit**). Dann folgten noch zweiunddreißig andere Embléme,

---

*) Zur Zahl dieſer laborum gehörten u. A. die ewigen unnützen Soldatenmuſterungen und die Falken- und Schwäne-Jagden.

**) Man macht dann dem Tode den leiſen Vorwurf, daß ihm nichts heilig ſei, da er ſelbſt das Leben der Könige nicht mehr reſpectire als das anderer Menſchenkinder.

ie wir hier nicht wiederholen wollen, weil ſie mehr
der weniger auf Eines, auf die überſchwängliche Be-
reihräucherung des „Potentissimi Patris Patriae“
bzielen.

Im innern Schloßhofe erhob ſich ein dreißig Fuß
ohes Portal, geſchmückt mit dem Bildniſſe des Pallas
nd der Inſchrift: „Virtutum exemplar in uno.“
— Hinter der Statue dieſer Gottheit ſtanden zwei
lageweiber mit der Unterſchrift: „Dania lugens“
nd „Norwegia plangens“. — Zwiſchen dieſen bei-
en Heulerinnen ſtand die Königliche Leiche, geſchützt
on den Standbildern der Gottſeligkeit und Gerechtig-
it mit den Ueberſchriften: „Haec duxit, illa tue-
atur“. — Die Säulen dieſes Portals waren mit
en Wappenſchildern aller däniſchen Provinzen und
e Schilder ſelbſt mit einer lateiniſchen Deviſe ge-
hmückt. Auf der Spitze des Portales ſtand ein En-
l mit dem Horaziſchen Spruch: „Semper honos
omenque Regis laudesque manebunt“.

Am 2. November ward die königliche Leiche nach
oeskilde abgeführt.

Bei ihrem Auszuge aus Kopenhagen hatte der
urbrandenburgiſche Envoyé extraordinaire, der Ge-
ime Rath und Freiherr Adam Otto von Viereck
on welchem im vierten Bande ſchon darum ausführ-
h die Rede ſein wird, weil deſſen Tochter Liſette
Gunſtdame Friedrich's IV. geweſen war) vor
nem Hauſe eine Ehrenpforte errichten laſſen, auf
en Spitze der Namen „Jehovah“ in hebräiſchen

Buchſtaben und gleich darunter das Bildniß des verſtorbenen Königs mit der Unterſchrift „Hoc fas pietasque reduxit“ zu ſehen war. Zu beiden Seiten dieſes Bildes prangten die churfürſtlich brandenburgiſchen Wappen mit der Ueberſchrift: „Nostra dolent pariter de tanto insignia luctu.“ An jedem Fenſter ſeines Hauſes erhoben ſich zwei Säulen: auf der einen war die Namenschiffre Friedrich's IV., auf der andern jene der Königin Louiſe zu ſehen. Ueber des Königs Chiffre ſtand: „Virtute duce, prudentia comite“ und über jener ſeiner Gemahlin: „Foenore mox vestro dabit haec quod demitur orbi“.

An dieſem Hauſe zog der königliche Leichenzug in folgender Ordnung vorüber nach Roeskilde:

Voran ritt unter dumpfem Trommelwirbel und Trompetenklang eine Escadron der königlichen Leibgarde. Ihr folgte zu Pferde der Hofmarſchall im langen Trauermantel und warf an der Ecke jeder Straße, die man durchzog, einige zweilöthige Gedächtnißmünzen mit dem Bildniſſe und Titel, mit dem Geburts- und Sterbetage des Königs und der Inſchrift: „Aeternae memoriae optimi principis“ mit weiſer Sparſamkeit und ſparſamer Weisheit unter die pflichtſchuldigſt betrübte Volksmenge aus. — Dem Hofmarſchalle folgten neununddreißig Trauerkutſchen, jede derſelben von ſechs prächtigen Pferden gezogen und von zwölf brennenden Wachskerzen begleitet. In dieſen Caroſſen ſaßen König Chriſtian's V. uneheliche Kinder, die Großwürdenträger des Reiches, der Herzog

Ferdinand Wilhelm von Würtemberg-Neuſtadt, der Erbprinz Carl von Heſſen (der Bruder der verwitweten Königin) und der Herzog von Holſtein. — Dieſen Wagen ſchloß ſich der königliche Pagenhofmeiſter von Klenau mit vierundzwanzig Pagen in langen Trauermänteln zu Pferde an. — Dieſen folgten ſämmtliche Mitglieder der königlichen Akademie, gleichfalls zu Pferde. — Dann kamen die königlichen Heerpauker und zwölf Trompeter. — Ihnen folgten zwanzig mit langen Decken behängte Trauerpferde, an deren Stirn und zu deren beiden Seiten das Wappen ihrer Provinzen prangte. Jedem dieſer Provinzpferde ſchritt ein Hauptmann oder Rittmeiſter voran, welcher die Standarte dieſer Provinz trug; jedes dieſer Pferde wurde von zwei Lieutenants geführt. — Dieſen Zug eröffnete die weißſeidene, mit Silberfranzen beſetzte, von neun Perſonen getragene Königsfahne, in welcher das Wappen des königlichen Hauſes und Chriſtian's V. Deviſe „Pietate et Justitia“ mit goldenen Buchſtaben eingeſtickt war. — Ihr folgte die große Blutfahne, getragen von fünf, und eine kleinere mit weißem Kreuze geſchmückte Fahne, getragen von drei Majoren. Hinter dieſen drei Fahnen ritt der königliche Stallmeiſter von Harthauſen, vom Scheitel bis zur Fußſohle geharniſcht auf einem herrlichen mit prachtvollem weißen Federſchmucke aufgeputzten Schimmel. — Ihm folgte die große Trauer-Fahne, die von ſieben Perſonen getragen ward. — Ihr ſchloſſen ſich drei Trauerpferde an, deren Stirn ſich mit dem königlichen Wappen geziert hatten. — Dieſen folgten fünzehn könig-

liche Hofkammerjunker in Trauermänteln zu Pferd
Ihnen ſchloß ſich ein reitender Obriſt mit dem flor
umhüllten Marſchallsſtabe an. Dann kam die könig
liche Leiche, ganz ſo wie ſie auf dem Caſtrum dolori
in der Schloßkirche ausgeſtellt geweſen war, unte
einem Baldachine von ſchwarzem Sammet (inwendi
mit ſilbernem Moire bekleidet und mit Silberfranze
beſetzt) getragen von zwölf Kammerherren, welche ins
geſammt gräflichen Standes waren. Der hinterdrei
folgende Trauerwagen ward von acht Trauerpferde
mit langen Schabraken gezogen. — Ihm folgte de
Hofmarſchall von Hahn mit fünfzehn königliche
Kammerjunkern. — Hinter dieſen ritt der neue Köni
Friedrich IV., begleitet von der Trabanten-Gard
und dem Troſſe ſeiner Pagen und Lakaien. Dan
folgten die Brüder des Königs, Prinz Karl, damal
neunzehn Jahre alt, und Prinz Wilhelm, ein Jün
ling von zwölf Jahren, welche in der königlichen Ca
roſſe ſaßen, die, wie der Trauerwagen, von acht Ra
pen gezogen ward. Hinter den königlichen Prinzen ri
der Graf von Ahlefeldt als Oberkammerherr. —
Den Zug ſchloß eine Escadron der königlichen Lei
garde. Der ganze Cortège zog durch ein von de
Bürgerſchaft gebildetes Doppelſpalier, die beim Hera
nahen des Zuges in's Gewehr trat.

Der König und ſeine beiden Brüder übernach
teten in Amak und wohnten am folgenden Morge
dem Einzuge des Leichenzuges in Roeskilde bei. Na
abgehaltener Leichenpredigt ward der Sarg unter Ge
beten der Geiſtlichkeit in die königliche Begräbni

kapelle an der Seite ſeines in Gott ruhenden Vaters und Vorgängers Friedrich's III. glorreichen Andenkens niedergelaſſen. Und damit endete die große Feierlichkeit. Die arme Königin aber, die daheim geblieben war, zerfloß in Thränen und betete, inbrünſtiger als ganz Dänemark, für den Frieden ſeiner Seele und daß der „König der Könige“ ſich dieſer erbarme auch jenſeits des Grabes.

## Siebenzehntes Kapitel.

Tod der Königin Witwe. — Tod der Gräfin Samsöe. — Der Beichtvater der Letztern. — Die Bildniſſe der Notabeln des Chriſtian'ſchen Hofes.

Charlotte Amalia, die ſchwergeprüfte Gemahlin Chriſtian's V., überlebte ihren Gatten faſt fünfzehn Jahre. Letzterer hatte ſie ſtets ſo knapp gehalten, daß Friedrich IV., bald nach ſeiner Thronbeſteigung, die Einkünfte ſeiner Mutter zu erhöhen beſchloß. Der Ehecontract hatte ihr als Witwenſitz das Schloß zu Skanderborg im Stiftsamte Aarhuus eingeräumt und ihr jährliches Leibgeding auf nicht mehr als fünftauſend Reichsthaler nebſt den Zinſen ihrer Ausſteuer von fünfundzwanzigtauſend Thalern feſtgeſtellt. Mit dieſer Summe hätte die anſpruchsloſe Königswitwe für ihre Perſon wohl auskommen können, da aber ihr einziger Genuß und ihre höchſte Freude in unermüdlichen Wohlthaten gegen die Armen beſtand, deren Vorſehung ſie war, ſo vermehrte ihr Sohn, aus freiem Antriebe, ihre jährlichen Einkünfte um ſechszehntauſend Thaler, um dem Wohlthätigkeitshange ſeiner zärtlich geliebten Mutter einen größern Spielraum zu gönnen, was Beiden zu gleich großer Ehre gereicht. — **Charlotte Amalia** that auch als Witwe Alles, was im Bereiche ihrer Mittel lag, um die Thränen ihrer Armen zu ſtillen und deren Noth zu erleichtern. **Das Wohlthun war ihr Bedürfniß geworden.**

Um ſo mehr aber iſt es zu bewundern, daß ihr am 27. März 1714 erfolgtes Ableben (ſie hatte ein Alter von faſt vierundſechszig Jahren erreicht) bei Hofe und im Volke ſo ſpurlos vorüberging, daß uns nicht einmal eine Leichenrede über ſie bekannt iſt, ob ſie gleich in mehrfachen Beziehungen jener kleinen, aber auserwählten Schaar von Fürſtinnen angehört, die, ſowohl wegen der unverdienten Kränkungen, die ſie von Seiten ihres Gatten erduldet, als auch wegen des Guten, das ſie geſtiftet, eine ausführliche Beſchreibung ihres Lebens mehr als manche Andere wohl verdient hätte. Aber Mit- und Nachwelt haben ſich **gegen ſtille Verdienſte** in beſchränktem Kreiſe zu allen Zeiten nicht ſehr dankbar bewieſen.

**Charlotte Amalie** ruht, wie ihre Schwiegermutter **Sophia Amalie**, an der Seite ihres Gemahles im Saint-Denis der Könige von Dänemark, in der Kathedrale zu Roeskilde.

Ihre bei allen Gelegenheiten von **Christian V.** ſo liebevoll bevorzugte Nebenbuhlerin, **Sophia Amalia Moth, Gräfin von Samſöe**, überlebte ſie faſt fünf Jahre. Letztere wurde in ihren alten

Tagen, wie alle Damen dieſer Art, eine fromme oder, beſſer geſagt, frömmelnde Betſchweſter, die — verſchollen bei Hofe — als ci-devant Monteſpan ſich in eine Art Maintenon verpuppt hatte, ziemlich zurückgezogen bald auf dieſem, bald auf jenem ihrer Landgüter lebte und, um ihre galante Vergangenheit abzubüßen, dann und wann auch Gutes that.

Dieſelbe Frau, die in den Tagen ihrer Jugend und ihres Glanzes die frivole Lecture der Franzoſen und Italiener geliebt, las am Abende ihres Lebens als büßende Magdalena nichts ſo gern als Thomas Kingos fromme Kirchenlieder und den „geiſtlichen Hammer zur Gnadenthür," jenes Gebetbuch, durch das eine ihrer Vorgängerinnen — Chriſtine Munk — ſich von den Schlacken der irdiſchen Liebe weiß zu brennen verſucht hatte.*) —

Hochbejahrt ſtarb ſie (wie wir ſchon früher erwähnt) auf ihrem Edelhofe Egede.**)

Der königliche Hofprediger Hector Gottfried Maſius, der gleichzeitig der Beichtvater der Gräfin geweſen und als ſolcher einen Gehalt von tauſend Reichsthalern von ihr bezogen hatte, war zehn Jahre früher geſtorben und dadurch der Verpflichtung entronnen, ihre Leichenpredigt zu halten. Requiescant in pace!

— — — — — — — — — — —

Wir laſſen hier für jene Liebhaber der däniſchen

---

*) Vergleiche Band II. Seite 109.

**) Vergleiche Band III. Seite 107.

Geſchichte, welche Portraits zu ſammeln gewohnt ſind, eine Liſte der Bildniſſe aller Hauptperſönlichkeiten, ſo weit uns Jene bekannt worden ſind, folgen.

Von König **Chriſtian V.** kennen wir kein anderes Portrait als das, welches J. M. **Preisler** geſtochen hat.*)

Von **Anton**, Reichsgrafen **von Aldenburg**, dem däniſchen Statthalter in Oldenburg und Geſandten zum Nymwegener Frieden**), exiſtirt ein **ziemlich ſeltenes Schwarzkunſtblatt**, gezeichnet von **H. Quiter** und geſtochen von **A. Luppius**.

Von **Chriſtian Gyldenleew**, dem erſtgeborenen Sohne der Gräfin **Samſöe**, welcher norwegiſcher Statthalter und Obriſt des Regiments Royal Danois in Frankreich geweſen war, iſt uns ein Knieſtück in Rüſtung bekannt, gemalt von **Hyacinthe Rigaud**, geſtochen von **Pierre Drevet**.

Das Bild **Cort Sivertſen Adelers**, des Reſtaurators der däniſchen Flotte, iſt durch den Grabſtichel **Johann Georg Wille's** verewigt worden. Es gehört zu den ſeltenſten Stichen dieſes Meiſters.

**Juſtus von Hoegh**, der zweite Geſandte zum

---

*) **Johann Martin Preisler**, däniſcher Hofkupferſtecher unter **Chriſtian VII.**, hat zu **Johann Heinrich Schlegel's** „Geſchichte der Könige von Dänemark" (Kopenh. 1769. 2 Bände, Fol.) die Bildniſſe aller Souveräne der Oldenburger Dynaſtie von **Chriſtian I.** bis **Friedrich IV.** geſtochen.

**) Siehe Band III. Seite 262.

Nymwegener Frieden, iſt gezeichnet und gravirt von H. Quiter.*)

Von der Königin Charlotte Amalia und von der Gräfin Samſöe iſt uns kein geſtochenes Bild bekannt. Gemalt hängen Beide im Schloß Frederiksborg.

---

*) Alle dieſe Portraits haben wir in W. E. Drugulin's rühmlich bekanntem Kunſtlager in Leipzig vorgefunden.

## Achtzehntes Kapitel.

Ueberſicht der Zuſtände im Wendepunkte des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Chriſtian's V. Tod, der in den Wendepunkt zweier Jahrhunderte fällt, veranlaßt uns, einen Blick auf die politiſchen und ſittlichen Zuſtände der zeitgenöſſiſchen Höfe zu Ende des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu werfen.

Die tonangebende Macht dieſes Zeitabſchnitts war der ſogenannte Louis le Grand, deſſen verderbliches Beiſpiel in Politik und Sitte an allen Höfen ſeiner Zeitgenoſſen Anklang und Wiederhall fand. Jener ſich eigenmächtig über alles Geſetz erhebende Grundſatz: „Der Staat bin ich," wurde zuerſt von Friedrich III. durch Einführung der Souveränetät nachgeahmt. —

Das däniſche Beiſpiel fand ein Echo in Schweden, wo, zweiundzwanzig Jahre ſpäter, Karl XI. den ſeine Macht beſchränkenden Reichsrath aufhob und die früher unabhängigen Mitglieder deſſelben in abhängige Räthe des Königs verwandelte. Am 2. Decbr.

1682 erklärten die ſchwediſchen Reichsſtände, daß der König unumſchränkter Alleinherrſcher ſei, der alle bis dahin beſtandenen Regierungsformen nach ſeinem Gutdünken aufheben oder abändern dürfe. — Sie erklärten als Nothwendigkeit für das Wohl des Staates, daß der König, mit der höchſten, von Gott geerbten Macht bekleidet, für jede ſeiner Regierungshandlungen keinem Andern als Gott allein verantwortlich ſei. — Dies freiwillige Aufgeben der geheiligten Rechte der Reichsſtände, veranlaßt den engliſchen Publiciſten Sheridan*) zu der eben ſo wahren, als beherzigenswerthen Ermahnung: „Eine Nation, welche fähig iſt, ſich eigenhändig die Feſſeln ihrer Freiheit zu ſchmieden und dadurch den Despotismus der Krone einzuführen, verdient mit vollem Rechte alle Leiden der Tyrannei, die ſie ſich ſelber aufgebürdet hat, zu tragen."

Die Sucht nach Vergrößerung und äußerſter Ausdehnung der Alleinherrſchaft fand nirgends größern Anklang als in jenem Lande, wo das Volksbewußtſein noch nicht erwacht und die Civiliſation erſt im Werden war. Auch in Rußland erhob ſich ein vierzehnter Ludwig, Peter I., der Große genannt, der, nachdem er gewaltſam die Macht der Strelitzen, der Janitſcharen ſeines Reiches, und jene der Bojaren gebrochen hatte, ſich den Titel und die Rechte eines Kaiſers und Selbſtbeherrſchers aller Reußen anmaßte.

---

*) Verfaſſer des in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Werkes: „A full and genuine account of the Revolution in Sweden," (19 Auguſt 1772.) Lond. 1782. 8.

Aehnliches geſchah, faſt gleichzeitig, in Brandenburg, wo Churfürſt Friedrich III. ſich am 18. Januar 1701 die Königskrone aufſetzte, die von allen Mächten, mit Ausnahme Frankreichs und des Papſtes, anerkannt ward.

Der Churfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, der Starke genannt, weil er Hufeiſen zerbrechen konnte, hatte drei Jahre zuvor, am 15. September 1697, durch Aufopferung des Glaubens ſeiner Ahnen, welche die treueſten Vorkämpfer der Reformation geweſen waren, ſeine Macht durch Annahme der unheilbringenden Krone Polens vergrößert, das ihn zum Nachfolger Johann's III. gewählt hatte gegen das Verſprechen, alle ehemals zu Polen gehörenden Ländereien zurückzuerobern, wodurch er in Kriege verwickelt ward, die ſeinen Erblanden und den Unterthanen derſelben ungeheure Opfer koſteten, durch welche er nichts Anderes als ſeinen ſelbſtſüchtigen Ehrgeiz befriedigte.

Ein gleiches Beiſpiel von Selbſterhebung und Machtvergrößerung gab in Italien der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, der ſich aus eigener Machtvollkommenheit zum erſten Könige von Sardinien emporgegipfelt hatte.

Sie alle machten, wie ihr verlockendes Vorbild in Frankreich, mehr oder minder Anſprüche auf den ſich ſelbſt beweihräuchernden Beinamen des Großen.

Aber auch das ſittliche Beiſpiel dieſes roßen Ludwig's fiel bei faſt allen Höfen Europa's auf fruchtbaren Boden. Faſt jeder ſeiner geſalbten Zeitgenoſſen hatte, wie er, eine oder auch mehrere Gunſtdamen.

Wie Chriſtian V. von Dänemark ſeine bürgerliche Gräfin Moth-Samſöe, hatte Friedrich I. von Preußen ſeine bürgerliche Gräfin Kolbe-Wartenberg.

Die Laufbahn dieſer Favoritin, die Herr Vehſe in ſeiner übrigens nicht genug zu empfehlenden „Geſchichte der deutſchen Höfe“ nur flüchtig angedeutet hat, iſt in jeder Hinſicht ſo anziehend, daß eine ausführlichere Schilderung derſelben Manchem nicht unwillkommen ſein wird.

Catharina, Gräfin von Kolbe-Wartenberg, geboren 1674, war eine Tochter des ehemaligen Schiffers Richers, der ſich ſpäter zu Emmerich, einer Stadt im Herzogthume Cleve, als Wirth eines untergeordneten Gaſthauſes niedergelaſſen hatte. Seine beiden Töchter, die für ſehr hübſch galten, benutzte der würdige Urheber ihres Daſeins als Angelhaken, mit deren Köder er viele Gäſte heranlockte. Der Zufall, der, wie bekannt, der größte aller Kuppler iſt, fügte es, daß der Churfürſt Friedrich III. eines Tages nach Cleve kam. Einer ſeiner Kammerdiener, Namens Biedekan, der Lebel ſeines Gebieters, ſah Catharinen, die älteſte dieſer beiden Lockvögel, und verliebte ſich in ſie, weniger aus Neigung als aus Speculation, auf ſo impertinent-raſche Weiſe, daß er ſie auf der Stelle heirathete und ſie, mit Erlaubniß des Churfürſten, der ſie gleichfalls ſehr hübſch fand, mit ſich nach Berlin nahm. Hier war ihr das Glück vergönnt, ſich die ganz beſondere Huld des Churfürſten zu erringen, der, um ſie an ſeinen Hof zu ziehen, ohne den Verdacht ſeiner, wie jede Evatochter etwas eiferſüchtigen Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover zu erregen, einem ſeiner Günſtlinge, Johann Caſimir von Kolbe, einem pfälziſchen Edelmann, unter der Hand zu verſtehen gab, es werde nicht ſein Schade ſein, wenn er ſich entſchließen wolle, die hübſche Catharina Biedekan, die der unerforſchliche Rathſchluß der Vorſehung frühzeitig zur Witwe gemacht, zu heirathen. Kolbe verliebte ſich pflichtſchuldigſt in die junge Witwe des Kammerdieners und ließ ſich — ebenfalls aus weiſer Berechnung aller daraus entſpringenden Chancen — bereit finden, dieſe „Bürgerliche“ zu heirathen. Seine Vermählung wurde am 22. März 1696 im Beiſein des Churfürſten vollzogen, der deſſen Frau ſeit jenem Augenblick an den Hof zog und ſie mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken aller Art zu überhäufen geruhte. Catharina von Kolbe gewann auf das Herz Friedrich's III. faſt eben ſo mächtigen Einfluß als Sophie Amalie Moth auf jenes Chriſtian's V. von Dänemark. Catharinen's Gemahl ſtieg nun ſchnell von Stufe zu Stufe. In demſelben Jahre, als ihn der geſalbte Anbeter ſeiner Frau zum oberſten Staatsminiſter ernannte, ward er vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben und nahm ſeitdem, von einem verfallenen Schloſſe in der Rheinpfalz, den Namen Wartenberg an. Frau von Kolbe war nun Gräfin. Ihre Schönheit wußte den gutmüthigen Gemahl ſo ſehr zu bezaubern, daß auch er, wie ſein Gebieter, ſich gänzlich von ihr beherrſchen ließ. Die in ihrer erſten Ehe mit dem Kammerdiener erzeugten Kinder wurden unter dem Namen von Asbach in den Freiherrenſtand erhoben. Der Churfürſt erbaute ihr in Berlin ein prachtvolles Luſtſchloß, das den Namen „Monbijou" erhielt. Gräfin von Wartenberg, für die der Monarch zu ſchwärmen geruhte, machte ſich durchaus keine Gewiſſensbiſſe, nebenbei auch die heimliche Geliebte des engliſchen Geſandten Lord Raby (des nachherigen Earl of Strafford) zu ſein.

Schloß Monbijou war kaum vollendet, als der ehemalige Günſtling des Churfürſten und der eifrigſte Beförderer von deſſen Erhebung zum Könige, urplötzlich und wohl hauptſächlich darum, weil Friedrich von der Untreue ſeiner Gunſtdame überzeugt war, in Ungnade fiel und gemeinſchaftlich mit ihr und einem jährlichen Gnadengehalte von vierundzwanzigtauſend Thalern nach Frankfurt am Main verwieſen ward, was zu Anfange des Jahres 1711 geſchah. Monbijou, das ſie nicht mitnehmen konnte, ſchenkte ſie zur Erinnerung an die glücklichen Stunden, die man dort genoſſen, dem Könige, welcher es gleich darauf der Kronprinzeſſin, der Gemahlin ſeines Sohnes Friedrich Wilhelm's I., zum Geſchenke machte. Gräfin Wartenberg erhielt für die freiwillige Abtretung dieſes Schloſſes die Erlaubniß, alle ihre andern Schätze und darunter auch ihren vollſtändigen Diamantenſchmuck, deſſen Werth auf mehr als fünfmalhunderttauſend

Thaler geſchätzt ward, mitnehmen zu dürfen, um ihr die Verbannung aus der Sonnennähe des Thrones einigermaßen erträglich zu machen. Kaum ein Jahr nach dieſer Verbannung ſtarb ihr würdiger Gemahl am 4. Januar 1712 zu Frankfurt am Main.*) Der König von Preußen geruhte, allerhuldreichſt zu erlauben, daß die gräfliche Leiche nach Berlin gebracht und in der reformirten Kirche beigeſetzt werden durfte. — Gräfin Wartenberg, die ſich über den Verluſt ihres Gemahls ſehr bald getröſtet hatte, begab ſich, im Beſitze eines ungeheuren Vermögens, begierig nach Liebesabenteuern, überglücklich in dem Gedanken, ſich nun keinen Zwang auferlegen zu müſſen, ein Jahr nach deſſen Ableben von Frankfurt nach Utrecht, wo am 11. April 1713 der Friedenscongreß zwiſchen Frankreich eines- und England, Holland und Preußen andern Theils eröffnet ward. Hier machte ſie unter vielen andern Diplomaten auch die Bekanntſchaft des franzöſiſchen Marſchalls Nicolas de Blé d'Uxelles, der ſie zu heirathen verſprach, ſie aber zu ihrem Leidweſen ſitzen ließ. Sie konnte ſeine Abreiſe ſo wenig verſchmerzen, daß ſie den Treuloſen bis nach Paris und von dort nach Verſailles verfolgte, wo er ſeinem Monarchen die erſte Kunde von der Unterzeichnung des Friedens überbrachte. Als Ludwig XIV. ſie zu empfangen geruhte, trug ſie an ihrem Halſe die Bildniſſe dreier

---

*) Geboren am 6. Februar 1643, hatte Graf Kolbe von Wartenberg ein Alter von faſt ſiebenzig Jahren erreicht.

Könige, Friedrich's I. von Preußen, Friedrich August's II. von Polen und Friedrich's IV. von Dänemark (denn auch er ſoll während ſeines Aufenthaltes im Jahre 1709 in Potsdam und Berlin zur Legion ihrer Anbeter gehört haben). Sie zeigte dieſe Portraits dem großen Ludwig mit den Worten: Die Frau, zu deren Füßen einſt drei Könige gelegen, liege jetzt zu den Füßen Seiner Majeſtät, um Sie zu bitten, dem bewußten Marſchall, der ihr die Ehe verſprochen, zu befehlen, ſein Ehrenwort zu erfüllen. Ludwig lächelte und ließ ſie ſtehen. Die arme Gräfin war untröſtlich darüber, denn ſie hatte ſich auch hier einige Hoffnung auf ein viertes Portrait gemacht und dabei ganz und gar vergeſſen, daß Louis le Grand damals ſchon alt und in den Armen der Frau von Maintenon zu einem kleinen Tartuffe zuſammengeſchrumpft war. — Als die Gräfin Tags darauf in Paris die große Oper beſuchte, war ſie ſo ſehr mit Juwelen überſäet, daß ſie ſeit jenem Abende unter dem Namen: „la dame aux diamants,“ als eine Art verwunſchener Prinzeſſin oder galanten Abenteurerin bekannt war, weil Niemand glauben wollte, daß ſo große Steine echt ſein könnten. Am Hofe zu Verſailles aber wurde ſie ſpottweiſe wegen jener drei Königs-Bildniſſe, mit welchen ſie ſich gebrüſtet hatte, von der Marquiſe von Maintenon „la reine à trois Frédéric“ getauft. Unterdeſſen tröſtete ſie ſich mit andern Liebhabern, die ſich mehr von ihrem Reichthume als von ihrer Schönheit (die Gräfin war damals ſchon eine Vierzigerin) beſtechen ließen, ihr abwechſelnd den Hof zu machen. —

Später ſchloß ſie eine dritte und zwar heimliche Ehe mit einem deutſchen Abenteurer, der ſich für einen Grafen von Flohr ausgab. Sie ließ ſich mit ihm im Haag nieder und führte auch dort, trotz ihrer neuen Vermählung, ein ſehr ausſchweifendes Leben. Sie kehrte die Tage in Nächte und die Nächte in Tage um. Sie hielt ſtets offene Tafel, ſah Fremde aus allen Schichten der Geſellſchaft, Schwindler und politiſche Agenten, Abenteurer und weibliche demi-monde, Spieler und Künſtler aus aller Herren Ländern bei ſich, liebte heute Dieſen und morgen Jenen und war wüthend, wenn ihr heimlicher Gemahl dafür nach Kräften das jus talionis geltend zu machen ſich erkühnte. Der ſogenannte Graf half ihr redlich, ihr ganzes Vermögen und zuletzt auch ihre Edelſteinſchätze durchzubringen. Sie ſoll aus ihrem unſittlichen Lebenswandel durchaus kein Geheimniß gemacht und kurz vor ihrem Ende geſagt haben: daß es leichter wäre, die Muſcheln am Ufer von Scheveningen, als die Spielmarken ihrer galanten Abenteuer und Liebeshändel zu zählen. Sie ſtarb im Haag, faſt ſechszigjährig und gänzlich verarmt, am 20. März 1734 an den Kinderblattern.

Auguſt's des Starken heilloſe Maitreſſenwirthſchaft iſt ſo allgemein bekannt, daß wir zur Bezeichnung derſelben nur die von der Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, Markgräfin von Baireuth, beſtätigte Thatſache anzuführen brauchen, daß er mit ſeinen unzähligen Gunſtdamen nicht weniger als 357 uneheliche Kinder zu erzeugen und beim Letzten zu äußern geruht hatte, er wünſche ſich ihrer nur noch acht, um von ſich ſagen zu können, daß die Zahl ſeiner Kinder ſo groß als die Zahl der Tage eines ganzen Jahres ſei.

Wenn wir unſere Blicke von Preußen, Sachſen und Polen nach Rußland wenden, ſo finden wir dort den großen Peter, der, nachdem er ſeine erſte Frau, Eudoxia Lapuchin, Tochter eines der erſten Adelsgeſchlechter des Herzogthums Nowgorod und Mutter zweier Söhne von ihm, vom Throne in's Kloſter verbannt, zu den Füßen einer Deutſchen, deren Jugend und Schönheit ihm ſein längeres Zuſammenleben mit Eudoxia unerträglich gemacht hatte. Aber Anna Moens hatte einen ſolchen Abſcheu vor der brutalen Liebe des Czaren, daß ſie es vorzog, lieber die Gemahlin des preußiſchen Geſandten Kayſerling als die leibeigene Sklavin des ruſſiſchen Autokraten zu ſein. Peter ſchloß bald hernach eine neue Ehe mit einem Weſen von ſo zweifelhafter Abkunft, daß man noch heute nicht weiß, ob ſie Martha oder Katharina geheißen habe und wer ihr Vater geweſen ſei. Nach dem Einen ſoll ſie die Tochter eines lithauiſchen Bauern, Namens Samuel, nach dem Andern das Pflegekind eines finniſchen Schiffers geweſen ſein. Noch andere machen ſie zu einer Tochter des ſchwediſchen Quartiermeiſters Rabe, während ſie nach neuern Forſchungen das uneheliche Kind der Leibeigenen eines ſchwediſchen Oberſten ſein ſoll, welchen die Einen Roſen, die Andern Alfendyl nennen. Selbſt das Jahr ihrer Geburt iſt ſo ungewiß, daß es zwiſchen 1682 bis 1688 hin und her ſchwankt.

Im jungfräulichen Alter ſoll ſie im Hauſe des Paſtors Glück zu Marienburg gedient haben und ſich, kaum ſechszehnjährig, mit einem Soldaten Karl's XII., mit einem Dragoner, Namens Johan, eingelaſſen haben, der ſie, ſagt man, ein Jahr darauf geheirathet hatte. Während der Hochzeit erhielt er Marſchordre, folgte den Fahnen des zwölften Karl's und fiel in der Schlacht bei Narva.*) Als Scheremetieff die Stadt Marienburg einnahm, fiel die ſchmucke Dragonerwitwe Martha oder Katharina als Gefangene in die Hände Mentſchikoff's, der ſie zu ſeiner Geliebten erhob, was ſie ſo lange blieb, bis dieſer gezwungen ward, ſie dem Czaren abzutreten, auf deſſen Befehl ſie zur griechiſchen Kirche übertrat und den Namen Katharina Alexiewna annahm. Im Jahre 1707 ließ ſich Peter mit ſeiner Geliebten heimlich trauen und erſt ſiebenzehn Jahre ſpäter, am 7. Mai 1724, krönte er ſie feierlich als Kaiſerin. — Mentſchikoff's ehemalige Maitreſſe bewies dem Czaren, der ſie aus dem Staube emporgerafft und mit ihr die Morgenröthe ſeines Thrones getheilt hatte, ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie auch ihm, wie allen ſeinen Vorgängern in ihrer wandelbaren Gunſt, untreu ward und ſich in ein Liebesverhältniß mit einem der kaiſerlichen Kammerherren, einem jungen Franzoſen Namens Mons, einließ, deſſen Schweſter eine von Katharinens Geſellſchaftsdamen war. — Ihr Bruder, ertappt en flagrant délit, wurde geköpft und ſein ſchöngelocktes Haupt auf eine Stange aufgepflanzt, auf welcher der Zorn des Czaren es, als abſchreckendes Beiſpiel, bis an's Ende ſeiner eigenen Tage (8. Februar 1725) prangen ließ. Mons's Schweſter, die Begünſtigerin dieſes ſtrafbaren Liebeshandels, erhielt Knutenhiebe. Die kaiſerliche Ehebrecherin ſelbſt aber wurde begnadigt, um ihr Gelegenheit zu laſſen, bald darauf ihren Frevel durch einen neuen mit dem Franzoſen Villebois abzubüßen. — Die verſtoßene Kaiſerin Eudoxia rächte ſich an dem Undanke ihres Gemahles dadurch, daß ſie es vorzog, lieber die heimliche Geliebte eines jungen Officiers Gleboff, eines Günſtlings des Erzbiſchofs von Roſtoff, als eine ſcheinheilige Braut des Himmels zu ſein. Die Kaiſerin-Nonne ſtarb am 8. September 1731.

---

*) Nach Andern ſoll er erſt bei Pultawa gefangen, nach Sibirien geſchleppt und dort im Jahre 1721 in den Bergwerken geſtorben ſein.

Zwei nicht minder als Gräfin Wartenberg pikante Favoritinnen jener Zeit finden wir am Hofe Victor Amadeus II. von Sardinien. Die Erſte dieſer galanten Dioscuren war Jeanne d'Albret, Tochter des Herzogs de Luynes — geb. am 18. September 1670 — Gemahlin des Grafen Joſeph Ignaz de Verue, der am 13. Auguſt 1704 in der Schlacht bei Höchſtädt fiel. Victor Amadeus verliebte ſich in ſie. Die ſchöne Witwe beherrſchte Hof und Staat, ſo lange, bis ſie durch eine Nebenbuhlerin aus der Gunſt ſeines Herzens verdrängt wurde. Der König, Witwer ſeit vier Jahren, heirathete heimlich, hinter dem Rücken der Gräfin de Verue, am 2. Auguſt 1730 die Witwe des Grafen von San Sebaſtian und entſagte einen Monat darauf, am 3.

September, dem ſardiniſchen Throne zu Gunſten ſeines Sohnes Karl Emmanuel III., begnügte ſich mit einem jährlichen Einkommen von fünfzigtauſend Thalern und ſchenkte ſeiner neuen Flamme ein Marquiſat, von dem ſie den Titel „Marquiſe de Spino“ annahm. Aber der Ehrgeiz der Marquiſe bewog ihn, gleich nach ſeiner Thonentſagung neue Anſprüche auf die ſeinem Sohne abgetretene Krone zu erheben. In Folge dieſer von ihr angezettelten Intrigue wurde ſie halbnackt aus dem Bette ihres königlichen Geliebten herausgeholt und als Gefangene, von fünfzig Dragonern escortirt, nach dem Schloſſe Ceva, Victor Amadeus aber nach der Feſtung Moncaliere abgeführt, wo er, wenige Monate ſpäter, am 31. October 1732 ſtarb. — Die Marquiſe de Spino begab ſich nach dem Tode ihres Gemahls in ein Nonnenkloſter nach Carignan und die Gräfin de Verue, die durch Jene geſtürzt worden war, ließ ſich in Paris nieder, wo ſie als feine Epicuräerin unter dem Namen „Dame de volupté“ eine von allen Schöngeiſtern jener Zeit und ſelbſt von Voltaire gefeierte Berühmtheit erlangte. Dort ſtarb ſie am 18. November 1736, nachdem ſie ſich, kurz vor ihrem Ende, folgende geiſtreiche Grabſchrift gedichtet:

„Ci-gît dans une paix profonde
Cette dame de volupté,
Qui, pour plus grande sûreté
Fit son paradis dans ce monde.“ *)

---

*) Die Tochter, welche Victor Amadeus mit der Gräfin de Verue erzeugt hatte, hieß Marie Anne Vic-

Im Gegenſatze zu allen dieſen eben genannten Königen, die ſich von dem Willen ihrer Maitreſſen mehr oder weniger beherrſchen ließen, verdient ein anderer Zeitgenoſſe Chriſtian's V. von Dänemark, König Karl XII. von Schweden, als ein Antipode Aller genannt zu werden. Der „Don Quixote des Nordens“ deſſen Vorbild jener große Alexander von Macedonien war, ſo wie ihn Curtius geſchildert hat, war der einzige Monarch jener Zeit, welcher einen Ruhm darin ſuchte, auch in dieſem Punkte eine Ausnahme zu bilden: er hatte niemals eine Frau berührt. — Der Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte widerte ihn in ſo hohem Grade an, daß er, treu ſeinem Muſterbilde, es vorzog, ſich lieber für einen Bagoas oder Hephäſtion als für die ſchönſten Frauen ſeines Hofes zu begeiſtern.

Dies waren die ſittlichen Zuſtände der europäiſchen Höfe um jene Zeit, als Chriſtian V. von Dänemark in die Gruft ſeiner Ahnen hinab- und Friedrich IV. (deſſen Regierung den Inhalt des nachfolgenden Bandes bildet) zum Throne ſeines Vaters emporſtieg.

---

teire. Geboren am 9. Februar 1690 zu Turin, ward ſie in ihrem zwölften Jahre unter dem Titel einer Marquiſe von Suſa legitimirt. Am 7. November 1714 wurde ſie mit Victor Amadeus, Fürſten von Carignan vermählt. Ihr Gemahl ſtarb am 4. April 1741. Nach dem Tode deſſelben begab ſie ſich gleichfalls nach Paris und ſtarb daſelbſt am 8. Juli 1766.

Ende des dritten Bandes.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

Vierter Band.

## Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| **Cruſenſtolpe**, M. J. von, der Verſailler Hof vom Anfang des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1r bis 5r Band | 6 | 7½ |
| — der Ruſſiſche Hof von Peter dem Erſten bis auf Nicolaus den Erſten und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Erſten. 1r bis 6r Band | 7 | 15 |
| **Depping**, G. B., die Seefahrten der Normannen bis zu ihrer feſten Niederlaſſung in Frankreich. 2 Theile | 3 | — |
| **Falkſon**, Ferd., Giordano Bruno | 1 | 15 |
| **Gutzkow**, Dr. K., zur Philoſophie der Geſchichte | 1 | 20 |
| **Hertz**, H. S., die deutſchen Zettelbanken. Mit beſonderer Berückſichtigung der in Großbritannien und den vereinigten Staaten gemachten Erfahrungen | — | 7½ |
| **Kobbe**, P. von, Geſchichte der neueſten Zeit. 2 Theile. | 3 | — |
| **Lau**, Dr. Thaddäus, die Gracchen und ihre Zeit | 1 | 7½ |
| — Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie | 1 | 15 |
| — Der Untergang der Hohenſtaufen | 1 | 20 |
| — die Entſtehungsgeſchichte der Magna Charta | — | 15 |
| **Merleker**, K. F., Geſchichte der Politik der Päpſte | 1 | 15 |
| **Salvador**, J., Geſchichte der moſaiſchen Inſtitutionen und des jüdiſchen Volks. 3 Theile | 5 | — |
| **Smetana**, Dr. Auguſtin, die Kataſtrophe und der Ausgang der Geſchichte der Philoſophie | 1 | 15 |
| **Spittler**, Freiherr von, Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahre 1660 | — | 25 |
| **Vehſe**, Dr. Eduard, Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. In ſechs Abtheilungen. 1. bis 40. Bd. | | |
| Geſchichte des preußiſchen Hofes und Adels und der preußiſchen Diplomatie. 6 Theile | 7 | 15 |
| Geſchichte des öſterreichiſchen Hofes und Adels und der öſterreichiſchen Diplomatie. 11 Theile. | 13 | 22½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig in Deutſchland und England. Die Hofhaltungen zu Hannover, London und Braunſchweig. 5 Theile. | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe der Häuſer Baiern, Würtemberg, Baden und Heſſen. 5 Theile. | 6 | 7½ |
| Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen. 7 Theile. | 8 | 22½ |
| Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe. 1. bis 6. Theil. | 7 | 15 |
| **Volkswirthſchaftslehre**. Eine populäre Darſtellung dieſer Wiſſenſchaft. Herausgegeben von dem ſchulwiſſenſchaftlichen Bildungsvereine in Hamburg | 1 | 15 |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

---

Vierter Band.

---

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1857.

# Inhalt des vierten Bandes.

## Achtes Buch.

## Friedrich IV. (1671—1699—1730.)

Seite

Einleitung . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3

Erſtes Kapitel. Friedrich's des Vierten Geburt. — Seine Gouvernante, ſein Haushofmeiſter, ſeine Lehrer. — Seine Reiſe nach Deutſchland und Italien. — Sein Aufenthalt in Venedig, Florenz und Lucca. — Eine platoniſche Liebe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 7

Zweites Kapitel. Friedrich's Vermählung mit Louiſe von Mecklenburg. — Die Ankunft der Braut in Kopenhagen. — Die zur Feier dieſer Gelegenheit geprägten Denkmünzen. — Der brandenburg'ſche Envoyé und deſſen Tochter, Liſette von Viereck. — Krieg mit Holſtein Gottorp. — Belagerung von Tönningen. — Friedrich's Krönung. — Friede zu Travendahl. — Entbindung und Tod des Fräulein von Viereck. 27

Drittes Kapitel. Die Schlachten bei Hochſtädt und Ramillies. — Differenz mit Holſtein. — Friedrich's Reiſe nach Italien. — Sein Aufenthalt in Venedig. — Seine Ankunft in Bologna und in Florenz. — Schweſter Maddalena u. ſ. w. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 47

Viertes Kapitel. Die Rückreiſe des Königs durch Deutſchland. — Friedrich's Aufenthalt in Dresden. — Gräfin Hoym Coſel. — Seine Ankunft in Potsdam und Berlin. — Gräfin Kolbe Wartenberg. — Friedrich's Vergleich zwiſchen dieſen beiden Gunſtdamen. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Seine Kriegserklärung an Schweden . . . . . . . . . 71

Fünftes Kapitel. Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden. — Die Dänen landen in Schonen. — Schlacht bei Helſingborg. — Treffen in der Kjöger Bucht. — Die Peſt in Kopenhagen. — Die Dänen blockiren Wismar und Roſtock.

Seit

— Die Belagerung von Stade. — Schlacht bei Gadebuſch. — Die Schweden fallen in Holſtein ein. — Uebergabe von Tönningen. — Einführung des erſten Papiergeldes in Dänemark. — Karl's des Zwölften Rückkehr aus Bender. — Seine Ankunft in Stralſund. — Belagerung dieſer Stadt. — Niederlage der Schweden in der „Kolberger Haide" . . . . . 80

**Sechſtes Kapitel.** Die Belagerung und Einnahme von Stralſund. — Graf Wackerbarth. — Die Theilung der Beute. — Karl's des Zwölften Einfall in Norwegen. — Peder Weſſel Tordenſkjold. — Ankunft Peters des Großen und ſeiner Gemahlin in Kopenhagen. — Einnahme von Wismar. — Karl der Zwölfte belagert Friedrichshald. — Sein Ende u. ſ. w. . . . . . . . . . . . . . . . . . 100

**Siebentes Kapitel.** Die Königin Louiſe und deren Kinder. — Ihre Kränklichkeit. — Ihr Tod. — Ihre Beiſetzung. — Anna Sophia von Reventlow. — Ihre Familie. — Ihre Erhebung zur Fürſtin von Schleswig. — Ihre Vermählung mit Friedrich dem Vierten. — Ihre Krönung . . 121

**Achtes Kapitel.** Ein Brudermord. — Abel und Kain Rantzau. — Leben und Ende dieſer beiden Brüder . . 136

**Neuntes Kapitel.** Ein offener Brief, deſſen Inhalt überall Nachahmung verdient. — Gründung des Hoſpitals bei Frederiksberg. — Die Stiftung des großen Waiſenhauſes in Kopenhagen. — Umgeſtaltung des Poſtweſens. — Die Akademie für See- und Land-Kadetten. — Einlöſung des Papiergeldes. — Hebung des Handels. — Neue Befeſtigung von Kopenhagen. — Hans Egede und ſeine Miſſion nach Grönland. — Gründung neuer Schulen. — Der große Brand von Kopenhagen . . . . . . . . . . 148

**Zehntes Kapitel.** Dänemarks Geſandte im Auslande. — Die Geſandten der auswärtigen Höfe in Kopenhagen gegen Ende der Regierung Friedrich's des Vierten. — Vollſtändige Liſte aller von ihm creirten Elephanten-Ordens-Ritter . . . . . . . . . . . . 159

**Elftes Kapitel.** Die letzten Lebenstage Friedrich's des Vierten. — Sein Tod. — Sein Leichenbegängniß 176

**Zwölftes Kapitel.** Das Ende der Königin-Wittwe. — Ihre Verbannung von Kopenhagen. — Ihre Verweiſung nach Fühnen. — Ihr Aufenthalt in Klausholm. — Ihr Tod und ihre Vermächtniſſe. — Ihre Leichenpredigt. — Ihre Deviſe . . . . . . . . . . . . . . . . . 188

## Neuntes Buch.

## Chriſtian VI. (1699—1730—1746.)

Seite

**Dreizehntes Kapitel.** Einleitung. — Chriſtian's des Sechſten Geburt und Jugendjahre. — Seine erſte Reiſe nach Norwegen, nach Jütland u. ſ. w. — Seine Hochzeitsreiſe nach Deutſchland. — Seine Vermählung in Pretzſch. — Die Familie ſeiner Gemahlin. — Der endloſe Beſuch ſeiner Frau Schwiegermutter. — Die Ankunft ſeiner beiden markgräflichen Schwäger. — Die drei Entbindungen der Kronprinzeſſin. — Die Thronbeſteigung und Krönung ihres Gemahls . . . . 195

**Vierzehntes Kapitel.** Die Gründung eines neuen Ordens. — Die Mitglieder deſſelben. — Der große Brand. — Der Aufbau des neuen Schloſſes. — Neue Luſtſchlöſſer. — Die Verſchwendungsſucht der Königin. — Zuſtand der Finanzen. — Dänemarks Bündniß mit dem Wiener und dem Petersburger Hofe. — Die Zuſtände in Polen. — Däniſche Hülfsvölker ziehen nach dem Rheine. — Neue Mißhelligkeiten mit Hamburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 209

**Fünfzehntes Kapitel.** Dänemarks Subſidien-Vertrag mit Großbritannien. — Der Hofprediger Bluhme und ſeine pietiſtiſchen Beſtrebungen. — Einführung einer neuen Sabbaths-Ordnung. — Ein neues Mandat gegen den Kleider-Luxus. — Schließung aller Schauſpielhäuſer und Verbannung ſämmtlicher Komödianten . . . . . . . . . 225

**Sechszehntes Kapitel.** Ueberblick des däniſchen Kriegsſtaates zu Lande und zu Waſſer . . . . . . . . . . 238

**Siebenzehntes Kapitel.** Vollſtändiges Verzeichniß aller von Chriſtian dem Sechsten ernannten Elephanten-Ordens-Ritter. — Biographiſche Skizzen ihres Lebens. — Ihre Deviſen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 267

**Achtzehntes Kapitel.** Die Lichtſeiten der Regierung Chriſtian's des Sechſten. — Seine Verdienſte um Hebung der Wiſſenſchaften. — Heyer, Kofod Ancher und Stampe. — Verbeſſerung der Schulen. — Das Altonaer Gymnaſium. — Die Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. — Die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der däniſchen Sprache. — Jakob Langebek und das „däniſche Magazin.“ — Erich Pontoppidan. — Hans Gram. — Marcus Woeldike. — Ludwig Holberg. — Sein Leben, ſeine Werke, ſein Vermächtniß. — Brorſon und Stub. — Stiftung der Zeichnen- und Maler-

Seite

Akademie. — Chriſtian's des Sechſten Verdienſte um den Handel. — Gründung der Kopenhagener Bank u. ſ. w. . . 265

**Neunzehntes Kapitel.** Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg. — Dänemarks Verhalten dabei. — Die Wahl Kaiſer Karl's des Siebenten. — Die Erhebung des Prinzen Iwan zum ruſſiſchen Thronerben. — Die ruſſiſchen Zuſtände. — Der Stockholmer Reichstag und die Wahl eines ſchwediſchen Thronfolgers. — Die Candidatur des däniſchen Kronprinzen. — Die Erwählung des Herzogs von Holſtein-Eutin. — Dänemarks und Schwedens Rüſtungen. — Beilegung dieſer Wirren . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 284

**Zwanzigſtes Kapitel.** Der Tod des Königs. — Seine Beiſetzung in Roeskilde. — Die ihm zu Ehren gehaltene Leichenrede . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 296

**Einundzwanzigſtes Kapitel.** Die letzten Lebensjahre und das Ende der Königin Witwe. — Ihre Prunkſucht; ihre Schulden. — Ihre Begräbniß . . . . . . . . . . . . 307

**Zweiundzwanzigſtes Kapitel.** Liſte aller von Chriſtian dem Sechſten ernannten Danebrogs-Ritter . . . 312

# Achtes Buch.

## Friedrich IV.

(1671 — 1699 — 1730.)

# Einleitung.

Die Quellen, aus welchen wir die Geſchichte des Hofes und der Regierung Friedrich's IV. zuſammenſtellen, ſind faſt noch dürftiger als jene, aus denen wir den Stoff zur Geſchichte Chriſtian's V. geſchöpft haben.

Chriſtian Peter Getreuer's „Journal over Kong Frederiks IV. Regjering" (Kjoebnh. 1720. 4.) reicht nur bis zu jenem Jahre. — Die Hauptquelle iſt Andreas Hoyer's „Leben und Geſchichte König Friedrich's IV." (Kopenh. 1732. 8.), die alſo zwei Jahre nach dem Tode dieſes Fürſten erſchien.*)

---

*) Die Großmutter dieſes Andreas Hoyer war Anna Owena Hoyer, die, geb. zu Eiderſtadt in Holſtein, ſich im Jahre 1599 mit dem dortigen Landvoigte Hermann Hoyer vermählte. Nach dem Tode ihres Gemahls beſchäftigte ſie ſich auf ihrem Landgute mit literariſchen Studien und mit deutſcher Poeſie; ſie ſelber gab in niederſächſiſcher Sprache „Scherz und Ernſt-Gedichte" heraus. Sie war eine Anhängerin der Roſenkreuzer, bekannte ſich zu den Lehren des holländiſchen Sectirers David Joriß, des ſchleſiſchen Fanatikers Caſpar Schwenkfeld und des

— Nach Hoyer ließ Andreas Buſſäus „Kong Frederiks Dagregister" (Kjoebnh. 1770. 8.) ans Licht treten. Dieſe Schrift, von welcher zwei deutſche Ueberſetzungen (Kopenh. 1773 und 1782) erſchienen ſind, iſt eine trockene Zuſammenſtellung geſchichtlicher Thatſachen, ohne Angabe der Motive, welche ſie herbeigeführt haben. — Weit inhaltsreicher iſt Niels Detlev Riegels' „Utkast til fjerde Frederiks Historie," (Kjoebnh. 1795. 2 Bde. 8.), von welchem uns keine deutſche Ueberſetzung bekannt iſt. — Im Jahre 1829 kam zu Tondern eine neue Auflage des Hoyer'ſchen Werkes unter dem Titel „Königs Friedrich's IV. glorwürdigſtes Leben" (2 Bände 8.) heraus.

Ueber Friedrich's zweimaligen Aufenthalt in Florenz (im Jahre 1692 und 1709) ſind wir im Beſitze dreier in Deutſchland ungemein ſeltener Einzelſchriften, die wir für die Freunde der däniſchen Geſchichte hier namhaft machen wollen. Wir meinen die anonym erſchienene Schrift von einem italieniſchen Zeitgenoſſen Friedrich's IV. „Dell'ingresso e permanenza di Federico IV. re di Danimarca e di Norvegia, relazione genuina di Scrittore anonimo contemporaneo," Firenze 1819. 4. und zwei Schrif-

---

ſächſiſchen Theologen Valentin Weigel, tödtete kein lebendes Thier und gerieth wegen ihrer religiöſen Anſichten mit der holſtein'ſchen Geiſtlichkeit in einen Streit, der ſie nöthigte, ihre Heimath zu verlaſſen und ſich nach Schweden an den Hof der glaubensfreien Königin Chriſtine zu begeben. Dort ſtarb ſie im Jahre 1648.

ten von Franceſco Cancellieri, von denen die erſte „Notizie della venuta in Roma di Canuto II e di Cristiano I, re di Danimarca, negli anni 1027 et 1474, et di Federico IV. giunto a Firenze etc.“ Rom. (1820. 4.) und die zweite, in der Form eines Briefes an Saverio Betti „Sopra la permanenza di Federico IV. in Firenze ed in Bologna nel 1709“ etc. (Rom. 1821. 8.) betitelt iſt.

Außer dieſen Schriften iſt uns nur noch die lateiniſche Leichenrede Ludvig Holberg's „Oratio parentalis in obitum Friderici IV,“ Hafn. 1747. 8. bekannt. — J. R. Hoeſt's „Frederik IV, Dannarks og Norges store Konges Privatlevnet“ (Kjoebnh. 1854. 8.) kennen wir leider nur dem Titel nach.

Auch bei der Schilderung des Hofes Friedrich's IV. müſſen wir bedauern, daß die däniſche Geſchichte ſo herzlich arm an zeitgenöſſiſchen Memoiren iſt, die mehr als die gründlichſten Geſchichtswerke geeignet ſind, über die Epoche jener Zeit, in welcher ſie geſchrieben worden ſind, großes Licht zu verbreiten und die geheimen Fäden und Factoren der Geſchichte aufzudecken. Aus dieſem Grunde wird die Kenntniß der däniſchen Zuſtände früherer und ſelbſt ſpäterer Zeiten immer lücken- und mangelhaft bleiben, während z. B. Frankreichs, ja ſelbſt Englands Geſchichte und deren geheimſte Triebfedern offen daliegen und einen eben ſo tiefen als breiten Einblick in die Zuſtände aller Zeitabſchnitte jener beiden Länder geſtatten, in welchen faſt keine Perſönlichkeit, faſt kein Moment mehr in den Schleier des Geheimniſſes oder zweifelhafter Vorausſetzungen gehüllt iſt, wie in Dänemark und andern Staaten. —

Mit Hilfe der obengenannten Quellen und einiger bis jetzt nicht bekannt gewordenen Thatſachen, die uns aus einer handſchriftlichen Quelle zu ſchöpfen vergönnt geweſen iſt, wollen wir es verſuchen, ein Bild jenes einunddreißigjährigen Zeitraums mit hiſtoriſcher Treue und Unbefangenheit abzuſpiegeln, ſo gut, als unſere ſchwachen Kräfte es vermögen. Ultra posse nemo obligatur.

Aber ſelbſt dann noch, wenn unſer guter Wille nicht ganz ausreichen ſollte, wird auch dieſe Schilderung ſchon durch den reichen Stoff der Facten, die ihr zu Grunde liegen und ihr häufig (namentlich während Friedrichs Aufenthalt in Florenz) den ganzen Reiz des Romanhaften verleihen, wohl keinen unſerer Leſer gänzlich unbefriedigt laſſen; dafür bürgt uns jener eben ſo wahre als oft genug beſtätigte Ausſpruch des jüngern Plinius:

„Historia, quoquo modo scripta, delectat.“

# Erſtes Kapitel.

Friedrich's des Vierten Geburt. — Seine Gouvernante, ſein Haushofmeiſter, ſeine Lehrer. — Seine Reiſe nach Deutſchland und Italien. — Sein Aufenthalt in Venedig, Florenz und Lucca. — Eine platoniſche Liebe.

Friedrich IV. (der erſtgeborene Sohn des fünften Chriſtian's und der Königin Charlotte Amalie von Heſſen-Kaſſel) ward am 12. October 1671 im Schloſſe zu Kopenhagen geboren.

Am Tage ſeiner Taufe wurden zur Feier dieſes Ereigniſſes auf Schloß Roſenburg nachfolgende Herren zu Rittern des reſtaurirten Danebrog-Ordens ernannt:

1) General-Lieutenant Jörgen Bielke. 2) General-Kriegs-Commiſſair Otto Powiſch. 3) Vice-Statthalter in Norwegen Ove Juel. 4) Vice-Rentmeiſter Holger Wind. 5) Die Geheimräthe Erich Krag, 6) Enewold Parsberg. 7) Corfiz Trolle und 8) Chriſtian Scheel. 9) General-Admiral Gert Siverſen Adelaar. 10) Ober-Geheime-Staats- und Kammer-Secretär Peter Schumacher (nachmaliger Graf v. Griffenfeldt). 11) Graf Magnus Friis. 12) Ober-Hofmarſchall Baron Helmuth Otto von Winterfeldt. 13)

Baron Oluf Roſenkrantz.*) 14) General-Major Eiler Holck. 15) General-Major Baron von Reitzenſtein. 16) Vice-Präſident im Commerz-Collegium Baron Jens Juel. 17) Ober-Jägermeiſter Vincenz Joachim von Hahn. 18) General-Major und Commandant von Kopenhagen Friedrich von Ahlefeldt und 19) Chriſtian Günther von der Oſten, Ober-Kämmerer Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Georg. — Außer dieſen Dänen wurde auch der norwegiſche Geheimerath und General-Kriegscommiſſär Erich Banner und der hochfürſtlich braunſchweig-celleſche Miniſter Georg Chriſtoph von Hammerſtein in den Orden aufgenommen.

Bis zu ſeinem ſiebenten Jahre ſtand der Kronprinz unter Aufſicht der Oberhofmeiſterin Cäcilie Grubbe, der würdigen Witwe des Feldmarſchalls Axel Urop, eines der vormaligen Freunde der Königin Sophie Amalia.

Im Jahre 1678 erhielt der Reichsmarſchall und Geheimerath Johann Chriſtoph von Koerbitz die Oberaufſicht über die Erziehung des aufgeweckten Knaben, deſſen frühzeitig entwickelten Anlagen zu den glänzendſten Erwartungen berechtigten. — Der Etatsrath Detlev von Wibe und der Kammerjunker von Lützow beaufſichtigten den Informator Caſſius und die übrigen Lehrer, die faſt eben ſo unbedeutend als Meiſter Caſſius waren, von dem wir weiter nichts zu berichten wiſſen, als daß er eine ſchreckenerregende ſchwarze Allongen-Perücke trug, die frühzeitig genug das homeriſche Gelächter ſeines prinzlichen Zöglings herausforderte und, ob ſie gleich ziemlich feſt ſaß, doch bald zum Gegenſtande ſeines jugendlichen Muthwillens herabſank.

---

*) Er war derſelbe Roſenkrantz, der, eilf Jahre ſpäter, wegen ſeines „Vertheidigung des däniſchen Adels" bei Hofe in Ungnade fiel. (Vergl. Band III, Seite 184.)

Friedrich's Vater, der ſich weit mehr um ſeine unehelichen Ableger als um ſeine in der Ehe erzeugten Sprößlinge zu bekümmern geruhte, nahm von ſeinem jungen Thronfolger ſo wenig Notiz, daß er frühzeitig ſich ſelbſt und der Fürſorge ſeiner Mutter überlaſſen war, welche ihn für die Gleichgültigkeit von Seiten des Vaters durch die zärtlichſte Liebe ihres Mutterherzens reichlich entſchädigte.

Seinen erſten Ausflug nach Holſtein machte der Kronprinz am 10. September 1690 in Begleitung des Königs, der damals die neuen Feſtungswerke in Rendsburg zu beſichtigen und die dort befindliche Garniſon zu inſpiciren geruhte.

Am 8. Januar 1692 trat Prinz Friedrich, begleitet vom Ober-Kammerherrn Hans Heinrich von Ahlefeldt (welcher zuvor außerordentlicher Geſandter am engliſchen Hofe geweſen war) ſeine erſte Reiſe ins Ausland über Middelfahrt in Jütland und Blankeneſe in der däniſchen Grafſchaft Pinneberg an. Am 15. traf er in Bremen ein, wo ſein Großvater Friedrich III., ehe er den Thron Chriſtian's IV. beſtiegen, als Erzbiſchof reſidirt hatte. Von hier reiſte er durch Münſter, Paderborn und Caſſel nach Frankfurt am Main, wo er nur einen Tag verweilte und ſich dann

durch Hanau und Würzburg nach Nürnberg begab
wo er am 25. ankam. Schon am folgenden Tag
reiſ'te er nach Augsburg, wo er ebenfalls nur eine
Tag blieb und über Insbruck, Brixen und Trient nac
Venedig eilte, das ſeit Jahren ein Gegenſtand ſeine
heißen Sehnſucht war. Er hatte ſchon in ſeiner früheſte
Jugend ſo Vieles gehört und geleſen über die „Sta
der Wunder“, die nicht durch Menſchen- ſondern Götte
hände erbaut zu ſein ſcheint, daß er's kaum erwarte
konnte, Venezia la bella zu ſehen und ſich von ihre
Gondeln auf dem Rücken der Lagunen ſchaukeln
laſſen. Unter dem Namen eines Grafen von Olde
burg langte der junge Prinz am 4. Februar in d
alten Dogenſtadt gerade in dem Augenblicke an, i
welchem der Carneval auf dem Marcusplatze in ſeine
vollſten Blüthe ſtand. Trotz ſeines Incognito's empfin
er die Aufwartung des franzöſiſchen Geſandten De
lahaye und des Herrn von Rebenac.

Nachdem er zwölf Tage in Venedig ſelig ve
träumt und dort manch kühnes Abenteuer glückli
überſtanden hatte, begab er ſich über Ferrara na
Bologna, wo er am 16. Februar eintraf.

Das, was in dieſer mit dem Symbole „Liberta
geſchmückten Stadt des Papſtthums ſeine jugendlic
Neugier am meiſten reizte, war die Kathedrale S
Pietro und die uralte Kirche San Petronio, in wel
letzterer vor Allem das Denkmal der Bildhauerin Pr
perzia de' Roſſi, die (damals pflegten derlei Wun
der noch zu geſchehen) wegen unglücklicher Liebe
gebrochenem Herzen geſtorben war, ſeine ganze The

nahme in Anſprach nahm. Er beſuchte das Rathhaus, die Univerſität — die älteſte der ganzen Welt — und zuletzt auch die Wallfahrtskirche San Luca, zu welcher, eine Stunde von der Stadt, eine bedeckte Gallerie von 640 Arcaden führt und worin ein nach der Legende vom Apoſtel Lucas eigenhändig gemaltes Muttergottesbild angebetet wird. — Auch der Prinz von Dänemark ſtand, einundzwanzig Jahre alt, trotz ſeiner lutheriſchen Religion mit kindlichem Glauben vor der wunderwirkenden Mutter Gottes und ſchickte zu ihr in frommer Andacht ein ſtilles Gebet für das Wohl ſeiner eigenen, zärtlich geliebten Mutter, deren heimlich vergoſſene Thränen dem Auge der kindlichen Liebe nicht entgangen waren. Erleichtert kehrte er nach Bologna zurück. — Nach viertägigem Aufenthalte daſelbſt begab er ſich über Rimini, Fano und Ancona nach dem weltberühmten Wallfahrtsorte Loretto, ſtattete auch dort (am 1. März) der ſchwarzen Gottesmutter einen ehrfurchtsvollen Beſuch ab, nahm die daſelbſt aufbewahrten Reliquien in Augenſchein und eilte dann nach Rom, der „Mutter der italieniſchen Städte."

Am 8. März dort angelangt, bezog er das Palais der Prinzeſſin Carbognano und blieb daſelbſt ſechs Wochen. Papſt Innocenz XII. (der Neapolitaner Antonio Pignatelli), welcher milder als jeder andere ſeiner Vorgänger gegen die Ketzer und nebenher ein großer Schmeichler war, ließ ſeinem nordiſchen Gaſte durch den Grafen von Faſenau, der ihm als Ehren-Cavalier zugetheilt wurde, ſagen: ſeit Kaiſer Karl V. habe das ewige Rom, die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, in ihren gaſtlichen Mauer keinen vornehmern Beſuch beherbergt, als den erlauchte Sohn Chriſtians V. Der heilige Vater ließ ſeine erhabenen Gaſt, als dieſer den Vatican und den Pala auf dem Monte Cavallo beſuchte, mit den feinſten un koſtbarſten Delicateſſen der päpſtlichen Küche bewirthe Alle Cardinäle wetteiferten unter ſich, ihm zu Ehre großartige Feſte zu veranſtalten, unter welchen Jen die der franzöſiſche Cardinal d'Eſtrées gab, durc die Pracht und Munificenz ihres Gebers den Sie davontrugen. Auch die Elite der Frauen des Ade beeilte ſich, dem däniſchen Prinzen ihre römiſchen Huldigungen darzubringen, indem manche unter ihnen ſelbſt uneingeladen, ihm fleißig ihre Aufwartungen z machen und ihn von jenen Feſten in ſein Hôtel z begleiten oder in den Gärten, wohin er ſich zu begebe pflegte, ihn ſehnſüchtig zu erwarten ſich erlaubten, wei er ein Prinz aus ſo weiter Ferne und noch obenei ein durchaus nicht übler Cavalier war, der währen ſeines Aufenthaltes in Rom ſtets offene Tafel hiel und das Geld mit vollen Händen an Schmarotzer jede Gattung auswarf — Auch der hochehrwürdige Jeſuitengeneral, der ſpaniſche Vater reverendiſſimus Tirſ Gonzalez, verſäumte nicht, Seiner königlichen Hohei ſeine allerunterthänigſte Aufwartung zu machen und be Gelegenheit ein Wörtlein zu Gunſten ſeiner „in Dänemark mit Unrecht angeſchwärzten Heerde" fallen zu laſſen; er bat den Prinzen, ſeinem ſchwerverkannten Orden die hohe Ehre zu erweiſen, auf einem eigends für ihn eingerichteten Balcon eine Muſik anzuhören, welche die frommen Väter Jeſu zur Ergötzung Seiner königlichen Hoheit anzuordnen ſich unterthänigſt erlaubt hatten. Das Orcheſter, aus lauter Jeſuiten beſtehend, führte ihm zu Ehren einige von Orlando Laſſo in Muſik geſetzte Pſalmen auf. Alle dieſe Aufmerkſamkeiten ſuchte Prinz Friedrich dadurch zu vergelten, daß er bei ſeiner Abreiſe dem Grafen von Faſenau und dem Cavaliere Falconieri, die eigentlich das Wenigſte für ihn gethan, am reichſten beſchenken und auch den Dienern dieſer Herren große Trinkgelder auszahlen ließ.

Am 18. März begab ſich Prinz Friedrich von Rom nach Siena, wo ihm von Seiten des Adels ein eben ſo ſchmeichelhafter Empfang zu Theil ward. Man überhäufte ihn nach der damaligen Sitte des Landes mit den feinſten Weinen, mit Backwerk und mit eingemachten Früchten. Der Cavaliere Piccolomini, der Präſident der Akademie, lud den hohen Gaſt zu einer Sitzung ein, welcher, ihm zu Ehren veranſtaltet, auch die ſchönſten und reichſten Damen der Stadt beizuwohnen ſich beeilten.

Von Siena ging er nach Livorno. Der Gouverneur dieſer (beiläufig erwähnt ſchon damals ungewöhnlich langweiligen Stadt) bot dem hohen Durchreiſenden das prächtigſte Palais und Schiffe zur Promenade auf dem Meere an. Friedrich aber zog es vor, Beides huldreichſt abzulehnen, nur einige Stunden daſelbſt zu verweilen und ſich von da nach Piſa zu begeben, wo ihm im Namen Seiner königlichen Hoheit, des Großherzogs Cosmo III. von Medicis ein Palaſt zur Verfügung geſtellt und von achtzehn Perſonen ein anſehnliches Regale an Wein und allerhand Erfriſchungen überreicht wurde, das der Prinz dankbar anzunehmen ſich herabließ.

Am 25. April langte er in Florenz an und ſtieg in den ſchon früher für ihn in Bereitſchaft geſetzten Zimmern eines der großherzoglichen Paläſte ab. Am Fuße der Marmortreppe ward er im Namen des Großherzogs durch den General Grafen Vitelli bewillkommnet und gleich nach ſeiner Ankunft durch koſtbare Geſchenke überraſcht, die von zwölf prachtvoll gezäumten Mauleſeln, welche im Schloßhofe hielten, getragen wurden. Dann empfing er den Beſuch des Großherzogs, der ihn zu einem Balle einlud, welcher, zu Ehren des Gaſtes, auf denſelben Abend im Palazzo Pitti anberaumt war. — Erſt am andern Morgen ſtattete Prinz Friedrich ſeinen Gegenbeſuch dem Großherzoge ab, der ſeinen erlauchten Gaſt nach Haus begleitete.

Friedrich's Aufenthalt in Florenz verlängerte ſich bis zum 9. Mai. Während dieſer vierzehn Tage hatte er faſt täglich den reizenden, mit mehr als zweitauſend Statuen bevölkerten Giardino Boboli, den Schloßgarten des Pitti-Palaſtes, und die ſchon damals reiche und berühmte Bildergallerie des Großherzogs beſucht und in den kunſtgeweihten Hallen die Bekanntſchaft einer der ſchönſten und geiſtreichſten Damen des mediceiſchen Hofes, der Marquiſe Giulietta di Velbe gemacht, die ſich das große Verdienſt erwarb, in dem für alles Schöne empfänglichen Herzen des jungen Barbaren, den ſie ſcherzweiſe ihren „Ogier le

Danois" zu nennen ſich erkühnte, den ſchlummernden Keim der Begeiſterung für die Künſte Raphael's und Michelangelo's unter dem glühenden Sonnenſtrahle ihrer Augen zu haſtiger Blüthe emporreißen zu laſſen.

Am 10. Mai verließ Prinz Friedrich mit dem Bilde der Marquiſe im und am Herzen die Hauptſtadt Toscana's und begab ſich in Begleitung des Großherzogs Cosmo und ſeines älteſten Sohnes, Giovanni Gaſtone, nach dem einſtmaligen Aufenthalte von Dante Alighieri und Francesco Petrarca, den hellleuchtenden Dioscuren der italieniſchen Poeſie, nach dem großherzoglichen Luſtſchloſſe Poggio Cajano, um daſelbſt... an einer Rehbock-Jagd theilzunehmen.

Von hier ſetzte Friedrich, in Begleitung des Generals Grafen Vitelli, ſeine Reiſe nach Piſtoja fort, von wo Letzterer, vom Prinzen reich beſchenkt, nach Florenz zurückkehrte.

Am 12. Mai wurde Seine königliche Hoheit in Lucca durch ein Mitglied des Raths und vier andere Abgeordneten der Stadt empfangen und nach dem ihm ingeräumten Palaſte begleitet, in welchem er auf Koſten der Stadt fürſtlich bewirthet und erſucht ward, einige Tage daſelbſt huldreichſt verweilen zu wollen.

Auf einem der glänzenden Feſte, die man ihm gab, machte er die Bekanntſchaft einer Dame, deren Reize einen ſo tiefen unbeſiegbaren Zauber auf ſein Herz ausübten, daß er in ihrer Nähe, zum erſten Male in ſeinem jungen Leben, das wonnige Gefühl reiner Liebe kennen lernte.

Der Name dieſer Dame, der lange Zeit nur dem Könige und ſeinem Reiſegefährten bekannt geweſen war, iſt jetzt kein Geheimniß mehr.

Francesco Cancellieri berichtet auf Seite 4 ſeiner in der Einleitung dieſes Bandes angeführten Schrift über den zweiten Aufenthalt Friedrich's IV. zu Florenz und Bologna im Jahre 1709 folgende geſchichtlich documentirte Thatſache:

„Il signor Galluzzi nella „Storia del Granducato di Toscana sotto il governo dei Medici“*) racconta che questo sovrano (Federico IV.), mosso dall'esempio del czar Pietro, si pose a viaggiare, e venne nel 1709 in Italia, ov'era stato incognito un'altra volta 1691 **) prima di salire sul trono. — Avea nel suo primo viaggio concepita un ardente passione per la figlia di un gentiluomo lucchese, per cui prolungò il suo soggiorno in Lucca, così che la giovane, che molto pure lo amava, potè concepire le più grandi speranze. Lasciolla peraltro il re, benchè con gran pianto: ed ella che aveva prima ricusato i migliori partiti di nozze, e che poi da qualche altro era stata lusingata senza veruna conclusione, risolvette di chiudersi in un monastero de' più osservanti di Firenze.“

---

*) Dieſe Geſchichte des Hauſes Medicis erſchien zu Florenz 1781. 5 Bde. 8., neu aufgelegt, ebendaſelbſt 1830. 18 Bde. 8. und deutſch im Auszuge von C. J. Jagemann. Dresden 1784—85. 2 Bde. 8.

**) Signor Galluzzi irrt ſich, wenn er 1691 ſchreibt, da Friedrich's erſte Reiſe nach Italien ein Jahr ſpäter vor ſich ging.

Jene Jungfrau, für welche Friedrich während ſeines erſten Aufenthalts „eine glühende Neigung“ (concepita un'ardente passione) und um derentwillen er ſeinen Aufenthalt in Lucca verlängert hatte (per cui perlungò il suo soggiorno in Lucca) war, nachdem ſie zwei Jahre nach der Abreiſe des Kronprinzen in das Kloſter der Carmeliterinnen zu St. Maria Maddalena de'Pazzi, genannt degli Angeli eingetreten, lange Zeit allen andern Geſchichtsſchreibern ihrer Heimath einzig und allein unter ihrem Kloſternamen „suor Maddalena“ (Schweſter Magdalena) bekannt. Erſt den Nachforſchungen des florentiniſchen Hiſtorikers und Bibliographen Domenico Moreni gelang es, das bis dahin unentſchleierte Geheimniß ihres Familiennamens und die nähern Umſtände aus dem Leben dieſer intereſſanten Nonne, welche einer der gefeiertſten Dichter Italiens, Ippolito Pindemonte, nicht mit Unrecht „die neue Heloiſe“ genannt, zu enthüllen und ans Tageslicht zu ziehen. — Dieſe Flamme Friedrich's IV. war die Tochter eines Luccheſiniſchen Edelmanns, hieß Maria Maddalena Trenta und war am 2. Auguſt 1659 zu Lucca geboren, damals alſo, als der Kronprinz ſie auf jenem Balle kennen gelernt, ſchon zweiunddreißig Jahre alt, während der Königsſohn, auf deſſen Herz ſie ſo großen Eindruck gemacht, kaum einundzwanzig Jahre zählte. — Cancellieri fügt gleichſam zur Entſchuldigung dieſes Unterſchiedes der Jahre die Bemerkung hinzu:

„Ma non sono rari gli esempj di quelle donne, che anche nel loro autunno hanno superata la freschezza della primavera di molte altre.“*)

Zu dieſen Ausnahmen gehörte jene Maria Maddalena Trenta, deren Frühlingsfriſche die Reize mancher jüngern Schönheit in tiefen Schatten drängte.

Galluzzi iſt übrigens nicht der Einzige, der dieſes Verhältniſſes gedenkt. Auch der Marcheſe Francesco Maria Ottieri im fünften Bande ſeiner „Istoria delle Guerre avvenute in Europa, e particolarmente in Italia per la successione alla Monarchia delle Spagne, dall'anno 1693 al 1725“ (Rom. 1755) erwähnt (Seite 332) dieſer Dame und ſchreibt:

„Nel tempo, che essendo Principe Reale si fermò in Lucca, egli avea avuto occasione di trattare con qualche sorta di onesta familiarità una nobil Fanciulla, il cui nome era Maddalena Trenta. La bellezza del volto e l'attillatura della sua vita, propriissima al ballo, servivano di richiamo agli occhj de'risguardanti, e la prontezza e la vivacità dello spirito, con certa grazia naturale, movevano con dolce attrattiva prima gli ossequj e poi gli affetti di molti.“

---

*) „Doch ſind nicht ſelten die Ausnahmen mancher Damen, die noch in ihrem Herbſte die Friſche des Frühlings vieler Andern überſtrahlt haben.“ Wir für unſern Theil erinnern dabei an Diane de Poitiers, die ſchon das Cap Vierzig umſchifft hatte, als der kaum neunundzwanzigjährige König Heinrich II. für deren Reize zu ſchwärmen begann. Es giebt Fauen, welche das Geheimniß beſitzen, in jedem Alter liebenswürdig zu bleiben.

Die Abreiſe des Königs, der ihren Geiſt und die Reinheit ihrer Seele bewunderte, koſtete der armen Magdalena, die ihn ſo rein liebte und deſſen Gegenliebe ſie zu den kühnſten Hoffnungen berechtigt hatte, manche Thräne.

Auch Friedrich ſchied mit ſchwerem Herzen. Seine Gedanken blieben in Lucca zurück: die Rückerinnerung an Magdalenen's Schönheit und Jugend begleitete ihn durch ganz Italien und faßte in ſeiner jugendlichen Seele ſo tiefe Wurzeln, wie einſt Heloiſen's Bild in dem Herzen des von ihr getrennten Abälard.

Wir wollen Magdalenen hier verlaſſen bis zu dem Augenblicke, wo ihr ehemaliger Anbeter, König Friedrich, ſie nach ſechszehnjähriger Trennung im Jahre 1709 im Kloſter degli Angeli zu Florenz als Carmeliterin wiederſieht und wo ſie ſich von ſeiner Huld eine Gnade erbittet, die wir im zweiten Kapitel dieſes Buches an geeigneter Stelle erzählen werden.

Von Lucca begab ſich Prinz Friedrich über Sarſana und Lerici nach Genua, wo er, am 20. Mai angelangt, incognito im Hauſe des däniſchen Conſuls abſtieg, um einem öffentlichen Empfange von Seiten des Dogen zu entgehen. Nichts deſto weniger erſchien gleich darauf eine Deputation von acht Senatoren, die ihn im Namen der Republik und des Dogen (Giovanni Battiſta Cattaneo) bewillkommneten und ihm die Geſchenke überreichten, welche, von 48 Mann

herbeigetragen, aus den feinſten Weinen, Confitur
und Eßwaaren beſtanden. — Der franzöſiſche Admir
Herzog de Noailles, der faſt gleichzeitig mit
Galeeren in den Haſen eingelaufen war, lud den Prinz
ein, die franzöſiſche Flotte in Augenſchein zu nehme
was denn auch Tags darauf geſchah. Friedri
wurde durch eine dreimal wiederholte Salve aller G
ſchütze und durch das Freudengeſchrei der ganz
Schiffsmannſchaft begrüßt.

Am 28. Mai verließ der däniſche Gaſt in B
gleitung des genueſiſchen General-Commiſſairs Gri
maldi auf einer ihm von der Republik zur Verfügun
geſtellten Galeere die Stadt Genua und lief am
Juni in den Haſen von Toulon ein, wo ihn das köni
liche Haus aufnahm, das durch den Intendanten d
Marine, Monſieur Vaufré, im Namen ſeines Sou
verains für ihn in Bereitſchaft geſetzt war.

Am 4. Juni ſegelte der Prinz mit der genueſiſche
Galeere von Toulon nach Marſeille. Das Caſtell un
die Galeeren begrüßten ſeine Ankunft durch eine Doppel
ſalve. Der Haſencapitain, Monſieur de Rancé, un
die Obrigkeit der Stadt begleiteten den Prinzen nac
der Stadt, in welcher er drei Tage verweilte und, o
er gleich ſein Incognito behauptete, eingeladen wurde
jeden Morgen die Parole auszugeben. Am Tage ſeine
Abreiſe gab er das Loſungswort: Maria Magda-
lena, denn noch immer weilten ſeine Gedanken be
Ihr in Lucca.

Am 8. Juni langte er in Aix an, wo er vom
Intendanten und vom erſten Präſidenten des Parlaments

Herrn **Lebret**, empfangen und im Namen der Stadt zu einem großartigen Feſte eingeladen ward, das am folgenden Abende im Rathhauſe ſtattfand.

Am 18. kam er in Avignon an, wo ihn der päpſtliche Vice-Legat **Delfini** im Namen des heiligen Vaters empfing, denn dieſe Stadt, die von 1309 bis 1377 der Sitz von ſieben Päpſten geweſen war, gehörte ſeit 1348 (und, wie bekannt, bis zum Jahre 1791) den Statthaltern Chriſti in Rom.

Am 30. traf er in Montpellier ein. Hier ſcheint er erkrankt zu ſein, weil er nach dem Reiſejournale daſelbſt zwei ganze Monate verweilte. Auch in **Buſſäus** findet ſich eine Lücke. Er weiß nichts Anderes zu erzählen, als daß der Prinz, während dieſer langen Zeit, einen kurzen Ausflug nach dem neuen Hafen Cette gemacht hatte.

Erſt am 29. Auguſt reiſte er nach Toulouſe. Hier wurde er am 3. September vom Parlaments-Präſidenten **Moran**, von deſſen Caroſſen und fünf Pferden empfangen, die den Prinzen und deſſen Gefolge nach dem Hôtel brachten, das für ihn eingerichtet worden war.

Von Toulouſe begab er ſich am 14. zu Schiffe auf der Garonne über Agen nach Bordeaux, wo er gleich bei ſeiner Ankunft (am 17.) die Aufwartung des Gouverneurs von Guienne, Monſeur **de Sourdis**, und des Commandanten von Château-Trompette, ſo wie Tags darauf den Beſuch des Erzbiſchofs empfing. Erſterer veranſtaltete zu Ehren des Prinzen ein prächtiges Ballfeſt.

Am 26. verfügte er ſich unter Löſung der Geſchütze des Caſtells Château-Trompette nach der neuen Veſte Blaye, wo er mit einer dreifachen Salve aller Kanonen empfangen ward. — Von Blaye begab er ſich nach Saintes, von Saintes nach Rochefort (29. September), von Rochefort nach La Rochelle, wo ihn (am 1. October) der Gouverneur und die en haye aufgeſtellte Garniſon mit klingendem Spiele empfing.

Am 4. October war er in Nantes. Er reiſ'te über Vannes nach Port-Louis, von wo die Garde des Gouverneurs, des Herzogs de Chaulnes, ihn durch die ganze Bretagne begleitete.

Am 17. langte er in Breſt, am 19. in Saint-Malo, am 21. in Rennes an, wo er von den Wagen und Adjutanten des Duc de Chaulnes empfangen, von Letztern nach dem biſchöflichen Palaſte begleitet ward, wo er abſtieg und daſelbſt einige Tage verweilte.

Am 1. November traf er in Angers ein, wo er — wahrſcheinlich von Neuem unwohl — bis zum 28. December blieb, an welchem Tage er ſich nach Orleans begab.

Am 5. Januar 1693 kam er in Paris an und bezog daſelbſt das Hôtel de la reine Marguerite.

Sechs Tage nach ſeiner Ankunft war dem Kronprinzen, eingeführt von den Gouverneuren der „Enfants de France," von den Herren de Croiſſy und dem Herzoge de Beauvilliers, die hohe Gnade vergönnt, Ludwig dem Großen im Schloſſe zu Verſailles, umgeben von ſeinen Maitreſſen, Miniſtern und Generalen, ſeine däniſche Huldigung darbringen zu dürfen.

Der „Staat-bin-ich" geruhte, ihn zweimal zu umarmen und ihm einige Schritte das Geleite zu geben. „Sie waren — ſchreibt Buſſäus — Beide bedeckt, ſo lange das Entretien dauerte, und der König bezeugte, daß er mit großem Vergnügen einem ſo hohen Prinzen alle ihm gebührende Honneurs würde bewieſen haben, wenn es Seiner Königlichen Hoheit beliebt hätte, ſich erkennen zu geben" (d. h. ſein Incognito abzulegen.)

Zehn Tage nach dieſer Audienz beſuchte der Kronprinz den landesflüchtigen König Jakob II., die Königin Marie und den Prinzen von Wallis, die im Schloß zu Saint-Germain reſidirten und ſich — wie das Journal bemerkt — mit Seiner Königlichen Hoheit ſtehend unterhielten.

Im Ganzen ſcheint ſich Friedrich am parfumirten Hofe des großen Ludwig's nicht allzubehaglich gefühlt zu haben, denn er beſuchte ihn nur ſehr ſelten, obgleich ſein Aufenthalt im Seine-Babel ſich von einer Woche zur andern verlängerte.

Am 31. Januar nahm er in einer ſteifen Audienz Abſchied vom Hofe in Verſailles und von den königlichen Flüchtlingen in Saint-Germain; doch ſah er ſich gezwungen, noch länger in Paris zu bleiben, weil Louis le Grand ſich herabließ, ihn zu einer Revue der Schweizer Garden und zu einer großen Treibjagd einzuladen, bei welcher Madame, ſeine Schwägerin (die zweite Frau ſeines Bruders Philipp's von Orleans), die „honneurs de la chasse" zu machen geruhte.

Am 12. Februar verließ der Prinz (nachdem er Abends vorher dem ihm zu Ehren veranſtalteten Abſchiedsfeſte beim däniſchen Envoyé Meyerkron beigewohnt und nachdem, erſt im Augenblick der Abreiſe, der König ihm einen mit Diamanten beſetzten goldenen Degen und dem Ober-Kammerherrn von Ahlefeldt ſein allerhöchſtes Portrait in einer ziemlich ſchäbigen Goldkapſel geſchickt hatte,) die gute Stadt Paris und begab ſich über Peronne, Valenciennes, Mons, Tournay und Lille nach Dunkerque, das er am 23. Februar verließ.

Am 25. Februar traf er in Oſtende ein. Der Magiſtrat von Brügge ſandte dem Prinzen ein prächtig geſchmücktes Boot, das ihn von Gent nach Brügge brachte, wo er vom Commandanten und General-Major Bellaſis und der ſpalierbildenden Garniſon empfangen und von Erſterm nach dem für ihn in Bereitſchaft geſetzten Hôtel begleitet wurde.

Am 27. begab er ſich nach Antwerpen und von dort am 1. März nach Mecheln, wo er unter Abfeuerung der Geſchütze und dem Geläute aller Glocken im Namen des Erzbiſchofs begrüßt und von einem zahlreichen Gefolge, das ſich ihm anſchloß, nach Brüſſel begleitet wurde. Eine halbe Meile vor der Stadt begrüßten ihn der Graf von Athlone, der Prinz von Anhalt und ein Schwarm anderer Generale, die ihn im Namen des ſpaniſchen Statthalters der Niederlande, des Churfürſten Maximilian von Bayern, einluden, im Schloſſe abzuſteigen, was er jedoch nicht annahm. Vor dem Stadtthore empfing ihn der ganze Magiſtrat, ſo wie die ganze Garniſon zu Fuß und zu Pferde. Gleich nach ſeiner Ankunft ſtattete der Churfürſt ſeinem

Gaſte einen Beſuch ab, den Friedrich am folgenden Morgen erwiederte. Maximilian von Bayern überhäufte den Prinzen während ſeines zehntägigen Aufenthaltes mit vielen Aufmerkſamkeiten, beſchenkte ihn u. A. mit drei der ſchönſten Pferde ſeines ausgewählten Marſtalls und veranſtaltete, einen Tag vor deſſen Abreiſe, eine Wildſchweins-Jagd im Brüſſeler Thiergarten.

Begleitet vom Prinzen von Bergue und der Dienerſchaft des Churfürſten reiſ'te er am 11. März über Breda und Rotterdam nach dem Haag ab, wo er bei dem däniſchen Envoyé Chriſtian von Lente abſtieg, welcher ihm bis Dordrecht auf einer der Admiralität zugehörigen Yacht entgegengeeilt war. — Im Haag empfing er die Beſuche der Prinzen von Heſſen-Kaſſel, Sachſen-Gotha, Darmſtadt und Zweibrücken, ſo wie die Aufwartung des General-Lieutenants Opdam und einer Deputation, welche beauftragt war, ihn im Namen der Generalſtaaten in Holland willkommen zu heißen.

Am 20. begab er ſich nach Amſterdam, wo ihn der Bürgermeiſter Boreel an der Spitze des Magiſtrats empfing und ihn nach ſeiner Wohnung begleitete, die er im Hauſe des däniſchen Conſuls Aboe aufſchlug. Unter den Feſten, die ihm hier gegeben wurden, zeichnete ſich ein wahrhaft luculliſches Mahl, ein ſardanapaliſches Diner-Monſtre aus, das die Directoren der oſtindiſchen Compagnie veranſtaltet und wozu ſie eine Summe von 20,000 Gulden aufgewendet hatten.

Am 3. April kehrte er nach dem Haag zurück, wo er an demſelben Tage eine Unterredung mit dem Könige von Großbritannien, Wilhelm III., hatte, der ihn an der Pforte, die zur Geheimtreppe führte, von James Butler, Herzog von Ormond und einigen anderen Großen ſeines Reiches empfangen ließ. Am folgenden Tage verabſchiedete er ſich beim Könige und kehrte auf einer engliſchen Yacht nach Amſterdam zurück.

Von hier reiſ'te er über Alkmar, Horn und Enckhuizen nach Harlingen, wo die Obrigkeit der Stadt ihn am Tage ſeiner Ankunft (6. April) prächtig bewirthete. Eine halbe Stunde vor Leeuwarden waren ihm der Fürſt von Naſſau und der Statthalter von Friesland entgegengeritten, um ihn einzuholen.

Am 7. wohnte er einer Jagd in Gröningen bei und Tags darauf begab er ſich über Delfziel und Embden nach Aurich, wo ihn, eine halbe Stunde vor der Stadt, der Fürſt von Oſtfriesland empfing und ihn mit ſeinem ganzen Gefolge von Pferden und Wagen bis nach Oldenburg begleitete. Von hier kehrte Prinz Friedrich über Bremen und Blankeneſe nach ſeiner Heimath zurück und langte nach mehr als fünfzehnmonatlicher Abweſenheit, gerade am Geburtstage ſeines Vaters (15. April), unverſehrt in Kopenhagen an.

Hier ward er von Keinem empfangen.

## Zweites Kapitel.

Friedrich's Vermählung mit Louiſe von Mecklenburg. — Die Ankunft der Braut in Kopenhagen. — Die zur Feier dieſer Gelegenheit geprägten Denkmünzen. — Der brandenburg'ſche Envoyé und deſſen Tochter, Liſette von Viereck. — Krieg mit Holſtein-Gottorp. — Belagerung von Tönningen. — Friedrich's Krönung. — Friede zu Travendahl. — Entbindung und Tod des Fräulein von Viereck.

Der Kronprinz, der nach ſeiner Rückkehr aus Italien am Hofe ſeines Vaters, welcher ihn abſichtlich fern von allen Staatsgeſchäften hielt, ein ſorgloſes Schlaraffenleben führte und nichts ſo ſehr als Carouſſels und Jagden liebte, hatte bis dahin nicht ans Heirathen gedacht, als er vom Könige urplötzlich den Befehl erhielt, ſich um eine Braut umzuſehen.

Friedrich gehorchte dem Willen ſeines Vaters. Er warf ſein Auge auf eine Tochter des Churfürſten von Brandenburg, die ihm nach einem Bilde, das man ihm gezeigt hatte, „ausnehmend-einnehmend" erſchien. — Chriſtian V. aber verbot ſeinem Sohne, eine reformirte Prinzeſſin zu lieben, und weil Friedrich in ſeiner Unſelbſtſtändigkeit ſich keinen Rath wußte, erhielt er den väterlichen Befehl, eine lutheriſche Fürſtentochter zu heirathen. Die leidige Diplomatie verkuppelte ihn an Prinzeſſin Louiſe, Tochter des Herzogs Guſtav Adolph von Mecklenburg-Güſtrow und der Prinzeſſin **Magdalene Sibylla**, Tochte des Herzogs **Friedrich** von Holſtein-Gottorp.*)

**Louiſe** (geboren am 28. Auguſt 1667) wa bereits achtundzwanzig Jahre alt, als ſie dem Kronprinzen **Friedrich**, der ſie vorher nie geſehen, vermählt wurde.

Am 1. December 1695 langte — an Bord eine königlichen Fregatte — die Prinzeſſin-Braut und ih kleines Gefolge in Begleitung des däniſchen Geheimraths **Chriſtian Siegfried von Pleſſen**, de dieſe Heirath arrangirt hatte, bei Gyldenlund**) i Seeland an, ward hier von ihrem Bräutigam un deſſen glänzender Suite empfangen und nach Schloſ Jägersburg begleitet.

Am 5. December hielt die mecklenburgiſche Brau ihren feierlichen Einzug in die feſtlich geſchmückte Reſidenz, in welcher noch an demſelben Tage die Trauung auf dem Kopenhagener Schloſſe durch den königlichen Beichtvater und Hofprediger Dr. **Peder Jeſperſen** in däniſcher Sprache vollzogen ward. — Nach dieſe kirchlichen Ceremonie wurden die Großwürdenträge des Reiches und der hohe Adel im königlichen Schloſſe, die Geiſtlichkeit aber und die Profeſſoren der Univerſität im Rathhauſe abgefüttert. Die darauf folgenden Feſtlichkeiten koſteten uber 400,000 Reichsthaler.

---

*) **Louiſen's** Vater war kurz vor ihrer Abreiſe, am 26. November 1695, geſtorben und es iſt aus dieſem Grunde zu verwundern, daß die Vermählung der trauernden Tochter nicht wenigſtens einige Monate hinausgeſchoben ward.

**) Jetzt Charlottenlund.

Zur Erinnerung dieſes koſtſpieligen Ereigniſſes wurden zwei Denkmünzen geprägt. Auf der einen Seite der erſten, fünf Loth Gold wiegenden Medaille erblickt man eine römiſche Galeere mit ausgeſpanntem Segel und mit Rudern, begleitet von einer Flotte mit der Ueberſchrift: Adventu Augustae. Auf der andern Seite zeigt ſich am Meeresufer ein Obelisk, der mit dem däniſch-mecklenburgiſchen Wappen und dem Tage ihrer Ankunft: MDCXCV. V. Dec. geſchmückt iſt. Auf der rechten Seite erblickt man den Liebesgott, der mit der Rechten eine flatternde Fahne ſchwingt mit der Inſchrift: Vivant! Laetitia temporum. — Auf der zweiten Münze prangen einerſeits die Bruſtbilder der Neuvermählten mit der Inſchrift: Concordia aeterna; andererſeits iſt die Prinzeſſin als Tugendgöttin dargeſtellt, die in der Rechten eine Schlange hält und in der Linken ein Horn des Ueberfluſſes trägt mit der Unterſchrift: Regum foecunda fiat (Gott laſſe viele Könige von ihr herſtammen. *)

Zehn Tage nach der Vermählung kehrten die Herzogin Maria von Mecklenburg-Strelitz und der Fürſt Wilhelm von Anhalt-Harzgerode nebſt Gemahlin, die als Hochzeitsgäſte eingetroffen waren, nach ihren „Staaten" zurück. Der Kronprinz und Gemahlin begleiteten ſie.

Im Gefolge der Letztern befand ſich eine ihrer Ehrendamen. Sie war eine Landsmännin der Kron-

---

*) Beide Schaumünzen, von welchen es auch ſilberne giebt, wurden von dem Medailleur Anton Meybus geprägt.

prinzeſſin und eine Tochter des churbrandenburgiſchen außerordentlichen Geſandten am Kopenhagener Hofe, des Freiherrn Adam Otto von Vieregg oder Viereck auf Weitendorff. Dieſer Mann war 1673 Kammerpräſident am mecklenburgiſchen Hofe Guſtav Adolph's zu Güſtrow, dann Präſident zu Parchim geweſen und endlich (ſeit 1685) churbrandenburgiſcher „Geheimbder Rath“ und Envoyé extraordinaire des großen Churfürſten, ſo wie deſſen Nachfolgers Friedrich's III. — Freiherr von Viereck war dreimal verheirathet; zuletzt mit einer däniſchen Adeligen, von Klenau. Aus den beiden frühern Ehen waren ihm mehrere Söhne und Töchter geboren worden. Von Letztern hatte ſich eine mit dem Oberhofmeiſter zu Caſſel, Freiherrn von Mardefeld, die andere mit dem Oberſten von Mardefeld, einem Bruder des Oberhofmeiſters, vermählt. Viereck's dritte Tochter aus der zweiten Ehe hieß Eliſabeth, wurde aber gewöhnlich Liſette genannt.

Fräulein von Viereck, um das Jahr 1678 zu Güſtrow geboren, war, als ihr Vater churbrandenburgiſche Bedienſtung angenommen hatte, in Mecklenburg zurückgeblieben und hatte dort unter der Aufſicht ihrer Tante eine ſo brillante Erziehung genoſſen, daß die reizend-ſchöne Liſette ſchon als Märchen von zwölf Jahren für ein Wunderkind galt, auf welches die Natur das ganze Füllhorn weiblicher Reize und Geiſtesanlagen ausgeſchüttet hatte. Um das Jahr 1694 war ſie an den Hof Guſtav Adolph's von Mecklenburg gezogen worden, um dort als Ehrenfräulein und Geſellſchaftsdame der Prinzeſſin Louiſe zu fungiren. In dieſer Eigenſchaft war ſie ihrer Gebieterin nach Kopenhagen gefolgt, wo ihr Vater, der mit Hilfe des ci-devant mecklenburgiſchen Geheimeraths Chriſtian Siegfried von Pleſſen jene Heirath vermittelt hatte, als churbrandenburgiſcher Geſandter beim däniſchen Hofe in großem Anſehen ſtand.

Der Kronprinz, kaum vierzehn Tage mit der für ihn ſchon viel zu alten Mecklenburgerin vermählt, geruhte ſein lüſternes Auge auf ihr im vollen Schmelze der Jugendfriſche prangendes Ehrenfräulein zu werfen, das ihm um ſo reizender und gefährlicher erſchien, als ſeine ſchnell entflammte Liebe eine frappante Aehnlichkeit zwiſchen Fräulein von Viereck und der Marquiſe di Velho fand, deren Bild bis am Tage ſeiner Hochzeit auf ſeiner Bruſt geruht hatte und deren Züge in ſeinem Herzen noch nicht ganz erloſchen waren.

Prinz Friedrich verliebte ſich in Liſetten. Die meiſten ſeiner Geſchichtsſchreiber verſchweigen dieſes Factum; nur der aufrichtige Riegels, der von Allem, was er gewußt, nichts verſchwiegen hat, deutet (Seite 457) das Verhältniß, das ſich zwiſchen dem jungen Ehemanne und dem Ehrenfräulein ſeiner Gemahlin bald nach der Hochzeit entſpann, flüchtig mit folgenden Worten an: „Friedrich verliebte ſich in die jüngſte Tochter des preußiſchen Miniſters Viereck, und General-Lieutenant Gyldenloew war ſein Vertrauter, ſo daß dieſer die Hoffnung nähren konnte, unter dem Sohne eines eben ſo großen Vertrauens gewürdigt zu werden, als er unter dem Vater genoß.“ —

Fräulein von Viereck war entweder ſo unſchuldig oder ſo klug, daß ſie Anfangs nicht einmal zu ahnen ſchien, in welch hohem Grade ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Aehnlichkeit mit der florentiniſchen Marquiſe di Velho die tiefe Bewunderung des eben erſt verheiratheten Thronfolgers erregt hatte.

Auch Friedrich ſchien Anfangs zu blöde oder zu vorſichtig, um dem Ehrenfräulein ſeine Liebe zu geſtehen. Und ſo geſchah es, daß er den alten Practicus Gyldenloew — den ehemaligen Confident ſeines Vaters und den Begünſtiger ſeines damals noch heimlich gepflogenen Liebeshandels mit der Tochter ſeines Jugendlehrers Moth — in das Myſterium ſeiner Liebe einweihte und ihn zum Vertrauten aller Gefühle machte, die er für Liſette von Viereck empfand.

Gyldenloew, der ganz der Mann war, alle Schleier zu durchſchauen, erkannte ſehr bald, daß bewußte Liſette eine kleine, ganz allerliebſte, aber außerordentlich ſchlaue Kokette war, welche er ſeitdem nie anders als die „kleine Hexe“ hieß, die frühzeitig erkannt hatte, welchen Eindruck ſie auf das Herz des jungen Ehemannes gemacht, die ſich aber trotz dieſer für ſie nicht wenig ſchmeichelhaften Entdeckung noch immer den Anſchein zu geben wußte, daß ſie ſeinen feurigen Liebesblicken gegenüber total blind und eben ſo taub vis-à-vis ſeiner halblauten ihr zugeeigneten Seufzer ſei. Sie wußte, daß dies Effect mache.

Der alte Roué Gyldenloew bot nach und nach die ganze Scala ſeiner Ueberredungsgabe auf, um den Kronprinzen zu bewegen, das ſüße Geheimniß ſeines

Herzens über Bord zu werfen, ganz offen und unverhüllt als Anbeter der „kleinen Hexe" aufzutreten und die Tranchéen zur Eroberung ihrer uneinnehmbar ſcheinenden Herzensfeſtung zu eröffnen.

Friedrich fügte ſich endlich dieſem Rathe. Er begann den Feldzug mit einer offenen Liebeserklärung und einem koſtbaren Schmucke, den er ihr eines Abends in einer unbelauſchten Stunde ziemlich keck zu Füßen zu legen ſich erlaubte, und ward ſiegreich — zurückgeſchlagen. Natürlich reizte ihn dies um ſo mehr. Der Thronfolger und ſein Vertrauter ließen ſeit jenem Rückzuge alle Minen der Ueberredung und Verführung ſpringen, um die „ſchlaue Hexe" zu bewegen, den ewigen Liebesſchwüren des däniſchen Alcandre ein eben ſo geneigtes Gehör als einſt Gabrielle d'Eſtrées dem heißen Liebesflehen des vierten Heinrich's von Frankreich zu ſchenken.

Trotzdem widerſtand ſie zwei Jahre lang. Friedrich's Liebe wurde dadurch immer heftiger. Fräulein von Viereck war eine vollendete Kokette, aber, um mit Ninon de Lenclos zu reden, „keine Angel ohne Haken," denn ſie verband mit Schönheit auch Anmuth und war darum doppelt gefährlich.

Während ſie den Kronprinzen noch immer unerhört halb ſchmachten und halb verzweifeln ließ, wurde deſſen Gemahlin, die mit außerordentlicher Nachſicht begabt oder mit bewundernswürdiger Blindheit geſchlagen zu ſein ſchien, am 28. Juni 1697 von ihrem erſten Kinde, einem Knäblein entbunden, deſſen Geburt unter Abfeuerung aller Geſchütze wie unter Pauken und Trompeten dem glücklichen Volke verkündigt ward. Am Nachmittage deſſelben Tages machten ſämmtliche Miniſter und Hofcavaliere der Kronprinzeſſin die pflichtſchuldige Aufwartung. Ihre ſchon damals ziemlich dick gewordene Schwägerin, Sophia Hedwig, trug das neugeborene Prinzlein in das Schlafzimmer des Kronprinzen und legte es dort dem allerhuldreichſt gähnenden Großpapa in die Arme, der, umgeben von den Rittern des Elephanten-Ordens, denen der Hofmarſchall von der Oſten ihre Plätze angewieſen hatte, ſeinen Enkel über die Taufe hielt, welchen Actus der königliche Beichtvater Dr. Jeſperſen vollzog. Der junge Prinz wurde Chriſtian getauft. Eine dieſem Sprößlinge zu Ehren geſchlagene Münze trug vorn die Bruſtbilder der erlauchten Eltern mit der Ueberſchrift: „Concordia aeterna“ und hinten einen Schutzengel, der ein Kind auf ſeinen Armen trägt mit der Umſchrift: „Felix Danorum Genius“ und dem Geburtstage des Prinzen.*) — Der franzöſiſche Geſandte Bonrepos beglückwünſchte Tags darauf den Kronprinzen im Namen ſeines erhabenen Souverains „Louis le Grand.“

Friedrich's bis dahin noch immer unerwiederte Liebe, die nicht ermüdete, dem holden Gegenſtande derſelben tagtäglich neue Huldigungen darzubringen, genoß endlich nach jahrelanger Werbung des Glückes, ſeine glühenden Wünſche erfüllt zu ſehen. Niemand war jetzt ſeliger als er. Aber auch keine Dame am ganzen Hofe von Dänemark war ſeit jenem Tage, an welchem ihr die Schuppen von den Augen fielen, eiferſüchtiger und aufgebrachter als Mecklenburgs Louiſe, die ihrer jungen Nebenbuhlerin im Aufwallen des erſten Zornes unverſöhnliche Rache ſchwur.

---

*) Dieſer Erſtgeborene ſtarb „zum Leidweſen des ganzen Volkes“ am 2. October 1698 im Schloß zu Kopenhagen und wurde am 7. October in der Königsgruft zu Roeskilde beigeſetzt.

Am 25. Auguſt 1699 ſtarb Chriſtian V. und an demſelben Tage beſtieg Friedrich IV. den tief verſchuldeten Thron ſeines Vaters, auf deſſen Ableben die Schmeichler des Hofes nicht weniger als fünf verſchiedene Münzen ſchlagen ließen, von welchen wir nur Jene anführen, auf welcher vorn das Bruſtbild des Hingeſchiedenen, hinten jenes ſeines Nachfolgers prangt und auf deren Rand die beiden Verſe zu leſen ſind:

„Et Nordens Lys gik ud,
Et Andet taendte Gud.“ *)

Dies „ausgelöſchte Licht“ hatte ſeinem Sohne außer einer Schuldenlaſt von eilf Tonnen Goldes auch noch einen Krieg mit dem Herzoge Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp hinterlaſſen.

Die Motive dieſes geerbten Krieges waren, beim Lichte der Vernunft betrachtet, ſo lächerlich wie die meiſten Händel jener Zeit. Der holſtein'ſche Herzog, der Schwager Chriſtian's V., hatte unter andern Souverainetäts-Rechten auch das erlangt, daß auf

---

*) Ein nordiſches Licht ward ausgelöſcht; ein neues hat Gott angezündet.

allen Acten, die vom däniſchen Hofe ausgingen, Namen und Titel des Herzogs von Holſtein mit eben ſo großen und fetten Buchſtaben als jene des Königs von Dänemark gedruckt werden ſollten, woher dieſer mehr als ridicule Casus belli unter dem Namen Facturſtreit bekannt geworden iſt.

Unter dieſen und andern nichtigen Vorwänden hatte ſich der Herzog Friedrich mit ſeinem Schwager, König Karl XII. von Schweden, mit England und mit Holland verbunden, um dem Könige von Dänemark, von deſſen Herrſchaft er ſich gänzlich loszureißen wünſchte, den Krieg zu erklären.

Friedrich IV. von Dänemark hatte in Folge jenes ihm feindlichen Bündniſſes eine Allianz mit Czar Peter dem Großen von Rußland und mit Friedrich August dem Starken, dem Könige von Polen und Churfürſten von Sachſen, abgeſchloſſen, um den ungezügelten Ehrgeiz des Herzogs von Holſtein in ſeine Schranken zurückzuwerfen und deſſen Verbündeten zu zeigen, daß Dänemark ſie nicht zu fürchten brauche.

Am 20. März 1700 ließ der König ein Heer von zwanzigtauſend Mann in Holſtein-Gottorp einrücken und am 26. April die Feſtung Tönningen belagern, in welcher der ſchwediſche General Banner commandirte. Das Feuer der Dänen jagte den Belagerten ſo großen Schrecken ein, daß ſie ſich gern ergeben hätten, wäre Banner nicht der Mann geweſen, dieſe Uebergabe um jeden Preis zu verhindern.

Während der Belagerung von Tönningen ging am

15. April, am Geburtstage Chriſtian's V., die feierliche Krönung ſeines Sohnes im Schloß zu Frederiksborg vor ſich. Die drei hierzu ernannten Biſchofe von Seeland, Jütland und Norwegen begaben ſich in ihrem ſchwarzſammetnen Ornate in die Schloßkirche, in der ſich zwei rothſammetne mit Gold geſtickte Baldachine erhoben. Mit dem Glockenſchlage Eilf begann die Krönungs-Prozeſſion, die durch den Hofmarſchall eröffnet ward. Im folgte der König, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Rechten, den Reichsapfel in der Linken. Sein mit Hermelin gefütterter Mantel von ſcharlachrothem Sammet war mit eingeſtickten Goldkronen überſäet. Die Schleppe des Mantels ward von dem Admiral-General Chriſtian Grafen Gyldenloew-Samſöe und dem Großkanzler Grafen Conrad von Reventlow getragen. Der rothſammetne Baldachin, unter welchem der König einherſchritt, wurde von vier Geheimräthen und Rittern des Danebrog-Ordens gehalten. Der Zug bewegte ſich über den Schloßplatz durch ein doppeltes Spalier der königlichen Garde zu Pferde.

In der Kirche angelangt, begrüßte ihn der Biſchof von Seeland, Dr. Heinrich Bornemann, mit einer kurzen Anrede.

Dem Könige folgte die Königin Louiſe, der ein Schwarm von Cavalieren und ihr Hofmarſchall voranſchritt. Auch der Baldachin der Königin ward von vier Danebrogsrittern getragen. Die Königin wurde vom Prinzen Karl, dem Bruder ihres Gemahles, geführt. Ihre Schleppe trugen die Großkanzlerin Gräfin von Reventlow und die Oberhofmeiſterin vo Bülow, welchen ſich der lange Schweif der übrige Hofdamen anſchloß, unter denen Fräulein von Viere durch die Strahlenkrone ihrer Jugend und Schönhe wie ein Stern unter Nachtlichtern hervortrat. — Auc die Königin ward am Eingange der Schloßkirche von Biſchofe von Seeland empfangen und unter de Klängen feierlicher Muſik bis zu den Stufen des zweiten Thrones hinbegleitet.

Nach Beendigung der Muſik hielt der Biſchof ein Predigt, worauf unter Begleitung der Orgel das „Ven Sancte Spiritus“ abgeſungen ward. Hierauf ſtieg de König vom Throne, näherte ſich dem Altare, beugt ſein Knie und wurde, nachdem er die drei Inſignie ſeiner Macht auf ein Kiſſen zu ſeiner Rechten niedergelegt, vom Biſchofe auf Stirn, Bruſt und rechter Han geſalbt, worauf dieſer nochmals eine Rede hielt, nac deren Beendigung die Muſik von Neuem begann Hierauf ward die Königin, dieſe aber nur auf Bruſ und Stirn geſalbt, wobei ſie die Krone aufbehielt Nach Beendigung dieſes religiöſen Actes kehrte di Prozeſſion um drei Uhr Nachmittags in oben beſchriebener Ordnung nach dem Schloſſe zurück.

Während die hohen Herrſchaften im Innern deſſelben prächtig zu tafeln geruhten, wurde drauße im Freien ein im Ganzen gebratener Ochſe dem Appetit des heißhungrigen Pöbels preisgegeben, wobei man zwei Fontainen ſpringen ließ, von denen die Eine rothen, die Andere weißen Wein (natürlich billigſter Sorte) ausgoß. — Und damit endete dieſe Ceremonie.

Am 2. Juni erſchien ein Heer von zwanzigtauſend Mann braunſchweig-celle'ſcher, hannöver'ſcher, ſchwediſcher und holländiſcher Hülfstruppen zum Entſatze der hartbedrängten Stadt Tönningen. Die Dänen wurden zum Rückzuge gezwungen.

Achtzehn Tage ſpäter erſchien im Sunde die vereinigte Flotte der Engländer und Holländer; ſie legte ſich auf die Rhede vor Kopenhagen, um durch ihr Erſcheinen und durch das Herannahen von zwölftauſend Mann Schweden, welche Karl XII. nach Seeland hinübergeführt, den König von Dänemark, der ſich von ſeinen Alliirten verlaſſen ſah, zu einem Frieden mit dem Herzoge von Holſtein zu nöthigen.

Unter dieſen Umſtänden ſah ſich Friedrich IV., nachdem ſeine Hauptſtadt dreimal (am 21. 27. und 30. Juni) von den vereinigten Flotten ſeiner Feinde bombardirt worden war, gezwungen, nach ſiebentägiger Conferenz ſeiner Abgeordneten am 18. Auguſt 1700 den Frieden zu Traventhal*) zu ſchließen.

In dieſem für Dänemark äußerſt unvortheilhaften Frieden wurden die Souverainetätsrechte des Herzogs von Holſtein neuerdings beſtätigt, ihm das unumſchränkte Recht eingeräumt, neue Feſtungen anzulegen, Truppen zu halten, ſo viel ihm deren gut dünkten, und jedes ihm vortheilhaft erſcheinende Bündniß ohne Genehmigung des Königs von Dänemark abzuſchließen.

---

*) Traventhal oder Travendahl liegt im Holſtein'ſchen, vier Meilen von Hamburg. Das dort befindliche Luſtſchloß gehörte dem Herzoge von Holſtein-Plöen.

Außerdem mußte Letzterer auch noch in den ſauerſten aller Aepfel beißen, dem Herzoge von Holſtein, ſeinem ehemaligen Vaſallen, eine Kriegsentſchädigung von 260,000 Reichsthalern zu bezahlen.

Der König, der am 1. September aus Holſtein nach Kopenhagen zurückgekehrt war, entblödete ſich nicht, am zweiten Tage ſeiner Ankunft die drei feindlichen Flotten zu beſichtigen, die ſich die Freiheit genommen hatten, einige Wochen zuvor ſeine Reſidenz zu beſchießen. Der engliſche Admiral Rock empfing Seine Majeſtät mit neun Kanonenſchüſſen und deſſen Mannſchaft begrüßte ihn mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ wodurch Seine Majeſtät ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlten. — Erſt am folgenden Tage kehrte Karl XII. von Kronberg nach Schonen zurück.

Der Anfang der Regierung Friedrich's IV. war alſo durchaus nicht glücklich; doch ſchien er ſich die Noth ſeines Landes nicht allzuſehr zu Gemüth zu nehmen und geruhte, ſich von ſeiner erſten Niederlage an der Seite Liſettens von Viereck zu erholen, deren Lächeln die Falten ſeiner Stirn zu glätten verſtand. Sie war es, die ſich dem Könige unter Anderm auch dadurch unentbehrlich zu machen wußte, daß ihre reizende Geſchwätzigkeit ihm ſtets die neueſten Neuigkeiten aus der Stadt, wie aus dem ganzen Reiche Dänemark hinterbrachte. Aus ihrem Munde erfuhr der König, deſſen verliebtem Ohre der Klang ihrer Sprache wie Muſik der Sphären klang, daß am 8. März 1701 zu Nyberg auf Fünen ein ziemlich alter Soldat, Namens Jakob Bording, geſtorben ſei, der, in der

Umgegend von Wiborg auf Jütland geboren, 24 Jahre den däniſchen Fahnen gedient und während dieſer Zeit mehr als einen Feldzug mitgemacht hatte. Erſt nach ſeinem Tode, als man ſeine Leiche ankleiden wollte, machte man die überraſchende Entdeckung, daß dieſer tapfere Soldat, der drei Jahre mit einem Frauenzimmer verheirathet geweſen, mit welchem er ſich zu Odenſe hatte trauen laſſen, auch nur ein Frauenzimmer geweſen war. Fräulein von Viereck fand dies höchſt drollig, und auch ihr Anbeter geruhte über die naive Art und Weiſe, wie ſeine junge Flamme ihm dies Alles zu erzählen wußte, herzlich zu lachen.

Dieſe reizende Schwätzerin verſtand aber nicht blos die Kunſt, den König in fortwährend guter Laune zu erhalten, ſie beſaß auch außerdem den Einfluß, ihn, ſo jung ſie auch war und ſo kokett und frivol ſie dem Scheine nach erſchien, das Herz des Königs zu mehr als einer guten Handlung hinzureißen. Wir finden in einer Handſchrift, daß unter allen männlichen Räthen Seiner Majeſtät es der Macht eines weiblichen Rathes vorbehalten geblieben ſei, den König zu bewegen, durch eine Verordnung vom 21. Februar 1702 die uralte Leibeigenſchaft der Bauern in allen Provinzen Dänemarks, wo ſie Jahrhunderte lang ſanctionirt geweſen war — auf Seeland, Falſter, Möen, Bogöe und den andern Inſeln — aufzuheben für alle Zeiten.

Man ſieht daraus, daß kluge, einſichtsvolle, mit Geiſt und Herz begabte Gunſtdamen der Könige bisweilen mehr Gutes durchzuſetzen im Stande ſind*), als die armen Königinnen, deren guter Wille oft ſo ſehr beſchränkt iſt und darum nur ſelten ausreicht, das Gute, das ſie **wollen**, auch wirklich **ins Leben zu rufen**. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die von **Chriſtian V.** eingeführte Unſitte, die Söhne des Vaterlands an auswärtige Souveräne zu verſchachern, wurde leider auch von **Friedrich IV.** nachgeahmt.

Im März des Jahres 1702 zog ein Heer von ſechstauſend Mann unter dem Oberbefehle Seiner Excellenz des Generalfeldmarſchall-Lieutenants **Chriſtian** Grafen **Gyldenloew-Samſöe** nach Italien, um — vereint mit den Kaiſerlichen unter dem Prinzen **Eugen** von Savoyen — gegen **Ludwig XIV.**, deſſen unerſättliche Eroberungsluſt den ſpaniſchen Erbfolgekrieg entzündet hatte, ihre Haut zu Markte zu tragen. Am 15. Auguſt bewährten die däniſchen Söldlinge ihre alte Tapferkeit und trugen zum Siege bei Luzara redlich das übrige bei. — Von Italien zogen ſie (ſpäter unter dem Commando des Generallieutenant **Harboe**) nach Ungarn, um dort gegen die Türken zu operiren.

---

*) Wer erinnert ſich dabei nicht der Marquiſe von **Pompadour**, deren allmächtigem Einfluſſe es gelang, den vierzehnten **Clemens** zu bewegen, durch ſeine am 21. Juli 1773 erlaſſene Bulle „Dominus redemptor noster“ den Orden der Jeſuiten aufzuheben, eine That, durch die ſie alle politiſchen Sünden, welche ſie während ihrer mehr als zwanzigjährigen Herrſchaft über den fünfzehnten **Ludwig** verübt haben mag, vollſtändig geſühnt hat.

Während ein Theil ſeines Volkes ſich für Andere ſchlug, überließ ſich der König mit dem ganzen Ungeſtüme ſeines Temperaments ſeiner Liebe zum Fräulein von Viereck, deſſen Schönheit auf Friedrich's Herz immer größern Einfluß gewann. — Die Königin, die mit Schrecken das Anwachſen der Macht ihrer jungen Nebenbuhlerin gewahrte, war nicht wenig betroffen, als ihr Gemahl, die Feſſeln des verhaßten Zwangs zerreißend, zur Feier ſeines Geburtstages (am 12. October 1703) Eliſabeth von Viereck ganz offen zu ſeiner Gunſtdame erklärte, zur Gräfin von Anderskow erhob und ihr ein jährliches, lebenslängliches Einkommen von dreißigtauſend Reichsthalern zuſicherte. — Ihr Vater, der churbrandenburgiſche Envoyé extraordinaire, deſſen weitherziges Gewiſſen ſich über die Verirrung ſeiner Tochter wenig oder gar keine Skrupel zu machen ſchien, erhielt gleich darauf (im Januar 1704) zur Belohnung ſeiner väterlichen Indifferenz das Großkreuz des Danebrog-Ordens mit Diamanten und der Deviſe: Tessera fidelium. —

Die Königin gerieth darüber aus ſich. Sie ließ ihren Beichtvater rufen und fragte, was in ſolchen Umſtänden zu thun ſei. — Abwarten, Majeſtät, rief der Confeſſionarius und blickte dabei voll Salbung gen Himmel.

Am 19. Juni 1704 wurde die Frau Gräfin von Anderskow von einem Knaben entbunden, welcher in der vom Hofprediger Jeſperſen vollzogenen Taufe den Namen ſeines königlichen Vaters erhielt.

Der Neid, die Eiferſucht, die Wuth der Königin überſchritt jetzt alle Mäßigung. Noch einmal ließ ſie den

Beichtvater rufen, deſſen Herz ſie durch den Strom ihrer Thränen zu rühren und zu bewegen ſuchte, ihrem untreuen Gemahle darüber Vorſtellungen zu machen und ihm mit allen Strafen der Hölle zu drohen, wenn er ſeinen ſündhaften Umgang mit der jungen Buhlerin nicht abbräche. Der fromme, ſchweigſame Mann adreſſirte ſie an den Troſt und an die Hülfe des Höchſten und ſchloß ſeine Ermahnung wiederum mit dem vielſagenden Rathe: Abwarten, Majeſtät, abwarten!

Ihre Majeſtät, die nun ruhig abzuwarten geruhte, ſah ſich, frühzeitig genug, in ihren ſtillen Wünſchen nicht getäuſcht. Am 29. März 1705 ſtarb, neun Monate alt, die im Schooße der Sünde erzeugte Frucht, und am 27. Juni deſſelben Jahres ſtarb auch der Baum dieſer ſündhaften Frucht, die Gräfin von Anderskow, im Alter von ſechsundzwanzig Jahren.

Der König war über den plötzlichen Tod ſeiner „kleinen Hexe" vierzehn Tage lang geradezu untröſtlich. Er verſchloß ſich in ſeine Zimmer und grollte der Vorſehung, deren rauhe Hand ihm die lachendſte Blüthe aus dem Kranze ſeiner Freuden entriſſen hatte. — In der Stadt erzählte man ſich heimlich, daß die Gräfin, wie Mademoiſelle de Fontanges am Hofe des großen Ludwig's, von einer Nebenbuhlerin oder einem ihrer Werkzeuge vergiftet werden ſei. Ihr Vater drang auf Secirung ihrer Leiche. Doch wußte man dies zu hintertreiben.*)

---

*) Adam Otto von Viereck, der Vater der Gräfin, ſtarb 1718 auf ſeinen Gütern in Dänemark. Ein Sohn

Friedrich wurde, nachdem er ihren Leichnam geküßt und ſeinen Schmerz ausgeraſ't hatte, nach kurzer Zeit wieder ruhig und ſuchte ſeit dem Tode des Fräuleins von Viereck Aufheiterung in der Liebe zur Kunſt, die durch ſeinen Umgang mit der florentiniſchen Marquiſe di Velbo in ihm wachgeküßt worden war. Auch hieraus ſieht man, daß alles Schlimme im Leben ſeine gute Seite hat. — Der König wurde ein großherziger Beſchützer der Künſte und trug durch dieſe Neigung nicht wenig dazu bei, ſein Reich und ſein Volk einem immer höhern Grade von Bildung und Civiliſation entgegenzuführen.

Auch die Königin, die nach dem jähen Tode ihrer Nebenbuhlerin die Bande der Eiferſucht abgeſtreift hatte, war nach und nach ruhiger geworden und zu der Ueberzeugung gelangt, daß jene unſelige Leidenſchaft nicht beſſert, ſondern in den meiſten Fällen die Sache verſchlimmert. Seitdem gönnte ſie ihrem Gemahle freiern Spielraum und tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß es allen ihren Vorgängerinnen auf dem Throne nicht beſſer als ihr ſelbſt ergangen war.

Das Herz der Könige iſt ſicher nicht von anderm Teige geknetet als jenes gewöhnlicher Menſchenkinder; wenn aber Untreue an den Höfen zahlreicher als im Kreiſe bürgerlicher Familien angetroffen wird, ſo liegt dies einzig und allein darin, weil bei Hofe die Ge-

---

deſſelben, ein Stiefbruder Eliſabeth's, florirte noch 1745, unter Friedrich dem Großen, als königlich preußiſcher Staatsminiſter und ſtarb am 11. Juli 1758.

legenheit dazu weit größer und die Verführung viel leichter iſt. Zu allen Zeiten und an allen Höfen ſind die mit Unrecht ſogenannten Ehrenfräulein die Baumſchule zukünftiger Gunſtdamen, der Hirſchpark der Maitreſſen geweſen. Sehr häufig ſind aus den Reihen des Adels eine Monteſpan, eine Chateauroux, eine Pompadour; aber ſelten nur aus Töchtern des Volkes eine Dyveke, eine Gwynn, eine Lichtenau hervorgegangen.

## Drittes Kapitel.

Die Schlachten bei Höchſtädt und Ramillies. — Differenz mit Holſtein. — Friedrich's Reiſe nach Italien. — Sein Aufenthalt in Venedig. — Seine Ankunft in Bologna und in Florenz. — Schweſter Magdalena u. ſ. w.

Den däniſchen Hülfsvölkern, die am 15. Auguſt 1702 dem Prinzen Eugen ſo weſentliche Dienſte bei Luzara geleiſtet hatten, folgten, unter dem Oberbefehle des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, zwanzigtauſend andere Dänen, die ſich zwei Jahre ſpäter am 13. Auguſt 1704 noch rühmlicher in der Schlacht bei Höchſtädt im bayer'ſchen Fürſtenthume Neuburg an der Donau auszeichneten. Mit Hülfe ihrer Tapferkeit trugen die Engländer und Oeſterreicher unter Marlborough und Eugen von Savoyen einen der glänzendſten Siege über die vereinigten Heere der Franzoſen und Bayern unter Marſchall Camille Tallard und dem Churfürſten Maximilian II. davon. Das däniſche Fußvolk, das äußerſte Ende des vom Prinzen Eugen befehligten rechten Flügels bildend, behauptete, ob es gleich dem heftigſten Feuer und ſtärkſten Angriffe von Seiten der Reiterei ausgeſetzt war, ſeine Stellung mit ſolchem Heldenmuthe, daß der brandenburgiſche General Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau die tapfern Dänen ſeinen Soldaten, die ſich zur Flucht anſchickten, als Vorbild aufſtellte, mit dem Befehle:

— Kehrt Euch, ſtellt Euch! Vergeßt nicht Eure Ehre, Generals und Fahnen! Seht wie tapfer die Dänen aushalten!

Nicht minder brav hielt ſich die däniſche Reiterei auf dem vom engliſchen Generale Coutts commandirten linken Flügel, der im vierten Treffen die Franzoſen aus dem Felde ſchlug und den Marſchall Tallard gefangen nahm*). — Die Dänen verloren in dieſer ſieggekrönten Schlacht über dreitauſend von den ihrigen. Zur Feier dieſes mit ſo vielem Blute erkauften Sieges ließ König Friedrich, der unterdeſſen friedlich daheim geblieben war, eine goldene Denkmünze prägen, auf welcher einerſeits Dänemark in gekrönter Frauengeſtalt dargeſtellt iſt, deren linke Hand auf einem Schilde ruht, welches drei Löwen zeigt, und deren Rechte nach einem Lorbeerkranze greift, den ihr die mit Trophäen geſchmückte Siegesgöttin überreicht. Oben lieſt man: „Maxima sed multo Danorum sanguine parta“ und unten im Abſchnitte: „Sociis Danorum Armis D. XIII. Aug. MDCCIV.“ Auf der Rückſeite zeigt ſich die Inſchrift: „Augustiss.

---

*) Tallard wurde nach England gebracht, wo er bis zum Jahre 1719 blieb. Nach ſeiner Rückkehr aus der Gefangenſchaft ward er zum Herzoge von Heſtun und durch den letzten Willen Ludwig's XV. zum Mitgliede des Regentſchaftsrathes ernannt.

Septentrionis Monarchae, Friderico Quarto, Patriae Patri, Rerum Restauratori, Foederum Servatori, missis in auxilium Confoederatorum Imp. Angl. et Batav. XX. Mil. Militum.

Am 8. September 1704 langte der engliſche Envoyé extraordinaire Lord Vernon in Kopenhagen an, um im Namen ſeiner erlauchten Souveränin, der Königin Anna Stuart, dem däniſchen Vermiether dieſer tapfern Hülfstruppen die Dankſagung ſeiner Monarchin zu überbringen. — Schon aus dieſem Umſtande geht hervor, daß der Antheil der Dänen an dem Siege von Höchſtädt in der That nicht unbedeutend geweſen ſein muß.

Am 28. Februar 1705 erneuerte Dänemark ſein Bündniß mit Großbritannien.

Am erſten Pfingſttage des Jahres 1706 (am 23. Mai) vergoſſen däniſche Hülfsvölker wiederum ihr Heldenblut für eine fremde Sache in der Schlacht bei Ramillies in Brabant. Hier war es, wo die däniſchen Miethlinge unter dem Commando des Generallieutenants Jürgen von Rantzau ſich neuen Lorbeer ſammelten und mit Hilfe ihrer tapfern Dragoner die ſogenannten Haustruppen Ludwig's XIV, ſeine Leibgarden — die grands-mousquetaires, die gardes du corps, die gensd'armes, die chevaux legers und die carabiniers — in die Flucht ſchlugen und dadurch einen großen Theil zum Gelingen dieſes Sieges beitrugen.

Gleich darauf beauftragten die Generalſtaaten von Holland ihren Feldmarſchall Overkerck, dem däniſchen Ober-General und den unter ihm ſtehenden Truppen den

Dank des Großpenſionärs und des ganzen Landes zu überbringen. — Auch die Königin Anna von England beeilte ſich, dem Könige von Dänemark und den von ihm geſtellten Hülfsvölkern in einem lateiniſchen Briefe, datirt vom 16. Juni 1706, die Gefühle ihrer Dankbarkeit auszudrücken.

„Wir haben nicht unterlaſſen können, ſchreibt die Königin, Ew. Majeſtät erkennen zu geben, wie groß die Dienſte ſind, die dieſe uns zur Hülfe herbeigeeilten, unüberwindlichen Truppen ſowohl uns als unſern Verbündeten geleiſtet haben. Denn es iſt nicht mehr als billig, daß Allen, die mit ſolcher Tapferkeit unter dem Schatten unſerer Fahnen gefochten, dafür auch von uns die wohlverdiente Ehre und der ihnen gebührende Ruhm zu Theil werde. Wir bezweifeln nicht, daß Ew. Majeſtät jenen Tapfern, die nicht weniger ſich ſelbſt, als der däniſchen Nation einen unſterblichen Ruhm erworben und ganz Europa einen ungeheuren Dienſt geleiſtet haben, mit Königlicher Huld gewogen bleiben werden."

Leider aber finden wir nirgends etwas, das darauf hinweiſ't, daß Friedrich IV. ſich jenen Tapfern gegenüber anders als durch ſpottbillige Redensarten dankbar bewieſen hat. So z. B. finden wir den Namen dieſes Rentzau's nicht in der Liſte der Elephantenordensritter. Man ſpeiſ'te ihn mit dem Danebrog ab, den man ſchon damals an Krethi und Plethi zu verſchleudern gewohnt war. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Der am 3. October 1705 erfolgte Tod des Biſchofs von Eutin und Lübeck, des Herzogs Auguſt Friedrich, hatte den holſteiniſchen Adminiſtrator, Herzog Chriſtian Auguſt, veranlaßt, das Bisthum mit allen Pertinenzien in Beſitz zu nehmen. Da aber nach dem Ableben des Erſtern das Lübecker Domkapitel den Prinzen Karl von Dänemark zu deſſen Nachfolger erwählt hatte, ließ König Friedrich IV. zur Wahrung der Rechte ſeines Bruders ein Heer unter dem Oberbefehle des Generalmajors von Paſſow nach Eutin vorrücken und am 30. December Feſtung und Stadt mit Sturm einnehmen.*) Durch Vermittelung des Kaiſers, der Königin von England und der Generalſtaaten von Holland verzichtete Prinz Karl, trotz der Eroberung Eutins, auf das Bisthum Lübeck und erhielt zur Entſchädigung ſeiner Anſprüche, von England ſowohl als von Holland, eine ziemlich bedeutende Jahresrente. Karl war alſo nur dem Namen nach Biſchof von Lübeck geweſen.

Nachdem auch dieſe Differenz beigelegt war, trat Friedrich IV. am 2. November 1708 ſeine zweite Reiſe nach Italien an.

Am 13. deſſelben Monats kam er mit einem zahlreichen Gefolge nach Leipzig und langte am 29. December unter dem Incognito eines Grafen von Oldenburg in Venedig an.

---

*) Bei dieſem Angriffe ward der Oberbefehlshaber ſo ſchwer verwundet, daß er kurz darauf ſeinen Geiſt aufgab.

Der nordiſche Gaſt brachte einen in Italien ſo außergewöhnlich ſtrengen Winter mit, daß ſelbſt die älteſten Bewohner der Dogenſtadt ſich keines ähnlichen zu erinnern wußten. Die Kälte war ſo anhaltend heftig, daß durch ſie vierzehn Tage lang die Freudenfeſte des Carnevals unterbrochen wurden. Deßwegen erhielt dieſer überrauhe Winter den Beinamen: „L'anno del Re Federico Quarto di Danimarca."

In Venedig war es, wo der König die Nachricht von dem Ableben des Prinzen Georg, des Gemahls der Königin Anna von England, erhielt.*) Dänemark und England ließen Denkmünzen auf ihn prägen.

Am Neujahrstage (1709) ſandte der Doge Ludovico Mocenigo im Namen der Republik Venedig eine aus dem Großkanzler und aus vier Senatoren des Marineordens, genannt Cavalieri della Stola d'oro, zuſammengeſetzte Deputation, um dem „Grafen von Oldenburg" in zwölf feſtlich geſchmückten Gondeln das Bewillkommnungsgeſchenk der Stadt als Zeichen ihrer Huldigung überreichen zu laſſen. Es beſtand aus Weinen und Erfriſchungen. Der König ſchenkte dem Hofmeiſter der Republik eine goldene Tabatière, dem Sprecher der Abgeordneten, dem Cavaliere Niccolò Grizzo, eine Medaille von hundertzwanzig Dukaten und den Gondelführern hundert Dukaten.

Friedrich verweilte den ganzen Carneval hindurch in der Marcusſtadt, die ihm zu Ehren eine Reihe der glänzendſten Feſte, eine Tombola und Regatta — eine öffentliche Lotterie und ein Gondelwettfahren auf dem mit orientaliſcher Pracht geſchmückte Canal grande — veranſtalten ließ.*)

---

*) Er ſtarb im Schloſſe zu Kenſington bei London. Von dreizehn mit der Königin Anna erzeugten Kindern überlebte ihn kein Einziger.

Eines Abends, als ſich der durch ſeine Galanterien auch in Venedig raſch bekannt gewordene „Graf von Oldenburg" auf dem Marcusplatze in die vom hellſten Sternenhimmel beleuchteten Maskengruppen miſchte, umſchwärmte ihn eine der reizendſten Colombinen Venedigs, luftig wie ein Roſenblatt, diaphan wie eine engliſche Banknote und muthwilliger als der Muthwille ſelbſt. Der König fand ſie außergewöhnlich anziehend. Er folgte ihr Schritt auf Schritt. Sie verſchwand wie ein flüchtiger Morgentraum, um gleich darauf als hellleuchtender Abendſtern bald unter den Arcaden, bald am Strande der Piazzetta wieder aufzutauchen. Sie ſchien ihren Verfolger zu kennen und vielleicht ſchon darum ihre koketten Zauber zu verzehnfachen, um den Mann des Incognito in die Maſchen ihres Netzes zu locken. Und dies gelang ihr denn auch. Als die muntere Schelmin, unruhig wie ein feu-follet, den König eine ganze Stunde hin- und hergehetzt hatte, verſchwand ſie endlich unter den

---

*) Marcheſe Ottieri erzählt im fünften Bande ſeiner Geſchichte (Seite 350), daß zu Ehren des Königlichen Beſuches im Arſenale in Gegenwart Seiner Majeſtät drei Bronze-Kanonen mit dem Namen des Königs und dem Tage ſeines Beſuches gegoſſen wurden, welche Friedrich ſpäter nach Kopenhagen kommen ließ.

Schatten der Procuratien. Als der König ihr ins Haus nachfolgte, riß ſie die Maske ab, und Friedrich erkannte zu ſeiner nicht geringen Verwunderung und Verlegenheit — eine der Nichten des Dogen Mocenigo. Er ſtotterte eine Art von Entſchuldigung. Sie aber lachte und ſagte:

— Ich danke freundlichſt für Ihre Begleitung.

Man ſieht, daß derlei mißglückte Abenteuer nicht blos Unſereinem, ſondern bisweilen auch Geſalbten, welche incognito zu reiſen pflegen, paſſiren können.

Am 6. März verließ er Venedig und langte über Ferrara und Malalbergo am Morgen des 10. in Bologna an, wo er drei Tage verweilte.

Schon am 21. Februar war der Senat von Bologna durch den Cardinallegaten Niccolò Grimaldi von der baldigen Ankunft des Königs unterrichtet worden und Tags darauf hatte er die beiden Senatoren Vincenzo Bargellini und Antonio Bovio, ſo wie die beiden Grafen Camillo Bolognetti und Vincenzo Ranuzzi als Abgeordnete gewählt, um Seine Majeſtät im Namen des Senates und der ganzen Stadt feierlich zu begrüßen. Dieſen Vier wurden als Mitvertreter der Stadt die Grafen Frangiotti und Giovanni Niccolò Tanara, Aleſſandro Fava, Girolamo Bolognetti, der Marcheſe Parigio Graſſi die Nobili Orazio Bargellini, Aleſſandro Sampieri und Giuſeppe Carlo Ratta beigegeben.

Hören wir nun, was Cancellieri (Seite 9) berichtet: „Ai 5 di marzo arrivò a Bologna M. Wolff,

consigliere di giustizia (?) e medico di Sua Maestà, dal quale si seppe, che il re sarebbe venuto per acqua. Onde subito furono allestite le barche, due delle quali erano dipinte e dorate per di fuori e coperte d'un padiglione vellutato. La prima era divisa dentro in due camere chiuse da doppie bussole di cristallo. La seconda conteneva un letto reale, ed amendue apparate di damasco, trinato d'oro, con placche d'argento appese alle pareti. I barcajuoli erano vestiti con giubbone e calzoni e berretta, all'uso di Venezia, di panno turchino, trinato d'oro; ed i cavalcanti vestiti di panno di color conforme.

Si ebbe aviso che ai 9 dopo la colazione, alle ore 18, sarebbe partito il re da Ferrara per Malalbergo. Perciò i senatori deputati, verso l'Ave Maria, con varie carrozze con mute a sei, accompagnati da' cavalieri loro colleghi, si portarono a Corticella. Ma il re pernottò a Malalbergo.

Nella domenica del 10 (marzo) alle ore 18 approdò il re alla Corticella, ove il senator (Vincenzo) Bargellini, come decano, lo complimentò. Dopo che il re montò in carrozza ed arrivò a Bologna a ore 20 circa, andando al palazzo destinatogli del senatore Vincenzo Ferdinando Ranuzzi, in mezzo a folto popolo. — Arrivato al luogo di sua dimora, fu ricevuto dalle tre dame Ranuzzi, cioè della contessa Maria Virginia Pucci, moglie del senatore Vincenzo, dalla contessa Anna Campeggi, vedova del senator Giovanni Carlo Ranuzzi, e dalla signora Orintia Ranuzzi in Ratta, ed anche del figlinolo del senator vivente. La Pucci diresse il complimento al principe, che subito andò a pranzo. La sera passò nel quartiere a pian terreno del palazzo, dove gli fu data una brillante e magnifica festa di ballo, nella quale il re apri la danza colla contessa Maria Virginia (Pucci), e vi si trattenne lietamente fino alle ore 5 della notte.

Agli 11 (marzo) disinò co' quattro senatori deputati, come avea fatto anche il giorno precedente. Dopo andò in una stufigilia al passeggio ordinato nella strada di Saragozza. Aveva alla sinistra il decano Bargellini; il Bovio occupava il terzo posto, ed il quarto il generale Ravenelò.*) — La sera si restituì al palazzo Ranuzzi, dove fu ripetuto il ballo.

Ai 12 andò a vedere il palazzo di Zola della famiglia Albergati: ed ivi fu accolto con magnificenza e con musica e rinfreschi.

Ai 13 il maresciallo di corte presentò un medaglione d'oro al senatore Ranuzzi, e poi partì il re per la via di S. Stefano alla volta di Toscana. A 3 ore dopo mezzo dì arrivò a Scaricalasino, dove fu trattato a lauto pranzo da'padri olivetani. Il corteggio bolognese l'accompagnò fino a Pianoro. Egli aveva 86 persone di seguito, 39 cavalli e due cani. Il senato gli fece il solito regalo di vini e comestibili. Il re lasciò di regalo 253 ungheri."

---

*) Reventlow.

Am 15. März langte der König in Florenz an. Hier war der Palazzo della Longara vom Cardinal Vincenzo Grimani mit der größten Pracht und dem reichſten Luxus für den Empfang des nordiſchen Gaſtes in Bereitſchaft geſetzt. Der alte Großherzog von Toscana, Cosmo III. von Medici, der für den König von Dänemark ſchon bei deſſen erſtem Aufenthalte in Florenz eine ganz beſondere Zuneigung gefaßt hatte, empfing ſeinen gern geſehenen Gaſt mit tauſend Aufmerkſamkeiten. Er ließ zur Erinnerung an deſſen feierlichen Einzug am Thore des Palazzo Salviati auf dem Corſo eine ſchwarze Marmortafel mit nachfolgender von Antonio Maria Salvini verfaßten Inſchrift anbringen:

Florentia
Adventu Friderici IV. Daniae et Norvegiae,
Regis Augusti Felicis,
Quod Eam sua praesentia Magnus Hospes impleverit
Augusta Felix
Anno S. MDCCVIII, mense Martio.

Damit nicht zufrieden, ließ der alte Mediceer, der mit väterlicher Liebe an ſeinem Gaſte hing, eine ſilberne Erinnerungsmünze prägen, auf welcher einerſeits das Bruſtbild des Königs mit ſeinem Namen und Titel, andererſeits eine Flotte mit der Ueberſchrift: Felicissimae adventu Florentiae und darunter Jahr und Tag ſeiner Ankunft zu ſehen ſind.

Nach ſechszehn Jahren ſah der König in Florenz nicht nur die reizende Marquiſe di Velho im Schooße ihrer Familie, im Kreiſe ihrer engelſchönen, muttergleichen Kinder wieder und erinnerte ſich der glücklichen Tage, die er in ihrer begeiſternden Nähe in den kunſtgeweihten Hallen des Palazzo Pitti und der Akademie degli Uffici ſo ſelig verträumt hatte; hier fand er auch im Kloſter der Carmeliterinnen zu Santa Maria Maddalena de'Pazzi ſeine erſte platoniſche Jugendliebe, jene ſchöne, geiſtreiche, ſittenreine Maria Maddalena Trenta wieder, deren wunderholdes Bild noch immer mit den brennenden Farben ungeſtillter Sehnſucht im Hintergrunde ſeiner Seele, im Heiligthume ſeiner theuerſten Rückerinnerungen aus dem Frühlinge ſeines Lebens ſtand.

Das, was ſich in dieſem Kloſter zwiſchen dem Könige von Dänemark und dieſer keuſchen Nonne aus Lucca zutrug, klingt ſo romanhaft, daß wir Alles, was darauf Bezug hat, nach den italieniſchen Quellen, die uns darüber zu Gebote ſtehen, wörtlich mittheilen wollen, um zu zeigen, daß das, was hier die Farben des Romanes an ſich trägt, auf rein geſchichtlicher Thatſache beruht.

Luigi Gualtieri, Diſpenſiere des Großherzogs von Florenz, berichtet über den erſten Beſuch des Königs im Kloſter der Carmeliterinnen:

„Tre giorni prima della Domenica di Passione, nell'anno 1708, il Re in una Carrozza a due Cavalli si portò col suo Cotrigiano, il barone Valter, al Monastero di S. Maria Maddalena de'Pazzi, per visitarvi la Monaca di Casa Trenta Lucchese, da esso nel primiero suo viaggio nell'Italia per la somma vivacità del suo spirito, ammirata del Secolo, e che dopo il di lui ritorno in Danimarca si era rilegata nel Claustro.“

Der Grund, weßhalb Signora Trenta, zwei Jahre nach Friedrich's erſtem Aufenthalte zu Lucca, ins Kloſter gegangen war, wird vom Marcheſe Ottieri folgendermaßen erzählt:

„Seppe, che aveva la Dama riconosciuta in sè stessa la vanità del mondo e la fallacia delle promesse degli Uomini, perchè il marchese Filippo Bentivoglio, poi Principe Ercolani Bolognese, essendo povero figliuolo, l'aveva assicurata di volerla sposare, e divenuto ricco, per la morte del Padre, non soddisfece alla promessa. Ella senza lagnarsi di lui, come altra Donna avrebbe fatto, si rivolse con fortezza e con risoluzione, a chi non le poteva mancare. Andò in Siena, per farsi Monaca e consagrarsi a Dio, nel Monastero del Santuccio; ma essendo chiamata dal fervore dello spirito, a vivere in uno stato Religioso, il cui primo istituto fosse di rinunziare intieramente alla propria volontà, anche nelle cose lecite e buone, ed ubbidire ciecamente alla Priora, passò da Siena a Firenze, e dopo molti contrasti, avuti per tenerezza di sangue tra Parenti, che proposero diversi partiti di Matrimonio, ella vestì l'abito delle Carmelitane nel Monastero di S. Maria Maddalena de'Pazzi, detto degli Angioli.“

Als der König „con la permissione tacita del reverendissimo Arcivescovo“ *) der frommen Carmeliterin ſeinen erſten Beſuch abſtattete, erzählte ſie ihm jenen oben angeführten Grund, weßhalb ſie ins Kloſter gegangen ſei, und wagte alsdann, ihm eine Bitte vorzutragen, die ihn mit Thränen erfüllte.

Signora Irenta muß in der That kein alltägliches Weib, „Schweſter Maddalena“ keine Nonne gewöhnlichen Schlages geweſen ſein, da ſie ſo viel Großmuth und Heroismus beſaß, beim Könige für die Begnadigung des zum Tode verurtheilten Fürſten Filippo Bentivoglio, deſſelben Mannes, der, nachdem er durch den Tod ſeines Vaters plötzlich reich geworden war, ſein ihr gegebenes Verſprechen, ſie zu heirathen, treulos gebrochen und ſie herzlos verlaſſen hatte, ein Wort der wärmſten Fürſprache einzulegen.

Ueber den Grund, weßhalb der frühere Anbeter der Signora Irenta vom Papſte zum Tode verurtheilt worden war, berichtet Francesco Valeſio in ſeinem „Diario“ folgendes Factum:

„Martedì 4 settembre 1703 Angelo Gavotti fu ucciso in un duello da Scipione Santacroce in Campovaccino, alla presenza del marchese Filippo Bentivoglio e del marchese Nereo Corsini. Mercoledì 5 il Gavotti fu esposto a San Nicola di Tolentino, ove fu umato nella cappella della

---

*) Der damalige Erzbiſchof von Florenz, der ſtillſchweigend dem Könige die Erlaubniß zum Beſuche des Nonnenkloſters ertheilt hatte, war Monſignor Tommaſo Bonaventura dei Conti della Gherardesca.

Madonna di Savona. È venuto fuori il seguente Madrigale:

„È morto il buon Gavetti,
Come già Cristo in Croce,
Da Scipion Santacroce,
In mezzo a due assassini,
Bentivoglio e Corsini.“

Santacroce und ſeine beiden Secundanten hatten gleich nach jenem Zweikampfe die Flucht ergriffen; ſie waren als Gavetti's Meuchelmörder zu Bologna in contumaciam zum Tode verurtheilt und ihre Güter zu Gunſten des päpſtlichen Fiscus confiscirt worden. Santacroce hatte ſich nach Wien, Corſini nach Florenz, Bentivoglio nach Venedig geflüchtet.

Für den Letzten dieſer Flüchtlinge, für den Mann, der ſie herzlos verlaſſen und um deſſenwillen ſie den Schleier genommen, verwandte ſie ſich beim Könige und beſchwor ihn bei ſeiner frühern Huld und Neigung für ſie, die ganze Macht ſeines hohen Einfluſſes beim Senate der Stadt Bologna, ſowie beim Papſte ſelbſt, geltend zu machen, um Letztern zu bewegen, das über den Fürſten Bentivoglio-Ercolani verhängte Todesurtheil und gleichzeitig das Decret, das die Confiscation aller Güter des Verurtheilten ausgeſprochen, im Gnadenwege aufzuheben und ihm die ſtrafloſe Rückkehr in ſeine Heimath zu geſtatten.

Schweſter Maddalena's Ueberredungsgabe, die ſo viel Herrſchaft über das Herz des Königs beſaß, daß ſie in ihm eine ſtille Hinneigung zum Katholicismus zu wecken im Stande war, vermochte durch den

Zauber ihres Geiſtes dem ehemaligen Bewunderer ihrer Schönheit das Verſprechen abzunehmen, ſich beim heiligen Vater, — Clemens XI. — für Bentivoglio's Begnadigung zu verwenden.

Der König, gerührt durch den Edelmuth, verſprach es ihr. Nachdem er der frommen Nonne noch mehrere Beſuche im Kloſter abgeſtattet und ſich oft ſtundenlang mit ihr in aſcetiſche Geſpräche vertieſt hatte, nahm er, ſo oft er ſie beſuchte, gerührten Herzens und mit Thränen in den Augen den zärtlichſten Abſchied von dem Gegenſtande ſeiner Jugendliebe, kam aber, angezogen von dem Reize ihrer religiöſen Unterhaltungen, immer wieder zu ihr.

Galluzzi, im vierten Bande ſeiner Geſchichte, erzählt in Bezug darauf (Seite 380):

„Il Re l'onoro frequentemente delle sue visite, godendo d'intrattenersi con essa in colloqui ascetici, e separandosi con le lagrime e con espressioni di parzialità per il Cattolicismo.“

Cancellieri (Seite 29) berichtet darauf Folgendes:

„Siegue a riferire il Gualtieri, che le mandò il suo Ritratto, circondata di Diamanti. Ma ella glielo rimandò, coll'aggiunta di un Crocifisso d'argento. Ritiratosi in disparte, si trattenne per lo spazio di due ore e mezza in colloquio con questa veramente pia ed esemplarissima Religiosa, durante il quale congregatesi in Coro tutte le altre Madri imploravano dalla Divina Maestà la grazia della sua conversione.“

Man ſieht alſo, daß die frommen Nonnen des Kloſters degli Angeli es auf nichts Geringeres, als auf des Königs vollſtändige Bekehrung zum Katholicismus abgeſehen hatten.

„Assicurò la medesima, che prima della sua partenza avrebbe ad essa fatto ritorno, e nel sortire dal Parlatorio fu osservato d'animo pensieroso e mesto, con qualche perturbazione della sua Corte.

Nel Lunedi di Pasqua portossi il Re nuovamente nella preaccennata forma alla visita della Monaca Trenta, e si trattenne seco in descorso dalle ore 20 e un quarto sino alle 23 e mezzo.“

Daß König Friedrich während dieſes mehr als dreiſtündigen Tête-à-tête unter vier Augen keine irdiſche Geſpräche geführt habe, dafür bürgt ſchon der Umſtand, daß die fromme Carmeliterin, obgleich noch immer ziemlich friſch, damals doch ſchon hart an der Grenze der Fünfziger Jahre ſtand.

„Il re volle in appresso gratificarla con un regalo di cinquecento Ungari in una Borsa di velluto.“

Daß Schweſter Maddalena nicht eigennützig war, geht wohl auch daraus hervor, daß ſie dies königliche Geſchenk von fünfhundert ungariſchen Dukaten, die er ihr in einer ſammetnen Börſe anzubieten ſich erlaubte, nicht annahm.

„Ma ricusatolo per motivo della sua Regola, escludente qualunque possesso in proprio, e solo in comune, fecelo presentare alla Madre Vicaria, per impiegarlo in beneficio del Monastero, che penuriando in estremo di vivere, e privo di ogni assegnazione per il suo sostentamento, 'si attribuì ad un nuovo miracolo di quella Santa.

Jenes Geldgeſchenk alſo, das ſie nach der ſtrengen Regel ihres Ordens zurückgewieſen hatte, nahm die Priorin zu Gunſten des Kloſters an.

„In questa occasione Sua Maestà le fece vedere il Crocifisso d'argento, che continuamente portava addosso. Stimolato egli dalla narrazione fattagli dalla preaccennata Religiosa della Vita e Santità di Suor Maria Maddalena de'Pazzi, sintrodusse, senza l'accesso di alcuno della sua Corte, nella Chiesa, per vederne il Corpo ed inclinatosi, o per atto di venerazione, o per impulso di curiosità, osservatolo con attenzione, attestò essersi il medesimo ben conservato".

Aus Dankbarkeit für jene fünfhundert Dukaten zeigte man alſo Seiner Majeſtät das ſilberne Cruciſix, das die heilige Maria Maddalena de'Pazzi, als ſie noch gelebt, auf ihrer Bruſt getragen hatte. Später ward auch ihm allein in der Kirche des Kloſters der einbalſamirte Leichnam jener florentiniſchen Heiligen gezeigt, den er — ſei es aus Verehrung oder aus Neugier — mit großer Andacht zu betrachten geruhte und den er gut erhalten fand. Letzteres war um ſo weniger zu verwundern, da dieſe Heilige erſt ſechsundvierzig Jahre zuvor (am 20. November 1661) geſtorben war.

„Ai 23 di Aprile, avvicinandosi il tempo della sua partenza, rivolse il passo verso il Convento di S. M. M. de Pazzi, per rivedere la Monaca

Trenta. Ad essa, in questa circostanza, ed in repulsa dell'oro, che ansiosamente le fu offerto, le furon regalate due Patenti di Capitano di Cavalleria, con facoltà di conferirle, a suo arbitrio, a due suoi Cugini o ad altri Parenti, e si esibì di raccomandargli per simile impiego all'Imperatore, qualora per il motivo della Religione eglino ripugnassero a militare sotto le sue Insegne."

Bei Gelegenheit ſeines letzten Beſuches alſo, den er am 23. April vor ſeiner Abreiſe der frommen Nonne abzuſtatten geruhte, ertheilte er ihr ſtatt des Geldes, das ſie zurückgewieſen, zwei Rittmeiſter-Patente mit der Vollmacht, dieſelben, ganz nach ihrem Gutdünken, auf zwei ihrer Vettern oder andere ihrer Anverwandten zu übertragen. Schweſter Maddalena befand ſich in Folge dieſer Huld in der für Ihresgleichen gewiß nicht allzuhäufigen Lage, zwei Cavallerie-Capitäne ernennen zu können. Und Falls dieſe aus Religionsrückſichten ſich ſträuben ſollten, unter Dänemarks Fahnen zu dienen, ſo verſprach der König, ſie in gleicher Eigenſchaft der gleichen Huld des Kaiſers zu empfehlen, was die fromme Schweſter im Intereſſe ihrer Verwandten dankbar annahm.

„Attestò alla medesima ed alla Madre Priora la sua benefica propensione verso il loro Monastero, insinuando loro, che nei bisogni di esse ricorressero a lui direttamente con ogni libertà, mediante le loro Lettere."

Es war nicht minder neu und ſeltſam, daß ein Monarch lutheriſchen Glaubens einer Carmeliterin ſeine wohlwollende Zuneigung für deren Kloſter dadurch zu erkennen gab, daß er ſie aufforderte, ſich, Falls es einmal nöthig ſei, mit aller Freiheit brieflich geraden Weges an Seine Majeſtät zu wenden.

„Terminano, fährt Cancellieri fort, le notizie relative a questi replicati abboccamenti col seguente Anedotto, riferito dal Frilli e riportato dall'egregio Sign. Domenico Moroni alla pag. 38. Seppesi, che nel licenziarsi colla Monaca Trenta, al Re ella dicesse, che le dispiaceva, non potergli dire: a rivederci in Paradiso, che stante la di lui Religione Luterana, non abjurandola, non poteva godere della gloria Celeste.“

Es iſt gewiß eben ſo ſeltſam, als intereſſant, dieſe geiſtreiche Nonne, deren frommes Bekehrungswerk mißglückt war, im Augenblicke des Abſchiedes in die Klage ausbrechen zu hören, wie ſehr ſie bedaure, ſich den Wunſch verſagen zu müſſen, ihn einſt im Paradieſe wiederzufinden, weil ſein lutheriſcher Glaube, bei welchem er ſtandhaft verbleibe, ihn des Glückes beraube, dort hinzukommen und daſelbſt mit ihr gemeinſchaftlich die himmliſchen Freuden des Wiederſehens zu theilen.

Friedrich IV. verließ am 24. April die Stadt Florenz und kehrte mit einer äußerſt glänzenden Begleitung am folgenden Tage durch die Porta di San Stefano nach Bologna zurück, einzig und allein, um ſein der Schweſter Maddalena gegebenes Verſprechen zu erfüllen und ſich beim dortigen Cardinal-Legaten und gleichzeitig durch ihn beim Papſte ſelbſt für die Begnadigung ſeines ehemaligen Nebenbuhlers Bentivoglio zu verwenden. Er ſtieg wiederum im Palazzo Rannucci ab.

Vier Tage ſpäter erſchienen in Bologna zwei Abgeſandte des eilften Clemens, ſeine beiden Brudersſöhne, die Fürſten Carlo und Aleſſandro Albani, um Seine däniſch-lutheriſche Majeſtät im Namen des heiligen Vaters nach der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, nach dem ewigen Rom, einzuladen, wo durch den Vicekanzler des heiligen Stuhles, Cardinal Pietro Ottoboni, der Palazzo Riario für den feierlichen Empfang des Königs in Bereitſchaft geſetzt war. Die Fürſten Albani überreichten ihm als Zeichen der Huldigung von Seiten ihres päpſtlichen Oheims ſiebenzehn prachtvoll eingebundene Rieſenfolianten, enthaltend die ausgewählteſten Landcharten und die in Kupfer geſtochenen Abbildungen der vorzüglichſten Alterthümer und Sehenswürdigkeiten Roms aus dem Nachlaſſe der Königin Chriſtine von Schweden, die dort (am 19. April 1689) im Schooße der alleinſeligmachenden Kirche geſtorben war und die irdiſchen Freuden mit jenen des Himmels vertauſcht hatte.

Friedrich bedauerte unendlich, aus Mangel an Zeit der Einladung des heiligen Vaters eben ſo wenig als jener Kaiſer Joſeph's I. nach Wien folgen zu können*); doch verweilte er ſo lange in Bologna, bis auf ſeine Fürſprache von Rom aus Bentivoglio's Begnadigung erfolgte.*)

---

*) Der Großkanzler Graf Reventlow war ſchon von Florenz aus nach Wien geſchickt worden, um dem Kaiſer die Entſchuldigung des Königs zu überbringen.

Dann aber verließ er nach einem ihm zu Ehren veranſtalteten Abſchiedsmahle und inmitten eines glänzenden Masken-Corſo, der in der Strada di San Stefano auf- und niederwogte, überglücklich in dem Bewußtſein, den Wunſch ſeiner frommen Jugendliebe, die ſich auf ſo edle Weiſe an jenem treuloſen Verräther Bentivoglio gerächt hatte, durch die Porta di San Felice Bologna la Grassa, um ſich nach Modena zu begeben.

Um die Erinnerung an ſeinen Aufenthalt in Palaſt Ranuzzi zu verewigen, ließ der Eigenthümer deſſelben im großen Marmorſaale unter einem von Gioſeffo Gambarini gemalten Bilde, die Abgeſandten des Senats der Stadt Bologna an König Friedrich IV. mit ſprechender Aehnlichkeit darſtellend, die goldene Inſchrift eingraben:

Fridericus IV.
Daniae . Norvegiae . Gothicae
Ac . Vandaliae . Rex
Ranutiae . Domus . Bis . Hospes
CIↃIↃCCIX **)

---

*) Fürſt Ercolani kehrte bald darauf nach Bologna zurück und ward noch im Laufe deſſelben Jahres als tribuno della plebe in den Magiſtrat gewählt.

**) Dieſe Inſchrift, gleichwie die zweite in dem Zimmer, in welchem Friedrich IV. geſchlafen hatte, iſt noch heutigen Tages dort zu ſehen. Letztere lautet:

Cancellieri entwirft (Seite 11) von der Perſönlichkeit des Königs folgende Schilderung aus jener Zeit.

„Questo sovrano, d'anni 39, era di statura meno che mediocre, quadrato di spalle, con petto rilevato, ristretto ne' fianchi, sostenuto da gambe minute, disinvolto, ma grave, con volto isoscelico, di fronte spaziosa, di ciglio biondo folto ed inarcato, d'occhio grande, di pupilla cerulea, di naso aquilino, con bocca ampia, con labbra sottili, dentatura bianca, mento ristretto, faccia magra, segnata di piccioli vajuoli, guancia scavata, color chiaro, incarnato. Portava una parruca bionda chiara e leggiera di capelli.“

Bevor wir Seine pockennarbige, eine blonde Perücke tragende Majeſtät über Vicenza und Trient nach Deutſchland zurückbegleiten, ſei es uns erlaubt, noch einmal zu jener frommen Nonne nach Florenz zurückzukehren.

Schweſter Maddalena ſcheint von den beiden Rittmeiſter-Patenten, die ſie der Huld des Königs zu verdanken hatte, guten Gebrauch gemacht und zwei ihrer Verwandten damit beſchenkt zu haben, denn in den Armeeliſten des däniſchen Heeres findet ſich ein Signor Stefano Francesco Trenta aus Lucca als Ge-

---

Friderico . IV
Daniae . Norvegiaeque . Regi .
Domus . Hospiti .
Quietis . Ac . Somni . Locus
MDCCIX.

neral aufgeführt. Dieſer General war ein Bruder des Dominicanermönches Fra Raimondo Trenta, welcher am 7. März 1767 in ſeiner Vaterſtadt Lucca ſtarb.

„E assai verisimile, ſchreibt Cancellieri (Seite 32) che l'indicato Generale Stefano Francesco fosse uno de'Cugini della Monaca, a cui il Re lascio due Patenti di Capitano di Cavalleria.“

Maria Maddalena Trenta, die verlaſſene Dido des Königs von Dänemark und des Marcheſe Bentivoglio, ſtarb (nach einem authentiſchen Berichte des florentiniſchen Geſchichtsſchreibers und Bibliographen Domenico Moreni) in einem Alter von achtzig Jahren, vier Monaten und neunzehn Tagen, nachdem ſie ſiebenundvierzig Jahre, einen Monat und ſechs Tage als Carmeliterin zuerſt im Kloſter del Santuccio zu Siena und dann im Kloſter der heiligen Maria Maddalena de'Pazzi in Florenz gelebt, nach einer Krankheit von fünfzehn Monaten, am 9. December 1740 im Geruche der Heiligkeit.

Wir haben bei der Schilderung dieſer jedenfalls anziehenden Perſönlichkeit und bei jener des Aufenthaltes des Königs von Dänemark in Italien etwas länger verweilt, ſchon aus dem Grunde, weil, ſo viel uns bekannt iſt, bis heute noch kein außer-italiniſcher Geſchichtsſchreiber dieſen intereſſanten Abſchnitt aus dem Leben Friedrich's IV. mit Angabe aller Details wiedererzählt hat.

# Viertes Kapitel.

Die Rückreiſe des Königs durch Deutſchland. — Friedrich's Aufenthalt in Dresden. — Gräfin Hoym-Coſel. — Seine Ankunft in Potsdam und Berlin. — Gräfin Kolbe-Wartenberg. — Friedrich's Vergleich zwiſchen dieſen beiden Gunſtdamen. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Seine Kriegserklärung an Schweden.

Am 21. Mai langte der König von Dänemark, heimkehrend aus Italien, in Nürnberg und, vier Tage ſpäter, in Dresden an. Hier wurde er von den Höflingen Friedrich Auguſt's des Starken, dem zweiten Sohne der däniſchen Anna Sophia, einer Tante Friedrich's IV., mit großer Feierlichkeit eingeholt und nach dem Schloſſe begleitet, wo ihn am Fuße der großen Treppe der König von Polen und Churfürſt von Sachſen mit anſtandsgemäßer Rührung empfing.

Der ſtarke Auguſt — damals neununddreißig Jahre alt — ſchwärmte zu jener Zeit für eine Landsmännin ſeines däniſchen Couſins, für jene eben ſo ſchöne, als geiſtreiche Anna Conſtanze von Brockdorff, die — ſeit 1699 mit dem ſächſiſchen Geheimenrathe Adolph Magnus von Hoym vermählt und ſpäter wieder geſchieden — im Jahre 1706 auf

Wunſch ihres königlichen Anbeters vom Kaiſer Joſeph I. zur Reichsgräfin von Coſel erhoben worden war.

Friedrich IV., der im Schloß zu Pillnitz die Bekanntſchaft dieſer damals allmächtigen Favoritin ſeines Couſins gemacht, fand an ihrer ganzen Erſcheinung ſo vieles Wohlgefallen, daß es nicht zu verwundern geweſen wäre, wenn auch der gute däniſche Vetter ſich in ſie allerhuldreichſt verliebt hätte.*) Er bedauerte unendlich, über keinen weiblichen Tugendorden verfügen zu können, um ſich das galante Verdienſt zu erwerben, die linke Achſel ſeiner mehr als verführeriſchen Landsmännin mit einem Großkreuze zu ſchmücken.

Friedrich blieb vier Wochen in Dresden. Er beſuchte faſt täglich in Begleitung des däniſchen Geſandten, Herrn von Rumohr**), das grüne Gewölbe, die ſchon damals berühmte Bildergallerie und die andern Sehenswürdigkeiten des ſchönen Elbflorenz. Abends ſah man ihn in Begleitung des ſächſiſchen

---

*) Eine reizende Schilderung dieſer holſtein'ſchen Aſpaſia findet man in Harthauſen's Memoiren, welche Herr Vehſe im fünften Bande ſeiner „Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen" (Seite 146 bis 189) ausführlich mittheilt.

**) Rumohr's Tochter und Erbin ſeines bedeutenden Vermögens vermählte ſich in Dresden mit Hans Haubold von Einſiedel, dem Oberhofmeiſter der Königin Mutter, Anna Sophia von Dänemark. — Später wurde Rumohr durch Herrn von Jeſſen, den natürlichen Sohn und Eidam Conrad Biermann's von Ehrenſchild, von ſeinem diplomatiſchen Poſten abgelöſ't.

Oberhofmarſchalls Waldemar Baron von Loewendal, der gleichfalls Däne war, in der italieniſchen Oper.

Das „Theatrum Europaeum“ berichtet, daß während der erſten vierzehn Tage des Aufenthaltes Seiner däniſchen Majeſtät am Dresdener Hoflager, nach Angabe der Thorzettel, mehr als ſechszehntauſend Fremde und darunter über zweihundert böhmiſche Grafen nach Dresden gelockt wurden durch die Salmigondis glänzender Feſtlichkeiten, die der ſächſiſche Churfürſt zu Ehren ſeines däniſchen Couſins zu veranſtalten geruhte.

. Der mehr als prachtvolle Götter- und Göttinnen-Aufzug, welchen Friedrich Auguſt der Starke im erſten Jahre ſeiner churfürſtlichen Regierung, im Carneval 1695, veranſtaltet hatte, mußte jetzt mit verzehnfachtem Aufwande noch einmal wiederholt werden. Es ſchien, als habe ſich, auf einen Wink des Königs von Polen, Griechenlands ganzer Olymp, die unabſehbare Schaar der mythologiſchen Götterclique auf das Dresdener Straßenpflaſter herabgelaſſen, um durch die luxuriöſe Pracht ſeines Aufzuges die Augen des Königs von Dänemark zu blenden.*) Alle Berichte jener Zeit ſind überfüllt mit den Schilderungen dieſer Feſte, welche in wenigen Wochen enorme Summen verſchlangen und manchen ſächſiſchen Krautjunker in unnütze Schulden verwickelten. Die „Frankfurter Relationen" berichten darüber: „Dieſe Luſtbarkeit wird ſich Niemand beſſer einbilden können, als der es (!) mit angeſehen oder aus ſeinem Beutel dazu contribuiren müſſen, denn mancher redliche Cavalier, der die ſchwediſche langwierige Viſite (in Sachſen) noch in betrübtem Andenken empfindet, bei der Luſtbarkeit mehr als 1000 Thaler verwendet hat, obſchon er lieber zu Hauſe geblieben wäre, als daß er mit betrübtem Herzen und großen Unkoſten ein Götter-Ballet tanzen helfen."

---

*) Bei dieſer Göttermaskerade erſchien Friedrich IV. als Jupiter, Auguſt der Starke als Apollo und die Gräfin Coſel als — keuſche Diana, begleitet von einem zahlreichen Nymphenchore und einer Muſikbande. Auguſt's Gemahlin, Chriſtine Eberhardine von Kulmbach, figurirte dagegen als anſpruchsloſe Veſtalin im Tempel der Veſta.

Während des Aufenthaltes Friedrich's IV. erſchienen in Dresden drei Geſandte, um, im Namen ihrer erlauchten Souveräne, die beiden Friedriche nach Hannover, Wolfenbüttel und Schwerin einzuladen. Die hohen Herrſchaften geruhten, dieſe Einladungen abzulehnen, weil es ihnen an Zeit gebrach.

Zur Feier der Anweſenheit des Dänenkönigs ließ der Polenkönig eine Denkmünze prägen, auf welcher einerſeits das Datum von deſſen beglückender Ankunft in Dresden (XXV. Mai 1709) und andererſeits ein durch ein Band verbundener Stern und Elephant mit der Ueberſchrift: „Conjugit amor Fridericos" zu ſehen iſt. Der Stern bezieht ſich auf Sachſen, der Elephant auf Dänemark.

Am 1. Juli verließ Seine däniſche Majeſtät in Begleitung Seiner polniſchen Majeſtät die Stadt Dresden, um ſich gemeinſchaftlich an den Hof König Friedrich's I. von Preußen zu begeben.

Am folgenden Tage langten die „hohen Herrſchaften" zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends im Verſailles der Könige von Preußen, in dem damals noch ziemlich triſten Potsdam an, wo an demſelben Tage (wahrſcheinlich zur größern Feier ihrer beiderſeitigen Ankunft) einige Stunden zuvor die Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von einem Töchterlein entbunden worden war. — Der Däne Buſſäus ſchreibt in Bezug auf dieſe Zuſammenkunft der drei Friedriche: „Dieſes war ſonſt eine ſehr rare Begebenheit, auf einer Zeit drei gekrönte Häupter, von drei unterſchiedlichen Religionen, die auch alle drei den Namen Friedrich führten, in einem ſo vertrauten Umgang zu ſehen." —

Wie Friedrich IV. in Pillnitz die verlockende Bekanntſchaft der Gräfin Hoym-Coſel gemacht hatte, ſo ward ihm in Berlin die hohe Ehre zu Theil, die nicht minder gefährliche Bekanntſchaft der Gräfin Katharine von Kolbe-Wartenberg zu machen, die ſich damals der ganz beſondern Huld des Königs von Preußen zu erfreuen hatte. Letztere gefiel ihm noch weit mehr als die Erſtere. Er machte ihr eifrig den Hof, ſchloß ſich dem Phalanx ihrer heimlichen Anbeter an und ſchenkte ihr unter Anderm ſein in Diamanten eingefaßtes Miniaturbild, mit welchem ſie, ungefähr vier Jahre ſpäter, ſich am Hofe Ludwig's XIV., unverſchämt genug, zu brüſten erlaubte.

Von ſeinem vertrauten Günſtlinge und Reiſebegleiter, dem Grafen von Ahlefeldt, befragt, welche von dieſen beiden Lais ihm beſſer gefalle, erwiederte Seine däniſche Majeſtät: „Die ſchwärmeriſche Coſel verhält ſich zur luſtigen Wartenberg, wie der Frauenkopf eines Carlo Dolce zu dem Frauenkopfe eines Salvator Roſa. Ich, für meinen Theil, ziehe Letztern vor.“

Der König von Dänemark verweilte vierzehn Tage in Potsdam. Am 12. Juni hoben die drei Friedriche die Tochter der Kronprinzeſſin Sophie Dorothea von Hannover aus der Taufe. Dieſe Kleine, die den Namen Friederike Sophia Wilhelmine erhielt, war Friedrich's des Großen Lieblingsſchweſter, welche ſich, zweiundzwanzig Jahre ſpäter, am 20. November 1731 mit dem Erbprinzen und nachmaligen Markgrafen Friedrich von Baireuth vermählt und durch ihre geiſtreichen „Mémoires, écrits de sa main“ *) rühmlich bekannt gemacht hat.

Auch auf dieſe Taufe wurde eine Medaille geprägt, auf deren Vorderſeite ein Triangel mit den Bruſtbildern der drei Friedriche mit deren Namen und Titel, nebſt der Unterſchrift: „Felicitas nostri seculi“ (Die Glückſeligkeit unſeres Jahrhunderts) zu ſehen iſt. — Auf der Rückſeite lieſ't man die Inſchrift: In memoriam conventus trium Regum Fridericorum et baptismi, in quo pro Friderica Sophia

---

*) Ihre Denkwürdigkeiten erſchienen 1810 zum erſten Male in Braunſchweig, wurden gleichzeitig ins Deutſche und 1826 auch ins Engliſche überſetzt. Die erlauchte Verfaſſerin dieſer Memoiren ſtarb am 14. October 1758.

Wilhelmina, Princ. Haered. Reg. Boruss. Filia Primogenita, fidem dabant Berolini XII. Jul. MDCCIX.

Vier Tage nach jener Taufe trat der König von Dänemark die Rückreiſe nach ſeinen Staaten an.

Am 19. Juli traf Friedrich IV. in Oldeslo und Tags darauf in Rendsburg ein. In letztgenannter Stadt verweilte er einige Tage. Der damalige Adminiſtrator von Holſtein, Seine Durchlaucht Herzog Chriſtian Auguſt von Schleswig, hatte ſich daſelbſt eingefunden, um dem Könige ſeine Huldigung darzubringen. Bei dieſem feierlichen Anlaſſe ertheilte ihm Friedrich den Elephanten-Orden. Gleichzeitig wurden hier der General-Lieutenant Jürgen von Rantzau, die General-Majore Schoenfeld und Kragh, die Etatsräthe Lerche und Roſenkrantz, ſowie der Geſandte von Stöcken zu Danebrogs-Rittern ernannt.

Am 27. Januar traf Seine Majeſtät „friſch und geſund, zu der Unterthanen allgemeiner Freude," in Frederiksberg ein. — Auch zur Erinnerung ſeiner Rückkehr ließ das überglückliche Land gleich zwei Denkmünzen auf einmal ſchlagen. Auf der Vorderſeite der Einen prangt ein gekrönter Adler, der ins Neſt ſeiner verlaſſenen Brut zurückkehrt, welche Hälſe und Schnäbel ihm entgegenſtreckt, mit der Umſchrift: „Nunc laetiores" (Nun ſind ſie wieder heiterer). Die Rückſeite zeigt den gekrönten Vogel im Neſte ſeiner Jungen mit der Ueberſchrift: „Et alit et tegit" (Er ernährt und beſchirmt ſie). Unten im Abſchnitte lieſ't man: „Fausto sidere factus" (Zu glücklicher Zeit geſchehen). Auch die zweite dieſer Medaillen feiert deſſen Rückkehr durch eine ähnliche Schmeichelei.

Drei Wochen nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt erſchien an allen Straßenecken Kopenhagens eine königliche Verordnung, die auf die ſittlichen Zuſtände jener Zeit einen finſtern Schlagſchatten wirft. Das Ausſetzen neugeborener, meiſtentheils außer der Ehe erzeugten Kinder veranlaßte den Landesvater, ein ſtrenges Edict gegen dieſe unchriſtliche Ausſetzung zu erlaſſen, unter Androhung, daß Jeder, der fortan dieſe Verordnung überſchreiten würde, am Leben geſtraft werden ſollte. Erſt einer ſpätern Zeit blieb es vorbehalten, durch Einführung eines Findelhauſes dem von Jahr zu Jahr überhandgenommenen Kindermorde und dem chineſiſchen Ausſetzen der Neugeborenen ein wirkſames Ziel zu ſetzen, einen chriſtlichen Damm zu ziehen. Wir werden in einem der ſpätern Bände auf die Gründung des erſten Findelhauſes in Dänemark zurückkommen. Für jetzt erlauben wir uns, nur ſo viel zu bemerken, daß jedes Findelkind in Dänemark damals noch für unehrlich angeſehen wurde, während es nach ſpaniſchem Geſetze als adelig betrachtet wird, weil man dort von dem echtcaſtiliſchen Grundſatze ausgeht, daß es ein kleineres Unglück ſei, hundert Bürgerliche als Adelige anzuerkennen, als einen einzigen Adeligen der Vorrechte ſeiner Geburt zu berauben! „Kisum teneatis amici,“ ſagte ſchon Juvenal.

Vier Tage nach jener merkwürdigen Verordnung wurde (am 24 September) das von Friedrich III.

und ſeinem Miniſter Griffenfeldt verfaßte Kongelov oder Königsgeſetz vom 14. November 1665 auf Befehl Friedrich's IV. publicirt.*)

Am 27. September gab der König eine Amneſtie zu Gunſten einiger, von ihren adeligen Gutsherren bis auf das Blut gepeinigten Bauern, die aus den Kirchſpielen Ballum und Ganeslöv entwichen waren.

Einen Monat ſpäter (28. October) erſchien ein gedrucktes Manifeſt, in welchem Friedrich IV. dem zwölften Karl von Schweden, „dem tollen Alexander des Nordens“ den Krieg erklärte.

Das Warum erzählt das nachfolgende Kapitel.

---

*) Vergleiche Band III. Seite 39.

# Fünftes Kapitel.

Krieg zwischen Dänemark und Schweden. — Die Dänen landeten Schonen. — Schlacht bei Helsingborg. — Treffen in der Kjöger Bucht. — Die Pest in Kopenhagen. — Die Dänen blockiren Wismar und Rostock. — Die Belagerung von Stade. — Schlacht bei Gadebusch. — Die Schweden fallen in Holstein ein. — Uebergabe von Tönningen. — Einführung des ersten Papiergeldes in Dänemark. — Karl's des Zwölften Rückkehr aus Bender. — Seine Ankunft in Stralsund. — Belagerung dieser Stadt. — Niederlage der Schweden in der „Kolberger Haide."

Der äußere Vorwand jenes Krieges, der nach dem „ewigen" Frieden zu Lund, nach einer Ruhe von dreißig Jahren, zwiſchen den beiden Schweſterländern Skandinaviens von Neuem aufloderte und eilf lange Jahre ſeine verheerende Geißel mit gleicher Wuth zu Waſſer und zu Lande ſchwang, war die Genugthuung, welche Dänemark für eine Beleidigung verlangte, die Schweden einzelnen Schiffen der Dänen im Sunde zugefügt haben ſollte. Aber der eigentliche innere Grund zu dieſem Kriege lag in dem Ehrgeize **Friedrich's** IV., der ſich mit der Hoffnung trug, in jenem Augenblicke, in welchem **Karl's** XII. glänzende Siege in Sachſen, Livland und Polen mit ſeiner am 27. Juni 1709 erlittenen Niederlage zu Pultawa geendet und ihn zur Flucht nach Bender gezwungen hatten, Schwedens hülfloſe Lage zu benutzen, ihm die Schonen'ſchen Provinzen zu entreißen und dieſe „koſtbaren Perlen" von Neuem der Krone Dänemarks einzuverleiben.

Vierzehn Tage nach der von Friedrich IV. ausgegangenen Kriegserklärung landeten ſechszehntauſend Dänen unter dem Oberbefehle des Generalmajors und Obriſten der Leibgarde, Grafen Chriſtian Detlev von Reventlow, und unter dem Schutze ihrer Flotte, von Kronborg aus ohne Schwierigkeit in Schonen und überrumpelten Tags darauf (12. November 1709) Helſingborg. Am 23. Januar des folgenden Jahres nahmen ſie Chriſtianſtadt und, ſechs Tage ſpäter, Carlshafen. — Der ſchwediſche Ober-General, der eben ſo kühne als tapfere Graf Magnus Stenbock, der in größter Eile ein Heer von zwanzigtauſend Mann zuſammengebracht hatte, rückte nun gleichfalls in Schonen ein und lieferte dem Feinde am 10. März 1710, bei dem Edelhofe Bolskiöb, ein Treffen, das die däniſchen Gäſte zum eiligſten Rückzuge nach Helſingborg und von dort zurück nach Seeland zwang. Die einzige Trophäe, die ſie aus Schonen mitbrachten, war der ſchwediſche General-Lieutenant Burenſkiold, den ſie als Geißel mit ſich fortgeſchleppt hatten.

Dieſe Schlacht, in welcher nach Buſſäus'ſcher Angabe über viertauſend Dänen und Schweden und mehr als hundert Officiere der Erſtern auf dem Schlachtfelde zurückblieben, war aber nur ein blutiges Vorſpiel zu jenem Schreckensdrama, das ein Decennium hindurch langſam fortwüthete.

Die däniſche Flotte, die, über 30 Schiffe ſtark, unter dem Commando des General-Admirals Ulrich Chriſtian Gyldenloew (des zweiten Sohnes der Gräfin Samſöe) am 16. Juni in der Oſtſee erſchienen war, ſtieß erſt am 4. October mit der kaum 20 Schiffe ſtarken Flotte der Schweden in der Kjöger Bucht zuſammen. Hier entſpann ſich ein Treffen, in welchem die Dänen „die drei Kronen", das Admiralſchiff mit 100, und die „Ulrike Eleonore", das Vice-Admiralſchiff mit 80 Kanonen, in den Grund bohrten. Aber auch die däniſche Flotte büßte eines ihrer beſten Schiffe, den „Danebrog" mit 86 Geſchützen ein. Dieſes Schiff, deſſen Hintertheil gleich zu Anfange des Kampfes in Brand gerathen war, wurde, während die Flammen immer weiter um ſich griffen, von dem heldenmüthigen Commandeure Hvitfeld ſo lange vertheidigt, bis das Feuer in dem Augenblicke, als es die Pulverkammer ergriff, den ſchwimmenden Vulcan mit ſeinem wackern Vertheidiger Hvitfeld, dem Generalkriegs-Commiſſäre Ole Hanſen und ſiebenhundert andern Menſchenleben in die Luft ſchleuderte.

Beide Flotten, arg zugerichtet, zogen ſich zurück. Beide ſchrieben ſich den Sieg zu, der im Grunde unentſchieden blieb. Von Seiten Dänemarks gehörte aber ein hoher Grad von Selbſtverblendung dazu, dieſen zweifelhaften Sieg durch Prägung einer Denkmünze verherrlichen zu laſſen, auf welcher man zwei Flotten ſieht, von denen die Eine (natürlich die Schwediſche) die Flucht ergreift, mit der Umſchrift: „Venit tumida, vidit attonita, fugit trepida" (Stolz kam ſie, beſtürzt ſah ſie — d. h. Dänemarks Seemacht — und zitternd floh ſie).

Wenn man aber alle Medaillen, die derlei großmäulige Fanfaronaden verewigen ſollen, einſchmelzen wollte, blieben nur wenige dieſer in Erz gegoſſenen Lügen übrig; Metall iſt eben ſo geduldig als Papier.

Vier Monate nach jenem ſo unnütz vergoſſenen Menſchenblute brach am 11. Januar 1711 in Dänemarks Hauptſtadt, gleichſam als Gottesgeißel, eine Peſt aus, die, nachdem ſie zuerſt in Helſingöer und den umliegenden Dörfern gewüthet hatte, im Vereine mit dem aus der vorjährigen Feldſchlacht von Helſingborg herübergeſchleppten Spitalfieber, bis zum Ausgange dieſes unheilvollen Jahres nicht weniger als 22,535 Menſchenleben hinwegraffte.

Im Juli dieſes Peſtjahres begab ſich König Friedrich nach Holſtein, von wo aus ein Heer von 27,000 Dänen, das er in der Umgegend von Hamburg gemuſtert hatte, durch Mecklenburg bis nach Pommern vordrang, um ſich dort mit ſeinen ſächſiſch-polniſchen und ruſſiſchen Bundesgenoſſen zu vereinen und — Drei gegen Einen — Schweden von dieſer Seite her anzugreifen. Sechstauſend Dänen unter dem Commando des General-Lieutenants Leegard blockirten Wismar und beſetzten Roſtock, in welchem der König von Dänemark ſein Hauptquartier aufſchlug.

Am 28. Auguſt fiel Dammgarten nach zweitägigem Kampfe in den Beſitz der Dänen, während die ſächſiſch-polniſchen Truppen Friedrich Auguſt's Demmin, Trettau und Anclam eroberten.

Am 7. September erſcheinen die beiden Alliirten vor Stralſund, das, gleich Wismar, blockirt wurde.

Gegen Ende deſſelben Monats wagte eine kleine Escadre der däniſchen Flotte, geführt von dem Vice-

Admiral Sehestedt, einen Angriff auf Rügen, um die ſchwediſchen Schiffe aus der Greifswalder Bucht herauszutreiben, was Jenen nach kurzem Widerſtande glücklich gelang.

Am 5. December machte die gegen viertauſend Mann ſtarke Beſatzung von Wismar unter Führung ihres Befehlshabers, des Generalmajors Martin Schulze, einen Ausfall, deſſen Erfolg ſo unglücklich für die Schweden ausfiel, daß über fünfhundert Mann der Ihrigen getödtet, gegen zweitauſend Schweden in däniſche Gefangenſchaft geriethen und von der ganzen Beſatzung kaum zwölfhundert Mann die Feſtung erreichten. Unter den gefallenen Dänen, deren Zahl auf kaum zweihundert angegeben ward, befand ſich der Brigadier von Bülow.

Vier Tage nach dieſem Ausfalle begann unter dem Commando des Generals Jürgen von Rantzau die Beſchießung der Feſtung Wismar, welche das feindliche Feuer, das einige Tage fortſpielte, ſo tapfer erwiederte, daß die Dänen ſich endlich genöthigt ſahen, die Blokade aufzuheben

Heer und Flotte der Dänen bezogen die Winterquartiere. Letztere begab ſich von Greifswalde nach Carlshafen.

Dieſer unſelige Krieg legte den Dänen neue Opfer auf. Am 26. Februar 1712 erſchien ein königlicher Befehl, der von jeder Tonne Hartkorn eine Kriegsſteuer von drei Mark Däniſch eintrieb*, und am 2. März ein zweiter Befehl, laut welchem jeder Gutsherr von je 140 Tonnen Hartkorn des Ertrages ſeiner Güter einen Soldaten zu ſtellen ſich gezwungen ſah.

Im Juli ſetzten ſechszehntauſend Dänen über die Elbe, landeten am 1. Auguſt im Stifte Bremen und ſchickten ſich, acht Tage ſpäter, zur Belagerung der Hauptfeſtung Stade an. Am 6. September begann das Bombardement, welches damit endete, daß, ſchon Tags darauf, der ſchwediſche Commandant, General-Major Carl Adam von Stackelberg, capituliren und die ganze, durch die Peſt decimirte Beſatzung zurücklaſſen mußte.

Scholten wurde däniſcher Seits zum Gouverneur und General-Major von Endten zum Commandanten dieſer Feſtung ernannt. Auch die Einnahme von Stade, welcher Friedrich IV. perſönlich beigewohnt hatte, wurde durch Prägung zweier Denkmünzen verherrlicht, deren Inſchriften wenigſtens etwas beſcheidener als die frühern Medaillen dieſer Art ausfielen.

Nach Stade's Uebergabe fiel das ganze Stift Bremen und Verden in den Beſitz der Dänen.*) Friedrich kehrte am 19. September von Bremen nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zurück.

Am 23. deſſelben Monats ſegelte die 22 Orlogsſchiffe zählende Danebrogsflotte, geführt vom General-

---

*) Drei Jahre ſpäter (1715) trat Friedrich IV. die beiden Herzogthümer Bremen und Verden gegen eine Kaufſumme von acht Tonnen Goldes dem Könige Georg von Großbritannien und Churfürſten von Hannover ab, der ſich der Allianz gegen Schweden anſchloß.

Admiral **Gyldenloew**, an Bord des „Elephanten“ von Neuem nach der Inſel Rügen ab, um der 24 Schiffe ſtarken Flotte der Schweden unter dem Commando des General-Admirals **Hans Wachtmeiſter** ein Treffen anzubieten. Letzterer aber zog es vor, einem Kampfe auszuweichen und ſich nach Carlskrona zurückzuziehen.

Drei Tage ſpäter rückten dreizehntauſend Schweden unter dem Oberbefehle des Feldmarſchalls Grafen **Magnus Stenbock** in Pommern ein, vereinigten ſich mit den zehntauſend Mann, die ſich auf Rügen und in Stralſund befanden, und marſchirten der däniſchen Armee entgegen, die, geführt von **Friedrich IV.**, aus Holſtein nach Mecklenburg vorgedrungen war.

Am 4. November durchbrachen die Schweden die Linie der ſächſiſchen Hülfsvölker, zwangen ſie zu feigem Rückzuge und drangen nun von Pommern aus ungehindert ins Mecklenburgiſche Gebiet ein. **Stenbock** bemächtigte ſich der Stadt Roſtock.

Während die alliirten Truppen des Königs von Polen und des Kaiſers von Rußland den Krieg nach Schweden hinüberſpielten, entſpann ſich am 20. Decbr. zwiſchen den Dänen und Schweden, vier Meilen von Wismar, bei Gadebuſch eine blutige Schlacht, die, von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags von beiden Seiten mit äußerſter Hartnäckigkeit fortgeführt, ſich durch das Uebergewicht der ſchwediſchen Artillerie und durch die Tapferkeit der Dalekarlier endlich zu Gunſten des Feldmarſchalls **Stenbock** entſchied. Däniſcher Seits blieben mehr als zweitauſend Soldaten, eine ziemlich bedeutende Anzahl tapferer Officiere und unter Letztern General-Major Daa, Obriſt Werner, Obriſtlieutenant Langhorn und die Hauptleute Cremon und Glaſſow als Todte auf dem blutgetränkten Schauplatze dieſer Niederlage. Aber faſt eben ſo groß war der Verluſt auf der Seite der ſiegreichen Schweden. Auch ſie verloren über fünfzehnhundert Mann und ſechs ihrer Obriſten. General-Lieutenant von Dücker wurde ſchwer verwundet.

Das geſchlagene Heer der Dänen zog ſich nach Roggendorp zurück. Stenbock aber begab ſich mit mehr als fünfhundert Gefangenen, unter denen ſich General Mörner befand, nach Wismar. Von hier rückte er nach Lübeck, überſchritt die Trave und fiel, neun Tage nach der Schlacht bei Gadebuſch (gerade als die Sonne eben im Zeichen des Steinbocks ſtand) in Holſtein ein, das gebrandſchatzt ward. Am 7. Januar 1713 ließ er Altona, obgleich es ihm eine Brandſchatzung von fünfzigtauſend Thalern bewilligt hatte, in Brand ſtecken und — bis auf eine Kirche und die jüdiſche Synagoge — in Aſche legen.

Stenbock folgte dem Laufe ſeines Glücksſterns. Er fiel in die Marſch ein, ſchrieb überall ſchwere Brandſchatzungen aus, ſetzte — verfolgt von den vereinigten Heeren der Ruſſen, Polen und Dänen — über die Eider, die der Winter in eine Eisbahn verwandelt hatte, und warf ſich in die Feſtung Tönningen, die ihm auf Befehl des holſtein'ſchen Adminiſtrators, des Fürſten Chriſtian Auguſt, der auf die Seite der Schweden trat, von dem commandirenden General-

Major Zacharias Wolff am 14. Februar übergeben wurde.

Unterdeſſen überſchritten auch die Heere der Alliirten den Eiderſtrom, bemächtigten ſich des Paſſes Friedrichſtadt, umzingelten Tönningen und ſchnitten den Schweden dadurch alle Zufuhr ab.

Der König von Dänemark, empört über die Felonie des Fürſten Chriſtian Auguſt, der den Schweden einen ſo ſichern Zufluchtsort geöffnet hatte, nahm durch ein Patent vom 13. März 1713 den ganzen gottorp'ſchen Antheil der beiden Herzogthümer Schleswig-Holſtein in Beſchlag, ſtrafte den Bruch des von Chriſtian Auguſt erſt kurz vorher erneuerten Neutralitäts-Verſprechens durch Ausſchreibung harter Kriegsſteuern und hauſte dort noch viel ſchlimmer als in einem feindlichen Lande.

In Folge dieſes Krieges, der alle Hülfsmittel des Landes erſchöpfte, hatte der Mangel an baarem Gelde in ganz Dänemark eine ſolche, bis dahin noch nicht dageweſene Höhe erreicht, daß der König ſich genöthigt ſah, zu einem unheilvollen Palliativ-Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Friedrich IV. war der erſte Monarch Dänemarks, welcher das Papiergeld, das Mirabeau, achtzig Jahre ſpäter, als peste circulante gekennzeichnet hat, ins Leben rief.

Am 8. April 1713 wurden an Stelle des allenthalben mangelnden baaren Geldes die von ihm autoriſirten Geldzettel in drei verſchiedenen Kategorien (zu Einem Reichsthaler, zu Zwei Mark und zu Einer

Mark Däniſch*) bis zu einer Höhe von drei Millionen Reichsthalern eingeführt. Auch dieſe Peſt war — wie jene, welche zwei Jahre zuvor auf Seeland gewüthet hatte — eine Frucht des mit Schweden unnütz angeſponnenen Krieges.

Am 16. Mai wurde zwiſchen dem Herzoge von Holſtein, dem Könige von Dänemark und deſſen beiden in Oldeswort anweſenden Bundesgenoſſen, dem Czaren Peter und dem Polenkönige Friedrich Auguſt, Churfürſten von Sachſen, eine Capitulation zur Uebergabe Tönningens an Holſtein abgeſchloſſen und von allen Vieren unterzeichnet.

Dänemark beeilte ſich, auch auf dieſen Vergleich eine Denkmünze ſchlagen zu laſſen. Die eine Seite zeigt vier Hände, von welchen jede eine Feder führt. Die Spitzen dieſer vier Federn berühren ſich im Mittelpuncte der Münze. Oben lieſ't man: „Der Herr hat Alles wohlgemacht" und unterhalb der Hände prangt das Wort: „Concorditer". Auf der andern Seite erblickt man Tönningen mit ſeinen Kirchthürmen, über welchen eine Taube ſchwebt, die ein Oelblatt in ihrem Schnabel hält. Oben ſteht der Reim zum erſten

---

*) Ein Zufall hat uns während unſeres Aufenthaltes in Horſens in den Beſitz eines dieſer Thalerſcheine geſetzt, die ſpäter eingelöſ't und verbrannt werden ſind. Man lieſ't darauf in däniſcher Sprache:

„No 98386. Ein Reichsthaler.
Nach Seiner königlichen Majeſtät allergnädigſter Verordnung vom 8. April im Jahre 1713 paſſieret dieſer Zettul für Einen Reichsthaler."

Verſe: „Und Holstein wieder Ruh gebracht“. An der Seite lieſ't man: „Det Deus feliciter“ (Gott gebe Glück dazu).

Am folgenden Tage zog in Folge jenes Vergleiches Graf Stenbock mit ſeinem noch eilftauſend Mann ſtarken Heere aus Tönningen ab. Die Mannſchaft mußte laut Capitulation bei Hoyerswort die Gewehre ſtrecken, nur der Chef, deſſen Generale und Ober-Officiere waren davon ausgenommen. Stenbock aber ward als däniſcher Kriegsgefangener nach Kopenhagen abgeführt. — Nach dem Abzuge der Schweden wurde Tönningen von den holſtein'ſchen Truppen beſetzt; die Ruſſen und Sachſen zogen nach Pommern.

Am 23. Juli wurde von der durch den Capitain Andreas von Roſenpalm befehligten Flotille der Dänen mit Hülfe von viertauſend Ruſſen und Sachſen die Inſel Rügen eingenommen und der ſchwediſche Befehlshaber Hinkens nach Stralſund zurückgeworfen.

Am 2. October mußte ſich die ſchwediſch-pommerſche Feſtung Stettin, von den Ruſſen belagert, nach mehrſtündiger Beſchießung dem Fürſten Alexander Danielowitſch Menſchikoff übergeben.*)

Erſt am 7. Februar 1714 ergab ſich Tönningen, das nach dem Abzuge der Schweden von einem Theile des däniſchen Heeres neun Monate lang blockirt geweſen und von der holſtein'ſchen Beſatzung unter dem General-Major Zacharias Wolff wacker vertheidigt worden war, dem Könige von Dänemark. Die Dänen erbeuteten 140 Kanonen und gegen 1800 Centner Pulver. Die holſtein'ſche Mannſchaft, die durch Entbehrungen und Krankheiten aller Art zuletzt auf achthundert Mann zuſammengeſchmolzen war, wurde nach Eutin geſchleppt und drei Tage nach deren Abzuge die Feſtung Tönningen geſchleift. Die Einnahme von Tönningen ward von dem däniſchen Sieger durch nicht mehr und nicht weniger als acht verſchiedene Schau- und Erinnerungsmünzen illuſtrirt.*)

---

*) Am 9. Januar 1714 wurde Stettin gegen Erlegung einer Entſchädigungsſumme von viermalhunderttauſend Thalern, in welche Rußland und Sachſen ſich theilten, an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen abgetreten.

Sieben Tage nach der Schleifung jener Feſtung trat in Braunſchweig zur Anbahnung des Friedens ein Congreß zuſammen, deſſen Bemühungen aber dadurch vereitelt wurden, daß der in der Türkei gefangene König von Schweden, von Bender aus, ein Patent erließ, in welchem er feierliche Verwahrung gegen die ihm aufgedrungenen Friedensbedingungen einzulegen ſich erlaubte und gleichzeitig erklärte, er werde ſich erſt dann dazu verſtehen, wenn er ſelbſt, in eigener Perſon, ſich Satiſfaction im Herzen ſeines däniſchen Feindes, in der Hauptſtadt von deſſen Reiche, geholt habe. Friedrich lächelte zwar über dieſe Rodomontade; deſſenungeachtet war ihm nicht ganz heimlich zu Muthe, ſo oft eine innere Stimme ihm zuzuflüſtern ſchien, daß der Sohn Ulrike Eleonorens von Dänemark*), die Feſſeln ſeiner türkiſchen Gefangenſchaft zerbrechend, doch wohl Manns genug ſei, um dieſe Drohung eines Tages zu verwirklichen, denn dem Kühnen lächelt das Glück und ſeit Alexander dem Großen gab es keinen keckern Wagehals, als den Sieger bei Narva. — Der Congreß ging unverrichteter Sache auseinander. Der Krieg aber entbrannte von Neuem.

---

*) Eine Beſchreibung derſelben findet ſich in A. Buſſäus Verzeichniß der hiſtoriſchen Medaillen unter Nummer 49 bis 54.

Am 8. Auguſt ſah ſich auch die fürſtlich holſteiniſche Inſel Helgoland zur Capitulation und Uebergabe an den däniſchen General-Major Wilſter gezwungen.

Die feindlichen Flotten, die ſich mittlerweile verſchiedene Male bald da, bald da aufgeſucht hatten und dennoch einem ernſten Zuſammenſtoße vorſichtig ausgewichen waren, begnügten ſich damit, ſich gegenſeitig einzelne Kauffahrteiſchiffe wegzukapern.

Erſt am 17. October erhielten alle Schiffe, die auf der Kopenhagener Rhede lagen, den Befehl, ſich mit jenen zu vereinigen, die kurz vorher unter dem Commando des Schoutbynacht oder Vice-Admirals Chriſtian Karl von Gabel in die Oſtſee ausgelaufen waren.

Am 17. November wurde der in Kopenhagen gefangene Feldmarſchall Stenbock, welcher mit den Schweden in Pommern und (wie es hieß) ſelbſt mit dem Könige Karl XII., der ſich ſeit fünf Jahren in räthſelhafter Unthätigkeit zu Bender in der Türkei aufhielt, in heimlichem Briefwechſel geſtanden und endlich einen Fluchtverſuch gewagt hatte, nach der Citadelle Frederikshavn abgeführt.*)

---

*) Karl's XII. Mutter war die Tante Friedrich's IV.

Um dieſelbe Zeit erhielt der Krieg ſchwediſcher Seits einen neuen Aufſchwung durch die für Alle gänzlich unerwartete Rückkehr Karl's XII. aus der Türkei.

Verkleidet hatte der König von Schweden in Begleitung eines ſeiner treueſten Waffengefährten und Günſtlinge, des jugendlichen Johann Chriſtoph von Düring**), der von ihm zum Obriſtlieutenant des holſtein'ſchen Cavallerie-Regiments ernannt worden war, heimlich Bender verlaſſen, durch die Wallachei, Siebenbürgen, Ungarn, Oeſterreich, Franken, Heſſen, Hannover, Mecklenburg und Pommern in einem Zeitraume von vierzehn Tagen eine Reiſe von 287 Meilen (täglich alſo mehr als zwanzig Meilen) zu Pferde zurückgelegt und — ohne ſich und ſeinem jungen Begleiter unterweges eine Nachtruhe gegönnt zu haben —

---

*) Hier ſtarb Stenbock, von den Dänen mit barbariſcher Strenge behandelt, am 23. Februar 1717. Seine Leiche wurde mit militäriſchem Gepränge nach Schweden hinübergeführt.

**) Dieſer Düring, der, aus Bremen ſtammend, ſpäter bis zum ſchwediſchen Generalfeldmarſchall emporſtieg und am 5. Januar 1759 als Ober-Statthalter von Stockholm ſtarb, war ein Enkel jenes Dietrich's von Düring, welcher 1668 als ſchwediſcher Obriſt und Befehlshaber zu Stade geſtorben iſt.

am 22. November 1714 wohlbehalten in Stralſund angelangt.

Das urplötzliche Erſcheinen Karl's XII., der, wie ſein Vater, mehr Soldat wie König war, erweckte im Heere eine ungeheuere Begeiſterung, welche ſich durch tauſendfachen Vivatruf Luft zu machen verſuchte. Stralſund feierte die Ankunft des Königs durch eine feenhafte Illumination. Karl's Begleiter, Herr von Düring, wurde zur Belohnung ſeiner Treue zum Obriſten ernannt.

Die Rückkehr des „tollen Alexander's" erregte tiefe Beſtürzung am Hofe zu Kopenhagen, und auch der große Czar Peter verhehlte ſich nicht die Gefahr, die durch die gänzlich unerwartete Dazwiſchenkunft dieſes „Don Quixote des Nordens" — wie Karl's Gegner ihn zu nennen geruhten — auch für Rußland's Ruhe erwachſen war.

Friedrich IV. decretirte ſofort neue Aushebungen. Auch Czar Peter und ſein polniſch-ſächſiſcher Bundesgenoſſe dachten an Verſtärkung ihrer Heere, denn ſchon der Name Karl's XII. wog einen Theil ihrer Armeen auf.

Am 22. April des folgenden Jahres (1715) begannen die Feindlichkeiten der Schweden mit den Preußen, denen ſie ſchneller, als ſie es ſelber gehofft hatten, Uſedom und Wolgaſt entriſſen.

Karl wälzte ſich dadurch unkluger Weiſe einen neuen Feind auf den Hals. Friedrich Wilhelm erließ am 28. April an Schweden eine Kriegserklärung, der, bald darauf, auch König Georg von Großbritannien, als Churfürſt von Hannover, beizutreten für nothwendig erkannte.

So hatte nun der „tolle Alexander Schwedens," Rußland, Dänemark, Polen, Sachſen, Preußen und Hannover gegen und keine andern Bundesgenoſſen als ſeinen Muth und ſeinen Degen für ſich.

Zwei Tage nach der ſchwediſchen Einnahme von Wolgaſt und Uſedom entwickelte ſich am 21. April, gegen drei Uhr Nachmittags, zwiſchen den Inſeln Laaland und Femern*) eine neue Seeſchlacht, die ſich nach ſechsſtündigem, äußerſt blutigem Kampfe, zu Gunſten der Dänen entſchied. Die ganze ſchwediſche Escadre, aus vier Linienſchiffen und zwei Fregatten beſtehend, welche, dreitauſend Mann an Bord, unter dem Commando des Vice-Admirals Hans Wachtmeiſter einen Angriff auf Laaland und Fühnen beabſichtigt hatte, wurde von der aus acht Kriegsſchiffen beſtehenden und von dem Vice-Admirale Chriſtian Karl von Gabel befehligten Flottenabtheilung der Dänen gezwungen, „aus zween unvermeidlichen Uebeln eines zu erwählen," entweder folgenden Tages den Kampf von Neuem zu eröffnen oder ſich auf den Strand gejagt als Kriegsgefangene dem Feinde, der ſie eingeſchloſſen und ihre Flucht vereitelt hatte, ergeben zu müſſen.

Die Schweden erwählten das letztere Loos. Von den dreitauſend Mann waren über tauſend Tags vorher getödtet worden. Der Reſt, zu Kriegsgefangenen erklärt, ward in Begleitung ihres beſiegten Befehlshabers vom Capitain Peder Weſſel (dem nachmaligen Admiral Tordenſkjold) nach Friedrichsort tranſportirt. Die Dänen zählten — wenn ihren Berichten anders zu glauben iſt — nicht mehr als 65 Todte und 22 Verwundete.*)

---

*) Dieſes Fahrwaſſer wurde in frühern Zeiten die „Kolberger Haide" genannt.

Der Sieger Gabel ward in Friedrichsort, wohin ſich Friedrich IV. gleich nach der erſten Kunde dieſes Sieges begab, zum Kammerherrn und Vice-Admiral ernannt, ſeine Heldenthat aber durch Prägung einer Gedächtnißmünze mit ſeinem Bruſtbilde und auf der Rückſeite durch das Datum der Schlacht und die beiden Verſe verherrlicht:

„Ved Guds Kraft vor Fiende faldt,
Seyer, Seyer, overalt!" **)

---

*) Die däniſchen Schiffe, die an dieſem in der That glänzenden Siege Theil genommen, waren „Prinz Chriſtian," „Prinz Karl," „Prinz Wilhelm," „Fünen," „Delmenhorſt," „Laaland," „Neſſelblatt," „Reh" und „Lewendals Galeere." Schwediſcher Seits hatten ſich dabei „Prinzeſſin Sophia Hedwig" commandirt von dem Schoutbynacht Grafen Wachtmeiſter, und der „Nordſtern," jedes von Beiden mit 70, „Gothenburg" mit 48, „Södermanland" mit 52 Kanonen, und außerdem zwei Fregatten, der „weiße Adler" und der „weiße Falke" — jedes zu 30 Kanonen — betheiligt. Fünf dieſer Schiffe wurden nach Kopenhagen abgeführt. Die „Hedwig Sophia" ward vom Grafen Wachtmeiſter, bevor er es verließ, durch zwei Schüſſe in den Grund gebohrt.

**) Durch Gottes Kraft fiel unſer Feind. Sieg, Sieg überall!

Am 12. Juli erſchien Friedrich IV. mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann vor den Mauern von Stralſund, das von ihm, ſeinem preußiſchen und ſächſiſchen Bundesgenoſſen, zuſammen von nahe achttauſend Mann, neuerdings belagert wurde, während Vice-Admiral Sehеſtedt mit ſeiner Escadre nach Rügen abging.

Am 19. Juli ſuchten 21 ſchwediſche Kriegsſchiffe, geführt von dem Admiral Erik Sparre, begierig, Wachtmeiſter's Niederlage in der „Kolberger Haide" zu rächen, Sehеſtedt's Escadre vor der Inſel Rügen auf. Die däniſche Hauptflotte, die vor Möen lag, eilte der Letztern zu Hilfe.

Am 8. Auguſt wurde unter Rügen und Jasmund eine Schlacht geſchlagen, die nach ſiebenſtündigem Gefechte wieder zu Gunſten der Dänen ausfiel, welche die ſchwediſchen Schiffe in den Hafen von Carlskrona zurücktrieben. Aber auch dieſer Sieg koſtete den Dänen, die über ſechshundert Todte (darunter einen ihrer tapferſten Vice-Admirale, Juſtus Juell, den Commandeur der „Juſtitia") und Verwundete zählten, faſt eben ſo große Opfer als den Schweden, die zwei ihrer Vice-Admirale, Lilie und Henck, eingebüßt hatten. Der däniſche Admiral Raben, deſſen Oberleitung dieſer Sieg zuzuſchreiben war, erhielt drei Tage darauf den Danebrog.

Das Glück, das den Dänen jetzt günſtiger als je zuzulächeln ſchien, führte deren Flotte unter dem Commando des Vice-Admirals Sehеſtedt einem neuen Siege entgegen, den ſie am 24. September in Gegenwart der Könige von Dänemark und Preußen, die dem Seetreffen, wie einer Ballet-Vorſtellung, beizuwohnen geruhten, bei der kleinen, aber von den Schweden ſtark verſchanzten Inſel Ruden an der Peenemündung bei Greifswalde davontrugen. — Seheſtedt, der ſich in Folge dieſes Sieges des ganzen, großen See's bemeiſtert hatte, wurde Tags darauf zum Admiral und Danebrogs-Ritter ernannt.

Am 19. October wurden vor den Mauern der ſeit Mitte Juli belagerten Feſtung Stralſund, in welcher ſich König Karl eingehorſtet hatte, durch den ſächſiſchen General Grafen Auguſt Chriſtoph von Wackerbarth, der mit dem General-Feldmarſchall Grafen Jakob Heinrich von Flemming die ſächſiſche Armee befehligte, die Trancheen eröffnet und am 3. November begann die Beſchießung der Stadt.

Am 16. November landeten, gedeckt durch die Flotte Seheſtedt's, achtzehntauſend Mann der verbündeten Truppen bei dem Dorfe Streſow auf Rügen. Dort entſpann ſich zwiſchen ihnen und den von Karl XII, in eigener Perſon befehligten Schweden ein mörderiſcher Kampf, in welchem zwei Pferde unter ihm erſchoſſen, er ſelbſt aber und der franzöſiſche Geſandte Campredon, der ihn begleitete, ſchwer verwundet wurden. Karl eilte von Rügen nach Stralſund zurück. Bei der Einnahme Rügens wurden der Commandirende en Chef, General-Lieutenant Marſchall, die fünf General-Majore Wolffrath, Vietinghoff, Roſe, Straußfeld und Mellin, der Obriſt Kobach, ſechs Obriſtlieutenants und Majore, achtundzwanzig Rittmeiſter und Capitaine, ſechsundſiebenzig Lieutenants und Unterofficiere und gegen dreitauſend Soldaten (?) zu Kriegsgefangenen gemacht. Unter den Todten befanden ſich der Prinz von Heſſen-Darmſtadt, General-Lieutenant Daldorf, die General-Majore Baſſewitz und Grothuſen, die beiden Obriſten Kirckner und Willerath. Die Zahl der todten und verwundeten Officiere belief ſich auf mehr als neunhundert. Die Schweden verloren gegen achtzig Kanonen, von denen ſie die meiſten vernagelt hatten. Die Dänen hingegen ſollen nicht mehr als den Obriſten Molch, den Major von Manteuffel, zwei Lieutenants, fünfzig Unterofficiere und Gemeine eingebüßt haben, eine Angabe deren Wahrheit etwas zweifelhaft erſcheint.

## Sechſtes Kapitel.

Die Belagerung und Einnahme von Stralſund. — Graf Wackerbarth. — Die Theilung der Beute. — Karl's des Zwölften Einfall in Norwegen. — Peder Weſſel-Tordenſkjold. — Ankunft Peters des Großen mit ſeiner Gemahlin in Kopenhagen. — Einnahme von Wismar. — Karl der Zwölfte belagert Friedrichshald. — Sein Ende u. ſ. w.

Zu jener Zeit ſchien das weit mehr von der Natur als von Menſchenhand befeſtigte Stralſund für das Sebaſtopol unſerer Tage zu gelten. Alle Welt hielt es für uneinnehmbar.

Michael Ranft ſagt in ſeinem „Archivarius“ (Theil XII, Seite 347): „Es iſt die Belagerung von Stralſund allerdings eine von den merkwürdigſten in dieſem gantzen Seculo geweſen, weil die Stadt nicht nur ſtarcke Gegenwehr that, ſondern auch zu einer ſolchen Jahrs-Zeit unternommen wurde, da Alles mit Schnee und Eiß beleget war; zu geſchweigen, daß Natur und Kunſt das ihrige zur Stärckung dieſer Veſtung ſattſam beigetragen hatten, auch ſolche an der See-Seite auf einem ſumpfigten Terrain und überhaupt unter einem ſehr kalten und rauhen Climate gelegen iſt. Jedoch die unvergleichliche Wachſamkeit und Kriegs-Erfahrung unſeres en Chef commandirenden Generals (Grafen Wackerbarth), welche ſich mi der Bravour und Hertzhafftigkeit ſo vieler braven Trouppen, die von lauter wohlverſuchten Generals und Officiers angeführet wurden, vereinigte, überwand alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, zumal da die Descente auf Rügen unter des Fürſten (Leopold) von Deſſau Commando ſo glücklich ablief und dieſes der Stadt zur Deckung dienende Eyland ohne großen Verluſt emportiret wurde.

Den 4. November (1716) gelunge es unſerm Wackerbarth, über alles Vermuthen, daß er durch eine Kriegs-Liſt ſich mit entſetzlicher Kühnheit des Preußiſchen Obriſt-Lieutenants von Köppen bei Nacht und Nebel des unüberwindlich ausgeſchrienen Schwediſchen Retrenchements, nahe an dem Francken-Thore vor Stralſund, ohne ſonderlichen Verluſt bemächtigte, ja beinahe die gantze Stadt überrumpelte.

Den 6 dito darauf eroberte er die drey Angles saillants von der Contrescarpe durch einen Sturm, welchen er mit beſonderer Klugheit disponiret hatte. — Den 17 dito gieng das Horn-Werck mit Sturm aber, worauf am 23. December der ſchwediſche Commendante, Baron (Carl Guſtav) Dücker ſich genöthiget ſahe, zu capituliren.

Der König von Preußen, der biß zu Ende der Belagerung im Lager geblieben und mit dem man Alles, was bei der Attaque vorgenommen worden, überleget hatte, empfand ein ſolches Vergnügen über der bey dieſer Belagerung geführten Conduite unſers Wackerbarth's, daß er ihm durch den General-Major von Loeben einen koſtbaren Ring zu Geſchencke ſchickte" u. ſ. w. —

„Man kann, fährt unſer „Archivarius" fort, ohne Schmeicheley behaupten, daß der Graff von **Wackerbarth** bey dieſer blutigen und ſchweren Belagerung ſich allerdings einen unſterblichen Ruhm erworben. — Es war recht gräßlich anzuſehen, was auf ſeine weiſe Veranſtaltung Tag und Nacht vor Feuer von denen Batterien gleich als von entzündeten Bergen auf die Wälle und Mauern der Stadt geſpyen wurden. Das Donnern derer viel loßgezündeten Canonen und das Krachen derer hier und da niederfallenden und zerſpringenden Bomben ſchien die Grund-Veſte der Erden zu verrücken. Es mußte dadurch Alles, was Kunſt und Natur auch noch ſtarck befeſtiget hatten, brechen und in Trümmer gehen. Bei ſo geſtalten Sachen fiel es denen Schweden unmöglich, dieſe Veſtung länger zu behaupten, und ſie muſten ſelbſten bekennen, daß kein General mit mehrer Klugheit, Liſt und Geſchicklichkeit die Belagerung eines ſo importanten Ortes, als Stralſund, hätte unternehmen und ausführen können, als der Graff **von Wackerbarth** gethan. Es kunte mit Recht hier heißen:

„Stralſund, Du edler Ort, ſieh, Deine Mauern fallen.
Sieh, wie in Trümmern geht, was Deine Schutzwehr iſt;
Sieh nur, wie Alles ſinckt vor denen Feuer-Ballen;
Die Kette ſelbſten reißt, die Dich an Himmel ſchließt.
Verwundere Dich nicht! der Angriff iſt ſehr hart:
Es thuts, nicht Wallenſtein, der tapffre Wackerbarth!"*)

---

*) Es iſt nicht mehr als natürlich, daß auch der Fall von Stralſund durch Prägung einer Denkmünze verewigt

Erſt zwei Tage vor Uebergabe der Stadt, die nach dem Verluſte von Rügen nicht länger mehr zu halten war, hatte Karl XII. in Begleitung des franzöſiſchen Geſandten mitten in der Nacht Stralſund verlaſſen und ſich nach Yſtädt in Schonen geflüchtet.

Der König von Dänemark, der wie ſein Verbündeter, der König von Preußen, der Einnahme von Rügen und Stralſund beigewohnt hatte, theilte ſich mit dieſem in die gemeinſchaftliche Beute. Friedrich IV. nahm die Inſel Rügen und die Stadt Stralſund, welche freilich nur noch ein ausgebrannter Steinhaufen war, in Beſitz. Stettin aber und den übrigen, jenſeits des Peenefluſſes liegenden Theil Pommerns behielt Friedrich Wilhelm II. für ſich.

Der Erſtere dieſer beiden Monarchen hielt ſiegestrunken am 6. Januar 1716 ſeinen Einzug in Kopenhagen.

Der eingetretene Winter, der die Meerenge zwiſchen Schonen und Seeland in eine große Eisſtraße verwandelt hatte, ermuthigte den zwölften Karl, von Schonen aus mit ſeinem ganzen Heere über das Eis nach Seeland hinüberzuziehen. Nachdem er zum Ge-

---

ward. Auf der Vorderſeite prangen in einem Triangel die drei Alliirten mit Namen und Titel und dem Fibelverſe:

„Drey Friedriche kann man hier sehen"

und auf der Rückſeite ſieht man die Stadt Stralſund mit dem zweiten Verſe:

„Wer mag Denselben widerstehen?"

Unten im Abſchnitte lieſ't man „Stralsundia a Danis Saxonibus et Prussis obsidione capta XXIII. Dec. MDCCXV."

lingen dieſes kühnen Wagniſſes auf den Tag zuvor (8. Februar) einen Bet- und Bußtag angeordnet hatte, trat gleich am folgenden Morgen — Thauwetter ein, das ſeinen Plan gänzlich vereitelte.

Von Schonen aus ſpielten nun Karl XII. und ſein Schwager, der Prinz von Heſſen-Caſſel, der die ſchwediſche Reiterei befehligte, den Krieg nach Norwegen hinüber.

Am 21. März 1716 rückten die Schweden in Chriſtiania ein und blockirten die Feſtung Aggerhuus. Am 29. April zogen ſie von Chriſtiania nach Friedrichshald, welches Karl mit ſeiner ganzen Heeresmacht zu belagern beſchloß. Die Bürger, angeſtachelt vom heißblütigen Patriotismus eines edlen Brüderpaares, der beiden Capitaine Peder und Hans Colbjörſen, ſetzten ihre eigene Stadt in Brand und zogen ſich in die Feſtung zurück, die ſich bis aufs Aeußerſte vertheidigte, aber trotz ihres Muthes und trotz ihrer Ausdauer ſich dem Feinde hätte ergeben müſſen, wäre nicht im Augenblicke der höchſten Gefahr ihr Retter in der Noth erſchienen.

Dieſer Mann hieß Peder Weſſel. Von Geburt Norwege und von Haus aus ein blutarmer Schneiderlehrling hatte er ſich, ſein Handwerk mit dem Ruder vertauſchend, vom gemeinen Matroſen durch Muth und Tapferkeit außerordentlich raſch bis zum Fregatten-Capitain emporgeſchwungen.

In dieſer Eigenſchaft war er an Bord des „weißen Adlers", begleitet von fünf andern kleinern Fahrzeugen, am 8. Juli, unerwartet wie ein Deus ex machina, im Hafen von Dynekile erſchienen, in welchen, Tags vorher, von Gothenburg aus eine ſchwediſche Flotille, beſtehend aus ſieben großen und drei kleinen Galeeren nebſt vier andern bewaffneten Fahrzeugen, mit der für die Belagerer von Friedrichshald beſtimmten Munition eingelaufen war. Trotz der Uebermacht der feindlichen Schiffe griff Peder Weſſel die ſchwediſche Flotille mit ſolcher Kühnheit und mit ſolchem Heldenmuthe an, daß er nach einem zwölfſtündigen Kampfe den Sieg über ſie davon trug, zwei ihrer größten Galeeren in den Grund bohrte und die andern eroberte.

In Folge dieſes Sieges, der zu den denkwürdigſten Thaten des norwegiſchen Jean Bart gehört, wurde er bald darauf von Friedrich IV. zum Vice-Admiral ernannt und unter Beilegung des Namens Tordenſkjold, „weil er eine Wehr für Dänemark und ein Schrecken der Feinde deſſelben war," in den Adelſtand erhoben.

Karl XII., deſſen ganzer Kriegsvorrath durch Weſſel's Heldenmuth vernichtet worden war, ſah ſich genöthigt, die Belagerung Friedrichhalds aufzuheben und ſich mit einem Verluſte von ſechstauſend Mann aus Norwegen nach Schonen zurückzuziehen. Er ſchlug ſein Hauptquartier in Lund auf, brachte von hier aus durch neue Aushebungen ein Heer von dreißigtauſend Mann zuſammen und beſchloß den Winter abzuwarten, um von Schonen aus einen Landzug nach Seeland zu wagen.

Inmitten dieſer für den däniſchen Waffenruhm noch ziemlich günſtigen Kriegswirren erhielt Friedrich IV. in der Hauptſtadt ſeines Reiches den Beſuch eines ſeiner mächtigſten Bundesgenoſſen.

Am Abende des 17. Juli 1716 langte Czar Peter I. mit achtundvierzig Galeeren und 8000 Mann ſeiner ausgewählten Kerntruppen in Kopenhagen an. Der König von Dänemark, der ſeinem ruſſiſchen Gaſte eine Meile auf dem Sunde entgegengeeilt war, begleitete den Czaren und deſſen glänzendes Gefolge, beſtehend aus ſeinen vornehmſten Miniſtern und Generalen, durch die in Parade aufgeſtellte Bürgerſchaft und Kopenhagener Beſatzung, unter dreimal wiederholter Abfeuerung aller Geſchütze, zuerſt ins Schloß und von dort mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Edinger's Hof, der für ihn mit wahrhaft aſiatiſcher Pracht in Bereitſchaft geſetzt war.

Am Nachmittage des 23. Juli hielt Peter's Gemahlin, die Czarin Katharina Alexiewna, eingeholt von dem Könige und ihrem Gemahle, unter dreimaliger Löſung aller Kanonen, unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Geſchmetter der Trompeten ihren prachtvollen Einzug in Kopenhagen, wo ſie gleichfalls in Edinger's Hof abſtieg.

Der Czar, der am 16. Auguſt von Kopenhagen mit einer aus zweiundvierzig Galeeren beſtehenden Escadre einen Ausflug nach den mecklenburgiſchen Küſten unternahm, um ſeine im pommerſchen und mecklenburgiſchen Gebiete ſtehenden Heeresabtheilungen einſchiffen zu laſſen und ſie nach Seeland hinüberzuführen, kehrte am 1. September nach Kopenhagen zurück.

Eine Woche ſpäter langten auf achtzig Transportſchiffen die ruſſiſchen Regimenter, deren Geſammtſtärke auf nahe vierzigtauſend Mann angegeben ward, von Travemünde auf der Kopenhagener Rhede an, wo ſie außerhalb der Stadt ihr Lager bezogen.

Am 1. October hatte der König von Dänemark die Ehre, den Czaren und die Czarin im Garten des Roſenburger Schloſſes zu bewirthen. Peter I. beeilte ſich, mit ganz beſonderer Pietät das kleine Schlafzimmer zu beſichtigen, in welchem der größte König Dänemarks, der vierte Chriſtian, am 28. Februar 1648 ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Am 13. October geruhte der Selbſtherrſcher aller Reußen, da an dieſem Tage — vielleicht auch nur ihm zu Ehren! — eine partielle Sonnenfinſterniß eingetreten war, in Begleitung ſeiner hohen Gemahlin zu Pferde den aſtronomiſchen Thurm zu erſteigen und von oben wieder hinunter zu reiten.

Peter's Aufenthalt in Kopenhagen verlängerte ſich bis zum 27. October. An dieſem Tage verabſchiedeten ſich die ruſſiſchen Gäſte beim däniſchen Hofe und verließen unter dem Donner des groben Geſchützes die äußerſt höfliche Reſidenz, um ſich durch Schleswig und Holſtein nach Hamburg zu begeben.

„Die ſämmtlichen ruſſiſchen Truppen, ſo unterdeſſen (wie Buſſäus in ſeinem „hiſtoriſchen Tag-Regiſter" berichtet) auf Seiner (königlich däniſchen) Majeſtät Koſten verpfleget worden waren, wurden über die Oſtſee wieder nach Mecklenburg zurückgeführt, allwo der Czar in allerhöchſteigener Perſon ſich einfand."

Man erſieht daraus, daß der mehr als dreimonatliche Beſuch der ruſſiſchen Herrſchaften und die gänzlich unnütze Gegenwart der vierzigtauſend Mann, die auf Koſten des däniſchen Hofes verpflegt werden mußten, Letzterm ein hübſches Sümmchen gekoſtet haben mögen. Der politiſche Zweck, der damit verbunden geweſen war, die ruſſiſchen Regimenter von Seeland nach Schonen hinüberzuführen gegen Karl XII., ſcheiterte an dem Willen Peter's des Großen, der ſich die Sache unterdeſſen reiflich überlegt und zu der durch die Politik gerechtfertigten Einſicht gelangt ſein mochte, daß der König von Dänemark zuſehen möge, wie er ſelber mit dem jungen Schweden (Karl XII. war damals erſt vierunddreißig Jahre alt) fertig werde.

Der König von Schweden, deſſen Macht durch die Heere der drei Verbündeten in Pommern gänzlich gebrochen war, hatte unterdeſſen auch Wismar, ſein letztes Bollwerk auf deutſchem Boden, verloren. Nach zehnmonatlicher Blokade dieſer von der Hungersnoth aufgeriebenen Feſtung war der Commandant derſelben, der ſchwediſche General Martin von Schultze, gezwungen worden, ſie am 19. April 1716 dem däniſchen Generale Franz Joachim von Dewitz zu übergeben*).

---

*) Erſt am 4. September 1717 wurden die „ſilbernen Wälle" Wismars von den Dänen und Hannoveranern geſchleift, eine Arbeit, mit welcher man erſt im Juli 1718 zu Stande kam, obgleich tagtäglich mehr als vierzehnhundert Mann dabei beſchäftigt geweſen und blos zur Sprengung des einen Forts, das der „Wallfiſch" hieß, über hundert Tonnen Pulvers verbraucht worden ſind.

Karl XII. machte ſeitdem neue Anſtrengungen aller Art, um ſeine Streitkräfte in Norwegen zu concentriren, von der Hoffnung geleitet, dort ſo viel zurückzuerobern, was er bis dahin auf deutſchem Boden eingebüßt hatte.

Leider aber war er auch dort nicht glücklicher als in Pommern.

Peder Weſſel Tordenſkjold, der Sieger im Haſen von Dynekile, der am 24. November 1716 mit einer Flotte von dreißig Kriegsſchiffen und fünf Fregatten nach Norwegen aufgebrochen war, erzwang ſich am 14. Mai des folgenden Jahres den Eingang in den Haſen von Gothenborg, desarmirte und vernichtete einen großen Theil der dort befindlichen Kriegsſchiffe der Schweden, erſtürmte am 19. Juli (1717) mit zwei Kriegsſchiffen („Laland“ und „Fühnen“) den Haſen von Stromſtädt und trieb die ſchwediſche Beſatzung hinaus.

Karl XII. verſuchte indeſſen mit aller Macht bis nach Friedrichshald vorzudringen.

Im Auguſtmonate des folgenden Jahres (1718) fielen zehntauſend Schweden, befehligt vom General Ahrenfeldt, ins Stift Drontheim ein, bemächtigten ſich der Steinſchanze bei Werdalen und marſchirten von dort nach Skoge, das ſie gleichfalls einnahmen.

Am 8. November rückte, von Lund aus, ein Heer von zwanzigtauſend Schweden, geführt von Karl XII., dem Herzoge von Holſtein und dem Prinzen von Heſſen-Caſſel, in Enningsdalen bei Friedrichshald ein und ſchlug ſein Lager bei Hallörod auf. Es galt jetzt, ſich um jeden Preis der Feſtung Friedrichshald zu bemeiſtern, um ſich durch ihren Fall einen Weg ins Innere von Norwegen zu bahnen.

Am 18. November begann die Belagerung dieſer Feſtung, in welcher der norwegiſche Brigadier **Landsberg** commandirte. Am 2. December wurde das Fort Gyldenloew bombardirt. Vier Tage ſpäter begann die Beſchießung des Forts Friedrichſtein. Am 8. December bemächtigten ſich die Schweden des erſtgenannten Forts. Am 11. December*), wo die Arbeiten der Schweden ſo weit vorgerückt waren, daß mit Anbruch des folgenden Morgens die Feſtung mit Sturm genommen werden ſollte, beſichtigte **Karl XII.** um eilf Uhr Nachts die Laufgräben. Hier war es, wo eine Musketenkugel ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Die Kugel, die durch beide Schläfe fuhr, zerſchmetterte ſein Gehirn, das herausfloß. Getödtet ſank er zu Boden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war dieſe Kugel von einer ſchwediſchen Flinte abgeſchoſſen. Der Verdacht dieſes Mordes fiel auf einen franzöſiſchen Ingenieuroffizier, der, im ſchwediſchen Heere dienend, **Siguier** hieß. Im Augenblicke des Todes hatte die Hand des tapfern Soldatenkönigs den Griff ſeines Degens ſo krampfhaft feſt umfaßt, daß man ſie kaum loszumachen vermochte. Sein Tod wurde Anfangs verheimlicht. Der in den Laufgräben commandirende Officier befahl einigen Soldaten der königlichen Leibgarde, den getödteten **Obriſt**-

---

*) Oder 28. November neuen Styls.

lieutenant wegzuſchaffen. Die Leiche wurde ins Quartier Tiſtedal gebracht. Dort wurde ſie des einfach blauen Rockes, der ledernen Beinkleider, der großen Stolpenſtiefel und der Büffelhandſchuhe, die der König ſtets zu tragen pflegte, entkleidet. In der Bruſttaſche ſeines Rockes fand man das Bildniß ſeines großen Ahnen, Guſtav Adolph's, und ein ſchwediſches Gebetbuch. Nachdem man ihm reine Kleider angezogen hatte, wurde er, geſtiefelt und geſpornt, mit Degen, Gürtel, Hut und Handſchuhen in einen mit blauem Tuche überzogenen Sarg gelegt und dieſer von ſeinen Garden auf einen einfachen Leichenwagen geſetzt, der, von ſechs Rappen gezogen, unter einer Sauvegarde von dreißig Gardiſten nach Schonen hinüber und von dort nach Stockholm gebracht wurde. Karl XII. war, als die meuchelmörderiſche Kugel ſeiner heldenmüthigen Laufbahn ein Ziel geſetzt, nicht viel über ſechsunddreißig Jahre. Er fiel, nachdem er einundzwanzig Jahre weniger drei Tage regiert und nachdem er die Hälfte ſeines Lebens, achtzehn Jahre, Krieg mit faſt halb Europa geführt hatte. Er ſtarb, aber ſein Name und ſeine Waffenthaten, verherrlicht von der Feder Voltaire's, leben nicht blos in den Asbeſtblättern der Geſchichte, ſondern auch auf allen Schulbänken fort, wo man durch Voltaire's „Histoire de Charles XII.“ die Sprache Frankreichs und des Weltalls erlernt.

Aber jedenfalls hatte dieſer zwölfte Karl ein beſſeres Loos verdient, als in dem Meridian ſeines vielbewegten Heldenlebens durch die perfide Flintenkugel eines franzöſiſchen Meuchelmörders hinweggerafft zu werden.

Auf der Stelle, wo dieſer tapfere Held gefallen war, ließ Friedrich IV. von Dänemark ſeinem unerbittlichen Feinde, zum ewigen Gedächtniß ſeiner Thaten, eine zwanzig Fuß hohe, mit kriegeriſchen Trophäen aller Art geſchmückte Pyramide von norwegiſchem Marmor, geziert mit einer däniſch-lateiniſchen Inſchrift, aufrichten*) und gleichzeitig eine ſilberne Erinnerungsmünze prägen. Vorn iſt Friedrich's IV. geharniſchtes und mit dem Elephantenorden geſchmücktes Gürtelbild, nebſt ſeinem Wahlſpruche „Dominus mihi adjutor", hinten die Feſtung Friedrichshald und das ſchwediſche Lager mit den Fahnen zu ſehen, auf welchen ein gekröntes C. eingezeichnet iſt. In der Mitte des Lagers erhebt ſich eine Pyramide, auf deren Piedeſtal „Deo et posteritati" ſteht. Rings um den Rand lieſt man die Stelle aus dem 115. Pſalm: „Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo da gloriam." Unten im Abſchnitte lieſt man: „Obsidio Frid. Haldis irrita caeso Reg. Sv. Carolo XII. fugam noctu praecipitante hostili exercitu XI. Dec. MDCCXVIII. **)"

---

*) An Stelle dieſer Gedächtnißſäule, die auf Befehl Chriſtian's VI. von Dänemark niedergeriſſen wurde, ließ hundert Jahre ſpäter (1818) Karl XIV. Johann ſeinem erlauchten Vorfahren ein Denkmal errichten.

**) Friedrichhald's Belagerung wurde aufgehoben, als der ſchwediſche König Karl XII. erſchoſſen ward und die feindliche Armee Nachts eiligſt die Flucht ergriff, am 11. December 1718. Darunter P. B., d. h. Peter Berg, Name des Medailleurs.

Gleich nach dem Tode des Königs eilte der Herzog von Holſtein, in Begleitung des ſchwediſchen Generalfeldmarſchalls Grafen Rehnſkoeld, nach Stockholm. Der Prinz Friedrich von Heſſen-Caſſel, Karl's XII. Schwager und Nachfolger auf dem ſchwediſchen Throne, blieb als Ober-Commandirender des Heeres in Norwegen zurück ſo lange, bis die Armee, der man den Tod des Königs noch immer verſchwieg, den Befehl erhielt, ihren Rückzug nach Schweden anzutreten, unter dem Vorwande, daß Czar Peter bei Stockholm erſchienen und Friedrich IV. in Schonen eingerückt ſei. Auch Jene, die im October ins Stift Drontheim eingerückt waren, räumten das Feld und kehrten nach Schonen zurück.

Ueber den Rückzug derſelben berichtet Buſſäus: „Die armen Schweden kamen unterweges in das größte Elend, da ſowohl die erſchrecklich ſtarke Kälte auf den Bergen gegen Jemteland, als auch der Hunger die mehreſten von ihnen auf dieſem beſchwerlichen Wege über die Gebirge, wie über die zugefrorenen Moräſte, ſolchergeſtalt traf, daß ihre Glieder und Reihen, ſo wie ſie marſchirten, mit Leuten und Pferden auf den Wegen todt liegen blieben, und ob ſie gleich wegen der ſtarken Kälte, aus Mangel des Holzes, die Schäfte ihrer Gewehre in Stücken ſchlugen und auf den Bergen verbrannten, ſo half dies doch nichts. Die mehrſten ſtarben vor Kälte; ſo daß man das Elend, ſo ſie haben ausſtehen müſſen, nicht vollkommen genug beſchreiben kann. Von den in das Stift Drontheim eingerückten zehntauſend Schweden ſoll nicht viel mehr als der zwanzigſte Theil (fünfhundert Mann) zurückgekommen ſein. Der Ober-Anführer derſelben, General-Lieutenant Armfeldt, verlor ſeine Naſe, die ihm abgefroren war."

Dieſer Rückzug der Schweden über die Berge von Jemteland, welcher uns an den Uebergang der Franzoſen über die Berezina erinnert, beſtätigt das ſtrenge Urtheil, das der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber Duclos über Karl XII. gefällt hat. Er ſagt über ihn: „Dieſer Fürſt war mit achtenswerthen Eigenſchaften begabt, die ihm die Liebe Aller erworben hätten, wäre er ein einfacher Privatmann geweſen; aber ſeine kriegeriſche Raſerei verwandelte ihn in eine Strafruthe für das ganze Menſchengeſchlecht."

Wenige Monate nach dem Tode des zwölften Karl's trat Friedrich IV. in Begleitung des Kronprinzen Chriſtian und des Geheimenraths Detlev von Wibe an Bord des „Ebenezer", von Fladſtrand aus, ſeine Reiſe nach Norwegen an. Am 28. Juni 1719 traf er in Chriſtiania ein und erließ von hier, am 10. Juli, ein neues Kriegs-Manifeſt gegen Schweden. Acht Tage darauf muſterte er dort ſein Heer von zwanzigtauſend Mann, von welchen Fünfzehntauſend den Befehl erhielten, nach Bahuus vorzurücken. Die Schweden, kaum halb ſo ſtark, retirirten nach Oddewald. — Am 19. Juli nahmen die Dänen Strömſtad. Beim Anrücken des Feindes verſenkten und verbrannten die Schweden ihre im dortigen Hafen gelegenen Schiffe. Tags darauf hielten der König und der Kronprinz ihren Einzug in die eroberte Stadt.

An demſelben Tage griff Admiral Tordenſkjold die Stadt Marſtrand und die ſie ſchützende Klippenfeſtung Karlſtein mit einem Theile ſeiner Flotte an. Am 25. Juli begann die Beſchießung des Caſtells und ſchon Tags darauf ſah ſich der daſelbſt commandirende Obriſt Danckwart genöthigt, Karlſtein — eine der ſtärkſten Feſtungen von ganz Europa — dem Feinde zu übergeben. Tordenſkjold eroberte in Folge dieſes ſchönſten ſeiner Siege 740 Kanonen und grobes Geſchütz. Danckwart ergriff die Flucht, ward aber bald darauf, wegen der feigen Uebergabe jenes wichtigen Platzes, zu Gothenborg enthauptet. —

Nach der Einnahme von Karlſtein kehrte Friedrich IV. aus Norwegen nach Dänemark zurück. Er langte am 19. Auguſt in Helſingöer und am Abende deſſelben Tages auf Schloß Frederiksborg an.

Am 8. October überrumpelte Tordenſkjold, mitten in der Nacht, den Hafen von Gothenborg, bemächtigte ſich aller darin befindlichen Fahrzeuge und ließ einen Theil derſelben in die Luft fliegen.

Am 20. October ward durch Vermittelung des Königs Georg von Großbritannien zwiſchen Dänemark und Schweden ein halbjähriger Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und während dieſer Zeit, durch Frankreichs und Englands Diplomatie, ein Friede eingeleitet, der am 3. Juli 1720 auf Schloß Frederiksborg zu Stande kam, däniſcher Seits vom General-Major, Geheimenrath und Ober-Kriegsſecretair Povel von Loevenoern und ſchwediſcher Seits von den Grafen Guſtaf Cronhielm, Guſtaf Adam Taube, Magnus Julius de la Gardie u. ſ. w., in Gegenwart des engliſchen Bevollmächtigten, John Granville, Earl of Carteret unterzeichnet ward.

Aber auch dieſer Friede fiel, wie jener zu Lund, viel günſtiger für Schweden als für Dänemark aus. Letzteres, weit glücklicher auf dem Schlachtfelde als in den Künſten der Diplomatie, war laut Paragraph Sieben dieſes Vertrages genöthigt, ſämmtliche Städte und Landesgebiete. Vorpommern bis an die Peene, die Stadt und Feſtung Stralſund, ſo wie die ganze Inſel Rügen, Marſtrand und Karlſtein in Norwegen, und die Stadt Wismar (letztere unter der Bedingung, daß ſie nie wieder befeſtigt werden ſollte) an Schweden zurückgegeben. Dänemark erhielt für die Räumung und Abtretung aller dieſer mit ſo vielen Menſchenleben und Geldopfern erkauften Eroberungen, nach Artikel Zehn, eine armſelige Entſchädigung von ſechsmalhunderttauſend Thalern. Schweden aber mußte nach Artikel Sechs ſich verpflichten, ſich künftighin aller Einmiſchungen in die däniſch ſchleswig'ſchen Händel zu enthalten und neutral zu bleiben, und nach Artikel Neun auf die Zollfreiheit im Sunde und in den beiden Belten Verzicht zu leiſten. Außerdem erhielt Dänemark von Großbritannien ſowohl als von Frankreich*) die Garantie für den Beſitz des Gottorp'ſchen Antheils im Herzogthume Schleswig.

---

*) Von Seiten der letztgenannten Macht wurde dieſer Gewährleiſtungsact durch den franzöſiſchen Reſidenten Herrn Campredon in Stockholm unterzeichnet. — Das Stift Bremen, welches Dänemark im Jahre 1715 für ſechsmalhunderttauſend Thaler an Hannover verkauft hatte, wurde

Und auf dieſe Weiſe endigte jener eilfjährige Krieg, in welchem die däniſche Krone, bis auf den unbedeutenden Antheil an Schleswig, nichts gewonnen, was ſie nicht ſchon vorher beſeſſen hatte, während deren eigentlicher Hauptzweck, die Zurückeroberung Schonens, ihr wiederum vereitelt war.

Nichts deſtoweniger wurde zur Feier dieſes für Dänemark ſo wenig vortheilhaften Friedens eine ruhmredige Denkmünze geprägt und zu immerwährender Erinnerung an jene eilfjährige Miſère ein prachtvolles Luſtſchloß erbaut, das, in der Nähe von Kronborg auf der Stelle des alten Oeſtrup angelegt, den Namen Friedensburg erhielt.

Der hauptſächlichſte Beförderer dieſes faulen Friedens, Mylord Carteret, bekam in dem Augenblick, als er ſich bei Friedrich IV. verabſchiedete, einen mit Edelſteinen beſetzten Ehrenſäbel im Werthe von zwanzigtauſend Reichsthalern, und der däniſche Be-

---

von Schweden gegen eine Entſchädigung von hundertneunzigtauſend Thalern dem neuen Eigenthümer überlaſſen. — Preußen erhielt in dem mit Schweden abgeſchloſſenen Frieden zu Stockholm ganz Vorpommern bis an die Peene, Stettin, die Inſeln Uſedom und Wollin, das friſche Haff, die Städte Damm und Gollnow und die Odermündungen Swine und Diwenau. Für dieſe Abtretungen zahlte es an Schweden zwei Millionen Thaler und übernahm außerdem ſechsmalhunderttauſend Thaler pommerſcher Schulden. Trotzdem kam Preußen dabei am Beſten fort.

vollmächtigte Loevenoern erhielt ein mit Diamanten geſchmücktes Bildniß ſeines Souverains.

Der hervorragendſte Held des in Norwegen geführten Krieges, der kühne Vice-Admiral Peder Weſſel-Tordenſkjold, überlebte dieſen unrühmlichen Frieden nur vier Monate.

Nachdem er, zu ſeiner Erholung, eine Reiſe ins Ausland angetreten hatte, gerieth er wegen ſeines Vaterlandes, deſſen angegriffene Ehre er vertheidigte, zu Hannover im Hauſe des Kammerpräſidenten Baron von Görtz mit dem ſchwediſchen Obriſten Georg Bogislaus Baron Staël-Holſtein in einen ſo harten Wortwechſel, daß Beide darüber handgemein wurden. Der Däne wand dem Schweden den Degen aus der Hand, warf ihn im Vorzimmer zu Boden, riß ihm die Epaulettes ab und prügelte ihn. Staël-Holſtein ſchickte ihm eine Herausforderung. Am 13. November kam es an der hildesheim'ſchen Grenze, in Gledy, zwei Meilen von Hannover, zu einem Zweikampfe, in welchem Tordenſkjold, mit dem Degen in der Fauſt, ſo ungeſtüm auf ſeinen Gegner eindrang, daß er ſelbſt gleich im erſten Gange vom Obriſten getödtet ward.*) — Tordenſkjold (geboren zu Drontheim am 28. October 1691) hatte ein Alter von kaum dreißig

---

*) Tordenſkjold's Gegner war der Vater des ſchwediſchen Geſandten Erich Magnus Baron Stael-Holſtein, der ſich im Jahre 1786 mit der Tochter des franzöſiſchen Miniſters Necker, mit der berühmten Schriftſtellerin Anne Louiſe Stael-Holſtein, Frankreichs Corinna, vermählte.

Jahren erreicht. Sein Leichnam wurde nach Kopenhagen gebracht und ohne Gepränge in der Holmenskirche dem Schooße der Erde übergeben.

Tordenſkjold war unſtreitig einer der kühnſten Seehelden ſeiner Zeit und ſein Name ſtrahlt noch heute ſo hell wie jener Sören Norby's, Jakob Bagge's, Cort Siverſen Adelaar's, Niels Juel's und Lorenz Creutz's, die, wie er, nicht Dänen, ſondern Norweger von Geburt geweſen ſind.

Allen kennzeichnet dieſen Jean Bart der däniſchen Marine auf treffende Weiſe, indem er ihn als einen Helden hinſtellt, deſſen Muth in demſelben Grade ſtieg, als die Gefahr zunahm, und der durch ſeine Geiſtesgegenwart und Umſicht die unüberſteiglichſten Schwierigkeiten ſiegreich zu überwinden verſtand. „Seine faſt beiſpielloſen Heldenthaten (ſagt unſer Däne), ſein edles Herz, ſeine offene und echt nordiſche Denkungsart ſichern ihm im Herzen des däniſchen Volkes ein bleibendes Denkmal." *)

Im Uebrigen gehörte Tordenſkjold zu Jenen, welche alles Andere, nur nicht Ritter des Ele-

---

*) Vergleiche Caſpar Peter Rothe, Tordenskjolds Liv og Levnet, Kjoebnh. 1747–50. 3 Bände. 4. Viborg 1772. 3 Bände 8. Ins Deutſche übertragen, Kopenhagen und Frankfurt 1753. 8. — Jakob Chriſtian Bie, Lovtale over Tordenskjold, Kjoebnh. 1770. 4. — Matthias Hagerup, Lovtale over Tordenskjold, Kjoebnh. 1792. 8. — Chriſten Thaarup, Vice-Admiral P. Tordenskjolds Liv og Levnet, Kjoebnh. 1838. 12. Portrait. Henrick Behr, P. Tordenskjold, en Levnetsbeskrivelse, Kjoebnh. 1839. 12. Ibid. 1846. 12. Portrait.

phanten- oder Danebrogs-Ordens geweſen ſind, während zehnmal unbedeutendere Admirale (wie z. B. Ulrich Chriſtian Gyldenloew, der Baſtard des Königs) das ſogenannte „Magnanimi pretium“ und die „Tessera fidelium“ zu erhalten für würdig befunden worden waren. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

## Siebentes Kapitel.

Die Königin Louiſe und deren Kinder. — Ihre Kränklichkeit. — Ihr Tod. — Ihre Beiſetzung. — Anna Sophia von Reventlow. — Ihre Familie. — Ihre Erhebung zur Fürſtin von Schleswig. — Ihre Vermählung mit Friedrich dem Vierten. — Ihre Krönung.

Nachdem die Leſer und wir ſelbſt uns aus jenem eilfjährigen Kriegslabyrinth glücklich herausgewunden haben, kehren wir an den Kopenhagener Hof zurück, um die Gemahlin des Königs und deren Nachkommenſchaft in den Bereich unſerer Betrachtung zu ziehen.

Louiſe von Mecklenburg-Güſtrow, die, ſeit dem 5. December 1695 mit Friedrich IV. vermählt, nach dem Tode ihrer reizenden Nebenbuhlerin, Eliſabeth von Viereck*), allmählig ruhiger geworden war und ſich im Voraus mit dem Gedanken einer neuen Untreue von Seiten ihres wetterwendiſchen Gemahles vertraut gemacht hatte, ſchien ſeitdem viel glücklicher als in den erſten Jahren ihrer Ehe. Sie hatte ſich im Laufe der Zeiten die ſchwierige Kunſt angeeignet, Nachſicht zu üben und bei gewiſſen Gelegenheiten klug durch die Finger zu ſchauen, ohne das in dieſer Beziehung leicht empfindliche Ohr ihres Gatten durch unnütze Vorwürfe abzuhärten. Die Königin hatte gelernt, ſich in das Unvermeidliche mit eben ſo großer Klugheit als Ruhe zu fügen.

---

*) Ernſt Chriſtoph von Manteuffel, der zur Zeit ihres Todes als ſächſiſcher Legationsrath in Kopenhagen fungirte, ſchilderte dieſe Tochter des preußiſchen Envoyé als die vierte Grazie, und man weiß, daß Herr von Manteuffel (ſpäter der begünſtigte Anbeter der ſchönen Frau von Blaspiel, des preußiſchen Kriegsminiſters) auch in dieſer Sphäre ein eben ſo geiſtreicher als competenter Richter geweſen war. — Die Königin Louiſe von Mecklenburg ſchilderte er dagegen als eine Erſcheinung ziemlich gewöhnlicher Art.

In dem Zeitraume von 1697 bis 1706 hatte ſie dem Könige vier Söhne und eine Tochter geboren:

1) Chriſtian, geb. am 28. Juni 1697, geſt. am 1. October 1698.

2) Chriſtian (der nachmalige Thronfolger, deſſen Leben und Thaten dem nächſten Buche unſerer Geſchichte vorbehalten bleiben).

3) Friedrich Karl, geb. am 23. October 1701, geſt. am 7. Januar 1702.

4) Georg, geb. am 6. Januar 1703, geſt. am 12. März 1704.

5) Charlotte Amalie (ſo getauft nach ihrer Großmutter, der Gemahlin Chriſtian's V.), geb. am 6. October 1706, geſt. am 28. October 1782.

Von ihren vier Söhnen hatten alſo drei nicht einmal ihren zweiten Geburtstag erlebt; ihre einzige Tochter dagegen erreichte, gleichſam als Entſchädigung für die knapp zugemeſſene Lebensdauer jener drei Brüder, das hohe Alter von ſechsundſiebzig Jahren. Die

Kronprinzeſſin (denn ſo wurde, ſeit Friedrich III., die älteſte Tochter ſeiner Nachfolger genannt) Charlotte Amalie ſtarb, unvermählt, als alte Jungfer zu einer Zeit, als bereits der unglückliche Christian VII. in ſtillem Wahnſinne auf dem Throne ſeiner Väter ſaß. Weiter wiſſen wir nichts von ihr.

Die Unfruchtbarkeit der Königin Louiſe, welche nach der Geburt dieſer Tochter ihrem Gemahle keine neuen Vaterfreuden geſchenkt hatte, beweiſ't die Gleichgültigkeit und Kälte, die bald nach dem Tode des Fräuleins von Viereck zwiſchen beiden Ehegatten eingetreten war.

Friedrich's IV. feurige Gemüthsart beſaß eben ſo viele Hinneigung zum ſchönen Geſchlechte als Liebe für die Kunſt, die ihm während ſeines Aufenthalts in Florenz durch die glühenden Augen der Marquiſe di Velho inoculirt worden war. Er ſchwärmte für hübſche Frauen mit derſelben Gluth, mit welcher er ſich zu ſchönen Bildern hingezogen fühlte. Er liebte vorübergehend, aber nicht ernſthaft: er nippte nur, ohne ſich zu berauſchen, und das war ihm zu verzeihen; denn warum ſollte ein Monarch in dieſem Puncte nicht dieſelben Rechte haben, wie jeder Privatmann, dem die Geſchichte niemals nachzählt, wie oft in ſeinem Leben er verliebt geweſen war? Die Nachwelt iſt berechtigt, nur über ſolche Gunſtdamen ihr Anathem auszuſprechen, die ſich, wie z. B. die Maintenon und Pompadour in Frankreich, wie die Grävenitz in Würtemberg, eine Einmiſchung in die Angelegenheiten des Staates erlaubt und dadurch mehr

Verwirrung und Unheil als zehn unfähige Miniſter angerichtet haben.

Ernſtlicher als jene ephemeren, flüchtig genoſſenen und raſch wieder vergeſſenen Liebeshändel Friedrich's IV. geſtaltete ſich jene Neigung, die ſich in ihm ungefähr ſechs Jahre nach dem Tode des Fräuleins von Viereck zu entwickeln begann.

Auch dieſe neue Flamme war ein Ehrenfräulein im Hofſtaate der Königin. Sie hieß Anna Sophia und war (geboren am 16. April 1693) die jüngſte Tochter des am 31. Juli 1708 in einem Alter von vierundſechszig Jahren geſtorbenen Großkanzlers und Premierminiſters Grafen Conrad von Reventlow. Ihre Mutter, Sophia Amalia, war die Tochter des vormaligen Oberjägermeiſters und Geheimenraths Vincenz Joachim von Hahn*).

Die Neigung des Königs zur jungen Gräfin von Reventlow entſpann ſich erſt ungefähr drei Jahre nach dem Ableben ihres Vaters. Anna Sophia zählte damals kaum achtzehn Lenze, während der König damals ſchon ein Vierziger und ſeine Gemahlin vier Jahre älter als er ſelber war. Für Männer ſeines Alters iſt von allen Reizen des ſchönen Geſchlechtes die Jugend der gefährlichſte Nimbus, zumal wenn mit dieſer Jugend, wie bei der Gräfin von Reventlow, auch Schönheit und Geiſt, Laune und Witz ſich vereinen, um jenen Hauptreiz eben ſo feſſelnd als anziehend zu machen.

---

*) Anna Sophia hatte zwei Schweſtern, von welchen die ältere, Anna Margaretha, mit dem Grafen Hans Schack von Schackenberg, der 1704 in der Schlacht bei Höchſtädt gefallen, und die mittlere, Ulrike Eleonore, mit Ferdinand Anton, Grafen von Danneſkield und Laurwig, verheirathet war.

Kein Wunder alſo, daß die junge, ſchöne, aufgeweckte, ewig heitere, witzſprudelnde Gräfin von achtzehn Jahren der eben ſo luſtigen als galanten Gemüthsart des Königs weit mehr zuſagte, als ſeine vierundvierzigjährige mecklenburg-güſtrow'ſche Ehehälfte, die bei allen ihren guten Eigenſchaften doch einen ſehr großen Fehler beſaß, welcher ſie alle großentheils verdunkelte. Die Königin war launiſch und mürriſch. Heitere Frauen aber haben zu allen Zeiten und in allen Sphären der Geſellſchaft größern Anklang gefunden und ſchönere Triumphe gefeiert, als jene ſchwermüthigen Weiber, welche fortwährend die Verkannte, die Gekränkte, die Unglückliche ſpielen und gerade durch ihre ewige Melancholie bei allen übrigen guten Eigenſchaften am Ende doch ſehr einförmig und langweilig werden. Zu dieſer Zahl gehörte Königin Louiſe.

Dazu kam noch, daß ſie — was wir zur Entſchuldigung ihres Gemahles anzuführen nicht unterlaſſen wollen — in den letzten Jahren beſtändig kränkelte und daß dieſe fortgeſetzte Kränklichkeit nach und nach allen ehelichen Umgang zwiſchen beiden Gatten aufhob.

Nichts natürlicher alſo, daß ſich allmählig in dem Herzen des Königs eine Leere fühlbar gemacht hatte, die er wieder auszufüllen gerade damals ernſtlicher als je geſonnen war.

Und in dieſe Zeit fiel das Aufkeimen ſeiner Leidenſchaft für die ausnehmend-einnehmende Gräfin, welche, kokett wie jede Tochter Evens, das ganze Einmaleins ihrer frühlingsfriſchen Reize aufbot, um dem Herzen ihres königlichen Bewunderers ein gefahrdrohendes Schach zu bieten.

Eingedenk ihres Standes und des Namens ihrer Familie machte ſie dem Könige den Sieg noch weit ſchwieriger wie Liſette von Viereck, die damals, als ſie Seiner Majeſtät gefallen hatte, halb noch Kind geweſen war, das mit dem Könige eben ſo harmlos wie kurz vorher mit einer Puppe geſpielt hatte.

Ganz anders fühlte und dachte Gräfin von Reventlow. Sie war ungemein ehrgeizig und wollte ſich Anfangs, wie Heinrich's IV. Marquiſe de Verneuil, durchaus nicht mit dem zweideutigen Ruhme einer Maitreſſe en titre begnügen, denn ſie ſtrebte, bei der fortwährenden Kränklichkeit der Königin und bei der Macht und Herrſchaft, die ſie ſelbſt ſich allmählig über Herz und Willen des Königs errang, einem höhern Ziele nach, und nur aus dieſem Grunde geſchah es, daß ſie ihrem Anbeter den Sieg über ſie ſo ſehr erſchwerte, daß er mehr als einmal an dem Erfolge ſeiner Bemühungen geradezu verzweifelte.

Erſt lange hernach, als ſie dem Könige ein, wie es hieß, ſchriftliches Verſprechen abgelockt hatte, daß er nach dem aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht mehr allzufernen Tode der Königin mit keiner Andern als ihr die Sonnenhöhe ſeines Thrones zu theilen entſchloſſen ſei, erhörte ſie ſein heißes Flehen und ließ ſich huldreich geneigt finden, bis auf Weiteres die untergeordnete Rolle einer Geliebten zu übernehmen.

In Folge dieſer Herablaſſung ward nach der altkirchlichen Moral: „Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöht werden", Gräfin Anna Sophia von Reventlow 1712 (alſo noch zu Lebzeiten der Königin) als erklärte Gunſtdame deren Gemahls mit einem Jahrgehalte von hunderttauſend Reichsthalern (alſo dreimal ſo viel als ihrer Vorgängerin, Eliſabeth Viereck Gräfin von Anderſkow, zugedacht worden war) zur Fürſtin von Schleswig erhoben.

Die Königin ſoll bei Empfang dieſer Nachricht einen neuen Krampfanfall, der Kronprinz Chriſtian, ob er gleich zu jener Zeit erſt dreizehn Jahre alt geweſen war, Ohrenbrauſen und ſeine Prinzeſſin-Schweſter, damals ſechsjährig, aus innerer Aufregung einen äußern Hautausſchlag davongetragen haben.

Kaum acht Monate nach ihrer Erhebung zur Fürſtin wurde ſie (am 24. Juni 1713) von einer Prinzeſſin entbunden, welche die Namen Friederike Sophie erhielt, aber ſchon wenige Monate nach der Geburt ſtarb.

Die Fürſtin erhielt ſeitdem koſtbare Geſchenke. Der König legte die neueſten Moden, die er direct durch ſeinen Geſandten (General Werner von der Schulenburg) aus Paris kommen ließ, zu den Füßen ſeiner angebeteten Flamme nieder, die ihrerſeits die er wieder auszufüllen gerade damals ernſtlicher als je geſonnen war.

Und in dieſe Zeit fiel das Aufkeimen ſeiner Leidenſchaft für die ausnehmend-einnehmende Gräfin, welche, kokett wie jede Tochter Evens, das ganze Einmaleins ihrer frühlingsfriſchen Reize aufbot, um dem Herzen ihres königlichen Bewunderers ein gefahrdrohendes Schach zu bieten.

Eingedenk ihres Standes und des Namens ihrer Familie machte ſie dem Könige den Sieg noch weit ſchwieriger wie Liſette von Viereck, die damals, als ſie Seiner Majeſtät gefallen hatte, halb noch Kind geweſen war, das mit dem Könige eben ſo harmlos wie kurz vorher mit einer Puppe geſpielt hatte.

Ganz anders fühlte und dachte Gräfin von Reventlow. Sie war ungemein ehrgeizig und wollte ſich Anfangs, wie Heinrich's IV. Marquiſe de Verneuil, durchaus nicht mit dem zweideutigen Ruhme einer Maitreſſe en titre begnügen, denn ſie ſtrebte, bei der fortwährenden Kränklichkeit der Königin und bei der Macht und Herrſchaft, die ſie ſelbſt ſich allmählig über Herz und Willen des Königs errang, einem höhern Ziele nach, und nur aus dieſem Grunde geſchah es, daß ſie ihrem Anbeter den Sieg über ſie ſo ſehr erſchwerte, daß er mehr als einmal an dem Erfolge ſeiner Bemühungen geradezu verzweifelte.

Erſt lange hernach, als ſie dem Könige ein, wie es hieß, ſchriftliches Verſprechen abgelockt hatte, daß er nach dem aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht mehr allzufernen Tode der Königin mit keiner Andern als ihr die Sonnenhöhe ſeines Thrones zu theilen entſchloſſen ſei, erhörte ſie ſein heißes Flehen und ließ ſich huldreich geneigt finden, bis auf Weiteres die untergeordnete Rolle einer Geliebten zu übernehmen.

In Folge dieſer Herablaſſung ward nach der altkirchlichen Moral: „Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöht werden", Gräfin Anna Sophia von Reventlow 1712 (alſo noch zu Lebzeiten der Königin) als erklärte Gunſtdame deren Gemahls mit einem Jahrgehalte von hunderttauſend Reichsthalern (alſo dreimal ſo viel als ihrer Vorgängerin, Eliſabeth Viereck Gräfin von Anderſkow, zugedacht worden war) zur Fürſtin von Schleswig erhoben.

Die Königin ſoll bei Empfang dieſer Nachricht einen neuen Krampfanfall, der Kronprinz Chriſtian, ob er gleich zu jener Zeit erſt dreizehn Jahre alt geweſen war, Ohrenbrauſen und ſeine Prinzeſſin-Schweſter, damals ſechsjährig, aus innerer Aufregung einen äußern Hautausſchlag davongetragen haben.

Kaum acht Monate nach ihrer Erhebung zur Fürſtin wurde ſie (am 24. Juni 1713) von einer Prinzeſſin entbunden, welche die Namen Friederike Sophie erhielt, aber ſchon wenige Monate nach der Geburt ſtarb.

Die Fürſtin erhielt ſeitdem koſtbare Geſchenke. Der König legte die neueſten Moden, die er direct durch ſeinen Geſandten (General Werner von der Schulenburg) aus Paris kommen ließ, zu den Füßen ſeiner angebeteten Flamme nieder, die ihrerſeits nichts unterließ, ſich tagtäglich mehr und mehr in der Gunſt ihres zukünftigen Gemahles zu befeſtigen.

Es war natürlich, daß der König, leidenſchaftlich in ſie verliebt, bei ſo kleinen Aufmerkſamkeiten nicht ſtehen blieb, ſondern nun auch ſeinerſeits Alles aufbot, ihr Leben ſo glanzvoll als möglich zu geſtalten, um ſie für das, worauf ſie vorläufig noch Verzicht leiſten mußte, nach beſten Kräften zu entſchädigen. Er ſchenkte ihr Häuſer und Güter; er beförderte jeden ihrer zahlreichen Anverwandten; mit Einem Wort: er that Alles, was ſeiner Geliebten angenehm und ſeiner Gemahlin entſetzlich war.

Letztere wurde dadurch nur noch kränker. Zuletzt verlor ſie alle Luſt am Leben und ſtarb, nach langwieriger Krankheit, in einem Alter von vierundfünfzig Jahren und im ſechsundzwanzigſten Jahre ihrer keineswegs allzuglücklichen Ehe, am 15. März 1721.

Der Hof legte tiefe Trauer an. Ihr gefühlvoller Gemahl beeilte ſich, ſeinem tiefgefühlten Schmerze über dieſen unerſetzlichen Verluſt, welchen der unerforſchliche Rathſchluß der Vorſehung über ihn, ſein ganzes Haus und ſein ganzes Reich verhängt hatte, dadurch einen Ausdruck zu geben, daß er eine ſogenannte Begräbnißmünze prägen ließ, auf deren Vorderſeite das Bruſtbild der Verewigten mit ihrem Namen und Titel: „Louise af Mecklenburg, Dronning til Danmark og Norge" u. ſ. w., und auf der Rückſeite unter einem mit dem däniſchen und mecklenburgiſchen Wappen geſchmückten Baldachine ein Katafalk mit der Umſchrift zu ſehen iſt:

„Det störste Land, den beste Krone,
Ey ligens kan mod Himlens Throne“*).

Unter dem Caſtrum doloris ſtand ihr Geburts- und ihr Sterbetag.

Am 2. April wurde die irdiſche Hülle der Vollendeten vom königlichen Schloſſe in Kopenhagen mit der gewöhnlichen Ceremonie nach Roeskilde abgeführt und dort in der königlichen Gruſt beigeſetzt. — Eine Stelle, die uns in Buſſäus' Regiſter etwas dunkel erſcheint, ob ſie gleich von einer Erleuchtung ſpricht, lautet wörtlich wie folgt: „In den Häuſern, die in den Straßen ſind, durch welche die Prozeſſion ging, nemlich von der Holmens-Brücke gerade nach dem Weſterthore, waren die prächtigſten Illuminationen angeſtellt.“ — Ob die Bürger Kopenhagens am Tage der Beerdigung jeder Königin oder nur bei jener der Königin Louiſe zu Ehren ihre Häuſer beleuchteten, wiſſen wir leider nicht anzugeben. Aber noch weit auffallender als dieſe Illumination iſt das, was nach Buſſäus ſchon am zweiten oder nach Allen am vierzehnten Tage nach der feierlichen Beiſetzung der Königin ſich ereignete.

„Am 4. April, berichtet Buſſäus, beliebte es Seiner Königlichen Majeſtät allergnädigſt, in eine zweyte Ehe zu treten: er vermählte ſich mit der Fürſtin von Schleswig, Anna Sophia, gebornen Gräfin von Reventlow.“

---

*) „Das größte Land, die beſte Krone,
Gleicht lange nicht dem Himmelsthrone.“

Der Trauungsact ward, in Gegenwart des ganzen Hofes, durch den holſtein'ſchen General-Superintendenten Dr. Claſſen vollzogen.

Dieſe Vermählung an und für ſich ſelbſt wird dem Könige Niemand verdenken, welcher weiß, daß er dieſer Geliebten ſchon bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin die Ehe — gleichviel ob mündlich oder ſchriftlich — verſprochen hatte; das aber, was wohl ſchwerlich irgend Einer ihm verzeihen kann, iſt die beiſpielloſe Verletzung des äußern Decorums, die unerhörte Rückſichtsloſigkeit den Manen der verſtorbenen Königin gegenüber, daß er dieſe neue Ehe ſchon **zwei** Tage nach der Beerdigung ſeiner erſten Gemahlin einzugehen „allergnädigſt beliebt" hatte, gleichſam als ob er die Zeit, die Zweite friſchweg am kaum geſchloſſenen Grabe ihrer Vorgängerin zu heirathen, nicht habe erwarten können. Unſere Feder ſcheut ſich, dieſe in der Geſchichte aller Höfe ohne Beiſpiel daſtehende Haſt und Eile mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen; wir fragen nur einfach, was die öffentliche Meinung dazu ſagen würde, wenn ein gewöhnlicher Pater familias einen ſolchen, alle Grenzen des Anſtandes überſpringenden Act von Taktloſigkeit ſich jemals ließe zu Schulden kommen???

Peter Berg, derſelbe Medailleur, der die Begräbnißmünze geprägt hatte, erhielt den Auftrag, eine Denkmünze zu Ehren der neuen Vermählung anzufertigen. Auf der einen Seite zeigt ſich das Bruſtbild des Königs, auf der andern jenes der Königin mit der Umſchrift: **Anna Sophia Reg. Dan. Nor. V.**

G. und darunter das Datum der Hochzeit: Nupt. D. IV. Apr. MDCCXXI.

Am 30. Mai ward auf Schloß Frederiksborg in Gegenwart des Kronprinzen Chriſtian und der Kronprinzeſſin Charlotte Amalie, ſowie aller Staatsminiſter und Hofdamen, die Krönung der neuen Königin vollzogen. Friedrich IV. ſetzte als ſouveräner König ſeiner Gemahlin eigenhändig die Krone auf und erklärte ſie feierlich zur Königin von Dänemark und Norwegen. Die Krone wurde auf dem Haupte der neuen Königin durch die Gräfin von Holſtein und die Generalin von Oertzen befeſtigt; während dieſer Zeit nahm Ihre Majeſtät die Glückwünſche der in- und ausländiſchen Miniſter an.

Am 16. Juli hielt Anna Sophia unter dem Geläute aller Glocken und unter Löſung aller Geſchütze von Frederiksborg aus ihren feierlichen Einzug in die Hauptſtadt ihres Reiches an der Seite ihres hochbeglückten Gemahls.

Betrachten wir nun auch die zweite Ehe. Ob wir gleich nicht mit jenem franzöſiſchen Schriftſteller übereinſtimmen, welcher das Axiom aufſtellt, daß die zweiten Ehen in der Regel weit glücklicher als die erſten auszufallen pflegen, ſo ſind wir doch der Wahrheit ſchuldig zu geſtehen, daß wenigſtens des vierten Friedrich's zweiter Eheſtand ſich viel heiterer und glücklicher als der erſte geſtaltete. Die neue Königin war ungemein liebenswürdig. Sie betrachtete es als die einzige Aufgabe ihrer neuen Exiſtenz, ihrem Gemahle das Zuſammenleben mit ihr ſo wenig unbequem als nur irgend möglich zu machen: denn ſie war eine Frau von Geiſt und ſagte ſich, daß eine glückliche Ehe Alles vermeiden müſſe, was auch nur im Entfernteſten einem Zwange ähnlich ſieht, und daß ſie auf Alles, was nicht aus freiem Antriebe geſchieht, Verzicht zu leiſten hat

„Aber dieſe Ehe, berichtet Allen, verurſachte großen Zwieſpalt in der königlichen Familie, da eine Heirath zwiſchen einem Könige und einer Dame von nicht fürſtlicher Geburt (Chriſtine Munk war mit Chriſtian IV. bekanntlich nur zur linken Hand angetraut worden) gegen die herrſchenden Begriffe ſtritt, und da des Kronprinzen kindliches und religiöſes Gefühl überdies durch das Verhältniß verletzt werden mußte, welches zwiſchen Anna Sophia und dem Könige ſchon zu Lebzeiten der Königin Louiſe beſtanden hatte.“ —

Am ſchroffſten zeigte ſich der Kronprinz. Bei jeder Gelegenheit ließ er ſeine Stiefmutter fühlen, daß er ſie durchaus nicht achte, weil er ſie mit Recht als den Grund des ehelichen Zerwürfniſſes zwiſchen der ſeligen Königin und ſeinem Vater betrachtete, und weil er ihrem ungezügelten Ehrgeize, dem es gelungen war, daß der König ſeine frühere Geliebte auf den Thron gehoben hatte, von ganzem Herzen abhold blieb. Er machte aus ſeiner Geſinnung gegen ſie durchaus kein Geheimniß und benahm ſich bei vielen Gelegenheiten ſo abſtoßend gegen ſie, daß es einige Male ſogar dem Vater auffiel, der ihn, oft ſehr hart, darüber zur Rechenſchaft zog.

Aber deſto klüger, rückſichtsvoller und nachſichtiger zeigte ſich die Königin gegen ihren Stiefſohn, deſſen verletztes Gefühl ſie durch die hohe Achtung, die ſie ihm bei jedem Anlaß erwies, mit der Zeit zu verſöhnen hoffte, was ihr aber trotz aller ihrer Klugheit niemals gelingen wollte.

Erſt nach drittehalb Jahren ihrer Vermählung ward die Königin Anna Sophia (am 23. October 1723) von einer Tochter entbunden, die in der Taufe den Namen Chriſtiane Amalie erhielt. Aber auch dieſe Prinzeſſin ſtarb, wie jeder der drei Söhne Friedrich's IV. aus erſter Ehe, ſchon nach wenigen Monaten (am 7. Januar 1724).

Am 1. Juni 1726 gebar die Königin einen Prinzen, Friedrich Chriſtian, der, kaum ein Jahr alt, am 15. Mai 1727 ſtarb.

Ihr drittes und letztes Kind, Prinz Karl, geboren am 16. Februar 1728, ſtarb, kaum zweijährig, am 10. December 1729.

Das religiöſe Gefühl des Kronprinzen betrachtete das frühzeitige Abſterben dieſer drei Kinder als eine Vergeltung von Seiten der Vorſehung, und auch die Kronprinzeſſin ſah darin eine Art von Nemeſis.

Aber trotz dieſes dreifachen Verluſtes, der ihrer Mutterliebe manche Thräne koſtete, fuhr ſie fort, ſich in dem Beſitze des Königs, der ſie liebte und den ſie aufrichtig wieder liebte, glücklich, wenn auch nicht mehr ſo heiter, als in früherer Zeit zu fühlen. Sie fuhr im Stillen fort, nach Kräften Gutes zu wirken und durch Milde und Sanftmuth ihren Gemahl von mancher

Uebereilung und Aufwallung des Zornes gegen den Kronprinzen zurückzuhalten.

Sie theilte ihres Gemahles Begeiſterung für die ſchönen Künſte und weckte in ihm die Neigung zu den Wiſſenſchaften, die er nun gleichfalls unter die Flügel ſeines Schutzes nahm. Er beſchirmte vorzugsweiſe die däniſche Literatur, zeigte ſich auch in anderer Beziehung als ein wahrer Patriot und gewann ſich gerade durch ſeine däniſche Geſinnung die Liebe ſeines Volkes in weit höherem Grade als ſein Vater, welcher, wie bekannt, weit mehr für deutſche Sitte und Bildung eingenommen war, vielleicht ſchon deßhalb, weil ſeine Gemahlin eine eingefleiſchte Deutſche geweſen, während Anna Sophia, obgleich Holſteinerin und darum auch Deutſche von Geburt, doch in Folge ihrer Erziehung und angebornen Neigung eine entſchiedene Vorliebe für das Dänenthum beſaß und ſchon dieſer Eigenſchaft wegen im Herzen des Volkes ſich mehr und mehr populär zu machen beſtrebte.

Anna Sophia war demnach — ihr früheres Verhältniß mit dem Könige abgerechnet — eine Fürſtin, die durch ihre echt däniſche Geſinnung, durch ihre Klugheit, wie durch ihre Milde und durch das angeborene Bedürfniß, Allen zu nützen und Keinem zu ſchaden, ſich der Achtung und Liebe ihrer Unterthanen würdiger gemacht hat, als manche ihrer legitimen Vorgängerinnen auf dem Throne Dänemarks.

Vier Monate nach der Vermählung des Königs ward, am 7. Auguſt 1721, das Beilager des Kronprinzen Chriſtian mit der Prinzeſſin Sophia Magdalena von Brandenburg-Culmbach auf dem Schloſſe Pretzſch in Sachſen vollzogen. *) Erſt am 18. December hielt die einundzwanzigjährige Kronprinzeſſin ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen.

Drei Jahre nach ſeiner zweiten Vermählung trat König Friedrich, am 10. März 1724, in Begleitung der Königin Anna Sophia und der Erbprinzeſſin Charlotte Amalie ſeine Reiſe nach Aachen an, um daſelbſt die Badekur zu gebrauchen. Sie verweilten dort bis zum 10. Juni und kehrten dann über Oldenburg, wo ſie am 4. Juli angelangt waren, nach Kopenhagen zurück

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Vermählung gedenken wir, wenn es nicht an Raum mangelt, im nächſtfolgenden Buche zu bringen

# Achtes Kapitel.

Ein Brudermord. — Abel und Kain Rantzau. — Leben und Ende dieſer beiden Brüder.

Bald nach der Rückkehr des Königs aus Aachen entſpann ſich in Holſtein ein merkwürdiger Criminal-Prozeß, den wir nicht unerwähnt laſſen dürfen, weil er ſowohl auf die ſittlichen Zuſtände jenes Landes zu der Zeit, in welcher er ſich ereignete, ein wenn auch nicht erfreuliches, doch ſcharf characteriſirendes Licht wirft.

Die Hauptperſonen dieſes denkwürdigen Rechtsſtreits, deſſen Ausgang den königlichen Hof zu Dänemark und jenen des Kaiſers Joſeph, ſowie die Aufmerkſamkeit von halb Europa beſchäftigte, waren die beiden Brüder Rantzau, Söhne des Grafen Detlev's von Rantzau und der Gräfin Katharina Hedwig, geb. Freiin von Brockdorff, welche am 25. November 1689 ſtarb.

Ihr Gemahl, der ſich am 20. Juni deſſelben Jahres mit Benedicta Dorothea von Ahlefeldt wieder verheirathete, ſtarb am 8. September 1697 zu Hamburg. Er war Geheimer Rath, däniſcher Statthalter der Fürſtenthümer Schleswig und Holſtein, Amtmann zu Rendsburg und Ritter des Elephanten-Ordens. Er hinterließ aus der erſten Ehe drei Kinder: Chriſtian Detlev, damals ſiebenundzwanzig, Katharina Hedwig vierzehn, und Wilhelm Adolph zehn Jahre alt.

Der jüngere dieſes Bruderpaares, Wilhelm Adolph, des heiligen Römiſchen Reiches Graf von Rantzau und Lövenholm, Herr zu Breitenburg und Barmſtedt, geboren am 30. Januar 1688, war, wie ſeine Schweſter, noch unmündig, als ihr Vater von Rendsburg in eine beſſere Welt einging. Der ältere Bruder, Chriſtian Detlev, ſetzte ſich daher ohne Schwierigkeit in den Beſitz des größten Theiles der väterlichen Erbſchaft.

Als der Jüngere herangewachſen war und an den Aelteren ſeine Anſprüche an die reiche Hinterlaſſenſchaft des Vaters erhob, geriethen beide Brüder darüber in einen Streit, der bald in Haß und gegenſeitige Feindſchaft auszuarten begann.

Der Aeltere, der als großer Verſchwender ſich frühzeitig in Schulden geſtürzt hatte und aus dieſem Grunde ſeine Unterthanen arg bedrückte, war ſo allgemein gehaßt, daß Jeder ſich bemühte, den jüngern Bruder in ſeinem Haſſe gegen Jenen mehr und mehr zu beſtärken.

Im Jahre 1715 wurde Chriſtian Detlev, Niemand weiß aus welchen Urſachen, bei ſeinem Aufenthalte in Berlin feſtgenommen und nach der Feſtung Cüſtrin abgeführt. Wilhelm Adolph benutzte die Abweſenheit ſeines Bruders, um ſich mit Hülfe einiger däniſcher Truppen in den Beſitz der Grafſchaft Rantzau zu ſetzen.

Als aber fünf Jahre ſpäter, im Januar 1720, Chriſtian Detlev, in Folge kaiſerlicher Vermittelung, von Cüſtrin entlaſſen ward, trat er wieder den Beſitz ſeiner Grafſchaft an und bemächtigte ſich noch außerdem der in Holſtein gelegenen Herrſchaft Breitenburg.

Wilhelm Adolph, auf Befehl ſeines ältern Bruders von allen Kanzeln der Anmaßung unrechtmäßigen Eigenthums bezüchtigt, gerieth darüber dergeſtalt in Wuth, daß ſeit jenem Augenblick der Gedanke in ihm erwachte, ſeinen Bruder umbringen zu laſſen, um in den alleinigen Beſitz von deſſen Gütern zu gelangen. Er weihte einen ſeiner Vertrauten, den Capitain Detlev Prätorius, in das Geheimniß ſeines finſtern Planes ein und ſuchte dieſen durch das Verſprechen einer großen Geldſumme für die Ausführung deſſelben zu gewinnen. Dieſer, nicht gewillt, ſich ſelbſt damit zu befaſſen, bemühte ſich, einige verwegene Burſche, darunter Sievers, Wehling, Saß und Frahm, unter gleichen Verſprechen zu jener Unthat zu bewegen. — Letztere verſprachen es. Aber da es immer nur beim Verſprechen blieb, drang der junge Graf von Neuem in Prätorius, dieſen Mord ſelber auszuführen. Dieſer erklärte ſich endlich bereit dazu.

Am nächſten Montag, am 10. November 1721, als der ältere Graf ſich in Begleitung ſeines Leibſchützen auf der Schnepfenjagd befand, wurde er von Prätorius, der in Geſellſchaft des obengenannten Sievers ihm gefolgt war, im Gehölze durch einen Flintenſchuß todt zu Boden geſtreckt. Als der Leibſchütze, der ſich mit ſeinem Hunde entfernt hatte, um die Schnepfen aufzuſuchen, den Schuß hörte, eilte er herbei, ward aber ſelbſt durch einen zweiten Schuß verwundet und ſein Pferd getödtet.

Die beiden Mörder ergriffen die Flucht. Prätorius, welcher Kain Rantzau von der Ermordung ſeines Bruders Abel durch ein franzöſiſches Billet unterrichtet hatte, floh nach Deutſchland. Der junge Graf meldete den Fall alſogleich dem Könige von Dänemark, ſetzte in den Zeitungen einen Preis für Denjenigen aus, der ihm die Urheber dieſes Mordes namhaft zu machen im Stande ſei, und ging in ſeiner Frechheit ſogar ſo weit, ein öffentliches Kirchengebet zur Ermittelung der Mörder ſeines Bruders anzuordnen. Der König trug nun kein Bedenken, ihn in den Beſitz der Grafſchaft einzuſetzen.

Während dieſer Zeit erhielt der däniſche Obriſtlieutenant Linde in Hamburg eine anonyme Zuſchrift, daß der gräfliche Heidereiter Berneck in Breitenburg und ein in Barmſtedt wohnender Jäger, Namens Johann Chriſtian Saß näheren Aufſchluß über die Ermordung des Grafen zu geben geſonnen ſeien. Linde ſetzte davon den däniſchen Reſidenten in Hamburg, Herrn von Hagedorn, in Kenntniß; dieſer berichtete Alles nach Kopenhagen und erhielt von dort aus den Befehl, ſofort eine Unterſuchung einzuleiten.

Kain Rantzau, der ſich genöthigt ſah, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, gab ſeine Einwilligung dazu, daß Berneck und Saß von Barmſtedt abgeholt und zum Verhöre nach Rendsburg geführt werden ſollten. Letzterer aber, der vom Grafen frühzeitig geung einen Wink erhielt, entfloh noch zu rechter Zeit, Berneck aber wurde eingefangen und abgeliefert.

In Rendsburg hatte der König zur Unterſuchung der Sache eine Commiſſion niedergeſetzt, welche am 23. December zuſammentrat. Nach dem peinlichen Verhöre Berneck's erkannte die Commiſſion, daß der Graf Wilhelm Adolph der Urheber dieſes Mordes ſei. Mit Genehmigung des Königs bemächtigten ſich die Richter der Perſon des Grafen, als ſich dieſer gerade auf der Jagd im königlich' Pinneberg'ſchen Gebiete befand. Arretirt, wurde er nach Rendsburg abgeführt und dort, auf Befehl des Königs, vor eine aus vier adeligen Geheimräthen und aus vier bürgerlichen Juſtizräthen zuſammengeſetzte Unterſuchungs-Commiſſion geſtellt.

Er leugnete mit ächt gräflicher Unverſchämtheit. Er proteſtirte als deutſcher Reichsgraf gegen die Competenz dieſer Behörde, wollte dieſe Dänen durchaus nicht als ſeine Richter anerkennen und legte, um ſich von Dänemark gänzlich loszuſagen, an Gerichtsſtelle das Band des Elephanten ab. (Denn auch er war Ritter dieſes Ordens!)

Auch der kaiſerliche Hof nahm ſich ſeiner an und wollte nicht zugeben, daß ein deutſcher Reichsgraf vom Könige von Dänemark gerichtet werde. Der kaiſerliche Geſandte am niederſächſiſchen Kreiſe, Graf von Metſch in Hamburg, erhielt den gemeſſenſten Befehl, dem däniſchen Reſidenten und Conferenzrathe von Hagedorn zu erklären, daß Seine kaiſerliche Majeſtät es nun und nimmermehr geſtatten werde, daß man däniſcher Seits reichsgräfliche Perſonen und Unterthanen auf reichsgräflichem Grund und Boden gefangen halten und inquiriren dürfe.

Der däniſche Reſident machte dagegen die Einwendung, daß der Inculpat nicht auf reichsgräflichem Gebiete, ſondern auf däniſchem Grund und Boden, in der königlich däniſchen Grafſchaft Pinneberg, feſtgenommen worden ſei.

Aber der deutſche Reichs-Vicekanzler erklärte dem däniſchen Bevollmächtigten zu Wien, Herrn von Berckentin, Reichsgraf Rantzau müſſe nach Hamburg ausgeliefert werden, um, nach Befinden, mit ihm, den Reichsgeſetzen gemäß, zu verfahren.

Friedrich IV. ließ ſich dadurch nicht einſchüchtern. Er beharrte auf ſeinem Rechte, ſeinen Delinquenten zur Verantwortung zu ziehen, da er zu der Zeit, als er die Mörder ſeines erſchoſſenen Bruders für Geld gemiethet, nicht als deutſcher Reichsſtand, ſondern als königlich däniſcher Unterthan, Geheimerath und Ritter des Elephanten-Ordens zu betrachten geweſen ſei.

Beide Höfe ſtritten alſo um die ſeltſame Ehre, welchem von Beiden das Recht zuſtehe, den gräflichen Meuchelmörder als ihren Unterthanen zu betrachten und „nach Befinden“ für ſeine Kainsthat zu beſtrafen.

Die däniſche Commiſſion ſetzte mit verdoppeltem Eifer die ſchon ziemlich weit gediehene Unterſuchung fort und verordnete dem Grafen zwei Vertheidiger ex officio. Aber auch dieſe ſchützten die exceptio incompetentiae fori vor, widerſetzten ſich dem Antrage der Ankläger „ratione contumaciae

Comitis,“ opponirten „exceptionem communicationis integrorum actorum inquisitionalium,“ wurden aber damit abgewieſen.

Der Angeklagte, der ſich nun herablaſſen mußte, ſeinen Richtern Rede zu ſtehen und ſich, ſo gut es ging, ſelber zu vertheidigen, beharrte nach dem alten Rechts- oder Unrechts-Axiome: „Si fecisti nega“, auf der Läugnung der Theilnahme an jener That und wollte durchaus gar nichts davon wiſſen. Selbſt als man ihn am 4. und 5. December mit Berneck und Frahm confrontirte, die Beide Gleiches gegen ihn ausſagten, fuhr er fort, im Gefühle ſeiner reichsgräflichen Würde Alles zu läugnen.

Inzwiſchen hatte man auch den Mitangeklagten Paul Sievers eingezogen und ihn gleichfalls nach Rendsburg geſchleppt, wo er, am 10. Juli 1723 durch die Tortur zum Geſtändniß der Wahrheit gebracht, die ganze Schuld auf den Grafen ſchob, der ihm durch den Hauptmann Prätorius eine Belohnung von tauſend Reichsthalern für die Ermordung des Bruders angeboten habe, wodurch er verleitet worden ſei, ſich an dieſer That zu betheiligen, obgleich der tödtliche Schuß nicht von ihm, ſondern von Prätorius vollbracht worden iſt.

Zum größten Unglück ward gleich darauf auch dieſer würdige Hauptmann in Breslau, wo er ſich in trunkenem Zuſtande dieſes Mordes öffentlich gerühmt haben ſoll, mit Erlaubniß des kaiſerlichen Hofes dort eingezogen, nach Croſſen abgeführt und dort, auf Requiſition des Herrn von Berckentin in Wien, im

November 1723 arretirt, an Händen und Füßen geſchloſſen nach Spandau, von dort nach Rendsburg, dann nach Kopenhagen und endlich wieder zurück nach Rendsburg transportirt.

Da Prätorius, trotz aller Ausſagen gegen ihn, die That zu läugnen und die Schuld auf Sievers zurückzuwälzen verſuchte, wurden beide Biedermänner, Prätorius am 22. März 1725 zum erſten und Sievers zum zweiten Male, zum Geſtändniſſe der Wahrheit in die Marterkammer gebracht. Erſt hier bekannte der überaus würdige Hauptmann, daß er es ſei, der auf Anſtiften und wiederholtes Andringen des jüngern Grafen den ältern Bruder deſſelben meuchlings erſchoſſen habe.

Das hierauf wider Detlev Prätorius, Paul Sievers, Simon Wehling und Johann Chriſtian Saß publicirte Erkenntniß verurtheilte Erſtern zu der Strafe, daß er enthauptet und aufs Rad geflochten, die andern Drei auf Lebenszeit zum Feſtungsbau in Rendsburg eingeſchmiedet, Erſterer zuvor aber noch gebrandmarkt und die beiden Andern mit der Staupbeſen-Strafe belegt werden ſollten, was an dieſem Geſindel am 30. Juni 1725 pünktlich vollzogen ward.

Nun aber kam die Reihe an den eigentlichen Urheber dieſer That, an den Brudermörder Wilhelm Adolph Reichsgrafen von Rantzau und Lövenholm, Herrn zu Breitenburg und Barmſtedt, königlich däniſchen Geheimen Rath und Ritter des von ihm eigenmächtig abgelegten Elephanten-Ordens.

Gegen einen Verbrecher dieſer Gattung war ein gerechtes Urtheil allerdings ſchwieriger zu fällen als gegen Jene, die das Unglück hatten, eben ſo wenig deutſche Reichs-Grafen als däniſche Geheimräthe zu ſein; das Urtheil gegen ihn war um ſo ſchwieriger, da ſich der niederſächſiſche Kreis des Verbrechers noch immer nachdrücklich annahm und im Juni 1725 ein Reſkript erließ, durch das der König von Dänemark bei Vermeidung einer Pöen von hundert Mark löthigen Goldes angewieſen und ernſtlich ermahnt wurde, den verhafteten Reichsgrafen ohne längern Aufſchub an die niederſächſiſchen Kreis-Fürſten auszuliefern, die däniſche Beſatzung aus dem reichsgräflichen Schloſſe Neu-Rantzau ungeſäumt herauszuziehen und ſich an den auf deutſchem Reichsboden liegenden Gütern, ſowohl des getödteten, als inhaftirten Grafen von Rantzau, ja nicht zu vergreifen.

Friedrich ließ ſich dadurch nicht beirren. Die Sache ging ihren ruhigen Gang. — Das Allerſchlimmſt aber war, daß der Graf durchaus nichts geſtehen wollte. Warum, fragt Mancher, führte man ihn nicht, wie Prätorius, in die Marterkammer, warum legte man ihn nicht, wie Sievers, zum Geſtändniſſe der Wahrheit ein- oder nöthigen Falls gar zweimal auf die Folterbank? Vermuthlich, weil er eines Theils däniſcher Geheimer Rath, andern Theils deutſcher Reichsgraf war. „Quod licet bovi, non licet Jovi!“

„Denn ob er gleich — ſagt die alte Chronik, der wir dies Alles nacherzählen — des Assassini und

Brudermordes ſattſam überführet war, ſo erforderten doch die Kayſerlichen Criminal-Rechte zuförderſt ein Geſtändniß von ihm ſelbſt, wenn die ordentliche poena capitalis ſtattfinden ſolte. Weil nun aber der König von Dänemark aus erheblichen Urſachen die Tortur an ihm nicht gerne exequiren laſſen wollte, ſo wurde ihm die Lebens-Straffe geſchencket, dagegen aber den 9. April 1729 wider ihn, in ſeiner Defensorum Gegenwart, im Criminal-Gerichte folgendes Urtheil publiciret:

„Daß angeklagter Wilhelm Adolph, Graf zu Rantzau, mit der gebetenen Todes-Straffe nicht zu belegen, jedoch wegen derer dabey vorgekommenen wichtigen Umſtände ad perpetuos carceres mit Erſtattung aller auf dieſen Inquisitions-Proceß verwandten Koſten, auch wegen des zur Ungebühr von ſich abgelegten Ordens- und Gnadenzeichens (des Elephanten) in eine Straffe von zwanzigtauſend Reichsthalern zu condemniren ſey.

V. R. W."

„Dieſes Urtheil, fährt unſere Chronik fort, welches er ſtehend anhören mußte, da er ſonſt vor denen Commissariis allemahl zu ſitzen gepfleget, veruhrſachte bei ihm eine ſehr große Beſtürtzung, bey welcher er gleichwohl nicht vergaß, ſich auf ſeine unmittelbare Reichs-Standſchafft zu berufen, krafft welcher er von denen Königlichen Commissariis nicht gerichtet werden könnte."

Aber dieſer Einwand half ihm nicht. Nach verkündetem Urtheile nahm der König von Dänemark die ganze Grafſchaft Rantzau nebſt allen andern in Holſtein, Schleswig und Jütland gelegenen Lehensgütern in Beſitz mit alleinigem Ausſchluß des Schloſſes Neu-Rantzau, das er der Gemahlin des verurtheilten Grafen*) als Leibgedinge mit allen Einkünften dieſes Schloſſes auf Lebenszeit einzuräumen geruhte. Ihrem Gemahle aber wurde aus dem Ertrage ſeiner confiscirten Grafſchaft eine jährliche Summe von zweitauſend Thalern ausgeworfen.

Der „aus erheblichen Urſachen" von der Todesſtrafe freigeſprochene Brudermörder wurde im April des Jahres 1725 von Rendsburg in die Kopenhagener Citadelle und von dort in Begleitung dreier Diener in ſeine lebenslängliche Gefangenſchaft nach der Feſtung Aggerhuus in Norwegen abgeführt.

Dort ſtarb er nach achtjährigem, ziemlich gemüthlichen und heitern Aufenthalte, da er jedes Jahr zweitauſend Thaler zu verzehren hatte und ſich durchaus nichts abgehen ließ, am 21. März 1734 in einem Alter von ſechsundvierzig Jahren und — wie unſere Chronik ſagt — als reuiger Sünder. Die grauenvolle That, die ſich der Ex-Ritter des Elephanten-Ordens ſchuldig gemacht, war ein blutiges Pasquill auf die Deviſe, die er ſich begelegt hatte. Sie lautete: „Recte faciendo neminem timeas."

---

*) Charlotte Louiſe Reichsgräfin von Rantzau war eine Tochter des Grafen Chriſtian von Sayn-Wittgenſtein, mit welcher Graf Rantzau ſich im Jahre 1711 vermählt, aber keine Kinder gezeugt hatte.

Er war der Letzte ſeines Hauſes.*) Die noch jetzt blühenden Geſchlechter dieſes Namens gehören einem neuern Stamme an, der erſt im Jahre 1728 von Friedrich IV. in den Grafenſtand erhoben ward. Dieſe Familie beſtand aus vier Brüdern. Nachdem der Aelteſte davon, ſchon zwei Jahre darauf, zu Saltzau ohne Erben ſtarb, ſo floriren jetzt nur noch drei Zweige: Rantzau-Raſtorff, Rantzau-Aſchberg und Rantzau-Oppendorff.

---

*) Seine einzige Schweſter, Katharina Hedwig, die ſich am 22. Februar mit dem Grafen Johann Friedrich von Caſtell-Rüdenhauſen vermählt hatte, erhob Anſprüche auf die Erbſchaft ihres verurtheilten Bruders, ward aber, trotz der Verwendung des kaiſerlichen Hofes, däniſcherſeits abgewieſen.

## Neuntes Kapitel.

Ein offener Brief, deſſen Inhalt überall Nachahmung verdient. — Gründung des Hoſpitals bei Frederiksborg. — Die Stiftung des großen Waiſenhauſes in Kopenhagen. — Umgeſtaltung des Poſtweſens. — Die Akademie für See- und Land-Kadetten. — Einlöſung des Papiergeldes. — Hebung des Handels. — Neue Befeſtigung von Kopenhagen. — Hans Egede und ſeine Miſſion nach Grönland. — Gründung neuer Schulen. — Der große Brand von Kopenhagen.

Der König von Dänemark, der ſich im Ranzauſchen Prozeſſe weniger gerecht als, dem deutſchen Kaiſer gegenüber, energiſch benommen hatte, war, namentlich in den letzten Jahren ſeiner Regierung, fortwährend bemüht, ſich durch weiſe Geſetze und wohlthätige Stiftungen aller Art die Liebe und Achtung ſeines Volkes zu erwerben, ein Vorhaben, in welchem er ſich durch die eben ſo klugen als menſchenfreundlichen Rathſchläge ſeiner Gemahlin eifrig unterſtützt ſah.

Am 24. Februar 1725 erließ Friedrich IV. einen offenen Brief, der jedem ſeiner Unterthanen, welcher gegründete Beſchwerden über rechtswidrige Kränkung und Bedrückung zu erheben oder dem Könige nützliche Vorſchläge zur Wohlfahrt des Landes und der Unterthanen zu machen habe, das Recht einräumte, ſowohl dieſe als jene mündlich oder ſchriftlich direct bei dem Könige anzubringen. An jedem Mittwoche, Vormittags zwiſchen Zehn und Eilf, war der Monarch für jeden ſeiner Unterthanen zu ſprechen. An dieſem Tage nahm er perſönlich ihre Bittſchriften in Empfang und half, wo zu helfen war. Ein Monarch, deſſen Ohr den mündlichen Beſchwerden ſeines Volkes zugänglich iſt, ſtiftet tauſendmal mehr Gutes als Jener, welcher — gleichviel aus welchem Grunde — zwiſchen ſich und ſeinen Unterthanen eine chineſiſche Mauer zieht und dem alle Beſchwerden größtentheils aus dem Munde Derer berichtet werden, von welchen ſie in der Regel herbeigeführt worden ſind.

Im folgenden Jahre gründete er — gleichfalls auf Anſtiften der milden Königin — das Hoſpital bei Frederiksberg, das am 11. September 1726 feierlich eingeweiht ward.

Ein Jahr darauf ſtiftete er — am 21. Juli 1727 — in Kopenhagen das große Waiſenhaus, zu welchem er ſeinen Hof auf dem neuen Markte, worin ſich früher die Ritter-Akademie befand, einräumte; er ließ dieſer Stiftung einen Fond von ſechszigtauſend Reichsthalern und alljährlich einen Beitrag von zweitauſend Reichsthalern aus ſeiner Privatſchatulle zu Theil werden. Auch die Königin und andere wohlthätige Frauen betheiligten ſich dabei auf ſo großherzige Weiſe, daß bald nach der Gründung 140 Kinder beiderlei Geſchlechts geſpeiſt, bekleidet und unterrichtet werden konnten.

Eine Verordnung vom 15. October deſſelben Jahres reorganiſirte in Dänemark und Norwegen die reitenden und fahrenden Poſten, zu welchem Zweck in Kopenhagen eine neue Expedition im Generalpoſtamte eingerichtet ward. — Allen ſchreibt in Bezug darauf: „Das Poſtweſen, unter Friedrich III. und Chriſtian V. bis 1685 von Paul Klingenberg verwaltet, war ſpäter als eine Art Lehn dem Grafen Chriſtian Gyldenloew-Samſöe (dem erſtgeborenen Sohne der königlichen Gunſtdame) für ſich und ſeine männlichen Nachkommen gegen eine jährliche Abgabe überlaſſen worden. Unter Friedrich IV. aber wurde die Poſt für königliche Rechnung übernommen und ein Theil des Ueberſchuſſes zur Verſorgung abgehender Civil- und Militär-Beamteten und deren Witwen verwendet, welche Penſionen, vermöge der großen Sparſamkeit des Königs, ſich im Jahre 1729 auf nicht mehr als eilftauſend Reichsthaler beliefen.“ (Welch ein Unterſchied zwiſchen Damals und Jetzt!)

Am 17. April 1728 ward das neue Waiſenhaus in Gegenwart des Königs und der Königin, ſo wie des ganzen Hofſtaats, durch den Hofprediger und Beichtvater, Magiſter Peder Hersleb*) eingeweiht.

In demſelben Jahre wurde in das frühere Opernhaus die neugegründete Cadetten-Akademie verlegt, in welcher ein Corps von See- und ein Corps von Land-Cadetten unter der Aufſicht eines Obriſten ſtand.

---

*) Peder Hersleb (geb. am 25. März 1689) wurde ſpäterer Zeit Biſchof von Seeland und ſtarb als ſolcher im Jahre 1757. Vergl. Hans Peder Ancherſen, Oratio funebris in obitum P. Herslebii, episcopi Siellandiae, Hafn. 1757. 4.

Am 12. October 1728 erſchien eine Verordnung, welche das am 8. April 1713 creirte Papier-Geld, die autoriſirten Geld-Zettel, bis zum Ausgange dieſes Jahres gegen den baaren Nennwerth einzulöſen befahl.

Auch für die Hebung des Handels war der König eifrig beſorgt. Er creirte ein neues Commerz-Collegium und im Jahre 1726 eine See-Aſſecuranz-Compagnie, welche gute Früchte trug. — Im ganzen Lande wurden neue Fabriken etablirt, unter andern eine Segeltuchfabrik in Kjöge und eine große Tuchfabrik, die das ganze Heer mit Tuch verſah.

Auch für eine beſſere Befeſtigung Kopenhagens ſorgte Friedrich IV. durch die (im Jahre 1713) erfolgte Anlage der See-Batterien „Drei Kronen" und „Pröveſteen", durch welche die Hauptſtadt ſeines Reiches eine zwiefache Schutzwehr von der Seeſeite her erhielt.

Nicht minder groß iſt das Verdienſt, das er ſich um die größere Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Abſendung würdiger Prieſter erwarb, welche die Miſſion erhielten, das Licht des Evangeliums bis nach Oſtindien und Grönland hinüberleuchten zu laſſen.

Einer der würdigſten Miſſionäre ſeiner und aller Zeiten war der edle Hans Egede, der Franciscus Xaverius der däniſchen Nation. Geboren am 31.

Januar 1686 hatte er ſchon in ſeinem einundzwanzigſten Jahre die Paſtorſtelle zu Wagen und Gimſöe (in Norwegen) bekleidet und damals ſchon den Entſchluß gefaßt, Grönland zu evangeliſiren. Bald nach Beendigung des Krieges mit Schweden war er ſo glücklich geweſen eine Audienz bei Friedrich IV. zu erhalten und ihn zu bewegen, gleichzeitig eine Miſſions- und Handelsgeſellſchaft nach Grönland abzuſenden. Mit einem Fond von zehntauſend Reichsthalern, welche Egede durch öffentliche Sammlungen zuſammengebracht, hatte er ein Schiff „die Hoffnung" und zwei kleinere Fahrzeuge gebaut und ſich am 2. Mai 1721 als königlicher Miſſionär in Begleitung ſeiner Frau, die alle Gefahren ihres Mannes zu theilen entſchloſſen war, und mit ſeinem zehnjährigen Sohne Paul nach dem hohen Norden begeben, um, entflammt von Begeiſterung, ſeine hohe Miſſion zu erfüllen. In Grönland verweilte er fünfzehn Jahre unter Gefahren und Entbehrungen aller Art, verbreitete das Evangelium und kehrte am 24. September 1736 nach Kopenhagen zurück*).

---

*) Nachdem Hans Egede's ſeine treue Lebensgefährtin durch den Tod verloren, zog er ſich mit einer ſeiner Töchter nach Stube-Kjöbing auf der Inſel Falſter zurück und ſtarb daſelbſt am 5. November 1758. Vergl. Jakob Johann Lund, Biskop Hans Egedes Levnet, Kjoebnh. 1778. 4. — Chriſtian Peterſen, H. Egedes Levnet, Kjoebnh. 1839. 8. — Johann Hartwig Brauer, Die Heidenboten Friedrich's IV. von Dänemark: Thomas von Weſten und Hans Egede, Alton. 1839. 8. — An-

Auch die Volksaufklärung fand in Friedrich IV. einen großherzigen Beſchützer und Beförderer. Angeregt durch die Königin Anna Sophia und durch den Biſchof von Seeland, Peder Hersleb, gründete er 240 Dorfſchulen, wies den Lehrern feſte Einkünfte an und erließ beſtimmte Verfügungen über den Unterricht der Jugend. „Die Volksaufklärung, berichtet Allen, ſtand in Dänemark bis zur Zeit Friedrich's IV. auf ſehr niedriger Stufe und es ward für dieſelbe nur durch herumziehende Schullehrer geſorgt, die im Sommer von Dorf zu Dorf zogen, um den Kindern einen Unterricht zu ertheilen, der unter dieſen Umſtänden nicht anders als höchſt dürftig ſein konnte. An den allermeiſten Orten fehlte es ſogar an Schulgebäuden, weßhalb der Lehrer ſich mit den Kindern in Erdhütten verſammelte, deren Dach aus zuſammengeflochtenem Laubwerk beſtand; im Winter konnte gar kein Unterricht ſtattfinden".

Die Errichtung jener 240 Dorfſchulen war demnach für die Aufklärung und Bildung des Volkes ein zehnmal größerer Gewinn als eine durch blutige Siege errungene Gebietserweiterung; denn ohne Unterricht

---

dreas Gottlob Rudelbach, H. Egede, Leipz. 1850. 8. — Reinhold Vormbaum, H. Egede, der Prediger des Evangeliums in Grönland, nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt, Düſſeld. 1850. 8. — Friedrich Wilhelm Bodemann, H. Egede, der Apoſtel der Grönländer, Bielef. 1853. 8. — De la Roquette, Notice sur les Egède, Par. 1855. 8.

verdummt das Volk, und ein verdummtes Volk ſinkt raſch zum Thiere herab.

Eben ſo viel Sorgfalt verwendete Friedrich IV. auf die Verwaltung der Finanzen, die ſich während ſeiner Regierung ſehr zu heben begannen. Er ſelbſt revidirte faſt alle Staatsrechnungen und führte überall, wo es nöthig war, Erſparungen ein.

Aber gerade während ſeiner Regierung ward ein Theil des Landes und namentlich die Hauptſtadt von zwei der größten Calamitäten heimgeſucht: von der Peſt, die 1710 bis 1711 auf Seel[illegible]wüthet hatte, und von einer Feuersbrunſt, welche [illegible]0. October 1728 halb Kopenhagen in einen Aſchenhaufen verwandelte.

Ludwig Holberg in ſeiner „Autobiographie“ berichtet als Augenzeuge Folgendes:

„Das Feuer brach Abend in der Gegend des Weſterthores aus und griff mit unglaublicher Schnelligkeit um ſich, theils weil der Wind, der ſich erhob, das Feuer aus einer Gaſſe in die andere trieb, theils weil die Leute über das plötzlich einbrechende Unglück in ſolche Beſtürzung geriethen, daß ſie dieſes große Elend als müßige Zuſchauer betrachteten. Alle ſtellten ſich die Gefahr weit größer vor, als ſie es Anfangs geweſen war. Weiber, Kinder und Männer heulten und ſchrieen unter einander und es fehlte auch nicht an Leuten, welche den Leichtgläubigen einredeten, daß ſich in der Stadt Mordbrenner aufhielten, welche erkauft wären, ganz Kopenhagen in Brand zu ſetzen. Selbſt Diejenigen, deren Amt es war, das Feuer zu löſchen, geriethen in ſolche Beſtürzung, daß ſie nicht wußten, was ſie anfangen ſollten. Sie liefen wie die Unſinnigen umher. Einer fiel dem Andern ins Amt. Sie hatten keine Spritzen, keine Brandleitern, keine Brandhaken oder ſonſtige Werkzeuge, wodurch das Feuer gedämpft werden konnte. — Inzwiſchen griff der Brand immer weiter um ſich. Die öffentlichen Gebäude und viele andere Häuſer wurden ſo ſchnell in Aſche gelegt, daß man ſie nicht für Gebäude von Stein, ſondern weit eher für Strohhütten hätte halten ſollen. — — — Da das Feuer nirgends Widerſtand fand, ward es von Stunde zu Stunde immer ſtärker und heftiger. Als die Einwohner ihre Stadt an verſchiedenen Orten zugleich in Brand ſtehen ſahen, ſo verließen ſie dieſelbe und glaubten, ſolche niemals wieder zu ſehen. Einige flohen aufs Land hinaus, Andere flüchteten ſich auf Boote und fuhren damit aufs Waſſer, weil ſie glaubten, dort ſicherer zu ſein, als auf dem Lande. Es war mehr als erbärmlich anzuſehen, wie die armen Menſchen aus Schrecken und Verwirrung allenthalben umherliefen und die brennende Stadt ohne Rettung ließen. — Erſt nachdem das Element zwei Tage hindurch ſo ſehr geraſ't hatte, daß faſt das ganze alte Kopenhagen nebſt einem Theile der Neuſtadt in Flammen aufgegangen war, wurden die Einwohner wie aus einem tiefen Schlafe aufgeweckt, um dasjenige zu erſetzen, was ſie bisher verſäumt hatten. Es iſt unglaublich, mit welchem Muthe ſie jetzt das Aeußerſte wagten, um den noch übrigen Theil zu retten. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht weigerte ſich, ſelbſt die allerbeſchwerlichſte Arbeit zu übernehmen, indem ſowohl der König ſelbſt, als der Kronprinz (Chriſtian) nebſt allen Miniſtern überall gegenwärtig waren, um die Leute zum Löſchen und Retten aufzumuntern.“ —

„Durch dieſe faſt unerhörte Feuersbrunſt, erzählt Erich Pontoppidan in ſeinen „Memoriae Hafnienses“, ſind ſiebenundſechszig Straßen und öffentliche Plätze, 1785 Wohnhäuſer, fünf Kirchen und viele öffentliche Gebäude, worunter auch ein Theil des neuen Waiſenhauſes, ein Raub der Flammen geworden.“

Ein anderer Bericht von A. Buſſäus lautet:

„Abends, zwiſchen Sieben und Acht, entſtand die unglückliche große Feuersbrunſt, ſo drey Tage und drey Nächte währete und beynahe das ganze alte Kopenhagen, ſo aus zwölf Quartieren beſtund, in Aſche legte und zwar mit vier darunter begriffenen prächtigen Haupt-Kirchen, nemlich: die Marienkirche, Trinitatis oder die runde, die heilige Geiſt-Kirche (woſelbſt das Glockenſpiel war, ſo aus neunundzwanzig Glocken beſtund und ſein letztes Spielen mit der Melodey des Liedes: „Wend ab deinen Zorn, lieber Gott in Gnaden“ endigte) und St. Petri oder die teutſche Kirche, zugleich mit der Reformirten und der Wayſenhaus-Kirche, gleichwie auch nebſt dieſen meiſtentheils alle publique Gebäude, welche aufgebrannt und ruinirt wurden, nemlich: das Rath-Haus, die Biſchöffliche Reſidenz, die Akademie (das Conſiſtorium ausgenommen), die Communität (in welcher hundert arme Studenten geſpeiſt wurden), die Wohnungen der Profeſſoren, Borchen's und Eilerſen's Collegium, wie auch die Regenz, die Frauen-Schule und einen Theil von Walkendorf's Collegio. Man berechnet ſiebenundſechszig Straßen und mehr als 1700 große und kleine Häuſer, alſo zweidrittetheil der Stadt, ſo vom Feuer verwüſtet wurden. Der koſtbaren Sachen und derer ſchönen, ſowohl öffentlichen als privaten Bibliotheken, ſo zur ſelbigen Zeit von den wütenden Flammen verzehret wurden, nicht zu gedenken; worunter inſonderheit die Bibliothek der Akademie gerechnet wird, welche, ſowohl wegen der Menge der auserleſenen gedruckten Bücher, woraus dieſelbige beſtund, als auch wegen der rahren Sammlung von Manuſcripten, deswegen denn auch die Studirenden den Schmerz über dieſen Verluſt nicht ſo leicht vergeſſen können, überaus rahr und koſtbar war. Gleichfals iſt zu beklagen, daß die herrliche und auserleſene Bibliothek des Biſchoffs Worm ein Opfer des Feuers ſein muſte, indem ſie wohl eine Königin aller privaten Bibliotheken in Norden genannt werden konnte. Ebenfals wurden auch ſieben ſchöne Buchdruckereyen, worunter die Königliche privilegirte, des Miſſions-Collegii, Wieland's, Bocchenhoffer's, Hoepfner's und Phoenixberg's von dem Feuer verzehret"*).

---

*) P. L. Moeller ſchreibt darüber in der „Nouvelle Biographie générale (Band XVIII, Seite 675): La belle bibliothèque de l'université qui contenait plus de 20,000 rares manuscrits, dont plusieurs uniques, fût entièrement détruite

Der Schaden, den dieſe Feuersbrunſt angerichtet, ward abweichend von dem Einen nur auf vier Millionen, von den Andern auf zehn Millionen Reichsthaler veranſchlagt.

Am 21. December wurde vom Könige für ganz Dänemark und Norwegen eine Brandſteuer zur Unterſtützung und Wiederaufbauung der von den Flammen verzehrten Kirchen und öffentlichen Gebäude ausgeſchrieben und die ſchwer heimgeſuchte Reſidenz zur Entſchädigung aller erlittenen Verluſte mit neuen Privilegien beſchenkt.

---

par le feu ainsi que les instruments de physique et d'astronomie de Tycho de Brahe".

# Zehntes Kapitel.

Dänemarks Geſandte im Auslande. — Die Geſandten der auswärtigen Höfe in Kopenhagen gegen Ende der Regierung Friedrich's des Vierten. — Vollſtändige Liſte aller von ihm creirten Elephanten=Ordens=Ritter.

Während der letzten Regierungsjahre des vierten Friedrich's fungirten an den auswärtigen Höfen nachfolgende diplomatiſche Agenten:

In Wien: Chriſtian Auguſt von Berckentin. *

In Petersburg: Johann Georg von Weſtphalen.

In Paris: General Werner von der Schulenburg. *

In London: Heinrich Friedrich Reichsfreiherr von Söhlenthal *, abgelöſt durch Johann Reichsgrafen von Rantzau=Aſchberg. *

In Berlin: Etatsrath Chriſtian Auguſt von John (er wurde ſpäter nach Hamburg verſetzt).

In Stockholm: General Friedrich Wilhelm von Schmettau, ſpäter abgelöſ't durch Chriſtian Thomas von Seheſtedt.

In Dresden: Etatsrath von Jeſſen.

Im Haag: Etatsrath Nicolaus Grieß.

In Hamburg: Herr von Hagedorn; abgelöſ't durch Otto Heinrich von Stutterheim und noch ſpäter durch den Statsrath von John.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Geſandten waren blaue Ritter, von denen ſich ein lebensgeſchichtlicher Umriß im nächſtfolgenden Buche, in der Liſte der von Chriſtian VI. ernannten Elephanten-Ritter findet.

Die auswärtigen Geſandten am Kopenhagener Hofe waren um die oben angegebene Zeit:

Vom kaiſerlichen Hofe: Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf.*

Von Rußland: Freiherr Caſimir von Brackel, abgelöſ't durch Alexis Riumin von Beſtuſcheff.

Von Frankreich: General-Lieutenant Louis Robert Hippolyte de Brohan, Graf von Plelo.

Von England: Sir Walter Titley, Esq. und ſpäter Obriſt.

Von Preußen: Graf Hermann von Wartensleben, ſpäter abgelöſ't durch den Regierungsrath von Kühlewein.

Von Schweden: Reichsrath Niels Oerencron (?)

Von Polen und Sachſen: Ulrich Friedrich von Suhm.

Von Holland: van Coeymans.

Wir geben nun die Liſte ſämmtlicher von Friedrich IV. ernannten Elephanten-Ritter nach der chronologiſchen Reihenfolge ihrer Ernennung mit Angabe der wichtigſten Daten aus ihrem Leben.

Seit dem 27. Mai 1700.

1) **Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Caſſel**, geb. am 20. April 1676, zum Könige von Schweden erhoben am 2. April 1720, geſt. am 5. April 1751 zu Stockholm. Deviſe: „In Deo spes mea.“

Am 23. October 1701.

2) **Johann Auguſt, Erbprinz von Anhalt-Zerbſt**, geb. am 29. Juli 1677, geſt. am 7. November 1742. Deviſe: „Pietate, prudentia et justitia.“

Am 28. Februar 1703.

3) **Friedrich Wilhelm, Herzog von Mecklenburg-Schwerin**, geb. am 28. März 1675, geſt. am 31. Juli 1731. Deviſe: „Quo Deus et fortuna ducunt.“

Am 21. April 1703.

4) **Jacobus, Freiherr und Toparch von Waſſenaer, Herr zu Opdam**, holländiſcher General, geſt. am 24. Mai 1714. Deviſe: „Mutando non mutor.“

Am 27. April 1703.

5) **Karl Rudolph, Herzog von Würtemberg-Neuſtadt-Teſchen**, geb. am 19. Mai 1667, geſt. am 17. November 1742. Deviſe: „Fidelitate et constantia.“

6) Karl, Graf von Ahlefeldt auf Langeland und Rixingen, geb. am 25. April 1670, däniſcher Kammerherr, Geheimer Rath, Präfectus ſupremus der königlichen Akademie zu Sorde, Statthalter der deutſchen Herzogthümer Schleswig-Holſtein, geſt. am 7. September 1722 auf Gravenſtein. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Am 26. Mai 1707.

7) Chriſtian Detlev, Graf von Reventlow-Sandberg u. ſ. w., geb. am 21. Juni 1671, Ober-Kammerherr, Ober-Jägermeiſter und Geheimer Rath, General-Major und Obriſt der königlichen Leibgarde und — was mehr als dies Alles ſagen wollte — Stiefbruder der Königin Anna Sophia*). — Chriſtian Detlev hatte unter den däniſchen Hülfsvölkern einigen Feldzügen in Brabant beigewohnt und war dadurch zum Obriſten, königlichen Kammerherrn und Ritter des Danebrogordens avancirt. 1702 als General-Major mit den däniſchen Auxiliartruppen nach Italien geſchickt, hatte er dort alle Feldzüge mitgemacht. Im Jahre 1703 zum kaiſerlichen General-Feldmarſchall-Lieutenant ernannt, befehligte er ein eigenes Corps

---

*) Ihr Vater, der Großkanzler und Premier-Miniſter Conrad von Reventlow, von Chriſtian V. gegraft, war zwei Mal verheirathet geweſen, zuerſt mit Anna Margarethe von Gabel und nach deren im Jahre 1678 erfolgten Tode mit Sophie Amalia von Hahn, Tochter des frühern Oberjägermeiſters. Letztere war die Mutter der Königin Anna Sophia von Reventlow.

wider den Churfürſten von Bayern am Innſtrome und bombardirte Straubingen. 1705 focht er unter dem Prinzen Eugen von Savoyen und ward in der blutigen Schlacht bei Caſſano ziemlich ſchwer verwundet. Während der Abweſenheit des Prinzen Eugen übernahm er den Interims-Befehl über die deutſchen Truppen, die im Brescianiſchen Gebiete ſtanden und mit denen er die Feinde unter dem Commando des Grafen von Medavy angriff. Am 12. April 1706 focht er als General-Feldzeugmeiſter gegen den Herzog von Vendôme, der ihn bei Calcinato und Montechiaro mit bedeutendem Verluſte zurückſchlug. In Folge dieſer Niederlage nahm er ſeinen Abſchied und kehrte an den däniſchen Hof zurück, wo er ſich bald darauf zum General der Infanterie und am oben bezeichneten Tage zum Ritter des blauen Bandes erhoben ſah. Bei der Belagerung von Chriſtiansſtadt im Januar 1710 von einer Krankheit befallen, mußte er den Oberbefehl dem General Jürgen von Rantzau übergeben und ſich am 7. März nach Kopenhagen bringen laſſen. — Bald nachdem ſeine Stiefſchweſter zur Herzogin von Schleswig emporgeſtiegen war, wurde er raſch hintereinander Geheimer Rath, Ober-Jägermeiſter, Stifts-Amtmann und Ober-Präſident zu Altona. — Als ſeine Schweſter am 4. April 1721 den Thron beſtieg, ward er — natürlich durch ihren Einfluß — zum Generaliſſimus des däniſchen Heeres und gleich nachher zum Ober-Kammerherrn ernannt. — Nach dem Tode Friedrich's IV. von deſſen Nachfolger Chriſtian VI. aller ſeiner Würden enthoben, begab er ſich auf ſeine Güter in Holſtein und ſtarb daſelbſt am 1. Oct.1738. Seine Deviſe: „Cum Deo et tempore.“ *)

Am 27. April 1708.

9) **Anton Graf von Aldenburg**, Erbherr auf Varel, Kniphauſen und Dorwerth, geb. am 27. Juni 1681. Er war ein Enkel des letzten Grafen Anton Günther von Oldenburg, und der Sohn jenes ältern Anton von Aldenburg, welchen Anton Günther außer der Ehe mit Eliſabeth Ungnad, Tochter des Andreas von Sonneck erzeugt und den er mit der Allodialherrſchaft Kniphauſen und dem Schloſſe Varel abgefunden hatte. Die Mutter des jüngern Grafen Anton war Charlotte Emilie de la Tremouille, Tochter des Fürſten Henri Charles de Tarente. Im Jahre 1704 hatte er Anna, Freiin von Kniphauſen geheirathet, von welcher er ſich 1710 ſcheiden ließ. Am 19. Mai 1711 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Wilhelmine Marie Tochter des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg, und ſtarb am 6. Juni 1738 auf ſeinem Schloſſe

---

*) Chriſtian Detlev von Reventlow, mit Benedicta Margarethe von Brockdorff, verwitweten von Scheel verheirathet, zeugte mit ihr zwei Söhne: Conrad Detlev, der ſich am 20. September 1731 mit der Prinzeſſin Wilhelmine Auguſte von Holſtein vermählte. Der jüngere Sohn, Chriſtian Detlev, heirathete am 8. Februar 1737 eine Freiin von Bothmer Die einzige Schweſter dieſer beiden Brüder vermählte ſich am 18. Juli 1730 mit dem Herzoge Friedrich Carl von Holſtein-Ploen.

Varel im Oldenburg'ſchen. Seine Deviſe war: „Deus providebit.“

### Am 21. Juli 1709.

10) Chriſtian Auguſt, Herzog von Schleswig-Holſtein, Biſchof zu Lübeck, Adminiſtrator des herzoglich Gottorp'ſchen Antheils der Herzogthümer Schleswig und Holſtein während der Minderjährigkeit des Herzogs Carl Friedrich; Sohn des bei Cliſſow in Polen am 19. Juli 1702 gefallenen Herzogs Friedrich IV. geb. am 11. Januar 1673, geſt. am 21. April 1726. Deviſe: „Sincere et constanter.“ *)

### Am 28. Auguſt 1709.

11) Otto von Krabbe, Herr auf Holmegaard und Egholm, geb. am 1. Januar 1641, däniſcher Etats-, Juſtiz- und Geheimrath, Kammerherr und Stiftsamtmann auf Seeland, geſt. am 13. Juli 1719. Deviſe: „Lente sed caute.“

### Am 22. Februar 1710.

12) Alexander Danielowitſch, Fürſt von Mentſchikoff, Herzog von Ingermanland, geb. am 17. November 1674, Sohn eines armen Paſtetenbäckers, Page und Günſtling Czar Peter's des Großen, Admiral und Commandeur der Truppen in der Ukraine, Favorit der erſten Katharina u. ſ. w., geſt. am

---

*) Dieſer Chriſtian Auguſt war es, welcher dem ſchwediſchen General-Feldmarſchall Grafen Magnus von Stenbock die Feſtung Tönningen eingeräumt hatte. (Vgl. Band IV., Seite 87.)

2. November 1729 in der Verbannung zu Tobolsk in Sibirien. Deviſe: „Pour la foi et la fidélité.“ *)

### Am 22. Auguſt 1711.

13) **Waldemar**, **Baron von Löwendal**, geb. am 25. Sept. 1660, norwegiſcher General der Cavallerie, am 1. Mai 1682 in den däniſchen Freiherrenſtand erhoben, geſt. am 24. Juni 1740. Deviſe: „Viam per invia quaerit gloria.“

### Am 17. Januar 1712.

14) **Jobſt von Scholten**, geb. 1649 in Holland, däniſcher und norwegiſcher General der Infanterie und Geheimer Rath, geſt. am 7. November 1721. Deviſe: „Fide et industria.“

### Am 28. Februar 1712.

15) **Ulrich Adolph von Holſtein**, **Graf zu Holſtenburg**, **Freiherr zu Fyrendahl**, geb. am 14. April 1664, Kammerherr und Geheimer Rath, am 1. Januar 1708 von **Friedrich** IV. gegraft, ſeit 1721 Großkanzler und Oberkammerherr. In dieſer Eigenſchaft begleitete er den Kronprinzen nach Sachſen, als dieſer ſich zu Pretzſch mit der Culmbach'ſchen Prinzeſſin vermählte. — Am 24. December heirathete der Großkanzler **Chriſtine Sophia**, geborene Gräfin von **Reventlow** und verwitwete Gräfin

---

*) Des Hochverraths und der Theilnahme an der Ermordung des Prinzen **Alexius** beſchuldigt, wurde ſein ungeheures Vermögen (über 100,000 Bauern, 3,000,000 Rubel baaren Geldes, 91,000,000 in fremden Banken, über 100,000 Rubel in Edelſteinen) zu Gunſten Czar **Peter's** II. confiscirt.

von Friiſenborg und ſtarb am 23. Auguſt 1737 zu Fyrendahl. Deviſe: „Mai ingrato.“

### Am 18. Februar 1713.

16) Peter Alexiewitſch, genannt der Große, Kaiſer aller Reuſſen, geb. am 11. Juni 1672, geſt. am 8. Februar 1725 zu Sanct-Petersburg. Wir wiſſen nicht, welche Deviſe er geführt.

### Am 27. Februar 1713.

17) Joachim Friedrich, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Pleen, geb. am 9. Mai 1668, geſtorben am 25. Januar 1722. Deviſe: „Semper idem.“

18) Jakob Heinrich, Reichsgraf von Flemming, geb. am 3. März 1766, erſt in brandenburgiſchen, ſpäter in ſächſiſchen Dienſten, in welchen er, als Beförderer der Wahl Auguſt's des Starken zur polniſchen Königskrone, bis zum Wirklichen geheimen Cabinetsrath, Staatsminiſter und königlich polniſchen Feldmarſchall emporſtieg. Als Karl XII. im Ranſtädter Frieden Flemming's Auslieferung begehrte, floh dieſer nach Preußen kehrte aber bald nach Dresden zurück, bewog nach der Schlacht von Pultawa den König von Polen zu einem neuen Kriege gegen Schweden und erhielt den Oberbefehl in Pommern. Er ſtarb am 30. April 1728 in Wien. Deviſe: „Plus être que paraitre.“ *)

---

*) Flemming war zweimal verheirathet: zuerſt mit der Fürſtin Franziſca von Radziwill, einer geborenen Sapieha, einer Xantippe, von welcher er ſich ſcheiden ließ, und ſpäter, drei Jahre vor ſeinem Tode, mit Thecla, Für-

### Am 16. Juni 1713.

19) Anikit, Fürſt von Repnin, ruſſiſcher Generalmajor, welcher unter Peter dem Großen ein Armeecorps gegen Karl XII. commandirte, geſt. am 26. Juli 1726. Deviſe: „Semper idem.“

20) Baſilius, Fürſt von Dolgorukki, ruſſiſcher General-Lieutenant, ließ ſich im Jahre 1732 mit dem Fürſten Demetrius Michailowitſch Galitzin und dem Fürſten Alexander Nariſchkin in eine Verſchwörung gegen die Kaiſerin Anna ein, ward mit ihnen zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf der Feſtung Schlüſſelburg verurtheilt, mußte am 6. März den Elephanten-Orden zurückliefern und ſtarb im Jahre 1745. Deviſe: „Vita est militare.“

### Am 28. Auguſt 1713.

Baſilius, Wolodmirowitſch Fürſt Dolgorukki, ruſſiſcher Reichskammerherr und Geſandter am däniſchen Hofe; ſpäter Commandant von Bialo Ozera, fiel gleichfalls wegen jener Verſchwörung in Ungnade und ſtarb auf der Feſtung Schlüſſelburg im Jahre 1730. Deviſe: „L'honneur m'anime.“

### Am 24. October 1713.

22) Chriſtian, Herzog von Sachſen-

---

ſtin von Radziwill, Tochter des Großkanzlers von Litthauen. — Vergl. (Michael Ranft's) Leben des churſächſ. Staatsminiſters und General-Feldmarſchalls J. H. Grafen von Flemming u. ſ. w. Naumb. und Zeitz 1732, 8. und Eduard Vehſe's Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen, Band V., Seite 252—277.

Weißenfels, geb. am 23. Februar 1682, geſt. am 28. Juni 1736. Deviſe: „Cum Deo salus.“

23) **Ferdinand Anton, Graf von Danneſkiold und Laurwig**, Sohn **Ulrich Friedrich Gyldenloew's** und der Gräfin **Antoinette Auguſta von Aldenburg** (Vergl. Band III., Seite 102), Gemahl der Gräfin **Ulrike Eleonore von Reventlow** *) und Schwager der Königin **Anna Sophia**, geb. am 11. Juli 1688, geſt. am 18. Sept. 1754. Deviſe: „Dominus meus clypeus.“

## Am 6. Januar 1716.

24) **Detlev Wibe zu Freyenfelde**, geb. um das Jahr 1668, däniſcher und norwegiſcher Reichsrath, Gouverneur auf Gottorp, Ober-Secretär, Conferenz- und Geheimer-Rath, im Jahre 1719 zum Statthalter von Norwegen erhoben, geſt. am 5. October 1731. Deviſe: „Non mihi, sed Domino.“ **)

25) **Franz Joachim von Dewitz** auf Friedrichshavn und Hindsgaul, geb. 1666, däniſcher und norwegiſcher General der Cavallerie, General-Gouverneur von Pommern und Rügen, geſt. am 9. September 1719. Deviſe: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“

---

*) Geboren am 1. November 1690, ſtarb ſie ſechs Tage vor ihrem Gemahle, am 12. September 1754. Sie hatte mit ihm zwei Söhne, **Friedrich Ludwig** und **Chriſtian Conrad** und eine Tochter, **Antoinette Auguſte**, gezeugt.

**) Er war's, der **Friedrich** IV. und den Kronprinzen nach Norwegen begleitet hatte.

### Am 30. November 1716.

26) **Philipp Ernſt**, Herzog von **Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg**, geb. am 8. Mai 1673, geſt. am 12. November 1729. Deviſe: „Fedele a Dio e al Re.“

37) **Wilhelm Adolph**, Graf von **Rantzau** und **Löwenholm**, Herr auf Breitenburg, Urheber der Ermordung ſeines älteren Bruders, **Chriſtian Detlev**, und Letzter ſeines Stammes. (Vergl. Bd. IV., Kapitel 8.) Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

### Am 26. October 1717.

28) **Johannes Schack**, Graf von **Schackenborg**, Herr auf Gram und Brinckhoff, geb. am 14. Auguſt 1676, däniſcher wie auch norwegiſcher Geheimer Rath und Kammerherr, geſt. am 22. September 1719. Deviſe: „Candore et fortitudine.“

29) **Johann Heinrich** von **Ahlefeldt**, geb. am 1. März 1756, Landrath und ſchleswig-holſtein'ſcher Rath, ſpäter däniſcher und norwegiſcher Geheimerath, geſt. am 23. März 1720. Deviſe: „Integritate.“

### Am 4. September 1721.

30) **Chriſtian Auguſt**, Herzog von **Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg**, geb. am 4. Auguſt 1696, geſt. am 28. Januar 1754. Deviſe: „Virtus post fata superstes.“

### Am 8. März 1722.

31) **Georg Albrecht**, Fürſt von **Oſtfriesland**, geb. am 13. Juni 1690, ſuccedirte ſeinem Vater

Chriſtian Eberhard am 30. Juni 1708, vermählte ſich am 30. October 1723 mit Sophie Caroline, Prinzeſſin von Brandenburg-Culmbach, ward durch dieſe Heirath Schwager des Kronprinzen Chriſtian und ſtarb am 17. Juni 1734. Deviſe: „Pietate et justitia.“

32) Chriſtian Lente zu Jarlhauſen, geb. am 29. März 1649, däniſcher und norwegiſcher Geheimerath u. ſ. w., Ober-Ceremonienmeiſter, geſt. am 2. November 1725. Deviſe: „Festina lente. *)

33) Chriſtian von Seheſtedt auf Ravnholt und Rislefgaard, geb. am 22. Februar 1666, däniſcher und norwegiſcher Geheimer Rath, Stiftsbefehlshaber über Fühnen und Langeland, geſt. am 19. Juli 1740 auf Ravnholt. Deviſe: „Fidei decus et stimulus.“

34) Johann Georg von Holſtein auf Möllenhagen und Piversdorff, geb. am 16. Februar 1662, däniſcher und norwegiſcher Geheimer Rath, Amtmann auf Tondern, geſt. am 26. December 1736 zu Kopenhagen. Deviſe: „Prodesse multis.“

Am 8. Januar 1725.

35) Albert Wolfgang, Prinz von Brandenburg-Culmbach, geb. am 8. December 1689, Bruder der däniſchen Kronprinzeſſin und nachmaligen Königin Sophia Magdalena, kaiſerlicher General-Feldmarſchall-Lieutenant und Obriſter über ein Regi-

---

*) Anſpielung auf den Namen, den er führte. Vergl. Hans Gram, Memoria C. de Lenthe, Hafn. 1729. Fol.

ment zu Fuß, gefallen in der Schlacht bei Parma am 29. Juni 1734. Seine Deviſe fehlt uns.

Am 27. Auguſt 1726.

36) **Baſilius, Fürſt Dolgorukki**, ruſſiſcher General der Infanterie, Gouverneur von Kaſan und Aſtrachan, mußte, bei der Kaiſerin Anna in Ungnade gefallen, am 7. März 1732 den Elephanten-Orden ablegen und ſtarb auf der Feſtung Schlüſſelburg im Jahre 1745.

Am 16. April 1727.

37) **Ferdinand Albrecht, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel-Bevern**, geb. am 19. Mai 1680, 1704 kaiſerlicher General-Adjutant, 1706 Obriſter, 1707 General-Feldwachtmeiſter, 1711 General-Feldmarſchall-Lieutenant, 1716 Generalfeldzeugmeiſter, in welcher Eigenſchaft er am 5. Auguſt deſſelben Jahres bei Peterwardein einen glänzenden Sieg über die Türken erfocht und hierauf Temeswar und Belgrad belagerte. Am 1. October 1723 ward er General-Feldmarſchall und 1734 Reichs-General-Feldmarſchall. Als Solcher commandirte er die Kaiſerlichen am Rheine, folgte am 1. März ſeinem Schwiegervater Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Wolfenbüttel in der Regierung und ſtarb am 3. September 1735. Deviſe: „Favore Altissimi.“

38) **Chriſtian Ludwig von Pleſſen**, geb. am 10. December 1676, Sohn des däniſchen Staatsminiſters Chriſtian Siegfried von Pleſſen und der Sophia Agnes von Lepel aus Mecklenburg, Etatsrath, Stiftsamtmann zu Aarhuus, Mitglied des

Höchſten-Gerichts, Geheimer Rath und Director des Finanz-Weſens. 1734 legte er alle ſeine Poſten nieder und ſtarb am 31. Auguſt 1752 zu Kopenhagen. Deviſe: „Lento sed recto gradu.“ (Er war ſeit dem 8. Januar 1702 mit Charlotte Amalie von Scheel, Erbin vieler Güter in Jütland, vermählt, die ihm drei Söhne und fünf Töchter gebar.)

39) Friedrich von Reventlow auf Neversdorf, fürſtlich ſchleswig-holſtein'ſcher Provinzialrath, Vorſteher des adeligen Fräuleinſtifts zu Itzehoe und ſpäter däniſcher Geheimer Rath, geſt. am 29. October 1728. Deviſe: „Par la grâce de mon souverain.“ (Auch er war mit der Königin Anna Sophia verwandt.)

### Am 12. Juni 1728.

40) Georg Friedrich Carl, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, geb. am 19. Juni 1688, folgte 1708 ſeinem Vater Chriſtian Heinrich in der Regierung. Am 16. April 1709 vermählte er ſich mit Dorothea, Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich von Holſtein-Beck, von welcher er ſich am 3. December 1716 wieder ſcheiden ließ. Auch er war ein Schwager des Kronprinzen und nachmaligen Königs Chriſtian VI. und ſtarb am 17. Mai 1735.*) Seine Deviſe iſt uns unbekannt.

---

*) Er war außerdem ſeit dem 19. Januar 1711 Ritter des ſchwarzen und ſeit 1727 Ritter des polniſchen weißen Adler-Ordens.

Am 11. October 1728.

41) Chriſtian Albrecht, Reichsgraf von Wolfſtein, Herr auf Ober-Sulzberg und Pyrnbaum, geſt. am 21. April 1740. Deviſe: „Cum Deo."

Am 11. October 1729.

42) Friedrich Ernſt, Markgraf von Brandenburg-Culmbach, geb. am 15. December 1703, gleichfalls Bruder der Kronprinzeſſin und nachmaligen Königin Sophia Magdalena, ſeit dem 30. Octbr. 1730 Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Er vermählte ſich am 26. December 1731 mit der Prinzeſſin Chriſtine Sophie von Braunſchweig-Bevern, wurde im Juli 1745 däniſcher General-Feldmarſchall und ſtarb am 23. Juni 1762 in Gottorp. Deviſe: „Fortiter et constanter."

Am 24. Auguſt 1730.

43) Friedrich Carl, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Ploen, geb. am 4. Auguſt 1706 (Sohn des Herzogs Carl von Ploen und der Dorothea Chriſtiana von Aichelberg, Tochter des Hofmeiſters am Ploen'ſchen Hofe Johann Franz von Aichelberg's), vermählte ſich am 18. Juli 1730 mit Chriſtiane Irmengard, Tochter Chriſtian Detlev's, Grafen von Reventlow, Stiefbruders der Königin Anna Sophia, und ſtarb ohne männliche Nachkommenſchaft am 18. October 1761 zu Ploen. Deviſe: „Fide et constantia."

### Am 11. October 1730.

44) **Carl Adolph von Pleſſen** auf Foersleew, Kaſtrup, Gunderslevholm, Harreſtedt und Saltöe, geb. am 18. März 1678, Sohn des däniſchen Kammer-Präſidenten und Geheimen Raths **Chriſtian Siegfried von Pleſſen's** auf Hoickendorff, Kammerherr, Geheimer Rath, Oberkammerherr und Staatsminiſter, geſt. am 2. Februar 1758. Wir wiſſen nicht, ob er verheirathet war. Auch ſeine Deviſe kennen wir nicht.

## Eilftes Kapitel.

Die letzten Lebenstage Friedrich's des Vierten. — Sein Tod. — Sein Leichenbegängniß.

Der König, der ſich am 19. Juli 1730 in Begleitung ſeiner Gemahlin nach Holſtein begeben hatte, ward dort von einem Unwohlſein befallen, welches ihn nöthigte, einige Zeit in Gottorp zu bleiben.

Da ſein Geſundheits-Zuſtand ſich mehr und mehr verſchlimmerte und einen beſorgnißerregenden Character annahm, wurde er durch inſtändiges Bitten der Königin bewogen, den Leibarzt des Königs von Preußen, Dr. Georg Ernſt Stahl, einen der berühmteſten Heilkünſtler jener Zeit, nach Gottorp zu einer Conſultation mit däniſchen Aerzten einladen zu laſſen.

Dieſer Stahl war ein ſonderbarer Kauz. Er gehörte zur Sippe jener Pietiſten, die um dieſe Zeit in ganz Deutſchland ihr Haupt erhoben und überall ihr Unweſen trieben. Trotz ſeines großen Wiſſens war Doctor Stahl ein Narr, der alle Gelehrſamkeit, ſo wie alle Gelehrten, mit Ausſchluß ſeines eigenen Ichs, gründlich verachtete und alle andern Aerzte für Dummköpfe, Quackſalber, Marktſchreier hielt. Er nur glaubte dem Tode in die Karte geſchaut zu haben und ſo tief in die Geheimniſſe der Lebenskraft eingedrungen zu ſein, um Jenem ein Paroli zu biegen und gewiſſe Krankheiten durch gewiſſe Geheimmittel zu heilen. — Der finſtere Aesculap kam nach Gottorp. Er verordnete dem Könige eine ſtrenge Kur, weiſſagte ihm mit ziemlicher Beſtimmtheit eine raſche Beſſerung und kehrte eilig nach Berlin zurück.

Der König befand ſich Anfangs etwas wohler; aber dieſe Beſſerung war nicht anhaltend. Vierzehn Tage nach Stahl's Abreiſe fühlte ſich der geſalbte Patient wieder ſo matt und angegriffen als vor jener Conſultation. Aus dieſem Grunde beſchloß er, nach Kopenhagen zurückzureiſen.

Aber er kam nur bis Fühnen. Zu Odenſe angelangt, fühlte er ſich dergeſtalt ſchwach, daß an eine Weiterreiſe nicht mehr zu denken war.

Anna Sophia widmete ihrem Gemahle die zärtlichſte Pflege. Sie wachte Nächte lang an ſeinem Lager und bot alle Mittel ihres theilnehmenden Herzens auf, ihm ſeine Schmerzen durch die ſorgfältigſte Pflege und den Balſam des Troſtes ſo viel als möglich zu erleichtern.

Trotzdem fühlte er ſehr bald, daß auch Könige ſterblich ſind. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Tag zu Tage. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Die Königin ſuchte Troſt im Gebete. Der Tod aber kennt kein Erbarmen.

Am 9. October langte der Kronprinz mit ſeiner

Gemahlin und ſeiner Schwiegermutter von Wemmeltofte bei dem kranken Vater an.

Gerade an ſeinem Geburtstage, am 12. October früh 2 Uhr, ſtarb der König, neunundfünfzig Jahre alt, im einunddreißigſten Jahre ſeiner Regierung.

Eine Stunde nach dem Tode des Vaters eilte der Sohn von Odenſe nach Friedensberg bei Kronborg. Nach Empfang der Nachricht von dem Ableben des Monarchen verſammelte ſich der geheime Conſeil in Kopenhagen, ließ die Stadtthore ſchließen und aus einem Schloßfenſter das Hinſcheiden des Königs mit der gewöhnlichen Phraſe: „Friedrich IV. iſt todt, lange lebe König Chriſtian VI.", verkünden.

Wenige Tage darauf begab ſich der neue König mit ſeiner Gemahlin von Friedensberg nach Kopenhagen, um den Huldigungseid aller Miniſter und Collegien entgegenzunehmen.

Friedrich's IV. Leichnam, der auf einem Paradebett im Schloſſe und dann auf einem Caſtrum doloris in der Kirche zu Odenſe ausgeſtellt war, wurde erſt drei Monate ſpäter, am 16. December 1730, unter nachfolgenden Ceremonien nach Roeskilde abgeführt.

Der Leichenzug wurde durch eine Escadron der königlichen Leibgarde zu Pferde, unter dem Commando des Majors Neuberg, eröffnet. Dann folgte der königliche Hofmarſchall zu Pferde. Dieſem ſchloſſen ſich achtundzwanzig Trauerwagen der höchſten Würdenträger, ſo wie der fremden fürſtlichen und gräflichen Perſonen an. Jeder dieſer Wagen wurde von ſechs Pferden gezogen. — Dieſer Wagenreihe folgte der lang-

Zug der von ihrem Hofmeiſter angeführten Pagen, die in langen Trauermänteln einherritten. — Nach ihnen kamen der Königliche Pauker und die Hoftrompeter, gleichfalls zu Pferde. — Hinter ihnen gingen zu Fuße drei Majore, welche die große Blutfahne trugen. Ihr folgte der Reiſe-Stallmeiſter des Königs. Die übrigen Fahnen ſchloſſen ſich in folgender Ordnung an:

Die große Danebrogs-Fahne, von einem Hauptmann und zwei Premierlieutenants des königlichen Grenadiercorps getragen.

Die Fahnen mit dem Wappen von Seeland und von Delmenhorſt. Letzterer folgte das mit dem Wappen der Provinz geſchmückte Pferd „Pourvier" genannt.

Die Fahne mit dem Wappen von Oldenburg und das Provinz-Pferd „Ville Roi".

Die Fahne mit dem Wappen der Dithmarſen, gefolgt von dem Provinz-Pferde „L'Espérance."

Die Fahne mit dem Stormarner Wappen und das Provinz-Pferd „Léon".

Die Fahne mit dem holſteiner Wappen und das Provinz-Pferd „Tranquille".

Die Fahne mit dem ſchleswig'ſchen Wappen und das Provinz-Pferd „Sincère".

Die Fahne mit dem gothiſchen Wappen und das Provinz-Pferd „Fortune".

Die Fahne mit dem wendiſchen Wappen und das Provinz-Pferd „Curieux".

Die Fahne mit den drei Kronen und das Provinz-Pferd „Ambitieux".

Die Fahne mit dem norwegiſchen Wappen und das Provinz-Pferd „Affable“.

Die Fahne mit dem königlich däniſchen Wappen und das Pferd „Hercule“.

Die Hauptfahne mit den Wappen ſämmtlicher Provinzen, gefolgt von dem Pferde „Caracalle“.

Die Freuden-Fahne, auf deren Rückſeite das Wappen der Könige von Dänemark eingeſtickt war, nämlich 1) ein weißer Bär in blauem Felde, 2) ein weißer gekrönter Fiſch auf rothem Grunde, 3) ein ſchwarz geſprenkelter Bock in ſcharlachrothem Felde, 4) ein weißes Lamm in purpurrothem Felde, 5) ein goldener Drache ohne Füße in blauem Felde, 6) eine goldene Schiffskrone in lavendelblauem Felde. Dieſer Fahne folgten drei Schimmel: „Excellence“, geritten von dem königlichen Stallmeiſter in vergoldetem Harniſch, einen weißen Federſchmuck auf dem Helme und einen Palaſch in der Rechten; das Freuden-Pferd „Badin“, deſſen Schweif und Mähnen mit himmelblauen Bändern geſchmückt war, und das dritte Freuden-Pferd „Royal“ mit orangegelben Bändern.

Die Trauer-Fahne, gefolgt von den drei Trauer-Pferden „Modeste“, „Mustapha“ und „Piano“.

Jedes dieſer Pferde, das ſich der Wappen-Fahne ſeiner Provinz anſchloß, wurde von je zwei Lieutenants geführt.

Dieſem Fahnenzuge ſchloß ſich ein äußerſt glänzendes Gefolge zu Pferde, unter Anführung des Ober-Hofmarſchalls von Blome an.

Ihm folgte der Kammerpage des verſtorbenen Königs von Kielmannseck und der Leibkammerdiener Torm, welchen ſich der Troß der andern Diener und Lakaien anſchloß.

Dann kam der mit acht Pferden beſpannte Leichenwagen mit einem ſchwarzen Sammetteppich, in welchen goldene Königskronen eingeſtickt waren. Die königliche Leiche wurde unter einem von den königlichen Kammerjunkern getragenen Baldachine von acht Obriſten und vier Schout-by-Nachts oder Vice-Admiralen begleitet. Die acht Pferde des Leichenwagens wurden von ſechs Majoren und zwei Hauptleuten geführt. Zur Rechten der königlichen Leiche ritt ſeine hochgräfliche Excellence, der Ober-Kammerherr Chriſtian Detlev von Reventlow (Stiefbruder der verwitweten Königin Anna Sophia) und zur Linken derſelben ritt der Ober-Stallmeiſter, Graf Ferdinand Anton von Danneſkiold und Laurwig.

Hinter der Leiche folgten zu Pferde: der Ober-Hof-Marſchall Friedrich Carl von Gram, der Admiral Andreas Roſenpalm, die General-Majore Friedrich Wilhelm von Mushardt, Johannes Schack von Schackenborg und Michael von Nummeſen, der Conferenzrath Jacob von Benzon, der Stiftsamtmann Wilhelm Auguſt von der Oſten, der Vice-Admiral Poulſen und die Etatsräthe Schrader, Benzon, Kallund, Seidelin, Meyer, Foß, Berregaard, Braem, Eichel, Tauſen, Neve, Ernſt, Bornemann, Niſſen, John, Bartholin und Thott.

Dieſen ſchloß ſich der leere Trauerwagen König

Chriſtian's VI. an, zu beiden Seiten von königlichen Trabanten begleitet, die ihre mit Flor umhüllten Partiſanen verkehrt trugen; dann kamen die Trauerwagen der Königin-Witwe, des Kronprinzen Friedrich, der Prinzeſſin Louiſe, der Prinzeſſin Charlotte Amalie und der Prinzeſſin Sophie Hedwig. Jeder dieſer ſechs unbeſetzten Wagen wurde von ſechs Pferden gezogen.

Den Zug ſchloß eine zweite Escadron der königlichen Leibgarde zu Pferde, befehligt vom Obriſten Neuberg (einem Bruder des Majors.)

In Roeskilde ward die königliche Leiche am Eingange des Domes von dem Könige und deſſen Gefolge erwartet.

Der Einzug in die Kirche geſchah in folgender Ordnung: Voran ſchritt der Ober-Hofmarſchall von Blome; ihm folgte der Sarg, welcher von acht Obriſten: Berner, Scavenius, Galkowsky, Reventlow, Schablitzky, Folckerſam, Dombrocki und Reichau, und von drei Schout-by-Nacht, Hagedorn, Roſenpalm und Bosbein, und von dem Grafen Reventlow zur Rechten und dem Grafen von Danneſkiold zur Linken begleitet, getragen wurde. Den Baldachin trugen vier Grafen: Knuth, Holſtein, Scheel und Friis. Der Leiche folgte der zweite Ober-Hofmarſchall von Witzleben. Dann kam König Chriſtian VI. in einem Trauermantel, deſſen Schleppe von dem Kammerherrn Karl von Pleſſen getragen ward. Zur Rechten Seiner Majeſtät ging Graf Wedel von Jarlsberg, zur Linken der Kammerherr von Harthauſen. — Dem Könige folgten, gleichfalls in langen Trauermänteln, der Markgraf von Culmbach (der Schwager Chriſtian's VI.) und die beiden Herzoge von Sonderburg und Glücksburg. Dann kamen: der Graf von Aldenburg, die fünf Geheimräthe Chriſtian Ludwig von Pleſſen, Iwar von Roſenkrantz, Friedrich von Gram, Wilhelm Moritz von Buſeck und Vincenz von Lerche; ferner die beiden Ober-Secretaire Franz von Hagen und Povel von Loevenoern, der Generalmajor von Bardenfleth, der Obriſt von Walter und ein langer Schweif von Kammerherren.

Unter dem Gebete der Geiſtlichkeit und den Trauerklängen der Muſik ward die Leiche in die königliche Familiengruft hinabgeſenkt.

An demſelben Tage wurden in ſämmtlichen Stadt- und Landkirchen Dänemarks und vier Tage darauf in allen Kirchen Norwegens Leichenpredigten über den vom Biſchofe von Seeland angeordneten Text (Pſalm 84, Vers 11) abgehalten.

König Chriſtian VI. verſäumte nicht, das Ableben ſeines vielgeliebten, in Gott ruhenden Herrn Vaters durch Prägung einer ſilbernen, vier Loth wiegenden Erinnerungsmünze zu feiern, auf welcher vorn Friedrich's IV. mit einem Lorbeerkranze und dem Elephanten-Orden geſchmücktes Bruſtbild mit ſeinem Wahlſpruche: „Dominus mihi adjutor“, nebſt Namen und Titel, und rückwärts ſein Bruſtbild en médaillon zu ſehen iſt; zu beiden Seiten deſſelben erheben ſich die Gottesfurcht und die Gerechtigkeit. Beide halten in der Rechten einen Lorbeerkranz. Die Erſtere hält in ihrer Linken ein Kreuz und ein aufgeſchlagenes Buch, auf deſſen Blättern man die Inſchrift: „Verbum Domini“ lieſ't. Die Zweite hält in der Linken eine Wagſchaale und ein entblößtes Schwerdt. — In den Rand dieſer Denkmünze ſind die Worte: „Gloriae immortali Regis Opt. Bene Mer.“ und im Abſchnitte: „Cursu completo D. XII. Octobris MDCCXXX.“ eingeprägt.

Friedrich IV. wurde weit aufrichtiger als ſein Vater und Vorgänger Chriſtian V. betrauert.

Das, was ſeiner Regierung am meiſten zum Ruhme gereicht, war die weiſe Sparſamkeit, die er nicht nur im Staatshaushalte, ſondern auch im Hofhalte eingeführt hatte. Allen giebt dieſem Könige das ſchöne Zeugniß: „Hauptſächlich trug er mit großer Umſicht Sorge für die gute Verwaltung der Finanzen. Bei ſeinem Tode belief die öffentliche Schuld ſich zwar auf ungefähr drei Millionen, doch ſtammten davon 1,100,000 Reichsthaler noch von Chriſtian V. her. In den öffentlichen Kaſſen aber befanden ſich ungefähr zwei Millionen Reichsthaler. Außerdem ſoll er ſelbſt einen Schatz von mehrern Millionen hinterlaſſen haben, deſſen Vorhandenſein jedoch nach neuern Forſchungen zweifelhaft erſcheint. Aber ſelbſt abgeſehen von ſolch einem hinterlaſſenen Schatze verdient ſeine Sparſamkeit um ſo größere Anerkennung, wenn man ſeinen langwierigen (freilich unnützen) Krieg mit Schweden, ſeine vielen Einrichtungen zum Nutzen des

Staates und die nicht wenigen Gebäude, welche er aufgeführt, wie das Kanzlei- und Rentkammer-Gebäude, Friedensburg, Friedrichsberg*) und die Erweiterung des Schloſſes zu Kopenhagen in Erwägung zieht.“

Friedrich's einunddreißigjährige Regierung war in der That von der Art, daß man ihn den beſten Königen ſeines Reiches und ſeiner Zeit anreihen darf, ohne ſich einer Schmeichelei verdächtig oder einer Lüge ſchuldig zu machen. Und darum unterſchreiben wir gern das Lob, das ihm ſein Landsmann Allen angedeihen läßt.

„Zwar, ſo ſchließt er ſein Urtheil über Friedrich IV., war ſeine Erziehung vernachläſſigt worden; aber durch rege Arbeitſamkeit und durch unermüdliche Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ſuchte er dieſen Mangel zu erſetzen und ſich die nöthige Einſicht zu erwerben u. ſ. w. Wo wirkliches Bedürfniß vorhanden war, zeigte er ſich freigebig, und niemals war er ſparſam, wo es gemeinnützigen Einrichtungen galt; ſonſt aber war er ein ſtrenger Haushalter. — In ſeinen politiſchen Anſchauungen zeigte er Klugheit (bis auf den unnützen Krieg mit Karl XII.) und hinterließ daher ſeinem Nachfolger den Staat erweitert im Umfange (Allen meint damit den Antheil an Holſtein-Gottorp) und vermehrt an Einkünften. Ueberdies beſaß er eine echt däniſche Geſinnung, war ehrlich und offen in ſeiner Denkungsart, einfach in ſeinen Sitten, ſchlicht und recht gegen Hohe und

---

*) Nicht zu verwechſeln mit Frederiksberg.

Niedere. — Nur in ſeinen letzten Jahren zeigte er bisweilen ein allzugroßes Mißtrauen, welches durch die Untreue hervorgerufen war, die er bei ſeinen Beamten oftmals entdeckte. — Er liebte das Volk, hielt den Adel in den gehörigen Schranken und war ſparſam bei der Vertheilung von Titeln und Orden*). Der Bauernſtand zählt ihn mit Chriſtian II., Chriſtian IV. und Friedrich VI. zu ſeinen größten Wohlthätern. Sein Name und ſeine Regierung haben ſich daher mit Recht bei dem däniſchen Volke in gutem Andenken erhalten.“

Zur Charakteriſtik dieſes Monarchen müſſen wir noch hinzufügen, daß er, mehr als jeder ſeiner Vorgänger, ein abgeſagter Feind der vom Geſetze vorgeſchriebenen Todesſtrafe war. Es widerſtrebte ſeinem innern Gefühle, ein Todesurtheil zu unterzeichnen**).

Als Poul Juell, Amtmann über Liſter und Mandahl in Norwegen, wegen Verbrechen verſchiedener Art nach überſtandener Tortur zur Lebensſtrafe verurtheilt war, konnte Friedrich ſich lange nicht entſchließen, den Ausſpruch des Höchſten-Gerichtes zu ſanctioniren. Das menſchenfreundliche Herz der Königin Anna Sophia hatte ihm ſo viel Abſcheu gegen die mittelalterliche Barbarei der Hinrichtungen eingeflößt, daß er im hohen Grade unglücklich war, wenn er, wie bei Juell, ſich genöthigt ſah, dem alten Schlendrian der Juſtiz nachzugeben und zu geſtatten, daß — um ein abſchreckendes Beiſpiel zu ſtatuiren! — Poul Juell am 8. März 1723 in Kopenhagen enthauptet und daß deſſen zerſtückelter Leichnam vor dem Weſterthore auf vier Räder geflochten ward. Eine Stimme ſeines Herzens ſagte ihm, es werde eine Zeit kommen, wo die Juſtiz ſich ſchämen würde, das fünfte der von allen Religionen anerkannten zehn Gebote „Du ſollſt nicht tödten" ſelber mit Füßen zu treten.

---

*) Nur in dieſem Punkte können wir mit unſerm Dänen nicht übereinſtimmen. Sein Vorgänger Chriſtian V. vertheilte ſechsundvierzig, Friedrich IV. zweiundvierzig blaue Bänder; dagegen war die Zahl der von Letzterm creirten Danebrogsritter noch bedeutender als jene, welche deſſen Vater ernannt hatte.

**) Er glich in dieſem Punkte der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth Petrowna, die während ihrer einundzwanzigjährigen Regierung kein einziges Todesurtheil unterſchrieben haben ſoll. Schon dies allein macht ſie unſterblich!

# Zwölftes Kapitel.

Das Ende der Königin-Witwe. — Ihre Verbannung von Kopenhagen. — Ihre Verweiſung nach Fühnen. — Ihr Aufenthalt in Klausholm. — Ihr Tod und ihre Vermächtniſſe. — Ihre Leichenpredigt. — Ihre Deviſe.

Als der Tod die Augen Friedrich's IV. für immer geſchloſſen hatte, gab es in ſeinen beiden Reichen keine zweite Seele, die ihn inniger, wahrer und wärmer betrauerte, als die gräfliche Königin Anna Sophia von Reventlow. Sie ſagte ſich im Augenblicke ſeine Ablebens, daß mit dem letzten Athemzuge ihres zärtlich geliebten Gemahls alles Glück von ihrer Seite gewichen, daß aller Glanz und alle Herrlichkeit, die ſein liebevolles Herz großmüthig mit ihr getheilt hatte, nun zu Ende ſei. Dies finſtere Vorgefühl hatte ſie nicht getäuſcht.

Denn kaum war ihr Gemahl geſtorben, als ihr Stiefſohn, der neue König Chriſtian VI., der ſeines Vaters Ehe mit einer Frau, welche nicht Prinzeſſin war, nie gebilligt hatte, ſein Müthchen an ihr wahrhaft unköniglich dadurch zu fühlen begann, daß er ihr einen in den liebloſeſten Ausdrücken abgefaßten Brief ſchrieb, durch den der überaus fromme Sohn die rechtmäßige Gemahlin ſeines Vaters, ſie, die Königin, die ihn niemals beleidigt, niemals gekränkt, die ihn im Gegentheile durch Aufmerkſamkeiten aller Art milder für ſie zu ſtimmen ſich bemüht hatte, für alle Zeiten von Kopenhagen verwies.

Chriſtian (den die Geſchichte in ſpäterer Zeit den „Frommen“ getauft, ob er gleich mehr Pietismus als echte Pietät beſaß) hatte kaum den Thron ſeines Vaters erſtiegen, als er die alles Schutzes beraubte Königswitwe unter einer Bedeckung von fünfzig Dragonern nach Fühnen, nach dem Gute Bramsdrup, eine Meile von Odenſe, bringen ließ.

Der König, mit ihrer Verbannung nicht zufrieden, ließ ſeinen ungezügelten Zorn auch auf ihren Bruder, auf ihre beiden Schweſtern, ſowie auf alle Freunde und Schützlinge derſelben niederzucken.

Selbſt damit nicht zufrieden, wurde ihr vom Könige befohlen, mehrere Güter, ja ſogar den größten Theil ihrer Juwelen und anderer Koſtbarkeiten, die ihr ſein vielgeliebter und in Gott ruhender Herr Vater theils bei Lebenszeit geſchenkt, theils erſt in ſeinem letzten Willen vermacht hatte, der Krone zurückzugeben.

Auch damit nicht zufrieden, wurden faſt alle Räthe des verſtorbenen Königs und vor Allem jene, welche ſeine Heirath mit der Gräfin befördert hatten, ihrer Poſten entſetzt und verabſchiedet.

Die Indignation des „frommen“ Sohnes gegen die Manen ſeines Vaters vergaß ſich ſogar bis zu dem Punkte, daß er den Inquiſitoren der Gedankenfreiheit den Befehl zugehen ließ, allen Reden und Gedichten, welche zu Ehren ſeines heimgegangenen Vaters ans Licht treten ſollten, die Druck-Erlaubniß zu verweigern. Welch ein Sohn, welch ein König! Und welche Männer, die ſich zu Cenſoren, und welche Cenſoren, die ihre Scheere zur Ausführung ſo kleinlichen Haſſes und Nachgefühls herzuleihen ſich nicht entblödeten! Hätte weiland Hamlet in ſeinem Grabe dies gehört, entrüſtet würde er auch bei dieſer Gelegenheit jene inhaltſchweren Worte: „S'iſt etwas faul im Staate Dänemark“ ſchwerlich zurückgedrängt haben. Ein Sohn, der ſich nicht ſcheut, die Aſche ſeines Vaters durch kindiſchen Groll gegen deſſen Witwe zu kränken, verdient, unſerer Meinung nach jedes andere Epitheton viel eher, als das des Frommen!

Freilich führt man zu ſeiner Entſchuldigung an, er ſei zu allen dieſen unköniglichen Maaßregeln durch den Stolz und die Anmaaßung ſeiner Gemahlin, der Culmbach'ſchen Sophia Magdalena, angeregt worden; ein Mann aber, der ſo ſchwach iſt, ſich durch den Willen ſeiner Frau zu ſolchen Schritten verleiten zu laſſen, erſcheint uns noch weit ſtrafbarer als jener, der dieſe Acte engherzigen Privathaſſes aus eigenem Antriebe vollzieht.

Keiner von allen Dienern der Krone war über dieſe Maaßregeln, womit Chriſtian VI. ſeine Regierung inaugurirte, mit vollem Rechte mehr empört, als der Großkanzler, Graf Ulrich Adolph von Holſtein*), der, weil er ſie durchaus nicht gut zu heißen vermochte, ſeinen Abſchied begehrte, freiwillig alle ſeine Bedienſtungen niederlegte und ſich auf ſeine Güter zurückzog.

---

*) Vergl. Band IV. S. 166.

An Holſtein's Stelle trat als Premier-Miniſter des Königs Günſtling und Vertrauter, der bisherige Geheime Rath, Ivar Roſenkranz auf Roſenholm, der gleich am Tage der Thronbeſteigung Chriſtian's VI. das blaue Band erhielt. Er war es, der ſelbſt die rückſichtsloſeſte Härte gegen die Königin-Witwe nicht nur zu billigen, ſondern, um ſich bei der ſtolzen Gemahlin des neuen Königs einzuſchmeicheln, ſogar anzurathen den Muth beſaß.

Anna Sophia von Reventlow, die durch dieſe faſt beiſpielloſe Härte ſich weniger gedemüthigt als tief gekränkt fühlte, wurde bald darauf von Bramsdrup nach ihrem Schloſſe Klausholm bei Randers in Jütland verbannt.

Dort verlebte ſie in der Erinnerung an den theuern Todten, der ihr Alles geweſen war, die letzten dreizehn Jahre ihres zurückgezogenen Daſeins. Sie ſuchte ihren Troſt im Wohlthun. Sie bemühte ſich durch Trocknung fremder Thränen den Lauf ihrer eigenen zu mildern. Fern von allen Berührungen mit der Außenwelt führte ſie ein faſt klöſterliches Leben. Eine Niobe, hatte ſie alle ihre vier Kinder und, um das Maaß ihrer Prüfungen zu füllen, den aufmerkſamſten und liebevollſten Gemahl überlebt. Es blieb ihr nichts auf Erden als die Hoffnung auf ein einſtiges Wiederſehen in einer ſchönern Welt, in einem beſſern Sein, wo Könige ſich nicht erniedrigen, wenn ſie die Tochter eines Grafen zu den Stufen ihres glanzgeſchmückten Thrones emporheben und Herz und Krone mit ihr theilen.

Gräfin Reventlow ſtarb, kaum fünfzig Jahre alt, am 7. Januar 1743 auf Klausholm, an den Blattern.

In ihrem kurz vorher aufgeſetzten Teſtamente hatte ſie den Reſt ihrer Juwelen und Schmuckſachen ihrem königlichen Verfolger, ihre Garderobe und Toilette ihrer jüngern Schweſter, der Gräfin Ulrike Eleonore von Danneſkiold-Laurwig vermacht. Zwei Kapitale, jedes zu dreißigtauſend Thalern, hatte ſie dazu ausgeſetzt, daß die Zinſen des einen Fonds zur Unterſtützung armer Witwen und jene des andern Fonds zur Verpflegung gebrechlicher Menſchen verwendet werden ſollten.

Die irdiſche Hülle der Königin wurde ohne Gepränge aus Jütland nach Roeskilde gebracht und dort in der königlichen Gruft beigeſetzt. Niels Schive hielt ihr die Leichenpredigt.*) Der Hof legte eine kurze Trauer an.

Aber trotz all der unverdienten Kränkungen, die ſie von Seiten ihres Stiefſohnes und von deſſen übermüthigen und hochnäſigen Gemahlin unverdient hatte erdulden müſſen, lebt der Name der däniſch geſinnten Anna Sophia von Reventlow im Herzen des däniſchen Volkes und in den Ruhmesblättern der Geſchichte in ungetrübterem Glanze als jener Magdalenen Sophien's von Brandenburg-Culmbach-Weverlingen fort.

Anna Sophien's Deviſe war: „Invidia major."

---

*) Sie erſchien gedruckt unter dem Titel: Ligpraediken over Dronning Anna Sophia, Kjoebnh. 1743. 4.

# Neuntes Buch.

## Chriſtian VI.

(1699 — 1730 — 1746.)

# Dreizehntes Kapitel.

Einleitung. — Chriſtian's des Sechſten Geburt und Jugendjahre. — Seine erſte Reiſe nach Norwegen, nach Jütland u. ſ. w. — Seine Hochzeitsreiſe nach Deutſchland. — Seine Vermählung in Pretzſch. — Die Familie ſeiner Gemahlin. — Der endloſe Beſuch ſeiner Frau Schwiegermutter. — Die Ankunft ſeiner beiden markgräflichen Schwäger. — Die drei Entbindungen der Kronprinzeſſin. — Die Thronbeſteigung und Krönung ihres Gemahls.

Ueber Chriſtian's VI. Leben und fünfzehnjährige Regierung exiſtirt — ein Dutzend Leichenreden abgerechnet — bis heutzutage kein anderes Material als Niels Detlev Riegels's „Skildring af Christian VI.“ (Kjoebnh. 1798. 8.), ein Werk, das weniger vollſtändig als deſſen Geſchichte Chriſtian's V. und Friedrich's IV. iſt. — Von den ihm zu Ehren erſchienenen Trauerreden kennen wir vier in deutſcher*) und eine in däniſcher Sprache.*) — Außer dieſen Leichenpredigten, die ſämmtlich über einen und denſelben Kamm geſchoren ſind, iſt uns nur noch Jonas Kierulf's „Journal over Kong Christian VI's Reise til Norge“ (Kjoebnh. 1745. Fol.) bekannt.

---

*) Wilhelm Eckhoff, Trauerrede bey dem Tode König Chriſtian's VI., Glückſtadt 1746 4. — Johann Michael Herbert, Trauerrede auf König Chriſtian VI., Oldenb. 1746. Fol. — Adam Chriſtoph Hoefer, Die wahre Hoheit des in Gott ruhenden Königs in Dänemark, Chriſtian's VI., Hamb. 1746. 4. und Rudolph Ibbeken, Der ſeelige Abſchied unſers gerechten Königes Chriſtian VI., Oldenb. 1746. 4.

Aus dieſem äußerſt armſeligen Material ließe ſich eben ſo wenig Neues als Intereſſantes zuſammentragen, hätte uns nicht unſere literariſche Verbindung mit däniſchen Freunden in den Beſitz einer Menge handſchriftlicher Notizen geſetzt, die hier auszugsweiſe ihren Platz finden ſollen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Chriſtian VI. (der zweitgeborene Sohn des vierten Friedrich's und der mecklenburg-güſtrow'ſchen Louiſe) erblickte das Licht der Welt am 30. November 1699, eine Stunde nach Mitternacht, im königlichen Reſidenzſchloſſe zu Kopenhagen. — Am Tage ſeiner Geburt empfing er, Nachmittags vier Uhr, in Gegenwart des ganzen Hofes unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der großen und kleinen Geſchütze, die heilige Taufe, die von dem deutſchen Hof-Prediger Bluhme vollzogen ward.

Seine Erziehung wurde unter Aufſicht ſeiner „gottſeligen Frau Mutter“ auf eine Weiſe geleitet, die in den Augen des Hofes nichts zu wünſchen übrig ließ. Louiſe von Mecklenburg pfropfte ihrem Sohne frühzeitig den Keim ſtrenger Frömmigkeit und Gottesfurcht ein und weckte in ihm den ſchlummernden Hang zum Pietismus, der ihm gleichſam angeboren war. — Er wurde ſorgfältig von dem Pfade der Laſter ab- und mit großer Strenge zu wiederholtem Leſen der Bibel und des Neuen Teſtaments angehalten.

---

*) Jakob Muus, Ligpraediken over Kong Christian VI, Kjoebnhav. 1747. 4.

So wuchs er an dem Hofe ſeines Vaters und ſeiner Mutter zu einem Jünglinge heran, deſſen Pietismus, mit jedem Jahre zunehmend, im achtzehnten Lenze ſeines Lebens zum Aerger des Erſten und zur Genugthuung der Letztern in vollſter Blüthe ſtand. Schon damals war ſeine Frömmigkeit zum Sprüchwort geworden.

Zwanzig Jahre alt, begleitete der fromme Kronprinz ſeinen unfrommen Vater, der zum tiefſten Leidweſen ſeines Sohnes ſchon bei Lebzeiten der Königin ein galantes Verhältniß mit der Gräfin von Reventlow angeknüpft und ziemlich offen und ungenirt fortgeſponnen hatte, nach Norwegen. — Am 25. Juni 1719 langten Beide in der Feſtung Friedrichshald an, in deren Laufgräben eine meuchelmörderiſche Kugel der kriegeriſchen Laufbahn des zwölften Karl's von Schweden ein frühzeitiges Ziel geſetzt hatte. — Vater und Sohn betrachteten die Stätte, auf welcher der gefährlichſte Feind ihrer Krone gefallen war, und die Stelle, auf der noch ſechs Monate zuvor ſich das Lager der Schweden ausgebreitet hatte. Beide beſichtigten das Landheer und die Flotte und kehrten nach zweimonatlicher Abweſenheit, am 22. Auguſt, nach Kopenhagen zurück.

Im September des nächſten Jahres (1720) folgte der Kronprinz dem Urheber ſeines Daſeins nach Jütland, Schleswig und Holſtein. Sie verweilten in Rendsburg und Glückſtadt, beaugenſcheinigten den großartigen, vom General Heinrich von Scholten geleiteten Waſſerbau zu Meldorp im Lande der Dithmarſen und beſichtigten das große Schlachtfeld zu Heide, auf dem die Waffengewalt der Dänen die Freiheit jenes eben ſo biedern als tapfern Volksſtammes in den Staub geworſen und zu Grabe getragen hatte. Sie muſterten in jeder Stadt und in jedem Städtchen, durch welche ſie ihr Weg führte, ihre Soldaten und langten am 19. September wieder in der Reſidenz an.

Prinz Chriſtian VI. war faſt zweiundzwanzig Jahre alt, als ſeine von ihm zärtlich geliebte und ſchmerzlich bemitleidete Mutter am 15. März 1721 nach einer neuen Krankheit von ſechs Monaten ihren Geiſt aufgab und ihrer jungen Nebenbuhlerin, der Fürſtin von Schleswig, das Feld räumte. Der Sohn fühlte ſich empört durch die Rückſichtsloſigkeit des Vaters, welcher ſchon zwei Tage nach dem Leichenbegängniſſe ſeiner Gemahlin ſeine Vermählung mit der Fürſtin Anna Sophia zu feiern ſich nicht entblödete. Seit jenem Augenblicke wuchs der Unwille des Kronprinzen bis zu einer Höhe, die zuletzt in Haß und Verachtung ausartete und zwiſchen Sohn und Vater den im Stillen fortwuchernden Samen der Zwietracht ausſtreute.

Während Friedrich IV. an der Seite ſeiner zweiten Gemahlin ſich viel glücklicher als an jener ſeiner erſten fühlte, lebte der Kronprinz ſchmollend und grollend auf dem Luſtſchloſſe Hirſchholm, das ihm, nach dem Tode ſeiner Mutter, vom Könige geſchenkt worden war. Chriſtian hielt dort ſeinen eigenen Hofſtaat. Nicolaus Baron von Gersdorff war damals ſein Ober-Kammerherr.

Gleich nach der Vermählung ſeines Vaters trat, am 3. Juli 1721, der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen von Hirſchholm und in Begleitung des Ober-Kammerherrn von Gersdorff und des Großkanzlers, Grafen Ulrich Adolph von Holſtein, ſeine Reiſe nach Deutſchland an. — Er begab ſich über Pinneberg, Ottenſen und Altona nach Hamburg, wo er einige Abende die deutſche Oper beſuchte*), und reiſ'te von hier nach Ober-Sachſen. — Am 17. Juli langte er bei der Königin von Polen und Churfürſtin von Sachſen, Chriſtine Eberhardine von Brandenburg-Culmbach, der Gemahlin Auguſt's des Starken, auf deſſen Alleinbeſitz ſie längſt Verzicht geleiſtet und ſich, tief gekränkt durch deſſen Abfall vom Glauben ſeiner Väter, ſo wie durch die Unzahl ſeiner

---

*) Um jene Zeit florirte dort der Componiſt Reinhard Keiſer. Geboren 1673 in der Umgegend von Leipzig, wurde er 1697 als Kapellmeiſter in Hamburg angeſtellt, wo er, in einem Zeitraume von vierzig Jahren gegen hundertzwanzig Opern ſchrieb, die, zu jener Zeit Epoche machend, jetzt ganz und gar verſchollen ſind. — Im Jahre 1722 folgte er einem Rufe nach Kopenhagen, lebte dort im Hauſe des Grafen von Wedel und erhielt von Friedrich IV. den Titel eines königlich däniſchen Kapellmeiſters. Während ſeines einjährigen Aufenthaltes in Kopenhagen ſchrieb er zwei neue Opern „Ulyſſes“ und den „Armenier“. Dann kehrte er wieder nach Hamburg zurück und ſtarb daſelbſt, im ſechsundſechzigſten Lebensjahre, am 12. September 1739.

Liebeshändel mit der langen Reihe ſeiner Favorit-Sultaninnen, von ihm getrennt hatte, auf dem Schloſſe Pretzſch im Churkreiſe Wittenberg an.

Hier war's, wo Prinz Chriſtian die Bekanntſchaft der Prinzeſſin Sophia Magdalena von Brandenburg machte, die, eine Anverwandte der Königin, im Jahre 1718 von ihr als Tochter adoptirt worden war.

Er fand hier, was er ſuchte. Die Prinzeſſin gefiel ihm ſo ſehr', daß er die Wahl, die man für ihn getroffen, ganz nach ſeinem Geſchmacke fand. *). Er hielt um Sophiens Hand an, und es war natürlich, daß er ſie erhielt, da dies in den Augen der beiden Mütter eine mehr als vortheilhafte Partie war. Bevor der Ehe-Contract aufgeſetzt wurde, beſuchte er am 21. Juli die damalige Churprinzeſſin und ſpätere Königin auf Schloß Lichtenburg bei Torgau und fand ſich, Tags darauf, in Dresden ein, wo er von Auguſt dem Starken, (dem Sohne der däniſchen Anna Sophia) als naher Anverwandter des churſächſiſchen Hauſes, mit ganz beſondern Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Der Churprinz, Friedrich Auguſt, der ihm eine halbe Stunde vor der Stadt entgegengeeilt war, hatte ihn unter zweimaliger Löſung aller Kanonen bis in's Schloß begleitet, wo der däniſche Gaſt abzuſteigen geruhte. — Am folgenden Tage erſchien der glänzende Hof Auguſt's des Starken in ſeiner vollen Pracht und Galla. Nach der öffentlich abgehaltenen Mittagstafel

---

*) Der hauptſächlichſte Vermittler war ſein Reiſebegleiter, der Großkanzler Graf von Holſtein.

wurde ein Spaziergang durch den mit Orangerie geſchmückten Zwinger gemacht. Dieſer Promenade folgte ein mehrſtündiger Ball im mittleren Pavillon und Abends ein prächtiges Souper-Diner in dem Japaniſchen Palais, das feenhaft beleuchtet war. — Der Kronprinz verabſchiedete ſich nach aufgehobener Tafel beim Könige, bei deſſen Söhnen und dem ganzen Hofe und kehrte nach Mitternacht unter dem abermaligen Donner der Kanonen nach Pretzſch zurück.

Am 7. Auguſt fand in Gegenwart der Königin Chriſtine Eberhardine, der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Culmbach (Mutter der kronprinzlichen Braut), des däniſchen Großkanzlers Grafen von Holſtein und des ſächſiſch-polniſchen Feldmarſchalls, Grafen Johann Heinrich von Flemming, welcher die Perſon des Königs von Polen vertrat, ohne Gepränge die Vermählung Chriſtian's VI. mit ſeiner Braut ſtatt. Der Trauungsact wurde durch den Dresdener Ober-Hofprediger Doctor Heinrich Pipping vollzogen.

Sophia Magdalena (geb. am 28. November 1700 zu Baireuth) war eines von den vierzehn Kindern *), welche der am 26. März 1708 geſtorbene Markgraf Chriſtian Heinrich von Brandenburg-Culmbach-Weverlingen mit Sophia Chriſtiana, Tochter des Grafen Albert Friedrich von Wolfſtein, erzeugt hatte. Die Kronprinzeſſin von Dänemark, das neunte Kind dieſer überaus fruchtbaren Mutter, galt für die Schönſte

---

*) Es waren ſieben Söhne und ſieben Töchter.

der ganzen Familie, weshalb ſie auch der Stolz ihrer Mutter und der Liebling der Königin von Polen war. Die große Zahl ihrer Schmeichler (denn welche Fürſtentochter hätte nicht **Schmeichler**?) rühmte ihr ein ganzes Alphabet von allerhand chriſtlichen Tugenden nach, überſah aber dabei ihren außerordentlichen Stolz und Hochmuth, ihre Prachtſucht und ihren Hang zur Verſchwendung.

Das junge Ehepaar verweilte bis zum 15. Auguſt auf Schloß Pretzſch und begab ſich dann über Wittenberg und Magdeburg nach Holſtein. Am 21. Auguſt kamen ſie in Altena und am 28. in Gottorp an, wo wenige Tage zuvor König Friedrich in Begleitung ſeiner Gemahlin und ihres beiderſeitigen Hofſtaates eingetroffen war.

Die Neuvermählten, welche einige Zeit theils in Gottorp, theils auf den andern Luſtſchlöſſern verweilt hatten, hielten erſt am 14. December unter dem üblichen Kanonen-Luxus-Gepolter ihren feierlichen Einzug in die mit allen Zeichen der Pracht und pflichtſchuldigen Jubels geſchmückte Reſidenzſtadt Kopenhagen.

Hier blieben ſie nur wenige Tage. Dann begaben ſich die jungen Eheleute, eines Theils, um den zweiten Band ihrer Flitterwochen ungeſtörter zu genießen, andern Theils, um jedem nähern Umgange mit ihrer königlichen Stiefmutter aus dem Wege zu gehen, nach ihrem reizend gelegenen Luſtſchloß Hirſchholm *).

Die Culmbach'ſche Schwiegermutter, die ſich nach dem Tode ihres Gemahles zu Weverlingen im Fürſtenthume Halberſtadt niedergelaſſen hatte, beeilte ſich nun, ihrem kronprinzlichen Schwiegerſohn einen Beſuch abzuſtatten, um in Hirſchholm die erſte Entbindung ihrer Tochter abzuwarten.

---

*) Hirſchholm lag in der Nähe von Frederiksborg.

Dieſer Beſuch verlängerte ſich von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, denn erſt am 31. Januar 1723 gefiel es der grundgütigen Vorſehung, welche fürſtliche Witwen ſo gern unter die Flügel ihres Schutzes nimmt, die Kronprinzeſſin das erſtgeborene Kind ihrer ehelichen Liebe zur Welt kommen zu laſſen.

Dieſes Kind war ein Knabe, der in der Taufe den Namen ſeines vollendeten Großvaters, Friedrich, erhielt.

Die fürſtliche Schwiegermama geruhte ihren Aufenthalt in Hirſchholm noch ein wenig zu verlängern, um ſowohl ihre Tochter als ihren Enkel, der dem Vater ſo ähnlich wie ein Strohhalm dem andern ſah, mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Ihre Abreiſe wurde von Monat zu Monat hinausgeſchoben und zwar ſo lange, bis der Stolz ihres deutſchen Mutterherzens, die däniſche Kronprinzeſſin, am 19. Juni 1724 von dem zweiten Sprößlinge ihrer ehelichen Liebe entbunden zu werden geruhte.

Diesmal war es ein Mädchen, dem in der heiligen Taufe der Name Louiſe beigelegt ward.

Die brave Schwiegermutter entſchloß ſich, ihren Beſuch noch einige Zeit zu verlängern, um auch dieſe Enkelin zu pflegen und ſie unter dem Schutze ihrer großmütterlichen Flügel zur Jungfrau heranreifen zu ſehen.

Aber Culmbach denkt und Gott lenkt. Es gefiel der unerforſchlichen Vorſehung, Prinzeſſin Louiſe, trotz aller großmütterlichen Pflege, ſchon nach ſechs Monaten wieder abzurufen.

Die grundgütige Schwiegermama beſchloß nun, ihre Abreiſe wieder hinauszuſchieben, einzig und allein in der echt chriſtlichen Anſicht, die junge Mutter über den Verluſt ihres „engelgleichen" Töchterleins zu tröſten.

Nach und nach oder „peu à peu", wie die deutſche Schwiegermama in franzöſiſchem Jargon zu bekennen geruhte, fing es ihr in Dänemark, im Schloſſe ihres frommen, aufmerkſamen und allezeit zuvorkommenden Schwiegerſohnes, ſo gut zu gefallen an, daß ſie ſich auf wiederholtes Zureden ihrer vielgeliebten Kinder endlich, nach einem Beſuche von zwei Jahren, bewegen ließ, auch die dritte Entbindung ihrer Tochter abzuwarten oder, richtiger geſagt, ſich bis an das Ende ihrer Tage in Dänemark niederzulaſſen. Die Tochter war entzückt; nicht minder ſchien's der fromme Kronprinz.

Mutter Sophia Chriſtiana von Brandenburg-Culmbach-Weverlingen ließ ſich nach wiederholtem Anbringen zuletzt doch noch „beſchwatzen", auf ihre „alten Tage" vom däniſchen Hofe den Titel „Ihre Hoheit" und nebenbei auch eine winzig-kleine, niedlich-runde Penſion oder Jahresrente von zwölftauſend Thalern in Gulden anzunehmen.

Ihre culmbach'ſche Hoheit hatte nun Zeit und Muße, auch die nächſtfolgenden Entbindungen ihrer Tochter mit großer Gemüthsruhe abwarten zu können. Am

19. October 1726 wurde die Kronprinzeſſin von einer zweiten Prinzeſſin entbunden, die, zur Erinnerung an die erſte, welche ſo frühzeitig heimgegangen war, den Namen Louiſe erhielt. *)

Gleich darauf fanden ſich auch zwei von dem Siebengeſtirne der kronprinzeßlichen Herren Brüder, die Markgrafen Friedrich Ernſt und Friedrich Chriſtian, die bisher ein wenig auf der Univerſität zu Helmſtädt zu ſtudiren geruht hatten, im Staate Dänemark ein. Der Erſtere (Nummer 11 der ganzen Sippe) zählte damals zweiundzwanzig Jahre, der Zweite, der jüngſte dieſer hyperzahlreichen Familie, ein Poſthumus, war ein Jüngling von ſiebzehn Jahren. — Beide Herren traten in königlich däniſche Kriegsdienſte. **)

Zwei Jahre nach dem dritten Wochenbette der frommen Kronprinzeſſin trat Chriſtian unter dem

---

*) Dieſe zweite Louiſe vermählte ſich am 1. October 1749 mit Ernſt Friedrich Karl, Herzoge von Sachſen-Hildburghauſen, dem ſie einen ziemlich bedeutenden Brautſchatz mitbrachte. Sie ſtarb am 8. Auguſt 1756 zu Hildburghauſen, nachdem ihre Ehe bis zum 5. December 1755 kinderlos geblieben war. An dieſem Tage hatte ſie ihrem Gemahle eine Tochter (Friederike Sophie Juliane Caroline) geſchenkt, die aber ſchon im folgenden Monat „wieder heimwärts zog.“ Der Vater dieſes Kindes ſtarb am 22. September 1780.

**) Der Aeltere, geb am 15. September 1703, ſtieg bis zum Generalfeldmarſchall und Statthalter der deutſchen Herzogthümer Schleswig und Holſtein empor. Der Jüngere, geb. am 17. Juli 1708, kehrte, wie ſein Bruder, mit dem Elephanten-Orden geſchmückt, nach Deutſchland zurück und ſchlug ſeine Reſidenz zu Neuſtadt an der Aiſch auf.

Incognito eines Grafen von Oldenburg in Begleitung ſeiner einzig geliebten Ehehälfte eine Reiſe nach Deutſchland an, um das böhmiſche Karlsbad zu beſuchen. Sie verweilten dort gegen ſechs Wochen.

Von Karlsbad begaben ſich die „erlauchten Reiſenden" nach dem Hofe von Bayreuth, wo Ihrer königlichen Hoheit älteſter Herr Bruder, Markgraf Georg Friedrich Karl, erſt zwei Jahre zuvor (1726) zur Succeſſion gelangt, der Stolz und das Heil ſeiner Unterthanen war.

Die däniſchen Gäſte fanden bei ihm eine überaus glänzende Aufnahme. Eine Feſtlichkeit jagte die andere. Der markgräfliche Schwager bot das ganze Einmaleins ſeiner Mittel auf, um den Gemahl ſeiner Schweſter beſtmöglichſt zu unterhalten und nach Kräften zufrieden zu ſtellen.

Nach achttägigem Aufenthalte in Bayreuth kehrten die hohen Herrſchaften in erwünſchtem Wohlſein am 10. October 1728 nach Kopenhagen und von dort ſchleunigſt nach Hirſchholm zurück, wo die grundgütige Schwiegermama, die ſich unterdeſſen hier vollſtändig acclimatiſirt und eingebürgert oder, richtiger geſagt, eingehoheit hatte, ihre Kinder mit offenen Armen und culmbacher Thränen empfing.

Als, zwei Jahre darauf, Friedrich IV. zu Odenſe, in Fühnen ſtarb, wurde Chriſtian VI. am 13. October zum Nachfolger ſeines Vaters ausgerufen.

Sophia Chriſtiana von Culmbach-Weverlingen, die nun Schwiegermutter des Königs von Dänemark war, ließ ſich, da ſie mit ihrer unbedeutenden

Penſion von zwölftauſend Thalern bisher nur ſpärlich ausgekommen war, huldreichſt bewegen, ſich von der Gnade ihres gekrönten Schwiegerſohnes eine bedeutende Zulage ihrer Jahresrente gefallen zu laſſen. Sie zählte zu jenen Witwen, die in derlei Geldfragen, wo nach der Ausſage eines ci-devant preußiſchen Miniſters „alle Gemüthlichkeit aufhört", nichts abzuſchlagen im Stande war.

Am 6. Juni 1731 fand in der prachtvoll geſchmückten Schloßkirche zu Frederiksborg die feierliche Krönung des neuen Königspaares ſtatt. Der Weg vom Schloſſe bis zur Kirche war mit purpurrothem Tuche bedeckt. Chriſtian VI. trug eine römiſche Toga von Gold-Brocat, die Königin eine ſilbergeſtickte Robe, deren endloſe Schleppe von drei ihrer Ehrendamen nachgetragen ward. Sophia Magdalena's Pracht und Hochmuth feierte an dieſem Tage den höchſten ihrer Siege. — Der König, der während ſeines Ganges nach der Kirche die mit Diamanten beſetzte, im Lichte der Sonne funkenſprühende Krone aufbehielt, trug in der Rechten das Scepter, in der Linken den Reichsapfel, oder umgekehrt. — Er ſowohl als ſeine Gemahlin ſchritten unter zwei von je vier Elephanten (nämlich Rittern) getragenen Baldachinen in etwas theatraliſchem Paradetritt der Kirche zu, in deren Innerm ſich zwei prachtvolle, mit Edelſteinen ausſtaffirte Thronhimmel erhoben, auf welchen zwei Stühle von Elfenbein ſtanden, von denen der Eine, für den König, mit Gold, der Andere, auf welchem die Königin Platz nahm, mit Silber ausgelegt war. Vor dem drei Stufen hohen Königsthrone riſſen drei von maſſivem Silber in

Lebensgröße gegoſſene Löwen ihre majeſtätiſchen Rachen auf, gleich als ob ſie Jeden, der dieſer geheiligten Stelle zu nahen ſich erkühnen möchte, mit Haut und Haaren, mit Pergament und Tuſche zu verſchlingen beauftragt wären. — Der Fußboden vom Throne bis zum Altare war mit rothem Sammet belegt. — Der Krönungsact ward durch den Biſchof von Seeland, Doctor Willum Worm, welchem vier andere Biſchöfe aſſiſtirten, unter den Klängen der Orgel und dem Gebete der Geiſtlichkeit, ſo wie aller Anweſenden ohne Störung vollzogen. — Dann kehrte der Zug durch eine Doppelhecke der königlichen Leibgarden ins Schloß zurück. Und ſo endete dieſe Ceremonie wie jede andere, mit dem einzigen Unterſchiede, daß wohl keine von allen früheren Königinnen Dänemarks ſich ſtolzer und hochmüthiger dabei benahm, als … Sophia Magdalena von Brandenburg-Culmbach-Weverlingen. —

## Vierzehntes Kapitel.

Die Gründung eines neuen Ordens. — Die Mitglieder deſſelben. — Der große Brand. — Der Aufbau des neuen Schloſſes. — Neue Luſtſchlöſſer. — Die Verſchwendungsſucht der Königin. — Zuſtand der Finanzen. — Dänemarks Bündniß mit dem Wiener und dem Petersburger Hofe. — Die Zuſtände in Polen. — Däniſche Hülfsvölker ziehen nach dem Rheine. — Neue Mißhelligkeiten mit Hamburg.

Die Königin, durchdrungen von dem Bedürfniſſe, ſich immer mehr Einfluß zu verſchaffen und dadurch die Zahl ihrer Schmeichler zu vermehren, wußte ihren Gemahl zu bewegen, am eilften Jahrestage ihrer Vermählung (7. Auguſt 1732) im Schloß zu Hirſchholm zur Erinnerung an den Tag ihrer ehelichen Verbindung einen neuen Orden ins Leben zu rufen, deſſen Mitglieder ſie ſelbſt zu ernennen hatte.

Dieſe Decoration, die von ihr den Namen „Orden der Treue" oder „Ordre de l'Union parfaite" erhielt, beſtand aus einem goldenen, weiß emaillirten Kreuze; im erſten obern Felde dieſes Kreuzes war der nordiſche Löwe und darunter der preußiſche Adler, im zweiten Felde, umgekehrt, der preußiſche Adler oben und der nordiſche Löwe unten zu ſehen. In der Mitte des Kreuzes prangten in blau emaillirtem Schilde unter einer Krone die goldenen Namenschiffren des Königs und der Königin (C. und S. M.). Auf der Rückſeite des Kreuzes las man die Worte: „In felicissimae unionis memoriam“. Dieſer Orden wurde an einem blau-moirirten mit ſilbernen Rändern eingefaßten Bande auf der linken Bruſt getragen. Großmeiſterin deſſelben war die königliche Stifterin. Dieſer Orden zeichnete ſich vom Elephanten und Danebrog dadurch aus, daß er ſowohl männlichen als auch weiblichen Günſtlingen der Königin ertheilt werden konnte.

Die erſten zwölf männlichen Mitglieder deſſelben waren:

1) König Chriſtian VI.

2) Kronprinz Friedrich, damals neun Jahre alt.

3) Friedrich Ernſt, Markgraf von Brandenburg-Culmbach.

4) Friedrich Chriſtian, dito Markgraf.

(Nummer 3 und 4 waren Brüder der Königin.)

5) Chriſtian Ernſt, regierender Graf von Stolberg-Wernigerode.

6) Iwar von Roſenkrantz, wirklicher Geheimer Staats-Miniſter und Elephanten-Ritter.

7) Chriſtian Ludwig von Pleſſen, Geheimer Rath und Ritter des Elephanten-Ordens.

8) Carl Adolph von Pleſſen, Geheimer Rath, Ober-Kammerherr und gleichfalls blauer Ritter.

9) Otto von Blome, Geheimer Rath und Elephanten-Ritter.

10) **Friedrich von Gram**, Geheimer Rath, Ober-Jägermeiſter und Ritter des Elephanten.

11) **Friedrich von Raben**, Geheimer Rath, Ritter des Danebrog-Ordens und Ober-Hofmeiſter der Königin.

12) **Vincenz von Lerche**, Geheimer Rath, Ober-Ceremonienmeiſter und Elephanten-Ritter.

Die weiblichen Mitglieder waren:

1) **Louiſe**, Kronprinzeſſin von Dänemark, damals ſechsjährig.

2) Prinzeſſin **Charlotte Amalie**, die unvermählte Schweſter des Königs.

3) **Chriſtiana Sophia**, verwitwete Markgräfin von Brandenburg-Culmbach-Weverlingen, die penſionirte Schwiegermutter des Königs.

4) **Victoria Charlotte**, Markgräfin von Brandenburg-Culmbach, geborene Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg, Gemahlin des Markgrafen **Friedrich Chriſtian** und mithin Schwägerin der Königin von Dänemark.

5) **Sophia Carolina**, geborene Prinzeſſin von Brandenburg-Culmbach, verwitwete Fürſtin von Oſt-Friesland und jüngſte Schweſter Ihrer däniſchen Majeſtät.

6) **Clara Hedwig**, Gräfin von **Harbeck**, geweſene Ober-Hofmeiſterin der Königin.

7) **Katharina Magdalene**, Geheime Räthin von **Holſtein**, geborene von **Schmitberg**.

8) Charlotte Amalie, Geheime Räthin von Holſtein, geborene von Pleſſen.

9) Eleonore Marie, Baroneſſe von Witzleben, geborene von Witzleben.

10) Barbara Maximiliana, Baroneſſe von Söhlenthal, geborene von Gratewsky, Gemahlin des däniſchen Geſandten am Hofe zu London.

11) Beate Henriette, Gräfin von Reuß, Hofmeiſterin der Kronprinzeſſin Louiſe.

12) Thereſe, Geheime Räthin von Seheſtedt, geborene von Gersdorff.

Im Mai des Jahres 1738 kamen als neue Mitglieder hinzu:

13) Karl Chriſtian Erdmann, Prinz von Würtemberg-Oels, däniſcher General-Major und Elephanten-Ritter.

14) Johann Ludwig von Holſtein, wirklicher Geheimer Staatsrath und Ritter des Danebrog-Ordens.

15) Victor Chriſtian von Pleſſen, Jägermeiſter der Königin und Danebrog-Ritter.

16) Georg Wilhelm Baron von Söhlenthal, Hofmeiſter des Kronprinzen Friedrich und Ritter des Danebrogs.

17) Maria Katharina Henriette von Beulwitz, Kammerfräulein der Königin.

Dieſer Orden theilte das Schickſal vieler Andern: er erloſch — ſei es aus Mangel an Treue oder vollkommener Einigkeit (Union parfaite) in Dänemark, ſchon nach wenigen Jahren. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der große Brand des Jahres 1728, der auch einen großen Theil des königlichen Schloſſes eingeäſchert hatte, gab der Prachtliebe der Königin die erwünſchte Veranlaſſung, die niedergebrannte Königsburg in erweitertem Umfange mit vergrößertem Luxus aus der Aſche auferſtehen zu laſſen. — Der Wiederaufbau des Schloſſes, zu welchem Chriſtian VI. am 21. April 1733 den Grundſtein gelegt hatte, koſtete den Unterthanen nach Angabe eines franzöſiſchen Touriſten acht Millionen Francs oder, nach Allen, ſiebenundzwanzig Tonnen Goldes, was wohl ziemlich übereinſtimmend iſt. Das wahrhaft königliche Schloß erhielt zu Ehren ſeines Erbauers den Namen Chriſtiansborg.

Außerdem baute Chriſtian, verleitet durch die prunkliebende und für Aufwand jeder Art ſchwärmende Königin, die prachtvollen Luſtſchlöſſer Friedrichsruh und Sophienberg. Die alte Eremitage und das alte Hörningsholm wurden niedergeriſſen, und auf der Stelle des Letztern erhob ſich bald darauf ein neues Prachtſchloß, welches, nach dem Wunſche der Culmbacherin mit ungeheuren Koſten mitten in einem Sumpfe erbaut, den deutſchen Namen Hirſchholm erhielt.

In Folge dieſer unnützen Verſchwendungen befand ſich Sophien Magdalenen's Gemahl in fortwährender Geldklemme. Die maßloſe Freigebigkeit der Königin gegen ihre Mutter, gegen ihre Geſchwiſter und gegen ihre zahlloſe Sippſchaft in Deutſchland, ſtürzte den däniſchen Hof in eine große Schuldenlaſt. Unzählige Summen wanderten aus dem Staatsſchatze an die kleinen Höfe von Culmbach und Baireuth. Die Habſucht der dreizehn Geſchwiſter der Königin überſchritt ſehr häufig alle Grenzen des Anſtandes. Die Schwiegermama erhielt während der letzten Jahre ihres endlos fortgeſetzten Beſuches in Dänemark eine Penſion von zwanzigtauſend Reichsthalern, die vielen Geſchenke nicht mitgerechnet*).

Und ſo kam es, daß Chriſtian der Fromme bei ſeinem Hinſcheiden eine Schuld hinterließ, die, bisher verſchieden angegeben, nach den neuerdings angeſtellten Nachforſchungen und nach der Ausſage des durch ſeine Gewiſſenhaftigkeit ehrenvoll bekannten Geſchichtsforſchers Allen, ſich auf 2,380,000 Reichsthaler belief, „ſo daß alſo (ſagt unſer Gewährsmann) ſeit dem Tode Friedrich's IV., zu welcher Zeit die Schuld ungefähr drei Millionen betrug, etwa dreiviertel Millionen Reichsthaler auf die Staatsſchuld abbezahlt worden waren. In den öffentlichen Kaſſen fand ſich außerdem ein Behalt von etwas über eine Million

---

*) Mutter Sophia Chriſtiana ſegnete um fünf Uhr Morgens, ſiebenzigjährig, am 23. Auguſt 1737 die irdiſche Zeitlichkeit. Ihre Leiche wurde, nachdem ſie vom 6. September in der Schloßkirche zu Frederiksborg auf einem Katafalke ausgeſtellt war, mit großem Pompe in die Königsgruft nach Roeskilde abgeführt.

Reichsthaler vor. Deſſenungeachtet (fährt er fort) iſt dieſe Lage der Finanzen kaum zufriedenſtellend zu nennen, wenn man in Erwägung zieht, daß Chriſtian VI. bedeutende Subſidiengelder von fremden Mächten erhielt, daß die Einkünfte des Staates alljährlich durch den vergrößerten Sundzoll und den blühenden Handel ſtiegen, daß er während ſeiner ſechszehnjährigen Regierung keinen Krieg zu führen hatte und endlich, daß Dänemark unter ihm von allen jenen Landplagen und Unglücksfällen, von welchen es unter ſeinem Vorgänger heimgeſucht worden war, verſchont geblieben iſt."

Bei einiger Sparſamkeit von Seiten des Hofes und namentlich von Seiten der verſchwenderiſchen Königin wäre es ein Leichtes geweſen, während der ſechszehnjährigen Friedenszeit, bei der außerordentlichen Vergrößerung der Zolleinnahmen und bei dem Handel, der in vollſter Blüthe ſtand, die ganze Schuld ſeiner durch die Kriege mit Schweden geſchwächten Vorgänger zu tilgen.

Wir haben oben von den Subſidien geſprochen, welche Chriſtian VI. von auswärtigen Staaten erhielt; es wird deshalb hier am rechten Platze ſein, zu zeigen, von wem und wofür er ſie bekam.

Im Mai des Jahres 1732 langte vom Wiener Kaiſerhofe der als Feldherr und Diplomat gleich rühmlich bekannte Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf, als damaliger bevollmächtigter Miniſter des Niederſächſiſchen Kreiſes, in Kopenhagen an, um den König von Dänemark zur Anerkennung der pragmatiſchen Sanction und außerdem zu einem Bündniſſe mit dem Wiener und Petersburger Hofe zu gegenſeitiger Sicherſtellung ihrer Reiche und Staaten zu bewegen. —

Das däniſche Kabinet, dem dieſer Antrag durchaus nicht unerwünſcht kam, trat hierauf mit dem kaiſerlichen Geſandten und dem ruſſiſchen Bevollmächtigten, Freiherrn Kaſimir von Brackel, in Unterhandlungen. — In Folge derſelben ward am 26. Mai ein aus ſieben Haupt- und zwei Neben-Artikeln beſtehender Vertrag unterzeichnet, der dieſe Tripelallianz beſtätigte. Die drei Mächte garantirten ſich wechſelſeitig den vollſtändigen Beſitz ihrer Länder und verſprachen ſich gegenſeitigen Schutz und Beiſtand. Dänemark und Rußland erklärten ſich bereit, die pragmatiſche Sanction in allen Punkten anzuerkennen und ſie jedem äußern Feinde gegenüber durch vereinte Waffengewalt aufrecht zu erhalten. — In den beiden Neben-Artikeln machte ſich Chriſtian VI. anheiſchig, dem Herzoge von Holſtein-Gottorp, dafern dieſer ſich bereit erkläre, allen Anſprüchen auf das deutſche Herzogthum Schleswig zu entſagen, — wozu Letzterm eine zweijährige Bedenkzeit zugeſtanden ward — ein für allemal eine Entſchädigung von einer Million Reichsthaler zu bezahlen. Der Herzog aber erklärte ſich damit ſo wenig einverſtanden, daß er gegen dieſen Tractat eine energiſche Verwahrung bei allen drei Höfen, die ihn zu deſſen Nachtheile abgeſchloſſen hatten, einzulegen ſich beeilte und ſich ſeitdem enger und enger an Schweden anſchloß, das von einem Beitritt zu dieſer Allianz, zu welcher es von allen drei Mächten eingeladen worden war, durchaus nichts hören wollte. — In Folge dieſes Bündniſſes erhielt Dänemark ſowohl vom Wiener als vom Petersburger Hofe nicht unbedeutende Geldunterſtützungen zur Erhaltung ſeines Heeres und ſeiner Flotte, um Schwedens ehrgeizige Plane beſtändig in Zaum und Zügel zu halten.

Die Unruhen, welche nach dem am erſten Februar 1733 erfolgten Tode Friedrich Auguſt's des Starken hinſichtlich Derer, die ſich um die Thronfolge bewarben, in Polen ausgebrochen waren, hatten ſich allmählig ſo geſtaltet, daß auch Dänemark dabei nicht müßig bleiben durfte.

Der Stand der Dinge war Folgender:

Es lag im Intereſſe des öſterreichiſchen und des ruſſiſchen Hofes, den ſächſiſchen Churfürſten Auguſt III. auf Polen's Thron gelangen zu laſſen. Frankreich aber und Schweden unterſtützten die Anſprüche des Prätendenten Stanislaus Leszczynski, welcher durch das Waffenglück Karl's XII. und, in Folge deſſen, durch den zu Alt-Ranſtädt geſchloſſenen Frieden als König von Polen anerkannt, aber nach der Schlacht von Pultawa durch Auguſt den Starken geſtürzt und aus Polen hinausgejagt worden war. — Nach dem Tode des Letztern erhob Stanislaus, der ſeit dem 5. September 1725 durch die Vermählung ſeiner Tochter Marie der Schwiegervater Ludwig's XV. geworden war, von Neuem ſeine Anſprüche auf den polniſchen Königsthron.

Es kam endlich zu einer Doppelwahl. Am 12.

September 1733 wurde Stanislaus, der verkleidet von Meudon nach Warſchau geeilt war, auf der Ebene zu Wola; am 3. October aber durch eine Gegenwahl, an welcher ſich ein großer Theil des polniſchen Adels unter Führung des Fürſten Wiesnowitzki betheiligt hatte, Churfürſt Auguſt III. bei Kamien, unweit Praga, zum Könige von Polen erwählt. Erſterer, von Rußlands Heeren verfolgt, ſah ſich gezwungen, nach Danzig zu fliehen, das durch die Ruſſen unter Münnich belagert ward.

Kraft des mit Kaiſer Karl VI. und mit der Kaiſerin Anna von Rußland geſchloſſenen Bündniſſes ſah ſich Chriſtian VI. genöthigt, ſechstauſend Mann unter dem Oberbefehle des Generals Bernhard Joachim von Moerner dem deutſchen Kaiſer zu Hülfe zu ſchicken, als dieſer ſich durch Ludwig's XV. Waffen gleichzeitig auf zwei Seiten, in Italien und am Rheine, angegriffen ſah.

Der franzöſiſche Geſandte am Kopenhagener Hofe, der General-Lieutenant und Sanct-Ludwigs-Ritter Louis Robert Hippolyte de Brohan, Graf von Plelo, eifrig bemüht, die Abſendung dieſes Hülfsheeres auf jede Weiſe zu hintertreiben, verſuchte den König von Dänemark von jenem Bündniſſe abſpenſtig zu machen und ihn zu bewegen, ſich neutral zu verhalten. Er vermochte nicht damit durchzudringen; doch erreichte er wenigſtens ſo viel, daß die franzöſiſche Escadre, welche 1733 den verkleideten Stanislaus von Frankreich nach Polen gebracht hatte, ihm jetzt, wo er von den Ruſſen in Danzig belagert ward, franzöſiſche Hülfsvölker zuführen und daß jene Escadre, wie ein Jahr zuvor, ſo auch jetzt ungehindert den Sund paſſiren durfte.

Graf Plelo ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze dieſer Escadre, eilte im Mai nach Danzig, warf ſich in die Feſtung Weichſelmünde, ward aber gleich darauf, am 25. Mai 1734, bei einem tollkühnen Angriff auf die ruſſiſchen Verſchanzungen, ſieben Mal verwundet und getödtet.*)

Bevor die däniſchen Hülfsvölker nach dem Rheine zogen, mußten ſie unweit Hamburg, wo ſie ihr Lager aufgeſchlagen hatten, vor dem Könige, der in Begleitung ſeiner Gemahlin am 5. Mai in Schleswig und am 8. in Altona angekommen war, die Muſterung paſſiren. Am 19. Mai brachen ſie dann nach dem Rheine auf.

Acht Tage ſpäter (27. Mai) hielt Chriſtian mit einem kleinen, aus wenigen Wagen und aus zwölf Mann Cavallerie beſtehenden Gefolge unter dem Donner des groben oder, richtiger geſagt, äußerſt höflichen Geſchützes ſeinen Einzug in die freie Reichsſtadt Hamburg, die er noch immer als „erbunterthänig" und wegen ihres Reichthums mit ſcheelen Augen zu betrachten geruhte. Er fuhr über einen Theil des Walles, ſo wie durch einige Hauptſtraßen der Stadt und kehrte nach einer Stunde, ohne irgendwo abgeſtiegen zu ſein, nach Altona zurück.

---

*) Plelo's Leiche wurde auf einem däniſchen Schiffe durch Capitain Carſtenſen nach Dänemark zurückgeführt. Am 7. Juli langte ſie in Kopenhagen an, wo ſie der hochſchwangern Gemahlin des Grafen überliefert ward. Die troſtloſe Wittwe erhielt vom franzöſiſchen Hofe ein Geſchenk von hunderttauſend Livres.

Am folgenden Tage brach er von dort mit der Königin und ihrem zahlreichen Gefolge nach der Grafſchaft Oldenburg auf. Bei der Durchreiſe durch's hannöver'ſche Gebiet wurden die hohen Herrſchaften *durchgehends freigehalten*, was man ſich däniſcherſeits allerhuldreichſt gefallen ließ. — — Am 12. Juni trafen Ihre Majeſtäten „zur höchſten Freude ihrer Unterthanen“ von Oldenburg wieder in Altona ein und ſetzten von hier ihre Rückreiſe über Schleswig und Jütland nach der Hauptſtadt ihres Reiches fort.

Der Stolz der Unabhängigkeit, der Glanz und Wohlſtand der „erbunterthänigen“ Stadt Hamburg hatten auf *Chriſtian* den Frommen einen ſo unfrommen Eindruck gemacht, daß das Verhältniß zwiſchen Beiden ſeit jenem Beſuche immer ſpannender geworden war.

Im Auguſt deſſelben Jahres geruhte Seine gottesfürchtige Majeſtät, ohne lange Procedur, vier Hamburger Kauffahrteiſchiffe bei Kopenhagen anhalten und auf die Rhede bringen zu laſſen. Gleichzeitig wurden zwei Kriegsſchiffe nach der Inſel Helgoland abgeſchickt mit dem Befehle, auf alle dort vorüberziehenden Schiffe der „ſogenannten“ freien Stadt Hamburg zu kreuzen, ſie als Contrebande ins Schlepptau zu nehmen und nach Kopenhagen zu bringen. Triftiger Grund dazu war nicht vorhanden. Wann aber hat der Stärkere wohl je *nach Gründen* gefragt? Letztere ſind immer nur der Troſt des Schwächern.

Hamburg fühlte ſich durch dies däniſche Verfahren in ſeinem Rechte dergeſtalt gekränkt, daß es einen Geſandten nach Wien ſchickte und die Hülfe des Kaiſers anrief. Gleichzeitig ließ es eine Schrift ans Licht treten, worin es gegen jenen durch nichts gerechtfertigten Akt der däniſchen Willkühr ernſte Verwahrung einlegte*) Dänemark ließ eine Gegenſchrift erſcheinen, worin u. A. geſagt wird:

„Das Benehmen des Hamburgiſchen Magiſtrates ſeit etlichen Jahren habe Seine Majeſtät endlich genöthigt, einige Schiffe dieſer Stadt anhalten und in Dero Häfen abführen zu laſſen. Anſtatt nun, daß gedachter Magiſtrat darauf bedacht ſein ſollte, Ihre Majeſtät wegen Dero Beſchwerden, und inſonderheit des zum großen Nachtheil des Commercii derer königlichen Unterthanen gereichenden Edictes der Stadt, den Werth der Müntzen betreffend, hinlängliche Satisfaction zu geben, verharre derſelbe vielmehr noch immer bey ſeiner Widerſpenſtigkeit. Und darum wären Ihre Majeſtät gezwungen worden, wegen der wirklichen Confiscirung derer den Hamburgern zugehörigen Schiffe und Waaren Befehl zu ertheilen."

Der Raub, welchen ſich Dänemark ſo ohne Weiteres an dem Eigenthume deutſcher Reichsbürger zu Schulden kommen ließ, war ziemlich bedeutend, wenn man erwägt, daß blos die Ladung des einen jener vier Schiffe, welche der fromme Chriſtian confisciren ließ, auf ſiebzigtauſend Thaler angegeben ward.

---

*) Dieſe Schrift erſchien unter dem Titel: „Einige Nachrichten zur Erläuterung derer vornehmſten zwiſchen der Krone Dänemark und der Stadt Hamburg obſchwebenden Mißhelligkeiten" Hamb. 1734. 4. Der ungenannte Verfaſſer derſelben war der Hamburger Syndicus Johann Kleſeker.

Die guten Hamburger warteten noch immer auf die Hülfe des Kaiſers. Dieſer aber, genöthigt, ſich gegen die Franzoſen in Italien und am Rheine zu vertheidigen, hatte ſo viel mit ſeinen eigenen Angelegenheiten zu thun, daß er, um ſeinen däniſchen Bundesgenoſſen nicht zu kränken, den gerechten Klagen der freien Reichsſtadt ſein kaiſerliches Ohr verſchloß und dem däniſchen Uebermuthe vollſtändig freien Lauf ließ.

Hamburg, das ſich nun auf ſich ſelbſt angewieſen ſah, ſandte ſeinen Syndicus Johann Klefeker und einen ſeiner Senatoren, Vincenz Rumpf, nach Kopenhagen, um jene däniſcher Seits vom Zaune gebrochene Mißhelligkeit auf gütlichem Wege auszugleichen. Aber alle Vorſchläge Hamburgs wurden verworfen. Dänemark ſtimmte wieder das alte Lied von der Erbhuldigung an, proteſtirte gegen die Reichsfreiheit und Unabhängigkeit der Stadt und drang vor Allem auf Abſchaffung des 1726 zum Nachtheile der däniſchen Münzen eingeführten Courant-Banco.

In Folge dieſer Anforderung ſchrieb der Hamburger Senat eine Verſammlung der Bürgerſchaft aus. Letztere faßte am 24. März 1735 den einſtimmigen Beſchluß, jenes Banco, das dem Könige von Dänemark eine Gräte im Halſe war, auch fernerhin beizubehalten und der däniſchen Anmaßung diesmal keinen Schritt breit nachzugeben.

Die Hamburger Abgeordneten, immer noch in Kopenhagen, erhielten in Folge jenes Bürgerbeſchluſſes am 7. Juni 1735 eine „Final-Reſolution,“ laut welcher Seine däniſche Majeſtät erklärte, die confiscirten Schiffe (die Zahl derſelben belief ſich jetzt ſchon auf Eilf) und ſämmtliche Ladung derſelben dann erſt freizugeben, wenn Hamburg ſich bereit erkläre, jenes eigenmächtig eingeführte Courant-Banco wieder aufzuheben und außerdem, zur Sühne ſeiner Widerſetzlichkeit, eine dem Werthe der confiscirten Waaren angemeſſene Geld-Entſchädigung zu zahlen, mit dem Hinzufügen, daß Seine Majeſtät die Annahme dieſer Bedingungen in ſpäteſtens drei Wochen erwarte, widrigenfalls man, um ſeinen gerechten Forderungen Nachdruck zu geben, ſich nach Ablauf dieſer Friſt gezwungen ſehen würde, das Amt Ritzebüttel beſetzen zu laſſen und die Elbe zu ſperren.

Das Ende vom Liede war, daß das ſchwächere Hamburg dem ſtärkern Feinde auch diesmal nachgeben, am 28. April 1736 die den Dänen unbequeme Bank aufheben und — worauf es hauptſächlich abgeſehen war — eine Entſchädigung von fünfhunderttauſend Mark Lübiſch bezahlen mußte. Chriſtian VI. verpflichtete ſich dagegen, die confiscirten Schiffe und Waaren zurückzugeben. Am 25. Juli erfolgte in Kopenhagen die Auswechslung der Ratificationen. Das abermals geſchundene Hamburg ſchien mit dieſem Vergleiche ſo ſehr zufrieden, daß jeder der drei beim

Abſchluſſe deſſelben betheiligten Miniſter Dänemarks, Ivar von Roſenkrantz, Johann Ludwig Graf von Holſtein und Johann Sigismund von Schulin „als Erkenntlichkeit für die der Stadt Hamburg geleiſteten guten Dienſte“ vom Magiſtrate derſelben ein Geſchenk von tauſend Dukaten erhielt. Alle Drei geruhten, es huldreich anzunehmen. —

# Fünfzehntes Kapitel.

Dänemarks Subſidien-Vertrag mit Großbritannien. — Der Hofprediger Bluhme und ſeine pietiſtiſchen Beſtrebungen. — Einführung einer neuen Sabbaths-Ordnung. — Ein neues Mandat gegen den Kleider-Luxus. — Schließung aller Schauſpielhäuſer und Verbannung ſämmtlicher Komödianten.

Dänemark, das, wie wir im vorhergehenden Kapitel gezeigt, 1732 mit Oeſterreich und Rußland einen Allianz- und Subſidien-Tractat abgeſchloſſen hatte, ließ ſich bereit finden, am 30. September 1734 zu London ein ähnliches Bündniß mit Großbritannien einzugehen. Chriſtian VI. verpflichtete ſich, für den Dienſt der engliſchen Krone ein Hülfsheer von fünftauſend Mann zu Fuße und von tauſend Mann zu Pferde — vorläufig auf drei Jahre — gegen ein jährliches Hülfsgeld von 250,000 Thalern in Bereitſchaft zu halten. Gern hätte er, um ſich in den Beſitz wünſchenswerther Subſidien zu ſetzen, derlei Verträge mit allen Potentaten der Erde abgeſchloſſen; zum Leidweſen Dänemarks fand ſich aber, außer Oeſterreich, Rußland und England, keine vierte Macht, welche die etwa nöthige Mithülfe Dänemarks ſich zu ſo hohem Preiſe zu erkaufen geſonnen war.

Am 5. October deſſelben Jahres (1734) ſchloß Chriſtian VI., der als frommer Herr dem Frieden über Alles zugethan war, ein Defenſiv-Bündniß mit Schweden, laut welchem alle bisher beſtandenen Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden Nachbarſtaaten aufgehoben wurden auf fünfzehn Jahre. Beide Reiche gelobten ſich im Fall eines feindlichen Angriffs von Außen her gegenſeitige Hülfe zu Waſſer und zu Lande.

Im Vollgenuſſe des Friedens überließ ſich nun Chriſtian VI. ungeſtört ſeinem ſtillen Drange und Hange zu jener Art falſcher Frömmigkeit, die mehr und mehr in leere Frömmelei auszuarten begann. Sein ganzer Hof erhielt dadurch, trotz der Prunkſucht der Königin, ein höchſt nüchternes, äußerſt triſtes Ausſehen.

Die einflußreichſte Perſon in der nächſten Umgebung des hyperfrommen Chriſtian's war der königliche Beichtvater und Hofprediger Doctor Bluhme, ein ins Däniſche überſetzter Spener, ein Pietiſt vom reinſten oder, richtiger geſagt, vom trübſten Waſſer, ein ſcheinheiliger, augenverdrehender Mucker, als Haupt des Kirchen-Collegiums unabläſſig bemüht, die däniſche Kirche mit papiſtiſcher Gewalt zu beherrſchen.

Dieſer Bluhme war's, der den König zu einem Urbilde chriſtlicher Entſagung jeglicher Art heranzubilden ſich eifrigſt angelegen ſein ließ. Die größte Sünde in den Augen dieſes „Spener-Affen“ war der jedem Menſchen angeborene Trieb, das kurze Leben zu genießen und ſich ſein Daſein auf jede erlaubte Weiſe zu verſchönern durch Genüſſe unſchuldiger Art, während jener unduldſame Hauptmucker jede Gattung irdiſchen Vergnügens als ein Verbrechen gegen die höhere Moral, als einen Hochverrath gegen die Pflichten der Gottſeligkeit verwarf.

Dieſer Heuchler war's, der den Monarchen mehr und mehr zu einer ſtreng-aſcetiſchen Anſchauung des Lebens hindrängte und ihn verleitete, mehr als eine Verordnung zu erlaſſen, deren übertriebene Strenge in allen Klaſſen der Bevölkerung gleich hohe Unzufriedenheit erregte.

Am 12. März 1735 erließ Chriſtian VI. ein echt mittelalterliches, mehr im jüdiſchen als im chriſtlichen Geiſte abgefaßtes Mandat gegen die Entheiligung des Sabbaths. — In Folge dieſer Verordnung wurde jedem däniſchen Unterthane bei Geldſtrafe anbefohlen und eingeſchärft, an jedem Sonn- und Feſttage die Kirche zu beſuchen und nicht blos Vor-, ſondern auch Nachmittags andächtig dem Gottesdienſte beizuwohnen. In den Städten mußten die Geldbußen für Verſäumniß des Kirchenbeſuches durch die Polizeimeiſter und Stadtvögte eingetrieben werden. — Noch ſtrenger verfuhr man gegen die Bauern. Jeder von ihnen, welcher ſich weigerte, die Kirchenbuße zu bezahlen, wurde mit dem Halseiſen beſtraft. Jedem Kirchen-Patrone ward die Pflicht auferlegt, derlei Halseiſen vor jeder Kirchenthür anbringen zu laſſen. Dieſelbe Strafe traf auch jene Bauern, die ſich unterſtanden, an Sonn- und Feiertagen auf dem Felde, oder in ihrem Hofe zu arbeiten.

Die Frömmelei blieb dabei nicht ſtehen. Am 16.

April 1736 erſchien ein verſchärftes Edict, welches befahl, daß an Sonn- und Feiertagen die Thore von Kopenhagen und allen andern Städten des Reiches bis vier Uhr Nachmittags geſchloſſen bleiben mußten, um dadurch die Bewohner der Städte von Spaziergängen oder kleinen Ausflügen auf's Land abzuhalten. — Dem armen Bauern, der ſechs Tage im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Bischen Brod verdient hatte, wurde bei Strafe unterſagt, den Sommer „in's Land zu reiten", weil dieſes harmloſe Vergnügen in den Augen des ſcheinheiligen Muckers **Bluhme** als ein Mißbrauch galt, wodurch Gott erzürnt und der Bauer ruinirt würde. — Im Innern der Städte mußten an Sonn- und Feiertagen die Tanzböden geſchloſſen bleiben, damit das Geſinde ſich nicht der Sünde des Tanzes hingebe. Saltatio est circumferentia diaboli, ſagte ja ſchon der heilige **Auguſtin** [*]) und ganz derſelben Anſicht war auch der heilige **Bluhme**, der Mucker par excellence, welcher nur ſtreng gegen Andere aber deſto nachſichtiger gegen ſich ſelbſt und ſeine heimlich ausgeübten Verſündigungen geweſen ſein ſoll.

Durch dieſe dem Volke gewaltſam aufdecretirte Gottesfurcht hoffte man es nach und nach an Frömmigkeit zu gewöhnen, durch die ihm anbefohlene Entſagung jeden Vergnügens den Keim der Sünde in ihm zu erſticken und es allmälig in eine willenloſe Heerde gottſeliger Mucker umzuwandeln. Aber gerade durch dieſe unerhörte Strenge wurde im Herzen des Volkes der Trieb zur wahren Frömmigkeit dergeſtalt unterdrückt, daß es zu keiner Zeit mehr heimliche Sünder als in jener Periode des unſeligen Pietismus gab. Zwar ſollte jede heimlich begangene Sünde, durch welche die öffentliche Moral gefährdet ward, auch durch öffentliche Kirchenbuße beſtraft und Niemand ohne ausdrückliche Dispenſation des Königs davon befreit werden; das Alles half aber nur dazu, daß jede Sünde, durch die Heimlichkeit, in welcher ſie ausgeübt wurde, einen doppelten Reiz erhielt.

---

[*]) Der Tanz, eine der Hauptleidenſchaften des däniſchen Volkes, wurde von dem Muckergeſindel dergeſtalt als Sünde ausgeſchrieen, daß **Erich Pontoppidan**, der eben kein Mucker war, in einer Schrift, betitelt: „Neue Unterſuchung der alten Frage: Ob das Tanzen Sünde ſei", als ſchüchterner Vertheidiger dieſer harmloſen Sünde aufzutreten ſich erkühnte." Dieſe Schrift erſchien 1739 in Halle.

In demſelben Jahre erließ der gottſelige Herr eine nicht minder ſcharfe Verordnung gegen den Kleider-Luxus, gegen das Tragen ſeidener Stoffe: keine Bürgersfrau ſollte Gold oder Silber an ſich tragen.

Nicht lange darauf erſchien ein Mandat gegen das Fluchen, das gleichfalls bei ſchwerer Strafe unterſagt wurde. Aus angeborenem Triebe zum Widerſpruche fluchte man in Dänemark zu keiner Zeit mehr, als unter Bluhme's gottſeligem Regime.

Im April des Jahres 1738 wurden alle Schauſpielhäuſer geſchloſſen und ſämmtliche Komödianten, Seiltänzer, Taſchenſpieler und andernamige Gaukler als gottloſe Sünder aus Dänemarks Grenzen hinausgejagt. Gleichzeitig wurden Bälle, Maskeraden, Weihnachtsgelage und andere Beluſtigungen dieſer Art bei ſtrengen

Geldſtrafen verboten. An Sonn- und Feſttagen durfte, wie am Abende vorher, weder eine Verlobung, noch eine Hochzeit gefeiert, ja nicht einmal ein Gaſtmahl veranſtaltet werden, denn auch darin ſah Mucker Bluhme eine gottloſe Entheiligung des Sabbaths, der nur zum Beten und nicht zu Beluſtigungen irdiſcher Art eingeſetzt worden ſei.

„Dieſe Verkennung des wahren Weſens der Religion (berichtet Allen) trug höchſt bedauerliche Früchte: überall verbreitete ſich Scheinheiligkeit, Frömmelei und Heuchelei, da Diejenigen, welche ein heiliges Weſen annahmen, den Kopf hängen ließen und laut über die Thorheiten der Welt ſeufzten, zu Aemtern befördert wurden, während die Beſſern, die ſich zu derlei Verſtellungen nicht erniedrigen wollten, überall zurückſtehen mußten. Das Gewiſſen der Schwächern wurde geängſtigt. Viele, ihres Lebens überdrüſſig, wurden Selbſtmörder oder tödteten Andere, um ſelbſt zu ſterben. Anſtatt der Uebereinſtimmung brachen in der Kirche die heftigſten Streitigkeiten aus, weil die orthodoxen Prediger die Grundſätze des alten Glaubens mit großem Eifer gegen die neuen Lehren des Pietismus vertheidigten. Die Parteien verketzerten ſich gegenſeitig mit Erbitterung, ſelbſt von der Kanzel herab, und überall im ganzen Lande bildeten ſich ſeparatiſtiſche Verſammlungen. Die endlichen Folgen dieſes unverſtändigen und übertriebenen Eifers des Königs für die Religion und jener verkehrten Maßregeln, durch welche man Frömmigkeit zu erzwingen ſuchte, waren jene Lauigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Chriſtenthum, welche gerade nach dem Tode

Chriſtian's VI. an die Stelle der ſtrengen Gottesfurcht trat, die ein beſonderes Kennzeichen der ganzen vorhergegangenen Zeit geweſen war."

Der Urgrund dieſes Uebels war Bluhme. Und Niemand unterſtützte dieſen Heuchler eifriger in ſeinen unſeligen Beſtrebungen, als die nicht minder ſcheinheilige und andächtelnde Königin Sophia Magdalena.

„Die Verfügungen Chriſtian's VI. mit Rückſicht auf den Bauernſtand und die Kirche machten ihn (fährt Allen fort) bei der Nation nur wenig beliebt, und dieſe Entfremdung zwiſchen König und Volk, welche gegen die Regierung ſeines Vorgängers einen ſcharfen Gegenſatz bildete, wurde durch das ſteife und vornehme Weſen, das am Hofe herrſchte, leider nur noch mehr vergrößert. Das Schloß war mit zahlreichen Wachen verſchiedenartigen Militärs umgeben und längs deſſelben zog ſich eine eiſerne Kette, um das Volk zu hindern, zu nahe heran zu fahren. Es wird erzählt, daß Jeder, der über den Schloßplatz ging, mit dem Hute in der Hand gehen mußte, ſolange, bis er an dem Schloſſe vorüber war, weßhalb es gewöhnlich in der Nähe des Königs leer war, da die Meiſten dieſen Weg ſcheuten."

Und dieſer König hieß der Fromme!

„Wenn ein Mitglied des königlichen Hauſes ausfuhr, gingen Lakaien mit gezogenen Schwertern vor dem Wagen her; Heiducken ſtanden auf dem Wagentritt und hinterher folgten Leibgarden zu Pferde. Reiter mußten vom Pferde und Fahrende aus dem Wagen ſteigen, um die königliche Familie zu grüßen."

Und dieſer König hieß der Fromme!

„Chriſtian VI. ſprach nur höchſt ſelten mit einem ſeiner Unterthanen, ausgenommen, wenn derſelbe zum Adel gehörte, was noch weit mehr von ſeiner ſtolzen Gemahlin gilt. Die Rangſucht, welche unter Friedrich IV. in den Hintergrund gedrängt war, erhielt unter Chriſtian VI. neue Nahrung."

Und dieſer König hieß der Fromme!

„Titel und Orden (fährt Allen fort) wurden mit ſolcher Begierde geſucht, daß man mit den durch den Verkauf derſelben gelöſten Summen den Thurm der Frauenkirche großentheils aufführen und mehrere öffentliche Stiftungen gründen konnte."

„Hierzu kam noch das deutſche Weſen, welches unter Chriſtian VI. wieder Eingang bei Hofe fand und die höchſte Stufe erſtieg, welche es je in Dänemark eingenommen hat. Die Sprache, welche der König gewöhnlich redete und ſchrieb, war die deutſche; von den vielen Briefen, die man von ihm hat, ſind die meiſten in deutſcher, nur wenige in franzöſiſcher, aber nicht ein einziger in däniſcher Sprache geſchrieben. Jedoch verachtete und verhöhnte er nicht, wie ſeine deutſche Gemahlin, die Sprache ſeines Landes, ſondern zeigte ſogar in Einem Punkte größere Aufmerkſamkeit für dieſelbe als ſein Vorgänger und ſeine beiden nächſten Nachfolger. Er befahl nämlich in dem däniſch redenden Theile von Schleswig däniſche Prediger anzuſtellen und widerſetzte ſich einem Vorſchlage der deutſchen Partei, auf dem Lande deutſchen Sprachunterricht für die däniſche Jugend einzuführen."

„Die Königin hingegen legte einen offenbaren Haß gegen die däniſche Sprache an den Tag und zeigte Unwillen gegen den Kronprinzen Friedrich, der die Landesſprache und die vaterländiſchen Sitten liebte und darum oft höhniſcher Weiſe von ihr der „däniſche Prinz" genannt ward."

Sophia Magdalena, die ſich nie dazu bequemen wollte, die däniſche Sprache zu erlernen, beſaß ſo große Idioſynkraſie dagegen, daß ſie eines Tages ihrer Mutter das Geſtändniß machte: das Anhören des däniſchen Jargons verurſache ihr Sodbrennen.

„Ihre armen Verwandten, fährt unſer Däne fort, ſtrömten nebſt einer ganzen Schaar anderer deutſcher Edelleute nach Dänemark, wie nach dem gelobten Lande und erlangten hier Geſchenke, Ehrenſtellen und Penſionen. Der Beſte unter den eingewanderten Deutſchen war Schulin, der, als Hofmeiſter ins Land gekommen, ſehr bald des Königs und der Königin erklärter Günſtling wurde und dann raſch von einer Stufe zur andern emporſtieg." —

Dieſer Johann Siegmund Schulin, von welchem hier die Rede iſt, geboren am 18. Auguſt 1694 in Baireuth, war ein Landsmann und Vertrauter der Königin. Nachdem man ihn einige Jahre zu allerhand geheimen Aufträgen und gleichzeitig als Hofſpion benutzt hatte, erhielt er in der deutſchen Kanzlei eine Anſtellung als Ober-Secretär und ward, auf den Wunſch ſeiner königlichen Landsmännin, am 6. April 1731 in den däniſchen Adelſtand erhoben. Schulin war's, der den alten eingefleiſchten Dänen Ivar von Roſenkrantz, den ehemaligen Günſtling des Königs ſtürzte und an Jenes Stelle als Geheimrath in's däniſche Conſeil eintrat. Nebenbei war Schulin auch General-Poſt-Director; doch legte er freiwillig dieſen Poſten im Juli 1735 nieder. Am 27. November 1736 erhielt er den Danebrogs-Orden, nachdem er kurz vorher als einer der Directeure der von Chriſtian VI. in's Leben gerufenen Bank eingetreten war. Im Nov. 1738 wurde er Geheimer Rath. Am 15. Mai 1739 erhielt er den von der Königin neugeſtifteten Orden der Treue, die Decoration der Union parfaite. Im April 1742 ward er von Chriſtian zum Präſes der königlich Aſiatiſchen Compagnie ernannt. — Als Friedrich V. zur Regierung gelangte, beſtätigte er ihn in allen ſeinen Stellen, ſchenkte ihm im Mai des Jahres 1747 das ſchöne Gut Friedrichsthal, ertheilte ihm am Tage der Krönung, am 4. September deſſelben Jahres, auf Schloß Frederiksborg den Elephanten-Orden und erhob ihn am 30. März 1750 in den däniſchen Lehnsgrafenſtand. — Schulin's Gemahlin war die einzige Tochter Alexander Friedrich von Möſtling's, welcher Danebrogsritter und Obriſt-Hofmeiſter der Prinzeſſin Charlotte Amalia geweſen war. Seine Ehe mit ihr blieb kinderlos. Schulin ſtarb, vierzehn Tage nach ſeiner Erhebung zum Grafen, am 13. April 1750. *)

---

*) Seine Witwe erhielt eine jährliche Penſion von zweitauſend Thalern. Schulin's Leichnam wurde, nachdem er acht Tage auf einem prachtvollen Paradebette ausgeſtellt

Daß dieſer Graf Schulin außer ſeiner amtlichen Wirkſamkeit als bevorzugter Günſtling auch einen geheimen Einfluß bei der Königin gehabt und daß er zu ihr in einem faſt eben ſo vertrauten Verhältniß wie einſt Richelieu zur Gemahlin Ludwig's XIII. geſtanden haben ſoll, ſcheint uns nichts Anderes als eine von der antideutſch-geſinnten Partei ausgeſprengte Verläumdung zu ſein.

Jener Stock-Däne, Ivar von Roſenkrantz welchen Schulin durch die Macht ſeines Einfluſſes bei Hofe geſtürzt hatte, war, geboren am 5. December 1674, urſprünglich Oberhofmeiſter des Kronprinzen, dann einige Zeit Geſandter in Schweden und England, ſpäter Amtmann zu Kopenhagen und Präſident im Commerz-Collegium, ſeit 1723 aber Stiftsamtmann zu Wiborg geweſen. Gleich nach der Thronbeſteigung ſeines ehemaligen Zöglings war er wirklicher Geheimrath und Ritter des Elephanten-Ordens geworden. Seine Abneigung gegen die verwitwete Königin Anna Sophia hatte ihn ſehr bald zum Günſtlinge der Ge-

---

war, am 25. April mit großem Gepränge in der Sanct Peterskirche beerdigt. In der ziemlich langen lateiniſchen Inſchrift, mit welcher man deſſen Sarg geſchmückt hatte, wird er unter Anderm „exemplum christianarum virtutum ab ortu et heroicarum ad excitum usque vitae“ genannt. Weiter heißt es darin: „Prosperos regibus successus, felix Regni incrementum, crescentem Daniae gloriam non exoptavit tantum, sed et promovit“ u. ſ. w. u. ſ. w. (Vergleiche Johann Samuel Strebel, Programmata II. de vita et elogio illustrissimi comitis a Schulin, Onold. 1757. 4.

mahlin Chriſtian's VI. gemacht. In Folge dieſer Gunſt war er endlich bis zum Premierminiſter und Hauptleiter des geheimen Conſeils emporgeſtiegen. Als Solcher hatte er vor Allem dahin getrachtet, das gute Einverſtändniß mit Großbritannien aufrecht zu halten, weil er ein abgeſagter Feind des deutſchen Einfluſſes war. Aber gerade dieſer unverholen ausgeſprochene Haß gegen das Deutſchthum hatte den König bewogen, ihm urplötzlich am 26. Mai 1740 „in einem gnädigen Handſchreiben“ den Abſchied zu ertheilen mit Bewilligung einer jährlichen Penſion von fünftauſend Thalern. Roſenkranz überlebte dieſe Ungnade nur fünf Jahre. Er ſtarb am 12. November 1745 auf ſeinem Gute Roſenholm in Jütland. — Seine Gemahlin war eine geborene von Scheel, die er am 19. Februar 1721 geheirathet hatte. — Roſenkranz war eine ſtattliche, ja ſogar imponirende Erſcheinung, ein Staatsmann, der eben ſo viel Talent als Erfahrung beſaß, nebenbei ein ziemlich großherziger Mäcen aller Wiſſenſchaften und als Patron der Kopenhagener Univerſität der Schutzgeiſt, der ſie zu neuer Blüthe emporreifen ließ.

Eine zweite, nicht minder einflußreiche Perſönlichkeit, welche Schulin aus der Gunſt des Hofes gedrängt hatte, war jener von uns ſchon früher erwähnte Chriſtian Ludwig von Pleſſen,*) der 1734 ſeine Entlaſſung erhielt, weil er als Vorſtand des Finanz-Departements ſich geweigert hatte, die übertriebene Verſchwendungsſucht der Königin zu befriedigen, welche durch ihre maaßloſe Freigebigkeit gegen ihre armen Anverwandten, durch ihren ungezügelten Hang zum Aufwand und durch ihre thörichte Bauluſt die Staatskaſſen auf ſolche Weiſe erſchöpft hatte, daß Pleſſen dagegen laut zu proteſtiren wagte. Schulin bewog den König, dieſem ehrlichen Pleſſen den nachgeſuchten Abſchied zu geben.

---

*) Vergleiche Band IV, Seite 172.

Nach dem Sturze Ivar's von Roſenkranz war der Premier der ganzen Staatsmaſchine jener Graf von Schulin, der ſich bis zu ſeinem Tode in ſeiner mächtigen Stellung zu erhalten verſtand.

## Sechszehntes Kapitel.

### Ueberblick des däniſchen Kriegsſtaates zu Lande und zu Waſſer.

Wir laſſen hier eine Ueberſicht der Hauptſpitzen der däniſchen Land- und Seemacht folgen, ſo wie ſie um 1737—1742 beſtand.

Der Kriegsſtaat zu Lande zählte:

Drei Generals en Chef:

1) Erhard, Freiherr von Wedel, Danebrogs-Ritter.
2) Georg Wilhelm Hedwiger, Reichsgraf von Sponeck* *) und
3) Bernhard Joachim von Moerner, Danebrogs-Ritter.

Fünfzehn General-Lieutenants:

1) Henri des Cheuses, Danebrogs-Ritter.
2) Chriſtian Friedrich, Graf von Levetzau.*

---

*) Alle mit einem Sternchen bezeichneten Generale u. ſ. w. waren Ritter des Elephanten-Ordens, über die wir biographiſche Umriſſe in der im nächſtfolgenden Kapitel mitgetheilten Liſte geben.

3) Werner, Graf von der Schulenburg.*
4) Paul von Loevenoern,*
5) Johann Jakob von Arnold,*
6) Hartwig von Hvitfeldt,
7) Johann Heinrich v. Scheel,
8) Christian Friedr. v. Staffeldt,
9) Abraham Adam v. Gafron,

Danebrogs-Ritter.

10) Erich von Juel.
11) Detlev von Revenfeld, Danebrogs-Ritter.
12) Christian Friis, Graf zu Friiſenborg*.
13) Heinrich von Scholten.*
14) Friedrich Ehrenfried von Amthor, Danebrogs-Ritter.
15) Michael von Rummeſen:*

Zweiunddreißig General-Majors:

1) Friedrich, Graf von Danneſkiold-Samſöe,*
2) Friedrich Anton Wedel, Graf von Jarlsberg,
3) Johann Friedrich v. Brockenhuus,
4) Friedrich Johann v. Walter,
5) Christian von Lerche,*
6) Andreas August v. Praetorius
7) Ezechias Levin von Ahrensſkjold,
8) Johann Christoph von Reventlow,

Ritter des Danebrogs.

9) Johann Weinmann. 10) Niels Weſt. 11) Friedrich von Eberhertz. 12) Chriſtoph Sigismund von Galkowsky. 13) Carl Ferdinand von Stauffenberg. 14) Pentz. 15) Heinrich Bernhard Schablitzky. 16) Leinhielm. 17) Georg von Bertouch. 18) Berthold Nicolaus von Landsberg. 19) Johann Friedrich Froelich. 20) Johann Jakob Bruun. 21) Caſpar Friedrich von Mühlenfort. 22) v. Ahlefeldt. 23) v. Roſenoern. 24) Peter Scavenius. 25) Grambow. 26) Heinrich Jürgen von Hvitfeld. 27) Heinrich Kaas. 28) Marimilian Wilhelm von Dombrook. 29) Friedrich Wilhelm von Folckerſahm. 30) Otto Friedrich von Rappe. 31) Erasmus Dietrichſen und 32) Carl Chriſtian Erdmann, Herzog von Württemberg-Oels. *

Vier Brigadiers:

1) Von Schauroth. 2) Jakob Friedrich von der Lühe. 3) Elias David Häuſſer, General-Quartiermeiſter und 4) von Rantzau.

Achtzig Obriſten,*)

darunter fünfzehn, welche noch von Friedrich IV. dazu ernannt worden waren.

Das Commando bei der Armee führten:

1) Graf von Sponeck, General der Infanterie.

---

*) Sie alle mit Namen aufzuzählen wäre Raumverſchwendung.

2) Bernhard Joachim von Moerner, General der Cavallerie.

Das Commando in Norwegen:

1) Johann Jakob von Arnold, General der Infanterie.

2) Hartwig von Hvitfeld, General der Cavallerie.

Das Commando in Schleswig und Holſtein:

1) Generallieutenant Friedrich Ehrenfried von Amthor, Infanterie.

2) Generallieutenant Michael von Rummeſen, Cavallerie.

Die vornehmſten Commandanten waren:

1) In Kopenhagen: Graf v. Sponeck.
2) In Frederikshavn: General-Lieutenant v. Scheel.
3) In Kronborg: General-Lieutenant v. Revenfeld.
4) In Nyborg: General-Lieutenant v. Gafron.
5) In Friedericia: General-Lieutenant v. Staffeld.
6) In Rendsburg: General-Lieutenant v. Scholten.
7) In Glückſtadt: General-Lieutenant v. Juel.
8) In Aggerhuus: General-Major v. Bertouch.
9) In Friedrichsſtadt: General-Major v. Landsberg.
10) In Bergen: General-Major v. Weinmann.
11) In Bornholm: General-Major Weſt.
12) In Flaſtrand: Obriſt Kühlbrunn.
13) In Chriſtiansöe: Obriſt von der Pfordten. (?)
14) In Friedrichsodd: Obriſt v. Stoecken.
15) In Helgoland: Obriſt Oeltzen.
16) In Oldenburg: Obriſt Diethard.

17) In Friedrichshald: Obriſt **Stuart.**
18) In Chriſtianſand: Obriſt v. **Wartenberg.**

### Die Commandanten der königlichen Garden:

1) Von der Garde zu Pferde: General-Lieutenant Graf **von der Schulenburg.**
2) Von der Garde zu Fuße: General-Major von **Walter.**
3) Von der Grenadier-Garde: General Graf **Wedel-Jarlsberg.**

### Die General- und Ober-Auditeurs:

1) General-Auditeur: Etatsrath **Daniel Detlev Dreeſen.**
2) Ober-Auditeur in Dänemark: **Georg Chriſtoph Schrödter.**
3) Ober-Auditeur in Holſtein: **Henning Jakob Meyer.**

### Kriegs-Fiskale:

1) **Niels Leth Schouboe** für Dänemark.
2) **Otto Heinrich Meyer** für Schleswig-Holſtein.

## II. Zur See.

### Das Ober-Admiralitäts-Collegium:

1) Admiral **Andreas v. Roſenpalm,** Präſident.
2) Admiral **Michael Bille,** Chef vom Holm.
3) Admiral **Bigias v. Schindel.**
4) Schout by Nacht **Chriſtian Bosbein.**
5) Schout by Nacht **Chriſtoph Ulfeldt.**

6) Schout by Nacht Erasmus Kragh.
7) Schout by Nacht Chriſtian Köningh.

Drei Admirale:

1) Andreas von Roſenpalm. 2) Michael Bille und 3) Vigias von Schindel.

Zwei Vice-Admirale außer Dienſten:

1) Paulſen und 2) Hagedorn.

Fünf Schout-by-Nacht oder Contre-Admirale:

1) Chriſtian Vosbein. 2) Chriſtoph Ulfeldt. 3) Erasmus Kragh. 4) Chriſtian Köningh. 5) Ulrich Friedrich Suhm.

Zwanzig Commandeur-Capitaine:

Chriſtian Bojeſen. 2) Gyntelberg. 3) Roſtgaard. 4) Plojart. 5) Suhm. 6) Creutz. 7) Neuſpitzer. 8) Friis. 9) Wodroff. 10) Vieregg. 11) Benſtrup. 12) Helms. 13) Janſen. 14) Tönder. 15) Budde. 16) Kloumand. 17) Mühlenfort. 18) Fontenay. 19) Pepperloff und 20) Poppe.

Deputirte im See-Etat-General-Commiſſariat:

1) Der Ober-Kriegsſecretair: Graf Friedrich von Danneſkiold-Samſöe. 3) Conferenzrath Lars Benzon. 3) Conferenzrath Baron Willum v. Gyldencron und 4) Juſtizrath Laurids Fiſcher.

Directeure der Häfen und Canäle:

1) Admiral **Bille**.
2) Brigadier und General-Baumeiſter **Häuſſer**.
3) Etatsrath und Stadt-Präſident **Joh. Schrader**.
4) Polizei- und Bürgermeiſter **Erich Torm**.
5) Juſtizrath **Michael Fieldſtedt**.

Die Kriegsflotte, die jährlich ſechs bis ſiebenmalhunderttauſend Reichsthaler koſtete, wurde von dem Grafen **Friedrich Danneſkiold-Samſöe** und dem Contre-Admirale **Ulrich Friedrich Suhm**, dem Vater des berühmten Hiſtorikers, einer größern Entwickelung entgegengeführt. Als Erſterer die Verwaltung der Marine übernahm, beſtand die Flotte, welche während der letzten Regierungsjahre **Friedrich's** IV. ſehr vernachläſſigt worden war, aus nicht mehr als ſieben Linienſchiffen und aus zwei Fregatten; aber durch des Grafen eilfjährige Wirkſamkeit ward ſie, die kleinern Kriegsfahrzeuge ungerechnet, bis auf dreißig Linienſchiffe und ſechszehn Fregatten vermehrt.

„Außerdem, berichtet **Allen**, wurden viele Magazine errichtet, der Hafen für die Orlogſchiffe wurde viel tiefer gemacht, die Flotte durch wohlangelegte Werke vor Angriffen geſichert und die wichtige Anlage der Docks, welche man zweimal vergebens verſucht hatte, wurde glücklich zu Stande gebracht. Ungeachtet dieſer vielen koſtſpieligen Einrichtungen wußte **Danneſkiold** durch eine ſtrenge Verwaltung der Flotte und des Holms die gewöhnlichen Ausgaben bedeutend zu vermindern, ſo daß allein in den ſieben erſten Jahren ſeiner Adminiſtration eine Summe von 850,000 Reichsthalern erſpart wurde. Zu beklagen iſt es, daß der Character dieſes großen Mannes nicht frei von Rachſucht und Herrſchaft war, was beſonders aus deſſen Verhalten gegen Erich Benſtrup und Friedrich Lütken hervorging. Benſtrup, welcher viele Verbeſſerungen in der Schiffsbaukunſt eingeführt und eilf Kriegsſchiffe, ſo ſchön und ſchnellſegelnd, wie man ſie nie zuvor in der däniſchen Flotte geſehen, erbaut hatte, wurde wegen kleiner Fehler von Danneſkiold angeklagt und ſogar ins Gefängniß geworfen. Der edle und muthige Lütken, welcher ſich geweigert hatte, das ungerechte Urtheil der über Benſtrup niedergeſetzten Commiſſion zu unterſchreiben und deſſen Unſchuld zu vertheidigen fortfuhr, wurde, ohne Penſion zu erhalten, ſeines Amtes entſetzt."

Dieſer Graf Friedrich Danneſkiold-Samſöe, Freiherr von Marſelisburg, geb. am 1. November 1703, war ein Sohn Chriſtian Gyldenloew's, Grafen von Samſöe's, ein Enkel Chriſtian's V. und der Gräfin von Samſöe. Friedrich's Mutter, Dorothea Kragh, Witwe des Admirals Jens Juel, vermählte ſich nach dem am 16. Juli 1703 erfolgten Tode ihres zweiten Gemahls Gyldenloew im Jahre 1715 zum dritten Male mit dem Geheimen-Conferenzrathe Johann Adolph von Ahlefeldt auf Bockhagen. Ihr Sohn Friedrich, ein Poſthumus, widmete ſich von Jugend auf dem Seedienſte und erhielt am 11. October 1723 den Danebrog-Orden. Er avancirte ſo raſch, daß er unter Friedrich IV. Kammerherr, Schout by Nacht und Amtmann zu Ringſtedt ward, unter Chriſtian VI. aber General-Admiral-Lieutenant, Geheimer Conferenzrath, Ober-Aufſeher der Ritter-Akademie zu Soröe, Chef des ganzen Marine-Departements und Präſident der neuen Hafen-Commiſſion wurde. Am 31. Juli 1724 vermählte er ſich mit Dorothea, Tochter des Grafen Hannibal's von Wedel zu Wedelsberg. Die zweite Hälfte ſeines Lebens gehört der Geſchichte des nächſtfolgenden Bandes an.

## Siebzehntes Kapitel.

Vollſtändiges Verzeichniß aller von Chriſtian dem Sechſten ernannten Elephanten-Ordens-Ritter. — Biographiſche Skizzen ihres Lebens. — Ihre Deviſen.

**Chriſtian VI.** ernannte während ſeiner ſechszehnjährigen Regierung nicht weniger als zweiunddreißig blaue Ritter, nämlich:

Am 12. October 1730.

1) **Ivar von Roſenkranz** auf Roſenholm, Rygegaard und Egholm*). Seine Deviſe war: „Utile nil nisi quod.“

Am 30. October 1730.

2) **Friedrich von Gram**, geb. um das Jahr 1666, däniſcher Geheimer Rath, Ober-Jägermeiſter, Gouverneur der königlichen Schlöſſer Frederiksborg und Kronberg, geſt. am 25. März 1741 zu Kopenhagen. — Er war's, der im Vereine mit **Ivar von Roſenkranz** das Meiſte zur Förderung der Wiſſen-

---

*) Vergl. Band IV. S. 235.

ſchaften und zur Hebung der lateiniſchen Schulen beigetragen hatte. Deviſe: „In variis nunquam varius.“

### Am 28. November 1730.

3) **Wilhelm Moritz von Buſeck**, genannt **Münch**, däniſcher Geheimer Rath, fürſtlich ſchleswig-holſtein'ſcher Rath, Amtmann zu Schleswig, Gouverneur auf Gottorp, geſt. am 24. März 1741 zu Schleswig. Deviſe: „Deo et regi.“

### Am 30. December 1730.

4) **Moritz Wilhelm**, Herzog von **Sachſen-Zeitz***), ſouverainer Fürſt von Hildburghauſen, Adminiſtrator der Diöceſe Merſeburg, geb. am 11. März

---

*) Dieſer Herr war der ſogenannte **Merſeburger Baßgeigen-Herzog**, von deſſen höchſt ergötzlichem Blödſinn Dr. **Vehſe** Folgendes erzählt: „Der Herzog hatte eine ganz eigenthümliche Liebhaberei für — Baßgeigen. Er ſelber ſtrich ſie täglich im Hofconcerte gegen zwölf Uhr im Zimmer der Herzogin und jeden Sonntag in der Hofkirche unter dem Geſang, ja oft auch unter der Predigt. Er beſaß einen ganzen Saal, der mit Baßgeigen angefüllt war, und in der Mitte deſſelben erhob ſich eine wahre Rieſenbaßgeige, zu der man auf einer Treppe hinaufſteigen mußte. Sie war das Geſchenk eines Supplikanten, der um einen „Geheimen-Raths-Titel“ eingekommen war. — Auf Reiſen ließ ſich Herzog **Moritz Wilhelm** einen ganzen Wagen voll Baßgeigen nachfahren. Seine merkwürdigſte Baßgeige aber war eine ſehr kleine, die ſeine galante Gemahlin bei der Geburt ihres letzten Kindes, das er nicht anerkennen wollte, ihm unter dem Vorgeben, das **Kind** habe

1664, geſt. am 22. April 1731. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

### Am 6. Juni 1731.

5) Friedrich Chriſtian, Markgraf von Brandenburg-Culmbach, geb. am 17. Juli 1708, einer der ſieben Brüder der Gemahlin Chriſtian's VI., ſeit dem 26. April 1732 vermählt mit Victoria Charlotte, Tochter des Fürſten Victor Amadeus von Anhalt-Schaumburg; däniſcher und preußiſcher General, geſt. am 20. Januar 1769. Deviſe: „Nec temere, nec timide.“

6) Heinrich, Herzog von Sachſen-Weißenfels-Barby, Domprobſt zu Magdeburg, geb. am 29. September 1657, geſt. am 27. Juni 1738. Deviſe: „Pietate et candore.“

7) Adolph Friedrich II., Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 7. Juni 1686, ſeit dem 14. April 1709 vermählt mit Dorothea

---

ſie mit auf die Welt gebracht, geſchenkt hatte, wodurch er völlig beſchwichtigt worden war.“ — Auch die Frau dieſes Herzogs, Henriette Charlotte, Tochter Georg Auguſt Samuel's, Fürſten von Naſſau-Idſtein (geb. am 9. October 1693, vermählt am 4. November 1711) hatte außer ihren galanten Neigungen eine nicht minder originelle Leidenſchaft als ihr blödſinniger Gemahl: ſie hielt ſich einen vierfüßigen Olymp: eine Menge Hunde männlicher Gattung, von welchen jeder Einzelne den Namen einer mythologiſchen Gottheit trug. Wir führen Letzteres ſchon darum an, weil Herr Vehſe es nicht erwähnt hat.

**Sophia**, Prinzeſſin von Holſtein-Ploen, geſt. am 11. December 1752. Deviſe: „Audendo et agendo."

8) **Karl, Landgraf von Heſſen-Philippsthal**, geb. am 23. September 1682. Im Jahre 1701 trat er in däniſche Kriegsdienſte und machte mit den Dänen die erſten Feldzüge des ſpaniſchen Erbfolgekrieges in Spanien mit. Am 10. März 1710 zeichnete er ſich im Treffen bei Helſingborg in ſo hohem Grade aus, daß er zum General-Major avancirte. In dieſer Eigenſchaft wohnte er 1715 der Landung auf der Inſel Rügen und der Belagerung von Stralſund bei. Er nahm bald darauf ſeinen Abſchied und trat in franzöſiſchen Kriegsdienſt. Am 13. März 1721 ward er zum General-Lieutenant der königlichen Armeen ernannt. Am 24. November 1725 vermählte er ſich mit **Chriſtine Karoline**, Tochter des Herzogs **Johann Wilhelm** von Sachſen-Eiſenach, welche am 24. Juli 1743 ſtarb. Er ſelber folgte ihr am 8. Mai 1770. Deviſe: „In silentio et spe."

9) **Otto von Blome** auf Neuenhof und Deregaard, geb. am 3. Juni 1684, ſtand ſchon unter **Friedrich** IV. in ſo großem Anſehen, daß er Danebrogsritter und königlicher Landrath ward. Unter **Chriſtian** VI. wurde er Conferenz- ſpäter Geheimer Rath und Probſt des hochadeligen Stifts zu Preetz. Als ſolcher ſtarb er am 1. Auguſt 1738. Deviſe: „Deo et regi."

10) **Vincentius von Lerche** auf Lerchenfeldt und Rugaard, geb. am 4. April 1666, Geheimer Conferenzrath, Ober-Ceremonienmeiſter und Ordensſecre-

tair, geſt. am 28. Juli 1742. Deviſe: „Fide, spe et amore.“

11) **Chriſtian, Graf von Rantzau**, geb. 23. Januar 1684, Sohn Otto's von Rantzau, welcher däniſcher Geſandter in Frankreich und in England geweſen war. Im Jahre 1710 erhielt er den Kammerherrn-Schlüſſel und den Auftrag, als Geſandter nach Moskau zu gehen. Er traf den Czar Peter in Thorn und blieb einige Zeit in deſſen Gefolge. Im Jahre 1713 erhielt er den Danebrog und am 18. April 1726 ward er von Friedrich IV. gegraft. 1727 ging er als Geſandter nach Paris; ein Jahr ſpäter ward er Geheimer Rath und dann als Statthalter nach Norwegen geſchickt, wo er bis zum Jahre 1740 blieb. Dann wurde er Stiftsamtmann von Fühnen. Graf Rantzau war zwei Mal vermählt. Seine erſte Gemahlin Charlotte Amalie von Gjöe, verwitwete von Due, welche er 1717 geheirathet hatte, ſtarb 1724. Seine zweite Gemahlin, mit welcher er ſich am 20. Mai 1726 vermählt, war Eleonore Hedwig von Pleſſen, die ihn überlebte. Er ſtarb am 16. April 1771 auf ſeinem Gute Brahesdorf in Fühnen. Deviſe: „Candore et favore.“

12) **Wulf von Blome** auf Hagen, Dobertsdorff und Bahrenfleth, geb. am 8. Februar 1651, erſt Land- und ſpäter Geheimer Rath, geſt. am 4. Mai 1735. Deviſe: „Fidem servabo.“

Am 22. October 1732.

13) Friedrich Heinrich Reichsgraf von Seckendorf, geb. zu Königsberg in Franken am 16. Juli 1673, vermählt ſeit dem 16. Mai 1699 mit Clara Dorothea, Tochter Hans Friedrich's Freiherrn von Hohenwarth, kaiſerlich öſterreichiſcher General der Infanterie, Feldmarſchall-Lieutenant, Geheimer Rath und Geſandter in Berlin und Kopenhagen, geſt. am 23. November 1763 zu Meuſelwitz bei Altenburg*). Deviſe: „Sola virtus nobilitat.“

Am 8. Mai 1733.

14) Friedrich Chriſtian, königlicher Prinz von Polen, geb. am 5. September 1722, ſeit dem 5. October 1763 Churfürſt von Sachſen, geſt. am 17. December 1763. Deviſe: „Constantia et vigilantia.“

Am 19. October 1733.

15) Friedrich Karl, Reichsgraf von Stolberg-Geudern**), geb. am 11. October 1693,

---

*) Friedrich der Große ließ ihn wegen ſeines ihm gefährlich erſcheinenden Briefwechſels durch Huſaren in der Kirche zu Meuſelwitz arretiren und nach der Feſtung Magdeburg bringen. Erſt nach einiger Zeit ward er gegen Zahlung von zehntauſend Thalern mit dem kriegsgefangenen Prinzen Moritz von Deſſau ausgewechſelt. Vergl. (Thereſius von Seckendorf) Verſuch einer Lebensgeſchichte des Feldmarſchalls Grafen von Seckendorf ꝛc. Leipzig 1792—94. 4 Bände. 8.

**) Seine Mutter Chriſtine, geborene Prinzeſſin von am 18. Februar 1742 vom Kaiſer **Karl** VII. in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ſeit dem 22. September 1719 mit **Louiſe**, Tochter des Grafen **Ludwig Crato** von Naſſau-Saarbrücken vermählt, geſt. zu Geudern am 28. September 1767. Deviſe: „Fac diligenter opus, fer patienter onus.“

### Am 3. Juni 1734.

16) **Ernſt Friedrich**, Herzog von **Braun-
ſchweig-Lüneburg-Bevern**, Stifter dieſer Linie,
geb. am 4. März 1682. Er trat in preußiſche Dienſte,
vohnte als Obriſter den Feldzügen in den Niederlan-
den und als Brigadier der Belagerung von Lille bei,
vo er verwundet ward. Er verließ den Kriegsdienſt,
vurde Domprobſt der beiden fürſtlichen Stifte zu
Sanct-Blaſii und Sanct-Cyriaci zu Braunſchweig,
ermählte ſich am 4. Auguſt 1714 mit **Eleonore
Charlotte**, Tochter des Herzogs **Friedrich Caſi-
ir** von Kurland, und ſtarb am 14. April 1764.
Deviſe: „Deo duce, comite virtute.“

17) **Karl Edzard**, Fürſt von **Oſt-Fries-
and**, geb. am 18. Januar 1716, ſeit dem 25. Mai
it **Sophie Wilhelmine** von Brandenburg-Culm-
ach, einer Schweſter der Königin von Dänemark,
rmählt, geſt. als der Letzte ſeines Stammes am 25.
ai 1744 in ſeiner Reſidenz zu Aurich im achtund-

---

ecklenburg-Güſtrow, hatte ihrem Gemahle, dem Grafen
dwig **Chriſtian** von **Stolberg**, nicht weniger als
iundzwanzig Kinder geboren.

zwanzigſten Jahre ſeines Alters und im zehnten ſeiner Regierung. Deviſe: „Pietate et justitia.“

### Am 10. September 1735.

18) Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, geb. am 10. Mai 1711, königlich preußiſcher General-Lieutenant und Obriſter eines Dragoner-Regiments, dann kaiſerlich öſterreichiſcher General-Feldmarſchall, Ritter des weißen und des ſchwarzen Adler-Ordens und ſeit dem 20. November 1731 Gemahl der Prinzeſſin Friederike Sophia Wilhelmine, der geiſtreichen Schweſter Friedrich's des Großen, geſt. am 26. Februar 1763 zu Baireuth. Wir wiſſen nicht, welche Deviſe er geführt.

### Am 21. October 1735.

19) **Karl**, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, geb. am 1. Auguſt 1713, geſt. am 26. März 1780. Deviſe: „Nunquam retrorsus.“

### Am 4. Juli 1736.

20) Friedrich, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. am 1. April 1701, geſt. am 10. November 1766. Deviſe: „Par la grâce de Dieu et du Roy.“

### Am 30. April 1737.

21) Chriſtian Ludwig, Prinz von Mecklenburg-Schwerin, geb. am 15. Mai 1683, ſeit dem 13. November 1714 mit Guſtava **Karolina**, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt, nach

er Abſetzung ſeines Bruders Karl Leopold Admi-
iſtrator und ſeit dem 28. November 1747 Herzog
on Mecklenburg, geſt. am 30. März 1756. Deviſe:
„Per augusta ad augusta.“

### Am 7. Auguſt 1737.

22) Karl Chriſtian Erdmann, Herzog
on Würtemberg-Oels-Bernſtadt, geb. am
5. October 1716, däniſcher General-Major der Ca-
allerie und ſpäter preußiſcher General-Lieutenant, geſt.
m 8. Novbr. 1792. Deviſe: „Cum Deo et die.“

### Am 28. November 1738.

23) Karl Ludwig, Reichsgraf von Ho-
enlohe-Gleichen, geb. am 23. November 1674,
ente unter den fränkiſchen Kreis-Truppen, nahm,
achdem er in der Schlacht bei Friedlingen am 14.
ctober 1702 fünfmal verwundet worden war, ſeinen
bſchied, vermählte ſich am 8. Juli 1711 mit Doro-
hea Charlotte, einer Schweſter der Königin von
änemark, heirathete nach dem am 2. April 1712
folgten Ableben ſeiner Gemahlin am 11. November
713 Friederike Sophie Wilhelmine, Fürſtin
n Oettingen, und ſtarb am 5. Mai 1756 in
ner Reſidenz zu Weickersheim. Deviſe: „Sola bona
ae honesta.“

24) Ernſt Caſimir, Reichsgraf von
ſenburg-Büdingen, geb. am 12. Mai 1687,
mählt am 9. Auguſt 1708 mit Chriſtine Eleo-
re, der älteſten Tochter des Grafen Ludwig
riſtian von Stolberg-Geudern, und ſtarb

in der Nacht vom 15. auf den 16. October 1749 zu Büdingen. Deviſe: „Unverhofft kommt oft.“

Am 14. Mai 1739.

25) Georg Wilhelm Hedwiger, Reichsgraf von Sponeck, geb. am 17. April 1672*), General der Infanterie, Geheimer Conferenzrath und Commandant zu Kopenhagen. Er war von Geburt ein Schleſier, Sohn des Liegnitzer Bäckermeiſters Johann Georg Hedwiger, der, nachgehends vom Kaiſer geadelt, ſich Herr auf und zu Goltzdorff ſchrieb. Seine Mutter, Anna Roſina Pogrellen, ſoll adeligen Urſprungs geweſen ſein. Georg Wilhelm's Schweſter war jene durch ihre Schönheit bekannt gewordene Anna Sophia Hedwiger, welche, Kammermädchen am fürſtlichen Hofe zu Oels, dem Herzoge Leopold Eberhard von Würtemberg-Mömpelgard, der ſeinen Vater nach Oels begleitet hatte, ſo ſehr gefiel, daß er ſich am 1. Juni 1695 zu Rejowitz wider Wiſſen und Willen ſeines Vaters heimlich mit ihr trauen ließ, worauf ſowohl ſie als ihre beiden Brüder, Georg Wilhelm und Johann Rudolph, auf Wunſch des Herzogs im Jahre 1702 vom Kaiſer Leopold I. unter dem Namen von Sponeck in den Grafenſtand des heiligen römiſchen Reiches, das ſchon ſo viele Maitreſſen geadelt hatte, erhoben wurden**). Der

---

*) Berlien giebt irrthümlich den 8. April 1674 als deſſen Geburtsdatum an.

**) Am 6. October 1714 ließ ſich Herzog Leopold gegrafte Bruder der ci-devant Bäckerstochter, welcher in däniſchen Kriegsdienſten ſtand, wurde 1710 Obriſt beim Leib-Infanterieregimente der Königin, wohnte 1715 als Brigadier dem Feldzuge in Pommern bei und zeichnete ſich bei der Eroberung Rügen's aus. In Folge deſſen wurde er General-Major und am 18. Juni 1717 Danebrogs-Ritter. Zwei Jahre ſpäter erhob ihn der König zum General-Lieutenant und Commandanten der Truppen in Norwegen, was er bis zum Jahre 1721 blieb. Im November deſſelben Jahres ward er Commandant von Kopenhagen, bald darauf General der Infanterie und gleichzeitig Geheimer Conferenzrath. Als Solcher ſtarb er achtundſechzig Jahre alt, am 3. September 1740, in Kopenhagen und ward am 21. September mit großem Pompe in der dortigen Garniſonskirche beerdigt. — Seine Gemahlin, Anna Sophia von Bojanowsky, mit der er verſchiedene Söhne und Töchter gezeugt

---

Eberhard von der Gräfin von Sponeck durch das Mömpelgard'ſche Conſiſtorium wieder ſcheiden, um ſich gleichzeitig zwei leibliche Schweſtern, Henriette Hedwig und Eliſabeth Charlotte, mit dem Beinamen L'Eſperance, als Favoritinnen zuzulegen. Ihr Vater, Richard Curie, urſprünglich Schneidergeſelle in Mömpelgard, hatte lothringiſche Kriegsdienſte und bei dieſer Gelegenheit den Namen L'Eſperance angenommen. Die Mutter dieſer beiden Gunſtdamen war eine franzöſiſche Fleiſcherstochter und hieß Anna Gervaiſot. Der Großvater derſelben, Peter Curie, genannt Perrenot, war Büttel oder Stadtknecht zu Mömpelgard hatte, war am 2. Mai 1733 geſtorben. Deviſe: „A Rege nitorem, pro Rego cruorem.“ *)

26) Werner, Graf von der Schulenburg, Herr auf Agenburg, Salzwedel, Betzendorf, Moosleben und Grünhof, geb. am 3. Juli 1679, Sohn Dietrich Hermann's von der Schulenburg, Directors der altmärkiſchen Ritterſchaft. Er nahm Kriegsdienſte in Dänemark und befehligte als Obriſter während des pommer'ſchen Krieges (1715) ein Regiment Dragoner. Drei Jahre darauf zum Generalmajor ernannt, erhielt er am 22. April 1722 den Danebrog. 1731 und 1739 wurde er als däniſcher Geſandter nach Paris geſchickt. Im November 1733 ward er Generallieutenant und fünf Jahre ſpäter General der Cavallerie mit dem Titel eines Geheimen Raths und Obriſtlieutenants der königlichen Garde zu Pferde. 1741 erhob ihn Chriſtian VI. in den däniſchen Grafenſtand, ertheilte ihm den Rang eines Feldmarſchalls und den Oberbefehl über jene ſechstauſend Dänen, die in chur-hannöver'ſche Dienſte treten ſollten. Am 31. März 1750 erhielt er den Orden der „Union parfaite“ und das Oberkriegs-Secretariat.

---

*) Ueber die Nachkommenſchaft ſeiner Schweſter und über den Prozeß, den dieſe mit dem Herzoge Karl von Würtemberg geführt, exiſtirt eine eben ſo ſeltene als höchſt intereſſante Schrift unter dem Titel: „L'imposture du comte George Léopold de Sponeck et des barons Charles Léopold et George Frédéric de l'Espérance, soy-disants princes de Montbéliard, démontrée par des preuves incontestables, pour déssabuser le public, ohne Ort und Jahr, (Stuttg. 1740) Fol.

— Seine Gemahlin war Anna Margaretha von Brockdorff, verwitwete von Thienen. — Er ſtarb am 7. September 1755 zu Kopenhagen. Deviſe: „Deo duce.“

Am 28. November 1739.

27) Paul von Loevenoern auf Bregentved, geb. am 5. April 1686, ein Soldat, der ſich mehr durch Friedensverhandlungen als durch Kriegsthaten ausgezeichnet hat. Im Jahre 1720 ſchloß er zu Stockholm den durch Vermittelung Lord Grandville-Carteret's zu Stande gebrachten Frieden mit Schweden, an welchem ſich preußiſcher Seits Baron von Kniphauſen, ruſſiſcher Seits Fürſt Baſilius Dolgorukki als Bevollmächtigte ihrer Höfe betheiligt hatten. Bei dieſem Anlaſſe ſchenkte ihm Friedrich IV. ſein mit Diamanten reichbeſetztes Bildniß. Bald darauf wurde er General der Cavallerie, Geheimer Rath und unter dem Titel eines Oberkriegs-Secretairs oberſter Leiter des Kriegs-Departements. Am 16. April 1722 erhielt er den Danebrog und 1738 den Orden der „Union parfaite“. Er ſtarb am 20. Februar 1740 *) zu Kopenhagen. Deviſe: „Domini quid tibi retributam.“

Am 7. Auguſt 1740.

28) Ludwig VIII., Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, geb. am 5. April 1691, am 18. October 1707 von der Univerſität Gießen, die damals ihr Jubiläum beging, zum Rector magnificus ernannt. An ſeinem ſechsundzwanzigſten Geburtstage (5. April 1717) ver-

---

*) Berlien läßt ihn irrthümlich am 27. März 1740 ſterben.

mählte er ſich mit Charlotte Chriſtiane, der einzigen Tochter des Grafen Johann Reinhard von Hanau, welche am 1. Juli 1726 ſtarb. Kaiſer Karl VI. ernannte ihn 1734 zum General-Feldmarſchall-Lieutenant und zwei Jahre ſpäter zum General der Cavallerie. Am 12. September 1739 ſuccedirte Ludwig VIII. ſeinem verſtorbenen Vater, dem Landgrafen Ernſt Ludwig, in der Regierung zu Darmſtadt. Am 7. Auguſt 1740 wurde der gute Landgraf, obgleich er in ſeinem ganzen Leben keinen einzigen Feldzug mitgemacht, zum kaiſerlichen General-Feldmarſchall ernannt. Am 17. September 1745 überbrachte er dem neuerwählten Kaiſer Franz I. von Frankfurt nach Heidelberg, wo dieſer damals mit der öſterreichiſchen Armee ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, das Wahl-Diplom und erhielt dafür einen Ehrenſäbel und des Kaiſers Bildniß, deſſen diamantene Einfaſſung auf dreißigtauſend Gulden geſchätzt ward. Der Landgraf — nebenbei ſeit dem 3. November 1707 auch Ritter des chur-pfälziſchen Sanct-Hubertus- und ſeit dem 3. Auguſt 1738 Ritter des polniſchen weißen Adler-Ordens — ſtarb am 17. October 1738 in ſeiner Reſidenzſtadt Darmſtadt. Deviſe: „Generis virtute tuebor."

### Am 10. Juli 1742.

29) Baſilius Wolodomirowitſch, Fürſt Dolgorukki, geb. um das Jahr 1668, Günſtling Peter's des Großen, der ihn 1707 als General-Major mit einem Heere gegen die aufrühreriſchen Koſacken an den Don geſchickt, wo er Azow er-

obert hatte. Im Jahre 1718 fiel er, verketzert von ſeinen Feinden, in Ungnade, ward in Moskau auf die Folter gelegt, geſtand aber nichts. Mit Ketten beladen nach Petersburg zurückgeſchleppt, wurde er aller ſeiner Chargen entſetzt, aller ſeiner Güter beraubt und in die Verbannung nach Kaſan geſchickt. Erſt ſechs Jahre ſpäter aus ſeinem Exile zurückberufen, wurde er von der Witwe des Czaren, Katharina I. zum General-Commandanten der in Perſien eroberten Landesgebiete ernannt, wo er ſich bis 1727 befand. Gleich nach der Thronbeſteigung des zweiten Peter's wurde er General-Feldmarſchall, wirklicher Geheimer Rath, Senator und Ritter des Sanct-Andreas-Ordens. Bald darauf verlobte ſich ſeine Muhme, Prinzeſſin Katharina, mit dem jungen Czaren, der aber, wenige Tage vor der Hochzeit, am 29. Januar 1730, eines jähen Todes ſtarb. Peter's II. Nachfolgerin, Kaiſerin Anna, erhob ihn 1731 zum Kriegsraths-Präſidenten, aber noch in demſelben Jahre fiel er zum zweiten Mal in Ungnade und wurde zu lebenslänglicher Kerkerſtrafe nach Schlüſſelburg gebracht. Doch als die Kaiſerin Eliſabeth Petrowna den Thron beſtieg, öffnete ſie die Riegel ſeines Kerkers, beſtätigte ihn in ſeinen alten Würden und erhob ihn zum erſten Mitgliede des dirigirenden Senats; als ſolcher wohnte er 1741 ihrer Krönung in Moskau bei. Er ſtarb am 11. Februar 1746. Deviſe: „L'honneur m'anime.“

Am 6. September 1742.

30) Auguſt Ludwig, Fürſt von Anhalt-Köthen, geboren am 9. Juni 1697, zweiter Sohn

Emanuel Lebrecht's und eines adeligen Fräuleins, Agnes Giſela von Rathen, welche Kaiſer Leopold I. aus Gefälligkeit für ihren fürſtlichen Anbeter zu einer Reichsgräfin von Nienburg erhoben, und mit welcher ſich Fürſt Emanuel Lebrecht am 23. Juli 1694 verheirathet hatte. Nach dem Tode ihres Gatten führte ſie während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung ihres Duodezreiches. Im Jahre 1716 übernahm er ſelbſt „die Zügel des Staates“ und ſchloß, wie ſein in Gott ruhender Herr Papa, eine Mesallianz mit einem Fräulein Wilhelmine Agnes von Wutenau, die er ſich am 11. Januar 1722 gegen den Willen ſeiner Familie als Gemahlin beilegte, worauf der gute Kaiſer Karl VI. auch ſie in den deutſchen Reichs-Grafen-Stand erhob. Nach dem am 5. Januar 1725 erfolgten Ableben ſeiner Gemahlin vermählte er ſich am 14. Januar 1726 mit Chriſtiana Johanna Emilie, Gräfin von Promnitz-Sorau, und als auch dieſe am 20. Februar 1732 mit Tode abging, heirathete er am 30. November deſſelben Jahres ihre Schweſter Anna Friederike, welche er am 31. März 1750 verlor. Er ſelber ſtarb als preußiſcher General-Lieutenant, Ritter des ſchwediſchen Seraphinen-, des däniſchen Elephanten- und des polniſchen weißen Adler-Ordens, am 6. Auguſt in ſeiner Reſidenz zu Köthen. Deviſe: „In silentio et spe.“

### Am 30. März 1743.

31) Johann Ludwig, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, geb. am 12. Juni 1688, einer jener Prin-

cipione,' die zur Kategorie Derer gehören, von welchen nicht viel mehr als jener Ausſpruch des lateiniſchen Dichters „fruges consumere nati" zu ſagen iſt. Die geheimen Verdienſte, für die er, wie ſo mancher der hier aufgezählten Ritter, das blaue Band erhalten haben mag, ſind uns leider nicht bekannt. Er ſtarb am 5. November 1746 in ſeiner Reſidenz zu Zerbſt am Schlagfluß. Deviſe: „Mens recti conscia vita."

### Am 11. December 1743.

32) Heinrich Friedrich, Reichsfreiherr von Soehlenthal, geb. am 8. Februar 1696, ſtudirte in Leipzig und legte dann unter dem Schutze der Königin Sophia Magdalena eine eben ſo raſche als glänzende Laufbahn zurück: er wurde geheimer Rath der deutſchen Herzogthümer Schleswig-Holſtein, ſpäter däniſcher und norwegiſcher Geheimer Conferenz-Rath. Im Jahre 1716 ging er als Geſandter an den engliſchen Hof, welchen Poſten er faſt achtunddreißig Jahre bekleidete. Am 11. Februar 1719 erhielt er den Danebrog und 1738 den Orden der „Union parfaite." Eines ſeiner bedeutendſten Verdienſte war die Zuſtandebringung der Heirath des Kronprinzen Friedrich's mit der Prinzeſſin Louiſe, Tochter Georg's II. von Großbritannien. Am Tage dieſer Hochzeit (11. December 1743) erhielt der däniſche Vermittler den Elephanten-Orden. Am 22. December ward er aus demſelben Grunde zum Mitgliede der königlichen Societät der Wiſſenſchaften ernannt und im Mai 1754 von ſeinem Geſandtſchaftspoſten durch den Kammerherrn von

Roſenkranz (Sohn des ehemaligen Premierminiſters Ivar) abgelöſt, hatte ſich aber an den Ufern der Themſe ſo ſehr eingebürgert, daß er bis an's Ende ſeines Lebens in England blieb. Er ſtarb, unvermählt, am 9. Februar 1752 in Kenſington. Deviſe: „Fidei vinculum et praemium.“ *)

Chriſtian VI., als Ordensherr des blauen Bandes, führte die Deviſe: „Deo et populo.“

---

*) Univerſalerbe ſeiner ſehr reichen Hinterlaſſenſchaft wurde ſein Bruder, Freiherr Georg Wilhelm von Söhlenthal, Ober-Hofmeiſter des Kronprinzen Friedrich (V. und ſpäter gleichfalls Geheimer Conferenz-Rath.

# Achtzehntes Kapitel.

Die Lichtſeiten der Regierung Chriſtian's des Sechſten. — Seine Verdienſte um Hebung der Wiſſenſchaften. — Hoyer, Koſod Ancher und Stampe. — Verbeſſerung der Schulen. — Das Altonaer Gymnaſium. — Die Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. — Die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der däniſchen Sprache. — Jakob Langebek und das „däniſche Magazin." — Erich Pontoppidan. — Hans Gram. — Marcus Woeldike. — Ludwig Holberg. — Sein Leben, ſeine Werke, ſein Vermächtniß. — Brorſon und Stub. — Stiftung der Zeichnen- und Maler-Akademie. — Chriſtian's des Sechſten Verdienſte um den Handel. Gründung der Kopenhagener Bank u. ſ. w.

Da wir in einem frühern Abſchnitte die Schattenſeiten der Regierung des hyperfrommen Chriſtian's aufgedeckt haben, ſo iſt es nicht mehr als billig, wenn wir nun auch die Lichtſeiten ſeines Scepters zeigen.

Zu Letzteren gehört das nicht unbedeutende Verdienſt, das er ſich durch ſeine Sorgfalt für Wiſſenſchaft und Kunſt erwarb. Unter ſeinem Schutze entwickelte ſich die Kopenhagener Univerſität, welche theils durch den Brand, der ſie in Aſche gelegt hatte, und theils durch die Gleichgültigkeit ſeiner beiden Vorgänger faſt gänzlich in Verfall gerathen war, durch die vereinten Bemühungen Ivar von Roſenkrantz's und Friedrich von Gram's zu neuer Blüthe. Die juridiſche

Facultät, die, gleich der mediciniſchen, nach dem großen Brande faſt gänzlich aufgehört hatte, ward im Jahre 1734 durch die Anſtellung des berühmten Rechtslehrers Andreas Hoyer *) zu neuem Leben erweckt. Nicht mit Unrecht bezeichnet ihn Allen als den „Vater der däniſchen Rechtswiſſenſchaft.“ „Aus ſeiner Schule, berichtet er, gingen mehrere der ausgezeichnetſten Juriſten hervor, unter andern Dänemarks erſter Rechtshiſtoriker Peder Kofod Ancher **) und der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Hendrick Stampe ***). Da 1736 zum erſten Male ein juridiſches Examen eingeführt wurde, ſo kann man das Aufblühen des Rechtsſtudiums mit Grund von der Zeit Chriſtian's VI. herleiten. Das ſorgfältigere Studium der Geſetze übte natürlicher Weiſe guten Einfluß auf die beſſere Rechtspflege, die noch mehr durch die verbeſſerte Einrichtung des Höchſten-Gerichts befördert wurde. Früher war nämlich Jeder, der den Titel Juſtizrath führte, Mitglied des Höchſten-Gerichts; aber dieſe Aſſeſſoren erhielten keine Beſoldung, was zu großer Unordnung und Verſäumniß in der Amtsführung und oft zu noch weit ſchlimmeren Dingen Veranlaſſung gab.“

---

*) Andreas Hoyer, ein geborener Schleswiger, der ſich nicht nur als Juriſt, ſondern auch als Hiſtoriker durch ſein „Leben Friedrich's IV.“ einen ehrenvollen Ruf erworben hatte, ſtarb leider ſchon fünf Jahre darauf, 1739.

**) Peder Kofod Ancher, geb. am 14. Juni 1710 zu Oeſterlarskirke auf der Inſel Bornholm, ſtieg vom Profeſſor der Jurisprudenz zum Conferenzrath, zum Mitglied des däniſchen Admiralitätsgerichts und des däniſchen Conſiſtoriums empor. Aus der glänzenden Reihe ſeiner gelehrten Schriften heben wir nur ſeine „Danske Lov Historie“ (Kjøbenh. 1769–1776, 3 Bände, 4.) und ſein „Danske Lehns-Ret.“ (Kjøbenh. 1777) 8. hervor. J. H. Bährens, der das letztgenannte Werk in's Deutſche überſetzt hat (Kopenhagen 1788), giebt eine ausführliche Lebensbeſchreibung dieſes hochgelahrten Dänen. Ancher ſtarb am 4. Juli 1788. Vergl. Guſtav Ludwig Baden, Memoria P. Kofod Ancher, Hafn. 1788. 4.

***) Henrik Stampe, geb. am 29. Januar 1713, ſtarb am 10. Juli 1789. Vergl. Jakob Baden, Laudatio funebris H. Stampii, Hafn. 1789. 4. In's Deutſche überſetzt, Kopenh. 1789 4.

Dieſe unbeſoldeten Beiſitzer ließen ſich häufig Beſtechungen zu Schulden kommen, wodurch die däniſche Juſtiz und gerade der oberſte Gerichtshof den Geruch der Käuflichkeit erhielt. Kann's aber wohl irgend etwas Schlimmeres, irgend etwas Verderblicheres, irgend etwas Niederträchtigeres geben, als ein der Beſtechlichkeit zugänglicher Richter? Und doch gab es deren zu jener Zeit nicht blos in Dänemark; dieſe verdammenswürdige Käuflichkeit hatte ſich wie eine Peſtbeule auch auf die ſogenannte Gerechtigkeit anderer Staaten übertragen und hier wie dort das größte Unheil angerichtet.

„Jetzt aber (fährt unſer däniſcher Gewährsmann fort) wurde beſtimmt, daß dieſe Aſſeſſoren eine feſte Beſoldung haben und daß ſtrengere Forderungen an ſie geſtellt werden ſollten, wodurch das Höchſte-Gericht ſich von dieſer Zeit an den Ruf der Einſicht, Unpartheilichkeit und Unabhängigkeit erwarb. — Ferner wurde unter Chriſtian VI. eine Geſetz-Commiſſion niedergeſetzt, um Chriſtian's V. däniſches Geſetzbuch, ſowie die vielen ſpäter erſchienenen Verordnungen durchzugehen und nach dieſen einen neuen Codex auszuarbeiten.“

Aber dieſe Commiſſion war, wie ſo manche ihres Gleichen, ſo bodenlos träge, daß ſie ſelbſt nach fünfzig Jahren damit nicht zu Stande kam.

Eine eben ſo große Sorgfalt entfaltete König Chriſtian für die Aufklärung des Volkes durch Verbeſſerung der Schulen und durch Anſtellung beſſer beſoldeter Lehrer als unter deſſen Vorgängern.

Im Jahre 1738 ſtiftete er in Altona ein akademiſches Gymnaſium, das den Namen Chriſtianäum erhielt, und 1741 zwei Seminarien für Candidaten des Schullehrer- und Predigeramtes, das ſogenannte Paedagogium regium.

„In wiſſenſchaftlicher Beziehung (ſchreibt Allen) iſt Chriſtian's Regierung auch durch die Gründung zweier gelehrten Geſellſchaften denkwürdig. Die erſte war die Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die ſich aus einer Commiſſion entwickelt hatte, welche zur Beſchreibung däniſcher Münzen und Medaillen niedergeſetzt war. Auf den Vorſchlag des gelehrten (Hans) Gram wurde unter dem Vorſitze des Grafen Johann Ludwig von Holſtein, der ſeinem Vorgänger Ivar von Roſenkrantz in Sorgfalt für die Wiſſenſchaften glich, eine Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthümer Dänemark's geſtiftet; ſpäter nahm ſie auch die Naturwiſſenſchaften unter die Gegenſtände ihrer Wirkſamkeit auf und leiſtete in beiden Richtungen viel Gutes. — Der zweite gelehrte Verein, die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der däniſchen

Sprache und der däniſchen Geſchichte, wurde 1744 von dem vaterländiſch geſinnten Langebek*) gegründet. Als Vorſitzender dieſer Geſellſchaft gab Langebek, der erſt kurz zuvor ſeine rühmliche Laufbahn als Geſchichtsforſcher begonnen hatte, das „Danske Magazin“ heraus, welches, gleichwie die Geſellſchaft ſelbſt, ſchon in ihrem Namen einen Gegenſatz zu dem am Hofe und in den vornehmern Kreiſen Dänemarks herrſchenden Deutſchthum zu bilden bemüht war. Dieſen Gegenſatz deutet Langebek ſelbſt in der Vorrede des „däniſchen Magazins“ an: „Wir glauben nicht, daß irgend ein gutgeſinnter Däne es uns zur Laſt legen wird, wenn wir in unſerer Mutterſprache ſchreiben, ſondern daß man viel eher daran Anſtoß nehmen würde, wenn wir als däniſche Vaterlandsfreunde, die in einem däniſchen Lande über däniſche Angelegenheiten zum Nutzen des däniſchen Volkes ſchreiben, eine andere Sprache als die däniſche gebrauchen würden, welche eben ſo reich, eben ſo ſchön, wie irgend eine andere in der Welt iſt.“

„Chriſtian VI., Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften, war aber (wie die Mehrzahl ſeiner geſalbten Zeitgenoſſen) noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß Freiheit die nothwendige Bedingung zum Gedeihen jeder Wiſſenſchaft iſt. Dies zeigte ſich in der geſchärften Cenſur, die dem Kirchen-Inſpections-Collegium (an deren Spitze der Erzmucker Bluhme ſtand) übertragen ward; es zeigte ſich, um ſtatt vieler Beiſpiele nur Eines anzuführen, in der Behandlung, die dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Geſchichtsforſcher Langebek widerfuhr. Im erſten Bande des „Däniſchen Magazins" hatte Letzterer auf eine Menge unrichtiger Jahreszahlen und auf andere Irrthümer in der „däniſchen Kirchengeſchichte" des Hofpredigers Pontoppidan *) hingewieſen. Dieſer ſonſt ſehr verdienſtvolle Gelehrte wurde höchſt erbittert darüber, daß ein ſo junger Menſch wie Langebek, der damals blos Student geweſen war, Fehler in den Schriften alter Profeſſoren aufzudecken ſich erkühne. Pontoppidan ließ

---

*) Jakob Langebek, geb. am 23. Januar 1710 in Jütland, wurde am 1. März 1748 Aufſeher des geheimen Archivs und zwei Jahre darauf Etatsrath. Er erwarb ſich durch Herausgabe der „Scriptores rerum danicarum medii aevi,“ Hafn. 1772—92, 7 Bände in Folio (nach ſeinem Tode von Suhm fortgeſetzt) großes Verdienſt um die vaterländiſche Geſchichte und ſtarb am 19. Auguſt 1775 zu Kopenhagen.

---

*) Erich Pontoppidan, geb. 24. Auguſt 1698 zu Aarhuus, erſt Profeſſor der Theologie, Prokanzler der Kopenhagener Univerſität und ſpäter Biſchof von Bergen, ſtarb am 20. December 1764. Unter ſeinen gelehrten Werken zeichnen ſich ſeine „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam," Lips. 1740. 4., ſeine „Annales ecclesiae Danicae diplomatici", Hafn. 1741—53 und ſein „Danske Atlas, eller Kongen Riget Danemark" (Letzteres fortgeſetzt von H. von Hofman) Kopenh. 1763—74. 7 Bände, 4., durch äußerſt gründliche Forſchungen aus. Auch als naturhiſtoriſcher Schriftſteller hat er ſich vor Allem durch ſeine „Forste Forsög paa Norges naturlige Historie," Kjoebhn. 1752. 2 Bände, 8., auch außerhalb der Grenzen ſeiner nordiſchen Heimath, die ihm ſo viele Aufklärungen verdankt, ehrenvoll bekannt gemacht.

bei dieſem Anlaß einen höchſt gereizt abgefaßten Brief erſcheinen, welchen **Langebek** nicht unbeantwortet ließ. Jener erhob darüber Beſchwerde beim Könige, und auf Befehl des Letzteren mußte **Langebek** ſich bequemen, dem Profeſſor öffentliche Abbitte vor dem Conſiſtorium zu thun. Dadurch wurde aber das Volk ſchwerlich von der Richtigkeit der Jahreszahlen des Klägers überzeugt."

Ein höchſt verdienſtvoller Hiſtoriker war der Etats- und Juſtizrath Geheimer Archivar, Bibliothekar und Hiſtoriograph **Hans Gram** *). Dieſer Mann beſaß ein ſo vollſtändiges Wiſſen, daß er als ein Orakel der däniſchen Gelehrſamkeit galt und bis an's Ende ſeines Lebens ein Liebling ſeines königlichen Zöglings blieb.

Unter den Gottesgelehrten ragte neben **Erich Pon-**

---

*) **Hans Gram**, geb. am 28. October 1685, Sohn eines Landpredigers aus dem Stifte Aalborg in Jütland, ſtudirte in Kopenhagen, wo er 1705 Baccalaureus und drei Jahre ſpäter Magiſter wurde. 1711 ward er zum Conrector und 1718 zum Profeſſor der griechiſchen Sprache ernannt, 1730 erhob ihn **Chriſtian** VI. zum Juſtizrathe, geheimen Archivar, Bibliothekar und Hiſtoriographen und 1745 zum Etatsrath. Zweimal bekleidete er das Rectorat der Univerſität. Nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Frau, mit welcher er nur wenige Monate verheirathet war, blieb er Witwer. **Holſtein** und **Gram** waren die Gründer der däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die ſich wöchentlich einmal unter dem Vorſitze des Erſtern verſammelte. **Gram** ſtarb am 19. Februar 1748. **Chriſtian** VI. ließ ſeinen ehemaligen Lehrer mit großer Feierlichkeit in der St.-Trinitatiskirche zu Kopenhagen beerdigen. (Vergl. Jens **Moeller**, Hans Grams Levnet og Fortjenester, Kjoebnh. 1810. 8.)

toppidan der nicht minder gelehrte **Marcus Woeldike** hervor. *)

In den ſchönen Wiſſenſchaften glänzte vor Allen der gefeierte Dichter **Ludwig Holberg**, deſſen originelles Genie, deſſen geniale Originalität und reiche Erfindungsgabe alle Andern ſeiner Nation verdunkelte, der Erſte, deſſen Strahlenglanz weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinausragte und einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der däniſchen Literatur ausübte.

**Ludwig Holberg**, geboren am 6. November 1684 zu Bergen in Norwegen, Sohn eines Obriſten, legte den Grund zu ſeiner Bildung in Kopenhagen, bereiſte nach Vollendung ſeiner Studien, trotz der Dürftigkeit ſeiner Lage, halb Europa, ſammelte in den fremden Ländern einen reichen Schatz von Menſchenkenntniß und Lebenserfahrungen aller Art und eignete ſich nebenbei eine große Fertigkeit in den Sprachen an. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, erhielt er ſich durch Unterricht, den er vorzugsweiſe in franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache ertheilte. Unter **Friedrich IV.**, welchem er durch ſeine Luſtſpiele bekannt geworden war, wurde er 1718 zum Profeſſor der Metaphyſik, zwei Jahre ſpäter zum Conſiſtorial-Aſſeſſor und Profeſſor der Beredſamkeit ernannt. Die Frömmigkeit des ſechſten **Chriſtian's** ignorirte ihn

---

*) **Marcus Woeldike**, geb. am 25. November 1699 geſt. am 26. September 1750. (Vergl. Hans Peder Anchersen, Oratio in obitum M. Woeldike, Hafn. 1750. 4.)

gänzlich und erſt Friedrich V. ſuchte dieſen Fehler ſeines Vaters einigermaßen dadurch auszugleichen, daß er bald nach ſeiner Thronbeſteigung den Liebling ſeines Großvaters, den erſten Dichter ſeines Volkes, den populärſten Namen ſeines ganzen Reiches, 1747 in den Adelſtand erhob, gleich als ob es des armſeligen Wörtleins „von" bedurft hätte, um dem Namen Holberg ein Aureole zu geben.

„Holberg — ſchreibt Allen — ward durch ſeine Luſtſpiele und Scherzgedichte, die er faſt alle unter Friedrich IV. geſchrieben hat, der Vater der neuern däniſchen Literatur und gewann, ungeachtet er vom ernſten Chriſtian VI., während deſſen ganzer Regierung die unter dem vierten Friedrich geöffnete Bühne geſchloſſen blieb, durchaus nicht begünſtigt ward, dennoch, dem Geſchmacke des Hofes zum Trotz, im Herzen des Volkes einen Platz, aus welchem er niemals verdrängt werden wird."

Holberg war, iſt und bleibt in der That die erſte Notabilität der däniſchen Literatur. Seine claſſiſchen Luſtſpiele, herausgegriffen aus dem wirklichen Volksleben, weiſen ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Rang neben Molière, Goldoni, Moreto und Kotzebue an, von denen Jeder in ſeiner Art ſo groß nd unerſetzlich daſteht, wie Holberg in ſeiner Weiſe. Sein „politiſcher Kannegießer", ſein „arabiſches Pulver", eine „Maskerade", und einige andere ſeiner Komödien nd koſtbare Perlen im Diademe der komiſchen Muſe. Kotzebue und die Luſtſpieldichter anderer Nationen haben bei Vater Holberg ſtillſchweigend große Anleihen gemacht und vielfachen Raub an der unerſchöpflichen Schatzkammer ſeines manchmal derben, aber immer treffenden Witzes begangen. Einige der von ihm geſchaffenen Charactere: wie „Bramarbas,“ und „Don Ranudo di Colibrados“ ſind unvergängliche Typen, die durch die Wahrheit, mit welcher er ſie gezeichnet, Fleiſch und Blut angenommen haben und wie, Molière's „Tartüffe“, von der Bühne in's wirkliche Leben übergegangen ſind. *)

---

*) Holberg's Luſtſpiele, geſammelt von Knud Lyne Rahbek, erſchienen däniſch in 6 Bänden. (Kopenh. 1826.) Eine deutſche Ueberſetzung, von Adam Oehlenſchläger, kam 1822 in vier Bänden zu Leipzig heraus.

Wir laſſen hier ein chronologiſch geordnetes Verzeichniß derſelben nach der von ihm ſelbſt aufgeſetzten Beſchreibung ſeines Lebens und ſeiner Wirkſamkeit folgen: Sein erſtes Luſtſpiel, „der politiſche Kannegießer,“ ward im Jahre 1722 aufgeführt. Dieſem folgte 2) Lucretia oder die Wankelmüthige. 3) Jean de France oder der däniſche Franzoſe. 4) Jeppe auf dem Berge oder der däniſche Menalcas. Dieſer Jeppe iſt der Embryo, aus welchem Herr von Plötz ſeinen „verwunſchenen Prinzen“ ausgebrütet hat. 5) Gerhard Weſtphaler oder der ſchwatzhafte Barbier. 6) Der eilfte Juni. 7) Die Wöchnerin oder die Wochenſtube. 8) Der Empiricus oder das arabiſche Pulver. 9) Juuleſtue oder die Weihnachtsſtube. 10) Das Bacchusfeſt oder die Maskerade. 11) Jakob von Tyboe oder der prahlende Soldat. Die Hauptfigur dieſes dem Plautus'ſchen Miles gloriosus nachgeahmten Luſtſpiels iſt jener Tyboe, welchen Philander von der Linde in ſeinen „Unterredungen von der Poeſie“ und nach ihm Gottſched in „Bramarbas“ umgetauft hat. 12) Ulyſſes. 13) Kildereiſe oder die Brunnenreiſe. 14) Melampus (eine Tragikomödie). 15) Zwei unglückliche Brüder. 16) Dietrich

Außer ſeinen fünfundzwanzig Luſtſpielen, die, mehr oder minder, köſtliche Satiren und Perſiflagen auf die Thorheiten und Don Quixoterien ſeiner Zeitgenoſſen ſind und trotzdem, wunderbar genug, wie jene Molière's, nie veralten werden, hat er auch einen humoriſtiſch-ſatiriſchen Roman, „Niel Klims unterirdiſche Reiſe," Kopenh. 1766, der ſtellenweiſe an Swift und an deſſen Gulliver erinnert, und ein däniſches Heldengedicht „Peder Paars" geſchrieben, die Beide, wie faſt alle ſeine Schriften, in viele Sprachen übertragen worden ſind und redlich das ihrige beigetragen haben, der däniſchen Literatur, die zu jener Zeit, als er dieſe Werke ſchrieb, noch in den Kinderwindeln lag, auch im Auslande eine wohlverdiente Achtung zu verſchaffen.

Holberg ſtarb am 27. Januar 1754 zu Sorde. Aber er war nicht nur Dichter, ſondern auch Patriot und großherzig wie jeder wahre Poet von Gottes Gnaden, denn er vermachte den größten Theil ſeines durch die Feder erworbenen Vermögens der Akademie zu Sorde, die ſeit dem Jahre 1665 durch den fortwährenden Geldmangel, an welchem der Staat während der Kriegs-

---

von Menſchenſchreck oder der luſtige Henrich. (Letzterer iſt der komiſche Diener, der, wie Molière's „Criſpin" und Goldoni's „Truffaldino" in allen Luſtſpielen Holberg's als ſtehende Maske wiederkehrt.) 17) Henrich und Petronella. 18) Der Pfalzgraf oder der verpfändete Bauerlümmel. 19) Der geſchäftige Müſſiggänger. 20) Der treuloſe Stiefvater. 21) Don Ranudo di Colibrados oder Armuth und Hoffarth. (Von Kotzebue für Deutſchland bearbeitet.) Seine andern fünf Stücke ſind mir nicht bekannt.

jahre mit Schweden gelitten hatte, gänzlich in Verfall gerathen war.

Der ſechſte Chriſtian hatte dort zwar neue Gebäude aufführen laſſen, aber die Wirkſamkeit der Akademie war noch immer nicht zum Durchbruch gekommen, da es auch dieſem Frommen noch immer an Geld fehlte, um dieſem Inſtitute neues Leben einzuhauchen. Dieſes Geld ſchaffte der Dichter Holberg. Er ſchenkte der Akademie fünfzehntauſend Thaler an baarem Gelde und außerdem über tauſend Tonnen Hartkorn; auch vermachte er ihr ſeine Bibliothek *). — Die Akademie wurde erſt 1747 eingeweiht.

Außer Holberg (dies geſteht ſelbſt der Däne Allen) erwarb ſich — wir reden hier natürlich nur von der Zeit Chriſtian's VI. — Niemand in den ſchönen Wiſſenſchaften einen großen Namen. **) Nur

---

*) Man vergl. außer Holberg's in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Autobiographie (in's Däniſche überſetzt von Thomas Georg Krog, Bergen 1741. 8. Deutſch, Kopenh. u. Leipz. 1745. 8) Chriſtopher Lyſholm's „Oratio funebris in obitum L. Holbergii, Hafn. 1754. 4. (Peder Topp Wandal) Levenbeschrijving van L. Holberg, Amſterd. 1765. 8. Portrait. — Knud Lyne Rahbek: Om L. Holberg som Lystspildigter og om hans Lystspil, Kjoebnh. 1815—16. 2 Bände. 8. Erich Chriſtian Werlauff, Historiske Antegnelser til Holberg's Lystspil, Kjoebnh. 1838. 8.

**) Erſt in ſpätern Zeiten tauchte ein Erbe des Holberg'ſchen Ruhmes in Johann Hermann Weſſel, Verfaſſer des in ſeiner Art einzigen Luſtſpiels „Liebe ohne Strümpfe" auf. Es iſt wunderbar genug, daß auch dieſer Dichter, wie Holberg, nicht Däne, ſondern Norwege, war. Und ſomit gebührt dieſem jetzt zu Schweden der geiſtliche Liederdichter Hans Adolph Brorſon,*) ein würdiger Nachfolger Thomas Kingo's**) und Ambroſius Stub, der durch ſeine ſchönen Geſänge und durch ſeine kleinern lyriſchen Gedichte ſich Ruf erwarb, genannt zu werden.

Bevor wir uns von den Wiſſenſchaften zu den Künſten wenden, wollen wir noch erwähnen, daß Chriſtian VI. ſeine Liebe und Achtung für die Wiſſenſchaften u. A. auch dadurch an den Tag gelegt, daß er den Seelieutenant Nordin auf Koſten der Krone nach Aegypten und Nubien geſchickt, um dort wiſſenſchaftliche Beobachtungen anzuſtellen, welche er ſpäter durch den Druck veröffentlichen ließ.

„Die Künſte, ſagt die Quelle, der wir in dieſem Abſchnitt gefolgt ſind, wurden durch die vielen prachtvollen Gebäude, welche zu dieſer Zeit erſtanden, geweckt und gleichzeitig durch die Einberufung tüchtiger Künſtler aus dem Auslande gehoben. Zum Beſten der Künſte ſtiftete Chriſtian VI. auch eine Zeichnen- und Maler-Akademie, die unter Friedrich V. eine bedeutende Erweiterung erhielt, ſo daß man, wenngleich

---

gehörigen Norwegen der Ruhm, nicht bloß fünf der größten Seehelden, ſondern auch zwei der größten Komödiendichter der däniſchen Literatur hervorgebracht zu haben.

*) Hans Adolph Brorſon (geb. am 20. Juni 1694, geſtorben im Jahre 1764) war ſeit 1741 Biſchof zu Ripen. Eine Sammlung ſeiner religiöſen Hymnen erſchien unter dem Titel „Svanesang“. Kjøbnh. 1765 8.

**) Vergl. Band III. Seite 108.

nicht ganz richtig, den Letztern als Stifter derſelben bezeichnet. *)

„Auch auf den Handel, die Manufacturen und die Fabriken, berichtet Allen, wurde unter Chriſtian VI. eine Sorgfalt verwendet, welche Anerkennung verdient, wenn auch die Mittel, die man zur Förderung derſelben gewählt hatte, oft nicht ganz die richtigen waren. Nach dem Vorſchlage des Grafen Danneſkiold-Samſöe ward ein Land-Oeconomie- und Commerz-Collegium errichtet, welches einen ſehr umfaſſenden Wirkungskreis erhielt, ſo daß beinahe der ganze innere Staatshaushalt unter die Verwaltung deſſelben kam. — Die oſtindiſche Compagnie erhielt (1732) ein neues Privilegium, wodurch ihr Handel nach China erweitert wurde und bald ſo emporblühte, daß er bei den Holländern große Mißgunſt erweckte. In den Jahren 1731 bis 1745 liefen 37 Schiffe mit Ladungen im Werthe von vier Millionen Reichsthaler aus, welche dagegen Ladungen zum Werthe von mehr als eilf Millionen nach Hauſe brachten. — Die weſtindiſch-guineiſche Compagnie erhielt dadurch eine bedeutende Erweiterung, daß die Geſellſchaft 1733 die Inſel Sainte-Croix für 167,000 Reichsthaler von

---

*) Jene, welche ſich für die künſtleriſchen Notabilitäten und Zuſtände Dänemarks dieſer und ſpäterer Zeit vorzugsweiſe intereſſiren, wollen wir bei dieſem Anlaß auf Niels Heinrich Weinwich's „Dansk, Norsk og Swensk Kunstner-Lexicon“, Kjoebnh. 1829. 8., das biographiſche Skizzen über die berühmteſten Maler, Kupferſtecher und Bildhauer des ſkandinaviſchen Nordens enthält, aufmerkſam machen.

Frankreich erkaufte, worauf dieſer Compagnie, gleichwie der indiſchen, große Rechte und Begünſtigungen zugeſtanden wurden. Auch den isländiſchen und finnmark'ſchen Handel ſuchte man, obgleich mit geringerm Erfolge, zu befördern, indem man auch dieſer Geſellſchaft große Freiheiten bewilligte. Man ging eine Zeitlang mit dem Gedanken um, den grönländiſchen Handel und die Miſſion dorthin gänzlich aufzuheben; allein auf Hans Egede's*) dringende Vorſtellungen, die in dem Eifer des Königs für die Verbreitung der chriſtlichen Religion eine Stütze fanden, ward dieſer Beſchluß zurückgenommen. Die ganze Handelsflotte unter der Regierung Chriſtian's VI. hat man auf 2069 Schiffe von 96,500 Laſten, mit einer Beſatzung von 12,500 Matroſen angegeben. — Eine der wichtigſten Unternehmungen dieſes Königs war die Stiftung einer Aſſignations-, Wechſel- und Leihbank, die eine durchaus unabhängige Verwaltung und die Zuſicherung erhielt, daß das Vermögen derſelben in keinem Falle von der Regierung angegriffen werden ſolle. Sie trug in einer langen Reihe von Jahren als Privatbank außerordentlich viel zur Beförderung des Handels und der Betriebſamkeit bei und erleichterte den Umlauf des baaren Geldes in dem Grade, daß der Zinsfuß von Sechs auf Vier vom Hundert herabſank" **).

---

*) Vergl. Band IV. Seite 151.

**) Die erſte Bank dieſer Art entſtand im Jahre 1171

„Der Fabriken und Manufacturen nahm der König ſich ſo an, daß man ihn den Vater und Schöpfer derſelben in Dänemark genannt hat. — Ausländiſche Manufacturiſten wurden einberufen, um in Kopenha-

---

in Venedig bei einer von der Republik gemachten Anleihe durch einen Verein von Kaufleuten. Ihr folgte 1345 die Sanct Georgs-Bank von Genua. Erſt fünfhundert Jahre ſpäter fand das venezianiſche Beiſpiel auch außerhalb Italien, im ſechszehnten Jahrhundert zuerſt in Spanien, im ſiebzehnten Jahrhundert in Hamburg und in England, im achtzehnten und neunzehnten in den übrigen Staaten und in jüngſter Zeit leider ſo viel Nachahmung, daß faſt jedes unſerer kleinen deutſchen Vaterländchen ſein kleines Bänkchen hat. — In Frankreich gründete der berüchtigte Miſſiſſippi-Aktien-Schwindler John Law (der unſelige Vorläufer des peſtähnlichen Aktienunfuges unſerer Tage) 1716 die erſte Zettelbank zu Paris. — Die Kopenhagener Bank ward am 30. October 1736 mit einem Privilegium auf vierzig Jahre errichtet und trat 1737 mit einem von Privatleuten gezeichneten Kapitale von 500,000 Reichsthalern Courant ins Leben. Die von ihr ausgegebenen Banknoten ſollten von Jedermann angenommen werden. Sie trieb alle Bankgeſchäfte, nahm aber keine Depoſiten an. Anfangs ſtand die Bank in ſehr gutem Credit; als aber die Actionäre aus Luſt, noch mehr zu gewinnen, die Noten ſtark vermehrten und als die Regierung ihr Verſprechen, ſich durchaus nicht in die Bankgeſchäfte einzumiſchen, brach und 1745 erklärte, daß die Bank ihre Zettel nicht mehr baar einzulöſen brauche, weil das baare Geld dadurch aus dem Lande gehe, ſank ihr Credit von Jahr zu Jahr, bis ſie 1773 durch eine beklagenswerthe Veranſtaltung des ältern Grafen Schimmelmann für königliche Rechnung übernommen ward.

gen Tuch- und Seidenfabriken anzulegen. Jeder, der eine neue Anlage machen wollte, erhielt ohne Schwierigkeit königliche Unterſtützung, was viele Betrüger und Schwindler benutzten, um der Regierung große Summen abzulocken. — Zur Erleichterung des Abſatzes wurde ein *Waaren-Magazin* errichtet, zu welchem der König eine Tonne Goldes hergab und *in welches jeder Meiſter ſeine Waare abliefern und ſofort volle Bezahlung dafür erhalten konnte.* Den Kaufleuten, welche Waaren daraus entnahmen, ward auf längere Zeit Credit bewilligt. Als man aber über die Schlechtigkeit und den theuern Preis dieſer Waaren ſich beſchwerte, wurde eine *Halle* eingerichtet, in welcher die Waaren *geprüft, tarirt und geſtempelt* wurden. Es ward allen königlichen Beamten zur Pflicht gemacht, ein Zehntheil ihrer Beſoldung in Waaren aus dieſem Magazine zu entnehmen, und ſobald irgend eine Fabrik einigermaaßen in Gang kam, wurde die Einfuhr ausländiſcher Waaren von der Art, wie die inländiſche Fabrik ſie lieferte, entweder ganz verboten oder mit hohem Zoll belegt. Gleichwohl wollte dies Unternehmen nicht gedeihen: das Magazin wurde mit Waaren überfüllt; man zog dabei fortwährend ausländiſche Manufacturwaaren vor, die, des Verbotes ungeachtet, nach wie vor eingeführt wurden; denn das Verbot und der hohe Zoll waren nur eine Aufforderung mehr für die Schleichhändler, ihr Geſchäft fortzuſetzen."

Auch daraus erſieht man, daß jeder vom Staate monopoliſirte Handels- oder Induſtriezweig, trotz aller

Verbote und trotz aller Zollbeſchränkungen, nur ſelten oder nie zu gedeihen pflegt. Die hauptſächlichſte Bedingung zum Gedeihen aller Manufacturen und Gewerbe iſt freie unumſchränkte Concurrenz. Concurrenz iſt Leben, Monopol iſt Tod!

„Man hat berechnet (ſchließt Allen), daß in den letzten Regierungsjahren Chriſtian's VI. im Ganzen 6700 Perſonen in Kopenhagen mit Handwerken, Fabriken und Manufacturen beſchäftigt waren. — Unter den gemeinnützigen Einrichtungen, die unter dieſem Könige getroffen waren, verdient auch die Stiftung der erſten Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaft und die Errichtung einer allgemeinen Witwenkaſſe genannt zu werden."

Nach dem am 13. März 1735 erfolgten Ableben der Tante des Königs, der Prinzeſſin Sophia Hedwig, welcher Chriſtian VI. beim Antritte ſeiner Regierung das Schloß Wemmeltof geſchenkt hatte, gründete er daſelbſt ein Jungfrauen-Stift für zwölf adelige Fräulein unter Aufſicht einer fürſtlichen Priorin.

Am 30. April 1738 wohnte der König mit ſeinem ganzen Hofſtaate der feierlichen Einweihung der neuerbauten Frauenkirche zu Kopenhagen und am 14. Mai deſſelben Jahres jener des adeligen Fräulein-Stiftes zu Wallöe bei, das eine Schöpfung ſeiner Gemahlin war. Gleichzeitig wurde die Prinzeſſin Friederike von Württemberg-Neuſtadt als erſte Aebtiſſin dieſes Stiftes inſtallirt und die Erinnerung durch eine Denkmünze verherrlicht, (welche Sophia Magdalena ſich ſelbſt zu Ehren hatte prägen laſſen. Auf der einen Seite dieſer Medaille ſieht man ihr Bildniß; auf der andern zeigt ſie ſich mit der Krone auf dem Haupte, mit der Rechte die Inſignien des von ihr gegründeten Stifts austheilend. In den Wolken läßt ſich die Freigebigkeit ſehen mit der Inſchrift: „Pia Augustae Liberalitas.“ Auf dem Rande des Schauſtücks ſind Tag und Jahr der Einweihung dieſes Stiftes eingeprägt.

Unterdeſſen war der koſtbare Schloßbau, welchen Chriſtian VI. gleich nach ſeiner Thronbeſteigung angefangen hatte, ſo weit vorgerückt, daß die neue Reſidenz bezogen und die darin befindliche Schloßkirche eingeweiht werden konnte.. Erſteres geſchah am 26. November 1740, Letzteres Tags darauf mit feierlichem Gepränge unter Löſung aller Geſchütze. Auch hierauf ward eine Medaille geſchlagen, auf welcher vorn Chriſtian's Bruſtbild und Titel und hinten das neuerbaute Schloß mit dem ihm beigelegten Namen „Chriſtiansborg“ zu ſehen iſt.

# Neunzehntes Kapitel.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg. — Dänemarks Verhalten dabei. — Die Wahl Kaiſer Karl's des Siebenten. — Die Erhebung des Prinzen Iwan zum ruſſiſchen Thronerben. — Die ruſſiſchen Zuſtände. — Der Stockholmer Reichstag und die Wahl eines ſchwediſchen Thronfolgers. — Die Candidatur des däniſchen Kronprinzen. — Die Erwählung des Herzogs von Holſtein-Eutin. — Dänemarks und Schwedens Rüſtungen. — Beilegung dieſer Wirren.

Während der letzten Regierungsjahre des friedlichen Chriſtian's von Dänemark hatte der am 20. October 1740 erfolgte Tod Kaiſer Karl's VI. ein unſeliges Interregnum*) und gleichzeitig durch die Anſprüche der Königin Maria Thereſia von Böhmen auf den deutſchen Kaiſerthron den ſogenannten öſterreichiſchen Erbfolgekrieg herbeigeführt, durch welchen die Ruhe von halb Europa auf's Neue erſchüttert ward. — Der fromme Chriſtian, der an dieſen Kriegs-Unruhen keinen directen Antheil nahm, begnügte ſich damit, dem Könige von Großbritannien, mit welchem er am 26. März 1739 den alten Subſidien-Vertrag auf drei Jahre verlängert hatte, die demſelben verdungenen ſechstauſend Mann unter dem Oberbefehle des Generals Werner von der Schulenburg zur Hülfe zu ſchicken, als Georg II. es für nöthig hielt, ſeine hannöveriſchen Lande 1741 gegen einen feindlichen Einfall Frankreichs, das gegen die Königin Maria Thereſia die Partei ihres bayer'ſchen Mitbewerbers um den erledigten Kaiſerthron ergriffen hatte, in Sicherheit zu ſetzen. Das hannöver'ſche Heer bezog zwei Lager, das Eine bei Nienburg, das Andere bei Hameln. Ins erſte Lager, das vom General von Wend befehligt ward, rückten im September des Jahres 1741 die däniſchen Hülfstruppen ein.

---

*) Während dieſes Zwiſchenreiches theilten ſich König Auguſt III. von Polen als Churfürſt von Sachſen und die beiden Churfürſten Karl Albert von Bayern und Karl Philipp von der Pfalz in das Reichsverweſer-Amt.

Im folgenden Jahre (1742) betheiligte ſich Chriſtian VI. als Herzog von Holſtein-Glücksburg an der neuen Kaiſerwahl dadurch, daß er einen ſeiner tüchtigſten Räthe, den Comitialgeſandten und Doctor juris Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff, von Regensburg nach Frankfurt ſchickte. Hier wohnte der däniſche Abgeſandte der am 24. Januar 1742 von Frankreich unterſtützten und beförderten und vom Churfürſten von Mainz verkündeten Kaiſerwahl Karl's VII. bei, welcher dieſe Nachricht in Mannheim empfing, am 31. Januar in Frankfurt eintraf und am 12. Februar von ſeinem Bruder, dem Churfürſten-Erzbiſchofe von Köln, Herzog Clemens Auguſt von Bayern, feierlich gekrönt ward. Aber wegen der Kriegsunruhen in Bayern ſah der neuerwählte Kaiſer ſich genöthigt, ſeinen Hof von München nach Frankfurt zu verlegen.

Die brennenden Wirren dieſer Succeſſionsfrage waren noch nicht beſeitigt, als auch am ruſſiſchen Hofe eine neue Erbfolge neue politiſche Verwickelungen herbeizuführen drohte.

Acht Tage nach dem Tode Kaiſer Karl's VI. war auch die ruſſiſche Kaiſerin Anna geſtorben, nachdem ſie erſt zwölf Tage zuvor (am 16. October 1740) den Sohn ihrer Nichte (der mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig vermählten Prinzeſſin Anna) den erſt am 23. Auguſt 1740 geborenen Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger erwählt und ihren geliebten Günſtling Ernſt Johann Biron, den ſie von einem Bauerſohne zum Herzoge von Kurland erhoben, während Iwan's Minderjährigkeit zum Reichsverweſer eingeſetzt hatte. Iwan's Mutter aber ließ Letztern, bald nach dem Tode der Kaiſerin Anna, am 20. November 1740 verhaften und nach Schlüſſelburg bringen, ſich ſelbſt aber als ruſſiſche Großfürſtin zur Regentin des Reiches ausrufen.

Aber ſchon ein Jahr darauf, in der Nacht vom 5. auf den 6. December 1741, wurde Kaiſer Iwan mit ſeiner Mutter und Reichsverweſerin in Folge einer vom Grafen Hermann L'Eſtocq geleiteten Palaſt-Revolution mit Hülfe der Preobradſchenskiſchen Garden urplötzlich vom Throne geſtürzt und Eliſabeth Petrowna, die zweite Tochter Peter's des Großen, zur Kaiſerin aller Reußen ausgerufen.

Die Erhebung Eliſabeth's, mehr aber noch

e gleich darauf erfolgte Aufnahme des jungen Her-
gs Peter Ulrich von Holſtein am Petersburger
ofe, beunruhigte den König von Dänemark in ſo
hem Grade, daß er nicht nur die an England ver-
agsmäßig verdungenen Hülfsvölker im Frühjahre
742 aus Hannover zurückzog, ſondern auch, da er
n dem Ehrgeize des Prinzen von Holſtein das
chlimmſte befürchten mußte, ſeine Land- und See-
acht bedeutend vermehrte und gleich darauf mit dem
evollmächtigten Ludwig's XV., Abbé Lemaire,
n Defenſiv-Bündniß mit Frankreich ſchloß.

Kurz darauf ward durch den veränderten Stand
r Dinge in Schweden die Aufmerkſamkeit Chri-
ian's VI. auch von dieſer Seite her in Anſpruch
nommen.

Nach dem am 5. December 1741 erfolgten Ab-
ben der ohne Erben geſtorbenen Königin Ulrike
leonore ward am 31. Auguſt 1742 in Stockholm
r Reichstag zur Erwählung eines Thronfolgers für
riedrich I. von Heſſen-Kaſſel, den ſchon ziemlich
jahrten Gemahl und Mitregenten der verſtorbenen
önigin, eröffnet und unter den Candidaten dazu von
em Theile der Reichsſtände auch der däniſche Kron-
inz Friedrich aufgeſtellt. Aber der unglückliche
erlauf des ſchwediſchen Krieges gegen Rußland nö-
igte die Stände, die meiſten Stimmen dem Herzog
eter Ulrich von Holſtein, dem Schweſterſohne der
ſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth, zu geben, um durch
ſſen Wahl einen annehmbaren Frieden mit ihr her-
izuführen. Als aber Herzog Peter Ulrich kurz

darauf von ſeiner kaiſerlichen Tante zu ihrem Thronerben ernannt worden war, trat in Schweden die Nothwendigkeit einer neuen Wahl ein.

Chriſtian VI. ſchickte nun allereiligſt einen ſeiner gewandteſten Unterhändler, den Geheimen Rath Chriſtian Auguſt von Berckentin (denſelben Diplomaten, der dreizehn Jahre als däniſcher Geſandter am Wiener Hofe fungirt hatte) nach Stockholm, um kein Mittel der Beſtechung und Verführung unverſucht zu laſſen, die Wahl der ſchwediſchen Reichsſtände auf den Prinzen Friedrich von Dänemark hinzuleiten.

Berckentin, am 27. December 1742 in Stockholm angelangt, hatte am 10. Januar 1743 ſeine erſte Audienz bei dem Könige von Schweden. Er brachte die Wiederherſtellung der Kalmarer Union in Vorſchlag, trug den ſchwediſchen Reichsſtänden ein Schutz- und Trutzbündniß, eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz an und erbot ſich im Namen ſeines Monarchen zu einer Hülfsleiſtung von zwölf Kriegsſchiffen und einem Beiſtande von zwölftauſend Mann, die Chriſtian VI. gegen Rußland, mit welchem Schweden noch immer im Kriege lag, ins Feld rücken laſſen wolle, wenn die Reichsſtände ſich entſchlöſſen, ſeinen Sohn Friedrich zum Thronfolger in Schweden zu erwählen und dadurch die Wiedervereinigung der drei ſkandinaviſchen Kronen einzuleiten.

Der Stand der Geiſtlichkeit und der Bauern, welche die Kalmarer Union wiederhergeſtellt zu ſehen wünſchten, waren mit dieſen Vorſchlägen Dänemarks vollkommen einverſtanden und traten auf die Seite

Chriſtian's; der Adel- und Bürger-Stand hingegen, die ſich einer Verſchmelzung Schwedens mit Dänemark gänzlich abgeneigt zeigten, verſchoben unter allerlei Vorwänden die Wahl von einem Termine zum andern, ſo lange, bis am 27. Juni 1743 die Friedens-Präliminarien zwiſchen Schweden und Rußland zu Abo eröffnet und die Abſichten der unionsfreundlichen Partei in Bezug auf die Erwählung des däniſchen Kronprinzen gänzlich vereitelt wurden. Denn in Folge dieſer Präliminarien, die erſt am 17. Auguſt in Abo zum definitiven Abſchluß gelangten, mußte Schweden, um ſich er Kaiſerin von Rußland dienſtwillig zu zeigen, auf eren Antrieb den Adminiſtrator von Holſtein, Herzog Adolph Friedrich von Holſtein-Eutin, den bisherigen Biſchof von Lübeck, den Sohn Chriſtian Auguſt's, des Neffen König Karl's X. zum Thronfolger erwählen. Dieſe Wahl erfolgte am 4. Juli. Sie erregte namentlich nter den mehr däniſch als ruſſiſch geſinnten Bauern ne ſo große Aufregung, daß die Dalekarlier, im Stillen allem Anſcheine nach aufgehetzt durch die Ein- üſterungen des äußerſt ſchlauen und in der Wahl der Mittel, die zum Ziele führen, nicht allzuheikligen erckentin, in Stockholm einen ziemlich blutigen ufſtand organiſirten, der durch Waffengewalt nieder- worfen ward.

Mißvergnügt und unwirſch verließ Berckentin n 15. Juli den ſchwediſchen Hof und kehrte in Be- eitung des ordentlichen Geſandten Dänemarks, Chri- an Thomas von Seheſtedt, der bis dahin in ockholm accreditirt geweſen war, nach Dänemark zurück. Der ſchwediſche Reichsrath, Carl Guſtav, Graf von Teſſin, ein nicht minder ſchlauer Diplomat, der Jenem auf dem Fuße nachgefolgt war, langte, faſt gleichzeitig mit ihm, am 21. Juli 1743 in Kopenhagen an, um den König von Dänemark, deſſen Hoffnungen auf den ſchwediſchen Thron fehlgeſchlagen, zu beſänftigen, ihn wegen der Wahl, die auf den Herzog von Holſtein-Eutin gefallen war, von feindlichen Gedanken abzubringen und die „Entente cordiale“ zwiſchen dieſen beiden, ewig rivaliſirenden Nachbarſtaaten aufs Neue zu befeſtigen.

Chriſtian VI. aber ſchien, trotz ſeiner chriſtlichen Friedensliebe, im erſten Aufwallen ſeines Zorns über die zu Gunſten eines ſeiner Vaſallen ausgefallene Wahl zum Thronfolger Schwedens allen Ernſtes daran zu denken, ſich an den Schweden wegen der ihm mißglückten Abſicht auf deren Krone für ſeinen Sohn im Wege eines Krieges zu rächen.

Mit verdoppeltem Eifer wurden däniſcher Seits unter den Augen des Grafen von Teſſin, der in Kopenhagen blieb, die Kriegs-Rüſtungen zu Waſſer und zu Lande fortgeſetzt. Chriſtian zog ſowohl in Seeland als in Norwegen zwei Heere zuſammen, von denen das erſte den General Heinrich von Scholten, das zweite den General Johann Jakob von Arnold zum Oberbefehlshaber erhielt. Damit es nicht an der dreifachen Montecuculiſchen Hauptbedingung zur Führung jedweden Krieges, an dem nervus rerum gerendarum, an dem über Alles nothwendigen Gelde fehle, geruhte der chriſtlich geſinnte Monarch am 20. Auguſt 1743 eine ziemlich unchriſtliche Kopfſteuer für ganz Dänemark und Norwegen auszuſchreiben. Dieſe Steuer ward nicht nur auf menſchliche Köpfe, ſondern auch auf alle Pferde und Kühe gelegt; ja jede einzelne Kutſche wurde beſteuert, um ſich Geld zu einem neuen unnützen Kriege zu verſchaffen.

Aber auch die Schweden rüſteten unterdeſſen. Auch ſie ſchlugen zwei Lager, jedes auf dem Papiere 15,000 Mann ſtark, in Schonen und in Bahuus unter dem Ober-Commando des Generals Carl Otto Freiherrn von Hamilton und des Generals von Wrangel auf. Auch ſie rüſteten ihre Flotte aus. Gleichzeitig aber unterließen ſie es nicht, diplomatiſche Unterhandlungen mit andern Mächten anzuknüpfen, um dem wirklichen Ausbruche eines Krieges mit Dänemark, deſſen Flotte ſie vorzugsweiſe zu fürchten ſchienen, noch bei Zeiten vorzubeugen. Großbritannien und Holland, die ſich beeilten, ihre Vermittelung anzubieten, brachten es durch ihr bons offices endlich dahin, daß ſich der König von Dänemark, deſſen erſte Wuth ſich bereits abgekühlt hatte, zu einem gütlichen Vergleiche bereit finden ließ, um ſo mehr, da er einſah, daß die Kaiſerin Eliſabeth ernſtlich entſchloſſen war, dem Könige von Schweden kräftige Mithülfe zu leiſten, zu welchem Zwecke ſie im October deſſelben Jahres (1743) zehntauſend Ruſſen unter dem Oberbefehle des Generallieutenants Jakob Keith*) in Schweden einrücken ließ, wo dieſe nordiſchen Miteſſer bis zum nächſten Frühjahre blieben.

---

*) Erſt nach dem Frieden von Åbo nahm dieſer iriſche Haudegen als Feldmarſchall ſeinen Abſchied aus dem ruſſiſchen Dienſte und trat in jene Friedrich's des Großen über.

Nach zahllos gepflogenen Unterhandlungen mit dem äußerſt klugen Grafen von Teſſin kam endlich, am 24. Februar 1744, eine Convention zu Stande, durch welche die „durch Mißverſtändniſſe" unterbrochene „Entente cordiale" zwiſchen Dänemark und Schweden bis auf Weiteres wiederhergeſtellt, das Bündniß von 1734 erneuert und vom Könige von Dänemark der nicht nur Gott, ſondern auch Rußland fürchtete für ſich und ſeinen Kronprinzen auf die Thronfolge in Schweden Verzicht geleiſtet ward.

Bald nach Unterzeichnung dieſer Convention [illegible] die gegenſeitigen feindſeligen Kriegsrüſtungen [illegible] die feindlichen Lager aufgehoben und die Kriegsſchiffe abgetakelt. Im März deſſelben Jahres kehrte Graf Teſſin, Schwedens Talleyrand, zufrieden mit dem Erfolge ſeiner Miſſion, nach Stockholm zurück.

Nun ſuchte der fromme Chriſtian, der ſein kriegeriſches Gebahren abgelegt hatte, auch die wegen deſſen Anſprüche auf Holſtein entſtandenen Mißhelligkeiten zu beſeitigen und das alte Einverſtändniß mit Rußland wiederherzuſtellen.

Zu dieſem Zwecke ward der Geheime Conferenzrath und Parfaite-Unions-Ritter Carl von Holſtein nach Petersburg geſandt, um eine gegenſeitige Verſtändigung und Ausſöhnung anzubahnen.

Am 28. April 1744 hatte Herr von Holſtein ſeine erſte Audienz bei der Kaiſerin und bei dem zum ruſſiſchen Großfürſten und Thronfolger erhobenen Herzog Peter Ulrich von Holſtein. Er blieb bis zum Tode Chriſtian's VI. in Petersburg und arbeitete zwei Jahre lang an einem gütlichen Vergleiche zwiſchen dem däniſchen Hofe und dem ruſſiſchen Thronerben, um Letztern zu bewegen, ſeiner Erb-Anſprüche auf das Herzogthum Schleswig zu entſagen, da der Herzog durch ſeine Religions-Veränderung auf den Beſitz ſeiner eigenen Lande (Holſtein und Schleswig) ohnehin Verzicht geleiſtet habe, weil nach den Grundſätzen des deutſchen Reiches jeder ſouveräne Fürſt, der einen Staat in dieſem Reiche beſitze, ſich zu einer jener drei Confeſſionen bekennen müſſe, deren Ausübung durch die Reichs-Konſtitution autoriſirt ſei. Da aber Rußlands Thronfolger von einer Entſagung ſeiner legitimen Anſprüche auf Schleswig-Holſtein durchaus nichts hören wollte, mußte der kriegſcheue Chriſtian endlich doch wieder nachgeben und ſich dazu bequemen, daß er von allen einen Prätenſionen auf die herzogliche Hälfte von Holſtein abſtand und ſich anheiſchig machte, die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt als Aequivalent gegen die Anſprüche des Großfürſten auf Schleswig abzutreten und, Falls dieſer Tauſch ihm nicht hinreichend ſchiene, uch noch die beiden Aemter Gottorp und Schleswig und eine Million Reichsthaler zuzulegen, wenn Peter Ulrich, als Herzog von Holſtein, für ſich und ſeine Nachkommenſchaft allen Anſprüchen auf den übrigen Theil von Schleswig, welcher der Krone Dänemark erbleiben ſolle, für immer entſagen und die Kaiſerin on Rußland dieſe Entſagung zu Gunſten Dänemarks für alle Zeiten garantiren wolle. Dieſer Vergleich wurde ruſſiſcher Seits gänzlich zurückgewieſen. — — — — — — — — — — — — —

Im Juli 1745 ward durch Unterhandlung des franzöſiſchen Bevollmächtigten, Abbé Lemaire, der bis dahin beſtandene Subſidien- und Freundſchafts-Vertrag zwiſchen Frankreich und Dänemark auf zwei Jahre verlängert. Dänemark ſollte jährlich 1,200,000 Livres, dieſe aber erſt nach Ablauf zweier Jahre erhalten, dagegen aber verpflichtet ſein, keiner andern auswärtigen Macht, als Frankreich, Hülfstruppen zu überlaſſen. In Folge dieſer Bedingung geſchah es, daß die von Großbritannien angebotene Verlängerung des Subſidien-Tractates däniſcher Seits abgelehnt werden mußte. Der tugendhafte Chriſtian hielt es mit dem der ihm für die Söhne des Vaterlandes den höchſten Preis, das meiſte Geld bezahlte. Das Alles geſchah, ſeinem Wahlſpruche getreu, für Gott und das Volk (Deo et populo!).

Kurz vor dem höchſtchriſtlichen Tode dieſes Monarchen ward unter der Leitung des jüngern Grafen von Danneſkiold-Samſöe eine däniſche Escadre nach dem mittelländiſchen Meere abgeſchickt, um auch mit Algier einen Freundſchafts- und Handelsvertrag abzuſchließen, der am 5. Auguſt 1746, am Vorabende des Hinſcheidens Chriſtian's VI., unterzeichnet ward.

Sechs Monate zuvor hatte der König von Dänemark eine ſogenannte Hafen-Commiſſion angeordnet und zum Präſidenten dieſer Behörde, welche die Aufſicht über ſämmtliche Häfen des Reiches führte, den in einem frühern Kapitel erwähnten ältern Grafen Friedrich von Danneſkield-Samſöe eingeſetzt.

Noch kurz vor ſeinem Ende gerieth Chriſtian VI. durch die ſchottiſchen Rebellen und Anhänger des Prinzen Karl Eduard, — Jakob's II. Enkel und Sohn des Prätendenten, — welche urplötzlich in Norwegen gelandet und auf Befehl des Königs von Dänemark in Bergen verhaftet worden waren, mit dem Geſandten Frankreichs und jenem Großbritanniens in ein ganz eigenthümliches Dilemma. Abbé Lemaire verlangte die Freilaſſung, Sir Walter Titley drang auf die Auslieferung derſelben; König Chriſtian that Keines von Beidem. Sein General-Adjutant von der Oſten mußte den Befehl nach Norwegen bringen, die Anhänger des Prätendenten ſo lange in Gewahrſam zu halten, bis der Aufſtand in Schottland völlig unterdrückt ſei.

Das war einer ſeiner letzten Regierungs-Akte.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Der Tod des Königs. — Seine Beiſetzung in Roskilde. — [illegible] zu [illegible] gehaltene [illegible]

**Chriſtian VI.**, der ſich ſchon gegen das Ende des Jahres 1745 beſtändig unwohl fühlte, ließ ſich, als der **Zuſtand** ſeiner Geſundheit ſich im folgenden Sommer auffallend verſchlimmerte, im Juni 1746 nach Schloß Hirſchholm bringen, um dort ungeſtörter als in **Kopenhagen** eine ihm von einem hannoverſchen Arzte angerathene **Kur** zu gebrauchen. Die **Krankheit**, an welcher er litt und die ſich von Tag zu Tage immer klarer und deutlicher herausſtellte, war die Waſſerſucht. — Anfangs Juli hatte die Anſchwellung des ganzen Körpers in ſo hohem Grade zugenommen, daß an eine Wiedergeneſung des hohen Patienten nicht mehr zu denken war. — Am 4. Juli erfreute ihn noch die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kronprinzeſſin **Louiſe**, die ihm eine Enkelin gebar, welche in der Taufe den Namen ihrer Großmutter **Sophia Magdalena** erhielt. **Dreiunddreißig Tage nach der Geburt dieſer Enkelin, am 6. Auguſt 1746, ſtarb, um ſechs Uhr Morgens, ihr waſſerſüchtiger Großvater im ſiebenundvierzigſten Jahre ſeines Alters und im ſechs-**

zehnten ſeiner glorreichen Regierung, nachdem er ſich zu ſeinem Ende höchſt chriſtlich und erbaulich vorbereitet hatte.

Erſt am 17. September ward die einbalſamirte Leiche des Königs von Hirſchholm nach Kopenhagen gebracht und in der Schloßkirche auf einem überaus prächtigen Katafalke zu pflichtſchuldiger Rührung ſeiner treuen Unterthanen ausgeſtellt. Dieſes Trauergerüſt hatte man durchweg mit ſchwarzem Sammet gefüttert, deſſen äußere Seite mit achtzehnhundert vergoldeten Königskronen ausgeziert und deſſen Inneres mit weißem Atlas und einer Unmaſſe von Hermelin auswattirt war. Dieſes Caſtrum doloris, zu dem fünf Stufen hinaufführten, ruhte auf vier Säulen, welche den Baldachin mit der darüber prangenden Krone trugen. Rings um den Katafalk erhoben ſich ſechs rieſengroße, mit ſchmeichelhaften Inſchriften mannichfacher Art ausgeſchmückte Pyramiden. Der Leichnam war in ein Drap d'argent-Kleid nach Art einer römiſchen Tunika mit güldenen Points d'Espagne eingehüllt. Zu Häupten des mit ſchwarzem Sammet überzogenen und mit einer Ueberfülle von Gold garnirten Sarges erhob ſich die Statue des Kriegsgottes und ihr gegenüber jene der Fama der des Nachruhmes. An den vier Ecken des Sarges rblickte man vier weinende Bildſäulen.

Am 1. October wurden dabei zum erſten Male ie Reichskleinodien ausgeſetzt und drei Tage hindurch Alle ohne Unterſchied des Ranges, ſowohl Vor- als Nachmittags zwei Stunden lang zur Anſchauung dieſer Herrlichkeiten zugelaſſen. Letztere wurden an jedem dieſer drei Tage in folgender Prozeſſion aus der Schloßkirche in den königlichen Audienzſaal zurückgebracht, der Herzog von Auguſtenburg trug die königliche Krone, der Herzog von Ploen das Scepter, der Herzog von Glücksburg den Reichsapfel, der Herzog von Würtemberg-Oels das Schwert, der ältere Graf von Danneſkiold-Samſöe den Elephanten-Orden und der alte Geheime Rath von Ahlefeldt die Inſignien des Danebrogs. Zu beiden Seiten jedes dieſer Kleinodienträger ſchritten zwei Trabanten, und jedem dieſer Herren folgte ein Schwarm von Hofcavalieren.

Am 4. October endlich ward die irdiſche Hülle des in Gott ruhenden Königs in prächtiger Prozeſſion und mit den gewöhnlichen Ceremonien nach Roeskilde abgeführt, wo ſie am folgenden Tage, gegen eilf Uhr Vormittags, in der Domkirche anlangte.

Friedrich V., der neue König, der dem unabſehbaren Trauerzuge vorausgeeilt war, empfing die Leiche ſeines Vaters am Eingange der Kathedrale und geleitete ſie zu ihrer Ruheſtätte. Ihm voran ſchritten, paarweiſe, die Großen des Hofes, die höchſten Würdenträger des Reiches. Ihnen folgte der Ober-Hofmarſchall von Reitzenſtein mit florumhülltem Marſchallſtabe. Dann kam der Sarg, welcher von acht Obriſten unter einem von vier Kammerherren gehaltenen Baldachine zur Begräbnißgruft hingetragen ward. Der Leiche folgte der Ober-Hofmarſchall von Moltke, der vor dem neuen Könige einherſchritt, deſſen Schleppe vom Ober-Kammerherren von Pleſſen getragen ward. Dem Könige folgten die andern Fürſten, welche aus dieſem Anlaſſe nach der Reſidenz geeilt waren. — —

— — — — — — — — — — —

Eine der originellſten Leichenpredigten, die zu Ehren der Manen des vollendeten Monarchen gehalten wurden, iſt unſtreitig jene, welche der Oldenburgiſche Conſiſtorialrath und General-Superintendent Rudolph Ibbeken unter dem Titel: „Der ſelige Abſchied unſeres gerechten Königes, des Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten Königes und Herrn Chriſtian des Sechſten u. ſ. w. aus den Allergnädigſt fürgeſchriebenen Worten der Apoſtel-Geſchichte XIIItes Capitel, Vers 34, der großen Oldenburgiſchen Gemeine an das Herz geleget und, auf Einiger Verlangen, dem Drucke überlaſſen hat.“ *)

„Geliebte in Chriſto (heißt es Seite 6), betrachten wir unter dem Beyſtande des ewigen GOttes den ſeeligen Abſchied unſeres gerechten Königs. Wir erwägen

Erſtlich: Wie er beſchaffen war.

So gewiß Chriſtian der Sechſte Chriſtlich gelebet hat, ſo gewiß iſt er ſeelig verſchieden.

Das iſt zum erſten gewiß: Chriſtian der Sechſte hat Chriſtlich gelebet. Von Seiner Majeſtät müſſen wir bekennen, wie Paulus von David: Er hat zu ſeiner Zeit gedienet dem Willen GOttes. Das iſt offenbar worden in der Zeit der Jugend, in der Zeit der Regierung und in den letzten Stunden.

In der Zeit der Jugend trug David nicht allein

---

*) Sie erſchien 1746 zu Oldenburg in 4. und iſt 24 Seiten ſtark.

das Zeichen der Beſchneidung an ſeinem Leibe. Er hielt ſich auch an den GOtt Abraham, als an ſeinen GOtt. Denn der hatte geſagt im 1 Buch Moſ. 17, 10: Das iſt mein Bund, den ihr halten ſollt, zwiſchen mir und Euch und deinem Saamen nach dir. Alles, was männlich iſt unter euch, ſoll beſchnitten werden, und im 11ten Vers: Daſſelbe ſoll ein Zeichen ſeyn des Bundes zwiſchen mir und euch. Sein GOtt hatte ihn auch von Jugend auf gelehret nach dem 71ſten Pſalm 17. Auf deſſen Güte und Kraft verließ er ſich und zerriß Löwen und Bären, im 1 Buch Sam. 17, 34—37. So ſprach er zu Saul: Dein Knecht hütete der Schaafe ſeines Vaters, und es kam ein Löwe und ein Bär und trug ein Schaaf weg von der Heerde, und ich lief ihm nach und errettete es aus ſeinem Maule. Und, da er ſich über mich machte, ergriff ich ihn bey ſeinem Bart und ſchlug ihn und tödtete ihn. Alſo hat dein Knecht geſchlagen beyde, den Löwen und den Bären. So ſoll nun dieſer Philiſter, der unbeſchnittene ſein, gleich wie der einer. Denn er hat geſchändet den Zeug des lebendigen GOttes. Und David ſprach: Der HERR, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von dieſem Philiſter. Was wollen wir ſagen von der Jugend unſeres Chriſtians? Seine Königliche Eltern ſuchten einen Lehrer, der nicht allein gelehrt, ſondern auch grundfromm war. Da lernete der Königliche Prinz den Willen GOttes in der Kraft. Wir wollen nur einer Probe gedenken. Die iſt vielleicht nicht Allen bekannt, aber doch unbezweifelt. Der chriſtliche Kronprinz betrachtete, in den

Büchern Samuelis, der Könige und der Chronica, die ſchwere Hand GOttes über viele Könige, welche die Laſt der Regierung nicht nach GOttes Willen getragen hatten. Darum ſprach er in heiliger Furcht: „Weil es ſo gefährlich iſt, eine Krone zu tragen, ſollte denn nicht ein Prinz ſich lieber entſchuldigen: Ich verlange nicht König zu ſein. Doch ließ er ſich auch ſagen, daß dieſe Furcht einen Prinzen deſto behutſamer im Wandel und deſto andächtiger im Gebete machen müßte. Waren das nicht recht fürſtliche Gedanken, darüber der junge Fürſt auch halten wollte?" Jeſaia 32, 8.

In der Zeit der Regierung brachte David durch viele Kriege des HErrn ſein Volk endlich zum Frieden, und den Dienſt GOttes in ſchöne Ordnung. Davon zeugen ſeine Thaten im 2ten Buch Samuelis und im erſten Buch der Chronica vom 12ten Capitel an bis an das Ende. Davon zeugen ſeine Pſalmen, darinn er GOtt und Chriſtum ſo oft ſeinen HErrn, ſich aber ſo oft des HErrn Knecht nennt. Wir ſehen es im 18ten Pſalm, 1 Vers und im 116ſten Pſalm, Vers 16. O HErr! ich bin Dein Knecht, ich bin Dein Knecht, Deiner Magd Sohn. Du haſt meine Bande zerriſſen, das hat nicht meine Macht gethan, ſondern es iſt Dein Werk. Der ganze 101 Pſalm iſt bekannt genug. Wie lange müßten wir heute reden und hören, wenn wir ausführlich vorſtellen wollten, wie Chriſtian der Sechſte nach ſeinem Wahlſpruche: „Deo et populo" nicht ſeinen Lüſten, ſondern ſeinem GOtte und ſeinem Volke nach dem Willen GOttes gedienet habe? Iſt es nicht bekannt, was für heilige Vererdnungen Seine Majeſtät wider das unſelige Fluchen, wider die ſchädliche Entheiligung der heiligen Tage und von der öffentlichen Communion gemacht und wie väterlich Dieſelbe für hohe und niedrige Schulen in dem Däniſchen und Teutſchen Gebiete, in den Städten und auf dem Lande, geſorget habe. Und war das nicht dem Willen GOttes geziemet, wenn die Obergerichte melden mußten, wie viele Sachen ſie zu Ende gebracht hätten, und wenn von allen Gemeinen berichtet werden mußte, wie Kirchen, Schulen und Armen beſorget und verſorget würden? Warum wurden Zuchthäuſer gebauet? Und warum legte die väterliche Hand die Feder oft nieder, wenn Sie was Peinliches unterſchreiben ſollte? Wie wenige Könige in [illegible] in der Welt haben ihre Lande [illegible] regieret, wie unſer Chriſtian vom Anfange bis zum Ende? Heißt das nicht in der Wahrheit: Die Obrigkeit iſt GOttes Dienerin, dir zu gute? Röm. 13, 4. Was aber war der Grund zu dieſem Allen? Der König ſelbſt diente ſeinem GOtt, ohne Furcht vor den Feinden alle Tage ſeines Lebens in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor dem Angeſichte GOttes, Luc. 1, 74. 75.

In den letzten Stunden dienete David dem Willen GOttes mit einer treflichen Abſchiedsrede im erſten Buch von den Königen, Kapitel 2, Vers 1—3. „Ich gehe hin den Weg aller Welt. So ſey getroſt und ſey ein Mann und warte auf die Hut des HErrn, deines GOttes, daß du wandelſt in ſeinen Wegen und halteſt ſeine Sitten, Gebote, Rechte und Zeugniſſe, wie geſchrieben ſtehet im Geſetze Moſe, auf daß du klug ſeyſt in Allem, das du thuſt und wo du dich hinwendeſt; Auf daß der HErr ſein Wort erwecke, das er über mich geredet hat und geſaget: Werden deine Kinder ihre Wege behüten, daß ſie mir treulich von ganzem Herzen und von ganzer Seele wandeln, ſo ſoll von dir nimmer gebrechen ein Mann auf dem Stuhle Iſrael. David dienete auch GOtte zuletzt mit einem herrlichen Liede in dem ganzen 22ſten Kapitel des 2ten Buches Samuelis, und abermals im 23ſten Kapitel, Vers 1 — 7: Es ſprach David, der Sohn Iſai, es ſprach der Mann, der hoch geſtellet iſt, der Geſalbte des GOttes Jacob, lieblich mit Pſalmen Iſrael. Der Geiſt des HErrn hat durch mich geredet und ſeine Rede iſt durch meine Zunge geſchehen. Es hat der GOtt Iſrael zu mir geſprochen, der Hort Iſrael hat geredet, der gerechte Herrſcher unter den Menſchen, der Herrſcher in der Furcht GOttes. Und, wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgehet, des Morgens ohne Wolken, da vom Glanz nach dem Regen das Gras aus der Erden wächſet. Denn mein Haus iſt nicht aus ſeiner Kraft, alſo bey GOtt; denn er hat mir einen Bund geſetzet, der ewig und alles wohlgeordnet und gehalten wird. Denn all mein Heil und Thun iſt, daß nichts wächſet. Aber Belial ſind alleſamt wie die ausgeworfenen Diſteln, die man nicht mit Händen faſſen kann, ſondern, wer ſie angreifen ſoll, muß Eiſen und Spießſtangen in der Hand haben, und werden zuletzt mit Feuer verbrannt werden in der Wohnung. Und wie getreu war der Sechſte Chriſtian GOtte und Chriſto bis ans Ende! Wer es noch nicht weiß, der merke von nun an des Königs Rede und Gebet. Der König ſprach mehr denn einmal, aus GOtt ergebenem Herzen, aus Röm. 6, 23: Der Tod iſt der Sünde Sold, aber die Gabe GOttes iſt das ewige Leben in Chriſto JEſu, unſerm HErrn. Der König betete nicht allein flehentlich: Mein GOtt, ich bitt' durch Chriſti Blut, mach's doch mit meinem Ende gut. Er hoffete auch getroſt: Mein GOtt, ich weiß durch Chriſti Blut, du machſt's mit meinem Ende gut.

So gewiß ſein Leben Chriſtlich war, ſo gewiß iſt das zum andern: Chriſtian der Sechſte iſt ſeelig verſchieden. David iſt entſchlafen und von aller ſeiner Arbeit zur Ruhe gekommen. Seine Seele iſt geſammlet zu ſeinen heiligen Vätern, Abraham, Iſaac und Jakob; denn das heißt es, wenn von den Gläubigen, ſonderlich von denen, die gar nicht bey ihren Vätern begraben ſind, durch den Geiſt der Herrlichkeit bezeuget wird: er iſt verſammlet zu ſeinem Volke, verglichen 1ſtes Buch Moſ. 24, Vers 8 mit 4tem Buch Moſ. 20, 24. 5tem Buch Moſ. 32, Vers 50, Richt. 2, 10. Sein Leib mußte zwar die Verweſung fühlen, aber ſein Geiſt wußte durch die Kraft deſſen, von dem Paulus vorher und nachher aus dem 16ten Pſalme redet, Pſ. 17, 15: Ich werde ſchauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich werde geſättiget werden, wenn ich erwache, von dem Bilde deiner Herrlichkeit. Iſt nicht auch unſer Chriſtian auf ſeinem Lager eher und ſanfter eingeſchlafen, als es Viele vermuthet haben? Wo aber kann Sein gläubiger Geiſt anders ſeyn, als bey den Geiſtern der vollkommenen Gerechten und inſonderheit Seiner gläubigen Väter? Müſſen nicht die Gebeine, die GOtt gedienet haben, aus der Verweſung aufſtehen in Unverweslichkeit, 1 Cor 15, 42? Freylich ja! Denn ſo zeuget der ewige GOtt im 57ſten Kap. Jeſ. Vers 2: Die richtig für ſich gewandelt haben, gehen hinein in den Frieden mit ihrer Seele und ruhen in ihren Kammern mit ihrem Leibe. Davon zeuget der Geiſt der Herrlichkeit im 14ten Kapitel der Offenb. Vers 13: Selig ſind die Todten, die in dem HErrn gelebet haben und ſterben, von nun an: ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach."

In dieſer Weiſe ſpinnt ſich Ibbeſen's Leichenpredigt noch durch ein Dutzend breiter Quartſeiten fort und liefert den herrlichen Beweis von ſeiner Gabe, mit unendlich vielen Worten, bei Lichte betrachtet, blutwenig und in dieſem Wenigen auch nur das zu ſagen, was eben ſo gut auf David, wie auf Chriſtian und eben ſo gut auf Chriſtian, wie auf jeden Andern paßt, welchem man eben nichts Anderes nachzurühmen weiß, als daß er fromm geweſen iſt.

Man höre nun, des Contraſtes wegen, das Urtheil, das, dem ſalbungsreichen Prediger gegenüber, der nüchterne, aber wahrheitgetreue Geſchichtsſchreiber Allen über Dänemarks „König David" fällt. Dieſes Urtheil lautet kurz und bündig:

„In Chriſtian's VI. Character iſt eine Miſchung von guten und minder guten Eigenſchaften ſo wenig zu verkennen, daß er eben deswegen höchſt verſchieden und oft ſehr ungerecht beurtheilt worden iſt. Seine

Gottesfurcht war nicht erheuchelt, ſondern aufrichtig, er war auch kein unthätiger König, ſondern ſuchte ſich mit allen wichtigen Regierungsangelegenheiten vertraut zu machen und wechſelte täglich mit ſeinen Miniſtern und Beamteten Briefe, wovon viele Tauſende noch erhalten ſind. Aber war er ſchwach und unſelbſtſtändig und nicht im Stande, ſeiner ſtolzen und verſchwenderiſchen Gemahlin, dem (muckeriſchen) Hofprediger Bluhme und dem Einfluſſe der adeligen Gutsbeſitzer zu widerſtehen, wodurch er (leider nur allzuhäufig) zu Beſchlüſſen verleitet ward, „welche Unglück über den (hart bedrängten) Bauernſtand, Verwirrung in die Kirche und Unordnung in die Finanzen des Staates brachten und ihn dadurch minder beliebt machten, als er es verdiente, wenn ſeine Tugenden gegen ſeine Fehler in die Wagſchale gelegt werden."

Johan Henrich Schlotter, Königlicher Canzlei-Aſſeſſor und Archivar, beklagt den Tod Chriſtian's VI. in einem Trauer-Gedichte, das mit den Verſen beginnt:

Ihr Chriſten! ſeufzt! Ihr Tempel! klagt!
Ihr Freunde Zions! Weint und zagt!
Er ſtirbt, der Euch zum Preiß gelebet!
Er, den der Mund der ſpätſten Welt erhebet,
Dieweil er Euch das ſchönſte Anſeh'n gab.
Den, den raubt Euch ein gar zu frühes Grab.
Drum, Chriſten! ſeufzt! Drum, Tempel, klagt!
Ihr Freunde Zions! Weint und zagt!

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre und das Ende der Königin Wittwe. — Ihre Prunkſucht, ihre Schulden. — Ihr Begräbniß.

Sophia Magdalena überlebte ihren königlichen Gemahl volle vierundzwanzig Jahre. — Nach dem Tode Chriſtian's VI. ſchlug ſie ihren Witwenſitz in Hirſchholm auf, deſſen Inneres und Aeußeres ſie prachtvoll reſtauriren und auf jede erdenkliche Weiſe verſchönern ließ. — Bei allen Gelegenheiten entfaltete ſie hier einen Aufwand, der ihre Einkünfte bei Weitem überſtieg und von Jahr zu Jahr die Zahl ihrer Gläubiger, wie die Summe ihrer Schulden vermehrte.

Eine Hauptſorge ihres Daſeins war der Glanz ihrer Toilette. In dieſem Punkte wetteiferte ſie mit der eitelſten ihrer gekrönten Zeitgenoſſinnen, mit der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth Petrowna, die bei ihrem Tode einen Garderobenſchatz von mehr als **dreißigtauſend Kleidern** hinterließ, von welchen ſie nur wenige mehr als ein Mal und manche darunter gar nicht getragen haben ſoll. — Auch Chriſtian's des Frommen frömmelnde Witwe pflegte keine ihrer koſtbaren Roben mehr als ein Mal zu tragen, doch unterſchied ſie ſich von der Kaiſerin Eliſabeth dadurch, daß ſie dieſe abgelegten Kleider nicht aufſammelte, ſondern ſie um ein Spottgeld an eine ihrer vielen Hoftrödlerinnen verkaufte, um ſich für den Erlös des alten Flitters neuen anzuſchaffen. Ihre weibliche Umgebung durfte irgend eine neue Mode dann erſt tragen, wenn die Königin-Wittwe ſie bereits abgelegt hatte.

Sophie Magdalena war von ſich und ihrer eben nur mittelmäßigen Schönheit in ſo hohem Grade eingenommen, daß ſie ihre Züge von einer Unzahl von Malern abconterfeien, ſich bald in dieſer, bald in jener Stellung, heute in dieſem und morgen in jenem Coſtüme, faſt immer mit dem von ihr geſtifteten Orden der „Union parfaite“ abmalen ließ.

Bei zunehmendem Alter ſuchte ſie ihre welkenden Reize durch den Zauber einer reichen Toilette zu erheben. Letztere verſchlang faſt alle ihre Revenuen. Vorzugsweiſe liebte ſie Perlen und Edelſteine. Auch ſchwärmte ſie für Parfüms und — Schminke.

Im Jahre 1751 unternahm ſie mit ziemlich zahlreichem Gefolge eine Reiſe nach Holſtein und beſuchte zwei ihrer Brüder, von denen der Eine, Friedrich Ernſt, als Statthalter der Fürſtenthümer Schleswig-Holſtein in Rendsburg reſidirte, während der Andere, Friedrich Chriſtian, zu Wandsbeck bei Hamburg privatiſirte ſo lange, bis er nach dem Ableben ſeines Vetters Friedrich am 26. Februar 1763 regierender Markgraf zu Bayreuth wurde.

Am 8. Auguſt 1756 verlor die Königin-Wittwe ihre einzige Tochter Louiſe, Gemahlin des Herzogs Ernſt Friedrich Karl von Sachſen-Hildburghauſen. Sie hinterließ ihrer Mutter keine Enkel.

Von allen Kindern ihrer Schwiegertochter liebte die Königin-Witwe vorzugsweiſe die Aelteſte, welche Sophia Magdalena hieß. Es ſchmeichelte der großmütterlichen Eitelkeit, daß ihre Enkelin die Gemahlin des ſchwediſchen Thronfolgers Guſtav ward.

Sophia Magdalena überlebte nicht blos ihren Gemahl und ihre Tochter, ſondern auch ihren einzigen Sohn, König Friedrich V., welcher am 14. Januar 1766 aus dieſem Leben ſchied.

All' dieſe harten Schickſalsprüfungen überwand ſie mit culmbach'ſcher Gemüthsruhe.

Sie erlebte die Thronbeſteigung ihres Enkels Chriſtian's VII., der kurz darauf einen beträchtlichen Theil ihrer großmütterlichen Schulden bezahlte. Bald aber machte ſie wieder neue, um ihrer unbegränzten Eitelkeit, ihrer beiſpielloſen Prunkliebe, ihrer unerſättlichen Putzſucht zu genügen. Sie geruhte, ob ſie gleich ſchon ganz nahe an der Gränze der ſiebenziger Jahre ſtand, mit tragikomiſcher Ausdauer die junge, noch immer gefallſüchtige und eroberungsluſtige Fürſtin zu ſpielen. Sie gehörte zu jenen Unglücklichen, die ſich noch in hohem Alter als jugendliche Gurli gefallen und dadurch ein bemitleidenswerther Gegenſtand allgemeinen Spottes werden.

Nach dem Tode ihres Landsmanns und bevorzugten Günſtlings Schulin ſoll zuerſt Graf Werner von der Schulenburg und nach ihm Friedrich Rochus Graf zu Lynar ein gern geſehener Gaſt auf Schloß Hirſchholm geweſen ſein. Ausführlichere Mittheilungen über das Leben des ſogenannten Diplomaten werden im nächſtfolgenden Bande unſerer Geſchichte ihren paſſenden Platz finden.

Sophia Magdalena ſtarb in ihrem ſiebzigſten Jahre am 28. Mai 1770.

Ihre Leiche wurde von Hirſchholm nach Kopenhagen gebracht und, nachdem ſie dort drei Tage auf einem Paradebett ausgeſtellt war, am 13. Juni nach der Roeskilder Königsgruft abgeführt. Hans Pontoppidan (Erichs Sohn) hielt ihre Leichenpredigt.*)

Sophia Magdalena war die erſte Königin von Dänemark, welche zahlreiche Gläubiger hinterlaſſen hat. Die Summe ihrer Schulden belief ſich auf 181,000 Reichsthaler; davon ſchuldete ſie 81,000 der Steuer-Kaſſe, 50,000 hatte ſie der Bank und 50,000 Thaler verſchiedenen Privatperſonen entliehen.

Nach dem Allem, was bis jetzt über ſie geſagt worden iſt, wird wohl Jeder mit uns den Schluß ziehen, daß die Gemahlin des ſechſten Chriſtians zur Kategorie jener Königinnen gehört, deren Name wohl noch im Halbdunkel der Geſchichte, nicht aber im Herzen des Volkes fortlebt.

---

*) Sie erſchien gedruckt unter dem Titel: Ligpraedikem over Dronning Sophia Magdalena. Kjøbenh. 1771. Fol.

Wir ſchließen dieſes Urtheil über ſie mit dem von jedem Geſchichtsſchreiber nicht genug zu beherzigenden Ausſpruche Voltaire's im erſten Briefe über „Oedip“:

„On doit des égards aux vivants; on ne doit aux morts que la vérité.“

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Liſte aller von Chriſtian dem Sechſten ernannten Danebrogs-Ritter.

1) Hans Graf von Rantzau zu Aſcheberg, Geheimer Rath, ernannt am 31. März 1731.

2) Friedrich Carl von Gram, Geheimer Conferenzrath, ernannt am 6. Juni 1731.

3) Georg Wilhelm, Freiherr von Sohlenthal, Geheimer Conferenzrath und Adminiſtrator der Grafſchaft Rantzau, 6. Juni 1731.

4) Benedict von Ahlefeldt, Geheimer Rath, 6. Juni 1731.

5) Jakob Bentzon, Geheimer Rath und Vice-Statthalter in Norwegen, 28. November 1731.

6) Ludwig Kaſimir, Graf von Iſenburg-Büdingen, General-Major der Cavallerie, 28. November 1733.

7) Johann Friedrich von Brockenhuus, General-Major von der Cavallerie, 25. November 1734.

8) Hans Heinrich, Graf von Hochberg, 30. November 1735.

9) Friedrich Sophus, Graf von Wartensleben, 30. November 1735.

10) Andreas Auguſt, Graf von Prätorius, General im Dienſte der General-Staaten der vereinigten Niederlande, 28. November 1736.

11) Friedrich Wilhelm von Holſtein, Geheimer Rath, 27. November 1736.

12) Victor Chriſtian von Pleſſen, Geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeiſter, u. ſ. w., 27. November 1736.

13) Jean Henri des Mercières, Geheimer Rath, 28. November 1737.

14) Chriſtoph Ernſt von Beulwitz, Geheimer Rath, 11. Februar 1738.

15) Eggert Chriſtoph von Linſtou, Geheimer Rath und Hofmeiſter der Prinzeſſin Charlotte Amalie, 28. November 1738.

16) Joachim Chriſtoph von der Lühe, Geheimer Rath, 28. November 1738.

17) Gebhard Ulrich von Berckentin, Geheimer Rath, 28. November 1738.

18) Heinrich Ernſt, Graf von Stolberg-Wernigerode, am 11. Februar 1739.

19) Rochus Friedrich, Graf zu Lynar, Geheimer Conferenzrath, Statthalter der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, 14. Mai 1739.

20) Johann Chriſtoph von Reitzenſtein, Geheimer Rath und General-Lieutenant von der Infanterie, 28. November 1739.

21) Heinrich VI., Graf Reuß, Geheimer Rath, 10. Februar 1740.

22) Friedrich Otto von Rappe, Geheimer Rath und General-Lieutenant von der Infanterie, 10. Februar 1740.

23) Wilhelm Auguſt von der Oſten, Geheimer Rath, 10. Februar 1740.

24) Joachim Friedrich, Freiherr von Beuſt, Geheimer Rath und chur-pfälziſcher General-Director, 5. November 1740.

25) Chriſtian Ludwig Moritz, Graf von Hohenlohe, Kammerherr und Obriſt, 28. November 1740.

26) Heinrich Bielke Kaas, General von der Cavallerie, 28. November 1740.

27) Johann Philipp von Langelen, fürſtlich naſſau-uſingen'ſcher Geheimer Rath, 14. Juni 1741.

28) Karl Chriſtian von Gram, Geheimer Rath und Ober-Jägermeiſter, 28. November 1741.

29) Ulrich Karl, Graf von Ahlefeldt zu Langeland und Rixingen, General-Major von der Cavallerie, 28. November 1741.

30) Ivar, Freiherr von Holck, Geheimer Rath, 28. November 1741.

31) Karl Juel, Geheimer Rath und Director der Ritter-Akademie zu Soröe, 28. November 1742.

32) Friedrich Ludwig, Graf Danneſkjold-Laurwig, Ober-Stallmeiſter und Obriſt, 15. Mai 1743.

33) Chriſtian Ludwig von Schlegel, Hof-Marſchall bei dem Markgrafen Friedrich

Ernſt von Brandenburg-Culmbach, 15. Mai 1743.

34) Johann Friedrich von Froelich, General-Lieutenant von der Infanterie, 28. Nov. 1744.

35) Erdmann, Graf von Reder, 11. Februar 1745.

36) Volrath August von der Lühe, Geheimer Rath und Ober-Kammerjunker, 31. März 1745.

37) Henning von Qualen, Geheimer Rath, 18. December 1745.

Rechnet man zu dieſen 37 weißen Bändern die im Kapitel 17 mitgetheilten 32 blauen Bänder hinzu, dann hat Chriſtian VI. während ſeiner ſechszehnjährigen Regierung nicht weniger als einundſiebenzig Orden vertheilt.

„Cela coute si peu et fait tant de plaisir!“

Ende des vierten Bandes.

Halle, Druck von H. W. Schmidt

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

Fünfter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| Europa und der Orient. Oeſterreich, die Weſtmächte und Rußland, Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart | — | 10 |
| Halſſen, [illegible], Mariane Brune | 1 | 15 |
| Heine, H., Reiſebilder. 4 Theile | 7 | — |
| — Der Salon. 4 Theile | 6 | 20 |
| — Vermiſchte Schriften. 3 Bände | 6 | — |
| — die romantiſche Schule | 2 | — |
| — über den Adel | — | 25 |
| — Franzöſiſche Zuſtände | 2 | — |
| — über Ludwig Börne | 2 | — |
| Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Ruſſen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien | 1 | — |
| — Neue Folge. Petersburg und Nowgorod | — | 20 |
| — Dritte Folge. Jugenderinnerungen | 1 | — |
| — Briefe aus Italien und Frankreich | 1 | — |
| — Rußlands ſociale Zuſtände | 1 | — |
| — Vom anderen Ufer. Aus dem ruſſiſchen Manuſcript | 1 | 15 |
| Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile | 5 | 10 |
| Lau, Dr. Thaddäus, der Untergang der Hohenſtaufen | 1 | 20 |
| — Die Entſtehungsgeſchichte der Magna Charta | — | 15 |
| Lewald, A., Graf Lewinsky. Polniſche Novelle | — | 22½ |
| — [illegible], der Ruſſiſche Polizeiſtaat | 1 | 15 |
| — Warſchau. Ein Zeitbild | — | 20 |
| Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen | 1 | 15 |
| Memoiren der Fürſtin Daſchkoff. Zur Geſchichte der Kaiſerin Katharina der Zweiten. Nebſt Einleitung von Alexander Herzen. 2 Theile | 3 | — |
| Merleker, K. F., Geſchichte der Politik der Päpſte | 1 | 15 |
| Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile | 4 | 15 |
| Munch, Profeſſor P. A., der Pangermanismus. Eine Schrift für Deutſchland und die nordiſchen Reiche gegen den däniſchen Skandinavismus und das Ruſſenthum | — | 12 |
| Quetelet, Ad., Zur Naturgeſchichte der Geſellſchaft. Deutſch und mit Literaturnachweiſen herausg. von Dr. K. Adler | 1 | 7½ |
| Rußlands Verhältniß zu Deutſchland. Eine hiſtoriſch-diplomatiſche Denkſchrift | 1 | — |
| Schuſelka, F., Deutſchland, Polen und Rußland | 1 | 15 |
| Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter | 1 | — |

# Geſchichte
des
# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

---

Fünfter Band.

---

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1857.

# Inhalt des fünften Bandes.

## Zehntes Buch.

## Friedrich V. (1723—1746—1766.)

Seite

**Erſtes Kapitel.** Friedrich's des Fünften Jugendjahre und Vermählung. — Seine Gemahlin und ſein Schwiegervater. — Die Gräfin von Yarmouth. — Friedrich's Thronbeſteigung. — Seine Krönung. — Geburt des Prinzen Chriſtian . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3

**Zweites Kapitel.** Friedrich's Reiſe nach Norwegen. — Seine Sympathien für dieſes Land. — Seine Bewunderung für Carl den Zwölften. — Feier des dreihundertjährigen Jubelfeſtes. — Dänemarks Diplomaten jener Zeit. — Die Geſandten der auswärtigen Mächte in Kopenhagen . . . . 21

**Drittes Kapitel.** Der däniſche Hof als Beſchützer der ſchönen Künſte. — Die Maler-Akademie. — Die bedeutendſten Mitglieder derſelben. — Die toniſchen Künſte. — Die Hofconcerte. — Eine italieniſche Primadonna und ihr Gemahl. Eine Epiſode aus der preußiſchen Geſchichte. — Gräfin Barbarina Campanini . . . . . . . . . . . . . . . . . . 35

**Viertes Kapitel.** Ein Pendant zum vorigen Kapitel. — Signora Marietta Scalabrini. — Ihr Gemahl. — Ihre Collegen. — Fortſetzung ihres galanten Liebelebens. — Der Kammerjunker und Infanterie-Capitain von Ahlefeldt. —

Seite

Geſchichte ſeines etwas myſterieuſen Criminal-Prozeſſes. — Seine Verurtheilung. — Sein Ende auf der Feſtung Munkholm . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 61

Fünftes Kapitel. Klopſtock auf Schloß Friedensburg. — Rückblicke auf ſein Leben und auf ſeine unglückliche Liebe. — Fanny oder Friederike Schmidt. — Meta oder Margaretha Moller. — Klopſtock vollendet ſeinen Meſſias. — Er wird Legationsrath und heirathet. — Meta's Tod. — Klopſtock's Ende . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 70

Sechſtes Kapitel. Tod der Königin Louiſe. — Wiedervermählung Friedrichs des Fünften. — Die Königin Juliane Marie. — Ihre Reiſe nach Dänemark. — Ihr Beilager. — Ihr Einzug in Kopenhagen. — Ihre Entbindung . . . . 89

Siebentes Kapitel. Dänemarks Neutralität während des ſiebenjährigen Krieges. — Der däniſche Miniſter Graf von Lynar vermittelt im Kloſter Zeven einen Waffenſtillſtand. — Bruch dieſes Vergleiches. — Manifeſt des ſchleswig-holſteiniſchen Statthalters. — General Graf von Saint-Germain. — Der Hubertsburger Friede. — Neue Wirren zwiſchen Dänemark und Rußland . . . . . . . . . . . . 105

Achtes Kapitel. Authentiſcher Bericht des däniſchen Geſandten am Petersburger Hofe über die Entthronung Peters des Dritten . . . . . . . . . . . . . . . . . 123

Neuntes Kapitel. Diplomatiſche Unterhandlungen wegen Austauſches des ruſſiſchen Antheils an Schleswig-Holſtein gegen die däniſchen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. — Herr von Aſcheberg. — Herr von Panin. — Herr von Saldern. — Ein *Arrangement provisionnel* . . . . . 135

Zehntes Kapitel. Dänemarks Generalität im Jahre 1762. — Das Kriegs-Budget. — Der Graf von Saint-Germain. — Dänemarks Staatsſchuld. — Der Hofhalt. — Die Bauwuth. — Die Lage des Bauernſtandes. — Bernſtorff und Moltke als Beſchützer der Wiſſenſchaften. — Cramer. — Oeder. — Kratzenſtein. — Baſedow. — Die beiden Schlegel. — Roger, Reverdil und Mallet. — Niebuhr und Langebek . 144

Seite
**Eilftes Kapitel.** Das Ende Friedrichs des Fünſten. — Verzeichniß der von ihm ernannten Elephanten-Ordens-Ritter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . [illegible]
**Zwölftes Kapitel.** Dänemarks Feſtungen . . . . 185

## Eilftes Buch.

## Von Chriſtian's VII. Thronbeſteigung bis zur Hinrichtung Struenſee's. (1766—1772)

**Dreizehntes Kapitel.** Die Thronbeſteigung Chriſtian's. — Seine erſten Ernennungen. — Die Vermählung der Prinzeſſin Sophia Magdalena mit dem Kronprinzen von Schweden. — Heirath Chriſtian's mit Caroline Mathilde. — Ihre Reiſe von England nach Dänemark. — Eine *ci-devant* Putzmacherin. — Reverdil. — Voltaire. — Chriſtian's Reiſe und deſſen Begleiter . . . . . . . . . . . . . . . . . . 195
**Vierzehntes Kapitel.** Fortſetzung des vorigen Kapitels. — Chriſtian's Ankunft in Paris. — Sein Beſuch in Fontainebleau. — Madame Hortenſe Félicité de Flavacourt und ihre vier Schweſtern. — Chriſtian's Rückkehr nach Dänemark. — Die Königin. — Struenſee . . . . . . . . 221
**Fünfzehntes Kapitel.** Struenſee. — Seine Eltern. — Seine Brüder. — Seine Vergangenheit. — Sein Charakter. — Seine Perſönlichkeit. — Sein Einfluß. — Seine Freunde. — Der Mathilden-Orden . . . . . . . . . . . 234
**Sechszehntes Kapitel.** Struenſee's Carrière. — Seine durch ihn bewerkſtelligten Reformen. — Enevold Brandt. — Bernſtorff's Sturz. — Auflöſung des geheimen Staatsraths. — Struenſee wird Cabinetsminiſter und gegraft. — Sein Diplom und ſein Wappen . . . . . . . . 250
**Siebenzehntes Kapitel.** Struenſee's Reformen. — Einführung der Preßfreiheit. — Aufhebung des alten Kopenhagener Magiſtrats. — Einführung eines neuen Raths. — Einſchränkung der Polizeigewalt. — Einſetzung einer allgemeinen Jurisdiction. — Abſchaffung der Prügelſtrafe und

Seite

der Folter. — Beſchränkung der väterlichen Gewalt. — Reorganiſation des Finanz-Collegiums . . . . . . . . 266

**Achtzehntes Kapitel.** Die Auflöſung der Fußgarde. — Aufſtand derſelben. — Ihr Zug nach Friedrichsberg. — Struenſee beſchränkt die freie Preſſe. — Die Intriguen Rantzau's und ſeiner Anhänger. — Sames, Köller und Beringsſkiold. — Profeſſor Guldberg. — General-Major Eichſtädt. — Ausbruch der Verſchwörung. — Die Gefangennehmung Struenſee's und ſeines Anhangs . . . . . . . . . . . . 291

**Neunzehntes Kapitel.** Der Inquiſitions-Prozeß gegen die Grafen Struenſee und Brandt. — Die vom Könige dazu niedergeſetzte Commiſſion. — Die von ihr angeſtellten Verhöre. — Das Benehmen und die Ausſagen der Angeklagten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 319

**Zwanzigſtes Kapitel.** Das Urtheil gegen die Grafen Struenſee und Brandt. — Die letzten Stunden der Verurtheilten. — Ihre Hinrichtung. — Die Abreiſe der Königin nach Celle. — Der Ritter Keith . . . . . . . . . . . . 347

# Zehntes Buch.

## Friedrich V.

(1723 — 1746 — 1766.)

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## Erſtes Kapitel.

Friedrich's des Fünften Jugendjahre und Vermählung. — Seine Gemahlin und ſein Schwiegervater. — Die Gräfin von Yarmouth. — Friedrich's Thronbeſteigung. — Seine Krönung. — Geburt des Prinzen Chriſtian.

Friedrich V., einziger Sohn des ſechſten Chriſtian's und der Brandenburg-Culmbach-Weverlinger Sophia Magdalena, war (geboren am 31. März 1723) noch Kronprinz und erſt zwanzig Jahre alt, als er ſich am 11. December 1743 mit einer Tochter Albions vermählte.

Louiſe von Großbritannien (geboren am 18. December 1724) war die jüngſte Tochter König Georg's II. und der am 1. December 1737 verſtorbenen Königin Caroline von Anſpach.

Hauptvermittler dieſer Heirath war der däniſche Geſandte am Londoner Hofe, Heinrich Friedrich Reichsfreiherr von Soehlenthal*).

Dieſer begab ſich am 8. September 1743 nach Worms, wo ſich damals der Vater der Braut beim Heere aufhielt, das gegen die Franzoſen am Rheine operirte.

---

*) Vergl. Bd. IV S. 263.

Am 14. deſſelben Monats wurde zu Worms der Heiraths-Contract von den beiden hierzu bevollmächtigten Miniſtern, John Granville Earl of Carteret und dem Baron von Söhlenthal, vollzogen.

Von Worms eilte Letzterer nach London zurück, wo er am 4. October eintraf.

Tags darauf hatte er die Ehre, der neunzehnjährigen Braut, die für eine Schönheit erſten Ranges galt, das Bildniß ihres däniſchen Bräutigams, begleitet von einer bunten Reihe koſtbarer Geſchenke, unter welchen ſich ein Halsband im Werthe von zweimalhunderttauſend Thalern befand*), zu Füßen legen zu dürfen. Die Braut war pflichtſchuldigſt gerührt und entzückt.

Die Vermählung ſelbſt geſchah in Hannover.

Am 18. October traf daſelbſt König **Georg II.** aus Worms ein. Am 22. folgte ihm Mylord **Carteret** mit ſeinem däniſchen Ehrenſäbel und dem ganzen Perſonale der britiſchen Staatskanzlei nach. Einen Tag ſpäter langte der ſchmucke Herzog **Wilhelm Auguſt von Cumberland**, das Ebenbild ſeiner verſtorbenen Mutter, der zweite Bruder der Prinzeſſin-Braut, an. Letzterer (geboren am 26. April 1721), galt für einen der ſchönſten Cavaliere ſeiner Zeit.

Am 30. October verließ die engliſche Braut in Begleitung der durch ihre Schönheit berühmten Grä-

---

*) Die Edelſteine dieſes Collier rührten von jenem koſtbaren Hoſenband-Orden her, welchen **Carl I.** dem vierten **Chriſtian** überſchickt hatte. (Vergl. Bd. II. S. 151.)

ſin von Albemarle und ihres übrigen Gefolges, dem ſich der Baron von Soehlenthal anſchloß, das nebeleingehüllte Themſe-Babel und begab ſich nach Greenwich, wo ſie die ſchnellſegelnde Yacht „Fubbes" beſtieg, die, begleitet von vier andern Yachten, um eilf Uhr Vormittags die Anker lichtete.

Die erlauchte Braut landete in Helvoetsluys an der Maasmündung. Von hier aus ſetzte ſie ihre Reiſe zu Lande fort und traf am 9. November, um vier Uhr Nachmittags, unter dem Geläute aller Glocken in Hannover ein.

Am folgenden Tage — dem Geburtsfeſte des erhabenen Urhebers ihres Daſeins — erfolgte, Abends ſechs Uhr, in der Schloßkapelle die feierliche Trauung par procuration.

Englands Louiſe erſchien im Strahlenkranze ihrer maienduftigen Schönheit, angethan mit dem Zauber einer Toilette, deren Geſchmack mit dem Reichthume derſelben zu wetteifern ſchien. Sie war mit Perlen und Juwelen überſäet, deren Werth ein engliſcher Touriſt jener Zeit auf mehr als eine halbe Million Pfund Sterling veranſchlagt hatte. Sie erſchien an der Hand des Herzogs von Cumberland, der die Stelle des abweſenden Bräutigams vertrat.

Gleich darauf kam König Georg, der ſich, den däniſchen Geſandten zur Rechten und Mylord Carteret zur Linken, dem Brautpaare gegenüber unter dem Thronhimmel niederließ.

Die Trauung ward mit den herkömmlichen Ceremonien von dem churfürſtlich hannöver'ſchen Ober-

Hofprediger Dr. König vollzogen. Nach der prieſterlichen Einſegnung des hohen Brautpaares wurde unter dreimaliger Löſung der Kanonen ein „Te Deum laudamus“ abgeſungen, worauf ſich die hohen Herrſchaften ins Innere des Schloſſes zurückzuziehen geruhten.

Tags darauf begab ſich die Prinzeſſin-Braut, geleitet vom Gefühle der Dankbarkeit, nach Schloß Herrenhauſen, wo, drei Tage zuvor, die Gräfin von Yarmouth, die heimliche Beſchützerin und Beförderin dieſer Heirath, ihren Einzug gehalten hatte.

Amalia Sophia, Gräfin von Yarmouth, Englands Pompadour, hatte die Ehre, deutſcher Abkunft zu ſein. Ihr Vater, Franz Carl von Wend, ein römiſch-katholiſcher Edelmann aus Weſtphalen, war churfürſtlich hannöver'ſcher General der Cavallerie*); ihre Mutter, Friederike Charlotte, Tochter des hannöver'ſchen General-Majors Johann von dem Buſſche, galt für eine eifrige Proteſtantin, die ihre drei Töchter, den Stolz ihres Mutterherzens, im lutheriſchen Glauben erzogen und, nach ihrer Anſicht, zu hellleuchtenden Muſterbildern aller chriſtlichen Tugenden und Vollkommenheiten herangebildet hatte. Die älteſte dieſes ſchweſterlichen Kleeblatts, Marie Louiſe, war die Gemahlin des hannöver'ſchen Geheimen Raths Ernſt von Steinberg. Die jüngere, Wilhelmine Caroline, hatte den Geheimen Kriegsrath

---

*) Als Solcher ſtarb er am 18. März 1748 zu Hannover.

Auguſt Ulrich von Hardenberg geheirathet. Die mittelſte und ſchönſte dieſer drei Grazien, Amalia Sophia, war ſeit 1730 mit Adam Gottlieb von Wallmoden, Droſt von Diepenau, vermählt. Ihre üppige Schönheit hatte die Aufmerkſamkeit des Königs, als er ſie eines Tages in Hannover geſehen, in ſo hohem Grade erregt, daß er ſie zu ſeiner Favoritin auserwählte und ſie mit ſich nach England nahm, wo er ſie durch eine Parlamentsacte am 8. April 1740, nachdem ſie von ihrem Gemahle geſchieden worden war, zur Gräfin von Yarmouth erhob*). Seitdem war ſie Alles in Allem. König Georg hatte ſie dergeſtalt liebgewonnen, daß ſie ihn auf allen Reiſen begleiten mußte.

Freiherr von Bielefeld ſchildert dieſe einflußreiche Gunſtdame im erſten Theile ſeiner „Freundſchaftlichen Briefe“, Seite 227, als ein Muſter weiblicher Liebenswürdigkeit; er preiſt ihre großen kornblumenblauen, äußerſt lebhaften Augen, den Schmelz ihrer wunderbar ſchönen Zähne, die bezaubernde Anmuth ihres Lächelns, die blendende Friſche und Reinheit ihres Teints, die dunkle Farbe ihres üppigen Haares, ihre ſchöne, fleiſchige Hand, ihren reizenden Mignonfuß, vor Allem aber ihren unvergleichlichen Buſen, der für ihren königlichen Bewunderer die meiſte Anziehungskraft beſaß. Ihr Umgang war in hohem Grade angenehm. Sie ſprach Engliſch und Franzöſiſch ebenſo geläufig als ihre Mutterſprache und beſaß mehr Geiſt und Elaſticität als zehn hochblonde Myladies, welche die „hergelaufene Deutſche" gründlich beneideten.

---

*) Ihr Ex-Gemahl, der mit einer Abſtandsſumme abgefunden worden war, ſtarb am 13. März 1752 als Schloßhauptmann zu Koldingen.

In London bewohnte ſie den Saint-James-Palaſt. Sowohl Mittags als Abends ſpeiſte ſie mit dem Könige, der allabendlich ſeine Partie L'Hombre mit ihr ſpielte und niemals heiterer war, als wenn er viel an ihr im Spiele verlor. — Im Theater ſaß ſie jedesmal an der Seite des Monarchen in einem Lehnſeſſel, während die anderen Hofdamen erſten Ranges in angemeſſener Entfernung hinter ihr Platz zu nehmen ſich gezwungen ſahen, was ihren altengliſchen Stolz nicht wenig zu kränken ſchien.

Der Einfluß, den die Gräfin von Yarmouth allmählig auf alle Entſchließungen des Königs gewann, war endlich — ohne es zu wollen — ſo groß, daß er, namentlich in Familien-Angelegenheiten, faſt nichts mehr beſchloß, ohne zuvor den Rath ſeines „weiblichen Robert Walpole" eingeholt zu haben.

Die Gräfin von Yarmouth ſchien der Verheirathung ihres Lieblings Louiſe mit dem Kronprinzen von Dänemark Anfangs durchaus nicht geneigt geweſen zu ſein; deſſenungeachtet war es der Klugheit und Ausdauer Soehlenthal's gelungen, ſie durch diplomatiſche Geheimmittelchen aller Art für das Heiraths-Project nach und nach ſo einzunehmen, daß ſie endlich ihre Einwilligung dazu gegeben hatte.

Die Braut wußte dies Alles, und darum eilte ſie nach Herrenhauſen, um der Gräfin, die ſie gleichſam als zweite Mutter zu achten gewohnt war, für das Zuſtandekommen dieſer Heirath ihren kindlichen Dank abzuſtatten. Die Prinzeſſin küßte ihr die Hand; die Gunſtdame drückte die Tochter ihres Bewunderers an die „unvergleichliche" Bruſt und ſegnete Carolinen's Kind mit mehr Wärme, als ihre eigenen*).

Die Gräfin von Yarmouth fühlte ſich ſo wohl und heiter in Herrenhauſen, daß ſie daſelbſt noch einige Wochen verweilte**).

Am Abende des 11. Novembers wurde in dem durch tauſend Wachskerzen taghell erleuchteten Opernhauſe ein glänzender Maskenball abgehalten, auf welchem die Gräfin von Yarmouth, als Zigeunermutter verkleidet, am Arme des königlichen Zigeuner-Hauptmanns erſchien und der Prinzeſſin-Braut aus den Linien der ihr dargereichten Hand eine glückliche Ehe prophezeihte.

---

*) Gräfin Yarmouth hatte ihrem Gemahle zwei Söhne geboren. Der Aeltere, Franz Ernſt von Wallmoden, war hannover'ſcher Kammerherr und vermählte ſich am 24. Auguſt 1752 mit der zweiten Tochter ihrer älteſten Schweſter, Friederike von Steinberg. Der Jüngere, Johann Wilhelm von Wallmoden, ſtieg durch den Einfluß ſeiner Mutter raſch bis zum General-Major bei der hannover'ſchen Cavalerie empor.

**) Im Jahre 1755 ſchenkte ihr der König den Garten und das Schloß zu Herrenhauſen, das ſie bald darauf vergrößern und verſchönern ließ. Nach dem am 25. October 1760 erfolgten Tode Georg's II. verließ die Gräfin am 11. April 1764 England und zog ſich nach Herrenhauſen zurück, wo ſie am 19. October 1765 nach langwieriger Krankheit in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren ſtarb.

Am folgenden Abende wohnte der ganze Hof der Aufführung einer franzöſiſchen Komödie bei und nach dem darauf eingenommenen Souper verabſchiedete ſich die Kronprinzeſſin von ihrem Vater und von deſſen Gunſtdame.

Am 13. November verließ ſie Hannover.

Am folgenden Tage langte Louiſen's Bräutigam mit glänzendem Gefolge in Altona zur feierlichen Einholung ſeiner Braut an, die er bis dahin nur dem Bilde nach gekannt hatte. Er brannte vor Neugier, zu erfahren, ob jener engliſche Pinſel, der ſie gemalt, wenigſtens nicht allzuſehr geſchmeichelt habe.

Die ſchöne Braut traf wegen des ſtürmiſchen Wetters und wegen des hohen Waſſerſtandes der Elbe erſt am 17. November Nachmittags drei Uhr unter Pauken und Trompeten in Altona ein und ward hier von allen auf der Elbe liegenden Schiffen mit fliegenden Wimpeln und donnernden Kanonen-Grüßen empfangen.

Sie fuhr an der Seite der Gräfin von Albemarle in einer von ſechs der prächtigſten Schimmel des Kopenhagener Marſtalls gezogenen Staatskutſche, begleitet von einem Detachement des Iſenburgiſchen Cuiraſſier-Regiments nach dem Palais des Präſidenten von Schomburg, wo ſie von den Herzogen von Sonderburg, Ploen und Auguſtenburg ehrfurchtsvoll empfangen ward.

Bald nach ihrer Ankunft erſchien Prinz Friedrich, der nicht wenig erfreut war, als er das lebendige Original noch viel reizender als die todte Copie fand. Er führte ſie zur Tafel und ſpeiſte mit ihr. Abends geruhten Beide die Illumination und die von alltäglichem Weihrauch überfließenden Transparentbilder zu beaugenſcheinigen.

Am folgenden Tage beſuchten ſie die Hamburger Oper und kehrten dann nach dem zum zweiten Male feenhaft beleuchteten Altona zurück. Am 23. November ſetzten ſie von hier ihre Reiſe über Itzehoe, Rendsburg und Flensburg nach Kopenhagen fort. — Der Kronprinz, der ſeiner Braut vorausgeeilt war, kam ihr am 5. December mit zahlreichem Gefolge bis nach Roeskilde entgegen, wo Beide übernachteten. Am 6. langten ſie auf Schloß Friedrichsberg an. Fünf Tage ſpäter hielten ſie, Nachmittags halb drei Uhr, unter dem Donner aller Geſchütze, in Begleitung von mehr als vierzig Staatswagen, denen ſich ein zahlreiches Gefolge zu Pferde anſchloß, ihren feierlichen Einzug in die hochbeglückte, tiefentzückte Reſidenz.

Der Kronprinz, von zwölf Trabanten umgeben, ritt einen arabiſchen Hengſt, deſſen Weiße den Schnee, der auf den Dächern lag, beſchämte. Die Kronprinzeſſin fuhr in einem von acht Schimmeln gezogenen Staatswagen; ihr zur Linken ſaß Prinzeſſin Louiſe, die Schweſter Friedrich's, damals ſiebenzehn Jahre alt.

Um vier Uhr im Schloſſe Chriſtiansborg angelangt, ward ſie vom frommen Chriſtian und von deſſen Gemahlin mit einer Zärtlichkeit empfangen, die nichts zu wünſchen übrig ließ.

Nach gehaltener Gratulation ſchritten die „höchſten Herrſchaften“ zur Tafel. Abends begaben ſie ſich nach Charlottenburg. Hier feierten die Neuvermählten ihre Hochzeitsnacht.

Die jungen Eheleute ſchlugen ihr kleines Hoflager im freundlichen Schloſſe zu Jägersburg auf. Die harmloſe Heiterkeit, die dort zu herrſchen begann, ſtach wohlthuend gegen die ſteife Einförmigkeit des Kopenhagener Hofes ab. Dort hatte die Frömmelei allen Frohſinn verbannt; deſto heiterer geſtaltete ſich das Leben in Jägersburg. Hier war es, wo die durch das Muckerthum Pietismus verſcheuchten Muſen ein ſonniges Aſyl fanden.

Die liebenswürdige Kronprinzeſſin, von dem Wunſche beſeelt, ſich frühzeitig die Zuneigung des Volkes zu erwerben, war eifrig bemüht, ſich die Sprache ihrer neuen Heimath anzueignen. Ihr Gemahl unterrichtete ſie im Däniſchen; ſie dagegen lehrte ihn Engliſch. Liebe iſt die beſte Sprachmeiſterin, und ſo kam es, daß beide Gatten glänzende Fortſchritte machten. Nach Verlauf von anderthalb Jahren war ihr das Däniſche ſchon ſo geläufig, daß es ihr einen hohen Grad von Vergnügen gewährte, in der Geſellſchaft ihres Gemahls die reizenden Luſtſpiele Holberg's zu leſen und ſich durch die fleißige Lectüre derſelben eine große Fertigkeit in der däniſchen Sprache zu erwerben. **Holberg** war ein gern geſehener Gaſt auf Jägersburg.

Am 4. Mai 1744 erhielt ihr Gemahl von ſeinem königlichen Schwiegervater **Georg** II. den Hoſenband-Orden*).

Am 7. Juli 1745 erfreute die muntere Kronprinzeſſin ihren Gemahl durch die Geburt eines Sohnes, der, durch den Hofprediger **Hersleb** getauft, den Namen **Chriſtian** erhielt. Leider aber war der Erſtgeborene ſo ſchwächlicher Natur, daß ihm die Aerzte keine lange Lebensdauer weiſſagten**).

Am 3. Juli des folgenden Jahres gebar ſie ihm eine Prinzeſſin, die zu Ehren der königlichen Großmutter **Sophia Magdalena** getauft ward***).

Einen Monat nach der Geburt dieſer Prinzeſſin ſtarb **Chriſtian** VI. Nachdem die Nachricht vom Ableben deſſelben aus Hirſchholm nach Kopenhagen gelangt war, wurde die Kunde davon durch den Ober-Hofmarſchall **von Reitzenſtein** bekannt gemacht.

---

*) Von **Friedrich's** V. Vorgängern aus dem Hauſe Oldenburg waren Ritter dieſes Ordens: **Johann** II. ernannt durch **Heinrich** VII., **Friedrich** II. ernannt durch die Königin **Eliſabeth**, **Chriſtian** IV. ernannt durch **Jakob** I. und **Chriſtian** V. ernannt durch **Carl** II.

**) Prinz **Chriſtian** ſtarb am 3. Juni 1747.

***) Neun Monate nach dem Tode ihres Vaters wurde **Magdalena Sophia** (am 4. November 1766) mit dem damaligen Kronprinzen von Schweden, dem nachherigen Könige **Guſtav** III., vermählt. Sie erreichte ein Alter von ſiebenundſechzig Jahren und ſtarb am 21. Auguſt 1813 zu Stockholm.

Louiſens Gemahl beſtieg nun den Thron ſeines Vaters. Er blieb bis zum 22. November in Jägersburg und hielt am folgenden Tage an der Seite ſeiner Gemahlin, deren Milde und Leutſeligkeit ihr Aller Herzen gewonnen hatte, ſeinen Einzug in Kopenhagen.

Der Günſtling Friedrich's V., Ober-Kammerherr Adam Gottlob von Moltke, wurde zum Ober-Hofmarſchall ernannt; Graf Danneſkiold-Samſoe fiel dagegen in Ungnade. Auch die zahlreiche Sippe des markgräflich Culmbach-Weverlinger Hauſes, deſſen männliche und weibliche Mitglieder dem däniſchen Staate enorme Summen gekoſtet hatten, verlor nach und nach ihren ganzen Einfluß.

Der ganze Hof erhielt ein anderes Anſehen. An die Stelle der aſcetiſchen Frömmelei trat ein lebensfroher Sinn, welcher neues Leben, neuen Glanz um ſich ausgoß. Es wurden wieder Galla-Tage eingeführt. Der Hof veranſtaltete heitere Zuſammenkünfte und Spielgeſellſchaften, er gab Bälle und Concerte, zu welchen auch Nicht-Adelige Einladung erhielten. Die Schauſpielhäuſer wurden geöffnet; italieniſche Opern wechſelten mit franzöſiſchen Komödien ab, denn Friedrich V. liebte die franzöſiſche Literatur, ohne deßhalb die däniſche zu vernachläſſigen und in Verfall gerathen zu laſſen. Er nahm Holberg's verſtummte Muſe unter die Flügel ſeines Schutzes und ermunterte ihn zur Schöpfung neuer Luſtſpiele. Seine alten Stücke wurden nach jahrelanger Unterbrechung von Neuem einſtudirt und weckten im Herzen des Volkes den eingeſchlummerten Trieb der alten Heiterkeit. Holberg war der Held des Tages, der gefeierte Liebling aller däniſchen Theaterfreunde.

Der neue König zeigte ſich ſeinem Volke gegenüber mild und herablaſſend. Er ließ, wie Allen erzählt, die eiſerne Kette, welche das Königsſchloß umgab, entfernen und ſchaffte die vielen unnützen Wachen ab, die der Chriſtiansburg das Anſehen einer Feſtung verliehen, welche einen feindlichen Ueberfall zu fürchten ſchien.

Eine Verordnung vom 3. Februar 1747 räumte von Neuem den Elephanten-Rittern, wie auch den Generälen und den Commandirenden der Regimenter, die Ehrenwachen ein, welche Chriſtian VI. abgeſchafft hatte.

Am 10. Juli deſſelben Jahres ward ihm der Verluſt ſeines erſtgeborenen Sohnes durch die Geburt einer zweiten Tochter erſetzt, welche den Namen Wilhelmine Caroline erhielt *).

Achtzehn Tage ſpäter wohnte der König und ſein glänzender Hofſtaat der feierlichen Eröffnung der von Holberg dotirten Ritter-Akademie zu Soröe bei. Graf Heinrich VI. von Reuß begrüßte den Monarchen mit einer däniſchen Rede **). Er gedachte darin des hochherzigen Plautus der Dänen, der, noch am Leben, den größten Theil ſeines mühſam erſparten Vermögens dem Wiederaufblühen dieſer Anſtalt gewidmet hatte, deren Verwaltung ihm anvertraut wurde. — Profeſſor Hagen hielt die Einweihungs-Predigt, und nach dem Gottesdienſte wurde Friedrich V. und ſein zahlreiches Gefolge, in deſſen Mitte ſich auch Holberg befand, vom Grafen Reuß auf wahrhaft luculliſche Weiſe bewirthet.

---

*) Siebenzehn Jahre alt ward dieſe Prinzeſſin am 1. September 1764 mit Wilhelm I., Churfürſten von Heſſen-Caſſel, vermählt. Sie ſtarb, dreiundſiebzig Jahre alt, am 14. Januar 1820. Ihr Gemahl (geb. am 3. Juni 1743) ſtarb am 27. Februar 1821.

**) Sie erſchien gedruckt unter dem Titel: Tale ved Soroe Academies Stiftelse, Kjoebnh. 1748. 8.

Am 4. September deſſelben Jahres (1747) fand im Schloß zu Frederiksborg die Krönung des jungen Königspaares ſtatt.

Um zehn Uhr Morgens verfügte ſich Friedrich V., die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand, unter dem feierlichen Geläute aller Glocken über den mit rothem Tuche belegten innern Schloßplatz unter einem von vier Rittern des blauen Bandes getragenen Thronhimmel in die Schloßkirche. Ihm voran ſchritten die Lakaien und Heyducken, die Pagen und Hofjunker, denen ſich die Ritter des Danebrogs, der Ober-Kammerjunker von der Lühe und der Ober-Hofmarſchall von Moltke anſchloſſen.

Nachdem der König in's Innere der prächtig geſchmückten Kirche unter den Klängen der Orgel eingetreten war und ſich auf den von Einhorn- und Elephanten-Zähnen künſtlich gearbeiteten, mit Gold und Edelſteinen gezierten Thronſeſſel niedergelaſſen hatte, folgte ihm unter einem von vier Danebrogsrittern getragenen Baldachine die Königin, deren Sammetſchleppe von zwei Ehrendamen gehalten ward. Der Stuhl, auf welchem ſie Platz nahm, war von gediegenem Silber.

Der Biſchof von Seeland, Peder Hersleb, hielt die Krönungs-Rede und ſalbte das königliche Paar, in welchem Acte ihm die Biſchöfe von Chriſtiania und Wiberg unterſtützten.

Nach beendeter Ceremonie ſchritten beide Majeſtäten zur Tafel, an welcher ſie ſich von den Ordensrittern bedienen ließen.

Das rothe Tuch, das über den Schloßplatz ausgeſpannt war, wurde den Zuſchauern Preis gegeben, deren Gelüſt ſich in einen gebratenen Ochſen theilte.

Abends ward ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Unter den mit der Königskrone geſchmückten Namenszügen des geliebten Herrſcherpaares las man die eben nicht allzu geiſtreiche Transparent-Inſchrift:

„Dette Paar
O Gud bewar."

Am 29. September begab ſich Friedrich V. in Begleitung ſeiner Gemahlin zum Beſuche des Ober-Hofmarſchalls von Moltke nach Schloß Bregentwed, deſſen Inneres einem Feenſitze glich.

Am 14. Mai des folgenden Jahres (1748) trat der König ſeine erſte Reiſe nach Schleswig und Holſtein an. Am Abende des 29. Mai langte er über Roeskilde, Soröe, Korſöer, Nyſtedt und Odenſe in Schleswig an, wo ihn der Statthalter Markgraf Friedrich Ernſt von Brandenburg-Culmbach, der Bruder der Königin-Mutter, an der Spitze der Bürgerſchaft empfing.

Am folgenden Tage begab er ſich nach Friedrichsſtadt. Am 12. Juni traf er in Altona ein. Zwei

Tage ſpäter „beglückte er“ Hamburg mit ſeiner hohen Gegenwart. Der Senat empfing ihn mit ungeheuerm Jubel. Die gute Stadt hatte damals noch keine Ahnung davon, daß auch Friedrich V., wie ſein in Gott ruhender Herr Vater, ſich einige Jahre ſpäter herablaſſen würde, ihr die Entrichtung einer neuen Geldentſchädigung allerhuldreichſt angedeihen zu laſſen. Die freie Stadt war ſeit Jahrhunderten die milchende Kuh der Könige von Dänemark.

Am 17. Mai geruhte der herablaſſende Monarch die Rückreiſe nach der Hauptſtadt ſeines Reiches anzutreten. Am 28. kehrte er nach Frederiksborg in die Arme ſeiner liebenswürdigen Gemahlin zurück.

Am 18. December ward daſelbſt das Geburtsfeſt der Königin in höchſter Galla gefeiert. An dieſem Tage erſchien das Officiercorps der Flotte zum erſten Male in der neuen graublauen, mit Geld beſetzten Uniform und der Schwarm der königlichen Pagen und Hofſchranzen im Glanze der neu eingeführten Livree, die ſtatt der gelben Farbe die blaue angenommen hatte.

Trotz des Luxus, der ſich am Hofe mehr und mehr zu entwickeln begann, ſchaffte Friedrich V. mehrere Abgaben ab, die ſein Vater frommen Angedenkens eingeführt und durch welche er einen großen Theil ſeiner Unterthanen härter als jeder ſeiner bisherigen Vorfahren gedrückt hatte. — Die Juſtiz, die unter dem Regime Chriſtian's VI. mit ſchreckenerregender Langſamkeit gehandhabt worden war und eine Unzahl von Prozeſſen in der Schwebe ließ, fühlte ſich durch deſſen Nachfolger zu verdoppelter Thätigkeit angeſpornt. Die faullenzeriſchen Beiſitzer des Höchſten-Gerichts erhielten den Befehl, die alten Reſter endlich einmal aufzuarbeiten, ſo daß alle alten Prozeſſe bis zum Frühjahre 1749 entſchieden ſein mußten. Zur Beförderung dieſes beſchleunigten Prozeß-Ganges vermehrte er das Perſonale der Höchſten-Gerichte beider Königreiche durch Anſtellung eines Präſidenten und einer größern Anzahl von Aſſeſſoren; er verbeſſerte die Beſoldung der Letztern und befahl, daß auch Freitags, an dem ſich die Herren der Gerechtigkeit von den Strapatzen ihres Nichtsthuns auszuruhen pflegten, Sitzung gehalten werden mußte. Auf dieſe Weiſe ward die Unmaſſe der in der Schwebe gebliebenen Rechtsſachen im Laufe eines einzigen Jahres dergeſtalt abgethan, daß das Höchſten-Gericht ſich am 15. Februar 1749 zum erſten Male in der Lage befand, wegen Mangels anhängiger Sachen einige Wochen ſeine Sitzungen zu ſchließen. Eine abgekürzte raſche Juſtiz iſt eine ſo große Wohlthat, daß ſchon aus dieſem Grunde der fünfte Friedrich die Anerkennung der dankbaren Nachwelt verdient.

Am 29. Januar 1749 ward die Königin zur höchſten Freude ihres Gemahls und des ganzen Landes von einem geſunden, wohlgeſtalteten Knaben entbunden, der, gleich am Tage ſeiner Geburt getauft, den Namen ſeines Großvaters empfing. Der neugeborene Prinz Chriſtian wurde auf den Wunſch des hocherfreuten Vaters in einer mit Blumen geſchmückten Parade-Wiege im Audienzſaale zu öffentlicher Schau für alle Klaſſen der Bevölkerung aufgeſtellt. Kopenhagen feierte die Geburt dieſes muthmaßlichen Thronerben wie die Erſcheinung eines Glück und Heil verheißenden Meſſias. Drei Tage und drei Nächte ſchwamm die Hauptſtadt in einem Oceane von Feſten und in einem Flammenmeere freiwilliger Beleuchtungen. Ganz Dänemark gefiel ſich in der Hoffnung, in dieſem Knaben einen neuen Chriſtian IV. aufblühen zu ſehen.

Die Folge wird uns lehren, ob dieſe Hoffnung ſich erfüllte. Die Völker ſind in der Regel ſo gutmüthig, daß ſie oft abſichtlich ſich ſelber täuſchen, um aus dem Kelche der fernen Zukunft lindernden Balſam für die heimlich fortblutenden Wunden der Gegenwart zu ſaugen.

## Zweites Kapitel.

Friedrich's Reiſe nach Norwegen. — Seine Sympathien für dieſes Land. — Seine Bewunderung für Carl den Zwölften. — Feier des dreihundertjährigen Jubelfeſtes. — Dänemarks Diplomaten jener Zeit. — Die Geſandten der auswärtigen Mächte in Kopenhagen.

Am 12. Mai 1749 verließ König Friedrich, der ſich in kurzer Zeit die volle Liebe ſeines Volks errungen hatte, ſein heiteres Hoflager, um ſich mit einem kleinen, aber ausgeſuchten Gefolge von Freunden und Günſtlingen, an deren Spitze ſich der Ober-Hofmarſchall von Moltke befand, nach Norwegen zu begeben, für das er ſeit ſeiner Jugend einen hohen Grad von Vorliebe beſaß. Er ſehnte ſich, die zweite Hälfte ſeines Reiches zu begrüßen, wo zwiſchen kahlen Felſen und unheimlichen Schluchten, zwiſchen ſchroffen Thalwänden und jähen Abgründen die ehrwürdige Wiege ſo vieler hochromantiſchen Sagen ſteht, welche Snorre Sturleſon, Islands hochberühmter Jarl oder Statthalter, der Urheber der jüngern Edda, der unſterbliche Schöpfer der „Heimskringla" *) ſo meiſter- und muſterhaft zuſammen-

---

*) Die „Heimskringla" (d. h. der Weltkreis) iſt die aus den Geſängen der Skalden und aus den geſchriebenen Sagen zuſammengefügte Geſchichte der norwegiſchen Könige von der erſten Mythenzeit der Halfdan dem Schwarzen bis auf Magnus Erlingsſon (1184). Snorre Sturleſon

geſtellt hat. — Es drängte ihn jenes hochpoetiſche Land, die Heimath der Nixen und Uldra, der Fluß-, Berg- und Wald-Geiſter, zu ſehen, in welchem — namentlich noch zu jener Zeit — die Sitten und Gewohnheiten des Volkes das unverfälſchte Gepräge urſprünglicher Naturwüchſigkeit bewahrt hatten. Er konnte es kaum erwarten, dem wackern Volksſtamme der Normänner die, wenn auch ſchwielige, doch tadellos-biedere

---

(geboren um das Jahr 1180) vollendete dieſe ſkandinaviſche Odyſſee um das Jahr 1240. Die erſte Abſchrift derſelben wurde um jene Zeit auf ſeinem Gute Reikholt veranſtaltet. Sie erſchien zuerſt in der isländiſchen Urſprache, mit ſchwediſcher und lateiniſcher Ueberſetzung, herausgegeben von dem ſchwediſchen Geſchichtſchreiber **Johan Peringſkioeld** (geb. am 6. October 1654 zu Strengnäs, geſt. am 24. März 1720) zu Stockholm 1697, zwei Bände in Folio und zuletzt von **Schöning**, **Werlauff** und **Birger Thorlacius**, isländiſch, däniſch und lateiniſch, zu Kopenhagen 1777—1820, ſechs Bände. **Wachter** und **Guſtav Mohnike** überſetzten ſie in's Deutſche (Leipzig 1835 und Stralſund 1838). — Der Autor der „Heimskringla" fiel am 22. September 1242 als Märtyrer der isländiſchen Freiheit, ermordet von ſeinem Gegner **Giſſur**. Vergl. **Juſtus Jonas Rothſtein**, Dissertatio de Snorrone Sturlae filio ejusque scriptis, Lund. 1804. 8. — **Frans Willum Wred**, Disputatio de S. Sturlae filio ejusque scriptis, Lund 1806. 8. — **Birger Thorlacius**, Inquisitio de Snorronis fontibus et autoritate, Hafn. 1824. 8. **Finn Magnuſſen**, Udsigt over Snorro Sturlesons Liv og Levnet, Kjøbnh 1823. 8. — **Abraham Cronhelm**, Dissertatio: Snorronis Sturlonidis historiam (Heimskringla) complectens, Lund 1841. 8. — **Aemilius Roſielet**, De Snorrone Sturlaeo dissertatio, Berol. 1853. 8.

Hand zu drücken. Der König fühlte ſich hingezogen zu dieſem Volke, das, mittelgroß, aber ſtark und unbeugſam wie ſeine Felſen, eben ſo tapfer als loyal, eben ſo mäßig als gaſtfrei, eben ſo fröhlich als freiſinnig, langſam überlegend, aber beharrlich und ausdauernd, fromm und gottesfürchtig iſt, ohne muckeriſcher Kopfhänger zu ſein. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht trieb ihn zu dieſem patriarchaliſchen Volke, das trotz ſeines Frohſinns nichts ſo ſehr als ſchwermüthige Muſik und melancholiſche Poeſie, das trotz ſeiner Mäßigkeit nichts ſo leidenſchaftlich als Tabacksrauchen und Kartenſpielen, Singen und Tanzen und unter dieſen Tänzen keinen ſo ſehr als den Wallingdaler liebt. Die Norweger ſind die Tyroler Skandinaviens. Sie ſagen Du zu aller Welt. Aufrichtigkeit und Treue blicken wie Vergißmeinnicht aus der klaren Bläue ihrer Augen. Ihre Sitten ſind einfach und naiv. Sie lieben Hochzeiten und Kindtaufen. Bei der Brautwerbung beſteigt der junge Bauer Sonnabends ohne lange Förmlichkeit das jungfräuliche Bett der Herzgeliebten. Nimmt ſie ihn bei ſich auf, dann ſind ſie Bräutigam und Braut; weiſt ſie ihn zurück, dann hat das Freien um ſie ein Ende. An andern Orten ziehen die jungen heirathsluſtigen Burſche zu Pferde zu dieſem Sonnabendsgange umher. — Eheſcheidungen ſind hier eben ſo ſelten als ſchwierig. — Aber trotz des einfachen Sinnes herrſcht, namentlich beim Landvolke, viel Stolz: der Gaardman (Gutsbeſitzer) verachtet den Huusman (Häusler), und Ehen zwiſchen den Kindern dieſer beiden Klaſſen gelten für arge Mißheirathen. — Die Meiſten wohnen in einzelnen

Höfen. Dörfer ſind ſelten und noch ſeltener findet man Städte. Die Häuſer dieſer Höfe ſind blockhausähnlich von Baumſtämmen aufgeführt und die Ritzen mit Moos zugeſtopft. Die Nahrung der Bewohner beſteht aus Hafer und Gerſten-Brod, und in Nothjahren aus Brod, das ſie aus Baumrinde bereiten. Die Männer tragen Jacken von Leder oder grobem Tuche, die durch einen mit ſilberner Schnalle geſchmückten Gürtel zuſammengehalten werden, Kamiſöler mit breitem Vorſtoß, Schuhe und Kamaſchen, breitränderige Filzhüte oder auch Mützen; weit maleriſcher iſt die Tracht der Weiber, welche bunte Mieder und Gürtel, ſechs bis acht Röcke übereinander, rothgeſtickte Strümpfe und vielen Schmuck an ſich tragen.

So trugen ſie ſich wenigſtens damals, als der fünfte Friedrich ihnen einen Beſuch zugedacht hatte.

Am obengenannten Tage verließ er Kopenhagen und begab ſich über Korſöer, Koldingen, Horſens und Randers nach Fladſtrand, wo er ſich einſchiffte und am Abende des 28. Mai unter dem ungeſchminkten Jubel des Volkes zu Laurwig an's Land ſtieg. Am 2. Juni hielt er ſeinen Einzug in Chriſtiania. Von hier aus machte er verſchiedene Ausflüge in das Innere des wildromantiſchen Landes. Er beſichtigte u. A. den berühmten Waſſerfall des Glumma-Fluſſes und die Silber-Bergwerke zu Kongsberg. Ueberall empfing ihn die Bevölkerung mit einem Jubel, dem es anzuhören war, daß er wirklich aus dem Herzen kam.

Unter Anderm beſuchte er auch Friedrichshald. Er ließ ſich die weltgeſchichtliche Stelle zeigen, wo vor einunddreißig Jahren der zwölfte Carl meuchelmörderiſch erſchoſſen worden war, jene Stelle, wo die Gedächtnißſäule ſtand, die ſein Großvater Friedrich IV. den Manen ſeines tapfern Feindes hatte errichten und welche der engherzige Haß ſeines frommen Nachfolgers hatte niederreißen laſſen. Der Sohn des ſechsten Chriſtian's gehörte zu den Bewunderern Carl's XII. Tiefgerührt ſagte er zu ſeinem Begleiter Moltke:

— Dieſer Karl bleibt trotz all' ſeiner Kriegsluſt ein Monarch, welcher der Liebe und Achtung ſeines Volkes würdiger iſt, als mancher Andere, der in ſeiner Furcht vor Gott die Furcht vor ſeinem Volke vergißt, das der Träger ſeines Thrones, der Hüter ſeiner Krone iſt. Ein Monarch aber, der keine Achtung für die Wünſche ſeines Volkes hat, iſt ſelber keiner Achtung werth.

Dieſer Ausſpruch allein reiht ihn jenen Fürſten an, die vor dem Richterſtuhle der Geſchichte mit Ehren beſtehen und das Urtheil der Nachwelt nicht zu fürchten brauchen.

Im October deſſelben Jahres (1749), in welchem Dänemark das am 5. October 1734 mit Schweden abgeſchloſſene Schutz- und Trutz-Bündniß auf fünfzehn Jahre verlängert hatte, feierte es ein Jubelfeſt ſeltener Art. Vor dreihundert Jahren hatte Chriſtian Graf von Oldenburg unter dem Namen Chriſtian I. den däniſchen Thron beſtiegen. Seit jener Zeit (1449) waren ihm, mit Einſchluß Friedrich's V., zwölf Monarchen ſeines Stammes in ununterbrochener Reihe nachgefolgt. — Am 28. 29. und 30. Octoder feierte Dänemark die dreihundertjährige Succeſſion der Oldenburger Dynaſtie auf folgende Weiſe:

Am erſten der drei Feſttage ward in allen Kirchen Dänemarks und Norwegens ein feierlicher Gottesdienſt abgehalten. In der Chriſtiansborger Schloßkirche hielt Vormittags der Biſchof Hersleb und Nachmittags der königliche Hofprediger Bluhme (der Mucker par excellence) die Jubel-Predigt. Beide prieſen pflichtſchuldiger Maßen die göttliche Vorſehung, die dem „beneidenswerthen" Lande eine Reihenfolge von zwölf Königen eines und deſſelben Hauſes geſchenkt. Friedrich V., der in Begleitung ſeines überaus glänzenden Hofſtaats dem Gottesdienſte beizuwohnen geruhte, lag knieend, in ungeſchminkte Andacht verſunken, am Fuße des Hochaltares, um dem Könige der Könige für die Wohlthaten zu danken, welche Gott in ſeiner unerforſchlichen Weisheit dem Hauſe Oldenburg bis zu dieſem Tage zu Theil werden ließ. Seit dreihundert Jahren hatte das brave Dänenvolk mit unermüdlicher Opferfreudigkeit die Schaar ſeiner Heldenſöhne zur Vertheidigung des oftmals gefährdeten Thrones, zur Beſchützung der Krone ſeines alten Königshauſes hergegeben und mit ſeltener Unterthanentreue, ohne Murren, ihm tauſend harte Opfer gebracht. Im Laufe dreier Jahrhunderte hatte das Volk der Dänen die Acheſtblätter ſeiner Geſchichte weder durch ein Attentat, noch durch eine gewaltſame Umwälzung geſchändet. Nur wenig Völker haben eine Geſchichte aufzuweiſen, die ſich ſo rein von Königsmord gehalten hat, wie jene Dänemarks. Die Annalen dieſes gottbeſchützten Thrones der Oldenburger kennen — was dem däniſchen Volke zu unauslöſchlichem Ruhme gereicht — weder einen Ravaillac, noch einen Damiens. Die Dänen ſind Unterthanen, die ihre Könige lieben quand même und deren unwandelbare Treue als hellleuchtendes Beiſpiel faſt ohne Gleichen daſteht. — Frägt die unparteiiſche Nachwelt, wie dieſe Könige die unverbrüchliche Treue ihres Volkes gewürdigt und belohnt haben, ſo lehrt uns ein unbefangener Blick in die Vergangenheit, daß die däniſche Nation einen höhern Grad bürgerlicher Freiheit verdient hatte, als jenen, der ihr zu Theil geworden war bis zu dem Augenblick, wo ſie, erſt hundert Jahre nach jener Jubelfeier, ſich die Segnungen einer freien Verfaſſung errang. Wohl ließe ſich bei dieſem Anlaſſe Manches und ſogar Vieles zeigen, das auf dieſe junge Frucht einen zerſtörenden Reif wirft; doch ſparen wir uns die Aufzählung jener Mängel, welche der freien Entwickelung dieſer kaum geborenen Freiheit des Volkes feindlich in den Weg treten, für einen ſpätern Zeitabſchnitt unſerer Geſchichte auf. Nach dieſer Andeutung kehren wir zur Beſchreibung jenes Jubelfeſtes zurück.

Am Mittage des 28. Octobers dinirte der königliche Hof auf goldenem Servis. Abends ſpeiſten an einer Gallatafel von fünfhundert Couverts die „Allerhöchſten Herrſchaften", die Großwürdenträger des Reiches und die Geſandten der auswärtigen Mächte.

Am zweiten Jubeltage erhob ſich der König in Begleitung des zahlloſen Schwarmes der blauen und weißen Ritter, ſo wie der vornehmſten Herren des Hofes nach der Univerſität, um dort den in lateiniſcher Sprache gehaltenen Panegyricus des Rectors, die weitläufige Lobrede des glorreichen Hauſes Oldenburg anzuhören. Die Ritter des Elephantenordens waren an dieſem Tage in Carmoiſin-Sammet gekleidet; die Danebrogs-Ritter trugen Wämſe von violettem Sammet.

Abends wohnte der ganze Hof der italieniſchen Oper bei. Nach dem Theater war Maskenball im Schloſſe.

Am dritten Tage begab ſich Seine Majeſtät, gefolgt von den Prinzen des königlichen Geblüts, von den Miniſtern und Rittern beider Orden nach der Kongegade (Königsſtraße), um dort den Grundſtein eines neuen Gottestempels zu legen, der den Namen „Friedrichskirche" erhielt. Biſchof Hersleb hielt dabei eine Predigt über Gen. XXVIII, Vers 22.

Während der Rückkehr des Königs nach dem Schloſſe wurden in die dichtgedrängten Reihen der jubelnden Bevölkerung ſilberne und auch einige goldene Denkmünzen ausgeworfen.

Abends wohnten Ihre Majeſtäten und deren zahlreiches Gefolge der Aufführung des Holberg'ſchen „Don Ranudo de Colibrados" bei. — Nach dem Theater war wieder Ball. Friedrich V. eröffnete den Tanz mit der Gemahlin ſeines Oberhofmarſchalls von Moltke. Die heitere Königin tanzte mit dem franzöſiſchen Geſandten Abbé Lemaire.

Während der drei Jubelnächte — meldet ein Augenzeuge jener Feſtlichkeiten — hatten ſich die meiſten Häuſer der Stadt und die Gärten der Reichen feenhaft mit zahlloſen Lampen und Transparentbildern geſchmückt. Ganz beſonders prächtig war die illuminirte Triumphpforte, welche der Magiſtrat auf dem Neumarkte hatte aufrichten laſſen. Sie war fünfzig Fuß hoch und zeigte inwendig in großen Medaillons die Bruſtbilder der zwölf Oldenburger in chronologiſcher Reihenfolge mit der Angabe ihrer Regierungsjahre, wie folgt:

Chriſtian I. regierte von 1449 bis 1481.
Johann I. „ „ 1481 — 1513.
Chriſtian II. „ „ 1513 — 1524.
Friedrich I. „ „ 1524 — 1533.
Chriſtian III. „ „ 1533 — 1559.
Friedrich II. „ „ 1559 — 1588.
Chriſtian IV. „ „ 1588 — 1648.
Friedrich III. „ „ 1648 — 1670.
Chriſtian V. „ „ 1670 — 1699.
Friedrich IV. „ „ 1699 — 1730.
Chriſtian VI. „ „ 1730 — 1746.
Friedrich V. „ „ 1746 — . . .

Unter jedem dieſer Medaillons las man die (von uns früher mitgetheilte) Deviſe des Monarchen. Die des jetzt regierenden Königs lautete: „Prudenter respice finem.“

Eine von dem königlichen Hof-Conditor Maas in Zucker gegoſſene Nachahmung jenes Triumphbogens erſchien auf der königlichen Galla-Tafel und erregte dort allgemeine Bewunderung.

Während dieſer drei Jubeltage wurden in allen Feſtungen beider Reiche die Kanonen abgefeuert und in allen hohen Schulen, namentlich in denen zu Sorde, Odenſe und Altona, feierliche Dankreden gehalten.

Zur Verherrlichung dieſes Feſtes geruhte Seine Majeſtät eine Unmaſſe neuer Danebrogs-Ritter zu creiren.

Von den Denkmünzen, die der Hof zu Ehren dieſes Jubiläums prägen ließ, erwähnen wir nur jener, die aus der Werkſtatt des königlichen Hofmedailleurs Arbien hervorgegangen war. Auf der Vorderſeite dieſes fünfzehnlöthigen Gold- und Silberſtücks prangen die zwölf Gürtelbilder der Könige der Oldenburger Dynaſtie mit der Umſchrift: „His ego nec metas nec tempora pono.“ Auf der Rückſeite lieſt man folgende Inſchrift: „Regnante gloriosissimo monarcha, Friderico Quinto, deliciis populi sui tertium absolutum seculum ex quo Augustissima Domus Oldenburgica, divini favoris venerando exemplo, Daniae Norvegiaeque sceptra ea tenet pietatis, justitiae, clementiae, prudentiae et constantiae gloria, ut fatis supersit nihil, nisi ut post longa intervalla illa ex stirpe succedat, donec volvuntur secula, Patri Regi Rex Filius. MDCCXLIX.

Die kleinen Jubelmünzen, die unter das Volk ausgeworfen wurden, zeigten auf der einen Seite Friedrich's V. Bruſtbild mit Namen und Titel und auf der andern die Verſe:

„Det Oldenborgske Huus ved alle Konge-Dyder
Alt i tre hundred Aar ny Glanz til Thronen yder“*)
D. XXVIII. Oct. MDCCXLIX.

Auf dem Rande der Münze las man die Inſchrift:

„Mens Beltet Draabe Vand, mens Dofre havre Fielde,
Gud lat det tage til i Tal, i Flor, i Aelde“**).

Der Präger dieſer Münze hieß Wahl.

Schließlich ſei noch eines Curioſums erwähnt. Der königliche Hofküfer hatte zur Feier dieſes Feſtes ein rieſiges Weinfaß gebaut, welches, ſieben Ellen hoch und faſt fünf Ellen im Durchmeſſer, mit achtzig Oxhoft hundertjährigen Rheinweins aus dem Bremer Rathhauskeller angefüllt war.

Einen Tag nach dieſer Feier begab ſich Graf Rochus Friedrich von Lynar nach Sanct-Petersburg, um der Kaiſerin Eliſabeth, die den König von Dänemark durch den Geheimen Rath von Korff zu dieſem Feſte hatte beglückwünſchen laſſen,

---

*) Das Oldenburger mit allen Königs Tugenden geſchmückte Haus
Gießt ſeit drei Jahrhunderten neuen Glanz auf ſeinen Thronen aus.

**) So lange der Belt Waſſertropfen, ſo lange der Dofre Klippen hat, laſſe Gott unſer Königshaus wachſen an Zahl, an Flor und Dauer. (Der Dofre iſt eine aus Felſen und Klippen beſtehende Landſtrecke, die in Norwegen zwiſchen Bergen und Drontheim liegt.)

ein eigenhändiges Dankſagungsſchreiben zu überbringen und gleichzeitig den bisherigen außerordentlichen Geſandten am Petersburger Hofe, den Kammerherrn und General-Lieutenant Henri des Cheuſes, von dieſem Poſten abzulöſen. Graf Lynar blieb dort bis zum 28. October 1751. Sein Nachfolger war der Kammerherr von Maltzan.

Am 11. December 1749 fand ſich in Kopenhagen der neue Preußiſche Geſandte, Herr von Voß, Juſtizrath und Dompropſt zu Havelberg, ein. Im September 1751 löſte ihn der Geheime Legationsrath von Häſeler ab.

Im folgenden Jahre (1750) wurde der däniſche Geſandte in Paris, Joachim Hartwig Ernſt von Bernſtorff, zurückberufen und als Remplaçant des am 13. April 1750 geſtorbenen Grafen von Schulin zum Staatsſecretair bei der deutſchen Kanzlei ernannt und gleichzeitig in den Freiherrenſtand erhoben. Erſt im April 1751 langte in Paris Bernſtorff's Nachfolger, der Kammerherr Detlev von Reventlow, an. — Den franzöſiſchen Geſandtſchaftspoſten in Kopenhagen bekleidete der Envoyé extraordinaire Abbé Lemaire.

An die Stelle des vom Wiener Hofe abberufenen Geſandten Chriſtian Auguſt von Berckentin, der am 31. März 1750 in den däniſchen Grafenſtand und gleichzeitig zum Geheimen Rath im Conſeil erhoben ward, ſtellte ſich in Wien der Etatsrath und Danebrogsritter Johann Friedrich Freiherr Bachov von Echt ein. — Erſt im Februar des folgenden Jahres wurde der Graf von Roſenberg als kaiſerlich öſterreichiſcher und königlich ungariſcher Geſandter nach Kopenhagen geſchickt.

Der Nachfolger des Freiherrn von Soehlenthal am Hofe von Saint-James war ſeit dem Mai 1751 der Kammerherr von Roſenkrantz.

Am 18. April 1751 langten der Graf von Spens und der Kammerherr von Lieven aus Schweden an. Sie überbrachten dem däniſchen Hofe die Trauerkunde von dem am 5. April 1751 erfolgten Ableben König Friedrich's I. von Schweden. Der Erſte begab ſich in gleicher Abſicht von Kopenhagen nach Berlin, der Zweite nach Paris.

Am 27. Auguſt deſſelben Jahres traf der Geheime Rath und Ober-Hofmarſchall Juel als däniſcher Geſandter am Stockholmer Hofe ein. Im December 1752 wurde er durch den Grafen Wedel-Friis abgelöſt.

Am Hofe zu Madrid war der däniſche Kammerherr von Wenſen beglaubigt. Spaniſcher Geſandter in Kopenhagen war (ſeit 1750) der Brigadier Don Antonio Manſo. Der Letztere ward 1751 durch den Marquis Joſé de Puente-Fuerte abgelöſt*).

---

*) Der Vater dieſes Marquis war ſpaniſcher Abgeſandter im Haag. Am 11. September 1751 vermählten ſich Vater und Sohn mit zwei Schweſtern und Töchtern des kaiſerlichen Geſandten im Haag, Freiherrn Thaddäus von Reiſchach. In Bezug auf dieſe Vermählung hat Jemand ein Räthſel gedichtet, in welchem der Sohn alſo redend eingeführt wird:

Am Dresdener Hoſe fungirte ſeit dem 2. December 1750 der däniſche Kammerherr und Envoyé extraordinaire Frederik von Berregaard. — Als polniſch-ſächſiſcher Geſandter am Kopenhagener Hoflager war beglaubigt der Geheime Kriegsrath Ulrich von Spenner.

---

„Mon pére est le pere de mon pere,
Mon pere est le frere de ma soeur,
Ma mére est la fille de ma mére,
Ma mere est la soeur de mon frere,
Sans blâme de leur confesseur.
Ma femme en la même famille
Est de sa propre soeur la fille,
Et de son frere je suis le fils;
Elle est de mes enfants grande-tante.
En ce cahos, qui t'epouvante,
Debrouille, lecteur, ce que je suis.“

## Drittes Kapitel.

Der däniſche Hof als Beſchützer der ſchönen Künſte. — Die Maler-Akademie. — Die bedeutendſten Mitglieder derſelben. — Die toniſchen Künſte. — Die Hofconcerte. — Eine italieniſche Primadonna und ihr Gemahl. — Eine Epiſode aus der preußiſchen Geſchichte. — Gräfin Barbarina Campanini.

Die Königin Louiſe, welche ſich — einige häufig wiederkehrende Zwiſtigkeiten mit ihrer hochmüthigen Culmbach-Weverlinger Schwiegermutter abgerechnet — in ihrer Ehe mit dem fünften Friedrich vollkommen glücklich fühlte,*) theilte alle Neigungen ihres liebenswerthen Gemahls und vorzugsweiſe jene Vorliebe, die ihn mehr und mehr zu den ſchönen Künſten hinzog, welche in ihm einen großmüthigen Beſchützer fanden.

---

*) Am 30. Januar 1750 wurde die Königin von ihrem fünften Kinde, Prinzeſſin Louiſe, entbunden. Am 30. Auguſt 1766 vermählte ſich dieſe mit Carl, Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Statthalter von Schleswig-Holſtein. Sie ſtarb, einundachtzigjährig, am 12. Januar 1831 zu Gottorp. Ihr Gemahl (geb. am 9. December 1744), ein Anhänger der Alchemie und Freund des räthſelhaften Wundermannes, der unter dem Namen Graf von Saint-Germain am Hofe Ludwig's XV. eine höchſt abenteuerliche Rolle geſpielt, überlebte ſie fünf Jahre. Er ſtarb am 17. Auguſt 1836 zu Louiſenlund. Louiſen's älteſte Tochter, Maria Sophia Friederike, wurde die Gemahlin König Friedrich's VI. von Dänemark.

Im Maimonate des Jahres 1751 wohnten der König und die Königin der feierlichen Eröffnung der von ihrem Gemahle erweiterten, reich dotirten Maler-Akademie bei, die ihren Sitz in drei großen Sälen eines Seitenflügels des königlichen Reſidenzſchloſſes aufgeſchlagen hatte. — Präſes dieſer Akademie war der mit ebenſo regem als geläutertem Kunſtſinn begabte Ober-Hofmarſchall Adam Gottlob von Moltke, den der König ein Jahr zuvor, wegen ſeiner mannigfachen Verdienſte um den Staat, in den däniſchen Grafenſtand erhoben hatte. — Als eigentlicher Leiter des Kunſtinſtituts fungirte der Infanterie-Obriſt und Hofbaumeiſter Niels Eigtwed. — Die hervorragendſten Mitglieder waren: der Hof-Maler Carl Guſtaf Pilo*), der

---

*) Carl Guſtaf Pilo, geb. am 19. März 1712 zu Runtuna in Schweden, Schüler ſeines Vaters Oluf, begab ſich 1734 von Stockholm nach Wien und von dort nach Kopenhagen, wo er 1741 eine Anſtellung als Zeichnenlehrer beim Cadetten Corps erhielt. Einige Jahre ſpäter ward er zum Hofmaler und 1748 zum Profeſſor an der Kopenhagener Maler-Akademie ernannt. Er malte Friedrich V., die Königin Louiſe, den Grafen von Moltke und den General-Lieutenant Grafen Chriſtian von Lerche. Letzteres, eines der gelungenſten Bilder dieſes geiſtreichen Malers, befand ſich früher in der berühmten Gemäldeſammlung des Conferenzrathes J. C. Bugge in Kopenhagen. Sechs Jahre nach dem Tode Friedrich's V. kehrte Pilo nach Stockholm zurück. Guſtav III., der deſſen Genie zu würdigen verſtand

Hof-Kupferſtecher Johann Martin Preisler*), die Hof-Bildhauer Johann Chriſtoph Bezold**),

---

und ihm den Waſa-Orden verlieh, ertheilte ihm den Auftrag, ſeine Krönung zu malen. Der Tod überraſchte ihn vor Vollendung dieſes großartigen Gemäldes. Pilo ſtarb am 2. März 1794. Vgl. (Thure Wenberg) Minne öfwer Carl Gustaf Pilo, Stockh. 1794. 8.

*) Johann Martin Preisler, geb. 1715 zu Nürnberg, Sohn Johann Daniel's und Schüler ſeines fünf Jahre ältern Bruders Georg Martin, ſtudirte von 1739 bis 1744 in Paris. Im letztgenannten Jahre folgte er als Profeſſor der Kupferſtecherkunſt einem Rufe nach Kopenhagen. Friedrich V. ertheilte ihm den Titel eines königlich däniſchen Juſtizraths. — Außer der ſchon im zweiten Bande erwähnten Reihenfolge von Bildniſſen däniſcher Könige für Schlegel's „Geſchichte der Oldenburger Dynaſtie" ſtach er auch ein Knieſtück Chriſtian's VI. und die Reiterſtatue Friedrich's V., welche 1768 auf dem Friedrichsplatze zu Kopenhagen von dem franzöſiſchen Bildhauer Jacques Saly in Bronze gegoſſen ward, und unter anderen berühmten Dänen auch die Portraits des königlichen Hiſtoriographen Jens Gram, des Bildhauers Johann Wiedevelt, des Theologen Dr. Balthaſar Münter und des Grafen Johann Friedrich Struenſee. Preisler ſtarb 1794 zu Kopenhagen. Sein eigenes Bild ward von Johann Georg Wille gezeichnet und geſtochen.

**) Johann Chriſtoph Bezold, geboren um das Jahr 1710 in Dresden, Schüler des 1732 daſelbſt geſtorbenen bayriſchen Bildhauers Balthaſar Permoſer und des Oeſterreichers Georg Raphael Donner (geſt. 1741) lebte ſeit 1750 in Kopenhagen, wo er viele Paläſte, öffentliche Plätze und Gärten, namentlich jenen des Roſenburger Schloſſes, durch eine Menge anmuthiger Statuen verſchönern half. Gegen das Ende ſeiner künſtleriſchen Laufbahn kehrte

Leclerc, Simon Carl Stanley und einige Andere, deren Namen weniger bekannt ſind. — Georg David Anton hielt Vorleſungen über Architectur und Perſpective — Michael Gotrdes und Heinrich Ernſt Loeffler ertheilten Unterricht im Zeichnen.

Einer der am meiſten bevorzugten Schützlinge des Königs war der Kupferſtecher Preisler. Zu den Günſtlingen der kunſtſinnigen Königin gehörte der Bildhauer Stanley, welcher Louiſen's Schönheit durch Büſten und Statuetten verſchiedener Art verewigt hat. Man flüſterte ſich bei Hofe das ziemlich öffentliche Geheimniß in's Ohr, Stanley gehöre zu der großen Schaar jener Höflinge, welche, hingeriſſen von dem Zauber ihrer wahrhaft königlichen Huld und Liebenswürdigkeit, in heimlichſter Heimlichkeit für die allerdings verlockenden Reize Ihrer Majeſtät zu ſchwärmen ſich erkühnten. Man erzählte ſich von Stanley, er habe zu ſeinem Privatgebrauch eine Bildſäule derſelben angefertigt, in die er närriſch verliebt geweſen ſei und der er, wie Prometheus, gern einen Lebensfunken eingehaucht hätte, um die kalte Marmorbüſte in den Stand zu ſetzen, ſeine glühende Liebe erwiedern zu können.

Aber nicht blos die bildenden, auch die toniſchen Künſte wurden bei Hofe mit großer Vorliebe gepflegt. Das erlauchte Königspaar ſchwärmte vor Allem für italieniſche Muſik.

Ein ganz beſonderer Liebling des Hofes oder, richtiger geſagt, des Königs war die Hofſängerin Ma-

---

er nach ſeiner Vaterſtadt zurück und ſtarb dort, bald nach ſeiner Rückkehr, im Jahre 1760.

rietta Scalabrini, eine Künſtlerin erſten Ranges, die ſich ſowohl durch die ungewöhnliche Virtuoſität ihrer Geſangskunſt, als durch den ſüdlich pikanten Reiz ihrer hochpoetiſchen Erſcheinung außerordentlich beliebt gemacht hatte. Der Gemahl dieſer Sängerin war ein Caſtrat und ehemaliger Tenoriſt, der in einem kritiſchen Augenblick, als die liebenswürdige Primadonna ſich urplötzlich Mutter fühlte, ſie zu heirathen und ihr ſeinen Namen zu geben ſich bereit finden ließ, worauf Seine Majeſtät der König allerhuldreichſt geruhte, den Mann ſeiner Frau zum Kapellmeiſter an der königlich italieniſchen Oper zu ernennen. — Aus der Unmaſſe von Perlen und Diamanten, womit Signora Scalabrini ihren pfirſichgelben Hals und die Fülle ihres ebenholzſchwarzen Haares zu ſchmücken gewohnt war, wagte ein indiscreter Theil ihrer Kunſtgenoſſen den Schluß zu ziehen, daß beſagte Philomele — ſie war, wenn wir nicht irren, eine Mailänderin — die heimlich gehegte und gepflegte Flamme des Königs ſei. Wir wollen die Wahrheit dieſes On dit vorläufig dahin geſtellt ſein laſſen, ohne Letzterm irgend daraus einen Vorwurf zu machen, daß er, wenn auch ſpäter erſt, den Sonnenſtrahl ſeiner ſtillen Gunſt auf eine Theaterprinzeſſin niederfallen ließ. Haben doch ſelbſt größere Monarchen es nicht verſchmäht, für Damen der Kunſt zu ſchwärmen! Es iſt bekannt, daß Napoleon der Große — wir meinen alſo nicht den Jetzigen! — ein ziemlich leidenſchaftlicher Bewunderer einer mailändiſchen Sängerin, Namens Giuſeppina Graſſini, und in ſpätern Jahren ein ungeſtümer Anbeter der franzöſiſchen Schauſpielerin Georges-Wed[illegible]er geweſen war. Aber weniger bekannt dürfte es ſein, daß auch **Friedrich der Große** — in ſpäterer Zeit ein ſo erklärter Weiberfeind — faſt um dieſelbe Zeit als ſein däniſcher Namensvetter ſich für die italieniſche Sängerin **Marietta Scalabrini** zu enthuſiasmiren geruhte, eine ausgeſprochene Neigung für die italieniſche Tänzerin **Barbara Campanini** ziemlich ungenirt an den Tag legte.

Da es in unſerer Abſicht liegt, überall, wo ſich uns die Gelegenheit dazu darbietet, **einzelne Lücken in dem verdienſtlichen Werke der deutſchen Hofgeſchichten des Herrn Vehſe** zu ergänzen, erlauben wir uns hier eine außerdäniſche Epiſode einzuſchalten, die manchem unſerer Leſer nicht ganz unwillkommen ſein wird.

Im Jahr 1847 (alſo noch zur Zeit der Cenſurherrſchaft) erſchien in der „**Haude- und Spenerſchen Zeitung in Berlin**" eine ziemlich umfangreiche, ungewöhnlich anziehende Lebensbeſchreibung der berühmten Tänzerin **Barbarina**, ein biographiſches Genrebild aus der gewandten Feder des Hofraths **Louis Schneider**, der, ſeit Jahren Vorleſer Seiner Majeſtät des Königs von Preußen, wegen ſeiner ſo oft und glänzend bewährten Treue und Anhänglichkeit ein Liebling dieſes eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Monarchen iſt. — Da die von ihm verfaßte Biographie außerhalb Berlin nur wenig oder gar nicht bekannt geworden iſt, ſo können wir nicht der Verſuchung widerſtehen, den Inhalt jener ausführlichen, durch authentiſche Actenſtücke belegten Geſchichte, welche Herr **Schnei-**

der aus den vergilbten Documenten des Staatsarchivs herausgezogen hat, in einen kurzen Auszug zuſammenzudrängen, um auch unſere Leſer mit dem abenteuerlichen und vielbewegten Leben jener Künſtlerin bekannt zu machen.

Am 22. Februar 1743 hatte Friedrich der Große urplötzlich den ſeit Eröffnung der italieniſchen Oper angeſtellten Balletmeiſter Poitier entlaſſen, weil ſich zwiſchen ihm und der erſten Tänzerin, Demoiſelle Roland ein etwas allzuinniges Verhältniß angeſponnen hatte, das dem großen Monarchen ſo wenig zu gefallen ſchien, daß ſich — wie unſer Gewährsmann Hofrath Schneider berichtet — Seine Majeſtät ſogar ſo weit herabließ, ſehr leidenſchaftliche Zeitungsartikel zu Gunſten jener von ihm verfügten Entlaſſung zu ſchreiben.

Gleich darauf war den preußiſchen Geſandten in Paris und London, gleichwie dem Reſidenten in Venedig, der Befehl zugegangen, ſich nach einer guten erſten Tänzerin umzuſehen. Letzterer — Graf Cataneo — berichtete nach Berlin, daß die in ganz Italien berühmte und faſt vergötterte Barbara Campanini, gewöhnlich La Barbarina genannt, nicht abgeneigt ſei, in die Dienſte des jungen (damals einunddreißigjährigen) Monarchen einzutreten, von deſſen Flötenſpiel und Neigung zur Oper, ſo wie von dem Bau ſeines prächtigen Opernhauſes damals faſt ebenſoviel als von ſeinen erſten ſchleſiſchen Siegen geſprochen ward.

Friedrich II. bot ihr ſofort ein glänzendes Engagement an. Graf Cataneo entwarf nach dem aus Berlin erhaltenen Cabinetsſchreiben einen für die damalige Zeit äußerſt brillanten, ja faſt unerhörten Contract, legte ihn der Barbarina ſowie deren Mutter vor und erlangte beider Unterſchrift. Demgemäß war dieſer Contract bindend für die Engagirte, für welche er jedoch dann erſt volle Gültigkeit erhielt, wenn er vom Könige ſelbſt genehmigt war.

Die Genehmigung dieſes Contracts verzögerte ſich einige Zeit und traf erſt in Venedig ein, als Signora Barbarina unterdeſſen die Bekanntſchaft des jungen, durch ſein excentriſches Leben bekannten Lords Stuart Mackenzie gemacht hatte, wodurch ſie veranlaßt ward, plötzlich zu erklären, daß ſie nicht mehr Luſt habe, dem Rufe nach Berlin zu folgen, ſondern daß ſie es vorziehe, nach Paris und von dort nach London zu gehen (wo ſie ſchon früher einmal engagirt geweſen war).

Vergebens ſtellte ihr Cataneo vor, daß ſein erhabener Herr und Gebieter, der große Friedrich, in derlei Dingen nicht den kleinſten Spaß verſtehe und daß er ganz der Mann ſei, ſie mit Gewalt zur Erfüllung ihres Contractes zu zwingen. Es blieb ihr nun keine andere Ausflucht, als die Erklärung, daß ſie ſich mit Lord Stuart heimlich verheirathet und ohne Zuſtimmung ihres Gemahls kein Recht gehabt habe, jene Verbindlichkeit einzugehen.

Am 22. Januar 1741 lief von Venedig ein Bericht des Grafen Cataneo an den Staatsminiſter Heinrich Grafen von Podewils in Berlin ein, welcher außer ſeinen Staatsgeſchäften auch das Engagement der Tänzerinnen beſorgt zu haben ſcheint. — Der König erhielt dieſen Bericht unmittelbar nach Beendigung des Carnevals, bei welchem ihm lebhafter als früher der Mangel einer guten erſten Tänzerin fühlbar geworden war. Die Weigerung der kleinen, äußerſt eigenſinnigen Perſon ſcheint ihn ſehr verletzt zu haben, denn ſofort befahl er dem Grafen Dohna, preußiſchem Geſandten in Wien, dem dort beglaubigten venetianiſchen Geſandten Contarini anzudeuten, daß Seine Majeſtät allen Ernſtes von der Republik Venedig die ſofortige Auslieferung der widerſpenſtigen Tänzerin verlange. Dieſer Befehl an den Grafen Dohna findet ſeine Erklärung in dem Umſtande, daß Graf Cataneo preußiſcher Seits in Venedig nicht officiel beglaubigt war, mithin nicht direct mit dem Senate der Republik unterhandeln konnte.

Contarini berichtete darüber ſofort nach Venedig. Der Senat aber wies die ganze Angelegenheit ſehr kühl von der Hand, indem er es unter ſeiner Würde hielt, ſich mit den Engagements-Angelegenheiten einer Tänzerin zu befaſſen.

Als dieſe Nachricht nach Berlin kam, gerieth der König in ſo heftigen Zorn, daß er zu einem in jetziger Zeit faſt unglaublich klingenden Gewaltſtreich griff und die Equipagen des venetianiſchen Geſandten Capello, der eben von London über Hamburg durch die preußiſchen Staaten nach ſeiner Heimath zurückkehrte, beim Eintritt in's preußiſche Gebiet mit Beſchlag belegen ließ. — Dieſer ungewöhnliche Vorfall erregte in der ganzen diplomatiſchen Welt ſo außerordentliches Aufſehen, daß Friedrich II. ſich genöthigt ſah, ſeinen etwas unüberlegten Schritt in einer eigenhändigen Ordre, datirt Breslau, 17. März 1744, förmlich zu desavouiren.

Gleichzeitig ging eine neue Inſtruction nach Wien ab, unter welche der König eigenhändig hinzufügte:

„Der Graf Dohna hat ſich mit dem venetianiſchen Geſandten über die zweckmäßigſten Mittel zu berathen, wie dieſe Creatur (die Barbarina) ſicher nach Berlin zu ſchaffen iſt.“

Die Unterhandlungen des preußiſchen und venetianiſchen Geſandten ergaben das Reſultat, daß die Republik auf den Wunſch des Königs, deſſen Zorn ſie zu fürchten ſchien, ſich endlich doch geneigt finden ließ, die Barbarina verhaften und ſie bei Nachtzeit aus Venedig (ſie bewohnte dort ein üppiges Quartier in der Frezzaria, unweit des Marcusplatzes) fortſchaffen zu laſſen und zwar unter militäriſcher Bedeckung einer ganzen Compagnie Cavallerie.

In Folge eines neuen vom 1. April 1744 aus Berlin datirten Befehles des Königs an den Grafen Dohna beauftragte Letzterer ſeinen Hofmeiſter, einen gewiſſen F. L. Mayer, der früher mit dem preußiſchen General der Infanterie von Wurmb faſt ganz Europa durchreiſt hatte und auch ſeinem neuen Herrn als ein entſchloſſener Mann bekannt war, mit einer von Contarini ausgeſtellten Vollmacht und fünfzig Dukaten Reiſegeld preußiſcher Seits nach Venedig abzureiſen, die verhaftete Tänzerin dort in Empfang zu nehmen und ſie unter militäriſcher Bedeckung nach der öſterreichiſch-ſchleſiſchen Grenze abzuführen.

Beſagter Mayer ſchrieb unterm 21. April 1744 aus Granitz an den Grafen Dohna einen klaſſiſch abgefaßten Brief, worin er erzählt, daß Mylord Mackenzie

Stuart über die gewaltſame Entführung ſeiner Geliebten ganz „rabiat" ſei und ihr wie ihm überall nachfolge.

„Ich werde übermorgen" (ſchreibt er), „wenn mir kein Unglück paſſirt, in Gratz ſein. Meine Däntzerin iſt etliche Tage vor Liebe und Chagrin krank geweſen u. ſ. w."

Derſelbe Mayer verlangte ſpäter eine beſondere Belohnung für ſein heldenmüthiges Ausſchlagen eines „Recompens", das der verliebte Engländer ihm angeboten, wenn ſothaner Mayer ihm (dem Lord Stuart), der ſich Hände und Füße wolle binden laſſen, das Glück einer viertelſtündigen Unterredung mit der „Däntzerin" gewähren wolle, worauf Ehren Mayer ſich um keinen Preis der Welt habe einlaſſen wollen. — Graf Dohna befürwortete das Geſuch ſeines Haushofmeiſters bei dem Könige; dieſer aber decretirte in ſeiner kernigen Weiſe: „Kriegt nichts! Hat nur ſeine verfluchte Schuldigkeit gethan."

Signora Barbarina, die mit ihrer militäriſchen Ehren-Escorte langſam von Nachtquartier zu Nachtquartier gebracht ward, empfing — wie Herr Louis Schneider erzählt — die Eindrücke märkiſcher Gegenden ſo recht con amore. Die alle Abwechslung wunderbar vermeidende Gegend zwiſchen Frankfurt an der Oder und Berlin muß ſie — namentlich bei Müncheberg — gerade nicht allzuſehr entzückt haben, denn wenn man von Venedig durch Oeſterreich und Schleſien nach Berlin kommt, ſo wäre es anmaßend, wollte man von einer Steigerung landſchaftlicher Genüſſe ſprechen. Ob Lord **Stuart** voraus oder hinterdrein gefahren, vermögen wir leider nicht anzugeben; nur ſo viel iſt gewiß, daß unſere **Barbarina** am 8. Mai 1744 in Berlin eintraf und ſchon fünf Tage darauf in der franzöſiſchen Komödie (denn die italieniſche war bereits geſchloſſen) im Schloß-Theater während der Zwiſchenacte debutiren mußte.

Signora **Barbarina** erſchien und — ſiegte vollſtändig*). Nach beendigtem Tanze geruhte der geiſt-

---

*) Nach den noch bis heute in den königlichen Schlöſſern zu Potsdam und Berlin vorhandenen Bildniſſen dieſer Tänzerin muß ſie in der That außerordentlich ſchön geweſen ſein. Eines dieſer Portraits prangt noch jetzt im zweiten Stockwerke des Berliner Schloſſes, neben dem ſogenannten Eliſabethſaale, über dem zweiten Portale, das der Breiten Straße gegenüberliegt. Dieſes Bild zeigt nicht allein ein regelmäßig ſchönes, ungemein ausdrucksvolles Geſicht, ſondern läßt auch einen ungewöhnlich hohen Grad von Geiſt und Scharfſinn erkennen. (Auch im ſächſiſch-gothaiſchen Luſtſchloſſe Molsdorf, früher dem bekannten Staatsmann und Epicuräer Grafen **Guſtav Adolph Gotter** gehörend, ſahen wir noch im Jahre 1852, als wir uns dort zum Beſuche des Generals von **Radowitz** befanden, in dem zu ebener Erde gelegenen Saale ein ſehr hübſches Portrait der damals viel beneideten Gunſtdame, die unter Anderm auch Ehrenmitglied des von der Herzogin **Luiſe Dorothea** von Sachſen-Gotha geſchaffenen Ordens der luſtigen Einſiedler (*Ordre des ermites de bonne humeur*) war und der Deviſe deſſelben „*Vive la joie*" wahrlich keine Schande gemacht hat. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer und anderer Geſellſchaften wird vom Schreiber dieſer Zeilen u. d. T. „Geſchichte der galanten Orden des achtzehnten Jahrhunderts" im Laufe des nächſten Jahres an's Licht treten.)

reiche Monarch ſich allerhuldreichſt mit ihr zu unterhalten, und ſeit jenem Augenblicke war ſie ſein erklärter Liebling.

Einige Tage nach ihrem erſten Auftreten erſchienen deutſche und franzöſiſche Gedichte, ja ſogar in der „Haude- und Spenerſchen Zeitung" ein lateiniſches Epos, das Herr Schneider mittheilt.

Die mit Sturm eroberte Sylphide war ſo urplötzlich der Mittelpunkt des feinen geſelligen Lebens im Brennpunkte der deutſchen Intelligenz, im weißbierumfluthen Spree-Athen geworden. Natürlich fehlte es ihr auch an Anbetern nicht, denn die Garniſon war damals ſehr ſtark, und die vor Kurzem noch „betrübte und chagrinirte Dänzerin" hielt nun einen förmlichen kleinen Hof in ihrer Wohnung in der Behrenſtraße, zu der ſich Alles drängte, was ſich in den Strahlen königlicher Gunſt zu ſonnen liebte. — Aus der gewaltſam nach Berlin geſchleppten Prieſterin Terpſichorens war nun ſchnell eine wichtige und ziemlich einflußreiche Perſon geworden. Der König ſcheint ſeine Neigung zu ihr abſichtlich affichirt zu haben; denn er ließ ſie wiederholt nach Charlottenburg kommen; auch ſollen von ihm eigenhändige Briefe vorhanden ſein, die ſich — nach der Ausſage unſeres Gewährsmanns — in den „herablaſſendſten" Formen zu bewegen geruhen. „Amor omnia vincit" — ſagt das Sprüchwort.

Was während dieſer Zeit mit dem jungen Lord Stuart vorgegangen, darüber ſchwebt leider ein egyptiſch-pharaoniſches Dunkel. Faſt ſcheint es, daß er gewaltſam von ſeiner venetianiſchen Flamme getrennt worden ſei, was ziemlich klar aus dem Berichte des damaligen Berliner Polizei-Präſidenten von Kircheiſen hervorgeht. Letzterer meldet unterm 4. Juli 1744 dem Könige Folgendes:

„Es iſt der Lohn-Lakai, welcher den Mackenzie von hier mit ſich genommen, geſtern Abend aus Hamburg zurückgekommen. Ich habe ihm ſofort die ihm an die Barbarina anvertrauten Briefe, unter welchen er den ohne Unterſchrift in derſelben eigene Hände zu legen befehligt geweſen, abgefordert und Ew. Königlichen Majeſtät ſolche ſämmtlich unterthänigſt einſenden ſollen. — Der Mackenzie hat ſich von Hamburg nach London embarquirt."

Zwei dieſer in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Briefe ſind an die Barbarina, der dritte, in engliſcher Sprache, iſt an den Abbé Gelman adreſſirt geweſen. Alle drei ſind von Hamburg 29. Juni 1744 und zwei davon „l'infortuné" unterzeichnet. Aber keiner von allen drei Briefen iſt an ſeine Adreſſe gelangt. Die gute Tänzerin hatte die Abreiſe ihres engliſchen Anbeters erſt Nachts erfahren, als ſie aus der Oper in ihre Behauſung heimgekehrt war.

Bald nach der Entfernung Lord Stuart's verließ Friedrich II. Berlin, um den Feldzug des zweiten ſchleſiſchen Krieges zu eröffnen; er kam aber bald darauf, während ſeine Armee in den Winterquartieren lag, nach Berlin zurück, um dem Carnevale beizuwohnen. Seine Zuneigung zur Barbarina ſcheint ſich während dieſer Zeit noch geſteigert zu haben, da er ſie wiederholt von Berlin zu ſich nach Potsdam kommen ließ. An die Stelle des mit Ende Aprils 1745 zu Ende gehenden Contracts trat ein neuer auf drei Jahre. Sie erhielt jedes Jahr fünf Monate Urlaub und ſiebentauſend Thaler Gehalt, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie — wohlgemerkt! — nicht heirathen dürfe!

Im Mai 1746 reiſte der König nach Pyrmont, wohin er die Brüder Benda, ſeinen Flötenſpiel-Lehrer Quanz und den Sänger Salimbeni mitnahm. Aber auch Signora Barbarina ſoll ihren Urlaub angewendet haben, um die Heilquellen Pyrmonts zu benutzen. Jedenfalls war dieſe Badereiſe die Sonnenhöhe der Gunſt geweſen, in der ſie bei Seiner Majeſtät geſtanden, denn von da an ging's abwärts.

Durch das glänzende Leben, in welchem ſie ſich fortwährend bewegt hatte, waren Schulden entſtanden, die vom Könige zwar einigemale bezahlt wurden, ſich aber immer wieder dergeſtalt anhäuften, daß endlich der königliche Geduldsfaden riß.

Unterm 8. Juni 1748, wo ihr neuer dreijähriger Contract eigentlich ſchon abgelaufen war, berichtete der Directeur des spectacles, Baron Suerts, daß Mademoiſelle Barbarina die Schulden nicht bezahlen wolle, welche ſie bei den franzöſiſchen Putzmacherinnen soeurs Vincent gemacht. Der König decretirte hierauf ad marginem:

„Muß dafür ſorgen, daß die Leute bezahlet werden — ſeine Sache! — oder muß ſie arretiren laſſen.“

Und dieſer letzte Wink ſagt Alles! Signora reichte beim Kammergerichte eine Gegenklage ein und — leiſtete friſchweg einen Eid, daß ſie den Schweſtern Vincent durchaus nichts ſchuldig ſei. Deſſenungeachtet blieb ſie bis zum 3. Juli 1748 verhaftet, an welchem Tage ſie ohne weitern Vorbehalt ihre Putzmacherrechnungen bezahlte und — natürlich höchſt entrüſtet — das undankbare Berlin verließ.

Der große Friedrich ſchien den Abgang des kleinen Eigenſinns höchſt ungnädig aufgenommen zu haben, denn er ließ das eine ihrer (von dem Pariſer Meiſter und königlich preußiſchen Hofmaler Antoine Pesne) gemalten Bildniſſe, welches bis dahin in ſeinem Arbeitscabinet geprangt hatte, wegnehmen und in die Commodités aufhängen, wo es bis zum Ausgange des ſiebenjährigen Krieges paradirt haben ſoll. (So wandelbar iſt die Gunſt der Könige!)

Zu Anfange des Jahres 1749 (kurz vorher hatte die franzöſiſche Schauſpielerin Barbe Cochois heimlich und ohne Genehmigung des Königs deſſen Kammerherrn, den Marquis Boyer d'Argens, geheirathet), kehrte die Ex-Favorite aus England zurück, und bald nach ihrer Ankunft verbreitete ſich das Gerücht, ſie ſei nur deswegen ſo ſchnell zurückgekommen, um den Geheimen Rath von Cocceji, Sohn des preußiſchen Großkanzlers, zu heirathen, welcher wahnſinnig in ſie verliebt war und aller Welt erklärt hatte, daß er ohne ſie nicht länger leben könne.

Der Großkanzler wandte ſich von Cleve aus in zwei Briefen vom 4. Mai und 1. Auguſt 1749 an den König, in welchen ſein Vaterherz ihn beſchwor, ſeinen Sohn von der wahnſinnigen Leidenſchaft zu heilen und nicht geſtatten zu wollen, daß er dieſe „Landläuferin" heirathen dürfe.

Am 3. Auguſt erließ Friedrich II. von Potsdam aus an den General-Lieutenant Grafen von Haacke eine (vom Hofrath Schneider wörtlich mitgetheilte) Ordre, den jungen Cocceji, damit dieſer die „verführeriſche Creatur" nicht heirathe, ohne daß es Aufſehen mache, verhaften zu laſſen und ſo lange gefangen zu halten, bis er „der ihm ſo ſehr unanſtändigen Paſſion ſich entſchlagen haben wird."

Tags darauf ſchlug General-Lieutenant von Haacke dem Könige das Berliner Invalidenhaus oder das Schloß in Alt-Landsberg an der Warthe als Baſtille des unanſtändig verliebten Geheimraths vor.

Da es heutzutage auch geſchichtlich intereſſant ſein dürfte, eine Lettre de cachet oder Verhaftsbefehl kennen zu lernen, wie er vor mehr als hundert Jahren klang, laſſen wir hier wörtlich die Ordre folgen, die der König am 6. Auguſt 1749 an den Capitain von Dambcke, von des Prinzen von Preußen Infanterie-Regiment, zu erlaſſen geruhte:

„Mein lieber Capitain. Wenn Euch der General-Lieutenant von Haacke mit dieſer Meiner Ordre den älteſten Sohn des Großkanzlers von Cocceji zuſenden wird, ſo iſt es Mein Wille, daß Ihr denſelben als einen Arreſtanten annehmen und ihn auf das Schloß zu Alt-Landsberg in eine verſchloſſene, aber dennoch gute und geſunde Kammer bringen und ihn dergeſtalt halten laſſen ſollt, wie Euch gedachter General-Lieutenant von Haacke ſolches ſchreiben und Euch deßhalb nach Meiner ihm bekannt gemachten Intention mit umſtändlicher Inſtruction verſehen wird, welcher Ihr dann in allen Stücken ein exactes Genüge zu thun habt. Ich befehle Euch alsdann auf das Angelegentlichſte, daß Ihr ſowohl ſelbſt von dieſem Arreſtanten Niemanden auf der Welt, er ſei, wer er wolle, etwas ſagen, zugleich aber auch Eure Anſtalten dergeſtalt treffen ſollt, daß aller Eclat auf das menſchenmöglichſte verhütet werde. Ihr habt Euch hiernach zu richten!

Friedrich.“

Aus dem Dienſteifer des General-Lieutenants von Haacke, aus der Leidenſchaft des verliebten Geheimen Raths von Cocceji, aus der hocharistokratiſchen Sittenſtrenge ſeiner Mutter, die ſich gleichfalls an den König gewendet hatte, ſo wie aus der Abſicht der „mehrfach angezogenen“ Barbarina, trotz aller gnädigen Winke Allerhöchſtdeſſelben „ſowohl Berlin als ſeine Lande gänzlich zu quittiren“, noch ſehr lange in Berlin verweilen zu wollen, läßt ſich ſchließen, daß es endlich doch zur Execution der landesväterlichen Abſicht gekommen iſt. Wenigſtens ſchweigen ſeitdem zwei Jahre lang alle Nachrichten über Herrn von Cocceji junior, es war ihm alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach Muße und Gelegenheit gegeben, „fern von Berlin darüber nachzudenken.“ — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Erſt im November 1751 findet ſich wieder eine Spur dieſer romanhaften Liebesgeſchichte in einem Schreiben der beiden Staatsminiſter Levin Friedrich von Biſmarck und Carl Ludolf von Danckelmann an den General-Fiscal Uhden, in welchem Letzterm anbefohlen wird, zu ermitteln: „mit welcher Befugniß die in Berlin ſich aufhaltende ehemalige Tänzerin Barbarina ſich unterſtehe, ſowohl öffentlich in der Stadt, als in ihren Briefen den Namen von Cocceji zu führen.“ — Auch Uhden, heißt es in dieſem miniſteriellen Schreiben, ſolle jeden Eclat vermeiden, „die ſich hier Aufhaltende vor ſich fordern und aus ihrer Vernehmung an den Miniſter von Bismarck zu eigenhändiger Erbrechung“ berichten.

Uhden lud am 16. November durch ein Billet, in welchem ſich ein höchſt pitoyables Franzöſiſch kund giebt, die Barbarina ziemlich höflich ein, ihn zu beſuchen, „was ihr doch gewiß angenehmer ſein würde, als wenn er ſie gerichtlich citiren müßte, da es ſich um einen königlichen Befehl handle u. ſ. w. u. ſ. w.“

Aber ſtatt des Beſuchs oder irgend einer Antwort ſchrieb die Barbarina noch an demſelben Tage direct an den König einen Brief, welchen Herr Hofrath Schneider in der „Haude- und Spener'ſchen“ mittheilt und aus welchem ziemlich klar hervorgeht, daß die Angaben Denina's und Zimmermann's, ſo wie die geheimen Nachrichten aus dem Leben Voltaire's über das frühere Verhältniß Friedrich's des Großen zur kleinen Barbarina ſicher nicht ganz ungegründet ſind.

Sie erklärt in dieſem Briefe, daß ſie, ſeit zwei Jahren mit dem Geheimen Rath von Cocceji vermählt, ſich für immer in den Staaten Seiner Majeſtät niederzulaſſen wünſche und daß ſie ſich unter die Flügel Seines Allerhöchſten Schutzes ſtelle, jetzt um ſo mehr, da ſie in den Staaten Seiner Majeſtät bald einen neuen Unterthan zur Welt bringen werde. Der Brief war „Barbarina de Cocceji“ unterzeichnet.

Es unterlag nun keinem Zweifel mehr, daß ſie mit Herrn von Cocceji in der That verheirathet war.

Am 18. November erließ der König an den General-Fiscal Uhden einen Befehl, „daß er bewegender Urſachen halber reſolviret habe und hierdurch anbefehle, die Sache gänzlich fallen zu laſſen, ohne die Bewußte weiter zu beunruhigen.“

„Was ich aber“, (ſo ſchließt jenes Schreiben, welches Herr Schneider in extenso mittheilt), hiernächſt verlange, iſt: „daß Ihr auf eine gute Art von derſelben zu erfahren und herauszubringen ſuchen ſollet, wer eigentlich derjenige Geiſtliche geweſen iſt, welcher dieſelbe mit dem jungen von Cocceji getrauet hat. Wovon Ihr mir alsdann Euren Bericht mit aller Zuverläſſigkeit erſtatten ſollet. Potsdam, den 18. November 1751.

Friedrich.“

Uhden ſchickte den Befehl der Miniſter von Bismarck und von Danckelmann an den König, der zwei Tage darauf ihm einen langen, von Schneider wörtlich mitgetheilten Brief ſchrieb, aus welchem wir blos folgende Stelle hervorheben:

„Weilen aber nicht zu zweifeln, daß die Trauung gedachter Barbarina mit dem von Cocceji durch einen katholiſchen Geiſtlichen heimlich geſchehen ſein muß und weil Ich vermuthe, daß Solches durch den alten Pater Torck oder einige von ſeinen Geiſtlichen zu Berlin unternommen werden; ſo will Ich, daß Ihr Erſterm krafft Eures Amtes recht ſcharf zu Halſe gehen und à la rigueur unterſuchen ſollet, ob gedachte Trauung von ihm geſchehen oder aber wer ſolche ſonſt von ſeiner Geiſtlichkeit verrichtet hat."

Dieſe Epiſtel ſchließt mit der Drohung, daß jeder katholiſche Geiſtliche, der „ohne vorgängige Approbation Leute heimlich zu trauen wagt, auf Lebenszeit nach einer Veſtung gebracht und bei Waſſer und Brodt feſtgehalten werden ſoll."

Hofrath Schneider berichtet nicht, ob dem Könige der Name jenes katholiſchen Geiſtlichen bekannt geworden iſt; er erzählt nur, daß Seine Majeſtät auf Wunſch des Großkanzlers ſich geneigt gezeigt habe, deſſen Sohn von Berlin nach einer andern Stadt zu verſetzen. — Unterm 29. Mai 1752 verlangte der König von dem Kanzler zu erfahren „wieviel Gehalt ſein Sohn habe, damit derſelbe anderswo weder mehr noch weniger erhalte, weil er doch eigentlich im Staatsdienſte nichts verſehen, ſondern nur unbeſonnen geheirathet habe." Man ſieht, daß Friedrich, wie in Allem, was er that, ſich auch darin gerecht zeigt.

Natürlich wurde die beabſichtigte Verſetzung von Berlin dem jungen Ehepaare bekannt; doch ſcheint ſie daſſelbe nur ſpärlich contentiret zu haben, denn ſchon am 31. Mai wandte ſich Barbarinens Gemahl unmittelbar an den König mit einer Beſchwerde, in welcher er ſich über die fortdauernden Verfolgungen von Seiten ſeiner Eltern beklagt und unter Anderm anführt,

„daß ſeine Frau ſich mit Erlaubniß Seiner Majeſtät bereits ein Haus in Berlin gekauft*), und Anſtalten gemacht habe ihre Capitalien in Preußen zu placiren, daß alſo eine Verfügung nach irgend einer andern Stadt ihm vom ehelichen wie vom geheimräthlichen Standpunkt aus unzweckmäßig erſcheinen müſſe."

Schon am folgenden Morgen antwortete ihm der König durch eine lange, mit Moral und Anempfehlung kindlichen Gehorſams gegen ſeine Eltern ſtark gewürzte Straf-Epiſtel, aus der wir wiederum bloß den Schluß mittheilen. Dieſer lautet:

„Nach Allem dieſem kann ich Euch keinen andern Rath geben, als aufrichtig in Euch zu gehen, vernünftig zu werden und das Unrecht anzuerkennen, welches Ihr Euren Eltern gethan, und durch eine eben ſo kluge als anſtändige und vorwurfsfreie Conduite die Dummheiten**) auszulöſchen, welche Ihr begangen habt. Das iſt die einzige Möglichkeit, die Euch bleibt, alle Verirrungen Eurer Jugend bei anſtändigen Leuten wieder gut zu machen. Potsdam, 1. Juni 1752.

Friedrich."

Das geheimräthliche Ehepaar reiſte (Herr Hofrath Schneider berichtet nicht wann), nach Glogau ab, wo Herr von Cocceji, der „Mann ſeiner Frau", in ſpätern Jahren als königlich preußiſcher Oberamts-Rechnungs-Präſident ins Jenſeits hinüberſchlief.

---

*) Dieſes Haus hatte früher dem Geheimenrath Buchholz angehört.

**) Sottiſes, wie es in jenem in franzöſiſcher Sprache eigenhändig geſchriebenen Handbillet des Königs heißt.

Ob eine Verſöhnung mit ſeinen Eltern ſtattgefunden, hat unſer gelehrter Gewährsmann nicht zu ermitteln vermocht. Wohl aber hätte Signora Barbarina ſie verdient, denn mag ihre Jugend auch etwas leichtſinnig geweſen ſein, ſo konnte doch von dem Augenblick an, wo ſie ſich mit Herrn von Cocceji verheirathet hatte, ſelbſt die giftigſte Zunge keinen Makel an ihr ausfindig machen. Sie lebte in ſehr glücklicher Ehe und — kam nie mehr wieder nach Berlin.

Entweder hatte ſie ſich während ihrer kurzen Künſtlerlaufbahn ein hübſches Vermögen ertanzt, oder hatte die alte Neigung des eben ſo großen als großmüthigen Königs ihr ſo viel eingebracht, oder hatte ihr Mann den bald darauf geſtorbenen Großkanzler trotz der früher angedrohten Enterbung endlich doch noch beerbt, kurz — Signora Barbarina beſaß als verwittwete Freifrau von Cocceji drei ſchöne Güter in Schleſien und über [illegible] Thaler baares Geld, welches ſie, bald nach dem Ableben ihres Gemahls, zur Gründung eines für achtzehn Perſonen berechneten adeligen Fräuleinſtifts verwendete.

In Anerkennung dieſer wohlthätigen Stiftung, der ſie mit außerordentlicher Liebe und wahrhafter Frömmigkeit vorſtand, erhob ſie König Friedrich Wilhelm II., der Freund der Gräfin von Lichtenau, am 6. November 1789 als Gräfin Campanini in den preußiſchen Grafenſtand und geſtattete ihr ſowohl als den adeligen Damen ihres Stiftes ein eigenthümlich geformtes, dem Orden pour le mérite ähnliches, an einem ſchwarz-weißen Band um den Hals zu tragen, ganz ſo, wie daſſelbe auch in dem ihr verliehenen Wappen angebracht war.

Dieſes Wappen führt in zwei Feldern ein Paar Lorbeerkränze, in zwei andern einen Kranich, der auf Einem Beine ſteht und Etwas (einen Geldbeutel oder einen Stein — dem Heraldiker muß es überlaſſen bleiben, dieſes unerkennbare Etwas zu entziffern, was er in der (zweiten) Klaue hält. Im Mittelſchilde befinden ſich oben drei Glocken, als Anſpielung auf den Namen Campanini*) und unten — ein Pferd**). Die Grafenkrone ruht auf dem ganzen Wappenſchilde und drei Helmdecken führen als Helmzier abermals den ſinnigen Kranich auf Einem Beine — das Symbol ihrer ſprüngemachenden Vergangenheit — links den preußiſchen und rechts den Adler des Herzogthums Croſſen (in welchem das von ihr gegründete Fräuleinſtift lag).

So lebte die gräfliche Aebtiſſin dieſes Stiftes noch zehn Jahre, allgemein beliebt und hochgeachtet, im Vollgenuß einer unabhängigen und ehrenvollen Stellung, theils in ihrem Stifte und ſtarb am 7. Juni 1799 zu Warſchau im fünfundſiebenzigſten Jahre ihres vielbewegten Lebens, das — wohl ſchwerlich wird das Jemand verkennen — eine breite Unterlage für einen geſchichtlichen Roman oder eine romanhafte Geſchichte liefert *).

---

*) Campana heißt im Lateiniſchen und Italieniſchen gleichlautend die Glocke

**) Warum gerade ein Pferd, fragt man. Vielleicht ſchon darum, weil eine ſchöne Tänzerin eben ſo ſehr und oft noch weit mehr zieht als ein Pferd.

* * *

So weit unſer geiſtreicher Chroniſt Schneider. Möge uns unſer liebenswürdiger Jugendfreund verzeihen, daß wir uns in dieſem Auszuge eine kleine Anleihe bei der unerſchöpflichen Fundgrube ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen zu machen erlaubt haben. Dies iſt, wir wiederholen es, nur ein kleiner Auszug, ein ſchwacher Abklatſch ſeiner höchſt anziehenden Monographie. Wer ſie in ihrer ganzen Ausführlichkeit mit den beigefügten pièces justificatives kennen zu lernen begierig iſt, ſuche ſich die fünfzehn bis zwanzig Nummern der vom königlichen Bibliothekar H. S. Spieker redigirten „Haude- und Spener'ſchen Zeitung" zu verſchaffen.

Bei Durchleſung dieſes Excerptes wolle ſich der freundliche Leſer jenes Ausſpruchs Quintilian's erinnern:

Scribitur ad narrandum, non ad probandum.

---

*) Man verzeihe mir die kleine Eitelkeit, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß dieſelbe Barbarina, Gräfin Campanini in einem meiner geſchichtlichen Romane „Potsdam und Sansſouci" (Leipzig 1848. 3 Bände 8.) eine kleine Epiſode bildet.

## Viertes Kapitel.

Ein Pendant zum vorigen Kapitel. — Signora Marietta Scalabrini. — Ihr Gemahl. — Ihre Collegen. — Fortſetzung ihres galanten Liebelebens. — Der Kammerjunker und Infanterie-Capitain von Ahlefeldt. — Geſchichte ſeines etwas myſteriöſen Criminal-Prozeſſes. — Seine Verurtheilung. — Sein Ende auf der Feſtung Munkholm.

Revenons à nos moutons!

Nachdem wir uns jene kleine, außerdäniſche Abſchweifung erlaubt haben, kehren wir zu der zeitgenöſſiſchen Landsmännin jener Tänzerin — zu der königlich däniſchen Hofſängerin Signora Marietta Scalabrini, zu ihrer Geſangsfertigkeit, zu ihrem harmloſen Gemahle und zu ihrem königlichen Anbeter zurück; denn auch das Leben dieſer Künſtlerin bietet ganz wie die Laufbahn jener Barbarina den Canevas eines durchaus nicht unintereſſanten Romanes, deſſen Ausarbeitung wir herzlich gern einer gewandtern Feder als der unſrigen überlaſſen.

Im Jahre 1750, zu jener Zeit alſo, als die Tänzerin Barbarina den königlich preußiſchen Geheimen Rath von Cocceji und die Sängerin Marietta den Kapellmeiſter Scalabrini geheirathet hatte, war Letztere ungefähr eine angehende femme de trente ans: weit pikanter als ſchön, mehr reif als friſch, aber ſo außerordentlich verführeriſch, daß Hof und Stadt, Jung und Alt, Reich und Arm, Gelehrte und Dichter, Offiziere und Studenten ſich ausſchließlich nur für ſie zu begeiſtern pflegten. Sie war die Löwin des Tages, die Königin der Nacht, der hellleuchtende Sirius am italieniſchen Opernhimmel, mit Einem Wort: die ſingende Barbarina Kopenhagens. Kein Wunder alſo, daß ſie, ganz wie Jene, Furore machte und die gefeierte, auf Händen getragene, in Poeſien aller Sprachen und Versmaaße beſungene Sonntag jener italieniſch-däniſchen Wochen- und Werkeltags-Sängerinnen war. Ihr Bild thronte in Aller Herzen, wie an allen Schaufenſtern; ſie ſehen und hören, hieß ſie lieben! Evivà Signora Marietta, evivà la divina Scalabrini!

Friedrich — wir reden jetzt nicht mehr vom zweiten des preußiſchen, ſondern vom fünften des däniſchen Thrones — Friedrich V. alſo, der vor Marietta's Verheirathung mit dem bewußten Kapellmeiſter nur vorübergehend und mit großer Mäßigkeit für ſie geſeufzt hatte, fing nach ihrer Vermählung ziemlich laut und heftig für ſie zu ſchwärmen an. Ja, ſein verliebter Paroxismus artete bald bis zu dem Grade aus, daß er, ſeine Königswürde und Gattenpflicht allmälig ganz und gar vergeſſend, ſich von ſeinem Enthuſiasmus ſo weit hinreißen ließ, auf ſeine italieniſche Nachtigall däniſche Canzonen und Madrigals zu dichten. Liebe macht ja jeden Sterblichen zum Poeten! Warum nicht auch einen Gottgeſalbten aus dem Hauſe Oldenburg? Hat doch auch der Bayerkönig Ludwig, der

Gerechte und Beharrliche, nicht blos die bayeriſche Sängerin Siegl-Veſpermann, ſondern abwechslungshalber auch die ſpaniſche Cancan-Tänzerin und Stierbändigerstochter Lola Montez, die er zur Gräfin von Landsfeld erhob, in mehr als einem wahrhaft claſſiſchen, unnachahmlich herrlichen Liede ange- und be-ſungen!

Marietta's Sirenenſtimme übte auf die Gefühlsorgane des damals fünfundzwanzigjährigen Königs von Dänemark eine eben ſo unwiderſtehliche Anziehungskraft als, vier Jahre früher, die pirouettirende Fußfertigkeit der Signora Barbarina auf die Geſchmacksrichtung des damals zweiunddreißigjährigen Königs von Preußen aus. Marietta's Virtuoſität gewährte ihrem ſtillen Bewunderer ſo hohen Genuß, daß er ſeitdem keine Oper, in welcher ſie mitſang, verſäumte und ſtets der Erſte war, der nach jeder ihrer Geſangsnummern das Signal zum Ausbruche des allgemeinen Beifallſturmes gab. Seine Neigung zu ihr ſuchte Anfangs alles Auffällige äußerſt ſorgfältig zu vermeiden und ſich den Anſchein zu geben, daß er durch ſeinen „allerhöchſten" Beifall nicht das ſinneberauſchende Weib, ſondern eben nur Euterpen's keuſche Prieſterin aufzumuntern geruhe! Nur ſelten geſchah es, daß er in ſeiner königlichen Leutſeligkeit ſich herabließ, während der kurzen Zwiſchenacte die Hofloge und ſeine großbritanniſche, nichts Böſes ahnende Ehehälfte zu verlaſſen, um ein Paar Minuten auf der Bühne hinter dem ſchweigſamen Vorhange zu erſcheinen und jedem der mitbeſchäftigten Sänger eine ſpottbillige Artigkeit, der Signora Marietta aber mit einem einzigen Blicke ſeiner glühenden Augen mehr als mit dem ganzen Schellengeläute ſüßklingender Worte zu ſagen. Die Künſtlerin verſtand dieſe Blicke und erwiederte ſie.

Nach Monden war die heimlich angebahnte Liaiſon unter dem Schutze des ſo manches Geheimniß dieſer Art chriſtlich verhüllenden Theatervorhangs allmälig ſo weit vorgeſchritten, daß man ſich gegenſeitig mehr und mehr entgegenkam. Die beengende Gêne hatte nach und nach einer größern Vertraulichkeit Platz gemacht. Es geſchah jetzt ſehr häufig, daß der König, beſonders wenn er ohne ſeine Gemahlin die Oper mit ſeiner hohen Gegenwart beehrte, die reizende Sängerin während der Zwiſchenacte, die auf ein leiſe hingeworfenes Wort Seiner Majeſtät verlängert wurden, in der halbdunkeln Garderobe zu beſuchen pflegte, um ihr unter vier Augen für den hohen Genuß zu danken, den der unbeſchreibliche Zauber ihrer Cadenzen und Triller ihm bereitet hatte. Mehr als einmal ſoll der überaus liebenswürdige, ungemein artige Monarch ſich herabgelaſſen haben, der italieniſchen Sirene beim Umkleiden ihrer Toilette allerhuldreichſt behülflich geweſen zu ſein und in ſeinem chevalereſken Dienſteifer ganz und gar überhört haben, daß das Publikum mit laut ausgeſprochener Ungeduld dem Aufrollen des Vorhangs entgegenharrte.

Nach Verlauf eines halben Jahres war es für Signora Marietta, die damals im Rufe einer keuſchen Veſtalin ſtand, aus dem ſchon früher angeführten Grunde eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, ſich zur Rettung ihres guten Rufes noch bei Zeiten um einen

Gemahl umzuſehen. Sie heirathete mit Einwilligung des Königs den ausgeſungenen Tenoriſten Scalabrini, der, ſtatt der Mitgift, eine Anſtellung als Kapellmeiſter mit einem Gehalte von dreitauſend Thalern erhielt. Dreimal ſoviel bekam ſeine Gemahlin.

Der König geruhte, ſeitdem ſie verheirathet und für den zukünftigen Weltbürger ein Vater gefunden war, ſie nicht mehr in der Theatergarderobe, aber deſto häufiger im ſtrengſten Incognito in ihrer Wohnung zu beſuchen, natürlich nur darum, um ſich dort ungeſtörter dem unvergleichlichen Zauber ihrer vollendeten Kunſtfertigkeit hinzugeben. Signora Scalabrini ſang ihm venetianiſche Barcarolen; der König geruhte, ſie zu begleiten, nicht müde werdend, ihr zu ſagen, daß noch keine Sängerin einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als ſie, deren reizender Vortrag ihn geradezu entzücke.

Marietten's Gemahl, der ſich ſchon während des Honigmonats ſeiner Ehe die ſchöne Gabe angeeignet hatte, die für manchen Charakter äußerſt ſchwierige Rolle eines fünften Wagenrads zu ſpielen, ließ ſich mit rührender Bonhomie jederzeit bereit finden, auf ein heimlich gegebenes Zeichen ſeiner verehrten Frau Gemahlin tactmäßig zu verſchwinden und ſich ins erſte beſte Kaffeehaus zurückzuziehen, um in ſeinen vier Pfählen die ſtille Harmonie jenes Duo's nicht zu ſtören, denn dafür war er — Kapellmeiſter!

Signor blähte ſich wie ein Pfau. Er fühlte ſich über alle Beſchreibung entzückt und beglückt durch das ſchmeichelhafte Vertrauen Seiner Majeſtät, welche allerhuldreichſt geruhte, in ſo ungewöhnlich hohem Grade Signora's Geſangsfertigkeit zu bewundern. Der gute Kapellmeiſter gehörte zu jener Zahl nicht allzuſeltener Biedermänner, die ſich mit der Schande ihrer Frauen ſchaamlos zu brüſten pflegen.

Friedrich V., der, aus Rückſicht für die Königin, ſeine hohe Bewunderung für das Talent der Frau Kapellmeiſterin fortwährend geheim zu halten wünſchte, rieth ſowohl ihr als ihrem Gemahle die größte Verſchwiegenheit an; aber trotzdem fand der gute Maëſtro ein ganz beſonderes Vergnügen daran, das zarte Geheimniß durch ſeine geſchwätzige Eitelkeit dergeſtalt auszutrommeln, daß bald jeder Gimpel auf dem Dache in das Myſterium ſeiner Ehe eingeweiht war.

Der Erſte, welchem er, natürlich sub rosa, dies Geheimniß anvertraut hatte, war der Dichter Darbès, der ihm den Text zu einer Cantate geliefert, welche der Kapellmeiſter im Gefühle ſeiner mehr als rührenden Dankbarkeit für den glühenden Bewunderer ſeiner Frau componirt hatte. Der Schwätzer Darbès theilte es brühheiß dem Violinvirtuoſen Caſſati mit. Dieſer erzählte es ſeinem Kameraden Torcotti. Torcotti weihte Foſſeloni ins Geheimniß ein, und nach Verlauf von dreien Monaten nach Scalabrini's Vermählung wußte die ganze Oper, der ganze Hof und die ganze Stadt dasjenige, was ſie früher nur geahnt und als Vermuthung ausgeſprochen hatten.

Um jene Zeit, als dieſes Verhältniß bereits ein öffentliches Geheimniß geworden war, geſchah es, daß ein junger, eben ſo hübſcher als verwegener Kammerjunker der verwittweten Königin, einer der unternehmendſten Capitaine beim Fühniſchen Infanterie-Regimente, Detlev von Ahlefeldt, auf den unglücklichen Einfall gerieth, als Nebenbuhler ſeines Souverains aufzutreten. Er beſtürmte Signora Scalabrini mit einer Batterie ſo feuriger Liebesſchwüre, daß er, ſchneller als er ſelbſt erwartet hatte, eine Breſche ſchoß und als Sieger mit klingendem Spiele in die nur ſchwach vertheidigte Citadelle ihres Herzens einzog. Am achten Tage ſeiner ſtürmiſchen Belagerung hatte ſie ihm eine Locke ihres Haares, am vierzehnten ihr von Bile gemaltes Bild en miniature und am einundzwanzigſten ihr Herz geſchenkt. Alles Uebrige fand ſich von ſelbſt.

Das Allerheiterſte bei dieſer äußerſt rapiden Eroberung war der Anfangs nur einigen Eingeweihten bekannte Umſtand, daß Herr von Ahlefeldt für die ſo leicht beſiegte Philomele nicht die geringſte Spur von Liebe empfand, ſondern, angereizt durch die Königin-Mutter, welche ihren zwiefach gekrönten Sohn von ſeiner „ignoblen Paſſion" für jene hergelaufene Gauklerin möglichſt ſchnell und für immer loszureißen beabſichtigte, zu dieſem äußerſt gewagten Feldzuge und gleichzeitig zu einer höchſt tollkühnen Wette verleitet worden war. Er hatte mit einem ſeiner Kameraden, Herrn von Gadow, Kammerjunker der Erbprinzeſſin Louiſe, um eine Apfelſtute, deren arabiſche Schönheit ihm in die Augen ſtach, parirt, in längſtens vier Wochen das Herz der italieniſchen Sirene zu erobern und ſie ihrem hohen Beſchützer untreu zu machen.

Gelänge ihm dies nicht, dann ſei er bereit, Herrn von Gadow nach Ablauf jenes Termins eine Summe von zweihundert Chriſtian'sd'or zu bezahlen und ihm außerdem das Recht einzuräumen, ihn einen Prahlhans zu heißen, der ſein Metier nicht verſtehe. Gadow — gleichfalls gewonnen von der Königin-Witwe — war dieſe Wette eingegangen und nun nicht wenig erſchreckt, als er ſein Reitpferd verloren ſah. Herr von Ahlefeldt zeigte ihm die unzweideutigſten Trophäen ſeines Sieges: Mariettens Haarlocke, Mariettens Bild, Mariettens Liebesbrief, in welchem ſie ihm das erſte Rendezvous bewilligt hatte, und verſchaffte ihm auf dieſe Weiſe ſo untrügliche Beweiſe von Mariettens vollſtändiger Unterjochung, daß Ahlefeldt's Wette gewonnen und Mariettens guter Ruf verloren war. Gadow erzählte dies der Erbprinzeſſin Louiſe; dieſe erzählte es ihrem königlichen Bruder, der über die Unverſchämtheit Ahlefeldt's faſt noch mehr als über die Treuloſigkeit ſeiner Favoritin außer ſich gerieth. Und ſo geſchah es, daß dieſe heitere, von Sophia Magdalena angeſponnene Intrigue ein ziemlich tragiſches Ende nahm. Signora Scalabrini und ihr Gemahl fielen in Ungnade und erhielten den Befehl, binnen vierundzwanzig Stunden Kopenhagen und innerhalb drei Tagen ganz Dänemark für immer zu verlaſſen. Marietta machte vor Schreck eine fausse couche und erkrankte auf ſo gefahrvolle Weiſe, daß die Aerzte Anfangs alle Hoffnung aufgaben. Der Kapellmeiſter riß ſich über den „dummen Streich“ ſeiner leichtſinnigen Frau in Ermangelung der Haare ſeine Perücke ab und ſchleuderte ſie voll Ingrimm auf Marietta's Krankenlager. Endlich aber genas ſie und war nach Verlauf von ſechs Wochen ſo weit hergeſtellt, daß ſie auf wiederholten Befehl des „Ober-Hofmarſchalls" die Reſidenz verlaſſen mußte. Marietta begab ſich von Kopenhagen nach Hamburg und kehrte von dort nach Italien zurück.

Noch viel tragiſcher geſtaltete ſich Ahlefeldt's Loos. Im eilften Bande von Michael Ranfft's „Genealogiſch-hiſtoriſchen Nachrichten" lieſt man (S. 179) folgende äußerſt myſterieuſe Nachricht:

„In der Nacht vom 2. zum 3. März (1750) ward der bisherige königliche Kammerjunker und Capitain bei dem Fühniſchen Infanterie-Regiment Herr von Ahlefeldt arretirt und den Morgen darauf nach Friedrichshafen gebracht. Man arbeitete ſchleunigſt an ſeinem Prozeſſe und es wollte Anfangs verlauten, als ob es ihm den Kopf koſten würde. Allein den 28. April ward er nach der Inſel Munkholm in Norwegen zum ewigen Gefängniß abgeführt."

Ranfft verſchweigt den Grund dieſer Verurtheilung. Der König, der um jeden Preis einen öffentlichen Eclat zu vermeiden wünſchte, ließ mit ſeinem Nebenbuhler kurzen Prozeß machen. Ahlefeldt ward nicht als Verführer der Signora Scalabrini, ſondern als Hochverräther angeklagt, der ſich in eine Verſchwörung gegen die geheiligte Perſon Seiner Majeſtät eingelaſſen haben ſoll und dem unter vielen andern ſtrafwürdigen Capitalverbrechen auch das zur Laſt gelegt ward, daß er ein Pasquill auf den König gemacht und ihn darin mit dem Propheten Mahomet verglichen habe, der bekanntlich mehr als Eine Frau gehabt. Außerdem curſirten über Ahlefeldt's Verurtheilung ſo unzählige, ſich diametral widerſprechende Gerüchte, daß das eigentliche Motiv über zwanzig Jahre lang ein undurchdringliches Geheimniß blieb.

Der Staatsgefangene, der auf der Feſtung Munkholm bis ans Ende ſeines Lebens geblieben ſein und dort in demſelben Kerker geſchmachtet haben ſoll, den unter Friedrich III. der Großkanzler Griffenfeldt bewohnt hatte, theilte das Schickſal der eiſernen Maske auf Pignerol, mit dem Unterſchiede, daß man wohl ſeinen Namen wußte, aber ebenſowenig als bei Jener den wahren Grund der Verurtheilung kannte.

Noch bis zur heutigen Stunde ſchwebt über dieſen Ahlefeldt ein ſo unheimliches Dunkel, daß wir nirgends zu finden wiſſen, wann und wo er geſtorben iſt, ob Friedrich's V. Nachfolger ihn begnadigt oder ob der Verurtheilte bis zu ſeinem Tode die Ketten jener Gefangenſchaft getragen hat.

Nach der handſchriftlichen Quelle, aus welcher wir den weſentlichen Inhalt dieſes Kapitels geſchöpft haben, iſt Friedrich's Nebenbuhler kurz vor dem Tode des Königs im Kerker zu Munkholm an den Blattern geſtorben. Nach der Ausſage eines andern Manuſcripts ſoll er drei Jahre nach ſeiner Verurtheilung aus Langeweile ſein Leben durch Selbſtmord geendet haben.

# Fünftes Kapitel.

Klopſtock auf Schloß Friedensburg. — Rückblicke auf ſein Leben und auf ſeine unglückliche Liebe. — Fanny oder Friederike Schmitt. — Meta oder Margaretha Moller. — Klopſtock vollendet ſeinen Meſſias. — Er wird Legationsrath und heirathet. — Meta's Tod. — Klopſtock's Ende.

Friedrich V., der durch Signora Scalabrini's Untreue von ſeiner Neigung für ſie vollſtändig geheilt worden war, kehrte reuig in die Arme ſeiner liebenswürdigen Gemahlin zurück, die ihm dieſe kleine „Geſchmacksverirrung" großmüthig zu verzeihen geruhte. Beide liebten ſich jetzt mehr als je. Beide wetteiferten in der ihnen angeborenen Neigung, Kunſt und Poeſie unter die Flügel ihres hochherzigen Schutzes zu nehmen.

Die Königin, die von ihrer Mutter Caroline einen hohen Grad von Achtung für die ſchönen Wiſſenſchaften geerbt hatte, beſchützte nicht nur däniſche, ſondern auch deutſche Dichter und Gelehrte. Und Gleiches that auch ihr Gemahl!

Dem Dänenkönige Friedrich V. gebührt der Ruhm, dem erſten Barden Deutſchlands, dem unſterblichen Sänger der „Meſſiade", dem großen Odendichter Klopſtock, ein ſonniges Aſyl an ſeinem Hofe, in ſeiner nächſten Umgebung, auf Schloß Friedensburg eingeräumt, **Klopſtock's** Muſe unter die Aegide ſeines königlichen Schutzes geſtellt, ſein Genie gehegt und gepflegt zu haben.

**Friedrich Gottlieb Klopſtock**, geboren am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, Sohn eines Commiſſionsrathes, hatte ſchon als Schüler in Schulpforta den Plan und die erſten Skizzen zu jenem ſteinernen Epos entworfen, deſſen erſte drei Geſänge 1746, als er noch Student der Theologie geweſen war, in den „Bremen'ſchen Beiträgen" abgedruckt wurden. Zwei Jahre darauf machte der vierundzwanzigjährige Poet als Hauslehrer der **Weiße**'ſchen Familie in Langenſalza die Bekanntſchaft ſeiner reizenden Couſine, **Friederike Schmidt**, in die er ſich verliebte und der er in ſeinen begeiſterten Oden unter dem Namen „Fanny" unvergängliche Denkmale ſeiner unerwiedert gebliebenen Liebe ſetzte*).

Das große Aufſehen, das die erſten Geſänge ſeines „Meſſias" und ſeine in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienenen Oden erregten, lenkte Aller Aufmerkſamkeit auf den jungen Dichter, der, mit Nahrungsſorgen und unglücklicher Liebe kämpfend, ein troſtlos banges Leben lebte bis zu dem Augenblick, als ihn ein günſtiger Stern an den Hof des Königs von Dänemark führte.

---

*) **Klopſtock's** Mutter, **Anna Maria Schmidt** (geboren 1703, geſt. 1773), war die Tante dieſer gefeierten **Fanny**.

Wie dieß zuging, erzählt Klamer Schmidt, Herausgeber des unter dem Titel „Klopſtock und ſeine Freunde“ im Jahre 1810 zu Halberſtadt erſchienenen Briefwechſels, auf folgende Weiſe:

„Graf Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff hatte, als damaliger Geſandter des Königs von Dänemark in Paris, durch Klüpfel, den Cabinetsprediger des Herzogs Friedrich von Gotha, Klopſtock's „Meſſias“ kennen gelernt und daraus des Dichters ganze zukünftige Größe geahnt. Mit dieſer Stimmung kehrte Bernſtorff nach Kopenhagen zurück. Hier war es ſeine erſte Sorge, den unſterblichen Dichter dem Ober-Hofmarſchall von Moltke, der bei Friedrich V. Alles vermochte, und durch dieſen dem Könige ſelbſt zu empfehlen, worauf dann die Einladung Klopſtock's nach Dänemark erfolgte. Jenen beiden würdigen Männern iſt die Ode „Friedrich V.“ (Band I. Seite 91) gewidmet.“

Der König von Dänemark gewährte dem deutſchen Barden einen Ruheſitz im reizenden Luſtſchloß zu Friedensburg und eine Penſion von vierhundert Reichsthalern, um hier in ſorgenfreier Muße ſein großes Epos zu vollenden.

Hier unter den Sonnenſtrahlen königlicher Gunſt hätte Klopſtock freier aufathmen und glücklich ſein können, wäre es nicht ſeine Fanny geweſen, deren kalte Gleichgiltigkeit ihn ſo namenlos unglücklich machte.

Am 1. Mai 1751 ſchrieb er von Kopenhagen aus ſeinem lieben Freunde, ſeinem „kleinen“ Gleim:

„Da mir Kopenhagen ſchon ſo angenehm geworden iſt, ach! liebſter Gleim, wie traurig bin ich da nicht, daß ich von Fanny gar keine Briefe bekomme. Was ſoll ich nun, da ich in den Umſtänden bin, Verſchiedenes, was mein Glück angehet, zu thun, was ſoll ich thun und was ſoll ich nicht thun? Denn ganz anders würde ich handeln, wenn Fanny mich liebte, und ganz anders, wenn ſie (welches wohl nur gar zu gewiß iſt) mich nicht liebt. Nun ſind es beinahe drei Jahre, daß ich ſie das erſte Mal in Langenſalza wiederſah. Mein Gleim! ich ſchwöre bei unſerer Freundſchaft — und wie kann ich Ihnen und mir was Theureres nennen? — bei dieſer ſchwöre ich: So wird ſie nie wieder geliebt werden! — — — Dieſe Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich ſonſt auch noch ſo glücklich ſein könnte."

Weiter unten heißt es:

„Jetzt habe ich Ihnen etwas zu ſagen, das ich aber Ihnen, mein Gleim — merken Sie ſich das wohl! — nur ganz allein ſage. Vielleicht haben Sie von Giſeke in Braunſchweig*) die Mollerin in

---

*) Nicolaus Dietrich Giſeke (geboren am 2. April 1724 zu Günz in Nieder-Ungarn), ſtarb als Superintendent zu Sondershauſen am 23. Febr. 1764. Klamer Schmidt ſagt: Was Johannes der Täufer dem göttlichen Mittler geweſen war, ſcheint dieſer Giſeke ſeinem Klopſtock geweſen zu ſein. Man leſe das zweite Wingolfs-Lied und Klop-

Hamburg nennen hören. Bei dieſem Mädchen habe ich meine meiſte Zeit, die ich in Hamburg geweſen bin, zugebracht. Dieſes Mädchen iſt im eigentlichſten Verſtande ſo liebenswürdig und ſo voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerſte auf der Welt iſt. Ich bin oft und lange bei ihr allein geweſen. Ich habe ihr viel von meiner melancholiſchen Geſchichte erzählen müſſen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten ſehen können, wie ſie mir zuhörte, wie ſie mich manchmal unterbrach, wie ſie weinte — — — und wie ſehr ſie meine Freundin geworden iſt! — — — Dieſes Mädchen litt ſo viel, ſo unausſprechlich viel, und ſie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich ſo viel gelitten habe. Was muß ſie für ein Herz haben! — — — Und dann habe ich eine Vergleichung machen wollen und dann hat ſie eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen.

Wenn ich den geheimſten Empfindungen meines Herzens hierbei nachforſche, ſo finde ich zuletzt, daß ich noch unglücklicher bin, als ich es vorher war. Und dies deswegen, weil mich dies edle Mädchen durch ihr ſanftes Mitleiden auf eine ſo ſtarke Art an meine alte Traurigkeit erinnert hat, daß ich's von Neuem in ſeinem ganzen Umfange fühle, wie unglücklich ich bin! O könnten Sie mir Nachrichten geben, die dies nur

---

ſtock's wehmuthsvolle Abſchieds-Ode (Band I. Seite 124), als Giſeke 1747 nach Hamburg ging, wo er bis zum Jahre 1750 blieb.

einigermaßen widerlegten. Geben Sie mir Nachrichten von welcher Art Sie wollen. Ich hoffe auf keine guten. —

Zu viel, zu viel vom Verhängniß
Im Durchgang des Lebens gefordert.“ —

Zehn Tage ſpäter ſchrieb **Klopſtock** ſeiner **Fanny**:

Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen.

„Ihre kleine anacreontiſche Taube, liebſte Couſine, kam mir geſtern, an einem Frühlingsabende, den der volle Mond noch ſchöner malte, und in einer Gegend zugeflogen, die ſo reizend als irgend eine in Sachſen iſt. Die Nachtigallen ſingen hier eben ſo ſchön als bei Ihnen; und ſchickten Sie mir nur ſein viel der kleinen Tauben, ſie ſollten mit mir in jenem Lieblingsbuſch der Nachtigallen ſpazierenfliegen.

Es iſt hier ſo nahe am Nordpole nicht, als Sie denken und ich dachte. Ich genieße hier alle Ruhe und alle Süßigkeit des Landlebens, beſonders, da es der beſte und menſchlichſte Mann in Dänem[illegible]er König, haben will, daß ich hier ſei. Es iſt [illegible]chte Menge prächtiger Landſchlöſſer über die Inſ[illegible]reut. Der König hat ſich das Kleinſte, aber das Au[illegible]nſte in Betracht der Lage, zu ſeiner Landluſt erwä[illegible] Er ſelbſt hat nur ein Zimmer für ſich und ein [illegible]nes Audienzzimmer; aber rings um ſich her Wa[illegible] und hundert ſich durchſchneidende Alleen im Walde, in welchen ſich das Auge verliert. — Als ich geſtern Abend Ihren ſo unerwarteten Brief empfing, ging ich in einer dieſer Alleen an dem Ufer einer See hinauf und da ich jenen noch etliche Male geleſen hatte, redete ich die kleine Taube ſo an:

Und du biſt endlich, kleine liebenswürdige Taube, zu mir gekommen, nachdem du ſo lange unterweges zugebracht haſt! — Ich wollte dich gern viel mehr fragen, als du mir ſagſt; aber du biſt ja, wie ich ſehe, ganz außer Athem und willſt nicht viel gefragt ſein. So ſetze dich denn auf dieſen hangenden Zweig, wo der Mond am heiterſten ſcheint und wo die Abendlüfte am ſanfteſten weh'n. Schwanke hier ein wenig und erhole dich von deiner Müdigkeit. Ich will dich dann nur ein klein wenig ausfragen. Nun ſo höre mir denn zu, kleine liebe Taube! Da du wegflogſt, war noch kein Frühling bei euch, und da beſuchte deine Gebieterin jene Gegenden noch nicht, wo ich manchmal mit ihr und ſo oft allein war?

„Das that ſie zuweilen, aber ſie kehrte bald zurück".

War ſie oft allein, wenn ſie es that?

„Sie war oft allein und ſtets ſehr heiter".

Redete ſie nicht zuweilen von ihren Freunden mit dir?

„Das that ſie".

Ach, kleines Täubchen, war ich denn auch unter ihren Freunden?

„Sie redete nur ſelten von dir".

Haſt du ſie nicht manchmal geſehen, wenn ſie Briefe bekam?

„Das habe ich geſehen. Bisweilen legte ſie die Briefe mit einer ernſthaften Miene weg und nahm gleich darauf ein Buch, um etwas zu leſen oder that ſonſt etwas".

Haſt Du nie eine Thräne des Mitleids in ihrem ſchönen Auge geſeh'n?

„Niemals! Dazu iſt ſie viel zu geſetzt“.

Warte, Taube, ich reiße dir eine deiner ſchönſten Federn aus, wenn du noch einmal deiner Beherrſcherin, mit dem ſchönen Namen der Geſetzten, eine ſolche Hartnäckigkeit Schuld giebſt.

„Wenn du mir dafür, daß ich dir die Wahrheit ſage, ſo begegnen willſt, dann kann ich wohl wieder wegfliegen?“

Bleib, kleine Taube, ich will dir nichts thun.

„Nun gut, dann will ich bleiben. Aber warum fragſt du mich nichts mehr? Und warum biſt du ſo niedergeſchlagen?“

Sehe ich denn nicht heiter aus, liebes Täubchen?

„Ach was iſt das für eine Heiterkeit! Das iſt nur eine leichte Decke einer alten tiefen Traurigkeit, von der du dich nicht losmachen kannſt, und die, wie es ſcheint, einen beſtändigen Schatten auf dein Leben werfen wird. Du ſahſt ja recht von Herzen fröhlich aus, als ich zu dir kam; warum haſt du dich auf einmal ſo geändert? Ich habe dir doch nichts gethan. Ach, das wollte ich, bei allen Göttern, nicht, daß ich dir etwas gethan hätte. Denn ich habe noch nie ein ſo ſtarkes Gefühl des Schmerzes geſehen, als ich bei dir ſehe, und doch ſcheinſt du mir ein Herz von Edelmuth und Rechtſchaffenheit zu haben“.

Komm, kleine Taube, ich habe dich viel zu lieb, als daß ich dich traurig machen wollte. Komm her, kleiner Liebling, und ſetze dich auf meine Leyer: ich will dir ein Lied von einer Fanny ſpielen, die der einzige Gedanke meines Lebens iſt. — — —

Warum ſenkſt du deinen ſchimmernden Fittig? Warum biſt du ſo traurig?

„Höre auf, dies Lied zu ſingen, oder ich fliege in jene dunkle Schatten und ſehe dich nicht wieder."

Bleibe bei mir, kleine Geſpielin! Ich will aufhören zu ſingen."

Auf dieſe Weiſe ſchildert Klopſtock ſeine unerwiederte Liebe und härmt ſich, während er, ohne es Anfangs ſelbſt zu ahnen, bereits eine Andere liebt.

Dieſe Andere iſt die liebe, mitleidsvolle Margaretha Moller, deren Bekanntſchaft er auf ſeiner Reiſe nach Dänemark in Hamburg gemacht. Margaretha (geboren am 16. März 1728) war eine Dichterin, die ſeine keuſche Liebe beſſer zu würdigen verſtand, als ſeine Langenſalzer Couſine. Margaretha hatte einen „vortrefflichen Character, einen ausgebildeten Geſchmack, ein zart beſaitetes Gefühl". Dieſe Margaretha war würdig eines Klopſtocks. Und nun ſtieg für das gebrochene Herz des Dichters die Morgenröthe einer neuen Liebe herauf. Es war Margaretha, die er unter dem Namen „Meta" beſang.

Während des Aufkeimens dieſer neuen, durch Schmerz geläuterten Liebe vollendete er im ſtillen Friedensburg ſein unſterbliches Epos, ſeinen unvergänglichen „Meſſias".

Am 21. Mai ſchrieb er von Friedensburg ſeinem Freunde Gleim:

„Moltken habe ich neulich den ganzen fünften Geſang des „Meſſias" auf einmal vorgeleſen. Ich habe ſehen können, daß er ihn ganz verſtand. Er unterbrach mich oft und klagte ſich dann immer ſelber an, daß er es gethan. Aber er konnte ſich nicht enthalten, mir zu ſagen, wie ſehr es ihm gefiele. Dies war des Morgens nach Sieben*); denn um dieſe Zeit ſteht man hier bei Hofe auf. Gegen acht Uhr iſt Moltke's ganze Antichambre ſchon voll. Er iſt der Einzige, der des Königs Bild mit Brillanten trägt."

Am 11. Auguſt ſchreibt Klopſtock's Vater aus Quedlinburg an den Freund ſeines Sohnes, den Herrn Dom-Secretarius Gleim:

— — — „Aus dem Cramer'ſchen Briefe lege ich den Auszug bei, weil er meines Friedrich's guten Muth und etwas bezeichnet, was ich bisher mir habe dazu denken müſſen. — Seinen Aufenthalt hat er auf Friedensburg frei und noch dazu Vergünſtigung, aus Königlichem Keller nach Geſchmack den Wein ſich kommen zu laſſen. Dieſe beſondere Gnade genießt er ſeit drei Monaten."

Weiter unten ſagt Papa Klopſtock:

„Den Grafen von Holſtein, den Grafen von Berckentin und den Baron von Dehn hat er kennen gelernt, iſt auch ſo glücklich geweſen, an die Tafel gezogen zu werden".

Welche ungeheure Ehre, welch ſeltenes Glück! Zu jener Zeit pflegten manche Leute auf derlei ſpottbillige Aufmerkſamkeiten noch ganz beſonders hohen Werth zu legen.

---

*) Die Miniſter unſerer Tage pflegen etwas ſpäter aufzuſtehen.

„Bei dieſen merklichen Vorzügen (fährt das gerührte Vaterherz fort) hab' ich, mir ſelbſt zuwider, ihm anrathen müſſen, dieſes Jahr an keinen Beſuch bei uns weiter zu denken".

„Außer dem Ober-Marſchall (Vater Klopſtock meint den Grafen Moltke) nennt er einen Miniſter (Bernſtorffen) ſeinen Freund. Sie wiſſen, mein werther Herr Dom-Secretarius, was er dieſem Charakter für einen Begriff giebt. — Seine Penſion iſt ihm den erſten Juli in Banko-Gelde, d. i. der Dukaten zu 2 Thaler 8 Groſchen ausgezahlt worden, und was ſein großer Gutthäter (der König) bei Ueberreichung ſeines Buches erklärt, ſolches will er dem Briefe nicht anvertrauen, welches ich ſehr billige."

Das Buch, von dem hier die Rede iſt, war die erſte Auflage der „Meſſiade", welche im Sommer 1751 in Halle die Preſſe verlaſſen hatte.

Bald hernach ernannte Friedrich V. von Dänemark, während noch keiner von den x kleinen und großen Monarchen Deutſchlands im Entfernteſten daran gedacht hatte, dem vaterländiſchen Sänger dieſes Epos einen Tribut der Anerkennung zu zollen, Klopſtock zum däniſchen Legationsrath; auch wollte ihm der König den Danebrog-Orden verleihen, was Jener in ſeiner rührenden Beſcheidenheit abzulehnen wagte, da er ſich dieſer hohen Auszeichnung nicht würdig hielt.

Klopſtock, der ſich am gaſtfreundlichen, kunſtſinnigen Hofe ſeines königlichen Beſchützers und in dem freundſchaftlichen Umgange mit Männern, wie Bernſtorff und Moltke, von Monat zu Monat freier und heimiſcher zu fühlen begann, ſchrieb denſelben Monat (Auguſt) an **Cramern**:

„Ihr guten Kinder, macht einmal ſo eine Reiſe wie ich, und befindet Euch ſo wohl wie ich! Sie können immerhin ein Bischen ſpazieren gehen, wenn Sie dieſen Brief geleſen haben, obgleich Ihre Spaziergänge nicht ſo ſchön ſind als die Meinigen. Denn giebt es bei Ihnen Schatten, worunter man einen ſo guten König (wie den fünften **Friedrich** von Dänemark) ſo oft ſehen kann?"

Wir wiſſen nicht, ob und wie Freund **Cramer** dieſe kitzelige Frage beantwortet hat; wir wiſſen, leider! nur ſo viel, daß keiner von allen Fürſten Deutſchlands für den Sänger der „Meſſiade" das gethan, was ein fremder Fürſt für ihn gethan hat.

Während der große **Friedrich** von Preußen ſeine königliche Huld und Großmuth einem undankbaren Franzoſen zu Theil werden ließ, wandte **Friedrich** von Dänemark die Sonne ſeiner Gnade einem dankerfüllten Deutſchen zu.

In einem ſeiner ſpäter geſchriebenen Briefe, datirt Kopenhagen 9. April 1752, äußert ſich **Klopſtock** über ſeinen königlichen Wohlthäter, über die Königin **Louiſe**, über den Miniſter **von Bernſtorff** und einige andere ſeiner Gönner und Freunde auf folgende Weiſe:

„Sie wiſſen, lieber **Gleim**, daß **Pope** große Männer erſt dann lobte, wenn ſie in Ungnade gefallen waren oder ſich ſonſt vom Hofe entfernt hatten. Das iſt eine nicht von den geringſten Urſachen, warum

Pope ſo ſehr mein Liebling iſt. Meine Ode an den König (Friedrich V.) war eine ſehr natürliche Folge von der Liebenswürdigkeit der Königin und von der Betrübniß über ihren Tod*). Herr Sack hat diesmal ein Bischen Unrecht. Ich fürchtete einen Vorwurf von dieſer Art ſo ſehr, daß ich beinahe die Neigung meines Herzens unterdrückt und der allgemeinen Erwartung entgegen gehandelt hätte, um dieſen Vorwurf zu vermeiden. Ich theilte dieſe Beſorgniß auch dem Herrn von Bernſtorff mit. Er überließ mich meiner Neigung, überſah die Beſorgniß in ihrem ganzen Umfange und, ohne ihr etwas zu vergeben, beſtritt er ſie. — Lieben Sie dieſen großen Mann; er verdient es recht ſehr. Welch' Rechtſchaffenheit in allen ſeinen Handlungen! Welch' ein Verſtand! Und welche angeborne Beſcheidenheit bei dieſem Allen! — Er hat ſich dieſen Winter mit einer jungen holſtein'ſchen Dame verheirathet, welche die Sévigné lieſt und verſteht."

Dieſe Dame, mit welcher Bernſtorff, der damals noch Baron geweſen war, ſich am 27. December 1751 vermählt hatte, war ein Fräulein von Buchwald zu [illegible], Tochter des großfürſtlich ruſſiſchen Geheimen Raths zu Kiel.

„Ich ſpeiſe gewöhnlich (fährt Klopſtock fort) die Woche einmal bei ihm, bin öfter in ſeiner Bibliothek, die an ſeinem Kabinette iſt, und bleibe bei ihm ſo lange und ſo kurz, als er eben Zeit hat. — Er hat auch ſehr ſchöne Ausgaben von den engliſchen Poeten, und ich habe vor einigen Wochen aus dem Young engliſch zu lernen angefangen.

---

*) Wir werden im nächſtfolgenden Kapitel auf dies traurige Ereigniß zurückkommen.

Bei dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen von Roſenberg, der noch jung iſt und den beſtimmteſten Geſchmack an den Alten und Engländern hat, und bei dem Sächſiſchen, der ein braver Mann und ſehr geſellig iſt, bin ich unterweilen. — Ich bin auch bei Häſeler*) geweſen und kenne auch den Franzöſiſchen. Es würde mir nicht ſchwer fallen, ſie alle kennen zu lernen, *wenn ich dieſe Bekanntſchaften nicht vielmehr erwartete, als ſuchte.*"

Es freut uns, daß Klopſtock den poetiſchen Stolz beſaß, ſich dieſen diplomatiſchen Puppen nicht aufzudrängen. Er fühlte ſeinen Werth und hatte ſich ein Anrecht auf die Huldigung von Seiten ſeiner Zeitgenoſſen erworben.

Weiter ſchreibt er in dieſem Briefe:

„Sonſt bin ich auch oft bei einem Grafen Rantzau, der ungemein viel Geiſt hat, ſogar Engliſch ſpricht und mit uns ſo ſehr in die Engländer verliebt iſt, daß Young, weil er ein Engländer iſt, ihn hoffentlich bekehren ſoll."

Dieſer Otto von Rantzau ſtand im Rufe eines Freigeiſtes, der an manchen der chriſtlichen Mythen mit großer Hartnäckigkeit zu zweifeln ſich erkühnte. Klopſtock hoffte, ihn durch die Lectüre der Young'ſchen

---

*) Häſeler war königlich preußiſcher Geheimer Legationsrath.

„Nachtgedanken" von ſeinem Skepticismus zu heilen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte.

„Die Familie der Rantzau (fährt Klopſtock fort) iſt hier überhaupt wegen ihres Geiſtes, der bisweilen faſt zu unique iſt, ſeit langen Jahren berühmt. Und ein Rantzau ohne Eſprit wäre ein ſonderliches Geſchöpf!"

Wir kehren zu des Dichters unglücklicher Liebe zurück. Trotz ſeiner Neigung für die Hamburger Margarethe ſchwärmte er noch immer für ſeine marmorkalte Couſine Friederike.

In einem Briefe, den er am 5. October 1751 aus Friedensburg an Gleim ſchrieb, ſchildert er den Zuſtand ſeiner Seele folgendermaßen:

„Sie ſind es, mit dem ich über meine Geſchichte, an der Sie den Antheil eines recht eigentlichen Freundes genommen haben, reden will und kann. Schmidt*) ſcheint das mit mir nicht mehr thun zu wollen. Denn ich habe noch keinen Brief von ihm. Sie wiſſen, wie viel mir daran gelegen ſein muß zu erfahren, auf welche Art, ich will nicht ſagen, aus was für Gründen, ſondern mit welcher Art zu denken Fanny mich ſo unglücklich macht, als ſie mich gemacht hat. Ich bin, Sie wiſſen es, mein Gleim, ſo wenig fähig, im geringſten ungerecht zu ſein, als Sie es ſein können, und daher bin ich bei aller meiner Traurigkeit dennoch geneigter, Fanny zu vertheidigen, als anzuklagen."

Klopſtock iſt noch immer namenlos unglücklich, weil er ſich den Character ſeiner Couſine durchaus nicht zu enträthſeln vermag. Noch immer ſchwebt ſein Herz in banger Ungewißheit, ob ſie ihn wiederliebe oder nicht.

---

*) Fanny's Bruder.

„Meine einzige Belohnung für ſo viel Liebe, mein bischen Ruhe, das dadurch, wenn noch einige Jahre vorbei ſind, über mein Leben kommen könnte, iſt, zu wiſſen, ob Fanny ein Herz, wie ich, hat?“

Weiter unten klagt er ſeinem Freunde:

„Wenn ich Ihnen meinen jetzigen Zuſtand nennen ſollte, wahrhaftig! ich hätte keinen Namen für ihn. Ich habe bisher oft von Ihr geträumt. Dann weine ich in und nach dem Traume. Aber was ſind dies für Thränen! Gar keinen Raum von Hoffnung mehr und dennoch Thränen! Ich bin überzeugt, Sie können ſich davon keine Vorſtellung machen. Fanny ganz verloren! ja ganz, denn ſie hat kein Herz, wie ich! Ach, Gleim, das iſt ein entſetzlicher Gedanke!“

„Wie iſt es möglich, werden Sie wohl ſchon manchmal bei ſich gedacht haben, daß Klopſtock nicht mit einem edlen Stolze in ſich zurückeilt und auf dieſe würdige Art ſich für ſo viel unbelohnte Liebe durch Ruhe rächt? Ich frage mich ſelbſt ſo, Gleim, und kann mir nicht antworten.

„Was iſt das in mir, das noch immer
Sie beim Namen mir nennt, will ich ihr Gedächtniß vertilgen?“

Am 30. October 1751 ſchreibt er demſelben Freunde aus Kopenhagen:

„Ich liebe Fanny noch immer und kann nicht aufhören, ſie zu lieben. Weil Fanny ſo ſelten an mich ſchreibt, ſo ſollen Sie machen, daß ſie an Sie ſchreibt, und mir wiederſchreiben, was ſie Ihnen ſchreibt. So will ich es haben, mein lieber Gleim, und ich verdiene es wohl, daß Sie dies bischen Abendſchimmer auf mein trauriges Leben ſtreuen. Stellen Sie ſich einmal ein Herz wie meines vor, das nicht mehr klagen und nicht mehr weinen kann. Wenn ich an meine Thränen zurückdenke, ſo merke ich wohl, daß doch immer noch etwas Hoffnung unter die Traurigkeit gemiſcht war, ſie hervorbringen zu helfen. Ich träume jetzt von Fanny öfterer und länger als jemals. — — — Manchmal wünſche ich, daß ich ſie nie geſehen, nie ihren Namen hätte nennen hören; dann könnte ich vielleicht eine Andere lieben. Aber das kann ich nun nicht. Es giebt hier viel ſchöne, junge, blonde Mädchen. Aber ſie machen nicht einmal den erſten leichten Eindruck auf mich, der uns auf ſolch ein Mädchen aufmerkſamer als auf ihre Geſpielinnen macht. Das iſt mir Alles gleichgültig, und ich ſpreche mit ihnen, wie mit einer Mannsperſon."

Aus dieſen Zeilen ſpricht die Gluth unbefriedigter Sinnlichkeit, eine Verzweiflung, die ihren Höhepunkt erreichte, als ſeine Fanny, ein Weſen, nicht beſſer und nicht ſchlechter als hundert Andere, die Liebe des Dichters verſchmähte und im December des Jahres 1753 ihre Hand einem Kaufmanne in Eiſenach ſchenkte, weil ſie zu Jenen gehörte, die es vorziehen, lieber die Frau eines wohlhabenden Gevatter-Handſchuhmachers als die gefeierte Madonna eines unbemittelten Poeten zu ſein. Friederikens Bruder ſchildert den glücklichen Philiſter, der über Klopſtock's Liebe den Sieg davontrug, mit folgenden Worten: „Er iſt ein gutgearteter und verſtändiger Mann und von einem ſehr artigen Anſehen. Mehr, däucht mich, gehört nicht dazu, um ein Frauenzimmer, das Reflexions macht, zu bewegen, daß ſie ſolch einem Manne ihr Herz nicht verſagt.“

„Das iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz dabei.“

Zum Glück aber gehörte Klopſtock's Herz zu jenen, die nicht daran ſterben.

Er warf ſich in die Arme ſeiner Meta, die, wenige Monate nach Fanny's Vermählung, am 10. Juli 1754 ſeine Gattin wurde.

Aber ſchon vier Jahre ſpäter zerriß der Tod das Band dieſer glücklichen Ehe. Margaretha Klopſtock ſtarb am 28. November 1758. Ein Jahr nach Meta's Tode gab ihr untröſtlicher Gemahl ihre hinterlaſſenen Schriften bei Bohn in Hamburg heraus. Klopſtock, der, wie Tacitus, gern mit Einem Zuge malt, ſagt von ihr in der Vorrede: „Sie war geſchaffen, mit der Arria zu ſagen: „Paetus, es ſchmerzt nicht!“

Nach Margarethen's Tode hielt ſich Klopſtock abwechſelnd in Braunſchweig, Quedlinburg und Blankenburg auf.

Erſt nach dem Sturze ſeines geiſtreichen Beſchützers Bernſtorff verließ er Kopenhagen für immer und lebte dann mit jenem mäßigen Jahrgehalte, welchen der von den Dänen mit Unrecht verketzerte Graf Struenſee kurz vor ſeinem tragiſchen Ende zu verdoppeln Willens war, in Hamburg. 1773 folgte Klopſtock einem Rufe des Markgrafen Friedrich von Baden, der ihm einen Hofrathstitel octroyirte. Aber ſchon nach Jahresfriſt kehrte er von Karlsruhe nach dem ihm lieb gewordenen Hamburg zurück, wo er im Jahre 1791 mit ſeiner vieljährigen Freundin Johanna Eliſabeth von Winthem, einer gebornen von Dümpfel, die in ihrer Jugend ſeine Schülerin geweſen war, eine zweite Ehe ſchloß. — Zwei Jahre ſpäter ernannte ihn der franzöſiſche Nationalconvent, auf Antrag Chénier's, zum franzöſiſchen Ehrenbürger und das Nationalinſtitut zum Ehrenmitgliede. Gefeiert von ganz Europa und geliebt von Allen, die ihn auch als lebensfrohen Geſellſchafter gekannt hatten, ſtarb er am 14. März 1803 und ruht ſeitdem auf dem Kirchhofe zu Ottenſen an der Seite ſeiner durch ihn unſterblich gewordenen „Cidli", unter welchem Namen er ſeine erſte Gemahlin, Margarethe Moller, beſungen hatte.

## Sechſtes Kapitel

Tod der Königin Louiſe. — Wiedervermählung Friedrich's des Fünften. — Die Königin Juliane Marie. — Ihre Reiſe nach Dänemark — Ihr Beilager. — Ihr Einzug in Kopenhagen — Ihre Entbindung

Friedrich's V. Gemahlin, die ſich durch die Holdſeligkeit ihrer Erſcheinung und durch die Liebenswürdigkeit ihres Characters die Liebe ihres Volks in ungewöhnlich hohem Grade erworben hatte, ſtand in der vollſten Blüthe ihres Lebens und an der Schwelle eines Zeitabſchnitts, der ihren Gatten durch die Geburt eines neuen Pfandes ihrer Liebe erfreuen ſollte, als ſie wenige Tage vor der Feier ihres ſiebenundzwanzigjährigen Geburtsfeſtes ſich durch allzuraſches Niederbücken einen Leibesſchaden zuzog, der doppelt gefährlich war, weil ſie ſich im neunten Monate ihrer Schwangerſchaft befand. — Ihr Schamgefühl verleitete ſie, den Unfall, der ihr begegnet war, einige Tage lang zu verſchweigen. Sie ertrug die fürchterlichſten Schmerzen, ohne einen ihrer Aerzte zu Rathe zu ziehen. Am 10. December aber erſtieg ihr körperliches Leiden eine ſolche Höhe, daß ſie es ihrer nächſten Umgebung nicht länger verhehlen konnte. Noch an demſelben Tage mußte ſich die Königin einer äußerſt ſchmerzhaften Operation unterwerfen. Sie hielt, nach dem Berichte eines der königlichen Leibärzte, den Schnitt, um die Eingeweide wieder in ihre natürliche Lage zu bringen, mit männlichem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit aus. Die Aerzte hofften, ſie zu retten. Aber dieſe Hoffnung täuſchte ſie. Drei Tage ſpäter, einen Tag nach ihrem Geburtsfeſte, hauchte ſie am 19. December 1751, Morgens neun Uhr, unter namenloſen Schmerzen ihr junges Leben aus.

Schon nach der Weiſſagung ihrer alten Amme, die eine Schottin geweſen war, ſollte der December-Monat einen verhängnißvollen Einfluß auf das Schickſal ihres ehemaligen Säuglings haben. Und dieſe Prophezeihung erfüllte ſich wirklich:

Am 18. December war ſie geboren worden; am 11. December hatte ſie ihre Hochzeit gefeiert, am 19. December hatte der unerbittliche Tod ſie dem Armen ihres königlichen Gemahls entriſſen.

Durch ſchleunige Oeffnung ihres Leibes verſuchte man wenigſtens die Frucht zu erhalten. Es war ein Knabe, aber auch er konnte nicht mehr gerettet werden, denn er war geſtorben, noch bevor ihn das Leben angelacht hatte.

Um eilf Uhr Vormittage ward die Trauerkunde von dem plötzlichen Ableben der Königin und des Prinzen durch das dumpfe Geläute aller Glocken den Bewohnern Kopenhagens angezeigt. Das Volk gab ſeine tiefgefühlte Theilnahme an dieſem unerſetzlichen Verluſte durch einen Schmerz zu erkennen, der in eben ſo hohem Grade die erlauchte Todte ehrte, als das treue

Volk, das ſie ſo aufrichtig beweinte. An Louiſens Sterbetage blieb in der ganzen Reſidenz kein Auge thränenleer, denn Dänemark hatte ſeine herzlich geliebte Landesmutter, den holden Schutzgeiſt des Thrones, ſeine zweite Dagmar eingebüßt.

Friedrich V., den dieſer Todesfall tief erſchüttert hatte, verließ noch an demſelben Tage das königliche Reſidenzſchloß und begab ſich in Begleitung ſeiner Tante, der Prinzeſſin Charlotte Amalie, die tröſtend ihm zur Seite ſtand, nach dem Schloſſe Roſenberg, in welchem er bis zur Beerdigung der Königin blieb.

Der „Mercure historique“ (Band 132, Seite 107) berichtet über dieſen Trauerfall aus Kopenhagen:

„La consternation où nous avons été ici de la mort de la Reine, notre très-gracieuse Souveraine, est au-dessus de toute expression; elle est d'autant plus grande que ce coup funeste est arrivé dans un tems où nous attendions de la bonté divine, que S. M. donneroit un Prince à l'Etat. Cette princesse qui se trouvoit dans le 9me mois de sa grossesse, avoit été incommodée pendant quelques jours d'une hernie ou descente de boyaux. Ce mal fut jugé si dangereux, qu'après une consultation de médecins et de chirurgiens, on résolut de faire à la Reine une incision dans la côte pour remettre les intestins dans leur ordre naturel. S. M. a subi cette opération avec autant de constance que de resignation, mais le mal ayant empiré depuis, cette Princesse décéda le 19.

dée, vers les 1 heures du matin après avoir édifié par ses sentimens de piété tous ceux qui furent témoins de la perte d'une Princesse si digne d'être regrettée. La veille de sa mort, elle prit congé de son Auguste Epoux avec beaucoup de tendresse, ainsi que du Prince Royal et des Princesses, ses Enfans, auxquelles elle donna sa bénédiction. On a fait tout ce qui étoit humainement possible pour sauver l'Enfant qui étoit un Prince, mais inutilement."

Der Tod der Königin hatte ihren Gemahl dergeſtalt erſchüttert, daß die Aerzte die Vorſicht gebrauchen mußten, ihm zweimal einen Aderlaß zu verordnen.

Der „Mercure historique" ſagt darüber:

„Il est facile de se représenter en quel état d'abattement le Roi s'est trouvé, lui qui a toujours eu pour son Auguste Epouse les sentimens de la plus sincère tendresse et qui la consideroit réellement comme la véritable amie de son coeur. D'abord après la mort de la Reine, le Roi s'est retiré à Rosenbourg. S. M. qui n'avoit jamais été saignée, le fut deux fois, et jamais remède n'a pû être appliqué avec plus de fondement, la douleur de ce Monarque, aussi tendre Epoux qu'il est grand Prince, ne connoissant presque pas des bornes."

Am 21. December ward die einbalſamirte Leiche Ihrer Majeſtät in der Gallerie der Chriſtiansborg auf einem Paradebett ausgeſtellt. Während der Stunden, in welchen die Glocken geläutet wurden, hatte Jedermann freien Zutritt, die todte Königin zu ſehen. Die halbe Bevölkerung von Kopenhagen beeilte ſich, zu Füßen ihrer Leiche ein inbrünſtiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele zum Throne aller Throne emporzuſenden und die Stufen des Katafalks mit Lorbeer- und Immortellen zu bekränzen. Noch keine von allen ihren Vorgängerinnen war mit ſo allgemeiner Herzlichkeit betrauert worden wie Königin **Louiſe**, deren Mildherzigkeit ſie zum Abgott ihrer Unterthanen gemacht hatte.

Rings um den Katafalk erhoben ſich ſechszehn Gueridons, von denen jeder fünf Wachskerzen trug, die Tag und Nacht brannten. Zur Rechten der Königin war die Leiche des verſtorbenen Prinzen in einem mit ſchwarzem Sammet überkleideten Sarge ausgeſtellt.

Den Eingang zur Gallerie hielten vier königliche Trabanten in tiefen Trauerkleidern beſetzt. Im Innern des Saales ſtanden, an der Thür, der Ober-Hofmeiſter und die Ober-Hofmeiſterin und bei der Leiche ſelbſt zwei Damen und zwei Kammerjunker und das königliche Hofgeſinde. Nachts ward die Leiche durch zwei königliche Kammerherren und zwei Hofdamen nach der Reihenfolge ihrer Anciennetät bewacht.

Am 5. Januar 1752 legte der König und ſein ganzer Hofſtaat die Trauer auf ein ganzes Jahr mit der Beſtimmung an, daß während dieſer zwölf Monate jede Gattung von Spiel und Luſtbarkeit im ganzen Lande, wie am Hofe ſelbſt, unterſagt bleiben ſollten. **Friedrich** war in der That untröſtlich. Der engliſche Envoyé extraordinaire, Sir **Charles Hanbury** Williams, der ihm ein eigenhändiges Condolenzſchreiben ſeines königlichen Schwiegervaters zu überreichen beauftragt war, fand Louiſens untröſtlichen Gemahl in Thränen aufgelöſt.

Am 16. Januar ward die irdiſche Hülle der Königin in die Chriſtiansberger Kirche gebracht und dort auf ein prachtvolles Trauergerüſt ausgeſtellt. Erſt zehn Tage ſpäter begleitete ein unabſehbarer Cortège von Leidtragenden aus allen Klaſſen des Volkes die königliche Leiche mit dem todtgeborenen Prinzen nach Roeskilde, nachdem in ſämmtlichen Kirchen Dänemarks und Norwegens eine officielle Gedächtniß-Predigt über Jeſaias XXXVIII, 17. abgehalten worden war. Aus der Unmaſſe der ſowohl in däniſcher als in lateiniſcher Sprache abgefaßten Leichenreden haben ſich nur drei durch den Druck erhalten *). Die Uebrigen ſind längſt verſchollen. Aber länger als all' dieſer proſaiſcher Jammer wird jene ſchöne Ode leben, welche der dankerfüllte Meſſiasſänger Klopſtock als unverwelkliches Lorbeerreis auf den Sarkophag dieſer ſchon dadurch unſterblich gewordenen Fürſtin niedergelegt hat.

Aber jeder Schmerz hat ſeine Grenze.

Friedrich V., der vier Monate den Verluſt ſeiner engliſchen Gemahlin betrauert hatte, war noch viel zu jung und viel zu feurig, um ſich lange als Wittwer

---

*) Peter Hersleb, Klageprædiken over Dronning Lovise. Kjøbh. 1752. 4. — Hans Peder Ancherſen, Oratio in obitum reginae Ludovicae, Hafn. 1752. Fol. — Chriſtopher Lysholm, Sermo funebris in obitum principis Lovisae, Sorae 1754. 4.

zu gefallen. Schon am 8. Juli des Todesjahres ſeiner erſten Gemahlin ſchloß er eine neue Ehe mit der jüngſten Schweſter des damals regierenden Herzogs Carl von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Prinzeſſin Juliane Marie, Tochter des durch ſeine Goliathslänge bekannt gewordenen und am 3. September 1735 geſtorbenen Herzogs Ferdinand Albert von Braunſchweig-Bevern, war am 4. September 1729 zu Braunſchweig geboren. Ihre Mutter, Antoinette Amalie — jüngſte Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Schweſter der am 21. December 1750 geſtorbenen Kaiſerin-Witwe Eliſabeth Chriſtine, Carl's VI. geweſener Gemahlin — hatte ihren zwölf Kindern (ſechs Söhnen und ſechs Töchtern) und namentlich der jüngſten der Letztern eine äußerſt brillante Erziehung gegeben und die Genugthuung erlangt, ſie zu einer Prinzeſſin heranreifen zu ſehen, die damals für ein Muſterbild aller Liebenswürdigkeiten, für eine der ſchönſten Fürſtentöchter Deutſchlands galt.

Juliane Marie war ein leibliches Geſchwiſterkind der großen Maria Thereſia und gleichzeitig Schwägerin Friedrich's des Großen, der ſich am 12. Juni 1733 mit Julianens älteſter Schweſter, Eliſabeth Chriſtine, vermählt hatte, während deſſen älteſter Bruder und muthmaßlicher Thronerbe Auguſt Wilhelm, als damaliger Prinz von Preußen, ſeit dem 6. Januar 1742 mit Louiſe Amalie, der zweiten Schweſter der däniſchen Königsbraut, vermählt war.

Der Vermittler dieſer däniſch-braunſchweigiſchen Verbindung, welche beiden Höfen gleich erwünſcht kam, war der Geheime Rath Friedrich Ludwig von Dehn, der, als königlich däniſcher Bevollmächtigter an den Wolfenbütteler Hof geſchickt, am 24. Juni 1752 mit drei Gallawagen von Braunſchweig nach dem Luſtſchloſſe Salzdahlen abgeholt ward, wo er im Namen ſeines erlauchten Souverains beim regierenden Herzoge Carl und bei deſſen Mutter, der Herzogin-Witwe Antoinette Amalie, um die Hand ihrer Lieblingstochter anhielt. Am nächſtfolgenden Tage ward in der Schloßkapelle die Trauung par procuration, bei welcher der herzogliche Bruder die Stelle des däniſchen Bräutigams vertrat, durch den Ober-Hofprediger Doctor Haſſel vollzogen.

Eine Stunde nach dieſer Ceremonie verließ die ſchmucke Königsbraut das ſchöne Luſtſchloß, in welchem ſie den Lenz ihres Daſeins verlebt, und nachdem ſie ſich von ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern viel leichter getrennt, als ſie gefürchtet hatte, begab ſie ſich nach Wendhauſen, wo ihr neuer Hofſtaat, an deren Spitze der Geheime Rath von Juel mit vier Kammerherren ſtand, zwei Tage zuvor aus Dänemark eingetroffen war.

Am 27. Juni verließ die Königin mit ihrem zahlreichen Gefolge Wendhauſen, fuhr am Nachmittage des folgenden Tages bei Hop über die Elbe und geruhte ihr Mittagsmahl auf dem Zollenſpieker einzunehmen. Gegen Abend ſetzte ſie ihre Reiſe durch Bergedorf und Hamburg, das ſie von ſeinen Wällen mit Kanonendonner empfing, nach Altona fort, wo ſie erſt gegen Abend eintraf.

Bei ihrer Ankunft daſelbſt ward ſie am Thore vom Magiſtrate bewillkommnet und unter dem Jubelgeſchrei einer zahlloſen Volksmenge durch eine Doppelhecke der mit klingendem Spiele und flatternden Fahnen in Parade aufgeſtellten Bürgermiliz bis nach dem Hôtel des Präſidenten Grafen von Rantzau begleitet.

Eine Compagnie unverheiratheter Bürgerſöhne, die, ſämmtlich grün gekleidet, goldbetreßte Hüte und Patrontaſchen trugen, auf welchen die goldene Namenschiffre des Königs prangte, ritt dem Staatswagen voran, in welchem die Königin an der Seite ihrer Ober-Hofmeiſterin ſaß. Ihm ſchloß ſich eine Abtheilung däniſcher Cuiraſſiere und eine lange, unabſehbare Reihe anderer Staatscaroſſen an, in welchen ſich das männliche und weibliche Gefolge der Königin befand.

Zu Anfang und zu Ende der Pailmail erhoben ſich zwei mit dem däniſchen und braunſchweigiſchen Wappen geſchmückte Ehrenpforten mit der Inſchrift: Auspicatissimis Friderici V et Julianae Mariae Hymenaeis und den beiden ziemlich ungelenkigen Verſen:

„Die däniſchen Flaggen zieh'n durch jedes ferne Meer,
Doch Braunſchweig ſchicket uns das reichſte Kleinod her.“

Die ganze Pailmail, an deren äußerſtem Ende das Hôtel des Grafen von Rantzau lag, bei dem die Königin abzuſteigen geruhte, war durch Tauſende von buntfarbigen Lampen auf wahrhaft pittoreske Weiſe erhellt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Am folgenden Morgen war große Cour, bei welcher die Königin den Herzog von Ploen, den ſchleswig-holſteiniſchen Statthalter Markgrafen von Culmbach, ſämmtliche in Hamburg reſidirende diplomatiſche Agenten der auswärtigen Höfe und eine ziemlich zahlreiche Deputation des Hamburger Senats zu empfangen und zur Tafel zu laden geruhte.

Nach aufgehobener Tafel zeigte ſich die Königin auf dem Balcone des Palais dem zahlreich verſammelten Volke, das, ob es gleich nicht mitgeſpeiſt, ſeine neue Landesmutter mit überlautem, zur Tagesordnung gehörigen Jubel zu begrüßen ſich bereit finden ließ.

Am 30., Nachmittags vier Uhr, ſetzte die Königin nebſt Gefolge ihre Reiſe durch Holſtein fort, bis Pinneberg begleitet von der grünen Ehrengarde der unverheiratheten Bürgerſöhne. Gegen Mitternacht langte ſie unter dem jubelnden Zujauchzen des Volkes zu Itzehoe, am 1. Juli Mittags zu Rendsburg und am Abende deſſelben Tages auf Schloß Gottorp an, wo ſie ihr Nachtlager aufſchlug und bis zum nächſten Mittage blieb. Am 2. Abends traf ſie in Flensburg, am 3. Mittags in Hadersleben und Abends in Koldingen ein. Hier und überall derſelbe Jubel! — Am 4. dinirte ſie Mittags zu Middelfahrt und übernachtete in Odenſe. Die königliche Yacht, auf welcher ſie den großen Belt paſſirte, wurde von dem Contre-Admirale Herrn von Fontenay geführt. Am 5. Mittags, als die Königin zu Korſoer ans Land ſtieg, ward ſie im Namen des Königs durch den Ober-Kammerjunker, Herrn von der Lühe, ehrfurchtsvoll begrüßt und nach Schloß Antvorſkov begleitet, wo ſie ihr drittes Nachtquartier hielt. Am 6. langte ſie in erwünſchtem Wohlſein Mittags zu Lethraborg und Abends auf dem feſtlich geſchmückten Luſtſchloß Jägerspriis an, wo ſie am folgenden Tage von Seiner Majeſtät dem Könige und ſeinem glänzenden Hofſtaate empfangen und zur Tafel geführt ward.

Nach aufgehobener Mahlzeit ſchenkte er ſeiner Gemahlin Schloß und Amt Jägerspriis und kehrte noch an demſelben Tage nach Frederiksborg zurück, wohin ihm erſt am folgenden Morgen die Königin nachfolgte. Sonnabend, am 8. Juli, ward in der dortigen Schloßkirche ihr Vermählungs-Act durch den Hofprediger Bluhme vollzogen.

An dieſem Tage ernannte der König ſechs neue Elephanten-Ordens-Ritter:

1) den Vermittler dieſer Heirath, den Freiherrn Friedrich Ludwig von Dehn.

2) Johann Hartwig Ernſt, Freiherrn von Bernſtorff.

3) Johann Adolph von Ahlefeldt.

4) Karl von Holſtein.

5) Adam Gottlob, Grafen von Moltke und

6) Adolph Friedrich, König von Schweden.

Der Kammerjunker Juel ward nach Stockholm abgeſchickt, um ihm das blaue Band einzuhändigen. Der ſchwediſche Monarch verlieh dem Könige von Dänemark kurz darauf den Seraphinen-Orden.

Nach Beendigung der Hochzeitsfeſtlichkeiten begab ſich das neuvermählte Königspaar von Frederiksborg nach Friedensburg. Schon am folgenden Morgen beeilte ſich der Monarch, ſeinen gefeierten Gaſt **Klopſtock** der Königin vorzuſtellen, die ihn einlud, ihr in den Stunden ſeiner Muſe ſein unſterbliches Epos vorzuleſen.

Am 29. Juli erhob ſich Friedrich V. nach Kopenhagen, um das Andenken ſeiner Vermählung durch die Grundſteinlegung einer neuen Kirche zu verewigen. Dieſe Kirche, die ſeinen Namen erhielt, wurde neben dem großen Hoſpitale auf dem Amalienburger Platze auf königliche Koſten erbaut. In den Grundſtein ward eine vergoldete Kupfer-Platte mit nachfolgender Inſchrift gelegt:

Domus Publicae
CCC. Aegrotis Excipiendis
Dicatae
Pius Patriae Pater
Fridericus Quintus
Rex Dan. et Norv.
Solemni Ritu
Primum Lapidem posuit
Suis et Sumptibus,
Non Rogato Civium Censu,
Opus consummare jussit
Die XXIV. Jul. MDCCLII.

Schon am nächſten Tage kehrte der König nach Friedensburg zurück.

Am 4. September wurde hier der vierundzwanzigſte Geburtstag der Königin im Beiſein ihrer Mutter, der Königin-Witwe, aller fremden Geſandten und ſämmtlicher Großwürdenträger des Reiches mit feenhafter Pracht gefeiert.

An dieſem Tage wurden vom Könige zwölf neue Danebrogsritter creirt:

1) Chriſtian Friedrich von Wangelin, General-Lieutenant von der Infanterie.

2) Chriſtian Auguſt von John, Geheimer Rath und Geſandter am Nieder-Sächſiſchen Kreiſe.

3) Ferdinand Auguſt von Dehn, Kammerherr und General-Major von der Infanterie.

4) Otto Manderup Graf von Rantzau, Kammerherr und Stiftsamtmann über Island und Faröe.

5) Chriſtian Siegfried von Pleſſen, Kammerherr und Finanz-Deputirter.

6) Erhard Graf von Wedel-Friis, Kammerherr, Oberſt der Cavallerie und Geſandter in Frankreich.

7) Niels Krabbe Wind, Kammerherr und Oberhofmeiſter der Königin.

8) Karl Gottlieb von Reitzenſtein, General-Major von der Infanterie und Chef des Artillerie-Corps.

9) Georg Chriſtoph von Stürup, General-Major von der Infanterie und Deputirter im Land-Etat-General-Commiſſariat.

10) Chriſtian Wilhelm von Nummeſen, General-Major von der Infanterie.

11) Johann von Mangelſen, General-Major von der Infanterie.

12) Theodorus Adelaer, General-Major von der Infanterie.

An demſelben Tage beſchenkte die Königin den Contre-Admiral von Fontenay, welcher ſie bei ihrer Reiſe nach Dänemark über beide Belte geführt hatte, mit einer eigenhändig geſtickten Schiffsflagge, auf der ihr Name prangte.

Während dieſer Zeit hatte die Haupt- und Reſidenz-Stadt die großartigſten Vorbereitungen zum feierlichen Einzuge der neuen Herrſcherin getroffen. Es wurden u. A. drei prachtvolle Ehrenpforten aufgebaut. Die eine am Norder-Thore ward auf Koſten der Kopenhagener Juden-Gemeinde, die zweite an der Petrikirche auf Koſten der Univerſität und die dritte von dem See-Commiſſariat aufgeſtellt.

Der Einzug ſelbſt erfolgte am 11. October. Die Königin ſaß an der Seite der Prinzeſſin Charlotte Amalie, der Tante ihres Gemahls, in einem von acht Prachtſchimmeln gezogenen Galla-Wagen, welchem ſich der ganze Hofſtaat in Caroſſen und zu Pferde anſchloß. Das reitende Gefolge hatte ſich in drei Quadrillen getheilt.

In der erſten, von dem königlichen Kammerherrn und Ober-Stallmeiſter von Brockenhuus geführten Abtheilung ritten die königlichen Juſtizräthe, die Kammerjunker und commandirenden Capitaine; in der zweiten, die vom Kammerherrn und Stallmeiſter von Staffeld angeführt wurde, ritten die Etatsräthe, Commandeure und Obriſten; in der dritten unter Anführung des Geheimen Raths und Ober-Kammerjunkers von der Lühe die Conferenzräthe, Admirale und General-Majore.

Als die Königin im innern Schloßhofe, wo die Land-Cadetten-Compagnie in Parade aufgeſtellt war, aus dem Wagen ſtieg, ward ſie von ihrem Gemahle empfangen und in die ihr eingeräumte Zimmerreihe eingeführt.

Abends ſoupirte der ganze Hof an einer Tafel von hundert Couverts. Alle Speiſen wurden auf Gold ſervirt. Während des Mahles wurden unter die Gäſte goldene und ſilberne Denkmünzen ausgetheilt, welche der König zur Erinnerung an ſeine Vermählung in ziemlich großer Menge hatte prägen laſſen.

Am folgenden Tage beſichtigten beide Majeſtäten den neuen Holm, woſelbſt man zwei neue Linienſchiffe, von denen das Eine zu Ehren der Königin „Juliana Maria“ das Andere „die Inſel Möen“ getauft ward, vom Stapel laufen ließ.

Die Schaumünze, welche beim Einzuge der Königin unter das Volk ausgeworfen worden war, zeigte auf der Vorderſeite Friedrich's V. Bruſtbild mit ſeinem Namen und Titel und auf der Rückſeite den Gott Hymen, in der Linken einen abgelegten Trauerflor und mit der Rechten eine Fackel haltend, die er an einem Altar-Feuer anzündet, vor welchem zwei Genien Blumen ausſtreuen mit der Umſchrift: Regnorum tali revirescunt gaudia flamma. Im Umkreiſe las man die Inſchrift: Juliana Maria Brunsv. Regi nupta D. VIII. Jul. MDCCLII.

Der Dichter Klopſtock, der die Feier dieſer Vermählung durch eine Ode verherrlicht hatte, erhielt vom Könige eine goldene Tabatiere, die mit Diamanten und dem Bildniſſe ſeiner braunſchweigiſchen Gemahlin geſchmückt war.

Gerade ein Jahr nach ihrem feierlichen Einzuge in Kopenhagen ward die Königin am 11. October 1753, an demſelben Tage, an welchem weiland König Friedrich IV. das Licht der Welt erblickt hatte, von ihrem erſten (und einzigen) Kinde, einem Prinzen entbunden, der in der vom Hofmucker Bluhme vollzogenen Taufe den Namen Friedrich erhielt. Bei der Taufe war der Neugeborene mit Windeln von ſilbernem Moire bekleidet, worüber das blaue Band des Elephanten-Ordens hing. Nach der Sitte des königlichen Hauſes vertraten der König und deſſen Mutter, die Königin-Witwe, die Gevatter-Stelle. Letztere ſchenkte ihrem Enkel eine ſilberne Wiege.

# Siebentes Kapitel.

Dänemarks Neutralität während des ſiebenjährigen Krieges. — Der däniſche Miniſter Graf von Lynar vermittelt im Kloſter Zeven einen Waffenſtillſtand. — Bruch dieſes Vergleiches. — Manifeſt des ſchleswig-holſtein'ſchen Statthalters. — General Graf von Saint-Germain. — Der Hubertsburger Friede. — Neue Wirren zwiſchen Dänemark und Rußland.

Eines der größten Verdienſte, die ſich der fünfte Friedrich um das Wohl Dänemarks erwarb, beſtand darin, daß er an den unheilvollen Kriegen, welche während ſeiner Regierung die Ruhe und das Gleichgewicht von halb Europa erſchütterten, durchaus keinen Antheil nahm und ſich dabei fortwährend neutral verhielt.

Während des ſiebenjährigen Krieges, deſſen hervorragendſter Held und Sieger der große Friedrich von Preußen war, trat der König von Dänemark zwiſchen Frankreich und Groß-Britannien als Friedensvermittler auf und führte durch ſeinen bevollmächtigten Miniſter, Grafen Rochus Friedrich von Lynar, am 9. September 1757 im Kloſter Zeven*) zwiſchen dem franzöſiſchen Marſchall Herzog von Richelieu und dem Herzoge von Cumberland, dem Ober-

---

*) In dem zu Bremen gehörenden Amte Ottersberg gelegen.

Befehlshaber der verbündeten Heere der Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger, Sachſen-Gothaner und anderer deutſchen Hülfsvölker, einen Waffenſtillſtand herbei, worüber nachfolgende Convention getroffen ward:

„Da Seine Majeſtät der König von Dänemark von den Unglücksfällen der Bremen'ſchen und Verden'ſchen Gebiete, denen Sie beſtändig einen beſondern Schutz verliehen, gerührt worden ſind und Verlangen getragen haben, zu verhindern, daß dieſe Länder nicht länger der Schauplatz des Krieges ſein möchten, auch unter den Armeen, welche ſich kampfbereit gegenüber ſtehen, um ſich den Beſitz derſelben ſtreitig zu machen, Blutvergießen zu erſparen, haben Allerhöchſtdieſelben Dero Vermittelung durch den Dienſt Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Lynar angeboten.

Die Achtung für die Intereeſſion Seiner königlich däniſchen Majeſtät hat ſowohl Seine Königliche Hoheit, den Herzog von Cumberland*), General der alliirten Armee einerſeits, und Seine Excellenz den Herrn Marſchall Herzog von Richelieu anderer Seits bewogen, ihr beiderſeitiges Ehrenwort in die Hände des Grafen von Lynar niederzulegen und nachfolgende Convention feſtzuſtellen, da Letzterer, um dem großmüthigen Willen ſeines königlichen Herrn und Gebieters Genüge zu leiſten, ſich anheiſchig gemacht, alle in dieſer gegenwärtig beſchloſſenen Convention erforderlichen Garantien auszuwirken. Der Graf von Lynar iſt daher mit ausgedehnter Vollmacht hierher geſendet worden, die Ausfertigung beſagter Convention ſo raſch als möglich zu Stande zu bringen. Die Puncte, über die man ſich gegenſeitig verglichen hat, ſind folgende:

---

*) Als Bruder der verſtorbenen Königin Louiſe war er Schwager des Königs von Dänemark.

Artikel I. Die Feindſeligkeiten ſollen in längſtens vierundzwanzig Stunden und, wo möglich, noch eher auf beiden Seiten aufhören. Es ſollen die dazu erforderlichen Befehle an die detachirten Corps ſofort abgefertigt werden.

Artikel II. Die Hülfstruppen von der Armee des Herrn Herzogs von Cumberland, die Heſſen, die Braunſchweiger, die Sachſen-Gothaner und die von dem Grafen von Lippe-Bückeburg, ſollen ſofort zurückgeſendet werden, und da es nöthig iſt, ihren Rückmarſch genau vorzuzeichnen, ſo ſoll von der alliirten Armee ein Officier von jeder einzelnen Nation vorausgeſchickt werden, um wegen ihrer Truppen und deren Anzahl, ſo wie wegen ihres freien Unterhalts und Durchzugs mit den Ländern, durch die ſie zurückkehren, einen Vergleich zu treffen. Die dazu nöthigen Paſſeports wird ihnen Seine Excellenz der Herr Marſchall von Richelieu ertheilen, damit ſie ungehindert nach ihrer Heimath zurückkehren können.

Artikel III. Seine Königliche Hoheit der Herzog von Cumberland verpflichtet ſich, mit demjenigen Theile ſeiner Armee, der nicht in der Stadt Stade zurückbleiben darf, über die Elbe zu gehen, während jener Theil der Truppen, der in Stade ſeine Garniſon aufſchlagen und deſſen Stärke ſich auf 4 —

6000 Mann belaufen ſoll, unter Garantie Seiner Majeſtät des Königs von Dänemark dort verbleiben darf. Er ſoll daſelbſt keine Art von Feindlichkeit ausüben und ebenſowenig dergleichen von Seiten des franzöſiſchen Heeres ausgeſetzt ſein. Zu Folge deſſen iſt man durch Commiſſarien wegen der beiderſeitigen Grenzen übereingekommen, welche man rings um Stade bezeichnen wird, welche Grenzen aber nach Beſchaffenheit des Terrains und der Umſtände, worüber die beiderſeitigen Commiſſarien ſich verſtändigen werden, ſich nicht über eine halbe Meile ausdehnen ſollen. Der Reſt der hannöver'ſchen Armee ſoll die Quartiere jenſeits der Elbe nehmen und um den Marſch der Truppen zu erleichtern, wird der Marſchall von Richelieu mit einem vom Herzoge von Cumberland ihm zuzuſendenden Officier den Weg verabreden, den ſie zu nehmen haben. Letzterer verpflichtet ſich, die nöthige Sicherheit zu geben, damit beſagte Truppen und deren Bagage ungehindert an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen können. Was die franzöſiſchen Truppen anlangt, ſo ſollen ſie in Bremen und Verden bis zur Ausſöhnung beider Souveräne bleiben.

Obige Artikel ſollen in Form und Inhalt getreulich und unter Garantie Seiner Majeſtät des Königs von Dänemark, welche Dero unterzeichneter Miniſter auszuwirken über ſich genommen hat, vollzogen werden. So geſchehen im Lager zu Kloſter Zeven am 9. September 1757."

Doch dieſer Vergleich wurde bald darauf gebrochen. Dänemark fuhr fort, ſich neutral zu verhalten;

aber dieſe bewaffnete Neutralität koſtete dem Reiche faſt ebenſoviel als der Krieg, denn mehrere Jahre hindurch ſah Friedrich V. ſich genöthigt, die däniſche Grenze durch ein in Holſtein aufgeſtelltes Heer von vierundzwanzigtauſend Mann (vierundvierzig Escadrons Reiterei und ſechsundzwanzig Bataillone Fußvolk) zu decken. Eine aus ſechs Linienſchiffen und vier Fregatten beſtehende Escadre ging unter dem Oberbefehle des Schout by Nacht Fiſcher unter Segel, um dieſem Heere einen Stützpunct zu geben. General en Chef des in Holſtein zuſammengezogenen Heeres war der Feldmarſchall-Lieutenant Markgraf Friedrich Ernſt von Brandenburg-Culmbach, der Onkel Friedrich's V. Unter ihm commandirten der General der Cavallerie von Kalkreuth, die General-Lieutenants: Herzog von Auguſtenburg, Graf von Ahlefeldt zu Langeland, Juel, Dehn und Ove Ramel Seheſtedt, die General-Majore: von Niepur, Graf von Schmettau, von Moltke, Graf von Ahlefeldt zu Eſſelsmark, Graf Holck, de la Potterie, Graf Laurwig, Prinz Emil Auguſt von Auguſtenburg, Freiherr von Schenk; die General-Adjutanten von Gähler, Römeling Graf von Moltke und der General-Quartiermeiſter Obriſt von Teignet.

Am 20. Juli 1758 erließ der General en Chef von Schloß Friedrichsruhe aus nachfolgendes Manifeſt:

„Wir Friedrich Ernſt, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg u. ſ. w. Seiner Königlichen

Majeſtät zu Dänemark und Norwegen, in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein eingeſetzter Statthalter, auch beſtallter General = Feld = Marſchall und commandirender Chef der zum Cantonnement beordneten Truppen, Ritter des Elephanten = Ordens u. ſ. w. fügen hiermit zu wiſſen: Demnach Ihro Königliche Majeſtät zu Dänemark u. ſ. w. aus Landesväterlicher Vorſorge Allergnädigſt für gut befunden, bey den dermalen vorwaltenden Conjuncturen ein Corps Dero Truppen nach dem Herzogthume Holſtein marſchieren und daſelbſt cantoniren zu laſſen: ſo haben Wir auf expreſſen Königlichen allerhöchſten Befehl hiermit kund thun und declariren wollen, daß dieſe Cantonnirung aus keiner andern Urſache geſchehe, als nur um das Herzogthum Holſtein und Ihro Königlichen Majeſtät getreue Unterthanen gegen alle Gefahr zu decken und in Sicherheit zu ſetzen, geſtallt denn keiner der Benachbarten, ſo lange keine Anleitung dazu gegeben wird, von dieſer Seiten eine Invaſion oder Einrückung zu befürchten haben, ſondern verſichert ſein darf, daß nicht ein einziger Mann ſich über die Grenze machen oder ein fremdes Territorium betreten ſoll. Und gleich wie im Uebrigen die Maaßregeln bereits genommen, daß ſowohl in den Quartieren als auf den Märſchen die ſchärfſte und ſtrengſte Mannszucht gehalten werde, damit ſowohl Unterthanen als Fremde und Ausheimiſche nicht den mindeſten Fug, ſich zu beſchweren, erlangen mögen: ſo zweifelt man nicht im Geringſten, daß ſowohl Ihro Königliche Majeſtät Unterthanen an den Orten, wo die Cantonnirung veranſtaltet iſt, als auch alle und jede in den angrenzenden und umliegenden Gegenden, als die Großfürſtlich Holſteiniſche, Biſchöflich Eutiniſche, Sachſen-Lauenburgiſche, Fürſtlich Ploeniſche, Hamburgiſche und Lübeckiſche, wie auch Ritterſchaftliche Unterthanen, dadurch völlig werden geſichert werden, dergeſtallt und alſo, daß beydes, Reiſende ſowohl als Handel und Wandel treibende, Reiche und Arme, und wes Standes und Condition ſie ſeyn mögen, weder auf irgend eine Weiſe beunruhiget noch moleſtiret, ſondern vielmehr ruhig und ſicher bey ihrer Arbeit, Nahrung und Handthierung gelaſſen werden ſollen und verbleiben können; geſtallt denn, und damit ein jeder hiervon völlig unterrichtet ſein möge, gegenwärtiges Patent überall in dieſen Fürſtenthümern publiciret und an den gewöhnlichen Orten affichiret werden ſoll. Gegeben unter Unſerm Fürſtlichen Inſiegel auf Schloß Friedrichsruhe den 20. July 1758.

Friedrich Ernſt."

Der gute Markgraf, der ſich alſo vernehmen ließ, war damals ein Mann in ſeinen beſten Jahren und, obgleich verheirathet, ein höchſt leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Außerdem war er in hohem Grade abergläubiſch und bildete ſich ein, bei allen Frauen Glück zu machen dadurch, daß er, nach Anleitung des Albertus Magnus, Tag und Nacht eine Uhufeder auf ſeinem Herzen trug. Der äußerſt galante Herr hielt ſich ein Bündel Kebsweiber, zu welchen eine Hamburger Jüdin gehörte, die mehr als jede Andere über ihn vermocht haben ſoll und deren Couſin er zu ſeinem Leibarzte erhob, welcher für ihn

Liebestränke brauen mußte und ſich nebenbei auch zum Lebel ſeines erlauchten Gebieters gebrauchen ließ.

Friedrich Ernſt führte das Commando bis zum Jahre 1760, in welchem er es an den franzöſiſchen General Claude Louis Grafen von Saint-Germain abzugeben ſich genöthigt ſah.

Letzterer, der bis dahin die franzöſiſche Reſerve-Armee in Deutſchland befehligt hatte, legte im Auguſt 1760 in Folge eines Zerwürfniſſes mit dem Marſchalle von Broglio das Commando nieder, ſchickte das Kreuz des Sanct-Ludwigs-Ordens, deſſen Commandeur er geweſen war, an den König von Frankreich zurück und trat mit dem Charakter eines General-Feldmarſchalls in däniſchen Kriegsdienſt.

Zu jener Zeit galt der Graf von Saint-Germain für einen der tüchtigſten Feldherren Frankreichs. Seine Landsleute ſagten von ihm, daß er, wie Pompejus keinen General neben und, wie Cäſar, keinen über ſich dulden könne.

Friedrich V., der ſich glücklich pries, ſeinem Heere ſolch einen Feldherrn erworben zu haben, gewährte ihm einen Jahresgehalt von 14000 Thalern und 6000 Thaler Tafelgelder. — Im Auguſt des Jahres 1762, als der Geheime Rath Friedrich Ludwig Freiherr von Dehn die Beſtimmung erhielt, den Statthalter-Poſten in Schleswig-Holſtein anzutreten, kaufte König Friedrich dem neuen Statthalter ſein Gut Silleroe auf Seeland für die Summe von 120,000 Thalern ab, um daſſelbe ſeinem Feldmarſchall Grafen von Saint-Germain zu ſchenken. Im nächſtfolgenden Jahre wurde der Graf am Geburtstage des Königs (31. März 1763) zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt.

Graf Saint-Germain, der in Folge jenes oben erwähnten Zerwürfniſſes ein Feind ſeines Vaterlandes geworden war, hatte bei dem Könige von Dänemark die ganze Macht ſeines Einfluſſes aufgeboten, um denſelben zu bewegen, der bewaffneten Neutralität zu entſagen und ſich mit dem Könige von Preußen gegen Frankreich und Oeſterreich zu verbinden. Dazu aber war Friedrich nicht zu bewegen. Er erklärte: Erſt dann, wenn der König von Preußen dergeſtalt in die Enge getrieben ſei, daß er der Uebermacht ſeiner Feinde nicht mehr widerſtehen könne, ſollten jene dreißigtauſend Dänen, die in Holſtein ſtanden, ihm zu Hülfe eilen, da es ihm nicht gleichgiltig ſei, daß der König von Preußen gänzlich unterdrückt werde.

Der große Friedrich aber war ein Held, der, nicht auf fremde Hülfe bauend, ſich auf ſeine eigene Kraft verließ. Auch ohne Mithülfe Dänemarks warf er die Uebermacht ſeiner Feinde nieder und beendete durch den am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg von ihm dictirten Frieden die Wirren des ſiebenjährigen Krieges auf ſo glorreiche Weiſe für ſich und ſein Volk, daß er ſeitdem größer, geachteter und gefürchteter als früher daſtand, und daß der König von Dänemark über die Beſorgniß, Friedrich von Preußen „gänzlich unterdrückt" zu ſehen, vollſtändig beruhigt ſein konnte.

Dreizehn Monate vor Abſchluß des Hubertsburger Friedens war (am 5. Januar 1762) die Kaiſerin Eliſabeth geſtorben und der Sohn ihrer ältern, am 15. Mai 1728 zu Kiel hingeſchiedenen Schweſter, Anna Petrowna, der Großfürſt Carl Peter Ulrich, Herzog von Holſtein-Gottorp, ihr Nachfolger geworden.

Kaum hatte Letzterer als Peter III. Feodorowitſch den Thron ſeiner Tante beſtiegen, als er ſeine ſchon vor eilf Jahren erhobenen Anſprüche auf den herzoglich-gottorp'ſchen Antheil an Holſtein, welcher in dem am 30. Juni 1720 abgeſchloſſenen Frieden an die Krone Dänemark anheimgefallen und deſſen Beſitz ihr durch Preußen und Großbritannien für alle Zeiten gewährleiſtet worden war, ſofort erneuerte und offen erklärte, daß er das, was Dänemark ſeinem Vater geraubt habe, durch Waffengewalt zurückzufordern entſchloſſen ſei.

Der däniſche Geſandte am Petersburger Hofe, Greger Chriſtian Graf von Haxthauſen (er hatte erſt wenige Monate früher ſeinen Vorgänger Adolph Siegfried von Oſten abgelöſt) bemühte ſich im Vereine mit den ruſſiſchen Geſandten am Kopenhagener Hofe, Freiherrn von Korff und Herrn von Saldern, einen Vergleich zu Stande zu bringen; leider aber ſcheiterten ihre gegenſeitigen Bemühungen an der Hartnäckigkeit beider Höfe, von welchen Jeder auf ſeinem Rechte beharrte.

Friedrich V. rüſtete ſich nun zur Vertheidigung ſeiner von Rußland bedrohten Lande. Die Flotte wurde auf zwanzig Kriegsſchiffe und eilf Fregatten, die Landmacht auf ſiebenzigtauſend Mann verſtärkt. Schon am

2. März 1762 brachen dreizehntauſend Mann des in Holſtein liegenden Heeres nach Segeberg und Oldeslo auf, um die Grenze ſicher zu ſtellen. Gleichzeitig beabſichtigte Dänemark Hamburg, Lübeck und Travemünde zu beſetzen, um dadurch die beiden Flanken ſeines Heeres zu decken und den Ruſſen die Zufuhr zur See abzuſchneiden. In dieſer Abſicht rückte ein däniſches Corps von zehntauſend Mann unter dem Oberbefehle des Prinzen Emil von Holſtein-Auguſtenburg über Eppendorf in die Hamburger Vierlande ein, beſetzte alle vor dem Steinthore gelegenen Werke und jagte die darin poſtirte Mannſchaft heraus. Hamburg gerieth in Schreck und Verwirrung. Der Senat hielt eine außerordentliche Verſammlung. Das Vaterland ward in Gefahr erklärt. Sofort wurde die ganze Bürgerwehr aufgeboten und die Vertheidigung der vom Feinde überrumpelten Stadt dem Commando des Generals von Wurm anvertraut. Noch an demſelben Abende zogen acht Compagnien der bewaffneten Macht hinaus, um die Wälle und Thore der Stadt zu beſetzen. Letzterer war dabei nicht wohl zu Muthe, weil ſie, durch koſtſpielige Erfahrungen der Vergangenheit belehrt, Dänemarks Abſicht dabei errieth. Dänemark brauchte wieder einmal fremdes Geld und verlangte eine Anleihe von einer Million Bancothaler zu machen. Die däniſchen Miniſter, welche Friedrich V. mit dem möglichſt raſchen Abſchluſſe dieſer Anleihe beauftragt hatte, waren die Herren von John und Heinrich Carl von Schimmelmann. — Am 18. Juni wurde im Rathe der Sechziger durch Stimmenmehrheit der Beſchluß gefaßt, den Vorſchlag dieſer gezwungenen Anleihe

mit Entrüſtung zurückzuweiſen und den Dänen kein Geld vorzuſchießen. Als dieſe aber ganz ernſtlich erklärten, das Hamburger Gebiet nicht eher zu verlaſſen, bis ihrer Forderung Genüge geleiſtet ſei. mußte das arme reiche Hamburg, trotz der beharrlichen Weigerung ſeines mit Recht empörten Sechziger-Ausſchuſſes, ſich endlich doch geneigt finden laſſen, der königlich däniſchen Anmaßung Gehör zu ſchenken, und ſich bereit erklären, dem Könige von Dänemark eine Anleihe von einer Million Reichsthaler Banco zu vier Procent auf ſechs Jahre in drei Terminen auszuzahlen. Auch Altona, ſowie jede andere Stadt Dänemarks, mußte Geld zur Führung des Krieges gegen Rußland herbeiſchaffen. Altona allein ſah ſich gezwungen, dreimalhunderttauſend Thaler zu zahlen; der dritte Theil wurde den dortigen Juden abgeſchunden.

Am 29. Juni wurde Travemünde, der wichtige Paß an der Oſtſee, von den Dänen genommen und daſelbſt ein Magazin für die Armee angelegt.

Während Dänemark ſich auf dieſe Weiſe zur Defenſive gegen Rußland rüſtete, rief es gleichzeitig die Vermittelung des Königs von Preußen an, welcher gleich nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth mit Rußland nicht nur Frieden gemacht, ſondern ihm auch ein Hülfscorps gegen Dänemark zugeſagt hatte. Der däniſche Geſandte am preußiſchen Hofe, Graf von Ahlefeldt, war beauftragt, das preußiſche Cabinet zu beſtimmen, als Vermittler aufzutreten.

Unterdeſſen war der König von Dänemark am 29. Mai von Kopenhagen abgereiſt, am 7. Juni zu Gottorp und am 9. zu Traventhal angelangt, um von hier aus in eigener Perſon die Kriegsoperationen zu leiten

In Traventhal wurde von ihm der Geheime Rath und Danebrogsritter Achaz Ferdinand Freiherr von der Aſſeburg empfangen und, mit geheimen Inſtructionen verſehen, nach Berlin geſchickt, um als zweiter Bevollmächtigter das Vermittlungsgeſchäft zu betreiben. Dieſer berichtet in ſeinen von Varnhagen von Enſe herausgegebenen Denkwürdigkeiten (Berlin 1842. 8.) über die ihm anvertraute Miſſion:

Aſſeburg verließ am 10. Juli 1762 Traventhal und traf am 15. in Berlin ein. Er hatte von dem Miniſter Baron Bernſtorff eine mündliche Inſtruction erhalten, von welcher Folgendes ein Auszug iſt:

1) Das Herzogthum Schleswig werde von Seiten des ruſſiſchen Kaiſers angeſprochen.

2) In dieſer Angelegenheit nehme der König von Dänemark mit Vertrauen die Vermittelung des Königs von Preußen an.

3) Der König von Dänemark aber werde keine Unterhandlung anfangen, in welcher die Abtretung des Herzogthums die Baſis ſei; er habe daher eine Armee von ſiebenunddreißigtauſend Mann an ſeine Grenzen rücken und (einſtweilen) zwölf Linienſchiffe, vier Fregatten und zwei Kutter auslaufen laſſen.

4) Der König von Dänemark ſei bereit, eine Summe Geldes zum Opfer zu bringen, um den Kaiſer von Rußland zu befriedigen.

5) Sollte jedoch der Krieg ausbrechen, ſo nehme der König von Dänemark von Seiten des Königs von Preußen jene Garantie ſeiner Staaten in Anſpruch, die ſeinen Vorfahren im Stockholmer Frieden ertheilt worden ſei.

Der preußiſche Staatsminiſter **Carl Wilhelm Graf von Finkenſtein** verhehlte nicht, daß er es für ſchwer, ja faſt für unmöglich halte, daß der Kaiſer von Rußland für ſeine Anſprüche an Schleswig ein Aequivalent an Geld annehmen werde. Ueberhaupt rieth er Mäßigung dem däniſchen Hofe an. Die Abſicht des Letztern ging dahin, das in Holſtein verſammelte Heer in's Mecklenburg'ſche einrücken zu laſſen und in der Occupation dieſer Herzogthümer den Ruſſen zuvorzukommen, deren Armee in Preußiſch-Pommern ſtehen geblieben war, um von da aus den Krieg gegen Dänemark zu unternehmen.

Ruſſiſcher Seits befanden ſich als Bevollmächtigte in Berlin der am däniſchen Hofe reſidirende Geſandte Baron **von Korff** und der herzoglich holſteiniſche Rath **Caspar von Saldern**.

Bevor noch der Berliner Congreß ſeinen Anfang genommen hatte, waren die beiden feindlichen Armeen gegen einander aufgebrochen und ſich nach und nach näher gerückt.

Die Dänen wurden vom Grafen von **Saint-Germain**, die Ruſſen vom Grafen **Peter Alexandrowitſch Romanzoff** commandirt.

Letzterer ließ am 1. Juli bei Waren im Herzogthume Mecklenburg ein Lager für vierzigtauſend Ruſſen abſtecken, die es am 12. beziehen ſollten. Es kam aber nur die Vorhut unter dem Commando des General-Majors **von Czernew** daſelbſt an. Die übrigen Truppen machten bei Stettin Halt, wo ſich General **Romanzoff** befand, um daſelbſt den Ausgang des Berliner

Congreſſes abzuwarten. Sein Kriegsplan war ſchon längſt gemacht. Sein ganzes Heer ſollte in fünf Colonnen durch Vor-Pommern ziehen und ſich bei Neu-Brandenburg vereinigen.

Aber gleichzeitig mit den Ruſſen waren auch die Dänen in Mecklenburg eingerückt und hatten ihr Hauptquartier eine Stunde von Wismar aufgeſchlagen, wo ſich der Graf von Saint-Germain befand. Eine andere Heeresabtheilung ſtand unter dem Commando des Grafen von Schmettau bei Nyſtedt, von wo ſich ihr Cordon bis an die Elbe zog. Mittlerweile kreuzte die däniſche Escadre unter dem Oberbefehle des Admirals von Fontenay auf der Höhe von Roſtock, Kiel und Neuſtadt, um dem ruſſiſchen Heere die Zufuhr zur See abzuſchneiden.

Die ruſſiſche Flotte dagegen erſchien auf der Rhede von Colberg. Von hier aus wurden vier Linienſchiffe zum Recognosciren und Kreuzen gegen die däniſchen Küſten abgeſchickt.

Das Gros des ruſſiſchen Heeres ſollte zwiſchen Stettin und Colberg ſo lange ſtehen bleiben, bis Peter III. daſelbſt anlangen würde, um in eigener Perſon, unter Aſſiſtenz des Prinzen Georg von Holſtein, den Oberbefehl zu übernehmen. Alles zur Reiſe war bereits feſtgeſetzt. Der Ober-Hofmarſchall, der Groß-Kanzler Woronzoff (Bruder der kaiſerlichen Gunſtdame Eliſabeth Woronzoff), drei Kammerherren und einige Mitglieder des Staatsraths ſollten den Kaiſer von Rußland nach dem Kriegsſchauplatze begleiten, und der Vice-Kanzler Fürſt Gallitzin während deſſen Abweſenheit

ſenheit die Stelle des Groß-Kanzlers verwalten. De
fremden Geſandten, mit Ausnahme des franzöſiſche
und ſpaniſchen, wurde der Wunſch des Kaiſers zu er
kennen gegeben, ihn auf dieſer Reiſe, auf welcher er vo
einem Siege zum andern zu fliegen hoffte, zu begleiten
Die Reiſe ſollte über Riga und Königsberg vor ſi
gehen. In letzter Stadt waren vom Könige von Preu
ßen bereits große Vorkehrungen zum feierlichen Em
pfange des ruſſiſchen Kaiſergaſtes angeordnet. Prin
Ferdinand ſollte ihn daſelbſt im Namen Frie
drichs des Großen begrüßen und prächtig bewir
then. Zu dieſem Zwecke war Prinz Ferdinand mi
einem zahlloſen Gefolge von Cavalieren, Hoflakaien un
Köchen (an der Spitze der Letztern ſtand Meiſter Noel
bereits nach Königsberg aufgebrochen. Am 20. Jul
wollte Peter III. in Stettin eintreffen, um ſich vo
dort an den Hof Friedrichs des Großen zu bege
ben, zu deſſen wärmſten Bewunderern er gehörte.

Mittlerweile hatte der Congreß (am 19. Julii in
Hotel des preußiſchen Staatsminiſters von Finkenſtei
ſeine Sitzungen eröffnet. Fünf Tage ſpäter lief in Ber
lin die Nachricht von der ſchon am 19. Juli ſtattgehab
ten Entthronung Peters III. ein. (Einen geſandt
ſchaftlichen Bericht über die Details dieſes Ereigniſſes wer
den wir im nächſten Kapitel mittheilen.)

„Dieſer Vorzug, ſchreiben Aſſeburg's Denkwür
digkeiten, iſt eben ſo ſehr der Abſicht der neuen Re
gierung, die ſich vor Allem, und ſo geheim als möglich
der Eidesleiſtung derjenigen Generale verſichern wollte
welche die ruſſiſchen Heere in Deutſchland befehligten

als der Langſamkeit zuzuſchreiben, mit welcher damals Couriere und Briefe befördert zu werden pflegten."

Friedrich V. war von Traventhal nach Kopenhagen zurückgekehrt, als er durch den Kammerjunker von Lepel die erſte Nachricht von der am ruſſiſchen Hofe ausgebrochenen Verſchwörung und von der bald darauf erfolgten Ermordung Peter's III. empfing. Der Ueberbringer dieſer Botſchaft erhielt vom Könige von Dänemark, dem dadurch ein drückender Alp vom Herzen fiel, eine goldene Tabatière mit fünfhundert Dukaten.

Der Berliner Congreß ging ſofort auseinander. Rußlands neue Souveränin, Katharina II. (Gemahlin des auf ihr Geheiß ermordeten Kaiſers Peter III.) erklärte, mit dem däniſchen Hofe in Frieden und Freundſchaft zu leben, und beeilte ſich, das ruſſiſche Heer, das Friedrich V. vom Throne ſeiner Ahnen zu ſtürzen und ihn als Gefangenen nach Trankebar zu ſchicken beſtimmt war, aus Deutſchland zurückzurufen. Sämmtliche Truppen mußten der neuen Herrſcherin den Eid der Huldigung leiſten. Graf Romanzoff erhielt den Befehl, das Commando dem General Panin zu übergeben und ungeſäumt nach Sanct-Petersburg zurückzukehren. Die Truppen ſelbſt traten gleichzeitig am 9. Auguſt von Waren, Stettin und Colberg aus in drei Colonnen ihren Rückmarſch nach Rußland an. Die erſte Colonne, geführt vom General Panin, zog über Bublitz, die zweite, befehligt vom General von Olitz, über Neu-Stettin, die dritte, unter dem Commando des Generals von Brand, über Coeslin nach Rummelsburg. An demſelben Tage verließ auch die däniſche Armee das mecklenburg'ſche Gebiet und trat ihren Rückzug nach Holſtein an.

Am Beſten kam dabei der preußiſche Staatsminiſter fort. Graf von Finkenſtein erhielt für ſeine dem däniſchen Staate geleiſteten guten Dienſte von Friedrich V. ein Geſchenk von fünftauſend Thalern.

Die ruſſiſchen Bevollmächtigten verließen am 28. Juli Berlin. Baron von Korff kehrte nach Kopenhagen zurück. Herr von Saldern begab ſich nach Pyrmont. Der däniſche Bevollmächtigte, Freiherr von Aſſeburg, blieb bis zum 23. Auguſt in Berlin und begab ſich von dort auf ſeine Güter Meißdorf und Falkenſtein in Thüringen.

## Achtes Kapitel.

### Authentiſcher Bericht des däniſchen Geſandten am Petersburger Hofe über die Entthronung Peter's des Dritten.

Weil es im Plane unſerer Arbeit liegt, nicht blos einzelne Lücken in Vehſe's „Geſchichte der deutſchen Höfe,“ ſondern gleichzeitig auch in Cruſenſtolpe's „Geſchichte des ruſſiſchen Hofes“ zu ergänzen, ſo geben wir hier einen Auszug der Denkſchrift, welche der däniſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe, Graf von Harthauſen, an den Chef des auswärtigen Departements, Freiherrn von Bernſtorff, eingeſendet hatte. Er berichtet darin:

„Le mécontentement contre Pierre III. était général. On pleurait Elisabeth avant qu'elle expira; on la pleurait si fort après sa mort, qu'en se regardant seulement, les larmes coulaient des yeux de tout le monde.

Cette Princesse, née avec beaucoup d'esprit, mais qui était si peu cultivé que même parmi les femmes elle passait pour ignorante, avait beaucoup de religion, de bonne foi et d'humanité. Elle voulait le bien de tout le monde; elle fit celui que

son indolence et le peu de part que ses favorits lui laissaient prendre aux affaires, le lui permettaient. Elle était par conséquent aimée; et il n'était pas étonnant que le public, qui découvrait en Pierre III, un homme sans moeurs, inhumain, non par penchant, mais parce qu'il croyait qu'un soldat devait être au-dessus de la compassion, poltron, égaré, menteur, débauché, voyait avec douleur mourir une Princesse de la bonté d'Elisabeth, et monter sur son trône un Prince si peu digne d'y être placé que Pierre — — — —

Ses favorits étaient des fous ou des traitres. Il se livrait avec eux à la débauche la plus crapuleuse en fait de boisson. Sa maitresse, Mlle. Woronzoff*) était laide, sotte, ennuyante, désagréable. Pierre croyait qu'il était du bel air d'avoir une maitresse. Il ne parlait qu'allemand et il voulait que tout le monde sut cette langue. Il ne parlait le russe que rarement et toujours mal.

Il voulait tout changer, tout refondre. Le Holstein tout petit qu'il soit en comparaison du vaste empire de Russie, lui paraissait plus grand, plus riche, plus digne de son attachement. Tous les esprits, excepté ceux qui étaient aussi dépravés que celui de Pierre, s'aliénèrent donc de lui; personne ne fut content de ce Prince; on voulait un autre Souverain lorsqu'à peine il l'était devenu. Le mécontentement avait surtout gagné le soldat; les gardes parlaient tout haut contre lui. Mr. de Panin*) fut, quelques semaines avant la révolution, obligé de leur parler et de leur promettre un changement, pour empêcher qu'elles ne se livrassent pas dès lors à leur animosité.

---

*) Eliſabeth Gräfin Woronzoff, Schweſter des Großkanzlers, war Kammerfräulein der Kaiſerin Katharina und Inhaberin des Sanct-Katharinen-Ordens.

Que Pierre le sut ou non, il continua à agir comme il avait fait jusque là, et voilà ce que quatre semaines avant la Révolution fit concevoir à Mr. de Panin le projet de faire passer la couronne, sans éffusion de sang et sans le malheur de beaucoup de personnes, sur une autre tête.

Il était à digérer son plan, lorsqu'il sentit la nécessité d'y interesser deux personnes, savoir: le Hetman Comte Rasumofsky et le Général en chef Prince Wolkonsky.

Le premier était toujours avec Pierre. Il était chef d'un des régiments des gardes; il était homme déterminé. L'autre avait du crédit dans l'armée; il était brave et prudent.

---

*) Nikita Iwanowitſch Panin, früher ruſſiſcher Geſandter am Stockholmer Hofe, war beim Ausbruche der Verſchwörung Oberhofmeiſter des kaum acht Jahre alten Großfürſten Paul. Die Macht, die dieſen einflußreichen Mann zur Mitwirkung an dieſer Revolution gewonnen hatte, war der Kaiſerin Katharina intimſte Freundin, Fürſtin Katharina Romanowna Daſchkow; Letztere war die Schweſter der kaiſerlichen Maitreſſe Eliſabeth Woronzoff. Panin liebte die Gräfin Daſchkow, die ihn erſt dann erhörte, als er einwilligte, an der Verſchwörung gegen Peter Theil zu nehmen.

Mr. de Panin voulait frapper le coup lorsque Pierre viendrait en ville pour assister à la marche des gardes qui devaient sortir de Saint-Pétersbourg, pour joindre l'armée (en Allemagne). Le terme de cette marche devait échoir vers la fin du mois de Juillet. — — — —

Ce fut donc le mercredi, deux jours avant la révolution, que Mr. de Panin s'en ouvrit au Hetman et au Prince Wolkonsky; tous deux se rendirent et l'exécution du plan concerté fut renvoyé au temps où les gardes se mettraient en marche. Quatre capitaines aux gardes impériales étaient déjà dans le secret et, qui plus est, mêmes les quatre compagnies qu'ils commandaient. C'étaient ces mêmes soldats qui, quelques semaines auparavant, avaient parlé tout haut contre Pierre. Un de ces capitaines, nommé Passeck, fut arreté par ordre de l'Empereur le soir du lendemain (jeudi) que Mr. de Panin s'était ouvert à Rasumowsky et Wolkonsky. Il en fut informé par Grégoire Orloff *), officier de ce même régiment des gardes, lorsqu'il se trouva chez la Comtesse Daschkow, et le fait de l'arrêt de Passeck lui fut

---

*) Einer der nachmaligen zahlloſen Günſtlinge der zweiten Katharina, welche, obgleich ſelbſt unter ihrem Gemahle, aufgebracht über ſein Verhältniß mit der Gräfin Woronzeff, die geheime Triebfeder der ganzen Verſchwörung war.

confirmé par Orloff le même soir avec cette circonstance, que cet officier avait été emprisonné à cause du murmure qu'il y avait eu parmi les soldats de la compagnie. La consternation fut grande; le secret semblait être évaporé, ou prêt à l'être, si l'on appliquait Passeck à la question. Il fallait donc précipiter l'affaire, ou courir les plus grands dangers.

Mr. de Panin ayant fait passer un carosse à 6 chevaux de voituriers à Peterhoff ou était l'Impératrice, afin d'empêcher par là que son départ de là ne fit éclat, si elle se servait d'un équipage de la cour, fit demander Alexei Orloff, aussi officier des mêmes gardes et initié dans le secret, et lui dit de prévenir les quatre capitaines de son régiment gagnés pour Catherine, de se tenir prêts pour le lendemain avec leur monde, s'il arrivait qu'il y eut du bruit. Cette commission étant faite, il alla aussi vite que possible à Peterhoff pour avertir l'Impératrice de ce qui était arrivé à Passeck, pour lui dire, qu'Elle partit d'abord de Petershoff dans le carosse que Mme Jehndin, sa femme de chambre et confidente, lui avait envoyé; qu'à son arrivée Elle aille aux casernes du régiment des gardes à cheval, pour recevoir l'hommage; qu'Elle aille de là à celui d'Ismaïloff, de Préobradzensky et de Semenofsky pour la même raison, et qu'à la tête de ces quatre régiments Elle passe au nouveau château, s'arrêtant cependant à l'église de Casan, pour y attendre le Grand-Duc, que Mr. de Panin y menerait à la nouvelle de son arrivée et de sa reconnaissance de la part des gardes.

En même temps il fit avertir Rasumofsky et Wolkonsky de ce qui se passait et se retira enfin de chez la comtesse Daschkow chez le Grand-Duc au palais d'été. Il se coucha même dans son lit à côté du Prince, afin de ne donner aucun soupçon aux domestiques. — — —

L'Impératrice vint après six heures en ville, fit la marche que Mr. de Panin lui avait indiqué, reçut le serment de fidelité des gardes et se trouva vers les huit heures du matin près de l'Eglise de Casan, suivie de quatre régiments qui étaient tous armés, mais à peine moitié habillés. Mr. de Panin conduisit le Grand-Duc dans un carosse qu'on trouva dans la rue, et de là S. M. entra dans le nouveau palais. On y écrivit le premier manifeste, on assembla autour de ce palais les quatre régiments et on leur fit prêter alors le serment formel. Après quoi l'Impératrice fit assembler le synode et le sénat dans le palais de bois, où Elle se rendit Elle-même avec le Grand-Duc, et dans la chapelle, où le sénat, le synode et tous les grands, pour autant qu'ils s'en trouvaient là, lui prêtèrent hommage.

Cette cérémonie achevée on prit les arrangements nécessaires pour assurer la révolution. On envoya des postes sur les chemins qui conduisent à Saint-Pétersbourg. On avertit et on gagna le gouverneur de Narva. On augmenta la garnison de cette place d'un des quatre Feldregimenter qui étaient près de la ville en marche pour aller à l'armée. On reçut les hommages de ces régiments; on attira tous les grands dans le palais de bois; on leur demanda le serment, on les créa sénateurs (c'est l'origine de ce grand nombre des personnes qui se trouvent aujourd'hui dans le sénat de Russie) on les tint continuellement assemblés dans ce palais sous le prétexte de signer les publications et les expéditions qui devaient se faire; on leur donna Mr. de Nepluyeff pour chef; on logea le Grand-Duc à côté de la chambre, où le sénat et le synode s'assemblait; mais il était déjà tard lorsqu'on s'avisa qu'il fallait s'assurer de Cronstadt, place que Pierre pouvait choisir pour sa retraite et qu'il choisit en effet. On y envoya vers l'après-midi l'amiral Gallizin pour s'assurer de cette place sous prétexte qu'il y allait par commission de l'amirauté. Il se fit dévancer par son aide-de-camp qui, au moment qu'il débarqua, fut amené chez le général Devier que Pierre III avait envoyé à Cronstadt dans le même but pour lequel l'Impératrice y envoyait Gallizin.

Devier*) fit venir cet aide-de-camp et lui demanda, dans quelle intention il y arrivait, pour quelle raison son amiral aillait venir, ce qui se passait à Saint-Pétersbourg, s'il y avait une émeute etc.?

---

*) Der General-Lieutenant Graf Peter Antonowitſch Devier war ein geborener Portugieſe.

L'air assuré de l'officier le trompa. Il crut qu'à son départ de Saint-Pétersbourg tout avait été encore tranquille, et que cet officier aussi bien que son amiral ne savait de rien; cependant il le fit arrêter. Gallizin arriva une couple d'heures après en chaloupe; il descendit dans le port où, suivant l'usage, le commandant du port et les matelots se trouvaient présents, pour lui faire les honneurs. Il apprit d'abord l'arrivée du général Devier et ce qui s'était passé avec son aide-de-camp, et pendant qu'il s'entretint sur cela avec le commandant, il vit Devier s'avancer de loin vers lui. Il avait le même sort à craindre que son aide-de-camp avait eu, s'il manquait à prendre son parti sur le champ. Il le fit: il montra l'ordre de l'Impératrice au commandant et lui ordonna de sa part d'arrêter Devier au moment qu'il serait près d'eux. La chose se passa sans résistance; la garnison de Cronstadt reconnut Catherine, et lorsqu'enfin à deux heures de nuit Pierre (suivi du général comte de Münnich) se présenta en chaloupe à rames devant Cronstadt, il reçut le compliment qu'on ne connaisait d'autre souverain que l'Impératrice et qu'on fera feu sur la chaloupe, si elle ne se retirait pas d'abord.

Pendant que cela se passait à Cronstadt, Pierre envoya le Grand-Chancelier Comte de Woronzoff à Saint-Pétersbourg avec ordre de témoigner à l'Impératrice son étonnement de ce qui s'y passait et de la ramener à Elle et à l'obéissance envers l'Empereur.

Le Chancelier trouva la place devant le château remplie de troupes qui avaient déjà reconnues Catherine. Il s'acquitta noblement et bien de sa commission, mais il fut refusé; on ne voulut lui permettre de retourner à Peterhoff; il demanda et on lui accorda la permission d'écrire à Pierre, pour lui rendre compte du peu de succès de sa commission. Il montra sa lettre qui était bien écrite; il la finit par ces mots „qu'ayant satisfait ainsi à son devoir envers son maître, il se rendait à la volonté du peuple en prêtant hommage à la Souveraine qui se trouvait actuellement sur le trône de Russie.“

Ce ne fut qu'après l'expédition de cette lettre que le Comte Woronzoff alla à la chapelle pour jurer fidélité à Catherine.

Tout allait bien; mais il fallait s'assurer de la personne de Pierre. Il semblait être trop dangereux de le laisser en liberté; il avait mille moyens à s'évader et tout autre qu'un homme aussi faible que lui, s'en serait prévalu.

Tous ces arrangements occupèrent l'Impératrice le vendredi et le samedi matin. Elle sortit enfin l'après-midi du même samedi à la tête de toutes les troupes, dont Elle s'était fait reconnaître et auxquelles se joignirent en chemin les régiments qui étaient en marche par ordre de l'Empereur, pour aller à Peterhoff. — — —

Sur la route de Saint-Pétersbourg à Peterhoff on rencontra souvent des houssards d'Holstein que Pierre avait envoyés, pour reconnaitre la marche de l'Impératrice, dont il avait eu connaissance; on les prit tous et on s'assura en même temps de toutes les personnes qui avaient été avec Pierre et qui l'avaient abandonnés la nuit dans son voyage à Cronstadt.

Parmi ces personnes se trouvait le vice-chancelier Prince Gallitzin qui était envoyé de Pierre avec la lettre dans laquelle il se soumettait à l'Impératrice. Gallitzin préta en plein champ le serment d'obéissance à Catherine.

L'Impératrice arrivée à Peterhoff, répondit à la lettre que Pierre lui avait écrit. Catherine lui demanda un acte d'abdication formel écrit de sa main. Elle lui en avait prescrit les termes. Pierre l'écrivit tout de sa main et fut conduit avec sa maitresse Woronzoff et deux autres personnes dans un même carosse d'Oranienbaum à Peterhoff.

Mr. de Panin y arriva avant Pierre. Le soldat était si animé contre Pierre et contre sa maitresse qu'il fallut que Mr. de Panin choisit lui-même 300 hommes, homme par homme, pour faire un bataillon carré autour du pavillon où Pierre devait descendre. Il fallait cette précaution pour empêcher que le soldat ivre et fatigué ne mit sa main sur lui.

Pierre ayant renoncé à la couronne, demanda pour toute grâce qu'on lui laissat Mlle. Woronzoff. Mr. de Panin fut obligé de le voir dans ces momens là. Il le trouva fondant en larmes, et pendant que Pierre cherchait à attraper la main de Mr. de Panin pour la baiser, sa maîtresse se jetta à genoux pour demander la grâce de rester avec son amant. Il ne demanda autre chose que cela, rien, pas même de voir l'Impératrice. Mr. de Panin lui promit une réponse de Catherine; mais cette réponse fut négative.

Pierre fut mis avec deux officiers dans un carosse pour être mené à Ropscha*). Sa maîtresse fut placée dans un Schlafwagen, pour n'être vue de personne. Elle fut conduite à Moscou.

So weit der Bericht des däniſchen Geſandten.

Der unglückliche Peter, der ſich viel leichter über den Verluſt ſeines Thrones, als über den ſeiner Maitreſſe, die man gewaltſam von ihm getrennt hatte, zu tröſten ſchien, wandte ſich von Ropſcha aus noch einmal brieflich an Katharinen: er verlangte von ihr nichts als ſeinen Lieblingshund, ſeine Violine, eine Bibel und die Erlaubniß, ſich nach Holſtein zurückzuziehen und dort als Philoſoph zu leben. Seine Gemahlin würdigte ihn keiner Antwort. Von Ropſcha wurde er heimlich nach Mopſa**) gebracht und hier fünf Tage

---

*) Ropſcha iſt ein kleines, zwanzig Werſt von Petersburg gelegenes kaiſerliches Luſtſchloß.

**) Dieſes Landgut gehörte dem alten Günſtlinge der verſtorbenen Kaiſerin Eliſabeth, dem Grafen Hetman Ranach ſeiner Entthronung (am 14. Juli 1762) auf Anſtiften der Kaiſerin, durch Alexei Orloff, welcher ein von dem franzöſiſchen Arzte Crouſſe bereitetes Gift in Peter's Branntwein geträufelt, zuerſt betäubt, dann zu Boden geworfen und von zwei andern Verſchwornen, Bariatinsky und Teploff, welche aus einer Serviette eine Schlinge gemacht, die ſie ihrem Opfer über den Kopf geworfen hatten, mit Füßen getreten und erwürgt*).

Vier Tage nach Peter's Ermordung verſuchte die große Heuchlerin Katharina II. ihre Unterthanen glauben zu machen, daß ihr Gemahl in Folge unmäßigen Melonen-Genuſſes an einer heftigen Hämorrhoidal-Kolik geſtorben ſei.

Bald darauf vermählte ſich Peter's Maitreſſe, die eine Haupturſache ſeines traurigen Endes geweſen war, mit einem Admiral, Namens Palanski.

---

zumoiſky, mit welchem ſie, beiläufig erwähnt, heimlich vermählt geweſen ſein ſoll.

*) Vergleiche Cruſenſtolpe's „Geſchichte des ruſſiſchen Hofs" Band II., Seite 1—72.

## Neuntes Kapitel.

Diplomatiſche Unterhandlungen wegen Austauſches des ruſſiſchen Antheils an Schleswig-Holſtein gegen die däniſchen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. — Herr von Aſſeburg. — Herr von Panin. — Herr von Saldern. — Ein *Arrangement provisionnel*.

Am 16. Februar 1765 wurde Freiherr von der Aſſeburg, deſſen wir im ſiebenten Kapitel Erwähnung gethan, auf Anrathen ſeines Freundes Bernstorff zum däniſchen Geſandten am ruſſiſchen Hofe ernannt und nach Sanct-Petersburg geſchickt, um daſelbſt die ſeit der Ermordung Peter's III. abgebrochenen Unterhandlungen wegen Austauſches des gottorp'ſchen Antheils an dem Herzogthume Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt von Neuem aufzunehmen und, wenn anders möglich, vollends zu Ende zu führen.

Das Herzogthum Holſtein beſteht 1) aus dem eigentlichen Holſtein, 2) aus Wagrien, 3) aus Stormarn, und 4) aus Dithmarſen. Holſtein grenzt nach Norden an Schleswig; Wagrien gegen Oſten an die Oſtſee; Stormarn gegen Weſten an das Hamburger Gebiet, Dithmarſen nach Norden an Schleswig, nach Weſten an die Nordſee.

### In Holſtein waren.

königlich däniſch:
das Amt Rendsburg,
das Amt Gauroſt,
die Wilſter Marſch,
darin Itzehoe.

herzoglich gottorpiſch.
das Amt Kiel,
das Amt Bordisholm,
das Amt Neu-Münſter.

### In Wagrien:

das Amt Oldenburg oder
Aldenburg,
das Amt Cismar.

### In Stormarn:

das Amt Steinburg,
darin Glückſtadt,
das Amt Segeberg.

das Amt Tremsbüttel,
das Amt Trittow,
das Amt Reinbeck.

### In Dithmarſen:

das Amt Meldorp,
das Amt Brunsbüttel,
das Amt Lorenburg,
das Amt Friedrichsgabe.

die Gerichtsbezirke:
Heide und
Lunden.

Die Grafſchaft Pinneberg mit der darin gelegenen Stadt Altona gehörte dem Könige von Dänemark.

Die herzoglich gottorp'ſchen, oder (ſeitdem Peter III. als Herzog von Holſtein-Gottorp zum ruſſiſchen Thron gelangt war) die kaiſerlich ruſſiſchen Beſitzthümer waren nach der Ermordung des Kaiſers von Rußland ſeinem unmündigen Sohne, dem Großfürſten Paul Petrowitſch, anheimgefallen.

Es mußte dem Könige von Dänemark daran gelegen ſein, die Kaiſerin von Rußland zu bewegen, ihm jene ruſſiſchen Beſitzthümer, die in ganz Holſtein zerſtreut lagen, abzutreten, um ganz Holſtein unter däniſche Obhut zu bringen. Wir hatten ſchon früher erwähnt, daß Dänemark ſich anheiſchig gemacht, an Rußland dafür die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt abzutreten. Peter III. aber hatte dieſen Austauſch hartnäckig zurückgewieſen und war, wie wir wiſſen, feſt entſchloſſen geweſen, das ihm geraubte Erbtheil ſeines Vaters durch Gewalt der Waffen zurückzuerobern.

Der Oberhofmeiſter von Panin, welchen die zweite Katharina dafür, daß er den ihr verhaßten Gemahl vom Thron geſtürzt und ſie zur Kaiſerin gemacht, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt hatte, war ein perſönlicher Freund Aſſeburg's und begünſtigte den Zweck ſeiner diplomatiſchen Miſſion. Gleich nach der erſten Unterredung erklärte der ruſſiſche Staatsmann dem däniſchen Bevollmächtigten:

L'affaire du Holstein est entre vos mains; je vous l'ai déjà dit, je vous le répète et je vous en prouverai la vérité. Dès que l'Impératrice m'a honorée de sa confiance, et dès qu'Elle a voulu, que je me chargasse des affaires publiques, j'ai dressé des plans généraux et particuliers. Celui qui dût régler notre conduite envers le Danemarc, en fut un des premiers, parcequ'il devait déterminer le système du Nord; je proposai l'échange du pays souvent agité; j'opinais qu'un Empereur

de Russie ne dût point avoir des possessions hors de son empire et qu'il fallait de bonne heure disposer de celles que le Grand-Duc tenait par succession en Allemagne. Mon sentiment fut non seulement approuvé, mais je remarquai même, que l'Impératrice pensait sur tous les points de mon système comme moi. Sa Majesté Impériale n'a rien héritée de la haine de la maison de Holstein contre la famille royale de Danemarc. Elle est neutre pour les deux parties, mais Elle veut affermir le repos du Nord, et Elle y sacrifiera tout. Il me restait cependant un doute: Elle est la mère du Prince des états des quels il devait être question dans nos arrangements. Elle pouvait appréhender ses reproches d'avoir aliéné son patrimoine; je ne voulus point faire les choses à demi, j'écrivis de ma main tout le plan sur l'échange du Holstein, et l'ayant signé comme un projet formé par moi seul, et duquel je répondrais un jour, je le remis à l'Impératrice en la priant de l'enfermer dans son bureau comme un acte qui prouverait pour Elle et contre moi, si jamais il pouvait en être question. Je vous dis trop — continuait Mr. de Panin — mais je me fie à votre discretion et à votre honnêteté et je vous dirai le reste. Je prépare mon élève*) à approuver une affaire qui est devenue la mienne; je raisonne avec lui, non comme son gouverneur, mais comme son ami

---

*) Den Großfürſten Paul.

et son confident, sur le bon et le mauvais côté qu'elle peut avoir; je ne lui cacherien; je ne veux pas le surprendre, ni mettre le bandeau sur ses yeux; je veux qu'il voye clair et qu'un jour il me dise, qu'il signe la ratification de notre traité avec l'entière persuasion du bien qui lui en reviendra, et qu'il me justifie de l'y avoir disposé.

Aber nichts deſtoweniger zogen ſich dieſe Unterhandlungen wiederum zwei lange Jahre hin, und König Friedrich erlebte das Ende derſelben nicht, denn erſt am 22. April 1767 (alſo erſt nach ſeinem Tode) kam zwiſchen Dänemark und Rußland — bis zur Großjährigkeit des Großfürſten Paul — vorläufig ein Arrangement provisionnel zu Stande, welches Herr von Martens in ſeinem „Recueil de traités“ (tom. 1. pag. 180. suiv.) mittheilt und aus welchem Aſſeburg's Denkwürdigkeiten nachfolgenden Auszug geben.

Im Artikel I. leiſtet die Kaiſerin in Vormundſchaft ihres Sohnes auf den gottorp'ſchen Antheil des Herzogthums Holſtein zu Gunſten der däniſchen Krone Verzicht.

Dagegen übernimmt der König von Dänemark in den Artikeln II. III. IV. und V. alle auf das Herzogthum Holſtein vor 1720 contrahirten Schulden*).

Im Artikel VI. und VII. bewilligt der König die Summe von 250,000 Thaler däniſch Geld der jüngern Linie des herzoglich-gottorp'ſchen Hauſes auszuzahlen, um damit die Forderungen wegen der von 1713 bis 1765 rückſtändigen Apanagengelder*) zu compenſiren.

---

*) Die jährlichen Zinſen der blos auf Holſtein-Gottorp ruhenden liquiden Schulden beliefen ſich im Jahre 1767 auf 51,000 Thaler.

Nach dem Artikel VIII. leiſtet Prinz Friedrich, zweiter Sohn des Königs**), auf die Coadjutorſtelle des Biſthums Lübeck zu Gunſten des Sohnes des gegenwärtigen Biſchofs Friedrich Auguſt, Namens Peter Friedrich Wilhelm, Verzicht***).

Im Artikel IX. macht der König ſich verbindlich, den Beſitz des Biſthums Lübeck der jüngeren Linie des herzoglich-holſteinſchen Hauſes ſo viel als möglich auch für die Zukunft zu ſichern.

Der Artikel X. beſtimmt, daß der gottorp'ſche Antheil an dem Herzogthume Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt ausgetauſcht werden ſoll.

Die Artikel XI. bis XV. enthalten Beſtimmungen, wodurch ſämmtliche auf dem Herzogthume Holſtein laſtenden liquiden und illiquiden Schulden von Seiten Dänemarks übernommen werden ſollen*).

---

*) Sie beliefen ſich auf 930,000 Thaler, welche ihr auf die Inſel Fühnen geſichert waren.

**) Prinz Friedrich (geboren am 11. October 1753) das einzige Kind der Königin Juliane Marie, vermählte ſich am 21. October 1774 mit der Prinzeſſin Sophie Friederike, Tochter des Prinzen Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, und ſtarb am 7. December 1805. Er war der Vater des nachmaligen Königs Chriſtian VIII.

***) Dieſer Prinz, in ſpäteren Jahren blödſinnig und daher unfähig zur Regierung, ſtand unter Curatel ſeines Vetters Peter Friedrich Ludwig, welcher der Stammvater des jetzigen Hauſes Oldenburg iſt. Der blödſinnige Herzog ſtarb 1823.

Die Artikel XVI. bis XVIII. enthalten Beſtimmungen, welche ſich auf die, von Seiten Dänemarks zu beſtätigenden holſteinſchen Stände, auf die Beibehaltung der holſtein-gottorp'ſchen Staatsdiener, auf die Penſionen, milden Stiftungen u. ſ. w. beziehen.

Im Artikel XIX. verſpricht der König, der jüngern Linie des holſtein-gottorp'ſchen Hauſes eine jährliche Apanage von 12,000 Thalern vom Tage der Ratification dieſes proviſionellen Vertrags bis zum factiſchen Austauſche des ruſſiſchen Antheils gegen die beiden oben genannten Grafſchaften auszuzahlen.

Die Artikel XX. bis XXIX. vervollſtändigen die ſtattfindende Ausgleichung durch nähere Beſtimmungen der dahin gehörigen Detailfragen und der dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten.

---

*) Nach der Angabe des holſtein-gottorp'ſchen geheimen Raths Chriſtoph von Saldern, welcher ruſſiſcher Seits mit der ſpeciellen Leitung dieſer Unterhandlung beauftragt war, beliefen ſich ſämmtliche Schulden mit Ausnahme der rückſtändigen Apanagen, welche die jüngere Linie von Holſtein-Gottorp zu fordern hatte, zu jener Zeit auf anderthalb Millionen Thaler. Aus den Berichten eines früheren Vermittlers dieſes beabſichtigten Tauſchhandels — des Grafen Friedrich Rochus von Lynar — geht hervor, daß der däniſche Hof im Jahre 1750 die Schulden, die ſchon damals auf mehr als eine Million Thaler veranſchlagt waren, zu übernehmen und noch außerdem 800000 Speciesthaler für die Verzichtleiſtung Rußlands auf Schleswig-Holſtein zu zahlen bereit geweſen war.

Im Artikel XXX. verſpricht der König, ſich dahin zu verwenden, daß die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt vom deutſchen Kaiſer zu einem Herzogthum erhoben werden.

Im Artikel XXXI. endlich macht ſich der König, auf Fürwort der Kaiſerin von Rußland, verbindlich, der jüngern holſtein-gottorp'ſchen Linie die Summe von 50,000 Thaler däniſch Geld als Entſchädigung für die Nachtheile, die ihr aus den frühern Kriegsunruhen erwachſen, zu bezahlen.

Vorſtehendes arrangement provisionnel ward am 22. April 1767 zu Kopenhagen von den beiden ruſſiſchen Bevollmächtigten, dem General-Major Filoſoffow*) und dem Geheimen Rathe Chriſtoph von Saldern, wie von den drei däniſchen Staatsminiſtern von Bernſtorff, von Thott und von Reventlow unterzeichnet, aber erſt ſechs Jahre ſpäter — nach erfolgter Großjährigkeit des Großfürſten Paul Petrowitſch — durch einen zu Zarskoje-Zelo am 1. Juni 1773 abgeſchloſſenen Definitiv-Vertrag in Vollzug geſetzt und im November des letztgenannten Jahres fand der wirkliche Austauſch des gottorp'ſchen Antheils an dem Herzogthume Holſtein gegen Oldenburg und Delmenhorſt ſtatt. — Erſt vier Jahre ſpäter (1777) genehmigte Kaiſer Joſeph II. den Tauſch und die Uebergabe und erhob, auf Anſuchen Dänemarks, die Grafſchaft Oldenburg zum Herzogthume, dem er die holſtein-gottorp'ſche Reichstagsſtimme überwies.

---

*) Filoſoffow's Vorgänger, Baron von Korff, war wenige Monate zuvor in Kopenhagen geſtorben.

Der däniſche Vermittler dieſes Austauſches, Freiherr von der Aſſeburg, wurde vom Könige von Dänemark zum Geheimen Rathe ernannt und der Staatsminiſter Freiherr von Bernſtorff am 14. December 1767 in den däniſchen Lehnsgrafenſtand erhoben. Kurz vorher hatte auch die Kaiſerin Katharina ihrem Staatsminiſter Panin die ruſſiſche Grafenwürde ertheilt.*)

---

*) Herr von der Aſſeburg verließ im Johre 1772 den däniſchen Staatsdienſt und wurde als kaiſerlich ruſſiſcher wirklicher Geheimer Rath und bevollmächtigter Miniſter zum Reichstage nach Regensburg geſchickt. Er war es, der die Heirath des Großfürſten Paul mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Darmſtadt vermittelt hatte, wofür er von den darmſtädt'ſchen Landſtänden ein Geſchenk von 20,000 Gulden erhielt — Aſſeburg war Ritter des Alexander-Newsky- und des Danebrog-Ordens. Als Letzterer führte er die Deviſe: „Vitam impendere vero.“ Er ſtarb, ſechsundſiebenzig Jahre alt, am 13. März 1797 zu Braunſchweig.

# Zehntes Kapitel.

Dänemarks Generalstab im Jahre 1762. — Das Kriegs-Budget. — Der Graf von Saint-Germain. — Dänemarks Staatsschuld. — Der Hofhalt. — Die Bauwuth. — Die Lage des Bauernstandes. — Bernstorff und Moltke als Beschützer der Wissenschaften. — Cramer. — Oeder. — Kratzenstein. — Basedow. — Die beiden Schlegel. — Mayer, Reverdil und Mallet. — Niebuhr und Langebek.

Zu der Zeit, als Friedrich V. ſich gegen Peter III. von Rußland gerüſtet hatte, zählte die über ſiebenzigtauſend Mann ſtarke Landmacht Dänemarks folgende Generale:

In Dänemark und den beiden Herzogthümern Schleswig-Holſtein commandirten.

Zwei General-Feld-Marſchalle:

Friedrich Ernſt, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach.

Claude Louis, Graf von Saint-Germain.

Drei Generale der Cavallerie:

Heinrich Bielke Kaas.

Samuel Ludwig von Kalkreuth.

Friedrich, Graf von Ahlefeldt zu Langeland und Rixingen.

Zwei Generale der Infanterie:

Georg Chriſtoph von Stürup.

Friedrich Chriſtian, Herzog von Holſtein-Auguſtenburg.

Acht General-Lieutenants der Cavallerie:
Chriſtian Friis, Graf von Friiſenborg.
Conrad Wilhelm, Graf von Ahlefeldt zu Langeland und Rixingen.
Carl Gotthelf Irminger.
Ove Juel.
Friedrich Carl von Niepur.
Johann Georg von Moltke.
Otto, Freiherr von Rantzau.
Erhard, Graf Wedel-Friis.

Zehn General-Lieutenants der Infanterie:
Friedrich Chriſtian, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach.
Ernſt Friedrich Carl, Herzog zu Sachſen-Hildburghauſen*).
Wolfgang Ernſt von Pauernfeind.
Heinrich Sigismund von Caſtonier.
Ferdinand Wilhelm de la Potterie.
Emil Auguſt, Prinz von Holſtein-Auguſtenburg.
Friedrich Carl Ferdinand, Prinz von Braunſchweig-Bevern.
Gottwald Adolph von Noſtiz.
Conrad, Graf von Ahlefeldt zu Eſchelsmark.

---

*) Gemahl der Prinzeſſin Louiſe, der jüngſten Schweſter Friedrich's V.

Friedrich Ludwig, Graf von Danneſkiold-Laurwig.

Sieben General-Majore der Cavallerie:

Chriſtoph Chriſtoph, Freiherr Schenk von Winterſtedt.
Friedrich Chriſtian von Pleſſen.
Niels Juel von Schinkel.
Chriſtian Chriſtoph, Graf von Holck.
Peter Elias von Gaehler.
Joachim von Brockdorff.
Johann Heinrich von der Schulenburg.

Zwanzig General-Majore der Infanterie:

Hans Friedrich Windz.
Holger Chriſtenſen Wind.
Andreas von Hauch.
Wilhelm Gottfried von Mueller.
Jean Pierre de Montargues.
Barthold Cuno von Buelow.
Guſtav Friedrich, Graf zu Iſenburg-Büdingen.
Friedrich Wilhelm Eugen, Prinz von Sachſen-Hildburghauſen.
Otto Friedrich von Buelow.
Samuel Chriſtoph von Gjedde.
Jean Baptiſte Descarrières de Longueville.
Lewin Ludwig von Heben.
Friedrich Albrecht, Prinz zu Anhalt-Bernburg.

Samuel Gottfried von Koppelou.
Niels von Harbou.
Chriſtoph Friedrich von Ingenhaeff.
Chriſtian Siegfried von Niſſen-Bentzon.
Otto Chriſtoph von der Oſten.
N. N. von Pleiſſen.
Robert Keith.

In Norwegen commandirten:

Zwei Generale der Cavallerie:

Guſtav von Grüner, norwegiſcher General en Chef.
Wilhelm von Ulrichsdahl.

Drei Generale der Infanterie:

Johann von Mangelſen.
Peter Kaasböll.
Georg Friedrich von Krogh.

Zwei General-Majore der Cavallerie:

Franz von Grabow.
Carl von Wilſter.

Zehn General-Majore der Infanterie:

Chriſtian Wilhelm Segelke.
Chriſtian Lindgaard.
Friedrich Chriſtian Otto, Graf von Wedel-Jarlsberg.
Hans Chriſtian von Harbou.
Peter von Todderup.
Reinhard von Eppinger.
Abraham Chriſtian von Willarſt.

Claus Georg von Schnell.
Peter von Teichmann.
Rudolph Woldemar von Roemeling.

Die Unterhaltung des Heeres koſtete jährlich zwei Millionen Thaler, die der Flotte nur 700,000 Reichsthaler.

Erſt nach dem Frieden mit Rußland gelang es dem General-Feldmarſchalle Grafen von Saint-Germain, die Ausgaben für die Landmacht auf 1,700,000 Reichthaler zu ermäßigen, was ihm nur dadurch gelang, daß er die Stärke des Heeres, das einen großen Theil der Einkünfte des ganzen Landes verſchlang, verminderte und die ganze Einrichtung deſſelben vereinfachte, wodurch er ſich Haß und Feindſchaft zuzog. Müde dieſer fortwährenden Anfeindungen, nahm er nach dem Sturze Struenſee's, der ſein Beſchützer war, ſeinen Abſchied, ging nach Hamburg und kehrte von dort nach Paris zurück. Nach der Thronbeſteigung Ludwig's XVI. ward er von dieſem an die Spitze des Kriegsdepartements geſtellt; aber auch in Frankreich machten die vielen Umgeſtaltungen, die er mit dem damals ziemlich depravirten Heere vornahm, ihn bei der Armee ſelbſt, ſo wie beim Hofe dergeſtalt verhaßt, daß er ſich gezwungen ſah, abermals ſeinen Abſchied zu nehmen. Dieſer tüchtige General ſtarb, einundſiebenzig Jahre alt, am 15. Januar 1778 und hinterließ Memoiren, welche ein Jahr nach ſeinem Tode in Paris an's Licht traten.*)

---

*) Vergl. (Peter Chriſtian von Wimpfen) Commentaires des Mémoires du comte de Saint-Germain, ministre et sécrétaire d'Etat du département de la guerre, Lond. 1780. 8

Die Bedürfniſſe des für Dänemark viel zu großen Heeres vermehrten von Jahr zu Jahr die Schuldenlaſt des Landes. — Dänemarks Rüſtungen während des ſiebenjährigen Krieges, bei welchem es ſich neutral verhielt, ſo wie jene gegen Rußland im Jahre 1762, hatten dem Staate enorme Summen, (letztere allein über acht Millionen Reichsthaler gekoſtet.

„Um der Geldverlegenheit, in welcher ſich der Staat befand, abzuhelfen (ſo berichtet Allen), wandte der ältere Graf Schimmelmann, der in den letzten Jahren Friedrich's V. die Verwaltung der Finanzen erhielt, neben den Anleihen vorzugsweiſe zwei Mittel an: den Verkauf der Krongüter und die Ausſchreibung einer außerordentlichen Steuer. Letztere war eine äußerſt drückende Auflage, die mehrere Unruhen in Norwegen veranlaßte: Jeder ſollte, ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen, monatlich vier Schillinge erlegen; für Kinder über zwölf Jahre und für das Geſinde ſollten die Eltern und die Brodtherren bezahlen, ſo daß die monatliche Ausgabe für manche Familie ſich auf einen Thaler

---

Der Graf von Saint-Germain (er war urſprünglich Jeſuit geweſen) war als franzöſiſcher Lieutenant in die churbayeriſche Armee eingetreten und 1741 Obriſt des Oettingen'ſchen Dragoner-Regiments geworden. Zwei Jahre ſpäter hatte ihn Kaiſer Carl VII. zum General-Feld-Wachtmeiſter ernannt. 1746 trat er als Maréchal de Camp in den franzöſiſchen Kriegsdienſt zurück und avancirte im December 1748 zum General-Lieutenant. — Seine Gemahlin war eine Schweſter des churpfälziſchen Generals Freiherrn Carl Joſeph von der Oſten.

und darüber belaufen konnte. (Die guten alten Zeiten, in welchen man ſolch geringfügige Abgaben ſchon für „äußerſt drückend" hielt! — ) Ungeachtet der hierdurch aufgebrachten bedeutenden Summen betrug die Staatsſchuld bei dem Tode Friedrichs V. zwanzig Millionen, außer der ſchwebenden Schuld, und die Zinſen derſelben waren von 100,000 bis auf mehr als 900,000 Reichsthaler geſtiegen".

„Der Hofhalt, ſagt Allen an einer andern Stelle, war ſo koſtſpielig, daß er ein Fünftheil ſämmtlicher Einnahmen verſchlang. Man ſuchte in Pracht und Glanz mit dem franzöſiſchen Hofe zu wetteifern, ohne den Unterſchied zwiſchen den Hülfsquellen Dänemarks und Frankreichs in Betracht zu ziehen. — — — Die Anlage der Friedrichſtadt mit ihren prachtvollen Gebäuden verſchönerte Kopenhagen, koſtete aber ungeheure Summen; die Friedrichs- oder Marmor-Kirche allein verurſachte eine Ausgabe von 850,000 Reichsthalern Courant oder 1,360,000 Reichsbankthalern Silber bis zu dem Augenblick, wo der Bau aus Mangel an Geld eingeſtellt werden mußte".

Der härteſte Druck aber laſtete noch immer auf dem Bauernſtande. Der Bauer war zwar nicht mehr Leibeigener, aber immer noch an die Scholle gebunden. Am 13. April 1764 erſchien eine Verordnung, nach welcher das Recht des Gutsherrn, die junge Mannſchaft auf ſeinem Gute zu behalten, ſchon mit dem vollendeten vierten Lebensjahre begann. Dieſe Schärfung der Verpflichtung, den Geburtsort nicht zu verlaſſen (ſagt unſer oben citirter Gewährsmann) diente ſo wenig zu Erreichung ihres angeblichen Zweckes, die nöthige Anzahl von Bauern zum Anbau des Landes auf den Gütern feſtzuhalten, daß das Land im Gegentheil durch häufige Auswanderungen und Entweichungen, welche ſelbſt durch die ſtrengſten Maßregeln nicht verhindert werden konnten, immer mehr und mehr entvölkert ward. — — — Eine Veranſtaltung, welche nicht wenig dazu beitrug, das ohnehin ſchwere Loos des Bauernſtandes zu verſchlimmern, war der Verkauf der Krongüter, welcher 1765 begann und bis 1776 fortgeſetzt ward. Die Krone beſaß ungefähr den ſechſten Theil aller adeligen Güter, welche für königliche Rechnung verwaltet wurden, aber nur geringen oder gar keinen Ertrag gewährten. Man beſchloß daher, dieſe Güter in öffentlicher Auction zu verkaufen, wodurch eine Summe von vier Millionen Thalern in die Staatskaſſe floß. Aber ſo vortheilhaft dies Unternehmen für die Finanzen war, eben ſo ungünſtige Folgen hatte es für den Bauernſtand, denn nur an einigen wenigen Orten auf Fühnen und im Amte Koldingen waren die Bauern bemittelt genug, ihre Pachthöfe ſelbſt zu kaufen und dadurch Eigenthümer zu werden. Der größte Theil der Krongüter wurde von Solchen angekauft, welche es für vortheilhaft hielten, ihr Geld in Ländereien anzulegen. Die beklagenswerthen Pachtbauern mußten die milde Herrſchaft der Krone mit der unbarmherzigen der Gutskäufer vertauſchen, die durch Vermehrung der Frohndienſte, Erhöhung des Pachtgeldes und andere Härten den größtmöglichen Vortheil aus den erkauften Gütern zu ziehen ſuchten".

Der Erſte, der ſich das traurige Loos der Bauern warm zu Herzen nahm, war der Miniſter Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff, der auf ſeinem gleichnamigen Gute bei Kopenhagen die Ländereien parcelliren ließ und ſie den Bauern ohne Frohndienſt und Zehnten in Erbpacht gab, wodurch dieſe Bauern, welche ſich damals in der drückendſten Lage befanden, in kurzer Zeit die wohlhabendſten in ganz Dänemark wurden.*) Dem Bernſtorff'ſchen Beiſpiele folgte Knuth auf Rarnſtrup, Holſtein auf Lethraborg, Güldenkron auf Wilhelmsburg, Aſſanius auf Dueholm, Schack auf Gieſegaard, Lindenkron auf Gjörslev, Holſten auf Holſtenhuus und einige Andere.

Durch großartige Verſprechungen hatte man ſchon früher (um das Jahr 1760) deutſche Bauern aus der Pfalz und aus Heſſen nach Dänemark und namentlich nach Jütland gelockt, um die unfruchtbaren Haideſtrecken anzubauen; aber die meiſten dieſer deutſchen Auswanderer kehrten, ſehr bald enttäuſcht und überdrüſſig ihres Aufenthalts daſelbſt, in ihre Heimath zurück. Das mißlungene Unternehmen, das dem Staate faſt eine Million Thaler gekoſtet, hatte wenigſtens das Gute gehabt, daß durch die deutſchen Bauern in Dänemark der Kartoffelbau eingeführt worden war.

---

*) Dieſe Bauern errichteten auf dem Gute ihrem hochherzigen Wohlthäter eine Denkſäule, welche die Nachwelt an Bernſtorff und an die Dankbarkeit dieſer Leute erinnert.

Die glänzendſte Seite der Regierung Friedrich's V. war die hochherzige Beförderung, die ſowohl er ſelbſt, als auch zwei ſeiner Miniſter, Bernſtorff und Moltke, den Wiſſenſchaften und Künſten angedeihen ließen. Bernſtorff war es, welcher viele deutſche und franzöſiſche Gelehrte nach Dänemark berief und dadurch nicht wenig beitrug, dem Namen des Fürſten, dem er diente, einen unvergänglichen Nimbus zu verleihen. Bernſtorff war es, der nicht blos Klopſtock, ſondern auch deſſen Freund und Landsmann, den Quedlinburger Kanzelredner Johann Andreas Cramer, nach Kopenhagen berief, wo er 1754 als Hofprediger angeſtellt ward. — Georg Chriſtoph Oeder, ein Ansbacher, der ſich als Arzt in Schleswig niedergelaſſen und ſowohl durch botaniſche als ſtaatsökonomiſche Forſchungen rühmlich bekannt gemacht hatte, wurde 1752 als Profeſſor der Botanik nach Kopenhagen berufen. Hier legte er, in der Nähe des großen Friedrichshoſpitales, einen botaniſchen Garten an. Später bereiſ'te er ganz Dänemark und Norwegen und begann ſeine Flora danica, die von Otto Friedrich Müller und nach dieſem von dem norwegiſchen Naturforſcher Martin Vahl*) fortgeſetzt, eilf Bände ſtark, in prachtvoller Ausſtattung erſchien.*) Auf Oeder's Vorſchlag und unter Moltke's Auſpicien wurde 1759 auf Charlottenburg ein Naturalien-Cabinet und ein ökonomiſches Cabinet gegründet, an welchem Jürgen Tyge Holm, einer der ausgezeichnetſten Naturforſcher Dänemarks, nebſt zwei andern Profeſſoren, angeſtellt ward, um Vorleſungen über Natur- und Kameral-Wiſſenſchaften zu halten. — Auch der Phyſiker Kratzenſtein beförderte die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften in Dänemark. — Der Hamburger Theologe Johann Bernhard Baſedow erhielt 1753 einen Ruf als Profeſſor an der Ritter-Akademie von Soröe. Acht Jahre ſpäter wurde er Profeſſor in Altona. Hier war es, wo er ſeinen Plan zur Verbeſſerung des Schulweſens entwarf. — Johann Elias Schlegel und ſein jüngerer Bruder, Johann Heinrich, zogen aus Meißen nach Dänemark und fanden hier eine neue Heimath. — Der Erſte, Profeſſor an der Ritter-Akademie zu Soröe, machte ſich als Trauerſpieldichter bekannt. Auch gründete er die erſte deutſche Zeitſchrift, die unter dem Titel „der Fremde" von 1745—46 in Kopenhagen erſchien. — Der Zweite, als Bibliothekar angeſtellt, ſchrieb die „Geſchichte der

---

*) Martin Vahl, geb. am 10. October 1749 zu Bergen, ein Freund und Apoſtel Karl Linné's, ſtarb am 24. December 1804 als Profeſſor der Pflanzenkunde und als Aufſeher des botaniſchen Gartens in Kopenhagen. Vergl. Jens Wilken Hornemann, Om M. Vahl's Fortjenester af Naturkyndigheden som Videnskabsmand og Laerer, Kjoebnh. 1841. 4.

---

*) Unter Christian VII wurde Oeder 1770 Mitglied der Landes-Commiſſion, 1771 Finanzrath, 1774 Stiftsamtmann in Drontheim und ein Jahr ſpäter Landvogt in Oldenburg. Die vielfachen Verdienſte, die ſich Oeder in allen dieſen Stellungen erworben hatte, bewogen den König, ihn in den däniſchen Adel zu erheben. Er ſtarb, dreiundſechzig Jahre alt, am 28 Januar 1791. Vergl. Gerhard Anton von Halem, Andenken an Oeder, Alton. 1793. 8. Portrait.

Könige von Dänemark," die wegen der Gründlichkeit ihrer Forſchungen und wegen der Unparteilichkeit ihres Urtheils noch heutzutage ihren alten Werth behauptet *).

Außer dieſen Deutſchen waren es beſonders drei Gelehrte aus der franzöſiſchen Schweiz, welche, nach Dänemark berufen, hier eine hervorragende Stellung einnahmen. Wir meinen die beiden Staatsökonomen Urbain Roger **), Samuel François Reverdil und den Geſchichtſchreiber Paul Henri Mallet. Die beiden Letzteren fungirten als Lehrer des Kronprinzen und nachmaligen Königs Chriſtian VII. ***)

---

*) Der Aeltere dieſes Brüderpaares ſtarb 1749, der Jüngere 1780.

**) Urbain Roger war damals Bernſtorff's Privatſecretair.

***) Paul Henri Mallet, geb. am 20. Auguſt 1730 zu Genf, war Erzieher der Söhne des Grafen von Callenberg geweſen, als er 1753 einem von Bernſtorff an ihn ergangenen Rufe nach Kopenhagen folgte, wo er bis zum Jahre 1761 blieb. Hier ſchrieb er für den Unterricht des Kronprinzen ſeine „*Introduction à l'histoire de Dannemarc*" (Copenh. 1755. 12.) 1761 kehrte er als Profeſſor der Geſchichte nach ſeiner Vaterſtadt Genf zurück und blieb daſelbſt bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Hier vollendete er u. A. ſeine „*Histoire de Dannemarc*" (Lyon 1765—69. 5 vol. 12. Genève 1771—77. 5 vol. 12. In's Deutſche übertragen, Greifsw. 1765—69. 3 Bde. 4. ſeine „*Histoire de la maison de Hesse*" und ſeine „*Histoire de la maison de Brunswick.*" Während der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft hielt er ſich im Waadtlande auf, verlor durch den Revolutionskrieg ſein ganzes Vermögen, kehrte, gänzlich verarmt, nach Genf zurück und ſtarb daſelbſt am 8. Februar 1807. Sein beſtes Werk

Reverdil, durch ſeinen Anverwandten Roger dem Grafen Bernſtorff empfohlen, war von Letzterem nach Kopenhagen berufen worden, um dem Kronprinzen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache zu ertheilen. Chriſtian gewann den einfach-ſchlichten Mann dergeſtalt lieb, daß er ihn zu ſeinem Cabinets-Secretair erhob. Wie Oeder benutzte auch Reverdil ſeinen Einfluß, um ſeinen Plan, den däniſchen Bauer vom Frohndienſte zu befreien, durchzuſetzen. Seine Anfangs fruchtloſen Anſtrengungen zogen ihm unter dem Adel ſo viele Feinde zu, daß er ſich genöthigt ſah, zwei Jahre nach der Thronbeſteigung ſeines noch unmündigen Zöglings ſein neues Vaterland zu verlaſſen und nach ſeiner alten Heimath zurückzukehren.

Durch Struenſee nach Dänemark zurückberufen, heirathete er in Kopenhagen eine eben ſo geiſtreiche als liebenswürdige Franzöſin, Demoiſelle Nicoline, mit der er zwanzig Jahre eine glückliche Ehe führte. Reverdil, deſſen Herzensgüte faſt ſprüchwörtlich geworden war, beſaß nicht nur große Tugenden, ſondern auch vielſeitige Kenntniſſe. Voltaires Urtheil über ihn lautete: „Man kann wohl eben ſo viel Verſtand haben als er, aber nicht mehr." *)

Zu den Schützlingen Bernſtorffs gehörte unter

---

iſt die „Histoire des Suisses", welche, vier Bände ſtark, 1807 in Genf erſchien. Vgl. Jean Charles Simonde de Sismondi, De la vie et des écrits de P. H. Mallet, Genève 1807. 8.

*) Reverdil (geb. 1732 zu Nyon im Waadtlande) ſtarb am 4. Auguſt 1808 zu Genf.

Andern auch **Carſten Niebuhr** *), der, ſeit 1760 als Ingenieur in Kopenhagen angeſtellt, zwei Jahre ſpäter auf Koſten der Krone eine wiſſenſchaftliche Reiſe, nach Aegypten und Arabien antrat, um die Alterthümer und Sitten, die bürgerliche Verfaſſung und die natürliche Beſchaffenheit dieſer Länder zu ſtudiren. Dieſe Reiſe währte fünf volle Jahre. **Niebuhr**'s Gefährten, drei andere Gelehrte und ein Maler, ſtarben als Opfer des heißen Klima's und der Anſtrengungen dieſer Reiſe, von welcher nur **Niebuhr** mit reicher Beute beladen heimkehrte, die er, zum Nutzen der Wiſſenſchaften, in einer Reihe gelehrter Werke mittheilte. **)

**Jakob Langebek**, der ſchon früher erwähnte Gründer der Geſellſchaft zur Verbeſſerung der däniſchen Geſchichte und Sprache, welcher gegen Ende der Regierung **Chriſtian**'s VI. eine unverdiente Kränkung erduldet hatte, wurde von **Friedrich** V. zum Etatsrath ernannt, und ſowohl er, wie ſämmtliche Mitglieder dieſes gelehrten Vereines erhielten für ihre Schriften, die ſo manches Dunkel aufklärten, **unumſchränkte Druckfreiheit**.

---

*) Geb am 17. März 1733 zu Ludingwert im Lande Hadeln, wurde er 1778 Juſtizrath und Landſchreiber zu Meldorp in Dithmarſen und ſtarb am 26 April 1815. Vgl. ſeines Sohnes **Berthold Georg Niebuhr** „**Carſten Niebuhr**'s Leben," Kiel 1817. 8.

**) Beſchreibung von Arabien, Kopenh. 1772. 2 Bde. 4. — Reiſebeſchreibung von Arabien und den angrenzenden Ländern, Kopenh. 1774. 2 Bde. 4. — Descriptiones animalium, quae in itinere orientali observavit, Hafn. 1775. 4. — Flora aegyptiaco-arabica, ibid. 1775. 4. — Icones rerum naturalium quae in itinere orientali depingi curavit. ibid. 1776. 4.

Im Jahre 1760 ward in Drontheim durch Gunnerus, Schöning und Suhm die „Norwegiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" und, drei Jahre ſpäter, in Kopenhagen, durch Jens Schelderup Sneedorf, Carſtens Luxdorph, Tyge Rothe u. A. die „Geſellſchaft für die ſchönen Wiſſenſchaften" in's Leben gerufen.

An die Stelle des Deutſchthums, das während der Regierung Chriſtian's VI. in Dänemark tonangebend geworden war, trat jetzt, hervorgerufen durch die Sprache und Literatur Frankreichs, eine große Vorliebe für den franzöſiſchen Ton und Geſchmack. Dieſe neue Richtung ward durch den König und den Grafen von Bernſtorff, der lange Jahre hindurch däniſcher Geſandter in Paris geweſen war, ziemlich auffällig begünſtigt.

Als Curioſum verdient erwähnt zu werden, daß aber ſelbſt noch unter Friedrich V. die däniſche Armee in deutſcher Sprache commandirt wurde.

## Eilftes Kapitel.

Das Ende Friedrichs des Fünften. — Verzeichniß der von ihm ernannten Elephanten-Ordens-Ritter.

Die letzten Lebensjahre Friedrich's V. wurden dadurch getrübt, daß er mit ſeiner zweiten Gemahlin weniger glücklich als mit der erſten lebte. Der König war mild und menſchenfreundlich, ein zweiter Erich Eiegod; Juliane Marie war ſchroff und abſtoßend gegen Jedermann. Dazu kam, daß ſie ihren Sohn Friedrich auf jede Weiſe bevorzugte und verhätſchelte, während ſie die Erziehung ihres Stiefſohnes, des Kronprinzen, vernachläſſigte und ihm überhaupt wenig oder gar nicht gewogen war. Sie hätte es gern geſehen, wenn Louiſen's Sohn geſtorben und ihr Friedrich König von Dänemark geworden wäre. Durch die liebloſe Art und Weiſe, wie ſie bei jeder Gelegenheit den Thronfolger zurückzuſetzen pflegte, verlor ſie mit jedem Jahre mehr die Liebe ihres Gemahls, der ſich in dem Umgange mit ihr ſo wenig heimiſch fühlte, daß er gerne ihre Nähe mied. Sie trieb ihn von einem Schloſſe zum andern. Zuletzt trennte ſie ſich von ihm und lebte allein auf ihrem Luſtſchloſſe Sophienthal.

Inzwiſchen hatte der Geſundheitszuſtand des Königs ſich ſo verändert, daß er Beſorgniß zu erregen begann. Unordnungen in der Diät und unmäßiger Weingenuß hatten ihn dergeſtalt geſchwächt, daß ſich im Herbſte des Jahres 1765 die erſten Symptome der Waſſerſucht zeigten. Keines von allen Mitteln wollte anſchlagen. Man hatte ſeine Krankheit ſo lange als möglich geheim gehalten. Als ſein Zuſtand ſich aber von Tag zu Tage verſchlimmerte, wurden in ſämmtlichen Kirchen Kopenhagens öffentliche Gebete für ihn abgehalten und alle Schauſpiele und Luſtbarkeiten eingeſtellt.

Am 20. December empfing er das heilige Abendmahl. Kurz vor ſeinem Ende ließ er den Kronprinzen an ſein Sterbebett rufen.

— Bald, mein lieber Sohn, ſagte der ſterbende Vater, wirſt Du ein blühendes Reich beherrſchen; *aber bedenke, daß Jeder, der ein großer Monarch ſein will, nothwendig auch ein ehrlicher Mann ſein muß.* Laſſe darum Gerechtigkeit und Milde beſtändig vor Deinen Augen ſchweben. Vergiß niemals, daß der König für die Wohlfahrt ſeines Landes, ſein Land aber nicht blos zu ſeiner Luſt und ſeinem Vergnügen geſchaffen ſei. Kurz, bewahre in Deinem Herzen jene goldene Regel, welche befiehlt, daß Du alſo verfahreſt, wie Du wünſcheſt, daß man mit Dir verfahren möge, und bevor Du als Souverain einen Befehl ertheileſt, prüfe wohl, ob auch Du ſelbſt, dafern Du nur ein Unterthan wäreſt, einem ſolchen Befehle gern gehorchen würdeſt. Nun lebe wohl, mein guter Sohn! Bald ſteht Dein

Vater vor dem Thron der Throne; bald kehrt meine Seele zu jener Deiner Mutter zurück.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1766 hauchte der König im Schloſſe zu Chriſtiansborg ſeinen letzten Seufzer aus; er ſtarb, kaum dreiundvierzig Jahre alt, im zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung.

Nachdem ſein Leichnam ſchon am folgenden Tage geöffnet und einbalſamirt worden war, wurde er im Audienzſaale ausgeſtellt. Das Volk ſtrömte ſchaarenweiſe herbei, um den König, der ſich durch ſeine Milde und Leutſeligkeit in allen Schichten der Bevölkerung beliebt gemacht hatte, noch einmal zu ſehen und ein aufrichtiges Gebet für die Ruhe ſeiner Seele zum „Könige aller Könige“ emporzuſenden.

Am 26. Februar ward Friedrich's irdiſche Hülle von zwölf Kammerherren in die Schloßkapelle getragen und auf das dort errichtete Trauergerüſt geſetzt, auf welchem ſie bis zum 18. März Tag und Nacht, von vier Capitainen und zwölf königlichen Trabanten bewacht, ausgeſtellt blieb.

In der Nacht des letztgenannten Tages wurde die königliche Leiche nach Roeskilde gebracht und am folgenden Morgen feierlich beigeſetzt. — Das Ableben des geliebten Königs ward durch einen Schwarm überſchwänglicher Leichen- und Gedächtnißreden in allen Sprachen gefeiert. *)

---

*) **Frederik Wilhelm Wivet**, Soergetale over Kong Frederik, Kjoebnh. — 1766. 4. **Niels Randulph With**,

Während die öffentliche Schuld bei **Friedrich's** Tode die ſchwindelnde Höhe von ſechsundzwanzig Millionen Reichsthaler erreicht hatte, ward ſein Privatſchatz auf fünfunddreißig Millionen Thaler angegeben! —! —!

**Friedrich** V. hinterließ den Ruf eines **Bürgerkönigs**. Wenn Könige, ſagt der ſchwediſche Geſchichtsſchreiber **Lagerbring**, ihres guten Herzens wegen gerühmt werden, erinnert man ſich immer **Friedrich's** V., deſſen Herz nichts zu wünſchen übrig ließ.

Wir laſſen nun die Liſte aller von ihm ernannten Ritter des Elephanten-Ordens folgen:

### Am 4. September 1747.

1) **Johann Ludwig**, Graf von **Holſtein** auf **Lethraborg**, geb. am 7. September 1694, ſtammte aus einem alten Mecklenburg'ſchen Geſchlechte her, das ſich unter **Chriſtian** V. in Dänemark angeſiedelt hatte. Sein Vater, **Johann Georg** von

---

Klagetale over Kong Frederik V. Kiøbenh. 1766. 4. — **Johann Ernſt Gunnerus**, Klagetale over Kong Frederik V. Trondhiem 1766. 8. — **Michael Stub Arentz**, Ligprædiken over Kong Frederik, Bergen 1765. 4. — **Peder Gutfeldt**, Ligprædiken over Kong Frederik, Hadersleb. 1766. 4. — **Johann Michael Herbart**, Trauerrede auf **Friedrich** V. Oldenb. 1766. 4. — **Conrad Friedrich Streſow**, Gedächtnißpredigt auf König **Friedrich** V., Flensb. 1766. 8. — **Nee Merle**, Oraison funèbre Frederic V. Alton. 1766. 4. — **Frederik Moiſe Mourier**, Oraison funèbre de Frederic V., Copenh. 1766. 4. In's Deutſche überſetzt von **Chriſtian Friedrich Jakobi**, Kopenh. 1766. 4.

Holſtein, war am 26. December 1730 als däniſcher Geheimer Rath und Ritter des Elephanten-Ordens, ſeine Mutter, Ida Friederike von Buelow, am 4. Juli 1727 geſtorben. Friedrich IV. erhob ihn zum Conferenzrath, Kammerherrn und Stiftsamtmann auf Seeland. Chriſtian VI. ernannte ihn zum Geheimen Rathe. Friedrich V. machte ihn zum Staatsminiſter. Am 31. März 1750 wurde er gegraft unſeine Herrſchaft Lethra (das alte Leyre) unweit Roeskilde zur Grafſchaft erhoben. Er war Präſes der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und Kanzler der Kopenhagener Univerſität. Am 18. Mai 1734 vermählte er ſich mit einer Tochter des däniſchen Etatsrathes von Wind, die der Tod am 3. Juli 1756 von ſeiner Seite riß. Er ſelber ſtarb am 29. Januar 1763. Deviſe: Ordine cuncta vigent. *)

2) Chriſtian Auguſt, Graf von Berckentin, geb. am 8. December 1691, wurde 1723 als däniſcher Geſandte an den kaiſerlichen Hof nach Wien geſchickt, welchen Poſten er über fünfzehn Jahre bekleidete. Chriſtian VI. verlieh ihm am 21. October 1730 den Danebrog-Orden und ernannte ihn am 28. November 1738 zum Geheimen Rath. Zwei Jahre ſpäter ward Er von ſeinem Geſandtſchaftspoſten abberufen und trat am 25. Auguſt als Staatsminiſter ins Conſeil ein. Im December 1712 ward er nach Schweden geſchickt, um den Ständen des Reichs den Sohn Chriſtian's VI. als

---

*) Vergl. Henrik Hjelmſtjerne, Lovtale over Greve J. L. af Holstein, Kjøbnh. 1766. 8.

Thronfolger vorzuſchlagen. Am 31. März 1750 ward er in den däniſchen Grafenſtand erhoben und am 31. März 1755 zum Oberhofmeiſter des Kronprinzen Chriſtian ernannt. Er ſtarb am 2. September 1758. Deviſe: „Malo mori quam foedari.“

3) Johann Sigismund von Schulin. Einen Abriß ſeines Lebens haben wir im Bande IV, Seite 233—235, gegeben. Seine Deviſe war: „Deo et Regi.“

4) Friedrich, Graf von Danneſkjold-Samſöe, Freiherr von Mariſelisborg. Die erſte Hälfte ſeines Lebens haben wir im vierten Bande (Seite 240 u. f.) erzählt. Als Chriſtian VII. den Thron beſtieg, wurde der Graf, der unter Friedrich V. in Ungnade gefallen war, von Neuem in ſeine alten Aemter eingeſetzt, am 1. Auguſt 1766 zum Geheimen Rath, Ober-Kriegs-Secretair in der See-Etats-Kanzle und zum Vorſitzenden des Admiralitäts-Collegiums ernannt. Aber ſchon im November 1767 fiel er von Neuem in Ungnade, erhielt urplötzlich ſeinen Abſchie und einen in harten Ausdrücken abgefaßten ſchriftliche Befehl vom Könige, innerhalb drei Tagen Kopenhage verlaſſen zu müſſen. Dieſes durch Nichts gerechtfertigt Verfahren gegen einen Mann, der ſich um die Hebun der däniſchen Flotte ſo weſentliche Verdienſte erworbe hatte, ward ſeinem Nachfolger im Amte, dem Grafe Danneſkjold-Laurwig zugeſchrieben. Entrüſte über den Undank des Hofes zog ſich der geſtürz

Staatsmann nach Jütland zurück und ſtarb am 18. Juli 1770 zu Aarhuus. Deviſe: „Semper idem"*).

5) Heinrich von Scholten, geb. am 3. November 1677 zu Kopenhagen, ſtammte aus einem alten Geſchlechte im Herzogthume Bremen, nach Andern aus Holland. Sein Vater, Jobſt von Scholten, war am 7. November 1721 als Ritter des Elephanten-Ordens, General en Chef und däniſcher Gouverneur von Vor-Pommern geſtorben. Heinrich, der frühzeitig Kriegsdienſte genommen hatte, commandirte als Obriſt das Infanterie-Regiment des Prinzen Georg und wohnte als ſolcher im Jahre 1715 unter dem Oberbefehle des Herzogs von Würtemberg-Neuſtadt dem Feldzuge in Holſtein, Mecklenburg und Pommern bei. Er wurde Brigadier und einige Jahre ſpäter General-Major. In dieſer Eigenſchaft machte er 1734 und 1735 unter dem General von Moerner den Feldzug gegen Frankreich mit, ſtieg nach ſeiner Rückkehr zum General-Lieutenant empor und wurde Commandant von Rendsburg. 1740, als Commandant nach Kopenhagen berufen, avancirte er einige Jahre ſpäter bis zum General der Infanterie und befehligte als Solcher 1743 das Lager in Seeland. Er ſtarb am 30. Juli 1750 zu Kopenhagen. Deviſe: „Fide et industria."

---

*) Vergl. Herman Treſchow, Bidrag til General-Admiral-Lieutenant Greve F. Danneskjold-Samsøes Levnetsbeskrivelse, Kjøbenh. 1796. 8. Portrait. — C. J. Kleeſtrup, Den danske Hædersmand Greve F. Danneskjold-Samsøes Biographie, Kjøbenh. 1834. 8.

6) **Hans Jacob von Arnold**, geb. um das Jahr 1668, Sohn eines Gaſtwirths*) zu Lindenau bei Leipzig, kam frühzeitig nach Norwegen, nahm dort Kriegsdienſte, ſtieg raſch von einem Grade zum Andern, wurde von **Friedrich IV.** zum General-Major und am 16. April 1722 zum Ritter des Danebrogs ernannt. **Chriſtian VI.** erhob ihn zum General-Lieutenant und Commandanten von Rendsburg. 1736 wurde er General en Chef des Heeres in Norwegen und General-Inſpector aller Feſtungen dieſes Königreichs. 1748 ernannte ihn **Friedrich V.** zum General-Feldmarſchall und im September 1752 zum Geheimen Rathe im Conſeil. Er ſtarb am 24. December 1758, neunzigjährig, zu Chriſtiania. Deviſe: „Gud, Kongen og sin egen Aere, hoer Oyemaerket en Vaere."

Am 31. März 1748.

7) **Michael von Nummeſen**, geb. am 28. März 1686, Sohn des däniſchen Geheimen Raths und Danebrog-Ritters **Matthias von Nummeſen**, welcher bei König **Chriſtian V.** in hoher Gunſt geſtanden und 1731 geſtorben war. **Michael**, der lange Zeit als Obriſt eines Cuiraſſier-Regiments gedient, erhielt am 31. März 1731 den Danebrog und den Rang eines General-Majors. Im Januar 1735 wurde er General-Lieutenant und im Auguſt 1746

---

*) Sein Vater hieß **Hans Arnold**; ſein Bruder **Michael Arnold** war ſieben Jahre Schulmeiſter in Lindenau. (Vergl. Miscellanea Saxonica, 1767, Seite 83.)

General der Cavallerie. Nach dem Tode Heinrich's von Scholten ernannte ihn Friedrich V. zum General-Feldmarſchall. Seine Gemahlin war Thomaſina von Jngenhaeff, die ihm zwölf Kinder gebar. Rummeſen ſtarb am 7. September 1757 zu Kopenhagen. Deviſe: „Sustine et abstine.“

8) Nicolaus, Freiherr von Gersdorff, geb. am 7. Januar 1688, Anfangs Amtmann zu Huſum, ſpäter Stiftsamtmann auf Seeland, geheimer Conferenzrath, Kammerherr und Ordens-Secretair, ſtarb am 17. December 1748. Deviſe: „Gud og Kongen.“

9) Chriſtian, Graf von Lerche auf Ryegaard, Lerchenfeld und Lerchenburg, geb. am 15. Juni 1691, der Letzte ſeines Stammes. Er war bereits General-Major, als er am 25. November 1734 den Danebrog erhielt. Am 28. December 1741 heirathete er Amalie Magdalene, Gräfin von Leiningen-Grünſtadt. Jm Auguſt 1746 erhob ihn Friedrich V. zum Oberkriegsſecretair und im October deſſelben Jahres zum General der Cavallerie. Am 31. März 1750 erhielt er von der Königin-Witwe den Orden der l'Union parfaite. Am 31. März 1751 wurde er gegraft und im Auguſt 1754 ſein bei Callundborg auf Seeland gelegenes Gut Aſtrup durch ein königliches Patent zu einer Grafſchaft erhoben, die den Namen Lerchenburg erhielt. Er ſtarb am 6. December 1757 zu Kopenhagen. Deviſe: „Deo, Regi, Patriae vitae usus.“

10) Friedrich von Raben, Herr auf Aalholm und Bramslykke, geb. am 10. September 1693, ſtammte aus einem altadeligen Geſchlechte aus Meck-

lenburg. Sein Vater, Johann Otto, war am 11. November 1719 als däniſcher Geheimer Rath geſtorben. Seine Mutter, Emerentia von Levetzow, verlor er im Jahre 1745. Er trat ſehr jung in däniſche Dienſte, wurde Kammerjunker des Kronprinzen und nachmaligen Königs Chriſtian VI., bald darauf deſſen Hofmeiſter und am 16. April 1728 Danebrogsritter. Nach Chriſtian's Thronbeſteigung wurde er Ober-Hofmeiſter der Königin Sophia Magdalena, die ihm am 7. Auguſt 1732 den Orden der Union parfaite verlieh. Friedrich V. ernannte ihn am 1. September 1747 zum Geheimen Conferenzrath. Am 11. September 1722 hatte er Bertha, Tochter des däniſchen Geheimen Raths Chriſtian Ludwig von Pleſſen, geheirathet und mit ihr eine lange Reihe von Kindern gezeugt. Er ſtarb am 26. Februar 1773 zu Kopenhagen. Deviſe: „Constanter.“

11) Claus von Reventlow auf Oſterade, geb. am 3. December 1693, Sohn des Geheimen Raths Friedrich von Reventlow auf Neuhof. Nachdem er einige Zeit Landrath und Mitglied des Höchſten-Gerichts geweſen war, wurde er Stiftsamtmann zu Aalberg in Jütland und ſpäter Geheimer Rath. Am 11. October 1729 erhielt er den Danebrog. Am 4. September 1747 erhob ihn Friedrich V. zum Geheimen Conferenzrath und im folgenden Jahre zum Vorſitzenden des Höchſten-Gerichts. Am 31. März 1751 erhielt er den Orden der Union parfaite, welchen, zwei Jahre darauf, auch ſeine Gemahlin, Dorothea Charlotte von Pleſſen, bekam. Außerdem war

er Probſt des adeligen Stifts zu Itzehoe und Domherr von Lübeck. Er ſtarb am 10. Mai 1758 zu Schleswig. Deviſe: „Conscia mens recti.“

### Am 1. October 1749.

12) Ernſt Friedrich Carl, Herzog von Sachſen-Hildburghauſen*), geb. am 10. Januar 1727, Sohn Ernſt Friedrich's II. und der Gräfin Caroline von Erbach-Fürſtenau, ſuccedirte ſeinem Vater und ſtand bis 1748 unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Am 1. October 1749 vermählte er ſich mit Louiſe, Tochter König Chriſtian's VI. von Dänemark, und wurde durch dieſe Heirath Schwager Friedrich's V., der ihn am Hochzeitstage in die Zahl der blauen Ritter aufnahm. Herzog Ernſt war ein Verſchwender und ſtürzte ſein kleines Land in ſo große Schulden, daß 1769 eine kaiſerliche Tilgungscommiſſion unter Leitung ſeines katholiſchen Oheims, des kaiſerlichen Feldzeugmeiſters Prinzen Joſeph Friedrich von Hildburghauſen, die Verwaltung übernahm. Die Erziehung der Kinder des Herzogs wurde von den Landſtänden geleitet. Er überlebte vierunddreißig Jahre den Tod ſeiner Gemahlin und ſtarb am 22. September 1780. Deviſe: „Pietas et justitia.“

### Am 28. October 1749.

13) Friedrich Chriſtian, Prinz von Schleswig-

---

*) Stifter der Linie Sachſen-Hildburghauſen war Ernſt, ſechster Sohn des Herzogs Ernſt des Frommen, geſt. 1715.

Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. am 6. April 1721, General in däniſchen Dienſten, heirathete am 11. October 1770 Charlotte Amalie Wilhelmine, Tochter des Herzogs Friedrich Carl von Holſtein-Ploen, und ſtarb am 14. November 1794. Deviſe: „Conscia mens recti famae mendacia ridet.“

Am 31. März 1751.

14) Joachim von Brockdorff, geb. am 18. September 1695, wurde von Friedrich IV. zum Landrath und von Friedrich V. am 4. September 1747 zum Geheimen Conferenzrath ernannt. Am 11. October 1723 erhielt er den Danebrog und am 31. März 1754 den Orden der Union parfaite. Er war Ehrenmitglied der Geſellſchaft für Kunſt und Wiſſenſchaft und ſtand im Geruche eines Mäcen. Seine Frau, die er am 3. December 1721 geheirathet hatte, hieß Friederike Louiſe und war eine Tochter des Grafen Ulrich Adolph von Holſtein. Brockdorff ſtarb auf ſeinem Gute Sierhagen im Holſtein'ſchen am 14. Auguſt 1763. Deviſe: „Nec temere, nec timide.“

15) Chriſtian Friedrich, Graf von Levezow, geb. um das Jahr 1682, commandirte 1715 als Obriſter ein Regiment Jütländer in Holſtein, wurde General-Major, bekam 1720 ſeine Entlaſſung, avancirte bald darauf zum General-Lieutenant und ward 1732 zum Danebrogritter ernannt. Friedrich V. erhob ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zum Geheimen Conferenzrath und am 17. April 1736 in den

Grafenſtand. Er ſtarb, ohne Erben zu hinterlaſſen, am 17. April 1756 zu Malberg. Deviſe: „Deo, Regi et patriae."

### Am 8. Juli 1752.

16) Friedrich Ludwig, Freiherr, ſpäter Graf von Dehn, geb. am 7. September 1697, Bruder des braunſchweigiſchen Premier-Miniſters Conrad Detlev, Grafen von Dehn. Auch Friedrich Ludwig ſtand Anfangs, in braunſchweigiſchen Dienſten und bekleidete zuletzt den Geſandtſchaftspoſten bei den Generalſtaaten im Haag. Nachdem er den braunſchweigiſchen Dienſt verlaſſen hatte, wurde er von Chriſtian VI. als däniſcher Geſandter nach Madrid geſchickt, wo er von 1740 bis 1743 blieb und einen Handelsvertrag mit Spanien zu Stande brachte. Im Jahre 1747 zum Geheimen Rath ernannt, erhielt er 1750 Sitz im Geheimen Conſeil. Als Vermittler der zweiten Ehe Friedrich's V. mit der braunſchweig'ſchen Prinzeſſin Juliane Marie erhielt er am Tage ihrer Vermählung das blaue Band. Nach dem Ableben des Markgrafen Friedrich Ernſt wurde er Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holſtein und bekleidete dieſen Poſten bis zum 6. Juli 1768, an welchem Tage er von Chriſtian VII., gleichſam als Entſchädigung für die einträgliche Stelle, in den Grafenſtand erhoben wurde. Seine Gemahlin war eine Holländerin. Er ſtarb kinderlos am 3. Juli 1771 zu Schleswig. Deviſe: „Time Deum, honora Regem."

17) Johann Hartwig Ernſt, Reichsfreiherr

und Graf von Bernſtorff, geb. am 13. Mai 1712 zu Hannover, ſtammte aus einem niederſächſiſchen Geſchlechte her und war ein Vetter des nicht minder bekannten hannöver'ſchen Miniſters Andreas Gottlieb von Bernſtorff (geſt. 1726) und Sohn des großbritanniſchen Kammerherrn Joachim. Er ſtudirte in Tübingen, trat in den däniſchen Staatsdienſt und wurde 1732 als däniſcher Geſandter an den königlich polniſchen und churſächſiſchen Hof nach Warſchau und Dresden und fünf Jahre ſpäter als holſtein-glückſtädt'ſcher Comitial-Geſandter nach Regensburg geſchickt, wo er 1740 die Aufnahme des herzoglichen Hauſes Holſtein unter die fünf alternirenden altfürſtlichen Häuſer Deutſchlands durchſetzte. Im folgenden Jahre wohnte er dem Fürſtentage zu Offenbach und der Kaiſerwahl Karl's VII. in Frankfurt am Main bei. 1744 ging er als Remplaçant des Geheimen Raths von Wind als Geſandter nach Paris, wo er ungefähr zwei Jahre blieb. 1746 wurde er von Friedrich V. zum Kammerherrn ernannt und 1750 an die Stelle des mit Tode abgegangenen Grafen von Schulin an die Spitze des auswärtigen Departements geſtellt. Seiner Politik war es zu verdanken, daß Dänemark während des ſiebenjährigen Krieges ſeine bewaffnete Neutralität behauptete; er war es, der den Austauſch Holſteins gegen Oldenburg und Delmenhorſt zu Stande brachte und Dänemark mit Rußland vollſtändig ausſöhnte. Wegen ſeiner vielſeitigen Verdienſte von Chriſtian VII. am 14. December 1767 in den Grafenſtand erhoben, theilte Bernſtorff das Loos ſo vieler großen, durch ihr

Talent hervorragenden Staatsmänner, beim Hofe in Ungnade zu fallen. Geſtürzt durch **Struenſee's** wachſenden Einfluß, erhielt er mittelſt eines königlichen Handbillets vom 15. September 1770 ſeinen allergnädigſten Abſchied mit einer jährlichen Penſion von 6000 Thalern. Graf **Bernſtorff** zog ſich nach Hamburg zurück, wo er den Sturz **Struenſee's** erlebte. Der König war im Begriff, ſeinen treuen, ſchwer verkannten Diener ans Staatsruder zurückzurufen, als am 19. Februar 1772 der Tod die Laufbahn dieſes großen Mannes ſchloß. **Bernſtorff** war ſeit dem 27. December 1751 mit einem Fräulein **von Buchwald** vermählt, deren Vater als großfürſtlich ruſſiſcher Geheimer Rath am 15. Auguſt 1761 in Kiel ſtarb.*) — **Bernſtorff's**

---

*) Vergleiche **Philipp Gabriel Hensler**, Kurze Nachricht von der letzten Krankheit des Grafen v. **Bernſtorff**, Altona 1772. 4. **Martin Heubner**, Sorgetale over Greve Bernstorff, Kjøbenh. 1772. 8. Ins Deutſche überſetzt von **Johann Heinrich Schlegel**, Kopenh. 1772. 8. (**Georg Ludwig Ahlemann**), Ueber das Leben und den Character des Grafen J. H. E. **von Bernſtorff**, Hamburg 1777. 8. — (**Helfrecht Peter Sturz**) Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. **Bernſtorff**, Leipzig 1777. 8. — **Giuseppe Navarro**, Vie du comte J. H. E. Bernstorff, Naples 1822. 8. — Der größte Vorwurf, der ihm von Seiten ſeiner Gegner gemacht ward, beſtand darin, daß er um den Thron einen Glanz zu verbreiten ſuchte, der die däniſchen Finanzen noch mehr geſchwächt haben ſoll. **Frederik Snedorff** ſagt in Bezug auf **Bernſtorff**: „Dänemark, das eines **Sully** bedurfte, erhielt in ihm einen **Colbert**“.

Menſchenliebe erwarb ihm unzählige Freunde, die ſeinen Verluſt aufrichtig beklagten. Deviſe: „Rectum et integritas custodiant me“.

18) Johann Adolph von Ahlefeldt auf Buckhagen, geb. am 24. October 1679, Kammerherr und Landrath, ſpäter Geheimer Rath und Geheimer Conferenzrath, geſt. am 3. October 1761 zu Kopenhagen. Deviſe: „Prima virtutum fides.“

19) Carl von Holſtein, geb. am 16. Februar 1700, Bruder des am 29. Januar 1763 geſtorbenen Staatsminiſters Grafen Johann Ludwig von Holſtein. Er war Landrath, Beiſitzer des Obergerichts zu Schleswig und königlicher Kammerherr. Im Februar 1735 wurde er Mitglied des neuen Kammergerichts zu Gottorf und am [illegible] November deſſelben Jahres Ritter des Danebrogs. Am 28. November 1738 wurde er Geheimer Rath und Stiftsamtmann von Schleswig. 1741 ſchickte ihn Chriſtian VI. als außerordentlichen Geſandten nach Moskau, um das gute Einverſtändniß zwiſchen Dänemark und Rußland wiederherzuſtellen. Erſt im Juli 1746 kehrte er von dort nach Kopenhagen zurück. Friedrich V. ernannte ihn zum Mitgliede des neu zuſammengeſetzten Admiralitäts-Collegiums und zum Ober-Secretair beim See-Etat. Am 4. September 1747 wurde er Geheimer Conferenz-Rath. — Holſtein war zwei Mal verheirathet: ſeine erſte Gemahlin, Benedicta Chriſtina von Ahlefeldt, ſtarb am 21. Februar 1741, worauf er ſich am 8. Februar 1747 mit einer Frau von König-

ſtein vermählte. Er ſtarb am 2. Februar 1763 zu Kopenhagen. Deviſe: „Pro rege, lege et rege".

20) Adam Gottlob, Graf von Moltke, Lehnsgraf zu Bregentved, geb. am 10. November 1710, war in ſeiner Jugend als unbemittelter Edelmann von Mecklenburg nach Dänemark gekommen, wo er unter Chriſtian VI. erſt Page und ſpäter Kammerjunker des Kronprinzen Friedrich geworden war, welcher ihn bald ſo liebgewonnen hatte, daß Moltke der Buſenfreund des Thronfolgers wurde. Chriſtian VI. ſchickte, um das Band dieſer allzugroßen Vertraulichkeit zu zerreißen, den Kammerjunker als Amtmann nach der Inſel Möen. Hier blieb er ſo lange, bis Friedrich V. ihn nach Kopenhagen zurückrief. Seitdem ſtieg er von Stufe zu Stufe: er wurde Geheimer Rath, Ober-Kammerherr, Ober-Hof-Marſchall, Ritter des Danebrog- und des Parfaite-Union-Ordens, gegraft am 31. Mai 1750, Präſes der weſtindiſchen Compagnie, Vorſitzender der Kunſt-Akademie, und, was mehr als dieſer ganze Titelplunder ſagen will, Gönner und Freund Klopſtock's. — Moltke war dreimal vermählt. Der Name ſeiner erſten Gemahlin iſt uns nicht bekannt. Nach dem am 28. Februar 1760 erfolgten Tode ſeiner zweiten Frau, Chriſtiane Friederike Brüggmann, heirathete er am 9. September deſſelben Jahres Sophia Hedwig von Raben, die ihn überlebte. Er ſtarb am 25. September 1792. Deviſe: „Candide et caute."

21) Adolph Friedrich, König von Schweden, Prinz von Holſtein-Eutin, geb. am 14. Mai

1710, mit ſiebenzehn Jahren Biſchof von Lübeck, am 3. Juli 1713 von den ſchwediſchen Reichsſtänden zum Nachfolger Friedrich's, Gemahls der Königin Ulrike Eleonore, erwählt, vermählte ſich am 17. Juli 1744 mit Louiſe Ulrike, einer Schweſter Friedrich's des Großen von Preußen, beſtieg am 5. April 1751 den ſchwediſchen Thron und ſtarb am 12. Februar 1771. — Auch er war ein ſehr galanter Herr und hatte mehrere Maitreſſen gehabt, unter welchen er die Gräfin Hedwig Ulrike von Taube, Tochter des Admirals und geweſenen Reichsraths, Grafen Guſtaf Adam von Taube und Hofdame der Königin Louiſe Ulrike, am meiſten geliebt haben ſoll.*) Deviſe: „Salus publica, salus mea“.

### Am 31. Mai 1755.

22) Chriſtian Friis, Graf zu Friiſenberg, geb. am 28. Januar 1691, Sohn des 1699 als Geheimer Rath und Stiftsamtmann zu Aarhuus geſtorbenen Grafen Nicolaus Friis. Er nahm Kriegsdienſte, wurde Obriſt eines Cuiraſſier-Regiments und am 6. März 1723 zum General-Major befördert.

---

*) Die Gräfin Taube, die dem Könige zwei Söhne und eine Tochter gebar, ließ ſich kurz nach ihrer letzten Entbindung einen Zahn ausziehen; ſie bekam den kalten Brand und ſtarb am 22. Februar 1744. Ihre Nachfolgerin in der Gunſt des Königs war Katharina Eva von Horn, welche Kaiſer Franz I. am 27. Januar 1746, alſo zwei Jahre nach Adolph Friedrich's Vermählung, zur deutſchen Reichsgräfin erhob.

1734 wohnte er unter den däniſchen Hülfsvölkern dem Feldzuge gegen die Franzoſen am Rheinſtrome bei und ſtieg, ein Jahr ſpäter, zum General-Lieutenant empor. 1740 wurde er Geheimer Conferenzrath. Seine Gemahlin, Oelgard von Gersdorff, die er 1711 geheirathet hatte, ward ihm am 12. Juni 1734 durch den Tod entriſſen. Er ſelber ſtarb am 22. Juni 1763. Deviſe: „Pignus fidei et incitamentum".

Es verdient als ſeltene Erſcheinung bemerkt zu werden, daß der König fünf Jahre lang keinen neuen Ritter creirte. Nach dieſer ziemlich langen Pauſe ernannte er:

Am 16. October 1760.

23) Georg Wilhelm, Prinzen von Heſſen, geb. am 3. Juni 1743, ſeit dem 31. Januar 1760, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, regierender Graf von Hanau und ſeit dem 30. October 1764 Selbſtherrſcher. Am 31. October 1785 folgte er ſeinem Vater, dem Landgrafen Friedrich II., vereinigte unter dem Namen Wilhelm IX. Hanau mit Heſſen und nahm am 15. Mai 1803 als Wilhelm I. den Churfürſten-Titel an. Von den Franzoſen verjagt, kehrte er am 21. November 1813 nach Caſſel zurück und ſtarb daſelbſt am 27. Februar 1821. Deviſe: „Singulis varius, omnibus utilis". —

24) Friedrich Carl von Gram, geb. am 26. Februar 1702, Geheimer Conferenz-Rath und Ober-Hofmarſchall, geſt. am 9. Mai 1782. Deviſe: „Fata coelum gubernat".

25) **Georg Wilhelm, Freiherr von Söhlenthal**, geb. 1697 zu Wien, Sohn des kaiſerlichen Reichs-Hofraths **Rudolph Caspar**, Bruder des Geheimen Raths **Heinrich Friedrich von Söhlenthal** *), wurde 1726 Kammerjunker bei dem damaligen Kronprinzen, **Friedrich** (IV.) und am 11. März 1728 Amtmann zu Segeberg im Holſtein'ſchen. Am 31. März 1730 ernannte ihn **Friedrich** IV. zum Hofmeiſter des Kronprinzen **Chriſtian** und ertheilte ihm am 6. Juni 1731 den Danebrog. Am 28. November 1738 erhielt er die Adminiſtration der Grafſchaft Rantzau. Am 22. Mai 1744 wurde er Geheimer Rath und am 28. October 1749 Geheimer Conferenzrath. Er war zweimal vermählt: am 7. Auguſt 1732 heirathete er das Hoffräulein **Barbara Mariliana von Grabowski**, nach deren am 17. April 1760 erfolgten Ableben er, ein Jahr ſpäter, eine neue Ehe mit der verwittweten Frau **Eliſabeth von Brand**, geborenen **von Berregaard**, einging. Er ſtarb am 3. Januar 1768 zu Rantzau. Deviſe: „Ornat, non beat".

26) **Henrick Bielke Kaas**, geb. am 18. Sept. 1686 zu Ellingard in Norwegen, diente als Soldat vier Königen von Dänemark. Unter **Friedrich** IV. wurde er Obriſt. **Chriſtian** VI. ernannte ihn am 15. Auguſt 1734 zum General-Major und am 28. November 1740 zum Ritter des Danebrogs. **Friedrich** V. erhob ihn 1747 zum General-Lieutenant

---

*) Vergl. Band IV, Seite 263.

und 1753 zum General der Cavallerie. Am 14. März 1759 ward er zum commandirenden General der Reiterei ernannt und ſtarb am 1. Juli 1773 zu Boltingard. Deviſe: „Gud, Kongen og Faedrenelandet“.

Am 28. September 1762.

27) Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. am 9. November 1717, vermählte ſich am 2. März 1746 mit der Prinzeſſin Louiſe Friederike von Württemberg und ſtarb am 24. April 1785. Deviſe: „Per aspera ad astra“.

Am 31. März 1763.

28) Emil Auguſt, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. am 3. Auguſt, 1722, General in däniſchen Dienſten, geſt. am 6. Dec. 1786. Deviſe: „Spes favet et melius cras fore semper ait“.

29) Claude Louis, Graf von Saint-Germain, geb. am 15. April 1707 zu Lons-le-Saulnier, geſt. am 15. Januar 1778 zu Paris. Deviſe: „Virtute et labore“.*)

30) Otto, Graf von Thott, geb. am 13. October 1703, der Letzte ſeines Stammes, Geheimer Rath und Staatsminiſter und, nach dem Tode Wilhelm Auguſt's von der Oſten, Präſes des Finanz-Departements, ward am 14. December 1767 von Chriſtian VII. in den däniſchen Grafenſtand erhoben. Er war einer der erleuchtetſten Mäcene der Wiſſenſchaften und ſammelte

---

*) Vergl. Band V, Seite 112.

eine Bibliothek, die bis zu ſeinem Tode auf 120,000 Bände anwuchs. Er ſtarb am 10. September 1785. Deviſe: „Cogitando et conando“.*)

31) **Jakob von Benzon** auf Aſtrup, geb. am 1. November 1688, Stiftsamtmann zu Drontheim, erhielt am 28. November 1731 den Danebrog, wurde 1737 erſter Deputirter der Rentkammer, 1740 Stiftsamtmann zu Aarhuus, 1750 Geheimer Conferenz-Rath, Oberhofgerichtspräſident zu Chriſtiania und Vice-Statthalter in Norwegen, am 26. November 1770 wirklicher Statthalter und ſtarb am 25. November 1775 zu Aarhuus. Deviſe: „Incorrupta fide“.

---

*) Aus der langen Reihe ſeiner berühmten Ahnen ragt **Erich Axelſen Thott**, welcher 1468 Reichsverweſer in Schweden geweſen, hervor. — Vergl. **Jakob Baden**, Laudatio in memoriam Ottonis, comitis Thottii, Hafn. 1785. 4. **Abraham Kall**, Symmixta historica delineationi vitae cursus inservitura, quem peregit **Otto** comes de **Thott**, Hafn. 1787. Fol. Der ſchwediſche Graf **Boſſe** ſetzte ihm in einem Briefe an den däniſchen Geſchichtſchreiber **Suhm** folgendes Denkmal: „Graf **Thott** war der Neſtor der nordiſchen Literatur. Sein Tod verdient von dem Kosmopoliten eben ſo aufrichtig als von jedem ſeiner Landsleute betrauert zu werden, indem die Welt das Vaterland jedes großen Mannes und derjenige Schauplatz iſt, auf dem ſeine Tugenden und Thaten geſehen, geprieſen und bewundert werden ſollen. — — — Stets werde ich mir die angenehmen Augenblicke ins Gedächtniß zurückrufen, die ich mit dieſem Mäcenas verlebt habe, eben ſo wie es mich ſtets befriedigen wird, einſt meinen Enkeln ſagen zu können: „**Ich habe ihn gekannt!**“ — — — Dieſem Mäcene zu Ehren hat der däniſche Botaniker **Chriſtian Friis Rottböll** (geb. 1727, geſt. 1797) eine der prachtvollſten Pflanzen Oſtindiens „Thottia grandiflora“ getauft.

32) **Rochus Friedrich**, Graf von Lynar geb. am 16. December 1708, Sohn Friedrich Caſimir's und der Gräfin Eva Eliſabeth von Windiſchgrätz, ſtudirte von 1726—1729 in Jena und Halle, bereiſ'te nach vollendeten Studien Dänemark, Schweden, Holland und Belgien, England und Frankreich und begab ſich von Deutſchland aus wieder nach Dänemark, wo Chriſtian VI. ihn 1733 in die Zahl ſeiner Kammerherren aufnahm und ihm eine Anſtellung in der deutſchen Kanzlei gab. Bald darauf ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten berufen, ward er 1735 als außerordentlicher Geſandter nach Stockholm geſchickt und ein Jahr ſpäter zum Danebrogsritter ernannt. 1740 aus Schweden zurückberufen, ward er beim Obergerichte in Schleswig angeſtellt. Zwei Jahre ſpäter wurde er Stiftsamtmann zu Steinburg und 1744 holſtein'ſcher Kanzler. 1746 ernannte ihn Friedrich V. zum Geheimen-Rath. 1749 zum bevollmächtigten Miniſter zur Beilegung der däniſch-ruſſiſchen Wirren nach Sanct-Petersburg geſandt. 1750 wurde er zum Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten und 1752 zum Statthalter der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt erhoben. Während des ſiebenjährigen Krieges ſchloß er (1757) als däniſcher Vermittler zwiſchen der franzöſiſchen und hannover'ſchen Armee den Waffenſtillſtand im Kloſter Zeven ab.*) Nach dem Tode Friedrich's V. verließ er den däniſchen Staatsdienſt und zog ſich auf die von ſeinem

---

*) Vergl. Band V, Seite 108.

ältern, am 24. April 1768 ohne Erben geſtorbenen Bruder, dem churſächſiſchen wirklichen Geheimen Rath und Präſidenten der Regierung in der Niederlauſitz, **Moritz Carl Grafen von Lynar**, geerbten Herrſchaft Lübbenau (im preußiſchen Regierungsbezirke Frankfurt an der Oder) zurück. Der gute Graf, der in ſeinen jungen Jahren ziemlich flott gelebt hatte, wurde am Abende ſeines Lebens äußerſt fromm und devot, bekehrt durch ſeine Gemahlin, **Sophie Marie Helene, Gräfin von Reuß-Plauen** aus dem Hauſe Köſteritz, mit welcher er ſich 1735 vermählt und im Laufe einer ſechsundvierzigjährigen Ehe ein Dutzend Nachkommen erzeugt hatte. Er ſtarb am 13. November 1781 an der Bruſtwaſſerſucht. Der Ober-Pfarrer **Jenichen**, welcher in der Stadtkirche zu Lübbenau die Leichenpredigt des Hochſeligen hielt, ſagt von ihm: „Er war ein guter Baum, der reiche Früchte trug, und ſeine Blätter werden, mit dem Pſalmiſten zu reden, nicht verwelken". — Deviſe: „In Deo spes mea".*)

33) **Victor Chriſtian von Pleſſen**, geb. am 24. December 1696, Kammerherr und Jägermeiſter beim Prinzen **Carl**, **Friedrich's IV.** Bruder, und ſpäter Ober-Jägermeiſter des Königs. 1748 wurde er Geheimer Rath, ein Jahr darauf Ober-Ceremonienmeiſter, Secretair der Ordenskanzlei und Beiſitzer im Höchſten-Gericht. Am 1. September 1764 erhob ihn

---

*) Vergl. (**Heinrich Caſimir Gottlieb, Graf von Lynar**) Lebenslauf des hochſeligen Grafen **Rochus Friedrich von Lynar**, Leipzig 1782. 8. — Den høibaarne Greves R. F. til Lynar Levnetsløb, etc. Odense 1787. 8.

der König zum Geheimen-Conferenzrath. Als ſolſtarb er am 24. Januar 1771 zu Kopenhagen. Deviſe: „Lento, sed certo et recto gradu“.

## Am 16. Mai 1763.

34) **Wilhelm Auguſt von der Oſten**, geb. am 7. Januar 1671, ein Sohn **Peter Chriſtoph's**, welcher unter **Chriſtian V.** Ober-Hofmeiſter und Ober-Hofmarſchall geweſen, nachher in preußiſche Dienſte getreten und als Geheimer Rath und Landdroſt in Minden geſtorben war. Dreißig Jahre alt, trat **Peter Chriſtoph's** Sohn in den däniſchen Staatsdienſt, wurde Stiftsamtmann und bald darauf Director der Sundzoll-Kammer. Am 10. Februar 1740 erhielt er den Danebrog und am 31. März 1752 den Orden der Union parfaite. Am 9. Auguſt 1750 verlor er ſeine Gemahlin. Er ſelber ſtarb am 15. März 1764 zu Kopenhagen. Deviſe: „Tanto uberior.“

## Am 24. December 1763.

35) **Carl Otto, Freiherr von Hamilton**, geboren um das Jahr 1706, ſtammte aus einem altſchottländiſchen Geſchlechte her, welches ſich in Schweden niedergelaſſen hatte. Sein Vater war, wenn wir nicht irren, der ſchwediſche General-Feldmarſchall **Hugo Johann von Hamilton** (geſt. am 20. Januar 1718), **Carl Otto** war ſchwediſcher Reichsrath und ſtarb am 1. April 1770 zu Stockholm. Deviſe: „Trough“.

## Am 1. December 1764.

36) **Friedrich Carl, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Bevern**, geb. am 5. April

1729, Sohn des Herzogs Ernſt Ferdinand und der Prinzeſſin Eleonore Charlotte von Kurland, ſuccedirte ſeinem Vater am 2. Auguſt 1781. Er ſtand zuerſt in preußiſchen, dann in holländiſchen und zuletzt in däniſchen Dienſten, wo er General der Infanterie, Gouverneur von Kopenhagen und zuletzt Generalfeldmarſchall war. Er ſtarb am 27. April 1809 zu Glückſtadt. Deviſe: „Feret constantia fructus.“

Der Wahlſpruch Friedrich's V. als Ordensherr war: „Prudenter respice finem.“

# Zwölftes Kapitel.

## Dänemarks Feſtungen.

Als Friedrich V. ſeine Augen ſchloß, beſaßen Dänemark und Norwegen vierundachtzig Städte und darunter nicht weniger als zwanzig Feſtungen. Davon lagen zwei auf der Inſel Seeland:

Kronborg am Sunde und Korſöer am großen Belte.

Eine auf der Inſel Fühnen: Nyborg.

Drei auf der Inſel Jütland: Fridericia, Hals und Fladſtrand.

Eine in Schleswig: Friedrichsort.

Zwei in Holſtein: Rendsburg und Glückſtadt.

Zehn in Norwegen: Aggershuus, Friedrichshall, Friedrichsſtadt, Kongswinger, Flekeröe, Drontheim, Friedrichſtein, Munkholm, Wardhuus, Hammerhuus und Chriſtiansöe.

Der däniſche General Seneca Otho von Falkenſkiold, der unter dem Nachfolger Friedrich's V. und namentlich zur Zeit des Miniſteriums Struenſee eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat, ſchreibt in ſeinen 1826 in Paris erſchienenen Denkwürdigkeiten:

Die feſten Plätze eines Landes, welche nicht den beſondern Zweck haben, deſſen Unterwerfung der Regierung zu ſichern, müſſen die Beſtimmung haben, einem auswärtigen Feinde ein Hinderniß darzubieten, daß er nicht in's Land eindringe und ſich darin feſtſetze; ſie müſſen die Beſtimmung haben, die Operationen des zur Vertheidigung dieſes Landes beſtimmten Heeres zu unterſtützen und die Verbindung mit den durch natürliche Hinderniſſe, z. B. einen Fluß, einen Meeresarm, eine Gebirgskette, davon getrennten Landſtrichen zu decken und dieſem Heere im Nothfall auch zum Rückzugspunkt und Schutzorte zu dienen. Auf vierundachtzig Städte, welche Dänemark in Europa zählt, rechnete man zwanzig Feſtungen. Beim erſten Anblick ſcheint dieſe Zahl beträchtlich. Herr von Saint-Germain hatte mehrere davon wollen abtragen laſſen; ob er Recht hatte, ſoll hier unterſucht werden:

Rendsburg an der Eider *), durch **Kanut VI.** angelegt, um die Einwohner Holſteins in Gehorſam zu halten, hat gegenwärtig die Beſtimmung, die durch die Eider gebildete Vertheidigungslinie zu ſichern. Die Werke aber wurden ſo ſehr verſtärkt, daß zu deren Beſetzung 15,000 Mann erforderlich wären; ſie zählt aber nur 3,600 Einwohner. Es ſcheint daher, daß ſtatt die Feſtungswerke hier zu vermehren, man ſolche weit eher hätte vermindern ſollen.

---

*) Dieſer Fluß, der eine Grenze zwiſchen Holſtein und Schleswig bildet, wurde von den Römern Terminus imperii genannt. Die Eider entſpringt bei Bordisholm in Holſtein, durchzieht den Weſtenſee, nimmt die Sorge und Treene auf, fällt bei Tönningen in's deutſche Meer und iſt durch den faſt ſechs Meilen langen Eiderkanal mit der Oſtſee verbunden.

Glückſtadt an der Elbe, von Chriſtian IV. zur Einſchließung Hamburgs erbaut, dient der däniſchen Armee weder zum Stütz- noch zum Ruhepuncte. Die Feſtung vertheidigt den Eingang in Holſtein nicht, da ſie nicht an der Straße liegt. Wollte man ſich nach einem erlittenen Unfall dorthin flüchten, dann würde man ſich in einen Sack verlaufen. Wenn im Kriege die däniſche Armee genöthigt würde, die Trave zu verlaſſen, ſo würde ſie ſich zwiſchen Rendsburg und Friedrichsort zuſammenziehen, um ihre Verbindung mit Dänemark zu unterhalten. Alsdann fiele Glückſtadt in Feindes Gewalt, der ſich auf dieſen Platz ſtützen würde. *)

Friedrichsort **), an einem Meeresarme in Schleswig gelegen, kann einer zur Räumung Holſteins gezwungenen Armee zum Stützpunkte dienen und die Verbindung mit Dänemark decken.

Die beiden an der öſtlichen Küſte Jütlands gelegenen Feſtungen Hals und Fladſtrand ***) dienen dazu, erſtere um den Eingang zum Lymfiord zu vertheidigen, letztere, um die Verbindung zwiſchen Jütland und Norwegen zu unterhalten.

---

*) Glückſtadt, 1814 von den Heeren der Verbündeten durch Capitulation genommen, wurde ſeitdem geſchleift.

**) Früher Chriſtianspreis nach Chriſtian IV. genannt, welcher dieſe kleine Feſtung im Jahre 1637 am Ende des Kieler Hafens anlegen ließ. Von den Schweden geſchleift, wurde ſie von Friedrich III. neu aufgeführt und ſeitdem Friedrichsort genannt. Hier war es, wo die däniſche Flotte, commandirt vom Admiral von Gabel, 1715 einen glänzenden Sieg über die Schweden davontrug.

***) Fladſtrand, jetzt Friedrichshafen genannt, liegt im däniſchen Stifte Aalberg an der nördlichſten Spitze von Jütland.

Friedericia in Jütland enthält nur zwei- bis dreitauſend Einwohner, iſt aber nichtsdeſtoweniger ſehr groß. *)

Nyborg, auf der Inſel Fühnen, ſoll die Verbindung zwiſchen Fühnen und Seeland decken, iſt aber zu dieſem Zwecke ſchlecht gelegen; der Feind würde die Wirkung dadurch vereiteln, daß er zu Slibshaſſen Batterien errichtete.

Korſöer **) auf der Inſel Seeland, Nyberg gegenüber, liegt am großen Belte und iſt ein unbedeutender Ort, der keinen Widerſtand zu leiſten vermag.

Kronberg, am Sunde, kann deſſen Paſſage nicht ſchützen, ſein Geſchütz erreicht das gegenſeitige Ufer nicht, welches nach einer Schätzung Wilſon's 1991 Toiſen davon entfernt iſt. Eine däniſche Flotte, welche eine der Flanken Kronbergs ſchützen wollte, würde ihre andere Seite durch die auf dem entgegengeſetzten Ufer befindlichen ſchwediſchen Batterien Helſingbergs bedroht ſehen. Nimmt man auch an, daß die Dänen beide Ufer beſetzt hielten, ſo iſt doch zu bezweifeln, daß ihre Flotte aus dieſem Stützpunkte großen Nutzen ziehen könnte. Man erinnert ſich, daß

---

*) Friedericia, 1650 von Friedrich III. erbaut, liegt am Anfange des kleinen Belts im Stifte Ribe. Von hier aus wird die Ueberfahrt nach Fühnen vermittelt.

**) Liegt im Amte Soröe.

Carl X. Guſtav, König von Schweden, im Jahre 1658 Herr von Kronborg und Helſingborg geweſen war; ſeine aus zweiunddreißig Linienſchiffen beſtehende Flotte befand ſich im Sunde, um einer holländiſchen, fünfunddreißig Linienſchiffe ſtarken Flotte, welche Kopenhagen zu Hülfe kommen wollte, Widerſtand zu leiſten. Die holländiſche Flotte wurde von Kronborg und Helſingborg beſchoſſen, und ein einziger Schlag traf. Der König von Schweden war in Perſon zu Kronborg; die ſchwediſche Flotte hielt ſich tapfer und dennoch wurden ihr fünf Schiffe in Grund gebohrt und drei andere genommen; der Ueberreſt flüchtete übel zugerichtet nach Landskrona. Hier hat man ein großes Beiſpiel, welches beweiſ't, wie wenig Hülfe man von Kronborg zu erwarten hat.

Norwegen, das ſchon wegen ſeiner vortrefflichen Lage ſo gut zu vertheidigen iſt, hat deſſenungeachtet mehr Feſtungen als Dänemark; man findet darin:

Aggerhuus, deſſen feſtes Schloß Chriſtiania beherrſcht.

Friedrichshall, auf einem der an der äußerſten ſüdöſtlichen Spitze Norwegens gelegenen und bis ins ſchwediſche Gebiet hervorſpringenden Felſen, welcher Ort durch Carl XII., der in den dortigen Laufgräben ſeinen Tod gefunden hat, berühmt geworden iſt.

Friedrichsſtadt, am Ausfluſſe des Glommenfluſſes und dazu beſtimmt, deſſen Eingang zu vertheidigen.

Kongswinger, ebenfalls am Glommen gegen die öſtliche Grenze.

**Flekeröe**, auf einem Eilande vor Chriſtiansſund, vertheidigt eine herrliche Rhede.

**Drontheim**, nördlich auf einer Halbinſel, deren Küſten von einem Meeresarme und dem Fluſſe Nomsdal beſpült werden. Einige Werke vertheidigen die Erdzunge, welche Drontheim mit dem feſten Lande verbindet.

**Friedrichſtein**, ein zur Vertheidigung Drontheims gehöriges Fort *).

**Munkholm**, auf einem Felſen im Meere, iſt zu weit von der Rhede entfernt, um ſie wirkſam zu ſchützen. **)

**Wardhuus**, unterm 71. Grad nördlicher Breite gelegen, iſt die Hälfte des Jahres hindurch ein bloßer Eisklumpen.

**Hammerhuus** liegt auf der Inſel Bornholm; **Chriſtiansöe**, auf einem benachbarten Eilande; aber beide Feſten können es nicht hindern, in die Gewalt derer zu fallen, welche Herren des Meeres ſind.

---

*) Das Fort iſt in Verfall gerathen.

**) Munkholm liegt eine halbe Stunde von Drontheim entfernt, faſt im 64. Grad nördlicher Breite. Den ganzen Winter hindurch iſt es in dichten Nebel eingehüllt; die Kälte iſt hier dennoch nicht ſtreng. Der Schnee liegt hier ſelten acht Tage lang; aber ſchon im September ſtellt ſich der Froſt ein und er ſchwindet erſt noch im Juni. In den Felſenmauern dieſer äußerſt ungeſunden Feſtung ſchmachteten der unglückliche Großkanzler Graf von Griffenfeldt; der glückliche Nebenbuhler Friedrichs V., der Capitain von Ahlefeldt; Herr von Falckenſkiold, der Verfaſſer der obenerwähnten Memoiren, und mehrere andere Opfer der königlich däniſchen Cabinetsjuſtiz.

Bedenkt man, wie beſchwerlich es im Kriege iſt, alle dieſe unnützen Feſtungen zu bewachen, aber wenn man dies unterläßt, ſie dem Feinde, welcher ſich derſelben bemächtigt, nützlich ſind, ſo wird man einſehen, wie viel Dänemark gewonnen haben würde, wenn es den Plan des Grafen von St.-Germain befolgt und die Zahl ſeiner Feſtungen vermindert hätte *).

Ueber die Hauptſtadt des däniſchen Reiches, über Kopenhagens Größe und Befeſtigung, berichtet Herr von Falckenſkiold, daß dieſer Platz ſeit 1658 um drei Viertheile vergrößert worden iſt; man fügte die Citadelle und die Wälle von Chriſtianshavn hinzu; ſein innerer Bezirk beträgt 26,460 Fuß. Der Hafen wird vorzüglich durch die geringe Tiefe des Meeres vertheidigt; doch iſt dies allein nicht hinreichend, um den Platz vor einem Bombardement zu ſchützen. Schweden bleibt ewig ein

---

*) Von den eilf zuletzt genannten Feſtungen ſind, mit Ausnahme der beiden auf der Inſel Bornholm gelegenen Schlöſſer Hammershuus und Chriſtiansöe, alle andern, wie überhaupt das ganze Königreich Norwegen, welches Friedrich VI. am 14. Januar 1814 im Frieden zu Kiel an Carl XIII. abzutreten gezwungen ward, an Schweden anheimgefallen. — Die Inſel Bornholm aber iſt däniſch geblieben. Nach einer alten Sage ſoll dieſe Inſel (von Saxo Grammaticus Boringia genannt) ſchon zur Zeit des Patriarchen Jakob von einem Gothenkönig, Namens Thillemer, durch Anlage einer Colonie bevölkert worden ſein; nach einer andern Sage verdankt ſie ihren Namen einem däniſchen Abenteurer Björn, der ſich daſelbſt niedergelaſſen haben ſoll. Vgl. Ryno Quehl, Bornholm und die Bornholmer. Berlin, 1856. 8.

gefährlicher Nachbar. Wenn die Seen, welche Kopenhagen umgeben, im Winter zugefroren ſind, braucht eine ſchwediſche in Schonen aufgeſtellte Armee kaum drei Tage, um wie Hannibal ante portas dicht vor Kopenhagen zu ſtehen.

# Eilftes Buch.

Von

## Chriſtian's VII.

## Thronbeſteigung bis zur Hinrichtung Struenſee's.

(1766—1772.)

# Dreizehntes Kapitel.

Die Thronbeſteigung Chriſtian's. — Seine erſten Ernennungen. — Die Vermählung der Prinzeſſin Sophia Magdalena mit dem Kronprinzen von Schweden. — Heirath Chriſtian's mit Caroline Mathilde. — Ihre Reiſe von England nach Dänemark. — Eine [illegible] Putzmacherin. — Reverdil. — Voltaire. — Chriſtian's Reiſe und deſſen Begleiter.

Chriſtian VII., geboren am 29. Januar 1749*), war noch nicht volle ſiebenzehn Jahre alt, als er den Thron ſeines Vaters beſtieg. Da nach der berüchtigten Lex regia die Könige von Dänemark, früher als alle andern Monarchen, ſchon mit dem zurückgelegten vierzehnten Jahre mündig werden, ſo war's natürlich auch der Sohn Friedrich's V.

Chriſtian hatte in ſeiner Jugend unter Aufſicht ſeines Ober-Hofmeiſters, des Geheimen Conferenz-Rathes Chriſtian Auguſt Grafen von Berckentin und, nach dem Ableben deſſelben, unter Aufſicht des Grafen Detlev von Reventlow eine vom Etatsrath Georg Nielſen**), von Reverdil

---

*) Zu Ehren ſeiner Geburt war eine Denkmünze geprägt worden, auf welcher er von der Vorſehung der Schutzgöttin Dänemarks überliefert wird mit der Legende: „In ſpem futuri seculi.“

**) Nielſen wurde nach Chriſtian's Vermählung und Maller in jeder Beziehung ſo ſorgfältig geleitete Erziehung genoſſen, daß ganz Dänemark nicht ohne Grund berechtigt war, ſich der Hoffnung hinzugeben, der junge König werde, ſeiner Mutter gleichend, ebenſo geliebt und geachtet werden, wie es die Königin Louiſe, „die Vielgeliebte", geweſen war.

Aber dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht.

Chriſtian, der ſich ſchon in ſeiner früheſten Jugend jener geheimen Sünde hingegeben, welche — gerade um dieſe Zeit — der berühmte Schweizerarzt Simon Tiſſot, ein Freund Reverdil's, zum Gegenſtande ſeiner gelehrten Forſchungen gemacht; Chriſtian, der, wie faſt jeder Abkömmling der Oldenburger Raçe, ſchon von Natur aus wollüſtig war und, kaum zum Jünglinge herangereift, ſich den ſinnlichen Ausſchweifungen in die Arme warf, war dadurch frühzeitig matt, abgeſpannt und träge geworden. Er liebte, mehr als Alles, die Zerſtreuung und haßte jede Beſchäftigung, welche Nachdenken und geiſtige Anſtrengung erforderte. Und ſo kam es, daß er trotz ſeiner glänzenden Anlagen und trotz der guten Erziehung, die er genoſſen hatte, jene ſchönen Hoffnungen, die man von ihm gehegt, nicht zur Wahrheit werden ließ.

---

Cabinets-Secretair der Königin und, nachdem dieſe von ihrem Gemahle geſchieden, Bibliothekar und Intendant der Privatſchatulle des Königs.

Als Chriſtian VII. fünfzehn Tage nach ſeiner Thronbeſteigung ſeinen ſiebenzehnten Geburtstag feierte, ernannte er ſeinen Oberhofmeiſter Detlev von Reventlow zum Oberkammerherrn und Staatsminiſter; überdies war er der Einzige, der an dieſem Tage das blaue Band erhielt. Fünf andere Günſtlinge des jungen Königs, Friedrich Auguſt von Fink, General der Infanterie, Ernſt Lebrecht von Arnſtedt, General-Lieutenant der Infanterie, Joachim Otto von Schack, Kammerherr, Detlev Conrad von Reventlow, Ober-Hofmeiſter der verwitweten Königin Sophia Magdalena, und Anton Heinrich von Moltke, Hofmarſchall des Königs, empfingen den Danebrog. — Der General-Lieutenant, Kammerherr und Ober-Stallmeiſter Erhard Graf von Wedel-Friis wurde zum Geheimen Conferenzrath, der Geheime Rath und Ober-Präſident von Altona, Hennig von Qualen, zum Geheimen Conferenzrath und Ober-Landdroſt der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, der Geheime Rath Friedrich Chriſtian von Roſenkrantz zum Ober-Kriegs-Secretair, Prinz Carl von Heſſen-Kaſſel zum Großmeiſter der Artillerie, General-Lieutenant der Infanterie und drei Monate darauf zum Obriſt-Lieutenant und Commandanten der Leibgarde zu Fuß; der General-Lieutenant und Commandant von Kronberg, Andreas von Hauch, zum Deputirten des General-Kriegs-Directoriums und der General-Lieutenant Peter Elias von Gaehler zum Vice-Commandanten von Glückſtadt ernannt*). — Fünf der bisherigen Kammerjunker, Graf Friedrich Wilhelm Conrad Holck, Chriſtian Friedrich von Holſtein, Chriſtian Ludwig Scheel von Pleſſen, Freiherr von Rantzau und Gregor Juel erhob der König zu Kammerherren und ein ſechster Kammerjunker, Johann Ulrich von Sperling, wurde Stallmeiſter des Königs. — Der Biſchof von Seeland, Dr. Ludwig Harboe, hatte die Ehre ſich zum königlichen Beichtvater ernannt zu ſehen. Reverdil wurde, gleich am erſten Tage der Thronbeſteigung ſeines königlichen Zöglings, mit erhöhtem Jahrgehalt als Vorleſer Sr. Majeſtät angeſtellt und an die königliche Tafel gezogen. Außerdem erhielt er freie Wohnung im königlichen Schloſſe. Am 30. März ertheilte ihm der Monarch den Titel eines Legationsraths und den Rang eines wirklichen Juſtizraths.

Drei Monate nach Chriſtian's VII. Regierungsantritt langte (am 30. März) der ſchwediſche Ober-Kammerherr und Ober-Hofmarſchall Niels Philipp Graf von Gyllenſtolpe in Kopenhagen an, um dem jungen Souverain die Inſignien des Seraphinen-Ordens zu überreichen. Gleichzeitig hielt er im Namen des ſchwediſchen Kronprinzen Guſtav um die Hand der Prinzeſſin Sophia Magdalena, der ältern Schweſter Chriſtian's VII., an. Sie wurde ihm zugeſagt*). Der König geruhte, ſeinen Unterthanen die bis dahin üblich geweſene Prinzeſſin-Steuer zu erlaſſen.

---

*) Als wirklicher Commandant fungirte dort der General-Lieutenant von Noſtiz.

**Chriſtian** VII. ſelbſt war ſchon Bräutigam geweſen, noch bevor er den Thron beſtiegen hatte. Schon am 18. März 1765 war er mit ſeinem leiblichen Geſchwiſterkinde, der jüngſten Schweſter König **Georg**'s III. von Großbritannien, vermählt worden.

**Caroline Mathilde**, Tochter des Prinzen **Friedrich Ludwig von Wales****) und der Prin-

---

*) Am 1. October 1766 ward die Vermählung dieſes Paares durch Procuration in Kopenhagen vollzogen. **Chriſtian's** Halbbruder, der Erbprinz **Friedrich**, damals dreizehn Jahre alt, vertrat die Stelle des ſchwediſchen Bräutigams. Nachdem die Trauung durch den Biſchof von Seeland, Dr. **Harboe**, vollzogen war, wurde die Kronprinzeſſin-Braut von dem ſchwediſchen Ambaſſadeur, Reichsrath und Hofmarſchall Grafen **Adam Horn**, von Kopenhagen nach Kronberg und von dort über Helſingborg hinübergeführt, wo ſie von ihrem Gemahle empfangen ward.

**) Der Curioſität halber theilen wir hier den vollſtändigen Titel von **Caroline Mathilden's** Vater mit. Er lautete: „Prinz von Großbritannien, Churprinz von Braunſchweig und Lüneburg, Prinz von Wales, Herzog von Cornwallis und Rothſay, von Gloceſter und Edinburgh, Marquis der Inſel Ely, Graf von Cheſter, Carrick und Eltham, Viscount von Launceſten, Baronet von Renfrew und Snawdon, erſter Peer von Großbritannien, Ritter des Hoſenbandes, Mitglied des Königlichen Geheimen Raths, Kanzler der Univerſität Dublin, Mitglied der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften, erſter Commiſſar zur Erbauung des zeſſin Auguſta von Sachſen-Coburg, nach dem Tode ihres Vaters am 22. Juli 1751 im Leiceſter-Palaſte zu London geboren, zwei Jahre und fünf Monate jünger als ihr däniſcher Bräutigam, war eine Schönheit erſten Ranges. Ganz Old-England ſchwärmte für die Kornblumenbläue ihrer himmliſchſüßen Augen und für die Hoſtienweiße ihrer durchſichtigen Hautfarbe. Es floß Coburger Blut in ihren Adern: ſie war eben ſo leutſelig, als ſchön; eben ſo ſchön als gefühlvoll. — Das engliſche Parlament, damals noch nicht ſo knickerig als in ſpätern Jahren, bewilligte der fünfzehnjährigen Königsbraut eine Mitgift von 100,000 Pfund Sterling.

Die Vermählung par procuration ward am 1. October, Abends acht Uhr, im Saint-James-Palaſte zu London vollzogen. Die Stelle des abweſenden Bräutigams vertrat der Herzog von York; die Trauung vollzog der Erzbiſchof von Canterbury. Auguſte von Sachſen-Coburg ſchenkte ihrem Kinde, das ſie mit bangem Herzen von ſich ſcheiden ſah, einen Ring, in deſſen Reif die Worte „Bring me hapiness“ eingegraben waren, einen Ring, den ſie ſelbſt von ihrer Großmutter als glückbringenden Talisman geerbt und ſeitdem beſtändig an dem kleinen Finger ihrer linken Hand getragen hatte.

Am folgenden Morgen verließ die Königin, in

---

Hoſpitals Greenwich und Vorſitzender der Geſellſchaft des engliſchen Heringsfangs." Er ſtarb am 31. März 1751, kaum fünfundvierzig Jahre alt.

Begleitung des däniſchen Geſandten, Hans Carl Grafen von Bothmar, des Obriſten Deſaguliers und einiger andern Officiere, die zärtlich geliebte Mutter und langte Nachmittags vier Uhr in Harwich an. Ein ungünſtiger Wind, der in dem Augenblick, als ſie das Schiff beſtieg, ſich erhob, flößte ihr ein unheimliches Vorgefühl ein Sie wurde mißgeſtimmt und traurig. —

Erſt am 7. langte ſie, begleitet von vier engliſchen Kriegsſchiffen, unter Donner und Blitz auf der Maas an. Am 8. ſtieg ſie ans Land und traf am Morgen des folgenden Tages in Rotterdam ein, wo ſie vom Erb-Statthalter von Holland, dem Fürſten von Naſſau-Weilburg und ſeiner Gemahlin, von dem Herzoge Ludwig von Braunſchweig und einer unabſehbaren Volksmenge empfangen, und bis zur Nacht begleitet wurde, die ſie nach Utrecht brachte. Von hier ſetzte ſie ihre Reiſe zu Lande nach Osnabrück und Wildhauſen fort.

Am Abende des 12. Octobers kam ſie in Lingen an, wo ſie vor der Stadt von den Studenten in blauer Uniform ehrfurchtsvoll begrüßt und von dieſen zu Pferde in die Stadt begleitet ward, wo ſie zu übernachten geruhte.

Am folgenden Morgen begleiteten ſie die Studenten bis an die Münſter'ſche Grenze. In dieſem blauen Gefolge befand ſich ein junger Mann, der, entzückt von der jungfräulichen Schönheit dieſer königlichen Huldgeſtalt, ihr mit tauſend Freuden bis ans Ende der Welt gefolgt wäre. Dieſer Mann, damals vierundzwanzig Jahre alt, war der wenige Jahre ſpäter durch den Reichthum ſeines Wiſſens und durch die Genialität ſeines Geiſtes berühmt gewordene Hofrath Georg Chriſtoph Lichtenberg.

Am 15. hielt die hohe Reiſende, vom Donner der Kanonen begrüßt, unter dem Geläute aller Glocken ihren Einzug in Bremen, wo ſie vom Bürgermeiſter, dem ganzen Rathe und der in Parade aufgeſtellten Bürgerſchaft empfangen ward. Beim Einbruche der Nacht ſchimmerten alle Straßen der Stadt im blendenden Glanze feenhafter Beleuchtung.

Am 17. Nachmittags langte ſie in Harburg und am folgenden Tage in Altona an, wo ſechszehn als Gärtnerinnen gekleidete Jungfrauen ihr Blumen entgegenſtreuten bis zu dem Hötel des Grafen Rantzau, in welchem ſie vom Bevollmächtigten des Königs, dem Geheimen Rath und Statthalter der beiden Herzogthümer, Freiherrn Friedrich Ludwig von Dehn, im Namen ihres erlauchten Gatten empfangen ward.

Am Nachmittage des folgenden Tages (es war ein Sonntag) beehrte ſie mit ihrer Gegenwart die freie Stadt Hamburg, die ſie mit ungeſchminktem Jubel empfing.

Am 22. ſetzte ſie in Begleitung des Baron von Dehn ihre Reiſe nach der Reſidenz ihres königlichen Gemahles fort.

Der König, der in Begleitung ſeines Halbbruders, des Erbprinzen Friedrich, ſeines Schwagers, des Landgrafen Carl von Heſſen-Kaſſel, und eines äußerſt glänzenden Gefolges ihr bis nach Roeskilde entgegengeeilt war, empfing ſie daſelbſt am Morgen des 3. Novemders und ſchien von ihrer Schönheit dergeſtalt entzückt, daß er, allen Anſtand vergeſſend, ſie vor den Augen Aller in ſeine Arme ſchloß. Jungfräuliche Schaam röthete die Wangen der Königin, deren Fantaſie ſich ein ganz anderes Bild von ihm entworfen hatte. Der König drängte ſie in einen bereitſtehenden Staatswagen und eilte mit ihr, unter dem Vorritt zwölf blaſender Poſtillone, nach dem unweit Kopenhagen liegenden Schloß Friedrichsberg, wo er ſeine Brautnacht zu feiern geruhte.

Fünf Tage ſpäter hielt die auffallend blaſſe und dem äußern Anſcheine nach ſchon ziemlich enttäuſchte Königin an der Seite ihrer Schwägerin, der Landgräfin Louiſe von Heſſen-Kaſſel, begleitet von allen Großwürdenträgern des Reiches, ihren Einzug in Kopenhagen. Abends tafelte der ganze Hof und der Schwarm ſeiner mehr als zwei hundert Gäſte, unter welchen der Ober-Hofmarſchall Graf Moltke von Vielen derſelben nur ungern vermißt wurde, im großen Ritterſaale der Chriſtiansborg. Alles war heiter, nur ſie nicht, die Königin. Ein dunkles Vorgefühl ſchien ihr ſchon damals zu ſagen, ihre Ehe werde nicht allzuglücklich ſein. Sie warf einen nachdenkenden Blick auf den Talisman ihrer Mutter und vergaß ſich, ſo laut aufzuſeufzen, daß ihr Gemahl, der an ihrer Seite ſaß, ſie um den Grund ihrer ſo ſchlecht verhehlten Traurigkeit befragte. Sie ſtrich, wie aus einem bangen Traume erwachend, ihre blonden Locken von der gramdurchfurchten Stirn und ſchützte ein leichtes, ſchnell vorübergehendes Unwohlſein vor. Chriſtian ſchüttelte das Haupt und ſchwieg.

Die Erinnerung an dieſe, beide Theile nicht gleich hochbeglückende Vermählungsfeier wurde nach herkömmlichem Gebrauche durch eine ſilberne, ſechs Loth wiegende Schaumünze illuſtrirt. Der Avers zeigt die Bruſtbilder und Namen des jungen Königspaares; auf der Rückſeite erblickt man eine allegoriſche Frauengeſtalt, die, auf einen Anker (Symbol der Hoffnung) geſtützt, in der Rechten einen Blumenkranz hält mit der Umſchrift: **Recurrentibus signis.**

Die Niedergeſchlagenheit der Königin, die Tag für Tag zuzunehmen ſchien, und die Bläſſe ihrer Wangen, die in ſo kurzer Zeit die Friſche ihres Carmins eingebüßt hatten, gaben bei Hofe Veranlaſſung zu allerhand Vermuthungen, die nicht allzu ſchmeichelhaft für Jenen ausfielen, den man für den Urheber dieſer auffallenden Bläſſe und Traurigkeit hielt. Chriſtian war der Einzige, dem dieſe raſche Umwandlung der Königin gänzlich entgangen zu ſein ſchien. Von einem ſeiner vertrauteſten Günſtlinge, dem Kammerherrn Grafen Holck zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, erklärte der König mit einer Gleichgültigkeit, die ſelbſt den alten Roue zu befremden ſchien: „Qu'importe? Sie klagt beſtändig: heute über Migraine, morgen über Uebelkeiten. Was kann ich dafür, daß ſie kränklich und oft noch ſentimentaler als ihr Landsmann Yorik-Sterne iſt? Ich glaube, ſie hat den Spleen! Passons la-dessus!“ ſprach er und zog eine Schublade auf, um ſeinem Vertrauten eine Reihe obſcöner

Bilder zu Crébillon's „Sopha" zu zeigen, denn er liebte derlei frivole Lecture und geſtand mit großer Offenherzigkeit, daß keiner von allen Autoren Frankreichs ihm beſſer behage, als der ewigheitere Meiſter Crébillon Sohn.

Chriſtian's Vorliebe für Frankreichs Sprache, Literatur und Sitten beſtimmte ihn, bald nach ſeiner Thronbeſteigung eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft franzöſiſcher Schauſpieler nach Kopenhagen zu berufen, um vor allen Dingen — denn dies war ſeine erſte Regierungsſorge — ſich beſtmöglichſt erheitern und zerſtreuen zu laſſen. Im Schloſſe Chriſtiansborg ward ein kleines Theater aufgebaut, in welchem abwechſelnd däniſche und franzöſiſche Komödien aufgeführt wurden, die er ſelten oder nie verſäumte. Aus den Reihen der jungen, leichtfertigen Choriſtinnen und Figurantinnen legte er ſich nach und nach eine Baumſchule zu einem zukünftigen Hirſchparke nach dem Muſter Ludwig's XV. an. Am liebſten vertändelte er damals ſeine Zeit mit einer franzöſiſchen Soubrette, die, wie Seine Majeſtät ſagte, den „Teufel im Leibe" und eine bunte Reihe „guter Freunde" aus allen Klaſſen der Kopenhagener Bevölkerung hatte. Außer den geheimen Beſuchen des Königs empfing dieſe ci-devant marchande de modes auch die noch heimlicher gehaltenen Viſiten eines jungen Schöngeiſts, welcher Theaterkritiken ſchrieb, einen reichen Buchdrucker, einen armen Bildhauer und einen bildhübſchen fremden Maler, der auf den herrlichen Einfall gerieth, dieſe junge Sünderin als büßende Magdelena im paradieſiſchen Naturzuſtande abzumalen. Auch der Kammerjunker Holck gehörte zu ihren Hausfreunden.

Der König, der in den Armen dieſer Hetäre mehr Abwechslung als in jenen ſeiner jüngern und viel ſchönern Gemahlin fand, verbrachte den größten Theil des Tages in ſüßem Nichtsthun. Die Vorträge ſeiner Miniſter ermüdeten ihn. Der bloße Anblick Moltke's zwang die Angeln ſeines Mundes zum Gähnen und ein Vortrag des grundehrlichen Bernſtorff, den er unlängſt gegraft hatte, machte auf ihn den Eindruck einer ſchlummererzeugenden Nachmittagspredigt. Der Einzige, der ihn damals noch nicht langweilte, war der ebenſo ſchlichte als biedere Waadtländer Reverdil, welcher den Muth beſaß, ihm bald in ernſtem, bald in ſcherzhaftem Tone einen Vorwurf zu machen und ihn dann und wann daran zu erinnern, daß ein König von Gottes Gnaden ernſtere Pflichten habe, als den größten Theil des Tages ſchlüpfrige Romane zu leſen und ſich allabendlich ein Poſſenſpiel vorgaukeln zu laſſen.

Schelte mich, ſagte der König, aber ſpotte meiner nicht, denn viel leichter vertrage ich eine grobe Wahrheit, als einen ſpitzgeſchliffenen Witz, der ſich wie eine glühende Nadel ins Fleiſch bohrt.

Das größte Verdienſt, welches ſich Reverdil, der bald darauf zum Geheimen Cabinetsſecretair ernannt worden war, um ſeine neue Heimath erwarb, war der edle, uneigennützige Eifer, mit welchem er ſich des Looſes des hartbedrängten Bauernſtandes annahm. Auf Reverdil's Fürſprache wurde am 27.

October 1767 eine ſogenannte Landes-Commiſſion eingeführt, die, aus dem Kammerherrn Baron Holger Roſenkrantz, Reverdil, dem Stadtſchultheiſſen Juſtizrath Brunn und dem General-Procurator Henrik Stampe zuſammengeſetzt, die Abſchaffung aller Geſetze, die den Bauern zum Sklaven erniedrigten, zu beantragen wagte. Die Seele dieſer Commiſſion war Reverdil, der das Ohr und Herz des Königs beſaß.

Aber ſelbſt der beſcheidene, anſpruchsloſe Reverdil, der ſeine Erhebung in den Adelſtand abgelehnt und es vorgezogen hatte, ein einfacher Bürger zu bleiben, entging der Verleumdung nicht. Am 21. November 1767 erhielt er urplötzlich ſeinen Abſchied. Zwei Tage darauf verließ er Dänemark. Sein Nachfolger im Cabinet des Königs war der Etatsrath Andreas Schumacher. Seine Stelle in der Landescommiſſion erhielt Chriſtian's Günſtling, Graf Holck, deſſen Einfluſſe es gelungen war, Reverdil zu ſtürzen. Der König ſchenkte ſeinem ehemaligen Lehrer eine Summe von zehntauſend Thalern, mit welchen er, nach der Schweiz heimkehrend, ſich in Genf niederließ. Reverdil war beauftragt, Herrn von Voltaire, der die Vertheidigung des unrechtmäßig verurtheilten Jean Calas übernommen hatte, ein Geldgeſchenk von Seiten des Königs für die Erben jenes unglücklichen Opfers der Gerechtigkeit zu überbringen.

Gleich darauf erhielt der Monarch von Ferney aus folgende Dankſagung:

Sire! La lettre, dont Votre Majesté m'a honoré, m'a fait repandre des larmes de tendresse et de joye. V. M. donne de bonne heure des grands exemples. Ses bienfaits pénétrent dans des pays presque ignorés du reste du monde. Elle se fait admiré de tous ceux qui entendront parler de sa générosité bienfaisante. C'est dans le Nord qu'il faudra voyager pour apprendre à penser et à sentir. Si ma caducité et mes maladies permettoient de suivre les mouvements de mon coeur, je viendrois me jetter aux pieds de V. M. Au temps que j'avois de l'imagination, Sire, je n'aurois fait que trop de vers pour répondre à votre charmante prose. Pardonnez aux efforts mourants d'un homme qui ne peut plus exprimer l'étendue des sentiments que Vos bontés font naitre en lui. Je souhaite à V. M. autant de bonheur qu'Elle aura de véritable gloire. J'ai l'honneur d'être etc.

Voltaire.

Neben dieſer Schmeichelei in Proſa lag eine noch viel größere Huldigung in Verſen. Sie lautete:

„Pourquoi, généreux Prince, âme tendre et sublime!
Pourquoi vas-tu chercher dans nos lointains climats
Les coeurs infortunés, que l'injustice opprime!
C'est qu'on n'en peut trouver au sein de tes états

Tes vertus ont franchi par ce bienfait auguste
Les bornes des pays gouvernés par tes mains;
Et partout, où le ciel a placé des humains,
Tu veux qu'on soit heureux, tu veux qu'on soit juste.

Helas! Assez des Rois, que l'histoire a fait grands*)
Chez leurs tristes voisins ont porté les allarmes;
Tes bienfaits vont plus loin, que l'ont été leurs armes . . .
Ceux qui font des heureux sont les vrais
conquérans.

Der vom Philoſophen von Ferney ihm geſtreute Weihrauch hatte ihn dergeſtalt betäubt, daß er entſchloſſen war, den kranken Schmeichler in die Zahl der weißen Ritter aufzunehmen, was auch wirklich geſchehen wäre, hätte Herr von Bernſtorff nicht die Befürchtung ausgeſprochen, daß man Gefahr laufe, den Danebrog zurückgeſchickt zu ſehen.

Das Voltaire'ſche Gedicht wurde von allen Zeitungen Dänemarks und zuletzt auch vom „Altonaer Merkur" (Jahrgang 1767, Nummer 50) nachgedruckt. Wenige Tage ſpäter erſchien in der letztgenannten Zeitung eine deutſche Uebertragung dieſer Verſe, unterzeichnet J. F. S.

Der Ober-Präſident von Altona, der in Folge eines aus Kopenhagen angelangten Befehles bei der Redaction der Zeitung anfragen ließ, wer der Ueberſetzer jener Verſe ſei, erhielt die Antwort: Dr. Johann Friedrich Struenſee.

Seitdem war das Glück dieſes Mannes, der bis dahin Altonaer Stadtphyſicus und Mitarbeiter am „Merkur" geweſen war, entſchieden. Bald darauf wurde er Leibarzt des Königs.

---

*) Es gehört nicht viel Scharſſinn dazu, zu errathen, auf wen dieſer Vers ſich hauptſächlich bezog.

Als die Langeweile Letztern ins Ausland trieb, gehörte Struenſee zu den Auserleſenen, die den Monarchen begleiten mußten. Das Reiſegefolge des Königs beſtand aus ſechsundfünfzig Perſonen. Die wichtigſten darunter waren:

1) Der Staats-Miniſter Graf Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff.

2) Der Ober-Hofmarſchall Graf Chriſtian Friedrich von Moltke*).

3) Ober-Präſident von Kopenhagen Volrath Auguſt von der Lühe.

4) Der Geheime Rath Baron Heinrich Carl von Schimmelmann.

5) Der Hof-Marſchall Graf Friedrich Wilhelm Conrad von Holck.

6) Der Ober-Schenk Graf Guſtav von Holck, Bruder des Vorgenannten.

7) Der Ober-Jägermeiſter Carl Chriſtian von Gram.

8) Der General-Lieutenant und Commandant von Kronborg, Andreas von Hauch.

9) Der General-Adjutant und Obriſtlieutenant von Düring.

10) Der Conferenzrath und Geheime Cabinets-Secretair Andreas Schumacher.

---

*) Sohn Adam Gottlob's und Nachfolger ſeines Vaters im Ober-Hofmarſchallamte

11) Der Kammerherr und Stallmeiſter Friedrich Ludwig Ernſt Freiherr von Buelow.

12) Der Kammerjunker von Lüttichau.

13) und 14) Die Legationsräthe Temler und Sturtz.

15) Der Etatsrath Berger.

16) Der Prediger Dr. Schönheider und

17) der bereits oben erwähnte Leibarzt Johann Friedrich Struenſee.

Der König verließ am 6. Mai 1767 die Reſidenz und ging von Korſoer über den Belt nach Odenſe, von dort über Middelfahrt, Koldingen, Hadersleben und Flensburg nach Schleswig und Gottorp, wo er am 10. eintraf und ſich bis zum 28. deſſelben Monats aufhielt. Von Gottorp begab er ſich nach Kiel, wo ihn der Herzog und Biſchof von Lübeck empfing. Am folgenden Tage ging es nach Traventhal und von dort nach Ahrensburg, einem Gute, das dem Freiherrn von Schimmelmann gehörte, den der König zum Reiſe-Schatzmeiſter erhob.

Am 6. Juni ſetzte er unter dem Namen eines Prinzen von Travendahl ſeine Reiſe durch Deutſchland fort. Abends langte er in Lüneburg, am 7. in Celle, am 8. auf Schloß Montbrillant bei Hannover an. Am 9. begab er ſich zu Fuße nach Herrenhauſen und wohnte Abends einem ihm zu Ehren veranſtalteten Feſte im Schloſſe zu Hannover bei. Am 13. kehrte er von dort nach Montbrillant zurück; am 14. paſſirte er Göttingen und am 15. traf er unerwartet in Hanau ein, um ſeine beiden Schweſtern Wilhelmine Caroline, Gemahlin des Churfürſten Wilhelm, und Louiſe, Landgräfin von Heſſen-Caſſel, die ſich zum Beſuche ihrer ältern Schweſter in Hanau befand, zu überraſchen. —

Am 21. langte er in Begleitung der Grafen Bernſtorff und Holck — ſein übriges Gefolge war von Hannover über Osnabrück und Münſter nach Amſterdam vorausgeeilt — in Frankfurt an und ſtieg dort im Gaſthofe zum „römiſchen Kaiſer“ ab. Gegen Abend eilte er über Biberich nach Mainz, das damals „das goldene“ hieß, vielleicht blos darum, weil es noch keine Bundesfeſtung war.

Am folgenden Morgen fuhr er in einer Nacht den Rhein hinunter, ſtieg zu Sanct-Goar und Coblenz aus, um die Feſtungen Rheinfels und Ehrenbreitenſtein zu beſichtigen, und begab ſich von Bonn aus zu Lande nach Cöln, wo er zwei Tage verweilte. Hier erhielt er vom Erbſtatthalter Prinzen von Oranien eine Einladung zu einem Beſuche auf Schloß Loo.

Am 1. Juli traf er in Amſterdam ein, das er nach fünftägigem Aufenthalte verließ, um über Haarlem nach dem Haag zu eilen, wo der Erbſtatthalter zu Ehren ſeines nordiſchen Gaſtes eine bunte Reihe großartiger Feſtlichkeiten veranſtaltet hatte.

Am 18. Juli machte er einen Ausflug nach Leyden und kehrte von dort nach dem Haag zurück, wo er bis zum 23. Juli blieb.

Am folgenden Morgen langte er in Brüſſel an, wo er bis zum 3. Auguſt verweilte und am erſten Tage ſeiner Ankunft vom päbſtlichen Nuntius Chilini, am zweiten Tage vom Marquis de Chaſtelet und am Vorabende ſeiner Abreiſe vom Prinzen de Ligne wahrhaft königlich regalirt wurde.

Ueberall ließ er koſtbare Geſchenke zurück. Nach der Berechnung ſeines Reiſe-Schatzmeiſters, Herrn von Schimmelmann, hatten die beiden erſten Monate dieſer Reiſe 160,000 Thaler gekoſtet, und da er vorausſah, daß eine gleiche Summe nicht ausreichen würde, um die Koſten ſeines Aufenthaltes in London und Paris zu decken, ſo wurde von Kopenhagen aus ein monatlicher Zuſchuß von 20,000 verlangt.

Von Brüſſel ging der König über Gent, Brügge, Oſtende und Nieuport nach Dünkirchen, wo er, am 7. Auguſt angelangt, zwei Tage blieb. Am Vorabende ſeiner Abreiſe wurde ein großartiges Feuerwerk abgebrannt.

Die Prinzen von Croy und Robecq begleiteten ihn nach Calais, von wo die königliche Yacht „Mary", befehligt vom Capitain Campbell, ihn nach Dover brachte, wo er am Abende des 10. Auguſts an's Land ſtieg.

Am folgenden Tage, Abends 7 Uhr, traf er in London ein. Die Grafen von Hertford und Falmouth begrüßten ihn im Namen ſeines königlichen Schwagers Georg's III. und begleiteten ihn nach dem Saint-James Palaſt, in welchem Chriſtian VII. die für ihn in Bereitſchaft geſetzten Zimmer bezog. Der engliſche Hof, der ſich in Richmond aufhielt, eilte am folgenden Morgen nach London.

Der König von Dänemark machte hier die perſönliche Bekanntſchaft ſeiner Schwiegermutter, der verwitweten Prinzeſſin von Wales, die ihn mit einem Schwarme zärtlich beſorgter Fragen über das Wohl ihrer Tochter dergeſtalt beſtürmte, daß ihr Schwiegerſohn ſich nicht enthalten konnte, ſeinem Günſtlinge Holck das Geſtändniß zuzuflüſtern: „Ah, cette chère maman m'embête terriblement!“

Am 12. Auguſt ſtattete er dem Könige und der Königin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz den erſten Beſuch ab, worauf er ſelbſt den Beſuch des Herzogs von Gloceſter und die Aufwartung der auswärtigen Geſandten empfing.

Am folgenden Abende beſuchte er die Oper, die Gärten von Ranelagh und ein Ball-Feſt, das ihm zu Ehren Ritter Thomas Robinſon auf Chelſea veranſtaltet hatte und zu dem die Crême der engliſchen Ariſtokratie und die Blüthe der Londoner Frauenwelt eingeladen waren. Der König tanzte bis zwei Uhr Morgens.

Am 14. (es war ein Sonntag) beſuchte er Richmond, am 15. Auguſt Vauxhall. An den nachfolgenden Tagen beſuchte er die Weſtminſter-Abtei, den Tower, das Zeughaus, die Münze, die Paulskirche und erſtieg die goldene Gallerie des Pauls-Thurms.

Am 19. bewirthete ihn die Prinzeſſin Amalia auf ihrem Landſitze Gunnersbury, deſſen Palaſt beim Eintritte der Nacht durch vierzehntauſend Lampen illuminirt wurde. Das Gaſtmahl und der Ball glichen hinſichtlich ihrer Pracht und ihres Reichthums einem Feenmärchen aus „Tauſend und Einer Nacht.“ Lady Eſther Talbot, deren Schönheit auf das Herz des nordiſchen Monarchen einen mehr als ſüdlichen Eindruck machte, trug einen diamantenen Haarſchmuck, deſſen Werth von den Londoner Zeitungen, die eine ausführliche Beſchreibung dieſes Feſtes brachten, auf 80,000 Pfund Sterling geſchätzt ward.

In den letzten Tagen des Auguſtmonats verließ Chriſtian mit einem Gefolge von zwanzig Perſonen, unter denen ſich ſeine beiden Hauptgünſtlinge Holck und Struenſee befanden, das große Themſe-Babel und traf am 29. in Cambridge ein. Die Univerſität, der Vicekanzler an der Spitze der Doctoren und Profeſſoren dieſer Hochſchule, beeilte ſich, ihm ihre Huldigung darzubringen. Von hier ging er (auf jeder Station wurden fünfzig Poſtpferde für ihn in Bereitſchaft gehalten) nach York. Unterweges geruhte er bei dem Marquis von Rockingham einzukehren und allerhuldreichſt eine Dejeûner-monstre einzunehmen, bei welchem unter andern damals en vogue geweſenen Schöngeiſtern und Künſtlern Dr. Samuel Johnſon und Sir Joſhua Reynolds, Englands erſter Maler, zugegen waren.

Am 1. September beſuchte er die Stadt York und kehrte von dort über Mancheſter nach London zurück, wo er am 4. eintraf.

Chriſtian machte hier einen ſolchen Aufwand, daß jeder Tag ſeines dortigen Aufenthaltes ihm gegen zwölfhundert Pfund Sterling (über achttauſend Reichsthaler) gekoſtet haben ſoll. Am meiſten generös zeigte er ſich den Damen gegenüber, die er mit koſtbaren Geſchenken überhäufte.

Am 14. September beehrte er Oxford mit ſeinem Beſuche. Der Vicekanzler der Univerſität, die Häupter der Collegien und eine lange Reihe hochgelahrter Perrücken verfügten ſich in feierlicher Prozeſſion zu ihm und begleiteten ihn nach der Univerſität, wo er, zur Rechten des Vicekanzlers Platz nehmend, durch den engliſchen Rechtsgelehrten Van Sittart mit einer lateiniſchen Rede begrüßt und zum Doctor juris civilis ernannt wurde, eine Auszeichnung, welche Graf Bernſtorff, Baron Schimmelmann und der Leibarzt Struenſee*) mit ihm theilten. Der König beſichtigte in ſeinem Doctor-Talare die Sehenswürdigkeiten der Stadt und tafelte dann bei dem Herzoge von Marlborough auf Schloß Blenheim.

Am 18. nach London zurückgekehrt, wohnte er am folgenden Abende dem ihm zu Ehren veranſtalteten Hoffeſte in Saint-James bei. Chriſtian VII. eröffnete den Ball mit ſeiner königlichen Schwägerin und tanzte bis zum Anbruch des Morgens.

Am 23. geruhte er in Manſionhouſe dem großen Gaſtmahle beizuwohnen, das ihm der Lordmayor im Namen der Stadt London gab. Das Diner, eines der prachtvollſten, die ſeit Jahrhunderten dort veranſtaltet worden ſind, ſoll der Londoner Gemeinde über zwanzigtauſend Pfund Sterling Koſten verurſacht haben. Der darauf ſolgende Ball währte die ganze Nacht hindurch. Der König tanzte die meiſten Tänze mit einer und derſelben Dame. Es war die Gräfin von Talbot.

---

*) Dieſe Ehre war vor Struenſee nur einem Arzte, dem ſardiniſchen Leibmedicus, Grafen Giovanni Battiſta Carburis, welcher vierzehn Jahre in Oxford ſtudirt hatte, zu Theil geworden.

Am 20. October wohnte er mit einem Gefolge von vierzehn Staatscaroſſen dem großen Pferderennen in Newmarket bei.

Am 7. wurde er vom Herzoge von Cumberland auf dem unweit Richmond gelegenen Feenſchloſſe Sionhouſe mit einer Pracht bewirthet, die ſelbſt den König in Erſtaunen ſetzte. Der ganze Weg von Weſtminſter nach Sionhouſe war von drei Uhr Nachmittags bis drei Uhr Morgens durch mehr als fünfzehntauſend buntfarbige Lampen taghell gelichtet.

Am folgenden Tage wohnte Chriſtian an der Seite Georg's, begleitet von den Herzögen von Gloceſter und Cumberland, einer Muſterung von drei Infanterie- und zwei Cavallerie-Regimentern bei.

Am 10. gab der König von Dänemark im italieniſchen Opernhauſe ein großartiges Maskenfeſt, zu welchem mehr als dreitauſend Perſonen eingeladen wurden. Ein Blatt jener Tage ſchreibt: Die Begierde, dieſem Maskenballe beizuwohnen, war ſo groß, daß man für vier Eintrittskarten hundert Guineen bot und ſie trotz dieſes hohen Preiſes nicht erhalten konnte. Nur der König war nicht maskirt. Sein königlicher Schwager miſchte ſich incognito, im Coſtüme eines Bären, in die bunten Wogen dieſes Maskenmeeres, aus welchem unter vielen Huldgeſtalten auch jene der Gräfin von Kielmannsegge, der Pompadour Georg's III., emportauchte, die der königliche Bär allerhuldreichſt zu umkreiſen geruhte.

Bei dem Souper, das dem Balle vorausgegangen war, hatten an ſieben großen Tafeln je ſiebenhundert Perſonen beiderlei Geſchlechts geſpeiſ't, die durch ſiebenhundert andere Gäſte abgelöſ't wurden. Während der Tafel mußte Jeder ſeine Maske ablegen. Die Coſtüme waren von ſo fabelhafter Pracht, daß der Werth aller dabei gebrauchten Perlen und Juwelen auf mehr als zwei Millionen Pfund Sterling angegeben ward.

Am folgenden Tage ließ ſich eine Deputation der City anmelden, um dem Könige anzuzeigen, daß Tags zuvor der Gemeinderath den einſtimmigen Beſchluß gefaßt habe, Seiner Majeſtät das Bürgerrecht der Stadt London zu ertheilen. Einer alten Sitte gemäß ließ ſich der neue Bürger von London ſofort in die uralte ehrenwerthe Zunft der Goldſchmiede aufnehmen. *)

Am 12. verabſchiedete er ſich bei ſeiner ſachſen-coburgiſchen Schwiegermutter, bei der Prinzeſſin Amalie und zuletzt bei dem Könige und der Königin. — Am Vorabende ſeiner Abreiſe ſchenkte er ſowohl dem Ober-Kammerherrn Grafen von Hertford, ſowie dem Oberhofmeiſter Grafen von Talbot, deſſen reizende Gemahlin auf das ſo leicht empfängliche Herz des Kö-

---

*) Die Urkunde über das ihm verliehene Bürgerrecht wurde erſt zwei Monate nach ſeiner Abreiſe von London, am 10. December 1767 ausgefertigt und vom Lord-Mayor unterzeichnet.

nigs einen Gott weiß wie tiefen Eindruck zurückgelaſſen hatte, einen Diamantenring im Werthe von zehntauſend Reichsthalern (fünfzehnhundert Pfund Sterling). Die königliche Dienerſchaft, die ihm aufgewartet hatte, erhielt ein Geſchenk von zweitauſend Guineen.

Am 14. verließ er London und begab ſich an Bord des Kriegsſchiffes „Victoria“ nach Chatham und Rocheſter, um die engliſche Flotte in Augenſchein zu nehmen. Der junge Capitain, der ihn hinüberführte, hieß James Gambier. (Es war derſelbe Gambier, der, vierzig Jahre ſpäter, als Admiral der blauen Flagge Seiner großbritanniſchen Majeſtät Dänemark's wider alles Völkerrecht geraubte Flotte nach den Küſten Abions entführte.)

Am 14. brachte ihn die königliche Yacht „Mary“ gegen vier Uhr Abends nach Calais.

Die Zeitungen John Bull's, die dem Könige von Dänemark nach Frankreich vorausgeeilt waren, hatten ihm nachgerechnet, daß ſein Aufenthalt in London im Handel und Wandel mehr als fünfmalhunderttauſend Pfund Sterling in Umlauf geſetzt habe.

Maler und Bildhauer hatten ſich dafür beeilt, die Züge „dieſes nordiſchen Gentleman“ zu verewigen. Sein Bildniß erſchien in Kupfer geſtochen, ſeine Büſte wurde in Marmor abgeformt. Das meiſte Glück hatte er bei den Damen gemacht, die, beſtochen durch ſein gefälliges Weſen und die Großartigkeit ſeiner Geſchenke, laut für ihn zu ſchwärmen wagten. Sie ſchmückten ſich mit einem neuen Kopfputze, der ſich als Reminiscenz an den leider nur allzukurzen Aufenthalt des „ſcandinaviſchen Böſewichts", wie ihn die Gräfin Talbot getauft hatte, unter dem Namen „the Danmarck Fly" eine ephemere Berühmtheit errang.

## Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels. — Chriſtian's Ankunft in Paris. — Sein Beſuch in Fontainebleau. — Madame Hortenſe Felicité de Flavacourt und ihre vier Schweſtern. — Chriſtian's Rückkehr nach Dänemark. — Die Königin. — Struenſee.

Am 15. Februar ſetzte König Chriſtian, von Calais aus, ſeine Reiſe über Saint-Omer, Lille, Douai, Valenciennes und Cambray nach Frankreichs Hauptſtadt fort.

Am 21. in Paris angelangt, wurde er daſelbſt im Namen Ludwig's XV., der mit ſeinem ganzen Hofſtaate in Fontainebleau verweilte, von den Herzogen von Choiſeul und von Duras empfangen und mit einem glänzenden Gefolge nach dem „Hôtel de York“ begleitet, das für ihn gemiethet worden war. Der Herzog von Choiſeul entledigte ſich ſeines Auftrages, Seine Majeſtät nach Fontainebleau einzuladen.

Am 22. beſuchte der König in Begleitung des Herzogs von Duras, der ihm als Ehren-Cavalier zugetheilt war, die Comédie française und am folgenden Abende die große Oper.

Am 23. begab er ſich mit ſeinem ganzen Gefolge nach Fontainebleau. Am Fuße der Marmortreppe vom Herzoge von Orleans und oben vom Dauphin empfangen, wurde er bis zur Thür des Cabinets begleitet, in welchem Louis le Bienaimé ihm entgegenkam. Die beiden Souveraine umarmten ſich. Der König von Frankreich bedauerte, daß die tiefe Trauer, in die ihn der Tod ſeiner polniſchen Gemahlin verſetzt hatte *), ihn des Vergnügens beraube, zu Ehren ſeines hohen Gaſtes, deſſen Ankunft ihn hoch erfreue, Feſtlichkeiten bei Hofe zu veranſtalten; doch habe er dafür Sorge getragen, Seiner Majeſtät den Aufenthalt in Paris ſo angenehm als möglich machen zu laſſen. Den Mitgliedern der Comédie française und der königlichen Oper ſei der Befehl geworden, während des Aufenthalts Seiner Majeſtät nur ſolche Stücke aufzuführen, die ſein erhabener Gaſt zu ſehen wünſche. In Folge dieſer Anordnung wurden Holck und Struenſee beauftragt, das Repertoire zu entwerfen, und daher kam es, daß ſeitdem allabendlich auf dem Theaterzettel die Weiſung „Par ordre“ zu leſen war.

Ludwig XV. bot die ganze Gabe ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit auf, um ſeinen Gaſt zu überzeugen, wie erwünſcht und angenehm ihm deſſen Beſuch ſei.

Mein erlauchter Vorgänger, ſagte er, hatte 1717 das Glück, Peter den Großen umarmen zu können; ich ſchätze mich glücklich, Chriſtian den Liebenswürdigen bei mir zu wiſſen.

Er drückte ſeinem Gaſte die Hand und ſagte ihm eine Schmeichelei nach der andern.

---

*) Maria Leszinska war am 24. Juni 1768 geſtorben.

— Wie jung Sie ſind! Ich könnte Ihr Großvater ſein!

— Ich würde mich glücklich preiſen, wenn ich Ihr Enkel wäre, erwiederte Chriſtian.

Ludwig ſtellte ihn den Damen ſeines Hofes und unter dieſen auch der Frau von Flavacourt, die dem Könige von Dänemark auffallend gut zu gefallen ſchien, vor. Er nahm ihn bei Seite und fragte ihn:

— Wie alt halten Sie dieſe Dame?

— Ich gebe ihr höchſtens dreißig Jahre . . .

— Sie iſt über die Vierzig hinaus . . .

— Ein neuer Beweis, Sire, daß man an Ihrem Hofe nicht altert.

Frau von Flavacourt, die ſich von den „Barbaren des Nordens“ eine ganz andere Vorſtellung gemacht zu haben ſchien, fand den jungen Monarchen ſo einnehmend, daß ſie dem Herzoge von Duras, mit dem ſie auf ziemlich vertrautem Fuße ſtand, unter vier Augen ein höchſt naives Geſtändniß zu machen wagte.

— Die Naſe dieſes Königs erweckt Vertrauen, ſagte ſie, und wenn mich nicht Alles täuſchte, beſitzt er auch Geiſt und — andere gute Eigenſchaften.

Dieſe Dame, welche Luſt zu haben ſchien, dieſe guten Eigenſchaften Seiner Majeſtät auf die Probe zu ſtellen, war die vierte Tochter des Marquis de Nesle, welcher 1729 Mademoiſelle de Laporte-Mazarin geheirathet und mit ihr fünf reizend hübſche Töchter, 1) Louiſe Juliette, 2) Pauline Félicité, 2) Diane Adelaide, 4) Hortenſe Félicité, und 5) Marie Anna gezeugt hatte. Die Aelteſte mit ihrem Nefſen Louis Alexandre, Grafen de Mailly vermählt, war Ludwig's XV. Maitreſſe geweſen. — Die erſte war durch die zweite, die zweite durch die dritte, die dritte durch die vierte Schweſter aus der Gunſt des Königs gedrängt worden, der aber alle drei anſtändig verſorgt, die zweite Schweſter mit dem Marquis de Vintimille, dem Neffen des Erzbiſchofs, die dritte mit Louis de Brancas, Duc de Lauraquais, die vierte endlich mit Herrn von Flavacourt vermählt hatte.

Letztere war, obgleich über die Vierzig hinaus, noch immer zu neuen Eroberungen aufgelegt, und bald hieß es ziemlich allgemein, daß König Chriſtian VII. der Nachfolger Ludwig's XV. geworden ſei.

Während des Beſuches in Fontainebleau ließ ſich Struenſee vor allem Andern die ſogenannte Hirſchgallerie zeigen, in welcher Chriſtine von Schweden (am 10. November 1657) ihren ehemaligen Günſtling Monaldeſchi durch drei verlarvte Trabanten meuchlings hatte hinrichten laſſen. Nachts zuvor war ihm im Traume eine Huldgeſtalt erſchienen, in welcher er die Züge einer hochgeſtellten Frau erkannt hatte, deren Namen er kaum ſich ſelbſt zu geſtehen wagte. Lange nach ſeiner Rückkehr erzählte er jenen unvergeßlichen Traum, der ihn Tags darauf voll banger Ahnung in die Hirſchgallerie getrieben hatte, ſeinem Bruder, der ihn mit den Worten „Alles iſt möglich“ getröſtet haben ſoll.

Am 3. November feierte der Hof zu Fontainebleau das Sanct-Hubertusfeſt, an welchem König Chriſtian und ſein Gefolge, über fünfzehnhundert Jagdchaiſen und mehr als dreitauſend Jäger und Lakaien Theil nahmen. Auch Frau von Flavacourt war zugegen.

Am 13. wohnte er einem Ballfeſte beim Fürſten von Monaco bei.

Hier war es, wo Chriſtian mit der Herzogin von Nevers, der ehemaligen Schauſpielerin Marie Anne Quinault, welcher Ludwig XV. das Ritterkreuz des Sanct-Michael-Ordens verliehen hatte, zu tanzen geruhte. Von London aus war dem nordiſchen Monarchen der Ruf vorangeeilt, daß er ein eben ſo gewandter Tänzer wie eleganter Reiter ſei. —

Faſt allabendlich beſuchte er die Comédie françaiſe und machte nach jeder Vorſtellung, der er beiwohnte, den darin beſchäftigten Schauſpielern ein Geſchenk von dreitauſend Livres. Zu der Zahl ſeiner Lieblinge gehörte jene ſpäter ſo berühmt gewordene Mademoiſelle Sophie Arnould, die, ſeit zehn Jahren das Schooßkind der Oper, eben ſo gefeiert als Schauſpielerin wie als Sängerin war. Chriſtian, der ſie dreimal als Théalire in Rameau's „Caſtor und Pollux" gehört hatte, überſandte ihr durch den Grafen Holck einen von François Boucher gemalten Elfenbeinfächer, wofür er dem Meiſter 2000 Livres bezahlt hatte.

Als der König von Dänemark die Porcellan-Fabrik von Sèvres beſuchte, ließ ihm Ludwig XV. ein Service überreichen, in welchem jedes einzelne Stück mit Chriſtian's Wappenſchild geſchmückt war. Der Werth dieſes königlichen Geſchenkes wurde auf 100,000 Livres geſchätzt.

Am 20. November geruhte er einer Sitzung der franzöſiſchen Akademie beizuwohnen. Der Abbé de Voiſenon begrüßte ihn im Namen der vierzig „Unſterblichen" mit einem Gedichte, das mit den Verſen ſchloß:

„Charmer un peuple est plus que de l'avoir soumis;
Tous vos triomphes sont des fêtes.
Vous emportez nos coeurs; vous les avez conquis,
Nous ne vous prions pas de rendre vos conquêtes".

Zur Erinnerung an dieſen Beſuch ward von den Mitgliedern der Akademie der Beſchluß gefaßt, das lebensgroße Bildniß des Königs im Verſammlungsſaale aufzuſtellen. Hier ſah es **Campe**, wie er in ſeinen Pariſer Briefen erzählt, noch im Jahre 1789.

Wenige Tage nach jenem Beſuche erſchien im „Mercure de France" nachfolgendes Gedicht:

„Autrefois sur ses bords la Seine vit des Rois;
L'infortuné **Stuart**, **Casimir** le paisible,
Et l'Empereur fameux qui sût donner des loix
A ce peuple grossier*), qu'il rendit invincible.
**Jacques** fut plaint; **Casimir** ignoré;
**Pierre** était grand, il ne fût qu'admiré.
Mais vous, **Christian**, vous êtes adoré".

Der anonyme Verfaſſer dieſer gereimten Schmeichelei war ein Mitglied der Akademie, Herr **François Joachim de Bernis**, der, erſt Zeichnenlehrer und ſpäter Günſtling der Marquiſe **von Pompadour**, von **Clemens** XIV. durch ein „Motu proprio" zum Cardinal und Erzbiſchof von Alby erhoben, 1769 als franzöſiſcher Geſandter nach Rom geſchickt ward.

---

*) Der Franzoſe meint damit **Peter den Großen** und ſeine Ruſſen.

Am 21. beſuchte der König die Maler-Akademie. Hier war's der Marquis de Marigny (Bruder der verſtorbenen Frau von Pompadour), der die Ehre hatte, den hohen Beſuch in einfacher Proſa zu begrüßen.

An demſelben Tage beſuchte er die Sorbonne, die ihn mit dem nämlichen Ceremoniell, wie, fünfzig Jahre früher, Peter den Großen von Rußland empfing. Man zeigte ihm unter andern Seltenheiten eine ruſſiſche Bibel, ein Geſchenk des großen Czaren. Chriſtian verſprach ihr eine däniſche Bibel; doch wiſſen wir nicht zu ſagen, ob er ſein Verſprechen erfüllt hat

Der Wunſch, die perſönliche Bekanntſchaft der Koryphäen der franzöſiſchen Gelehrtenwelt zu machen, veranlaßte ihn, zwanzig dieſer Herren, und unter dieſen d'Alembert, Condillac, Diderot, Grimm, Helvetius, La Condamine, Mairan, Marmontel, Saurin und Voiſenon, zu einem Diner einzuladen, bei welchem er zwiſchen Geiſt und Witz, zwiſchen Helvetius und Diderot, ſaß und mit gleichem Enthuſiasmus die „oeuvres philosophiques“ des Einen, wie die „Bijoux indiscrets“ des Andern in den Himmel hob. All' dieſe Herren waren gleich entzückt von der Liebenswürdigkeit des „nordiſchen Trajan“. — Struenſee, dem die Ehre zu Theil geworden war, der Nachbar des herzoglich ſachſen-gotha'ſchen Reſidenten Freiherrn Friedrich Melchior von Grimm, und des Theaterdichters Bernard Joſeph Saurin, Geheimen Secretairs des Herzogs von Orleans, zu ſein, unterhielt ſich mit Dieſem eben ſo gewandt über das franzöſiſche Drama, wie mit Jenem über die ruſſiſche

Kaiſerin Katharina, die den Allerweltsfreund Grimm als literariſchen Spion zu benutzen geruhte.

Am 21. begab ſich Chriſtian ins Parlament, wo er von dem berühmten General-Advokaten Antoine Louis Séguier durch eine hochgelehrte Rede in lateiniſcher Sprache, die der König nur theilweiſe verſtand, gründlich gelangweilt wurde.

Am 28. ſtattete er dem Prinzen von Condé einen Beſuch in Chantilly ab. Das Feſt, das dieſer zu Ehren ſeines erlauchten Gaſtes veranſtaltet hatte, währte drei Tage. Mehr als achttauſend Perſonen nahmen Theil daran. Die Koſten deſſelben trug Ludwig XV. Eine ausführliche Beſchreibung all' dieſer Feſtlichkeiten ſchickte Grimm, welcher dabei zugegen war, nach Petersburg.

Am 6. December beſuchte Chriſtian in Begleitung des Grafen von Noailles und des Prinzen von Poix die Waſſerkünſte von Marly, Schloß Trianon und Verſailles, woſelbſt Ludwig, trotz der Hoftrauer, ihm ein grandioſes Abſchiedsfeſt bereitet hatte.

Nach aufgehobener Tafel verabſchiedete ſich der König von Dänemark bei Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät und kehrte mit dem Vorgefühle einer homeriſchen Indigeſtion nach dem unchriſtlichen Paris zurück.

Einen Tag vor ſeiner Abreiſe verlieh er dem Herzoge von Duras und deſſen Nachkommen ein däniſches Cavallerie-Regiment. Außerdem ſchenkte er ihm einen mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Ehrendegen und ſein von dem däniſchen Hofmaler Jens Juel gemaltes Miniaturbild, deſſen diamantene Einfaſſung einen Werth von zwanzigtauſend Livres beſaß. Die Gemahlin des

Herzogs erhielt ein Collier von Diamanten, und Frau von Flavacourt, die ſich in ihrem Vertrauen zu ſeiner Naſe nicht getäuſcht fand, einen koſtbaren Perlenſchmuck.

Alle Dichter, die ihn angeſungen, alle Maler, die ihn abconterfeit, alle Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die ihn ergötzt hatten, wurden von ihm mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit beſchenkt. Die Mitglieder der Comédie françaiſe und der großen Oper erhielten mehr als ſechszigtauſend Livres in baarem Gelde. Die dames de la halle, die edle Zunft der Pariſer Fiſchweiber, die ſich das Privilegium angemaaßt hatten, allen gottgeſalbten Herren, welche nach Paris kamen, bei ihrer Ankunft ſowohl, als bei ihrer Abreiſe, ihre Huldigungen darzubringen, ſtellten ſich am Morgen des 8. December im Hôtel de York ein. Die Schönſte oder, beſſer geſagt, die Minderhäßlichſte überreichte ihm im Namen Aller einen herrlichen Blumenſtrauß und erbat ſich dafür die Gnade, ſich von ihr küſſen zu laſſen. Chriſtian hielt ihr beide Wangen hin mit der Aufforderung: Eh bien, Madame, choisissez! Sie aber küßte beide Wangen und erhielt dafür ein Cadeau von zwanzig Louisd'or. — Für die Pariſer Armen ließ er ein Geſchenk von ſechstauſend Livres zurück. Das vor ſeinem Hôtel maſſenweiſe verſammelte Volk der Maulaffen ſchrie aus Tauſend und Einer Kehle: Vive le roi de Danemarc! Wiederholt zeigte er ſich am Fenſter. Er nickte, er grüßte, er dankte. Der Straßenjubel erreichte erſt mit dem Einbruche der Nacht ſein Ende.

An allen Schaufenſtern der guten Stadt Paris, die ſich bei derlei Anläſſen noch weit ſerviler als manche deutſche Reſidenzſtadt zu geberden pflegt, paradirte das in Kupfer geſtochene Bild des „nordiſchen Trajans", und unter jedem dieſer Bilder prangte eine Strophe, die ein bezahlter Schmeichler eigends dazu gedichtet hatte, alſo lautend:

„Les roses de l'Hymen et le trône des Rois
Ne l'ont point retenu dans leur chaîne flatteuse,
Il voyage, il instruit sa raison lumineuse
Par les tableaux divers et des moeurs et des lois,
S'il s'arrête en ces lieux, séduit par notre hommage,
Heureux peuple Danois, n'en soyez point jaloux,
Le destin l'a formé pour regner parmi vous,
Notre art ne peut ici fixer que — son image".

Man ſieht, daß die franzöſiſche Muſe ſchon damals eben ſo käuflich geweſen war, als ſie es — traurig genug! — noch heutzutage iſt!

Am Morgen des 9. December verließ Seine däniſche Majeſtät die franzöſiſche Hauptſtadt und begab ſich nach Metz, wo er ſich, empfangen vom Marſchall d'Armentières, drei Tage feſſeln ließ.

Am 16. langte er in Straßburg an. Der Churfürſt Carl Theodor von der Pfalz hatte ihm den Herzog von Gallean entgegengeſchickt, um ihn nach Manheim einzuladen, das damals weniger langweilig war, als es heutzutage zu ſein das Unglück hat. Der gute Churfürſt, der zu jener Zeit für eine Manheimer Schauſpielerin, Namens Joſephe Seyffert, in ſo hohem Grade zu ſchwärmen ſich erlaubte, daß er ſie zur Gräfin von Heydeck erhob, machte dieſer Flamme zu Gefallen einen ziemlich erklecklichen Aufwand, ſo lange, bis ſie ihm (1769) einen Sohn gebar, welcher, Carl getauft, Stammvater der Fürſten von Bretzenheim wurde.

Der König, der die Einladung angenommen hatte, traf am 18. in Manheim ein, wo ihn Carl Theodor mit churpfälziſchem Pompe empfing. Am folgenden Morgen beſuchte er die churfürſtliche Bibliothek, die Akademie der Wiſſenſchaften, die Schatzkammer, die Bildergallerie und das Münz-Cabinet. Der Churfürſt beſchenkte ihn mit der ganzen Reihenfolge aller aus Rheingold geprägten Churfürſten der Pfalz von Rupert Pipan bis herab zum Anbeter der Gräfin Heydeck.

Am 20. beſuchte er Schwetzingen und am folgenden Morgen eilte er über Frankfurt nach Hanau, wo er ſeine beiden Schweſtern und deren Gemahle wiederſah.

Nach viertägigem Aufenthalte ſetzte er ſeine Reiſe über Caſſel und Braunſchweig fort und traf am Neujahrstage des Jahres 1769 in Hamburg ein, das den Sohn ſeines Erbfeindes mit Kanonendonner empfing.

Am folgenden Tage begab er ſich nach Altona, blieb zwei Tage auf dem Gute des Freiherrn von Schimmelmann und traf am 14. Januar, Nachmittags zwei Uhr, in Begleitung der Königin Caroline Mathilde, die ihm bis Roeskilde entgegengeeilt war, unter Vorritt von dreißig aus Leibeskräften blaſenden Poſtillonen, nach achtmonatlicher Abweſenheit in Kopenhagen ein.

Fragt man uns nach dem Zweck dieſer Reiſe, die dem Könige — beiläufig erwähnt — mehr als zwei Millionen Reichsthaler gekoſtet haben ſoll, dann zwingt man uns zu der Antwort: Seine Majeſtät hatte das unabweisbare Bedürfniß gefühlt, ſich — amüſiren zu wollen.

Die arme Königin, die während dieſer acht Monate daheimgeblieben und ſich ſelber überlaſſen geweſen war, hatte ſich namenlos unglücklich gefühlt, weil die Stiefmutter ihres Gemahls, Juliane Marie, nicht müde geworden war, in ihrem argloſen Herzen den Dämon der Eiferſucht zu wecken. Die ſchlaue Witwe, welche die rührendſte Theilnahme erheuchelte, erzählte der jungen Königin die galanten Abenteuer und wüſten Orgien, die deren Gemahl in London und in Paris gefeiert habe. Alles, was ſie davon durch einen ihrer Spione in Erfahrung gebracht hatte, wurde abſichtlich übertrieben, um in Carolinens Herz den Saamen der Zwietracht auszuſtreuen. Juliane Marie erzählte ihr unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß der König, nicht zufrieden mit den Siegen, die er über die leichtſinnigen Grundſätze der Gräfin Talbot in London und der Frau von Flavacourt in Paris davongetragen, ſich ſoweit vergeſſen habe, in dem Sodom und Gomorrha an der Themſe und Seine die berüchtigtſten Häuſer der Proſtitution zu beſuchen, und daß er daſelbſt — die Heuchlerin beſchwor das Opfer ihrer Intriguen bei Allem, was ihr lieb und heilig ſei, dies als ein ewiges Geheimniß zu bewahren — heillos angeſteckt worden ſei. Die leichtgläubige Königin, deren reines Herz aus Ekel und Abſcheu erbebte, war ſeit der Zeit, in welcher jener unſelige Verdacht in ihrer Seele Wurzel geſchlagen hatte, ſo troſtlos unglücklich, daß ſie, ſtundenlang in Thränen aufgelöſ't, von Eiferſucht gemartert, nach und nach zu dem Entſchluß gelangt war, ihr Herz von dem Manne, der ſich ihrer Liebe ſo wenig würdig gezeigt, abzuwenden.

Caroline Mathilde, die mit rothgeweinten Augen ihrem Gemahle bis nach Roeskilde entgegengekommen war, fühlte ſich durch die Gleichgültigkeit, mit der ihr Gemahl ſie empfangen hatte, ſo tief verletzt, daß ſie ſich ſeit jenem Augenblick des Wiederſehens wo möglich noch viel unglücklicher fühlte.

Erſt nach Monden weihte ſie ihre erſte Ehrendame, Fräulein von Eyben, in das Geheimniß jenes ſtillen Kummers ein, der ihr das Herz zerriß. Zum Unglück beſaß dieſes Fräulein, das zu den geheimen Anhängerinnen der Königin-Witwe Juliane Marie gehörte, eben ſo viel Geiſt als Talent zur Intrigue. Fräulein von Eyben beeilte ſich, ihren Anbeter, den Ober-Hofmarſchall Grafen Chriſtian Friedrich von Moltke, in den Kummer ihrer Gebieterin einzuzuweihen. Moltke vertraute ihn der Frau von Gabel und Letztere, eben ſo geiſtreich als ränkevoll wie Fräulein von Eyben, aber viel ſchöner als dieſe, machte den Dr. Struenſee (der gleichzeitig auch Leibarzt der Königin war,) zum Mitwiſſer dieſes Geheimniſſes. Seitdem gewann Letzterer einen doppelten Einfluß: er wurde der Rathgeber des Königs und der Vertraute der Königin.

## Fünfzehntes Kapitel.

Struenſee. — Seine Eltern. — Seine Brüder. — Seine Vergangenheit. — Sein Charakter. — Seine Perſönlichkeit. — Sein Einfluß. — Seine Freunde. — Der Mathilden Orden.

Johann Friedrich Struenſee (geboren am 5. Auguſt 1737 zu Halle) war der dritte Sohn des gelehrten Predigers an der Sanct-Ulrichs-Kirche zu Halle, Dr. Adam Struenſee, welcher — 1757 als Propſt und Haupt-Paſtor nach Altona berufen und drei Jahre ſpäter zum Ober-Conſiſtorialrath und General-Superintendenten der Herzogthümer Schleswig-Holſtein ernannt — ſich in Rendsburg aufhielt. Struenſee's Mutter, Maria Dorothea, die in ihrer Jugend für ſehr ſchön gegolten hatte, war die einzige Tochter des Dr. Johann Samuel Carl, welcher (geboren 1667 zu Oehringen) in Halle unter Hoffmann und Stahl Medicin ſtudirt, ſich den myſtiſch-theoſophiſchen Ideen ſeines letztgenannten Lehrers angeſchloſſen und in ſpäteren Jahren namentlich durch eines ſeiner Werke, das unter dem Titel „Mysterium magnum“ im Jahre 1738 in Leipzig herausgekommen war, ſich ſo berühmt gemacht hatte, daß Chriſtian VI., auf Empfehlung Stahl's, kurz vor ſeinem Ende bewogen worden war, den Dr.

Carl in die Zahl ſeiner Leibärzte aufzunehmen. Carl hatte u. A. auch an die „Magie des Worts“ geglaubt und ſich ſteif und feſt eingebildet, daß er durch die Macht des Willens und durch gewiſſe Beſchwörungsformeln manche Krankheiten, wie kaltes Fieber, Geſichtsroſe, Rheumatiſmen u. ſ. w. durch Auflegung ſeiner Hand auf gewiſſe Stellen des kranken Körpers eben ſo leicht als jeder der allerchriſtlichſten Könige von Frankreich die Kröpfe ſeiner Unterthanen verſchwinden zu laſſen im Stande geweſen ſei. Dr. Carl, der im zweideutigen Geruche eines ſogenannten Wunderdoctors 1757, neunzig Jahre alt, zu Meldorp in Dithmarſen geſtorben war, hatte ſeinem Enkel Friedrich unter andern koſtbaren Geheimmitteln auch ein Recept zur Bereitung des unter dem Namen „Altonaer Magen-Eſſenz“ berühmt gewordenen Lebens-Elixirs hinterlaſſen, mit deſſen Hülfe es ihm gelungen war, ein hohes Alter zu erreichen und ein ziemlich bedeutendes Vermögen zu hinterlaſſen.

Friedrich, der Erbe dieſer Magen-Eſſenz hatte drei Brüder. Der Aeltere, Carl Auguſt (geboren am 13. Auguſt 1735 zu Halle), war ſeit 1757 als Profeſſor der Philoſophie und Mathematik an der Ritter-Akademie zu Liegnitz angeſtellt und hatte daſelbſt eine Tochter des Hofraths Müller geheirathet, als ihn ſein Bruder nach Dänemark berief, wo er, von Chriſtian VII. am 13. October 1769 zum Juſtizrath ernannt, ein thätiger Gehülfe ſeines einflußreichen Bruders ward. — Der zweite Bruder, Samuel Adam, von Jugend auf geiſtesſchwach, lebte zu Rendsburg im

Hauſe ſeiner Eltern. — Der Jüngſte, Gotthilf Chriſtian (geb. am 7. Mai 1752), ſtudirte Theologie in Göttingen, als er, gleichfalls nach Kopenhagen berufen, ſich durch ſeinen Bruder zum Seconde-Lieutenant im Leibregimente des Königs emporgeſchnellt ſah.

Die Erziehung, welche Friedrich, der dritte dieſer Brüder, im Hauſe ſeines Vaters genoſſen, hatte ihm frühzeitig Geſchmack für die Wiſſenſchaften, Vorliebe für die Literatur und das Bedürfniß eingeflößt, ſich einen Namen zu machen. . . . um jeden Preis. Und dies gelang ihm denn auch.

Kaum zwanzig Jahre alt, hatte er in Halle ſein ärztliches Examen gemacht und war dann ſeinem Vater nach Altena nachgefolgt. Sein gewandtes Benehmen, ſein einſchmeichelndes Weſen und der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit hatten ihm in der Stadt und in der ganzen Umgegend in wenig Jahren eine ſo zahlreiche Kundſchaft zugeführt, daß er bald einer der geſuchteſten Aerzte war. Schlau genug, um einzuſehen, daß in jeder Laufbahn die Kunſt, ſein Glück zu machen, in dem Geheimniß beruhe, ſich die Gunſt der Frauen zu erwerben, hatte er ſchon als Student in Halle Ovid's „Ars amandi“ ſtudirt, und ſo war es ihm gelungen, ſich frühzeitig eine gründliche Kenntniß von den Myſterien des weiblichen Herzens, das nur in den Augen unwiſſender Heloten ein unerforſchliches Räthſel iſt, anzueignen und ſich mit Hilfe ſeiner außerordentlich feinen Beobachtungsgabe, ſeines blendenden Witzes, ſeiner ſchäumenden, aber niemals überſprudelnden Laune zum Lieblinge aller Frauen zum Hahn im Korbe zu machen. Und dies blieb er auch ſpäter.

Die Weiber ſchwärmten für den jungen blonden Arzt, der eiweiße Wäſche, feingeſtickte Manchetten und ſpiegelhelles Schuhwerk trug, und manche ſeiner ſtillen Bewunderinnen erheuchelte eine Migräne oder irgend ein anderes Unwohlſein, um ſich die angenehme Aufregung zu verſchaffen, ihn bei ſich zu ſehen und ſich durch die Muſik ſeiner Sprache und durch die „Magie ſeines Worts" beruhigen zu laſſen. Sie wußten, daß er nicht blos Arzt und Stadtphyſicus, ſondern — was mehr als dies ſagen wollte — auch Poet war und geiſtreiche, mitunter auch wohl boshafte Verſe machte, die ſeine Freunde in Abſchriften circuliren ließen.

Vertraut mit der ſchöngeiſtigen Literatur der Franzoſen blieb Meiſter Rabelais und deſſen unvergleichlicher „Pantagruel und Gargantua" das Muſter, nach welchem er ſeinen Geiſt ausgebildet hatte. Schon frühzeitig war eine auffallende Geringſchätzung gegen das, was der kopfloſe Haufe „Moral" zu nennen pflegt, in ihm zur Reife gelangt. Mit Leib und Seele den Freuden des Lebens ergeben, zeigte er dabei eine faſt cyniſche Verachtung des Todes, den nur die Thoren fürchten. In ſeinem mit wollüſtigen Bildern ausgeſchmückten Schlafcabinet erhoben ſich dicht vor ſeinem Bette zwei menſchliche Skelette, deren knöcherne Hände Nachts, wenn er ſich zur Ruhe begab, zwei Leuchter mit brennenden Wachskerzen trugen. — Auf ſeinem Arbeitspulte prangte neben einem Todtenſchädel, der ihn drohend angrinste, eine Vaſe, die er tagtäglich mit friſchen Blumen zu füllen gewohnt war. Neben der Sanduhr, deren geräuſchloſer Lauf ihn an die Vergänglichkeit des Lebens erinnerte, hüpfte im Käfig ein Vogel, deſſen heiteres Geſchmetter ihn zu ermahnen ſchien, das kurze Leben ſo luſtig als möglich zu genießen.

Im Jahre 1763 hatte er, um die Stunden ſeiner Muße auszufüllen, im Vereine mit ſeinem Freunde Panning in Altona ein belletriſtiſches Journal unter dem Titel „Monatsſchrift zum Nutzen und Vergnügen“ gegründet und in die Spalten dieſer Zeitſchrift, ſehr häufig ohne ſeinen Namen, manch' treffendes Epigramm niedergelegt, das als Ausdruck ſeiner Geſinnung noch heutzutage ſeinen vollen Werth behält. Wir führen als Probe nur das Eine an:

An die Fürſten.

Ihr heißt mit Recht die Götter dieſer Erde,
Denn Ihr erſchafft! O ſchöne That!
Ihr ſprechet ein allmächtig Werde!
Schnell wird aus dem Lakai ein — Rath.

Während jener Zeit hatte Struenſee ſowohl für die „Monatsſchrift“ als für den „Altonaer Merkur“ mehr als einen Aufſatz geliefert, der ſeinen Beruf zum Journaliſten außer allen Zweifel ſtellt. Aber da er früh genug zu der Einſicht gelangt war, daß — zu jener Zeit — „beim Handwerk der Schriftſtellerei nichts herauskam,“ hatte er das Journal ſeinem Mitarbeiter Panning überlaſſen und der Publiciſtik den Rücken zugekehrt.

Seit jener Zeit war er, um ſich als Arzt zu pouſſiren, bemüht geweſen, vornehme Bekanntſchaften anzuknüpfen.

Zu den Familien, in deren Hauſe der Stadtphyſicus Dr. Struenſee ein gern geſehener Gaſt geworden war, hatte der frühere Ober-Präſident von Altona, Johann Graf von Rantzau-Aſcheberg, der Adminiſtrator der Grafſchaft Rantzau, Georg Wilhelm Freiherr von Soehlenthal und der Geheime Rath Chriſtian Auguſt von Berckentin gehört. Jeder von ihnen war glänzend verheirathet. Um aber allen Damen zu gefallen, hatte Struenſee es wohlweislich vermieden, einer darunter ausſchließlich zu gefallen.

Im Hauſe des Erſtern war er mit dem Grafen Schack Carl von Rantzau-Aſcheberg; im Kreiſe des Zweiten mit dem Kammerjunker Enewold Brandt bekannt und bald darauf ſehr intim geworden. Frau von Berckentin betrachtete ſich als Struenſee's Schuldnerin, weil ſeine Kunſt und ſeine unermüdliche Sorgfalt (er war Tag und Nacht nicht von ihrem Krankenbette gewichen) ihr das Leben gerettet hatte.

Nachdem dieſe dankbare Witwe, deren Gemahl am 2. September 1758 geſtorben, als Oberhofmeiſterin des Kronprinzen Friedrich nach Kopenhagen berufen worden war, hatte ſie es nicht verſäumt, ihren Schützling der Huld des Königs zu empfehlen, der ihn am 5. April zu ſeinem Leibarzt erhob.

Struenſee, dem es gelungen war, ſich während jener Reiſe des Königs ganzes Vertrauen zu erwerben, hatte ſich vor Allem durch den Geiſt und die Mannichhaftigkeit ſeiner Unterhaltung dem Monarchen nach und nach unentbehrlich gemacht.

Aber noch größern Einfluß gewann er nun bei der Königin, die, Vergleiche zwiſchen ihm und den andern Günſtlingen ihres Gemahls anſtellend, ſich geſtehen mußte, daß dieſer „bürgerliche Predigerſohn“ Struenſee zehnmal mehr Tact und Bildung, als jener Graf Holck beſaß, den der König (am 22. December 1767) vom Kammerpagen zum Hofmarſchall ernannt hatte.

Falckenſkiold entwirft von Struenſee's Perſönlichkeit folgende Schilderung:

„Struenſee war blond, vollkommen ſchön gewachſen, von regelmäßiger Geſichtsbildung, mit Ausnahme einer etwas allzulänglichen Naſe, von liebenswürdig-gefälliger Geſtalt ohne weibiſches Weſen, mit Augen voller Lebhaftigkeit, Gewandtheit in körperlichen Uebungen, doch ohne Anſpruch damit zu glänzen, von angenehmen Manieren und feinem Benehmen. Mit dieſen äußern Vorzügen vereinigte er einen großen Schatz von Kenntniſſen, beharrlichen Fleiß und das Verlangen, ſich zu belehren.“

Holck dagegen war ein ziemlich rüder Krautjunker, welcher ſich der Königin ſchon dadurch verhaßt gemacht, weil ſie früh genug durchſchaute, daß er ihren Gemahl, der ſich vollſtändig von ihm leiten ließ, zu mehr als einer Ausſchweifung verleitete.

Nachdem Graf Holck den frühern Günſtling des Königs, den Stallmeiſter von Sperling, aus der Gunſt deſſelben verdrängt hatte, war er von einer Ehrenſtufe zur andern emporgeklettert; am 22. October

1767 war er Hofmarſchall, am 28. Januar 1768 Ritter des Ordens der union parfaite, am 5. März 1768 Danebrogs-Ritter, am 14. September deſſelben Jahres mit dem Range eines Geheimen Raths Grand-maître de la Garderobe und am 28. September 1769 Geheimer Conferenzrath geworden. — Eine eben ſo raſche und glänzende Carriere hatte deſſen Bruder Guſtav gemacht, der, am 28. Januar 1768 zum Ritter des Danebrogs-Ordens ernannt, am 8. Februar deſſelben Jahres ſich zum zweiten Deputirten im Finanz-Collegium und am 22. September 1769 zum Geheimen Rath emporgerückt ſah.

Caroline Mathilde, die ſich durch das freche Benehmen dieſer beiden Parvenus mehr als einmal tief gekränkt fühlte, ließ mit deſto größerem Wohlgefallen ihr thränenfeuchtes Auge auf Struenſee ruhen, den ihr Gemahl am 12. Mai 1769 zum Statsrath ernannt hatte. Die Sorgfalt, die er als Arzt ihrem erſtgeborenen Kinde, dem ſchwächlichen Prinzen Friedrich, angedeihen ließ, gewann ihm das Herz der zärtlich beſorgten Mutter, die er ſo ſehr für ſich einzunehmen verſtand, daß auch ſie ihm ihr ganzes Vertrauen ſchenkte. Die tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten, die er der unglücklichen Königin erwies, deren geheimen Kummer er früh genug errathen hatte, rührten ſie in ſo hohem Grade, daß ihr dankerfülltes Herz ſich mehr und mehr zu ihm hingezogen fühlte. — Struenſee, welcher ſich mehr als einmal mit bangem Beben jenes ſüßen Traumes erinnerte, der ihn im Schloß zu Fontainebleau entzückt hatte, wagte eines Tages, als ihn ſeine Pflicht nach Hirſchholm rief, um dem Kronprinzen die Pocken einzuimpfen, ermuthigt durch die herablaſſende Güte der jungen Königin, das Geſtändniß, daß Niemand in ganz Dänemark den Grund ihres Grames, der ihm nicht entgangen ſei, ſich mehr zu Herzen nehme, als er, und daß er es als die höchſte Aufgabe ſeines Lebens und als das höchſte Glück ſeines Daſeins betrachte, ihr früher oder ſpäter beweiſen zu können, wie rein und innig die Verehrung ſei, die er für ſie in ſeinem Herzen trage. Caroline Mathilde, deren kummervolles Auge in Thränen ſchwamm, geſtand ihm, daß ſie von Feinden umringt ſei, die darauf ausgingen, die Erkaltung, die ſeit der Rückkehr ihres Gemahles zwiſchen ihm und ihr eingetreten ſei, durch gegenſeitige Verdächtigungen aller Art zu einer Höhe zu ſteigern, die ihr Herz mit der bangen Ahnung erfülle, daß ihre Feinde ſich mit dem Plane trügen, einen gänzlichen Bruch herbeizuführen. Sie geſtand ihm, daß an der Spitze dieſer abſcheulichen Intrigue die Stiefmutter ihres Gemahles ſtehe, die nichts Geringeres als eine Veränderung in der Thronfolge einzuleiten beabſichtige und alle Minen einer fein angelegten Cabale ſpringen laſſe, um Dänemarks Krone auf das Haupt des Erbprinzen hinzulenken. Eine innere Stimme ihres Herzens, fuhr ſie fort, ſage ihr, daß ſie ſich nicht täuſche. Erſt ſeit Kurzem durchſchaue ſie den Plan ihrer Ober-Hofmeiſterin *), die ſeit Monden unabläſſig bemüht ge-

---

*) Dieſen Poſten bekleidete die Gemahlin des Oberkammerjunkers Volrath Auguſt von der Lühe, welche eine Schweſter des Grafen Holck war.

weſen ſei, ſie von der Untreue des Königs zu überzeugen, und die den Muth gehabt habe, ihr einmal ſogar den Rath zu ertheilen, die Gleichgiltigkeit des Königs dadurch auf die Probe zu ſtellen, daß ſie ihn eiferſüchtig zu machen verſuche, was ihr ſofort gelingen würde, wenn ſie ſich die Miene gäbe, dieſen oder jenen Cavalier ſeines Hofes auszuzeichnen. — Frau von Pleſſen,*) die man nur darum von ihr entfernt, weil ſie die Einzige geweſen, die es treu mit ihr gemeint, habe ihr erſt unlängſt mitgetheilt, daß auch Herr von Saldern, der ruſſiſche Geſandte, ein heimlicher Anbeter der Frau von Lühe, ſeine Hand dabei im Spiele habe und auch ſeinerſeits alle Hebel in Bewegung ſetze, um zwiſchen ihr und dem Könige eine Trennung der Ehe herbeizuführen, weil Rußland aus Gründen der Politik es vorzöge, lieber den ruſſenfreundlich geſinnten Sohn der Königin-Witwe Juliane Marie, als den Sohn Caroline Mathildens auf Dänemarks Thron folgen zu ſehen.

Struenſee, deſſen Scharfblick das Gewebe dieſer feingeſponnenen Hofintrigue ſchon früher durchſchaut hatte, machte, hingeriſſen von ſeiner warmen Theilnahme für das Loos der Königin, ſich anheiſchig, das „Mißverſtändniß", das ſeit der Rückkehr des Königs zwiſchen beiden Gatten einen erhöhteren Grad von Erkaltung herbeigeführt, nach und nach zu beſeitigen und den von den Feinden Ihrer Majeſtät abſichtlich geſtörten Frieden dieſer Ehe wiederherzuſtellen. Die Königin dankte ihm tief gerührt und fühlte ſich, ſeitdem ſie ihren Kummer und ihre Befürchtungen in das Herz des „treueſten ihrer Anhänger“ ausgeſchüttet hatte, um Vieles erleichtert. Ihre nächſte Umgebung, die ſo oft Zeugin ihres ſchlecht verhehlten Grames geweſen war, fand ſie ſeit jener Zeit viel ruhiger und heiterer als vorher.

---

*) Die frühere Oberhofmeiſterin der Königin.

Struenſee, der die Königin jetzt häufiger al früher beſuchte, gab ihr den Rath, ſich mehr als bishe in die Launen ihres Gemahls zu fügen, um dadurc von Neuem ſeine Zuneigung zu gewinnen. Er ſelbſ bot die ganze Macht ſeiner Ueberredungsgabe auf, un den König zu bewegen, ſeine durch Nichts gerechtfertig Abneigung gegen Caroline Mathilde zu über winden und jene Vernachläſſigung, über welche ſie ſi wohl mit Recht zu beklagen hatte, wieder gut zu mache dadurch, daß er ihr freundlicher, als es bisher geſchehe ſei, entgegenkomme.

Auf dieſe Weiſe gelang es dem klugen Vermittle eine gegenſeitige Annäherung herbeizuführen.

Die Königin, die ſich jetzt viel nachgiebiger a früher zeigte, befolgte jeden Wink, den ihr Struenſ gab. „Ich habe geſehen, (erzählt Falckenſkiold ſeinen „Denkwürdigkeiten“) wie ſehr ſie bemüht w ſich nach dem Geſchmack des Königs zu richten; a dieſer Rückſicht kleidete ſie ſich, ihrem Gemahle zu gefallen, in Mannstracht und begleitete ihn ſo häu zu Pferde; obgleich dieſe Verkleidung ihr ſehr zuwi war und ſie das Reiten durchaus nicht liebte“.

In Folge dieſer durch Struenſee's Klugheit herbeigeführten Ausſöhnung befand ſich die Königin nach Verlauf weniger Monate in geſegneten Umſtänden. Ihre Feinde benutzten dies, um ſie in den Verdacht der Untreue zu bringen. Chriſtian aber, der ſie von Neuem liebgewonnen hatte, überhäufte ſie mit Aufmerkſamkeiten aller Art und beeilte ſich, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen. Struenſee's Einfluß wuchs ſeitdem von Tag zu Tage: er genoß das Vertrauen beider Gatten in ſo hohem Grade, daß er jetzt mehr als je feſten Fuß gefaßt hatte. Der König ſchickte ihn häufig nach Hirſchholm, um ſich nach dem Befinden der Königin und des Kronprinzen zu erkundigen. Caroline Mathilde ernannte ihn zu ihrem Secretaire; bei Tiſche ſah man ihn in ihrer Nähe ſitzen, im Theater hinter ihrem Stuhle ſtehen: er pflegte ſie auf ihren einſamen Spaziergängen in und um Hirſchholm zu begleiten und nichts zu unterlaſſen, um ſie aufzuheitern. „Es iſt daher nicht befremdend, bemerkt Falckenſkiold, daß die häufigen Unterredungen der jungen Königin mit einem Manne von ſolcher Tournüre, wie Struenſee's, Anlaß zu boshaften Muthmaßungen gab".

Caroline Mathilde, emſig bemüht, ſich Freunde zu erwerben, erbat ſich auf Struenſee's Rath vom Könige die Erlaubniß, einen neuen Orden zu gründen, deſſen Mitglieder ſie ſelbſt ernennen dürfe. Chriſtian gewährte ihr dieſe Bitte. Am zweiundzwanzigſten Geburtsfeſte ihres Gemahls, am 29. Januar 1771, erſchienen die Statuten dieſes neuen Ordens. Sie lauteten:

Article I. Lordre sera nommé lordre de Mathilde.

Article II. Il sera également conféré aux Dames et aux Cavaliers, mais le nombre n'en sera jamais au-delà de vingt-quatre, la Reine fondatrice y comprise.

Article III. Il ne sera donné qu'aux personnes qui, indépendamment du mérite ou des services rendus, auront mérité l'attention particulière de la Reine.

Article IV. Il est défendu de demander lordre ou de le briguer, et ceux ou celles, qui y contreviendront, se priveront pour toujours de l'espérance de l'obtenir.

Article V. Ceux ou celles qui en recevant l'ordre de Mathilde auroient celui de l'Union parfaite de la feue Reine Sophie Madeleine, remettront les marques du dernier à la Reine.

Article VI. Lordre sera noué d'un ruban couleur de rose à rayes d'argent. Les Chevaliers le porteront en sautoir et les Dames l'attacheront en forme de noeud sur le côté gauche de la poitrine.

Article VII. Lors du décès de ceux ou de celles qui en seront décorés, leurs héritiers en seront tenus de renvoyer les marques de l'Ordre à la Reine.

Dieſer Orden, der an einem roſenrothen, weißgeſtreiften Bande von den männlichen Mitgliedern von

der Schulter bis zur Hüfte und von den weiblichen Mitgliedern in Form einer Schleife an der linken Achſel getragen wurde, beſtand aus einem mit Brillanten beſetzten Kranze, in deſſen Mitte die beiden Anfangsbuchſtaben des Namens der Königin C. M. (Caroline Mathilde) zu ſehen waren.

Die erſten zehn Perſonen, denen die Königin dieſen Orden verlieh, waren:

Seine Majeſtät der König.
Ihre Majeſtät, die verwitwete Königin **Juliane Marie.**
Seine Königliche Hoheit der Erbprinz **Friedrich.**
Die Geheimräthin Baronin **von Schimmelmann.**
Die Gemahlin des General-Lieutenants v. **Gaehler.**
Die Gräfin **von Holſtein** zu Holſteinburg.
Der General-Lieutenant **Schack Carl** Reichsgraf graf **von Rantzau-Aſcheberg.**
Der Geheime Rath **Adolph Friedrich von der Oſten.**
Der General-Lieutenant **Peter Elias von Gaehler** und
der Conferenzrath **Johann Friedrich Struenſee.**

Die Königin beabſichtigte eine zweite Klaſſe dieſes Ordens zu creiren und dieſe zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften und Künſte an verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler zu verleihen, ganz nach dem Beiſpiele ihres Bruders, **Georg's** III. von England, der einen **Minerven-Orden** zu gründen Willens geweſen war.*)

---

*) Die Zahl der Ritter ſollte auch nur aus 23 Perſonen beſtehen und der ſilberne Ordensſtern mit dem Bilde

Aber ſchon die Publication der erſten zehn Mitglieder des Mathilden-Ordens veranlaßte eine ſolche Fluth boshafter Bemerkungen, daß die Königin alle Luſt verlor, an die Creirung neuer Ritter zu denken.

Ihre Feinde ſuchten das falſche Gerücht zu verbreiten, ſie habe dieſes Spielzeug nur darum geſchaffen, um das jungfräuliche Knopfloch ihres geheimen Günſtlings damit zu ſchmücken.

Struenſee, der in früherer Zeit geäußert hatte, daß er auf dieſe und andere Crepundien nicht den geringſten Werth lege, war jetzt unvorſichtig genug, ſich mit dem Zeichen der „attention particulière de la Reine" (man vergleiche Artikel III. der Statuten) zu brüſten.

Die Maſſe Derer, die ihn um die Gunſt der Königin beneideten, beeilte ſich, ein altes Epigramm aufzuwärmen, welches in der von Struenſee und Panning redigirten „Monatsſchrift zum Nutzen und Vergnügen" erſchienen war, alſo lautend:

„Sonſt ging man ſparſam um mit Orden,
Man ſchmückte nur die Bruſt des Ehrenmannes;"
„Jetzt, Freunde iſt es anders werden,
Jetzt prunkt damit gar mancher — Affenſchwanz".

Dieſe Stachelverſe, die man in Tauſenden von Abſchriften verbreitet, erregten in ganz Dänemark ein homeriſches Gelächter, denn Jeder errieth den Mann, der damit gemeint war. — — — — — — — —

---

der Minerva und der Deviſe: „Omnia post habita scientiae" an einem goldgelben getragen werden.

Sechs Monate nach der Creirung des Mathilden-Ordens wurde die erlauchte Schöpferin deſſelben (am 7. Juli 1771) von ihrem zweiten Kinde, einer Prinzeſſin entbunden, die in der Tags darauf erfolgten Taufe die Namen Louiſe Auguſte erhielt.

Aber auch die Geburt dieſes Kindes gab den unerbittlichen Feinden der armen Königin neue Veranlaſſung zu einer Menge boshafter Randgloſſen, die wie ein Schwarm giftgefüllter Weſpen von einem Ohre zum andern flogen.

Das ganze diplomatiſche Corps beeilte ſich, dem Könige die Glückwünſche der Höfe, die ſie repräſentirten, darzubringen. An der Spitze der Geſandten befand ſich Sir Robert Murray Keith, Ritter des Bathordens und Chargé d'affaires Seiner großbritanniſchen Majeſtät. Der einzige Diplomat, der, wie es hieß, durch Krankheit daran verhindert geweſen ſein ſoll, war — Herr von Saldern.

## Sechszehntes Kapitel.

Struenſee's Carriere. — Seine durch ihn bewerkſtelligten Reformen. — Enewold Brandt. — Bernſtorff's Sturz. — Auflöſung des geheimen Staatsraths. — Struenſee wird Cabinetsminiſter und gegraft. — Sein Diplom und ſein Wappen.

Struenſee, ernſtlich bemüht, ſich mehr und mehr in die Gunſt der Königin einzuſchmeicheln, dadurch, daß er jeden ihrer geheimſten Wünſche errieth, beſchloß vor Allem den Sturz jenes Günſtlings, deſſen böſen Einfluß ſie am meiſten zu fürchten ſchien. Anfangs Auguſt erhielt der Hofmarſchall Graf Holck, der ihr ein Dorn im Auge war, urplötzlich ſeinen Abſchied. An deſſen Stelle trat ein Anhänger der Königin, ein Freund Struenſee's, Enewold Brandt. Dieſer junge Mann, Sohn eines däniſchen Conferenzrathes, hatte im franzöſiſchen Heere gedient und in Paris ein ziemlich liederliches Leben geführt, wodurch er in Schulden gerathen war, die ihn genöthigt hatten, ſeinen Abſchied zu nehmen und nach ſeiner Heimath zurückzukehren. In Altona war er im Hauſe des Freiherrn von Soehlenthal mit Struenſee bekannt und mit ihm ſo raſch vertraut geworden, daß Beide, Ein Herz und Eine Seele, eine innige Freundſchaft ſchloſſen. Auf Struenſee's Eingebung hatte ſich Brandt bereit finden laſſen, in anonymen Libellen den gefährlichen Einfluß des Grafen **Holck** auf die ausſchweifende Lebensart des Königs anzugreifen, ihn der ſcheußlichſten Dinge anzuklagen und ihn dadurch nach und nach unmöglich zu machen, was ihm denn auch ſehr bald gelungen war. **Brandt**, der durch **Struenſee's** Protection am 22. Juli 1679 die Kammerherren-Würde erlangt hatte, wurde nach dem Sturze des Grafen **Holck** deſſen Nachfolger im Hofmarſchallamte. Er wurde Grand-maitre des plaisirs et de la Garderobe und erhielt überdies die Aufſicht über die Bildergallerie und die Kunſtkammer.

Auch Graf **Bernſtorff**, der Mann, der dem vorwärtsſtrebenden Ehrgeize **Struenſee's** am meiſten im Wege ſtand, mußte beſeitigt werden. Selbſt **Bernſtorff**, der durch ſeine Verdienſte und Tugenden den lauten Dank Dänemarks und die Achtung von ganz Europa ſich errungen hatte, mußte geſtürzt werden. Natürlich war dies nicht ſo leicht. Und dennoch gelang es den vereinten Bemühungen **Struenſee's** und des Grafen **Schack Carl von Rantzau-Aſcheberg**, der durch Erſtern aus Rußland zurückberufen worden und bei Hofe zu neuem Einfluß gelangt war, den König von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß **Bernſtorff** ſchon darum entlaſſen werden müſſe, weil ſeine allzuvertrauten Verbindungen mit dem ruſſiſchen Staatsminiſter **Panin** und mit den beiden ruſſiſchen Geſandten **Filoſoffow** und **Saldern** ihn in mehr als einer Beziehung verdächtig und gefährlich machten, weil er Dänemarks Intereſſe jenem Rußlands aufzuopfern ſcheine. Chriſtian VII., zu träge, um dieſe ungegründeten Anklagen einer nähern Prüfung zu unterwerfen, glaubte dieſer Verläumdung und unterzeichnete Bernſtorff's Abſchied.

„Bernſtorff, erzählt Jens Krag Hoeſt,*) der der den unabwendbaren Schlag vorher ſah (?), beſchloß, ſeinem Schickſale ruhig entgegenzuſehen. Er hatte ſich eben zur Arbeit niedergeſetzt, als er am 30. September 1770 das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeſchäften entzog. Der Legationsrath Sturtz, Directeur beim General-Poſtamte**), war der einzige Zeuge jenes Augenblicks. Der Graf las mit ernſtem Schweigen. „Ich bin meines Amtes entlaſſen, ſprach er und erhob ſeine Augen gen Himmel. Allmächtiger, fuhr er fort, ſegne dies Land und den König!“

Bernſtorff's Nachfolger wurde Schack Carl Graf von Rantzau-Aſcheberg, der noch kurz vorher als General ein Regiment in Norwegen befehligt hatte.

Mit Bernſtorff dem ältern erhielt auch der jüngere, deſſen Neffe, ſeine Entlaſſung.

Andreas Peter, Graf von Bernſtorff (geboren am 28. Auguſt 1735 zu Hannover), war in ſeinem zwanzigſten Jahre Kammerherr, 1767 gegraft und zwei Jahre ſpäter zum Staatsminiſter und erſten

---

*) Entwurf einer däniſchen Monarchie unter der Regierung Chriſtian's VII., Kopenh. 1813—16. 3 Bde. 8.

**) Gleichfalls ein Deutſcher, der durch Bernſtorff nach Dänemark berufen worden war.

Deputirten des Finanz-Collegiums erhoben worden. Er ſtand im Rufe eines großen Finanzkünſtlers und ſchien beſtimmt zu ſein, dereinſt ſeinen Onkel zu erſetzen; ſchon aus dieſem Grunde hätte ihn Struenſee dem Staate gern erhalten, aber da ihm deſſen Treue und Anhänglichkeit für den Oheim bekannt war und da Struenſee nicht hoffen durfte, daß Graf Peter ſich ſeinem Willen fügen werde, ſo mußte auch er fallen. Der Neffe folgte ſeinem Onkel nach Hamburg.

Nach dem Sturze der beiden Bernſtorff beeilte ſich Struenſee den geheimen Staatsrath, die höchſte von Friedrich III. eingeſetzte Regierungsbehörde, durch ein königliches Decret vom 27. December 1770 auflöſen zu laſſen, ein Schritt, durch den die ehemaligen Amtsgenoſſen Bernſtorff's, die Geheimen Räthe Moltke, Reventlow, Roſenkrantz, ihre Entlaſſung erhielten. Gleiches Loos traf auch den Grafen von Rantzau-Aſcheberg und den General-Lieutenant von Gaehler, die erſt kurz vorher in den Staatsrath aufgenommen worden waren. An die Stelle des Geheimen Conſeils trat ein aus den Häuptern der verſchiedenen Collegien zuſammengeſetztes Miniſterium, beſtehend aus dem Geheimen Rath und Schatzmeiſter Freiherrn von Schimmelmann, der, wie Hoeſt berichtet, die Klugheit gezeigt hatte, ſich keiner Partei anzuſchließen, aus Adolph Siegfried Grafen von der Oſten, der, früher däniſcher Geſandter am Petersburger Hofe, jetzt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhielt; Gregor Chriſtian Grafen von Harthauſen, Schack Carl Grafen von

Rantzau-Aſcheberg, dem General-Lieutenant Peter Elias von Gaehler, dem Admirale Hans Heinrich von Römeling und dem Stiftsamtmann Georg von Scheel.

Aber dieſe neue Behörde, die nur ein einziges Mal, am 7. Januar 1771 zuſammentrat, hatte nicht den zehnten Theil der Macht, die der abgeſetzte Geheime Conſeil beſaß.

Struenſee, von ſeinem unerſättlichen Ehrgeize hingedrängt, die ganze Staatsgewalt in die Hand des Königs oder, was daſſelbe hieß, in ſeine eignen zu legen, vergaß bei all ſeiner Klugheit, daß er durch dieſe Maaßregel die alten Ariſtokraten und vor Allem den nicht minder ehrgeizigen Grafen von Rantzau-Aſcheberg, deſſen Einfluß dadurch ſehr beſchränkt worden war, verletzen und mehr und mehr erbittern mußte. Struenſee, erſt kurz vorher zum Vorleſer und Cabinetsſecretair Seiner Majeſtät mit dem Titel eines Conferenzraths ernannt, bewog den arbeitſcheuen Monarchen, bei dem ſich ſchon damals Symptome momentaner Geiſtesverwirrung zeigten, ihm die ausſchließliche Leitung der ganzen Staatsmaſchine anzuvertrauen. Chriſtian VII., in Struenſee's Händen bereits zur willenloſen Drahtpuppe herabgeſunken, erhob ihn zu einer bis dahin in Dänemark gänzlich neuen Würde. Struenſee wurde zum Maitre des requêtes ernannt. Sämmtliche Collegien erhielten die königliche Weiſung in allen wichtigen Angelegenheiten eine zuſammengedrängte Darſtellung an das Cabinet Seiner Majeſtät, d. h. an den Cabinetsminiſter

Struenſee, einzuſenden, um ihn von Allem, was vorging, au courant zu erhalten und ſeinem Urtheile die Entſcheidung all' dieſer Angelegenheiten zu überlaſſen. Dieſe vorerwähnten Réſumé's mußten in deutſcher Sprache abgefaßt ſein; nur der däniſchen Kanzlei wurde die Begünſtigung eingeräumt, ihre Eingaben in der Landesſprache einzureichen. Aber ſämmtliche Beſcheide darauf erfolgten in deutſcher Sprache, weil Struenſee, der die größte Anzahl dieſer Beſcheide meiſtentheils ſelbſt mit eigener Hand abfaßte, es conſequent verſchmähte, die däniſche Sprache zu erlernen, die ihm, beiläufig erwähnt, eben ſo gründlich verhaßt war, wie Guſtav III. von Schweden die deutſche Sprache. Aber gerade durch dieſe Maaßregel erregte er, in hohem Grade unklug, den Unwillen der Dänen, denn mit vollem Rechte ſpricht Hoeſt die nicht genug zu beherzigende Wahrheit aus: „Die Sprache einer Nation angreifen, heißt ſie ſelbſt angreifen". Aber eben dieſe Wahrheit ſollte auch Dänemark nicht vergeſſen und niemals den deutſchen Bewohnern der deutſchen Herzogthümer Schleswig-Holſtein das ihnen verhaßte Joch der däniſchen Sprache aufzwingen. Die Sprache iſt und bleibt das heiligſte Heiligthum der Nationalität, und wer dieſes Heiligthum, gleichviel ob offen oder hinterliſtig, anzutaſten wagt, iſt ein Hochverräther, ein Verbrecher der „lèze-nation".

Der Requetenmeiſter oder Cabinets-Miniſter Struenſee, der unter dieſem Namen alle Gewalten des Staates in ſich vereinigte, regierte ſeitdem mit faſt unumſchränkter Gewalt. Er ſetzte ab und ſtellte an nach eigenem Gutdünken.

Im März-Monate des Jahres 1771 erhielten der Ober-Hofmarſchall Chriſtian Friedrich Graf von Moltke, der Ober-Kammerjunker Vollrath Auguſt von der Lühe und deſſen Gemahlin, die Ober-Hofmeiſterin der Königin, ihren Abſchied. Das Kammerfräulein von Eyben, in welcher Struenſee eine der gefährlichſten Gegnerinnen der auf ſo ſchaamloſe Weiſe verdächtigten Königin erkannt hatte, wurde gleichfalls verabſchiedet.

Das Amt des Ober-Jägermeiſters wurde als überflüſſiger Luxus aufgehoben und Carl Chriſtian von Gram, der dieſen koſtſpieligen Poſten bis dahin bekleidet hatte, mit einer kaum den vierten Theil ſeiner frühern Einkünfte betragenden Penſion von dreitauſend Thalern in Ruheſtand verſetzt.

Herr von der Lühe, Schwager des ſchon früher unſchädlich gemachten Hofmarſchalls Grafen Holck, verlor gleichzeitig auch ſeine in hohem Grade einflußreiche Ober-Präſidenten-Stelle am Kopenhagener Magiſtrate und wurde mit einer Penſion von zweitauſend Thalern zum Secretair der königlichen Ordens-Kanzlei degradirt. — An die Spitze des Magiſtrats trat ein zehnmal würdigerer Nachfolger in der Perſon des eben ſo braven, als tüchtigen Grafen Ulrich Adolph von Holſtein.

Am 1. April wurde, um Erſparniſſe bei Hofe einzuführen, auf Antrieb des Obriſtlieutenants Wegener das faullenzeriſche Volk der Pagen abgeſchafft. Die durchweg unnützen Miteſſer des Hofes, dieſe koſtſpieligen Tagediebe, erhielten die Erlaubniß, entweder als Land- oder als See-Cadetten einzutreten und ſich zukünftig ihr Brodt auf eine dem Staate nützlichere Weiſe als bisher zu verdienen. An die Stelle dieſer überflüſſigen Maulaffen wurden ſechs Land-Cadetten, unter Aufſicht eines Officiers, mit der Aufwartung des Königs und der Königin beauftragt. — Schon zwei Monate früher war ein ehemaliger Page, der Reiſe-Stallmeiſter Warnſtedt, eine Holck'ſche Creatur, die dieſer als Spion benutzte, um alle Schritte der Königin beobachten zu laſſen, abgeſetzt und als Seconde-Lieutenant eines Dragoner-Regiments nach Schleswig geſchickt worden.

Eine der ſogenannten Ehrendamen und geheimen Aufpaſſerinnen der Königin, Fräulein von Wedel, wurde mit einer Penſion von dreihundert Thalern in ein adeliges Stift nach Schleswig verwieſen. — Fräulein von Eyben, die grundhäßliche Aſpaſia des Grafen Chriſtian Friedrich von Moltke, der leider kein Perikles war, ſollte gleichfalls in ein Kloſter geſteckt werden. Aber weil ihr dies nicht gefiel, ließ ſie ſich von einem ihrer neuen Courmacher, einem franzöſiſchen Komödianten, Namens Latour, nach Lübeck entführen, wo ſie ſpäter, gewonnen durch das Geld der Feinde der verläſterten Königin, allerhand Ausſagen machte, welche Caroline Mathilde in den Verdacht der Untreue brachten und ihren Günſtling Struenſee zum heimlich begünſtigten Nebenbuhler des Königs machten.

Sowohl in der däniſchen, wie in der deutſchen Kanzlei wurden durch Abſetzung einer Unzahl von

Kanzleiſecretairen nicht unbedeutende Erſparniſſe eingeführt, die erſte in Folge einer königlichen Verordnung vom 1. Mai 1771 auf vier, die zweite auf drei Departements eingeſchränkt. Die Conferenzräthe Luxdorph und Schumacher (Letzterer war bisher Cabinetsſecretair des Königs geweſen) und die Juſtizräthe Dons und Höyer waren zu Chefs der däniſchen; der Etatsrath Stemann, der Juſtizrath Schütz und der Kammerrath Henningſen wurden zu Chefs der deutſchen Kanzlei ernannt. — Luxdorph, als Chef der erſten Abtheilung der däniſchen Kanzlei, leitete die Angelegenheiten Seelands, Moens und Bornholms; Schumacher, als Chef der zweiten, jene Jütlands, Fühnens, Laalands, Falſters und Langelands; Dons als Chef der dritten, jene Norwegens; Höyer endlich, als Chef der vierten Abtheilung, jene der Färöer Inſeln, Islands und aller außereuropäiſchen Kolonien Dänemarks. — Stemann, an der Spitze des erſten Departements der deutſchen Kanzlei, verwaltete die ſchleswig'ſchen; Schütz als Chef des zweiten die holſtein'ſchen und Henningſen als Leiter des dritten die oldenburg'ſchen, delmenhorſt'ſchen, rantzau'ſchen, pinneberg'ſchen und altona'ſchen Angelegenheiten. — Der Conferenzrath Henrik Stampe blieb Ober-Procureur der däniſchen, der Conferenzrath Carſtens Ober-Procureur der deutſchen Kanzlei.

Etatsrath Aagaard kam als Secretair ins Depeſchen-Comptoir. Struenſee vergaß auch ſeine alten Freunde nicht. Panning wurde Cabinets-Secretair.

Der bisherige General-Auditeur Heinrich Bornemann ward von Struenſee zum Polizeimeiſter der Stadt Kopenhagen auserſehen.

Nächſt Struenſee beſaß Keiner von der ganzen Umgebung des ſchon ſo frühzeitig blaſirten und abgelebten Monarchen mehr Einfluß als der Kammerherr Enewold Brandt, der als Directeur des plaisirs und Intendant der königlichen Schauſpiele für die fortwährende Aufheiterung und Zerſtreuung Seiner Majeſtät zu ſorgen von Struenſee beauftragt war.

Am 15. Juli 1771 unterzeichnete der König im Schloß zu Hirſchholm die Cabinetsordre, welche den Maitre des requêtes Struenſee zum geheimen Cabinets-Miniſter erhob. Es hieß darin:

1) Alle Befehle, die ich ihm mündlich ertheile, ſoll er nach meinem Sinne ſchriftlich abfaſſen mir, wenn er ſolche vorher paraphirt hat, vorlegen und ſie dann in meinem Namen unter Beifügung des Cabinetsſiegels ausfertigen.

2) Alle Ordres, die auf die Vorſtellung eines Collegiums an ein anderes zu geben nöthig ſind, ſollen von ihm ausgefertigt werden und nicht mehr durch die Ausfertigung eines Befehles im Collegio ſelbſt geſchehen.

3) Wöchentlich ſoll mir durch ihn von den ausgefertigten Cabinets-Befehlen ein Auszug zur Approbation derſelben vorgelegt werden.

4) Alle von ihm auf dieſe Weiſe ausgefertigten Cabinetsordres ſollen dieſelbe Gültigkeit haben, als die von von mir eigenhändig unterſchriebenen, und ſollen ſowohl

allen Collegien, wie von allen Unterbeamteten derſelben pünktlich und genau befolgt werden u. ſ. w.

Chriſtian.

Am 30. Juli 1771 wurde ſowohl Struenſee als Brandt in den däniſchen Grafenſtand erhoben. Beide aber erhielten das zu Hirſchholm ausgefertigte Patent erſt am 30. September.

Im Struenſee'ſchen Diplome heißt es u. A.:

„Ex isto genere, quos nunc in illustrem Ordinis Mathildae a Conjuge nostra dilectissima instituti. Equitem Auratum, nec non Cubiculi nostri Consiliarium intimum, fidelem nobisque singulariter dilectum, Dominum Joannem Fridericum Struensee conferimus, quem ad supremum in Toga fastigium a Nobis evectum nunc etiam ob probatam Nobis integritatem fidem, que, Comitiva Corona sertoque cingimus eumque una cum Conjuge, si unquam duxerit, et omnibus qui ex legitimo matrimonio illi nascentur liberis — in numerum et ordinem caeterorum nostrorum Regnorum et Ditionum Comitum, qui Feuda a Nobis acquisiverunt et possident (vulgo Lehn-Grever) recipimus, adoptamus, haberique pro talibus volumus, perinde ac si paternum maternumque genus a Comitibus et Comitissis quarto stemmate quartaque generatione deducerent“ *).

---

*) Das vollſtändige Diplom findet ſich bei Langebek, S. 80 und ff.

Alſo nicht blos er für ſeine eigene Perſon, ſondern auch ſeine Frau, Falls er eine ſolche ſich zulegen würde, und ſeine ganze aus dieſer legitimen Ehe entſprießende Nachkommenſchaft wurde in den Grafenſtand erhoben, und zu den Damen, die ſich ſchmeichelten, daß er ſie heirathen würde, ſoll auch jene Frau von Gabel, der wir ſchon früher gedacht, gezählt haben.

In dem oben angeführten Diplome iſt das Wappenſchild, das Chriſtian VII. dem berühmten Ritter des von ſeiner vielgeliebten Frau creirten Mathilden-Ordens und neugebackenen Lehnsgrafen zu ertheilen geruht hatte, folgendermaßen beſchrieben:

„Est Clypeus in quatuor areas divisus, quartum primam et ultimam auro tinctas duo Flumina coerula diagonaliter ducta transcurrunt. In area secunda rubra duae Claves argenteae ductu perpendiculari sibi invicem oppositae conspiciuntur. In tertia ejusdem coloris ut secunda, duo Laurei decussati argento tincti aurea circumdati corona, candescunt. Umboni s. medio Clypei minor Pars applicata est argentea Corona Comitis ornata, quam Navis instructa occupat. — Clypeo praedicto, nisi quoties sola, Comitiva Corona ornatum ferre lubet, tres superimpositae sunt undecim cancellis apertae galeae, coronis comitivis insignes, quarum prima Noctuam, Clavem argenteam rostro tenentem, media Navim instructam, tertia binas Alas argenteas, quae coronam auream, Laureos argento tinctos circumdantem, sustinent, attollit. Totum denique Clypeum ab utroque latere sustinet Castor erecto situ, oculis rutilantibus et cauda per pedes trajecta" etc.

Dieſes Wappen, das nach vorſtehender Beſchreibung zwei Flüſſe (wahrſcheinlich als Anſpielung auf die dritte Silbe des Namens Struenſee), zwei Schlüſſel, zwei Lorbeerzweige, eine Nachteule, die einen ſilbernen Schlüſſel im Schnabel trägt; dieſes Wappen, das in der Mitte ein kleines und über der Grafenkrone ein großes Schiff zeigt, dieſes Schild, das zu beiden Seiten von zwei den Schwanz zwiſchen die Beine eingeklemmten Bibern gehalten wird, iſt eben nicht dümmer, aber auch nicht ſcharfſinniger, als mancher andere heraldiſche Firlefanz. Und deſſenungeachtet wagte ein ſo klarer Kopf, wie Struenſee, der im Innern ſeiner Seele das lächerliche Adelsthum gründlich verſpottete, ſich mit dieſer albernen Spielerei zu brüſten und dieſen Unſinn ſelbſt auf den Kutſchenſchlag ſeines Wagens malen zu laſſen? War dies nicht eine mehr als kindiſche Eitelkeit, durch die er ſich ſelbſt dem Geſpötte preisgab? *)

Von ſeinem gegraften Freunde Brandt befragt, warum er ſich nicht, wie jeder Danebrog- und Elephanten-Ritter, einen Wahlſpruch zugelegt habe, erwiederte der kluge Kopf: Man müſſe ſich hüten, irgend einen Grund-

---

*) Eine ziemlich biſſige mit Verſen untermiſchte Beſchreibung dieſes nichtsſagenden Wappens erſchien bald nach Struenſee's tragiſchem Ende unter dem Titel: „Nøiagtig Afbildning og Udtydning paa den forrige Grev Struensee prægtige Vaaben." Kjøbenh. 1772. 8.

ſatz auszuſprechen, aus Vorſicht, daß man leicht in die Lage kommen könne, ihn ſpäter bereuen zu müſſen. — Aus dieſem Grunde verzichtete auch Graf Brandt auf die Beilegung einer Deviſe, ſelbſt dann noch, als auch er ſich in die Zahl der Ritter des Mathilden-Ordens aufgenommen ſah.

Die Erhebung des ehemaligen Stadtphyſicus von Altona in den däniſchen Lehnsgrafenſtand machte namentlich in der alten Ariſtokratie ſo viel böſes Blut, daß die Zahl ſeiner Feinde ſich dadurch verzehnfachte. Der Adel ſchrieb dieſe Erhöhung dem Einfluſſe der Königin zu, und alle Gegner derſelben vereinigten ſich ſeitdem mehr und mehr in dem Beſtreben, dieſen bürgerlichen Parvenu dadurch zu ſtürzen, daß man allmälig den Verdacht zu verbreiten ſuchte, Graf Struenſee ſei der Eſſex dieſer neuen Eliſabeth.

Caroline Mathilde war auch unvorſichtig genug, dieſem Verdachte dadurch Vorſchub zu leiſten, daß ſie ſtundenlang mit Struenſee im Parke zu Hirſchholm promenirte und ſeine geiſtreiche Geſellſchaft jeder andern vorzog. Sie ſchwatzten von Kunſt und Literatur. Struenſee, welcher durch eine der Kammerfrauen der Königin erfahren hatte, daß Vater Gellert ihr Lieblingsautor ſei, beeilte ſich, mehrere von deſſen Fabeln, der Königin zu Gefallen, in's Engliſche zu überſetzen und ſie um ihr Urtheil darüber zu befragen. Die Königin, entzückt von der Zartheit dieſer Aufmerkſamkeit, erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen, die ſeine Eitelkeit ſo ſehr berauſchten, daß er oft ſeine ganze Faſſung zuſammenraffen mußte, um nicht, überwältigt von dem innern

Feuer ſeiner Gefühle, zu ihren Füßen niederzuſinken und ihr ein Geſtändniß wie Don Cäſar ſeiner angebeteten Donna Diana mit jenen bekannten Verſen zu machen.

„Drum laß, o Königin, Dir ſagen,
Daß alle Pulſe für Dich ſchlagen,
Daß Du geliebt wirſt, wie kein Weib auf Erden,
Für dieſen Sieg will ich Dein Sklave werden.“

Struenſee hatte zu oft und zu tief in die blauen, ſeelenvollen Augen der jungen Königin geblickt, um ihrer Schönheit gegenüber kalt und unempfänglich zu bleiben. Er war vierunddreißig, Caroline Mathilde erſt einundzwanzig Jahre alt. Dazu kam, daß ſich die Königin von ihrem Gemahle neuerdings vernachläſſigt ſah. Er, der noch vor wenigen Jahren ſo ausſchweifend im Genuſſe der Liebe war, lebte jetzt, um mit dem engliſchen Touriſten Nathanael Wraxall zu reden, ſeiner Frau gegenüber, ſo keuſch und enthaltſam als Joſeph Andrews. Es wäre alſo kein Wunder geweſen, wenn auch die arme Königin, von Natur eben ſo ſinnlich wie ihre Coburger Mutter, ihre Würde vergeſſen und ſich dem Manne hingegeben hätte, deſſen tiefſinnige Anbetung ihr nicht entgangen war. — So oft Ball bei Hofe war, tanzte Caroline Mathilde mit Keinem ſo gern, als mit dem Grafen Struenſee. Der Graf tanzte auf einem Vulkane. Er fühlte nicht, daß er, von hundert neiderfüllten Argusaugen beobachtet, oft mit Einem Blicke ſeines liebeglühenden Auges ihr mehr als mit tauſend Redensarten zu ſagen wagte, Blicke, die ſo gedeutet wurden, daß ſie ihr und ihm den Hals koſten konnten. Von ſeinem Freunde Brand' oft genug gewarnt, vorſichtiger zu ſein, erwiederte Struenſee, geblendet von der Größe ſeiner Einfluſſes:

— Bin ich nicht Struenſee? Wer wird's wagen, mich zu verdrängen?

Struenſee's Macht hatte ihren Meridian erreicht.

## Siebenzehntes Kapitel.

Struenſee's Reformen. — Einführung der Preßfreiheit. — Aufhebung des alten Kopenhagener Magiſtrats. — Einführung eines neuen Raths. — Einſchränkung der Polizeigewalt. — Einſetzung einer allgemeinen Juriſdiction. — Abſchaffung der Prügelſtrafe und der Folter. — Beſchränkung der väterlichen Gewalt. — Reorganiſation des Finanz-Collegiums.

Eine Reform folgte nun der andern. In allen Zweigen der Verwaltung ſchaffte Struenſee den alten Schlendrian ab; überall führte er weſentliche Verbeſſerungen ein.

Struenſee war's, dem Dänemark die erſte aller Freiheiten, die größte aller Wohlthaten, die Einführung der Preßfreiheit, zu verdanken hatte. Einen Tag nach Bernſtorff's Entlaſſung, am 14. September 1770, erhielten die Profeſſoren der Univerſität, ſämmtliche Biſchöfe und der Oberhofmeiſter der Akademie zu Soröe, welche bis dahin mit gleicher Willkür und Engherzigkeit das Scharfrichteramt der Gedanken, die Cenſur, gehandhabt hatten, einen königlichen Befehl, worin es hieß:

„Da Wir finden, daß es der unparteiiſchen Unterſuchung der Wahrheit eben ſo nachtheilig, als der Entdeckung verjährter Irrthümer und Vorurtheile hinderlich ſei, wenn redlich geſinnte, um das allgemeine Wohl und wahre Beſte ihrer Mitbürger eifrig beſorgte Vaterlandsfreunde durch Anſehen der Perſon, Befehle oder vorgefaßte Meinungen abgeſchreckt und erhindert werden, ihrer Einſicht, ihrem Gewiſſen und ihrer Ueberzeugung gemäß frei zu ſchreiben, Mißbräuche anzugreifen und Vorurtheile aufzudecken; ſo haben Wir nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen, in Unſern Reichen und Landen eine uneingeſchränkte Freiheit der Preſſe ſolchergeſtalt zu geſtatten, daß fernerhin Niemand ſchuldig oder verbunden ſein ſoll, ſeine Bücher und Schriften, die er dem Drucke übergeben will, der bisher angeordneten Cenſur und Approbation zu unterwerfen.“

Dieſe Verordnung erweckte großen, allgemeinen Jubel. Friedrich Lütken (bemerkt Allen) brauchte ſeine patriotiſchen Schriften, bevor ſie an’s Licht traten, nicht mehr verſtümmeln zu laſſen und Langebek keine Strafe mehr befürchten, wenn er in gelehrten Streitigkeiten, welche aus der Bekanntmachung ſeiner tiefen hiſtoriſchen Forſchungen hervorgingen, einen oder den andern einflußreichen Mann unangenehm berührte. — Nicht blos in Dänemark, ſondern im ganzen civiliſirten Europa erweckte dieſe Preßfreiheitsverordnung eine freudige Ueberraſchung. Voltaire überſandte dem jungen Könige ein Gedicht*), worin er ihm Glück wünſchte, der Welt gezeigt zu haben, daß die Preßfreiheit, welche man bisher für ein ausſchließliches Vorrecht freier Staaten gehalten hatte, auch in einem Lande mit unumſchränkter monarchiſcher Verfaſſung gedeihen könne. Die Preßfreiheit wirkte mit belebender Kraft auf die Literatur und gab den erſten Impuls zur Entwickelung der Fülle und des Reichthums ſowohl in der Wiſſenſchaft als in der Dichtung, den die däniſche Literatur ſpäter entfaltete und wovon ihr Zuſtand vor 1770 nichts ahnen ließ.“

---

*) Dieſe Epiſtel iſt unter dem Titel: „Epitre a S. M. le Roi de Danemarc sur la liberté de la Presse accordée dans les états,“ ſeparat zu Kopenhagen 1771 in ſechszehn Quartſeiten und von Rahbeck, metriſch ins Däniſche uberſetzt, in der „däniſchen Minerva“ abgedruckt.

Wahrlich, hätte dieſer von den Dänen verläſterte Struenſee auch gar nichts weiter als die Einführung der Preßfreiheit bewirkt, dieſe Wohlthat allein würde hinreichend ſein, das Verdienſt, das er ſich um ſein, neue Heimath erwarb, weit über jenes aller ihm vorausgegangenen Staatsmänner des däniſchen Staats, von Peder Oxe bis herab zu Otto Thott, zu erheben.

Aber dabei allein blieb er nicht ſtehen.

Am 8. April 1771 wurde der Kopenhagener Magiſtrat, der aus nicht weniger als zweiunddreißig Mitgliedern zuſammengeſetzt war], mit Einem Male verabſchiedet, weil der größte Theil dieſer ſtädtiſchen Behörde abhängiges Lakaienvolk der reichen Adelspartei war. Wenn man nicht wußte, was aus einem dieſer Adelsknechte gemacht werden ſollte, dann ſetzte man ihn in den Rath der Zweiunddreißig. Der Verſammlungsſaal der Letztern wurde urplötzlich geſchloſſen und der alte Magiſtrat durch einen neuen Rath erſetzt, der aus dem vom Könige erwählten Ober-Präſidenten, Grafen Ulrich Adolph von Holſtein, zwei Bürgermeiſtern (den

Juſtizräthen Tyge Rothe und Johann Peter Suhr), einem Syndicus, einem Stadtphyſicus, außerdem aus vier Rathsmännern und zwei Bürger-Repräſentanten, zuſammengenommen alſo aus nicht mehr als eilf Mitgliedern beſtand. Nur die ſechs Letzteren ſollten von der Bürgerſchaft alljährlich neu gewählt werden.

Der neue Polizeimeiſter Bornemann erhielt die ſtrengſte Weiſung, ſich von nun an jeder Einmiſchung in die Geheimniſſe der Häuslichkeit zu enthalten. Um dies zu verſtehen, müſſen wir eine Stelle aus Falckenſkiold's Memoiren anführen: „Oft (erzählt er) hatten ſich die Polizei-Lieutenants erlaubt, unter dem Vorwande, die Sitten zu beaufſichtigen, Privat-Familien mit ihren Beſuchen zu beläſtigen. Dieſer Mißbrauch, welcher viel Skandal und Bedrückung herbeiführte, nahm dadurch ein Ende, und Struenſee gab auf dieſe Weiſe der Behauſung ihre Freiheit wieder, die man niemals hätte antaſten ſollen.“ — Aber ſeit der unvolksthümlichen Regierung des ſechſten Chriſtian's und ſeines jeſuitiſchen Beichtvaters Lamormain — Bluhme genannt — hatte die Spionage der Polizei einen ſo hohen Grad von Frechheit erreicht, daß Niemand mehr in ſeinem Hauſe vor einem nächtlichen Ueberfall ihrer Sbirren ſicher geweſen war. Dieſer bodenloſe Unfug, der ſchon längſt große Erbitterung erregt hatte, ward erſt durch Struenſee abgeſchafft. Durch einen öffentlichen Anſchlag vom 3. April wurde bekannt gemacht, daß Jeder in ſeinem Hauſe völlige Freiheit genießen ſolle und weder bei Nacht noch bei Tage von der Zudringlichkeit der Polizei fernerhin moleſtirt werden dürfe.

An die Stelle der unbeſtimmt begränzten Jurisdictionen (Kopenhagen hatte damals ſechs bis ſieben verſchiedene Gerichtshöfe) trat am 15. Juni 1771 ein Hof- und Stadt-Gericht, dem alle Bewohner Kopenhagens ohne Unterſchied des Standes in erſter Inſtanz unterworfen wurden. — Dieſer neue Gerichtshof eröffnete ſeine Sitzungen am 17. Juli 1771. Dieſe Maaßregel, giebt ſelbſt der däniſche Geſchichtsſchreiber Hoeſt zu, trug ſo unverkennbar gute Früchte, daß ſich dieſe Einrichtung bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das mittelalterliche Geſetz, welches der Potestas patria die ſo häufig gemißbrauchte Befugniß eingeräumt hatte, daß Väter ihre Kinder, nach franzöſiſcher Sitte, ohne richterliches Urtheil ins Gefängniß ſchicken konnten, wurde abgeſchafft. Niemand durfte ohne Richterſpruch ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt werden.

Dem Deutſchen Struenſee gebührt der unvergängliche Ruhm, die däniſche Nation von dem Schandfleck der Tortur, von dem ſogenannten Verhöre mit der Karbatſche, mit der Peitſche und ähnlichen mittelalterlichen Hausmitteln einer ſcheußlichen Juſtiz, um dem Angeklagten ein Geſtändniß abzupreſſen, befreit zu haben. Eine Verordnung vom 30. December 1771 erklärte: „Der König wolle lieber, daß ein Schuldiger frei ausgehen möge, als daß ein Unſchuldiger mißhandelt werde, weßhalb dergleichen Zwangsmittel zukünftig gänzlich verboten ſein ſollen, da der Angeklagte nur durch Zeugen und durch das Zuſammentreffen der Umſtände überführt werden dürfe“.

Quaestionem per tormenta, berichtet der Profeſſor Ritter Herholdt, primum apud nos abrogavit Constitutio 30. Dec. 1771 quae humanitate et humanae naturae perspicientia se valde commendat, quaeque tam medici, qui tum multum valuit (Struensee) quam egregiorum jurisconsultorum (inprimis Dons) ingenio suam originem debeat“.*)

„Zu Struenſee's Verdienſten um die däniſche Rechtspflege, berichtet Allen, gehört auch, daß er die richtende Gewalt bei dem oberſten Richterſtuhle des Reichs gänzlich von der ausübenden Gewalt unabhängig machte. Es war nämlich unter Chriſtian V. in der Inſtruction für das Höchſt.-Gericht vom 15. April 1690 zur Regel gemacht worden, daß über Sachen von beſonderer Wichtigkeit und namentlich über ſolche, welche die königlichen Güter und Einkünfte betrafen, kein Urtheil eher gefällt werden durfte, bevor die Sache dem Könige vorgetragen und ſein Beſchluß darüber eingeholt worden war. Dieſe auffallende Beſtimmung erhielt ſich bis zum 7. December 1771, wo ſie durch eine neue Inſtruction aufgehoben ward, laut welcher das Gericht hinfort in jeder Sache ohne Vorfrage beim Könige erkennen konnte“.

Der däniſche Bauernſtand, der trotz der vereinten Beſtrebungen Reverdil's, Oeder's und Stampe's noch immer unter dem Joche des drückendſten Frohndienſtes geſeufzt hatte, erhielt eine Erleichterung ſeines Looſes dadurch, daß Struenſee die Erlaſſung eines Befehles auswirkte, welcher, datirt vom 20. Februar 1771, die vom Grundherrn ausgeübte Gewalt wenigſtens beſchränkte. Allen Amtleuten wurde die Verpflichtung eingeſchärft, die Bauern gegen die Deſpotie der Grundherren in Schutz zu nehmen und auf Letztere ein wachſames Auge zu haben, daß ſie von Jenen nicht mehr verlangen, als ſie zu leiſten verbunden wären.

---

*) Programma ad anniversaria Universitatis Hafniensis, Hafn. 1812. 4.

Wenige Monate ſpäter (am 6. Juni 1771) führte Struenſee eine nothwendig gewordene Trennung der Finanz- und Commerz-Angelegenheiten durch Reorganiſation des Finanz-Collegiums herbei. Es wurden drei abgeſonderte Finanzkammern für Dänemark, für Norwegen und für die deutſchen Provinzen eingeſetzt, und bei dieſen drei Kammern wurden, unter dem Vorſitze des tüchtigen Grafen Ulrich Adolph von Holſtein, Georg Chriſtian Oeder als erſter, Tyge Rothe als zweiter und Carl Auguſt Struenſee (der ältere Bruder des Miniſters) als dritter Deputirter mit dem Titel eines Finanzraths und einem jährlichen Gehalte von dreitauſend Thalern angeſtellt.

„Die in den Finanzen herrſchende Verwickelung“ (berichtet Falckenſkiold) machte die Verwaltung derſelben eben ſo beſchwerlich als unzuverläßlich. Struenſee bemühte ſich daher, ſie dadurch zu vereinfachen, daß man alle Einnahmen in Eine Kaſſe fließen und alle Zahlungen aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte ausgehen ließ. — Außerdem verbeſſerte er durch neue

Einrichtungen den Dienſt, ſo wie die Einkünfte der Zölle und Poſten; alle bisher beſtandenen Befreiungen der Art, welche man zu Gunſten einer gewiſſen Anzahl von Bevorrechtigten geſtattet hatte, wurden aufgehoben“.

Die Einnahmen des „däniſchen Weinbergs,“ des Sundzolls, die bis dahin in das Danaidenfaß des Hofes, in die Privatſchatulle des Königs*), gefloſſen waren, wurden jetzt der Staatskaſſe zugewendet. Statt dieſer unbeſtimmten Einnahmen wurden dem Hofe zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben beſtimmte Summen angewieſen. Wir finden jedoch nirgends genau angeführt, wieviel der König für ſeine Perſon erhielt. Die Kö-

---

*) Seit dem Jahre 1770 bezahlte der König aus ſeiner Privatſchatulle:

| | | |
|---|---|---|
| An den Etatsrath **Peder Kofod Ancher**, ſo lange er die Reviſion des Geſetzbuchs unter ſeinen Händen hatte . . . . . . . . . | 600 | Rthlr. |
| An den Profeſſor der Medicin und Botanik **Chriſtian Friis Rottboell** . . . . | 600 | „ |
| An den Conferenzrath **Klevenfeldt** für den Druck ſeines genealogiſch-heraldiſchen Werkes | 400 | „ |
| An den Etatsrath und Geheimen Archivar **Jakob Langebek** für die Redaktion des Corpus diplomaticum Daniae et Norwegiae ecclesiasticum et politicum . . . . . . . . . . . . | 300 | „ |
| An den Hiſtorienmaler und Profeſſor an der Kopenhagener Maler-Akademie **Nikolaus Abraham Abildgaard** . . . . . | 300 | „ |
| Zuſammen nicht mehr als | 2200 | Rthlr. |

**Abildgaard** (geb. 1744 zu Kopenhagen), der größte Geſchichtsmaler Dänemarks, der „**Raphael** des Nornigin-Witwe bekam, jährlich 60,000, die regierende Königin Caroline Mathilde nur 24,000, der Erbprinz Friedrich 16,000, die Prinzeſſin Charlotte Amalie 12,000 und der Prinz Carl von Heſſen-Kaſſel als Statthalter von Norwegen 10,000, was für dieſe fünf Perſonen 122,000 Reichsthaler macht. —

Der geſetzliche Zinsfuß, der von fünf auf vier Procent herabgeſetzt worden war, wurde von Struenſee wieder auf fünf Procent erhöht, um die Capitaliſten aufzumuntern, ihre Gelder zur Hebung des Handels und der Manufacturen, welche gelähmt darniederlagen, herzuleihen und dadurch der Noth des Volkes abzuhelfen.

„Der Winter von 1771, ſchreibt Falckenſkiold, war rauh. Das Volk zu Kopenhagen litt Noth; man murrte; alte Beſchwerden wurden von Neuem laut. Man bemühte ſich, ſie durch Brodaustheilungen zu ſtillen. Struenſee benutzte dieſe Gelegenheit, um Vorrathskammern zu errichten und die Branntwein-Fabrikation aus Getraide zu verbieten, weil der Mißbrauch des Branntweintrinkens damals eben ſo allgemein als verderblich war. Nur wenige Einſichtsvolle zollten dieſen

---

dens“, malte den größten Theil der Bilder, welche das Innere des Chriſtiansberger Reſidenzſchloſſes ſo lange zierten, bis die große Feuersbrunſt im Jahre 1794 all' dieſe Kunſtwerke zerſtörte. Aus der Unzahl von Malern und Bildhauern, die aus der Schule dieſes berühmten Meiſters hervorgegangen ſind, ragt der große unerreichbare Berthel Thorwaldſen hervor. — Abildgaard ſtarb am 4. Juni 1809.

Maaßregeln Beifall; die Gutsbeſitzer betrachteten ſie als Eingriffe in ihre Revenuen". Aber hat es wohl jemals einen Staatsmann gegeben, deſſen Maaßregeln im Stande geweſen wären, allen Theilen gleiche Befriedigung, gleichen Vortheil zu gewähren?

Struenſee wollte das allgemeine Beſte, doch war er nicht der Einzige, der ſich bisweilen in der Wahl der Mittel vergriff.

Die däniſche Geiſtlichkeit — nicht minder engherzig als jede andere — betrachtete den kühnen Staatsreformator mit mißgünſtigen Augen, weil er kraft einer Verordnung vom 26. October 1770 zehn bis zwölf Feſt- und Feiertage entweder gänzlich abgeſchafft, oder theilweiſe auf die nächſtfolgenden Sonntage verlegt hatte, von dem richtigen Grundſatze ausgehend, daß ſie „mehr zu Müſſiggang als zu wahrer Gottesverehrung angewendet worden waren". Der Ueberfluß an Feiertagen iſt ein Unglück für den armen Mann, der dadurch der Arbeit entzogen und zur Faullenzerei hingetrieben wird.

Am 15. März und am 3. April 1771 wurde eine ſchon früher gegebene Verordnung, nach welcher Jeder ſein Geſchwiſterkind eben ſo gut wie die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau ohne Nachſuchung einer königlichen Einwilligung zu heirathen berechtigt war, bis zu allen Graden der Blutsverwandtſchaft ausgedehnt, in welchen die Ehe nicht ausdrücklich durch ein Geſetz Gottes verboten iſt. Struenſee beabſichtigte, das Heirathen auf jede mögliche Weiſe zu erleichtern und auf jede Art zu begünſtigen, um durch eine raſche Vermehrung der Bevölkerung den Staat zu vergrößern.

Er dachte in dieſem Punkte faſt ganz ſo wie der große Friedrich, der, wie Falckenſkiold ſehr richtig bemerkt, „in dem Menſchengeſchlechte nichts weiter als eine Pflanzſchule für Soldaten, ſo wie in den Individuen eine Anſtalt für eine mehr oder minder zu erhebende Kopfſteuer ſah. Ausländer ins Land berufen und ihnen Ländereien geben; Soldaten und Arme zum Heirathen aufmuntern; Diejenigen, welche heirathen wollen, mit Ausſteuern verſehen; in den Spitälern die Kinder aufnehmen, deren Eltern ſich ihrer entledigen wollen, das ſind Mittel, zu welchen nur menſchenverſchlingende Regierungen, wie Homer ſie nennt, ihre Zuflucht nehmen. Dagegen muß eine Regierung, der es wahrhaft um das Volkswohl zu thun iſt, ſich hüten, die Vervielfältigung der Armen und Elenden zu begünſtigen“.

Um die Zahl der Kindermorde, die ſeit der Einführung drakoniſcher Sittlichkeitsgeſetze auf erſchreckende Weiſe zugenommen hatten, zu beſchränken, ward am 23. Juni 1771 im Friedrichshospitale ein Findelhaus eröffnet, in welchem alle Kinder, die man dort abgab, auf Koſten des Staates erzogen wurden, was jedenfalls vernünftiger war, als die der Schande und der Kirchenbuße anheimfallenden Mütter dem Selbſtmorde oder dem Verbrechen des Kindermordes preiszugeben. Durch Kabinets-Ordres vom 13. und 21. Juni hob Struenſee den Unterſchied zwiſchen unehelichen und ehelichen Kindern auf, um Erſtern den Makel ihrer Geburt zu nehmen, für den nur eine verblendete Juſtiz ſie verantwortlich zu machen wagt.

Alle von den frühern Geſetzen beſtimmten Geldbußen und Kirchenſtrafen für außerehelichen Beiſchlaf wurden gänzlich aufgehoben und der Ehebruch nur dann gerichtlich verfolgt, wenn der beleidigte Theil auf Beſtrafung antrug. Eine am 28. Juni 1771 ausſchließlich für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein erlaſſene Cabinets-Ordre erlaubte den Perſonen, welche mit einander Ehebruch getrieben hatten, ſich nach erfolgter Scheidung heirathen zu dürfen. Die Kirche ſchrie Zeter und Mordio. In allen dieſen Verordnungen erkannte die große Zahl der Mucker und Heuchler eine „Uebertretung der guten Sitten“, eine „Verletzung aller Ehrbarkeit“. Struenſee's Feinde — und die Zahl derſelben wuchs mit jedem Tage — ſcheuten ſich nicht, die Meinung zu verbreiten, der geheime Cabinetsminiſter Seiner Majeſtät habe jene Strafen nur darum aufgehoben, um ſich den eigenen Rücken zu decken, da er ſelber ungeſcheut mit mehr als einer verheiratheten Frau bei Hofe offenkundigen Ehebruch zu treiben ſich erdreiſte.

Alle Mucker betrachteten es als eine „Geringſchätzung der Religion“, als eine „Profanation des Heiligen“, daß Struenſee die Kirche des Friedrichshoſpitals, ſo wie die Kapelle der Kirche im Dorfe Sölleröd, in Lazarethe umwandeln ließ, welche die Beſtimmung erhielten, ſyphilitiſche Kranke aufzunehmen.

Es wurde ihm allgemein verargt, daß er den Bau der für Dänemarks Mittel viel zu großartig angelegten Friedrichskirche, deren kaum halbfertige Grundſteinlegung ſchon mehr als 594,000 Reichsthaler verſchlungen hatte, gänzlich einſtellen ließ, weil deren einſtige Vollendung dem Staate weit über drei Millionen Thaler würde gekoſtet haben. Struenſee erklärte ziemlich offen: Kopenhagen habe der Kirchen genug; es brauche keine neue, deren Erbauung ſo große Opfer erheiſche. War das nicht ein Grund mehr, den „hergelaufenen Deutſchen" für einen Freidenker, für einen Gottesläugner auszuſchreien? War es nicht mehr als gottlos, daß er die ſogenannte Entheiligung des Sabbats — ein Ueberbleibſel aus der Regierungszeit des hyperfrommen Chriſtian VI. — ſo wie die an Sonn- und Feiertagen üblich geweſene Thorſperre aufhob und dieſe Thore, die noch kurz vorher ſogar bei Tage geſchloſſen waren, ſelbſt über Nacht geöffnet ließ? — War es nicht unchriſtlich, daß er den überflüſſigen Luxus bei Begräbniſſen abſchaffte und eine Verordnung erließ, daß alle Leichen nur zwiſchen 1 und 6 Uhr Morgens und ſelbſt dann nicht mehr in den Stadtkirchen, ſondern „wie die Cadaver räudiger Hunde" außerhalb der Stadtthore beerdigt werden durften? — War es nicht Gottesläſterung, daß er den ganzen Winter hindurch die ganze Woche und ſelbſt an Sonntagen die Aufführung franzöſiſcher Komödien und italieniſcher Opern zur Aufheiterung des Volks geſtattete? — War es nicht mehr als unerhört, daß er während des Sommers den alten ehrwürdigen Roſenburger Schloßgarten, den er durch Zelte entweihen ließ, unter welchen Erfriſchungen verkauft und deſſen Gänge bei eintretender Dunkelheit durch Lampen erleuchtet wurden, dem Beſuche des Publikums, ohne Rückſicht auf Rang und Stand, geöffnet und hier noch obenein zum Gedeihen des von ihm ins Leben gerufenen Findelhauſes die Erlaubniß zu einer Farobank, deren Gewinn jener Stiftung zufiel, ertheilt hatte?

Die Unzahl ſeiner Neider und Gegner riß ihre tauſend Mäuler auf und ſchrie wie aus Einem Munde: Der Cabinetsminiſter Seiner Majeſtät habe dieſe Spielbank nur darum erlaubt, weil er ſelber der leidenſchaftlichſte Hazardſpieler ſei und blos, um ſeinem eigenen Hange zu dieſem Laſter zu fröhnen, auch Andere zum verderbenbringenden Spiele verführe.

Mit zehnmal größerm Rechte erhob ſich die öffentliche Meinung gegen das ſchon früher (am 12. Januar 1771) von ihm octroyirte genueſiſche Zahlenlotto, das er nur darum eingeführt hatte, um — freilich auf Koſten des gemeinen Mannes, der ſich am meiſten davon hinreißen ließ — dem geldklammen Staate einen ergiebigen Quell neuen Einkommens zu öffnen. Mit Fug und Recht wurde dieſes Lottoſpiel von Trojel und andern gutgeſinnten Dänen als unheilbringende Geißel gebrandmarkt, die, zehnmal ſchlimmer als die Peſt, welche blos tödtet, das arme ausgeſogene Volk zum Selbſtmorde treibt". Mußten nicht ſelbſt die wenigen Anhänger Struenſee's ſich eingeſtehen, daß dieſe Maaßregel unter keinem Vorwande zu billigen war?

Struenſee, der mit mächtiger Hand an dem alten Schlendrian des Magiſtrats und der Juſtiz gerüttelt, eine Maſſe alter Mißbräuche ausgerottet und einen neuen beſſern Zuſtand der Dinge herbeigeführt hatte, ſchritt auf dem Wege der Reformen unaufhaltſam weiter fort und beſchloß, die nothwendig gewordenen

Umgeſtaltungen auch auf das Heer und die Flotte auszudehnen.

Von dem gewiß richtigen Standpunkte ausgehend, daß ein ſo kleiner Staat wie Dänemark ein viel zu großes Landheer halte, das alle Kräfte des Landes, den goldenen Schweiß des Volkes nutzlos ausſauge, gehörte er zu denen, die, wie Graf Saint-Germain und Danneſkiold-Samſöe, die unabweisbare Nothwendigkeit eingeſehen hatten, die Armee nach und nach auf die Hälfte zu reduciren und die dadurch herbeigeführten Erſparniſſe zur Vergrößerung der Flotte, welche, vermöge der Lage Dänemarks des Landes ſicherſte Schutzwehr ſei, zu verwenden. Vergebens warnte ihn der Obriſt Falckenſkiold, deſſen militäriſche Erfahrung er dabei zu Rathe zog, bei dieſen Reformen behutſamer als bisher zu verfahren.

Struenſee, der ſich dadurch nicht ängſtlich machen ließ, begann ſeine Neuerungen auf dieſem Gebiete damit, daß er — ungeachtet einer Gegenvorſtellung des Generalitäts-Collegiums — die königliche Leibgarde zu Pferde, die koſtſpielige Puppe des Hofes, eine Truppe, die aus der Elite des däniſchen und norwegiſchen Reckenthums beſtand, durch eine Cabinets-Ordre vom 19. Mai 1771 aufhob und ſie erſt auf den Wunſch der Königin, daß doch einige Reiterei den Hof umgeben ſollte, vier Wochen ſpäter durch ein minder glänzendes, weniger koſtſpieliges Corps, welches den Namen „fliegende Garde" erhielt, erſetzen ließ.

Eine bald darauf erſchienene Cabinets-Ordre, die den Zimmerleuten des Holms die Pflicht auferlegte, auch an Sonntagen zu arbeiten, erregte die Erbitterung dieſer Leute, und dieſe Erbitterung erhielt neue Nahrung dadurch, daß man dreihundert Matroſen, welche man aus Norwegen nach Dänemark geſchickt hatte, um ſich hier einer gegen den Dey von Algier beabſichtigten Expedition anzuſchließen, den Sold bis zur Einſchiffung derſelben zurückbehielt.

Hoeſt berichtet darüber: „Nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Kopenhagen, während welcher Zeit dieſe Matroſen keine Löhnung erhalten hatten, waren ſie in eine verzweifelte Lage gerathen: um ſich Hülfe zu verſchaffen oder Rache zu nehmen, zogen ſie in Begleitung der mißvergnügten Zimmerleute nach dem 3¼ Meilen von Kopenhagen gelegenen Luſtſchloſſe Hirſchholm, das der König mit ſeiner Gemahlin und einigen Wenigen der Struenſee'ſchen Partei ſchon zu Anfange des Sommers 1771 bezogen hatte. Sie wollten den König, ihren Vater, ſelber ſprechen. Umſonſt verſuchte man ſie zurückzutreiben; ſie waren entſchloſſen, Waffen mit Waffen zu begegnen. Als man ihnen aber in der Güte Erleichterung verſprach, kehrten ſie ruhig nach Kopenhagen zurück. Indeſſen ward in dem Schickſale der Mißvergnügten nichts verändert. Ihr Chef, der Vice-Admiral Rumohr, wurde abgeſetzt, und eine Cabinets-Ordre verfügte, daß von nun an jeder Chef für die Aufführung ſeiner Untergebenen verantwortlich ſei. Dies Alles forderte den gemeinen Mann zu neuen Unordnungen auf. Die Zimmerleute auf den Docks wollten nicht mehr arbeiten: ſie erlaubten ſich allerhand Unfug und verlangten unter ungeſtümen Drohungen eine erhöhte Löhnung. — Der Hof gerieth darüber in Beſtürzung. Um die Mißvergnügten zu beruhigen, erließ er ihnen die Sonntagsarbeit und bewirthete ſowohl ſie als die Matroſen (die ihren rückſtändigen Sold ausgezahlt erhielten) auf königliche Koſten mit einem gebratenen Ochſen, den man deßhalb den Verſöhnungs-Ochſen hieß.“

Bei dieſer kleinen Emeute war's, wo Struenſee zum erſten Male Furcht gezeigt haben ſoll. Es wird von mehr als einer Seite her erzählt, daß er in Folge dieſes Matroſen-Aufſtandes auf das dringende Anrathen der Königin, die ſein Leben dabei in Gefahr geglaubt habe, einen Augenblick lang entſchloſſen geweſen ſei, die Flucht zu ergreifen; bald aber habe er, ermuthigt durch den Grafen Brandt, ſeinen ſinkenden Muth zuſammengerafft und ſeinen Plan, der drohenden Gefahr zu entfliehen, aufgegeben.

„Vier oder fünf Wochen ſpäter, erzählt Falckenſkiold, wollte die Regierung den See-Zimmerleuten ein Verſöhnungsfeſt geben. Das Gerücht, daß Struenſee dabei inſultirt werden ſollte, gelangte zu ſeiner Kenntniß und verurſachte Beſorgniß im Schloſſe zu Hirſchholm. Man zog mich dabei zu Rathe. Struenſee, welcher ermordet zu werden fürchtete, ſagte zu mir, „ihm könnte daſſelbe Schickſal wie Concino Concini *) bevorſtehen.“

Aus dieſem von ſeiner Seite höchſt unvorſichtigen

---

*) Concino Concini, Günſtling der verwittweten Königin Maria von Medicis, die ihn, ohne daß er jemals ein Schwert gezogen, zum Marſchall d'Ancre ernannt

Vergleiche erſcheint die Muthmaßung, daß er der begünſtigte Liebling der Königin Caroline Mathilde geweſen ſei, allerdings nicht ganz ungerechtfertigt.

„Ich rieth ihm, fährt Falckenſkiold fort, auf dem Feſte zu erſcheinen und dort Zuverſicht zu zeigen. Zugleich benutzte ich die Gelegenheit, um ihm die Nothwendigkeit zu zeigen, vorſichtiger zu handeln und die Beſchwerden der Unzufriedenen zu beſchwichtigen. Die Unterredung wurde lebhafter; ich ließ ihn wahrnehmen, daß die Unzufriedenheit ſelbſt ſeine Freunde ergriffe; ich brachte ſogar die Beiſpiele des Kanzlers von Ulfeldt und von Griffenfeldt in Erinnerung und ermahnte ihn daran, daß der Hof beide Männer der Rache ihrer Feinde aufgeopfert habe. „Das iſt das Loos, fügte ich hinzu, welches auch Ihnen droht: man wird Sie, wenn irgend möglich, aufs Blutgerüſt bringen. Seien Sie alſo wenigſtens darauf bedacht, Ihre Papiere in Ordnung zu halten.“ Sie ſind es, ſagte er kalt; von dieſer Seite habe ich, wenn man anders gerecht verfahren will, nichts zu befürchten.

„Brandt, welcher bei dieſer Unterredung zugegen war, beſchwor ihn ebenfalls, nicht ſo viel Unbiegſamkeit zu zeigen und den Umſtänden nachzugeben. — Nein, ſagte Struenſee etwas aufgeregt, ich werde nichts von Allem, was mir zum Wohle des Staates dienlich ſcheint, aufgeben. — „Die Zeit wird kommen, bemerkte Brandt, wo wir gezwungen ſein werden, nach-

---

hatte, fiel als beneidetes Opfer ihrer Gunſt meuchlings erſchoſſen am 24. April 1617.

zugeben." — Struenſee entfernte ſich, ohne etwas darauf zu erwiedern. Kurz darauf bekam ich ein Billet von ihm, worin er mich nochmals befragte, ob er auf dem Feſte der Zimmerleute ohne Gefahr erſcheinen könne. Ich antwortete ihm, daß, Falls er ſich fürchten ſollte, es ja von ihm abhinge, nicht hinzugehen. Er ging auch wirklich nicht hin. Auch der Hof ließ ſich vergebens erwarten."

Eine handſchriftliche Quelle, die uns aus jenen Tagen in Kopenhagen zur Verfügung ſtand, erzählt, daß die Königin ihren „Concini," wie Struenſee darin genannt wird, mit Thränen in den Augen beſchworen habe, von jenem Feſte wegzubleiben. Von Struenſee um die Urſache ihrer rührenden Beſorgniß befragt, ſei ihm von Caroline Mathilde die Antwort geworden, ſie habe in verfloſſener Nacht einen ſchweren Traum geträumt, in welchem ſie den Kopf „des beſten ihrer Freunde" zu ihren Füßen liegen ſah. — Glauben Sie an Träume? fragte Struenſee. — Eben ſo feſt, wie an Ihre Verſchwiegenheit, entgegnete die Königin. — Auch ich, erwiederte Struenſee, glaube an die Wahrheit gewiſſer Träume, die, wenn auch nach Jahren erſt, in Erfüllung gehen. Auch ich hatte einſt — es war im Schloß zu Fontainebleau — einen wunderſüßen Traum. Damals träumte mir, daß eine Königin, ſchöner als der Tag und verſchwiegener als die Nacht, den letzten, aber treueſten ihrer Sklaven beglücken würde durch das ſelige Gegengeſtändniß ihrer Liebe. — Dies Geſpräch ward durch Brandt's Dazwiſchenkunft geſtört. Caroline Mathilde zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge und verſchwand, ohne Zeit zu haben, ihm etwas darauf zu antworten.

Sicher gemacht durch das ungeſchwächte Vertrauen des Königs ſetzte Struenſee mit männlichem Muthe das begonnene Werk ſeiner Reformen fort.

„Jeder Tag — ſchreibt unſer obengenannter Gewährsmann — ſah neue Projecte aufkeimen. Struenſee umgab ſich nur mit ſolchen Perſonen, welche geeignet waren, ſich mit Unterſuchungen zu befaſſen, Plane zu entwerfen und ihm als Mitarbeiter zu dienen. Unter Andern bemerkte man den Rath Willebrand, den Leibarzt Berger, den Finanzrath Oeder, ebenfalls Arzt, einen Mann von Verdienſt und Gelehrſamkeit, Reverdil, welcher zuerſt vernünftige Plane zur Freimachung der Bauern vorgeſchlagen hatte *); Claſſen und Sturtz, welche Beide zu den Arbeiten in Betreff des Handels und verſchiedener Gegenſtände des politiſchen Haushalts gebraucht wurden. Mich ſelbſt gebrauchte er zu Allem, was Bezug auf die militäriſchen Angelegenheiten hatte.“

Falckenſkiold war ein aufrichtiger Freund Struenſee's, und Letzterer wäre, trotz mancher ſeiner Unbeſonnenheiten und Uebereilungen noch zu retten geweſen, wenn er manchem Rathe dieſes eben ſo ſcharfblickenden als ehrlich geſinnten Soldaten nachgelebt und ſich ſeinen Feinden gegenüber nachſichtiger gezeigt hätte. Das Glück

---

*) Reverdil war bald nach Bernſtorff's Entlaſſung auf Struenſee's Empfehlung aus Genf zurückgerufen worden.

aber hatte ihn dergeſtalt geblendet, daß er ſeine Stellung bei Hofe ſo feſt wie Norwegens Felſenwände hielt.

„Ich ſtellte ihm vor, fährt dieſer Freund fort, daß man viel zu geſchwind und viel zu weit gehe; daß man Mittel gegen die Aufregung der Gemüther ausfindig machen und auf jede (fernere) Neuerung ſo lange verzichten müſſe, bis die in allen Schichten der Bevölkerung ſich bemerkbar machende Unzufriedenheit ausgetobt habe. Ich ſagte ihm, daß er nicht allzufeſt auf die Gunſt des Königs rechnen könne, weil dieſer ſtets bereit ſei, dem nachzugeben, welcher zu ihm gelangt; daß die Königin wenig oder gar keinen Einfluß auf ihren Gemahl ausübe, da ſie ſich ihm nicht unentbehrlich zu machen gewußt, ob ſie gleich ſich aufrichtig beſtrebt habe, ihm zu gefallen; daß ſie nur in England einige Macht beſäße; daß man die Freundſchaft dieſer Macht ſo ſehr vernachläſſigt habe, daß ihr Geſandter, der Ritter Keith, beim Kopenhagener Hofe weder das Anſehen noch das Vertrauen, welche ſeiner Stellung zukämen, erlangt hätte."

In der That war Sir Robert Murray Keith im Chriſtiansborger Schloß eine ſo ſeltene und ſo wenig gern geſehene Erſcheinung, daß König Chriſtian ihm ſtets aus dem Wege ging. Aber deſto größeres Anſehen genoß er bei der Königin, die ihn als eine Art Schutzgeiſt zu betrachten ſich gewöhnt hatte.

„Sehr gern, fährt Falckenſkiold fort, hätte ich Struenſee überredet, einige Schritte zu thun, um die verwitwete Königin Juliane Marie und ihren Sohn, den Prinzen Friedrich, zu beſänftigen, deren offener Zwiſt mit dem Hofe eine ſehr böſe Wirkung auf das Publikum ausübte und den Unzufriedenen zum Vereinigungspunkte dienen konnte. Ich veranlaßte ihn zu einigen Vorkehrungen zu dieſer Ausſöhnung: er ſchien auch auf dem Wege, ſie anbahnen zu wollen; bald aber wurde er der Sache überdrüſſig und erwiederte mir auf meine ihm deßhalb gemachten Vorſtellungen, daß ihn dieſes Verfahren zu ſehr langweile, als wenn die Langeweile in ſolcher Stellung im Mindeſten in Betracht zu ziehen wäre.“

Struenſee haßte die Königin-Witwe, weil er wußte, daß ſie die gefährlichſte und unerbittlichſte Feindin der armen Königin ſei, gefährlich durch die Maſſe des Geldes, das ſie zur Erreichung ihres Zweckes, Caroline Mathilde verdächtig und verhaßt zu machen, heimlich mit vollen Händen auszuſtreuen gewohnt war, unerbittlich, weil Carolinen Mathilden's Sohn dem ihrigen im Wege ſtand.

Ueber Julianen's Sohn herrſchte im Volke ſelbſt übrigens nur Eine Stimme. Er war das Muſter der Unliebenswürdigkeit. Der engliſche Touriſt Wraxall, der ſo glücklich war, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, entwirft von ihm im vierten ſeiner Briefe nachfolgende Schilderung:

„Der Erbprinz Friedrich hat von der Natur oder dem Glücke keine andere Wohlthat, als eine königliche Geburt empfangen. Er iſt ungemein ungeſtaltet und ſeine perſönliche Häßlichkeit hat ihm bei Allen, die keine Freunde des Hofes ſind, den Beinamen eines Richard III. verſchafft.“ — Weiter unten ſagt er von ihm: „Vom Prinzen Friedrich heißt es, daß ihn die Natur zu allen Liebeshändeln gänzlich unfähig gemacht hat."

Und trotzdem war die Königin-Witwe, wie jede Mutter, in ihr einziges Kind dergeſtalt verliebt, daß ſie dieſe „Muſterkarte aller Häßlichkeiten" viel ſchöner als den Apoll vom Belvedere hielt und durchaus nicht zu begreifen vermochte, warum ihn nicht jede Frau ſo einnehmend wie ſie fand.

„Man kann ſich vorſtellen, berichtet Falckenſkiold, daß ſo viele Reformen, von denen ich nur einen Schattenriß entwerfen, ungemein viel Unruhe und Haß erzeugten. Die Adeligen und die mit Titeln bekleideten, verletzt an dem, was ſie die ihrem Range gebührenden Rückſichten hießen, oder der ihnen weſentlichen Nutzen bringenden Bevorrechtungen beraubt, ſahen ſich bedroht, ihre Herrſchaft über die Leibeigenen einzubüßen, welche deren Ländereien bearbeiteten. — Alle, welche noch auf ihrem Poſten waren, glaubten ſich jeden Tag auf dem Punkte, ihre Stelle durch eine neue Ordonnanz zu verlieren. — Die Geiſtlichkeit hielt Rechnung über die Eingriffe, welche die Verwaltung ſich gegen verſchiedene Punkte ihrer Lehre und gegen die Kirchenzucht erlaubte. — — — — Als er ſich zum geheimen Cabinets-Miniſter ernennen ließ, mit der Befugniß, Befehle zu erlaſſen und in Ausführung zu bringen, ohne des Königs Unterſchrift dazu zu bedürfen, da wurde er ſchon für einen Uſurpator, für einen Cromwell gehalten, welcher beſtrebt ſei, ſich der Krone zu bemächtigen."

Das ſo leicht bethörte Volk ſchien vergeſſen zu haben, daß der König ihm dieſe Befugniß freiwillig eingeräumt und die ganze Laſt der Geſchäfte auf fremde Schultern geladen habe, weil ſeine eignen zu ſchwach und zu träge dazu waren. Das Volk wußte, daß ſein gottgeſalbter König ſich ſchon damals häufig ſo zerſtreut und geiſtesabweſend gezeigt, daß er ſich mehr als einmal „Chriſtian VII. & Compagnie“ unterſchrieben hatte.

„Der öffentliche Unwille, fährt Falckenſkiold fort, wuchs noch mehr, als Struenſee den Grafentitel erhielt*) und dieſen auch ſeinem Freunde Brandt verſchaffte. Struenſee war der Einzige, welcher den Sturm nicht zu bemerken ſchien, der ſich mit jedem Tage vergrößerte. So oft ſich Gelegenheit fand, bemühte ich mich, ihn wegen ſeiner Stellung in Unruhe zu verſetzen; immer aber gab er mir die Antwort, daß ich ſeit meinem Aufenthalte in Rußland mich daran gewöhnt hätte, überall nichts als Verſchwörungen zu ſehen. – Wir lebten damals in einer ſo läſtigen Unruhe, daß Brandt mir eines Tages ſagte: „Ich wollte, daß dies Alles ſchon zu Ende wäre. Ich ſehne mich danach, dieſe Regierung umgeſtoßen zu ſehen.“ — Sie würden ſchlecht dabei wegkommen, ſagte ich. — „Bah, meinte er, ich habe die Geſetze ſtudirt und werde gut antworten können“. — Sehr häufig wurde Struenſee von Brandt erſucht, Vorſichtsmaaßregeln zu ergreifen, wenn er ein für alle Mal ſein Betragen nicht ändern wolle. Struenſee pflegte darauf zu antworten: „Ihre Zurechtweiſungen langweilen mich; ich mag von meinen Entwürfen nicht abgezogen werden. — Oft ſagte er zu mir mit innerm Wohlgefallen: „Es bringt mehr Ruhm, wenn man Mißbräuche abſchafft, als wenn man Schlachten gewinnt.“ — Ich bewunderte die Ruhe dieſes Mannes oder vielmehr ſeinen Eigenſinn, womit er in einer Lage beharrte, in welcher er ſich unmöglich behaupten und deren Gefahr er ſich durchaus nicht verhehlen konnte“.

---

*) Als der alte Struenſee die Erhebung ſeines Sohnes zum Grafen erfuhr, ſoll er zu ſeinem zweiten Sohne geäußert haben: Ich hätte es lieber geſehen, wenn dein Bruder Friedrich — procul a Jove, procul a fulmine — Stadtphyſicus von Altona geblieben wäre, denn der Fußboden der Höfe iſt ſo glatt und ſchlüpferig wie ein Aal, und Mancher, der wie Graf Oſtermann in Rußland feſt zu ſtehen geglaubt hat, iſt in demſelben Augenblick ausgeglitten und hat den Hals gebrochen. Gott ſchütze meinen armen Sohn Friedrich!

Aber der Lichtglanz der blauen Himmelsaugen ſeiner hohen Beſchützerin hatte ſeinen ſonſt ſo klaren Blick dergeſtalt umdunkelt, daß er trotz aller Warnungen ſeiner Freunde nicht einſehen wollte, wie nahe er bereits am Rande des Abgrundes ſtand.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Auflöſung der Fußgarde. — Aufſtand derſelben. — Ihr Zug nach Friedrichsberg. — Struenſee beſchränkt die freie Preſſe. — Die Intriguen Rantzau's und ſeiner Verbündeten. — Suhm, Köller und Beringsſkjold. — Profeſſor Guldberg. — General-Major Eichſtädt. — Ausbruch der Verſchwörung. — Die Gefangennehmung Struenſee's und ſeines Anhangs.

Nachdem auch die „fliegende Garde“ abgeſchafft und durch das ſeeländiſche Dragoner-Regiment erſetzt worden war, beſchloß Struenſee, welcher eine Verminderung des Heeres für eine eiſerne Nothwendigkeit hielt, auch die Leibgarde zu Fuß aufzulöſen. Eine vom Grafen Struenſee unterzeichnete Cabinets-Ordre vom 21. December 1771 befahl dem Generalitäts-Collegium, die fünf Bataillone jener Fußgarde den fünf Regimentern einzureihen, aus welchen damals die Kopenhagener Beſatzung beſtand. Das Collegium, das ſich geweigert hatte, dieſen Befehl zu vollziehen, ließ ſich dazu dann erſt bereit finden, als drei Tage ſpäter Struenſee's Ordre durch die eigenhändige Unterſchrift des Königs ſanctionirt ward.

Struenſee ſtach damit in ein neues Wespenneſt, denn als am folgenden Morgen — es war am erſten Weihnachtsfeiertage — den in Parade aufgeſtellten

Gardebataillonen der Befehl zu ihrer Auflöſung verkündet worden war, erſcholl wie aus Einem Munde der Ruf: „Nieder mit dem hergelaufenen Grafen Struenſee“. Nachdem ſie ſich durch Branntwein Muth angetrunken hatten, zog ein großer Theil dieſer Garden unter dem Gebrülle patriotiſcher Lieder, bei Sturm und Schneegeſtöber, durch das Norderthor nach dem in der Nähe Kopenhagens gelegenen Schloſſe Friedrichsberg, wo ſich der König', deſſen Gemahlin, die Grafen Struenſee und Brandt aufhielten, während die Zurückgebliebenen ſich im Wachthauſe der Chriſtiansberg verſchanzten und, Falls ihre Kameraden nicht die Rücknahme jenes Auflöſungs-Decretes erwirken ſollten, blutigen Widerſtand zu leiſten ſich gelobt hatten.

Struenſee, durch einen ſeiner Anhänger, General Gude, welcher Commandant von Kopenhagen war, mittelſt eines reitenden Boten ſchleunigſt vom Anmarſche der Garden in Kenntniß geſetzt, ließ ſich wiederum durch die Bitten der Königin und durch die Furcht, die ihn von Neuem beſchlich, zu der Schwäche verleiten, den mit Entrüſtung heranrückenden Bataillonen, die ſchon den halben Weg nach Friedrichsberg zurückgelegt hatten, einen ihm treu ergebenen Offizier, den Obriſten Seneca Otto von Falckenſkiold mit der Vollmacht entgegenzuſenden, ihnen — um vor allen Dingen Zeit zu gewinnen und ſie zum Rückzuge zu bewegen — Alles, was ſie verlangen würden, zu verſprechen. Der Beredtſamkeit dieſes Mannes gelang es, ſie von ihrem Vorhaben, ſich vom Könige die Rücknahme jenes Decretes zu erbitten und die Abſetzung ihres Feindes Struenſee zu verlangen, erſt dann zurückzuhalten, als er ihnen verſprach, ſich direct beim Könige um Gewährung ihres erſten Geſuches zu verwenden. Darauf zogen ſie nach Kopenhagen zurück, ſchloſſen ſich dort ihren Kameraden an und gelobten ſich, lieber zu ſterben, als ſich andern Regimentern einreihen zu laſſen.

Wenige Stunden ſpäter erhielt der Commandant General Gudde von Struenſee den gemeſſenſten Befehl, drei Regimenter Infanterie und zwei Schwadronen Cavallerie gegen die widerſpenſtigen Garden vorrücken, ſie aus ihren Barricaden hinausjagen und durch Waffengewalt auseinander treiben zu laſſen. Gudde ſtand im Begriff zu gehorchen. Dieſer Zuſammenſtoß würde die blutigſten Folgen, gräuelvolle Maſſacre-Scenen, herbeigeführt haben, wäre es den Offizieren der Garde nicht gelungen, durch die Macht ihrer Ueberredungsgabe den Sieg über die Wuth und Empörung ihrer Untergebenen davonzutragen. Man ließ ſich in Unterhandlungen ein: erſt gegen Abend beruhigten ſich die Garden, nachdem jeder Einzelne, der ſich weigerte, in einem andern Regimente fortzudienen, ſeinen vom Könige ſelbſt unterzeichneten ehrenvollen Abſchied, außerdem ein Geſchenk von drei Kronen und die Erlaubniß erhielt, ſeine Uniform behalten und, dafern r nicht in Kopenhagen geboren ſei, ungehindert in ſeine Heimath zurückkehren zu dürfen. Die Meiſten warfen, Struenſee's Macht laut verwünſchend, die Gewehre veg und kehrten nach ihrem heimathlichen Heerde urück.

Die Gefahr war für den Augenblick beſeitigt; der Unwille gegen Struenſee grollte im Stillen aber deſto heftiger fort.

Die Preſſe, deren Feſſeln er gebrochen, lohnte ihm die große Wohlthat, die er ihr erwieſen, auf eine ihrer ſelbſt höchſt unwürdige Weiſe. Sie ſchürte den Funken zur Flamme an; ſie bemühte ſich, ihn und ſein Streben, Dänemark groß und frei zu machen, auf jede Weiſe zu verdächtigen, ihn heute lächerlich und morgen verhaßt zu machen dadurch, daß ſie die Antipathien aller Stände gegen ihn aufreizte, daß ſie den durch ihn beleidigten Adel fortwährend daran erinnerte, daß er bürgerlicher Abkunft, ein Barbier, ein Pillendreher, ein Quackſalber ſei. Den Geiſtlichen zeigte ſie die Gefahren, welche ihnen drohe, wenn dieſer Atheiſt noch länger am Staatsruder bliebe. Sie wiegelte das Heer gegen ihn auf, indem ſie es ermahnte, daß einzelnen ihm mißliebigen Regimentern daſſelbe Loos wie den aufgelöſten Gardebataillonen bevorſtehe.

Die blinde Wuth, mit welcher die durch ihn freigewordene Preſſe über Struenſee, das undankbare Geſchöpf über ſeinen Schöpfer, herfiel, veranlaßte ihn endlich, am 7. October 1771 eine neue Ordonnanz zu erlaſſen, durch welche die Cabinets-Ordre vom 14. September vorigen Jahres, aus der „übelgeſinnte und freche Menſchen ärgerliche und beleidigende Schriften herauszugeben Veranlaſſung genommen hätten, ſolchergeſtalt beſchränkt wurde, daß die bewilligte Druckfreiheit nicht zur Uebertretung anderer bürgerlichen Geſetze gemißbraucht werden dürfe, weßhalb von nun an alle

Injurien, Pasquille und aufrühreriſche Schriften verboten werden ſollen. Und obgleich die Cenſur aufgehoben bleibe, ſolle doch jeder Verfaſſer einer Druckſchrift dafür verantwortlich ſein, daß ſie den beſtehenden Geſetzen und Anordnungen nicht zuwiderlaufe. Auch ſolle es keinem Buchdrucker erlaubt ſein, irgend ein Buch oder eine Flugſchrift zu drucken, deren Verfaſſer er nicht kenne, indem er ſelber dafür verantwortlich bleibe, dafern er den Verfaſſer nicht anzugeben vermöge, weßhalb auch kein Buch gedruckt werden dürfe, auf dem nicht der Name des Verfaſſers oder jener des Druckers angegeben ſei“.

Aber dieſe Maaßregel kam zu ſpät. Die im Dunkel der Anonymität umherſchleichenden Maulwürfe der libellirenden Preſſe hatten den ohnehin nicht allzufeſten Boden, auf welchem der Cabinetsminiſter ſtand, ſchon dergeſtalt aufgewühlt und untergraben, daß die Erde unter ſeinen Füßen zu zittern begann.

Dazu kamen noch die Intriguen ſeines frühern Freundes, des Grafen Schack Carl von Rantzau-Aſcheberg, der, mit einem ausgeſprochenen Talente begabt, Revolutionen anzuſchüren und aus dem Umſturze der Dinge einen Nutzen für ſich ſelbſt zu ziehen, ſich zum Mittelpunkte aller Gegner Struenſee's gemacht und alle Hebel in Bewegung geſetzt hatte, die Zahl und die Erbitterung aller Mißvergnügten zu vermehren.

„Die Häupter dieſer Partei, erzählt Falckenſkiold, waren dermaßen zu Grunde gerichtet oder verſchuldet, daß ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, als ihr Heil im Umſturze der Regierung zu ſuchen, um an deren Stelle eine neue zu ihrem Vortheile einzuführen. Ich habe ſpäter erfahren, daß Graf Rantzau ſeine Gläubiger dadurch zu beſchwichtigen geſucht, daß er ihnen eine nahe bevorſtehende Staatsumwälzung verhieß, die ihn in den Stand ſetzen werde, ihre Anſprüche zu befriedigen" (d. h. ſeine Schulden zu bezahlen).

Zu den hervorragendſten Handlangern dieſes „Vitruvius des Umſturzſyſtems" (wie Thomas Macaulay dieſe Leute nennt) gehörten Sames, Köller und Beringſkiold.

Der Obriſt von Sames, der früher als General-Adjutant unter dem Marſchalle von Belleisle in Frankreich gedient hatte und, nach Dänemark zurückgekehrt, an die Stelle des am 18. Januar 1771 verabſchiedeten Grafen Conrad Wilhelm von Ahlefeldt (welchen Struenſee als Oberlanddroſt nach Oldenburg verbannt) zum Interims-Commandanten von Kopenhagen ernannt worden und ſeitdem einer der getreueſten Anhänger Struenſee's geweſen war, hatte urplötzlich den Spieß umgekehrt und ſich der Fahne der Umſturzpartei angeſchloſſen, ſeitdem er ſich von Struenſee abgeſetzt und durch den General Gude remplacirt ſah.

Ludwig Köller, welcher, ohne jemals Kriegsdienſte gethan zu haben, durch Protection des Prinzen Carl von Heſſen-Caſſel von einem Lieutenant der heſſiſchen Truppen zum Range eines Obriſten des Falſter'ſchen Regiments emporgeſtiegen war, hatte, nach der Ausſage Heeſt's, auf Struenſee einen tödtlichen Haß geworfen, weil dieſer einem Freunde Köller's ein Amt, um welches er für Jenen nachgeſucht, verweigert haben ſoll.

Der anrüchigſte und zugleich frechſte aller Struen-
r'ſchen Gegner war der General-Kriegscommiſ-
ir Magnus von Beringſkiold, ein Patron,
elcher aller Schaam den Kopf abgebiſſen, früher am
ofe Peter's III. den däniſchen Mouchard, ſpä-
r am Kopenhagener Hofe den ruſſiſchen Spion
eſpielt und für dieſe Doppelrolle von Rußland Geld
nd von Dänemark ein Adelspatent erhalten hatte,
leich als ob dieſer pergamentene Wiſch im Stande
eweſen wäre, die moraliſche Blöße dieſes ausgemachten
churken zu verdecken. Beringſkiold war es, der
ch durch ſeinen Haß gegen Struenſee, welcher dieſe
anaille gründlich verachtete, verleiten ließ, die ſchaam-
ſeſten Lügen und Läſterungen gegen die Königin Ca-
oline Mathilde, die er mit der Gemahlin Po-
phar's verglich, ſo wie die frechſten Schmähungen
egen Struenſee zu verbreiten, den er als ehebrecheri-
hen Joſeph hinzuſtellen wagte; ein Lump, eben ſo
emein als kühn, weil er durchaus nichts zu verlieren
atte und bei einem Umſturze der Dinge nur gewinnen
onnte.

Dieſe noble Partei erhielt einen gewaltigen Stütz-
unkt dadurch, daß ſich ihr, zum Verderben Struen-
ee's, ein Mann anſchloß, der mit der Königin-Witwe
nd ihrem eben ſo moraliſch als phyſiſch häßlichen
ohne, dem Erbprinzen Friedrich, ſo eng verbunden
ar, daß alle Drei — omne trinum perfectum — für
in Herz und Eine Seele galten. Und dieſer Mann
ar Profeſſor Guldberg.

Ove Hoegh Guldberg, geboren am 1. September

1731, Sohn eines armen Müllers, hatte Theologie ſtudirt und ſich durch einige hyperfromme, äußerſt ſervile, bündiſch devote Schriften in gewiſſen Kreiſen, in denen man dieſe vorzugsweiſe liebt, ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß er durch dieſe Kreiſe der Königin Juliane Marie empfohlen worden war, bei welcher er ſich durch ſeine kriechende Geſinnung und ſeine ſchlau berechnete Speichelleckerei und Beweihräucherungsmethode in ſo hohem Grade eingeſchmeichelt, daß ſie ihn als Hofmeiſter bei ihrem Sohne angeſtellt, zum Don Baſilio ihrer Familiengeheimniſſe und zum Mitarbeiter an der Realiſirung ihrer ehrgeizigen Plane erhoben hatte.

Falckenſkiold, der auch ihn perſönlich gekannt, ſagt von ihm: „Guldberg nährte unter einem gottesfürchtigen Deckmantel und der demüthigen Sprache eines Geiſtlichen einen tiefen Ehrgeiz. Aus dem Innern ſeiner anſcheinend beſcheidenen Unbedeutendheit erſpähte er den günſtigen Augenblick, um Rantzau und deſſen Anhang zu dem von ihm ausgearbeiteten Entwurfe zu gebrauchen, die Zügel des Staates in die ſchwachen Hände des Prinzen Friedrich und ſeiner Mutter zu ſpielen, von welchen er ſie leicht in ſeine eigenen Hände hinüber zu lenken hoffte". —

„Wahrſcheinlich beſtand die Verbindung Guldbergs mit der Rantzau'ſchen Faction ſchon im October 1771; denn um jene Zeit hatte Struenſee in Erfahrung gebracht, daß Julianens Sohn ſich an der Spitze einer Partei befände, welche den Grafen auf die Seite ſchaffen und damit anfangen wollte, ſich der Perſon

s Königs und der Königin zu bemächtigen. Struen-
e legte auf dieſen Wink eben ſo wenig Gewicht, als
uf die Rathſchläge ſeiner Freunde. „Die Reinheit
einer Abſichten, ſagte er zu uns, muß mir zur Schutz-
ache dienen.“ Er gebrauchte nicht einmal die geringſte
orſicht in Bezug auf das Innere des Schloſſes, ſon-
rn begnügte ſich damit, den König und die Königin
les durch eine Abtheilung Reiter begleiten zu laſſen.
r ſelber hielt ſich gern im Bereiche derſelben auf.“

Struenſee wohnte, wie Brandt, im Schloſſe.

„Ich vermuthe, fährt Falckenſkiold fort, daß es
uldberg war, der, da er unter den Häuptern der
artei gern einen Mann von ſeiner Hand eingeſetzt zu
ben wünſchte, Eichſtädt dazu wählte. Dieſe neue
erſonage war ein Cavallerie-Offizier, welcher Güter
Pacht genommen und durch Verſtand und Sparſam-
it ſich die Mittel erworben hatte, ein Regiment kaufen
können. Als ihn Struenſee im Jahre 1771
rabſchieden wollte, redete ich ihn davon ab und fand
ich veranlaßt, dieſen Offizier wegen ſeiner Einſicht in
lles, was die ökonomiſche Verwaltung der Reiterei
traf, bei der Regierung anzuſtellen. Eines Tages
t er mich, ich möchte ihm von Struenſee die
ommandanten-Stelle von Kopenhagen zu verſchaffen
chen; dieſe konnte man ihm aber nicht geben, ohne
ne Menge Offiziere höherer Grade zu übergehen.
äre dieſe Stelle wohl genügend geweſen, ihn an
s Intereſſe Struenſee's zu feſſeln? Ich weiß es
cht. Eichſtädt aber wußte andere Mittel ausfindig
machen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen“.

Dieſer Hans Heinrich von Eichſtädt, der ſich zum Werkzeuge Gulberg's gebrauchen ließ, um mit Hülfe des verſchuldeten Grafen Rantzau und ſeiner elenden Spießgeſellen für den Sohn der Königin-Witwe die gebratenen Kaſtanien aus dem Feuer herauszuholen, war ſeit 1769 General-Major und ſchon darum der Gefährlichſte, weil er als Chef des in Kopenhagen garniſonirenden Seeländiſchen Dragoner-Regiments großen Einfluß beſaß.

Der Einzige aber von Allen, den Struenſee zu fürchten ſchien, war Graf Rantzau. Um ihn auf gute Art los zu werden und vom Kopenhagen zu entfernen, mußte ihn der König auf Antrieb ſeines geheimen Cabinetsminiſters zum Statthalter in Norwegen ernennen. Rantzau aber ſchob unter dem Vorwande, er habe das Podagra, ſeine Abreiſe von einem Monate zum andern auf. Er hütete bei Tage ſein Zimmer, hüllte ſeine kerngeſunden Füße in Watte ein und ſpielte den Gichtkranken mit ſolcher Wahrheit, daß es ſeiner Verſtellungsgabe gelang, ſelbſt dem Leibarzt Berger — einen Freund Struenſee's — zu täuſchen.

Der Rantzau-Gulberg'ſche Anhang hatte, um Struenſee zu ſtürzen, das Gerücht verbreitet, er gehe mit dem Plane um, den König Chriſtian, den er für geiſtesſchwach erklären wolle, vom Throne zu ſtürzen und an deſſen Stelle die Königin Caroline Mathilde, die ſich ihm gänzlich hingegeben habe, bis zur Mündigwerdung ihres Sohnes, des Kronprinzen Friedrich, zur Regentin Dänemarks einzuſetzen.

Endlich brach die längſt abgekartete Verſchwörung
.

Am 16. Januar (man hatte einen Tag abgewartet,
welchem das Regiment des Obriſten Köller die
loßwache bezog) war Ball bei Hofe geweſen: der
ig hatte mit dem Generale von Gaehler und
en Gemahlin bis gegen Mitternacht Whiſt geſpielt
ſich abgeſpannt in ſein Schlafcabinet zurückgezogen.
ihrend des ganzen Balles hatte die Königin, heiterer
gewöhnlich, mit keinem Andern als mit Struen-
getanzt, vor dem ſich an dieſem Abende, ehrfurchts-
ler als je, der ganze Hof zu beugen ſchien. Auch
Königin-Witwe und ihr Sohn hatten dem Feſte
gewohnt, Letzterer aber war früher als ſeine Mutter
ohne das Souper abzuwarten — fortgegangen und
te ſie unter dem Schutze ihrer Ehrendamen zurück-
aſſen. Das Feſt währte bis zwei Uhr.

Eine Stunde ſpäter langten die Verſchworenen,
af Rantzau, der Geheime Rath Graf von der
en, General-Major Eichſtädt, Obriſt Köller,
iſt Sames und ein Dutzend anderer Offiziere,
eln, in Prinz Friedrich's Audienzzimmer an, wo
und ſeine Mutter, die bereits an- oder noch gar
t ausgekleidet waren, dieſe Herren ungeduldig er-
tet hatten. Die Verſchworenen beſchworen Mutter
Sohn im Namen des däniſchen Volkes, ſie zum
nige zu begleiten, um ihm den Abgrund, an dem er
e, zu zeigen und ihm die Wünſche der Nation, die
Struenſee'ſche Joch nicht länger ertragen wolle,
rauensvoll ans Herz zu legen.

Juliane Marie, ihr heuchleriſcher Sohn, Guldberg, Ranzau, Oſten und alle Uebrigen verfügen ſich in Chriſtian's Schlafcabinet. Seine Majeſtät ſchläft ſanft und ruhig. Graf Ranzau beſiehlt dem Kammerdiener Burghel, den König zu wecken. Dieſer hört Geräuſch und erwacht; er reißt die Bett-Vorhänge weg und ruft erſchreckt: Qui vive?

— Ich bin's, geliebter Sohn, beruhigt ihn die heuchleriſche Stiefmutter.

— Was wollt Ihr von mir? fragt er die Andern.

Sire, wir kommen, um Sie zu warnen, beginnt Ranzau.

— Mich zu warnen und gegen wen?

Gegen den undankbaren Heuchler Struenſee, der nach dem Leben Ew. Majeſtät trachtet, erklärt Eichſtädt.

— Was ſprecht Ihr da?

— Die Wahrheit, Sire, betheuert Graf Oſten.

— Das beweiſe man mir, ruft der König.

— Morgen, Sire, ſollen die unzweideutigſten Beweiſe des ſchändlichen Complots, welches dieſer treuloſe Emporkömmling und ſeine Spießgeſellen, Brandt und Conſorten, angeſponnen haben, in Ew. Majeſtät Händen ſein, verſpricht ihm Ranzau. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als Ew. Majeſtät mit Anbruch dieſes Tages entweder durch Gift, das man in Ihr Frühſtück träufeln will, oder durch Meuchelmord aus der Welt zu ſchaffen. Struenſee und ſein verruchter Anhang tragen ſich ſeit Monaten mit dem abſcheulichen Plane, Ew. Majeſtät für geiſteswirr und

glich zur Regierung zu erklären; Ihre vom Volke
tete Stieſmutter, die mit ängſtlicher Sorge Tag
lacht für das Wohl Ew. Majeſtät wacht, aus
aark zu verbannen und Ihre Gemahlin, Sire,
Struenſee's Mitſchuldige iſt, zur Regentin
eiches auszurufen.

— Iſt dies wahr, wirklich wahr?

— Wir ſchwören es, rief eine ſalbungsvolle Stimme,
s Guldberg's Kehle kam.

— Nun wohlan, was ſoll geſchehen? fragt der
aus dem Bette ſpringend.

— Alle Schritte zur Abwendung der drohenden
, erklärt Rantzau, ſind bereits eingeleitet. Ew.
ät haben nichts Anderes dabei zu thun, als einige
eisbar nothwendig gewordene Befehle ohne Auf-
zu unterzeichnen.

Und was enthalten dieſe Papiere? fragt der
hte Monarch.

Die Weiſung Ew. Majeſtät, ſich vor Allen
rſon der mitſchuldigen Königin, der Seele des
Complots, und dann aller übrigen Mitglieder
t ihr geleiteten Verſchwörung zu bemächtigen.

Das unterſchreibe ich nimmermehr.

— O mein armer verblendeter Sohn, ſchluchzt
nigin-Witwe, dann ſind Ew. Majeſtät unrettbar
n.

— Wie aber, wenn Ihr mich belügt?

— Sire, wir Alle bürgen mit unſern Köpfen für
hrheit des Geſagten, erklärt Rantzau.

Gut, ich halte Euch beim Wort!

— Sire, drängt **Eichſtädt**, es iſt Gefahr im Verzuge. Ihr Leben ſteht auf dem Spiele. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

— Eh bien, gebt her die Befehle! Ich will ſie unterzeichnen. Ach, mein Gott, fügt er hinzu, während er die Feder eintaucht, um ſeinen Namen zu unterſchreiben, das wird Ströme Blutes koſten!

**Rantzau** verſucht, den König zu beruhigen. Es gelingt ihm durch die Verſicherung, daß er mit Gottes Beiſtande die drohende Gefahr vom Haupte Seiner Majeſtät ohne Blutvergießen abzuwenden hoffe. Dies beſtimmt ihn, eine Reihe wichtiger Ordres, welche ihm vorgelegt werden, aus Mangel an Zeit und weil er von allen Seiten dazu gedrängt wird, ungeleſen zu unterzeichnen. In der Angſt ſeines Herzens ſchrieb er unter einen der Verhaftsbefehle wieder, wie ſchon früher einmal, **Chriſtian VII. & Comp.**

Die Concepte zu allen dieſen Befehlen, berichtet **Hoeſt**, waren von **Guldberg** aufgeſetzt worden, der ſie in ſeinem Muff ins Schloß getragen hatte. Dort waren ſie vom Prinzen **Friedrich** ins Reine gebracht worden.

Das Vorſpiel der Revolution iſt vollendet. Jeder dieſer Befehle wird augenblicklich vollzogen. General-Major **Hans Heinrich von Eichſtädt** iſt an die Stelle des General-Majors **von Gudde** zum Commandanten von Kopenhagen ernannt mit dem Befehle, die nothwendigen Maaßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu treffen. **Eichſtädt** wirft ſich auf ſein Pferd und macht an der Spitze einer Abtheilung ſeiner ihm treu ergebenen Dragoner ſeine Erhebung allen wachthabenden Offizieren kund und läßt die Schloßwache durch vierzig Mann von der Artillerie-Wache des Zeughauſes verſtärken.

Während dieſer Vorſichtsmaaßregel iſt Graf Rantzau mit dem vom Könige unterzeichneten Verhaftsbefehle, den gezogenen Degen in der Hand und begleitet von drei Lieutenants — Boy, Pech und Oldenburg — in's Schlafcabinet der Königin eingedrungen: er weckt ſie aus dem Schlafe; er zeigt ihr den königlichen Verhaftsbefehl; er gönnt ihr keine Zeit, ſich anzukleiden; er zwingt ſie, barfuß ihr Lager zu verlaſſen; ſie verlangt ihren Gemahl zu ſprechen; er verweigert ihr dies. Sie gerathet in Zorn und droht dem Grafen, daß es ihm den Hals koſten werde, wenn er ſich nicht augenblicklich entferne; er zuckt die Achſel und lächelt; ſie will durchaus zum Könige; Lieutenant Boy, der die Thür bewacht, ſtößt ſie unſanft zurück; Rantzau befiehlt ihr, ihm zu folgen. Da ſie einſieht, daß ihre Drohungen eben ſo vergeblich als ihre Bitten ſind, fügt ſie ſich gefaßt ins Unvermeidliche. Doch wünſcht ſie den Kronprinzen mitzunehmen. Auch dieſe Bitte wird ihr abgeſchlagen. Rantzau erlaubt ihr nur, die damals erſt ſechs Monate alte Prinzeſſin Tochter Louiſe Auguſte mit ſich nehmen zu dürfen, ohne Zweifel blos aus der Rückſicht, weil, wie die „Annales belgiques“ erwähnen, die Königin ſihre Kinder ſelber ſtillte. Sie nimmt die Kleine auf ihren Arm und folgt dem Grafen, der ſie bis zu dem für ſie in Bereitſchaft gehaltenen Wagen führt, in welchem ſie, begleitet von einer ihrer Hofdamen, Frau von Möſting, und dem Major Kaſtenſkiold, der ſich auf Rantzau's Befehl ihr gegenübergeſetzt, unter einer Escorte von dreißig Dragonern nach der Feſtung Kronborg gebracht wird.

Während dieſer Zeit hatte man ſich auch der übrigen Mitglieder der ſogenannten Verſchwörung und zuerſt des Grafen Struenſee bemächtigt. Der Obriſt Ludwig von Köller begab ſich, begleitet von den Lieutenants Malevile, Frank und Eyben, in die Gemächer, die der Geheime Cabinetsminiſter im Schloſſe bewohnte, und verkündigte ihm im Namen des Königs den Verhaftsbefehl. Auf Struenſee's höhniſche Frage, ob er wiſſe, wem er dies ſage, erhielt er die ſchnöde Antwort: „Vor zehn Minuten waren Sie noch Graf und Geheimer Cabinetsminiſter, jetzt aber ſind Sie mein Gefangener!" Als Struenſee darauf beſteht, den Befehl des Königs zu ſehen, erklärte Köller: „Ich hafte mit meinem Kopfe dafür, daß der König es alſo befohlen hat."

Weil Struenſee daran nicht glauben und ſich dem mündlichen Befehle durchaus nicht fügen will, ſetzt Köller ihm die Degenſpitze auf die Bruſt: er habe Ordre erhalten, ihn lebendig oder todt abzuliefern. Darüber erſchreckt, ſinkt Struenſee in Ohnmacht. — Bald aber wieder zum Bewußtſein gelangt, begehrt er ſein Etui. Es wird von Köller unterſucht. Dieſer findet darin drei kleine Pillen, die, ſpäter durch den Etatsrath und Leibmedikus Berger geprüft, für langſam wirkendes Gift erklärt wurden. — Nachdem auf

Köller's Befehl dem Gefangenen Hände und Füße gebunden worden ſind, wird er in eine Miethkutſche geſetzt und nach der Citadelle gebracht.

Dort angelangt, fragt er den wachthabenden Offizier:

— Wo iſt meine Dienerſchaft?

— Ich habe keine geſehen, erwiedert der Gefragte.

— Wo iſt mein Secretair Panning? fragt Jener weiter.

— Auch er iſt nicht da, entgegnet der Offizier.

— Es iſt hier verteufelt kalt. In dieſem Loche müßte ich erfrieren. Ich wünſche ein anderes Zimmer zu erhalten.

Aber man giebt es ihm nicht. Statt der hölzernen Bank verlangt er ein Sopha; auch dies wird ihm natürlich abgeſchlagen. In dem Augenblick, als er gewahr wird, daß man quer vor die Fenſter Latten genagelt, ruft er empört:

— Man behandelt mich ja ganz und gar wie einen Verbrecher. Das habe ich wahrlich nicht verdient.

Empört über den Undank des Königs will er mit dem Kopfe gegen die Mauer rennen. Die Wache verhindert ihn daran. Gleich darauf werden ſchwere Ketten herbeigebracht, mit welchen er, den Hals in einen eiſernen Ring eingezwängt, mitten im Zimmer, mit Händen und Füßen an die Mauern ſeines engen Kerkers angeſchmiedet wird.

Wraxall, welcher kurze Zeit darauf Struenſee's Gefängniß beſucht hat, ſagt darüber:

„Ich habe jenes Zimmer geſehen und verſichere Sie, daß es nicht über zehn bis zwölf Quadratfuß hat.

Es ſtand ein kleines Bett und ein eiſerner Ofen darin. Und hier, in dieſem Aufenthalte des Elends, ſchrieb er mit einem Bleiſtifte eine Nachricht von ſeinem Leben und eine Rechtfertigung ſeiner Staatsverwaltung, die mit ungemein vielem Geiſte aufgeſetzt war.“

Anfangs trug er ſich mit Selbſtmordgedanken. Von einem blauen Frieskittel, den man ihm angezogen, trennte man alle Knöpfe ab, weil er zwei davon verſchluckt hatte, um ſich damit zu erſticken. Als auch einige andere Verſuche, ſeine Kerkerqual abzukürzen, ihm mißlungen waren, beſchloß er, ſich durch Hunger um's Leben zu bringen, und weigerte ſich, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Zweimal ließ man dies ungehindert hingehen. Nach dem dritten Male kam der Befehl, ihn, Falls er nicht gutwillig eſſen und trinken wolle, ſo lange mit Stockprügeln zu regaliren, bis er wieder Appetit bekäme. Und das Alles geſchah ihm, dem Manne, der in Dänemark die Schmach der Folter abgeſchafft hatte!

Weil man ihm aus Vorſicht weder Meſſer noch Gabel anvertraute, ließ man ihm das Eſſen durch den wachthabenden Soldaten zuſchneiden und in den Mund ſtecken.

Eine Nachricht jener Tage erzählt uns: Der Stockmeiſter, der dem Grafen Struenſee die Ketten angelegt hatte, war ihm vor Jahresfriſt auf der Straße als Baugefangener in Eiſen begegnet und hatte ihn um Fürſprache beim Könige angefleht. Struenſee aber hatte ihm nur ein Almoſen und die Antwort gegeben: „Es iſt wahrlich nicht Eurer Tugend wegen, daß Ihr dieſe Ketten tragt.“ — Da nun derſelbe Patron ſpäter

rkermeiſter auf der Citadelle geworden war, ſagte er
Struenſee, als er ihm die Ketten anlegte:
xcellenz, es iſt wohl nicht um Ihrer Tugend willen,
ß ich Ihnen dieſe Ketten anlegen muß."

Als der Obriſt von Sames mit der Wache kam,
, gleichzeitig mit Struenſee, den Grafen Brandt
verhaften, ſchloß ſich dieſer Anfangs in ſein Zimmer
und öffnete erſt dann, als Jener drohte, die Thüre
t Gewalt ſprengen zu laſſen. Brandt trat dem
erſten mit gezücktem Degen entgegen und verſuchte,
zur Wehr zu ſtellen. „Als die Wache, ſagt ein
genzeuge ſeiner Verhaftung, über ihn herfiel, warf
den Degen weg und bemühte ſich, ſich ihren Hän-
zu entwinden, mit den Worten:

— Nur ſachte, meine Herren! Ich bin ja Staats-
niſter und weiß durchaus keinen Grund, weßhalb Sie
ch arretiren wollen.

Der Obriſt erklärte, er handle nur ſeiner Ordre gemäß,
nn er ihn als Gefangenen nach der Citadelle abführe.

— Eh bien, Messieurs, ſagte er, ich folge Ihnen.

Dort angekommen, empfing ihn der Commandant
Citadelle, der alte General-Lieutenant Levin Lud-
g von Hoben.

— Mein Herr, ſagte Brandt, nehmen Sie
t übel, daß ich Ihnen ſchon ſo früh beſchwerlich falle.

— O nicht im Geringſten, Herr Graf! Ich ge-
e Ihnen offen und ehrlich, daß ich Sie hier ſchon
her erwartet habe.

Auch Graf Brandt ward mit einer drei Ellen
gen Kette an die Wand ſeines Kerkers angeſchmiedet,

jedoch ſo, daß es ihm vergönnt war, ſich wenigſtens auf dem Bette auszuruhen. Auch bei ihm gebrauchte man übrigens dieſelben Vorſichtsmaßregeln wie bei Struenſee: auch ihm wurde das Eſſen durch einen der wachthabenden Soldaten vorgeſchnitten. Aber trotzdem blieb er guten Muthes: er ſang oft ſtundenlang franzöſiſche Couplets; er ſpielte — ziemlich gut — die Flöte und ſagte mehr als einmal zu ſeinem Kerkermeiſter, der deſſen Seelenruhe bewunderte:

— Alterchen, nur kleine Seelen ſind feige! Große ertragen ihr Schickſal mit Geduld.

Es herrſchte im Charakter der beiden Grafen in der That ein höchſt auffallender Contraſt, der nicht wenig zu Gunſten Brandt's ausfiel. Struenſee dachte, Brandt lachte fortwährend. In der Kaſſe des Erſtern ſoll man nicht mehr als einige Goldſtücke, in der des Letztern aber über 20,000 Reichsthaler gefunden haben.

Der Dritte dieſes Bundes, der auf der Chriſtiansborg gleichzeitig mit Struenſee und Brandt in Verhaft genommen wurde, war der Leibarzt und Profeſſor Dr. Berger, der mit dem gleichnamigen Etatsrath, welcher ebenfalls königlicher Leibmedicus war, nicht verwechſelt werden darf. — Auch er ward nach der Citadelle gebracht.

Auch alle übrigen Mitglieder der ſogenannten Verſchwörung wurden vor Anbruch des Tages feſtgenommen. Ihre Zahl belief ſich auf fünfzehn; dies waren: der General-Lieutenant von Gaehler und deſſen Gemahlin, der General-Major von Gudde, der Kammerherr und Obriſt Falckenſkiold, der Obriſt-Lieu-

nant **Heſſelberg**, der Stallmeiſter Baron von
uelow, der Contre-Admiral **Hanſen**, der Stats-
th **Willebrand**, der Poſtdirector **Sturz**, der Ju-
zrath **Struenſee**, die beiden Secretäre **Zoëga**
d **Martini**, der Cabinets-Secretär **Panning** und
e beiden Lieutenants **Aboë** und **Struenſee**.

Als der Obriſt **Köller** Herrn von **Gaehler** ge-
ngen nahm, wollte deſſen Gemahlin im Hemde die
lucht ergreifen; doch waren bereits alle Ausgänge beſetzt.
eide wurden nach der Citadelle abgeführt. Juſtizrath
**truenſee**, gleichfalls dorthin gebracht, war der Dritte,
elchem man Ketten anlegte. — **Falckenſkiold** und
**eſſelberg** wurden nach der Caſerne auf dem Schiffs-
olme gebracht. **Gudde** und die beiden Secretäre er-
elten ſchon nach einigen Stunden ihre Freiheit wieder.
aron **von Buelow** wurde in ſeinem eigenen Hauſe
wacht. Während dieſer Zeit waren alle Thore der
tadt geſperrt geweſen.

„Sobald es zu tagen begann, erzählt der Bericht
nes Zeitgenoſſen, verſammelte ſich das Volk in großer
nzahl auf dem Schloßplatze, weil es durch das viele
ahren und Reiten aufmerkſam geworden war. Erſt
n zehn Uhr wurde es in der Stadt ruchbar, was ſich
ährend der vergangenen Nacht darin zugetragen hatte,
d weil gleichzeitig das Gerücht verbreitet war, daß
an dem Könige nach dem Leben getrachtet habe, ge-
hte Se. Majeſtät ſich, umgeben von ſeiner Stiefmut-
r und ihrem im Stillen frohlockenden Sohne, auf
m Balcone des Schloſſes zu zeigen. Das Volk be-
üßte ihn mit Freudengeſchrei. Um die Mittagsſtunde

fuhr der König und der Erbprinz in einem offenen von ſechs Schimmeln gezogenen Staatswagen, unter dem Zujauchzen der Bevölkerung, welche, von der rührendſten Theilnahme beſeelt, über die Rettung Seiner Majeſtät die aufrichtigſten Zähren der Freude vergoß, durch die Hauptſtraßen der Reſidenz, um allen treuen Bürgern zu zeigen, wie die grundgütige Vorſehung ihn unverſehrt aus den Krallen des Complots und beabſichtigt geweſenen Attentats befreit habe. Das leicht bethörte Volk umgab den Wagen des geliebten Landesvaters und pries das Geſchick, das ſein theures Leben beſchützt hatte. Einige hirnverbrannte Enthuſiaſten ließen ſich von ihrer Stimmung ſogar ſo weit hinreißen, die Schimmel ab- und ſich ſelber anſpannen zu wollen, um den „geretteten Landesvater" triumphirend durch die Stadt zu ziehen. Der Jubel währte bis tief in die Nacht hinein. Beim Eintritt der Dunkelheit illuminirten ſich die Häuſer der ſelig entzückten Unterthanen. Die königliche Familie, die das Theater beſuchte, wurde vom zahlreich verſammelten Publikum mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus empfangen. Das Alles, fügt Hoeſt hinzu, gehört zum gewöhnlichen Weltlauf. Jeder, der nur einigermaßen mit den Menſchen und mit der Geſchichte bekannt iſt, weiß, was überhaupt von dieſem „allgemeinen Jubel" zu halten iſt.

Aber derlei Jubel pflegt nur ſelten ohne Scandal und Unordnung abzulaufen. Das war auch hier der Fall. — Während der Nacht geruhte der losgelaſſene Pöbel, an deſſen Spitze ſich viehiſch betrunkene Matroſen befanden, nicht weniger als ſechsundſechzig ihm wohlbekannte Häuſer zu demoliren, darunter auch eines, das, in der Oſtergade gelegen, früher dem Grafen Schulin und gegenwärtig einem Herrn von Gabel gehörte, deſſen Frau, hieß es, ſich nicht bloß zur Kebſin, ſondern obenein noch zum weiblichen Lebel des Grafen Struenſee hergegeben haben ſoll. *)

Am folgenden Morgen (Sonnabend am 18. Januar) ſandte der Hof einen expreſſen Boten an den Geheimen-Rath Grafen Otto von Thott, der ſich auf ſeinem zehn Meilen von Kopenhagen entfernten Gute befand, mit dem Befehle, in das vom Könige neu errichtete Conſeil einzutreten.

An demſelben Tage bekam der Hauptleiter der Staatsumwälzung, Graf Rantzau, der „den König und das Vaterland gerettet hatte,“ den Elephanten-Orden; der General-Major von Eichſtädt wurde zum General der Infanterie, Obriſt Köller zum General-Lieutenant ernannt. Beide erhielten außerdem noch den Danebrog. — Der Major von Kaſtenſkiold von Eichſtädt's Dragonern, derſelbe, der die Königin nach Schloß Kronborg gebracht, avancirte für dieſe große Heldenthat zum Obriſt-Lieutenant.

---

*) Eine ſpecificirte Liſte der übrigen großen und kleinen Bordelle, welche in jener Nacht geplündert und theilweiſe gänzlich zerſtört worden ſind, giebt ein jetzt außerordentlich ſelten gewordenes Pamphlet „Grev Struensee's maerkvaerdige Testamente, opsat af ham selv og confirmeeret af Lucifer. Kjoebnhavn. Trykt hos Paul Hermann Hoecke. 1772. 16 Seiten, 8.

Der kaum vierjährige Kronprinz Friedrich, dem man ſeine Mutter geraubt, erhielt in der Witwe des Feldmarſchalls Michael von Rummeſen eine eben nicht allzu theilnahmsvolle und liebenswürdige Oberhofmeiſterin.

Am 22. Januar erhielten der Kammerherr und Hofjägermeiſter von Lerſner und der Capitain Duval vom nordiſchen Leib-Regimente ihre Entlaſſung mit dem Befehle, innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden Kopenhagen und ganz Dänemark für alle Zeiten zu verlaſſen. Letzterer, den man zum Engagiren der franzöſiſchen Schauſpieler gebraucht hatte, war dadurch mit dem Maître des plaisirs, Grafen Brandt, bekannt und intim geworden. *)

Der ci-devant Doppelſpion und General-Kriegs-Commiſſair von Beringſkiold erhielt den Kammerherrn-Schlüſſel und ein Jahrgehalt von zweitauſend Thalern. Außerdem ſchenkte ihm der König gegen vierzigtauſend Reichsthaler rückſtändiger Kaufgelder, für Güter, die dieſer notoriſche Lump ſich auf der Inſel Moen gekauft hatte. Sein älteſter Sohn wurde mit tauſend Thalern Gehalt zum Kammerjunker, ſein zweiter Sohn zum Capitain ernannt. **)

---

*) Duval, ſpäter wieder begnadigt, erhielt eine Compagnie im Bornholm'ſchen Regimente.

**) Auch dieſer Beringſkiold fiel — Niemand weiß genau, warum — acht Jahre ſpäter wieder in Ungnade und erhielt die Weiſung, ſich nach Wordinborg zu begeben. Hoeſt berichtet darüber: Im Jahre 1780, als Beringſkiold an

Der ehemalige erſte Deputirte im Finanz-Collegium, Joachim Otto von Schade-Rathlou, ward durch einen Eilboten nach Kopenhagen berufen und zum Chef des Finanz-Collegiums und gleichzeitig zum Conſeils-Miniſter ernannt.

---

der Tafel des damaligen Amtmanns zu Neſtved auf Seeland, Kammerherrn Bielke ſaß, der ihn zu ſich eingeladen hatte, trat der Regiments-Quartiermeiſter Schiött, mit geladenen Piſtolen bewaffnet und von zwei Soldaten begleitet, ins Zimmer und verkündigte ihm einen Verhaftsbefehl, dem zufolge er ihn ſogleich in einen Wagen ſetzen und unter militäriſcher Begleitung nach dem Caſtell bringen ließ. Schiött ſelbſt begab ſich unterdeſſen nach Rönnebeksholm (einem unweit Neſtved gelegenen Gute Beringſkiold's) wo er der Frau von Beringſkiold das Schickſal ihres Mannes anzeigte und ihr im Namen des Königs befahl, ihm ſämmtliche Papiere auszuliefern, welche er in einen Kaſten packte, mit dem er geraden Weges nach Friedensburg fuhr. Dieſer Kaſten wurde an Guldberg und Eichſtädt abgeliefert, von denen Jeder ſeine eigenen mit dieſem Polizeiſpione gewechſelten Briefe herausnahm und ſie eiligſt den Flammen übergab. Schiött erhielt dafür den Juſtizraths-Titel, der Kammerherr Bielke den Danebrog und Frau von Beringſkiold — Letztere ſoll einige Zeit eine Maitreſſe Eichſtädt's geweſen ſein — eine Penſion. Ihrem Manne aber nahm man den Kammerherrnſchlüſſel ab und ſchickte ihn in ein lebenslängliches Gefängniß nach Munkholm. Von hier wurde er nach Bergenhuus und von da nach Stavanger abgeführt, wo er am 4. September 1795 eintraf und bis zu ſeinem Tode blieb. Vgl. des damaligen Lieutenants Vincenz Laſſen Sebbelow's „Kort Beskrivelse over Statsfangen Magnus de Bieringschiolds Transportrejse fra Bergenhuus Fæstning til Stavanger, Bergen 1798. 8.

Der bisherige Oberpräſident des Magiſtrats von Kopenhagen, Graf Holſtein zu Holſteinburg, wurde durch den Conferenzrath Gotthard Albrecht Braem erſetzt. Graf Holſtein begab ſich als Stiftsamtmann wieder nach Tondern.

Am 23. Januar wurde der Vice-Admiral Römeling mit einem Jahrgehalte von fünftauſend Reichsthalern zum Admiral erhoben und erhielt mit dem Vice-Admiral Kaas und dem Kammerherrn Grafen Joachim Godſche von Moltke wieder Sitz im Admiralitäts- und General-Commiſſariats-Collegium.

Der Stallmeiſter und Kammerjunker von Buelow und der Chef des See-Cadetten-Corps, Commandeur Friedrich Kaas erhielten die Kammerherren-Würde. Der Geheime Conferenzrath von der Lühe bekam die Aufſicht über die königliche Privat-Schatulle.

Der zum Cabinetsſecretair des Königs ernannte Etatsrath Guldberg — der Don Baſilio der Königin-Wittwe — erhielt eine Remuneration von viertauſend Reichsthalern.

Drei Majore von der Leibgarde, Ellebracht, Holten und Armfeldt, wurden zu General-Adjutanten des Königs ernannt.

Der Conferenzrath Nielſen erhielt die Aufſicht über die Handbibliothek des Königs, eine Stelle, welche Reverdil bekleidet hatte, der zum zweiten Male vom Hofe verbannt und nach der Schweiz zurückgeſchickt ward.

An Struenſee's Stelle wurde der als Redner und Schriftſteller berühmte Aſſeſſor **Chriſtian Friedrich Jacobi** als Vorleſer beim Könige angeſtellt*).

Am 13. Februar erhielt auch **Eichſtädt's** eifrigſter Gehülfe, der General-Lieutenant **Ludwig Köller**, ſeine Belohnung. Er wurde unter dem Namen **Köller von Banner** in den däniſchen Adelſtand erhoben.

An demſelben Tage begann der neu errichtete Geheime **Staats- und Cabinetsrath** ſeine Wirkſamkeit.

Dieſe höchſte Behörde beſtand aus ſieben Mitgliedern, welche Staatsminiſter hießen, und von denen Jeder ein jährliches Gehalt von fünfzehntauſend **Thalern** bezog. Dieſer Rath der Sieben beſtand aus:

1) Dem königlichen Prinzen **Friedrich**.
2) Dem Grafen **Otto von Thott**.
3) Dem Grafen **Schack Carl von Rantzau-Aſcheberg**.
4) Dem Geheimen-Rathe **Joachim Otto von Schack-Rathlou**.

---

*) In Bezug auf deſſen Ernennung erſchien folgendes Epigramm:

„Regis erat Lector lictorque Struensee ligatus;
Jacobi electus Lector et Hector erit.
Ille quidem Doctor fuit; est hic doctior illo;
Juncta illucescunt clarius opposita.
Prudens delectus Te, ter dilecte Jacobi!
Lectorem fecit; nocte dieque legens
Lector eris merito. Placet tua lectio Regi!
Nec dubium, Lectis omnibus Ipse places
Regi nocte nova Lector virtute legendo
Quae tibi debentur premia lecta lege.“

5) Dem Admiral **Hans Heinrich von Römerling**.

6) Dem General **Johann Heinrich von Eichſtädt** und

7) Dem Grafen **Adolph Siegfried von der Oſten**, welcher das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten behielt.

Die von **Ranzau** geleitete Revolution war damit zum Abſchluß und der alte Spruch: „Otes-toi que je m'y mette“ zu neuer Geltung gelangt.

## Neunzehntes Kapitel.

Der Inquiſitions-Prozeß gegen die Grafen Struenſee und Brandt. — Die vom Könige dazu niedergeſetzte Commiſſion. — Die von ihr angeſtellten Verhöre. — Das Benehmen und die Ausſagen der Angeklagten.

Vier Tage nach der Verhaftung der Grafen Struenſee, Brandt und Conſorten trat die vom Könige zur Einleitung des Inquiſitions-Prozeſſes niedergeſetzte Commiſſion zuſammen. Dieſe Commiſſion beſtand aus nachfolgenden Mitgliedern: Vorſitzender derſelben war der Geheime Rath, Danebrogs-Ritter und Juſtitiarius im Höchſten-Gericht, Jens Juel Freiherr von Wind. Als Beiſitzer fungirten die Conferenzräthe Gotthard Albrecht Braem, Heinrich Stampe, Bolle Willum Luxdorph und Adolph Gotthard Carſtens, der Etatsrath Peder Kofod Ancher, der General-Kriegs-Commiſſair J. C. C. Schmidt und der Etatsrath Ove Guldberg. Das Protocoll führte der Kanzleirath Schouw. — Die Commiſſion ernannte drei Secretäre, die zur Beſchleunigung der Unterſuchung ſelbſt Mittags in der Citadelle von Frederikshavn, wo die Commiſſion ihre Sitzungen hielt, ſpeiſen mußten, um keine Zeit zu verlieren. Zur Ausſonderung der zum Prozeſſe gehörigen Papiere aus der Unmaſſe anderer Briefſchaften, die ſich bei den Gefangenen vorgefunden hatten und welche von der Commiſſion mit Beſchlag belegt worden waren, wurde eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt, beſtehend aus den Conferenzräthen Peder Friedrich Suhm, Georg Nielſen und Andreas Schumacher. Dieſe drei Herren ſaßen täglich von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags beſchäftigt mit der Sichtung der Papiere, die an die Unterſuchungs-Commiſſion abgeliefert werden mußten. Sämmtliche von Struenſee erlaſſene Cabinets-Ordres vom 15. September 1770 bis zum 16. Januar 1772 — die Zahl derſelben ſoll ſich auf mehr als ſechshundert belaufen haben — mußten abgeſchrieben und mit einem von jener Trias beigefügten Gutachten der Inquiſitions-Commiſſion vorgelegt, die Originale aber an's Cabinet zurückgeliefert werden.

Erſt ſieben Tage nach Einſetzung des neuen Staatsraths begann (am 20. Februar 1772) auf der Citadelle Frederikshavn, in der Amtswohnung des Commandanten und General-Lieutenants Ludwig Levin von Hoben, Struenſee's erſtes Verhör. Der Angeklagte erſchien, geſchloſſen, in einer blauen Kleidung, mit grauſeidenen Strümpfen und hinten zuſammengeflochtenen niederhängenden Haaren. Er ſah ziemlich verwildert aus, da es ihm ſeit fünf Wochen nicht erlaubt war, ſich raſiren zu laſſen. Erſt im Vorzimmer wurden ihm die achtzehn Pfund ſchweren Ketten abgenommen. In den Sitzungsſaal eingeführt, erlaubte ihm die Commiſſion, ſich niederzuſetzen. Faſt alle Mitglieder ſchienen ſichtlich bewegt; nur Guldberg fixirte ihn mit kaltem, ſtechenden Baſilisken-Blick, der das Blut in Struenſee's Adern eine Secunde lang zum Stocken brachte. — Das Verhör währte von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags. Nach anderthalb Stunden wurde er aus ſeinem Kerker abermals abgeholt und bis nach ſieben Uhr Abends verhört. Nach Beendigung des zweiten Verhöres zeigte er — vielleicht in Folge körperlicher Erſchöpfung — während der Rückkehr in ſeinen Kerker große Unruhe und Aufregung.

Ueber das, was im Verhöre ſelber vorgegangen war, hatte die Commiſſion ein höchſt verdächtiges Schweigen beobachtet. Doch raunte man ſich ziemlich allgemein die Nachricht zu: Struenſee habe in den beiden erſten Verhören und auch am folgenden Morgen, an welchem er zum dritten Male verhört worden war, große Ruhe und Unerſchrockenheit gezeigt, alle Verbrechen, welche die Commiſſion ihm angedichtet, geläugnet und, als man ihm, trotzdem die Tortur abgeſchafft ſei, mit Zwangsmitteln gedroht, ſeinen Richtern die Antwort gegeben: Man werde damit nichts ausrichten, weil er immer nach Gewiſſen gehandelt habe und ſich durch Drohungen ſolcher Art nicht werde einſchüchtern laſſen. Als Guldberg, der ci-devant Prieſter, über Struenſee's Läugnen in Zorn gerathen war, ſoll Letzterer ihm geſagt haben:

— Da ich bei kaltem Blut bleibe, ſo erwarte ich von der heiligen Pflicht Ihres Richteramts, daß auch

Sie Ihr kaltes Blut behalten und einen Unglücklichen meiner Stellung wenigſtens mit etwas mehr Schonung als bisher behandeln.

Guldberg entfärbte ſich; die Andern ſchwiegen. Struenſee wurde nach ſeinem Kerker zurückgeführt.

Am 22. ward auch Graf Brandt verhört. Er trug ein grünes mit Gold beſetztes Kleid und hohe Stiefel. Auch ihm wurden erſt im Vorzimmer die Ketten abgenommen. Er blieb gegen zwei Stunden im Verhöre und zeigte während der ganzen Zeit eine durch nichts zu beugende Heiterkeit, die ſeine Richter mehr und mehr in Verzweiflung brachte.

Das Hauptverbrechen, deſſen man ihn anklagte, erzählt der engliſche Touriſt Wraxall, der kurz nach Beendigung dieſes ächt däniſch-faulen Prozeſſes nach Kopenhagen gekommen war und darüber genaue Erkundigung eingezogen hatte, auf folgende Weiſe:

„Einſtens, während der Hof ſich zu Hirſchholm aufhielt, zankte ſich der König mit Brandt und forderte ihn — ſeltſam genug — zu einer Art von Zweikampf, zum Boxen, heraus. Man kann leicht denken, daß der Graf dies von ſich ablehnte. — Nicht lange darauf, als ſie ſich wieder trafen, wiederholte der König ſeine Herausforderung und ſchalt ihn eine feige Memme. Brandt blieb noch immer ſo gelaſſen, als es einem Unterthanen geziemt; der König aber packte ihn bei der Gurgel, ſteckte ihm die Hand in den Mund und hätte ihn beinahe erſtickt. Wäre es zu bewundern, wenn Brandt ihn unter ſolchen Umſtänden auf die Finger gebiſſen oder ihm einen Streich verſetzt oder Beides gethan hätte? In ſolchen Augenblicken überwiegt die Pflicht der Selbſterhaltung alle andern Empfindungen und zwingt uns zur Vertheidigung. — Durch Struenſee's Vermittelung ward der Zwiſt augenblicklich beigelegt. Der König verſprach, ſich des Umſtandes, daß Brandt ihn geſchlagen, nie wieder zu erinnern und ihn niemals dafür zu beſtrafen. Und dennoch mußte dieſer Schlag, den er blos darum gethan, um ſich aus der augenſcheinlichſten Gefahr zu retten und der Hitze eines wüthenden Menſchen auszuweichen, als Vorwand zu ſeiner Verurtheilung dienen. Es hieß, er hätte die Hand gegen die geheiligte Perſon des Königs erhoben, worauf nach den däniſchen Geſetzen der Tod ſtand.“

Aber die däniſchen Geſetze hatten zu jener Zeit nicht blos dieſen, ſondern noch manchen andern Barbarismus aufzuweiſen, der an die Klarheit und Deutlichkeit der chineſiſchen Criminaljuſtiz erinnert. Eines der chineſiſchen Geſetze lautet: „Wer es an Hochachtung für den Kaiſer fehlen läßt, wird mit dem Tode beſtraft“. Ziemlich analog lautet der Artikel 5 im Kapitel 4 des Buches 6 im Danske-Low; hier heißt es: „Wer den König ſo weit tadelt, daß er ihn beleidigt, wird geviertheilt“. — Der Artikel 2 deſſelben Geſetzes lautet: „Wer einen Eingriff in die unumſchränkte Macht des Königs thut, wird, ſchuldig des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, mit dem Tode beſtraft“.

Aber weder dieſer noch jener Artikel paßte eben ſo wenig auf Brandt, wie auf Struenſee, und dennoch war es ſchon längſt beſchloſſen, Beide hinrichten zu laſſen.

Wraxall läßt ſich in Bezug auf die ſogenannten Verbrechen, welche man dem Grafen Struenſee aufzubürden wagte, alſo vernehmen: „Struenſee, welcher in ſeinen heilſamen, aber höchſt kitzligen und gefährlichen Reformen eifrig fortgeſchritten war, fing endlich an, auch die Macht des Adels einzuſchränken und die Bauern frei zu machen. Und darum dürfen Sie ſich auch nicht wundern, daß er als Schlachtopfer ſeiner Neuerungen fiel und daß ſich alle Welt zu ſeinem Untergange verband. Dies waren ſeine wirklichen Verbrechen; daß die Königin zu viel auf ihn hielt, mußte nur zum Vorwande dienen. Der Miniſter, nicht der Mann, war gefährlich geworden. Ich will ihn keineswegs weder ganz entſchuldigen, noch verdammen; doch ſtelle ich ihn, als Staatsmann betrachtet, mit den Clarendon's und Thomas More's in eine und dieſelbe Kategorie, welche durch die Tyrannei des Hofes oder durch die undankbare Niederträchtigkeit des Volkes faſt in allen Jahrhunderten einen unverdienten Tod haben erleiden müſſen; Männer, deren großen Verdienſten erſt die unparteiiſche Nachwelt volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Doch muß ich zugeben, daß Struenſee von ſeiner großen Gewalt oft einen eben ſo unüberlegten als unvernünftigen Gebrauch gemacht hat. Nach allen ſeinen Handlungen zu urtheilen, iſt er von der königlichen Huld ganz und gar berauſcht geweſen und hat nicht genug an die blutigen Beiſpiele gedacht, die uns die Geſchichte alter Zeiten von dem Wolſey's und die neuere von den Choiſeul's giebt; Beiſpiele, die uns aufs Nachdrücklichſte vom ſchlüpfrigen Boden der politiſchen Größe überzeugen. — Nicht lange vor ſeiner Gefangennehmung ſuchte man ihn zu überreden, mit völliger Sicherheit ſeiner Perſon und mit einer jährlichen Penſion von vierzig, fünfzig, ſogar hunderttauſend Thalern ſeine Stelle niederzulegen und über den Belt zu gehen; aber trotz aller Warnungen hielt ihn eine unglückſelige Verblendung in Dänemark zurück und hob ihn für Kerker und Schaffot auf".

Um ihn deſto ſicherer zu verderben, erfand die Unzahl ſeiner Feinde das Gerücht, Struenſee habe die Königin Caroline Mathilde zum Ehebruch verleitet; er habe Nächte lang in ihrem Schlafzimmer verweilt; man habe, wie durch die Ausſage einer ihrer frühern Hofdamen, des von Struenſee fortgejagten Kammerfräuleins von Eyben, beſtätigt worden ſei, im Bette der Königin die untrüglichſten Spuren ihres fleiſchlichen Umgangs mit Struenſee vorgefunden, und obgleich nur wenige ſeiner Richter an die Wahrheit dieſer boshaften Gerüchte zu glauben vermochten, ließen ſie ſich von ihrem blinden Haſſe gegen den Ausländer, gegen den Deutſchen, der zu ſo hoher Machtfülle emporgeſtiegen war und alle Dänen tief verdunkelt hatte, zu dem Verbrechen verleiten, dieſen lügenhaften Zeugen Glauben zu ſchenken und ſowohl ihn, als die arme Königin, wenn auch nicht laut, aber doch heimlich, des Ehebruchs überführt zu halten. All' die Richter, die an Struenſee's Verurtheilung aus dieſem

Grunde betheiligt ſind, tragen für alle Zeiten das unauslöſchliche Brandmal ewiger Schmach und Schande.

Nach Brandt wurde auch der Leibmedicus und Profeſſor Berger, Struenſee's Freund, welcher angeklagt war, ſich mit der Idee getragen zu haben, den König vergiften zu wollen, in Verhör genommen. Auch er erklärte die ganze Anklage für eine ſchaamloſe Verläumdung und begehrte von den Blutrichtern Beweiſe ſeiner ihm angedichteten Schuld. Nach dreiſtündigem Verhöre wurde dieſer Mann, der natürlich nicht ſo gefährlich wie Struenſee war, in ſeinen Kerker zurückgeführt und mit etwas mehr Schonung behandelt. Man erlaubte ihm Meſſer und Gabeln zu gebrauchen; man geſtattete ihm Taback zu rauchen; man gab ihm Bücher und Journale; auch gewährte man ihm die Erlaubniß, ſich raſiren zu dürfen.

Am 25. Februar wurde Struenſee zum vierten Male verhört. Um ſich zu retten oder wenigſtens Zeit zu gewinnen, hatte ihm ſein böſer Dämon, Rantzau, den Rath zugeflüſtert, durch ſeine Ausſagen die Gemahlin des Königs zu compromittiren und theilweiſe das zu beſtätigen, was Fräulein von Eyben, welche ſich während dieſes Scandal-Prozeſſes in Lübeck aufhielt, gegen ſie ausgeſagt hatte. Struenſee befolgte dieſen perfiden Rath.

Jetzt erſt zeigte man ſich nachſichtiger gegen ihn. Am folgenden Tage durfte er ſich im Beiſein zweier Wachen, die ihn halten mußten, raſiren laſſen. Auch gönnte man ihm den Troſt der Lectüre. Guldberg ſandte ihm einige ſeiner frommen Schriften; Struenſee beſaß den Muth, ſie zurückzuweiſen und andere zu verlangen.

Am 1. März empfing er — was freilich kein gutes Zeichen war — den erſten Beſuch des Predigers der deutſchen Gemeinde, des Dr. Balthaſar Münter, welcher von der Commiſſion an Struenſee abgeſchickt war, um den unchriſtlichen Sünder, den Freidenker, den Atheiſten, der an den Grundſätzen des Franzoſen La Mettrie hing, vor ſeinem nahen Ende, wenn anders möglich, zum Glauben der chriſtlichen Kirche zu bekehren. Letzteres aber gelang nicht. — Sie können wohl, ſagte Struenſee zu ihm, mein Herz überzeugen; mein Verſtand aber wird Ihnen ewig widerſprechen.

Struenſee glaubte ſo wenig an den Troſt der Unſterblichkeit der Seele, wie an die Seele ſelbſt. In ſeinen Augen war der Menſch nichts Anderes als La Mettrie's „l'homme-machine“.

In Folge der Struenſee'ſchen Ausſage verfügten ſich am 8. März die beiden Staatsminiſter Graf Otto Thott und Joachim Otto von Schack-Rathlou in Begleitung des Höchſten-Gerichts-Juſtitiars Baron Jens Juel-Wind und des General-Procurators Heinrich Stampe nach Schloß Kronborg, um daſelbſt die gefangene Königin zu vernehmen.

Die Zimmer, die man der Unglücklichen dort urſprünglich angewieſen, waren während der rauhen Jahreszeit ſo kalt und unwohnlich, daß der Commandant des Schloſſes, General-Lieutenant Andreas von Hauch, von edlem Mitgefühle bewegt, ihr und ihrem

Kinde, das ſie ſelber ſtillte, ſeine eigenen, mit mehr Comfort eingerichteten Wohnzimmer eingeräumt hatte. Hier lebte ſie ein trauriges Leben. Stundenlang ſtand ſie an einem der Schloßfenſter und ließ voll Wehmuth ihren Blick nach Kopenhagen hinüber ſchweifen. Noch heutzutage zeigt man jedem Beſucher ihres Wohnzimmers die Worte: „O keep me innocent, make others great,“ die ſie mit dem Edelſteine ihres Traurings in die Scheibe jenes Fenſters eingeſchnitten hatte. Ihr einziger Troſt war die Tochter, die man ihr gelaſſen; tagtäglich ſchöpfte ſie neues Vertrauen zum Lenker aller irdiſchen Geſchicke aus Young's Nachtgedanken und Gellert's geiſtlichen Liedern. Sie ſchien weniger um ſich ſelbſt, als um das Schickſal ihres treuen Anhängers Struenſee beſorgt. Der Commandant Hauch verſuchte, ſie zu beruhigen. Caroline Mathilde aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte: Struenſee's Feinde haben ſeinen Untergang beſchloſſen. Meine Ahnung ſagt mir, daß er unrettbar verloren iſt.

Der anonyme Verfaſſer der „Authentiſchen Aufklärungen über die Geſchichte der Grafen Struenſee und Brandt“ (Prinz Carl von Heſſen-Kaſſel) berichtet über das erſte Verhör, Schack-Rathlou habe der Königin, um ſie zu einem Geſtändniſſe zu verleiten, welches zu ihrer im Voraus beſchloſſenen Verurtheilung unumgänglich nothwendig geweſen ſei, eine ſchändliche Falle gelegt und ſich eines Bubenſtücks bedient, durch das er ſeinen Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt habe. Nachdem alle Mittel fehlgeſchlagen hatten, ihr das gewünſchte Geſtändniß abzulocken, ſagte er der Königin, Struenſee habe eine ihre weibliche Würde und Ehre in ſo hohem Grade verletzende Ausſage gemacht, daß ihre Mitſchuld ſo gut als erwieſen ſei.

— Das iſt nicht möglich, rief Caroline Mathilde. Das kann Struenſee nicht gethan haben, und hat er es dennoch gethan, ſo läugne ich Alles, was er gegen mich ausgeſagt haben mag.

— Im letzten Verhöre, fuhr Schack fort, hat er ſeine Ausſagen erneuert, beſtätigt und unterſchrieben. Läugnen Sie dies Alles, dann iſt er ein ſchändlicher Verläumder, der ſchon aus dieſem Grunde der Lebensſtrafe nicht entgehen kann.

Dies war ein Donnerſchlag für ſie. Betäubt fiel ſie auf ihren Lehnſeſſel zurück. Als ſie nach einigen Minuten wieder zu ſich kam, fragte ſie ihn mit ſchwacher Stimme:

— Und wenn ich Alles beſtätige, was der Unglückliche gegen mich ausgeſagt, was hat er von der Gnade des Königs zu erwarten?

— Niederſchlagung ſeines Prozeſſes, damit der Ruf Ihrer Majeſtät geſchont werde.

— Glauben Sie dies wirklich? fragte die Königin.

— Ich hoffe es wenigſtens, ſagte Schack-Rathlou und legte ihr nun das Papier vor, welches das eigene Geſtändniß ihrer Schuld enthielt, dem nichts als ihre Unterſchrift fehlte.

Nach einem kurzen, aber furchtbaren Seelenkampfe ergreift die bethörte Königin eine ihr dargereichte Feder, um mit zitternder Hand ihren Namen hinzuſchreiben.

„Sie hat (erzählt Prinz Carl von Heſſen) erſt die beiden Sylben Carol hingeſchrieben, als ſie einen prüfenden Blick auf Schack-Rathlou wirft. Sie ſieht ſeine Augen begierig auf ihre Hand gerichtet; ſie ſieht ihn vor Ungeduld erbeben; ſie entdeckt in ſeinem Geſichte die heimtückiſche Freude des ſiegenden Verraths. Wie ein Blitz durchzuckt dieſer Lichtſtrahl ihr ganzes Weſen. Entrüſtet wirft ſie die Feder weg und ruft: — Ihr habt mich ſchändlich hintergangen! Struenſee hat mich nicht angeklagt. Ich kenne ihn beſſer, als Jeder von Euch, und weiß, daß er einer ſolchen Schandthat nicht fähig iſt. Nein, nein! Er kann es unmöglich gethan haben.

Sie will aufſtehen; ihre Knie zittern; ſie ſinkt von Neuem in Ohnmacht. Nun erſt überſteigt die Frechheit Schacks alle Grenzen; er hebt die Feder auf und drückt ſie in die Hand der Königin; er ergreift dieſe ohnmächtige Hand, führt ſie und bevor die Königin, die, wie in einem unſeligen Traume befangen, ihren Namen mechaniſch niederſchrieb, wieder zu ſich kam, waren die Buchſtaben ine Mathilde den erſten beiden Sylben Carol hinzugeſetzt. Gleich darauf entfernten ſich die Commiſſarien."

Dieſer Bericht ſcheint uns darum nicht ganz authentiſch, weil wir nicht glauben können, daß drei Ehrenmänner wie Thott, Juel-Wind und Stampe ruhige Zeugen dieſer Scene geweſen ſein ſollen, ohne gegen die von Schack gebrauchte Liſt ernſtlich proteſtirt zu haben. Dieſe ſchiene uns nur dann möglich, wenn Schack mit der Königin allein geweſen wäre, was jedoch unwahrſcheinlich iſt.

Aber die Unterſchrift der Königin — gleichviel auf welche Weiſe Schack ſich dieſe zu erſchleichen gewußt — war nun einmal da, und mehr brauchte es nicht, um Caroline Mathilde und Struenſee dem Verderben zu weihen.

Der Prozeß gegen die Königin begann am 24. März. Das außerordentliche Gericht, das mit der Führung deſſelben vom Könige beauftragt war, beſtand aus 35 Perſonen, unter welchen ſich der Biſchof von Seeland, Dr. Ludwig Harboe, und vier andere Geiſtliche, die vier Staatsminiſter, Thott, Schack-Rathlou, Rantzau-Aſcheberg und Oſten — ämmtlich Mitglieder der Commiſſion, die mit der Unter-uchung Struenſee's, Brandt's und Conſorten be-raut waren — vier Mitglieder des Höchſten-Gerichts, wei Offiziere vom Landheere und zwei von der Flotte, rei Rathmänner und der Stadthauptmann befanden.

Ankläger der Königin war der Kammer-Advokat luf Lund Bang. Der Mann, dem die ſchöne Miſſion zu Theil geworden, die Vertheidigung der un-lücklichen Monarchin zu führen, war der Advokat lbal.

Bang's ſchriftlich abgefaßte Anklage vom 24. ärz beginnt mit den Worten:

Der König befiehlt mir, zu verlangen, daß die ande der Ehe, welche ihn mit ſeiner Gemahlin ver-nigen, getrennt und die Scheidung zwiſchen ihm und r ausgeſprochen werden ſoll. — Die Nation, fügt er nzu, hat den Eid der Treue den legitimen Nachkom-en König Friedrich's III. geleiſtet; aber wird ſie ſich auf gleiche Weiſe denen der Königin Caroline Mathilde unterwerfen, welche nicht die ihres Gemahles ſein könnten!

Er klagt ſie des Ehebruchs an. Struenſee's Ausſage, welche durch die eigenhändige Unterſchrift der Königin beſtätigt iſt; die Zeugniſſe mehrerer bei ihr angeſtellten Frauen, welche gewiſſe von ihnen im Bette ihrer Gebieterin wahrgenommene Merkmale aufgefunden haben; die heimlichen Beſuche, welche die Königin mitten in der Nacht angenommen, Beſuche, deren Spuren man mittelſt Wachs wahrgenommen, womit jene Frauen das Thürſchloß beſtrichen hatten; die Ausſagen des Fräulein von Eyben, die Geſchenke, die ſich die Königin und Struenſee gemacht, beweiſen ihre Schuld auf ſo unzweideutige Weiſe, daß er darauf anträgt, daß die Königin von ihrem Gemahle geſchieden werde, damit Letzterm die Freiheit zuſtehe, eine neue Ehe einzugehen.

Uldal's Vertheidigung der Königin gereicht mehr ſeinem Herzen als ſeinem Geiſte zur Ehre. Er appellirt an das Mitleid der Richter und ſagt in der Einleitung: „Mit tief innerſter Bewegung trete ich die Erfüllung jener Pflicht an, die das Wohl der Königin und der Wille des Königs mir auferlegt haben. Die Würde dieſer hohen Perſonen, die Wichtigkeit und die Folgen dieſes Prozeſſes, meine eifrigen Wünſche, jener mir auferlegten Pflicht zu genügen, und eine leicht erklärliche Furcht, daß es mir dazu an Kraft gebricht, rechtfertigen meine Beſorgniß. — Eine Königin ihren Purpurmantel ablegen, vom Throne herabſteigen und, der

Elendeſten gleich, um Schutz betteln zu ſehen bei dem Geſetze, vermag irgend ein Beiſpiel rührender die Ungewißheit menſchlicher Glückſeligkeit darzuſtellen? Sie, in deren Perſon wir das Geblüt ſo vieler Könige verehren, wird angeklagt, ihre hohe Abkunft entehrt zu haben. Sie, die des Königs Herz und Hand von ihm als Geſchenk erhielt, wird von dem, der am Traualtare ihr Beſchützer und Vertheidiger zu ſein gelobt hat, des Ehebruches angeklagt. So unglücklich iſt die Königin Caroline Mathilde und nur ſie allein unter allen Königinnen Dänemarks“.

Er führt dann ihren förmlichen Widerruf der über ihre Verbindungen mit Struenſee abgegebenen Erklärung an:

„Ich würde mich ſelber verdammen, ſagte die Königin, wenn ich nicht ſtets gewünſcht hätte, das Meinige zum Wohle des Staates beizutragen. Ich habe vielleicht Unbeſonnenheiten begangen; doch ſollten meine Jugend und meine Stellung mir zur Entſchuldigung gereichen. Ich glaubte mich über jeden Argwohn erhaben; ich habe indeß Anlaß dazu gegeben; mein Geſtändniß ſcheint jenem Argwohne Gewicht zu geben; doch habe ich das Bewußtſein meiner Unſchuld für mich. Ueberdies verlangt das Geſetz Beweiſe; mein Gemahl gewährt mir den Schutz dieſes Geſetzes: dies wird, dies muß mich für unſchuldig erklären“.

Uldal fügt hinzu, daß Struenſee's Ausſage keinen Glauben verdiene. Die Furcht, die Geiſtes-Verwirrung des Angeklagten, die Hoffnung ſich dadurch zu retten, wenn er die Königin mit in ſeinen Prozeß verwickele, hätten ihn zu jener Unwahrheit verleitet.

Außerdem, fährt er fort, verlangt das Geſetz Beweiſe. Nach dem Willen des Geſetzes kann das Geſtändniß angeklagter Perſonen niemals den Character eines Beweiſes haben. Der vom Geſetze verlangte Beweis beruht auf der Ausſage unparteiiſcher vorwurfsfreier Zeugen.

Wer aber ſind die Leute, die gegen die Königin gezeugt haben? Domeſtiken der Königin, welche ſich unter einander über die Mittel berathen haben, die Aufführung ihrer Gebieterin verdächtig zu machen.

Welcher Herr wird unſchuldig befunden werden, wenn man ſeine Dienerſchaft dazu beruft, ihm Verbrechen anzudichten? Das däniſche Geſetz verbietet, der Ausſage eines Dieners gegen ſeinen Herrn Glauben beizumeſſen.

Ueberdies verlangt die Königin, daß dieſe Zeugen nochmals, und zwar in ihrer Gegenwart, verhört werden ſollen.

Das Geſetz, ſchließt der Anwalt, will Zeugen, welche erklären ſollen, was ſie **wirklich** geſehen und nicht, was ſie zu ſehen geglaubt oder gewollt haben.

Was aber hilft die beſte Vertheidigung, wenn, wie in dieſem Prozeſſe, die Verurtheilung des Angeklagten ſchon im Voraus beſchloſſen iſt?

In Folge des Erkenntniſſes wurde am 6. April dieſe unglückliche Ehe getrennt. Mathilden's Feinde, die damit nicht zufrieden waren, boten alle Mittel auf, um den beleidigten Gemahl zu noch härtern Maaßregeln gegen ſie anzuſpornen. Ranzau-Aſcheberg wagte es, den König an Heinrich VIII. zu erinnern, der von ſeinen ſechs Frauen zwei, welche ihm untreu geworden waren (Anna Boleyn und Katharina Howard) dem Henkerbeile überliefert hatte. Auch Chriſtian's Stiefmutter drängte ihn zu der Aufführung einer ähnlichen Tragödie. Carolinen's Schutzgeiſt war der engliſche Geſandte. Der ſehr ehrenwerthe Ritter Robert Murray Keith erklärte rund heraus, er werde Englands Flotte zu Hülfe rufen und Kopenhagen ſo lange bombardiren laſſen, bis es in einen Aſchenhaufen verwandelt ſei, wenn man es wagen ſollte, der Schweſter ſeines erlauchten Souverains ein Haar zu krümmen oder ſie, was Anfangs beabſichtigt worden war, als Gefangene auf Lebenszeit nach Aalborg in Jütland zu verweiſen.

Während dieſer Zeit hatte die Unterſuchung gegen Struenſee ihren Fortgang genommen.

Vierzehn Tage nach der vom Conſiſtorial-Gerichte ausgeſprochenen Scheidung der Königin trat der Generalfiſcal Wivet mit ſeiner Anklage-Acte gegen Struenſee auf. Er klagte ihn an:

daß er ſich als Verächter der Religion gezeigt und die zu Gunſten der Frömmigkeit und guten Sitten erlaſſenen Befehle aufgehoben habe;

daß er Diejenigen, welche nicht ſeiner Partei angehört, verhindert habe, ſich dem Könige zu nähern, und daß er Seine Majeſtät nur mit Geſchöpfen ſeines Gleichen umgeben.

daß er die Hauptſtadt dadurch verarmt und entvölkert, daß er viele adlige Familien gezwungen habe, ſich aus derſelben zu entfernen und auf ihre Güter zurückzuziehen;

daß er ſich Eingriffe in die Vorrechte der Bürger erlaubt und dem Könige Mißtrauen gegen ſein Volk eingeflößt;

daß er das Reich, ohne deſſen Sprache zu kennen, habe regieren wollen.

Ferner beſchuldigt er ihn, mit Strenge regiert zu haben, und führt zum Beweiſe dafür folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe an Brandt an:

„Sie werfen mir vor, daß ich Furcht einflöße. Sie ſollten mich dafür loben, denn dies iſt das einzige Mittel, um einen entnervten Staat, einen verderbten Hof und ein ausgeartetes Volk zu regieren. Schwäche und Nachſicht ſind es, welche Dänemark ins Unglück geſtürzt haben“.

Dies allein, meint Wivet, ſei hinreichend, ihn des Hochverraths anzuklagen!!!

Dieſer Einleitung folgen neun Haupt-Anklagen:

1) Struenſee hat verbrecheriſche Verbindungen mit der Königin unterhalten; er war es, der dieſe Verbindungen eingeleitet hat. Er hat Geſchenke von der Königin erhalten und ihr Gegengeſchenke gemacht. Er iſt nicht der Verführte, ſondern der Verführer geweſen.*)

---

*) Sehr treffend bemerkt in Bezug auf dieſen Punkt Falckenſkiold in ſeinen mehrfach citirten Denkwürdigkeiten: „Selbſt angenommen, daß unerlaubte Verbindungen

2) Struenſee hat ſeinem Freunde Brandt angerathen, den König zu mißhandeln. Als Brandt ſich beklagte, vom Könige mit Stockprügeln bedroht worden zu ſein, ſagte Struenſee, daß der König auf deſſen Vorſtellungen dieſerhalb ihm erwiedert habe: „Brandt iſt eine feige Memme: er muß ſich mit mir ſchlagen“. Sie müſſen zum Könige gehen und ihm ſagen, fuhr Struenſee fort: „Sie wollen ſich durchaus mit mir ſchlagen; hier bin ich, Sie mögen anfangen“.

3) Struenſee hat dem Kronprinzen eine Erziehung gegeben, die ihn umkommen oder unfähig machen konnte zu regieren.

4) Struenſee hat ſich ungerechterweiſe die Rechte des Souverains angemaßt, indem er ſich zum Cabinets-Miniſter ernennen ließ mit einer Gewalt, die größer als die aller frühern Großkanzler war. Er hat die gegenſeitigen Pflichten des Königs und der Nation verkannt, indem das Königs-Geſetz — Dänemarks Grundverfaſſung, die ſelbſt der König nicht abändern dürfe — freventlich durch ihn verletzt worden iſt.

Jenes Königs-Geſetz befiehlt, daß jeder Befehl im Namen des Königs erlaſſen, mit ſeinem Siegel ver-

---

zwiſchen der Königin und Struenſee wirklich ſtattgefunden, was ich jedoch weit entfernt bin, zuzugeben, ſo iſt doch die Vorausſetzung, daß Struenſee der Verführer geweſen war, ungereimt. Jede Königin, welche ſich ſo weit zu einem Unterthanen herabließe, wie Caroline Mathilde zu Struenſee, wäre in der Nothwendigkeit, die erſten Schritte zu thun; darin beſteht eine der Unannehmlichkeiten ihres hohen Ranges.

ſehen und von ſeiner Hand unterzeichnet ſein muß, und daß Jeder, welcher ſich an der königlichen Gewalt vergreift, als Majeſtäts-Verbrecher beſtraft werden ſoll.

5) Struenſee hat am 21. December 1771 ohne Vorwiſſen des Königs, die Einverleibung der aufgelöſten Fußgarde in andere Regimenter anbefohlen, und erſt als die Garden es verweigert, ſich einverleiben zu laſſen, habe eine Cabinets-Ordre vom 25. December denen, welche auf dieſer Weigerung beharrten, den Abſchied bewilligt. Mithin ſeien vom 21. bis 25. December Cabinetsbefehle ohne Einwilligung des Königs erlaſſen worden.

6) Struenſee hat ein Geſchenk von 10,000 Thalern und ein anderes von 3000 angenommen. Er hat Gratificationen von 3000 Thalern ſeinem Bruder, dem Juſtizrath Struenſee, dem Grafen Brandt, der Gräfin von Holſtein und dem Obriſten Falckenſkiold verſchafft, und als die Privatſchatulle des Königs ſich ſpäter in beſſern Zuſtänden befand, habe er folgendes Mittel angewandt, um Geld zu erhalten.

Der König hatte ſchriftlich bewilligt:

Der Königin . . . . . . . . 10,000 Thaler.
An Brandt 6000 Thaler, an
Struenſee eben ſo viel . . 12,000 „
im Ganzen 22,000 Thaler.

Als dieſe Geldbewilligung vom Könige unterzeichnet war, ſei ſie von Struenſee verfälſcht worden, indem er dem Poſten Brandt ſo wie dem Seinigen eine Null hinzugefügt und außerdem einen vierten Poſten von 2000 Thalern an Falckenſkiold eingeſchaltet habe

Mittelſt dieſer betrügeriſchen Zahlen-Abänderung
ınd Einſchaltung habe jene Ordonnanz dann ſo gelautet:

| | | |
|---|---|---|
| Der Königin . . . . . . | 10,000 | Thaler. |
| An Brandt 60,000 Thaler, an Struenſee eben ſo viel . . | 120,000 | " |
| An Falckenſkield . . . . | 2000 | " |
| | 132,000 | Thaler. |

Der Fiscal führt als Beweis dieſes Anklagepunktes
n, der König habe erklärt, für Brandt nur 6000 und
ur eben ſo viel für Struenſee bewilligt zu haben.

7) Struenſee hat zum Verkaufe eines der Kö-
igin angehörigen Bouquets von Diamanten angerathen
nd daſſelbe, ob es gleich über 40,000 Thaler werth
ewesen ſei, für 10,000 Thaler verkauft.

8) Struenſee hat alle an Seine Majeſtät ge-
chteten Briefe ins Cabinet des Königs bringen laſſen.

9) Struenſee hat, um die Bevölkerung von
openhagen einzuſchüchtern, den Commandanten ge-
echſelt und durch Gudde Kanonen in Bereitſchaft
lten laſſen, um jeden Verſuch zum Aufſtande ſofort
ſchädlich zu machen.

Wegen aller dieſer Verbrechen trägt der General-
scal darauf an:

Daß der Graf von Struenſee, des Verbre-
ns der beleidigten Majeſtät ſchuldig erklärt, zum Ver-
le ſeiner Würden, ſeiner Ehre, ſeines Lebens und
ner Güter verurtheilt, daß ſein Wappenſchild durch
nkershand zerbrochen, daß ihm zuerſt die rechte Hand
alsdann der Kopf abgehauen; daß ſein Körper ge-
rtheilt und auf Pfähle befeſtigt werde, daß all' ſein

Hab und Gut dem Fiſcus verfallen und daß ſeine Nachkommenſchaft, wenn er deren hat, ſeinen Stand und Namen verlieren ſoll".

Kopenhagen, 21. April 1772.

gez. Wivet.

Uldal, der die Königin ſo ſchlecht vertheidigt hatte, war auch Struenſee's Defenſor, der ihm ex officio zugetheilt war.

Er berührt, wie Falckenſkiold's Memoiren berichten, nur oberflächlich die ſeinem Clienten zur Laſt gelegten Beſchuldigungen; er erwähnte, daß mehrere Miniſter vor Struenſee die däniſche Sprache ebenfalls nicht verſtanden, doch daß Niemand daran gedacht habe, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen.

Er bemerkt, obſchon mit Zaghaftigkeit, daß von vielen Leuten Struenſee's Verwaltung gebilligt worden ſei.

Er citirt die Artikel des Königs-Geſetzes, auf welche der Fiſcal ſeine Anklage gründet, ohne in demſelben Geſetze die Artikel aufzuſuchen, die dem Angeklagten günſtig ſind. Selbſt den Artikel 26., welchen der Fiſcal nicht berührt hatte, führt er an. Da der König, (ſagte Uldal) mit unumſchränkter Gewalt bekleidet iſt, ſo muß er auch wohl berechtigt ſein, einem ſeiner Diener davon ſo viel zu überlaſſen, als ihm angemeſſen ſcheint. Struenſee iſt darum nicht ſtrafbar, daß er eine Gewalt, die ihm vom Könige übertragen worden ſei, angenommen habe.

Die Ordonnanz in Bezug auf die Aufhebung des Geheimen Raths, ſowie jene, welche Struenſee zum Cabinets-Miniſter ernannt, ſind vom Könige nicht blos

unterzeichnet, ſondern eigenhändig von Seiner Majeſtät
geſchrieben. — Der Artikel des Königs-Geſetzes, welcher
orſchreibt, daß jeder Befehl vom Könige unterzeichnet
und mit ſeinem Siegel verſehen ſein müſſe, wäre un-
ußführbar, wollte man ihn buchſtäblich auffaſſen;
arum würden auch viele Verordnungen und Be-
chlüſſe von den Departements und andern Miniſterien
m Namen des Königs erlaſſen, ohne weder mit ſeiner
Unterſchrift noch mit ſeinem Siegel verſehen zu ſein.
Man müſſe demnach jenen Artikel nach ſeiner richtigen
Bedeutung ſo verſtehen, daß kein Befehl gegen den Willen
nd gegen die Rechte Seiner Majeſtät ertheilt werden
ürfe; Struenſee aber habe während ſeiner Verwal-
ung nicht allein nicht gegen den Willen des Königs
ehandelt und in deſſen Macht und Rechte durchaus
einen Eingriff gethan, ſondern alle von Struenſee
usgegangene Maaßregeln waren dem Wunſch Seiner
Majeſtät angemeſſen, welche ſie befohlen und gutgehei-
en hat.

Der Entwurf des die Fußgarden betreffenden Be-
hles war dem Könige am 21. December vorgeleſen
orden und dieſer habe ſeine Zuſtimmung ertheilt. Die
rdonnanz ſelbſt war am 23. von ihm entworfen, un-
rzeichnet und beſiegelt, ſo wie durch den Befehl der
ölligen Verabſchiedung jener Garde, die am 25. eben-
lls mit der Unterſchrift und dem Siegel des Königs
rſehen worden, noch mehr bekräftigt.

Struenſee's Maßregeln angreffen heißt darum
rade ſo viel, als die vom Könige ſelbſt ertheilten Be-
le angreifen.

Das Diamanten-Bouquet der Königin iſt mit Einwilligung des Königs verkauft worden.

Struenſee hätte ohne Zweifel die ihm vom Könige verliehene Gewalt mißbrauchen können; allein er muß nach dem beurtheilt werden, was er gethan, und nicht nach dem, was er hätte thun können; er hat alſo das ihm ertheilte Vertrauen nicht gemißbraucht.

Die unter ſeinem Miniſterium bewilligten Gratificationen waren verhältnißmäßig viel weniger beträchtlich, als jene unter den früheren Verwaltungen.

Es iſt wenig wahrſcheinlich, daß ein Mann, dem der König nichts abgeſchlagen, und der ſo viele Mittel beſaß, ſich zu bereichern, zu einer Verfälſchung ſeine Zuflucht genommen habe, um Geld zu erhalten; auch findet ſich davon keine Spur in dem angeführten Actenſtücke ſelbſt, denn die Verwandlung der Zahl 2 in eine 3 in der Summe jener Rechnung, woraus man kein Hehl gemacht, rührt vom Secretair Panning her, deſſen Ausſagen bei den Acten liegt, und welcher auf dieſe Weiſe blos einen Additionsfehler abgeändert hat. Außerdem war dieſe Rechnung dem Finanz-Miniſter Schimmelmann zur Prüfung vorgelegt, welcher von den beiden Geldgeſchenken von je 60,000 Thalern, die der König an Brandt und Struenſee bewilligt, unterrichtet geweſen iſt; endlich ſind dieſe Ausgaben auf eine General-Rechnung gebracht und im darauf folgenden Monat October 1771 vom Könige eigenhändig genehmigt und unterzeichnet worden.

Struenſee hat den Staat ganz nach dem Willen des Königs regiert; er hat ſich nicht zum Nachtheile

er unumſchränkten Macht erhoben; ſeine Verwaltung
ezweckte nichts Anderes, als Dänemark in einen blü-
henden Zuſtand zu verſetzen. Er hat weder beigetragen,
en Erbprinzen Friedrich und die Königin-Witwe
Juliane Marie vom Hofe zu entfernen, noch dazu, dieſe
Entfernung zu verlängern. Es geſchah ohne Struen-
ee's Wiſſen, daß Brandt als maître des plaisirs
hnen im Schauſpielhauſe eine Loge, die von jener
Seiner Majeſtät abgeſondert war, angewieſen hatte.

Das Cabinet des Königs, ein Gegenſtand ſo vieler
Beſchwerder, iſt im Grunde dieſelbe Sache, wie der
König ſelbſt.

Es gehört in die mediciniſche Facultät, zu beur-
theilen, ob die Art, wie Struenſee den ſchwächlichen
ronprinzen habe erziehen laſſen, gut geweſen ſei oder
icht; überdies habe die von Jenem beobachtete Methode
it dem Wunſche des Königs übereingeſtimmt.

Hinſichtlich jenes Fauſtkampfes des Königs mit
randt glaubte Struenſee, daß dies blos ein von
einer Majeſtät erlaubter Spaß geweſen ſei.

Struenſee's Vertheidiger ruft ſchließlich die
nade Seiner Majeſtät für das Verbrechen an, woraus
r Fiscal den Hauptgegenſtand ſeiner Anklage gemacht
– und deſſen allein (hört, hört!) der Angeklagte
ch ſchuldig fühlt.

Dies iſt unſtreitig der faulſte Fleck der Uldal'ſchen
ertheidigung, denn er geſteht darin im Namen ſeines
ienten, daß dieſer ſich wirklich des Ehebruchs mit der
nigin für ſchuldig erklärt hat.

Aus Struenſee's eigenhändig abgefaßter Vertheidigung — man findet einen Auszug davon in Falckenſkiold's Memoiren — heben wir hier nur die wichtigſten Hauptpunkte hervor:

„Habe ich, fragt er, jene Reformen gegen den Willen des Königs vorgenommen? Hat er meine Unternehmen nicht gutgeheißen?

Es iſt unwahr, daß ich den Adel aus der Hauptſtadt oder von der Perſon des Monarchen entfernt habe. Blos dem Grafen von Danneſkiold-Laurwig iſt ſein Erſcheinen bei Hofe verboten worden.

Weit entfernt, Jemanden zu verfolgen, hat man Diejenigen in Freiheit geſetzt oder zurückberufen, welche durch das Miniſterium Bernſtorff verbannt oder wegen deren Verbindungen mit dem Könige gefangen geſetzt worden waren.

Der Schutz der Geſetze iſt Keinem verſagt worden. Die Gerechtigkeit hat ſich frei bewegen dürfen. Alle Beſchwerden haben ungehindert bis zum Throne gelangen können.

Man macht mir ſogar den Plan, welchen ich bei der Erziehung des Kronprinzen befolgt hatte, zum Vorwurf, wiewohl ich mich dabei ganz nach dem Willen des Königs und der Königin gerichtet.

Der Kronprinz hatte eine ſchwächliche Conſtitution und war verwachſen; überdies war er ſehr eigenſinnig: er ſchrie; er wollte nicht gehen, ſondern getragen werden; er fürchtete ſich, wenn er allein war; er verlangte, daß man ſich unaufhörlich mit ihm beſchäftige: man mußte vor ihm tanzen, ſingen, ſchreien. Er entfernte ſich von ſeiner Mutter und hatte ſchon Günſtlinge.

Folgende Methode hatte man bei ihm angewendet: Man nährte ihn mit kalten Speiſen: mit Früchten, Brodt, Reis, Milch und Kartoffeln. Er bekam kein anderes Getränk, als reines Waſſer. Nachdem er zwei oder drei Mal in der Woche in kaltem Waſſer gebadet worden war, hatte er ſich daran gewöhnt, ſich täglich ſelbſt zu baden. Während der letzten beiden Winter wohnte er, wenn er nicht bei der Königin war, in einem ungeheizten Zimmer. Er trug nur leichte Kleidung und lief häufig ohne Schuhe und Strümpfe herum, um ſich abzuhärten. Fiel er, ſo ließ man keinen Schreck gewahren; er ſtand dann von ſelbſt wieder auf. Er ſpielte mit ſeinen Kameraden, ohne daß ihm ein Vorzug dabei eingeräumt wurde. Der Prinz kletterte, mühte ſich ab und that, was er wollte. Man drohte nur, aber beſtrafte ihn nie. Der Unterricht des Prinzen ſollte beginnen, wenn er das ſechſte oder ſiebente Jahr erreicht haben würde. — Sein körperlicher Zuſtand hat ſich dadurch ſehr gebeſſert; jetzt iſt er ſtark und geſund. Er weiß ſeine Hände und Füße zu gebrauchen; er kleidet ſich ſelbſt an und aus; er ſteigt die Treppen hinauf und herunter und kennt die nöthige Vorſicht, ſich vor übeln Zufällen zu bewahren. Man beſtraft ihn, wenn er ſich ſchlecht beträgt, auf keine andere Weiſe, als dadurch, daß man ihn auf ſeinem Zimmer allein läßt, oder ihn ſeines Frühſtücks beraubt. Man bemerkt an ihm nicht das ſcheue Weſen eines verzärtelten Kindes. Er iſt nicht mehr tückiſch, wie früher, und beſitzt jetzt alle guten Eigenſchaften, die man bei einem Knaben von vier Jahren antreffen kann. — Die erſte Erziehung eines Prinzen ſollte ganz dieſelbe, wie bei jedem andern Menſchen ſein!“ —

In Bezug auf die Verfälſchung, die man ihm vorwirft, ſagte er:

„Man klagt mich an, ein Verfälſchung begangen zu haben, indem ich eine Summe von 6000 Thalern in eine von 60,000 Thalern verwandelt haben ſoll. Dieſe Beſchuldigung iſt eben ſo unwahr, als ungereimt. Ich hatte jene Rechnung in Gegenwart des Königs niedergeſchrieben, bevor er ſie mit ſeiner Unterſchrift verſehen. Die Thatſache iſt dieſe: ich hatte 60,000 Thaler für mich und eben ſo viel für Brandt begehrt. Der König hat uns dieſe Vergütungen ohne Widerwillen gewährt“.

Hinſichtlich ſeiner Verbindungen mit der Königin beobachtet er in dieſer Denkſchrift ein zweideutiges Schweigen, das weder für ihn noch für die Königin ſpricht.

Ob der Ehebruch, deſſen Beide angeklagt wurden, nur moraliſcher oder auch phyſiſcher Natur geweſen ſein mag, dies gehört zu jenen Streitfragen, die bis zur heutigen Stunde noch nicht entſchieden ſind.

Seine Richter aber erklärten ihn für ſchuldig. Am 25. April wurde ihm das Erkenntniß publicirt.

# Zwanzigſtes Kapitel.

s Urtheil gegen die Grafen Struenſee und Brandt. — Die letzten
unden der Verurtheilten. — Ihre Hinrichtung. — Die Abreiſe der
Königin nach Celle. — Der Ritter Keith.

Am 25. April, Mittags 12 Uhr, trat der Pro-
rator Uldal in Struenſee's Gefängniß.

— Ich überbringe Ihnen eine traurige Nachricht,
te er.

— Sie kommt mir nicht unerwartet, erwiderte
Graf.

Struenſee nahm ſeinem Vertheidiger das Urtheil
der Hand und las es von Anfang bis zu Ende
gleicher Ruhe.

Wir theilen einen Auszug daraus mit:

„Struenſee, heißt es in dieſem faulen Erkennt-
e, war hinterliſtig, verwegen und ehrgeizig. Er
te die Abſichten des Königs zu erforſchen, kam deſſen
ünſchen zuvor, wachte über deſſen Geſundheit, um
damit deſſen Wohlwollen zu erſchleichen und mit
fe deſſelben ſeine Zwecke zu erreichen.

Er hat in den Augen des Königs alle Perſonen
er Umgebung angeſchwärzt.

Er hat es verſchmäht, die däniſche Sprache zu erlernen.

Er hat den Geheimen Rath des Königs verläumdet und, in Uebereinſtimmung mit ſeinem Anhange, ihm das Vertrauen Seiner Majeſtät entzogen und es durchgeſetzt, daß derſelbe aufgehoben ward.

Dadurch, daß die Departements-Collegien genöthigt wurden, ihre Vorträge an das Cabinet des Königs zu richten, hat er ſich zum Herrn aller Geſchäfte gemacht.

Er hat Cabinets-Befehle erlaſſen, ohne den Gegenſtand einer Prüfung der Departements anheimzuſtellen.

Er hat eine große Anzahl Beamteter, ohne gerichtliche Form und ohne der Juſtiz darüber Bericht zu erſtatten, verabſchiedet.

Er hat den Magiſtrat von Kopenhagen aufgelöſ't.

Er hat bei der Regierung unbrauchbare Menſchen angeſtellt.

Sein Betragen war unverſtändig, gewaltthätig und den guten Sitten entgegen.

Struenſee hat den Grafen Brandt bei Seiner Majeſtät nur darum angeſtellt, um durch ihn zu verhindern, daß man zum Könige gelange und ihm die Wahrheit ſage. Man entfernte vom Könige ſelbſt ſeine nächſten Anverwandten, die ihn daher von dem Drucke, unter welchem das Volk geſeufzt, nicht zu unterrichten vermochten.

Struenſee beraubte die Kaſſe des Königs dadurch, daß er ſich große Gehalte geben ließ, obgleich er bei Hofe unterhalten ward.

Zwei Monate nach der Aufhebung des geheimen Raths ließ er ſich eine Gratification von 10,000 Thalern geben und eben ſo viel für Brandt; zwei Monate ſpäter erhielt er 50,000 oder 60,000 Thaler und eben ſo viel für Brandt; die Unordnung in ſeinen Papieren macht es nicht möglich, die richtigen Summen anzugeben.

In einem Zeitraume von drei Monaten hat er 120,000 Thaler verſchwendet.

Er hat ſeinen Freunden Gnadengeſchenke verſchafft, namentlich 4000 Thaler ſeinem Bruder, 3000 Thaler der Gräfin von Holſtein und 3000 Thaler dem Kammerherrn Falckenſkiold.

Er hat die Abſchaffung des Reſerve-Fonds und der Departemental-Kaſſen vorgeſchlagen und alle Fonds in eine gemeinſame Kaſſe fließen laſſen; nichtsdeſtoweniger hat er eine Cabinets-Kaſſe eingerichtet für die perſönlichen Ausgaben des Königs.

Er ſcheint im Mai 1771 in einer vom Könige gutgeheißenen Rechnung ein Falſum begangen zu haben; denn der König erklärt, nur 6000 Thaler für Brandt und nur eben ſo viel für Struenſee bewilligt zu haben; trotzdem findet man darin für Jeden 60,000 Thaler.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der König dem Brandt 60,000 und eben ſo viel dem Struenſee geſchenkt haben ſollte, während er der Königin nur 10,000 Thaler bewilligt hatte.

Struenſee hat die Rechnungen vom April und Mai ſelbſt geſchrieben, wahrſcheinlich nur darum, um die von ihm begangene Fälſchung zu verhehlen; die nachfolgenden Rechnungen ſind vom Cabinets-Secretair Panning.

Struenſee hat die allgemeinen Rechnungen dieſer Kaſſe erſt im October dem Könige vorgelegt, damit Seine Majeſtät ſie gutheiße und unterzeichne, ohne jene Betrügerei gewahr zu werden.

Struenſee hat ſich Titel angemaßt: er hat ſich zum Cabinets-Miniſter ernennen laſſen; er hat die Verordnung der mit dieſem Amte verbundenen Vorrechte ſelbſt entworfen und ſich eine Gewalt angemaßt, welche er ohne Zweifel unumſchränkt und unabhängig machen wollte.

Der Artikel 7 des Königs-Geſetzes verlangt: „Alle Regierungsgeſchäfte, Briefe und Verordnungen ſollen in keines als des Königs Namen und unter ſeinem Siegel ergehen; auch ſoll er allezeit, ſobald er mündig geworden iſt, ſeinen Namen eigenhändig unterſchreiben", und Artikel 26 deſſelben Geſetzes befiehlt: „Wenn Jemand, ſei es, wer es wolle, ſich unterſtehen ſollte, etwas auszuwirken oder zu erwerben, was in einer oder anderer Weiſe des Königs abſoluter ſouverainer Alleingewalt-Macht zum Abbruch oder Eintrag gereichen könnte, ſoll Alles, was ſolchergeſtalt zugeſagt und erlangt ſein möchte, für ungeſagt und ungethan gehalten werden, und die, welche ſich dergleichen erworben oder erſchlichen haben, ſollen geſtraft werden wie die, welche die Majeſtät beleidigt und an des Königs Alleingewalt-Herrſchafts-Hoheit gröblich ſich vergriffen haben".

Struenſee hat ſich der Verbrechen ſchuldig gemacht, die ſich aus den beiden vorhergehenden Artikeln des Königs-Geſetzes ergeben.

Er betrachtete Ehre und Leben der Unterthanen des Königs, als wären ſie ſeinem Willen unterworfen.

Er hat ſich der Cabinets-Befehle bedient, um alte Einrichtungen abzuſchaffen.

Er hat dem Kaſſirer andere Weiſungen ertheilt, als die, welche ihm vom Könige ſelbſt ertheilt worden waren.

Er hat Cabinets-Befehle erlaſſen ohne Mitwiſſen des Königs.

Er hat die Garde zu Pferde nur darum aufgelöſ't, weil ſie blos aus Dänen und Norwegern beſtand.

Aus demſelben Grunde hat er auch die Auflöſung der Fußgarde und deren Einverleibung in andere Regimenter anbefohlen.

Letzteren Befehl hat er am 21. December gegeben ohne Mitwiſſen des Königs, der ſie auf die Beſchwerde des Kriegs-Collegiums erſt am 23. unterzeichnet hat. Der König hat ſogar erſt am 24., als er die Verabſchiedung der Fußgarden unterzeichnete, Kenntniß von der Sache erlangt.*)

Struenſee hat alle an den König gerichteten Briefe an das Cabinet abgeben laſſen.

---

*) Es iſt unbegreiflich, wie Struenſee's Richter ſo blödſinnig oder ungerecht ſein konnten, im Erkenntniſſe zu ſagen, daß dem Könige ſelbſt noch am 24. eine Ordre unbekannt ſein konnte, welche er Tags zuvor durch ſeine eigenhändige Unterſchrift gutgeheißen hatte!!!

Bei der Annäherung der Matroſen hat er Furcht bekommen und es nicht gewagt, ſich vom Könige zu entfernen, den er von einem Corps Cavallerie begleiten ließ. Die Wachen wurden an den Orten verdoppelt, wo der König ſich aufhielt. Struenſee überredete ihn, mißtrauiſch gegen ſeine Unterthanen zu ſein.

Er hat gegen die Religion und gegen die guten Sitten Verachtung bekundet.

Es iſt bewieſen, daß Struenſee das Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen, nicht blos, was ſeine Perſon allein anbelangt, ſondern auch, indem er an dem Verbrechen einer andern Perſon theilnahm.*)

Aus dieſen Gründen alſo ſprechen wir nach däniſchem Geſetze Artikel I, Kapitel IV, Buch VI aus, daß der Graf von Struenſee ſeine Ehre, ſein Leben und ſeine Güter verwirkt hat, daß er von ſeinen Aemtern, von Rang und Würden degradirt und daß ſein Wappenſchild durch Henkershand zerbrochen werden; daß man ihm zuerſt die rechte Hand und dann den Kopf abhauen ſoll; ſein Körper ſoll geviertheilt und aufs Rad geflechten, Hand und Kopf an Schandpfähle befeſtigt werden.

---

*) Es iſt augenſcheinlich, bemerkt Falckenſkiold, daß man unter dieſer andern Perſon die Königin Caroline Mathilde verſtanden hat. Aber iſt es nicht natürlich, daß man beim Leſen dieſer Sentenz fragt, wer dieſe andere Perſon ſei, die ſich mit Struenſee des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig gemacht? Warum ſind ihr Name, Stand und vorgebliches Verbrechen nicht ausdrücklich benannt? Warum iſt ſie nicht mit in den Prozeß verwickelt? Und warum hat man Struenſee für dieſes Verbrechen, an welchem er, wie geſagt wird, theilgenommen, nur allein beſtraft?

Gegeben auf dem Schloſſe Chriſtiansborg am 25. April 1772.

unterzeichnet: Wind, Braem, Stampe, Luxdorph, Carſtens, Ancher, Schmidt, Sevel, Guldberg".

Wir kehren nun zu Brandt zurück. In der von Wivet geführten Anklage gegen ihn heißt es:

Brandt hatte von Struenſee den Auftrag, den König zu beobachten und außer den Perſonen, welche dem Miniſter ergeben waren, jeder andern den Zutritt zu Seiner Majeſtät zu unterſagen.

Folgendes Billet, welches Brandt an Struenſee geſchrieben, läßt erkennen, wie er mit dem Könige umgegangen iſt:

„Ich zwinge den König, ſchrieb er, mit mir zu leben, und zum größten Unglück bin ich genöthigt, ihn mit Härte zu behandeln, damit er die Königin ſchone, und wenn es ſich fügt, daß er es nicht thut, ſo muß ich den Tadel deßhalb tragen; ſchon dies allein iſt eine Höllenqual!"

Brandt hat den König herausgefordert, angegriffen und beleidigt; er hat ihn geſchlagen und gebiſſen. Er ſelber geſteht, daß er, da ihn Seine Majeſtät beim Frühſtück geſcholten und ihm eine Citrone an den Kopf geworfen, auf Struenſee's Rath beſchloſſen habe, dafür Genugthuung zu fordern, und daß er in das Klavier, welches im Vorzimmer ſtand, eine Jagdpeitſche verſteckt hatte. Dann ſei er ins Zimmer des Königs gegangen, habe ihn herausgefordert, mißhandelt und mit den Nägeln am Halſe verwundet. Dieſes Geſtändniß wird durch die Ausſagen der Kammerdiener Schlette und Burghel, ſo wie des Pagen Schack und des kleinen Negers Murante, nach der Erzählung, welche der König ihnen von dieſer Sache gemacht, beſtätigt.

Brandt kannte die verbrecheriſchen Verbindungen Struenſee's mit der Königin aus den vertraulichen Mittheilungen des Miniſters, obgleich der Letztere dies läugnet*). Brandt gab dem Könige keine Nachricht davon. Dieſes Schweigen kann er mit ſeiner Freundſchaft für Struenſee nicht entſchuldigen, daß er erklärt, er habe beabſichtigt, Struenſee feſtnehmen zu laſſen.

Aus Bang's Vertheidigungsſchrift des Angeklagten heben wir nur den wichtigſten Punkt hervor; er lautet:

„Man macht es Brandten zum Vorwurf, daß er die verbrecheriſchen Verbindungen Struenſee's mit der Königin nicht denuncirt habe; aber welchen Gefahren ſetzte ihn eine ſolche Anklage ohne Beweiſe aus? Dieſe Anklage würde den König gekränkt, die Königin beſchimpft und die Ehre der ganzen königlichen Familie verletzt haben. Wenn das Schweigen bei dieſer Sache ein Verbrechen iſt, dann werden wenige Perſonen in Dänemark ihren Kopf behalten können".

---

*) Ohne Zweifel, bemerkt Falckenſkiold, überredete man den Grafen Brandt, daß ſein Heil von dem abhänge, was er über die Verbindungen Struenſee's und der Königin ausſagen werde. Hätte Brandt, gleich Berger und Andern, blos erklärt, daß er über dieſen Gegenſtand nur Vermuthungen nähre, ſo würde dies zu nichts gedient haben. Man wollte etwas Beſtimmtes haben; Brandt erklärte daher, daß er gehörig unterrichtet ſei. Aber auf welche Weiſe konnte er es ſein? Etwa durch Struenſee, der ihm nichts verheimlicht hatte? Struenſee aber, ſtatt dies Vertrauen einzuräumen, läugnet dies, und man wagt es nicht, beide Perſonen, Brandt und Struenſee, gegenüberzuſtellen!

Das Gericht verhängte über Brandt dieſelben Strafen, die es über Struenſee ausgeſprochen hatte.

Beider Todesurtheile wurden am 27. April auf Schloß Chriſtiansborg vom Könige beſtätigt mit dem Befehle, ſie in ihrem ganzen Umfange vollziehen zu aſſen. Dieſe Beſtätigung war vom Könige, von Thott, Luxdorph, Schumacher, Dons und Hoyer unterzeichnet.

Am Abende des Tages, an welchem Chriſtian VII. jene beiden Bluturtheile ſanctionirt hatte, war oncert bei Hofe. Abends vorher hatte der König ein länzendes Maskenfeſt veranſtaltet.

Am Morgen des 27. Aprils empfingen die Grafen Struenſee und Brandt aus den Händen ihrer Seelſorger, Balthaſar Münter und Jörgen Hee, as Abendmahl. Struenſee, der es in Gegenwart des Commandanten der Citadelle nahm, dankte em alten würdigen Generale für alle Güte, die er hm während ſeiner mehr als dreimonatlichen Gefangenhaft erwieſen hatte. Herr von Hoben erwiderte arauf, er habe es für ſeine Pflicht gehalten, ihm alle rleichterung zu verſchaffen, die er ihm hätte zugeſtehen ürfen. Gerührt nahmen Beide von einander Abſchied.

Gegen Abend wurde den beiden Delinquenten angezeigt, daß die Execution des Urtheils für den nächſten Morgen anberaumt ſei. Struenſee war untröſtlich über das Loos ſeines Freundes Brandt, den er weit mehr als ſich ſelber bedauerte. Beiden wurde die Kette, mit der ſie an die Mauer feſtgeſchmiedet waren, abgenommen; ſie behielten nur die Hand- und Fußſchellen.

An der durch Dr. Münter vermeintlich bewirkten Bekehrung Struenſee's war eben nur ſo viel wahr, daß er aus Achtung für den würdigen Geiſtlichen, der ihm Troſt zugeſprochen hatte, das Abendmahl nicht zurückwies. Uebrigens dachte er ganz wie früher. — Er bat Herrn Münter, ſeinem Bruder, dem Juſtizrathe, das letzte Lebewohl zu überbringen und ihn um Verzeihung zu bitten, daß er Schuld an deſſen Unglück ſei."

Am Abende vor der Hinrichtung wurde außerhalb des Oeſterthores das Blutgerüſt unter dem Schalle muſikaliſcher Inſtrumente aufgebaut. Die hohe Commiſſion hatte eine große, von allen Seiten zugängliche Ebene ausgewählt, um der Neugier des ſchauluſtigen Pöbels keine Schranke zu ziehen. Das Schaffot ſelbſt maß acht Quadrat-Ellen und war neun Ellen hoch; es ruhte auf vier Säulen, die mit Brettern bekleidet waren. Ueber der für die Zuſchauer unſichtbaren Treppe von fünfzehn Stufen war eine Fallthür angebracht, durch die man hinaufſtieg.

Am Morgen des 28. April ſchloſſen vierhundert Mann der Kopenhagener Garniſon und dreihundert Dragoner einen doppelten Kreis um das Blutgerüſt.

der Stadt waren ſämmtliche Poſten verſtärkt und
Hauptwache am Reſidenzſchloſſe durch zweihundert
ann beſetzt. — Auf dem Richtplatze wogte eine un-
ehbare, dicht in einander gekeilte Volksmenge, die
Einigen auf dreißigtauſend, von Andern auf mehr
fünfzigtauſend angegeben ward. — Alle militäri-
en Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe und
dnung wurden vom Commandanten der Stadt, dem
neral-Lieutenant von Eichſtädt, geleitet, der, en
nde tenue mit dem blauen Bande geſchmückt, ſich
ſieben Uhr Morgens auf dem Richtplatze befand.
Eine halbe Stunde ſpäter erſchienen die zwei Scharf-
ter zur Mise-en-Scêne des blutigen Schauſpiels.

Struenſee, der in der verfloſſenen Nacht über
f Stunden ruhig geſchlafen hatte, fühlte ſich bei ſei-
Erwachen von einem Schauer angewandelt, als
den anbrechenden Morgen durch die Eiſengitter ſei-
Kerkers dringen ſah und den Klang der Glocken
nahm, welche ihn daran erinnerten, daß er nur
einige Stunden zu athmen habe. —

Er kleidete ſich an und trank ſchwarzen Kaffee.

Gegen ſechs Uhr erſchien Dr. Münter, welcher
zwei Stunden bei ihm blieb, um ſein Bekehrungs-
k zu vollenden und ihm den Troſt der Kirche zu-
rechen, wobei ſich Struenſee ziemlich paſſiv ver-
t. Erſt als der Geiſtliche ihn verließ, um auf den
tplatz vorauszueilen, drückte ihm Struenſee die
d und ſagte zu ihm:

— Ich habe die Herren der Commiſſion, welche
zum Tode verurtheilt, geſtern ſchriftlich erſucht,

mir meine letzte Bitte dadurch zu erfüllen, daß ſie ein Portrait von mir, welches ſich unter meinen mit Beſchlag belegten Papieren vorgefunden hat, Ihnen als einen ſchwachen Beweis meines innigen Dankes einhändigen ſoll. Ich bitte Sie, es nicht zurückzuweiſen.

Dr. Münter verſprach ihm, es als ein wehmüthiges Andenken aufzubewahren.

Bald darauf langte der königliche Voigt, Etatsrath Ortved, auf der Citadelle an, um die zwei Verurtheilten abzuholen und nach dem Richtplatze zu begleiten.

Jeder von Beiden beſtieg einen Miethwagen; Jeder von Beiden hatte einen Lieutenant neben ſich und zwei Unterofficiere ſich gegenüber.

Beide Wagen wurden von zweihundert Dragonern mit entblößten Pallaſchen und von zweihundert Mann zu Fuß mit aufgepflanztem Bajonet eſcortirt.

Um ein Viertel auf Neun langten die beiden Geiſtlichen, Dr. Münter und Propſt Hee, Jeder in ſeinem Wagen, auf dem Richtplatze an. Beide ſtiegen ganz in der Nähe des Schaffots ab.

Gegen neun Uhr langten drei andere Wagen an. Im erſten ſaß der General-Fiſcal Wivet und der Königsvoigt Etatsrath Ortved. Ihnen gegenüber ſaß der Subſtitut, welcher Struenſee's und Brandt's Wappenſchilder trug.

Im zweiten Wagen ſaß der Graf Brandt, der in einem Buche las; im dritten Graf Struenſee, deſſen Antlitz gleichfalls keine Spur von Unruhe verrieth.

Als dieſe drei Wagen beim Blutgerüſte angelangt en, ſtiegen der General-Fiscal, der Königsvoigt und n Subſtitut heraus und begaben ſich über die Treppe s Schaffot hinauf.

Brandt wurde beim Ausſteigen vom Propſte empfangen und durch dieſen ſeiner Hand- und ſchellen entledigt. Er hatte ſich die ganze Munter- ſeines Geiſtes bewahrt und ſagte zu einem ihm eundeten Officier, der in der Nähe ſtand:

„Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich danke Ih- für das hübſche Buch, das Sie mir geliehen (es wa- Klopſtock's Oden); ich habe es dem Capitain- htmeiſter gegeben, der es Ihnen zuſtellen wird. ßen Sie alle Freunde und Bekannte und tröſten ſich meinetwegen, denn ich hatte das Leben ohne- ſatt und bin herzlich froh, daß dieſe langweilige ödie, die man Leben nennt, ſich ihrem Ende naht.“

Probſt Hee begleitete ihn auf's Schaffot. Brandt eine Wildſchur, einen grünen mit Gold beſetzten , einen mit goldenen Treſſen garnirten Hut und bis zum Knie reichende Stiefel. Der Geiſtliche ihm eine Troſt- und Ermahnungsrede, die er mit llend gleichgiltiger Miene anhörte. Dann las Wivet das Urtheil vor. Er zuckte bei Anhörung ben einige Male die Achſel und blickte nicht ohne asmus zum Himmel empor.

Auf das von Eichſtädt gegebene Commandowort: ſentirt das Gewehr!“ mußten alle auf dem Schaffot lichen Perſonen ihr Haupt entblößen, was auch ndt that. Nachdem er den Segen des Geiſtlichen empfangen hatte, übergab dieſer ihn mit den Worten: „So gehen Sie nun ein zur ewigen Freude“ den Händen des Scharfrichters.

Letzterer ergriff das auf Holz gemalte Wappen des Grafen und fragte ihn mit der ganzen Brutalität ſeines ſcheußlichen Metiers:

— Iſt dies Euer Wappen?

— Ja, guter Henker, antwortete der Graf.

Der Scharfrichter zeigte es den Zuſchauern, zerbrach es vor Brandt's Augen und warf es auf die Erde nieder mit den Worten:

— Das geſchieht nicht ohne Urſach, ſondern nach Recht und Verdienſt.

Brandt ließ ſeine Wildſchur fallen, warf wohlgemuth ſeinen Hut weg, nahm ſeine weiße Halsbinde ab, zog ſich ſelber, nachdem er aus alter Angewohnheit noch einmal ſämmtliche Taſchen unterſucht hatte, Rock und Weſte aus, entblößte den rechten Arm, von dem ihm die Hand abgehauen werden ſollte, kniete nieder und legte ſein Haupt auf den einen, die rechte Hand auf den andern Block. In demſelben Augenblick trennten zwei verſchiedene Beile ſeine Hand vom Arme und ſeinen Kopf vom Rumpfe. Brandt ſtarb wenigſtens nicht als Heuchler.

Nachdem die Execution zu Ende war und der Propſt Hee in Begleitung der Herren Wivet und Ortved das Schaffot verlaſſen hatte, trat einer der Schinderknechte hinzu, entkleidete den geköpften Körper, ſchnitt ihm vor den Augen der roh jubelnden Menge die Schaam ab und warf ſie in ein zu dieſem Zwecke

ufgeſtelltes Gefäß. Dann ſchnitt er dem Opfer der
enſchlichen Gerechtigkeit den Leib auf, nahm die Ein-
eweide heraus und warf ſie in daſſelbe Gefäß. Den
eib aber theilte er mit einem Beile in vier Stücke, von
elchen jedes einzelne Stück und zuletzt das Gefäß mit
en Eingeweiden u. ſ. w. an einem Stricke in einen
m Fuße der gerichtlichen Schlachtbank harrenden
Schinderkarren hinabgelaſſen ward. Der Scharfrichter
elbſt ergriff den abgeſchlagenen Kopf bei den Haaren,
eigte ihn ringsum den verthierten Zuſchauern, warf
hn dann gleichzeitig mit der abgehauenen Hand in den
Karren hinab und beſtreute die vom Blute geröthelen
Bretter des Schaffots mit friſchem Sande.

Dann kam die Reihe an Struenſee Man hatte
it mehr als unmenſchlicher Grauſamkeit den Wagen, in
elchem er an Händen und Füßen gefeſſelt ſaß, ſo ge-
ehrt, daß er ſozuſagen der nächſte Augenzeuge der bar-
ariſchen Hinrichtung des treueſten ſeiner Freunde ſein
onnte. Er aber verzichtete auf den Anblick dieſes ekel-
regenden Schauſpiels und ſchloß ſeine Augen zu. Au-
erdem nahm man an ihm nicht die geringſte Verän-
erung wahr; nur in den letzten Augenblicken ſoll ihm
as Sprechen ſchwer geworden ſein, denn ſo groß war
er Ekel und der Abſcheu, der ihn ſchon bei der Ein-
itung dieſer ſchaudererregenden Blutſcene ergriffen
atte, daß er nahe daran war, ſich übergeben zu müſ-
. Dr. Münter verſuchte es, ihn aufzurichten. Er
rte mit taubem Ohre zu.

Gleich darauf trat der Officier, der in der letzten
acht bei ihm im Kerker gewacht hatte und dergeſtalt

gerührt war, daß ihm Thränen in die Augen traten, an den Wagen, machte eine Verbeugung und öffnete den Wagenſchlag. Nachdem man dem Grafen die Hand- und Fußſchellen abgenommen hatte, beſtieg er, begleitet vom Dr. Münter, feſten Schritts die Stufen des Blutgerüſts, auf welchem ſich kurz darauf auch der Generalfiscal und Königsvoigt einfanden.

Auch Struenſee trug eine Wildſchur und darunter ein veilchenblaues Kleid von geſchorenem Sammet mit Perlmutterknöpfen. In dem Augenblick, als ſein Fuß das Schaffot betrat, nahm er ſeinen Hut ab und erinnerte den Dr. Münter an ſein ihm gegebenes Verſprechen, dieſe Qual durch religiöſe Ceremonien nicht unnütz zu verlängern. Hierauf hörte er mit ruhiger Miene die Ableſung des Urtheils an. Nachdem ihm der Geiſtliche Troſt zur Aufmunterung gegen die Schreckniſſe des Todes zugeſprochen hatte, legte er ſegnend ſeine beiden Hände auf Struenſee's Haupt und überlieferte ihn alsdann dem Arme des Scharfrichters mit den Worten:

„Halt im Gedächtniß Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten!"

Der Scharfrichter zerbrach dann auch Struenſee's Wappenſchild und ſchleuderte es auf die Erde nieder. Der Graf ſelbſt, der auch im letzten Augenblick ſeine Ruhe nicht verlor, legte ſeinen Hut und ſeine Wildſchur ab und zog ſich ſelber Rock und Weſte aus. Der Henker half ihm den rechten Arm und den Hals entblößen. Struenſee kniete nieder und nachdem ihn der Scherge der menſchlichen Gerechtigkeit wie ein Opferlamm zurechtgelegt, hieb er ihm zuerſt die rechte Hand und eine Secunde ſpäter das Haupt vom Rumpfe ab. Die Augen, welche offen ſtanden, mußten ihm von der blutbefleckten Hand des Henkers zugedrückt werden.

Nachdem Dr. Münter und die beiden Herren der Juſtiz das Blutgerüſt verlaſſen hatten, ergriff der Schinderknecht den entſeelten Körper, entkleidete ihn, ſchnitt auch ihm die Schaam ab, nahm auch ihm die Eingeweide heraus, zerſtückelte auch dieſen Leib in vier Theile und warf ſie nebſt der Hand und dem Kopfe, nachdem er Letztern der nimmerſatten Pöbelmenge gezeigt, wie das Gefäß mit den Eingeweiden in den Karren, in welchem die grauſam verſtümmelten Ueberreſte ſeines ihm vorausgegangenen Freundes aufgeſchichtet lagen.

Da in dem Urtheile der Commiſſion kein Wort von der Abſchneidung der Schaamtheile der beiden Grafen erwähnt iſt, ſo wagen wir nicht zu entſcheiden, ob jene Zugabe thieriſcher Barbarei die Folge eines em Henker geheim gegebenen Winkes oder — was vir zur Ehre der däniſchen Juſtiz viel lieber glauben möchten — blos ein Privatvergnügen des Scharfrichers geweſen iſt.

Die verſtümmelten Leichen wurden in jenem blutriefenden Schinderkarren nach dem Galgenberge vor em Weſterthore gebracht, wo die vier Theile jedes der eiden Körper auf vier Räder gelegt, die beiden Köpfe ber auf zwei Schandpfähle aufgepflanzt, die beiden bgehauenen Hände daran feſtgenagelt, die Gefäße mit en Eingeweiden aber in die Erde eingeſcharrt wurden.

Das Blutgerüſt, das gleichſam zur Warnung noch einen ganzen Monat nach dem Tage der Hinrichtung ſtehen bleiben ſollte, ward auf Befehl des Staatsraths ſchon am dritten Tage abgebrochen.

Der mehrfach erwähnte Touriſt Wraxall berichtet in einem von Kopenhagen, Dienſtag am 3. Mai 1774, alſo zwei volle Jahre nach Struenſee's und Brandt's Hinrichtung datirten Briefe:

„Die Köpfe und Gebeine dieſer unglücklichen Männer ſind noch jetzt, ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt, auf dem Rade zu ſehen. Ich habe ſie mit Abſcheu und Erbarmen betrachtet. Sie ſind ein fürchterlich rührender Spiegel für künftige Staatsmänner. „Sic transit gloria mundi!“

Am Morgen der Execution erſchien Struenſee's Bildniß mit der Unterſchrift:

„Sic Regis mala multa struens se perdidit ipse·
Jam vinctus claustris qui modo victor erat.“

Am Abende des 28. April, dem Tage jener ſcheußlichen, der däniſchen Gerechtigkeit zu ewiger Schmach gereichenden Hinrichtung, ſpeiſten Chriſtian VII., die Königin Juliane Marie, der Erbprinz Friedrich, und deren Kakodämon Ove Hoegh Guldberg ſeelenvergnügt im Schloß zu Charlottenlund. Nach dem Diner, bei welchem die brüſelnde Milch der Champagne in Strömen floß, geruhte der ganze Hof in Galla einer Aufführung der italieniſchen Oper beizuwohnen. *)

---

*) Director und Kapellmeiſter der italieniſchen Oper war Giuſeppe Sarti.

Es wurde Piccini's komiſche Oper „lo Donne
pettose“ gegeben. Das zahlreich verſammelte Pu-
um, von dem nur der kleinſte Theil zehn Stunden
her dem blutigen Drama vor dem Oeſterthore bei-
vohnt hatte, empfing den entehrten Hof mit einem
desſtillen Schweigen, das ihm, lauter als der lär-
ndſte Unwille, die Stimmung des beſſer geſinnten
eiles der Kopenhagener Bevölkerung verrieth. Der
nig entfernte ſich bald darauf. Nur die Königin-
twe geruhte zu bleiben und dieſer Stimmung Trotz
bieten.

Die geſchiedene Königin, die noch immer auf
hloß Kronborg gefangen ſaß und erſt am folgenden
orgen die Gräuel des vorigen Tages erfuhr, ſank,
ſie in einem fliegenden Blatte eine kurze Beſchrei-
ng jener unmenſchlichen Schlachtbank-Scene geleſen
te, bewußtlos zu Boden und behielt ſeit jenem Au-
blick häufig wiederkehrende Anfälle von Epilepſie.

Wenige Tage nach Struenſee's und Brandt's
richtung erhielt der von Erſterm eingeſetzte Polizei-
ſter Bornemann ſeinen Abſchied; an die Stelle
ſelben trat der Etatsrath Fädder.

Erſt gegen Ende Mai hatte das Loos der geſchie-
en Königin, in Folge der energiſchen Reclamationen
Ritters Murray Keith, eine beſſere Wendung
ommen dadurch, daß ſie in Freiheit geſetzt wurde
die Erlaubniß erhielt, Dänemark verlaſſen und ihren
ünftigen Wohnſitz in den deutſchen Staaten ihres
auchten Bruders, des Königs von Großbritannien,
ſchlagen zu dürfen. Sie wählte das Schloß in Celle.

Am 29. Mai 1772 erſchien eine engliſche Schaluppe, geführt vom Capitaine Macbride, in Begleitung zweier Fregatten vor Schloß Kronborg, um die Königin aus ihrer Gefangenſchaft zu erlöſen.

Am 30. Mai begab ſich Ihre Majeſtät in Begleitung ihres kleinen Gefolges an Bord des Schiffes unter einer Salve von ſiebenundzwanzig Kanonenſchüſſen der Feſtung Kronborg, die von dem däniſchen Wachtſchiff und vom Geſchütze der ſchwediſchen Feſtung Helſingberg erwiedert ward. Die Königin fühlte ſich namenlos unglücklich, weil man ihr auch ihre letzte Freude, ihren letzten Troſt, ihre Tochter, geraubt hatte. An demſelben Tage wurde die Prinzeſſin Louiſe Amalie von Kronberg ins adelige Stift Wallöe nach Seeland gebracht, um daſelbſt unter fremder Aufſicht erzogen zu werden. An demſelben Tage machte Caroline Mathilde jeder ihrer früheren Hofdamen, die in Dänemark zurückblieben, ein Geſchenk von achthundert Reichsthalern, nachdem ſie unter ihre Dienerſchaft für mehr als fünftauſend Pfund Sterling Geſchenke vertheilt hatte.

Am 1. Juni, Morgens 10 Uhr, ging Ihre Majeſtät unter Segel und langte am Abend des 5. Juni zu Stade an. Von hier begab ſie ſich zu Lande über Buxtehude, Winſen, Bardewick und Dahlenburg nach dem hannöver'ſchen Luſtſchloſſe Göhrde, wo ſie den ganzen Sommer blieb und den Beſuch ihrer Schweſter, der Erbprinzeſſin von Braunſchweig, empfing. Erſt am 20. October hielt ſie ihren Einzug in Celle. Dort werden wir ſie im nächſten Bande wiederfinden.

Zwei Tage nach der Abreiſe der Königin von

borg erhielt der alte würdige General-Lieutenant
reas von Hauch, der bisherige Commandant
Schloſſes, ſeine von ihm nachgeſuchte Entlaſſung.
ch's Nachfolger war Obriſt von Moltke. —
r Kaſtenſkiold vom Seeländiſchen Dragoner-
iente, derſelbe, der in der Nacht des 16. Januars
önigin nach Kronborg escortirt hatte, wurde bei
euerrichteten Leibgarde zu Pferde als Obriſtlieute-
angeſtellt.

Ritter Robert Murray Keith, der ſich durch
energiſches Auftreten zu Gunſten der geſchiedenen
in am däniſchen Hofe ſehr unbeliebt gemacht hatte,
te ſeine Abberufung von Kopenhagen. Er langte
3. Juni 1772 in London an, erhielt zur Beloh-
ſeiner bewieſenen Energie, welche die Königin vom
beile oder von der Strafe einer lebenslänglichen
genſchaft gerettet hatte, vom Cabinet von Saint-
eine jährliche Penſion von dreitauſend Pfund
ng und ward als Remplaçant des Viscount of
mont zum außerordentlichen Geſandten und be-
ächtigten Miniſter am Wiener Hofe ernannt.

n Keith's Stelle erſchien Ende Juni der bisherige
r-Reſident in Hamburg, Sir Ralph Wood-
als engliſcher Geſandter am Kopenhagener Hofe.

er Statsrath Johann von Simolin — Sohn
vangeliſchen Predigers aus Narva — vorma-
Miniſter bei der Reichsverſammlung in Regensburg
uder des ruſſiſchen Miniſters Carl von Si-
löſte im Auguſt den General-Major Filo-
von ſeinem Geſandtſchaftspoſten ab.

Wir können die Akten des Struenſee'ſchen Prozeſſes nicht ſchließen, ohne eine Stelle anzuführen, die wir im „patriotiſchen Archive" (Band III. Seite 143) gefunden haben. Sie lautet:

„Muſtert man die Reihen der Staatsmärtyrer, ſo finden wir kein Jahrhundert, kein Reich, kein Fürſtenthum, keine Republik, keine Stadt, die nicht ihren de Thou Olden-Barneveld, ihren Goerz, ihren Crell u. ſ. w. aufzuweiſen haben, Märtyrer, denen, noch bevor ſie ihr Gefängniß betreten hatten, der Tod ſchon zugedacht war, deren Kopf aber erſt in forma artis juſtizmäßig heruntergedreht worden iſt, und da, wo es nicht auf Tod und Leben, aber auf etwas, was dem Menſchen lieber als Gut und Leben, auf Ehre und guten Namen abgeſehen iſt, welche Cabinetsjuſtizmorde werden da noch immer in allen chriſtlichen Landen begangen? Nicht zu gedenken des tödtenden Bratens am langſamen Feuer, des lebendigen Verſchmachtens am Spieße der Termine und anderer Qualen der alten Ehebrecherin, der ſogenannten heiligen Juſtiz"! — — —

Auch Struenſee's Hinrichtung war ein zum Himmel aufſchreiender Juſtizmord; auch Struenſee's Märtyrerthum iſt und bleibt ein unverwiſchbarer Schandfleck in den Geſchichtsblättern des Reiches Dänemark.

Ende des fünften Bandes.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

# ichte des däniſchen Hofes.

Sechſter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| **Bernays, Iſaak**, Schief Levinche mit ſeiner Kalle, oder polniſche Wirthſchaft. Ein komiſcher Roman | 1 | 15 |
| **Chriſten, F. C.**, Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile | 2 | 15 |
| — Malcolm. See-Gemälde aus der neuern Zeit | 1 | 15 |
| **Clemens, F.**, Der Excentriſche. Roman | 1 | — |
| — Das entſchleierte Bild zu Sais | 1 | 10 |
| **Corbiere, Ed.**, die Zöglinge der Marine. 2 Theile | 2 | — |
| **Falkſon, Ferd.**, Giordano Bruno | 1 | 15 |
| **Freeſe, H.**, die Prinzeſſin von Ahlden | 1 | 15 |
| **Grün, Albert**, deutſche Flüchtlinge. Ein Zeitbild | 1 | — |
| **Gutzkow, *Dr* K.**, Novellen. 2 Bände | 3 | — |
| — Seraphine. Ein Roman | 1 | 20 |
| **Hälfern, A. von**, der Squire. Ein Bild aus den Hinterwäldern Nordamerikas. 2 Theile | 3 | — |
| **Heine, H.**, Reiſebilder. 4 Theile | 7 | — |
| — Der Salon. 4 Theile | 6 | 20 |
| — Vermiſchte Schriften. 3 Bände | 6 | — |
| **Hempel, L.**, des Kunſtfreundes Reiſeabenteuer | — | 22½ |
| **Herzen, Alexander**, Aus den Memoiren eines Ruſſen | 1 | — |
| — Aus den Memoiren eines Ruſſen. Neue Folge | — | 20 |
| — Aus den Memoiren eines Ruſſen. Dritte Folge | 1 | — |
| **Jerrmann, Ed.**, die Jüdin von Toledo. Hiſtoriſche Novelle | 1 | 10 |
| **Immermann, Karl**, Memorabilien. 3 Theile | 5 | 10 |
| **Lewald, A.**, Gorgona. Bilder aus dem franzöſiſchen Mittelalter. 2 Theile | 2 | — |
| — Graf Lowzinsky. Polniſche Novelle | — | 22½ |
| — Novellen. 3 Bände | 4 | 15 |
| — Przebraſi, der Ruſſiſche Polizeiſpion | 1 | 15 |
| — Schattirungen. 2 Theile | 2 | 20 |
| — Warſchau. Ein Zeitbild | — | 20 |
| Luftſchlöſſer. Vom Verfaſſer des Schief Levinche | 1 | 15 |
| **Meißner, Alfred**, der Pfarrer von Grafenried. Eine deutſche Lebensgeſchichte. 2 Bände | 3 | — |
| — Heinrich Heine. Erinnerungen | 1 | 15 |
| Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Theile | 4 | 15 |
| **Oettinger, E. M.**, *Panaché*. Dreifarbige Novelletten. 2 Bände | 2 | 20 |
| — Der confiscirte Eulenſpiegel. 2 Bände | 3 | — |
| — *Eau de mille fleurs*. Ein Pariſer Roman. 2 Bände | 2 | 20 |
| **Piening, *Dr* Th.**, Snack un Snurren ut de Spinnſtuv. Plattdeutſche Dorfgeſchichten in ditmarſcher Mundart | 1 | — |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

Sechſter Band.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1858

# Inhalt des ſechſten Bandes.

## Zwölftes Buch.

### Von der Hinrichtung Struenſee's bis zur Auflöſung des Miniſteriums Guldberg. (1772—1784.)

Seite

**Erſtes Kapitel.** Struenſee's Vater. — Seine Bittſchriften. — Fernere Schickſale der Mitangeklagten ſeines Sohnes. — Frau von Gaehler. — Hanſen. — Heſſelberg. — Sturtz. — Willebrand. — Die Lieutenants Aboe und Struenſee. — Profeſſor Berger. — General-Lieutenant von Gaehler. — Juſtizrath Struenſee. — Obriſt Falckenſkiold . . . . . . . . . . . 3

**Zweites Kapitel.** Falckenſkiold's Verurtheilung. — Seine Abführung nach Munkholm. — Sein Aufenthalt daſelbſt. — Seine Begnadigung. — Seine Niederlaſſung im Canton Waadt. — Sein Tod. — Seine Memoiren . . 25

**Drittes Kapitel.** Aufenthalt der geſchiedenen Königin in Celle. — Ihre Umgebung. — Ihre Beſchäftigungen. — Ihre plötzliche Erkrankung. — Ihre letzten Stunden. — Ihr Ableben. — Ihre Beerdigung. — Ihr Denkmal . . 39

**Viertes Kapitel.** Der König und ſein Blödſinn. — Zuſtand ſeines ſittlich verwahrloſ'ten Hofes. — Seine Bacchanalien und Orgien im Schloß Hirſchholm. — Seine Privatbibliothek. — Schickſal des Grafen Rantzau-Aſcheberg. — Der Graf von der Oſten. — Graf Bernſtorff der Jüngere. — Eickſtädt. — Das Alter ego des Königs und ſein Factotum Ove Hoegh Guldberg. — Der Polizeiminiſter Fädder und ſeine Berſerkerwuth gegen die freie Preſſe . . . . . . . . . . . 50

Seite

**Fünftes Kapitel.** Drei Märtyrer der däniſchen Preſſe: Chriſtian Thura, Niels Prahl und Chriſtoph Brunn. — „Goethe's Leiden des jungen Werthers.“ — Rückblick auf die Haupt-Organe der däniſchen Zeitungs-Preſſe. — Die „Kopenhagener Gelehrten-Zeitungen,“ die „monatliche Zugabe zu den Nachrichten des Adreß-Comptoirs,“ das „kritiſche Journal,“ das „däniſche Journal“ ꝛc. — Die Redaction dieſer Blätter. — Matthias Claudius und ſein „Wandsbecker Bote.“ — Johannes Ewald. — Johann Hermann Weſſel. — Johann de Wibe. — Guldberg ſchwärmt für eine Schauſpielerin . . . . . 80

**Sechſtes Kapitel.** Sturz des Miniſters Guldberg. — Friedrich's des Sechſten Antritt als Mitregent. — Liſte der von Chriſtian dem Siebenten vom Jahre 1766 bis 1784 ernannten Ritter des Elephanten-Ordens . . . . 90

## Dreizehntes Buch.

## Vom Antritte der Mitregentſchaft des Kronprinzen Friedrich (VI.) bis zum Tode König Chriſtian's VII. (1784 — 1808.)

**Siebentes Kapitel.** Die erſten Jugendjahre des Kronprinzen Friedrich. — Seine Lehrer. — Seine Neigungen und Abneigungen. — Seine erſten Maaßregeln als Mitregent. — Aufhebung der Leibeigenſchaft. — Emancipation der Juden. — Abſchaffung des Sklavenhandels. — Der Kronprinz ſucht eine Braut. — Der große Friedrich Schiller als Eheprocurator. — Friedrichs Vermählung. — Prinzeſſin Maria Sophie Friederike von Heſſen. — Reihenfolge ihrer Kinder . . . . . . . . . . 117

**Achtes Kapitel.** Der große Schloßbrand im Jahre 1794. — Allianz zwiſchen Dänemark und Schweden zur Aufrechthaltung der bewaffneten Neutralität. — Auch Rußland tritt dieſem Bündniſſe bei. — Ueberſicht der vereinigten Kriegsflotten in der Oſtſee . . . . . 131

**Neuntes Kapitel.** Kurze Schilderung der Zuſtände des letzten Decenniums im achtzehnten Jahrhundert. — Die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen. — Die Ermordung Guſtav's des Dritten. — Die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. — Die Kriegserklärung Englands und des deutſchen Reichs. — Die Schreckensherrſchaft Frankreichs. — Madame la ſainte Guillotine. — Frank-

Seite
eichs Aſſignaten-Preſſe. — Der Bürger Barrère und
eine Erklärung im Convente. — Die jacobiniſchen Ver-
chwörungen. — Die Neutralität der nordiſchen Mächte. —
Der Sturz Robespierre's. — Dänemarks Anerkennung der
ranzöſiſchen Republik u. ſ. w. . . . . . . . 146

nntes Kapitel. Ausbruch der däniſch-engliſchen
Birren. — Die däniſche Fregatte Freya und der Capi-
ain Kralbe. — Die Convention vom 29. Auguſt 1800. —
Dänemark verbindet ſich mit Rußland, Schweden und
Preußen. — Hamburg wird von den Dänen beſetzt. —
England's Flotte erſcheint in der Oſtſee. — Parker und
Nelſon. — Kampf auf der Kopenhagener Rhede. — Olfert
iſcher. — Waffenſtillſtand. — Dänemark entſagt der
Neutralität und ſchließt Frieden mit England . . . 164

ftes Kapitel. Zwei Blödſinnige auf dem Throne.
— Parallele zwiſchen Georg dem Dritten von England
und Chriſtian dem Siebenten von Dänemark. — Der Cha-
after des Kronprinzen Friedrich. — Seine Gemahlin. —
Ihre hiſtoriſchen und genealogiſchen Studien. — Eine Epi-
ode aus der ruſſiſchen Geſchichte: Stenka Razin . . 196

ölftes Kapitel. Sechs Jahre der Ruhe. — Der
Kronprinz-Mitregent richtet ſein Hauptaugenmerk auf
Vergrößerung der Flotte. — Abriß der Geſchichte der dä-
iſchen Marine. — Ausbruch neuer Feindſeligkeiten von
Seiten Englands . . . . . . . . . . 207

izehntes Kapitel. Die engliſche Flotte und de-
n Befehlshaber. — Landung der Engländer auf See-
and. — Die däniſche Streitmacht. — Peymann's Aufruf.
— Cathcart's Drohung. — Dänemarks „Declaration“. —
Patriotismus der Dänen. — Aufruf an die Dithmarſen.
— Anfang der Feindſeligkeiten. — Die Schlacht bei Kjoege. 220

rzehntes Kapitel. Geheimer Befehl des Kron-
[illegible] die Flotte zu verbrennen. — Anfang des Bom-
[illegible] — Obriſt Congreve und die von ihm erfun-
nen Raketen. — Die drei Schreckensnächte. — Kopen-
agen ergiebt ſich den Engländern. — Die Capitulation
om 7. September . . . . . . . . . . 252

fzehntes Kapitel. Die Declaration des briti-
chen Miniſteriums. — Engliſche, franzöſiſche und däni-
che Stimmen, die dagegen laut wurden. — Manthey und
eine Schrift . . . . . . . . . . . 278

Seite

**Sechszehntes Kapitel.** Wegführung der däniſchen Flotte. — Englands neue Vorſchläge werden energiſch zurückgewieſen. — Dänemark ruft Frankreichs Hülfe an. — Schwedens Stellung. — Einſchiffung der engliſchen Truppen. — Werth der däniſchen Flotte. — Stimmung gegen die Urheber dieſes Raubes. — Umtaufung der däniſchen Schiffe. — Dänemarks Manifeſt gegen England. — Englands Kriegserklärung . . . . . . . . 298

**Siebzehntes Kapitel.** Ein ſchöner Zug des Kronprinzen. — Rußlands Kriegserklärung gegen England. — Letzteres pocht auf ſeine Flotte. — Englands einziger Bundesgenoſſe. — Tod Chriſtians des Siebenten. — Thronbeſteigung Friedrichs des Sechsten . . . . 313

**Achtzehntes Kapitel.** Liſte der vom Jahre 1784 bis 1808 creirten Ritter des Elephanten-Ordens . . . 320

**Neunzehntes Kapitel.** Das Urtheil gegen Peymann und Genoſſen . . . . . . . . 324

# Zwölftes Buch.

n der Hinrichtung Struenſee's, bis zur Auflöſung des Miniſteriums Guldberg.

(1772—1784.)

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

ſic
ge
ſiſ
S
an
li
krü
un
Si
zu
lich
lich
den
Bl
le
be

# Erſtes Kapitel.

ruenſee's Vater. — Seine Bittſchriften. — Fernere Schickſale der
itangeklagten ſeines Sohnes. — Frau von Gaehler. — Hanſen. —
ffelberg. — Sturtz. — Willebrant. — Die Lieutenants Aboe und
ruenſee. — Profeſſor Berger. — General-Lieutenant von Gaehler. —
Juſtizrath Struenſee. — Obriſt Falckenſkiold.

Wenige Tage vor Struenſee's Hinrichtung hatte
ſein vierundſechszigjähriger, von Gram und Schmerz
eugter Vater, der ſchleswig-holſtein'ſche Obercon-
orialrath uhd Generalſuperintendent Dr. Adam
ruenſee, von Rendsburg aus, in drei Bittſchriften
König Chriſtian, an die Königin-Witwe Ju-
ne Marie und an deren körperlich wie geiſtig ver-
ppelten Sohn, den Erbprinzen Friedrich, gewendet
ſie bei den Wunden des Heilands, der für alle
nder geblutet, beſchworen, lieber Gnade als Recht
üben und wenigſtens das Leben ſeines unglück-
en Sohnes zu ſchonen. Der noch zehnmal unglück-
ere Vater beſchwor den König von Gottes Gnaden,
Hermelin ſeines Purpurmantels nicht durch das
t eines Opferlammes zu beflecken, das bis zum
en Augenblicke ſeiner Verurtheilung ſeine Unſchuld
heuert habe. Das ſchwer geängſtigte, von tauſend

Dolchen zerfleiſchte Vaterherz erſchöpfte den ganzen Köcher ſeiner Kanzelberedſamkeit, das ganze Arſenal der chriſtlichen Moral, um den Hof zu bewegen, der Stimme der Barmherzigkeit Gehör zu ſchenken und ſich nicht vom Gefühle augenblicklicher Rache zu einem Acte unköniglicher Grauſamkeit hinreißen zu laſſen, welchen das menſchenfreundliche Herz des Königs früher oder ſpäter tief bereuen würde. Man möge den Grafen Struenſee für immer aus Dänemark verbannen, oder auch zu ewigem Kerker verurtheilen, nur nicht hinrichten laſſen, denn letztere Strafe habe er ſicher nicht verdient. Aber ſollte das Geſetz durchaus eine Blutſühne verlangen, ſo möge man lieber den morſchen Baum als das blühende Reis vom lebensmüden Stamme brechen. — Doch dieſe drei Bittgeſuche theilten das Loos unzählig Anderer: ſie wurden lieb- und mitleidlos unterſchlagen. Der Mann, der ihnen den Weg zum Throne, wie zum Herzen der beiden Hauptfeinde des Grafen Struenſee verſperrte, war der hyperfromme Ex-Prieſter und nunmehrige Cabinetsſecretär Ove Guldberg. —

Drei Wochen nach der Hinrichtung Struenſee's und Brandt's ward den Blutrichtern, die ihr Gewiſſen mit einem unverantwortlichen Juſtizmorde befleckt, durch ein königliches Cabinetſchreiben vom 28. Mai 1772 anbefohlen, von Struenſee's mitgefangenen Conſorten die Gemahlin des General-Lieutenants von Gaehler, den Contre-Admiral Hanſen, den Obriſtlieutenant von Heſſelberg, den Legationsrath Sturtz, den Etatsrath Willebrand, die Lieutenants Aboe und Struenſee, wie auch den Profeſſor Berger aus ihrem Gefängniſſe zu entlaſſen und jede weitere Unterſuchung gegen ſie aufzuheben. —

Am folgenden Morgen öffneten ſich die Riegel ihrer Kerker. Alle Acht wurden in Freiheit geſetzt, jedoch nur unter folgenden Bedingungen:

1) Die General-Lieutenantin von Gaehler, die Hofdame, mit welcher König Chriſtian vorzugsweiſe gern allabendlich ſeine Partie Quadrille oder Lhombre zu ſpielen gewohnt war, erhielt die Weiſung, nicht eher wieder bei Hofe zu erſcheinen, als bis der Prozeß gegen ihren Gemahl entſchieden ſei.

2) Ole Hanſen, der von Jugend auf bei der Flotte gedient hatte, 1752 Capitain, 1758 Commandeur-Capitain, am 3. März 1769 Contre-Admiral, im Mai deſſelben Jahres Chef der erſten Marine-Diviſion und ein Jahr ſpäter eines der einflußreichſten Mitglieder des Admiralitäts-Collegiums geworden war, behielt ſeine Stelle als Contre-Admiral, verlor aber ſeinen Sitz im Collegium.

3) Hans Jacob Henning von Heſſel- erg, ein Holſteiner, welcher von einem Lieutenant des nfanterie-Regiments Kronprinz zum Obriſtlieutenant eim Cadetten-Corps emporgerückt war, erhielt das ommando über das Schleswig-Holſtein'ſche National- giment und ward nach Rendsburg verſetzt.

4) Dem Legationsrath Helfreich Peter Sturtz, er ſeit dem 25. Auguſt 1769 den ziemlich einträglichen Poſten eines Directors im Generalpoſtamt bekleidet atte, bald nach dem Sturze des Grafen Bernſtorff

aber entlaſſen worden war, ließ man die ihm damals bewilligte Penſion von fünfhundert Thalern, jedoch nur unter der Bedingung, daß er — als Nicht-Däne — Kopenhagen und Dänemark für immer zu verlaſſen und ſeinen Aufenthalt im Holſtein'ſchen zu nehmen habe.

5) Der Etatsrath Johann Chriſtoph Willebrand, Bruder des durch ſeine gelehrten Schriften bekannt gewordenen Juſtizraths Johann Peter Willebrand und eines der thätigſten Werkzeuge der von Struenſee eingeführten Reformen, verlor ſeine Stelle als Deputirter im General-Commiſſariats- und Admiralitäts-Collegium, erhielt eine elende Penſion von dreihundert Thalern und die allerhuldreiche Weiſung, ſich in einer der kleinen Kaufſtädte Seelands niederzulaſſen.

6) Der Lieutenant Gotthilf Chriſtian Struenſee, der jüngere Bruder des executirten Grafen, erhielt ſeinen Abſchied und zweihundert Thaler Reiſegeld, um in ſeine deutſche Heimath zurückkehren zu können.

7) Dem Lieutenant Aboë ward die huldvolle Erlaubniß gewährt, auch fernerhin fortdienen zu können, vorläufig — aber mit Beibehaltung ſeines Soldes — zwei Jahre das Weichbild von Kopenhagen zu meiden und ſich während dieſer Zeit im Auslande umzuſehen.

8) Profeſſor Chriſtian Johann Berger (nicht zu verwechſeln mit dem wirklichen Etatsrath und königlichen Leibarzte Johann Juſtus von Berger), ein ausgezeichneter Anatom und Mediciner, der, auf Struenſee's Empfehlung, am 12. Juni 1770 gleichfalls in die Reihe der königlichen Leibärzte aufgenommen

ein Jahr ſpäter zum oberſten Leiter des Friedrich-
itals ernannt worden war, wurde beider Stellen
eich beraubt, erhielt eine mesquine Penſion von
hundert Thalern und die Weiſung, ſich nach Aalborg
begeben.

Die Anklage des Letztgenannten war von Allen die
erlichſte. Struenſee's Feinde hatten den allge-
n geachteten Arzt des Verbrechens bezüchtigt, ein
iles Gift bereitet zu haben, das den König pou-à-peu
tigen ſollte, damit Graf Struenſee, wie weiland
ver Cromwell, das Protectorat über Dänemark
ſich reißen und die Königin Caroline Mathilde
dem Tode ihres Gemahls zu ſeiner Gemahlin
ben könne.

Bergers ſogenannte Begnadigung war eben ſo
melſchreiend ungerecht, wie der gegen Struenſee
Brandt verübte Juſtiz-Meuchelmord.

Konnten Struenſee's Anhänger des Verbrechens,
n man ſie anzuklagen gewagt hatte, nicht überführt
ven, ſo mußten ſie gänzlich freigeſprochen und nicht
rrechtlich ihrer Aemter beraubt werden. Das ſchreck-
e der Schrecken iſt eine Juſtiz, die unter dem Deck-
tel ſogenannter Gerechtigkeit ungeſtraft die em-
ndſten Ungerechtigkeiten begehen darf. Pernicio-
ma bestia est judex injustus. So wenigſtens
te vor dreihundert Jahren die Deviſe des branden-
iſchen Kanzlers von Breitenbach.

Nachdem man jene oben aufgezählten acht Per-
n nach widerrechtlicher Gefangenhaltung von länger
vier Monaten endlich in Freiheit geſetzt hatte, blieben

von den am Morgen des 18. Januars verhafteten Staatsverbrechern nur noch drei Attentäter übrig, deren Schickſal bis dahin noch nicht entſchieden war. Dieſe drei Opfer der däniſchen Juſtiz waren: der Juſtizrath Carl Auguſt Struenſee, des Grafen älterer Bruder, der Generallieutenant von Gaehler und der Obriſt Falckenſkiold.

Der Erſtgenannte, dem, eben ſo wenig als jedem Andern ſeiner Mitangeklagten, das Complot, deſſen er ſich angeklagt ſah, rechtlich nachzuweiſen war, wurde endlich ebenfalls freigelaſſen, nachdem man ihm vorher einen ſchriftlichen Eid abgepreßt hatte, über ſeine Verbannung aus Dänemark ſowohl, wie über Alles, was er daſelbſt ſelber erlebt oder durch Andere erfahren habe, weder direct noch indirect, weder mündlich noch ſchriftlich irgend etwas bekannt zu machen. Gleichzeitig ward ihm anbefohlen, binnen vierundzwanzig Stunden die Hauptſtadt und innerhalb drei Tagen das ganze Königreich zu verlaſſen. Der Juſtizrath fügte ſich dieſem Befehle und hielt ſein Verſprechen, das ihm durch ſchriftliche Eidesleiſtung abgedrungen worden war.*)

---

*) Struenſee kehrte von Dänemark nach Preußen zurück, lebte mehrere Jahre auf ſeinem Gute Algenau in Schleſien, folgte dann einem Rufe als Bankdirector nach Elbingen, wurde 1782 als Oberfinanzrath und Director der zehn Jahre früher durch Friedrich den Großen creirten Seehandlung-Societät nach Berlin berufen und, neun Jahre ſpäter, als Staatsminiſter und Chef des Acciſe- und Zoll-Departements inſtallirt. In dieſer Stelle erwarb er ſich durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, ſo wie durch die raſt-

Wir kommen nun zu dem Zweiten. Peter Elias von Gaehler (ein Sohn Caspar von Gaehler's, der als Etatsrath und General-Kriegs-Commiſſar in den deutſchen Fürſtenthümern am 10. December 1759 zu Schleswig geſtorben war), hatte Anfangs bei der Leibgarde zu Fuß gedient, war dann Hauptmann dieſer Garde und General-Adjutant des Königs bis zum Jahre 1747, in welchem er zum Obriſten der Infanterie emporrückte. Eilf Jahre ſpäter ward er (am 12. März 1758) General-Major, am 26. April 1760 General-Quartiermeiſter und bald darauf General-Lieutenant. Am 31. März 1765 ertheilte ihm Friedrich V. den Danebrog. 1766 Vice-Commandant von Glückſtadt, ward er ein Jahr darauf Mitglied des Kriegs-Directoriums. Am 29. Januar 1769 verlieh ihm die Königin-Witwe

---

loſe Thätigkeit ſeines Geiſtes und durch die Macht ſeiner Energie ſo großes unbeſtrittenes Verdienſt, daß derſelbe König von Dänemark, der es geduldet hatte, daß das Wappenſchild des Grafen durch Henkershand zertrümmert ward, ſich bewogen fand, den Bruder deſſelben in den däniſchen Adelſtand zu erheben und ihm das Prädicat von Carlsbach beizulegen. Struenſee zeichnete ſich in gleich hohem Grade in den verſchiedenen Branchen der Staatsökonomie wie in den Sphären der Ingenieurkunſt aus. Im Jahre 1760 erſchienen ſeine „Anfangsgründe der Artillerie", in den Jahren 1771—1774 ſeine „Anfangsgründe der Kriegsbaukunſt" und ſpäter ſeine „Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europäiſchen Staaten". — Struenſee ſtarb in ſeinem ſiebenzigſten Jahre am 17. October 1804. Vergl. Hans Heinrich Ludwig von Held, Struenſee. Skizze für Diejenigen, denen ſein Andenken werth iſt, Berl. 1805. 8.

Sophia Magdalena den Orden der Union parfaite. 1770 ward er Mitglied des neuen Staatsminiſteriums, 1771 General der Infanterie und, auf Struenſee's Empfehlung, Ritter des Mathilden-Ordens. — Ein älterer Bruder unſeres Generals, Siegmund Wilhelm von Gaehler, der im Jahre 1759 als däniſcher außerordentlicher Geſandter an den Hof Muſtapha's III. nach Conſtantinopel geſchickt worden war, hatte am 22. November 1767 von Chriſtian VII. den Danebrog, am 5. Mai 1768 die Geheimerathswürde und gleichzeitig die Ober-Präſidentenſtelle in Altona erhalten. — Die Gemahlin des Generals, zwanzig Jahre jünger als er, ward — wir wiſſen nicht, ob mit Recht — zu den Gunſtdamen Seiner blödſinnigen Majeſtät gezählt, die vorzugsweiſe am Fetten und Ueberreiſen Geſchmack zu finden geruhte. — Obgleich auch ihrem Gemahle nichts zu beweiſen war, was ihn in den Augen ſeiner Richter hätte ſtrafbar machen können, ward auch er, als entſchiedener Anhänger und Freund des geſtürzten Grafen Struenſee, verabſchiedet und mit einer dürftigen Penſion nach Aalborg verwieſen; die Generalin dagegen blieb in Kopenhagen, durfte nach der Verbannung ihres Gemahls wieder bei Hofe erſcheinen und dem geiſteskranken Schattenkönige, der ſeit dem Sturze Struenſee's zu einer gekrönten Null herabgeſunken war, durch Kartenſpiel, Würfelluſt und joux innocents aller Art die ihn endlos angähnende Zeit verkürzen helfen.

Die dritte und intereſſanteſte Perſönlichkeit war der Obriſt und Kammerherr Seneca Otho von

Falckenſkiold. Geboren am 15. April 1738 zu Slagelſe auf der Inſel Seeland, ward er von ſeinem Vater, Obriſten eines däniſchen Reiterregiments, zum Waffendienſte beſtimmt. Kaum dreizehn Jahre alt, trat der jugendliche Recke Seneca als Cornet in ein Huſarenregiment und avancirte raſch zum Lieutenant. — Beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges diente er in Frankreich beim Regimente Elſaß, focht in den Schlachten von Bergen und Kloſterfeld mit und ward in der letztgenannten ſo ſchwer verwundet, daß er ſich gezwungen ſah, ſeinen Abſchied zu nehmen.

Während dieſes Krieges, der ſeine Geißel verheerend durch halb Europa ſchwang, erweiterte der junge Falckenſkiold den Kreis ſeiner militäriſchen Studien und bemühte ſich, „die bisher aus Büchern geſchöpften Theorien von der Stellung und Bewegung kriegführender Heere durch die Praxis zu berichtigen".

Nach dem Hubertsburger Frieden nahm er wieder Dienſte in Dänemark und trat als Hauptmann ins Infanterie-Regiment Delmenhorſt, das zu jener Zeit (1763) in Norwegen ſtand.

Aber ſeine nimmerſatte Wißbegier gönnte ihm dort nur kurze Ruhe. Er begehrte Urlaub, bereiſ'te Schweden, Deutſchland, Frankreich, England, erlernte die Sprachen dieſer Länder und machte ſich mit deren Sitten und geſellſchaftlichen Einrichtungen bekannt.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, ward er am 27. Mai 1768 zum General-Adjutanten Chriſtian's VII. und gleich darauf zum Kammerherrn ernannt.

Im Jahre 1769 erhielt er die beim Könige nachgeſuchte Erlaubniß, als Freiwilliger im ruſſiſchen Heere dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen. Er trat dort als Obriſtlieutenant der Ingenieure ein und ward mit dem Entwurfe der Karten des Kriegsſchauplatzes beauftragt. Er diente in dem unter dem Oberbefehle des Fürſten Alexander Gallitzin ſtehenden Armeecorps und zeichnete ſich vor Allem bei der Belagerung und Erſtürmung von Choczim (in Beſſarabien) aus.*)

Im folgenden Jahre diente er bei demſelben Heere, deſſen Oberbefehl dem Grafen Peter Alexandrowitſch Romanzoff übertragen worden war, zeigte einen hohen Grad perſönlichen Muthes und war der Erſte, der in das verſchanzte Lager der Türken bei Large eindrang. Für dieſen Act der Tapferkeit war er einer von den zwölf Rittern, die von der großen Katharina den erſt kurz vorher (am 23. November 1769) creirten Sanct-Georgs-Orden erhielten. —

---

*) Die Türken wurden, beiläufig erwähnt, von einem Renegaten, dem Großvezier Moldawani Ali Paſcha commandirt, deſſen Vater ein Chriſt aus der Moldau war. Moldawani hatte in ſeinem Serail ſchönere Odalisken, als der Sultan ſelbſt. Seine Haupt-Favoritin war eine märchenhaſt ſchöne Polin und Ruſſenfeindin. Dieſer hatte er verſprechen müſſen, ihr noch vor Beendigung des Feldzuges zwölf ruſſiſche Sklavinnen der vornehmſten Familien zu ihrer Aufwartung zu ſchicken. Im Treffen von Choczim wurde des Großveziers Maitreſſe und deſſen Papagey, Itzimi genannt, von dem Regimente gefangen, welches Falckenſkiold commandirte. Moldawani bot für die Auslieferung ſeiner Lieblinge große Geldſummen. Falckenſkiold war ſo großmüthig, ihm Beide, mit Genehmigung des Fürſten Gallitzin, unentgeldlich zurückzuſchicken.

Nach der Schlacht bei Kahul, in welcher unſer Däne mit dem Muthe eines Spartaners focht, erhob ihn die Kaiſerin zum Obriſten mit dem Range eines Brigadiers.

Während dieſer Zeit hatte in Dänemark die Herrſchaft Struenſee's begonnen. Der Scharfblick dieſes Grafen war es, welcher den Obriſten von Falckenſkiold nach Kopenhagen zurückberief, um mit Hilfe der Erfahrungen dieſes eben ſo tüchtigen als ehrlichen Soldaten das däniſche Heer nach einem neuen, zweckmäßigen Syſteme umzuformen.

Falckenſkiold, der nur mit Widerſtreben den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen und dem an ihn ergangenen Rufe Folge geleiſtet hatte, blieb nur einige Monate in Kopenhagen und ward dann mit einem diplomatiſchen Auftrage, der ſich auf die Unterhandlungen hinſichtlich der ruſſiſchen Abtretung des Herzogthums Holſtein bezog, nach Petersburg geſchickt.

Bei ſeiner Rückkehr aus Rußland fand er die Lage der Dinge ſehr verändert. Er ſah die drohenden Gewitterwolken, die über dem Grafen Struenſee und deſſen Anhängern, zu denen auch Falckenſkiold gehörte, ſich mehr und mehr zuſammenballten. Der Obriſt wagte, den Miniſter wiederholt zu warnen; Struenſee aber hielt ſich für allzumächtig, um den Warnungen dieſes Freundes Gehör zu ſchenken.

Als nach jenem Maskenballe die im Stillen vorbereitete Palaſtrevolution zum Ausbruche kam, ward auch Falckenſkiold mit in Struenſee's und Brandt's

Fall hineingezogen. Nach ihnen kam der Obriſt am Schlimmſten dabei fort.

Wir laſſen nun ſeine fernern Schickſale ihn ſelbſt erzählen:

„Am 17. Januar 1772, Morgens gegen 5 Uhr, trat Obriſt Eichſtädt, begleitet vom Obriſten Ahrensdorff*) und einem Dragoner-Lieutenant in mein Zimmer, welches ich nie verriegelte. Nachdem ſie mich aufgeweckt, ſagte mir Eichſtädt, daß er vom Könige beauftragt ſei, mich verhaften zu müſſen. Er las mit lauter Stimme die Ordre, welche ihn zum Commandanten von Kopenhagen erhob und ihm einſchärfte, den General Gude**), den Obriſt-Lieutenant Heſſelberg und mich zu verhaften.

Ich unterſuchte dieſes Document, welches vom Könige unterzeichnet und vom Prinzen Friedrich contraſignirt war; doch ſchien es mir, daß das Ganze, ſelbſt

---

*) Franz Ludwig von Ahrensdorff hatte früher im preußiſchen Heere gedient, als Stabs-Hauptmann ſeinen Abſchied genommen und ſich nach Dänemark gewendet, wo er als Hauptmann bei dem Grenadier-Corps eintrat und bald darauf Obriſter des norwegiſchen Leibregimentes ward. Weil er bei Falckenſkiold's Gefangennehmung nicht Vorſicht genug gebraucht und ihm das Verbrennen gewiſſer Papiere geſtattet haben ſoll, wurde er als Commandant nach der Inſel Bornholm verſetzt, avancirte aber bald darauf zum General-Major. Er ſtarb am 25. Juni 1775, ſechsundfünfzig Jahre alt, zu Bornholm.

**) Claus Heinrich von Gude (im fünften Bande iſt ſein Name irrthümlich Gudde geſchrieben) hatte lange Zeit beim Infanterie-Regimente Kronprinz, dann beim Holdie Unterſchriften, von Eichſtädt geſchrieben ſei. Später fand ich dieſe Vermuthung beſtätigt. Aber im Grunde genommen war dieſer Umſtand ſehr gleichgiltig.

Nachdem Eichſtädt und Ahrensdorff einen Lieutenant und einen Sergeanten in meinem Zimmer zurückgelaſſen hatten, um mich daſelbſt zu bewachen, zogen ſie ſich zurück.

Am andern Morgen ließ ich den Major meines Regimentes rufen und händigte ihm die Fahnen ein, indem ich ihm gleichzeitig Inſtructionen zur Aufrechthaltung der Ordnung der Truppen gab.

Erſt vier Tage ſpäter, am 21. Januar, um eilf Uhr Nachts, trat ein Major, begleitet von acht oder zehn Offizieren, ungeſtüm in mein Zimmer und befahl mir, ihm ungeſäumt zu folgen. Man ſetzte mich in einen Fiacre, worin drei Offiziere neben mir Platz nahmen. Zwei Unteroffiziere ſtiegen hinten auf; der Major ritt voran, den Degen in der Hand, von einigen Soldaten gefolgt. Ich ward nach dem Marinegefängniſſe gebracht.

Acht Tage darnach erſchienen drei Marine-Offiziere an der Spitze von vierundzwanzig Matroſen, um mich

---

ſtein'ſchen Regimente und endlich bei den Land-Cadetten gedient, bei welchem Corps er am 10. December 1760 zum Obriſten avancirt war. Vier Jahre darauf zum Chef des Regiments der Königin ernannt, ward er 1766 General-Major der Infanterie und am 16. December 1771 Commandant von Kopenhagen. Nach Struenſee's Sturze wurde Eichſtädt, der ihn gefangen nahm, deſſen Nachfolger. Auch Gude wurde verhaftet; aber ſein Arreſt währte nur wenige Stunden; er wurde dann wieder freigelaſſen.

in ein anderes Gefängniß im zweiten Stockwerke der Hauptmarine-Wache zu bringen. Während der neun Wochen, die ich in dieſem kalten Loche zugebracht, habe ich nicht eine Stunde hintereinander ſchlafen können. Man verſagte mir Bücher; man verweigerte mir friſches Waſchwaſſer und reine Wäſche. Ich durfte mich nur dann raſiren laſſen, wenn ich mich von zweien meiner Wächter ſo halten ließ, daß es mir unmöglich war, mich zu ermorden.

Von Rechtswegen hätte man ſchon vor meiner Verhaftung wiſſen müſſen, welchen Antheil ich an Struenſee's Verbrechen genommen; doch in welchem Lande legt man dem gefangenen, wehrloſen Unglücklichen Rechenſchaft ab über die langen Zwiſchenzeiten, in welchen man ihn ſchmachten läßt, bis die hohe Obrigkeit ihn würdig hält, zu befragen, ob er unſchuldig oder ſtrafbar ſei? — Erſt nach neunwöchentlicher Haft kündigte mir der wachhabende Capitain an, daß mich die Unterſuchungscommiſſion erwarte.

Bei dieſer Nachricht rief ich: Tandem! (Endlich!) aus. Der Capitain, der kein Latein verſtand, rief nun, durch dieſen Ausruf überraſcht, auch ſeinerſeits Tandem! aus. Die Offiziere in ſeinem Gefolge, die Soldaten der Wache, Alle wiederholten das Wort Tandem, und Einige darunter ſchienen Luſt zu haben, über dieſes Wort, das ihnen etwas Geheimnißvolles zu enthalten ſchien, ein Verhör einleiten zu wollen.

Vor die Commiſſion geführt, die auf der Citadelle verſammelt war, wurde ich vom Präſidenten derſelben,

nens Sevel, über eine lange Reihe von Beſchul-
ngen befragt.“

Von all’ dieſen Beſchuldigungen führen wir, um
t weitläufig zu werden, nur die wichtigeren an:

„Man beſchuldigte mich“, fährt Falckenſkiold
:

1) Daß ich auf dem Walle Muſik hätte machen
en in dem Augenblick, als Prinz Friedrich, Bru-
des Königs, vorübergegangen ſei, und daß ich dem
ziere, welcher mich gefragt: ob er die Muſik ſolle
hören laſſen, geantwortet habe: Nein, ſelbſt dann
t, wenn der liebe Gott käme!

Es handelte ſich dabei um eine Thatſache, welche
ein Jahr vorher, im März oder April 1771,
tragen hatte.

Unter Chriſtian VI. war die profane Muſik,
t in der Behauſung der Bürger, bei Strafe verbo-
geweſen. Unter der Regierung Chriſtian’s VII.
de im Gegentheile anbefohlen, an den öffentlichen
zen Muſik zu machen, um das Volk aufzuheitern.
e Zweifel hatte man vergeſſen, daß ein hungeriger
gen für die Süßigkeit der Melodie eben nicht all-
r empfänglich iſt: die Muſik erbitterte das hun-
de Volk. Deſſenungeachtet lautete die Ordre be-
nt, und ich konnte nichts daran ändern: es mußte
den öffentlichen Plätzen Muſik gemacht werden,
üglich ſo oft der König dort erſchien. Was würde
demnach geſagt haben, wenn ich ſie an dem Tage,
welchem Prinz Friedrich auf dem Wall erſchien,
einſtellen laſſen? Würde man mir nicht, und

zwar mit Recht, vorgeworfen haben, daß ich dem Befehle entgegengehandelt, blos um den Prinzen dadurch zu beleidigen?

In Bezug auf die von mir gegebene Antwort: Nein, auch dann nicht, wenn der liebe Gott käme! bemerkte ich der Commiſſion, daß in Frankreich, wo ich früher gedient, ein Offizier ſelten die Wache ablöſt, ohne von der Schildwache den Ausruf zu hören: Zu den Waffen, der liebe Gott kommt! Dieſe Art Appel findet jedesmal ſtatt, wenn der Soldat den Prieſter, mit dem Sacramente verſehen, vorüberziehen zieht. Man hat ſich daher, wenn man eine Verweigerung bekräftigen will, daran gewöhnt, zu ſagen: Nein, ich werde das nicht thun, ſelbſt dann nicht, wenn auch der liebe Gott ſelbſt käme. Wer aber wird ſo blödſinnig ſein, eine ſo harmloſe Redensart, wie dieſe, für verbrecheriſch zu halten?

2) Ich ſoll im Kriegs-Collegium die Meinung geäußert haben, man müſſe aus Kopenhagen jenes Regiment entfernen, welches den Namen „Prinz Friedrich“ führt.

Prinz Friedrich war nicht einmal Chef des Regiments, das ſeinen Namen trug. Der Obriſt deſſelben commandirte in Nyborg. Die Beſatzung dieſes Platzes betrug höchſtens hundert Mann und ſchien mir viel zu ſchwach; aus dieſem Grunde ſchlug ich vor, das Regiment Prinz Friedrich dahin zu ſenden, um es ſeinem Obriſten zur Verfügung zu ſtellen. Das eben genannte Regiment war eben ſo wenig wie jedes Andere ausdrücklich an den Dienſt der Hauptſtadt ge-

nden. Man berief es nach dem fünf Meilen von
openhagen entfernten Platze Helſingoer, um daraus
e Beſatzung deſſelben zu bilden. — Das Regiment,
elches den Namen der Königin trug, lag damals fünfzig
eilen weit von der Reſidenz Ihrer Majeſtät.

3) Ich ſoll den Offizieren meines Re-
ments verboten haben, dem Prinzen Frie-
rich den Hof zu machen.

Dieſe Anklage war eine Verläumdung, erfunden,
n mich bei dem Prinzen, der damals alle Gewalt in
änemark beſaß, verhaßt zu machen. — Ich begnügte
ich nicht damit, dieſe Beſchuldigung zurückzuweiſen,
ndern ich verlangte, daß Ankläger und Zeugen mir
genüber geſtellt werden ſollten und daß man Beweiſe
rbringe. — Ganz auf dieſelbe Weiſe klagte man frü-
r den Grafen von Griffenfeldt an, weil er geſagt
aben ſoll: „Ich erwarte mit Ungeduld den Tod des
önigs, damit ich Regent werde.“ Er leugnete, dies
ſagt zu haben, und verlangte Beweiſe; aber ſtatt der
eweiſe begnügte ſich die däniſche Juſtiz, ihm den Kop
zuſchlagen, um ihn auf dieſe Weiſe am Sicherſten
m Schweigen zu bringen.

4) Ich ſoll mich oft zu Struenſee verfügt
d immer zu ſprechen aufgehört haben, ſo
t Jemand hereingetreten; ich ſoll Schuld
in, daß viele Perſonen, welche ihn ſprechen
ollten, nicht vorgelaſſen würden, weil ich
i ihm war.

Was ſoll man auf Beſchuldigungen ſolcher Art er-
edern? Glaubt man nicht im „Gil-Blas“ das Ver-

hör zu leſen, welches die Herren Spitzbuben mit dem Kaufmann Samuel Simon anſtellen, den ſie erſchrecken wollen, um ihn zu beſtehlen?

5) Ich ſoll nur auf Struenſee's Verwendung befördert worden ſein.

Auch dies iſt eine plumpe Unwahrheit, denn ich war General-Adjutant und Kammerherr, als ich Kopenhagen verließ, um mein Glück in Rußland zu verſuchen; weder Struenſee, der damals noch wenig Einfluß beſaß, noch mein eigenes Verdienſt verſchafften mir dieſe Beförderung; ich verdankte ſie dem damaligen Günſtlinge des Königs, dem Grafen Holck, welcher im Begriff war, ein Fräulein von Laurwig, die Tochter eines Geſchwiſterkindes meiner Mutter, zu heirathen.

Im Verlaufe dieſer Verhöre wurde mir vorgeworfen, daß ich in Dänemark zum Obriſten ernannt worden ſei, ob ich gleich erſt dreiunddreißig Jahre alt geweſen war. Mir ſelber warf ich vor, daß ich aus Liebe zu meinem Vaterlande den Vortheil einer militäriſchen Beförderung in Rußland aufgegeben hatte. — Auch tadelte man mich deßhalb, weil ich ſo oft bei Hofe eingeladen worden war; ich getraute mich nicht zu ſchildern, welche Langeweile ich auf allen dieſen großen Hoffeſten ausgeſtanden, und wie oft ich mich nach meiner einfachen Mahlzeit, bei einem Buche, an der Ecke meines traulichen Kamines zurückgeſehnt hatte.

Sevel vergaß ſich bei dieſer Sitzung ſo ſehr, daß er äußerte, er bedaure es, daß Struenſee am 20. October 1771 auf dem den Zimmerleuten gegebenen Verſöhnungsfeſte von den Matroſen nicht getödtet worden ſei.

Sevel's Haß hatte ohne Zweifel Grund, denn er behielt nicht mehr als fünf Aemter, da Struenſe ihm das ſechſte abgenommen hatte. Sevel war Marine-Secretair, Profeſſor bei der Univerſität zu Kopenhagen, Richter beim Ober-Gerichte, Verwalter in einem Gemeinde-Gut und Juſtiz-Secretair im Departement bei den Finanzen. Er ſtrebte aber auch Beiſitzer der Admiralität zu werden und er wurde es auch, nachdem Struenſee's Prozeß beendigt war.

6) Ich ſoll mit dem Könige geſprochen haben, ohne meinen Stuhl zu verlaſſen.

Indem ich darüber nachdachte, was zu dieſer Beſchwerde Anlaß gegeben, erinnerte ich mich folgender Umſtände: Bei gewiſſen Gelegenheiten ſpielte man Kartenſpiele in den Abendgeſellſchaften bei Hofe. Der König ging da gern von einem Tiſche zum andern und befahl Denen, welche aufſtehen wollten, ſitzen zu bleiben, wenn er einige Augenblicke ſich mit ihnen unterhielt. Der König hatte auch mir, wie ſo vielen Andern, die Ehre erzeigt, auf dieſe Weiſe häufig mit mir zu plaudern. Dies war mein Verbrechen.

7) Ich ſoll die Conſtitution der Däniſchen Armee ſchlecht gefunden und geſagt haben: man müſſe Alles mit der Wurzel ausreißen und in's Feuer werfen.

In der That hatte ich eine Denkſchrift eingereicht, in welcher ich nachwies, daß die Einrichtung der Däniſchen Armee von Grund aus ſchlecht ſei; daß man die alten Vorurtheile ausrotten und dieſe Armee nach neuen Grundſätzen, deren Nutzen ich auseinanderſetzte, umgeſtalten müſſe.

8) Daß ich dieſelben Grundſätze bei der Verwaltung gehabt, wie Struenſee.

Als Letzterer befragt worden war, warum er mir einige Auszeichnung bezeigt habe, erklärte er: „Darum, weil er mit mir über die Grundſätze einverſtanden war, die bei der Verwaltung befolgt werden müſſen.“

Hierauf allein beruhte dieſe Beſchuldigung; denn Struenſee hatte die meiſten ſeiner Reformen zu einer Zeit bewerkſtelligt, als ich noch in Rußland geweſen war; was die andern Umgeſtaltungen anbelangt, ſo hab gerade ich ihn immer davon abzuhalten verſucht.

9) Daß ich dazu beigetragen hätte, die Commandantur von Kopenhagen anders beſetzen zu laſſen.

Der Graf von Ahlefeldt, General von der Cavallerie, war Commandant von Kopenhagen*) und wurde, während ich in Rußland diente, abgeſetzt. An deſſen Stelle ward Oberſt Sames, jedoch nur proviſoriſch, zum Commandanten der Hauptſtadt ernannt. Eines Tages berathſchlagte ſich Struenſee mit mir wegen der Verſetzung des Obriſten.

---

*) Conrad Wilhelm, Graf von Ahlefeldt zu Langeland und Rixingen, geb. am 21. September 1708, war der zweite Sohn des 1722 geſtorbenen däniſchen Geheimen Raths und Ober-Stallmeiſters Carl, Grafen von Ahlefeldt und der 1755 geſtorbenen Ulrike Antoinette, Tochter des Grafen Ulrich Friedrich von Gyldenloew. Er wählte die militairiſche Laufbahn und avancirte raſch bis zum Obriſten des Leibregiments Dragoner. Im Jahre 1753 wurde er General-Major, zwei Jahre ſpäter, nach dem Tode des Feldmarſchalls, Werner Grafen von Schulenburg, Oberkriegs-Secretair im Land-Etat-General-Commiſſariat, am 31. März 1758 General-Lieutenant, im October 1763

— Warum aber, fragte ich, will man Sames um ſeine Stelle bringen?

— Weil es nicht zweckmäßig iſt, entgegnete Struenſee, daß eine Beſatzung von ſieben Regimentern Infanterie blos von einem Obriſten befehligt werde, während der König fünfzig Generale beſoldet. Ferner, weil es endlich einmal Zeit iſt, den proviſoriſchen Zuſtand dieſes Poſtens aufhören zu laſſen, und endlich auch darum, weil Obriſt Sames ſich in viele Dinge miſcht, die ihn durchaus nichts angehen.

Wirklich ermüdete Sames den Miniſter mit tauſend Entwürfen in Betreff der Hauptſtadt; um ſie zu verſchönern, wollte er ganze Straßen einreißen, Canäle ausfüllen laſſen u. ſ. w. Er wollte es mit Kopenhagen machen, wie der Marſchall von Belle-Isle, unter welchem Sames gedient, es mit der Stadt Metz gemacht hatte.

---

Commandant von Kopenhagen und 1766 Vice-Präſident des Kriegsrathes. Am 31. März 1750 erhielt er den Danebrog, am 31. März 1756 die Union parfaite und am 30. Januar 1768 den Elephanten-Orden. — Drei Jahre ſpäter (am 18. Januar 1771) fiel er in Ungnade und ward als Oberlanddroſt der Grafſchaft Oldenburg vom Kopenhagener Hofe verbannt. Dort ſtarb er am 25. Juli 1791. Seine Gemahlin war Wilhelmine von Gramm, Tochter des däniſchen Ober-Jägermeiſters Friedrich von Gramm.

Ich machte dem Miniſter den Vorſchlag, den damaligen Gouverneur von Rendsburg, den Herzog Friedrich Carl von Braunſchweig-Bevern, zum Commandanten von Kopenhagen zu ernennen.

Nein, ſagte Struenſee, der iſt von zu hohem Range; man muß dazu einen General-Major der Infanterie nehmen, welcher Linien-Truppen commandirt hat.

In dieſem Falle befanden ſich blos die Generale Snel und Gude. Erſterer wurde damals in Norwegen gebraucht; Letzterer, welcher ſich in Kopenhagen befand, erhielt darum den Vorzug.

Dieſes iſt, genau der Wahrheit gemäß, der Antheil, den ich bei dieſer Sache genommen hatte. — Gleichwohl behauptete man, ich hätte einen untauglichen Mann dazu ernennen laſſen, um dereinſt ſelbſt dieſe Stelle zu erhalten; ich ſei, ſagte man, von unerſättlichem Ehrgeize beſeelt.

Allerdings hatte ich Ehrgeiz; doch nur in ſo fern, als ich mich beſtrebte, durch Erfolge des Krieges mir Ruhm und Beförderung zu erwerben.

Als ich nach Kopenhagen zurückkehrte, beſaß ich den Ehrgeiz, die Däniſche Armee umzugeſtalten und deren Organiſation wo möglich eben ſo gut zu machen, als ſie ſchlecht war."

Wir übergehen die Unzahl der andern Anſchuldigungen, die durchweg noch weit geringfügiger ſind als jene, welche wir hervorgehoben haben, und gelangen zum Schluſſe dieſes hyperfaulen Prozeſſes.

## Zweites Kapitel.

Falckenſkiolds Verurtheilung. — Seine Abführung nach Munkholm. — Sein Aufenthalt daſelbſt. — Seine Begnadigung. — Seine Niederlaſſung im Canton Waadt. — Sein Tod. — Seine Memoiren.

„Am 12. Juni 1772 trat Sevel, vom Marine-Commandanten und mehreren Offizieren begleitet, in mein Gefängniß und erklärte mir, daß der König mich zum Verluſte aller meiner Aemter, ſo wie meines ruſſiſchen Militair-Ordens verurtheilt habe, und daß ich nach Munkholm abgeführt werden ſolle, um dort den übrigen Theil meines Lebens als Gefangener zu bleiben.

Am 26. Juni brachte man mich an Bord eines Kauffahrtei-Schiffes, welches die Admiralität gemiethet hatte, um mich nach dem Orte meiner Beſtimmung transportiren zu laſſen.

Ein Unteroffizier und vier Grenadiere des Regiments Prinz Friedrich, von Eichſtädt abſichtlich auserſehen, erhielten die Weiſung, mich auf dem Schiffe ſtreng zu bewachen. Zwei Grenadiere mit blanken Degen ſollten mich beaufſichtigen und nicht zugeben, daß ich mit irgend Jemand ſprechen dürfe.

Ich wußte, daß man dem Unteroffiziere, welcher dieſe Wache befehligte, verſprochen hatte, er ſolle Lieutenant werden, wenn er mich zu einem Schritte veranlaßte, der ihm einen Vorwand geben könnte, mich gefeſſelt nach Munkholm abzuliefern. Allein der Schiffspatron hatte der Admiralität erklärt, daß er Herr auf ſeinem Schiffe bleiben wolle und nicht zugeben werde, daß irgend ein Anderer darauf Befehle ertheile, und daß er ſelbſt die Wache rufen werde, wenn er derſelben bedürfen ſollte. — Dieſer redliche Mann wußte ſich in Reſpect zu ſetzen und mich vor ſchlechter Behandlung zu ſchützen.

Am 4. Auguſt landeten wir in Munkholm. Man ſperrte mich in ein niedriges Zimmer. Fußboden und Wände waren ſehr feucht. So oft Thauwetter eintrat, drang überall der Schnee wie feine Regentropfen durch. Unter dem Fenſter befand ſich eine Ciſterne mit ſtehendem Waſſer. — Man hatte mir geſagt, daß dieſes Waſſer ungeſund ſei und den Stein verurſache; es ſchien röthlich und kalkartig. Ich fragte, ob ich Anderes bekommen könne; man bot mir dafür Branntwein an, den ich zurückwies.

Auch gutes Brodt war nicht zu haben; für die Gefangenen wurde nur altes Brodt, welches zum Theil ſchon verdorben war und zwölf Prozent weniger als Anderes koſtete, gekauft.

In Drontheim lag ein Bataillon des Regiments *Delmenhorſt* in Garniſon; früher hatte ich in demſelben Regimente gedient und fand in Munkholm Soldaten aus einer Compagnie, welche ich damals be-

gt hatte. Sie gingen damit um, mich aufzuheben
zu deſertiren; aber da ſie mir ihren Plan nicht
heilen konnten, deſertirten ſie allein und zogen ſich
ins Land, um Schweden zu erreichen. Eine Ab-
ung, die zu deren Verfolgung abgeſchickt ward, er-
die Armen und brachte ſie zurück.

Die Soldaten befanden ſich in elendem Zuſtande.
Branntwein und die Häringe, wovon ſie lebten,
reiteten einen widerlichen Geruch; ich hatte Mühe,
vor ihrer Unreinlichkeit zu ſchützen. Alles hing
von dem General von Oſten ab, welcher Land-
t und Gouverneur von Drontheim war.

Es hieß, er ſei ein großer Freund von Geſchenken
nehme ſogar keinen Anſtand, deren zu fordern;
konnte ihm aber keine anbieten.

Der Menſch, welcher bei meiner Ankunft in Munk-
n daſelbſt als Commandant hauſ'te, war früher
ienter eines Kopenhagener Kaufmanns geweſen, dann
onier und Unteroffizier, ſpäter Spion und Inſpec-
eines Lazareths und endlich Commandant von Munk-
n geworden. Er war außerordentlich roh und ſehr
ſig betrunken. Er nannte ſich einen Atheiſten, hielt
für einen großen Ingenieur, Aſtronomen, Kriegs-
digen und urtheilte über Alles ab, ohne Einwen-
gen gelten zu laſſen. — Die übrigen Offiziere wa-
der ausſchweifendſten Trunkenheit ergeben.

Ich bemühte mich auf alle Weiſe, dieſen Herren
dem Wege zu gehen; ich ſprach mit ihnen dann
wenn ich es nicht umgehen konnte. Ich glaube
t, daß es mir ſchwer geworden wäre, aus dieſer

Feſtung zu entſpringen. Guldberg ſelbſt hatte mir vielleicht die Mittel dazu geben wollen, indem er mir Wardhuus, unter dem Polarkreiſe, zum Aufenthalt vorſchlagen ließ. Ich aber zog es vor, in Munkholm zu bleiben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit Beginn meines Aufenthalts auf dieſer Inſel habe ich meine Zeit gehörig eingetheilt. Sommers ſtehe ich ſehr früh auf, im Winter um acht Uhr. Die erſte Stunde jedes Tages widme ich religiöſen Betrachtungen; dann beſchäftige ich mich mit ſolcher Lecture, die einige Geiſtesanſtrengung erfordert; kurz vor Mittag mache ich einen kleinen Spaziergang. Nach Tiſche werden größere Ausflüge gemacht; die Abende beſchließe ich gewöhnlich mit der Lecture von Zeitſchriften, Romanen und Theaterſtücken. Die Tage, an welchen die öffentlichen Blätter ankommen, ſind für mich wahre Feſttage. — Der Feldprediger der Beſatzung beſucht mich bisweilen; der, welcher dieſes Amt bei meiner Ankunft bekleidet hatte, war nach Bergen verſetzt worden. Seine Unterhaltung gewährte mir Vergnügen; die ſeines Nachfolgers gefällt mir nicht minder: ich habe gefunden, daß Beide aufgeklärt, menſchenfreundlich und geneigt waren, mir durch troſtreiche Reden, ſowie dadurch, daß ſie mir Bücher verſchafften, Erleichterung zu gewähren. Die däniſche Geiſtlichkeit iſt im Allgemeinen, gegen den übrigen Theil der Nation gehalten, eben ſo ausgezeichnet wegen ihrer Tugenden als wegen ihrer Einſichten.

Bei ſchlechtem Wetter mache ich meine Spazieränge in einem großen Zimmer des Feſtungsthurmes. ieſes Zimmer hatte in früherer Zeit dem Großkanzler rafen Peter von Griffenfeldt zur Wohnung edient. Seine Feinde verdammten ihn zu derſelben traſe, welche der unglückliche Struenſee erlitt; rſt auf der Richtſtätte ward die über Griffenfeldt erhängte Todesſtrafe, gleichſam als ein Act der Gnade n eine lebenslängliche Verbannung auf dieſen Felſen, erwandelt; hier litt er neunzehn volle Jahre, bevor er m Steine ſtarb. Das, dachte ich, iſt das Loos, welches auch Dich bedroht! — — — — — —

Im October 1774 feierte man die Vermählung des rbprinzen Friedrich.*) Zu derſelben Zeit traf eine

---

*) Julianen's Sohn vermählte ſich am 21. October 1774 mit Sophie Friederike, der älteſten Tochter des Prinzen Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Seine Frau, (geboren am 24. Auguſt 1758,) gebar ihm, nach zwölfjähriger Unfruchtbarkeit, vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter:

1) Den Prinzen Chriſtian, (den nachmaligen König Chriſtian VIII.).

2) Die Prinzeſſin Juliane Sophie; geboren am 18. Februar 1788, vermählte ſie ſich am 2. Auguſt 1812 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl Ludwig von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, der, geboren am 10. Auguſt 1786, am 30. November 1834 mit Tode abging.

3) Louiſe Charlotte; geboren am 30. October 1789, heirathete ſie am 10. November 1810 den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel.

4) Friedrich Ferdinand; geboren am 22. November 1792, vermählte er ſich am 1. Auguſt 1829 mit der Prinzeſſin

eine Depeſche für den Commandanten von Munkholm ein. Man empfahl ihm darin mehr Strenge gegen die Gefangenen und beſonders gegen mich. Dieſes Schreiben des Generals Adam von Hauch war ſonder Zweifel nicht in der Abſicht abgefaßt, es mich leſen zu laſſen; dennoch wurde es mir vom Commandanten mitgetheilt. — — — — — — —

Am 1. März 1775 ward mir in einem fertig gewordenen Hauſe eine andere Wohnung angewieſen; man räumte mir darin zwei Zimmer ein; aber ich gewann bei dieſem Wechſel nichts. Die andern Gebäude des Forts und beſonders das, welches ich bis dahin bewohnt hatte, waren durch die Wälle geſchützt; meine neue Wohnung hingegen, welche im Winkel eines hervorragenden Felſens lag, wurde von den Nord-, Oſt- und Weſt-Winden beſtrichen. Die Balken, welche die Wände meines Kerkers bildeten, waren eben ſo loſe zuſammengefügt als jene des Fußbodens; unter meiner

---

Caroline, der zweiten Tochter König Friedrich's VI., geb. am 28. October 1793.

Die Mutter dieſer vier Kinder ſtarb am 20. November 1794, ihr Gemahl verſchied am 7. December 1805.

Bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Sophie Friederike geruhte ihr Oheim, der damals regierende Herzog Friedrich, genannt der Fromme, die erſten mecklenburg-ſchwerin'ſchen Kammerherren zu creiren. In früherer Zeit hatte es dort nur Kammerjunker gegeben. Den erſten Kammerherrn-Schlüſſel erhielt Chriſtoph Albert von Kamptz, Vater des preußiſchen Juſtizminiſters und weiland Demagogenriechers Carl Albrecht Chriſtian Heinrich von Kamptz.

Wohnung ſchien ein Keller ewige Eisluft durch die Oeffnungen dieſes Bodens hereinzublaſen. Der Ofen, welcher zur Heizung des Zimmers beſtimmt war, konnte mir keinen Schutz gegen die Kälte gewähren, doch reichte ſein Einfluß hin, den Schnee in Regen aufzulöſen und mein Zimmer in beſtändiger Feuchtigkeit zu erhalten. In einem ſolchen Kerker, unter 64 Grad nördlicher Breite, entwarf ich gegenwärtige Beſchreibung, welche keineswegs übertrieben iſt.

Im November 1775 wurde ich von einer Hämorrhoidal-Kolik befallen, die mir ſo große Schmerzen verurſachte, daß ich laut aufſchrie. Der Wundarzt, welcher mich behandelte, ſchloß daraus, daß mein Zuſtand eine große Schonung erheiſche. Ich hatte Ruhe nöthig und bat deßhalb den wachhabenden Soldaten, Keinen zu mir hereinzulaſſen. Als ich anfing einzuſchlafen, erſchien der Commandant; er weckte mich und ſagte mir, ich möchte, da ich im Sterben liege, mich beeilen, ein Teſtament zu ſeinen Gunſten zu machen. Ich wendete mich ab und antwortete ihm: „Ich denke nicht daran, ſo bald ſchon zu ſterben.“ Er aber verſicherte von Neuem, daß ich ihm glauben ſolle, da er doch Commandant der Feſtung ſei. Darauf gab ich ihm keine Antwort; er entfernte ſich ſchimpfend und ließ, um meinen Schlaf zu ſtören, abſichtlich einen Heidenlärm machen unter dem Vorwande, man habe mich befreien wollen, weil man in der Nähe ein Schiff wahrgenommen.

Zu Anfange des Jahres 1776 wurde dieſer Commandant von Munkholm abberufen und durch den Major Colin erſetzt.

Zwei Tage nach ſeiner Ankunft ſchickte er mir ein Fläſchchen guten Waſſers, Brodt und friſche Butter. Dies gab die beſte Mahlzeit, die ich bisher hier genoſſen hatte. Unter dieſem Commandanten habe ich weit mehr Ruhe gehabt und viel gemächlicher gelebt. Ich erleichterte meine Langeweile dadurch, daß ich dieſe Denkwürdigkeiten niederſchrieb. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ich war gerade in traurige Betrachtungen vertieft, als ich, am 5. September 1776, durch ein Billet des Generals von Oſten, Commandanten von Drontheim, benachrichtigt wurde, daß ich bald ſeinen Beſuch erhalten werde. Kaum hatte ich mich von jener Ueberraſchung erholt, in welche ich durch die Artigkeit ſeines Schreibens verſetzt worden war, als ich plötzlich den General von Oſten ſelbſt, den Platzmajor, den Regiments-Wundarzt und einen Diener vor mir ſah. Herr von Oſten trat ſchnell zu mir heran und rief: Gnade, Gnade, im Namen des Königs! Er hielt ein Portefeuille mit Schriften, worunter ſich folgende befanden:

1) Eine auf meine Loslaſſung bezügliche Ordre an den General von Hauch in ſeiner Eigenſchaft als Deputirter des Kriegs-Departements gerichtet; dieſer Befehl war vom Könige unterſchrieben, von Guldberg gegengezeichnet und datirt Frederiksborg 21. Auguſt 1776.

2) Einen Befehl gleichen Inhalts an den Commandanten von Munkholm adreſſirt und ebenſo wie der vorige unterzeichnet und datirt.

3) Eine Inſtruction in Bezug auf die Schrift,
che ich vor meiner Loslaſſung unterſchreiben und
meinem Siegel verſehen ſollte.

Dieſe drei Schriften enthielten im Weſentlichen,
Seine Majeſtät auf Verwendung Seiner Königlichen
heit, des Erbprinzen Friedrich, Ihres getreuen
uders, mich begnadigt habe und mich unter folgenden
dingungen meiner Haft zu Munkholm entlaſſen
lle:

1) daß ich von Drontheim aus zur See abreiſe,
mich von da geraden Weges und ohne Abſchub an
mitternächtigen Küſten von Frankreich, entweder nach
Provence oder dem Languedoc, ganz nach meiner
ahl, zu begeben;

2) daß ich mich verbindlich mache, nie nach Ko-
hagen und den Staaten des Königs von Dänemark
ückzukehren;

3) daß ich die Gegend, wohin man mich verwies,
mit königlicher Erlaubniß verlaſſen dürfe;

4) mich der Stadt Orange (woſelbſt der in Un-
de gefallene Graf von Rantzau-Aſcheberg
dem ſeinen Aufenthalt genommen), nie zu nähern;

5) bei keiner auswärtigen Macht in Kriegsdienſt
zutreten;

6) in keiner Weiſe gegen den König und die
igliche Familie irgend etwas Nachtheiliges unterneh-
n, ſprechen oder ſchreiben zu wollen; und endlich

7) niemals an irgend einer Staatsangelegenheit
ilzunehmen.

Sollte kein Schiff in Bereitſchaft ſein, mich ſofort nach Frankreich zu bringen, dann ſtehe es mir frei, einſtweilen in Drontheim zu bleiben; aber daß ich die Stadt nur mit Erlaubniß des Commandanten verlaſſen und mich nicht weiter als eine Stunde von ihr entfernen dürfe. Der König bewilligte mir von dem Gelde, welches ſeine Juſtiz mir widerrechtlich abgenommen hatte, achthundert Thaler zur Reiſe; außerdem machte man mir Hoffnung, eine Penſion zu erhalten.

Die Inſtruction in Betreff der von mir einzugehenden Verbindlichkeiten war ſehr lang. Guldberg, der ſie entworfen, hatte viel religiöſe Motive hineingebracht; er erwähnte darin ſogar der Wirkſamkeit des Blutes Jeſu u. ſ. w.

Ich unterzeichnete Alles, was man verlangte. Und obgleich ich ſehr wohl fühlte, was ein Engagement auf ſich habe, das man einem Manne auferlegte, der keines Verbrechens geſetzlich überführt werden konnte, ſo beſchloß ich dennoch, Alles, was ich verſprach, auch zu halten.

Nachdem dieſe Akte in Ordnung gebracht war, ließ mir der General, um derſelben mehr feierlichen Glanz zu verleihen, durch den Oberwundarzt zur Ader. Hernach bot er mir ein Glas Rothwein an, um meine Kräfte wieder zu ſtärken. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Es befand ſich gerade kein Schiff in Drontheim, welches nach Frankreich abging; auch konnte ich nicht hoffen, daß dies ſobald geſchehen werde, da die See in dieſer Breite vom Anfang September bis Ende Aprils

türmiſch iſt. Jch hätte alſo acht volle Monate
 müſſen, bevor ich abreiſen konnte.

Jn dieſer Lage wandte ich mich an den König,
m für die mir bewilligte Gnade (!!!) zu danken
leichzeitig um die Erlaubniß anzuhalten, daß ich
zu Lande nach dem Orte meiner Beſtimmung be-
dürfe. Der Hof von Kopenhagen verwarf mein
, erlaubte mir aber, mich nach Holland einzuſchiffen.

Am 16. October ſegelten drei nach Amſterdam
mte Schiffe von Drontheim ab. Zwei davon ver-
ckten unterweges. Das dritte, auf welchem ich
befand, gelangte nur bis nach Chriſtiansſund, wo
is zum 16. Februar 1777 liegen blieben.

Nach einer äußerſt ſtürmiſchen Fahrt landeten wir
 am 10. März in Amſterdam.

Von Holland aus begab ich mich nach Frankreich.
2. April traf ich in Montpellier ein, wo ich mich
ließ und etwas über zwei Jahre blieb.

Jm Jahre 1780 ſchlug ich mit Erlaubniß des
s von Dänemark meinen Wohnort im Waadt-
auf. — — — — — — — — —

Bei Gelegenheit meines Prozeſſes habe ich ange-
 daß die Regierung ſich im Jahre 1772 alles
 bemächtigte, was ich beſaß; damals verkaufte ſie
 ſämmtlichen Effecten und ſetzte ſich ſpäter auch
 Beſitz einer Erbſchaft, welche mir während mei-
efangenſchaft zugefallen war. Jch konnte weder
 Recht, noch die Documente bekommen, die mir
iedererlangung meines mir widerrechtlich geraubten
thums unentbehrlich waren. Was die achttauſend

Thaler anlangte, welche ich dem nachherigen Grafen Heinrich Carl von Schimmelmann anvertraut und die der Staat ebenfalls conſiscirt hatte, ſo konnte ich dies Capital erſt nach langen Jahren und auch dann nur tropfenweiſe in kleinen Zahlungen zurückerhalten; die inzwiſchen angewachſenen Zinſen waren für mich verloren. — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Erſt als Dänemark ſich mit Schweden in Krieg eingelaſſen hatte, glaubte Erſteres meiner Dienſte zu bedürfen. Urplötzlich erhielt ich die Nachricht, der König habe mich zum General-Major ernannt; gleichzeitig bekam ich die Weiſung, mich ungeſäumt bei der Armee einzufinden.

Als ich mich reiſefertig machte, erhielt ich die Nachricht, daß der Friede abgeſchloſſen und ich von meiner Reiſe nach Kopenhagen diſpenſirt worden ſei; ich blieb daher in der Schweiz.

Man bewilligte mir zweitauſendvierhundert Thaler Beſoldung; rechne ich aber davon mehr als vierhundert Thaler ab, die man, weil ich in der Fremde lebte, zurückbehielt, und zwanzig bis fünfundzwanzig Procent, welche ich an den Bankzetteln verlor, ſo blieben mir gerade eilfhundert Thaler: ich konnte indeß damit zufrieden ſein, denn dieſe Beſoldung iſt die ſtärkſte, welche ein däniſcher General-Major bezieht". —

Bis hierher reichen Falckenſkiold's eigene Aufzeichnungen. Philippe Secretan, Vice-Präſident des Waadtländiſchen Ober-Appellationshofes, übergab

ſt nach dem Tode ſeines däniſchen Freundes die Denk-
ürdigkeiten deſſelben der Oeffentlichkeit.*)

Zu den Perſonen, mit welchen Falckenſkiold,
r ſich in Lauſanne häuslich niedergelaſſen hatte,
eundſchaftliche Verbindungen unterhielt, gehörten Re-
erdil, Tiſſot, Gibbon und Gorani.

Als die Gebrechlichkeiten des Alters ſich einſtellten
d ihn mehr und mehr an ſeine Häuslichkeit feſſelten,
af man in ſeinen Abendgeſellſchaften häufig Perſonen
n entgegengeſetzten Parteien und Meinungen; er
rſtand es indeß, Eintracht unter ihnen zu unter-
alten. —

Von rüſtigem Körperbau, verrieth ſein Anblick
en Kriegsmann. Sein faſt ſechs Fuß hoher Wuchs
ar wohl proportionirt; ſeine impoſante Geſtalt ath-
ete Freiheit und ſelbſt noch im hohen Alter hatte er
ch jene Friſche erhalten, die den nordiſchen Naturen
gen iſt.

Bis zu ſeinen letzten Augenblicken verließ ihn ſein
eues Gedächtniß und ſeine Geiſtesfreiheit nicht. Erſt
ährend der beiden letzten Jahre ſeines Lebens erweckte
n gichtartiger Rheumatismus, zu welchem ſeine fünf-
ihrige Kerkerhaft in Munkholm den Grund gelegt,
ei ihm lebhaftere Rückerinnerungen an die unverdient
elittenen Verfolgungen im Schooße ſeines Vaterlandes;
ine Gemüthsſtimmung wurde dadurch zuweilen auf-

---

*) Sie erſchienen in franzöſiſcher Sprache 1826 in
aris; ins Deutſche überſetzt von L. A. Magnus in dem-
elben Jahre in Leipzig.

ſahrend und mürriſch, ob er ſich gleich Mühe gab, dieſe Stimmung zu überwinden.

Obriſt von Falckenſkiold ſtarb, über zweiundachtzig Jahre alt, am 30. September 1820.*)

---

*) Der Obriſtlieutenant des ſeeländiſchen Dragoner-Regiments, Arnold von Falckenſkiold, war des Verſtorbenen leiblicher Bruder; doch lebten beide Brüder in Unfrieden.

## Drittes Kapitel.

ufenthalt der geſchiedenen Königin in Celle. — Ihre Umgebung. — hre Beſchäftigungen. — Ihre plötzliche Erkrankung. — Ihre letzten Stunden. — Ihr Ableben. — Ihre Beerdigung. — Ihr Denkmal.

Caroline Mathilde, die ſeit dem 20. October 772 im herzoglichen Schloß zu Celle lebte, bewohnte ort dieſelben Räume, in welchen ihre Urgroßmutter, ophie Dorothee von Celle, die Gemahlin eorg's I. von England, am 13. November 1726, ach zweiunddreißigjähriger Gefangenſchaft, als Opfer ner Hofintrigue geſtorben war.

Dieſe Unglückliche — bekannter unter dem Namen erzogin von Ahlden — war die einzige Tochter es Herzogs Georg Wilhelm von Celle, der im ahre 1665 eine Mißheirath mit einer eben ſo ſchönen ls geiſtreichen Franzöſin, Eleonore d'Olbreuſe, eſchloſſen hatte, deren Vater Alexandre Desniers aron d'Olbreuſe durch den Widerruf des Edicts on Nantes genöthigt war, Poitou zu verlaſſen und ſich ach Deutſchland zu begeben.

Georg Wilhelm's Bruder, der Kurfürſt Ernſt uguſt von Hannover, wußte den älteſten ſeiner Söhne, den Herzog Georg Ludwig, zu bewegen, daß Letzterer, gegen ſeine Neigung, ſich um die Hand ſeiner Couſine bewarb, um durch dieſe Heirath Celle an Hannover zu bringen. Der Kurprinz Georg, der zu derſelben Zeit ein ziemlich ernſtes Liebesverhältniß mit Henriette von Muſchenbroek, einer der ſchlauſten Buhlerinnen des frivolen Hofes ſeines im Liebesnetze der Gräfin von Platen gefangenen Vaters angeknüpft hatte, trug über ſeine Mitbewerber den Sieg davon, obgleich ſeine Couſine eine eben ſo große Abneigung gegen ihn, als er gegen ſie beſaß. Mit außerordentlichem Glanze ward am 21. November 1682 die Vermählung der ſechszehnjährigen Erbin von Celle mit dem Erbprinzen von Hannover gefeiert. Sophie Dorothee, die ſich ſchon wenige Tage nach der Hochzeit von ihrem Gemahle grauſam vernachläſſigt ſah, grämte ſich ſo lange, bis einer der ſchmuckſten Cavaliere des Hofes, der ſchwediſche Obriſt Graf Philipp Conrad von Königsmark, den Muth faßte, ſie über die Untreue ihres Gemahls zu tröſten. Das Unglück wollte, daß auch die Maitreſſe des Kurfürſten, Gräfin Platen, für den jungen Schweden in heißer Liebesgluth entbrannt war. Als dieſe aber, früh genug, die Ueberzeugung gewann, daß Königsmark ſie gründlich verachte, beſchloß ſie ſeinen Untergang und gleichzeitig den ihrer Nebenbuhlerin. Sie war es, die dem Grafen ein Billet in die Hand ſpielen ließ, das ihm zu ſpäter Abendſtunde ein Stelldichein mit der Gemahlin des abweſenden Kurprinzen gab. Freudetrunken ſchleicht der Ueberglückliche ins Schloß, um den Gegenſtand ſeiner heißen Liebe zur Flucht zu bewegen. Er eilt zu ihr.

Sophie Dorothee empfängt ihn mit Erſtaunen. Jn dem Augenblick, als er ihr ſeine Liebe zu geſtehen wagt, erſcheint der Kurfürſt. Königsmark ergreift die Flucht. Seit jener Nacht war er verſchwunden. Ein Theil erzählte, der Graf ſei auf Befehl des Kurfürſten durch einen Gardiſten getödtet und ſein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers eingeſcharrt worden; ein anderer Theil, welcher beſſer unterrichtet ſein wollte, behauptete, der Kurfürſt habe ihn in einem Backofen lebendig verbrennen laſſen. —

Der Kurprinz ließ ſich in Folge dieſes Rendezvous im Jahre 1694 von ſeiner Gemahlin ſcheiden und verurtheilte ſie zu lebenslänglichem Gefängniß im Schloſſe Ahlden.

Die Aehnlichkeit der Schickſale der Prinzeſſin von Celle und der geſchiedenen Königin von Dänemark erfüllte das Herz der Letztern mit tauſend düſtern Betrachtungen, die nicht geeignet waren, ihr den Aufenthalt in dieſem Schloſſe angenehm zu machen. — Um ſich aufzuheitern, brachte ſie ganze Stunden am Claviere zu, Troſt ſchöpfend aus den Accorden der Muſik. Trotzdem nahm ihre Schwermuth von Tag zu Tage zu. Caroline Mathilde, die noch vor Kurzem im vollſten Schmucke ihrer Jugend, im üppigen Glanze ihrer Schönheit eine Zierde des däniſchen Thrones geweſen war, glich nun einer frühzeitig geknickten Roſe, deren Anblick Jeden, der mit ihr in nähere Berührung kam, mit aufrichtigem Mitgefühle erfüllen mußte. Ihre außerordentliche Leutſeligkeit, die ſich bei jeder Gelegenheit kundgab, ihr unwiderſtehlicher Drang, Wohlthaten um ſich zu verbreiten und, ſo weit es im Bereiche ihrer Mittel lag, fremden Kummer, fremde Thränen zu ſtillen, gewannen ihr täglich neue Herzen, die ſie ſegneten.

Fern von ihrem Gemahle, fern von ihren beiden Kindern, an welchen ihr ſchmerzzerriſſenes Herz mit abgöttiſcher Liebe hing, beſchäftigte ſich ihr Geiſt mit dem Liebſten und Theuerſten, das ſie in Dänemark zurückgelaſſen hatte, mit dem Wohle des Prinzen Friedrich, der ihr Augapfel war.

Als ihre Oberhofmeiſterin, Frau von Ompteda, eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde ins Schlafzimmer der Königin eintrat, ſprach ſie ihre Verwunderung aus, ſie allein zu finden, da ſie ſie einen Augenblick zuvor laut habe ſprechen hören. Mit thränenfeuchten Augen antwortete Caroline Mathilde:

— Sie werden ſich nicht erklären können, wie es zugeht, daß Sie mich ſprechen hörten, ungeachtet Sie Niemanden bei mir ſehen. Wiſſen Sie, mit wem ich mich unterhalten habe? Dort, mit jenem lieben ſüßen Freunde!

Dabei zeigte ſie auf ein Portrait des Kronprinzen von Dänemark, welches ſie, erſt drei Monate vor ihrem Tode, durch die Freundſchaft einer ihrer frühern Hofdamen aus Kopenhagen erhalten hatte.

— Weil Sie mich, fuhr ſie fort, einmal belauſcht haben, ſo ſollen Sie auch erfahren, was ich dieſem kleinen Freunde geſagt habe. Es waren jene Verſe, welche Sie früher einer Tochter, die ihren Vater wiedergefunden, in den Mund gelegt hatten und die ich folgendermaßen geändert habe:

„Wer würde wohl wie ich das Glück empfinden können,
Von Dir geliebt zu ſein, Dich meinen Sohn zu nennen;
Dich, den mit Gram und Schmerz mein banges Herz verließ,
Als Dich des Schickſals Schluß aus meinen Armen riß?"

Mit gleicher Liebe, gleichem Schmerze gedachte ſie hrer Tochter Louiſe, die man ihr ſchonungslos von r Mutterbruſt weggeriſſen und nach Wallde geſchickt atte, um ſie dort unter fremder Aufſicht erziehen zu ſſen.

Ein zweites Portrait, das ſie in einer ver-chloſſenen Schublade ihres Schreibpultes verborgen hielt nd das ſich, erſt nach ihrem Ableben, unter einer Menge längſt verwelkter Blumen vorfand, welche ſie in lücklicheren Tagen in den Gärten des Luſtſchloſſes von irſchholm gepflückt, zeigte die ſprechend ähnlichen Züge nes Mannes, der ſie ins Unglück geſtürzt, der ſie mit ſeinen Fall verwickelt und den ſie trotzdem nicht zu aſſen vermocht, weil ſie gewußt hatte, wie unermeßlich roß und heiß ſeine Liebe zu ihr geweſen war.

Eines Tages ſagte die Königin zur Frau von mpteda, die deren ganzes Vertrauen beſaß:

— Mag auch alle Welt dieſen Mann (deſſen ildniß ſie ihr zeigte) verdammen; ich, theure Freun-in, muß ihn freiſprechen, denn noch jetzt ſagt mir ne Stimme meines Herzens, daß Niemand auf dieſer euloſen Erde an meinem Schickſale wärmern Antheil ahm, als Er! Ich wollte, ich wäre todt, um ihm rt oben danken zu können für Alles, was er hier auf rden meinetwegen gelitten hat!

So oft der Schmerz dieſer brennenden Rückerinnerung ſie zu übermannen drohte, ſuchte ſie Troſt und Balſam in Gellert's geiſtlichen Liedern, die beſtändig auf ihrem Tiſche lagen und von denen ſie Viele auswendig wußte. Zu jenen, welche ſie vorzugsweiſe gern zu leſen pflegte, gehörten die „beſtändige Erinnerung des Todes", „Troſt des ewigen Lebens" und jenes ſchöne Lied, das alſo beginnt:

„Nie will ich dem zu ſchaden ſuchen,
Der mir zu ſchaden ſucht". —

— — — — — — — — — — —

Ihre Lieblingspromenade war der franzöſiſche Garten, in deſſen einſam-ſtillen Baumgängen ſie ſtundenlang allein auf- und abwandelte und dann in einer Laube Platz nahm, um ihren träumeriſchen Geiſt in Milton's „verlorenes Paradies" zu verſenken, denn auch er gehörte zur Zahl ihrer Lieblinge.

Wohl nirgends fanden die Muſen ein ſonnigeres Aſyl, als an dem einfach-friedlichen Hofe zu Celle. Tagtäglich ließ ſich Caroline Mathilde, eine Stunde vor der Abendtafel, von einer ihrer deutſchen Hofdamen Klopſtock's Oden oder Gellert's Hymnen vorleſen; bisweilen las ſie ſelber den Damen ihrer Umgebung einzelne Stellen aus „Abel's Tod" und andere Dichtungen des deutſchen Barden vor.

Ihre Unterhaltung war lebhaft, geiſtreich, pikant. Aber niemals hörte man aus ihrem ſchönen Munde ein hartes Urtheil über Andere; ſie freute ſich, wenn man von Allen nur Gutes ſprach; nichts war ihr verhaßter als Verläumdung. Sie ſelber ertrug ihr Schickſal und das Urtheil der Welt mit großer Reſignation. Nie hörte man ſie klagen.

„In Celle, ſchrieb ein engliſches Journal jener Tage, zeigte ſich Carolinen Mathilden's Character in ſeinem wahren Lichte. Des Pompes entkleidet, der ſie auf dem Throne Hamlet's mit einem Schleier umgeben und ſie dem Urtheile unparteiiſcher Beobachter entzogen hatte, traten in ihrer Verbannung zu Celle die guten Eigenſchaften ihres Herzens in ungetrübtem Glanze hervor und erwarben ihr allgemeine Liebe und Theilnahme. Ihr Aeußeres war anmuthig und würdevoll. In allen Künſten und Wiſſenſchaften, die ihrem Geſchlechte, ihrer Geburt und ihrem Range angemeſſen waren, beſaß ſie die größte Vollkommenheit. Am däniſchen Hofe hatte Keine ſo ſchön den Menuet getanzt wie ſie. Sie fand Geſchmack an der Muſik und verwandte während ihres Aufenthaltes in Celle einen großen Theil ihrer Zeit auf das Clavier. Das Characteriſtiſche in ihrem Anzuge war die darin-vorherrſchende Einfachheit. Ihre vielſeitigen Talente, durch fleißige Lectüre cultivirt, offenbarten ſich bei jeder Gelegenheit zu ihrem Vortheile. Sie ſprach mit gleich vollkommener Geläufigkeit die engliſche, deutſche, däniſche und franzöſiſche Sprache; mit dieſen Vorzügen verband ſie eine genaue Kenntniß der italieniſchen, die ſie wegen der Schönheit und Anmuth ihres Ausdrucks vorzugsweiſe bewunderte. — Carolinen's Manieren waren ſanft und einnehmend. Selbſt der beſchränkte Zuſtand ihrer Einkünfte*) konnte den fürſtlichen Wohlthätigkeitsſinn ihres Characters nicht hindern, jedem Dürftigen und Nothleidenden, der bei ihr Hülfe ſuchte, ihre mildthätige Hand zu öffnen.

---

*) Sie bezog vom däniſchen Hofe ein Jahrgehalt von nicht mehr als dreißigtauſend Thalern. Anfangs wollte man

Von Natur munter und in ſich ſelber glücklich, von ihrem kleinen Hofe aufs Zärtlichſte geliebt und angebetet, konnte ſelbſt die dunkle Wolke der Widerwärtigkeiten die ſanfte Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele nur auf Augenblicke trüben, und obgleich ſie mit allen Umſtänden einer unwürdigen Beleidigung vom däniſchen Throne entfernt worden war, hegte ſie doch keine Rache, keinen Haß weder gegen die Urheber ihres unverdienten Falls, noch gegen die däniſche Nation. Ihr Herz, frei von Ehrſucht, ſah auf die Krone, die man ihrem Haupte entriſſen hatte, mit einer Seelenruhe zurück, die einen Philipp V. von Spanien und einen Victor Amadeus von Sardinien tief beſchämt hätte." —

Da es ihrem Mutterherzen ein Bedürfniß war, ein jugendliches Weſen um ſich zu haben, das ihr den ſchmerzlich gefühlten Mangel an ihren Kindern theilweiſe erſetzen ſollte, hatte ſie ein junges vierjähriges Mädchen gleichſam an Kindesſtatt angenommen. Dieſe Kleine hieß Sophie von Benningſen und war der Liebling der Königin, die ſie ſo zärtlich herzte und küßte, als ob die fremde Waiſe Fleiſch ihres Fleiſches

---

gar nichts zahlen; erſt die Drohungen des ſehr ehrenwerthen Sir Robert Murray Keith bewogen den König, der die ganze Mitgift ſeiner Frau zurückbehielt, jener Forderung des engliſchen Geſandten nachzugeben. Carolinen's Bruder, Georg III. ſchoß jährlich 3000 Pfund Sterling aus ſeiner Privatſchatulle zu.

wäre. Sie liebte dieſes Mädchen ſo ſehr, daß ſie ihr häufig den Namen ihrer eigenen Tochter lieh und ſie Louiſe rief. In Dänemark gab es Leute, welche, von Haß und Verläumdungsſucht angetrieben, ſchlecht genug waren, ihr ſelbſt aus dieſer harmloſen Liebe einen Vorwurf zu machen. Es gab Elende, die das Gerücht verbreiteten, dieſe Sophie ſei ein Kind der Königin, die es in ſündhaftem Umgange mit Struenſee erzeugt haben ſollte. Caroline Mathilde durfte wie Hamlet ſagen: „Be thou as chaste as ice, as pure as snow, thou shalt not escape calumny!“

Ihre däniſchen Feinde, die, im Solde der ehrgeizigen Stiefmutter des Königs, nicht müde wurden, gegen die Verbannte den Köcher ihrer boshafteſten Verläumdungen zu leeren, verurſachten der Unglücklichen ſo viele Thränen, daß ſie, überdrüſſig ihres freudeloſen Daſeins, ſich den Tod wünſchte. Das Schickſal erhörte ihr ſtilles Flehen.

Im April des Jahres 1775 erkrankte einer ihrer Pagen. Er bekam das Scharlachfieber und ſtarb. An ſeinem Todestage erkrankte auch der kleine Liebling der Königin, die reizende Sophie. Als Caroline Mathilde, die noch nie einen Todten geſehen hatte, ſich am 2. Mai den mit dem Purpur des Todes überkleideten Leichnam des jungen Pagen zeigen ließ, erfaßte ſie ein ſo tiefer Schauder und eine ſo bange Ahnung, daß ſie in Thränen ausbrach.

Am andern Morgen ſagte ſie zu Emmy Moſtyns, einer ihrer Kammerfrauen, das Bild des rothen Pagen habe die ganze Nacht vor ihren Augen geſtanden und ſie mit ſolcher Angſt erfüllt, daß ſie erſt gegen Morgen eingeſchlafen ſei und von ihm geträumt, daß er ihr gewinkt und ſie flehentlich gebeten habe, ihm bald in das ſtille Reich der Vollendung nachzufolgen. Miß Emmy verſuchte, ſie zu beruhigen.

An den drei nachfolgenden Tagen (am Mittwoch, Donnerſtage und Freitage) machte ſie, obgleich ſie ſich bereits unwohl fühlte, ihren gewöhnlichen Spaziergang nach dem franzöſiſchen Garten; dort ſuchte ſie ihr Lieblingsplätzchen auf, las einige Seiten in Richardſon's „Clariſſe Harlowe" und pflückte, in wehmuthbange Träume verſunken, eine Frühlingsblume, die ſie langſam entblätterte.

Beim Nachhauſefahren fühlte ſie ſich ſchon dergeſtalt matt und entkräftet, daß ſie beim Heraufſteigen der Treppen zu einer ihrer Hofdamen ſagte:

„Ich muß mir Gewalt anthun, um munterer und weniger ermüdet zu ſcheinen, als ich es wirklich bin, damit meine gute Ompteda, die es nicht gern geſehen, daß ich heute ausgefahren war, mich nicht ausſchelte."

Sie klagt über Froſt und Schmerzen im Halſe, hofft aber, daß Beides vorübergehen werde, läßt ſich umkleiden und ſetzt ſich zur gewohnten Stunde mit ihrem Hofe zur Tafel, ohne jedoch das Geringſte genießen zu können.

Gegen Abend verſammelt ſie um ſich den kleinen Kreis ihrer Bekannten und erzählt Jedem mit freudeverklärter Miene, wie glücklich es ſie mache, daß die Aerzte ſie über den Zuſtand ihres blonden Engels Sophie vollſtändig beruhigt hätten. Aber trotz des holdſeligen Lächelns, das die bleichen Roſen ihres Mundes

nſpielt, entgeht es Keinem, daß ſie bedenklich krank
, — Frau von Ompteda giebt heimlich den Be-
hl, den Leibarzt der Königin zu rufen. Dieſer er-
heint. Mit Wehmuth zum Himmel emporblickend, ſagt
zu ihm:

— Leyſer,*) ich fühle, daß ich ſterben muß.

— Ein Engel, wie Sie, ſtirbt niemals, entgegnete
r galante Aesculap und betaſtete den Puls der
önigin.

Caroline Mathilde verſuchte in ſeinen Mie-
n zu leſen; er aber nahm, um ſie zu beruhigen, eine
ſorgloſe Phyſiognomie an, als ob ihr Zuſtand
rchaus nicht bedenklich ſei.

Caroline Mathilde aber hatte ſchon früher
ne Vorahnung ihres nahen Todes, als ſie ſich eines
ages die Begräbnißſtätte in der Stadtkirche zeigen
eß, um bei Lebzeiten zu wiſſen, wo man ſie begraben
erde. Bei dieſem Anlaſſe hatte ſie eine ihrer Kam-
erfrauen gefragt:

— Werden Sie, Miß Emmy, wohl Herz genug
aben, mich anzukleiden und bei mir wachen, wenn
h todt bin?

Miß Emmy erfaßte die Hand der Königin und
edeckte ſie mit einem Strome heißer Thränen.

Am 6. Mai hatte die Krankheit der hohen Frau
inen ſo gefahrdrohenden Character angenommen, daß

---

*) Polycarp Friedrich von Leyſer war der älteſte
Sohn des zu Halle verſtorbenen königlich preußiſchen Kriegs-
nd Domainenraths Polycarp von Leyſer.

auf Leyſer's Wunſch der berühmte Leibmedicus Dr. Johann Georg Zimmermann aus Hannover nach Celle gerufen ward. Letzterer traf daſelbſt am nächſten Morgen ein. Die folgende Nacht verlief ziemlich ruhig.

Am Dienſtage Morgens, als der Paſtor der Stadtkirche, Magiſter Joachim Friedrich Lehzen, ſich eben aufs Schloß begeben will, erſcheint ein Diener mit der Botſchaft, daß Ihre Majeſtät ihn ſogleich zu ſprechen wünſche.

Lehzen, der ihm ungeſäumt nacheilt, findet im Vorzimmer des Cabinets, in welchem die hohe Dulderin die Erlöſung ihrer Leiden erwartet, den Hofrath Zimmermann, der ihm die Größe der Gefahr ſchildert. Miß Emmy Moſtyns begleitet den würdigen Prieſter ins Krankengemach.

— Sie haben mich, ſagte ſie ihm mit ſchwacher Stimme, ſicher nicht ſo krank geglaubt, als Sie mich heute finden werden.

„Ich ſuchte mich, berichtet Paſtor Lehzen*), ſo gut als möglich zu faſſen; ich verſicherte ſie, daß mir dies unbeſchreiblich weh thue, und bat ſie, ſich ihrer angenehmen Verbindungen mit Gott zu erinnern; ſie möchte ſich, auch in ihrer gegenwärtigen Situation, das als Beruhigung und Troſt geſagt ſein laſſen, was uns unſer Glaube über die Vorſehung, über das Andenken Gottes und über die Erlöſung Jeſu lehre. Nachdem ich ſie über dieſe ihre Verbindungen mit Gott näher unterhalten hatte, ſetzte ich hinzu, wie angenehm es nun für unſer Herz auch in Krankheiten ſein müſſe, zu ſich ſagen zu dürfen:

---

*) In dem von ihm anonym herausgegebenen Briefe: Die letzten Stunden Ihrer Majeſtät der hochſeligen Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, ohne Ortsangabe 1776. 8.

„Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, der uns vom Tode errettet.“ *)

Dann frug ich, ob ich Ihrer Majeſtät auch wohl ein Paar Strophen aus einem geiſtlichen Liede vorleſen dürfe, und als mir dazu die Erlaubniß gegeben ward, wählete ich den ſchönen Geſang des ſeligen Gellert's: „Der Gedanke, der uns Leben giebt“ u. ſ. w. Ich ſchloß mit einem Gebete über Epheſ. 3, 20. u. ſ. w.

— — — — — — — — — — —

Als ich ſie den Nachmittag wieder beſuchte, fand ich ſie nach den Umſtänden der über alle Begriffe heftigen Krankheit (auch ſie hatte das Scharlachfieber) noch ganz leidlich. — — — — — — — —

Gegen Abend kam ich wieder, ſprach in ihrem Namen ein Gebet über die Bitte der Jünger Jeſu: „Bleibe bei uns; es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget“; dann verließ ich ſie mit dem herzlichen Wunſche, Ihre Majeſtät am nächſten Morgen beſſer zu finden.

Die Nacht ging vorüber und als ich Morgens aus der Kirche kam, eilte ich aufs Schloß. Außer unſerm hochwürdigſten Herrn Conſiſtorialrath Johann Friedrich Jacobi, der die Königin ſchon geſprochen

---

*) Pſalm 68, Vers 21.

hatte, fand ich auch die beyden Herren Leibmedicos im Cabinette an. Sie wiſſen, wie ſcharf man bei ſolchen Gelegenheiten dem Arzte ins Auge ſieht. Eine gewiſſe Ruhe in dem Geſichte dieſer würdigen Männer ſchien mir hier viel Gutes zu verkündigen, welches auch durch das, was ich hörte, nicht widerleget ward. Ich war noch nicht lange da, als man mich zu der Königin rief, die mir denn auch die Verſicherung gab, daß ſie ſich dieſen Morgen ziemlich wohl und merklich erleichtert fühle. Ich bezeugete ihr, ich hätte Gott ſchon herzinnig für die gute Hoffnung gedanket, die er uns ſeit dem vorigen Tage geſchenket hätte. Ihro Majeſtät könnten nicht glauben, wie groß und allgemein die Freude darüber in unſerer Stadt wäre“. — — — Schon vorher hatte man ihr erzählet, daß ſogar die Judenſchaft um die Erlaubniß nachgeſucht habe, für die Geneſung Ihrer Majeſtät öffentliche Gebete anſtellen zu dürfen, worauf ſie erwiederte: Ich fühle mich durch dieſe Theilnahme wie neu geſtärkt. Dann zog ſie ihren Handſchuh ab und ſagte zu Lehzen: „Sehen Sie nur, mein Scharlach ſieht gut.“ —

Gegen Mittag verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand.

Am Nachmittage, fährt Paſtor Lehzen fort, bat mich die Königin, ein Paar Worte aufzuſetzen, die beweiſen ſollten, daß ſie ihres Hofſtaates gedacht und denſelben Seiner Majeſtät dem Könige von England empfohlen habe. Anfangs ſchien ſie Willens zu ſein, mir etwas darüber zu dictiren; das Sprechen aber wurde ihr ſchwer. Nachdem ſie einige Augenblicke darüber nachgedacht, ſagte ſie mir: ich wüßte ihre Geſinnungen

nd möchte Alles ſelber aufſetzen. Wie zufrieden und
eiter ſah ſie aus, als ich ihr den Aufſatz vorgeleſen
atte. Sie nahm das Papier aus meinen Händen
nd gab es mir zurück, damit ich es in ihrer Gegenwart
erſiegeln und, zur fernern Beförderung in die Hände
hres königlichen Herrn Bruders, an den Herrn Land-
haftsdirector von Marenholtz, einen der erſten und
echtſchaffenſten Männer im Lande, den die Königin
hrer beſondern Achtung und Gnade würdigte, unver-
üglich übergeben möchte. — — — — — —

Gegen Abend wurde ſie zuſehends kranker. Eines
on denjenigen Gebeten, das ich um dieſe Zeit in ih-
em Namen that und das, nach dem Zeugniſſe ihres
luges, in ihrem Herzen ſicher keinen Widerſpruch fand,
autete:

„Gott, Herr und Vater meines Lebens, ich ſtehe
m Ziele meiner Tage. Ich ſehe zurück und verehre
nit dankbarem Gefühle Deine Gnade, Dein Erbarmen.
Mit den beſten Wünſchen erinnere ich mich aller derer,
nit denen ich hier auf Erden in naher Verbindung
eſtanden habe: vor allen Andern meiner heißge-
iebten Kinder! An meine Feinde denke ich auch
etzt nicht anders als mit den verſöhnlichſten Geſin-
nungen und ich vergebe ihnen. Vergieb auch Du ihnen,
nd vergieb auch mir, großer, barmherziger Gott,
Amen!“

Die letzten Worte, die ihrem ſterbenden Herzen
ntflohen, waren eine Frage nach ihrem kleinen Lieb-
inge: „Was macht meine liebe ſüße Sophie?“ — Sie
ſt außer aller Gefahr, erwiederte Doctor Zimmer-

mann. — „Nun wohl, dann ſterbe ich ruhig," ſprach die Königin und hauchte ihren letzten Seufzer aus.

Paſtor Lehzen, einer der theilnahmvollen Zeugen ihrer letzten Augenblicke, berichtet darüber:

„Oft ſchon hat mich mein Amt an den letzten Stunden meiner Mitmenſchen Theil nehmen laſſen; aber ſolch einer leichten Auflöſung, wobei der Tod alles Furchtbare verliert, erinnere ich mich niemals. Wie buchſtäblich traf hier der Ausdruck der Schrift ein! Iſt ſie nicht wirklich und wahrhaftig eingeſchlummert wie ein müder Wanderer? Mit welcher Würde, mit welchem Anſtande! Auch dies iſt bei Sterbenden nicht ſo ganz was Gewöhnliches. Hier ward keine Decke zurückgeſtoßen; hier ward kein Tuch vom Halſe weggeriſſen; hier war von all' dieſen ängſtlichen Bewegungen keine Spur zu ſehen. Ihre ſchönen Arme lagen ruhig ausgeſtreckt.

Aber welch ein Jammern und Wehklagen verbreitete ſich nach dem erſten ſtummen Schmerze durch das ganze Schloß. Die Hofdamen, die Cavaliere, die Aerzte, die Diener, Alle weinten laut und beteten inbrünſtig, denn ich brauche es Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß die verewigte Fürſtin von Allen, mehr als es bei den Großen der Erde gewöhnlich iſt, aufrichtig und zärtlich geliebt ward".

Ihre Majeſtät ſtarb Mittwochs, am 11. Mai 1775, zehn Minuten nach eilf Uhr Abends, in einem Alter von kaum vierundzwanzig Jahren.

Freitags, am 13. Mai, ward die Leiche der holdſeligen Königin um Mitternacht von ſechszehn Hauptleuten in den mit ſechs Pferden beſpannten Leichenwagen gehoben und durch ein Doppelſpalier von Soldaten nach der Stadtkirche gebracht. Hier ward ſie bei der fürſtlichen Gruft von der Celle'ſchen Prieſterſchaft empfangen und neben dem letzten Herzoge Celle'ſcher Linie, **Georg Wilhelm**, dem Gemahle **Eleonorens von Olbreuſe***), den Stammeltern der jetzigen königlich großbritanniſchen und preußiſchen Herrſcher-Dynaſtien, beigeſetzt.

An ihrem Todestage blieb kein Auge thränenleer. Ihre Leichenpredigt hielt der Paſtor **Lehzen**. Ein Londoner Blatt berichtet darüber:

„It was a scene the most affecting and awful to be imagined; and when the Funeral Sermon was preached over her Remains, the numerous Audience melted into Tears and were impressed with emotions of sorrow and lamentations, only to be compared with those, which the famous Bourdaloue exited by his oration on a very similar occasion, the death of Henrietta dutchess of Orleans in the last century".

Der großbritanniſche Hof ließ den Todesfall dem däniſchen anzeigen, welcher — nur mit Widerſtreben — eine kurze vierwöchentliche Trauer anzulegen beſchloß.

„Die Nachricht von ihrem Tode, berichtet **Jens Kragh Hoeſt**, gelangte nach Kopenhagen an einem Tage, an dem ein Ball bei Hofe angeſetzt war. Dieſe Nachricht verbreitete [illegible] raſch durch die ganze Stadt. **Aber der Ball wurde nicht abgeſagt**".

---

*) Herzog **Georg Wilhelm** war am 28. Auguſt 1705 und Herzogin **Eleonore** am 5. Februar 1722 geſtorben.

Als Christian VII., der Blödſinnige, die erſte Kunde von dem Hinſcheiden ſeiner geſchiedenen Frau erhielt, ſoll er ſich geäußert haben: Es wundert mich, daß die Gute nicht an dem Hinrichtungstage ihres vielgeliebten Freundes Struenſee geſtorben iſt. Schade um das junge hübſche Weib! Das Schönſte an ihr waren — die Waden!

Da der franzöſiſche Garten zu Celle, wie ſchon früher erwähnt, ihr Lieblingsaufenthalt geweſen war, ſo faßten die Landſtände des Fürſtenthums Lüneburg den einſtimmigen Beſchluß, den König von Großbritannien um die Erlaubniß zu bitten, ſeiner erhabenen Schweſter auf Koſten der Ritterſchaft dort ein Ehrendenkmal errichten zu dürfen. In ihrem Geſuche an Georg III. erklärten ſie: „Sie hätten dabei keinen andern Endzweck, als einen bleibenden Beweis von der allgemeinen Devotion aufzuſtellen, mit welchen die großen und edeln Eigenſchaften der verſtorbenen Königin von Dänemark unter ihnen verehrt worden ſei, und durch die immerwährende Erinnerung, welche Höchſtdero Todesfall in den Herzen aller dem hohen Königshauſe von Großbritannien treugeſinnten Unterthanen verurſacht habe, noch den ſpäteſten Nachkommen Gelegenheit zu geben, mit ſtiller Rührung das ihnen heilige Andenken der gütigſten und liebenswürdigſten Königin zu feiern."

Der dritte Georg dankte höchſt verbindlich. Er hatte die däniſche Kränkung, die man ſeiner Schweſter zugefügt, nicht vergeſſen und ſich im Stillen gelobt, Dänemarks unwürdiges Benehmen bei paſſender Gelegenheit dafür gebührend zu beſtrafen!

Profeſſor Adam Friedrich Oeſer in Leipzig wurde von den Landſtänden beauftragt, die Riſſe zu dieſem Denkmale zu entwerfen. Das von ihm geſchaffene Monument, welches noch heutzutage eine Zierde jenes jetzt ziemlich verödeten Gartens iſt, trägt die einfache Inſchrift:

Carolina Mathilda, Daniae et Norvegiae Regina. Nata D. XXII. Julii MDCCLI. Denata D. XI. Maii MDCCLXXV.

Der erſt im Jahre 1789 fertig gewordene Sarg der Königin iſt von Mahagony und mit vergoldeten Metallplatten. Auf einer ſilbernen Platte ſteht zu leſen:

Mortale quod habuit hic deposuit Carolina Mathildis, Princeps Britanniae et Brunsvico-Luneburgi, nata die XXII. Julii MDCCLI, denata die XI. Maii MDCCLXXV.

Den von ihr gegründeten Mathilden-Orden, der bald nach ihrer vom Gerichte ausgeſprochenen Eheſcheidung auf Befehl des Königs abgelegt werden mußte, hatte ſie, als Erinnerung an den Zeitpunkt ihrer höchſten Macht, mit ſich in ihr Grab genommen.*)

---

*) Wir laſſen hier eine Ueberſicht der hauptſächlichſten Werke über das Leben und die Leiden dieſer unglücklichen Fürſtin in chronologiſch[illegible] Ordnung ihres Erſcheinens folgen. Histoire de la dernière révolution arrivée en Danemarc, traduit de l'Anglois, Rotterd. 1772. 8. — (Christian Adolph Rothe) Entdeckung der wahren Abſichten des Staatsſyſtems der däniſchen Regierung, enthaltend die wahren Urſachen

Das ähnlichſte Bildniß dieſer vielfach verketzerten Fürſtin iſt von Jens Juel gemalt und von A. Flint in Kupfer geſtochen.

---

der letzten Revolution in Dänemark, Hamb. 1772. 8. — Entwurf zu einer Vertheidigung für die regierende Königin von Dänemark Carolina Mathilda, O. O. (Hamb.) 1773. 8. — Johann Wilhelm Franz von Krohne, Deduction über die Eheſcheidung der Königin Caroline Mathilde von Dänemark, Hamb. 1773. 8. — (Johann Friedrich Lehzen) Die letzten Stunden Ihrer Majeſtät der hochſeligen Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, o. O. 1776. 8. — Sittliche Frage: Warum mußten die Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, und die Grafen Johann Friedrich von Struenſee und Enewold von Brandt in Kopenhagen arretirt, Erſtere von ihrem Gemahle geſchieden, die beiden Letztern zum Tode verurtheilt und hingerichtet werden? Elyſeum (Hamb.) 1777. 8. — Carolina Mathilda sista stander, Stockh. 1798. 8. — Robert Murray Keith, Memoir of the queen Carolina Mathilda of Denmark, Lond. 1849. 8. — Chriſtian Heinrich Heimbürger, Caroline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden ꝛc. Celle 1851. 12. — Carolina Mathildes Livhistorie; en historisk Skildring, Kjoebnh. 1856. 8. — Die neueſte Schrift über ihren Leidensgenoſſen iſt Ivergenſon-Jomtou's Struenſee, Kopenh. 1852. 8. — Zwei franzöſiſche Dichter, Fournier und Arnould und zwei Deutſche, Michel Beer und Heinrich Laube, haben dieſen Stoff dramatiſch behandelt. Des Letztern Drama iſt das ſchwächere. —

## Viertes Kapitel.

Der König und ſein Blödſinn. — Zuſtand ſeines ſittlich verwahrloſ'ten Hofes. — Seine Bacchanalien und Orgien im Schloß Hirſchholm. — Seine Privatbibliothek. — Schickſal des Grafen Rantzau-Aſcheberg. — Der Graf von der Oſten. — Graf Bernſtorff der Jüngere. — Eick- ädt. — Das Alter ego des Königs und ſein Factotum Ove Hoegh Guldberg. — Der Polizeiminiſter Fädder und ſeine Berſerkerwuth gegen die freie Preſſe.

Chriſtian VII., der ſich nach der Gefangennehmung ſeiner Gemahlin einen Augenblick lang Gewiſſensbiſſe gemacht, ſie aber frühzeitig genug vergeſſen und nicht im Geringſten vermißt hatte, überließ nach der Hinrichtung Struenſee's die läſtige Sorge des Regierens ſeiner ehrgeizigen Stiefmutter und ihrem nicht minder intriganten Sohne Friedrich, der, gegängelt von Ove Guldberg, alle guten Einrichtungen, welche Struenſee ins Leben gerufen, nach und nach abſchaffte und den Staatskarren wieder ins alte Geleis zurück-ulenken geruhte.

Der König überließ ſich unterdeſſen den tollſten ungezügeltſten Ausſchweifungen mannichfacher Art. Der Hof, den er zu Hirſchholm führte, erinnerte an Carl X., verruchten Andenkens, und an die ſchaamloſen Orgien und Bacchanalien, die Letzterer im Schloß Madrid und ſelbſt im Schooße des Louvre unter den Augen ſeiner kuppleriſchen Mutter, Katharinens von Medicis, gefeiert hatte. — Auch Chriſtian VII. umgab ſich mit einem Hühnerhofe ſittlich verwahrloſ'ter Buhldirnen und Hetären, die den Bordells entlaufen waren, um am Hofe Seiner Majeſtät ihr Glück zu verſuchen. Je gemeiner, deſto willkommener war man. Frauen, die den Muth beſaßen, alles Schaamgefühl von ſich abzuſchütteln und ſich beim Glanze der Kerzen in ihrer phyſiſchen und moraliſchen Nacktheit den lüſternen Augen des blödſinnigen Wollüſtlings zu zeigen, waren an dieſem verderbten Hofe gern geſehene Gäſte.

Der König las, um ſeiner geilen, fieberhaft delirirenden Fantaſie neue Nahrung zuzuführen, die ſchlüpfrigſten Romane der franzöſiſchen Literatur; ſein Auge ergötzte ſich an obſcönen Bildern, die wir nicht zu ſchildern wagen. Wie Carl Auguſt von Weimar, der Beſchützer Göthe's und Schiller's, beſaß auch Dänemarks Chriſtian, der Stier genannt, eine ziemlich zahlreiche Bibliotheca erotica, die er manchmal mit wahrem Eryſichthonshunger zu verſchlingen geruhte, um ſein Gehirn aufzuregen und ſeinen Stumpfſinn aufzuſtacheln.

Unter der Maſſe von Freudenmädchen, in deren Umarmungen er ganze Tage, ganze Nächte verlebte, ragte durch die Fülle ihres Fleiſches ein Geſchöpf hervor, das einer ſeiner vertrauten Diener eines Nachts in einer Matroſenſchenke im Zuſtande der Trunkenheit aufgerafft hatte. — Dieſer weibliche Recke hieß Edda und war die Tochter eines Fiſchers aus Uddewalla in Schweden.

hatte Zähne, die ſtark genug ſchienen, um damit
nſtangen zu zerbeißen, und Hände, die, wie jene
guſt's des Starken von Sachſen, Hufeiſen zer-
hen. Ihr rothblondes Haar reichte bis zu den Knien
b. Sie trank wie ein Mann und fluchte wie ein
nkener Soldat.

Und dieſe Edda war die Leda, die manche Nacht
Lager des kranken Jupiters theilte, der in ihren
en ſich, ſeine Würde und ſein ganzes Reich vergaß.
Als der König eines Abends bei guter Laune war,
er ihr die Erlaubniß, ſich eine Gnade auszubitten.

— Was brauche ich für mich? fragte ſie. Ob
uf verbrämter Seide oder verfaultem Stroh, auf
er Straße oder im Hoſpitale ſterbe, gilt mir gleich.
willſt Du mir beweiſen, daß Du mich liebſt, dann
iſe mir eine Gefälligkeit.

— Welche? fragte der blödſinnige Monarch.

— Jage den vermaledeiten Grafen Rantzau fort!

— Und warum gerade ihn, Du närriſches Kind?

— Ich haſſe dieſen Schwächling, weil er mich zu
n wagt.

— Beweis, daß er einen guten Geſchmack hat
einen jungen Hering einer alten Sardelle vorzieht.
möchte ihn gern zu allen Teufeln ſchicken; das
iſt nicht ſo leicht, als Du Dir's einbildeſt.
ntzau ſitzt noch viel zu feſt im Sattel der Gunſt
er erlauchten Stiefmutter.

— Jage auch ſie fort! Ach, dieſe herrſchſüchtige
nſchweigerin iſt der böſe Stern Deines Thrones.
war noch halb Kind, als in der Matroſenſchenke,

in der ich gedient, erzählen hörte, die ſtolze Hexe habe, um Deine Krone auf das Haupt ihres Sohnes hinüberzuſpielen, Dir langſam wirkendes Gift beigebracht.

— Ich glaube nicht an dieſes Ammenmärchen.

— Ich aber traue ihr und dieſem Heuchler Guldberg, der bei ihr-Alles in Allem iſt, das Schlimmſte zu. Auch dieſen Wolf im Schafspelze ſollteſt Du von Deinem Hofe jagen und an Deiner Stelle mich regieren laſſen. Ich wollte all' die treuloſen Diener, die Dich zu einer Null herabgewürdigt haben, wie räudige Hunde mit der Hetzpeitſche auseinandertreiben und ihnen mit Donnerſtimme zurufen: Zittert, ihr Schurken, ich bin der König!

— Schweige, Kind, ich bin krank und mag von dieſen Dingen nichts mehr hören.

Um jene Zeit kreiſ'te von Neuem das dumpfe Gerücht, Juliane Marie habe, um das fieberhafte Blut ihres blödſinnigen Stiefſohnes noch mehr zu erhitzen, allerhöchſteigenhändig geruht, ihm dann und wann einige Tropfen Kanthariden-Kamphers in den Wein zu miſchen, und um ihm Gelegenheit zu geben, ſeiner nimmerſatten Liebesluſt zu fröhnen, trug ſie wie Carl's des Neunten Mutter Vorſorge dafür, ihn mit Hofdamen zu umgeben, die ſchon lange Zeit als Freiwillige im Heere der cypriſchen Göttin gedient und ſchon manchen galanten Feldzug mitgemacht hatten. Zu keiner Zeit war der Kopenhagener Hof ſo reich an notoriſchen Babylonierinnen als zur Zeit der Herrſchaft der Königin-Witwe und des frommen Miniſteriums Guldberg. Letzterer war ernſtlich geſonnen, den Freiherrn von

elow*), einen der ehemaligen Lieblinge des Königs,
Holſtein zurückzurufen, um ihn zur Mise-en scène
er Bacchanalien, wie ſie Chriſtian VII. in Lon-
und Paris gefeiert hatte, zu gebrauchen.

Graf Rantzau-Aſcheberg, der früh genug zu
der Einſicht gelangte, daß ſowohl die Königin Ju-
ne als der Erbprinz Friedrich in ihrem Eifer
ihn erkalteten, wurde über die Art und Weiſe, wie

---

*) Friedrich Ludwig Ernſt, Freiherr von Bue-
, Nachkomme einer alt-mecklenburgiſchen Familie, war
Schwiegerſohn des däniſchen Admirals Chriſtian
nrad Grafen von Danneſkiold-Laurwig, mit
en älteſter Tochter er ſich am 10. December 1762 ver-
lt hatte. Nachdem Buelow alle niedern Klaſſen der
hargen durchlaufen, war er Kammerherr, am 11. Februar
General-Adjutant, am 1. März deſſelben Jahres Stall-
ler und am 7. April 1769 Danebrogsritter geworden.
er hatte den König auf ſeiner im Jahre 1768 vorge-
menen Reiſe durch England und Frankreich begleitet
ſich zu deſſen Liebling gemacht. — „Freiherr von Bue-
, ſagt eine Schrift jener Tage, beſaß den gewaltigen
ſinn eines Deutſchen gepaart mit dem tölpiſchen Weſen
Dänen. Er opferte wechſelsweiſe der Venus und dem
hus in den von ihm arrangirten nächtlichen Orgien im
nt-garden-Theater und beluſtigte ſeinen königlichen
n und Gebieter mit ſchlüpfrigen Anecdoten und Erzäh-
en aus der Chronique ſcandaleuſe — Nach Struen-
Gefangennehmung bekam er Hausarreſt, erhielt aber
darauf Erlaubniß, ſich mit ſeiner nicht minder tugend-
n Gemahlin auf ſeine Güter in Holſtein zurückziehen
ürfen". Dieſer Buelow gehörte jener Familie an, die
heutzutage in ihrem Wappen die Deviſe führt: „Alle
lown ehrlich!" — Keine Regel ohne Ausnahme!

man ihn mehr und mehr zurückſetzte und den Heuchler **Guldberg** bevorzugte, von Tage zu Tage mißvergnügter. Er war entſchloſſen, neue Intriguen anzuſpinnen und eine neue Staatsumwälzung anzubahnen, als er, ein halbes Jahr nach dem Sturze **Struenſee's**, ſich gezwungen ſah, ſeinen Abſchied zu nehmen, Dänemark zu verlaſſen und ſich nach Frankreich zu begeben. Er ließ ſich zu **Orange** (im Departement Vaucluſe) nieder und ſtarb daſelbſt im Januar 1789.*) Die Politik dieſes Mannes beſtand darin, daß Dänemark ſich **nicht auf Rußland** verlaſſen dürfe, ſondern ſtets bemüht ſein müſſe, ſich **ſeinem**

---

*) **Schack Carl, Reichsgraf von Rantzau-Aſcheberg**, geboren am 11. März 1717, war ein Sohn des 1764 geſtorbenen däniſchen Geheimen Raths, **Hans Grafen v. Rantzau-Aſcheberg und Lindau. Schack's** Mutter, **Margarethe Hedwig von Brockdorf**, ſtarb im Jahre 1741. Ihr Sohn, der als Freiwilliger den Feldzügen des franzöſiſchen Heeres beigewohnt hatte, ward 1746 Kammerherr, ein Jahr ſpäter General-Adjutant König **Friedrich's** V., 1751 Chef des kronprinzlichen Infanterie-Regiments und General-Major. 1756 verlangte er ſeinen Abſchied. Sechs Jahre ſpäter trat er in ſeine alte Stellung ein, wurde im Juli 1766 General-Lieutenant und Chef des Regiments der Königin. 1767 ernannte ihn **Chriſtian** VII. zum commandirenden General in Norwegen und im December 1770 zu einem der ſieben Conferenz-Miniſter. Am 8. November 1768 erhielt er den Danebrog, am 29. Januar 1771 den Mathilden-Orden und am 18. Januar 1772 den Elephanten. — Dieſer **Rantzau** war in allen Lagen ſeines Lebens ſo ſehr verſchuldet, daß er mehr Gläubiger als Haare auf dem Kopfe gehabt haben ſoll.

itürlichen Bundesgenoſſen Schweden anſchließen.

Weit länger als Rantzau hielt ſich Oſten in
: Gunſt der Braunſchweigerin und ihres Sohnes, der
ch dem Falle Struenſee's das Alter ego des
inigs war.

Adolf Siegfried, polniſcher Graf von der
ſten, geboren am 21. October 1716, war ein Sohn
s am 15. Januar 1764 als däniſcher geheimer Con-
enzrath und Ritter des Elephanten-Ordens geſtorbenen
ilhelm Auguſt's von der Oſten*). Adolf
iegfried, Anfangs Kammerjunker und ſeit 1757
ammerherr, ward zu verſchiedenen Geſandtſchaften ge-
aucht. Von 1757 bis 1761 am Petersburger Hofe
glaubigt, begab er ſich im letztgenannten Jahre an
n Hof von Saint-James, ein Jahr darauf von Lon-
n nach Warſchau und von hier 1763 zurück nach
etersburg, wo er bis zum Jahre 1766 blieb. Nach
openhagen zurückberufen, erhielt er am 23. Februar
ſſelben Jahres von der Kaiſerin Katharina den
lexander-Newsky- und gleich darauf von Stanis-
us II. Auguſt Poniatowky, einem der vielen
ünſtlinge jener nordiſchen Semiramis, den Stanislaus-
rden. Noch in demſelben Jahre ward er nach Neapel
ſchickt, wo er bis 1770 blieb. Von hier aus ſollte
als Geſandter nach dem Haag gehen; aber Chri-

---

*) Vergl. Band V, Seite 183. Adolf's Großvater,
eter Chriſtian von der Oſten, der von Pommern
ch Dänemark übergeſiedelt war, ſtarb als Oberhofmarſchall
hriſtian's V.

ſtian änderte ſeinen Entſchluß, erhob ihn zur Geheimenrathswürde, machte ihn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und gleichzeitig zum Director der dreſund'ſchen Zollkammer. Am 8. November 1766 hatte ihm der König den Danebrog verliehen; nach dem Sturze Struenſee's, an welchem Graf von der Oſten weſentlich mitgewirkt hatte, blieb er an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſo lange, bis der jüngere Graf Bernſtorff, der Neffe des ältern, deſſen Nachfolger ward.*)

Andreas Peter, Graf von Bernſtorff (geboren am 28. Auguſt 1735) war der zweite Sohn des Reichsfreiherrn Andreas Gottlieb von Bernſtorff**) und ſeit dem 3. December 1762 mit einer damaligen Staatsdame der verwitweten Königin Sophia Magdalene, mit der Gräfin Henriette Friederike von Stolberg, Tochter des verſtorbenen däniſchen Geheimenraths und Oberhofmeiſters gedachter Königin, des Reichsgrafen Chriſtian Günther von Stolberg, vermählt. Sie war eine Schweſter der beiden Dichtergrafen Heinrich Ernſt und Friedrich Leopold von Stolberg.

---

*) Graf von der Oſten ward als Stiftsamtmann nach Aalborg in Jütland, ſpäter als Juſtitiarius im Höchſten-Gericht nach Kopenhagen zurückverſetzt. Zuletzt war er Ober-Präſident des Kopenhagener Magiſtrats. Am 9. December 1783 verlieh ihm der König das blaue Band. Der Graf ſtarb, über achtzig Jahre alt, am 2. Januar 1797.

**) Freiherr Andreas Gottlieb von Bernſtorff war der Ahnherr dieſer urſprünglich mecklenburgiſchen Fa-

Andreas Peter leitete das Departement der
ſwärtigen Angelegenheiten von 1784 bis 1797 mit
ht minderm Ruhme, als ſein Oheim Johann
rtwig Ernſt, der zweifelsohne einer der einſichts-
lſten und verdienſtlichſten Männer des däniſchen
aates geweſen war. Der Neffe folgte in deſſen Fuß-
ſfen.

Der damalige römiſch-kaiſerliche Geſandte am
penhagener Hofe, Marquis d'Yves, Verfaſſer der
eheimen Hof- und Staatsgeſchichte Dänemarks unter
hriſtian VII." *) ſchildert ihn wie folgt:

„Unter allen däniſchen Staatsmännern war keiner
ſer Stelle ſo ſehr gewachſen, als der Graf Andreas
eter von Bernſtorff. Eine impoſante Geſtalt,
e einnehmende, wenn gleich etwas gezwungene Höflich-
, ein edles, rückſichtsvolles Benehmen gegen Jeder-
nn und ein aufgewecktes Gemüth ſind Eigenſchaften,

---

ie. Dr. Vehſe ſagt über ihn in ſeiner „Geſchichte der
nen deutſchen Höfe" (Band II, Seite 166): Er war „die
ele der Seelen" der mecklenburgiſchen Ritterſchaft und er-
gte als hannover'ſcher Premier in London einen europäiſchen
nfluß; denn er war es, der, nachdem er in den großen Hori-
t der Weltſtadt London verſetzt war, das Meiſte dazu
getragen hatte, die neue deutſche Dynaſtie auf dem eng-
hen Throne, wo ſie zuerſt gar nicht feſt ſaß, zu befeſti-
. — — — Dieſer Bernſtorff ſtarb, ſiebenundſiebzig
hre alt, 1726 in London, nachdem er faſt ein halbes
hrhundert die Geſchäfte des Hauſes Braunſchweig in
jüngern Branche geführt, in dem kleinen Celle".

*) Sie erſchien unter dem falſchen Druckort Germanien
Jahre 1790 zu Tübingen.

durch die man gleich beim erſten Augenblick von ihm eingenommen wird. — — — In Geſchäften iſt der Graf fleißig bis zur Unermüdlichkeit. Er begreift Alles ſehr leicht und beſitzt die glückliche Gabe, auch Andern ſeine Gedanken begreiflich zu machen. Er ſinkt niemals zum Schmeichler herab; nichts entfernt ihn vom vorgeſteckten Ziele; er iſt ſich ſelbſt immer gegenwärtig, immer gleich einfach und edel in ſeinen Abſichten, eifrig und unverdroſſen in ihrer Ausführung, erhaben über den Wahn des Hochmuths beim Erfolge, ſo wie über die Schwäche des Kleinmuths in Widerwärtigkeiten. Der Graf läßt ſich nicht leicht überreden; dies rührt von einer angewöhnten Vorliebe für ſeine eigene Meinung her, welche er lebhaft vertheidigt. Dies iſt der einzige Fehler, welchen man ihm vorwerfen kann; doch hat ſelbſt dieſer Fehler ſeine gute Seite; wenn er nicht überführt oder gezwungen iſt, etwas abzuſchlagen, bekennt er es freimüthig und hält Niemanden mit leeren Verſprechungen hin. Er hält Alles, was er verſpricht, und verſpricht daher nicht ſo leicht wie mancher Andere in ſeiner Stellung".

Am 29. Februar 1776 erhielt Graf Bernſtorff das blaue Band. Drei Jahre zuvor hatte der König als Beweis ſeiner Achtung und Anerkennung der Verdienſte der beiden Bernſtorffe der Witwe des Grafen Johann Hartwig Ernſt ſein Bruſtbild mit der Inſchrift „Souvenir du 16 novembre" geſchenkt und ihr von dieſem Tage an eine jährliche Penſion von ſechshundert Reichsthalern bewilligt.

Graf Andreas Peter, der ſich bis zu ſeinem

ſde in ſeiner Stellung zu behaupten wußte, ſtarb am
. Juni 1797.*)

Einer der Hauptfactoren der Kataſtrophe des 17. Ja-
ars 1772, General **Hans Heinrich von Eichſtädt**,
boren 1718, Sohn eines heſſen-darmſtädter Obriſten,
tte von Jugend auf als Soldat gedient und war
739 Obriſt beim zweiten jütländiſchen Küraſſier-Re-
ment, vier Jahre ſpäter ins ſeeländiſche Dragoner-
egiment verſetzt, 1766 an Stelle des verabſchiedeten
eneral-Majors, Grafen **von Holck**, zum Chef dieſes

---

*) Vergl. **Peder Chriſtian Abildgaard**, Mindetale
er Greve A. P. **Bernstorff**, Kjoebnh. 1797. 8. — **Hans**
**oergen Chriſtian Hoegh**, Grev A. P. **Bernstorff's**
rdefaerd etc. Kjoebnh. 1797. 8. — **Dietrich Hermann**
**egewiſch**, Rede zum Andenken des Grafen A. P. **von**
**ernſtorff**, Kiel 1797. 8. — **Chriſtian Ludwig Pelt**,
nctae memoriae comitis a **Bernstorff**, Ratisb. 1797. 8. —
**riedrich Wilhelm von Schütz**, Lebensgeſchichte des
iniſchen Staatsminiſters A. P. von **Bernſtorff**, Altona
798. 8. Portrait. — **Rasmus Nyerup**, **Bernstorff's**
ftermaele, eller Samling of Aminnelse-Skrifter over Greve
. P. **Bernstorff**, Kjoebnh. 1798. 8. — Danske Staatsmi-
stern Grefve v. **Bernstorff's** Lefverne, Stockh. 1799. 8.
– **Chriſtian Ulrich Detlev von Eggers**, Denk-
ürdigkeiten aus dem Leben des däniſchen Staatsminiſters
rafen **von Bernſtorff**, Kopenh. 1800. 8. — **Rasmus**
**yerup**, A. P. **Bernstoff's** Levnetsbeskrivelse, Kjoebnh.
812. 8. — Ins Deutſche überſetzt durch **Chriſtian Frie-**
**rich Sander**, Kopenh. 1812. 8. — **Fabian von Fei-**
**tzen**, Nagradrag ur A. P. **Bernstorff's** Liv sasom Stats-
an, Upsal. 1845. 8.

Regiments und am 22. Juli 1769 zum General-Major der Cavallerie ernannt worden.

Dieſer Eichſtädt, der das volle Vertrauen der Königin Juliane Marie beſaß, und deren Witwenſchaft er nach beſten Kräften getröſtet haben ſoll, wurde, nachdem Graf Struenſee exequirt worden war, zum Erzieher des Kronprinzen Friedrich eingeſetzt. Dieſer rohe Soldat benahm ſich gegen den äußerſt ſchwächlichen und gebrechlichen Sohn der geſchiedenen Königin Caroline Mathilde mit ſo auffallender Härte, daß der engliſche Geſandte Woodfort dem Kopenhagener Hofe das Mißfallen des Cabinets von Saint-James über dieſe Wahl zu erkennen gab. — Als Woodfort bald darauf von Kopenhagen abberufen und durch den Reſidenten Huber *) remplacirt wurde, drang auch Letzterer auf Eichſtädt's Entlaſſung. Dieſer aber ſaß ſo feſt in der Gunſt der königlichen Witwe, daß er ſich trotz aller Anfeindungen bis an ſein Ende in ſeiner Stellung zu behaupten wußte. Eichſtädt, der ſchon am 16. November 1773 das blaue Band erhalten hatte, ſtarb, achtundachtzig Jahre alt, am 13. Auguſt 1801. Er war, ſo viel uns bekannt iſt, unvermählt.

An der Spitze des Seeweſens ſtand der Admiral Hans Heinrich von Roemeling. Geboren um

---

*) Auch dieſer Huber wurde auf Dänemarks Anſuchen bald wieder abberufen und durch einen Herrn de Laval abgelöſ't, „der ſich (wie Hoeſt erzählt) Anfangs zwar auch einen harten, ja faſt unanſtändigen Ton erlaubte, ſich in der Folge aber beſſer betrug“.

Jahr 1707, war er ein Sohn des am 18. No-
iber 1736 verſtorbenen däniſchen General-Lieutenants
troclus von Roemeling. Im Jahre 1746
pitain, avancirte er am 31. März 1755 zum Contre-
miral, wurde im Januar 1758 zum Vice-Admiral
d am 1. September 1764 zum Ritter des Danebrog-
dens ernannt. Im Jahre 1757 befehligte er die
s fünf Kriegsſchiffen beſtehende Flotte, die, im Vereine
t der ſchwediſchen, in der Nordſee kreuzte. Am
. Auguſt 1766 ernannte ihn Chriſtian VII. zum
putirten im Admiralitäts-Collegium und am 23.
nuar 1772 zum Admiral und Staatsminiſter im
partement der Marine. Roemeling ſtarb am 28.
vember 1775 und hinterließ eine Witwe und einen
hn, Jobſt Conrad von Roemeling, welcher
riſtlieutenant und General-Adjutant des Königs
r.*)

Das Finanzweſen leitete Graf Heinrich Carl
n Schimmelmann. Geboren am 26. September
24 zu Demmin in Schwediſch-Pommern, Sohn
rgerlicher Eltern, lebte er einige Zeit als Kaufmann
rſt in Stettin und dann in Dresden, wurde ſpäter
er der Mitpächter der ſächſiſchen General-Acciſe und

---

*) Roemeling's Nachfolger im Marinedepartement
r der durch ſeine Expedition gegen Algier bekannt ge-
rdene Vice-Admiral Friedrich Chriſtian von Kaas,
Sohn des däniſchen Cavallerie-Generals Heinrich
ielke Kaas (geſt. am 1. Juli 1778). Admiral Kaas
eb bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen an der Spitze
Flotte.

als ſolcher zum Steuerrath ernannt. Während des ſiebenjährigen Krieges erwarb er ſich durch Lieferungen an das Heer ein bedeutendes Vermögen, mit welchem er nach Hamburg zog. Hier kaufte er die früher der Ranzau'ſchen Familie zugehörigen Herrſchaften Ahrensburg und Wandsbeck, trat 1761 als General-Intendant des Commerciums und Miniſter-Reſident im niederſächſiſchen Kreiſe in däniſchen Staatsdienſt, ward am 17. April 1762 unter dem Namen von Lindenburg in den däniſchen Freiherrenſtand erhoben und am 8. April 1779 von Chriſtian VII. gegraft. Im Jahre 1762 verlieh ihm Friedrich V. den Danebrog; am 16. November 1773 erhielt er das blaue Band. Schimmelmann war der reichſte Miniſter von Dänemark, denn ſchon 1764 hatte er für viermalhunderttauſend Thaler die weſtindiſche Compagnie käuflich an ſich gebracht und ſich dadurch dergeſtalt bereichert, daß man ihm Dänemarks Cröſus hieß.*)

Die eigentliche Seele der däniſchen Staatsverwaltung von 1772 bis 1784 war Ove Guldberg, der 1774 als Geheimer Cabinetsſecretair zwei Jahre ſpäter als Staatsſecretair und erſt ſeit Anfang des Jahres 1784 als Geheimer Staatsminiſter die Zügel der Regierung lenkte. Sein Einfluß war in allen Sphären der Verwaltung ſo groß und überwiegend, daß jene zwölfjährige Epoche nach ihm die Guldberg'ſche genannt wird.

---

*) Graf Schimmelmann ſtarb am 23. Januar 1782 auf ſeiner Herrſchaft Wandsbeck.

Dieſer **Guldberg** war vor Allem **ein erklärter Feind der freien Preſſe.** Er haßte dieſe Macht, weil er in ihr das ſchützende Banner aller andern Freiheiten erkannte; er fürchtete ſie, weil er wußte, daß ſie Haß mit Haß vergilt. Sämmtliche Organe der öffentlichen Meinung ſahen ſich der größten Willkühr und gehäſſigſten Verfolgung ausgeſetzt. Am 20. October 1773 erſchien, vorzugsweiſe auf **Guldberg's** Antrieb, ein königliches Reſcript, das der däniſchen Preſſe den Todesſtoß gab. Dies Reſcript enthielt das Verbot, in den Tagesblättern oder Wochenſchriften **irgend etwas aufzunehmen, was die Maaßregeln der Regierung betreffe,** eben ſo wenig Streitſchriften, hauptſächlich ſolche, in welchen Perſonen angegriffen würden, oder Stadtgerüchte und erdichtete Erzählungen, welche etwas Beleidigendes oder Unanſtändiges enthielten.

Der Polizeimeiſter **Fädder,** eine Creatur **Guldberg's** und eins der verachtetſten Werkzeuge der neuen Machthaber, wurde angewieſen, die Uebertreter jener **Guldberg'ſchen** Ordonnanz mit Geldbußen von fünfzig bis zweihundert Reichsthalern oder mit Gefängniß bei Waſſer und Brodt auf vier bis achtundzwanzig Tage zu beſtrafen, **ohne daß dabei eine Appellation an die Gerichte geſtattet war.**

Fünf Wochen ſpäter erſchien (am 27. November 1773) ein auf allerhöchſten Befehl erlaſſenes Kanzleireſcript, laut welchem die Beſtimmungen des Reſcripts vom 20. October auch auf Kupferſtiche und andere bildliche Darſtellungen ausgedehnt wurden.

Guldberg, der Groß-Inquiſitor der zu Grabe getragenen Gedankenfreiheit, griff durch willkührliche Cabinets-Ordres auch unmittelbar in die Preſſe ein. „Nicht blos Journale und Flugſchriften, berichtet Allen, unterlagen der willkürlichen Bevormundung des Polizeimeiſters, ſondern auch Werke von größerm Umfange, welche Gegenſtände von hoher Wichtigkeit für das Gemeinwohl beſprachen, wurden vor dem Erſcheinen unterdrückt, confiscirt oder verſtümmelt. So wurde u. A. Martfeld's treffliche Schrift „über den däniſchen Kornhandel", in welcher er die verderblichen Folgen des Verbots der Korneinfuhr bewies, unterdrückt und erſchien, obgleich der Druck ſchon im Jahre 1774 begonnen, erſt 1784, als das Guldberg'ſche Miniſterium zu regieren aufgehört hatte."

Es iſt eine von den größten Staatsmännern aller Nationen anerkannte Wahrheit, daß nur ſolche Regierungen, die gern im Finſtern ſchleichen, das Licht der freien Preſſe ſcheuen, daß nur ſolche Staaten, deren Zuſtände faul und der Verweſung nahe ſind, das freie Wort nicht vertragen können. In wohlorganiſirten Ländern aber iſt die Preßfreiheit eine Wohlthat, welche Völker und Fürſten vor gegenſeitigen Uebergriffen warnt und hundertmal mehr Gutes als Böſes thut: ſie heilt die Wunden, die ſie ſchlägt, beſeitigt durch das Radicalmittel der Oeffentlichkeit alle geheimen Sünden der Büreaukratie, rottet wurmſtichige Vorurtheile aus und ſtellt nach und nach einen kerngeſunden Staatsorganismus her. Graf Bernſtorff, einer der eifrigſten Vertheidiger der Preßfreiheit, erkannte in ihr das unveräußer-

iche Recht jedes Volks, das auf Civiliſation Anſpruch
nacht. „Jede Regierung, ſagte er, die dieſem
Rechte Feſſeln anlegt, entehrt ſich ſelbſt“.—

Guldberg war außerdem ein geſchworener Feind
es in Dänemark damals ohnehin ſehr gedrückten Bauern-
ſtandes. Guldberg entblödete ſich nicht, die Anſicht
uszuſprechen, „daß die Freiheit des Bauern-
tandes nicht möglich ſei, ohne daß Däne-
mark in ſeinen Grundveſten erſchüttert
verde.“ —

Statsrath Oeder, das einflußreichſte Mitglied der
gleich nach der Hinrichtung Struenſee's aufgehobenen
Landesökonomie-Commiſſion, wurde von dem gleichfalls
bauernfeindlichen Staatsminiſter Schack-Rathlau mit
er mündlichen Erklärung entlaſſen, daß er (Oeder!!!)
ür Dänemark ein ſchädlicher Mann geweſen ſei.

„Das Loos des Bauernſtandes, geſteht Allen,
var in dieſen Jahren, welche man den „Zeitraum der
Gutsbeſitzer“ genannt hat, ſo traurig wie jemals; denn
as Miniſterium Guldberg ſchien nicht nur die frühern
Verſuche, dem armen Bauer Recht und Freiheit zu ver-
ſchaffen, gänzlich aufgegeben zu haben, ſondern ſogar
ür die großen Gutsbeſitzer gegen den Bauernſtand
Partei nehmen zu wollen.“

Zu keiner Zeit vorher und nachher wucherte auf
äniſchem Boden das unnütze Krautjunkerthum in
ppigerer Blüthe, als während der unſeligen Jahre des
Miniſteriums Guldberg, deſſen Leiter trotz mancher
uten Eigenſchaft, die ihm nicht abzuſprechen iſt, von
Jahr zu Jahr verhaßter ward.

Während ſeiner Miniſterführung befand ſich der Staat in fortwährender Geldverlegenheit. „Um dieſer abzuhelfen, fährt unſer oben citirte Gewährsmann fort, griff der ältere Graf Schimmelmann, welcher die Finanzen leitete, zu dem Auswege, die Privatbank aufzuheben und ſie in eine königliche zu verwandeln, ungeachtet dieſe Auflöſung ganz gegen das ihr von Chriſtian VI. ertheilte Privilegium und gleichzeitig gegen die Wünſche der Intereſſenten ſtritt. Dieſe Maaßregel hatte die nachtheilige Folge, daß die Regierung jetzt bei jeder Verlegenheit die Bank benutzte, um Zettel auszugeben, ohne im Beſitz eines entſprechenden Werths in Silber oder ſonſtigen Eigenthums zu ſein, wodurch das Geldweſen und der damit verbundene Credit des Landes zuletzt gänzlich zerrüttet ward. — Ungeachtet die Regierung bei dieſem Unternehmen mehrere Millionen gewann, und ungeachtet der Handel in Folge des langen Friedens mehr als jemals blühte*), wuchs dennoch die

---

*) Vor Allem blühte in jener Zeit der oſt- und weſtindiſche Handel und der Frachthandel auf dem mittelländiſchen Meere. Von 1775 bis 1784 gingen 106 däniſche Schiffe nach Oſtindien und kehrten mit Ladungen im Werthe von 51 Millionen Reichsthalern nach der Heimath zurück; nach Weſtindien zogen in den Jahren 1781 bis 1783 nicht weniger als 465 Schiffe und allein im Jahre 1782 wurden Waaren im Werthe von drei Millionen Reichsthalern von Weſtindien nach Kopenhagen gebracht. — Zur Förderung des Handels wurde (von 1777 bis 1783) mit einem Koſtenaufwande von dritthalb Millionen Reichsthalern Courant der fünf Meilen lange Canal zwiſchen dem Kieler Hafen und der Eider angelegt und dadurch die Oſtſee mit der Nordſee in Verbindung geſetzt. (Allen).

taatsſchuld, welche in den Jahren 1766 bis 1772
is auf ſechszehn Millionen herabgeſunken war, während
es Guldberg'ſchen Miniſteriums von ſechszehn
uf neunundzwanzig Millionen und die
ettelſchuld von fünf auf ſechszehn Millio-
en Reichsthaler."

Bernſtorff, der viele der Guldberg'ſchen
Maaßregeln und vor Allem deſſen ganz und gar un-
erechtfertigte Strenge gegen jegliche Kundgebung der
eknechteten Preſſe durchaus nicht billigen konnte, be-
ehrte, nachdem er 1780 zwiſchen Dänemark, Schwe-
en und Rußland einen Vertrag wegen der bewaff-
eten Neutralität abgeſchloſſen hatte, bald darauf
inen Abſchied und trat erſt vier Jahre ſpäter von
Neuem ein.

Guldberg war ſchließlich ein geſchworener Feind
lles deſſen, was nicht ſpecifiſch däniſch war. Er
aßte eben ſo ſehr das deutſche als das franzöſiſche
lement, das in der Geſchmacksrichtung des däniſchen
olkes namentlich während Struenſee's Herrſchaft
emlich feſte Wurzel gefaßt hatte. Guldberg jagte
e franzöſiſchen Schauſpieler fort; an Stelle der deut-
en Commando-Worte wurde im Heere däniſches
ommando eingeführt und die deutſche Sprache bei
er Gelegenheit mehr und mehr in den Hintergrund
rängt. Die Stockdänen, welche ganz und gar ver-
ßen, daß ſie den größten Theil ihrer Bildung den
gewanderten Deutſchen zu verdanken hatten, erkannten
Guldberg's Haß gegen alles Fremdländiſche einen

hohen Grad von Vaterlandsliebe, um derentwillen ſie ihm vieles Andere, womit ſie ſich durchaus nicht befreunden konnten, zu verzeihen geneigt ſchienen.

Das wichtigſte Denkmal des vaterländiſchen Geiſtes, der das Guldberg'ſche Miniſterium beſeelte, war, wie der ſpecifiſch-däniſch geſinnte Allen berichtet, die am 15. Januar 1776 erlaſſene Verordnung über das Indigenatsrecht. Kraft dieſes Rechtes ſollten nur Inländer zu Aemtern und Ehrenſtellen befördert werden. „Die Billigkeit ſelbſt, heißt es in jener Verordnung, will, daß des Landes Dienſt die Kinder des Landes nähre und daß alle Vortheile im Staate den Bürgern deſſelben zu Theil werden". — Ein ſolches Geſetz, meint Allen, konnte nach dem Vielen, was Dänemark ſeit Jahrhunderten von Ausländern erlitten hatte, nicht überflüſſig genannt werden, weßhalb die Verkündigung dieſes Geſetzes bei dem Volke allgemeinen Anklang fand."*)

Von allen Neuerungen, welche Struenſee eingeführt und Guldberg nach und nach wieder abgeſchafft hatte, erhielt ſich nur Eine: wir meinen damit das verderbliche Zahlenlotto, jenen Neunzignummern-Teufel, der vor den Augen des frommen Vaterlandsfreundes Guldberg nur darum Gnade fand, weil er zu Gunſten der ewig leeren Taſchen des unerſättlichen Vielfraßes, Fiscus genannt, die Säckel des gemeinen Volkes leerte. Darum beſteht dieſe Zahlenotterie noch heutzutage!!!

---

*) Zu Ehren dieſer Indigenatsverordnung ließ der Staat goldene und ſilberne Denkmünzen prägen, auf deren Vorderſeite Chriſtian's VII. Bruſtbild, auf der Rückſeite Dänemark in der Geſtalt einer ſitzenden Mutter zu ſehen iſt, welche ihre drei Kinder — Dänemark, Norwegen und Holſtein — in ihren Schooß aufnimmt mit der Legende: „Pietas Augusta". —

# Fünftes Kapitel.

Drei Märtyrer der däniſchen Preſſe: Chriſtian Thura, Niels Prahl und Chriſtoph Bruun. — „Goethe's Leiden des jungen Werthers.“ — Rückblick auf die Haupt-Organe der däniſchen Zeitungs-Preſſe. — Die „Kopenhagener Gelehrten-Zeitungen,“ die „monatliche Zugabe zu den Nachrichten des Adreß-Comptoirs,“ das „kritiſche Journal,“ das „däniſche Journal“ ꝛc. — Die Redaction dieſer Blätter. — Matthias Claudius und ſein „Wandsbecker Bote.“ — Johannes Ewald. — Johann Hermann Weſſel. — Johann de Wibe. — Guldberg ſchwärmt für eine Schauſpielerin.

**Guldberg** und ſein ewig dienſtfertiger Büttel, Polizeimeiſter **Fädder**, die in Folge jenes früher erwähnten Reſcripts eine förmliche Hetzjagd gegen jede freiſinnige Aeußerung unternahmen, ſuchten durch ihre Verfolgungswuth die däniſche Preſſe dergeſtalt einzuſchüchtern, daß man während dieſes traurigen Miniſteriums nur Gebetbücher und Lobreden über den König und die falſchen Rathgeber der Krone zu veröffentlichen wagte, gegen alles Andere aber eine unerbittliche Strenge an den Tag legte. Jeder Monat brachte einen neuen Preßprozeß.

Das erſte Opfer dieſer illuſoriſchen Preßfreiheit oder, richtiger geſagt, dieſes thatſächlichen Cenſurzwangs war der Student **Chriſtian Thura**, der wegen mehrerer ſeiner Schriften, in denen er gegen die Or-

oxie und Unduldſamkeit der däniſchen Geiſtlich-
mit ſcharfen Waffen zu Felde zog, ſich vor eine
rſuchungs-Commiſſion geſtellt ſah, die ihm Hab
Gut und Ehre abſprach und ſeine Schriften durch
kershand verbrannt wiſſen wollte. Brûler n'est
répondre, ſagte, ein Decennium ſpäter, Camille
moulins, deſſen Blättern ein gleiches Schick-
ugedacht war.

Jenes maaßlos ſtrenge Urtheil gegen Thura er-
ſo allgemeinen Unwillen, daß der König ſich ge-
igt ſah, es durch einen Cabinetsbefehl vom 1. April
3 dahin zu mildern, daß Thura's Schriften nicht
Nachrichter verbrannt, ſondern vom Polizeimeiſter
ch confiscirt wurden. — Thura ſelbſt, nach der
ung Munkholm, Dänemarks Baſtille, abgeführt,
achtete dort ſechs volle Jahre in grauſamer Ge-
genſchaft. Er wurde wie ein Verbrecher behan-
und erſt als ſeine Geſundheit faſt gänzlich aufge-
en war, nach der Inſel Bornholm geſchleppt, wo
vir wiſſen nicht, wie lange noch, im Kerker ſaß.
Alles war Guldberg's und Fädder's Werk.

Ein anderer Student, Niels Prahl, kam we-
einer ziemlich harmloſen Flugſchrift, in welcher er
„ungebührliche Aeußerungen“ über die damals hy-
aulen Zuſtände des Staates Dänemark erlaubt hatte,
einem Verweiſe und der Drohung davon, daß man
Falls er ſich noch einmal ähnlicher Anfeindungen der
ierung ſchuldig machen ſollte, ohne Weiteres gleich-
nach Munkholm ſchicken werde, um ihm dort
und Muße zu gönnen, in jenem Felſenkerker unter

64 Grad nördlicher Breite ſeinen jugendlichen Feuergeiſt abzukühlen. Dieſer Prahl iſt derſelbe Schriftſteller, der ſich ſpäter durch eine Beſchreibung der nicobariſchen Inſeln und andere Werke in der gelehrten Welt ehrenvoll bekannt gemacht hat.

Selbſt in den unſchuldigſten Schriften witterte das Miniſterium Guldberg und ſein allezeit getreuer Spürhund, der ſehr ehrenwerthe Polizeimeiſter Fädder, Religionsläſterung, Immoralität und Gott weiß was mehr.

Es wird Manchem heutzutage unglaublich klingen, daß eine im Jahre 1776 angekündigte däniſche Ueberſetzung von Goethe's „Leiden des jungen Werthers," par ordre du Sieur Guldberg, wie Hoeſt berichtet, gleich in der Geburt erſtickt wurde, weil die theologiſche Facultät in einem ihr von Guldberg abgeforderten Gutachten erklärt hatte, daß jenes Buch — hört, hört! — die Religion verſpotte, die Laſter beſchönige und den guten Sitten Hohn ſpreche. Und dies geſchah zu derſelben Zeit, als der König von Dänemark Crébillon's „Sopha" und Diderot's „Bijoux indiscrets" mit oldenburgiſchem Heißhunger verſchlang.

Der dritte dieſer Märtyrer der Fädder'ſchen Polizeimaaßregeln war der junge Sprachlehrer Thomas Chriſtoph Bruun*), welcher wegen einer im

---

*) Thomas Chriſtoph Bruun, geboren am 2. November 1750, Profeſſor der engliſchen und franzöſiſchen Sprache an der Kopenhagener Univerſität und einer der

; 1783 herausgegebenen Sammlung witziger Er-
ngen, die unter dem Titel „Fritimer“ (Freiſtunden)
enen, zu einer Geldbuße von hundert Reichsthalern
in Ermangelung landesüblicher Münze, die der
t gut gebrauchen konnte, zu einer dreimonatlichen
ngnißſtrafe bei Waſſer und Brodt verurtheilt, und
Buch confiſcirt wurde. Während ſeiner Kerkerzeit
er auf Guldberg's Befehl in den Lehren des
ſtenthums unterrichtet werden und Falls er ſich
unwillig oder widerſpenſtig zeigen ſollte, wollte
König davon in Kenntniß geſetzt ſein, um ihn
nn auf längere Zeit ins Zucht- oder Raſpelhaus
icken. Und auch das geſchah zu einer Zeit, als der
er der gottgeſalbten Krone ſich an nichts ſo gern als
recourt's ſchlüpfrigen Poeſien zu ergötzen geruhte.
Kein Wunder, daß Dänemarks Preſſe, die unter
uenſee einen ſo kühnen Aufſchwung genommen
, unter Guldberg's eiſerner Zuchtruthe von Jahr
ahr einſylbiger und timider ward und endlich auch
etzten Reſt von Muth verlor.
Auch die Zeitſchriften jener Epoche traten äußerſt
ſam auf. An der Spitze dieſer Organe, die ſich
de mieux vorzugsweiſe mit der Kritik über die
n Erſcheinungen der einheimiſchen Literatur be-
, ſtanden die „Kjoebenhavenske nye Tidender

---

ſten Anhänger Voltaire's, ſtarb am 24. Juli 1834.
Sammlung ſeiner poetiſchen Schriften erſchien im
1812. Er hat auch Lafontaine's Fabeln überſetzt,
h. 1821. 8.

om laerde Sager" (Kopenhagen's neue Zeitungen von gelehrten Sachen) eine Fortſetzung der ſchon im Jahre 1725 unter demſelben Titel begonnenen Wochenſchrift, die von dem Conrector Sahl redigirt ward.

Faſt auf gleicher Stufe ſtand die im Jahre 1767 gegründete „Maanedlige Tillaeg til Adressecomtorets Efterretninger" (monatliche Zugabe zu den Nachrichten des Adreſſecomptoirs)" und das ſpäter ins Leben gerufene „Kritiske Journal," das bis zum Jahre 1778 erſchien. Der Herausgeber der beiden leztgenannten Zeitſchriften war der auch als Philologe rühmlich bekannte Rector zu Helſingoer, Jacob Baden, ſpäter Profeſſor an der Kopenhagener Univerſität und Secretair der Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften, ein höchſt verdienſtvoller Gelehrter, der nach dem Urtheile des Geſchichtsſchreibers Hoeſt durch dieſe beiden Journale, deren Kritiken er größtentheils ſelber ſchrieb, den erſten Anſtoß zur Ausbreitung eines beſſern Geſchmacks in Dänemark gab und ſich große Verdienſte um die Reinigung und Bereicherung der däniſchen Sprache erwarb*).

---

*) Jacob Baden, geboren am 4. Mai 1735, ſtarb am 5 Juli 1804. Sein nicht minder verdienſtvoller Sohn, Guſtav Ludwig, der ſich gleichzeitig als Juriſt und Geſchichtsforſcher rühmlichſt bekannt gemacht hat, ſchrieb ſeines Vaters Leben u. d. T.: Bidrag til Professorn J. Badens Levnet, Kjoebenh. 1800 8. Jacob Badens Mitarbeiter waren Tönne Bloch, Nicolai Engelhart Nanneſtadt und der als ſcharfſinniger Arzt und Kunſtrichter geachtete Johann Clemens Tode.

Ein anderes unter dem Titel „Breve i Andled-
ing af nye udkomne Skrifter“ (Brieſe bei Veran-
aſſung neu herausgekommener Schriften) erſchien unter
eitung Benjamin Georg Sporon's, eines der
achmaligen Lehrer des Kronprinzen Friedrich. Dieſe
Brieſe erſchienen nur drei Monate (vom October bis
Ende December 1767).

Das von Joſias Lorck redigirte „Danske Jour-
al“ beſtand von 1767 bis 1770.

In den Jahren 1775 und 1776 erſchien der
„Kritisk Tilskuer over indenlandsk og udenlansk
Litteratur“ (Kritiſcher Zuſchauer der in- und auslän-
iſchen Literatur) dem ſich von 1777 bis 1779 der
„Neue kritiſche Zuſchauer,“ redigirt von Niels Hen-
ich Weinwich, Sandvig und Johann Hen-
ich Birch anſchloß.

Auch die beiden deutſchen Fürſtenthümer Schles-
vig und Holſtein hatten drei kritiſche Journale: in
Schleswig erſchien von 1772 bis 1778 eine „Samm-
ung literariſcher Nachrichten,“ in Holſtein die „Kiel'ſche
gelehrte Zeitung,“ an deren Stelle 1779 ein „Kielſches
Literatur-Journal“ trat, und der „Wandsbecker Bote,“ den
er als Reviſor bei der Bank in Altona angeſtellte
Matthias Claudius unter dem Schriftſtellernamen
Asmus von 1770 bis 1775 zuerſt in Wandsbeck und
päter in Altona herausgab.

Matthias Claudius (geboren am 2. Januar
1740 zu Rheinfeld im Holſtein'ſchen) war einer der
ntimſten Freunde Klopſtock's, der als däniſcher Le-
gationsrath abwechſelnd Hamburg und Altona bewohnte.

Der Sänger der „Meſſiade“ liebte in dem Wandsbecker Boten jene Sentimentalität, durch welche der ehrliche Claudius einer der populärſten Dichter Deutſchlands wurde. Noch heutzutage leben einige ſeiner Lieder im Munde des Volks fort; zwei darunter ſind Volkslieder im wahrſten Sinne dieſes Worts geworden: „Wenn Jemand eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen,“ und das allbekannte Trinklied: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher!“ — Bei aller Heiterkeit ſeiner kindlich-naiven Muſe riß ſeine Frömmigkeit ihn zu einem hohen Grade von Myſticismus hin. In dieſer exaltirten Stimmung überſetzte er einige Werke Fénélon's und Saint-Martin's ins Deutſche. Seine Gedichte und proſaiſchen Aufſätze erſchienen unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans“ 1775 zuerſt in Hamburg und Wandsbeck und zuletzt 1829. Claudius ſtarb am 21. Januar 1815, fünfundſiebenzig Jahre alt, in Wandsbeck *). —

Die däniſche Dichtkunſt, die am 27. Januar 1754 in Ludwig Holberg einen ihrer berühmteſten Jünger eingebüßt hatte, erhielt unter Chriſtian VII. eine neue Zierde in Johannes Ewald.

Johannes, Sohn des durch ſeinen Pietismus anrüchig gewordenen Profeſſors Enewold Ewald, wurde am 18. November 1748 zu Kopenhagen geboren. Als Jüngling entlief er aus Hang zur Freiheit

---

*) Vergl. Ludwig Kunze, über Matthias Claudius, Weimar 1854. 8. — Wilhelm Herbſt, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, Gotha 1857. 8. Portrait.

er Erziehungsanſtalt zu Schleswig, machte als preu-
iſcher Soldat einen der Feldzüge des ſiebenjährigen
Krieges mit, deſertirte, wurde öſterreichiſcher Tambour
nd ſogar Unteroffizier, ging abermals durch und eilte
ach Dänemark zurück, um das Schwert mit der Feder
u vertauſchen und ſich als Dichter Lorbeer zu erringen.

„Mit kühner Hand, ſagt Eichhorn in ſeiner
iteraturgeſchichte, ſtimmte Ewald ſeine mächtige Leier
ür die verſchiedenſten Tonarten um; immer aber waren
eine Modulationen rein wie die Silbertöne der Har-
nonica, und bei jeder neuen Variation gewann ſein
Inſtrument, die poetiſche Sprache, an Kraft und Adel
nd Geſchmeidigkeit.“

Ewald's reiche Muſe, gleich groß und erhaben
m Tragiſchen wie im Komiſchen, hat ſich durch ſein
ramatiſches Gedicht „Balder,“ durch ſein Trauerſpiel
„Krolt und Kraki“ und durch ſein Singſpiel „die
Fiſcher“ berühmt gemacht. Deſſen ungeachtet führte er
is ans Ende ſeiner Tage ein höchſt kümmerliches Da-
ein, lebte als blutarmer Poet von Gelegenheitsgedichten
nd ſtarb, hochbetrauert, am 17. März 1781 im acht-
nddreißigſten Jahre ſeines Lebens. Der Miniſter
Guldberg, bei dem er mehrmals eine Unterſtützung
nachgeſucht, ließ einen der erſten Notabeln des dä-
iſchen Parnaſſes verhungern, weil Ewald kein
heuchleriſcher Mucker und ſpeichelleckender Kriecher war.
Ewald's Leiche wurde mit einem bis dahin beiſpiel-
loſen Gefolge zur Erde beſtattet. Aus allen Winkeln
Dänemarks quollen Grabſchriften und Trauerlieder zu

Ehren deſſen hervor, für den es, als er noch gelebt und gewirkt, nichts gethan hatte *).

Ewald's begabteſter Nachfolger im dramatiſchen Gebiete war jener (ſchon früher erwähnte) Johan Herman Weſſel, der, ein Jahr nach Ewald geboren, vier Jahre nach deſſen Tode die große Reiſe antrat, von der noch kein Sterblicher zurückgekehrt. Weſſel iſt der Gozzi der Dänen. Seine „Kjerlighed uden Stroemper“ („Liebe ohne Strümpfe“), eine koſtbare Parodie der excentriſchen Tragödien, hat ihm für alle Zeiten einen Platz im Pantheon der komiſchen Dichter geſichert. Auch Weſſel ſtarb in mißlichen Verhältniſſen; ebenſo Johan de Wibe, Norwegens Anacreon, der 1783 die Winterquartiere des Jenſeits bezog.

Guldberg, der als Mucker kein Freund der Poeſie war, nahm nur Partei für die Geiſtlichkeit, die mit ihm an Einem Strange zog. Im Uebrigen ſoll dieſer hyperfromme Mann, der im öffentlichen Leben für eine Muſterkarte aller chriſtlichen Tugenden und vorzugsweiſe für ein weithin leuchtendes Vorbild keuſcher Enthaltſamkeit angeſehen zu werden eifrig bemüht war, eine Zeitlang — freilich nur ganz im Stillen — ein eben nicht allzu platoniſches Verhältniß mit einer der galanteſten Schauſpielerinnen jener Zeit (nach Einigen hieß ſie Caroline Walter, nach Andern Ma-

---

*) Ewald's geſammelte Schriften erſchienen zu Kopenhagen 1780 bis 1791 in vier Bänden mit Kupfern ausgeſtattet. Vergl. Chriſtian Molbech, Johannes Ewald's Levnet med Bidrag til hans Digtervaerkers og Characteristik, Kjoebenh. 1831. 8.

dame Knudſen) fortgeſponnen haben und eines Tages vom Gemahle dieſer keuſchen Prieſterin Thaliens en flagrant délit ertappt und dafür — relata referro — gebührendermaaßen hinausgeworfen worden ſein. Das alſo kann auch Miniſtern paſſiren!

## Sechſtes Kapitel.

Sturz des Miniſters Guldberg. — Friedrich's des Sechſten Antritt als Mitregent. — Liſte der von Chriſtian dem Siebenten vom Jahre 1766 bis 1784 ernannten Ritter des Elephanten-Ordens.

Endlich ſchlug auch Guldberg's Stunde.

Seine Berſerkerwuth gegen die Preſſe, ſeine engherzige Geſinnung gegen den Bauernſtand, ſeine Begünſtigung des Adels und Junkerthums hatten ihn nach und nach ſo ſehr verhaßt gemacht, daß die öffentliche Meinung ihm den Krieg erklärte und nicht wenig zu ſeinem Sturze beitrug.

Am 4. April 1784 wurde der Sohn der unglücklichen Caroline Mathilde, Kronprinz Friedrich, der ſein ſechszehntes Jahr zurückgelegt, in der Chriſtiansborger Schloßkirche in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, von dem königlichen Beichtvater und Hofprediger Dr. Chriſtian Baſtholm *) feierlich confirmirt und zehn Tage nach dieſer Feierlichkeit ward durch einen königlichen, von Chriſtian VII., dem Kronprinzen Friedrich und den beiden Staatsminiſtern

---

*) Chriſtian Baſtholm (geboren am 2. November 1740, geſtorben am 25. Januar 1815) war einer der auf-

chack-Rathlou und Otto Thott unterzeichne-
Beſehl vom 14. April 1784 das Miniſterium
uldberg aufgelöſt und in Gnaden entlaſſen, der
erhofmeiſter des Kronprinzen, General von Eichſtädt,
t dem Oberkammerherren-Schlüſſel begnadigt, in
heſtand verſetzt, der erſte Kammerjunker Johann
n Buelow zum Kammerherrn und Hofmarſchall
Kronprinzen ernanut, der an dieſem Tage als Mit-
gent an die Spitze des geheimen Staatsraths trat.
er der bisherigen Mitglieder des Staatsraths, Ove
oegh Guldberg, Chriſtian Ludwig von
temann, Graf Joachim-Godſche von Moltke,
af Marcus Gerhard von Roſenkrone,
rden „auf ihr Anſuchen" ihrer Aemter erlaſſen und
ch die Geheimen Räthe Friedrich Chriſtian von
oſenkrantz, Grafen Andreas Peter von Bern-
rff, Heinrich von Stampe und den General
inrich Wilhelm von Huth erſetzt. Die Staats-
niſter Thott und Schack-Rathlou behielten ihre
ellen.

Guldberg wurde als Stiftsamtmann nach Aar-
us *), Stemann als Amtmann nach Hadersleben

---

klärteſten Denker ſeiner Zeit, ein Geiſtlicher, wie es deren
nals nicht allzuviele gab. Vergl. Jens Moeller, Con-
sionarius C. Bastholms levnet, Character og Fortje-
ter skildrede, Kjoebnh. 1819. 8.

*) Guldberg bekleidete dieſe Stelle bis wenige Jahre
ſeinem Tode. Im Jahre 1805 bezog er ein ihm gehö-
es Gut im Stifte Wiberg und ſtarb daſelbſt, ſiebenund-

verſetzt *), die Grafen Moltke **) und Roſenkrone ***) traten ins Privatleben zurück.

---

ſiebenzig Jahre alt, am 7. Februar 1808. Vergl. Hans Peder Giessing, Struensee og Guldberg, eller Ælde Revolutioner ved det danske Hof; historisk skildring, Kjoebnh. 1848. 12.

*) Chriſtian Ludwig Stemann (geboren am 12. December 1730 zu Meldorp in Dithmarſen), Sohn bürgerlicher Eltern, war früher Geheimer Conferenzrath und ſpäter Staats- und Finanzminiſter. Am 31. December 1776 erhielt er das Großkreuz des Danebrogordens; am 29. Januar 1777 wurde er in den däniſchen Adelſtand erhoben, 1784 Domprobſt zu Hamburg, am 28. Januar 1808 in die Reihe der blauen Ritter aufgenommen und zum Oberpräſidenten von Altona ernannt. Er ſtarb am 11. November 1813.

**) Joachim Godſche, Lehnsgraf von Moltke, Graf zu Bregentved, Freiherr zu Einſiedelsborg und Kørup, fünfter Sohn des Grafen Adam Gottlob, geboren am 27. Juni 1746, ſtudirte von 1762 bis 1765 in Leipzig, wurde Kammerjunker der Königin, ſpäter Kammerherr und Deputirter im Marine-Departement, endlich Geheimer Staats- und Finanz-Miniſter, Ober-Kammerherr, Ordenskanzler und Curator des Stiftes Walloe. Am 4. September 1773 erhielt er das weiße, am 9. December 1783 das blaue Band und ſtarb am 5. October 1818. (Joachim Godſche's Mutter war Chriſtiane Friederike von Brüggemann, Tochter des däniſchen Oberſtlieutenants Johann Godſche. Geboren am 26. Mai 1712, heirathete ſie den Grafen Adam Gottlob von Moltke am 9. September 1736 und ſtarb den 28. Februar 1760 zu Kopenhagen.) Vergl. Birger Thorlacius, Vita J. G. comitis de Moltke, Hafn. 1818. 8.

***) Marcus Gerhard, Graf von Roſenkrone, Freiherr auf Roſendahl, Herr auf Noeragergaard und

Der Etatsrath Benjamin Georg Sporon,
Informator des Kronprinzen, wurde ſpäter als Amt-
nn nach Koldinghuus verſetzt.

Der Kronprinz-Mitregent, deſſen Energie die Auf-
rkſamkeit des ganzen In- und Auslandes erregte,
ißte ſich ſo raſch die Liebe des Volkes zu erwerben, daß
inemark vertrauensvoll zu ihm emporblickte. Spitt-
r ſagt in ſeinem „Entwurfe der Geſchichte der euro-
iſchen Staaten" (Theil II. Seite 554): „Die Art,
e er die Entlaſſung des ſogenannten Guldberg'ſchen
iniſteriums bewirkte, machte ſeinem Muthe ebenſo viel
re, als ſeinem Character."

Der Kronprinz hatte nie vergeſſen, daß Guldberg
er der unerbittlichſten Feinde der Königin Caroline
athilde, das Hauptwerkzeug aller Intriguen der
nigin-Witwe und ihres Sohnes, des Erbprinzen
riedrich, geweſen war. Der Mitregent hielt es für
e Pflicht, die er den Manen ſeiner unglücklichen Mut-
ſchuldig war, dieſem ehrgeizigen Prieſter die Zügel

---

rlumskloſter, geboren am 25. Mai 1738, war der
hn des Biſchofs Londeman in Bergen, mithin, wie
ldberg, bürgerlicher Abkunft. Am 7. Juli 1773 wurde
in den Freiherren- und am 9. December 1783 in den
afenſtand erhoben. Roſenkrone, der früher däniſcher
ſandter an verſchiedenen Höfen geweſen war, wurde der
hfolger des jüngern Grafen von Bernſtorff, als Letz-
r 1780 von den Geſchäften zurücktrat. Roſenkrone,
das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten bis
Rücktritte Guldberg's behielt, ſtarb am 5. December
1. Vergl. Marcus Gerhard Greve af Rosenkrones
de, Kjoebnh. 1811. 4. Portrait.

des Staats zu entreißen, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und einen beſſern Zuſtand der allgemeinen Wohlfahrt herbeizuführen.

Mit jenem Tage, an welchem der Kronprinz Friedrich als Mitregent ſeines blödſinnigen Vaters den politiſchen Schauplatz betrat, begann für das unglückliche Dänemark die Morgenröthe einer glücklicheren Zukunft aufzuſteigen.

Bevor wir die Geſchichte des Sohnes beginnen, wollen wir jene ſeines Vaters, der thatenlos bis zum Jahre 1808 in ſtillem Wahnſinn fortlebte, mit der Liſte Derer ſchließen, welche Chriſtian VII. vom Tage ſeines Regierungsantritts bis zum Eintritt des Kronprinzen als Mitregent zu Rittern des Elephanten-Ordens ernannt hatte:

### Am 29. Januar 1766.

1) Detlev, Graf von Reventlow, Herr auf Glaſau, Altenhof, Wittenberg und Emkendorf, geboren im Jahre 1712, war Anfangs Ober-Hofmeiſter des Kronprinzen und nachmaligen Königs Chriſtian VII.; 1746 erhielt er den Kammerherren-Schlüſſel; 1751 ward er als außerordentlicher Geſandter nach Paris geſchickt; am 31. März 1754 erhielt er den Danebrog und am 31. März 1756 den Orden der Union parfaite. Am 31. März 1759 wurde er zum Geheimen Rath, 1766 zum Oberkammerherrn und erſten Deputirten der Finanzen ernannt, am 14. December 1767 in den däniſchen Grafenſtand erhoben. Nachdem er im December 1770 durch Aufhebung des Geheimen Conſeils ſeine Stelle eingebüßt hatte, zog er ſich auf ſeine

üter im Holſtein'ſchen zurück und ſtarb dort am 4.
ecember 1783. Deviſe: „Recte faciendo.“

Am 20. Juni 1766.

2) Carl, Landgraf zu Heſſen, geboren zu
aſſel am 19. December 1744, däniſcher Feldmarſchall,
eit 1767 Statthalter und commandirender General in
en Herzogthümern Schleswig und Holſtein, außerdem
hurheſſiſcher General der Infanterie. Prinz Carl
— Univerſalerbe des im Jahre 1808 geſtorbenen
ürſten von Heſſenſtein — ſtarb am 17. Auguſt
836 zu Louiſenlund. — Von ihm ſollen die anonym
ns Licht getretenen „Authentiſchen Aufklärungen über die
eſchichte der Grafen von Struenſee und Brandt,“
Germanien 1788) herrühren, die urſprünglich in fran-
öſiſcher Sprache erſchienen waren. Landgraf Carl
ar ein Schwiegerſohn König Friedrich's V. von
änemark, deſſen jüngſte Tochter, Prinzeſſin Louiſe
geboren am 30. Januar 1750), am 30. Auguſt 1766
en Landgrafen Carl heirathete. Sie ſtarb am 12.
anuar 1831 zu Gottorp. Ihr Gemahl war der Erbe
nes Lebens-Elixir's, mit deſſen Hülfe der bekannte
benteurer Graf Saint-Germain, der in den
rmen des Landgrafen ſtarb, ſo alt wie weiland Me-
huſalem zu werden gehofft hatte. Carl's Deviſe
ar: „Omnia cum Deo.“

Am 30. Auguſt 1766.

3) Carl Chriſtian, Fürſt von Naſſau-
eilburg, geboren am 16. November 1735, General-
eldmarſchall des oberrheiniſchen Kreiſes, holländiſcher
eneral der Infanterie, Obriſt-Commandeur der Garde

zu Pferde und Gouverneur zu Maſtricht, ſtarb am 28. November 1788. Deviſe: „Moderata durant.“ *)

Am 30. April 1767.

4) Johann, Reichsgraf von Rantzau, Herr auf Aſcheberg und Lindau, geboren am 14. Auguſt 1693, war ein Sohn des däniſchen Geheimen Raths Chriſtian von Rantzau, der am 17. Auguſt 1704 mit Tode abging. Johann's Mutter war Katharina von Qualen. Er war Landrath in Schleswig, bekam den Kammerherren-Schlüſſel und wurde als Geſandter nach London geſchickt, wo er bis zum Jahre 1731 blieb. Mittlerweile hatte ihn Kaiſer Carl VI. in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben. In demſelben Jahre erhielt er den Danebrog, bei welchem Anlaß er die Worte: „Nil conscire sibi,“ als Wahlſpruch annahm. Am 22. Mai 1744 wurde er Geheimer Rath und am 1. October 1746 Ober-Präſident von Altona, von welchem Poſten er 1750 zurücktrat. Seine Gemahlin, Margaretha Hedwig von Brockdorf, die er 1716 geheirathet hatte, ſtarb im Jahre 1741. Sie war die Mutter des berüchtigten Intriganten Schack Carl von Rantzau, der ſich mit Katharina, Gräfin von Rantzau-Oppendorf vermählt hatte. Johann Rantzau ſtarb am 15. Januar 1769 auf ſeinem Schloſſe Aſcheberg in Holſtein. Die Deviſe, die er als Ritter des Elephanten-Ordens trug, lautete: „Altiora peto.“

---

*) Carl Chriſtian, Vater des erſten Herzogs Friedrich Wilhelm von Naſſau, war mit einer Couſine von Oranien vermählt.

### Am 28. Januar 1768.

5) Volrath Auguſt von der Lühe, Sproſſe
es altadeligen Geſchlechts aus Mecklenburg, geboren
28. October 1706, war unter dem frommen Chri-
an VI. ziemlich unfrommer Oberkammerjunker, er-
lt am 31. März 1746 den Danebrog, am 31. März
47 den Orden der Union parfaite, wurde im Mai
54 Ober-Präſident des Kopenhagener Magiſtrats
d gleichzeitig Ober-Director des königlichen Theaters,
Auguſt 1764 Geheimer Conferenzrath und im Sep-
ber 1766 Intendant der königlichen Privatſchatulle.
71 ſah er ſich durch Struenſee genöthigt, ſeine
er-Präſidentenſtelle niederzulegen. Der König er-
nte ihn dafür zum Ordensſecretair. — Nachdem Lühe's
e Gemahlin am 22. December 1764 geſtorben war,
rathete er am 6. Mai 1767 Gräfin Margarethe
n Holck, eine Tochter des General-Lieutenants
riſtian Chriſtoph, Grafen von Holck, die
ihrer Verheirathung Hofdame bei der Prinzeſſin
uiſe von Dänemark, Gemahlin des Prinzen Carl
Heſſen-Caſſel, und nach ihrer Vermählung Ober-
fmeiſterin der Königin Caroline Mathilde war.
he's Deviſe lautete: „Coeli et regis favore.“

6) Carl Chriſtian von Gramm, geboren
Jahre 1703, war Kammerjunker, wurde Ober-Jäger-
ſter und 1735 Kammerherr. Am 28. November
1 ernannte ihn Friedrich V. zum Danebrogrit-
und am 31. März 1763 zum Geheimen Conferenz-
. Seit 1752 war er mit Bertha Chriſtina, einer
hter des Geheimen Raths Grafen Chriſtian

Friis von Friiſenborg vermählt und ſtarb am 24. Januar 1780. Deviſe: „Tacknemmeligheds Proeve og Troeskab.“

7) **Conrad Wilhelm, Graf von Ahlefeldt.** Man leſe, was wir im erſten Kapitel dieſes Bandes (Seite 22) über ihn geſagt haben. Wir tragen hier ſeine Deviſe nach: „Amore, Candore, Ferrore.“

### Am 15. Februar 1768.

8) **Caspar von Saldern**, Erbherr auf Schirmſee, geboren 1710 im Holſtein'ſchen, kaiſerlich ruſſiſcher Geſandter am däniſchen Hofe und zur Zeit, als Stanislaus Poniatowsky den polniſchen Thron beſtieg, Geſandter in Warſchau, Ritter des polniſchen weißen Adlers, des ruſſiſchen Sanct-Stanislaus und des herzoglich holſtein-ſchleswig'ſchen Sanct-Annen-Ordens. Er ſtarb 1786 auf ſeinem Gute Schirmſee unweit Kiel. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ihn für denſelben Herrn von Saldern halten, von welchem eine (nachgelaſſene) „Biographie Czar Peters III. von Rußland“ 1792 in Frankfurt am Main erſchien. Seine Deviſe lautete: „Sic fuit in fatis.“

### Am 23. April 1768.

9) **Jean Henry Desmercières**, Erbherr auf Warlberg, Rathmannsdorff und Quarnebeck, geboren 1688 zu Lyon in der Rue des mercières, die dieſem Findlinge, der dort ausgeſetzt worden war, ihren Namen gab; er war däniſcher Geheimer Conferenzrath, königlich preußiſcher Kammerherr und ſeit dem 22. Februar 1776 in den däniſchen Adelſtand erhoben. Er

ſtarb am 15. März 1778. Deviſe: „Toujours à droit!“.

Am 29. Januar 1769.

10) Ludwig, Fürſt von Naſſau-Idſtein *), geboren am 3. Januar 1745, diente zuerſt in franzöſiſchen Dienſten, wurde ſpäter General-Lieutenant im preußiſchen Heere und ſtarb am 1. März 1794 zu Aſchaffenburg. Deviſe: „Lodus.“

11) Carl Friedrich, Großherzog von Baden-Durlach, geboren am 22. November 1728, Sohn des Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach, ward am 1. Mai 1803 von Napoleon, dem er ſich angeſchloſſen hatte, gekurfürſtet und am 13. Auguſt 1806 Großherzog von Baden und Mitglied des Rheinbundes; er ſtarb am 10. Juni 1811. Seine erſte Gemahlin war Caroline Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, nach deren 1783 erfolgtem Ableben er ſeine frühere Kebſin, Louiſe Caroline Geyer von Geyersberg, eine der Hofdamen ſeiner erſten Frau,

---

*) Stifter der Linie Naſſau-Idſtein war Graf Johann, einer der evangeliſchen Helden des dreißigjährigen Krieges, der mit zwei Gemahlinnen (ſeine erſte Frau war eine Prinzeſſin von Baden, ſeine zweite Ehehälfte eine Gräfin von Leiningen-Dachsburg) nicht weniger als fünfundzwanzig Idſtein'ſche Prinzen und Prinzeſſinnen zu erzeugen geruhte. Der Urheber dieſer zahlreichen Nachkommenſchaft ſtarb, 74 Jahre alt, in dem von ihm erbauten Schloſſe zu Idſtein. Seine Linie erloſch in ſeinem Sohne und Nachfolger, dem rſten Fürſten Georg Auguſt Samuel von Naſſau-Idſtein, dem Erbauer des prachtvollen Reſidenzſchloſſes zu Biberich am Rhein.

zu linker Hand heirathete und ſie zur Gräfin von Hochberg erhob. Sie ſtarb 1820 und iſt die Stammmutter der gegenwärtigen Dynaſtie. Carl Friedrich's Deviſe war: „Moderate et prudenter.“

### Am 4. Mai 1769.

12) Georg Auguſt, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, geboren am 10. Auguſt 1748, Sohn des Herzogs Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg und einer Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, ſtarb als kaiſerlich öſterreichiſcher General-Feldwachtmeiſter am 6. November 1785. Deviſe: „Virtus et honor.“

### Am 22. Juli 1769.

13) Chriſtian Detlev, Reichsgraf von Reventlow-Sandberg, Freiherr zu Brahekolleberg, geboren am 10. März 1710, war ein Sohn des 1738 geſtorbenen Kammerherrn Chriſtian Detlev und der Benedicte Margarethe von Brockdorf. Am 5. December 1735 erhielt er von Chriſtian VI. den Kammerherren-Schlüſſel, im Mai 1744 wurde er Geheimer Rath und 1769 Geheimer Conferenzrath. Am 12. Februar 1737 vermählte er ſich mit Friederike Johanna Sophie, einer Tochter des Freiherrn Friedrich Johann von Bothmar, die am 17. April 1754 mit Tode abging. Er ſelber ſtarb am 30. März 1775. Deviſe: „Fides in Deum, fides in Regem.“

14) Chriſtian Conrad, Graf von Danneſkiold-Laurwig, geboren am 12. Mai 1723, Schout by Nacht, Kammerherr, Admiral und In-

endant der Marine, ſtarb am 9. April 1783. De-
iſe: „Plus esse quam videri."

15) Friedrich Chriſtian von Roſenkrantz, geboren im Jahre 1724, Sohn des am 13. November 1745 geſtorbenen Geheimen Raths und Miniſters Jvar von Roſenkrantz, wurde 1746 Kammerjunker und zwei Jahre ſpäter Kammerherr. 1749 ging er als Geſandter nach Berlin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenſchaft nach London, wo er bis zum Jahre 1754 blieb. Am 16. October 1760 erhielt er den Danebrog, am 8. Februar 1763 wurde er Oberkriegs-Secretair im Marine-Departement, am 31. März 1763 Ritter des Ordens der Union parfaite, im Juni 1767 Geheimer Rath und Staatsminiſter; drei Jahre ſpäter erhielt er ſeine Entlaſſung. Seine Gemahlin, Dorothea von Ritzen, welche er am 9. October 1748 geheirathet hatte, ward am 31. März 1762 in die Reihe der Ordensdamen der Union parfaite aufgenommen. Roſenkrantz ſtarb am 15. Mai 1802. Deviſe: „Utile nil nisi quod honestum."

Am 18. Januar 1772.

16) Schack Carl, Reichsgraf von Rantzau-Aſcheberg. (Vergleiche Band VI., Seite 64.) Deviſe: „Avita fide."

Am 18. Januar 1773.

17) Georg, Graf von Scheel, geboren am 5. Januar 1718, geſtorben als Kammerherr, Oberſtallmeiſter und Geheimer Rath am 5. März 1786. Deviſe: „In puritate decor."

### Am 29. Januar 1773.

18) **Friedrich Heinrich Wilhelm**, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geboren am 15. März 1747, geſtorben als däniſcher General-Major und Letzter ſeines Stammes am 13. März 1779. Deviſe: „Deo, Regi, Populo.“

### Am 16. November 1776.

19) **Henning von Qualen**, geboren im Jahre 1736, (?) erſt Probſt zu Ueterſen, dann Geheimer Conferenzrath und Ober-Präſident in Altona, und endlich Oberlanddroſt in Oldenburg und Delmenhorſt, ſtarb am 25. Auguſt 1785. Deviſe: „Sapiens est supra fortunam.“

20) **Wolff von Ahlefeldt** auf Königsförde, geboren 1694, geſtorben als Geheimer Conferenzrath im Jahre 1771. (?) Deviſe: „Fides non senescit.“

21) **Heinrich Carl, Graf von Schimmelmann.** (Vergleiche Band VI, Seite 7.) Deviſe: „A Deo fortunam, a Rege decorem.“

22) **Joachim Otto von Schack-Rathlou**, Nachkomme einer altadeligen Familie aus Pommern, geboren am 13. Juli 1728, wurde 1755 Kammerjunker im Dienſte des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs **Chriſtian VII.**, vier Jahre ſpäter Kammerherr und 1760 als außerordentlicher Geſandter nach Stockholm geſchickt, welchen Poſten er bis zum Jahre 1767 bekleidete. Am 30. Januar erhob ihn der König zum Geheimen Rathe und erſten Deputirten im Finanz-Collegium. Am 29. Januar 1766 erhielt er

m Danebrog und den Orden der Union parfaite.
im Jahre 1772 leitete er die Unterſuchung gegen die
uf Schloß Kronberg gefangene Königin Caroline
Rathilde und wurde ein Jahr ſpäter nach Schwe-
n geſandt, um im Namen des Erbprinzen Frie-
rich um die Hand der Prinzeſſin Sophie Frie-
erike, Nichte des Herzogs Friedrich von Mecklen-
urg-Schwerin, anzuhalten. Schack, der am 17. Fe-
ruar 1771 den Beinamen „Rathlou“ erhielt, ſtarb
m 7. Juni 1800. Deviſe: „Nihil supra deos la-
mus.“

23) **Hans Heinrich von Eichſtädt**, Herr
uf Voltinggard. (Vergleiche Band VI, Seite 69.) De-
iſe: „Gud, Kongen og Landet troe.“

Am 29. Januar 1774.

24) **Erhard, Graf von Wedel-Friis**,
reiherr von Wedel-Jarlsberg, geboren am
2. Juli 1710, Sohn des verſtorbenen Generals Er-
ard von Wedel, heirathete die Gräfin Chriſtine
ophie Friis von Friiſenborg, eine Tochter
es 1763 mit Tode abgegangenen Geheimen Conſe-
enzraths, und legte ſich den Namen ſeines Schwieger-
aters bei. Obgleich er von Jugend auf ſich dem
riegsdienſte gewidmet hatte, wurde er meiſtentheils
ur zu Geſandtſchaften gebraucht. Im Jahre 1753,
ls er noch Obriſter des Oldenburgiſchen Kuiraſſier-
egiments und Kammerherr geweſen war, ging er als
nvoyé nach Schweden und zwei Jahre ſpäter nach
aris, wo er bis 1763 blieb. Ein Jahr vorher war

er Oberſtallmeiſter, im Februar 1766 Geheimer Conferenz-Rath und am 1. März 1768 Oberkammerherr der Königin Caroline Mathilde geworden. Der Graf ſtarb als General am 10. November 1786. Deviſe: „Sedulo et fideliter.“

### Am 1. Juli 1775.

25) **Carl Georg Lebrecht, Fürſt von Anhalt-Köthen,** geboren am 15. Auguſt, nach Andern am 15. September 1730, Sohn des regierenden Fürſten **Auguſt Ludwig** und der Gräfin **Anna Friederike von Promnitz-Sorau,** diente als General-Lieutenant im preußiſchen Heere, ging dann nach Oeſterreich, ſtieg dort bis zum General-Feldmarſchall empor und ſtarb als ſolcher am 17. October 1789. Deviſe: „Justitia, fidelitate et amore.“

### Am 24. Auguſt 1775.

26) **Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin,** geboren am 10. December 1756, ſuccedirte ſeinem Oheime, dem Herzoge **Friedrich,** am 24. April 1785, lebte vom Januar bis Juli 1807, während der franzöſiſchen Occupation ſeines Herzogthums, in Altona, kehrte am 11. Juli deſſelben Jahres nach Schwerin zurück, ſchloß ſich am 22. März 1808 dem Rheinbunde an, ſagte ſich 1813 wieder los davon, trat dem deutſchen Bunde bei und nahm am 14. Juni 1814 den Großherzogs-Titel an. Ein Jahr ſpäter erhielt er für ſich und alle ſeine Nachfolger das **Ehrenbürgerrecht von Genf** und feierte am 24. April 1835 ſein fünfzigjäh-

ges Regierungs-Jubiläum. — Am 1. Juni
75 vollzog er zu Gotha ſeine Vermählung mit der
inzeſſin Louiſe, der jüngſten Tochter des im Jahre
67 verſtorbenen Prinzen Johann Auguſt von
chſen-Gotha. — „Friedrich Franz“, ſchreibt
r. Vehſe im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte der
inen deutſchen Höfe“ (Seite 252) war genial, aber
ld. Er tanzte wie raſend auf den Bürgerredouten
Schwerin, gewöhnlich als Schornſteinfeger maskirt.
hatte eine Maſſe unehelicher Kinder und unzäh-
ge Maitreſſen; die letzte war eine Madame Mül-
r. Auch war er ein großer Saujäger, und auf die-
Jagden kamen noch in ſpäterer Zeit die ärgſten
iten vor. Er verſpielte Alles, was er hatte, und
rb (am 1. Februar 1837) an der Krankheit, die
rodes und Sylla, Philipp II. von Spanien
Ludwig XV. gehabt haben ſollen.“ — Seine
viſe lautete: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“

### Am 29. Februar 1776.

27) Andreas Peter, Graf von Bern-
rff, Herr auf Dreilützow u. ſ. w. (Vergl. Band VI,
ite 66.) Deviſe: „Hier weislich, dort glücklich.“

28) Gregor Alexandrowitſch, Fürſt Po-
nkin, geboren am 17. April 1736, einer der x
inſtlinge der auch in puncto puncti großen Ka-
arina, ſtarb zu Nikolajeff in den Armen ſeiner
chte, der Gräfin Branicka, am 15. October 1791
hinterließ ein Vermögen von vierundvierzig Mil-
nen Silberrubeln nebſt einer kleinen Handbibliothek,

deren Bücher — eingebundene Banknoten aus aller Herren Ländern waren. Deviſe: „Ey tencia apoth“ *).

29) Waldemar Hermann, Reichsgraf von Schmettau, geboren am 26. Mai 1719, ward vom Kaiſer Carl VII. 1742 in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben, ging dann nach Dänemark, wurde General der Infanterie und ſtarb am 24. October 1785 zu Ploen. Deviſe: „Ne cedere malis.“ Schmettau hat ſich auch als Schriftſteller durch ſeine „Blätter aus Liebe zur Wahrheit“ (1782) und durch ſeine „Fragmente“ (Philadelphia 1783) bekannt gemacht.

### Am 26. Februar 1776.

30) Friedrich Chriſtian, Graf von Danneſkiold-Samſöe, geboren am 5. Januar 1722, älteſter Sohn des 1728 verſtorbenen Geheimen Raths Chriſtian, Grafen von Danneſkiold-Samſöe und der Gräfin Conradine Chriſtiane, Tochter des Grafen Nicolaus Friis zu Friiſenborg, und Enkel Chriſtian Gyldenloew's, der ein Sohn des fünften Chriſtian's und der Gräfin Sophie Amalie von Samſöe, geborenen Moth geweſen war. Im Jahre 1749 heirathete er Nikoline von Roſenkrantz, Tochter des Geheimen Raths und Amtmanns

---

*) Vgl. Privatleben des Fürſten von Potemkin-Towrodſcheſskov, Leipz. 1793. 8. — Potemkin, Beitrag zur Regierungsgeſchichte Catharina's II., Dresd. 1804. 8. — (Madame de Cerenville) Vie du prince Potemkin. Par. 1807. 8. Nicolai Nadeſdin, Leben des Fürſten Potemkin, Odeſſa 1839. 8. Letzteres Werk iſt in ruſſiſcher Sprache geſchrieben.

Nyborg. Er ſtarb als Kammerherr, Geheimer onferenzrath und General-Poſtmeiſter am 26. Juni 768. Deviſe: „Fide et sinceritate.“

31) Wolfgang Vitus Chriſtoph von eitzenſtein, 1710 in Deutſchland geboren und ſeit em 14. März 1776 naturaliſirt in Dänemark, ſtarb ls Geheimer Conferenzrath und Oberhofmeiſter der kademie zu Sorde am 25. December 1781. Deviſe: Sincero et constanter.“

### Am 4. September 1778.

32) Carl Paul Ernſt, Reichsgraf von entheim-Steinfurth, geboren am 30. Auguſt 729, geſtorben am 30. Juni 1780. Deviſe: „Manu rti liberor.“

### Am 12. Januar 1779.

33) Heinrich VI., Graf von Reuß-Köſtritz, eboren am 1. Juli 1707, älteſter Sohn Heinich's XXVI., Stifters des Köſtritzer Geſammthauſes, mtmann von Sonderburg, däniſcher Geheimer Rath, äter preußiſcher Staatsminiſter, Ritter des ſchwarzen d des rothen Adler-Ordens, ſtarb am 17. Mai 783. Deviſe: „Gratiae dulcedine vinctus.“

### Am 29. Januar 1780.

34) Peter Friedrich Ludwig, Herzog on Oldenburg, geboren am 17. Januar 1755 Rieſenburg in Preußen, ward am 16. September 776 Coadjutor des Biſthums Lübeck, ſuccedirte am Juli 1785 als Biſchof von Lübeck und Adminiſtra des Herzogthums Oldenburg, erhielt 1803 bei der cularisation das Biſthum Lübeck als weltliches Erb-

fürſtenthum; am 16. April 1817 fiel ihm das Fürſtenthum Birkenfeld zu und am 18. April 1818 ſchenkte ihm Kaiſer Alexander die Herrſchaft Jever. Am 2. Juli 1823 ſuccedirte er als regierender Herzog von Oldenburg ſeinem blödſinnigen, unvermählten Vetter Peter Friedrich Wilhelm. Seine Gemahlin, die er 1781 geheirathet hatte, war Amalie, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, Vaters des erſten Königs. Als im Jahre 1811 Oldenburg durch die Franzoſen occupirt ward, begab ſich Herzog Peter nach St. Petersburg zu ſeinem kaiſerlichen Neffen Alexander und übernahm 1812 als ruſſiſcher General-Major den Oberbefehl der ruſſiſch-deutſchen Legion. Am 27. November hielt er ſeinen Wiedereinzug in Oldenburg. Im vierten Bande von Vehſe's „Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe" heißt es (Seite 30): Herzog Peter von Oldenburg war ein ſchöner ſtattlicher Mann und ein Fürſt noch ganz in dem alten, aber guten patriarchaliſchen Style. — Seine Gemahlin, die würtembergiſche Prinzeſſin Amalie, war ſchon 1785 nach vierjähriger Ehe geſtorben; aber der Herzog hatte keine Nebenliaiſons. So viel uns bekannt iſt, hat es in neuerer Zeit ſeit Fräulein Ungnad im Hauſe Oldenburg keine Maitreſſen gegeben, welche Thatſache in dem edelloſen Oldenburg einzig daſteht. Peter's Freundſchaft mit Madame Starkloff, deren Haus er oft beſuchte, war reine Freundſchaft: ſie war die Gattin des Poſtmeiſters von Oldenburg und Mutter des bekannten Dichters, der in ſchon vorgerücktem Alter durch Selbſtmord endete. — — Der Militairſpielerei, der ſo viele deutſche Duodezfürſten die Kräfte ihrer Ländchen geopfert, war dieſer Herr durchaus nicht hold: er hielt bis zu der Zeit, wo er die bundesverfaſſungsmäßigen Mann ſtellen mußte, nur eine ſogenannte „Knobelgarde." — Sein Wahlſpruch „Subditorum salus, felicitas summa" prangt auf den Louisd'or, die er prägen ließ. Die Deviſe, die er als Ritter des Elephanten-Ordens gewählt hatte, hieß: „Laudo Manentem." Herzog Peter ſtarb am 21. Mai 1829 (Vehſe läßt ihn irrthümlich ſchon im Jahre 1823 ſterben) in Wiesbaden.

### Am 27. März 1780.

35) Carl Auguſt Ernſt, Prinz von Braunſchweig-Lüneburg, geboren am 8. Februar 1766 zu London, Sohn des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand und der Prinzeſſin Auguſta von Großbritannien, geſtorben am 20. November 1806. Deviſe: „Virtute duce."

### Am 4. September 1782.

36) Friedrich Chriſtian, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geboren am 28. December 1765, ſuccedirte ſeinem Vater am 14. November 1794, war Mitglied des däniſchen Staatsraths, Chef der königlichen Bibliothek, Patron der Kopenhagener Univerſität und ſtarb am 14. Juni 1814. Deviſe: „Non quam diu, sed quam bene."

### Am 1. October 1782.

37) Ludwig Wilhelm Geldrich Ernſt,

Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt, geboren am 1. October 1756, Sohn des Grafen Carl Paul Ernſt und einer Prinzeſſin von Naſſau-Siegen *), ſuccedirte ſeinem Vater am 30. Juni 1780 in der Grafſchaft Steinfurt und dem am 19. Februar 1803 in Paris geſtorbenen Grafen Friedrich Carl zu Bentheim-Bentheim in der Grafſchaft gleichen Namens und ward am 17. Januar 1817 in den preußiſchen Fürſtenſtand erhoben. Der Fürſt, eines der letzten Originale der deutſchen Höfe, war mit einer Prinzeſſin von Holſtein-Glücksburg, einer höchſt würdigen Dame, vermählt, was ihn aber keineswegs abhielt, ſich, wie ſo mancher andere Duodezfürſt, ein kleines Serail zu halten, in welchem er die Blüthen der weiblichen Bevölkerung ſeines Weſtentaſchen-Ländchens genoß. — Varnhagen von der Enſe, der im Jahre 1810 am Hofe dieſes originellen Kauzes verweilte, ſchildert den von ihm mit ungeheuren Koſten angelegten Sommer-Aufenthalt, das Bagno bei Burg-Steinfurt, als ein kleines Feen-Paradieschen, in welchem ihn eine Welt von Moſcheechen, Kioskchen, chineſiſchen Häuschen, Einſiedeleichen, Grottchen, Windmühlchen, Tempelchen, Fontainchen u. ſ. w. überraſchten. In einer kleinen Bucht lagen Prachtſchiffe bereit, um die gräflichen Herrſchaften und ihre Gäſte mit begleitender Janitſcharen-Muſik herumzufahren. Merkwürdig war

---

*) Die Staaten von Geldern, der junge Erbſtatthalter, Prinz von Oranien, und der Prinz von Sachſen-Hildburghauſen, Gouverneur von Nymwegen, waren ſeine Taufpathen.

ch ein großes Schachbrett im Freien, wo die Spieler
ei entgegengeſetzte Bühnen beſtiegen und von hier
s ihre als Schachfiguren verkleideten Diener dirigir-
. — Der Fürſt ſtarb am 20. Auguſt 1817. De-
e: „Futura contemplans beatus."

Am 9. December 1783.

38) Joachim Godſche, Lehnsgraf von
oltke. (Vergl. Band VI, Seite 92.) Deviſe:
andore et urbanitate."

39) Friedrich Wilhelm, Freiherr von
edel-Jarlsberg, geboren am 7. März 1724,
mmerherr und däniſcher Geheimer Rath, geſtorben
22. Februar 1790. Deviſe: „Fiducia in Deum
ninem unquam fefellit."

40) Heinrich Wilhelm von Huth, geb.
12 von bürgerlichen Eltern zu Schleuſingen im
ſen, ſtand erſt in heſſen-caſſel'ſchen Dienſten, bil-
ſich unter Aufſicht des landgräflichen Geheimen
atsminiſters Jakob Friedrich Weitz, Frei-
rn von Eſchen, Erbauers des berühmten Wil-
nsthals bei Caſſel, zum Ingenieur aus, avancirte
zum Obriſten, trat dann in churbraunſchweig'ſchen
gsdienſt, ward am 30. April 1762 zum General-
jor und Chef des Ingenieurcorps ernannt, verließ
ſchon im folgenden Jahre auch dieſen Dienſt, trat
gleichem Range in Heſſen-Hanau ein und begab
drei Jahre ſpäter nach Dänemark. Hier wurde
n 26. Februar 1766 (bald nach der Thronbeſteigung
iſtian's VII.) zum General-Lieutenant, am
Juli deſſelben Jahres zum Danebrogs-Ritter, und

am 17. Januar 1772 zum General der Infanterie ernannt. Er ſtarb am 6. Mai 1806. Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

41) Anton Heinrich von Moltke, geboren am 24. September 1734, Sohn des Generals Johann Georg von Moltke, war Hofmarſchall bei Chriſtian VII., als dieſer noch Kronprinz geweſen, wurde im Juli 1766 zum Ober-Hofmeiſter der verwittweten Königin Juliane Marie und im Januar 1768 zum Geheimen Conferenzrath ernannt. Am 30. Januar 1766 erhielt er gleichzeitig den Danebrog und den Orden der Union parfaite. Er ſtarb am 24. April 1792. Deviſe: „Virtus felicitatis amphora.“

42) Adolf Siegfried, Graf von der Oſten. (Vergl. Band VI, Seite 65.) Deviſe: „Conscia mens recti.“

43) Henrich Adam von Brockenhuus, geboren am 30. Mai 1720, Kammerherr, Geheimer Rath und Stiftsamtmann von Wordingborg, geſtorben am 11. Juni 1803. Seine Gemahlin war Charlotte Amalie, Gräfin von Holſtein-Lethraborg, eine der beiden Schweſtern des Grafen Chriſtian Friedrich von Holſtein (ſiehe Nummer 44 dieſer Liſte). Deviſe: „Gud, Kongen og min Naeste troe.“

44) Chriſtian Friedrich, Graf von Holſtein-Lethraborg, geboren am 10. Mai 1735, einziger Sohn des am 29. Januar 1763 geſtorbenen Geheimen Conferenzraths Johann Ludwig von Holſtein, welcher am 31. März 1750 von Friedrich V. gegraft worden war. Seine Mutter Hed-

ig, Tochter des Statsraths Chriſtian von
indt, ſtarb im Jahre 1756. Friedrich Chri-
ian, der 1755 den Kammerherren-Schlüſſel erhielt,
urde bald darauf Aſſeſſor im Höchſten-Gericht, Lehns-
ecretair und einer der Directoren des Generalpoſtamts,
763 Deputirter im General-Commiſſariats-Collegium,
n 20. Januar 1768 Geheimer Rath und im März
ſſelben Jahres Oberhofmeiſter der Königin Caro-
ine Mathilde. Am 20. Auguſt 1757 vermählte
ſich mit der Gräfin Chriſtine Caroline von
eventlow, der jüngſten Tochter des Grafen Chri-
ian Detlev von Reventlow, deſſen Gemahlin
ne Prinzeſſin von Holſtein-Ploen geweſen war. Gräfin
olſtein ſtarb, dreiundzwanzig Jahre alt, am 1. März
762, worauf ihr Gemahl im Januar 1769 eine
eite Ehe mit der Baroneſſe Charlotte Eliſa-
eth Henriette von Hee und Kniphauſen,
mals Hofdame der Königin Caroline Mathilde,
loß. Er ſtarb am 15. Juni 1799. Deviſe:
ecto gradu.“

45) Gregor Chriſtian, Graf von Hart-
auſen, geboren am 1. Februar 1732, älteſter Sohn
s im Januar 1741 als Ober-Landdroſt in Olden-
rg geſtorbenen Kammerherrn und Danebrog-Ritters
hriſtian Friedrich von Harthauſen, der
Jahre 1736 für ſich und ſeine Nachkommenſchaft
n Chriſtian VI. in den däniſchen Grafenſtand er-
ben werden war. Gregor Chriſtian, der ſich
s Kammerjunker dem Hofdienſte gewidmet hatte, ward
ammerherr, am 29. Januar 1758 Geheimer Rath und

im September 1763 Deputirter im Admiralitäts-Collegium. Bald-darauf ward er als Geſandter nach St. Petersburg geſchickt. — Graf von Harthauſen war zweimal vermählt. Seine erſte Gemahlin war — ſeit dem 1. April 1758 — eine Schweſter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Adolf Siegfried von der Oſten, und eine der Hofdamen der Königin Juliane Marie. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau heirathete Harthauſen am 18. Auguſt 1767 eine Hofdame der Königin Caroline Mathilde, Anna Eliſabeth von Juel. Der Graf ſtarb am 10. Juli 1802. Deviſe: „Candide et constanter.“

Die Liſte der von 1784 bis 1808 creirten Ritter des Elephanten-Ordens folgt am Schluſſe dieſes Bandes.

Chriſtian's VII. Deviſe war: „Gloria ex amore patriae.“

# Dreizehntes Buch.

## Vom Antritte der Mitregentſchaft des Kronprinzen
## Friedrich (VI.)
## bis zum Tode König
## Chriſtian's VII.

(1784 — 1808.)

## Siebentes Kapitel.

Die erſten Jugendjahre des Kronprinzen Friedrich. — Seine Lehrer. — Seine Neigungen und Abneigungen. — Seine erſten Maaßregeln als Mitregent. — Aufhebung der Leibeigenſchaft. — Emancipation der Juden. — Abſchaffung des Sklavenhandels. — Der Kronprinz ſucht eine Braut. — Der große Friedrich Schiller als Eheprocurator. — Friedrichs Vermählung. — Prinzeſſin Maria Sophie Friederike von Heſſen. — Reihenfolge ihrer Kinder.

Der Kronprinz Friedrich, Sohn Chriſtian's VII. und der unglücklichen Caroline Mathilde, wurde am 28. Januar 1768 auf Schloß Chriſtiansborg in Kopenhagen geboren und unter Struenſee's Aufſicht erzogen, der von der Anſicht ausgegangen war, der Sohn eines Königs müſſe wie jedes andere Menſchenkind frühzeitig abgehärtet und nicht verhätſchelt werden, um Körper und Seele zu kräftigen. — Prinz Friedrich, der bei ſeiner Geburt ſo ſchwächlich geweſen war, daß Alles ihn für verloren gab, hatte es dieſer Erziehung zu verdanken, daß er trotz ſeiner Schwächlichkeit ein Alter von ſiebenzig Jahren erreichte.

Als Prinz Friedrich das ſiebente Jahr zurückgelegt hatte, wurde der Geheime Staatsminiſter und General der Cavallerie, Hans Heinrich von Eickſtädt, einer der Hauptfactoren der Kataſtrophe vom

17. Januar 1772, zu deſſen Oberhofmeiſter ernannt. Als Lehrer des „jungen Greiſes“ — wie man ihn damals hieß — fungirte der bekannte Philolog und Sprachforſcher Benjamin Georg Sporon. Den Unterricht in der Religion erhielt er vom Doctor Chriſtian Baſtholm, welcher damals Hofprediget und Beichtvater Chriſtian's VII. war.

Nachdem der Kronprinz am 4. April 1784 in der Chriſtiansborger Schloßkirche von ſeinem Religionslehrer confirmirt worden war, trat der vom Jüngling zum Mann herangereifte Sohn des ſchon ſeit Jahren unzurechnungsfähigen Königs als Mitregent ein, löſ'te, wie wir ſchon früher erwähnt, das unpopuläre Miniſterium Guldberg auf und rief den ſeit vier Jahren vom politiſchen Schauplatze abgetretenen Grafen Andreas Peter von Bernſtorff an's Staatsruder zurück, ein Act, der von jedem Dänen, dem die Ehre und das Heil ſeines Vaterlandes am Herzen lag, mit lautem Enthuſiasmus begrüßt ward.

Mathildens Sohn gewann bald Aller Herzen. Er hatte alle Tugenden ſeiner engliſchen Mutter geerbt: ihre Leutſeligkeit, ihre Einfachheit, ihre Herzensgüte. Er haßte, wie ſie, die Heuchelei der Geiſtlichkeit und die Anmaaßungen des Adels, der ſich auf Koſten des ſchwer geknechteten Bauernſtandes bereicherte.

Zu Gunſten des Letztern, deſſen Wohl und Gedeihen ihm mehr als jedem ſeiner Vorgänger am Herzen lag, erſchienen innerhalb dreier Jahre folgende königliche Verordnungen:

A) Die Verordnung vom 8. Juni 1787,

lche die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Guts-
itzer und Bauern regelt und Folgendes feſtſetzt:

1) Der Gutsherr muß, wenn er von dem Bauern
gen Verringerung des Letzterm pachtweiſe überlaſſenen
ſes Schadenerſatz beanſpruchen will, vor Allem be-
iſen, daß ſich dieſer Hof im Beſitze des Pächters
rklich verſchlechtert hat.

2) Will ein Gutsherr den Bauern aus einem auf
enszeit gepachteten Hofe vertreiben und ſich wegen etwa
kſtändiger Pacht durch Beſchlagnahme des bäuerlichen
genthums ſicher ſtellen, ſo darf Solches, nach Vorſchrift
Geſetzes, nur durch richterliche Hülfe geſchehen.

3) **Ueber die Anſprüche eines Gutsbeſitzers an**
n Nachlaſſe eines verſtorbenen Bauern darf nicht
Gutsherr ſelbſt, ſondern nur der Richter erkennen.

4) Die körperliche Züchtigung der Bauern, die
her ohne geſetzliche Befugniß von Seiten der Guts-
itzer ausgeübt worden war, iſt abgeſchafft.

Daß ein Gutsherr ebenſo wenig als irgend ein
chter, in Fällen, wo er ſelbſt Partei iſt, ſeine Juris-
tion ausüben darf, liegt in der Natur der Sache
iſt, wie alles Uebrige der Verordnung, ſchon in
riſtian's V. Geſetzbuch und in den Verordnungen
iedrich's IV. feſtgeſtellt.

B) Die Verordnung vom 11. Juni 1788
immt:

1) Jedermann in Jütland, wie in allen übrigen
eilen Dänemarks und Norwegens, darf ſeine Ochſen,
ſein anderes Vieh, auf der Weide und im Stalle
tern und ſolche an wen und wohin er will, verkaufen.

2) Der Zoll auf Ochſen, die aus Jütland nach Schleswig-Holſtein oder nach dem Auslande verkauft werden, wird von 2 Reichsthalern 40 Schilling auf einen Thaler pro Stück herabgeſetzt.

Der erſte Punkt dieſer Verordnung iſt ſo vernünftig, daß er billiger Weiſe kein Gegenſtand der Geſetzgebung hätte ſein müſſen. Ein ausſchließliches Privilegium zum Stallen und Verkaufen der Ochſen haben die jütiſchen Gutsbeſitzer nie gehabt und ein Privilegium dieſer Art auch nie aufzuweiſen vermocht. Selbſt König Friedrich's II. Handfeſtninge ſagt blos: „Es ſoll dem Adel unverboten ſein, Ochſen zu kaufen, zu verkaufen und zu ſtallen.“ Alles, was die freien Gutsbeſitzer mehr als dieſe Erlaubniß vor andern Landbeſitzern voraus, oder eigentlich, was Letztere weniger gehabt haben, iſt von Zeit zu Zeit durch Polizei- und Handelsgeſetze, die ſich in allen Ländern nach den Zeitumſtänden richten, beſtimmt worden. Jene Geſetze, welche den Gutsbeſitzern in Jütland das ausſchließliche Recht des Ochſenhandels eingeräumt hatten, ſind einzig und allein durch die Viehſeuche des Jahres 1747 veranlaßt worden, haben aber jetzt, wo die Veranlaſſung wegfällt, keine Gültigkeit mehr.

C) Die Verordnung vom 20. Juni 1788, welche die Gebundenheit oder Hörigkeit der Bauern männlichen Geſchlechts an den Gütern, auf welchen ſie geboren ſind, aufhebt.

Dieſe Freiheit iſt der alten Landesverfaſſung durchaus nicht zuwider. Der jütiſche Bauernſtand gab, vor

Einführung der Souverainetät, bei der Königswahl ebenſo gut ſeine Stimme als der Adel ab; erſt durch Chriſtian VI. ſind die Bauern, blos zu des Landes Vertheidigung, an die Güter oder Geburtsſcholle gebunden worden.

Dieſe Verordnung gebietet, daß die gänzliche Freiwerdung der Bauern erſt mit dem 1. Januar 1800 ihren Anfang nehmen ſoll.

D) Die Verordnung vom 16. Januar 1789. Um dieſelbe in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, iſt es nöthig, auf Chriſtian's V. „Danske Lov" zurückzuweiſen. Dort heißt es Band I. Kapitel 13, Artikel I.: daß kein Pächter aus ſeinem Hofe weggewieſen werden darf, ſo lange er die ihm obliegenden Pflichten erfüllt. Artikel IV. erſtreckt dies auch auf die Witwe des Bauern. Nach der allgemeinen Regel des däniſchen Geſetzes bricht Kauf nicht Miethe, ſondern Dieſe geht Jenem vor bis zum Tage des Umzugs. Doch macht das Geſetz von dieſer Hauptregel eine Ausnahme für den Fall, daß der Gutsherr ſelbſt keinen andern Hof und kein anderes Haus hat und daß er den Hof, welchen der Bauer bewirthet, perſönlich bewohnen will; in dieſem Falle muß der Bauer ausziehen. Dies ſtimmt mit dem norwegiſchen Geſetze überein. Auch dort verlangt das Geſetz, daß ein Gutsherr, der in den Stand einer personae miserabilis gerathen iſt, das beneficium juris genießen ſoll.

E) Die Verordnung vom 19. März 1790 endlich befiehlt dem Gutsherrn, dem Artikel des Geſetzbuchs nachzuleben, welcher beſtimmt, daß kein Pachtbauer aus ſeinem Hofe entfernt werden darf, ſo lange er denſelben in gutem Zuſtande erhält. Dieſe Gerechtigkeit iſt nicht etwa eine neue, von Chriſtian V. geſchenkte, ſondern nur eine Wiederholung älterer Geſetzgebungen. Die erſte Zuſage hierüber erhielten die Bauern in Friedrich's I. offenem Briefe, der mit Genehmigung des Reichsraths im Jahre 1523, alſo zu einer Zeit, als die Regierungsform noch rein ariſtokratiſch und der Adel im Beſitze aller Landgüter war, gegeben iſt. In der oben angeführten Verordnung heißt es: „Da Wir mit Mißfallen vernommen haben, daß einige Gutsherren, dem ausdrücklichen Gebote des Geſetzes entgegen, Pachtbriefe auf gewiſſe Jahre oder unter der Bedingung, daß der Pachtbauer den Hof nach geſchehener Aufkündigung verlaſſen muß, ertheilt haben, und weil dies Verfahren bei dem Pachtbauern alle Luſt zum Fleiße und zur Arbeitſamkeit erſtickt, ſo haben Wir es nöthig gefunden, dieſen Mißbräuchen eine Gränze zu ſetzen und die Pachtbauern für ſich und ihre Witwen bei dem Rechte des Beſitzes, welches ihnen durch unſerer Vorfahren ältere Geſetzgebungen gewährt worden iſt, kräftigſt zu beſchützen.“

„In Ermangelung von Gründen, ſchrieb ein Vertheidiger jener Verordnung, hat man ein Exempel aufgeſtellt, um das Recht, Bauerhöfe auf gewiſſe Jahre und unter Vorbehalt der Aufkündigung verpachten zu dürfen, erweislich zu machen. Man hat ſich auf die Hauseigenthümer in Städten bezogen, denen es erlaubt iſt, ihre Häuſer nebſt Zubehör auf einige oder mehrere Jahre, ganz nach ihrem Gutdünken, zu vermiethen, und hieraus hat man die Folgerung gezogen, daß gleiche Befugniß auch den Gutsbeſitzern zukäme. Aber dieſer Vergleich iſt durchaus unpaſſend, mithin auch die Folgerung unrichtig. Das Verhältniß des Gutsherrn zum Pachtbauern weicht gar ſehr von demjenigen ab, worin ſich Hausherren in Städten ihren Mitbürgern in Städten gegenüber befinden, welche bei Jenen zur Miethe wohnen. Der Pachtbauer hat bei Uebernahme des Hofes nicht nur das „Feſte-Geld“ zu erlegen, ſondern das Geſetz verpflichtet ihn auch, die Gebäude in gutem Zuſtande zu erhalten, die Ländereien zu verbeſſern und dem Gutsherrn gehorſam zu ſein, was den Miethsleuten in Städten durchaus nicht obliegt. Ueberhaupt (fährt unſer Däne fort) zeigt ſowohl unſere ältere, als neuere Geſetzgebung, daß das Recht, mit Bauerhöfen zu ſchalten und zu walten, für Gutsherren zu jeder Zeit engere Gränzen gezogen hat, als für Hausbeſitzer in den Städten. Letztere durften zu allen Zeiten ihre Häuſer nach Belieben unbewohnt ſtehen laſſen; Jenen dagegen iſt es immer unterſagt geweſen, Bauerhöfe niederzulegen und deren Ackerbau, wenn ſie mehr als einen hatten, für eigene Rechnung betreiben zu dürfen. Unter dieſen Einſchränkungen, welche die Beförderung des Ackerbaues, die Zunahme der Bevölkerung und die Aufrechthaltung des Bauerſtandes bezwecken, ſind alle Landgüter acquirirt worden; die jetzigen Gutsherren klagen alſo ohne den mindeſten Grund über Beeinträchtigungen, wenn ihnen zu Gunſten des Staates und ihrer übrigen Mitbürger eine erweiterte Gerechtſame verſagt wird.“

Alle jene fünf Verordnungen, welche die Hebung des ſchwer darnieder gedrückten Bauerſtandes bezwecken, wurden mit Ausnahme eines kleinen Häufleins engherziger Gutsbeſitzer als ein längſt herbeigewünſchter Fortſchritt der Civiliſation begrüßt und dankbar anerkannt.

Dieſe Stimmung, berichtet Allen, offenbarte ſich theils in begeiſterten Geſängen des vaterländiſchen Dichters Thaarup, theils in Errichtung einer Freiheitsſäule, zu welcher der Kronprinz am 31. Juli 1792 den Grundſtein legte und auf deren einer Seite folgende Inſchrift zu leſen iſt: Der König gebot: der Heimathszwang ſolle aufhören; den das Landvolk betreffenden Geſetzen ſoll Ordnung und Kraft verliehen werden, damit der freie Bauer muthig und aufgeklärt, fleißig und gut, als geachteter Bürger glücklich werden kann.

Der Kronprinz-Mitregent vollendete das begonnene Werk der Bauern-Emancipation durch die Verordnung vom 19. December 1804, welche die Leibeigenſchaft der däniſchen Bauern für alle Zeit aufhob und zwanzigtauſend leibeigene Familien in die Reihe freier Staatsbürger erhob, eine That, die alle großen Siege des kleinen Corſen in den Schatten drängt und dem Vollbringer dieſer That den Dank der Dänen für alle Zeiten ſichert.

Nicht minder groß und herrlich war die vom Kronprinzen Friedrich angebahnte Emancipation der Juden, eine That, mit der Dänemark allen

gen Staaten Europa's hochherzig vor-
hritt.
Allen ſchreibt: „Dieſelbe Gerechtigkeit, welche die
rung in ihren Maaßregeln für den Bauernſtand an
Tag legte, zeigte ſie auch gegen eine geringere An-
von Unterthanen, welche, obgleich ſie alle bürger-
Laſten trugen, bis dahin faſt ohne bürgerliche
e waren. Die Juden hatten in Dänemark glei-
Schickſal wie im übrigen Europa: ſie waren von
meiſten Gewerben und Aemtern ausgeſchloſſen und
rch gezwungen, ihre Zuflucht zu ſolchen Erwerbs-
ln zu nehmen, welche von der öffentlichen Mei-
gemißbilligt wurden. Als eine Folge hiervon
n ſie der Gegenſtand übler Nachrede, des Haſſes
der Verachtung geworden, was wiederum bewirkte,
ſie in ihren abſtoßenden Eigenthümlichkeiten noch
beſtärkt, zurückhaltend und mißtrauiſch gemacht,
Lande, in welchem ſie lebten, entfremdet wurden.
mark ging vielen Staaten, von denen man ſonſt
nmt, daß ſie auf einer höhern Stufe bürgerlicher
ickelung ſtehen, mit einem ſchönen Beiſpiele voran,
es auch den Juden Gerechtigkeit widerfahren
Schon durch eine Verordnung vom Jahre 1788
e ihnen die Aufnahme in alle Zünfte geſtattet;
der wichtigſte Schritt geſchah durch das Geſetz
29. März 1814, durch welches die Juden „gleiche
bniß mit den übrigen Unterthanen erhielten, ſich
ede geſetzliche Weiſe ernähren zu dürfen.“ —
Fragt uns manch däniſcher Judenfeind, wie die
des heimathsloſen Ahasver die Wohlthat die-

ſer Gleichſtellung in Dänemark vergolten haben, ſo nennen wir, ſtatt aller Antwort, vorläufig nur zwei Juden, die dem däniſchen Staate mehr Ehre gemacht, als tauſende ihrer chriſtlichen Mitbürger: Henr Herz, den Dichter des zartſinnigſten Drama's der Neuzeit, den Schöpfer von „König René's Tochter", und Julius de Meza, den Sohn eines eingewanderten portugieſiſchen Juden, welcher, 1848 in der Schlacht bei Schleswig noch Major, im Mai Obriſtlieutenant und im December Obriſt, im Juli 1849 General-Major und Befehlshaber der Truppen auf Alſen, in der Schlacht bei Idſtedt die zweite Diviſion des däniſchen Heeres zu einem der glänzendſten Siege geführt hat. —

Dänemark war außerdem auch der erſte Staat, der ſich den nicht minder glänzenden Ruhm erwarb, den nichtswürdigen Schacher mit Menſchenleben, den Sklavenhandel, abzuſchaffen.

Alſo faſt zu derſelben Zeit, als die franzöſiſche Nation das König-, Adel- und Prieſterthum abzuſchaffen beſchloß, machte Dänemarks Königsſohn die Bauern, Juden und Sklaven frei.

Während in Frankreich die Revolution ihre blutbefleckten Orgien feierte, herrſchte im abſoluteſten Staate Europa's eine Ruhe, um die mancher große Staat das kleine Dänemark mit Recht beneidete. Der Kronprinz Friedrich war der gute Stern dieſes Landes.

Eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit, wie Ludolf Wienbarg ſie in ſeiner Abhandlung über „das

niſche Königsgeſetz"*) gegeben hat, ſcheint uns hier
n richtigen Platze.

„Sein Anblick hatte immer etwas Geiſterhaftes.
s war, als ob der Ahnherr ſeines königlichen Hauſes
ſeiner Geſtalt wieder erſchienen wäre, um mit ihm,
er wie verändert, das ſinnlich Volle und Blühende
ſeinen eigenen Begriffsſchatten verwandelt, das Mark
s Lebens wie in gläſerner Durchſichtigkeit, das
annsgeſchlecht der Oldenburger abzuſchließen.
, dieſe dürre und ſo zerbrechlich ſcheinende Geſtalt
rbürgte, ſo zu ſagen, nur ſich ſelbſt und keine Nach-
mmenſchaft; dieſe hochgeſchwungene Naſe über den
rpurrothen Lippen des ſpitzzulaufenden bleichen An-
ſichts ſchaute wie ein Geier auf eine Blume herab,
dem Tode beſtimmt iſt, und ſelbſt dieſe glashellen
gen mit ihrem unbeſchreiblichem Ausdruck „treu wie
Tod", dieſe ſilberweißen Wimpern und Brauen,
s ſilberweiße Haupthaar, angeboren und nicht Alters
lge, alle dieſe Züge machten ihn zur einzigſten Er-
einung ſeiner Zeit und weckten unwillkührlich das
fühl, daß man den letzten Repräſentanten einer al-
europäiſchen Dynaſtie vor ſich ſähe."

Der Kronprinz und Mitregent war zweiundzwan-
Jahre alt, als ſein treuer Freund und Rathgeber,
af Andreas Peter von Bernſtorff, für ihn
e Braut ſuchte.

Um dieſe Zeit war es, als Friedrich Schil-
, Deutſchlands unſterblicher Dichter, zu Gunſten der

---

*) Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1847. 8.

beiden kleinen Prinzeſſinnen von Schwarzburg-Rudolſtadt als Eheprocurator auftrat. Die Eine hieß Caroline, die Andere Louiſe. Jene war 1774 geboren, dieſe ein Jahr ſpäter.

„Seitdem ich eine Frau habe, ſchreibt Schiller am 15. April 1790 von Rudolſtadt ſeinem Freunde Chr. Gottfr. Körner, kupple ich gern. Beide hieſige Prinzeſſinnen ſind gute Geſchöpfe und werden ihren Mann glücklich machen, einen Prinzen gewiß. Die Jüngſte, ſechszehn Jahre alt, iſt ſehr ſchön; gewiß eines der ſchönſten Mädchen, die ich geſehen habe; und vielleicht würde ſie der Kronprinz von Dänemark wählen, der ſich erklärt haben ſoll, daß er ſich eine Frau nach Geſchmack ausſuchen wolle. Schade nur, daß man ſie ihm nicht zeigen kann!“

Bernſtorff aber hatte bereits eine andere Wahl getroffen.

Zu derſelben Zeit, als ſich der Erbprinz Friedrich mit ſeiner mecklenburgiſchen Ehehälfte Sophie Friederike im Carlsbade befand, begab ſich der Kronprinz nach Schleswig, um in Gottorp die Bekanntſchaft der Prinzeſſin Marie, der erſtgeborenen Tochter des Landgrafen Carl's von Heſſen, des damaligen Statthalters der Fürſtenthümer Schleswig und Holſtein, zu machen.

Maria Sophie Friederike (geboren am 28. October 1767) war zwar drei Monate älter als der Kronprinz-Mitregent, aber ſo einnehmend, daß er, Bernſtorff's Rath befolgend, ſich um ihre Hand bewarb.

Marien's Tochter, Chriſtian's VII. jüngſte Schweſter, begünſtigte die Werbung ihres Neffen ſo ſehr, daß die Vermählung am 31. Juli 1790 zu Schleswig auf dem Schloſſe Gottorp vollzogen ward.

Der feierliche Einzug des neuvermählten Paares in Kopenhagen erfolgte am 14. September 1790. Architecten, Bildhauer und Maler hatten unter ſich gewetteifert, dieſen Tag, der von der Bevölkerung der Hauptſtadt mit aufrichtigem Jubel begrüßt ward, durch Ehrenpforten und Prachttempel zu ſchmücken. Auf Kongens Nye Torv, der an und für ſich einer der impoſanteſten Plätze von ganz Europa iſt, erhoben ſich ein Triumphbogen und zwei Tempel, deren Anblick den Zuſchauer nach Florenz und Rom verſetzte. Drei Tage hindurch feierte Kopenhagen einen bunten Reigen großartiger Feſtlichkeiten; drei Abende hindurch ſchwammen alle Straßen der Reſidenz in einem Oceane blendender Lichter.

Aus dieſer Ehe gingen in einem Zeitraume von achtzehn Jahren acht Kinder (zwei Söhne und ſechs Töchter) hervor:

1) Chriſtian, geboren am 22. September 1791, geſtorben einen Tag nach ſeiner Geburt.

2) Marie Louiſe, geboren am 19. November 1792, geſtorben am 12. October 1793.

3) Caroline, geboren am 28. October 1793.

4) Louiſe, geboren am 21. Auguſt 1795, geſtorben am 7. December 1795.

5) Chriſtian, geboren am 1. September 1797, geſtorben am 5. September deſſelben Jahres.

6) Louiſe Juliane, geboren am 12. Januar 1802, geſtorben am 23. Februar ihres Geburtsjahres.

7) Friederike Marie, geboren am 3. Juni 1805, geſtorben am 14. Juli 1805.

8) Wilhelmine Marie, geboren zu Kiel am 18. Januar 1808.

Von dieſen ſechs Töchtern vermählte ſich Caroline am 1. Auguſt 1829 mit Friedrich Ferdinand, dem jüngſten Sohne des nachmaligen Königs Chriſtian VIII., und Wilhelmine Marie am 1. November 1828 mit dem Prinzen Friedrich Carl Chriſtian, dem gegenwärtigen Könige von Dänemark. Nähere Details über dieſe beiden Töchter Friedrich's VI. werden wir im letzten Bande unſerer Geſchichte geben.

Auch die Mutter dieſer beiden Prinzeſſinnen wußte ſich durch ihre Leutſeligkeit, durch Wohlthätigkeitsſinn und durch die Reinheit ihres Lebenswandels beim Volke ſo ſehr geachtet und beliebt zu machen, daß Friedrich und Marie die Schutzgeiſter des Thrones waren, auf dem der in Albernheit verſunkene Sohn Friedrich's V. bis ans Ende ſeines thatenlos verlebten Daſeins ſaß.

## Achtes Kapitel.

r große Schloßbrand im Jahre 1794. — Allianz zwiſchen Däne-
k und Schweden zur Aufrechthaltung der bewaffneten Neutrali-
— Auch Rußland tritt dieſem Bündniſſe bei. — Ueberſicht der
vereinigten Kriegsflotten in der Oſtſee.

Während das durch die Stürme der Revolution
ſeinen Grundveſten erſchütterte Frankreich mit halb
ropa im Kriege lag, genoß Dänemark alle Seg-
gen des Friedens und beobachtete während dieſer
t eine ſeiner Politik entſprechende Neutralität.

Aber mitten in dieſer Zeit der Ruhe ward die
uptſtadt des däniſchen Reiches von einer Calamität
ngeſucht, welche Kopenhagens heitern Horizont ur-
glich verdunkelte.

Am 26. Februar 1794 brach eine Feuersbrunſt
, die, durch ein Kaminfeuer entſtanden, in un-
ublich raſcher Zeit die prächtige Chriſtiansborg, das
idenzſchloß des Königs, in einen Steinhaufen
wandelte.

Man vernehme, wie Heinrich Steffens, ein
genzeuge jenes ſchrecklichen Brandes, die nähern
zelnheiten deſſelben in ſeinem Novellen-Cyclus:
e Familien Walſeth und Leith" (Band I. S. 151)
hlt.

„Am Nachmittage des 26. Februars ſaß die Königliche Familie in den Gemächern des rechten Schloßflügels bei der Tafel, als man ihr die Nachricht brachte, daß es in dem Schloſſe brenne. Es erregte kaum einige Unruhe. Daß ein Brand in den Ofenröhren, am hellen Tage entdeckt, in einem ſo maſſiven Gebäude gefährlich werden könnte, vermochte man ſich nicht vorzuſtellen. Einen ähnlichen geringen Eindruck machte das Gerücht, welches ſich ſehr ſchnell in der Stadt verbreitete. Nach kurzer Zeit drang aber in die königlichen Gemächer und faſt eben ſobald durch die ganze Stadt die beunruhigende Nachricht, daß der Brand auf eine ſehr bedenkliche Weiſe überhandnehme, das Feuer zeige ſich an mehreren Orten zugleich. Jetzt gerieth Alles im Schloſſe, welches von einer großen Menge höherer und niederer Beamten mit ihren Familien bewohnt war, in unruhige Bewegung. Das unerwartete Gerücht verſammelte eine ungeheure Menge von Menſchen, die ſich jeden Augenblick vermehrte, um das Schloß.

Mancherlei Vermuthungen äußerten ſich ſpäter über die Möglichkeit, daß der Brand ſo verzehrend um ſich greifen konnte in einem ſo feſten Gebäude. Die wahrſcheinlichſten ſind dieſe: Schon ſeit zwei bis drei Wochen hatte man in einigen Gemächern einen brandigen Geruch verſpürt, welcher anzeigte, daß einige Röhren brennen müßten. Die Röhren ſtanden mit einander in Verbindung; ſie waren, um die ſich durchkreuzenden Gänge zu erwärmen, durch die Mauer geleitet. So mag das Feuer ſchon ſeit längerer Zeit

ill und unbemerkt im Verborgenen gewühlt haben.
Bahrſcheinlich ſind mehre Schornſteine zugleich ge-
rungen. Die weitläufigen Böden des Schloſſes dien-
n als Niederlage für getrocknete Bretter und Balken,
e plötzlich Feuer fingen. Die brennenden Balken
ürzten durch eine große Oeffnung, die von oben bis
nten durch die ganze Höhe des Schloſſes ging, weil
ian da eine marmorne Treppe bauen wollte. Sie
indeten unten, und ſo füllten ſich plötzlich alle die
erſchlungenen Gänge mit dickem Rauche, der jeden
utritt den Rettenden gefährlich, ja unmöglich machte.
Dennoch drangen Viele kühn hinein, aber nur We-
ige kamen zurück. Sie verirrten ſich in den langen,
it Rauch erfüllten labyrinthiſchen Gängen, in wel-
ren, ſelbſt mit völliger Ruhe, am hellen Tage ſich
urecht zu finden dem Unkundigen ſchwer war. Daher
ehauptet man, daß bei dem Schloßbrande eine grö-
ere Anzahl Menſchen das Leben verlor, als, ein Jahr
päter, bei dem großen Stadtbrande, wo doch ein
rennender hoher Kirchthurm herunterſtürzte und auf
nmal faſt eine ganze Straße anzündete.

Als wir den Schloßplatz erreichten, ſtand der
chte Flügel in vollem Brande; die Flammen brachen
us den mächtigen Fenſtern hervor und wirbelten, zu
ner ungeheuern Feuermaſſe zuſammengedrängt, aus
m entzündeten Dache. Die Mitte des Schloſſes und
r linke Flügel lagen dunkel und düſter da und über
nen ſchwebten die Flammen.

Die königliche Familie hatte das Schloß ver-
ſſen und ſich nach Amalienburg begeben.

Ein unermeßlicher Menſchenhaufe wogte, von Erſtaunen und Entſetzen gefeſſelt, auf dem weitläufigen, durch die Feuerſäule erleuchteten Platze. Funken fielen, wie ein dichter Regen, auf die erhellten Häuſer jenſeits des Kanals, auf die Schiffe, auf den Platz. Hier raſſelten Wagen; hier liefen, wie betäubt, Menſchen mit Kleinigkeiten, die ſie gerettet hatten; hier ertönte dumpfes Geſchrei, während Polizeidiener die Rettenden, wie die Neugierigen, ergriffen, damit ſie Reihen bildeten, die das Waſſer in Schläuchen vom Kanale bis zu den Spritzen ſich reichen ſollten. Im Schloßportale waren Wagen, Spritzen, Menſchen zuſammengedrängt, ein verworrenes Geſchrei, eine mehr ſtörende als fördernde Anſtrengung, zwecklos nach allen Richtungen. Die befehlenden Anführer vermochten kaum einige Ordnung in dieſes Chaos zu bringen. In erſchrockener Eile ſtürzten die Meiſten, mit großen Bündeln beladen, die Treppen hinunter und hinderten die wenigen Kühneren, die hinauf wollten. Eilt, eilt, hinunter zu kommen, eilt um Gottes Willen aus dem Gebäude, ſchrieen die Erſteren. Viele von den Letztern ließen ſich abſchrecken. Sie liefen mit den Uebrigen hinunter. Wenige drängten ſich noch immer vorwärts. — — Die wüthenden Flammen, die unterdeſſen verheerend um ſich gegriffen hatten, wurden jetzt aus allen Fenſtern des Schloſſes hinausgeſtoßen. Hoch in die höchſte Atmoſphäre entwichen die dampfenden Rauchſäulen. Die großen Flammenzungen aus vielen hundert Fenſtern vereinigten ſich nach oben mit der großen Feuermaſſe des brennenden Rieſendachs. Die

upferdeckung färbte dieſe Flamme purpurroth und
aragdgrün. Mitten in dieſem furchtbaren buntge-
rbten Feuercoloſſe ſtand der brennende Thurm der
chloßkirche, eine Feuerpyramide in einem Flammen-
eere. Man ſah den Thurm wanken, man ſah ihn
rennend, in lichter Lohe, ins buntwogende Glu-
enmeer krachend hineinſtürzen — und eine dichte
unkle Rauchſäule, die plötzlich aus der Tieſe heraus-
rach und die blendende Erleuchtung in eine nächtliche
inſterniß verwandelte, bezeichnete die Stelle, wo er
inſtürzte.

Dies war der höchſte Gipfel des furcht-
aren Brandes!"

Es hieß ziemlich allgemein, das Feuer ſei von
miſſairen der franzöſiſchen Jakobiner-Partei ange-
gt worden, was jedoch keineswegs erwieſen iſt. Man
eiß, daß alles Unheil, das in jener Zeit außerhalb
rankreichs geſchah, der franzöſiſchen Republik zur
aſt gelegt ward. Frankreich, hieß es, ſei Schuld an
er Ermordung Guſtav's III. und Ankarſtroem,
uſtav's Mörder, ſei ein geheimes Mitglied der von
ean Debry gegründeten „Légion tyrannicide" ge-
eſen, Märchen, die damals halb Europa geglaubt
atte.

Das Schloß, das jetzt in Trümmern lag, war
ine Schöpfung Chriſtian's VI., der im October
731 die vom Biſchof Abſalon in der Mitte des
wölften Jahrhunderts erbaute und von Friedrich IV.
rweiterte Königsburg mit allen ihren Nebengebäuden
nd den benachbarten Bürgerhäuſern, die den Beſitzern

derſelben abgekauft wurden, niederreißen und auf 9225 Pfählen von vierundzwanzig Ellen langem Buchenholz ein neues Hauptgebäude aufführen ließ, zu dem der ſechste Chriſtian am 12. April 1733 den Grundſtein legte. Der Bau dieſes Schloſſes, geleitet vom General-Major Haaſer, währte ſieben volle Jahre. Am 26. November 1740 hielt Chriſtian ſeinen feierlichen Einzug in das Schloß, deſſen Höhe 114 Fuß betrug. Der Hauptflügel war 367, der Nebenflügel 380 Fuß lang. Das Ganze bildete ein regelmäßiges Viereck, in römiſchem Style erbaut, mit Quaderſteinen belegt und mit Kupfer gedeckt. Es ſchloß einen Hofraum ein und beſtand aus drei Haupt- und zwei Mezzanin-Etagen.

Das Schloß hatte alſo kaum ſechzig Jahre geſtanden, als es ein Raub der Flammen ward und in ſeinen rauchenden Trümmern die prachtvolle, aus 40,000 Bänden beſtehende Privatbibliothek des Königs, die ſchöne Mineralienſammlung des Profeſſors Abildgaard, das Naturalien-Cabinet des Erbprinzen Friedrich und das demſelben vom Profeſſor Martin Wahl geſchenkte Herbarium inländiſcher Pflanzen begrub*).

Bei der Löſchung dieſes Brandes zeichneten ſich vor allen Dänemarks brave Matroſen durch die Größe ihrer Unerſchrockenheit aus. Sie ſtürzten ſich mit Geſahr ihres Lebens ins Flammenmeer, um Alles zu retten, was noch zu retten war.

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung des Schloßbrandes hat Chriſtian Henrikſen Pram geliefert.

Zwei Tage nach dem Brande erſchien folgende Dankſagung:

„Bei der unglücklichen Feuersbrunſt, welche vorgeſtern Unſer Königliches Schloß Chriſtiansborg verzehrte, haben wir einen neuen Beweis von der unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit, die Unſer redliches Volk für Uns und Unſer Königliches Haus beſeelt und auszeichnet, erhalten. Keine Belohnung für Unſer landesväterliches Beſtreben konnte Uns lieber, kein Gefühl Unſerm Herzen angenehmer ſein. So groß auch die Zahl der Geſchäfte iſt, welche Uns in dieſem Augenblick umgeben, ſo konnten Wir es Uns doch nicht verſagen, Unſere Empfindungen dadurch an den Tag zu legen, daß Wir hiermit allen Unſern treuen und lieben Unterthanen aller Claſſen und Stände ohne Ausnahme für den ausgezeichneten Eifer und Beiſtand, welchen ſie bei dieſem unglücklichen Ereigniſſe Uns und Unſerm Königlichen Hauſe bewieſen haben, Unſern Dank ſagen. Gegeben in Unſerer Königlichen Reſidenzſtadt Kopenhagen am 28. Februar 1794.

Chriſtian R.

Brandt.

Schouw. Colbiörnſen. Reierſen.“

Die ganze Einwohnerſchaft Kopenhagens beeilte ſich, dem abgebrannten Monarchen klingende Beweiſe ihrer treuen Theilnahme zu geben. Selbſt die Aermſten ſuchten eine Ehre darin, ein Scherflein zum Wiederaufbau der Königsburg beizuſteuern. Sämmtliche

Zimmerleute des Holms machten ſich anheiſchig, daß Jeder von ihnen tagtäglich einen Schilling von ſeiner Löhnung hergeben wolle. Ihr mehr als großherziges Anerbieten ward vom Kronprinzen dankend abgelehnt.

Die Kopenhagener, die nach dem Brande alle Vergnügungen auf vierzehn Tage einzuſtellen beſchloſſen, wetteiferten unter ſich, dem Hofe freiwillige Beiträge zur Erbauung eines neuen Schloſſes anzubieten. Im Laufe der erſten vier Wochen wurden dafür in Dänemark und Norwegen über ſechsmalhunderttauſend Reichsthaler geſammelt.

Wenige Wochen ſpäter brannte in der Brogade das Haus eines Tiſchlers und Familienvaters von acht Kindern ab. Was that der Hof für ihn? — Nichts!

Vier Wochen nach dem Schloßbrande ſahen Dänemark und Schweden ſich durch das Verfahren Englands und Frankreichs, die ſich nicht entblödet hatten, neutrale Schiffe anzuhalten, genöthigt, unter ſich nachfolgende Convention zur Vertheidigung der Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt abzuſchließen.

Dieſe in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Convention lautet in getreuer Ueberſetzung, wie folgt:

„Da Seine Majeſtät der König von Dänemark und Norwegen und Seine Majeſtät der König von Schweden in Betracht gezogen haben, wie wichtig es für die Unterthanen ihrer Reiche ſei, daß ſie die mit einer ſtricten Neutralität verbundenen und auf anerkannte Verträge gegründeten Vortheile mit Sicherheit und Ruhe genießen, und Höchſtdieſelben von den Pflichten gegen ihre Unterthanen durchdrungen und die Schwierigkeiten ihrer Lage bei dem im größten Theile von Europa ausgebrochenen Kriege unläugbar ſind, ſo haben ſich Beide dahin geeinigt, ihr Intereſſe und ihre Maaßregeln in dieſer Rückſicht zu verbinden und, nach dem Beiſpiele ihrer Vorfahren, ihren Völkern allen Schutz zu verleihen, welchen ſie von deren väterlicher Sorgfalt zu fordern berechtigt ſind. Da ſie außerdem wünſchen, die ſo glücklich unter ihnen fortbeſtehenden Bande der Freundſchaft durch eine Convention zur gemeinſamen Vertheidigung ihrer gegenſeitigen Rechte noch enger zu knüpfen, ſo hat Seine Däniſche Majeſtät Ihren Staatsminiſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Andreas Peter Grafen von Bernſtorff u. ſ. w. und Seine Majeſtät der König von Schweden, Herrn Erich Magnus, Baron Staël-Holſtein zu Bevollmächtigten ernannt, welche, nach Auswechslung ihrer Vollmachten, über nachfolgende Artikel übereingekommen ſind:

Art. I. Ihre Majeſtäten erklären feierlich, daß ſie während der Dauer dieſes Krieges die vollkommenſte Neutralität beobachten, Alles, ſo viel von ihnen abhängen wird, vermeiden, was ſie mit den auswärtigen Mächten, ihren Freunden und Alliirten, compromittiren könnte, und fortfahren wollen, ſo wie ſie beſtändig, auch in ſchwierigen Umſtänden gethan haben, alle Aufmerkſamkeit und freundſchaftliche Nachgiebigkeit zu beweiſen, die ſich mit ihrer eigenen Würde verträgt.

Art. II. Sie erklären ferner, daß ſie keinen

Vortheil verlangen, der nicht in ihren reſpectiven Tractaten mit den verſchiedenen im Kriege begriffenen Mächten, ohne Ausnahme, klar gegründet iſt.

Art. III. Sie verbinden ſich gegenſeitig und gegen ganz Europa, daß ſie in jenen Fällen, welche nicht in den beſtehenden Verträgen feſtgeſetzt ſind, keinen Vortheil begehren wollen, der nicht auf das allgemeine Völkerrecht begründet iſt.

Art. IV. Indem ſie die Unterſtützung ihrer neutralen Rechte auf ſo gerechte Gründe ſtützen, werden ſie der friedlichen Schiffahrt ihrer Unterthanen alle Protection, die ſie verdient, gegen Diejenigen verleihen, welche, gegen ihr Hoffen und Erwarten, die geſetzmäßige Ausübung der ſanctionirten Rechte, deren Genuß neutralen und unabhängigen Nationen nicht ſtreitig gemacht werden kann, beunruhigen ſollten.

Art. V. Um zu dem vorgeſetzten Zwecke zu gelangen, übernehmen Ihre Majeſtäten die gegenſeitige Verpflichtung, jede, ſobald es die Jahreszeit erlauben wird, eine Escadre von acht Linienſchiffen und einer verhältnißmäßigen Anzahl von Fregatten auszurüſten und ſie mit allem Nothwendigen verſehen zu laſſen.

Art. VI. Beide Escadres ſollen ſich vereinigen oder trennen, wie man es im Intereſſe des allgemeinen Wohles für gut befinden wird.

Art. VII. Man wird keinen andern Unterſchied zwiſchen dem Intereſſe beider Natonen und beider Flaggen machen, als denjenigen, welchen die mit andern Mächten beſtehenden Tractate erfodern. Uebrigens ſollen in allen Vertheidigungs-Convoyes oder andern

llen, ohne Ausnahme, die däniſchen Schiffe die
hiffe und die Flagge Schwedens eben ſo gut als
ihrer eigenen Nation vertheidigen, was eben ſo
h Schwediſcher Seits geſchehen ſoll.

Art. VIII. Hinſichtlich der Führung des Com-
ndo's ſind beide Mächte übereingekommen, den In-
lt der Artikel VI und VII der Convention vom
. Juli 1756 als Richtſchnur anzunehmen.

Art. IX. Die deutſchen Staaten, Dänemarks ſo-
hl als Schwedens, ſind gegenſeitig von dieſer Con-
ntion gänzlich ausgeſchloſſen.

Art. X. Da die Oſtſee immer als ein geſchloſſe-
s Meer angeſehen werden muß, wohin bewaffnete
hiffe der kriegführenden Mächte keinen Eingang fin-
, ſo wird die Oſtſee von den contrahirenden Thei-
neuerdings für ein ſolches Meer erklärt, dem ſie
vollkommenſte Ruhe zu ſichern entſchloſſen ſind.

Art. XI. Ihre Majeſtäten verpflichten ſich, dieſe
nvention gemeinſchaftlich allen im Kriege begriffenen
ächten mitzutheilen und die feierlichſten Verſicherun-
hinzuzufügen, daß ſie ein aufrichtiges Verlangen
gen, mit denſelben die vollkommenſte Freundſchaft
Harmonie aufrecht zu erhalten und dieſe noch mehr
befeſtigen, als ſie durch dieſen Schritt zu verletzen,
cher nichts Anderes bezweckt, als Rechte zu ſichern, die
den kriegführenden Mächten ſelbſt behauptet und
allen Fällen reclamirt worden, in welchen ſie ſich
tral verhielten, ohne daß Dänemark und Schweden
daran gedacht hätten, ihnen deßhalb Hinderniſſe in
Weg zu legen.

Art. XII. Sollte der unglückliche Fall eintreten, daß irgend eine Macht, mit Hintanſetzung der beſtehenden Verträge und des allgemeinen Völkerrechts, die Grundpfeiler der Geſellſchaft und des allgemeinen Wohles nicht mehr reſpectiren und der friedlichen Schiffahrt der Unterthanen Ihrer Däniſchen und Schwediſchen Majeſtät irgendwelche Hinderniſſe in den Weg legen ſollte, dann werden ſie, nach Erſchöpfung aller möglichen Vergleichsmittel und nach gemeinſchaftlich gemachten Vorſtellungen zu Erhaltung der gebührenden Genugthuung und Schadloshaltung, Repreſſalien gebrauchen und zwar ſpäteſtens vier Monate nach der Verweigerung ihres gemeinſchaftlichen Anſuchens, allenthalben, wo ſie es für zuträglich halten werden, immer aber mit Ausnahme der Oſtſee.

Art. XIII. Vorſtehende Convention ſoll nach ihrem ganzen Inhalte ſo lange fortwähren, als der gegenwärtige Krieg dauern wird, es wäre denn, daß beide contrahirende Theile aus gemeinſchaftlichem Intereſſe übereinkämen, zu derſelben einige Zuſätze, oder nützliche und nothwendige Abänderungen zu machen.

Art. XIV. Die Ratification ſoll innerhalb vierzehn Tagen nach Unterzeichnung und Auswechslung dieſer Convention geſchehen.

Gegeben zu Kopenhagen am 27. März 1794.

Unterzeichnet:

A. P. Graf v. Bernſtorff. E. M. Staël v. Holſtein.

Dieſem bewaffneten Neutralitäts-Vertrage zwiſchen Dänemark und Schweden ſchloß ſich auch die Kaiſerin Catharina von Rußland an und in Folge ihres eitritts erſchienen im Frühjahre 1794 in dem bis da- in friedlich ſtillen baltiſchen Meere die mächtigen riegsflotten der drei verbündeten Mächte.

Wir laſſen hier die ſpeciellen Liſten der vereinig- n Flotten folgen:

Die kaiſerlich ruſſiſche Flotte in der Oſtſee; be- and aus folgenden Kriegsſchiffen:

### Die Kronſtädter Flotte:

| Linienſchiffe: | Kanonen: |
|---|---|
| Nicolai Tſchouhotwoveez | 100 |
| Die zwölf Apoſtel | 100 |
| Siſoi Wilikoi | 74 |
| Alexander Newsky | 74 |
| Pobedoslaw | 74 |
| Swiadoslaw | 66 |
| Nietſcheslaw | 66 |
| Prinz Carl | 66 |
| Angheten | 66 |
| Poledenoſch (Hoſpital-Schiff). | |

### Die Revaler Flotte:

| | |
|---|---|
| Saratow | 100 |
| Roſtislow | 100 |
| Helene | 74 |
| Peter | 74 |
| Sophie Magdalene | 74 |
| Boris | 74 |
| Swiatoy Peter | 74 |
| Wſelau | 74 |

Die aus dreißig Kanonierbooten beſtehende Scheeflotte, von Rothhalm oder Rozenzalm, in vier

Diviſionen getheilt, wurde von den vier Obriſtlieutenants Tolokneyen, Podwin, Andreanoff und Penſoumy befehligt.

Oberbefehlshaber der ganzen ruſſiſchen Flotte war Admiral Tſchitſchakoff, unter welchem Admiral Kruſe, Vice-Admiral Muſſin-Puſchkin und die Contre-Admirale Scouratoff und Makaroff commandirten.

Die däniſche Flotte beſtand aus zwei Escadres:

### Erſte Escadre.

| | Kanonen: |
|---|---|
| Neptun | 84 |
| Kronprinz Friedrich | 74 |
| Kronprinzeſſin Marie | 74 |
| Erbprinzeſſin Sophie Friederike | 74 |
| Drei Kronen | 74 |
| Prinzeſſin Louiſe Auguſte | 64 |
| Indigenatsrecht | 64 |
| Holſtein | 64. |

### Zweite Escadre.

| | |
|---|---|
| Der Prächtige | 80 |
| Nordſtern | 74 |
| Jütland | 74 |
| Odin | 74 |
| Elephant | 70 |
| Mars | 64 |
| Danebrog | 60. |

Die ſchwediſche Flotte ſtellte:

| | |
|---|---|
| Prinz Friedrich | 60 |
| Manlighed | 60 |

| | Kanonen: |
|---|---|
| Driſtighed | 60 |
| Faedernedlandet | 60 |
| Forſigtighed | 60 |
| Waſa | 60 |
| Aehran | 60 |
| Tapperhedden | 60. |

Dieſe drei vereinigten Flotten zählten zuſammen dreiundzwanzig Linienſchiffe mit 1544 Kanonen, außerdem eine Fregatte mit zweiundvierzig Kanonen, drei Fregatten mit vierzig, zwei mit ſechsunddreißig, eine mit vierundzwanzig, zuſammen ſieben Fregatten mit 258 Kanonen.

Das Ober-Commando der däniſch-ſchwediſchen Flotten führte der däniſche Admiral Friedrich Chriſtian von Kaas. Die ſchwediſche Escadre ſtand unter dem Befehle des Vice-Admirals Grafen Claes Wachtmeiſter.

Dieſe vereinigte Flotte lag am 10. Juli 1794 auf der Rhede von Kopenhagen. Zwei Fregatten waren nach der Nordſee geſegelt. Am 15. Juli lief auch die ruſſiſche Flotte aus.

Zur Beſtreitung der außerordentlichen Ausgaben ſchloß Dänemark eine Anleihe von viermalhunderttauſend Thalern auf vier Jahre ab und verſprach, vom 11. December 1795 angefangen, jedes Jahr hunderttauſend Thaler Rückzahlung.

## Neuntes Kapitel.

Kurze Schilderung der Zuſtände des letzten Decenniums im achtzehnten Jahrhundert. — Die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen. — Die Ermordung Guſtav's des Dritten. — Die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. — Die Kriegserklärung Englands und des deutſchen Reichs. — Die Schreckensherrſchaft Frankreichs. — Madame la ſainte Guillotine. — Frankreichs Aſſignaten-Preſſe. — Der Bürger Barrère und ſeine Erklärung im Convente. — Die jacobiniſchen Verſchwörungen. — Die Neutralität der nordiſchen Mächte. — Der Sturz Robespierre's. — Dänemarks Anerkennung der franzöſiſchen Republik u.ſ.w.

Die Annalen der Weltgeſchichte haben kein Jahrzehent aufzuweiſen, das ſo reich an welterſchütternden Ereigniſſen geweſen war, als das letzte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Die causa causans all' dieſer Ereigniſſe war die in ihren Urſachen und Folgen ohne Beiſpiel daſtehende Revolution Frankreichs, welche ganz Europa aus ſeinem Gleichgewichte riß.

„Ce siècle n'est pas celui des rois", ſagte der dritte Guſtav von Schweden, der, am 15. März 1792 mitten im lauten Jubel eines Maskenballes durch die meuchelmörderiſche Hand Anckarſtröm's getroffen, vierzehn Tage darauf an den Folgen jenes Schuſſes ſtarb.

Zehn Monate nach der Ermordung Guſtav's III. mußte, gleichſam zur Bewahrheitung jener Weiſſagung dieſes Königs, der „Sohn des heiligen Ludwig's", Ludwig XVI., am 21. Januar 1793 ſein gekröntes Märtyrerhaupt auf's Schaffot tragen, um dort die Sünden ſeiner Vorfahren und die Schwäche ſeines unentſchloſſenen Characters abzubüßen.

Zehn Tage nach der Hinrichtung „Louis Capets" warf, am 1. Februar 1793, England, und am 22. März das deutſche Reich der Republik Frankreich den Fehdehandſchuh hin, den der Convent mit ſiegestrunkener Freude aufhob.

Die Revolution erreichte jetzt ihren Höhepunkt. Es begann die Schreckensherrſchaft, während welcher Robeſpierre, der Jupiter tonans des Convents, mit Hilfe der Madame la sainte Guillotine tagtäglich eine neue Anzahl ariſtokratiſcher Köpfe abſchlagen, das Vermögen der Geköpften zur Tilgung der Staatsſchulden einziehen, zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe gegen „die Coalition der Tyrannen" unaufhörlich neue republikaniſche Aſſignaten münzen ließ und Jeden mit dem Tode ſtrafte, der ſich weigerte, das Papier für baares Geld anzunehmen.

Zu den achttauſend Millionen Livres Aſſignaten, die bereits courſirten, mußte für zweihundert Millionen Livres neues Papiergeld creirt werden, um die Bedürfniſſe der jungen Republik zu decken. Wegen dieſer ungeheuern Menge von Aſſignaten war das Papier nach und nach ſo rar geworden, daß der „Comité de sûreté et de salut public" (der ſogenannte Wohlfahrtsausſchuß) ſich endlich genöthigt ſah, den Befehl zu erlaſſen, fernerhin zu Briefcouverts kein weißes Papier zu verbrauchen, da der Staat ſolches zum Gelddrucken brauche.

Am 4. Juli 1794 erklärte im Schooße des Convents der „Anacreon der Guillotine“, der Bürger Pierre Barrère, der treue Apoſtel Robespierre's, allen gekrönten Tyrannen Europas, die ſich weigerten, das Fortbeſtehen der franzöſiſchen Republik anzuerkennen, den Krieg der Vertilgung.

Schon vorher hatten alle auswärtigen Mächte ihre Geſandten, Dänemark ſeinen Grafen von Blome, zurückberufen. Der Convent dagegen hatte nach allen Hauptſtädten Europa's Emiſſaire mit geheimen Inſtructionen abgeſchickt, die überall gährenden Elemente der Volksunzufriedenheit zu Gunſten der Republik auszubeuten und den in der Aſche glimmenden Funken der Zwietracht zur helllodernden Flamme offener Empörung anzufachen.

Der günſtigſte Boden für die Jakobiner Frankreichs fand ſich in Italien.

In Neapel wurde, aufgehetzt durch die Emiſſaire der franzöſiſchen Republik, eine Verſchwörung angezettelt, an welcher ſich, außer einer Menge Advokaten und Geiſtlicher, viele Perſonen aus den angeſehenſten Familien des Landes, ja ſogar Damen, wie die Herzogin Pepoli, die Prinzeſſin von Avello und der bekannte Trauerſpieldichter Filomarino betheiligten. Die Verſchworenen trugen ſich mit dem Plane, die königlichen Luſtſchlöſſer in Neapel, das Caſtello del Ovo und das Caſtello di San Elmo gleichzeitig in Brand zu ſtecken, nach Caſerta zu ziehen, den König, die Königin und den Kronprinzen zu ermorden und die Republik zu proclamiren. Die Verſchwörung wurde entdeckt und von vierundfünfzig Complicen wurden drei zum Tode, die übrigen theils zu lebenslänglichem Gefängniß, theils zur Landesverweiſung verurtheilt.

Als der Papſt im Maimenate 1794 eine Reiſe nach den Pontiniſchen Sümpfen antrat, meldete ſich bald nach ſeiner Ankunft in Terracina ein als Malteſer-Ritter gekleideter Mann, der den heiligen Vater zu ſprechen wünſchte. Im Vorzimmer, wo er warten mußte, verrieth er eine gewiſſe Unruhe, die ihn verdächtig machte. Man unterſuchte ihn und fand ein Terzerol und einen Dolch bei ihm. Er geſtand, daß in Rom eine weitverzweigte Verſchwörung gegen das Leben Seiner Heiligkeit angelegt ſei und daß er den Papſt habe ermorden wollen. Zu den Mitverſchworenen gehörte ein Cardinal.

Gleichzeitig brach auch zu Cagliari in Sardinien eine Verſchwörung gegen die Regierung des dort ſehr verhaßten Vice-Königs Caraccioli aus; er wurde fortgejagt und ein Chevalier de la Flechière zum Interims-Gouverneur von Sardinien ernannt.

Um dieſelbe Zeit ward auch in Turin ein Complot entdeckt. Zur Beſtrafung der Theilnehmer wurde vom Könige, der mit ſeiner Familie nach Montcalieri geflüchtet war, ein aus eilf Mitgliedern beſtehendes Kriegsgericht ernannt, welches unter dem Vorſitze des

Staatsminiſters Peiretti di Condove, am 9. Juni den Obriſten Chevalier de Saint-Amour, Commandanten der Veſte von Saorgio, und am 17. Juni den aus Rheineck in der Schweiz gebürtigen Obriſtlieutenant Georg Mesmer, weil er den Poſten Mirabouc den Franzoſen überliefert hatte, zum Tode verurtheilte und Beide erſchießen ließ. — Der Graf von Provence (der nachherige Ludwig XVIII.), welcher ſich ſeit der Wiedereroberung Toulons in Turin niedergelaſſen hatte, flüchtete nach Parma.

Auch in der Republik Genua gährten, begünſtigt von dem franzöſiſchen Geſandten Herrn von Tilly, die Gemüther und zettelten eine Verſchwörung an, an deren Spitze der Senator Invrea ſtand, die aber gleichfalls entdeckt und unterdrückt ward.

Doch nicht blos in Italien, auch in Polen erhob die Inſurrection ihr Haupt und erkämpfte unter Kosciusko's Leitung einen Sieg nach dem andern.

Auch in Schweden war eine vom Grafen Guſtaf Moritz von Armfelt geleitete Verſchwörung gegen den Herzog von Südermanland, den Regenten und Vormund des noch unmündigen Königs Guſtav IV. Adolph, dem Ausbruche nah, als Armfelt's Freundin und Mitwiſſerin ſeiner Plane, die Gräfin von Rudenſkioeld und die andern Theilnehmer des Complots, Baron Lilje, Obriſtlieutenant von Sandels, der Cabinetsſecretair von Ehrenſtröm und deſſen Bruder in der Nacht zwiſchen dem 17. und 18. December (1793) gefangen genommen wurden. Armfelt, der während dieſer Zeit als chwediſcher Miniſter am neapolitaniſchen Hofe beglau- igt und von der Entdeckung der Verſchwörung noch rühzeitig genug unterrichtet worden war, befand ſich ereits auf der Flucht nach St. Petersburg, als der General-Adjutant Freiherr von Palmquiſt vom Stockholmer Hofe abgeſchickt ward, um den Chef die- es Complots gefangen zu nehmen und auf einer im Hafen von Livorno liegenden ſchwediſchen Fregatte nach Stockholm zurückzubringen. — Die Unterſuchung, die über ſieben Monate währte, ſchloß endlich damit, daß laut Urtheil erſter Inſtanz vom 30. Juli 1794 die drei Häupter der Conſpiration, Armfelt, Fräulein von Rudenſkioeld und der Cabinetsſecretair von Ehrenſtröm zum Tode verurtheilt, alle andern Theilnehmer aber (ſieben an der Zahl) freigeſprochen wurden. Der General-Fiskal, der dies Urtheil viel zu milde fand, trug beim Höchſten-Gericht auf Verſchärfung desſelben an. Ueber das Endurtheil berichtete ein Stockholmer Journal: „Die Gerechtigkeit iſt verſöhnt, die Störer der öffentlichen Ruhe ſind beſtraft. Der vormalige Baron von Armfelt iſt zur Todesſtrafe verurtheilt und ſein Name in ſämmtlichen Städten des Reiches an den Pranger geſtellt worden. Die Gräfin Rudenſkioeld, von ihm verführt, iſt auf Lebenszeit ins Spinnhaus geſchickt, Ehrenſtröm, deſſen Name man unter dem Friedens-Vertrage von Werela [*]

---

[*] Dorf im Finniſchen Län Nyland. Hier ward am 14. Auguſt 1790 der Friede zwiſchen Rußland und Schweden, ruſſiſcher Seits vom Baron Otto von Igelſtröm

lieſ't, iſt erſt auf dem Blutgerüſt begnadigt und zu lebenslänglicher Gefangenſchaft nach Carlſtein abgeführt, ebenſo Aminoff; der Kellermeiſter Forſter und der Kammerdiener Mineur büßen für ihre Mitſchuld zu Malmoe. Das Schickſal Palmquiſt's, welcher dem Baron Armfelt Zeit zur Flucht gelaſſen haben ſoll, iſt noch nicht entſchieden. Das Kriegsgericht hat ihn verurtheilt, arquebuſirt zu werden. Man hofft, daß der Herzog-Regent ihn begnadigen wird.“

Selbſt Oeſterreich und Ungarn blieben vom Miasma der franzöſiſchen Revolutionsſeuche nicht verſchont. Von den in Wien eingezogenen Staatsverbrechern wurde am 8. Januar 1795 der Platzcommandant Hebenſtreit, weil er ein aufrühreriſches ſogenanntes „Eipeldauer Lied“ gedichtet und mehrere auf den Umſturz des Staates gerichtete Aufſätze verfaßt hatte, vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und auf dem Glacis gehenkt, Billeck von Billenberg, Profeſſor der Mathematik an der Neuſtädter Militair-Akademie, zu zehnjähriger Feſtungsſtrafe, der penſionirte Ober-Lieutenant Riedl zu ſechsjährigem Arreſt verurtheilt, und Wollſtein, Profeſſor an der Wiener Thierarznei-Schule, weil er in der Briel einen Freiheitsbaum gepflanzt und dazu Hebenſtreits Lied geſungen hatte, aus Oeſterreich verwieſen. Hackl, Unternehmer des Glückshafens, Gotthardi, ehemaliger Polizeidirector von Peſth, und Troll, ein

---

und ſchwediſcher Seits vom Baron von Armfelt und dem Cabinetsſecretair von Ehrenſtröm abgeſchloſſen.

Beamteter der Lemberger Polizei, traten, nachdem ſie drei Tage auf dem Pranger ausgeſtellt waren, ihre dreißigjährige Gefängnißſtrafe an. Nach den Akten des über ſie geführten Prozeſſes unterlag es keinem Zweifel, daß der Plan im Werke war, auch in Oeſterreich einen gewaltſamen Umſturz der Dinge herbeizuführen.

Weit ernſterer Natur war die Verſchwörung, die im Zuſammenhange mit den Wiener Jakobinern in Ungarn auszubrechen drohte. An der Spitze der Letztern ſtand ein ehemaliger Franziskaner-Mönch, gebürtig aus Peſth, Namens Ignaz Joſeph Martinowicz, welcher, nach Aufhebung der Klöſter als Profeſſor der Naturwiſſenſchaften an der Univerſität zu Lemberg angeſtellt, das Vertrauen Kaiſer Leopold's II. gewann, der ihn zu ſich nach Wien berief. Dieſer ernannte ihn zum Director des chemiſchen Laboratoriums und verlieh ihm die ungariſche Abtei von Szazwar. Martinowicz war der Gründer zweier geheimen Geſellſchaften, von denen die Eine die „Geſellſchaft der Reformatoren," und die Andere der „Klubb der Freiheit und Gleichheit" hieß und die Beide den gemeinſchaftlichen Plan verfolgten, auch in Ungarn eine republikaniſche Regierungsform nach dem Muſter der franzöſiſchen einzuführen. Die vier Hauptleiter dieſer beiden Klubbs, Joſeph Hajnoczy, königlich ungariſcher Rath, ehemaliger Vice-Geſpann des Syrmier Comitats und nunmehriger k. k. Hofkammer-Secretair, Johann Laskowicz, ehemaliger Rittmeiſter vom Graven'ſchen Huſaren-Regiment, Franz Szentmariay, Privatſecretair, und Graf Jakob Sigrai, Beiſitzer der Diſtricts-Tafel, wurden „uneingedenk ihrer Pflichten gegen Gott und den Staat und der von ihrem Landesfürſten erhaltenen Wohlthaten“ überführt, zwei demokratiſche Katechismen entworfen und gleichzeitig mehrere gemeinſchädliche, zum Aufruhr anreizende und die geheiligte Perſon des Königs herabwürdigende Schriften verbreitet zu haben, am 20. Mai 1795 in der Ofener Feſtung durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht.

Während dieſer Zeit hatte die franzöſiſche Republik am 9. Thermidor (27. Juli 1794) ihren durch Tallien geſtürzten Dictator Robespierre auf's Schaffot geſchickt und der Schreckensherrſchaft dadurch eine von ganz Frankreich herbeigeſehnte Schranke gezogen.

Erſt nach dem Sturze Robespierre's wurde die Republik, die in eine neue Phaſe trat, zuerſt von Dänemark und dann von Schweden anerkannt. Frankreich beglaubigte am Kopenhagener Hofe den Bürger Philippe Grouvelle und an jenem Stockholms den Bürger Louis Marc Rivals *). Dänemark

---

*) Wir fügen hier als diplomatiſche Curioſität die Abſchrift ſeines Creditivs bei. Sie lautete wörtlich:

Paris le 17. Floréal l'an III de la République française une et indivisible.

Les Représentants du peuple Français, composant le Comité du Salut public de la Convention Nationale, chargés de la direction des relations exterieures

A Sa Majesté le Roi de Suède, des Goths et des Vandales etc.

Ami et Allié des Français.

ſchickte den Grafen Otto von Blome, Schweden den Baron Erich Magnus von Staël-Holſtein nach Paris.

Um dieſe Zeit ſchloß ſich Dänemark zur Aufrechthaltung ſeiner Neutralität immer enger und enger an Schweden an. Däniſcher Geſandter am Stockholmer Hofe war Graf Chriſtian Günther von Bernſtorff; ſchwediſcher Botſchafter in Kopenhagen General Baron Sprengporten.

König Guſtav IV. Adolph, der in Begleitung des Herzogs-Regenten am 5. Juni 1795 im Lager zu Benarp in Schonen eintraf, begab ſich am 15. deſſelben Monats nach Landskrona, wo an demſelben Tage

---

Nous avons nommé pour résider près de Votre personne, en qualité de ministre plénipotentiaire de la République française, le Citoyen Louis-Marc Rivals. Le patriotisme et les talents, dont il a donné des preuves dans les différentes fonctions publiques qu'il a remplies, nous ont fait juger qu'il s'aquitteroit à Notre satisfaction et, à la Vôtre des devoirs que lui imposeraient Nos institutions et l'intérêt évident de la bonne harmonie entre les deux Nations.

Nous invitons Votre Majesté à donner Créance à tout ce qu'il Lui dira de Notre part et au nom de la République française, et à croire qu'il lui est surtout récommandé, d'entretenir l'amitié qui existe et doit exister à jamais entre les deux Gouvernements.

Cambacérès, Président.
La Porte. Bonin. Merlin (de Douai). Rabaut.
Treilhard. J. Aubry. Fourcroy. Vernier.
Defermont. Tallien. J. L. Lacombe. Du Tarn.

Dieſer Bürger Rivals wurde bald darauf durch den Bürger Lehoc abgelöſt.

der däniſche Kronprinz Friedrich ankam und auf dem ſchwediſchen Admiralſchiff Friedrich Adolph mit dem Sohne Guſtav's III. zuſammentraf.

Am erſten November 1795, dem ſiebenzehnten Geburtstage des Königs von Schweden, wurde von allen Kanzeln des Reiches die Verlobung Guſtav's IV. mit der Prinzeſſin Louiſe Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, Tochter des regierenden Herzogs Franz (geboren am 19. November 1779), verkündet. Die diplomatiſchen Unterhändler dieſer Heirath waren der mecklenburgiſche Geheimerath von Baſſewitz und der ſchwediſche Ober-Procurator und Präſident des hohen Tribunals, Baron von Klinkowſtroem. Die Heirath aber ging zurück. Zwei Jahre ſpäter vermählte ſich die junge Mecklenburgerin mit dem Herzoge Emil Auguſt von Sachſen-Gotha-Altenburg, jenem barocken Kauze, von welchem Dr. Vehſe im zweiten Bande ſeiner trefflichen „Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen“ (Seite 53 bis 63) blaue Wunder erzählt.

In demſelben Jahre, als Louiſe Charlotte von Mecklenburg, Guſtav's IV. geweſene Braut, ſich mit ihrem Gothaer Narren vermählte, führte ihr ſchwediſcher Ex-Bräutigam am 31. October 1797 die Prinzeſſin Friederike von Baden zum Traualtar.

Während in halb Europa die Gräuel der franzöſiſchen Revolutionskriege fortwütheten, herrſchte in Dänemark und Schweden — Dank ihrer Neutralität — eine ungeſtörte Ruhe.

Aber mitten im Schooße des Friedens ward die Hauptſtadt Dänemarks von einem Unglücke heimgeſucht, das einen großen Theil der Bevölkerung in Jammer und Noth verſetzte. Wir meinen damit jene furchtbare, ſchreckenvolle Feuersbrunſt, die am 5. Juni 1795, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, urplötzlich auf dem alten Holme in einem abgeſperrten Platze ausbrach, wo Holz, Kohlen und Theer für die Flotte aufgeſpeichert lagen. Der heftige Südoſtwind fachte das Feuer, deſſen Urſprung trotz aller darüber angeſtellten Unterſuchungen nicht ermittelt werden konnte, dergeſtalt an, daß in wenig Augenblicken der ganze Vorrath jener Materialien in Flammen ſtand. Der Wind trieb dieſes Flammenmeer nach einem in der Nähe befindlichen Magazine hin, welches an einem breiten Canale lag, der die Stadt vom Schiffs-Holme trennte. Gegen 6 Uhr ward der mittlere Theil dieſes Magazins, welches aus drei Stockwerken und einem Thurme beſtand, von den Flammen erfaßt und blitzſchnell eingeäſchert. Die fliegenden Feuerfunken entzündeten nicht nur alle dem Magazine gegenüber längs dem Canale liegenden Häuſer und die hinter denſelben anſtoßenden Straßen; ſie ergriffen auch die beiden Thürme der Nicolai-Kirche. Von hier aus verbreitete ſich das Feuer mit verdoppelter Wuth nach beiden Seiten hin. Der Kirchthurm, der in der Mitte zu brennen anfing, brannte kaum eine Viertelſtunde, als die brennende Hälfte herunterfiel und in Einem Nu die am Fuße des Thurmes liegenden engen Straßen in ein Feuermeer verwandelte.

Der Jammer (wir folgen dem Berichte eines Augenzeugen) war unbeſchreiblich. Zahlloſe Familien lagen mit ihrer den Flammen entriſſenen Habe unter freiem Himmel, auf allen öffentlichen Plätzen und auf den Feſtungswällen außerhalb der Stadt. Als die Schreckenskunde von dem auf dem Holme ausgebrochenen Feuer nach Frederiksberg kam, war eben der Staatsrath verſammelt. Der Kronprinz warf ſich auf ſein Pferd und eilte in die brennende Stadt.

Nur durch eine außerordentliche Anſtrengung der menſchlichen Kräfte, wobei Perſonen aus allen Ständen ſich hilfreich betheiligten, ward die Marienkirche gerettet und das weitere Umſichgreifen des Feuers verhindert.

Der Brand, der von Freitag Nachmittags bis Sonntag Nachmittags, alſo achtundvierzig Stunden lang fortgewüthet, hatte einen großen Theil der Stadt vom Canale bis zum Weſterthore in einen Aſchenhaufen verwandelt und nicht weniger als 52 Straßen und 943 Häuſer eingeäſchert.

Man hat berechnet, daß dieſe abgebrannten Häuſer in der Kopenhagener Brandkaſſe für 4,603,400 Reichsthaler verſichert waren, von welcher Summe zehn Procent abgingen, die bei der Auszahlung abgezogen wurden; es blieben mithin noch 4,143,060 Reichsthaler, welche die Brandkaſſe zu bezahlen hatte. Da ihr ganzer Fonds aber nicht mehr als 1,962,160 Reichsthaler betrug, ſo fehlten ihr noch, um die Größe des ganzen Schadens zu decken, nicht weniger als 2,180,900 Reichsthaler.

Während dieſer Calamität rief das deutſche Reich, das am 20. Mai 1795 zu Wien einen vom Baron von Thugut und Morton Eden unterzeichneten Allianzvertrag mit England abgeſchloſſen hatte, Dänemark's Vermittelung zur Anbahnung eines Friedens mit Frankreich an.

Wir theilen hier den darauf bezüglichen Notenwechſel zwiſchen dem däniſchen Miniſter und dem Geſandten der franzöſiſchen Republik mit, um zu zeigen, daß es weder Oeſterreich's noch Dänemark's Schuld geweſen iſt, daß jene Friedensnegociation nicht zu Stande kam.

Die Note des Grafen von Bernſtorff lautete:

Le souhait de l'Empire de parvenir à une paix générale et constitutionelle avec la France, est généralement connu, ainsi que les bases sur lesquelles il désire de la voir négociée. Il s'est adressé pour cet effet, et cela d'une voix unanime, à l'Empereur pour le prier de se charger de cette négociation. S. M. Impériale y a consenti avec empressement, et comme les intérêts de l'Empire sont inséparables de ceux de son Chef, Elle envisage les siens comme également réunis avec ceux des Etats de l'Empire.

Pour s'entendre là-dessus avec la France, S. M. Impériale a cru que la voie la plus naturelle étoit celle d'une puissance neutre, connue par ses sentiments pacifiques, et c'est pourquoi Elle a demandé au Roi de Danemarc, de se charger de l'initiation de faire parvenir à la Convention nationale son désir qu'un congrès pût avoir lieu, où les ministres des deux parties en guerre pussent

s'assembler pour traiter et convenir de la paix, et S. M. Impériale propose pour cet effet la ville d'Augsbourg (dont la sureté seroit parfaitement garantie) comme celle qui par sa position géographique Lui paroit la plus convenable. Elle y ajoute le souhait, que la France veuille s'expliquer sur cet objet aussi promptement, que l'importance et les vues bienfaisantes de la proposition semblent l'exiger; et en outre que les habitants des parties occupées ou disputées puissent se ressentir d'abord des bienfaits d'un premier rapprochement, pour être au moins pendant la durée des négociations à l'abri des requisitions militaires et des autres malheurs inséparables d'une guerre active.

S. M. Danoise s'est prêtée avec plaisir à cette prière. Elle transmet cette proposition de S. M. Impériale, faite en sa qualité de Chef de l'Empire avec confiance, et Elle l'accompagne de toutes les instances que le désir le plus ardent de voir l'humanité consolée par le retour de la paix peut inspirer.

Copenhague, le 18. août 1795.

A. P. de Bernstorff.

Die Antwort des Comité de salut public lautete:

„L'Empereur ayant prié le Roi de Danemarc, de faire parvenir au Gouvernement français son voeu relativement à une negociation pour traiter, au nom de l'Empire, de la paix avec la République française. S. M. Danoise a fait remettre par M. le comte de **Bernstorff** au soussigné une

e ministerielle en date du 18. août (ancien
le) qui contient les propositions de l'Empereur
dantes non seulement à la formation d'un con-
s qui se tiendroit dans la ville d'Augsbourg, mais
ne à une suspension préalable d'hostilités en
eur des pays de l'Empire, occupés ou mena-
par les armées de la République.

Le Comité de salut public de la Convention
ionale, ayant la direction des relations extérieu-
, en réponse à la note susdite, a ordonné au
ssigné de faire connaître a M. le comte de
rnstorff:

Que la République ne sauroit consentir à
mistice proposé; de plus que le Gouvernement
nçais ne prendra aucun arrangement pour établir
congrès, si ce n'est à l'époque où, l'oeuvre de
paix étant achevée, il ne s'agira plus que de
ler et d'assurer tous les avantages pour les
ssances qui ont pris part à cette cruelle guerre.

Le Comité de salut public ne croit pas qu'un
grès puisse avoir d'autre objet; c'est pour cela
l restera invariable dans la résolution, laquelle
aissant d'ailleurs la plus propre à faire cesser
ptement les calamités de la guerre, ne peut
que conforme au voeu de l'Europe entière
particulièrement aux principes d'humanité, de
ice et de paix que professe le gouvernement
nois.

Copenhague le 21. vendémiaire (13. octobre)

l'an IV (1795) de la République française une et indivisible.

Ph. Grouvelle.

Das deutſche Reich, das, erſchöpft durch die Siege der franzöſiſchen Republik, ſchon damals in den letzten Zügen lag und einen Congreß in Augsburg nur darum in Vorſchlag gebracht hatte, um Zeit zu gewinnen, neue Kräfte zu ſammeln, war nicht wenig beſtürzt, als Frankreich dieſen Vorſchlag zurückwies.

Am 3. December 1795 langte beim Reichstage zu Regensburg ein kaiſerliches Hofdecret de dato Wien 28. November an, welches den erſten Reichstag des neuen Jahres zum 10. Januar 1796 einberief. Die gänzliche Erſchöpfung der Reichs-Operations-Kaſſe und die nothwendigen Kriegskoſten machten eine ſo ſtarke Beihülfe nöthig, daß Kaiſer Franz die Leiſtung hundert neuer Römer-Monate beantragte. Da man die Koſten jedes einzelnen Römer-Monats auf ungefähr zehntauſend Gulden berechnete, ſo verlangten hundert Römer-Monate nicht mehr und nicht weniger, als einen neuen Kriegsbeitrag von einer Million Gulden.

Aber nicht blos das deutſche Reich, auch England, Frankreichs mächtigſter Feind, ſehnte ſich nach Frieden.

Als Georg III. — in Begleitung des Grafen von Weſtmoreland und des Kammerherrn Lord Onslow — am 29. October 1795 nach dem Oberhauſe fuhr, um das Parlament zu eröffnen und von demſelben neue Opfer zur Fortſetzung des Krieges gegen Frankreich zu begehren, ſcholl ihm der tauſendſtimmige Ruf entgegen: „Nieder mit Georg! Nieder mit Pitt! Wir wollen keinen Krieg mehr führen! Wir ſchreien nach Frieden und Brodt!“ Ganz in der Nähe des Parlamentes fuhr durch das aufgezogene Fenſter der königlichen Kutſche eine Kugel. Beim Eintritte des Königs ins Oberhaus ſagte er zu dem ihn empfangenden Großkanzler Lougborough: — Mylord, I have been Thot at. (Es iſt nach mir geſchoſſen worden.)

Dies zeigt beſſer als alles Andere die Stimmung, die ſich auch in England gegen die Fortführung jenes unheilvollen Krieges zwiſchen Georg III. und der franzöſiſchen Republik kund gab.

Ganz Europa ſchrie laut nach Frieden!

# Zehntes Kapitel.

Ausbruch der däniſch-engliſchen Wirren. — Die däniſche Fregatte Freya und der Capitain Krabbe. — Die Convention vom 29. Auguſt 1800. — Dänemark verbindet ſich mit Rußland, Schweden und Preußen. — Hamburg wird von den Dänen beſetzt. — Englands Flotte erſcheint in der Oſtſee. — Parker und Nelſon. — Kampf auf der Kopenhagener Rhede. — Olfert Fiſcher. — Waffenſtillſtand. — Dänemark entſagt der Neutralität und ſchließt Frieden mit England.

England, das während des Revolutionskrieges das Recht der neutralen Mächte, ihre Handelsflotten durch Kriegsſchiffe convoyiren zu laſſen, durchaus nicht anerkennen wollte, gab durch dieſen Eingriff in die Handelsfreiheit Dänemarks das Signal zu neuen Wirren.

Schmidt-Phiſeldek in ſeinem „Verſuch einer Darſtellung des Däniſchen Neutralitätsſyſtemes" (Kopenhagen 1802. 8.) berichtet darüber:

„Im Jahre 1800 gaben die mit der Tuneſiſchen Regierung obwaltenden Streitigkeiten Veranlaſſung zur Abſendung neuer Verſtärkungen nach den von den Barbaresken-Kreuzern beunruhigten Gewäſſern. Zu Anfange des Sommers genannten Jahres ward von Seiten Dänemarks beſchloſſen, daß ein Orlogsſchiff von 64 Kanonen zu der dort ſtationirten Flotte ſtoßen ſollte, und die Fregatte Freya, commandirt vom

Capitain Krabbe, wartete ſeit Anfang Juli auf günſtigen Wind, um mit ihrem aus ſechs Schiffen beſtehenden Convoy nach dem Ort ihrer Beſtimmung abzugehen. — — — Am 25. Juli, Nachmittags um zwei Uhr, begegnete Capitain Krabbe am Eingange des Canales einer engliſchen Escadre von vier Fregatten, einer Brigg und einem Lugger. Sobald dieſe den däniſchen Convoy anſichtig ward, ſetzte eine dieſer Fregatten ein Boot aus, von dem ſich ein Offizier an Bord der Freya begab, um die in ſolchen Fällen gewöhnlichen Erkundigungen über die Beſtimmung dieſes Convoy u. ſ. w. einzuziehen. Nachdem er hinlänglich unterrichtet war, verfügte er ſich wieder zur Escadre, kehrte aber bald darauf mit der Erklärung zurück, daß der Engliſche Commandeur den Convoy viſitiren zu laſſen geſonnen ſei. Auf dieſes Anſinnen gab Capitain Krabbe die Antwort, daß es den ihm ertheilten Inſtructionen zuwiderlaufe, ſeinen Convoy der Viſitation zu unterwerfen. Inzwiſchen verſammelte ſich die engliſche Escadre um die Freya, und gegen acht Uhr Abends legte ſich eine Fregatte, an deren Bord ſich der Commandeur des Geſchwaders befand, ihr an die Seite. Der Commandeur beſtand darauf, die Viſitation vornehmen zu laſſen. Er erhielt die Antwort, daß man in dieſem Falle auf das dazu ausgeſetzte Boot Feuer geben werde. Nichts deſto weniger ließ er das Boot ausſetzen, und da Capitain Krabbe ſeine Drohung ins Werk ſetzte, erhielt er ſogleich von der ihm zur Seite liegenden Fregatte die volle Ladung, welche er unverzüglich auf dieſelbe Weiſe beantwortete. Nun miſchten ſich auch die andern drei Fregatten ins Gefecht; die Freya leiſtete in dieſem ungleichen Kampfe ungefähr eine Stunde lang die tapferſte Gegenwehr, worauf ſie, der Uebermacht weichend, ihre ehrenvoll vertheidigte Flagge ſtrich. Sie hatte zwei Todte und fünf Verwundete und dreißig Schüſſe im Rumpfe des Schiffes. Der Verluſt der Engländer war bedeutender als der Däniſche. Sie hatten fünf Todte und mehrere Verwundete. Die Freya mußte nun mit zwei engliſchen Offizieren und dreizehn Mann Beſatzung an Bord der engliſchen Escadre nach den Dünen folgen, wo man dann die Viſitation der unter ihrem Convoy befindlichen Schiffe (ſechs an der Zahl) wirklich vornahm, ohne das Mindeſte zu entdecken, was dem eben erzählten gewaltſamen Verfahren zur Entſchuldigung hätte dienen können."

Graf Wedel-Jarlsberg, der däniſche Geſandte am Londoner Hofe, erklärte in einer dem engliſchen Staatsſecretair Lord Grenville am 29. Juli überreichten Note dieſes widerrechtliche Verfahren als eine offenbare Verletzung der Neutralität Dänemarks, als eine Verläugnung der geheiligten Grundſätze des Völkerrechts und verlangte im Namen ſeines Souverains die dafür gebührende Genugthuung, die unverzügliche Zurückgabe der Freya und ihres Convoy, ſo wie vollſtändigen Erſatz für allen durch die verübten Feindſeligkeiten zugefügten Schaden.

Lord Grenville warf in ſeiner Antwortsnote vom 30. Juli den Vorwurf des Angriffs auf Dänemark zurück und verlangte auch ſeinerſeits Genugthuung. Um dieſem Begehren größern Nachdruck zu geben, ward Lord Whitworth als außerordentlicher Geſandter nach Kopenhagen geſchickt. Aber gleichzeitig mit ihm ſegelte Admiral Dixon mit einem anſehnlichen Geſchwader nach dem Sunde ab, um Whitworths Forderung nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zu unterſtützen. Dixon erſchien am 19. Auguſt Nachmittags drei Uhr mit ſeiner Escadre vor Helſingoer. Zwei Tage darauf übergab Lord Whitworth eine neue Note, worin er erklärte, daß er auf Befehl ſeines Hofes wiederholt auf der von ihm geforderten Genugthuung beharre und daß er, wenn der Däniſche Hof innerhalb acht Tagen ſeine Geſinnungen nicht geändert haben ſollte, mit der ganzen engliſchen Geſandtſchaft Kopenhagen verlaſſen werde.

Graf Bernſtorff, der ſich durch dieſe Drohung nicht einſchüchtern ließ, beharrte mit ſolcher Energie auf ſeinem Rechte, daß der engliſche Geſandte ſich genöthigt ſah, nachzugeben und am 27. Auguſt nachfolgende Convention zu unterzeichnen:

Leurs Majestés Danoise et Britannique, animées d'un désir égal de prévenir, par un accord préalable et amical, les conséquences du différend, qui s'est élevé entre la Frégate Danoise, la Freya, et quelques vaisseaux de guerre Anglais, et de rétablir dans toute leur étendue les relations d'amitié et de confiance, qui les unissent depuis longtemps, ont pour cet effet nommé et constitué pour leurs Plénipotentiaires: Sa Majesté Danoise,

le Comte de Bernstorff, son chambellan et secrétaire d'Etat pour les Affaires étrangères; et Sa Majesté Britannique le Lord Whitworth, Chevalier de l'Ordre du Bain; lesquels, après s'être communiqué leurs Plein-pouvoirs respectifs, sont convenus des Articles suivantes:

Art. I. La Question de Droit, relativement à la visite des Navires neutres, allant sous Convoi, sera renvoyée à une discussion ultérieures.

Art. II. La Frégate Danoise, la Freya, et les Navires, trouvés sous son Convoi, seront incessament relâchés, et la dite Frégate trouvera dans les ports de Sa Majesté Britannique tout ce dont elle aura besoin pour sa réparation, selon l'usage pratiqué entre les Puissances Amies et Alliée.

Art. III. Pour empêcher, que de pareilles rencontres ne renouvellent des contestations de la même nature, Sa Majesté Danoise suspendra ses Convois, jusqu'à ce que les explications ultérieures sur ce même objet aient pu effectuer une Convention définitive.

Art. IV. S'il arrivoit cependant, que des rencontres du même genre eussent lieu avant que les instructions, destinées à les prévenir, puissent avoir leur effet, elles resteroient sans conséquences et l'arrangement de ce, qui en résulteroit, sera censé compris dans l'objet de la Convention présente.

Art. V. Cette Convention sera ratifiée en trois semaines, à compter du jour de la signature, ou plutôt, si faire se peut.

En foi de quoi, nous soussignés Plénipoten-
ires de L.L. M M. Danoise et Britannique avons
;né, en leurs noms et en vertu de nos Plein-
uvoirs, la présente Convention, et y avons ap-
sé le Cachet de nos Armes.

Fait à Copenhague le 29. août 1800.

(Signé) Comte Bernstorff. Whitworth.

Die Fregatte Freya ſetzte hierauf am 9. Septem-
r nebſt den Schiffen, die ſie beſchützte, ihre Weiter-
ſe nach dem Orte ihrer Beſtimmung fort; die Haupt-
ige aber, um die es ſich dabei gehandelt, die nämlich:
dem engliſchen Gouvernement das Recht zuſtehe,
utrale Schiffe einer Viſitation zu unterwerfen, blieb
ch Artikel I. der vorſtehenden Convention einer ſpä-
n Discuſſion vorbehalten.

Dänemark, das unterdeſſen Rußlands Vermittelung
gerufen hatte, ſchloß zur Beſchützung ſeiner von Eng-
nd inſultirten Handelsflagge ein neues Bündniß mit
iiſer Paul, mit Schweden und mit Preußen.

Am 27. December 1800 überreichte der engliſche
ſchäftsträger am Kopenhagener Hofe, Sir William
rummond, dem däniſchen Staatsminiſter Grafen
hriſtian Günther von Bernſtorff eine Note,
in dieſem Bündniſſe eine feindliche Verbindung
ostile confoederacy) gegen England erkannte; ein
ner ganzen Natur nach ungerechtfertigter Vorwurf,
: durch die däniſche Antworts-Note vom 30. deſſel-
1 Monats gründlich widerlegt wurde.

Sofort begann nun England ſeine Feindſeligkei-
gegen Dänemark damit, daß es am 14. Januar

1801 ſeiner Flotte den Befehl zugehen ließ, die däniſchen Inſeln in Weſtindien (Sainte Croix, Saint-Jean und Saint-Thomas) zu beſetzen. Zwei Tage ſpäter wurden alle däniſchen, ſchwediſchen und ruſſiſchen Schiffe, die in den engliſchen Häfen lagen, mit Embargo belegt.

Der Krieg zwiſchen Dänemark und England war dadurch unvermeidlich geworden.

Erſteres ließ nun, um Englands Schiffe von allem Handel in der Nord- und Oſtſee auszuſchließen, am 29. März 1801 zwölftauſend Dänen unter dem Oberbefehle des Statthalters von Schleswig-Holſtein, Feldmarſchalls Prinzen **Carl von Heſſen-Caſſel**, in Hamburg einrücken. Tags vorher hatte Dänemarks **Louvois** nachfolgende Proclamation erlaſſen:

„Es wird hierdurch, auf ausdrücklichen Allerhöchſten Befehl Seiner Majeſtät des Königs von Dänemark und Norwegen, bekannt gemacht:

Die von der Engliſchen Regierung, mit Hintanſetzung aller völkerrechtlichen Grundſätze, gegen die Schiffahrt und den Handel der zur Sicherheit und Aufrechthaltung der Gerechtſame der neutralen Flotte verbündeten Mächte ergriffenen und, der dringendſten Vorſtellungen ungeachtet, annoch nicht aufgehobenen, ebenſo willkührlichen als gewaltſamen Maaßregeln haben dieſen Mächten die unangenehme Nothwendigkeit auferlegt, auch ihrerſeits alle diejenigen Gegen-Vorkehrungen zu treffen, welche dazu dienen können, gedachte Regierung zu billigern Geſinnungen zurückzuführen.

Da nun die Hemmung der Engliſchen Schiffahrt

handlung auf der Elbe als ein in Beziehung auf
Zweck vorzüglich wirkſames Mittel angeſehen
zu dieſem Behufe die einſtweilige Beſetzung der
Reichsſtadt Hamburg für unumgänglich noth-
g gehalten worden, ſo haben Seine Königliche
ſtät, wie ungern Sie auch zu einer Maaßregel
Art ſich entſchließen, darin doch dem Drange
eriſcher Umſtände nachgeben müſſen und dem zu
Mir den Auftrag ertheilt, ſolche mit dem Mei-
Commando allergnädigſt anvertrauten Truppen
llziehen.

Ich werde, in Gemäßheit der mir beigelegten ge-
nen Befehle, mit Ernſt und Sorgfalt darüber
en, daß von den in die Stadt einrückenden Trup-
während ihres Aufenthalts daſelbſt, die ſtrengſte
nszucht beobachtet werde, und daß die Einwohner
ben in ihrer Ruhe, ihrem Eigenthume und ihren
rlichen Gerechtſamen nicht nur nicht geſtört oder
rächtigt, ſondern vielmehr auf das Nachdrücklich-
rin geſichert und beſchützt werden. Ich erwarte
gen, daß ſich Jedermann gegen die von mir com-
irten Königlichen Truppen friedlich und freund-
lich bezeugen und daß ſich Niemand den Wirkun-
er im Falle eines entgegengeſetzten Betragens noth-
g anzuwendenden Strenge ausſetzen werde.

Pinneberg, am 28. März 1801."

Carl, Prinz zu Heſſen.

Der däniſche Juſtizrath Heinrich Wilhelm
äz in Altona erhielt den Auftrag, dieſe Procla-
n dem Hamburger Senate der zu überbringen. —

Die Väter der Stadt ließen die Thore ſperren und ſandten zwei Deputirte des Raths nach Pinneberg, um gegen die Beſetzung Hamburgs Proteſt einzulegen. Prinz **Carl** ſchickte ſie ungehört nach Hauſe.

Am folgenden Morgen (Sonntag am 29. März) zogen die däniſchen Truppen größtentheils durch Altona vor das Millernthor, das geſchloſſen war. Prinz **Carl** ließ die Stadt durch den Obriſten **von Ewald** zum Oeffnen des Thores auffordern. Bald darauf erſchien eine Deputation des Senats, die dem däniſchen Oberbefehlshaber die Schlüſſel der Stadt übergab. Die däniſchen Truppen zogen mit klingendem Spiele in Hamburg ein und beſetzten die Wälle. Obriſt **von Binzer** wurde zum General-Quartiermeiſter ernannt. — Hamburg, das ſich genöthigt ſah, die Verpflegung der zwölftauſend Dänen aus dem Stadtſäckel zu beſtreiten, mußte (den koſtbaren Unterhalt der däniſchen Generalität nicht mitgerechnet) täglich 6555 Mark Courant bezahlen.*)

Ebenſo ſchnell und unerwartet wie Hamburg ward auch Lübeck von den Dänen occupirt. Ein detachirtes Corps unter dem Commando des Prinzen **Friedrich von Heſſen**, eines Sohnes des Feldmarſchalls **Carl**, langte am 4. April vor Lübeck an und hielt am folgenden Morgen ſeinen Einzug in die Stadt.

---

*) Hamburgs Occupation dauerte bis zum 23. Mai 1801. An dieſem Tage zogen ſich die Dänen nach Pinneberg zurück. An demſelben Tage wurde auch Lübeck und Travemünde von den Dänen geräumt.

Faſt gleichzeitig rückte ein Heer von vierundzwan-
tauſend Preußen unter dem Oberbefehle des Gene-
s der Cavallerie, Staats-, Kriegs- und Cabinets-
iniſters Grafen Friedrich Wilhelm von Schu-
nburg-Kehnert in Hannover und am 12. April
h in Bremen ein, um die Mündungen der Elbe
d Weſer zu beſetzen. Sie verlegten ihr Hauptquar-
r nach Stade.

Eben ſo ſchnell gerüſtet erſchien auch England.
n 12. März ward unter dem Oberbefehle des Ad-
rals Sir Hyde Parker und des durch ſeinen
urm auf Abukir berühmt gewordenen Vice-Admirals
rd Horazio Nelſon, von Yarmouth aus, eine
poſante Flotte nach dem baltiſchen Meere abgeſchickt,
zuerſt Dänemark und ſpäter Schweden anzugreifen.

Nach den Londoner Zeitungen ſegelte die baltiſche
otte in folgender Schlachtordnung ab:

### Erſte Diviſion.

| iffe. | Kanonen. | Commandeure. |
|---|---|---|
| gar | 74 | Capitain Murray |
| rrior | 74 | „ Tyler |
| int-George | 98 | Vice-Admiral Lord Nelſon<br>Capitain Hardy. |
| iſonnable | 74 | „ Dilkes |
| lyphem | 64 | „ Laford |
| atton | 54 | „ Bligh. |

### Centrums-Diviſion.

| | | |
|---|---|---|
| ephant | 74 | Capitain Foley |

| Schiffe | Kanonen | Commandeure. |
|---|---|---|
| Saturn . . | 74 . | Capitain Lambert |
| London . . | 98 . | Admiral Parker<br>Capitain Otway |
| Ganges . . | 74 . | Capitain Freemantle |
| Deſence . . | 74 . | „ Lord Paulet |
| Ardent . . . | 64 . | „ Bertie. |
| Dritte Diviſion. | | Hintertreffen. |
| Monarch . . | 74 . | Capitain Moſſe |
| Deſiance . . | 74 . | Rear-Admiral Greaves<br>Capitain Metalif |
| Ramillies . . | 74 . | „ Barlow |
| Veteran . . | 64 . | „ Dixon |
| Ruſſel . . . | 74 . | „ Cumming |
| Agamemnon . | 64 . | „ Fancourt |
| Bellona . . | 74 . | „ Thompſon |
| Iſis . . . . | 50 . | „ Riou. |

Außerdem hatte di: Flotte zwei Fregatten, Blanche mit 36 und Deſirée mit 40 Kanonen und 32 kleinere Kriegsſchiffe; als die Flotte am 27. März vor dem Sunde erſchien, zählte ſie zuſammen vierundfünfzig Segel.

Die Stärke der däniſchen Flotte beſtand aus 4854 Mann und 582 Kanonen, während die feindliche Flotte über 1380 Kanonen zu gebieten hatte.

An demſelben Tage begehrte der engliſche Geſchäftsträger Sir William Drummond ſeine Päſſe und kehrte mit der Fregatte Blanche nach London zurück.

Am folgenden Morgen erhielt der Obriſt von
ricker, Commandant der Feſte Kronborg, folgende
e:

Kattegat am 28. März 1801. Schiff London.

Nach dem feindſeligen Verhalten des däniſchen
es in der Wegſendung des Chargé d'Affaires Seiner
iſchen Majeſtät iſt der Oberbefehlshaber der Flotte
ner Majeſtät begierig, zu erfahren, welches die Ent-
ießung des däniſchen Hofes ſei und ob der com-
dirende Offizier des Caſtells Kronborg Befehl er-
en habe, auf die britiſche Flotte, zu feuern, Falls
in den Sund einlaufen ſollte, da er das Abfeuern
erſten Kanone für eine Kriegserklärung von Sei-
Dänemarks betrachten muß.

(gez.) Hyde Parker.

Hierauf folgte die Antwort:

Schloß Kronborg 28. März.

In Antwort auf des Herrn Admirals geehrtes
reiben habe ich demſelben zu erwiedern, daß mir
jetzt kein Befehl zum Feuern auf die engliſche Flotte
ben iſt. Ein Eilbote iſt nach Kopenhagen abge-
gen; ich werde, wenn neue Befehle eingeſandt wer-
ſollten, unmittelbar darauf einen Offizier an Bord
en, um den Admiral davon zu benachrichtigen.

(gez.) Stricker.

Am Abende deſſelben Tages meldete Commandant
icker dem Admiral Parker:

In Antwort auf Ew. Excellenz Brief habe ich
Ihre zu melden, daß Seine Majeſtät der König
Dänemark den engliſchen Chargé d'Affaires nicht

weggeſendet haben, ſondern daß derſelbe auf ſeine eigene Anforderung einen Paß erhalten hat. Als Soldat kann ich mich nicht in Politik miſchen, doch habe ich keine Freiheit zu geſtatten, daß eine Flotte, deren Abſichten bis jetzt unbekannt ſind, ſich den Kanonen des Caſtell's nähere, welches ich zu commandiren die Ehre habe. Im Fall Ew. Excellenz es für gut finden ſollten, Seiner Majeſtät dem Könige von Dänemark einige Vorſchläge zu machen, ſo wünſche ich, davon unterrichtet zu werden, ehe die Flotte ſich dem Caſtell nähert. Eine beſtimmte Antwort wird erbeten.

(gez.) Stricker.

Die erbetene Antwort lautete wie folgt:

Schiff London 29. März.

In Antwort auf Ew. Excellenz ſoeben erhaltene Note hat der Unterzeichnete zu erwiedern, daß er, da er die Abſichten des däniſchen Hofes gegen Seine britiſche Majeſtät feindlich geſinnt findet, die Antwort Ew. Excellenz als eine Kriegserklärung betrachtet und, laut ſeinen Inſtructionen, ſich der Feindſeligkeiten nicht länger enthalten kann, ſo ſehr dies auch ſeinen Gefühlen zuwider iſt. Doch wird er gleichzeitig bereit ſein, jeden Vorſchlag des däniſchen Hofes zu hören, um die frühere Freundſchaft und das gute Einverſtändniß, welche ſeit langen Jahren zwiſchen beiden Höfen beſtanden haben, wieder herzuſtellen.

(gez.) Hyde Parker.

Hierauf kam keine Antwort mehr. Alles ward auf Kronberg in Bereitſchaft geſetzt, um der britiſchen Flotte den Durchgang zu wehren. Dieſe aber ſetzte

) in der Nacht vom 29. auf den 30. März bei nſtigem Nordweſtwinde in Bewegung und lief Mor- ns gegen ſieben Uhr, troß des mörderiſchen Feuerns Caſtells Kronborg, in den Sund ein, hielt ſich, Wind und Strom ihr günſtig waren, ſo viel als glich links, der ſchwediſchen Küſte zu, wo nicht ne Batterie aufgerichtet war. In anderthalb Stun- n hatte die erſte Diviſion den Durchgang durch die eerenge ohne bedeutenden Verluſt forcirt. Gegen un Uhr ſegelte auch die zweite Diviſion durch den und.*)

Während dieſes Durchzuges der feindlichen Flotte r Dänemarks Bundesgenoſſe, König Guſtav IV. dolph von Schweden, auf der oberſten Terraſſe ei- s, Herrn von Eppingen angehörigen Gartens ober- lb Helſingborg müßiger Zeuge des Bombenregens, von den Geſchützen des Caſtells hinüberſpielte, ne eines der feindlichen Schiffe erreichen zu können. nterm Garten ſtanden die Reitpferde in Bereitſchaft, den König, Falls es noth thäte, durch die Flucht retten.

Als Chriſtian VII. die erſte Nachricht von der rchfahrt der feindlichen Flotte erhielt, begab er ſich Begleitung der königlichen Prinzeſſinnen nach Schloß ſenborg. Der Kronprinz aber nahm ſeinen Poſten an der Zollbude. Von hier aus ertheilte er am 30. März die Parole: „Gott!“ und das Feldgeſchrei: „Die gerechte Sache!“

---

*) Als bizarrer Zufall verdient das Factum erwähnt werden, daß die erſte von der engliſchen Flotte geſchleu- te Bombe das Haus des engliſchen Conſuls in Helſin- r traf.

Nach eilf Uhr erſchien die engliſche Flotte, wie Hannibal ante portas, im Angeſichte der däniſchen Hauptſtadt. Sie legte ſich gegen die ſchwediſche Küſte vor Anker und blieb hier in unveränderter Stellung bis zum Abende des 31. März.

Am 1. April Nachmittags vier Uhr ſegelte die erſte Diviſion unter dem Oberbefehle des Vice-Admirals Nelſon dem Süden zu, als ob ſie den Weg nach der Oſtſee einſchlagen und Kopenhagen gar nicht angreifen wollte. Die dritte Diviſion, die der erſten nachfolgte, warf eine halbe Meile von der Lünette Quintus, am rechten Flügel der Kopenhagener Feſtungswerke, ihre Anker aus, während die zweite Diviſion unter Parker's Commando zurückblieb und ſich an den linken Flügel der Kopenhagener Defenſionslinie lehnte.

Am 2. April (am Grünen-Donnerſtage) Vormittags halb eilf Uhr, als der Gottesdienſt in den Kirchen eben angefangen hatte, begann die eigentliche Schlacht damit, daß Nelſon die ſüdlich gelegenen Defenſions-Schiffe angriff. Hier lagen, commandirt von dem tapfern Chef Olfert Fiſcher, in erſter Linie die vier armirten Blockſchiffe „Proeveſteen“, „Wagrien“, „Jytland“ und „Danebrog“. Der von allen Seiten eingeſchloſſene „Proeveſteen“ leiſtete einen wahrhaft heroiſchen Widerſtand. Er hielt ſich ſo lange, bis alle Kanonen deſſelben demontirt und kaum drei-

ig ſeiner heldenmüthigen Vertheidiger am Leben ge-
lieben waren. Der Commandeur dieſes Blockſchiffs,
apitain Laſſen, kämpfte mit dem Muthe eines Leo-
idas gegen die Uebermacht des Feindes und gab erſt
ann ſeinen Poſten auf, als die wackere Schaar der
Rannſchaft auf Zehn zuſammengeſchoſſen war, von
elchen zwei mit dem Lieutenant Michael Bille in
ie Hände des Feindes geriethen, die übrigen aber mit
aſſen ans Land ſchwammen. Auch die andern
ſchiffe der Dänen vertheidigten ſich mit ſpartaniſcher
apferkeit.

Gegen Mittag ward das Linienſchiff „Danebrog"
on Nelſon bombardirt und in Brand geſteckt. Der
nermüdlich tapfere Commandeur Olfert Fiſcher
ing ſeinen Waffenbrüdern mit glänzendem Beiſpiele
ran: endlich aber ward auch er verwundet.

Der Kronprinz Friedrich, der ſich während die-
r mörderiſchen Schlacht immer dort befand, wo die
efahr am größten war, zog ſich erſt dann zurück, als
r verwundete Commandeur ihn im Namen des Va-
rlandes beſchwor, ſein jedem Dänen theures Leben
icht länger der drohenden Gefahr auszuſetzen.

Die Seeſchlacht auf der Kopenhagener Rhede füllt
den Annalen der däniſchen Marine eine ſo glän-
nde Seite ihres Ruhmes, daß wir es nicht unterlaſ-
n können, hier den offiziellen Bericht des Comman-
nten Fiſcher an den Kronprinzen Friedrich wört-
h mitzutheilen. Er lautet:

„Am 1. April, Nachmittags halb vier Uhr, lich-
ten zwei Diviſionen der engliſchen Flotte, unter dem

Vice-Admiral Lord Nelſon und einem Contre-Admiral, die Anker, gingen oſtwärts um den Mittelgrund und ankerten ſüdwärts vorwärts. Ihre Macht beſtand aus zwölf Linienſchiffen, mehrern großen Fregatten, Bombardier- und andern kleinern Fahrzeugen, zuſammen aus dreißig und einigen Segeln. — Am 2. April, Vormittags neun dreiviertel Uhr, lichteten ſowohl die ſüdwärts gelegenen Schiffe als auch die nordwärts unter dem Commando des Admirals Parker liegenden die Anker. Die vom Vice-Admiral Nelſon geführten Linienſchiffe und Fregatten zogen ſich nach der ſogenannten Königstiefe, um ſucceſſive ihren Platz auf der Seite der mir anvertrauten Defenſionslinie zu nehmen. Die Bombardier- und kleineren Fahrzeuge poſtirten ſich der Stadt näher und die Diviſion des Admirals Parker, beſtehend aus acht Linienſchiffen und einigen kleinern Fahrzeugen, kreuzte mit aller Anſtrengung ihrer Segel ſüdwärts hin nach dem rechten Flügel der Defenſion. Um halb eilf Uhr paſſirten die vorderſten Schiffe von der Diviſion die ſüdlich gelegenen unſerer Vertheidigungslinie. Ich gab den Schiffen, welche ſich in der Schußweite befanden, das Signal zum Angriff. Die Blockſchiffe „Pröveſteen" und „Wagrien" und gleich darauf auch „Jytland", zwiſchen welchem und dem Blockſchiffe „Danebrog" das erſte der engliſchen Schiffe (von 74 Kanonen) vermittelſt eines vom Hintertheile ausgeworfenen Ankers anhielt, gehorchten ſofort dem von mir gegebenen Signale durch ein wohlgerichtetes und vortrefflich unterhaltenes Feuer. Nach und nach kamen auch die übrigen Schiffe heran,

nd indem ſie theils dem zuerſt Geankerten vorüberſe-
elten, theils ſich hinter daſſelbe legten, formirten ſie
ine dichte Linie, welche, da ſie ſich nordwärts nur
is zu unſerm Linienſchiffe „Seeland“ ausdehnte, nicht
nehr als zwei Drittheile der mir anvertrauten Defen-
ion engagirte, indem die Dreikronen-Batterie und die
Blockſchiffe „Elephant“ und „Mars“ gar nicht und die
Fregatte „Hielperen“ nur wenig ins Feuer kamen. Na
iner halben Stunde war die Schlacht allgemein:
wölf Linienſchiffe, unter denen eines von achtzig (?),
die übrigen größtentheils von vierundſiebenzig Kano-
nen und ſechs bis acht Fregatten, einer Seits; auf
der andern ſieben Blockſchiffe, unter welchen nur eins
von vierundſiebenzig Kanonen, die andern von vierund-
ſechszig und darunter, zwei Fregatten und ſechs klei-
nere Fahrzeuge. Der Feind hatte alſo überall zwei
Schiffe gegen eins der unſerigen, und das Blockſchiff
„Pröveſteen“ hatte außer dem Contre-Admiral und ei-
nem Linienſchiffe noch zwei Fregatten gegen ſich, welche
es fortwährend von vorn beſchoſſen, ohne daß es ihnen
einen Schuß erwiedern konnte. Wenn ich alſo nur
hiſtoriſch berichte, was Ew. Königliche Hoheit ſelbſt
und mit Ihnen ein großer Theil der Bürger Däne-
marks und Europas geſehen hat, daß nämlich dieſer
ungleiche Kampf — ich darf ihn wohl ſo nennen —
mit beiſpielloſer Tapferkeit gegen fünf Stunden anhielt
und ausdauerte, daß das Feuer der überlegenen Macht
eine Stunde vor Beendigung der Schlacht ſchon ſo ge-
ſchwächt war, daß mehrere der engliſchen Schiffe und
unter dieſen Nelſon's Admiral-Schiff (Saint-George)

nur noch mit einzelnen Kanonen ſchoſſen; daß dieſer Held, gerade in der Hitze des Gefechts, einen Parlamentair ans Land ſchickte, um uns einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen; wenn ich noch hinzufüge, daß mir gemeldet worden, zwei engliſche Linienſchiffe hätten bereits ihre Flagge geſtrichen, wären aber durch Hilfe friſcher Schiffe unterſtützt worden, ihre Flaggen wieder aufzuziehen, dann mag es mir wohl erlaubt ſein zu ſagen und ich glaube dabei auf das eigene Geſtändniß der Feinde zählen zu dürfen, daß Dänemarks alter Ruhm im Seekriege an dieſem Tage mit ſo unglaublichem Glanze geſtrahlt hat, daß ich dem Himmel danken durfte, Europa dabei zum Zeugen gehabt zu haben.

Noch war die Wagſchaale, wo nicht gleich, doch bei Weitem nicht zu Dänemarks Nachtheil geſunken. Die zunächſt und am heftigſten angegriffenen ſüdlichen Schiffe, ſelbſt der von allen Seiten umringte, meines hohen Begriffs von Tapferkeit ungeachtet mir unbegreifliche „Proeveſteen“ ſchlug ſich noch eine Weile, bis beinahe alle Kanonen deſſelben demontirt waren. Allmälig aber mußten unſere Schiffe der Uebermacht weichen. Nach und nach mußte das däniſche Feuer vom ſüdlichen Ende der Linie bis zur nördlichen verſtummen. Schon um halb zwölf Uhr ward das Linienſchiff „Danebrog“, welchem der Vice-Admiral Nelſon zur Seite lag, in Brand geſchoſſen. Ich begab mich mit meiner Flagge auf das Linienſchiff „Holſtein“ vom nördlichen Flügel. Am Ende der Schlacht zählte der „Danebrog“ 270 Todte und Verwundete. Um halb drei Uhr war auch das Linienſchiff „Holſtein“ ſo zer-

oſſen, es hatte ſo viele Todte und Verwundete und
te ſo große Anzahl demontirter Kanonen, daß ich
ch dort den Wimpel ſtatt meiner Flagge aufziehen
ß, und weil das Schiff „Seeland“, deſſen Taue zer-
oſſen waren, bereits trieb, ſo begab ich mich auf
e Batterie „Drei Kronen“, von welcher ich den nörd-
chen Flügel commandirte, der ſich in einem leichten
ngagement mit der Diviſion des Admirals Parker
fand, bis ich um vier Uhr den Befehl Ew. König-
chen Hoheit erhielt, mit der Schlacht einzuhalten.
o kam alſo der ſüdwärts von „Drei Kronen“ gele-
ene Theil der Defenſionslinie in die Gewalt des Fein-
es, bis auf die Fregatte „Hielperen“, welche, da ſie zu-
ßt ganz allein mit der allzuſehr überlegenen Macht
 kämpfen hatte, ihr Anker kappte und auf Stubben
ſteuerte; das Schiff „Elven“, welches, nachdem es
erſchiedene Grundſchüſſe erhalten hatte, Maſten und
auwerke zerſchoſſen waren und mehrere Todte und
leſſirte ſich an Bord befanden, innerhalb der „Drei
ronen“ ſich zurückzog; die Schießprahmen „Nyborg“
nd „Aggershuus“, welcher Letztere den Erſtern am
Schleppſeil führte und welche, Beide dem Sinken nah,
ie Küſte erreichten; die Gerner’ſche ſchwimmende Bat-
erie, welche ſehr übel zugerichtet war, endlich noch
as Blockſchiff „Danebrog“, welches kurz nach der
Schlacht in die Luft flog. Außer dem ſichtlichen Scha-
en des Feindes bin ich überzeugt, daß ſein Verluſt
owohl an Mannſchaft als an Schiffen ſehr bedeutend
ſt; auch beſteht die Beute des Siegers nur aus un-
rauchbaren Schiffen mit größtentheils vernagelten Ka-

nonen und über Bord geworfenem Pulver. Beſtimmt kann die Zahl der Todten und Verwundeten noch nicht angegeben werden; aber ich berechne ſie auf 16 bis 1800 Mann. Zu den Erſtern zähle ich mit Schmerzen die Chefs des Blockſchiffs „Infödsretten“ und der Fregatte „Kronborg“, den Capitain Thura und den Premier-Lieutenant Hauch, nebſt einigen andern tapfern Offizieren, zu den letztern vorzüglich den Chef des Blockſchiffs „Danebrog“, F. Braun, welcher, außer verſchiedenen andern Wunden, die rechte Hand verloren hat. Mir fehlen Ausdrücke für den beiſpielloſen Muth der Offiziere und der Mannſchaft. Die Schlacht nur kann ihn beſchreiben. In der Docke, am 3. April 1801. (gez.) Olfert Fiſcher.

Nachdem auch dieſer tapfere Held verwundet worden war, übernahm der Chef des Linienſchiffs „Danmark“ Kammerherr Steen Bille, das Commando, während Prinz Wilhelm von Württemberg, den der Kronprinz kurz vorher zum Gouverneur der Hauptſtadt ernannt hatte, die Land-Batterie befehligte.

Das gegenſeitige Feuern während der fünfſtündigen Schlacht war ſo außerordentlich heftig geweſen, daß man den Donner der Kanonen bis nach Lübeck vernahm.

Als das Feuer der däniſchen Geſchütze endlich zum Schweigen gebracht war, ſchickte Lord Nelſon einen Parlementair mit einem Briefe folgenden Inhalts ans Land: „Die tapfern Engländern an ihre Brüder, die tapfern Dänen. Der Unterzeichnete iſt im Beſitze von ſieben Batterien. Um weiteres Blutvergießen zu verhindern, wünſcht er, Einſtellung fernerer Feindſeligkeiten. (gez.) **Nelſon.**

Bald darauf ward der General-Adjutant des Kronprinzen, Obriſt **Lindholm**, an Bord des Admiralſchiffs „Saint-George“ geſchickt, um nach den Bedingungen eines abzuſchließenden Waffenſtillſtandes zu fragen.

**Nelſon** erwiederte: So traurig auch dieſer Tag geweſen ſei, werde er ihn dennoch für den glücklichſten ſeines Lebens halten, wenn er dazu beitragen könnte, das gute Einverſtändniß zwiſchen England und Dänemark wieder herzuſtellen; wegen der fernern Verhandlungen aber müſſe man ſich an den Oberbefehlshaber der britiſchen Flotte, an den Admiral Sir **Hyde Parker**, wenden.

Sofort ward ein däniſcher Parlementair an den Ober-Admiral abgeſchickt. Da dieſer unwohl war, beauftragte er den Lord **Nelſon**, mit dem Kronprinzen von Dänemark **mündlich** zu unterhandeln.

**Nelſon**, der am 3. April, Nachmittags vier Uhr, ans Land ſtieg, ward in den Palaſt des Kronprinzen geführt, wo er mit dem Kammerherrn **Steen Bille** und den beiden General-Adjutanten **Lindholm** und **Kirchhoff** dinirte.

Nach aufgehobener Tafel conferirte **Nelſon** blos im Gegenwart **Lindholm's**, der zum Dolmetſcher diente, mit dem Kronprinzen. **Nelſon** pries die Tapferkeit der Dänen und erklärte: er habe 105 Seegefechten*)

---

*) Bei der Eroberung von Calvi hatte **Nelſon** ein Auge und beim Cap Teneriffa einen Arm verloren.

beigewohnt; bei keinem aber von Allen ſei es heißer zugegangen, als in der Schlacht von geſtern.*) Die Unterhandlung wegen Abſchluß eines Waffenſtillſtandes aber verzögerte ſich bis zum 9. April.

An dieſem Tage wurde nachfolgender Waffenſtillſtand abgeſchloſſen:

Art. I. Von dem Augenblicke der Unterzeichnung dieſes Waffenſtillſtandes ſollen ſofort alle Feindſeligkeiten aufhören zwiſchen der britiſchen Flotte unter dem Befehle des Admirals Sir Hyde Parker und der Stadt Kopenhagen ſowohl als allen bewaffneten Schiffen und Fahrzeugen Seiner Däniſchen Majeſtät, welche ſich auf der Rhede oder im Hafen dieſer Stadt befinden; ebenſo auch zwiſchen den verſchiedenen Inſeln und Provinzen Dänemarks, Jütland mit einbegriffen.

Art. II. Die bewaffneten Schiffe und Fahrzeuge Seiner Däniſchen Majeſtät ſollen in ihrem gegenwärtigen Zuſtande bleiben, ſowohl in Rückſicht auf Bewaffnung, Equipirung, als militairiſche Poſition, und der Vertrag, bekannt unter dem Namen des Tractats der bewaffneten Neutralität, ſoll, inſofern er die thätige Mitwirkung Dänemarks betrifft, ſuspendirt ſein, ſo lange dieſer Waffenſtillſtand in Kraft verbleibt.

---

*) Ein öffentliches Blatt erzählte: Nelſon hatte geglaubt, in zwei Stunden mit der Eroberung der ſüdlichen Defenſionslinie fertig zu werden. Als ihn ſein Flaggen-Offizier daran erinnerte, daß dieſe Zeit beinah verfloſſen ſei, erwiederte der Sieger von Abukir: „Dieſe Dänen fechten ſo brav, daß man noch zwei Stunden zulegen muß.‘ —

Dagegen ſollen die bewaffneten Schiffe und Fahrzeuge unter den Befehlen des Admirals Sir Hyde Parker auf keine Weiſe, welche es auch ſein möge, die Stadt Kopenhagen oder die bewaffneten Schiffe und Fahrzeuge Seiner däniſchen Majeſtät, oder die Küſten der verſchiedenen Inſeln und Provinzen Dänemarks, Jütland mit eingeſchloſſen, beunruhigen dürfen und um Allem vorzubeugen, was etwa Unruhe und Mißtrauen erwecken könnte, wird der Admiral Sir Hyde Parker nicht erlauben, daß irgend ein Schiff oder Fahrzeug unter deſſen Befehle ſich bis auf Schußweite den bewaffneten Schiffen oder Feſtungswerken Seiner däniſchen Majeſtät auf der Rhede von Kopenhagen nähere.

Art. III. Dieſer Waffenſtillſtand ſoll die Stadt Kopenhagen ſowohl, als die Küſten Dänemarks und Jütlands, wie auch die Inſeln gegen den Angriff jeder andern Kriegsflotte ſichern, welche jetzt oder künftig, ſo lange dieſer Waffenſtillſtand beſteht, von Seiner britiſchen Majeſtät in dieſe Gewäſſer abgeſchickt werden möchte.

Art. IV. Es ſoll der Flotte des Admirals Sir Hyde Parker geſtattet ſein, ſich in Kopenhagen und längs der Küſten der verſchiedenen Inſeln und Provinzen, Jütland mit eingeſchloſſen, mit Allem zu verſehen, was ſie zur Geſundheit und Verpflegung ihrer Beſatzung bedarf.

Art. V. Der Admiral Sir Hyde Parker ſoll gehalten ſein, alle Unterthanen Seiner däniſchen Majeſtät ans Land zu ſenden, welche ſich gegenwärtig an

Bord der unter ſeinem Befehle ſtehenden britiſchen Flotte befinden, wogegen die Däniſche Regierung ſich verpflichtet, über dieſelben ſowohl, als über die Verwundeten, welchen es nach der Schlacht vom 2. d. M. erlaubt worden iſt, ans Land zu gehen, ein Verzeichniß aufzuſtellen, um dieſelben in dem unglücklichen Falle einer Erneuerung der Feindſeligkeiten Großbritannien gutzurechnen.*)

Art. VI. Der Küſtenhandel Dänemarks nach allen Gegenden der Küſten, welche in dem Umfange dieſes Waffenſtillſtandes eingeſchloſſen ſind, ſoll von keinem britiſchen bewaffneten Schiffe oder Fahrzeuge irgend einer Art beunruhigt werden.

Art. VII. Dieſer Waffenſtillſtand ſoll in einem Zeitraume von vierzehn Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an, von Seiten der contrahirenden Parteien ununterbrochen fortdauern; nach Ablauf dieſer Friſt ſoll es jeder der genannten Parteien freiſtehen, das Aufhören deſſelben zu erklären und die Feindſeligkeiten aufs Neue zu beginnen, nach vorangegangener vierzehntägiger Aufkündigung.

Kraft dieſes haben wir unterzeichnete Commiſſarien, vermöge unſerer Vollmacht, vorſtehenden Waffenſtillſtand unterzeichnet und mit unſerm Wappen beſiegelt.

Gegeben an Bord des Schiffes Seiner britiſchen

---

*) Dieſen Zuſatz verſtehen wir nicht.

Majeſtät „London", auf der Rhede von Kopenhagen, am 9. April 1801.

Ernſt Friedrich v. Walterstorff. Nelſon,
Hans Lindholm. Duke of Bronti.
William Stewart.

Ratificirt von mir
Hyde Parker,
Admiral und Oberbefehlshaber der Flotte Sr.
britiſchen Majeſtät.

Am 17. April erſchien in der Londoner Hofzeitung Sir Hyde Parker's offizieller Bericht über die Schlacht vom 2. April. Der Schluß der Depeſche lautete:

Wäre es mir möglich, zu dem wohlerworbenen Ruhme Lord Nelſon's noch etwas hinzuzufügen, ſo würde es die Verſicherung ſein, daß ſeine Anſtrengungen, ſo groß ſie bisher geweſen, doch nie auf einen höhern Grad des Eifers für den Dienſt des Vaterlands geſtiegen ſind. Ich habe es nur zu beklagen, daß die Beſchaffenheit des Angriffs, welcher auf eine ſchlimme enge Paſſage eingeſchränkt war, namentlich die Schiffe, die unter meinem Befehle ſtanden, von der Gelegenheit ausſchloß, ihre Tapferkeit zu beweiſen. Doch kann ich in Wahrheit verſichern, daß derſelbe Geiſt und Eifer die ganze Flotte beſeelte, und ich hege das Vertrauen, daß der Streit, in welchen wir verwickelt ſind, ihr künftig Gelegenheit geben wird, zu zeigen, daß das Ganze von demſelben Geiſte belebt war, wenn das Feld groß genug geweſen wäre, alle unſere Schiffe zur Action zu bringen. — Mit dem tiefſten Bedauern erwähne ich des Verluſtes der beiden Capitaine Moſſe und Riou, zweier braver und tapferer Offiziere, deren Verluſt, wie ich unterrichtet bin, von den Familien, die ſie zurückgelaſſen haben, höchſt ſchmerzhaft empfunden werden wird. Der Erſtere hinterläßt Frau und Kinder, der Zweite eine hochbejahrte Mutter. Bei der bekannten Tapferkeit des Sir Thomas Thompſon bei frühern Gelegenheiten hat unſere Flotte den Verluſt der zukünftigen Anſtrengungen dieſes braven Offiziers zu beklagen, dem ein Bein abgeſchoſſen worden. In Rückſicht aller übrigen Umſtände erlaube ich mir, Ew. Lordſchaft an Capitain Ottway zu verweiſen, welcher ſich während des letzten Theiles der Schlacht bei Lord Nelſon befand. Sie erhalten hierbei die Liſte der Getödteten und Verwundeten. (gez.) Hyde Parker.

## Liſte der Getödteten und Verwundeten.

Getödtet wurden zuſammen 20 Offiziere, 234 Matroſen, See-Soldaten und Soldaten. Verwundet wurden 40 Offiziere, 641 Matroſen, See-Soldaten und Soldaten. Total: 943. Die verſchiedenen Schiffe hatten an Todten und Bleſſirten folgende Verluſte: „Monarch“ 210 Mann, „Edgar“ 133, „Bellona“ 74, „Defiance“ 69, „Iſis“ 112, „Amazone“ 32, „Glatton“ 51, „Déſirée“ 3, „Blanche“ 16, „Polyphem“ 29, „Elephant“ 19, „Ardent“ 93, „Ruſſel“ 6, „Ganges“ 6, „Alkmene“ 19, „Dart“ 3.*)

---

*) Däniſche Nachrichten behaupten dagegen, daß die

Dieſer ziemlich theuer erkauſte Sieg erregte in
ndon einen ungeheuern Jubel. Eine Proclamation
s Lord-Majors ermahnte die Bewohner der Hauptſtadt,
tt der von ihnen beabſichtigten Illumination die dazu
ſtimmten Summen zur Unterſtützung der Witwen und
aiſen der in der Schlacht gebliebenen Engländer zu ver-
enden. Henri Addington, der Nachfolger Wil-
am Pitt's, rühmte den Heldenmuth und die Menſch-
hkeit Lord Nelſon's und ſprach in einer Adreſſe
n den König den Wunſch aus, dem Andenken der in
eſer Schlacht gebliebenen Capitaine Moſſe und Riou
n ihrer Tapferkeit würdiges Denkmal errichten zu
ſſen.

Auch Dänemark belohnte ſeine tapfern Heldenſöhne.

Ein Bericht der „Allgemeinen Zeitung", datirt
openhagen 12. April, ſagt:

„Die Athener feierten ihre für's Vaterland gefal-
nen Söhne durch jährlich wiederkehrende Grabreden.
in Aehnliches wird bei uns ſtattfinden; die Namen
nſerer Helden ſtehen im Buche des unſterblichen Nach-
hms. An der Spitze dieſer Helden ſtand:

1) Laſſen, Commandant des Blockſchiffs „Pröve-
een" und nun für immer durch den Zunamen „Laſ-
n von Pröveſteen" geadelt. Dreimal friſch be-
annt, wehrte ſich das von ihm befehligte Schiff bis
m letzten Seufzer, bis Nelſon nur drei und der
Pröveſteen" nur noch eine brauchbare Kanone hatte, die

---

ngländer eilf- bis zwölfhundert Todte und ſieben- bis acht-
undert Verwundete gehabt haben ſollen.

von Bleſſirten abgefeuert wurde. Die Engländer, die es endlich nahmen, ſagten zu den verwundeten Helden, die darauf zurückgeblieben waren: „Why do You fight with us? Fight with the french dog!“ (Warum fechtet Ihr mit uns? Fechtet lieber mit dem franzöſiſchen Hund!*)

2) Chriſtian Uethe, Sohn des däniſchen Philoſophen Uethe, führte den Prahm „Nyborg“ mit zwanzig Kanonen, ſchlug ſich vier Stunden gegen vier engliſche Schiffe und ſtarb endlich den Tod der Helden.

3) Willemoes, ein Jüngling von neunzehn Jahren, commandirte als Lieutenant eine kleine ſchwimmende Batterie. Er lag gerade unter Nelſon's ſechsundneunzig-Kanonen-Schiff und feuerte gegen daſſelbe ſo glücklich, ſo gewandt, daß er dem Admiralſchiffe neun Grundſchüſſe beibrachte. Endlich ward auch ſeine Batterie zerſchoſſen. Nach dem Waffenſtillſtande ließ ſich Lord Nelſon den jungen Helden vorſtellen. Er umarmte ihn in Gegenwart des Kronprinzen und fragte dieſen: „Warum machen Ew. Königliche Hoheit dieſen jungen Braven nicht zum Admiral? — Weil mir, antwortete der Kronprinz, ſeine

---

*) Laſſen erhielt von den Kopenhagener Frauen eine prachtvolle goldene Doſe, deren Deckel den „Proveſteen“ mitten im feindlichen Kugelregen zeigt. Dieſes Geſchenk war von einem Schreiben begleitet, das dem Patriotismus der Verfaſſerin, Baroneſſe von Loewenſkiold, zu hohem Ruhme gereicht.

pitains und Lieutenants blieben, wenn ich alle Helden unſerer Flotte zu Admiralen machte.“ *)

Die Dankbarkeit der Nation für die gefallenen Helden und für die Hinterbliebenen derſelben iſt unbeſchreibh und im höchſten Grade rührend. Die feierliche Beattung derſelben war ein Nationalfeſt. Schon am erten Tage hatte man über 30,000 Thaler Banco r die Witwen und Waiſen der Gebliebenen zuſamengebracht. Nach Verlauf von vier Wochen wuchs eſe Sammlung auf 400,000 Reichsthaler. Der tatsrath Coninck hatte für ſich allein 10,000 Thar beigeſteuert.

Vier Wochen nach dieſer Schlacht ſandte der erſte onſul der franzöſiſchen Republik, der Bürger Buoaparte, einen ſeiner Adjutanten, den Bürger Lauiſton, nach Kopenhagen, mit dem geheimen Aufrage, den Kronprinzen zum Abſchluß eines Schutz- und rutzbündniſſes mit Frankreich zu bewegen. Gleich arauf kam General Macdonald als franzöſiſcher Geſandter nach Dänemark. In ſeinem Gefolge erſchien, ls Legationsſecretair, der Bürger Auguſt Felix Deſaugiers. **)

Die in der Schlacht gebliebenen Offiziere hießen:

---

*) Dieſer junge Held fiel, kaum ſiebenundzwanzig Jahre lt, am 21. März 1808 in der Schlacht am Belte.

**) Der Letztgenannte war der ältere Bruder des berühmten Chanſonniers und Bühnendichters Marc Antoine Deſaugiers.

Thura, Hauch, Schroederſee, Wulff, Wardele, Bang und Mynſter.

Jeder Däne, der an dieſem glorreichen Kampfe theilgenommen hatte, erhielt zur Belohnung ſeiner Tapferkeit eine Ehren-Medaille. Dieſe zeigte auf der einen Seite den Vordertheil eines bewaffneten Schiffes, auf welchem ein Löwe ruht, der in der einen Klaue ein mit dem däniſchen Wappen geſchmücktes Schild und in der andern eine Keule hält. Die Umſchrift lautet: „Der Muth vertheidigt". Unten lieſt man das Datum der Schlacht. Auf dem Reverſe prangt Dänemarks Königskrone mit Scepter und Schwert; darunter lieſt man die Worte: „Der König ehrt, das Vaterland erkennt."*) Auf dem Rande der Medaille iſt der Name des Empfängers eingeprägt. Die Offiziere erhielten dieſes Denkzeichen in Gold, die Soldaten in Silber. Dem Commandeur Olfert Fiſcher, den der Hof noch nicht für danebrogreif hielt, verlieh man die goldene Medaille mit Brillanten beſetzt.

Der Kronprinz beauftragte den vaterländiſchen Künſtler Lorenzen, ein Gemälde von der Schlacht des zweiten Aprils anzufertigen. Dieſes Blatt wurde von Clemens in Kupfer geſtochen. — Ein anderer Kupferſtecher, Namens Groetſch, lieferte eine Platte,

---

*) Bei Erwähnung dieſer Denkmünze fällt uns eine andere ein, welche Katharina II. zu Ehren der ruſſiſchen Armee nach der Schlacht bei Tſchesme (1770) prägen ließ. Die viel kürzere und weit prägnantere Inſchrift lautete: „Bul" (Ich war dabei.)

ienſchiff „Danebrog“ darſtellend, wie es in vol-
ammen ſteht. *)

---

Vergl. C. F. Primon. Authentiſche Darſtellung
igen Krieges zwiſchen Dänemark und England, deſ-
tſtehung, Urſachen und wahrſcheinliche Folgen, Ko-
1801. 8. C. H. Seidelin, Kriegsereigniſſe zwi-
Dänemark und England, vom 30. März 1801 bis
nfange der Stillſtandsunterhandlungen am 2. April
. 1801. 8.

# Eilftes Kapitel.

Zwei Blödſinnige auf dem Throne. — Parallele zwiſchen Georg dem Dritten von England und Chriſtian dem Siebenten von Dänemark. — Der Charakter des Kronprinzen Friedrich. — Seine Gemahlin. — Ihre hiſtoriſchen und genealogiſchen Studien. — Eine Epiſode aus der ruſſiſchen Geſchichte: Stenka Razin.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß auf dem Throne beider Nationen, die ſich ſo blutig befehdet hatten, gleichzeitig zwei Herrſcher ſaßen, die das Schickſal mit Blödſinn geſchlagen hatte. **Georg** III. und **Chriſtian** VII. Beide waren in gleich hohem Grade unpopulär.

**Georg** III., dem ſeine Mutter, die ſachſen-coburgſche **Auguſte**, täglich als erſte Grundregel aller Weisheit die Lehre „Be King“ (ſei König) eingeimpft hatte, war vor Allem wegen ſeines ſprichwörtlich gewordenen Geizes ein Gegenſtand zahlloſer Zerrbilder geworden, die ihn dem Geſpötte und der Verachtung ſeiner Unterthanen preisgaben; denn viel leichter verzeiht das Volk die zügelloſeſte Verſchwendung als den anrüchig gewordenen Geiz ſeines gottgeſalbten Herrn. **Georg's** Geiz überſchritt alle Grenzen des Anſtandes. Er pflegte in der Regel allein zu eſſen und ſich nur von Gemüſen und Hülſenfrüchten zu nähren. Er hatte

Idioſynkraſie gegen Fleiſchſpeiſen und hätte, wie
ınd Nebucadnezar, am Liebſten Heu gegeſſen.

Seine geiſtige Ausbildung ſtand auf ſehr unter-
neter Stufe. — Seine Mutter, die allmonatlich
Lehrer gewechſelt hatte, war von dem Standpunkte
egangen, daß Könige wenig oder gar nichts zu
n brauchen. Und daher kam es, daß ihr viel-
bter Sohn in ſeiner Ausbildung ſo weit zurück-
ieben war, daß er kaum richtig ſchreiben konnte.
die gottgeſalbten Herren der Throne, meinte ſeine
ter, ſei Orthographie ein überflüſſiger Luxus, da
König, genau betrachtet, nichts anderes als ſeinen
nen zu ſchreiben nöthig habe.

Georg's Benehmen war mehr als brusque. Er
e die üble Gewohnheit, Jeden, der ſich ihm nahte,
einer Fluth von Fragen zu beſtürmen, ohne ihm
zu einer Antwort zu gönnen. Er ſprach äußerſt
und unzuſammenhängend und beſaß alle Eigen-
ſten eines unermüdlichen Schwätzers.

Trotz ſeiner geringen Bildung und ſeiner äußerſt
ngelhaften Kenntniſſe hatte er eine ſo gewaltig
e Meinung von ſich und ſeinem Wiſſen, daß er Al-
beſſer zu wiſſen glaubte, als ſein früherer Gouver-
r und nachmaliger Miniſter, Lord John Bute,
alle übrigen Diener ſeiner Krone.

Georg III. beleidigte den Stolz ſeiner Nation
ptſächlich dadurch, daß er den Abgott derſelben,
großen unſterblichen Dichter Shakeſpeare, deſſen
igen Geiſt ſein winziges Gehirn nicht zu faſſen ver-
chte, für einen Sauvage und die Hälfte von deſſen

Dramen für Radotage (leeres Geſchwätz) zu erklären wagte. Ueberhaupt war er kein Freund der Literatur und las nur wenig oder gar nichts. Aber deſto glühender ſchwärmte er für Muſik und vor allen andern Meiſtern für Händel und deſſen „Alexanderfeſt", welches er ſo oft gehört hatte, daß er's theilweiſe auswendig wußte.

Georg III. ſpielte die Geige und die Harfe und hielt ſich auf beiden Inſtrumenten für einen großen Virtuoſen, ob er gleich nichts Anderes als ein gewöhnlicher Stümper war. Er liebte die Malerei und verabſcheute dabei einen der erſten Repräſentanten der engliſchen Schule, Sir Joſhua Reynolds, vielleicht nur darum, weil dieſer Maler kein Schmeichler war.

Georg's kindiſcher Haß gegen die Zeitungspreſſe, welche ſelbſt der große Säbelheld Napoleon Buonaparte als quatrième puissance de l'état anzuerkennen ſich gezwungen ſah, ging ſo weit, daß in Georg's Augen jeder Journaliſt ein literariſcher Freibeuter, ein abſcheulicher Pasquillant, ein Taugenichts war. Dieſer Haß gegen die Preſſe entſprang hauptſächlich aus den geſchichtlich berühmt gewordenen „Junius-Briefen", die ohne Namen des Verfaſſers im „Public Advertiser" ſeit dem 21. Januar 1769 bis zum 21. Januar 1771 erſchienen waren, ihn und die tauſendfachen Schwächen ſeiner Regierung mit den goldenen Ruthen der Ironie und Satire gegeißelt und ſehr viel dazu beigetragen hatten, ihn von Woche zu Woche unbliebter zu machen.

Die franzöſiſche Revolution war in den Augen

ieſes „Be King“ ein ſolcher Gräuel, daß nach der
inrichtung „Louis Capet's“ der franzöſiſche Ge-
häftsträger des Convents, François Bernard Mar-
uis de Chauvelin, am 24. Januar 1793 die kö-
igliche Weiſung erhielt, innerhalb acht Tagen Lon-
on und ganz England zu verlaſſen.*)

Der Krieg, den Georg III. mit ſo großer Er-
itterung gegen die franzöſiſche Republik fortführte,
nachte ihn bei ſeinem Volke ſo unbeliebt, daß drei
Mordverſuche auf ihn gewagt wurden. Das letzte dieſer
Attentate geſchah im Drurylane-Theater, wo am 15. Mai
1800 ein verabſchiedeter Soldat James Hatfield**)
ine Piſtole auf ihn abſchoß, die glücklicher Weiſe ihr
Ziel verfehlte. Der Thäter wurde für wahnſinnig erklärt.

Georg III. hatte von dieſen Attentaten nichts als
en Schreck, aber in Folge dieſes Schrecks den erſten
Keim zu jenen häufig wiederkehrenden Anfällen von
Wahnſinn davongetragen, welcher ihn 1788, 1792,
1804 und 1810 befiel und zuletzt eine ſolche Höhe
und Ausdauer erreichte, daß in Folge dieſer Geiſtes-
krankheit ſein Sohn, der Prinz von Wales, am 11.

---

*) Chauvelin wurde vom Convente nach Florenz ge-
chickt, um dort die Herren von Semonville und Maret
von ihrem Poſten abzulöſen; aber auch er ward, wie ſie, ge-
zwungen, ſich ſehr bald zurückzuziehen, weil Lord Hervey,
Georg's III. Geſandter am toskaniſchen Hofe, dem Groß-
herzoge gedroht hatte, Livorno bombardiren zu laſſen, Falls
Chauvelin nicht Befehl erhalte, innerhalb vierundzwanzig
Stunden das florentiniſche Gebiet zu verlaſſen.

**) James Hatfield ſtarb, ſiebenzig Jahre alt, am
23. Januar 1841 im Londoner Irrenhauſe zu Bedlam.

Februar 1811 die Regentſchaft antrat, die dieſer, wie Kronprinz Friedrich von Dänemark, bis zum Tode ſeines Vaters fortführte.

Georg's Blödſinn, Anfangs geheim gehalten, wurde endlich doch bekannt. Sein Geiſt war dergeſtalt zerrüttet, daß es Augenblicke gab, in welchen er Niemanden erkannte, ſelbſt ſeine Gemahlin nicht*). Zuletzt war er nur für ſie und ſeine Aerzte ſichtbar. Der kranke König hatte Stunden, in welchen er in ſeinen Zimmern auf allen Vieren herumkroch und wie ein Hund bellte. Wenn ſein Paroxismus ausgetobt hatte, griff er nach der Harfe und ſang mit heiſerer Stimme, aber unbeſchreiblich wehmüthigem Ausdruck altſchottiſche Balladen, oder nahm ſeine Geige, um einzelne abgeriſſene Sätze aus Händel's „Alexanderfeſt" zu ſpielen. Sehr häufig verfolgte ihn die fixe Idee, daß er gläſerne Gliedmaaßen habe und zerbrechlich ſei. Nicht ſelten glaubte er ſich von Meuchelmördern umringt, die von der franzöſiſchen Republik gedungen ſeien, ihm einen Dolch in's Herz zu bohren. Ueberall ſah er jenen wahnſinnigen Hatfield, der bereit war, ſein Piſtol auf ihn abzudrücken. Stundenlang ſtand er vor einem der vergitterten Schloßfenſter, auf den Scheiben alte Volkslieder und unter dieſen „Marlborough s'en-va-t en guerre" zu trommeln. Urplötzlich ſank er wieder zu einem Hunde herab, welcher jämmerlich zu winſeln begann, weil er ſich von wilden Thieren verfolgt glaubte. — „Be King", rief ihm in lichten Augenblicken eine innere Stimme zu; dann erhob er ſich wie „König Lear“ und ertheilte Audienzen den Großen ſeines Reiches, die nicht zugegen waren und mit denen er ſich trotz ihrer Abweſenheit über Fragen der Politik unterhielt. Bisweilen ſah er geſpenſtiſche Schergen, die ihn aus dem Innern ſeines Schloſſes auf's Schaffot zerrten und ſein gekröntes Haupt, gleich jenem Ludwig's XVI., unter das Beil des Henkers legten. Sein Zuſtand war mehr als grauenvoll: er war im höchſten Grade erbarmenswürdig.

---

*) Georg's Gemahlin war Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz.

Dies elende Daſein ſchleppte Georg III., der zuletzt auch noch gänzlich erblindete, bis zum 29. Januar 1820 fort. Er ſtarb im Alter von zweiundachtzig Jahren, nur von Wenigen betrauert.

Chriſtian VII., Georg's geweſener Schwager, beſaß wenigſtens die gute Eigenſchaft, daß er nicht geizig war. Er warf das Geld mit vollen Händen um ſich und war, ſo lange er das Leben genießen konnte, ein Epicuräer, der auch Andere leben ließ. Er liebte die Literatur und ſchönen Künſte und hielt es für eine Pflicht der Krone, die Vertreter derſelben auf jede Weiſe aufzumuntern. Er war's, der den jungen Berthel Thorwaldſen zur Ausbildung ſeiner göttlichen Kunſt nach Italien ſchickte. Chriſtian VII. war ein großherziger Gönner des Malers Juel, des Kupferſtechers Clemens und der beiden Muſiker Weyſe. Auch er ſchwärmte für Muſik; doch zog er den Ohrenkitzel franzöſiſcher und italieniſcher Melodien den harmoniſchen Räthſeln der deutſchen Muſik vor. Chriſtian's Lieblingscomponiſten waren Piccini und Dalayrac. „Die leichten Weiſen des Letztern", ſagte er, „erinnern mich jederzeit an die reizenden Briefe der Frau von Sévigné, die ein Mann von Geſchmack nicht oft genug leſen kann, um ſich durch ſie die „Mystères de la causerie française" anzueignen." Chriſtian las täglich einen dieſer Briefe, von denen er manchen eben ſo gut auswendig wußte, als ſein engliſcher Schwager manche Nummer des Händel'ſchen „Alexanderfeſts".

Seine Hauptſchwäche, die alle guten Eigenſchaften ſeines Herzens in dichte Schatten hüllte, war ſeine zügelloſe Sinnlichkeit. Es gab kein Weib, das ihm nicht gefiel. Seine Fantaſie malte ſich ſelbſt die Reize der Häßlichſten mit ſo ſchönen Farben aus, daß ſelbſt ein weiblicher Therſytes für ihn noch Verführung beſaß. Chriſtian VII. pflegte in ſeiner Jugend, wie jener Aeneas Silvio Piccolomini, als er noch nicht Papſt geworden war, die bekannten Verſe des Letztern zu wiederholen:

„Qui nuncquam sensit amoris ignem,
Aut lapis est, aut bestia."

Louiſens Sohn war Keines von Beiden. Er liebte und liebte leider nur zu viel: Mädchen und Frauen aus allen Schichten ſeiner Unterthanen. — Aus dieſer Quelle entſprang die Geiſtesſtörung, die den Kronprinzen ſo frühzeitig an's Staatsruder rief.

Aber Chriſtian's Blödſinn war ganz anderer Natur als der Wahnſinn Georg's III. Jener ſah nirgends Schreckgeſpenſter, die nach ſeinem Leben trachteten. Seine Viſionen hatten ein heiteres Colorit. —

Seine krankhaft gereizte Einbildungskraft durchſchwärmte häufig alle ſieben Himmel des mahomedaniſchen Paradieſes: ſein Geiſt pflückte Früchte, aus deren Schaalen bezaubernde Houris herausquollen, die den Kranken mitleidsvoll in ihre weißen Arme ſchloſſen und ihn in wonnigſüße Träume wiegten, aus welchen er, matt an Leib und Seele, wie ein Orientale nach einem ſchweren Opiumsrauſch zu erwachen pflegte.

Der Kronprinz Friedrich, ganz Gegenſatz ſeines Vaters, hatte puritaniſche Sitten und eine gewiſſe Ruhe und Nüchternheit des Characters, die ihn ſelbſt in ſeinen jüngern Jahren von jeder Ausſchweifung zurückhielten. In allen Stadien ſeines Lebens bewahrte er in jeder Gattung von Genüſſen eine weiſe, ihm angeborene Mäßigung. Sein ganzer Hofſtaat und ſeine ganze Lebensweiſe behielten immer etwas Einfaches, Patriarchaliſches, bisweilen ſogar Spießbürgerliches. Er zog die ſtillen Freuden des Familienlebens dem rauſchenden Taumel wilder Orgien vor. Er liebte ſeine Frau und hatte, wenigſtens in den erſten Jahren ſeiner Ehe, kein Verlangen nach der Liebe irgend einer Andern.

Marie Sophie Friederike war nicht ſchön, aber liebenswürdig und in hohem Grade gebildet. Sie fand Geſchmack an den Wiſſenſchaften und fühlte das Bedürfniß, ohne Unterlaß den Kreis ihrer Kenntniſſe zu erweitern. Vor Allem aber liebte ſie Geſchichte. Sie ſagte ſich, daß ſelbſt der größte Gelehrte ohne gründliches Wiſſen der Vergangenheit ein Ignorant, und daß die Geſchichte, genau betrachtet, der Grundſtein aller Kenntniſſe bleibt. — Außerdem intereſſirte ſie Alles, was zum Bereiche der Geſetzgebung gehört. Auch ſie war, namentlich durch Montesquieu's „Esprit des lois," zur Einſicht gelangt, daß die Legislation ihre Folgerungen aus den Wahrnehmungen der Geſchichte zieht. Sie theilte die Anſicht des franzöſiſchen Staatsraths Portalis, der in der Geſchichte die Experimentalphyſik der Geſetzgebung erkennt.

Das eigentliche Steckenpferd der Kronprinzeſſin war Genealogie. In ihren Mußeſtunden fertigte ſie zu Hübner's „genealogiſchen Tabellen" Supplementstafeln an, die in den Jahren 1822 bis 1826 in Kopenhagen ans Licht traten.

Im Gebiete der Geſchichte offenbarte ſie eine leicht erklärliche Vorliebe für jene der nordiſchen Reiche, namentlich Rußlands. Es iſt mehr als auffallend, daß ſie, die legitime Erbin eines der älteſten Throne, ſich am Liebſten mit dem abenteuerlichen Leben berüchtigter Betrüger und Verſchwörer zu beſchäftigen pflegte. Die lange Reihe der falſchen Dmitri: Jakob Otrapieff, Iwan Bolotnikoff und Sidor, die Koſakenhäuptlinge Zarutſchki und Stenka Razin, blieben Mittelpunkt ihrer hiſtoriſchen Forſchungen. Das Schickſal des Letztern flößte ihr einen ſo hohen Grad von Theilnahme ein, daß ſie ſich lange Zeit mit dem Gedanken trug, die Geſchichte dieſes blutdürſtigen Empörers zu ſchreiben. Ein Abriß ſeines Lebens wird für Manchen nicht ohne Intereſſe ſein. —

Stenka Razin, Hauptmann der Don'ſchen

koſaken, erregte während der Regierung des Czaren
lexei I. im Jahre 1669, empört über die ungerechte
Hinrichtung eines ſeiner Brüder, einen wilden Aufruhr.
Ein neuer Attila zog er, längs der Wolga, verheerend
on einem Orte zum andern, überfiel eine von ſechs-
auſend Strelitzen vertheidigte Flotte, vereinigte ſich
nit ihnen, ließ ſich zum Czaren ausrufen, eroberte meh-
ere feſte Plätze, endlich ſogar Aſtrachan, und zog mit
inem Heere, das auf zweimalhunderttauſend Mann
ngewachſen war, gegen Moskau. Das vom Fürſten
Gregor Dolgoroukki ihm entgegengeſchickte Heer
ſchlug den größten Theil der Aufrührer; die Maſſe
er Gefangenen wurde grauſam hingerichtet. Eine
weite Heeresſäule, geführt vom Fürſten Tſchermat-
off, dämpfte die Empörung. Razin, erſt ſpäter
rgriffen, ward am 15. Auguſt 1671 unter Martern
auſendfacher Art hingerichtet und noch länger als
in ganzes Säculum nach dieſer grauenvollen Execution
ward der Name Stenka Razin's und die Erin-
ierung an deſſen Freventhat alljährlich am Jahres-
age ſeiner Hinrichtung von allen Kanzeln des ruſ-
ſiſchen Reiches auf Befehl des Czaren Alexei offiziell
erflucht. *)

---

*) Eine Abhandlung über den Hochverrath dieſes Ko-
ſakenhäuptlings gab der gelehrte Conrad Samuel
Schurzfleiſch unter dem Titel: Stephanus Razin co-
acus perduellis disquisitione historica exhibita (Lips. 1674. 4.
bid. 1698. 4.) heraus, und erſt unlängſt ſind in Moskau in
uſſiſcher Sprache „Materialien zur Geſchichte des Aufſtan-
es Stenka Razin's" erſchienen. Das letzterwähnte Werk

Nach dieſem Excurſe kehren wir an den Hof unſerer gelehrten Kronprinzeſſin zurück, um ihr das wohlverdiente Lob zu ertheilen, daß ſie eine zärtlich liebende Gattin, eine um die geiſtige Ausbildung ihrer Kinder ängſtlich beſorgte Hausmutter und der Schutzgeiſt aller Armen war.

Aber ſo lange die Stiefmutter ihres Schwiegervaters, die ränkeſüchtige Königswitwe Juliane Marie von Braunſchweig-Wolfenbüttel, noch lebte, hatte auch die Gemahlin des Kronprinzen manche harte Unbill zu erdulden. Erſt als der Tod die Gemahlin Friedrich's V. am 10. Oktober 1796 vom Schauplatze ihrer Intriguen abrief (Juliane Marie ſtarb im Schloß zu Friedensburg) begann Marie Sophie Friederike freier zu athmen. Die ehrgeizige, herrſchſüchtige, zwietrachtausſäende Braunſchweigerin war bis zu ihrem Tode der böſe Stern Chriſtian's VII. und Dänemarks geblieben. Aber trotzdem fand auch ſie ſchamloſe Schmeichler, die ſich nicht entblödeten, ihren Manen unverdienten Weihrauch zu ſtreuen.

---

iſt in mehrfacher Rückſicht ſo belehrend und anziehend, daß es die Ehre einer deutſchen Ueberſetzung verdient.

# Zwölftes Kapitel.

Sechs Jahre der Ruhe. — Der Kronprinz-Mitregent richtet ſein Hauptaugenmerk auf Vergrößerung der Flotte. — Abriß der Geſchichte der däniſchen Marine. — Ausbruch neuer Feindſeligkeiten von Seiten Englands.

Dänemark, das ſeit der Seeſchlacht auf der Rhede von Kopenhagen bis zu dem am 9. Juli 1807 zwiſchen Frankreich, Rußland und Preußen abgeſchloſſenen Frieden zu Tilſit*) ſechs volle Jahre die Früchte ſeiner gewiſſenhaft aufrecht erhaltenen Neutralitäts-Politik und die Segnungen einer ungeſtörten Ruhe genoß, hatte während dieſer Zeit große Anſtrengungen gemacht, ſeine Flotte, den Grundpfeiler ſeiner Macht, auf ſolche Weiſe zu vermehren, daß ſie eine achtunggebietende Stellung einnahm.

Ein geſchichtlicher Rückblick auf die Entwickelung der däniſchen Marine wird in mehrfacher Beziehung nicht uninterreſſant ſein.

Die Natur ſelbſt hat Dänemark zu einer Seemacht beſtimmt. Schon Sueno I., genannt der Gabelbart, führte gegen Ende des zehnten Jahrhunderts ſeine heidniſchen Dänen gegen das von König Ethelred ſchlecht vertheidigte England und kehrte von dort mit reicher Beute beladen zurück. Im Vereine mit dem Schwedenkönige Olaf III. bekriegte er den norwegiſchen König Olaf Trygveſon, ſeinen Waffengefährten im erſten Kriege gegen England, eroberte den dritten Theil Norwegens und zog, als er dieſe Länderbeute an König Erich verlor, von Neuem nach Albions Küſten, eroberte 1013 ganz England und ließ zur Beſchützung und Erhaltung ſeiner Eroberung bei London und Stafford zwei mächtige Flotten zurück, die durch eine den Beſiegten auferlegte Steuer (Danegeld) erhalten werden mußten. Ein Jahr darauf ſtarb König Sueno. Es folgten ihm (1014) ſeine beiden Söhne **Kanut II., welcher England, und Harald III., welcher Dänemark beherrſchte.** Der zweite Kanut, der **Große** genannt, hinterließ drei Söhne, Hardikuut oder Kanut III. aus erſter, Sueno und Harald aus zweiter Ehe und ein Teſtament, laut welchem der Erſtgeborne Dänemark und England und Sueno Norwegen erhalten ſollte. Kanut III. aber blieb in Dänemark und überließ die Herrſchaft in England ſeiner Mutter Emma und ſeinem Stiefbruder Harald. Emma's Sohn, ein Vielfraß, ſtarb an den Folgen ſeiner Unmäßigkeit (1042) auf einem Hochzeitsfeſte zu Lambeth bei London und mit ihm erloſch die Dynaſtie der Skioldungen, die faſt drei Decennien lang ganz England beherrſcht hatte. Ihm folgte das Geſchlecht der Ulfinger, die von 1042 bis zum Tode Chri-

---

*) Pierer's Univerſal-Lexicon giebt als Datum dieſes Friedensabſchluſſes irrthümlich den 7. Julia

h's III. (1448) Dänemark regierten. Letzterer, der
Reſidenz von Roeskilde nach Kopenhagen verlegt
e, ſtarb zu Helſingborg. Ihm folgte in der Ver-
Chriſtian's I. das Haus Oldenburg.

Zur Zeit Friedrich's I. mußte jede Stadt Dä-
arks zum Schutze des Vaterlandes ein Kriegsſchiff
einer beſtimmten Anzahl Matroſen ſtellen. Kopen-
n hatte achtzig Mann, jede der andern Städte
Contingent nach dem Maaßſtabe ihrer Bevölkerung
efern. Auch jeder Biſchof war verpflichtet, ein Schiff
urüſten. Häufig führten die Könige ſelbſt ihre
ten an. Wer erinnert ſich nicht des tapfern Chri-
n's IV. in dem Gefechte an der Kolberger Heide!
ſiebenundſechzigjähriger Greis war er gegen die
de ausgezogen, um Dänemark zu retten.

Unter Chriſtian V. zählte die däniſche Flotte
der berühmten Schlacht bei Kjögebucht an 32
ffe und darunter 19, welche 40 bis 90 Kanonen
n und außerdem 6 Fregatten, von welchen die
ſte 10 Kanonen führte. — Chriſtian VI., wel-
die Wichtigkeit der Flotte begriff, baute auf dem
ſeinen Vorfahren gelegten Grunde fort. — Einer
verdienſtvollſten Beförderer der däniſchen Seemacht
der zu ſeiner Zeit erwähnte Graf Danneſkiold-
nſöe, der nach zwölfjährigem unermüdlichen
ſte als Opfer der Hofkabale ſeinen Abſchied erhielt.
Statt der 7 Linienſchiffe und 2 Fregatten, die er
efunden hatte, beſaß Dänemark zur Zeit ſeines Ab-
s 30 Linienſchiffe, 16 Fregatten und 13 Bom-
iergallioten.

Im Jahre 1778 beſtand die däniſche Marine aus 35 Linienſchiffen, 17 Fregatten, 7 Huckern, 3 Galeyſchiffen, 8 Schaluppen mit Maſten, 5 großen Transportſchiffen, 6 Bombardiergallioten, 8 Prahmen, 50 Schaluppen ohne Maſten, 30 Königsbooten und 32 Kanonierjollen. Von den 35 Linienſchiffen waren aber nur 19 in allen Fahrwaſſern brauchbar.

Im Jahre 1782 koſtete der Bau eines Schiffes mit 74 Kanonen ungefähr 186,000, ein Schiff von 60 Kanonen ungefähr 159,000 und eine Fregatte von 36 Kanonen circa 76,000 Reichsthaler.

Nach dem Marine-Reglement vom Jahre 1767 durfte kein Schiff länger gebraucht werden als 34 Jahre. Im Allgemeinen kann ein neues Schiff nur 9 Jahre dienen. Nach Ablauf dieſer Zeit wird es kalfatert.

Von den 18 Linienſchiffen und 15 Fregatten, welche Dänemark zu Anfange dieſes Jahrhunderts beſaß, waren von 1775 bis 1780 zwei Linienſchiffe und eine Fregatte, von 1780 bis 1790 acht Linienſchiffe und eine Fregatte, von 1790 bis 1800 fünf Linienſchiffe und vier Fregatten, von 1800 bis 1807 drei Linienſchiffe und neun Fregatten erbaut worden. Niemand ließ ſich die Vermehrung der Flotte angelegener ſein als der Kronprinz-Mitregent, der von der Wahrheit, daß Dänemark ohne Flotte zu einer Macht letzten Ranges herabſinken muß, vollſtändig durchdrungen war.

Im Jahre 1807 zählte der See-Etat: 2 Admirale, 2 Vice-Admirale, 3 Contre-Admirale, 10 Commandeure, 15 Commandeur-Capitaine, 25 Capitaine

0 Capitain-Lieutenants, 55 Premier-Lieutenants und 6 Seconde-Lieutenants. — — — — — — —

In einem der geheimen Zuſatzartikel zum Tilſiter riedensvertrage war zwiſchen Napoleon und Alexander I. von Rußland die Verabredung feſtgeſtellt, änemark zur Kriegserklärung gegen England aufzurdern, falls Letzteres ſich nicht geneigt zeigen ſollte, rieden mit Frankreich zu ſchließen.

Ein anderer, ebenfalls geheim gehaltener Zuſatz ur Tilſiter Convention ſoll nach Angabe des engliſchen abinets folgendermaßen gelautet haben:

„Dänemark ſoll in Norddeutſchland und mit den anſeatiſchen Städten entſchädigt werden, wenn es einilligt, ſeine Flotte an Frankreich abzutreten.“

Dieſe geheimen Artikel wurden am 22. Juli 1807, m Tage, an welchem der Tilſiter Tractat in London kannt geworden war, dem engliſchen Staatsſecretair anning durch den Grafen d'Antraigues*) verthen, der für die Mittheilung derſelben nach Lord

---

*) Emmanuel Louis Henri de Launay, Graf Antraigues, geb. um das Jahr 1755, Neffe des Grafen n Saint-Prieſt, eines der Miniſter Ludwig's XVI., ar 1789 als Deputirter der Generalſtaaten einer der eifgſten Anhänger der Adelspartei, ſtimmte mit Mirabeau r das Veto des Königs, verließ 1790 Frankreich und beb ſich nach der Schweiz und von dort nach Wien. Oeſterich und einige andere Höfe zahlten ihm mehrere Jahre ndurch eine Penſion von 30,000 Franks, wofür er ſich einem enthuſiaſtiſchen Vertheidiger der legitimen Monarchie und der aus Frankreich verjagten Bourbons herb. Sieben Jahre ſpäter (1797) war er in Venedig der

Caſtlereagh's „Denkwürdigkeiten" von England eine Belohnung von 1,000,000 Pfund Sterling erhalten haben ſoll.

Nach den Ausſagen des franzöſiſchen Verräthers waren beide Kaiſer übereingekommen, keine Neutralität anzuerkennen und alle europäiſchen Staaten zur Annahme des Continentalſyſtems durch Sperrung ihrer Häfen gegen England zu zwingen.

Nach den Depeſchen des engliſchen Geſandten in Sanct-Petersburg und des engliſchen Commiſſairs Robert Wilſon hatten Napoleon und Alexander ſich geeinigt, dahin zu wirken, daß alle Feſtlands-

---

Mittelpunkt aller Verſchwörungen, die dort gegen Frankreich angezettelt wurden. Beim Heranrücken der Franzoſen ergriff er die Flucht und ward auf Buonaparte's Befehl verhaftet. Befreit durch eine geſchickte Liſt ſeiner Frau, einer ehemaligen Sängerin, Namens Saint-Huberty, entkam er nach Petersburg und ward als ruſſiſcher Legationsrath nach Dresden geſchickt. Hier war es, wo er unter dem Titel: „Le XVIIIe livre de Polybe trouvé sur le mont Athos," eine heftige Satire gegen den erſten Conſul erſcheinen ließ. Von Rußland aus erhielt er 1807 genaue Kenntniß von den geheimen Zuſatzartikeln des Tilſiter Friedenstractates und eilte damit nach England, wo er ſich für ſeinen Verrath echt engliſch belohnt ſah. — Am 22. Juli 1812 ward Graf d'Antraigues und ſeine Gemahlin in dem Augenblicke, als ſich Beide zu Lord Caſtlereagh begeben wollten, von ſeinem Kammerdiener Lorenzo erſchoſſen, der ſich nach vollbrachter That ſelbſt erſchoß. — Die Deviſe dieſes Verräthers, welche mit ſeiner ganzen Handlungsweiſe in grellem Widerſpruche ſtand, lautete: „*Potius mori quam foedari.*" — Vrgl. Charles Vergé, *Diplomates et publicistes.* Par. 1856. S.

ichte, namentlich aber Dänemark, gemeinſchaftliche
ache mit ihnen gegen England machen ſollten.

Nach der Ausſage des Grafen d'Antraigues
l Kaiſer Alexander ſich ſpeciell verpflichtet haben,
für Sorge zu tragen, daß Dänemark ſeine Flotte
n Kaiſer der Franzoſen zur Verfügung ſtelle.

In Folge dieſer Mittheilungen wurde im Ge-
imen-Rathe vom Miniſter der auswärtigen Ange-
genheiten, Robert Stewart, Viscount of Caſt-
reagh, unterſtützt von den Staatsſecretairen Sir
pencer Perceval und George Canning, der
ſche Entſchluß gefaßt, dem verhaßten Kaiſer der Fran-
ſen zuvorzukommen, ſich entweder auf gütlichem Wege
er mit Gewalt der däniſchen Flotte zu bemächtigen, und
m Könige von Dänemark nach Wegnahme ſeiner Flotte
Wahl zu laſſen, zwiſchen Beibehaltung ſeiner bisheri-
n Neutralität oder Schließung eines Schutz- und Trutz-
ndniſſes mit England gegen Frankreich und deſſen Alliirte.

Um Blutvergießen zu erſparen, bemerkt der Her-
sgeber von Lord Caſtlereagh's Denkſchriften (Th.
I. S. 5), hatte man bei Ausführung dieſes Plans
ne große Uebermacht zu entfalten beſchloſſen. Die
nſtände für England waren dabei höchſt günſtig,
dem Seeland faſt gänzlich von Truppen entblößt
ar und eine engliſche Flotte mit 8000 bis 9000
ann ſich bereits unter Pommern und Rügen, mit-
n in der Nähe der däniſchen Küſten, befand. Däni-
erſeits hatte man indeſſen nicht die geringſte Ahnung
n den wirklichen Abſichten des engliſchen Miniſte-
ums. Dänemark hatte die freundſchaftlichſten Geſin-

nungen an den Tag geſetzt, als England im Juni und Juli 1807 zwei Geſchwader mit Landungstruppen nach Rügen und Stralſund ſandte, die in Gemeinſchaft mit preußiſchen und ſchwediſchen Truppen unter dem Oberbefehle König Guſtav Adolph's IV. eine Diverſion im Rücken der franzöſiſchen Armee unternehmen ſollten, während die vereinigte ruſſiſch-preußiſche Hauptmacht (vor Abſchluß des Friedens zu Tilſit) dieſelbe auf der ganzen Frontlinie angreifen wollte; denn es wurde der Durchfahrt dieſer engliſchen Expeditionen durch den Sund von Seiten Dänemarks nicht das geringſte Hinderniß in den Weg gelegt. Außer dieſen waren aber noch andere Thatſachen, durch welche den Engländern Vorſchub geleiſtet worden war, vollkommen geeignet, einen abermaligen Angriff von britiſcher Seite her für Dänemark nicht befürchten zu laſſen. Aus dieſem Grunde war auch die däniſche Hauptarmee zum Schutze der ſüdlichen Landesgrenze in Holſtein concentrirt, und der zu Waſſer und zu Lande den Oberbefehl führende Kronprinz Friedrich befand ſich im Hauptquartiere zu Kiel. Gleichzeitig fuhr der engliſche Geſandte zu Kopenhagen, Garlicke, fort, dem Grafen Joachim von Bernſtorff, Dirigenten des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, die Zuſicherungen der friedlichſten Abſichten Englands zu wiederholen und die Unmöglichkeiten eines wahrhaften Grundes zu den in Umlauf gebrachten Gerüchten zu betheuern. — Indeſſen begann doch der däniſche Chargé d'affaires Riſt in London Verdacht zu ſchöpfen und wechſelte in Veranlaſſung eines (britiſchen) Geheimenrathsbefehls, laut welchem in allen britiſchen Häfen ſämmtliche däniſche Schiffe bis zu den Torf-Evern herab mit Embargo belegt wurden, anfragende Noten mit Caſtlereagh und Canning. Endlich erhielt er zuverläſſige Kunde von der (geheim gehaltenen) Beſtimmung der britiſchen Flotte und ſchickte ſofort eine neue Warnung an's Departement des Auswärtigen ab. — Gleichzeitig ließ der engliſche Vice-Conſul Slomann allen bei Tönningen und Huſum liegenden engliſchen Schiffen den Wink zugehen, die däniſchen Häfen zu verlaſſen. Trotzdem beharrte die däniſche Regierung (was wahrhaft unerklärlich iſt) in ihrer (mehr als verblendeten) Sorgloſigkeit.

Von England waren inzwiſchen zwei Geſandte nach Dänemark abgefertigt worden: Sir Brock Taylor,*) an Stelle des von Kopenhagen abberufenen Miniſterreſidenten Benjamin Garlicke, und Sir Francis Jackſon**) nach Kiel zum Kronprinzen. Während Taylor noch am 3. Auguſt dem Dirigenten des Auswärtigen, Grafen Joachim von Bernſtorff (ſein Bruder, der Miniſter Chriſtian Günther Graf von Bernſtorff, befand ſich beim Kronprinzen in Kiel) die beſten Abſichten Englands ausgeſprochen und auf eine nähere Vereinbarung zwiſchen beiden Staaten angetragen, wenn Dänemark ſein der engliſchen Regierung bekannt gewordenes Geheimbündniß mit Frankreich und Rußland aufzugeben bereit ſei, während Bernſtorff dieſe Angabe als durchaus falſch zurückgewieſen und Taylor ſich dann ſofort an Bord eines der Schiffe der engliſchen Flotte begeben hatte, war Jackſon am 8. Auguſt in Tönnigen gelandet und von dort nach Kiel zum Kronprinzen geeilt, dem er ſich als außerordentlichen Geſandten anmelden ließ.

---

*) Er war früher Geſandter am churfürſtlichen Hofe zu Caſſel.

**) Er bekleidete kurz vorher den Geſandtſchaftspoſten am Berliner Hofe.

Den Prinzen, der eben bei Tafel ſaß, überraſchte dieſer Beſuch nicht wenig, und da er von dem geheimen Tractate aus Tilſit noch gar keine Kenntniß hatte, ſo war er auf Englands Plane durchaus nicht vorbereitet.

Ueber Jackſon's Miſſion meldet ein Kieler Bericht vom 18. Auguſt im Pariſer „Moniteur“ Folgendes:

Herr Jackſon begehrte eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz und zur Garantie derſelben die Ueberlieferung der däniſchen Flotte, der Feſtung Kronborg und der Hauptſtadt Kopenhagen. Der Kronprinz verwarf dieſe Vorſchläge mit dem ganzen Unwillen, den ſie verdienen. Er ſagte u. A. zu Herrn Jackſon: In der ganzen Geſchichte ſei ihm kein Beiſpiel von einem Angriffe, wie der, mit welchem Dänemark ſich jetzt bedroht ſehe, aufzufinden und man habe ſelbſt bei den Seeräubern der Barbarei mehr Treue und Glauben als bei den Engländern zu erwarten. — „Ihr tragt uns Euer Bündniß an,“ fügte der Prinz hinzu, „aber wir wiſſen, welche Bewandniß es damit hat! Eure Bundesgenoſſen, die ein Jahr lang auf Eure Hülſe geharrt, haben uns deſſen Werth kennen gelernt.“ Herr Jackſon be-

rkte, dieſes Urtheil klänge mehr als hart. Darauf
wiederte Seine Königliche Hoheit: „Wenn man den
uth habe, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen, ſo
iſſe man auch den haben, Alles anzuhören, was
rauf Bezug habe; übrigens würde er das, was er
r dem Geſandten geſagt, auch dem Könige von Eng-
nd ſagen, wenn derſelbe zugegen wäre.“

Jackſon war in der That beauftragt, Dänemark
n Beiſtand der ganzen Flotte anzubieten, welche Eng-
nd an den Küſten Seelands ſtationirt hatte, um von
er aus gemeinſchaftlich gegen Frankreich zu operiren.
änemark möge bedenken, daß dieſe Expedition von
chem Umfange ſei, daß ſie durch Anwendung von
ewalt ihren Zweck erreichen würde und zur Entſchul-
gung dienen könne, als ſei Dänemark gezwungen
rden, auf Englands Forderungen einzugehen.

Der Kronprinz, der all dieſe Vorſchläge mit Ent-
lung ablehnte, verwies Herrn Jackſon an den Kö-
und an den Grafen Joachim Bernſtorff in
penhagen; er eilte ſelbſt dahin, um die nöthigen
ſtalten zur Vertheidigung der Hauptſtadt zu treffen
ſeinen kranken Vater in Sicherheit zu bringen.
iedrich's Ankunft in Kopenhagen erregte großen
thuſiasmus; als er aber bald darauf mit ſeinem
ter wieder nach Kiel abreiſte, entſtand eine um ſo
ßere Verſtimmung. Vorher hatte er an den Gene-
major Ernſt Heinrich von Peymann einen
n 11. Auguſt datirten Befehl zurückgelaſſen, wel-
demſelben die Gewalt eines Oberbefehlshabers
rtrug.

Dieſe Ordre lautete wie folgt:

„Meine Pflichten rufen mich zur Armee, wo meine Gegenwart nothwendiger iſt, als hier, wo es noch Männer giebt, wie Sie, in welche ich das größte Vertrauen ſetze. Sie übernehmen daher das ganze Commando der Land- und See-Defenſion und treffen alle Vorkehrungen, die Sie für nöthig erachten. Alles — ſowohl der Civil-Etat als das Militair — gehorcht Ihnen. Sie werden dieſen Befehl der Admiralität, dem Magiſtrate und der Kanzlei mittheilen. — Daß Sie ſich bis auf's Aeußerſte vertheidigen, verſteht ſich von ſelbſt, weshalb es unnöthig iſt, dies erſt einem ſo kühnen Soldaten zu befehlen. — Sobald die Feindſeligkeiten begonnen haben, laſſen Sie Beſchlag auf alles engliſche Eigenthum legen. — Die Verproviantirung von Kopenhagen und Kronberg hat möglichſt ſchnell zu geſchehen. — Der Generalmajor von Bielefeldt*) und der Commandeur Steen-Bille ſtehen unter Ihrem Befehle und nur da, wo Sie ſelbſt nicht anweſend ſind, ſoll Einer von dieſen Beiden das Commando führen.“

An demſelben Tage erließ er folgenden Aufruf an die Univerſität:

„Die Gefahr, von der ſich das Vaterland bedroht ſieht, giebt mir Veranlaſſung, die Studenten der Univerſität hierdurch aufzufordern, ſich zu verſammeln und in ein Corps, das den Namen „Leibcorps des ronprinzen“ tragen ſoll, zuſammenzutreten. Ich be dieſes Corps an dem mir unvergeßlichen 2. April s Jahres 1801 geſehen und mit ſtolzer Freude den ifer deſſelben für König und Vaterland erfahren. ohlan, Landsleute, zeigt denſelben auch bei dieſem nlaß! — Es ſoll dieſes Corps von dem ſo allge- ein geſchätzten Oberhofmarſchall von Hauch ange- hrt werden.

---

*) Chef der Artillerie.

Friedrich, Kronprinz.“

Am andern Morgen war an allen Straßenecken achfolgendes Placat angeſchlagen:

„Mitbürger, nachdem ich Alles dergeſtalt angeord- t habe, wie es Zeit und Umſtände gebieten, eile ich r Armee, um mit derſelben ſobald als möglich zum ohle meiner lieben Landsleute mitzuwirken, Falls cht bald Umſtände eintreten, wodurch Alles auf eine einen Wünſchen gemäße ehrenvolle und friedliche Weiſe ſchlichtet werden kann.

Kopenhagen, am 12. Auguſt 1807.

Friedrich, K. P.“

Der König, begleitet vom Kronprinzen und dem rinzen Chriſtian von Heſſen, flüchtete im Anſichte der drohenden Gefahr nach Korſoer, wo er d ſein Gefolge am 13. Auguſt um neun Uhr Mor- ns eintraf. Das Ziel ſeiner Reiſe war Kolding. hriſtian VII. wurde von vier ſeiner Adjutanten, von ndholm, Bülow, Gruner und Bechtoldheim, d von einem ſeiner Reiſecavaliere, von Ries, in der cht über den Belt geführt. Der König reiſte incognito ter dem Namen eines Barons von Stein.

Gleichzeitig ſegelte auch Sir **Francis Jackſon** über den Belt, um ſich zum Könige nach Kopenhagen zu begeben.

Während der Ueberfahrt des Königs von Seeland nach Fühnen kreuzten zwiſchen beiden Inſeln mehrere engliſche Kriegsſchiffe. Ein Fregatten-Offizier, welcher die däniſche Yacht, die den König und deſſen Gefolge führte, zuerſt erblickt hatte, ſteuerte auf ſie zu und kam an Bord, um die Paſſagiere derſelben zu unterſuchen. Es war ein Glück, daß weder der König noch der Kronprinz, die, in blaue Mäntel gehüllt, in der Kajütte lagen und die Miene annahmen, als ob ſie ſchliefen, nicht von ihm erkannt wurden. **Lindholm** ſtellte Beide als Offiziere vor, die zu ihrem Regimente eilten.

Nach kurzem Aufenthalte in Odenſe eilte der König nach Kolding und von dort nach Rendsburg, wohin einſtweilen der Siz der Regierung verlegt wurde. Der Kronprinz begab ſich nach Kiel.

Sir **Francis Jackſon**, am Nachmittage des 14. Auguſts in Kopenhagen angelangt, hatte noch am Abende deſſelben Tages mit dem Grafen **Joachim von Bernſtorff** eine Unterredung, die aber eben ſo erfolglos als jene mit dem Kronprinzen blieb, weil er Englands eben ſo ungerechte als unverſchämte Forderungen erneuerte und auf Auslieferung der däniſchen Flotte beſtand. **Bernſtorff** erklärte dem britiſchen Unterhändler: Der Kronprinz habe vor ſeiner Abreiſe den Befehl zurückgelaſſen, im unglücklichſten Falle die ganze Flotte lieber zu verbrennen, als ſie um irgend einen Preis der Erde auszuliefern. Jackſon gewährte ihm zwölf Stunden Bedenkzeit.

Mit edlem Stolze ſoll der Graf hierauf erwidert haben, daß er kaum ſo vieler Sekunden bedürfe, um ſeinen Entſchluß zu faſſen. Jackſon erklärte darauf, daß ſeine Miſſion nun zu Ende ſei und daß jetzt die der engliſchen Kriegsbefehlshaber ihren Anfang nehme. Er ſowohl als Brook Taylor begaben ſich noch in derſelben Nacht an Bord der engliſchen Flotte.

Letztere war ſchon am 7. Auguſt im Eingange des Sundes erſchienen. Sie ſtand unter dem Oberbefehle des Sir James Gambier,*) Admirals der blauen Flagge, und des Lord Cathcart,**) Generallieutenants und Befehlshabers der britiſchen Truppen.

---

*) James Gambier, geb. am 13. October 1756 auf einer der Bahama-Inſeln, widmete ſich von Jugend auf dem Seedienſte und war ſchon 1778 Capitain der Fregatte Raleigh, welche die Landung der Franzoſen auf Jerſey hinderte. Im Jahre 1793 commandirte er unter dem Admiral Howe das Kriegsſchiff Defence und zeichnete ſich am 1. Juli 1793 in dem blutigen Kampfe aus, den die britiſche Flotte der franzöſiſchen lieferte, die von Villaret de Joyeuſe befehligt wurde. — Im Jahre 1779 ward er Vice-Admiral und 1807 Admiral der blauen Flagge. Als ſolcher erhielt er die traurige Miſſion, den Raubzug gegen Dänemark auszuführen. Die britiſche Regierung belohnte deſſen brutalen Sieg mit dem Lordstitel und einer Jahresrente von zweitauſend Pfund Sterling. Lord Gambier ſtarb am 19. April 1833.

**) William Shaw, Lord Cathcart, geb. am 17. September 1755 in Schottland, ſtieg vom einfachen Cornet zum Obriſtlieutenant der königlichen Garden, 1793 zum

Beide erließen zuerſt in deutſcher und ſpäter erſt in däniſch ſein ſollender Sprache nachfolgende Proclamation, die wir in ihrem fehlerhaften Style wörtlich mittheilen:

„Da die letzten Friedenstractaten und die Veränderungen der Staatsverfaſſung und Gränzen, welche von ſo vielen Mächten anerkannt worden ſind, den Einfluß Frankreichs auf dem feſten Lande von Europa ſo ſehr vergrößert haben, daß es für Dänemark, obgleich es wünſcht neutral zu bleiben, unmöglich geworden iſt, bei ihr (!) Neutralitätsſyſtem zu verbleiben, ſo iſt es unumgänglich nothwendig für diejenigen Mächte, welche fortfahren, ſich den Eingriffen der Franzoſen zu widerſetzen, ſolche Maaßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß die Waffen der neutralen Mächte nicht gegen ſie gewendet werden.

---

Brigade-General und 1801 zur Generallieutenantswürde empor. Einige Jahre ſpäter ernannte ihn der König zum Lord-Statthalter der ſchottiſchen Grafſchaft Clackmannan. Nach ſeiner Rückkehr aus Dänemark zum Viscount erhoben, ward er als Geſandter Georg's III. an den Hof Alexander's I. von Rußland geſchickt. In dieſer Eigenſchaft begleitete er den Czaren nach Deutſchland und blieb während der franzöſiſchen Invaſion im Hauptquartiere der drei verbündeten Mächte. Am 30. Mai 1814 unterzeichnete er als engliſcher Bevollmächtigter den erſten Pariſer Frieden, begab ſich von dort zum Wiener Congreß und kehrte von hier nach Sanct-Petersburg zurück. 1825 war er Geſandter am deutſchen Bundestage und ſtarb, ſiebenundachtzig Jahre alt, am 17. Juni 1843 zu Cartsſide. — Cathcart's Deviſe war: „I hope to speed.“

In dieſer Hinſicht kann der König, unſer Herr,
jetzige Lage von Dänemark nicht mit Gleichgiltig-
t anſehen, und haben daher Seine Majeſtät an
ro Majeſtät von Dänemark Geſandte, mit Vollmacht
rſehen, abgeſchickt, um auf eine freundſchaftliche
eiſe Erklärungen, wie die Zeiten ſie erfordern, und
e Uebereinſtimmung ſolcher Maaßregeln zu verlan-
n, welche allein geſchickt ſind, dem weitern Uebel zu
uern, welches Frankreich durch Acquiſition der däni-
en Flotte im Sinne hat.

Der König, unſer Herr, hat es daher für rath-
n gehalten, eine temporaire Ueberlieferung der däni-
en Linienſchiffe in einen der Häfen Seiner britiſchen
ajeſtät zu verlangen.

Dieſes Depoſitum ſcheint ſo gerecht und unter
n relativen Verhältniſſen der neutralen und krieg-
hrenden Mächte ſo durchaus nothwendig, daß Seine
ajeſtät noch überdem es für eine Pflicht, welche Sie
h und ihrem Volke ſchuldig ſind, gehalten haben,
ſe Forderung durch eine ſtarke Flotte und durch eine
mee, hinlänglich ausgerüſtet mit Allem, was zur
itigſten und entſchloſſenſten Unternehmung erforder-
h iſt, zu unterſtützen.

Wir kommen daher an Eure Küſten, Bewohner
elands, nicht als Feinde, ſondern blos zu unſrer
lbſtvertheidigung, um zu verhindern, daß die, welche
lange den Frieden Europas geſtört haben, Eure
arine nicht zwingen, ſich gegen uns zu kehren. Wir
langen Eure Marine blos als Unterpfand, nicht als
oberung. Es iſt Eurer Regierung das feierlichſte

Verſprechen gegeben, welches hiemit im Nahmen und auf dem (!) ausdrücklichſten Befehl des Königs unſers Herrn erneuert wird, jedes Eurer Kriegsſchiffe nach dem Schluſſe des allgemeinen Friedens in der nämlichen Verfaſſung und Zuſtand, wie es unter dem Schutz der brittiſchen Flotte empfangen worden iſt, wieder zurückzugeben. Es iſt in der Gewalt Eurer Regierung durch ein Wort unſere Schwerdter, welche wider unſern Willen gegen Euch entblößt ſind, wieder einzuſtecken. Doch ſollten auf der andern Seite die Ränke Frankreichs Euch taub gegen die Stimme der Vernunft und Freundſchaft machen, ſo muß das unſchuldig vergoſſene Blut auf Euch und die Häupter Eurer grauſamen Rathgeber fallen.

Die Matroſen und Soldaten Sr. Majeſtät des Königs von Großbritannien werden Seeland, ſo lange Euer Betragen es erlaubt, auf den Fuß einer mit Großbritannien alliirten Macht, deren Territorium das Unglück hat, der Schauplatz des Krieges zu ſein, behandeln. Die Perſonen aller Derjenigen, welche friedlich in ihren Wohnungen bleiben, ſollen als heilig betrachtet werden. Das Eigenthum wird reſpectirt und geſchützt und die ſtrengſte Disciplin gehalten werden.

Alle Lebensmittel, zum Verkauf gebracht, werden nach einem beſtimmten billigen Preiſe bezahlt werden; aber da eine beſtändige Lieferung von Lebensmitteln, Fourage, Holz und Fuhren allen Armeen nothwendig iſt, ſo iſt es wohl bekannt, daß Requiſitionen unvermeidlich ſind und durchgeſetzt werden müſſen.

Es wird den Einwohnern eine große Erleichterung ein und ihnen Verdruß und Unannehmlichkeiten erparen, wenn Beamte in den verſchiedenen Diſtricten u finden ſind, an welche Requiſitionen gerichtet werden önnen und durch welche Forderungen für Bezahlung eſtimmt und liquidirt werden können.

Wenn ſolche Perſonen ernannt würden, die ihre Pflichten erfüllen, ohne ſich in ſolche Sachen, die nicht n ihren Wirkungskreis gehören, zu miſchen, ſo ſollen le reſpektirt werden, und alle Requiſitionen durch die gehörigen Kanäle und Departements der Marine und Armee an ſie gerichtet werden. Da aber Ruhe von Seiten der Einwohner als Princip dieſer Einrichtung nothwendig iſt, ſo iſt es nöthig, daß alle Klaſſen der Civilbeamten ihre Wohnungen nicht veraſſen, und daß jeder Landmann oder anderer Einwohner, velche, entweder einzeln oder in Haufen, bewaffnet getroffen oder ſich irgend einer Art von Gewalt zu Schulden kommen läßt, wird erwarten müſſen, mit der äußerſten Strenge behandelt zu werden.

Da die Regierung Seiner däniſchen Majeſtät ſich bis etzt geweigert hat, dieſe Sache auf dem Wege des reundſchaftlichen Uebereinkommens auszugleichen, ſo ſt ein Theil der britiſchen Armee ausgeſchifft worden, nd die ganze Macht hat eine kriegeriſche Stellung geommen; doch iſt es bis jetzt noch nicht zu ſpät, der Stimme der Vernunft und Mäßigung Gehör zu leiſten.“ Unterzeichnet: J. Gambier, Admiral der blauen Flagge und Befehlshaber der Flotte im Baltiſchen Meere. — Cathcart, General-Lieutenant und Befehlshaber der britiſchen Truppen im Norden des Continents von Europa.“

Admiral **Gambier** ließ vorſtehende Proclamation, die urſprünglich von Lord **Caſtlereagh** in engliſcher Sprache abgefaßt war, Gott weiß durch wen in jenes claſſiſch-reine Deutſch übertragen, weil er von der falſchen Vorausſetzung ausgegangen war, daß die Bewohner Seelands nur deutſch verſtehen; erſt als **Gambier** ſeinen Irrthum eingeſehen hatte, ließ er die Proclamation aus dem Deutſchen in's Däniſche überſetzen. Die davon ausgetheilten Exemplare trugen kein beſtimmtes Datum. Das in den Londoner Zeitungen mitgetheilte Original war vom 16. Auguſt datirt.

An demſelben Tage erſchien däniſcherſeits folgende **Kriegserklärung:**

„Wir **Chriſtian** VII., von Gottes Gnaden König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herr zu Schleswig, Holſtein, Stormarn und der Dithmarſen, wie auch zu Oldenburg u. ſ. w. thun kund hiemit: Nachdem von dem engliſchen Geſandten **Jackſon** am 13. d. M. erklärt worden, daß die Feindſeligkeiten gegen Dänemark anfangen werden, und derſelbe dabei zugleich für ſich und ſeine Suite Päſſe zur Abreiſe verlangt hat, mithin der Krieg zwiſchen Dänemark und England als bereits ausgebrochen anzuſehen iſt, ſo fordern Wir hierdurch alle Unſre getreuen Unterthanen auf, allenthalben, wo es erforderlich, zur Vereitelung der frevelhaften Abſichten des Feindes und zur Abwendung gewaltſamer Angriffe zu den Waffen zu greifen. — Dem zufolge verfügen Wir insbeſondere auch hierdurch, daß alle engliſchen Schiffe, ſo wie auch alles engliſche Gut und alle engliſchen Waaren, überall von allen Obrigkeiten und Andern, namentlich den Zollbeamten, in Beſchlag genommen werden ſollen, ſie mögen ſich befinden wo und in weſſen Händen und Gewahrſam es ſey. — Wir wollen ferner, daß alle engliſchen Unterthanen, bis ſie auf nähere Verfügung aus dem Lande geſchafft werden können, ohne Ausnahme als Feinde unſerer Reiche und Lande unter Arreſt geſetzt werden ſollen, als worauf beſonders die Obrigkeiten und andere Beamte, ſo wie die von ihnen zu dem Ende mit Aufträgen verſehen werdenden Untergehörigen, auf das Strengſte zu halten haben, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß engliſche Schiffe und Böte, welche ſich dem Lande nahen, als feindlich angeſehen und behandelt werden müſſen. — Ebenfalls iſt es ferner Unſer Wille, daß alle verdächtige Fremde mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet werden, und daß die Obrigkeiten ſowohl, als die Untergehörigen, aufs Eifrigſte dahin angewandt ſeyn ſollen, alle Spione baldthunlichſt zu entdecken. Endlich noch finden Wir zu verfügen nöthig, daß bei Vermeidung ernſtlicher Ahndung aller Briefwechſel mit engliſchen Unterthanen, ſogleich nach Bekanntmachung dieſes, gänzlich aufhören und keine Zahlung an ſelbige, es ſey aus welchem Grunde es wolle, bis zu Unſrer weitern Verfügung geſchehen ſolle. Wir vertrauen übrigens auf Unſre gerechte Sache, den Muth und die bewährte Treue Unſrer geliebten Unterthanen. Urkundlich unter Unſerm vorgedruckten königlichen Inſiegel. Gegeben in Unſrer Feſtung Glückſtadt, den 16. Auguſt 1807.“

(L. S. R.) C. L. Freiherr von Brockdorff.
J. C. Moritz.
C. F. G. Koch.“

Am andern Morgen war am Eingange zum Altonaer Poſtamte ein Placat angeſchlagen, durch das alle Art von Correſpondenz mit England unterſagt und jedes däniſche Poſtamt angewieſen wurde, jeden Brief zu unterſuchen, ob er Einlagen aus oder nach England enthalte.

## Dreizehntes Kapitel.

Die engliſche Flotte und deren Befehlshaber. — Landung der Engländer auf Seeland. — Die däniſche Streitmacht. — Peymann's Aufruf. — Cathcart's Drohung. — Dänemarks „Declaration". — Patriotismus der Dänen. — Aufruf an die Dithmarſen. — Anfang der Feindſeligkeiten. — Die Schlacht bei Kjöge.

Die britiſche Flotte, der die odieuſe Sendung nach Dänemark zu Theil geworden, war ſchon am Abende des 3. Auguſt im Angeſichte von Helſingoer erſchienen. Die erſte Abtheilung derſelben, commandirt vom Contre-Admiral Sir Home Popham, zählte ſechsundzwanzig Segel, darunter einen Dreidecker, zwölf Zweidecker, ſieben Kutter und ſechs kleinere Schiffe, welche am Eingange des Sundes lagen. Am andern Morgen ſandte ſie einen Offizier an den Commandanten von Kronborg, Obriſten von Stricker, mit der Anfrage, ob er Befehl erhalten habe, ſich ihrem Durchgange zu widerſetzen. Auf die Antwort, daß ihm ein Befehl dieſer Art bis jetzt nicht zugegangen ſei, paſſirten die engliſchen Schiffe gegen Mittag den Oereſund und ankerten unterhalb Kronborg.

Am Morgen des folgenden Tages hatte eine zweite Abtheilung der engliſchen Flotte, beſtehend aus vier Linienſchiffen, fünf Fregatten und acht Briggs, unter Admiral Keates den großen Belt paſſirt und wurde von den Zinnen Kronbergs mit Hülſe guter Ferngläſer in der Gegend von Anholt geſehen. Das Erſcheinen derſelben erregte eben ſo wenig Verdacht als das der erſten, da Dänemark und England ſeit 1801 auf durchaus freundſchaftlichem Fuße ſtanden. Ueber die Beſtimmung der impoſanten Flotte circulirten verſchiedene Gerüchte. Nach Einigen ſollte ſie nach Stralſund, nach Andern nach Carlskrona beſtimmt ſein. Niemand ahnte, daß der Zweck ihrer Ausrüſtung kein anderer als die Beſchimpfung und Plünderung des neutralen Dänemarks war. Lord Caſtlereagh hatte am 31. Juli im Parlamente den Muth, ſich mit der Aeußerung zu brüſten: „that those, wo were the objects of their expeditions, would only hear of the preparation, when they felt the blow"*). — Es läßt ſich nicht leugnen, daß in dieſer Phraſe viel mehr vom Stolze eines hinterliſtigen Banditen als von jenem eines offen handelnden, ehrlichen Feindes lag. Das ſorgloſe Dänemark war damals weit davon entfernt, dieſe verhüllte Drohung auf ſich zu beziehen. Es wußte ſich rein von aller Schuld gegen England und hatte daher keinen Grund zu glauben, daß jene mächtige Flotte, die bald darauf im Sunde erſchien und die man ungehindert paſſiren ließ, die geheime Beſtimmung hatte, die Auslieferung der däniſchen Schiffe zu ertrotzen und ein neutrales Land hinterliſtig wie einen feindlichen

---

*) Daß Diejenigen, welche die Gegenſtände ihrer Expeditionen wären, von der Zurüſtung dann erſt hören ſollten, wenn der Streich ſie bereits getroffen hätte.

Poſten zu überfallen. Mit vollem Rechte bemerkte der Napoleon'ſche „Moniteur" bei der Nachricht dieſes unerwarteten Ueberfalls: „Die Geſchichte der Nationen weiſ't kein Beiſpiel einer ähnlichen Abſcheulichkeit auf! Souveräne und Völker von Europa — ruft das große Sprachrohr des kleinen Corſen aus — wenn England, wie Frankreich, acht- bis neunmalhunderttauſend Soldaten auf den Beinen hätte, wie würde es Euch ergehen?! — Dänemark, ſchrieb der „Moniteur" bei dieſem Anlaß, wird Geld und Menſchen brauchen, um den Kampf mit England auszuhalten. Aber wenn das däniſche Volk ſeinen Kronprinzen tapfer unterſtützt und dieſer abſcheulichen Unterdrückung widerſteht, wird der Kaiſer der Franzoſen es dem däniſchen Staate weder an Geld, noch an Menſchen fehlen laſſen."

Die erſte Landung der Engländer geſchah in der Nacht vom 15. auf den 16. Auguſt zwiſchen Wedbek*) und Skodsborg, die zweite am 17. bei Skovshoved, die dritte am 21. bei Charlottenlund. Cathcart verlegte das Hauptquartier in das einem Kopenhagener Kaufmanne, Namens Erichſen, angehörige Landhaus Hellerup am Ufer des Sundes. Der Unterbefehlshaber, General Sir George Ludlow, ſchlug ſeine Wohnung in der eine halbe Meile von Kopenhagen entfernten Sommerreſidenz des Königs, im Schloß und Parke zu Friedrichsberg, auf. — Die gelandeten Truppen, deren Stärke, ſehr abweichend, von Einigen auf 8 bis 12,000, von Andern auf 18 bis 20,000 Mann angegeben ward, beſtanden zum Theil aus Bergſchotten, zum Theil aus Engländern und Hannoveranern. Sie warfen beim Hauptquartiere impoſante Verſchanzungen auf und legten ringsum Batterien an.

---

*) Wedbek oder Vedbaek iſt ein drei Stunden von der Reſidenz zwiſchen Helſingoer und Kopenhagen gelegenes Fiſcherdorf, wo, ein Jahrhundert früher, der zwölfte Carl von Schweden die Landung ſeines Heeres bewerkſtelligt hatte.

Die Kopenhagener Beſatzung zählte ungefähr 14,000 Mann, nämlich:

| | |
|---|---|
| Reguläre Truppen | 5300 M. |
| Die bürgerliche Infanterie ſtellte | 4013 „ |
| Die bürgerliche Artillerie | 1137 „ |
| Die Landwehr | 1986 „ |
| Das Leibcorps des Kronprinzen (Studenten) | 812 „ |
| Die Leibjäger des Königs *) | 327 „ |
| Die Schützen der Adelshöfe | 118 „ |
| Zuſammen | 13693 „ |

General Caſtenſkjold hatte ſich mit 11—12,000 Mann Truppen in's Innere der Inſel Seeland zurückgezogen, um von dort aus die Kopenhagen einſchließenden Engländer im Rücken anzugreifen.

Die Kopenhagener Feſtungswerke waren durch 356 Kanonen und 87 Wurfgeſchütze gedeckt.

Die von Steen Bille befehligte Defenſionsflotte beſtand aus folgenden Schiffen:

Blockſchiff Elephant: Commandeur Capit. Dockum.

---

*) Ein Corps von Freiwilligen, die größtentheils aus jungen Kaufleuten und den Söhnen wohlhabender Bürger beſtanden.

| | |
|---|---|
| Blockſchiff | |
| Oereſund | Capitain A. Gerner. |
| Wilhelmine Caroline | Capitain Koß. |
| Mars | Capitain C. Wleugel. |
| Fregatte | |
| Sanct-Thomas | Capit.-Lieut. Stephenſen. |
| Schießprahmen | |
| Hayen | „ „ Liljenſkiold. |
| Svärdfisken | „ „ Kruſe. |
| Lindwormen | „ „ Hollenberg. |
| Krempe | „ „ Archelaye. |
| Schwimmende Batterie Nr. 1 | „ „ Juul |

aus den vier Kanonenböten „Odenſe", „Arendal", „Viborg", „Langeſund", aus zehn Kanonen-Schaluppen und drei Bombardierbarken.

Dies Alles zuſammen, bemerkt J. K. Hoeſt, bot eine Wehr, die jene zu Nelſon's Zeit bei Weitem übertraf.

Die beiden den Hafen beſchützenden Batterien „Trekronen" und „Proeveſteen" wurden vom Obriſten Meyer und vom Commandeur v. Dockum (?) befehligt. Der Eingang in den Hafen ward durch ein bei finſtrer Nacht verſenktes Schiff geſperrt. In Kopenhagen lagen über 6000 Matroſen.

Am 17. Auguſt erließ der commandirende General von Peymann aus der Citadelle Frederikshavn, wohin er ſein Hauptquartier verlegt hatte, nachfolgende Proclamation:

„Mitbürger! Zum zweiten Male verletzt die großbritanniſche Regierung das Völkerrecht und ſtört unſern Frieden. Zum zweiten Male ſehen wir die Hauptſtadt auf die treuloſeſte Weiſe von der engliſchen Kriegsmacht überfallen. Unſere Feinde haben dazu einen Zeitpunkt gewählt, da unſre Waffenbrüder abberufen ſind, um an der Elbe den Frieden des Landes zu ſichern. Allein ſie haben ſich in der Berechnung unſrer Kräfte und unſrer Vertheidigungsmittel geirrt. Sie haben vergeſſen, daß Friedrich's Geiſt auf uns ruht und uns beſeelt. Mitbürger! Es ward mir anvertraut, mit Euch zu wachen und mit Euch zu kämpfen für unſern Heerd und unſere Erde. Mit entzückender Freude bin ich Zeuge von Eurer heißen Vaterlandsliebe und Eurem feſten Muthe. Ihr bedürft keiner Aufmunterung. Ich bin überzeugt, daß unſer muthvoller Kronprinz, wenn er ſelbſt in unſere Mitte zurückkehrt, uns wiederkennen wird. Citadelle Friedrichshafen, 17. Auguſt.

(gez.) Peymann."

Lord Cathcart ließ an General von Peymann folgende Aufforderung ergehen:

Hauptquartier vor Kopenhagen, 18. Auguſt 1807.

„Mein Herr. Ich kann nicht unterlaſſen, in meinem eigenen Namen, wie auch im Namen des Admirals, der die Flotte Seiner britiſchen Majeſtät commandirt, Ew. Excellenz zu bitten, ernſthaft den gegenwärtigen Zuſtand der Stadt Kopenhagen, die in die ſchrecklichſte Kriſis verſetzt iſt, in Betracht zu ziehen.

Wenn dieſe Stadt, die Capitale Dänemarks, die Reſidenz des Königs, der Aufenthalt des ganzen königlichen Hauſes und der Regierung, der Sitz der Wiſſenſchaften und des Handels und angefüllt von Einwohnern jeglichen Standes, Alters und Geſchlechts, wenn dieſe Stadt die Schrecken einer Belagerung aushalten ſoll, dann wird ſie mit allen Mitteln der Kriegskunſt angegriffen werden, wodurch ſie vernichtet werden kann. Sobald die Befehle dazu gegeben ſind, bleibt dem commandirenden Offiziere keine andere Wahl, als die: die Feſtung einzunehmen um jeden Preis. —

Sollte Dänemark ſich weigern, ſich auf freundſchaftliche Art mit uns zu einigen, dann hat unſere Regierung uns die beſtimmteſten Ordres ertheilt, die Stadt zu Waſſer und zu Lande anzugreifen. Die Vorbereitungen dazu ſind bereits weiter gediehen, als Sie vielleicht glauben.

Um Gottes Willen, mein Herr, überlegen Sie mit kaltem Blute, ob Widerſtand nicht eher den Untergang der Stadt, welche Sie zu vertheidigen wünſchen, herbeiführen wird, und ob nicht, unter den Umſtänden des gegenwärtigen Kampfes, Ihre Tapferkeit zu zeigen (die Ihnen Niemand abſprechen wird) das Unglück und den gänzlichen Ruin der Hauptſtadt zur Folge haben muß, wie ſie ſo unzertrennlich von jeder Belagerung ſind, was abzuwenden bis jetzt noch in Ihrer Hand liegt.

Ich will Ew. Excellenz nicht mit irgend einer Art von Drohung erzürnen; aber ich bitte und beſchwöre Sie und Ihre Rathgeber auf's Dringendſte, gewiſſenhaft das unerſetzliche Unglück zu bedenken, welches der Widerſtand weniger Tage verurſachen kann, und welchem jetzt noch vorzubeugen iſt. Ew. Excellenz unterthänigſter Diener

(gez.) Cathcart."

Dieſe zart verhüllte Drohung verfehlte ihre Wirkung. General Peymann würdigte ſie keiner Antwort.

Erſt am folgenden Tage verließen die Prinzeſſinnen Juliane Sophie und Louiſe Charlotte, (Tochter des weiland Erbprinzen Friedrich) und Prinz Ferdinand, deren Bruder, die Hauptſtadt des Reichs, um ſich nach Kolding zu begeben, wo General-Major Graf Baudiſſin, (früher däniſcher Geſandter am Berliner Hofe) mit dem Commando der Bewachung der interimiſtiſchen Reſidenz des Königs betraut war.

Am 21. Auguſt erließ Dänemark an die europäiſchen Höfe nachfolgende Declaration:

„Ganz Europa kennt das Syſtem, welches Dänemark während fünfzehn Jahren des Krieges und der Unruhen mit unveränderlicher Beharrlichkeit verfolgt hat. Die ſtrengſte Beobachtung einer aufrichtigen und unparteiiſchen Neutralität und die gewiſſenhafteſte Erfüllung aller daraus herrührenden Verpflichtungen haben den einzigen und beſtändigen Gegenſtand aller ſeiner Wünſche und Bemühungen ausgemacht. Die däniſche Regierung hat in ihren Beziehungen zu andern Staaten eine Offenheit und Geradheit bewährt, die der Reinheit ihrer Abſichten und ihrer Friedensliebe entſprachen, in welcher ſie jemals gewankt zu haben man ſie nicht in Verdacht haben kann. Die Vorſehung hatte bisher ihr Beſtreben geſegnet. Ohne Schuld und ohne Vorwurf in Rückſicht auf alle andern Mächte, war es ihr gelungen, ſich mit einer jeden in gutem Einverſtändniß zu erhalten; und wenn gleich die Umſtände ihr von Zeit zu Zeit Reclamationen oder Erörterungen von

Seiten der kriegführenden Mächte zugezogen haben, ſo ſind dieſe doch immer nur aus der Unparteilichkeit ihres Verfahrens und aus der Strenge ihrer Grundſätze entſprungen.

Dieſer Zuſtand des Friedens und der Sicherheit iſt plötzlich vernichtet worden.

Die engliſche Regierung, die vor Kurzem durch ſchimpfliche Unthätigkeit das Intereſſe ihrer in eben ſo harten als ungewiſſen Kampf verwickelten Bundesgenoſſen aufopferte, entfaltet jetzt mit Einem Male ihre ganze Kraft und Machtfülle, um einen neutralen friedlichen Staat, den ſie keines Unrechts gegen ſie zeihen kann, zu überrumpeln und anzufallen. Die Ausführung dieſes Angriffsplanes gegen das durch eben ſo alte als heilige Bande mit England verknüpfte Dänemark war eben ſo heimlich als ſchnell vorbereitet worden. Die däniſche Regierung hatte die britiſche Kriegsmacht an ihren Küſten ankommen ſehen, ehe ſie ahnen konnte, daß dieſelbe gegen ſie gerichtet ſei. Die Inſel Seeland war umzingelt, die Hauptſtadt bedroht, das däniſche Gebiet verhöhnt und verletzt, bevor der Londoner Hof durch ein einziges Wort ſeine feindlichen Abſichten zu erkennen gegeben hatte. Letztere wurden indeſſen bald kund gethan. Europa aber wird Mühe haben, Dem Glauben beizumeſſen, was es durch uns vernehmen wird. Bei dem ſchwärzeſten, gewaltthätigſten und abſcheulichſten Anſchlage, der je gefaßt worden iſt, beruft man ſich einzig und allein auf angebliche Nachrichten oder vielmehr auf unbeſtimmte Gerüchte von Verſuchen, die, nach der Behauptung des engliſchen Miniſteriums, gemacht worden ſeien, um Dänemark in feindſelige Verbindungen gegen England zu verwickeln. Geſtützt auf dieſe Angaben, bei welchen die kürzeſte Erörterung alſogleich bewies, daß ſie völlig ungegründete Vorausſetzungen ſind, ließ die engliſche Regierung dem Kopenhagener Hofe erklären, daß ſie, um ihr eigenes Intereſſe zu wahren und für ihre eigene Sicherheit Sorge zu tragen, Dänemark nur die Wahl zwiſchen einem Kriege oder einer engen Verbindung mit Großbritannien laſſen könne. Und welche Verbindung wagte man uns anzubieten? Eine Verbindung, welche — als erſtes Unterpfand der Unterwerfung Dänemarks — ſeine Kriegsſchiffe der engliſchen Regierung überliefert hätte! — Es war kein Grund vorhanden, in Rückſicht auf jene Wahl ſich auch nur Einen Augenblick unſchlüſſig zu zeigen. Die gemachte Eröffnung — eben ſo empörend in ihren Anerbietungen als in ihren Drohungen, eben ſo beſchimpfend in ihrer Form als ihrem Inhalte nach — ließ keine Verhandlung zu. Der gerechteſte und tiefſte Unwille konnte keiner andern Rückſicht Raum geben. Zwiſchen Gefahr und Schmach geſtellt, blieb der däniſchen Regierung keine Wahl. Der Krieg brach aus. Dänemark verhehlt ſich keine der Gefahren, keinen der Verluſte, womit dieſer Krieg es bedroht. Unverſehens auf die treuloſeſte Art und Weiſe überraſcht, in einer iſolirten und von Vertheidigungsmitteln faſt gänzlich entblößten Inſel überfallen, gewaltſam in den ungleichſten Kampf hineingeriſſen, muß es empfindlicher Nachtheile gewärtig ſein. Doch hat es eine unbefleckte Ehre zu retten und jene Ach-

ung der europäiſchen Mächte, die ihm, ſo darf es hof-
en, ſein vorwurfsfreies Verhalten erworben hat, und es
glaubt darum, mehr Ruhm in dem Widerſtande deſſen
u ſehen, welcher der Uebermacht unterliegt, als in den
eicht errungenen Siegen desjenigen, welcher Letztere
nißbraucht. Dänemark fürchtet nicht das Urtheil, wel-
hes Europa in dieſem neuen Streite fällen wird; es
offt, deſſen Beifalls im Voraus gewiß zu ſein. Mö-
en die unparteiiſchen Cabinette entſcheiden, ob für
ngland jene politiſche Nothwendigkeit, jene Rückſich-
en der Sicherheit obwalten, denen es einen Staat auf-
uopfern wagt, der es durch nichts beleidigt, durch
ichts gereizt hat. Stark durch ihr gutes Gewiſſen,
urch ihr Vertrauen auf Gott, durch die Liebe und
rgebenheit der braven und treuen unter einem gelieb-
n Scepter vereinigten Völker, hofft die däniſche Re-
erung ohne Schwäche die ernſte und ſchwere Aufgabe
erfüllen, die ihr von der Ehre und Nothwendigkeit
uferlegt worden iſt. Sie glaubt dabei auf die Theil-
hme und Gerechtigkeit der Cabinette Europa's rechnen
dürfen und ſchmeichelt ſich, die Wirkungen da-
n verzugsweiſe von Seiten derjenigen erhabenen
ouveraine zu erfahren, deren Abſichten und Verbin-
ngen der engliſchen Regierung zum Vorwande ha-
n dienen müſſen, um die ſchreiendſte Ungerechtigkeit zu
ſchönigen und deren Anerbietungen, die darauf ab-
lten, der engliſchen Regierung die Mittel zur Ein-
rung eines allgemeinen Friedens darzureichen, ſie nicht
n einem Gewaltſtreiche abgehalten haben, welcher jedes
ßmüthige und edle Herz in England ſelbſt tief em-

vören wird, der den Character eines tugendhaften Souverains in ein falſches Licht ſtellt und auf Englands Jahrbücher einen unauslöſchlichen Schandfleck wirft.“*)

Die miniſteriellen Blätter Englands theilten dieſe würdig gehaltene Erklärung ohne alle Randgloſſen mit und die Journale der Oppoſition verfehlten nicht, einſtimmig zu erklären, daß England in dieſem Kampfe eine verdammenswürdige Rolle ſpiele.

Ein vom 20. Auguſt datirtes Schreiben aus Seeland berichtete:

„Der Eifer der Seeländer für die Vertheidigung des Vaterlandes zeigt ſich in allen Ständen. Bürger und Bauern wetteifern unter ſich, und die Beamten gehen ihren Untergebenen mit aufmunterndem Beiſpiele voran. Von allen Punkten der Inſel ſtrömen bewaffnete Bauern herbei. Der Amtmann von Soröe hat deren allein über vierhundert bewaffnet. — Die Marine iſt vom heldenmüthigſten Geiſte beſeelt. Mehrere Fregatten des Feindes ſind von unſern Kanonen dergeſtalt zugerichtet worden, daß ſie ſich genöthigt ſahen, die Anker zu kappen und in See zu gehen.“

An demſelben Tage erſchien folgender Aufruf:

„An die getreuen Unterthanen des Königs auf Seeland, Möen, Falſter und Laland.

---

*) Verfaſſer dieſer urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Declaration war Graf Chriſtian Günther von Bernſtorff, der den König nach Rendsburg begleitet hatte.

„Landsleute! Ich fordere Euch auf, die Waffen
jen Feinde zu ergreifen, die Euch nicht allein hin-
liſtig überfallen, ſondern ſich auch Euren friedlichen
ſten unter der Maske der Freundſchaft genähert ha-
n. Bedenkt, daß Ihr von Vorfahren abſtammt, die
) durch Muth und Einigkeit unſterblich gemacht ha-
n. König, Heerd und Vaterland! Dies ſei Eure
ſung; nichts iſt dann für Euch unmöglich! Wohlan,
ndsleute, greift zu den Waffen, ſchaart Euch um die
hnen Eures Königs und vertreibt den Feind, denn
hts kann Euch widerſtehen. Mein einziges Bedauern
daß ich in dem gegenwärtigen Augenblick nicht
t an Eurer Spitze fechten kann. Hauptquartier zu Kiel,
20. Auguſt 1807.“ (gez.) Friedrich, Kronprinz.

Einen Tag ſpäter erſchein nachfolgende Aufforde-
g, die das Volk der Dithmarſen als Freiwillige
den Waffen rief:

„Dithmarſen! Raubgierige Feinde fallen unſer
terland an. Dänemark wollte ruhig und neutral
ben zwiſchen den kriegführenden Mächten, Keinem
ſen, Keinem ſchaden. Alle Fürſten, alle Völker
ropa's ehrten dieſe große, edle Geſinnung Däne-
rks und achteten die unerſchütterliche Standhaftigkeit,
der es ſeine Neutralität behauptete — nur Groß-
annien nicht! Die däniſchen Staaten waren die
icke, über welche die engliſchen Waaren in's Aus-
) zogen und über welche Gold und Silber nach
gland gingen. In Dänemark genoß der engliſche
ndel alle Sicherheit, allen Schutz des Friedens;
gewannen die habſüchtigen Engländer Millionen;

ſelbſt durch Eure Mitte, Volk von Dithmarſen, durch Euer Küſtenland ſtrömten ungeſtört die Reichthümer Britanniens. — Aber mit Trug, Plünderung und Mord lohnt uns das Verräthervolk. Die ränkevollen Miniſter Englands haben uns den Krieg erklärt; ihre Schiffe, ihre Landtruppen, die feilen Werkzeuge ihrer heimtückiſchen Bosheit, umlagern die Küſten unſers Vaterlands: ſie wollen Dänemarks heiligen Boden zu einem Schauplatze aller Schreckniſſe des Kriegs machen; unſer Vaterland ſoll die Raubhöhle ſein, wo ihre Horden ſich lagern, von wo aus ſie auf ihre Feinde hervorſtürzen, wo ſie die geraubte Beute einſchleppen wollen. In dieſer Abſicht greifen ſie Seeland und die Hauptſtadt an. Ihre zahlloſen Schiffe bedrohen alle Küſten der däniſchen Staaten; allenthalben werden ſie verſuchen, unſere geſegneten Felder und Gauen zu berauben. Aber Dänemark hat Kraft und Muth zum Widerſtand. Gott und die gerechte Sache und des Volkes Muth wird die Frevler beſtrafen, die uns anzugreifen drohen. Seiner Majeſtät Truppen ſtehen in allen Theilen der Herzogthümer in hinreichender Zahl bereit, den Feind, der ſich ihnen nahen würde, mit altnordiſcher Tapferkeit zu bekämpfen und verjagen. Aber dieſe braven Truppen können nicht in jedem Augenblick an jedem Orte ſein! Es iſt möglich, daß der Feind plötzlich an unbewaffneten Küſten landet und einige Meilen in's Land eindringt, um dort zu rauben und zu plündern. Ihr werdet daher aufgefordert, Eure Küſten gegen den erſten Anlauf zu vertheidigen. Seine Königliche Hoheit, unſer allverehrter Kronprinz,

er mit Blitzesſchnelle nach Seeland und wieder zu-
ückgeeilt iſt, um allenthalben die beſte Vertheidigung
nzuordnen, der ſich an die Spitze ſeiner tapfern Krie-
er ſtelle, ſich für ſein tapfres Volk aufopfert, ruft
Euch zu den Waffen! Auf, Volk von Dithmarſen,
olgt dieſem edeln Fürſten! Erkennt das Glück, daß
ns die Vorſehung einen Prinzen gab, der ſein Volk
chützt, liebt und glücklich macht, wie es Keiner auf
Europa's Thronen thut! Verdient die Liebe Eures
apfern Fürſten! Greift zu den Waffen, brave Dith-
marſen! Nehmt Flinten, Piſtolen, Säbel, Degen, Pi-
en, Heugabeln, Dreſchflegel, Sicheln und Senſen an
Stangen, ſcharfe Schaufeln, kurz Alles, was Ihr wollt
nd zuerſt erhalten könnt. Ihr werdet, wenn feind-
che Streifzüge an Orten landen, wo augenblicklich
eine königlichen Truppen ſind, Euch ſogleich auf's erſte
ärmzeichen verſammeln, Euch dem Feinde entgegen-
erfen und ihn ſo lange aufhalten von weitern Fort-
hritten und Plünderungen, bis die nächſten königlichen
ruppen zu Eurer Hülfe heranrücken. Eilt zu Euren
irchſpielvögten, meldet Euch zur Küſtenmiliz! Eure
irchſpielvögte werden Euch in die Regiſter der Ver-
eidiger des Vaterlandes einzeichnen. Auf, Dithmar-
n! Es gilt Schutz für Eure Weiber und Kinder,
r Euer Leben, für Euer Eigenthum! Unterſtützt die
raven Truppen Seiner Majeſtät! Seid muthvoll, ta-
er und kühn, wie es die rechtſchaffenen Dithmarſen
mmer waren und noch ſind, und Ihr werdet den Feind
rjagen, der feige iſt, weil er nur kommt, um zu rauben."

Meldorp, am 21. Auguſt 1807.

Eine gleich große Begeiſterung für Gott und die gerechte Sache (dies war der Wahlſpruch des Kronprinzen) offenbarte ſich auch in den andern Provinzen Dänemarks. Ueberall bildeten ſich Freiſchaaren. In Kiel trat ein freiwilliges Bürgercorps unter Anführung eines Herrn Tamſen und ein aus Studenten und Handlungsdienern beſtehendes Jägercorps unter dem Commando eines Kammerjunkers von Schack zuſammen. In Oldenburg bildete ſich ein Bürgercorps unter dem Bürgermeiſter Moeller.

Der König, der ſich an jenem Tage noch in Kolding befand, traf Anſtalten zur Abreiſe nach Rendsburg. Bald darauf folgten ihm der preußiſche Geſandte, Herr von Caeſar, der franzöſiſche Geſandte, Herr Dibelot, und der holländiſche Geſandte, Herr von Meyners.

Seit dem 18. Auguſt waren alle nach Seeland führenden Thore der Hauptſtadt geſchloſſen. Die däniſche Vorpoſtenkette zog ſich bis dicht an die Friedrichsberger Allee, wo die engliſchen Verſchanzungen lagen. In der Nacht vom 20. zum 21. wagten die Dänen einen Ausfall, um die feindliche Schanze bei der Schwanenmühle zu überrumpeln. Sie wurden zurückgeſchlagen.

Am 22. erließ General Peymann folgende Bekanntmachung:

„Mitbürger! Die Ausfälle unſerer braven Truppen gegen den Feind haben ihnen viele Leute gekoſtet und er hat es nicht gewagt, uns auf unſerm Rück-

ſch nach der Feſtung zu verfolgen oder unſre Ver-
en anzugreiſen. Unſer eigener Verluſt iſt nicht be-
tend; wir haben 21 Todte und 58 Verwundete.
Seen bei der Stadt ſind in unſerer Gewalt und
r Vertheidigungsplan iſt gelegt. —

Mitbürger! Sicher durch Euern Muth und Eure
ndhaftigkeit könnt auch Ihr es ſein durch die Wach-
keit und Kraft, die von meiner Seite unſer gemein-
ſtliches Ganze ſchützen und vertheidigen wird!“

Dieſe Proclamation flößte den Bewohnern neuen
th ein.

Mittlerweile näherte ſich der Feind mehr und
r der Stadt.

Peymann ließ die Vorſtädte anzünden. Am
Auguſt wurden die Neberbanen auf der Weſter-
cke den Flammen preisgegeben. Am 28. brannte
Stadt auf drei Seiten. Der Feind pflanzte ſeine
onen in den drei Vorſtädten, in den Luſtgärten,
er den drei Seen und vor dem Sanct-Johannis-
pitale auf. Deſſenungeachtet wagten die Belager-
neue Ausfälle.

Eine Bekanntmachung des commandirenden Gene-
vom 28. Auguſt berichtet:

„Wir haben außerhalb der Feſtung einige Ge-
e mit dem Feinde gehabt, der uns näher gerückt
ſeine Jäger haben Poſto gefaßt im Claſſen'ſchen Gar-
vor der Citadelle. Dieſer Garten iſt von den Un-
n heftig beſchoſſen und der Feind beunruhigt wor-
Während der Kanonade am vergangenen Mitt-

woch (26. Auguſt) traf eine aus der feindlichen Verſchanzung hinter der Schwanenmühle geworfene Stückgranate die Kanonierſchaluppe „Stubbekjoebing,“ die in die Luft flog. Der Chef, Lieutenant Bruun, und 16 Mann wurden getödtet, 12 Mann verwundet, 31 wurden in die Luft geſprengt. — Unſere Kanonierböte haben eine veränderte Stellung genommen. Auf dieſen Fahrzeugen iſt Lieutenant Zeuthen erſchoſſen und Lieutenant C. Wulff leicht verwundet worden. Cadet Bull hat einen Arm eingebüßt. Von der Mannſchaft ſind 15 verwundet. — Bei einem andern Ausfall iſt der Premier-Lieutenant Bruun von den Leibjägern getödtet; Capitain Hummel, die Lieutenante Friboe, Rothe und Ellerſen von der Landartillerie und der Fähndrich Graf Platen vom däniſchen Leibregiment ſind leicht verwundet.“

Dieſe Scharmützel waren nur ein leichtes Vorſpiel zu dem blutigen Kampfe, der ſich fünf Meilen von Kopenhagen, in der Gegend von Kjoege, entſpann.

Der Herausgeber von „Caſtlereagh's Denkſchriften“ berichtet:

Donnerſtag, am 27. Auguſt, unternahmen die Engländer einen Ausfall aus der Umgegend der Feſtung, um unter Sir Arthur Wellesley (Wellington) die unter dem Generallieutenant Caſtenſkjold bei Kornerup, eine Meile weſtlich von Roeskilde, verſammelte Landwehr anzugreifen. Letztere befand ſich in ſchlechter Verfaſſung. Das Corps betrug etwa achttauſend Mann. Das Wellesley'ſche zählte ebenfalls nur achttauſend fünfhundert Mann, die aber kriegs-

übt und wohl armirt waren.*) Es erfolgte nun
e ſogenannte Kjoeger Schlacht, die mit dem Rück-
ige, reſp. Davonlaufen der Dänen endete. Das heftige
artätſchenfeuer der Engländer tödtete Viele in den dä-
iſchen Reihen; doch unterhielten deren Scharfſchützen
och ein ziemlich lebhaftes Tirailleurfeuer auf ihre
egner, als plötzlich das 92. Regiment unter allge-
einem Hurrah einen Bajonetangriff unternahm und
e Dänen in die Stadt zurücktrieb.

„Als ich nun, berichtet Generallieutenant Caſten-
ſkjold, zwiſchen dem Feinde und Kjöge Niemand
ehr erblickte als mich ſelbſt und meinen Adjutanten,
mußte auch ich retiriren.“

Der däniſche General-Major Oxholm, der ſich
it Caſtenſkjold vereinigt hatte, zog ſich mit ſeinen
ruppen nach dem Kirchhofe von Härſölge zurück, wo
eine Stellung nahm, ſich aber bald darauf dem eng-
ſchen Generale von Linſingen ergeben mußte. Es
len, außer ihm, 9 Majore, 19 Capitaine, 28 Lieu-
nants und mehr als 1700 Gemeine als Gefangene
die Hände des Feindes. Caſtenſkjold, glücklicher
s Oxholm, zog ſich mit einigen Hunderten ſeiner
chaar nach der Inſel Möen zurück.

---

*) Das Caſtenſkjold'ſche Corps beſtand dagegen aus
auern, die, wie Hoeſt geſteht, keinen Begriff vom Her-
nge eines Treffens hatten. Caſtenſkjold ſelbſt war der
mliche, welcher bei dem Staatsſtreiche am 2. April 1771
bei der Verhaftung der Königin Caroline Mathilde
e Hauptrolle geſpielt hatte. Er wurde ſtets für einen
heftigſten Gegner der engliſchen Partei gehalten.

„Dieſe Wendung der Dinge, meldet Hoeſt, verſchlimmerte die Lage der Hauptſtadt und raubte ihrer Beſatzung die Ausſicht auf alle Hülfe von Außen, während ſie die Engländer in den Stand ſetzte, ihre Plane gegen Kopenhagen ungeſtört durch Angriffe im Rücken der Dänen auszuführen. Die vom Feinde rings um Kopenhagen angelegten Werke waren lauter Retranchements mit hin und wieder angebrachten Batterien, welche die Stadt durch allgemeine Zerſtörung zur Uebergabe zwingen ſollten und deßhalb mit furchtbarem Geſchütz beſetzt waren. Die Kanonen, 46 bis 56 an der Zahl, waren lauter Vierundzwanzig-Pfünder, größtentheils Schiffskanonen. Dazu kamen ungefähr 60 Mörſer für Bomben von 70 bis 150 Pfund und außerdem eine Unzahl von Haubitzen.“ —

Am 31. Auguſt wagte die däniſche Beſatzung einen neuen Ausfall nach dem Claſſen'ſchen Garten. Um vier Uhr Morgens ſandte **Peymann** drei Bataillone Infanterie, die Scharfſchützen der Garde, die Leibjäger des Königs und acht Kanonen unter dem Befehle des Obriſten des norwegiſchen Leibregiments, **von Beck**, zur Recognoſcirung jenes Gartens aus; ſie wurden wiederum zurückgeſchlagen.

Am 1. September wandten ſich Admiral **Gambier** und General-Lieutenant **Cathcart** noch einmal an **Peymann**, um ihn zur Uebergabe der Flotte zu bewegen, mit der Drohung, daß, Falls auch dieſe Aufforderung unberückſichtigt bliebe, alles ſpäter in Beſitz genommene öffentliche und private Eigenthum in den Händen der Sieger verbleiben müſſe und daß

Kopenhagen das Schickſal einer mit Waffengewalt genommenen Feſtung theilen werde.

Peymann's Antwort darauf lautete, daß die däniſche Flotte, Dänemarks unbeſtrittenes Eigenthum, in den Händen des Königs von Dänemark nicht minder ſicher als in den Händen des Königs von England ſei, gegen den Dänemark nichts Feindliches im Sinne gehabt; daß die Dänen entſchloſſen ſeien, ſich ihrem Schickſale zu unterwerfen, wenn die Engländer grauſam genug wären zu verſuchen, eine Stadt zu zerſtören, die nicht die geringſte Veranlaſſung zu ſolchem Verfahren gegen ſie gegeben; daß aber Pflicht und Ehre ihnen geböten, einen Vorſchlag zu verwerfen, den einer unabhängigen Macht zu thun eben ſo unpaſſend als ungerecht ſei, weßhalb ſie beſchloſſen hätten, jeden Angriff zurückzuſchlagen, die Stadt und ihre gerechte Sache bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen, und daß ſie mit Freuden bereit ſeien, ihr Blut und Leben dafür aufzuopfern.

Schließlich machte er dem übermüthigen Feinde den Vorſchlag, eine getreue Darſtellung von dem, was bis jetzt vorgefallen ſei, an ſeinen Monarchen einzuſenden und deſſen fernere Befehle einzuholen.

Dieſer Vorſchlag wurde verworfen und die Aufforderung zur Uebergabe der Flotte wiederholt.

Noch an demſelben Tage (1. September) theilte der greiſe Oberbefehlshaber der Beſatzung und Einwohnerſchaft Kopenhagens die ungerechte Forderung des Feindes und ſeine ablehnende Antwort darauf mit; er ſchloß ſeine Bekanntmachung mit den Worten:

„Mitbürger, ich bin überzeugt, daß meine Antwort auch die Eurige, und daß unſere Nationalehre Euch eben ſo heilig iſt wie mir. Wohlan denn, wackere Landsleute, greift zu den Waffen, Alle und Jeder, der zur Vertheidigung der Ehre und Selbſtſtändigkeit unſeres heißgeliebten Vaterlandes beitragen kann. Mitbürger, wir ſtreiten für das Theuerſte, was wir beſitzen. Das, was unſere Voraͤltern unter ähnlichen Umſtänden gethan, wollen auch wir thun. Ich werde den Tapfern unter den Einwohnern, die mit Nutzen zur Vertheidigung unſerer Stadt gebraucht werden können, Waffen verabreichen laſſen, und wir werden mit gemeinſamer Kraft unſere Feinde zurückſchlagen, welche glauben, daß es in ihrer Macht ſtehe, einem edeln und tapfern Volke entehrende Geſetze vorſchreiben zu dürfen.“

General **Peymann**, der ſeit dem 30. Auguſt ſein Hauptquartier von der Citadelle in die Mitte der Stadt, in **Rauſchen's** Hôtel, verlegt und während der letzten Tage neue Proben ſeiner alten Tapferkeit gegeben hatte, war beim Ausfalle am 31. Auguſt durch eine Muſketenkugel in's linke Bein ſchwer verwundet und fieberkrank, als er jene letzte Aufforderung der engliſchen Befehlshaber erhielt und ſie mit ſo edlem Stolze und ſpartaniſchem Heldenmuthe zurückwies.

Kopenhagen, das für mehrere Monate mit Proviant verſehen war, rüſtete ſich zur äußerſten Gegenwehr. Selbſt Frauen und Greiſe griffen zu den Waffen, um ihre Penaten zu ſchützen und die Ehre der ſchwerbedrohten Heimath mit alt-ſcandinaviſchem Muthe zu vertheidigen. Und wie die Stadt Beauvais im fünfzehnten

ahrhundert, ſo hatte auch Kopenhagen im Jahre 1807
ne tapfere Jeanne Hachette, die, mit einer Art
waffnet, das Gelübde gethan, das theure Vaterland
t vertheidigen bis auf ihren letzten Blutstropfen.
Dieſe däniſche Heroine war eine blutarme Dirne, ein
erlorenes Kind, ein Freudenmädchen, deſſen Namen
ir leider nirgends aufzufinden vermögen, deſſen auf-
unterndes Heldenbeiſpiel, deſſen todeskühner Patrio-
smus den Muth und die Opferfreudigkeit hun-
ert anderer ehrbarer Frauen tief verdunkelte. Dieſe
Dirne haranguirte, wie Théroigne de Méricourt
eim Ausbruch der erſten Revolution Frankreichs, das
atmuthigste Volk und trieb es unter dem Geſange alt-
ordiſcher Heldenlieder auf die Wälle der von allen
Seiten eingeſchloſſenen Stadt; — ſie, die Verworfene —
ößte denen, die früher ſpöttiſch mit dem Finger auf
e hingezeigt, neuen Muth und friſches Vertrauen auf
en alten Gott ein, der, Zeuge dieſer himmelſchreienden
hat engliſchen Uebermuths, ſeine rächenden Blitze nie-
erzucken laſſen wird auf die Häupter derer, welche
ieſen unerhörten Raubzug vor ſeinem Richterſtuhle zu
erantworten haben.

## Vierzehntes Kapitel.

Geheimer Befehl des Kronprinzen, die Flotte zu verbrennen. — Anfang des Bombardements. — Obriſt Congreve und die von ihm erfundenen Raketen — Die drei Schreckensnächte. — Kopenhagen ergiebt ſich den Engländern. — Die Capitulation vom 7. September.

In den letzten Tagen des Auguſts hatte der Kronprinz-Mitregent den Premier-Lieutenant von Steffens aus dem Hauptquartiere zu Kiel nach Kopenhagen abgeſchickt, um dem General von Peymann nachfolgendes Schreiben zu überbringen:

„So ſchwer es mir auch fällt, mir die Möglichkeit einer Uebergabe Kopenhagens an die Feinde zu denken, ſo wenig ich auch dieſe Uebergabe, ſo lange Sie das Commando führen, befürchte, finde ich's dennoch nothwendig, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß es der Wille und Befehl Seiner Majeſtät des Königs iſt, daß Sie, Falls das Unglück — welches Gott verhüten möge! — ſich ereignen ſollte, daß Kopenhagen eingenommen würde, vor Einnahme der Stadt die Flotte anzünden und verbrennen laſſen ſollen, indem Seine Majeſtät von zweien Uebeln das kleinere wählt und es für den König unſern Herrn in der That ein kleineres Uebel iſt, Seine Flotte verbrannt zu wiſſen, gegen das weit größere Uebel, dieſelbe in den Händen der Feinde Seiner Majeſtät und des Landes zu ſehen und dadurch den Frevlern einen Triumph

verſchaffen, den kein däniſcher Unterthan ſo leicht
chmerzen würde" u. ſ. w.

Der Ueberbringer dieſer Ordre, der, um den feind-
n Schiffen zu entgehen, erſt nach vielen Kreuz- und
erzügen Seeland erreichte und nur noch anderthalb
len vom Ziele ſeiner Sendung entfernt war, wurde
ſeiner Verkleidung von einer feindlichen Patrouille
ngen und ins Hauptquartier der Engländer ge-
ht. Der Brief des Kronprinzen, den er bei ſeiner
ingennehmung vernichtet hatte, gelangte zum Glück
Feindes nicht in die Hände Peymann's, deſſen
chttreue den Befehl zur Verbrennung der däniſchen
tte ohne Scrupel ausgeführt haben würde.*)

Nachdem Admiral Gambier und General Cath-
t die abſchlägliche Antwort des Oberbefehlshabers
Dänen erhalten hatten, ertheilten ſie Befehl zum
inn des Bombardements.

Am 2. September — die Sonne war kaum un-
egangen und viele Einwohner der Reſidenz genoſ-
noch ziemlich ſorglos in den Alleen des Roſenbor-
Gartens die milde Kühle — begannen gegen halb
Uhr die Feuerſchlünde der feindlichen Batterien
öşlich Tod und Verderben auf die große, blühende,
reiche Stadt mit ihren friedlichen Einwohnern aus-
ien. Eine Bombe folgte raſch der andern; Bliß
Bliß, Schlag auf Schlag! Eine der erſten Gra-
ſank auf den Königsmarkt, unweit des Haupt-

---

*) Steffens blieb bis zum Abſchluſſe d Capitulation
ord der engliſchen Flotte.

quartiers nieder. — Niederſtürzende Schornſteine und Mauern, zertrümmerte und auf die Straßen herabfallende Dächer, das Blitzen der Geſchütze, das Krachen der Bomben, nahes und fernes Geſchrei der Verzweifelnden, das Röcheln der Sterbenden, das Winſeln der Verwundeten, der Anblick der Feuerſäulen, die aus den in Brand geſetzten Häuſern emporſtiegen, der Kanonendonner, der betäubend von den Wällen herüberdröhnte, erregte überall Schreck und Entſetzen. In der Badſtubenſtraße und auf dem Wimmeltof loderten die erſten Gebäude in wilden Flammen auf. Nachdem noch an 36 andern Stellen Feuer ausgebrochen und daſſelbe bald hier, bald dort durch den unermüdlichen Eifer und die raſtloſen Anſtrengungen des vom Major Kirkerup befehligten Brandcorps gelöſcht worden war und nachdem das Feuerſpeien der feindlichen Geſchütze mit anhaltender Heftigkeit volle zwölf Stunden fortgewüthet hatte, ſchwieg es am 3. September gegen halb acht Uhr Morgens. Das nördliche und weſtliche Viertel Kopenhagens waren am Schlimmſten heimgeſucht. Während dieſer zwölf grauenvollen Stunden hatte der Feind über viertauſend Bomben, Granaten und andere Wurfgeſchoſſe in die Stadt geſchleudert und überall Tod und Verheerung ausgeſtreut.

In dieſer Schreckensnacht, berichtet Dr. Frankenberg, waren die von dem engliſchen Obriſten Congreve*) erfundenen und aus Indien mitgebrach-

---

*) Der däniſche Geſchichtsſchreiber Hoeſt bezeichnet den an und für ſich ehrenwerthen Erfinder dieſer Raketen als

Brandraketen zum erſten Male in Europa zur An-
dung gekommen. Dieſe Raketen, ein bisher gänz-
unbekanntes Belagerungsmaterial, wurden darum
efürchtet, weil ſie, mit Widerhaken verſehen, ſich
die Dächer der Häuſer und Thürme anhingen und
ihren hölliſchen Inhalt zündend entluden.

Am folgenden Morgen flüchteten viele Tauſende,
ſchwerem Traum erwacht und von der Wirklich-
der Gefahr überzeugt, nach Chriſtianshaven und
Inſel Amak, die der Feind bis dahin verſchont
t. —

Lord Cathcart, der den ganzen Tag über Vor-
lge zur Uebergabe der Feſtung vergebens erwartet
e, ließ nach etwa zehnſtündiger Pauſe, gegen ſechs
Abends, das Bombardement von Neuem begin-

---

Mann, der früher Kaufmann in London geweſen ſei
als ſolcher fallirt habe. Das aber iſt unwahr. Sir
lliam Congreve, geboren am 20. Mai 1772 in der
ſchaft Middleſſex, war der Sohn des Artillerie-Gene-
William Congreve, der, als Intendant des Arſe-
zu Woolwich (1812) zum Baronet von Walton erho-
zwei Jahre darauf mit Tode abging. Sein Sohn, der
Jugend auf bei der Artillerie diente, erfand dieſe
ten ſchon 1804; doch wurden ſie zum erſten Male nicht
er Belagerung von Kopenhagen, ſondern ſchon 1806
Boulogne-ſur-Mer angewendet. General Congreve,
dem auch Erfinder des nach ihm benannten Buntfar-
ucks und der ſogenannten Machine-fauteuil, die dem auf
alten Tage gelähmten Manne erlaubte, ſich ohne Hilfe
Andern von einem ſeiner Zimmer ins andere fortzu-
, ſtarb als Mitglied des Parlaments und der königlichen
emie in London, am 15. Mai 1828 zu Toulouſe.

nen. Es währte bis neun Uhr Morgens. Kein Theil der Stadt blieb unverſehrt. Aber noch ſtand die Liebfrauenkirche und ihr 350 Fuß hoher Thurm, den die mörderiſchen Wurfgeſchoſſe des Feindes zum Zielpunkte gewählt hatten. Noch ſtand die Petrikirche, in die ſchon mehr als 100 Bomben und Granaten eingeſchlagen waren und das Innere derſelben zerſtört hatten.

Das dritte Bombardement begann am Abende des 4. Septembers und währte ununterbrochen mit verdoppelter Heftigkeit bis eilf Uhr Vormittags (5. September). Jetzt ward auch der Thurm der Frauenkirche ein Opfer der Congreve'ſchen Raketen. Die Flammen, erzählt Frankenberg, ſchlugen aus den Schalllöchern und umlechzten das ſtolze Werk von Menſchenhand; die Glocken ſtürzten herab und verpflanzten das Feuer nach dem Innern des Gotteshauſes, das nur noch ein einziges Flammenmeer war und gleich darauf auch das angrenzende Univerſitätsgebäude in Brand ſteckte. Als endlich die Thurmſpitze faſt ſenkrecht in ſich ſelbſt zuſammenſinkend herabſtürzte und Funken und Flammen nach allen Seiten umherwarf, verbreitete ſich das Feuer nach allen anſtoßenden Straßen, und nun war an kein Löſchen mehr zu denken. — Nach einem mäßigen Anſchlage waren in dieſer dritten Nacht 5 bis 6000 Geſchoſſe aller Art und während der drei Tage zuſammen 14 bis 15000 Projectilen in die Stadt hineingeſchleudert worden. — Gegen 1300 Familien hatten ihr Obdach, ihr Hab und Gut eingebüßt und irrten wehklagend und jammernd durch die rauchenden Trümmer der Stadt. Die Zahl der eingeäſcherten Häuſer belief ſich auf 315, worunter ſich 26 Bierbrauereien, 20 Branntweinbrennereien und 5 Bäckereien befanden. Zwei Kirchen mußten den Aermſten unter den Abgebrannten zur einſtweiligen Wohnſtätte eingeräumt werden. Der Jammer, das Elend, waren unbeſchreiblich!

Jetzt ſollte ein neues Trauerſpiel beginnen. Die brennende Stadt ſollte erſtürmt werden. Der Feind, deſſen Stärke, durch Mithülfe mehrerer Tauſende ſeiner Flotte, bis auf 30,000 Mann angewachſen war, begann Anſtalten zum Sturme zu treffen, als Peymann Sonnabends Nachmittag (5. September) ins Lager der Engländer einen Parlamentair mit der Erklärung abſchickte, daß er nunmehr bereit ſei, auf der Baſis der in ihrer erſten Aufforderung enthaltenen (der einſtweiligen Auslieferung der däniſchen Flotte) zu capituliren und mit ihnen durch dazu ernannte Bevollmächtigte an irgend einem Orte außerhalb der Feſtung n nähere Unterhandlungen zu treten. Die übermüthigen Sieger, die dieſe Baſis nicht mehr anerkennen woll- en, drangen jetzt auf die unbedingte Auslieferung der Flotte und drohten mit Erneuerung des Bombardements, Falls man dieſer Forderung gegenüber noch änger unnützen Widerſtand zu leiſten entſchloſſen wäre. Der däniſche Oberbefehlshaber erklärte, daß er ohne rhergegangene Berathung mit den ſtädtiſchen Behör- en nichts beſchließen könne. Letztere aber wurden chleunigſt zuſammenberufen und befragt, worauf ſie aſt einſtimmig die eiſerne Nothwendigkeit anerkannten, aß Kopenhagen capituliren müſſe. — Es ward ein usſchuß ernannt und mit Vollmacht verſehen, um mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Letztere wurden noch am Abende deſſelben Tages (6. September) beim Scheine eines brennenden Hauſes auf der öſtlichen Brücke (Oeſterbro) eröffnet und am folgenden Tage, um vier Uhr Morgens, im däniſchen Hauptquartier abgeſchloſſen.

Ein Hamburger Blatt theilte nachfolgenden Bericht über die nähern Einzelheiten dieſer Schreckenstage mit:

„Nach einem fürchterlichen Bombardement, welches drei Nächte und drei Tage unausgeſetzt angehalten hatte und nach einer der muthvollſten Vertheidigungen, die ſich nur denken läßt, hat Kopenhagen ſich endlich genöthigt geſehen, ſich den Engländern ergeben zu müſſen. Durch das Bombardement ſind, außer der ſchönen Frauenkirche, ganze Gaſſen im nördlichen Theile der Stadt, namentlich die Nörregade, Landemarket und Oeſtergade größtentheils eingeäſchert und faſt kein einziges Haus dieſer Gegend iſt unbeſchädigt geblieben. Dem Vernehmen nach haben durch die Menge der Bomben, Granaten und Raketen, deren Anzahl ſich, ohne die Kanonenkugeln mitzurechnen, auf 20,000 Stück (?) beläuft, 1500 Bürger und Einwohner Kopenhagens das Leben eingebüßt. Mehr als 400 Verwundete beiderlei Geſchlechts ſind nach dem Friedrichshoſpitale gebracht. Der Roſenborger Schloßgarten, der Exercierplatz und zwei Kirchen ſind den Obdachloſen eingeräumt. Auf Amalienburg, wo die königlichen Palais ſich befinden, iſt nur eine einzige Bombe gefallen, die aber unglücklicher Weiſe das Kind des Generaladjutanten des Kronprinzen, des Herrn von Kirchhoff, erſchlagen hat*). — Auch die drei Töchter des Profeſſors Hornemann haben das Unglück gehabt, durch eine in ihr Haus eingeſchlagene Bombe auf traurige Weiſe verſtümmelt zu werden, indem der Einen beide Beine zerſchlagen und die andern Beiden ebenfalls verletzt worden ſind. Ein ſehr geſchätzter Mineralog, H. Lehmann, wurde lebend und ohne alle Verwundung aus den Trümmern ſeines Hauſes hervorgezogen. — Lieutenant Bruun, der die Kanonenſchaluppe „Stubbekjoebing“ commandirte, ward nebſt ſechszehn Matroſen auf wahrhaft wunderbare Weiſe gerettet. Eine Bombe fiel in die Schaluppe und ſprengte ſie in die Luft. Ihre Mannſchaft wurde ins Waſſer geſchleudert, ohne den geringſten Schaden zu nehmen. — Es iſt übrigens bemerkenswerth, daß bei der großen Feuersbrunſt, welche durch das ſchreckliche Bombardement entſtanden iſt, der Sitz und die Wohnung des Biſchofs von Seeland, wie ſchon bei dem bekannten großen Brande im Jahre 1727, ſo wie bei der unglücklichen Feuersbrunſt, welche 1794 hauptſächlich dieſen Stadttheil in Aſche gelegt hatte, zum dritten Male vom Feuer verſchont geblieben ſind.

Ungeachtet der gräuelvollen Verwüſtungen, welche das feindliche Feuer angerichtet hat, läßt ſich die Tapferkeit nicht beſchreiben, womit die Kopenhagener Garniſon, unterſtützt von der braven Bürgerſchaft, gefochten hat. Namentlich hat des Königs Leibjägercorps, welches bekanntlich größtentheils aus Studenten beſteht und von dem eben ſo talentvollen, als patriotiſch geſinnten Oberhofmarſchall und Kammerherrn von Hauch befehligt wurde, ſich dergeſtalt ausgezeichnet, daß die Engländer demſelben vorzugsweiſe den Namen „Corps der Offiziere" beigelegt haben. Der Verluſt dieſer jugendlichen Helden beſteht in 60 Todten und vielen Verwundeten*). Der Obercommandant der Stadt, General-Major von Peymann, iſt ſeit der Attake vor dem Claſſen'ſchen Garten ſo bedenklich verwundet, daß die Aerzte an ſeinem Wiederaufkommen zweifeln. — Dem General Caſtenſkjold iſt es geglückt, ſich mit ſeinem Reiterregimente nach Moen zu retiriren. — Die Nachricht von der Einäſcherung des Schloſſes Friedrichsberg bei Gelegenheit eines früher geſchehenen Ausfalls hat ſich nicht beſtätigt."

---

*) Dieſe Nachricht erwies ſich ſpäter als ungegründet. Dagegen beſtätigte es ſich, daß Herr von Kirchhoff ſelbſt durch die zerplatzte Bombe eine Contuſion am Kopfe erhalten hatte.

---

*) Auch der alte General Peymann zollte dem Muthe der Studenten das ihnen gebührende Lob. Der Hofmarſchall von Hauch publicirte folgendes Schreiben: „Ich fühle mich verpflichtet, hiermit Ew. Hochwohlgeboren, als Chef des Leibcorps Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, ſowie ſämmtlichen Offizieren und Mitgliedern deſſelben, meine vollkommenſte Zufriedenheit mit dieſes ausgezeichneten Corps Kriegsdienſten zu bezeugen. Der Eifer und Muth, welche dieſes Corps bei ſo mancher Gelegenheit bewies und wovon ich ſo oft Augenzeuge war, wird bei mir, ſo lange ich lebe, mit lebhafter Dankbarkeit in Erinnerung bleiben. Hauptquartier Kopenhagen, 14. September 1807. — Peymann."

Nachdem die Convention wegen Uebergabe der Stadt abgeſchloſſen war, ſandte General Peymann den Grafen von Schmettau, Commandeur der königlichen Leibgarde zu Pferde, und den Grafen Holgar Holck ab, um dieſe traurige Botſchaft dem Kronprinzen nach Kiel zu überbringen. Beide, mit engliſchen Päſſen verſehen, langten am 11. September im Hauptquartiere an. Gleich darauf reiſte der General-Adjutant des Kronprinzen, Commandeur von Lindholm, vom See-Etat nach Paris, um Frankreichs Beiſtand gegen England anzurufen. Der Staatsminiſter Graf von Bernſtorff begab ſich in Begleitung des General-Adjutanten von Buelow nach Altona und von hier nach Hamburg, um daſelbſt mit Bernadotte, dem Prinzen von Pontecorvo, über die jetzige Lage der däniſchen Angelegenheiten zu conferiren.

Gleichzeitig war in Kopenhagen die Nachricht angelangt, daß die däniſche Inſel Helgoland ſich am 6. September dem engliſchen Admiral Ruſſel ergeben, ohne daß die ſchwache Beſatzung der Inſel, unter dem Commando des Majors von Zecka oder Zeſchka einen Schuß zu deren Vertheidigung gethan hatte, weßhalb er in Kopenhagen verhaftet worden iſt und vor das Kriegsgericht geſtellt werden ſoll. Britiſcher Gouverneur der uns geraubten Inſel iſt Sir Corbet James d'Auvergne.

Als Graf Holck dem Kronprinzen die erſte Kunde von dem Falle der Hauptſtadt unter Thränen anzeigte, ſoll Jener ihm geſagt haben: „*Alles kann ich ertragen, nur keine Thränen!*“*).

Als der greiſe verwundete *Peymann* den britiſchen Befehlshabern andeuten ließ, daß, Falls ſie nicht zu bombardiren aufhörten, man die däniſche Flotte lieber verbrennen als ausliefern würde, ſoll Lord *Cathcart* geäußert haben, *dann werde Kopenhagen der Erde gleich gemacht werden.* Erſt darauf erfolgte die unſelige Capitulation.

Eine Londoner Zeitung brachte nachfolgende Brief-Auszüge:

I. Kopenhagen, 11. September. *Hätte das Bombardement gegen Kopenhagen noch eine Nacht fortgedauert, ſo würde die ganze Stadt verheert worden ſein.* Es fing am 2. September nach Sonnenuntergang zuerſt aus vier Mörſer-Batterien und einer Batterie von Brandraketen an, die ſehr bald ihre verheerende Wirkung zeigten. Schon in der dritten Nacht ſchien der ganze, rechts liegende Theil der Stadt in Flammen zu ſtehen. Um Mitternacht gerieth ein großer Kirchthurm in Feuer und um vier Uhr Morgens fiel die Spitze deſſelben mit einem entſetzlichen Krachen zur Erde nieder. Eben als am 5ten Abends das Bombardement von Neuem begann, erſchien ein Parlamentair, worauf die Unterhandlungen wegen der Capitulation eingeleitet wurden. Die Citadelle, die wir am 7. September beſetzten, iſt außerordentlich feſt, mit einem doppelten Graben und mit vie-

---

*) Es ging ihm wie ſeiner Mutter *Caroline Mathilde*!

em Geſchütz verſehen. Die Thore der Stadt bleiben
on den Dänen beſetzt. Wir haben das Arſenal in
Beſitz genommen. 2000 Mann Landtruppen und
5000 Matroſen arbeiten jetzt daran, die däniſchen
Kriegsſchiffe zur Abfahrt in Stand zu ſetzen. Dies
geht um ſo ſchneller, da alle Bedürfniſſe reichlich vor-
handen ſind und jedes dieſer Schiffe ſein eigenes Aus-
rüſtungsmagazin hat. — Unſer Verluſt zu Lande be-
rägt in Allem etwa 150 Getödtete und Verwundete (??)
und 50 Mann zur See (???). Unſer Schiff „Charles
of Kirkaldy“ iſt durch eine däniſche Bombe in die
Luft geſprengt worden, wobei zwanzig Menſchen blieben.

II. An Bord der Reſolution, Rhede von Ko-
penhagen, 13. September. Das däniſche Arſenal iſt
eines der ſchönſten in der Welt. Man ſchätzt den Werth
aller Vorräthe darin auf zwei Millionen Pfund
Sterling. Die Schiffe der däniſchen Flotte ſind ſehr
ſchön. (Aber wo, zum Teufel, ſtaken ſie denn im
Augenblick, wo man ſie brauchte?) Sie waren faſt
Alle (hört, hört!) abgetakelt. (Und warum abgeta-
kelt?) Alle Kriegsfahrzeuge ohne Ausnahme werden
von uns weggeführt. Dies iſt ein fetter, ſchmackhafter
Biſſen! Eine höchſt angenehme, ſehr einträgliche Beute!
God save the King!

III. Kopenhagen, 15. September. Unſere Solda-
en ſind beim Einzuge in Kopenhagen ſehr übel em-
pfangen worden. Ueberall, wo ſie ſich vereinzelt ſehen
ießen, wurden ſie von den Dänen mißhandelt. Auch
hat man auf ſie geſchoſſen. Wir haben die Ehre, hier
ehr verhaßt zu ſein. Was aber, goddam, liegt uns

daran? Wir haben vorläufig unſern Zweck erreicht. Das Uebrige wird ſich ſpäter finden. Auf allen Geſichtern malt ſich Verzweiflung. Die Stadt iſt wirklich total ruinirt. Tagtäglich erklären ſich viele neue Bankerotte. Wir haben vergeblich anſchlagen laſſen, daß der Handel mit Großbritannien wieder frei ſei wie ehedem. Das Alles aber nützt uns nichts; die guten Dänen ſollen ſich untereinander eidlich verpflichtet haben, mit England kein Geſchäft mehr zu machen und keine neue Verbindung einzugehen. Das erinnert mich an die lieben Mexikaner, die nach ihrer Unterjochung durch die Spanier das herrliche Gelübde gethan, ſich untereinander nicht mehr fortzupflanzen, um lieber mit Stumpf und Stiel auszuſterben, als entehrt und unterdrückt als feige Sklaven fortzuleben. Aber wunderbar genug leben und lieben, trotz dieſes Gelübdes, heutzutage noch mehr Mexikaner wie ehedem. Auch die Dänen werden bald wieder mit uns Handel treiben, quand même. Denn ganze Nationen haben eben ſo wenig feſte Grundſätze, als einzelne Individuen! Auch Dänemark wird frühzeitig genug die Schmach vergeſſen, die wir ihm angethan, denn — Allah iſt groß und Mahomet ſein Prophet."

Es liegt in dieſen Zeilen mehr engliſcher Hohn als in manchen Briefen ihres bis jetzt noch immer nicht entſchleierten Pamphletiſten Junius.

Am 7. September erſchien nachfolgende Proclamation:

„Mitbürger! Nachdem alle unſere Vertheidigungsmittel unzulänglich geworden ſind und wir den Feind

icht haben verhindern können, Verſchanzungen ſo nahe
n den Wällen unſerer Stadt anzulegen, daß, ſo oft
r es für gut findet, die Stadt an mehreren Orten in
Brand ſtecken kann, ohne daß unſere Löſchanſtalten, die
urch den fortwährenden Gebrauch und durch das feind-
iche Geſchütz bereits unbrauchbar geworden, vermögend
ind, die Gewalt des Feuers und deſſen Ausbreitung
zu hemmen, ſo haben wir ſowohl aus dieſer Rückſicht,
ls auch, da nach meiner eigenen und der Ueberzeugung
er andern höchſtcommandirenden Offiziere unſere ge-
ähmten Kräfte in der gegenwärtigen Lage der Dinge
icht im Stande ſind, auch nur mit einiger Wahr-
ſcheinlichkeit es abzuwehren, daß der Feind nicht mit
ewalt die Stadt einnähme und, als Folge davon, ſich
ugleich auch beider Holme und unſerer Flotte bemäch-
ige, ungeachtet dieſe von der Seeſeite ſehr geſichert
ind, uns in die unglückliche Nothwendigkeit verſetzt
eſehen, um das Blut unſchuldiger Bürger zu ſchonen
nd die Stadt vor den unzuberechnenden Folgen zu ſi-
hern, welche die Einnahme derſelben durch Sturm nach
ich ziehen würde, mit den Anführern der feindlichen
Kriegsmacht eine Capitulation einzugehen, ihnen unſere
lotte zu übergeben und ſie in den Beſitz der Citadelle
riedrichshafen und beider Holme auf ſo lange Zeit zu
zen, welche erforderlich ſein wird, gedachte Flotte auf
ie Rhede zu bringen, jedoch nur unter der Bedingung,
aß ſie längſtens innerhalb ſechs Wochen beide Stellen
urückliefern und die Inſel Seeland verlaſſen, und daß
lles öffentliche und Privateigenthum, hier in der Stadt,
owie überall in Seeland, von ihnen unangetaſtet bleibt.

— Mitbürger! Indem ich Euch mit dem tiefſten Kummer dieſe traurige Nachricht mittheile, muß ich Euch gleichzeitig daran erinnern, daß Eure erſte Bürgerpflicht, da Euer Leben und Vermögen nun ſolchergeſtalt geſichert ſind, Ruhe und Ordnung iſt; und ich muß zugleich einen Jeden warnen, daß die Uebertretung dieſer Pflicht ein Verbrechen iſt, welches betrübte Folgen nach ſich ziehen kann.

Hauptquartier Kopenhagen, 7. September 1807.

Peymann.“

Wir laſſen nun die Capitulation folgen:

Capitulation für die Stadt Kopenhagen und deren Citadelle zwiſchen dem General-Major von Waltersdorff, Ritter des Danebrogordens, Seiner Königlichen Majeſtät Kammerherrn und Oberſten des Nordſeeländiſchen Landwehr-Regiments, Contre-Admiral O. Lütken und J. H. Kirchhoff, Seiner Königlichen Majeſtät General-Adjutanten, als welche dazu gehörig autoriſirt ſind von Seiner Excellenz, dem General-Major von Peymann, Ritter des Danebrogordens und Höchſtcommandirenden über Seiner Majeſtät Kriegsmacht, einer Seits, und dem General-Major Sir Arthur Wellesley, Ritter des Bathordens, Sir Home Popham, Maltheſer-Ritter und Capitain der Flotte, und dem Obriſtlieutenant Sir George Murray, Vice-Generalquartiermeiſter der britiſchen Seemacht, gehörig bevollmächtigt von Sir James Gambier, Esq. Admiral der blauen Flagge und Höchſtcommandirenden über Seiner großbritanniſchen Majeſtät Schiffe und Fahrzeuge in der Oſtſee und dem General-Lieutenant Lord William Cathcart, Ritter des Diſtelordens und Höchſtcommandirenden der Landtruppen Seiner britiſchen Majeſtät auf Seeland und im Norden des europäiſchen Feſtlands, anderer Seits:

I. Sobald gegenwärtige Capitulation unterzeichnet und abgeſchloſſen iſt, ſollen die Truppen Seiner großbritanniſchen Majeſtät in den Beſitz der Citadelle geſetzt werden.

II. Desgleichen wird eine Wache von Truppen Seiner großbritanniſchen Majeſtät den Holm beſetzen.

III. Die Linienſchiffe und Kriegsfahrzeuge jeglicher Art, nebſt allen, Seiner däniſchen Majeſtät zugehörigen Seerüſtungsbedürfniſſen, werden den durch die Oberbefehlshaber der Land- und See-Macht Seiner großbritanniſchen Majeſtät ernannten Commiſſarien ausgeliefert und dieſe Commiſſarien gleichzeitig in den Beſitz der See-Zeughäuſer und Schiffsbauplätze, ſo wie aller darin befindlichen Vorrathshäuſer und Gebäude geſetzt werden.

IV. Es wird den Transportſchiffen im Dienſte Seiner großbritanniſchen Majeſtät, ſo oft es nöthig iſt, erlaubt ſein, in den Hafen einzulaufen, um die Munition und Truppen, welche ſie auf dieſer Inſel gelandet haben, wieder an Bord zu nehmen.

V. Sobald die däniſchen Schiffe aus dem innern Hafen fortgeführt ſind, entweder in dem Zeitraume von ſechs Wochen nach dem Datum dieſer Capitulation, oder, wo möglich noch früher, werden die Truppen Seiner großbritanniſchen Majeſtät den Truppen Seiner däniſchen Majeſtät die Citadelle in demſelben Zuſtande wieder einräumen, in welchem ſie ſich zur Zeit der Beſetzung befinden wird. Auch werden die Truppen Seiner großbritanniſchen Majeſtät innerhalb der vorbemeldeten Zeit oder, wenn möglich ſchon früher, von der Inſel Seeland wieder eingeſchifft werden.

VI. Vom Augenblicke der Unterzeichnung dieſer Capitulation werden die Feindſeligkeiten auf der Inſel Seeland eingeſtellt werden.

VII. Niemand, wer es auch ſei, ſoll beläſtigt und alles Eigenthum, es ſei öffentlich oder privat, wird, mit Ausnahme der obengemeldeten Linienſchiffe, Kriegsfahrzeuge und Seemunitionen, reſpectirt werden. Auch ſollen alle Civil- und Militair-Autoritäten im Dienſte Seiner däniſchen Majeſtät ungeſtört in der vollen Ausübung ihrer Amtsverrichtungen auf ganz Seeland verbleiben und es ſoll Alles geſchehen, was zur Beförderung der Einigkeit und des guten Einverſtändniſſes zwiſchen beiden Nationen dienen kann.

VIII. Alle auf beiden Seiten gemachten Kriegsgefangenen werden wechſelſeitig ohne Bedingung zurückgegeben und die Offiziere, welche ihr Ehrenwort verpfändet hatten, ſollen deſſelben entbunden werden.

XI. Alles engliſche Eigenthum, welches in Folge der ſtattgehabten Feindſeligkeiten ſequeſtrirt worden ſein könnte, ſoll den reſp. Eigenthümern zurückgegeben werden.

Gegenwärtige Capitulation wird durch die beiderſeitigen Obergenerale geſchloſſen und die Abſchließung heute vor zwölf Uhr Mittags ausgewechſelt werden.

So geſchehen zu Kopenhagen am 7. Sept. 1807.

E. F. Waltersdorff. Arthur Wellesley.
O. Lütken. Home Popham.
J. H. Kirchhoff. George Murray.

Ratificirt von

Peymann. James Gambier.
William Cathcart*).

Lord **Cathcart** ſandte den Abſchluß dieſer Capitulation durch Herrn **Mills** nach London, wo er am 16. September ankam. Bald nach ihm langte auch Capitain **Collier** von der Fregatte „Surveillante" mit Depeſchen vom Admiral **Gambier**, datirt an Bord des „Prince of Wales", an.

Noch an demſelben Tage war an der Londoner Börſe folgendes Bülletin angeſchlagen:

---

*) Der Napoleoniſche „Moniteur" vom 20. September ſchickte dem Abdrucke dieſer Capitulation einen ausführlichen Artikel voran, worin u. A. geſagt wurde, der König von Dänemark werde ſie wahrſcheinlich **nicht** ratificiren. Der Kronprinz habe den lebhafteſten Unwillen zu erkennen gegeben, daß ein General (**Waltersdorff**) Bewilligungen gemacht, die ſeine Vollmacht überſchritten (!). Bereits habe er Herrn **Jackſon**, der ſich neuerdings vor Kiel eingefunden, den Zutritt verweigert und ſtandhaft erklärt, er werde mit England nicht eher Frieden machen, als bis er mit Waffengewalt Alles zurückerobert habe, was ihm durch Ueberfall und Verrätherei räuberiſch entriſſen worden ſei. (Dieſe Einleitung, hieß es, rührte direct vom Kaiſer her.)

„Admiralitäts-Amt, 16. September. Lord Mulgrave hat die Ehre, den Lord-Major zu benachrichtigen, daß Capitain Collier von Seiner Majeſtät Fregatte „La Surveillante“ ſo eben mit Depeſchen vom Admiral Gambier angekommen iſt, nach welchen Kopenhagen am 7. September capitulirt hat. Die Flotte und die Truppen Seiner Majeſtät haben an dieſem Tage die däniſche Flotte, die Arſenale und die Stadt Kopenhagen in Beſitz genommen.

Saint-James-Square, Mittwoch früh. Lord Caſtlereagh hat die Ehre, den Lord-Major zu benachrichtigen, daß die Regierung ſo eben Depeſchen von Lord Cathcart, datirt von der Citadelle von Kopenhagen vom 8. September, erhalten hat. Nach einem fürchterlichen, drei Nächte dauernden Bombardement iſt eine Capitulation geſchloſſen worden, laut welcher man uns die däniſche Flotte mit allen Schiffen jeglicher Art, ſo wie ſämmtliche Schiffsbaubedürfniſſe, ausgeliefert hat. Die Truppen Seiner Majeſtät ſind im Beſitze der Citadelle und des Arſenals.“

General Cathcart’s Bericht an Lord Caſtlereagh lautete:

„Citadelle von Kopenhagen, 8. September. Es wird mir das große Vergnügen zu Theil, Ew. Herrlichkeit die ratificirte Capitulation der Stadt und Citadelle von Kopenhagen zu überſenden, welche die Uebergabe der däniſchen Flotte und des Arſenals in dieſem Hafen enthält, die nun zur Verfügung Seiner Majeſtät geſtellt ſind. Da der Endzweck, die Flotte zu ſichern, erreicht iſt, ſo ward unſerer Seits jede andere Maßregel, welche die Nation noch mehr hätte reizen und erbittern können, abſichtlich vermieden. Am Morgen des 7. September ward die Ratification der Capitulation ausgewechſelt, und Nachmittags vier Uhr nahm General-Lieutenant Barrow Beſitz von der Citadelle. Wir haben in die Wiederherſtellung der Poſten eingewilligt; ſie müſſen aber bei der Citadelle ankommen und von dort abgehen. Die Stärke der Garniſon in der Stadt kann nicht genau angegeben werden. Die regulairen Truppen waren nicht zahlreich; allein die Anzahl der Batterien, die zu gleicher Zeit feuerten, und die ſchwimmenden Batterien bewieſen, daß eine Menge Miliz und Bürger mit der regulairen Macht vereint geweſen ſein muß. Die däniſche Artillerie ward gut bedient. — Der Eifer, der Geiſt und die Ausdauer aller Claſſen der Armee iſt ſehr charakteriſtiſch für die britiſche Nation geweſen; doch hat auch des Königs deutſche Legion vollen Antheil an dieſem Lobe. Der Ingenieur en Chef,-Obriſt d'Arcey, General Blomfield, von der königlichen Artillerie u. ſ. w. haben ſich durch ihre Diſpoſitionen und Operationen ſehr ausgezeichnet. Ich ſende Ew. Herrlichkeit dieſe Depeſchen durch meinen Sohn, den Lieutenant Cathcart*) der bei Allem zugegen geweſen u. ſ. w.

(gez.) Cathcart.

---

*) Charles Murray Lord Cathcart, geb. am 21. December 1783, machte ſpäter unter Wellington die ſpaniſchen Feldzüge und die Schlacht bei Waterloo mit. 1830 General-Major, ward er 1851 zum General-Lieutenant und Gouverneur von Canada ernannt.

Nachſchrift: Getödtet wurden 4 Offiziere: Lieutenant Lyons von der königlichen Artillerie, Fähndrich Dixon, Lieutenant Rudorff, vom 1. Regiment der leichten Dragoner von der deutſchen Legion, und Fähndrich Hennings; verwundet ſind 5 Offiziere: General-Lieutenant Sir David Baird, Capitain Haſtings, Lieutenant Suter, Capitain Düring vom 1. Bataillon der deutſchen Legion, Fähndrich Wilſon. Außer dieſen ſind getödtet 38 Gemeine und 8 Pferde. Verwundet: 139 Gemeine und 25 Pferde; vermißt 24 Mann.

Admiral Gambier ſchrieb an den Admiralsſecretair Pole:

„Prince of Wales auf der Rhede von Kopenhagen, 8. September. Nachdem die Capitulation von Kopenhagen geſchloſſen war, beorderte ich Sir Home Popham, die däniſchen Kriegsſchiffe ſowohl als ſämmtliche Vorräthe im Arſenal in Empfang zu nehmen. Die ſchleunige Ausrüſtung der Schiffe übertrug ich dem Vice-Admiral Stanhope. Durch die energiſche Mitwirkung der Armee, verbunden mit günſtigen Umſtänden, haben wir unter dem Schutze der göttlichen Vorſehung *) unſern letzten Erfolg um ſo unmittelbarer erhalten. — Dem Capitain Puget, der die Sachen, welche mit den Operationen einer Armee in Verbindung ſtehen, ſo genau kennt und ſo viel Ge-

---

*) Dies klingt faſt wie Ironie; denn was hat die göttliche Vorſehung mit dieſem ſcheußlichen Raubzuge zu thun?

genwart des Geiſtes beſitzt, bin ich für ſeinen Beiſtand beſonders verbunden u. ſ. w. (Unterz.) Gambier."

Nachſchrift: An Seeleuten ſind getödtet 12, darunter Lieutenant Woodford, und verwundet 20.

Das „Court-Journal" vom 18. September meldete: Der König hat dem Admiral Gambier und dem General Lord Cathcart ſchreiben laſſen und nicht nur dem Tractate, durch welchen ſie ſich der Stadt Kopenhagen bemächtigt haben, ſeine volle Anerkennung retheilt, ſondern auch ihrem Verhalten die größten Lobſprüche beigelegt. — Der Admiral iſt zum Baronet ernannt und Lord Cathcart zur Würde eines Viscount der vereinigten Königreiche erhoben worden. Auch Sir Arthur Wellesley wird eine ehrenvolle Belohnung erhalten und Vice-Admiral Stanhope und Sir Home Popham werden zu Baronets creirt werden.

Die engliſchen Oppoſitionsblätter ſprachen ſich dagegen durchweg ſehr energiſch gegen den mehr als zweideutigen Ruhm dieſes in jeder Bezieh. ungunverantwortlichen Raubzuges aus; eben ſo die franzöſiſchen Zeitungen.

Das „Journal de l'Empire" brachte nachfolgenden vom 10. September auf der Rhede vor Kopenhagen, von einem engliſchen Offiziere an Bord der „Reſolution" geſchriebenen Brief: „Endlich ſind wir Meiſter von Kopenhagen und von der fürchterlichen Batterie „Drei Kronen", auf welcher wir nur aus Höflichkeit die Flagge der Ueberwundenen bis jetzt noch wehen laſſen. Es iſt unmöglich, ſich einen Begriff von dem Feuereiſer unſerer Soldaten, das Arſenal auszuräumen und die däniſchen Schiffe in ſegelfertigen Stand zu ſetzen, machen zu können. In drei Wochen, ſagen ſie, muß Alles, was zur däniſchen Marine gehört, in Woolwich oder in den engliſchen Häfen ſein. Inzwiſchen glaubt man doch, daß, um Alles wegzuführen, mindeſtens zwei Monate werden erforderlich ſein. Die Einwohner von Kopenhagen müſſen requiſitionsweiſe an den Schiffen arbeiten, die zu bauen angefangen waren, und um die Arbeit zu beſchleunigen, wird uns Admiral Gambier noch zweitauſend Zimmerleute und Schmiede ſchicken. Alle Schiffsgerippe, welche wir nicht mitnehmen können, ſollen zerſchlagen werden. Ihr Eiſen und ihr Kupfer gehören zur Maſſe, die wir mitnehmen. Uebrigens habe ich Ihnen zwei beiſpielloſe Verbrechen zu berichten, von welchen man zur Ehre der däniſchen Regierung gern glaubt, daß ſie nicht daran ſchuld ſei. Das erſte iſt, daß, als wir uns der däniſchen Flotte bemächtigten, wir gewahr wurden, daß ſie völlig bereit war, unter Segel zu gehen. (Gott weiß, wohin ſie gehen wollte!) Das zweite Verbrechen, für deſſen Abſcheulichkeit wir keinen Ausdruck finden, beſteht darin, daß nach einer genauen Beſichtigung der Schiffe, welche die däniſche Flotte ausmachten, man ſämmtliche Schiffe im Raume angebohrt fand und zwar auf ſo ſpitzbübiſch-künſtliche Weiſe, daß das Loch gänzlich verdeckt war. Welche niederträchtige Schandthat! Wir ſind gegenwärtig bemüht, die Urheber dieſes abſcheulichen Complots ausfindig zu machen."

Die „Aurora", ein engliſches Journal, das ſich zum Echo dieſes Briefes herlieh, fügte die Bemerkung hinzu, daß das, was der britiſche Uebermuth in dieſem

Falle Verbrechen nennt, bei den Alten eine Heldenthat genannt worden wäre, und daß die Geſchichte den Namen einer Nation verewigt haben würde, die lieber ihre Seemacht freiwillig aufgeopfert, als gezwungen brutalen Feinden überlaſſen hätte, welche ſelbſt die geheiligten Rechte neutraler Nationen mit Füßen zu treten ſich nicht geſcheut haben.

Schließlich theilen wir die offizielle Liſte der däniſchen Kriegsſchiffe mit, die zufolge jener unſeligen Capitulation vom 7. Septem[illegible] die Hände der britiſchen Seeräuber fielen:

### A. Lini[illegible]ffe.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Chriſtian VII., | von | 9[illegible] | [illegible], | gebaut | im J. | 1802. |
| 2. | Neptun | = | 84 | | = | = | 1789. |
| 3. | Waldemar | = | 80 | | = | = | 1798. |
| 4. | Sophie Friederike | = | 74 | | = | = | 1775. |
| 5. | Juſtitia | = | 74 | = | = | = | 1777. |
| 6. | Erbprinz Friedrich | = | 74 | = | = | = | 1782. |
| 7. | Kronprinz Friedrich | = | 74 | = | = | = | 1784. |
| 8. | Fühnen | = | 74 | = | = | = | 1787. |
| 9. | Odin | = | 74 | = | = | = | 1788. |
| 10. | Trekronen | = | 74 | = | = | = | 1789. |
| 11. | Skiold | = | 74 | = | = | = | 1792. |
| 12. | Krprinzeſſ. Maria | = | 74 | = | = | = | 1793. |
| 13. | Dänemark | = | 74 | = | = | = | 1794. |
| 14. | Norwegen | = | 74 | = | = | = | 1800. |
| 15. | Prinzeſſin Caroline | = | 74 | = | = | = | 1805. |
| 16. | Dithmarſen | = | 64 | = | = | = | 1780. |
| 17. | Sirene oder Seiren | = | 64 | = | = | = | 1795. |
| 18. | Mars | = | 64 | = | = | = | 1784. |

### B. Fregatten.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Perle | von | 44 | Kan., | gebaut im J. | 1804. |
| 2. | Havfruen | ⸗ | 44 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1789. |
| 3. | Freja | ⸗ | 44 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1793. |
| 4. | Iris | ⸗ | 44 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1795. |
| 5. | Rota | ⸗ | 44 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1801. |
| 6. | Venus | ⸗ | 44 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1805. |
| 7. | Najade | ⸗ | 36 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1796. |
| 8. | Triton | ⸗ | 28 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1790. |
| 9. | Frederiksſteen | ⸗ | 28 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1800. |
| 10. | Der kleine Belt | ⸗ | 24 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1801. |
| 11. | Sanct-Thomas | ⸗ | 22 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1779. |
| 12. | Fylla | ⸗ | 24 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1802. |
| 13. | Elbe | ⸗ | 20 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1800. |
| 14. | Eyder | ⸗ | 20 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1802. |
| 15. | Glückſtadt | ⸗ | 20 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1804. |

### C. Briggs.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Sarpen | von | 18 | Kan., | gebaut im J. | 1791. |
| 2. | Glommen | ⸗ | 18 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1791. |
| 3. | Niedelven | ⸗ | 18 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1792. |
| 4. | Merkur | ⸗ | 18 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1806. |
| 5. | Courier | ⸗ | 14 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1801. |
| 6. | Flyvende Fyſk | ⸗ | 12 | ⸗ | ⸗ ⸗ | 1789. |

### D. Kanonenböte.

Eilf Kanonenböte mit 2 Kanonen und Vierzehn Kanonenböte mit 1 Kanone.

Der Werth der ganzen Flotte, des ganzen Raubes, wurde von den engliſchen Offizieren auf 5 Millionen Pfund Sterling oder 35 Millionen Reichsthaler veranſchlagt. Zwei noch nicht vom Stapel gelaſſene Linienſchiffe wurden von den Engländern zerhauen. Gambier's Flaggen-Capitain, der zum Baronet erhobene Sir Home Popham, ließ außerdem die Dampfmaſchine und die Docke ruiren. „Auch Brutus iſt ein ehrenwerther Mann", ſagt ein gewiſſer Shakeſpeare.

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Declaration des britiſchen Miniſteriums. — Engliſche, franzöſiſche und däniſche Stimmen, die dagegen laut wurden. — Manthey und ſeine Schrift.

Dieſer unerhörte Raub an dem Eigenthume des neutralen Dänemarks erregte auf dem ganzen Feſtlande und namentlich in Frankreich eine ſo allgemeine, ungeheuere, von Buonaparte noch mehr angeſchürte und zu ſeinem eigenen Nutzen ausgebeutete Erbitterung, daß die engliſchen Miniſter ſich gedrungen fühlten, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und im „Court Journal“ nachfolgende Schutzſchrift und Rechtfertigung ihres wiederrechtlichen Verfahrens gegen Dänemark erſcheinen zu laſſen.

Die von ihnen gegebene Declaration lautete:

„Seine Majeſtät der König ſind ſich ſelbſt und Europa eine freimüthige Darſtellung der Beweggründe ſchuldig, welche die neulichen Maaßregeln in der Oſtſee veranlaßt haben (have dictated.) Seine Majeſtät haben dieſe Darſtellung blos in der Hoffnung einer freundſchaftlicheren Uebereinkunft mit dem däniſchen Hofe verſchoben, deren Erlangung Ihr erſter Wunſch und Ihr erſtes Beſtreben war, für welche Sie die größ-

n Anſtrengungen und die größten Opfer zu bringen
ch erboten und welche Sie nie, ſelbſt nicht im Augen-
licke der entſchiedenſten Feindſeligkeiten, aus dem Auge
rloren haben.

So tief auch Seine Majeſtät die Täuſchung die-
r Hoffnungen empfinden, ſo bleibt Ihnen doch we-
igſtens der Troſt zu bedenken, daß Ihrerſeits keine
Bemühung unverſucht blieb, um ein anderes Reſultat
erbeizuführen, und während Sie die grauſame Noth-
vendigkeit beklagen, welche Sie gezwungen haben, gegen
ine Nation, mit welcher Seine Majeſtät die Verhält-
iſſe eines gemeinſchaftlichen Intereſſes und Bündniſſes
eizubehalten ernſtlichſt wünſchten, zu feindlichen Maaß-
egeln Ihre Zuflucht zu nehmen, ſind Seine Majeſtät
es feſten Vertrauens, daß die Augen von Europa
nd der ganzen Welt die Rechtfertigung Ihres Ver-
ahrens in der gebieteriſchen und unabweisbaren Pflicht
nden werden, welche unter allen Pflichten eines Sou-
erains die höchſte iſt, die nämlich, für die unmittel-
are Sicherheit Ihres Volkes zu ſorgen, ſo lange es
och Zeit iſt.

Seine Majeſtät erhielt die allerbeſtimmteſte
achricht (the most positive information), daß der
egenwärtige Beherrſcher von Frankreich entſchloſſen ſei,
as holſteinſche Gebiet mit einer bewaffneten Macht
u beſetzen, um Großbritannien von allen ſeinen ge-
ohnten Verbindungskanälen mit dem feſten Lande
uszuſchließen, den däniſchen Hof zur Sperrung des
undes zum Nachtheile der britiſchen Handlung und
chifffahrt zu zwingen und ſich der Mithülfe der dä-

niſchen Marine zu einer Landung in Großbritannien oder Irland zu bedienen.

Seine Majeſtät, die ſich auf die Glaubwürdigkeit (authenticity) der Quellen, aus welchen dieſe Nachricht kam, verlaſſen durften, wurden in Ihrem Glauben daran durch die bekannten und wiederholten Erklärungen des Feindes, durch deſſen neuerliche Beſitznahme von Städten und Gebieten anderer neutraler Staaten, ſo wie durch die bereits getroffenen Anſtalten zur Aufſtellung einer feindlichen Macht an den Grenzen von Seiner däniſchen Majeſtät Beſitzungen auf dem feſten Lande, nur noch mehr beſtärkt. Trotzdem wollten Seine Majeſtät gern noch zögern, nach Maaßgabe dieſer Nachrichten zu handeln, bis jener Plan ſich vollſtändig und durch Thatſachen entwickelt und ſo der ganzen Welt die abſolute Nothwendigkeit jener Maaßregeln vor Augen gelegt hätte. Wirklich zögerten Seine Majeſtät ſo lange, als noch ein Zweifel über die Dringlichkeit der Gefahr oder noch einige Hoffnung zu einem wirkſamen Widerſtand in den Hülfsmitteln oder in der Stimmung von Dänemark vorhanden war.

Aber Seine Majeſtät konnten nicht umhin, ſich zu erinnern, daß, als beim Ende des vorigen Krieges der däniſche Hof ſich in eine feindſelige Verbindung gegen Großbritannien einließ, er für dieſen durch nichts gerechtfertigten Bruch einer von Seiner Majeſtät ſtets gewiſſenhaft reſpectirten Neutralität als Entſchuldigungsgrund angeführt hatte, Dänemark ſei anerkannt außer Stande, der Wirkſamkeit äußern Ein-

s und den Drohungen einer furchtbaren benach-
n Macht widerſtehen zu können. Seine Majeſtät
ten nicht umhin, den Grad des Einfluſſes, wel-
damals den Entſchluß des däniſchen Hofes zur
etzung ausdrücklicher, erſt ſechs Monate vorher
lich eingegangener Verbindlichkeiten angetrieben hatte,
der vergrößerten Wirkſamkeit zu vergleichen, welche
kreich gegenwärtig dem nämlichen Grundſatze des
Furcht-Setzens, mit Königreichen zu ſeinen Füßen
der Bevölkerung ganzer Nationen unter ſeinen
nen, zu geben im Stande, iſt.

Die Gefahr war nicht minder dringend, als ge-
Schon verſammelte ſich die zum Einfall in Hol-
beſtimmte Armee auf dem verletzten Gebiete des
ralen Hamburgs, und war erſt Holſtein einmal
Beſitz genommen, ſo hing die Inſel Seeland von
Willkühr Frankreichs ab und Dänemarks Seemacht
dann ganz zu deſſen Verfügung.

Wahr iſt es, eine britiſche Macht hätte trotzdem
Weg in die Oſtſee finden und eine Zeitlang die Be-
ungen der däniſchen Marine beobachten und hin-
können. Allein die Jahreszeit näherte ſich, wo
Vorſicht nicht länger von Nutzen geweſen und
er Majeſtät Flotte genöthigt worden wäre, ſich
dieſen Gewäſſern zurückzuziehen und Frankreich in
ſtörter Sicherheit Angriffsmittel gegen Seiner Ma-
t Beſitzungen anhäufen zu laſſen.

Aber ſelbſt unter dieſen Umſtänden, als Seine
eſtät den däniſchen Hof zu Leiſtung der Genug-

thuung und Sicherheit, welche Sie zu begehren ſich gezwungen ſahen, aufgefordert hatten und das einzige Pfand verlangten, durch welches dieſe Sicherheit zur Realität gebracht werden konnte — den temporairen Beſitz der Flotte nämlich, welche den hauptſächlichſten Reiz für Frankreich abgab, um Dänemark zu Feindſeligkeiten gegen Großbritannien zu zwingen — ſelbſt unter dieſen Umſtänden begleiteten Seine Majeſtät das Verlangen mit dem Anerbieten jeder Bedingung, welche darauf abzwecken konnte, dies mit dem Intereſſe und den Gefühlen des däniſchen Hofes in Einklang zu bringen. Es hing nur von Dänemark ſelbſt ab, die Stipulationen und Bedingungen, die es fordern wollte, feſtzuſetzen. Fürchtete Dänemark, die Uebergabe ſeiner Flotte möchte von Seiten Frankreichs als ein Act der Begünſtigung Großbritanniens übel aufgenommen werden, dann hatte Seine Majeſtät eine Macht von ſo furchtbarer Größe in Bereitſchaft, daß dieſe ſelbſt in Frankreichs Augen das Nachgeben rechtfertigen mußte, indem ſie jeden Widerſtand fruchtlos machte.

War hingegen Dänemark in der That darauf gefaßt, den Zumuthungen Frankreichs zu widerſtehen und ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, ſo boten ihm Seine Majeſtät Ihre Mitwirkung zu ſeiner Vertheidigung, See-, Land- und Geld-Unterſtützung, die Garantie ſeines europäiſchen Gebiets, ſo wie Sicherheit und Vergrößerung ſeiner Colonialbeſitzungen an.

Daß bei Vollziehung einer für die Sicherheit der Beſitzungen Seiner Majeſtät durchaus nothwendigen

aaßregel das Schwert gezogen worden, iſt für Seine
ajeſtät ein Gegenſtand des aufrichtigſten und ſchmerz-
ichſten Bedauerns. Daß der Zuſtand und die Ver-
ältniſſe der Welt von der Art ſind, daß ſie die Maaß-
egeln der Selbſterhaltung, zu welchen Seine Maje-
ät Ihre Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt geſehen
aben, erheiſchen und rechtfertigen, iſt eine Wahrheit,
elche Seine Majeſtät tief beklagen, für welche Sie
ber auf keine Weiſe verantwortlich ſind.

Seine Majeſtät haben lange genug mit gewiſſen-
after Schonung einen höchſt ungleichen Kampf gegen
naufhörliche Gewaltſamkeit und Unterdrückung geführt.
ber dieſe Schonung hat ihre Grenzen. Als die Ab-
cht, die europäiſchen Mächte Einer allgemeinen Uſur-
ation zu unterwerfen und ſie durch Schrecken oder
ewalt zu einem Bunde gegen die Seerechte und die
olitiſche Exiſtenz dieſes Königreichs zu vereinigen, öf-
ntlich eingeſtanden und nur zu weit ſchon der Aus-
ührung nahe gebracht war, wurde es für Seine Ma-
ſtät unumgängliche Nothwendigkeit, dem Fortgange
nes Syſtems zuvorzukommen, welches nicht nachthei-
ger für Ihr eigenes Intereſſe, als für das Intereſſe
ler Mächte iſt, welche beſtimmt waren, die Werk-
uge zu deſſen Ausführung zu ſein.

Hier trat nun der Fall ein, daß den Wirkungen
ner Furcht, welche Frankreich den Nationen der
elt eingeflößt hat, durch eine Kraftanſtrengung Groß-
itanniens entgegengewirkt werden mußte, eine Kraft-
ſtrengung, die durch die Dringlichkeit der Kriſis

hervorgerufen und der Größe der Gefahr angemeſſen war.

Unterdeſſen bleibt es, trotz der von Seiten der däniſchen Regierung erfolgten Kriegs-Erklärung, noch immer dem Entſchluſſe Dänemarks überlaſſen, ob der Krieg zwiſchen beiden Nationen fortdauern ſoll. Noch immer ziehen Seine Majeſtät eine freundſchaftliche Uebereinkunft vor. Sie wünſchen lebhaft, das Schwert, welches Sie nur mit dem größten Widerwillen zu ziehen gezwungen waren, wieder einzuſtecken; noch immer ſind Sie bereit, Dänemark und der Welt zu zeigen, daß Sie einzig und allein im Gefühle Ihrer Pflicht für die Sicherheit Ihrer eigenen Staaten ſo gehandelt haben, keineswegs aber daran denken, aus irgend andern Abſichten oder in der Hoffnung irgend eines Vortheils oder irgend einer Vergrößerung die Feindſeligkeiten über die Grenzen der Nothwendigkeit zu treiben, welche dieſelben erzeugt hat.

Weſtminſter, am 25. September 1807."

Nur wenig Staatsſchriften haben in dem tauſendſtimmigen Chore der öffentlichen Meinung ſo viel Unwillen, ſo ſcharfe Widerlegung und ſo beißenden Spott hervorgerufen, als dieſe ſogenannte Rechtfertigung.

Der in Paris erſcheinende „Argus" machte darüber folgende Randgloſſen:

„Bis jetzt hatte die engliſche Regierung es noch nie für nöthig gehalten, die Eingriffe, die ſie ſich ſchon ſo oft gegen das Völkerrecht und die öffentliche Moral der Nationen erlaubt, rechtfertigen zu wollen: diesmal aber iſt der der ganzen Welt gegebene Skan-

il ſo ärgerlich und von ſo üblem Beiſpiel, daß Seine
roßbritanniſche Majeſtät gefühlt haben, ſich entſchul-
igen oder doch wenigſtens das Gehäſſige davon durch
ufſtellung von Beweggründen mildern zu müſſen,
ie, ſelbſt wenn ſie gültig wären, ein ſolches Verbrechen
icht rechtfertigen würden, deren augenſcheinliche Trüg-
chkeit den Abſcheu davor nur noch vermehren muß.
ie ganze Apologie beruht lediglich auf den Gründen,
elche, von den Miniſterialjournalen aufgeſtellt, in
nſerm Blatte ſchon zwanzigmal widerlegt und in der
ffentlichen Meinung ganz und gar anrüchig geworden
nd. — Der erſte in jener „Declaration" angeführte
echtfertigungsgrund lautet: „Seine großbritanniſche
Rajeſtät hätten Nachrichten erhalten, daß Frank-
eich Willens ſei, mit einer Militairmacht Holſtein zu
eſetzen, der engliſchen Schifffahrt den Sund zu ver-
chließen und ſich des Beiſtands der däniſchen Flotte
einer Invaſion in Großbritannien oder Irland zu
edienen." — Sollte man's wohl für möglich halten,
aß auf Nachrichten (informations), auf ſchwankende
ata, auf chimäriſche Vorausſetzungen hin eine Re-
ierung ſich ſo kaltblütig entſchließen könnte, eine be-
eundete Macht zu vernichten, die anerkannteſten Rechte
verletzen, die geheiligtſten Bande der Menſchheit zu
rreißen? — Gerade ſo erdichtete man Rüſtungen in
en franzöſiſchen Häfen, als man den Tractat von
miens zu brechen beabſichtigte. Wir haben dieſe
ophiſtereien der Treuloſigkeit ſchon zur Genüge wi-
erlegt; aber in der „Declaration" ſelbſt findet ſich
och ein ſehr mächtiger Grund gegen den Urheber die-

ſes verabſcheuenswürdigen Raubzugs. Die engliſche Regierung bekennt, eine engliſche Escadre hätte in die Oſtſee dringen und darin die Bewegungen der däniſchen Marine beobachten können. Gewiß war dieſe Vorſichtsmaaßregel bei der Schwäche gedachter Marine vollkommen ausreichend; denn nichts iſt lächerlicher als die Vorausſetzung, daß eine franzöſiſche Expedition aus dem Hafen von Kopenhagen auslaufen würde, um einen Einfall in England oder Irland zu unternehmen. „Aber," ſagt man, „die ſtürmiſche Jahreszeit wird die britiſchen Schiffe aus dieſen Gewäſſern bald entfernen." Dadurch wird jedoch auch die Ausführung der, Frankreich zugeſchriebenen Projecte deſto ſchwieriger und die Ueberfahrt von Kopenhagen nach London nur noch gefährlicher. Wahrlich, Frankreich hat ſicherere und kürzere Wege, um ſeinen Todfeind anzugreifen und deſſen Tyrannei zu ſtürzen. — Nach Anführung von ſo triftigen Gründen bedauert die engliſche Regierung bitter die natürlichen Folgen des dem feſten Lande wieder geſchenkten Friedens; ſie beſchwert ſich, daß die Mächte das geworden ſeien, was ſie Inſtrumente des franzöſiſchen Haſſes nennt. Dieſer für Frankreich ſo rühmliche Vorwurf klingt nur gehäſſig aus dem Munde der engliſchen Regierung. Nach vier blutigen Kriegen, die ſie durch ihre Ränke angezettelt, durch ihr Geld erkauft und zur Befriedigung ihres Ehrgeizes fortgeführt hat, ſteht es ihr ſehr übel, wenn ſie der Unfälle, die ſie angeſtiftet, zu ſpotten wagt und Ereigniſſe, deren erſte Urſache ſie ſelbſt geweſen war, ſo geſchwind aus dem Gedächtniſſe verliert. Sie kann ſich jetzt an die Worte Kaiſer Napoleon's erinnern, als Preußen voriges Jahr auf's Schlachtfeld geſchleppt worden war. „Die Zukunft," ſprach er, „wird zeigen, ob eine neue Coalition für Frankreich nachtheiliger als die drei frühern ſein wird. Die Zukunft wird zeigen, ob die, welche ſich über Frankreichs Ehrgeiz und Größe beſchweren, dieſe nicht ihrem eigenen Haß und ihrer eigenen Ungerechtigkeit zuzuſchreiben haben. Frankreich hat ſich nur durch die ſo oft erneuerten Bemühungen, es zu unterdrücken, immer mehr und mehr gehoben." — Der Gott der Heerſchaaren hat gewollt, daß dieſe furchtbare Weiſſagung eintreffe. Die engliſche Regierung erblickte mit Schrecken die bittern Früchte des Saamens, den ſie ſelbſt auf dem Feſtlande ausgeſtreut, und doch klagt ſie über ihr eigenes Werk und wirft andern Mächten die Folgen ihrer mörderiſchen Politik vor. Auf den rauchenden Trümmern von Kopenhagen, auf den Gräbern der ihrer wüthenden Eiferſucht geſchlachteten Opfer, im Angeſichte der den unglücklichen Dänen geraubten Flotte wagt die engliſche Regierung zu denſelben von ihrer Biederkeit und von ihrer Sehnſucht nach Frieden zu ſprechen. Dieſer grauſame Mord gleicht dem eines Meuchelmörders, der dem ſo eben Niedergeſtoßenen das Glück ſeiner Freundſchaft anbietet. — Jetzt aber, da Dänemarks Sache die Sache aller Nationen geworden, jetzt, da es berechtigt iſt, von ihnen die ſchnellſte und kräftigſte Hülfe zu verlangen — was hat es da noch zu fürchten, oder was könnte es von der britiſchen Großmuth wohl noch erwarten? England hat ſich bereits Alles, was es gekonnt, erlaubt. — Außerdem bemerkt man in dieſer officiellen Declaration einen Zug, der eine unſerer früheren Aeußerungen beſtätigt. Daß 30,000 Mann ausgeſuchter Truppen, daß eine unermeßliche, mit allen Mitteln der Zerſtörung ausgerüſtete Flotte es endlich dahin gebracht haben, ein neutrales, von allen Seiten offenes Land, das nur durch eine des Waſſerhandwerks unkundige Bürgerſchaft, durch Bauern mit Senſen, vertheidigt ward, meuchlings zu überfallen; daß ſie eine Stadt angezündet, ſo viele friedliche Bewohner vollſtändig ruinirt, ſo viel Greiſe, Weiber nnd Kinder getödtet haben ... wahrlich, dies Alles iſt nicht hinreichend, die Namen Cathcart, Gambier, Wellesley mit Ruhm auf die Nachwelt zu bringen. Denn die engliſche Regierung ſagt ja ſelbſt, ſie habe dieſe Expedition gefliſſentlich ſo furchtbar ausgerüſtet, um jeder Art von Hinderniß zuvorzukommen. Durch dies offene Geſtändniß wird der Ruhm ihrer Heerführer ſehr geſchwächt und es bleibt ihnen der That nach nichts als die höchſt zweideutige Ehre, eine Stadt in Brand geſteckt zu haben, deren Vertheidigung man im Voraus für fruchtlos erklärt hat."

Daſſelbe Blatt ſchrieb einige Tage ſpäter: „Aus der Art und Weiſe, wie ſelbſt die miniſteriellen Blätter ſich vernehmen laſſen, erſieht man wohl, daß die Expedition gegen Kopenhagen einer Rechtfertigung recht ſehr nöthig und daß ſelbſt der glückliche Erfolg derſelben deren Schändlichkeit nicht vermindert hat. — Wenn etwas die Abſcheulichkeit dieſes Raubzuges in's rechte Licht ſetzen könnte, ſo wäre es zweifelsohne die

hamloſe Frechheit, womit ſie bei dieſer Gelegenheit
n der engliſchen Menſchlichkeit und Milde
rechen, oder die barbariſche Freude, mit der ſie die
hlloſen Unglücksfälle erzählen, welchen ſich ein neu-
ales Land durch Englands Felonie preisgegeben ſah.
nd was vielleicht ein noch größerer Schandfleck für
n britiſchen Namen bleibt, iſt der Umſtand, daß der
önig ſelbſt kein Bedenken trägt, durch öffentliche
hrenbezeugungen, welche nur großen und ſchönen
andlungen gebühren, die Ausführung einer Unter-
hmung zu belohnen, die man nicht anders als
n ſcheußliches Attentat gegen die Geſellſchaft anſehen
nn.“ —

Nicht minder ſcharf ſprachen ſich die engliſchen
ppoſitionsblätter aus. Das „Morning Chronicle“
rieb: „Es iſt eine königliche Erklärung in Bezug auf
e Einnahme von Kopenhagen erſchienen und in al-
n Miniſterialzeitungen abgedruckt, die ſie ſehr empha-
ch paraphraſiren. Sie fließen von Lobeserhebungen
r gegenwärtigen Miniſter über, deren Genie eine
xpedition ausgedacht hat, bei welcher wir mit 30,000
ann und 25 Kriegsſchiffen eine unausgerüſtete Flotte
d eine Stadt ohne Vertheidigungsmittel erobert ha-
n. Wir aber, trotz der Anzüglichkeiten unſerer Geg-
r, die uns des Einverſtändniſſes mit den Franzoſen
ſchuldigen, wir beharren auf der Behauptung, daß
ſe offenbare und gewaltſame Verletzung der Rechte
r däniſchen Neutralität eine ſehr übele Wirkung
f die Stimmung der Continentalmächte ausüben und
gland neue Feinde, Frankreich hingegen neue Bundes-

genoſſen zuführen wird; daß dieſer Sieg für uns ein Schimpf iſt und daß die Dänen die Märtyrer der Oſtſee ſind."

Das „Oracle" ſagte: „In der königlichen Erklärung vom 25. September wird Alles aufgeboten, um zu beweiſen, daß England mit Recht Dänemark heimlich überfallen, Kopenhagen verbrannt und die däniſche Flotte weggenommen habe. Die vielen Bemühungen, dieſes unrechtliche Verfahren zu beſchönigen, zeigen deutlich, daß die engliſche Nation noch ein Gewiſſen hat, welches die engliſchen Miniſter vergebens einzuſchläfern verſuchen. Dieſe „Declaration" iſt in den Miniſterialblättern mit heftigen Zuſätzen erſchienen, worin unter Andern auch die Weisheit unſerer Miniſter und die Tapferkeit einer Nation geprieſen wird, die ein neutrales wehrloſes Land meuchlings überfallen hat. — — — Dieſe „Declaration" iſt ſeit langer Zeit die erſte Erklärung unſeres Cabinets, in welcher es ſich nicht auf das Völkerrecht und die beſtehenden Verträge bezieht. Man hütete ſich wohl, im gegenwärtigen Falle von Völkerrecht zu ſprechen. Wer aber läßt ſich durch dieſe königliche „Declaration" wohl noch täuſchen? Man weiß, was man von ſolchen geſuchten Vertheidigungen und Phraſen zu halten hat und wird auch in England nicht von der Behauptung abgehen, daß ſolch ein Sieg nur eine Schmach, ſolch eine Eroberung nichts Anderes als ein Straßenraub iſt!" — —

Wer aber, fragt die richtende Geſchichte, waren die Urheber dieſes unverantwortlichen, der engliſchen Nation zu ewiger Schmach gereichenden Raubzuges?

Die Engländer, die ſich von aller Schuld rein zu aſchen verſuchten, wälzten die ganze Verantwortung erſelben auf den Marquis Wellesley und deſſen Bruder Arthur, die Beide — es iſt wahr — iriſcher lbkunft ſind.

„Beide aber, bemerkt der Pariſer „Argus“, ſind m Londoner Hofe auferzogen worden und haben von hrer Kindheit an deſſen Grundſätze eingeſogen. Auch er Haupturheber, das primum mobile dieſer ab- cheulichen Unternehmung, ſog in Irland ſeine erſten lthemzüge ein; aber, gleich einem unnatürlichen Kinde, errieth er das Land ſeiner Erzeugung, den Boden, uf dem er geboren ward, noch lange vorher, ehe er ie mit uns befreundeten Dänen verrieth; ſein Vater- and hat ihn längſt verleugnet. — In zwei aufein- nder folgenden allgemeinen Wahlen ward er aus den erichten hinausgepfiffen, und ſein Name wurde in rland dergeſtalt verhaßt, daß ſelbſt der Scharfrichter on Dublin es für gut hielt, ſeine Theilnahme an er allgemeinen Verachtung zu zeigen und deswegen nes Tages unter den Gefängnißknechten von New- oal in Greenſtreet ausrief: „Gott verdamm' mich! ch kann mir nie vergeben, daß ich eine ſo ſchöne elegenheit einen Sitz im Parlamente zu erhalten, ent- iſchen ließ; unfehlbar wäre es geſchehen, hätte ich ur dem Lord Caſtlereagh widerſtanden!“ — Ein nderer, eben ſo triftiger Beweis, daß es die ſchreiendſte ngerechtigkeit iſt, wenn die Engländer dies Verbrechen uf Irländer wälzen wollen, iſt, daß England allen araus entſprungenen Nutzen zieht, während Irland allein darunter leidet. England ſichert ſich die Flotte und faſt Alles, was es den Dänen geplündert hat. Irland dagegen muß auf's Neue entvölkert werden, um dieſe übel erworbenen Schiffe zu bemannen. Die däniſche Flotte und die iriſchen Matroſen müſſen England in den Stand ſetzen, ſeinen Plan eines ewigen Krieges auszuführen. England laſſe Irland frei von der Schande ſeiner Maaßregeln gegen Dänemark, und Irland will ihm dann gerne die Wellesley's, die Caſtlereagh's und den Nutzen der däniſchen Flotte überlaſſen!"

Dieſer Schrei des gerechteſten Unwillens durchzuckte alle unabhängigen Organe Europa's. Flower's „Political Review" parodirte die königliche Declaration in der ſogenannten „Abſchiedsrede des Straßenräubers Johnſtone auf dem Scheiterhauſen" und ein anderes Journal Londons weiſſagte im prophetiſchen Geiſte dem Urheber dieſer ſcheußlichen Unternehmung ein trauriges Ende.*)

Hören wir ſchließlich auch die Stimme eines leidenſchaftsloſen, aber wahrheitsgetreuen Dänen. Der anonyme Verfaſſer der in däniſcher und deutſcher Sprache unter dem Titel: „Iſt es England gelungen, ſeinen Raubzug gegen Dänemark zu rechtfertigen?" erſchienenen Schrift*) giebt zu der königlichen Erklärung vom 25. September eine Reihe von Erläuterungen, in welchen u. A. geſagt wird: Frankreich habe, weit entfernt, die Beſetzung Holſteins und die Mitwirkung der däniſchen Seemacht zu einer Landung in England zu verlangen, gegen den Hof von Kopenhagen niemals die leiſeſte Anregung eines ſolchen Verlangens gemacht; im Gegentheile habe die franzöſiſche Regierung, als ſie eine Armee an der Elbe zuſammenzog, um ſich einer Landung der Engländer und Hannoveraner zu widerſetzen, nie aufgehört, Dänemark die beſtimmteſte Verſicherung über die Erhaltung ſeiner Neutralität zu geben. Nie, fährt er fort, hat Frankreich die Schließung des Sundes weder vorgeſchlagen, noch verlangt; eine Maaßregel, die überdies nicht in der Macht Dänemarks liegt, weil dabei auch Schweden mitzuſprechen habe. — Der Verfaſſer giebt die Aufklärung, daß nach den genauſten angeſtellten Nachforſchungen alle dieſe Gerüchte durch ſolche Menſchen verbreitet wurden, welche es mit England hielten; hierzu müſſe man, außer einer Menge bezahlter Spione**), auch viele Kaufleute rechnen, deren Vermögen an das Schickſal der Londoner Bank geknüpft ſei, ferner alle unruhigen Köpfe, welche, mit dem ge-

---

*) Und dies traf auch wirklich ein. Robert Stewart Lord Caſtlereagh, die causa peccans des Raubzuges gegen Dänemark, endigte ſein Leben durch Selbſtmord. Er ſchnitt ſich am 12 Auguſt 1822, in einem Anfalle von Schwermuth, mit einem Federmeſſer die Halsadern durch.

---

*) Verfaſſer dieſer 1808 in Kiel herausgekommenen Schrift war Ludwig Daniel Manthey, früher däniſcher Geſandtſchaftsſecretair in Paris und zur Zeit des britiſchen Raubzuges beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Kopenhagen angeſtellt.

**) Wie den früher erwähnten Grafen d'Antraigues.

genwärtigen Zuſtande der Dinge in Frankreich unzufrieden, einen Anlehnungspunkt ſuchten und dieſen am bequemſten in London fanden; endlich alle Diejenigen, welche aus eigenem Gefallen oder aus Affectation Anglomanen ſeien. Dieſe ſind, fährt er fort, die zahlreichen Echos, welche die engliſchen Spione brauchten, um das falſche Gerücht eines franzöſiſchen Einfalls in Holſtein zu verbreiten, ein *Gerücht*, welches die engliſchen Miniſter in ihrem Manifeſte als *poſitive* Nachricht, die ſie erhalten hätten, und gleichzeitig als Beweggrund ihrer Expedition aufzuführen die Unverſchämtheit gehabt haben. — Der Verfaſſer geſteht, daß der däniſche Hof Nachrichten über die engliſche Expedition gegen Seeland erhalten habe; als er aber von England eine Erklärung verlangt, habe Herr *Garicke*, der engliſche bevollmächtigte Miniſter in Kopenhagen, auf die poſitivſte Weiſe und im Namen ſeines Souverains verſichert, daß dieſe Ausrüſtung nicht die geringſte Feindſeligkeit gegen Dänemark beabſichtige, mit der Zuſicherung, daß ſie eine ganz andere Beſtimmung habe. — Man weiß, ſagt der Verfaſſer, daß die Engländer dem Kronprinzen die Wahl vorlegten: entweder ſolle ſich Dänemark mit England verbinden oder ſich auch fernerhin neutral verhalten. Im letzten Falle wolle England die däniſche Flotte nach dem allgemeinen Frieden wieder ausliefern und nur die Inſel Helgoland behalten. Aber man wußte nicht: 1) daß England den Vorſchlag eines Bündniſſes mit dem Anerbieten begleitet hatte, die däniſchen Colonien auf Koſten der franzöſiſchen zu vergrößern; 2) daß Eng-

d verlangt hatte, ſeine Armee ſolle während der
terhandlungen in Seeland verbleiben; 3) daß Eng-
d dem Kronprinzen gedroht hatte, im Weigerungs-
e eine ſchwediſche Hülfsarmee in Seeland an's Land
ſetzen; 4) daß England gewagt hatte, im Voraus
verſprechen, daß Rußland dieſe Maaßnehmungen
rantiren werde. Die Antwort des Kronprinzen auf
ſe Vorſchläge war in folgenden Ausdrücken abge-
it: „Dänemark fühlt ſich durch die Anerbietungen
glands eben ſo ſehr als durch deſſen Drohungen
pört, und nach dem, was bisher vorgefallen iſt,
n von einem Separatfrieden zwiſchen Dänemark und
gland nicht mehr die Rede ſein.“

Und der Kronprinz hielt ſein Wort!

## Sechszehntes Kapitel.

Wegführung der däniſchen Flotte. — Englands neue Vorſchläge werden energiſch zurückgewieſen. — Dänemark ruft Frankreichs Hülfe an. — Schwedens Stellung. — Einſchiffung der engliſchen Truppen. — Werth der däniſchen Flotte. — Stimmung gegen die Urheber dieſes Raubes. — Umtaufung der däniſchen Schiffe. — Dänemarks Manifeſt gegen England. — Englands Kriegserklärung.

Kein däniſcher Patriot konnte gegen das, was in der letzten Zeit ſein Vaterland betroffen hatte, ſich mit mehr Erbitterung ausſprechen, als die engliſche Oppoſitionspreſſe ſelbſt. Der „Independent Whig“ ſchleuderte die Donnerkeile ſeines Zornes auf das Haupt des Schatzkammerkanzlers Spencer Perceval, den dieſes Blatt als den Hauptanſtifter dieſes Raubzuges bezeichnet, während das „Oracle“ und andere Journale die ganze Laſt der Verantwortlichkeit auf Lord Caſtlereagh's Gewiſſen ſchoben. Erſterer nahm ein nicht minder trauriges Ende als Letzterer. Perceval wurde am 11. Mai 1812 in dem Augenblicke, als er ſich ins Parlament begeben wollte, von einem ehemaligen Mäkler Billingham aus Liverpool erſchoſſen*).

---

*) Vergl. Henry de Lasalle, Essai biographique sur M. Perceval, premier ministre d'Angleterre, Par. 1812. 8.

Am 11. October 1807 traf Herr Merry, der vor mehrern Jahren engliſcher Chargé d'affaires am däniſchen Hofe geweſen war,, in Kopenhagen ein und bewarb ſich um Päſſe nach Kiel, um dem Kronprinzen neue Vorſchläge von Seiten Englands zu überbringen. Die Erbitterung hatte aber in allen Schichten des däniſchen Volkes gegen die engliſche Regierung ſo tiefe Wurzel gefaßt, daß an eine friedliche Ausgleichung der obſchwebenden Differenz zwiſchen beiden Höfen nicht mehr zu denken war.

Dänemark hatte ſchon vier Wochen zuvor Frankreichs Hülfe und Beiſtand angerufen. Der General-Adjutant des Kronprinzen, Herr von Lindholm, der am 12. September vom Hauptquartiere zu Kiel mit einem eigenhändigen Schreiben des Mitregenten an den Kaiſer der Franzoſen abgeſchickt worden war, langte am 20. deſſelben Monats in Paris an und wurde in den Tuilerien mit ſo großem Wohlwollen aufgenommen, daß er am Tage ſeiner Abreiſe von Paris (2. October) von Napoleon eine, mit dem Portrait des kleinen Corſen geſchmückte, reich mit Brillanten beſetzte Tabatière und die ſchriftliche Zuſicherung erhielt, daß Frankreich entſchloſſen ſei, ſich Dänemarks anzunehmen.

Schon vorher brachte das gut unterrichtete „Journal de l'Empire“ nachfolgenden Brief aus Altona: „Man verſichert, daß die Unterhandlungen zwiſchen Dänemark und Frankreich beendigt ſind und daß der Offenſiv- und Defenſiv-Tractat von beiden Souverains ratificirt werden wird. Man glaubt, daß 40,000 Franzoſen unter dem Commando des Marſchall von Pontecorvo in die Continentalprovinzen Dänemarks einrücken werden und daß dieſes Hülfsheer, vereint mit einer däniſchen Armee unter dem Oberbefehle des Kronprinzen Friedrich eine großartige Expedition unternehmen wird, um die Engländer aus Kopenhagen und Seeland hinauszutreiben, ihnen — Falls es noch Zeit ſein ſollte — ihre Beute zu entreißen und in einem gewiſſen Falle ſogar bis zu den äußerſten Gränzen Scandinaviens (Schweden) vorzudringen, um den Engländern ihren letzten Bundesgenoſſen auf dem Feſtlande zu rauben und gegen den gemeinſchaftlichen Feind zwei kriegeriſche, zu ihrem eigenen Nachtheile entzweite Nationen (Schweden und Dänen) zu vereinen, welche, trotz des Verluſtes einiger Schiffe, immer die beſte Pflanzſchule für eine Continentalmarine bleiben werden. — Schon jetzt ſetzt man in Rendsburg, wo König Chriſtian in der Mitte aller ſeiner Collegien verweilt, für den Fürſten von Pontecorvo und deſſen zahlreiches Gefolge eine Reihe von Zimmern in Bereitſchaft.“ —

Gleich darauf eilte der ſchwediſche Geſchäftsträger, Freiherr von Taube, von Kopenhagen nach Stockholm, um von dort perſönlich neue Inſtruktionen einzuholen.

Schweden war damals mit England alliirt. Die Stütze des engliſchen Intereſſes war der (ſchon früher erwähnte) Graf Guſtaf Moritz von Armfelt*), derſelbe Mann, der eine Verſchwörung gegen den Herzog von Südermanland anſpann, als dieſer mit m Grafen von Bernſtorff die Aufrechthaltung r nordiſchen Neutralität vertheidigen wollte. Armelt entzog ſich durch den Schutz des Ritters Joſeph cton und der Königin Caroline von Neapel, bei elcher der engliſche Chargé d'affaires vortrefflich aneſchrieben ſtand, dem über ihn verhängten Todesurheile. Eine der erſten Handlungen Guſtav's IV. ei Erreichung ſeiner Volljährigkeit (1796) beſtand arin, Herrn von Armfelt aus Neapel, das ihm in ſicheres Aſyl geboten hatte, zurückzurufen und die Schandpfähle niederreißen zu laſſen, auf welchen in ſämmtichen Städten Schwedens das Todesurtheil gegen ihn, ls Verräther des Vaterlandes, angeſchlagen war. Seitem hatte Herr von Armfelt fortwährend gegen Frankreich intrigirt und ſeinen ganzen Einfluß auf den König von Schweden ausgeübt, um ihn in die letzte Coalition gegen Frankreich hineinzuziehen. Armfelt's Macht war aber jetzt im Abnehmen. Die franzöſiſche Partei in Schweden, an deren Spitze die Königin ſeler ſtand *), wußte Armfelt's Credit ſo ſehr zu untergraben, daß deſſen baldigſter Sturz vorauszuſehen

---

*) Vergl. Band VI. Seite 150 und ff.

---

*) Guſtav's IV. Gemahlin war die Prinzeſſin Frieerike von Baden, Tochter des Erbprinzen Carl Ludwig von Baden (geb. am 12. März 1781), mit welcher er ſich am 31. October 1797 vermählt hatte und von der er ſich am 17. Februar 1812 ſcheiden ließ. Sie war eine jüngere Schweſter der Prinzeſſin Maria Louiſe Auguſte, die, geboren am 24. Januar 1779, am 9. October 1793 den damaligen Großfürſten-Thronfolger und nachmaligen Kaiſer Alexander I. von Rußland geheirathet hatte. Die Kaiſerin

war. Deſſen ungeachtet verſicherte der „Hamburger Correſpondent", die engliſchen Ober-Anführer auf Seeland, Admiral **Gambier**, Lord **Cathcart**, die General-Majore **Arthur Wellesley** und **von Linſingen**, die dem Könige von Schweden einen Beſuch in Helſingborg abgeſtattet hätten, ſeien von ihm auf **Armfelt's** Anrathen zur Tafel eingeladen und mit großer Auszeichnung behandelt worden.

Unterdeſſen beeilten ſich die Engländer, ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Am 13. October begann die Einſchiffung der engliſchen Truppen. Am 14. und 15. zogen die Artillerie und drei Regimenter Cavallerie durch das Weſter- und Norder-Thor zur Einſchiffung nach dem neuen Holme. Am 16. brachen die Bergſchotten mit ihren Weibern, die ſie mit ſich ſchleppten, vom Schloß Friedrichsberg auf, deſſen ſchönen Park und Marſtall ſie übel zugerichtet hatten. Die deutſche Legion begab ſich, wie es hieß, nach Schweden, die engliſchen Truppen wurden nach Portugal geſchickt. Der größte Theil der geraubten Flotte befand ſich bereits auf dem Wege nach England.

Admiral **Gambier** ſchlug den Werth der däniſchen Schiffe in einem offiziellen Berichte auf 4 Millionen 750,000 Reichsthaler an. Das Linienſchiff „Chriſtian VII.", mit 96 Kanonen, ward von ihm zu

---

ſtarb am 16. Mai 1826; ihre Schweſter, die geſchiedene Königin von Schweden, ſtarb am 25. September 1826 zu Lauſanne.

40,000, der „Neptun", mit 84 Kanonen, zu 212,000,
edes Linienſchiff von 74 Kanonen zu 186,000, jedes
ſchiff von 64 Kanonen zu 169,000, jede Fregatte von
4 Kanonen zu 97,000, jede kleinere zu 60,000 und
ede Brigg im Durchſchnitt zu 40,000 Reichsthalern
bgeſchätzt.

Am 20. October räumte Lord Cathcart die
Citadelle und übergab ſie den Dänen *). Cathcart
verlegte ſein Hauptquartier nach Helſingborg.

Der engliſche Bevollmächtigte Merry ſandte wäh-
end dieſer Zeit die neuen Vergleichsvorſchläge ſeiner Regie-
un gnach Kiel. England erklärte, die weggeführte Flotte
rei Jahre nach dem allgemeinen Frieden wieder aus-
uliefern und nur bis dahin die Inſel Helgoland im
Depot zu halten. Der Kronprinz aber, geſtützt auf
Frankreichs Zuſage, verwarf dieſe neuen Propoſitionen
ben ſo unwillig als die frühern Drohungen.

Die Stimmung gegen die Urheber dieſes Raubes
vurde in England ſelbſt immer bitterer. Das „Mor-
ning Chronicle" ſchrieb: „Die Folgen unſeres eben ſo
gerechten als politiſchen Verfahrens gegen Dänemark
angen an, ſich zu entwickeln, und Großbritannien wird
ald das reine und ſchöne Vergnügen genießen, keinen
inzigen Freund und Alliirten auf dem ganzen Erden-
unde zu beſitzen. Die Erbitterung der Dänen iſt un-
eſchreiblich. Die däniſche Regierung verbietet alle
Correſpondenz mit England; ſie läßt nun alle Eng-

---

*) Laut Capitulation hätte dieſe Uebergabe ſchon am 19.
rfolgen ſollen.

länder verhaften, alle engliſchen Waaren confisciren. Der Kronprinz beſchränkt ſich nicht darauf, der am 7. September abgeſchloſſenen Capitulation ſeine Ratification zu verweigern, er will ſogar nicht davon ſprechen hören. Und dieſem leider nur allzu natürlichen und gerechten Haſſe haben wir nichts Anderes entgegenzuſetzen, als alte Schiffsgerippe, die man mit Mühe in unſere Häfen ſchleppen wird. Und bei Gelegenheit einer ſolchen Eroberung rühmen wir uns, Herren des Meeres zu ſein, und freuen uns unſerer chimäriſchen Erfolge! Was iſt doch aus jenem Großbritannien geworden, das ſonſt andere Nationen hochherzig beſchützt, das in allen Angelegenheiten des Feſtlandes den Schiedsrichter gemacht und mit kräftiger Hand Europa's Waagſchale gehalten hat. Die Königin der Nationen iſt todt! Sie hat zu ſehr Carthago nachahmen wollen; ſtolz und reich, wie jene Nebenbuhlerin des alten, ewigen Roms, baute ſie mehr auf die Macht ihrer Waffen, als auf die Gerechtigkeit ihrer Sachen; ſie wähnte, Ausbreitung ihres Gebietes ſei Vermehrung ihrer Macht; ſie überlegte nicht, daß es nur Ein Mittel giebt, zu einer dauerhaften Sicherheit den Grund zu legen; dies Eine Mittel liegt darin: *die beſtehenden Verträge gewiſſenhaft zu erfüllen und niemals abzuweichen von den heiligen Pflichten, welche uns die ewige Gerechtigkeit auferlegt.*"

Der (von einem Irländer in Paris redigirte) „Argus" ſagte, als die geraubte Flotte in die engliſchen Häfen einlief: „Welcher Mann kann ſich fortan, da die engliſche Regierung die däniſche Nation im tiefſten Frieden angegriffen hat, im britiſchen Reiche noch für ſicher halten, unter welchen Umſtänden es auch ſei, im Kriege oder Frieden? Die für dieſen meuchelmörderiſchen Angriff angeführte Autorität iſt Vattel*), der in ſeinem „Droit de gens“ den macchiavelliſtiſchen Grundſatz aufſtellt, daß ein neutraler Staat von einer kriegführenden Macht plötzlich überfallen werden darf, wenn die Vertheidigung der Letztern dies ſchlechterdings als Nothwendigkeit erheiſcht. Aber vertheidigt uns der unrechtmäßige Erwerb der däniſchen Flotte gegen den gerechten Zorn von ganz Europa, gegen die ewige Rache der Menſchheit? Der Nutzen, den wir aus dieſem Raube ziehen, iſt kurz; die Gefahr und Schande, in die er uns geſtürzt hat, dauert ewig. Und wenn man in Erwägung zieht, daß dieſer vorübergehende Nutzen erworben ward um den Preis ſo viel unſchuldig vergoſſenen Blutes, um den Preis der Zerſtörung einer friedlichen Stadt und des Verderbens eines ganzen Volkes, kann ein Mann, der weder Feigling noch Schurke iſt, dies Unternehmen gegen Kopenhagen gutheißen? Niemals, niemals!*).

---

*) Emmeric de Vattel (geb. 1714 zu Neufchatel) war 1746 ſchweizer Legationsrath in Dresden und ſchrieb dort ſein „Droit de gens“, das 1757 in London erſchien. Im Livre III. Chapitre VII, §. 22 ſchreibt Vattel: „L'extrême nécessité peut même autoriser à se saisir pour un tems d'une place neutre, à y mettre garnison, pour se couvrir contre l'ennemi ou pour le prévenir dans les desseins qu'il a sur cette même place quand le maître n'est pas en état de la garder. Mais il faut la rendre aussitôt, que le danger est passé, en payant tous les frais, les incommodités et les dommages que l'on aura causés.“ Vattel ſtarb 1767.

Von allen Seiten ergoß ſich jetzt auf Englands blödſinnigen Monarchen, der an dieſer Schandthat gänzlich unſchuldig war, und auf das Haupt ſeiner treuloſen Rathgeber Caſtlereagh, Perceval und Wellesley eine Sündfluth von Carrikaturen; nur James Gillray, von Haus aus Republikaner, ſpäter aber von Caſtlereagh und Conſorten durch Geld beſtochen, ein wüſter Patron, untergegangen im Schlamme der Sittenloſigkeit, ließ einen Platzregen von Zerrbildern auf den Kronprinzen Friedrich und auf deſſen franzöſiſchen Bundesgenoſſen Napoleon Buonaparte niederfallen **).

Die verblendeten Miniſter Georg's III. aber fuhren fort, laut zu jubeln über den fetten Fang der däniſchen Flotte, der ihnen ſo raſch und glänzend gelungen war. Alle Anträge im Parlamente, dieſe Schiffe blos in Depot zu halten und ſie demnächſt wieder auszuliefern, wurden von einer kleinen Majorität verworfen.

---

*) Es ſcheint uns nicht ganz unwichtig zu erwähnen, daß, als im Drury-Lane-Theater in London bei Verkündigung der Nachricht von der Einnahme Kopenhagens das britiſche Volkslied „Rule Britannia" vom Orcheſter angeſtimmt worden war, die ganze Zuhörerſchaft ihr Mißfallen durch ein allgemeines Ziſchen kundgegeben hatte. Vox populi, vox Dei!

**) Gillray ſtarb, beiläufig erwähnt, im Jahre 1815 im Irrenhauſe, wo er, ſeinen Kopf durchs Gitter ſteckend, ſich erſtickte.

Miniſterium beſchloß, die geraubten Schiffe der en umzutaufen. Engliſche Blätter lieferten nachndes Verzeichniß dieſer Schiffe und der neuen Nadie ſie erhalten ſollten:

### Linienſchiffe

| | ſoll umgetauft werden in |
|---|---|
| Chriſtian VII. | Blenheim. |
| Waldemar | Yarmouth. |
| Prinzeſſin Sophie Friederike | Cambridge. |
| Kronprinz Friedrich | Norfolk. |
| Erbprinz Friedrich | Cornwall. |
| Juſtitia | Oxford. |
| Fühnen | Bengal. |
| Odin | Falſtaff. |
| Trekronen | Medwwy. |
| Skiold | Sommerſet. |
| Kronprinzeſſin Marie | Torbay. |
| Dänemark | Marathon. |
| Norwegen | Nonſuch (?) |
| Prinzeſſin Caroline | Braganza. |

### Fregatten:

| | |
|---|---|
| Perle | Theban. |
| Havfruen | Boreas. |
| Iris | Alarie. |
| Rota | Senſible. |
| Venus | Levant. |
| Najade | Hephaeſtion. |
| Frederiksſteen | Thereſa. |
| Triton | Hippolytus. |

| | ſoll umgetauft werden in |
|---|---|
| 9) Little Belt | Eſpion. |
| 10) Fylla | Liffy. |
| 11) Glückſtadt | Raiſon. |
| 12) Eyder | Utile. |
| 13) Nymphe | Déterminée. |

### Sloops

| | |
|---|---|
| 1) Glommen | Britomart. |
| 2) Niedelven | Légère. |
| 3) Mercur | Transfer. |
| 4) Sarpen | Voltigeur. |
| 5) Flygende Fisk | Venteur. |
| 6) Delphin | Arlequin. |

Wie tief vor allen Andern der Kronprinz-Mitregent das treuloſe Verfahren Englands empfinden mußte, bewieſen die außerordentlichen Maaßregeln, die von ihm gegen England getroffen wurden. Dazu gehörte u. A. die nachfolgende Verordnung, wodurch auf den ſtreng verbotenen Handel mit England Todesſtrafe geſetzt ward, eine Verfügung, die in den Annalen der neuern Geſchichte bis dahin ohne Beiſpiel war. —

Am 30. October erſchien zu Rendsburg das Patent:

„Wir Chriſtian VII. u. ſ. w. thun kund hiemit: Da aller Handel und Verkehr mit Unſern und des Landes Feinden ſchon an ſich ein Verbrechen iſt, ſo haben wir Uns bewogen gefunden, nunmehr in Anſehung der Beſtrafung Derjenigen, welche ſich dieſer

en ſchuldig machen ſollten, Folgendes feſtzu-
1) Jeder Handel mit großbritanniſchen Unter-
ohne Ausnahme, auch wenn er nur mittelbar
würde, ſoll durch nachdrückliche Gefängnißſtrafe
t werden; iſt ein ſolcher Handel aber von der
enheit, daß er eine unmittelbare Verbindung mit
und des Landes Feinden vorausſetzt, ſo ſoll
chuldige die Todesſtrafe erleiden.
rdies ſollen die Waaren, welche der Gegenſtand
lchen Handels ſind, allemal confiscirt werden;
aber nicht mehr vorhanden, ſo ſoll der Schul-
n Werth derſelben entrichten. 3) Wer einen
unerlaubten Handel beweislich angiebt, erhält,
er Handel hinlänglich erwieſen iſt, aus Unſerer
jedem Falle eine Belohnung von 50 bis 100
alern ausbezahlt, welche nachher aus des Schul-
ermögen wieder beizutreiben iſt. 4) Außer der
vorgedachten Belohnung erhält der Angeber
die Hälfte des Werthes der confiscirten Waa-
Bornach ſich Jedermann, den es angeht, aller-
nigſt zu richten hat. Urkundlich unter Un-
niglichen Handzeichen und vorgedrucktem In-
Gegeben in Unſerer Stadt und Feſtung Rends-
en 30. October 1807.

(L. S.) Chriſtian, R.

Moeſting. — Rantzau. — Eggers."

4. November wurde in einem vom Könige
land gehaltenen großen Staatsrathe nachfol-
riegserklärung gegen Dänemark beſchloſſen und

Tags darauf durch das „Court-Journal“ veröffentlicht.

Queens Palace, 4. November 1807.

„Da der König von Dänemark gegen Seine Majeſtät, deſſen Unterthanen und Volk eine Kriegserklärung hat ergehen laſſen, und da Seiner Majeſtät eifrige und wiederholte Bemühungen, die Zurücknahme dieſer Erklärung und die Wiederherſtellung des Friedens zu erhalten, fruchtlos geblieben ſind, ſo hat es Seiner Majeſtät gefallen, mit Zuſtimmung des geheimen Rathes zu befehlen und wird hiermit befohlen: daß allgemeine Repreſſalien gegen die Schiffe, Güter und Unterthanen des Königs von Dänemark zugeſtanden werden ſollen (vorbehalten und ausgenommen alle jene Schiffe, welchen von Sr. Majeſtät Erlaubnißſcheine (licences) bewilligt worden ſind, oder jene, von denen das Embargo abgenommen worden und die ſeitdem noch in keinen fremden Hafen eingelaufen ſind) ſo, daß ſowohl Seiner Majeſtät Flotten, als auch alle andern Schiffe, die dazu durch Kaperbriefe oder General-Repreſſalien, oder auf eine andere Art durch Seine Majeſtät zur Ausführung des Dienſtes eines Lord-Großadmirals von Großbritannien Bevollmächtigte, berechtigt ſind, ſich aller Schiffe, Fahrzeuge und Güter, die dem Könige von Dänemark, ſeinen Unterthanen oder andern Einwohnern innerhalb des Territoriums des Königs von Dänemark gehören, geſetzmäßig zu bemächtigen und ſich dann zur Entſcheidung an einen der Admiralitätshöfe in Seiner Majeſtät Beſitzungen zu wenden. Zu welchem Endzweck Seiner Majeſtät General-Advokat und

dmiralitäts-Advokat ſofort den Entwurf zu einem
le zu machen und Sr. Majeſtät bei dieſem Ge-
hofe vorzulegen haben, durch welchen die Bevoll-
igten zur Ausführung des Dienſtes eines Lord-
dmirals oder jede von ihnen dazu bevollmächtigte
rnannte Perſon autoriſirt werden, Sr. Majeſtät
thanen oder auch Andern, welche beſagte Bevoll-
igte dieſerhalb für hinreichend qualificirt halten,
- und Repreſſalien-Briefe zur Wegnahme und Be-
igung aller, Dänemark, den Vaſallen und Unter-
des Königs von Dänemark, oder den Einwoh-
ſeines Landes, Territoriums oder ſeiner Beſitzungen
örigen Schiffe, Fahrzeuge und Güter, zu bewilli-
nd zu ertheilen (mit Ausnahme der obenerwähn-
nd, daß ſolche Vollmachten und Clauſeln in dem
en Befehle eingerückt werden, wie es immer ge-
lich geweſen und mit den frühern Proceduren
Art übereinſtimmend iſt. Außerdem haben Seiner
tät General-Advokat nebſt dem Admiralitäts-Ad-
n ſofort den Entwurf zu einem Befehle aufzu-
und Seiner Majeſtät bei dieſem Gerichtshofe ein-
en, wodurch beſagte Bevollmächtigte zur Ausfüh-
des Dienſtes eines Lord-Großadmirals autoriſirt
, zu verlangen, daß das hohe Admiralitätsge-
von Großbritannien, ſowie der Lieutenant und
r des beſagten Gerichts, deſſen Bevollmächtigter
Bevollmächtigte, ſowie auch die verſchiedenen Ad-
täts gerichte innerhalb Seiner Majeſtät Beſitzungen,
treff aller und jeder Art von Wegnahmen, Be-
gungen, Priſen und Repreſſalien von allen Schif-

ſen und Gütern, die bereits genommen oder noch genommen werden, Kenntniß nehmen und gerichtlich verfahren, über dieſelben abhören und entſcheiden und, der Admiralitätsordnung und dem Völkerrechte zufolge, über alle ſolche Schiffe, Fahrzeuge und Güter den Ausſpruch thun und condemniren ſollen, welche Dänemark oder den Vaſallen und Unterthanen des Königs von Dänemark, oder jedem andern Einwohner ſeiner Länder, Territorien und Beſitzungen zugehören (mit der ſchon früher erwähnten Ausnahme) und daß ſolche Vollmachten und Clauſeln in beſagten Befehl eingerückt werden, wie ſie bisher und bei frühern Proceduren dieſer Art gebräuchlich geweſen ſind. Außerdem haben Sie einen Entwurf ſolcher Inſtructionen aufzuſetzen und Seiner Majeſtät bei dieſem Gerichtshofe einzureichen, welche geeignet ſind, an die Admiralitätshöfe Seiner Majeſtät auswärtigen Gouvernements und Colonien geſandt zu werden, um denſelben als Richtſchnur hierin zu dienen; wie auch einen andern Inſtructions-Entwurf für ſolche Schiffe, die zu oben erwähntem Zweck bevollmächtigt werden ſollen.“

Dieſe Kriegs-Erklärung war unterzeichnet von: John Scott Viscount Eldon, Lord Charles Camden, Peter Grafen von Weſtmoreland, C. P. S. Winchelſea, Lord William Cathcart, Hawkesbury, Henry Philip Phips Lord Mulgrave, Spencer Perceval und Nathanael Bond, und wir haben ſie hier in extenso mitgetheilt, weil ſie 1) ein geſchichtliches Actenſtück und 2) ein in ihrer weitſchweifigen Faſſung ſo lächerliches

ent iſt, daß die darin ewig wiederkehrenden Wie-
ungen ziemlich auffallend an das öſterreichiſche
ed: „Eduard und Kunigunde, Kunigund' und
" erinnern und Manche ſehr leicht zu dem
n verleiten könnten, daß Georg III. blödſinni-
ndenkens ſie in einer Anwandlung altengliſcher
ätzigkeit allerhöchſteigenhändig aufgeſetzt habe.
ſogenannte Kriegserklärung — in vieler Hinſicht
in ihrer Art — hätte, viel kürzer gefaßt, unge-
lauten können:
Die Schiffe Seiner großbritanniſchen Majeſtät
hierdurch bevollmächtigt, alle Schiffe, Fahrzeuge
üter wegzukapern, die dem Könige von Däne-
gehören und der engliſchen Flotte in den Weg
"

Der Kronprinz, der mit ſeiner Gemahlin von
ach Odenſe überſiedelt war, kehrte wenige Tage
Verkündigung der engliſchen Kriegserklärung (am
ovember) nach Kopenhagen zurück, wo er von
euen Dänen mit überſchwänglichem Jubel em-
n ward. — Prinz Friedrich von Heſſen
neuerdings zum Gouverneur und der General-
Graf von Baudiſſin zum Commandanten
uptſtadt ernannt. — Den Oberbefehl über die
Infanterie erhielt Prinz Friedrich von Heſ-
nd den über die geſammte Cavallerie General-
ant von Rantzau. Das Commando in See-
Laaland, Falſter und Moen erhielt der General-
ant Caſtenkſjold; ſeine Avantgarde, befehligt
em General-Major von Ewald, ſtand bei

Roeskilde. — Auf Laaland errichtete der Major von Thienen, vom Leibregimente Dragoner, ein leichtes Dragonerregiment von acht Escadrons, und zu Veile, im nördlichen Jütland, wurde vom Obriſtlieutenant Grafen von Rantzau ein Jägercorps zu Pferd und zu Fuße organiſirt.

In ganz Dänemark gab ſich ein hoher Grad von Begeiſterung für die gerechte Sache kund und jeder Däne brannte vor Begier, die Schmach auszuwetzen, welche Englands Verrath an Dänemark ausgeübt hatte.

# Siebzehntes Kapitel.

ner Zug des Kronprinzen. — Rußlands Kriegserklärung ge-
land. — Letzteres pocht auf ſeine Flotte. — Englands einziger
enoſſe. — Tod Chriſtians des Siebenten. — Thronbeſteigung
Friedrichs des Sechsten.

m Jahre 1785 erhielt der Kronprinz von Dä-
von ſeinem Oheime, dem Könige **Georg III.**
gland, eine Luſtfregatte zum Geſchenk. Als die
der Dänemarks Schiffe fortgeſchleppt und die
en See-Arſenale ausgeplündert hatten, ließen ſie,
htung für den Geber, blos dieſe Eine Fregatte
— Der Kronprinz, der darin einen bittern
rkannte, entſchloß ſich, ſie zurückzuſchicken. Mit
n kriegsgefangenen Matroſen der engliſchen Flotte
t, wurde ſie dem kriegsgefangenen Kauffahrtei-
n **William Patterſon** übergeben, mit dem
e, ſie nach England heimzuführen. **Patter-**
ielt nachfolgenden Paß:

einer königlichen Majeſtät zu Dänemark und
en u. ſ. w. Deputirte im Admiralitäts- und
ſariats-Collegio zu Dänemark thun hiemit
aß es dem engliſchen Schiffer **William Pat-**
welcher mit einer in England gebauten Luſt-
von hier nach London abgeſandt wird, um

ſolche an die königlich engliſche Admiralität abzuliefern, erlaubt iſt, von der Kopenhagener Rhede abzuſegeln, ohne jedoch retourniren zu dürfen mit der vorerwähnten Fregatte, die mit einem Steuermann und ſechszehn Matroſen, lauter freigelaſſenen engliſchen Kriegsgefangenen, bemannt iſt, nach Inhalt der dem obengenannten Schiffer mitgegebenen Perſonalliſte. Es werden demnach alle Beikommende erſucht, den oben namhaſt gemachten Schiffer mit beſagter Fregatte und ihrer Mannſchaft, ſowohl aus dem Hafen frei paſſiren, als auch die weitere Reiſe über die See ungehindert fortſetzen zu laſſen. Gegeben im Admiralitäts- und Commiſſariats-Collegio, den 21. November 1807.

(Unterzeichn.)

Knuth. — Bille. — Grove. — N. Perboek.

Wenige Tage ſpäter erfolgte auch von Seiten Rußlands eine Kriegserklärung gegen England. Kaiſer Alexander ſprach ſeinen Unwillen über Großbritanniens treuloſes Verfahren gegen Dänemark aus und erklärte unumwunden, daß er alle Verbindung mit England ſo lange abbrechen müſſe, bis Dänemark Genugthuung und Erſatz für die erlittene Kränkung ſeiner Neutralität erhalten habe. Dieſe Erklärung erregte in Kopenhagen allgemeinen Jubel. Die Dänen beeilten ſich, in aller Eile eine Menge von Kanonenböten auszurüſten und patriotiſche Gaben beizuſteuern. Die Brandverſicherungsgeſellſchaft lieferte einen freiwilligen Beitrag von 30,000 Thaler, ein Major Selby gab 10,000 Thaler, ein Ungenannter, der nur dem Kronprinzen bekannt

wollte, legte ein 300 Loth ſchweres goldenes Kaf-
ervice auf den Altar des Vaterlandes.

Rußlands Kriegserklärung machte in ganz Eng-
einen unheimlichen Eindruck. Eines der miniſte-
Journale vom 4. December 1807 äußerte ſich
er wie folgt:

„Dieſe Urkunde kündigt ſtillſchweigend einen lang-
gen Krieg zwiſchen beiden Mächten an; denn es iſt
glich, daß Großbritannien jemals die Grundſätze
nne, von welchen Kaiſer Alexander niemals
en zu wollen erklärt. Niemals aber wird ein ſolcher
, wie Rußland ihn will, zu Stande kommen, ſo
England noch ein einziges Schiff, einen einzigen
ſen hat. Die Frage dreht ſich darum, ob wir,
e Souverainetät der Meere, dieſe Grundſtütze un-
Ruhmes, unſerer Unabhängigkeit und unſerer
g, zu behaupten, den Krieg fortſetzen oder, dieſer
rainetät entſagend, Frieden ſchließen ſollen. In
olchen Lage, wo England allein der ganzen Welt
berſteht, möchten wir nur Eine Stimme hören,
in Schauſpiel ſehen: den Patriotismus, den
in Waffen.“

as hochmüthige England pochte damals auf die
und Unüberwindlichkeit ſeiner Flotte, die es, um
en einzujagen, noch größer auszumalen verſtand,
in der Wirklichkeit war.

m dieſe Zeit brachte eine Londoner Zeitung fol-
„bange machende“ Zuſammenſtellung:

as commandirende Perſonal der engliſchen Flotte

Am 1. Januar 1773:

| | |
|---|---|
| Groß-Admiral der Flotte | 1 |
| Admirale der weißen Flagge | 2 |
| Admirale der blauen | 6 |
| Vice-Admirale der rothen | 3 |
| Vice-Admirale der weißen | 5 |
| Vice-Admirale der blauen | 5 |
| Contre-Admirale der rothen | 4 |
| Contre-Admirale der weißen | 3 |
| Contre-Admirale der blauen | 4 |
| Capitaine | 327 |
| Commandeure | 120 |
| Lieutenants | 932 |
| Zuſammen: | 1412 |

Am 1. Januar 1808:

| | |
|---|---|
| Groß-Admiral der Flotte | 1 |
| Admirale der rothen Flagge | 18 |
| Admirale der weißen | 14 |
| Admirale der blauen | 15 |
| Vice-Admirale der rothen | 16 |
| Vice-Admirale der weißen | 15 |
| Vice-Admirale der blauen | 24 |
| Contre-Admirale der rothen | 11 |
| Contre-Admirale der weißen | 18 |
| Contre-Admirale der blauen | 29 |
| Capitaine | 700 |
| Commandeure | 499 |
| Lieutenants | 2900 |
| Zuſammen: | 4260 |

Englands einziger Bundesgenoſſe war Guſtav
von Schweden, der, von leidenſchaftlichem Haſſe
n Dänemark erfüllt, mit den Miniſtern Georg's III.
inſchaftliche Sache machte in der ſchlecht verhüllten
cht, ſeine Hand nach der Krone Norwegens aus-
ecken.

Dänemark verlangte von Schweden hinſichtlich ſei-
Verbindung mit England eine offene Erklärung.
ihm dieſe von Seiten Guſtav's IV. verweigert
, zog es einen offenen Feind einem heimlichen vor
entſchloß ſich, auch Schweden den Krieg zu er-
n. Und ſolches geſchah am 29. Februar 1808.

Vierzehn Tage nach dieſer Kriegserklärung ſtarb
iſtian VII. zu Rendsburg, Sonntags, am 13.
z 1808, kaum neunundfünfzig Jahre alt.

Drei Tage darauf erſchien nachfolgendes Manifeſt:

„Wir Friedrich VI. von Gottes Gnaden u. ſ. w.,
hiemit kund, daß, da der Allmächtige nach ſeinem
ichen Willen Unſern geliebten und theuern Herrn
r, den großmächtigſten König und Herrn, König
iſtian VII. u. ſ. w., hochlöblichen Andenkens,
dieſer Welt zu ſeines ewigen Reiches Freude und
lichkeit zu ſich gerufen hat, ſo gebieten und be-
n Wir hiemit allen Denen, welchen dieſer Unſer
e Brief unter Unſerm Kanzlei-Siegel zugeſtellt
, daß ſie, ein Jeder in ſeinem Amtsbezirke, ſo-
veranſtalten, daß in allen Kirchen, ſowohl auf
Lande als in den Städten, in Unſern Reichen
mark und Norwegen, mit allen Glocken an jedem
, Vormittags von Zehn bis Zwölf und Nachmit-

tags von Vier bis Sechs, geläutet werde, ſo lange, bis Wir darüber auf andere Weiſe allergnädigſt befehlen; inzwiſchen ſoll auch alles Spiel und alle Luſtbarkeit aufhören. Wornach alle Beikommende ſich unterthänigſt zu richten haben. Gegeben in Unſerer königlichen Reſidenzſtadt Kopenhagen, den 16. März 1808. Friedrich R."

Das Pariſer „Journal de l'Empire" brachte unter dem Datum: Altona 21. März, über das Abſterben Seiner blödſinnigen Majeſtät nachfolgenden Bericht:

„Am 12. März, nach der Mittagstafel, verlangte der König die Briefe der Frau von Sévigné zu leſen. Er ſetzte dieſe Lecture bis eilf Uhr Abends fort und begab ſich dann zur Ruhe. Am andern Tage, Morgens ſieben Uhr, ſtand er auf, wurde aber, bald darauf vom Schlage getroffen, vom Kammerherrn von Sidmann in's Bett gebracht. Fünf Minuten ſpäter hatte er ausgelebt." —

Die königliche Leiche wurde interimiſtiſch in Rendsburg beigeſetzt.

Alle daſelbſt befindlichen Collegien erhielten den Befehl, nach Beiſetzung der Leiche ungeſäumt nach Kopenhagen zurückzukehren.

Mittwoch, am 16. März, hatte ſich das bisherige Leibcorps des Kronprinzen in der königlichen Reitbahn verſammelt, um Seiner Majeſtät, dem Könige Friedrich VI., in die Hände ſeines Chefs, des Oberhofmarſchalls von Hauch, den Eid der Treue zu leiſten.

hriſtian's VII. irdiſche Hülle ward erſt ſechs
ach ſeinem Tode (im Sommer 1814) auf einer
nach Seeland hinübergeführt und dort am 16.
Roeskilder Dome an der Seite ſeiner gleich-
Staub gewordenen Vorfahren beigeſetzt.

— — — — — — — — — — — —

ei Tage nach der Thronbeſteigung Friedrich's
f der Prinz von Pontecorvo, begleitet von
länzenden Gefolge und dem däniſchen Geſchäfts-
zu Hamburg, Herrn von Levetzow, auf
Friedensberg ein, ward am folgenden Mor-
einem königlichen Staatswagen zu Seiner Ma-
m Könige abgeholt und beim Ausſteigen vom
Generalſtabe empfangen.

## Achtzehntes Kapitel.

Liſte der vom Jahre 1786 bis 1808 creirten Ritter des Elephanten-Ordens.*)

### Am 30. Januar 1786.

46) **Ernſt Gottlob Albrecht**, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 27. Auguſt 1742, Sohn des Herzogs **Carl Friedrich Ludwig** von Mecklenburg-Mirow und der ſachſen-hildburghauſiſchen Prinzeſſin **Albertine Eliſabeth**, königlich großbritanniſcher, wie auch churbraunſchweig'ſcher General der Infanterie und Gouverneur zu Celle, nahm 1802 als Feldmarſchall ſeinen Abſchied und ſtarb am 27. Januar 1814. Deviſe: „Et arma et musae delectant."

### Am 1. November 1786.

47) **Guſtav IV. Adolph**, Sohn **Guſtav's III.** und der däniſchen Prinzeſſin **Sophie Magdalena**, geb. am 1. November 1778, ſuccedirte, unter Vormundſchaft des Herzogs **Carl** von Südermanland, ſeinem durch **Anckarſtroem** ermordeten Vater am 29. März 1792 und vermählte ſich am 31. October 1797 mit der Prinzeſſin **Friederike Dorothea Wilhelmine**,

---

*) Vergl. Band VI. Seite 96 bis 144.

---

Tochte
Baden
ein T
Heer –
Streng
tenant
Verſch
Ausbr
marſch
Adler
holm
Guſta
Süder
und d
erklärt
Thron
dication
Graf
in der
ſeiner
Zeit al
7. Feb
der erb
nach d
und li

*)
der (ge
mit Lo
zogs.Ca
ſich am
Oct

des damaligen Erbprinzen Carl Ludwig von
, die ihm fünf Kinder gebar.*) — Guſtav,
rann in verkleinertem Maaßſtabe, erbitterte das
– und namentlich ſeine Garden — durch eine ſolche
e, daß Letztere unter Anführung der Obriſtlieu-
Adlerſparre und Skjoeldeb[illegible]and eine
vörung anzettelten, die am 7. März 1809 zum
ich kam. Sechs Tage darauf ward er vom Hof-
all Silverſparre und den beiden Generalen
creutz und Klingſporn auf Schloß Grips-
erhaftet und gezwungen, der Krone zu entſagen.
v's Oheim, der hochbejahrte Herzog Carl von
nanland, berief einen Reichstag, der den Neffen
eſſen Nachkommen des Thrones für verluſtig
und den Oheim, als Carl XIII., auf den
erhob. — Der Ex-König, der nach ſeiner Ab-
ein höchſt unſtätes Leben führte, hielt ſich als
von Gottorp abwechſelnd in Deutſchland und
Schweiz auf, ward am 17. Februar 1812 von
adiſchen Gemahlin geſchieden, lebte dann einige
s Obriſt Guſtavſon in Leipzig und ſtarb am
uar 1837 zu Sanct-Gallen. — Früher einer
ittertſten Gegner Napoleon's, bewarb er ſich
er Völkerſchlacht bei Leipzig um deſſen Gunſt
ß alle Minen ſpringen, um die Ehre zu er-

---

Ihr älteſter Sohn war Guſtav, Prinz von Waſa,
. am 9. November 1799) ſich am 9. November 1830
iſe Amalie Stephanie, Tochter des Großher-
rl Ludwig Friedrich, vermählte und von der er
14. Auguſt 1844 ſcheiden ließ.

langen, deſſen Adjutant zu werden. **Napoleon** aber wollte nichts davon hören. — **Chriſtian VII.** verlieh ihm das blaue Band zur Feier ſeines achten Geburtstages. Als König führte er die Deviſe: „Gud och Folket." *)

**Am 16. November 1787.**

48) **Guſtaf Moritz, Graf von Armfelt,** geb. am 1. April 1757 zu Juva in Finnland, zeichnete ſich zuerſt, 1788 bis 1790, im Kriege gegen Rußland aus. Nach der Ermordung **Guſtav's III.**, Statthalter von Stockholm, ward er gleichzeitig zum Mitgliede des Regentſchaftsrathes während der Minderjährigkeit des vierten **Guſtav's** ernannt. Am 7. September 1792 als Geſandter nach Neapel geſchickt, leitete er von dort aus die ſchon früher erwähnte Verſchwörung gegen den Vormund des jungen Königs und ward dafür zum Tode verurtheilt. **) Als **Guſtav** ſeine Großjährigkeit erreichte, annullirte er dieſes Erkenntniß und ſetzte den Grafen in alle ſeine Güter und Würden ein. Er wurde als bevollmächtigter Miniſter an den Wiener Hof geſchickt und im Jahre 1807 zum ſchwediſchen General-Lieutenant ernannt. Als ſolcher

---

*) Memorial du colonel Gustafson, Leipzig 1829. 8. Deutſch von **Friedrich Gleich**, Leipz. 1829. 8. — La journée du 14 Mars, ou les faits essentiels de la révolution de 1809, Saint-Galles 1835. 8. Deutſch, Sanct-Gallen 1835. 8. Däniſch von **Erik Chriſtian Monrath**, Kopenhagen 1835. 8.

**) **Guſtaf Moritz von Armfelt's** Landesverrätherei, Berl. 1796. 8. Mit Armfelt's Portrait.

hligte er die ſchwediſchen Truppen in Pommern und
)8 das Heer, das in Norwegen einfiel. — Nach
erzwungenen Abdication Guſtav's IV. begehrte
ſeine Entlaſſung und lebte dann zurückgezogen in
ckholm ſo lange, bis ſeine Verbindung mit der
öſen Gräfin Piper ihm von Seiten der Polizei
e Verfolgungen zuzog, die ihn nöthigten, ein Aſyl
Hauſe des ruſſiſchen Geſandten zu ſuchen und in
iſchen Staatsdienſt einzutreten. Am Petersburger
e fand er einen höchſt ſchmeichelhaften Empfang.
ſer Alexander ernannte ihn zum Präſidenten der
ändiſchen Angelegenheiten, zum Kanzler der Univerſi-
von Åbo, zum Mitglied des ruſſiſchen Senats und
ieh ihm den Sanct-Andreas und Sanct-Alexander-
rsky-Orden. Der Graf ſtarb am 19. Auguſt 1814
Tſarskoje-Tzelo. Seine Deviſe als Seraphinen-
Elephanten-Ritter lautete: „Trogen och stäu-
tig.“ *)

49) **Chriſtian Friedrich, Prinz von Dä-
nark**, geb. am 18. September 1786, Sohn des
prinzen Friedrich und der braunſchweig'ſchen
nzeſſin Sophie Friederike, war, bevor er den
on beſtieg, General und Chef des Aggerhuuſiſchen
arfſchützen-Regiments, Gouverneur von Fühnen,
glied des Staatsraths und ſeit 1813 Statthalter
Norwegen. In letzter Eigenſchaft wurde er vom
vegiſchen Volke im Februar 1814 zum Regenten
am 17. Mai deſſelben Jahres als Chriſtian I.

---

*) Vergl. Zeitgenoſſen, Leipz. 1833. 8.

zum conſtitutionellen Könige von Norwegen erwählt. Am 30. Mai gab er ſeinem Volke eine Conſtitution, welche die freiſinnigſte von ganz Europa iſt, entſagte, gezwungen durch das Waffenglück der mit Frankreich verbündeten Schweden, am 16. Auguſt dem Königreiche Norwegen, das durch den Frieden von Kiel (abgeſchloſſen am 14. Januar 1814) von Dänemark losgeriſſen und mit Schweden vereinigt ward. Nach dem am 3. December 1839 erfolgten Ableben ſeines Vetters **Friedrich's VI.**, der keine männlichen Erben hinterließ, beſtieg er als **Chriſtian VIII.** den däniſchen Thron und ward am 28 Juni 1840 im Schloß zu Frederiksborg gekrönt. (Ausführlicheres über ihn und ſeine achtjährige Regierung im nächſtfolgenden Bande unſerer Geſchichte.)

### Am 17. Februar 1789.

50) **Friedrich Wilhelm**, erſter Fürſt von **Naſſau-Weilburg**, geb. im Haag am 25. October 1768, Sohn des Grafen **Carl Auguſt** von Sachſen-Weilburg und der Prinzeſſin **Caroline** von Oranien, ſtand, wie der Urheber ſeines Daſeins, bis 1784 in holländiſchen Dienſten, folgte ſeinem Vater am 28. November 1788 und vermählte ſich in demſelben Jahre mit der Erbgräfin **von Kirchberg**, durch welche er, eilf Jahre ſpäter, die Grafſchaft Sayn-Hachenburg erhielt. — Im Jahre 1792 zogen die Franzoſen unter **Cuſtine** in ſeine Reſidenz ein, drangen ihm eine kleine Brandſchatzung von 300,000 Gulden ab und nahmen ihm außerdem auch alles Silberzeug weg, worüber Sereniſſimus ſehr ungehalten war, weil

n Character viel Hinneigung zum Geize beſaß und
n ihm geraubten Mammon nicht ſo leicht verſchmer-
n konnte. Er verlor alle ſeine überrheiniſchen Beſitz-
ümer und darunter auch das ſchöne Kirchheim-Bol-
nden am Fuße des Donnerbergs in der jetzigen Rhein-
alz. Am 1. Auguſt 1806 trat er dem Rheinbunde
i und ward dafür von dem damals noch allmächtigen
apoleon zum Herzoge von Naſſau erhoben, das
genwärtig aus nicht weniger als vierundzwanzig
ormals ſeparaten Ländertheilen der me-
iatiſirten Reichsgrafen und Reichsritter
ſammengeſtoppelt iſt. — Nachdem die Macht ſeines
anzöſiſchen Protectors einen ſtarken Riß erhalten
atte, entſagte Sereniſſimus dem Rheinbunde und gab
inem Völkchen eine Verfaſſung. — Herzog Fried-
ich Wilhelm ſtarb, achtundvierzig Jahre alt, am
9. Januar 1816 in ſeiner Reſidenz zu Weilburg.
eviſe: „Fidem servabo genusque."

Am 31. Juli 1790.

51) Friedrich Chriſtian von Kaas, Herr
uf Fraugdegard, geb. am 1. Februar 1725,
eſt. als Kammerherr und erſter Admiral am 18. Ja-
uar 1803. Deviſe: „Integritate."

52) Georg Erich von Scheel, geb. 1737,
tarb als Geheimer Rath, Staatsminiſter, Kammerherr
nd Stiftsamtmann zu Bergen am 11. Januar 1795.*)

---

*) Er ſtammt von einer der vier Familien Holſtein,
nuth, Gyldenſtein und Scheel ab, die durch König
riedrich IV. gegraft worden ſind. Chriſtian VI. hat

Deviſe: „Honestus rumor alterum est patrimonium.“

53) **Ernſt Heinrich**, Graf von **Schimmelmann-Lindenburg**, geb. am 4. December 1744, Kammerherr, Geheimer Staatsminiſter und Präſident der Geſellſchaft für Kunſt und Wiſſenſchaft, geſt. am 9. Februar 1831. Deviſe: „Dextra fidesque.“

Am 25. März 1797.

54) **Otto von Blome**, Herr auf **Heiligenſtedten**, geb. am 1. Februar 1735, Kammerherr, Oberſtlieutenant, Geheimer Rath und bevollmächtigter Miniſter am franzöſiſchen Hofe, geſt. am 8. Februar 1803. Deviſe: „Fide, spe et amore.“

Am 22. November 1800.

55) **Friedrich Ferdinand**, Prinz von **Dänemark**, geb. am 22. November 1792, jüngſter Sohn des Erbprinzen **Friedrich** und der Prinzeſſin **Sophie Friederike** von Braunſchweig, Mitglied des Geheimen Raths, commandirender General auf Seeland, Moen, Laaland und Falſter, Großkreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion und Ritter des preußiſchen ſchwarzen Adlerordens, heirathete am 1. Auguſt 1829 die Prinzeſſin **Caroline**, zweite Tochter König **Friedrich's** VI. Prinz **Friedrich Ferdinand** iſt nach den Beſtimmungen des Londoner Vertrages der muthmaßliche Thronerbe des gegenwärtig regierenden Königs **Friedrich's** VII.

---

nur zwei Familien: **Raabe** und **Oertzen**, in den Grafenſtand erheben

Am 19. Mai 1801.

56. Friedrich, Prinz von Heſſen-Caſſel, geb. zu Gottorp am 24. Mai 1771, zweiter Sohn des regierenden Landgrafen Carl von Heſſen und der däniſchen Prinzeſſin Louiſe, däniſcher Feldmarſchall, Statthalter und commandirender General in den Fürſtenthümern Schleswig-Holſtein, Gouverneur der Landſchaften Norder- und Süder-Dithmarſen, nahm 1842 ſeinen Abſchied, lebte ſeitdem auf ſeinem holſteiniſchen Gute Panker und ſtarb daſelbſt am 24. Februar 1845. Deviſe: „Deo et gloria."

Am 23. Mai 1801.

57) Georg Friedrich von Krogh, geb. am 7. October 1732, General der Infanterie und Ritter des ſchwediſchen Seraphinen-Ordens, geſt. am 3. Auguſt 1818. Deviſe: „Kongen og Faedrelandet tro."

58) Nicolaus Maximilian, Freiherr von Gersdorf auf Marſelisburg, geb. am 25. Januar 1725, General der Infanterie und Gouverneur von Kopenhagen, geſt. am 26. September 1802. Deviſe: „Nec temere, nec timide."

Am 12. Juni 1803.

59) Friedrich Carl Emil, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. am 8. März 1767, Sohn des am 14. November 1794 verſtorbenen Herzogs Friedrich Chriſtian von Sonderburg-Auguſtenburg und der am 11. October 1770 geſtorbenen Prinzeſſin Charlotte Amalie, Tochter des Herzogs Friedrich

Carl von Holſtein-Ploen. Ihr Sohn vermählte ſich am 29. September 1801 mit **Sophie Eleonore Friederike**, Tochter des Geheimen Raths **Georg Erich von Scheel***), nahm als däniſcher General ſeinen Abſchied, zog mit ſeiner Familie nach Leipzig und ſtarb daſelbſt am 14. Juni 1841. Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

60) **Chriſtian Auguſt, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg**, geb. am 9. Juli 1768, jüngerer Bruder des Vorhergehenden, zuerſt kaiſerlich öſterreichiſcher General-Major, dann königlich däniſcher General-Feldmarſchall, ward von den ſchwediſchen Reichsſtänden am 28. Auguſt 1809 zum Thronfolger des kinderloſen Königs **Carl XIII.** erwählt und von dieſem am 18. Januar 1810 unter dem Namen **Carl Auguſt** adoptirt. Nachdem er am 24. Januar die ſchwediſche Verfaſſung beſchworen hatte, wurde er zum Kronprinzen ausgerufen und zum Großadmiral ernannt. Er ſtarb am 28. Mai 1810 im Lager bei Jongby. Sein plötzlicher Tod gab Veranlaſſung zu dem Gerüchte, daß Graf **Axel Ferſen** ihn vergiftet habe. Folge dieſes ungegründeten Verdachtes war, daß der Graf als vermeintlicher Urheber dieſer That beim Leichenbegängniſſe des Thronfolgers, am 20. Juni 1810, vor dem Rathhauſe zu Stockholm von dem wüthenden Pöbel maſſacrirt wurde.**) Deviſe: „Nec temere, nec timide.“

---

*) Vergl. Nummer 53 dieſer Liſte.

**) A. **Ipſen**, **Chriſtian Auguſt**, Prinz zu Schles-

61) **Chriſtian, Prinz von Heſſen-Caſſel**, geb. am 14. Auguſt 1776, geſt. als königlich däniſcher General-Lieutenant, Gouverneur von Schleswig und commandirender General auf Fühnen am 14. November 1814. Deviſe: „In spe futuri.“

62) **Friedrich Wilhelm Philipp, Herzog von Würtemberg**, geb. zu Stetten am 27. December 1761, nahm 1806 als däniſcher General-Lieutenant und Gouverneur von Kopenhagen ſeinen Abſchied, wurde würtemberg'ſcher General-Feldmarſchall, reſidirte zu Stetten im Remsthale und ſtarb daſelbſt am 10. Auguſt 1830. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

63) **Chriſtian Detlev Friedrich, Graf von Reventlow-Sandberg**, Herr auf Ballegaard und Beuskau, geb. am 11. März 1748, Sohn des Grafen **Chriſtian Detlev von Reventlow** und der Baroneſſe **von Bothmar**, war Kammerherr, Beiſitzer im Höchſten-Gericht, wie auch Kammer-Präſident, und ſtarb als Geheimer Staatsminiſter am 11. October 1827. Deviſe: „Uden Dyd, ingen Fryd.“

**Am 17. October 1803.**

64) **Carl Ludwig Auguſt, Graf von**

---

wig-Holſtein, nachmals Kronprinz von Schweden: Episode aus der Geſchichte der nordiſchen Reiche, Kiel 1852. 8. — Historia om Riksmarskalken A. Fersens Mord utanför Rådhuset i Stockholm, Stockh. 1844. 8. Eine königliche Bekanntmachung erklärte ſpäter, daß in Folge ärztlicher Unterſuchungen keine Vergiftung ſtattgefunden habe und daß Graf Ferſen völlig unſchuldig geweſen ſei.

Solms-Lich, geb. zu Hohenſolms am 7. April 1762, Sohn des regierenden Grafen Carl Chriſtian von Solms-Lich, ſtand zuerſt in holländiſchen, ſpäter in franzöſiſchen und ſeit dem Jahre 1797 in däniſchen Dienſten, wo er Obriſt-Lieutenant des Infanterie-Regiments Oldenburg war, ſuccedirte ſeinem Vater am 22. März 1803 und ſtarb am 10. Juni 1807. Deviſe: „L'honneur et l'amitié.“

Am 12. November 1804.

65) Friedrich Carl Ludwig, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Beck, geb. am 20. Auguſt 1757, Sohn des Prinzen Carl Anton Auguſt, der am 12. September 1759 in Folge der Wunden ſtarb, die er in der Schlacht bei Kunersdorf erhalten hatte, und der Gräfin Friederike Antoinette Amalie von Dohna, ſuccedirte ſeinem Großvater, dem Herzoge Peter Auguſt Friedrich, am 22. März 1775, war zuerſt däniſcher General-Lieutenant, trat dann ins Heer Friedrich's des Großen, wurde General-Lieutenant, Brigadier der Infanterie in Oſtpreußen, nahm 1797 ſeinen Abſchied und trat in den ruſſiſchen Dienſt, wurde auch dort General-Lieutenant und Chef des Pawlowskowitzſchen Grenadier-Regiments und ſtarb zu Wellingsbüttel in der hannöverſchen Droſtei Hadeln am 25. März 1810. Deviſe: „Veritati et sapientiae impendere vitam.“

Am 16. September 1806.

66) Wilhelm Chriſtoph von Diede zum Fürſtenſtein, geb. um das Jahr 1740, Sohn des

churhannöveriſchen Geheimen Staats-Miniſters Carl Freiherr von Diede zum Fürſtenſtein, trat in den däniſchen Staatsdienſt, ward am 11. April 1776 in Dänemark naturaliſirt, bekam den Kammerherrn-Schlüſſel, wurde als däniſcher Geſandter zur deutſchen Reichsverſammlung nach Regensburg geſchickt, dann zurückberufen und zur Geheimen-Raths-Würde erhoben. Er ſtarb am 1. December 1807 zu Hannover. Deviſe: „Virtus et honor.“

### Am 9. Februar 1809.

67) Chriſtian Günther, Graf von Bernſtorff, Herr auf Dreilützow, geb. zu Kopenhagen am 3. April 1769, Sohn des Grafen Andreas Peter, Anfangs Geſandter in Berlin und in Stockholm, wurde 1797 zum Geheimen Rath und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und verfocht als Solcher das Princip der von Dänemark aufrechterhaltenen Neutralität. Nach der Schlacht auf der Kopenhagener Rhede begab er ſich nach London und erhielt vom britiſchen Gouvernement das Zugeſtändniß, daß beide Mächte ſich das zurückerſtatteten, was ſie ſich gegenſeitig abgenommen hatten. Am 26. April 1810 legte er ſein Portefeuille nieder und ging 1811 als däniſcher Geſandter nach Paris. 1814 hatte er die Miſſion, Dänemarks Intereſſen auf dem Wiener Congreſſe zu vertreten. Er unterzeichnete die Abtretung Norwegens an Schweden, wofür Dänemark das Herzogthum Lauenburg als höchſt dürftige Entſchädigung erhielt. Im Jahre 1818 trat er in die Dienſte Fried-

rich Wilhelm's III. von Preußen, der ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten verlieh. Graf Bernſtorff repräſentirte ſeinen Monarchen auf dem Congreſſe zu Aachen (1818), zu Carlsbad (1819), zu Laibach-Troppau (1821) und zu Verona (1822). In der Carlsbader Miniſter-Conferenz gehörte Graf Bernſtorff zu der ehrenwerthen Minderzahl, die ſich den drakoniſchen, von Oeſterreich verlangten Preßbeſchränkungen energiſch, wenn auch ohne Erfolg, widerſetzte. Im Jahre 1831 wurde Graf Bernſtorff von ſeinem Miniſterpoſten durch Herrn Ancillon, den frühern Gouverneur des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs von Preußen, remplacirt. Der Graf ſtarb am 28. März 1835 zu Berlin. Deviſe: „Mens conscia recti.“

### Am 9. Februar 1808.

68) Adam Ludwig von Moltke, geb. am 6. Februar 1743, geſt. als Kammerherr, General-Lieutenant, commandirender General in Norder-Jütland, Chef des dritten jüt'ſchen Infanterie-Regiments zu Aalborg, am 20. Januar 1810 zu Kopenhagen. Seine Deviſe fehlt uns.

69) Alexander Boriſſowitſch, Prinz von Kourakin, geb. am 23. Mai 1752, ruſſiſcher Kammerherr und Geſandter am kaiſerlich franzöſiſchen Hofe, bald darauf wirklicher Geheimer Rath und Kanzler aller ruſſiſchen Orden, endlich Staatsminiſter und Mitglied des Senats. Außer dem ruſſiſchen Sanct-Andreas-, Alexander-Newsky-, Wladimir-

und Sanct-Annen-Orden war er auch Ritter des preußiſchen ſchwarzen und rothen Adlers, Commandeur des Maltheſer-Ordens, Großkreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion und eines Alphabets anderer Crepundien dieſer Art. Prinz Kourakin ſtarb am 17. September 1818.*) Deviſe: „Fides et fidelitas.“

---

*) Andere Biographen laſſen ihn am 6. Juli 1818 ſterben.

# Neunzehntes Kapitel.

Das Urtheil gegen Peymann und Genoſſen

Zehn Monate nach dem Tode **Chriſtian's** VII. wurde von der im September 1807 niedergeſetzten Ober-Kriegs-Commiſſion, unter dem Vorſitze des Prinzen **Friedrich** zu Heſſen, des Vice-Admirals **Stockfleth** und des General-Majors Grafen **von Baudiſſin**, am 18. November 1808 nachfolgendes Urtheil gefällt:

„Nach der vom Kriegsfiſkal eingegebenen Klagſchrift u. ſ. w. iſt erkannt worden, daß der General-Major **Heinrich Ernſt von Peymann** weder Seiner königlichen Hoheit (jetzt Seiner Majeſtät des Königs) ihm ertheilten Inſtructionen befolgt, das Aeußerſte zur Vertheidigung des Landes und der Stadt zu thun, noch ihm als oberſten Befehlshaber und höchſten commandirenden General zukommenden Pflichten erfüllt, indem er nicht verſucht hat, den feindlichen Landgang zu verhindern oder zu erſchweren, noch darauf geſehen, daß die gehörigen Ausfälle aus der Feſtung unternommen wurden, oder beizeiten dafür geſorgt, Außenwerke anzulegen, auch nicht den nöthigen Gebrauch

n dem Geſchütze des See-Etats gemacht; ſich ferner
eichgültig gezeigt, ob dem Feinde aller mögliche Ab-
uch geſchehe, und nicht dafür geſorgt, daß das Corps
s General-Lieutenants Joachim Melchior von
olten-Caſtenſkjold von der Stadt aus mit dem
ſthigen Geſchütz und der gehörigen Munition verſehen
orden, ferner: capitulirt und die däniſche Flotte an
e Engländer ausgeliefert hat, ohne daß die Noth-
endigkeit dazu erwieſen war, auch weder mit Rückſicht
uf die Capitulation und den gehaltenen Kriegsrath
ie Vorſchriften der Kriegsgeſetze beobachtet, noch die
egen einer Capitulation zu negociiren ernannten Com-
iſſarien mit den nöthigen Vorſchriften verſehen, den
apitulationsvorſchlag ohne gründliche Ueberlegung an-
enommen und endlich eine nicht zu entſchuldigende
leichgültigkeit in der Auslegung der eingegangenen
apitulation und Erfüllung ihres Inhalts gezeigt hat.
urch dieſen Leichtſinn und durch dieſe ſtrafbare Nach-
äſſigkeit hat er ſich der im 68ſten Kriegsartikel vor-
eſchriebenen Strafe ſchuldig gemacht.

Der General-Major Carl Frederik von Bie-
efeldt, als zweiter Commandirender im General-
ommando, iſt als Mitſchuldiger an der mangelhaften
ertheidigung der Stadt und Feſtung, der unnöthigen
apitulation und Uebergabe der Flotte anzuſehen, wie
uch, daß er direct und indirect den General-Major
on Peymann zur Annahme der Capitulation ver-
eitet und ſich endlich ſogar gegründeten Argwohn zu-
ezogen hat, den Schein dieſes Verhaltens auf Andere

werfen zu wollen, weßhalb er der Strafe im 68ſten und 70ſten Kriegs-Artikel ſchuldig iſt.

Der General-Major Hans Chriſtoph Gedde hat ſich nicht blos nachläſſig und langſam in der Ausübung ſeiner Pflicht gezeigt, ſondern eben ſowohl direct als indirect den General-Major Peymann zur Capitulation verleitet und ſich dadurch der Strafe des 70ſten Kriegs-Artikels ſchuldig gemacht.

Der Obriſt-Lieutenant Johann Mangelſen Voigt hat ſich nachläſſig bei einem ihm am 20. Auguſt 1807 übertragenen Commando gezeigt und geſucht, ſich durch grundloſe Entſchuldigungen ſeiner Pflicht zu entziehen, außerdem dabei unnöthige Zankluſt und Weitläufigkeit gezeigt und ſich ungebührliche Spöttereien erlaubt, weshalb er der Strafe des 103ten, 126ſten und 183ſten Kriegs-Artikels ſchuldig iſt.

Der Oberſt Frederik Beck, der Contre-Admiral Otto Lütken und der Obriſt Johann Heinrich Kirchhoff haben, Erſterer als Departementschef am 18. Auguſt 1807, Letztere als Unterhandlungs-Commiſſare, wegen der Capitulation und in dem gehaltenen Kriegsrath nicht die gehörige Conduite gezeigt, was jedoch durch den Arreſt, den ſie während der Unterſuchung haben aushalten müſſen, in Anſehung der beiden Letztgenannten als abgebüßt betrachtet werden ſoll.

Der General-Lieutenant Joachim Melchior von Holten-Caſtenſkjold hat nicht mit gehöriger Beſtimmtheit von Kopenhagen Kanonen requirirt, welches jedoch, bewandten Umſtänden nach, ihm nicht

r angerechnet werden ſoll, als daß er an den Un-
t der Sache theilnimmt.

Der General-Major Ernſt Frederik von
lterſsdorff hat bei den Ausfällen am 20. Auguſt
f nicht die gehörige Militair-Conduite gezeigt, was
h durch die ihm am 20. September und ſpäter
legten Arreſte als abgebüßt betrachtet werden ſoll,
er als Unterhandlungs-Commiſſär der Capitulation
Pflichten erfüllt hat."

Das Urtheil der Commiſſion ſprach den Generalen
ymann, Bielefeldt und Gedde das Leben, für
e Erſtere mit dem Verluſte von Ehre und Gütern
unden (bör have Aere og Liv forbrudt og hans
ls vare confiskeret), dem Oberſt-Lieutenant Voigt
Charge ab (bör have sin Charge forbrudt)
erkannte dem Obriſten Beck zwei Monate Fe-
gsarreſt des erſten Grades in der Citadelle Frede-
havn zu. Die Uebrigen wurden freigeſprochen.

Dieſes hyperfaule Urtheil der Ober-Kriegs-Com-
ion ward am Geburtstage des Königs (22. Ja-
r 1808) dahin gemildert, daß den General-Majors
ymann und Bielefeldt, mit Rückſicht auf ihre
gen und treuen Dienſte, aus beſonderer Gnade der
chied, ohne [illegible] und Feldzeichen zu
gen, ertheilt wurde, [illegible] ſich Beide bis auf weitere
re innerhalb der Wälle der Citadelle Frederikshavn
halten ſollten; der General-Major Gedde und der
riſt-Lieutenant Voigt wurden, Erſterer ohne, Letz-
r mit Penſion, aus dem Kriegsdienſte entlaſſen. In

allen andern Punkten ward das Urtheil vom Könige beſtätigt.

Der alte greiſe General Peymann, der ein beſſeres Loos verdient hatte, ſtarb als Gefangener in der Citadelle noch in demſelben Jahre 1812.

Ende des ſechsten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

---

Es iſt

Im f
des däniſch
rath Joh
evangeliſche

Erlau
da der Ba
rühmt gew
von Sim
war und a
in Ingerm

Ich e
welche Sie
ſind, auch
tes volles
dienſtvollen
gabe zu T

Berlin

## Berichtigung.

uns nachfolgende Berichtigung zugegangen:
nften Bande Ihrer vortrefflichen Geſchichte
n Hofes, Seite 367, heißt es: Der Etats-
nn von Simolin ſei der Sohn eines
Predigers aus Narva geweſen.
en Sie, daß ich dieſen Paſſus berichtige,
ter jenes für die ruſſiſche Diplomatie be-
rdenen Brüderpaares, Johann Andreas
olin, ſchwediſcher Probſt zu Åbo geweſen
ls treuer Freund der Kirche nie und nimmer
nland functionirt hat.
rſuche Sie daher, der Wahrheit, für
geehrter Herr, ein ſo ſiegreicher Kämpfer
n Beziehung auf meine Vorfahren ihr gu-
Recht und im nächſten Bande Ihres ver-
Werkes die Berichtigung Ihrer frühern An-
eil werden zu laſſen.

Alexander Baron von Simolin,
Kammerherr Seiner Majeſtät des
Königs von Preußen.

, am 22. October 1857.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

---

Siebenter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| **Roſen**, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen | 1 | 10 |
| **Schefer**, L., die Sibylle von Mantua | 2 | 15 |
| **Schiff**, *Dr.* Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle | 1 | — |
| — Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile | 2 | — |
| **Schirges**, G., Karl. Ein Roman | 1 | 15 |
| — Der Bälgentreter von Eilerdrobe | 1 | 10 |
| **Schmidt**, H., Hamburger Bilder. 3 Theile | 3 | — |
| **Spring**, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikaniſchen Leben. 2 Theile | 3 | — |
| **Starklof**, L., Helgoland. Ein See-Märchen | — | 25 |
| — Alma. Ein Roman. 2 Theile | 3 | — |
| — Prinz Leo | 1 | — |
| **Strodtmann**, A., Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. 2 Theile | 3 | — |
| **Vehſe**, *Dr.* Eduard, Shakespeare als Proteſtant, Politiker, Pſycholog und Dichter. 2 Theile | 3 | 10 |
| **Waiſe**, die, von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfaſſer des Schief Levinche | 1 | 15 |
| **Waldau**, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile | 3 | — |
| — Cordula. Graubündner Sage. Zweite veränderte Auflage. Mit Stahlſtich. Eleg. geb. | 2 | — |
| — Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile. Zweite Auflage | 4 | 15 |
| — Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Eleg. geb. | 1 | — |
| **Wangenheim**, F. T., der Mönch. Hiſtoriſcher Roman. 3 Theile | 4 | 10 |
| — Die Luftſchiffer. Novelle aus dem Schattenreich | 1 | 10 |
| — Die Schwertler von Zürich. Hiſtoriſcher Roman. 3 Theile | 3 | — |
| **Weerth**, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski | 1 | 10 |
| **Weiſſer**, Adolf, der Blinde und ſein Sohn. 3 Theile | 4 | — |
| — die Züricher Mordnacht. 2 Theile | 2 | 15 |
| — Schubarts Wanderjahre. 2 Theile | 2 | 15 |
| **Wienbarg**, *Dr.* L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile | 2 | 20 |
| — Aeſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet | 1 | 20 |
| — Wanderungen durch den Thierkreis | 1 | 15 |
| — Tagebuch von Helgoland | 1 | 15 |
| **Wihl**, L., Engliſcher Novellenkranz | 1 | 15 |
| **Woltmann**, C. von, Der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen | 1 | 15 |
| **Ziegler**, Karl, Grabbes Leben und Charakter | 1 | — |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian II. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

Siebenter Band.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

Habent sua fata libelli, ſagt ein altes Sprüchwort. Auch unſer Buch hat eigene Schickſale. In Folge des höchſt poſſierlichen Zetergeſchrei's, den die Berliner Kreuzzeitung, das hypernaive Organ der preußiſchen Krautjunker-Partei, gleich beim Erſcheinen der erſten beiden Bände erhoben und den kritiſchen Bannſtrahl auf uns herabgeſchleudert, daß wir Vehſe überboten haben, hat ſich die öſterreichiſche Regierung — die einzige in ganz Deutſchland — bewogen gefühlt, unſere Geſchichte aufs Strengſte zu verbieten. Es zeigt von einem großen Fortſchritte der Zeit und von der Achtung, die andere deutſche Staaten vor der Stimme unbeſtochener Wahrheit haben, daß bis jetzt noch keine andere Regierung dieſem Beiſpiele gefolgt iſt. Vielleicht geſchah es auch nur darum, weil man — namentlich im aufgeklärten Preußen — klug genug iſt, einzuſehen, daß Bücher-Verbote nichts ſchaden, ſondern im Gegentheile nur noch mehr zur Bekanntwerdung und Verbreitung ſolcher Werke beitragen. Eben ſo wenig ſchaden auch derlei kleine, ganz allerliebſte Berſerker-Artikelchen, wie die gute Kreuzzeitung ſie gebracht. Wir erinnern dabei an Goethe's Ausſpruch:

„Hat jeder Wallfiſch ſeine Laus,
So muß ich auch die Meine haben.“

Aber trotz dieſes krautjunker'ſchen Ungeziefers hat unſere „Geſchichte des däniſchen Hofes“ vor dem Richterſtuhle unparteiiſcher Kritik mehr Anerkennung gefnnden, als wir ſelber erwartet hatten. Als Beweis dafür ſpricht u. A. die Ueberſetzung, die davon in ſchwediſcher Sprache unter dem Titel:

„Danske Hofvet från Christian II. til närvarande tid, af E. M. Oettinger,“

im Verlage von Schück und Joſephſon zu Stockholm erſchienen iſt und von der bereits fünf Bände herausgekommen ſind. Jetzt wird auch eine däniſche Ueberſetzung angekündigt.

Im Laufe dieſes Winters erſcheint der letzte Band unſeres Werkes, enthaltend die Geſchichte Chriſtian's VIII. und des gegenwärtigen Königs Friedrich VII.

Leipzig, am 10. October.

E. M. Oettinger.

# Inhalt des ſiebenten Bandes.

---

## Vierzehntes Buch.

### Friedrich VI. (1808—1839.)

Seite

rſtes Kapitel. Der Fürſten-Congreß zu Erfurt. . 3

weites Kapitel. Die Franzoſen rücken nach Fühnen und Seeland vor. — Der Prinz von Pontecorvo und General Fririon. — Verrath des Marquis de la Romaña. — Die Schweden fallen in Norwegen ein. — Sie werden zurückgeſchlagen. — Sieg der Dänen bei Frederikshald. — Erweiterung des Danebrog-Ordens. . . . . . 30

rittes Kapitel. Die Engländer auf Island. — Jörgen Jörgenſen. — Er proklamirt die isländiſche Republik . 41

iertes Kapitel. Schwedens Zuſtände. — Die Erwählung eines neuen Thronfolgers — Die Wahl fällt auf den Prinzen von Pontecorvo — Perſonalien des Erwählten. — Seine Reiſe nach Stockholm. — Sein Einzug. — Sein Eid. — Schwedens Kriegserklärung an England . 57

ünftes Kapitel. Dänemarks Kriegsmacht zur See und zu Lande. — Die Bureaukratie — Der Hof. — Fortſetzung der Liſte der von Friedrich dem Sechsten creirten Ritter des Elephanten-Ordens. — Englands Stellung. — Zuſtand ſeiner Flotte . . . . . . . . 73

echstes Kapitel. Schweden ſchließt ſich an Rußland. — Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander und des Kronprinzen Karl Johann in Abo. — Geheime Zuſage. — Manifeſt des Kaiſers der Franzoſen und des Kaiſers aller Reußen. — Napoleon in Rußland. — Seine Siege, ſeine Niederlage. — Die Völkerſchlacht bei Leipzig. — Friede zwiſchen Schweden und Dänemark . . . . . 96

ebentes Kapitel. Norwegen und Prinz Chriſtian Friedrich. — Seine Ernennung zum Prinz-Regenten. — Sein Einzug in Drontheim. — Seine Proclamationen an Heer und Volk. — Sein Schreiben an den König von Dänemark — Offener Brief Friedrich's des Sechsten an den Prinz-Regenten. — Einſetzung des norwegiſchen Staatsraths — Der Reichstag tritt zuſammen. — Die Eröffnung deſſelben. — Prinz Chriſtian Friedrich wird zum König von Norwegen erwählt. . . . . . 120

Seite

**Achtes Kapitel.** Brief des Königs von Norwegen an den König von Schweden. — Manifeſt Friedrich's des Sechsten an die Norweger. — Der Kammerjunker Guldenpalm. — Aufruf des ſchwediſchen Kronprinzen. — Erklärung der Commiſſarien der Alliirten an König Chriſtian. — Er willigt in die Ueberlieferung Norwegens. — Seine Briefe an den König und den Kronprinzen von Schweden und Antwort des Letzteren. — Waffenſtillſtand und Convention vom 14. Auguſt 1814. — Reichsverſammlung vom 7. October. Thronentſagung und Abreiſe König Chriſtian's nach Dänemark 114

**Neuntes Kapitel.** Reiſe des Königs von Dänemark zum Wiener Congreß. — Kurze Schilderung deſſelben u. ſ. w. 180

**Zehntes Kapitel.** Napoleon verläßt Elba. — Seine Rückkehr nach Frankreich. — Declaration der in Wien verſammelten Mächte. — Flucht Ludwig's des Achtzehnten. — Einzug Buonaparte's in Paris. — Die hundert Tage. — Napoleon abdicirt zum zweiten Male. — Er begiebt ſich in England's Schutz. — Die Mächte ſchicken ihn nach Sanct Helena. — Friedrich's des Sechsten Rückkehr nach Dänemark . . . . . . . . . . 200

**Eilftes Kapitel.** Dänemarks Stimmung nach dem Wiener Congreſſe. — Attentate gegen das Leben des Königs. — Juden-Verfolgungen. — Straßen-Krawalle. — Das *on dit* einer Liebſchaft des Königs mit einem Judenmädchen aus Flensburg. — Die Rache des Herrn von Rothſchild. — Falſchmünzerei. — Demagogiſche Umtriebe. — Die Dänen verlangen eine freiere Staats-Verfaſſung. — Das Geſuch der Drammer Zeitung. — Faule Finanz-Zuſtände. — Rothſchild erhält den Danebrog-Orden. — Unruhige Auftritte im Theater. — Demagogenriecherei. — Der Pſeudo-Kronprinz Pouliſen . . . . . . . 225

**Zwölftes Kapitel.** Friedrich der Sechste und ſeine Kebſin Dannemand. — Die Geſchichte dieſer Frau . . 242

**Dreizehntes Kapitel.** Einführung der Provinzial-Stände. — Preßfreiheits-Geſellſchaft. — Heiberg und Malte Bruun. — Baggeſen. — Oehlenſchläger. — Schack Staffeldt. — Winther. — Grundtvig. — Blicher. — Anderſen. — Hertz. — Oerſted. — Thorwaldſen und ſeine natürliche Tochter . . . . . . . . . 253

**Vierzehntes Kapitel.** Liſte der vom Jahre 1814 bis zum Tode Friedrichs des Sechſten ernannten Ritter des Elephanten-Ordens . . . . . . . . 275

**Fünfzehntes Kapitel.** Tod Friedrich's des Sechſten. — Beſchreibung des königlichen Leichenzugs . . . . 315

**Sechzehntes Kapitel.** Kurzer Rückblick auf Friedrich's des Sechſten hauptſächlichſten Verdienſte. — Seine beiden Denkmäler. — Seine Wittwe . . . . . . 325

# Vierzehntes Buch.

## Friedrich VI.

(1808 — 1839.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Erſtes Kapitel.

## Der Fürſten-Congreß zu Erfurt.

England, das, im Bunde mit Schweden, Portugal und Spanien, feſt entſchloſſen war, den Krieg gegen den Uſurpator Buonaparte um jeden Preis fortzuführen, nöthigte Letztern, ſich immer enger und enger an den Rheinbund*), zu deſſen Protector er ſich aufgeworfen, und an den Kaiſer von Rußland anzuſchließen, der ſich von England, ſeit deſſen unverantwortlichem Raubzuge gegen Dänemark, losgeſagt und dem Könige von Großbritannien den Krieg erklärte hatte.

Das Bedürfniß einer engern Annäherung an Rußland bewog den Kaiſer der Franzoſen, den Czaren und ſämmtliche Fürſten der deutſchen Conföderation zu einer perſönlichen Zuſammenkunft nach Erfurt einzuladen, das im Tilſiter Frieden von Preußen an Frankreich abgetreten worden war.

Alexander beeilte ſich, dieſer Einladung Folge zu leiſten.

Acht Tage vor Napoleons Abreiſe erhielten die erſten Mitglieder des Théâtre français — Talma,

---

*) Der Rheinbund, geſtiftet von Napoleon am 12. Juni 1806, zählte ſechszehn deutſche Fürſten, die ſich zu Vaſallen des großen Uſurpators erniedrigt hatten.

Damas, Lafond, Saint-Prix, die Damen Antoinette Raucourt, Catherine Duchesnois und Etiennette Bourgoin — den kaiſerlichen Befehl, nach Erfurt aufzubrechen, um dort in einem eigends für ſie zu erbauenden Schauſpielſaale den gekrönten Gäſten des Kaiſers die Meiſterwerke Corneille's, Racine's, Voltaire's und Crébillon's des Aeltern vorzuführen. Mademoiſelle Hippolyte Mars und die andern Koriphäen des Luſtſpiels, welche gleichfalls Weiſung zur Abreiſe erhalten hatten, bekamen am andern Morgen Gegenbefehl, in Paris zu bleiben.

„L'emperour donna (berichtet Herr Thiers) l'exclusion à la comédie bien qu'il fit des oeuvres immortelles de Molière le cas qu'elles méritent; mais, disait-il, on ne les comprend pas en Allemagne. Il faut montrer aux Allemands la beauté et la grandeur de notre scène tragique; ils sont plus capables de les saisir que de pénétrer la profondeur de Molière.“

Dies Urtheil beweiſt, daß Napoleon ſeine „Pappenheimer“ ſehr gut gekannt hat. Er ſelbſt entwarf das Repertoire, das aus „Cinna“, „Mahomet“, „Andromaque“, „Britannicus“, „Mithridate“, „Oedipe“, „les Horaces“ und „la mort de César“ beſtand. Dann ließ er ſeinen alten Freund Talma rufen und ſagte zu ihm:

— Als ich noch Lieutenant war und nicht die Mittel beſaß, um allabendlich Ihr Theater zu beſuchen, gaben Sie mir mehr als ein Mal ein Freibillet, um mir den Genuß zu verſchaffen, Ihr großartiges Talent bewundern zu können. Seitdem bin ich Ihr dankerfüllter Schuldner und ich freue mich, jetzt einen Theil meiner Dankesſchuld abzutragen. Préparez-vous à jouer devant un parterre des rois à Erfurt.

— Sire, erwiederte Talma, c'est ainsi que je joue toujours mon rôle.

— Eh bien, je vous demande pardon, ſagte der Kaiſer und reichte ihm die Hand mit den Worten: A l'avantage de vous voir à Erfurt.

Die Kaiſerin Joſephine, die ſich capricirt hatte, ihren Gemahl nach Deutſchland zu begleiten, war untröſtlich, als dieſer ihr ziemlich brusque erklärte, er habe beſchloſſen, ſie in Paris zurückzulaſſen. Da half denn auch kein Widerſpruch. — Um jene Zeit fühlte der kleine Corſe einen Anflug von Schwärmerei für Mademoiſelle Bourgoin, die eine ſehr intime Freundin ſeines Miniſters Chaptal war. Napoleon hatte den Beſchluß gefaßt, ſie ihm in Erfurt untreu zu machen. — Die „Encyclopédie des gens du monde“, die dieſer Künſtlerin einige Zeilen widmet, ſagt über ſie: Mlle Bourgoin avait un esprit naturel aussi vif qu'original; quoique son éducation eût été négligée, elle savait dans une grande réunion montrer le meilleur ton, se servir des expressions les mieux choisies; mais au théâtre et dans l'intimité c'était Sophie Arnould avec toute sa verve satirique ou graveleuse.“ Außerdem aber beſaß ſie einen hohen Grad von Aufrichtigkeit und machte aus ihrer Geſinnung niemals ein Geheimniß. Sie ſagte Allen, die es hören wollten: „Ich liebe Talma und haſſe Buonaparten, weil er alle Frauen wie Feſtungen behandelt, die er im Sturme zu erobern hofft; ich aber laſſe mich nicht erſtürmen.“

Am 22. September 1808, Morgens fünf Uhr, verließ der Kaiſer Saint-Cloud und begab ſich über Chalons, Metz, Mainz, Frankfurt am Main (hier verweilte er einen ganzen Tag), Hanau, Philippsthal und Gotha nach Erfurt.

In ſeinem äußerſt zahlreichen Gefolge, zu deſſen Beförderung auf jeder Poſtſtation zweihundertzwanzig Pferde in Bereitſchaft ſtanden, befanden ſich u. A.

1) Der Vice-Connetable von Frankreich, Alexander Berthier, Fürſt von Neufchâtel.

2) Der Miniſter-Staatsſecretair Hugues Bernard Maret, Herzog von Baſſano, Sohn eines Dijoner Arztes, der im Vereine mit Maurice Méjean das Bulletin de l'Assemblée redigirt, damals mit dem Artillerielieutenant Buonaparte in einem und demſelben Hauſe gewohnt und durch dieſen Zufall ſeine große Carrière gemacht hatte. Maret war's, der die meiſten Bulletins Napoleons redigirte.

3) Der Großmarſchall des Palaſtes, Michel Duroc, Herzog von Friaul, der Mann, der das ganze Vertrauen des Kaiſers beſaß und in alle Geheimniſſe ſeines Herzens eingeweiht war.

4) Der erſte Stallmeiſter, General Antoine Marie Champion, Graf von Nanſouty.

5 und 6) Die beiden General-Adjutanten, René

Savary, Herzog von Rovigo, und Bernard Law, Marquis von Lauriſton.

7) Der Kammerherr Abel Rémuſat.

8) Der Stallmeiſter Cavaletti.

9) Der Leibarzt Jean Nicolas Corviſart, ein Schützling Joſephinens, die ihn bei Barras, deſſen Maitreſſe ſie geweſen war, kennen gelernt hatte.

10) Der erſte Leibkoch Laguipierre, la providence de l'estomac impérial, wie ihn die Kaiſerin zu nennen geruhte.

Zu jenen Perſonen, die dem Kaiſer nach Erfurt vorausgeeilt waren, gehörte:

Der hinkende Teufel der franzöſiſchen Diplomatie, der eidgeübte Charles Maurice de Talleyrand, Fürſt von Benevent.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Jean Baptiſte Nompère de Champagny, Herzog von Cadore.

Der Diviſionsgeneral Michel, Graf von Claparède.

Der Diviſionsgeneral von Saint-Laurin, der aus Berlin eingetroffen war und

Der Obriſt Caſtille, Chef der Grenadier-Garde zu Fuß, die den Weg von Paris nach Erfurt in dreizehn Tagen zurückgelegt hatte.

Am 26. September, fünf Uhr Abends, traf König Friedrich Auguſt von Sachſen, in Begleitung ſeines Oberhofmarſchalls Camillo Grafen Marcolini und des Staatsminiſters Friedrich Wilhelm Grafen von Boſe in Erfurt ein. Der König ſtieg in dem für ihn franzöſiſcherſeits in Bereitſchaft geſetzten Quartiere auf dem Fiſchmarkte ab.

Dienſtag, am 27. September, um zehn Uhr Morgens, hielt Napoleon, escortirt von zwei franzöſiſchen Infanterie- und zwei Cavallerie-Regimentern, unter dem hundertſtimmigen Donner der Geſchütze, dem feierlichen Geläute aller Kirchthurmzungen und dem herkömmlichen Jubelgeſchrei der leicht enthuſiasmirten Volksmenge ſeinen Einzug in Erfurt.

Der Stadtcommandant, der Magiſtrat, die Abgeordneten der Bürgerſchaft, der Univerſität und der Geiſtlichkeit hatten den „Leviathan des neunzehnten Jahrhunderts" fünfhundert Schritte vor dem Thore erwartet. Dort überreichte ihm der Bürgermeiſter die Schlüſſel der „hochbeglückten Stadt" und eine gedruckte Adreſſe, die er anzunehmen und zu leſen geruhte. — Er ſtieg im Gouvernements-Gebäude ab, wo er am Fuße der Treppe vom Könige von Sachſen empfangen ward.

Eine halbe Stunde nach ſeiner Ankunft ſetzte ſich der Kaiſer wieder zu Pferde, um, begleitet von ſeiner Suite, dem Könige von Sachſen ſeinen Gegenbeſuch auf dem Fiſchmarkte abzuſtatten. Die Unterhaltung währte ein halbes Stündchen. Napoleon erkundigte ſich nach den Töchtern und Nichten ſeines Gaſtes, denn ſchon zu jener Zeit trug er ſich mit dem ehrgeizigen Plane, ſich von ſeinem „guten Sterne", von der armen Joſephine, blos darum loszuſagen, um ſich mit einer deutſchen Fürſtentochter zu vermählen. Zu dieſen Auserkornen gehörte u. A. die Prinzeſſin Marie Friederike Auguſte Amalie, Tochter des Herzogs Maximilian von Sachſen, Schweſter des gegenwärtig regierenden Königs Johann, die, geboren am 10. Auguſt 1794, damals erſt vierzehn Lenze zählte. Er fragte nach deren Befinden, wünſchte ſie kennen zu lernen, da er durch ſeinen Dresdener Geſandten, Herrn von Bourgoing, „mille choses aimables“ von ihr gehört habe, und erſuchte den Oheim, ſeine Nichte zu grüßen und ſie einzuladen, nach Erfurt zu kommen. Friedrich Auguſt entſchuldigte das Ausbleiben der Prinzeſſin, die zu jener Zeit maſerkrank geweſen ſein ſoll.

Nach dieſem Beſuche muſterte der Kaiſer die auf dem Domplatze eingerückten Truppen aus Frankreich und fuhr dann auf der Straße nach Weimar dem Kaiſer von Rußland, dem „véritable grec du bas empire“, wie er ihn ſchon in Tilſit genannt, entgegen.

Letzterer hatte ſchon am 14. September, nachdem r Tags zuvor in der Kirche zur allerheiligſten Mutter Gottes von Kaſan ſein inbrünſtiges Gebet verrichtet, die Hauptſtadt ſeines Reichs verlaſſen. In ſeinem glänzenden Gefolge befanden ſich u. A.

1) Der Oberhofmarſchall Graf Tolſtoy.

2 und 3) Die General-Adjutanten Fürſt Truetzkoi und Graf Oſorowski.

4) Der Kriegs-Miniſter und Chef der ruſſiſchen Artillerie Alexei Andrejewitſch Graf Araktchejeff.*)

---

*) Dies iſt derſelbe Graf, der, begeiſtert von den hoen Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Souveräins, bei ſeinem am 30 April 1834 erfolgten Ableben

5) Fürſt Peter Wolkonski.

6) Fürſt Georg Gagarine.

7) Fürſt Alexander Nikolajewitſch Galitzine.*)

8) General Graf Paul Schuwaloff und

9) Der kaiſerliche Leibchirurg Baronet Sir James Wylie.

Dem Kaiſer vorausgeeilt waren:

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Nicolai Graf von Romanzoff.**)

Der Geheime Rath Michail Graf Speranski (der Vollender des ruſſiſchen Reichsgeſetzbuchs „Swod".)

---

Ableben teſtamentariſch fünfzigtauſend Silberrubel bei der kaiſerlichen Bank deponirte mit der Beſtimmung, daß drei Viertheile dieſer Summe, Zins auf Zins geſchlagen, bis zum Jahre 1921 dazu beſtimmt ſein ſollen, im Jahre 1926 dem Verfaſſer der beſten Geſchichte Kaiſer Alexanders I., geſchrieben in ruſſiſcher Sprache, als Belohnung ſeiner Arbeit ausgezahlt zu werden, während das letzte Viertel jener Summe zum Druck und zur Verbreitung von zehntauſend Exemplaren dieſes Werkes verwendet werden ſoll. Außerdem hatte er angeordnet, daß für ſein Gut Gruſino der Czar einen Erben ernenne. Kaiſer Nicolaus ernannte dazu das Nowgoroder Cadetten-Corps, das ſeinen Namen führt.

*) Von 1817 bis 1824 war er Miniſter der öffentlichen Aufklärung und des Cultus.

**) Sohn des Grafen Peter Alexandrowitſch Romanzoff, dem die Kaiſerin Katharina nach dem Frieden von Kutſchuck-Kainardſchi den Beinamen Zadonaiskoy (Transdanubienſis) verliehen hatte.

Der General Iwan Graf Tolſtoy, kaiſerlich
ſiſcher Botſchafter am Hofe der Tuilerien und

Der General und Oberſtallmeiſter Armand Au-
ſtin Louis von Coulaincourt, Herzog von
icenza, kaiſerlich franzöſiſcher Botſchafter in Sanct-
tersburg.

Kaiſer Alexander traf am 18. September in
nigsberg ein. Hier reſidirte der durch die Franzo-
aus ſeiner Hauptſtadt verjagte König von Preußen,
cher in Folge des Tilſiter Friedens die Hälfte ſeiner
tzungen eingebüßt hatte und zur Zahlung von
hundertvierzig Millionen Francs an Frankreich ge-
ngen war. Bis zur völligen Tilgung dieſer unge-
ren Kriegsentſchädigung blieb Frankreich im Beſitze
Feſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau.

Alexander fühlte ſich beglückt und entzückt, in
igsberg die reizende Louiſe wiederzuſehen, zu deren
en er bei ſeinem Scheiden von Tilſit das weltbekannte
„Schöne Minka, ich muß ſcheiden" gedichtet und
Muſik geſetzt hatte. Er fand die Unglückliche in
inen über die Demüthigung ihres Gemahls. Ihr
ger Troſt in dieſer bedrängten Lage war der Mi-
r Freiherr Karl von Stein, der Stifter des
gendbundes", der ausgeſprochene Feind der Napo-
iſchen Zwingherrſchaft.

Alexander, gerührt von dem Unglücke der
gebeugten Königin, verſprach ihr beim Abſchiede,
anze Macht ſeiner Ueberredungsgabe aufzubieten,
apoleon zu bewegen, wenigſtens einen Theil der

enormen Contributionsſumme zu erlaſſen und noch vor Ablauf dieſes Jahres die Hauptſtadt Berlin zu räumen.

Alexander und Louiſe ſchieden tiefbewegt. Erſterer verließ am 20. September Königsberg und eilte, begleitet von ſeinem Bruder, dem Großfürſten Conſtantin, und dem franzöſiſchen Reichsmarſchall Jean Lannes, Herzog von Montebello, den ihm Napoleon zur Begrüßung bis an die ruſſiſch-preußiſche Grenze entgegengeſandt hatte, über Küſtrin und Frankfurt an der Oder nach Leipzig. Hier übernachtete er im Hôtel de Pruſſe, wo, fünf Jahre ſpäter, am Vorabende der großen Völkerſchlacht, auch Napoleon in derſelben Zimmerreihe übernachtete. Am 25. begab ſich Alexander über Weimar nach Erfurt.

Beide Kaiſer, die ſich ſeit der (vom Maler Riego bildlich aufgenommenen) Zuſammenkunft auf dem Niemen bei Tilſit nicht wiedergeſehen hatten, trafen ſich am 27. September, Nachmittags drei Uhr, zwiſchen Nohra und Münchenholzhauſen.

Beide Souveraine ſprangen aus ihrem Wagen, umarmten ſich herzlich und gingen dann, über zwanzig Minuten in raſch wechſelndes Geſpräch vertieft, neben einander zu Fuße. Alexander überbrachte ihm Grüße von der Königin Louiſe.

— C'est un ange, erwiederte Napoleon, ſeine Fingerſpitzen küſſend.

— Sie hat ein beſſeres Loos verdient, warf Alexander hin.

— Aber ihr Gemahl iſt ſehr eigenſinnig, fügte Napoleon hinzu.

— Ich wage eine Bitte für ihn einzulegen, ſagte der Czar. Erlaſſen Sie meinem unglücklichen Freunde einen Theil der Kriegsentſchädigung und geſtatten Sie, daß er bald nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zurückkehren dürfe.

— Der Herr von Hohenzollern und ſein Miniſter Stein ſind meine erbittertſten Feinde. Wir ſprechen nächſtens mehr davon.

Dann beſtiegen Beide ihre für ſie in Bereitſchaft gehaltenen Pferde und hielten, eine Stunde ſpäter, begleitet vom Großfürſten Conſtantin, der einen koſakiſch equipirten Schimmel ritt, ihren vom heiterſten Himmel beſtrahlten Einzug ins ſtaunende Erfurt. Napoleon trug unter ſeinem grauen Ueberrock den Alexander-Newsky-Orden, Alexanders Bruſt war mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geſchmückt.

Letzterer ſtieg im Triebel'ſchen, vormals Belmontiſchen Hauſe ab und dinirte eine Stunde ſpäter mit ſeinem Bruder Conſtantin bei Napoleon.

Am 28. September traf König Jerôme von Weſtphalen, Napoleons jüngſter Bruder, und ſeine damals ſehr hübſche Gemahlin, die würtembergiſche Katharina, begleitet von deren beiderſeitigem Hofſtaate, dem Ober-Ceremonienmeiſter Grafen von Bocholtz, deſſen Gattin, beiläufig erwähnt, eine der unzählig vielen Flammen des „Bruders Lüderlich von Caſſel" war, dem Großmarſchalle des Palaſtes, Grafen Heinrich Karl Friedrich Levin von Wintzingerode, und dem Miniſter-Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten Pierre Alexandre Le Camus, Grafen von

Fürſtenſtein, in Erfurt ein. Letzterer war, fünf Jahre früher, ein reiſender Handlungsdiener, welchen Jerôme, der ſich damals beſchäftigungslos in Amerika umhertrieb, zu Baltimore (wo er Eliſabeth Patterſon geheirathet) kennen gelernt hatte. — Zur Suite Ihrer weſtphäliſchen Majeſtäten gehörten, außer dieſen, der Dr. Jadig, jüdiſcher Leibarzt der Königin, und der ſehr ehrenwerthe Herr Guillaume Charles Antoine Pigault-Lebrun, Bibliothekar und Vorleſer des Königs, der luſtige Falſtaff ſeines nicht minder luſtigen Herrn und Gebieters.*)

Am 29. September trafen Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des Königs, und der preußiſche Staatsminiſter, Auguſt Friedrich Ferdinand Graf von der Goltz ein. Letzterer war ſchon von Königsberg aus mit dem General-Intendanten Grafen Daru wegen Räumung der preußiſchen Monarchie in Unterhandlung getreten, hatte aber nichts durchzuſetzen vermocht.

An demſelben Tage langte auch der General-Feldzeugmeiſter Freiherr Nikolaus Karl von Vincent als kaiſerlich öſterreichiſcher Geſandter an.

---

*) Alle, welche die Wirthſchaft dieſes ſaubern Hofes näher kennen zu lernen Verlangen tragen, werden darüber genügende Auskunft finden in meinem 1852 in Dresden erſchienenen Romane „König Jerôme und ſein Capri"; nicht zu verwechſeln mit dem drei Jahre ſpäter herausgekommenen König'ſchen Romane „König Jerôme und ſein Carneval". Das erſtgenannte Buch war die Veranlaſſung geweſen, weßhalb der Unterzeichnete im Juli 1853 „par ordre de Monsieur le Parvenu" aus Frankreich verwieſen worden iſt. —

E. M. O.

Jeder neue Tag brachte neue Gäſte. Das ſtille Erfurt genoß der Ehre, mit dem Olympe der alten Mythe verglichen zu werden. „Die Götter der Erde“, ſchrieb ein ſpeichelleckendes Blatt, haben ſich daſelbſt niedergelaſſen, um der hartbedrängten Welt den heißerſehnten Frieden wiederzugeben.“

Zu dieſen Göttern zweiten und dritten Ranges gehörte der unbändig dicke Friedrich Wilhelm Karl, par la grâce de Napoléon König von Würtemberg (angelangt am 3. October);

Maximilian Joſeph, König von Bayern, und deſſen Sohn, der Kronprinz Ludwig, der damals — Dank den Muſen! — noch nicht den Pegaſus ritt, und der Herzog Wilhelm von Bayern, die am 4. October eingetroffen waren;

Karl Ludwig Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, und deſſen eben ſo ſchöne, als gefallſüchtige Gemahlin, Stephanie Louiſe Adrienne van Beauharnais, Nichte der Kaiſerin Joſephine und nachmalige Mutter des als Findelkind ausgeſetzten Caſpar Hauſer;

Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar, deſſen Gemahlin, Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, und deren Sohn, der Erbprinz Karl Friedrich, mit ſeiner ruſſiſchen Gemahlin, der Großfürſtin Maria Paulowna, Tochter des ermordeten Kaiſers Paul.

Ernſt, Herzog von Sachſen-Gotha.

Leopold, Prinz von Sachſen-Coburg, General in ruſſiſchen Dienſten (ſpäter König der Belgier).

Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen, ältere Schweſter der König Louiſe von Preußen.

Ludwig, Erbgroßherzog von Heſſen-Darmſtadt.

Friedrich Franz, Herzog von Mecklenburg.

Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg.

Wilhelm, Pfalzgraf von Pfalz-Birkenfeld.

Leopold Friedrich Franz, Fürſt von Anhalt-Deſſau.

Friedrich, Fürſt von Waldeck.

Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, Fürſt-Primas von Frankfurt.

Ludwig Friedrich, Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt.

Karl Alexander, Fürſt von Thurn und Taxis und deſſen Gemahlin, Thereſe Mathilde Amalie von Mecklenburg-Strelitz, jüngere Schweſter der Königin von Preußen und der Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen.

Friedrich, Landgraf von Heſſen-Homburg.

Victor, Prinz von Heſſen-Rheinfels-Rothenburg.

Ernſt Conſtantin, Prinz von Heſſen-Philippsthal.

Die Fürſten von Reuß-Greitz-Plauen, von Reuß-Schleitz, von Reuß-Ebersdorf u. ſ. w. u. ſ. w.

Außer den ſchon früher erwähnten Staatsminiſtern und Botſchaftern waren hier verſammelt:

Der königlich bayerſche Staatsminiſter Maximilian Joſeph Garnerin, Freiherr von Montgelas, einer der kriechendſten Adulateure Napoleons.

Der königlich würtemberg'ſche Staatsminiſter Karl Ludwig Auguſt, Graf von Taube.

Der königlich würtemberg'ſche Oberſtallmeiſter Ernſt Eugen, Graf von Goerlitz.

Der großherzoglich würzburg'ſche Staatsminiſter Graf Manfredini.

Der Staatsminiſter des Fürſten-Primas, Graf Karl von Beuſt.

Der Freiherr Emmerich Joſeph von Dalberg, großherzoglich badenſcher Geſandter in Paris.

Der ſachſen-gotha'ſche Miniſter Hans Wilhelm von Thümmel.

Der herzoglich oldenburgiſche Staatsminiſter Freiherr von Hammerſtein.

Der mecklenburgiſche Geheime Rath Leopold Englelke Hartwig von Pleſſen.

Der franzöſiſche Geſandte am ſächſiſchen Hofe, Jean François, Baron de Bourgoing.

Der ſächſiſche Geſandte am weſtphäliſchen Hofe, Heinrich, Graf von Schönburg.

Der bayer'ſche Geſandte am würtemberg'ſchen Hofe, Maximilian, Graf von Lerchenfeld.

Der königlich holländiſche Abgeordnete, Chevalier de Bourdeaux.

Der ruſſiſche Generalconſul in Frankfurt am Main, Simon Moritz von Bethmann.

Der amerikaniſche Conſul in Bremen, Wichelhauſen.

Der Duca di Mondragone.

Der franzöſiſche General-Intendant Pierre Antoine Noël Graf Daru.

Die franzöſiſchen Staatsräthe Jollivet und Gervais.

Die Geheimen Räthe von Leykam und von Wolzogen.

Der ſachſen-weimar'ſche Geheime Rath Johann Wolfgang von Goethe.

Der Hofrath Chriſtoph Martin Wieland und Andere.

Aus der Maſſe von Generalen aus allen Gegenden der Windroſe ragten, außer den früher genannten, hervor:

Die Marſchalle Joſeph Mortier, Herzog von Treviſo, der, beiläufig erwähnt, jüdiſcher Abkunft war, und Nicolas Soult, Herzog von Dalmatien.

Der zum Gouverneur von Erfurt ernannte General Nicolas Oudinot (bald darauf zum Marſchall und Herzoge von Reggio ernannt).

Die ruſſiſchen Generale: Zacharias Alſufieff, Chitroff und Chanikoff.

Die deutſchen Generale: Graf Reuß, Graf von Wartenberg, Baron Chriſtoph Siegmund von Gutſchmidt, Carl Wilhelm Ferdinand von Funck.

Der däniſche General Adam Ludwig von Moltke.

Dieſer Zuſammenfluß von Fremden aller Kaliber hatte die Miethen dergeſtalt geſteigert, daß mancher königliche Gaſt für ſeine mehr als ſchlichte Wohnung in einem einfachen Bürgerhauſe täglich fünfzig Louisd'or bezahlen mußte. Man wird dann nicht mehr erſtaunen, wenn wir hinzufügen, daß Erfurt im Verlaufe dreier Wochen nahe an zwei Millionen Thaler eingenommen haben ſoll.

Mittelpunkt der Zerſtreuungen dieſer hohen Gäſte war das franzöſiſche Theater, das innerhalb vier Tagen aufgebaut worden war und zu deſſen Vorſtellungen der Marſchall Duroc, Herzog von Friaul, täglich zweihundert Freibillets unter die Honoratioren der Stadt vertheilen ließ.

Ganz vorn im Parterre ſtanden bis zur Ankunft der andern Könige und Fürſten des Rheinbundes blos drei rothſammetne Fauteuils, von welchen der mittelſte für Napoleon, der zu ſeiner Rechten für den Kaiſer von Rußland und jener zur Linken für den König von Sachſen beſtimmt war. — Später ſaßen die gekrönten Häupter in nachfolgender Ordnung: den Mittelpunkt bildete Napoleon; neben ihm zur Rechten ſaßen der ruſſiſche Kaiſer, der König von Bayern, der König von Sachſen und der Fürſt-Primas von Frankfurt. Zur Linken Napoleons ſaßen der König von Würtemberg, der Großfürſt Conſtantin von Rußland, der über den unbändig dicken Bruch ſeines deutſchen Nachbars mehr als ein ruſſiſches Wortſpiel machte, und der Prinz Wilhelm von Preußen, der von all dieſen Herrſchaften der Unbedeutendſte war.

In der großen Mittelloge blähte ſich der gekrönte „Bruder Lüderlich von Caſſel“ an der Seite ſeiner Gemahlin, umgeben vom Glanze ihres beiderſeitigen Hofſtaates, auf.

In der Proſceniumsloge zur Rechten der Zuſchauer gähnte Herr von Talleyrand neben dem Grafen von Fürſtenſtein, dem ci-devant commis-voyageur, den der hinkende Asmodée gern zu hänſeln pflegte, weil er ihn durchaus nicht für voll anſah.

In der Proſceniumsloge links unterhielt ſich der Herzog von Cadore mit dem Grafen von Romanzoff, der heute mit Mademoiſelle Bourgoin, die ihm ganz beſonders gefiel, und morgen mit einer hübſchen Statiſtin kokettirte.

— J'aime les arts, geſtand der Ruſſe.

— Et surtout les artistes, fügte lächelnd der Herr von Champagny zu.

— Oui, surtout quand elles sont aussi jeunes et piquantes que cette aimable Bourgoin!

Die Theatervorſtellungen wurden am 28. September mit Corneilles „Cinna“ eröffnet.

Am 29. September wurde Racine's „Andromaque“ gegeben. Mademoiſelle Bourgoin ſpielte die Titelrolle, Talma gab den Oreſt, Mademoiſelle Duchesnois die Hermione. In einer Scene des letzten Akts war der linke Nachbar Napoleons, allem Anſchein nach etwas ermüdet, ein klein wenig eingeſchlummert. Beim Erwachen erſchrak er und applaudirte, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen.

Am 30. September: „Britannicus“ von Racine.

Am 1. October gab man Voltaire's „Zaïre.“ Mademoiſelle Bourgoin excellirte in der Titelrolle. Napoleon gab das Signal zum Applauſe. Alexander klatſchte aus Artigkeit für Zwei.

— Et comment trouvez-vous cette petite sorcière? fragte der kleine Corſe.

— Elle est plus que charmante: elle est ravissante, erwiderte der große Czar.

Am andern Morgen erzählte ſich ganz Erfurt, Mademoiſelle Bourgoin habe dieſe Nacht im Gouvernementsgebäude zugebracht; Talma aber erklärte es für Verläumdung.

— Ich muß es am Beſten wiſſen, ſagte er zu Lafon; denn heute Nacht hat ſie mein Lager getheilt.

Am 2. October „Mithridate.“

Am 3. October „Oedipe“ von Corneille.

A cette dernière représentation (berichtet Herr Thiers) un fait singulier frappa l'auditoire d'étonnement et de satisfaction. L'empereur de Russie à ce vers d'Oedipe: „L'amitié d'un grand homme est un bienfait des Dieux“ saisit la main de Napoléon et la serra fortement.

Napoleon fühlte ſich dadurch ſichtbar geſchmeichelt.

Am 4. October „Iphigenie“ von Racine.

Am 5. October „les Horaces“ von Corneille.

Allabendlich war am Eingange des Theaters ein Detachement von hundert Garden aufgeſtellt; die Wache hatte den Befehl erhalten, beim Herannahen einer der beiden kaiſerlichen Equipagen unter Trommelwirbel ins Gewehr zu treten.

Am Abende des 5. Octobers rollte eine mit ſechs Pferden beſpannte Equipage heran. Die Trommeln wurden gerührt.

— Haltet ein, rief der wachthabende Offizier; es iſt ja nur ein König!

Es war der Bruder des Kaiſers. Es war Jerôme, der in Erfurt den meiſten Aufwand entwickelte.

Am 6. October begaben ſich die beiden Kaiſer, begleitet von den Königen von Bayern, Sachſen und Württemberg, dem Fürſten-Primas von Frankfurt, mehrern Fürſten, Marſchallen und Generalen, zu einer vom Herzoge von Sachſen-Weimar veranſtalteten Hirſchjagd nach dem vier Stunden von Erfurt gelegenen Ettersberge. Die gekrönten Jäger geruhten zuſammen dreiunddreißig Stück Hochwild zu erlegen, das der Herzog von Weimar — wie rührend! — mit deutſchem Eichenlaub bekränzen ließ.*)

Um acht Uhr Abends beſuchten die beiden Kaiſer und ihr Gefolge das Weimarer Theater, wo die franzöſiſchen Schauſpieler „la mort de César" aufführten. Meiſter Talma ſpielte den „Brutus."

---

*) Am Tage der Jagd war an dem Pavillon auf dem Napoleonsberge unweit Jena nachfolgendes Chronodiſtichon zu leſen:

„Praesentes DIVos nUnc prIsCa ThVrIngIa IVnXIT
At noVVus attonItos IVnget aMor popVLos."

Verfaſſer deſſelben war Profeſſor Abraham Eichſtädt.

Nach dem Theater war großer Hofball.

Kaiſer Alexander, ein ſehr eleganter Tänzer, eröffnete das Feſt mit der Herzogin Louiſe von Weimar. Napoleon unterhielt ſich während des Tanzes mit Wieland, der, obgleich damals ſchon fünfundſechszig Jahre alt, noch immer hellen Geiſtes und guter Laune war.

Ihm ſowohl als dem Geheimen Rath von Goethe hatte Napoleon ſchon am 2. October, bald nach dem Lever, eine Privat-Audienz bewilligt. Mit Beiden unterhielt er ſich von Literatur. An Goethe richtete er u. A. die Frage, wie ihm Talma gefalle? — „Wohl jedem Dichter, erwiederte Goethe, der ſolche Dolmetſcher hat!“ —

— Ich habe unlängſt, fuhr der Kaiſer fort, Ihre „Iphigenia“ in franzöſiſcher Ueberſetzung geleſen. Sie iſt eine große herrliche Schöpfung, die mich begeiſtert hat. Was meinen Sie, Herr von Goethe, müßte nicht mein Talma ein göttlicher Oreſt ſein?

— Gewiß, Sire!

— Ihre Werke ſind Gemeingut aller Nationen; kommen Sie bald einmal nach Frankreich.

Darauf wandte ſich Napoleon an Champagny:

— Ich möchte Herzog von Weimar ſein.

— Weßhalb, Sire? fragte der Herzog von Cadore.

— Um die Ehre zu haben, Männer, wie Goethe und Wieland, meine Unterthanen nennen zu dürfen.

Beiden verlieh er den Orden der Ehrenlegion.

Kaum hatte Alexander dies erfahren, als er ſich beeilte, den Dichter der „Iphigenia“ zum Ritter des Alexander-Newski-Ordens zu ernennen, was zu jener Zeit eine um ſo größere Auszeichnung war, als man damals noch nicht ſo verſchwenderiſch wie heutzutage mit Crepundien dieſer Art um ſich warf. — Bei dieſer Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß, außer Goethe und Wieland, kein Anderer als der Herzog von Montebello, der dem Kaiſer Alexander bis nach Memel entgegengeeilt war, und der Graf von Champagny den ruſſiſchen Sanct-Andreas erhielt, wogegen Napoleon dem Grafen von Romanzoff das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh.

Am 7. October beſichtigten beide Kaiſer in offenem Wagen, in Begleitung des Herzogs von Weimar und ſeiner Huſaren (er hatte deren wohl an hundert) das ſeit dem 14. October 1806 ſo berühmt gewordene Schlachtfeld bei Jena und erſtiegen den Landgrafenberg, auf welchem Napoleon die Nacht vor der Schlacht zugebracht hatte. Der Herzog von Weimar, den viele ſeiner Panegyriker als geſinnungstüchtigen deutſchen Vaterlandsfreund auszumalen ſich bemühen, trieb ſeine Adulation für den franzöſiſchen Zwingherrn ſo weit, daß er den Landgrafenberg in Napoleonsberg umzutaufen geruhte. Die „hohen Herrſchaften“ kehrten nach einer bei Apolda abgehaltenen Haſenjagd gegen Abend nach Erfurt zurück und beſuchten das Theater, wo Corneille's „Rodogune“ aufgeführt ward.

So verlief jeder Tag unter Feſtlichkeiten und Vergnügungen mannichfacher Art. — Graf von Champagny hielt tagtäglich offene Tafel für das diplomatiſche Corps. Noch luculliſcher waren die großen Galla-Diners, welche Napoleon und Alexander veranſtalten ließen. — Bei einem dieſer vom Kaiſer von Rußland gegebenen Feſteſſen ſoll, wie Francesco Antommarchi, der Leibarzt Napoleons auf St. Helena, erzählt hat, Alexanders Freund zu dem unheilbaren Magenübel, an welchem er ſterben mußte, den erſten Grundſtein gelegt haben. Schon in Erfurt ſtellten ſich die erſten Symptome dieſer Krankheit ein.

Am 9. October wohnten die beiden Kaiſer Morgens einer Meſſe in der Domkirche und Abends der Aufführung „Mahomets“ von Voltaire bei.

Am 10. October hatte der Oberhofgerichtsrath Profeſſor Chriſtian David Erhard aus Leipzig Privataudienz bei Napoleon, welchem er ſeine erſt kurz vorher erſchienene Ueberſetzung des „Code Napoléon“ überreichte. An demſelben Tage empfing ihn auch Alexander, weil Erhard gleichzeitig Mitglied der ruſſiſchen Geſetzcommiſſion war.

Nach dem Theater pflegte Alexander faſt allabendlich ſeinen Thee bei Napoleon einzunehmen. Hier blieben Beide oft bis Mitternacht zuſammen.

Während einer dieſer Abendunterhaltungen gelang es dem Kaiſer von Rußland, Napoleon zu bewegen, daß Letzterer dem Könige von Preußen von der im Tilſiter Frieden feſtgeſetzten Kriegsentſchädigungsſumme von 140 Millionen wenigſtens den ſiebenten Theil derſelben, 20 Millionen Francs, huldreichſt zu erlaſſen geruhte. Für die noch reſtirenden 120 Millionen wurden ſechsunddreißig Zahlungstermine, deren jeder einen Monat von dem andern entfernt war, feſtgeſetzt. *) Außerdem gab Napoleon ſeinem ruſſiſchen Freunde das ihm abgenöthigte Verſprechen, daß die franzöſiſche Occupation bis längſtens 15. November dieſes Jahres Berlin und die preußiſchen Feſtungen räumen werde.

Am 12. October erließen beide Kaiſer nachfolgendes Schreiben an den König von England:

Sire!

Les circonstances actuelles de l'Europe nous ont réunis à Erfurth. Notre première pensée est de céder au voeu et aux besoins de tous les peuples et de chercher, par une prompte pacification avec Votre Majesté, le remède le plus efficace aux malheurs qui pèsent sur toutes les nations. Nous en faisons connaître notre sincère désir à Votre Majesté par cette présente lettre.

La guerre longue et sanglante, qui a déchiré le Continent, est terminée, sans qu'elle puisse se renouveler. — Beaucoup de changements ont eu lieu en Europe: beaucoup d'Etats ont été bouleversés. La cause en est dans l'état d'agitation et de malheur où la cessation du commerce maritime a placé les plus grands peuples! De plus grands

---

*) Preußiſcher Seits wurden nun keine Opfer geſcheut, des Krieges Laſt ſo raſch als möglich abzuwälzen. Friedrich Wilhelm III. ließ das goldene Tafelſervice im Werthe von anderthalb Millionen Thaler zur Abtragung der Contribution einſchmelzen; er allein trug die Hälfte der ganzen Summe; die andere Hälfte brachte das Land auf.

changements peuvent encore avoir lieu et tout contraires à la politique de la nation Anglaise. La paix est donc à la fois dans l'interêt des peuples du Continent, comme dans l'interêt des peuples de la Grande-Bretagne.

Nous nous réunissons pour prier Votre Majesté d'écouter la voix de l'humanité, en faisant taire celle des passions, de chercher avec l'intention d'y parvenir, à concilier tous les intérêts et par là garantir toutes les puissances qui existent, et assurer le bonheur de l'Europe et de cette génération, à la tête de laquelle la Providence nous a placé. Napoléon. Alexandre.

Zwei Tage ſpäter (am 14. October) verließen beide Kaiſer Erfurt. Napoleon, der ſeinen nordiſchen Alliirten bis nach Münchenholzhauſen auf dem Wege nach Weimar begleitete, eilte dann über Frankfurt, Mainz, Strasburg, Weiſſenburg, Hagenau, Zabern, Nancy und Chalons nach Paris zurück, während Alexander über Weimar und Königsberg nach Rußland heimkehrte.

Am Tage der Abreiſe ſchenkte Napoleon die Gobelintapeten, womit ſeine Zimmer im Gouvernementsgebäude geſchmückt waren, dem ruſſiſchen Hofmarſchall Grafen Tolſtoy. — Der Kaufmann Thron, Chef der Erfurter Ehrengarde, erhielt eine goldene Tabatière im Werthe von zweitauſend Thalern. — Eben ſo beträchtliche Geſchenke ließ Alexander zurück. Der Kaufmann Triebel, deſſen Haus er bewohnte, erhielt einen koſtbaren Brillantring im Werthe von zweitauſend Silberrubeln. — Talma bekam eine goldene Tabatière mit 300 Ducaten und Dlle. Bourgoin einen perſiſchen Shawl.

In der Nacht vom 18. zum 19. October langte Napoleon in Saint-Cloud an.

Am 25. October eröffnete er die Sitzung des geſetzgebenden Körpers mit einer Rede, aus der wir folgende Stelle hervorheben:

„In wenigen Tagen reiſe ich nach Spanien ab. Ich ſelbſt will mich dort an die Spitze meines Heeres ſtellen und mit Gottes Hülfe den König von Spanien*) in Madrid krönen und meine Adler auf Liſſabons Veſten aufpflanzen.“

„Ich muß die Geſinnungen der Fürſten des Rheinbundes loben.“

„Italiens Völker geben mir Urſach zur Zufriedenheit mit ihnen.“

„Ich habe den Kaiſer von Rußland in Erfurt geſehen. Unſer erſter gemeinſchaftlicher Gedanke war ein Gedanke des Friedens! Wir ſind ſogar entſchloſſen, einige Opfer darzubringen, um ſobald als möglich den 100 Millionen Menſchen, die wir repräſentiren, die Wohlthaten des freien Seehandels zu verſchaffen.“

Vier Tage ſpäter begab er ſich nach Bayonne, um den Feldzug gegen das von England unterſtützte Spanien zu eröffnen. Am 2. December erſchien er vor Madrid, das ſchon am 4. capitulirte.

---

*) Seinen ältern Bruder Joſeph, den er am 6. Juni 1806 zum Könige von Spanien eingeſetzt hatte.

Aus Spaniens Hauptſtadt ſchleuderte Napoleon ſeinen Bannſtrahl auf den Stifter des Tugendbundes, auf den Miniſter Stein. Das Decret lautete wie folgt:

„Le nommé Stein, cherchant à exciter des troubles en Allemagne, est déclaré ennemi de la France et de la Confédération du Rhin. Les Biens, que le dit Stein posséderait, soit en France, soit dans les pays de la Confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos Alliés!“

Stein ſah ſich gezwungen, Preußen zu verlaſſen und ein Aſyl zu ſuchen in Oeſterreich, wo er bis zum Jahre 1812 blieb.

## Zweites Kapitel.

Die Franzoſen rücken nach Fühnen und Seeland vor. — Der Prinz von Pontecorvo und General Fririon. — Verrath des Marquis de la Romaña. — Die Schweden fallen in Norwegen ein. — Sie werden zurückgeſchlagen. — Sieg der Dänen bei Frederikshald. — Erweiterung des Danebrog-Ordens.

Während Napoleon mit einem großen Theile ſeines Heeres auf ſpaniſchem Boden focht, ließ er einen andern Theil deſſelben unter dem Oberbefehle Bernadotte's, Prinzen von Pontecorvo, in Eilmärſchen durch die Herzogthümer Schleswig und Holſtein gegen Fühnen und Seeland vorrücken, um von hier aus in Schweden einzufallen.

Zwei franzöſiſche, eine ſpaniſche und eine holländiſche Diviſion (zuſammen mehr als 30,000 Mann) befanden ſich ſeit Mitte Aprils in Dänemark. 10,000 Mann ſtanden im Lager bei Rendsburg, wo Pontecorvo ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. 5,000 Mann, worunter zwei ſpaniſche Regimenter, befehligt vom Marquis de la Romaña waren nach Seeland vorgerückt. Die übrigen Hülfstruppen lagen auf Fühnen und im ſüdlichen Jütland. Bernadotte eilte von Rendsburg nach Kopenhagen, um von hier den Einfall in Schonen zu bewerkſtelligen. Dies wäre einem ſeiner Unterbefehlshaber, dem General François Nicolas Baron Fririon, ohne Schwierigkeit gelungen, wenn Romaña's Verrath nicht noch zu rechter Zeit Schweden gegen das Eindringen der

Franzoſen geſichert hätte. Die ſpaniſchen Truppen, die Frankreichs Herrſcher gegen ihren Willen aus dem Vaterlande nach dem fernen Norden geſandt hatte, um dort für eine Sache, die ihnen völlig gleichgiltig war, zu kämpfen, empörten ſich gegen Fririon, unter deſſen Befehle ſie ſtanden, und es glückte ihrem Anführer, dem Marquis Pedro Caro y Sylva de la Romaña, einen Theil derſelben, nachdem ſie Nyberg (am 9. Auguſt 1808) überrumpelt und beſetzt hatten, auf die engliſche Flotte hinzuſchaffen, die unter dem Oberbefehle des Admirals Sir James Saumarez im großen Belte kreuzte. Darum mußte der Plan zu einer Landung in Schonen aufgegeben werden.

Während dieſer Zeit waren 20,000 Schweden unter dem Oberbefehle des Grafen von Armfeldt in Norwegen eingefallen. Der däniſche General Georg Friedrich von Krogh rief die tapfern Normänner zum Kampfe für König und Vaterland auf.

„Begegnet (hieß es in ſeinem Aufrufe) dem Feinde in Gebirgsklüften mit Waffen, Steinen und Knütteln und vernichtet ihn, wie ſein Werk der Feigheit es verdient. Dann iſt unſer Land uneinnehmbar! Ihr Frauen und Mädchen, erinnert Euch deſſen, was der Muth und die Klugheit einer Anna Colbjörnſen und anderer norwegiſchen Weiber und Jungfrauen zum Heile des Vaterlandes ausgerichtet haben. Gleicht ihnen! Entflammt den Muth Eurer Männer, Söhne und Anverwandten, dann ſiegen wir über alle Feinde, Gefahren und Hinderniſſe.“

Dieſer Aufruf rief ganz Norwegen unter die

Waffen. Auf allen Punkten ſtießen die Schweden auf erbitterten, von Nationalhaß entflammten Widerſtand. Der erſte ernſte Zuſammenſtoß geſchah bei Biörneby: der däniſche Obriſt von Staffeldt, durch die Uebermacht der Schweden zurückgedrängt, ſchlug ſie am folgenden Tage, als er Verſtärkung erhielt. Nach dem Treffen bei Kongetorp, das drei Tage (16., 17. und 18. April) währte, zogen ſich die Schweden überall zurück und eilten Anfangs Juni bei Aremak über die Grenze. Gezwungen, bei Frederikshald Halt zu machen, erlitten ſie daſelbſt am 10. Juni eine Niederlage, in welcher ſie gegen fünfhundert Mann verloren. Unter den Getödteten befand ſich der ſchwediſche Obriſt-Lieutenant von Knorring.

Kurz nach dieſer Niederlage berichtete der Oberbefehlshaber der Dänen, Prinz Chriſtian Auguſt zu Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg, nach Kopenhagen, daß Norwegens Boden von den Schweden, nachdem ſie mehr als tauſend Gefangene, 26 Ober- und 4 Stabs-Offiziere verloren hätten, gänzlich geräumt ſei. Der Prinz wurde zur Belohnung ſeiner Tapferkeit zum General-Lieutenant, die Obriſten Levezov, Krogh, Blücher, Holſt und Staffeldt wurden zu General-Majors ernannt.

Achtzehn Tage nach dem Siege bei Frederikshald erſchien nachfolgende Urkunde:

„Wir Frederik VI. von Gottes Gnaden König zu Dänemark, Norwegen u. ſ. w. thun kund hiemit: Als der Scepter Unſerer Vorfahren mitten unter einem bürdevollen Kriege in Unſre Hand gelegt ward, fühlten

Wir Uns im Vertrauen auf die Vorſehung geſtärkt
urch den Gedanken an die gerechte Sache, die Wir
u vertheidigen hatten, und durch einen Hinblick auf
as Volk, welches zu beherrſchen Wir berufen waren.
Wir rieſen Uns zurück, was dieſes Volk ſtets war und
as es nach Unſrer eigenen Erfahrung iſt: treu gegen
ott und König, nachgiebig und betriebſam im Frie-
en, muthig in Gefahren und bereit, Alles für des Vater-
andes Wohl aufzuopfern. Wir ſehen mit landesväter-
icher Freude, daß die kommenden Tage nicht minder als
ie Vorzeit, unter dem Geräuſche des Krieges, wie unter
es Friedens ruhigen Beſchäftigungen, reich an ruhm-
ürdigen Thaten, an ausgezeichneten Handlungen wer-
en, und daß die Unterthanen der däniſchen Monarchie
uch ferner unter Europas Nationen durch unerſchütter-
iche Liebe zu König und Vaterland hervorſtrahlen wer-
en. Wir haben dies durch manch untrügliche Be-
eiſe näher beſtätigt gefunden.

Es ward daher von der Zeit an, da Wir die
egierung antraten, einer Unſrer angelegentlichſten
Wünſche, ein Pfand gegenſeitiger Anhänglichkeit zwi-
hen Uns und dieſem Unſerm Volke zu ſtiften zu ei-
em Zeugniſſe für Alle, wie hoch Wir in jeder Claſſe
on Staatsbürgern wahre Verdienſte achten, und wie
hr Wir vom Wunſche beſeelt ſind, ſie zu belohnen.

Ueberzeugt, daß der Rechtſchaffene, nächſt den Be-
eggründen der Religion und der Moral, die Ehre
r die reinſte und edelſte Triebſeder zum Guten hält,
d daß er nächſt dem befriedigenden Selbſtbewußt-
in, genützt zu haben, den würdigſten Lohn in der

Achtung ſeines Fürſten und ſeiner Mitbürger findet, erkannten Wir, daß Unſre landesväterliche Abſicht am Sicherſten durch ein äußeres Zeichen für anerkannten Bürgerwerth zu erreichen iſt.

Wir haben dazu das Kreuz des Danebrogs erwählt, welches ſeit Waldemar des Siegreichen Zeiten in Unſrer Flagge und in Unſerm Panier geehrt ward und das der Dänenkönige getreue Männer als ritterliches Ordenszeichen geſchmückt hat.

Indem Wir deßhalb dem von Unſers Vaters-Vater Aeltervater erneuerten Danebrog-Orden eine größere Erweiterung geben, wollen Wir, in Uebereinſtimmung mit ſeiner Abſicht, den Glanz dieſes Ordens noch mehr zu erhöhen, daß Wir mit demſelben Jeden auszeichnen, der in ſeiner Stellung und in ſeinem Wirkungskreiſe ausgezeichneter Ehren würdig erkannt wird.

Der Zutritt zum Ehrenzeichen des Danebrogs ſteht jedem Unſrer lieben und getreuen Unterthanen ohne Rückſicht auf Stand und Alter offen. Es wird erworben durch ausgezeichnete Verdienſte und Handlungen, nämlich durch vorzügliche Beweiſe von Tapferkeit, Einſicht und Mannheit beim Soldaten; durch Treue, Einſicht und Eifer beim Beamten; durch Aufopferungen für König, Vaterland und Mitbürger; durch glückliche, mit Anſtrengung verbundene und für den Staat nützliche Beendigung ſchwieriger Unternehmungen; durch alle die Nation ehrenden Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten; durch ſinnreiche Erfindungen, wodurch dem Staate neue Quellen des Wohlſtandes eröffnet werden; ferner durch neue, gemeinnützige und glückliche Verbeſſerungen im Ackerbau, in der Induſtrie und im Handel des Landes.

Der Danebrog-Orden wird in vier Klaſſen eingetheilt, deſſen Mitglieder alle, jedoch mit verſchiedenen Benennungen, Prärogativen und Decorationen, Ritter vom Danebrog ſind. Jeder Ritter ſoll die niederen Klaſſen des Ordens durchgegangen ſein, bevor er in die höhern eintreten kann. Doch bleibt es dem Oberherrn vorbehalten, für beſonders ausgezeichnete Handlung mit der Decoration einer höhern Klaſſe auch Diejenigen zu begnadigen, die nicht die niederen Klaſſen des Ordens durchgegangen ſind.

Die Ritter von der erſten Klaſſe des Danebrog-Ordens werden Groß-Commandeure genannt und ſind Mitglieder des Ordens-Capitels. Sie erhalten das Prädicat Excellenz, Rang zunächſt den Feldmarſchällen und General-Admiral-Lieutenants, ſo wie Militär-Honneurs gleich den General-Lieutenants. — Die Groß-Commandeure tragen das Danebrog-Kreuz*) mit Brillanten beſetzt, an einem weißen, gewäſſerten, von rothen Kanten eingefaßten Seidenbande über den Hals und den Danebrogs-Stern auf der linken Bruſt.

Die Ritter der zweiten Klaſſe werden Großkreuze genannt. Dahin gehören alle Diejenigen, die bisher mit dem Danebrog-Orden decorirt geweſen ſind. Ihr

---

*) In der Mitte des Kreuzes glänzt ein W (Waldemar) und darüber eine Krone. An die Stelle der frühern Legende „Restitutor" trat eine neue „Gud og Kongen" (Gott und König).

Rang iſt zu oberſt in der Rangordnung zweiter Klaſſe. Ihnen werden militairiſche Ehrenbezeugungen gleich den General-Majors erwieſen. Die Großkreuze tragen das Danebrog-Kreuz am weißen Ritterbande von der rechten Schulter zur linken Seite, ſammt dem Sterne auf der linken Bruſt. Sind ſie Ritter vom Elephanten oder Geiſtliche, dann wird dieſes Band mit dem dazu gehörigen Kreuze über den Hals angelegt.

Die Ritter der dritten Klaſſe werden Commandeure genannt. Sie erhalten dieſelben Militair-Honneurs wie die Stabs-Offiziere. Die Commandeure tragen das Danebrog-Kreuz am weißen Bande über dem Halſe und ein brodirtes Danebrog-Kreuz, ohne Strahlen, auf der linken Bruſt.

Die, welche in die vierte Klaſſe des Ordens gehören, werden Ritter vom Danebrog genannt und erhalten militairiſche Ehrenbezeugungen gleich den ſubalternen Offizieren. Die Ritter tragen das Danebrog-Kreuz am Bande auf der linken Seite, in einem der Knopflöcher des Kleides.

Jeder, dem ein höherer Grad des Ordens verliehen wird, legt die Decoration des niedern Grades ab. Dagegen ſollen ſämmtliche Danebrogs-Ritter, die mit dem Elephanten-Orden begnadigt werden, fortfahren, die Decoration derjenigen Klaſſe des Danebrog-Ordens zu tragen, von der ſie Mitglieder geweſen ſind.

Außer dieſen vier Klaſſen von Rittern wollen Wir mit dem Danebrog-Kreuze in Silber einen Jeden begnadigen, den Wir dieſer Auszeichnung würdig achten.

Dieſes Ehrenzeichen wird am Bande auf der linken Seite in einem der Knopflöcher des Kleides getragen. Die, welche damit decorirt werden, heißen Danebrogs-Männer, werden von einer einzelnen Wache mit geſchultertem Gewehre begrüßt und ſollen, als vom Könige ausgezeichnete Männer, überall außerhalb ihrer Dienſtverhältniſſe wie die erſten unter ihres Gleichen angeſehen und behandelt werden. Sie haben Zutritt zu allen feierlichen Verſammlungen des Ordens.

Um übrigens alle Klaſſen des Ordens in eine gegenſeitige ehrende Verbindung zu ſetzen, wollen Wir, als Ordensherr, abwechſelnd eines von den für die vier Klaſſen des Ordens beſtimmten verſchiedenen Ehrenzeichen, ſo wie auch der Danebrogs-Männer Silberkreuz tragen, und befehlen zugleich allergnädigſt, daß alle Mitglieder vom Ordens-Kapitel, außer den ihnen beigelegten Decorationen, auch beſtändig das Ehrenzeichen der Danebrogs-Männer tragen ſollen.

Der 28. Junius eines jeden Jahres, als der Geburtstag des Dänenkönigs Waldemar des Zweiten, und als der Tag, an welchem dieſe Unſere Urkunde ausgefertigt worden iſt, ſoll zum gemeinſchaftlichen Feiertage für den Elephanten- und Danebrogs-Orden beſtimmt ſein.

Das Kapitel ſoll an dieſem Tage in der Frederiksborger Schloßkirche abgehalten werden, wo ſämmtliche Mitglieder, ingleichen die anweſenden Danebrogs-Männer, ſich einzuſtellen haben. Die Ritter des Elephanten-Ordens, ſo wie die Groß-Commandeure und

Großkreuze von Danebrog in der für ſie durch die Statuten beſtimmten Ordensfeier-Tracht.

Des regierenden Königs Geburtstag iſt Ordenstag für die Ritter beider Orden. An dieſem Tage ſtellen ſich die Elephanten-Ritter, ſo wie die beiden erſten Klaſſen des Danebrog-Ordens, in ihrer Feier-Tracht auf dem Roſenburger Schloſſe ein, allwo auch den Rittern der übrigen Klaſſen, ſo wie den Danebrogs-Männern, gleichfalls Plätze angewieſen werden.

Der 15. April, als der Geburtstag des zweiten Königlichen Wohlthäters vom Danebrog-Orden, des höchſtſeligen Königs Chriſtian V., iſt der beſondere Ordenstag der Danebrogs-Ritter, an welchem Tage ſie ſich gleichfalls auf dem Roſenburger Schloſſe einzufinden haben.

Das Kapitel hat ein wachſames Auge auf das Verhalten aller Ordens-Mitglieder und iſt gehalten, Uns zu berichten, wenn Jemand gegen ſeine Ordenspflicht gefehlt hat. Es iſt autoriſirt, Zwiſtigkeiten auszugleichen, die je unter den Ordensrittern vorfallen ſollten.

Wenn ein Danebrogs-Mann oder Ritter vor Gericht wegen einer Handlung vorgeladen werden ſollte, welche körperliche Strafe oder Verluſt der Ehre und Achtung zur Folge haben könnte, ſo ſoll es Pflicht des Gerichtes ſein, darüber ungeſäumt an Unſre Kanzlei zu berichten, damit dieſe die Vorſtellung des Ordens-Kapitels zu Unſrer allerhöchſten Reſolution veranlaſſen kann, ob dem Vorgeladenen bis auf Weiteres ſein Ordenszeichen zu tragen unterſagt werden ſoll. So darf eben ſo wenig irgend ein Urtheil, das körperliche oder entehrende Strafe verhängt, an einem Ordens-Mitgliede vollſtreckt werden, bevor das Ordenszeichen in Folge eines von dem Kapitel gefaßten und von Uns allergnädigſt ſanctionirten Beſchluſſes ihm für immer abgenommen iſt.

Geſchrieben in Unſrer Königlichen Reſidenzſtadt Kopenhagen am 28. Juni 1808.

Frederik R.

Gleichzeitig erfolgte die Ernennung nachfolgender ſieben Ordens-Beamten:

Der Kanzlei-Präſident und Kammerherr Friedrich Julius von Kaas wurde zum Ordens-Kanzler, der Geheime Rath und Ober-Kammerherr Joachim Godſche Graf von Moltcke zum Ordens-Vice-Kanzler, der General-Major Carl Ludwig Graf von Baudiſſin zum Ordens-Marſchall, der Kammerherr Ove Rammel Seheſtedt zum Ordens-Ceremonien-Meiſter, der Kanzlei-Präſident und Kammerherr Johann Sigismand von Moeſting zum Ordens-Schatzmeiſter, der Präſident der Generalzollkammer, Geheime Rath Friedrich von Moltcke, zum Ordens-Secretair und der Biſchof von Seeland, Dr. Friedrich Münter, zum Ordens-Biſchof ernannt.

Einer der erſten Ausländer, die das Großkreuz des Danebrogs erhielten, war jener oben erwähnte General Fririon, der in Folge der von Romaña geleiteten Inſurrection zu Roeskilde in Todesgefahr geſchwebt und ſeine Rettung einer Liſt zu verdanken hatte.*)

---

*) General Fririon beſchrieb die Details dieſes Aufſtandes im 4. Bande des „Spectateur militaire" unter der Aufſchrift: Relation de l'insurrection des troupes espagnoles détachées dans l'île de Séelande en 1808. Fririon, der ſich ſpäter in den Schlachten bei Eßlingen, Wagram, Hollabrunn und Znaim durch große Bravour auszeichnete und vom 15. September 1810 bis zum 2. Mai 1811 unter Maſſena in Portugal focht, ſtarb am 25. September 1840 als Gouverneur des Hôtels der Invaliden zu Paris.

## Drittes Kapitel.

Die Engländer auf Iſland. — Jörgen Jörgenſen. — Er proclamirt die isländiſche Republik.

Die Inſel Iſland — im Jahre 860 von einem norwegiſchen Seeräuber, Norſen Nadock, entdeckt und Snäland (Schneeland) getauft — war ein ſelbſtſtändiges Land geweſen, das ſeit dem Jahre 928 ſein eigenes Geſetz und eine Verfaſſung hatte, kraft welcher die Bevölkerung der Inſel alljährlich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, Lagman (Geſetzmann) wählte, dem ſie die Vollziehung aller Beſchlüſſe übertrug. Der erſte Lagman hieß Ulfliot. Das Chriſtenthum ward dort im Jahre 998 durch einen Landtagsſchluß eingeführt und 1057 ward die Kathedrale zu Skaalholt vom erſten Biſchof, Iſlef, erbaut. — Die von Ulfliot eingeführte Verfaſſung erhielt ſich faſt drei Jahrhunderte. Im Jahre 1261 unterwarf ſich Iſland dem norwegiſchen König Hakon V. und erkannte auch deſſen Nachfolger als Jarl (Statthalter) an, ſo lange, bis dieſe Inſel gleichzeitig mit Norwegen im Jahre 1387 an die Königin Margarethe von Dänemark kam. — Im Jahre 1468 tödteten die Engländer, die ſich des isländiſchen Handels bemächtigt hatten, den däniſchen Stiftsamtmann Bjoern Thorlewſon, zertheilten den Körper des Erſchlagenen und nahmen deſſen Sohn gefangen. Im nächſtfolgenden Jahre rächte ſich die heldenmüthige Wittwe des Erſchlagenen. Ihr Anhang bemächtigte ſich dreier engliſcher Schiffe und ließ den größten Theil ihrer Mannſchaft über die Klinge ſpringen. — Im Jahre 1490 griff der Abt von Widoe mit 30 Auserwählten 300 Engländer an, die ihn beraubt hatten. Der größte Theil der Seeräuber ward getödtet, der Reſt in die Flucht geſchlagen. Den Engländern wurde der Handel mit Island bei Lebensſtrafe verboten. — Ein Schwede, Namens Jon Matthiasſön, legte dort 1531 die erſte Buchdruckerei an. — Zwei Mal (1627 und 1687) wurde Island von Algier'ſchen Seeräubern überfallen und grauſam ausgeplündert. Im Jahre 1707 wurden gegen 18000 Isländer durch die Blattern hingerafft und in den zwei Jahren 1784 bis 1785 ſtarben gegen 10,000 am Hungertyphus.

Im Jahre 1809 ward von England ein neuer Verſuch gemacht, den Isländiſchen Handel an ſich zu reißen. —

Am 12. Januar 1809 lief eine engliſche Kriegsbrigg in den Ravnefjord ein und zwang die Obrigkeit, dieſe Handelsſtelle ſowohl als Reikiawiig (die Hauptſtadt Islands) in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, und den Engländern Handelsfreiheit einzuräumen. Ein Norwegiſches Kauffahrteiſchiff, das im Hafen lag, ward ſogleich in Beſchlag genommen. Die Obrigkeit mußte nachgeben.

Im März deſſelben Jahres langten dort zwei
iſche Kaperſchiffe „Marguerite“ und „Sally“ an.
Bord der Erſtern befand ſich als Dolmetſcher Jör-
Jörgenſen, ein ehemaliger däniſcher Kaper-
itain, der wegen einer unglücklichen Liebe, die er
iner Nichte des däniſchen Statthalters auf Island,
ſen Trampe, gefaßt hatte, nach England ausge-
dert war. Dieſer kühne Abenteurer, der die Schmach,
he ihm der hochmüthige Gouverneur und deſſen
ſtolze Nichte zugefügt hatte, nicht vergeſſen konnte,
ien mit dem Entſchluſſe, Island zu revolutioniren.
ſetzte ſich an die Stelle des eben aus Dänemark zu-
gekehrten Gouverneurs, nahm das Schiff, das ihn
geführt hatte, und ſchickte ihn als Gefangenen
London.

Am 21. Juni proclamirte er eine isländiſche Re-
ik, bezog den Palaſt des Statthalters, hielt ſich
mit langen Meſſern bewaffnete Leibgarde und ſetzte
eigenmächtig zum Oberhaupte der Republik ein.

Die von ihm erlaſſene Proclamation lautete:

1) Jede däniſche Autorität iſt in Island aufge-
.

2) Alle Dänen oder Factoren, welche in Verbin-
mit däniſchen Handlungshäuſern ſtehen, ſollen
rhalb ihrer Thüren verbleiben und nach kei-
Menſchen auf der Gaſſe ſehen. Sie ſollen keine
redungen mit einander halten, ſich weder ſchrift-
noch mündlich Nachrichten mittheilen oder Bot-
en annehmen ohne vorher nachgeſuchte Erlaubniß.

3) Alle däniſchen Beamten dürfen ihr Haus nicht verlaſſen und ſtehen unter den im vorhergehenden Paragraphen angeführten Verpflichtungen.

4) Alle Arten von Waffen ohne Ausnahme, als Schießgewehre, Piſtolen, Säbel, Dolche und Munition, ſollen unverzüglich abgeliefert werden.

5) Sollte Jemand von des Landes Einwohnern, Weibern oder Kindern ſich damit abgeben, einem Dänen ohne Erlaubniß Nachrichten zu ertheilen oder ſie für ihn zu beſtellen, ſo ſoll er als ein Feind des Staats betrachtet und als Solcher beſtraft werden. Iſt das Kind mit dieſem Verbrechen nicht bekannt, ſo ſoll die Perſon, die es ſendet, dafür beſtraft werden.

6) Alle Schlüſſel zu den öffentlichen und Privat-Packhäuſern und Waarenlagern müſſen ungeſäumt abgeliefert werden. Das baare Geld und die Bankzettel, welche entweder dem Könige von Dänemark oder den Factoreien, die mit däniſchen Handelshäuſern in Verbindung ſtehen, zugehören, ſollen ſofort unter Schloß und Riegel und die Schlüſſel dazu unverweilt abgeliefert werden. Eben ſo ſoll es mit den Rechnungsbüchern, Protokollen und Papieren, welche dem Könige oder den Factoreien zugehören, gehalten werden.

7) Zur Vollendung dieſer Geſchäfte ſind anderthalb Stunden in Reikiawiig und zwölf Stunden in Ravnefjord feſtgeſetzt.

8) Die Eingeborenen haben durchaus nichts zu befürchten und ſollen aufs Beſte behandelt werden, vorausgeſetzt, daß ſie ſich gegen keinen der vorher angeführten Befehle vergehen.

9) Werden dieſe unſere Anordnungen ſofort befolgt, ſo würden dadurch Inconvenienzen und Blutvergießen erſpart werden. Sollte aber Einer oder der Andere, wer er auch ſei, dagegen handeln, ſo wird er ſogleich arretirt, vor ein Kriegsgericht geſtellt und innerhalb zweier Tage nach dem begangenen Verbrechen erſchoſſen werden.

10) Nach Vollziehung der obenangeführten Anordnungen wird eine Proclamation erlaſſen werden, aus der die Bewohner Islands erfahren ſollen, daß man nichts Anderes als ihres Landes Wohl beabſichtige und daß dies Verfahren bloß deßwegen beobachtet werde, um der Inſel Island den Frieden und das Glück zu ſichern, welche ſie in den letzten Jahren nur wenig oder gar nicht gekannt hat.

11) Dieſe Proclamation ſoll augenblicklich ins Isländiſche überſetzt werden, damit die Eingebornen erfahren, daß durchaus nichts gegen ihre Freiheit oder irgend etwas zu ihrem Nachtheile werde vorgenommen werden. Sollte aber Jemand beweiſen können, daß Einer oder der Andere den Anordnungen dieſer Proclamation zuwidergehandelt habe, ſo ſoll er dafür eine Belohnung von fünfzig Reichsthalern erhalten.

(Unterz.) Jörgen Jörgenſen.

Man erſieht aus dieſer Proclamation, daß dieſer abenteuerliche Parvenu ganz dieſelbe Sprache, wie Mancher ſeines Gleichen nach ihm geführt hat. Alles, was ſeinem Ehrgeize hindernd in den Weg zu treten wagte, ließ er im Namen des Geſetzes meuchelmörderiſch niederſchießen und hatte dabei die Frechheit zu erklären, daß dieſe Niedermetzlungen gegen Wehrloſe nur darum geſchehen, um dem Lande den Frieden und die Ruhe zu ſichern!

Dieſer ſchaamloſe Parvenu nahm ſofort eine neue Flagge an, die aus drei Stockfiſchen beſtand, und erließ am 26. Juni 1809 eine zweite Proclamation nachfolgenden Inhalts:

1) Island iſt für immer frei und unabhängig von Dänemark.

3) Alle öffentliche Beamte, welche eingeborene Isländer ſind und welche ihrem eigenen Vaterlande treu bleiben und den Eid leiſten, daß ſie nach wie vor ihre Functionen ausüben wollen, ſollen ihr Amt und ihr volles Gehalt behalten.

3) Alle eingeborene isländiſche Beamte, welche ſich ordentlich aufführen, ſollen reſpectirt werden.

4) Alle Witwen-Penſionen u. ſ. w. ſollen pünktlich ausgezahlt werden.

5) Alle obrigkeitliche Perſonen in jedem Amte und Diſtrikte ſollen dafür Sorge tragen, daß ein ordentlicher verſtändiger Mann gewählt werde, welcher die Landes-Verfaſſung kennt und welcher Repräſentant für ſeinen eigenen Diſtrikt ſein ſoll. Alle Geſetze und Verordnungen ſollen von dieſen Repräſentanten gegeben werden. Letztere ſollen auf Landeskoſten unterhalten werden und auf demſelben Fuße ſtehen, als damals, wo ſie noch nicht unter den Königen von Dänemark geſtanden ſind.

6) Jede obrigkeitliche Perſon, welche ihre Amtsverrichtungen fortſetzen will, hat ein Schreiben an mich

nzugeben. Dies ſoll in den nahe gelegenen Ortſchaf-
n innerhalb vierzehn Tage und in den entfernten in-
rhalb ſieben Wochen geſchehen, es ſei denn, daß Hin-
rniſſe wegen ſchlechter Wege eintreten. Dieſe Urſachen
üſſen ausdrücklich angeführt werden.

7) Sollte Jemand nicht im Amte bleiben wollen,
kann er von der Regierung keine Hilfe erwarten,
d es ſoll dann ein anderer Beamte an deſſen Stelle
ngeſetzt werden.

8) Nur eingeborene Isländer können in den ge-
ßgebenden Körper eintreten und Repräſentanten für
re Landsmänner ſein.

9) Island hat von nun an ſeine eigene Flagge.

10) Island hat Frieden mit der ganzen Welt, und
ch der Friede mit Groß-Britannien, welches Island in
hutz nehmen will, ſoll auf feſten Fuß geſetzt werden.

11) Island wird in einen beſſern Vertheidigungs-
ſtand geſetzt werden.

12) Hoſpitäler und Schulweſen ſollen neu organi-
werden.

13) Keine Schuld, weder an die vorige däniſche
gierung oder an die Factoreien, welche mit däniſchen
uſern in Verbindung ſtehen, ſoll ausbezahlt werden,
Jeder von dieſer Schuld gänzlich freigeſprochen
d. Sollte dagegen Jemand etwas von derlei Schul-
bezahlen, ſo ſoll er gehalten ſein, der gegenwärtigen
ierung die ganze Summe zu vergüten.

14) Die Kramwaaren ſollen auf keine Weiſe in
m ſo hohen Preiſe ſein. Letztere ſollen vielmehr
bgeſetzt werden.

15) Alle Iſländer ſind bis zum erſten Juli 1810 von der Hälfte aller Steuern befreit.

16) Die Iſländer können ungehindert hin- und zurückfahren im Lande und nach Gutbefinden handeln mit wem ſie wollen, ausgenommen mit ſolchen Perſonen, welche für die däniſche Regierung handeln.

17) Bis zu der Zeit, wo die Iſländer ihre Repräſentanten wählen, haben alle Beamte und alle andere Perſonen ſich mit ihren Bezahlungen u. ſ. w. an mich zu wenden.

18) Kein Iſländer ſoll verurtheilt und beſtraft werden, wenn die Repräſentanten ſich verſammelt haben, ohne daß zuvor durch zwölf ſeiner Mitbürger erkannt iſt, daß er dieſe Strafe verdiene.

19) Alle Obrigkeiten im Lande ſollen die Communication mit däniſchen Schiffen zu verhindern ſuchen; ſie ſollen Liſten über die für ihren Diſtrict erforderlichen Kramwaaren einreichen, damit dieſe vor Eintritt des Winters dahin transportirt werden können. Es ſoll beſtändig dafür geſorgt werden, daß das Land auf ein Jahr Korn im Vorrath habe.

20) Kein Iſländer darf bei der ihm jetzt bewilligten Freiheit unter Strafe einen Dänen verletzen, der bisher ein Amt unter dem Könige bekleidet hatte, oder ſonſt Jemanden, der vorher in Verbindung mit däniſchen Häuſern geweſen iſt, wenn ſie ſich ſonſt nicht in politiſche Angelegenheiten miſchen.

(Unterz.) Jörgen Jörgenſen.

Aber die Herrlichkeit der iſländiſchen Republik und ihres Präſidenten währte nur kurze Zeit. Der als Gefangener nach London geſchickte Gouverneur Graf Trampe wußte es durchzuſetzen, daß die engliſche Regierung dem Gaukelſpiele des Parvenu ein Ende machte. Das engliſche Kriegsſchiff „Talbot“ wurde nach Island geſchickt, um die Flagge des Abenteurers zu ſtürzen und ihn ſelbſt nach England zurückzubringen.

Während dieſer Zeit hatten die Ruſſen die Alands-Inſeln erobert und Schwedens ſüdliche Provinzen bedroht.

Karl XIII., Nachfolger des vierten Guſtav's, ſah ſich, entmuthigt durch die glänzenden Erfolge der ruſſiſchen Waffen, genöthigt, am 19. September 1809 mit Rußland den Frieden von Frederikshamm abzuſchließen*). Schweden trat 5472 Quadratmeilen (darunter ganz Finland, die Alands-Inſeln, Oſt-Bothnien bis Torneo) mit 898,000 Einwohnern an Rußland ab und ſchloß ſich laut §. 3 des Vertrages dem Continentalſyſtem an.

Außer dieſem großen Verluſte an Land und Leuten hatte Schweden in dieſem Kriege gegen ſechszehn Millionen Thaler eingebüßt.

Drei Monate nach dem Frieden zu Frederikshamm kam zwiſchen Dänemark und Schweden nachfolgender Friedensabſchluß zu Stande:

---

*) Der aus 21 Artikeln beſtehende Friedensvertrag wurde ruſſiſcher Seits vom Grafen Nicolai Romanzoff und vom Kammerherrn David Alopäus, ſchwediſcher Seits vom Baron Curt Ludwig Bogislaus Chriſtoph v. Stedingk, General der Infanterie, und dem Obriſten Andreas Frederik von Skjoeldebrand vollzogen.

### Au nom de la Sainte Trinité.

Sa Majesté le Roi de Danemarc et de Norvège et Sa Majesté le Roi de Suède, animés du désir réciproque de mettre fin aux calamités de la guerre et de rétablir l'union et la bonne intelligence entre Eux et le bon voisinage entre Leurs Etats respectifs, ont pour cet effet nommé et autorisé des Plénipotentiaires, savoir: Sa Majesté le Roi de Danemarc et de Norvège le Sieur Niels Rosenkrantz, Son Chambellan et Grand-Croix de Son Ordre de Danebrog, et Sa Majesté le Roi de Suède le Sieur Charles Gustave d'Adlerberg, Son Chambellan, Commandeur de Son Ordre de l'Etoile Polaire et Chevalier de celui de l'Epée; lesquels après s'être duëment communiqué et avoir échangé leurs Pleinpouvoirs, trouvés en bonne et duë forme, ont arrêté, conclu et signé les Articles suivans d'un Traité de Paix.

Art. I. Il y aura une paix solide et perpétuelle*), une amitié sincère et un bon voisinage entre Sa Majesté le Roi de Danemarc et de Norvège et Sa Majesté le Roi de Suède, et Leurs Héritiers et Successeurs, Etats, Pays et sujets; en conséquence de quoi il y aura un oubli éternel de tout ce qui est arrivé entre les Hautes Parties contractantes à l'occasion de la présente guerre.

---

*) Im diplomatiſchen Sinne ſind „perpétuel" und „éphémère" faſt ſynonym.

Les deux Hautes Puissances et Leurs Héritiers et Successeurs cultiveront à l'avenir entre Elles une bonne harmonie et une parfaite union et intelligence.

Art. II. Il est arrêté par le présent Article, que la suspension d'armes qui subsiste déjà entre les deux Hautes Puissances sur tous les points, tant par terre, que par mer, en vertu des conventions antérieures à la date de ce Traité, est convertie en cessation perpétuelle de toutes hostilités.

Art. III. Les prisonniers de guerre seront respectivement mis en liberté sans exception quelconque et sans avoir égard à la différence du nombre; ils seront délivrés en masse, dans le plus court délai possible, sur un ou plusieurs pointes convenables des frontières respectives, et ils obtiendront toutes les facilités que le rétablissement du bon voisinage comporte de la part du Gouvernement du Pays, où ils ont été détenus, lequel portera les frais de leur transport jusqu'à l'endroit où l'échange se fera. Les deux Gouvernements se rendent responsables du payement des dettes que les prisonniers de guerre ont pu contracter dans les lieux de leur détention; les comptes en seront respectivement rendûs dans l'espace de deux mois après la signature du présent Traité de Paix et seront payés aussitot que faire se pourra.

Art. IV. Le séquestre, dont les biens et propriétés des sujets respectifs des deux Souverains ont été frappés, de même que l'embargo mis sur leurs navires dans les differens ports des deux Pays lors de la déclaration de guerre, seront levés dès que le présent Traité aura été ratifié. Les prétentions des sujets respectifs, dont la poursuite devant les tribunaux a été suspendue par la rupture, reprendront leur libre cours dès le même moment.

Art. V. Les anciens Traités de Paix, conclûs entre les Prédécesseurs de Leurs Majestés Danoise et Suèdoise, notamment celui de Copenhague du 27. Mai 1660, et celui signé à Stockholm le 3. juin et à Frédéricsbourg le 3. juillet 1720, sont rappelés par le présent Traité et rétablis en vigueur dans toutes leurs teneurs et clauses, en autant que celles-ci ne sont point contraires aux stipulations contenuës dans les Articles du Traité actuel.

Art. VI. Les deux Hautes Parties contractantes conviennent le rétablir le cours des postes des deux Pays, respectivement par les Etats des deux Souverains, sur le pied où il se trouvait établi en 1807, au commencement du mois d'Août, en vertu des anciens Traités et Conventions, et notamment en conformité de l'Article XV du Traité de Paix de 1720, de l'acte explicatoire y appartenant, et des Conventions de 1735 et 1751. — Il s'en fuit, qu'en vertu du susmentionné Article XV du Traité de Paix de 1720, les deux Gouvernemens entretiendront respectivement des commissaires des postes, savoir le Gouvernement Danois son commissaire à Helsingbourg, et celui de Suède le sien à Elseneur, lesquels commissaires ne pourront exercer aucune fonction de maître des postes de leur Gouvernement, c'est-à-dire, ni distribuer des lettres venant de leurs Pays respectifs dans la ville où le commissaire est admis, ni recevoir des lettres pour leurs autres pays des individus de cette ville ou du pays, mais seulement par l'entremise du maître des postes de l'endroit, qui prendra et donnera quittance pour le nombre des lettres et surtout pour celles chargées d'argent ou de documens importans *).

Art. VII. Les Hautes Parties contractantes s'engagent réciproquement à convenir ultérieurement, et le plûtôt possible, d'un règlement des rapports de commerce et de navigation entre les deux nations, pour le bien général et réciproque de Leurs sujets respectifs, dans lequel, parmi d'autres stipulations, le libre transport des bois de construction et autres, coupés dans la fôret de Trussel en Norvège, sur le Clara Elv qui entre en Suède, sera réglé équitablement, à l'avantage mutuel des propriétaires en Norvège et des sujets

---

*) Der Schluß dieſes Artikels, der von der Fahrpoſt u. ſ. w. handelt, iſt von ſo lokalem Intereſſe, daß die Leſer nichts verlieren, wenn wir ihn hier weglaſſen.

Suédois qui auront part à ce transport, au moyen duquel ces bois seront réintroduits en Norvège.

Le susmentionné règlement sera à regarder comme un Article séparé, faisant partie de ce Traité, et comme si ses stipulations y eûssent été insérées mot-à-mot. En attendant les relations commerciales entre les deux Nations seront rétablies, après la signature de ce Traité, sur le même pied où elles se trouvoient avant la dernière rupture.

Art. VIII. Il est arrêté par le présent Article que les sujets respectifs des deux Hautes Parties contractantes pourront librement disposer des biens immeubles et faire passer sur le territoire de leur Monarque le produit de la vente de ceux-ci, ainsi que les biens meubles, qu'ils peuvent avoir acquis dans les Etats de l'autre Souverain, soit par donation, succession ou héritage à la suite d'un testament ou ab intestato, soit par le fruit de leur travail ou d'une autre manière, et il leur sera accordé, relativement à cet objet, les mêmes droits et facilités dont jouiront les sujets propres et naturels de l'Etat où ils auront ces effets. — Les deux Gouvernemens renoncent mutuellement et d'un commun accord, chacun en faveur des sujets de l'autre, à l'exercice de cette partie du droit de détraction qui Leur appartient, respectivement, et ce droit restera par conséquent dorénavant et à jamais aboli entre les deux Pays et dans toute l'étendue de la domination présente

future des deux Souverains, en autant que les
uronnes respectives le perçoivent ou le font
rcevoir; mais cette partie de ce droit dont
uissent en certains cas, déterminés par les loix,
villes, communes ou autres autorités particu-
res, demeurera à celles-ci comme par le passé,
elles continueront à l'exercer suivant les usa-
s établis et les règlemens en vigueur dans les
ux Etats.

Il est en même tems expressément convenu
fixé que les stipulations du présent Article
auront force de loi que par rapport aux succes-
ons qui écherront après la date de la signature
ce Traité.

Art. IX. Les devoirs du bon voisinage im-
sant aux Hautes Parties contractantes l'obliga-
on réciproquement salutaire de contribuer, en
tant qu'il est en leur pouvoir, au maintien des
ix criminelles des deux Pays, Elles sont con-
nues d'un Article séparé, qui sera à regarder
mme s'il étoit inséré mot-à-mot dans le pré-
nt Traité, et par lequel l'extradition réciproque
s malfaiteurs et déserteurs sera stipulée et
glée.

Art. X. Le présent Traité sera ratifié de
rt et d'autre, et les ratifications, expédiées en
nne et en duë forme, en seront échangées ici
Joenkoeping dans l'espace de quinze jours, ou
ûtôt si faire se pourra.

En foi de quoi nous Plénipotentiaires de Sa Majesté le Roi de Danemarc et de Norvège et de Sa Majesté le Roi de Suède avons signé, en vertu de nos Pleinpouvoirs, le présent Traité de Paix, et y avons fait apposer le cachet de nos armes.

Fait à Joenkoeping le dixième jour du mois de Décembre, l'an de Grâce Mille huit cent et neuf.

Niels Rosenkrantz. Charles Gustave
(L. S.) Adlorberg.
(L. S.)

Dieſer Friede iſt ſchon inſofern merkwürdiger als mancher Andere, weil darin von keiner Länderabtretung der „hautes parties contractantes" die Rede war und weil Alles im alten statu quo blieb.

Am 6. Januar 1810 ward in Paris der Friede zwiſchen Frankreich und Schweden durch einen Tractat hergeſtellt, über den der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Champagny, Herzog von Cadore, mit den beiden Bevollmächtigten Karl's XIII., dem Reichsrath Hans Heinrich von Eſſen (er war früher Gouverneur von Schwediſch-Pommern) und dem Staatsrath Guſtaf Baron von Lagerbjelke unterhandelt hatte. Napoleon gab dem ſchwediſchen Reiche, welches ganz Finland verloren hatte, Schwediſch-Pommern und Rügen zurück. Baron von Craſſow, Schwiegerſohn des Grafen von Eſſen, brachte als Courier die frohe Kunde vom Abſchluſſe dieſes Friedens nach Schweden, das ſich nun, wie Dänemark, an Frankreich anſchloß.

## Viertes Kapitel.

Schwedens Zuſtände. — Die Erwählung eines neuen Thronfolgers. — Die Wahl fällt auf den Prinzen von Pontecorvo. — Perſonalien des Erwählten. — Seine Reiſe nach Stockholm. — Sein Einzug. — Sein Eid. — Schwedens Kriegserklärung an England.

Der kinderloſe Karl XIII., der am 18. Januar 1809 mit Zuſtimmung der Reichsſtände den Prinzen Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg als Sohn und Thronfolger adoptirt hatte, ſah ſich nach dem am 28. Mai 1810 urplötzlich erfolgten Tode deſſelben in die Nothwendigkeit verſetzt, einen andern Nachfolger erwählen zu laſſen.

Zu dieſem Zweck wurden die ſchwediſchen Reichsſtände nach der (21 Stunden von Stockholm entfernten) Stadt Oerebro in der ehemaligen Provinz Nerike zuſammenberufen, um dort, fern von der fieberhaft aufgeregten Hauptſtadt, zur Wahl eines neuen Thronfolgers zu ſchreiten.

Am 22. Juli 1810 traf Karl XIII., begleitet vom Staatsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten Lars Baron von Engeſtroem, dem Hofkanzler Guſtaf Grafen von Wetterſtedt und den beiden Staatsſecretairen Boertzel und Carpelan, in Oerebro ein und ſtieg im Schloſſe ab. Graf Guſtaf

Loewenhjelm wurde zum Commandanten des um Oerebro zuſammengezogenen Lagers ernannt.

Am 30. Juli eröffnete der Ordens-Biſchof Dr. Murray die Sitzungen des Reichstags durch einen feierlichen Gottesdienſt mit einer darauf Bezug nehmenden Predigt über Pſalm XIV., Vers 15.

Wenige Tage zuvor hatte König Karl den Oberkammerjunker Baron Claes Fleming zum Landmarſchall, den Erzbiſchof von Upſala, Dr. Jakob Axelsſon Lindblom, zum Sprecher des Prieſterſtandes, den Commerzienrath und Ritter des Waſa-Ordens Johan Wegelin zum Sprecher des Bürgerſtandes und Lars Olofsſon aus Bohuslän zum Sprecher des Bauernſtandes erwählt.

Der Reichstag verſammelte ſich in der Stadtkirche. Das Kronmagazin war zum Ritterhauſe eingerichtet. Der geiſtliche Stand verſammelte ſich im Saale der ökonomiſchen Geſellſchaft, der Bürgerſtand im Rathhausſaale und der Bauerſtand im Schulhauſe.

Der Reichstag ſchritt zur Wahl eines geheimen, aus zwölf Mitgliedern zuſammengeſetzten Ausſchuſſes. Der Ritterſtand hatte den General Grafen Fabian Wrede, den Staatsrath und Landeshauptmann Georg Freiherrn von Adlerſparre und den Ritterſchaftsſecretair Axel Gabriel Silfverſtolpe; der geiſtliche Stand Carl Roſen von Roſenſtein, Biſchof von Lund, Carl Guſtaf Nordin, Biſchof von Hernoſand, und den Dr. Wykman; der Bürgerſtand den Stockholmer Bürgermeiſter Hallquiſt, den Hüttenbeſitzer Rothof und den Kaufmann Arvidſon aus Gothenborg in dieſen Ausſchuß gewählt, wozu noch drei Andere aus dem Bauernſtande kamen.

Im Schooße des Reichstags hatten ſich fünf verſchiedene Parteien gebildet, die ſich feindlich gegenüberſtanden.

Eine dieſer Parteien trug ſich mit dem Plane, den noch minderjährigen Sohn des entthronten Exkönigs Guſtav IV. zum Kronprinzen unter der Regentſchaft ſeiner Mutter, Friederike von Baden, bis zum Ableben Karl's XIII. zu erwählen.

Der Candidat einer zweiten Partei war der Herzog Georg von Oldenburg, Schwager des Kaiſers Alexander von Rußland.

Eine dritte Partei hatte ihr Auge auf den König Friedrich VI. geworfen und ſchwärmte für eine neue Vereinigung Schwedens, Dänemarks und Norwegens zu Einem großen einigen ſkandinaviſchen Reiche.

Eine vierte Partei wollte den ältern Bruder des letzt verſtorbenen Kronprinzen Chriſtian Auguſt, den Prinzen Friedrich Karl Emil von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg *), auf Schwedens Thron erheben.

Die fünfte und ſtärkſte Partei hatte einen franzöſiſchen Großen in Petto.

Der Kammerherr, Graf Dernath, der bald nach Abſchluß des Friedens zu Joenkoeping als däniſcher Geſandter nach Stockholm geeilt war, ließ kein Mittel der

---

*) Vergl. Band VI. Seite 327.

Beſtechung unverſucht, um die Wahl auf einen Prinzen aus däniſchem Geblüte hinzulenken.

Eben ſo getheilt waren Anfangs die Stimmen des geheimen Ausſchuſſes.

Der Kammerherr und Obriſt Graf Göran Moerner und der Generalmajor Guſtaf Wilhelm von Tibell, die an der Spitze der franzöſiſchen Partei des Reichstags ſtanden, wußten durch Energie und Klugheit es endlich doch durchzuſetzen, daß der von ihnen in Vorſchlag gebrachte Candidat, Jean Baptiſte Jules Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, mit großer Stimmenmehrheit zum Kronprinzen erwählt ward.

Dieſe Wahl geſchah am 21. Auguſt, zufällig an demſelben Tage, an welchem die von Guſtav III. herbeigeführte Revolution des Jahres 1772 vollendet ward.

Am folgenden Tage eilte Graf von Moerner im Auftrage des Königs von Schweden nach Paris, um dem Prinzen von Pontecorvo nachfolgende Botſchaft zu überbringen:

**Monsieur Mon Cousin.**

C'est avec une satisfaction particulière que J'annonce à Votre Altesse, que les Etats Généraux de Mon Royaume viennent de L'élire aujourd'hui Prince Royal de Suède et Successeur à Mon Trône. Je n'ai fait que consulter les voeux de Mon Peuple en Vous proposant à cette place éminente. Aussi tous les souffrages se sont-ils réunis en Votre Faveur. Cette hommage unanimement rendu à la gloire

militaire, aux talens distingués et aux qualités estimables de Votre Altesse deviendra, comme Je l'espère, un garant assuré de l'amour qu'Elle portera à une nation brave et loyale, qui vient de placer en Elle toute sa confiance. Les lois organiques du Royaume et la condition expresse, attachée à l'élection de Votre Altesse, exigent qu'Elle adopte la religion Luthérienne avant de dépasser la frontière et qu'en y arrivant Elle signe une assurance pareille à celle, que les Etats dressèrent pour le défunt Prince Royal. — Mon Ministre près S. M. l'Empereur des Français *), aura l'honneur de vous fournir tous les éclaircissemens nécessaires à cet égard; et il ne me reste qu'à Vous exprimer, Mon Cousin, l'impatience avec laquelle J'attends Votre arrivée que réclament à la fois Mon âge avancé **) et les voeux de Mon Peuple. Mon Chambellan, le comte de Moerner ***), aura l'honneur de remettre cette lettre à Votre Altesse. Il a l'avantage d'être déjà connu d'Elle, et les bontés, dont Votre Altesse a daigné l'honorer sont d'un heureux augure pour ses compatriotes. Je l'ai spécialement chargé de Vous assurer de

---

*) Guſtaf Freiherr von Lagerbielke.

**) Karl XIII., geboren am 7. October 1748, war damals ſchon zweiundſechzig Jahre alt.

***) Moerner hatte den Prinzen Bernadotte bei der Belagerung von Lübeck kennen gelernt.

Ma part de l'estime et de la considération distinguée, avec laquelle Je suis,

Monsieur Mon Cousin,
de Votre Altesse
Le bon Cousin
Charles.
Au château d'Oerebro le 21 août 1810.

Dieſem Schreiben lag ein zweites bei, alſo lautend:

Monsieur Mon Cousin.

J'embrasse avec plaisir cette occasion pour conférer à Votre Altesse les décorations de Mes Ordres de Séraphin, de l'Epée et de l'Etoile Polaire. J'y ai joint la Grande Croix de Mon Ordre de l'Epée, décoration qui ne se donne que sur le champ de bataille et qui, par cette même condition, appartient de droit à un Prince qui, comme Vous, a fixé la victoire à ses drapeaux et dont la Suède s'est appropriée maintenant les brillantes destinées. C'est avec les sentimens d'une véritable amitié et d'une considération très-distinguée que Je suis,

Monsieur Mon Cousin,
de Votre Altesse
Le bon Cousin
Charles.
Au château d'Oerebro le 21 août 1810.

Bernadotte erhielt dieſe Kunde am 6. September. Man irrt, wenn man glaubt, daß er vorher

ie Ahnung davon gehabt habe. Man weiß nur zu
au, daß er mit vielen Mitgliedern des Reichstags
Verbindung geſtanden und ſich vor der Hand an-
ſchig gemacht habe, auf jede Art von Civilliſte Ver-
t leiſten zu wollen, wenn die Wahl auf ihn ſiele.
beantwortete das Schreiben ſeines „guten Couſins
rI“ auf nachfolgende Weiſe:

Sire.

Je ne chercherai point à peindre à Votre Ma-
é les sentimens, dont j'ai été pénétré, en ap-
nant qu'une Nation illustre dans les fastes du
nde avait daigné fixer ses regards sur un Soldat
doit tout son mérite à son amour pour la Pa-
Il me seroit également difficile d'exprimer
e ma reconnaissance et mon admiration pour
e étonnante magnanimité, avec laquelle Votre
esté à bien voulu présenter Elle-Même pour
Successeur un homme, auquel rien ne L'attachoit.
Votre Majesté a cru faire en cela pour le Peuple
dois, plus cette idée, infiniment trop flatteuse
moi, m'impose d'obligations. Je ne me dissi-
point leur étendue ni leur difficulté; mais
en crois mon coeur, je les remplirai, car ja-
il n'exista pour l'ame d'un mortel un plus
sant mobile; jamais il ne se présenta une plus
occasion de consacrer sa vie au bonheur
Peuple entier.

Aussitôt que la lettre de Votre Majesté m'a été
e par Monsieur le comte de Moerner je me
empressé de la communiquer à Sa Majesté l'Em-

pereur et Roi. Elle a daigné mettre le comble à ses bontés pour moi en m'autorisant à devenir le fils adoptif de Votre Majesté.

D'après ce qu'Elle daigne me dire, je vais accélérer mon départ. Il me tarde de mettre aux pieds de Votre Majesté l'hommage dû à Ses vertus; il me tarde aussi de La rendre dépositaire de mes sermens.

Jusqu'à ce jour j'ai mis toute ma gloire, tout mon bonheur, à servir mon Pays, mais la France, j'ose m'en flatter, daignera encore applaudir à mes efforts pour ma nouvelle Patrie. Elle ne pourra voir sans intérêt un de ses Enfans appelé par les destinées du monde à défendre un Peuple généreux qu'Elle compte depuis longtemps parmi ses plus dignes Alliés.

Je suis avec le plus profond respect,

Sire,

De Votre Majesté

Le très-humble et très-obéissant serviteur,

Jules Bernadotte.

Paris le 7 Septembre 1810.

Es ſei uns geſtattet, hier einige Perſonalien über den Schreiber dieſes Briefes nachfolgen zu laſſen.

Jean Baptiſte Jules Bernadotte, geboren am 26. Januar 1764 in der Vaterſtadt Heinrich's IV. (zu Pau in der Landſchaft Béarn in Gascogne), war der Sohn des Advokaten Bernadotte und eines Fräuleins Saint-Jean de Boeil. Als ſechszehnjäh-

iger Jüngling trat er 1780 als Grenadier in das auf
Korſica garniſonirende Regiment Royale-la-Marine,
vurde fünf Jahre ſpäter Corporal, ein Jahr darauf
Fourier, 1789 Sergeant, 1791 Lieutenant, 1793
Obriſt, 1794 Diviſionsgeneral, 1798 franzöſiſcher Ge-
andter zuerſt am Wiener und dann am Haager Hof-
ager, 1798 Staatsrath und Kriegsminiſter, 1800
Ober-General der Weſtarmee, drei Jahre darauf Ober-
General der Armee in Norddeutſchland, 1804 Reichs-
narſchall und am 5. Januar 1806 vom Kaiſer der
Franzoſen, zur Belohnung ſeiner Tapferkeit in der
Schlacht bei Auſterlitz (2. December 1805) an wel-
hem Tage Bernadotte das Centrum befehligt hatte,
um Fürſten von Pontecorvo ernannt.

Am 16. Auguſt 1798 vermählte er ſich mit Ber-
ardine Eugenie Clary, Tochter des Kaufmanns
lary in Marſeille und Schweſter der Gemahlin Jo-
eph Bonapartes, Königs von Spanien und bei-
er Indien. Mademoiſelle Bernardine, geboren am
. November 1781, war eine Schönheit, um deren Hand
ch Napoleon beworben, bevor er Joſephinens
Bekanntſchaft gemacht hatte. Papa Clary aber war ſo
rei geweſen, dem Generale einen Korb zu geben mit
en Worten: „Encore un Buonaparte dans ma
amille? S'en est trop!“ — Am 11. Juli 1799
ebar Madame Bernadotte ihrem Gemahle einen
ohn, Joſeph Franz Oscar (den gegenwärtigen
önig von Schweden).

Bernadotte befand ſich, als er die Nachricht
on ſeiner Erhebung zum Kronprinzen von Schweden

erhielt, in ſo dürftigen Umſtänden, daß er genöthigt war, ſich zwei Millionen Francs von Napoleon vorſchießen zu laſſen. Dieſe Geldnoth benutzend, wollte dieſer ihm dafür das Verſprechen abnöthigen, niemals, gleichviel unter welchen Umſtänden, die Waffen gegen Frankreich zu führen. Bernadotte aber erklärte offenherzig, nichts im Voraus verſprechen zu können. Hierauf gab ihm Napoleon den gewünſchten Vorſchuß mit den Worten:

Partez! Que les destins s'accomplissent!

Bernadotte verließ Paris und begab ſich nach Caſſel, um, wie man ſich damals erzählte, am Hofe des „Bruders Lüderlich" eine neue Anleihe zu machen. Jérôme aber war ſelbſt ſo ſehr verſchuldet, daß er auf dem Punkte ſtand, den Prinzen von Pontecorvo in Anſpruch zu nehmen, wenn ſeine Gemahlin Katharina ihn nicht davon zurückgehalten hätte.

Von hier aus ſchrieb Bernadotte an Karl XIII.

Sire! Du premier endroit, où je me suis arrêté en quittant la France, je m'empresse de faire passer à Votre Majesté les Réversales que j'ai signées, conformément à ce qui a été statué par les Etats du Royaume.

Je prie Votre Majesté d'agréer l'expression de ma profonde reconnaissance pour l'honneur qu'Elle a daigné me faire en m'envoyant les décorations de Ses Ordres, notamment la Grande Croix de l'Ordre de l'Epée. Ainsi Votre Majesté m'associe déjà à la gloire de ma nouvelle Patrie, moi qui n'ai encore rien fait pour Elle! L'avenir seule pourra

'offrir les occasions de mériter une telle faveur,
ais mon coeur ne les désire pas, car tous mes
oeux sont pour la paix; mais si pourtant l'Etat
voit un jour besoin de mon Epée, les Suèdois
verront au champ d'honneur telle qu'elle doit
tre portée par l'Héritier du trône de Votre Majesté.

Je suis avec le plus profond respect etc."

Cassel le 9. Octobre 1810. — Jean,
Prince royal de Suède.

In Caſſel machte Bernadotte die Bekannt-
haft der Gräſin von Bocholtz, die ihrem Gemahle
nen ganzen Wald von Hörnern aufzuſetzen geruhte,
enn ſie liebte außer König Jérôme auch den General
rafen Morrio, den Oberſtallmeiſter des Königs
on Napoleons Gnaden. Ferner wurde ihm hier das
lück zu Theil, Herrn Pigault-Lebrun, einen der
ebenswürdigſten Taugenichtſe von ganz Frankreich, ken-
en zu lernen. Er lud ihn ein, nach Stockholm zu kommen.

Am 2. October reiſte der ſchwediſche General-
ouverneur von Pommen und Rügen, Graf von
ſſen, mit einem anſehnlichen Gefolge von Derebro
ach Helſingborg ab, um dort im Namen des Königs
en Kronprinzen zu empfangen. Der Erzbiſchof des
eichs, Dr. Jakob Axelsſon Lindblom, war ſchon
ags vorher dahin abgereiſt, um zu Helſingoer das
utheriſche Glaubensbekenntniß Seiner Königlichen Ho-
eit entgegenzunehmen.

Am 11. October, Morgens 9 Uhr, verkündete
er Donner der Kanonen den Bewohnern Hamburgs die
nkunft des Fürſten von Pontecorvo, der von Lü-

neburg kam und ſein Abſteigequartier beim Senator Schulte nahm. In ſeinem Gefolge befanden ſich: der ſchwediſche Kammerherr und Obriſt Graf von Moerner, die franzöſiſchen Adjutanten Obriſt Sevret und die beiden Obriſt-Lieutenants Gentil und Villete und zwei ſchwediſche Adjutanten, die Capitaine Baron Hjärta und Stjernkrona. Baron Adlercreuz eilte dem Kronprinzen nach Schweden voraus, um deſſen nahe Ankunft anzukündigen.

Bernadotte, der am 14. October Hamburg verließ, ward am Altonaer Thore durch den däniſchen Geheimen Rath und Landdroſten von Levetzau und durch den Commandanten, Herrn von Haffner, begrüßt, worauf er ſeine Reiſe über Pinneberg und Rendsburg fortſetzte.

In Nyborg wartete der däniſche General-Adjutant von Lindholm, um den erlauchten Gaſt über den Belt zu führen. — In Korſoer empfing ihn der däniſche Kammerherr Graf von Moltcke.

Am 17. October übernachtete der Kronprinz in Roeskilde.

Am 18. wurde der Reichstag zu Oerebro geſchloſſen und eine Deputation an den Kronprinzen nach Helſingborg abgeſchickt.

An demſelben Tage ſetzte Letzterer ſeine Reiſe nach dem Reſidenzſchloſſe Frederiksborg, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte des däniſchen Hofes, fort.

Ueber Bernadotte's Aufnahme daſelbſt berichtete die däniſche Staatszeitung: „Das ungezwungene Vertrauen, das ſich in der Unterredung zwiſchen Seiner

Majeſtät dem Könige und Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, Fürſten von Pontecorvo, kundgab, und welches theils von der Freundſchaft zeugte, die ſchon ſeit einigen Jahren zwiſchen dieſen hohen Perſonen herrſcht, theils auch die frohe Hoffnung Aller in Hinſicht des guten Einverſtändniſſes erhöht, das künftighin zwiſchen beiden Nachbarländern nicht getrübt werden ſoll, machte dieſes Hoffeſt zu einem der denkwürdigſten aller Zeiten."

Am 20. October, Nachmittags vier Uhr, langte der erlauchte Reiſende zu Helſingoer an und ſtieg daſelbſt in der Wohnung des königlich ſchwediſchen Conſuls Gloesfeld ab. Nach beendigter Cour fand bei verſchloſſenen Thüren, in Gegenwart des Erzbiſchofs Dr. Jakob Axelsſon Lindholm, des königlichen Hofpredigers Doctor Jonas Nordal, des Probſtes Palm, des Grafen Loewenhjelm, des Kammerherrn von Brinkman, des Kammerherrn und Obriſten Grafen Göran Moerner, des Freiherrn C. G. Oxenſtierna (ſchwediſchen Geſandten am Kopenhagener Hofe), des ſchwediſchen Geſchäftsträgers Guſtaf Daniel Lorichs und des Conſuls Gloesfeld, der Religionsact ſtatt, durch welchen der Kronprinz von der katholiſchen Kirche zur lutheriſchen übertrat.

Am 21., Nachmittags zwei Uhr, ſchiffte ſich der Kronprinz mit ſeinem ganzen Gefolge nach Helſingborg ein. Hier ward er von der Deputation des Reichstags, an deren Spitze der früher erwähnte Graf von Eſſen ſtand, empfangen. Abends war die Stadt feenhaft beleuchtet.

Am 23. ſetzte er ſeine Reiſe nach Stockholm fort.

Am 28. traf er von Stavehof in Drottningholm ein und eilte noch am Abende deſſelben Tages incognito nach der Hauptſtadt, um ſeine Adoptiv-Eltern zu überraſchen.

Am 2. November, Nachmittags zwei Uhr, hielt er in einem von acht Pferden gezogenen Staatswagen ſeinen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt des Reiches. Ihm gegenüber ſaß der General-Gouverneur Graf von Eſſen. Dem Wagen folgte eine Eſcadron der Küraſſiere vom königlichen Leibregiment.

Der Zug bewegte ſich durch den Norderzoll, wo der Kronprinz vom Oberſtallmeiſter des Königs und von den fünfzig Aelteſten der Stockholmer Bürgerſchaft unter dem Donner von 28 Kanonenſchüſſen beglückwünſcht wurde. An der Spitze des Zuges befand ſich der Ober-Statthalter, General-Major von Skjoeldebrand.

Am weſtlichen Schloßgewölbe angelangt, ward Bernadotte am Fuße der Treppe vom erſten Hofmarſchall begrüßt, und, begleitet vom dienſtthuenden Reichsmarſchall, durch den großen Audienzſaal ins Schlafgemach des Königs eingeführt.

Nach der Umarmung gings zur Tafel. Pontecorvo hatte einen koſtbaren Appetit mitgebracht.

Am 6. November erfolgte die Huldigung des Kronprinzen im Ritterſaale. Als Adoptivſohn Karls XIII. nahm er die Vornamen Karl Johann an.

Am 8. November erſchien er zum erſten Male im Staatsrathe.

Am 10. wurde durch den Reichsherold der Schluß des Reichstags verkündet.

Der Eid, den der Kronprinz vor dem Throne knieend und die Hand auf die heilige Schrift haltend, vorſchriftsmäßig leiſten mußte lautete:

„Ich, Karl Johann, gelobe und ſchwöre bei Gott und ſeinem heiligen Evangelium, daß, nachdem die Stände des ſchwediſchen Reichs Mich durch freie und einhellige Wahl zum Kronprinzen des ſchwediſchen Reiches auserkoren und erwählt, damit Ich nach dem tödtlichen Abgange (den der höchſte Gott gnädiglich noch weit hinausſetze) Seiner königlichen Majeſtät, des großmächtigſten Königs und Herrn Karl XIII., nunmehro Meines allergnädigſten Königs und Herrn, die Regierung des ſchwediſchen Reiches übernehmen, zum Könige Schwedens gekrönt und gehuldigt werden und das Reich regieren möge nach der buchſtäblichen Vorſchrift der von den Reichsſtänden am 6. Juni 1809 feſtgeſetzten und von König und Ständen angenommenen Regierungsform, nach den übrigen noch gültigen Grundgeſetzen, allgemeinen Geſetzen und geſetzmäßigen Verfaſſungen des Reichs; alſo will und werde Ich Hochbemeldete Königliche Majeſtät für Meinen rechten und geſetzmäßigen König halten, ihn mit allem Gehorſam lieben und ihm folgen, ſein und des Reiches wahren Vortheil und Gewinn geſetzmäßig befördern und Alles unverletzlich befolgen und erfüllen, wozu ich Mich in Meiner an Seine Königliche Majeſtät und Stände untern 31. October ſchriftlich abgegebenen Verſicherung verpflichtet habe, ſo wahr mir Gott helfe an Leib und Seele, Amen!“

Sieben Tage ſpäter erklärte auch Schweden den Krieg an England. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Igelſtroem, notificirte dieſe Kriegserklärung ſämmtlichen Mitgliedern des diplomatiſchen Korps. Der Hofkanzler, Graf von Wetterſtedt, erließ an die ſchwediſchen Geſandten ein Zirkelſchreiben, worin die Gründe der Kriegserklärung gegen England auseinandergeſetzt werden. Dieſe Erklärung fand auch in Dänemark warmen Anklang, denn es hatte den Raub ſeiner Flotte nicht verſchmerzt.

Am 4. December*) ward in Gegenwart des ganzen Hofes auf dem neuen Holme zu Kopenhagen das erſte Linienſchiff, welches ſeit jenem Raube hier neu erbaut wurde, feierlich vom Stapel gelaſſen. Es hatte den Namen „Phönix" erhalten.

---

*) Zur Feier dieſes Tages ließ Adam Oehlenſchläger eine patriotiſche Ode erſcheinen.

## Fünftes Kapitel.

Dänemarks Kriegsmacht zur See und zu Lande. — Die Bureaukratie. — Der Hof. — Fortſetzung der Liſte der von Friedrich dem Sechsten creirten Ritter des Elephanten-Ordens. — Englands Stellung. — Zuſtand ſeiner Flotte.

Das Paketboot „Auckland," das am 3. December 1810 in Yarmouth einlief, brachte die erſte Kunde von Schwedens Kriegserklärung nach England.

Ein in London unter dem Titel „Alfred" erſcheinendes Journal ſagte in Bezug darauf:

„Auch der letzte Bundesgenoſſe, welcher unſerm Vaterlande auf dem Continente übrig geblieben war, iſt gezwungen worden, ſich dem großen Bunde der Continentalmächte anzuſchließen. England iſt dadurch vollkommen von allen Häfen des europäiſchen Feſtlandes ausgeſchloſſen. — Bis jetzt war wenigſtens das baltiſche Meer unſerm Handel offen geblieben, der, trotz aller Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, noch ziemlich wichtige, wenn gleich minder zahlreiche Abzugs-Kanäle fand. Aber der Krieg mit Schweden ſetzt jeder Ausfuhr aus dem britiſchen Gebiete ein Ziel, ſo wie auch der Einfuhr ſolcher Artikel, welche uns zur Unterhaltung der Seemacht, die allein Englands Unabhängigkeit ſichern kann, unentbehrlich ſind. Der Augenblick muß nun kommen, wo der Handel von Großbritannien fühlen wird, daß dieſe Ausſchließung vom

Handel der Oſtſee der empfindlichſte Schlag iſt. Der erſte Gegenſtand, womit ſich Schweden und Dänemark nun gemeinſchaftlich beſchäftigen werden, wird dahin gerichtet ſein, alle möglichen Maaßregeln zu ergreifen, um uns den Sund zu verſchließen. England dagegen kann eine Repreſſalien-Maaßregel ergreifen, die es ganz in ſeiner Gewalt hat: es kann mittelſt ſeiner Flotte den fremden Nationen den Eingang in die Oſtſee verwehren und die Schiffe der Mächte, die mit uns im Kriege ſind, verhindern, aus derſelben herauszuſegeln.“

Die bis dahin in einzelnen Abtheilungen nach der Oſtſee abgegangene engliſche Flotte beſtand jetzt aus folgenden Schiffen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | Victory mit | 100 Kanonen: | Vice-Admiral Sir James Saumarez. |
| 2) | Saint-George mit | 98 Kanonen: | Contre-Admiral Reynolds. |
| 3) | Formidable mit | 98 „ | Contre-Admiral Dixon. |
| 4) | Plantagenet mit | 74 „ | |
| 5) | Hero mit . . . . . | 74 „ | |
| 6) | Ganges mit . . . | 74 „ | |
| 7) | Princeß Caroline | 74 „ | |
| 8) | Mars mit . . . . | 74 „ | |
| 9) | Minotaur mit . . | 74 „ | |
| 10) | Vanguard mit . . | 74 „ | |
| 11) | Reſolution mit . | 74 „ | |
| 12) | Orion mit . . . . | 74 „ | |
| 13) | Saturn mit . . . | 74 „ | |
| 14) | Edgar mit . . . . | 74 „ | |

15) Ruby mit . . . 64 Kanonen.
16) Lion mit . . . . 64 „
17) Stately mit . . 64 „
18) Africa mit . . . 64 „
19) Dictator mit . . 64 „
20) Standard mit . 64 „

Außerdem zählte die engliſche Flotte vier Fregatten („Tribune,“ „Tartar,“ „Alexandria,“ „Nemeſis“) 18 Briggs und Schaluppen und 4 Cutter, im Ganzen 46 Kriegsſchiffe.

Das, was Dänemark dieſer impoſanten Macht entgegenzuſtellen hatte, beſtand aus einem einzigen Linienſchiffe „Phönix,“ einigen Fregatten und Briggs. Die Ruderflotille, die an den norwegiſchen Küſten lag, wurde von dem Contre-Admiral Otto Lütken commandirt, der an die Stelle des abgegangenen Contre-Admirals Laurids Fisker eingetreten war.

Trotz des Mangels einer Flotte zählte Dänemark nach dem vom Kanzleiſecretair Boy Ketelſen 1811 in Altona erſchienenen „Hof- und Staats-Kalender“ einen Admiral, zwei Vice-Admirale, 8 Contre-Admirale, 6 Commandeure, 8 Commandeur-Capitaine, 31 Capitaine, 31 Capitain-Lieutenants, 63 Premier-Lieutenants und 80 Seconde-Lieutenants.

Die Landmacht beſtand (1811) aus dem Guiden-Corps, dem Ingenieur-Corps, der königlichen Leibgarde zu Pferde, vier Reiter-, acht Dragoner-Regimentern und einem Huſaren-Regimente; ferner aus dem 1764 errichteten Artillerie-Corps, der königlichen Leibgarde zu Fuße, zweiundzwanzig Infanterie-Regimentern, vier Jäger- und Scharfſchützen-Corps, einem Scharfſchützen-Regiment in Norwegen, zwei norwegiſchen Schlittſchuhläufer-Bataillons, zwei Scharfſchützen-Bataillons und dem Leibjäger-Corps des Königs.

An der Spitze des Heeres ſtand des Königs Schwiegervater, Feldmarſchall Karl, Landgraf zu Heſſen. *) Die Armee zählte ferner 2 Generale, 7 General-Lieutenants, 34 General-Majore und 15 Generale auf Wartegeld.

Chef des Generalſtabes war der General-Major und General-Adjutant Friedrich von Buelow; als Chef des Generalquartiermeiſterſtabes fungirte der Kammerherr und Obriſt von Haffner.

An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſtand der Geheime Staats-Miniſter Niels von Roſenkranz, Nachfolger des Grafen Chriſtian Günther von Bernſtorff, der, nachdem er dreizehn Jahre das auswärtige Departement geleitet hatte, an die Stelle des im Jahre 1811 mit Tode abgegangenen Generals Wedel-Jarlsberg als däniſcher Geſandter nach Wien ging. **)

An der Spitze der innern Staatsverhältniſſe ſtanden die däniſche Kanzlei mit ihrem Präſidenten, dem Juſtizminiſter Frederik Julius von Kaas, und die ſchleswig-holſteinſche Kanzlei mit dem Präſidenten Johann Sigismund von Moeſting.

Das Finanz-Collegium beſtand aus ſieben Deputirten, deren erſter der Geheime Staatsminiſter Ernſt Heinrich, Graf von Schimmelmann war. *)

---

*) Siehe Band VI. Seite 95.

**) Vergl. Band VI. Seite 331.

Präſident der Rentekammer war der Geheime Staatsminiſter Chriſtian Detlev Friedrich, Graf von Reventlow-Sandberg. **)

Das Poſtweſen wurde vom General-Poſt-Director Geheimen Conferenzrath Adam Wilhelm von Hauch und von fünf Poſt-Directoren geleitet.

Kanzler der Kopenhagener Univerſität und Chef des geſammten Schulweſens in Dänemark und Norwegen war Herzog Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, Schwager des Königs. ***)

Statthalter der Herzogthümer Schleswig-Holſtein: Feldmarſchall Landgraf Karl von Heſſen.

Vice-Statthalter in Norwegen: Prinz Friedrich von Heſſen, der älteſte Sohn des Landgrafen Karl.

Die Mitglieder des (am 4. November 1660 errichteten) Geheimen Staatsraths, deſſen Vorſitzender der König iſt, waren: der obenerwähnte Herzog Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein, die vier Geheimen Staatsminiſter Graf von Reventlow, Graf von Schimmelmann, Niels von Roſenkranz

---

*) Siehe Band VI. Seite 328.

**) Vergl. Band VI. Seite 329.

***) Siehe Band VI. Seite 109. Seine Gemahlin war Prinzeſſin Louiſe Auguſte, Tochter Chriſtian's VII. und der Königin Caroline Mathilde und Friedrich von Moltke (Präſident der Generalzollkammer).

Der Hofſtaat des Königs beſtnd aus dem:
Ober-Hofmarſchall,
Ober-Kammerjunker,
Ober-Stallmeiſter
Ober-Ceremonien-Meiſer

und außerdem aus nicht weniger ls 188, wiederhole hundertachtundachtzig Kammerherrn, 2 Stallmeiſtern, 3 Hofjägermeiſtern, einem Beichtvatr, einem Ober-Hofmeiſter, 2 dienſtthuenden General-Adjutanten, 147 Kammerjunkern, 27 Hofjunkern, dm königlichen Hiſtoriographen, dem Kabinets-Secretair u. ſ. w. u. ſ. w.

Zum Hofſtaate der Königin gehörten ein Kammerfräulein, drei Hofdamen, ein Ober-Hofmeiſter, ein Kammerherr und zwei Kammerjuner.

Wir laſſen nun eine Liſte der von Friedrich VI. vom Antritt ſeiner Regierung (1. März 1808) bis zum Schluſſe des Jahres 1812 reirten Elephanten-Ordens-Ritter folgen:

### Am 18. Mai 1808.

1) Napoleon I. Buonaparte, geb. am 15. Auguſt 1769 zu Ajaccio auf der Inſel Corſica, zweiter Sohn des Advokaten Carlo Buonaparte und der Lätitia Ramolino, ſeit 1785 Artillerie-Lieutenant, ſeit 1794 Brigade-General, ſeit dem 6. März 1796 Ober-General der franzöſiſchen Armee in Italien. Als Solcher unterzeichnete er am 18. April 1797 die Friedens-Präliminarien zu Leoben und ſchloß am 17. October

deſſelben Jahres den Frieden zu Campo-Formio. Am 9. November 1799 ward er zum erſten Conſul der franzöſiſchen Republik, durch Senatsbeſchluß vom 18. Mai 1804 zum erblichen Kaiſer der Franzoſen erwählt, am 2. December deſſelben Jahres von Pius VII. geſalbt und gekrönt in der Notre-Dame-Kirche zu Paris. — Am 17. März 1805 wählten ihn die zu Paris verſammelten Deputirten der italieniſchen Republik zum Könige von Italien; als Solcher ward er am 26. Mai deſſelben Jahres zu Mailand gekrönt. Am 12. Juli 1806 machte er ſich zum Stifter des Rheinbundes und am 10. December 1808 zum Vermittler der Schweizer Conföderation. — Seit dem 9. März 1797 vermählt mit Joſephine Taſcher de la Pagerie, Wittwe des am 23. Juni 1794 guillotinirten Generals Alexandre Vicomte de Beauharnais und Maitreſſe des Generals und Ex-Directors der Republik Paul Barras, ließ er ſich, gekitzelt vom Ehrgeize, eine deutſche Fürſtentochter zu heirathen, nach dreizehnjähriger Ehe am 16. December 1809 von ſeinem Glücksſterne ſcheiden, um ſeine kronenräuberiſche Hand am 2. April 1810 der Tochter des Kaiſers Franz, der öſterreichiſchen Erzherzogin Marie Louiſe, zu reichen, die ihm am 20. März 1811 einen Thronerben ſchenkt, den er zum Könige von Rom erhebt.

Seit ſeiner Trennung von Joſephinen wendet ſich das Blatt. Beſiegt durch die Waffengewalt der Verbündeten, entſagt er am 11. April 1814 für ſich und ſeine Erben den Kronen Frankreichs und Italiens; der große Egoiſt, dem halb Europa zu klein war für ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz, erhält die Inſel Elba als ſouveraines Fürſtenthum mit einer Jahresrente von zwei Millionen Francs. *) Am 28. April deſſelben Jahres ſchifft er ſich nach ſeinem Duodezreiche ein, das er, uneingedenk ſeines Eides, am 26. Februar 1815 widerrechtlich verläßt. Am 1. März erfolgt ſeine Landung bei Cannes und neunzehn Tage ſpäter ſein Einzug in Paris, wird aber von ſämmtlichen Fürſten des zu Wien tagenden Congreſſes am 13. März aller ſeiner Rechte für ſich und ſeine Nachkommenſchaft für immer für verluſtig erklärt, verliert am 18. Juli die Schlacht bei Waterloo, abdicirt zum zweiten Male zu Gunſten ſeines Sohnes, flüchtet am 15. Juli auf das engliſche Kriegsſchiff Bellerophon, wird am 2. Auguſt von den fünf Großmächten als deren Kriegsgefangener erklärt und als ſolcher am 9. Auguſt nach Sanct-Helena geſchickt, wo er am Jahrestage der Völkerſchlacht bei Leipzig, am 18. October 1815, angelangt, nach faſt ſechsjähriger Gefangenſchaft am 5. Mai 1821 am Magenkrebſe ſtirbt. — Sein Wahlſpruch und jener des von ihm am 19. Mai 1802 gegründeten Ordens der Ehrenlegion lautete: „Honneur et patrie.“ **)

---

*) Zwei Monate nach der Wandlung ſeines Glücks ſtarb Joſephine von Beauharnais, am 29. Mai 1814, an gebrochenem Herzen.

**) Trotz des oben erwähnten Wiener Vertrages vom 13. März 1815, welcher ſämmtliche Napoleoniden für alle Zeiten von allen Thronen Europa's ausſchließt, ſitzt der große Neffe des kleinen Onkels ſeit

Am 2. Juli 1808.

2) Alexander I. Pawlowitſch, geb. am 23. December 1777, Sohn Kaiſer Paul's I. und deſſen zweiter Gemahlin, der würtembergiſchen Prinzeſſin Dorothea Auguſte Sophie, die, zur griechiſchen Kirche übertretend, den Namen Maria annahm, folgte ſeinem ſchmählich ermordeten Vater am 24. März 1801, ward am 27. November deſſelben Jahres zu Moskau gekrönt, gewann durch den am 17. September 1809 ſiegreich erkämpften Frieden zu Frederikshamm das ſchwediſche Finland und die Alandsinſeln, ſo wie durch

---

dem Staatsſtreiche vom 2. December 1851 ganz gemüthlich auf dem ſchönſten Throne der Chriſtenheit. — Auch der Onkel war, wie ſein Neffe, dreimal Gegenſtand eines Attentats: als erſter Conſul ſollte er am 24. December 1800 auf dem Wege von den Tuilerien nach der großen Oper durch eine Höllenmaſchine in die Luft geſprengt werden. Die Angetrunkenheit des Kutſchers, der zu ſchnell fuhr, rettete ihn. Nicolas Chevalier, fälſchlich als Verfertiger der machine infernale betrachtet, wurde am 11. Januar 1801 hingerichtet. — Ein zweites Attentat, angezettelt von dem römiſchen Bildhauer Giuſeppe Ceracchi und dem franzöſiſchen Maler François Topino-Lebrun und verſucht am 10 October 1801, gleichfalls in der Oper, endete mit deren Hinrichtung am 30. Januar 1802. — Das dritte Attentat ward von einem deutſchen Studenten Friedrich Stapß im Garten zu Schönbrunn bei Wien am 9. October 1809 verübt. Auch er büßte ſeine That damit, daß Napoleon ihn vier Tage ſpäter erſchießen ließ. — Vergl. (Giuſeppe Ignazio Montanari) „Elogio storico della vita et delle opere di G. Ceracchi, Romano scultore, „Rimini 1841. 8. und „Friedrich Stapß. Biographie aus den Papieren ſeines Vaters.“ Berl. 1843. 8.

die Schlußacte des Wiener Congreſſes das Herzogthum Warſchau und nahm davon den Titel „König von Polen“ an. Schon als Thronfolger hatte er ſich am 9. October 1793 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Baden (der ältern Schweſter der Königin Friederike von Schweden, der Gemahlin Guſtav's IV.) vermählt und ſtarb am 1. December 1825 zu Taganrog. *) Deviſe: „In Deo veritas.“

Am 29. Auguſt 1808.

3) Ludwig I. Napoleon, geboren am 4. September 1788, Bruder des Kaiſers der Franzoſen, begleitete ihn auf ſeinen Feldzügen in Italien und Aegypten, ward 1801 Brigade-, zwei Jahre ſpäter Diviſions-General und Staatsrath. Als Napoleon vom erſten Conſul zum Kaiſer herabſtieg, wurde Ludwig in den Prinzenſtand, zum Connetable und zum General-Obriſt der Carabiniers erhoben. Im Jahre 1802 vermählte er ſich wider ſeinen Willen mit Hortenſe von Beauharnais, Stieftochter ſeines Bruders, der ihr mit ſo auffallender Zärtlichkeit zugethan war, daß der böſe Leumund daraus manche Conſequenzen zog, über die wir gern den Mantel chriſtlicher Liebe werfen. — Am 6. Juni 1806 ſah Hortenſens Ge-

---

*) Alexander's Geliebte war Anna Czartoriska, Gemahlin des Großmarſchalls Fürſten Alexander Lawowitſch Nariſchkin, die dem Kaiſer zwei Kinder gebar, von denen das Eine frühzeitig ſtarb, das Andere unter dem Namen einer Gräfin von Romanow am Hofe erzogen ward und im Jahre 1823 als Braut des Fürſten Scheremetjeff ſtarb. Die Fürſtin Nariſchkin ſtarb 1838 in Paris.

mahl, der mit ihr eine höchſt unglückliche Ehe führte,*) ſich abermals wider ſeinen Willen zum König von Holland erhoben, aber ſchon vier Jahre ſpäter, entrüſtet über die Zumuthungen ſeines tyranniſchen Bruders, genöthigt, am 1. Juli 1810 zu Gunſten ſeines Sohnes zu abdiciren. Am 9. Juli decretirte Napoleon Holland's Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche. Der Ex-König von Holland lebte ſeitdem, getrennt von Hortenſe, als Graf von Saint-Leu bis 1813 in Graꝫ, dann in Rom, ſpäter in Florenz und ſtarb daſelbſt am 25. Juli 1846. Deviſe: „Eendragt maakt Magt."

Am 15. October 1808.

4) Jean Baptiſte Jules Bernadotte, Prinz von Pontecorvo**), ſuccedirte ſeinem Adoptivvater Karl XIII. am 5. Februar 1818 und ſtarb am 8. März 1844. Deviſe: „Folkets kärlek min belöning."

Am 28. Januar 1809.

5) Marcus Gerhard, Graf von Roſenkrone, Freiherr auf Roſendahl.***). Deviſe: „Omnia patriae."

---

*) Die vertrauteſten Günſtlinge der Königin von Holland waren: der Vice-Admiral Carel Hendrik Verhuel und ihr Stallmeiſter Auguſte Charles Joſeph Graf Flahault de la Billarderie. Letzterer iſt der Vater des mit Hortenſe erzeugten Grafen Jules Morny, den ſie am 3. Octozer 1811 gebar.

**) Vergl. Band VII. Seite 64 und ff.

***) Siehe Band VI. Seite 92.

6) **Chriſtian Ludwig von Stemann.** *) Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

7) **Friedrich Ernſt Chriſtoph von Düring**, geb. am 24. April 1738, naturaliſirt in Dänemark am 8. Mai 1776, Kammerherr und General der Cavallerie, geſt. am 20. October 1809. Deviſe: „Thue Recht, scheue Niemand.“

Am 28. Januar 1810.

8) **Heinrich von Levetzau**, geb. 1739 in Mecklenburg, in Dänemark nationaliſirt am 3. April 1776, Kammerherr, Geheimer Conferenzrath, Amtmann der königlichen Aemter Frederiksborg, Kronborg und Hirſchholm, Hofjägermeiſter und Hofmarſchall. Er wars, den **Friedrich** VI. nach Paris ſandte, um dem Kaiſer der Franzoſen den Elephanten-Orden zu überbringen. **Levetzau** ſtarb am 29. März 1820. Deviſe: „Non niſi recte faciendo.“

9) **Chriſtian Friedrich von Nummeſen**, geb. am 11. April 1741, Kammerherr, Geheimer Conferenzrath, Oberhofmarſchall und Directeur der Sundzollkammer, geſt. am 25. November 1811. Deviſe: „Deo, Regi Patriaeque semper addictus.“

Am 10. Februar 1810.

10) **Karl** XIII., König von Schweden, geb. am 7. October 1748, zweiter Sohn des damaligen Kronprinzen **Adolf Friedrich** und der Prinzeſſin **Louiſe Ulrike** von Preußen, wurde drei Jahre nach ſeiner

---

*) Band VI, Seite 92

Geburt zum Großadmiral der ſchwediſchen Seemacht ernannt. Nach der Ermordung ſeines Bruders Guſtav III. führte er als Herzog von Südermanland bis zur Großjährigkeit ſeines Neffen Guſtav IV. die Regentſchaft und ward nach der Entthronung des Letztern zum König von Schweden erwählt. — Seit dem 7. Juli 1774 war er mit Hedwig Eliſabeth Charlotte, Tochter des Herzogs Friedrich Auguſt von Oldenburg vermählt, die — geb. am 22. März 1759 — ihm eine Tochter und zwei Söhne gebar, welche alle drei bald nach ihrer Geburt ſtarben. Ihr Gemahl verſchied am 5. Februar 1818. Sie ſelber folgte ihm ins Grab am 20. Juni deſſelben Jahres.

Am 26. Juli 1810.

11) Friedrich, Prinz von Heſſen, geb. am 11. September 1747, Sohn des Prinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel und ſeiner großbritanniſchen Gemahlin Maria, ſtand bis zum Jahre 1769 als General der Infanterie in däniſchen und ſeit 1793 als General der Cavallerie in holländiſchen Dienſten, war Gouverneur zu Maeſtricht, nahm ſeinen Abſchied und ſtarb am 20. Mai 1837 zu Rumpenheim bei Frankfurt am Main. Deviſe: „Ad utrumque paratus.“

Am 5. September 1810.

12) Emil Leopold Auguſt, Prinz von Sachſen-Gotha, geb. am 23. November 1772, Sohn Herzogs Ernſt II. und der meiningen'ſchen Prinzeſſin Amalie, vermählte ſich am 21. Oct. 1797 mit der Prinzeſſin Louiſe Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, (geb. am 19. November 1779, geſt. am 4.

Januar 1801) nach deren Tode (am 24. April 1802) mit der heſſen-kaſſel'ſchen Prinzeſſin Karoline Amalie und ſuccedirte ſeinem Vater am 20. April 1804. Herzog Auguſt war ein ziemlich gelehrter Herr, welcher Künſte und Wiſſenſchaften protegirte. Zur Zahl ſeiner Freunde gehörten u. A. auch Jean Paul, mit dem er in ununterbrochenem Briefwechſel ſtand, der Kapellmeiſter Johann Friedrich Reichardt, ſeine Bibliothekare Julius Wilhelm Hamberger und Friedrich Jacobs. — Auch er ſelbſt trat als Schriftſteller mit einem Werke „Kyllenion, oder, Auch ich war in Arkadien" im Jahre 1805 hervor. Er war Mitglied der römiſchen Akademie der Arkadier, Ehrenmitglied der mineralogiſchen Geſellſchaft in Jena und ſtarb am 17. Mai 1822. Deviſe: „Fortis et mitis."*)

---

*) Herzog Auguſt, berichtet Dr. Vehſe im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen" (S. 53 bis 68) war eines der merkwürdigſten Fürſten-Originale des neunzehnten Jahrhunderts, ein fantaſtiſcher, ſplendider Herr, der viel Geld verſchwendete, ein wunderlicher, excentriſcher Kauz, der die barockſten Launen und die ſkurrilſten Einfälle hatte, ein Mann, der von einer ewigen Unruhe umher- und in die tollſten Abenteuerlichkeiten hineingetrieben wurde. Sowohl ſeine Körperbildung — er war ein hoher, blonder, blaſſer Mann von feinſter Haut — als auch ſeine Neigungen deuteten mehr auf eine weibliche Natur. Er lebte ein weiches, bequemes, ſentimentales Leben und brachte einen großen Theil des Tages im Bette zu: hier nahm er in der Regel Cour an und beſorgte auch von da die Geſchäfte ſeines kleinen Staats. Seine Eitelkeit pikirte ſich darauf,

Am 10. November 1810.

13) Wilhelm, Landgraf von Heſſen, geb. am 24. December 1787, heirathete am 10. November 1810 die Prinzeſſin Louiſe Charlotte, zweite Tochter des Erbprinzen Friedrich zu Dänemark, trat 1802 als Rittmeiſter in däniſche Dienſte, avancirte bis zum General-Lieutenant und Gouverneur der Citadelle von Kopenhagen. Deviſe: „Non sibi sed Regi.“

Am 28. Januar 1811.

14) Friedrich von Moltke, geb. am 18. Januar 1759, Kammerherr, Stiftsamtmann von Aalborg, Geheimer Conferenzrath, Director der Öreſund-Zollkammer und Geheimer Staatsminiſter, geſt. am 4. Juli 1836. Deviſe: „Virtus.“

15) Niels von Roſenkrantz, geb. am 3. September 1757, Kammerherr und Geſandter am Tuilerienhofe und Nachfolger des Grafen Chriſtian Günther von Bernſtorff im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, geſt. am 7. Januar 1824. Deviſe: „Nihil utile nisi quod honestum.“

---

als der geiſtreichſte Sonderling auf ſeinem Schloſſe zu Gotha wie ein Prinz aus Tauſend und Einer Nacht zu leben. Seine Neigung für den Orient und namentlich für China ging zuweilen ſo weit, daß er als Mandarin gekleidet präſidirte. Von ſeiner Vorliebe für das himmliſche Reich rührt auch das berühmte chineſiſche Cabinet in Gotha her. — Zu ſeinen zahlloſen Sonderlingslaunen gehörte u. A. auch die, Eau de Cologne in den Salat zu miſchen und Maikäfer mit Roſinen und Mandeln zu verſpeiſen.

16) **Georg Balthaſar von Winterfeldt,** geb. am 2. October 1732, geſt. als Kammerherr und däniſcher Admiral am 22. Juli 1821. Deviſe: „Med Aerlighed og Forsigtighed.“

### Am 4. Februar 1811.

17) **Jean Pierre Bachaſſon, Graf von Montalivet,** geboren um das Jahr 1766 zu Sarguemines, ſeit 1785 Parlamentsrath zu Grenoble, ſpäter Präfect zu Valence, ſeit 1804 Staatsrath und ſeit 1809 Miniſter des Innern, ſtarb als Pair von Frankreich am 22. Juni 1823 auf ſeinem Gute Granges in Nivernois. In der Pairskammer war er einer der muthigſten Vertheidiger der Jury und der Preßfreiheit. Deviſe: „Fidélité avant tout.“*)

18) **François Nicolas, Graf von Mollien,** geb. am 28. Februar 1758 zu Rouen, früher Generalpächter, war von 1806 bis 1814 Miniſter des kaiſerlichen Schatzes und Groß-Offizier der Ehrenlegion während der Reſtauration Mitglied der Pairskammer und ſtarb am 20. April 1850. Deviſe: „Seel pople.*)

19) **Antoine Jean Auguſte Henri, Graf**

---

*) Einer ſeiner Söhne, **Marthe Camille**, war unter **Louis Philippe** Intendant der Civilliſte und Mitſchöpfer des Verſailler Muſeums, das dem „**Napoleon** des Friedens“ zu größerer Ehre gereicht als der Staatsſtreich vom 2. December 1851 dem Neffen ſeines Onkels.

*) Vergl. **Proſper Brugière de Barante**, Notice sur M. le comte de **Mollien**, Ministre du Trésor publique sous l'empire, etc. Par. 1850 8.

**Durosnel**, geb. am 9. November 1771 zu Paris, ſeit dem 27. Juli 1799 Obriſt, wurde am 24. December 1805 Brigade-General und zeichnete ſich als Solcher in der Schlacht bei Jena aus. Im Jahre 1808 zum Reichsgrafen creirt, begleitete er als Adjutant des Kaiſers die Armee nach Deutſchland und fiel, verwundet in der Schlacht bei Eßlingen, als Gefangener in Feindes Hand*). In Freiheit geſetzt am 12. Juli 1809 und am 30. Mai 1811 zum Groß-Offizier der Ehrenlegion ernannt, machte er den ruſſiſchen Feldzug mit und war 1812 Gouverneur von Wilna, ſo wie 1813 Gouverneur von Dresden. — Nach der Juli-Revolution zum Adjutanten **Louis Philippe's** erwählt, ward er am 3. October 1837 Pair von Frankreich und ſtarb als Solcher am 5. Februar 1849. Deviſe: „Tout espérer et rien craindre."

### Am 22. März 1811.

20) **Jérôme Napoleon**, geb. am 15. November 1784 zu Montpellier, jüngſter und unbedeutendſter Bruder des Kaiſers der Franzoſen, war 1799 Commis voyageur, zwei Jahre ſpäter Marine-Aſpirant, 1802 Schiffslieutenant und folgte als Solcher dem Contre-Admiral **Gantheaume** von Toulon nach Sanct-Domingo, ſegelte von dort als Fregattencapi-

---

*) Das zehnte Bulletin der großen Armee vom 23. Mai 1809 berichtete darüber: „Le général **Durosnel**, aide de camp de l'empereur, a été enlevé par un boulet en portant un ordre." (Der Name dieſes Generals prangt auf dem Triumphbogen, der ſich an der Barriere von Neuilly erhebt.)

tain nach Martinique und floh, von engliſchen Schiffen verfolgt, nach Nord-Amerika. — In Baltimore vermählte er ſich mit Eliſabeth Patterſon, die er nach der Thronbeſteigung ſeines Bruders, der dieſe Ehe widerrechtlich für null und nichtig erklärte, hilflos ſitzen ließ. Am 10. Auguſt 1807 in Folge des Tilſiter Friedens zum Könige des für ihn eigends zuſammengeflickten Königreichs Weſtphalen ernannt, vermählte er ſich am 22. Auguſt mit der würtembergiſchen Prinzeſſin Katharina (Tochter des dicken Friedrich's) und hielt am 10. December 1807 ſeinen Einzug in Caſſel. Napoleon, mit der Maitreſſen-Wirthſchaft ſeines „Bruders Lüderlich" in hohem Grade unzufrieden, ſchickte eines Tages ſeinen General-Adjutanten Rapp nach Caſſel, um Seiner weſtphäliſchen Majeſtät in Ihrem eigenen Schloſſe zur Wilhelmshöhe einen achttägigen Stubenarreſt zu dictiren.*) — Während des ruſſiſchen Feldzugs hatte Napoleon ihm das Commando einer franzöſiſchen Diviſion in Polen anvertraut; Jérôme zeigte bei dieſer Gelegenheit einen ſolchen Grad von Untauglichkeit, daß ſein kaiſerlicher Bruder ſich genöthigt ſah, ihn nach Caſſel zurückzuſchicken. Hier führte er in der Mitte ſeiner Gunſtdamen, zu welchen u. A. auch die Frau ſeines Juſtizminiſters, des Grafen Siméon, und jene ſeines Palaſt-Präfecten, des Grafen Bocholtz, und eine Unzahl lüderlicher Schauſpielerinnen gehörte, ein höchſt ſybaritiſches Schlaraffenleben bis zum 30. September 1813, an welchem Tage er und ſein ſauberer Hof durch Czernitſcheff's Koſaken aus Caſſel hinausgejagt ward. — Nach dem erſten Pariſer Frieden lebte er zuerſt in Grätz, dann in Trieſt. Nach der zweiten Abdankung ſeines Bruders flüchtete er nach der Schweiz und lebte ſpäter als „Herzog von Montfort" von den Unterſtützungen des Kaiſers von Rußland und ſeines würtemberg'ſchen Schwiegervaters auf dem Schloſſe zu Elwangen. — Nach dem Staatsſtreiche ſeines Neffen zum Marſchall von Frankreich ernannt, reſidirt der würdige Oheim noch bis zum heutigen Tage im Palais-Royal und hat erſt vor einigen Jahren eine dritte Ehe mit einer italieniſchen Gräfin geſchloſſen. Aus ſeiner erſten Ehe lebt noch ein Advokat, der den Namen ſeiner Mutter (Patterſon) führt. Aus der zweiten Ehe iſt er Vater des Prinzen Napoleon und der Prinzeſſin Mathilde, geſchiedenen Gräfin Anatole Demidoff und huldreichen Schutzgöttin des Bildhauers Nieuverkerck. — Die Mutter dieſer beiden Kinder, Katharina von Würtemberg, ſtarb am 29. November 1835 zu Genf.

---

*) Die Details findet man in meinem Romane „König Jérôme und ſein Capri". Dresden 1852. 3 Bde. 8.

21) Pierre Alexandre Le Camus, geb. um das Jahr 1783, gleichfalls Commis-voyageur und Buſenfreund Jérôme's, der ihn in Baltimore kennen gelernt, von dort nach Europa zurückgebracht, ihn zum Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten emporgekrempelt und außerdem auch gegraft hatte. — Der Graf von Fürſtenſtein, nebenbei auch Ritter des ſchwarzen und Großkreuz des rothen Adler-Ordens,

war, wie wir ſchon früher erwähnt, auch beim Congreß in Erfurt, wo Napoleon, der ihn dort zum erſten Male ſah, ihn einen „veritable vaurien“ zu nennen geruhte.*) Er ſtarb am 24. Januar 1825. Deviſe: „Fidèle à mon Roi.“

22) Jean Baptiſte von Morrio, Graf von Marienborn, (wir wiſſen weder wann noch wo geboren), diente als Ingenieur-Offizier in Corfu, Toſcana, Italien, in der Schweiz und in Deutſchland, war weſtphäliſcher Diviſions-General, Großſtallmeiſter des Königs Jérôme und deſſen Nebenbuhler in der Gunſt der hypergalanten Gräfin von Bocholtz, die eine ausgeſprochene Vorliebe für die Franzoſen hatte. General Morrio ward am 25. December 1811 von einem franzöſiſchen Hufſchmidt, Namens Leſage, im königlichen Marſtall erſchoſſen**). Wir wiſſen nicht, ob und welche Deviſe er geführt.

### Am 9. September 1811.

23) Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden, geb. am 8. Juni 1786 zu Karlsruhe, Sohn das Markgrafen Karl Ludwig und der heſſen-darmſtädtiſchen Prinzeſſin Amalie Friederike, wohnte 1804 der Krönung Napoleon's bei und heirathete am 8. April 1806 deſſen Adoptivtochter

---

*) Am 30. April 1809 vermählte ihn Jérôme mit Adelheid Karoline Chriſtiane Gräfin von Hardenberg, die, geb. am 19. März 1784, noch bis zum heutigen Tage als Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Karl von Preußen fungirt und eine höchſt würdige Dame iſt.

**) Der Mörder ward am 31. Januar 1812 hingerichtet.

Stephanie Louiſe Adrienne Taſcher de la Pagerie, Couſine der Kaiſerin Joſephine (geb. am 28. Auguſt 1789), folgte ſeinem Großvater Karl Friedrich am 10. Juni 1811, trat im November 1813 vom Rheinbunde zurück, ſchloß ſich im Februar 1816 dem deutſchen Bunde an und ſtarb, ohne Söhne zu hinterlaſſen, am 8. December 1818 zu Raſtatt*). Seine Witwe iſt noch am Leben.

### Am 19. December 1811.

24) Friedrich Wilhelm Paul Leopold, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Beck, geb. am 4. Januar 1785, vermählte ſich am 26. Januar 1810 mit Louiſe Karoline, Tochter des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel und jüngerer Schweſter der Königin Maria Sophia Friederike, Gemahlin Friedrich's VI., ſuccedirte ſeinem Vater, dem Herzoge Friedrich Karl Ludwig, am 25. März 1816, ward durch Diplom vom 6. Juli 1825 Herzog von Glücksburg und ſtarb als däniſcher General-Major und Commandeur des Infanterie-Regiments Oldenburg am 17. Februar 1831 zu Gottorp. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

### Am 27. März 1812.

25) Hugues Bernard Maret, Herzog von Baſſano, geb. am 1. März 1763, Sohn eines Dijoner Arztes, ſeit 1783 Advokat am Parlamente von Bourgogne, nach dem Sturze Ludwig's XVI.

---

*) Am 26. December 1812 ſtiftete er den Orden vom Zähringer Löwen

im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, ging 1793 als Botſchafter nach Neapel, gerieth zu Graubündten in öſterreichiſche Gefangenſchaft, ward nach Kuefſtein abgeführt und nebſt andern von Dumouriez ausgelieferten Conventsmitgliedern gegen Ludwig's XVI. Tochter ausgewechſelt. Im December 1799 erhob ihn Buonaparte zum Generalſecretair, ſpäter zum Staats-Secretair und im Jahre 1811 zum Herzoge von Baſſano und Nachfolger Champagny's im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Während der hundert Tage war er Miniſter des Innern, flüchtete nach der Schlacht von Waterloo nach Oeſterreich und kehrte erſt nach der Juli-Revolution nach Frankreich zurück. Im Jahre 1834 ernannte ihn Louis Philippe zum Pair und Miniſter des Innern; aber ſchon nach drei Tagen legte er ſein Portefeuille nieder.*) Er ſtarb am 16. Mai 1839.

### Am 22. Auguſt 1812.

26) Friedrich Wilhelm Karl Ludwig, Prinz von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. am 10. Auguſt 1786, vermählte ſich am 2. Auguſt 1812 mit Juliane Sophie, erſter Tochter des Erbprinzen Friedrich zu Dänemark, geſt. als däniſcher General-Major, Commandeur der Leibgarde zu Pferde und Chef der Landkadetten-Akademie

---

*) Talleyrand hatte keine große Meinung von ihm. „Nach Maret, ſagte er, kenne ich nur noch Einen, welcher eingebildeter und aufgeblaſener als er iſt, und dieſer Eine iſt — der Herzog von Baſſano.

am 30. November 1834. Deviſe: „Non sibi sed Regi.“

Wir kommen nun zum Danebrogs-Orden. Dieſer zählte im Jahre 1811 nicht weniger als fünfunddreißig Commandeure und 129 Großkreuze. Zu Letztern gehörte u. A. Baron Didelot, der franzöſiſche Geſandte in Kopenhagen, welcher bald darauf durch Baron Charles Marie Alquier, frühern Geſandten am Stockholmer Hofe, abgelöſ't ward. Die Zahl der Ritter belief ſich auf 412.

Der von der Königin Sophie Magdalene geſtiftete Orden der Union parfaite zählte im Jahre 1811 noch acht männliche und fünfundzwanzig weibliche Mitglieder.*)

---

*) Zu den weiblichen Mitgliedern dieſes Ordens gehörte, wie wir erſt unlängſt erfahren, die berühmte italieniſche Sängerin Vittoria Teſi (geb. 1690 zu Florenz). Im Jahre 1739 verlieh ihr die Königin Sophie Magdalena den Orden der Treue. Signora Teſi heirathete, um den Huldigungen eines alten, häßlichen öſterreichiſchen Herzogs aus dem Wege zu gehen, über Nacht den Theaterfriſeur Tramontini und war eben kein allzuglänzendes Vorbild weiblicher Treue, denn ſie hatte mehr Liebhaber als Schminkpfläſterchen auf ihrem ſelbſt im hohen Alter noch immer reizenden Geſichte. Sie ſtarb im Jahre 1775 und hinterließ ein Vermögen von 300.000 Gulden. Sie war, ſo viel uns bekannt iſt, die erſte Sängerin, die einen Orden erhalten hatte.

## Sechstes Kapitel.

Schweden ſchließt ſich an Rußland. — Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander und des Kronprinzen Karl Johann in Abo. — Geheime Zuſage. — Manifeſt des Kaiſers der Franzoſen und des Kaiſers aller Reußen. — Napoleon in Rußland. — Seine Siege, ſeine Niederlage. — Die Völkerſchlacht bei Leipzig. — Friede zwiſchen Schweden und Dänemark.

Napoleon, die Gottesgeißel des neunzehnten Jahrhunderts (der vierte Guſtav von Schweden erblickte in ihm das große Thier, welches Johannes in ſeiner Offenbarung als Perſonification der unheilvollen Zahl 666 geſchildert), Napoleon, der Antichriſt und europäiſche Störenfried, der den gefährlichſten ſeiner Feinde, England, durch ſtrenge Aufrechthaltung der Continentalſperre ohnmächtig machen und zum Frieden zwingen wollte, gerieth dadurch in einen neuen Kampf mit Rußland, das im Intereſſe ſeiner Unterthanen ſich genöthigt ſah, dem Continentalſyſteme untreu zu werden und ſeine Häfen den britiſchen Handelsſchiffen zu öffnen. Unmittelbare Folge davon war, daß Napoleon auch ſeinem Freunde Alexander den Krieg erklärte.

Frankreich ſowohl als Rußland bemühten ſich, Schweden in ihr eigenes Intereſſe zu ziehen. Napoleon erbot ſich, Rußland zur Herausgabe Finlands zu zwingen, wenn Schweden ſich bereit erkläre, 30,000 Mann Hülfstruppen gegen Rußland zu ſtellen.

Schweden aber, das dieſen Antrag zurückwies, folgte dem Beiſpiele Rußlands, ſchloß mit England einen Frieden, der am 11. Juli 1812 zu Oerebro, ſchwediſcher Seits von Lorenz von Engeſtroem, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und von dem Hofkanzler Guſtaf von Wetterſtedt, engliſcher Seits von Sir Edward Thornton unterzeichnet ward. Eine königliche Verordnung de dato Oerebro 29. Juli öffnete die ſchwediſchen Häfen den Handelsſchiffen aller Nationen ohne Ausnahme.

Der Kaiſer von Rußland lud den Kronprinzen von Schweden zu einer perſönlichen Zuſammenkunft in Åbo ein.

Am 26. Auguſt ſegelte Karl Johann an Bord der Fregatte Jarramas mit günſtigem Winde von Stockholm nach Åbo ab, wo er am folgenden Tage, Nachmittags drei Uhr, eintraf und im Namen des Kaiſers von den Generalen Fock und Demidoff begrüßt ward. In der Stadt ſelbſt empfing ihn der finländiſche General-Gouverneur von Steinheil an der Spitze der Garniſon, der Geiſtlichkeit und des Magiſtrats, denen ſich der kaiſerliche General-Adjutant, General-Lieutenant Kutuſow und Obriſt Graf Czernitſcheff anſchloſſen, die ihn in ſeine Wohnung begleiteten, wo er gleich darauf durch den Beſuch des Kaiſers überraſcht ward.

Nach einer langen geheimen Unterredung ſtellte ihm Alexander den Reichskanzler Grafen von Romanzoff, den Hofmarſchall Grafen Tolſtoy, den Kriegsminiſter Araktſchejeff und den General Baron Armfeldt vor.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Czar bot die ganze Macht ſeiner Liebenswürdigkeit auf, um den Kronprinzen von Schweden für ſeine franzoſenfeindlichen Pläne zu gewinnen; er überhäufte ihn mit tauſend Aufmerkſamkeiten: General von Suchtelen (ruſſiſcher Geſandte am Stockholmer Hofe) überreichte Seiner Hoheit im Namen des Kaiſers den Sanct-Andreas-, den Alexander-Newsky- und den Sanct-Annen-Orden. Als Karl Johann ihm ſeinen Gegenbeſuch machte, ließ Alexander ſeine letzte Mine ſpringen, um den Kronprinzen von Schweden von dem Kaiſer der Franzoſen abtrünnig zu machen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete ſich der Kaiſer von Rußland, Dänemark zu beſtimmen und nöthigenfalls durch Waffengewalt zu zwingen, Norwegen als Entſchädigung für Finland an Schweden abzutreten. In Folge dieſer geheimen Zuſage trat Schweden dem Bündniſſe Rußlands und Englands gegen Napoleon bei.

Letzterer hatte am 9. Mai (an demſelben Tage, an welchem Kaiſer Alexander von Sanct-Petersburg nach Wilna abgegangen war) Paris verlaſſen und ſich über Mainz nach Dresden begeben, um ſich von hier aus an die Spitze der großen Armee zu ſtellen, die er nach Rußland zu führen entſchloſſen war.

Am 22. Juni erließ er aus ſeinem Hauptquartier Wilkowiskis nachfolgende Proclamation:

„Soldaten! Der zweite polniſche Krieg hat begonnen. Der erſte ward zu Friedland und Tilſit beendigt. Zu Tilſit ſchwur Rußland ewiges Bündniß mit

Frankreich und Krieg gegen England. Rußland bricht jetzt ſeine Schwüre und will ſich über ſein ſonderbares Betragen auf keine Weiſe eher erklären, bis ſich die franzöſiſchen Adler über den Rhein zurückgezogen und ſo unſere Bundesgenoſſen ſeiner Willkür preisgegeben haben. Ein unvermeidliches Fatum reißt Rußland mit ſich fort! Des Schickſals Wille muß erfüllt werden. Hält es uns denn für aus der Art geſchlagen? Es läßt uns die Wahl zwiſchen Entehrung und Krieg: dieſe Wahl kann nicht zweifelhaft ſein. Vorwärts alſo, vorwärts über den Niemen! Laßt uns den Krieg auf ſein Gebiet verſetzen. Der zweite polniſche Krieg wird für Frankreichs Waffen glorreich wie der erſte ſein; aber der Friede, den wir ſchließen werden, wird ſeine Bürgſchaft mit ſich führen und dem unſeligen Einfluß, den Rußland ſeit fünfzig Jahren auf die europäiſchen Angelegenheiten ausgeübt, ein Ziel ſetzen." —

Napoleon.

Drei Tage ſpäter erließ Kaiſer **Alexander** nachfolgendes Manifeſt:

„Wilna, den 25. Juni 1812. Seit langer Zeit ſchon hatten wir von Seiten des Kaiſers der Franzoſen ein unfreundſchaftliches Betragen gegen Rußland bemerkt, doch hofften wir noch immer, daſſelbe durch verſöhnliche und friedliche Mittel zu beſeitigen. Allein, da wir beſtändig die augenſcheinlichſten Beleidigungen wiederholen ſahen, ſo waren wir, ungeachtet unſeres Wunſches nach Erhaltung der Ruhe, genöthigt, unſere Armeen zu completiren und zuſammenzuziehen. Aber ſelbſt noch damals ſchmeichelten wir uns zu einer Verſöhnung zu gelangen und blieben innerhalb der Gränzen unſeres Reichs, ohne den Friedenszuſtand zu verletzen, und blos zu unſerer Vertheidigung bereit. Aber all' dieſe verſöhnlichen und friedlichen Mittel vermochten es nicht, unſerm Wunſche gemäß die Ruhe zu erhalten. Der Kaiſer der Franzoſen griff plötzlich bei Kowno unſere Armee an und erklärte uns den Krieg. Da wir alſo ſehen, daß Nichts ihn für den Wunſch nach Frieden empfänglich machen kann, ſo bleibt uns nichts übrig, als den Allmächtigen, als Zeugen und Vertheidiger der Wahrheit, um ſeinen Beiſtand anzurufen und unſere Macht der Macht des Feindes entgegenzuſtellen. Es iſt unnöthig, daß ich die Befehlshaber, Corpsanführer und Soldaten an ihre Pflicht und ihre Herzhaftigkeit erinnere. Das Blut der tapfern Slaven fließt in ihren Adern*). Krieger! Ihr vertheidigt die Religion, das Vaterland und die Freiheit. Ich bin mit Euch! Gott iſt gegen die Angreifer!"

Alexander.

Die Heere, die ſich im Herbſte des Jahres 1812 auf dem Boden Rußlands feindlich gegenüberſtanden, waren ſo groß und gewaltig, wie ſelten.

---

*) In den Adern des größten Theils der Hauptbefehlshaber des ruſſiſchen Heeres floß bekanntlich nicht ſlaviſches, ſondern fremdes Blut. Michel Barclay de Tolly ſtammte aus einer ſchottiſchen Familie, die ſich 1689 in Liefland angeſiedelt hatte. Peter Bagration war ein Mingrelier; Levin Bennigſen war ein Braunſchweiger; Graf Wittgenſtein gleichfalls ein Deutſcher und Graf Langeron ein Franzoſe.

Die Macht, welche Napoleons verruchter Ehrgeiz nach Rußlands Eisſteppen trieb, zählte

| | | |
|---|---|---|
| | 275,000 | Franzoſen, |
| Oeſterreich ſtellte ein Hülfsheer von | 30,000 | Mann |
| Preußen laut Tractat v. 14.Febr.1812 | 20,000 | „ |
| Das Großherzogthum Warſchau | 75,000 | „ |
| Das Königreich Italien . . . | 16,000 | „ |
| Illyrien . . . . . . . . . | 2,000 | „ |
| Die Schweiz . . . . . . . . | 9,000 | „ |
| Neapel . . . . . . . . . . | 12,000 | „ |
| Spanien und Portugal . . . | 6,000 | „ |
| Baiern . . . . . . . . . . | 25,000 | „ |
| Sachſen . . . . . . . . . . | 24,000 | „ |
| Weſtphalen . . . . . . . . | 18,000 | „ |
| Würtemberg . . . . . . . . | 13,000 | „ |
| Darmſtadt . . . . . . . . | 7,000 | „ |
| Baden . . . . . . . . . . | 7,000 | „ |
| Würzburg . . . . . . . . | 2,000 | „ |
| Die kleinen Rheinbundsfürſten . | 10,000 | „ |

Das franzöſiſche Heer und das ſeiner Alliirten zählte 605 Bataillone, 526 Escadrons, 1344 Geſchütze und 553,000 Mann.

Das ruſſiſche Heer zählte gegen 320,000 Mann, die unter dem Oberbefehle Barclay de Tolly's und des Fürſten Bagration ſtanden.

Die Napoleoniſchen Adler flogen von einem Siege zum andern. Am 30. Juni wurde Wilna eingenommen und daſelbſt eine franzöſiſche Regierung eingeſetzt, an deren Spitze Hugues Bernard Maret, Herzog von Baſſano, ſtand. — Am 18. Auguſt erfolgte die Einnahme von Smolensk. Am 14. September, Nachmittags drei Uhr, hielt Napoleon ſeinen Einzug in Moskau. Joachim Murat beſetzte den Kreml, wo er 120 Kanonen, 60,000 Gewehre und (laut dreiundzwanzigſtem Bulletin) eine Madonna erbeutete, welche die Kaiſerin Anna Iwanowna — nach Eroberung der Stadt Danzig im Jahre 1733 — mit Perlen und Diamanten einfaſſen ließ, deren Werth auf eine Million Rubel angegeben ward. Der König von Neapel ließ das Muttergottesbild ſeines glänzenden Schmucks entkleiden und ſandte die Diamanten und Perlen ſeiner erlauchten Gemahlin Karoline Marie Annonciade, der jüngſten Schweſter Napoleons, die bekanntlich keine Heilige war.

Neunundzwanzig Bulletins der großen Armee bezeichnen den Siegeslauf derſelben bis zum Rückzuge über die Bereſina, der am 26. November ſtattfand. An dieſem Tage wurden mehr als 10,000 Krieger der Napoleoniſchen Heere durch Kanonenfeuer getödtet und mehr als 15,000 Gefangene gemacht. Der Sieger dieſes Tages, der die Macht des Korſen brach, war Ludwig Adolph Peter, Graf von Wittgenſtein*).

---

*) Offizielle Berichte der ruſſiſchen Regierung berechneten den Verluſt des Kaiſers der Franzoſen und ſeiner Verbündeten bei ſeinem Einfalle in Rußland wie folgt: Todte: vierundzwanzig Generale, 2000 Obriſten und andere Offiziere, 200,000 Soldaten. Gefangene: vierundvierzig Generale, 3441 Obriſten und andere Offiziere, 283,222 Sol-

Napoleon, der beim Eintritt des Winters Moskau verlaſſen und den Oberbefehl des Heeres ſeinem Schwager Murat übergeben hatte, zog ſich von Moskau nach Smolensk zurück, wo er am 8. November eintraf. Beim Empfang der Nachricht von der großen Niederlage an der Bereſina floh er in einem Schlitten incognito mit und unter dem Namen des Herzogs von Vicenza nach Wilna und von dort nach Warſchau. Am 14. December langte der geſchlagene Magus des Südens in Dresden und am 18. December, um Mitternacht, nach ſiebenmonatlicher Abweſenheit in Paris an, das ihn am folgenden Mittag mit vorgeſchriebenem Jubel und Kanonendonner empfing.

Das Glück, das dem Uebermüthigen ſo lange Jahre gelächelt hatte, kehrte ihm plötzlich den Rücken zu.

Am 26. Februar 1813 ſchloß Preußen, das zuerſt von Napoleon abgefallen war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland.

Am 23. März 1813 ſchrieb der Kronprinz von Schweden, der als Friedensvermittler auftrat, an Napoleon:

„Je connais les bonnes dispositions de l'empereur Alexandre et du cabinet Saint-James pour la paix. Les calamités du Continent la ré-

---

daten. Die franzöſiſche Armee verlor in Rußland 951 Kanonen, 63 Fahnen und Standarten und beiläufig 100,000 Gewehre und 27,000 Bagagewagen. Wie viel Thränen hat Napoleon auf ſeinem Gewiſſen!

clament, et Votre Majesté ne doit pas la repousser. Possesseur de la plus belle monarchie de la terre, voudra-t-Elle toujours en étendre les limites et léguer à un bras moins puissant que le sien le triste héritage de guerres interminables. Votre Majesté ne s'attachera-t-Elle pas à cicatriser les plaies d'une révolution dont il ne reste plus à la France que le souvenir de sa gloire militaire et des malheurs réels dans son intérieur? Sire, les leçons de l'histoire rejettent l'idée d'une monarchie universelle, et le sentiment de l'indépendance peut être amorti, mais non effacé du coeur des nations. Que Votre Majesté pèse toutes ces considérations et pense réellement à une paix générale, dont le nom profané a fait couler tant de sang. Je suis né dans cette belle France, que Vous gouvernez, Sire: sa gloire et sa prospérité ne peuvent jamais m'être indifférentes; mais sans cesser de faire des voeux pour son bonheur, je défendrai de toutes les facultés de mon âme et les droits du peuple qui m'a appelé et l'honneur du souverain qui a daigné me nommer son fils. Dans cette lutte entre la liberté du monde et l'oppression, je dirai aux Suédois: Je combats pour vous et avec vous et les voeux des nations libres accompagnerons nos efforts. En politique, Sire, il n'y ni amitié, ni haine, il n'y a que des devoirs à remplir envers les peuples que la Providence nous appele à gouverner.“

— — — — — — — — — — —

Aber Napoleon, verblendet durch ruchloſen Ehrgeiz, hörte nicht auf die warnende Stimme des Freundes: er rief ganz Europa zu neuem Kampfe heraus.

Am 12. Juli erfolgte Oeſterreichs Kriegserklärung an Frankreich.

Dänemark, das ſich bis dahin neutral verhalten hatte, wurde von Rußland aufgefordert, ſeine Waffen gegen Frankreich zu kehren und Norwegen an Schweden abzutreten. „Durch dieſe ungerechte Forderung," ſagt Allen, „ward Dänemark zum zweiten Male genöthigt, ſich dem Kaiſer der Franzoſen in die Arme zu werfen und dadurch an deſſen Kampfe gegen das ganze Europa Theil zu nehmen."

Laut einem mit England abgeſchloſſenen Vertrage vom 12. Juli 1813 landete Karl Johann nach der Schlacht bei Lützen mit 30,000 Schweden in Deutſchland, um ſich dem Kampfe gegen Napoleon anzuſchließen. 90,000 Ruſſen und Preußen wurden unter ſeinen Oberbefehl geſtellt, und mit dieſen 120,000 Mann nahm er am Befreiungskriege Theil. Er war's, der bei Leipzig den Ausgang jener für Napoleon ſo unglücklichen Völkerſchlacht entſchied und deſſen Macht zerbrach. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen umarmten den ſchwediſchen Kronprinzen auf dem Leipziger Schlachtfelde und hießen ihn ihren Befreier.

Nach der Schlacht bei Leipzig fiel Karl Johann mit 80,000 Mann Ruſſen, Preußen und Schweden in Holſtein ein.

Beim Einmarſche der ſchwediſchen Truppen erſchien nachfolgende Proclamation:

„Bewohner Holſteins! Erſt nachdem Eure Regierung die Vorſchläge der verbündeten Mächte zu wiederholten Malen von ſich gewieſen und ſich geweigert hat, mit dem ganzen übrigen Europa gemeinſchaftliche Sache zu machen; erſt nach dieſen fruchtloſen Verſuchen rückt die verbündete Armee in Eure Grenzen ein. Kraft der zwiſchen den alliirten Mächten abgeſchloſſenen Verträge iſt Norwegen mit dem Königreiche Schweden vereinigt; die Fortdauer Eurer politiſchen Exiſtenz war Dänemark garantirt, auch waren ihm Entſchädigungen zugeſichert worden; allein die däniſche Regierung hat dies Alles von ſich gewieſen. Nunmehro wird Holſtein in Beſitz genommen und als Unterpfand für die Abtretung Norwegens an Schweden angeſehen. Bewohner Holſteins! Nehmt nicht Antheil an dieſen politiſchen Ereigniſſen. Die friedlichen Bürger werden Schutz finden, die unruhigen hingegen gebührend beſtraft werden. Die Armee wird die ſtrengſte Mannszucht beobachten. Zur innern Verwaltung des Landes und zur Wahrnehmung Eurer Intereſſen ſoll aus den kenntnißreichſten, unbeſcholtenſten und wohlhabendſten Eurer Mitbürger eine proviſoriſche Regierungscommiſſion niedergeſetzt werden. Dieſer habt Ihr in Allem, was ſie nach Erfordern der Umſtände anbefehlen wird, Gehorſam zu leiſten. Gegeben im Hauptquartier Oldeslohe, am 6. December 1813. Auf Befehl. Der General-Lieutenant Baron von Tawaſt,

nterbefehlshaber des Generalſtabs der verbündeten
lerdarmee von Deutſchland."

Nach dem blutigen Treffen bei Bornhöved*) am
. December 1813 verfolgte **Karl Johann** die Dä-
rn, die ſich an die Eider zurückzogen.

„Während der größte Theil des däniſchen Heeres,
erichtet **Allen**, im öſtlichen Holſtein kämpfte, gelang
einer aus Koſaken beſtehenden Abtheilung des feind-
chen Heeres, nach Weſten vorzudringen und bei Frie-
richsſtadt über die Eider zu gehen, worauf ſie ſich
n Herzogthum Schleswig zu beiden Seiten ausbreitete
nd bis zur Grenze von Jütland hinauf ſtreifte. Es
ar der Hauptplan des Feindes, das däniſche Heer
on der Feſtung Rendsburg, welche den Rückzug dek-
n ſollte, abzuſchneiden. Es gelang dem General
**allmoden** zwiſchen dieſer Feſtung und den däniſchen
ruppen, welche vom Prinzen **Friedrich** von Heſſen
efehligt ward, vorzudringen. Die Dänen mußten ſich,
n ſich den Weg nach Rendsburg zu öffnen, durch
indliche Heer durchſchlagen, das an der nördlichen
eite der Eider bei Seheſtedt aufgeſtellt war. Hier
m es (am 10. December 1813) zu einem blutigen
reffen, das von ſieben Uhr Morgens bis vier Uhr
achmittags dauerte. Auf beiden Seiten wurde mit
oßer Hartnäckigkeit gekämpft; zuletzt gelang es durch
nen kühnen Angriff der Fühnen'ſchen Dragoner, den

---

*) Kirchſpiel im holſtein'ſchen Amte Segeberg, wo 1227
af **Adolph** IV. von Holſtein einen glänzenden Sieg über
önig **Waldemar** II. von Dänemark davontrug.

Feind über die Eider zurückzuwerfen und Seheſtedt mit Sturm einzunehmen, worauf das däniſche Heer ungeſtört ſeinen Rückzug nach Rendsburg fortſetzte."

General Tettenborn, der mit ſeinem Koſaken-Corps über die Eider zog, beſetzte Friedrichsſtadt, Tönningen und Huſum, ſchob Detachements bis nach Flensburg und Schleswig vor und ließ das Fort Vollerwyck cerniren.

Die ſchwediſche Armee hielt zwiſchen Rendsburg und Kiel die Eider beſetzt. Der Marſchall Graf Kurt Stedingk hatte ſein Hauptquartier in Preetz. Der Kronprinz Karl Johann begab ſich mit ſeinem Hauptquartiere über Oldesloe und Segeberg nach Neu-Münſter, wo er am 11. December eintraf. Von dort brach er nach Kiel auf.

Das vierundzwanzigſte Bulletin der ſchwediſchen Armee, Hauptquartier Kiel 16. December, berichtet:

„Der Waffenſtillſtand, auf welchen der Prinz von Heſſen angetragen, iſt demſelben bewilligt worden. Er hat am 15. December um Mitternacht angefangen und wird am 29. um eben dieſe Zeit abgelaufen ſein. Man wird während deſſelben die Operationen gegen Hamburg beſchleunigen (wo Marſchall Davouſt, Prinz von Eckmühl, hauſ'te). — Die däniſche Armee hat wie durch ein Wunder Rendsburg erreicht. Zwei Stunden ſpäter hätte ſie entweder das Gewehr ſtrecken oder auseinander gehen müſſen. — Das Fort Vollerwyck hat ſich dem Corps des Generals Tettenborn ergeben. Die Garniſon iſt kriegsgefangen. Man hat daſelbſt achtzehn Kanonen und zehn Mörſer vor-

funden. Seit ſeinem Einmarſch in die Herzogthü-
er hat General Tettenborn den Dänen in Allem
htunddreißig Stück Geſchütze abgenommen.“

Hauptquartier Kiel, 19. December. Die Feſtung
riedrichsort hat heute Mittag um zwölf Uhr capitu-
rt. Die 800 Mann ſtarke däniſche Beſatzung, welche
ht Geſchütze bei ſich hatte, iſt kriegsgefangen.

Der König von Dänemark, zu ſchwach, um der
ebermacht des Feindes noch länger Widerſtand zu lei-
en, ſandte Herrn von Bourke als Bevollmächtigten
ach Kiel, um daſelbſt mit dem ſchwediſchen Hofkanz-
r von Wetterſtedt einen Frieden abzuſchließen,
orauf von beiden Seiten die Feindſeligkeiten eingeſtellt
urden.

Am 14. Januar 1814 ward nun zwiſchen Schwe-
n und Dänemark nachfolgender Friede abgeſchloſſen:

„Im Namen der allerheiligſten und untheilbaren
Dreieinigkeit!

Seine Majeſtät der König von Schweden und
eine Majeſtät der König von Dänemark, beiderſeits
urchdrungen von dem Wunſche, dem Jammer des
rieges, welcher unglückſeliger Weiſe zwiſchen ihnen
attgefunden hat, einen glücklichen Frieden folgen zu
ffen und das gute Einverſtändniß zwiſchen ihren re-
pectiven Staaten wiederherzuſtellen, haben zu dieſem
ndzweck und auf Grundlagen, welche auf immer die
ortdauer deſſelben ſichern ſollen, nachfolgende Be-
ollmächtigte ernannt: Seine Majeſtät der König von
chweden den Herrn Baron Guſtaf von Wetter-
edt, Hofkanzler, Commandant des polniſchen Stern-

Ordens, Ritter des preußiſchen rothen Adler-Ordens erſter Klaſſe, Einen von den Achtzehn der ſchwediſchen Akademie; und Seine Majeſtät der König von Dänemark den Herrn Edmund von Bourke, Ihren Kammerherrn, Großkreuz des Danebrog- und Ritter des weißen Adler-Ordens, welche nach Aufweiſung ihrer beiderſeitigen, in gehöriger und guter Ordnung befundenen Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen ſind:

Art. I. Es ſoll in Zukunft Friede, Freundſchaft und gutes Einverſtändniß zwiſchen Sr. M. dem Könige von Schweden und Sr. M. dem Könige von Dänemark herrſchen. Die hohen contrahirenden Parteien werden alles Mögliche anwenden, um eine vollkommene Harmonie unter Sich, Ihren Staaten und Unterthanen aufrecht zu erhalten und ſorgfältig Alles zu vermeiden, welches der unter ihnen ſo glücklich wiederhergeſtellten Eintracht nachtheilig werden könnte.

Art. II. Da S. M. der König von Schweden den unabänderlichen Entſchluß gefaßt, das Intereſſe der Alliirten durchaus nicht von dem Seinigen zu trennen und da S. M. der König von Dänemark wünſchen, Ihren Unterthanen wieder alle Wohlthaten des Friedens genießen zu laſſen, da Höchſtdieſelben auch, auf Verwendung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden, von Seiten des kaiſerlich ruſſiſchen und königlich preußiſchen Hofes die beſtimmte Verſicherung friedlicher Geſinnungen erhalten, um mit dem däniſchen Hofe die alten freundſchaftlichen Verbindungen, wie ſolche vor dem Ausbruche des Krieges beſtanden haben, wiederherzuſtellen; ſo verſprechen und verpflichten ſich Höchſtdieſelben auf das Verbindlichſte, von Ihrer Seite nichts zu verabſäumen, was zu einem ſchnellen Friedensſchluſſe zwiſchen Ihnen und Ihren Majeſtäten dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen führen kann. S. M. der König von Schweden verſprechen dagegen, bei den Hohen Alliirten Ihre Vermittelung geltend zu machen, damit dieſer heilige Zweck ſo raſch als möglich erreicht werde.

Art. III. S. M. der König von Dänemark, um einen ſprechenden Beweis ſeines Wunſches zu geben, die engſten Verbindungen mit den hohen Alliirten S. M. des Königs von Schweden zu erneuern, und in der feſten Ueberzeugung, daß auch von Seite derſelben das ernſtliche Verlangen, einen ſchleunigen Frieden, wie ſolcher vor dem Ausbruche der Feindſeligkeiten obgewaltet hat, wiederherzuſtellen, erklären hierdurch, einen thätigen Antheil an der allgemeinen Sache gegen S. M. den Kaiſer der Franzoſen zu nehmen, dieſem Souverain den Krieg zu erklären und zu dieſem Zweck ein beſtimmtes Hülfscorps däniſcher Truppen der Nordarmee Deutſchlands unter den Befehlen Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden beizufügen; alles Dieſes nach Form und in Folge der Uebereinkunft, wie ſolche in dem jetzt zwiſchen Sr. M. dem Könige von Dänemark und Sr. M. dem Könige von Großbritannien und Irland abgeſchloſſenen Vertrage feſtgeſtellt iſt.

Art. IV. S. M. der König von Dänemark leiſten für Sich und Ihre Nachfolger, unwiderruflich und für immer, zu Gunſten Sr. M. des Königs von Schweden und Seiner Nachfolger, Verzicht auf alle Rechte und Anſprüche auf das Königreich Norwegen, nämlich auf nachbenannte Bisthümer und Stifte, als das von Chriſtiansſund, von Bergenhuus, von Aggerhuus und von Trondhiem, nebſt Nordland und Finmarken bis an die Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Dieſe Bisthümer, Stifte und Provinzen, welche das Königreich Norwegen ausmachen, mit deren Einwohnern, Städten, Häfen, Feſtungen, Dörfern und Inſeln längs der ganzen Küſte dieſes Königreichs, wie auch deren Dependenzen (Grönland, die Inſeln Farder und Island ausgenommen); ferner alle Prärogative, Rechte und Emolumente werden zukünftig als gänzliches und ſouveraines Eigenthum Sr. M. dem Könige von Schweden angehören und ein mit dieſem vereinigtes Königreich bilden. Zu dieſem Ende verbindet und verpflichtet ſich S. M. der König von Dänemark ſowohl für Sich, Seine Nachfolger, wie auch für das ganze Königreich auf das Feierlichſte, in Zukunft keine Anſprüche, weder directe noch indirecte, auf das Königreich Norwegen, noch auf deſſen Bisthümer, Stifte und Inſeln oder ſonſtiges Gebiet zu machen. Alle Einwohner (Norwegens) ſind Kraft gegenwärtiger Entſagung des Eides, welchen ſie dem Könige und der Krone Dänemark geleiſtet haben, entbunden.

Art. V. S. M. der König von Schweden verpflichtet ſich dagegen auf das Förmlichſte, die Einwohner des Königreichs Norwegen und ſeiner Dependenzen alle Geſetze, Freiheiten, Rechte und Privilegien, wie ſolche jetzt beſtehen, auch künftig genießen zu laſſen.

Art. VI. Da die ganze Schuld der däniſchen Monarchie ſowohl auf dem Königreiche Norwegen als auf den andern Theilen des Reiches haftet, ſo macht ſich S. M. der König von Schweden, als Souverain des Königreichs Norwegen, anheiſchig, einen mit der Bevölkerung und den Einkünften Norwegens in Verhältniß ſtehenden Theil derſelben zu übernehmen. Durch die öffentliche Schuld wird ſowohl die, welche von der däniſchen Regierung im Auslande als im Innern ſeiner Staaten contrahirt iſt, verſtanden. Letztere beſteht in königlichen und in Staatsobligationen, aus Bankbillets und ſonſtigen unter königlicher Vollmacht ausgeſtellten und jetzt in beiden Königreichen circulirenden Papieren. — Der genaue Betrag dieſer Schuld ſoll, wie ſolcher am 1. Januar 1814 war, durch eigends hierzu von beiden Regierungen zu ernennende Commiſſarien beſtimmt und nach exacter Vertheilung auf die Bevölkerung und Einkünfte der Königreiche Norwegen und Dänemark berechnet werden. Dieſe Commiſſarien werden ſich innerhalb eines Monats nach Auswechslung der Ratificationen dieſes Vertrages zu Kopenhagen verſammeln und dieſes Geſchäft ſo bald als möglich, ſpäteſtens jedoch noch im Laufe dieſes Jahres, vollenden. Es iſt wohl zu verſtehen, daß S. M. der König von Schweden, als Souverain des Königreichs Norwegen, keine andere vom Königreiche Dänemark contrahirte Schuld, als oben benannte, theilt, zu deren Tilgung alle Staaten dieſes Königreichs bis zur Ceſſion Norwegens haften.

Art. VII. S. M. der König von Schweden leiſtet für ſich und ſeine Nachfolger zu Gunſten Sr. M. des Königs von Dänemark und deſſen Nachfolger unwiderruflich und auf immer Verzicht auf alle Rechte und Anſprüche auf das Herzogthum Schwediſch-Pommern und auf das Fürſtenthum der Inſel Rügen. Dieſe Provinzen mit allen Einwohnern, Städten, Häfen, Feſtungen, Dörfern und Inſeln, ſowie deren Dependenzen, Prärogative, Rechte und Emolumente werden zukünftig als völliges Eigenthum der Krone Dänemark angehören und dieſem Königreiche einverleibt ſein. Zu dem Ende verſpricht und verpflichtet ſich S. M. der König von Schweden ſowohl für ſich als für ſeine Nachfolger und für das ganze ſchwediſche Reich auf das Förmlichſte, nie Anſprüche, weder directe noch indirecte, auf erwähnte Provinzen, Inſeln oder Gebiete zu machen; auch ſind alle Bewohner derſelben durch Gegenwärtiges und kraft obiger Entſagung ihres dem Könige und der Krone Schweden geleiſteten Eides entbunden.

Art. VIII. S. M. der König von Dänemark verpflichtet ſich ebenfalls aufs Feierlichſte, den Einwohnern von Schwediſch-Pommern und der Inſel Rügen nebſt ihren Dependenzen ihre Geſetze, Rechte, Freiheiten und Privilegien, ſo wie ſie jetzt ſind und in den Acten der Jahre 1810 und 1811 feſtgeſetzt worden, zu ſichern. — Da das ſchwediſche Papiergeld in Schwediſch-Pommern nie gangbar geweſen war, ſo

erſpricht auch S. M. der König von Dänemark in
ieſem Syſteme, ohne Vorwiſſen und Zuſtimmung der
andesſtände, durchaus keine Abänderung zu machen.

Art. IX. Da S. M. der König von Schweden,
ufolge Artikel VI. des am 3. März 1813 zu Stock-
holm mit Sr. M. dem Könige von Großbritannien
nd Irland geſchloſſenen Allianz-Vertrags, ſich ver-
indlich gemacht hatten, für den Zeitraum von zwanzig
Jahren, vom Tage der Auswechslung der Ratificatio-
nen des eben genannten Tractates an gerechnet, den
Unterthanen Seiner britiſchen Majeſtät den Hafen von
Stralſund zum Stapelplatze aller Colonialwaaren,
Producte und Manufacturen ſowohl aus England als
us den Colonien, auf engliſchen und ſchwediſchen
Schiffen eingeführt, mittelſt Bezahlung von ein Pro-
ent Lagerzoll vom Werthe der Waaren beim Einlau-
en und eben ſo viel beim Ausführen, einzuräumen, ſo
erſpricht S. M. der König von Dänemark, als Sou-
erain von Schwediſch-Pommern, jene Bedingung zu
rfüllen und ſie in dem mit Großbritannien abzuſchlie-
ienden Tractate zu erneuern.

Art. X. Die öffentliche Schuld, welche durch
ie königlich pommerſche Kammer contrahirt iſt, bleibt
u Laſten Sr. M. des Königs von Dänemark als Sou-
erains des Herzogthums Schwediſch-Pommern, wel-
her die in dieſer Hinſicht getroffenen Stipulationen
ückſichtlich der Tilgung jener Schuld übernimmt.

Art. XI. S. M. der König von Dänemark er-
ennt die Schenkungen an, welche S. M. der König
on Schweden bis zum heutigen Tage an Domainen

oder Revenuen in Schwediſch-Pommern und auf der Inſel Rügen gemacht und welche ſich auf eine jährliche Summe von 113,000 Thalern Pommeriſch Courant belaufen. S. M. verpflichtet ſich auch, die Beſchenkten im ungetheilten und ruhigen Beſitze ihrer Güter, Rechte und Revenuen zu laſſen, ſo daß ſie nach Gefallen ſchalten und walten, ihre Einkünfte empfangen, verkaufen und veräußern können und ſolches Alles ohne Hinderniſſe, Abgaben oder ſonſtige Unkoſten, welchen Namen ſie auch haben möchten, dafür bezahlen zu müſſen. Die beiden hohen Parteien ſind einverſtanden, daß alle in dem hier nachfolgenden Art. XX. feſtgeſetzten Bedingungen rückſichtlich des Verkaufs von Privateigenthum auch auf Die anwendbar ſind, welche die Staaten der einen oder andern Macht zu verlaſſen wünſchen, ſo wie auch auf alle diejenigen Donatairs, welche nicht in Schwediſch-Pommern oder auf der Inſel Rügen leben. Letztere behalten ihre Schenkungen wie jedes andere Privateigenthum.

Art. XII. S. M. der König von Schweden und S. M. der König von Dänemark verpflichten ſich gegenſeitig, keine zu Gegenſtänden von Wohlthätigkeit oder öffentlichem Nutzen verwandte Gelder in den von ihnen kraft dieſes Vertrags erworbenen Ländern, nämlich im Königreiche Norwegen und im Herzogthume Schwediſch-Pommern, nebſt der reſp. Dependenzen, ihrer urſprünglichen Beſtimmung zu entziehen. S. M. der König von Schweden verſpricht in Folge gegenwärtiger wechſelſeitiger Uebereinkunft, die in Norwegen fundirte Univerſität *), ſo wie S. M. der König von Dänemark die zu Greifswalde **) beizubehalten. — Das Gehalt der öffentlichen Beamten, ſowohl in Norwegen als in Schwediſch-Pommern, fällt zu Laſten der acquirirenden Macht von dem Tage der Beſitznahme der Provinzen an gerechnet. Die Penſionairs behalten die ihnen von der vorigen Regierung bewilligten Penſionen ohne einen Abzug, ohne irgend eine Neuerung.

Art. XIII. Da S. M. der König von Schweden nach Möglichkeit und inſofern ſolches von Ihm abhängt, dazu beizutragen wünſcht, daß S. M. der König von Dänemark noch einige Entſchädigungen für die Abtretung des Königreichs Norwegen erhalten, wovon S. M. der König von Schweden einen deutlichen Beweis durch die Ceſſion von Schwediſch-Pommern und der Inſel geben, ſo werden Höchſtdieſelben Ihr ganzes Anſehen bei den hohen alliirten Mächten aufbieten, um außerdem noch, bei einem allgemeinen Frieden, eine verhältnißmäßige Entſchädigung für die Abtretung des Königreichs Norwegen zu Gunſten Dänemarks durchzuſetzen.

Art. XIV. Gleich nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages ſoll die Nachricht davon in möglichſter Eile an die Generale und Armeen geſandt werden, damit die Feindſeligkeiten von beiden Seiten, ſowohl zu Waſſer als zu Lande, gänzlich aufhören. Dasjenige, was während der Zwiſchenzeit noch vorfallen möchte, ſoll als nicht geſchehen betrachtet werden und durchaus keinen Einfluß auf gegenwärtigen Tractat haben. Alles, was allenfalls während dieſer Zeit könnte genommen worden ſein, wird gegenſeitig treulich zurückgegeben.

---

*) Die Univerſität Chriſtiania, mittelſt öffentlicher Schenkungen von Friedrich VI. im Jahre 1811 gegründet, wurde erſt im Auguſt 1813 eröffnet.

**) Die Gründung der Univerſität Greifswalde fällt in das Jahr 1456. Ihr Stifter war Herzog Wratislav IX. von Pommern, geſt. ein Jahr nach der Gründung dieſer Univerſität.

Art. XV. Die hohen contrahirenden Parteien ſind ausdrücklich übereingekommen, daß, vom Augenblicke der Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages an, alle Contributionen, Geldzahlungen, Requiſitionen und Lieferungen aller Art, wie ſolche auch Namen haben, aufhören, wie auch diejenigen, welche vorher ausgeſchrieben waren, nicht mehr eingetrieben werden ſollen. Gleichfalls ſind beide Theile einverſtanden, daß alles Eigenthum, welches in den von der Nordarmee Deutſchlands beſetzten Provinzen ſequeſtrirt iſt, den Eigenthümern zurückgegeben werde. Ausgenommen ſind die Schiffe und Ladungen, welche den Unterthanen Sr. M. des Königs von Schweden oder deſſen Alliirten gehören und in den Häfen der Herzogthümer Schleswig und Holſtein aufgebracht ſind; ſolche bleiben ihren jetzigen Eigenthümern, welche darüber frei und nach Wohlgefallen verfügen können. Von beiden Seiten ſollen Commiſſarien ernannt werden, welche, mit den gehörigen Vollmachten der beiden hohen contrahirenden Parteien verſehen, beauftragt ſind, gleich nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages die Zurückgabe und Empfangnahme der feſten Plätze und abgetretenen Länder, wie ſolches im Art. IV. und VII. feſtgeſetzt worden, wie auch ie Räumung der Sr. M. dem Könige von Dänemark gehörigen und von den Truppen der Nordarmee Deutſchlands occupirten Beſitzungen zu beſorgen. Dieſe Commiſſarien werden ſich in Güte über alle diejenigen Punkte verſtehen, welche hier nicht ſpecificirt werden können. Als unveränderliche Grundlage und Regel in der Verwaltung und in den Vollmachten gedachter Commiſſarien haben die hohen contrahirenden Parteien Folgendes feſtgeſetzt: 1) Das Herzogthum Schleswig mit Inbegriff der Feſtung Friedrichsort wird, gleich nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages, von den alliirten Truppen geräumt. 2) Die Truppen der Alliirten werden ſofort das Herzogthum Holſtein bis auf das zur Blokade von Hamburg beſtimmte Corps räumen, ſo daß, gleich nach Auswechslung der Ratification des gegenwärtigen Tractats, das ganze Herzogthum von den alliirten Truppen verlaſſen und von denen Sr. M. des Königs von Dänemark beſetzt werden wird. 3) Die Feſtung Glückſtadt wird geräumt und den Truppen Sr. M. des Königs von Dänemark übergeben werden und zwar gleich nach Auswechslung der Ratification des gegenwärtigen Tractats gegen die vorläufige Ratification von Seite Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden und in Erwartung derjenigen Sr. M. des Königs von Schweden. 4) In Folge der zwiſchen beiden Mächten wiederhergeſtellten freundſchaftlichen Beziehungen werden die ſchwediſchen Truppen, welche noch im Herzogthume Schleswig bis zu deſſen gänzlicher Räumung bleiben, ihren Unterhalt, zufolge einer mit den däniſchen Autoritäten abzuſchließenden beſondern Convention, baar bezahlen. Genannte Autoritäten haben ſich verpflichtet, den Truppen alle Unterſtützung zu leiſten und den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen, ſo wie dieſe dagegen durchaus keine Requiſition, welcher Art ſolche auch ſein möge, zu machen befugt ſein ſollen. 5) Gleich nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages werden die ſchwediſchen Truppen in Norwegen einrücken und alle dort befindlichen feſten Plätze beſetzen. S. M. der König von Dänemark verpflichtet ſich, in dieſer Hinſicht die nöthigen Befehle zu erlaſſen, wie ſie im nachfolgenden Artikel näher beſtimmt ſind. 6) Die ſchwediſchen Truppen werden Schwediſch-Pommern und die Inſel Rügen den Truppen Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark übergeben, ſobald die Feſtungen Frederikshall, Königswinger, Friedrichsſtadt und Aggerhuus in Norwegen von dem ſchwediſchen Truppen beſetzt ſein werden.

Art. XVI. Um die Ausführung des vorſtehenden Artikels zu erleichtern, verbinden ſich S. M. der König von Schweden und S. M. der König von Dänemark gegenſeitig aufs Förmlichſte, nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats an die Bewohner der gegenſeitig cedirten Länder Proclamationen zu erlaſſen, um ihnen die Veränderung bekannt zu machen, welche in ihrer Lage ſtattgefunden hat, ſie ihres geleiſteten Eides zu entbinden und ſie einzuladen, ruhig die Truppen ihrer neuen Souveraine zu empfangen, ſobald Jene ihr Gebiet betreten werden. Gleichzeitig werden beide hohe contrahirende Mächte den reſp. Civil- als Militair-Autoritäten die nöthigen Befehle ertheilen, die Feſtungen, Arſenale und alle andern militairiſchen Etabliſſements, welcher Art ſie auch ſein mögen, ferner auch alles der Krone zugehörende Eigenthum ohne irgend eine Ausnahme zu übergeben, ſo daß das abgetretene Land ohne Störung in den Beſitz ſeines neuen Souverains übergehe. Die hohen contrahirenden Parteien werden unverzüglich ihre Gouverneure und ſonſtige nicht eingeborene Beamte aus den abgetretenen Ländern zurückberufen, es ſei denn, daß dieſe unter der neuen Regierung fortzudienen wünſchen; überall ſollen alle zweckdienlichen Maaßregeln getroffen werden, um jede Verzögerung in Ausführung des gegenwärtigen Vertrages und jede Verletzung der in demſelben ſtipulirten Punkte zu vermeiden.

Art. XVII. Die Kriegsgefangenen ſollen gegenſeitig in Freiheit geſetzt werden ohne Unterſchied oder Rückſicht auf deren Anzahl; ſie ſollen ſämmtlich und ſobald als möglich auf einem oder mehrern Punkten der gegenſeitigen Grenze freigelaſſen werden und alle jene Bequemlichkeiten von Seiten desjenigen Gouvernements, wo ſie gefangen waren, genießen, welche die wiederhergeſtellte gute Nachbarſchaft gebietet; jene Behörde ſoll auch die Reiſekoſten bis zur Stelle ihrer Auswechslung tragen. Beide Regierungen machen ſich verantwortlich für die Schulden, welche die Kriegsgefangenen während ihrer Gefangenſchaft gemacht haben könnten; die Rechnungen darüber ſollen innerhalb zweier Monate nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages eingeſandt und ſobald als möglich bezahlt werden.

Art. XVIII. Der Sequeſter, welcher auf Güter und Eigenthum der reſp. Unterthanen der beiden hohen Souveraine gelegt iſt, ſo wie auch das Embargo, welches ſeit der Kriegserklärung auf den in den verſchiedenen Häfen der beiden Nationen liegenden Schiffe haftet, iſt vom Augenblicke der Ratificirung des gegenwärtigen Vertrags aufgehoben. Von dieſem Zeitraume an werden alle Verhandlungen vor den Tribunalen, die verſchiedenen Anſprüche der reſp. Unterthanen betreffend, welche ſeit dem Kriege unterbrochen waren, wieder ihren gewöhnlichen Gang gehen.

Art. XIX. S. M. der König von Schweden entſagen zu Gunſten Sr. M. des Königs von Dänemark allen Anſprüchen auf ſchwediſche Schiffe und Ladungen, welche, ſeit dem Frieden von Joenkoeping bis zum Anfange des gegenwärtigen Krieges, durch däniſche Kaper genommen ſind.

Art. XX. Die Norweger, welche ſich jetzt in Dänemark, und die Dänen, welche ſich gegenwärtig in Norwegen befinden, eben ſo die Pommeraner, welche in Schweden, und die Schweden, welche in Pommern leben, haben völlige Freiheit, in ihr Vaterland zurückzukehren und über ihr Eigenthum — Mobilien und Immobilien — nach Gutdünken zu verfügen, ohne dafür die mindeſte Abgabe, irgend einen Zoll oder ſonſtige Unkoſten zu bezahlen. Die Unterthanen der beiden hohen Mächte, die in Norwegen oder in Dänemark anſäßig ſind, haben volle Freiheit, während der erſten ſechs Jahre, von der Auswechslung der Ratification des gegenwärtigen Tractats an gerechnet, nach Belieben ihren Wohnſitz zu verändern, und ſind blos ge-

lten, ihr Eigenthum in erwähntem Zeitraume an
ten Unterthanen derjenigen Macht, welche ſie zu ver-
ſſen wünſchen, zu verkaufen oder zu veräußern. So
es ebenfalls den Unterthanen der beiden contrahiren-
n Parteien, die in Schweden oder Pommern und auf
r Inſel Rügen anſäßig ſind, geſtattet, ihr Domicil zu
rlegen und zwar in dem Zeitraume und unter den
edingungen, welche oben angeführt ſind. Die Güter
erjenigen, welche nach Ablauf obigen Termines die-
r Verfügung nicht nachgekommen ſind, ſollen öffent-
ch an die Meiſtbietenden verkauft und der Ueberſchuß
em Eigenthümer ausbezahlt werden. Wegen der oben-
wähnten ſechs Jahre ſoll es Jedem freiſtehen, von ſeinem
igenthume nach Belieben Gebrauch zu machen, indem
r ruhige Genuß deſſelben ihm ausdrücklich gewähr-
iſtet wird. Die Eigenthümer ſowohl als deren Agenten
önnen auch ungehindert von einem der reſp. Staaten
um andern reiſen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen,
hne daß darum ihr Recht als Unterthan der einen oder
er andern Macht im Mindeſten verletzt werden könne.

Art. XXI. Die zu den Domainen gehörigen
rkunden, Archive, wie auch andere öffentliche oder
rivat-Documente, die Pläne und Karten der Feſtun-
en, Städte und Länder, welche durch gegenwärtigen
ertrag Sr. M. dem Könige von Schweden und Sr.
. dem Könige von Dänemark zufallen, ſollen, mit
nbegriff der Karten und Papiere, welche zum Bureau
er Feldmeſſerei gehören, durch ſchwediſche und däniſche
azu beauftragte Beamtete in Zeit von ſechs Monaten
der, Falls dies nicht möglich wäre, ſpäteſtens inner-

halb Jahresfriſt, gegenſeitig, ohne die geringſte Ausnahme oder Rückhaltung, ausgewechſelt werden.

Art. XXII. Sowohl öffentliche als Privatſchulden durch Pommeraner in Schweden und umgekehrt durch Schweden in Pommern, wie auch durch Norweger in Dänemark und durch Dänen in Norwegen contrahirt, ſollen nach den ſtipulirten Bedingungen und Terminen getilgt werden.

Art. XXIII. Da die kraft gegenwärtigen Tractates mit dem Königreiche Schweden und dem von Dänemark vereinigten Länder durch Handelsverhältniſſe in enger Verbindung mit dem Mutterlande ſtehen und eine lange Gewohnheit, Nachbarſchaft und gegenſeitiges Bedürfniß ſolches beinah unentbehrlich gemacht hat, ſo ſind die hohen contrahirenden Parteien, welche dieſe Mittel zum gegenſeitigen Nutzen ihrer Unterthanen zu ſichern wünſchen, übereingekommen, ohne Zeitverluſt einen Handelstractat zwiſchen beiden Ländern abzuſchließen. Bis dahin ſind ſie einverſtanden, während eines Jahres, von Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages an gerechnet, die bisherigen Handelsverbindungen zwiſchen Dänemark und Norwegen, ſowie jene zwiſchen Schweden und Pommern fortbeſtehen zu laſſen.

Art. XXIV. Alle Effecten, welcher Art oder Benennung ſolche auch ſein mögen, die der ſchwediſchen, ſich jetzt auf dem feſten Lande befindlichen Armee gehören, oder welche ſich in Schwediſch-Pommern und auf der Inſel Rügen befinden, ſollen frei und ungehindert nach Schweden gebracht werden können, ohne daß dafür der geringſte Zoll, irgend ein Ausgangs-Recht oder ſonſt etwas bezahlt oder gefordert werden darf. Die Artillerie und übrigen Militair-Effecten, welche zu der Feſtung Stralſund und andern feſten Plätzen Pommerns und der Inſel Rügen gehören, ſollen in ihrem jetzigen Zuſtande bleiben und Sr. M. dem Könige von Dänemark überliefert werden. Die Kriegsfahrzeuge und Paketboote, der ſchwediſchen oder däniſchen Marine angehörend, ſollen, ſobald die Jahreszeit ſolches erlaubt, ohne das mindeſte Hinderniß aus den Häfen Norwegens und Pommerns auslaufen dürfen. Die beiden hohen contrahirenden Mächte ſind außerdem dahin übereingekommen, während der Dauer des gegenwärtigen Krieges und bis zur Rückkehr der ſchwediſchen Armee vom Feſtlande nach Schweden die Verbindung über Schwediſch-Pommern und die Inſel Rügen für Couriere, Poſten, Truppen, Convoyen und militairiſche Transporte aller Art offen zu laſſen. S. M. der König von Schweden verpflichtet ſich dagegen, alle Unkoſten, die durch dieſe Durchzüge verurſacht werden, zu bezahlen.

Art. XXV. Der Artikel VI. des Tractats von Joenkoeping *) iſt aufgehoben, indem das bisher beſtandene Verhältniß durch die Abtretung Norwegens aufhört.

Art. XXVI. Jeder in Norwegen angeſtellte Beamte — er ſei Norweger oder Däne — kann ſeinen Abſchied erhalten, wenn er ihn innerhalb eines Jahres

---

*) Vergl. Band VII, Seite 49 und ff.

nach Ratification dieſes Tractates verlangt. Das Nämliche gilt auch von Norwegern, die in Dänemark angeſtellt ſein möchten; es ſoll ihnen in dieſer Hinſicht durchaus kein Vorwurf gemacht werden können. Die Bedingungen ſind ebenfalls auf die in Pommern angeſtellten Beamten anwendbar, ſie mögen Schweden oder Pommern ſein.

Art. XXVII. Die Friedensverträge, welche durch die Vorfahren Ihrer ſchwediſchen und däniſchen Majeſtäten abgeſchloſſen worden, als namentlich der von Kopenhagen dd. 27. Mai 1662, die, welche zu Stockholm am 3. Juni und zu Frederiksborg am 3. Juli 1720 geſchloſſen worden, gleichwie auch der von Joenkoeping, dd. 10. December 1809, werden durch dieſen Artikel in ihrer ganzen Kraft, Form und in allen ihren Clauſeln wiederhergeſtellt, inſofern ſie den im gegenwärtigen Tractate feſtgeſetzten Stipulationen nicht zuwiderlaufen.

Art. XXVIII. Die Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages ſollen zu Kopenhagen innerhalb vier Wochen vom Tage der Unterzeichnung an gerechnet, oder, wo möglich, noch früher ausgewechſelt werden. Zur Urkunde deſſen haben wir Endesunterſchriebene, kraft unſerer gegenſeitigen Vollmachten, den gegenwärtigen Friedensvertrag unterzeichnet und unſer Siegel beigedruckt.

Geſchehen zu Kiel am vierzehnten Januar des Jahres Eintauſendachthundertundvierzehn.

(Unterz.) Guſtaf v. Wetterſtedt.
Edmund Bourke.

## Beſonderer Artikel.

Da S. M. der König von Dänemark voll Zutrauens auf die freundſchaftliche Vermittelung S. M. des Königs von Schweden und Sr. M. des Königs von Großbritannien rechnet, um ſobald als möglich alle Friedens- und Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen Sr. M. dem Könige von Dänemark und Ihren Majeſtäten dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen, ſo wie Jene vor dem Kriege beſtanden haben, wiederherzuſtellen, ſo genehmigt S. M. der König von Dänemark die augenblickliche Einſtellung der Feindſeligkeiten gegen dieſe beiden Mächte als Alliirte von Schweden und Großbritannien. Alle nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages gemachte Priſen ſollen gegenſeitig zurückgegeben werden. Gegenwärtiger Separatartikel hat die nämliche Kraft, als wäre derſelbe Wort für Wort in dem heute unterzeichneten Friedenstractat eingerückt und ſoll auch gleichzeitig mit dieſem ratificirt werden. Zu Urkunde deſſen u. ſ. w.

Geſchehen zu Kiel am 14. Januar 1814.

(Unterz.) G. v. Wetterſtedt.
E. Bourke.

Vorſtehender Friede war von Allen, welche Dänemark ſeit 1662 mit Schweden abgeſchloſſen hatte, der Allertraurigſte, denn es büßte durch ihn, Dank ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich, ganz Norwegen ein. Das, was Karl IX., X., XI. und XII. vergebens erſtrebt hatten, erreichte der dreizehnte Karl oder, richtiger geſagt, ſein Adoptivſohn Karl Johann, der durch ſeinen Muth und ſeine Energie eine der ſchönſten Perlen aus der Krone Dänemarks ausgebrochen und in jene Schwedens eingeflochten hat für alle Zeiten. Für ſechstauſend Quadratmeilen, welche Friedrich VI. an Norwegen verlor, ſpeiſte ihn die Großmuth der Alliirten und die Politik Karl Johann's mit Schwediſch-Pommern und der Inſel Rügen ab. *)

Eben ſo ungünſtig war der Friede, welchen Dänemark, gleichfalls am 14. Januar 1814 zu Kiel, mit England ſchloß. **) Letzteres behielt die durch Gambier und Cathcart geraubte Flotte und außerdem noch die Inſel Helgoland, welche es ſchon 1807 an ſich geriſſen hatte, und gab ihm dafür die däniſchen Beſitzungen in beiden Indien zurück.

All' dieſe ſchweren Verluſte waren der Lohn für Dänemarks Anhänglichkeit an Napoleon.

---

*) Erſt nach dem Wiener Congreß cedirte Friedrich VI. dieſe traurige Errungenſchaft des Kieler Friedens an Preußen, das ihm dafür das armſelige Herzogthum Lauenburg mit kaum 20 Quadratmeilen gab, welches Hannover an Preußen abgetreten hatte. Letzteres zahlte dem Könige von Dänemark für Schwediſch-Pommern noch eine Geldentſchädigung von 2,100,000 Thalern.

**) Die Ratificationen dieſes Friedens wurden am 7. April 1814 zu Lüttich ausgewechſelt.

# Siebentes Kapitel.

Norwegen und Prinz Chriſtian Friedrich. — Seine Ernennung zum Prinz-Regenten. — Sein Einzug in Drontheim. — Seine Proclamationen an Heer und Volk. — Sein Schreiben an den König von Dänemark — Offener Brief Friedrich's des Sechsten an den Prinz-Regenten. — Einſetzung des norwegiſchen Staatsraths. — Der Reichstag tritt zuſammen. — Die Eröffnung deſſelben. — Prinz Chriſtian Friedrich wird zum König von Norwegen erwählt.

Der däniſche Statthalter des Königreichs Norwegen war Prinz **Chriſtian Friedrich**, der erſtgeborene Sohn des am 7. December 1805 geſtorbenen Erbprinzen **Friedrich** zu Dänemark und der mecklenburg-ſchwerin'ſchen Prinzeſſin **Sophie Friederike**, († am 29. November 1794).

Als Prinz **Chriſtian Friedrich** — im Jahre 1809 hatte er ſich von ſeiner Frau, **Charlotte Friederike**, Tochter des Großherzogs **Friedrich Franz** von Mecklenburg-Schwerin, ſcheiden laſſen — am 18. Januar 1814 durch den Obriſtlieutenant **von Riemer** die erſte Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens zu Kiel und von der Abtretung Norwegens an Schweden empfangen hatte, verſammelte er auf einem, dem Kammerherrn **Carſten Anker** angehörenden, in der Nähe von Chriſtiania gelegenen Landgute die angeſehenſten Beamten des Civil-, Militair- und geiſtlichen Standes und legte ihnen den Friedensvertrag mit der Frage vor, ob ſie der Meinung wären, daß das tapfre

Normannenvolk geſinnt ſei, ſeine uralte Selbſtſtändigkeit gegen Schwedens Anmaßung zu vertheidigen. Dieſe Frage ward einſtimmig bejaht und der Prinz-Statthalter aufgefordert, an der Spitze der Geſchäfte zu bleiben. Ihr Enthuſiasmus war ſo groß, daß ſie einſtimmig den Beſchluß faßten, ihn zum Prinz-Regenten von Norwegen zu erwählen.

Der Prinz, der dieſe Wahl annahm, begab ſich nach Roeraas und von dort nach Trondhjem (Drontheim), der alten Hauptſtadt Norwegens. Der Bericht eines Augenzeugen, der ſich in der Begleitung des Prinzen befand, berichtet:

Haufenweiſe ſtrömte ihm das Volk entgegen von den Höhen des Dovrefields und aus den Tiefen der Thäler, mit Weibern und Kindern, und einſtimmig ertönte der Ruf: „Wir wollen für Alt-Norwegens Freiheit ſiegen oder ſterben, und Du wirſt uns nicht verlaſſen (nach alter Sitte nennt das Volk den Regenten immer Du) und uns nicht dem Schwedenjoche preis geben!“ — So ging die Reiſe durch ganz Norwegen, und als der Prinz im Guldbrands-Thale anlangte (merkwürdig dadurch, daß einſt Sinclair mit einem feindlichen Heere dort bis auf den letzten Mann unter den Streichen der tapfern Norweger fiel, ſo daß auch nicht ein Bote ſeiner Niederlage übrig blieb), da ſtieg er auf jenes Kampfes Denkmal, eine Marmorſäule, las die Inſchrift ab mit jenen Worten der alten Romanze: „Wehe jedem Normann, dem das Blut nicht glühend heiß durch die Adern rollt, wenn ſeine Augen dieſes Denkmal ſchauen“ und rief den Bauern zu:

„Wollt Ihr wie Eure Altvordern Euer Blut und Leben für des Vaterlandes heilige Sache opfern?“ Worauf ein tauſendſtimmiges Hurrah erſchallte. — Hierauf zog der Prinz unter unbeſchreiblichem Enthuſiasmus in Drontheim ein und trat dort im Hauſe des achtzigjährigen Generals von Krogh ab. Hier wurden die angeſehenſten Bewohner zu einem feierlichen Male verſammelt. Der greiſe Wirth brachte unter einſtimmigem Jubel Prinz Chriſtian's Geſundheit als Regent aus.— Von Drontheim (die er zur Reſidenz des Reiches zu erheben verſprach) kehrte der Prinz-Regent nach viertägigem Aufenthalte nach Chriſtiania zurück.

Unmittelbar darauf trafen hier die ſchwediſchen Commiſſarien, die Grafen Roſen, Eſſen und Palmſtjerna mit der Nachricht des ratificirten Friedens, mit der ſchwediſchen und däniſchen Proclamation und mit der Aufforderung der Uebergabe Norwegens ein. Der Prinz lud ſie zur Mahlzeit, lehnte es aber ab, von Geſchäften zu ſprechen, als ſei es nach der Tafel nicht die rechte Zeit dazu.

Am folgenden Tage ertönten die Glocken und Kanonen. Das Bürgermilitair und die Truppen paradirten in den Straßen, und Prinz Chriſtian zog zur Hauptkirche; die ſchwediſchen Bevollmächtigten trafen dort in dem Augenblicke ein, als Prinz Chriſtian vor dem Altare niederkniete, um den Eid als Regent abzulegen. —

Nach dieſem feierlichen Acte fragte ſie der Prinz, ob ſie in der Kirche geweſen, und als ſie dies bejahten, ſagte er: — Nun, dann wißt Ihr meine Antwort!

Darauf reiſten die ſchwediſchen Bevollmächtigten ab, und am andern Morgen erließ Prinz Chriſtian einen offenen Brief folgenden Inhalts:

„Ich Chriſtian Frederik, Norwegens Regent, Prinz zu Dänemark, Herzog zu Schleswig-Holſtein, Stormarn, Dithmarſen und Oldenburg, thue kund, daß das norwegiſche Volk — entbunden ſeines Eides an den großmächtigſten hochgeborenen Fürſten Friedrich VI., König von Dänemark, der Wenden und Gothen u. ſ. w. und dadurch dem vollen Rechte eines freien und unabhängigen Volkes wiedergegeben, ſelbſt ſeine Regierungsverfaſſung zu beſtimmen — laut und einmüthig ſeinen beſtimmten Entſchluß geäußert hat, in keine Unterwerfung unter Schwedens König einzuwilligen, dagegen aber ſeine Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Odelsbaarne (nächſter Erbe) zu Norwegens Throne und beſtimmt durch dieſen Stand, an der Spitze eines treuen und tapfern Volkes zu ſtehen, folge ich freiwillig dieſem heiligen Rufe und halte es für meine erſte Pflicht, mit allen Kräften für die Freiheit und Sicherheit des Normannenvolkes zu wirken. Als Regent des Reiches, welchen Titel ich mit all den Rechten und mit der Vollmacht annehme, denen S. M. der König Friedrich VI. entſagt haben und welche die Nation mir verleihen will, um in der Stunde der Noth und Gefahr Unordnung und Unglück von dem Lande abzuwenden, ſoll es mein eifrigſtes Beſtreben ſein, Friede und Freundſchaft mit allen Mächten zu erhalten, welche die Rechte des norwegiſchen Volkes nicht verletzen wollen. Von der Nation erwählte, aufgeklärte Männer ſollen ſich am 10. April 1814 zu Eidsvold, im Amte Aggerhuus, verſammeln, um eine Regierungsform anzunehmen, durch welche vollkommen und für immer die Freiheit des Volkes und das Intereſſe des Staats geſichert werde. Der allerhöchſte Gott wird unſere gerechte Sache und die Anſtrengungen eines einträchtigen Volkes gegen fremde Unterdrückung, die in Alt-Norwegen nie bekannt war und nie bekannt werden ſoll, ſegnen und beſchützen. Regentſchaft in Norwegen.

Chriſtiania am 19. Februar 1814.

(Unterz.) Chriſtian Frederik.

v. Holten.

An demſelben Tage erließ der Regent nachfolgende Proclamation an das Heer:

„Auf Eurem Muthe, tapfere Normannen-Krieger, beruht die Hoffnung des ganzen Volkes wegen eines glücklichen Ausgangs des Kampfes, den Alle willig ſind für das Vaterland zu beſtehen. Wißt, daß die erſte Bedingung von Norwegens Uebergabe die war, alle Feſtungen und Kriegsvorräthe der ſchwediſchen Truppen zu überliefern; Eure Entwaffnung würde die nächſte Folge geweſen ſein; das aber ſoll nicht geſchehen! Norwegen beſteht durch Euren Heldenmuth! Sicher leben Weiber, Greiſe und Kinder unter Norwegens Felſen, vertheidigt durch Norwegens kühne Söhne, unter dem Schutze Eures Regenten und Eurer geachteten Anführer. Sieg und Freiheit oder Tod — ſei unſere

Loſung! Normänner! Mein Schickſal iſt unzertrennbar von dem Eurigen: mein Zutrauen: Eure Eintracht, meine Hoffnung iſt Gott, mein Lohn Eure Liebe."

Die Proclamation, die er an dem nämlichen Tage an das Volk erließ, lautete:

„Normänner! Kund iſt Euch geworden, daß S. M. der König Friedrich VI., ungeachtet ſeiner Liebe zu Euch, welche wir dankbar anerkennen, durch die von zahlreichen Heeren unterſtützten Ränke der ſchwediſchen Regierung gezwungen ward, ſeinen Rechten auf Norwegens Thron zu entſagen. Mit Unwillen erfahret Ihr, daß Ihr einer Regierung preisgegeben ſeid, welche gegen Euch die Verachtung gezeigt hat, zu glauben, daß Ihr durch ſüße Worte und leere Verheißungen zur Untreue gegen Euren König verleitet werden könntet, und welche die offenbare Feindſeligkeit gegen Euch begangen hat, Euch mitten im Frieden aushungern zu wollen*) und durch dies unmenſchliche Mittel, den Muth zu beugen, deſſen Unerſchütterlichkeit ihr wohl bekannt iſt; jetzt traut ſie Euch die Schwachheit zu, Euch gutwillig dem ſchwediſchen Joche unterwerfen zu wollen, Euch demſelben Unglück hinzugeben, welches Schwedens Söhne jetzt erdulden müſſen, da ſie für die Herrſchaft eines Ausländers und für fremdes Geld**) in fremdem Lande ſtreiten. Doch das freie Volk der Normannen kann ſelbſt ſein Schickſal beſtimmen. Schwöret, Norwegens Selbſtſtändigkeit erhalten zu wollen, rufet Gott den Allmächtigen zum Zeugen Eurer Aufrichtigkeit an und erfleht den Segen des Himmels für Euer geliebtes Vaterland. Das iſt Gottes Fügung, treue Normänner, daß ich, Odelsbaarne zu Norwegens Thron, in dieſer Stunde mitten unter Euch bin; nun könnt Ihr durch die Eintracht, die in Euren Herzen wohnt, gerettet werden. Ich habe des Volkes laute Stimme für Unabhängigkeit, für muthigen und unbedingten Widerſtand gegen fremde Gewalt vernommen. Dieſer Ruf iſt ſtark genug für mich, den warmes Mitgefühl für Norwegens Heil und Ruhm beſeelt, dieſem treuen Volke auch ferner anzugehören, wenn es deſſen Selbſtſtändigkeit gilt und ſo lange meine Stellung dazu beitragen kann, Ordnung und Ruhe unter den Normännern zu erhalten. Von der Vorſehung dazu beſtimmt, in dieſer Stunde das Reich zu verwalten, werde ich mit feſter Hand, ohne Mühe und Gefahr zu ſcheuen, Norwegens Sicherheit vertheidigen und ſeine Geſetze aufrecht erhalten. Eine Verſammlung von ſelbſtgewählten, aufgeklärten Männern der Nation wird demnächſt, durch die mit Weisheit und Eintracht geprüfte Feſtſtellung einer Regierungsform für Norwegen, dieſem Staate erneuerte Kraft gegen offenbare und geheime Feinde verſchaffen, und von ihrem Willen wird es abhängen, ob ich ferner dem Rufe folgen ſoll, der durch den Wunſch der Nation in dieſer Stunde an mich ergangen iſt. Theures Normannenvolk! Ich habe ſo viele Beweiſe Eurer Liebe und Eures Zutrauens erhalten, daß ich mich unter Euch immer froh und ſicher fühlen werde. Frieden und dadurch von Neuem auflebende Nahrungszweige und Quellen des Wohlſtandes will ich Euch zu erwerben bemüht ſein und kein Geſchäft ſei mir wichtiger, als: die Plagen des Krieges von Euch abzuwenden. Nur dann, wenn Räuber die Freiheit und Selbſtſtändigkeit Eures Reiches kränken, ſollen ſie fühlen, daß noch die alte Kraft im Normannen-Arme wohnt, um Unrecht zu rächen, Muth in ſeiner begeiſterten Seele, um Tod der Unterjochung vorzuziehen! Kummer und Bedrängniſſen wollen wir mit einander freudig entgegengehen, falls unverſöhnliche Feinde dem Reiche keine Ruhe geſtatten ſollten; innerhalb unſerer Grenzen ſoll Eintracht und Vaterlandsſinn herrſchen, Alles willig aufzuopfern, um Alt-Norwegens Ehre aufrecht zu erhalten und es wieder zu ſeinem frühern Glanze zu erheben; dann werden ſich unſere vereinten Beſtrebungen, von Gott dem Allmächtigen geſegnet, mit glücklichem Erfolge gekrönt ſehen und Norwegen einen neuen Beweis der alten Wahrheit liefern: daß ein Volk unüberwindlich iſt, *wenn es Gott fürchtet und warm für das Vaterland fühlt.*“

---

*) Die ſchwediſche Flotte blockirte alle Küſten Norwegens, um die Lebensmittelzufuhr von England und Holland zu verhindern.

**) Anſpielung auf die Subſidien, welche England an Schweden zahlte.

Chriſtiania, am 19. Februar 1814.

*Chriſtian Frederik.*

Eine dritte Proclamation dieſes Tages hob die Kaperei auf. Der Anfang derſelben lautete:

„Ich, *Chriſtian Frederik*, Norwegens Regent u. ſ. w., thue kund, daß ich nebſt dem norwegiſchen Volke es für eine ausnehmend große Wohlthat halte, welche es von Seiner Majeſtät dem Könige von Dänemark Friedrich VI. erhalten, daß Höchſtderſelbe, wenige Tage vorher, ehe er das Volk ſeines Eides der Treue entband, Norwegen den Frieden mit England geſchenkt hatte. Es würde mein erſtes Beſtreben geweſen ſein, dieſes Gut zu erwerben, und es ſoll ſtets mein Bemühen bleiben, es dem theuern Normannenvolke zu erhalten, nicht allein mit Großbritannien, ſondern auch mit allen andern Mächten. Daher wird feierlich erklärt, 1) daß das Königreich Norwegen ſich in friedlichen Verhältniſſen mit allen Staaten befindet; nur derjenige iſt ſein Feind, welcher die Selbſtſtändigkeit des norwegiſchen Volkes anzutaſten wagt und mit bewaffneter Hand die Grenzen oder Küſten Norwegens betritt.

2) Den Kriegs- und Handelsſchiffen aller Nationen wird der Zugang zu den Häfen des Königreichs Norwegen geſtattet."

An demſelben Tage, an welchem er dieſe drei Proclamationen erließ, ſchrieb er dem Könige von Dänemark:

„Ew. Majeſtät, freundlich viel geliebter Herr Vetter. Durch die Bande der Verwandtſchaft, der Freundſchaft und der Dankbarkeit an Sie geknüpft, würde mir der Gedanke eben ſo ſchmerzlich ſein, als einen bittern Vorwurf für mich enthalten, daß ich durch die Ihnen heute eingehändigte Bekanntmachung, den von dem norwegiſchen Volke gefaßten Beſchluß betreffend, ſo wie durch mein Verhalten als Regent deſſelben, eine ungerechte und vor dem Richterſtuhle des Höchſten nicht zu verantwortende Handlung begangen hätte. Sie haben, nur durch Noth gedrungen, Ihrem Rechte auf den

Thron Norwegens entſagt zu Gunſten des Königs von Schweden. Sie haben mir befohlen, die Feſtungen und das ganze Land den ſchwediſchen Truppen einzuräumen, alsdann meinen Poſten zu verlaſſen und nach Dänemark zurückzukehren. Zu gehorchen war meine Pflicht, ſo lange ich es vermochte, ſo lange keine höhere Pflicht mir gebot, anders zu handeln. Sie haben das norwegiſche Volk des Ihnen geleiſteten Eides der Treue entbunden. Es war ſeitdem ſich ſelbſt überlaſſen und nicht im Geringſten verpflichtet, ſich gegen ſeinen Willen unter das Joch zu beugen, welches die ſchwediſche Regierung ihm auferlegen will. Ich habe Geiſt und Geſinnung der Nation genau geprüft; die allgemeine Stimme lautet: eher ſterben und Alles aufopfern, als Schweden angehören! Alle wollen Norweger bleiben und Alle fordern laut, daß das Vaterland vertheidigt werde. Sie ſelbſt haben mich an die Spitze dieſes treuen Volkes geſtellt und es iſt mein Bemühen geweſen, jene Stimmung, die allein die Unabhängigkeit dieſes Landes ſicher zu ſtellen vermag, zu erhalten. Und jetzt ſoll ich jene ſtolzen Gefühle zu unterdrücken ſuchen? Das Volk verlaſſen, das ich zu vertheidigen berufen bin? Es der innern Gährung und Verwirrung preisgeben? In Wahrheit, ſo zu handeln wäre Verrath an der heiligſten Pflicht! Ich folge daher dem hohen Berufe, zu dem ich mich von der Vorſehung beſtimmt glaube, ein freies Volk vor Unterdrückung zu bewahren! Ich ſtelle mich als Regent an die Spitze der Vaterlands-Vertheidiger und werde mit kräftiger Hand das Recht ſchützen, welches dem Volke wiedergegeben iſt, ſelbſt ſeine Regierungsform und ſein künftiges Schickſal zu beſtimmen. Die Nation ſetzt ihr Vertrauen in mich. Nicht eigenes Verdienſt hat mir den Weg zur Liebe dieſes Volks gebahnt; ſie hat ſich als Erbtheil von unſern Vorältern auf mich überpflanzt und es iſt mein eifrigſtes Beſtreben, mich dieſer Erbſchaft würdig zu zeigen. Daß einſt eine erkenntliche Nachwelt meinen Namen Denen beizähle, die bereit waren, ſich für ein Volk zu opfern, welchem Vaterlandsliebe und hoher Muth an altnordiſcher Lebendigkeit das Herz entflammen, dies der Lohn, den ich erſtrebe! Der Himmel wird mein Vorhaben ſegnen, wenn ich thue, was Recht iſt. Mein Zweck iſt das Glück des Volkes, der Friede mein Streben, Selbſtvertheidigung eine heilige Pflicht. Dänen und Normänner werden künftig ſtets — Gott gebe es! — als Brüder auf dem Lande wie auf dem Meere ſich begegnen. Nie wird der Normann zuerſt ſein Schwert gegen ſeine Brüder ziehen. *Norwegen mit Schweden vereinigt, würde früher oder ſpäter Dänemark mit unwiderſtehlicher Uebermacht anfeinden.* Nun aber ſind die däniſchen Staaten von dieſer Seite geſichert und Ew. Majeſtät haben in mir einen aufrichtigen Freund an der Stelle des treuloſeſten aller Freunde in Schwedens zukünftigem Könige. Selbſt für künftige Geſchlechter wird das gemeinſchaftliche Intereſſe den für beide Völker gleich nothwendigen Frieden erhalten, welchen ich zu bewahren für die heiligſte Pflicht eines Regenten für ſein Volk und für die ganze Menſchheit betrachte. Indem ich den

Segen des Himmels auf Ew. Majeſtät und das geliebte Volk der Dänen erflehe, verbleibe ich Ew. Majeſtät, meines freundlichen, vielgeliebten Herrn Vetters aufrichtig ergebener Freund und Vetter

Chriſtiania 19. Febr. 1814.

Chriſtian Frederik."

Friedrich VI., der bei den Verbündeten in den Geruch gerieth, dieſen Widerſtand veranlaßt und im Stillen genehmigt zu haben, ließ, um ſich von dieſem Verdachte zu reinigen, in der Kopenhagener Staatszeitung nachfolgendes Reſcript an den Prinzen Chriſtian erſcheinen:

„Frederik VI., von Gottes Gnaden König zu Dänemark u. ſ. w. Unſern freundlichen Gruß, und was Wir ſonſt wegen Verwandtſchaft und Liebe mehr Liebes und Gutes vermögen, zuvor. Hochgeborener Fürſt, lieber und theurer Herr Vetter! Wir geben Ew. Liebden hiermit zu erkennen, daß, da Unſer königlicher Wille hinſichtlich der Erfüllung des Friedens-Tractates vom 14. Januar d. J. in Unſern unterm 17. und 19. Januar, ſo wie am 8. Februar d. J. ergangenen gnädigſten Befehlen mitgetheilt worden und Wir ſolchergeſtalt annehmen müſſen, daß dasjenige, was Euch von Uns in Betreff der Ernennung der Commiſſarien, durch welche die Feſtungen in Norwegen an Schweden überliefert werden ſollen, aufgegeben worden, bereits ausgeführt iſt, ingleichen, daß Ew. Liebden, nachdem Alles angeordnet worden, bedacht geweſen ſind, Norwegen zu verlaſſen; ſo wollen Wir hierdurch gnädigſt Ew.

Liebden von der Euch anvertrauten Statthalterſchaft entledigt haben; wobei Wir jedoch in Hinſicht deſſen, daß noch Manches in der Ausführung zurückſtehen möchte, hierdurch Unſere früher gegebenen Befehle wiederholen, auf daß ſolche nun ohne Aufſchub vollzogen werden, wonach Ew. Liebden Norwegen ungeſäumt zu verlaſſen haben. Wir geben Ew. Liebden dabei Unſere allerhöchſte Zufriedenheit und den Dank Unſers Herzens für Alles zu erkennen, was von Ihnen in dem wichtigen Poſten ausgeführt worden, der Ew. Liebden bisher mit uneingeſchränktem Zutrauen anvertraut geweſen war. Wir verbleiben Ew. Liebden mit aller königlichen Gnade auch ferner zugethan und gewogen. Geſchrieben in Unſerer königlichen Reſidenzſtadt Kopenhagen, am 22. Februar 1814.“

Frederik R.

In der Stockholmer Zeitung vom 5. März erſchien nun ein Artikel, worin es hieß:

„Der König von Schweden erfährt ſo eben durch die letzten Berichte Seiner Excellenz des Marſchalls Grafen von Eſſen, vom 27. Februar, daß der Prinz Chriſtian, weit entfernt, den wiederholten Befehlen ſeines Hofes (wegen der Uebergabe von Norwegen) pünktlich zu gehorchen, nicht nur gefliſſentlich gezögert hat, ſie ſogleich und in ihrem ganzen Umfange ſeinen Unterthanen bekannt zu machen, ſondern daß er ſeine ſtrafbare Verwegenheit noch weiter getrieben und ſich über die, jedem Unterthanen zukommende Ehrerbietung und Pflichten, ſo wie über alle unmittelbaren Bande, die ihn unzertrennlich an das Intereſſe Sr. däniſchen Majeſtät knüpfen ſollten, hinweggeſetzt hat, indem er ſich aus eigener Machtvollkommenheit zum Prinz-Regenten von Norwegen erklärt und von des Königs von Schweden rechtmäßigen Unterthanen Treue und Gehorſam fordert, die er ſelbſt mit beiſpielloſer Kühnheit ſeinem eigenen Souveraine verweigert. Nach einer ſolchen Wendung der Dinge müſſen S. M. der König von Schweden das Loos Ihrer neuen Unterthanen aufrichtig bedauern, deren unverdiente Leiden nun noch durch den übelberechneten Ehrgeiz eines einzelnen öffentlichen Beamten und einiger ſeiner Anhänger, die mit ihm ihren Pflichten untreu und deßhalb, wie er ſelbſt, ſtrafbar geworden ſind, grauſam verlängert werden.“

Der ſchwediſche Geſandte am Kopenhagener Hofe, General Tawaſt, erhielt neue Inſtructionen, beim däniſchen Hofe ernſtlich auf die ſchleunigſte Zurückberufung des Prinzen Chriſtian zu dringen.

Unterdeſſen gingen die Wahlen zum norwegiſchen Storthing (Reichstag) ohne alle Störung vorüber.

Am 1. März erſchien in Chriſtiania folgende Bekanntmachung:

Ich, Chriſtian Frederik, Norwegens Regent, Prinz zu Dänemark u. ſ. w., thue kund, daß ich es für nothwendig halte, hierdurch einen Regierungsrath für das Königreich Norwegen einzuſetzen, um unter mir, als Regenten, die innere Verwaltung des Landes zu übernehmen. Der Regierungsrath hat ſich nach der Inſtruction zurichten, die ihm unter heutigem Tage mitgetheilt wird. Zu ſeinen Mitgliedern unter dem Titel von Regierungsräthen und dem Amtsrange Nummer Vier zweiter Klaſſe der bisherigen Rangordnung werden hierdurch ernannt:

1) Herr Frederik Godſche von Harthauſen, General-Major, Großkreuz des Danebrogs, als Chef des erſten Departements.

2) Herr Markus Gjoe Roſenkrantz, k. däniſcher Kammerherr, Großkreuz des Danebrogs und Director der norwegiſchen Reichsbank.

3) Herr Carſten Anker, k. däniſcher Conferenzrath, Ritter des Danebrogs und Chef des fünften Departements.

4) Herr Markus Leth Sommertjelm, k. däniſcher Conferenzrath, Ritter des Danebrogs, Amtmann des Smaaletner Amts und Chef des dritten Departements.

5) Herr Jonas Collett, R. v. D., Amtmann des Buskenad-Amts und Chef des zweiten Departements.

6) Herr Niels Aall, Chef des vierten Departements und zweites Mitglied der Ober-Proviants-Commiſſion und

7) Herr Carſten Funk, Mitglied des erſten Departements im Regierungsrathe.

Alle Angelegenheiten, welche die innere Verwaltung des Reiches betreffen und die bisher an die königlichen Collegien oder an die frühere Statthalterſchaft in Norwegen eingeſchickt worden ſind, werden nun ohne Ausnahme der Regentſchaft zugeſtellt. Welches hierdurch zur allgemeinen Kunde gebracht wird.

Gegeben unter dem Reichsſiegel und unter meiner Namensunterſchrift.

Chriſtiania, am 1. März 1814.

Chriſtian Frederik.

v. Holten.

Der Regent, dem es vor allen Dingen darum zu thun war, England für die Selbſtſtändigkeit Norwegens zu gewinnen, ſandte einen ſeiner treueſten Anhänger und vertrauteſten Freunde, den Conferenzrath Carſten Anker, nach London, um das britiſche Gouvernement für die Plane des Regenten zu ſtimmen.

Auch Schweden ſchickte in der Perſon des Chevalier de Grey, dem Secretair des Kronprinzen, einen Agenten ab, um Norwegens Schritte in London zu contrecarriren.

Folge davon war, daß der Conferenzrath Anker unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte mit der Erklärung der engliſchen Miniſter, daß ſie, da Norwegen von Dänemark an Schweden feierlich abgetreten ſei und England mit beiden Reichen in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtehe, nichts thun oder begünſtigen würden, was der ſchwediſchen Beſitzergreifung von Norwegen hindernd in den Weg treten könnte.

Trotzdem verlor Norwegen nicht den Muth. Am 10. April trat zu Eidsvold der Reichstag zuſammen. Die Wahl der Abgeordneten war vollkommen frei; der Prinz-Regent hatte ſich nicht die geringſte Einmiſchung oder irgend einen Einfluß auf dieſelbe erlaubt. Die Reichsverſammlung zählte im Ganzen 112 Mitglieder, nämlich drei aus jedem der achtzehn Aemter, zuſammen vierundfünfzig; ſiebenundzwanzig aus den Städten; ſiebenundzwanzig aus dem norwegiſchen Militairſtande und vier See-Soldaten. Unter dieſen 112 Mitgliedern befanden ſich fünfundzwanzig Civil-Beamte, einundzwanzig Bauern, ſiebzehn Land- und zwei See-Offiziere, vierzehn Geiſtliche, eilf Kaufleute, fünf Gutsbeſitzer, ein Profeſſor der norwegiſchen Univerſität und ein Schiffer. Dazu kamen dreizehn Unteroffiziere und Soldaten, wie auch zwei Matroſen, die zu den anſäſſigen Bauern gehörten. Sämmtliche Abgeordnete waren, ſechs Dänen ausgenommen, Norweger von Geburt.

Ueber die Eröffnung des Reichstages berichtet die zu Chriſtiania erſcheinende „Tiden“:

Am 10. April wohnte Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent dem Gottesdienſte in der Kirche zu Eidsvold bei, wo ſämmtliche Deputirte ſich verſammelt hatten. Nach beendigter Predigt erbat der Prediger, Profeſſor Legander, den Segen Gottes auf den Regenten und die Männer, welche aus dem ganzen Reiche zugegen waren, um die Staatsverfaſſung zu berathen, auf der ihr Wohl und das Wohl ihrer Nachbarn beruhen ſoll. — Nach dem Gottesdienſte kehrte der Regent nach dem Eiſenwerke von Eidsvold zurück, um dort die Vollmachten der Deputirten in Empfang zu nehmen. Am folgenden Morgen eröffnete Seine Hoheit, umgeben vom Regierungsrathe, einigen der erſten Beamten und ſeinem Generalſtabe, den Reichstag mit einer Rede, aus der wir nur die wichtigſten Punkte hervorheben.

„Normänner, heilig iſt der Ruf, der Euch a
Altare des Vaterlands verſammelt. Das Zutrau
des Normannenvolks ward Euch, ſeinen erwählt
Männern, durch Weisheit und Eintracht die Staa
verfaſſung zu begründen, von der die gegenwärtig
und kommenden Geſchlechter Glück, Ordnung u
Ruhe innerhalb des Reiches erwarten dürfen. D
weiſeſte Regierungsform iſt ohne Zweifel diejeni
welche, Bürgerfreiheit und die Heiligkeit der Geſ
ſichernd, der ausübenden Macht die Gewalt erthe
alles Gute auszuführen und die Geſetze aufre
zu erhalten; aber Ihr könnt Eurem Norwegen n
dann eine Regierungsform geben, welche den Wü
ſchen des Volkes entſpricht, wenn Ihr mit Eintra
nach einem und demſelben Ziele ſtreben wollt: d
Glücke des Volks! Verbannt jeden Zweifel, j
Furcht, jeden Verdacht aus Eurem Buſen, wenn
gilt, die Grundverfaſſung zu berathen; jedes Mitg
dieſer Verſammlung zeige ſich als treueſter, rechtl
geſinnter Normann, und indem er ſeine Ueberzeugu
äußert, gedenke er zugleich der Stimmung ſeiner M
bürger, in deren Namen er ſpricht. Sollte Euch
mand erzählen, daß Norwegen nicht als ſelbſtſtänd
Staat beſtehen könne, dann flamme Vaterlandsl
doppelt ſtark in Eurem Buſen auf; dann gedenket j
Greiſe, jener jungen kraftvollen Männer, die E
Heil wünſchten zu dem Berufe, den Ihr jetzt zu
füllen habt. Jene ſagten: Zeigt Euch würdig E
Vorfahren! Dieſe: Vertrauet der Kraft, die in unſ
Arme, wie in unſerm Willen wohnt! — Iſt d

Norwegens Volk nicht mehr ſeinen Vätern gleich? Sollten die Söhne nicht eben ſo gut, wie Jene, ihre heimathlichen Felſen vertheidigen können? Sind wir nicht an Entbehrung gewöhnt? Und kann irgend eine Entbehrung ſich mit jener der Freiheit vergleichen? Steht es nicht in jedes Volkes Macht, ſeine Regierungsform nach den Bedürfniſſen des Staats und nach den Mitteln, die es in ſeinem Schooße beſitzt, ſelbſt zu beſtimmen? — — — In Wahrheit, was wäre ein Volk werth, das furchtſam ſeine Selbſtſtändigkeit und ſeine Ehre aufopferte? Nur der Sklavenfeſſeln, die ihm von Ewigkeit her bereitet waren. Doch wohl uns! Wir ſind nicht ſo entartet! Mit hohem Gefühle unſeres Werthes hat das ganze Volk in den Tempeln des Herrn den feierlichen Eid geleiſtet, Norwegens Selbſtſtändigkeit zu erhalten. Dieſen Eid werdet Ihr beſiegeln, treue Normannen, indem Ihr die Regierungsform beſtimmt, unter der Ihr leben und die Ihr gegen jeden Verſuch, ſie umzuſtürzen, heldenmüthig vertheidigen wollt. Verzweifelt nicht daran, daß Ihr nicht die Kraft beſitzen ſolltet, ſelbſt bei widrigem Geſchick ſie aufrecht zu erhalten, und zweifelt auch daran nicht, daß Gott der Gerechte die Anſtrengungen eines freien, unbezwungenen Volkes ſchützt. Der Herr iſt meine Hoffnung und mein Vertrauen. — Als Regent dieſes Landes habe ich es für meine erſte Pflicht gehalten, die friedlichen Verhältniſſe Norwegens zu andern Mächten bekannt zu machen, und bis auf dieſen Tag iſt keine neue Feindſeligkeit von irgend einer Macht gegen Norwegen ausgeübt worden. Ich habe an alle jene Fürſten geſchrieben, deren Freundſchaft für Norwegen weſentlich iſt und von deren Rechtſchaffenheit man in einer ſo gerechten Sache Beiſtand erwarten darf, ſobald die Umſtände ihnen dieſe Geſinnung zu unſerm Vortheile zu äußern erlauben. Die abgelegene Lage dieſes Reichs hat deren Antwort bis jetzt noch zurückgehalten. — An den König von Schweden habe ich ſo geſchrieben, wie es der Reichsverſammlung vorgelegt werden wird; allein dieſer Monarch hat mein wohlgemeintes Schreiben uneröffnet zurückgeſchickt. O möchte doch dieſer König, welcher ſagt, er wolle der Vater des norwegiſchen Volkes ſein, auch deſſen Rechte ehren und dem Norden Frieden und Tage des Glückes ſchenken! Wir wünſchen ja nur unabhängig und in gutem Einvernehmen mit einem an ſich ſelbſt achtenswerthen Nachbarvolke zu leben. — — — Heil indeſſen dem Volke, das ungeachtet aller Bedrängniſſe und trotz mannigfachen Mißgeſchicks mit unwandelbarer Treue, wie zuvor für ſeinen König, jetzt für ſeine eigenen Rechte und ſeinen Nationalwerth den guten Streit ſo lange beſtehen will, bis einſt beſſere Tage kommen. Europa wird ihm ſeine Hochachtung und Bewunderung nicht verſagen und kommende Geſchlechter werden ſein Andenken ſegnen. Ja, Heil Dir, mein altes Norwegen! — Ich lade nun die Verſammlung ein, ſich einen Präſidenten, der wöchentlich abwechſeln könnte, und einen beſtändigen Secretair zu erwählen, und um den Entwurf einer Conſtitution auszuarbeiten, wird es nothwendig ſein, einen Ausſchuß zu erwählen, beſtehend aus Mitgliedern der verſchiedenen Stifte. Der Schluß der Rede lautete: „Meine Abſichten ſind Euch Allen bekannt; an redlichem Willen ſoll Keiner mich übertreffen und mein ſchönſter Lohn zu allen Zeiten ſei die Liebe des Volks und die Achtung aller Rechtſchaffenen!“

Die Reichsverſammlung, welche ſofort zu der ihr vorgeſchlagenen Wahl ſchritt, erwählte den General-Wege-Intendanten und Kammerherrn Peter Anker (einen Bruder des Conferenzraths Carſten Anker) zum Präſidenten, den Etatsrath Rogert zum Vice-Präſidenten (Beide nur für die erſte Woche) und den Sörenſchreiber Chriſtie zum beſtändigen Secretair des Reichstags.

Am 12. April überreichte eine Deputation des Reichstags (Profeſſor Sverdrup, Zoll-Procurator Omſen, Obriſt Hegermann, Sörenſchreiber Falſen, Capellan Wergeland und Juſtizrath Diricks) dem Regenten eine Dankadreſſe des norwegiſchen Volkes. Sie lautete:

„Als Norwegen, von ſeinen uralten Verbindungen losgeriſſen, zu einem Raube eroberungsſüchtigen Ehrgeizes beſtimmt worden war, fühlte ſich dieſes unſer geliebtes Vaterland doch nicht verlaſſen, denn es vertraute auf Gott, ſeinen ausdauernden Muth und ſeine Kraft, und es vertraute auf Sie, edler Fürſt, der Sie, nach dem allgemeinen Wunſche des norwegiſchen Volkes, das Ruder mit Weisheit, Würde und Kraft ergriffen, der Sie mit großer und bewundernswürdiger Aufopferung den Gräueln der Anarchie vorhanden und verſprachen wir Leib und Leben, verbunden mit dem Volke, die gute Sache Norwegens zu vertheidigen. Ew. Königliche Hoheit haben durch Wort und That Ihr warmes Mitgefühl für das Glück und den Ruhm Norwegens, Ihre unerſchütterliche Treue und Ergebenheit für die gerechte Sache eines edeln freien Volkes, Ihre unermüdliche Sorgfalt für die Sicherheit und Rettung deſſelben, ſchön und kräftig ausgeſprochen. Wie gerne wünſchten wir im Namen des Volks, das tiefſinnige Gefühl der Hochachtung, Liebe und Ehrfurcht, welche jeder echte redliche Norweger für Sie hegt, würdig ausſprechen zu können; die Dankbarkeit, mit der das ganze norwegiſche Volk in Ihrer Miſſion eine der größten Wohlthaten der Vorſehung, in der Stunde der Gefahr und des Drangſals, für ein freies und treues Volk erkennt; die Zuverſicht, die es hat, daß Ihre ſeltenen Talente und Tugenden und Ihre treue Ergebenheit für die heilige Sache des alten Norwegens dem norwegiſchen Volke unvergeßlich bleiben werden, ſo lange es ſich ſelbſt nicht vergißt. Von Seite der Reichsverſammlung, nach dem Beſchluſſe derſelben. Eidsvold, am 12. April 1814."

Peter Anker, d. Z. Präſident der Reichsverſammlung.
[illegible], d. Z. Vice-Präſident.
Chriſtie, beſtändiger Secretair.

Der Regent erwiederte darauf:

„Jeder Beweis der Zufriedenheit des norwegiſchen Volkes mit meinen Beſtrebungen iſt mir theuer; um ſo höhern Werth muß er, durch die auserwählten

Männer der Nation dargebracht, für mich haben. Mein Bewußtſein ſagt mir, daß ich etwas zur Rettung des Vaterlandes gethan habe: es iſt nun an Ihnen, noch mehr dafür zu thun. Durch den Vaterlandsſinn und die Wirkſamkeit, welche Ihre Verhandlungen beſeelen werden, werden Sie raſch das wichtige Vorhaben vollenden, dem Lande eine Staatsverfaſſung zu geben, welche mit Eintracht gehandhabt und vertheidigt werden ſoll und wozu ich Ihnen Glück wünſche. Ich bitte Sie, der Reichsverſammlung meinen Dank zu bezeugen."

Letztere wählte zu Redacteuren ihrer Verhandlungen, welche beſtimmt waren, durch den Druck bekannt gemacht zu werden, den Profeſſor Sverdrup, Jakob Aal (Beſitzer eines Eiſenwerks) und den Prediger Greegaard.

Die Mitglieder des zur Ausarbeitung der Conſtitution niedergeſetzten Ausſchuſſes waren: Obriſt Hegermann, Sörenſchreiber Falſen, Profeſſor Sverdrup, Jakob Aal, der Prediger Rein, Hauptmann Motzfeldt, Etatsrath Rogert, Graf Wedel-Jarlsberg, Juſtizrath Diricks (ein Däne), Kapellan Wergeland, Obriſtlieutenant Stabel, Zollprocurator Omſen, Probſt Schmidt (ein Däne), Obriſt Peterſen und Probſt Middelfard.

Aber wie in allen Verſammlungen dieſer Art bildeten ſich auch in dieſer verſchiedene Parteien. An der Spitze der ſchwediſchen Faction ſtand der Biſchof Baum und der Kapellan Wergeland (Verfaſſer mehrerer politiſchen Schriften und Vater des Dichters

Henrik Arnold Wergeland. Eine zweite Partei gruppirte ſich um den Grafen Wedel-Jarlsberg, der bei der letzten ſchwediſchen Kronprinzen-Wahl auf dem Reichstage zu Oerebro zwei Stimmen erhalten hatte. Die dritte und compacteſte Partei, geleitet vom Etatsrath Carſten Anker und ſeiner weitverzweigten Partei, ſprach ſich energiſch zu Gunſten des Regenten aus; ein Theil derſelben war entſchloſſen, dem Prinzen die Bedingung vorzuſchreiben, ſeinen Erbrechten auf Dänemark zu entſagen und nie eine Vereinigung zwiſchen dieſem Reiche und Norwegen zuzulaſſen; der andere und ſtärkere Theil wollte ihn auch ohne dieſe Bedingung zum Könige von Norwegen erwählen.

In der zweiten Woche der Reichsverſammlung wurde unter dem Vorſitze des Obriſten Hegermann[*] nachfolgender aus eilf Paragraphen beſtehender Verfaſſungs-Entwurf angenommen:

1) Norwegen ſoll ſelbſtſtändig ſein und bleiben.

2) Prinz Chriſtian Frederik wird Erbkönig.

3) Die Nation beſteuert ſich ſelbſt.

4) Die geſetzgebende Gewalt gehört den Repräſentanten, die richterliche iſt unabhängig, der König hat die ausübende Gewalt, ſowie

5) das Recht der Begnadigung und

6) das Recht über Krieg und Frieden.

---

[*] Vice-Präſident der zweiten Woche war der Sorenſchreiber Falſen.

7) Alle Religionen werden geduldet; doch dürfen keine Juden ins Land kommen.

8) Alle Stände ſind conſcriptionspflichtig.

9) Perſönliche und erbliche Vorrechte ſind aufgehoben. Es giebt in Norwegen keinen Adel mehr.

10) Die Staatsbürger dürfen nur geſetzlich verhaftet und verurtheilt werden.

11) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt.

Am 19. April wurde Prinz Chriſtian Frederik, der bisherige Regent, mit achtzig unter 112 Stimmen zum erblichen conſtitutionellen Könige von Norwegen erwählt. Eilf hatten für den Kronprinzen Karl Johann von Schweden und vier für den Grafen Wedel-Jarlsberg geſtimmt.

## Achtes Kapitel.

Brief des Königs von Norwegen an den König von Schweden. — Manifeſt Friedrich's des Sechſten an die Norweger. — Der Kammerjunker Gyldenpalm. — Aufruf des ſchwediſchen Kronprinzen. Erklärung der Commiſſarien der Alliirten an König Chriſtian. Er willigt in die Ueberlieferung Norwegens. — Seine Briefe an den König und den Kronprinzen von Schweden und Antwort des Letzteren. — Waffenſtillſtand und Convention vom 14. Auguſt 1814. — Reichsverſammlung am 7. October; Thronentſagung und Abreiſe König Chriſtian's nach Dänemark.

Der neue König ſandte noch an demſelben Tag an den König von Schweden einen Offizier mit einem eigenhändig geſchriebenen, in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Briefe folgenden Inhalts: „Er ſei von eine Nation, die ihr eigener König für unabhängig erklär habe, zu ihrem Beherrſcher erwählt worden, und de König von Schweden würde ſein eigenes Beiſpiel verdammen, wenn er jetzt gegen Norwegen zu den Waffen griffe, da er gleichfalls von einer freien Nation, noch dazu nach Abſetzung eines rechtmäßigen Königs, zur Thronfolge berufen worden ſei. Uebrigens hab S. M. der König von Schweden in verſchiedenen Bekanntmachungen erklärt, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als das Glück des ſcandinaviſchen Nordens zu begründen; gegenwärtig ſtände dies in ſeiner Macht, wenn er zwei Nationen deſſelben ruhig und glücklich neben einander exiſtiren laſſe. Dagegen werde er Norwegen, welches durch ſeine Gebirge ſowohl als durch ein tapferes und zahlreiches Heer vertheidigt ſei, niemals erobern, und die Schuld des neuen vergoſſene

Blutes falle auf das Haupt des unrechtmäßigen Angreifers.“

Ehe dieſes Schreiben in Stockholm angenommen ward, verlangte man von dem Ueberbringer deſſelben eine Abſchrift, nach deren Durchleſung der eigenhändige Brief des Königs von Norwegen unerbrochen wie das erſte Schreiben, das er als Regent abgeſendet hatte, zurückgeſchickt wurde.

Der König von Dänemark, ängſtlich bemüht, ſich bei der ſchwediſchen Regierung und deren Verbündeten gegen den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit der Handlungsweiſe des Prinzen Chriſtian Frederik zu rechtfertigen, ſchrieb einen Tag, bevor Letzterer zum König von Norwegen erwählt worden war, einen offenen Brief folgenden Inhalts:

„Friedrich VI. an ſämmtliche Beamte und übrigen Einwohner Norwegens. Die Lage, in welcher ſich Dänemark und Norwegen am Schluſſe des letztverfloſſenen Jahres befanden, machte es Uns als Landesvater zur Pflicht, dem einen Unſerer Zwillingsreiche zu entſagen, um dem Untergange Beider vorzubeugen. Eine Folge davon war der Kieler Friedensvertrag vom 14. Januar. Durch ihn gaben Wir das feierliche Verſprechen, welches von Unſrer Seite nie gebrochen worden iſt und nie gebrochen werden wird, alle Unſere Rechte auf Norwegen abzutreten und Commiſſarien zu beſtellen, um die Feſtungen dieſes Reiches zu überliefern, ſowie die feſten Plätze, öffentlichen Kaſſen und Domainen an die von Sr. M. dem Könige von Schweden hierzu beſtellten Commiſſa-

rien auszuliefern. Wir trugen deßhalb Norwegens d
maligem Statthalter, Sr. Hoheit dem Prinzen Chr
ſtian Friedrich von Dänemark, auf, in Unſer
Namen das auszuführen, wozu Wir Uns verpflicht
hatten. Wir theilten ihm die beſtimmteſten Verha
tungsregeln mit und ſtellten ihm unterm 19. Janua
d. J. Unſere königliche Vollmacht für jene Männ
zu, die von ihm in der Abſicht, die pünctliche Erfü
lung des Friedenstractates zu beſorgen, ernannt we
den ſollten. Wir entbanden hierauf ſämmtliche Ei
wohner von Norwegen ihres Eides der Treue an Un
und ſchärften ihnen die Pflichten ein, welche ſie hi
füro dem Könige von Schweden ſchuldig ſind. —
tiefem Kummer haben Wir erfahren, daß Unſer näch
ſter geliebter Verwandter, welchem Wir mit unb
ſchränktem Vertrauen Norwegens Verwaltung übertra
gen hatten, ſtatt den von Uns ihm auferlegten Befeh
len nachzukommen, gewagt hat, ſie bei Seite zu ſetze
und dagegen das Reich Norwegen unabhängig, ſi
ſelbſt aber zu deſſen Regenten zu erklären, daß er al
Ueberlieferung deſſen, was S. M. der König vo
Schweden laut jenes Friedensvertrages zu verlange
berechtigt iſt, verweigert und ſich mit Gewalt in de
Beſitz Unſerer Kriegsſchiffe geſetzt, die ſich in den nor
wegiſchen Häfen befinden, daß er ihnen die Aufpflan
zung einer andern Flagge als der däniſchen anbefoh
len und ihre Führer, Unſre Diener, mit Arreſt beleg
hat. Da Wir nach dem von Uns genehmigten Frie
dens-Tractate vom 14. Januar d. J. und nach der Ab
tretung Unſrer Rechte auf Norwegen keine andere Ober

herrſchaft in dieſem Reiche anerkennen und anerkennen werden als diejenige Seiner Majeſtät des Königs von Schweden, ſo können Wir nur mit dem allerhöchſten Mißfallen alles dasjenige anſehen, was ungeachtet des erwähnten Vertrages und Unſrer ausdrücklichen Befehle daſelbſt vorgefallen iſt, um ſo mehr, da jeder von Uns eingeſetzte Beamte, vom Höchſten bis zum Niedrigſten herab, wie jeder Andere Unſrer Unterthanen in Norwegen von dem Eide und ſeiner Pflicht, in der er zu Uns ſtand, nur unter der Bedingung freigeſprochen worden iſt, daß alle Stipulationen jenes Friedens-Tractates, ſo weit es an ihm liege, pünktlich erfüllt würden. Indem Wir dies kund thun, verbieten Wir zugleich jedem von Uns eingeſetzten Beamten in Norwegen, irgend ein Amt in dieſem Reiche während deſſen gegenwärtiger Lage anzunehmen oder zu behalten. Wir rufen demnach alle diejenigen Beamten im Reiche Norwegen, welche nicht daſelbſt geboren ſind und Dänemark oder eines der dazu gehörigen Länder als ihr Vaterland anſehen, hierdurch zurück und legen ihnen auf, innerhalb vier Wochen von der Zeit an gerechnet, wo dieſer Unſer offener Brief ihnen bekannt worden iſt, nach Dänemark zurückzukehren unter Verluſt Unſrer Huld und Gnade, ſo wie aller Rechte, Vortheile und Begünſtigungen, die ihnen als Dänemarks eingebornen Unterthanen beigelegt ſind. Gegeben in Unſrer königlichen Reſidenzſtadt Kopenhagen am 18. April 1814."

Frederik, R.

Kaas.

Prinz Chriſtian aber, der ſich durch dieſe neue Maaßregel eben ſo wenig als durch jede der frühern einſchüchtern ließ, ernannte den Stiftsamtmann Ball zum Miniſter des Innern, den alten General-Major von Harthauſen zum Miniſter der Finanzen und den Capitain Faſting zum Oberbefehlshaber der norwegiſchen Flotte. Eine der erſten Verordnungen König Chriſtian's war die Abſchaffung der Stockprügel und Spießruthen in der Armee. Er ging dabei von der richtigen Anſicht aus, daß körperliche Züchtigung einer freien Nation durchaus unwürdig und geeignet iſt, die Menſchen zu Thieren herabzuwürdigen. — Biſchof Baum und Kapellan Wergeland, die Leithämmel der ſchwediſch-geſinnten Partei, die heimlich noch immer für die Vereinigung Schwedens intriguirten, wurden auf Befehl des Königs und mit Zuſtimmung der Reichsverſammlung bis auf Weiteres eingeſperrt.

Inzwiſchen ereignete ſich ein Vorfall, der nicht wenig dazu beitrug, auf Dänemark den Schein zu werfen, daß es mit dem Widerſtande Norwegens einverſtanden ſei und ihn heimlich ſogar zu begünſtigen ſcheine.

Der däniſche Kammerjunker Gyldenpalm, der zum Staatsſecretair des Königs von Norwegen beſtimmt geweſen ſein ſoll, war mit geheimen Depeſchen und einer Menge Briefe, größtentheils in Chifferſchrift abgefaßt, im Auftrage des Königs von Dänemark nach Norwegen abgeſendet worden, hatte ſich aber unterwegs ſo unvorſichtig gezeigt, daß er in Gothenburg auf Befehl der ſchwediſchen Regierung arretirt nach der Inſelfeſtung Wennersborg in Weſtgothland, von dort in Ketten nach Stockholm abgeführt und hier als Staatsgefangener behandelt ward. Viele dieſer Briefe, welche hochſtehende Perſonen und unter dieſen den Director der Sundzollkammer, Friedrich von Moltke, arg compromittirten, wurden von Schweden an den dieſſeitigen Geſandten am Kopenhagener Hofe, General-Major von Tawaſt, geſchickt und durch dieſen dem Könige von Dänemark vorgelegt, der ſich dadurch genöthigt ſah, Herrn von Moltke zu verabſchieden und deſſen Secretair, Namens Buk, verhaften zu laſſen. Letzterer ward, wie es hieß, zu lebenslänglicher Haft im blauen Thurme verurtheilt*). Herr von Tawaſt, dadurch noch nicht zufrieden geſtellt, drang in Friedrich VI., den Prinzen Friedrich für einen Landesverräther und der däniſchen Thronfolge verluſtig zu erklären, wozu der König aber durchaus nicht zu bewegen war, weil ihm dies nach dem Königsgeſetze von 1666 nicht ausführbar ſchien.

Schweden ging nun ſogar ſo weit, die Abtretung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein als einſtweiliges Unterpfand für Norwegen zu verlangen. Dieſes Anſinnen ward natürlich zurückgewieſen. Der König von Dänemark erließ, um einen neuen Beweis zu liefern, daß er die Handlungsweiſe ſeines vormaligen Statthalters durchaus nicht gutheiße, am 12. Mai ein Patent, durch das aller Handel und Verkehr mit Norwegen bei Todesſtrafe verboten ward.

---

*) Zu den compromittirten Perſonen gehörte auch der däniſche Juſtizrath M. N. Weſtermann, der in Folge eines Briefes an den Conferenzrath Carſten Anker in Chriſtiania, worin er ſich erdreiſtet hatte, den Beſchluß des Königs, Norwegen an Schweden abzutreten, als einen Verrath an Dänemark zu bezeichnen, in erſter Inſtanz zum Verluſte von Gut, Ehre und Leben verurtheilt ward. Nach dem Urtheile des Höchſten-Gerichts ward dieſe Sentenz dahin gemildert, daß der König Weſtermann aus Dänemark verwies.

Der Kronprinz von Schweden, der in Folge der Vorgänge in Norwegen mit ſeinen Truppen aus Brabant nach Deutſchland zurückgeeilt war, traf am 19. Mai in Lübeck ein und erließ von hier aus, am 21., nachfolgenden Aufruf an ſein Heer:

„Soldaten! Ein Eroberer, eben ſo furchtbar durch ſeine Abſichten als durch ſeine Mittel, drohte ganz Europa anzufallen: auch Deutſchland ſeufzte unter der Laſt ſeiner Uebermacht. Schweden entwarf den edeln Plan, zur Befreiung der Völker Deutſchlands mitzuwirken: doch ehe es ſeine Vertheidiger auf einen fremden Boden ſandte, mußte es ſich gegen ein angrenzendes, dem Einfluſſe des allgemeinen Feindes unterworfenes Land ſicher ſtellen. Durch Verhinderung der Bildung eines nordiſchen Bündniſſes hat Euer König das Vaterland vor dem Unglücke bewahrt, Provinz eines andern Reiches zu werden: doch konnte er unſre Freiheit nicht ſichern, ohne die Norweger zu Freunden der ſchwediſchen Nation zu machen. Feierliche Verträge wurden abgeſchloſſen: ſie verbürgten Schweden die Vereinigung mit Norwegen, und der König von Dänemark gab im Kieler Friedens-Tractate durch Abtretung ſeiner Rechte auf jenes Land dieſen Verträgen einen heiligen unverletzbaren Character. Soldaten! Vor Vollziehung dieſer Verträge giebt es keine Ruhe für uns, keine Ruhe für unſre Familien, keine Wohlfahrt für Schweden. — — Soldaten! Ein Prinz, dem das Wohl Norwegens anvertraut werden war, will nun deſſen Glück aufopfern, indem er, gegen den Willen des Volkes*), die Vollziehung eines Vertrages verweigert, der, unabhängig von andern, dem Königreiche Dänemark eingeräumten Vortheilen, demſelben die von uns eroberten Herzogthümer Schleswig und Holſtein zurückgab. — Beharrt er darauf, die Stimme der Pflicht und Vernunft zu verkennen, und ſind wir zu der unglücklichen Nothwendigkeit gezwungen, durch Waffengewalt den Inhalt jener Verträge und Schwedens Rechte geltend zu machen, dann erinnert Euch, Soldaten, daß wir nicht Krieg führen mit dem norwegiſchen Volke; daß nur die Aufwiegler, die es verführen, beſtraft werden müſſen und daß wir nur die Männer bekämpfen ſollen, die es fortdauernd beherrſchen. Schonet verblendeter Brüder, die, von ihrem Irrthume zurückkommend, einſehen werden, daß die ſchwediſche Regierung bei dem Wunſche der Vereinigung beider Länder keine andere Abſicht hat, als die Ruhe des Nordens zu ſichern und Norwegen frei und unabhängig zu machen**). Sol-

---

*) Welch eine grobe Unwahrheit!

**) Man erſieht aus dieſer Phraſe, daß ſich Karl

daten, durchdrungen von dem nämlichen Vertrauen
mit dem ich Euch zu den Ufern geführt, die wir ebe
verlaſſen haben, werde ich Euch zu der Erfüllung de
rühmlichen Pflichten geleiten, zu der des Vaterlande
Wohl Euch ruft. Ihr werdet dieſe Pflichten erfüllen
weil Ihr Schweden ſeid! Gott wird unſere Sach
ſegnen, weil ſie gerecht iſt!“*)

Prinz Chriſtian, der am 19. Mai zum erbli

---

Johann in der Schule Napoleon's ausgebildet, welche
ſeine ehrgeizigen Pläne unerſättlicher Eroberungsſucht ebe
ſo geſchickt zu verhüllen wußte, wie der ehemalige Prin
von Pontecorvo.

*) Man ſieht, daß, wie immer in derlei Fällen, auc
diesmal beide Reiche, Schweden ſowohl als Norwegen, ihr
eigene Sache für die gerechte hielten. Als dieſe Frage im
engliſchen Oberhauſe zur Sprache kam, ſagte Lord Gren
ville u. A.: „Norwegen iſt kein Theil von Dänemark, ſon
dern ein unabhängiges Königreich, das nach eigenen Ge
ſetzen, obgleich von einem und demſelben Souverain, regier
wird. Aber dieſer Souverain hat kein beſſeres Recht Nor
wegen abzutreten, um Dänemark zu retten, als der Köni
von Großbritannien, England wegzugeben, um Hannove
zu erhalten. Man ſpricht von Vertauſchung einer despoti
ſchen gegen eine freie Conſtitution und die erſte Frucht die
ſer Freiheit iſt, daß man den Norwegern ihre Feſtungen un
ihre Waffen abfordert, durch welche ihre Freiheit allein be
hauptet werden kann. Die Norweger werden nicht vergeſſen
daß auch Frankreich immer damit anfing, den Nationen
welche unterjocht werden ſollten, freie Verfaſſungen zu ver
ſprechen. Die Freiheit aber, die auf der Spitz
des Schwertes gebracht wird, hat keinen Rei
für mich!“

chen conſtitutionellen König von Norwegen proklamirt worden war und dieſe Wahl angenommen, hielt am 22. Mai 1814, an demſelben Tage, an welchem er ein Jahr zuvor ſein Amt als Statthalter angetreten hatte, ſeinen feierlichen Einzug in Chriſtiania. Am 30. deſſelben Monats beſchwor er die ſeinem Reiche gegebene, von ſämmtlichen Repräſentanten, vom Präſidenten Sverdrup und vom beſtändigen Secretair Chriſtie unterzeichnete, aus 110 Paragraphen beſtehende Verfaſſung*) — die freiſinnigſte von ganz Europa — eine Conſtitution, deren Freiheiten, die dem Volke gewährleiſtet wurden, Alt und Jung zur höchſten Begeiſterung für Norwegens Unabhängigkeit entflammte und die ganze Nation zu den Waffen gegen Schweden trieb.

---

*) Den weſentlichſten Antheil an der Ausarbeitung dieſer Verfaſſung, der eigentliche Schöpfer derſelben war Georg Sverdrup. Dieſer Ehrenmann, geb. am 25. April 1772 zu Näröe im Amte Nord-Drontheim, hatte in Göttingen ſtudirt, war nach ſeiner Rückkehr als Lehrer der lateiniſchen Schule in Drontheim angeſtellt geweſen und 1803 als Profeſſor nach Kopenhagen verſetzt worden. Nach Errichtung der norwegiſchen Univerſität hatte er einen Ruf als Profeſſor der griechiſchen Literatur und gleichzeitig als Bibliothekar nach Chriſtiania angenommen. Er war's, der in der erſten Verſammlung zu Eidsvold durch eine hochbegeiſterte Rede den Prinzen Chriſtian für die Unabhängigkeits-Erklärung Norwegens zu gewinnen verſtand. Die Hauptſtadt des Reiches wählte ihn zu ihrem erſten Vertreter in der Reichsverſammlung, die ihn zu ihrem Präſidenten erhob. — Bei der Krönung des Königs Karl XIV. Johann ward er zum Ritter des Nordſternordens ernannt. — Profeſſor Sverdrup ſtarb am 8. December 1850 auf ſeinem Landſitze bei Chriſtiania.

Zur Vertheidigung des freigewordenen Vaterlandes wurden drei Armee-Corps organiſirt. Vierzigtauſend bewaffnete Norweger gelobten ſich, die Sache Norwegens bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. — Selbſt die Frauen blieben nicht zurück. Aus freiem Antriebe bildeten ſie eine Art von Amazonengarde. Vierhundert Mädchen vereinigten ſich zu einem Corps norwegiſcher Schildjungfrauen und wählten ſich die Tochter eines Paſtors, Namens Pihl, zu ihrer Anführerin. — Jungfrau Pihl, ſagte der böſe Leumund, der ſelbſt an dem Reinſten irgend einen Makel aufzufinden weiß, ſei die Geliebte des Prinz-Regenten von Norwegen und eine neue Agnes Sorel geweſen, die ihn zum Widerſtande gegen Schweden angeregt und fortgeriſſen haben ſoll, was aber keineswegs factiſch erwieſen iſt.

Da nun ein Krieg zwiſchen Norwegen und Schweden faſt unvermeidlich geworden war, ſo beſchloſſen die mit Karl XIII. verbündeten Mächte (Rußland, England, Oeſterreich und Preußen) zu Gunſten Schwedens zu interveniren und den Prinzen Chriſtian auf diplomatiſchem Wege zur Abtretung Norwegens zu bewegen.

Nachdem die Vermittlungen, welche England zuerſt durch Morris und dann durch Addington anzubahnen verſucht hatte, an dem feſten Widerſtande Norwegens geſcheitert waren, gingen Anfangs Juni die Commiſſarien der verbündeten Mächte (Rußland ſandte den Obriſten Grafen Wladimir Orloff, England ſeinen am Kopenhagener Hofe beglaubigten Geſchäftsträger Foſter, Oeſterreich den General von Steigenteſch und Preußen den Major von Martens, einen Sohn des vormaligen Staatsraths in Kaſſel), auf einer däniſchen Brigg nach Gothenburg ab.*) Hier vereinigten ſie ſich mit den beiden däniſchen Commiſſarien, Admiral Steen Bille und Obriſten Loenberg und dem ſchwediſchen General Grafen von Eſſen und begaben ſich über Uddewalla nach Chriſtiania, um im Auftrage ihrer Souveraine auf ungeſäumte Erfüllung des Kieler Vertrages zu bringen. Am 1. Juli langten ſie in Chriſtiania an un überreichten dem Prinzen Chriſtian nachfolgend Note.

---

*) Der intereſſanteſte Mann dieſer Commiſſion war der Abgeordnete Oeſterreich's. Auguſt Ernſt Freiherr von Steigenteſch, geb. am 12. Januar 1774 zu Hildesheim, diente in ſeiner Jugend im öſterreichiſchen Heere, nahm 1809 als Obriſtlieutenant ſeinen Abſchied, trat aber 1813 während des Befreiungskrieges als Obriſt wieder ein, ward General-Adjutant des Fürſten Feldmarſchalls Karl Philipp von Schwarzenberg und rückte bald darauf zum General empor. — Nach der Abtretung Norwegens an Schweden ward er öſterreichiſcher Geſandter in Kopenhagen, ging 1815 nach der Schweiz, folgte 1816 dem Kaiſer Alexander nach Petersburg, kehrte aber bald nach Wien zurück. 1818 ſchickte ihn Kaiſer Franz als Bevollmächtigten der Bundesmilitair-Commiſſion nach Frankfurt am Main, zwei Jahre darauf als Geſandten nach Turin und von dort wieder nach Kopenhagen. Herr von Steigenteſch (er ſtarb am 30. December 1826) war ein eben ſo gewandter Diplomat als geiſtreicher Dichter, deſſen geſammelte Luſtſpiele im Jahre 1819 in Darmſtadt erſchienen ſind.

„Unterzeichnete, Jeder von ſeinem Hofe mit einer außerordentlichen Sendung an Seine königliche Hoheit beauftragt, haben die Ehre, Höchſtdemſelben folgende offizielle Erklärung zuzuſtellen. Die Abtretung Norwegens, vermöge des Kieler Friedens Tractats, iſt von den vier mit Schweden alliirte Mächten garantirt worden. Dieſer nach einer geſunden Politik genehmigte Beſchluß iſt unwiderruflich Die beiden Alliirten betrachten Norwegens Vereinigun mit Schweden als eine der Grundlagen des neue Gleichgewichtſyſtems und als eine Entſchädigung, a deren Stelle etwas Anderes unmöglich angenomme werden kann. Die während der letztverfloſſenen Ze in Norwegen ſtattgehabten Ereigniſſe, der Widerſtan gegen die Beſchlüſſe Europens, der Vorſatz Seiner königlichen Hoheit, ſich an die Spitze der Widerſpenſtigen zu ſtellen, haben die mit Schweden verbündete Mächte bewogen, die nöthigen Mittel zu ergreifen um dieſe Vereinigung zu bewirken. Zu dieſem Zweck haben ſich die Unterzeichneten bei Sr. königlichen Hohei eingefunden. Es iſt ihnen aufgetragen, Höchſtdenſelben von dem übeln Eindruck zu benachrichtigen, welchen Ihr Benehmen auf deren reſp. Monarchen ge macht hat, und Sie gleichzeitig aufzufordern, innerhalb der Grenzen Ihrer heiligſten Pflichten zurückzukehren, und Ihnen beſtimmt zu erklären, daß, im Fall

Sie ſich weigern ſollten, dem allgemeinen Wunſche nachzukommen, welcher Sie nach Dänemark zurückruft, ein unglückſeliger Kampf in Norwegen ausbrechen und man gezwungen ſein wird, durch die Gewalt der Waffen zu erringen, was nicht durch den Weg der Güte zu erreichen war. Deswegen ſtehen die ruſſiſchen Armeen des Generals von Benningſen und ein preußiſches Armeecorps zur Dispoſition Schwedens. Mit Großbritannien iſt eine allgemeine Blokade Norwegens verabredet. Zu gleicher Zeit iſt der König von Dänemark gegen die Monarchen, welche den Kieler Tractat garantirt haben, bloßgeſtellt durch die Nichtbefolgung ſeines Befehls von Seiten ſeiner ehemaligen Unterthanen. In Folge deſſen beſchloß Seine däniſche Majeſtät, mit Unterzeichneten gemeinſchaftlich zu wirken und dem Prinzen, welcher, als muthmaßlicher Kronerbe und in der Eigenſchaft des erſten Unterthans, ein Muſter des Gehorſams ſein ſollte, zu befehlen, ungeſäumt zurückzukehren, indem er durch ſeinen längeren Aufenthalt in Norwegen, als geborener Däne, ſich des Aufruhrs gegen Seine Majeſtät ſchuldig machen würde. Unterzeichnete finden ſich daher veranlaßt zu erklären, daß ſie nicht Vermittler zwiſchen Schweden und Norwegen ſind, ſondern vielmehr Waffenherolde, deren Pflicht es iſt, darauf zu dringen, daß der von ihren reſp. Monarchen garantirte Tractat von Kiel ſeinem ganzen Inhalte nach in Erfüllung gehe. Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Chriſtian bekannte Denkungsart, die Geradheit ſeiner Abſichten, die allgemeine Achtung, deren das norwegiſche

Volk in ganz Europa genießt und der allgemeine Wunſch, beide Reiche ohne Blutvergießen zu vereinigen, haben inzwiſchen die Unterzeichneten bewogen, einen Vergleich vorzuſchlagen, welcher, wie leicht begreiflich iſt, nicht im Sinne ihrer Inſtructionen liegt. Sie haben ſich dabei angelegen ſein laſſen, Seiner Königlichen Hoheit einen Ausweg offen zu laſſen, einen hohen Poſten aufzugeben, auf welchen Sie unglückliche Zeitumſtände geſetzt haben, zugleich aber auch Alles zu vermeiden, was auf den Charakter Seiner Königlichen Hoheit und des norwegiſchen Volkes ein nachtheiliges Licht werfen könnte. Seine Königliche Hoheit haben erklärt, daß er ſich ohne Zuſtimmung des Reichstages auf Nichts einlaſſen könne. Um denſelben zu Rathe zu ziehen, ſchlug er einen Waffenſtillſtand vor. Unterzeichnete beeilen ſich, dieſen Vorſchlag anzunehmen, jedoch nur unter nachfolgenden Bedingungen:

1) Seine Königliche Hoheit verbinden ſich gegen den König von Schweden und deſſen Bundesgenoſſen, alle Rechte wieder in die Hände der Repräſentanten der Nation niederzulegen, welche dieſe ihm anvertraut hatte, und ſeinen ganzen Einfluß bei dem Volke aufzubieten, um die Vereinigung Norwegens mit Schweden zu bewirken.

2) Die norwegiſchen Truppen ſollen das Gebiet zwiſchen dem Glommen und der ſchwediſchen Grenze räumen, ſo wie die Wallfiſch-Inſeln, ferner Friedrichſtadt mit der Citadelle, Friedrichshall und Kongswin-

ger. Das Land ſoll neutral und die Feſtungen von den ſchwediſchen Truppen beſetzt werden.

3) Während die Feſtungen auf dieſe Art beſetzt bleiben, ſoll die See-Blokade von Chriſtiania, Bergen und Chriſtianſund aufgehoben werden.

Hierauf erwarten die Unterzeichneten eine kategoriſche Antwort. Chriſtiania, am 7. Juli 1814.

(Unterz.) Orloff. — Steigenteſch. —
Foſter. — Martens.*)"

Sie ſetzten dem Könige von Norwegen eine Friſt von vierzehn Tagen. Er aber verlangte drei Monate Bedenkzeit, die ihm jedoch nicht zugeſtanden ward. Mittlerweile hatte er neuerdings den Staatsrath Carſten Anker nebſt einigen andern Deputirten nach England geſchickt, um die Miniſter zu bewegen, ſich der norwegiſchen Sache anzunehmen.

Der Kronprinz von Schweden, der am 8. Juni mit dem Regimente Royal-ſuedois in Schonen angekommen war, vereinigte ſich ſpäter mit den beiden Armeecorps der Generale Adlercreutz und Eſſen, die, 15 bis 18,000 Mann, bei Gothenburg ſtanden und wartete nur noch den Erfolg der von jenen Commiſſarien eingeleiteten Unterhandlungen ab, um dann mit einem Heere von 20 bis 25,000 Mann nach Norwegen vorzurücken und es von drei Seiten zugleich anzugreifen. Kaiſer Alexander machte ſich zur Erfüllung des Åboer Vertrages verbindlich und verſprach ein Hülfsheer von 35,000 Mann gegen Norwegen zu ſtellen. England hatte neun Linienſchiffe geſchickt, um im Vereine mit ſechs ſchwediſchen Kriegsſchiffen und dem größten Theile der ſchwediſchen Scheerenflotte, Norwegen zu blockiren.

---

*) Orloff, Steigenteſch und Foſter erhielten nach Beilegung der Wirren das Großkreuz; Martens bekam das Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens.

Ungeachtet Norwegen auf ein Jahr verproviantirt war und ein Heer von faſt 40,000 Mann, das ſich im Beſitze aller feſten Plätze und Päſſe gegen Schweden befand, zuſammengebracht hatte, ſo erklärten doch mehrere Mitglieder der Reichsverſammlung, daß, ſobald England ſich gegen Norwegen erklärt habe, ein längerer Widerſtand unmöglich ſei. Und daher kam es, daß ein beträchtlicher Theil der Nation, namentlich im Süden von Norwegen, ſo wie der ganze Kaufmannsſtand, deſſen Handel darunter litt, ſich für die Vereinigung mit Schweden ausſprach.

König Chriſtian, dem das Wohl Norwegens mehr als ſein eigenes Glück am Herzen lag, erklärte ſich nach langem Widerſtande endlich bereit, Norwegen zu überliefern unter folgenden Bedingungen:

1) Unbedingte Beſtätigung der norwegiſchen Verfaſſung.

2) Keine ſchwediſchen Truppen dürfen ins Land kommen.

3) Die norwegiſchen Truppen halten die Feſtungen beſetzt.

4) Kein ſchwediſcher Statthalter oder Beamter, ſondern nur Eingeborene ſollen das Land verwalten.

5) Der König von Schweden verpflichtet ſich, die

norwegiſchen Truppen nie außerhalb ihres Vaterlandes dienen zu laſſen.

Die Annahme dieſer Bedingungen, unter welchen Norwegen ſich unterwerfen wollte, wurden in Stockholm beanſtandet, weil Schweden dadurch nur dem Namen nach die Herrſchaft über Norwegen erhielte und bei der kleinſten vermeintlichen Verletzung der Conſtitution, die kaum ausbleiben könne, Norwegen ſogleich in ein feindliches Land verwandelt ſehen würde.

Am 10. Juli erſchien eine ſchwediſche Proclamation an die Norweger, in welcher ſie wiederholt und zum letzten Male zur Unterwerfung aufgefordert wurden und in der gleichzeitig die vom Prinzen Chriſtian zuſammenberufene Reichsverſammlung für geſetzwidrig erklärt ward.

Am 12. Juli verließ der Kronprinz von Schweden, begleitet von ſeinem Sohne Oscar, Herzog von Südermanland, Stockholm, um den Oberbefehl der gegen Norwegen vorrückenden ſchwediſchen Armee zu übernehmen. In Gothenburg erhielt Karl Johann von Norwegen aus neue Vorſchläge zu einem Waffenſtillſtande. Am 13. Juli ſchrieb Prinz Chriſtian an den König von Schweden:

„Mein Herr Bruder! Es giebt für mich nichts Koſtbareres in der Welt, als ein gutes Gewiſſen; bisher hat mich daſſelbe nicht verlaſſen und ich wünſche mich auch fernerhin nur nach dem zu richten, was Ehre und Pflicht mir vorſchreiben. Dieſe Geſinnungen ſind's, die mich bewogen hatten, mich an die Spitze eines Volks zu ſtellen, das, ſeines Eides der

Treue gegen ſeinen König entbunden; nach Unabhängigkeit ringt und in mich ſeine ganze Liebe und ſein ganzes Vertrauen ſetzt. Ich habe geſchworen, ſeine Conſtitution zu vertheidigen und bin bereit, für die Behauptung ſeiner Rechte und Unabhängigkeit zu ſterben; gleichzeitig aber übernahm ich auch die Verpflichtung, für ſeine Wohlfahrt zu ſorgen. Jetzt, da ganz Europa ſich gegen Norwegen und gegen die Sache erklärt, die ich blos mit den Mitteln meines Landes vertheidige, zwingen mich dieſe Rückſichten, der Nothwendigkeit nachzugeben. Perſönliche Abſichten haben mich niemals geleitet. Ich werde dies beweiſen, indem ich die Krone in die Hände der Nation zurücklege, von der ich ſie empfangen habe. Ich wünſche, lieber Norwegen zu retten, als darüber zu herrſchen. Aber, bevor ich mich trenne von einem Volke, an das mich die heiligſten Bande knüpfen, will ich durch einen Vertrag ſein Glück ſichern. Ich füge die Grundlagen zur Vereinigung Norwegens mit Schweden, die Conſtitution und andere Bedingungen hier bei, die ich für Norwegen geſichert zu ſehen wünſche. Ich werde den Reichstag verſammeln und dieſe Bedingungen der Nation bekannt machen. Ich werde ihr alle Gefahren ſchildern, denen ſie ſich durch einen kraftvollen, furchtloſen Widerſtand ausſetzt. Willigt ſie ein, dann lege ich ſofort die Krone nieder; weigert ſie ſich, dann werde ich mein Schickſal nicht von dem ihrigen trennen. Doch bevor ich den Reichstag zuſammenberufe, ſind zwei wichtige Punkte feſtzuſetzen: 1) daß die Grundlagen zur Vereinigung unter Garantie der vier

Mächte, deren Geſandte hier verſammelt ſind, von Schweden angenommen werden, 2) daß die Berathſchlagungen des Reichstags reiflich und frei gehalten werden dürfen und daß zu dieſem Zwecke ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen werde. — Ich ſehe ein, daß die Vortheile, welche aus einem Waffenſtillſtande erwachſen können, Opfer von meiner Seite erfordern. Dieſe Opfer ſind in dem hier beigefügten Waffenſtillſtands-Entwurfe ausgedrückt. — Die Geſandten der alliirten Mächte beſtanden darauf, daß die Feſtungen von ſchwediſchen Truppen beſetzt werden ſollten; aber ich konnte hierin nicht nachgeben, weil die Conſtitution, die ich beſchworen habe, mir die Hände bindet; auch kenne ich zu gut den Charakter meiner Nation, welche nicht dulden wird, daß die ſchwediſchen Truppen ohne Widerſtand über die Grenze kämen; ich würde deßhalb die Drangſale eines Krieges nach Außen den Schreckniſſen eines Bürgerkrieges vorziehen müſſen. Ich vertraue indeſſen ganz auf Ihre Weisheit, Sire, indem ich hoffe, Sie werden gern jenen Mitteln beiſtimmen, um einen Krieg zu vermeiden, der die beſchloſſene Vereinigung unzuläſſig machen und für Schweden ſowohl als für die Norweger, die Sie zu beherrſchen wünſchen, großes Unglück nach ſich ziehen würde. Sie können ſie nur gewinnen durch Mittel der Güte und durch Nachgiebigkeit für die öffentliche Meinung, welche Aufhebung der Blokade begehrt. Man wird letztere als eine Wohlthat betrachten, die man Ihrer Großmuth und Ihrer Liebe zu dieſem Volke verdankt. Meine Lage iſt ſchmerzlich, aber meine Liebe zu Norwegen iſt ſtärker als mein Schmerz. Wenn Sie die Vorſchläge zum Waffenſtillſtande, die Grundlagen und die Bedingungen zur Vereinigung annehmen, dann verpflichte ich mich auf mein Ehrenwort, meinen ganzen Einfluß bei der norwegiſchen Nation dahin zu verwenden, daß dieſe Vereinigung, als das einzige zu ihrem Heile übrig gebliebene Mittel, angenommen werde. Sire, ſchenken Sie mir Vertrauen; ich glaube es zu verdienen, indem ich mich mit aufrichtiger Geſinnung unterzeichne, Sire, Ew. Majeſtät u. ſ. w. Chriſtiania, am 13. Juli 1814.

Chriſtian Friedrich."

An demſelben Tage ging nachfolgendes Schreiben an den Kronprinzen Karl Johann ab.

„Mein Herr Vetter! An einen Gegner, deſſen Achtung und Zutrauen ich zu gewinnen wünſche, wende ich mich, indem ich Ihnen ſchreibe und die Abſchrift meines Briefes an den König von Schweden beifüge. Meine Geſinnungen ſind darin ausgedrückt und die Opfer angegeben, die ich darzubringen bereit bin, um den Frieden im Norden zu ſichern. Die norwegiſche Nation wird entſcheiden, ob ſie einen Krieg gegen die vereinigten Kräfte Europens dem Looſe vorzieht, das man ihr vorſchlägt. Ich werde ihr die Gefahren, die ſie zu beſtehen hat, getreulich ſchildern. — Sie können Norwegen erobern, aber Sie werden über Unterthanen herrſchen, welche unverſöhnliche Feinde ihrer Unterdrücker ſind. Aber durch Mittel der Güte und Menſchlichkeit, mit der gehörigen Rückſicht für die öffentliche Meinung, können Sie hoffen, die Ruhe und das Glück der ſkandinaviſchen Völker zu ſichern. Wählen Sie, mein Prinz, und zweifeln Sie nicht: Sie werden mich immer auf dem Wege der Pflicht antreffen, ſei es an der Spitze eines Volkes, das ſeine Unabhängigkeit vertheidigt, oder als aufrichtiger Vermittler, ſobald man die ſeinen Rechten und ſeiner Wohlfahrt ſchuldigen Rückſichten beobachtet. Ich unterzeichne u. ſ. w. Chriſtiania, am 13. Juli 1814.

Chriſtian Friedrich."

Von Seiten des Kronprinzen erfolgte die Antwort:

„Mein Herr Vetter! Ich eile auf Ihr Schreiben vom 13. d. M. zu antworten, das mir erſt heute zugeſtellt worden, und welchem die Abſchrift Ihres Briefes an den König, meinen Souverain, beigefügt war. Die norwegiſche Nation, durch einen däniſchen Prinzen verführt, der ihr die Drangſale eines unheilvollen Krieges hätte erſparen ſollen, kann noch eine Zeitlang verblendet bleiben; doch bieder und freimüthig, wie ſie iſt, wird ſie ihre Pflichten ihrem rechtmäßigen Beherrſcher gegenüber nicht verkennen und Diejenigen, durch die ſie irre geleitet worden iſt, ſelbſt zu ſtrafen wiſſen. Der König, mein Souverain, iſt bereit, dieſer wackern Nation ſogar mehr zu bewilligen, als ſie vernünftigerweiſe verlangen kann; doch die Norweger allein ſind es, die Seine Majeſtät hören will, nicht aber unrechtmäßige Obere, die Seine Majeſtät weder anerkennen kann noch darf, und die ein der Wohlfahrt und der Ruhe Norwegens ganz entgegengeſetztes Intereſſe haben. Als däniſcher Prinz mußten Sie Ihre Pflichten kennen. Als treuer, rechtſchaffener Unterthan hatten Sie Ihrem Monarchen, der Sie an di Spitze der Regierung geſtellt hatte, gehorchen und Ihr Stellung nicht dazu gebrauchen müſſen, den Bürgerkrieg im Norden anzuſtiften. Nie war ich geſonnen Norwegen durch die Gewalt der Waffen mit Schweden zu vereinigen; ich trachtete nach einer ſanftern Eroberung. Die Völker, die das Loos des Krieges meine Verwaltung unterworfen hatte, laſſen den Grundſätzen die meine Regierung geleitet haben, Gerechtigkeit wi verfahren. Jene Meinung, von der Sie ſprechen habe ich längſt ſchon gegen Sie ausgeſprochen. — Die Ruhe der ſkandinaviſchen Völker iſt mein Zwec und mit allem meinem Blute, Prinz, möchte ich ihr Glück, ihre Unabhängigkeit, ihre Freiheit erkaufen. — Man bringt kein Opfer, wenn man eine angemaaßt Gewalt aufgiebt, und man befindet ſich nicht auf dem Wege der Pflicht, wenn man die Heiligkeit der Verträge und die Geſetze der geſelligen Ordnung, die jene zur Grundlage dienen, nicht anerkennt. Prinz, ich werde die Befehle meines Königs vollziehen und den Schweden unabläſſig wiederholen, daß ſie die guten Norweger mit offenen Bruderarmen empfangen und ſie nicht mit den Aufrührern und Fremden, die ſi zu bekämpfen haben, verwechſeln müſſen.

Hauptquartier zu Gothenburg, am 20. Juli 1814.

Karl Johann."

Die Commiſſarien der Verbündeten, welche Chriſtiania bereits verlaſſen hatten, kehrten am 21. Juli über Gothenburg nach Kopenhagen zurück. Aber ſchon am 26. deſſelben Monats begaben ſie ſich von Neuem nach Chriſtiania, um dort den letzten Verſuch der Ausgleichung zu machen, welcher ebenfalls ſcheiterte. Tags darauf begannen die Feindſeligkeiten von Seiten der Schweden.

Ein Brief aus dem Hauptquartiere des Kronprinzen Karl Johann, datirt Gothenburg 28. Juli, berichtete:

„Geſtern um eilf Uhr Vormittags gab der General-Admiral Johann Freiherr Puke das Signal, ſowohl für die große, als die kleine Flotte, ihre Anker zu lichten, um gegen die norwegiſche Flotte vorzudringen, welche bei den Wallfiſch-Inſeln unter dem Schutze einiger und zwanzig dort aufgeworfenen Batterien aufgeſtellt war. Unſere Flotten ſetzten ſich in Bewegung; der Wind begünſtigte ſie Anfangs; allein nach einigen Stunden begann Windſtille, weßhalb der Angriff bis heute aufgeſchoben werden mußte. Der norwegiſche Befehlshaber, der eine völlige Zerſtörung ſeiner Flotte vorausſah, hatte inzwiſchen die Nacht benutzt, um die Inſeln zu räumen, und war beim Herannahen des ſchwediſchen Geſchwaders ſchon in vollem Rückzuge nach Friedrichſtadt. Die Räumung der Inſeln ward mit ſolcher Eile vollzogen, daß die Norweger die meiſten ihrer Batteriekanonen in die See warfen. Das Bohuslän'ſche Regiment war das erſte von den Landungstruppen, welches die norwegiſchen Inſeln beſetzte. Solchergeſtalt haben wir bei Eröffnung des Feldzugs eine der wichtigſten Stellungen ohne Verluſt eines einzigen Mannes eingenommen, und es iſt nunmehr zu hoffen, daß der norwegiſchen Nation die Unmöglichkeit einleuchten werde, der ſchwediſchen Kriegsmacht zu widerſtehen, welche, von dem Muthe des größten Enthuſiasmus beſeelt, dem thörichten Vorhaben, Norwegens Vereinigung mit Schweden aufzuhalten, bald ein Ende machen wird."

Zu Lande ſtanden die Vorpoſten der Schweden und der Norweger ſich jetzt ſo nahe, daß ſie unmittelbar mit einander ſprechen konnten. Ein Brief aus Kopenhagen vom 31. Juli ſprach von Unruhen, die im Heere der Schweden an der norwegiſchen Grenze ausgebrochen ſeien. Reiſende behaupteten, eines der ſchwediſchen Regimenter ſei aufgelöſ't worden, weil es ſich geweigert habe, gegen die Norweger zu fechten. Ein ſchwediſcher Major ſoll ſich nach Dänemark geflüchtet und auch Graf Uglar nebſt mehrern vornehmen Schweden ſich entfernt haben. — Die Norweger hingegen fuhren fort, die größte Anhänglichkeit an den von ihnen gewählten König zu bezeugen, den ſie mit Gut und Blut zu ſchützen ſich gelobten. Er ſelbſt begab ſich vom Reichstage zur Armee, um ſie zum Widerſtande gegen das Eindringen der Schweden anzufeuern.

Der ſchwediſche General, Baron von Vegeſack, der die Avantgarde des zweiten Armee-Corps befehligte, nahm den Hof Berby, weſtlich von Stromſtadt, und drang von hier bis nach Friedrichshall vor. Am 30. Juli fand ein Treffen bei dem Salzwerke Valöe in der Herrſchaft Jarlsberg, auf der linken Seite des Meerbuſens von Chriſtiania, ſtatt, bei welcher Gelegenheit die norwegiſche Flottille, welche ſich dorthin zurückgezogen hatte, faſt gänzlich vernichtet ward. — Am 3. Auguſt wurde die Feſtung Friedrichshall bombardirt; die Diviſionen der Generale Sandels und Poſſe rückten weiter vorwärts. Am 4. Auguſt ward das Hauptquartier des Kronprinzen Karl Johann nach Weſtgärd verlegt. Hier erfuhr er, daß 5 bis 6000 Norweger gegen Kjol vorrückten, um den General Vegeſack anzugreifen, welcher Friedrichshall blokirte. Letzterer erhielt die Ordre, den Feind bis Rackeſtadt zurückzutreiben. Als der Commandant von Friedrichſtadt erfuhr, daß die Norweger zurückgedrängt worden waren, verlangte er zu capituliren. Die Capitulation kam zwiſchen dem norwegiſchen Commandanten, Obriſt-Lieutenant von Hjals, und den ſchwediſchen Obriſten Klint und Skjoeldebrand zu Stande. Um ſieben Uhr Abends beſetzten die Schweden Friedrichsſtadt und Kongſteen. Die 1500 bis 2000 Mann ſtarke Beſatzung wurde nicht zu Kriegsgefangenen gemacht: man erlaubte ihnen, als irregeleiteten Unterthanen, in ihre Heimath zurückzukehren. In Friedrichſtadt und Kongſteen eroberten die Schweden über hundert Kanonen. Dieſe Feſtung, die den Uebergang über den Fluß Glommen beherrſcht, wird als Schlüſſel von Chriſtiania betrachtet.

In zwei andern Gefechten, bei Moß und Kongsvinger, ward das norwegiſche Heer vom König Chriſtian in eigener Perſon befehligt. In Folge dieſer beiden Gefechte wurde der norwegiſche Obriſt Broker zum General-Major und der General-Major Staffelt zum General-Lieutenant ernannt.

Aber das Ende vom Liede war, daß die Norweger trotz ihrer Tapferkeit durch die Uebermacht des Feindes auf faſt allen Punkten geſchlagen, ſich endlich doc genöthigt ſahen, am 14. Auguſt nachfolgenden Waffenſtillſtand abzuſchließen:

A. Waffenſtillſtands-Convention zwiſchen den ſchwediſchen Truppen einerſeits und de norwegiſchen Truppen andrerſeits, mit Vorbehalt de Ratification, abgeſchloſſen von den Unterzeichneten z Moß am 14. Auguſt 1814. *)

Art. I. Die Feindſeligkeiten ſollen zu Lande un zu Waſſer zwiſchen den ſchwediſchen Truppen un Flotten einerſeits und den norwegiſchen Truppen un Flotten andererſeits aufhören und zwar vom Tag der Unterzeichnung der gegenwärtigen Convention a bis vierzehn Tage nach der Eröffnung des Reichstage und mit achttägiger Aufkündigung nach Ablauf diese Termines.

Art. II. Die Blokade der norwegiſchen Häfe wird nach Unterzeichnung der gegenwärtigen Conventio aufgehoben. Die Ein- und Ausfuhr mit Vorbehal der norwegiſchen Zoll-Abgaben wird freigegeben.

Art. III. Wenn die Feſtung Frederikſteen noc nicht capitulirt hat, ſo ſoll ſie ſogleich mit den dazugehörigen Werken den Truppen Seiner ſchwediſche Majeſtät übergeben werden. Die Beſatzung wird au

---

*) Das Original iſt in franzöſiſcher Sprache abgefaßt

der Feſtung mit Waffen und Gepäck und allen militairiſchen Ehren ausziehen. Den Offizieren ſteht es frei, ſich hinzubegeben, wohin ſie wollen. Die Soldaten kehren in ihre Heimath zurück. Die Einen ſowohl als die Andern verſprechen, nicht mehr gegen die Truppen Seiner ſchwediſchen Majeſtät zu dienen.

Art. IV. Es wird eine Demarcationslinie zwiſchen beiden reſp. Armeen gezogen. Die ſchwediſche Linie lehnt ſich bei Sooner an, geht über Hovi, Oeſtadt-Sund längs dem Oyern-See herauf und folgt dem Glommen bis nach Krakerud. Die ſchwediſchen Truppen in Wermeland dürfen ſich nicht weiter als bis nach Acklanger ausbreiten. — Die norwegiſche Linie lehnt ſich bei Droback an, erſtreckt ſich über Korsgaard und Krogſtadt bis zum Oyern-See und geht auf dem rechten Ufer des Glommen bis nach Kongsvinger fort.

Art. V. Die norwegiſchen Nationaltruppen werden ſofort verabſchiedet und kehren in ihre reſp. Provinzen zurück. Unter den Waffen bleiben blos die geworbenen Truppen, (storvede) nämlich a) das Regiment Sondenfield, b) das Regiment Nordenfield, c) das Regiment Upland, d) das Regiment Aggerhuus, e) die Artilleriebrigade. Dieſe Corps dürfen die im Art. IV. feſtgeſetzte Demarcationslinie nicht überſchreiten, ſo daß das Land von Droback, Korsgaard und Trogſtadt bis Sooner, Hovi und Oeſtadt-Sund von Truppen gänzlich frei bleibt.

Art. VI. In Norwegen ſollen blos zwei ſchwediſche Diviſionen mit der verhältnißmäßigen Artilleri und Cavallerie zurückbleiben. Der übrige Theil de ſchwediſchen Armee kehrt nach Schweden zurück.

Art. VII. Der Theil der norwegiſchen Armee, welcher unter den Waffen bleibt, wird ſich in gewöhnliche Etappenmärſchen in die Demarcationslinie begeben und ſich zu dieſem Zweck zwei Tage nach Unterzeichnun der gegenwärtigen Convention in Bewegung ſetzen Auch der Theil der Armee, welcher nach Schweden zurückkehrt, wird ſo ſchnell als möglich ſeinen Rückzu antreten.

Art. VIII. Da die Feindſeligkeiten aufgehör haben, ſo werden die ſchwediſchen und norwegiſche Generale wechſelſeitig die nöthigen Befehle ertheilen daß das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Armeen erhalten werde und alle Laſten und Spuren des Kriege verſchwinden mögen.

Art. IX. Die beiderſeitig gemachten Kriegsgefangenen ſollen ſo raſch als möglich in Freiheit geſetz werden.

Art. X. Um den Repräſentanten der Nation welche zum Reichstage in Chriſtiania zuſammenberufe werden, in ihren Berathſchlagungen volle Freiheit z laſſen, ſoll es weder den ſchwediſchen noch den norwegiſchen Truppen erlaubt ſein, ſich dem Reichstag bis auf drei Meilen zu nähern. Die Bürgerſchaft vo Chriſtiania wird während des Reichstages die Wache in der Stadt und in der Feſtung Aggerhuus beziehen

XI. Die norwegiſche Flagge ſoll während des Waffenſtillſtandes reſpectirt werden.

(Unterz.) **Adolf Fredrik Skjoeldebrand**,
General-Lieutenant.

**Magnus Fredrik Bjoernſtjerna**,
General-Major.

**Jonas Collett**, } norwegiſche
**Niels Aall**, } Staatsräthe.

Ich ratificire obige Convention und ergreife mit Vergnügen dieſe erſte Gelegenheit, um der norwegiſchen Nation und Armee einen Beweis meiner wohlwollenden Geſinnungen für ſie zu geben.

(Unterz.) **Karl Johann**,
Kronprinz von Schweden.

B. **Convention** zwiſchen Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Schweden im Namen des Königs einerſeits und der norwegiſchen Regierung andrerſeits, abgeſchloſſen zu Moß am 14. Auguſt 1814.

Art. I. Seine Königliche Hoheit der Prinz **Chriſtian** wird nach der in der beſtehenden Conſtitution vorgeſchriebenen Art die Stände des Königreichs Norwegen zuſammenberufen. Der Reichstag wird den letzten September, oder, wenn dies nicht möglich iſt, in den erſten Tagen des Octobers eröffnet werden.

Art. II. Seine Majeſtät der König von Schweden wird direct durch einen oder mehrere von Ihm ernannte Commiſſarien mit dem Reichstage verhandeln.

Art. III. Seine Majeſtät der König von Schweden verſpricht die von den Abgeordneten in der Reichsverſammlung zu Eidsvold beſchloſſene Conſtitution anzunehmen und nur ſolche Veränderungen vorzuſchlagen, die zur Vereinigung beider Reiche nöthig ſind, und verpflichtet ſich, keine Abänderung ohne Zuſtimmung des Reichstags vorzunehmen.

Art. IV. Die von Seiner Majeſtät dem Könige von Schweden ſowohl, als die von Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen dem norwegiſchen Volke gemachten Verſprechungen ſollen auf's Genaueſte erfüllt und von Seiner Majeſtät beim norwegiſchen Reichstage beſtätigt werden.

Art. V. Die Reichsverſammlung wird in Chriſtiania zuſammenkommen.

Art. VI. Seine Majeſtät der König von Schweden erklärt, daß Niemand, weder direct, noch indirect, wegen Meinungen, welche der Vereinigung beider Reiche bisher entgegen geweſen ſind, verfolgt werden ſoll. Die norwegiſchen Civil- und Militair-Beamten, oder auch Solche, welche Ausländer ſind, ſollen mit den Rückſichten und dem Wohlwollen behandelt werden, welche die Regierung ihnen ſchuldig iſt. Keiner derſelben darf wegen ſeiner bisherigen Meinungen in Unterſuchung gezogen werden. Diejenigen, welche nicht fortdienen wollen, ſollen nach den Landesgeſetzen penſionirt werden.

Art. VII. Seine Majeſtät der König von Schweden wird ſeine guten Dienſte bei Seiner Majeſtät dem Könige von Dänemark verwenden, um den Widerruf aller Verordnungen und Edicte, welche ſeit dem 14. Januar 1814 gegen die öffentlichen Beamten ſowohl *), als gegen das Königreich Norwegen überhaupt erlaſſen, zu bewirken. Im Hauptquartier zu Moß am 14. Auguſt 1814.

(Folgen die vier oben namhaft gemachten Unterſchriften.)

Ratificirt: Chriſtian Friedrich.

Erſt ſpäter ward nachfolgender Geheimer Zuſatz-Artikel bekannt gemacht:

Seine Königliche Hoheit Prinz Chriſtian Friedrich erklärt und verpflichtet ſich feierlich, die vollziehende Macht, womit er bekleidet iſt, ohne irgend einen Vorbehalt in die Hände der Nation zurückzulegen und zur Erfüllung dieſer Formalität ruft er den Reichstag zuſammen. Sobald dieſer verſammelt iſt, wiederholt er dieſe Erklärung und läßt ſie im ganzen Reiche bekannt machen. Hernach verläßt er Norwegen, auch ſelbſt dann, wenn ihn der Reichstag bewegen wollte, ſeinen Aufenthalt in dieſem Lande zu verlängern. Zur Bekräftigung wird Seine Königliche Hoheit Prinz

---

*) Aus der däniſchen Armeeliſte waren folgende in Norwegen dienende Generale ausgeſtrichen: der General-Lieutenant Graf von Schmettau, die General-Majore Levetzow, Krogh, Staffeld, Bang, Motzfeldt, Meier, Ohme und der General-Gouverneur Anker in Weſtindien (der bald darauf durch den General-Lieutenant Oxholm remplacirt ward); ferner 19 Offiziere vom Genie-Corps und 48 Artillerie-Offiziere.

Chriſtian Friedrich dieſes Verſprechen ſchriftli
in gehöriger Form und mit ſeinem Siegel verſeh
ſobald als möglich Seiner Majeſtät dem Könige v
Schweden zuſtellen laſſen. Dieſer Zuſatz-Artikel ſ
erſt acht Tage nach Eröffnung des Reichstags bekan
gemacht werden, im Uebrigen aber dieſelbe Kraft u
Gültigkeit haben, als wenn er Wort für Wort in
Convention vom 14. Auguſt eingerückt wäre.

Moß am 14. Auguſt 1814.

(Unterz.) Skjoeldebrand. — Bjoernſtjern
Collett. — Aall.
Ratificirt: Chriſtian Friedrich.

Der König von Norwegen, der durch dieſen A
tikel ſeine Abdankung unterzeichnet hatte, erließ a
16. Auguſt eine Proclamation, in welcher er, die Grün
ſeiner Handlungsweiſe auseinanderſetzend, die Erklärun
abgab: er habe aus Liebe zum norwegiſchen Volke d
Gewalt der Umſtände nachgegeben, und damit d
Nation eine genaue Kenntniß aller Urſachen erhalt
die ihn bewogen haben, die oben mitgetheilte Conventio
zu ratificiren, habe er zum 7. October einen außero
dentlichen Reichstag in Chriſtiania zuſammenberufen.

Der arme König, der in Folge dieſer unglück
lichen Ereigniſſe ſehr angegriffen war, befand ſich ſe
jenem Tage, krank an Leib und Seele, auf ſeine
Landſitze Ladegaardsöen bei Chriſtiania. Von di
aus ſandte er ſeinen Adjutanten, Obriſten Broker
mit einem eigenhändig geſchriebenen Briefe an de
König von Dänemark. Herr v. Broker langte an

2. September in Kopenhagen mit der Nachricht an, daß Prinz Chriſtian entſchloſſen ſei, Norwegen, ſobald er die Regierung in die Hände des Reichstags niedergelegt habe, zu verlaſſen und nach Dänemark zurückzukehren.

Zwei Tage ſpäter verließ Friedrich VI. die Hauptſtadt ſeines Reiches, um ſich zum Monarchen-Congreſſe nach Wien zu begeben.

Freitag am 7. October (gerade am Geburtstage König Karl's XIII.) ward die Reichsverſammlung zu Chriſtiania durch Herrn von Roſenkranz, Mitglied des norwegiſchen Staatsraths, mit einer Rede eröffnet, worin er erklärte, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Chriſtian von Dänemark, durch Krankheit verhindert, der Verſammlung beizuwohnen, ihn beauftragt habe, den Ständen die Gründe mitzutheilen, die ihn bewogen hätten, der ihm anvertrauten Krone zu entſagen. Dies geſchehe hauptſächlich darum, um nicht wegen perſönlicher Rückſichten einen ungleichen Kampf fortzuſetzen, in welchem ſich ganz Europa und die ungünſtigſten Umſtände gegen Norwegen verbunden hätten und deſſen Ausgang für das Wohl der norwegiſchen Nation die verderblichſten Folgen herbeigeführt haben würde. Es bleibe jetzt nichts übrig, als ſich einem höher waltenden Schickſale zu ergeben und ſich dem zu unterwerfen, was die Klugheit und die Gewalt der Umſtände erforderten. — Nach Verleſung der Rede ward, dem Wunſche des Prinzen gemäß, der Reichstag eingeladen, am 10. October an ihn nach Ladegaardsloen eine Deputation von 25 Mitgliedern abzuſenden, in deren Hände er die Entſagung ſeiner Regierung niederzulegen entſchloſſen ſei.

Am folgenden Tage ſchiffte ſich Prinz **Chriſtian** auf der däniſchen Brigg „Bornholm," geführt vom Capitain-Lieutenant **Kaas**, nach Dänemark ein.

Am 20. October wurde durch Beſchluß des Storthing (die Zahl der verſammelten Mitglieder betrug 79) mit einer Majorität von 74 Stimmen gegen 5,*) unter dem Vorſitze des Präſidenten **Chriſtie** die Vereinigung der beiden Kronen Norwegen und Schweden ausgeſprochen und am 4. November (an welchem Tage das modificirte Grundgeſetz angenommen worden war) **Karl XIII.** als conſtitutioneller König von Norwegen feierlich anerkannt und ausgerufen. — Am folgenden Tage begab ſich eine Deputation von ſieben Mitgliedern des Reichstags, an deren Spitze ſich Graf **Wedel-Jarlsberg** befand, nach Friedrichshall, um den dort verweilenden Kronprinzen nach Chriſtiania einzuladen und ihn dahin zu begleiten. — Am 9. November hielt **Karl Johann**, in Begleitung ſeines Sohnes, gefolgt von dem Feldmarſchall Grafen **von Eſſen** und dem General **von Adlercreutz**, ſeinen feierlichen Einzug in Norwegens Hauptſtadt.

Am 10. November ward die Nachricht von der Vereinigung beider Reiche durch die Obriſten **Reuterskjold** und **Holſt** nach Stockholm gebracht und durch 128 Kanonenſalven den Bewohnern der Hauptſtadt verkündet.

---

*) Alle fünf Deputirte, welche gegen die Vereinigung geſtimmt hatten, gehörten dem Stifte Bergen an.

Feldmarſchall Johann Heinrich Graf von Eſſen*) wurde zum General-Gouverneur Norwegens ernannt.

Nach einer langen und beſchwerlichen Ueberfahrt langte Prinz Chriſtian — noch immer krank — in Begleitung des Grafen Bargas-Redemar, des Majors von Brook, des Capitains von Holſtein und des Dr. Adler — am 4. November zu Aarhuus in Jütland ein, wo er von Alt und Jung mit aufrichtiger Liebe und endloſem Jubel empfangen ward. — Am 10. November traf er bei der Hammermühle, zwiſchen Helſingoer und Kopenhagen ein, begab ſich von dort am 12. nach Schloß Friedensburg und am folgenden Tage nach Kopenhagen. Auch hier empfing ihn lauter Enthuſiasmus.

Prinz Chriſtian hatte über Norwegen nur wenige Monate als König geherrſcht, aber in dieſer kurzen Spanne Zeit für die Wohlfahrt des durch ihn frei gewordenen Reiches mehr gethan, als mancher andere Souverain ſein ganzes Leben lang. Durch ihn erhielt das tapfere Volk eine Verfaſſung, die ihm in der Bruſt jedes Normannen ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit, dauernder als Erz, errichtet hat. „Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt.“

---

*) Eſſen, geb. zu Kaſtes in Weſtgothland am 26. September 1755, ſtarb am 28. Juli 1824 im Bade zu Udewalla.

## Neuntes Kapitel.

Reiſe des Königs von Dänemark zum Wiener Congreß. — Kurze Schilderung deſſelben u. ſ. w.

Während Napoleon Buonaparte, der durch die Waffen der Verbündeten vom Throne geſtoßene Ex-Kaiſer, auf der Inſel Elba ſaß, *) trat in Wien der ſogenannte Monarchen-Congreß zuſammen.

Zu den Fürſten, die demſelben beizuwohnen beſchloſſen, gehörte auch der König von Dänemark, der für den höchſt empfindlichen Verluſt von Norwegen und für die Abtretung Helgolands **) eine angemeſſene Entſchädigung zu erhalten hoffte. Er wollte dort kein Mittel unverſucht laſſen, um den Congreß zu bewegen, auch ſeiner Forderung Gehör zu ſchenken.

---

*) Die fünf Commiſſarien der Alliirten, die ihn nach ſeiner Abdankung von Fontainebleau nach Elba begleitet hatten, waren der ruſſiſche General Paul Graf Schuwaloff, der öſterreichiſche Feldmarſchall Franz, Freiherr von Koller und der General Karl Joſeph Nepomuk Clam-Martinitz, der engliſche Obriſtlieutenant Sir Niel Campbell und der preußiſche Oberſt Friedrich Ludwig, Graf von Truchſeß-Waldburg.

**) Die Urkunde über Helgolands Abtretung an Großbritannien befindet ſich in der Kopenhagener Staatszeitung vom 16. September 1814.

Ihm voraus eilte der Miniſter Niels von Roſenkrantz. Am 4. September 1814 folgte ihm Friedrich VI., begleitet vom Prinzen von Holſtein-Beck, dem General von Buelow, dem Ober-Hofmarſchall von Hauch, dem Kammerherrn und Admiral von Lindholm, den beiden Adjutanten Goeſſel und Qualen und dem Stallmeiſter Maß. — Die Reiſe des Königs ging über Auguſtenburg, wo er zwei Tage bei ſeiner Schweſter Louiſe Auguſte verweilte, und über Schleswig, wo er ſeinen Schwiegervater, den alten Landgrafen Karl von Heſſen beſuchte. Am 8. September, Abends zehn Uhr, traf Friedrich vom Schloß Louiſenlund an der Schleie in Altona ein, wo er im Rainville'ſchen Hôtel abſtieg und daſelbſt vom Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Armee, Levin Auguſt Theophil, Grafen von Benningſen, empfangen ward. Tags darauf empfing der König eine Deputation des Rathes der Stadt Hamburg. Nach mehrtägigem Aufenthalte ſetzte er ſeine Reiſe über Lüneburg, Braunſchweig und Leipzig nach Wien fort. Seine Ankunft daſelbſt erfolgte am 23. September, Nachmittags ſechs Uhr. Kaiſer Franz war ſeinem nordiſchen Gaſte bis an den Spitz, außerhalb der Taborbrücke, entgegengefahren. Wenige Stunden zuvor war der König von Würtemberg angelangt.

Am 25. September hielten zwiſchen Zwölf und

Eins, Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm III. ihren feierlichen Einzug.

Am 28. erfolgte die Ankunft des Königs und der Königin von Bayern.

Nach dem Anfangs October 1814 in Wien erſchienenen „Guide des Etrangers*) wohnten in der Hofburg zwei Kaiſer (Franz und Alexander), zwei Kaiſerinnen (die Kaiſerin von Oeſterreich und von Rußland), vier Könige, eine Königin (Karoline von Bayern), ein kaiſerlicher und ein königlicher Kronprinz (Ferdinand von Oeſterreich und Wilhelm von Würtemberg), zwei Großfürſtinnen (von Weimar und von Oldenburg) und zwei königliche Prinzen (Prinz Wilhelm von Preußen und Prinz Karl von Bayern).

Die Wiener Hofburg ſchließt einen länglich viereckigen Platz ein, auf dem die eigentliche Burg und das ihr gegenüberliegende vormalige Reichshofrathsgebäude die zwei langen, der Amalienhof aber und ihm gegenüber der Schweizerhof die kurzen Seiten bilden. Der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland bewohnten den zweiten, der König von Würtemberg, aus Rückſicht für deſſen coloſſalen Embonpoint, der ihm das Treppenſteigen ſehr erſchwerte, den erſten Stock des Amalienhofes, der König und die Königin von Bayern und die königlichen Prinzen nahmen das ganze Reichshofrathsgebäude ein. In demſelben Flügel wohnte auch die Großfürſtin Herzogin von Weimar mit ihrem außerordentlich zahlreichen Gefolge. — Der König von Preußen und ſein Bruder, Prinz **Wilhelm**, wohnten im Schweizerhofe und zwar auf der Seite, die der Stadt zugekehrt iſt, während der König von Dänemark den Theil des Schweizerhofes inne hatte, deſſen Fenſter auf die Baſtei hinausgehen. Der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich, der Kronprinz **Ferdinand** und die Großfürſtin Herzogin von Oldenburg bewohnten die eigentliche Hofburg. Die ganze Familie des Kaiſers **Franz** wohnte, aus Mangel an Raum, in Schönbrunn, der Kronprinz von Würtemberg in der Kärthnerſtraße, der Herzog **Karl Auguſt** von Weimar am Rothenthurmthore.

---

*) Der vollſtändige Titel dieſes jetzt außerordentlich ſelten gewordenen Büchleins lautet: „Guide des Etrangers à Vienne pendant le Congrès, contenant les noms des Souverains, présents dans cette capitale, ainsi que ceux des Ministres et Chargés d'affaires des différentes Cours auprès de celle de Vienne au mois d'Octobre 1814, avec l'indication des rues et numéros des maisons qu'ils habitent."

Jedem der anweſenden Monarchen war aus den Reihen der öſterreichiſchen Generalität ein Ehren-Cavalier als Oberhofmarſchall zugetheilt: der Kaiſer von Rußland hatte den Feldmarſchall-Lieutenant Grafen **Ignaz Hardegg**; der König von Preußen den Fürſten **Moritz von Liechtenſtein**, der König von Würtemberg den Grafen **Civallard**, der König von Bayern den Grafen **Andreas Haddik** und der König von Dänemark den ſchon früher erwähnten General **Auguſt Ernſt** Freiherrn **von Steigenteſch**.

Der oben erwähnte Congreßführer war in nachfolgende Rubriken eingetheilt:

Autriche. Dieſe Rubrik zählte die Mitglieder der kaiſerlichen Familie, die kaiſerlichen Miniſter und Großwürdenträger auf. Angleterre enthielt 24 Namen; Anhalt-Dessau 4; Bade 9; Bavière 34; Breme 1; Brunsvic-Lunebourg 1; Brunsvic-Oels 34; Danemarc 17; Espagne 5; Italie 23; France 15; Francfort 2; Furstenberg 2; Gênes 1; Hambourg 2; Hanovre 5; Hesse-Cassel 6; Hesse-Darmstadt 6; Hesse-Hombourg 1; Hesse-Rothenbourg 3; Hohenzollern-Hechingen 4; Hohenzollern-Sigmaringen 2; Holstein-Beck 2; Holstein-Oldenbourg 1; Isenbourg 1; Leiningen 1; Loewenstein 3; Lubeck 1; Mayence 2; Mecklenbourg-Schwerin 1; Mecklenbourg-Strelitz 3; Naples 4; Nassau-Weilbourg 3; Neu-Wied 2; Oldenbourg 8; Ordre Teutonique 1; Portugal 3; Provinces-Unies 8; (Holland und Belgien) 7; Prusse 46; Reuss-Ebersdorf 4; Reuss-Greitz 4; Reuss-Schleitz 4; Reuss 4; Russie 53; Salm-Kyrburg 4; Sardaigne 3; Saxe-Cobourg 7; Saxe-Gotha 2; Saxe-Hildbourghausen 2; Saxe-Meiningen 2; Saxe-Weimar 17; Schaumbourg-Lippe 3; Schwarzbourg-Rudolstadt 1; Schwarzbourg-Sondershausen 1; Sicile 11; Solms-Braunfels 2; Stolberg 1; Suède 3; Suisse 9; Taxis 4; Toscane 1; Turquie 1; Wurtemberg 22.

Der Wiener Congreß glich hinſichtlich der dem vertretenen Nationalitäten und Sprachſtämme dem Thurmbau zu Babel. — Die eigentlichen Koryphäen deſſelben waren die bevollmächtigten Miniſter der acht Mächte, welche am 30. Mai 1814 den Pariſer Tractat unterzeichnet hatten.

Für Oeſterreich: Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürſt von Metternich-Winneburg und Johann Philipp, Freiherr von Weſſenberg (zuletzt öſterreichiſcher Geſandter in London).

Für Rußland: Graf Nicolai Raſumoffsky (früher ruſſiſcher Botſchafter zu Wien); Graf Stackelberg (damaliger ruſſiſcher Geſandter in Wien); Graf Carl Robert Neſſelrode, Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten.

Für Frankreich: Charles Maurice, Fürſt von Talleyrand; Emmerich Joſeph, Herzog von Dalberg*); Graf Latour du Pin, Graf Alexis de Noailles.

Für Großbritannien: Robert Stewart, Viscount Caſtlereagh; William Shaw, Lord Cathcart (britiſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe); Lord Clancarthy (zuletzt engliſcher Geſandter im Haag); Lord Charles Stewart (Caſtlereagh's Bruder und Botſchafter am Wiener Hofe).

---

*) Der Herzog von Dalberg, von Geburt ein Deutſcher und naturaliſirt durch Napoleon, war beim Einzuge der Alliirten in Paris Mitglied der proviſoriſchen Regierung, die, außer ihm, aus dem Fürſten von Talleyrand, dem General von Beurnonville, dem Staatsrath François Grafen von Jaucourt, dem Abbé und ſpätern Herzoge von Montesquiou-Fezenſac zuſammengeſetzt war.

Für **Preußen**: der Staatskanzler **Karl Auguſt, Fürſt von Hardenberg**; **Wilhelm Freiherr von Humboldt** (deſignirter preußiſcher Geſandter am Wiener Hofe).

Für **Schweden**: **Graf Guſtaf Loewenhjelm** (Geſandter am ruſſiſchen und ſpäter am franzöſiſchen Hofe).

Für **Spanien**: **Don Pedro Gomez Labrador**, Grand von Spanien und Staatsrath im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten.

Für **Portugal**: **Graf Palmella-Souza-Holſtein**, (Geſandter in London); **Graf Saldanha de Gama** (Geſandter in Sanct-Petersburg) und der Ritter **Lobo da Silveira** (deſignirter Geſandter am Wiener Hofe).

Dieſe Miniſter bildeten eine Art von General-Ausſchuß des Congreſſes und repräſentirten gleichſam die Geſammtheit deſſelben. Vorſitzender dieſes Ausſchuſſes war der von ihnen gewählte Fürſt **Metternich**.

Die rechte Hand des Letztern, der bekannte Rockumwender Hofrath **Friedrich von Gentz**, war Protokollführer. **Börne** nennt ihn den liederlichſten Menſchen im ganzen deutſchen Vaterlande und erzählt von ihm, er habe ſich jeden Vormittag eine Suppe von fünfzehn Pfund Rindfleiſch kochen laſſen, um ſeine ſchon damals ſehr zerrütteten Kräfte zu reſtauriren.

Von den oben genannten Koriphäen des Congreſſes wohnte Fürſt **Metternich** in ſeiner Villa am

Rennwege *), Fürſt Talleyrand auf dem Minoriten-Platze, Fürſt Hardenberg auf dem Graben und Viscount Caſtlereagh im „Auge Gottes“ am Sanct-Peter. Letzterer mußte für zwölf Zimmer monatlich 500 Pfd. St. Miethe zahlen.

Für die deutſchen Angelegenheiten bildete ſich ein zweiter Ausſchuß, der aus nachfolgenden Bevollmächtigten beſtand:

Für Oeſterreich: Freiherr von Weſſenberg.

Für Preußen: Freiherr von Humboldt.

Für Bayern: Feldmarſchall Karl Philipp, Fürſt von Wrede.

Für Hannover: die Grafen Münſter und Hardenberg.

Für Würtemberg: Graf Winzingerode und Freiherr von Linden.

Das Königreich Sachſen war nicht vertreten. — In dieſem Ausſchuſſe führte der Hofrath von Martens das Protokoll.

Die Verhandlungen des Congreſſes, die am 1. October hätten beginnen ſollen, wurden bis zum 1. November hinausgeſchoben, eine Verzögerung, die den öſterreichiſchen Feldmarſchall Prinzen de Ligne veranlaßte zu ſagen: „Le Congrès danse, mais il ne marche pas.“

Zu keiner andern Zeit hatte Wien einen größern Zuſammenfluß weiblicher Schönheiten aufzuweiſen, als

---

*) Ueber dem Eingange prangt noch heute die Inſchrift: „Parva domus, magna quies.“

zur Zeit des Congreſſes. General Karl von Noſtiz, Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, zählt in ſeinem „Leben und Briefwechſel" (Leipzig 1848) alle jene Damen auf, welche durch den Glanz ihrer Schönheit den Congreß verherrlichten. Der Kaiſer Alexander von Rußland bezeichnete ſechs Damen als Schönheiten erſten Ranges: Gräfin Karoline Szechenyi als „beauté coquette;" Gräfin Sophie Zichy als „beauté triviale;" Fürſtin Roſine Eſterhazy als „beauté étonnante;" Gräfin Julie Zichy als „beauté céleste;" Gräfin Sauerma als „beauté du diable" und Fürſtin Gabriele Auersperg als „beauté qui inspire seule du vrai sentiment." Letztere durfte auf dies Urtheil um ſo ſtolzer ſein, als der Czar in dieſem Punkte ein höchſt competenter Richter war.

Die gekrönten Häupter und ihr langer Schweif von Staatsmännern jagten unterdeſſen allen Vergnügungen nach. Ein großartiges Feſt verdrängte das Andere.

Dem am 9. October vom Kaiſer von Oeſterreich veranſtalteten Ballfeſte folgte am 11. ein Feſt in Schönbrunn.

„Wenn das Ballfeſt vom 9. October, berichtete Pilat's „öſterreichiſcher Beobachter" an die Wunderſchlöſſer aus Tauſend und Einer Nacht erinnerte, ſo verſetzte uns der Anblick des Feſtes in Schönbrunn am 11. in die heitere Zauberwelt Arioſto's. Trotz der ſchon rauhen Herbſtluft unſeres Klima's fühlte man ſich in eine ſüdliche Frühlingswelt verſetzt. Der Palaſt der Lieblingsbäume des ſüdlichen Europa's war der Schauplatz, auf dem ſich das lieblichſte Feſt geſtaltete, Zwiſchen dunkeln Orangenbäumen glänzten lachend-heitere Frühlingsblumen, amphitheatraliſch aufgeſtellt, und, gleichſam als ob die Pflanzenwelt die Grund-Melodie dieſes Feſtes angeben ſollte, hatten ſich die architectoniſchen Zierrathen, wie z. B. die ſilbernen Kronleuchter, in blätterumwundene Arabesken verwandelt. Spiegel vervielfältigten von allen Seiten die Herrlichkeit des Ganzen. Ueberhaupt wurde dieſes Feſt vorzüglich dadurch in eine idylliſche Dichterwelt verſetzt, daß die Kunſt hier nur eine ſehr beſcheidene Gehülſin der Natur zu ſein und nur deren Reize beleuchten zu wollen ſchien. So mahnte Alles an die Natur: vom Felſen, der ſich in die Mitte hineindrängte, und von dem Waſſerfall, der plätſchernd über ihn hinrauſchte, bis zu der ſeltenſten Lieblingsblume, die aus entfernten Zonen hergewandert ſchien, um die reizendſte Vermiſchung aller Pracht der Erde neugierig anzuſchauen. Lächelnd ſchien Göttin Flora von ihrem Fußgeſtell herab auf ihre liebliche Wunderwelt zu blicken und den zarten Blumen zu gebieten, ihre herrlichſten Düfte in die glanzdurchſtrahlte, ſchaamroth fliehende Nacht zu hauchen. Eine verhüllte Aſtrallampe beſchien von oben, wie ein Mond, die Göttin und deren Frühlings-Vaſallinnen, die huldigend ſie umringten. Man glaubte in jenen glücklichen warmen Nächten mit Arioſto in den Gärten des Hauſes Eſte auf den Hügeln von Tivoli träumend zu ſchwärmen und das trauliche Liſpeln der Elfen-Geſänge und Feen-Reigen im mondbeſchienenen Thale zu belauſchen. Man wandte ſich, wenn man aus dieſem Zauberkreiſe der romantiſchen Gärten heraustrat, wo Obelisken, Statuen, Fackeln, Blumen und Palmen ſich wunderbar reizend ineinander fügten, gern noch einmal zurück, um dieſes magiſche Bild in der Seele feſtzuhalten, und dennoch ſchien, wenn das Dunkel der Nacht den Blick umhüllte, dies Alles nur ein blendender Traum aus Armidens Zaubergärten geweſen zu ſein."

Den komiſchſten Anblick im Kreiſe der hier verſammelten Souveraine gewährte der König von Würtemberg, deſſen unförmlich dicker Bauch, den er nur äußerſt mühſam mit ſich fortſchleppen konnte, ihn veranlaßte, jeden Tiſch, an welchem er Platz nahm, wie jener franzöſiſche Kanzler Antoine Duprat ausſchneiden zu laſſen, um Raum für das coloſſale Vorgebirge ſeines Magens zu gewinnen.

Die traurigſte Rolle inmitten dieſer heitern Feſte ſpielte der König von Dänemark, der Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde, der den herben Verluſt der Hälfte ſeiner Krone, Norwegen, nicht verſchmerzen konnte. Obgleich er damals erſt ſechsundvierzig Jahre zählte, zeigte ſein todtenernſtes Antlitz doch ſchon greiſenhafte Züge. Der unglückliche Fürſt conferirte ſehr häufig mit Herrn von Gentz, den er durch Verſprechungen aller Art in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, und der ihm ſeinerſeits, um ihn aufzuheitern, bald dieſen, bald jenen Erſatz — heute Hamburg, morgen Bremen und übermorgen beide zugleich und Lübeck obenein — als Entſchädigung für Norwegen und die Inſel Helgoland verſprach. Friedrich VI. war von ihm und ſeinen ſchönen Redensarten dergeſtalt entzückt, daß er ihm das

Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens verlieh *) und ihm eine Herrſchaft in Jütland oder eine halbe Million Thaler verſprach, wenn **Gentz** durch ſeinen Einfluß bei dem Fürſten **von Metternich** es durchzuſetzen vermöchte, daß man ihn wenigſtens durch Hamburg für die großen Opfer entſchädige, die er Schweden und England zu bringen gezwungen worden war.

Die Congreß-Chronik, die damals zu Frankenthal in Bayern erſchien, ſchildert die Hauptfactoren des Congreſſes in folgender Weiſe:

„**Talleyrand** (heißt es dort) ſpielt inſofern, als er die Schritte der Uebrigen hemmt und Stockung in die ſchon beſchloſſenen Pläne bringt, eine bedeutendere Rolle, als man glaubt. Vertraut mit allen Formen der Politik, da er den größten Eroberer bis zu deſſen Abgrund begleitete, ausgerüſtet mit einem ſeltenen Talente, im Hinterhalte auf eine geſammelte Armee und auf einen noch nicht befeſtigten Königsthron hinweiſend, verſucht er mannichfaltige Methoden, ſeinen Aufträgen Nachdruck zu geben. Er ſoll ſchon einige Male in den Conferenzen den Stuhl gerückt und Luſt zur Abreiſe gezeigt haben, weil er das linke Rheinufer nicht im Beſitze größerer Mächte ſehen will. Doch blieb er immer wieder ſitzen, weil bald darauf auch von der welſchen Schweiz geſprochen wurde. Er erſcheint nur ſelten öffentlich. Der Zuſtand ſeines Fußes giebt hinreichend formelle Entſchuldigung. Der Kopf dagegen

---

*) Bei dieſer Veranlaſſung nahm **Gentz** die Deviſe: „Dum spiro spero“ an.

iſt deſto geſunder, daher ihm auch ſchon unter der Hand von da und dort Allianzen mit Frankreich angeboten worden ſind.

Lord Caſtlereagh's Wünſchen kommt man zuvor. Sein Blick iſt überall und ſeine Rolle vielleicht am meiſten ausgebreitet. Er iſt äußerlich ein angenehmer Mann von beiläufig vierzig bis fünfzig Jahren, von mittlerer Größe, mehr ſchlank als dick und etwas blaſſen Ausſehens. Seine gebogene Naſe, der freie Blick und die dem Engländer eigene Einfachheit machen ihn gleich kenntlich. In ſeinen diplomatiſchen Schriften wird er kräftig von ſeinem Bruder (Lord Stewart) unterſtützt.

Fürſt Metternich gehört mit unter die feinſten Hof- und Staatsmänner, welche das neue Jahrhundert erzeugt hat. Gefälligkeit, Artigkeit und Politik wechſeln in allen ſeinen Actionen ab. Alle Nuancen der gewählten Formen, wie ſie der Zweck fordert, könnten nicht feiner und geſchmeidiger ſein. Vorzügliche öſterreichiſche Geſchäftsmänner, unter Andern Gentz, ſtehen ihm rathend zur Seite.

Das Aeußere des Hauptes des Fürſten Hardenberg iſt ſo weiß wie das Innere geworden. Sein Angeſicht leuchtet, ſeine Miene lächelt und ſein Ganzes reißt jeden ſeiner Beobachter zur Verehrung hin. Er nährt in jeder Hinſicht die liberalſten Anſichten.

Graf Neſſelrode tritt überall mit Kraft auf. Unverkennbar ſind ſeine vorzüglichen Talente. — Gedenken müſſen wir noch am Schluſſe dieſer kleinen Umriſſe des Miniſters Freiherrn von Stein, deſſen ganzes Geſicht den eiſernen feſten Willen eines energiſchen Staatsmanns ausſpricht. Daß er das große Intereſſe Rußlands mit handhaben helfe, darf man mit Grund vermuthen". *)

Gegen Ende Octobers verbreitete ſich im Schooße des Congreſſes ein Gerücht, das überall große Verwunderung erregte. Die oben genannte Quelle erwähnte dieſes Gerüchts und meldete unterm 28. October: „Die vortreffliche Marie Louiſe, groß im Glück wie im Unglücke, wird von Napoleon getrennt. Ein großer Plan reift für ſie. Ueber das Reſultat deſſelben wird man erſtaunen".

Das beabſichtigte Reſultat war Folgendes: Talleyrand hatte ſich hinter Metternich und Metternich hinter Hardenberg geſteckt, um durch dieſen den König von Preußen, der ſeit dem am 19. Juli 1809 erfolgten Ableben der Königin Louiſe Witwer geworden war, zu bewegen, die Gemahlin Napoleon's zu heirathen. Dieſer Plan war ſchon ſo weit gediehen, daß der Feldmarſchall Baron von Koller, einer der vier Kommiſſaire, welche den geſtürzten Ex-Kaiſer von Fontainebleau nach der Inſel Elba begleitet hatten, auserſehen war, abermals nach Elba geſchickt zu werden, um dort die Scheidung einzuleiten. Es hieß damals ziemlich allgemein, Marie Louiſe, welche,

---

*) Stein und Pozzo di Borgo waren die gefährlichſten Feinde Napoleon's geweſen und trugen nicht wenig durch die Wucht ihrer That- und Willenskraft zum Sturze des corſiſchen Tyrannen bei.

beiläufig erwähnt, ihren Gemahl nie geliebt hatte, werde keine Gewiſſensbiſſe empfinden, ſich von ihm loszuſagen und ihre Religion zu wechſeln, um Königin von Preußen zu werden. Auch Friedrich Wilhelm ſoll einen Augenblick lang entſchloſſen geweſen ſein, Schwiegerſohn des Kaiſers von Oeſterreich zu werden, und nur der Ueberredung des Prinzen Auguſt von Preußen ſoll es, wie es damals hieß, gelungen ſein, den König von der Realiſation dieſes abenteuerlichen Planes zurückzuhalten. „Le diable boiteux, erzählte Hardenberg dem Hofrath Dorow, a voulu jouer une farce diablement française, en mariant notre très-gracieux Souverain avec Madame Napoléon Buonaparte, mais il s'est trompé.“

Der Congreß ſaß ſchon drei Monate beiſammen und hatte bis dahin noch wenig mehr gethan, als gegeſſen und getrunken, getanzt und geſpielt und ſich beſtmöglichſt unterhalten. Das beharrliche Stillſchweigen über das Reſultat ſeiner heimlich gepflogenen Verhandlungen fing an Mißvergnügen und Beſtürzung zu erregen. Eine Zeitung jener Tage äußerte darüber: „Niemand vermag den Schleier des Geheimniſſes zu lüften, worin der Congreß ſeine Verhandlungen einhüllt. Nur hier und da einzeln ans Licht tretende Noten und die Dauer des Congreſſes ſelbſt, welche auf große, im Wege liegende Schwierigkeiten ſchließen laſſen, machen es mehr als wahrſcheinlich, daß die Einigkeit noch nicht gefunden ſei, ſondern ſtets noch geſucht werde. Auch ſcheint es, daß der Fürſten-Congreß ſich endlich in einen Miniſterial-Congreß verwandeln dürfte; verſchiedene Anzeichen verkündigen die baldige Abreiſe mehrerer großen Staatsbeherrſcher. Alles dies erweckt Angſt und Bekümmerniß; das in Fieberhitze liegende Europa ſchreit laut auf, von böſen Träumen und Phantaſien gequält.“

Und während die Völker ängſtlich der Dinge, die geſchehen ſollten, entgegenharrten, geruhten die Beherrſcher derſelben, ſich beſtmöglichſt zu zerſtreuen durch Feſte mannichfacher Art.

In der Hofburg wurden von den Spitzen des Adels franzöſiſche Luſtſpiele, u. A. „Le pacha de Surêne“ und lebende Bilder aufgeführt, zu welchen Herr Pilat, Redacteur des „öſterreichiſchen Beobachters“, unter dem Titel: „Scènes de Troubadours en l'an 1148“ den Text geliefert hatte *).

Einen Glanzpunct im Feſttaumel des Congreſſes bildete die vom kaiſerlichen Hofe Sonntags am 22. Januar 1815 veranſtaltete Schlittenfahrt nach Schönbrunn. Der ganze Zug beſtand nach dem Berichte der „Wiener Hofzeitung“ aus 34 Barutſch-Schlitten. Die Abfahrt derſelben erfolgte, vom Joſephs-Platze, um zwei Uhr Nachmittags. Den Zug eröffnete ein Detachement Cavallerie. Im erſten Schlitten ſaß der Kaiſer von Oeſterreich mit der Kaiſerin von Rußland; im zweiten der Kaiſer von Rußland mit der verwitweten Fürſtin von Auersperg; im dritten der König von Dänemark mit der Großfürſtin Maria, Herzogin

---

*) Nach Andern ſoll Vicomte de Vargement der Autor dieſer Troubadour-Scenen geweſen ſein.

von Weimar; im vierten der **König von Preußen** mit der Gräfin Zichy-Feſtitics, der er angelegentlichſt den Hof machte; im fünften der Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden mit der Obriſt-Hofmeiſterin, der verwitweten Gräfin Lazanski. In den andern Schlitten, deren Reihenfolge durch das Loos beſtimmt worden war, ſaßen: 6) der Prinz Karl von Bayern mit der Gräfin Saurau-Hunyady. 7) der Erzherzog Palatin Joſeph mit der Großfürſtin Katharina, verwitweten Herzogin von Oldenburg. 8) Prinz Wilhelm von Preußen mit der Gräfin Fuchs-Gallenberg. 9) der Kronprinz Erzherzog Ferdinand mit der Frau Erzherzogin Clementine. 10) der Erzherzog Rainer mit der Gräfin Herberſtein-Moltcke-Kollowrat. 11) der Erzherzog Ludwig mit der Gräfin Cavriani-Eſterhazy. 12) der Herzog von Holſtein-Beck mit der Gräfin Fritſch, Hofdame der Herzogin von Weimar. 13) der Erzherzog Anton mit der Fürſtin Karoline von Fürſtenberg. 14) der Fürſt von Trautmannsdorf mit ſeiner Tochter, Gräfin Maria Anna. 15) der Erzherzog Ferdinand mit der Freifrau von Hohenegg. 16) der Erzherzog Johann mit der Gräfin Cavriani. 17) der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg mit der Frau Fürſtin von Liechtenſtein-Eſterhazy. 18) der Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar mit der Gräfin O'Donell-Gaisruk. 19) der Prinz Eugen mit der Gräfin Apponyi-Nogarola. 20) der Graf Wrbna mit der ruſſiſchen Hofdame Gräfin Wallerew (?), welche, beiläufig erwähnt, einen vom Kaiſer Alexander zum Geſchenk erhaltenen Zobelpelz für 30,000 Rubel trug. 21) Erzherzog Karl mit der verwitweten Gräfin Eſterhazy-Roiſin. 22) Prinz Leopold von Sicilien mit der Gräfin Mniſzek-Lubomirska. 23) der Kronprinz Ludwig von Bayern, der ſpätere Lola-Montez-Verehrer, mit der Gräfin Keglevics-Zichy. 24) der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen mit der Frau Fürſtin Eſterhazy-Taxis. 25) der Graf Karl Zichy mit der Gräfin Zichy-Szechenyi. 26) der Fürſt Alfred Windiſchgrätz mit der Gräfin Weriand-Windiſchgrätz. 27) der Prinz Auguſt von Preußen mit der Gräfin Batthianyi-Szechenyi. 28) der Graf Nicolaus Eſterhazy mit der Gräfin Eſterhazy-Feſtitics. 29) der Herzog von Sachſen-Coburg mit der Gräfin Waldſtein-Rzewuska. 30) der Fürſt von Auersperg mit der ruſſiſchen Hofdame Gräfin Stourdza. 31) der Graf Franz Zichy mit Mylady Caſtlereagh. 32) der Fürſt Paul Eſterhazy mit Lady Radcliffe. 33) der Graf Karl Zichy (Sohn) mit der Gräfin Beuſt, Hofdame der Herzogin von Weimar. Im 34. oder, richtiger geſagt, im erſten Schlitten, der allen übrigen vorausfuhr, ſaß der Oberſtallmeiſter des Kaiſers von Oeſterreich.

Die Schlitten der gekrönten Häupter wurden von Edelknaben, von ungariſchen Garden und k. k. Bereitern umgeben. Den Beſchluß machte ein von ſechs Pferden gezogener Rieſenſchlitten mit einer Muſikbande.

Der Zug bewegte ſich durch die kaiſerliche Burg über den Kohlmarkt, die Tuchlauben, Wipplinger

Straße, den Judenplatz, Hof, Freiung, Herrengaſſe, Michaeler-Platz, Joſephplatz bis zum Kärnthnerthor, Stock am Eiſen, den Graben und den Kohlmarkt zum Burgthor hinaus nach Schönbrunn. Hier wartete das Mittagsmahl, bei welchem die Kaiſerin von Oeſterreich, der König und die Königin von Bayern, ſo wie die Erzherzogin Leopoldine, die in Wagen nachgefahren waren, ſich einfanden. Nach der Tafel begab ſich die Verſammlung nach dem Schönbrunner Schauſpielhauſe, wo von den Mitgliedern der kaiſerlichen Oper „Aſchenbrödel" mit eingelegtem Ballet aufgeführt ward.

Nach der Vorſtellung kehrte der Schlittenzug in der frühern Ordnung nach Wien zurück. Jeder Schlitten ward von berittenen Fackelträgern begleitet. Der Zug zog durch das Kärnthner Thor, Kärnthner Straße, Stock am Eiſen, Graben, Bogener Gaſſe, Freiung und Herrengaſſe in die Hofburg zurück. —

Im „Auge Gottes" arbeitete unterdeſſen der blaſſe Lord Caſtlereagh mit ſeinem Bruder Stewart, welcher eine Unzahl neuer Depeſchen nach London expedirte, während Fürſt Talleyrand ſein hinkendes Bein verſchob, um am Nachmittage der Schlittenfahrt ein Paar Stündchen zu verplaudern mit der hübſchen Tänzerin Bigottini, die ihm ſein Landsmann Duport, Director des Kärnthnerthor-Theaters, aufs Wärmſte empfohlen hatte.

# Zehntes Kapitel.

Napoleon verläßt Elba. — Seine Rückkehr nach Frankreich. — Declaration der in Wien verſammelten Mächte. — Flucht Ludwig's des Achtzehnten. — Einzug Buonaparte's in Paris. — Die hundert Tage. — Napoleon abdicirt zum zweiten Male. — Er begiebt ſich in Englands Schutz. — Die Mächte ſchicken ihn nach Sanct Helena. — Friedrich's des Sechsten Rückkehr nach Dänemark.

Fünf Wochen nach jener heitern Schlittenfahrt des Wiener Congreſſes verbreitete ſich wie ein Blitzſtrahl durch ganz Europa die Hiobspoſt, Napoleon Buonaparte habe in der Nacht vom 26. zum 27. Februar (1815) die Inſel Elba verlaſſen und ſei auf der Corvette „l'Inconſtant", begleitet von 600 Mann ſeiner größtentheils aus Polen und einigen Deutſchen beſtehenden Garde, auf vier Feluken nach Frankreich abgeſegelt. Am 7. März (an dem Tage, an welchem Napoleon Grenoble*) verließ, um nach Lyon aufzubrechen) erſchien im „Moniteur" eine Verordnung Ludwig's XVIII., worin Buonaparte, der mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen, als Verräther und Rebell erklärt ward. Am 15. März ließ der zu Wien verſammelte Congreß in franzöſiſcher und in deutſcher Sprache nachfolgende „Declaration“ erſcheinen:

---

*) Das erſte Truppencorps, das in Grenoble zu ihm überging, war das ſiebente Linien-Infanterie-Regiment, befehligt von Charles Angélique François Huchet, Grafen de Labedoyère, der für dieſen Abfall nach der Reſtauration der Bourbons am 19. Auguſt 1815 auf der Ebene zu Grenelle erſchoſſen ward.

„Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichneten, im Congreß zu Wien verſammelt, haben die Entweichung Napoleon Buonaparte's und deſſen Eintritt mit bewaffneter Hand in Frankreich vernommen und ſind es ihrer eigenen Würde und dem Intereſſe der geſellſchaftlichen Ordnung ſchuldig, die Empfindungen, welche dieſe Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Buonaparte hat, indem er den Vertrag gebrochen, der ihm die Inſel Elba zum Wohnort angewieſen, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an den ſeine Exiſtenz geknüpft war. Indem er den franzöſiſchen Boden mit dem Vorſatze, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er ſich ſelbſt alles geſetzlichen Schutzes beraubt und im Angeſichte der ganzen Welt ausgeſprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenſtillſtand beſtehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Buonaparte ſich von allen bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen ausgeſchloſſen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat. Sie, erklären zu gleicher Zeit, daß ſie, feſt entſchloſſen den Pariſer Tractat vom 30. Mai 1814 und den durch dieſen Tractat angeordneten, ſo wie die zur Vervollſtändigung und Befeſtigung deſſelben von ihnen beſchloſſenen und noch ferner zu beſchließenden Verfügungen unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte aufbieten und ihre vereinten Anſtrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünſche des geſammten Europa und der beſtändige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von Neuem geſtört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Verſuch, die Völker noch einmal in die Unordnungen und Leiden der Revolution zu ſtürzen, geſchützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um ſeinen rechtmäßigen Herrſcher verſammelt, dieſes letzte Wagſtück eines ſtrafbaren und ohnmächtigen Wahnſinns in kurzer Zeit in ſein Nichts zurückweiſen wird, ſo erklären doch ſämmtliche Souveraine von Europa, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieſer Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachſen ſollte, ſie bereit ſein würden, dem Könige von Frankreich und der franzöſiſchen Nation, ſo wie jeder andern bedrohten Regierung, auf das erſte Begehren alle nöthige Hülfe zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe zu leiſten und gegen Diejenigen, welche ſie zu ſtören verſuchen möchten, gemeinſchaftliche Maaßregeln zu ergreifen. Vorſtehende Declaration ſoll, ſo wie ſolche in das Protocoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien verſammelten Congreſſes eingetragen werden, öffentlich bekannt gemacht werden. Geſchehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben.“ Folgen die Unterſchriften in alphabetiſcher Ordnung der Höfe (nach dem Original in franzöſiſcher Sprache) Oeſterreich: Fürſt von Metternich; Freiherr von Weſſenberg. Spanien: P. Gomez Labrador. Frankreich: Fürſt von Talleyrand; Herzog von Dalberg; Latour=Du=Pin; Graf Alexis von Noailles. Großbritannien: Wellington*); Cathcart; Clancarty; Stewart. Portugal: Palmella; Saldanha; Lobo. Preußen: Fürſt von Hardenberg; Freiherr von Humboldt. Rußland: Graf Raſumoffski; Graf von Stackelberg; Graf von Neſſelrode. Schweden: Graf Loewenhjelm.

Der ehrgeizige Abenteurer, deſſen aufgeraffter Anhang während dieſer Zeit lawinenartig angeſchwollen war, rückte am 10. März, um vier Uhr Nachmittags, in die Lyoner Vorſtadt la Guillotière ein. Wie in Grenoble und aus andern Städten das fünfte, ſiebente und eilfte Infanterie=Regiment, das vierte Huſaren= und das vierte Artillerie=Regiment, den Schwur der Treue brechend, zu ſeinen Fahnen überlief, ſo ſchloſſen in Lyon das zwanzigſte und vierundzwanzigſte Infanterie= und das dreizehnte Dragoner=Regiment ſich ihm an.

Ein Bericht in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" lautete: „Paris iſt in großer Beſtürzung. Im Hofe und im Garten der Tuilerien zeigt das Volk viel Enthuſiasmus. Aber die Greiſe weinen. Sie haben

---

*) Lord Caſtlereagh war wenige Wochen zuvor über Paris nach London zurückgekehrt.

Recht. Kaum war ihnen die Leuchte ruhiger Tage aufgegangen, ſo droht ſie ſchon wieder zu erlöſchen. Wer kann auf ein leichtſinniges Volk rechnen? Honneur, Loyauté und wie all' dieſe ſchönen Sachen ſonſt noch heißen, haben wieder einmal Gelegenheit, ſich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Man darf für alle hieſige Adreſſen, Eide und Lebehochs keinen rothen Heller geben. Die Phraſe: „Nous le jurons“ wäre ſchicklich ins Deutſche zu überſetzen: Uebrigens ſcheeren wir uns den Teufel um Alles, was wir jemals beſchworen haben.“

— — — — — — — — — — —

Am 13. März verließ der große Rattenfänger von Corſika die Stadt Lyon, um ſeinen Truppen zu folgen, die, 20,000 Mann ſtark, ſchon am 11. die Straße nach Burgund eingeſchlagen hatten.

— „A présent,“ ſagte Fürſt Talleyrand zum Herzoge von Talberg, „Buonaparte finira avec une farce.“

Am 16. März war an allen Straßenecken der guten Stadt Paris eine Bekanntmachung angeſchlagen, daß die Stadt Marſeille für das Regiment, welches Buonaparten lebendig oder todt einfangen würde, eine Nationalbelohnung von zwei Millionen Francs votirt habe.

Aber keines von allen Regimentern wollte ſich dazu hergeben, dieſen Preis zu verdienen. Verblendet von dem blutbefleckten Schimmer der Napoleoniſchen Adler beeilte ſich das Heer ſtatt der weißen Fahne wieder die dreifarbige aufzupflanzen und „Vive l'empereur!" zu brüllen eben ſo laut, wie es noch vierzehn Tage zuvor „Vive le roi" gerufen hatte.

Am 20. März mit Anbruch des Morgens hielt Ludwig XVIII. es für rathſam, die Tuilerien zu verlaſſen und ſich aus dem Staube zu machen. Am Abende deſſelben Tages hielt Napoleon Buonaparte ſeinen Einzug in das ewig treuloſe Paris und in das Schloß, das, fünfzehn Stunden früher, von ſeinem Vorgänger geräumt worden war.

Und während er von Neuem den ſchönſten Thron der Chriſtenheit uſurpirte, fuhren die Organe des Wiener Congreſſes und vor Allen der vom Ritter von Gentz inſpirirte „Oeſterreichiſche Beobachter" fort, ihn geradezu für vogelfrei zu erklären. „Um die (oben mitgetheilte) feierliche Erklärung der Mächte über Buonaparte's Unternehmen (ſchrieb Metternich's Organ) vollſtändig zu würdigen, muß man ſie zuerſt aus dem Standpunkte des Rechtes, das jener Maaßregel zu Grunde liegt, und dann aus dem Standpunkte der Geſinnung, in welcher ſie beſchloſſen ward, beurtheilen. Das Recht war unzweifelhaft. Buonaparte hatte durch ſeine Entſagungs-Acte und durch den mit den verbündeten Mächten am 11. April 1814 abgeſchloſſenen Vertrag auf die Souverainetät über Frankreich, Italien und ſämmtliche von ihm beherrſchte Länder förmlich Verzicht geleiſtet.*) Seine Rückkehr nach

---

*) Die von ihm unterzeichnete Abdankungs-Urkunde lautet wörtlich: „Da die alliirten Mächte proclamirt haben, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hinderniß gegen

Frankreich, an der Spitze eines bewaffneten Haufens, hob die Rechte, welche jener Tractat ihm verliehen hatte, auf, indem durch ſeine eigene, freie und reiflich überlegte That der Vertrag gebrochen und vernichtet ward, und ſie konnte ihm keine neuen Rechte gewähren, weil aus einem offenbaren Verbrechen keine entſpringen können. *) Buonaparte iſt alſo im ſtrengſten Sinne des Worts rechts- und ſchutz-

---

die Herſtellung des Friedens in Europa ſei, ſo erklärt hiermit der Kaiſer Napoleon ſeinem Eide getreu, daß er für ſich und ſeine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien Verzicht leiſtet und daß es kein perſönliches Opfer giebt, ſelbſt das ſeines Lebens, das er nicht dem Intereſſe Frankreichs zu bringen bereit ſei. Gegeben im Palaſt zu Fontainebleau am 11. April 1814. Napoleon. Die Aechtheit der Unterſchrift bezeugt und unterzeichnet: Dupont (de Nemours), General-Secretair der proviſoriſchen Regierung." — Der erſte Artikel im Tractate vom 11. April lautet: „Der Kaiſer Napoleon entſagt für ſich, ſeine Nachfolger und Nachkommen, ſo wie für alle Mitglieder ſeiner Familie, allen Rechten der Souverainetät und oberſten Gewalt nicht allein über das franzöſiſche Reich und das Königreich Italien, ſondern auch über jedes andere Land." (Daß der große Neffe des kleinen Onkels jetzt, von allen Mächten anerkannt, auf dem Throne Frankreichs ſitzt, ſteht mit dieſem noch immer nicht aufgehobenen Artikel des oben citirten Vertrages in diametralem Widerſpruch und beweiſt, daß alle Tractate, ſie mögen heißen wie ſie wollen, eben nur Bündigkeit für die Gegenwart, niemals aber für die Zukunft haben.)

*) Wer denkt dabei nicht unwillkührlich an die Ereigniſſe des 2. Decembers 1851?!

los geworden, gehört der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Ordnung nicht mehr an und hat ſich ſelbſt dem Banne überliefert, welchen die unmittelbaren Theilnehmer an dem Tractate von Paris im Namen aller übrigen europäiſchen Mächte, mit voller Befugniß und unter lauter Beiſtimmung aller Zeitgenoſſen über ihn ausgeſprochen haben. — Die Geſinnung, aus welcher dieſe Maaßregel hervorgegangen, iſt hinreichend gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß es die nämliche war, welcher Europa ſeine Befreiung vom Joche dieſes Zwingherrſchers verdankt. Die Stifter und Genoſſen des großen Bundes durften bei einem Unternehmen, das dem Reſultate ihrer glorreichen Siege und der durch ſo viele Anſtrengungen und Opfer geſicherten Ruhe der Menſchheit freventlich Trotz zu bieten ſich erkühnte, durchaus nicht ſchweigen. Nicht gegen Buonaparte's perſönliche Mittel und Kräfte, — gegen den erſten, wenn auch noch ſo ohnmächtigen Verſuch, ſein verhaßtes Syſtem von Neuem emporzubringen, war die Erklärung der Mächte gerichtet. Napoleon ſelbſt, ein weſenloſer Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen: daß er die Ruhe von Frankreich ernſtlich und dauerhaft ſtören ſollte, hält Niemand, der mit den innern Verhältniſſen dieſes Landes, mit der jetzigen Stimmung ſeiner Bewohner und mit den Hülfsmitteln, die ſeiner Regierung zu Gebote ſtehen, mehr oder weniger vertraut iſt, für möglich. Der Geiſt aber, der in dieſem neuen Frevel athmet, muß, ſo oft er ſich ausſpricht, vor den Richterſtuhl von Europa gezogen und feierlich gebrandmarkt werden.“ Dieſelbe Stimmung gab ſich gegen Buonaparte in ganz Europa kund.

Die „traurige Farçe,“ welche der eidbrüchige Corſe nach dem 20. März 1815 von Neuem zu ſpielen begann, währte im Ganzen nicht länger als hundert flüchtige Tage, in welchen er aber wiederum Tauſende von Menſchenleben ſeinem gewiſſenloſen Ehrgeiz, ſeinem verdammenswürdigen Egoismus aufopferte. Um das ſchwer getäuſchte Volk der Franzoſen noch einmal in ſein verderbliches Garn zu locken, ſpielte er ſeine letzte Karte aus, und gab ihnen eine Conſtitution. Aus den Stimmen, die gegen dieſen Köder laut wurden, verdient jene des Publiciſten Comte erwähnt zu werden. In der von ihm herausgegebenen Flugſchrift: De l'impossibilité d'établir un gouvernement constitutionnel sous un chef militaire et particulièrement sous **Napoléon**, ſchleudert er dem macchiavelliſtiſchen Heuchler die ewige Wahrheit ins Geſicht: „De même qu'il serait absurde de vouloir détruire des erreurs avec des baionnettes, de même il serait absurde de vouloir arrêter des baionnettes avec des vérités.“

Das Blut der Tauſende, das Napoleon's unerſättliche Herrſchſucht von Neuem vergoß, ſchrie gegen ihn zum Himmel auf, der, müde ſeiner endloſen Frevelthaten, auf dem Schlachtfelde zu Waterloo die Macht des Feindes der Menſchheit zerbrach. *)

---

*) Fragt man ſich, welche Macht das Meiſte dazu bei-

Am 22. Juni ſah ſich Napoleon gezwungen, zum zweiten Male der blutbefleckten Krone zu entſagen*), nach Rochefort zu entfliehen und von dort nach Amerika zu flüchten. Dort, in Rochefort, blieb ihm keine andere Wahl, als in die Hände der unter dem Commando des Admirals Hotham kreuzenden Kriegsſchiffe Englands zu fallen oder als Gefangener durch Fouché an die alliirten Mächte ausgeliefert zu werden. Der ſchlaue Corſe verſuchte einen neuen Theatercoup dadurch, daß er ſich am 14. Juli dem engliſchen Linienſchiffe „Bellerophon," geführt vom Capitain Maitland, auf Discretion ergab und, an die Groß-

---

getragen, Buonaparte's Macht in den Staub zu werfen, dann gelangt man bei ruhiger Ueberlegung zu der Ueberzeugung, daß England und die Ausdauer, mit welcher es Subſidien an Frankreichs Feinde bezahlt, den Ausſchlag gegeben hat. Nach einem offiziellen Ausweiſe bezahlte England von 1793 bis 1814 nicht weniger als 46,289,461 Pfund Sterling Subſidien, und zwar an Oeſterreich durch drei verſchiedene Anleihen, 1) 6,220,000; 2) 1,716,666; 3) 700,000; an Preußen; 3,375,663; an Heſſen Kaſſel 1,716,666; an Rußland 5,275,158; an Schweden 3,818,411; an Spanien 5,100,477; an Sicilien 2,616,666; an Oeſterreich außer obigen drei Anleihen, noch 2,414,881; an Sardinien 592,000; an den Prinzen von Oranien 200,000; an Baiern 501,017; an Frankreich 200,000; an Dänemark 121,917; an Baden 26,990 Pfund Sterling Kriegs-Unterſtützungen.

*) Eine neue proviſoriſche Regierung, zuſammengeſetzt aus Fouché, Carnot, General Grenier, Quinette und Caulaincourt, ſchloß mit den verbündeten Mächten den zweiten Pariſer Frieden.

muth ſeines Feindes appellirend, an den Prinz-Regenten von England nachfolgendes Schreiben erließ:

„Königliche Hoheit! Den Parteien, welche mein Vaterland zerreißen und der Feindſchaft der größten Mächte Europa's preisgegeben, habe ich meine politiſche Laufbahn beendigt und komme nun wie Themiſtokles, mich auf dem Heerde des britiſchen Volkes niederzulaſſen. Ich ſtelle mich unter den Schutz ſeiner Geſetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, ſtandhafteſten und großmüthigſten meiner Feinde, hierdurch nachſuche.

Napoleon Buonaparte."

Natürlich erfolgte darauf keine Antwort. Der geſtürzte Corſe ward durch einen Vertrag der verbündeten Mächte als Kriegsgefangener derſelben erklärt und am 9. Auguſt auf dem „Northumberland," geführt vom Admiral George Cockburn, nach Sanct-Helena geſchickt. Dieſe Strafe war verdient und gerecht. Nur falſches Mitleid konnte in dieſer Maaßregel einen Act der Barbarei erkennen.

Das „Morning-Chronicle" ſchrieb in Bezug darauf: „Nach allen Unterſuchungen ſcheint die Inſel Helena wirklich der paſſendſte Punct auf der ganzen Erde zu ſein, um einen Mann, wie Buonaparten, ſicher zu bewachen. Sie iſt unter allen Inſeln die entfernteſte von irgend einem feſten Lande. Sie liegt in der Mitte des ſtürmiſchen Oceans, deſſen Wellen machtlos an ihre ſich ſenkrecht erhebenden Felſen anſchlagen. Von dem Gipfel des Berges Diana, dem höchſten Puncte auf der ganzen Inſel, ſieht man die Schiffe in einer Entfernung von ſechzig engliſchen Meilen, ſo daß keines derſelben ſich nähern kann, ohne daß man im Stande wäre, die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen. Ohne offenbare Verrätherei iſt es unmöglich, aus dieſem ſteinernen Käfige zu entwiſchen. Die Inſel ſelbſt iſt durch einen vulkaniſchen Ausbruch entſtanden, wie Buonaparte."

Die „Times" — die heftigſte Gegnerin dieſes Mannes — proteſtirte gegen deſſen Transportation nach Sanct-Helena. „So lange (ſchrieben ſie) dieſer Giftmiſcher und Mörder am Leben bleibt, werden ſeine Anhänger immer von Neuem Verräthereien anſpinnen und ſein Wiedererſcheinen erwarten, ihn für keinen Verbrecher, ſondern für einen beleidigten Fürſten halten, und wenn er ſeine Ketten zerreißt, wird ſein Empfang triumphirender als jemals ſein."' — Die Inſel Helena (— fahren ſie fort) iſt keineswegs ein ſicherer Verwahrungsort für einen Mann ſeines Gleichen, und wenn man ja den abſcheulichen Mörder des Menſchengeſchlechts, verdienter Maaßen nicht mit dem Tode beſtrafen will, ſo hätte man ihn wenigſtens mit Ketten beladen in ein unterirdiſches Gefängniß werfen ſollen, wo ihn weder Sonne noch Mond beſchiene und in welchem Niemand bei ihm Zutritt hätte, als ein Prieſter, um das ſchwere Unternehmen, Reue in ſeiner blutdürſtigen Seele zu erwecken, wenigſtens nicht unverſucht zu laſſen."

Die „Morning-Poſt" verlangte, man ſolle ihn in England gut aufbewahren (bottle him up for a bonne bouche) und ihn den Mächten, welche auf die Idee kämen, England Trotz bieten zu wollen, blos von Weitem zeigen, um ſie ſofort zu demüthigem Nachgeben zu bewegen.

Ein anderes Journal machte den Vorſchlag, den „gekrönten Abenteurer“ wie Johann von Leyden in einen eiſernen Käfig einzuſperren und ihn gegen eine Guinee Eintrittsgeld pro Perſon zu zeigen, um damit wenigſtens einen Theil jener Unſummen zu decken, welche die durch ihn angezettelten Kriege in England verſchlungen haben. Aber die Mächte waren großmüthiger als die Vertreter der Preſſe. Sie ſandten den geſtürzten Feind nach Sanct-Helena.

Am 8. Juli hielt Ludwig XVIII. oder „Louis deux fois neuf,“ wie ein Talleyrand'ſches Bonmot ihn getauft, unter dem Jubel des franzöſiſchen Volkes ſeinen Einzug in Paris und am 18. October (am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig) langte Napoleon, begleitet von Las-Caſes, Gourgaud, Montholon, Bertrand und Frau *) an dem Ort ſeiner Beſtimmung an. Steigen und Fallen iſt das Loos aller Sterblichen! — — — — — — —

Wir kehren zum Könige von Dänemark zurück.

Friedrich VI., der durch ſeinen Anſchluß an Napoleon die Hälfte ſeiner Krone, Norwegen, ein-

---

*) Madame Bertrand war das einzige Kind des am 14 April 1794 guillotinirten Generals Arthur Grafen von Dillon und der Gräfin de Latouche, einer Couſine der Kaiſerin Joſephine.

gebüßt hatte, verließ den Wiener Congreß, ohne für dieſen höchſt empfindlichen Verluſt irgend eine Entſchädigung erlangt zu haben. Im Augenblick der Abreiſe machte ihm der Kaiſer Alexander das Compliment:

— Votre Majesté emporte tous les coeurs!

— Peut-être bien, Sire, mais assurement pas une seule âme, erwiederte der König von Dänemark mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit.

Am 21. Mai 1815 langte Friedrich VI. in Altona an. Am 24. ſetzte er ſeine Reiſe über Schleswig und Auguſtenburg nach der Hauptſtadt ſeines Reiches fort. Am 1. Juni traf er, nach faſt neunmonatlicher Abweſenheit, reicher an Erfahrungen und ärmer als je an Hoffnungen, in Kopenhagen ein, deſſen Bevölkerung ihn mit treuer Anhänglichkeit empfing. Die Königin, die während ſeines Aufenthalts in Wien den Vorſitz im Staatsrathe und eine Quaſi-Regentſchaft geführt hatte, war ihrem Gemahle bis Friedensberg entgegengeeilt. Es war ein ſehr trauriges Wiederſehen. Aerger und Gram hatten tiefe Furchen durch ſeine Stirn gezogen und in jeder Miene ſeines bleichen Angeſichts war tiefe Trauer zu leſen über das für Dänemark unwiederbringlich verlorene Norwegen.

Durch einen zwiſchen dem Könige von Dänemark und dem Könige von Preußen zu Wien verabredeten Vertrag entſagte Erſterer am 4. Juni 1815 zum Vortheil des Letztern allen Rechten und Anſprüchen, welche ihm kraft des Kieler Friedensvertrages vom 14. Januar 1814 auf das Herzogthum Schwediſch-

Pommern und auf das Fürſtenthum der Inſel Rügen zugefallen waren. Der König von Preußen cedirte ihm dafür das Herzogthum Lauenburg mit Ausnahme des zwiſchen Mecklenburg und der Elbe liegenden Amtes Neuhaus und der lüneburgiſchen Diſtricte, die an dieſes Amt angrenzen oder die darin eingeſchloſſen ſind. Ueberdies verpflichtete ſich der König von Preußen, kraft einer Uebereinkunft zwiſchen ihm und Schweden, dem Könige von Dänemark 600,000 Bankthaler zu zahlen, welche die ſchwediſche Regierung Seiner däniſchen Majeſtät zu leiſten verbunden war. Zur Schadloshaltung für die vom Könige von Dänemark geſchehene Abtretung von Schwediſch-Pommern und der Inſel Rügen verpflichtete ſich der König von Preußen zu einer Zahlung von zwei Millionen Thaler Courant in folgenden Terminen: 500,000 Thaler am 1. Januar 1816, 500,000 Thaler am 1. Juli deſſelben und eine gleiche Summe am 1. Januar und 1. Juli des nächſtfolgenden Jahres. Für dieſe Summe ſtellte der König vier Obligationen, jede zu 500,000 Thalern nebſt 4 Procent Zinſen aus.

Nach Abſchluß dieſes Vertrages ordnete der König von Dänemark ſeine Krönung an, die am 21. Juli 1815 auf dem Schloſſe Friedensberg vollzogen ward.

Das diplomatiſche Corps das bei dieſer Ceremonie zugegen war, beſtand aus folgenden Perſonen: François, Marquis de Bonnay, franzöſiſcher Geſandter; Geheime Rath von Liſakewitſch von Rußland; Don Alfonſo d'Aguierre y Gadea

Graf Yoldi von Spanien;*) Herr Foſter von England, Graf Lützow von Oeſterreich; Graf Dohna von Preußen; Generallieutenant Johan Henrik von Lawaſt, proviſoriſcher Geſandter von Schweden; General-Conſul Saaby von Nordamerika; der portugieſiſche Conſul Couriel und Herr Pauly, Reſident der Hanſeſtädte **).

---

[*] Im Jahre 1818 verließ Graf Yoldi die Dienſte des Königs von Spanien und wurde zum Oberceremonienmeiſter am däniſchen Hofe ernannt.

[**] Der däniſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, General-Lieutenant von Waltersdorff, welcher Ludwig XVIII. nach Gent begleitet hatte, kehrte nach Napoleon's zweiter Abdankung mit dem durch die Alliirten wiedereingeſetzten Lilienkönig von Gent nach Paris zurück.

## Eilftes Kapitel.

Dänemarks Stimmung nach dem Wiener Congreſſe. — Attentate gegen das Leben des Königs. — Juden-Verfolgungen. — Straßen-Krawalle. — Das *on dit* einer Liebſchaft des Königs mit einem Judenmädchen aus Flensburg. — Die Rache des Herrn von Rothſchild. — Falſchmünzerei. — Demagogiſche Umtriebe. — Die Dänen verlangen eine freiere Staats-Verfaſſung. — Das Geſuch der Drammer Zeitung. — Faule Finanz-Zuſtände. — Rothſchild erhält den Danebrog-Orden. — Unruhige Auftritte im Theater. — Demagogenriecherei. — Der Pſeudo-Kronprinz Preuſſen.

Die Stimmung Dänemarks nach dem Wiener Congreſſe war eine ſehr getrübte. Friedrich VI. hatte durch die unvermeidlich gewordene Abtretung Norwegens an Schwedens Krone im Herzen aller Dänen einen großen Theil ſeiner früher genoſſenen Popularität eingebüßt. Den Verluſt Norwegens nahm ſich jeder Däne ſo zu Herzen, daß der unehrenvolle Friede zu Kiel, der dieſes ſchwere Opfer erheiſcht hatte, ein Gegenſtand allgemeiner Verwünſchung blieb. Wenn auch jeder Unbefangene ſich ſagen mußte, daß der König von Dänemark durch die Uebermacht der Alliirten dazu gezwungen worden und jeder Widerſtand vergeblich geweſen war, ſo verhehlte ſich doch Niemand, daß Norwegens Verluſt einzig und allein die Folge des unklugen Anſchluſſes Friedrich's VI. an den Allerweltsfeind Napoleon war.

Wenn wir in einem unſerer frühern Bände geſagt, daß Dänemark's Geſchichtsblätter ſich vom Schandfleck des Mordes und der politiſchen Mordverſuche gegen das Leben der Könige von Dänemark durchweg rein gehalten haben, ſo war dies ein Irrthum, den wir hier nothwendigerweiſe berichtigen müſſen.

Die arge Mißſtimmung, die ſich über den unwiederbringlichen Verluſt Norwegens gegen Friedrich VI. bei den drückenden Feſſeln, die er der Preſſe angelegt hatte, nicht laut zu äußern wagte, glühte wie heimliches Feuer unter der Aſche fort und bewaffnete den Arm mehr als eines tollkühnen Wagehalſes, um den König von Dänemark durch Meuchelmord aus der Welt zu ſchaffen.

In der „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Juni 1818 befindet ſich nachfolgender Bericht aus Kopenhagen vom 5. Mai deſſelben Jahres.

„So eben verbreitet ſich die Nachricht, daß ein verrückter Menſch heute bei der gewöhnlichen täglichen Morgen-Audienz den glücklicher Weiſe mißlungenen Verſuch gewagt habe, Seine Majeſtät den König anzufallen. Aus den bei ihm gefundenen chirurgiſchen Inſtrumenten und ſeinen Ausſagen nach vermuthet man, daß dieſer Mann ein Barbier ſei. Die Umgebungen des Königs haben Allerhöchſtdenſelben ſchon öfters dringend gebeten, nicht Jedermann ohne Unterſchied vor ſich zu laſſen; allein Seine Majeſtät hegen die Zuverſicht, daß Sie bei dem aufrichtigen Wohlwollen für Jeden, der ſich Ihnen nähert, Nichts zu beſorgen haben, und daß Ihr Leben, wenn vom Zufall die Rede iſt, durch keine Vorſicht gegen Gefahren beſchützt werden kann. Seine Majeſtät wünſchen und beſtehen darauf, in eigener Perſon zu ſehen und zu hören und dadurch ſelbſt den Anſchein zu beſeitigen, als wären Sie der Furcht und dem Mißtrauen zugänglich. Dieß iſt indeß ſchon der dritte oder vierte Auftritt ähnlicher Art, der Seiner Majeſtät widerfahren iſt ohne ernſtliche Folgen zu haben."

Trotz der eifrigſten Nachforſchungen, die wir in däniſchen und außerdäniſchen Zeitungen, ſo wie in andern Geſchichtsquellen jenes Zeitraums angeſtellt haben, iſt es uns leider nicht gelungen, den Namen jenes verrückten „Barbiers," noch den jener drei oder vier andern Attentäter ausfindig zu machen; eben ſo wenig haben wir etwas Näheres über dieſe Mordverſuche und über die Beſtrafung ihrer Urheber erfahren können. Es ſcheint, als habe die däniſche Regierung Alles aufgeboten, um dieſe parties honteuses in geheimnißvollem Dunkel zu laſſen; wir wenigſtens finden nirgends die Details jener vier Attentate, die glücklicher Weiſe alle mißlungen waren. — — —

Im folgenden Jahre machte ſich die Mißſtimmung der däniſchen Hauptſtadt dadurch Luft, daß die Einwohnerſchaft ihre Wuth gegen die Juden ausließ, die von Friedrich VI. auffallend begünſtigt wurden.

Ein Bericht in Nummer 264 unſerer oben citirten Quelle ſchreibt unterm 7. September 1819:

„Die Fehde gegen die Juden iſt nun auch hier losgebrochen und hat einen ziemlich ernſthaften Chatacter angenommen. Schon in der vorigen Woch zeigten ſich die Gemüther aufgeregt und am 4. September fielen die erſten Exceſſe vor. An dieſem Tage waren auch mehrere Schriften, theils gegen die Juden, theil gegen die Regierung, an öffentlichen Orten angeſchlagen werden. Am 5 ſtieg der Tumult aufs Höchſte es wurden dabei mehrere Menſchen verwundet.*) Am 6. früh erſchien ein Placat, worin eine Belohnung von viertauſend Reichsthalern Demjenigen zugeſagt wird, de den Verfaſſer jener Druckſchriften nachweiſen, ſo wi Belohnungen von zweihundert bis tauſend Reichsthalern Jedem, welcher die Anführer der Volkshaufen angebe kann. Mittags erſchien eine königliche Bekanntmachun worin Seine Majeſtät Ihr Allerhöchſtes Mißfallen z erkennen geben, alles Zuſammenrotten auf der Straß unterſagen und mit Anwendung der ſchärfſten Mitt drohen. Auch ward ein Standrecht niedergeſetzt, ve welchem jeder Schuldige ohne Appellation mit den Tode beſtraft werden ſoll. Nachmittags mußte die ganz Garniſon ausrücken, die Bürgerſchaft unter Gewehr treten, alle Plätze und Märkte wurden vom Militair beſetzt Gegen Abend begann die Menge auf den Straßen wieder zuzunehmen, ward aber von ſtarken Cavallerie- und Infanterie-Patrouillen und Detachements in Zaum gehalten; doch wurden ſehr viele Fenſter eingeſchlagen."

Zum Glück für die Verfolgten ſenkte ſich noch ſpät Abends ein judenfreundlicher Herbſtregen auf die chriſtlichen Hepp-Hepp-Rufer in ſo großen Strömen herab, daß Alles, um nicht durchnäßt zu werden, auseinanderlief.

---

*) Ein anderes Blatt giebt die Zahl dieſer „mehrere Menſchen auf 84 an.

Am andern Morgen wurden mehr als hundert Perſonen verhaftet und verſchärfte Maaßregeln ergriffen, um die Ruhe wiederherzuſtellen, was jedoch erſt am 12. September gelang *).

Auch zu Odenſe (Hauptſtadt der Provinz Fühnen) konnte ein ähnlicher Hepp-Hepp-Krawall gegen die armen unſchuldigen Juden nur durch Waffengewalt niedergedrückt werden.

Ein unverbürgtes Gerücht wollte dieſe Juden-Verfolgungen davon herleiten, daß der König von Dänemark ſeine Herablaſſung gegen die Kinder Israels bis zu dem Punkte ausgedehnt habe, daß er, hinter dem Rücken ſeiner Frau, eine Liebſchaft mit einer Flensburger Judendirne angeknüpft und mit ihr einen „jüdiſchen Prinzen" erzeugt haben ſoll, was, allem Anſcheine nach, nichts als ein aus der Luft gegriffenes Märchen war, erſonnen von einem Judenfeinde, um den Haß der Chriſten auf das Volk ohne Heimath hinzulenken.

Der Judenkönig Rothſchild in London rächte die Unbill, die ſeinem Volke nicht blos in Dänemark, ſon-

---

*) Tags vorher war, zum großen Verdruß Friedrich's VI., der ruſſiſche Diplomat Graf Capo d'Iſtria, von London nach Petersburg zurückkehrend, in Kopenhagen angelangt und unwillkommener Zeuge dieſes Straßentumults geweſen.

dem auch in vielen Gegenden Deutſchlands widerfuhr dadurch, daß er die Annahme von Wechſeln auf jede Stadt, in welcher ſeine Glaubensgenoſſen verfolgt wurden, hartnäckig verweigert und dadurch den däniſchen Geſchäftsverkehr mit dem Auslande momentan ſehr erſchwert haben ſoll.

Keine von allen in Kopenhagen verhafteten Perſonen ward als Anſtifter des Tumults angeſehen und nur vier wurden zu öffentlicher Arbeit verurtheilt. Ein Fünfter kam auf drei Jahre ins Raſpelhaus.

Bald nach Beendigung dieſes Anti-Juden-Krawalls ſchloß die in Odenſe niedergeſetzte Kommiſſion ihre Unterſuchung gegen die Anfertiger falſcher Bankzettel. Die Meiſten gehörten dem Bauernſtande an. Durch Urtheil vom 1. October 1819 wurden 11 von der ganzen Bande, die aus 53 Perſonen beſtand, der Ehre, des Lebens und ihrer ſämmtlichen Habe verluſtig,*) 7 zu ein- bis dreizehnjähriger Strafe im Correctionshauſe, 7 zur Einſperrung bei Waſſer und Brodt verurtheilt und nur 1 freigeſprochen.

Einen Tag nach Verkündigung dieſes Urtheils gegen die Falſchmünzer ward Kopenhagen der Schauplatz eines andern Verbrechens. Ein Freiherr von Gersdorf ſchoß am 2. October auf öffentlichem Markte nach dem Polizei-Lieutenant Polemann. Der

---

*) Der erſte Däne, der, ſo viel uns bekannt iſt, wegen Anfertigung falſchen Papiergeldes in Kopenhagen hingerichtet worden iſt, war der Kanzleirath Friedrich Hament, deſſen Enthauptung am 7. December 1758 geſchah.

Attentäter ward ergriffen und verhaftet. Die Veranlaſſung zu dieſer That blieb unbekannt.

Wie in Deutſchland begannen auch in Dänemark „demagogiſche Umtriebe," deren Grund mehr in der Unzufriedenheit des Volkes, als in dem Ehrgeize ſeiner Verführer, der ſogenannten Volksaufwiegler, zu ſuchen war.

Auch Dänemark verlangte eine freie Staatsverfaſſung. Das Volk, das dem Throne in den letzten zwanzig Jahren ſchwerere Opfer als deſſen Vorfahren in zweihundert Jahren gebracht, war endlich müde der Knechtſchaft, die auf ihm ruhte, und es war daher ein ſehr natürliches Verlangen, daß es, wie das zum Selbſtbewußtſein erwachende Deutſchland, einen erhöhtern Grad bürgerlicher Freiheit zu erſtreben begann.

Um jene Zeit veröffentlichte die „Drammer Zeitung" ein durch ganz Dänemark in zahlloſen Abſchriften verbreitetes Geſuch an König Friedrich VI. Es hieß darin u. A.:

„Die beſte Schutzwehr gegen aufrühreriſche Bewegungen iſt unläugbar die Zufriedenheit eines Volkes mit ſeinem Zuſtande. So lange dieſer auch nur halb erträglich iſt, wird der größere Theil der Staatsbürger jeden Verſuch, die einmal eingeführte Ordnung der Dinge umzuſtürzen, kräftig zurückweiſen; denn überall iſt es eine der liebenswürdigſten Seiten des Menſchen, daß er ſeine Vorgeſetzten bis zur freudigen Aufopferung im Tode liebt, vorausgeſetzt, daß dieſe ihn nur einigermaßen gut behandeln und ſeine Rechte *beſchützen* u. ſ. w. Als treue Söhne Dänemarks und als Unterthanen, die Ew. Majeſtät herzlich ergeben ſind, glauben wir geſtehen zu dürfen, daß eine repräſentative Regierungsform der ſehnlichſte Wunſch des däniſchen Volkes iſt. Es ſcheint uns überflüſſig, Ew. Majeſtät darauf aufmerkſam zu machen, daß (Rußlands edeln *Alexander* als König der Polen, ſo wie der Könige von Bayern, Württemberg, der Niederlande, Frankreichs u. ſ. w. nicht zu gedenken) Prinz *Chriſtian* dem Königreiche Norwegen (deſſen Verluſt kein Däne jemals verſchmerzen wird) eine Verfaſſung gegeben hat, die Ew. Majeſtät ſelbſt Holſtein zugeſichert haben; es ſcheint uns überflüſſig, hinzuzufügen, daß Ew. Majeſtät für daſſelbe freiwillige Geſchenk an Dänemark noch von den ſpäteſten Geſchlechtern geſegnet und Sich dadurch eine Unſterblichkeit erwerben würden, deren lichter Glanz ſelbſt die ewigſtrahlenden Denkmale der beiden *Waldemare* und *Chriſtian's* des Vierten überdauern würde. Der erhabene Sinn in den Worten *Waldemar's* des Siegers, denen Ew. Majeſtät ſelbſt öffentlich gehuldigt haben: „*durch Geſetze nur wird das Land gedeihen*," konnte nie wahrhaft edler gedeutet werden, als durch Verleihung einer Conſtitution. Erſt jetzt, da ein Gerücht ſagt, daß Ew. Majeſtät eine Commiſſion niederſetzen wollen, um die Beſchwerden des Volkes zu unterſuchen — erſt jetzt finden wir es paſſend, uns mit dieſem Geſuche den Stufen Ihres Thrones zu nahen und dort Erhörung unſerer gerechten Wünſche zu erflehen."

Aber dieſes ehrliche Geſuch verhallte wie ſo manches Andere, das ſich Bahn zu brechen verſuchte zum Herzen des Königs. Friedrich VI. gab ſeinen treuen Dänen keine Verfaſſung und die Hartnäckigkeit, mit der er an dem Althergebrachten feſthielt, erzeugte neuen Gährungsſtoff, der raſch zum Durchbruch kam.

Am 28. October 1819 ſammelten ſich gegen Abend auf den öffentlichen Plätzen Kopenhagens zahlreiche Volksmaſſen, die lärmend und ſchreiend die Straßen durchzogen. Gegen neun Uhr wurden in der Amalienburg und in der Oeſtergade viele Fenſter eingeworfen. Die bewaffnete Macht mußte die aufgeregten Haufen auseinandertreiben. — Am folgenden Morgen erſchien ein Maueranſchlag, welcher das Zuſammenlaufen auf der Straße nach acht Uhr Abends bei Gefängnißſtrafe unterſagte und allen Hauswirthen das Schließen der Thorwege, Hausthüren und Keller auferlegte. Acht Abende hindurch durchzogen ſtarke Cavallerie-Patrouillen die Straßen der Stadt, um Ruhe und Ordnung herzuſtellen.

Jene Bittſchrift, die wir oben mitgetheilt, erregte nicht nur in Dänemark, ſondern auch in Schweden und Norwegen große Senſation. Nach der Behauptung einer Stockholmer Zeitung ſollte jenes merkwürdige Actenſtück, deſſen Inhalt in allen Provinzen Dänemarks ein Echo fand, deutſchen Urſprungs und aus der Feder eines Kieler Profeſſors gefloſſen ſein. Friedrich VI., hieß es, ſei gegen den Verfaſſer dieſer Bittſchrift ſo aufgebracht geweſen, daß er ſich mit dem Gedanken getragen habe, gegen ihn einen Hochverraths-Prozeß einleiten zu laſſen. Die Könige „von Gottes Gnaden" hören niemals die Wahrheit gern.

Lauter als jemals erſcholl der Ruf nach Preßfreiheit. Seit der himmelſchreiend ungerechten Hinrichtung Struenſee's war in keinem civiliſirten Staate die Freiheit der Gedanken mehr geknechtet, als in dem abſoluten Dänemark.

Die allgemeine Mißſtimmung, die dadurch erzeugt worden war, erhielt neuen Nahrungsſtoff durch die Troſtloſigkeit der däniſchen Finanz-Zuſtände. Der Staat ſah ſich genöthigt, neue Schulden zu machen und eine neue Geldanleihe mit dem Hauſe Rothſchild abzuſchließen. Der Chef dieſes Hauſes erhielt dafür den Danebrog. Rothſchild war, ſo viel uns bekannt, der erſte Jude, welchem Dänemark dieſen Orden verlieh.

Der Unwille des Volkes verſuchte ſich nun im Theater Luft zu machen. Die leiſeſte Anſpielung auf die faulen Zuſtände Dänemarks wurden vom Publikum lebhaft aufgegriffen und ſtürmiſch beklatſcht. Die Regierung, die ſelbſt dieſen Ausdruck der öffentlichen Meinung nicht ertragen konnte, ließ einen Polizeibefehl erſcheinen, welcher jede Aeußerung des Beifalls oder Mißfalls während der Vorſtellung unterſagte. Das Publikum durfte erſt nach Beendigung des Stücks laut ſeine Meinung äußern, aber nicht länger als zehn Minuten: nach Ablauf dieſer Friſt wäre aller Lärm bei Geld- und Gefängniß-Strafe unterſagt. Ein von Seiten der Theater-Direction beigefügtes Placat erklärte, daß das Ende dieſer Friſt, falls es nothwendig wäre, durch drei Schläge auf einer großen Trommel verkündet werden und daß jeder Zuſchauer, der alsdann noch Lärm zu machen ſich erlaube, ſofort arretirt werden würde. Gleich am erſten Abende nach dem Erſcheinen dieſes Befehles konnte derſelbe bei der erſten Aufführung eines neuen, von einem Juden überſetzten Luſtſpiels nur durch polizeiliches Einſchreiten aufrecht erhalten werden.

Die Stimmung wurde trüber und trüber, das Auftreten der Regierung immer ſtrenger. Wegen des in Odenſe ſtattgehabten Tumultes wurden von der eigens dazu niedergeſetzten Unterſuchungs-Kommiſſion vier Perſonen zur Sklaverei von acht Monaten bis zwei Jahren; fünf zur Zuchthausſtrafe von acht Monaten bis zwei Jahren und zwölf zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brodt verurtheilt.

Seine Majeſtät geruhte unterdeſſen, ſich mit Heraldik zu beſchäftigen. Am 1. Januar 1820 wurde von Friedrich VI. ein verändertes Wappen eingeführt. An die Stelle des norwegiſchen Löwen trat 1) das Wappen Schleswig-Holſteins: zwei blaue Löwen in goldenem Felde; 2) das Wappen der Faröer Inſeln: ein weißer Bock mit ſchwarzen Flecken in blauem Felde; 3) das Wappen von Grönland: ein weißer aufrechtſtehender Bär in blauem Felde. — Die untere Abtheilung des innern Schildes, früher das Dithmarſen'ſche Wappen enthaltend, wurde getheilt und links der goldene Kopf und Hals eines Pferdes in rothem Felde für Lauenburg aufgenommen. Der königliche Titel lautete ſeit jenem Tage: „Wir Frederik VI., von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig-Holſtein, Stormarn, Dithmarſchen, Lauenburg und Oldenburg."

Unterdeſſen dauerten in Dänemark die Verfolgungen gegen „demagogiſche Umtriebe," ganz wie zu derſelben Zeit in Deutſchland, fort. Tagtäglich nahm die gute Polizei neue Verhaftungen vor. Die Kopenhagener Gefängniſſe waren damals überfüllter als je, denn die „Demagogenriecherei" ſtand auch hier in vollſter Blüthe. Dänemarks Kampz war der Polizeimeiſter Polemann, derſelbe Mann, auf den, kurze Zeit vorher, ein Attentat verſucht worden war.

Im Juli 1820 verbreitete ſich in Kopenhagen urplötzlich ein Gerücht von der Erſcheinung eines Prätendenten, von dem die Fama ziemlich allgemein erzählte, daß er ſich für einen rechtmäßigen Sohn König Friedrich's VI. ausgebe, der, nach ſeiner Ausſage, gleich nach ſeiner Geburt von der ränkeſüchtigen Hebamme bei Seite geſchafft und durch eine ſogenannte Prinzeſſin erſetzt worden ſei. Dieſer Prätendent, der nun ganz ernſtlich Anſprüche auf die Thronfolge erhob, war ein junger Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren, ziemlich hübſch und ſah ſeinem angeblichen Papa ſo ähnlich wie ein Ei dem Andern. Der junge Mann erklärte, das Geheimniß ſeiner hohen Geburt erſt unlängſt durch einen hochgeſtellten Staatsdiener erfahren und aus der Hand deſſelben Dokumente erhalten zu haben, die über die Wahrheit ſeiner Ausſage nicht den kleinſten Zweifel zuließen.

Dieſer Vorfall erregte ein peinliches Aufſehen. Das Publikum verlor ſich in Conjuncturen aller Art nd glaubte, wie dies bei ſolchen Fällen faſt immer u geſchehen pflegt, weit lieber den Ausſagen des Pſeudo-Kronprinzen als jenen des Hofes, der, im Namen des Königs, die Vaterſchaft dieſes Sohnes entſchieden zu-ückwies.

Nach einer ſtrengen Unterſuchung, deren Lauf mehrere Monate gedauert hatte, brachte die Kopenhagener Kollegial-Zeitung am 11. October 1820 eine angeblich authentiſche Erzählung des ganzen Hergangs dieſer „histoire tenebreuse.“ Jener Bericht lautete wörtlich wie folgt:

„Nachdem am 19. Juni dieſes Jahres im Friedrichsberger Garten ein anonymer Brief an den König gefunden worden war, worin Seine Majeſtät vor einem genau bezeichneten Menſchen gewarnt wurde, fand ſich am 25. deſſelben Monats im Vorgemache des Königs ein junger Mann ein, der ſich für einen Landmann, Namens Klein, ausgab. Er überreichte Seiner Majeſtät zwei Briefe ohne Unterſchrift; der erſte enthielt einen Vorſchlag zu landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen; der zweite die ſonderbare Bitte, Seine Majeſtät möchte allerhuldreichſt geruhen, ihm unter irgend einem Vorwande das Leben nehmen zu laſſen, da er ein ſehr unglücklicher, lebensmüder Menſch ſei, der ſonſt, um den gewünſchten Tod zu finden, ein Verbrechen begehen würde. Er ward dem Polizeimeiſter übergeben, der ihn, nach vorausgegangener Unterſuchung, am 6. Juli nach dem Frederiks-Hoſpitale bringen ließ, da ſeine Ausſagen bezeugten, daß ganz abſonderliche, äußerſt excentriſche Ideen ſich ſeiner bemächtigt hatten. Aus Mangel an Platz wurde ihm hier mit Bewilligung des Hofmarſchalls ein nur für Hofoffizianten beſtimmtes Zimmer eingeräumt. Dieſer Umſtand hat allem Anſcheine nach Anlaß zu der Vermuthung gegeben, daß dieſes Individuum ein beſonders merkwürdiger Menſch ſei, und darauf ſcheint das ungereimte Gerücht gebaut worden zu ſein, womit man ſich ſo lange herumgetragen hat. Bei fortgeſetzter Unterſuchung hat ſich herausgeſtellt, daß er Jacob Gottfried Poulſen hieß und am 20. Juli 1797 in Kopenhagen das Licht der Welt erblickt hat. Sein Vater war der Handelsgärtner Hans Poulſen in Holbeck, ſeine Mutter heißt Anna Cäcilia Jacobſen. Nach ſeiner Confirmation kam er in die Lehre bei dem Sattlermeiſter Mandel und 1818 wurde er Geſell. Seit jener Zeit hatte er ſein Handwerk größtentheils auf dem Lande getrieben. Er iſt als ein gutmüthiger Menſch bekannt, der ſich durch vieles Leſen einen für ſeinen Stand ungewöhnlich hohen Grad von Bildung erworben hat, doch iſt ſchon ſeit geraumer Zeit ein ſeltſam geheimnißvolles Weſen an ihm wahrgenommen worden; ſein Streben war darauf berechnet, ſich über ſeinen Stand zu erheben, weßhalb er bald dieſes, bald jenes Unwahre über ſeine Abkunft, ſeine Stellung und ſeine Vermögensumſtände auszubreiten ſich bemühte; doch hat er niemals etwas dem Aehnliches erzählt, was das Gerücht über ihn ausgeſprengt hat. Auch ſcheint eine unglückliche Liebe tiefen Einfluß auf ſeinen Gemüthszuſtand ausgeübt zu haben. — In dem Atteſtate, welches die beim Friedrichs-Hoſpitale angeſtellten Profeſſoren, die Herren Schumacher, Herholdt und Withuſen, unterm 25. Juli d. J. ausgeſtellt hatten, heißt es im Weſentlichen: „daß er im ſtrengen Sinne des Worts nicht für wahnſinnig gehalten werden könne, daß er aber, wie aus den Akten hervorgehe, ſchon ſeit mehrern Jahren unrichtige Anſichten von dem Verhältniſſe gehegt, worin er zu dem Staate und zu ſeinen Mitbürgern ſtehe und daß er ſo myſtiſch-vertieft in ſeinen excentriſchen Vorſtellungen ſei, daß er, wie es ihnen vorkomme, nicht allein ſich ſelbſt hintergebe, ſondern auch, von düſtern phantaſtiſchen Bildern betrogen, den Werth des Lebens verkenne." — Um dieſen Menſchen, deſſen Character trotzdem ſehr gutmüthig ſei, womöglich vor dem völligen Verderben zu retten, fand Seine Majeſtät es für angemeſſen, daß man es verſuchen ſolle, ihn an einem weit entlegenen Orte in eine ſeinen natürlichen guten Anlagen angemeſſene Thätigkeit zu verſetzen. Zu dieſem Zwecke iſt er, ſeinem eigenen Wunſche gemäß, in dieſen Tagen mit dem Gouverneur von Steffens nach den däniſchen Kolonien an der Küſte von Guinea abgegangen."

Es iſt nicht ſchwer, aus den unbeſtimmten Angaben dieſes „authentiſchen" Berichts, der, ſo zu ſagen, wie die Katze um den heißen Brei geht, herauszufühlen, daß in dieſer äußerſt myſteriöſen Geſchichte Vieles außerordentlich dunkel geblieben iſt. Der Bericht getraut ſich nicht einmal einzuſtehen, daß Poulſen, der „im ſtrengen Sinne des Worts nicht für wahnſinnig angegeben werden kann", ſich für einen Sohn des Königs ausgegeben habe. Das Stillſchweigen, das die Regierung über dieſen Punkt ſeiner Angaben zu beobachten für gut fand, gab natürlich Veranlaſſung zu verſchiedenartigen Deutungen und Commentaren. Ein großer Theil im Publikum erklärte ſich damit einverſtanden, daß dieſer unglückliche Menſch, wenn auch kein rechtmäßiger und, wie er angab, durch die Hebamme vertauſchter, wohl aber, allem Anſcheine nach, ein natürlicher Sohn Friedrich's VI. geweſen ſei, den dieſer, wie Viele wohl nicht mit Unrecht vermuthen, mit der hübſchen Holbecker Handelsgärtnerin Anna Cäcilia Jacobſen, verehlichten Poulſen, erzeugt und, um die eheliche Eintracht und den häuslichen Frieden mit ſeiner königlichen Gemahlin nicht zu ſtören, desavouirt habe, um ſo mehr, weil dieſer Baſtard dreiſt genug war, in Folge ſeiner königlichen Abſtammung und bei dem Mangel eines männlichen Erben Anſprüche auf die Thronfolge zu erheben. Es war dem Volke nicht unbekannt geblieben, daß Mathildens Sohn um die Zeit der Geburt dieſes Prätendenten mehrere Liaiſons mit einigen Bürgerfrauen im Holſteiniſchen gehabt haben ſoll. Es iſt alſo durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Poulſen ein Baſtard des Königs geweſen ſei; weit unwahrſcheinlicher dünkt uns die Angabe, daß Poulſen „ſeinem eigenen Wunſche gemäß" nach dem eben nicht allzugeſunden Klima, das an der Küſte von Guinea herrſcht, geſchickt worden ſei, um dort „eine ſeinen natürlichen guten Anlagen angemeſſene Thätigkeit zu finden." Wäre von der Indiscretion dieſes Menſchen nichts zu befürchten geweſen, ſo hätte man ihn nicht nach Guinea geſchickt. Niemand hat erfahren, was dort aus ihm geworden iſt, zu welcher Art von Thätigkeit man ihn dort angehalten und welches Ende er genommen hat. Die fernern Geſchicke dieſes unglücklichen Menſchen ſind bis zu dieſem Augenblick eben ſo räthſelhaft und unaufgeklärt geblieben, wie jene der eiſernen Maske auf Pignerol, die Viele noch heutzutage für einen Zwillingsbruder Ludwig's XIV. zu halten geneigt ſind, während Andere ihn für einen Baſtard der Königin Anna von Oeſterreich halten, den dieſe im Ehebruch mit dem engliſchen Geſandten George Villiers, Herzoge von Buckingham oder, nach der Ausſage Anderer, mit dem belgiſchen Reitergeneral Jean de Wert erzeugt haben ſoll. Daß Poulſen nicht wahnſinnig geweſen iſt, muß ſelbſt das Zeugniß der Aerzte des Friedrichs-Hoſpitales eingeſtehen und ſchon dieſer Umſtand genügt, der Vermuthung Raum zu geben, daß in ſeiner Verbannung nach Guinea irgend etwas nicht minder faul geweſen ſein muß, als in der Ausſetzung jenes unglücklichen Kaſpar Hauſer, an deſſen Schickſal man dabei unwillkührlich erinnert wird.

Vielleicht gelingt es den Nachforſchungen ſpäterer Zeit zu ergründen, wer und was jener Jakob Gottfried Poulſen wirklich geweſen iſt, ob er zur Kategorie der Betrüger oder zur großen Sippe königlicher Baſtarde gehört.

## Zwölftes Kapitel.

Friedrich der Sechste und ſeine Kebſin Dannemandt. — Die Geſchichte dieſer Frau.

Friedrich VI. war ſchon weit über fünfzig Jahre alt und ſeit drei Decennien ein, wenigſtens dem äußern Scheine nach, muſterhaft-getreuer Gemahl ſeiner größtentheils mit genealogiſchen Studien beſchäftigten Ehehälfte, als ſich plötzlich zwiſchen ihm und einem weiblichen Weſen, das nach der däniſchen Rangordnung und den gewöhnlichen Begriffen der Welt tief unter ihm zu ſtehen ſchien, ein Verhältniß höchſt ernſter und ehrbarer Natur entſpann. Gelegenheitsmacher war, wie gewöhnlich, der Zufall.

Als der König an einem lachend-ſchönen Frühlingsmorgen, in unſcheinbarer Offizieruniform und ohne Begleitung, am Hafen, in welchem die Blockſchiffe wie ausgebrannte Vulcane ruhen, luſtwandelte und bald darauf das Admiralitäts-Gebäude beſichtigen wollte, fiel ihm auf dem Wege dahin ein durch die Maienfriſche und den Frühlingsduft ihrer Jugend und Schönheit imponirendes Mädchen auf, das mit einem zugedeckten Korbe auf einer Bank ſaß und mit der er ſich, nachdem er ſie freundlich gegrüßt hatte, ſofort in ein Geſpräch einließ. Er fragte ſie nach ihrem Namen.

— Ich heiße Margarethe, erwiderte die Gefragte.

— Haſt Du noch Eltern?

— Ich bin eine Waiſe.

— Wer war Dein Vater?

— Ein armer, aber tapferer Matroſe.

— Und wann ſtarb er?

— Zwei Jahre nach meiner Geburt in der Schlacht auf der Rhede von Kopenhagen, wie meine Mutter, die nun auch ſchon im Grabe ruht, mir erzählt hat.

Friedrich VI. zerdrückte eine Thräne im Auge.

— Wer hat Dich erzogen? fragte er.

— Eine meiner Muhmen.

— Lebt ſie noch?

— Gott ſei Dank!

— Und was treibſt Du bei ihr?

— Ich ſtricke Fiſchernetze und erhalte durch meiner Hände Arbeit ſie und mich. Wer aber ſeid denn Ihr, Herr?

— Ich bin ein Adjutant des Königs. Kennſt Du Deinen alten Landesvater?

— Nein!

— Und wärſt Du nicht neugierig, ihn einmal zu ſehen?

— Nein!

— Liebſt Du ihn?

— Nein!

— Und weßhalb nicht?

— Weil ich ihn nicht kenne!

— Wie aber, wenn es Dir vergönnt wäre, ihn eines Tages durch mich kennen zu lernen?

— Wer weiß, ob ich ihn dann nicht haſſen würde.

— Weßhalb, Du böſes Kind?

— Weil er meinem armen Vater wehgethan ...

— Sprich, was that er ihm?

— Er überging ihn wie tauſend Andere ſeiner braven Flotte und that eben Nichts für ihn.

— Gewiß würde der König dies bedauern und gut zu machen verſuchen, wär's leider nicht zu ſpät!

— Ihr kennt unſern Herrn und König?

— Ich habe die Ehre einer ſeiner Adjutanten zu ſein.

— Dann erlaubt mir eine unbeſcheidene Frage: Iſt es wahr, Herr, daß König Friedrich ſeiner tugendhaften Gemahlin untreu ſein ſoll?

— Wer erzählte Dir dies ungereimte Märchen?

— Das glaubt ganz Kopenhagen von ihm! Iſt es wahr, daß jener unglückliche Menſch, den er ſo grauſam in die Verbannung geſchickt, ſein Sohn iſt?

— Kind, glaube ſolch alberne Ammenmärchen nicht! Jener Poulſen war nichts als ein ehrgeiziger Abenteurer.

— Nein, Herr, das war er nicht! erwiederte das Mädchen mit aufrichtiger Begeiſterung.

— Wie, Kind, Du kannteſt dieſen Mann?

— Er beſuchte ſehr oft meine Muhme, antwortete ſie mit ſchwerem Seufzer.

— Ei, Du liebſt ihn wohl gar?

— Ich habe noch keinen Mann geliebt. Er aber liebte mich und warb, kurz vorher, bevor er, unter dem

Vorwande, daß er wahnſinnig ſei, auf Befehl Eures Herrn und Königs ins Hoſpital gebracht worden war, um meine Hand.

— Und hätteſt Du ihn wohl geheirathet?

— Niemals!

— Und weßhalb nicht, Du ſtolzes Mädchen?

— Weil mein Herz keine Neigung für ihn fühlt. —

— Er war ein Betrüger, ſage ich Dir.

— Davon werdet Ihr mich niemals überzeugen, denn dazu ſah er viel zu ehrlich aus. Mehr als einmal erzählte er meiner Muhme und mir, daß er ein rechtmäßiger Sohn des Königs und deſſen rechtmäßiger Thronfolger ſei.

— Dann war er jedenfalls ein Betrogener! Denn, frage Dich ſelbſt, kluges Kind, welche Gründe ſollten den König, der ohne männlichen Erben iſt, veranlaßt haben, die Vaterſchaft dieſes Sohnes abzuläugnen?

— Poulſen erzählte, daß er, im Augenblicke der Geburt gegen ein der Königin untergeſchobenes Mädchen vertauſcht, von der durch Beſtechung erkauften Hebamme bei Seite geſchafft und, nachdem er herangewachſen, von ſeinem Ziehvater Poulſen bei einem Sattler in die Lehre gegeben, erſt ſpäter durch hochſtehende Perſonen, die er nicht nennen wollte, über das dunkle Geheimniß ſeiner königlichen Abſtammung aufgeklärt worden ſei.

— Märchen, nichts als Märchen, entgegnete der Pſeudo-Adjutant des Königs und gab ſich Mühe, den Mienen ſeines ewig ernſten Geſichtes den Ausdruck eines Lächelns zu verleihen.

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf. Es war ihr anzuſehen, daß ſie dieſer Betheuerung des Adjutanten wenig oder gar keinen Glauben ſchenkte. Sie ergriff ihren Korb und wollte gehen. Jener aber hielt ſie ſanft zurück mit der Frage:

— Kind, hätteſt Du wohl den Muth, dies Alles, was Du mir ſo eben anvertraut, dem Könige ſelbſt zu ſagen?

— Und warum denn nicht? Ich habe ein reines Gewiſſen und fürchte mich vor Keinem unter Gottes Sonne.

— Das iſt brav von Dir! Aber ſage mir, ſchönes Kind, würdeſt Du Deinem Könige eben ſo beherzt ins Auge ſchauen wie mir, ſeinem Adjutanten?

— Gewiß, Herr!

— Und würdeſt Du bereit ſein, vor den Stufen ſeines Thrones zu erſcheinen, Falls er Dich eines Tages rufen ließe, um jene harte Anklage gegen ihn aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen?

— Thue Recht und ſcheue Niemand, ſagt meine Muhme.

— Gut, braves Kind, ich halte Dich beim Wort und werde nicht unterlaſſen, den König von Allem, was ich durch Dich erfahren habe, vielleicht noch heute in Kenntniß zu ſetzen. Er mag dann thun, was ihm gut dünkt. Doch halt, noch eine kleine Frage! Wie nennt ſich Deine rechtſchaffene Muhme?

— Frau Brigitte Hanſen?

— Und ihre Wohnung?

Das Mädchen nannte ſie ihm. Der König grüßte ſie und ging. Die hübſche Dirne, die ſeinen Gruß auffallend kühl und gleichgiltig beantwortet hatte, ſetzte ſich wieder und dachte bald nicht mehr an ihn und an das Geſpräch, das er mit ihr geführt.

Es verfloſſen zwei, drei, vier Tage. Seine Majeſtät ließen nichts von ſich hören.

Am Morgen des fünften Tages erſchien in der äußerſt beſcheidenen, aber ungemein ſaubern Hütte der Frau Brigitte Hanſen ein Kammerdiener des Königs mit der mündlichen Einladung: ſie möchte ſich in Begleitung ihrer Baſe ungeſäumt nach dem Schloß verfügen, da Seine Majeſtät ſie Beide zu ſprechen wünſche.

Beide erſchraken. Das Mädchen ſtrich ſich die blonden Locken aus der Stirn, wie Jemand, der urplötzlich aus dem Morgenſchlafe geweckt wird und das, was dieſer gänzlich unerwarteten Einladung vor vier Tagen vorausgegangen war, nur geträumt zu haben glaubte.

— Irrt Ihr Euch nicht? fragte die Muhme.

— Nein, nein! rief das Mädchen, welches raſch ſeine Faſſung zurückgewonnen hatte. Verzeiht mir, Muhme, fuhr ſie heiter und unbefangen fort, daß ich vergeſſen hatte, Euch zu erzählen, daß am vergangenen Dienſtage der Zufall mich mit einem Adjutanten des Königs zuſammengeführt, und daß dieſer Mann, der mich über Dies und Jenes ausgefragt, was ich Euch ſpäter ausführlich erzählen und wobei ich Euch keine Sylbe verſchweigen will, mich unter Anderm auch darüber befragt, ob ich wohl ſo viel Muth beſäße, das, was ich dem Adjutanten geſagt, auch dem Könige zu wiederholen?

— Ich weiß zwar noch nicht, um wen und um was es ſich handelt; aber bevor wir dem Rufe des Königs folgen, frage auch ich Dich, ob Du dieſen Muth wirklich beſitzeſt?

— Ja, Muhme!

— Dann bin ich bereit, Dich zu begleiten.

— Ich ſelber, ſagte der Kammerdiener, werde ſo lange vor der Thür Eures Hauſes warten, bis Ihr Euch angekleidet habt, denn ich habe Befehl, Euch ungeſäumt mitzubringen.

Der Kammerdiener entfernte ſich. Während des Umkleidens der beiden Frauen, das ungemein raſch vor ſich ging, erzählte Margarethe ihrer Muhme alle Einzelnheiten jenes Geſpräches mit dem vermeintlichen Adjutanten, ohne ihr ein Jota zu verſchweigen. Die Alte ſchien dadurch völlig beruhigt und ſagte, als die einfache Toilette ihrer ſchönen Baſe vollendet war:

— Nun laß uns gehen in Gottes Namen!

Der Diener ging einige Schritte voraus. Die beiden Frauen folgten ihm Anfangs ganz ruhig und ſorglos; je mehr ſie ſich aber dem Ziele jener Einladung näherten, deſto geſpannter, unruhiger und einſilbiger wurden Beide.

Endlich, ziemlich erhitzt vom weiten Wege ins Schloß angelangt, führte ſie der Kammerdiener, dem Befehle gemäß, geraden Weges ins Vorzimmer des Königs, bat ſie, einen Augenblick hier auszuruhen und eilte ins Kabinet Sr. Majeſtät, um die Angelangten anzumelden.

Der König ertheilte dem Diener die Weiſung, zuerſt die jüngere und erſt dann, wenn er ſchellen würde, die ältere der beiden Frauen bei ihm einzuführen.

Das Mädchen wurde purpurroth, als der zurückkehrende Diener vorläufig nur ſie allein aufforderte, ihm ins Zimmer Sr. Majeſtät zu folgen.

— Fürchtet Euch nicht, ſagte er zu ihr. Der König meint es gut mit Euch.

Er ergriff ſie bei den Fingerſpitzen ihrer zitternden Hand, zog ſie leiſe bis an die Thür, öffnete dieſelbe und ſchloß ſie noch ſchneller, als er ſie eine Secunde zuvor aufgemacht hatte.

Der König, in rother Generals-Uniform, das in Brillanten gefaßte Großkreuz des Danebrogs auf der linken Bruſt und mit mehrern andern Orden geſchmückt, ſtand in ſo weiter Entfernung von der Thür, daß die Jungfrau, die etwas verlegen die langen Wimpern ihrer himmelblauen Augen niederſenkte, deſſen Züge Anfangs nicht erkennen konnte.

— Nur näher, ſchmuckes Kind, bat der König mit dem einſchmeichelndſten Tone, der ſeiner Kehle zur Verfügung ſtand.

Sie näherte ſich nun etwas raſcher und als ſie endlich zu dem, der ſie ſo huldvoll angeredet hatte, ſchüchtern emporzublicken wagte, erkannte ſie ihn ſogleich.

— Ihr ſeid der Adjutant, ſtammelte ſie.

— Nein, Kind, ich bin der König!

— Der König? antwortete das Mädchen und erſchrak in ſo hohem Grade, daß ſie einen Augenblick einer Ohnmacht nahe zu ſein ſchien.

Der König erfaßte ihre Hand und flößte ihr Muth ein.

— Faſſe Dich, liebes Kind und ängſtige Dich nicht. Du ſtehſt vor einem Manne, der es gut und ehrlich mit Dir meint. Stelle Dir vor, ich ſei Dein alter Vater; denke Dir, Du ſeiſt meine Tochter; faſſe Vertrauen zu mir; blicke mir beherzt ins Auge; ich bin ein Staubgeborener wie Du!

Endlich wagte ſie es, ihn anzublicken. Das große, blaue, lichtgefüllte Auge, das ſie zu ihm erhob, ſchlug wie ein zündender Blitz in ſeine Seele ein.

— Weißt Du, ſüßes Mädchen, daß Du mir heute noch viel ſchöner erſcheinſt, als bei meinem erſten Zuſammentreffen mit Dir? Aber warum zitterſt Du noch immer? Bin ich nicht derſelbe, der ich am Dienſtag geweſen war? Habe ich mich ſeitdem ſo ſehr zu meinem Nachtheile verändert, daß die Worte auf dem Saume Deiner jungfräulichen Lippen erſterben und daß Du ſo ſtumm und regungslos wie ein wunderthätiges Muttergottesbild vor mir ſtehſt? Vergiß, Kind, daß ich König bin! Fahre fort zu glauben, daß ich nur deſſen Adjutant ſei; faſſe Dich und laß mich von Neuem den Maienzauber Deiner Stimme hören; zeige Dich ſo beherzt und muthig, wie an jenem Tage!

— Ihr habt mich getäuſcht, ſtammelte ſie verlegen.

— Allerdings, aber wahrlich nicht in böſer Abſicht. Ich habe Dich rufen laſſen, um eine alte Schuld der Dankbarkeit an Dich abzutragen.

— Wofür, Herr? fragte die Jungfrau.

— Ich habe nicht vergeſſen, daß Du mich des Undanks angeklagt. Dein Vater, über den ich Erkundigung einziehen ließ, war ein heldenmüthiger Matroſe, der unbelohnt den Tod der Ehre ſtarb. Du biſt eine Waiſe, die ſich und ihre Muhme durch ihrer Hände Arbeit mühſam ernähren muß. Ich halte es für eine Pflicht der Dankbarkeit, von heute an für Dich zu ſorgen und der Tochter zu vergelten, was ich dem Vater ſchuldig bin. Ich gewähre Dir und Deiner Muhme, die Dich zu einem braven Mädchen erzogen hat, von heute an eine jährliche Penſion von zwölfhundert Thalern auf Lebenszeit.

— Das iſt zu viel für uns, gnädiger Herr! Wir ſind gewohnt zu darben und machen keine Anſprüche an das Leben.

— Du haſt ein beſſeres Loos verdient. Dein unſchuldvolles Weſen hat mich bezaubert. Ich leſe in dem Adel Deiner Züge, daß Du würdig meines Schutzes biſt.

— Eure Huld beſchämt mich, Herr, hauchte Margarethe, die Augen niederſenkend. So viel Gnade verdiene ich nicht....

— Deine Beſcheidenheit macht Dich doppelt anziehend. Du biſt ſo gut, daß man Dich lieb gewinnen muß. Ich will ein väterlicher Freund Dir ſein.

Der König ſchellte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, Margarethens Muhme einzuführen.

— Muhme Hanſen, ſagte er zu der Alten, Du haſt Dich dieſer armen Waiſe mit ſo vieler Liebe angenommen, daß ich Dein Schuldner bin. Bitte Dir eine Gnade dafür aus!

— Herr, Ihr habt den armen Poulſen nach Guinea geſchickt. Ruft ihn aus der Verbannung zurück und geſtattet ihm, meine Baſe zu heirathen.

Margarethe erbebte.

— Iſt dies auch Dein Wunſch, Margarethe? fragte der König, ihre Hand erfaſſend.

— Auch ich, erwiederte die Jungfrau, nehme Antheil an ſeinem Schickſale; aber heirathen kann und werde ich ihn niemals!

— Und warum nicht?

— Weil ich ihn nicht liebe!

— Dann will ich, ſprach der Monarch, Deinem Herzen keinen Zwang auferlegen. Muhme Hanſen, Ihr habt Eurer Baſe offenes Bekenntniß gehört und werdet nicht länger in ſie dringen, eine Heirath ohne Neigung zu ſchließen und ſie dadurch unglücklich zu machen. Seid unbeſorgt wegen der Zukunft Eurer Tochter .... von jetzt an ſorge ich für ſie!

Die Alte zerfloß in Thränen.

— Geht nun, meine Kinder! Morgen ſollt Ihr mehr erfahren, ſagte er zu Margarethen, die, keines Wortes mächtig, ſprachlos vor ihm ſtand.

Die Muhme erfaßte des Königs Hand und küßte ſie.

— Auf Wiederſehen, ſagte der Monarch und entließ ſie.

Beide kehrten nach ihrer armſeligen Hütte zurück. Margarethe erzählte der Muhme, daß der König ihnen eine Penſion bewilligt habe. Frau Hanſen ſchüt-

telte den Kopf und ſchwieg. Auch Margarethe verſank in tiefes Nachdenken. — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erhielt Margarethe ein Handbillet des Königs, worin er ihr anzeigte, daß er für ſie und ihre Muhme in der Nähe des Schloſſes ein kleines Haus gekauft, das ſie von heute als ihr Eigenthum betrachten möge. Er habe es in aller Eile für ſie einrichten laſſen und bitte ſie, daſſelbe als ein Geſchenk ſeiner väterlichen Zuneigung für ſie nicht zurückzuweiſen. In einigen Tagen, ſobald es ſeine Zeit erlaube, werde er ſie in ihrem neuen Beſitzthume beſuchen und ſich glücklich fühlen, wenn er erführe, daß es ihr darin gefalle.

Margarethe glaubte noch immer zu träumen. Die raſche Wandlung ihres Schickſals erſchien ihr wie ein Sommernachtstraum.

— Habe ich Dir nicht immer geſagt, begann die Muhme, daß der liebe Gott für Jeden ſorgt, der ihm vertraut? Vorgeſtern noch ſo arm wie Hiob, biſt Du heute ſo reich, daß Tauſende Dich um dieſes Glück beneiden werden.

— Und doch iſt mir das Herz ſo ſchwer! Unaufhörlich frage ich mich, was den König bewogen haben kann, mich ſo unausſprechlich glücklich zu machen?

— Das errätheſt Du nicht? Der König liebt Dich!

— Er liebt mich? wiederholte Margarethe, tief erſchreckt.

— Und warum denn nicht? Biſt Du nicht jung und ſchön?

— Der K[illegible] aber iſt ja verheirathet!

— Was will dies ſagen? War nicht auch der zweite Chriſtian verheirathet, als er ſein Auge auf Dyveke warf?

Margarethe bedeckte ihr ſchaamgeröthetes Antlitz mit beiden Händen und fing laut zu weinen an.

— Sei kein Kind, Margarethe! Es giebt keine Frau, die, ſtände ſie noch ſo hoch und wäre ſie eben ſo keuſch und tugendhaft wie Du, ſich nicht glücklich fühlen würde in dem Gedanken, ſich geliebt zu wiſſen von ihrem Könige!

— Ihr ſpracht vorhin von der Dyveke. Die Aermſte nahm ein trauriges Ende.

— Aber nicht Jede endet wie ſie. Die Tochter des Flensburger Arztes Moth wurde Gräfin von Samſöe...

— Ich, Muhme, gelobe mir, zu bleiben, was ich bin!

— Auch ich, Kind, rathe Dir, der Stimme des Ehrgeizes Dein Ohr zu verſchließen und ein beſcheidenes Glück jedem blendenden Schimmer vorzuziehen. Bleibe einfach und brav, wie bisher! Achte und liebe in Ihm Deinen Vater, Deinen Freund, Deinen Wohlthäter!

— Er iſt ſo gut! ſagte Margarethe.

— Und Du, Kind, wirſt Dich würdig ſeiner Güte zeigen.

— Das gelobe ich Euch und mir! — — —
— — — — — — — — — — —

Am nächſten Morgen erſchien der Kammerdiener des Königs, um ſie einzuladen, von ihrem kleinen Hauſe Beſitz zu ergreifen. Sie verließen die ſtille Hütte und bezogen ihre neue Wohnung, deren ganze Einrichtung bei allem Geſchmack doch ſo einfach war, daß Margarethe ſich darin gleich heimiſch fühlte.

Zwei Tage darauf beſuchte ſie der König. Sie fiel zu ſeinen Füßen nieder. Er hob ſie auf und drückte zärtlich ihre Hand.

— Ich wünſche, ſagte er, daß Du Dich hier in dieſer beſcheidenen Einfachheit ſtets ſo glücklich fühlen mögeſt, als die Anſpruchsloſigkeit Deiner Geſinnung es verdient. Sei überzeugt, Margarethe, daß nicht ſinnliche Leidenſchaft, die bald verrauſcht, ſondern ein tiefinniges Gefühl väterlichen Wohlwollens mich in Deine Nähe bannt. Hier in dieſen friedlichen Pfählen will ich im Umgange mit Dir auf Stunden die Bürde meiner Krone vergeſſen, mich Deines Glückes freuen und Dir niemals Anlaß geben, daß Du den Schritt, zu dem ich Dich bewogen habe, bereuen mögeſt. Ich verſpreche Dir, bis ans Ende meiner Tage Dir ein treuer Freund, ein liebevoller Vater zu bleiben. — — —

Und Friedrich VI. hielt ſein Verſprechen. Bis ans Ende ſeiner Tage blieb er Margarethens Freund und Beſchützer. Es war ihm ein angenehmes Bedürfniß, ſie faſt täglich zu ſehen und einige Stunden des Abends in ihrer Nähe zu verleben. Hier ſtreifte er die drückenden Feſſeln der ſtarren Hof-Etikette ab. Hier unterhielt er ſich wie ein einfacher Bürger im Schooße ſeiner Familie. Mit wenigen Unterbrechungen trank er allabendlich ſeinen Thee bei ihr, ließ ſich abwechſelnd Zeitungen und Bücher von ihr vorleſen, ſpielte dann und wann Schach, das er ihr gelehrt hatte, plauderte mit ihr von gleichgiltigen Dingen und fühlte ſich in ihrer Nähe ſo behaglich, daß die Stunden wie Minuten vorüberrauſchten. Anſpruchslos, heiter und liebenswürdig gewann ſie mit jedem Tage mehr Reize für ihn. Es gab am ganzen Hofe kein zweites Weſen, das ihm durch Sittſamkeit und Tugend mehr imponirte, als dieſe einfache Tochter aus dem Volke; denn auch Margarethe hielt ihr Gelübde und blieb, was ſie geweſen war: ein in jeder Beziehung muſterhaftes Weib, das ſein Ohr der Stimme des Ehrgeizes verſchloß und nicht, wie jede Andere ihres Gleichen, nach irdiſchen Ehren rang; ihr kindlich-frommer Sinn, ihr dankerfülltes Gemüth fühlte ſich glücklich in dem Bewußtſein, daß der König an ihr mit treuer Liebe hing. Seit dem Tage, an welchem ſie ihm einen Sohn geboren hatte, nahm ſie auf ſeinen Wunſch den Namen Frau Danemandt an; als der König ihre Penſion verdoppeln wollte, wies ſie dies mit ſolcher Entſchiedenheit zurück, daß er, um ihr Zartgefühl nicht zu kränken, davon abſtand. Frau Danemandt (ſo hieß ſie die ganze Stadt) hatte ſo wenig Bedürfniſſe, daß ſie mit dem Gelde, welches ſie ſich erſparte, nach Kräften Gutes wirkte: ſie unterſtützte Arme, pflegte Kranke und legte da, wo ſie nicht ſelbſt zu helfen vermochte, ein Wort der Fürſprache bei ihrem väterlichen Freunde ein, der keine ihrer Bitten abſchlug, weil ſie immer nur für Andere und niemals für ſich ſelber bat. Ihr gutes Herz verſchaffte ihr in der ärmern Klaſſe einen ſo hohen Grad von Popularität, daß ſie im Munde des Volks die Mutter der Bedrängten hieß. Es gab wenig Frauen, die in ihrer beſcheidenen Stellung ſo viel Gutes wirkten, als Frau Danemandt.

Dies Verhältniß währte über fünfzehn Jahre. Während dieſer Zeit gebar Margarethe dem Könige vier oder fünf Kinder, darunter zwei Söhne, die, als ſie herangewachſen waren, unter dem bürgerlichen Namen ihrer allgemein geachteten Mutter im däniſchen Heere durch ihr eigenes Verdienſt von Stufe zu Stufe emporſtiegen und ſowohl dem Namen ihrer Mutter als dem Urheber ihrer Tage Ehre machten.

## Dreizehntes Kapitel.

Einführung der Provinzial-Stände. — Preßfreiheits-Geſellſchaft. — Heiberg und Malte Bruun. — Baggeſen. — Oehlenſchläger. — Schack-Staffeldt. — Winther. — Grundtvig. — Blicher. — Anderſen. — Hertz. — Oerſted. — Thorwaldſen und ſeine natürliche Tochter. —

Friedrich VI., der dem Freiheitsdrange ſeines Volkes ſo lange Jahre hartnäckigen Widerſtand geleiſtet hatte, ſah ſich in Folge der Juli-Revolution, die im Laufe dreier Tage den alten Thron der Lilien zertrümmert und das Haus Orleans erhoben, endlich doch genöthigt, dem Willen des Volkes dadurch Rechnung zu tragen, daß er ſich bereit finden ließ, durch ein Geſetz vom 28. Mai 1831 in Dänemark und in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein berathende Provinzial-Stände einzuführen, „um (wie es darin hieß) „durch eine angemeſſene Theilnahme an der Verwaltung, in den getreuen Unterthanen den Sinn und Eifer für das gemeinſame Wohl noch mehr zu beleben, dem Regenten von den Mitteln zur Beförderung dieſes Wohles die zuverläſſigſte Kunde zu verſchaffen und dadurch das Band, welches das königliche Haus mit dem Volke vereinigt, noch feſter zu knüpfen." Gleichzeitig verſprach er die längſtgewünſchte Trennung der Adminiſtration von der Juſtiz einzuleiten.

Erſt drei Jahre ſpäter, am 21. Mai 1834, wurden, nach Vernehmung des Gutachtens einer im Sommer 1832 zuſammengetretenen Verſammlung „aufgeklärter und erfahrener“ Männer, die Provinzial-Stände einberufen. Die Mitglieder wurden auf ſechs Jahre gewählt nach einem Wahlgeſetze, kraft welchem jeder Däne, welcher 25 Jahre alt war und an Grundbeſitz wenigſtens 2000 Reichsbankthaler Steuerwerth auf dem Lande oder in den Städten 1000 Reichsbankthaler Brandkaſſenwerth beſaß, Wahlmann war. Wähler war Jeder, der, ſeit fünf Jahren dem däniſchen Unterthanen-Verbande angehörend, mindeſtens 4000 Reichsbankthaler Steuerwerth auf dem Lande oder 2000 Reichsbankthaler Brandkaſſenwerth in den Städten beſaß. Nichtwählbar waren nur hohe Staatsdiener und Juden. Letztere konnten auch nicht Wahlmänner ſein.

Dieſe Stände verſammelten ſich alle zwei Jahre für die däniſchen Inſeln in Roeskilde (66—70 Mitglieder), für Jütland in Viborg (51—55 Mitglieder), für Schleswig in Schleswig (44 Mitglieder), für Holſtein und für Lauenburg in Itzehoe (48 Mitglieder). Jedes Mitglied erhielt während der Dauer des Landtages täglich vier Reichsbankthaler Diäten und anderthalb Reichsbankthaler für jede Meile Reiſegeld-Entſchädigung.

Der König ernannte einen Commiſſair, die Stände wählten ſich ihren Präſidenten. Die Debatten der Verhandlungen wurden, wenigſtens Anfangs, nicht veröffentlicht.

Am 1. October 1835 traten die Provinzial-Stände für die däniſchen Inſeln in Roeskilde, im April 1836 jene für Jütland in Viborg zuſammen. Auf dem letztgenannten Landtage kam das Elend des däniſchen Bauers und die Calamität der däniſchen Finanzen zur Sprache. Beide Landtage verlangten Veröffentlichung eines Budgets. — Ein Antrag des Oberſten Brook zu Roeskilde, welcher allgemeine Wehrpflichtigkeit verlangte, fiel durch; gleiches Schickſal hatte auf beiden Landtagen der Antrag auf Aufhebung des Lottoſpiels.

Im Herbſte 1835 trat der erſte Landtag in Itzehoe und im Frühlinge des folgenden Jahres jener Schleswigs in Schleswig zuſammen. Beide drangen auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen und auf Freiheit der Preſſe wenigſtens für Schleswig, da Holſtein, zum deutſchen Bunde gehörig, ſich den Beſchlüſſen deſſelben zu fügen verpflichtet war.

Das Verlangen nach Preßfreiheit ward immer lauter und ungeſtümer. Verſchärfte Preßmaaßregeln riefen im Jahre 1834 in Kopenhagen eine Emeute hervor, in welcher der König, als er im Theater das Volk zu beruhigen verſuchte, durch Ziſchen unterbrochen ward und kein Gehör fand.

Gleichzeitig hatte ſich eine Preßfreiheits-Geſellſchaft gebildet, an deren Spitze die erſten Männer des Staats, Oerſted, Clauſen, Bang, Gad und andere Namen guten Klanges ſtanden und deren Streben dahin ging, der gefeſſelten Preſſe zu ihrem heiligen Rechte zu verhelfen, gleichzeitig aber auch den Uebergriffen und Mißbräuchen derſelben nach Kräften zu ſteuern. Ein heimlicher Beſchützer dieſer Geſellſchaft war Prinz Chriſtian (des Königs Thronfolger), ein aufgeklärter Freund der Preßfreiheit, in welcher er die ſicherſte Bürgſchaft für jede andere Freiheit des Volks erkannte. Er hatte nicht vergeſſen, daß Dänemark in Folge ſeiner überfaulen Preßzuſtände zwei ſeiner tüchtigſten Söhne eingebüßt: Peder Anders Heiberg und Malte Conrad Bruun. — Der Erſte, einer der hervorragendſten Dichter der däniſchen Bühne, reich an Witz und Humor, Satire und Ironie, durch Erkenntniß des Hofgerichts im Jahre 1799 aus ſeiner Heimath verwieſen, zog nach Frankreich, um ſich dort einen neuen Heerd zu gründen. Napoleon I. gab ihm eine Anſtellung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Talleyrand, der ſich der äußerſt gewandten Feder dieſes Dänen ſehr häufig zu bedienen pflegte, nahm ihn nach Berlin und Warſchau und zu den Congreſſen von Erfurt und Wien mit. Der Fürſt ſagte eines Tages: „Die Dänen haben gewöhnlich wenig Geiſt, aber hat einer unter ihnen ausnahmsweiſe Geiſt, dann iſt er viermal geiſtreicher als ein Engländer und mindeſtens doppelt geiſtreicher als ein Franzoſe; zu dieſen ſeltenen Ausnahmen gehört Heiberg, der — halb Molière und halb Swift — den Nagel immer auf den Kopf zu treffen weiß und mir darum nützlicher iſt, als mancher weit tiefere Denker wie er.“ *)

---

*) Heiberg, geboren am 16. November 1758 zu Vordingborg, zog ſich 1817 aus dem Staatsdienſte zurück, widmete ſeine Zeit journaliſtiſchen Arbeiten und ſchrieb na-

Der Zweite dieſer Verbannten, Malte Bruun, verließ, fünfundzwanzig Jahre alt, ſein Vaterland, welches, wie Allen mit vollem Rechte bedauert, auf dieſe Weiſe die Früchte ſeiner großen Talente verlor. In Frankreich, wo er ſpäter ſeinen bleibenden Aufenthalt nahm, erwarb er ſich als einer der gründlichſten geographiſchen Schriftſteller neuerer Zeit einen berühmten Namen. *)

Es ſei uns geſtattet, bei dieſer Gelegenheit einen

---

mentlich viel für die „Revue encyclopédique" über die politiſchen Zuſtände ſeines Vaterlandes. Im Alter hatte er das Unglück zu erblinden. Er ſtarb am 30. April 1841 zu Paris und hinterließ unter dem Titel: „Erindringer af min politiske, selskabelige og litteraere Vandel in Frankrig" (Chriſtiania 1830. 8.) ſehr intereſſante Memoiren ſeines vielbewegten Lebens. Eine Auswahl ſeiner „Luſtſpiele" erſchien, von ihm ſelbſt herausgegeben, 1792—94 zu Kopenhagen in drei Bänden und vollſtändiger, von Rahbek beſorgt, 1819 in vier Bänden. Er hinterließ einen Sohn Johan Ludvig, der, geb. am 14. December 1791 zu Kopenhagen, ein würdiger Erbe des Geiſtes und Witzes ſeines in der Verbannung geſtorbenen Vaters iſt.

*) Malte-Bruun, geb. 1775 auf der Inſel Jütland, war in politiſcher Beziehung ein ziemlich gewiſſenloſer Rockumdreher: urſprünglich Republikaner vom reinſten Waſſer, ward er ſpäter einer der größten Schwanzwedler und Speichellecker Napoleon's I. und, als dieſer ſeine Rolle ausgeſpielt hatte, einer der eifrigſten Streithengſte der wiedereingeſetzten Bourbons. Als Mann ſeiner Wiſſenſchaft aber hat er ſich vor Allem durch ſeine „Géographie universelle" (Paris 1803—1808, 16 Bände. 8.) einen dauernden Ruhm erworben. Er ſtarb in Paris am 14. December 1826 und hinterließ den Nachruhm eines literariſchen Krakehlers, der mit allen Journalen Frankreichs in fortwährender Fehde lag.

flüchtigen Blick auf die Notabeln der däniſchen Literatur während der Regierung Friedrich's VI. zu werfen, um zu zeigen, daß trotz aller Einſchränkungen der Preſſe die Macht des Gedankens ſich auch in Dänemark ſiegreiche Bahnen brach.

An der Spitze dieſer neuen Literatur ſtanden Baggeſen und Oehlenſchläger, die Dioskuren der däniſchen Poeſie.

Jens Baggeſen, geboren am 15. Februar 1764 zu Korſoer auf der Inſel Seeland, ein Schützling des Prinzen von Holſtein-Auguſtenburg, unternahm im Jahre 1787 eine Reiſe nach Deutſchland, wo er mit den tonangebenden Geiſtern jener Zeit, mit den ausgezeichnetſten Dichtern dieſes Landes, mit Klopſtock und mit Wieland, in nahe Berührung trat und ſich die deutſche Sprache in ſo hohem Grade aneignete, daß ſie ihm ſo geläufig wie das Idiom ſeiner Heimath ward. Seine Wanderluſt trieb ihn aus Deutſchland nach Paris. Dort wohnte er als enthuſiasmirter Zuſchauer den Sitzungen des Jakobiner-Klubbs und den erſten Scenen der Revolution, u. A. auch der Erſtürmung der Baſtille bei. — Sein unruhiger Character ließ ihn nirgends heimiſch werden. Er kehrte bald nach Kopenhagen zurück und verließ es wieder, um Frankreich, Italien und die Schweiz zu durchziehen. Im Jahre 1793 heirathete er in Bern eine Enkelin des berühmten Haller; nach dem Tode ſeiner erſten Frau vermählte er ſich 1797 mit einer Genferin in Paris und lebte mit ihr daſelbſt, unterſtützt durch eine Penſion des Königs von Dänemark, mehrere Jahre. Von 1814 bis 1820 finden wir ihn wieder in Kopenhagen, in literariſche Fehden verwickelt mit ſeinem Rivalen Oehlenſchläger. Anfangs 1821 verließ er, mit ſeiner ganzen Familie, von Neuem ſeine Heimath in der Abſicht, ſie niemals wiederzuſehen. Aber wenige Monate vor ſeinem Tode ward er vom Heimweh wieder nach Kopenhagen zurückgetrieben. Er ſtarb auf der Reiſe dahin, zu Hamburg, am 3. October 1826.*)

In Baggeſen vereint ſich ein wunderbares Gemiſch heterogener Elemente: es offenbart ſich in ihm ein fortwährender Kampf zwiſchen Atheismus und Glauben, zwiſchen Haß und Liebe, zwiſchen Stolz und Demuth. In allen ſeinen Poeſien ſpiegeln ſich dieſe Contraſte ab. Nirgends findet ſich darin etwas Ganzes: Alles darin iſt noch unvollendet; aber überall weht uns eine rieſenhafte Fantaſie und eine wunderbar tiefe Gefühlswelt an. Mit gleich großem Glücke verſtand er den grandioſen Styl Klopſtock's, die grazioſe Heiterkeit Wieland's und Steffen's Gewandtheit im Reimen nachzuahmen.

Seine lyriſchen Dichtungen in deutſcher Sprache erſchienen zum erſten Male im Jahre 1803 zu Hamburg. Fünf Jahre ſpäter traten in Amſterdam ſeine „Heideblumen" ans Licht. Zwei Jahre zuvor erſchien in Hamburg ſeine „Parthenaïs" oder die „Alpenreiſe" eine idylliſche Epopee im Genre der Voß'ſchen „Louiſe." —

---

*) Dr. Fricke, der Baggeſens Leichnam ſecirte, fand, daß deſſen Gehirn ähnlich dem eines Geiſteskranken war. Vergl. In memoriam defuncti J. Baggesen, relatio de sectione etc. Hamb. 1826. 4.

Vom Jahre 1810 trat in der Richtung ſeines Talents ein auffallender Wendepunct ein: er trat als Satiriker auf und geißelte als Solcher Fichte, Schelling und die Koriphäen der myſtiſchen Schule, die in Deutſchland damals ihr Unweſen trieb. Sein „vollendeter Fauſt" — eine Perſiflage jener Schule — iſt leider Manuſcript geblieben. — In ſeinem Todesjahre erſchien in Leipzig „Adam und Eva" oder „Geſchichte des Menſchenfalls," ein humoriſtiſches Heldengedicht, das ein Gemiſch von trivialer Satire und gezierter Frivolität iſt. Das bedeutendſte Werk ſeiner Muſe iſt das „Labyrinth oder Excurſionen eines Dichters in Europa zu Ende des acht- und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts," das er in däniſcher Sprache ſchrieb. Dieſes Werk erſchien 1793 in Kopenhagen, vier Bände ſtark.

Baggeſen's Nebenbuhler, Adam Gottlob Oehlenſchläger, geboren zu Kopenhagen am 14. November 1779, war in ſeiner Jugend ein ſehr untergeordneter Prieſter des Theſpiskarrens, warf ſich dann auf die Jurisprudenz, ging auf Reiſen, kehrte nach ſeiner Vaterſtadt als Profeſſor der Aeſthetik zurück und gründete im Gebiete der dramatiſchen Poeſie eine neue Aera durch ſeine in deutſcher Sprache geſchriebenen Trauerſpiele: „Axel und Walburg" (Tübingen 1809) „Hakon Jarl" (Stuttgart 1810) und „Correggio" (ebendaſelbſt erſchienen im Jahre 1816). Das Letztgenannte iſt unſtreitig das Bedeutendſte. Außerdem ſchrieb er auch Luſtſpiele, die aber aus Mangel an Humor durchweg ungenießbar ſind. Auch ſeine Märchen und Erzählungen haben keine Bedeutung. —

In däniſcher Sprache ſchrieb er die Trauerſpiele „Amleth," das die Hamlets-Sage und „Dina," das den bekannten Prozeß zwiſchen **Corfiz Ulfeldt** und **Dina Winhofer***) behandelt. — **Oehlenſchläger** ſtarb als Conferenzrath und Ritter vieler Orden am 20. Januar 1850 in ſeiner Vaterſtadt, die in ihm eine ihrer größten Zierden verehrt, ob er gleich, beim Lichte unpartheiiſcher Kritik betrachtet, viel kleiner als ſein großer Ruf iſt.

Der Dritte in dieſem Dichterbunde war **Adolf Wilhelm Schack-Staffelt**, von deſſen Leben wir leider nur das wiſſen, daß er am 28. März 1769 geboren und am 26. November 1826 geſtorben iſt.

Nach dieſen verdient **Chriſtian Winther**, geboren am 29. Juli 1796 zu Fensmark auf der Inſel Laaland, erwähnt zu werden. Er durchreiſte Deutſchland, die Schweiz und Italien, ward im Jahre 1814 als Lehrer der däniſchen Sprache bei der nachmaligen Königin von Dänemark angeſtellt, lebt jetzt als Privatmann in Kopenhagen und erhielt 1851 vom Reichstage einen lebenslänglichen Jahrgehalt. **Winther** iſt nach dem Ableben jener vorhergenannten Trias Dänemarks bedeutendſter Lyriker. Seine erſten Gedichte erſchienen im Jahre 1820, ſeine neueſten im Jahre 1851.

Als geiſtlicher Liederdichter ragt unter Allen der durch ſeine religiöſen und patriotiſchen Geſinnungen ehrenvoll bekannte **Nikolaus Frederik Severin Grundt-**

---

*) Vergl. Band II. Seite 259 und ff.

vig (geb. zu Udby auf der Inſel Seeland am 8. September 1783) hervor durch ſeine reichhaltige Sammlung von Pſalmen und Hymnen, die er unter dem Titel „Sangvork til den danske Kirke“ erſcheinen ließ. Als Archäolog machte er ſich durch ſeine Forſchungen über die ſcandinaviſche Mythologie und als Hiſtoriker durch ſeine Ueberſetzung der beiden älteſten Geſchichtsſchreiber des Nordens Snorro Sturleſon und Saxo Grammaticus vielfach verdient. — Seit dem Jahre 1839 Paſtor einer der Hauptkirchen Kopenhagens, verſteht er durch das hinreißende Feuer ſeiner Predigten eine eben ſo zahlreiche Zuhörerſchaft, wie in der Univerſität als Profeſſor der Geſchichte heranzuziehen.

Der König im Gebiete des Romans und der Novelle war Steen Steenſen Blicher. Geboren am 11. October 1782 zu Vium, ſtudirte er in Kopenhagen Theologie, erhielt in Jütland eine Paſtorſtelle in Spentrup und heirathete eine junge Witwe, Namens Erneſtine Juliane Berg, die ihm eilf Kinder gebar; deſſenungeachtet war dieſe Ehe keine glückliche, denn Blicher theilte das Schickſal Molière's: ſeine Frau gab ihm gerechten Grund zur Eiferſucht und beſaß nebenbei alle Eigenſchaften einer Xantippe. — Blicher war leidenſchaftlicher Jäger und durchſtreifte als ſolcher die öden, einſamen, unfruchtbaren Steppen Jütlands. Er war bereits vierzig Jahre alt, als er ſeine erſte Novelle, das „Tagebuch eines Dorfgerichtsſchreibers,“ erſcheinen ließ, die in der Leſewelt außerordentlichen Anklang fand. Dieſer erſten Production folgten raſch hintereinander dreißig Andere, die, eben ſo originell als ſein Erſtlingswerk, von Jahr zu Jahr den Kreis ſeiner Leſer vergrößerten. Er wurde der Walter Scott Dänemarks und übertraf den ſchottiſchen Barden durch die Wahrheit ſeiner Naturſchilderungen. Seine geſammelten Novellen erſchienen in Kopenhagen und wurden von Peder Ludvig Moeller meiſterhaft ins Deutſche überſetzt.*) Blicher ſtarb am 26. März 1848.

Eine Stelle neben ihm gebührt dem Poeten Hans Chriſtian Anderſen, geboren am 2. April 1805 zu Odenſe auf Fühnen. Sohn eines Schuſters, trieb er urſprünglich das Handwerk ſeines Vaters und ging dann nach Kopenhagen zum Theater, auf dem ihm keine Roſen wuchſen, da er Neigung, aber kein Talent zu dieſer Kunſt beſaß; doch machte er ſich durch einige Poeſien bekannt, die ihm eine königliche Penſion verſchafften. Im Jahre 1830 erſchien ſeine erſte Sammlung von Gedichten, ein Jahr darauf die zweite unter dem Titel: „Phantaſien und Skizzen.“ Von 1833 bis 1834 bereiſ'te er, unterſtützt vom däniſchen Gouvernement, Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Italien, wo er ſein erſtes größeres Werk „Improviſatoren,“ **) vollendete. Bald darauf erſchien ſein Roman „O. T.,“ in welchem er das ernſte Stillleben des Nordens ſchildert. Im Jahre 1840 trat er mit einem romantiſchen Drama „der Mulatte“ auf, das aber, trotz der Erwartungen, die es erregt, ſpurlos vorüberging. Weit größern Anklang fand ſein „Bilderbuch ohne Bilder,“ das reich an Fantaſie, aber auch nicht arm an kindiſchen Albernheiten iſt, da der Mehrzahl dieſer Bilder die eigentliche Pointe fehlt. — Im folgenden Jahre unternahm er eine Reiſe nach dem Orient, den er im „Bazar eines Poeten“ — freilich mit etwas allzukalten und ſtarren Farben — zu ſchildern verſucht hat. — Herr Anderſen iſt unſtreitig von allen jetzt lebenden Schriftſtellern Dänemarks der — eitelſte und eingebildetſte: er liebt es an allen Höfen Jagd auf Ordensbändchen zu machen und hat deren bereits vier oder fünf ergattert. — Außerdem zeichnet er ſich noch dadurch aus, daß er — wörtlich verſtanden — auf dem größten Fuße lebt.

---

*) Im Jahre 1840 befand ſich Blicher in ſo traurigem Umſtänden, daß für ihn eine öffentliche Geldſammluug veranſtaltet ward.

**) L. Kruſe übertrug ihn ins Deutſche u. d. T. Jugendleben und Träume eines italieniſchen Dichters. Hamburg 1835. 2 Bände. 8.

An der Spitze der dramatiſchen Dichter ſteht Henrick Hertz, Sohn jüdiſcher Eltern, geb. zu Kopenhagen am 25. Auguſt 1798. Er ſtudirte die Rechte, machte ſein Examen und widmete ſich dann den ſchönen Wiſſenſchaften. Im Jahre 1831 trat er zur proteſtantiſchen Kirche über und behauptete als Schriftſteller ſeine Anonymität bis 1832. Sein erſtes dramatiſches Product „Herr Burchard og hans Familie“ erſchien 1826; ſeit dieſer Zeit hat er der däniſchen Bühne nahe an vierzig Stücke geſchenkt, von denen das letzte 1857 ans Licht getreten iſt. Die namhafteſten darunter ſind: „Flyttedagen,“ Drama in fünf Akten, aufgeführt im Jahre 1828; „Amors Genieſtreger" (das erſte gereimte Converſationsſtück der däniſchen Bühne), „Debatten i Politivennen," Vaudeville in zwei Akten, „Svend Dyrings Huus," romantiſches Trauerſpiel in vier Akten, *) „Svanehammen" (das Schwanengefieder), Luſtſpiel in drei Akten. Die bekannteſte und gleichzeitig bedeutendſte Schöpfung ſeiner fruchtbaren Muſe iſt das 1845 erſchienene lyriſche Drama „Kong René's Datter" (König René's Tochter), das viermal ins Deutſche (u. A. von Leo und von Breeſemann), ins Engliſche, Holländiſche und Schwediſche übertragen, von Guſtave Lemoine für das franzöſiſche Theater bearbeitet worden iſt, die Runde durch faſt alle Bühnen Europa's gemacht und überall verdiente Anerkennung gefunden hat. — Weit weniger angeſprochen haben ſeine „Ninon," fünfaktiges Luſtſpiel (deutſch von H. Thaulow), ſein „Waldemar Atterdag," Drama in fünf Akten, ſeine „Tonietta," Luſtſpiel in vier Akten, ins Deutſche überſetzt von J. D. Ziegeler; den „Yngſte" (der Jüngſte) fünfactiges Luſtſpiel, und „Eſtrella," gleichfalls Luſtſpiel in fünf Akten. Seine geſammelten dramatiſchen Werke, die alle Genres repräſentiren, erſchienen 1854—1856 zu Kopenhagen in dreizehn Bänden. Hendrik Hertz leidet ſeit vielen Jahren an unheilbarer Harthörigkeit, die ihn leider menſchenfeindlich macht.

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne den hervorragendſten Heroen der däniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt einige Zeilen rühmender Anerkennung zu widmen.

---

*) Ins Deutſche überſetzt von F. A. Leo.

Der weithin leuchtende Pharus der däniſchen Wiſſenſchaft iſt Hans Chriſtian Oerſted, geb. am 14. Auguſt 1777 zu Rudkjoebing auf Langeland. Er ſtudirte in Kopenhagen die Heilwiſſenſchaft, wurde im Jahre 1817 Profeſſor der Phyſik, 1840 Conferenzrath und Secretair der däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaft. Er hat ſeinem Namen eine Unſterblichkeit für alle Zeiten verſchafft durch die Entdeckung der electromagnetiſchen Kraft, mit deren Hilfe Carl Auguſt Steinheil in München, der Engländer Michael Faraday und der Nordamerikaner Samuel Morſe die Erfindung der Telegraphen ermöglicht haben. Oerſted, gleich groß als Chemiker, hat ſich auch als Dichter verſucht und in ſeiner Jugend ein Gedicht „Luftskibet" geſchrieben, das von Johannſen ins Deutſche übertragen worden iſt. Oerſted, der größte und berühmteſte Däne des neunzehnten Jahrhunderts, ſtarb, von ganz Europa betrauert, am 10. März 1851 zu Kopenhagen, das mit legitimem Rechte auf ihn ſtolz ſein darf.

So groß und erhaben wie Oerſted im Reiche des Wiſſens, ſo groß und unvergleichlich ſteht Bertel Thorwaldſen im Gebiete der däniſchen Kunſt da. — Dieſer Heros, geboren am 19. November 1770 auf dem Meere, auf einer Reiſe von Island nach Kopenhagen, war der Sohn eines Schiffsbildhauers und Enkel eines evangeliſchen Predigers zu Miklabye auf Island. Siebenzehn Jahre alt, beſuchte Bertel die Kopenhagener Akademie, die unter Meiſter Abildgaard in vollſter Blüthe ſtand. Im Jahre 1796 zog Thorwaldſen, unterſtützt von einer Penſion Friedrich's VI., nach Rom. Nach drei Jahren, als das königliche Reiſe-Stipendium ſeine Endſchaft erreicht hatte, ſtand der junge Künſtler auf dem Punkte, nach Dänemarks Hauptſtadt zurückzukehren, als ein engliſcher Bankier, Sir Thomas Hope, einen Jaſon bei ihm beſtellte und ihm dadurch die Mittel zu längerm Verweilen in der Stadt der Kunſtſchätze gab. Er blieb nun länger in Rom und erhielt den Auftrag, für die Peterskirche das Denkmal des Papſtes Pius VII. anzufertigen. Von Rom aus kehrte er zu vier verſchiedenen Malen — 1819, 1830, 1838 und 1842 — nach Kopenhagen zurück und ſtarb daſelbſt am 24. März 1844.

Thorwaldſen, der nie verheirathet war und nur eine natürliche Tochter hinterließ, ſetzte ſein Vaterland zum Erben ſeiner von ihm geſchaffenen Kunſtwerke ein, die, vereinigt im Muſeum zu Kopenhagen, ein unvergängliches Denkmal ſeines großen Künſtlerruhmes und ſeiner Liebe zur Heimath bleiben.

Aus der Maſſe ſeiner Kunſtwerke, die außerhalb Kopenhagens die Bewunderung aller Kenner erregen, heben wir hier nur die bedeutendſten hervor: den Alexander-Zug, der, zu Ehren Napoleon's für den Quirinal in Rom entworfen, jetzt eine der ſchönſten Zierden der ehemaligen Villa Sommariva und nunmehrigen Villa Carlotta am Comer-See iſt; den „Ganymed mit dem Adler," den er für Lord Gower, die „Venus mit dem Apfel der Iris," den er für Lord Lucan, den „Adonis," den er für König Ludwig von Bayern, „Tag und Nacht," die er für den Fürſten von Metternich, und eine „Diana," die er für die Baronin v. Stampe *), ausgeführt hat. — Von ſeinen Bildniſſen und Bildnißſtatuen zeugen Kaiſer Alexander von Rußland und Prinzeſſin Amalie von Dänemark, das Denkmal des großen Sternkundigen Copernicus zu Warſchau, das Grabmonument des Grafen Potocki in Krakau, des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in München, des Papſtes Pius VII. in Rom, die Bildſäulen Schiller's in Stuttgart und Gutenberg's in Mainz für die Meiſterſchaft ſeines unſterblichen Talents. Das letzte Werk, an dem er noch wenige Stunden vor ſeinem plötzlich erfolgten Tode gearbeitet hatte, war ein Bildniß Martin Luther's.

Thorwaldſen, ein Gegenſtand der Auszeichnung aller Höfe, war Großkreuz des Danebrogs, Ritter des preußiſchen Adler-Ordens, der franzöſiſchen Ehrenlegion, des päpſtlichen goldenen Sporns und mehrerer andern Decorationen, auf die er aber insgeſammt ſo viel Werth legte, daß er ſie niemals angelegt haben ſoll.

Sämmtliche Biographen Thorwaldſen's (und er hat deren ſo Viele) **) ſchlüpfen mit auffallendem Stillſchweigen über ſein Verhältniß zu Anna Maria Magnani hinweg. Selbſt Thieme weiß nichts von ihr zu erzählen, als daß ſie eine Römerin geweſen war. Die Tochter, welche Meiſter Bertel (wir wiſſen nicht, in welchem Jahre) mit ihr erzeugt hatte, hieß Eliſa Sophie. Thorwaldſen adoptirte ſie und ſetzte ihr in ſeinem Teſtamente 30,000 Speciesthaler aus. Sie heirathete den däniſchen Obriſtlieutenant von Paulſſen und befindet ſich, wie wir hören, noch am Leben.

---

*) Thorwaldſen lebte im Jahre 1840 während ſeines Aufenthalts in Dänemark auf dem einige Meilen ſüdlich von Kopenhagen gelegenen Ritterſitze Nyſöe, das dem Freiherrn von Stampe gehörte und für deſſen Gemahlin er die „Diana" ſchuf.

**) Juſtus Mathias Thiele, den danske Billedhugger B. Thorwaldsen og hans Vaerker, Kjoebenh. 1832—34.

Unter den vielen Bildniſſen, die von Thorwaldſen exiſtiren, ſoll ein Knieſtück, gemalt von Horace Vernet und ſtylographirt von Schröter (1853) das Aehnlichſte ſein.

---

2 Bde. 8. Deutſch, Leipzig 1834, 2 Bde. Fol. von demſelben Verfaſſer: Om den danske Billedhugger B. Thorwaldsen, Kjoebenh. 1837. 12. Deutſch von G. F. v. Jeſſen, Haarburg 1837. 8. — Alfred Reumont, Thorwaldſen. Gedächtnißrede, Berlin 1844. 8. Hans Chriſtian Anderſen, B. Thorwaldsen, Kjoebenh. 1844. 8. Deutſch von Julius Reuſcher, Berlin 1845. 12. — A. Marcellin, Mémoire sur la vie et les ouvrages de B. A. Torwaldsen (sic!). Paris 1848. 8.

## Vierzehntes Kapitel.

Liſte der vom Jahre 1814 bis zum Tode Friedrichs des Sechſten ernannten Ritter des Elephanten-Ordens.

Wir laſſen nun die Fortſetzung der im fünften Kapitel dieſes Bandes gegebenen Liſte der von Friedrich VI. creirten Elephantenordens-Ritter folgen.

Am 31. Auguſt 1814.

27) Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, Sohn Friedrich Wilhelm's II. und deſſen zweiter Gemahlin, Friederike Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, geb. zu Berlin am 3. Auguſt 1770, vermählte ſich am 24. December 1793 mit der ſchönen Louiſe Auguſte von Mecklenburg-Strelitz, ſuccedirte ſeinem Vater am 16. November 1797, wurde Witwer am 19. Juli 1809, ſchloß am 8. November 1824 eine morganatiſche Ehe mit Auguſte, Gräfin von Harrach und ſtarb am 7. Juni 1840. Deviſe: „Gott mit uns!"

Am 19. September 1814.

28) Karl Auguſt, Fürſt von Hardenberg, geb. zu Eſſenrode am 31. Mai 1750, ſeit 1790 dirigirender Staats- und Finanzminiſter des letzten Markgrafen von Anſpach-Bayreuth, ſeit 1804 preußiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten,

1807 zum Staatskanzler ernannt, gefürſtet am 3. Juni 1814, preußiſcher Bevollmächtigter auf den Congreſſen zu Wien (1814), Paris (1815), Aachen (1818), Troppau (1819), Laibach (1821), Verona (1822), geſt. zu Genua am 26. November 1822. Deviſe: „Secret et hardi.“

Am 12. November 1814.

29) Franz I. Joſeph Karl, Kaiſer von Oeſterreich, Sohn Leopold's II. und der Infantin Marie Louiſe von Spanien, geb. zu Florenz am 12. Februar 1768, ſuccedirte ſeinem Vater am 28. April 1792 und ſtarb nach dreiundvierzigjähriger Regierung am 2. März 1835. Kaiſer Franz war viermal verheirathet. Zum erſten Male ſeit dem 6. Januar 1788 mit Eliſabeth Wilhelmine Louiſe, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg-Stuttgart (geb. am 21. April 1767, geſt. am 18. Februar 1790.) Zum zweiten Male ſeit dem 19. September 1790 mit Marie Thereſe, Tochter König Ferdinand's IV. von Sicilien (geb am 6. Juni 1772, geſt. am 13. April 1807). Zum dritten Male ſeit dem 6. Januar 1808 mit Marie Louiſe Beatrix, Tochter ſeines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Herzogs von Modena-Breisgau (geb. am 11. December 1787, geſt. am 7. April 1816). Zum vierten Male ſeit dem 10. November 1816 mit Karoline Auguſte, Tochter des Königs Maximilian Joſeph von Bayern, geb. am 8. Februar 1792. Letztere lebt noch. Die Deviſe ihres Gemahls, der ſeine Schätze ſeinen Kindern und ſeinen

Völkern nichts als ſeine Liebe hinterließ (amorem meum populis meis) lautete: „Justitia regnorum fundamentum.“

### Am 7. December 1814.

30) Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürſt von Metternich-Winneburg, Sohn des churmainziſchen Erbkämmerers Franz Georg Karl Joſeph, Grafen von Metternich und der Gräfin Beatrix von Kagenegg, geb. zu Koblenz am 15. Mai 1773, ſeit 1809 öſterreichiſcher Staats- und Conferenz-Miniſter und Dirigent der auswärtigen Angelegenheiten, ſeit dem 25. Mai 1821 Haus-, Hof- und Staatskanzler und öſterreichiſcher Omnipotenz, geſtürzt durch die Wiener März-Revolution des großen Sturmjahres 1848. Der Fürſt, der ſich noch am Leben befindet, hatte drei Frauen. Am 27. September 1795 heirathete er Eleonore Marie, Fürſtin von Kaunitz-Rietberg, eine Enkelin des „europäiſchen Staatskutſchers“ Wenzel Anton (geb. am 10. October 1775, geſt. am 19. März 1825). Hierauf ſchloß er am 5. November 1827 eine zweite Ehe mit Antoinette Marie von Leykam (geb. am 25. Auguſt 1806, geſt. am 17. Januar 1829). Nach deren Tode vermählte er ſich am 30. Januar 1831 zum dritten Male mit der ungariſchen Gräfin Melanie Zichy-Ferraris (geb. am 28. Januar 1805). Letztere lebt noch.*) Die Deviſe des Fürſten lautet: „Kraft im Recht.“

---

*) Vehſe nennt Metternich's zweite Gemahlin ein

### Am 21. December 1814.

31) Friedrich I., König von Württemberg, Sohn des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und der Prinzeſſin Friederike Dorothee Sophie, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, geb. zu Treptow an der Rega am 7. November 1754, folgte ſeinem Vater am 23. December 1797, ward am 1. Januar 1806, par la grâce de Napoléon, zum erſten König von Württemberg proclamirt und ſtarb am 30. October 1816. Der durch ſeine koloſſale Körperfülle ſprüchwörtlich gewordene Fürſt war zweimal vermählt: 1) ſeit dem 27. October 1780 mit Auguſte Karoline, älteſter Tochter des regierenden Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig (geb. daſelbſt am 3. December 1764, geſt. auf dem Schloſſe Lohde bei Reval am 27. September 1788). 2) Seit dem 18. Mai 1797 mit Charlotte Auguſte Mathilde, der älteſten Tochter König Georg's III. von Großbritannien (geb. am 29. September 1766, geſt. am 6. October 1828). Die Deviſe des ihr vorangegangenen Gemahls lautet: „Veſt und treu." Bekanntlich aber war er weder das Eine, noch das Andere.

---

„beſcheiden ſchönes Veilchen," die dritte eine „prächtig-ſtolze Päonie." — Das einzige Kind aus zweiter Ehe iſt Fürſt Richard Metternich (geb. am 7. Januar 1829), gegenwärtig öſterreichiſcher Geſandter am ſächſiſchen Hofe zu Dresden.

### Am 1. Januar 1815

32) Levin Auguſt Theophil, Freiherr und ſpäter Graf von Benningſen, geb. zu Braunſchweig am 10. Februar 1745, trat, nachdem er ſich verheirathet und einen großen Theil des Vermögens ſeiner Frau durchgebracht, im Jahre 1773 in ruſſiſche Kriegsdienſte und focht zuerſt unter Romanzoff gegen die Türken und ſpäter gegen den Rebellen Pugatſcheff. 1787 zeichnete er ſich als Obriſt bei der Belagerung von Otſchakoff aus. 1796 focht er gegen Perſien und eroberte die Feſtung Derbent am Caſpiſchen Meere. Unter Katharinens Nachfolger, Paul I., der ihn zum General-Lieutenant erhob, lebte er am Petersburger Hofe und war einer der Hauptacteure bei der Verſchwörung, welche dem erſten Paul das Leben gekoſtet. Alexander ernannte ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Gouverneur von Lithauen und gleichzeitig zum General en Chef der ruſſiſchen Cavallerie. Als Solcher ſchlug er 1806 Napoleon bei Pultusk und lieferte ihm am 8. Februar 1807 die Schlacht bei Eylau, bei der ſowohl die Ruſſen als die Franzoſen ſich den Sieg zuſchrieben. — Nach dem Tilſiter Frieden zog ſich Benningſen vom Schauplatze zurück, auf welchem er, während des ruſſiſch-franzöſiſchen Krieges im Jahre 1812, von Neuem auftrat und in der Schlacht an der Moskwa das Centrum der ruſſiſchen Armee befehligte. Nach Kutuſow's Tode commandirte er die polniſche Reſerve-Armee und hatte großen Antheil an dem Siege, den die Verbündeten in der Schlacht bei Leipzig über den Allerwelts-

feind Napoleon davontrugen. Am 18. October 1813 Sieger bei Zweinaundorf, ward er vom Kaiſer von Rußland auf dem Schlachtfelde in den Grafenſtand erhoben und nach dem Pariſer Frieden zum Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Armee in Beſſarabien ernannt; 1818 verlangte er ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Beſitzungen im Hannöverſchen zurück, wo er, in Folge eines Sturzes vom Pferde gänzlich erblindet, am 3. October 1826 die großen Winterquartiere des Jenſeits bezog. Deviſe: „Durant virtute parata.“

### Am 30. März 1815.

33) Charles Maurice, Prince de Talleyrand, Herzog von Dino, geb. zu Paris am 2. Februar 1754, war beim Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution Biſchof von Autun, Mitglied der Reichsſtände und am 16. Februar 1790 Präſident der Nationalverſammlung. Einer der Erſten, welche den Eid auf die Conſtitution geleiſtet hatten, ward er vom Papſte in den Kirchenbann gethan und renoncirte in Folge deſſen auf ſeinen Biſchofsſitz. Im Juli 1797 wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſah ſich aber bald genöthigt, das Portefeuille niederzulegen. Als einer der Haupttheilnehmer an den Ereigniſſen des 18. Brumaire, ward er vom Conſul Buonaparte im November 1797 neuerdings zum Miniſter des Auswärtigen ernannt. Als Solcher leitete er die Friedensunterhandlungen von Luneville (9. Februar 1801), Amiens (25. März 1802), Preßburg (26. December 1805), Poſen (8. December 1806) und Tilſit (7. Juni 1807). Durch Pius VII. im Jahre 1802

der geiſtlichen Weihen entbunden, heirathete der Erzbiſchof von Autun eine Madame Grandt, die er in Hamburg kennen gelernt hatte. Napoleon ernannte ihn 1804 zum Groß-Kammerherrn von Frankreich und am 5. Juni 1806 zum Fürſten von Benevent. — Nach dem Sturze Napoleon's war Talleyrand Mitglied der proviſoriſchen Regierung und nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. erblicher Pair, Herzog von Valençay und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Im December 1817 erhob ihn ein Decret des Königs beider Sicilien zum Herzoge von Dino, eine Würde, die er, da ſeine Ehe kinderlos geblieben war, auf ſeinen Neffen Alexandre Edmond übertrug. Herr v. Talleyrand, der während ſeiner Laufbahn vierzehn politiſche Eide geleiſtet und gebrochen hatte, ſtarb in Paris am 10. December 1835. Deviſe: „Re que Diou."

### Am 5. April 1815.

34) Maximilian Joſeph, König von Bayern, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken und der Prinzeſſin Franziska von Pfalz-Sulzbach, geb. zu Schwetzingen am 27. Mai 1756, ſuccedirte ſeinem Bruder, dem Herzoge Karl II. von Zweibrücken, am 1. April 1795 und dem Kurfürſten Karl Theodor am 16. Februar 1799, nahm am 26. December 1805 die Königswürde an und ſtarb am 13. October 1825. Der äußerſt populaire König war zweimal vermählt: ſeit dem 30. September 1785 mit Wilhelmine Auguſte, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (geb. am 14. April 1765, geſt. am 28. März 1796), und hierauf ſeit dem 9. März

1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des damaligen Erbprinzen Karl Ludwig von Baden (geb. am 13. Juli 1776). Die Deviſe Maximilian Joſeph's iſt uns nicht bekannt.

Am 30. April 1815.

35) Karl Philipp Johann Nepomuk Joſeph, Fürſt von Schwarzenberg, geb. am 15. April 1771, öſterreichiſcher Staats- und Conferenz-Miniſter, Feldmarſchall und Präſident des Hofkriegsraths, befehligte in den Feldzügen von 1813—1815 die Heere Oeſterreichs und ſeiner Verbündeten und ſtarb zu Leipzig am 15. October 1820. Seine erſte Gemahlin war eine Fürſtin von Kaunitz; ſeine zweite, mit der er ſich am 28. Januar 1799 vermählte, war die dreißigjährige Witwe des Fürſten Paul Anton Eßzterhazy, Gräfin Maria Anna von Hohenfeld (geb. am 10. Mai 1768, geſt. 1849). Auch Schwarzenbergs Deviſe iſt uns unbekannt.

Am 4. Juli 1815.

36) Georg IV., König von Großbritannien, Sohn Georg's III. und der Prinzeſſin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 12. Auguſt 1762, fünf Tage nach ſeiner Geburt zum Prinzen von Wallis erklärt, übernahm am 5. Februar 1811, wegen der Geiſtesſchwachheit ſeines Vaters, als „Prinz-Regent" die Zügel der Regierung, ſuccedirte ſeinem Vater am 29. Januar 1820 und ſtarb am 26. Juli 1830. Seit dem 8. April 1795 war er vermählt mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des

Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig-Wolfenbüttel und der Prinzeſſin Auguſte von England, von der er ſich bald nach der Geburt ihrer Tochter Charlotte (1796) losſagte und ſie 1806 des Ehebruchs mit dem Capitain Mamby, dem Admiral Sidney Smith und Andern anklagen und ſich von ihr ſcheiden ließ. Die Königin, deren Schuld keinesweges erwieſen iſt, ſtarb am 7. Auguſt 1821. — Georg's IV. Deviſe war: „Dieu et mon droit.“

37) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, geb. zu Duncancaſtle in Irland am erſten Mai des Napoleon-Jahres 1769, begann, achtzehn Jahre alt, ſeine Laufbahn als Fähndrich, ward 1788 Lieutenant, 1792 Major, 1794 Obriſtlieutenant, 1796 Obriſt, zog als Solcher mit ſeinem Regimente nach Indien, eroberte 1799 Seringapatnam, avancirte 1802 zum Generalmajor, kehrte drei Jahre ſpäter nach England zurück, machte mit Admiral James Gambier den Raubzug gegen Dänemark mit, ſtieg 1808 zum General-Lieutenant empor, kämpfte als Solcher in Portugal und Spanien, ſchlug bei Rolera am 18. Auguſt 1808 und bei Vimeira am 21. Auguſt deſſelben Jahres die Franzoſen, ward nach der Schlacht von Talavera (27. und 28. Juni 1809) zum Viscount von Talavera und Baronet von Deuro ernannt, eroberte am 12. Februar 1812 Ciudad-Rodrigo und ward zur Belohnung ſeiner Tapferkeit von den Cortes zum Grand von Spanien und gleichzeitig zum Herzog von Ciudad-Rodrigo erhoben. Am 22. Juli 1812 ſiegte er bei Salamanca, am 21. Juli 1813 bei Vittoria

und ward am 18. December deſſelben Jahres zum Herzoge von Vittoria ernannt. Am 18. Juni 1815 brach er **Napoleon's** Macht auf dem Schlachtfelde von Waterloo, übernahm den Oberbefehl des Occupationsheeres der Alliirten in Frankreich und nahm ſeinen Abſchied als Feldmarſchall der britiſchen Armee am 28. April 1827. Der Herzog von **Wellington**, der, nach der Meinung der ausgezeichnetſten Strategiker, ein weit größeres Feldherrntalent als **Napoleon** beſaß, war außerdem auch ein höchſt gewandter Staatsmann und Diplomat. Mit Auszeichnungen und Orden aller Höfe überhäuft, ſtarb er zu London am 14. September 1852. Seine Deviſe: „Virtutis fortuna comes.“ *)

38) **Gebhard Lebrecht Blücher, Fürſt von Wahlſtatt**, preußiſcher Feldmarſchall, geb. zu Roſtock am 16. December 1742, diente 1758 als Junker in einem ſchwediſchen Huſaren-Regimente, nahm zwei Jahre ſpäter Dienſte im preußiſchen Heere, ward 1786 Major, machte als Obriſt 1793 und 1794 die Feldzüge am Rheine mit und ward am 18. September 1794 zum General-Major erhoben. Im Jahre 1813 befehligte er ein preußiſches und ein ruſſiſches Armee-Corps, pflückte Lorbeeren in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Hochkirch, trug (am 26. Auguſt) einen der glänzendſten Siege bei Wahlſtatt an der Katzbach da-

---

*) Es iſt eine komiſche Nachäfferei, daß dieſelbe Deviſe auch der franzöſiſche **Peliſſier** annahm, als er von **Louis Napoleon** zum Herzog von **Malakoff** ernannt ward.

en, ſchlug am 16. October den Marſchall Marmont bei Möckern, hatte heldenmüthigen Antheil an dem entſcheidenden Triumphe in der Schlacht bei Leipzig und ward am 20. deſſelben Monats zum Feldmarſchall ernannt. Seit jenem Tage hieß er Marſchall Vorwärts. Als Oberbefehlshaber der ſchleſiſchen Armee verfolgte er die Ruſſen über den Rhein, ſiegte im Treffen bei La Rothière (am 1. Februar 1814) und ſtand wie „Hannibal ante portas“ vor den Mauern von Paris, in das er am 31. März ſeinen Einzug hielt. Am 3. Juni 1814 ward er vom Könige von Preußen zum Fürſten von Wahlſtatt und gleich darauf von der Univerſität Oxford zum Doctor der Rechte ernannt. Der ſieggekrönte Haudegen ſtarb auf ſeinem Gute Kriblowitz bei Breslau am 12. November 1819. Deviſe: „Vorwärts!“

## Am 31. Juli 1815.

39) Chriſtian Karl Friedrich Auguſt, Herzog zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. am 19. Juli 1798, folgte ſeinem Vater, dem Herzoge Friedrich Chriſtian, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Louiſe Auguſte, Tochter Chriſtian's VII. von Dänemark, am 14. Juni 1814, ward am 19. Juli 1816 für mündig erklärt und heirathete am 18. September 1820 Louiſe Sophia, Tochter des Grafen Chriſtian von Danneſkjold-Samſöe. Der Herzog iſt däniſcher General-Lieutenant und lebt noch. Wir wiſſen nicht, ob und welche Deviſe er führt.

10) Frederik Julius von Kaas, däniſcher Geheimer Staats- und Juſtizminiſter, Ordenskanzler und königlicher Commiſſar der däniſchen Nationalbank, geb. am 24. Auguſt 1758, geſt. zu Kopenhagen am 11. Januar 1826. Deviſe: „Retskaffenhed!“

11) Johann Sigismund von Moeſting, däniſcher Geheimer Staatsminiſter, Ordenskanzler und Chef der großen königlichen Bibliothek, geb. am 2. November 1759, geſt. zu Kopenhagen am 25. September 1843. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Am 28. März 1816.

12) Wilhelm Georg Auguſt Heinrich Belgicus, Herzog von Naſſau, geb. zu Kirchheim-Bolanden in der Rheinpfalz am 14. Juni 1792, ſuccedirte ſeinem Vater, dem Fürſten Friedrich Wilhelm von Naſſau-Weilburg, am 9. Januar 1816 und nach dem Tode des Herzogs Friedrich Auguſt (mit dem die naſſau-uſingenſche Linie erloſch) am 24. März 1816 als Herzog der vereinigten Lande Naſſau, vermählte ſich am 24. Juni 1813 mit Charlotte Louiſe Friederike Amalie, Tochter des Herzogs Friedrich zu Sachſen-Hildburghauſen (geb. am 28. Januar 1794, geſt. am 6. April 1825) und vier Jahre nach deren Tode, am 23. April 1829, mit Pauline Friederike Marie, Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg (geb. am 25. Februar 1810. *) Herzog Wilhelm, ſeit 1833 ruſſiſcher General der

---

*) Sie lebt noch.

Cavallerie und Chef des lithauiſchen Uhlanen-Regiments, ſtarb zu Kiſſingen am 20. Auguſt 1839. Deviſe: „Amico pectus, hosti frontem.“ (?)

Am 2. Auguſt 1816.

43) Cajus Friedrich, Graf von Reventlow auf Altenhof, *) däniſcher Staatsminiſter, ſpäter Gouverneur und Landdroſt des Herzogthums Lauenburg, geb. im Jahre 1753, geſt. am 7. Auguſt 1834. Deviſe: „Nulla palescere culpa.“

Am 1. Februar 1817.

44) Wilhelm I., König von Württemberg, Sohn des dicken Friedrich's und der braunſchweig'ſchen Prinzeſſin Auguſte Karoline, geb. zu Lüben in Schleſien am 27. September 1781, folgte ſeinem Vater am 30. October 1816. Am 8. Juni 1808 vermählte er ſich mit Karoline Auguſte von Bayern, Tochter des Königs Maximilian Joſeph, von welcher er 1814 geſchieden ward. **) Am 24. Januar 1816 heirathete er die Großfürſtin Katharina Paulowna, Tochter Kaiſer Paul's I. von Rußland und Witwe des Prinzen Peter von Holſtein-Oldenburg (geb. am 21. Mai 1788, geſt. am 9. Januar 1819). Nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin ſchloß

---

*) Dieſe Familie ſtammt von dem am 24. December 1767 in den däniſchen Grafenſtand erhobenen Ober-Kammerherrn Detlev v. Reventlow (geſt. am 6. December 1783) ab.

**) Sie heirathete am 10. November 1816 den Kaiſer Franz von Oeſterreich.

er eine dritte Ehe mit Pauline Thereſe Louiſe, Tochter ſeines Oheims, des Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg (geb. am 11. September 1800). Sie ſowohl als ihr Gemahl lebt noch. Außer dieſen drei Frauen hat König Wilhelm ſeit 1830 noch eine Favoritin, die ehemalige Schauſpielerin Amalie Stubenrauch.*) Letztere iſt eine Dame, die ſchon vor zehn Jahren das Cap Vierzig umſegelt hat. — König Wilhelm's Deviſe lautet wie die ſeines Vaters: „Feſt und treu.“

### Am 26. April 1817.

15) Joſias von Qualen, Geheimer Conferenzrath und Verbitter des adeligen Kloſters zu Itzehoe, geb. am 20. April 1712, geſt. am 29. October 1819. Deviſe: „Recte faciendo neminem timeas.“

### Am 28. October 1817.

16) Friedrich Carl Chriſtian, Sohn des nachmaligen Königs Chriſtian VIII. und deſſen erſter Gemahlin, der mecklenburg-ſchwerin'ſchen Prinzeſſin Charlotte Friederike. Sein Leben und ſeine Thaten werden die zweite Hälfte des achten Bandes unſerer Geſchichte füllen.

17) Johann von Buelow, däniſcher Geheimer Conferenzrath, geb. zu Nyborg auf Fühnen

---

*) Die nähern Details über dies Verhältniß finden ſich in einer Broſchüre, die anonym u. d. T. „Amalie Stubenrauch, die württembergiſche Lola Montez,“ im Jahre 1848 in Leipzig erſchien. Verfaſſer dieſes Schriftchens iſt F. Merk.

am 29. Juli 1751, geſt. am 22. Januar 1828. Schon in ſeinem fünfzehnten Jahre war er Lieutenant in der Armee geweſen; bald aber verließ er die militairiſche Laufbahn und widmete ſich den Wiſſenſchaften. Im Jahre 1775 wurde er erſter Kammerherr, 1792 Vorſteher und Adminiſtrator der königlichen Muſeen und ein Jahr darauf Privatſecretair des Königs. 1793 verlangte er ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſein beſcheidenes Beſitzthum in Fühnen zurück. **Bülow** hinterließ den Ruf eines der aufgeklärteſten und großherzigſten Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Seine Deviſe war: „Respice finem."

48) **Adam Wilhelm v. Hauch**, däniſcher Ober-Kammerherr, Oberhofmarſchall, Ober-Stallmeiſter und, worauf er nicht wenig eitel war (?), Doctor der Philoſophie und bürgerlicher Abkunft, geb. am 26. September 1755, geſt. zu Kopenhagen am 6. März 1838. Er hat ſich als Naturforſcher bekannt gemacht. Deviſe: „Virtus sola nobilitat." *)

49) **Johann Peder v. Wleugel**, däniſcher Admiral und erſter Deputirter im General-Collegium, geb. am 14. Februar 1736, geſt. am 4. Januar 1825. Deviſe: „For Kongen og Faedrenelandet."

Am 25. Januar 1818.

50) **Ludwig XVIII.**, König von Frankreich, geb.

---

*) Vergl. **Juſtus Heinrich Paulli**, Soergetale over A. W. Hauch, Kjoebenh. 1838. 8 und **Albrecht von Schoenberg**, Necrolog over A. W. Hauch, ebendaſ. 1838. 8.

zu Paris am 17. November 1755, führte Anfangs den Titel Graf von Provence, emigrirte aus Frankreich am 20. Juli 1789, lebte als Graf von Lille abwechſelnd in Blankenburg, Mitau und Warſchau, ſeit 1807 zu Aylesbury und Hartwell in England, wurde nach der Abdankung Napoleon's von der proviſoriſchen Regierung, an deren Spitze Herr v. Talleyrand ſtand, zum Könige von Frankreich ausgerufen am 1. April 1814 und hielt am 3. Mai deſſelben Jahres unter dem Schutze der Verbündeten ſeinen Einzug in Paris, das er nach Napoleon's Rückkehr aus Elba verließ und am 20. März nach Gent entfloh. Nach den hundert Tagen kehrte Ludwig XVIII. oder Louis deux fois neuf, wie ihn Talleyrand genannt, am 9. Juli 1815 nach Paris zurück. — Seit dem 14. Mai 1771 war er mit Marie Joſephine Louiſe, der älteſten Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien (geb. am 2. September 1753, geſt. am 13. November 1810), vermählt geweſen. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin und auch ſchon vorher war Frau v. Balbi die Dame ſeines Herzens. Er ſtarb zu Paris am 16. September 1824. Deviſe: „Union et oubli.“

### Am 29. Auguſt 1818.

54) Ferdinand VII., König von Spanien, Sohn König Karl's IV. und der parmeſaniſchen Prinzeſſin Louiſe Marie Thereſe, geb. zu Madrid am 14. October 1784, führte ſeit dem 10. December 1788 den Titel Prinz von Aſturien, übernahm nach der Abdankung ſeines Vaters am 19.

März 1808 die Zügel der Regierung, die er aber ſchon am 6. Mai deſſelben Jahres nach dem Abdicationswiderrufe ſeines Vaters demſelben zurückgab. Vom 10. Juni 1808 bis zum 13. März 1814 war er auf Befehl Napoleon's gezwungen, auf Talleyrand's Schloß zu Valençay zu leben. — Nach dem Sturze des Korſen kehrte der Prinz von Aſturien nach Spanien zurück, hob am 4. Mai die im Jahre 1812 von den Cortes gegebene Verfaſſung auf und hielt zehn Tage ſpäter ſeinen Einzug in Madrid. — In Folge einer am 7. März 1820 ausgebrochenen Militair-Verſchwörung, an deren Spitze General Franciſco Mina ſtand, war er gezwungen, die von ihm aufgehobene Conſtitution der Cortes anzuerkennen. Ludwig XVIII. intervenirte. Beim Anmarſch der franzöſiſchen Truppen floh Ferdinand am 20. März 1823 aus Madrid, begab ſich in den Schutz der Cortes nach Sevilla und von dort nach Cadix, widerrief hier alle Decrete der conſtitutionellen Junta und kehrte am 13. November deſſelben Jahres als uneingeſchränkter König nach der Hauptſtadt ſeines Landes zurück. Hier ſtarb er im Schooße der Pfaffen, die ihn beherrſchten, am 29. September 1833. — Der ſiebente Ferdinand war dreimal verheirathet: zuerſt ſeit dem 21. Auguſt 1802 mit Marie Antoinette, Tochter König Ferdinand's IV., (geb. am 14. December 1784, geſt. am 21. Mai 1806) zum zweiten Male ſeit dem 29. September 1816 mit Iſabella Maria Franciſca, Tochter des Königs Johann VI. von Portugal (geb. am 19. Mai 1797, geſt. am 26. December 1818); zum dritten Male ſeit dem 20. October 1819 mit Marie Joſephine, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachſen (geb. am 6. December 1803, geſt. am 17. Mai 1829). — Ferdinand's VII. Deviſe haben wir nicht ermitteln können.

### Am 5. December 1818.

52) Armand Emanuel Joſeph Septimanie, Herzog von Richelieu-Fronſac, Sohn des Herzogs von Fronſac, geb. zu Paris am 25. September 1766. Frühzeitig mit einem Fräulein v. Rochechouart vermählt, begab er ſich nach Oeſterreich und von dort nach Rußland, nahm daſelbſt Kriegsdienſte und wurde unter Paul I. Obriſt eines Küraſſier-Regiments. Kaiſer Alexander ernannte ihn 1808 zum Gouverneur von Odeſſa, das ſich unter ihm zu großem Flor erhob. — Nach dem Sturze Napoleon's rief ihn Ludwig XVIII. als Pair von Frankreich nach ſeinem Vaterlande zurück. Nach den Hundert Tagen ward er am 26. September 1815 Staatsminiſter und ſchloß als Solcher am 20. November deſſelben Jahres mit den Alliirten den zweiten Pariſer Frieden. Auf dem Aachener Congreß erlangte er am 2. October 1818 die Räumung Frankreichs durch die Verbündeten und nahm am 29. December deſſelben Jahres ſeine Entlaſſung. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry ernannte ihn Ludwig XVIII. an die Stelle des ausgeſchiedenen Herzog Decazes zum Präſidenten des Staatsraths. Als Solcher ſtarb er zu Paris am 17. Mai 1821. Deviſe: „Toujours le chemin droit.“

### Am 16. März 1819.

53) Ludwig Wilhelm Auguſt, Großherzog von Baden, jüngſter Sohn des erſten Großherzogs Karl Friedrich und deſſen erſter Gemahlin, der heſſen-darmſtädt'ſchen Landgräfin Karoline Louiſe, geb. zu Durlach am 9. Februar 1763, preußiſcher General der Infanterie und Chef des vierten Infanterie-Regiments, ſuccedirte ſeinem Neffen, dem Großherzoge Karl Ludwig Friedrich, am 18. December 1818 und ſtarb, unvermählt, zu Karlsruhe am 30. März 1830. — Der Großherzog hatte eine Liebſchaft mit einer Karlsruher Figurantin, Namens Katharina Werner, die er bald nach ſeinem Regierungsantritt zur Gräfin von Langenſtein erhob. Seine Deviſe fehlt uns.

### Am 10. Juli 1819.

54) Jean Joſeph Paul Auguſte, Marquis Deſſolles, franzöſiſcher General-Lieutenant und nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. zum Staatsminiſter, Pair von Frankreich und Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Am 28. December 1818 remplacirte er, als Vorſitzender des Miniſterraths, den zurücktretenden Herzog Armand von Richelieu (vergl. Nummer 52. dieſer Liſte) und ward zum Lohne ſeiner Ergebenheit für die Bourbons zum Marquis erhoben. Er ſtarb am 4. November 1828*), und es iſt ihm nach-

---

*) Der däniſche Archiv-Secretair Herr Berlien läßt ihn irrthümlich erſt am 19. Mai 1829 ſterben. Wir folgten

zurühmen, daß er in der Pairskammer einer der eifrigſten Beſchützer der Preßfreiheit geweſen war. Deviſe: „Certa fulgent sidera.“

### Am 1. September 1819.

55) **Karl Robert**, Graf von Neſſelrode, Sohn des Grafen Julius Maria von Neſſelrode auf Merkelsbach, im Bayriſchen, und einer Bürgerlichen, Namens Louiſe Gontard, ruſſiſcher Reichsvicekanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geb. zu Liſſabon am 14. December 1780. Der Graf lebt noch. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

56) **Johann Maria Auguſtin**, Graf von Capo d'Iſtria, dritter Sohn des zu Nauplia am 9. October 1831 ermordeten Präſidenten Johann, geb. zu Corfu, trat, nachdem die joniſchen Inſeln ſich der napoleoniſchen Zwingherrſchaft unterworfen hatten, 1809 in den ruſſiſchen Staatsdienſt, ſtieg hier bis zum Miniſter und Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten empor, unterzeichnete als Solcher den erſten Pariſer Frieden vom 29. März 1814, wohnte als ruſſiſcher Bevollmächtigter dem Wiener Congreſſe bei und unterſtützte Ypſilanti's Aufſtand in Griechenland, das ihn, nachdem es das türkiſche Joch abgeſchüttelt hatte, zum Präſidenten erwählte. Am 9. October 1831 fiel er in Nauplia auf dem Wege nach der Kirche als Opfer des Meuchelmordes, ausgeführt

---

den Angaben der [illegible] „Encyclopédie des gens du monde.“

von den beiden Brüdern Conſtantin und Georg Mauromichalis. Deviſe: „*ΠΙΣΤΙΣ ΠΑΤΡΙΣ*.“

Das Jahr 1820 zeichnete ſich wie jenes von 1813 dadurch aus, daß während dieſer beiden Jahre kein einziges blaues Band vertheilt ward.

### Am 16. April 1821.

57) Wilhelm II., Churfürſt von Heſſen-Kaſſel, Sohn Wilhelm's I. und der däniſchen Prinzeſſin Wilhelmine Karoline, geb. zu Kaſſel am 28. Juli 1777, lebte von 1805 bis 1813 zuerſt als däniſcher General-Major in Schleswig, dann während des ſogenannten Freiheitskrieges als preußiſcher General der Infanterie und Chef des elften Infanterie-Regiments in Berlin, ſuccedirte ſeinem Vater am 27. Februar 1821, gab nach der Julirevolution ſeinem Churſtaate eine neue Conſtitution am 5. Januar 1831, legte aber in Folge neuer Unruhen am 30. September deſſelben Jahres die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes nieder, verließ Kaſſel und ſtarb zu Frankfurt am Main am 20. November 1847. Seit dem 13. Februar 1797 — er reſidirte als Churprinz zu jener Zeit in Hanau — war er mit Auguſte Friederike Katharina, der jüngſten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen (geb. am 1. Mai 1780, geſt. am 19. Februar 1841) vermählt geweſen. Schon während dieſer Ehe hatte der Kurfürſt Wilhelm ein eben nicht allzuzartes Verhältniß mit einer Berliner Goldſchmiedstochter, Namens Emilie Ortlepp (geb. 1791 zu Berlin), mit welcher er nach dem Tode

ſeiner preußiſchen Ehehälfte am 8. Juli 1841 eine morganatiſche Ehe ſchloß, worauf er Jungfer Ortlepp zur Gräfin von Reichenbach-Leſſonitz erhob. Die gegrafte Goldſchmiedstochter ſtarb zu Frankfurt am Main am 12. Februar 1843. Er legte ſich nun eine zweite Frau zur linken Hand bei in der Perſon der Baronin Karoline von Bergen, die nach dem Ableben des alten Churfürſten den Grafen Hohenthal-Städteln, den dermaligen ſächſiſchen Geſandten am Berliner Hofe, zu heirathen geruhte. *)

### Am 16. September 1823.

58) Peder Hersleb von Claſſen, däniſcher Conferenzrath, bekannt durch den großen Bücherſchatz, den er hinterlaſſen, geſt. zu Kopenhagen am 19. Mai 1825. Deviſe: „In vero decus.“

### Am 10. Auguſt 1824.

59) Johann VI., König von Portugal und Kaiſer von Braſilien, zweiter Sohn der Königin Maria I. und ihres Gemahls Peter's III., geb. zu Liſſabon am 13. Mai 1767, führte nach dem am 11. September 1788 erfolgten Tode ſeines ältern Bruders Joſeph als Kronprinz den Titel „Prinz von Braſilien,“ heirathete am 9. Januar 1790 die Prinzeſſin Charlotte, Tochter König Karl's IV. von Spanien (geb. am 25 April 1775, geſt. am

---

*) In Bezug auf dieſe Verſchmelzung von Thal und Berg, legte ſich Graf Hohenthal die wortſpielende Deviſe bei: „Per valles et montes ad alta.“

. . . . . . . . . . ), trat wegen Geiſteskrankheit ſeiner Mutter am 10. Februar 1792 die Regierung an, ward am 8. September 1796 als Souverain und am 15. Juli 1799 als alleiniger Regent ausgerufen. Am 25. November 1807 ſchiffte er ſich, vertrieben durch das vom Marſchall Junot befehligte Occupationsheer, mit Weib und Kindern nach Braſilien ein, landete am 6. Januar 1808 zu Rio Janeiro, erhob Braſilien zu einem beſondern, mit Portugal vereinigten Königreiche, nahm nach dem Tode ſeiner blödſinnigen Mutter den Königstitel an am 20. März 1816, kehrte zwei Jahre darauf nach Europa zurück, zog am 1. Juli 1821 in Liſſabon ein, beſchwor, drei Tage darauf, im Schooße der Cortes, die neue Verfaſſung, erklärte Braſilien für unabhängig von Portugal, erkannte ſeinen Sohn Dom Pedro de Alcantara als Kaiſer von Braſilien an und ſtarb zu Liſſabon am 10. März 1826. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Am 2. October 1824.

60) Karl X., König von Frankreich, zweiter Bruder des guillotinirten Ludwig's XVI., vormaliger Graf von Artois, geb. zu Paris am 9. October 1757, emigrirte am 14. Juli 1789 aus Frankreich, trieb ſich in vieler Herren Ländern umher, lebte ſeit 1796 mit Hilfe einer engliſchen Penſion von fünfzehntauſend Pfund Sterling, theils zu Edinburg, theils zu Holyrood in Schottland, kehrte nach Napoleon's Sturze nach Frankreich zurück, zog am 3. April 1814 in Paris ein, unterzeichnete als General-Lieutenant des Königs (wozu Ludwig XVIII. ihn ernannt hatte)

am 23. deſſelben Monats den Pariſer Waffenſtillſtand, folgte nach der Rückkehr Napoleon's ſeinem Bruder nach Gent und kehrte mit ihm, geſtützt auf die Waffen der Verbündeten, nach Paris zurück. Am 16. September 1824 ſuccedirte er ſeinem Bruder Ludwig XVIII. und ward gekrönt zu Rheims am 26. Mai 1825. Fünf Jahre ſpäter ward er durch die legiciden Ordonnanzen des Fürſten v. Polignac vom 25. Juli 1830 gezwungen, Paris zu verlaſſen. Am 7. Auguſt deſſelben Jahres durch Beſchluß der Kammern des Thrones für verluſtig erklärt, entfloh er nach England, lebte ſeit dem October 1830 als Graf von Ponthieu zum zweiten Male auf Holyrood in Schottland, ſpäter auf dem Hradſchin zu Prag und ſeit dem Herbſte 1836 zu Görz. Dort ſtarb der verbannte „Gernichen," — denn ſo hieß Frankreich den jeſuitenfreundlichen Ex-König, in den Armen ſeines einzigen Sohnes, des Herzogs von Angoulême, und ſeiner Schwiegertochter Marie Thereſe, am 6. November 1836. Seit dem 16. November 1773 war er vermählt mit Marie Thereſe, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien und jüngern Schweſter der Gemahlin ſeines Bruders, Ludwig's XVIII. (geb. zu Turin am 31. Januar 1756, geſt. in Schottland (?) am 2. Juni 1805).

### Am 8. November 1825.

61. Ludwig I., König von Bayern, Sohn Maximilian Joſeph's I. und deſſen erſter Gemahlin, der heſſen-darmſtädt'ſchen Prinzeſſin Wilhelmine Auguſte, geb. zu Manheim am 25. Auguſt 1786, ver-

mählte ſich am 12. October 1810 mit der proteſtantiſchen Prinzeſſin Thereſe von Sachſen-Altenburg (geb. am 8. Juli 1792, geſt. am 26. October 1854), ſuccedirte ſeinem Vater am 13. October 1825, abdicirte, in Folge der zu München ausgebrochenen Unruhen, am 20. März 1848 zu Gunſten ſeines Sohnes Maximilian und ruht ſeitdem auf dem Lorbeer aus, den er ſich als Dichter gepflückt. In den letzten Jahren ſeiner Regierung zog er ſich vor Allem durch ſeine ungezügelte Verehrung für die ſpaniſche Thierbändigers-Tochter Lola Montez, die er im Paroxismus der Leidenſchaft zu einer Gräfin von Landsfeld erhob, die leider nur allzugerechte Mißbilligung von Seiten ſeines Volkes zu Sie war der Grund ſeiner Abdankung. — Ludwig's Deviſe heißt: „Gerecht und beharrlich.“

### Am 24. Januar 1826.

62) Nicolaus I., Kaiſer und Selbſtherrſcher von Rußland, dritter Sohn Paul's I. und deſſen zweiter Gemahlin, der würtemberg'ſchen Prinzeſſin Maria Feodorowna, geb. zu Sanct-Petersburg am 7. Juli 1796, ſuccedirte, da ſein älterer Bruder Conſtantin ſchon 1820 auf die Thronfolge verzichtet hatte, *) dem Kaiſer Alexander am 26. December

---

*) Hauptgrund dieſer Verzichtleiſtung war Conſtantin's Liebe zu der ſchönen Polin Johanna, Gräfin Grudczynska, mit der er, nachdem er von ſeiner erſten Frau, Juliane von Sachſen-Coburg-Saalfeld, am 1. April 1820 geſchieden war, am 16. Auguſt deſſelben Jahres eine mor-

1825 und ſtarb während des Krimkrieges zu rechter Zeit am 2. März 1855. Der Czar war ſeit dem 23. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna (vorher Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelm's III.) vermählt geweſen. Die Kaiſerin-Wittwe (geb. am 13. Juli 1798) lebt noch. Die Deviſe Kaiſer Nicolaus lautete: „Zakona zalog blajensteva vsekh i Kajedavö.“ (Deutſch: Das Geſetz iſt ein Pfeiler für Alle und Jeden.)

### Am 25. Mai 1826.

63) Otto, Graf v. Bleme, däniſcher General, geb. am 5. März 1770, von Friedrich VI. gegraft am 11. September 1819. Soviel uns bekannt iſt, lebt er noch. Deviſe: „L'honneur et l'amour.“

64) Ove Rammel Seheſtedt, Geheimer Conferenz-Rath und Staatsminiſter, Präſident der General-Zollkammer und Schatzmeiſter der königlichen Orden, geb. um das Jahr 1756, geſt. zu Kopenhagen am 22. October 1838. *) Deviſe: „Honeste audere.“

65) Otto Joachim v. Moltke, Director der Rentkammer, Chef der Schleswig-Holſtein-Lauenburg'ſchen Canzlei, Geheimer Conferenzrath und Staatsminiſter, geb. am 11 Juni 1770, geſt. — — — — — — Deviſe: „Constanter.“

---

ganatiſche Ehe ſchloß und ſie zur Fürſtin von Lowicz erhob. Conſtantin ſtarb am 30 Juli 1831, die Fürſtin am 29. November deſſelben Jahres.

*) Wir folgen hier der Angabe Berlyen's. Nach dem Gotha'ſchen Kalender ſoll Seheſtedt erſt am 16. November 1838 geſtorben ſein.

66) Ove Malling, däniſcher Geheimer Rath und Staatsminiſter, königlicher Hiſtoriograph und Bibliothekar, der erſte Däne bürgerlicher Abkunft, der das blaue Band erhielt, geb. zu Baarupgaard im Amte Viberg am 16. December 1746, geſt. zu Kopenhagen am 17. November 1829. Deviſe: „Assidue et prudenter.“ *)

Am 1. November 1828.

67) Friedrich Emil Auguſt, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, Sohn des Herzogs Friedrich Chriſtian und der Prinzeſſin Louiſe Auguſte, der Schweſter König Friedrich's VI., geb. am 23. Auguſt 1800, vermählt ſeit dem 7. September 1829 mit Henriette Gräfin v. Danneſkjold-Samſöe (geb. am 9. Mai 1806). Prinz Friedrich iſt General-Lieutenant, Statthalter und Commandirender in Schleswig und Holſtein, wie auch Chef des Leibregiments Küraſſiere. Deviſe: „Virtute, non verbis.“

68) Paul Chriſtian von Stemann, Geheimer Staats- und Juſtizminiſter, Ordenskanzler, königlicher Commiſſair der Nationalbank und Vorſtand der königlichen Bibliothek, geb. am 14. April 1764,

---

*) Vergl. Jacob Peder Mynſter, Sorgetal over O. Malling, Kjoebenh. 1827. 8. Jens Wilken Hornemann's „Minde-Tale over O. Malling. Kjoebenh. 1830. 8.“ Peder Erasmus Müller, Oratio funebris in memoriam O. Malling, Hafn. 1838. 4.

geſt. um das Jahr 1850. Deviſe: „Deo, Regi Patriae.“

### Am 28. Juli 1829.

69) **Paul Friedrich Auguſt, Großherzog von Oldenburg**, Sohn des Herzogs **Peter Friedrich Ludwig**, Fürſt-Biſchofs zu Lübeck, geb. am 13. Juli 1783, ſuccedirte ſeinem Vater am 21. Mai 1829, nahm den Großherzoglichen Titel an am 28. Mai 1829 und ſtarb zu Oldenburg am 27. Februar 1853. — Der Großherzog **Paul** (früher ruſſiſcher General der Infanterie und General-Gouverneur von Eſthland) war drei Mal vermählt 1) ſeit dem 24. Juli 1817 mit **Adelheide** von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (geb. am 23. Februar 1800, geſt. am 13. September 1820); 2) mit **Ida**, Schweſter der Vorigen, (geb. am 10. März 1804, geſt. am 21. Juni 1825); 3) ſeit dem 5. Mai 1831 mit Prinzeſſin **Cecilie** von Schweden, Tochter des abgeſetzten Königs **Guſtav IV. Adolph** (geb. am 22. Juni 1807, geſt. am 27. Januar 1844). Die Deviſe des Großherzogs iſt uns nicht bekannt.

### Am 4. Auguſt 1829.

70) **Franz I., König beider Sicilien**, Sohn König **Ferdinand's I.** und der öſterreichiſchen Erzherzogin **Karoline**, geb. am 19. Auguſt 1777, ſeit dem 4. Januar 1817 **Herzog von Calabrien**, ſeit dem 11. December 1816 Vice-König von Sicilien, ſuccedirte ſeinem Vater am 4. Januar 1825 und ſtarb zu Neapel am 8. November 1830. Er hatte zwei Frauen. Die erſte, mit welcher er ſich am 25. Juni

1797 vermählte, war die Erzherzogin **Marie Clementine** von Oeſterreich (geb. am 24. April 1777, geſt. am 15. November 1801); hierauf ſchloß er am 6. October 1802 eine neue Ehe mit **Iſabelle Marie**, Tochter des Königs **Karl** IV. von Spanien (geb. am 6. Juli 1789, geſt. am — — — — —).

71) **Ferdinand** II., **König beider Sicilien**, Sohn des Vorhergehenden (70.) und deſſen zweiter Gemahlin, geb. am 12. Januar 1810, führte ſeit 1817 den Titel „**Herzog von Noto**“ und ſeit 1825 als Kronprinz „**Herzog von Calabrien**“, ſuccedirte ſeinem Vater am 8. November 1830 und lebt noch. Es giebt in ganz Europa vielleicht keinen zweiten Souverain, der ſo wenig populär als der Sohn der ſpaniſchen **Iſabelle** iſt: ganz Italien nennt ihn, weil er auf ſein Volk Kartätſchen abfeuern ließ, „il re Bomba“. Der Kartätſchenkönig war ſchon einige Male Gegenſtand der Attentate; das letzte dieſer Art verſuchte am 8. December 1856 ein ſechsundzwanzigjähriger Fanatiker **Ageſilao Milano**, der fünf Tage darauf gehängt ward. König **Ferdinand** war ſeit dem 21. November 1832 vermählt mit **Chriſtine** von Sardinien (geb. am 14. November 1812, geſt. am 31. Januar 1836). Seine jetzige Gemahlin, welche er am 9. Januar 1837 geheirathet hat, iſt **Thereſe**, Tochter des Erzherzogs **Karl** von Oeſterreich (geb. am 31. Juli 1816). Man vermuthet, daß ſie ſich auf dem neapolitaniſchen Boden durchaus nicht heimiſch fühlt.

72) **Luigi de'Medici**, ſicilianiſcher Staats-

rath und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Die nähern Daten fehlen uns.

## Am 15. Juli 1830.

73) Wilhelm IV., König von Großbritannien, dritter Sohn König Georg's III. und der Prinzeſſin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 21. Auguſt 1765, führte ſeit 1789 den Titel „Herzog von Clarence" und wurde 1790 zum Centre-Admiral ernannt. Am 26. Juni 1830 folgte er ſeinem Bruder, dem vierten Georg, und ſtarb am 20. Juni 1837. — Als Herzog von Clarence hatte er viele Jahre hindurch eine Liaiſon mit einer irländiſchen Schauſpielerin, die im Drurylane-Theater als Miß Francis auftrat, ſpäter den Namen Dora Jordan annahm und die ihrem Anbeter fünf Söhne und fünf Töchter gebar. Sie lebte mit dem Herzoge volle zwanzig Jahre auf Schloß Buſhy-Park bei London. Im Jahre 1811 trennte er ſich von ihr. Mrs. Jordan kehrte zur Bühne zurück und ſtarb, dreiundfünfzig Jahre alt, an gebrochenem Herzen zu Saint-Cloud 1815.*) — Sieben Jahre nach ſeiner Trennung von der ſchwer getäuſchten Künſtlerin ſchloß er am 18. Juli 1818 eine Vernunft-Heirath mit Prinzeſſin Adel-

---

*) Ihr älteſter Sohn, Graf Munſter, geb. 1794, ward bald nach der Thronbeſteigung ſeines königlichen Vaters Peer von England. Er iſt derſelbe, der ſich 1842 das Leben nahm. Ein anderer Sohn der Mrs. Dora Jordan fungirt jetzt als Kaplan bei der Königin Victoria.

beide, Tochter des Herzogs Georg von Sachſen-Meiningen (geb. am 13. Auguſt 1792). Die königliche Witwe lebt noch.

### Am 17. Juli 1830.

74) Karl Leopold Friedrich, Großherzog von Baden, der erſte Sproß aus der Hochberg-Dynaſtie, geb. am 29. Auguſt 1790, folgte ſeinem Stiefbruder, dem unvermählt gebliebenen Großherzoge Ludwig Wilhelm Auguſt*) am 30. März 1830 und ſtarb, wie es hieß, am Delirium tremens, am 22. April 1852. Er war vermählt ſeit dem 25. Juli 1819 mit der ſchwediſchen Prinzeſſin Sophie Wilhelmine, Tochter des dethroniſirten Königs Guſtav IV. Adolph (geb. am 21. Mai 1801). Die großherzogliche Witwe, deren Verhältniß zu dem jüdiſchen Bankier Moritz von Haber in den vierziger Jahren Vieles von ſich ſprechen gemacht, lebt noch.

### Am 1. Februar 1831.

75) Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich, Sohn des erſten Franz und deſſen zweiter Gemahlin, Marie Thereſe von Neapel, geb. am 19. April 1793, vermählte ſich am 27. Februar 1831 mit Maria Anna Karolina Pia, der dritten Tochter des Königs Karl Felix von Sardinien (geb. am 19. September 1803), ſuccedirte ſeinem Vater am 2.

---

*) Vergl. Nummer 53 dieſer Liſte.

März 1835, abdicirte zu Gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph am 2. December 1848 und lebt ſeitdem mit ſeiner ſardiniſchen Ehehälfte auf dem Hradſchin zu Prag. Kaiſer Ferdinand, dem das Volk den Beinamen des Gütigen verlieh, führt die Deviſe: „Recta tueri“.

### Am 23. April 1834.

76) Alexander Nicolajewitſch, Kaiſer von Rußland, Sohn des erſten Nicolau's und der preußiſchen Prinzeſſin Charlotte, geb. zu Moskau am 29. April 1818, zum Thronfolger erklärt am 26. December 1825, Kanzler der finländiſchen Univerſität Abo, ſeit 1827 Hetmann aller Koſackenheere, Chef des preußiſchen dritten Uhlanen-Regiments und Inhaber des öſterreichiſchen vierten Huſaren-Regiments, wurde Mai 1839 von der Univerſität Oxford zum Doctor der Rechte und in demſelben Jahre von der Academia Tiberiana in Rom zum Ehrenmitgliede ernannt. Am 28. April 1841 heirathete er die heſſen-darmſtädtiſche Prinzeſſin Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie, Tochter des Großherzogs Ludwig, die, geb. am 8. Auguſt 1821, die griechiſche Religion und den Namen Maria Alexandrowna annahm. Ihr Gemahl ſuccedirte ſeinem Vater Nicolaus am 2. März 1855 und ſeit dem Tage ſeines Regierungsantritts begann für Rußlands Völker eine Morgenröthe glücklicherer Zukunft und für die Geſchichte dieſes vaſten Reiches eine neue glänzendere Aera, denn Alexander II., der ganz in die Fußtapfen ſeines großen Oheims tritt, lüftet die Feſſeln ſeines Volks

und hat ſich ſchon jetzt durch Anbahnung zur Aufhebung der Leibeigenſchaft einen Ruhm erworben, deſſen Strahlen alle Siege ſeiner Vorgänger überleuchten. Alexander's II. Deviſe heißt: „Honneur et devoir“.

## Am 17. März 1835.

77) Joachim Friedrich, Graf von Bernſtorff, Sohn des Grafen Andreas Peter, däniſcher geheimer Conferenz-Rath, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter am Wiener Hofe, geb. im Mecklenburg'ſchen im October 1771, vermählte ſich (wir wiſſen nicht in welchem Jahre) mit der Gräfin Eliſabeth Henriette Sophie von Blücher und ſtarb am 26. October 1835. Deviſe: „Avita fide“.

## Am 1. December 1835.

78) Oscar I., König von Schweden, Sohn des Königs Karl XIV. Johann und der Königin Eugenie, geb. zu Paris am 4. Juli 1799, als Kronprinz Groß-Admiral des Reichs und Kanzler der Univerſität Upſala, ward 1811 von ſeinem Vater zum Herzoge von Södermanland, am 23. Januar 1824 zum Vice-Könige von Norwegen ernannt und ſuccedirte ſeinem Vater am 8. März 1844. König Oscar iſt ſeit dem 22. März 1823 vermählt mit Joſephine Maximiliane Auguſte, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (geb. am 14. März 1807). Beide befinden ſich noch am Leben. Oscar's Deviſe lautet: „Rätt och Sanning“.

### Am 28. October 1836.

79) Andreas Konrad Peter, Graf von Rantzau auf Breitenburg, däniſcher geheimer Staatsminiſter und Ober-Mundſchenk des Königs, geb. am 2. September 1773, geſt. zu Wiesbaden am 3. Auguſt 1845. Deviſe: „Thue recht, ſcheue Niemand."

80) Adam Wilhelm, Graf von Moltke, Sohn Joachim Godske's v. M., däniſcher geheimer Staats- und Finanz-Miniſter, geb. am 25. Auguſt 1785, wurde nach der Juli-Revolution als Geſandter nach Paris geſchickt, nach den März-Ereigniſſen des Jahres 1848 durch Friedrich VII. nach Kopenhagen zurückberufen und am 22. März deſſelben Jahres an die Spitze des Staatsraths geſtellt. Zwei Tage darauf erſchien eine königliche Proclamation über die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Holſtein. Am 16. November 1848 trat Graf Moltke das Portefeuille des Finanzminiſteriums an den Grafen Sponneck ab und übernahm die Oberleitung der auswärtigen, ſo wie der ſchleswigſchen Angelegenheiten. Aus Rückſicht für die deutſchen Mächte trat er am 10. Auguſt 1850 das Portefeuille des Aeußern an den Freiherrn Holger Chriſtian Reedtz auf Palsgaard ab. Moltke, der den Vorſitz im Staatsrath behielt, bemühte ſich, gegen das Andringen der deutſchen Großmächte Front zu machen. Erſt nach dem vereinten Auftreten Deutſchlands zu Gunſten Schleswig-Holſteins ſah das Miniſterium Moltke ſich genöthigt, am 11. Januar 1852 ſeine Demiſſion

einzureichen. Graf Moltke, noch immer rüſtig, iſt einer der wärmſten Freunde und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften im Staate Dänemark. Deviſe: „Suaviter in modo, sed fortiter in re“.

81) **Johann von Krabbe-Chariſius**, däniſcher geheimer Conferenz-Rath, geb. am 26. November 1770, geſt. am 23. Auguſt 1845. Deviſe: „In undis dubiisque rectus“.

Am 17. Mai 1838.

82) **Karl, Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg**, Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold und der heſſen-kaſſel'ſchen Prinzeſſin Louiſe Karoline, Schwägerin Friedrich's VI., geb. am 30. September 1813, däniſcher General und Commandeur des fünften Jäger-Corps, ſuccedirte ſeinem Vater am 17. Februar 1831 und vermählte ſich am 19. Mai 1838 mit Wilhelmine Marie, Tochter Friedrich's VI., die, geb. zu Kiel am 18. Januar 1808, am 1. November 1828 den Prinzen (und gegenwärtigen König) Friedrich Karl Chriſtian geheirathet hatte, der ſich am 6. September 1837 von ihr ſcheiden ließ, worauf ſie ſich am 19. Mai mit dem Herzog Karl von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg vermählte. Die Deviſe ihres Gemahls lautet: „Omnia cum Deo.“

Am 7. Juli 1838.

83) **Ernſt I. Auguſt, König von Hannover**, fünfter Sohn des Königs Georg III. von

Großbritannien und der Prinzeſſin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, geb. zu London am 5. Mai 1771, vormals Herzog von Cumberland, ſuccedirte ſeinem Bruder, dem Könige Wilhelm IV., als König von Hannover am 20. Juni 1837 und ſtarb zu Hannover am 18. November 1851. Seit dem 29. Mai 1815 war er vermählt mit Friederike Karoline Sophie von Mecklenburg-Strelitz, verwittweten Fürſtin von Solms-Braunfels (geb. am 2. März 1778, geſt. am 29. Juni 1841). Ihres Gemahls Deviſe war: „Suscipere et finire“.

81) Chriſtoph Andrejewitſch, Fürſt von Lieven, ruſſiſcher General der Infanterie und Kriegsminiſter, geb. um das Jahr 1765, vermählt ſeit dem 15. Mai 1802 mit Daria oder Dorothea von Benkendorff (geb. am 10. December 1786, geſt. zu Paris am 27. Januar 1857). Ihr Gemahl, der im Jahre 1811 ruſſiſcher Geſandter in Berlin geweſen und 1812 in gleicher Eigenſchaft nach London geſchickt worden war, ſtarb, auf einer Reiſe durch Italien, zu Rom am 10. Januar 1839. Die Witwe lebte ſeit jener Zeit in Paris als Egeria des Miniſters Guizot bis zum Ausbruch der Februar-Revolution und ging dann nach London. Erſt nachdem Louis Napoleon zum Präſidenten der Republik erwählt worden war, kehrte die Fürſtin nach Paris zurück, wo ſie im Hôtel Talleyrand die Männer der neuen Ordnung, Morny, Perſigny, Achille Fould u. A. um ſich verſammelte. „Mit der Für-

ſin Lieven“, ſchreibt einer ihrer Panegyriker, „ſchied die letzte große politiſche Weltdame unſerer Zeit“.

Am 12. September 1838.

85) Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachſen-Meiningen, Sohn des Herzogs Georg Friedrich Karl, geb. am 17. December 1800, ſuccedirte ſeinem Vater am 24. December 1803 unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, Louiſe Eleonore, Fürſtin zu Hohenlohe-Langenburg, trat ſelbſtſtändig die Regierung an am 17. December 1821 und vermählte ſich am 23. März 1825 mit der Herzogin Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten Wilhelm II. von Heſſen-Kaſſel (geb. am 6. September 1804). Beide leben noch.

Am 24. September 1838.

86) Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Sohn des Erbprinzen Friedrich Ludwig und der ruſſiſchen Großfürſtin Helena Paulowna, geb. am 15. September 1800, Erb-Großherzog ſeit dem 29. November 1819, mündig erklärt am 13. Juni 1820, ſuccedirte ſeinem Großvater, dem Großherzoge Friedrich Franz, am 1. Februar 1837 und ſtarb am 7. März 1842. Paul Friedrich — er war ruſſiſcher General-Lieutenant und Chef des Grenadier-Regiments Moskau, wie auch preußiſcher General-Lieutenant und Chef des vierundzwanzigſten Infanterie-Regiments — hatte ſich am 25. Mai 1822 mit der preußiſchen Prinzeſſin Alexandrine, der zweiten Tochter Friedrich Wilhelm's

III. (geb. am 23. Februar 1803) vermählt und galt — ſo lange er in Berlin gelebt — für einen der leidenſchaftlichſten Verehrer der Berliner Damen vom Ballet. Seine Witwe iſt noch am Leben.*)

---

*) Dr. Vehſe ſchreibt über ihn im 3. Theile ſeiner anziehenden Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe: „Paul Friedrich hatte vor ſeinem Regierungsantritt in der preußiſchen Armee gedient und dort eine große Vorliebe für das Soldatenweſen gefaßt. Dieſe Liebhaberei ging ſo weit, daß er die Wachtparade für eine Staatsangelegenheit anſah; ſterbend empfahl er ſeinem Nachfolger: er ſolle ja die morgige Wachtparade nicht verſäumen. Möglich iſt, was man ſagt, daß zu ſeinem frühzeitigen Tode — er wurde nur zweiundvierzig Jahre alt — eine mit dieſer Liebhaberei zuſammenhangende Schwäche beigetragen hat: das übermäßige Schnüren, um die Uniform probemäßig ſitzen zu laſſen. Dieſe Schwachheit war um ſo bemerklicher, als er keineswegs ein ſchöner Mann war: er hatte fuchsrothe Haare, weßhalb ihm die Berliner den Zunamen gaben „Prinz Fuchs“. — Als er ſeiner ſchönen Braut bei der Verlobung einen glänzenden Schmuck verehrte, machte eine hohe Perſon in Berlin (der Kronprinz Friedrich Wilhelm?) mit Bezug auf den Glanz dieſes Schmucks und der rothen Haare des Bräutigams den Scherz: „Le présent vaut mieux que le futur!“ — Die Großherzogin Alexandrine, die erſt einen ſchönen Mann — den jetzt regierenden König Oskar von Schweden — hatte heirathen ſollen, wußte ſehr wohl, wie häßlich ihr geliebter Paul ſei, aber ſie bekannte ſich zu der Lehre, der nur eine auserwählte Minorität in der Welt anhängt: „Les plus laids sont les plus aimables.“ Sie ſelber äußerte: „Ich weiß recht gut, daß mein Paul grundhäßlich iſt und dennoch liebe ich ihn über Alles.“ — (Iſt dies nicht mehr noch als liebenswürdig?)

87) Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Sohn des Großherzogs Karl Ludwig Friedrich und deſſen erſter Gemahlin, der Prinzeſſin Friederike Karoline, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, geb. am 12. Auguſt 1779, ſuccedirte ſeinem Vater am 6. November 1816 und heirathete am 12. Auguſt 1817 die Prinzeſſin Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel (geb. am 21. Januar 1796). Beide leben noch.

## Am 7. November 1839.

88) Cajus Lorenz, Freiherr von Brockdorff, Sohn des Freiherrn Hans Schack von Brockdorff und der Gräfin Friederike Anna Sophie Schack zu Schackenburg, geb. am 26. Januar 1766, Dr. juris, däniſcher Obergerichtsrath zu Gottorp und Landrath, dann Präſident des ſchleswig-holſtein-lauenburg'ſchen Ober-Appellations-Gerichts zu Kiel, endlich däniſcher geheimer Conferenzrath und Vicekanzler der Herzogthümer, in den däniſchen Grafenſtand erhoben am 2. Mai 1837, geſt. zu Hamburg am 18. Mai 1840. Seine Deviſe fehlt uns.

89) Conrad Daniel, Graf von Blücher-Altona, Enkel eines Oheims des großen „Marſchalls Vorwärts", däniſcher Geheimer Conferenzrath und Ober-Präſident der Stadt Altona, geb. am 29. Februar 1764, am 27. October 1818 unter dem Namen „Blücher-Altona" in den däniſchen

Grafenſtand erhoben, geſt. zu Altona am 1. Auguſt 1845. Deviſe: „Inpavidum ferient ruinae“.*)

### Am 14. November 1839.

90) **Johann, Freiherr von Holſten zu Holſtenhuus**, däniſcher Admiral und erſter Deputirter im Admiralitäts-Collegium, geb. am 17. October 1758, geſt. um das Jahr 1847. Deviſe: „In virtute honor“.

Er war der Letzte der von **Friedrich** VI. ernannten Ritter des Elephanten-Ordens. —

---

*) **Karl Friedrich Ernſt Ludwig**, „Kurze Lebensbeſchreibung des jüngſt verſtorbenen **Conrad Daniel**, Grafen v. **Blücher-Altona**“ u. ſ. w. Altona 1845. 8. — und „Graf **C. D. Blücher-Altona**; das Leben deſſelben in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt.“ Altona 1846 m. Portrait.

## Fünfzehntes Kapitel.

Tod Friedrich's des Sechsten. — Beſchreibung des königlichen Leichenzugs.

Neunzehn Tage nach der Ernennung des letzten blauen Ritters ſtarb der ſechste Friedrich, im zweiundſiebenzigſten Jahre, am 3. December 1839.

Ueber die letzten Tage ſeines Lebens meldete ein Bericht der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 13. December:

Kopenhagen am 3. December. S. M. König Friedrich VI. von Dänemark iſt heute früh um halb neun Uhr ruhig und ſanft verſchieden.*) Niemand dachte an eine nahe Gefahr, da der Monarch noch bis zum letzten Augenblick alle Regierungsgeſchäfte beſorgt hatte. Noch geſtern Abend gab Seine Majeſtät, wie gewöhnlich, in eigener Perſon in ſeinem Audienzgemache den verſammelten commandirenden Offizieren und Adjutanten die Parole, fühlte ſich aber plötzlich ſo ſchwach, daß er dem Gouverneur von Kopenhagen, dem Prinzen Wilhelm von Heſſen, in die Arme fiel und ſich gezwungen ſah, die Audienz abzuſagen. Die größte Beſtürzung bemächtigte ſich der ganzen Verſammlung, denn das Ausſehen des Königs erfüllte Jeden mit der Beſorgniß, daß dieſe Parole die letzte ſein dürfte. Die angeſagte Tafel wurde abbeſtellt; der König ſpeiſte allein mit der Königin. Gegen Abend fühlte er ſich beſſer, legte ſich zur Ruhe und ließ ſich noch bis ſpät in die Nacht vorleſen; ſeine Geiſteskraft war ſo ungeſchwächt, daß er noch treffende Bemerkungen über das Geleſene machte. Gegen ein Uhr ſchlief er ein. Heute Morgen erſchien ein Arzt und erbat ſich die Erlaubniß, nach einem ſpaniſchen Fliegenpflaſter ſehen zu dürfen, das dem Könige auf die Bruſt gelegt war; er erhob ſich von ſeinem Lager, fing an zu röcheln und ſank todt in die Arme des Arztes zurück."

---

*) In der Amalienburg.

Die „Berling'ſche Zeitung" theilt das Hinſcheiden des Königs in folgender Weiſe mit:

„Heute um acht ein halb Uhr Vormittags gefiel es dem Allmächtigen, nach dreiwöchentlicher zunehmender Schwäche, ohne vorhergegangenes Krankenlager, durch einen ſanften und ruhigen Tod Seine Majeſtät König Friedrich VI. im zweiundſiebenzigſten Jahre Allerhöchſt Ihres Alters und Ihrer Regierung im zweiunddreißigſten abzurufen. — Mittags, zwölf Uhr wurde Seine königliche Hoheit Prinz Chriſtian Friedrich zum König ausgerufen, indem der Geheime Staatsminiſter, Graf Adam von Moltke, im Beiſein der Prinzen, der übrigen geheimen Staatsminiſter und der Collegienchefs auf den Balcon des Palaſtes Seiner königlichen Hoheit auf der Amalienburg heraustrat und daſelbſt mit lauter und vernehmlicher Stimme dreimal nach einander ausrief: „König Friedrich VI. iſt todt! Lange lebe König Chriſtian VIII., welcher Ausruf auf dem Platze von dem königlichen Herold, unter Begleitung eines Tuſch von Pauken und Trompeten wiederholt wurde. — Seine Majeſtät König Chriſtian VIII. geruhte hierauf allergnädigſt auf den Balcon herauszutreten und die unten verſammelte Menge zu begrüßen. — Die königlichen Herolde nebſt einem Detachement der Leibgarde zu Pferde wiederholten den Ausruf auf allen öffentlichen Plätzen. — An demſelben Tage ward Kammertrauer bei Hofe angelegt. — Um elf Uhr wurden die in der Stadt garniſonirenden Truppen und ſämmtliche Bürgercorps durch Generalmarſch auf ihren Sammelplätzen zuſammenberufen, um daſelbſt im Beiſein des Stadtgouverneurs dem jetzigen Könige den Eid der Treue zu leiſten. Die Stadtthore waren von eilf bis fünf Uhr geſchloſſen. Um vier Uhr begann das Glockengeläute von allen Kirchthürmen; daſſelbe wird, bis auf Weiteres, täglich Vormittags von zehn bis zwölf und Nachmittags von vier bis ſechs Uhr wiederholt werden.“ —

Die königliche Leiche wurde, nachdem ſie einbalſamirt war, dem Publikum vom 17. December zur Schau ausgeſtellt. Früher hatte bei ähnlichem Anlaß zu gewiſſen Stunden Jeder freien Einlaß; diesmal aber ward eine Klaſſe, eine Corporation nach der Andern eingeladen, zu angegebener Stunde auf der Amalienburg zu erſcheinen. Nur einmal in der Woche hatte Jeder freien Zutritt. Dann aber, ſagt ein Bericht der „Kjoebenhavnpost“, iſt der Andrang des Volks, trotz Schnee und Unwetter, trotz Sturm und Regen und bodenloſer Straßen unbeſchreiblich groß und das Gedränge am Ende der abgeſperrten Amalienſtraße ſo furchtbar, daß eine Bürgerfrau erdrückt und mehrere Perſonen beſchädigt worden ſind.

Durch eine Nebenthür des Schloſſes — berichtet ein Correſpondent der „alten Augsburgerin“, über eine ſchwarz behangene Treppe, durch eine Reihe ſchwarz decorirter Zimmer, durch eine Anzahl von Wachen, Lakaien und Pagen, durch eine athemloſe, ehrerbietige, ich möchte ſagen: andächtige Menſchenmenge gelangt man endlich in den Ritterſaal, in welchem Hunderte von Wachskerzen auf prachtvollen ſilbernen Gueridons und beflorten Wandleuchtern blendende Tageshelle verbreiten. Mitten im Saale, auf einer Erhöhung von drei Stufen, mit ſchwarzſammetnem Teppich bedeckt, ruht auf einem gegen ſechs Fuß hohen Paradebett von weißen Atlaskiſſen mit goldenen Franzen die Leiche des Königs in ſpaniſcher Krönungstracht von goldgeſtickter weißer Seide, im Krönungsmantel von rothem Sammet mit goldenen Kronen und mit der Ordenskette der Elephantenritter. Das Antlitz iſt ruhig, mild und freundlich im Tode, wie im Leben; nur erſcheint es tief erbleicht und das characteriſtiſche vorſtehende Kinn mit der hängenden Unterlippe iſt etwas zurückgetreten. — Am Kopfende des Paradebetts liegen, auf Tabourets mit ſammetnen Kiſſen, die Reichs-Inſignien:

Krone, Reichsapfel, Scepter und Schwerdt; zu beiden Seiten, auf ähnlichen Tabourets, die unzähligen Orden, mit welchen der Hingeſchiedene decorirt war, und zu ſeinen Füßen liegt der trauerumhüllte Commandoſtab. — Ein Elephantenritter, ein Großkreuz vom Danebrog, zwei Hofmarſchälle mit ihren Stäben, zwölf Kammerjunker und zwölf Trabanten — junge Offiziere in Galla-Uniformen mit Trauerſchärpen und umflorten Partiſanen — bilden die Ehrenwache und ſtehen regungslos, Statuen ähnlich, nach ihrem Range um die irdiſchen Ueberreſte ihres hingeſchiedenen Königs und — Freundes! Der Anblick dieſer impoſanten Gruppe und der lautlos, faſt geſpenſtiſch vorüberwallenden Menge iſt feierlich und erſchütternd durch ihre ſcharf hervortretenden Contraſte und die ſich daran knüpfenden Gedankenreihen. — Der Portraitmaler Baerentſen iſt von der Königin-Witwe beauftragt, dieß großartige Bild von „Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel" zu malen. — In den erſten Tagen des Januars wird die Leiche in den Sarg gelegt und dann unter ähnlichem Pomp auf einem Katafalk wiederum zur Schau ausgeſtellt werden."

Erſt am Abende des 15. Januars 1840 ward der königliche Leichnam zur Erde beſtattet. Eine zahlloſe Menſchenmaſſe überfluthete die Straßen, durch welche die Leichenproceſſion unter dem Geläute aller Glocken von der Amalienburg nach der Friedrichsberger Allee ſich fortbewegte. Faſt alle Fenſter waren mit ſchwarzen Gardinen behangen.

Nachdem die Mitglieder der königlichen Familie, die Großwürdenträger, die Geſandten der auswärtigen Mächte ſich nach acht Uhr auf der Amalienburg eingefunden hatten, begann gegen neun Uhr die Ceremonie mit Abſingung einer Trauer-Cantate, worauf der Biſchof von Seeland eine Leichenrede hielt. Um halb Zehn ſetzte ſich der Trauerzug in Bewegung, eröffnet von einer Escadron der Leibgarde zu Pferde, mit gedämpften Pauken und Trompeten. Dann folgten zwei Trauermarſchälle, faſt alle in Kopenhagen anweſende Ritter des Elephanten-Ordens und Großkreuze vom Danebrog, mit ihren Ordensketten geſchmückt, in Trauerkutſchen, jede von je zwei Dienern mit brennenden Wachskerzen begleitet; dieſen folgten, paarweiſe, in langer Reihe, die Staatsdiener der zweiten und dritten Rang-Klaſſe zu Pferde. Dieſer Reiterſchaar ſchloß ſich der ſechsſpännige Trauerwagen der Königin-Witwe an, begleitet von einem Schwarme königlicher Lakaien mit brennenden Wachsfackeln. — Dem Wagen folgten die drei Adjutanten, welche zuletzt den Dienſt beim verewigten König gehabt hatten, und die ſechsſpännige Trauer-Equipage deſſelben. — Dann kam der Leichenwagen in Geſtalt eines Thronhimmels von ſchwarzem Sammet; auf demſelben ruhte, auf einem Kiſſen von rothem Sammet, die Königskrone. — Vier Capitaine von der Flotte und vier Majore von der Landarmee, unterſtützt von acht Stallbedienten, führten die acht mit ſchwarzen Decken behangenen Pferde; vier Kammerjunker hielten die Zipfel des Leichentuchs. — Die achtzehn Commandeure und Obriſten, welche den Sarkophag vom Ritterſaale bis zum Leichenwagen getragen, gingen und die ſechs Kammerherren, welche den Baldachin getragen hatten, ritten neben Jenen. Zwölf Chefs der königlichen Regierungs-Collegien (darunter Graf Blücher-Altona) in Civiltrauer trugen, dem Leichenwagen voran, große brennende, mit Wappenſchildern gezierte Wachsfackeln; zwölf Trabanten endlich mit umgekehrten Trauer-Hellebarden bildeten die Ehrenwache. — Dem Leichenwagen folgte zunächſt der fungirende Hofmarſchall zu Pferde mit dem Hofmarſchallsſtabe als Führer der zweiten Abtheilung des reitenden Gefolges aus der zweiten und dritten Rang-Klaſſe. Dann kam König Chriſtian VIII. in einer von acht Rappen gezogenen Equipage: dem Wagen voran ritten ein Page, ein königlicher Leibdiener und vier dienſtthuende Adjutanten; zu beiden Seiten des königlichen Wagens leuchteten zwölf königliche Lakaien. — Die General-Adjutanten vom See- und vom Land-Etat zu Pferde, begleitet von zwölf in ſchwarze Uniform gekleideten Pagen zu Fuße, die umflorte Fackeln trugen, und zwölf Trabanten mit Trauer-Partiſanen bildeten die Ehrenwache. Dann folgte die leere Equipage der regierenden Königin (Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin), der Kronprinz Friedrich Karl Chriſtian, der Prinz Friedrich Ferdinand, der Herzog Karl von Holſtein-Sonderburg-Glücksburg (Schwiegerſohn des verſtorbenen Königs), die leere Equipage der Landgräfin Juliane; der Landgraf Wilhelm von Heſſen, begleitet von Lakaien mit Wachsfackeln, nebſt ihren Marſchällen, Adjutanten und Ehren-Cavalieren. — Der Zug wurde geſchloſſen durch zwei Trauer-Marſchälle und durch die zweite Escadron der königlichen Leibgarde zu Pferde. In der Nähe des Amalienburger Schloſſes waren in Parade aufgeſtellt: die See- und Land-Cadetten, das königliche Leibjägercorps (gebildet aus jungen Leuten vom Kaufmannsſtande u. ſ. w.) das Leibcorps des Königs, die Kopenhagener Studenten, die Marine, bewaffnet mit Enterpiken, Aexten und Enterbeilen, die königliche Artillerie, drei Landregimenter, zwei jütländiſche Regimenter, die Kopenhagener Bürger-Infanterie und Artillerie, das ſeeländiſche und endlich das jütländiſche Jäger-Corps. — So oft der Wagen der Königin-Witwe eine neue Truppenabtheilung erreicht hatte, präſentirte dieſe das Gewehr, ſenkte die umflorten Fahnen und ließ den Trauermarſch erſchallen. — Zwei im Neuhafen liegende Kriegs-Yachten, mit zahlloſen Lampen überſäet, feuerten eine Salve von 27 Schüſſen ab, welche von der See-Batterie beim Zeughauſe beantwortet ward. — Auf der Plattform des Weſterthors hatte ſich ein Corps von zweihundert Sängern — Studenten, Künſtlern und Eleven des Conſervatoriums — aufgeſtellt, welches ein von dem jungen Dichter Hans Peder Holſt verfaßtes „Leztes Lebewohl" abſang. Darauf bewegte ſich der Zug ſchweigend weiter und gelangte, begrüßt von den im Ravelin des Weſterthors in ihrer altholländiſchen Nationaltracht mit brennenden Fackeln aufgeſtellten Amagern, bald zur Freiheitsſäule in der Weſtervorſtadt. — Dieſe Säule und die Inſchrift derſelben *) war von der Hand dankbarer Bauern mit Guirlanden umwunden. Vor dieſer Säule machte der Leichenwagen Halt; in demſelben Augenblick donnerten von den Wällen der Feſtung die Schüſſe, welche verkündeten, daß der letzte Mann des Zuges die Stadt verlaſſen habe; der Wind führte das tauſendſtimmige Getön der Glocken herüber und nun begann ein an der Säule aufgeſtelltes Muſikcorps eine einfache Choralmelodie. Der Eindruck war unbeſchreiblich: die ganze Verſammlung entblößte ehrerbietig das Haupt und begrüßte ſchweigend die irdiſchen Ueberreſte deſſen, der ſeine leibeigenen Bauern frei gemacht hatte. — Als die letzten Klänge des Chorals verklungen waren, ſchlug der Leichenwagen den Weg nach der Friedrichsberger Allee ein: der neue König folgte der Allee nach dem Friedrichsberger Schloſſe und die hohen Beamten folgten der neuen Sonne, Chriſtian VIII.

Unter den zahlloſen Perſonen aus dem Bürgerſtande, die zu Fuße bis zu jener Säule der königlichen Leiche gefolgt waren, bemerkte man die Dichter Oehlenſchläger und Grundtvig, den großen Oerſted und Thorwaldſen. Aber tauſendmal mehr Schmerz als Alle, die dem hingeſchiedenen Monarchen die letzte Ehre erwieſen, empfand eine unſcheinbare Bürgersfrau, die, geführt von ihren beiden Söhnen, dem Verewigten heiße Thränen dankerfüllter Liebe nachweinte. Dieſe Tochter aus dem Volke war — Frau Margarethe Dannemand.

---

*) Vergl. Band VI. Seite 124.

Sie betrauerte den Tod des Königs bis an's Ende ihrer frommen Tage.

Mitten in der Nacht ſetzte die königliche Leiche ihren Weg nach Roeskilde fort, wo ſie am folgenden Morgen im ehrwürdigen Dome feierlich in die Gruft ihrer Ahnen beigeſetzt ward. Sie transit gloria!

## Sechszehntes Kapitel.

Kurzer Rückblick auf Friedrich's des Sechsten hauptſächlichſten Verdienſte — Seine beiden Denkmäler. — Seine Witwe. —

Wenn wir einen ſcheidenden Blick auf die zweiunddreißigjährige Regierung des Sohnes der unglücklichen, in der Verbannung geſtorbenen Karoline Mathilde werfen, dann fallen uns vor Allem drei wichtige Momente auf, durch die ſich der ſechste Friedrich einen unſterblichen Nachruhm erworben hat. Dieſe drei Verdienſte, die viele kleine Schwächen dieſes Fürſten bei Weitem überſtrahlen, ſind:

1) Aufhebung der Leibeigenſchaft des däniſchen Bauerſtandes,

2) Emancipation und Gleichſtellung ſeiner jüdiſchen Unterthanen, und

3) Anfang einer freiern Verfaſſung durch Einführung der Provinzial-Stände.

Friedrich VI. ſtarb mit dem Ruhme, nicht vergebens gelebt und mehr gegründet zu haben, als mancher ſeiner erlauchten Vorfahren aus dem Hauſe Oldenburg.

In dankbarer Anerkennung der ſeinem treuen Dänenvolke erwieſenen Wohlthaten dreifacher Freiheit, ward ihm ſchon am 31. Juli 1845 ein beſcheidenes Denkmal auf der Schloßinſel bei Skanderborg geſetzt und erſt vor Kurzem — am 10. September 1858 — erfolgte die feierliche Enthüllung eines zweiten Monuments, welches dem Eingange zum Friedrichsberger Schloſſe gegenüber aufgeſtellt worden iſt.

König Friedrich VII., der Erbprinz und deſſen Gemahlin (eine Tochter Friedrichs VI.), der Prinz Chriſtian zu Dänemark nebſt ſeinen Söhnen, die Miniſter und Großwürdenträger der Krone, die Mitglieder des diplomatiſchen Corps und eine Menge dazu eingeladener Staatsdiener waren dankerfüllte Zeugen einer Feierlichkeit, an welcher alle Abtheilungen der Kopenhagener Beſatzung und die Bürgergarde ſich betheiligt hatten. — General-Major Bruun, Chef der Bürgergarde, ſchilderte die Verdienſte des Verewigten in einer kurzen Rede, nach welcher das Denkmal enthüllt ward. Die Bildſäule, die den König in einem einfachen Waffenrocke und mit entblößtem Haupte darſtellt, iſt vom Profeſſor H. W. Biſſen in Bronze ausgeführt.

Aber dauernder als alle Denkmäler von Stein und Erz lebt die Erinnerung an Friedrich VI. im Herzen aller durch ihn freier gewordenen Dänen fort.

— — — — — — — — — —

Seine heſſen-kaſſelſche Gemahlin, die Königin Marie Sophie Friederike, überlebte ihn noch dreizehn Jahre und ſtarb, vierundachtzigjährig, am 22. März 1852 zu Kopenhagen.

## Berichtigung und Nachträge.

Aus Kopenhagen iſt uns folgende Berichtigung zugegangen:

Der greiſe General Heinrich Ernſt v. Peymann, der heldenmüthige Vertheidiger Kopenhagens während der engliſchen Belagerung im Jahre 1807, ſtarb, wie Sie am Schluſſe des ſechſten Bandes Ihrer auch für uns höchſt intereſſanten „Geſchichte des däniſchen Hofes" (Seite 338) irrthümlich angeben, nicht im Jahre 1812, ſondern, wie Sie aus folgender Todes-Anzeige ſeines Großneffen Oldrogge erſehen werden, erſt am 28. Januar 1823. Die Anzeige lautet:

I en Alder af næsten 87 Aar, og efter faa Dages Sygdom, hensov i Rendsborg, d. 28de Januar d. A. min uforglemmelige Grand-Oncle, Generalmajor Henrich Ernst v. Peymann, Storkors of Dannebroge. Dette undlader jeg ikke herved at bekjendtgjöre for den Afdödes Venner og Bekjendtere. Fred med Dit Stöv! Kjöbenhavn, 6. Februar 1823.

F. Oldrogge,
Oberstlieutenant i Infanteriet.

---

Thorwaldſen (vergl. Seite 271 und ff.) erkrankte am 23. März im Theater; kurz vor Beginn der Vorſtellung ward er aus dem Parquet fortgetragen und ſtarb in der darauf folgenden Nacht. — Nach der Oſterwoche wurde das königliche Theater mit einem von Heiberg gedichteten Prologe auf den Tod des „Königs der Künſtler" eröffnet. Der Parquetplatz, welchen Thorwaldſen einzunehmen gepflegt, war an dieſem Abende leer, ſchwarz ausgeſchlagen und mit einem Lorbeerkranze geſchmückt. Dieſe Bewunderung von Thorwaldſen's Genius iſt jedenfalls gerechtfertigter, als jene für die Muſe des Dichters Baggeſen. Es verdient als Curioſum eine Stelle angeführt zu werden, welche die „Berling'ſche Zeitung" im Jahre 1841 bei Beurtheilung Baggeſen's ausgeſprochen hat. Dieſe Stelle lautet: „Wenn die Muſen auf Erden zurückkehrten, würden ſie gewiß keine andere Sprache reden als die däniſche." Wir, für unſern Theil, trauen den helikoniſchen Damen einen beſſern Geſchmack zu.

Einer der beiden Söhne der Frau Dannemand, Frederik Wilhelm, von Chriſtian VIII. in den Grafenſtand erhoben, iſt jetzt däniſcher Kammerherr, Major und Ritter des hannöver'ſchen Guelphen-Ordens.

Die Königin von Bayern (Nr. 34, S. 282) ſtarb am 13. November 1841.

Ende des ſiebenten Bandes.

Halle, Druck von H. W. Schmitz.

# Geſchichte des däniſchen Hofes.

---

Achter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

| | Thlr. | Sgr. |
|---|---|---|
| Böſche, Ed. Th., Wechſelbilder von Land- und Seereiſen, Abenteuern, Begebenheiten, Staats- und Sittenſchilderungen | 1 | 15 |
| Barrow, John, Geſchichte der britiſchen Indien. Deutſch von J. G. Lowe. 2 Theile | 3 | |
| Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer feſten Niederlaſſung in Frankreich. 2 Theile | 3 | — |
| Eſchwege, W. L. von, Portugal. Ein Staats- und Sittengemälde nach dreißigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen. 1. Theil | 1 | 20 |
| Everett, A. H., Amerika, oder allgemeiner Ueberblick der politiſchen Lage der Staaten des weſtlichen Feſtlandes. 2 Theile | 2 | 15 |
| Halfern, A. von, der Squire. Ein Bild aus den Hinterwäldern Nordamerika's. 2 Theile | 2 | — |
| Heine, H., Reiſebilder. 4 Theile | 7 | — |
| — Franzöſiſche Zuſtände | 2 | — |
| — Vermiſchte Schriften. 3 Bände | 6 | — |
| Hempel, Georg, des [illegible] Reiſeabenteuer | — | 22½ |
| Herzen, Alexander, Briefe aus Italien und Frankreich | 1 | — |
| — Rußlands ſociale Zuſtände | 1 | — |
| Jäger, Auguſt, neueſtes Gemälde von London. 2 Bände | 3 | — |
| Kolloff, Ed., Schilderungen aus Paris. 2 Theile | 2 | 20 |
| Lay, Tradescant, China und die Chineſen. 2 Theile | 2 | — |
| Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bände | 2 | 20 |
| — Gorgona. Bilder aus dem franzöſiſchen Mittelalter. 2 Theile | 2 | — |
| — [illegible]. Ein Zeitbild | — | 20 |
| De Muſſet, Paul, [illegible], der Hirtenknabe | 1 | — |
| [illegible], G., Jonas, oder Erinnerungen einer Reiſe durch Frankreich, Deutſchland und Italien. 3 Theile | 8 | 20 |
| Oeſterreich. — Städte, Länder, Perſonen und Zuſtände | 1 | 15 |
| Reiſe durch Oeſterreich nach Conſtantinopel und Trieſt, von M. v. M. | 1 | 15 |
| Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantiſchen Gewande. 3 Theile | 3 | — |
| [illegible], Dr. Richard, [illegible] Epiſoden aus dem Leben in Rußland. 1. bis 3. Theil | 4 | — |
| Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile | 2 | 20 |
| — Tagebuch von Helgoland | 1 | 15 |

# Geſchichte

des

# däniſchen Hofes,

von

Chriſtian VIII. bis Friedrich VII.

Von

**Eduard Maria Oettinger.**

---

Achter Band.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.
1859.

# Inhalt.

Seite

## Siebentes Buch.

**Erſtes Kapitel.** Chriſtian's des Achten Geburt und Jugendjahre. — Seine Ernennung zum Statthalter von Norwegen. — Seine Erwählung zum conſtitutionellen Könige dieſes Reiches. — Seine Abdankung und Rückkehr nach Kopenhagen. — Seine erſte Gemahlin. — Ein „*fameux violon*“. — Ein mecklenburgiſcher Bubenſtreich. — Seine Frau wird geſchieden und nach Horſens verbannt. — Sie beſucht Karlsbad. — Ihre Reiſe nach Italien. — Ihr Aufenthalt in Rom. — Ihr Tod. — Ihr Gemahl ſchließt eine neue Ehe. — Prinz Chriſtian's Reiſe nach Italien. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Seine Thronbeſteigung 3

**Zweites Kapitel.** Chriſtian's des Achten erſte Regierungshandlungen. — Reformen in der Criminaljuſtiz. — „Fädrelandet“ und die Oppoſition. — Bittſchriften um Einführung einer Verfaſſung. — Des Königs Antwort. — Die Einberufung der Provinzialſtände. — Der König feiert ſeine ſilberne Hochzeit. — Seine Krönung . . . . 17

**Drittes Kapitel.** Glückwunſch-Adreſſe der 1145 „beſten Bürger Kopenhagens“ und die königliche Antwort darauf. — Die Wirkſamkeit der Provinzialſtände in Itzehoe und Roeskilde. — Tage Uſſing's Antrag. — Bittſchriften um Zurückgabe des Steuerbewilligungsrechts. — Bang's Antrag. — Annahme der Uſſing'ſchen Motion. — Die Reiſe des Königs. — Seine Ankunft in Hamburg. — Seine Rückkehr nach Kopenhagen . . . . . . . . . 31

**Viertes Kapitel.** Stellung und Wirkſamkeit der Parteien. — Sibbern. — Grundtvig. — Lindberg. — Die jütiſchen Stände. — Antrag auf Aufhebung der Cenſur. —

Seite

Die Blätter der Oppoſition. — Goldſchmidt und ſein „Corſar". — Dr. Dampe und ſein Prozeß. — Das Beilager des Kronprinzen . . . . . . . . . . . 46

Fünftes Kapitel. Vorlegung des Budgets. — Maaßregeln gegen die Oppoſitionsjournale. — Orla Lehmann und ſein Prozeß. — Die „Waſſer- und Brodt-Tortur" gegen Goldſchmidt, den Redacteur des „Corſaren". — Beſtechungen: Chr. G. Nath. David; Tage Algreen Uſſing; Dr. M. Orla Lehmann. — Geſellſchaft zur Erhaltung und Verbreitung der däniſchen Sprache im nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig. — Antrag auf Einführung der Schwurgerichte in den Herzogthümern. — Strafbeſtimmungen des *Danske Lov* von 1683. — Prof. Clauſſen und die Geſellſchaft zur geiſtigen Verbindung unter den Völkern Skandinaviens . . . . . . . . . . . 62

Sechſtes Kapitel. Zuſammenkunft des Königs von Dänemark und des Königs von Preußen. — Vermählung des Prinzen von Heſſen-Kaſſel mit der Großfürſtin Alexandra von Rußland. — Tod der Letztern. — Die Ständeverſammlung zu Roeskilde. — Algreen Uſſing's Antrag. — Das Nationallied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen". — Chriſtian's des Achten „Offener Brief vom 8. Juli 1846" 76

Siebentes Kapitel. Chriſtian's des Achten Civilliſte. — Seine Kunſtſammlungen. — Seine Neigungen. — Seine Erkrankung. — Sein Ableben. — Die Hauptmomente ſeiner Regierung . . . . . . . . . . . 89

Achtes Kapitel. Liſte der von Chriſtian dem Achten creirten Elephanten-Ordens-Ritter . . . . . . 101

Neuntes Kapitel. Der Hofſtaat und die Großwürdenträger der däniſchen Krone im Jahre 1848. — Die am Kopenhagener Hofe beglaubigten Agenten der auswärtigen Mächte. — Dänemark's Geſandte bei den auswärtigen Höfen. — Dänemarks Bevölkerung. — Seine Land- und See-Macht . . . . . . . . . . . . 113

## Achtes Buch.

Zehntes Kapitel. Geburt und Jugendjahre Friedrich's des Siebenten. — Seine Mutter und ihr Verführer. — Zorn des mecklenburg'ſchen Papa's. — Friedrich's Confirmation. — Seine Verlobung. — Seine Reiſe nach dem Auslande. — Sein Aufenthalt in Genf und in den Hauptſtädten Italiens u. ſ. w. . . . . . . . . . . . . 127

Seite

Eilftes Kapitel. Fortſetzung des Vorigen. — Abreiſe nach Rom. — Gaeta. — Rom. — Ueber Monte Roſa, Terni, Forli, Loreto, Ancona, Rimini, Ravenna nach Bologna. Padua. Venedig. Ueber Treviſo nach Baſſano. Roveredo. Rimini. Verona. Brescia. Mantua. Parma. Ueber Piacenza, Cremona, Bergamo, Como nach Mailand. Pavia. Turin. Genf. Baſel. — Der doppelte Friedrichsd'or im Deckel eines Pokals . . . . . . . 152

Zwölftes Kapitel. Fortſetzung des vorigen Kapitels. — Rückkehr des Prinzen nach Kopenhagen. — Feierlichkeiten zu ſeinem Empfange. — Seine Vermählung mit Prinzeſſin Wilhelmine. — Seine Ehe. — Sein Jugendfreund Berling. — Seine Reiſe nach Island. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Sein Aufenthalt in Fridericia. — Berlings Dulcinea. — Die Scheidung des Prinzen von ſeiner jungen Frau. — Seine zweite Verbindung mit Prinzeſſin Karoline von Meklenburg-Strelitz. — Neue Trennung . . . . . . . . . . . . . . 180

Dreizehntes Kapitel. Louiſe Chriſtine Rasmuſſen. — Die Antecedentien dieſer Dame. — Zuſammenſtellung verſchiedener Nachrichten über ihre Vergangenheit, über ihr Verhältniß zum Könige, über ihren Einfluß und ihre gegenwärtige Stellung. — Kurze Schilderung ihrer Perſönlichkeit. — Drei über ſie erſchienene Schriften . . 193

Vierzehntes Kapitel. Reſcript vom 28. Januar wegen Einführung einer Verfaſſung. — Grundzüge derſelben. — Die Agitation der Parteien. — Der Bürgerverein im Caſino. — Das Miniſterium vom 22. März. — Ausbruch des Krieges mit Schleswig-Holſtein. — Der Waffenſtillſtand zu Malmoe . . . . . . . . . 214

Fünfzehntes Kapitel. Sturz des däniſchen Caſino-Miniſteriums. — Die neuen Miniſter. — Der erſte Schritt der neuen Regierung in Schleswig-Holſtein. — Einſetzung der Statthalterſchaft. — Schilderung der Feſtung Rendsburg. — Reventlow und Beſeler. — Der Miniſter Francke 226

Sechszehntes Kapitel. Neuer Ausbruch des Krieges. — Die Dänen nehmen Hadersleben. — Die däniſche Flottille im Hafen zu Eckernförde. — Trauriges Ende des ſtolzen Goliath. — Erſtürmung der Düppeler Schanzen. — Schlacht bei Kolding. — Preußen ſchließt am 10. Juli einen Waffenſtillſtand mit Dänemark, den die Landesverſammlung erſt nicht, dann aber doch anerkennt. — Dänemark weiſt die preußiſchen Friedensvorſchläge zurück. — General W. v. Williſen, Oberbefehlshaber der ſchleswig-holſteiniſchen Truppen . . . . . . . . . 240

Siebzehntes Kapitel. Friede zwiſchen Dänemark und Preußen. — Die Statthalterſchaft ſendet Vertrauensmänner nach Kopenhagen. — Einer von ihnen wird polizeilich ausgewieſen. — Krieg zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark . . . . . . . . . . 256

Achtzehntes Kapitel. Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. — Das neue Tronfolgegeſetz vom 31. Juli 1853. — Beleuchtung deſſelben . . . . . . . 266

Neunzehntes Kapitel. Das Grundgeſetz vom 5. Juni 1849 und das Verfaſſungsgeſetz vom 2. October 1855 . 281

Zwanzigſtes Kapitel. Der Sundzoll. — Verhandlungen wegen Ablöſung dieſer Abgabe. — Liſte der zu dieſen Verhandlungen bevollmächtigten Miniſter. — Reſultat dieſer Verhandlungen. — Die Entſchädigung, welche Dänemark für das Aufgeben des Sundzolls erhalten hat. — Die Staatsrechnungs-Ablage . . . . . . . . 295

Einundzwanzigſtes Kapitel. Liſte der von Friedrich dem Siebenten bis Ende 1857 ernannten Ritter des Elephanten-Ordens . . . . . . . . . . 301

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Chronologiſches Verzeichniß aller Lehensmänner und Kommandanten von Schloß Kronborg von 1585 bis 1858 . . . . . . . . 316

# Fünfzehntes Buch.

## Christian VIII.

(1786 — 1839 — 1848.)

## Erſtes Kapitel.

Chriſtian's des Achten Geburt und Jugendjahre. — Seine Ernennung zum Statthalter von Norwegen. — Seine Erwählung zum conſtitutionellen Könige dieſes Reiches. — Seine Abdankung und Rückkehr nach Kopenhagen. — Seine erſte Gemahlin. — Ein „*fameux violon*". — Ein mecklenburgiſcher Bubenſtreich. — Seine Frau wird geſchieden und nach Horſens verbannt. — Sie beſucht Karlsbad. — Ihre Reiſe nach Italien. — Ihr Aufenthalt in Rom. — Ihr Tod. — Ihr Gemahl ſchließt eine neue Ehe. — Prinz Chriſtian's Reiſe nach Italien. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Seine Thronbeſteigung.

Chriſtian **VIII.**, erſtgeborener Sohn des Erbprinzen Friedrich und der mecklenburg-ſchwerin'ſchen Prinzeſſin Sophie Friederike, geboren auf Chriſtiansbergſchloß am 18. September 1786, verlor ſeine intrigante Mutter am 29. November 1794 und ſeinen mißgeſtalteten Vater am 7. December 1805.

Schon in ſeiner Jugend verrieth Prinz Chriſtian, der in keiner Hinſicht das Ebenbild ſeines Vaters war, ſchöne Anlagen und einen ausgeſprochenen Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaften. Am 29. April 1809 wurde er zum Präſidenten der Kopenhagener Maler-Akademie ernannt und zwölf Jahre ſpäter zum Mitgliede der Akademie der Arkadier zu Rom erwählt.

Im Mai des Jahres 1813 machte ihn Friedrich VI. zum Statthalter von Norwegen.

Wir haben im ſiebenten Bande unſeres Werkes*) ausführlich erzählt, daß das norwegiſche Volk — nicht zufrieden mit den Stipulationen des Kieler Friedens, laut welchem der König von Dänemark gezwungen worden war, Norwegen an König Karl XIII. von Schweden abzutreten — den Prinzen Chriſtian im Februar des Jahres 1814 zum Regenten und am 17. Mai deſſelben Jahres unter dem Namen Chriſtian I. zum conſtitutionellen Könige von Norwegen erwählt und daß er als Solcher ſeinem Volke die freiſinnigſte Conſtitution von ganz Europa verliehen hatte. Seine Regierung aber war nur von kurzer Dauer geweſen; denn in Folge der Intervention Englands, Oeſterreichs und Preußens war er genöthigt worden, in dem mit Schweden am 14. Auguſt 1814 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande von Moß der norwegiſchen Krone am 16. deſſelben Monats zu Gunſten des dreizehnten Karl's von Schweden und deſſen Adoptivſohnes Karl Johann Bernadotte, Prinzen von Pontecorvo, zu entſagen und nach Dänemark zurückzukehren.

Friedrich VI. ernannte den Prinzen, um ihn von der Hauptſtadt zu entfernen, welche äußerſt lebhafte Sympathien für den Ex-König von Norwegen kundgab, zum Gouverneur der Inſel Fühnen. Der Prinz reſidirte ſeitdem in Odenſe.

---

*) Siehe Seite 129 u. ff.

Er fühlte ſich hier ſehr unglücklich, denn er hing mit Leib und Leben an dem norwegiſchen Volke, deſſen Freiheit ihm aufrichtig am Herzen lag. Auch vermißte er das Glück der Häuslichkeit.

Kaum zwanzig Jahre alt, hatte Prinz Chriſtian am 21. Juni 1806 die Prinzeſſin Charlotte Friederike, die etwas überſpannte Tochter des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin und der Prinzeſſin Louiſe von Sachſen-Gotha, geheirathet, die in puncto puncti eben ſo ſehr Abwechslung und Veränderung geliebt haben ſoll, als ihr cher papa, der bekanntlich ein ganzes Alphabet von Liebſchaften gehabt und mit dieſen ein halb Dutzend unehelicher Kinder erzeugt hatte.

„Dieſe Prinzeſſin,*) erzählt Vehſe im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte des mecklenburgiſchen Hofes", war eine merkwürdige Dame: ganz klein, mit einem ganz kleinen Fuße und namentlich mit einem ganz kleinen Munde ausgeſtattet, was als eine Hauptzierde bei den mecklenburg'ſchen Prinzeſſinnen gerühmt wird; im Uebrigen aber war dieſe kleine Prinzeſſin Charlotte eine ächt mecklenburgiſche Fürſtentochter, dem Vater überaus ähnlich, eben ſo extravagant als gutmüthig, eine ächte tête écervelée. Sie wurde, einundzwanzigjährig, mit dem um zwei Jahre jüngern Kronprinzen Chriſtian vermählt, gebar ihm (am 6. October 1808) den jetzt regierenden König Friedrich VII. und ward dann, nach nur ſechsjähriger Ehe, 1812 geſchieden*). Wie erzählt wird, ſoll der Betrieb, wenn nicht die Schuld der Scheidung, entſchieden der Prinzeſſin zur Laſt fallen; ihr Gemahl, ſagt man, ſoll auf die Entdeckung einer Liaiſon mit einem angenehmen Franzoſen, einem „fameux violon“, Namens Duprés,**) geſtoßen ſein; dennoch wollte derſelbe dieſen

---

*) Geboren am 4. December 1784

---

[*] Dr. Vehſe irrt ſich in dieſer Angabe. Dieſe keineswegs glückliche Ehe ward ſchon zu Ende des Jahres 1809 getrennt. — Vor der Geburt Friedrich's hatte ſie ihrem Gemahle am 8. April 1807 zu Ploen einen Prinzen geboren, der gleich am Tage ſeiner Geburt ſtarb.

[**] In einem Briefe des ſchwediſchen Miniſters Grafen Guſtaf Wetterſtedt an den Grafen Georg Adlerſparre, datirt Stockholm 13. November 1809, befindet ſich folgende Nachricht: „In Dänemark iſt ein entſetzlicher Skandal vorgekommen mit der Gemahlin des Prinzen Chriſtian Friedrich, einer Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin. Sie wurde mit Dupuis in flagranti ertappt und ſofort nach Altona geſchickt.“ Dieſer „fameux violon“ hieß alſo nicht Duprés, ſondern Edouard Dupuis. Er war von Geburt ein Genfer und nicht nur ein ausgezeichneter Violinvirtuoſe, ſondern auch einer der beſten Sänger ſeiner Zeit. Als Dupuis wegen ſeines Liebeshandels mit der Gemahlin Chriſtian's VIII. im Jahre 1809 Kopenhagen verlaſſen mußte, begab er ſich nach Stockholm, wo er durch den Zauber ſeiner Stimme und durch die Virtuoſität ſeines Geigenſpiels ſich die Herzen aller Frauen eroberte. In Stockholm gelang es ihm, unter andern Eroberungen auch die der Schauſpielerin Sophie Hagman zu machen, welche die erklärte Maitreſſe des Herzogs Friedrich Adolph von Oeſtergothland, des jüngern Bruders Guſtav's III. war und die der „fameux violon“ ſo ſehr für ſich einzunehmen wußte, daß Frau-

angenehmen Mann dulden, wenn ſie, nur ſonſt ſich in's Hofleben fügend, die Dehors beachten wolle; der kleine mecklenburgiſche Trotzkopf wollte ſich aber keineswegen fügen, ſondern durchaus geſchieden ſein. Sie beſtand darauf, daß, da ihr das (däniſche) Hofleben ſehr langweilig ſei, der beſagte angenehme Franzoſe immer in ihrer Nähe bleiben müſſe, und als Alles nichts half, ſoll ſie, die kleine Mecklenburgerin, ſich thätlich mit einem Backenſtreich an dem Dänenfürſten vergangen haben. — Es geſchah nun ihr Wille: ſie ward geſchieden, lebte erſt eine Zeit lang in dem durch **Klopſtock's** Grab bekannten Ottenſen bei Altona und dann kam ſie, wie die Prinzeſſin **von Ahlden**,*) geraume

---

lein **Hagman**, als **Dupuis** Schweden verließ, ihm in's Ausland nachreiſ'te, aber mit der Erfahrung Donna Elvira's im „Don Juan", welchen **Dupuis** auf der Bühne ſang, nach Stockholm zurückkehrte, nämlich mit der, daß Zudringlichkeit die Liebe tödtet. — Der Herzog von **Oeſtergothland** tröſtete ſich über die Treuloſigkeit ſeiner Geliebten in den Armen einer andern Schauſpielerin, Namens **Euphroſine Loef**, die eine jüngere Schweſter der **Friederike Loef**, der Concubine des beruhmten ſchwediſchen Bildhauers **Johann Tobias Sergel** und nach dem Ausſpruche **Cruſenſtolpe's** eine freche, unerſättliche Hetäre war, die den Herzog in ſo große Schulden verwickelte, daß er ſich, als er ſeine letzte Reiſe nach Frankreich antrat, genothigt ſah, bei Mademoiſelle **Euphroſine Loef** eine Anleihe von zehntauſend Thalern zu machen, deren Rückzahlung ſie nach ſeinem am 12. December 1803 zu Montpellier erfolgten Ableben von der Staatskaſſe verlangte.

*) **Sophie Dorothee von Celle**, die wegen notoriſcher Untreue mit dem Grafen **Philipp Chriſtoph von**

Zeit mit ihrem kleinen Hofe in die Cuſtodie zu Horſens in Jütland. Ueberall glückte es ihr, angenehme Verehrer, wie jenen „*fameux violon*", ſich zu attachiren*). Endlich gelang es ihr, von ihrem Schwiegervater, König Frederik VI.**), welcher ihr ſehr wohl wollte, die Erlaubniß zu erwirken, Karlsbad gebrauchen zu dürfen. Hier, wo wieder ihr Leibarzt, Hartmann geheißen, wenn ich nicht irre, ihr *aimable* war, machte die kleine extravagante Prinzeſſin eine gewiſſe Art von Aufſehen, indem ſie ganze Buden und Läden aufkaufte und die

---

Königsmark im Schloß zu Ahlden gefangene Gemahlin König Georg's I. von England (geb. am 15. September 1666, vermählt am 21. November 1682, geſt. in der Gefangenſchaft am 13. November 1726). Den neueſten Aufſchluß über dieſe „*histoire ténébreuse*" giebt die vom Grafen Friedrich Albrecht von Schulenburg-Kloſterrode anonym herausgegebene Schrift: „Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königlichen Häuſer Hannover und Preußen." Leipzig. 1851. 8.

*) In Horſens erzählte uns, im Sommer 1852, ein in die Geheimniſſe dieſes kleinen Hofſtaats eingeweiht geweſener Beamteter, zu jener Zeit habe zu den gern geſehenen Habitués der geſchiedenen Prinzeſſin der ſpätere geheime Conferenzrath H. C. v. Reedtz auf Palsgaard, Herausgeber des „*Répertoire des traités conclus par la cour de Danemark, depuis Canut le Grand jusqu'à* 1800. *Goettingen* 1826" gehört.

**) Auch dieſe Angabe iſt ein kleiner Irrthum. Friedrich der Sechſte war nicht der Schwiegervater der Gemahlin Chriſtian's VIII., da dieſer, wie bekannt, ein Sohn des Erbprinzen Friedrich und Enkel König Friedrich's des Fünften geweſen iſt.

gekauften Sachen nach Jütland ſchickte, was ganz unnütz war, da ſie gar nicht wieder dahin zurückkehrte, denn ſie erhielt die anderweite Erlaubniß, nach Italien zu gehen.*) — In Vicenza, wo ſie leben ſollte, wurde ſie durch **Palladio's** Bauten bekehrt und ſchon hier ſoll ſie die bekannten Rutſchbewegungen auf den Knieen auf den Paſſionsſtationen mitgemacht haben. — Von Vicenza ging ſie nach Rom, wohin ihr der erſte Mann ihres kleinen Hofſtaats nachfolgte, **Paulſſen**, welcher ſich hier mit **Eliſe Thorwaldſen** vermählte.*) — Prinzeſſin **Charlotte** lebte in Rom unter dem Namen einer **Gräfin Gote** und machte dort ein ſehr glänzendes Haus.**) — Im Jahre 1830 trat ſie förmlich über und wurde nun eifrige Katholikin;***) ſie ſchrieb ſich namentlich das Verdienſt zu, Papſt **Gregor XVI.** darauf aufmerkſam gemacht zu haben, daß der Geſandte einer proteſtantiſchen Macht (Graf Lüzow?) Bibeln — das verbotenſte Buch in Rom — vertheile. — Die Prinzeſſin erlebte noch 1839 die Erhebung ihres Gemahls, aber nicht mehr die ihres eben ſo extravaganten, ſchwärmeriſch-geliebten Sohnes Friedrich, der erſt 1848 den Thron Hamlets beſtieg; ſie ſtarb, erſt ſechsundfünfzig Jahre alt, am 13. Juli 1840 zu Rom".

---

*) Während ihres Aufenthaltes in Karlsbad zeichnete ſie, wie uns ein dortiger Badearzt erzählte, der ſie ſehr genau gekannt haben will, einen jungen, ſchmucken Haarkräusler aus Prag aus, den ſie ſo angenehm fand, daß ſie geſonnen war, ihn in ihren Dienſt und mit ſich nach Italien zu nehmen, welche Ehre dieſer Pomadenheld entſchieden ablehnte, weil er ſich in den Liebesbanden einer Karlsbader Bäckerstochter befand, die ſeinem Geſchmacke mehr zuſagte, als Ihre Königliche Hoheit. — Dieſer Friſeur erinnert uns an einen andern Friſeur, welcher im Jahre 1769 Schuld an der Scheidung der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine Ulrike, Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig und Gemahlin des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, geweſen ſein ſoll. Beſagte Prinzeſſin, geboren am 8. November 1746 und vermählt am 14. Juli 1765 (ſie gebar ihrem Gemahle eine Tochter, Friederike Charlotte Ulrike, die einen Sohn König Georg's III. von England, den Herzog Friedrich von York, heirathete), ward in Folge jener Friſeurgeſchichte nach Stettin verwieſen, wo ſie, als die Aelteſte aller Abkömmlinge europäiſcher Fürſtenhäuſer, im Alter von faſt fünfundneunzig Jahren am 18. Februar 1840 ſtarb, in demſelben Jahre, in welchem auch die Prinzeſſin Charlotte zu ihren Vätern verſammelt ward. — Die braunſchweig'ſche Prinzeſſin Eliſabeth hatte einundſiebzig Jahre in Stettin, die erſten dreißig Jahre im Exile und ſeit der Thronbeſteigung ihres Stiefſohnes Friedrich Wilhelm III. in freiwilliger Gefangenſchaft in Stettin verlebt. Dort war ſie gleichſam „eine mit der Stadt verwachſene Geſtalt“, denn die älteſten Bewohner Stettin's waren noch Kinder, als Prinzeſſin Eliſabeth dort ſchon ihre Untreue abbüßen mußte.

---

*) Vergl. Band VII. Seite 271.

**) Der bekannte Touriſt Ritter **Neigebaur**, der ihren Geſellſchaftzirkel in Rom häufig beſucht hatte, erzählte uns, Gräfin **Gote** habe mit großer Vorliebe das Theater Argentino beſucht, wo Poſſen und Pantomimen aufgeführt wurden, bei welchen die römiſchen Dandies vorzugsweiſe die drallen Waden einer eben ſo hübſchen als galanten Colombine bewunderten, worüber Gräfin **Gote** eines Abends etwas ungehalten war, indem ſie in ihrer Loge die Aeußerung fallen ließ: „Betrachten Sie meine Waden, ich wette, daß ſie hübſcher als die der kleinen Hexe ſind.“

***) Nachdem ſie Betſchweſter geworden war, beſuchte ſie kein Theater mehr, ſondern nur noch dann und wann **Thorwaldſen's** Atelier. — Hier war es, wo ihr Begleiter, der Obriſtlieutenant **Paulſſen**, die Bekanntſchaft der natürlichen Tochter **Thorwaldſen's** und ſeiner Xantippe, der Römerin **Magnani**, gemacht hatte. **Eliſabeth Thorwaldſen** war der Liebling der Prinzeſſin **Charlotte**.

Schon ſeit geraumer Zeit hatten ſich bei ihr Symptome der Waſſerſucht gezeigt. Statt ihrem geſchickten Leibarzte Dr. Hartmann Folge zu leiſten, hatte ſie ſich in die ungeſundeſte Gegend Roms, nach Traſtevere, zurückgezogen, wo ein Anfall bösartigen Wechſelfiebers ihrem Leben und Lieben plötzlich ein Ende machte. Papſt Gregor XVI. hatte ſie ſcherzend „die däniſche Magdalene" genannt.

Nachdem die Leiche der Prinzeſſin eine ganze Woche hindurch in dem von ihr bewohnten Palaſte ausgeſtellt war, wurde ſie in der Kirche Santa Maria in Campo Santo, nahe bei der Peterskirche, beigeſetzt.

In der Nacht ihres Leichenbegängniſſes fand man an der Bildſäule Pasquino einen Zettel angeklebt, auf dem die Adreſſe ihres Leibarztes ſtand mit den Worten: „Als unbeſchäftigter Arzt und Cicisbeo empfiehlt ſich Dr. Hartmann."

Der däniſche Hof legte keine Trauer um ſie an; deſto aufrichtiger betrauerte ſie jener galante Arzt, der in ihr ſeine einträglichſte Patientin verloren hatte.

Wir kehren zu ihrem Gemahle zurück. Kronprinz Chriſtian, der in ſeinem Herzen eine Leere fühlte, ſchloß am 22. Mai 1815 eine zweite Ehe mit Karoline Amalie, älteſter Tochter des Herzogs Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg.

Seine zweite Gemahlin, geboren am 28. Juni 1796, war zehn Jahre jünger als er; dieſe Ehe aber blieb ohne Kinder.

Vier Jahre nach ſeiner zweiten Vermählung trat der Kronprinz in Begleitung ſeiner jungen Gemahlin unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Oldenburg ſeine zweite Reiſe nach Italien an*).

Wir heben hier nur die bedeutendſten Momente ſeines Aufenthalts in Italien hervor.

In Venedig, deſſen Kunſtſchätze Prinz Chriſtian und ſeine Gemahlin mit lebhaftem Intereſſe in Augenſchein nahm, machte er die perſönliche Bekanntſchaft des großen Bildhauers Canova, den Papſt Pius VII. zum Marquis von Iſchia ernannt hatte, und der, nach ſeiner Rückkehr aus Rom, in der Marcusſtadt bei ſeinem Bruder lebte. — Mit großer Vorliebe beſuchte der Prinz das Atelier des Malers Natale Schiavone. Er beſichtigte die Häuſer, welche Apoſtolo Zeno, Carlo Gozzi und deſſen Nebenbuhler Carlo Goldoni hier bewohnt hatten. Er beſuchte die große Marcusbibliothek und unterhielt ſich gern mit dem gelehrten Vorſtande derſelben, mit dem Canonicus Pietro Bettio.

Von Venedig begaben ſich die erlauchten Reiſenden nach Florenz, wo ſie in Begleitung des däniſchen Geſchäftsträgers Baron von Schubart am 14. December 1819 eintrafen. Stundenlang durchwandelte Prinz Chriſtian an der Seite ſeiner Gemahlin die Säle der Bildergallerie im Palazzo Pitti.

---

*) Seine erſte Reiſe nach Italien fiel in das Jahr 1809.

Am 19. December ſetzten ſie ihre Reiſe nach Rom fort, wo ſie am 23. anlangten *).

Der gelehrte Abbé Francesco Cancellieri ließ bald darauf zur Erinnerung ihrer Anweſenheit in Rom eine geſchichtliche Abhandlung erſcheinen, in welcher er den Aufenthalt der Dänenkönige — Kanut's II. im Jahre 1027, Chriſtian's I. im Jahre 1474 und Friedrich's IV. im Jahre 1708 — ausführlich beſchrieb.

Hier beſuchte er u. A. das großartige Muſeum, welches der gelehrte Cardinal Stefano Borgia angelegt hatte, und bewunderte vor Allem die alten Denkmäler Egyptens und Indiens. Auch unterließ er nicht, die Grabesſtätte eines der gelehrteſten Alterthumsforſcher Dänemarks, Georg Zoëga's, deſſen irdiſche Hülle in der Kirche S. Andrea delle Fratte ruht, aufzuſuchen **).

Am 9. Januar 1820 trafen der Graf und die

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung ihrer Ankunft und ihres feierlichen Empfangs findet man in Nummer 103 des „Diario Romano“ vom 24. December 1819.

**) Georg Zoëga, geb. im däniſchen Stifte Ribe am 20. December 1755, ging in Rom, um die Tochter des Malers Marco Pietruccioli heirathen zu können, zur katholiſchen Kirche über, ward 1798 von Chriſtian VII. zum däniſchen Conſul in Rom ernannt und ſtarb daſelbſt am 10. Februar 1809. Vergl. Friedrich Gottlieb Welcker, Georg Zoëga's Leben u. ſ. w. Stuttgart 1819. 2 Bde. 8.

Gräfin von Oldenburg in Neapel ein und wurden hier am 11., durch den öſterreichiſchen Geſandten Fürſten Jablonowsky, dem Könige Ferdinand IV, deſſen morganatiſch angetrauter Gemahlin, der Herzogin von Floridia*), und dem erſt vor Kurzem von Wien zurückgekehrten Prinzen Leopold von Salerno vorgeſtellt.

Am 26. Januar wurde der Veſuv beſtiegen. Der nordiſche Gaſt ſtellte dort Unterſuchungen über die Lava an und widmete die Beobachtungen, die er gemacht, der neapolitaniſchen Akademie der Wiſſenſchaften, die ihn dafür einſtimmig zum Ehrenmitglied erwählte.**)

Am 1. Mai gab ihm der König von Neapel ein großartiges Feſt auf dem Luſtſchloſſe Carditello, unweit Caſerta, an welchem der ganze Hof Theil nahm. Den Ball eröffnete Prinz Chriſtian mit der Herzogin von Floridia und der Prinz von Salerno mit der Gemahlin des Prinzen Chriſtian.

Vor des Prinzen Abreiſe von Neapel verlieh ihm der König Ferdinand den Orden des heiligen Ferdinand.

Am 11. Mai verließen die nordiſchen Gäſte Neapel und ſchlugen ihren Sommerſitz in der Nähe von Caſtellamare auf.

Prinz Chriſtian, ſchon damals ein leidenſchaftlicher Verehrer der italieniſchen Muſik, ſchwärmte für Joachim Roſſini, für ſeinen „Tancred“, für ſeine „Italienerin in Algier“ und ſeine „diebiſche Elſter“. Schon damals prophezeihte er dem „Schwane von Peſaro“ einen europäiſchen Ruf, den Roſſini, einige Jahre ſpäter, durch ſeinen „Othello“, ſeinen „Barbier von Sevilla“ und ſeine „Belagerung von Korinth“ ſich wirklich errang. — Roſſini, der um dieſe Zeit die Sängerin Colbrand geheirathet, hatte die Ehre, durch den Impreſario des San-Carlo-Theaters, Domenico Barbaja, eines Abends während der Aufführung ſeiner „Cenerentola“ dem Prinzen Chriſtian und ſeiner Gemahlin in der Theaterloge vorgeſtellt zu werden.

---

*) Geſt. zu Neapel am 25. April 1826.

**) Dieſe Abhandlung erſchien gedruckt u. d. T. „Osservazioni sulla lave del Vesuvio del 26. gennajo 1820; memoria di S. A. R. il principe Cristiano Federico di Danimarca“, Napoli 1820. 4.

— Ihre Opern, prophezeihte ihm der Prinz, werden die Reiſe um die Welt machen und Ihnen eben ſo viele Freunde als Neider erwerben.

Dieſe Weiſſagung iſt früh genug eingetroffen. Noch bis zu dieſer Stunde iſt Maëſtro Joachim I. par la grâce de Dieu König im Reiche der Melodie.

Von Italien begab ſich das hohe Paar nach Frankreich, von dort nach England und kehrte erſt, nach faſt dreijähriger Abweſenheit, im Herbſte des Jahres 1822 nach Dänemark zurück, wo der Prinz Alles beim Alten fand.

Erſt im Jahre 1832 wurde Prinz Chriſtian zum Mitgliede des Staatsraths ernannt. Seine liberalen Ideen hatten ihm im Herzen des Volkes eine ſo große Beliebtheit verſchafft, daß Friedrich VI. den Erben ſeines Thrones mit neidiſchem Auge betrachtete.

Am 9. März 1838 wurde er von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften einſtimmig zum Präſidenten erwählt; auch war er Mitglied und Protektor der Preßfreiheitsgeſellſchaft, und ganz Dänemark gab ſich der Hoffnung hin, daß mit ſeiner Thronbeſteigung eine neue Morgenröthe anbrechen werde für das in den Geleiſen des alten Schlendrians verſumpfte Dänemark.

Der am 3. December 1839 erfolgte Tod des ſechsten Friedrich's rief ihn als Chriſtian VIII. auf den Thron ſeiner Vorfahren.

# Zweites Kapitel.

Chriſtian's des Achten erſte Regierungshandlungen. — Reformen in der Criminaljuſtiz. — „Fädrelandet" und die Oppoſition. — Bittſchriften um Einführung einer Verfaſſung. — Des Königs Antwort. — Die Einberufung der Provinzialſtände. — Der König feiert ſeine ſilberne Hochzeit. — Seine Krönung.

Bald nach ſeiner Thronbeſteigung beeilte ſich der neue Monarch, dem Finanzminiſter Grafen Adam Wilhelm v. Moltke, dem Hofmarſchall Grafen v. Harthauſen und dem Hofchef der Königin-Witwe, dem Freiherrn v. Moltke-Roſenkranz, die Weiſung zu ertheilen, die Apanagen und Deputate der kölichen Hofhaltungen zu reguliren und möglichſt einzuſchränken. Das däniſche Königshaus, das ſeit Friedrich's III. Zeiten weder eigentliche Domainen, noch ein anderes nambaftes Vermögen beſaß, war ſtets gewohnt geweſen, das ganze Land gewiſſermaßen als ſein Eigenthum zu betrachten, weßhalb es in früherer Zeit durchaus nicht ſchwer geweſen war, das beſtändige Deficit der Hofkaſſe durch Zuſchüſſe aus der allgemeinen Staatskaſſe zu decken. Der neue König begriff ſehr wohl, daß dies einer der allerfaulſten Flecke im däniſchen Staatshaushalte war. Der allgemeine Wunſch des Volkes ſprach ſich dahin aus, daß der König ſich, nach dem Beiſpiele Englands, ſelbſt eine Civilliſte feſtſetze.

Die geſammte Preſſe drang ſeit dem Augenblick, als der alte König ſeine Augen geſchloſſen hatte, mit großer Energie auf Beſchleunigung längſt zugeſagter, aber noch immer unausgeführt gebliebener Reformen, auf weitere Ausbildung der ſtändiſchen Inſtitutionen, auf Vereinigung der bisher getrennten Provinzialſtände, auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen und auf Erſparungen in allen Zweigen der Verwaltung. Der gemäßigte Theil ihrer Nation hielt vorläufig noch ſein Urtheil über Chriſtian VIII. zurück und gönnte ihm Zeit in der Ueberzeugung, daß er die Wahrheit des Ausſpruchs in Shakeſpeare's „Hamlet": „There is something rotten in the state of Denmark", vollkommen fühle, aber unklug handeln würde, wenn er das morſche Staatsgebäude zu voreilig einreiße, ſtatt die von ihm beabſichtigten Reformen mit Ruhe und Beſonnenheit vorzubereiten. — Der nicht gemäßigte Theil des Volkes begann aber ſogleich, als nichts geſchah, Verdacht zu ſchöpfen und das, was der neue Monarch in's Leben zu rufen verſprochen hatte, für nichts als „fagre Ord" (für nichts als „ſchöne Redensarten") anzuſehen. Die Preſſe, die ſich nun mehr Freiheit gönnte, ließ bittere Worte fallen, welche ganz geeignet waren, das Vertrauen der gemäßigten Partei bedeutend abzukühlen.

Chriſtian VIII., welcher der Preſſe ſtillſchweigend große Zugeſtändniſſe machte, ließ die Oppoſition ruhig gewähren.

Vor Allem richtete er ſein Augenmerk auf Vergrößerung der Flotte.

Bei ſeiner Thronbeſteigung zählte die däniſche Marine — einſt der größte Stolz und Hort des ganzen Volkes — nicht mehr als ſechs Linienſchiffe, ſieben Fregatten, vier Corvetten, fünf Briggs und drei Schooner, im Ganzen fünfundzwanzig Schiffe mit 968 Kanonen. Das eine der ſechs Linienſchiffe „Chriſtian VIII." mit vierundachtzig, und die Fregatte „Thetis" mit achtundvierzig Kanonen waren noch nicht vom Stapel gelaufen. Das alte Blockſchiff „Phönix", das die Engländer zurückgelaſſen hatten, weil es unvollendet auf dem Stapel lag, wurde durchgeſägt; die Dänen flickten es wieder zuſammen und hauchten dem halbtodten Skelette neues Leben ein.

Eine andere Frage, die den König lebhaft beſchäftigte, war die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in der Criminaljuſtiz.

Chriſtian VIII. beeilte ſich, am 2. März 1840 einem der gediegenſten Rechtsgelehrten Dänemarks, dem Conferenzrath Anders Sandöe Oerſted*), der des Königs ganzes Vertrauen beſaß, den Auftrag zu ertheilen, ein neues Criminalgeſetzbuch für Dänemark auszuarbeiten und Behufs der erforderlichen Analogie des Criminalrechts im Königreich und in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein mit der zu gleichem Zweck dort eingeſetzten Commiſſion in gegenſeitige Berathung zu treten.

---

*) Aelterer Bruder des berühmten Naturforſchers Hans Chriſtian.

Drei Tage darauf begab ſich der König in Begleitung der Prinzen und Miniſter in feierlichem Zuge nach Schloß Chriſtiansborg, um dort, nach uraltem Herkommen, die Sitzung des Höchſten-Gerichts zu eröffnen. Auf den Straßen, durch welche dieſe Proceſſion kam, hatten ſich dichte Maſſen von Zuſchauern zuſammengeballt, um Zeugen des erſten öffentlichen Auftretens Seiner Majeſtät zu ſein, die Menge zeigte nicht den geringſten Enthuſiasmus, ſondern beharrte, auffallend genug, in ſtummer Ruhe. — Als ſich der Zug gegen Abend nach der Amalienburg zurückbewegte, waren alle Straßen ſtockfinſter geblieben; nur das Local des Studentenvereins war beleuchtet. Am zweitfolgenden Tage ward die „Kjöbenhavnspoſt", die eine Beſchreibung dieſer Proceſſion gebracht hatte, polizeilich mit Beſchlag belegt.

Die Preſſe, die ſich dadurch nicht einſchüchtern ließ, fuhr fort, auf Einführung nothwendiger Reformen zu dringen und die Maaßregeln der neuen Regierung von Tage zu Tage ſchroffer zu tadeln.

An der Spitze dieſer geſinnungstüchtigen Oppoſition ſtand die von Orla Lehmann gegründete (und noch bis zum heutigen Tage fortbeſtehende) Zeitung „Fädrelandet", das einzig unabhängige und darum doppelte Achtung gebietende Organ liberaler Geſinnung.

Ein Artikel dieſer Zeitung erregte zu jener Zeit in ganz Dänemark ſo großes Aufſehen, daß wir denſelben zur Characteriſtik der damaligen Stimmung hier auszugsweiſe wiederholen.

„Als Chriſtian VIII., heißt es darin, den Thron beſtieg, herrſchte allgemein die Erwartung, daß er ſeinem Volke freiwillig eine Conſtitution geben würde. Dieſer ſchöne Traum iſt leider entſchwunden: der König wird in der Verfaſſungsfrage nicht die Initiative ergreifen. Es wäre allerdings etwas Unerhörtes in der Geſchichte, wenn Dänemarks König aus eigenem Antriebe ſeinem Volke eine Verfaſſung gäbe; aber wenn er es nicht thut, ſo haben wir keinen Grund, ihn zu tadeln, ſondern können ihn deßhalb nur beklagen. Indeſſen müſſen die Abgeordneten durch das Bewußtſein ihres hohen Berufes und durch den Gedanken, daß ſo Vieler Augen auf ſie blicken, angeſpornt werden, ihren Leitſtern nur in ihrem eigenen Gewiſſen zu ſuchen. Auch ſind wir überzeugt, daß viele ſtändiſche Deputirte rückſichtlich der Verfaſſungsfrage ihre innige Ueberzeugung ausſprechen werden; doch befürchten wir, daß auch Manche ſchwanken möchten, denn viele Deputirte wurden 1835 gewiſſermaßen blindlings gewählt und haben mit der bisherigen conſtitutionellen Entwickelung des Volkes nicht gleichen Schritt gehalten. Schwache und furchtſame Geiſter werden überall das Geſpenſt der königlichen Ungnade erblicken und ſich dadurch — traurig genug — einſchüchtern laſſen. Hätte der König die Initiative ſelbſt ergriffen, ſo würden ſie zur Anſtrengung ihrer äußerſten Kräfte ſich verpflichtet gefühlt haben. — Chriſtian VIII. glaubt, daß an ihn noch kein göttlicher Befehl ergangen ſei, ſein Volk aus dem Lande Aegypten herauszuführen; vielleicht hat er den brennenden Dornbuſch geſehen und die Stimme gehört, die ihm zurief: „Gehe hin und führe Dein Volk zur Freiheit!“ Er aber ſcheint darauf geantwortet zu haben: „Das Herz meines Volkes iſt verhärtet; es hat Augen und ſieht nicht; es hat Ohren und hört nicht!“ Wohlan, däniſches Volk, gieb Du Deinem Könige ein Zeichen, denn Jehovah thut keine Wunder mehr! Verwandle Du, wie Moſes durch ſeinen Stab, durch Dein Wort das Todte in's Lebendige. Denn todt und träg und ſchläfrig iſt ein Volk, welches ſchweigt und ſeine Stimme nicht erhebt, wenn es Zeit iſt, zu reden. Drum, Volk, erhebe Deine Stimme, wende Dich an die Stände und bitte durch ſie Deinen König um Freiheit. Vielleicht — ſo ſchloß dieſer Artikel, — erwartet er nur Dein Zeichen.“

Die Nummer dieſer Zeitung wurde von der Polizeibehörde mit Beſchlag belegt. Da die däniſche Kanzlei ſich nicht veranlaßt fand, dagegen eine gerichtliche Unterſuchung einzuleiten, ſo mußte das Blatt nach einigen Tagen wieder freigegeben werden.

Von allen Gegenden Dänemarks und der Herzogthümer regneten nun auf Hamlets Thron Bittſchriften um Einführung einer Conſtitution herab; aber alle dieſe Bitten verklangen wie Stimmen in der Wüſte. Der achte Chriſtian, der den Norwegern die freiſinnigſte Verfaſſung von ganz Europa gegeben, hielt ſeine Dänen noch nicht reif und mündig genug für ein Geſchenk dieſer Art. Und darum beſchloß er, zu laviren

Durch ein königliches Patent vom 9. März 1840 wurden die Stände des Herzogthums Holſtein auf den 15. Juli einberufen mit dem Beifügen, daß die Verhandlungen derſelben nicht länger als zwei Monate währen dürften.

„Wir verſehen Uns (ſo lautet der Schluß dieſes Patents) zu ſämmtlichen Mitgliedern der ſtändiſchen Verſammlung, daß ſie, ſtets eingedenk der landesväterlichen Abſichten, in welcher die Provinzial-Stände eingeführt worden ſind, ſich die Erreichung derſelben angelegen ſein laſſen, dazu ihrerſeits möglichſt beitragen und dadurch dem in ſie geſetzten Vertrauen entſprechen werden.“

Zum königlichen Commiſſar der holſtein'ſchen Stände wurde Graf Reventlow-Criminil ernannt.*)

Ein im Weſentlichen gleichlautendes Patent deſſelben Datums berief die Provinzialſtände der däniſchen Inſeln auf denſelben Tag nach Roeskilde.

Zum Commiſſar derſelben hatte der König wiederum den königlichen General-Procureur, Anders Sandoe Oerſted, eingeſetzt.

Ganz Dänemark ſah mit geſpannter Erwartung den Verhandlungen der Stände entgegen.

Unterdeſſen bemühten ſich die königlich geſinnten Blätter, den allmählig mehr und mehr erlöſchenden

---

*) Graf Heinrich Reventlow-Criminil war ein Bruder des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Joſeph Reventlow

Funken der Loyalität durch Mittheilung kleiner Züge aus dem Privatleben des Monarchen aufs Neue anzufachen.

Eines dieſer Blätter erzählte, um den Anhängern des verſtorbenen Königs zu ſchmeicheln, mit großer Emphaſe: König Chriſtian habe in einem äußerſt liebevollen Schreiben die Königin-Witwe gebeten, das Großcommandeurkreuz des Danebrog-Ordens, welches ihr verewigter Gemahl getragen, als Andenken annehmen und tragen zu wollen. Unſern Wiſſens — ſetzte das Blatt hinzu — hat bisher noch nie eine Dame dieſen Orden erhalten. Ihre Majeſtät iſt alſo die erſte Großcommandeurin." — Quel bruit pour une omelette!

Ein anderer Wiſch erzählte: Der Erſte, welcher eine Auszeichnung, das Kreuz der Danebrogsmänner, aus der Hand des regierenden Königs empfing, war der Kammerdiener des Verewigten, der es als Belohnung ſeiner Treue und Anhänglichkeit an den hochſeligen Monarchen erhielt. — Quel bruit pour une omelette!

Ein drittes Blatt erzählte, um zu zeigen, wie ſehr der neue König die Künſte beſchütze: Seine Majeſtät habe ſeinem „Freunde" Thorwaldſen den Auftrag ertheilt, eine Statue Chriſtian's IV. zu modelliren, welche in Bronze gegoſſen und im Roeskilder Dome aufgeſtellt werden ſoll. So wird denn endlich, wurde hinzugefügt, der größte aller Dänenkönige, der Held und Liebling der ganzen Nation, auch ein Denkmal erhalten, das er ſich nicht ſelbſt geſetzt hat.

Ein Oppoſitionsblatt dagegen berichtete, daß in der Kollecte, die zu Gunſten des jütländiſchen Walter Scott, des Pfarrers Steen Steenſen Blicher, in Kopenhagen curſire, man mit Betrübniß den Namen Seiner Majeſtät des Königs vermiſſe.

Eingedenk des alten Satzes „Panem et Circenses“ ſuchte die Regierung das Volk durch Schauſpiele ſeltener Art zu ergötzen.

Am 20. April genoſſen die Bewohner der Hauptſtadt das ſeltene Schauſpiel, eine neue Fregatte von achtundvierzig Kanonen vom Stapel laufen zu ſehen.

Der König erſchien dabei in Begleitung eines äußerſt glänzenden Gefolges auf dem neuen Holme und wurde hier zum erſten Male von den Hafenbatterien mit dem königlichen Salut begrüßt. Nachdem die Fregatte „Thetis“ abgelaufen war, begab ſich der Monarch an Bord der Corvette „Flora“ und der Brigg „Sainte Croix“, welche beſtimmt waren, den General-Gouverneur von Scholten nach Weſtindien hinüberzuführen.

Einen Monat ſpäter, am 22. Mai 1840, feierte Chriſtian VIII. das Feſt ſeiner ſilbernen Hochzeit mit einer bis dahin noch nie dageweſenen Pracht, wozu er aus ſeiner Privatſchatulle zur Deckung ſiebenzigtauſend Thaler angewieſen hatte, die aber, wie es ſpäter hieß, faſt doppelt ſo viel gekoſtet haben ſoll.

Am Morgen dieſes feſtlichen Tages wurde das neue Linienſchiff „Chriſtian VIII.“ *) mit achtund

---

*) Es iſt daſſelbe ſtolze Prachtſchiff, das, neun Jahre ſpä-

zig Kanonen — vorläufig das Letzte, das auf den hieſigen Werften gebaut ward — mit großer Feierlichkeit vom Stapel gelaſſen. — Abends war großer Feſtball in dem noch nie gebrauchten Ritterſaale des Chriſtiansberger Schloſſes, den man zu dieſem Zwecke mit feenhafter Pracht ausgeſtattet hatte.

Am Abende dieſes Tages fanden auf den öffentlichen Plätzen Zuſammenläufe und Unordnungen ſtatt, welche deutlich genug die Mißſtimmung des Volkes zu erkennen gaben.

Am Tage der ſilbernen Hochzeit wurde der Kronprinz Friedrich Karl Chriſtian, der extravagante Sohn ſeiner extravaganten, bald darauf geſtorbenen Mutter Charlotte, zum Vice-Admiral und Prinz Ernſt Friedrich Wilhelm Karl, Prinz zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, zum Ritter des Elephanten-Ordens ernannt.

Fünf Wochen nach der ſilbernen Hochzeitsfeier ward Seine Majeſtät — man ließ das Volk, wie es ſcheint, abſichtlich nicht zur Ruhe kommen — am 28. Juni 1840 im Schloſſe Frederiksborg in Gegenwart der Geſandten aller auswärtigen Mächte feierlich gekrönt durch den Biſchof von Seeland.*)

---

ter in der Bucht von Eckernförde am 5. April 1849 von den ſchleswig-holſteiniſchen und naſſauiſchen Strandbatterien in Brand geſchoſſen wurde.

*) Das diplomatiſche Corps war vertreten durch den engliſchen Geſandten Sir Henry Watkins Williams

Am Krönungstage geruhte der König zwei neue Elephanten-Ritter zu creiren in der Perſon des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph, (des dereinſtigen präſumtiven Thronerben Dänemarks) und des Grafen Gebhard von Moltke-Huitfeld, von welchen in einem ſpätern Kapitel, bei der Ordensliſte, noch einmal etwas ausführlicher die Rede ſein wird.

Das Großkreuz des Danebrog-Ordens erhielten am Tage der Krönung:

1) Seine Durchlaucht, Prinz Chriſtian zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg;

2) der Kammerherr und General-Major von Haffner;

3) der däniſche Contre-Admiral Stephenſen;

4) der Kammerherr G. C. L. v. Moltke;

5) der Kurator Jenſen;

6) der Kammerherr Graf Scheel-Pleſſen;

7) der Kammerherr und General-Major Graf v. Reventlow;

8) der Geheime Conferenzrath Graf Knuth;

---

Wynn, durch den franzöſiſchen Geſchäftsträger Baron von Billing, durch den öſterreichiſchen Geſandten Freiherrn Brinß v. Treuenfeld, durch den preußiſchen Geſandten Freiherrn Schoultz v. Aſcheraden und durch den ruſſiſchen Geſandten, und wirklichen Staatsrath Freiherrn v. Ungern-Sternberg. Auch der Miniſter-Reſident der freien Städte Hamburg und Lübeck, Herr A. W. Pauli, fehlte dabei nicht

9) der Kammerherr Baron v. Loewenſtein und

10) der Kammerherr und Ceremonienmeiſter v. Levetzow.

Aus der Zahl der Commandeure, die an dieſem Tage ernannt wurden, heben wir nur die bekannteſten hervor:

1) den Statsrath und Profeſſor Chriſtoph Heinrich Pfaff;

2) den General-Superintendenten Calliſen;

3) den Statsrath und Profeſſor Falck;

4) den General-Superintendenten Herzbruch;

5) den Kammerherrn und Miniſterreſidenten Bille.

Außerdem erhielten ſechs Deutſche das Commandeurkreuz:

1) der Hofrath und Profeſſor Karl Friedrich Gauß in Göttingen;

2) der Geheime-Rath und Profeſſor Friedrich Wilhelm Beſſel in Königsberg;

3) der Geheime-Rath Friedrich Karl von Strombeck in Braunſchweig;

4) der Geheime Oberbaurath Dr. Leo v. Klenze in München;

5) der Geheime Oberbaurath Karl Friedrich Schinkel in Berlin.

Aus der Maſſe der Danebrogsritter heben wir auch nur einige in Deutſchland bekannte Namen heraus:

1) den Profeſſor Juſtus Olshauſen,
2) den Profeſſor Hermann Karſten, in Kiel;
3) den Profeſſor Scherk
4) den Bildhauer Profeſſor Chriſtian Rauch in Berlin;
5) den Kapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider in Deſſau und
6) den Kapellmeiſter Dr. Heinrich Marſchner in Hannover.*)

Chriſtian VIII., der ein großer Freund von Ordensbändern war, hatte am Tage ſeiner Krönung, außer dem blauen und weißen Bande des Elephanten- und Danebrogs-Orden, nicht weniger als eine ganze Mandel auswärtiger Orden angelegt: das Großkreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion, den ſchwediſchen Seraphinen-Orden, den preußiſchen ſchwarzen Adler-Orden, den ungariſchen Sanct-Stephans-Orden, das Großkreuz der württembergiſchen Krone, das ruſſiſche Sanct-Andreas-Kreuz, den bayeriſchen Sanct-Hubertus-Orden, den ſpaniſchen Orden des goldenen

---

*) Der gefeierte Componiſt der Oper „Templer und Jüdin“ war im März des Jahres 1836 einer Einladung nach Kopenhagen gefolgt, um daſelbſt perſönlich ſeinen „Hans Heiling“ in Scene zu ſetzen und die erſte Aufführung zu leiten. Friedrich VI. hatte ihn einige Male empfangen und ſich gern mit ihm unterhalten. Auch Chriſtian VIII., damals noch Erbprinz, unterhielt ſich mit ihm viel über Kunſt, namentlich über die italieniſche Muſik, und pries vor Allen den „göttlichen“ Roſſini, deſſen Muſik der Prinz ganz beſonders liebte.

Vließes, den ſicilianiſchen Orden des heiligen Ferdinands, den hannover'ſchen Sanct Georg-Orden, den belgiſchen Leopoldsorden, den portugieſiſchen Chriſtus-, den Thurm- und Schwertorden, und ſogar den Oldenburg'ſchen Hausorden hatte er nicht verſchmäht. —

## Drittes Kapitel.

Glückwunſch-Adreſſe der 1145 „beſten Bürger Kopenhagens“ und die königliche Antwort darauf. — Die Wirkſamkeit der Provinzialſtände in Itzehoe und Roeskilde. — Tage Uſſing's Antrag. — Bittſchriften um Zurückgabe des Steuerbewilligungsrechts. — Bang's Antrag. — Annahme der Uſſing'ſchen Motion. — Die Reiſe des Königs. — Seine Ankunft in Hamburg. — Seine Rückkehr nach Kopenhagen.

Wenige Tage nach der Krönung erhielt der König eine Glückwunſch-Adreſſe, unterzeichnet von „1145 der beſten Bürger Kopenhagens“, die neben den loyalſten Verſicherungen der Liebe und des Vertrauens den Wunſch um eine freiere Organiſation des Staats und das Bedauern über die Exceſſe der Preſſe ausſprach, mit der Bitte, die Freiheit der Preſſe deßhalb nicht beſchränken zu wollen.

Der König erließ darauf eine Antwort, aus der wir nur die wichtigſten Stellen hervorheben.

„Gleich bei meiner Thronbeſteigung (heißt es darin) habe ich meine Abſicht ausgeſprochen, das Glück des Volkes zu befördern; aber jede Verbeſſerung erfordert Zeit und reifliche Ueberlegung, und wenn es Verbeſſerungen in den öffentlichen Einrichtungen gilt verlaſſe ich mich mit Zuverſicht auf die Hülfe, welche ich bei wohlgeſinnten Bürgern zu finden hoffe, wie auf die Rathſchläge, die ich von aufgeklärten Freunden des Vaterlandes einziehe. — Was Veränderungen in den Inſtitutionen betrifft, die ſich an das Grundgeſetz des Reiches knüpfen, ſo würden dieſe nach meiner Ueberzeugung nicht zeitgemäß — ubetimelige*) heißt es im däniſchen Originale — ſein, wogegen man ſich zuvörderſt beſtreben muß, jene (d. h. die beſtehenden Inſtitutionen) zur Wohlfahrt des Volkes in Anwendung zu bringen. Dieß muß das Ziel meiner Beſtrebungen ſein, indem ich mein Thun dem Allmächtigen anbefehle, für deſſen Diener hier auf Erden ich mich halte. — Ich hoffe mit Ihnen, daß die Preßfreiheit, *dieſe große Wohlthat für jedes Volk*, keiner Einſchränkung bedarf; doch wird dies davon abhängen, ob ſie noch ferner gemißbraucht wird, und ob man die Geſetze anwendet, um ſie zu beſchützen."

Dieſer letzte Paſſus war ſo dunkel und unklar, daß er zu den verſchiedenartigſten Auslegungen Veranlaſſung gab. Die allgemeine Auslegung war: „der König wolle die Preßfreiheit nicht beſchränken, ſobald

---

*) Dieſes Wort, das im Däniſchen ſoviel als *unzeitig* bedeutet, veranlaßte viele Commentare und Discuſſionen. Ein Diſtichon von *Blok Töxen* in der Kjöbenhavnpoſt gab die erſte Interpretation durch die Bemerkung: „Aldrig" (niemals) ſei ein häßliches Wort, darum habe man dafür „ubetimelig" gewählt, um wenigſtens noch etwas Hoffnung übrig zu laſſen.

die Geſetze angewendet werden, um die **Mißbräuche** derſelben zu ſtrafen“. Darin lag ein verhüllter Vorwurf für die Gerichte, die bisher zu milde geurtheilt hatten, und gleichzeitig eine verblümte Aufforderung zu größerer Strenge von Seiten der Gerichte.

Die gute Polizei, die in ihrem Eifer zu weit ging, wurde nun immer ſtrenger und ſtrenger. Der Studentenverein erhielt von ihr die Weiſung, daß ſie fernere Verſammlungen nöthigenfalls mit Gewalt auseinander treiben werde. Der Verein beſchloß, ſich mit ſeiner Beſchwerde gegen dieſe Polizeimaaßregel an die Stände zu wenden.

Dieſe traten am 15. Juli in Roeskilde zuſammen. Einer der aufgeklärteſten und freiſinnigſten Männer der Nation, der in der Gelehrtenwelt ehrenvoll bekannte Profeſſor Joakim Frederik Schouw,*) ward zum Präſidenten, der Bankdirektor Etatsrath **Hvidt** zum Vicepräſidenten der Verſammlung erwählt.**)

Einen Tag vor Eröffnung der Roeskilder Ständeverſammlung trat der König, in Begleitung ſeiner Gemahlin, eine Reiſe nach Jütland an. In ſeinem Gefolge befanden ſich gegen fünfzig Perſonen und unter dieſen: der Oberſtallmeiſter Graf Chriſtian Conrad Danneſkiold-Samſöe, der Ceremonienmeiſter und Reiſemarſchall, Kammerherr v. Levetzow, der General-Adjutant Obriſt Ewald, der geheime Etatsrath und Staatsſecretair Adeler und der Hofchef der Königin, Graf Blücher-Altona. — Die Reiſe ging über Roeskilde nach Soröe, von da über Fühnen nach Jütland, an der Oſtküſte Jütlands hinauf bis Aarhuus und von hier nach Viborg.

---

*) Geboren zu Kopenhagen am 7. Februar 1789, hatte er ſich namentlich durch ſeine Pflanzengeographie und ſeine phyſikaliſch geographiſchen Studien große Verdienſte erworben. Er ſtarb als Etatsrath am 28. April 1852.

**) Die Verſammlung zählte neunundſechszig Abgeordnete, wovon der König zehn Mitglieder als Deputirte der Geiſtlichkeit, der Univerſität für Island und die Faröer-Inſeln ernannt hatte.

Der Ständeverſammlung wurde die königliche Antwort auf ihre vom 21. September bis 21. December 1838 geſtellten Anträge bekannt gemacht. Dieſe Antwort, eine Art Manifeſt der neuen Regierung, nahm in der Berling'ſchen Zeitung gegen acht Spalten ein. Der langen Antwort kurzer Sinn enthielt die Erklärung, daß deren Geſuch um Vereinigung der Stände von Seeland und Fühnen mit jenen von Nord-Jütland abgeſchlagen ſei, „indem dies deren Eigenſchaft als Provinzial-Stände aufheben und ſie in eine Inſtitution ganz anderer Natur verwandeln würde". Durch eine Vereinigung dieſer Art wären nämlich alle däniſch ſprechenden Theile der Monarchie zu einem Ganzen verbunden. — Ganz in demſelben Geiſte war auch die Antwort abgefaßt, welche die holſteiniſchen Provinzial-Stände auf die von ihnen beantragte Erweiterung der Oeffentlichkeit erhielten, mit der Erklärung, daß der König feſt entſchloſſen ſei, an den vom verſtorbenen Könige eingeführten Inſtitutionen feſtzuhalten.

Dieſe Erklärung vermehrte natürlich die Mißſtimmung im ganzen Lande und gab der liberalen Preſſe Anſtoß zu neuer Oppoſition.

Auch der Antrag der frühern Ständeverſammlung, betreffend die Verſendung der Zeitungen und Journale durch die Poſt, hatte nur theilweiſe Gehör gefunden. Durch ein königliches Placat vom 10. April 1840 wurde eine Erleichterung des Zeitungsverkehrs allerdings zugeſtanden, doch „haben wir (hieß es in der königlichen Antwort) mit beſonderer Rückſicht auf die jetzige Richtung eines Theils der periodiſchen Preſſe Bedenken getragen, ſolchergeſtalt den Abſatz jedes Journals oder Blattes zu erleichtern, wogegen ſolche Erleichterung durch Unſere allerhöchſte Reſolution jedem Blatte und Journale zugeſtanden werden wird, deſſen Tendenz keinen beſondern Grund enthält, ſelbige abzuſchlagen.“

Das hieß mit dürren Worten, Journale, welche der Regierung mißliebig waren, durften, wie bisher, nicht durch die Poſt befördert werden, während auf dieſe Begünſtigung nur ſolche Blätter Anſpruch hatten, die im Geiſte der Regierung geſchrieben wurden. Da war allerdings etwas faul im Staate Dänemark, denn was dem einen Journale geſtattet war, durfte von Rechtswegen dem Andern nicht entzogen werden.*)

---

*) Wir erinnern dabei an einen Ausſpruch des Grafen Andreas Peter v. Bernſtorff, als nach dem Sturze

Auch das allgemein ſchädliche Zahlenlotto wurde, trotz der Proteſtation der früheren Stände, ſo lange beibehalten, bis der dadurch verurſachte Ausfall in der Staatseinnahme durch indirecte Steuern gedeckt werden kann.

Einer der erſten Anträge der neu zuſammengetretenen Stände ging von Algreen Uſſing*) auf Vorlegung eines zweijährigen Budgets aus.

Um dieſe Zeit regnete es in Dänemark und in den Herzogthümern Bittſchriften um Zurückgabe des Steuerbewilligungsrechtes. Eine dieſer Petitionen ging von Kopenhagen, eine zweite von den Bewohnern der Inſeln Laland und Falſter, eine dritte von Kiel aus. Das Volk war durch die Preſſe zu der Einſicht gelangt, daß es berechtigt ſei, auch in die-

---

Struenſee's im Staatsrath die Wiedereinführung der Cenſur verlangt ward. Preßfreiheit, ſagte Dänemarks größter Staatsmann, iſt ein großes Gut. Der Segen ſeines weiſen Gebrauches wiegt bei Weitem den Schaden ſeines Misbrauchs auf. Sie iſt ein unveräußerliches Recht jeder civiliſirten Nation, durch deſſen Kränkung jede Regierung ſich ſelbſt erniedrigt.

*) Tage Algreen Uſſing, geb. am 11. October 1797 zu Lille-Lyndby auf Seeland, war früher Univerſitäts-Notar und ſeit 1830 Herausgeber eines Journals, das die däniſchen Zuſtände mit ſo ehrenwerther Freimüthigkeit beſprach, daß er 1834 zum zweiten und 1840 zum erſten Deputirten der Hauptſtadt Kopenhagen gewählt wurde. Ein Jahr darauf ward er Beiſitzer des Höchſten-Gerichts und 1843 Bürgermeiſter von Kopenhagen. Jetzt iſt er Etatsrath und General-Procureur.

ſem Punkte eine gewiſſe Garantie für die Zukunft zu verlangen. Dieſe Garantie findet ſich aber nur in der geſetzlichen Beſtimmung, daß *keine Steuer erhoben, keine neue Anleihe contrahirt werden dürfe, ohne Zuſtimmung der Stände*, was in Dänemark bisher nicht der Fall geweſen war und mit vollem Rechte den faulen Flecken, von welchen jener Hamlet ſpricht, beigezählt werden mußte. Eine Regierung, die ſo zu ſagen auf eigene Fauſt fortwährend neue Schulden machen darf, welche das Volk nachträglich bezahlen muß, verliert das Vertrauen und geht mehr und mehr (man hat das vor der erſten Revolution in Frankreich und leider auch anderswo geſehen) der finanziellen Zerrüttung und Auflöſung entgegen. Die guten und geregelten Finanzzuſtände eines Landes ſind, wie man dies vorzugsweiſe bei Preußen und Sachſen findet, die beſten Barometer der Wohlfahrt jeder Nation.

Die „Berling'ſche Zeitung", die mit ſchwanzwedelnder Emphaſe hervorhob, daß Dänemarks enorme Staatsſchuld jetzt bis auf 123 *Millionen Reichsthaler* vermindert ſei, erhielt eine gerechte Abfertigung von Seiten des „Fädrelandet", das zum Beweiſe der ſchlechten Finanzwirthſchaft in Dänemark unter vielem Andern auch den Punkt herauskehrte, daß *blos die außerordentlichen* Ausgaben für das königliche Haus in *dieſem* Jahre mehr als eine Million Reichsthaler betragen, was allerdings ein ganz allerliebſtes Sümmchen war.

In der Bittſchrift, die in Kopenhagen circulirte und von mehr als dreitauſend Bürgern unterſchrieben war, hieß es:

„Wir unterzeichnete Bürger und Einwohner der Hauptſtadt betrachten es als eine heilige Pflicht gegen den König, das Land und uns ſelbſt, vor den Ständen, welche erwählt ſind, um den König mit den Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes bekannt zu machen, unſere innige Ueberzeugung auszuſprechen, daß Dänemarks Glück in jetziger und künftiger Zeit ſeine wahre und nothwendige Sicherſtellung nur dadurch erlangen kann, daß der König den vereinten Vertretern der Nation einen wirklichen Antheil an der Geſetzgebung und das Steuerbewilligungsrecht einräumt. Denn die Geſchichte und eigene Erfahrung haben uns belehrt, wie langſam und ungewiß die Entwickelung eines Volks, wie ſchwankend der Zuſtand, wie ſchwach der Gemeingeiſt deſſelben iſt, mit welchen Abgaben es überlaſtet, welche Staatsſchuld auf ſeine Schultern gewälzt wird, wenn der Beſchluß des Volks zur Entſtehung der Geſetze und zur Beſtimmung der Abgaben nicht erforderlich und daß dieſes Alles auch das Schickſal unſeres Vaterlandes geweſen iſt,*) obgleich Dänemark Könige gehabt hat, welche mit dem redlichſten

---

*) Die ehrlichen Kopenhagener hatten nicht vergeſſen, daß während des Krieges im Jahre 1813 die däniſche Staatsſchuld ſo hoch geſtiegen und der Werth des däniſchen Papiergeldes dadurch ſo tief gefallen war, daß man für 18,900 Thaler däniſches Papiergeld nicht mehr als hundert Thaler Hamburger Courant erhielt.

Willen für deſſen Volk gearbeitet haben. Daſſelbe Zutrauen und die Liebe zum König, welche unſere Voreltern beſeelt hat, hegen wir für Chriſtian VIII.; dies aber iſt nur ein Beweggrund mehr für uns, der hochverehrten Ständeverſammlung ans Herz zu legen, daß ſie dem Könige zu erkennen gebe, was wir, ſeine treuen und ergebenen Unterthanen, von ihm hoffen und erwarten; daß er, indem er den vereinigten Repräſentanten der Nation eine beſchließende Mitwirkung, ſowohl in der Geſetzgebung im Allgemeinen, als beſonders auch bei der Beſtimmung der Einnahmen und Ausgaben des Staats einräumt, ſo weit es in menſchlicher Macht ſteht, Dänemarks Wohlfahrt in jetziger und künftiger Zeit gründen und befeſtigen wolle."

Ein eben ſo wichtiger Antrag wurde vom Profeſſor Bang geſtellt auf eine Modification des Inſtituts der Provinzial-Stände. Die wichtigſten Punkte dieſes Antrags waren:

1) Vereinigung der beiden däniſchen Ständeverſammlungen in Eine, d. h. eine Vereinigung ſämmtlicher däniſch redender Provinzen des Reichs.

2) Daß die Wählbarkeit zum Mitgliede der Ständeverſammlung an keine andern Bedingungen, als an die perſönlichen Qualificationen geknüpft werde, daß der Gewählte unbeſcholten ſei, ſich fünf volle Jahre in des Königs europäiſchen Landen aufgehalten habe und zu keinem fremden Staate in einem ſolchen Dienſtverbande

ſtehe, daß er im Weſentlichen nicht als däniſcher Bürger angeſehen werden könne.*)

3) Daß alle wählbaren königlichen Beamten die auf ſie gefallene Wahl annehmen dürfen, ohne dazu von der Regierung die bisher dazu nothwendige Erlaubniß nachſuchen zu müſſen.

4) Daß ein beſtimmter Termin für die Dauer jeder Ständeverſammlung feſtgeſetzt werde, am beſten wohl drei Monate; ferner, daß eine beſtimmte Zeit des Jahres anberaumt werde, in welcher die Verſammlung je ums andere Jahr zuſammentrete; dazu wäre, weil im Winter die Communication zwiſchen den Provinzen ſehr häufig durch den Eisgang geſtört ſei, Ende März oder Anfang Aprils die günſtigſte Zeit.)

5) Daß die Verhandlungen der Stände öffentlich ſein ſollen.

Dies, zuſammen genommen, war damals das Programm der liberalen Partei, an deren Spitze Schouw, Bang und Uſſing ſtanden.

In Bezug auf das von dieſer Partei beantragte Steuerbewilligungsrecht, gab der königliche Commiſſair Oerſted die Erklärung ab: „das Steuerbewilligungsrecht ſtehe nach den Geſetzen des Landes ausſchließlich dem Könige zu; die Stände hätten durchaus kein Recht, ſich mit ſolchen, die ganze bisher beſtandene

---

*) Die damit beabſichtigte Reform lag darin, daß der als Bedingung des Wahlrechts vorgeſchriebene Grundbeſitz nicht gleichzeitig auch eine Bedingung der Wählbarkeit ſein ſollte.

Verfaſſung der Monarchie umſtoßenden Anträgen zu beſchäftigen; es ſei — hört, hört! — eine offenbare Ungereimtheit, daß Provinzial-Stände ſich das Steuerbewilligungsrecht anmaaßen wollten, weil alsdann der Fall eintreten könnte, daß die einen Stände eine Steuer bewilligen, die andern hingegen ſie verweigern könnten, woraus nothwendigerweiſe Ungerechtigkeiten entſtehen müßten. Schon die Abſonderung zwiſchen den Ständen von Dänemark und jenen der Herzogthümer mache das Steuerbewilligungsrecht unmöglich, und ſämmtliche Provinzial-Stände des Reichs in Eine allgemeine Ständeverſammlung zu vereinen, würde ſchon wegen der Verſchiedenheit der däniſchen und deutſchen Sprache gegen unüberwindliche Schwierigkeiten anzukämpfen haben."

Aber trotz der Oerſted'ſchen Argumente wurde mit ſechsundvierzig Stimmen gegen dreiundzwanzig die Niederſetzung eines Comite's zur Prüfung des Bang'ſchen Antrags beſchloſſen, der Uſſing'ſche Antrag aber auf Vorlegung eines zweijährigen Budgets von der Ständeverſammlung mit ſechsundſechszig Stimmen gegen Eine*) angenommen. Der Widerſpruch zwiſchen dem Könige und der Ständeverſammlung wurde ſeitdem immer ſchroffer und unverſöhnlicher. Ganz Dänemark war auf die Entſcheidung des Königs geſpannt.

Während dieſer ziemlich ernſten Debatten ſetzte

---

*) Das einzige Mitglied, das gegen die Uſſing'ſche Motion geſtimmt hatte, war der Juſtizrath Stibſtedt, Comptoirchef der Kopenhagener Rentekammer.

**Chriſtian VIII.** mit großer Sorgloſigkeit ſeine Reiſe durch die Herzogthümer Schleswig und Holſtein fort.

Bei ſeiner Anweſenheit in Schleswig platzte, Sonntags am 16. Auguſt, bei Gelegenheit des ihm gebrachten Fackelzuges eine Kanone, und durch eines der umherfliegenden Stücke wurde der Bürgermeiſter **Claudius** von Eckernförde faſt vor den Augen des Königs getödtet.

Fünf Tage ſpäter (am Abende des 21. Auguſts) trafen Ihre Majeſtäten in Altona ein.

Am 24. Auguſt kamen der König und die Königin nach Hamburg und beſuchten Abends das feſtlich erleuchtete Theater, wo „auf allerhöchſten Befehl“ **Halevy's** Oper „Guido und Ginevra“ aufgeführt ward.

Ein Bericht der „Börſenhalle“ ſchrieb darüber: „An der Grenze des Hamburgiſchen Gebiets vom Chef der hieſigen Bürgergarde, Obriſt **Stockfleth**, an der Spitze des Generalſtabes derſelben, empfangen, wurden Ihre Majeſtäten von ihm unter Escorte einer Abtheilung der berittenen Bürgergarde zur Stadt und durch die Straßen derſelben begleitet. Am Millernthore, von deſſen Walle eine halbe Batterie der Artillerie die Salutſchüſſe abfeuerte, bildete eine Abtheilung der Bürgergarden-Infanterie Spalier und am Schauſpielhauſe war eine Compagnie der Artillerie dieſes Corps aufgeſtellt. — Ihre Majeſtäten kehrten erſt nach dem Schluſſe der Oper nach Altona zurück.“

Am folgenden Nachmittage beſuchten der König und die Königin den reichen Senator **Jeniſch** auf ſeiner ſchönen Villa bei Flottbeck, die ſie erſt gegen Abend verließen, um nach Altona ins Theater zu fahren.

Am 26. Auguſt beſichtigten die hohen Reiſenden Lengricke's Kattundruckerei in Wandsbeck. Der Beſitzer derſelben war ſo galant, der Königin ein Stück Zeug zu ſchenken, das ihm über ſechstauſend Thaler gekoſtet haben ſoll, da er die Form gleich nach dem Abdruck vernichten ließ. Der Mann erhielt dafür den Danebrog. Nachher wurde in Ham die Beſſerungsanſtalt für ſittlich verwahrloſte Kinder und Abends der Geſellſchaftszirkel des Syndikus Sieveking beſucht.

Am folgenden Tage beſuchte die Königin in Begleitung des Chefs ihres Hofſtaats, des Grafen Guſtav Blücher-Altona, die Ruheſtätte des großen Barden Klopſtock in Ottenſe und pflückte mit „ſichtlicher Rührung" ein Paar Gräſer dieſes heiligen Grabes.

— Klopſtock, ſagte ſie zu ihrem Begleiter, war ein großer Dichter. Schade nur, daß ich ihn nicht ganz verſtehe!

— Es geht Andern wohl auch ſo, erwiderte der Graf mit däniſch-deutſchem Lächeln.

Am 28. Auguſt reiſten Ihre Majeſtäten durch Hamburg nach Lauenburg ab.

Am 18. September wurden von den Ständen die Petitionen um das Steuerbewilligungsrecht und um Vereinigung der provinzialſtändiſchen Verſammlungen nach äußerſt heftigen Debatten mit ſechsundvierzig gegen neunzehn Stimmen angenommen. Ein Mitglied der Verſammlung erklärte: die Nation wolle Alles oder Nichts; mit dem rathgebenden Schatten —

Provinzial-Stände genannt — ſei nichts geholfen. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß dieſer Beſchluß, der in ganz Dänemark großen Enthuſiasmus hervorrief, gerade am Geburtsfeſte des Königs, der an dieſem Tage ſein vierundfünfzigſtes Lebensjahr erreichte, durchgegangen war.

Am 20. September hielten die Stände zu Roeskilde ihre Schlußſitzung.

Der König, der die äußerſt getrübte Stimmung der Hauptſtadt ſehr wohl zu kennen ſchien, zögerte abſichtlich, dahin zurückzukehren.

Erſt am 5. October, gegen neun Uhr Abends, empfangen von einigen hundert Offizieren, kam er in der Hauptſtadt ſeines Reiches an. Die Illumination der Straßen war ſo dürftig, daß nicht ein Zehntel der Häuſer, durch welche der Zug kam, ſich illuminirt hatte. Eine Handvoll Matroſen, die ſich vor der Stadt dem Zuge angeſchloſſen, begleitete den Monarchen mit, wie es ſchien, bezahltem Hurrahgeſchrei unter Abſingung der däniſchen Volkshymne „Kong Christiern stod ved hoien Mast". Einige dieſer Matroſen ſpannten die Pferde des königlichen Wagens aus und zogen ihn nach der Amalienburg, wo der Jubel eben auch nicht größer war.

Am 8. October, am Geburtstage des Kronprinzen, der ſich in Odenſe befand, beſuchte der König das Theater, wo er, wie gebräuchlich, mit etwas Hurrah und Nationalhymne empfangen ward.

Am folgenden Morgen begab er ſich nach Sorgenfry und von dort nach Frederiksberg, wo er, unbekümmert um die Adreſſen des Volks und die Anträge der Roeskilder Ständeverſammlung, ſich den Zerſtreuungen der Jagd hingab, car tel est notre bon plaisir.

Die Königin-Witwe aber, die es eines Tages gewagt hatte, Seine Majeſtät aufmerkſam zu machen, in ſo aufgeregter Zeit weniger ſorglos zu ſein, erhielt vom Könige die charakteriſtiſche Antwort:

— Seien Sie meinetwegen ganz unbeſorgt! Ich kenne meine lieben guten Dänen. Sie ſchwatzen viel, aber beißen nicht.

Und wirklich, er kannte ſeine Pappenheimer. Sie raiſonnirten, aber verhielten ſich ruhig, eingedenk der alten Dichterworte: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

Der Naturdichter Gottlieb Siesby*), ein ehemaliger Schuhmacher, im Uebrigen aber ein ſehr begabter Kopf, der zur Beruhigung der niedern Volksſchichten unter dem Titel „Folkevennen“ ein patriotiſches Blättchen herausgab, beeilte ſich, den König nach ſeiner Rückkehr darin weihräuchernd anzuſingen und im Namen des Volkes auszurufen:

Vive Christian VIII. ou deux fois IV... quand même!!!

---

*) Geb. zu Kopenhagen am 1. Mai 1803 von jüdiſchen Eltern.

## Viertes Kapitel.

Stellung und Wirkſamkeit der Parteien. — Sibbern. — Grundtvig — Lindberg. — Die jütiſchen Stände. — Antrag auf Aufhebung der Cenſur. — Die Organe der Oppoſition. — Goldſchmidt und ſein „Corſar". — Dr. Dampe und ſein Proceß. — Das Beilager des Kronprinzen. —

Während die Organe der liberalen Partei mit unermüdlicher Thätigkeit und unerſchrockenem Muthe ihr Reformziel verfolgten, fehlte es auch auf entgegengeſetzter Seite nicht an heißblütigen Lobrednern des alten Regime. Unter Letztern zeichneten ſich ganz beſonders einige Gelehrte aus. Ueber dieſe ließ ſich ein Berichterſtatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgendermaßen vernehmen: „Sibbern,*) Profeſſor der Philoſophie an der Kopenhagener Univerſität und, als Verfaſſer mehrerer politiſchen Schriften früher als gemäßigter Liberaler betrachtet, trat in einem eigenen Buche über „Steuerbewilligungsrecht und Conſtitution", als auch in einer langen Reihe von Zeitungsartikeln auf heftige Weiſe gegen die „Neuerungsſucht“ auf, ſchalt jene Petitionäre unmündige Leute, welche nicht verſtänden, was ſie unterſchrieben, und ſtellte die Folgen und Gefahren einer maaßloſen Neuerungsſucht, welche in blinder Bewunderung für fremde Inſtitutionen das Nationale verſchmähe und an der Grundlage der Verfaſſung rüttele, ohne die eine ruhige und natürliche Entwickelung fördernde Zeit abwarten zu wollen, in den ſchwärzeſten Farben dar. — Noch greller ließen ſich die Stimmen einiger Orthodoxen vernehmen, welche den religiöſen Eifer mit ins Spiel brachten. Der als Dichter und Verfaſſer mehrerer hiſtoriſchen Schriften bekannte Prediger **Grundtvig**,[*] der unter Anderm auch eine Weltgeſchichte geſchrieben hat, **worin er noch lehrt, daß die Erde ſtill ſteht und die Sonne ſich bewegt**, und Magiſter **Lindberg**,[**] der nämliche, der durch ein gründliches Werk über die phönikiſche Sprache ſich als Philolog einen gewiſſen Namen erworben hat und eben jetzt die ledige Profeſſur in den orientaliſchen Sprachen an der Kopenhagener Univerſität ſucht, waren hierbei die Thätigſten. Die Koryphäen der Rechtgläubigkeit wurden nicht müde zu lehren, wie die königliche Alleingewalt direct von Gott ſtamme und daher unbeſchränkt ſein müſſe, wie es eine verbrecheriſche Auflehnung gegen die göttliche Vorſehung ſei, das Geringſte daran ſchmälern zu wollen, und wie der König ſogar ſelbſt kein Recht habe, etwas von der ihm anvertrauten Macht abzugeben oder ſchmälern zu laſſen. — Auf dieſe Weiſe regte man beſonders die Bauern auf, welche man daran erinnerte, daß ſie nur der unumſchränkten Königsgewalt die Aufhebung der Leibeigenſchaft zu verdanken hätten, daß ſie auch fernerhin Alles von ihr (von der abſoluten Souverainetät!) hoffen könnten, während, wenn jene Herren Neuerer zu einem größern Antheil kämen, ſie Alles zu fürchten hätten."

---

*) Frederik Christian Sibbern, geb. zu Kopenhagen am 18. Juli 1785, war ſeit 1813 Profeſſor der Philoſophie.

---

[*] Vergl. Bd. VII., Seite 266.

[**] **Jakob Chriſtian Lindberg**, geb. zu Ribe in Jütland am 14. Januar 1797, der eifrigſte Vertheidiger des orthodoxen Chriſtenthums, ward mit dem Prediger **Rísby** in einen langwierigen Prozeß verwickelt durch ſeine Schrift: „Was iſt Chriſtenthum in Dänemark?“ Seit 1833 war **Lindberg** Prediger zu Lyndby und Oelſted auf Seeland, Herausgeber der „Nordiſchen Kirchenzeitung“, und im Jahre 1848 Mitglied des Reichsraths und des Volksthings. Er ſtarb zu Kopenhagen am 19. December 1857.

Auch in der Ständeverſammlung war dieſe Ultra-Partei durch Caſſenſkiold, Roſenoern, Stibſtedt und Scavenius vertreten geweſen, hatte aber nicht durchzudringen vermocht.

Wenige Wochen nach dem Schluſſe der Roeskilder Verſammlung brachte „Fädrelandet" am 17. November die Nachricht, daß der allgemein hochgeachtete däniſche Staatsminiſter, Graf von Rantzau-Breitenburg beim Könige um Entlaſſung aus dem Staatsdienſte eingekommen ſei. Graf Rantzau hatte zwar kein [illegible], aber im Staatsrathe vertheidigte er ſtets die mildere und freiſinnigere Anſicht, ſelbſt wenn es galt, feſt und ernſt gegen höhere Autoritäten aufzutreten. Man hatte gehofft, fügte das Blatt

Graf Rantzau werde unter der Regierung Chriſtian's VIII. ein Portefeuille übernehmen, welches er unter Friedrich's VI. Regierung abgelehnt hatte, weil, wie man behauptete, ſeine Anſichten mit jenen des vorigen Kabinets durchaus nicht übereingeſtimmt hätten. Das Gerücht fügte hinzu, daß auch der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Krabbe-Chariſius, aus ähnlichen Gründen ſeine Demiſſion begehrt habe.

Dieſe Gerüchte waren nicht geeignet, die fieberhaft aufgeregten Gemüther der liberalen Partei zu beruhigen; im Gegentheile goſſen ſie Oel ins Feuer und erhöhten die Mißſtimmung gegen den Hof und deſſen vertraute Umgebung, zu der von vielen auch die Königin gezählt ward, die, wie es hieß, retrograde Gelüſte zu offenbaren ſchien. Die Stimmung ward dadurch immer gereizter.

Am 3. December 1840, am Todestage des ſechsten Friedrich's, erſchienen ſämmtliche Blätter der Oppoſition mit Trauerrändern und ſtellten Betrachtungen über das verfloſſene Jahr an, indem ſie ihren Leſern die Frage vorlegten, ob die bei Chriſtian's VIII. Thronbeſteigung gehegten Wünſche und Hoffnungen erfüllt, ob die Nation auf ihrem Wege zur Freiheit fortgeſchritten und ob das große Werk der durchgreifenden Reform des däniſchen Geſammtſtaats weiter gediehen ſei. Jeder Unparteiiſche mußte ſich dieſe Frage ſtillſchweigend mit einem bittern Nein beantworten.

„Kjoebenhavnpoſt" wurde in Einer Woche wieder zweimal polizeilich mit Beſchlag belegt. **Algreen Uſſing** aber, der durch ſeinen Antrag auf Vorlegung eines zweijährigen Budgets ſich einen erhöhtern Grad von Popularität verſchafft hatte, wurde, zum Lohne ſeiner patriotiſchen Geſinnung, von der Univerſität Kopenhagen zum Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft gewählt.

Unterdeſſen waren in Viborg auch die jütiſchen Stände zuſammengetreten. Auch im Schooße dieſer Verſammlung zeigte ſich derſelbe Geiſt, daſſelbe Streben nach Reform; mit zweiundvierzig Stimmen gegen zwei ſprach ſie ſich für **Aufhebung der Cenſur und aller andern Beſchränkungen der Preſſe** aus.

Gleich darauf begannen die Wahlen der ſtändiſchen Deputirten für die nächſten ſechs Jahre. Dieſe Wahlen fielen in der Hauptſtadt, wie zu erwarten war, im conſtitutionellen Geiſte aus. Kopenhagen wählte **Algreen-Uſſing**, **Hwidt**, Profeſſor **David**, den frühern Redakteur von „Fädrelandet", den Advokaten **Balthazar Chriſtenſen**, den jetzigen Herausgeber dieſes einflußreichen Journals, deſſen Seele **Orla Lehmann** war. — Der ultraloyale Juſtizrath **Skibſted** gehörte zu jenen Candidaten, welche ſo unglücklich waren, gänzlich durchzufallen.

Zu den bereits beſtandenen Blättern der Oppoſition geſellten ſich bald neue.

Gegen Ende des Jahres 1840 entſtand der von **Moritz Goldſchmidt** *) ins Leben gerufene „Kor-

---

*) **Moritz Goldſchmidt**, geb. am 26. October 1819

ſar", Dänemarks „Charivari", der vor Allem der altconſervativen Partei ſtark zu Leibe ging. In einer ſeiner Nummern meldete das Witzblatt, in Bezug auf die Ständeverſammlungen: ein Kopenhagener Conditor verkaufe ſeit Kurzem Ständekuchen, jütländiſche von ganz bitterem Teige, ſeeländiſche, in welche einige Süßigkeiten eingemiſcht wären, und ſchleswig-holſtein'ſche, die ſich bei näherer Unterſuchung als Vandbakkelſer (Windbeutel) herausſtellten. Eine andere Nummer des „Korſarn" ſprach ihre Freude darüber aus, daß es mit den von der neuen Regierung verſprochenen Erſparungen jetzt wirklich Ernſt werde, da Seine Majeſtät verſprochen habe, alle „billigen" Wünſche ſeines Volkes zu erfüllen.

Zu den wirklichen Erſparungen, die von der neuen Regierung eingeführt wurden, gehörte vor Allem die Reduction der enorm großen Beamten-Etats der Marine. — Durch Reſkript vom 10. Februar 1841 wurde die Zahl der in den Admiralitätscomptoiren angeſtellten Subalternen bedeutend vermindert. Das Offiziercorps der ganzen Flotte beſtand ſeitdem aus einem Vice-Admiral, zwei Contre-Admiralen und 122 andern Offizieren.

Die Flotte ſelbſt zählte (1841) folgende Schiffe:

---

zu Vordingborg, der Vaterſtadt P. A. Heiberg's, gehört, wie Dieſer, zu den geiſtreichſten Köpfen des jungen Dänemarks und hat ſich in jüngſter Zeit durch ſeine beiden Romane „der Jude" und „Heimathslos" auch außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes einen glänzenden Namen als erzählendes Talent erworben.

### 1) Linienſchiffe.

1) Dronning Maria mit 84 Kanonen
2) Waldemar = 84 =
3) Frederik VI. = 84 =
4) Skjold = 84 =
5) Chriſtian VIII. = 84 =
6) Danmark = 66 =
7) Phönix zum Blockſchiff geſchleift.

### 2) Fregatten.

1) Thetis mit . . . 48 Kanonen
2) Freya = . . . 46 =
3) Havfruen = . . . 46 =
4) Rota = . . . 46 =
5) Bellona = . . . 46 =
6) Nymphen = . . . 40 =
7) Fylla = . . . 40 =

### 3) Corvetten.

1) Galathea mit . . . 26 Kanonen
2) Najade = . . . 20 =
3) Diana = . . . 20 =
3) Flora = . . . 20 =

### 4) Briggs.

1) Sanct-Thomas mit 16 Kanonen
2) Sanct-Johann = 12 =
3) Alard = 12 =
4) Sanct-Croix = 12 =
5) Mercurius = 12 =

Mit Einſchluß der Kutter und Bomben-Schaluppen war die Zahl der Fahrzeuge auf faſt achtzig geſtiegen

Das jüngſte und prachtvollſte dieſer Schiffe „Chriſtian **VIII.**", der Stolz der däniſchen Flotte, war vom Könige auserſehen worden, den Kronprinzen, begleitet von der Fregatte „Thetis" und mehrern kleinen Kriegsſchiffen, nach Roſtock hinüberzuführen, um ſich von da nach Strelitz zu begeben und ſich dort ſeine zweite Frau*) zu holen. Die Prinzeſſin Karoline Charlotte Marianne war eine Tochter des Großherzogs Georg Karl Friedrich von Mecklenburg-Strelitz und eine Couſine König Friedrich Wilhelm's **IV.** von Preußen.

Auf der Hinreiſe zur Hochzeit überbrachte der Kronprinz dem auf der Feſtung Chriſtiansöe ſeit dem Jahre 1820 gefangenen **Dr.** Dampe eine Strafmilderung, die darin beſtand, daß dieſes unglückliche Opfer der däniſchen Kabinetsjuſtiz nach der Inſel Bornholm geſchickt ward.

Die Geſchichte dieſes Mannes iſt in mehrfacher Beziehung ſo intereſſant, daß wir einige Augenblicke dabei verweilen müſſen.

Jacob Jacobſen Dampe, geb. zu Kopenhagen am 10. Januar 1790, war Schriftſteller und gehörte ſeiner politiſchen Geſinnung nach zu Jenen, die ſchon damals die Nothwendigkeit erkannten, daß Dänemark, bis dahin die abſoluteſte Monarchie Europa's, eine freiere Verfaſſung erhalte. Sein Streben ging dahin, das Volk nach und nach für dieſe Idee reif zu machen. Aus dieſem Grunde hatte er eine Geſellſchaft geſtiftet und die aufgeklärteſten Köpfe Kopenhagens eingeladen, Mitglieder dieſes Klubbs zu werden. Am Abende des 16. November 1820, als die erſte Verſammlung dieſer Geſellſchaft in einem von ihm gemietheten Locale ſtattfand, ward Doctor Dampe arretirt und nach der Citadelle Frederikshavn abgeführt. Nachdem er dort monatelang gefangen ſaß, ward er endlich von einer eigends dazu niedergeſetzten Commiſſion, beſtehend aus drei Obergerichts-Aſſeſſoren, peinlich verhört und von dieſen Blutrichtern am 14. Februar 1821 zum Tode verurtheilt, von Friedrich VI. aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt und nach Chriſtiansöe abgeführt. Dort ſaß der Verurtheilte bereits zwanzig Jahre. Seine unglückliche Frau, Dorothea Kirſtine Boye, mit welcher er ſeit dem 5. März 1811 vermählt war, hatte, nachdem ihr Gemahl zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden war, bei der Königin einen Fußfall gethan: aber ſelbſt die Fürſprache dieſer hohen Frau war nicht vermögend geweſen, ihren ſtarrköpfigen Gemahl zu bewegen, Dampe's Strafzeit abzukürzen. Friedrich VI. haßte ſo ſehr alle Neuerer, daß er, wäre es auf ihn allein angekommen, alle zuſammen hätte einkerkern oder, lieber noch, hinrichten laſſen, um dieſen Conſtitutionsſchreiern, wie er ſie hieß, ein für Alle Mal das Maul zu ſtopfen. Das unheimliche Wort „Conſtitution" ſchien auf des Königs Gemüth denſelben Eindruck zu machen, wie das Wort „Tod" auf das Gefühl des

---

*) Von ſeiner erſten Gemahlin Wilhelmine Marie hatte er ſich — wie im ſechszehnten Buche dieſes Bandes ausführlich erzählt werden wird, im September 1837 ſcheiden laſſen.

Fürſten Wenzel von Kaunitz. Friedrich VI. dachte bei dem Worte „Conſtitution" an Ludwig XVI. und an die ſouveraine Herrſchaft der Guillotine. Jenen „Conſtitutionsſchreiern" gegenüber kannte er kein Erbarmen.

Während Dampe's zwanzigjähriger Gefangenſchaft auf der Feſtung Chriſtiansöe hatte ſeine Frau nicht ein einziges Mal die Erlaubniß erhalten können, ihren unglücklichen Gemahl beſuchen und tröſten zu dürfen. Die erſten Jahre behandelte man ihn mit ſo vandaliſcher Strenge, daß man ihm kein anderes Buch als die Bibel zu leſen gab. Erſt zwei Jahre nach der Juli-Revolution gewährte man ihm Schreibmaterialien und einige Bücher.

Der Kronprinz, der vor ſeiner Abreiſe nach Strelitz bei Chriſtian VIII. ein Wort der Fürſprache für den Unglücklichen eingelegt hatte, ſetzte wenigſtens eine Milderung ſeiner Strafe durch.

„In Bezug darauf, ſchrieb ein Kopenhagener Journal „Dannevirke", dürfte es Viele intereſſiren zu erfahren, was dieſer Mann eigentlich verbrochen habe, da die jüngere Generation kaum ſeinen Namen kennt. Die Acten ſeines Prozeſſes ſind, ſo viel wir wiſſen, niemals gedruckt worden; aber die „Collegialzeitung" vom 17. März 1821 berichtete, daß es „durch ſein eigenes Geſtändniß, corpus delicti und übrige Umſtände hinreichend aufgeklärt worden ſei, daß Dr. Dampe ſich ſchuldig gemacht, aufrühreriſche Ideen aufzuſtellen, und zu dieſem Zwecke einige ungedruckte

Schriften verfaßt habe, die eine Veränderung in der Regierungsform bezweckt haben ſollen.“

Daß ein Mann, wegen ungedruckter Schriften, in welchen er freiſinnige Ideen niedergelegt, von däniſchen Richtern zum Tode verurtheilt und von einem däniſchen Könige „von Gottes Gnaden“ zu lebenslänglicher Kerkerſtrafe begnadigt werden konnte, iſt ein ſo himmelſchreiender Act der Barbarei und Ungerechtigkeit, daß er auf die Krone Friedrich's VI. einen Flecken wirft, den Nichts hinwegzuwiſchen vermag. Der unglückliche Dampe, den man wegen ungedruckter Schriften zwei lange Decennien im Kerker ſchmachten ließ, iſt ein trauriges, die menſchliche Gerechtigkeit für alle Zeiten brandmarkendes Seitenſtück zu jenem unglücklichen Maſers de Latude, den Ludwig XV., der allerchriſtlichſte König von Frankreich, neununddreißig Jahre lang in der Baſtille halb verfaulen ließ, weil dieſer Latude ſich erdreiſtet hatte, eine der ſchamloſeſten und frechſten Concubinen aller Zeiten, die Marquiſe von Pompadour, eine H..e zu nennen.*)

Nach dieſer Excurſion kehren wir zur Hochzeitsreiſe des Kronprinzen zurück.

---

*) Dr. Dampe, der erſt im Jahre 1848 vollſtändig amneſtirt ward, befindet ſich noch am Leben. Ausführlichere Nachrichten über ihn finden ſich in der „Collegialzeitung“ Jahrgang 1821, Nummer 16, und im Jahrgang 1841, Nummer 30, außerdem auch in der „Kjøbenhavnspoſt“ Jahrgang 1841, Nummer 253 bis 255 und in einer jetzt äußerſt ſelten gewordenen Broſchüre „Et par Ord til Publicum,“ die im Jahre 1821 in Kopenhagen erſchienen und von der Polizei confiscirt worden war.

Das Beilager ward am 10. Juni zu Strelitz gefeiert. Unter der Zahl der hohen Hochzeitsgäſte befand ſich auch König *Friedrich Wilhelm* IV. von Preußen, der den däniſchen Bräutigam ſcherzweiſe den „tabackrauchenden Hamlet“ und ſeine junge, unerfahrene Braut, dreizehn Jahre jünger als er, die „kornblumenblaue Ophelia“ zu nennen geruhte.

Zur Feier dieſes Tages, der in Kopenhagen ziemlich ſpurlos vorüberging, da das Volk ſeine gewöhnliche Paſſivität dabei bewahrte, ertheilte *Chriſtian* **VIII.** eine ſo große Unzahl von Orden, daß die Liſte der Decorirten in der „Berling'ſchen Zeitung“ vom 10. Juni, *nicht weniger als viertehalb lange Spalten* füllt. Der kronprinzliche Bräutigam erhielt das Großcommandeurkreuz des Danebrog; Prinz *Friedrich August Emil* von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg und Prinz *Alexius Friedrich* von *Bentheim-Steinfurt* erhielten den Elephanten-Orden, *Alexander von Humboldt* erhielt das Großkreuz des Danebrogs; Herr *Karl Friedrich von Rumohr*, eben ſo bekannt als Kunſtkenner wie als Feinſchmecker, war einer der Unzähligen, die das Ritterkreuz dieſes Ordens bekamen.

Der Hof traf unterdeſſen Vorkehrungen zum Empfange der Neuvermählten.

„Fädrelandet“, dem die kühle und paſſive Stimmung im Volke nicht entgangen war, wies darauf hin, daß die Ankunft einer „*fremden Dame*“, welche ihre ganze Zukunft Dänemark geweiht, kein politiſcher

Art ſei und daß man ihr ritterliche Galanterie und gaſtfreundliches Entgegenkommen nicht verſagen dürfe.

Der Hof dagegen ließ — um dem Nationalgefühle des Volkes zu ſchmeicheln — durch die ihm freundlich geſinnten Blätter auspoſaunen, daß die junge Kronprinzeſſin, um mit der Zeit ganz Dänin zu werden, ſich einen däniſchen Sprachlehrer gewünſcht habe, der ihr nun auf Befehl Seiner Majeſtät des Königs in der Perſon des rühmlich bekannten Dichters Chriſtian Winther*) zugetheilt worden ſei.

Um den Hoffeſtlichkeiten noch mehr Glanz zu verleihen, war der Berliner Balletmeiſter Paul Taglioni nach Kopenhagen eingeladen worden, um hier zur Feier der Ankunft des neuvermählten Paares ein großes Ballet in Scene zu ſetzen.

Am 21. Juni, gegen zehn Uhr Abends, ankerte das Linienſchiff Chriſtian VIII., das den Kronprinzen und deſſen junge Gemahlin von Roſtock abgeholt hatte, auf der feſtlich beleuchteten Rhede von Kopenhagen. Am Bord des Schiffes wurden ſie vom Könige und deſſen ganzem Hofſtaate empfangen und durch die Stadt nach Schloß Chriſtiansborg begleitet. Die Kopenhagener Bevölkerung zeigte ſich bei dieſer Einholung ihres zukünftigen Herrſchers ſo auffallend theilnahmlos, daß kaum der fünfte Theil der Stadt illuminirt war.

Am andern Morgen ließ der König von Schweden durch ſeinen Geſandten, Elias, Freiherrn von

---

*) Vergl. Band VII. Seite 2[illegible].

Lagerheim, dem jungen Ehemanne die Inſignien des Seraphinenordens überreichen.

Am 23. Juni ward die Kronprinzeſſin der Königin-Witwe vorgeſtellt. Es war, erzählt ein Augenzeuge, ein etwas peinliches Zuſammentreffen, da frühere Verhältniſſe dabei nothwendig deutlicher vor die Seele der Betheiligten treten mußten. Die Königin-Witwe ward dabei unwillkürlich an die von Chriſtian VIII. geſchiedene Gemahlin erinnert, die ja bekanntlich auch eine mecklenburg'ſche Prinzeſſin war. — Die Liebenswürdigkeit der jungen Frau des Kronprinzen machte auf die Witwe Friedrich's VI. einen ſo guten Eindruck, daß dieſe ihr einen Diamantſchmuck im Werthe von zwanzigtauſend Thalern als Hochzeitsgeſchenk verehrte.

Am 24. Juni wohnten der König und die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzeſſin der erſten Aufführung des neuen Ballets von Taglioni bei, welches, trotz' der Pracht der Ausſtattung, dem Publikum ſo wenig gefiel, daß es am folgenden Abende mit Eclat ausgepfiffen ward und nicht zu Ende geſpielt werden durfte.

Zu den fremden Gäſten, die all' dieſen Hochzeitsfeſten beigewohnt, gehörte der ruſſiſche Großfürſt Konſtantin, der zweite Sohn des Kaiſers Nikolaus, der mit einer kleinen ruſſiſchen Escadre vor der Kopenhagener Rhede Anker geworfen hatte. Der Großfürſt, damals erſt vierzehn Jahre alt, war ſchon zu jener Zeit ein tüchtiger Seemann.

Die Kronprinzeſſin wurde überall, wo ſie ſich zeigte, mit freudigen Acclamationen aufgenommen. Die Kopenhagener fühlten ſehr wohl, daß es roh und unſchicklich ſein würde, eine junge Fürſtin wegen politiſcher Gründe, an welchen ſie gänzlich unſchuldig war, unfreundlich aufzunehmen. Das beſcheidene und anſpruchsloſe Auftreten dieſer jungen „Ophelia" gewann ihr raſch die Herzen Aller, die mit ihr in nähere Berührung kamen, mit Ausnahme ihres Gemahls, der aus Gründen, die damals nur den Eingeweihten der Hofgeheimniſſe bekannt geweſen, von ſeiner jungen Frau nicht ſehr entzückt zu ſein ſchien. Es hieß damals ziemlich allgemein, der Kronprinz habe nicht aus Neigung, ſondern nur auf Befehl ſeines Vaters die Couſine des Königs von Preußen geheirathet.

Eine der Hofdamen der Königin-Wittwe, ein Fräulein F. v. Sperling, erzählte dem Kammerherrn Baron v. Juel-Ryſſenſteen, ſchon vierzehn Tage nach der Hochzeit des Kronprinzen, ſie wiſſe aus ganz authentiſcher Quelle, aus dem Munde des Cabinetsſecretairs Juſt Lunding, daß Seine Königliche Hoheit einen äußerſt lebhaften Briefwechſel mit einer jungen Perſon unterhalte, die von einem ihrer Freunde, einem wohlhabenden Buchdrucker, nach Paris geſchickt worden ſei, um dort das Putzmachergeſchäft zu erlernen.

Die Kronprinzeſſin, der wenige Monate nach ihrer Vermählung etwas von dieſem on dit zu Ohren gekommen war, fühlte ſich in Folge deſſen eben nicht allzuglücklich, woher es kam, daß man ſie, wenn ſie ſich allein glaubte, ſehr häufig in Thränen fand. Doch war ſie zu ſanft und zu beſcheiden, um ihrem Gemahle die Urſache ihres Grames mitzutheilen und ihm darüber Vorwürfe zu machen.

Karoline Charlotte gehörte zu jenen unglücklichen Fürſtentöchtern, denen, wie jener Königin von Frankreich, Maria Leszinska, das Schickſal die harte Prüfung auferlegt hatte, nach und nach die traurige Ueberzeugung zu gewinnen, daß in den Augen gewiſſer Männer der frivole Ruf und die galante Ausgelaſſenheit einer Dubarry mehr Reiz und Anziehungskraft beſitzt, als der ſtille Zauber echter Weiblichkeit. — — —

## Fünftes Kapitel.

Vorlegung des Budgets. — Maßregeln gegen die Oppoſitionsjournale. — Orla Lehmann und ſein Prozeß. — Die „Waſſer- und Brod-Doctor" gegen Goldſchmidt, den Redacteur des „Corſaren". — Beſtrafungen: Dr. F. Korn, David, Lage Algreen Ussing, Pet. W. Orla Lehmann. — Geſellſchaft zur Erhaltung und Verbreitung der däniſchen Sprache im nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig. — Antrag auf Einführung der Schwurgerichte in den Herzogthümern. — Strafbeſtimmungen des Danske Lov von 1683. — Prof. Clauſen und die Geſellſchaft zur geiſtigen Vereinigung unter den Völkern Skandinaviens.

Der Hof, die Nothwendigkeit erkennend, wenigſtens in Einem Punkte den laut ausgeſprochenen Wünſchen des Volkes Rechnung zu tragen, entſchloß ſich endlich, in einem faſt ſechzig Druckbogen ſtarken Quartbande die Einnahmen und Ausgaben des Staats, wie ſolche ſich im Jahre 1841 darſtellten, der Oeffentlichkeit übergeben zu laſſen. Der dicken Schale dünner Kern war folgendes Reſultat:

Die Einnahmen betrugen 15,455,000 Reichsbankthlr.*)
Die Ausgaben " 14,752,879 "
Folglich blieb ein Plus von 702,121 Reichsbankthalern.

Ueber dieſen kleinen, höchſt künſtlich erzeugten Ueberſchuß geriethen die conſervativen Journale in ſo große Verzückung, daß nach ihrer Anſicht Dänemark der ſchönſte und glücklichſte Staat von ganz Europa war.

---

*) Einſchließlich der 200,000 Thaler, welche die Sundzollkaſſe „Dänemarks Weinberg" abwarf.

Anders dagegen äußerten ſich die Oppoſitionsblätter, die auf die enorme Staatsſchuld (dieſe belief ſich im Jahre 1841 auf 115,600,000 Reichsbankthaler) hinwieſen und namentlich die Größe des Kriegsbudgets in den Kreis ihrer Betrachtung zog,*) welche natürlich nicht zu Gunſten der Regierung ausfiel.

Letztere, ihrerſeits, war fortwährend bemüht, die Oppoſitionspreſſe zum Schweigen und die ihr freundlich geſinnten Organe mehr in Aufnahme zu bringen. Aus dieſem Grunde wurde gegen Erſtere eine lange Reihe von Prozeſſen eingeleitet, während das conſervative Journal „Dagen“, wie damals allgemein behauptet und von Seiten der Regierung nicht geläugnet ward, von dieſer eine ziemlich bedeutende Subvention erhielt, die als weggeworfenes Geld anzuſehen war, da es nur wenige Leſer und noch weniger Credit beſaß. Dagegen wurden die verantwortlichen Redacteure der „Kioebenhavnpoſten“ und des „Fädrelandet“ wegen „Ueberſchreitung der Preßgeſetze“ zu harten Geldbußen und noch obenein zur Strafe der Cenſur verurtheilt. Beim letztgenannten Journale war an die Stelle des verurtheilten Herausgebers Balthazar Chriſtenſen der ſchon früher erwähnte Agitator Orla Lehmann als verantwortlicher Redacteur eingetreten.

---

*) Im Jahre 1836 hatte das däniſche Heer, 30,828 Mann zählend, einen Feldmarſchall, zwei Generale, drei General-Lieutenants, zwölf General-Majors und noch außerdem ſieben Generale à la suite, im Jahre 1841 zählte es ſchon neunzehn Generale und zwei Obriſten mit Generalsrang.

Peter Martin Orla Lehmann (geb. zu Kopenhagen am 19. Mai 1810) war hinſichtlich ſeines Geiſtes und ſeiner Fähigkeit zweifelsohne der gewandteſte und einflußreichſte Journaliſt, der Emil de Girardin der däniſchen Zeitungspreſſe. Er beſaß das glückliche Talent, den Nagel ſtets auf den Kopf zu treffen und ſeine Anſichten mit ſo vieler Ueberzeugung hinzuſtellen, daß ſeine Meinung bald die vieler Tauſenden ſeiner Leſer ward.

Auch gegen dieſen, ſchon damals ſehr gefürchteten Mann hatte die Regierung einen Criminal-Prozeß einleiten laſſen, weil er in einer zu Falſter vor einer öffentlichen Verſammlung gehaltenen Rede die Behauptung aufgeſtellt, es beruhe auf einem Irrthume, wenn man glaube, Dänemarks abſolute Könige hätten ſich vor Allem um die Freiheit und das Emporkommen des Bauernſtandes verdient gemacht.

„Seit längerer Zeit, berichtete der Kopenhagener Correſpondent der „Augsburger Allgemeinen“, hatte keine öffentliche Angelegenheit die Aufmerkſamkeit des Publikums mehr auf ſich gelenkt, als dieſe. Sobald Orla Lehmann erfuhr, daß auf Falſter Zeugen gegen ihn verhört werden wären, eilte er hin und verlangte Einſicht in die darüber aufgenommenen Protokolle und Wiederaufnahme der Verhöre, da er theils unrichtige Zeugenausſagen widerlegen, theils Ausſagen, die für ihn günſtig wären, herbeiſchaffen könne. Die Behörden aber weigerten ſich, dieſen Wunſch zu erfüllen, unter dem Vorwande, daß ſie dazu von der ihr vorgeſetzten Behörde autoriſirt werden müßten. Auch die däniſche Kanzlei gab abſchläglichen Beſcheid. Später gewährte der Generalfiſcal deſſen Wunſch, indem er ihm freiſtellte, bei der Beeidigung der Zeugen zugegen zu ſein und bei dieſer Gelegenheit nähere Aufklärungen von ihnen zu Protokoll nehmen zu laſſen. Die aufgenommenen Verhöre ſollen beſtätigen, daß er keinerlei Ausdrücke gebraucht habe, welche Ungeſetzliches enthielten. Man hofft daher allgemein, er werde freigeſprochen werden.“

Aber deſto peinlicher war das Aufſehen, als das Publikum erfuhr, daß Orla Lehmann trotzdem zu einer Geldſtrafe verurtheilt worden ſei. Das, was er dabei an Geld verlor, gewann er zehnfach an Popularität, denn ſeit dieſer Verurtheilung war er in den Augen ſeiner Partei ein Märtyrer der Wahrheit und ſchon aus dieſem Grunde ein „ami du peuple“. — Die Regierungen können, im Allgemeinen geſprochen, keine größere Thorheit begehen, als die, durch unzeitige oder übertriebene Strenge gegen unbedeutende Ueberſchreitungen der freien Preſſe populaire Namen an das Kreuz zu ſchlagen und den Trägern derſelben dadurch die Märtyrerkrone aufzudrücken. Durch dies falſche Verfahren hat ſchon manche Regierung aus einer ungefährlichen Mücke einen gefährlichen Elephanten gemacht.

Orla Lehmann, ermuthigt durch den warmen Wiederhall, den ſeine Freiheitsbeſtrebungen in allen Provinzen Dänemarks fanden, ſchritt mit verdoppeltem Muthe auf ſeiner Agitationsbahn fort und ward dadurch in neue Prozeſſe verwickelt. Neuerdings angeklagt des Verſuches, Haß und Unwillen gegen Dänemarks Verfaſſung und gegen die Art und Weiſe, wie die bisherigen Könige von Dänemark ihre Macht ausgeübt, erregt zu haben, ward der däniſche O'Connell am 20. Januar 1843 vom Höchſten-Gericht in Kopenhagen zu dreimonatlicher Gefängnißſtrafe condemnirt. — In Folge dieſer Verurtheilung entſtand in Kopenhagen eine Emeute, die durch das Einſchreiten der bewaffneten Macht im Keime erſtickt ward. Die Stimmung des Volkes gab ſich deutlich zu erkennen durch den tauſendſtimmigen Ruf: „Es lebe die Conſtitution!“ ein Ruf, der vor dem Palaſte des Königs erſcholl und namentlich die Königin in ſo hohem Grade erſchreckte, daß ſie in der Angſt ihres Herzens ſchon an Flucht dachte. Chriſtian VIII. aber ſoll ſie mit den Worten beruhigt haben:

— Gehen Sie ruhig zu Bette. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß nichts geſchehen wird, worüber Sie ſich zu ängſtigen brauchen. Bræſtrup*) thut ſeine Schuldigkeit und wird die Schreier bald zur Ruhe bringen.

Glücklicherweiſe lief jener Auflauf ohne Blutvergießen ab. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Das Verfahren der Gerichtsbehörde gegen die Preſſe ward indeſſen von Tag zu Tage ſtrenger. Candidat Goldſchmidt, Redacteur des witzigen „Corſaren“, ward durch Urtel des Höchſten-Gerichts wegen einer incriminirten Nummer ſeines Journals nicht nur zu lebenslänglicher Cenſur, ſondern wegen dreier Artikel auch zu Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brodt verurtheilt, reſp. auf zwei Mal vier, drei Mal fünf und wiederum zwei Mal vier Tage. „Fädrelandet", deſſen Schein-Redacteur — ein Schuſter, der gleichfalls Goldſchmidt hieß — zu gleicher Strafe condemnirt worden war, nannte das neue Verfahren: die „Waſſer- und Brodt-Tortur".

---

*) Polizeidirector.

Aber dieſe fortwährenden Verfolgungen machten den Ton der Preſſe nur noch gereizter und die Mißſtimmung im Volke fühlbarer.

Die Regierung, zu der Einſicht gelangt, daß ſie mit Strenge nichts durchzuſetzen vermöge, beſchloß einen andern Weg einzuſchlagen, um die Koryphäen der Oppoſition zum Schweigen zu bringen. Man ſchlug den Weg der Beſtechung ein: man gewann dieſe Leute durch ein Mittel, das nur in höchſt ſeltenen Fällen ſeine Wirkung zu verfehlen pflegt: man gab ihnen gute, einträgliche Anſtellungen.

Chriſtian Georg Nathan David, Gründer des „Fädrelandet" und außerdem ein tüchtiger, vielbegabter Kopf, wurde vom Könige zum Etatsrath und Ober-Inſpector des Gefängnißweſens, Tage Algreen Uſſing zum Etatsrath und General-Procurator des Königs und Peter Martin Orla Lehmann am 20. November 1843 zum Höchſten-Gerichts-Advokaten ernannt. Zwei davon erhielten außerdem den Danebrog-Orden: Uſſing bekam am

28. Juni 1842, David am 28. Juni 1845 das weiße Band.*)

Alle drei Herren zogen nun ihre Krallen ein, ſteckten ſie in Sammethandſchuhe und ſpielten ſeit jener Zeit nur noch die Rolle der Hofdemagogen, die blos noch zum Scheine etwas erlaubte Oppoſition machten, im Uebrigen aber für die Regierung Chriſtian's VIII. vollſtändig gewonnen waren. Die „Kjoebenshavns-Poſt" ergoß ſich in bittern Schmähungen gegen dieſe Apoſtaten der Bewegungspartei und legte ihrer Umwandlung die unlauterſten Motive unter. Wir, für unſern Theil, wollen dieſen „politiſchen Wetterfahnen", wie ſie der Franzoſe, dieſen „Rockumdrehern", wie ſie der Engländer nennt, wegen des Umſattelns ihrer Meinung ſchon darum keinen Vorwurf machen, weil ſie leider nicht die Einzigen ſind, die dieſe Apoſtaſie bei ihrem eigenen Gewiſſen zu verantworten haben. Nicht bloß Dänemark, auch jeder deutſche Groß- und Kleinſtaat hat derlei Renegaten in leider nur allzugroßer Menge aufzuweiſen. Wir erinnern dabei nur an Herrn von der Pfordten, der, zur Zeit des Ausbruchs der großen Turba, in Leipzig einer der thätigſten „Wühler" und wärmſten Anhänger Robert Blum's, jetzt — per tot crimina rerum — bayer'ſcher Premier iſt.

Um jene Zeit, als die Oppoſition in Dänemark noch in vollſter Blüthe ſtand, hatte ſich in Kopenhagen eine Geſellſchaft zur Erhaltung und Verbreitung der däniſchen Sprache im nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig gebildet. Das Auffallendſte dabei war, daß dieſe Geſellſchaft zahlreiche Mitglieder aus allen Provinzen Dänemarks zählte, aber kein Einziges aus Schleswig ſelbſt aufzuweiſen hatte. — Ein ſchlagender Beweis, daß die Sympathie für die däniſche Sprache ſchon damals nicht ſo groß geweſen war, als die Dänen es ſich eingebildet hatten. Einer der ſchleswig'ſchen Rockumwender, Herr P. H. Lorenzen in Hadersleben, früher deutſch-geſinnter Patriot, ſpäter aber einer der eifrigſten Vorkämpfer des Dänenthums, beklagte ſich in einer Kopenhagener Zeitung über dieſe Theilnahmloſigkeit Schleswigs und ſchickte von den tauſend Reichsthalern, welche ihm außer einem ſilbernen Trinkhorne mittelſt Subſkription zugefloſſen waren, einige an den Redacteur des in Hadersleben mit däniſcher Subvention erſcheinenden däniſchen Journals „Dannevirke“, weil dieſes Blatt kurz vorher zu einer Geldſtrafe verurtheilt worden war.

---

*) Orla Lehmann erhielt es erſt zehn Jahre ſpäter, von dem jetzt regierenden Könige, am 3. April 1855.

Weit wichtiger war der von der ſchleswiger Ständeverſammlung ausgegangene Antrag auf Einführung der Schwurgerichte in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein.

„Wir glauben, ſchrieb damals ein Berichterſtatter der Brockhaus'ſchen Zeitung, im Voraus verſichern zu können, daß das däniſche Gouvernement nicht geneigt ſein wird, dieſe Gerichte wieder in's Leben treten zu laſſen. Das Gegentheil behaupten, heißt die Geſchichte der Schickſale nicht kennen, die dieſes Inſtitut in Dänemark erlebt hat. Unter den nordiſchen Staaten iſt es gerade Dänemark, welches die Licht- und Schattenſeiten der Geſchworenengerichte, ihre Formen und Varietäten und ihre Beziehungen zur politiſchen Freiheit der Völker am deutlichſten wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Nach den alten däniſchen Geſetzbüchern und Werken über ſkandinaviſche und isländiſche Rechtsgelehrſamkeit gab es in Dänemark ſchon im grauen Alterthume vier verſchiedene Arten von Geſchworenengerichten, deren jede einen beſondern Namen hatte und die auf verſchiedene Weiſe erwählt oder ernannt und auf verſchiedene Art conſtituirt wurden; ſie hatten verſchiedene Gewalten und Verrichtungen und wurden in verſchiedenen Rechtsſachen gebraucht. Hierher gehörten die „Tingmänd“, außerordentliche Geſchworene; die „Näve“, regelmäßige Geſchworene im engern Sinne; die „Sandemänd“ Krongeſchworene, und endlich das „Lov“, das aus Conjuratoren bei der Eideshülfe beſtand. Das däniſche Geſchworenengericht des dreizehnten Jahrhunderts, welches das goldene Zeitalter der Schwurgerichte dieſes Landes war, gleicht nur wenig jenem des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo kaum noch etwas Anderes als der Name davon übrig blieb. Von den oben genannten vier Arten waren beſonders die „Tingmänd“ in Dänemark wirkſam. Von allen mit den Schwurgerichten verwandten Inſtituten haben ſie die größte Aehnlichkeit mit neuern Richtern; ſie ſind eine Verfeinerung, aber keine Verbeſſerung des eigentlichen Geſchworenengerichts; ſie werden von der Krone ernannt und ſind von ihr wie Richter abhängig, haben aber keine von deren vortheilhaften Eigenſchaften. Sie ſind ein Mittelgebilde, ein Uebergangsinſtitut, etwas mehr als Geſchworene und doch weniger als Richter; ſie ſcheinen den Weg für die Einführung der Letztern in Dänemark angebahnt zu haben. — Daß die „Sandemänd" eine Erfindung der Kronjuriſten ſind, wird ſchon darum wahrſcheinlich, weil ſie am längſten beſtanden und noch fortwährend gebraucht wurden, als das regelmäßige Geſchworenengericht längſt ſchon außer Gebrauch gekommen war, und dies noch dazu in einer Periode, wo alle Inſtitute des Landes ſtufenweiſe zu der abſoluteſten Monarchie fortſchritten. Hingeſehen auf das Verhältniß dieſer Inſtitute zur Staatsverfaſſung, iſt von den vier erwähnten Arten des Geſchworenengerichts der „Tingmänd" das unabhängigſte und dasjenige, das am meiſten republikaniſch und ariſtokratiſch war. Die Eideshülfe war am meiſten demokratiſch und am meiſten barbariſch; die Conjuratoren ſind nothwendigerweiſe parteiiſch und ihre Parteilichkeit leuchtet ſchon deshalb ein, weil der Beklagte ſie wählt. Die „Sandemänd" ſind am meiſten monarchiſch; aber deren Beibehaltung vertrug ſich deſſen ungeachtet nicht mit dem eigenthümlichen Entwickelungsgange der Politik in Dänemark.

Im letzten däniſchen Geſetzbuche (Kong Christian den Femtes Lov), verkündet im Jahre 1683, ſind nur noch ſchwache Spuren der Entſcheidung durch das Geſchworenengericht erſichtlich. Und obwohl das däniſche Geſetzbuch Chriſtian's V. bis auf wenige Artikel, welche durch beſondere königliche Edicte abgeſchafft wurden, noch immer in Kraft iſt, und obwohl namentlich die auf die „Sandemänd“ bezüglichen Artikel nicht förmlich aufgehoben worden ſind, ſo iſt doch gewiß, daß die „Sandemänd“ jetzt gänzlich aus den däniſchen Gerichten verſchwunden ſind und daß es gegenwärtig nicht mehr üblich iſt, ſie zu laden oder irgend einen Fall durch ſie entſcheiden zu laſſen, nicht einmal jene wenigen, welche das „Danske Lov“ ihrer Entſcheidung noch vorbehalten hatte.“

— — — — — — — — — — — —

„Gegenwärtig (fährt unſere oben angegebene Quelle fort) geht in Dänemark alle Gerichtsbarkeit zwiſchen verſchloſſenen Thüren vor, mit Ausnahme des hohen Gerichtshofes zu Kopenhagen, welcher ein Appellationsgerichtshof für das Königreich iſt und der wegen ſeiner Gelehrſamkeit, Unbeſtechlichkeit und ſtrengen Rechtspflege hoher Achtung genießt. In den andern Gerichten aber, wo überhaupt ein Einzelrichter, von einer gewiſſen Anzahl von Beiſitzern unterſtützt, welche, gleich ihm, gelehrte Richter ſind, den Vorſitz führt, tranſpirirt kein Theil des Rechtsſtreits bis zu deſſen Beendigung, wo das Urtheil in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wird, was jedoch nicht immer, ſondern blos in einzelnen Fällen geſchieht. — Das Höchſten-Gericht, in welchem ein Oberrichter — Juſtitiarius — unter zwölf Beiſitzern den Vorſitz führt, iſt der einzige Gerichtshof, welcher dem Publikum offen ſteht, und hier ſind auch die Parteiverträge mündlich, während bei den Untergerichten alles ſchriftlich verhandelt wird. Nur acht Höchſten-Gerichts-Advokaten

(Höjeste Rets Advokater*) haben das Vorrecht, in dieſem Gerichtshofe die Vertheidigung zu führen, wenn die Parteien es nicht vorziehen, ſich ſelbſt zu vertreten, was jedoch ein ungewöhnlicher Fall iſt; aber es beſteht auch nicht ein Schatten von einem Geſchworenengerichte an dieſem Gerichtshofe ſowohl als an den Untergerichten; die zwölf ernſten Männer in dem Scharlachmantel, die den Juſtitiarius umgeben, gelten für mehr als eine reichliche Entſchädigung für das alte Inſtitut der Geſchworenen, das jetzt (1843) gänzlich vernichtet iſt.“

An der Spitze des Höchſten Gerichts ſtand ſeit dem Februar 1843 der frühere Director des Handelsminiſteriums oder der General-Zollkammer, Kammerherr Frederik von Lowzow, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit.

Mit Ausnahme des Jahres 1838 waren vor dem Höchſten-Gerichte noch in keinem Jahre ſo viele Strafſachen verhandelt und entſchieden worden als im Jahre 1842, in welchem es nicht weniger als 428 Criminalurtheile und darunter nicht weniger als neunzehn Todesurtel gefällt hatte (vier wegen Mords, fünf wegen Blutſchande, ſieben wegen Kindesmords). Außerdem waren nicht weniger als dreizehn Preßprozeſſe abgeurtelt worden.

Unſere Leſer haben gehört, daß das von Chriſtian V. im Jahre 1683 eingeführte „Danske Lov“

---

*) Einer dieſer acht bevorrechtigten Advokaten war der frühere Volksagitator Orla Lehmann.

mit Ausnahme weniger Artikel, welche deſſen Nachfolger aufgehoben hatten, damals noch in voller Kraft beſtand. Daher kam es, daß namentlich die veralteten, mitunter äußerſt barbariſchen Criminalſtrafen auf gewiſſe Kategorien von Verbrechen noch ganz und gar das Gepräge vandaliſcher Vorzeit an ſich trugen. Nach dem „Danske Lov“ von 1683 wurden Ehebrecher noch immer zur Todesſtrafe mittelſt Erſäufens verurtheilt.

Noch im Jahre 1843 ſollte eine Ehebrecherin öffentlich ertränkt werden. Chriſtian VIII. aber, der gerade in dieſem Punkte ſehr liberal dachte, verwandelte die Strafe der Verurtheilten in ein dreißigtägiges Gefängniß „bei Waſſer und Brodt“. Ehebrecherinnen gehörten demnach zur Kategorie jener Verbrecher, die, wie Candidat Goldſchmidt, ſich einen guten Witz gegen die Regierung erlaubt hatten.

Das Journal des Letztern und die von Grüne herausgegebene „Kjøbenhavnpoſt“ blieben, nach wie vor, der Fahne des Fortſchritts getreu und trugen, Dieſer durch Ernſt und Gediegenheit wie Jener durch Satire, Ironie und Perſiflage, redlich das ihrige bei, um das Bewußtſein einer freiern Bewegung, das ſich namentlich der Gemüther der ſtudirenden Jugend bemächtigt hatte, nicht ganz und gar einſchläfern zu laſſen.

Anfangs September 1843 bildeten die Männer der Fortſchrittspartei, an deren Spitze der ehrenvoll bekannte Profeſſor H. N. Clauſen ſtand, eine ſkandinaviſche Geſellſchaft, die ein Programm erließ, in welchem als Haupttendenz derſelben eine geiſtige

Verbindung unter den Völkern Skandinaviens anzubahnen obenan ſtand*). Dieſe Geſellſchaft war die Amme, an deren Brüſten ſich die patriotiſche Idee einer Wiedervereinigung des ſkandinaviſchen Nordens, nach und nach, mehr und mehr großgeſäugt hat.

---

*) Die bekannteſten Mitglieder dieſes damals gegründeten Vereins waren: Contreadmiral M. Bille, Profeſſor F. C. Bornemann, Profeſſor J. L. Heiberg, H. P. Holſt, Lehrer an der Landcadetten-Akademie, Etatsrath und Bankdirector L. N. Hvidt, Profeſſor J. N. Madvig, Magiſter D. G. Monrad, Profeſſor C. Otto, Profeſſor J. F. Schouw und der Stiftsprobſt E. Tryde.

## Sechſtes Kapitel.

Zuſammenkunft des Königs von Dänemark und des Königs von Preußen. — Vermählung des Prinzen von Heſſen Kaſſel mit der Großfürſtin Alexandra von Rußland. — Tod der Letztern. — Die Ständeverſammlung in Roeskilde. — Algreen Uſſing's Antrag. — Das Nationallied „Schleswig Holſtein meerumſchlungen". — Chriſtian's des Achten „Offener Brief vom 8. Juli 1846."

Während dieſer Wirren begab ſich Chriſtian VIII. nach der Inſel Rügen, um dort mit Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zuſammenzutreffen. Beide Monarchen verweilten daſelbſt zwei Tage (17. und 18. Juni). Der König von Dänemark begleitete den König von Preußen nach Stralſund und kehrte von dort nach Kopenhagen zurück.

Die Zuſammenkunft der beiden Monarchen, der man politiſche Zwecke unterſchob, bezog ſich, wie man frühzeitig genug erfuhr, einzig und allein auf die vom Könige von Preußen angeregte Vermählung des Neffen Chriſtian's VIII. mit der Tochter des Kaiſers Nikolaus.

Sieben Monate nach dieſer Zuſammenkunft ward in Sanct-Petersburg (am 28. Januar 1844) die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolf, des einzigen Sohnes der Prinzeſſin Louiſe Charlotte, der Schweſter Chriſtian's VIII. und Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, mit der Großfürſtin Alexandra Nikolajewna gefeiert. Dieſe Ehe währte nicht länger als ſieben Monate. Die Großfürſtin Alexandra ſtarb in Folge einer zu frühzeitigen Entbindung, erſt neunzehnjährig, am 10. Auguſt 1844. — — —

Während in Dänemark ſelbſt die Agitation nicht mehr mit derſelben Heftigkeit als früher auftrat, entwickelte ſich in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein mit jedem Tage mehr und mehr das Bewußtſein nationaler Selbſtändigkeit. Es begann dort zwiſchen Deutſchthum und Dänenthum jener heißblütige, langathmige Kampf, der, bis zu dieſer Stunde noch nicht ausgekämpft, der Erisapfel zwiſchen Deutſchland und Dänemark geblieben iſt.

In der Ständeverſammlung zu Roeskilde ward der Saame zu der Zwietrachtsſaat ausgeſtreut, der erſt nach dem Tode Chriſtian's VIII. blutige Früchte trug. Algreen Uſſing, im Jahre 1843 zum Bürgermeiſter von Kopenhagen erwählt, ſtellte im November 1844 den Antrag, den König zu bitten, die abſolute unzertrennliche Verbindung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein mit dem Königreiche Dänemark auszuſprechen. Die ſchleswig'ſchen Provinzialſtände hatten kurz vorher um Vereinigung mit den holſtein'ſchen gebeten; letztere drangen auf wechſelſeitige Garantie der ſtaatsrechtlichen Stellung der däniſchen und deutſchen Staaten. Die jütländiſchen Stände verlangten von der däniſchen Regierung gegen die Agitationen, welche ſich in den Herzogthümern gegen das Dänenthum kundgaben, ernſte Maaßregeln zu ergreifen, um jene im Aufkeimen zu erſticken. Uſſing's Antrag: „der König möge erklären, daß Dänemark, Schleswig, Holſtein und Lauenburg einen einigen und untheilbaren Staat ausmachen, in welchem die Erbfolge ausſchließlich nach dem Königsgeſetz gelte und daß Jeder, der dagegen ſchreibe, ſpreche oder handle, als Hochverräther beſtraft werden ſoll, fand ſo großen Anklang, daß er faſt einſtimmig angenommen ward.

Der Uſſing'ſche Antrag erregte in den Herzogthümern eine ebenſo große Beſtürzung als tiefe Aufregung. In Kiel ward eine mit zahlreichen Unterſchriften bedeckte Petition an die holſtein'ſchen Stände entworfen, worin dieſe aufgefordert wurden, gegen die Einverleibung Holſtein's feierlichſt Proteſt einzulegen. Als die Stände zuſammentraten, ſtellte Graf Reventlow-Preetz den Antrag, in einer Vorſtellung dem Könige die Rechte der Herzogthümer darzulegen und mit Hinweiſung auf die von Chriſtian VIII. im Jahre 1842 ertheilte Verſicherung, daß Schleswig und Holſtein mit einander verbunden bleiben ſollen, folgende drei Grundſätze feſtzuſtellen:

1) Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſind und bleiben ſelbſtändige Staaten;

2) In den Herzogthümern herrſcht nur der Mannsſtamm;

3) Schleswig und Holſtein bleiben, wie bisher, feſt mit einander verbunden.

Der **Reventlow**'ſche Antrag, der ganz das Gegentheil von jenem **Uſſing**'s bezweckte, ward faſt einſtimmig angenommen und in Form einer Adreſſe an den Stufen des Thrones niedergelegt.

Auch das Herzogthum Lauenburg hatte gegen **Uſſing**'s Antrag Verwahrung eingelegt.

Der Haß der beiden Parteien wurde däniſcher Seits von der Preßfreiheitsgeſellſchaft, deutſcher Seits namentlich von den Profeſſoren der Univerſität Kiel zu immer größerer Heftigkeit entflammt.

Um dieſe Zeit entſtand das Nationallied der deutſchgeſinnten Partei „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen", gedichtet vom Advokaten **Chemnitz***), in Muſik geſetzt von **Bellmann****), ein Volkslied, das damals

---

*) **Chemnitz**, welcher ſpäterhin die Herzogthümer verlaſſen mußte, wurde 1851 bei der Würzburger Main-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft angeſtellt. Nach Andern ſoll aber nicht **Chemnitz**, ſondern der Kreis-Juſtizrath Dr. **Friedrich Straß** der Verfaſſer dieſes Liedes ſein. Letzterer will es im Jahre 1844 gedichtet und zu dem damaligen Geſangfeſte, zu dem er eingeladen war, eingeſendet haben. **Chemnitz** ſoll das von **Straß** verfaßte Lied nur **modificirt** haben.

*) **Bellmann** (geb. 1770 zu Muskau in der Lauſitz) war zu jener Zeit Organiſt an der Stiftskirche zu Schleswig.

eben ſo große Begeiſterung in Schleswig-Holſtein wachrief, als vier Jahre früher Nikolaus Becker's „Rheinlied" in Deutſchland entzündet hatte.

Sowohl in Hadersleben als in Rendsburg artete der Parteienhaß ſehr bald in Thätlichkeiten aus. Däniſche Pöbelhaufen verſuchten im Juli 1845 das von der Haderslebener Liedertafel veranſtaltete Geſangfeſt zu ſtören. In Rendsburg gerieth im September bei einer vom Prinzen-Statthalter abgehaltenen Muſterung die däniſche Garniſon mit dem holſtein'ſchen Bürgermilitair in eine Colliſion, bei der es blutige Köpfe gab.

In eine neue Phaſe trat dieſer Parteienkampf, als Chriſtian VIII. am 8. Juli 1846 den nachfolgenden „Offenen Brief" erſcheinen ließ.

„Wir Chriſtian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn, Ditmarſchen, Lauenburg und Oldenburg ꝛc. thun kund: Auf vielfältige Weiſe iſt es zu unſerer Kenntniß gekommen, daß bei vielen unſerer Unterthanen unklare und unrichtige Vorſtellungen über die Succeſſionsverhältniſſe in der Monarchie obwalten, und daß dieſe Vorſtellungen benutzt werden, Unruhe und Bekümmerniß um die Zukunft des gemeinſchaftlichen Vaterlandes, wenn einmal nach dem Willen der Vorſehung der Mannsſtamm unſeres königlichen Hauſes ausſterben ſollte, hervorzurufen, wodurch zugleich eine bittere Stimmung unter den Bewohnern der verſchiedenen Landestheile bewirkt wird. Wir haben es demnach als unſere landesväterliche Pflicht angeſehen, durch eine dazu nach unſerm allerhöchſten Befehle zuſammengetretene Commiſſion alle, dieſe Erbverhältniſſe betreffenden Acten und Documente, welche haben zuwegegebracht werden können, durchgehen und im Uebrigen eine genaue und gründliche Unterſuchung ſämmtlicher dahin gehörenden Verhältniſſe vornehmen zu laſſen. Nachdem dieſe Unterſuchung beendigt, uns darauf in unſerm geheimen Staatsrathe vorgetragen und von uns reiflich erwogen worden iſt, haben wir es vollkommen beſtätigt gefunden, daß, gleichwie die Erbfolge in dem für die däniſche Krone durch Tractate erworbenen Herzogthume Lauenburg unzweifelhaft iſt, ſo auch dieſelbe Erbfolge des Königsgeſetzes (samme Kongelovens Arvefölge) für das Herzogthum Schleswig zufolge des Patents vom 22. Auguſt 1721 und der darauf gefolgten Erbhuldigung, gleichwie endlich auch zufolge der von England und Frankreich unterm 11. Juni und 23. Juli 1721 ausgeſtellten Garantien und der mit Rußland abgeſchloſſenen Tractate vom 22. April 1767 und vom 11. Juni 1773 in voller Kraft und Gültigkeit beſteht. Unſere feſte Vergewiſſerung davon, daß dies in Recht und Wahrheit gegründet iſt, und unſere Ueberzeugung darüber, daß wir es nicht aufſchieben dürfen, den ſchädlichen Folgen der unrichtigen und falſchen Anſichten, die in ſolcher Beziehung innerhalb der Grenzen der Monarchie ſelbſt fortwährend verbreitet werden, entgegenzuwirken, haben uns bewogen, durch dieſen unſern Offenen Brief ſämmtlichen unſeren treuen Unterthanen dieſe unſere Vergewiſſerung von dem Erbrechte ſämmtlicher unſerer königlichen Erbſucceſſoren an das Herzogthum Schleswig, das wir und unſere Nachfolger auf dem däniſchen Throne aufrecht zu erhalten als Pflicht und Beruf anſehen werden, kundzumachen. Dahingegen iſt aus der vorbenannten Unterſuchung hervorgegangen, daß in Hinſicht einzelner Theile des Herzogthums Holſtein Verhältniſſe vorhanden ſind, die uns hindern, uns mit derſelben Beſtimmtheit über das Erbrecht ſämmtlicher unſerer königlichen Erbſucceſſoren an dieſes Herzogthum auszuſprechen. Indem wir jedoch allergnädigſt allen unſern Unterthanen und namentlich den Bewohnern des Herzogthums Holſtein verſichern, daß unſere Beſtrebungen unabläſſig dahin gerichtet geweſen ſind und bleiben werden, gedachte Hinderniſſe zu entfernen und eine vollſtändige Anerkennung der Integrität des geſammten däniſchen Staats zuwege zu bringen, ſo daß die unter unſerm Scepter vereinten Landestheile nicht auf irgend eine Weiſe getrennt werden, ſondern beſtändig in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen und mit den, jedem für ſich zuſtehenden Rechten verbleiben, ſo wollen wir namentlich hiedurch unſere getreuen Unterthanen in dem Herzogthum Schleswig vergewiſſern, daß es mit dieſem Offenen Briefe in keiner Weiſe darauf abgeſehen ſei, der Selbſtändigkeit dieſes Herzogthums, ſo wie dieſe bisher von uns anerkannt worden iſt, nahe zu treten oder irgend eine Aenderung in den übrigen Verhältniſſen, welche ſelbige zur Zeit mit dem Herzogthum Holſtein verbinden, zu machen, dem entgegen wir um ſo mehr hiermit unſere Zuſage wiederholen, in Zukunft wie bisher unſer Herzogthum Schleswig in Beſitz der demſelben, als einem zwar mit unſerer Monarchie unzertrennlich verbundenen, aber zugleich ſelbſtändigen Landestheile zuſtehenden Rechte zu ſchützen. Unter unſerer königlichen Hand und Siegel. Gegeben in unſerm geheimen Staatsrathe auf unſerm Schloſſe Sorgenfrei, am 8. Juli 1846.“

(L. S.) **Chriſtian, R.**

**Frederik, Kronprinz. Frederik Ferdinand. — Stemann. — A. W. Moltke. — Oerſted. — Reventlow-Criminil.**

Dies Actenſtück ſteigerte die Erbitterung der deutſchgeſinnten Partei zu ſo hohem Grade, daß ſich in allen Städten und Dörfern der Herzogthümer die gewaltigſte Bewegung kundgab. In Neumünſter trat eine impoſante Volksverſammlung zuſammen, um eine Adreſſe an die holſtein'ſche Ständeverſammlung zu berathen und dieſelbe zum Widerſtande gegen die rechtsverletzende Tendenz jenes Documentes anzufeuern. Dieſe Adreſſe, der warme Ausdruck des Volkswillens, zählte mehr als ſiebentauſend Unterſchriften.

Sieben Tage nach dem Erlaß jenes „Offenen Briefes“ traten in Itzehoe die holſtein'ſchen Provinzialſtände zuſammen. Der hierbei vorgeleſene Landtagsabſchied für 1844 erklärte, daß fortan jede Eingabe von Rechtsverwahrungen, Proteſtationen und Petitionen ein für alle Mal verboten ſei und daß demnach der Landtagscommiſſair auch keine derartige Schrift von den Ständen entgegennehmen dürfe.

Die Ständemitglieder faßten darauf den faſt einſtimmig angenommenen Beſchluß, die Beſchwerden des Landes und die feierliche Verwahrung gegen den Inhalt des „Offenen Briefes“ in Form einer Adreſſe zur Kenntniß des Königs zu bringen. Dieſe Adreſſe, erlaſſen am 24. Juli, ſprach dem „Offenen Briefe“ unter Wiederholung der frühern Rechtserklärung von 1844, jede rechtliche Wirkung ab und proteſtirte gegen alle etwaigen Folgen jenes Actenſtücks. Der königliche Commiſſair aber weigerte ſich, ſie anzunehmen. In Folge dieſer Weigerung legten die Abgeordneten, mit Ausnahme von ſechs Mitgliedern, am 5. Auguſt, nachdem ſie eine Beſchwerdeſchrift an den deutſchen Bundestag beſchloſſen hatten, ihr Mandat nieder.

Die däniſche Regierung aber, feſt entſchloſſen, dieſen Widerſtand zu brechen, erließ den Befehl, die Stellvertreter jener Abgeordneten einzuberufen. Es erſchienen aber nur ſieben, von welchen ſechs die Anſicht ihrer ausgeſchiedenen Vorgänger theilten. Der Regierung blieb jetzt kein anderer Ausweg als der: die Verſammlung aufzulöſen. Und das geſchah denn auch!

In Folge dieſer Maaßregel, die in den beiden Herzogthümern den tiefſten Unwillen wachrief, verlangten die angeſehenſten Männer ihre Entlaſſung aus dem Staatsdienſte. Zu Jenen, die ſie ſofort erhielten, gehörte der Statthalter, Prinz von Auguſtenburg, und der Kanzleipräſident Graf Reventlow-Criminil. Eine große Volksverſammlung, die am 14. September in Nortorf zuſammenkam, ward durch das Einſchreiten der bewaffneten Macht auseinander geſprengt. Vier Tage darauf erließ der König während ſeiner Rundreiſe durch die Herzogthümer einen zweiten Offenen Brief, der ſeinen Zweck, Ruhe und Eintracht wieder herzuſtellen, gänzlich verfehlte.

Am 17. September hatte der deutſche Bundestag ſich in dieſer Angelegenheit für competent erklärt und gegenüber dem Offenen Briefe vom 8. Juli die Erwartung ausgeſprochen, daß bei endlicher Feſtſtellung der obwaltenden Wirren die Rechte des deutſchen Bundes, der erbberechtigten Agnaten und der geſetzmäßigen Landesvertretung Holſteins von Seiten des däniſchen Gouvernements gewahrt werden würden.

Eine däniſche, von dem Conferenzrath Wegener verfaßte Staatsſchrift, welche Dänemarks Anrecht auf Schleswig ſowohl vom hiſtoriſchen als vom juriſtiſchen Standpunkte nachzuweiſen verſuchte, ward durch eine von neun Kieler Profeſſoren*) angeſtellte wiſſenſchaftliche Unterſuchung hinſichtlich der Succeſſionsfrage ſo ſchlagend widerlegt, daß die däniſche Regierung dadurch in neue Verlegenheit gerieth. — Um den Geiſt der Aufregung niederzukämpfen, ſetzte ſie ſechs der älteſten Regierungsräthe ab und ernannte einen der wärmſten Anhänger des Dänenthums, Herrn von Scheel, zum Regierungs-Präſidenten, eine Maaßregel, welche Oel ins Feuer goß und die ohnehin aufgeregten Gemüther der Herzogthümer nur noch mehr exaltirte.

In dieſer Stimmung ward am 21. October 1846 auch die ſchleswig'ſche Ständeverſammlung eröffnet und der Obergerichtsadvokat Wilhelm Hartwig Beſeler, einer der einflußreichſten Antagoniſten der däniſchen Anmaaßungen, zum Präſidenten derſelben erwählt.

---

*) Zu dieſen neun Profeſſoren gehörten Falck, Droyſen, Waitz und Stein.

Die Stände, die ſich mit überwiegender Stimmenmehrheit gegen die jüngſten Maaßregeln der Regierung erklärten, drangen mit rühmenswerther Energie auf Zurücknahme des „Offenen Briefes“, auf Entlaſſung der Miniſter, auf Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund und auf Erlaß einer ſchleswig-holſtein'ſchen Verfaſſung. Letzterer Antrag ward von dem Herzoge Friedrich von Auguſtenburg, einem der nächſtſtehenden Agnaten geſtellt, deſſen Recht auf die Thronfolge in den Herzogthümern durch die rechtswidrige Anmaaßung des „Offenen Briefes“ vom 8. Juli 1846 in Frage geſtellt war. Auch hier wie in der holſteiner Ständeverſammlung verweigerte der Bevollmächtigte der Regierung die Annahme einer Adreſſe an den König, worauf die Verſammlung, unter Verwahrung ihres Petitionsrechts, am 4. December ſich ſelber auflöſend, auseinander ging.

Bald darauf (im Januar 1847) ließ die Regierung gegen Beſeler, den Präſidenten der Verſammlung, deſſen deutſche Geſinnung der däniſchen Partei ein brennender Dorn im Auge war, einen fiscaliſchen Proceß einleiten in der Abſicht, dadurch ſeine abermalige Erwählung zu erſchweren. Als er deſſen ungeachtet von der Stadt Tondern gewählt ward, verweigerte ihm die Regierung die Erlaubniß zur Annahme dieſer Wahl, worauf er, um ſeinen Eintritt in die Schleswig'ſche Ständeverſammlung möglich zu machen, ſeine Advokatur niederlegte und auf dieſe Weiſe aus dem Dienſte des Königs trat. In Folge dieſes Schritts wurden für ihn Geldſammlungen, nicht blos in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein, ſondern auch in faſt allen Gauen Deutſchlands veranſtaltet*). Sein energiſcher Widerſtand gegen die Willkühr-Maaßregeln des däniſchen Gouvernements hatten den bis zu jener Zeit ziemlich obſcuren Advokaten urplötzlich zu einem Volksmann und Märtyrer ſeiner patriotiſchen Geſinnungen erhoben.

Das Jahr 1847 ging in Schleswig-Holſtein ziemlich ruhig vorüber. Chriſtian VIII. aber begriff die Nothwendigkeit, dem Drängen der Herzogthümer endlich doch nachzugeben, ihnen ſowohl als dem Königreiche eine gemeinſame Verfaſſung zu gewähren und die Succeſſionsfrage, die Aller Gemüther ſeit dem 15. October 1846, an welchem Tage die Auflöſung der kinderloſen Ehe des Kronprinzen Friedrich mit ſeiner zweiten Gemahlin, der Prinzeſſin Karoline Charlotte Marianne von Mecklenburg-Strelitz, erfolgt war, von Neuem in Berathung zu ziehen.

Während dieſer Zeit ſtanden ſich in Dänemark ſelbſt zwei Parteien gegenüber: die nationale Partei, die, von der Unhaltbarkeit des rechtsloſen Anſpruchs auf Holſtein überzeugt, das Feldgeſchrei erhob: Dänemark bis zur Eider! (weßhalb ſie Eiderdänen genannt wurden); das Beſtreben dieſer Partei ging dahin, Schleswig immer feſter und feſter mit Dänemark zu vereinen, Holſtein hingegen ſeinem bis dahin noch unbeſtimmten Schickſale zu überlaſſen; die demokratiſche Partei dagegen mochte nichts von der Lostrennung Holſteins vom däniſchen Geſammtſtaate hören und wollte dieſes ſowohl als Schleswig durch eine gemeinſame Conſtitution mit Dänemark unzertrennlich verbunden wiſſen. Dieſer Partei, die bei Weitem größer als die nationale war, ſchloß ſich Chriſtian VIII. an.

---

*) Dieſe Geldſammlungen erreichten bis Ende 1847 eine Höhe von 24,000 Thalern, zu welchen mehr als den achten Theil das Königreich Bayern beigeſteuert haben ſoll.

## Siebentes Kapitel.

Chriſtian's des Achten Civilliſte. — Seine Kunſtſammlungen. — Seine Neigungen. — Seine Erkrankung. — Sein Ableben. — Die Hauptmomente ſeiner Regierung. —

Chriſtian's VIII. Civilliſte, im Budget zu 670,000 Reichsthaler angeſchlagen, ward im Jahre 1846 auf 734,600 Reichsthaler erhöht. Nach der Rechnungsablage betrug ſie aber 770,000, alſo 100,000 Thaler mehr, als ihm von den Ständen bewilligt worden war.

Einen großen Theil der Civilliſte verwendete der König auf ſeine Kunſtſammlungen. Er beſaß eine ausgewählte Bibliothek, die namentlich in den Naturwiſſenſchaften, in der nordiſchen Alterthumskunde und in den bildenden Künſten die ſeltenſten und koſtbarſten Prachtwerke aufzuweiſen hatte. Außerdem beſaß er reiche Sammlungen von Münzen, Vaſen und Mineralien. Es beſeelte ihn ein lebendiges Intereſſe für alles Edel-Schöne in Wiſſenſchaft und Kunſt. Wohl Niemand in ganz Dänemark hatte das Hinſcheiden des großen unerreichbaren Meiſters Thorwaldſen tiefer und inniger betrauert, als Chriſtian VIII., der ein großherziger Mäcen aller Künſtler und Kunſtfreunde war. Nächſt der Kunſt fühlte er ſich am meiſten zu den Naturwiſſenſchaften und unter dieſen zur Geognoſie hingezogen, weßhalb er bei jeder Gelegenheit einen hohen Grad von Verehrung für Alexander v. Humboldt an den Tag legte. — Der König liebte vor Allem den Umgang mit Männern der Wiſſenſchaft. Zu den Notabeln, die auf ſeinem Luſtſchloſſe Sorgenfry ſtets willkommene Gäſte waren, gehörten Hans Chriſtian Oerſted, Adam Oehlenſchläger, der deutſche Kunſtkenner und däniſche Kammerherr Karl Friedrich von Rumohr.

Chriſtian VIII. war außerdem, wie jeder Mann von Geiſt, ein erleuchteter Feinſchmecker, welcher ſich zu den Lehren und Anſichten Brillat-Savarin's bekannte, deſſen „Physiologie du goût" Niemand in Dänemark beſſer zu würdigen verſtand, als der feinzüngige Gemahl der Königin Karoline Amalie, die auch ihrerſeits etwas leckermäulig war und, wie ihr Gemahl, eine wohlbeſetzte Tafel liebte. Der König beſaß eine ganz auffallende Vorliebe für den „Don Juan der Weine", für Champagner, und es war eine Verläumdung von Seiten ſeiner Feinde, daß er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens dem Schnapstrinken ergeben haben und in Folge des übermäßigen Genuſſes leiſe Anwandlungen von Delirium tremens gehabt haben ſoll.

Zu der nicht geringen Zahl ſeiner guten Eigenſchaften gehörte ſein ausgeſprochener Sinn für Nationalitätsgefühl. Er war, wie einer ſeiner Lobredner ſehr richtig hervorhebt, der erſte echt nationale König Dänemarks, durch und durch rein däniſch geſinnt: er liebte ſein Dänemark über Alles!

Und gerade darum, weil ihm Dänemark über Alles ging, ſah er mit tiefem Schmerze auf den engen Bereich der däniſchen Nationalität und gewahrte mit gerechter Beſorgniß die rieſigen Fortſchritte, welche deutſche Sprache und Bildung im Herzogthume Schleswig gemacht hatten. Volk und Stände drängten ihn mehr und mehr, die ſchwindende Nationalität zu wahren. Aus der ihm angeborenen Liebe für Dänemark ward er taub und unempfindlich gegen die leider nur allzugerechten Klagen und Beſchwerden der Herzogthümer, deren deutſches Weſen ſich bei dem Gedanken empörte, allmälig mehr und mehr in Dänemark aufzugeben. Und ſo entſtand jener unſelige Racenkrieg, dem das große Deutſchland eben ſo große Opfer brachte, als das kleine, bis heute noch unbeſiegte Dänemark.

Während Chriſtian **VIII.** ſich mit dem Plane trug, durch eine gemeinſame Verfaſſung Dänemark und die Herzogthümer, das Dänenthum und das Deutſchthum, gleichſam unter Einen Hut zu bringen, traf ihn ein ſchlagartiger Anfall, der ſeinem Leben und Streben ein frühzeitiges Ziel ſetzte.

Ein Aderlaß, den der Leibarzt gegen dieſen Schlaganfall angewendet hatte, führte eine Entzündung der Venen herbei. Profeſſor Stein hoffte die Geſchwulſt des Armes durch Einſchnitte in denſelben zu beſeitigen; das Uebel aber verſchlimmerte ſich dadurch.

Am 10. Januar 1848 erſchien das erſte Bulletin. Doctor Dahlerup hatte den Kranken bereits aufgegeben; deſſen ungeachtet enthielten die Bulletins, die täglich zweimal ausgegeben wurden, keine Andeutung von Gefahr, weil der König ſelbſt die Abfaſſung derſelben redigirt hatte und weil er den Zuſtand ſeiner Krankheit ſo lange als möglich ſeinem Volke gegenüber geheim zu halten wünſchte.

Die letzten Bulletins lauteten wie folgt:

Am 19. Januar Morgens 9 Uhr: Seine Majeſtät der König hat ſeit geſtern Nachmittag faſt unabläſſig Fieber gehabt, die Nacht war ſchlaflos und die Kräfte haben deßhalb abgenommen. G. Dahlerup.

Am 19. Januar Abends 9 Uhr. Seine Majeſtät der König hat heute ein minder heftiges Fieber gehabt, hat etwas geſchlafen und befindet ſich etwas beſſer. Die Geſchwulſt am Arme hat etwas abgenommen und eine gute Suppuration fängt an, ſich in den Einſchnittswunden zu zeigen. G. Dahlerup.

Am 20. Januar Morgens 9 Uhr. Seine Majeſtät der König hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt; im Uebrigen iſt ſein Befinden und der Zuſtand des Armes ungefähr derſelbe wie geſtern Abend. G. Dahlerup.

Dies war das letzte Bulletin. Während der vierzehntägigen Krankheit des Königs hatte die fromme Karoline Amalie unter Thränen und Gebeten das Krankenlager ihres Gemahls nur auf wenige Stunden verlaſſen, um auf dringendes Anrathen der Aerzte der Ruhe zu pflegen. Die zwei letzten Nächte aber wachte ſie an ſeinem Lager.

Am Morgen des 21. Januar erhielt die Hauptſtadt die Kunde vom Tode des Königs, welcher Donnerſtags, am 20. Januar, um halb zwölf Uhr Nachts in den Armen der Königin geſtorben war.

Chriſtian VIII. hatte ein Alter von einundſechzig Jahren, vier Monaten und zwei Tagen erreicht, aber nicht mehr als acht Jahre und ſechs Wochen regiert.

Am Tage vor ſeinem Ableben hatte ſich der König länger als eine Stunde mit ſeinem Sohne und Nachfolger unterhalten und ihm vor Allem eingeprägt, auf Einigkeit hinzuarbeiten zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein. Hierauf empfing er aus der Hand des Biſchofs von Seeland, Dr. J. P. Mynſter, das heilige Abendmahl. Zwölf Stunden ſpäter hauchte er ſeinen letzten Wunſch aus. Seid einig, einig, einig! rief er, wie jener ſterbende Schweizer, drückte noch einmal die Hand der in Thränen zerfließenden Königin und hörte zu leben auf.

Das Portefeuille mit den Papieren des todten Königs wurde von der Königin dem Oberhofmarſchall von Levetzow, dem Kammerherrn von Tilliſch und dem Etatsrath Lunding übergeben.

Unter dieſen Papieren befand ſich in Form eines Briefes eine Art politiſchen Teſtaments, in welchem der König ſeinem Nachfolger eine Reihe guter Lehren ertheilte, deren Befolgung ihm feierlich an's Herz gelegt ward.

Beim Anbruch des Morgens wurden die Thore der Stadt geſchloſſen. Gegen Neun verkündete die zitternde Stimme des faſt neunzigjährigen Staatsminiſters von Stemann vom Balcone des Chriſtiansberger Schloſſes die Nachricht vom Hinſcheiden des Monarchen mit den Worten:

— König Chriſtian **VIII.** iſt todt! Lange lebe König Friedrich **VII.**!

Und gleich darauf begrüßte der neue Herrſcher von demſelben Balcone herab das zahlreich verſammelte Volk, das ſich bei deſſen Erſcheinen ziemlich paſſiv verhielt.

— — — — — — — — — — —

Die Königin-Wittwe begab ſich, wenige Tage nach dem Tode ihres Gemahls, nach ihrem Wittwenſitze Ploen in Holſtein.

— — — — — — — — — — —

Werfen wir einen Blick auf die Regierung Chriſtian's **VIII.**, ſo ſtellen ſich folgende Hauptmomente heraus:

1) Reorganiſation des Heeres im Mai 1842.

2) Einführung allgemeiner Wehrpflichtigkeit und Beſchränkung der Prügelſtrafe in der Armee im November 1841.*)

---

*) Der erſte Paragraph beſtimmte, daß Unterofficiere bis zum Jäger hinab nicht mit Fuchtel, Stockſchlägen oder Krummſchließen beſtraft werden durften. Der zweite Paragraph verfügte, daß nur Spielleute zweiter Klaſſe und Gemeine körperlich gezüchtigt werden durften, daß dieſe Züchtigung aber nur in Schlägen auf den Rücken mit der flachen Klinge beſtehen ſoll und daß dieſe Strafe aus höchſtens ſechs Hieben

3) Reviſion des Preßgeſetzes und die dadurch herbeigeführte Beſchränkung der Preßfreiheit. Als Beweis dafür ſei nur die eine Thatſache angeführt, daß z. B. vom 1. Januar bis zum 1. Juli 1844 nicht weniger als 42, wiederhole zweiundvierzig Nummern des „Fädrelandet“ confiscirt werden waren.

4) Die Spaltungen, die Chriſtian **VIII.** durch ſeinen Offenen Brief vom 8. Juli 1846 und durch die darin angeregte Succeſſionsfrage hervorgerufen hat.

5) Aufhebung des marokkaniſchen Präſents. Es hatte damit folgende Bewandtniß. Dänemark hatte ſich durch Vertrag vom 25. Juli 1767 verpflichtet, dem Kaiſer von Marokko alljährlich einen Jahrestribut oder, wie es beſchönigend genannt ward, ein Präſent von 50,000 Reichsbankthalern zu zahlen. —

---

beſtehen darf — Ueber dieſe Verordnung äußerte ſich ein däniſcher Patriot wie folgt: „Nach ſo und ſo vielen Petitionen von Seiten der verſchiedenen Ständeverſammlungen und nachdem ſich die geſammte Preſſe Dänemarks für gänzliche Aufhebung der barbariſchen Prügelſtrafe ausgeſprochen, hat die Regierung ſich trotzdem nicht entſchließen können, es weiter zu bringen als bis zu einer Verordnung, wodurch die bisherigen „„zur Aufrechterhaltung des Gehorſams und Reſpects““ noch immer nöthig befundene Fuchtel und Stockprügel nur ein klein wenig beſchränkt, aber keineswegs gänzlich abgeſchafft werden. Fünfundzwanzig Rohrhiebe u. ſ. w. figuriren nach wie vor in der neuen Verordnung und es ſcheint nur möglich, „„den Gehorſam und Reſpect““ in der däniſchen Armee zu erhalten, wenn die Soldaten, die Söhne des Landes, wie in Rußland geprügelt werden.“ — — —

Chriſtian VIII., müde dieſes koſtſpieligen Präſents, ließ im Sommer 1844 eine Expedition, beſtehend aus dem Kriegsdampfſchiffe Hekla, den Fregatten Geſion, Thetis und einer Kriegsbrigg, ausrüſten, um, vereint mit einer ſchwediſchen Flotille, nach der Küſte Afrika's abzugehen und Seine marokkaniſche Majeſtät, Muley Abderrhaman, der ſich um dieſelbe Zeit auch von Spanien angegriffen ſah, zu zwingen, auf die fernere Zahlung jenes däniſchen Tributs Verzicht zu leiſten. Durch die Vermittelung des engliſchen und franzöſiſchen Geſandten, Sir Henry Bulwer und des Herzogs von Glücksburg, kam im September 1844 ein Friede zu Stande, in welchem Marokko auf den bis dahin entrichteten Tribut von Seiten Dänemarks und Schwedens (Letzteres hatte jährlich 20,000 ſpaniſche Piaſter gezahlt) für immer Verzicht leiſtete. Dieſer Vertrag ward am 5. April 1845 zu Tanger unterzeichnet.

6) Abtretung der däniſchen Niederlaſſungen in Oſtindien an die oſtindiſche Compagnie. Nach dem am 22. Februar 1845 zu Calcutta abgeſchloſſenen Vertrage wurde von Seiten Dänemarks Tranquebar an der Küſte von Coromandel und Frederiksnagor (Serampoore) in Bengalen für eine Abſtandsſumme von 844,000 Thalern für immer an die oſtindiſche Compagnie verkauft. — — — —

— — — — — — — — — — —

Das, was beim Tode Chriſtian's VIII. und bei der Thronbeſteigung ſeines einzigen kinderloſen Sohnes mehr als alles Andere die aufgeregten Gemüther in Dänemark und, in noch höherem Grade, in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein beſchäftigte, war die noch immer unentſchiedene Succeſſionsfrage. Schon im Jahre 1844 hatte der Kieler Advokat Chriſtian Samwer unter dem Titel „Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und zugehörigen Lande" in Hamburg eine Schrift erſcheinen laſſen, welche die Succeſſionsfrage zu Gunſten des auguſtenburger Hofes entſchied. Es hatte den Anſchein, als ſei dieſes Buch, das in Dänemark große Erbitterung wachrief, unter den Auſpicien des Herzogs von Auguſtenburg entſtanden. Doch wurde dieſem Gerüchte von vielen Seiten her widerſprochen. Der auguſtenburger Hof gab ſich die Miene, als habe er die Arbeit des Herrn Samwer dann erſt kennen gelernt, als dieſe gedruckt erſchienen ſei. Ein Correſpondent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung", der mit der Geſchichte des Samwer'ſchen Buches genau bekannt zu ſein vorgab, beharrte nichts deſto weniger bei der Behauptung, daß der eigentliche Urheber dieſer Schrift kein Anderer als der Herzog von Auguſtenburg ſelber ſei. „Es iſt, ſchrieb dieſer Berichterſtatter, nicht blos bekannt, ſondern längſt erwieſen, daß der Herzog zu verſchiedenen früher erſchienenen Schriften und zu vielen Aufſätzen in Journalen directe Veranlaſſung gegeben; man hat ihn ſogar verſchiedene Male ſelbſt für den Verfaſſer von Aufſätzen, die allerdings nicht unter ſeinem Namen ans Licht traten, ausgegeben, und es iſt bekannt, daß er ſeit ungefähr einem Jahre auf ſeine Koſten ein eigenes Journal, das „Sonderburger Wochenblatt", unterhält, in welchem zuvörderſt ſeine Intereſſen vertreten werden. Geradezu iſt der Herzog, der in nationaler Hinſicht wie auch rückſichtlich der Succeſſionsfrage, ſeinem Schwager, dem Könige Chriſtian **VIII.**, direct gegenüber ſteht, mit ſeinen Anſprüchen noch niemals offen hervorgetreten und ob und wie er auf dem Wege der Diplomatie ſeine Sache betrieben hat, iſt bis jetzt ein Geheimniß geblieben. Aber eben dies wird ihm auch vielfach verübelt und die ſchleswig-holſtein'ſchen Exaltirten betrachten ſeine Zurückhaltung ſchon längſt mit einem gewiſſen Mißtrauen."

Das aber, was im Jahre 1844 noch ein Geheimniß war, iſt ſeit jener Zeit eben kein Geheimniß mehr. Es iſt jetzt unwiderleglich erwieſen, daß ſowohl Chriſtian **VIII.** als deſſen Nachfolger keinen größern Feind beſaß als den Herzog von Auguſtenburg, der in Schleswig-Holſtein die Kohlen ſchürte und das Meiſte zu dem Ausbruche der Feindſeligkeiten der Herzogthümer gegen Dänemark beitrug.

Chriſtian **VIII.** ſchien dies geahnt zu haben, denn wenige Stunden vor ſeinem Hinſcheiden ſoll er zu ſeinem Beichtvater, dem Biſchof Mynſter, geſagt haben.

— Mein gefährlichſter Gegner in Schleswig iſt mein eigener Schwager, deſſen Ehrgeiz, der ſeit Jahren im Trüben fiſcht, meinem Sohne viel zu ſchaffen machen wird. Meine Schwägerin*) und ihre Schweſter können noch immer nicht vergeſſen, daß ſie Nachkommen jener Gräfin von Samſöe ſind, die das Herz Chriſtian's V. und mit ihm ganz Dänemark beherrſcht hatte. Am Hofe zu Auguſtenburg werden die Pläne geſchmiedet, die nichts Geringeres bezwecken, als Schleswig ſowohl wie Holſtein von Dänemark loszureißen und meinem Schwager die Thronfolge in den Herzogthümern zuzuwenden. Möge der Himmel dem Erben meiner gefährdeten Krone die Macht verleihen, die Pläne meiner und ſeiner Feinde zu vereiteln. Ich, für meinen Theil, trete mit reinem Gewiſſen vom Schauplatze meines Lebens ab. Ich, für meinen Theil, habe keinen Grund, ſo ängſtlich und beſorgt wie Friedrich VI. am Ende ſeiner Tage zu fragen: „Wie werde ich in der Geſchichte daſtehen?“ — Ich, für meinen Theil, trage in mir das tröſtende Bewußtſein, daß ich nichts Anderes als Dänemarks Ruhm und Größe gewollt, daß ich alle Theile meines Reiches mit gleicher Liebe geliebt und daß, ob ich gleich mit Leib und Seele Däne bin, Schleswig und Holſtein mir eben ſo ſehr am Herzen lag, als die

---

*) Herzog Chriſtian Karl Friedrich Auguſt von

---

Sonderburg-Auguſtenburg, Schwager Chriſtian's VIII., war ſeit dem 18. September 1820 mit Louiſe Sophie, Tochter des Grafen Chriſtian Conrad von Danneſkjold-Samſöe, und der Bruder des Herzogs, Friedrich Emil Auguſt, ſeit dem 7. September 1829 mit der Gräfin Henriette von Danneſkjold-Samſöe, einer jüngern Schweſter der Herzogin Louiſe Sophie, vermählt.

[illegible] meiner Geburt. — Gott ſchütze Dänemark un
meinen Sohn!

Eine Stunde ſpäter hauchte Chriſtian ſeine
letzten Seufzer aus.

Seine Deviſe lautete: „Constantia et prudentia“.

## Achtes Kapitel.

Liſte der von Chriſtian dem Achten creirten Elephanten-Ordens-Ritter.

Chriſtian VIII., nicht weniger freigebig in Vertheilung von Orden als ſein Vorgänger, verlieh während ſeiner achtjährigen Regierung nicht weniger als ſiebenundzwanzig blaue Bänder, und zwar an Folgende:

Am 19. Januar 1840.

1) Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz und gegenwärtig König von Preußen, Sohn Friedrich Wilhelm's III. und der mecklenburg-ſtrelitz'ſchen Prinzeſſin Louiſe, geb. zu Berlin am 15. October 1795, machte 1815 den Feldzug gegen Frankreich mit, vermählte ſich am 29. November 1823 mit der Prinzeſſin Eliſabeth Ludovike von Bayern, Tochter des Königs Maximilian Joſeph's und deſſen zweiter Gemahlin, Karoline Friederike Wilhelmine von Baden (geb. am 13. November 1801), ſuccedirte ſeinem Vater am 7. Juni 1840, berief, gedrängt durch die Nachwirkungen der Pariſer Februar-Revolution,

am 2. April 1848 den vereinigten Landtag und eröffnete am 22. Mai die Nationalverſammlung, die am 5. December wieder aufgelöſt ward. An demſelben Tage erſchien die Urkunde einer octroyirten Verfaſſung, die der Reviſion der beiden Kammern unterworfen ward, welche auf den 26. Februar 1849 einberufen wurden. — Der König, den das Frankfurter Parlament zum deutſchen Kaiſer erwählt hatte, gab der Deputation, die am 3. April Audienz erhielt, eine ablehnende Antwort, löſte am 27. April die zweite Kammer auf und ſandte Tags darauf eine Erklärung nach Frankfurt, worin er die Ablehnung der Kaiſerwürde auf Grund der Verfaſſung vom 28. März ausſprach. Am 31. Januar 1851 ward die von beiden Kammern revidirte Verfaſſungsurkunde als Staatsgrundgeſetz publicirt und ſeit jenem Tage trat Preußen in die Reihe der conſtitutionellen Monarchien ein. Alles Uebrige gehört nicht hierher. — Der König, der ſeit dem Sommer 1857 an Gehirnerweichung leidet, hat bis zu ſeiner Wiedergeneſung die Leitung der Regierungsgeſchäfte ſeinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, übertragen.

Am 1. Februar 1850.

2) Adolf Wilhelm Karl, Herzog von Naſſau, Sohn des Herzogs Wilhelm und deſſen erſter Gemahlin, der Prinzeſſin Charlotte Louiſe Friederike Amalie von Sachſen-Altenburg, geb. am 24. Juli 1817, ſuccedirte ſeinem Vater am 20. Auguſt 1839 und vermählte ſich am 31. Januar 1844 mit der ruſſiſchen Großfürſtin Eliſabeth Mi-

chailowna, zweiter Tochter des Großfürſten **Michael** (geb. am 26. Mai 1826, geſt. am 28. Januar 1845). Sechs Jahre darauf, am 23. April 1851 ſchloß er eine neue Ehe mit der Prinzeſſin Adelheid, Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau (geb. am 25. December 1833).*)

### Am 22. Mai 1840.

3) Ernſt Friedrich Wilhelm **Karl Ferdinand** Philipp Ludwig, Prinz zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. zu Barchfeld am 28. Januar 1789, zuerſt churheſſiſcher Lieutenant, trat 1808 als Obriſtlieutenant in ruſſiſchen Kriegsdienſt, erhielt 1836 als General der Cavallerie ſeine Entlaſſung, trat mit gleichem Rang in hannover'ſchen Kriegsdienſt und quittirte darauf 1838. Dieſer ſiebennamige Prinz, noch am Leben, iſt unvermählt.

### Am 28. Juni 1840.

4) Friedrich Wilhelm Georg Adolph, Prinz zu Heſſen, Sohn des Landgrafen Wilhelm von Heſſen und der däniſchen Prinzeſſin Charlotte, Tochter des Erbprinzen Friedrich und Schweſter des Königs Chriſtian **VIII**. von Dänemark, geb. am 26. November 1820, iſt däniſcher General-Major, Chef

---

*) Freiherr v. Pechlin, däniſcher Geſandter am Bundestage, bemerkte, als er dem Herzog Adolf die Inſignien des Elephanten-Ordens überreichte, die Verleihung dieſes Ordens ſei eine den herzoglichen Vorfahren ſchon in drei Generationen zu Theil gewordene Auszeichnung.

des ruſſiſchen Mariepol'ſchen Huſaren-Regiments und präſumtiver Thronerbe des Kurfürſtenthums Heſſen-Kaſſel, des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig-Holſtein. Er vermählte ſich am 28. Januar 1844 mit der Großfürſtin Alexandra Nikolajewna, dritter Tochter des Kaiſers Nikolaus von Rußland (geb. am 24. Juni 1825, geſt. am 10. Auguſt 1844). Am 27. Mai 1853 ſchloß er eine neue Ehe mit Prinzeſſin Maria Anna Friederike von Preußen (geb. am 17. Mai 1836).

5) Gebhard, Graf von Moltke-Huitfeld, däniſcher geheimer Conferenzrath, Stiftsamtmann von Drontheim und ſpäter Amtmann des Stiftes Fühnen, geb. am 29. April 1764, geſt. am 10. December 1851.

Am 15. December 1840.

6) Leopold Friedrich, Herzog von Anhalt-Deſſau, Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Prinzeſſin Chriſtiane Amalie von Heſſen-Homburg, geb. zu Deſſau am 1. October 1794, folgte ſeinem Großvater, dem Herzog Leopold Friedrich Franz, am 9. Auguſt 1817, vermählte ſich am 18. April 1818 mit Prinzeſſin Friederike, Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen (geb. am 30. September 1796, geſt. am 1. Januar 1850).

Am 27. Februar 1841.

7) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, Bruder des jetzt regierenden Königs von Preußen (ſiehe Nummer 1 dieſer Liſte), geb. zu

Berlin am 22. März 1797, erhielt nach der Thronbeſteigung ſeines Bruders den Titel „Prinz von Preußen" und iſt der präſumtive Thronfolger Friedrich Wilhelm's IV. — Während des Sturmjahres 1848 ſah der Prinz von Preußen, den die Volkswuth als vermeintlichen Urheber der Schreckensſcenen des 18. März bezeichnet hatte, ſich genöthigt, am 22. März Berlin zu verlaſſen und ſich nach London zu begeben. Am 10. Mai deſſelben Jahres ward er auf Befehl des Königs zurückberufen und erſchien am 8. Juni als Abgeordneter des Wirſitzer Kreiſes im Schooße der Nationalverſammlung mit der feierlichen Erklärung, daß er bereit ſei, der neuen conſtitutionellen Regierung ſeine ganze Kraft zu leihen, um ſie aufrecht zu erhalten. Der Prinz von Preußen, zu jener Zeit mit Unrecht ein Gegenſtand des Volkshaſſes, iſt jetzt durch die Offenheit ſeines Characters und durch die Lauterkeit ſeiner Geſinnung mit vollem Rechte der entſchiedene Freund und Liebling der Nation, die von ſeinem thatkräftigen Regimente das Beſte erwarten darf. Der Prinz von Preußen iſt ſeit dem 11. Juni 1829 vermählt mit der Prinzeſſin Auguſte Marie Louiſe, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar und der ruſſiſchen Großfürſtin Maria Paulowna (geb. am 30. September 1811). Sie ſowohl, als ihr Gemahl, ſind entſchiedene Gegner der pietiſtiſchen Richtung, die in den höhern Schichten des preußiſchen Hofes in den letzten Jahren leider allzugroßen Anhang gefunden hatte.

### Am 12. April 1841.

8) Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, Sohn des Herzogs Ferdinand und der Fürſtin Antoinette Maria Gabrielle von Kohary, geb. zu Wien am 29. October 1816, ſeit dem 9. April 1836 zweiter Gemahl*) der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal, Witwer ſeit dem 15. November 1853.

### Am 10. Juni 1841.

9) Friedrich Auguſt Emil, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, älteſter Sohn des (am 14. Januar 1841 zu Lerzig geſtorbenen) Herzogs Friedrich Karl Emil und der Frau Sophie Eleonore Friederike von Scheel, geb. zu Altona am 2. Februar 1802, däniſcher Oberſt-Lieutenant und Commandeur der Leibgarde zu Pferde, geſt. (unvermählt) zu Kopenhagen am 31. Januar 1843. Deviſe: „Fides et constantia.“

10) Alexius Friedrich, Fürſt von Bentheim-Steinfurt, geb. am 20. Januar 1781, vermählt ſeit dem 17. October 1811 mit Prinzeſſin Wilhelmine von Solms-Braunfels (geb. am 20. September 1793), ſuccedirte ſeinem Vater, dem Fürſten Ludwig Wilhelm Geldrich Ernſt, am 20. Au-

---

*) Ihr erſter Gemahl war der Herzog Auguſt Karl Eugen Napoleon von Leuchtenberg (geb. am 9. December 1810, vermählt am 26. Januar 1835, geſt. zwei Monate nach ſeiner Vermählung am 28. März 1835 zu Liſſabon

guſt 1817 und lebt noch. Deviſe: „Manu forti liberor.“

### Am 14. Juli 1841.

11) Guſtav Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin, Sohn des Herzogs Friedrich Franz und der Prinzeſſin Louiſe von Sachſen-Gotha, geb. am 31. Januar 1781, war in ſeiner Jugend Rittmeiſter in ſchwediſchen Dienſten, ſpäter preußiſcher Major der Cavallerie und wurde als Solcher am 10. December 1813 im Treffen bei Oſterode (gegen die Dänen) verwundet. Er nahm darauf ſeinen Abſchied und ging nach Italien, von wo er, erſt nach mehrjährigem Verweilen in Rom und Neapel, im Jahre 1827 nach der Heimath zurückkehrend, ſich in Ludwigsluſt niederließ und in der Nähe der Stadt einen Landſitz im italieniſchen Style, bekannt unter dem Namen „Villa Gustava“, bewohnte. Hier lebte er als Dom-Kapitular von Magdeburg*). Herzog Gu-

---

*) Der namentlich in der Mecklenburger Hofgeſchichte außerordentlich gut orientirte Dr. Vehſe erzählt von dieſem Herrn Dom-Kapitular (Band II., Seite 303): „Herzog Guſtav war ein Freund des aus dem Kreiſe der Berliner Rahel bekannten Franzoſen Cuſtine, ein Belletriſt und Schöngeiſt, der große Neigung zur Romantik und zum Katholicismus zeigte und als wohlerzogen ſehr beliebt bei den Damen war, obwohl er der männlichen Leidenſchaft der Heroen, eines Theſeus, Alexanders, Cäſars, Wilhelms III. u. ſ. w., wie die Herzogin (Eliſabeth) von Orleans ſchreibt, ergeben geweſen ſein ſoll. Guſtav's Favorit war der Secretair Flohr.“

ſtav, der nebenbei auch ein feinzüngiger Gourmand und ein leidenſchaftlicher Verehrer des „Don Juans der Weine“, des brüſelnden Champagners war, ſtarb, unvermählt am 10. Januar 1851. Seine Deviſe als Elephantenritter iſt uns nicht bekannt; ſein Wahlſpruch im gewöhnlichen Leben war: „Chacun a son goût“. Von allen ſeinen Geſchwiſtern (er hatte deren fünf gehabt,) war ihm die kleine extravagante Charlotte Friederike, die katholiſch gewordene Gemahlin Chriſtian's VIII, welche er die „büßende Magdalene“ zu nennen geruhte, die Liebſte. Der Todestag ſeiner geliebten Schweſter war der einzige Tag im Jahre, an welchem er ſich den Genuß des Champagners verſagt haben ſoll.

### Am 30. October 1841.

12) Georg Karl, Prinz von Heſſen-Kaſſel, dritter Sohn des Landgrafen Friedrich und der Prinzeſſin Karoline Polyxena von Naſſau-Uſingen, geb. zu Maſtricht am 14. Januar 1793, iſt preußiſcher General-Lieutenant und Gouverneur von Magdeburg und dort vorzugsweiſe durch die Derbheit ſeiner Witze bekannt. Der Prinz iſt unvermählt.

### Am 5. April 1842.

13) Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Sohn des Großherzogs Paul Friedrich und der preußiſchen Prinzeſſin Alexandrine, geb. zu Ludwigsluſt am 28. Februar 1823, ſuccedirte ſeinem Vater am 7. März 1842 und vermählte ſich am 3. November 1849 mit der Prinzeſſin Auguſte von Reuß-Schleiz, geb. am 26. Mai

1822). Der Großherzog iſt preußiſcher General-Major, Chef des 24. Infanterie-Regiments und eines ruſſiſchen Karabinier-Regiments. Dr. Vehſe ſagt von ihm: „Herzog Friedrich Franz iſt ein junger Herr, der offenbar zu zeitig auf den Thron kam; er war den liberalen Ideen zugeneigt und zwar, wie ſich in der Sturmperiode gezeigt hat, mit einem eigenthümlichen Eigenſinn zugethan; er trat, unter herber Mißbilligung ſeiner Ritterſchaft, auf die Bahn des Fortſchritts, deſſen die in ſo vielen und mannigfachen Beziehungen noch ganz patriarchaliſchen Zuſtände Mecklenburgs allerdings bedurften, hat aber ſehr bald in den Rückſchritt wieder einlenken müſſen, nachdem ihn ſeine Ritter auf's Herbſte gemaaßregelt haben."

Am 30. Januar 1843.

14) Albert, Herzog zu Sachſen-Koburg-Gotha, Bruder des gegenwärtig regierenden Herzogs Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha, geb. auf dem Landſitze Roſenau bei Koburg am 26. Auguſt 1819, vermählt ſeit dem 10. Februar 1840 mit der Königin Victoria von England (geb. am 24. Mai 1819). Der König-Gemahl iſt großbritanniſcher Feldmarſchall, Doctor der Rechte, Mitglied der Akademie der heiligen Cäcilia in Rom und, wie ſein Bruder Ernſt, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik und vor Allem der Compoſitionen Felix Mendelsſohn's. Er gilt für einen der ſchönſten Männer Londons und hat darum, wie man ſich erzählt, viel von Eiferſucht zu leiden.

Am 22. Juni 1843.

15) Chriſtian, Prinz von Schleswig-

Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, dritter Bruder des Herzogs Karl, geb. zu Schleswig am 8. April 1818, däniſcher General-Major, Commandeur der zweiten Cavallerie-Brigade und Mitglied des Geheimen Staatsraths, vermählt ſeit dem 26. Mai 1842 mit Prinzeſſin Louiſe, zweiter Tochter des Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel (geb. am 7. September 1817). Beide ſind noch am Leben.

Am 18. September 1843.

16) Friedrich, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, Bruder des Vorhergehenden, däniſcher Rittmeiſter im zweiten Leibdragoner-Regiment, geb. zu Schleswig am 23. October 1814, vermählt ſeit dem 16. October 1841 mit Prinzeſſin Adelheid, zweiter Tochter des regierenden Fürſten von Schaumburg-Lippe (geb. am 9. März 1821). Prinz Friedrich's Deviſe heißt: „*Honor et patria*“.

Am 5. December 1843.

17) Heinrich Karl Waldemar, Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, Sohn des am 11. Juni 1841 verſtorbenen Prinzen Emil, geb. zu Leipzig am 13. October 1810, preußiſcher Obriſt im Regiment Garde du Corps, Commandant der Feſtung Neiſſe und ſpäter Commandant der Feſtung Küſtrin, geſt. unvermählt am 19. Juli 1849. — Deviſe: „*Fides et constantia*“.

Am 28. Januar 1844.

18) Peter Michailowitſch, Fürſt Wolkonsky, geb. um 1777, zur Zeit der Regierung der zweiten Katharina Unterlieutenant im Semenows-

ſkiſchen Leibgarde-Regiment, gleich darauf Adjutant des Czarewitſch Alexander, 1800 Obriſt, 1801 General und ſeit jener Zeit der unzertrennliche Begleiter des Kaiſers auf Reiſen und im Kriege. 1813 wurde er General-Lieutenant und Chef des Kaiſerlichen Generalſtabs. Als Solcher befehligte er im October deſſelben Jahres die Heere der Verbündeten und drängte Napoleon's Armeen nach Leipzig, wo deſſen Macht zertrümmert ward. — Kaiſer Nikolaus erhob, gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, den Buſenfreund ſeines verſtorbenen Bruders zum Miniſter des kaiſerlichen Hauſes, in welcher Stellung er den Ruf eines großherzigen Mäcens der Künſte und Wiſſenſchaften genoß. Ganz beſonderes Verdienſt erwarb ſich der Fürſt durch die großartigen Verſchönerungen von Peterhof, Gatſchina, Zarskoe-Selo und Krasnoe-Selo. Er ſtarb zu Peterhof am 9. September 1852. Deviſe: „*In Deo spes mea*".

### Am 23. Juli 1844.

179. Conſtantin Nikolajewitſch, Großfürſt von Rußland, Bruder des jetzt regierenden Kaiſers Alexander II., geb. zu Petersburg am 21. September 1827, vermählt ſeit dem 11. September 1848 mit Prinzeſſin Alexandra (früher Friederike Henriette Pauline Marianne Eliſabeth) von Sachſen-Altenburg, jüngerer Schweſter der jetzt regierenden Königin von Hannover, geb. am 3. Juli 1830, und, beiläufig erwähnt, eine der ſchönſten und impoſanteſten Frauen des Petersburger Hofes. Der Großfürſt Conſtantin, ruſſiſcher General-Admiral,

iſt der Abgott der altruſſiſchen Partei. Seine Deviſe fehlt uns leider.

Am 16. Juni 1846.

20) Leopold I., König der Belgier, Sohn des Erbprinzen Franz Friedrich Anton von Sachſen-Koburg-Saalfeld und deſſen zweiter Gemahlin, der Gräfin Auguſte Karoline Sophie von Reuß-Ebersdorf, geb. zu Saalfeld am 16. December 1790, vermählt ſeit dem 2. Mai 1816 mit Prinzeſſin Charlotte Auguſte, Tochter des Königs Georg IV. von England (geb. am 7. Januar 1796, geſt. am 6. November 1817), zum Könige der Belgier erwählt am 4. Juni 1831, zum zweiten Male vermählt ſeit dem 9. Auguſt 1832 mit Louiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſter Tochter Louis Philippe's, Königs der Franzoſen (geb. am 3. April 1812, geſt. am 11. October 1850). Deviſe: „L'union fait la force".

Am 27. Juni 1846.

21) François Pierre Guillaume Guizot, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter Louis Philippe, geb. zu Nimes am 4. October 1787, berühmt als Geſchichtsſchreiber, vermählt ſeit dem 9. April 1812 mit Mademoiſelle Pauline de Meulan (geb. zu Paris am 2. November 1773, geſt. daſelbſt am 1. Auguſt 1827). Ein Jahr ſpäter ſchloß Guizot eine zweite Ehe mit Mademoiſelle Eliſa Dillon, Nichte ſeiner erſten Gemahlin. Dieſer ausgezeichnete Staatsmann, lange Zeit angefochten wegen ſeiner Sympathien für England, die ihm den Spott-

namen „Mylord Guizot“ erwarben, iſt unbeſtritten einer der unbeſcholtenſten und ehrenwertheſten Charactere Frankreichs, deſſen Name jene hundert anderer Faiſeurs des neuen Regime in dunkle Schatten hüllt. Guizot's Deviſe lautet: „Recta linea brevissima est“.

22) Elie Decazes, Herzog von Glücksberg, vormaliger Polizei-Miniſter unter Ludwig XVIII. und ſpäter Großreferendair der Pairskammer, geb. zu Saint-Martin-de-Laye (Departement der Gironde) am 28. September 1780, vermählt ſeit 1818 mit Mademoiſelle de Saint-Aulaire, von Friedrich VI. zum Herzog von Glücksberg erhoben. Der Herzog befindet ſich noch am Leben. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

Am 16. Juli 1846.

23) Karl Ludwig Eugen, Herzog von Schonen, Kronprinz von Schweden und Norwegen, Sohn König Oscar's I. und der Prinzeſſin Joſephine Maximiliane Eugenie von Leuchtenberg, geb. am 3. Mai 1826, vermählt ſeit dem 19. Juni 1850 mit der Prinzeſſin Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande (geb. am 5. Auguſt 1828). Beide leben noch.

Am 2. November 1846.

24) Otto I., König von Griechenland, zweiter Sohn des Königs Ludwig von Bayern und der Prinzeſſin Thereſe von Sachſen-Altenburg, geb. zu München am 1. Juni 1815, König von Griechen-

land ſeit dem 5. October 1832, vermählt ſeit dem 22. November 1836 mit Prinzeſſin Marie Friederike Amalie, Tochter des Großherzogs Auguſt von Oldenburg (geb. am 21. December 1818). Ihre Ehe iſt bis jetzt kinderlos.

Am 1. Januar 1847.

25) Anders Sandoe Oerſted, geheimer Conferenzrath, geb. zu Rudkjoebing am 21. December 1778, einer der größten Rechtsgelehrten Dänemarks, von 1841 — 1848 Miniſter des Innern. Er lebt noch. Seine Deviſe fehlt uns.

26) Heinrich Anna, Graf von Reventlow-Criminil, geheimer Conferenzrath, geb. am 6. Mai 1798, vermählt ſeit dem 8. Mai 1823 mit der Reichsgräfin Louiſe Sophie Jeannette von Rantzau auf Raſtorff (geb. am 5. December 1799, geſt. am 23. October 1852.)

Am 29. März 1847.

27) Pedro II., Kaiſer von Braſilien, Sohn Pedro's I. und der Erzherzogin Leopoldine von Oeſterreich, geb. am 2. December 1825, gelangte durch ſeines Vaters Abdicationsacte d. d. Boaviſta vom 7. April 1831 zum Throne, am 23. Juli 1840 ſelbſtſtändig zur Regierung und vermählte ſich am 4. September 1843 mit der Prinzeſſin Thereſe Chriſtine Marie, Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien (geb. am 14. März 1822). Beide ſind noch am Leben.

Außer dieſen ſiebenundzwanzig blauen Bändern hatte Chriſtian VIII. während ſeiner achtjährigen

Regierung noch vierundfünfzig Großkreuze des Danebrogs verliehen.

Zu den ausländiſchen Notabeln, die dieſe Auszeichnung erhielten, gehörten: Graf Moritz von Dietrichſtein, öſterreichiſcher Geheimer Rath und Oberſtkämmerer (1840); Alexander von Humboldt (1841); Albrecht Elof, Freiherr v. Ihre, ſchwediſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (1842); Friedrich von Wrangel, preußiſcher General der Cavallerie (1843); Baron von Meyendorff, ruſſiſcher General-Lieutenant (1844); Georg Wilhelm Ludwig v. Meyerinck, preußiſcher wirklicher geheimer Rath und Oberſchloßhauptmann, und Herr v. Luetke, ruſſiſcher Admiral und General-Adjutant (1845); Jean Jacques Germain, Baron de Pelet, franzöſiſcher General-Lieutenant; Elias, Freiherr v. Lagerheim, ſchwediſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und Andrea Metaxa, griechiſcher Miniſter des auswärtigen Departements (1846).

## Neuntes Kapitel.

Der Hofſtaat und die Großwürdenträger der däniſchen Krone im Jahre 1848. — Die am Kopenhagener Hofe beglaubigten Agenten der auswärtigen Mächte. — Dänemark's Geſandte bei den auswärtigen Höfen. — Dänemarks Bevölkerung. — Seine Land- und See-Macht.

### Oberſte Hofchargen.

Ober-Hofmarſchall: Joachim Gottſche v. Levetzau, Ordensmarſchall, Chef der Hof-Kapelle und des Hoftheaters.

Ober-Kammerjunker: Don Alonſo d'Aguirre y Gadea, Graf Yeldi (ein Spanier von Geburt).

Ober-Stallmeiſter: Chriſtian, Graf v. Danneſkjold-Samſöe.

Ober-Ceremonienmeiſter: General-Lieutenant Friedrich Konrad v. Holſtein.

Vice-Ceremonienmeiſter: Karl Friedrich Chriſtoph, Graf v. Ahlefeldt-Laurwig.

Dieſe Hofchargen führten, mit Ausnahme des Letztgenannten, den Titel „Excellenz".

---

Confeſſionarius: der Biſchof von Seeland, Dr. Jakob Peder Mynſter.

General-Adjutant des Königs: General-Major Karl v. Ewald.

General-Adjutant der Flotte: Contre-Admiral Chriſtopher Lütken.

---

Cabinetsſecretaire des Königs: Geheimer Etatsrath Johann Gunder Adler; Staatsſecretair für die Gnadenſachen: Kammerherr Friedrich Ferdinand von Tilliſch.

### Hofſtaat der Königin.

Hofmarſchall: Graf Guſtav von Blücher-Altona.

Oberhofmeiſterin: Kammerherrin v. Roſenoern.

Hofcavalier: Graf von Trampe.

### Hofſtaat der verwitweten Königin.

Hofmarſchall: Kammerherr von der Maaſe.

Kammerherren: Carl Adolf, Baron von Juel-Ryſenſteen; Hans Jörgen, Graf von Scheel.

### Hofſtaat des Kronprinzen.

Hofmarſchall: Kammerherr W. T. v. Oxholm, Hauptmann.

Adjutanten: Major B. M. von Bülow und J. L. C. Irminger.

Cabinetsſecretair: Juſtizrath Lunding.

### Geheime Staatsminiſter.

Juſtiz-Miniſter, Präſident der däniſchen Kanzle und Ordens-Kanzler Paul Chriſtian von Stemann.

Finanzminiſter und Vicekanzler der Orden: Adam Wilhelm, Graf von Moltke.

General-Procurator für Dänemark: Dr. Anders Sandoe Oerſted.

Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten: Heinrich Anna, Graf von Reventlow-Criminil.

## Flotte.

Admiral: S. K. H. der Kronprinz.

Contre-Admiral: Anders Schifter.

Chef für das Juſtiz- und Polizeiweſen in Kopenhagen und auf Seeland: Hans Georg Benzen.

Polizeidirector: Conferenzrath Chriſtian Jacob Cosmus Bräſtrup*).

Chef der Juſtiz und Polizei in Fühnen, Laaland, Falſter und Jütland: Etatsrath Lage Algreen Uſſing**).

General-Poſtdirector: Otto Sophus, Graf von Danneſkjold-Samſöe***).

Statthalter in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein: zu jener Zeit unbeſetzt.

---

*) Ein ſehr wichtiger Mann, welcher ſchon zu jener Zeit Commandeur des Danebrogs, Ritter des norwegiſchen Sanct-Olafs-Ordens, des ſchwediſchen Nordſtern, des preußiſchen rothen Adlers und des ruſſiſchen Sanct-Annen-Ordens zweiter Klaſſe war und noch jetzt das Polizei-Ruder führt.

**) Der ci-devant freiſinnige Deputirte. Was aus einem Liberalen, wenn er mit den Wölfen zu heulen verſteht, mit der Zeit nicht Alles werden kann!!!

***) Ein Vetter, welcher erblich in dieſer Familie iſt

Schleswig-holſteiniſche Regierung: Präſident Ludwig Nikolaus von Scheel.

Lauenburgiſche Regierung, Gouverneur und Landdroſt: Chriſtian Andreas Friedrich, Graf von Rantzau.

Höchſten-Gericht in Kopenhagen. Juſtitiarius: Geheimer Conferenzrath Friedrich von Lowzow.

Schleswig-holſtein-lauenburg'ſches Ober-Appellationsgericht in Kiel. Präſident: Conferenzrath Dr. Johann Paul Höpp.

Ober-Bibliothekar der königlichen Bibliothek: Etatsrath Chriſtian Molbech.

## Gouverneure der Colonien.

General-Gouverneur der weſtindiſchen Inſeln: Kammerherr und General-Major Peter Karl Friedrich von Scholten.

Vice-General-Gouverneur der weſtindiſchen Inſeln, Gouverneur von St. Thomas und St. Johann: General-Kriegs-Commiſſair: Johannes Söbötker.

Gouverneur der Beſitzungen auf der Küſte von Guinea: Edward James Arnold Carſtenſen.

Grönländiſche Küſten: Lieutenant Hans Peder Chriſtian Moeller und Capitain-Lieutenant Karl Peder Holböll.

## Diplomatiſches Corps in Kopenhagen.

Von Belgien: Alphonſe Alexandre Felix Dujardin.

Von Braſilien: Ritter Joſé de Carvalho.

Von Frankreich: Sigismund Adolph Baron v. Billing, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter. — Geſchäftsträger: Adolphe Dotezac.

Von Großbritannien: Sir Henry Watkins Williams Wynn. — Peter Browne, Legationsſecretair.

Von den Hanſeſtädten: Miniſter-Reſident Auguſt Wilhelm Pauli.

Von den Niederlanden: Chevalier Evert Marius Verian Martini.

Von Oeſterreich: Maximilian Joſeph Freiherr von Brints-Treuenfeld.

Von Portugal: Joaquin de Roboredo.

Von Preußen: Auguſt Ludwig Freiherr Schoulz v. Aſcheraden.

Von Rußland: vacat. Hofrath v. Ewers, erſter Geſandtſchafts-Secretair.

Von Sardinien: Graf Ferdinand Coſta de Beauregard.

Von Schweden: Elias Freiherr von Lagerheim.

Von Sicilien: Cajetan von Tſchudy.

Von Spanien: Juan Ximenez de Sandoval.

## Dänemarks Geſandte an den auswärtigen Höfen.

In Belgien: Kammerherr von Coopmans, als Geſchäftsträger.

In Braſilien: Commandeur-Capitain Johan Carl Peder Prytz, als Geſchäftsträger.

Am deutſchen Bundestage (wegen Holſtein und Lauenburg): Kammerherr und Geheimer Conferenzrath Freiherr v. Pechlin.

In Frankreich: Graf Ludwig von **Moltke**, als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter.

„ Großbritannien: Kammerherr Graf Friedrich Detlev von Reventlow: als a. G. und b. M.

„ Hanſeſtädte: J. W. Rücker, als Miniſter-Reſident und General-Conſul.

„ Niederlande: Ritter J. W. v. **Morgenſtern**, als Geſchäftsträger.

„ Oeſterreich: General-Major Freiherr v. Löwenſtern, als a. G. und b. M.

„ Portugal: Hofjägermeiſter J. H. W. Graf von Luckner, als Geſchäftsträger.

„ Preußen: Geheimer Legationsrath und Kammerherr von Löwenörn, als Geſchäftsträger.

„ Rußland: Graf Rantzau, als a. G. und b. M.

„ Sardinien: G. Merellet, als Conſul in Genua.

„ Schweden: Kammerherr Hoyer v. Bille, als a. G. und b. M.

„ Sicilien: Johann Fleiſcher, als General-Conſul in Neapel; Daniel Clauſſen, als General-Conſul in Meſſina, und Antonio Piccaluga als Conſul in Palermo.

In Spanien: Kammerherr Olinto Dal Borgo di Primo, als Geſchäftsträger.

An außereuropäiſchen Höfen waren accreditirt:

In Marocco: Conferenzrath Carſtenſen, als Geſchäftsträger, und G. Marcuſſen, als General-Conſul in Tanger.

„ Waſhington: Steen Anderſen Bille, als Geſchäftsträger und General-Conſul.

— — — — — — — — — — — —

Nach der Zählung von 1845 betrug die Zahl der Einwohner im Königreiche Dänemark 1,350,327; im Herzogthume Schleswig*): 262,000; im Herzogthum Holſtein: 479,361; im Herzogthum Lauenburg: 46,486. Geſammtbevölkerung 2,139,074 Einwohner und mit der Bevölkerung von Grönland (ungefähr 80,000 Einwohner) und jener der auswärtigen Kolonien in Weſtindien und den Nicobariſchen Inſeln ungefähr 2,400,000 Einwohner.

Die volkreichſten Städte Dänemarks und der beiden Herzogthümer waren im Jahre 1845:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Kopenhagen | 126,800 | Aarhus | 8,000 |
| Altona | 32,000 | Helsingör | 8,000 |
| Flensburg | 16,000 | Aalborg | 7,800 |
| Kiel | 13,400 | Randers | 7,100 |
| Schleswig | 12,000 | Glückſtadt (Freihafen) | 6,200 |
| Rendsburg | 10,300 | Hadersleben | 6,000 |
| Odenſe | 10,200 | Horſens | 5,000 |

---

*) In Schleswig lebten damals 138,000 Dänen, 122,000 Deutſche, 52,000 Einwohner gemiſchter Abkunft und 27,000 Frieſen.

Zur Zeit des Ablebens Chriſtian's VIII. ſtand die lutheriſche Kirche in Dänemark und den beiden Herzogthümern unter acht Biſchöfen, zwei General-Superintendenten, zweiundſechszig Pröpſten und 1488 Predigern.

Nach der neuen Organiſation vom 28. April 1842 beſtand die Landmacht aus:

| | |
|---|---|
| 1 Bataillon Garde, vier Compagnien | 590 Mann |
| 1 Corps Leibjäger . . . . . . . | 723 „ |
| 17 Bataillone Linieninfanterie à 4 Compagnien . . . . . . . . | 15,906 „ |
| 5 Bataillone Jäger à 4 Compagnien<br>1 Schwadron Leibjäger<br>2 Schwadronen Gardehuſaren | 494 „ |
| 6 Regimenter Dragoner à 4 Schwadr. | 3,472 „ |
| 1 Artillerie-Brigade, 2 Regimenter in 12 Feldbatterien à 8 Stück Geſchütz mit . . . . . . . . | 3,409 „ |
| Ingenieurcorps . . . . . . . . . | 290 „ |
| | 24,881 Mann; |

demnach mit Inbegriff des Generalſtabs, der General-Commando's, des Feſtungs-Perſonals (incluſive 796 Offizieren, darunter 23 Generale, 28 Obriſte und 21 Obriſt-Lieutenants) circa 25,000 Mann. Dazu kommen in Kriegszeiten noch 50,000 Mann. Summe der Landmacht: 75,000 Mann.

## Seemacht.

### Beſtand der Flotte im Jahre 1845.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 5 Linienſchiffe zu | 84 | Kanonen | = | 420 | Kanonen |
| 1 Linienſchiff zu | 66 | „ | = | 66 | „ |
| 8 Fregatten zu | 40—48 | „ | = | 326 | „ |
| 4 Corvetten zu | 20—22 | „ | = | 86 | „ |
| 5 Briggs zu | 12—16 | „ | = | 70 | „ |
| 5 Schooner zu | 6—8 | „ | = | 28 | „ |
| 3 Kutter zu | 2—4 | „ | = | 8 | „ |
| Ruderflottille von | | | = | 88 | „ |
| Schaluppen und Jollen mit | | | = | 96 | „ |
| | | | Zuſammen | 1100 | Kanonen.*) |

Dazu kamen noch fünf Dampfſchiffe.

Die Handelsflotte zählte am Schluſſe des Jahres 1846:

| | | |
|---|---|---|
| In Dänemark . . . . . | 1767 | Schiffe |
| In den Herzogthümern . . | 2670 | „ |
| In Lauenburg . . . . . . | 111 | „ |
| Dampfboote . . . . . . . | 29 | „ |
| Zuſammen | 1577 | Schiffe. |

---

*) Die Zahl der Offiziere des See-Etats belief ſich auf 155; ein Admiral, ein Vice-Admiral, vier Contre-Admirale, ſechs Commandeure, neun Commandeur-Capitaine, ſiebzehn Capitaine, vierundzwanzig Capitain-Lieutenants, ſiebenunddreißig Premier- und ſechsundvierzig Seconde-Lieutenants

# Sechszehntes Buch.

## Friedrich VII.

(1808 — 1848 — . . .)

## Zehntes Kapitel.

Geburt und Jugendjahre Friedrich's des Siebenten. — Seine Mutter und ihr Verführer. — Zorn des mecklenburg'ſchen Papa's. — Friedrich's Confirmation. — Seine Verlobung. — Seine Reiſe nach dem Auslande. — Sein Aufenthalt in Genf und in den Hauptſtädten Italiens u. ſ. w.

Prinz Friedrich Karl Chriſtian, zweitgeborener*) Sohn Chriſtian's VIII. und der mecklenburg-ſchwerin'ſchen Prinzeſſin Charlotte Friederike, erblickte das Licht der Welt am 6. October 1808 im Amalienburger Schloß zu Kopenhagen. Die Geburt dieſes Prinzen fiel in eine der unglücklichſten Perioden der Geſchichte Dänemarks. Ein Jahr zuvor hatten die Engländer den Stolz der däniſchen Nation, die Flotte, theils vernichtet, theils geraubt und die Hauptſtadt des Reichs durch das genugſam bekannte Bombardement in einen Aſchenhaufen verwandelt. Dänemark, durch ſeine Alliance mit dem „gekrönten Abenteurer" Napoleon im Kriege zu Land und zu Waſſer mit England und Schweden verwickelt, ſtand damals am Abgrunde eines Staatsbankerouts.

---

*) Der Erſtgeborene ſtarb zu Ploen am 8. April 1807, am Tage ſeiner Geburt.

Ein Jahr nach der Geburt dieſes Prinzen ließ ſich der Vater von der ungetreuen Gemahlin ſcheiden, die er in flagrant délit mit dem „fameux violon" — Edouard Dupuis — ertappt hatte. Die Prinzeſſin ward in's Exil nach Horſens geſchickt; ihr Verführer erhielt Knall und Fall ſeinen Abſchied und ging nach Schweden, wo er, frech genug, ſein Verhältniß mit der Prinzeſſin an die große Glocke hing und durch dieſe Indiscretion den Zorn des Vaters der Prinzeſſin in ſo hohem Grade erregte, daß der Großherzog Friedrich Franz in der erſten Aufwallung des beleidigten Vaterherzens ſich mit dem Plane trug, einen hohen Preis für Denjenigen auszuſetzen, dem es gelingen würde, ſich der Perſon dieſes Dupuis zu bemächtigen, um ihn als Verläumder ihres Rufes dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Friedrich Franz, erzählte man ſich in Dänemark, ſandte einen Agenten nach Schweden, um vom dortigen Gouvernement die Auslieferung des geigenſpielenden „Ehrenräubers" zu verlangen. Schweden aber erklärte, daß eine Auslieferung dieſer Art den Geſetzen dieſes Landes ſchnurſtracks zuwiderlaufe. — Dupuis blieb in Schweden und lohnte die ihm gewährte Gaſtfreundſchaft durch einen neuen Treubruch, zu dem er die Geliebte des Herzogs Friedrich von Oeſtergothland, die ci-devant Schauſpielerin Sophie Hagman, verleitete.

Prinzeſſin Charlotte, die ſich von Horſens aus an ihren Vater wandte und ihn erſuchte, ihr zu geſtatten, daß ſie nach Schwerin zurückkehren dürfe, erhielt von dem erzürnten Vater die Antwort, er werde ſie, Falls ſie ſich erdreiſte, ohne ſeine Erlaubniß an ſeinem Hofe zu erſcheinen, von ſeinen Gensdarmen rückſichtslos feſtnehmen und nach Dänemark zurückſchicken laſſen, eine Antwort, die ſeinem Vaterherzen um ſo weniger Ehre macht, da man weiß, daß er ſelbſt nichts weniger als ein Tugendſpiegel und im Punkte ehelicher Treue eben kein allzuglänzendes Muſter war.

Prinz Friedrich, durch die Verbannung der Prinzeſſin frühzeitig der mütterlichen Pflege und Sorgfalt beraubt, wurde der Erziehung fremder Hände anvertraut, als der Vater, der ihn mit Blicken ungerechten Verdachtes anſah, am 11. Mai 1813 zum Statthalter des Königreichs Norwegen ernannt, ſich in Folge dieſer Ernennung nach Chriſtiania begab und ſeinen fünfjährigen Sohn in Kopenhagen zurückließ.

Der von Vater und Mutter verlaſſene Prinz erhielt durch die Fürſorge Friedrich's VI. den Kammerherrn Karl Emil v. Bardenfleth zum Gouverneur, den Paſtor Freuchen und den Candidaten der Theologie Holſt zu Lehrern in den Schulgegenſtänden. Ein Herr Dumesnil ertheilte ihm Unterricht im Franzöſiſchen, zu deſſen Erlernung der ſechsjährige Knabe eben ſo wenig Luſt als Talent offenbarte. Ueberhaupt ſchien ihm das Lernen auffallend ſchwer zu werden. Eine frühzeitig an den Tag gelegte Neigung zur Kriegskunſt gab Veranlaſſung, daß Major Olſen ihm als Lehrer der Militairwiſſenſchaften beigegeben ward.

Der ſtrengſte unter den Lehrern des ungelehrigen Prinzen war Paſtor Freuchen, deſſen pädagogiſche Grundſätze ihn oft ſo weit hinriſſen, daß er ganz und gar zu vergeſſen ſchien, Lehrer eines Prinzen zu ſein. — Eines Mittags ſaß er mit ſeinem prinzlichen Zöglinge bei Tiſche; es wurden Fiſche ſervirt, die der Knabe des üblen Geruches halber nicht genießen wollte. Obgleich der ehrwürdige Herr ſelbſt nicht den geringſten Appetit zu dem alten Dorſch verſpürte, hielt er's doch für ſeine Pflicht, den Jüngling ſchon frühzeitig vom Widerwillen gegen gewiſſe Speiſen, die ihm nicht behagten, befreien zu müſſen. Aber alle Befehle des geſtrengen Pädagogen ſcheiterten an der Beſtimmtheit des Prinzen, die ſich frühzeitig genug in ihm entwickelt hatte. Der dadurch entſtandene Streit zwiſchen Lehrer und Schüler rief eines Tages den in Kopenhagen zufällig anweſenden Vater herbei, der, vom Prinzen über die Urſache des Streites in Kenntniß geſetzt, dem Pedanten einen Verweis wegen ſeines allzuſtrengen Benehmens gab und ihn, trotz allen Widerſtandes, zwang, die faulen Fiſche ſelber zu verſpeiſen.

Am 22. Mai 1815 vermählte ſich der damalige Kronprinz Chriſtian mit der Prinzeſſin Karoline Amalie von Auguſtenburg*). Prinz Friedrich, damals ſieben Jahre alt, erhielt dadurch eine Stiefmutter, zu der er bald ziemlich viel Zuneigung empfand. Daß dies Verhältniß aber niemals einen Grad von Innigkeit erreichte, lag wohl zunächſt daran, daß der junge Prinz mehr als alles Andere auf der Welt ſeine verbannte Mutter liebte und in ſpätern Jahren mit ihr in ununterbrochenem Briefwechſel blieb, der bis zu ihrem am 13. Juli 1840 in Rom erfolgten Ableben fortbeſtand. Ein frommer Mönch pflegt noch bis zum heutigen Tage das einfache Grab der als Katholikin geſtorbenen Prinzeſſin Charlotte.

---

*) Wohl niemals, ſagte ein däniſcher Augenzeuge dieſer Trauung, iſt eine ſchönere Prinzeſſin vor dem Altare des Herrn erſchienen, als an dieſem Tage.

Am 23. Juni 1818 trat der Kronprinz Chriſtian mit ſeiner Gemahlin Karoline Amalie und ſeinem zehnjährigen Sohne eine Reiſe ins Ausland an. Sie begaben ſich über Odenſe und Altona nach Kaſſel, von wo der Prinz Friedrich in Begleitung ſeines Gouverneurs nach Kopenhagen zurückgeſandt ward. Die Eltern verweilten bis zum Schluſſe des Jahres in Deutſchland und kehrten erſt in den letzten Tagen des Decembers nach Dänemark zurück. Am 19. Mai 1819 traten ſie eine neue Reiſe nach Deutſchland, nach der Schweiz und nach Italien an und kehrten erſt nach mehr als dreijähriger Abweſenheit, am 15. Auguſt 1822, nach Kopenhagen zurück.

Prinz Friedrich, der während dieſer Zeit größtentheils ſich ſelbſt überlaſſen war, ſchloß damals eine ſehr intime Freundſchaft mit einem ſeiner Spielgenoſſen, welcher der Sohn eines wohlhabenden Buchdruckers war und Karl Berling hieß.

Am 22. Mai 1826 ward der achtzehnjährige Prinz in der neuerbauten Chriſtiansborger Schloßkirche durch den königlichen Confeſſionarius Michael Friedrich Liebenberg in Gegenwart König Friedrich's VI. und ſeiner Gemahlin, des Vaters und der hochſchönen Stiefmutter, ſo wie der übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen, des ganzen Hofes und der Staatsminiſter feierlich confirmirt. Der Geiſtliche nahm in einer Predigt über den Text des Evangeliſten Johannes im Kapitel XV., Vers 4 und 5, Veranlaſſung darauf hinzudeuten, daß die neu eingeweihte Kirche ihre heiligen Handlungen nicht würdiger beginnen könne, als mit der Confirmation eines Prinzen, der, zu großen Hoffnungen berechtigend, im Schooße dieſer Kirche ſein Glaubensbekenntniß abzulegen entſchloſſen ſei. Er wies in ſeiner Predigt darauf hin, daß die Abkunft der Fürſten von Gottes Gnaden nichts voraus habe vor dem letzten Bettler, daß gerade Hoheit und Anſehen der Geburt die Großen der Erde auffordere, allen andern Menſchen als Beiſpiel in allem Guten voranzugehen, er wies darauf hin, daß ein Prinz größern Gefahren und Verſuchungen ausgeſetzt ſei, als jeder andere Menſch, daß ein hochſtehender Prinz nur ſelten die Stimme der reinſten Wahrheit vernehme und wie ſchwierig es für ihn ſei, die Worte eines treuen Freundes von der ſchmeichleriſchen Rede eines Heuchlers zu unterſcheiden. Der Prediger ſprach die Hoffnung aus, daß die treue Fürſorge der theuern Eltern, die Leitung und Unterweiſung von Seiten rechtſchaffener Männer, denen ſeine Jugend anvertraut geweſen, in ſeinem Herzen als gute Saat ausgeſät worden und daß dieſe Saat einſt reiche Früchte tragen werde zur Freude des ganzen Königshauſes und zum Wohle des geſammten Vaterlands.

Nach dem Schluſſe der Predigt legte Prinz Friedrich nachfolgendes Glaubensbekenntniß ab:

„Ich gelobe bei dem dreieinigen Gotte, Vater, Sohn und heiligen Geiſte, vor meinem innig geliebten Könige, vor meinen Eltern und der ganzen Verſammlung, daß ich die heilige evangeliſche Lehre, in welcher ich von meiner früheſten Jugend an unterrichtet worden bin, getreulich halten und mit Gottes Beiſtande mich beſtreben will, alle meine Pflichten getreulich zu erfüllen bis ans Ende meiner Tage, Amen!“

Doctor Liebenberg ſchloß dieſe religiöſe Handlung mit einer Rede, in der es u. A. hieß:

„Ruhig, frei und frohen Muthes mögen Sie die Bahn Ihres Lebens wandeln, die verſchiedenen Wechſelfälle von Glück und Unglück, welche höhere Weisheit abwiegt, mit gleicher Standhaftigkeit ertragen, Verkennung, unverſchuldeten Tadel, ſtrenges und liebloſes Urtheil muthig erdulden, ſo lange Ihr Herz und Ihr Gewiſſen Sie nicht ſelber anklagt und verurtheilt.“

Vier Tage nach der Confirmation des Prinzen ward ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Wilhelmine Marie, der jüngſten Tochter König Friedrich's VI., am Hofe declarirt. Die Braut des Prinzen, geboren zu Kiel am 18. Januar 1808, hatte vor vier Monaten ihr achtzehntes Jahr erreicht. Sie glich ihrer Mutter Marie Sophie Friederike und war eben ſo fromm, anſpruchslos und beſcheiden, wie dieſe.

Die Bewohner der Hauptſtadt äußerten ihre Theilnahme an dieſem Ereigniſſe durch eine feenhafte Illumination, wie ſie vielleicht noch niemals dageweſen war. Alle öffentlichen Gebäude ſchwammen in einem Meere von Lichtern.

Bald nach ſeiner Vermählung trat Prinz **Friedrich** in Begleitung des Herzogs von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, des Grafen **von Rantzau-Breitenburg**, des Majors **von Ewald***) und eines zahlreichen Gefolges eine Reiſe ins Ausland an.**)

Am 15. Juni 1826 verließ er Altona und traf am folgenden Tage unter dem Namen eines Grafen **von Wagrien** in Braunſchweig ein. Hier verweilte er zehn Tage.

Am 28. Juni langte er in Kaſſel an und blieb

---

*) Major **Karl von Ewald** war der Sohn des Generallieutenants **Johann von Ewald**, der am 31. Mai 1809 mit einem combinirten däniſch-holländiſchen Truppencorps den bekannten Sturm auf Stralſund gegen den tapfern **Schill** ausführte und der gegen die kriegsrechtlich der Plünderung preisgegebenen Einwohner jener Stadt ſich ſo menſchenfreundlich bewies, daß ſein Andenken dort in hohen Ehren ſteht. **Karl von Ewald** war im Sommer des Jahres 1845 als Generalmajor und General-Adjutant **Chriſtians VIII** Begleiter bei deſſen Beſuche auf der Inſel Rügen beim Könige von Preußen. **Friedrich Wilhelm IV** ſagte damals zu **Ewald**: es freue ihn, den Sohn eines Mannes zu ſehen, deſſen er ſich dankbar erinnere für ſein großherziges Verhalten in Stralſund.

**) Ueber dieſe Reiſe führte Prinz **Friedrich** ein Tagebuch, das uns durch dritte Hand zur Verfügung geſtellt ward.

dort bis zum 10. Juli. Am 12. Juli kam er in Stuttgart an und begab ſich am 14. nach der Schweiz. Von dort ging er nach Mailand. Von hier kehrte er nach der Schweiz zurück, um einen längeren Aufenthalt in Genf zu nehmen und daſelbſt Vorleſungen über Staats- und Kriegswiſſenſchaften von ausgezeichneten Lehrern zu hören. Der Prinz bewohnte am ſüdlichen Ufer des Genferſees ein reizendes Landhaus, „Plongeon" genannt, das auch zum Winteraufenthalte für ihn und ſein Gefolge eingerichtet ward.

Am 18. Januar 1827 veranſtaltete der Prinz zu Ehren des Geburtsfeſtes ſeiner Braut, der Prinzeſſin Wilhelmine, ein Ballfeſt, zu dem alle Notabilitäten Genfs eingeladen waren.

Am folgenden Morgen reiſte er nach Lyon, wo er nur zwei Tage blieb und ſich dann nach Marſeille begab, wo er die Wintermonate zubrachte.

Am 15. April kehrte er, von Nizza aus, nach ſeinem Landſitze bei Genf zurück, um hier von Neuem die Gelegenheit zu benutzen, den Vorleſungen des Profeſſors Pellegrino Roſſi über Staatsrecht und des Obriſten Henri Guillaume Dufour über Kriegswiſſenſchaften beizuwohnen. Profeſſor Niccolo Bucari ertheilte ihm Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und Literatur. Letzterer gewann ſo ſehr die Gunſt und Freundſchaft ſeines Schülers, daß Bucari bald darauf das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens erhielt.

Am 15. September verlieh der Herzog von Schleswig-Holſtein-Glücksburg den Prinzen Friedrich, um nach Kopenhagen zurückzukehren, wo er am 8. October eintraf.

Am 21. December trat Prinz Friedrich in Begleitung des Dr. Helmer, der ſich als Arzt von Genf aus dem Gefolge Seiner Königlichen Hoheit angeſchloſſen hatte, ſeine zweite Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich an. Am 24. traf er in Lyon ein, wo er das Weihnachtsfeſt verlebte. Dann beſuchte er Bordeaux, Bayonne und Toulouſe und begab ſich von hier nach Nizza, wo er vom 21. bis 28. Februar 1828 verweilte.

Am 1. März langte er in Genua an. Von hier begab er ſich über Carrara, Maſſa und Lucca nach Livorno, von wo er am 16. März nach Piſa reiſte. Am 18. traf er in Florenz ein. Der Großherzog Leopold II. — ein Freund des Prinzen Chriſtian — empfing ſeinen nordiſchen Gaſt mit großer Aufmerkſamkeit und beſuchte mit ihm am folgenden Abende das ihm zu Ehren feenhaft illuminirte Pergola-Theater. Am 20. beſichtigte der Prinz alle Sehenswürdigkeiten der Stadt: in der Via Ghibellina (Nummer 7588) das Geburtshaus Michelangelo Buonarotti's, in der Via Santa Chiara (Nummer 5679) das Geburtshaus Benvenuto Cellini's. Auf der Piazza San Martino in einem ärmlichen zweiſtöckigen Hauſe (Nummer 631) wurde der Sänger der göttlichen Komödie, Dante Alighieri, geboren; in der Via de' Pazzi, in der Caſa Mannelli (Nummer 1369) ſchrieb Boccaccio einen Theil ſeines „Decamerone"; in der Via de Guicciardini, in einem gleichfalls zweifenſterigen Hauſe (Nummer 1751) ſtarb der florentiniſche Livius, der Mann, der den „Principe" und eines der feinſten Luſtſpiele Italiens „la Mandragora" geſchrieben; hier ſtarb Niccolo Macchiavelli am 22. Juni 1527 in drückendſter Armuth; am Lungo de l'Arno (Nummer 4177) in einem ſtattlichen Palaſte, der jetzt dem Grafen Alberti gehört, ſtarb Vittore Alfieri, der letzte Tragödiendichter Italiens, „il principe della tragedia", wie die Inſchrift über dem Eingange des Hauſes ſagt, wo er die letzten zehn Jahre ſeines Lebens, beſchirmt von der Gräfin Aloyſia von Stolberg, gelebt, geliebt und gedichtet hatte. Aber mehr als alle dieſe heiligen Stätten des Nachruhms intereſſirte den Prinzen ein ſchmuckes, mit Fresken geſchmücktes, vierfenſteriges Haus von zwei Stockwerken in der Via Maggio. In dieſem Hauſe (Nummer 1921) wohnte einſt eine der ſchönſten Frauen von ganz Italien. Im Innern des Hauſes lieſt man die Inſchrift „Bianca Capello, prima che fosse moglie a Francesco I. de' Medicis, abita questa casa che ella si edificava nell' 1566." In dieſem Hauſe wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, als ſie die Geliebte des Großherzogs Franz von Medicis war, der ihren Gemahl in jenem engen Seitengäßchen, das ihrem Hauſe gegenüber liegt, in der Via Sguazza, eines Abends durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derſelben Zeit lebte noch des Großherzogs Gemahlin, die öſterreichiſche Erzherzogin Giovanna, Tochter Kaiſer Ferdinand's I. Um ſeine Liebe zu Bianca geheim zu halten und, von keinem Auge geſehen, in ihr Haus zu gelangen, ließ er vom Palazzo

Pitti bis zu ihrer Wohnung einen unterirdiſchen Gang anlegen, der noch bis heute exiſtiren ſoll. — Sechs Monate nach dem Tode ſeiner Gemahlin (am 12. October 1578) vermählte er ſich mit Bianca Capello und neun Jahre ſpäter wurden Beide an einem und demſelben Tage (am 20. October 1587) auf ihrer Villa zu Poggio Cajano vergiftet vom Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und Nachfolger von Bianca's zweitem Gemahle. — Im Audienzſaale des Palazzo vecchio ſah Prinz Friedrich die Bildniſſe des Großherzogs Franz und ſeiner Bianca; zwiſchen Beiden hängt das Portrait ihres Mörders, alle drei gemalt von Aleſſandro Allori, Bronzino genannt. Prinz Friedrich zeichnete Bianca's Haus in ſein Album ein.

Am 22. März begab er ſich über Siena nach Rom und ſtieg daſelbſt im Hotel de l'Europe ab. Schon am folgenden Tage ſtattete er ſeinem berühmten Landsmanne Thorwaldſen einen Beſuch in deſſen Atelier ab, verweilte bei ihm, bis es zu dunkeln begann, und beſichtigte dann in deſſen Geſellſchaft das Coloſſeum, deſſen großartige Ruinen vom magiſchen Lichte des Mondſcheins übergoſſen waren. An demſelben Abende wurde dem Prinzen, nachdem er in ſein Hotel zurückgekehrt war, von den in Rom anweſenden Künſtlern und Gelehrten Dänemarks ein großartiger Fackelzug gebracht.

Am folgenden Morgen empfing der Prinz einen der päpſtlichen Kammerherren, der ihn im Namen des heiligen Vaters zu einem Beſuche im Vatican einzuladen beauftragt war.

Am 31. März beſichtigte Prinz Friedrich und der päpſtliche Kammerherr, der ihm als Begleiter beigegeben war, die Bildergallerie im Vatican und Torquato Taſſo's Grabmal.

Am 2. April ward Seine Königliche Hoheit von Leo XII. im Vatican empfangen und mit großer Auszeichnung aufgenommen. Der heilige Vater umarmte ihn ſogar. — Später beſuchte er Thorwaldſen, der eine Büſte von ihm nahm.

Am Tage der Fußwaſchung machte der Prinz im Vatican die Bekanntſchaft einer Lady Stuart, in deren hochariſtokratiſche Schönheit unſer „Hamlet" ſich dergeſtalt verliebte, daß er beinah um ihre Hand geworben hätte, wäre ihm nicht noch zu rechter Zeit eingefallen, daß er — leider! — bereits verlobt war.

Wenige Tage darauf ſpeiſ'te der Prinz und ſein Gefolge bei dem Cardinale Giulio Maria della Somaglia, von deſſen Palaſte aus er das Schauſpiel der magiſchen Beleuchtung der Peterskirche genoß. Unter den Gäſten Seiner Eminenz befanden ſich Prinz Heinrich von Preußen, der unſerm „Hamlet" zur Rechten, und jene Lady Stuart, die, zur größten Freude des nordiſchen Bräutigams, an deſſen linker Seite ſaß und ihn dergeſtalt entzückte, daß ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Wilhelmine ihm wie ein drückender Alp auf's Herz fiel.

Der Prinz, welcher, wie ſeine geſchiedene Mutter, äußerſt verliebter Natur und außerordentlich exaltirt war, befolgte den wohlgemeinten Wink des Majors v. Ewald, der in dem Zuſammentreffen Seiner Königlichen Hoheit mit Lady Stuart eine drohende Gefahr erkannt und ihm gerathen hatte, dieſer koketten Sirene aus dem Wege zu gehen. Am 9. April verließ er Rom und begab ſich über Velletri und Gaëta nach Neapel.

Am 12. April dort angelangt, ſtieg er im Hôtel La Crocelle (?) ab. Wie groß war ſein Erſtaunen, als eine Stunde ſpäter vor demſelben Hôtel ein Reiſewagen hielt, aus welchem mit der Elaſticität einer Sylphide Lady Stuart herausſprang.

Noch am Tage ſeiner Ankunft ſtattete Prinz Friedrich einem gelehrten Freunde ſeines Vaters, dem berühmten Archäologen Teodoro Monticelli, einen Beſuch ab, ſchrieb dann Briefe in die Heimath und vor Allem an die zärtlich geliebte Mutter, die ſich zu jener Zeit in der Cuſtodie zu Horſens befand.

Am folgenden Morgen empfing Seine Königliche Hoheit den Ritter Luigi de' Medici, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Neapel, den preußiſchen Geſandten, Herrn von Voß, und den preußiſchen Geſchäftsträger, Grafen von Arnim. Der Ritter von Medici überbrachte dem Prinzen eine ſchriftliche Einladung von Seiten ſeines Hofes.

Am 15. April machte Prinz Friedrich dem Könige ſeine Aufwartung. Franz I. und deſſen Gemahlin, Marie Clementine von Oeſterreich, überhäuften ihren nordiſchen Gaſt mit Höflichkeiten aller Art und ſtellten ihm alle Mitglieder ihres Hofes vor.

Am folgenden Morgen erhielt er den Gegenbeſuch des Prinzen Leopold, der umgeben von einer blendenden Wolke zahlloſer Adjutanten erſchien.

Am 17. April beſuchte Prinz Friedrich die Katakomben. Als er ſich in den Gängen etwas allzuweit von ſeinem Gefolge entfernt hatte, ſtand plötzlich ein Bandit mit gezücktem Dolche und dem Verlangen nach ſeiner Geldbörſe vor ihm. Der Prinz greift beherzt in die Bruſttaſche, um ſeinen Dolch zu ziehen und ſich zur Wehr zu ſtellen; bald aber giebt er, von Herzensgüte verleitet, den Gedanken der Vertheidigung auf und reicht dem kecken Banditen die volle Börſe mit den Worten hin:

— Da nimm ſie, guter Freund!

Der Bandit, dem die Bewegung nicht entgangen war, dankte höflich hinzufügend, daß nur die äußerſte Noth ihn zu dieſem Schritt gezwungen habe und daß er ihn nicht gewagt hätte, wäre er nicht Vater von acht Kindern, die alle um Brot ſchreien.

— Eine Bitte habe ich noch mein Prinz, fügte er hinzu (er muß alſo gewußt haben, wen er vor ſich hatte); wollen Sie mir nicht ſagen, was jene Bewegung mit der Hand zu bedeuten hatte?

Der Prinz erwiderte, er habe nach ſeinem Dolche greifen und ſich vertheidigen wollen.

Der Bandit bat, ihm jene Waffe zu zeigen.

Der Prinz, dem dies Abenteuer zu gefallen ſchien, ſtand nicht an, ihm dieſe Bitte zu gewähren. Er reicht dem Banditen den Dolch und ſteht ihm wehrlos gegenüber. Dieſer betrachtet den Dolch, lächelt und ſagt dann:

— Hoheit, dieſer Dolch da taugt nicht viel; hier habe ich ein zweiſchneidiges Stilet, das ſchon in mehr als vierzig Herzen ſtak, nehmen Sie dieſes für Jenen als ein kleines Andenken von mir an.

Der Prinz, der bei guter Laune war, erfüllte ihm auch dieſe Bitte. Und noch bis zum heutigen Tage befindet ſich das Stilet des Banditen, das ihm das Abenteuer in den Katakomben in's Gedächtniß zurückruft, im Beſitze des Königs, der bei jener Gelegenheit wenigſtens eben ſo viel Muth als Gutmüthigkeit bewieſen hatte.

Am 19. April wohnte der Prinz in der Peterskirche der Aufführung eines von hundert Sängern ausgeführten Miſerere bei, wozu er vom Hofe eigends eingeladen war. Er ſaß zwiſchen dem Könige und der Königin und erſchrak nicht wenig, als ſein Auge auf ein weibliches Gegenüber fiel, in welchem er ſofort die reizend-ſchöne Lady Stuart erkannte, deren Schönheit ihn wieder dergeſtalt bezauberte, daß er mitten in den Klängen des Miſerere in der Stille ſeines von Freude angeſchwellten Herzens ein Halleluja ſang.

Am Abende des folgenden Tages beſuchte der Prinz das San-Carlo-Theater, in welchem Roſſini's „Belagerung von Korinth" aufgeführt ward. Nach der Oper wohnte er einem Ballfeſte beim ruſſiſchen Geſandten bei. Er traf hier den Prinzen Leopold und deſſen Gemahlin, mit welcher Prinz Friedrich den Ball eröffnete. Wie freudig war ſeine Ueberraſchung, als ſein Auge während des Tanzes jenem der Lady Stuart begegnete, die mit einem Attaché der engliſchen Geſandtſchaft tanzte.

Am folgenden Morgen unternahm Prinz Friedrich, begleitet vom däniſchen Geſchäftsträger Fegt, Seheſtedt-Juel, dem Grafen Holck, dem Kammerherrn Brockenhuus und dem Profeſſor Teodoro Monticelli, einen Ausflug nach der Inſel Iſchia. Er beſichtigte Puzzuoli, Miſene, und das durch künſtliche Anlagen in den See hineingebaute Bajä, das Aquae Cumanae der alten Römer, den damaligen Sitz des höchſten Luxus. Hier war es, wo ſich einſt die prachtvoll üppigen Landſitze des Lucullus, Cäſar, Pompejus und Marius erhoben. Hier befanden ſich zur Zeit Nero's des Verrückten die natürlichen Schwitzbäder. — Von Bajä kehrte der Prinz nach Iſchia zurück.

Am 22. machte der Prinz von Iſchia kleine Ausflüge nach Caſamicciola, wo drei Wochen zuvor ein Erdbeben gehauſt, bei welchem gegen dreißig Menſchen ihr Leben eingebüßt hatten. Dem Prinzen wurde ein Kind gezeigt, welches drei Tage unter den Trümmern eines Hauſes gelegen hatte und unverſehrt aus dem Schutt hervorgezogen worden war. — Von Caſamicciola ging's nach Furio, Fontano und San Nicola. Der Prinz beſtieg den 2536 Fuß hohen Monte Epomeo, der früher Feuer ſpie.

Am 23. beſichtigte er die heißen Quellen und Höhlen, deren aufſteigende Dämpfe als Bäder, namentlich für Hautleidende, benutzt werden und die u. A. auch der flechtenkranke Exkönig Ludwig, der Lola-Montez-Anbeter, mehrmals gebraucht hat. — Bei einem Glaſe feurigen Iſchia-Weines brachte Prinz Friedrich einen Toaſt auf Friedrich VI. und auf ſeinen Vater aus. Dann kehrte er über Procida nach Neapel zurück. Der Abend ward im San-Carlo-Theater zugebracht.

Am 21. begab ſich der Prinz nach Portici, um dem Könige, der dort mit ſeinem ganzen Hofe verweilte, einen Beſuch abzuſtatten. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Prinzeſſin Marie Chriſtine, (die jetzige Königin-Mutter von Spanien) kennen. Die rothwangige **Kokette**, damals kaum zwanzig Lenze zählend, machte auf ſein ſchnell entzündliches Herz einen faſt eben ſo tiefen Eindruck als die ährenblonde Miß Stuart, deren hoſtienweißes Geſicht ihm beſtändig vor Augen ſtand.

Von Portici ging es nach Reſina, wo ihn ſein Gefolge erwartete. Reſina, ein reizend gelegener Marktflecken am Golf und am Fuße des Veſuvs, ſteht theilweiſe auf Herculanum und baut den berühmten Wein Lacrymae Chriſti. In der Nähe von Reſina war's, wo Plinius der Aeltere bei einer Eruption des Veſuvs um's Leben kam. — Bei Fackelſchein ward das Amphitheater in Herculanum in Augenſchein genommen. Um zehn Uhr Nachts beſtieg der Prinz und ſein Gefolge, das aus dreizehn Perſonen beſtand, auf Eſeln reitend, den Veſuv. Eine Stunde nach Mitternacht erreichten ſie die Eremitage, wo ſie eine Stunde ausruhten, nachdem der Prinz ſich den Lavaſtrom beſehen, den ſein erlauchter Vater im Jahre 1820 wiſſenſchaftlich beſchrieben hatte. Man brauchte, um, vom Eremiten aus, zu Fuße den Gipfel des Veſuves zu erreichen, etwas über eine Stunde und langte dort um halb vier Morgens an. Der Prinz lagerte dort eine Stunde unter freiem Himmel, als Doctor Holmer, der in der Eremitage zurückgeblieben war, in Geſellſchaft dreier Engländer erſchien, die eine in enganſchließende Amazonentracht gehüllte Dame begleiteten, in welcher der Prinz zu ſeiner größten Freude jene Lady Stuart erkannte, die ſeine aufgeregte Fantaſie ohnehin ſchon allzuſehr beſchäftigte. — Wir wiſſen leider nicht zu ſagen, ob es reiner Zufall oder abgekartete Intrigue war, daß Lady Stuart überall, wohin ſich Prinz Friedrich begab, wie ein Deus ex machina erſchien, um ihr reizendes Bild in ſeiner Seele ſtets von Neuem aufzufriſchen. Es hatte den Anſchein, als habe ſie mit irgend einem Menſchen aus der Umgebung des Prinzen unter Einer Decke geſteckt und durch dieſen Jemand immer frühzeitig genug erfahren, wohin der Prinz ſich begeben werde, um dort jedes Mal mit ihm zuſammenzutreffen.

Gegen Fünf ging die Sonne auf. Entzückt von dem erhabenſten aller Naturſchauſpiele, richtete der Prinz, neben welchem, wie durch Zufall hingetrieben, urplötzlich Lady Stuart ſtand, an ſeine Nachbarin die Worte:

— Für mich gehen in dieſem Augenblicke gleichzeitig zwei Sonnen auf und ich weiß mir leider keine

Rechenſchaft zu geben, welche von Beiden die ſchönere iſt.

Dies zarte Compliment ſchien auf das Herz der empfindſamen Engländerin einen ſo gewaltigen Eindruck zu machen, daß ſie ſich hingeriſſen fühlte, ſeine Artigkeit durch eine andere zu erwidern.

— Auch ich, ſagte ſie, fühle mich doppelt geblendet. Doch iſt es nicht das erſte Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie zu ſehen…

— Auch ich erinnere mich jedes Orts und jedes Tages, an welchem ein mir günſtiger Zufall mich mit Ihnen zuſammen geführt. ich ſah Sie in Rom und ſeit jenem Tage überall und ſelbſt da, wo Sie nicht waren…

In dieſem Augenblicke ward Neapel und Lady Stuart von den aufgegangenen Strahlen des glänzenden Tagesgeſtirns ſo magiſch angehaucht und verklärt, daß Beide doppelt ſchön, doppelt anziehend erſchienen.

Prinz Friedrich geruhte, die Dame und deren männliche Begleitung, unter welcher ſich der Attaché der engliſchen Geſandtſchaft befand, mit jener ungeſchminkten Bonhomie, die ihm ſchon damals in hohem Grade eigen geweſen war, einzuladen, mit ihm und ſeinem Gefolge ein frugales Frühſtück zu theilen. Lady Stuart nahm sans gêne die Einladung des Prinzen an. Man aß Eier, die ein Diener deſſelben in warmer Lava gekocht hatte, aß Brodt und trank Wein dazu.

Der Prinz ſtieß mit Lady Stuart auf das Wohl

Alt-Englands und der goldenen Jugend dieſes Landes an; Milady ließ Dänemark und die Nordlandsrecken leben und betrachtete dabei den Geber des Frühſtücks mit ſo verbindlichen Blicken, als ob ſie auch ihn für einen jener fabelhaften Rieſen hielte, wodurch Seine Königliche Hoheit ſich nicht wenig geſchmeichelt fühlte.

Bald nach eingenommenem Frühſtück trat die ganze Geſellſchaft, Prinz Friedrich und Lady Stuart an der Spitze, ihren Rückzug nach dem erwachten Neapel an. In der Nähe der Eremitage ſtürzte der Eſel des Majors v. Ewald, der ſich den Arm verrenkte, welcher durch Dr. Helmer glücklicherweiſe bald wieder eingerenkt ward. — Als die Geſellſchaft Reſina erreichte, ward Major Ewald mittelſt eines Bootes nach Caſtellamare übergeſetzt. — Der Prinz machte, wahrſcheinlich nicht ohne Abſicht, einen Umweg, beſuchte in Geſellſchaft der Lady Herculanum, wo ſie ſich von ihm verabſchiedete. Der Prinz erreichte gegen ſieben Uhr Caſtellamare.

Am 26. begab er ſich nach Pompeji, um die dortigen Ausgrabungen in Augenſchein zu nehmen. Er durchkreuzte die mit Lava gepflaſterten Straßen und beſichtigte die ausgegrabenen Gebäude. Als ſein Fuß den Tempel der Venus betrat, erſchien ihm unter dem von achtundvierzig korinthiſchen Säulen getragenen Porticus die blondgelockte Venus Stuart. In ihrer Geſellſchaft beſuchte er die öffentlichen Plätze, das Forum civile, das Forum triangulare und das Forum Nundinarium, das ſogenannte Soldatenquartier. Von Pom-

Poſt kehrte der Prinz nach Caſtellamare und Lady Stuart nach Neapel zurück.

Am Morgen des folgenden Tages begab er ſich auf einer ihm vom Könige von Neapel zur Verfügung geſtellten Yacht nach der Inſel Capri. Mit ganz beſonderem Intereſſe beſichtigte er die Trümmer des Palaſtes, in welchem Kaiſer Tiberius jene berüchtigten Orgien gefeiert, deren Einzelheiten der Prinz durch die im Muſeo Borbonico aufbewahrten, unter dem Namen „Spintriati" bekannten Unzuchtsmünzen kennen gelernt hatte. — Von Capri aus wurde Sorrento und Taſſo's Geburtshaus beſucht, vor welchem ſich ein ſchlichtes Denkmal erhebt. Von hier kehrte er, um zehn Uhr Abends, nach Caſtellamare zurück.

Am 28. wurde ein Ausflug nach dem durch die Schönheit ſeiner Roſen berühmten Paeſtum gemacht. Er beſichtigte die Ueberreſte des Amphitheaters und die großartigen Trümmer der Baſilika, des Ceres- und des Neptun-Tempels. Letzterer, wahrſcheinlich das älteſte Bauwerk in Europa, zeigt überall Spuren der Bohrmuſchel, Beweis, daß er einſt unter Meerwaſſer geſtanden haben muß. Die Mauern dieſes Tempels werden jetzt von einem Fluſſe beſpült, welcher Sartio heißt und die Eigenſchaft beſitzen ſoll, innerhalb dreier Jahre Alles zu verſteinern. — Von Paeſtum fuhr der Prinz nach dem königlichen Luſtſchloſſe zurück, wo er und ſein Gefolge dinirte und übernachtete.

Am folgenden Morgen beſichtigte er das Geſtüte des Königs und kehrte darauf nach Caſtellamare zurück, wo er den Beſuch des Oberſten und Commandanten Baron Acton entgegennahm.

Am 30. empfing der Prinz einen Marine-Offizier, der vom Commandanten beauftragt war, Seiner Hoheit die Feſtungswerke, das Arſenal und die Werften zu zeigen. Letztere intereſſirten ihn ganz beſonders, da zu jener Zeit dort eine kleine Fregatte für den König von Neapel gebaut ward. — Nachmittags ſtattete er dem Commandanten und der Gemahlin deſſelben einen Gegenbeſuch ab und traf auch hier mit der unvermeidlichen Lady Stuart zuſammen. In Geſellſchaft dieſer beiden Damen erſtieg er einen der benachbarten Berge, um vom Gipfel deſſelben das reizende Panorama von Neapel mit dem Beſuve zu überſchauen.

Am Morgen des erſten Mai's langte er wieder in Neapel an. Nach dem Frühſtück begab er ſich in Begleitung ſeines Gefolges nach dem Invalidendome, wo Pferde für ihn bereit ſtanden, um nach S. Giovanni di Marco zu fahren, wo der König von Neapel, ihm zu Ehren, zwei Regimenter Garde zu Fuß und ein Garde-Regiment zu Pferde, zwei Regimenter Schweizer, zwei Regimenter Jäger und Voltigeure, neun Escadrons Kavallerie und einen Artillerie-Park zum Manöver verſammelt hatte.

Als Prinz Friedrich ankam, ritt ihm der Kronprinz von Neapel entgegen. Zu derſelben Zeit langten auch der König und die Königin, die Prinzen Leopold und Karl und Prinzeſſin Marie Chriſtine an. Die Truppen exercirten ſuperb. Das Manöver währte von 3 bis 7 Uhr. Nach der Revue begab ſich Prinz Friedrich nach Camaldoli, wo Graf Rantzau-Breitenburg für ihn ein kleines Ballfeſt veranſtaltet hatte. Auch hier fehlte Lady Stuart nicht.

Am 2. Mai überſandte der König von Neapel durch den Marcheſe Ruffo dem Prinzen Friedrich die mit Brillanten geſchmückten Inſignien des Ordens des heiligen Januars, mit welchem er an demſelben Tage bei der Tafel des Königs erſchien.

Am 3. Mai wurde das Armen-Inſtitut, der botaniſche Garten, San-Angelo und noch einmal das Arſenal und die Marine-Caſerne beſucht. An dieſem Tage dinirte Prinz Leopold beim Prinzen Friedrich. Erſterer brachte einen Toaſt auf den König von Dänemark, Letzterer ein Lebehoch auf den König von Neapel aus. Nach dem Diner begab ſich Prinz Friedrich nach Portici, um dem Könige und der ganzen königlichen Familie ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen und ſeine Dankſagung abzuſtatten für den herzlichen Empfang, der ihm am Hofe von Neapel in ſo reichem Maaße zu Theil geworden war.

Als der Prinz nach ſeinem Hôtel zurückkehrte, fand er dort eine große Menſchenmenge verſammelt, welche ſich eingefunden hatte, um von ihm Abſchied zu nehmen. Er hatte ſich in kurzer Zeit durch die Offenheit und Biederkeit ſeines Characters die Liebe Aller erworben, mit denen er in Berührung gekommen war. Er dankte ihnen unter tiefer Rührung.

Am Morgen des 4. Mai's begab ſich der Prinz, begleitet von Seheſtedt-Juul, dem Grafen Holck und Fogt über Caſerta nach dem San-Madelone-Thal, um dort den Aquaduct zu beſichtigen, der 666 Fuß lang und aus drei über einander gewölbten Bogen beſtehend — der Caſcade im Luſtſchloß Belvedere das Waſſer zuführt. Der Prinz beſichtigte das Schloß ſelbſt, deſſen Garten einen Umfang von drei italieniſchen Meilen hat. Caſerta iſt ein ziemlich großes Schloß, das viel Aehnlichkeit mit der Chriſtiansberg in Kopenhagen hat.

## Eilftes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. — Abreiſe nach Rom. — Gaeta. — Rom. Ueber Monte Roſa, Terni, Forli, Loreto, Ancona, Rimini, Ravenna nach Bologna. Padua. Venedig. Ueber Treviſo nach Baſſano. Rovereto. Trient. Verona. Breſcia. Mantua. Parma. Ueber Piacenza, Cremona, Bergamo, Como nach Mailand. Pavia. Turin. Genf. Baſel. — Der doppelte Friedrichsd'or im Deckel eines Pokals.

Am 5. Mai verließ Prinz Friedrich das ihm liebgewordene Neapel, um nach dem ewigen Rom zurückzukehren.

Gegen ſieben Uhr Abends, nachdem man unterwegs die Irren-Anſtalt zu Averſa beſucht hatte, wurde die Seefeſtung Gaeta erreicht.

Den folgenden Tag widmete Seine Königliche Hoheit der Beſichtigung aller Sehenswürdigkeiten dieſer Veſte, die auf dem jenſeitigem Abhange nach dem Meere noch zwei alte Schlöſſer aus dem Mittelalter aufzuweiſen hat. Der Prinz erſtieg den auf der höchſten Spitze gelegenen Thurm des Orlando. In Gaeta wird der getrocknete Leichnam des ſeinem Vaterlande und ſeinem ritterlichen Könige Franz I. abtrünnig gewordenen Connetable Karl von Bourbon, der am 6. Mai 1527 bei der Erſtürmung Roms durch das von ihm befehligte Heer Kaiſer Karl's V. gefallen und im Kirchenbann geſtorben war, in einem Glasſchranke aufbewahrt. Seine Soldaten brachten ihn nach Gaëta, wo ihm ein Denkmal errichtet ward mit der berühmten Inſchrift:

Aucto imperio,
Gallo victo,
Superata Italia,
Pontifice obsesso,
Roma capta,
Borbonius hic jacet.

Dies Denkmal aber iſt nicht die einzige Merkwürdigkeit. Eine der Batterien der Feſtung Gaëta führt den Namen Philippsthal, zu Ehren des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl Ludwig von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, der im Jahre 1806 dieſe Feſtung ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt hatte und der gerade an jener Stelle, wo jetzt ſein Monument ſteht, von einer feindlichen Bombe ſchwer verwundet worden war. Dieſes Denkmal intereſſirte ihn um ſo mehr, da dieſer tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal der Gemahl der däniſchen Prinzeſſin Juliane Sophie, der älteren Schweſter König Chriſtian's VIII., mithin der Oheim des Prinzen Friedrich war.*)

---

*) Prinz Friedrich Wilhelm Karl Ludwig von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geboren am 10 Auguſt 1786 und ſeit dem 2 Auguſt 1812 Gemahl der oben genannten Prinzeſſin, ſtarb am 30 November 1834. Der jetzige König von Dänemark hielt ſich in ſeiner Jugend, während der Abweſenheit ſeines Vaters und namentlich während deſſen Aufenthaltes in Norwegen, bei dieſem Prinzen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld auf.

Am 7. Mai ging's von Gaëta nach Albano. Am 8. beſichtigte der Prinz daſelbſt das angebliche Denkmal der tapfern Curiatier, das nach der Anſicht neuerer Alterthumsforſcher ein Denkmal des Pompejus ſein ſoll. Mehr als die alten Tempel und Denkmäler intereſſirte ihn der Kanal, der zwei italieniſche Miglien unter den Albaneſer Bergen fortläuft. Die Römer hatten dieſen Kanal angelegt, um das Waſſer von der See, die bisweilen ſo hoch geſtiegen war, daß ſie ihre Ufer überſchritt, abzuleiten.

Gegen ſechs Uhr Abends traf Prinz Friedrich in Rom ein; er beſuchte das Teatro Valle, um den berühmten Komiker Veſtris zu ſehen, der zu der Zahl ſeiner Lieblinge gehörte.

Am 9. beſuchte der Prinz ſeinen berühmten Landsmann Thorwaldſen. Als er ins Atelier eintrat, war er nicht wenig überraſcht, eine Büſte ſeiner Braut, der Prinzeſſin Wilhelmine Maria, zu ſehen, eine Büſte, welche Thorwaldſen nach einem Bilde derſelben angefertigt hatte. In der Begleitung dieſes Künſtlers beſuchte er die Ateliers einiger Maler. — Der Abend ward in einer Soirée beim Cardinal Fürſten Benedetto Barberini zugebracht.

Am 10. unternahm der Prinz in Begleitung des Profeſſors Antonio Nibby und des Herrn Baß (Attaché des däniſchen Geſandten Grafen Schimmelmann) einen Ausflug nach dem alten Rom. Er beſuchte die Villa Meſſini (?), wo ihm Gelegenheit ward, die Frescomalereien Koch's zu bewundern. Er ſah Nero's Haus und die Thermen des Titus; er ſah die erſte chriſtliche Kirche San Clemente; er ſah das Coloſſeum und kehrte über das Forum in ſein Hôtel zurück, wo Thorwaldſen, Clauſſen, Koch, Biſſen, Reinhard und Baß ſeine Gäſte bei der Mittagstafel waren.

Am 11. beſichtigte der Prinz einige Gallerien, dinirte beim Herzog von Torlonia und beſuchte Abends das Valle-Theater, um Veſtris als Truffaldino zu bewundern.

Am 12. wurden der Kaiſer-Palaſt und der daneben liegende Apollo-Tempel, Caracalla's Bäder, Scipio's Grabmal, die Grotte der Nymphe Egeria, die Trümmer des Bacchus-Tempels und andere Sehenswürdigkeiten des heidniſchen Roms in Augenſchein genommen. Den Abend verbrachte der Prinz beim öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Rudolph Lützow.

Am 13. beſuchte der Prinz den Garten Salluſt's, das Marsfeld, die alten Waſſerleitungen und den Tempel der Minerva. Abends blieb er bei Thorwaldſen.

Am 14. ritt er in Begleitung des modernen Phidias und des däniſchen General-Conſuls Chiaverri nach Tivoli und ſtieg dort in die Neptunsgrotte hinab. Sodann ward das Haus des großen Dichters Horaz, ſpäter die Villa d'Eſte beſucht und in der Nähe des Sibyllen-Tempels ein frugales Mittagsmahl „sub Jove sereno" eingenommen. Gegen Abend kehrte die Geſellſchaft in beſter Laune nach Rom zurück.

Am 15. Mai wohnte der Prinz der heiligen Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle bei. Nach der Meſſe ertheilte Papſt Leo XII. vom Balcone der Peterskirche die große Benediction. Auf den Prinzen machte dieſe Ceremonie einen ſo mächtigen Eindruck, daß auch er unwillkürlich auf das Knie niederſank.

In ſein Hôtel zurückgekehrt, empfing der Prinz eine Deputation der Tiberiniſchen Akademie, die ſowohl ihn als ſeine erlauchte Braut, Prinzeſſin Wilhelmine, in den glänzenden Phalanx ihrer Ehrenmitglieder aufnahm. Nachdem er die Deputation huldreich entlaſſen hatte, begab er ſich in den Palaſt des Herzogs von Torlonia, um deſſen reiche Bildergallerie zu ſehen. Von hier ging's nach dem Quirinal auf dem Monte Cavallo. Das Diner ward beim neapolitaniſchen Geſandten eingenommen und der Abend im Geſellſchaftszirkel der Prinzeſſin Orſini zugebracht.

Am folgenden Morgen wurde Frascati, das alte Tusculum, beſucht, wo einſt Cicero's Landhaus ſtand, das, von Clodius zerſtört, vom Senate wieder aufgebaut worden war. Auf der Stelle des Ciceronianiſchen Tusculanum erhebt ſich jetzt die Benedictiner-Abtei Grotta Ferrata, deren Inneres vom Prinzen in Augenſchein genommen ward. Die durch ihre Kunſtſchätze berühmten Villen Aldobrandini und Pamfili wurden ebenfalls beſucht.

Zur Mittagstafel dieſes Tages waren alle in Rom anweſenden Künſtler Dänemarks, der Kammerherr des Papſtes, der däniſche Conſul Chiaverri und Profeſſor Nibby eingeladen. Es wurden däniſche Nationalgeſänge angeſtimmt und Toaſte ausgebracht auf den Prinzen und deſſen erlauchte Braut. Prinz Friedrich ergriff das Wort und nahm gerührten Herzens Abſchied vom Kreiſe ſeiner Freunde mit der Nachricht, daß er am folgenden Morgen Rom verlaſſen werde.

Am 17. Mai ging's von Rom nach Monte Roſa, wo er den folgenden Tag eines fürchterlichen Wetters wegen blieb und Briefe, in die Heimath ſchrieb. Am 19. langte der Prinz in Terni, am 20. in Forli, am 21. in Loreto an. In der letztgenannten, am Muſone und adriatiſchen Meere gelegenen Stadt, beſuchte er, in Begleitung des Commandanten derſelben, die von 1464 bis 1513 erbaute Kathedrale und das darin befindliche Haus der Mutter Gottes — die Santa Caſa di Loreto — das nach der frommen Legende im Jahre 1291 von den Engeln aus Nazareth nach Dalmatien und drei Jahre ſpäter von dort nach Loreto transportirt worden war und das ſeit jener Zeit das Ziel frommer Wallfahrten und heiliger Verehrung geblieben iſt. Dieſes Haus, das, der Sage nach, der Heiland und ſeine Mutter, die heilige Jungfrau Maria, bewohnt haben ſollen, iſt ſechszig Palmen lang, vierzig hoch, fünfzig breit, äußerlich mit Marmor überkleidet, im Innern aber ganz wie ein italieniſches Bauernhaus gebaut, es wird hier u. A. auch noch das Fenſter gezeigt, durch das der gute Engel Gabriel zu der heiligen Jungfrau hineingeſtiegen ſein ſoll. Im Innern dieſes Hauſes prangt das uralte, wunderthätige Bild der ſchwarzen Mutter Gottes, jene berühmte Statue, welche der „kleine Korporal" von ſeinen Soldaten entführen ließ und die er am 10. Februar 1797 mit ihrem ganzen Schmuck und allen ihren Koſtbarkeiten nach Paris ſchickte mit den

Worten: „Je vous envoye la madone, vous en ferez ce que vous voudrez". Dieſes Muttergottesbild, das dort im Medaillen-Cabinet aufbewahrt worden war, ward erſt im Jahre 1801 der Stadt Loreto zurückgegeben.

Von Loreto begab ſich der Prinz nach Ancona, wo er während eines heftigen Gewitters anlangte. Nach Tiſche erſchien der Commandant de Logatta, um dem Prinzen ſeine Loge im Theater anzubieten, was von demſelben freundlichſt angenommen ward. Man gab Roſſini's „Semiramis" und ein kleines Ballet, das dem Prinzen außerordentlich gefiel, denn ſchon damals war er ein leidenſchaftlicher Anbeter des weiblichen Unterrocks.

Am 23. ſtattete er Vormittags dem Commandanten von Ancona ſeinen Gegenbeſuch ab. Nachmittags empfing er den Beſuch des Commandanten von Nizza, den er ein Jahr zuvor dort kennen gelernt hatte. Der Abend ward im Hauſe Logatta's angenehm verbracht.

Am folgenden Tage beſichtigte der Prinz alle Sehenswürdigkeiten der Stadt und folgte dann, begleitet von den beiden Commandanten, der Einladung des Biſchofs von Ancona, bei dem ſie das Mittagsmahl einnahmen. Abends beſuchte der Prinz das Theater, in dem Roſſini's „Belagerung von Korinth" gegeben ward. Der Prinz amuſirte ſich über eine Sitte, auf welche der Commandant de Logatta ihn aufmerkſam machte, die darin beſtand, daß, ſo oft man ein Taſchentuch über die Logenbrüſtung hinaushalte, die Sänger die eben vorgetragene Nummer wiederholen müſſen.

Am 25. Mai, dem erſten Pfingſttage, langte der Prinz, vom Commandanten de Logatta bis zur zweiten Station begleitet, noch frühzeitig genug in Rimini an, wo er ſich, in Begleitung des Grafen Rantzau, der heiligen Proceſſion anſchloß.

Am zweiten Pfingſttage erreichte er um 1 Uhr Mittags, nachdem er den durch Caeſar berühmt gewordenen Fluß Rubicon*) überſchritten und das alte Ravenna paſſirt hatte, in Bologna an, das der Italiener wohl mit Recht „la grassa“ nennt.

Am 27. ſchrieb er Briefe in die Heimath, nach Kopenhagen an ſeine Braut, nach Horſens an ſeine Mutter. Nachmittags ward eine Promenade durch die Stadt gemacht und auf der Piazza maggiore der öffentliche Springbrunnen, der rieſengroße Neptun, beſichtigt, zu dem Giovanni da Bologna über 20,000 Pfund Erz verbraucht, ein Meiſterwerk, das der guten Stadt Bologna 70,000 Goldthaler gekoſtet hat.

Der 28. Mai war der erſte Jahrestag der Declaration ſeiner Verlobung und dies der Grund, weßhalb er Tags zuvor auch an die Prinzeſſin Wilhelmine geſchrieben hatte. An dieſem Tage beſichtigte er die alte Kirche San-Petronio, ein leider unvollendetes

---

*) Papſt Benedict XIV. entſchied durch ein Decret vom Jahre 1756, daß der Fluß Luſo der Rubicon der alten Römer geweſen ſei.

Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts, das, nach dem urſprünglichen Plane ſeines Erbauers, Antonio Vincenzo, an Größe und Pracht alle andern Kirchen, ja ſelbſt den Petersdom in Rom, überragen ſollte; aber aus Mangel an Geld war der Ausbau ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgegeben worden. Dieſe Kirche iſt's, die eine der prächtigſten Krönungen eines der mächtigſten Beherrſcher dieſer Erde ſah: in dieſen Mauern wurde Kaiſer Karl V. durch Papſt Clemens VII. gekrönt. — In dieſer Kirche befindet ſich auch einer der längſten Meridiane von Italien, ein Vermächtniß des berühmten Aſtronomen Caſſini. In der ſogenannten Scala della Fabricca zeigt man eine vom Grafen Pepoli meiſterhaft gearbeitete Büſte der Künſtlerin Properzia de Roſſi, die einen großen Theil ihres Nachruhms einer unglücklichen Liebe zu einem jungen Manne verdankt, der ihre Neigung gründlich verſchmäht hat*). — Abends beſuchte der Prinz die Oper: „Il general Tola."

Am 29. beſichtigte er in Begleitung des Majors v. Ewald den Campo Santo, den engliſchen Kirchhof und das, der Sage nach vom heiligen Lucas gemalte Muttergottesbild, welches ſich auf dem Monte Guardia befindet, zu dem ein zwei Miglien langer, zu beiden Seiten gemauerter Laubengang hinaufführt.

Am 30. beſtieg Prinz Friedrich, um ſich einen

---

*) Properzia de Roſſi ſchnitzte wunderbar ſchöne Basreliefs in Pfirſichkerne und arbeitete außerdem auch in Marmor.

Ueberblick über das Panorama dieſer reizenden Stadt zu verſchaffen, den berühmten, 376 Fuß hohen Thurm degli Aſinelli, einen der höchſten Thürme von ganz Italien, ein in jeder Beziehung intereſſantes Bauwerk, über deſſen Scheitel ſieben Jahrhunderte ſpurlos vorübergerauſcht ſind. Dieſer Thurm iſt ſchief gebaut und weicht faſt fünf Fuß vom Senkrechten ab. Ueber dem Eingange deſſelben prangt Bologna's ſtolzes Wappen, ein Schild, auf dem ein gewichtiges Wort, „Libertas" ſteht, das aber, ebenſo gut hier wie anderswo, eben nichts weiter als ein leerer Schall iſt.

Am 31. ging's über den Po nach Padua, wo der Prinz und ſein Gefolge gegen neun Uhr Abends eintraf. Der Anblick der Stadt hat durchweg etwas Orientaliſches: alle Kirchen ſehen wie Moſcheen aus.

Am folgenden Tage wurde die durch den Reichthum ihrer Bilderſchätze berühmte Kathedrale, die fünfkuppelige Franziskanerkirche des heiligen Antonius von Padua mit deſſen Grabmale, die Kirche der heiligen Juſtina und die Benedictiner-Abtei mit ihrer über 50,000 Bände zählenden Bibliothek, das Stadthaus mit dem Rieſenſaale, mit den Denkmälern des Titus Livius und des Reiſenden Giovanni Battiſta Belzoni, der Prato della Valle mit ſeinen achtzig Statuen berühmter Italiener, das Univerſitätsgebäude del Bò und zuletzt der botaniſche Garten in Augenſchein genommen.

Noch am Abende deſſelben Tages erreichte der Prinz, nachdem er den Weg längs des herrlichen Brenta-Fluſſes, deſſen Ufer mit reizenden Villen und prächtigen Palästen geſchmückt ſind, paſſirt hatte, die ſchwimmende Lagunenſtadt Venedig. Es war dem Sohn Christian's VIII., dem Freunde der wogenden See, faſt heimathlich und doch ſonderbar zu Muthe, hingerudert zu werden bis zu ſeinem Hôtel, das mitten in der Stadt lag und der „Lione d'oro“ hieß. Es überraſchte ihn, in dieſen „Waſſerſtraßen“ — denn ſo bezeichnete er ſie in ſeinem Tagebuch — einer ſolchen Maſſe von Gondeln zu begegnen, die das melancholiſche Anſehen ſchwimmender Särge haben.

Am 2. Juni blieb der Prinz zu Hauſe, um wieder Briefe in die Heimath zu ſchreiben.

Am folgenden Tage wurde der Marcus-Platz, die Marcus-Kirche, der Dogenpalaſt, die Akademie der ſchönen Künſte und zuletzt der Giardino publico beſucht. Abends flanirte der „Sohn ſeiner Mutter“ allein auf dem Marcus-Platze; er miſchte ſich in die bunten Wogen der Spaziergänger und ging auf galante Abenteuer aus.

Am 4. beſichtigte der Prinz mit den Cavalieren ſeines Gefolges die große, aus Steinblöcken zuſammengefügte Mauer, welche die Venetianer aufgeführt hatten, um die Stadt des heiligen Marcus vor Ueberſchwemmung zu ſchützen.

Zum Diner hatte Seine Königliche Hoheit den Cancelliere Mulapani eingeladen, der vom Gouverneur Grafen Spaur beauftragt war, den Prinzen zu einer ihm zu Ehren veranſtalteten Abendgeſellſchaft einzuladen. Dort traf er mit einer Baronin Wetzlar zuſammen, die ihm ſehr zu gefallen ſchien.

Am 5. machte er Beſuch bei der Gräfin Spaur und ſah aus den Fenſtern ihrer Wohnung den Zug der prachtvollen Frohnleichnamsprozeſſion, die über den Marcus-Platz zog. — In Begleitung des Kanzlers Mulapani beſichtigte er dann einige Kirchen und dinirte beim Grafen Spaur. Abends wurde das Caſino beſucht; der Prinz hörte dort einen Landsmann, Herrn Berg, einen Schüler des Profeſſors Siboni in Kopenhagen.

Am 6. beſichtigte der Prinz in Begleitung des General-Majors und Chefs der öſterreichiſchen Marine, Paulini, das großartige Arſenal, das ihn außerordentlich intereſſirte; er beſuchte die Marine-Caſerne und das See-Cadetten-Inſtitut. Abends machte er ſeine Abſchiedsbeſuche.

Am folgenden Morgen beſuchte Seine Königliche Hoheit mehrere Kirchen, u. A. San Giorgio und Santa Maria della Salute. Dann wurde ein Spaziergang über die Rialto-Brücke durch das intereſſante Juden-Viertel (Ghetto) gemacht. — Mittags dinirten beim Prinzen der Gouverneur Graf Spaur, der Kanzler Mulapani, der General-Major und Militair-Gouverneur Graf Paolucci, General Liebenberg und Graf Thurn. Abends beſuchte er den Baron Wetzlar, deſſen Frau ihn faſt eben ſo ſehr intereſſirte als jene Lady Stuart ihn in Rom und Neapel intereſſirt hatte. Der Prinz begleitete die Baronin in's Theater.

Am 8. Juni verließ er Venedig und begab ſich über Treviſe nach Baſſano, wo er um ſechs Uhr Abends ankam. Bald darauf erſchien der dortige Delegat, um dem erlauchten Gaſte ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer dankte und ſuchte, ermüdet, zeitiger als gewöhnlich ſein Lager auf.

Am folgenden Morgen wurde ein Ausflug nach der an der Muſone gelegenen Stadt Aſolo und dem benachbarten Dorfe Poſſagno gemacht, dem Geburtsorte Canova's, der dort eine dem römiſchen Pantheon ähnliche Kirche gegründet hat, in der ſein Denkmal zu ſehen iſt.

Am 10. beſichtigte Seine Königliche Hoheit in Begleitung des Majors von Ewald die berühmten Schlachtfelder, darunter auch jenes, auf welchem Napoleon 1796 den öſterreichiſchen General Wurmſer zurückgeſchlagen hatte.

Am 11. beſchäftigte ſich der Prinz Morgens mit Abfaſſung ſeines Tagebuchs und las dann ſein Lieblingsbuch „Gil-Blas“. Nachmittags meldete ſich Major von Ewald, um den Prinzen abzuholen und ihn nach einem Wahlplatze zu begleiten, für den Letzterer ein ganz beſonderes Intereſſe zeigte. Es war das Schlachtfeld bei Lodi, auf dem den Oeſterreichern unter Beaulieu, am 10. Mai 1796, von Napoleon der Sieg entriſſen ward.

Am 12. beſichtigte man die 300 Schritt lange Brücke, welche die Oeſterreicher auf ihrem Rückzuge abgebrannt hatten. Dann ging's nach Roveredo.

Am 13. ſchrieb der Prinz und las.

Am 14. ward ein Ausflug nach dem Garda-See gemacht. Der Weg von Roveredo nach dem kleinen Städtchen Riva iſt außerordentlich pittoresk und bietet entzückende Ausſichten, die den Prinzen in hohem Grade überraſchten.

Am 15. begab ſich der Prinz mit ſeinem Gefolge nach dem Wahlplatze bei Rivoli. Er fand es außerordentlich merkwürdig, wie Napoleon hier der Gefangennehmung habe entgehen können; es ſchien ihm nur durch das erklärlich, was Napoleon ſelbſt darüber geäußert hatte.

Von Rivoli fuhr man nach Verona.

Am 16. ward ein großer Theil der dortigen Kirchen, das angebliche Grabmal Romeo's und Giulietta's, dann das Amphitheater beſichtigt und der Abend im Theater zugebracht.

Am 17. fuhr der Prin[illegible] Verona nach Conegliano (?), um die berühmte [illegible]cke zu ſehen, auf der Napoleon mit ſeinem Pferd[illegible]ngeſunken war und faſt um's Leben gekommen wär[illegible] nahm dieſe Brücke durch einen forcirten Angriff. [illegible] dieſer Brücke iſt den dort gefallenen Franzoſen eine Ehrenſäule errichtet.

Am folgenden Tage ging's von Verona nach *). Der Prinz ließ ſich beim commandirenden General melden, um die Feſtungswerke zu beſichtigen, worauf der Platzmajor ſich einfand, um Seiner Königlichen Hoheit als Begleiter zu dienen. Die Feſtung ſelbſt iſt ſehr klein und in Rückſicht auf die Anhöhen, die ſie beſchützen, ſehr unvortheilhaft angelegt. Der Prinz beſichtigte das Arſenal und die Caſerne. Dann ging's nach Deſenzano, wo übernachtet wurde.

Am 19. langte man in Brescia an. Der Prinz

---

*) Wir konnten den Namen dieſes Orts, wie er im Tagebuche des Prinzen geſchrieben iſt, unmöglich entziffern.

beſichtigte das Muſeum, das auf den Ruinen eines alten Tempels erbaut iſt, mit deſſen Ausgrabung man gerade beſchäftigt war. Der Prinz intereſſirte ſich dafür in ungewöhnlich hohem Grade und von da datirt ſich ſeine Theilnahme für Ausgrabungen, die er alljährlich in Dänemark unter ſeiner Aufſicht vornehmen läßt.

Er beſuchte die Bibliothek, die unter andern Schätzen auch ein Manuſcript von Torquato Taſſo beſitzt. Dann wurde die Kathedrale, das Rathhaus und der Corſo beſucht. Letzterer iſt von den Franzoſen angelegt. — Von Brescia kehrte der Prinz nach Deſenzano zurück, um daſelbſt zu übernachten und am nächſten Morgen das Schlachtfeld von Caſtiglione zu beſuchen.

Letzteres überblickte der Prinz vom Kirchthurme aus. Am Abende deſſelben Tages wurde Mantua erreicht.

Am 21. erſchien General Baumgarten in Begleitung ſeiner Adjutanten, um Seiner Königlichen Hoheit die Feſtungswerke zu zeigen. Der Prinz beſichtigte die Caſernen und das Zeughaus. Mittags dinirten General Baumgarten, der Präfect und mehrere Offiziere bei ihm. — Gegen Abend wurde ein Ausflug nach dem Palazzo del Te gemacht, worin ſich der berühmte Saal befindet, in welchem „Amor und Pſyche“ gemalt ſind.

Am 22. verließ der Prinz die Stadt Mantua, ſetzte über den Po und erreichte Parma. Hier wurde die Bildergallerie, in der vor Allem die Meiſterwerke hervorragen, und das Schloß der Erzherzogin Marie Louiſe, der kaiſerlichen Witwe Napoleon's, in

Augenſchein genommen. Hier wurde dem Prinzen die ſilberne Wiege gezeigt, welche die „gute“ Stadt Paris dem Könige von Rom geſchenkt. Die Mutter des jungen Napoleon lebte ſchon damals mit ihrem Obriſthofmeiſter, dem Grafen Adam Albrecht von Neipperg, der, weil er ein Auge verloren, in Parma der „einäugige Amor“ hieß, im Uebrigen aber eben ſo wenig beliebt, als Marie Louiſe war. Letztere befand ſich zu jener Zeit nicht in Parma.

Am 23. ſchrieb der Prinz an den König, an den Prinzen Chriſtian — ſeinen Vater — an die Prinzeſſin Wilhelmine — ſeine Braut — und an ſeinen Jugendfreund Emil Bardenfleth*). — Bei der Mittagstafel war der „einäugige Amor“, Graf Neipperg, zugegen**). Im Staatswagen der Herzogin

---

*) Karl Emil Bardenfleth (geb. am 9. Mai 1807) wurde 1832 General-Gouverneur von Island und — nachdem Prinz Friedrich den Thron beſtiegen hatte — Staatsminiſter. Im März 1848 übernahm er das Portefeuille der Juſtiz, das er bis Juli 1851 behielt. Dann ward er Miniſter für das Herzogthum Schleswig, legte dieſe Stelle aber ſchon im Januar 1852 nieder. Er ſtarb zu Interlaken, in der Schweiz, am 3. September 1857.

**) Vehſe erzählt in Bezug auf ihn Folgendes: „Als Marie Louiſe 1817 Herzogin von Parma geworden war, wurde Neipperg ihr zum Ehren-Cavalier zugegeben; ſie hielt ihn erſt für ihren Aufpaſſer, mochte nichts von ihm wiſſen und behandelte ihn übel; geduldig ließ er ihre ſchwere Hand über ſich ergehen. Nach und nach beſſerte ſich das Verhältniß und endlich ward es ſo intim, daß, nachdem er ſie angeblich durch ſein vortreffliches Pianofortespiel gezähmt und mit ihr und in Begleitung des Grafen beſichtigte der Prinz Parma's Sehenswürdigkeiten, die Akademie, das Wachskabinet und die electriſchen Apparate, die ſich die Freiheit erlaubten, Sr. Königlichen Hoheit mit einigen derben Schlägen aufzuwarten. Abends ſpeiſ'te der Prinz im herzoglichen Caſino.

Am 24. reiſ'te Prinz Friedrich von Parma nach Piacenza, wo er übernachtete.

Am 25. ging's von Piacenza nach Cremona, wo der Prinz mit dem Baron und der Baronin Wetzlar zuſammentraf, in deren Geſellſchaft er die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein nahm. Dann ſetzte er ſeine Reiſe nach Lodi fort. Der Prinz beſichtigte die berühmte Brücke und nahm ſie in die Reiſe-Erinnerungen ſeines Albums auf.

Am 26. reiſ'te er über Bergamo nach Como, wo er den folgenden Tag verweilte.

Am 28. Juni — dem Geburtstage ſeiner Stiefmutter, der Prinzeſſin Karoline Amalie — wünſchte er in der Heimath zu ſein, um ſeiner Mutter mündlich gratuliren zu können. Man benutzte den Tag, um

---

eine angenehme Schweizerreiſe gemacht hatte, ſie ſich mit ihm vermählte." Graf Neipperg, geb. am 8. April 1775, ſtarb zu Parma am 22. Januar 1829. (Vergl. Ferdinando Maeſtri, Elogio del conte Adamo Alberto Neipperg. Parma 1829. 4.) Marie Louiſe ſchloß wenige Jahre nach Neipperg's Tode eine dritte (heimliche) Ehe mit ihrem Oberſthofmeiſter, dem Grafen Charles René de Bombelles. Die Oeſterreicherin ſtarb zu Parma(?) am 17. December 1847, ihr dritter Gemahl folgte ihr am 30. Mai 1856.

von Como nach Mailand zu fahren. Nach beendigter Tafel daſelbſt ſchloß ſich der Prinz den Spaziergängern auf dem Corſo an. Abends beſuchte er die Scala, wo Cimaroſa's „matrimonio segreto“ gegeben ward.

Am 29. Vormittags beſichtigte unſer „Hamlet“ den weltberühmten Dom, der ſeine Erwartungen, wie groß ſie auch geweſen, bei Weitem übertraf. Dieſer prachtvolle Tempel, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzoge von Mailand, iſt von weißem Marmor und in gothiſchem Style, mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantiniſchem Style aufgeführten Façade. Der erſte Baumeiſter dieſer Kathedrale ſoll ein Deutſcher, Heinrich Arber von Gmünd, geweſen ſein. Seit ihm haben über hundertſiebenzig Architecten ihr Talent dem Ausbau dieſes wunderbar-ſchönen Domes geweiht. Die fünf Schiffe des Innern ruhen auf zweiundfünfzig achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geſchmückten Säulen. — Auf dem Dache des Domes prangen 107 größere und kleinere Thürme. Der größte, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, iſt 320 Fuß hoch. 512 Stufen führen bis in die äußerſte Spitze hinauf; doch ſchon auf der Hälfte gelangt man an das eigentliche Dach und tritt hier in einen Wald von Marmorthürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Statuen, deren Zahl der Führer des Prinzen auf 1500 angab. Mitten in dieſem Knäuel von Thürmen fühlt man ſich von der Größe dieſes Baues dergeſtalt gedrückt, daß man Anfangs kaum zu athmen wagt. —

Im Innern der Kirche iſt vor Allem die Sacriſtei wegen der zwei ſilbernen Statuen des heiligen Ambroſius und Karl Borromäus von Procaccini ſehenswerth. Der ganze Silberſchatz der Kirche wird auf zwei Millionen Lire angeſchlagen. In der Nähe des großen Altares bewundert man die Statue eines geſchundenen Heiligen Sanct-Bartholomäus, eine Bildhauer-Caprice von Agrate, welcher der Prinz nur wenig Geſchmack abgewann.

Abends beſuchte Seine Königliche Hoheit das Theater della Scala, in welchem der „Ritter von Valencia" und ein großes Ballet aufgeführt ward. Das Theater ſelbſt erhebt ſich auf dem Platze, auf welchem Beatrice della Scala, Gemahlin des Barnabò Visconti, eine Kirche „Santa Maria" erbaut hatte. Von der Gründerin dieſer Kirche datirt ſich der Name dieſes Theaters, deſſen Bau 1778 nach dem Plane Piermarini's begonnen worden war. Das Innere iſt überraſchend grandios. Rings um das Parterre erheben ſich ſechs Logenreihen, von denen jede der drei erſten ſechsunddreißig und jede der drei letzten neununddreißig, zuſammen 225 geräumige, mit Luxus ausgeſchmückte Logen umfaßt. Der ganze Zuſchauerraum faßt 3000 Perſonen.

Am 30. wurde der Prinz vom Vice-Könige, Erzherzoge Rainer, in einer Privat-Audienz empfangen. Um 1 Uhr ſtattete ihm der Vice-König ſeinen Gegenbeſuch ab. — Zu den Gäſten, die an dieſem Tage bei Seiner Königlichen Hoheit ſpeiſten, gehörte Graf Paolucci von Venedig und der Sohn des Profeſſors Bucrari aus Genf. — Nach dem Diner machte der Prinz eine Spazierfahrt durch den Corſo und Abends beehrte er das Scala-Theater mit ſeiner Gegenwart. Hier hatte er den Kummer, einen Ring, den er ſeit ſeinem fünfzehnten Jahre getragen, zu verlieren.

Am 1. Juli ging's nach Pavia.

Am folgenden Tage beſichtigte der Prinz die von Kaiſer Karl IV. neu eingerichtete Univerſität, welche zu jener Zeit 1500 Studirende zählte, das Naturalien-Kabinet, das namentlich ſehr reich an Verſteinerungen iſt, die anatomiſchen Wachs-Präparate, das chemiſche Laboratorium und die Bibliothek. Darauf wurde die Kathedrale, welche die irdiſchen Ueberreſte des heiligen Auguſtin aufbewahrt und in der das Grabmal des am 23. October 526 enthaupteten römiſchen Philoſophen Severinus Boethius und die Lanze des Ritters Roland gezeigt wird, dann die altgothiſche Baſilica San Michele beſucht, in der die lombardiſchen Könige gekrönt wurden.

Noch an demſelben Tage ſetzte der Prinz ſeine Reiſe nach Aleſſandria fort. Dort blieb er den 3. und 4. Juli.

Am letztgenannten Tage begab ſich der Prinz nach dem Schlachtfelde von Marengo, fuhr dann die ganze Nacht durch und langte am 5. Juli, um ſieben Uhr Morgens, in Turin an.

Wenige Stunden nach ſeiner Ankunft empfing der Prinz den Beſuch des engliſchen Geſandten Foſter, der Seine Königliche Hoheit einlud, bei ihm auf ſeiner Villa zu diniren, was auch angenommen ward. Um vier Uhr fuhr der Prinz und ſein Gefolge nach Foſter's „Campagna". Hier traf er den ruſſiſchen Geſandten Fürſten Woronzoff, den holländiſchen Geſandten van der Hoeven und den engliſchen Charge d'affaires, Mac-Pairſon-Gran*).

Nach eingenommenem Mahle fuhr der Prinz nach der Stadt zurück, beſuchte den Corſo und das Theater Carignan. Des Prinzen Loge lag vis-à-vis der königlichen Loge, in welcher König Karl Felix und deſſen Gemahlin, Marie Chriſtine von Sicilien, ſich befanden. Dem Prinzen Friedrich fiel die Aehnlichkeit des Königs von Sardinien mit deſſen Schwager, dem Könige Ferdinand von Neapel, auf. Wir geben hier eine Aeußerung des Prinzen, die genügend beweiſt, welche Geſinnungen den jetzigen König von Dänemark von Jugend auf beſeelt haben.

„Was mir an dieſem (Turiner) Hofe — ſo heißt es in ſeinem Tagebuch — durchaus nicht gefällt, iſt der Umſtand, daß Karl Felix ſtets von Soldaten umgeben iſt, ſelbſt im Theater, wo er ſich vom Wagen bis in ſeine Loge und zurück von ſeiner Loge bis zum Wagen von zwei Soldatenreihen ängſtlich beſchützen läßt. Darin liegt ein Mißtrauen gegen das Volk, das wir — Dank der Vorſehung! — in Dänemark nicht kennen."

Am 6. Juli ward der Prinz vom Könige empfangen, der ihn ſofort zur Tafel lud. Nach dem Diner beſichtigte er das Muſeum und kehrte gegen ſechs Uhr nach ſeinem Hôtel zurück, wo er zum zweiten Male dinirte in der Geſellſchaft der Herrn Foſter und Mac-Pairſon-Gran, des Bankiers Gandoli und eines Herrn v. Bismark aus Genf, der ſich zu jener Zeit in Turin aufhielt. Bei der Tafel unterhielt ſich Foſter, der im Jahre 1814 Geſandter in Kopenhagen geweſen war, von den alten herrlichen Rheinweinen, die zu ſeiner Zeit im Roſenberger Schloß aufbewahrt wurden. Foſter erinnerte ſich, am Hofe Friedrich's VI. Rheinwein vom Jahre 1594 getrunken zu haben. — Nach dem Mahle ſpazirte der Prinz mit Herrn von Bismark auf dem Corſo. Abends wurde das Theater beſucht.

---

*) Dieſer Name ſcheint uns nicht richtig zu ſein, doch haben wir nichts daran geändert, weil er ſich ſo aufgezeichnet findet im Tagebuche des Prinzen Friedrich.

Am folgenden Tage beſichtigte der Prinz die gothiſche Kathedrale Johannis des Täufers, die Kirche Corpus domini, in welcher Jean Jacques Rouſſeau den Proteſtantismus abſchwor und ſich zum Katholicismus bekannte, wie auch jene Kirche, in welcher ſich die Gräber der piemonteſiſchen Könige befinden.

Er beſuchte die Univerſität, die u. A. auch große ſeltene Schätze ausgegrabener Alterthümer, für welche ſich der Prinz, wie ſchon früher erwähnt, in beſonders hohem Grade intereſſirte, und ſchon damals eine Bibliothek von 100,000 Bänden aufzuweiſen hatte. Auch dem königlichen Hoſpitale della Carità, welches 2500 Kranke beherbergen kann, ward ein Beſuch zugedacht. Nach ſeinem Hôtel zurückgekehrt, fand er Briefe aus der Heimath und darunter auch ein Schreiben vom Bruder ſeiner Stiefmutter, dem Herzoge von Auguſtenhatte, der ihn ersuchte, bei seiner jüngst gebornen Tochter, die in der Taufe die Namen Wilhelmine Friederike erhielt, Pathe zu sein. — Der Prinz dinirte bei Keſsler und trat Nachts seine Abreise von Turin an. Man paſsirte den Mont Cenis, langte am folgenden Tage in San Michele und am 10. Juli in Genf an.

Der Prinz fand auf seinem Landhause Plongeon Alles gut eingerichtet und freute ſich beſonders, daß seine Pferde, die er hier zurückgelaſſen, während seiner Abwesenheit vorzüglich gepflegt worden waren. Eine Viertelstunde nach seiner Ankunft bestieg er sein Lieblingspferd „Muſtapha“.

In Genf blieb der Prinz bis zum 18. September 1828, machte während dieser Zeit als „Gemeiner“ alle Dienste eines Genfer Nationalgardiſten mit, bezog wie jeder Andere die Wache und gewann ſich durch seine Geradheit und Freundlichkeit in so hohem Grade die Liebe und Achtung der Genfer Einwohnerschaft, daß ſie ihn nur ungern aus ihrer Mitte scheiden sah. Seine menschenfreundlichen Gesinnungen hatten daſelbſt manches Gute geſtiftet. Faſt alle dortigen Anſtalten und Vereine erfreuten ſich seiner Theilnahme und Unterſtützung. Auch den Armen erzeigte er viel Gutes.

Die Personen, mit denen er in Genf in vertrautem Verkehr geſtanden hatte, waren die Genfer Syndici Rigaud, Odier, Naville, die Staatsräthe Lullin und Saladin, die Profeſſoren Prevoſt, Decandolle und Deluc.

Einen Tag vor seiner Abreise ward er durch eine

Deputation überraſcht, die ihm das Diplom als Genfer Ehrenbürger überreichte und das er mit aufrichtiger Freude annahm.

Am Tage der Abreiſe (18. September) fanden ſich alle Diejenigen ein, welche die Ehre ſeines Umganges genoſſen hatten, um von ihm herzlichen Abſchied zu nehmen. Nachdem die Behörden der Stadt, eine Deputation der Akademie und einige Abgeordnete der Geiſtlichkeit ihm eine glückliche Reiſe gewünſcht hatten, ſchied er thränenfeuchten Auges aus der Mitte einer Bevölkerung, die ihn während ſeines zweimaligen Aufenthaltes daſelbſt mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und Theilnahme aufgenommen hatte. „Der Augenblick“ — heißt's in ſeinem Tagebuch — „jener ſchöne Augenblick, in welchem der Rath der Republik Genf mir als Zeichen ſeiner Achtung das Ehrenbürgerrecht ertheilte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben“.

Der Prinz begab ſich darauf über Lauſanne, Thun und Bern nach Baſel, wo er am 28. September eintraf.

Eine kleine Epiſode aus dem Aufenthalte des Prinzen in der Schweiz mag hier Platz finden. Ein däniſcher Reiſender hat ſie erzählt und wir geben ſie ganz ſo, wie ſie uns aus Kopenhagen mitgetheilt worden iſt.

„Nahe am Bodenſee in der Schweiz liegt ein kleines Wirthshaus. Der Name deſſelben iſt mir entfallen, aber nicht ſo leicht vergeſſe ich den maſſiven ſilbernen Pokal, der auf dem großen blank polirten Tiſche von Eichenholz in der kleinen freundlichen Gaſtſtube ſtand. Im Deckel dieſes Pokals erblickte man einen däniſchen Doppel-Friedrichsd'or. Wir (die Geſellſchaft des Touriſten) waren gerade von einem der Dampfſchiffe, die den Bodenſee durchkreuzen, an's Land geſtiegen und da eine ungewöhnlich große Anzahl von Paſſagieren an Bord geweſen war, hatten wir „weder Trockenes noch Naſſes", wie man zu ſagen pflegt, erhalten können. Wir begaben uns deßhalb, hungrig wie die Wölfe, nach dem kleinen Wirthshauſe, das ſo freundlich einladend auf einer ſanften Anhöhe liegt und heiter auf die Reiſenden herniederſchaut. Vor dem Wirthshauſe befand ſich ein Pfahl mit einem Schilde, auf welchem mit großen vergoldeten Buchſtaben der Name des Beſitzers ſtand. Eine hübſche, kaum zwanzig Jahre zählende Frau in der Nationaltracht des Landes empfing uns mit naiver Freundlichkeit. Bald war das ſchneeweiße Tuch auf dem großen Tiſche in der Gaſtſtube ausgebreitet und das Beſte, was das Wirthshaus beſaß, uns vorgeſetzt. Wir erhielten ſehr guten Landwein, vortreffliches Kirſchwaſſer, appetitlichen Schinken, herrliches Brodt, maitriſche Butter, guten Käſe und ließen uns dies Alles vortrefflich munden. Doch der große ſilberne Pokal auf dem Eichentiſche, der in der einen Ecke der Stube ſtand, erregte unſere Aufmerkſamkeit und da gerade in dieſem Augenblick die dralle ſchmucke Wirthin in die Stube trat, verlangte einer unſerer Reiſegefährten — ein junger talentvoller Maler, der jetzt im Intereſſe ſeiner Kunſt zwiſchen ſüdamerikaniſchen Gebirgen herumpinſelt, um ſein Skizzenbuch mit transatlantiſchen Scenen zu füllen — den ſonntäglich blinkenden Pokal mit dem beſten Weine gefüllt zu ſehen. Die Wirthin erfüllte lächelnd ſein Begehren. Bald darauf ſtand der Pokal, mit duftendem Rheinweine gefüllt, auf unſerm Tiſche.

— Aber, ſchmucke Frau Wirthin, fragte der Maler, wie iſt denn dieſe ausländiſche Münze auf dieſen Deckel gekommen?

Und darauf erzählte ſie uns Folgendes:

— Es war im Jahre 1826, da wohnte mein Vater in Tyrol und hatte dort ein Gaſthaus, ungefähr wie dieſes da, welches jetzt mein Mann beſitzt. Es lag in einer wunderlieben Gegend, die gar viele Fremde beſuchten. Eines Tages — es war ein fürchterliches Wetter, wie man's nur im Gebirge kennt — kamen einige Reiſende und unter dieſen auch ein junger Herr, der von einem ältern Manne und mehrern Dienern begleitet wurde. Das war ein recht munterer, lebensfroher Menſch: er machte viel Scherze mit uns Allen und auch mit mir, die ich damals noch nicht verheirathet war. Vornehm mußte er ſein, denn ich hörte, daß ihn einer ſeiner Begleiter „Königliche Hoheit" hieß. — Später am Tage hellte ſich das Wetter auf, die Sonne kam wieder zum Vorſchein und nun beſtiegen die Reiſenden, von meinem Vater und mir begleitet, eine der nahegelegenen Alpen, auf der man die ſchönſte Ausſicht hat. Der junge Prinz — denn das war er — ſuchte nach Blumen und Mineralien und ſagte zu mir: „Wenn Du eine Alpenroſe für mich pflückſt, dann ſollſt Du ein hübſches Geſchenk von mir haben." Nach vielem Suchen fand ich endlich eine ſolche Blume und gab ſie ihm. Er dankte mir recht lieb und herzlich und ſteckte ſie in ſein Knopfloch. Drauf kehrten wir nach dem Hauſe meines Vaters zurück, und als die Reiſenden am nächſten Morgen von dannen zogen, ſchenkte mir der fremde Prinz dieſe hübſche Goldmünze, die Sie dort auf dem Deckel des Pokales ſehen, und ſagte zu mir im Scherz, daß, wenn ich einmal nach Dänemark käme, ich ihn beſuchen und nach dem Prinzen Friedrich fragen ſollte. Und dann reiſ'te er ab. Mein Vater aber verwahrte das Goldſtück, und an meinem Hochzeitstage ſchenkte er mir den ſilbernen Becher dort und auf dem Deckel ſaß die Münze. Ich habe ſeitdem oft an den Prinzen gedacht, obwohl er vielleicht ſchon todt und begraben ſein kann.

— Nein, meine hübſche Wirthin, unterbrach ſie der Maler und ergriff den Pokal. Er lebt noch, fuhr er fort, aber Prinz iſt er nicht mehr. Er iſt König jetzt und ein volksthümlicherer Fürſt als er hat wohl niemals auf Dänemarks alt-ehrwürdigem Throne geſeſſen. „Es lebe Friedrich der Siebente!“ ſchloß unſer Freund, that einen herzhaften Zug aus dem Pokale und reichte ihn uns Andern hin.

— Er iſt alſo jetzt König, rief unſere Wirthin und ſchien darüber herzlich erfreut zu ſein. Sollte Einer dieſer Herren, wenn Sie nach Ihrer Heimath zurückkehren, jemals Gelegenheit finden, den König zu ſprechen, dann grüßen Sie ihn von Roſa Beuthner und ſagen Sie ihm, daß ſie ſeine Goldmünze als ein heiliges Andenken aufbewahrt und oft an ihn zurückdenkt.

Das war indeſſen keine leichte Commiſſion und doch iſt es möglich, daß dieſe Zeilen einſt vor König Friedrich's Augen kommen; dann werden ſie ihm ſagen, daß die kleine Roſa, die er vielleicht ſchon längſt vergeſſen, und die einſt eine Alpenroſe für ihn gepflückt hat, die ſchon längſt verwelkt iſt, noch jetzt ſich mit kindlicher Freude des jungen Prinzen erinnert, der vor Jahren in ihres Vaters kleinem Hauſe am Fuße der Tyroler Alpen gewohnt hat.

# Zwölftes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels — Rückkehr des Prinzen nach Kopenhagen. — Feierlichkeiten zu ſeinem Empfange — Seine Vermählung mit Prinzeſſin Wilhelmine. — Seine Ehe. — Sein Jugendfreund Perling — Seine Reiſe nach Island. — Seine Rückkehr nach Dänemark. — Sein Aufenthalt in Fridericia. — Perlings Dulcinea. — Die Scheidung des Prinzen von ſeiner jungen Frau — Seine zweite Verbindung mit Prinzeſſin Karoline von Mecklenburg Strelitz. — Neue Trennung. —

Von Baſel begab ſich Prinz Friedrich nach Frankfurt am Main, das er am 6. October verließ, um ſich über Koblenz und, den Rhein hinunter, über Hannover und Harburg nach Altona zu begeben.

Unterdeſſen waren in den Provinzen und in Kopenhagen große Vorbereitungen zu ſeinem feierlichen Empfange und zu ſeiner Vermählung mit Prinzeſſin Wilhelmine getroffen worden.

Zu dieſem Zweck hatte die Königliche Theater-Direction ein Prachtſtück des Doctors Heiberg „die Elfenhöhe" mit Muſik vom Profeſſor Kuhlau zur Aufführung gewählt. Das Stück behandelt eine däniſche Volksſage. Der Feſt-Prolog war vom Paſtor Boye gedichtet.

Auf dem neuerbauten Chriſtiansborger Schloſſe wurden 130 große und kleine Zimmer zum Empfange der königlichen Herrſchaften und ihrer zahlreichen Gäſte in Bereitſchaft geſetzt.

Vom Medailleur Conradſen in Kopenhagen erſchien zur Feier der bevorſtehenden Vermählung des Prinzen eine Schaumünze, deren Vorderſeite die Bruſtbilder des hohen Brautpaares zeigt. Auf der Rückſeite ſitzt die Muſe der Geſchichte und zeichnet mit einem Griffel auf einen Fels. Zu den Füßen der Geſchichte liegt ein Löwe, der, wie bekannt, die Hauptfigur im däniſchen Wappenſchilde bildet. Die Inſchrift auf dem Revers lautet: „Regia stirps Danorum mutuis Nexibus Felix. MDCCCXXVIII."

Am 17. October reiſ'te Seine Königliche Hoheit, Prinz Chriſtian Friedrich, von Kopenhagen ab, um über Odenſe ſeinem zurückkehrenden Sohne entgegenzueilen.

Am folgenden Tage ging der Yacht-Capitain des Königs, Kammerherr und General-Adjutant Rothe, mit dem Königlichen Dampfſchiffe „Kiel" ab, um Vater und Sohn nach Kopenhagen überzuführen.

Am 18. October 1828, Nachmittags zwei Uhr, langte Prinz Friedrich Karl Chriſtian, nach einer Abweſenheit von mehr als zwei Jahren, von Hamburg kommend, in Altona an. An der Elbbrücke wurde er unter dem Donner der Kanonen von dem Königlichen Wachtſchiffe und mit dem herkömmlichen Jubelgeſchrei der Volksmenge empfangen.

Am 21. October hielt der Prinz, begleitet von ſeinem Vater, ſeinen feierlichen Einzug in Kopenhagen.

Zehn Tage darauf, am 1. November, fand ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin **Wilhelmine Marie** ſtatt.[*] Die Tochter König **Friedrich's VI.**, geboren zu Kiel am 18. Januar 1808, hatte ihr zwanzigſtes Jahr überſchritten. Es war keine Heirath aus Neigung, ſondern, wie die Meiſten dieſer Gattung, eine Heirath aus Politik.

Die Neuvermählte beſaß alle guten Eigenſchaften ihrer heſſen-kaſſel'ſchen Mutter: ſie war gottesfürchtig, über alle Maaßen anſpruchslos, wohlunterrichtet und vor Allem in der Geſchichte gut bewandert; gleichzeitig beſaß ſie aber auch alle übeln Eigenſchaften ihres „cher papa": ſie war ſehr pedantiſch, immer ernſt und mürriſch und ſelten nur umflog ein Lächeln ihren ſchön geformten Mund. Ihr Gemahl, ſtets heiter und etwas leichtſinniger Natur, vermochte ſich mit dem Ernſt und der Steifheit derſelben durchaus nicht zu befreunden. Obgleich noch jung, war er nach ſeiner Rückkehr aus Italien doch ſchon in ziemlich hohem Grade blaſirt und fand darum weit mehr Wohlgefallen an frivolen, muthwilligen, ausgelaſſenen Charakteren als an keuſchen, ernſt abgemeſſenen und zurückhaltenden Temperamenten, zu welchen jenes ſeiner jungen Frau gehörte, die er aus dieſem Grunde, ſchon während der Flitterwochen, etwas einförmig und langweilig fand.

---

[*] Zur Feier dieſes Tages wurden eine Menge Orden vertheilt. Sechsunddreißig erhielten das Kommandeur-Kreuz des Danebrogs, 120 das Ritterkreuz. Prinz **Chriſtian Friedrich**, der Vater des Bräutigams, wurde Groß-Kommandeur des Danebrog und Prinz **Friedrich Emil von Holſtein** bekam den Elephanten-Orden.

Aus Langeweile ſuchte der junge Ehemann Zerſtreuungen aller Art, zu deren Befriedigung ihm, einige Jahre ſpäter, ſein Jugendfreund Karl Berling *) außerordentlich behülflich war.

Im Sommer des Jahres 1834 unternahm Prinz Friedrich, wiederum mehr aus Langeweile als aus Wißbegierde, eine Reiſe nach Island, das ſeit der abenteuerlichen Uſurpation jenes Jürgen Jürgenſen, der 1809 Island zur Republik erklärt und ſich zum Protector derſelben aufgeworfen hatte, nach der Gefangennehmung dieſes Abenteurers wieder eine däniſche Provinz geworden war, die aber noch keiner ſeiner Vorfahren beſucht und aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte **). Der Prinz beſtieg die Vulkane Hekla und Krabla, beſichtigte die Seen Thingvalla und My, von denen der Letztere niemals zufriert und ſehr häufig zu rauchen pflegt.

---

*) Der ſchon früher erwähnte Buchdruckerſohn Johann Karl Ernſt Berling, geb. in Kopenhagen am 30. Auguſt 1812, hatte ſchon als junger Mann von zwanzig Jahren viele weibliche Bekanntſchaften und galt damals für einen Roué erſter Qualität.

**) Der abgeſetzte Ex-Protector von Island ward von den Engländern gefangen genommen, von einem Gefängniß nach dem andern geſchleppt und zuletzt nach Neu-Wallis geführt, wo er um 1830 geſtorben ſein ſoll. Die intereſſante Geſchichte dieſes Abenteurers erzählt S. Skulaſon's Schrift „Juergen Juergensens Usurpation i Island i Aaret 1809." Kjoebenh. 1832. 8."

Island und die Faröer-Inſeln bilden ein eigenes Stift, das unter dem Befehle eines Stiftsamtmanns ſteht, dem vier Amtleute und dieſen wieder die Syſſelmänner für die einundzwanzig Syſſelsdiſtricte des ganzen Stiftes untergeordnet ſind. — An der Spitze der Geiſtlichkeit, welche gegen dreihundert Kirchen beherrſcht, ſteht ein Biſchof. — Dieſer ſowohl als der Stiftsamtmann reſidiren in der Hauptſtadt Reikiawik, die zu jener Zeit, als Prinz Friedrich ſie beſuchte, kaum ſechshundert Einwohner zählte. Dieſe fühlten ſich nicht wenig geſchmeichelt und beglückt, daß ein däniſcher Prinz — der Erſte ſeines Stammes — ſich herabgelaſſen habe, das ferne Island zu beſuchen.

Weit mehr aber als die armſelige Reſidenz dieſer Inſel intereſſirte ihn Thingvalla, jener Ort, wo in grauer Vorzeit die Volksverſammlungen ſtattfanden und wo unter freiem Himmel das Gericht ſeine Sitzungen hielt und ſeine Urtheile ſprach.

Von Thingvalla begab ſich der Prinz nach Skaaholt, in deſſen Nähe, im Thale Haukakal, der berühmte Geyſer-Quell liegt, der ein Becken von faſt zwanzig Fuß Durchmeſſer hat und ſein faſt ſiedendheißes Waſſer mit betäubendem Geräuſch oft bis zu einer Höhe von nahe hundert Fuß treibt.

Prinz Friedrich verweilte mehrere Tage in Islands Hauptſtadt. Die „literariſche Geſellſchaft“ (Islandske Literatur Selbskab) beeilte ſich, den erlauchten Gaſt, der einer ihrer Sitzungen beizuwohnen geruhte, in die Reihe ihrer Mitglieder aufzunehmen, deren glänzendſtes Geſtirn der isländiſche Dichter

Groendal*) war, deſſen ſchwermüthige „Kvaedi“ (Geſänge), erſt acht Jahre nach ſeinem Tode, von ſeinem Schwiegerſohne Sveinbjoern Egilſon herausgegeben wurden. — Zu den Notabeln dieſer noch jetzt beſtehenden Geſellſchaft gehörte der Geſchichtsſchreiber Olaf Stephenſen, der Mathematiker Stephen Bjoernſen und der Arzt Joſef Sveinſon.

Nachdem Seine Königliche Hoheit der vom Biſchof Geir Vidalin und von dem engliſchen Reiſenden Henderſon im Jahre 1805 gegründeten Isländiſchen Bibelgeſellſchaft (Islenzka biblin felag) eine der älteſten in Dänemark gedruckten Bibeln verehrt, nachdem er ſowohl der Stiftsbibliothek in der Domkirche zu Reikiavik, als auch der Amtsbibliothek zu Eskeford die neueſten im Auslande erſchienenen Werke über Island geſchenkt hatte, verließ er, begleitet von ſeinem kleinen Gefolge, die Inſel und kehrte, mehr als jemals gelangweilt, nach Kopenhagen an den monotonen, freudeleeren Hof Friedrich's VI., in die Arme ſeiner eben nicht allzukurzweiligen Gemahlin zurück, die ihn mit wahrhaft grönländiſcher Kälte empfing.

---

*) Benedict Jonſſon Groendal, geb. am 13 November 1762 zu Gaarden-Bogum im Nordviertel von Island, hatte in Kopenhagen die Rechte ſtudirt und wurde, nachdem er ſeine Examina gemacht, in ſeinem Vaterlande zum Vice-Langmand und 1800 zum Aſſeſſor des isländiſchen Obertribunals ernannt, welche Stelle er bis 1817 bekleidete. Von 1788 bis 1791 war er Secretair der isländiſchen Literatur-Geſellſchaft geweſen. Groendal ſtarb am 30. Juli 1825. Seine „Kvaedi“ erſchienen erſt 1833. Vergl. Arne Helgaſon „Ligtale over B. J. Groendal“, Vidoe 1833. 8.

Prinz Friedrich wußte ſich über dieſen kalten Empfang ſehr bald zu tröſten; ſein Umgang mit Karl Berling wurde von Tag zu Tage vertrauter, ſo daß es bald zwiſchen beiden Freunden weder ein Geheimniß, noch irgend eine Art von Gêne gab.

Aber da dieſer Umgang des Prinzen mit dem luſtigen Berling und Conſorten dem alten, griesgrämigen, ſauertöpfigen Könige Friedrich VI. durchaus nicht behagen wollte, ſchickte er ihn — was mehr Verbannung wie Beförderung war — als commandirenden General von Jütland nach der Feſtung Fridericia.

Das von Friedrich III. im Jahre 1652 erbaute Fridericia liegt am Eingange des kleinen Beltes, im Amte Veile, das zum däniſchen Stifte Ribe gehört. Die äußerſt ſchwachen Feſtungswerke wurden, kaum vollendet, 1657 durch ein ſchwediſches Heer unter Wrangel mit Sturm genommen, dann geſchleift und erſt in den Jahren 1709 und 1710 von Neuem aufgebaut.

Prinz Friedrich, der ſich, abgeſchnitten von den großen Vergnügungen und kleinen unſchuldigen Zerſtreuungen der Hauptſtadt, in dieſer langweiligen Feſtung in verzweifelt hohem Grade unbehaglich fühlen mußte, ſehnte ſich nach Kopenhagen zurück, weniger nach ſeiner äußerſt kühlen, prüden Gemahlin, die einſtweilen am Hofe ihrer königlichen Eltern zurückgeblieben war, als nach ſeinem Freunde Karl Berling, welcher der luſtige Perin des däniſchen Don Cäſar's war und ihn auf die Schönheit mancher Donna Diana, die Anfangs die Spröde zu ſpielen ſich gefiel, dienſtwillig aufmerkſam gemacht hatte. Das einförmige Leben von Fridericia ennuirte den armen „Hamlet“ in ſo hohem Grade, daß er ſehr häufig im ſtrengſten Incognito nach der Hauptſtadt kam, um ſich dort, wenn auch nur auf wenige Stunden oder Tage, in der Wohnung und Geſellſchaft ſeines Vertrauten **Berling** a tout prix von den Strapazen der Fridericianiſchen Langeweile zu erholen.

Bei einer dieſer heimlichen Zuſammenkünfte mit ſeinem Freunde **Berling** lernte der Prinz (im Sommer des Jahres 1836) bei einem äußerſt appetitlichen Frühſtück und einigen Flaſchen Champagne frappé, die noch ziemlich junge, ziemlich friſche und ziemlich pikante Dulcinea deſſelben kennen; doch gefiel ſie ihm das erſte Mal nur in ſo flüchtigem Grade, daß er ſeinen Perin nicht einmal um ihren Namen fragte und am nächſten Morgen nicht mehr an ſie dachte.

Als er drei Monate ſpäter bei ſeinem Lebel zum zweiten Male mit ihr bei einem heitern Abendbrote unter ſechs Augen zuſammentraf, gefiel ihm die „luſtige Fliege“ — wie **Berling** ſie hieß — ſchon ein klein wenig beſſer, ſo daß er ſich angemuthet fühlte, ſie ſelbſt um ihren Namen zu befragen.

— Ich heiße **Louiſe**, Königliche Hoheit, erwiederte die äußerſt muntere Griſette, aber wenn es Ihnen Spaß macht, ſo können Sie mich meinetwegen auch **Chriſtine**, **Dagmar**, oder wie Sie wollen, heißen.

— Nun gut, ſchönes Kind, dann will ich Dich einſtweilen **Dagmar** nennen.

— Mir ganz Recht, erwiderte **Berling's** Geliebte und leerte ihren Champagner-Kelch mit Einem Zuge.

— Wie alt ſind wir? fragte der Prinz, von Neuem ihr Glas füllend.

— Pfui, Hoheit, wer wird eine Dame nach ihrem Alter fragen? Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß ich jünger bin als Sie Beide.

— Du kommſt mir ſehr bekannt vor. Ich muß Dich ſchon anderswo als hier in Kopenhagen geſehen haben.

— Leicht möglich! Waren Sie einmal in Norwegen geweſen?

— Ich noch nicht; aber mein guter Vater war dort.

— Ach, was geht mich Ihr Vater an?! Oder waren Sie vielleicht in Paris?

— Bis jetzt noch nicht, liebes Kind! Doch wünſche ich ſchon lange, einmal hinzureiſen!

— Ei dann nehmen Sie mich mit!

— Wo denkſt Du hin, tolles Kind? Ich bin ja verheirathet!

— Das iſt Schade! ſeufzte die Kleine.

— Das ſag' auch ich! meinte **Berling**.

— Auf Dein Wohl, meine ſüße **Dagmar**! entgegnete der Prinz und ſtieß ſein Glas an das ihrige.

Und ſeit jenem Abende kannten ſie ſich und ſahen ſich häufiger bei **Berling**. — — — — —

Ein Jahr nach jener gefährlichen Bekanntſchaft wurden Seine Königliche Hoheit Prinz **Friedrich** und Prinzeſſin Wilhelmine Marie in Folge gegenſeitiger Uebereinſtimmung am 15. October 1837, nach faſt neunjähriger, aber keineswegs glücklicher Ehe von einander geſchieden. Der Prinz gab als Hauptgrund zu ſeiner Trennung — wie dies ja häufig zu geſchehen pflegt — den Umſtand an, daß ſeine Ehe mit ihr bis dahin unfruchtbar geblieben ſei; die Prinzeſſin hingegen machte aus ihrer Abneigung gegen ihn kein Hehl und wollte um jeden Preis von ihm geſchieden ſein, weil er die Erwartungen, die ſie von ihm gehegt, in keiner Hinſicht befriedigt hatte. Beide Väter — König Friedrich VI. ſowohl als Kronprinz Chriſtian — waren über die Trennung ihrer Kinder nicht ſehr erfreut. Prinzeſſin Wilhelmine Marie aber ſchloß aus eigener Neigung, kaum acht Monate nach ihrer Scheidung, am 19. Mai 1838, ein zweites Eheband mit dem Herzoge Karl von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, der, geb. am 30. September 1813, um faſt fünf Jahre jünger als ſeine Gemahlin iſt. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Als am 3. December 1839 der Vater der Prinzeſſin Wilhelmine ſeine lange Laufbahn ſchloß und als ihr ci-devant Schwiegervater als Chriſtian VIII. den däniſchen Thron beſtieg, ward Prinz Friedrich von ſeinem Vater aus der Verbannung von Fridericia zurückgerufen und zum Gouverneur von Fühnen ernannt, welchen Poſten bis zum Tode Friedrich's VI. Prinz Chriſtian ſelber bekleidet hatte.

Im folgenden Jahre ward der zum Kronprinzen avancirte Friedrich gegen ſeinen Willen und einzig und allein auf Andringen ſeines Vaters, der das dringende Bedürfniß eines Thronerben fühlte, genöthigt, um eine neue Braut zu werben. Anfangs December 1840 begab er ſich nach Strelitz, um daſelbſt ſeine Verlobung zu feiern mit der Prinzeſſin Karoline Charlotte Marianne, die, geb. am 10. Januar 1821, die einzige Tochter des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz und eine Couſine König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen iſt, der, beiläufig erwähnt, der Urheber und Begünſtiger dieſer neuen Verbindung geweſen ſein ſoll.

Von Strelitz zurückkehrend langte der däniſche Bräutigam unter dem Namen eines Grafen von Oldenburg in Berlin an und ſtieg nicht im Schloſſe, ſondern in einem Gaſthofe unter den Linden ab. — Zur Feier ſeiner Anweſenheit wurde im Opernhauſe Auber's „Feenſee“ gegeben. Sophie Löwe ſang die Hauptrolle. — Am 13. December gab der König, zu Ehren ſeines Gaſtes, im Ritterſaale ein großes Diner von zweihundert Couverts. — Am Tage ſeiner Abreiſe erhielt Prinz Friedrich den ſchwarzen Adler-Orden.

Die Vermählung ſelbſt fand im folgenden Jahre, am 10. Juni 1841, zu Strelitz ſtatt. Zu den zahlreichen Hochzeitsgäſten gehörte auch der König von Preußen, der auf dieſem Feſte ausgelaſſen luſtig war und durch manch geiſtreichen Witz die Brautleute nicht wenig erheitert haben ſoll.

Aber auch dieſe neue Ehe war, wie vorauszuſehen und wahrſcheinlich in Folge des mehr und mehr wachſenden Einfluſſes jener Dame, deren Bekanntſchaft unſer Leſer im Berling'ſchen Hauſe gemacht, durchaus nicht glücklicher als die erſte. Prinzeſſin Karoline, obgleich jung, reizend und anmuthig in hohem Grade, war trotzdem nicht geeignet, dem ſchon etwas verwilderten Geſchmack ihres Gemahls in allen Punkten ſeiner Laune zu genügen. Folge dieſer äußerſt getrübten Ehe war eine neue Scheidung, die fünf Jahre nach der Hochzeit ſtattfand.

Am 15. October 1846 ward von Seiten der däniſchen Kanzlei nachfolgendes Circular erlaſſen:

„In Folge der von Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzeſſin von Dänemark, Karoline Charlotte Marianne, geb. Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, aus Grund ihrer ſeit mehrern Jahren anhaltenden Kränklichkeit und jetzt gänzlich niedergebrochenen Geſundheit deßhalb ergangenen Bitte und Verlangen, und nachdem Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, obwohl ſehr ungern, dieſer Bitte nachgegeben, haben Seine Majeſtät der König, obwohl nur mit herzlichem Bedauern, unterm 30. September d. J., die zwiſchen Seiner Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen Frederik Chriſtian, und Ihrer Hoheit der Herzogin, Karoline Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, unterm 10. Juni 1841 eingegangenen Ehe gänzlich aufgehoben und aufgelöſt.“

Dieſes Circular erregte ein peinliches Aufſehen.

Jedermann wußte, wer Schuld an dieſer falſch motivirten Trennung war.

Die geſchiedene Gemahlin des Kronprinzen erhielt vom däniſchen Königshauſe eine lebenslängliche Apanage, welche im erſten Jahre auf 20,000 und für jedes folgende Jahr auf 8000 Reichsthaler feſtgeſtellt ward.

## Dreizehntes Kapitel.

Louiſe Chriſtine Rasmuſſen. — Die Antecedentien dieſer Dame. — Zuſammenſtellung verſchiedener Nachrichten über ihre Vergangenheit, über ihr Verhältniß zum Könige, über ihren Einfluß und ihre gegenwärtige Stellung. — Kurze Schilderung ihrer Perſönlichkeit. — Drei über ſie erſchienene Schriften.

Wir kommen nun zu dem kitzligſten Abſchnitte unſerer Aufgabe: zur Geſchichte jenes weiblichen Weſens, deſſen flüchtige Bekanntſchaft als einer Freundin Karl Berling's unſer Leſer im vorhergehenden Kapitel gemacht hat. Die Nachrichten über Herkunft und Vergangenheit dieſer zweifelsohne höchſt intereſſanten Frau ſind leider ſo auffallend divergirender Art, daß es ſchwer, ja ſogar unmöglich zu entſcheiden iſt, welche davon die richtige, der Wahrheit am nächſten kommende ſein mag. Während auf der einen Seite die Anhänger und Freunde dieſer Dame aus ihr eine von glühender Vaterlandsliebe erfüllte und durchdrungene Agnes Sorel zu machen ſich übereifrig bemüht, haben auf der andern Seite ihre zahlreichen Gegner und Feinde es ſich eben ſo eifrig angelegen ſein laſſen, ſie zu dem gemeinen Schlamm einer Lola Montez herabzuziehen. — Die Wahrheit pflegt, wie bei allen extremen

Meinungen und Urtheilen dieſer Art, gewöhnlich in der Mitte zu liegen. Nach der Anſicht vieler Leute, die ihr näher geſtanden und vielfach Gelegenheit gehabt haben, ſie genau zu beobachten, iſt ſie weder eine Lola, noch eine Agnes, viel eher aber etwas von Beiden zugleich, ein Gemiſch von guten und ſchlimmen Eigenſchaften und, im Ganzen betrachtet, nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter als ihr Ruf.

Da man über die Antecedentien dieſer Dame bis jetzt durchaus nichts Beſtimmtes weiß, ſo beſchränken wir uns darauf, die verſchiedenen Nachrichten, die wir als Material zur Darſtellung ihres Lebens aufgeſammelt haben und die ſich bisweilen diametral widerſprechen, sine ira et studio zuſammenzuſtellen und dem Urtheile des Leſers zu überlaſſen, was er davon glauben will.

Bevor wir zur Geſchichte dieſer Frau ſchreiten, müſſen wir noch einmal auf die zweite Gemahlin ihres prinzlichen Anbeters zurückkommen.

Vehſe erzählt über ſie im dritten Theile ſeiner vortrefflichen „Geſchichte der kleinen deutſchen Höfe“ (Seite 249) wörtlich Folgendes:

„Die mecklenburg-ſtrelitz'ſche Prinzeſſin Karoline, dieſe liebliche und ächt weibliche, wenn auch nicht gerade bedeutende und jetzt, wie ihr Vater, leider auch ſehr taube Dame, wurde zwanzigjährig mit dem Sohne der kleinen extravaganten mecklenburg-ſchwerin'ſchen Prinzeſſin, der als Gräfin Gote in Rom katholiſch gewordenen Charlotte, mit dem damals eben ſo kleinen und extravaganten, gegenwärtig nur bedeutend dick gewordenen Kronprinzen von Dänemark vermählt, welcher im Jahre 1847*) als König Frederik VII. den Thron Hamlet's beſtieg. Dieſe ſanfte Dame hat das Schickſal ihrer Schwiegermutter erlebt und iſt nicht Königin geworden, wie ihre Tanten Louiſe von Preußen und Friederike von Hannover und wie ihre Großtante Charlotte von England es geworden waren: bereits im Jahre 1846 iſt ſie wieder geſchieden worden nach nur fünfjähriger Ehe, da dieſe ohne Kinder blieb und die Kronprinzeſſin die empörende Zumuthung zurückwies, ſich durch einen Subſtituten ihres Gemahls den Stamm fortpflanzen zu laſſen. An ihre Stelle trat die nordiſche Lola, Louiſe Rasmuſſen, geboren 1814, eine Lola, ganz ſo wie die Gräfin Lichtenau, vereinſt zuerſt Apfelſinenverkäuferin in Stettin, dann Ladenmädchen bei einem Kaufmann, endlich Putzmacherin und in allen dieſen drei frühern Ständen jederzeit notoriſche Babylonierin; der Dänenkönig hat dieſe Dame am 7. Auguſt 1850, nach dem glückhaften Sieg über die Holſteiner bei Idſtedt, bekanntlich in morganatiſcher Ehe geheirathet und zur Gräfin von Danner erhoben. Als Friedrich als damaliger Kronprinz vor der Scheidung zu Beſuch am neuſtrelitzer Hof war, ſoll er bei einer Jagd von den Bauern, denen er mit einigen Junkern die Saaten ruinirte, die ſchönſten Schläge bekommen haben und ſelbſt bei Hofe wurde er ſo auffallend unzart, ſelbſt öffentlich im Theater u. ſ. w. behandelt, daß er der Gegenſtand der Theilnahme der Neuſtrelitzer war. In Schwerin beging er einmal eine ſeiner Extravaganzen: er erſchien bei einer Hoftafel plötzlich mit einer langen Pfeife, ſo daß Paul Friedrich, eben ſo plötzlich ſich faſſend, allen Hofherren Cigarren reichen ließ. Am meiſten ſchmerzte es bei der Scheidung ſeiner Tochter den alten Großherzog (Georg) von Strelitz, daß ſeine Karoline nicht den Namen „Kronprinzeſſin von Dänemark" behalten durfte; ſie mußte ſogar einen ihr geſchenkten koſtbaren Schmuck ihrem Gemahle zurückgeben. — Die Sage geht, daß die (geſchiedene) Prinzeſſin Karoline die Erlaubniß zu einer heimlichen Heirath mit dem Kammerherrn von Waldow auf Dannenwalde — auf der Grenze von Strelitz und Preußen — dem Schwager des bekannten Novelliſten Baron Alexander von Sternberg, erhalten habe, was bezweifelt werden kann und was ich dahingeſtellt ſein laſſen muß u. ſ. w."

---

*) Dies iſt bei Vehſe wahrſcheinlich nur ein Druckfehler, denn der Sohn des achten Chriſtian's beſtieg erſt am 20. Januar 1848 den Thron ſeines Vaters

Mais revenons à nos moutons, d. h. kehren wir zur Gräfin Danner und ihrem königlichen Anbeter zurück.

In Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Beiden, das bis zum Jahre 1848 ein Hofgeheimniß geblieben war, brachte die „Altonaer Reform" im Herbſte des Jahres 1850 folgende „aus authentiſcher Quelle" geſchöpfte Mittheilung, laut welcher Jungfrau Rasmuſſen früher Figurantin beim Kopenhagener Ballet geweſen war.

„Es ſollte, erzählt dieſe Quelle, auf dem Hoftheater ein neues Ballet aufgeführt werden und König Friedrich (damals noch Kronprinz) befand ſich Abends ſchon zeitig auf der Bühne, um den Vorbereitungen zuzuſchauen, was ihm großes Vergnügen zu gewähren ſchien. In roſenfarbener Laune trat er plötzlich in den Kreis der Figurantinnen, die ſich in ſcheuer Ehrfurcht in den Hintergrund zurückgezogen hatten, und fragte ſie:

— Holla, Ihr Mädchen, welche von Euch will eine Flaſche Champagner mit mir trinken?

Alle ſchwiegen und blickten verlegen zu Boden. Keine wagte es, dieſe Einladung anzunehmen. Da trat Lola Rasmuſſen vor und erwiderte keck:

— Ich, Königliche Hoheit, ich!

Prinz Friedrich, der ſie bis dahin noch nie bemerkt hatte, betrachtete ſie aufmerkſam und mit ſichtbarem Wohlgefallen, denn ſie war jung und hübſch und zeichnete ſich durch die Fülle ihrer Formen vor vielen ihrer Colleginnen aus.

— Wohlan, ſprach er, angezogen von ihrer Keckheit und den Reizen ihrer äußern Erſcheinung, es ſei! Du mußt aber, ohne Dich umzukleiden, wie Du da biſt, den Wein aus Niels Bjoern's Weinhandlung ſelber holen.

— Allerdings will ich das! entgegnete ſie raſch, ohne ihr Coſtüm zu beachten; denn ſie war in fleiſchfarbigen Tricot eingenäht; ihre ganze Kleidung beſtand eigentlich nur aus einem blauen Florſchleier, weil ſie einen Genius vorſtellen ſollte; doch um die genannte Weinhandlung zu erreichen, mußte ſie in dieſem mehr als frivolen Coſtüme drei ſehr frequente Straßen paſſiren.

— Das lobe ich mir! rief der Prinz beifällig. Du ſcheinſt den raſchen Entſchluß zu lieben und Dich weder vor dem Aufſehen einer ungewöhnlichen Handlungsweiſe, noch vor dem Gerede der Leute zu fürchten. Nun laufe zu und komme bald wieder!

Mit dieſen Worten gab er ihr einen Ducaten; ſie entfernte ſich raſch und eilte durch eine Seitenpforte auf die Straße hinaus.

Prinz Friedrich folgte ihr raſch und blickte ihr lachend nach, wie ſie die belebte Gaſſe, die vom Tageslichte noch beleuchtet war, hinaufſtieg, von allen Menſchen angeſtaunt, welche ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung nicht erklären konnten. Er fühlte wirklich ſchon eine ſo lebhafte Theilnahme für ſie, daß er ihr einen ſeiner Adjutanten nachſchickte, um ſie vor Beleidigungen des Pöbels zu ſchützen.

Schon nach wenigen Minuten kehrte ſie im Fluge zurück und trug eine Flaſche Champagner und zwei Gläſer unter ihrem Arme.

— Bravo! rief ihr der Prinz entgegen, führte ſie in ſeine kleine, vergitterte Loge und hielt ſein Wort, indem er wirklich die ganze Flaſche mit ihr leerte.

Am andern Morgen beſuchte ſie der Prinz in ihrer mehr als beſcheidenen Wohnung, wo ſie in einem ganz eigenthümlichen Coſtüme ihm eine Polka vortanzte und ihn dadurch ſo ſehr entzückte, daß er ſie auf der Stelle zu ſeiner Geliebten erklärte.

Vier Wochen ſpäter zog ſie zu ihm ins Schloß und hier entwickelte ſie bald eine ſo ſeltene Schlauheit, wie man ſie ihr bei ihrer äußerſt vernachläſſigten Erziehung kaum hätte zutrauen ſollen. — Der Prinz, der nur wenig geiſtige Bildung von ihr verlangte, war entzückt über ihre drolligen Einfälle und ihre ſtets heitere Laune, obgleich ſie auch in ernſten Augenblicken oft eben ſo viel Klugheit als Scharfſinn verrieth. — In unglaublich kurzer Zeit hatte ſie alle Schwächen und Leidenſchaften ihres Geliebten ſtudirt und indem ſie ihm mit einem raffinirenden Erfindungsgeiſt täglich neue Mittel und Wege bot, denſelben in pikanter Abwechslung zu fröhnen, weil ſie ſich ſelbſt den excentriſchſten Launen ihres hohen Liebhabers ſtets auf's Bereitwilligſte hingab, ſelbſt zu gewiſſen Zeiten ſeine Mißhandlungen, die für Liebkoſungen gelten ſollten, geduldig hinnahm, wußte ſie ihn ſo unwiderſtehlich an ſich zu feſſeln, daß er ihr bald eine unumſchränkte Macht über ſich einräumte, welche ſie ſchlau benutzte, um ſich einen bedeutenden Einfluß auf ihn und ſeinen Willen zu ſichern."

So lautet die eine Verſion. Nach einer zweiten Sage ſoll der Prinz ſie in ihrer Wohnung bei einer Feuersbrunſt, in welcher ſie in Folge des Rauches beinahe erſtickt wäre, in faſt nacktem Zuſtande, wie ſie eben aus dem Bette herausgeſprungen war, angetroffen und halb beſinnungslos aus den Flammen herausgetragen haben. Entzückt von der Schönheit ihres Körpers, den er bei dieſer Gelegenheit ohne Feigenblatt geſehen, habe ihn die junge Putzmacherin in ſo hohem

Grade bezaubert, daß ſie ſeit jenem Augenblick ſeine Geliebte geworden ſei.

Eine dritte Verſion erzählt ein Kopenhagener Correſpondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" auf folgende Weiſe:

„Während das innere politiſche Leben in Kopenhagen wenig Anſpruch auf Intereſſe über die Grenzen von Dänemark hinaus erheben kann, giebt es hier eine Perſönlichkeit, mit welcher das Ausland, beſonders Deutſchland, ſeit einiger Zeit mit Vorliebe ſich beſchäftigt. Es iſt die Gemahlin des Königs, die Gräfin Tanner. — Ueber die biographiſchen Antecedentien dieſer Dame ſind die Gelehrten noch nicht ganz einig und es ſchwebt über mehreren Wendepunkten ihres Lebens ein Schleier, welcher der Fantaſie der Chroniſten einen weiten Spielraum geſtattet. Was wir über ſie erfahren haben, beſchränkt ſich auf Folgendes: Sie iſt die Tochter eines ſeiner Zeit wohlhabenden Hofbeſitzers in Jütland, der ſie nach ſeinen Umſtänden ziemlich ſorgfältig erziehen ließ. So konnte ſie, nachdem ihr Vater durch Unglücksfälle verarmt war, ihr Brodt als Gouvernante ſich ſelbſt erwerben. Als ſolche kam ſie in jungen Jahren zuerſt zu einem Landpaſtor, auf welchen ihr lebhafter Geiſt und ihr gefälliges Weſen — denn eigentlich hübſch ſoll ſie niemals geweſen ſein — nach und nach ſo ſichtbaren Eindruck machte, daß die Frau Paſtorin ſich bald veranlaßt ſah, die Entfernung der gefährlichen Lehrerin durchzuſetzen. Dieſe kam dann in eine andere Familie, wo es nach einiger Zeit zu ähnlichem Ausgang gekommen ſein ſoll. Sie beſchloß darauf, die Laufbahn als Erzieherin aufzugeben, und ging nach Kopenhagen, wo es ihr gelang, als Figurantin dem Ballet (am Hoftheater) einverleibt zu werden; doch ſpielte ſie hier eine ſo unbedeutende Rolle, daß das Publikum von ihrer Exiſtenz keine Notiz nahm. — Während dieſer Zeit kam ſie durch zufällige Bekanntſchaften in verſchiedene Privatkreiſe, in denen ihre heitere Geſellſchaft ſie ungemein beliebt machte. In dem Hauſe eines dem damaligen Kronprinzen ſehr befreundeten Mannes ſoll ſie von dieſem zuerſt geſehen und einen, doch nur flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht haben. — Ihre Wege trennten ſich bald; der Kronprinz verlebte mehrere Jahre in Fridericia und ſie fand wohl in der beſcheidenen, ſchlecht honorirten Stellung als Figurantin geringe Nahrung für ihren unternehmenden Geiſt. — Endlich fand ſie Gelegenheit, eine Reiſe nach Paris zu machen, wo ſie die „Putzmacherkunſt" ſtudirte und ihre Fertigkeit in der Weltſprache ausbildete. — Von da nach Kopenhagen zurückgekehrt, legte ſie unter franzöſiſcher Firma (es hieß in der Oeſtergade) eine elegante Modehandlung an, die ſich beſonders durch ein koſtbares Automat auszeichnete, das die wechſelnden Moden dem ſchauluſtigen Publikum von allen Seiten zeigte. — Eine Sage will, daß bei einer in ihrer Wohnung ausgebrochenen Feuersbrunſt der Prinz die Rettung ihrer koſtbaren Waaren und namentlich der in der Volksſprache ſogenannten „Puppe" perſönlich geleitet und daß ſie ihm nachher ihren Dank in einem ſo hübſch geſchriebenen Briefe dargebracht haben ſoll, daß davon ein ernſter und bleibender Eindruck zurückgeblieben ſei, doch dürfen wir dieſen Novelliſten keineswegs als geſchichtlich verbürgen.

Erſt nach der Thronbeſteigung des Prinzen (20. Januar 1848) trat die frühere Gouvernante, Figurantin und Putzmacherin, deren ſchlanke Geſtalt ſich indeſſen zu einem ihrem heitern Naturell entſprechenden Embonpoint entwickelt hatte, aus dem Hintergrunde des einfachen prinzlichen Privatlebens hervor, und nach Beendigung des Conſtitutionswerkes und nach dem Waffenſtillſtande von 1849 trat ſie als Gräfin Danner, nach dem Frieden mit dem „deutſchen Bunde" vom 2. Juli 1850 als ihm zur linken Hand angetraute Gemahlin faſt in den Vordergrund der däniſchen Staatsbühne heraus. — Wenn ſie auch, nach wie vor, der hohen Ariſtokratie ein Dorn im Auge blieb, die es dem Könige niemals verzeihen wird, ein „Weib aus dem Volke" genommen zu haben, erzählen ſich die Mittelklaſſen, den Vornehmen zum Trotz, deſto mehr von dem Witze, der Gutmüthigkeit, der luſtigen Beredtſamkeit und Ueberzeugungskunſt der Gräfin. Davon ſoll ſie allerdings kurz vor ihrer Vermählung erſtaunliche Proben abgelegt haben. Als die dahin zielende Abſicht des Königs in ſeiner nächſten Umgebung bekannt wurde, war der Staatsrath ſehr betroffen. Er ſoll ſich in pleno zu einer Unterredung bei der Gräfin eingefunden haben, um ſie aus politiſchen Rückſichten zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Aber nach einer zweiſtündigen Conferenz kehrten die Miniſter ganz umgeſtimmt zurück und widerſetzten ſich nicht mehr der Vermählung. Wahrſcheinlich hat ſie dieſelben beſonders dadurch beruhigt, daß ſie ihre Neigung, unbekümmert um alle politiſchen Fragen, dem Könige nur geſellige Erheiterung zu leiſten, ihnen einleuchtend gemacht hat. Der hartnäckigſte Widerſtand zeigte ſich aber in der hochkirchlichen Perſon des Biſchofs von Seland, dem alten Mynſter*). Als der König ihm die Trauung antrug, verweigerte er den Gehorſam und ſchlug es rund ab, weil die frühere Lebensweiſe der Gräfin ihm dies nicht geſtatte. Noch denſelben Tag bekommt er von der Gräfin Danner eine Einladung zum Thee, mit der Andeutung, daß er bei ihr auch Seine Majeſtät antreffen werde. Der Biſchof, ſonſt immer ein vollendeter Hofmann, kommt und — iſt beſiegt. Der Bekehrer ex professo fährt Nachts als völlig Bekehrter nach Hauſe und am nächſten Tage vollführt er mit gewöhnlicher Salbung die Trauung des hohen Paares. Ob die Beredtſamkeit der Gräfin dies Wunder bewirkt, oder was ſonſt den ſtolzen Prälaten überwunden — dies wiſſen wir nicht."

Kürzer fertigt ſie Guſtave Vapereau in ſeinem erſt unlängſt erſchienenen „Dictionnaire universel des Contemporains" ab. Er ſchreibt über ſie, Seite 474:

„Danner (Louise Christine Rasmussen, comtesse) épouse morganatique du roi actuel

---

*) Jakob Peter Mynſter, geb. am 8. November 1775, ſtarb zu Kopenhagen am 30. Januar 1854. Vergl. Henrik Martenſen „Til Erindring om J. P. Mynster", Kjøbenh. 1855. 8.

de Danemark, est née le 21. avril 1814*) à Copenhague**). Appartenant à une famille pauvre, elle fut obligée, de mettre à profit l'education qu'elle avait reçue en acceptant les fonctions d'institutrice en Norvège; puis elle vint à Paris, ou pendant deux ans elle fut attachée à un théatre***). De retour à Copenhague, elle entra dans un magasin de modes et ce fut là que commença pour elle une liaison qui semblait devoir être passagère, mais qui, après avoir été interrompue par une absence assez prolongée, se renoua plus solide et lui donna, ou a peu près, une couronne. En effet, dès que le prince Christian †) monta sur le trône, Mlle. Louise passa favorite en titre, elle eut une petite cour, un palais, tout l'appareil de la grandeur et le titre de baronne, puis de comtesse de Danner. A peu de temps de là, elle parvint à faire célébrer solennellement son mariage à l'église de Frederiksbourg (7. août 1850); en 1852 et en 1854 elle accompagna le roi dans ses excursions et par-

---

*) Es giebt Viele in Dänemark, welche die Authenticität dieſer Jahreszahl ſtark bezweifeln und behaupten wollen, Gräfin Danner ſei mindeſtens [illegible] acht Jährchen älter als das Datum.

**) Auch dies wird ziemlich allgemein bezweifelt; ſie ſoll [illegible] in Jütland geboren ſein.

***) Dies iſt ebenfalls ein Irrthum. Sie figurirte nur im Kopenhagener Ballet.

†) Soll, mit Erlaubniß des Herrn Vapereau, der eben kein allwiſſender Geſchichtſchreiber iſt, Friedrich heißen.

tagea avec lui les ovations populaires. On la dit remplie de générosité, d'un caractére ferme et élevé et tout aussi jalouse de son rang que pourrait l'être une véritable reine."

Die vierte und wahrſcheinlichſte Verſion aber iſt, daß **Louiſe Chriſtine Rasmuſſen** die urſprüngliche Geliebte **Karl Berling's** geweſen ſei, der ſie vom Theater weggenommen und nach Paris geſchickt habe, um dort, auf ſeine Koſten, die „höhere Putzmacherkunſt" zu erlernen, und daß ſie nach ihrer Rückkehr aus der Seineſtadt von ihrem Freunde und Beſchützer, mit dem ſie im Laufe einiger Jahre zwei Kinder erzeugt und letztere in Paris unter der Aufſicht eines Marquis dell' Onda zurückgelaſſen haben ſoll, dem Kronprinzen Friedrich, welcher an dem überaus heitern Umgange der ci-devant Figurantin außerordentliches Wohlgefallen fand, bereitwilligſt abgetreten worden iſt; doch erklären wir ſehr gern, daß wir dieſe vierte Lesart eben ſo wenig als jede der drei frühern als geſchichtliche Thatſache zu verbürgen im Stande ſind, obgleich gerade dieſe Verſion in Kopenhagen ſelbſt den meiſten Glauben zu finden ſcheint.

Das Factiſche bei dieſer in hundert geheimnißvolle Schleier gehüllten romanhaften Geſchichte beſchränkt ſich wohl nur darauf, daß Prinz Friedrich dieſe äußerſt verlockende Sirene ſchon mindeſtens zehn Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung gekannt und ſich im Laufe der langen Zeit in ſo hohem Grade an ſie gewöhnt hatte, daß ihr täglicher Umgang ihm zum unumgänglich nothwendigen Bedürfniß geworden und daß, da ſeine Zuneigung für ſie und ihr Einfluß auf ihn von Jahr zu Jahr zugenommen hatte, ſie dadurch die höchſt wahrſcheinliche Urſache der Trennung ſowohl von ſeiner erſten als von ſeiner zweiten Gemahlin geweſen war. Endlich, nachdem ihr getreuer Anbeter den Thron ſeines Vaters beſtiegen hatte, wußte die unwiderſtehliche Macht ihrer Ueberredungsgabe es durchzuſetzen, daß er die ci-devant Figurantin zur Lehnsgräfin erhob und ſich am 7. Auguſt 1850 in der Schloßkirche zu Frederiksborg durch den Biſchof von Seeland, Dr. Mynſter, zur linken Hand mit ihr trauen ließ.

Zu den Perſonen, die von ihm ausdrücklichen Befehl erhalten hatten, dieſer Trauung als Zeuginnen beizuwohnen, gehörte die Gemahlin des Ober-Ceremonienmeiſters, Gräfin Antoinette von Ahlefeldt, geb. Gräfin Juel Wind Friis, und die Gräfin Knuth. Der Oberhofmarſchall Joachim Gottſche v. Levetzau*) führte, im Namen des Königs, die jungfräuliche Braut zum Hochaltar. Die morganatiſche Trauung geſchah in Gegenwart des ganzen Hofſtaats, der in voller Galla erſchien.

Nach der Trauung war großes Diner im Frederiksborger Schloſſe. Der Erbprinz Ferdinand führte die Gräfin Danner, der König die Gräfin von

---

*) Der Graf, der noch jetzt dieſen Poſten bekleidet, iſt gleichzeitig Ordens-Marſchall, Ober-Director der Kunſtanſtalten und königlichen Gärten, ſeit dem 28. Juni 1840 Großkreuz des Dannebrogs, Ritter des preußiſchen rothen Adler-Ordens erſter Klaſſe, des ruſſiſchen Alexander-Newski und des ſchwediſchen Nordſterns in Brillanten u. ſ. w.

Ahlefeldt, der Graf von Ahlefeldt die Gräfin Knuth zur Tafel.*)

Einige Tage nach der Vermählung ſoll der König mit ſeiner morganatiſch angetrauten Gemahlin einen gänzlich unerwarteten Beſuch bei ſeiner Stiefmutter, der verwitweten Königin Karoline Amalie abgeſtattet und ſich nicht wenig gewundert haben, daß er ſowohl als Gräfin Danner von ihr mit wahrhaft empörender Kälte empfangen worden ſei. Die ältere Königin, Friedrich's VI. Witwe, ſoll ſich einen ähnlichen ihr zugedacht geweſenen Beſuch, vermuthlich ſchon aus Rückſicht für ihre von ihm geſchiedene Tochter, Prinzeſſin Wilhelmine Marie, ausdrücklich verbeten haben, weßhalb dieſer Beſuch denn auch unterblieben ſein ſoll.

Gräfin Danner, kaum vermählt, hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als einen ihrer vertrauten Gallopins, den durch ihre Gunſt zum Kammerrath emporgeſchnellten Kammerrath Emil Jonas, nach Deutſchland zu ſenden, um Herrn Ewald, den damaligen Redacteur des Almanachs von Gotha, durch Geld und gute Worte zu bewegen, daß die neugebackene Lehnsgräfin und morganatiſch angetraute Gemahlin Friedrich's VII. brühwarm in die Reihe der Souveraine von Gottes

---

*) Zu den Perſonen, die zur Feier dieſer Vermählung den Danebrog-Orden erhielten, gehörten der Etatsrath Niels Mathias Peterſen, Profeſſor an der Kopenhagener Univerſität, der Etatsrath Dr. Chriſtian Flor, der Profeſſor Nicolai Peder Nielſen und der Schauſpieler Chriſtian Niemand Roſenkilde, ein Günſtling der Gräfin Danner

Gnaden aufgenommen werde. Dennoch erſchien ihr Name, wunderbar genug, erſt im Jahrgange 1853 zum erſten Male.

Wenige Monate nach der Trauung brachten die deutſchen Journale folgende Nachricht:

„Die mit König Friedrich VII. morganatiſch vermählte Lehns-Gräfin Danner, ci-devant Rasmuſſen, ſoll ernſtlich darauf bedacht ſein, ihren königlichen Gemahl um jeden Preis mit einem Erben zu beſchenken. Sollte es ein Söhnlein werden, dann erbte es natürlich nicht den däniſchen Thron, wohl aber das Gut Frederiksgave in Fühnen, welches Mama nebſt einer jährlichen Dotation von 60,000 Reichsbankthalern von Seiner däniſchen Majeſtät als Hochzeitsgeſchenk erhalten hat. Das wetterwendiſche Volk, Anfangs aus Haß gegen die Ariſtokratie hoch erfreut über die demokratiſche Heirath des Königs, iſt jetzt in auffallend hohem Grade darüber erbittert.“

Hinſichtlich der Schenkung von Frederiksgave, ſo wie der jährlichen Dotation von 60,000 Reichsbankthalern erlauben wir uns, einige beſcheidene Zweifel zu erheben; das aber iſt faktiſch, daß Friedrich VII am 21. April 1857, am dreiundvierzigſten (?) Geburtstage der Gräfin Danner, ihr das Luſtſchloß Jägerpris als künftigen Witwenſitz geſchenkt hat, doch wird ſie nach dem Ableben des Königs aus Tauſend und Einem Grunde wohl ſchwerlich in Dänemark bleiben, ſondern ſich allem Anſcheine nach zu ihren Kindern nach Paris begeben, wenigſtens trug ſie ſich ſchon vor zwei Jahren (1857) mit dem Lieblingswunſche, ſich in Begleitung ihres königlichen Gemahls nach dem Seine-Babel zu begeben, wo ſie zwei ihrer ſchönſten Jugendjahre verlebt hatte. — Die „Leipziger Zeitung“, die ſogenannte Kindermuhme, meldete in Bezug darauf unterm 23. Juni 1857: „Der Augsburger Allgemeinen Zeitung wird in einer Privatcorreſpondenz aus Kopenhagen die Nachricht beſtätigt, daß der Reiſemarſchall Seiner Majeſtät, Kammerherr Karl Berling, nach Paris geſchickt worden war, um dort für die Gemahlin des Königs eine ſtandesmäßige Aufnahme zu bereiten. Die Gräfin Danner hat ſchon früher längere Zeit ſich dort aufgehalten und hat daſelbſt — nahe Angehörige.“ *)

Der Verfaſſer dieſes Buches, der im Sommer des Jahres 1852 in Kopenhagen geweſen war, hatte das Vergnügen, durch den Kammerherrn Karl Berling bei Gräfin Danner eingeführt zu werden. Sie empfing mich mit vieler Huld und war ſo artig, mir zu ſagen, daß der König einige meiner Romane, wie den „Ring des Noſtradamus“ und „Roſſini“, die, wenige Jahre zuvor, in däniſcher Ueberſetzung erſchienen waren, mit großem Vergnügen geleſen habe. Sie ſelbſt, fügte ſie hinzu, kenne außerdem auch mein „Buch der Liebe“ und überhäufte mich mit unverdientem Lobe. Eine Artigkeit bedingt die Andere. Im Laufe des Geſpräches bedauerte ich, daß bis jetzt kein Bild von ihr erſchienen ſei; die Geſchichte würde ihr eines Tages Dank wiſſen, wenn ſie dafür Sorge trüge, daß ein ihr

---

*) Verblümte Anſpielung auf ihre Kinder.

ähnliches Portrait erſcheine. — Ihr Rath, erwiderte ſie mit verbindlichem Lächeln, kommt zehn Jahre zu ſpät. Ich habe in der letzten Zeit in Folge des vielen Kummers, den mir der Krieg mit dem „deutſchen Bunde“ verurſacht, auf ſo raſche Weiſe gealtert, daß ich mich faſt ſelbſt nicht mehr erkenne.

Sie ſprach dies Alles in ſo reinem, wohlklingenden Deutſch, als ob dies ihre Mutterſprache wäre. Plötzlich änderte ſie den Ton des Geſpräches und fragte mich in eben ſo gutem und geläufigem Franzöſiſch, wie Kopenhagen mir gefalle, ob ich ſchon den Thiergarten geſehen und Schloß Friedriksberg beſucht habe? Es ſchien ſie zu freuen, als ich ihr geſtand, daß Dänemarks Hauptſtadt mir ſehr wohl gefalle, und als ich die beiden andern Fragen verneint hatte, ertheilte ſie mir den Rath, es ja nicht zu verſäumen, einen Ausflug nach Friedriksberg zu machen. Dann verabſchiedete ich mich von ihr.

Ihrer äußern Erſcheinung nach iſt die Gemahlin des Königs klein und unterſetzt, keineswegs ſchön, oder auch nur hübſch, aber in ungewöhnlich hohem Grade pikant. Die Maienfriſche ihres Teints, die noch immer jugendliche Gluth ihrer Augen und die Liebenswürdigkeit ihrer ungenirten und doch impoſanten Haltung hatten in der That ſo viel Ausnehmend-Einnehmendes, daß ich nicht wenig erfreut war, ihre perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Abends ſoupirte ich beim Kammerherrn Berling, der durch ſie eine äußerſt glänzende Carrière gemacht hat und als General-Intendant der Civilliſte, Reiſemarſchall und Privatſecretair Seiner Majeſtät, mit dem Könige und ſeiner Gemahlin, damals wenigſtens, im Chriſtiansberger Schloſſe noch unter Einem Dache wohnte.

Wir plauderten bis gegen Mitternacht. Der Kammerherr rühmte die Herzensgüte, den Geiſt, Witz und Humor der Gräfin und ihre ungemeine Popularität in allen (?) Klaſſen der Bevölkerung. — In einigen Tagen, fügte er hinzu, wird der König in Begleitung ſeiner Gemahlin und eines kleinen Gefolges, zu dem auch ich gehöre, einen Ausflug nach Jütland machen. Hätten Sie vielleicht Luſt, uns zu begleiten, um Zeuge des Enthuſiasmus zu ſein, mit dem man ſie dort aufnehmen wird?

Ich beeilte mich, die Einladung anzunehmen. Zwei Tage ſpäter fuhr ich zu Schiffe nach Horſens und von dort mit der Poſt nach Aalborg, wo am andern Morgen der König, Gräfin Danner und ihr glänzendes Gefolge unter dem tauſendſtimmigen Jubel des aus Nah und Fern herbeigeſtrömten Volkes vom Schiffe ans Land ſtiegen, um in Aalborg — der König und ſeine Gemahlin ſtiegen im alten Schloſſe ab — zwei Tage zu verweilen. Nachmittags beſuchten ſie den Skaubagen, eine reizende Anhöhe in der Nähe der Stadt, wo Jung und Alt hingeſtrömt war, um den äußerſt populären Monarchen, der zu Fuße durch die dicht gedrängten Reihen der Volksmaſſen ſchritt, in nächſter Nähe zu ſehen. Während der König und deſſen Gemahlin, umgeben von einer Wolke von Hofdamen und Hofkavalieren, im Freien unter einem Zelte

Platz nahmen und unter die naheſtehenden Zuſchauer Champagner und Erfriſchungen aller Art umherreichen ließen, las der Conferenzrath, Geheimer Archivar und Hiſtoriograph Dr. Caſpar Frederik Wegener, der zum Gefolge des Königs gehörte, nach alt-patriarchaliſcher Sitte Seiner Majeſtät und der Gräfin Danner ein Kapitel aus der Geſchichte Aalborgs vor, das namentlich den König, der ein Freund heiterer Lecture iſt, außerordentlich zu beluſtigen ſchien. Erſt mit dem Einbruche der Dunkelheit kehrte der Hof nach der Stadt zurück, die zur Feier ihrer hohen Gäſte feenhaft erleuchtet war.

Am andern Morgen ſchrieb ich für die in Aalborg erſcheinende „Stiftszeitung" über die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages einen Artikel, den der Redacteur dieſer Zeitung, Dr. Bernhard Ree, ins Däniſche zu überſetzen ſo gefällig war.

Zwei Tage ſpäter kehrte ich nach Kopenhagen zurück.

Dies iſt ſo ziemlich Alles, was ich von der Gräfin Danner zu berichten weiß. Mehr und Ausführlicheres über ihre frühern Lebensumſtände hoffte ich aus einem Buche zu ſchöpfen, das ich unter dem Titel „La Dubarry du Nord, ou les aventures de la ci-devant marchande de modes Louise Christine Rasmussen, a-présent comtesse Danner", mit dem falſchen Druckort „Jersey, Genève et New-York" und ohne Angabe der Jahreszahl im Jahre 1854 in Brüſſel angekündigt fand. Der pſeudonyme Autor dieſes Pamphlets, das allem Anſcheine nach in Brüſſel gedruckt worden iſt, nennt ſich Jonas Sperling; aber trotz aller Mühe, die ich mir gegeben hatte, ein Exemplar dieſer Brochüre aufzutreiben, die mit dem Bildniſſe der Gräfin Danner und ihres frühern Beſchützers Karl Berling geziert ſein ſoll, bin ich leider nicht ſo glücklich geweſen, ihrer habhaft zu werden, da, dem Vernehmen nach, nicht mehr als zwölf Exemplare gedruckt und dieſe größtentheils nach Dänemark geſchickt worden ſind.

Als andere Materialien zu einer zukünftigen ausführlichern Geſchichte der Gräfin Danner mache ich hier noch zwei andere Schriften namhaft, die mir leider auch nur dem Titel nach bekannt ſind: Friedrich Schaldemoſer's „Rasmuſine, oder die belohnte Tugend, Heldengedicht in ſechs Geſängen", Kiel 1852. 8. und „Grevinde Louise Danner, foed Rasmussen, Danmarks Genius, Februar 1855", Kjoebenh. (gedruckt bei Bianco Luno) — Schaldemoſer's ſogenanntes Heldengedicht ſoll eine äußerſt boshafte Satire ſein, die gleich nach ihrem Erſcheinen von der däniſchen Polizei confiſcirt worden iſt. — Ein ähnliches Schickſal traf die zweite Brochüre, deren ungenannter Verfaſſer der bekannte Baron Conſtantin von Dirckink-Holmfeld, ein Bruder des däniſchen Geſandten am Pariſer Hofe iſt. Von dieſer zweiten Schrift, wegen welcher Gräfin Danner den Autor derſelben gerichtlich belangt haben ſoll, war gleich darauf eine deutſche Ueberſetzung in Hamburg oder, richtiger geſagt, in Kiel erſchienen, in welcher Stadt die Gemahlin des Königs die erbittertſten Gegner zu haben ſcheint.

## Vierzehntes Kapitel.

Reſcript vom 28. Januar wegen Einführung einer Verfaſſung. — Grundzüge derſelben. — Die Agitation der Parteien. — Der Bürgerverein im Caſino. — Das Miniſterium vom 22. März. — Ausbruch des Krieges mit Schleswig-Holſtein. — Der Waffenſtillſtand zu Malmöe.

Acht Tage nach dem Regierungsantritte Friedrich's VII. verkündete, am 28. Januar 1848, ein königliches Reſcript die Einführung einer Verfaſſung, aber nicht die Verfaſſung ſelbſt, ſondern vorläufig nur die Hauptgrundzüge derſelben, laut welchen dem Volke eine beſchließende Mitwirkung bei Feſtſtellung der Steuern gleichwie bei Erlaſſung neuer Geſetze zugeſtanden wurde. Zur Erwägung und Ausarbeitung der durch dies Reſcript verheißenen Verfaſſung ſollte eine Anzahl erfahrener Männer — eben ſo viel Dänen als Deutſche — nach Kopenhagen zuſammenberufen werden. Das Königreich Dänemark ſollte zu dieſem Behuſe achtzehn, Schleswig und Holſtein achtzehn Mitglieder wählen, wogegen ſich der König ſelbſt die Wahl von acht Mitgliedern in Dänemark, von vier in Schleswig und vier in Holſtein vorbehielt.

Aber dieſes Patent befriedigte weder Dänemark, noch die deutſchen Herzogthümer. Sowohl die nationale, als die demokratiſche Partei proteſtirte mit gleich großer Heftigkeit gegen den Inhalt jenes königlichen Reſcripts. Die nationale Partei fühlte ſich dadurch zurückgeſetzt und gekränkt, daß eben ſo viel Deutſche als Dänen gewählt werden ſollten; der demokratiſchen Partei war das, was die zukünftige Verfaſſung verhieß, zu wenig; ſie verlangte mehr Rechte, mehr Freiheiten. Die nationale Partei, an deren Spitze Orla Lehmann, Monrad und Tſcherning ſtanden, gründeten im Caſino einen Bürgerverein mit dem Loſungswort: „Aufgebung Holſtein's und Dänemark bis zur Eider!"

Kaum einen Monat nach Publikation jenes königlichen Reſcriptes brach, am 24. Februar, die Pariſer Revolution aus, die ganz Europa aus ſeiner Ruhe aufrüttelte und auch auf Dänemark ihre Einwirkung nicht verfehlte. Am 20. März fand in Kopenhagen eine große Volksverſammlung ſtatt, die in einer Sturmpetition an den König „ſtrenge Aufrechthaltung der Rechte Dänemarks auf Schleswig, Einſetzung einer gemeinſchaftlichen Regierung für Beide, ein volksthümliches Wahlgeſetz und die Abſetzung des bisherigen Miniſteriums" verlangte, an deſſen Spitze Graf Karl Moltke, ein eifriger Anhänger und Verfechter der abſoluten Gewalt des Königthums, ſtand. Dieſe Petition, am folgenden Morgen von einer Deputation dem Könige überreicht, bewog Letztern noch an demſelben Tage ein neues Miniſterium einzuſetzen, beſtehend aus dem Grafen Adam Wilhelm Moltke als Präſidenten des Staatsraths und gleichzeitig als Miniſter der Finanzen, Karl Emil v. Bardenfleth als Juſtizminiſter, dem Grafen Knuth als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Obriſten Anton v. Tſcherning als Kriegsminiſter, dem Paſtor Ditlew Monrad als Cultusminiſter, Bluhme als Handelsminiſter und Baron Pleſſen als proviſoriſchen Miniſter für die deutſchen Herzogthümer. Etatsrath Hvidt und Orla Lehmann wurden als Miniſter ohne Portefeuilles hinzugezogen und am 4. April trat Chriſtian Chriſtopher Zahrtmann*) als Miniſter der Marine ein. Dieſes Miniſterium, größtentheils hervorgegangen aus der Partei des Bürgervereins, erhielt den Beinamen „Caſino-Miniſterium".

Zwei Tage nach Einſetzung der neuen Miniſter hatte der König durch Orla Lehmann den deutſchen Herzogthümern die ausdrückliche Erklärung zugehen laſſen, daß er (der König) bereit ſei, dem Herzogthume Holſtein, als einem ſelbſtändigen deutſchen Bundesſtaate, eine eigene Verfaſſung zu verleihen, daß er aber in Bezug auf Schleswig feſt entſchloſſen ſei, an der Union Schleswigs mit Dänemark unter allem Umſtänden feſtzuhalten.

In Folge dieſer Erklärung erhoben ſich die deutſchen Herzogthümer zum gemeinſchaftlichen Widerſtande und ſetzten, zur Wahrung ihrer Rechte, am 25. März zu Kiel eine proviſoriſche Regierung ein, beſtehend aus dem ſchleswig'ſchen Obergerichtsadvokaten **Wilhelm Hartwig Beſeler**, dem Prinzen **Friedrich von Auguſtenburg** (einem der Haupturheber der ganzen Bewegung), dem Grafen **Friedrich Reventlow-Preetz** *), dem Kaufmann **Schmidt** und dem Advokaten **Bremer**.

---

*) Zahrtmann, geb. zu Viborg, in Jütland, am 21. December 1793, war einer der Adjutanten Chriſtian's VIII geweſen und ſtarb zu Kopenhagen am 15. April 1853.

Prinz **Friedrich**, der den Oberbefehl über ſämmtliche Truppen in Schleswig-Holſtein übernommen hatte, bemächtigte ſich am 24. März der von den Dänen unter General-Major **von Levetzow** beſetzten Feſtung Rendsburg, auf deren Mauern die deutſche, ſchwarzrothgoldene Fahne aufgepflanzt ward.

Am 30. März rückten zwei däniſche Bataillone in Hadersleben ein und wenige Tage ſpäter mußte ſich die Inſel Alſen dem Schiffscapitaine **Edvin Dirckinck-Holmfeld** übergeben.

Am 3. April begannen die Sitzungen der ſchleswig-holſtein'ſchen Ständeverſammlung in Rendsburg.

Am 8. April ſtießen die erſten däniſchen Vorpoſten mit der Avantgarde der Schleswig-Holſteiner zu-

---

*) Graf **Friedrich v. Reventlow**, Sohn des am 31. Januar 1848 geſtorbenen däniſchen General-Majors Grafen **Heinrich**, geb. am 16. Juli 1797, war früher Mitglied des ſchleswig-holſtein'ſchen Oberappellationsgerichts und Mitglied der Ständeverſammlung, in der er als einer der eifrigſten Vertheidiger der in Frage geſtellten Rechte der deutſchen Herzogthümer auftrat. Der Graf iſt ſeit dem 16. Juni 1831 mit der Freiin **Louiſe Loew von und zu Steinfurth** vermählt.

ſammen und es entſpann ſich bei Bau ein Scharmützel, in dem die Letztern geſchlagen und nach Flensburg zurückgedrängt wurden.

Zwei Tage ſpäter wurde die Stadt Schleswig von den Dänen beſetzt.

Die proviſoriſche Regierung, die ſich, bald nach ihrer Einſetzung, um Hülfe an den deutſchen Bundestag gewendet hatte, wies eine Vermittelung zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern, welche Preußen im Namen des Bundes übernehmen wollte, zurück und verlangte factiſche Hülfe. Gedrängt von der öffentlichen Meinung, die für das Schickſal der Schleswig-Holſteiner ſehr warm Partei ergriffen hatte, ſah der zaudernde Bundestag ſich genöthigt, am 12. April den Beſchluß zu faſſen, die Räumung Schleswigs von däniſchen Truppen zu verlangen und ſie nöthigenfalls zu erzwingen, Schleswigs Aufnahme in den deutſchen Bund zu bewirken und bis dahin die ſchleswig-holſtein'ſche proviſoriſche Regierung anzuerkennen. Preußen erhielt gleichzeitig den Auftrag, die proviſoriſche Regierung im Namen des Bundes vor der Uebermacht Dänemarks zu ſchützen.

In Folge dieſes Beſchluſſes begann nun zwiſchen Preußen und Dänemark jener bekannte Kampf, den Viele, wohl nicht mit Unrecht, blos als Scheinkrieg betrachtet haben.

Zwei preußiſche Garde-Regimenter, die unter dem Befehle des Generals Eduard von Bonin ſchon Anfangs April in Holſtein eingerückt waren, blieben, da Preußen jeden Zuſammenſtoß vermeiden wollte, ganz unthätig in Rendsburg ſtehen.

Kraft eines zweiten Bundesbeſchluſſes vom 15. April rückte nun auch das zehnte Armeecorps, beſtehend aus dem Bundescontingente von Braunſchweig, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg, unter dem interimiſtiſchen Oberbefehle des hannover'ſchen Generals Halkett, in Holſtein ein. Endlich trat auch der preußiſche General Friedrich von Wrangel in Rendsburg ein, übernahm am 22. April das Obercommando über ſämmtliche Truppen, rückte am folgenden Morgen gegen die Dänen aus und nahm noch an demſelben Tage Schloß Gottorp und Schleswig. Unter dem Schutze der Nacht zogen ſich die Dänen gegen Flensburg zurück; ſie wurden am 21. bei Oeverſen geſchlagen und retirirten nach Alſen. Am 25. hielten die deutſchen Truppen ihren Einzug in Flensburg; am 26. nahm daſelbſt General Wrangel ſein Hauptquartier. Die Dänen, die ganz Schleswig bis auf Alſen geräumt hatten, knüpften mit Wrangel Unterhandlungen zum Behufe eines Waffenſtillſtands an; aber ſchon am 1. Mai überſchritt er, ohne auf däniſchen Widerſtand geſtoßen zu ſein, bei Kolding die jütländiſche Grenze.

Rußland ſowohl als England, die dieſen Krieg gegen Dänemark nicht gebilligt hatten, verlangten nun durch ihre Geſandten in Kopenhagen, daß Jütland ſofort geräumt werde. Preußen dagegen erklärte am 5. Mai im Namen des Bundes, Jütland erſt dann zu räumen, wenn die unzertrennliche Einheit der Herzogthümer und die Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund anerkannt und garantirt ſei.

Dänemark ſuchte nun Hilfe bei Rußland und Schweden, von denen nur das Letztere offen auf die Seite ſeines angegriffenen Nachbarſtaates trat. Dänemark begann nun ſeine Feindſeligkeiten gegen ſeinen Gegner damit, daß es alle deutſchen Häfen blockiren und vorzugsweiſe alle preußiſchen Schiffe in Beſchlag nehmen ließ.

Dieſe Maaßregel erregte natürlich große Erbitterung. Wrangel nahm am 8. Mai die Feſtung Fridericia, erließ eine geharniſchte Proclamation an die Jütländer und verlangte von ihnen, als Repreſſalie für die blockirten Häfen, eine Contribution von zwei Millionen Speciesthalern.

Jetzt ſchlugen ſich Rußland und Schweden ins Mittel. Erſteres erklärte, zum Schutze Dänemarks eine Flotte auszurüſten, und Schweden ſchickte ſich an, die däniſchen Inſeln zu beſetzen.

England, das unterdeſſen, ebenfalls zu Gunſten Dänemarks, mit Preußen unterhandelte, bewog Letzteres, Jütland zu räumen und ebenein auch noch Schleswig aufzugeben.

Der tapfere Wrangel, der, obgleich überall Sieger, in Folge der heilloſen Ränke der engliſchen und ruſſiſchen Diplomatie und der nachgiebigen Schwäche des preußiſchen Cabinets ſich gezwungen ſah, Jütland zu verlaſſen, trat ſeinen Rückzug an und traf am 28. Mai wieder in Flensburg ein, an demſelben Tage, an welchem die Dänen einen Ueberfall von Alſen aus auf die jenſeits poſtirten deutſchen Truppen gewagt und nach einem blutigen Kampfe um die Düppeler Schanzen die Deutſchen nach Gravenſtein zurückgeworfen hatten.

Anfangs Juni ließ Schweden, das bei Malmöe 20,000 Mann in Kriegsbereitſchaft hielt, 5000 davon nach Fühnen überſetzen, und Rußland hatte einen Theil ſeiner Flotte abſegeln laſſen.

Die proviſoriſche Regierung, die während dieſer Zeit ihren Sitz nach Schleswig verlegt hatte, wandte ſich jetzt an die deutſche in Frankfurt am Main tagende Nationalverſammlung, die ſich der hart bedrängten Herzogthümer eifrig annahm, am 8. Juni die energiſche Fortſetzung des Krieges beſchloß und nur unter Wahrung der Ehre Deutſchlands die Abſchließung eines Friedens guthieß.

Unterdeſſen wurden die Dänen am 5. Juni bei Satrup geſchlagen und zogen ſich in Folge dieſer neuen Niederlage hinter die Düppeler Schanzen zurück. Zwei Tage darauf ſchlug das Tann'ſche Freicorps von 300 Mann 1200 Dänen bei Hoptrup, während der tapfere Haudegen auf höhere Ordre noch immer bei Flensburg und, gegen ſeinen Willen, die Hände müßig in den Schooß legte, während General „Drauf" lieber heute als morgen losgeſchlagen hätte.

Erſt am 28. Juni rückten die Preußen und faſt alle Reichstruppen — an der Spitze derſelben befanden ſich diesmal die ſchleswig-holſtein'ſchen Truppen — vor, um Schleswig zum zweiten Male von den Dänen zu ſäubern, die ſich bei Hadersleben verſchanzt hatten.

In Folge der Vermittelung Schwedens ward am 2. Juli zu Malmöe, vorläufig nur zwiſchen Preußen und Dänemark, ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Erſt am 7. Auguſt erhielt Preußen von der „Spitze der Centralgewalt", von dem ohnmächtigen Reichsverweſer, Erzherzog Johann von Oeſterreich, Vollmacht zum definitiven Abſchluſſe dieſes Waffenſtillſtandes. Die Bedingungen deſſelben waren: 1) Waffenruhe auf ſieben Monate; 2) Aufhebung aller ſeit dem 17. März in Schleswig-Holſtein erlaſſenen Geſetze und Verordnungen; 3) Bildung einer neuen proviſoriſchen Regierung, zu welcher ſowohl Preußen als Dänemark je zwei Mitglieder und gemeinſchaftlich einen Präſidenten ernennen; 3) Räumung der Herzogthümer, mit Ausnahme der Inſel Alſen, von Seiten der däniſchen Truppen, während 2000 Mann deutſcher Bundestruppen dort zurückbleiben und die ſchleswig'ſchen Truppen von den holſtein'ſchen getrennt werden; 5) Rückgabe der von Dänemark mit Beſchlag belegten Schiffe, ſo wie Rückgabe der vom General Wrangel in Jütland eingetriebenen Contribution; 6) Preußen und Dänemark ſollten außerdem jedes einen Commiſſair für die Dauer des Waffenſtillſtandes in den Herzogthümern ernennen und 7) England die Garantie dieſes ganzen Vertrages übernehmen.

Man hatte dieſe Angelegenheit ſo geheim betrieben, daß ſowohl die Nationalverſammlung in Frankfurt als die proviſoriſche Regierung in Schleswig erſt am 2. September Kunde von dieſem Vertrage erhielt.

„Die letzte Hoffnung der Herzogthümer war nun auf Frankfurt gerichtet; aber auch dieſe Hoffnung wurde getäuſcht, die Nationalverſammlung ſprach nach langen heftigen Debatten, während bereits der Rückzug der deutſchen Heere ohne Aufenthalt begann, am 16. September die Genehmigung des am 2. Juli zu Malmöe abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes mit einer Mehrheit von einundzwanzig Stimmen aus."

Die Herzogthümer, verlaſſen von dem deutſchen Mutterlande, waren nun auf ihre eigene Thatkraft angewieſen.

Am 15. Auguſt ward in Kiel die „entſchieden deutſch geſinnte" Landesverſammlung eröffnet, um vor Allem den Entwurf des neuen Staatsgrundgeſetzes in Berathung zu ziehen; aber ſchon vier Tage ſpäter hatte die proviſoriſche Regierung auf Antrieb Preußens die Verſammlung, in Folge eines Beſchluſſes, der mit dreiundſiebzig gegen ſechsundzwanzig Stimmen angenommen worden war, bis zum 4. September vertagt.

Während dieſer Zwiſchenzeit war der Inhalt des Malmöer Waffenſtillſtandvertrages und gleichzeitig die Nachricht bekannt geworden, daß Dänemark in Folge jener mit dem deutſchen Bunde abgeſchloſſenen Convention, geſonnen ſei, den Grafen Karl Moltcke, den entſchiedenſten Gegner Schleswig-Holſteins, an die Spitze der neuen Regierung zu ſtellen.

Jetzt war Gefahr im Verzuge. Die Landesverſammlung, die am 4. September zuſammengetreten war, beeilte ſich, die von Janſen geſtellten Anträge einſtimmig anzunehmen. Dieſe Anträge lauteten folgendermaßen:

1) Die conſtituirende Verſammlung kann wider ihren Willen weder aufgelöſ't noch vertagt werden.

2) Jede Veränderung in der beſtehenden Landesregierung bedarf der Zuſtimmung der Landesverſammlung.

3) Alle ſeit dem 17. März von der proviſoriſchen Regierung erlaſſenen Geſetze und Verordnungen können nur mit Zuſtimmung der Landesverſammlung verändert oder aufgehoben werden.

4) Ohne Zuſtimmung der Landesverſammlung kann kein neues Geſetz erlaſſen, keine neue Steuer auferlegt werden; alle bisher beſtandenen Steuern und Staats-Einkünfte werden vom 31. December 1848 von der beſtehenden Landesregierung forterhoben.

Vier Tage ſpäter (8. September) ward das in haſtigſter Eile berathene neue Staatsgrundgeſetz mit ſechzig gegen dreiundzwanzig Stimmen angenommen und am 15. September bekannt gemacht.

Unterdeſſen hatte ſich Dänemark zur Einſetzung der fünf notabeln Männer als gemeinſame Regierung angeſchickt und an die Spitze deſſelben den obengenannten Grafen Karl Moltke geſtellt.

Aber das Erſcheinen dieſes in den Herzogthümern faſt beiſpiellos unpopulären Mannes hatte in Itzehoe einen ſo hohen Grad allgemeinen Unwillens erregt, daß er ohne Weiteres mit Gewalt hinausgejagt wurde, worauf die däniſche Regierung ſich genöthigt ſah, dieſen Mann in Gnaden fallen zu laſſen.

Auch der Verſuch, eine königliche Immediatcommiſſion von drei Perſonen zur Handhabung der Regierungsgewalt in den Herzogthümern niederzuſetzen, ſcheiterte an dem Widerſtande der proviſoriſchen Regierung, die den Befehl erließ, jedes Mitglied dieſer Commiſſion, das den holſtein'ſchen Boden betrete, augenblicklich zu verhaften. Die proviſoriſche Regierung verlegte Anfangs October ihren Sitz von Kiel nach Schleswig; dieſem Beiſpiele folgte bald darauf auch die Landesverſammlung.

Am 18. October erhielt die proviſoriſche Regierung durch den Reichswaffenſtillſtands-Commiſſair Stedmann im Namen der deutſchen Centralgewalt den Befehl, ihr Amt in die Hände der neuen Regierung niederzulegen. Zwei Tage ſpäter erklärte ſich die Landesverſammlung mit achtzig gegen neunzehn Stimmen mit dem Eintreten der neuen Regierung einverſtanden. In Folge dieſer Erklärung legte die proviſoriſche Regierung, die am 24. März eingeſetzt worden war, ihr Amt nieder und an die Stelle derſelben trat am 22. October die neue gemeinſame Regierung ein, die ihren Sitz in Gottorp aufſchlug. Die Mitglieder, aus welchen Letztere beſtand, waren: Graf Reventlow-Jersbeck, Boyſen, Baron Heintze, Preußer und Graf Adam Moltcke.

Und damit ſchloß der erſte Act des ſchleswig-holſtein'ſchen Drama's.

## Fünfzehntes Kapitel.

Sturz des däniſchen Caſino-Miniſteriums. — Die neuen Miniſter. — Der erſte Schritt der neuen Regierung in Schleswig-Holſtein. — Einſetzung der Statthalterſchaft. — Schilderung der Feſtung Rendsburg. — Reventlow und Beſeler. — Der Miniſter Francke.

Das am 22. März 1848 eingeſetzte Caſino-Miniſterium vermochte ſich nur bis zum 18. November zu halten, an welchem Tage ein neues Miniſterium eintrat, an deſſen Spitze Graf Adam Wilhelm Moltke als Präſident des Conſeils und gleichzeitig als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſtand. Profeſſor Bang hatte das Portefeuille des Innern, Profeſſor Madwig das des Cultus, Graf Sponneck das der Finanzen, Generalmajor Hanſen das des Krieges übernommen. Von den Märzminiſtern hatte nur Bardenfleth das Departement der Juſtiz und Zahrtmann proviſoriſch das der Marine behalten. An Orla Lehmann's Stelle war Profeſſor Clauſen als Miniſter ohne Portefeuille eingetreten.

Das neue November-Miniſterium, das mit den Bedingungen der Malmöer Waffenſtillſtandsconvention durchaus nicht zufrieden war, verlangte, wie der am 23. October in Kopenhagen zuſammengetretene Reichstag*), den Wiederbeginn des Krieges.

Die neue gemeinſame proviſoriſche Regierung hatte gleich bei ihrem Antritt die bisherigen Verordnungen der proviſoriſchen Regierung und gleichzeitig auch das von der Landesverſammlung zu Kiel berathene Staatsgrundgeſetz vom 8. September vollſtändig anerkannt, eine Maaßregel, durch die ſie der däniſchen Regierung den Vorwand zum Beginn neuer Feindſeligkeiten gab.

Am 23. Februar 1849 erfolgte von Seiten Dänemarks die Kündigung des Waffenſtillſtands, der am 26. März ſeine Endſchaft erreichte und an welchem Tage die Feindſeligkeiten von Neuem beginnen ſollten.

Die deutſche Centralgewalt hatte inzwiſchen im Einverſtändniß mit der am 16. März nochmals tagenden Landesverſammlung an die Stelle der gemeinſamen Regierung, die auf Wunſch der Letztern zurückgetreten war, durch den Reichscommiſſair Schöff Souchay aus Frankfurt am Main eine Statthalterſchaft eingeſetzt, beſtehend aus dem Grafen Friedrich Reventlow-Preetz und Wilhelm Hartwig Beſeler. Dieſe beiden Statthalter zogen einen dritten hinzu in der Perſon des Regierungsraths von

---

*) Dieſer erſte Reichstag zählte 147 Mitglieder, darunter 109 aus Jütland und den Inſelſtiftern, fünf von Island, eins von den Färöern, die das Volk gewählt, und zweiunddreißig Mitglieder, die der König gewählt hatte. Die ſechszehn Mitglieder, welche Schleswig zu wählen hatte, waren ausgeblieben.

Harbou. Dieſes Triumvirat begann ſeine Wirkſamkeit am 20. März 1849.

Sechs Tage ſpäter ging der Waffenſtillſtand zu Ende. Schon am 3. März hatte die deutſche Centralgewalt den Befehl erlaſſen, drei Diviſionen des Reichsheeres mobil zu machen und drei andere in Kriegsbereitſchaft zu halten.

In Folge dieſes Befehles hatten ſich bis zum 26. März in Schleswig-Holſtein dreißig Bataillone und hundert Geſchütze geſammelt, die nach und nach auf 45,000 Mann und 150 Geſchütze vermehrt wurden. Die unter den Befehl des preußiſchen Generals von Bonin geſtellte ſchleswig-holſtein'ſche Armee hatte in und bei Flensburg Poſte gefaßt. Die Bayern, Würtemberger, Badenſer und thüring'ſchen Truppen unter dem Commando des Prinzen Eduard von Sachſen-Altenburg und des Generals Spangenberg ſtanden bei Schleswig; die Hannoveraner und Sachſen unter den Generalen Wyneken und Heintz ſtanden bei Rendsburg, die Preußen endlich bei Neumünſter. Sämmtliche Truppen befehligte der preußiſche General-Lieutenant Karl Ludwig Wilhelm Ernſt von Prittwitz.

Auch Dänemark, das ſtark gerüſtet, hatte ſein Landheer auf 36,000 Mann gebracht; ſeine Uebermacht aber beruhte auf ſeiner Flotte.

Bevor wir dem Fortgange dieſes unſeligen Krieges folgen, kehren wir nach Rendsburg in den Schooß der ſchleswig-holſtein'ſchen Statthalterſchaft zurück.

Der bekannte Schriftſteller Uffo Horn, damals

Volontair bei den ſchleswig-holſtein'ſchen Jägern, entwirft in ſeinem intereſſanten Skizzenbuch „Von Idſtedt bis zum Ende"*) folgende Schilderung von Rendsburg:

„Die Feſtung liegt auf einer Inſel und an beiden Ufern der Eider, eines waſſerreichen ſchiffbaren Fluſſes, und kann durch eine Innudation geſchützt werden, wenigſtens nach Süden zu. Ihre Werke ſind jedoch nach einem veralteten Syſteme erbaut, datiren zum Theil noch aus dem dreißigjährigen Kriege und ſind durch neuere Zuthat nur ungenügend ergänzt. Eine längere Vertheidigung gegen eine mit dem nöthigen Apparat wohlverſehene Belagerungsarmee iſt ſelbſt zu günſtiger Jahreszeit kaum möglich. Die Feſtung beſteht aus der alten Stadt, die ganz auf der Eiderinſel liegt und durch Schleuſenbrücken mit dem auf der holſtein'ſchen Seite gelegenen Neuwerk, und nach der ſchleswig'ſchen zu mit dem in neueſter Zeit ſo oft genannten Kronwerk verbunden iſt. Das Neuwerk enthält den geräumigen Paradeplatz und alle zu kriegeriſchen Zwecken nothwendigen Gebäude, Arſenal, Proviantbaus u. ſ. w.; auch die Juden ſind dort in einigen Gaſſen angeſiedelt, was aber zu mehrerer Stärke der Feſtung nichts beitragen ſoll. Die Altſtadt hat durchaus kein kriegeriſches Ausſehen und gleicht vollkommen jenen aus alter Zeit zwar mit Mauern umgebenen Städten, die aber in ihrer wimmelnden Thätigkeit, ihren engen ſchmutzigen Straßen und dem Lärm des Gewerbes, der vollſtändigſte Ausdruck des Friedens ſind. Sie hat wenig anſehnliche Gebäude — und keinen einzigen ſolchen Platz. Wenn wir uns bei einem ſpätern Aufenthalte in Rendsburg ſammelten, reichten ein paar Compagnien ſchon hin, jeden Platz und die anſtoßenden Gaſſen vollſtändig zu verſtopfen. Die Abmärſche geſchahen immer wie auf dem Theater in den anmuthigſten Verſchlingungen. Der Paradeplatz im Neuwerk iſt dagegen groß und regelmäßig. Das Kronwerk enthält nur wenige Häuſer, iſt aber inſoweit der wichtigſte Theil der Feſtung, als es den Eiderkanal, welcher die Oſt- mit der Nordſee verbindet, beherrſcht und die Feſtung nach der offenen ſchleswig'ſchen Seite zu, wenn auch nur nothdürftig, abſchließt. — Die Feſtung ſah in allen Theilen ſo vernachläſſigt aus, daß man nicht begriff, wie die frühere däniſche Garniſon hier exiſtiren konnte, ohne von Krankheiten unausgeſetzt decimirt zu werden. Statt ſauberen Kaſernen, wie ich ſie von Oeſtreich her gewohnt war, gab es hier nur niedrige Baracken von Fachwerk mit Lehmboden; die düſtern ſchlecht verwahrten Stuben, in denen die Soldaten zuſammengepfercht waren, erinnerten an das Zwiſchendeck eines Auswandererſchiffes. Die Statthalterſchaft hatte zwar zur Aufnahme ihrer Truppen dieſen Uebelſtänden abgeholfen, ſo gut es anging, aber ich ſelbſt habe noch Stuben ohne Dielen und ohne Oefen geſehen. Die öffentlichen Gebäude ſahen alle bis aufs Aeußerſte vernachläſſigt aus, abgebröckelt und ſchmutzig, und die unumgänglich nothwendigen Reparaturen der neueſten Zeit ſtachen bis zur Widerwärtigkeit grell ab von dem übrigen Verfall. Allerdings war für Dänemark keine Nothwendigkeit vorhanden, eine Feſtung, die urſprünglich gegen daſſelbe erbaut war und nun mitten im Lande liegt, mit beſonderer Sorgfalt zu erhalten, aber es würde ſich jede andere Regierung dieſes Schmutzes, dieſer Bettelhaftigkeit geſchämt haben, die beim erſten Tritt in die Stadt die wahren Kennzeichen für Alles wurden, das dem däniſchen Gouvernement an- und zugehörte. Kein Soldat in Europa und namentlich kein Offizier wurde ſchlechter bezahlt und gehalten als der däniſche in früherer Zeit. Was man in Rendsburg von dem Leben dieſer Offiziere erzählte, gränzte zuweilen ans Unglaubliche. Bei einer Gage, die lange nicht der eines Hamburger Markthelfers gleich kam, mußten ſie die empfindlichſten Entbehrungen ertragen und befanden ſich dennoch in fortwährend drückender Verlegenheit. In ſchäbigen geflickten Uniformen, deren rothe Farbe jeden Schwitzfleck, jede abgeriebene Naht nur ſo auffälliger machte, gingen ſie gemieden und geringſchätzt von den Holſteinern umher, und rächten ſich nur ſehr ungenügend durch den Stolz auf ihren perſönlichen Adel. Heute hochmüthig und morgen genöthigt, demüthig zu ſein, in unangenehmer Spannung mit der eingeborenen Geſellſchaft, kauten ſie Tabak und tranken Branntewein, das traurige Widerſpiel zu jenen glänzenden Gardeoffizieren, denen ſie in dem Feldzuge von 1848 gegenüberſtanden! Aber dieſe Menſchen, deren Exiſtenz eine ſo miſerable und bis zur Unwürdigkeit von oben herab vernachläſſigte war, hatten in ſich die harte Tüchtigkeit bewahrt, die in einem ſtarken Nationalbewußtſein wurzelt und unter Umſtänden alle Vortheile der Bildung erſetzt, jene Tüchtigkeit, die alle Entbehrungen nicht achtet, alle mißlichen Verhältniſſe vergißt und zu jeder Aufopferung bereit iſt, ſobald jenes gewaltige Gefühl in Wallung kommt.

---

*) Erſchienen 1851 in Hamburg, bei Hoffmann und Campe

Rendsburg, die alte Grenzfeſtung Deutſchlands gegen den ſkandinaviſchen Norden, deren Thor die berühmte Inſchrift: „Eidora romani terminus imperii“ trug, hatte im dreißigjährigen Kriege ein Paar Belagerungen auszuſtehen und kam abwechſelnd in den Beſitz der Kaiſerlichen und der Schweden. Dann blieb es anderthalb Jahrhunderte ziemlich unberührt vom Kriege; nur vorübergehend wurde es zur Zeit Karls des Zwölften und in dem Befreiungskampfe von 1813 und 1814 genannt. Als ich nach Rendsburg kam, herrſchte daſelbſt das bewegteſte Leben, das man ſich denken kann. Statthalterſchaft, Generalkommando und Kriegsminiſterium hatten hier ihren Sitz, alle Magazine und Depots für die ganze Armee befanden ſich hier. Die beſtändig wechſelnde Beſatzung überſtieg zu Zeiten die Zahl der Einwohner, für gewöhnlich war ſie nicht viel geringer. Unter zehn Menſchen ſah man kaum einen in bürgerlicher Tracht, Alles war Soldat. In den Vormittagſtunden drängten ſich vor den Magazinen hunderte von Fourieren mit ihren Wagen und konnte man die Uniformen aller Grade und Waffen in buntem Gemiſche ſehen. Um ein Uhr war dann Wachtparade mit klingendem Spiel, ſonſt ein unaufhörliches Reiten, Fahren und Marſchiren und das Alles in einem bodenloſen Koth.

Auf der Hauptwache, mit drei alten eiſernen Feldſchlangen triangulariſch aufgeputzt, wehten von hohen Stangen die deutſche und die ſchleswig-holſtein'ſche Tricolore. Die letztere, roth, weiß und blau, unterſcheidet ſich nur durch eine veränderte Stellung der Farben von der franzöſiſchen. Dieſe Hauptwache war der letzte Ort in Deutſchland, wo die deutſche Fahne flatterte: mit der Uebergabe Rendsburgs an die Truppen des Bundes fielen die letzten Symbole der Reichsidee und der deutſchen Einheit im Sinne der Conſtitutionellen. Ich ging vor dieſer Hauptwache mit wahrem Vergnügen, mit innerlichſtem Troſte auf und ab; damals ſtörte mich noch nicht die Ahnung eines ſo kläglichen Endes, wie acht Wochen ſpäter. Ich dachte damals noch an eine Schlacht, an einen ehrenvollen Frieden, an den Gewinn Südſchleswigs für Deutſchland und den Vortheil, den ein ganzes, in Waffen ſtehendes, im Kriege aufgefriſchtes Volk der Sache der Freiheit bringen werde, wenn nach dem Laufe der Dinge der Kampf der großen Factoren aufs Neue zum Ausbruch käme. Wohl nicht Einer von den Tauſenden, die damals an den fliegenden Panieren vorübergingen, hatte zu jener Zeit an das gedacht, was bald darauf wirklich geſchah."

Eben ſo anziehend iſt die Schilderung, welche **Horn** von der Statthalterſchaft entwirft:

„Die beiden Statthalter, ſchreibt er, umgab eine republikaniſche Einfachheit. Ihre Vorzimmer waren leer, und wir hatten Mühe, Jemanden aufzutreiben, der uns anmeldete. Wenn auch die Ueberfüllung Rendsburg's dieſe beſcheidenen Wohnungen erklärte, ſo muß doch den Herren nachgeſagt werden, daß ſie auch in Kiel, ihrem gewöhnlichen Sitze, nicht prunkhafter auftraten. Sie hatten keinerlei Cortege um ſich, keine Schildwachen und Portiers vor der Thür, und der Kammerherrendienſt wechſelte nach Umſtänden unter den Kellnern des „Hôtel Brand“, in dem ſie wohnten. Eben ſo anſpruchslos waren ſie in ihrer Titulatur. Sie ließen ſich einfach „Herr Statthalter“ nennen, und unterſchieden ſich in dieſem Punkte auf das Vortheilhafteſte von ihren regierenden Collegen im übrigen Deutſchland.

Es gab zwar in und außer den Herzogthümern Leute, die darüber ungehalten waren, weil ihnen dieſe Weiſe zu ſehr nach Revolution, nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausſah, und es wurde der Vorwurf erhoben, die Statthalter nähmen die äußere Würde ihrer Stellung zu wenig in Acht. Sie ließen ſich aber zu ihrem Glücke nicht beirren: es iſt viel Geld unnütz ausgegeben worden in dieſer Zeit, aber wahrhaftig nicht zum Behufe ſtatthalterlichen Prunkes. O wie ſüß muß jetzt den beiden Herren die Erinnerung an den wirklich mittelmäßigen Bordeaux ſein, über welchen ſie niemals, auch nicht bei ihren offiziellen Diners, hinausgingen! Es ſoll ihnen heute nicht leid ſein, daß ſie, wie alle andern Fußgänger, von den Roſſen und Rädern derjenigen mit Koth beſpritzt wurden, welchen ſie ſelbſt Wagen und Pferde gegeben hatten: beſſer dieſen Koth damals auf dem Rock, als den Schmutz öffentlicher Beſchuldigung jetzt auf der Seele.

Ganz leicht mag übrigens dieſe Weiſe dem Grafen Friedrich Reventlow nicht geworden ſein; denn er, der reiche, vornehme Mann mußte, um neben ſeinem Kollegen nicht aufzufallen, ſeinen alten, unwiderſprochenen Gewohnheiten förmlich entſagen und dafür fremde und unbequeme annehmen, worunter ich keineswegs Filzhandſchuhe und eine Pudelmütze rechne. Das wäre noch im Vergleich zu dünnen Chevreuils und einem Seidenhute eine wahre Errungenſchaft geweſen, namentlich im Holſteiner Clima und in den Rendsburger Gaſſen, aber der Graf mußte gut Freund ſein mit ſolchen Paſtoren und Advokaten, die acht Tage lang daſſelbe Hemd und zehn Jahre lang dieſelben Reden halten, mit jenem ſpeckigen juste milieu, deſſen Geruch zu ertragen Louis Philippe für die ſchwerſte Aufgabe eines Bürgerkönigs hielt.

Ich ſchlage ſolche Reſignation viel höher an, als den kühlen Muth, welchen Reventlow bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt, und finde, daß er nicht ſowohl dadurch ſeine Ausdauer und Ergebung bewies, daß er bis zuletzt, ſondern daß er über die erſten ſechs Wochen in ſeiner Stellung aushielt.

Beſeler's Weiſe machte entſchieden den Eindruck einer bis an zeitweilige Indolenz ſtreifenden Bequemlichkeit auf mich. So hatte ich mir den Mann nicht vorgeſtellt, der, uns im Süden, für einen claſſiſchen, kühnen Agitator galt. Er konnte auch nur unter dieſen phlegmatiſchen Menſchen zu dieſer Geltung und ſolchem Anſehen kommen; anderswo, zehn Meilen ſüdlicher, würde er zu ſchwerfällig geſchienen haben, um ſolche Verhältniſſe zu leiten, wie hier. Aber dennoch iſt es natürlich, daß es ſo kam. Beſeler hatte auf der Univerſität in großem Anſehen geſtanden, und das dauert bei Zeitgenoſſen noch ſpät ins bürgerliche Leben hinein fort. Beſeler war mit allen Beamten des Landes, mit allen Paſtoren, allen Aerzten und Advokaten von fünfzig bis dreißig Jahren bekannt; die Erſteren hatten mit ihm ſtudirt, die Letzteren von ihm gehört und ihn aufgeſucht. Er war Präſident der ſchleswig'ſchen Stände, Obmann der wichtigen Volksverſammlung von Neumünſter geweſen, er hatte abwechſelnd durch Phlegma und Malice den damaligen Herrn Amtmann von Scheele zur Verzweiflung gebracht, der als däniſche Kralle in Schleswig fungirte und gehaßt war, wie heut zu Tage Herr von Tilliſch gehaßt iſt. Das Alles, ſo wie eine ausgebreitete Advokatenpraxis, die ihn namentlich mit den Bauern in Verkehr brachte, diente dazu, ihn zum populärſten Manne im ganzen Herzogthum zu machen, und es mag jener Zeit kein zweiter Schleswiger alle dieſe Vortheile in ſeiner Perſönlichkeit vereinigt haben.

Ich ſah die beiden Statthalter. Sie bewahrten eine würdige Zurückhaltung gegen die Andern und eine ſolche Höflichkeit gegen ſich, die aber doch den Gedanken in mir aufdämmern ließ, als wären Beide am ruhigſten, wenn ſie ſich wechſelweiſe bei der Kehle hielten. Im Ganzen war das ohne großen Einfluß: hielten die Statthalter ſich in der Schwebe, thaten dafür die Herren Francke und Harbou, ihre Miniſter, was ſie für gut fanden. Uebrigens munkelte man damals ſchon im Publikum, daß es mit der dioskurenhaften Zärtlichkeit unter den Regenten Schleswig-Holſteins auch nicht weiter her ſei, als mit der unter den Regierten."

Noch pikanter iſt das Bild, das er uns vom Miniſter Francke malt. „Am meiſten intereſſirte mich der Miniſter des Aeußern und der Finanzen, Herr Francke, der wichtigſte, bedeutendſte und unausſtehlichſte Menſch in den beiden Herzogthümern. Für jede Regierung, die nur einigermaßen der Popularität bedurfte, war dieſer Francke ein entſchieden gefährliches Mitglied. Eine Anecdote aus Kopenhagen mag beweiſen, wie er ſich auch dort geſtellt hatte. Francke war einmal in einem däniſchen Caſino und ſprach, wahrſcheinlich, weil er dort war, deutſch. Die Dänen ärgerten ſich, hatten aber nicht den Muth, ihm dieſe Reglements-Widrigkeit zu verweiſen, dazu fürchteten ſie ihn zu ſehr. Endlich krummbuckelte Einer von den ſkandinaviſchen Seekönigen bis hinter ſeinen Stuhl und flüſterte leiſe: „Entſchuldigen Sie, Herr Präſident, hier wird nicht geſprochen." — „Nun, dann ſchweigen Sie", antwortete der Herr Präſident und zwar ſo laut, wie möglich. — Francke verachtete die Dänen mehr als jeder Andere, weil er auch beſſer, als jeder Andere, ihre unzulängliche Fähigkeit und geringe Luſt zur Arheit in allen Branchen der Adminiſtration kannte. Die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten in Kopenhagen durchſchaute er vollſtändig und war aller Combinationen und Intriguen bis ins Detail mächtig. Ihn hatte Chriſtian VIII. längſt vor dem „Offenen Briefe“ mit all' ſeiner Schlauheit nicht täuſchen können, eben ſo wenig als der Herzog von Auguſtenburg ihn für ſich und ſeine Pläne zu gewinnen vermochte. Francke's Ehrgeiz unterwarf ſich weder dem abſoluten Königsthume, noch der conſtitutionellen Statthalterſchaft und ging jedenfalls über die Stellung hinaus, welche dieſe ihm bieten konnte. Wie alle deſpotiſchen Naturen, iſt auch Francke äußerſt reizbar gegen Widerſpruch und wehrt fremden Einfluß mit jener Heftigkeit und Schärfe ab, welche die hohe innere Meinung von ſich ſelbſt unzweideutig verräth. In der Landesverſammlung kam dieſe Reizbarkeit ſehr oft auf eine Weiſe zum Vorſchein, die nach allen Seiten hin beleidigen mußte, und wenn Francke zum Oeftern auch Recht in der Sache hatte, war ſeine Rückſichtsloſigkeit doch ſchädlich in einer Zeit und unter Umſtänden, wo auch der Anſchein der Eintracht nothwendig erhalten werden mußte. Deshalb hat auch Francke für all' ſeine adminiſtrative Tüchtigkeit nicht die warme entgegenkommende Anerkennung gefunden, die ihm bei einer andern Weiſe gewiß geworden wäre. Zuweilen ging, namentlich wenn er angegriffen und an ſeine Stellung als verantwortlicher Miniſter erinnert wurde, ſein Selbſtbewußtſein in einen geradezu unerträglichen Hochmuth über. Dann konnte er drohen und war gleich mit der trotzigen Alternative bei der Hand: „Entweder laßt mich thun, was ich für gut finde, oder ich laſſe Euch den Karren ſtehen.“ Aber trotz dieſes Hochmuths war Herr Francke der fähigſte Kopf und das wichtigſte Werkzeug der Statthalterſchaft.“

## Sechszehntes Kapitel.

Neuer Ausbruch des Krieges. — Die Dänen nehmen Haderſleben. — Die däniſche Flottille im Hafen zu Eckernförde. — Trauriges Ende des ſtolzen Goliath. — Erſtürmung der Düppeler Schanzen. — Schlacht bei Kolding. — Preußen ſchließt am 10. Juli einen Waffenſtillſtand mit Dänemark, den die Landesverſammlung erſt nicht, dann aber doch anerkennt. — Dänemark weiſt die preußiſchen Friedensvorſchläge zurück. — General W. v. Williſen, Oberbefehlshaber der ſchleswig-holſtein'ſchen Truppen.

Wir kehren zum Kriege zurück.

Am 3. April überſchritten die Dänen die Grenze Jütlands und bemächtigten ſich der Stadt Haderſleben.

Zwei Tage ſpäter erſchien im Hafen von Eckernförde eine Eskadre der däniſchen Flotte, beſtehend aus dem prachtvollen Linienſchiffe „Chriſtian VIII.", der Fregatte „Geſion", einer Corvette und zwei Dampfſchiffen, geführt vom Capitain Paludan, der die Süd- und Nord-Batterie des Hafens, vertheidigt von dem ſchleswig-holſtein'ſchen Unteroffizier Preußer und dem preußiſchen Offizier, mit einem Feuerregen aus 140 Schiffsgeſchützen dergeſtalt angriff, daß er im Voraus ſeines Sieges gewiß war. Die beiden Batterien aber leiſteten einen ſo heldenmüthigen Widerſtand, daß nach ſechsſtündigem Kampfe ſowohl „Chriſtian VIII." als die „Geſion" ſich genöthigt ſahen, die Parlamentairs-

Flagge aufzuziehen. Der Capitain hoffte durch die Drohung, die Stadt in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, Falls ihm nicht freier Rückzug aus dem Hafen gewährt würde, den Muth ſeiner Gegner einzuſchüchtern; aber dies gelang ihm nicht. Nach kurzer Waffenruhe begann um vier Uhr Nachmittags das blutige Spiel auf's Neue. Der ſtolze Goliath „Chriſtian VIII.“, der das Unglück hatte, zwiſchen beiden Batterien auf den Strand zu gerathen, ward nun von Süd und Nord von glühenden Kugeln durchlöchert; gleiches Schickſal theilte die „Geſion“. Gegen ſechs Uhr ſtrichen beide Schiffe die Flagge; der Capitain ſtieg mit zwei Offizieren und 650 Mann ans Land und gab ſich gefangen. Wenig Minuten ſpäter genoſſen die tapfern Vertheidiger der beiden Batterien den Triumph, den ſchwimmenden Rieſen, der ſie mit Haut und Haar zu verſchlingen gedroht hatte, in die Luft fliegen zu ſehen. — Auch die „Geſion“ ergab ſich mit ihrer Beſatzung. Letztere wurde von den Deutſchen umgetauft und erhielt, zur Erinnerung dieſes Sieges, den Namen „Eckernförde“.*)

---

*) Capitain Frederik Paludan und Commandeur Garde, der die „Geſion“ befehligt hatte, wurden am 13. April 1850 vom däniſchen Kriegsgerichte wegen der ihnen zur Laſt gelegten Verſchuldung des unglücklichen Ausgangs dieſes Angriffs auf Eckernförde, der Erſte zu vier-, der Zweite zu zweimonatlichem Feſtungsarreſt verurtheilt; dieſes Urtheil aber wurde von Friedrich VII. unterm 20. April 1850 auf drei Monate für den Einen und auf ſechs Wochen für den Andern gemildert.

In Folge der Ränke Rußlands und Frankreichs, die beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten gegen die Wiederbeſetzung Jütlands proteſtirt hatten, war der Oberbefehlshaber der Reichstruppen, General von Prittwitz, nur auf die Beſetzung Schleswigs und einzig und allein auf die Defenſive beſchränkt.

Am 13. April erſtürmten die Bayern, Sachſen und Hannoveraner die Düppeler Schanzen.

Am 20. April eroberten die Schleswig-Holſteiner, befehligt vom General von Bonin, nach äußerſt blutigem Kampfe die Stadt Kolding und ſchlugen die Dänen, geführt vom General von Bülow*), mit bedeutendem Verluſte nach dem Norden zurück.

Aber drei Tage ſpäter griffen 20,000 Dänen das ſchleswig-holſtein'ſche, kaum halb ſo ſtarke Heer von Neuem an. In der Schlacht, die ſich bei Kolding entſpann, griff der däniſche General Rye den linken Flügel der Schleswig-Holſteiner mit ſo ſtarker Uebermacht an, daß Letztere Anfangs zurückgedrängt wurden, bald aber gingen ſie, unterſtützt von der zweiten durch Obriſt Sachau geführten Brigade, zum Sturm über, nahmen die brennende Stadt und ſchlugen Rye, der ſich mit einem Verluſte von 700 Mann zurückzog. Unter den Gefangenen, die den Schleswig-Holſteinern zu Kolding in die Hände geriethen, befand ſich auch der Ex-Miniſter Orla Lehmann.

---

*) Frederik Rubech Hendrik von Bülow, geb. zu Nuſtrup in Schleswig am 4. Februar 1791, ſtarb zu Kopenhagen am 16. Juni 1858.

Nach dieſem Siege bei Kolding trat eine lange unerklärliche Pauſe ein.

Erſt Anfangs Mai rückten die Schleswig-Holſteiner gegen Fridericia vor; am 3. Mai ſchlugen ſie die Dänen bei Gudſoe und erſchienen am 7. vor der Feſtung von Fridericia, ohne ſie jedoch ernſtlich anzugreifen. So ſtanden ſie, faſt zwei Monate lang, unthätig und führten ein müßiges Lagerleben.

Während dieſer Unthätigkeit hatten die Dänen auf Transportſchiffen große Truppenmaſſen, unter welchen ſich auch General **Rye** mit ſeinem bei Kolding geſchlagenen Corps befand, nach Fridericia geworfen. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli brachen gänzlich unerwartet 25,000 Dänen aus der Feſtung gegen die um mehr als ein Drittel ſchwächern Schleswig-Holſteiner hervor, griffen das Centrum des Belagerungswalles an, eroberten die feindlichen Schanzen und zogen ſich dann in den Schooß der Feſtung zurück. In dieſer Nacht hatte die ſchleswig-holſtein'ſche Armee achtundzwanzig Stück Geſchütz, 300 Mann an Todten und Verwundeten und 1500 an Gefangenen verloren; auch die Dänen hatten dieſen Ueberfall theuer bezahlen müſſen, denn ſie zählten 1800 Verwundete und Todte; unter Letztern befanden ſich dreiundneunzig Offiziere und General **Rye**, der hier ſeine nicht unrühmliche Laufbahn ſchloß.*)

---

*) **Olaf Rye**, von Geburt ein Norweger, hatte nach dem Waffenſtillſtande von Moß mit König **Chriſtian** ſeine Heimath verlaſſen, focht als Freiwilliger bei Waterloo, trat 1815 ins däniſche Heer und ſtand von 1819 bis 1842 in Schleswig-Holſtein.

Die Schleswig-Holſteiner zogen ſich nach Rei
zurück. Hier überraſchte ſie die Nachricht, daß Preu
ßen am 10. Juli einen Waffenſtillſtand mi
Dänemark abgeſchloſſen habe.

In Folge dieſes Vertrages ſollte Schleswig vo
Holſtein getrennt, in Schleswig eine Demarcationslin
gezogen, der nördliche Theil dieſes Herzogthums vo
ſchwediſch-norwegiſchen, der ſüdliche dagegen von preu
ßiſchen Truppen beſetzt, eine Landesverwaltung, beſt
hend aus einem däniſchen, einem preußiſchen und eine
engliſchen Commiſſar eingeſetzt und dieſer die ausſchlie
liche Verwaltung Schleswigs übertragen werden. Dä
niſcher Seits wurde in den beigefügten Friedensprä
minarien zugeſagt, daß Schleswig, ohne mit Holſte
vereinigt zu ſein, eine beſondere Verfaſſung erhalte
ſollte. Preußen dagegen verpflichtete ſich, binnen fün
undzwanzig Tagen ganz Schleswig zu räumen, we
auch von Seiten der holſtein'ſchen Truppen zu geſch
hen habe.

Alle Parteien waren entſchloſſen, Widerſtand
leiſten.

Am 19. Juli wurde in der Landesverſammlun
der Antrag, daß jene Friedensbaſis und Waffenſtil
ſtands-Convention für die Herzogthümer ohne al
Rechtsverbindlichkeit ſei, mit Einſtimmigkeit angenom
men und in geheimer Sitzung der Beſchluß gefaßt, d
Statthalterſchaft zur Verſtärkung der Armee und z
Fortſetzung des Krieges vier und eine halbe Millio
Mark zur Verfügung zu ſtellen.

Schon Tags zuvor hatte die Statthalterſchaft e

Manifeſt erlaſſen, worin ſie feierlich erklärte, dem zwiſchen Preußen und Dänemark abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande, ſo wie den zwiſchen dieſen beiden Mächten verabredeten Friedenspräliminarien, ihre Zuſtimmung verſagen zu müſſen.

Bald darauf legte ſie in Stockholm gegen die Beſetzung Schleswigs durch ſchwediſch-norwegiſche Truppen energiſche Verwahrung ein und erklärte gleichzeitig dem preußiſchen Kabinet, daß ſie den ohne ihre Zuſtimmung abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandsvertrag durchaus nicht anerkennen werde.

Preußen drohte mit der Abberufung des Generals von Bonin und der übrigen preußiſchen Offiziere. Die Statthalterſchaft, dadurch eingeſchüchtert, ließ ſich mit Preußen in Unterhandlungen ein, ſandte Balemann nach Berlin und machte Vorſchläge, die preußiſcher Seits gänzlich unbeachtet blieben.

Auf Befehl der Statthalterſchaft mußte nun die ganze ſchleswig-holſtein'ſche Armee hinter die Eider zurückgehen.

Die Landesverſammlung, am 7. Auguſt in Schleswig zuſammentretend, erklärte ſich nun, den Drohungen Preußens gegenüber und der Aufforderung der deutſchen Centralgewalt an die Reichstruppen, die Feindſeligkeiten gegen Dänemark einzuſtellen, in der Nacht zum 8. nach äußerſt heftigen Debatten mit vierundfünfzig gegen vierundvierzig Stimmen mit dem Befehle der Statthalterſchaft einverſtanden.

Dadurch war Schleswigs Schickſal nunmehr entſchieden: Preußen und die Centralgewalt hatten es aufgegeben. Der Landesverſammlung blieb jetzt nichts Anderes, als die traurige Nothwendigkeit, ſich in das Unvermeidliche zu fügen.

Am 12. Auguſt hatte ſich in Flensburg die neue Landesverwaltung für Schleswig, beſtehend aus Herrn von Tilliſch als däniſchem, dem Grafen Botho Heinrich von Eulenburg als preußiſchem und des Obriſten Hodges als engliſchem Commiſſar, inſtallirt und an die holſtein'ſche Statthalterſchaft die Aufforderung erlaſſen, mit ihr hinſichtlich der adminiſtrativen Verhältniſſe der Herzogthümer in Unterhandlung zu treten, welchem Verlangen die Statthalterſchaft, obſchon ſie die rechtliche Exiſtenz der ſchleswig'ſchen Landesverwaltung nicht anerkannte, dennoch nachkam.

Am 28. Auguſt rückten die ſchwediſchen Truppen in Flensburg ein, worauf die holſtein'ſche Landesverſammlung ſich vertagte und die Statthalterſchaft von Schleswig nach Kiel überſiedelte.

In ganz Schleswig wurden nun alle renitenten deutſchgeſinnten Staatsdiener durch ſtockdäniſch geſinnte Beamte remplacirt. In Huſum, Tönningen, Tondern, Apenrade kam es aus dieſem Grunde zwiſchen den Deutſchen und Dänen zu blutigen Exceſſen. Nach dem Wegzuge der Preußen ließ in Flensburg der däniſche Pöbel ſeine ungezügelte Brutalität und viehiſche Wuth gegen die Deutſchen aus; über zwanzig Häuſer wurden demolirt, viele Menſchen wurden verwundet, mehrere ſogar erſchlagen.

Die ſchleswig'ſche Landesverwaltung und vor Aldem der von der deutſchen Partei tödtlich gehaßte däniſche Commiſſar v. Tilliſch, erließ, um Schleswig mehr und mehr von Holſtein loszureißen, den Befehl, die Steuern von nun an nach Flensburg, ſtatt wie bisher nach Rendsburg, abzuliefern. Am 17. September wurden von Tilliſch vierzehn Geſetze der Statthalterſchaft und vor Allem das Staatsgrundgeſetz, widerrechtlich aufgehoben und gänzlich außer Kraft geſetzt.

Aus Apenrade allein wurden vom 25. Auguſt 1849 bis Mitte 1850 nicht weniger als zweiundfünfzig deutſchgeſinnte Beamte, in ganz Schleswig über 150 Beamte, darunter fünfunddreißig Prediger, fortgejagt und an vielen Orten ward die Schule ſowohl als die Kirche, in welcher deutſch gepredigt worden war, auf Befehl der Landesverwaltung geſchloſſen.

Am 1. November trat zu Kiel die Landesverſammlung zuſammen und ging am 9. deſſelben Monats gänzlich reſultatlos auseinander.

Anfangs December ſandte die holſtein'ſche Statthalterſchaft drei Vertrauensmänner nach Kopenhagen, um dort wegen der Rechte und Wünſche der Herzogthümer mit den vom Könige von Dänemark dazu ernannten Bevollmächtigten in Unterhandlung zu treten. Sie wurden bis Ende Januar 1850 hingehalten, ohne irgend etwas durchgeſetzt zu haben. Dänemark aber hatte dadurch Zeit gewonnen und die am 17. Januar 1850 in Berlin begonnenen Friedensvorſchläge mit bekannter Hartnäckigkeit zurückgewieſen.

Die auf den 19. März wieder einberufene Landesverſammlung erwählte einen Ausſchuß von fünfzehn Mitgliedern, um ſich von ihm Bericht erſtatten zu laſſen über die Lage Schleswig-Holſteins, die in der That mehr als troſtlos war. Dieſer Ausſchuß ſprach ſich mit vierzehn Stimmen gegen die zweideutige Politik der Statthalterſchaft aus. Dieſe drohte mit Auflöſung der Verſammlung. Jene verlangte 5½ Millionen Mark, die durch Kriegsſteuer und eine gezwungene Anleihe aufgebracht werden ſollte. Die Majorität der Verſammlung verweigerte dieſe Steuer, während die Minorität zu jedem Opfer bereit war, jedoch nur dann, wenn die Statthalterſchaft ſich ganz und gar von Preußen losſage und, der ſelbſteigenen Kraft des Landes vertrauend, ſofort ein Heer zuſammenziehe und es von Neuem nach Schleswig vorrücken laſſe, um die ihm dort aufgedrungene Landesverwaltung durch die Gewalt der Bajonette zu vertreiben.

Die Statthalterſchaft wies beide Anträge, am 2. April, zurück und übergab am 9. den Oberbefehl des Heeres, nachdem General von Bonin ſein Commando niedergelegt hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, dem aus der preußiſchen Armee ausgeſchiedenen General Wilhelm von Williſen. Bonin war ihr unbequem geworden. „Sie mußte ſich, berichtet Uffo Horn, von dieſem, als Schöpfer des ſchleswig-holſtein'ſchen Heeres verdienten, aber in den Prätenſionen über den Einfluß und die Gewalt ſeiner Stellung bis zum Extrem überſpannten Mannes emancipiren. Die Statthalterſchaft hatte die Wahl zwiſchen General Klapka, dem glücklichen Vertheidiger Koworns, der damals nach Beendigung des ungariſchen Kampfes eine Zuflucht in England geſucht, dann dem General Vetter, einem andern Koryphäen jenes Kampfes, und dem wegen ſeines Liberalismus', wie es damals hieß, beim Berliner Hofe in Ungnade gefallenen General von Williſen.

Bei dem weitverbreiteten Rufe, den Letzterer als militairiſcher Schriftſteller und zuletzt noch als unmittelbarer Beobachter eines ſo glänzenden Feldzuges genoß, wie jener Radetzky's in Italien war, wo ſo viel neue Kriegsmittel zum erſten Male zu praktiſcher Anwendung gelangten, wendete Niemand etwas gegen Williſen's Befähigung ein. Zweifel wurden damals nur gegen ſeine Geſinnung ausgeſprochen: die Einen mißtrauten ihm, weil er für liberal galt und in Poſen die Nationalpartei vertreten hatte; die Andern trauten überhaupt keinem Preußen mehr, ihm alſo auch nicht. Niemand aber erhob den Vorwurf der Untüchtigkeit gegen ihn." — — — „Förmlich komiſch", fährt unſer Autor fort, „regt mich eine auf Williſen bezügliche Stelle aus dem Buche des Generals Haug, „des Republikaners Schwertfahrt" an, welches mir eben durch die Hände geht. Das eine der beiden Werke (welche Haug als Quellenſtudium empfiehlt) wurde „vom größten Analytiker der Kriegswiſſenſchaft" im Jahre 1848 geſchrieben und führt den Titel: „Der italieniſche Feldzug des Jahres 1848 vom General Williſen." Wir empfehlen (ſchreibt Haug) den italieniſchen Offizieren das Studium der beiden claſſiſchen Werke des genialen Denkers über die Theodie des großen Krieges*). Radetzky hatte mit dieſem Leitfaden Williſen's in der Hand vom März 1848 bis April 1849 operirt und ſeine Schlachten geſchlagen"". — Es iſt ſonderbar, daß der Leitfaden den Autor ſelbſt nicht zum Siege geführt hat und daß in Schleswig Alles in Unglück umſchlug, was in der Lombardei ſo günſtigen Erfolg gehabt hatte. Es gehört wahrſcheinlich ein Radetzky dazu, um dieſe Theorien in die Praxis zu übertragen, aber ſelbſt wenn die ſchleswig-holſtein'ſche Armee einen ſolchen (Radetzky) gehabt hätte, wäre der Erfolg zweifelhaft geweſen, wenn das letzte entſcheidende Wort vom General Williſen abhing. Es war, wie die nunmehr vollſtändigen Acten über die Schlacht bei Idſtedt unzweifelhaft darthun, die Haupturſache alles Unglücks in der Perſönlichkeit des Generals ſelbſt zu ſuchen, dem von allen ſeinen Talenten in entſcheidender Stunde keines getreu blieb und der in vollſtändiger Rathloſigkeit ſich und ſein Heer aufgab, bevor jene unabweisliche Nothwendigkeit eintrat, welcher ſich Napoleon bei Leipzig und Waterloo unterwarf."

Horn ſchildert hierauf die Perſönlichkeit Williſens.

„Wir gingen zum General (erzählt er). Er wohnte im Gouvernementsgebäude auf dem Paradeplatze, ſehr einfach und ſehr zugänglich. Eine höfliche Musketier-Ordonnanz meldete uns bei ihm und hieß uns indeſſen in das Empfangzimmer treten. Ich wunderte mich über dieſe Einfachheit, die ein vortheilhaftes Kennzeichen aller holſtein'ſchen Dignitarien war. Gleich darauf erſchien er ſelbſt. — General von Williſen iſt mager und hochgewachſen, hat aber nicht die geſteifte Haltung der meiſten preußiſchen Stabsoffiziere, die an den „verſchluckten Stock“ in Heine's „Wintermärchen“ erinnert. Alle Portraits, die ich bisher von ihm geſehen hatte, waren unähnlich; er ſah in persona viel geiſtreicher aus als in effigie. — Das Organ des Generals iſt weder Commando- noch Rednerſtimme; es iſt heiſer, ſchwach und ungelenk. Er ſtockt häufig, ſelbſt wenn er unbefangen und über gewöhnliche Dinge ſpricht. Ich habe ihn ſpäter auch öffentlich zu den von Friedrichſtadt rückkehrenden Bataillonen ſprechen gehört und bin über die geringe Begabung erſchreckt, die er zum Redner hat. Das war Alles ſo lahm und lau, ſo matt und müde, wie die Stimmung, aus welcher er die Truppen eben herausreißen wollte. Von Inſpiration keine Spur! Den Soldaten fiel als Gegenſatz unwillkührlich der löwenſtimmige Obriſt von Zaſtrow mit ſeiner comödiantiſchen, aber effectvollen Beredſamkeit und ſeiner verblüffenden Weiſe ein. — General Williſen iſt, wie geſagt, hochgewachſen und ein gutgeſchulter Reiter, aber auch zu Pferde machte er keinen imponirenden Eindruck vor der Fronte. Ich weiß nicht, woran es lag, aber es war Alles ſo philiſtrös und unzureichend, äußer- und innerlich. Wer Soldat iſt, wird mir zugeben, daß im Lager eben ſo viel auf die Perſönlichkeiten ankommt, als im Salon.

---

*) Dieſes Werk des Generals Williſen war ſchon im Jahre 1840 erſchienen.

Die Soldaten wollen auch eine „äußere" Rechtfertigung für den Glauben an ihren Führer, und wenn er keine imponirende Erſcheinung iſt, ſo muß er wenigſtens eine originale ſein, wie der alte Fritz oder Napoleon. Und ſelbſt dieſe großen Kriegsfürſten galten den Soldaten immer nur als Ausdruck des Genies, des leitenden Gedankens, der gewiß nicht immer ausgereicht hätte, wenn nicht auch der Ausdruck der That in den markigen Geſtalten eines Seydlitz und Ziethen, eines Murat und Ney ſichtbarlich nebenher klirrte. Friedrich und Napoleon mußten ihre Generale um ſich haben als unentbehrliche Folie; ihre Gegner, Laudon, Blücher und Wellington, hatten dies nicht nöthig, ſie ſahen darnach aus, als ob ſie ihre Gedanken auch ſelber ausführen könnten. Solche Führer ſtehen den Soldaten unmittelbar nahe und bedürfen keines Bindegliedes. — Williſen beſaß keine dieſer Eigenſchaften und Vortheile. Er war hinter dem unnahbaren Schreibtiſch mit Plänen und mit Karten bedeckt, ein kriegeriſcher Adept, der den Sieg diſtilliren wollte wie eine tinctura aurea. Bei Idſtedt aber ging der Nimbus der geheimnißvollen Kräfte verloren und aus dem Staube und Pulverdampfe der Schlacht trat der bewunderte und gefürchtete Geiſt hervor als — ein fahrender Skolaſt!" *)

---

*) Dieſer offenbar etwas allzulieblos geſchilderten Perſönlichkeit des Generals haben wir, zur Vervollſtändigung des ganzen Bildes, nur noch einige biographiſche Notizen hinzuzufügen. Wilhelm v. Williſen, geb. 1790 zu Staßfurth im Magdeburg'ſchen, hatte als Junker die Schlacht bei Jena

mitgemacht, nach Auflöſung des preußiſchen Heeres zwei Jahre in Halle ſtudirt und 1810 den Verſuch gemacht, ſich der weſtphäliſchen Militairpflicht zu entziehen, weßhalb er verhaftet wurde. Er entkam, floh nach Wien und trat in ein öſterreichiſches Freicorps ein, mit welchem er in Tyrol und Italien focht. 1811 trat er wieder ins preußiſche Heer ein und machte als Hauptmann im Blücher'ſchen Generalſtabe alle Feldzüge von 1813 bis 1815 mit. 1840 wurde er Obriſt, 1842 Generalſtabschef des fünften Armeecorps in Poſen und 1843 General-Major und Chef einer Brigade in Breslau. Ende März 1848 ſah er ſich zum Bevollmächtigten für das im Aufſtande begriffene Großherzogthum Poſen ernannt und fiel bald darauf, wegen ſeiner politiſchen Grundſätze, in Ungnade. Er ging nach Frankreich und von dort nach Italien, wo er Zeuge der Schlacht von Novara und der Einnahme war. Erſt 1849 verlangte er ſeinen Abſchied und trat dann als Oberbefehlshaber in die Dienſte Schleswig-Holſteins ein.

## Siebzehntes Kapitel.

Friede zwiſchen Dänemark und Preußen. — Die Statthalterſchaft sen drei Vertrauensmänner nach Kopenhagen. — Einer von ihnen wird polizeilich ausgewieſen. — Krieg zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark.

Gerade zu der Zeit, als die Lage der deutſchen Herzogthümer immer peinlicher und die Stellung der Statthalterſchaft immer ſchwieriger ward, hatte das preußiſche Kabinet, gedrängt von den Intriguen Rußlands und Englands, ſich genöthigt geſehen, am 2. Juli 1850 in ſeinem und des deutſchen Bundes Namen mit Dänemark einen äußerſt traurigen Frieden abzuſchließen, nach welchem der alte vor dem Kriege beſtandene Status quo wiederhergeſtellt und dem Könige von Dänemark das Recht zugeſtanden wurde, militairiſche Maaßregeln gegen Holſtein zu ergreifen, um daſſelbe zur Rückkehr unter Dänemarks Scepter zu zwingen.

Die Statthalterſchaft hatte unterdeſſen noch einmal drei Vertrauensmänner (Heinzelmann, Prehn und den Grafen Reventlow-Farve) nach Kopenhagen geſchickt, um den letzten Verſuch zu machen, die Wirren zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark auf gütlichem Wege auszugleichen. Sie wurden lange hingehalten, ohne irgend ein Zugeſtändniß zu erlangen. Heinzelmann und Prehn verließen, das Vergebliche ihrer Bemühungen einſehend, am 7. Juni Kopenhagen; Graf Reventlow-Farve, welcher noch zurückgeblieben war, wurde am 13. Juni polizeilich ausgewieſen.

Sechs Tage nach dem Friedensabſchluſſe zwiſchen Preußen und Dänemark erließ die Statthalterſchaft eine Proclamation, worin ſie erklärte, daß ſie entſchloſſen ſei, jedem feindlichen Eindringen der Dänen Gegenwehr zu leiſten. Das ſchleswig-holſtein'ſche Heer, in vier Brigaden unter Baudiſſin, Aberkron, von der Horſt und Garrels eingetheilt, zählte noch immer gegen 30,000 Mann mit zweiundſiebzig Geſchützen; das Landheer der Dänen war gegen 40,000 Mann ſtark und hatte hundert Kanonen.

Am 15. Juli langte Williſen von Rendsburg in Schleswig an und an demſelben Tage rückte die Avantgarde nach Idſtedt vor.

Die Dänen, die unter dem Oberbefehle des Generals v. Krogh*) von Jütland aus eingerückt waren, beſetzten Flensburg und ganz Angeln bis zur Schlei.

---

*) Gerhard Chriſtian v. Krogh, geb. auf dem Gute Aaſtrup am 16. November 1785, war 1790 als Fähnrich eingetreten und am 9. November 1847 bis zum General-Major emporgerückt. Nach der Schlacht bei Idſtedt wurde

Am 19. Juli begannen zwiſchen beiden Heeren die erſten Scharmützel; fünf Tage ſpäter entſpann ſich die Schlacht bei Idſtedt, die erſt am 25. Juli Mittags 1 Uhr zu Gunſten der Dänen entſchieden war. Die Dänen hatten 3800,*) die Schleswig-Holſteiner nur 2800 Mann verloren und Letztere waren noch ſo kampffähig, daß ſie eine neue Schlacht erwarteten. Williſen aber, der unbegreiflicher Weiſe allen Muth verloren hatte, erließ den für Alle gänzlich unerwarteten Befehl, alle Poſitionen aufzugeben und ſich nach Rendsburg zurückzuziehen. Die Dänen beſetzten Schleswig und verjagten alle deutſchen Beamten, die mit ihren Frauen und Kindern nach Holſtein flohen.

Die Dänen, die nach Williſen's Rückzuge freies Spiel hatten, beſetzten nun auch Huſum, Frederikſtadt und Tönningen.

---

er General-Lieutenant und erhielt am 25. Auguſt 1850 das Großkreuz des Danebrogs.

*) Zu den däniſchen Offizieren, die in der Schlacht bei Idſtedt gefallen waren, gehörte der General Schleppegrell, ein Norweger von Geburt, und der kaum dreißigjährige Obriſt Läſſöe, der vor Ausbruch des Krieges von 1848 einer der jüngſten Capitaine geweſen, bald aber zum Chef des Generalſtabes des Generals Hedemann emporgerückt und als ſolcher die Seele des Hauptquartiers geweſen war. — An Stelle des getödteten Generals Schleppegrell trat der Artilleriegeneral Chriſtian Julius de Meza, der ſeitdem die zweite Diviſion der däniſchen Armee befehligte und ſich als einer der tapferſten Helden bewies. De Meza iſt jüdiſcher Abkunft.

**Williſen** ſtand während dieſer Zeit müßig bei Rendsburg. Erſt am 12. September führte er das ſchleswig-holſtein'ſche Heer gegen den linken Flügel der Dänen an der Schlei, die ſich bei Kochendorf feſt verſchanzt hatten. Dieſe Schanze wurde erſtürmt und der Uebergang nach Miſſunde erobert. — An demſelben Tage ward auch Eckernförde eingenommen und die däniſche Beſatzung genöthigt, ſich auf ihre Schiffe zurückzuziehen.

Aber mitten im Siege ward — Niemand begriff warum? — vom General **Williſen** der Befehl zum Rückzuge ertheilt.

Bald darauf landeten die Dänen und nahmen die Brücke bei Miſſunde.

Jetzt wurde von **Williſen** ein Angriff auf Frederikſtadt beſchloſſen. Am 28. September begann die Beſchießung, die bis zum 4. October faſt ununterbrochen fortgeſetzt ward. Am Abende des letztgenannten Tages ſollte die Stadt, die ſchon halb in Trümmer lag, mit Sturm genommen werden. Aber auch hier war **Williſen** nicht glücklicher als bei Idſtedt. Die Stürmenden wurden mit einem Verluſte von 300 Mann zurückgeſchlagen; dies war die letzte Waffenthat **Williſen's**.

Die Monate October und November verliefen ziemlich ruhig. Während dieſer Zeit hatten ſich Preußen und Oeſterreich zu einer Intervention in Holſtein geeinigt. Kraft der zu Olmütz abgeſchloſſenen Punctation vom 29. November war von den beiden Kabineten der gemeinſame Beſchluß gefaßt worden, Commiſſare nach

Holſtein zu ſenden, um von der Statthalterſchaft vo Allem, die Einſtellung aller Feindſeligkeiten und di Zurückführung des ſchleswig-holſtein'ſchen Heeres hinter die Eider zu verlangen. Preußen ſandte zu dieſem Behufe den General von Thümen, Oeſterreich den Grafen Mensdorff-Pouilly nach Holſtein.

Acht Tage ſpäter (am 7. December) verlangte un erhielt General von Williſen ſeinen Abſchied. Di Statthalterſchaft übertrug den Oberbefehl des Heeres dem Generale von der Horſt.*)

Gleich darauf wurden im Schloſſe zu Kiel di Verhandlungen zwiſchen der preußiſch-öſterreichiſchen Commiſſion und der Statthalterſchaft eröffnet. Außer den beiden ſchon früher erwähnten Forderungen verlangten die beiden Commiſſäre auch Reducirung de Armee auf ein Drittheil der bisherigen Stärke und — Auflöſung der am 25. November neuerdings zuſammengetretenen Landesverſammlung. Sie gewährten der Statthalterſchaft eine fünftägige Friſt bis zum 11. Januar, um ſich bis zu dieſem Tage zu entſcheiden. Für den Weigerungsfall drohten ſie mit dem Einmarſche eines öſterreichiſch-preußiſchen Executionsheeres von 50,000 Mann.

---

*) Auch Freiherr von der Horſt hatte, wie ſein Vorgänger Williſen, früher in der preußiſchen Armee gedient und im Jahre 1812 den Feldzug gegen Rußland mitgemacht. Früher Major des 15. Infanterie-Regiments zu Bielefeld, war er 1845 Commandeur des in Poſen garniſonirenden 19. Infanterie-Regiments geworden und hatte zwei Jahre ſpäter — wir wiſſen nicht weßhalb — ſeinen Abſchied erhalten. Im Frühjahre 1850 war er, gleichzeitig mit Williſen, als General-Major, Chef einer Brigade und Inſpecteur des Jägercorps ins ſchleswig-holſtein'ſche Heer eingetreten und hatte ſich hier ſehr raſch den Ruhm eines tapfern Haudegens erworben.

Die beiden Statthalter waren entgegengeſetzter Meinung: Graf Reventlow ſprach ſich aus Gründen eiſerner Nothwendigkeit für Unterwerfung, Beſeler aber gegen Annahme dieſer Forderungen und für Fortführung des Krieges aus. Beide überließen die Entſcheidung dem Beſchluſſe der Landesverſammlung.

Dieſe erwählte ſofort einen vorberathenden Ausſchuß, worauf am 10. Januar 1851 Abends — wenige Stunden vor Ablauf der gegebenen Friſt, die entſcheidende Sitzung eröffnet ward.

Der heißblütige Kampf der Debatten währte die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen des 11. Januars. Endlich ward der Majoritäts-Antrag auf Unterwerfung, bei namentlicher Abſtimmung, mit ſiebenundvierzig gegen achtundzwanzig Stimmen angenommen.

Mit dieſer Abſtimmung hatte die ſchleswig-holſtein'ſche Erhebung, die ſo ſublim begonnen, ihr trauriges Ende erreicht.

Rückzug und Reduction der Armee wurden ungeſäumt in Vollzug geſetzt; von der Horſt legte das Commando nieder.

Am 17. Januar vertagte ſich die Landesverſammlung. An demſelben Tage überſchritten die öſterreichiſchen Truppen unter dem Oberbefehle des Feldmarſchallieutenants Ignaz von Legeditſch die Elbe und betraten am 7. Februar den holſtein'ſchen Boden.

Schon ſechs Tage zuvor — am 1. Februar — hatte die Statthalterſchaft ihr Amt niedergelegt.

Am 8. Februar wurde die Feſtung Rendsburg, nach Abzug der Schleswig-Holſteiner, von Oeſterreichern und Preußen beſetzt.*)

An demſelben Tage wurde die Feſtung Frederiksſtadt und Tags darauf das Kronenwerk den Dänen eingeräumt.

Am 2. Februar hatten die Commiſſare im Namen des Königs von Dänemark und des deutſchen Bundes die Einſetzung einer oberſten Civilbehörde für das Herzogthum Holſtein proclamirt. An der Spitze dieſer Behörde ſtand Baron Blome; das Innere erhielt von Heintze; die Juſtiz wurde von Malmros, das Finanzweſen von Prehn und der Cultus von Heinzelmann geleitet.

Gleichzeitig ward das Staatsgrundgeſetz vom 15. September 1840 außer Kraft geſetzt und die Landesverſammlung aufgelöſ't. So ſtanden die Dinge in Holſtein.

Im Herzogthume Schleswig, das ſich nun wieder ganz in der Gewalt der Dänen befand, wurde die oberſte Gewalt von dem wohl mit Recht allgemein gehaßten

---

*) Der ſo lange und hartnäckig geführte Streit, ob Rendsburg zu Holſtein oder zu Schleswig gehöre, wurde thatſächlich dadurch entſchieden, daß am 20 Februar 1852 die deutſchen Bundestruppen abzogen, worauf die Dänen am 15. September 1852 mit der Schleifung der Feſtungswerke begannen.

Regierungscommiſſar von Tilliſch geführt, der die Zollgrenze für Schleswig und Dänemark an die Eider verlegte und den Eintritt in Schleswig ohne vorher eingeholte Erlaubniß von ihm mit Haft und Ausweiſung bedrohte.

So war denn nach zweijährigem, gänzlich reſultatloſen Kriege in beiden Herzogthümern der Status quo von 1847 mit Hilfe Oeſterreichs und Preußens für Dänemark glücklich wiederhergeſtellt. — — — —
— — — — — — — — — — —

Am 15. Mai 1851 trat in Flensburg die von der däniſchen Regierung einberufene Verſammlung von Notabeln aus Schleswig-Holſtein und aus Dänemark zuſammen, um eine Reviſion der Verfaſſung in Berathung zu ziehen. Sie tagte bis zum 16. Juni, ohne irgend ein Reſultat zu erreichen, da die Holſteiner ſchon von vornherein gegen jede Lostrennung Schleswigs von Holſtein energiſchen Proteſt eingelegt hatten.

Am 13. Juli trat in Folge eines in Kopenhagen ſtattgehabten Miniſterwechſels an die Stelle des zum Miniſter des Innern berufenen Regierungscommiſſars von Tilliſch ein perſönlicher Freund des Königs, Karl Emil von Bardenfleth, als Miniſter für Schleswig ein, eine Stellung, die er bis zum Januar 1852 behauptete.

Nach Wiederauflöſung des bis dahin beſtandenen Miniſteriums wurde der früher mit Gewalt aus Itzehoe hinausgejagte Graf Karl Moltke als Chef für Schleswig und Heinrich Graf Reventlow-Criminil als Chef für Holſtein ernannt.

Am 20. Februar 1852 wurde Rendsburg, nach Abzug der Preußen, dem däniſchen Commiſſare übergeben.

An demſelben Tage traten die öſterreichiſchen Truppen ihren Rückmarſch nach Deutſchland an.

Ein längſt verheißenes Amneſtie-Patent für Schleswig-Holſtein begnadigte achtzehn Schleswiger; fünfzehn andere und ſechs Holſteiner — darunter die Herzoge von Auguſtenburg, Beſeler, Reventlow-Preetz, Olshauſen, Francke, Schleiden, von Harbou, die Prediger Nielſen und Lorenzen, die Advokaten Clauſen und Gülich — blieben von dieſer armſeligen, übertrieben engherzigen Amneſtie ausgeſchloſſen.

Und damit ſchloß — zur ewigen Schmach Deutſchlands — jenes unſelige „Trauerſpiel an der Oſtſee", das den Deutſchen und den Dänen zahlloſe Menſchenopfer gekoſtet hat. Niemand weiß genau zu ſagen, wieviel die Erſtern in dieſem erbärmlichen Kriege eingebüßt. Der Verluſt der Dänen iſt offiziell bekannt. Nach der Ausſage des Finanzminiſters von Sponneck, der vom däniſchen Reichstage im Jahre 1850 eine Zuſchußbewilligung von ſechs Millionen Reichsbankthalern verlangt hatte, waren die Opfer, welche Dänemark dieſem Kriege gebracht, ſo ungeheuer groß geweſen, daß ſie bis October 1850 dem armen, ſchwer gedrückten Volke vierzig Millionen Thaler und außerdem mehr als ſechszigtauſend Menſchenleben gekoſtet haben. Aber Deutſchland hat dabei noch hundertmal mehr als Dänemark verloren. Es hat einen Theil ſeiner Ehre dabei eingebüßt. Und es bleibt einer ſpätern Zeitüberlaſſen, dieſe ſchmachvolle Scharte, Dänemark gegenüber, einmal wieder gründlich auszuwetzen.

# Achtzehntes Kapitel.

Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. — Das neue Thronfolgegeſetz vom 31. Juli 1853. — Beleuchtung deſſelben.

Nachdem das arme, vom deutſchen Bunde perfid in Stich gelaſſene Schleswig-Holſtein trotz all ſeiner Anſtrengungen völlig beſiegt und unterjocht war, gelangte auch die Erbfolgefrage, welche Chriſtian VIII. in ſeinem „Offenen Briefe" vom 8. Juli 1846 aufs Tapet gebracht hatte, endlich zur Entſcheidung.

Laut dem zu London abgeſchloſſenen Vertrage vom 8. Mai 1852 hatten England, Frankreich, Oeſterreich, Preußen, Rußland und Schweden ſich, Dänemark gegenüber, verpflichtet, nach dem Ableben des kinderloſen Erbprinzen Friedrich Ferdinand, mit dem die jetzt regierende Manneslinie erliſcht, den Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg*) und ſeine männlichen Nachkommen aus ſeiner Ehe mit der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Kaſſel *) als Thronerben für Dänemark und die drei deutſchen Herzogthümer, Schleswig, Holſtein und Lauenburg anzuerkennen.

---

*) Prinz Chriſtian, Sohn des Herzogs Karl, geb. zu Schleswig am 8. April 1818, iſt jetzt General-Lieutenant und Mitglied des Geheimen Staatsraths.

Nachdem am 24. Juni 1853 der däniſche Reichstag (die Stände der drei Herzogthümer waren um ihre Meinung darüber gar nicht befragt worden!!!) ſeine einſeitige Zuſtimmung ertheilt hatte, ward das neue Thronfolgegeſetz am 31. Juli 1853 öffentlich bekannt gemacht und im Eingange erwähnt, daß die dem Throne am nächſten ſtehenden Verwandten mit großmüthiger Bereitwilligkeit auf ihr Erbrecht verzichtet hätten, (was, näher bei Lichte betrachtet, eine große Unwahrheit iſt).

In Bezug auf dieſes neue, mit vollem Rechte vielſeitig angegriffene Erbfolgegeſetz ſagt ein Ungenannter im dreiundzwanzigſten Hefte des Jahrbuchs „Unſere Zeit“:

„Die neue Succeſſionsordnung war dem Reichstage des Königreichs Dänemark vorgelegt; es iſt, wie im Eingange des neuen Erbfolgeſetzes ausdrücklich vorgehoben wird, von dem Reichstage die Zuſtimmung zu demſelben ertheilt worden. Die Stände der drei Herzogthümer ſind nicht befragt worden. Das Erbfolgeſetz ſoll aber ein Grundgeſetz für die geſammte

---

*) Prinzeſſin Louiſe Wilhelmine Friederike, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, geb. am 7. September 1817, iſt ſeit dem 26. Mai 1842 Gemahlin des Prinzen Chriſtian.

Monarchie, einen Beſtandtheil der Geſammtsverfaſſung bilden. Dann aber hätten auch die Vertreter der Herzogthümer befragt werden müſſen, ſonſt kann für dieſe das Erbfolgegeſetz, als eine neue Anordnung, keine Giltigkeit haben. Denn ſo wenig als der Landesherr dem Lande und Volke gegenüber einſeitig die beſtehende Succeſſionsordnung mit rechtlicher Giltigkeit aufheben oder abändern kann, eben ſo wenig wird man behaupten wollen, daß der Reichstag des Königreichs Dänemark über das Erbfolgerecht in den Herzogthümern habe verfügen, für die Herzogthümer die Zuſtimmung habe ertheilen können.“

Daß hier etwas faul iſt, begreift wohl Jeder.

„Durch die im Eingange des Erbfolgegeſetzes enthaltene Angabe, daß die dem Throne am nächſten ſtehenden königlichen Verwandten auf die Erbrechte Verzicht geleiſtet hätten, wird anerkannt — was übrigens auch nach allgemeinen ſtaatsrechtlichen Grundſätzen keinem Zweifel unterliegen kann, daß die neue Erbfolgeordnung nur in ſofern Giltigkeit haben könne, als von allen nach der bisherigen Ordnung berechtigten Linien auf ihre Erbfolgerechte Verzicht geleiſtet worden. Allerdings lehrt die Geſchichte, daß auch auf dem Wege der Revolutionen und Eroberungen Erbfolgeordnungen vernichtet worden ſind, aber in dem vorliegenden Falle ſollte die Aenderung auf friedlichem und rechtlichem Wege erfolgen. — Was zunächſt die Erbfolge in Dänemark betrifft, ſo gehört Prinz Chriſtian allerdings zu den erbberechtigten Cognaten des Königshauſes, weil ſeine Mutter eine Enkelin Friedrich's V. iſt; allein es iſt noch eine Anzahl weiblicher Linien vorhanden, welche nach dem Königsgeſetze der Erbfolge näher ſtehen: es ſind einige dreißig Prinzen und Prinzeſſinnen zur Thronfolge mehr berechtigt, als Prinz Chriſtian. Von dieſen näher berechtigten Perſonen haben mehrere, haben namentlich durch einen am 17. Juli 1851 in Kopenhagen unterzeichneten Familienact die Landgräfin Louiſe Charlotte von Heſſen, ihr Sohn Prinz Friedrich von Heſſen, ihre Töchter, Marie, vermählte Prinzeſſin von Deſſau, und Auguſte, verzichtet, aber die größere Anzahl der vor dem Prinzen Chriſtian berechtigten Prinzen und Prinzeſſinnen hat, ſoviel bis jetzt bekannt geworden iſt, nicht Verzicht geleiſtet. Daß die Nächſtſtehenden verzichtet haben, reicht nicht aus, denn nach allgemeinen Grundſätzen des Fürſtenrechts, wie namentlich des däniſchen Königsgeſetzes, iſt eine Uebertragung des Erbfolgerechts an Entferntere mit Uebergehung näher Berechtigter nicht möglich. — Was aber die Erbfolge in Schleswig-Holſtein betrifft, ſo beſtehen außer der königlichen Linie dort noch fünf Agnatenlinien: die beiden ſonderburgiſchen Linien und die drei entferntern gottorp'ſchen Linien; die ruſſiſche, die ſchwediſche (Waſa) und die oldenburgiſche. Von den beiden ſonderburgiſchen Linien, der auguſtenburgiſchen und der glücksburgiſchen, iſt die erſte die nähere. Der Nächſtberechtigte in der auguſtenburgiſchen Linie, der Herzog Chriſtian Auguſt von Auguſtenburg, welcher ſchon im Jahre 1846 gegen den „Offenen Brief" Chriſtians VIII. Verwahrung eingelegt hatte und durch keine Anerbietungen zu bewegen war, von ſeinen Rechten etwas zu vergeben, hatte ſich durch das in ſeiner Perſon vorhandene Erbrecht dergeſtalt den Haß der däniſchen Machthaber zugezogen, daß, wie durch gerichtliche Unterſuchung feſtgeſtellt iſt, im September 1848 von hoher Stätte zu Lebensnachſtellungen gegen ihn aufgefordert wurde.*) Seine bedeutenden Landgüter in dem Herzogthum Schleswig nebſt ſeinem geſammten Mobilar-Vermögen wurden von der däniſchen Regierung unter Beſchlag genommen, ihm alle ſeine Einkünfte entzogen, und nach Abſchluß des Londoner Tractats (vom 8. Mai 1852) wurde er mit Confiscation ſeiner ſämmtlichen Habe bedroht, wenn er ſich nicht dazu verſtehen würde, ſeine Landgüter gegen eine Abfindungsſumme der däniſchen Regierung zu übertragen und zugleich zu verſprechen,**) daß er der neuen Ordnung der Erbfolge nicht entgegentreten wolle. — Die widrigenfalls zu verfügende Confiscation wurde von England, insbeſondere aber vom Kaiſer Nikolaus von Rußland, gebilligt; die deutſche Diplomatie that nichts, dem angedrohten Unrecht zu wehren. Der Subſiſtenzmittel für ſich und die Seinigen beraubt und auf dringendes Zureden des preußiſchen Kabinets, fügte ſich der Herzog in die ihm geſtellte Bedingung. In der die Uebertragung der Landgüter betreffenden Acte vom 30. December 1852 heißt es: „Uebrigens verpflichten wir uns hierdurch, nicht allein dazu, für unſere Perſon und unſere Familie inskünftig unſern Aufenthalt außerhalb Ihrer Königlichen Majeſtät Reiche und Lande zu nehmen, ſondern geloben und verſprechen außerdem für uns und unſere Familie bei fürſtlichen Worten und Ehren, nichts, wodurch die Ruhe in Ihrer Königlichen Majeſtät Reichen und Landen geſtört und gefährdet werden könne, vorzunehmen, ingleichen den von Ihrer Königlichen Majeſtät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchſtdero Scepter gegenwärtig vereinten Lande oder die Organiſation Allerhöchſtihrer Monarchie gefaßten oder künftighin zu faſſenden Beſchlüſſen in keiner Weiſe entgegenzutreten.“*)

---

*) Vergl. Droyſen und Samwer „die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und das Königreich Dänemark", (Hamburg 1850) Seite 367.

**) Ein durch Gewalt abgezwungenes Verſprechen hat aber keine rechtliche Giltigkeit!

„Ob und wieweit in dieſer Erklärung ein Verzicht gefunden werden könne, mag dahingeſtellt bleiben; aber jedenfalls haben die übrigen Mitglieder der auguſtenburger Linie, nämlich die beiden Söhne des Herzogs, welche zur Zeit jener obigen Erklärung ſchon majorenn waren, ſowie auch Prinz Friedrich, der

---

*) So handelte ein Mann, dem das Meſſer an die Kehle geſetzt und dem kein anderer Ausweg übrig geblieben war. Herzog Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein Auguſtenburg erhielt für dieſe erzwungene Abtretung von Seiten Dänemarks eine Abſtandsſumme von 350,000 Thalern in baarem Gelde und außerdem drei Millionen Thaler in däniſchen Obligationen.

Bruder des Herzogs, nebſt ſeinem Sohne, gleichwie Prinz Waldemar, der Vetter des Herzogs, nicht Verzicht geleiſtet; vielmehr hat Prinz Friedrich in England dagegen Verwahrung eingelegt.“

„Bei dem Mangel einer genügenden Rechtsgrundlage — ſo ſchließt dieſer längere Aufſatz — iſt die neue Succeſſionsordnung durch den Londoner Traktat noch immer nicht geſichert. Dies geht ſchon daraus hervor, daß noch nach Abſchluß dieſes Vertrages ſo viele Mühe aufgewendet worden iſt, jene Erklärung des Herzogs von Auguſtenburg zu erlangen.*) Außerdem haben die mitcontrahirenden Mächte die neue Succeſſionsordnung zwar anerkannt, aber nicht garantirt, ſich vielmehr jedes Ausdrucks enthalten, der als eine Garantie aufgefaßt werden könnte. Wenn dereinſt andere Mitglieder des Oldenburgiſchen Hauſes ſich als näher berechtigt ausweiſen; wenn ſich zeigt, daß es an den vorausgeſetzten allſeitigen Verzichtleiſtungen fehlt, dann iſt für die Thronfolge des ſogenannten „Protokollprinzen Chriſtian“ keine Garantie gegeben.“

---

*) Eine der heftigſten Gegnerinnen des Herzogs von Auguſtenburg iſt die dem Leſer ſattſam bekannte Gräfin Danner.

# Neunzehntes Kapitel.

### Das Grundgeſetz vom 5. Juni 1849 und das Verfaſſungsgeſetz vom 2. October 1855.

Schon am 24. October 1848 hatte der König dem Reichstage ein Reichsgrundgeſetz für Dänemark und Schleswig vorgelegt, der Reichstag hatte daſſelbe am 25. Mai 1849 angenommen und die Publication dieſes Geſetzes war am 5. Juni 1849 erfolgt. Es lautet wie folgt:

### I.

§. 1. Die Regierungsform iſt eingeſchränkt monarchiſch. Das Königthum iſt erblich.

§. 2. Die geſetzgebende Gewalt ſteht dem Könige im Vereine mit dem Reichstage zu. Die ausübende Gewalt beſitzt der König, die richterliche Gewalt ſteht den Gerichtshöfen zu.

§. 3. Die evangeliſch-lutheriſche Kirche iſt die däniſche Volkskirche und genießt als ſolche Unterſtützung vom Staate.

## II.

§. 4. Die durch das Königs-Geſetz feſtgeſtellte Erbfolge iſt auch fernerhin geltend. Sie kann nur nach einem Vorſchlage des Königs und mit Einwilligung des vereinigten Reichstags abgeändert werden, wozu drei Viertel der abgegebenen Stimmen erforderlich ſind.*)

§. 5. Der König kann nicht ohne Einwilligung des Reichstages Regent in andern Ländern ſein, als in denen, die zu der däniſchen Monarchie gehören.

§. 6. Der König muß ſich zu der evangeliſch-lutheriſchen Kirche bekennen.

§. 7. Der König iſt mündig, wenn er ſein achtzehntes Jahr erreicht hat.

§. 8. Bevor der König die Regierung antritt, legt er dem vereinigten Reichstage folgenden Eid ab: „Ich gelobe und ſchwöre, das Grundgeſetz des däniſchen Reiches zu halten, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort." Iſt der Reichstag beim Thronwechſel nicht verſammelt, wird der Eid ſchriftlich beim Staatsrathe niedergelegt und ſpäter auf dem vereinigten Reichstage mündlich wiederholt.

§. 9. Dafern der König entweder auf Grund ſeiner Abweſenheit oder Krankheit es für gut erachtet, daß ein Reichsverweſer ernannt wird, beruft er den Reichstag und legt demſelben einen darauf bezüglichen Geſetzentwurf vor.

---

*) Dieſer Paragraph iſt durch das neue Thronfolgegeſetz vom 31. Juli 1853 aufgehoben worden.

§. 10. Geräth der König außer Stande zu regieren, dann ruft der Staatsrath den Reichstag zuſammen; wenn dann der vereinigte Reichstag mit drei Vierteln der abgegebenen Stimmen die Nothwendigkeit anerkennt, ernennt er*) einen Reichsverweſer und ordnet, wenn nothwendig, eine Vormundſchaft an.

§. 11. Iſt Anlaß vorhanden zu befürchten, daß der Thronfolger bei dem Tode des Königs unmündig oder aus andern Gründen außer Stande ſein wird, ſelbſt zu regieren, dann wird durch das Geſetz ein Reichsverweſer beſtimmt und eine Vormundſchaft von dem Könige angeordnet. Der Reichsverweſer kann an der Vormundſchaft keinen Theil haben.

§. 12. Der Reichsverweſer legt den für den König vorgeſchriebenen Eid ab und übt, ſo lange die Reichsverweſerſchaft dauert, im Namen des Königs alle deſſen Gerechtſame aus, doch kann er keine Veränderung in der Erbfolge vorſchlagen.

§. 13. Iſt der König todt, dann tritt der zuletzt gewählte Reichstag ohne Zuſammenberufung vierzehn Tage nach dem Tode des Königs zuſammen.

§ 14. Iſt kein Thronfolger vorhanden, oder kann der Thronfolger oder der Reichsverweſer nicht ſofort die Regierung antreten, dann wird ſie vom Staatsrathe geführt, bis die nothwendige Beſtimmung vom Reichstage getroffen worden iſt.

§. 15. Iſt der Thronfolger oder der Reichsverweſer abweſend, dann beſtimmt der vereinigte Reichstag, bis

---

*) Wer? Der König oder der Reichstag.

zu welcher Zeit er zurückzukehren hat. Iſt der Thr
folger unmündig oder aus andern Gründen regierun
unfähig, bevor der Reichsverweſer und die Vormu
ſchaft beſtimmt ſind, dann ernennt der vereinigte Rei
tag den Reichsverweſer und beſtellt die Vormundſch
Iſt kein Thronfolger da, dann wählt der verein
Reichstag einen König und ſtellt die fernere G
folge feſt.

§. 16. Die Civilliſte des Königs wird für ſ
Regierungszeit durch ein Geſetz beſtimmt; durch daſſe
wird auch feſtgeſtellt, welche Schlöſſer und andere
ſitzthümer des Staats zur Civilliſte gehören ſol
Die Civilliſte darf nicht mit Schulden behaftet wer

§. 17. Für Mitglieder des königlichen Hauſes k
nen Apanagen durch ein Geſetz beſtimmt werden.
Apanagen dürfen ohne Bewilligung des Reichsta
nicht außer Landes verzehrt werden.

## III.

§. 18. Der König iſt unverantwortlich. Se
Perſon iſt heilig und unantaſtbar (ukraenkelig).
Miniſter ſind verantwortlich für die Führung der R
gierung.

§. 19. Der König ernennt und verabſchiedet ſe
Miniſter. Des Königs Unterſchrift unter die, die G
ſetzgebung und Regierung betreffenden Beſchlüſſe gi
denſelben Giltigkeit, wenn ſie von der Unterſchrift ei
Miniſters begleitet iſt. Der Miniſter, welcher unte
ſchrieben hat, iſt für den Beſchluß verantwortlich.

§. 20. Die Miniſter können ihrer Amtsführun wegen zur Verantwortung gezogen werden. Das Volksthing klagt an, das Reichsgericht fällt das Urtheil.

§. 21. Die Miniſter, vereint, bilden den Staatsrath. Der Vorſitz wird von dem geführt, der vom Könige zum Premier-Miniſter ernannt worden iſt. — Alle Geſetzvorſchläge und wichtigern Veranſtaltungen der Regierung werden dem Staatsrathe vorgelegt. — Die Ordnung deſſelben, ſo wie die Verantwortlichkeit der Miniſter, wird durch ein Geſetz geregelt.

§. 22. Der König beſetzt alle Aemter in demſelben Umfange wie bisher: Veränderungen hierin können nur durch ein Geſetz geſchehen. Keiner kann zum Beamten beſtellt werden, der nicht das Eingebornen-Recht beſitzt. — Der König kann die von ihm angeſtellten Beamten verabſchieden. Ihre Penſion wird in Uebereinſtimmung mit dem Penſionsgeſetz beſtimmt werden. — Der König kann Beamte ohne ihre Einwilligung verſetzen, doch ſo, daß ſie dadurch in ihrem Einkommen nicht geſchmälert werden, und daß ihnen die Wahl gelaſſen wird zwiſchen Verſetzung oder Abſchied mit Penſion nach den allgemeinen Regeln.

§. 23. Der König beſitzt die höchſte Gewalt über die Land- und Seemacht. Er erklärt Krieg, ſchließt Frieden, ſchließt Bündniſſe und Handelstractate ab und hebt ſie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstages einen Theil des Landes entäußern, über irgend eine Staatseinnahme verfügen oder dem Lande irgend eine laſtende Verpflichtung aufbürden.

§. 24. Der König beruft jedes Jahr einen ordent-

lichen Reichstag. Ohne Einwilligung des Königs da
er nicht länger als zwei Monate zuſammenbleiben. —
Veränderungen in dieſen Beſtimmungen können n
durch das Geſetz geſchehen.

§. 25. Der König kann den Reichstag zu auße
ordentlichen Zuſammenkünften einberufen, deren Dau
von ſeiner Beſtimmung abhängt.

§. 26. Der König kann die Sitzungen des Reich
tages auf beſtimmte Zeit vertagen, doch ohne Einwi
ligung des Reichstages auf nicht länger als zwei Mo
nate und nicht öfter wie einmal im Jahre bis zu ſein
nächſten ordentlichen Zuſammenkunft.

§. 27. Der König kann entweder den ganzen Reichsta
oder eine ſeiner Abtheilungen auflöſen; wird nur ein
der Things aufgelöſt, dann ſollen die Sitzungen de
andern vertagt werden, bis der ganze Reichstag wied
verſammelt werden kann. Dies ſoll innerhalb zwei
Monate nach der Auflöſung geſchehen.

§. 28. Der König iſt berechtigt, dem Reichsta
Geſetzvorſchläge und andere Beſchlüſſe vorzulegen.

§. 29. Die Zuſtimmung des Königs iſt erforder
lich, um einem Reichstagsbeſchluſſe Geſetzeskraft zu ve
leihen. Der König befiehlt die Bekanntmachung de
Geſetzes und trägt Sorge für deſſen Vollſtreckung.

§. 30. In beſonders dringenden Fällen kann de
König, wenn der Reichstag nicht verſammelt iſt, pro
viſoriſche Geſetze erlaſſen, die jedoch nicht gegen da
Grundgeſetz ſtreiten dürfen und ſtets dem folgende
Reichstage vorgelegt werden müſſen.

§. 31. Der König kann begnadigen und Amneſti ertheilen; die Miniſter kann er hinſichtlich der ihnen vom Reichsgerichte zuerkannten Strafen nur mit Einwilligung des Volksthings begnadigen.

§. 32. Der König ertheilt, theils unmittelbar, theils durch die betreffenden Regierungsbehörden, ſolche Bewilligungen und Ausnahmen von den jetzt geltenden Geſetzen, die nach den bisher geltenden Regeln üblich geweſen ſind.

§. 33. Der König hat das Münzrecht nach den Beſtimmungen des Geſetzes.

## IV.

§. 34. Der Reichstag beſteht aus dem Volksthing und dem Landesthing.

§. 35. Das Wahlrecht zum Volksthing hat jeder unbeſcholtene Mann, der das Eingebornen-Recht beſitzt, wenn er ſein dreißigſtes Jahr erreicht hat; ausgenommen wenn er:

a) ohne einen eigenen Hausſtand zu haben, in einem privaten Dienſtverhältniß ſteht;

b) wenn er Unterſtützung vom Armen-Weſen genießt oder genoſſen hat, die ihm nicht nachgelaſſen oder von ihm zurückbezahlt iſt;

c) wenn er nicht dispoſitionsfähig über ſein Vermögen iſt;

d) wenn er nicht ein Jahr lang feſten Wohnſitz in dem Wahlkreiſe oder in der Stadt hat, wo er während der Zeit, wo die Wahl vor ſich geht, ſich aufhält.

§. 36. Wählbar zum Volksthing iſt, mit den im §. 35 unter a, b, c benannten Ausnahmen, jeder un-

beſcholtene Mann, wenn er das Eingebornen-Recht be
ſitzt und ſein fünfundzwanzigſtes Jahr erreicht hat.

§. 37. Die Anzahl der Mitglieder des Volksthing
ſoll ungefähr in dem Verhältniß von **Einem** au
14,000 Einwohner ſtehen. Die Wahlen finden i
Wahlkreiſen ſtatt, deren Umfang durch das Wahlge
ſetz beſtimmt wird. Jeder Wahlkreis wählt Einen
unter Denen, die ſich zur Wahl geſtellt haben.

§. 38. Die Mitglieder des Volksthings werden auf drei Jahre gewählt. Sie erhalten Diäten.

§. 39. Wahlrecht zum Landesthing hat Jeder, welcher nach §. 35 Wahlrecht zum Volksthing beſitzt. Die Wahlberechtigten wählen aus ihrer Mitte Wahlmänner nach den Beſtimmungen des Wahlgeſetzes.

§. 40. Wählbar zum Landesthing iſt jeder unbeſcholtene Mann, welcher das Eingebornen-Recht beſitzt, über deſſen Vermögen nicht Schuldenweſen entſtanden oder ein Concurs verhängt iſt, wenn er ſein einundvierzigſtes Jahr erreicht und in dem letzten Jahre entweder dem Staate oder der Commune directe Abgaben von 200 Reichsbankthalern*) entrichtet hat oder beweiſt, daß er eine jährliche reine Einnahme von 1200 Reichsbankthalern**) genießt. In den Wahlkreiſen, wo die Zahl der Wählbaren nach dieſer Regel nicht das Verhältniß zu der Bevölkerung erreicht, welches das Wahlgeſetz beſtimmt, wird die Zahl der Wählba-

---

*) [illegible] Thaler Courant

**) [illegible] Thaler Courant

ren durch die am höchſten Beſteuerten des Wahlkreiſes vermehrt, bis das Verhältniß erreicht wird.

§. 41. Die Wahlen zu dem Landesthing werden in größern Wahlkreiſen vorgenommen, welche durch das Wahlgeſetz beſtimmt werden. Die Wahlmänner eines ſolchen größern Kreiſes treten zuſammen und ſtimmen für ſo Viele, als in dem Wahlkreiſe gewählt werden ſollen, in welchem wenigſtens Dreiviertel der Gewählten feſten Wohnſitz ſeit einem Jahre vor den Wahlen gehabt haben müſſen. Zur Giltigkeit der Wahl iſt mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen nothwendig.

§. 42. Die Zahl der Mitglieder des Landesthings muß ſtets ungefähr die Hälfte der Zahl der Mitglieder des Volksthings betragen.

§. 43. Die Mitglieder des Landesthings werden auf acht Jahre gewählt. Die Hälfte ſcheidet im vierten Jahre aus. Sie erhalten dieſelben Diäten wie die Mitglieder des Volksthings.

§. 44. Wenn ein neues Communalgeſetz erlaſſen ſein wird, können die Wahlen für das Landesthing durch Geſetz auf die größern Commun- (Amts- oder Provinz-) Räthe übergeben.

## V.

§. 45. Der jährliche Reichstag tritt am erſten Montag des Octobers zuſammen, wenn der König ihn nicht eher zuſammenberuft.

§. 46. Der Sitz der Regierung iſt auch der Verſammlungsort des Reichstags. In außergewöhnlichen

Fällen kann der König ihn auch nach einem andern Orte des Reiches zuſammenberufen.

§. 47. Der Reichstag iſt unverletzbar. Wer die Sicherheit und Freiheit deſſelben antaſtet, wer einen dahin zielenden Befehl ausſtellt oder ihm gehorcht, macht ſich des Hochverraths ſchuldig.

§. 48. Jedes der Things iſt berechtigt, Geſetze vorzuſchlagen und für ſeinen Theil anzunehmen.

§. 49. Jedes der Things kann Adreſſen an den König einreichen.

§. 50. Jedes der Things kann zur Unterſuchung allgemein wichtiger Gegenſtände Commiſſionen aus ſeinen Mitgliedern niederſetzen. Dieſe ſind berechtigt, ſowohl von öffentlichen Behörden, ſo wie von privaten Bürgern die Mittheilung mündlicher oder ſchriftlicher Aufklärungen zu verlangen.

§. 51. Keine Steuer kann anders auferlegt, verändert oder aufgehoben, auch keine Recrutirung ausgeſchrieben, keine Staatsanleihe gemacht und keine dem Staate gehörende Domaine veräußert werden als durch ein vorhergehendes Geſetz.

§. 52. Auf jedem ordentlichen Reichstage, gleich nachdem er zuſammengetreten iſt, werden Vorlagen zu einem Finanzgeſetz für das folgende Finanzjahr vorgelegt, welche eine Ueberſicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats enthalten. Die Finanzvorlage wird zuerſt im Volksthing verhandelt. — Keine Steuer darf erhoben werden, bevor das Finanzgeſetz bewilligt iſt. Keine Ausgabe darf beſtritten werden, die nicht in demſelben ihre Rechtfertigung hat.

§. 53. Jedes Thing erwählt zwei beſoldete Reviſoren. Dieſe gehen die jährlichen Staatsrechnungen durch und geben darauf Acht, daß ſämmtliche Einnahmen des Staats darin aufgeführt worden ſind und daß keine Ausgaben außerhalb des Finanzgeſetzes ſtattgefunden haben. Sie können verlangen, daß alle nothwendigen Aufklärungen und Actenſtücke ihnen mitgetheilt werden. Der jährliche Staatsrechenſchaftsbericht ſammt den Bemerkungen der Reviſoren wird dann dem Reichstage mitgetheilt, der mit Bezug darauf ſeinen Beſchluß faßt.

§. 54. Kein Ausländer kann in der Folge Eingebornen-Recht erhalten, außer durch ein Geſetz.

§. 55. Kein Geſetzentwurf kann eher als verbindlich angenommen werden, als bis er dreimal von dem Thing verhandelt worden iſt.

§. 56. Wird ein Geſetzentwurf von einem der Things verworfen, ſo kann er von demſelben Thing auf derſelben Verhandlung nicht mehr vorgenommen werden.

§. 57. Wird ein Geſetzentwurf von dem einen Thing angenommen, ſo wird er in der Form, wie er angenommen worden, dem andern Thing vorgelegt; wird er hier verändert, ſo geht er an das erſte Thing zurück; werden hier wieder Veränderungen vorgenommen, ſo geht der Vorſchlag aufs Neue an das andere Thing. Wird auch dann keine Zuſtimmung erlangt, dann ſoll, wenn eines der Things es verlangt, jedes Thing für ſich eine gleiche Anzahl von Mitgliedern wählen, um als Ausſchuß zuſammenzutreten, welcher dann ſein

Gutachten über die nicht vereinbarten Punkte abgiebt. Mit Berückſichtigung dieſes Gutachtens des Ausſchuſſes findet dann die endliche Abmachung auf jedem Thing für ſich ſtatt.

§. 58. Jedes der Things entſcheidet ſelbſt über die Gültigkeit der Wahl ſeiner Mitglieder.

§. 59. Jedes neue Mitglied legt, ſobald die Giltigkeit ſeiner Wahl anerkannt iſt, den Eid auf das Grundgeſetz ab.

§. 60. Die Reichstagsabgeordneten ſind nur durch ihre Ueberzeugung und nicht durch die Vorſchrift ihrer Wähler gebunden. — Beamte, welche als Reichstagsabgeordnete gewählt, bedürfen nicht der Zuſtimmung der Regierung, um die Wahl annehmen zu können.

§. 61. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Dauer des Reichstags, ohne Zuſtimmung des Things, dem er angehört, Schulden halber ſeiner Freiheit beraubt, noch zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, mit Ausnahme der Ertappung auf friſcher That. — Für ſeine Aeußerungen auf dem Reichstage kann Keiner der Mitglieder deſſelben ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb deſſelben gezogen werden.

§. 62. Kommt einer der Gültig-Gewählten in eine der Lagen, durch welche die Wählbarkeit verloren geht, dann verliert er auch das aus der Wahl hervorgegangene Recht. Doch ſoll Niemand ſeinen Sitz auf dem Landesthing deswegen verlieren, daß er im Verlaufe der Zeit, für die er gewählt iſt, nach einem andern Wahlkreiſe wegzieht. Durch Geſetz iſt noch näher zu beſtimmen, in welchen Fällen ein Abgeordneter, der zu einem mit Gehalte verbundenen Staatsamte befördert wird, ſich einer Neuwahl zu unterwerfen hat.

§. 63. Die Miniſter haben in Folge ihres Amtes Zutritt zum Reichstage und ſind berechtigt, während der Verſammlungen das Wort zu verlangen, wenn ſie wollen, unter Befolgung der Geſchäftsordnung. — Ein Stimmrecht üben ſie nur dann aus, wenn ſie zugleich Reichstags-Abgeordnete ſind.

§. 64. Jedes Thing wählt ſelbſt ſeinen Vorſitzenden, ſo wie den oder die, welche bei deſſen Verhinderungsfall den Vorſitz führen ſollen.

§. 65. Keines der Things kann einen Beſchluß faſſen, wenn nicht wenigſtens die Hälfte ſeiner Mitglieder zugegen iſt und an der Abſtimmung theilnimmt.

§. 66. Jeder Reichstagsabgeordnete kann in dem Thing, zu dem er gehört, mit deſſen Einwilligung jede öffentliche Angelegenheit darin zur Sprache bringen und darüber die Erklärung der Miniſter verlangen.

§. 67. Kein Antrag darf einem der Things auf anderm Wege zugeſtellt werden, als durch eines ſeiner Mitglieder.

§. 68. Findet das Thing keine Veranlaſſung, über einen ſolchen Antrag Beſchluß zu faſſen, ſo kann es denſelben an die Miniſter überweiſen.

§. 69. Die Verſammlungen der Things ſind öffentlich, doch können der Vorſitzende oder die in der Geſchäftsordnung feſtgeſetzte Zahl der Reichstagsmitglieder verlangen, daß alle Nicht-Mitglieder ſich entfernen, worauf das Thing darüber entſcheidet, ob die

Sache in öffentlicher oder geheimer Sitzung verhandelt werden ſoll.

§. 70. Jedes der Things trifft die nähern Beſtimmungen, die den Geſchäftsgang und die Aufrechthaltung der Ordnung betreffen.

§. 71. Der vereinigte Reichstag wird durch das Zuſammentreten des Volksthings und des Landesthings gebildet. Zu jedem Beſchluſſe iſt erforderlich, daß über die Hälfte der Mitglieder jedes der beiden Things zugegen iſt und an der Abſtimmung Theil nimmt. Der vereinigte Reichstag wählt ſelbſt einen Vorſitzenden und ſtellt die nähern Beſtimmungen, den Geſchäftsgang betreffend, ſelber feſt.

## VI.

§. 72. Das Reichsgericht beſteht aus ſechszehn Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden, zur Hälfte von dem Landesthing, zur Hälfte von dem oberſten Gerichtshofe des Landes unter deſſen Mitglieder ſelbſt. Daſſelbe wählt den Vorſitzenden aus ſeiner Mitte. Ein Geſetz ordnet das Weitere des Verfahrens.

§. 73. Das Reichsgericht entſcheidet in den, vom Volksthing gegen die Miniſter eingeleiteten Prozeſſen. Vor das Reichsgericht kann der König auch Andere wegen Verbrechen ſtellen, von denen er findet, daß ſie beſonders gefährlich für den Staat ſind, ſobald das Volksthing dazu ſeine Einwilligung giebt.

§. 74. Die Ausübung richterlicher Gewalt kann nur durch das Geſetz geordnet werden.

§. 75. Die mit einem gewiſſen Grundbeſitz ver-

andene richterliche Gewalt ſoll durch ein Geſetz auf-
hoben werden.

§. 76. Die Rechtspflege iſt nach Regeln, welche das
Geſetz beſtimmt, von der Verwaltung zu trennen.

§. 77. Die Gerichtshöfe ſind berechtigt, über jede
rage hinſichtlich der Grenzen der obrigkeitlichen Ge-
walt zu entſcheiden. Jedoch kann der, welcher eine
olche Einſprache gegen die Obrigkeit erhebt, nicht da-
urch, daß er ſeine Sache vor den Richterſtuhl bringt,
ich der vorläufigen Befolgung des Befehles derſelben
ntziehen.

§. 78. Richter haben in ihrem Berufe ſich nur
nach dem Geſetze zu richten. Sie können nicht ohne
Urtheilsſpruch abgeſetzt, eben ſo auch nicht wider ihren
Willen verſetzt werden, ausgenommen in den Fällen,
wenn eine Umgeſtaltung der Gerichtshöfe ſtattfindet.
Doch kann der Richter, der ſein fünfundſechzigſtes Jahr
rreicht hat, verabſchiedet werden.

§. 79. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ſollen ſo
bald und ſo weit als möglich für die ganze Rechtspflege
durchgeführt werden. In Criminalſachen und in Sa-
chen, welche aus politiſchen Geſetzübertretungen entſte-
hen, ſollen Geſchworene eingeführt werden.

## VII.

§. 80. Die Verfaſſung der Volkskirche wird durch
ein Geſetz geordnet.

§. 81. Die Staatsbürger haben das Recht, ſich in
Gemeinden zu vereinigen, um Gott zu verehren auf die
Weiſe, die mit ihrer Ueberzeugung übereinſtimmt; doch

darf dabei nichts gelehrt oder vorgenommen werden, was gegen Sittlichkeit und öffentliche Ordnung ſtreitet.

§. 82. Niemand iſt verpflichtet, einen perſönlichen Beitrag für irgend einen Gottesdienſt beizuſteuern, der nicht ſein eigener iſt. Doch ſoll Jeder, der nicht darthut, daß er Mitglied einer im Lande anerkannten kirchlichen Gemeinde iſt, die für die Volkskirche anbefohlenen perſönlichen Abgaben an das Schulweſen bezahlen.

§. 83. Die Verhältniſſe der von der Volkskirche abweichenden kirchlichen Gemeinden ſollen durch ein Geſetz näher geordnet werden.

§. 84. Auf Grund ſeines Glaubensbekenntniſſes darf Keinem der volle Genuß ſeiner bürgerlichen und politiſchen Rechte entzogen werden; auch kann Niemand aus dieſem Grunde die Ausübung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht verweigern.

## VIII.

§. 85. Jeder, der verhaftet wird, muß binnen vierundzwanzig Stunden vor den Richter geſtellt werden. Wenn der Verhaftete nicht gleich auf freien Fuß geſetzt werden kann, ſoll der Richter durch ein mit Gründen begleitetes Erkenntniß, welches möglichſt bald und ſpäteſtens binnen drei Tagen abgegeben werden muß, entſcheiden, daß er gefangen gehalten werde und wenn er gegen Caution entlaſſen werden kann, die Art und Größe derſelben beſtimmen. — Gegen das Erkenntniß, welches der Richter ausſpricht, kann von dem Betreffenden ſofort bei einem höhern Richterſtuhle appellirt

den. — Niemand kann einem Präventionsgefäng-
für ein Vergehen unterworfen werden, welches blos
ldſtrafe oder einfaches Gefängniß nach ſich ziehen
n.

§. 86. Die Wohnung iſt unverletzlich. Hausſuchung,
ſchlagnahme und Unterſuchung von Briefen und an-
n Papieren kann, wo kein Geſetz eine Ausnahme
tfertigt, nur nach Ausſpruch der Gerichte erfolgen.

§. 87. Das Eigenthum iſt unantaſtbar. Niemand
n genöthigt werden, ſich ſeines Eigenthumes zu ent-
ßern, als wo das Gemeinwohl es verlangt; doch
n dies nur in Folge eines Geſetzes und gegen voll-
ndige Entſchädigung geſchehen.

§. 88. Alle Beſchränkungen in der freien und glei-
n Berechtigung zum Erwerbe, die nicht in dem all-
neinen Wohle begründet ſind, ſollen durch Geſetze
ſgehoben werden.

§. 89. Wer ſich ſelbſt und die Seinigen nicht er-
hren kann und deſſen Verſorgung keinem Zweiten
liegt, iſt berechtigt, von der Commune Unterſtützung
verlangen, muß ſich aber den Verpflichtungen unter-
rfen, welche die Geſetze in dieſer Beziehung aufer-
gen.

§. 90. Die Kinder, deren Eltern nicht im Stande
d, für deren Erziehung zu ſorgen, erhalten freien
nterricht in den Volksſchulen.

§. 91. Jeder iſt berechtigt, durch die Preſſe ſeine
edanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlich-
t vor den Gerichten. Cenſur oder andere Präventiv-
aaßregeln können nie wieder eingeführt werden.

§. 92. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubniß zu jedem geſetzlich erlaubten Zwecke Vereine zu bilden; kein Verein kann durch Veranſtaltung der Regierung aufgehoben werden; es können jedoch Vereine vorläufig verboten werden, dann aber ſoll ſofort Anklage gegen den Verein zur Aufhebung deſſelben eingereicht werden.

§. 93. Die Staatsbürger haben das Recht, ſich unbewaffnet zu verſammeln. Oeffentlichen Verſammlungen hat die Polizei das Recht beizuwohnen. Verſammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe zu befürchten iſt.

§. 94. Bei Aufläufen darf die bewaffnete Macht, wenn ſie nicht angegriffen wird, nur dann einſchreiten, wenn die Menge dreimal im Namen des Königs und des Geſetzes vergeblich aufgefordert war, auseinanderzugehen.

§. 95. Jeder waffenfähige Mann iſt verpflichtet, mit ſeiner Perſon zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen nach den nähern Beſtimmungen, welche das Geſetz vorſchreibt.

§. 96. Das Recht der Communen, unter Aufſicht des Staats ſelbſtändig ihre Angelegenheiten zu verwalten, wird durch ein Geſetz geordnet werden.

§. 97. Jedes in der Geſetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht iſt abgeſchafft.

§. 98. Kein Lehen, Stammhaus oder Fideicommiß kann künftig errichtet werden. Es ſoll durch Geſetz beſtimmt werden, wie die bis jetzt beſtehenden in freies Eigenthum übergehen können.

§. 99. Mit Bezug auf die Kriegsmacht ſind die in §§. 85, 92 und 93 getroffenen Beſtimmungen nur mit den Einſchränkungen, welche aus der Militair-Geſetzgebung folgen, anwendbar.

### IX.

§. 100. Vorſchläge zu Veränderungen in oder Zuſätze zu vorſtehendem Grundgeſetze werden auf einem ordentlichen Reichstage vorgebracht. Wird der deßfallſige Beſchluß in unveränderter Geſtalt vom nächſten ordentlichen Reichstage angenommen und vom Könige beſtätigt, dann werden beide Things aufgelöſ't und allgemeine Wahlen ſowohl zum Volksthing, als zum Landesthing vorgenommen. Wird der Beſchluß zum ritten Male von dem neuen Reichstage in einer ordentlichen oder außerordentlichen Zuſammenkunft angeommen und vom Könige beſtätigt, dann iſt er Grundeſetz.

---

Durch dieſe unter den Sturmeswehen des Jahres 848 berathene und angenommene Conſtitution trat as abſolute Dänemark in die Reihe der conſtitutionelen Staaten ein und es begann ſeitdem eine neue Aera er Entwickelung.

Im Jahre 1851 wurde dieſes Grundgeſetz mit uſtimmung des Reichsraths blos auf Dänemark einſchränkt und für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der däniſchen Monarchie am 2. October 1855 ein neues Verfaſſungsgeſetz publicirt. Die Haupt-Modificationen des neuen Grundgeſetzes ſind:

§. 1. Die Thronfolge iſt erblich. Die Erbfolge iſt im Thronfolgegeſetz vom 31. Juli 1853 feſtgeſtellt.

Nach §. 8 können die Apanagen, die nach §. 17 der alten Verfaſſung nur mit Einwilligung des Reichstages außer Landes verzehrt werden dürfen, jetzt mit Bewilligung des Königs außerhalb Dänemark genoſſen werden.

Neu hinzugekommene Paragraphen ſind:

§. 14. Die Miniſter für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Monarchie bilden im Vereine mit den Miniſtern für die geſonderten Angelegenheiten der einzelnen Landestheile, unter dem Vorſitze des Königs, den Geheimen Staatsrath, in welchem außerdem der Thronfolger, wenn er mündig iſt, und die übrigen Königlichen Prinzen, welche der König hierzu berufen ſollte, Sitz nehmen.

§. 15. Ueber alle Geſetze und wichtigern Regierungsmaaßregeln wird im Geheimen Staatsrathe verhandelt. Iſt der König in einzelnen Fällen verhindert, im Geheimen Staatsrathe zu präſidiren, ſo kann er die Sache in Miniſterconferenzen verhandeln laſſen. Den Vorſitz führt der vom Könige ernannte Conſeils-Präſident. Dieſer legt dem Könige das von dem Staatsſecretair geführte Protokoll vor, worauf der König beſtimmt, ob er dem Beſchluſſe der Conferenz unmittelbar beiſtimmen, oder ob im Geheimen Staatsrathe die Sache noch einmal verhandelt werden ſoll.

§. 21. Die geſetzgebende Gewalt ſteht in allen ge-
einſchaftlichen Angelegenheiten dem Könige und dem
leichsrathe zu.

§. 22. Gemeinſchaftliche Angelegenheiten ſind alle
elche nicht ausdrücklich als für die einzelnen Landes-
heile geſonderte bezeichnet ſind. Entſteht eine Diffe-
enz zwiſchen dem Reichsrathe und der Repräſentation
nes Landestheils darüber, in wie weit eine Angelegen-
eit zu den gemeinſchaftlichen oder zu den geſonderten
ehört, ſo wird ſie vom Könige im Geheimen Staats-
athe entſchieden.

§. 23. Das Verhältniß der Herzogthümer Lauen-
urg und Holſtein zum Deutſchen Bunde wird durch
as gegenwärtige Geſetz nicht berührt.

§. 24. In den Reichsrath treten zwanzig von
em Könige gewählte Mitglieder; die repräſentati-
n Verſammlungen der einzelnen Landestheile ſind be-
chtigt, dreißig zu wählen, und dreißig werden durch
mittelbare Wahlen gewählt.

§. 25. Die vom Könige gewählten Mitglieder wer-
n für einen Zeitraum von zwölf Jahren, die übrigen
r acht Jahre gewählt.

§. 26. Von den vom Könige ernannten Mitglie-
rn ſollen zwölf im Königreiche, drei im Herzogthume
chleswig, vier im Herzogthume Holſtein und eins im
erzogthume Lauenburg wohnhaft ſein.

§. 27. Der däniſche Reichstag iſt berechtigt, acht-
hn Mitglieder zu wählen, die Schleswig'ſche Stände-
rſammlung wählt fünf, die Holſtein'ſche ſechs und
Lauenburg'ſche Ritter- und Landſchaft ein Mitglied.

§. 28. Durch unmittelbare Wahlen werden im Königreiche ſiebzehn Mitglieder, im Herzogthume Schleswig fünf, im Herzogthume Holſtein acht Mitglieder gewählt.

Nach §. 31 wird der Reichsrath nicht jedes Jahr, ſondern jedes zweite Jahr zuſammenberufen.

Nach §. 36 genießen die Mitglieder des Reichsraths, ſtatt der frühern Diäten, eine jährliche Vergütigung von 500 Reichsthalern.

§. 37. Die Verhandlungen des Reichsrathes werden durch einen vom Könige unter den Mitgliedern für jede Reichsraths-Verſammlung ernannten Präſidenten geleitet. Für denſelben Zeitraum ernennt der König auch einen Vice-Präſidenten, welcher in Verhinderungsfällen des Präſidenten fungirt. — Kein Beſchluß kann vom Reichsrathe gefaßt werden, wenn weniger als einundvierzig Mitglieder zugegen ſind.

§ 38. Die Mitglieder des Reichsraths bedienen ſich bei den Verhandlungen der däniſchen oder der deutſchen Sprache nach ihrem eigenen Ermeſſen. Die Protokolle werden in beiden Sprachen geführt. Die Beſchlüſſe des Reichsraths werden ſtets nur in däniſcher Sprache ausgefertigt.

§. 39. Der Reichsrath hat zu beſtimmen, ob und auf welche Weiſe die Verhandlungen zur öffentlichen Kunde gebracht werden ſollen.

§. 53. Der Betrag, wenn die gemeinſchaftlichen Ausgaben der Monarchie die gemeinſchaftlichen Einnahmen überſteigen ſollten, wird von den geſonderten Einnahmen der einzelnen Landestheile gedeckt und zwar

lchergeſtalt, daß von dem Königreiche ſechszig Procent,
on dem Herzogthume Schleswig ſiebzehn Procent und
on dem Herzogthume Holſtein dreiundzwanzig Procent
eigetragen werden, wogegen es rückſichtlich der finan-
ellen Stellung des Herzogthums Lauenburg bei dem
isher Geltenden verbleibt, bis anderweitig beſtimmt
ird.

§. 54. Der König kann unter beſonders dringen-
en Umſtänden, wenn der Reichstag nicht verſammelt
ſt, Ausgaben beſchließen, welche nicht bewilligt ſind.
lber ſolch ein Beſchluß ſoll ſtets in einer Miniſter-
Conferenz verhandelt werden, bevor er vom Könige im
Geheimen Staatsrathe ſchließlich gefaßt wird. — Die
Miniſter, welche mit dieſem Beſchluſſe einverſtanden
ind, contraſigniren ihn und übernehmen dadurch die
Verantwortlichkeit, in ſo weit er nicht von dem zunächſt
uſammentretenden Reichsrathe, dem er vorzulegen iſt,
utgeheißen wird.

Der Geheime Staatsrath, an deſſen Spitze der
König ſteht, zählte Ende 1858 folgende zehn Mit-
lieder: 1) den Erbprinzen Friedrich Ferdinand,
2) den Prinzen Chriſtian (den präſumtiven Thron-
rben), 3) den Conſeil-Präſidenten und Cultusmini-
ter Karl Chriſtian Hall, 4) den Marine-Mini-
ter Ove Wilhelm Michelſen, der interimiſtiſch
uch das Departement der auswärtigen Angelegenhei-
en leitet, 5) den Juſtizminiſter Karl Frederik
Simony, 6) den Finanzminiſter Chriſtopher
Georg Andrä, 7) den Kriegsminiſter Obriſtlieute-
nant Chriſtian Karl von Lundbye, 8) den Mi-

niſter für die gemeinſchaftlichen innern Angelegenheiten der Monarchie, wie auch interimiſtiſchen Miniſter für Holſtein und Lauenburg, Iver Johan Unsgaard, 9) den Miniſter für Schleswig Frederik Hermann Wolfhagen und 10) den Miniſter des Innern für das Königreich Dänemark, Andreas Frederik Krieger.*)

---

*) Dänemark iſt, nächſt Spanien, jetzt das miniſterreichſte Land. Es zählt ſeit 1848 über ſechszig Portefeuillewechſel mit zweiundvierzig Miniſtern und gewährt jedem nicht [illegible] weit placirten Miniſter 3000 Thaler Reichsmark als [illegible]vitäts-Gehalt. Eben ſo freigebig iſt Dänemark an Apanagen. Die Königin-Witwe Karoline Amalie bezieht 120,000 Reichsthaler, Erbprinz Friedrich Ferdinand und Prinzeſſin Karoline beziehen 90,000 Rthlr., Prinz Chriſtian 30,000 Rthlr., Landgräfin Charlotte von Heſſen 20,000 Rthlr., die Herzogin Wilhelmine Marie von Glücksburg 54,000 Rthlr., im Ganzen 370,000 Rthlr. Die für den Geheimen Staatsrath feſtgeſtellten Beſoldungen betragen 72,400 Rthlr.

# Zwanzigſtes Kapitel.

Der Sundzoll. — Verhandlungen wegen Ablöſung dieſer Abgabe. — Liſte der zu dieſen Verhandlungen bevollmächtigten Miniſter. — Reſultat dieſer Verhandlungen. — Die Entſchädigung, welche Dänemark für das Aufgeben des Sundzolls erhalten hat. — Die Staatsrechnungs-Ablage.

Die wichtigſte Frage, die ſeit dem Frieden Dänemarks mit dem deutſchen Bunde im Schooße der däniſchen Regierung zur Verhandlung kam, war die Frage hinſichtlich der Ablöſung des Sundzolls, eine Frage, zu deren endlicher Löſung der Widerſtand eines amerikaniſchen Schiffes, das die Entrichtung des Sundzolls verweigert, den erſten Anſtoß gegeben hatte.

Die zur Löſung dieſer Frage in Kopenhagen verſammelten Bevollmächtigten waren Folgende:

1) Für Oeſterreich: der Geſchäftsträger Legationsſecretair **Karl Jäger**;[*]

2) Für Preußen: der Miniſter Graf **Alphons Heinrich Driolla**;

3) Für Hannover: der Legationsrath **Hanbury**;

---

[*] Seit der Verſetzung des Grafen **Hartig** war der öſterreichiſche Geſandtſchaftspoſten noch vacant geblieben.

4) Für Mecklenburg-Schwerin: Herr von Preick;

5) Für die drei Hanſeſtädte Hamburg, Bremen und Lübeck: der Miniſter-Reſident und General-Conſul Dr. juris Krüger aus Lübeck;

6) Für Rußland: der Staatsrath Tengoborski;

7) Für Schweden und Norwegen: der Kammerherr Baron N. W. v. Wetterſtedt;

8) Für England: Sir Andrew Buchanan;

9) Für die Niederlande: Miniſter Karel de Boer;

10) Für Belgien: der Miniſterreſident Obriſtlieutenant Napoleon Alcindor Baron Beaulieu;

11) Für Frankreich: der Geſandte Adolphe Dotézac;

12) Für Spanien: der Miniſterreſident: Vicente Gutierez de Teran;

13) Für Dänemark: der Director des Oereſundzoll-Comtoirs in Helſingör, der Geheime Conferenz-Rath Chriſtian Albrecht Bluhme.

In Folge der ziemlich langathmigen Verhandlungen dieſer dreizehn Bevollmächtigten ward zwiſchen Dänemark und den obengenannten Staaten am 14. März 1857 ein Vertrag abgeſchloſſen, laut welchem Dänemark ſich verbindlich machte, vom 1. April 1857 auf die Erhebung des Sundzolls für ewige Zeiten Verzicht zu leiſten gegen eine Entſchädigung von 30,476,325 Thaler Reichsmünze, zahlbar in vierzig halbjährigen Raten.

Die Quoten dieſer Ablöſungsſumme betrugen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Für | England | 10,126,855 | Reichsbankthaler |
| = | Rußland | 9,739,993 | = |
| = | Preußen | 4,440,027 | = |
| = | Schweden | 1,590,503 | = |
| = | die Niederlande | 1,408,060 | = |
| = | Frankreich | 1,219,003 | = |
| = | Norwegen | 667,225 | = |
| = | Mecklenburg | 373,663 | = |
| = | Belgien | 301,455 | = |
| = | Bremen | 218,585 | = |
| = | Hannover | 123,387 | = |
| = | Hamburg | 107,012 | = |
| = | Lübeck | 102,996 | = |
| = | Oeſterreich | 29,434 | = |
| = | Spanien | 28,127 | = |

Dänemark machte ſich dagegen verbindlich, alle zur Erleichterung der Schiffahrt an den däniſchen Küſten und im Kattegat, im Sund und in den beiden Belten erforderlichen Anſtalten, d. h. Leuchtthürme, Leuchtſchiffe, Bojen und Seezeichen aller Art, nach wie vor im beſten Stande zu erhalten und das Lootſenweſen zu überwachen.

In Folge dieſes Tractates, durch den Dänemark für den Augenblick etwas gewonnen, aber für die Zukunft *viel* verloren hat, iſt die mit däniſcher Willkühr ausgeübte Belaſtung des Handels, welche ſeit Jahrhunderten der Anlaß zu den gerechteſten Klagen und Beſchwerden geweſen war, ſeitdem *für alle Zeiten beſeitigt* und alle Seewege zwiſchen der Nord- und Oſtſee ſind nun endlich befreit vom däniſchen Sundzolljoch. Dänemark hat dadurch ſeinen „Weinberg“ und ein jährliches Einkommen von mehr als zwei Millionen Thalern verloren. — — — — —

Schließlich theilen wir hier die Hauptreſultate der Staatsrechnungsablage für 1857/1858 mit. Nach Letzterer betrugen vom 1. April 1856 bis zum 31. März 1857 die Einnahme der däniſchen Geſammt-Monarchie 16,833,508 Reichsbankthaler, die Ausgaben 17,746,820 Thaler, was ein Deficit von 913,312 Thalern herausſtellt. — Die Staatsſchuld betrug am 31. März 1858 noch 114,402,147 Reichsbankthaler.

Die däniſche Flotte beſteht gegenwärtig aus neun unddreißig größern und ſiebenundachtzig kleinern Fahrzeugen mit 1000 bis 1200 Kanonen, nämlich 5 Linienſchiffe, von welchen eines als Blockſchiff gebraucht wird, 6 Fregatten, worunter eine raſirte, 4 Corvetten, 4 Briggs, 1 Barkſchiff, 3 Schooner, 1 Kutter; außerdem zählt ſie 1 Schrauben-Dampffregatte, 2 Corvetten, 6 Räderdampfſchiffe, 1 Schrauben-Dampfkanonenboot, 24 Bomben-Kanonenſchaluppen, 16 Kanonenſchaluppen und 17 Kanonenjollen. Das Offizier-Corps der Marine zählt jetzt einen Vice-Admiral, 2 Contre-Admirale, 4 Commandeure, 7 Commandeur-Capitäne, 14 Capitäne, 22 Capitain-Lieutenants, 36 Premier- und 36 Seconde-Lieutenants.

Die däniſche Landmacht beträgt in Friedenszeit nicht mehr als 9968 Mann. Dieſes Duodez-Heer hat nicht weniger als 612 Offiziere, darunter 2 Generale (den Erbprinzen Friedrich Ferdinand und den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel), 7 General-Lieutenants (darunter den Prinzen Friedrich von Heſſen), 15 General-Majore und 24 Obriſten. Die Mehrzahl dieſer fünfzig hohen Offiziere ſteht in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren. Ferner hat die Armee 24 Obriſt-Lieutenants, 49 Majore, 219 Capitaine und Rittmeiſter, 272 Premier-Lieutenants und 372 Seconde-Lieutenants.

Nach der letzten Volkszählung von 1856 belief ſich die Bevölkerung der däniſchen Geſammt-Monarchie, (d. h. incluſive der Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg) auf 2,620,000 Einwohner.

# Einundzwanzigſtes Kapitel.

Liſte der von Friedrich dem Siebenten bis Ende 1857 ernannten Ritter des Elephanten-Ordens.

Der Erſte, der am 29. Januar 1848 aus den Händen des jetzigen Königs das blaue Band erhielt, war:

1) Friedrich Wilhelm, Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, Sohn des Kurfürſten Wilhelm II. und der Prinzeſſin Friederike von Preußen, geb. 20. Auguſt 1802, in Folge der zu Kaſſel ausgebrochenen Revolution Mitregent ſeit 30. September 1831 und ſeit demſelben Tage morganatiſch vermählt mit der am 18. Mai 1806 geborenen Gertrude Falkenſtein, die er zur Gräfin von Schaumburg erhob. Der Prinz-Mitregent ſuccedirte ſeinem Vater am 20. November 1847. Alles in Allem geſagt iſt der jetzige Kurfürſt eben ſo unpopulär als ſein Vater.

### Am 21. Mai 1848.

2) Francisco de Aſis Maria de Bourbon, Sohn des ehemaligen Prätendenten Don Carlos, geb. 13. Mai 1822, vermählt ſeit 10. October 1846 mit der Königin Iſabella II. von Spanien, geb. am 10. October 1830. Er hat von ſeiner Frau den Königstitel erhalten, iſt im Uebrigen aber eine complette Null.

### Am 2. Juni 1848.

3) Alexander Serguejewitſch, Fürſt von Mentſchikoff, ruſſiſcher Admiral und General-Adjutant, geb. 1789, Enkel jenes Paſtetenbäckers, der ſich unter Peter dem Großen und der erſten Katharina zum Fürſten und intimſten Freunde des Kaiſers emporgeſchwungen hatte. Der Enkel war von 1812 bis 1816 Adjutant des Kaiſers Alexander. Nikolaus ertheilte ihm eine Miſſion nach Perſien. Im Jahre 1825 bemächtigte er ſich als Diviſionsgeneral der Stadt Anapa und leitete dann als General en Chef die Belagerung von Varna. 1826 wurde er zum Vice-Admiral und Chef des Generalſtabs der Flotte ernannt. 1831 erhielt er das Gouvernement von Finland und fünf Jahre ſpäter das Portefeuille der Marine. 1853 ſandte ihn Kaiſer Nikolaus nach der Türkei und erhob ihn zum Gouverneur der Krim, wo er, nachdem er bei der Alma geſchlagen war, ſich nach Sebaſtopol zurückzog. Nach der Schlacht bei Inkerman und nach dem Tode des Kaiſers 1855 wurde er aus der Krim abberufen und lebt ſeitdem in Petersburg.

### Am 3. Juni 1848.

4) Oskar Friedrich, Prinz von Schweden und Norwegen, Herzog von Oestergothland, zweitgeborener Sohn Oskar's I. und der Prinzeſſin Joſephine von Leuchtenberg, geb. 21. Januar 1829, vermählt ſeit 6. Juni 1857 mit der Prinzeſſin Sophie von Naſſau, (geb. am 9. Juni 1836.)

### Am 2. October 1848.

5) Guſtaf Niels Algernon, Baron Stjerneld, ſchwediſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Die Perſonalien dieſes Mannes ſind uns leider nicht bekannt.

### Am 6. November 1848.

6) Karl, Graf v. Moltke, Sohn des Grafen Joachim Godſche Moltke, geb. 15. November 1800, däniſcher Kammerherr, Geheimer Conferenzrath und Geheimer-Staatsminiſter außer Dienſten. Seine Gemahlin iſt bürgerlicher Abkunft und heißt Malwina Simons. — Graf Moltke war lange Zeit unter dem Spitznamen „der Schleswig-Holſtein-Freſſer" bekannt und in den deutſchen Herzogthümern wegen ſeiner hyperdäniſchen Geſinnungen mit Recht ſo ſehr verhaßt, daß die Bewohner von Itzehoe, als er in dieſer Stadt als däniſcher Commiſſair erſchienen war, ihn mit Gewalt hinausjagten.

### Am 27. Januar 1849.

7) Franz Joſeph, Kaiſer von Oeſter-

reich, Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzeſſin Sophie von Bayern, geb. zu Wien 18. Auguſt 1830, ſuccedirte in Folge der Abdication ſeines Oheims, des Kaiſers Ferdinand, am 2. December 1848 und vermählte ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth zu Bayern (geb. am 24. December 1837.) Seine Deviſe iſt: Viribus unitis.

### Am 20. Auguſt 1849.

8) Wilhelm III., König der Niederlande Sohn Wilhelm's II. und der ruſſiſchen Großfürſtin Anna Paulowna, geb. am 19. Februar 1817, vermählt am 18. Juni 1839 mit der Prinzeſſin Sophie von Württemberg (geb. am 17. Juni 1818).

### Am 5. März 1851.

9) Friedrich Ferdinand von Tilliſch, Geheimer Conferenzrath und Kammerherr, im Jahre 1849 däniſcher Regierungscommiſſair für Schleswig, dann Miniſter und gegenwärtig Mitglied des Reichsraths, gewählt von Nord-Jütland, und einer der vier Directoren der vom General-Major Claſſen zur Förderung öffentlicher Zwecke gegründeten Stiftung.

### Am 23. November 1851.

10) Georg V., König von Hannover, Sohn des Königs Ernſt Auguſt und der Prinzeſſin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, verwitweten Fürſtin von Solms-Braunfels, geb. am 27. Mai 1819, vermählt ſeit dem 18. Februar 1843 mit

der Prinzeſſin **Maria** von Sachſen-Altenburg. Der König iſt leider ſchon ſeit langen Jahren heillos erblindet. — Schüler des Berliner Klaviervirtuoſen **Greulich** iſt König **Georg** ein ſehr fertiger Klavierſpieler, der auch als Componiſt einen hohen Grad muſikaliſcher Begabung an den Tag gelegt hat. — Er führt die Deviſe ſeines Vaters: „Suscipere et finire".

Am 28. October 1851.

11) **Wilhelm**, Prinz zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, Sohn des Herzogs **Wilhelm** und der Prinzeſſin **Wilhelmine** von Dänemark, geb. am 10. April 1816, Capitain à la Suite.

Am 9. Juni 1852.

12) **Nikolaus August**, Herzog von Dalekarlien, jüngſter Sohn König **Oskar's** von Schweden und der Prinzeſſin **Joſephine** von **Leuchtenberg**, geb. am 24. Auguſt 1831.

13) **Otto Theodor**, Freiherr von **Manteuffel**, Sohn des Regierungspräſidenten **Otto Gottlob** Freiherrn von **Manteuffel** und der **Auguſte** von **Therme**, geb. zu Lübben, in der Nieder-Lauſitz, am 3. Februar 1805, vermählt ſeit 22. December 1841 mit **Bertha** von **Stammer**, 1841 Ober-Regierungsrath in Königsberg, 1843 Regierungs-Vice-Präſident zu Stettin, 1845 Director der zweiten und 1846 Director der erſten Abtheilung des Miniſteriums des Innern, ſeit 8. November 1848 Miniſter des Innern, nach dem Tode des Grafen von **Branden-**

burg Miniſter-Präſident und gleichzeitig Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vom 18. December 1850 bis zum 30. October 1858. Herr von Manteuffel iſt Ritter des Schwarzen Adler-Ordens und Groß-Offizier der Ehrenlegion.

14) Karl Ferdinand, Reichsgraf von Buol-Schauenſtein, Sohn des Reichsgrafen Johann Rudolph und der Reichsgräfin Alexandrine von Lerchenfeld-Köfering, geb. am 17. Mai 1797, vermählt, wir wiſſen nicht genau ſeit wann, mit der Prinzeſſin Karoline Franziska Dorothea von Birſtein, k. öſterreichiſcher wirklicher Geheimer Rath und ſeit 11. April 1852 Miniſter des Auswärtigen und Miniſter-Präſident. Im Jahre 1816 war Graf Buol Geſandtſchafts-Attaché in Florenz, ſechs Jahre ſpäter Legationsſecretair in Paris und 1824 in London, 1828 Geſandter in Karlsruhe, 1831 außerordentlicher Geſandter in Darmſtadt und 1838 in Stuttgart geweſen. Die Revolution von 1848 fand ihn als bevollmächtigten Miniſter am Turiner Hofe. Von dort hatte ihn Fürſt Felix von Schwarzenberg als Geſandten nach Sanct-Petersburg und 1850 zu den Dresdener Conferenzen geſchickt 1851 war er Geſandter in London und nach dem Tode des Fürſten von Schwarzenberg deſſen Remplaçant geworden. Als Solcher war er, wie der Preußiſche Miniſter-Präſident von Manteuffel, bei dem Pariſer Congreß einer der Unterzeichner des Tractates vom 30. März 1856.

Am 2. April 1853.

15) **Peter Nikolaus Friedrich**, Großherzog von **Oldenburg**, Sohn des Großherzogs **Paul Friedrich Auguſt** und deſſen zweiter Gemahlin, der Prinzeſſin **Ida** von **Anhalt-Bernburg-Schaumburg**, geb. am 8. Juli 1827, vermählt ſeit dem 10. Februar 1852 mit der Prinzeſſin **Eliſabeth Pauline Alexandrine** von Sachſen-Altenburg, geb. am 26. März 1826. Durch dieſe Heirath iſt Großherzog **Peter** Schwager des Königs **Georg V.** von Hannover und des Großfürſten **Conſtantin Nikolajewitſch** von Rußland.

Am 1. Auguſt 1853.

16) **Ludwig Napoleon Buonaparte**, Sohn des Ex-Königs **Ludwig Napoleon Buonaparte** und der **Hortenſe** von **Beauharnais**, Halbbruder des Grafen **Jules** von **Morny**, den Letztere mit dem damaligen Großſtallmeiſter ihres Gemahls, mit dem Grafen **Auguſte Charles Joſeph Flahault de la Billarderie**, erzeugt hatte.*) **Ludwig Napoleon**, geb. zu Paris am 20. April 1808, hinreichend bekannt durch ſeine mißglückten Aufſtandsverſuche zu Boulogne und Straßburg, ward am 13. Juni 1848 zum Volksrepräſentanten und „par le prestige de son nom", am 10. December deſſelben Jahres zum Präſi-

---

*) Nach der Angabe des Verfaſſers der „Nuits de Saint-Cloud" ſoll nicht König **Ludwig**, ſondern der holländiſche Admiral **Carel Hendrik Verhuel** der Vater **Napoleon's III.** ſein, ein on dit, deſſen Glaubwürdigkeit wir nicht näher unterſuchen wollen.

denten der Republik auf vier Jahre gewählt. Die feſte Ueberzeugung, nicht wieder gewählt zu werden, gab ihm am 2. December 1852, acht Tage vor Ablauf ſeiner Präſidentſchaft, den Muth zu jenem Staatsſtreiche, der ihm den Beinamen **Bou-Stra-Pa** *) und die Kaiſerkrone verſchaffte. Das Wunderbarſte bei dieſer Geſchichte war die Haltung der andern Mächte, die, ganz vergeſſend, was ſie im Pariſer-Friedensvertrage feierlich beſchloſſen und heilig zu halten gelobt hatten, ſich beeilten, ſeine Erwählung zum Kaiſer anzuerkennen, ohne dagegen irgend eine Art von Verwahrung einzulegen. Man faſelt in Paris und auch anderswo ſo viel und oft von der foi des traités, von der Heiligkeit der Verträge, und vergißt dabei ganz und gar, daß noch bis zu dieſer Stunde jener Wiener Vertrag vom 13. März 1815 ſeine volle Gültigkeit hat.

Der erſte Paragraph dieſes Vertrages lautet wörtlich wie folgt.

„L'empereur Napoléon renonce pour lui, ses successeurs et descendants, ainsi que pour chacun des membres de sa famille, a tout droit de souveraineté et de domination tant sur l'empire français et le royaume d'Italie que sur tout autre pays.“

Trotz dieſer im Angeſichte von ganz Europa eingegangenen Verpflichtung Englands, Rußlands, Oeſterreichs und Preußens ſitzt der große Neffe ſeines kleinen Onkels ſeit dem blutbefleckten Staatsſtreiche vom 2.

---

*) Die Anfangsſylben von Boulogne, Straßburg und Paris

December auf Frankreichs Throne und verſucht, wie ſein Oheim, die ganze Welt an ſeinem Gängelbande zu leiten. Der Vicomte de la Guerronière, ein Parvenu wie Jener, dem er hündiſch Weihrauch ſtreut, erhebt ihn in ſeiner Broſchüre „Napoléon III. et l'Italie" zum „Degen Gottes", eine Blasphemie, gegen die jeder gute Chriſt im Namen der ſchwer beleidigten Gottheit feierlich Verwahrung einlegen muß. — Wir für unſern Theil kennen nur eine Geißel Gottes, aber keinen „Degen Gottes". — Louis Napoleon — er ſelber hat ſich „Parvenu" genannt — iſt ſeit dem 30. Januar 1853 vermählt mit einer Spanierin Eugenie Marie v. Montijo, geb. am 5. Mai (dem Todestage des erſten Napoleon) des Jahres 1826. Ihr Vater iſt, laut einer unverbürgten Schiffernachricht, Grand von Spanien und ihre Mutter, Mary Manuela Kirkpatrick, iſt eine Irländerin von zweifelhafter Herkunft. Louis Napoleon hat, ſo viel ich weiß, keine Deviſe; die ſeiner Frau lautet: „In hoc signo (id est cruce) vinces".

### Am 19. December 1854.

17) Ludwig Nikolaus von Scheele, Geheimer Conferenz-Rath, Kammerherr, Vicekanzler der königlichen Orden und Landdroſt der Herrſchaft Pinneberg. Auch er war einige Monate lang Miniſter; gegenwärtig iſt er Mitglied des Reichsraths, gewählt vom Herzogthume Holſtein. Herr von Scheele iſt auch Ritter des ſchwediſchen Seraphinen-Ordens. Seine Deviſe iſt uns nicht bekannt.

### Am 28. November 1855.

18) François Certain Canrobert, Marſchall von Frankreich, geb. 1809 in der Bretagne; Brigade-General ſeit 13. Januar 1850, Diviſionsgeneral ſeit 14. Januar 1853, Marſchall ſeit 18. März 1856. Im Krim-Kriege hatte er nach dem Tode des Marſchalls von Saint-Arnaud den Oberbefehl des franzöſiſchen Heeres übernommen, am 17. October 1854 die Beſchießung Sebaſtopols begonnen und am 5. November deſſelben Jahres die blutige Schlacht von Inkermann geſchlagen und am 16. Mai 1855 das Commando in die Hände des Generals Péliſſier niedergelegt. Er iſt Mitglied des Senats und ſeit dem 29. Mai 1855 Großkreuz der Ehrenlegion.

### Am 24. September 1856.

19) Napoleon Joſeph Charles Paul Buonaparte, kaiſerlicher Prinz und Diviſionsgeneral, zweiter Sohn des Exkönigs Jerôme Buonaparte von Weſtphalen und der Prinzeſſin Friederike von Württemberg, geb. zu Trieſt am 6. September 1822, trat 1837 in die Militairſchule zu Ludwigsburg ein und diente als Lieutenant im württembergiſchen Heere, durchreiſ'te dann fünf Jahre lang Deutſchland, England und Spanien und kehrte erſt nach der unſeligen Februar-Revolution mit Papa Jerôme zu den Fleiſchtöpfen Frankreichs zurück. Von der Inſel Corſika in die Aſſemblée conſtituante ge-

wählt, kehrte er dort den gemäßigten Republikaner heraus und ſtimmte, mit der Minorität, gegen die Verbannung der Familie Orleans. Am 10. Februar 1849 wurde er von ſeinem Couſin Louis Napoleon zum bevollmächtigten Miniſter am Madrider Hofe ernannt, verließ aber ſeinen Poſten und kehrte nach Frankreich zurück, wo er in der geſetzgebenden Verſammlung ſich der demokratiſchen Partei anſchloß. Nach der Wiederherſtellung des Kaiſerreichs verlieh ihm ein Senatsbeſchluß vom 23. December den Titel eines franzöſiſchen Prinzen, gleichzeitig erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion und, ohne bis dahin gedient zu haben, den Rang eines Diviſionsgenerals. Als ſolcher commandirte er eine Diviſion der Reſerve-Armee bei der Schlacht an der Alma und bei Inkermann in der Krim, kehrte aber nach kurzer Zeit wieder zu den Fleiſchtöpfen Frankreichs zurück. Obgleich ohne alle Fähigkeit, ernannte ihn Louis Napoleon am 24. Juni 1858 zum Miniſter der Provinz Algerien und der Colonien, einen Poſten, den er im März 1859 freiwillig niedergelegt hat. — Seit dem Januar 1859 iſt er vermählt mit der Prinzeſſin Clotilde Marie Thereſe von Sardinien (geb. zu Turin am 2. März 1843). Prinz Napoleon iſt, beiläufig erwähnt, eine Schlange, die Louis Napoleon an ſeinem Buſen großgeſäugt hat und die, wenn die Zeit kommt, deſſen Rolle übernehmen wird.

### Am 4. Auguſt 1857.

20. Chriſtian Albrecht Bluhme, Gehei-

mer Conferenzrath und Director der Zollkammer am Oereſund, früher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er leitete die Sundzoll-Conferenzen und bezog bis dahin ein Jahresgehalt von 12,000, wiederhole zwölftauſend Reichsbankthalern, alſo doppelt ſo viel als ein Miniſter in Dänemark. Er iſt jetzt Mitglied des Reichsraths, gewählt vom Stifte Seeland.

### Am 16. September 1857.

21) Alexander Michailowitſch Fürſt Gortſchakoff, Couſin des Generals Michail Gortſchakoff, ruſſiſcher Geheimer Rath und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geb. 1798, erzogen im Lyceum zu Zarskoe-Selo, wo Alexander Puſchkin ſein Schulkamerad geweſen war. Als Diplomat debütirte er bei den Congreſſen zu Laibach und Verona, als Geſandtſchafts-Attaché des Grafen von Neſſelrode. 1824 war er Secretair der ruſſiſchen Ambaſſade am Londoner Hofe, 1830 Geſchäftsträger in Florenz und ſpäter Legationsrath in Wien. 1841 ſchickte ihn Kaiſer Nikolaus als außerordentlichen Geſandten nach Stuttgart, wo er die Heirath der Großfürſtin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg vermittelte, wofür er die Geheimrathswürde erhielt. Die orientaliſche Frage öffnete ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit einen größeren Spielraum. Am 8. Juli 1854 wurde er an die Stelle des Herrn v. Meyendorff zum Geſandten am Wiener Hofe ernannt. Von Wien zurückberufen, übernahm er als Remplacant des Herrn von

Neſſelrode das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, die er noch bis zu dieſer Stunde leitet.

22) Florian Alexander Joſeph Colonna, Graf von Walewski, natürlicher Sohn Napoleon's I. und einer hübſchen Polin, deren Bekanntſchaft er in Warſchau gemacht haben ſoll, geb. daſelbſt am 4. Mai 1810, von wo er frühzeitig nach Frankreich kam. Nach der Juli-Revolution nahm ihn Louis Philippe's Sohn, der Herzog von Orleans, unter die Flügel ſeines Schutzes, worauf er als Rittmeiſter des vierten Huſaren-Regiments ſeinen Abſchied nahm und als Schriftſteller und Publiciſt ſein Glück verſuchte. Er wurde einer der Gründer und Redacteure des „Messager des Chambres" und ſchrieb 1839 unter dem Titel „L'école du monde, ou la coquette sans le savoir" ein fünfactiges Luſtſpiel, das, am 8. Januar 1840 zum erſten Male aufgeführt im Théâtre français, ſpurlos vorüberging. Herr von Walewski ſchlug gleich darauf die diplomatiſche Laufbahn ein und wurde von Herrn Thiers, der am 1. März 1840 Präſident des Conſeils geworden war, mit einer Miſſion nach Egypten betraut. — Herr Guizot ſchickte ihn nach Buenos-Ayres. Bald hernach brach die Februar-Revolution aus. Louis Napoleon ſchickte ihn 1849 als außerordentlichen Geſandten nach Florenz und von dort nach Neapel. 1854 ging er als Ambaſſadeur nach London. Am 7. Mai 1855 wurde er zurückberufen, um Herrn Drouyn de l'Huys zu remplaciren. Seit jener Zeit iſt der ci-devant Journaliſt und Theaterdichter Miniſter der aus-

wärtigen Angelegenheiten und unterzeichnete als Solcher den Pariſer Congreß-Tractat vom 30. April 1856. Seitdem iſt er auch Mitglied des Senats und ſeit dem 3. December 1852 Groß-Offizier der Ehrenlegion. — Herr von Walewski war früher der Hausfreund der berühmten Schauſpielerin Rachel, die ihm zwei Kinder gebar und die er, nachdem er als Diplomat ſeine Carrière gemacht hatte, theilnahmlos aufgab. Er führt als Embleme eine Säule, als Anſpielung auf ſeinen Namen Colonna, mit der Deviſe: „Sto rectitudine".*) —

### Am 2. December 1857.

23) Elias, Freiherr von Lagerheim, ſchwediſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ein Staatsmann, von deſſen Leben und Laufbahn uns leider nichts Näheres bekannt iſt.

— — — — — — — — — — —

Außer dieſen dreiundzwanzig blauen Bändern hat König Friedrich **VII.**, der ziemlich verſchwenderiſch im Vertheilen von Orden iſt, innerhalb elf Jahren gegen hundertundzwanzig Großkreuze und zahlloſe Ritterkreuze des Danebrog-Ordens vertheilt.

Unter den von ihm creirten Großkreuzen befinden ſich Paul, Baron von Bourgein, Pair von Frankreich (ernannt 14. December 1849), Wilhelm Karl Eppingen, Graf von Sponneck, früher däniſcher Finanzminiſter (ernannt 14. Auguſt 1850), Adolphe Dotézac, franzöſiſcher Geſandter am däniſchen Hofe, Jean Gilbert Victor Fialin, Vicomte de Perſigny, damals franzöſiſcher Geſandter in London, und Baron Peter von Meyendorff, vormaliger ruſſiſcher Geſandter in Berlin (alle drei ernannt am 28. Auguſt 1850), Chriſtian Julius de Meza, däniſcher General-Lieutenant (6. October 1850), Hans Birch, Freiherr von Dahlerup, öſterreichiſcher Vice-Admiral (6. October 1851), Ignaz von Legeditſch, öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant und Emanuel Graf von Mensdorff-Pouilly, öſterreichiſcher General-Major (Beide am 23. Februar 1852), Wulf Heinrich Bernhard, Graf von Scheel-Pleſſen, däniſcher Geſandter am ſchwediſchen Hofe (4. Juni 1852), Anton, Freiherr von Prokeſch-Oſten, öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant und Internuntius in Konſtantinopel, Otto Eduard von Bismark-Schönhauſen, preußiſcher Bundestagsgeſandter (Beide am 11. Juni 1852), Hans Chriſtopher Georg Frederik v. Hedemann, däniſcher General-Lieutenant (23. April 1853), Heinrich von Schmückert, preußiſcher General-Poſtdirector (3. März 1854), Erich Chriſtian Werlauff, däniſcher Conferenzrath und Ober-Bibliothekar der königlichen Bibliothek (25. October 1855), Johann Karl Daniel Ulyſſes Baron von Dirckinck-Holmfeld, däniſcher Hofjägermeiſter und Geſandter am franzöſiſchen Hofe (7. April 1856), Napoleon Alcindor Baron de Beaulieu, belgiſcher Geſandter am däniſchen Hofe (12. April 1857) und Jean Baptiſte Philibert Graf von Vaillant, Marſchall von Frankreich und Kriegsminiſter (4. Auguſt 1857.)

---

*) In dem Ordens-Patente heißt es, dem Grafen Walewski ſei der Elephanten-Orden verliehen worden „wegen ſeiner energiſchen und gerechten Vertheidigung der däniſchen Sache."

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Chronologiſches Verzeichniß aller Lehensmänner und Kommandanten von Schloß Kronborg von 1584 bis 1858.

Bei Gelegenheit der Beſchreibung des Schloſſes und der Feſtung Kronborg im zweiten Bande unſeres Werkes verſprachen wir ein Verzeichniß aller Kommandanten dieſer Feſtung. Hier folgt nun dieſe Liſte:

| | |
|---|---|
| 1) Gerhard Rantzau, erſter Lehensmann von | 1584—1590 |
| 2) Steen Malteſen | 1590—1595 |
| 3) Ditlev Holck | 1595—1600 |
| 4) Mogens Ulfeldt | 1600—1609 |
| 5) Jochum Barnew | 1609—1619 |
| 6) Chriſtopher Baſſe | 1619—1623 |
| 7) Jörgen Urne | 1623—1627 |
| 8) Frederik Urne | 1627—1641 |
| 9) Johan Ulrick Gyldenlœw | 1641—1645 |
| 10) Arndt van der Kula | 1645—1658 |
| 11) Chriſtopher Bilde | 1658 |
| Schwediſche Occupation von | 1658—1660 |

| | |
|---|---|
| 12) General-Major Eiler Holck | 1660—1675 |
| 13) General-Major Hendrik von Oſten | 1675—1686 |
| 14) Jakob von Gewcke | 1686—1694 |
| 15) Brigadier Erasmus von der Pferdten | 1694—1710 |
| 16) Brigadier Hans Frederik Lengel | 1710—1710 |
| 17) General-Major Chriſtian von Rodſteen | 1710—1711 |
| 18) General-Major Johann Peter v. Ingenhaen | 1711—1712 |
| 19) Obriſt Chriſtopher Henrik von Moltke | 1712—1713 |
| 20) General-Major Michael Chriſtopher v. Schnitter | 1713—1725 |
| 21) General-Major Hans Philipp v. Prätorius | 1725—1732 |
| 22) General-Major Ditlef v. Revenfeldt | 1732—1742 |
| 23) General-Lieutenant Johann Frederik Brockenhuus | 1742—1747 |
| 24) General-Major v. Dambroick, Interims-Commandant | 1747—1748 |
| 25) General-Major Guſtav v. Grüner | 1748—1759 |
| 26) General-Lieutenant Johann Georg v. Moltke | 1759—1764 |
| 27) Obriſt v. Fleck, Interims-Commandant | 1764—1765 |
| 28) General-Lieutenant Andreas von Hauch | 1765—1785 |

Vice-Commandanten-Dienſt verrichteten unter ihm:
Obriſt v. Moltke v. 1773—1776
Obriſt v. Barner v. 1776—1779
Obriſtlieutenant von
Gilbrecht von 1779—1784

29) General-Major von Beſſel 1785—1788
30) General-Major François d'Aubert 1788—1793
31) Obriſt von Stricker 1793—1809
32) Obriſt Moritz v. Scheel 1809—1829
33) Frederik Ernſt v. Ohlrogge 1829—1840

Der vorletzte Commandant war General-Major Louis Paul Genouard.*)

Sein Nachfolger iſt der gegenwärtige Commandant, General-Major Niels Chriſtian von Lunding, Commandeur des Danebrog-Ordens ſeit dem 6. Juli 1848.

---

*) Genouard ſtarb ſiebenundſiebzig Jahre alt, am 14. Juni [illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Halle, Druck von H. W. Schmitt.

# Deutſche
# Unterhaltungs-Bibliothek.

## Dritte Serie.

Neunter Band:

## Meiſter Johann Strauß
### und seine Zeitgenossen.
### I.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

# Meiſter Johann Strauß

## und ſeine Zeitgenoſſen.

Komiſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Erſter Theil.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

P. o. germ. 1978 m / 3, 9, 1a

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem

liebenswürdigen Freunde

**J. H. Gerſtkamp**

als Zeichen aufrichtiger Hochachtung

gewidmet

vom

**Verfaſſer.**

# Vorwort.

Schon Mancher hat es verſucht, Vergleiche anzuſtellen zwiſchen den beiden Großſtädten Deutſchlands, zwiſchen den beiden Hauptſtädten Oeſterreichs und Preußens, zwiſchen Wien und Berlin.

Der Eine hat das lebensfrohe **Wien** mit der katholiſchen Maria Stuart von Schottland, und das nüchterne, ewig grübelnde Berlin mit der proteſtantiſchen Eliſabeth von England verglichen und herausgefunden, daß die kalte, prüde, ſcheinheilige Eliſabeth im Stillen nicht weniger ſündigt, als die heißblütige, den Kelch des Lebens und der Liebe haſtig leerende Marie, die trotz all ihrer großen und kleinen Sünden, welche ſie ziemlich offen zur Schau trägt, dennoch — wie Schiller ſagt — „beſſer als ihr Ruf“ iſt.

Die Verſe Bauernfelds, die ich gleichſam als öſterreichiſche Kokarde an den Titel meines Romanes angeheftet, jene Verſe eben verleiten mich zu einem andern Vergleiche. Das dicke, wohlhäbige, ewig-ſchmunzelnde, beſtändig-heitere, ſorglos-ſchlemmende Wien der alten Zeit erinnert in der That eben ſo ſtark an Shakeſpeare's unvergleichlichen „Falſtaff,“ wie das ſchwindſüchtig-magere, hegel-kranke, wind- und puffgefüllte, ewig-mediſirende, fortwährende kokettirende, ſtaubaufrührende Berlin an Kotzebue's oder, richtiger geſagt, an Holbergs „Don Ranudo de Colibrados.“

Aber näher als jede dieſer beiden Parallelen liegt eine dritte:

Berlin iſt eine Gungl'ſche Polka, Wien iſt vom Wirbel bis zur Fußſohle ein Strauß'ſcher Walzer.

Die Berliner Polka oder das polkende Berlin verhält ſich zum Wiener Walzer oder walzenden Wien wie das kühle, blonde, prickelnde Weißbier zum rubin-rothen, feurigen Zauberſafte des an- und aufregenden Vöslauer Weines, wie der matte Abklatſch einer Pariſer Griſette zu der naiven Urſprünglichkeit eines Wiener Stubenmädchens, wie ein ernſtdohmſches Kladderadatſch-Couplet zu einem Heinrich Heine'ſchen Lieder-Strauß.

Wien iſt die Stadt des Frohſinns und wird es bleiben ſo lange, als noch im Herzen des Wieners ein Strauß'ſcher Walzer fortklingt und neue Rekruten wirbt für die gottgeſegnete Fahne der alten vormärzlichen Gemüthlichkeit.

Meiſter Strauß — natürlich rede ich nur vom Vater — war mehr als ein gewöhnlicher Tanzcomponiſt: er war und iſt der Schutzgeiſt des alten Wiens, und jeder ſeiner ſentimental-heitern Walzer iſt ein Wiederhall aus jener ſorglos-glücklichen Zeit, nach welcher ſo Mancher ſich zurückſehnt, der jetzt, von politiſchen Grillen und einem ganzen ABC von Beſorgniſſen beſtändig im Schach gehalten, das alte Loſungswort:

„Leben heißt genießen!“

faſt ganz und gar vergeſſen hat.

Der Roman, den ich jetzt beginnen laſſe, verfolgt keine andere Tendenz als jene, mit Hilfe der Strauß'ſchen Zaubergeige, die den Kern des Ganzen bildet, den alten, eingenickten Frohſinn zu wecken und durch ihn jene „ſchönen Tage von Aranjuez" zurückzurufen, in welchen noch jeder Zoll des alten Wiens der dicke, muntere, ſorgenlos ſchlemmende Falſtaff geweſen war.

**Der Verfaſſer.**

# Meiſter Johann Strauß

## und ſeine Zeitgenoſſen.

„Ei Du altes, dickes Wien,
Falſtaff Du der deutſchen Städte,
Munt'rer ſorgenloſer Schlemmer,
Viel beneidet von den Andern —
Sag', was hat Dich ſo verwandelt?
Sag', was iſt aus Dir geworden?
Und was ſoll aus Dir noch werden,
Wenn Du fortfährſt, ſo zu maulen?“
Bauernfeld.

B[illegible]he
Staa[illegible]thek
M[illegible]

## 1.

Man begleite uns in die Leopoldſtadt.

Der Faſching des Jahres 1804 war zu Ende. Prinz „Carneval," der muthwillige Baſtard des Königs „Frohſinns," hatte ſeine bunte Narrenkappe, ſeine hellen Schellen und ſeine ausgelaſſene Pritſche abgelegt und dem Aſchermittwoche das Feld geräumt.

Die Wiener Bevölkerung ſchlüpfte aus ihren Dominos und Fledermaushüllen in ihre Mäntel und Pelze und zog allabendlich ſchaarenweiſe in's Leopoldſtädter Theater, welches kurz vorher Karl Hensler, der Schöpfer des „Donauweibchens," dem Eigenthümer Marinelli abgepachtet hatte.

Der Magnet, welcher Alt und Jung in den Tempel der heitern Volksmuſe hineinzog, war eine der drolligſten Parodien von einem der beliebteſten Volksdichter jener Tage.

Am Abende des 14. März des ebengenannten Jahres ward in der Leopoldſtadt „die neue Alceſte“ aufgeführt.

In der Schenke zum „guten Hirten“ ſaßen eine Stunde vor Beginn der Vorſtellung zwei Leute, denen es anzuſehen war, daß das, was andere Sterbliche „Sorge“ zu nennen gewohnt ſind, dieſen da nur dem Namen nach bekannt zu ſein ſchien.

Der Eine, Wiener vom reinſten Waſſer, war etwa zwei Jahre älter als der Andere, der zu Türnau in Mähren das Licht der Welt erblickt und ſich 1786, damals neunzehn Jahre alt, nach Wien begeben hatte, um hier ſein Glück zu verſuchen.

Der Wiener war Dichter und Schauſpieler, der Türnauer trieb Muſik.

Jener hieß Joachim Perinet, dieſer nannte ſich Wenzel Müller.

Freund Joachim war ein ehemaliger Commis. Er hatte dem Gott Mercur den leichtſinnigen Rücken zugekehrt, ſich der komiſchen Volksmuſe an den Hals geworfen und in wenig Jahren für das Leopoldſtädter Theater mehr als hundert Poſſen geſchrieben. Drei darunter hatten geradezu Furore gemacht: „Evakathel und Schnudi,“ das „Sonntagskind,“ und die „Schweſtern von Prag.“

Letztere Poſſe hatte die Runde durch alle Bühnen Oeſterreichs und Deutſchlands und überall, wo ſie aufgeführt wurde, Propaganda für den Frohſinn gemacht.

Damals ſang der dicke, gemüthliche Falſtaff:

„Was iſt des Lebens höchſte Luſt?
Die Liebe und der Wein!
Ruht Liebchen ſanft an meiner Bruſt,
Träum' ich, ein Fürſt zu ſein;
Und bei dem edlen Rebenſaft
Träum' ich von Kron' und Kaiſerſchaft.

Wer nie der Schönheit Reiz empfand
Und ſich nicht freut beim Wein',
Dem reich' ich nicht als Freund die Hand,
Mag nicht ſein Bruder ſein.
Sein Leben gleicht, wie es mir dünkt,
Dem Felde, das nur Diſteln bringt.

Schon oft hab' ich, bei meiner Seel'!
Darüber nachgedacht,
Wie gut's der Schöpfer dem Kameel
Und wie bequem gemacht:
Es trägt ein Faß im Leib umher,
Ach, wenn es doch voll Rheinwein wär'!
Tralala, lala, lala, la.
Tralalala, lala, la!

Dies Lied, noch heutzutage ein beliebter Gaſſenhauer, iſt von Joachim Perinet und die unvergleichlich volksthümliche Muſik dazu von dem Bruder Türnauer, der an jenem Abende in der Schenke zum „guten Hirten“ an der Seite des Dichters ſaß.

Meiſter Joachim (geboren 1765) ſtand damals an der Grenze der Vierzig. Sein Leben glich einem beſtändigen Carneval. Er ſchwärmte für Liebe und Wein, liebte nichts ſo ſehr als Abenteuer und tolle Streiche und kannte keinen höhern Genuß, als Nachts, wenn der friedliebende Philiſter auf der Bärenhaut lag, mit einem Rudel gleichgeſinnter Freunde — und Perinet hatte deren ſo viele! — bald in dieſer, bald in jener einſam abgelegenen Gaſſe die Aushängeſchilder der Verkaufsläden verſchwinden zu laſſen.

Seine Wohnung war ein wohlaſſortirtes Schildermagazin.

Hier fanden ſich in reizender Unordnung mehr als hundert weggekaperte Türkenköpfe mit oder ohne Pfeife, eine Unzahl meſſingener Barbierbecken, Zuckerhüte, Würſte und Handſchuhe von Holz, die er auf ſeinen nächtlichen Spaziergängen durch die Straßen Wiens mitgenommen hatte.

Perinet war der Schrecken aller Hausmeiſter. Er riß an jeder Klingelſchnur, weckte Hebammen, Bader und Apotheker aus dem erſten Schlafe und trieb allerhand andern Unfug, der ihn mehr als einmal in

Colliſion brachte mit den Briareus-Armen der Polizei, die ihn immer wieder laufen ließ, weil ſie mehr Spaß als mancher jener leicht gereizten Spießbürger verſtand.

Sein beſtändiger Begleiter war ein Pudel. Dieſes große, ſchneeweiße, claſſiſch-dreſſirte Vieh hieß, wie der Eine von Schillers „Räubern,“ Schufterle und ſtahl mit einer Künſtlerſchaft, die vergebens ihres Gleichen ſuchte, Würſte und andere Victualien, womit dieſer, geniale Pudel, gleichſam auf Koſten der Gemeinde, die Bedürfniſſe ſeines communiſtiſch-geſinnten Magens beſtritt.

Der Herr dieſes Pudels ſaß alſo in Geſellſchaft ſeines Freundes Wenzel in der obengenannten Schenke, die damals das Hauptquartier aller luſtigen Vögel, das Stelldichein des lachenden Wiens war.

Zu den Stammgäſten des „guten Hirten“ gehörten unter Andern der junge Bäuerle, der junge Caſtelli, der junge Deinhardſtein, die im Verlaufe unſeres Romanes gleichfalls eine Rolle ſpielen werden. Alle Drei ſind ſeitdem alt und ſolid geworden, aber trotz ihrer Jahre haben ſie noch heute mehr Laune und Lebensluſt, als mancher jener armſeligen jungen Greiſe, die mit zwanzig Jahren die Blaſirten ſpielen und ſich alle erdenkliche Mühe geben, noch viel langweiliger zuſcheinen, als ſie es wirklich ſind, weil ſie irgendwo geleſen haben, daß Gähnen zum guten Tone gehört.

Aber Perinet und Müller gähnten nicht. Sie tranken Wein und erzählten ſich Wiener „Bären."

— Das Allerneueſte aber haſt Du vergeſſen, ſagte Meiſter Wenzel. Heute Morgen iſt unſere gemeinſchaftliche Freundin, die kleine, dicke, allerliebſte Wirthin dieſer Schenke, zur größten Freude und Ueberraſchung ihres Mannes, Mutter geworden.

— Und was hat ſie zur Welt gebracht? fragte Joachim mit verdachterregender Neugier.

— Einen männlichen Staatsbürger, erwiederte der Componiſt des „Sonntagskindes."

— Brave, braviſſime! Der Alte wird eine närriſche Freude haben, denn er wünſchte ſich einen Jungen und . . .

— Verſprach uns einen herrlichen Schmaus, unterbrach ihn Müller.

— Wenn ihn der Himmel mit einem Erben generis masculini beſchenkt. Ich habe das Meinige gethan, ſagte Perinet und leerte das Glas.

— Wie iſt das zu verſtehen? fragte der Türnauer.

— Je nun, allabendlich vor dem Einſchlafen habe ich die grundgütige Vorſehung um Erfüllung des väterlichen Wunſches angefleht, und der liebe Gott iſt mir ſo gut, daß er mir noch niemals etwas abgeſchlagen hat. Der Junge iſt da, und nun muß der „gute Hirt“ ſeiner treuen Heerde einen Freiſchmaus geben.

— Der Alte iſt ein entſetzlicher Geizhals ...

— Deſto freigebiger iſt ſein ſchmuckes Weib, fügte Joachim hinzu und küßte ſeine Fingerſpitzen.

— Du ſcheinſt den Alten zu beneiden.

— Und warum nicht? ſagte Perinet, von Neuem ſein Glas füllend und aus dem Stegreif die Verſe dichtend:

„Sie iſt, ſo wahr ich lebe!
Der Reize Etui,
Doch er — nicht zu ertragen! —
Ein alter Parapluie.
Er gleicht dem Spinngewebe
In ihrem Boudoir ...
Die Frau iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein — Dromedar!“

— Das iſt auch meine Anſicht! Unſere gemeinſchaftliche Freundin hat wahrlich ein beſſeres Loos verdient. Sie iſt jung, er iſt alt; ſie iſt hübſch, er iſt häßlich!

— Ich könnte raſend werden! rief Perinet und fuhr zu improviſiren fort:

„Der Mann iſt mir zuwider,
Und weißt Du auch warum?
Ich dichte für ſie Lieder,
Und er — er nimmt es krumm!

Ich weiß nicht, was ich gäbe,
Bekäme er den Staar ...
Madame iſt eine Hebe,
Ihr Mann ein — Dromedar!"

In demſelben Augenblick trat der Gegenſtand ſeines tiefſten Neides ein.

Der Wirth zum „guten Hirten" gehörte, ſeinem Aeußern nach, zur Sippe jener zweibeinigen Kameele, die Morgens ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier ſind. Sein kahler Schädel, ſeine dicken „Ohrwaſchel," ſein umfangreicher Bauch und ſeine breiten, einwärts gebogenen Füße verliehen ſeiner Erſcheinung einen grotesken Anſtrich. Es fehlte ihm zum „Dromedare," womit ihn das Lied ſeines luſtigen Stammgaſtes verglich, weiter gar nichts als der Höcker. Sein überaus dicker Hals, dem es anzuhören war, daß das Athmen ihm ziemlich ſauer wurde, war ein abgejagter Feind jeder Gattung von Cravatte. Seine grüne Weſte ſchien groß und weit genug, um aus ihr mindeſtens vier bis fünf für den ſpindeldürren Bruſtkaſten Meiſter Perinets herauszuſchneiden. Sein ſchwarzes Lederkappel, das den totalen Haarmangel ſeines ehrwürdigen Schädels bedeckte, glänzte wie ein friſchgewichſter Stiefel; ſeinen Stiefeln aber ſchien — wahrſcheinlich des Contraſtes halber! — die Erfindung der

Wichſe nur vom Hörenſagen bekannt zu ſein; es hatte den Anſchein, als wäre noch niemals eine Bürſte mit dem Büffelleder ſeiner achtunggebietenden Fußbekleidung in Berührung gekommen.

Er nahte dem Tiſche der beiden Freunde, lüftete ſein Käppchen und ſagte ziemlich kühl:

— Servus!

— Lumpus in fabula! begann Perinet. So eben, altes Haus, ſprachen wir von Dir. Deine Frau hat Dir eine Ueberraſchung bereitet. Wir gratuliren!

— Danke! ſprach der „gute Hirt“ und wollte wieder gehen.

— Halt! rief ihm der Dichter der „neuen Alceſte“ zu. Du erinnerſt Dich doch Deines Verſprechens?

— Was hab' ich verſprochen? fragte der „gute Hirt.“

— Ich will Deinem ſchwachen Gedächtniſſe zu Hilfe kommen. Du haſt uns — wenn der Himmel Dir einen Jungen ſchenkt — einen Schmaus zugeſagt. Der Junge iſt da!

— Wer ſagt das? fragte der Wirth.

— Der da! entgegnete Joachim, auf Wenzel weiſend.

— Ich muß das beſſer wiſſen! Ich ſage Euch: es iſt kein Junge da! Die blinde Hebamme hat ſich geirrt. Der Junge iſt ein Madel!

— Lügenmaul! ſchrie Perinet. Du verläugneſt das Geſchlecht Deines Erſtgebornen, um uns um den Schmaus zu prellen. Alter Geizhals, das ſoll Dir nicht gelingen! Gleich will ich zu Deiner Frau, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der Junge ein Mädel oder ob das Mädel ein Junge iſt.

— Ja, ja, ich gehe mit, ſagte Müller.

— Incommodirt Euch nicht! Meine gute Pepi iſt eben eingeſchlafen.

— Wir wecken ſie! riefen Beide zugleich.

— Das ſieht Euch ähnlich! Aber ich erlaube es nicht!

— Dann gehe ich morgen Früh zur Polizei und denunzire Dich, daß Du das Geſchlecht Deines Erſtgebornen verläugneſt, um dem Heere Deines Kaiſers einen Soldaten zu entziehen. Die Polizei verſteht in ſolchen Dingen keinen Spaß! Du wirſt eingeſperrt und während Du im Gefängniß brummſt, mache ich Deiner Frau, die Du nicht verdienſt, den Hof und entführe ſie!

— Ja, wir entführen ſie! betheuerte Wenzel.

Der „gute Hirt“ zwang ſich zu einem Lächeln.

— Beruhigt Euch! ſagte er. Ich hab nur geſpaßt! Der Junge iſt wirklich da!

— Und wann giebſt Du den Schmaus? fragte Müller.

— Wenn der Kleine getauft wird!

— Der Kerl iſt capable, den Jungen aus dieſem Grunde ungetauft zu laſſen! meinte Perinet.

— Nein, nein, ich halte mein Wort!

— Gut, dann hebe ich den Kleinen aus der Taufe.

— Er muß Wenzel heißen, verlangte Müller.

— Ich beſtehe darauf, daß er Joachim getauft wird, begehrte Perinet.

— Hans muß er heißen wie ich! erklärte der glückliche Vater.

Und dabei blieb es!

Sieben Tage ſpäter fand die Taufe ſtatt. Damals ahnte weder Vater noch Pathe, daß der Kleine, den ſie zur Kirche trugen, das werden würde, was er ward: der Held unſeres Romanes: Meiſter Johann Strauß!

## 2.

Perinet ſchenkte ſeinem Pathen eine Geige.

— In vergangener Nacht, erzählte er ſeinem Freunde Wenzel, hatte ich einen ganz curioſen Traum. Ich ſah unſern kleinen Hans in einer mit Blumen bekränzten

Wiege liegen. An der Wiege des Kleinen ſtand ein von der Sonne braun geſottener Zigeuner, der nicht viel größer als ein Nußknacker war. Der Zwerg hatte etwas Geiſterhaftes. Aus ſeinen Augen ſprühten elektriſche Funken. Statt der Ohrringe trug er zwei kleine ſilberne Triangel. Seine Naſe hatte die Form einer Kindertrompete. Sein Bauch glich einer kleinen Trommel. Seine Beine hatten Luftlöcher wie die Flöten. Sein Hemd war ein zerriſſenes Notenblatt. In der Linken hielt er eine fabelhaft kleine Geige und in der Rechten einen goldenen Bogen. In dem Augenblicke, als der Zwerg auf dieſem Inſtrumente zu ſpielen begann, ſchoſſen aus dem Boden des Zimmers wie buntfarbige Pilze zahlloſe Schaaren leichtgeſchürzter Bacchantinnen mit fliegendem Haar und weinlaubbekränzter Stirn, ſchön wie der Tag und verlockend wie die Nacht, empor. Sie umringten den magiſchen Geiger, welcher Tänze erklingen ließ, deren hinreißenden Zauber ich nicht zu beſchreiben vermag. Der Reigen, der jetzt rings um ihn und um die Wiege des ſchlafenden Kindes begann, beſaß etwas Epidemiſches. Alle Stühle und Tiſche, alle Gläſer und Taſſen, die Bilder an den Wänden, ja ſelbſt der alte Ofen in der Ecke des Zimmers und die Blumentöpfe, die am Fenſter ſtanden, fingen plötzlich zu tanzen an und miſchten ſich lärmend in den mänadiſchen Jubel. Ich glaubte ein vollſtändiges Orcheſter zu hören. Vor meinem entzückten Ohre entwirrte ſich ein endloſer Knäuel freudejauchzender Melodien, die den kleinen Schläfer wachküßten.

Hans ſchlug die ſchwarzen Aeuglein auf und lächelte. Seine kleinen Hände griffen nach der Geige. Der Zwerg wuchs zum Rieſen heran und geigte weiter und immer weiter. Und der Jubel ward größer und größer. Tauſende von unſichtbaren Händen klatſchten Beifall. Der melodiſche Rieſe beugte ſich ſpielend über die Wiege des Neugeborenen und drückte einen Kuß auf deſſen Stirn. Die Geige ſchwieg; der Zwerg verſchwand und ich erwachte.

— Dein Traum, ſagte Wenzel Müller, iſt eine gute Vorbedeutung, der kleine Strauß wird ein großer Geiger!

— Das hoffe auch ich, und eben darum ſchenke ich ihm die Geige, ſagte Perinet und leerte ein volles Glas auf das Wohl des Knaben.

## 3.

Hans — der Augapfel ſeiner Mutter, das Herzblatt ſeines Vaters und der Stolz ſeines Pathen — hatte ſein fünftes Lebensjahr überſchritten, als das ſiegestrunkene Heer des eroberungsſüchtigen Corſen zum zweiten Male vor den Mauern des erſchreckten Wiens erſchien.

In der Nacht vom eilften auf den zwölften Mai des Jahres 1809 begann die Beſchießung der Stadt. Meiſter Falſtaff flüchtete in den Keller. Das Knattern der Gewehre, das Krachen der Kanonen, das Platzen der Bomben und Granaten wie das dumpfe Geläute der Glocken bildeten ein unheimliches Concert, das in den Straßen Wiens Angſt und Schrecken verbreitete.

Nur im Keller des Bierhauſes zum „guten Hirten" ſchien Alles, trotz des Bombardements, heiter und guten Muthes zu ſein. Die Frau Wirthin ſang einen ſteier'ſchen Jodler; ihr Mann, der in einem bequemen Großvaterſtuhle ſchlief, ſchnarchte wie ein Nachtwächter, und Hänschen, in dieſer Nacht munterer als gewöhnlich, ſpielte mit der Berchtesgadener Geige ſeines Pathen, der, damit es dem Kleinen nicht an Unterhaltung fehle, ſeinen Pudel hier in Penſion gegeben hatte. Hans und Schufterle waren unzertrennliche Spielkameraden. Jener geigte; dieſer knurrte.

Nachdem das Bombardement vierzehn Häuſer in Brand geſteckt hatte, zog die Beſatzung ab und Falſtaff ergab ſich dem übermüthigen Feinde.

Jedes Haus erhielt Einquartierung.

In der Schenke zum „guten Hirten“ meldeten ſich zwölf ungebetene Gäſte, alte bärtige Krieger, die ſich hier häuslich niederließen.

Der Eine unter ihnen war Trommelſchläger. Seine Kameraden nannten ihn, ob er gleich ſchon ziemlich alt und häßlich wie des Teufels Großmutter war, Dagobert le Beau. Der ſchöne Dagobert, ein langer, hagerer Fünfziger, hatte mehr Narben als Haare auf dem Schädel. Sein grauer, dicker, fingerlanger Schnurrbart verlieh ſeiner von den Kuhpocken zerfetzten Phyſiognomie etwas Martialiſches. Der graue Knaſterbart hatte Zähne, die geeignet ſchienen, Kieſelſteine zu zermalmen. — Aber noch ſtolzer als auf ſein unverwüſtliches Gebiß war er auf den Glockenklang ſeines äußerſt ausgiebigen Organs. Mutter Natur hatte dem „vieux grognard“ eine Stimme verliehen, mit der er, wie jener Grieche vor Troja's Mauern, fünfzig Männer überſchrie. — Auf ſeiner mit Wunden bedeckten Bruſt prangte das Kreuz der Ehrenlegion und eine bleierne Medaille, auf welcher die Statue der wunderthätigen Mutter Gottes, Notre-Dame de Fourvières, der Schutzpatronin des franzöſiſchen Heeres, eingeprägt war. Das Ehrenkreuz hatte er am 3. Dezember 1805, einen Tag nach der Schlacht von Auſterlitz, die Medaille aber ſchon früher von einer Marketenderin erhalten, die Victorine hieß und ſeit anno Eins ſeine Flamme war.

Im ganzen Regimente genoß der „ſchöne Dagobert" des ſchmeichelhaften Rufes, ein alter Tauſendſaſa zu ſein, der, trotz ſeiner Jahre und trotz ſeines häßlichen Geſichts, allen Weibern Kopf und Herz verrückte.

Dagobert war ein leidenſchaftlicher Kinderfreund. Als er den Sohn ſeines Wirths gewahrte, als er hörte, wie der Kleine, unter einem der Schenktiſche verſteckt, die Geige ſpielte, ſetzte er den ſchmucken Knaben auf ſein Knie und fragte ihn:

— Comment t'appelles-tu? Wie heißen Du?

— Ich heiße Hans! entgegnete der Burſche.

— Eh bien, mon cher Ans, ick werden Dir in mein Patrontaſch ſtecken und Dir mitnehmen nack Frankreick, nack Paris, la capitale du monde. Sprecken Du franzöſiſch?

Der junge Strauß verneinte die Frage.

— Ah sapristie, c'est bien dommage! Ich werden ſein Dein Lehrer! Du gefallen mir ſerr viel! Du ſein un charmant gaillard, un petit coquin!

— Drah' Di! ſagte der kleine Bengel und zupfte deſſen grauen Schnurbart.

— Qu'est-ce que ce que „Drah' Di?“ fragte er den Pathen, welcher neben ihm ſaß.

— Drah' Di heißt ſo viel wie merci, erklärte Perinet.

— Ah, er bedanken ſich! Viens, mon petit gredin, je te donnerai la première leçon. Ich werden Dir ſingen eine balte Lied mit neuem Refrain. Ecoute, mon ami!

Und während der alte Dagöbert den jungen Strauß auf ſeinem Knie reiten ließ, ſang er mit ſeinem Stentorbaß das altfranzöſiſche Kinderlied:

Au clair de la lune,
    Mon ami Pierrot — Rataplan! —
Donne-moi ta plume,
    Pour t'écrire un mot — Rataplan! —
Je n'ai plus de l'encre,
    Je n'ai plus du feu — Rataplan! —
Ouvre-moi ta porte,
    Pour l'amour de Dieu — Rataplan! —
Rataplan, Rataplan, mon petit gredin,
Vive l'amour, Plan-Plan! — vive le vin! —
    Plan, Plan! Rataplan

Dann ſetzte der alte Graubart dem ſchwarzlockigen Knaben die große Bärenmütze auf und ſchrie aus Leibeskräften: Vive l'Empereur!

Der Kleine fing zu geigen an. Der alte Franzoſe ſpitzte die Ohren, drehte die beiden Enden ſeines Schnurbartes, ſtampfte mit den Füßen den Tact und ſagte zu ſeinen Kameraden:

— Mort de ma vie, il a du talent ce petit gredinla; s'il était à Paris, il deviendrait un grand artiste!

In demſelben Augenblick trat Victorine, die ſchmucke Marketenderin, ein.

Der galante Tambour erhob ſich, legte zwei Finger ſeiner Rechten an die Stirn und grüßte ſeine Flamme mit den Worten:

— Salut, ma belle étoile! J'ai l'honneur de vous présenter Monsieur Ans, premier violon de la ville de Vienne.

— Ah, quel polisson! ſagte Victorine und kniff die Wange des Kleinen, der ſich ihre Liebkoſung ruhig gefallen ließ. Suivez mon ami, ſprach ſie dann zu ihrem Landsmann, la nuit est belle. Promenons un peu, s'il vous plaît, fuhr ſie fort, häkelte ſich in den Arm ihres Freundes und führte ihn in's Freie hinaus.

— Die hat Augen! ſagte Perinet und folgte dem Paare, um zu ſehen, welchen Weg es einſchlug.

Hänschen aber kroch wieder unter den Tiſch und übte ſich Weiſen ein, die es den Muſikanten abgelauſcht, welche in der Schenke zum „guten Hirten“ dann und wann Concerte gaben.

## 4.

Die Franzoſen hauſten ſechs Monate in Wien.

Während dieſer langen, bangen, unerquicklichen Zeit hatte der leichtſinnige Pathe des „Monsieur Ans“ mit der ſchwarzäugigen Flamme des graubärtigen Trommelſchlägers nähere Bekanntſchaft gemacht und ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, mit ihr jenes vertrauliche Verhältniß anzubahnen, für das der Wiener die klaſſiſche Bezeichnung „Techtelmechtel“ erfunden hat.

Perinet liebte den kleinen Satan aus drei Gründen: erſtens weil ſie Franzöſin, zweitens weil ſie Marketenderin war, und drittens weil ſie Victorine hieß.

Sie war eine Waiſe aus Lyon. Ihre Mutter, eine arme, aber bildhübſche Seidenſpinnerin in der

Vorſtadt Croix rousse, hatte eines ſchönen Morgens alle Luſt am Leben verloren und in den Fluthen der blauen Rhone den blaſſen Tod umarmt. Keiner kannte den Vater ihres von aller Welt verlaſſenen Kindes.

Die arme Waiſe hatte ſeit 1801 alle Feldzüge in Italien und Deutſchland mitgemacht und in der Schlacht von Auſterlitz, wo ſie mitten im Kugelregen ſtand, eine Verwundung am linken Arme davongetragen.

Der Ruf ihrer im Regimente ſprichwörtlich gewordenen Unerſchrockenheit war bis zum Ohre des Kaiſers gelangt.

Napoleon hatte gewünſcht, die Kleine kennen zu lernen.

Den verwundeten Arm in der Binde, war ſie, das kleine Fäßchen auf dem Rücken, munter wie ein Eichhörnchen und keck wie der Teufel, im Zelte des Siegers erſchienen.

— Dein Name? fragte der Kaiſer.

— Victorine!

— Dein Alter!

— Achtzehn Jahr.

— Deine Eltern?

— Die Mutter iſt todt, meinen Vater kenne ich nicht.

— Willſt Du heirathen?

— Niemals!

— Warum nicht?

— Eine gute Marketenderin muß ledig bleiben.

— Du biſt die Perle Deines Regiments. Bitte Dir eine Gnade aus.

— Sire, in meinem Regimente dient ein alter Tambour, der geſtern, ſeine Trommel auf dem Rücken, wie ein Löwe mitgefochten hat.

— Sein Name?

— Dagobert le Beau!

— Seine Vaterſtadt?

— Toulouſe!

— Den kenne ich, mein ſchmuckes Kind! Er iſt ein tapfrer Soldat und ...

— Würdig einer Auszeichnung, Sire!

— Du haſt Recht, kleine Hexe. Grüße ihn von ſeinem Kaiſer und bringe ihm dieſes Kreuz!

— Vive l'Empereur! ſchrie Victorine und rannte fort.

Als ſie dem ſchönen Dagobert den Orden der Ehrenlegion in's Knopfloch hing, rollten dem Löwen von Toulouſe die hellen Freudenthränen in den Bart.

Er umarmte Victorine und küßte ſie.

— Ich bleibe Dein Schuldner! ſagte er.

Und ſeit jenem Augenblicke war er ihr Freund, ihr Bruder, ihr Vormund und — was mehr als dies Alles ſagen will — der treu'ſte ihrer Anbeter.

Seit jenem Tage hieß ſie die „Perle des Regiments.“

Perinet war bezaubert von der Keckheit der jungen Hexe. Bei Tage ſchwärmte und Nachts träumte er von ihr.

Der Pudel, der die Zuneigung ſeines Herrn theilte, gerieth außer ſich vor Freude, wenn Abends in der Schenke [illegible] „guten Hirten“ Dagoberts Freundin erſchien, um ihrem Landsmanne Geſellſchaft zu leiſten.

Sie ſpielte Guitarre und ſang Lieder, Lieder wie ſie nur der Franzoſe zu dichten und in Muſik zu ſetzen verſteht: Lieder heiterer und ausgelaſſener Art; Lieder, die, zweimal gehört, nicht mehr zu vergeſſen ſind.

Der kleine Hans war ganz Ohr. Die Melodien der Alles bezaubernden Marketenderin übten auf das Ohr des jungen Zuhörers einen eigenthümlichen Zauber aus. Er verſuchte das, was er von ihr gehört hatte, auf ſeinem Inſtrumente nachzuſpielen. Der Burſche hatte ein vortreffliches Gehör. Bald geigte er die franzöſiſchen Weiſen eben ſo geläufig als die Jodler ſeiner hübſchen Mutter nach. Die ganze Schenke bewunderte das aufkeimende Talent des jugendlichen Geigers.

— Voilà un fameux lutin! rief der entzückte Dagobert, herzte den Kleinen, hob ihn auf die Schulter und tanzte mit ihm in der Schenke herum.

Meiſter Perinet verpuffte unterdeſſen das ganze Pulver ſeiner verliebten Blicke und das ſchwere Geſchütz ſeiner vierundzwanzigpfünder Seufzer, um auf das Herz der reizenden Chanſonniere einen Eindruck zu machen. Aber leider gelang es ihm nicht. Der kleine Satan blieb kalt und unerbittlich. — — —
— — — — — — — — — — — —

Am 27. November 1809 ward der Friede von Schönbrunn geſchloſſen.

Die Franzoſen plünderten das Belvedere und die Kunſtkammer, ſprengten die Feſtungswerke und räumten Wien.

Der ſchöne Dagobert trennte ſich mit ſchwerem Herzen von der Schenke zum „guten Hirten" und von dem kleinen „Monsieur Ans." Victorine folgte dem alten Trommelſchläger, und aus Perinets ſündigem Auge ſtahl ſich zum erſten Male eine ſtille Thräne der Wehmuth.

## 3.

Fünf Jahre waren ſeitdem vorübergerauſcht.

In den lebensfrohen Mauern der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt trat am 1. November 1814 der Wiener Congreß zuſammen.

Ganz Deutſchland, Frankreich, Rußland, England, Schweden, Spanien und Portugal hatten Abgeordnete geſandt, um unter dem Vorſitze des Fürſten von Metternich das durch den unerſättlichen Ehrgeiz des Corſen geſtörte Gleichgewicht Europas wieder herzuſtellen.

Frankreich hatte den Fürſten Talleyrand, Rußland den Grafen Neſſelrode, England den Lord Caſtlereagh, Schweden den Baron Löwenhielm, Spanien den Grafen Labrador, Portugal den Grafen Palmella, Preußen den Fürſten von Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, Baiern den Fürſten von Wrede, Württemberg den Grafen Winzingerode u. ſ. w. u. ſ. w. geſandt.

Einer der thätigſten Mitarbeiter des Wiener Congreſſes war Friedrich von Gentz, jener Publiziſt par excellence, deſſen Feder man mit Gold aufwog.

In Folge der zahlloſen Schmauſereien hatte ſich Herr von Gentz gründlich den Magen verderben und litt ſeitdem an Hypochondrie. Allmorgendlich ließ er ſich Bouillon von fünfzehn Pfund Rindfleiſch kochen, um ſeine abgeſpannten Lebenskräfte zu ſtärken. In jener Zeit ſchrieb er an eine bekannte Freundin in Berlin:

„Die Blüthe meines Appetites iſt geknickt. Das Eſſen gewährt mir keinen Genuß. Das Einzige, was ich noch mit einigem Intereſſe betreibe, iſt das Frühſtück. Viele Köche verderben den Brei und unſer Congreß zieht ſich entſetzlich in die Länge. Von allen Fürſten Deutſchlands beneide ich keinen ſo ſehr, als den dicken Friedrich von Würtemberg. Sein unbefleckter Appetit iſt ein Gegenſtand meiner aufrichtigſten Bewunderung. Talleyrand hat ſich einen Koch mitgebracht, der in meinen Augen, nach Voltaire, der unſterblichſte aller Franzoſen iſt. — Lord Caſtlereagh leidet an einem bedauernswürdigen Spleen: es giebt Augenblicke, in denen er ſich einbildet, geſcheidter als wir Andern zu ſein. Mehr Achtung flößt mir Neſſelrode ein, denn auch er iſt ein zartfühlender Gourmand, und ſein Name wird fortleben, ſo lange es noch Köche giebt, die Pudding à la Neſſelrode zu machen verſtehen. — Ihr Humboldt iſt ein grundgelehrter Herr; er verſteht Alles, nur das Beſte nicht: die Kunſt, zu eſſen mit Andacht: — — — — — — —

Skanderbeg, einer der impoſanteſten Freſſer ſeiner Zeit, wagte die Behauptung aufzuſtellen, der Muth ſitze im Magen. Ich fange zu glauben an, daß etwas Wahres darin liegt, denn ſeitdem mein Magen ſein Gleichgewicht verloren hat, fühle ich, daß ſich meiner eine Muthloſigkeit bemeiſtert, die ſelbſt der Wiener Congreß nicht zu beſiegen vermag!“

Dieſes Brieffragment ſchildert beſſer als manches dickleibige Buch die Anſichten und Beſorgniſſe des Herrn von Gentz und mancher ſeiner diplomatiſchen Zeitgenoſſen.

Zur Zeit des Wiener Congreſſes beſuchte der zehnjährige Held unſeres Romanes eine Schule, in welcher er ſich wenig oder gar nicht behaglich zu fühlen ſchien, denn die Kunſt des Leſens und Schreibens ſagte ſeinem Geiſte weit weniger als jene des Geigens zu, das er ſpielend und faſt ohne allen Unterricht erlernt hatte. Meiſter Hans kannte die Noten beſſer als das ABC, deſſen Erlernung ihm gänzlich überflüſſig ſchien. Und daher kam es, daß der Lehrer mit ihm ſehr unzufrieden war.

Die Mutter grämte ſich darüber; Joachim Perinet aber ſuchte ſie über die Ungelehrigkeit ihres Augapfels zu tröſten, ſo gut es ging.

— Für Hänschen iſt mir nicht bange! Leſen und Schreiben iſt nicht Jedermanns Sache. Der macht ſein Glück durch die Geige!

## 6.

Zwei Jahre nach dem Wiener Congreſſe verlor der junge Strauß ſeinen Pathen und die Wiener Volksbühne einen ihrer talentvollſten Vertreter.

Perinet ſtarb am 4. Februar 1816. Die Wirthin zur Schenke des „guten Hirten“ widmete dem Stammgaſte ihres Mannes eine Thräne aufrichtiger Trauer.

Kurz vor dem Tode Perinets war für das Theater in der Leopldſtadt ein neuer Stern aufgegangen in der Perſon Adolf Bäuerle's.

Er war's, der für dieſe Bühne die „Bürger in Wien“ geſchrieben und im Parapluiemacher Chryſoſtomus Staberl eine ſtehende Maske geſchaffen hatte, die, drolliger als Goldoni's Truffaldino, ſich durch die Komik Ignaz Schuſters eine deutſche Berühmtheit errang.

Staberl war ein Typus, den Bäuerle's unvergleichliches Talent aus dem Wiener Volksleben herausgegriffen und mit einer ſolchen Fülle naturwüchſigen Humors ausgeſtattet hatte, daß dieſe Maske das Steckenpferd aller deutſchen Komiker ward.

Wer von Euch lacht nicht noch heutzutage über die unvergleichlich naiven Einfälle dieſes himmliſchen Parapluiemachers, der, ſelber dumm, ſich über die Dummheit Anderer moquirt.

Wer von Euch hat nicht gelacht, wenn Staberl, in Zorn gerathend, ausgerufen hat:

— Der Kerl iſt ſo dumm, ſo dumm, daß er nicht weiß, was ein blaues Paraplui für eine Farbe hat.

Wer von Euch hat nicht gelacht, wenn Staberl, immer mehr und mehr in Wuth gebracht, zähneknirſchend, fäuſteballend, ſeinem Herzen Luſt machend, ausrief:

— Herr Wachkommandant, ich bin ein ſeelensguter Menſch, aber wenn man mich reizt, bin ich a Vieh!

Den „Bürgern in Wien“ folgte „der Fiacre als Marquis“, der „Leopoldstag“ oder „Kein Menſchenhaß und keine Reue“, „der Freund in der Noth“ und eine Unzahl anderer Volksſtücke, unter welchen ich meine lieben Wiener, die für jede froh verlebte Stunde ein dankbares Gedächtniß haben, nur an „Aline“ oder „Wien in einem andern Welttheil“ erinnere.

Himmliſcher Bims! Göttlicher Raimund!

Und wer von Euch erinnert ſich nicht noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, jenes ſehnſüchtigen Liedes, jener herrlichen Melodie, die damals von der Donau bis zur Spree, vom Memel bis zum Rheine und ſelbſt außerhalb der Grenzen Deutſchlands, ja ſogar jenſeits des großen Weltmeeres, in Amerika, erklang und im Herzen jedes Deutſchen, der an Heimweh litt, warmen Wiederhall fand.

Wie wenige Lieder ſpäterer Volksdichter machten die Reiſe um die Welt wie jenes Lied, das, von Antonie Jäger geſungen, alſo klang:

„Einmal noch in meinem Leben
Möcht ich an der Donau ſteh'n;
Einmal noch in meinem Leben
Meine Heimath wiederſeh'n!"

Nur der, welcher begreift, was es ſagen will: Heimweh haben nach dem heißgeliebten Vaterlande, von dem ein Unſtern uns getrennt hat; nur der, für den es kein Glück, kein wahres Glück außerhalb der Grenzen ſeiner ſchmerzlich vermißten Heimath gibt, nur der wird die unendliche Sehnſucht und den namenloſen Zauber dieſes Liedes faſſen und dem Dichter jener ſchmuckloſen Poeſie über Berge und Meere, über

Klüfte und Abgründe hinüber die Hand reichen und ihm danken, daß er dem unheilbaren Schmerze des Heimwehs Wort und Ausdruck verliehen hat. Jenes Lied macht auf das Gemüth aller Wiener ganz denſelben Eindruck, den der Kuhreigen auf das Herz jeden Schweizers ausübt.

Um jene Zeit, als Bäuerle's Stern die letzten Strahlen der Perinet'ſchen Muſe zu verdunkeln begann, ward der junge Strauß, als ſechzehnjähriger Knabe, der Obhut eines Meiſters anvertraut, welcher Buchbinder war.

Der Leſer ſoll ihn kennen lernen.

## 7.

Meiſter Leim — wir geben ihm abſichtlich einen Namen, der nicht der ſeinige war — gehörte zur Gattung jener ernſten Maulwürfe, in deren Lexicon der liebe Gott das ſchönſte ſeiner Worte „Lachen" ausgeſtrichen und dafür „Trübſal blaſen" hingezeichnet hatte.

Meiſter Leim war ein griesgrämiger Menſchenfeind. Er mißhandelte ſeine Frau, prügelte ſeine Kinder, ſchopfbeutelte ſeine Lehrlinge und haßte Jeden, der fröhlich und wohlgemuth ins Leben ſah.

Nichts war ihm mehr zuwider als Muſik und Geſang. Ließ ſich Abends vor der Thür ſeines kleinen Hauſes eine harmloſe Drehorgel hören, dann ſtopfte er ſich tief ergrimmt beide Ohren zu und rannte, wie von Taranteln geſtochen, in den Hof hinaus, um nichts davon zu hören.

So oft im Nachbarhauſe Clavier gerauft wurde, bekam er den Magenkrampf, und erkühnte ſich dann und wann ein verliebter Nachtſchwärmer der Balletnymphe, die vis-à-vis wohnte, ein Ständchen zu bringen, dann leerte Meiſter Leim die ganze Pappſchachtel ſeiner Flüche und verwünſchte ſelbſt die Polizei, die derlei muſikaliſchen Unfug, der in ſeinen Augen Thierquälerei war, ungeſtraft ließ. Nicht hundert Pferde wären im Stande geweſen, dieſen Mann in eine Oper zu ziehen.

Unter der ſtrengen Zuchtruthe dieſes muſikfeindlichen Lehrherrn verlebte der junge Strauß drei traurige Jahre. Er wohnte und aß beim Meiſter.

Nur an Sonn- und Feiertagen war es dem ärmſten und beklagenswertheſten aller Wiener Buchbinderlehrlinge vergönnt, das väterliche Haus zu beſuchen und in das Herz der zärtlichſten und liebevollſten aller Mütter das ganze Einmaleins ſeines Kummers auszugießen, denn das einförmige Handwerk, zu deſſen Erlernung ihn die unbeugſame Strenge des Urhebers ſeiner Tage lieblos verurtheilt hatte, gewährte ihm ſo blutwenig Freude, daß Meiſter und Kleiſter ihm in gleich hohem Grade verhaßt waren.

Während dieſer ewig langen Lehrlingszeit hatte er hinter dem Rücken ſeines Vaters bei einem jener fahrenden Muſikanten, die, vier Mann ſtark, bald in dieſer, bald in jener Schenke graſſirten und dann und wann auch das Bierhaus zum „guten Hirten" unſicher machten, Unterricht im Geigenſpiele genommen. Die einzige Zerſtreuung des arggeplagten Lehrlings war eine hübſche Violine, die ein Geſchenk ſeiner Mutter, ihn jeden Sonntag für das traurige Einerlei der ganzen Woche entſchädigte.

Für das ärmliche Taſchengeld, das er von ſeinem Meiſter erhielt, kaufte er ſich Noten und am liebſten Tanzmuſik.

Die Componiſten, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts das tanzluſtige Wien mit Walzern verſorgt hatten, hießen Gruber, Hirtl, Grünfeld, Penſel, Schwarz, Pamer,

W. 14.

Faiſtenberger und Pfiſter. Die fruchtbarſten darunter waren Pamer und Faiſtenberger. Letzterer ſoll über zweihundert Walzer und Menuets geſchrieben haben. Der Begabteſte dieſer längſt verſchollenen Schaar war Pfiſter. Eine ſeiner hübſcheſten Compoſitionen hieß: „Walzer in D — Jetzt regnet's — au weh!“ Nicht minder barock und komiſch waren die Titel ſeiner anderen Walzer.

Aber all' die Walzer jener Zeit hatten keine Ahnung von dem, was Lanner und Strauß aus dieſem Tanze machten.

Ein Walzer von damals verhielt ſich zu einem Walzer von Jetzt wie ein träger, plumper, breitſpuriger Pierrot zu einer von Zephiren geſchaukelten Colombine, wie ein ſchwerfälliger Parapluie zu einem graziöſen Entoutcas, wie Dittersdorfer's „Doctor und Apotheker“ zu Roſſini's „Barbier von Sevilla.“

Hätte Meiſter Leim zu jener Zeit ſich träumen laſſen, daß ſein bogenfalzender Lehrling die Buchbinderei an den Nagel hängen und den Walzer reformiren würde, wer weiß, was dann geſchehen wäre!

Aber außer ſeiner Geige hatte der Sohn des „guten Hirten“ noch ein anderes Steckenpferd.

Er liebte Käfer und ſammelte Schmetterlinge. Der Mann, der dieſe Leidenſchaft in ihm geweckt und genährt hatte, wohnte im Hauſe ſeines Lehrherrn.

Er hieß Ferdinand Ochſenheimer und war Hofſchauſpieler.

## 8.

Dieſer Ochſenheimer, früher in Ansbach, ſpäter in Dresden und Leipzig, war ſeit 1807 beim Hofburgtheater engagirt. Ein Jünger Ifflands wußte er durch ungekünſtelte Wahrheit und echt komiſches Phlegma ſein Publikum in die heiterſte Laune zu verſetzen.

Aber außerhalb der Bühne war er, wie faſt jeder Komiker, melancholiſch, trocken, fad, ja ſogar langweilig.

Außer ſeinen Rollen beſchäftigte er ſich mit Schmetterlingen und Käfern.

Alle Wände ſeiner kleinen, beſcheidenen Wohnung waren ringsum mit Glaskäſtchen angefüllt, worin eine Welt von Schmetterlingen hing.

In ſeinem Empfangszimmer prangten die Tagfalter (Papiliones), in ſeinem halbdunkeln Studirzimmer die Dämmerungsvögel (Sphingides) und in ſeinem Schlafkabinet die Nachtſchwärmer (Phalaenae).

Nach der Probe begab er ſich auf die Schmetterlingsjagd und von dort geraden Weges in's Theater.

An Tagen, an welchen er reichen Fang gemacht, war er bei außergewöhnlich guter Laune und ſpielte dann wie ein Gott; an Tagen aber, wo er wenig oder gar nichts erbeutet hatte, war er verdrießlich und ſpielte wie ein gewöhnlicher Comödiant.

Heute, hieß es dann im Parterre, hat Ochſenheimer ganz beſtimmt keine Schmetterlinge erwiſcht.

Kurz vor ſeinem Abgange von Leipzig waren dort ſeine „Schmetterlinge von Europa“ erſchienen. Das Werk wurde ſpäter von einem ſeiner Kunſtgenoſſen, Friedrich Treitſchke, fortgeſetzt.

### 9.

Eines Morgens ſaß Herr Ochſenheimer in ſeinem Studirzimmer, beſchäftigt mit einer neuen Rolle, die ihm nicht zuzuſagen ſchien.

Aergerlich warf er ſeine Arbeit auf's Sopha und eilte in's Nebenzimmer, um einige ſchöne Ritterfalter, die er Tags zuvor zum Geſchenk erhalten hatte, den andern anzureihen. Es war ein ungewöhnlich ſchöner, ſechzehn Zoll breiter Papilio Priamus, ein citronengelber

Podalirius und ein Machaen oder Schwalbenſchwanz, die unſer Schmetterling-Cröſus mit kunſtgeübter Hand und Nadel an den Kerk ſpießte.

Der berühmte Criminaliſt Carpzow rühmte ſich, während ſeiner Richterpraxis gegen 22,000 Todesurtheile gefällt zu haben. Ochſenheimer's Ruhm beſtand darin, daß er ſeit zwanzig Jahren mindeſtens fünfmal ſo viel Käfer und Schmetterlinge geſpießt hatte.

Vertieft in ſeine Lieblingsbeſchäftigung bemerkte er nicht, daß ſeine alte Haushälterin (ſie war eine Tante des jungen Buchbinderlehrlings Strauß) eingetreten war, um ihm einen Brief einzuhändigen, den kurz vorher der Poſtbote gebracht.

— Euer Gnaden, ſagte die alte Jungfer, ein Brief iſt angekommen.

— Gib her, Pelz-Motte, brummte der Hofſchauſpieler, dem es Vergnügen machte, ſeiner Haushälterin tagtäglich ein Dutzend neuer Motten-Namen anzuhängen.

— Euer Gnaden werden mich noch früh genug unter die Erde bringen.

— Warum, Tapeten-Motte?

— Weil Sie mir ſo häßliche Spitznamen geben. Es exiſtirt keine Motte mehr, deren Namen Sie mir noch nicht angehängt haben.

— Du weißt, angebetete Kleider-Motte, daß ich's deſſenungeachtet gut und ehrlich mit Dir meine.

— Ja, ja! Euer Gnaden wären ein lieber, prächtiger, unbezahlbarer Herr, wenn Sie nur nicht ſo viel Raupen im Kopfe und ſo viel Motten auf der Zunge hätten. Geſtern Morgen fragte ich Sie, was ich Mittags für Sie kochen ſoll. Todtenköpfe und Schwalbenſchwänze, ſagten Sie, weil Sie wieder an Ihre Herren Schmetterlinge dachten. Als ich darüber zu lachen anfing, nannten Sie mich „Bombyx." Dieſe ausländiſche Beſchimpfung werde ich nicht lange überleben.

— Entferne Dich, Getreide-Motte, ſonſt ſpieße ich Dich mit dieſer Packnadel an den erſten beſten Korkſtöpſel an.

— Na, das fehlte noch, meinte Dame Bombyx und machte, daß ſie fortkam.

Herr Ochſenheimer erbrach nun den Brief, deſſen Inhalt alſo lautete:

„Mein hochverehrter Herr!

Ein eifriger Inſektenfreund und Schmetterlingsſammler, der zugleich auch ein Bewunderer Ihres Schauſpielertalentes und ein Verehrer Ihrer „Naturgeſchichte der Schmetterlinge" iſt, wagt es ſo frei zu ſein, Ihnen, als einen ſchwachen Beweis ſeiner Hochachtung für Sie als Naturforſcher und als Schauſpieler, erſtens eine höchſt ſeltene Wanze und zweitens ſeine erſte Tragödie mit der ganz ergebenſten Bitte zu überreichen, ſowohl die eine als die andere huldvoll anzunehmen und beiden Ihre volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Der Unterzeichnete nährt die angenehme Hoffnung, daß Sie bis jetzt weder eine Wanze noch eine Tragödie werden gefunden haben, die ſo viel Eigenthümlichkeiten beſitzen als die beifolgenden. Sie hat achtfüßige Trochäen (die Tragödie nämlich), und ein höchſt originelles Colorit (die Wanze nämlich). Nach der unmaßgeblichen Anſicht des Unterzeichneten hat keine aller bisher erſchienenen Tragödien einen ſo ganz eigenthümlichen Schwung und keine von allen bisher dageweſenen Wanzen ſo viel Springkraft wie die beiliegende. Der Unterzeichnete iſt überzeugt, daß ſie Ihnen Freude machen wird (die Wanze nämlich), und daß Sie Alles dazu beitragen werden, ſie bald zur Aufführung zu bringen (die Tragödie nämlich).

In acht Tagen wird der Unterzeichnete ſich die Freiheit nehmen, bei Ihnen anzufragen, ob Sie ſich herablaſſen wollen, bei ſeiner Wanze Pathenſtelle und in ſeiner Tragödie die Hauptrolle zu übernehmen. Sowohl bei der Wanze als bei der Tragödie hat er Sie immer vor Augen gehabt.

Genehmigen Sie das ganze ABC unbegrenzter Hochachtung

Ihres wärmſten Verehrers P. P."

Der etwas zweideutige Ton dieſes Schreibens ſchien Herrn Ochſenheimer Anfangs im Zweifel zu laſſen, ob er dieſen Ton für harmloſe Dummheit oder boshafte Ironie halten ſollte. Endlich entſchied er ſich für die erſte dieſer beiden Anſichten.

— Dieſer P. P. iſt ein gutmüthiger Schwachkopf und die Wanze, die er mir als Beweis ſeiner Hochachtung zuſchickt, in der That eine außergewöhnliche Erſcheinung, die ſchon wegen ihrer ungewöhnlichen Größe einen Platz in meiner Käferſammlung verdient. Was ſeine erſte Tragödie anlangt, ſo bin ich wenig oder gar nicht neugierig, ſie kennen zu lernen. Wenn ich alle Stücke leſen wollte, die mir eingeſendet werden, dann bliebe mir kaum Zeit zum Schlafen übrig. Ich leſe in der Regel nur Titel und Perſonen und weiß dann Alles, was ich zu wiſſen brauche, um dem Autor zu ſagen, daß ich das Ganze geleſen. Wie nennt ſich ſeine Tragödie? fragte Herr Ochſenheimer und warf einen Blick auf's Titelblatt. „Der Bluthund von Sanct-Domingo.“ — Perſonen: Jakob Deſſalines. — Nun kenne ich das ganze Ding, meinte der naturforſchende Künſtler, warf das Manuſcript, ohne es eines Blickes zu würdigen, auf ſein Schreibpult und machte ſich wieder an ſeine Schmetterlinge.

## 10.

— Euer Gnaden, ſagte die eben eintretende Haushälterin.

— Was willſt Du ſchon wieder, Bücher-Motte, fuhr ſie Herr Schienheimer an.

— Eine Dame wünſcht Sie zu ſprechen.

— Iſt ſie alt oder jung?

— In meinen Jahren.

— Sag' ihr, ich ſei nicht zu Hauſe.

— Sie hat Sie am Fenſter geſehen.

— Dann laſſe ſie eintreten.

Bald darauf erſchien eine Dame von ſo zweifelhafter Jugend, daß man, von der Ferne geſehen, ſie für eine Jungfrau von ſechsundzwanzig Lenzen, in der Nähe betrachtet aber für eine Matrone von zweiundſechzig Wintern hätte halten dürfen.

Sie trug grasgrüne Schuhe, ein ſafrangelbes Kleid, einen kirſchrothen Hut und einen himmelblauen Schleier. Der untere Theil ihrer Erſcheinung glich einer Schüſſel Salat, der obere einem Teller gemiſchten Compots.

Ihr übermäßig längliches Geſicht war ein Auslagkaſten geſchminkter Runzeln; in ihrem katzengrünen Augenpaare glimmten noch einige Funken frühern Feuers; die dünnen blaßblauen Lippen wußte ſie ſo geſchickt zu öffnen, daß ſelbſt beim Reden man nur ſelten einige Zahnlücken durchſchimmern ſah. Auf der rechten Wange, unfern des ſpitzen Naſenflügels, prangte eine Warze; auf der linken, unfern des Mundwinkels, ein Schönpfläſterchen. Im Ganzen betrachtet glich ſie einer Vogelſcheuche.

— Iſt es erlaubt zu fragen, wen ich zu begrüßen die Ehre habe?

— Ich heiße Hermione von Roſenkranz und bin die Wittwe des k. k. Geheimen Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten, den die unerforſchliche Vorſehung im vergangenen Frühjahr von meiner treuen Seite hinweggeriſſen und in eine beſſere Welt hinübergeführt hat, wo mein Seliger nicht mehr Zeitungen zu expediren braucht.

— Ich hatte zwar nicht das Glück, den Seligen perſönlich gekannt zu haben, fühle mich aber — ich weiß nicht wodurch! — angeregt, ſeinem Andenken eine Thräne aufrichtigen Mitleids zu weihen. — Geſtatten Sie mir nun die Frage, welcher glückliche Zufall mir das Vergnügen Ihres unſchätzbaren Beſuches verſchafft?

— Ich bin eine Freundin der ſchönen Natur, mein Herr!

— O ſagen Sie lieber eine ſchöne Freundin der Natur.

— Zu galant, mein Herr! Ich liebe Blumen und Käfer, habe ein Herbarium und eine Schmetterlingsſammlung und fühle ſchon ſeit langer Zeit das dringende Bedürfniß, einen Mann kennen zu lernen, der ſowohl als Künſtler wie als Naturforſcher ſich einen ſo bedeutenden Ruf erworben hat.

— Sie ſind zu gütig, Madame! Dürfte es mir vergönnt ſein, zu erfahren, womit ich Ihnen dienen kann?

— Ich hege ſeit dem Tode meines Seligen keinen innigern Wunſch, als den, Ihre Schmetterlinge zu ſehen. Ach, mein Herr, ich liebe ſie über Alles!

— Mich, Madame? fragte Herr Ochſenheimer mit einem leiſen Anfluge paniſchen Schreckens.

— Nein, Ihre werthe Schmetterlingsſammlung, von der ich ſo viel Schönes gehört habe, daß ich kaum erwarten kann, ſie in Augenſchein zu nehmen. Vielleicht ſind Sie geneigt, mein Herr, mir einzelne Doubletten jener Schmetterlinge abzulaſſen, die mir noch fehlen.

— Welche Gattung zum Beiſpiel ſuchen Sie?

— Ich ſuche einen Schwalbenſchwanz, Papilio Machaon.

— Damit kann ich dienen!

— Dann ſuche ich einen Hector.

— Auch damit kann ich aufwarten.

— Einen Papilio Dejanira.

— Auch dieſer ſteht Ihnen zu Dienſten.

— Ach, mein Herr, Ihre Großmuth macht mich zur Glücklichſten aller verwittweten Schmetterlingsſammlerinnen, erwiderte Frau Hermiene von Roſenkranz, ſeine Hand drückend mit einem Blick und einem Seufzer, der, wenn dieſe geheime Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Adjunkten-Wittwe nur um lumpige dreißig bis vierzig Jährchen jünger geweſen wäre, ſelbſt einen Mann von Stein gerührt haben würde.

Herr Ochſenheimer führte ſie in ſein Schlafkabinet und zeigte ihr ſeine Nachtvögel.

Frau von Roſenkranz war beiſpiellos entzückt.

— Ach, wenn mein Gemahl noch lebte! ſeufzte die gefühlvolle Wittwe.

— Was würden Sie thun?

— Mich von ihm ſcheiden laſſen, wenn er einen Augenblick ſich weigern würde, mir dieſe ganze Sammlung zu kaufen.

— Ich verkaufe ſie nicht.

— Um gar keinen Preis? fragte die Wittwe mit einem höchſt bedeutungsvollen Blicke.

— Um gar keinen, wiederholte Herr Ochſenheimer mit einer Beſtimmtheit, als ob er jenen Blick gar nicht begriffen hätte.

Dann führte er ſie in ſein Studirzimmer und zeigte ihr ſeine Dämmerungsvögel.

Die Wittwe gerieth immer mehr und mehr in Entzückung.

— Welch' eine Sammlung! Wie klein und unbedeutend iſt dagegen die meinige! Was gäbe ich darum, wenn ſolch ein Schatz mein wäre!

— Sie würden ſeiner bald überdrüſſig werden.

— O glauben Sie das nicht! Hermione von Roſenkranz iſt ein Muſter weiblicher Beſtändigkeit. Ich liebte meinen Seligen noch drei Stunden vor ſeinem Ende faſt eben ſo treu und innig als am Tage unſerer Hochzeit. Nie war ich ſeiner überdrüſſig!

— Ihr Seliger war aber auch kein Schmetterling!

All' dieſe Inſekten intereſſiren uns nur ſo lange, als wir ſie nicht beſitzen. Haben wir ſie einmal, dann verlieren ſie allen Reiz für uns.

Herr Ochſenheimer führte die ſafrangelbe Schwärmerin in ſein Empfangszimmer und ſchenkte ihr eine Dejanira, einen Hector und einen Machaon.

— Ah, nichts in der Welt iſt doch ſchöner als ſo ein Schwalbenſchweif.

— Geſchmackſache, Madame!

— Darf ich ſo frei ſein, zu fragen, was ich Ihnen dafür ſchuldig bin?

— Nichts, Madame, nichts!

— Sie beſchämen mich, mein Herr! Wie können Sie glauben, daß ich im Stande wäre, eine Aufmerkſamkeit anzunehmen, ohne ſie zu erwiedern? Hermiene von Roſenkranz verlangt nichts umſonſt, ſagte ſie wieder mit einem jener räthſelhaften Blicke, welche Herr Ochſenheimer abſichtlich nicht verſtehen wollte. Ich nehme Ihr Geſchenk nur unter der Bedingung an, daß Sie verſprechen, mich recht bald einmal zu beſuchen.

— Wo wohnen die Gnädige?

— Paniglgaſſe, Nr. 4, im blauen Bock.

— Werde nicht ermangeln, dem blauen Bock meine

Aufwartung zu machen, ſagte der galante Mann und begleitete ſie bis zur Treppe.

— Pelz-Mette, ſagte er dann zu ſeiner Haushälterin, unterſtehſt Du Dich, dieſe Vogelſcheuche noch einmal hereinzulaſſen, dann wehe Dir und ihr!

## II.

Acht Tage ſpäter meldete die „Pelz-Mette“ einen männlichen Beſuch.

— Sein Name? fragte Herr Ochſenheimer.

— P. P. ſagte er und weiter nichts.

— Teufel, das iſt jener große Unbekannte, der mir Wanze und Trauerſpiel geſchickt. Letzteres habe ich noch nicht angeblickt. Aber was ſchadet das? Laß ihn eintreten, ehrwürdige Tuch-Mette.

Sie ging und gleich darauf trat P. P. ein.

— Habe ich das Glück, Herrn Ochſenheimer zu ſprechen?

— Ich bin's, den Sie ſuchen!

— Vor acht Tagen hatte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen eine ſeltene Wanze und meine erſte Tragödie zu überſenden.

— Ich habe beide richtig erhalten.

— Und darf ich fragen, wie ſie Ihnen gefallen hat?

— Ganz außerordentlich gut!

— Die Tragödie?

— Bitte um Entſchuldigung, ich meine die Wanze.
as Ihre Tragödie betrifft, ſo habe ich hauptſächlich
as daran auszuſetzen, daß ſie mir viel zu lang und
dehnt erſcheint.

— Wie gefällt Ihnen die Hauptrolle, der Bluthund
acob Deſſalines?

— Er iſt hie und da etwas zu ſentimental, nament-
h in der Scene mit . . Teufel, wie heißt ſie doch
ich?

— Adele de Poix, in die er . . .

— Wahnſinnig verliebt iſt.

— Wer ſagt Ihnen das?

— Nun, es ſchien mir wenigſtens ſo.

— Wie fanden Sie den Schluß des dritten Actes?

— Weit beſſer als den des zweiten.

— Und den vierten?

— Bedeutend ſchwächer als den dritten. Im Ganzen
miſſe ich, aufrichtig geſagt, jene Steigerung, die mir
m Drama durchaus nothwendig erſcheint.

— Finden Sie den letzten Act nicht effectvoll genug?

— Leider habe ich dieſen erſt bis zur Hälfte geleſen.

— Schade, denn das Ende ſcheint mir am beſten gelungen! Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tragödie noch auf vierundzwanzig Stunden hier zu laſſen, um Ihnen Zeit zu gönnen, auch den Schluß kennen zu lernen.

— Sie ſind allzugütig, mein Herr.

P. P. machte eine kühle Verbeugung und ging.

Herr Ochſenheimer, der nicht eine Scene geleſen, ſchien mit ſich außerordentlich zufrieden, daß es ihm gelungen war, die Tragödie, ohne deren Inhalt zu kennen, ſo richtig beurtheilt zu haben.

## 12.

Am andern Morgen erhielt Herr Ochſenheimer zu gleicher Zeit zwei Briefe: den einen von Frau von Roſenkranz, den andern von Herrn P. P.

Das erſte der beiden Billets lautete:

„Mein innigſtverehrter Herr!

Seit acht Tagen habe ich vergebens Ihren Beſuch erwartet. Es iſt mir nicht möglich, Ihnen den Eindruck zu beſchreiben, den Sie und Ihre Schmetterlinge auf mein gefühlvolles Herz gemacht. Ich möchte, wenn es der Anſtand erlaubte, täglich in Ihre Wohnung eilen, um mit Ihnen Ihre Zimmer und Schmetterlinge durchzugehen. Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Freundſchaft geben, ſo ſenden Sie mir recht bald noch einen Ihrer Schwalbenſchweiſe. Zu jedem Gegendienſte finden Sie bereit

Ihre aufrichtigſte Verehrerin
Hermione von Roſenkranz."

Der Inhalt des zweiten Schreibens lautete:

„Mein Herr!

Ich habe Ihre Gewiſſenhaftigkeit auf eine kitzliche Probe geſtellt. Das Manuſcript, das ich Ihnen vor neun Tagen zugeſchickt, enthält blos die erſten fünf Scenen meines Trauerſpiels; alles Uebrige iſt — leeres Papier, das Sie behalten können.

Ich halte mich verpflichtet, Ihnen für Ihr ſo geiſtreich motivirtes Urtheil meinen beſten Dank abzuſtatten und Ihnen gleichzeitig den gutgemeinten Rath zu geben, zukünftig etwas vorſichtiger zu ſein.

Schließlich erſuche ich Sie, mir ungeſäumt meine erotiſche Wanze zurückzuſchicken und bei dieſem feierlichen Anlaß die Verſicherung rückſichtsloſer Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu ſein

Ihr ganz ergebener P. P.
Himmelpfortgaſſe Nummer 563.

Herr Ochſenheimer, außer ſich vor Wuth, daß ein junger Gelbſchnabel ihn auf ſo freche Weiſe myſtificirt habe, beeilte ſich, den impertinenten Brief des pſeudonymen Dichters augenblicklich zu beantworten.

Die Zeilen lauteten wie folgt:

„Euer Wohlgeboren erhalten anbei die gewünſchte Wanze mit der dringenden Bitte zurück, mich künftig ungeſchoren zu laſſen.“

Eben ſo lakoniſch beantwortete er das Billet der Frau von Roſenkranz:

„Euer Wohlgeboren erhalten anbei den gewünſchten Schwalbenſchwanz und die Verſicherung, daß ich Sie nächſtens beſuchen werde.

Ferdinand Ochſenheimer.“

In den einen dieſer Briefe legte er den Schmetterling, in den andern die Wanze hinein, faltete beide Billets und verſiegelte ſie. In der Wuth aber beging er die Unvorſichtigkeit, den Brief mit dem Schwalbenſchwanze

„An Herrn P. P.“

und jenen mit der Wanze

„An Frau von Roſenkranz.“

zu adreſſiren.

## 13.

Am folgenden Abende trat Herr Ochſenheimer in einer neuen Rolle auf und riß das zahlreich verſammelte Publikum durch die göttliche Ironie und kannibaliſche Malice ſeines Spieles zu lauten Beifallsbezeugungen hin. Nur ein junger Herr und eine alte Dame im Parquet fingen, während alle Andern Bravo ſchrieen und applaudirten, ſo heftig zu ziſchen an, daß der dienſthabende Polizei-Commiſſär dadurch auf Beide aufmerkſam ward.

Am Ende der Vorſtellung bat er ſich ihre Namen aus.

— Ich heiße P. P. und bin Praktikant bei der ungariſchen Hofkanzlei, ſagte der junge Mann.

— Ich bin die k. k. geheime Ober-Hofpoſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunktens-Wittwe, Hermione von Roſenkranz, und wohne ſeit geſtern Leopoldſtadt Fuhrmannsgaſſe Nummer 3, zweite Stiege, dritten Stock, Thür 13.

Der Eine hatte ſtatt der Wanze einen Schwalbenſchwanz, die Andere ſtatt des Schwalbenſchwanzes eine Wanze erhalten.

Und Beide erkannten darin eine Bosheit.

## 14.

Durch die mit Metten behaftete Tante Toni w
der junge Buchbinderlehrling Strauß mit dem al
Schmetterlingsſammler Ochſenheimer bekannt geword

Die alte Haushälterin hatte ihrem Herrn ſo bl
Wunder von dem muſikaliſchen Talente ihres z
Kleiſter verurtheilten Neffen erzählt, daß Ochſenhei
neugierig geworden war, den Sohn des Bierwi
„zum guten Hirten“ kennen zu lernen.

Am Pfingſtſonntage des Jahres 1819 begab
der alte Hofſchauſpieler zum Vater Strauß.

— Sie haben einen Sohn, ſagte Ochſenheimer

— Der mir Kummer macht, ſprach der Wirth

— Und warum?

— Weil ſein Meiſter mit ihm unzufrieden iſt.

— Der Junge ſoll Talent und Neigung zur M
haben.

— Ich mag nichts davon hören! Muſik iſt eine b
loſe Kunſt. Der Taugenichts ſoll Buchbinder wer
Ein ehrlicher Handwerker iſt mir lieber als ein ſ
render Muſikant.

— Herr, auch ein guter Muſikus iſt nicht zu verach

— Sie ſind wohl ſelbſt ſo was dergleichen? fra der Bierwirth mit einem Tone, in dem ein hoher Grad von Geringſchätzung lag.

— Ich heiße Ochſenheimer und bin Hofſchauſpieler.

— Ah, ſagte der alte Philiſter, Reſpekt vor ſolchem Künſtler!

— Herr, auch ich war in den Augen meines ſeligen Vaters ein unverbeſſerlicher Taugenichts. Er gab mich zu einem Sattler in die Lehre und dachte, wie Sie, Handwerk hat einen goldenen Boden. Ich aber verſpürte keine Luſt dazu und ging meinem Meiſter durch die Lappen. Ihr Junge wird es eben ſo machen!

— Dann ſchlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei.

— Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr, doch wird dies wenig oder gar nichts helfen. Auch ich bekam von meinem Vater Prügel, viel Prügel, ungeheuer viel Prügel; aber bin ich darum Sattler geworden? Nein, Herr! Ich ging zum Theater und bin was ich bin! Hat Ihr Junge Luſt zur Muſik, dann wird er — verlaſſen Sie ſich darauf! — eben ſo wenig Buchbinder werden, als ich Sattler geworden bin. Jeder Menſch folgt ſeinem innern Berufe. Verſtehen Sie mich?

— Sehr gut, Herr Ochſenheimer. Doch wiederhole ich Ihnen, daß ich nie zugeben werde . . .

— Sie werden's zugeben, ſage ich Ihnen; denn hat Ihr Junge Talent, dann, Herr, wird der alte Ochſenheimer ſich ſeiner annehmen, und ich will doch ſehen, wer mir das wehren kann!

— Sie ſprechen wie ein Mann, der . . .

— Mehr Einſicht hat als Sie, alter Starrkopf! Wo iſt Ihr Junge?

— Seit Aufgang der Sonne geigt er der Mutter, die in ihm einen Narren gefreſſen hat, die Ohren voll. Befehlen Sie, daß ich den Tagedieb rufen ſoll?

— Ich habe hier nichts zu befehlen, doch wünſche ich, daß Sie von Ihrem Sohne mit mehr Achtung reden, denn der Burſche, ſagt man, ſoll Talent haben, und Talent, Herr, iſt eine ſo ſeltene Himmelsgabe, daß Jeder, der keines hat, davor ſeinen Hut ziehen ſoll. — Führen Sie mich zu Ihrem Sohne. Ich bin gekommen, ihn zu hören!

Der biedere Ton des alten Hofburgſchauſpielers imponirte dem hartherzigen Vater ſo ſehr, daß dieſer nicht den Muth beſaß, irgend einen Widerſpruch zu erheben.

Er führte Herrn Ochſenheimer durch Küche und Hof in ein Kämmerchen, in welchem Hans mit dem ganzen Eifer heißblütiger Jugend und dem ganzen

Ungeſtüm grauſam unterdrückter Lieblingsneigung ſich der Einübung neuer Walzer überließ.

Der junge Geiger, mit dem Antlitze dem Fenſter zugewandt, überhörte das Kommen des Vaters und deſſen Gaſtes. Er ſpielte. — Ochſenheimer ſpitzte ſein Ohr und lauſchte. Der alte Strauß bohrte den kleinen Finger ſeiner Rechten in's Ohrloch und ſchnitt bei dieſer Selbſtoperation eine Grimaſſe, die ſeiner ſonſt ausdrucksloſen Geſichtsbildung eine komiſche Färbung verlieh.

— Bravo, bravo, alter Schwede! rief Ochſenheimer, als er genug gehört hatte, dem jungen Manne zu.

Dieſer wandte ſich um und erkannte ihn. Als er auch den Vater gewahrte, erſchrak er.

— Erſchrecken Sie nicht, junger Menſch! Ihr Vater iſt von Ihrem Geigenſpiele eben ſo entzückt als ich.

— Ich denke nicht d'ran, entgegnete der Alte.

— Ich, Herr, muß dies beſſer wiſſen! Aus allen Knopflöchern Ihrer ehrwürdigen Weſte ſchimmert väterliche Bewunderung. Eine innere Stimme ſagt Ihnen: Dieſer junge Menſch wird ſeinem alten Vater Freude und Ehre machen.

— Bis jetzt hat er mir nur Kummer gemacht!

— So ſpricht faſt jeder Vater, nicht bedenkend, daß auch er einſt Sohn geweſen iſt und dem Urheber ſeines Daſeins gleichfalls mehr Kummer als Freud bereitet hat. Kommen Sie mit, mein junger Freund Der Himmel iſt blau, die Luft iſt mild. Begleiten Sie mich auf die Schmetterlingsjagd. Unterwegs wil ich, ſagte er zum Vater gewandt, dem Burſchen ein Paar gute Lehren geben und ihn Abends mit einem Manne bekannt machen, der ihm für's ganze Leben nützlich werden kann.

— Sie ſind ein lieber Mann, ſagte der dicke Bierwirth, der ſich Mühe gab, ſich ein freundliches Lächeln anzuſchnallen.

— Wünſchen Sie, daß ich daſſelbe auch von Ihne denken ſoll, dann müſſen Sie mir verſprechen, Raiſo anzunehmen und Ihrem Sohne nicht mehr zu zürnen wenn er, ſeiner Neigung folgend, dem Kleiſternapfe de Rücken kehrt und ein tüchtiger Geiger wird.

— Gut, ich habe nichts mehr dagegen, ſagte der Alt

Ochſenheimer winkte ſeinem jungen Schützling Hans legte ſeine Geige auf das Bett ſeiner Mutt und folgte freudeſtrahlend dem alten Schmetterlingsſammler.

## 15.

Durch Papa Ochſenheimer wurde der Pathe Joachim Perinet's mit Herrn Joſeph Ritter von Seyfried bekannt.

Dieſer Mann, urſprünglich ein Jünger der Göttin Themis, hatte ſich der Muſik zugewendet und im Vereine mit Emanuel Schikaneder die Leitung des von Letzterem erbauten Theaters an der Wien übernommen, das im Jahr 1801 mit der Teyber'ſchen Oper „Alexander" eröffnet worden war. Als Schauſpieler hatte ſich Schikaneder durch die unvergleichliche Darſtellung der ſogenannten Taddädl-Rollen, als Dichter namentlich durch die von Mozart in Muſik geſetzte „Zauberflöte" einen ziemlich populären Ruf, und als Theaterdirektor in Prag und ſpäter in Wien ein ziemlich hübſches Vermögen erworben, das durch ſeinen Hang zum Wohlleben — der dicke Herr war ein Schlemmer par excellence — bald dergeſtalt zuſammenſchmelz, daß er 1812, arm wie eine Kirchenmaus, den Vorhang ſeines luſtigen Lebens fallen ſah und mit Hinterlaſſung höchſt beträchtlicher Bären ſtarb.

Weit ſolider war Herr von Seyfried. Er kannte den Werth des Geldes eben ſo gut als den der Noten und haßte nichts ſo ſehr als Verſchwendung. Seine Neigung zur Sparſamkeit ging ſo weit, daß in ſeinen Augen ſelbſt der knauſerige Ochſenheimer ein höchſt leichtſinniger Verſchwender war, weil dieſer ſich nie entſchließen konnte, ſeinen ſchwarzen Kaffe ohne Zucker zu trinken. Ein abgeſagter Feind aller nur einigermaßen entbehrlichen Kleidungsſtücke, haßte er z. B. Jeden, welcher Halsbinde und Hoſenträger trug. Die einzige Verſchwendung, die er ſich erlaubte, beſtand im Genuſſe des Schnupftabaks; doch ſelbſt dieſen pflegte er lieber aus der Doſe Anderer als aus der eigenen zu beziehen, die er ſehr häufig abſichtlich einzuſtecken vergaß, um ſich berechtigt zu halten, ſeine Naſe auf Koſten Anderer zu regaliren. Im Uebrigen war er die Rechtlichkeit ſelbſt.

Herr von Seyfried weihte den jungen Strauß in alle Geheimniſſe des einfachen, doppelten und doppelt verkehrten Contrapunktes, in die Myſterien der Octave, None, Decime u. ſ. w., in die Lehre der Harmonie, in lauter Dinge ein, die für ſeinen Schüler böhmiſche Dörfer geblieben waren, und die ihn jetzt ſo ſehr intereſſirten, daß der große Generalbaßlehrer Albrechtsberger der Gegenſtand ſeiner Nachtwachen, das goldene Kalb ſeiner tiefſinnigen Bewunderung ward.

Seyfried, der mit edler Uneigennützigkeit dem unbemittelten Buchbinderlehrling unentgeltlich Unterricht ertheilte, ſagte eines Morgens zu Ochſenheimer, welcher gekommen war, um eine neue Sendung feinen Schnupftabaks mit dem Lehrer ſeines Schützlings zu theilen:

— Der Burſche, den Du mir in's Haus gebracht, macht mir große Freude. Er zeigt außerordentlich guten Willen und begreift ſehr ſchnell …

Morgen Früh, Bruderherz, ſchicke ich Dir die andere Hälfte meines Schnupftabaks, denn ſeit dem Augenblicke, wo Du den jungen Neffen meiner alten Pelz-Motte gratis unterrichteſt, iſt der alte Ochſenheimer Dein Schuldner.

— Der junge Strauß wird, wenn er ſo fortfährt, nicht nur ein guter Geiger, ſondern auch, was mehr ſagen will, ein ſattelfeſter Contrapunktiſt werden.

— Er iſt das Pathenkind des ſeligen Perinets, und ſchon darum, ſiehſt Du, nehme ich an der Zukunft dieſes Burſchen warmen Antheil. Der junge Strauß hat von dem zu Grabe gegangenen Hanswurſt einen alten Pudel geerbt, den er hoch in Ehren hält, und dieſe Pietät hat etwas Rührendes für mich. So oft er Sonntags in Begleitung ſeines vierfüßigen Erbſtücks mich auf der Jagd nach Schmetterlingen begleitet, liebkoſt er das alte treue Thier und gedenkt dabei dankbar des Mannes, aus deſſen Händen er die erſte Geige bekam.

— Dankbarkeit, Freund, iſt eine höchſt ſeltene Tugend! — Morgen ſende ich Dir meinen ganzen Vorrath von Schnupftabak, ſagte der alte, ehrliche Mainzer, drückte ſeinem Freunde die Hand und entfernte ſich.

## 16.

Zu ebener Erde des Hauſes, in welchem Herr von Seyfried wohnte, hatte der Zufall eine Dame einlogirt, die unſerm Leſer bereits bekannt iſt.

Wir meinen die k. k. Geheime-Ober-Hofamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe Hermione von Roſenkranz.

Sie gehörte zu Jenen, denen es Lebensbedürfniß iſt, mindeſtens viermal im Jahre die Wohnung zu wechſeln, mit jedem Hausmeiſter in Streit zu gerathen und in jedem Quartiere, das ſie aufgab, den Ruf einer alten Kokette und hartgeſottenen Krakehlerin zurückzulaſſen.

Vom blauen Bock in der Paniglgaſſe war ſie nach dem weißen Mohren in der Fuhrmannsgaſſe und von hier in jenes Haus gezogen, das unter Andern auch der Lehrer des jungen Strauß bewohnte.

Der Anblick der jungen Geige hatte auf das allzuleicht empfängliche Herz der alten Bratſche einen ſolchen Eindruck gemacht, daß vorauszuſehen war, Hermione werde kein Mittel unverſucht laſſen, auch dieſen Schmetterling in ihr Netz zu locken.

Eines Abends, als ſie, am Fenſter ſitzend, den Gegenſtand ihrer Sehnſucht kommen ſah, faßte ſie ein Herz, irgend einen Vorwand zu erſinnen, um ihn anzureden.

— Junger Mann, liſpelte die hyperzärtliche Wittwe, wollen Sie ſo freundlich ſein, einen Augenblick bei mir einzutreten?

— Wozu? fragte der erſtaunte Buchbinder-Lehrling.

— Ich möchte Sie inſtändigſt bitten, mir über etwas Auskünfte zu geben.

— Was wünſchen Sie zu wiſſen? fragte Strauß, der nur ungern ihrer Einladung gefolgt war.

— Sie ſind muſikaliſch?

— Ein wenig!

— Sie ſpielen die Geige?

— Zu dienen!

— Ich wollte Sie fragen, junger Mann, ob Sie geneigt wären, mir für Geld und gute Worte Unterricht auf der Geige zu geben?

— Ich bin ja ſelbſt noch Schüler, und mein Lehrer Polyſchansky ſagte mir erſt geſtern, daß ich noch viel zu lernen hätte.

— Das hat nichts zu ſagen, jugendlicher Amphion! Hermione von Roſenkranz, ſo heiße ich, fühlt einen unwiderſtehlichen Drang, ſich unter Ihrer Leitung zur Geigenſpielerin auszubilden. Alle meine Geſchwiſter ſind mehr oder minder muſikaliſch. Die Aelteſte, Thusnelda, iſt Virtuoſin auf dem Klapphorn; die Mittlere, Adelaide, bläſ't Fagot, und die Jüngere, Hildegard, hat einen entſchiedenen Beruf zur Pickelflöte. Nur ich, die Jüngſte meines uralten Geſchlechts, beſaß eine ſolche Abneigung gegen Alles, was Muſik hieß, daß dieſe Kunſt mir geradezu unerträglich war, bis zu jenem Augenblick, wo ich, in der vollſten Blüthe meiner Jugend, die bezauberndſte Knoſpe der ganzen Laimgrube, das angebetete Weib eines zu den kühnſten Hoffnungen berechtigenden Jünglings ward, der, einer der begabteſten Dilettanten auf dem Waldhorn und ſeit dreizehn Jahren unbeſoldeter Praktikant bei der k. k. geheimen Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expedition, aus Freude über ſeine endlich erfolgte Ernennung zum Adjunkten, drei Tage nach dieſem glücklichen Ereigniſſe das irdiſche Jammerthal verließ. Seitdem das grauſame Schickſal mich zur Wittwe gemacht hat, fühle ich in meinem ſich langſam verblutenden Herzen eine unheimliche Leere, die ich, je eher deſto lieber, durch den Troſt der Muſik auszufüllen wünſche. Aus dieſem Grunde, vielverſprechender Jüngling, erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, einer unglücklichen Wittwe (ich bin noch gar nicht ſo alt als ich ausſehe) gegen Gewährung eines Freitiſches und Verabreichung eines kleinen Taſchengeldes wöchentlich ein paar Mal zu einer Ihnen beliebigen Abendſtunde, Unterricht auf der Geige zu geben?

Der junge Strauß ſchien verlegen, was er darauf erwiedern ſollte.

Fragen Sie, fuhr Hermione fort, was mich bewogen hat, mein Auge gerade auf Sie zu werfen, ſo will ich Ihnen den Grund dazu nicht verhehlen. Sie ſehen meinem ſeligen Manne (er hieß Ajax und blies, wie geſagt, das Waldhorn) ſo ähnlich wie ein Kirſchkern dem andern. Auch mein ſeliger Ajax hatte glänzend ſchwarzes Haar und Augen, Augen, deren Feuer Hermionens Herz in Brand geſteckt. Sind Sie alſo, nach dem, was ich Ihnen ſo eben geſagt, geneigt, mir Unterricht zu geben, dann ſagen Sie Ja!

— Ich will mir die Sache überlegen, ſagte der ſchüchterne Lehrling und wollte fort.

— O bleiben Sie nur noch einen Augenblick, bat die Wittwe, ihn mit zärtlicher Miene zurückhaltend. Sie beſuchen dann und wann Herrn von Ochſenheimer, fuhr ſie fort.

— Er iſt mein väterlicher Freund und Beſchützer.

— Erweiſen Sie mir die Freundſchaft, ihn in meinem Namen zu fragen, warum er mich, ſo oft ich ihn beſuchen will, ſo ſchnöde abweiſen läßt?

— Vermuthlich will er nicht geſtört ſein!

— Damen meines Gleichen ſtören niemals! Sagen Sie Ihrem väterlichen Freunde, daß Hermione von Roſenkranz nicht begreifen kann, was ihn veranlaßt hat, mir ſtatt des Schwalbenſchwanzes — unerhört aber wahr! — eine Wanze zu ſchicken.

— Ich werde nicht vergeſſen, ihn zu fragen.

— Und wann, mein junger Adonis, darf ich hoffen, Sie wieder bei mir zu ſehen.

— Sobald es meine Zeit erlaubt, ſagte der junge Strauß und empfahl ſich.

— Die Schüchternheit dieſes ſchwarzgelockten Jünglings hat etwas Rührendes für mich, ſeufzte die Wittwe des Waldhorns und vertiefte ſich in ſchwermüthige Gedanken, deren Entzifferung wir dem Scharfblicke des Leſers überlaſſen.

## 17.

Schon am folgenden Morgen erzählte der junge Strauß ſein erſtes Abenteuer dem mit Anſpießung neu gefangener Schmetterlinge emſig beſchäftigten Hofſchauſpieler.

Ochſenheimer war ein erklärter Weiberfeind. Er benützte den Anlaß, ſeinem jungen Freunde eine bunte Reihe guter Lehren zu geben:

— Ich warne Dich, mein Sohn, vor friſchem Brot und alten Jungfern. Meide Wittwen, welche zu ebener Erde, und Putzmacherinnen, die höher als vier Treppen wohnen. Bei Letztern kannſt Du Dir leicht die Schwindſucht, und bei Erſtern noch viel Schlimmeres holen.

Das, was die Leute Liebe nennen, iſt weiter nichts als ein moraliſcher Schnupfen. Er kommt, ohne daß wir ihn gerufen, und geht, ſobald er merkt, daß er uns nicht mehr incommodirt.

Haſt Du zu wählen zwiſchen einer brünetten Frau und ihrem blonden Stubenmädchen, dann greife zuerſ nach der Blonden; ſiehſt Du Dich in Deiner Erwartung getäuſcht, dann bleibt Dir ja noch immer Zei Dich zu tröſten in den Armen der Brünette.

Die blonden Frauen verhalten ſich zu den braune und ſchwarzen, wie friſche Melonen zu eingelegte Gurken.

Baue eben ſo wenig auf die Schwüre einer Fra als auf die Verſprechungen eines guten Freundes, de von Dir Geld leiht. Beide werden Dich in Stic laſſen und Dich verlachen, weil Du ihnen getraut haſ

Das „Nein“ aus dem Munde einer hübſchen Fra iſt in der Regel weiter nichts als die reizende Umſchreibung des Jawortes.

Lieben iſt für Manchen geradezu Bedürfniß, He rathen aber iſt Luxus.

Ein verheiratheter Künſtler gleicht einem Ikar mit gebrochenem Flügel, einem Seiltänzer ohne Balancirſtange.

Merke Dir, mein Sohn, folgende Regeln:

Willſt Dein Leben Du genießen,
Sei Dein eig'ner Zeitvertreiber;
Meide Gurken und Melonen,
Doctor, Apothek' und — Weiber.

Weiber ſind gar gift'ge Speiſe,
Halte Dich von ihnen fern.
Süßes zeigen ſie von außen,
Doch das Bitt're ſitzt im Kern.

Folge dem Rathe Deines alten Freundes: Halte Dich frei wie ein Schmetterling in der Luft und bleibe ledig wie — Ferdinand Ochſenheimer.

## 18.

Bald darauf verlor Strauß ſeinen Vater. Der Bierwirth ſtarb an der Waſſerſucht. Seine ſchnell getröſtete Wittwe ſetzte das Geſchäft des „guten Hirten" fort. Ihr Sohn verließ das Haus des Buchbinders und trat, durch Polyſchansky empfohlen, als zweite Geige in Pamer's Orcheſter ein.

Dieſer Pamer war ein „kreuzfideles Haus." Alles, was er ſich Nachts im Sperlſaal im Schweiße ſeines ewig ſchmunzelnden Vollmondgeſichts ergeigt hatte, ſchlug er in der Regel ſchon am folgenden Morgen bald in dieſem, bald in jenem abgelegenen „Beiſel" todt.

Freſſer von Profeſſion, war es für ihn eine Kleinigkeit, den ganzen Inhalt eines wohl ausgeſtatteten Speiſezettels in ſich aufzunehmen, ohne der Naivetät ſeines unverdorbenen Magens mehr zuzumuthen, als derſelbe mit Bequemlichkeit zu verdauen vermochte. – Introduction und Coda ſeiner tagtäglichen Mahlzeit Stücken waren „ſchlampete“ Schnecken und Kra ſtrudel. Sein Hunger kannte keine Comma und ſei Verdauung kein Punktum.

Auch im Trinken leiſtete er Erkleckliches. Wu ihm freie Wahl zwiſchen gutem Biere und nicht min gutem Weine gelaſſen, dann pflegte er, um Keinem n zu treten, Beides mit gleicher Vorliebe zu vertilg Und ſo kam es, daß Freund Pamer ſehr häufig ei kleinen, ganz allerliebſten Haarbeutel davontrug. dieſem Punkte theilte er ganz und gar die Anſicht ſeligen Perinet:

„Wer niemals einen Rauſch gehabt,
Der iſt kein braver Mann.
Wer ſeinen Durſt mit Achteln labt,
Fang' lieber gar nicht an.“

Im erſten Stadium ſeines Rauſches pflegte ausgelaſſen luſtig und „pudelnärriſch,“ im zwe melancholiſch, im dritten und letzten aber ſo bode traurig zu werden, daß er jämmerlich zu heulen fing, weil er in dieſem Stadium immer und ewig einer und derſelben fixen Idee gepeinigt ward. der in ſeinem ganzen Leben keiner Fliege etwa Leide gethan, klagte ſich, ſo oft er berauſcht war, und deſſelben Criminalvergehens an. Mit Thränen in den Augen beichtete er aller Welt: er habe in ſeiner Jugend — hört! hört! — einen ehrwürdigen Kapuziner umgebracht. Nichts vermochte den ärmſten aller Sünder zu tröſten. Ueberall erblickte er den Geiſt des Ermordeten, überall die rächende Nemeſis, die in Geſtalt eines Polizei-Commiſſärs ſeiner harrte, um ihn dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Nüchtern geworden, lachte er ſelbſt darüber.

Das Wenige, was er nicht durch die Gurgel jagte, trug er gläubigen Gemüthes bald in dieſes, bald in jenes Lotto-Bureau, weil ſeine alte Hausmeiſterin ihm ſchon vor gar langer Zeit geweiſſagt hatte, er werde durch den Gewinn einer Quinterne ein ſteinreicher Mann werden. — Seit dem Jahre 1762, in welchem Ottavio Cataldi die Zahlenlotterie in Wien eingeführt, gab es in der ganzen Kaiſerſtadt keinen leidenſchaftlicheren Lottoſpieler, als den dicken, ehrlichen Pamer.

Allnächtlich vor dem Schlafengehen verſchlang er ſchwarzen Rettig, um ſich wie die engliſche Romanſchriftſtellerin, Anna Radcliffe, inhaltsſchwere Träume einzuimpfen.

All dieſe Träume pflegte er dann mit rührender

Ausführlichkeit der hausmeiſteriſchen Pythia zu erzählen, die ihrerſeits nicht ermangelte, ſeine wunderlichen Träume in Zahlen zu übertragen, die er dann in die Lotterie ſetzte.

Begegnete er einem Betrunkenen, dann beſetzte er 13 und 77.

Hielt vor ſeiner Thür ein Fiacre, dann merkte er ſich deſſen Nummer, und wenn dieſe höher als 90 war, dann ſetzte er ſich aus ihr eine Ambe oder Terne zuſammen.

Der gute Pamer aber hatte Pech, ſehr viel Pech; denn von allen Nummern, die er geträumt, war bis zu dem Augenblicke, in welchem der junge Strauß in deſſen Orcheſter eintrat, noch keine einzige herausgekommen.

— Der Menſch muß nicht gleich verzweifeln, meinte der Pechvogel und ſpielte weiter.

## 19.

Einer der luſtigſten Käuze der Pameriſchen Capelle war jenes ehrenwerthe Mitglied, das mit der Rechten die große Pauke und mit der Linken die Meſſing-Becken ſchlug. Im Geſichte dieſes muthwilligen Spaßvogels lag ſo viel Ernſt und Griesgrämigkeit, daß Papa Pamer ihn wegen ſeiner ewig finſtern und mürriſchen Miene nie anders als „Aſchermittwoch“ hieß.

Dieſer Spitzname hatte den kleinen, dicken Paukenſchläger ſo ſehr verdroſſen, daß er feſt entſchloſſen war, ſich bei guter Gelegenheit für jenen ſchlechten Witz an ihm zu rächen.

Es war am Abende der erſten Redoute des Jahres 1819.

Ganz in der Nähe des Buffet, an einem kleinen runden Tiſche, ſaßen drei Leute, deren Laune mit der Farbe ihrer roſenrothen Dominos übereinſtimmte. Sie tranken Champagner und waren ſo ausgelaſſen heiter, daß ſie keine Maske, die an ihnen vorüberging, ungeneckt ließen.

— Von allen Masken, die ſich im Saale umhertreiben, begann der Eine, iſt mir keine ſo zuwider, als der Harlekin. Ich haſſe die ganze Race, denn ein Menſch, der ſein edles Ich in dieſe bunten Lappen hüllt, und ſich zum Luſtigmacher eines Maskenballes hergibt, muß entweder Geck oder Dummkopf ſein.

— Du haſt Recht! ſagte der Andere. Doch noch zehnmal verhaßter ſind mir die Pierrots, dieſe plumpen, einfältigen Tröpfe, die ihre bemalte Fratze in Alles hineinſtecken und ſo unausſtehlich zudringlich ſind, ich ſie ſammt und ſonders hinauswerfen möchte.

— Haſt Du Luſt, fragte der Erſte, mit mir zu wet daß ich in einer halben Stunde ſämmtliche hier ſammelte Pierrots aus dem Saale verſchwinden la

— Es gilt! Wir wetten . .

— Um drei Flaſchen Oeil de perdrix!

— Angenommen!

— Komm! ſagte der Erſte zum Dritten, häkelte in den Arm ſeines Freundes und kehrte mit ihn den Saal zurück.

Hier gingen ſie plaudernd auf und ab, um die Opfer ihres Muthwillens auszuſuchen. Hi jedem Pierrot machten ſie Halt.

— Haſt Du ſchon gehört, was im Buffet vorgef iſt? fragte der Eine.

— Nein, noch nicht! entgegnete der Andere.

— Man hat dort ſechs ſilberne Theelöffel geſte

— Und der Dieb?

— Man iſt ihm auf der Spur. Man weiß, da einer jener elenden Pierrots iſt, die hier ſchaarenw umherlaufen. So eben hat mir der Polizei-Comm geſagt, daß er, um keinem Einzelnen nahe zu tr ſämmtliche Pierrots will arretiren und unterſuchen la

Dieſe Worte, halb leiſe und doch laut genug geſprochen, um vom dicht danebenſtehenden Pierrot gehört zu werden, jagen der armen Maske einen kannibaliſchen Schrecken ein. Um ſich nicht dem Skandale auszuſetzen, von der Polizei feſtgenommen und unterſucht zu werden, läßt er den Arm ſeiner herrenloſen Colombine los und macht, daß er den Ausgang erreicht. Athemlos ſtürzt er in die Garderobe, um ſich ſo raſch als möglich zu depierrotiſiren.

So tragen die beiden Dominos Schrecken und Verwirrung von einer Quadrille zur andern.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde haben bereits dreiundſechzig Pierrots das Haſenpanier ergriffen und aus Furcht vor der Polizei die Redoute verlaſſen.

Nur ein Pierrot iſt noch da!

Aber dieſer Eine ſcheint ein beſſeres Gewiſſen und mehr Muth als die andern zu haben, denn er wankt und weicht nicht.

— Man wird dieſen unglücklichen Pierrot ſogleich arretiren.

— Warum? fragte der andere Domino.

— Weil der Polizei-Commiſſär den Verdacht hat, daß dieſe Maske im Buffet ſechs ſilberne Löffel und hier im Saale ſieben bis acht Taſchenuhren gemauſ't hat.

— Herr! ſchreit der letzte Pierrot, Sie erfrechen ſi mich für einen Dieb zu halten? Wiſſen Sie, He wer ich bin?

— Sie ſind ein auffallend verdächtiger Pierrot

— Reſpect, Herr! Ich bin der Polizei-Commiſſ ſagt Pierrot und nimmt ſeine Larve ab.

— Es freut uns, Ihre Bekanntſchaft zu mach Sie werden uns gewiß den Gefallen erweiſen, a einen Augenblick den Saal zu verlaſſen, wenn Sie fahren, daß wir mit einem unſerer Freunde um d Flaſchen Champagner gewettet haben, daß wir Laufe einer halben Stunde alle Pierrots in die Flu jagen wollen.

— Wenn ich alſo nicht weiche?

— Dann verliere ich die Wette und habe nur n die Bitte an Sie, ein Glas mit uns auf Ihr W zu leeren.

— Ihr Name, mein Herr? fragte der Poli Commiſſär.

— Ich bin landſtändiſcher Secretär und he Ignaz Caſtelli.

— Und wer ſind denn Sie? fragte er den Ande

— Ich bin Aſſeſſor beim Criminalgericht und he Ludwig Deinhardſtein.

— Und der Herr, mit dem Sie gewettet haben?

— Iſt der k. k. Hoftheaterſecretär Joſeph Schreyvogel.

— Ah, dieſer Herr kann drei Flaſchen Champagner leichter verſchmerzen als Sie.

— So denken auch wir, ſagte Caſtelli.

— Sie ſollen Ihre Wette gewinnen, ſprach der galante Commiſſär und verließ den Saal.

Der Dichter der „Donna Diana“ mußte die verlorene Wette bezahlen.

## 20.

Wir kehren zum alten Pamer zurück.

An demſelben Abend, an welchem Schreyvogel die ſo eben erzählte Champagner-Wette verlor, ſchwelgte der gute Pamer, der das Orcheſter dirigirte, im Vorgefühle eines neuen Sieges, den er durch Aufführung ſeines allerneuſten Walzers davonzutragen ſo feſt überzeugt war, daß er ſchon bei Einübung deſſelben zu jedem Mitgliede ſeiner Kapelle geſagt hatte:

— Na, wenn dieſer Walzer nicht gefällt, dann gefällt gar nichts mehr.

Das ganze Orcheſter theilte dieſe Anſicht. Nur Einer ſchwieg und dieſer Eine war kein Anderer als jener komiſch-ernſthafte, ſchwergekränkte, rachebrütend Keſſelpauken- und Meſſingbeckenſchläger, der ſich vo genommen hatte, ſich für den bewußten Spitznamen den ihm Pamer gegeben, glänzend an ihm zu rächen

Mitternacht war vorüber; der Walzer begann Die Compoſition war in der That allerliebſt. De ausgelaſſenen Fröhlichkeit, die ſich im erſten Theil kundgab, folgte ſo viel Sehnſucht und Schwärmer im zweiten, daß beide Theile, ſorgfältig geſpielt, unbedingt gefallen mußten.

Der erſte Theil wurde ſtürmiſch beklatſcht; ab gerade im ſchwermüthig-ſehnſüchtigem Theile, von de ſich Pamer außerordentliche Wirkung verſprach, begann der beleidigte „Aſchermittwoch“ ganz leiſe die zu Schweigen angewieſene Keſſelpauke zu rühren.

Pamer ſchleuderte ihm einen zornflammende Blick zu. Jener aber ſtarrte mit ſteinernem Ernſ auf ſein Notenblatt und fing allmälig ſtärker un ſtärker zu pauken an.

— Tace! Tace! rief ihm Pamer zu.

Der boshafte „Aſchermittwoch“ aber that, als er nichts gehört habe, und begann immer lauter un endlich aus allen Leibeskräften dergeſtalt loszupauk und tactlos mit dem Meſſingbecken dreinzuſchlage daß Pamer leichenblaß den Tactſtock ſinken ließ, als er vernahm, daß das Publikum laut zu lachen anfing.

— Dieſe elende Pauke muß verrückt oder beſoffen ſein, rief der empörte Dirigent, verließ mitten im Walzer ſein Notenpult, ſtürzte wie ein Tiger auf den Paukenſchläger, entriß ihm Becken und Schlägel und ſchrie, während das Orcheſter lächelnd weiterſpielte: Elender Patzenlippel, machen Sie, daß Sie hinauskommen, ſonſt ermorde ich Sie!

— Was hab' ich denn gethan? fragte der ernſte Hanswurſt.

— Er fragt noch, was er gethan? wiederholte Pamer. Aus meinen Augen, bamſtiger Radi, ſonſt biſt Du ein Kind des Todes!

— Ich bin ja nicht Kapuziner! entgegnete der Paukenſchläger mit boshafter Anſpielung auf jene fixe Idee, die den armen Pamer verfolgte, ſo oft er ſich im dritten Stadium eines Rauſches befand.

— Fort, fort! ſchrie der empörte Dirigent.

— Gut, ſprach der Pauker, ich gehe; aber, fuhr er mit ſchauerlich-ernſter Miene fort, bald ſollen Sie Ihren Frevel bitter bereuen!

Er nahm ſeinen Hut und ging.

Der Walzer, der auf allgemeines Begehren wiederholt werden mußte, rief lauten Beifallsſturm hervor. Pamer war entzückt, Pamer war ſelig.

— Ich möchte wiſſen, fragte er den jungen Strauß, den er in kurzer Zeit ſehr liebgewonnen hatte, was jenes Ungeheuer, das ich ſo eben fortgejagt, veranlaßt hat, mir durch ſein unvernünftiges Dreinpauken den ſchönſten Theil meines Walzers zu ruiniren?

— Ich will es Ihnen ſagen. Empört, daß Sie ihm einen Spitznamen aufgebracht, hat er Ihnen ewige Rache geſchworen. Ja, er iſt ſogar ſo wüthend auf Sie, daß er Sie denunziren will!

— Warum? fragte Pamer auffallend kleinlaut.

— Weil Sie vor vierzehn Jahren einen Kapu …

— Still, ſtill! rief er, der jungen vorlauten Geige den Mund verſtopfend, ich mag davon nichts hören!

Nach Beendigung des Balles führte Pamer die Mitglieder ſeiner Kapelle in ein nahegelegenes Wirthshaus, um ſie auf ſeine Koſten zu tractiren.

— Ich kenne, ſagte er, alle Wirthshäuſer Wiens und ſage Euch, daß keins nicht beſſer als das andere iſt. Bei den Wirthshäuſern trügt nicht der Schein, ſondern das Schild. Ich habe darin traurige Erfahrungen gemacht. Einſt wohnte ich in einem „Hahn,“ wo der Wirth viel gekräht und lange geſchlafen hat — und dann wieder in einem andern „Hahn,“ der gar nicht gekräht hat. Ich war in „Lämmern,“ wo es herging wie unter Wölfen — und dann wieder in „Wölfen,“ wo ich Lammsgeduld brauchte, um nicht mitzuheulen, Im „weißen Adler“ habe ich's manchmal ſehr ſchwarz und im „ſchwarzen Adler“ oft recht hübſch weiß und ſauber gefunden. Ich bin in „Hirſchen“ geweſen, wo der Wirth Hörner getragen und wieder in andern „Hirſchen,“ wo man ſie den Gäſten aufgeſetzt hat In der „Sonne“ habe ich oft im Schatten geſeſſen und im „grünen Baum“ war's vor Sonne manchmal gar nicht auszuhalten. In vielen „Roſen“ habe ich auf Dornen geſeſſen und in mancher „Zwiebel“ ſind mir die Augen übergelaufen. So habe ich während meiner zwanzigjährigen Wanderungen durch alle Wein- und Bier-Häuſer Wiens leider oft genug den uralten Spruch beſtätigt gefunden, daß nichts in der Welt vollkommen iſt, und doch bin ich, wie Ihr ſeht, alleweil kreuzfidel und ſinge aus Grund meines Herzens:

„Es giebt nur a Kaiſerſtadt,
Es giebt nur a Wien!“

Und jetzt Kinder laßt uns luſtig ſein und trinken, ſo viel Jeder von uns vertragen kann, ſchrie Pamer und entledigte ſich ſeines Rocks und ſeiner Halsbinde.

Alte, ſchöne, harmloſe Zeit, wo Freund Falſtaff im Wirthshauſe noch ſo ungenirt in Hemdeärmeln ſaß und ſeine Weichſelrohrpfeife mit dem ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopfe zu rauchen gewohnt war! — Ach Wien, mein liebes, ſüßes, unvergeßliches Wien, ſeitdem Du importirte Cigarren rauchſt und in zehn verſchiedenen Zeitungen eine und dieſelbe „Ente“ verdauſt, ſeitdem biſt Du entſetzlich ernſt und verteufelt mürriſch geworden.

Das heitere Muſikantenvölkchen trank con amore. Pamer öffnete alle Schleuſen ſeines Durſtes, leerte ein Glas nach dem andern, rief bei jeder neuen Flaſche Weines, die er für ſich und ſeine luſtige Tafelrunde auftragen ließ: „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ und befand ſich nach Verlauf einer halben Stunde im erſten Stadium ſeines Haarbeutelthums. Er verwechſelte Kellner und Kellnerin, nannte jenen ein „Haſcherl“ und dieſe ein Rhinoceros und umarmte Alles, was in ſeine Nähe kam.

Im zweiten Stadium, wo der „Haarbeutel“ in einen „Affen“ übergeht, verwandelte ſich ſein Frohſinn mehr und mehr in Schwermuth. Er knöpfte ſich ſein Weſte auf, ſchnappte nach Luft und bekam das, wa Freund Falſtaff ſo ſehr bezeichnend „Schnakerl“ nennt

Er vermochte nicht mehr drei zuſammenhängende Worte herauszubringen, ohne durch den ewig wiederkehrenden Schluckauf beläſtigt zu werden. Der glotzende Blick ſeines Auges, das beſtändig nach dem Lichte ſah, verlieh ihm das Ausſehen eines wohlgenährten Mopſes, der einnickend die Sonne anblinzelt, die ihm in's Geſicht ſcheint.

Im dritten Stadium ſeines Rauſches fing er, wie gewöhnlich, jämmerlich zu heulen an.

— Ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Gottes Erdboden!

— Und warum? fragte die erſte Geige.

— Weil ich ein böſes Gewiſſen habe! beichtete der zerknirſchte Sünder.

— Was haben Sie denn begangen? fragten Viele zugleich.

— Einen Mord, einen ſchändlichen, niederträchtigen Mord!

— Einen Mord? wiederholten Alle tief erſchreckt.

— Vor vierzehn Jahren habe ich, Elender, einen Kapuziner umgebracht.

— Einen Kapuziner? ſchrieen Alle wie aus Einem Munde.

— Umgebracht und geſchunden! erklärte der in

Thränen zerfließende Selbſtankläger. Ueberall verfolgt mich der Schatten des Gemordeten; überall ſehe ich den geſchundenen Kapuziner!

Da ertönte urplötzlich ein unheimlicher Paukenſchlag. Die Thür flog auf und lautlos wie ein Geſpenſt ſchwebte die Geſtalt eines Kapuziners hinein.

— Jeſus, Maria und Joſeph! ſchrie der Betrunkene. Seht Ihr, da iſt er!

— Ja, rief das Geſpenſt mit dumpfer Grabesſtimme, ich bin's, den Du gemordet, ich bin's, den Du geſchunden haſt!

— Weh' mir! rief Pamer.

— Wehe, wehe! ſtöhnte der Schatten des Geſchundenen und trat näher und näher.

Unter dumpfem Paukenwirbel öffnete ſich die Thür zum zweiten Male; es traten drei unheimliche Polizei-Geſtalten ein.

— Sie kommen, um mich zu holen! ſtammelte der Berauſchte und ſank bewußtlos auf die Erde nieder.

Man hob ihn auf, band ihm eine Binde um die Augen, trug ihn in einen Fiacre, der vor dem Eingange der Schenke hielt, und — — — fuhr ihn in ſeine Wohnung. — — — — — — — — — —

## 21.

Als Pamer am andern Morgen in ſeinem Bette vom ausgeſchlafenen Rauſche erwachte, rieb er ſich die Augen und blickte um ſich. Neben ihm ſaß der Paukenſchläger.

— Wie kommen denn Sie zu mir? fragte Pamer.

— Ich habe die ganze Nacht an Ihrem Bette zugebracht, um Sie, ſobald Sie erwachen, um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihnen geſtern Nacht einen kleinen Schreck eingejagt.

— Ich glaube gar, Sie haben ſich unterſtanden . . .

— Ihnen in der Maske des geſchundenen Kapuziners zu erſcheinen, ſagte der dicke Kobold und fing zu lachen an.

— Ich verzeihe Ihnen den Spaß, ſagte Pamer und lachte mit.

## 22.

Durch den griesgrämigen Spaßvogel der Pamer'ſchen Kapelle, durch den zu tauſend Schwänken jeder Art aufgelegten Paukenſchläger Baſtian machte der junge Strauß, der, wie der keuſche Joſeph in Egypten, noch nicht ſechzehn Jahre zählte, die Bekanntſchaft eines jener gründlich gehaßten Tyrannen, unter deren eiſernem, unbezwingbaren Joche ſeit Olims-Zeiten faſt jeder Wiener ſtöhnt.

Das alte Athen und die Provinzen des römiſchen Reiches ſeufzten einſt unter dreißig Tyrannen; das arme Wien zählt deren mindeſtens dreitauſend und das Schrecklichſte der Schrecken iſt die geſchichtlich erwieſene Thatſache, daß dieſe Sorte niemals ausſtirbt, ſondern ſich ewig fortpflanzt wie der Mauerſchwamm.

Jeder dieſer öffentlich reſpektirten, aber heimlich verwünſchten Tyrannen wird in der gewöhnlichen Umgangsſprache des gemüthlichen Wieners Hausmeiſter genannt.

Das erſte und ſicherſte Kennzeichen dieſer oberweltlichen Cerberuſſe oder Höllenhunde beſteht darin, daß die Uhr, nach welcher ſie ſich richten, Jahr aus Jahr ein conſequent um mindeſtens zehn bis zwölf Minuten ſchneller als die Uhr jedes andern Staatsbürgers geht. Das zweite Merkmal iſt ihre Höflichkeit, das dritte ihre ſprichwörtlich gewordene Uneigennützigkeit.

Ein echter Wiener Hausmeiſter würde ſelbſt dem Urheber ſeines Daſeins, wenn dieſer wie Hamlets Vater aus dem Grabe heraufſtiege, um ſeinen ungerathenen Sohn an's ſehnſuchtbange Herz zu drücken, wohl ſchwerlich hineinlaſſen, ohne zuvor die Hand auszuſtrecken und die landesübliche Hausthoröffnungs-Stempelſteuer in Empfang zu nehmen.

Der Tyrann, von dem hier die Rede iſt, terroriſirte die ganze, ziemlich zahlreiche Einwohnerſchaft eines großen Hauſes der kleinen Ankergaſſe in der Leopoldſtadt.

Er hieß Ignaz Springerl und war ſeit mehr als dreißig Jahren — dem Verdienſte ſeine Kränze — als einer der gröbſten und habgierigſten Coriphäen ſeines überaus würdigen Schlages bekannt.

In ſeiner Jugend ſoll dieſer Tyrann von Matzleinsdorf — denn dies war ſeine Heimath! — ein feingeriebener Don Juan und nebenbei eine Art Blaubart geweſen ſein.

Seit der Thronbeſteigung Kaiſer Joſephs II., ruhmwürdigen Andenkens, bis zum Tode Leopolds II. ſoll unſer ſehr ehrenwerther Sir Springerl ſechs bis ſieben Weiber beerdigt haben, ohne, wie der böſe Leumund wiſſen will, jemals mehr als blos oberflächlich verheirathet geweſen zu ſein.

Keine von allen ſeinen Frauen hatte ihm ein Pfand ihrer Liebe hinterlaſſen.

Dieſe Kinderloſigkeit war der einzige Gram, welcher rührende Furchen in die Stirn dieſes Biedermannes grub.

Dieſes Alleinſtehen quälte ihn ſo ſehr, daß er endlich auf den Einfall gerieth, eine entfernte Verwandte, eine Art Mündel, an Tochterſtelle an- und bei ſich aufzunehmen.

Sie hieß Pepi und war allerliebſt: ein Urbild echt wieneriſcher Schalkhaftigkeit, eines jener muthwillig-ausgelaſſenen „Blitzmadel,“ die Freund Falſtaff, der ſich auf derlei Waare beſſer als auf manches Andere verſteht, „Rutſchipeter“ zu taufen geruht hat.

Neunzehn Jahre alt, war ſie flink wie ein Rothkehlchen und munter wie ein Kanarienvogel. Ihre braunen Spitzbuben-Augen kletterten wie ein Paar neugierige Eichkätzchen überall hinauf und hinunter, wo es irgend etwas zu ſehen gab. Dabei ſtrahlten die ſchnippiſchen Augen ſo viel Feuer aus, daß Mancher verſucht war, an dem phosphorescirenden Glanze derſelben ſeine Cigarre anzuzünden. — Ihre feingeſpitzten Ohren gaben ihr das Anſehen eines jungen Hühnerhundes auf dem Anſtande. — Ihr keckes Stumpfnäschen ſchien wie ein luſtiger Poſten vor dem Schilderhauſe Jedem, der vorüberging, ein beherztes „Wer da!“ zuzurufen. — Ihr Mund war eine roſenfarbene Aufforderung zu jenem Tanze mit den Lippen, den man ſchlechtweg „Küſſen" nennt, und das Lächeln, das ihn umſpielte, drückte jedem ihrer Züge den Stempel naturwüchſiger Gefallſucht auf.

Im Ganzen betrachtet, gehörte Pepi zum Genre jener „lieben Narren," die Unſereiner nicht betrachten kann, ohne das Glas tiefer in's Auge, ſeine Fingerſpitzen an den Mund zu drücken und in Gedanken die Verſe zu recitiren:

Deine Lippen ſind Granaten,
Deine Augen ſind Violen,
Holde Pepi, wenn ich lüge,
Soll mich gleich der Teufel holen!

Ganz anders aber dachte Strauß, denn damals war er noch blöde, äußerſt blöde, und traute ſich nicht, die appetitliche Roſine dieſes alten, unausſtehlichen, und nebenbei auch noch fabelhaft eiferſüchtigen Bartolo ſo hübſch zu finden, als ſie mit vollem Rechte es verdiente.

Pauke und Geige ſpielten jeden Nachmittag Tarok mit dem Hausmeiſter, für den dieſes Spiel eine zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit war.

Im Spiele erkennt man den Menſchen. Auch im

Tarok war Springerl höchſt maſſiv und unangenehm, ein feuerſpeiender Berg grober Redensarten und Schimpfwörter.

Von ihm rührt jene wahrhaft klaſſiſche, zwanzig Jahre ſpäter von Wenzel Scholz in Joſeph Schickh's „Ballnacht“ adoptirte Aufforderung her:

— Jetzt ſpielen's Coeur aus, Schafskopf, ſonſt gib ich Ihnen a Watſchen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht, Sie hamdickiſcher Kerl Sie!

Die beiden Mitſpieler ließen ſich Springerl's Grobheiten ruhig gefallen, der Paukenſchläger darum, weil er während des Spieles drei bis vier Taſſen guten Kaffees bekam, der Geigenſpieler, weil er mit der reizenden Pepi kokettiren durfte, die, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, hinter dem Rücken des Hausmeiſters ſaß und aus dieſem Verſteck dem jungen Strauß ein Peloton verliebter Blicke zuwarf, die wie Congreve'ſche Raketen in die übervolle Pulverkammer ſeines leicht entzündlichen Herzens fielen.

Und ſo kam es, daß Strauß, während des Spielens immer zerſtreut, ſo auffallend grobe Fehler machte, daß Springerl einmal wüthend aufſprang und ihm ſämmtliche 78 Karten des edlen Tarok mit den Worten in's Geſicht warf:

— Mann Gottes, Sie ſind ein Bamſchabel, ein Dappſchedel, ein Hodidel, ein Dalapatſch, ein Heuochs!

Der junge Strauß ſprang wüthend vom Stuhle auf und war eben im Begriff, ſeinem beleidigten Ehrgefühle Luft zu machen, als ein flehender Blick Pepi's ihn beſchwor, dieſe Beſchimpfung ruhig hinzunehmen.

— Haben Sie Nachſicht mit mir, ſagte der Verliebte, das Aufflammen ſeines Zornes beſiegend, ich werde mich beſſern, Herr von Springerl.

Pepi warf ihm einen Kußfinger zu. Der Grobian, der ſich durch die Beſcheidenheit des jungen Mannes rühren ließ, reichte ihm die Hand und ſagte zu ſeiner Mündel:

— Der junge Menſch will ſich beſſern! Schenke ihm noch ein Schalerl Kaffee ein.

Und der Friede war wieder hergeſtellt.

## 23.

Seit jenem Tage entſpann ſich zwiſchen Hans und Pepi eine platoniſche Idylle, die von beiden Seiten mit ſo großer Heimlichkeit fortgeſpielt wurde, daß der höhere Scharfblick des Hausmeiſters nichts davon gewahrte.

Pepi, weniger blöde als der äußerſt ſchüchterne Gegenſtand ihrer ſtillen Seufzer, wagte eines Nachmittags, als die Tarokpartie im beſten Zuge war, ihren ziemlich dreiſten Schuh auf den Stiefel des Geliebten zu ſtellen. Der junge, unerfahrene Mann, noch nicht eingeweiht in jenes eleuſiniſche Geheimniß, daß zwei verliebte Füße unterm Tiſche oft weit mehr als vier Lippen überm Tiſche ſich zu ſagen wiſſen, zog den Fuß zurück, weil die leiſeſte Berührung ſeines Hühnerauges ihm höchſt unerwünſcht zu ſein ſchien.

Pepi, die den äußerſt ungalanten Rückzug ſeines Stiefels nicht begreifen konnte, erlaubte ſich bald darauf ein neues Attentat dieſer Art mit ſo vielem Nachdruck, daß die liebe Unſchuld einen lauten Schrei ausſtieß. Pepi wurde roth wie ein abgeſottener Krebs.

— Warum ſchreien Sie? fragte der Hausmeiſter.

Strauß, das Erröthen der Jungfrau gewahrend, wußte nicht, was er darauf erwiedern ſollte.

— Er leidet manchmal am Wadenkrapf, ergänzte die kluge Pauke, der das Fußduett unterm Tiſche nicht entgangen war.

— Ja, ja, wiederholte Strauß, ich leide oft an Krämpfen.

Der Hausmeiſter ſchüttelte den Kopf und begann Verdacht zu ſchöpfen.

Als die Partie zu Ende war, drückte Pepi im Augenblick, als Strauß nach ſeinem Hute griff, dem ſchüchternen Adonis ein Stück Papier in die Hand.

Er wurde feuerroth und empfahl ſich.

— Merkſt Du nichts? fragte der Paukenſchläger, ſich in den Arm ſeines blöden Freundes einhäkelnd.

— Gar nichts! antwortete Strauß ziemlich verlegen.

— Dieſe Pepi iſt verliebt in Dich! Sie hat gefüßelt mit Dir!

— Gefüßelt? wiederholte der Schüchterne.

— Biſt Du dumm oder ſtellſt Du Dich nur ſo? Glaubſt Du, ich hätte es nicht bemerkt, daß die kleine Hexe Dir etwas in die Hand gedrückt. Es war ein Billet! Heraus damit!

— Da iſt es! ſagte Strauß und gab es ihm.

Er nahm das Papier und las.

— Du biſt ein glücklicher Kerl! rief die Pauke.

— Wie ſo? fragte die maßlos timide Geige.

— Pepi gibt Dir ein Stelldichein. Hier haſt Du's ſchwarz auf weiß. Morgen früh um neun Uhr erwartet ſie Dich!

— Mich? fragte Strauß mit einem dreifachen Fragezeichen.

— Ei, wen denn ſonſt als Dich? Und weißt Du, wo ſie Dich erwartet? In der Jägerzeil! Am Eingang zum braunen Hirſchen?

— Zum braunen Hirſchen? wiederholte Meiſter Hans.

O Pepi! warum haſt Du mir das gethan? rief der Paukenſchläger mit tragikomiſcher Wehmuth. Warum denn gerade am braunen Hirſchen? Warum gerade dort, wo auch meine Jugendliebe mir das erſte Rendezvous gegeben und mir — ſchon drei Wochen ſpäter — ein grandioſes Hirſchgeweih aufgeſetzt hat? O Weiber, Weiber!

— Ich gehe nicht hin! erklärte Strauß.

— Du haſt Recht! ſagte der Paukenſchläger, eine Thräne bitterer Erinnerung aus dem Auge ſchleudernd. Auch ſie, die Treuloſe, hieß Pepi! Sie war Köchin beim „rothen Igel" und ging mit einem elenden Kellner vom „goldenen Ochſen" durch. Eine Pepi iſt wie die andere! Höre die Warnung Deines betrogenen Freundes! Geh nicht hin, ich bitte Dich! Ich fürchte, es iſt eine Falle!

— Eine Falle? wiederholte der ſchüchterne Jüngling.

— In welche Dich die Eiferſucht dieſes Springerl lockt, der . . . Kannſt Du ſchweigen?

— Wie das Grab! ſagte Strauß, durch dieſe Frage neugierig gemacht.

— Dann will ich Dir ein finſteres Geheimniß anvertrauen. Dieſer elende Hausmeiſter ... es behorcht uns doch Niemand?

— Niemand!

— Dieſer Springerl, Blaubart der Schwarze genannt, hat ...

— Na, was hat er?

— Sieben, ſage ſieben Frauen, mit welchen er gelebt, und vierzehn Liebhaber, mit welchen ſie gelebt — Bruderherz, erſchrick nicht! — abgekragelt!

— Abgekragelt? wiederholte Strauß, erſchreckt zurückprallend.

— Nun weißt Du Alles! ſprach der Paukenſchläger und zog die ſchwarzen dickbuſchigen Augenbrauen wie zwei Trauerflöre zuſammen.

— Und weshalb haſt Du mich in das Haus eines ſo ſchändlichen Böſewichts geführt?

— Du kannſt noch fragen? Ich that's, weil der Kaffee, den der Elende uns gratis zu trinken gab, noch ſchwärzer als ſein Herz, noch heißer als ſein Ofen und ſüßer noch als ein Kuß vom Honigmunde ſeiner ſogenannten Mündel iſt.

— Sogenannten, ſagſt Du? Ei, iſt denn dieſe Pepi nicht ſeine Mündel?

— Nein, Bruder! Pepi iſt das achte Weib dieſes Blaubarts, der dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgehen wird.

— Mich ſieht er niemals wieder! betheuerte Strauß. Ich danke Dir, daß Du mich vor der Falle dieſes Scheuſals noch frühzeitig genug gewarnt haſt.

— Und Pepi? fragte die dumpfgeſtimmte Pauke.

Kann lange warten, bis ich komme, ſagte Strauß und ließ den Arm ſeines Freundes los, um in die Probe zu eilen.

Als er gegen Mitternacht nach Hauſe kam, fand er einen Brief. Der Inhalt deſſelben jagte ihm neuen Schreck in die Glieder. Man höre:

„Junger Freund!

Seit länger als acht Wochen ſehe ich Sie in Begleitung eines höchſt verworfenen Menſchen, der alle Schulen des Laſters durchgemacht und endlich eine Stelle als Paukenſchläger in der Pamer'ſchen Kapelle gefunden hat, jeden Nachmittag von Zwei bis Vier die Wohnung eines Menſchen frequentiren, vor deſſen Umgang ich Sie hiermit ernſtlich gewarnt haben will. Dieſer Elende, der ſich für einen ſchlichten Hausmeiſter ausgibt, iſt, wie ich erſt geſtern aus ganz zuverläſſiger Quelle erfahren habe, einer der gefährlichſten Gauner von ganz Oeſterreich. Dieſer gottvergeſſene Sünder, der ſich Springerl nennt, ſoll Räuberhauptmann und in ſeinen Mußeſtunden Entrepreneur einer durch ganz Europa verbreiteten Falſchmünzerbande ſein. In ſeiner Jugend ſoll er Leichenraub getrieben und unter der unverfänglichen Maske eines Weinreiſenden bedeutende Geſchäfte in Medoc und Arſenik gemacht haben. Seine ſogenannte Mündel ſoll eine ſchon mehrfach beſtrafte und erſt unlängſt dem Peſther Zuchthauſe entſprungene Zigeunerdirne ſein, die durch den Köder ihrer ſogenannten Schönheit reiche Gimpel in ihr Netz lockt, denen man beim Würfel- und Kartenſpiele die goldenen Federn ausrupft. Hüten Sie ſich vor dieſer Pepi! Meiden Sie das Haus ihres ſogenannten Vormunds und beſuchen Sie bald, recht bald

Ihre
Sie ſehnſüchtig erwartende Freundin
Hermiene von Roſenkranz.

P. S. Seit geſtern wohne ich in der Joſephſtadt, Dietrichgaſſe Nummer 67, erſte Stiege, vierten Stock, Thür Nummer 11, links.“

Mit ſechszehn Jahren glaubt man Alles, warum alſo nicht auch das, was die myſtificirende Pauke der leichtgläubigen Violine aufgebunden hatte.

Der gute, ehrliche Strauß hatte keine Ahnung davon, daß dieſer Brief, der Alles beſtätigte, was ſein warnender Freund ihm von der verbrecheriſchen Laufbahn des tarockſpielenden Ungeheuers erzählt hatte, keineswegs von der k. k. Geheimen-Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe, ſondern von dem ernſthaften Spaßvogel geſchrieben war, um ihn von dem Stelldichein mit der verliebteſten aller Pepis abzuhalten.

Strauß, der eines Theils zu viel Ehrgefühl und andern Theils viel zu viel Furcht beſaß, um noch länger mit ſo dringend verdächtigen Leuten vertrauten Umgang zu pflegen, nahm ſich das Verſprechen ab, der Warnung Hermionens von Roſenkranz Gehör zu ſchenken, das Haus des Leichenräubers und Falſchmünzers zu meiden und ſeine idylliſche Liebe zu der dem Zuchthauſe entronnenen Zigeunerdirne mit Stumpf und Stiel auszurotten.

## 24.

Am folgenden Morgen — es hatte kurz vorher Neun geſchlagen. — patrouillirte vor dem „braunen Hirſchen" ein veilchenblauer Tibet-Wickler auf und ab.

In dieſem Wickler athmete ein reizend-ungeduldiges Geſchöpf, deſſen blühendes Antlitz aus dem durchſichtigen Gewölke eines blauen Schleiers wie eine junge Roſe aus einem friſchen Hyazinthenflore hervorlugte. Es war die Mündel des Hausmeiſters.

Bald darauf erſchien auch der Paukenſchläger.

— Servus, Fräulein Pepi, rief er, ſeinen abgeſchabten Hut ziehend.

— Grüß' Ihnen Gott, Herr von Baſtian, ſprach der Engel aus der Ankergaſſe und wollte fort.

Er aber hielt mit geheimnißvoller Miene ſie zurück und ſagte mit jenem unergründlich-tiefen, hochtragiſchen Baßtone, der ihm angeboren war:

— Bleiben Sie, reizende Pepi! Ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen!

— Laſſen's mich los, Herr von Baſtian, ich mag von Ihnen nix hören!

— Wie aber, Fräulein Pepi, wenn ich Ihnen ſage, daß Er mich ſchickt?

— Wen meinen Sie? fragte die Kleine.

— Ihn, den Glücklichen, dem Sie heute ein Rendezvous gegeben haben.

— Ich? Was fällt Ihnen ein?

— Kennen Sie dieſe Schrift? fragte er, das Billet

Staatsbibliothek München

zeigend, das ſie Tags zuvor dem jungen Strauß in die Hand gedrückt hatte.

— Wie kommen denn Sie dazu?

— Er ſelber gab es mir und ſagte mit Thränen in den Augen: Geh' Du hin und entſchuldige mich!

— Und warum iſt er nicht ſelbſt gekommen?

— Ach! ſeufzte die Pauke und ſchwieg.

— Sie ſeufzen?

— Ueber das Unglück des armen Jungen!

— Was iſt denn geſchehen?

— Entſetzliches, Haarſträubendes iſt geſchehen, Fräulein Pepi! Der arme unglückliche Teufel hat ſich . . .

— Das Leben genommen? fragte Pepi erbebend.

— Das nicht, aber noch viel Schlimmeres! Er hat ſich — weh' mir, daß ich's ſagen muß! — verheirathet!

— Verheirathet? Wann? Und mit wem denn???

— Mit einer uralten, aber ſteinreichen Hebamme . . .

— Mit einer Hebamme?

— Mit der er vor einer Stunde zur Kirche gefahren iſt.

— Mich trifft der Schlag! ſchrie Pepi.

— Tröſten Sie ſich, armes Haſcherl! Es gibt ja noch andere Männer in der Welt! ſagte der komiſche

Intrigant, ſeine langen Vatermörder gravitätiſch in die Höhe ziehend.

— Ich ſpringe in's Waſſer, erklärte Pepi.

— Wenn Sie's erlauben, ſpringe ich mit, denn ohne Sie, ſprach er ſeinen Hut feſter andrückend, mag auch ich nicht länger leben!

— Nie werde ich einen Andern lieben!

— Anfangs ſagt das Jede, ſpäter aber, fügte er hinzu, ſeinen Backenbart kämmend.

— Wie heißt die Glückliche, die er geheirathet hat? unterbrach ihn Pepi, welche nur mühſam den Andrang ihrer Thränen zurückhielt.

— Sie nennt ſich Hermione von Roſenkranz!

— Und wo wohnt die alte Schachtel?

— Der Teufel kann ſich die Wohnung jeder Hebamme merken. So viel aber kann ich Ihnen ſagen, daß ſie eiferſüchtig wie ein Dragoner iſt und ſchwerlich dulden wird, daß der junge Ehemann . . .

— Ich muß ihn ſehen, ich muß ihn ſprechen! ſchluchzte Pepi.

— Es iſt zu ſpät, Fräulein Pepi! Eine Stunde nach der Trauung iſt er mit ſeiner Alten nach Italien gereiſ't.

— Ich laufe ihm nach!

— Ich werde es Ihrem Vormunde ſagen, drohte die Pauke.

— Ich bringe Sie um!

— Thun Sie das, Fräulein Pepi, erklärte der Spaßvogel und knöpfte Rock und Weſte auf.

— Sie ſind ein Lügenmaul, ſagte Pepi, gab ihm eine Ohrfeige und rannte fort.

— Ich bin erkannt, ſtöhnte der Böſewicht und knöpfte ſeinen Rock zu.

## 25.

Drei Wochen nach jenem leider nicht zu Stande gekommenen Rendezvous machte der junge Strauß, der ſich kurz vorher mit Pamer überworfen und deſſen Capelle verlaſſen hatte, in Jüngling's Kaffeehauſe die Bekanntſchaft eines jungen Geigers, der ſich dort im Vereine mit zwei andern fahrenden Muſikanten faſt jeden Abend hören ließ.

Der Primgeiger — die Seele dieſes wandernden Terzetts — war der Sohn eines ziemlich bemittelten Handſchuhmachers und hieß Joſeph Lanner.

Geboren am 11. April 1802, war der junge, angenehme Blondin, ſiebzehn Jahre alt, wider den

Willen ſeines Vaters als Muſikus aufgetreten und nach Verlauf eines Jahres als Geiger und Componiſt ſo raſch populär geworden, daß ſeine Laufbahn bereits geſichert ſchien.

Lanner hatte ſich mit den beiden Brüdern Drahanek verbunden, und alle Drei waren übereingekommen, ſich als Concertanten bald in dieſem, bald in jenem Kaffeehauſe hören zu laſſen und das, was der Jüngſte unter ihnen, der kleine Drahanek, mit dem Notenblatte in der Hand, von den Gäſten eingeſammelt, brüderlich unter ſich zu theilen.

Das luſtige Kleeblatt, ſorglos von einem Tage zum andern lebend, beſaß vor Allem eine große Portion Leichtſinn und ein gewiſſes Selbſtvertrauen, das in derlei Fällen unbezahlbar iſt.

Alle Drei bauten auf Gott und ihre Euryanthe. Unter Letzterer verſtanden ſie ihr Inſtrument, mit deſſen Hilfe ſie ſich, unbekümmert um das Morgen, ihr tägliches Brod erſpielten.

Zu dieſen Dreien geſellte ſich — 1820 — ein Vierter, der, eben ſo flott und leichtſinnig, eben ſo heiter und wohlgemuth als Jene, ganz für dieſen Bund geſchaffen war.

Lanner, der in ſeinem neuen Kameraden Strauß ein vielverſprechendes Talent erkannt hatte, ſchloß mit ihm aufrichtige Freundſchaft, trank mit ihm Brüderſchaft und war ſeit jenem Abende der Oreſt des um zwei Jahre jüngern Pylades.

Die beiden Freunde bezogen bald darauf ein und daſſelbe Quartier, machten gemeinſchaftliche Caſſe und theilten ihre — Armuth. Beide hatten kleine Schulden, deren Bezahlung ihnen aber wenig oder keine Sorgen zu machen ſchien.

Zufrieden mit dem Wenigen, was die Großmuth der Gäſte ihnen auf's Notenblatt hingeworfen, waren Beide, trotz ihrer Armuth, glücklicher und reicher als mancher Philiſter, der „nie ſein Brod in Thränen aß."

Sie kannten ſo wenig den Werth des Geldes, daß jenes elende Metall, welches in den Augen mancher Krämerſeele Anfang und Ende ihrer Erdenſeligkeit iſt, in den Augen dieſer jungen Geiger nichts Anderes als Colophonium für die Trockenheit ihrer Kehle war. „Gold iſt Chimäre" für Jeden, der zufällig Mangel daran leidet; für Jene aber, welche darin herumwühlen, iſt es ein mächtiger Passe-partout, der Fußſchemel ihrer winzig kleinen Größe.

Lanner und Strauß führten ein prächtiges Leben. Sie gaben ſich gegenſeitig gute Lehren und predigten ſich tagtäglich die ſchöne Moral, daß Jeder, der nicht mit Vieren fahren, eben ſo heiter zu Fuße durch's Leben gehen kann.

Strauß, der in dem Umgange mit Lanner nach und nach ſeine Schüchternheit abgeſtreift hatte, begann früh genug einzuſehen, wie wahr es iſt, was Vater Goethe einſt geſagt:

„Geh' den Weibern ſanft entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort;
Und wem wenig d'ran gelegen,
Ob er reizet, ob er rührt,
Kommt die Liebe halb entgegen,
Der beleidigt, der verführt!“

Morgens erzählten ſie ſich ihre Abenteuer und Abends ihre Pläne für den folgenden Tag.

Keiner hatte vor dem Andern ein Geheimniß. Hier herrſchte kein Neid, keine Eiferſucht!

Die beiden Freunde gaben ſich Spitznamen. Lanner nannte ſeinen Kameraden wegen der Ueberfülle ſeines glänzend ſchwarzen Haarwuchſes „Mohrenſchädel“ und Strauß hieß ſeinen blonden Freund nie anders als „Flachskopf.“ Und Beide liebten ſich wie Brüder!

## 26.

Eines Morgens, als Oreſt und Pylades noch i

ihren Betten lagen, ſagte der Eine zum Andern:

— Geſtern Abend, Bruder Flachskopf, habe ic

eine neue Eroberung gemacht!

— Schon wieder? Ich ſage Dir, Mohrenſchädel, D

haſt mehr Glück als Verſtand! Die Weiber reißen ſi

um Dich! Du biſt der Hahn im Korbe!

— Ja, das bin ich! ſagte Strauß und gähnte w

ein Nachtwächter.

— Iſt's erlaubt zu fragen, auf welchen Nam

Deine neue Flamme hört?

— Sie heißt Adele!

— Und ihre Wohnung?

— Will der kleine Satan mir durchaus nicht ſage

— Da geht es Dir wie mir! Auch ich habe ein

neuen Eindruck gemacht!

— Auf wen? fragte Mohrenſchädel, ſich frohve

gnügt die Hände reibend.

— Auf [illegible] ſchmuckes Weib, das, klug wieder Teuf

kurzweg Jenny heißt.

— Und auch ſie will Dir nicht ſagen, wo ſie wohn

— Sie macht vorläufig ein Geheimniß daraus.

— Und wo trefft ihr Euch denn?

— Bald da, bald dort! Morgen finden wir uns im Prater.

— Und noch heute treffe ich meine reizende Adele im Augarten.

— Nun frage ich Dich, ob wir trotz unſerer Armuth nicht ſehr zu beneiden ſind? Jeder Tag bringt uns neue Abenteuer! Wir geigen uns heiter durch's Leben hindurch und amüſiren uns wie der liebe Gott in Frankreich.

— Haſt Du Geld? fragte der Mohrenſchädel.

— Keinen Kreuzer! betheuerte Flachskopf.

— Heut, weißt Du, kommt der Schneider.

— Laß ihn kommen! Ich ſpiele ihm meinen neuen Walzer ... er applaudirt und geht ſeine Wege.

— Wie aber, wenn er nicht geht?

— Dann, Hans, giebt's nur Eine Rettung! Dann mußt Du ſpielen. Deiner Geige kann Niemand widerſtehen!

Und in dem Augenblick pochte es.

— Guten Morgen! ſagte der eintretende Schneider.

— Was bringſt Du uns, ehrliche Haut? fragte Lanner.

— Die Rechnung, denn ich brauche Geld!

— Und wir, Alter, brauchen einen Frack! ſagte Strauß.

— Ich habe keine Zeit zu verlieren, meinte der ungeduldige Nadelheld.

— Dann gehe, alter Junge, und komme wieder, wenn Du mehr Zeit haſt.

— Ich gehe aber nicht ohne Geld!

— Dann, Herzalter, wirſt Du länger warten müſſen als Dir lieb iſt.

— Ich weiche nicht von der Stelle.

— Gieb mir meine Geige, ſagte Lanner zu Strauß.

— So laſſe ich mich nicht abſpeiſen! murrte der Schneider.

— Aufgepaßt! rief der Flachskopf und begann zu ſpielen.

Das Geſicht des Schneiders verklärte ſich. Er ſpitzte die Ohren und lauſchte. Der neue Walzer übte ſeine Wirkung. Meiſter Fips verſpürte einen unwiderſtehlichen Drang zum Tanzen. Er ſtopfte ſich beide Ohren zu und ſchrie:

— Ich will mein Geld! mein Geld!

Da griff auch Strauß nach ſeiner Geige und begleitete den Walzer ſeines Freundes.

Jetzt wa[illegible]ein Widerſtand möglich. Der Schneider fing zu tanzen an.

— Bravo! braviſſimo! ſchrieen die beiden Geiger und ſpielten weiter.

Der Schneider ſprang wie ein Ziegenbock.

— Haltet ein, haltet ein! ſchrie der Mahner. Ihr geigt mir das Herz aus dem Leibe! Verzeiht, daß ich Euch gemahnt habe. So ein Walzer iſt noch gar nicht dageweſen!

— Und der Frack, den wir brauchen? fragte Lanner.

— Ihr ſollt ihn haben, und eine Weſte obend'rein! verſprach der behexte Schneider und tanzte ſchweißtriefend zur Thür hinaus.

— Der iſt beſeitigt! ſagte der Mohrenſchädel und legte die Geige weg.

— Hurrah! ſchrie der Flachskopf und umarmte ſeinen Mitarbeiter.

## 27.

Drei volle Monate waren ſeitdem verfloſſen. Beide Freunde hatten einen neuen gemeinſchaftlichen Frack und zwei neue Liebſchaften. Aber weder Lanner noch Strauß kannten die Wohnung ihrer neuen Eroberung.

Soll man da nicht neugierig werden? Frage Dich ſelbſt, vortrefflicher Leſer, würdeſt Du nicht ebenfalls neugierig ſein, wenn eine Frau, die Dir tauſend Beweiſe gibt, daß ſie Dich liebt, aus ihrem Stand und

Namen ein Geheimniß macht? Soll man ſie wieder lieben, ſo muß man doch wenigſtens wiſſen, wie ſie heißt, was ſie iſt und wo ſie wohnt!!!

Strauß kannte ſie nun ſchon ein ganzes langes Vierteljahr. Sie gab ihm, wenn es Witterung und Umſtände erlaubten, faſt in jeder Woche zwei, oft ſogar drei Rendezvous.

Bald ſahen ſie ſich im Augarten, bald auf dem Glacis, bald im Dianabad, bald in dieſer, bald i jener Kirche.

Er war überzeugt, feſt überzeugt, daß ſie ih liebte, liebte mit dem ganzen Aufwande eines gefühl vollen Herzens, konnte aber durchaus nicht begreifen warum ſie ihm mit ſo räthſelhafter Hartnäckigkei ihren Namen, ihren Stand, ihre Wohnung verſchwieg

Er wußte nur, daß ſie Adele hieß und erſt ſei achtzehn Monaten verheirathet war.

Mit wem? Das eben wollte ſie nicht bekenne

Warum? Mort de ma vie! die Frauen habe oft höchſt ſonderbare Capricen!

Adele war wirklich ein hübſches Weib. Sie hat Augen, blau wie der Himmel — ach Gott, dies Bil iſt ſchon ſehr abgenutzt! Sagen wir lieber blau w ein Veilchen — auch dies iſt nicht mehr neu! I

Auge war blau, blau ... Sonderbar! mir fällt kein paſſender Vergleich ein. Das Beſte wird ſein, daß ich lieber gar keine Vergleiche anſtelle, ſondern kurz und bündig ſage, daß Adele hübſch, ja ſogar ſehr hübſch war.

Mit den Schönheiten des Körpers vereinigte ſie auch alle Schönheiten der Seele.

Die Männer haben baumwollene, die Frauen ſeidene Seelen. Es gibt aber, wie man weiß, hundert verſchiedene Arten von Seide. Daher gibt's denn auch Taffet-Seelen, Satin-türc- und Satin-grec-Seelen u. ſ. w.

Adelens Seele war vom feinſten Gros-de-Naples und noch obendrein mit goldenen Franzen beſetzt. Mit Einem Wort: es war eine zarte Seele, weicher und empfänglicher als manche Andere für die Moire-Eindrücke der Liebe.

Ach die Liebe . . . hier wäre eine gute Gelegenheit, ein paar herrliche Reflexionen einzuweben. Ich bin aber leider nicht dazu aufgelegt, laſſe links die Reflexionen liegen und gehe rechts und immer gerade aus. So komme ich in den Augarten.

Augarten! ... Bei Niederſchreibung dieſes Namens umſummt mich alten Knaben ein Bienenſchwarm wehmüthiger Erinnerungen aus den ſchönen Tagen meiner goldenen Jugendzeit. In den melancholiſchen Baumgängen dieſes einſam-ſtillen Gartens — groß und edel wie Alles, was Kaiſer Joſeph in's Leben rief! — träumte ich, 1826, ein achtzehnzähriger Jüngling, ein blutarmer Student der Medizin, ein Jünger des großen unſterblichen Linné, die ſchönſten Träume der première jeunesse. Hier war's, wo ich die erſte Thräne des Heimweh's vergoß; hier war's, wo mein achtzehnjähriger Ehrgeiz zuerſt ſeine ſchüchternen Schwingen regte und ſich tauſend Luftſchlöſſer für die Zukunft baute. Hier war's, wo ich mit mir zu Rathe ging, ob ich als Arzt oder Botaniker, als Journaliſt oder Bühnendichter, als neuer Boerhave oder Juſſieu, als Raimund oder Saphir mein Glück verſuchen ſollte. Hier war's, wo ich den Proſpektus zu meinem erſten Journale und hundert Plane und Skizzen zu Feenmärchen und Zauberpoſſen entwarf, durch welche ich berühmt zu werden mir verſprach. — Hier endlich war's, wo der rezenſirende Leibmameluk von Vater Bäuerle's „Theaterzeitung,“ ein bartloſer Abbé Geoffroy, der für Thereſe Krones und Milchrahmſtrudel, für Eliſe Gerber und Aepfel im Schlafrock, für Antonie Jäger und andere Mehlſpeiſen mit gleicher Begeiſterung erglühte und ſpaltenlange Rezenſionen ſchrieb, die Niemand mit ſo vielem Vergnügen als er ſelber las. Hier war's, wo mir die ſchönſte Colombine der Leopoldſtädter Bühne das erſte Stelldichein gab! — Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann und jene Toni (Gott ſchenke ihr einen ruhigen Schlaf!) mir den Frieden meiner jungen Seele, die ſorgloſe Ruhe meiner Nächte ſtahl! — Ein Luftſchloß nach dem Andern iſt ſeitdem in ſein Nichts zerronnen und mit tiefer Scham ſage ich mir jetzt — nach dreißig Jahren — Du biſt nichts von dem Allen, was Du Dir damals geträumt! Du biſt arm wie damals, aber reich an Erinnerungen, die auf den Herbſt deines Lebens das frühlingsfriſche Grün der Jugend ſtreuen; arm wie damals, aber reich an Erfahrungen, die Dich entmuthigen. Aus dem lebensfrohen Blumenfreunde, aus dem himmelſtürmenden Springinsfeld iſt ein kalter Trappiſt und griesgrämiger Bücherwurm geworden; an die Stelle Deiner himmelblauen Heiterkeit von damals iſt ſchwefelſaure Skepſis getreten!

— — — — — — — — — — — — — —

Kehren wir lieber zu Adelen zurück. Hier war's, wo ihre Gros-de-Naples-Seele ihrem jungen Freunde das neunte Rendezvous gab.

Es iſt zehn Uhr Morgens. Der Himmel iſt bei guter Laune, die Sonne gleichfalls. Wir ſehen beide Liebende in einer der entfernteſten und ſchattigſten

Alleen, auf einer ſteinernen Bank ſitzen und hören, wie ſie gegenſeitig die Gefühle ihrer Herzen austauſchen.

— Schon ſeit drei Tagen habe ich Dich nicht geſehen? Weißt Du auch, welchen Schmerz ich darüber empfand? Jeder Augenblick dünkte mir ein Jahrhundert! Wie geht es Dir, mein Geliebter?

— Ich danke Dir, liebes Kind. Mir geht es, Gott ſei Dank, recht gut!

— Und haſt Du denn auch recht oft an Deine Freundin gedacht?

— An welche Freundin?

— An mich, mein Jean!

— Ah ſo, an Dich! Ei freilich hab' ich an Dich gedacht. Aber, aufrichtig geſagt, ich bin böſe auf Dich, ſehr böſe!

— Weshalb, mein Abgott! fragte ſie erſtaunt und ergriff ſeine Hand, die er — auf Lanners Rath! — beleidigt zurückzog.

— Du kannſt noch fragen, Jenny, Adele wollte ich ſagen! Wir kennen uns ſchon ſo lange Zeit — ich glaube, es ſind bereits drei Monate — und noch immer weiß ich nicht . . .

— Wie ich heiße, willſt Du ſagen! Genügt Dir nicht mein Vorname? Wie oft habe ich Dir ſchon geſagt, daß ich mehr als einen Grund habe, aus meinem Namen ein Geheimniß zu machen.

— Louiſe, Adele wollte ich ſagen, Du biſt ein recht eigenſinniges Kind!

— Aber wenn ich Dir wiederhole, daß triftige Urſachen . . .

— Glaubſt Du, ich könnte ſo albern ſein, Dich zu verrathen? Solch' ein Verdacht, Adele, wäre entehrend für mich!

— Reden wir von etwas Anderm, Jean! Uebermorgen, mein Romeo, iſt Dein Geburtstag.

— Und woher weißt Du das?

— Haſt Du mir's nicht ſelbſt geſagt?

— Ach ja, ganz recht! Und was weiter?

— Biſt Du böſe, lieber Jean, wenn ich Dich bitte, dies Andenken von mir anzunehmen?

Sie reichte ihm ein kleines Etui. Er öffnete es und fand darin — eine brillantene Buſennadel.

— Wie, Adele, ein ſo koſtbares Geſchenk?

— Nimm es als einen kleinen Beweis meiner großen Liebe zu Dir an!

— Nein, nein, Emma — Adele wollte ich ſagen! — Das nehme ich durchaus nicht an. Sähe es nicht gerade ſo aus, als hätte ich Dir nur darum geſagt, daß übermorgen mein Geburtstag iſt, damit Du mi pflichtſchuldigſt etwas ſchenken ſollſt?

— Willſt Du mich kränken, Anaſtaſius?

— Anaſtaſius? wiederholte Strauß etwas pikirt

— Verzeihe mir, mein Freund, daß auch ich einma mich verſprochen habe. Zuerſt nannteſt Du mic Jenny, dann Louiſe und endlich gar Emma.

— Ich war zerſtreut, mein liebes Kind!

— Ich will es glauben, Jean,und Dir dies Zerſtreut ſein gern verzeihen, wenn Du dieſe Kleinigkeit vo mir annehmen willſt.

— Nun, wenn Du durchaus darauf beſtehſt . . .

— Ich bitte darum, ſagte Adele und befeſtigt die Buſennadel an ſeine Hemdkrauſe.

— So, Jean, ſie kleidet Dich allerliebſt!

Strauß ſchien ſehr gerührt und — gab ihr eine Kuß. Adelen trat eine Freudenthräne in's Aug Die Frau war ſchön, aber dumm! Wen aber ge das etwas an? Wer kann's ihr wehren, dumm z ſein? Nur *dumme* Frauen verſtehen zu lieben. D *Klugen* dulden höchſtens, daß man ſie liebt.

Sie plauderten und koſ'ten wohl noch länger al ein Stündchen.

— Nun muß ich gehen! ſagte Adele. Mein Herr Gemahl wird ſonſt argwöhniſch?

— Iſt er eiferſüchtig?

— Wie Othello!

— Der Eſel!!

— Jean!!!

— Du biſt beleidigt! Ach, Kind Gottes, ich meinte ja nur den Mohren von Venedig.

— Schelm, ich kenne Dich! erwiederte Adele und erhob lächelnd ihren Zeigefinger. Nun aber muß ich wirklich fort! Leb' wohl, mein Freund, leb' wohl!

— Darf ich alſo auch heute Dich nicht begleiten?

— Erinnerſt Du Dich nicht des Schwures, mich niemals zu begleiten?

— Eigenſinn! Wann ſehe ich Dich wieder?

— Sonntag früh!

Horch, was ſchnalzt da? Ich glaube, es war ein Kuß!

## 28.

Am Abende deſſelben Tages zeigte Strauß das mächtige Geſchenk Adelens ſeinem Buſenfreunde Lanner.

— Du biſt ein Glückskind! ſagte der Flachskopf. Auch meine Jenny liebt mich ungeheuer, ſag' ich Dir; leider aber iſt ſie weit weniger großmüthig als Deine Adele. Teufel, dieſe Nadel iſt unter Brüdern ihre dreihunder Gulden werth!

— Dreihundert Gulden? Victoria, Bruderherz! Mi dreihundert Gulden bezahlen wir unſere ſämmtliche Schulden und . . .

— Machen dann wieder neue! erklärte Lanner.

## 29.

Am folgenden Tage, Abends zwiſchen Sieben un Acht, ſah man einen jungen Mann, eingehüllt in ein leichten Regenmantel, durch die ***Gaſſe ſchleichen, d zum Glück ziemlich finſter war. Er ſah ſich mehre Male mit auffallender Scheu um und ſchlüpfte da in ein kleines Haus, in welchem, eine Treppe ho einer jener edlen Menſchenfreunde wohnte, die m im ſtaatsbürgerlichen Leben „Pfandleiher“ nen Leute, für die wir dem Staate, der ſie duldet, u dem lieben Herrgott nicht genug danken können. D wenn alle ſogenannten Freunde uns in Stich laſ wenn alle Stricke reißen und uns das Meſſer an Kehle ſitzt, dann appelliren wir an das Mitgeſ eines Pfandleihers.

In ähnlicher Lage war der junge Mann, der jetzt die finſtere Treppe erſtieg, und — weil die Thür verſchloſſen war — die Klingel zog.

— Ich möchte etwas verſetzen, ſagte der Mohrenſchädel.

— Treten Sie näher, erwiederte der Menſchenfreund.

Strauß trat in ein Zimmer, in welchem es eben ſo finſter als auf der Treppe war.

— Gedulden Sie ſich einen Augenblick. Man wird ſogleich Licht bringen. (Er ſchellte.) Wollen Sie mir Ihr Pfand zeigen?

— Hier iſt es!

— Und wie viel wünſchen Sie darauf?

— Zweihundert Gulden Conventions-Münze.

Jetzt trat — durch die Thür des Seitenzimmers — eine Dame ein, die einen ſilbernen Leuchter mit drei brennenden Wachskerzen in der Hand hielt.

Als der junge Mann die Dame, und als die Dame den jungen Mann erblickte, bekamen Beide einen unbeſchreiblichen Schreck, denn die Frau des Pfandleihers war — Adele!

Man denke ſich die Ueberraſchung des armen Strauß, die Angſt der jungen Frau und das Erſtaunen des mittelalterlichen Pfandleihers, als er ſeine Buſennadel in den Händen dieſes fremden Mannes ſah.

— Herr, wie kommen Sie zu dieſer Nadel? fragte er und betrachtete ihn mit Blicken, die ſich wie friſchgeſchliffene Stilets in deſſen Züge bohrten.

— Wie ich dazu komme? fragte Strauß und ſah dabei die Frau des Pfandleihers an, um aus ihren Mienen eine Antwort herauszuleſen.

— Hören Sie nicht, was ich Sie frage? Wie kommen Sie zu dieſer Nadel? Antworten Sie mir!

— Dieſe Nadel da, ſtotterte Strauß, ich . . . ich habe . . . ich habe ſie gefunden.

— Das iſt unmöglich!

— Unmöglich? Wie ſo?

— Ich müßte ſie doch erſt verloren haben!

— Wie, mein Herr, Sie glauben, dieſe Nadel da ſei die Ihrige?

— Ich glaube es nicht; ich behaupte es!

— Und ſind Sie Ihrer Sache ganz gewiß??

— Ich bin's! ſprach der Pfandleiher mit feſtem Tone.

— Nun denn, ſtammelte Strauß, dann will ich Ihnen offenherzig geſtehen . . .

— Daß dieſer Herr da, fiel ihm Adele raſch in's Wort, ein Goldſchmied iſt, dem ich Deine Buſennadel, di ich unlängſt aus Unvorſichtigkeit zerbrochen, zum Repariren anvertraut . . .

— So iſt es, ſetzte Strauß hinzu, dem ein Mühlſtein vom Herzen fiel.

— Herr, ſchrie der Pfandleiher, wie können Sie ſich unterſtehen, eine Buſennadel, die nicht die Ihre iſt, verſetzen zu wollen?

— Merkſt Du denn nicht, daß er nur einen kleinen Scherz mit Dir trieb?

— Ein ſonderbarer Scherz, meinte der Pfandleiher und ſchüttelte zweifelnd ſeinen Kopf.

— Was bekommen Sie für die Reparatur? fragte Adele.

— Zwei Gulden, ſtotterte Strauß ſehr verlegen.

— Aber, mein Gott, was war denn eigentlich daran zerbrochen? fragte der ungläubige Thomas.

— Ein Steinchen, lieber Mann, war herausgefallen …

— Und ich habe es ſo künſtlich eingeſetzt, ſagte der Pſeudo-Goldſchmied, daß es gar nicht zu merken iſt.

— Hier haben Sie einen Gulden, Herr! Damit iſt Ihre Arbeit hinlänglich bezahlt!

Strauß nahm das Geld und ging betrübter als er gekommen war. Für eine Nadel, die unter Brüdern dreihundert Gulden Werth beſaß, trug er jetzt einen lumpigen Gulden davon! —

— Ein ſchöner Handel! ſagte er, als er die finſtere

Treppe hinunterſtieg. Was nützt es mir, daß ich jetzt Adelens Stand und Namen weiß! Sie ſelbſt wird nichts mehr von mir wiſſen wollen! Zufall, Zufall, Du biſt ein ungeheurer Flegel! — Und Lanner, was wird Lanner ſagen? — Ich könnte raſend werden! rief er aus und ſchlich betrübt nach Hauſe.

## 30.

Lanner konnte Straußens Rückkehr nicht erwarten. Pfeifend ging er auf und ab und berechnete in Gedanken, was mit den zweihundert Gulden, die nach ſeiner Anſicht „zur Maſſe“ gehörten, anzufangen ſei.

Die Schulden, die uns am meiſten drängen, ſind vorläufig mit hundert Gulden gedeckt, folglich bleiben uns dann noch hundert; folglich kommen auf Jeden von uns fünfzig! Fünfzig Gulden! So viel habe ich noch nie gehabt! Seit einer Stunde ſchwimme ich im Vorgefühle der Wonnen, die meiner harren. Fünfzig Gulden Münz' ſind keine Kleinigkeit! Aber wenn dieſer langſame Mohrenſchädel nur ſchon da wär'! Am Ende iſt ihm unterwegs ein Unglück zugeſtoßen? Doch wozu ängſtige ich mich? Dieſer Strauß iſt ja ein Glückskind! Ich, nur ich bin ein Pechvogel!

In meiner Hand verwandelt ſich Geld in Blei! Geſtern Morgen ſchenkte mir die gute Jenny ein ſeidenes Taſchentuch und geſtern Abend verlor ich es. Ich gehöre zu jenen Unglückskindern, die mit durchlöcherten Taſchen auf die Welt gekommen ſind. Das Geld hat keine Ruh in meinem Sack: es muß hinaus! Seit geſtern haben wir Beide keinen Kreuzer mehr. Der da oben aber verläßt ſeine Pappenheimer nicht! Ich ahne das Nahen der Silberflotte; mein Ohr ſchwelgt im Klange der Zwanziger; ich höre Mohrenſchädel's Tritte; er kommt', er iſt's, er iſt's! rief Lanner und fiel dem Eintretenden um den Hals.

— Erdrücke mich nicht, ſagte Strauß und entwand ſich den Umarmungen ſeines hochenthuſiasmirten Freundes.

— Nun, Bruderherz, wo iſt das Geld? Wo ſind die zweihundert Gulden? Heraus damit, denn wir haben gemeinſchaftliche Kaſſe; folglich gehören ſie zur Maſſe!

— Natürlich! Alles, was mein iſt, gehört auch Dir!

— Alſo theilen wir! rief der Flachskopf.

Strauß zog ſein Brieftäſchchen, holte einen Gulden hervor und reichte ihn mit den Worten hin:

— Die Hälfte davon gehört Dir!

— Was willſt Du damit ſagen?

— Ein Schurke gibt mehr als er hat!

— Wie, dieſer elende Gulden wäre Alles, was der Jude Dir auf Dein koſtbares Pfand geliehen?

Strauß erzählte ihm die ganze Geſchichte. Lanner wollte aus der Haut fahren.

— Herrgott von Mannheim! rief er, die Hände wüthend zuſammenſchlagend, wie kann ein Menſch ſo dumm, ſo blitzdumm, ſo unter der Kanone dumm ſein, unter hundert Pfandleihern gerade zu dem zu laufen, deſſen Frau Dir dieſe Nadel geſchenkt hat?!

— Lieber Gott, wie konnte ich ahnen!

— Himmel Kreuzelement, ich bin ſo wüthend, daß ich dieſen niederträchtigen Pfandleiher, ſeine Frau und Dich, elenden Dummkopf, auf der Stelle erdroſſeln könnte.

— Ich theile Deinen Schmerz, Deine Wuth und könnte mich ſelber ohrfeigen und mit Füßen treten, daß ich gerade zu ihm hingelaufen bin! Frau und Nadel ſind unwiederbringlich verloren! ſtöhnte Strauß und ſchritt mit der traurigen Miene eines Leichenbitters auf und ab.

— Und ich Eſel, ſchrie Lanner, hatte mir unnütz den Kopf zerbrochen, was für eine Ueberraſchung ich dieſem dummen Mohrenſchädel bereiten ſollte! Menſch! Du hätteſt eine kindiſche Freude gehabt!

— Worüber? fragte Strauß neugierig gemacht.

— Ueber die Freude, die ich Dir zugedacht, wenn das Geld, worauf die Maſſe gerechnet hat, wirklich eingegangen wäre.

— Und worin beſtand denn dieſe Ueberraſchung?

— Ich wollte für uns Beide Eine Uhr kaufen!

— Eine Uhr für mich und Dich?

— Ja, Bruder, bei Tage hätte ich ſie getragen und Nachts . . .

— Und Nachts? wiederholte der geſpannte Mohrenſchädel.

— Nachts hätte ſie über Deinem Bette geprangt. Ach, nun iſt auch dieſe Freude uns vereitelt! Was nun anfangen? Wo Geld hernehmen?

— O Adele! Adele! ſtöhnte Strauß.

— Der Teufel hole Deine angebetete Adele! Denke lieber nach, wo und auf welche Weiſe wir noch heute mindeſtens zehn Gulden auftreiben, denn morgen kommt der verdammte Schneider wieder!

— Bruder, ich weiß mir keinen Rath!

— Halt, da fällt mir etwas ein!

— Was fällt Dir ein?

— Nimm meine ſämmtlichen Pretioſen! ſagte Lanner.

— Pretioſen? wiederholte Strauß, nicht wenig erſtaunt. Wie, göttlicher Kerl, Du haſt Pretioſen?

— Und das wundert Dich ſo ſehr? Nimm meine Kleinodien und verſetze ſie!

— Recht gern! Aber wo ſind denn die Pretioſen?

— Hier, Mann Gottes, iſt meine mit maſſivem Silber beſchlagenene Meerſchaumpfeife; hier mein mit elfenbeinernem Wildſchweinkopf geziertes Bambusrohr; hier meine Perlmutter-Lorgnette; hier mein geſtickter Tabaksbeutel; hier meine Bernſteinſpitze und hier, Bruder, mein vergeldeten Zahnſtocher!

— Und das nennt dieſer Kerl Pretioſen?

— Das Beſte hab' ich vergeſſen! Nimm auch noch dieſen vergeldeten Bleiſtift!

— Auf den ganzen Plunder borgt uns Niemand fünf Gulden!

— Glaubſt Du? fragte Lanner mit ungläubiger Miene. Gut, dann nimm auch dieſes goldene Medaillon! fuhr er fort und zog aus ſeiner zugeknöpften Weſte eine ſchwarze Rundſchnur, an welcher eine goldene Kapſel hing.

— Ah, die hab' ich ja noch gar nicht geſehen!

erklärte Strauß, die Kapſel von beiden Seiten betrachtend.

— Erſt heute Morgen erhielt ich ſie geſchenkt!

— Geſchenkt? Und von wem?

— Errathеſt Du es nicht? Von Jenny!

— Sie iſt wohl ſchon ziemlich alt?

— Meinſt Du Jenny?

— Ich ſpreche von der Kapſel. Das Ding iſt ziemlich ſchwer! ſagte Strauß, das Medaillon in ſeiner Hand wiegend.

— Im Inneren dieſer Kapſel iſt Jenny's Bild.

— Darf man's ſehen?

— Ei, warum nicht? Du wirſt dieſes Götterweib mir nicht abſpenſtig machen!

— Laß ſehen! meinte Strauß und öffnete das Medaillon. Donner und Doria! ſchrie er und ſchlug ein kannibaliſches Gelächter an.

— Biſt Du verrückt? fragte der Pretioſenbeſitzer. Worüber lachſt Du ſo wüthend?

— Erratheſt Du es nicht? Ueber Jenny!

— Erſcheint Dir mein Geſchmack ſo lächerlich?

— Nein, mein Joſeph, ich theile ihn!

— Du theilſt ihn? Was willſt Du damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß Deine Jenny zufällig keine Andere als meine Adele iſt!

— Die Pfandleiherin? fragte Lanner tief empört.

— „Heil Dir im Siegerkranz!“ intonirte Strauß und fing von Neuem zu lachen an.

— Jenny und Adele! Eine Liebesintrigue à quatre mains! Am Ende hat dieſer Engel der Unſchuld außer Dir und mir auch noch andere Liebhaber?

— Alles iſt möglich! ſagte mein alter Freund und Beſchützer Schienheimer.

— Wir müſſen uns rächen an ihr!

— Aber wie? fragte Strauß ernſtlich nachſinnend.

— Morgen gebe ich das Bild der Treuloſen unſerm Rothkopf Drahanek . . .

— Und Drahanek?

— Muß die Kapſel bei ihrem Mann verſetzen! Strafe muß ſein!

— Aber dieſe da wäre doch zu hart für ſie! Mir fällt eine weit empfindlichere Rache ein.

— Laß hören!

— Wir rächen uns an ihr dadurch, daß wir ihren Namen aus der Liſte unſerer Flammen ſtreichen und uns um eine neue Liebſchaft umſehen.

— Du haſt Recht! Apropos, erinnerſt Du Dich einer gewiſſen Pepi?

— Pepi? Pepi? wiederholte Strauß nachdenkend.

— Ihr Vormund war Hausmeiſter in der Ankergaſſe. Er iſt geſtorben ...

— Gott ſei Dank! Und ſeine Mündel?

— Läßt Dich grüßen!

— Du kennſt ſie?

— Erſt ſeit drei Tagen. Sie iſt Statiſtin im Leopoldſtädtertheater und wird ſeit Kurzem von einem alten Herrn unterhalten, der ſich vom Geſchäft zurückgezogen hat. Er war Buchbinder und heißt Leim.

— Leim? ſchrie Strauß hoch erſtaunt. Den alten Sünder kenne ich. Er war mein Lehrherr, der mir mehr Prügel als Lohn gegeben hat. Na warte, Leim, Dich will ich leimen! Doch wo finde ich dieſe Pepi?

— Sie wohnt in der „Weintraube“ und iſt fürſtlich eingerichtet. Sie ſehnt ſich, Dich wiederzuſehen. Der arme Narr iſt untröſtlich ...

— Worüber?

— Weil Du mit einer uralten Hebamme verheirathet biſt!

— Wer hat ihr das weiß gemacht?

— Ein Kerl, der Baſtian heißt und — Gott weiß wo? — die Pauke ſchlagen ſoll.

— Den Klachel bringe ich um! Woher aber kennſt denn Du dieſe Pepi?

— Seit Kurzem gebe ich ihr Unterricht . . .

— Im Violinſpiel? fragte Strauß.

— Wenn's ſein muß, pauke ich, wie Du weißt, auch Clavier.

— Du biſt ein prächtiger Kerl!

— Das ſagt auch ſie! Dieſe Pepi iſt ein Blitzmadel! Siehſt Du, Bruder, wenn ich gehe und ſie, ihr Patſcherl an den Mund legend, „Bah, Bubi!“ ſagt', dann könnte ich ihr um den Hals fallen und ſie auffreſſen!

— Weißt Du was, ich freſſe mit! Morgen früh eile ich hin zu ihr. Warte, Meiſter Leim, ich will Dir für die Maſſe Prügel, womit Du mich abgeſpeiſt, einen Kleiſter einrühren, an den Du denken ſollſt, Du alter, ſcheinheiliger Spitzbube, Du!

— Was aber machen wir heute? fragte Lanner, der ſich erinnerte, daß er über keinen Kreuzer zu verfügen hatte.

— Wir gehen in's Kaffeehaus und ſpielen Domino; wer von uns gewinnt, der zahlt!

— Aber wenn wir nichts haben? ſtöhnte Lanner.

— Dann bleiben wir's ſchuldig! ſagte Strauß.

Und Beide begaben ſich zu Huglmann. Der Wirth kannte ſie und creditirte.

## 31.

Strauß ſowohl als Lanner hatten in der Hitze ihres Zwiegeſpräches vergeſſen, daß ſie noch im Beſitze eines Guldens waren, den Erſterer vom zweifach gehörnten Siegfried, der auf Pfänder lieh, für ſogenannte Reparatur des eingeſetzten Steines erhalten.

Was aber, grundgütige Vorſehung, iſt ein miſerabler Gulden für zwei arme Teufel, die eine lange Litanei kleiner Schulden haben, welche Tag und Nacht wie Flohſtiche ſie bis auf's Blut quälen?!

Die beiden Brüder Luſtig ſchuldeten dem Hausmeiſter, dem Stiefelputzer, dem Bartkratzer, der Waſchfrau, dem Schuſter, dem Schneider, dem Marqueur und der Kellnerin. Jeder, der ſie anſah, mahnte ſie um ein paar lumpige Kreuzer.

Schon Einer der ſieben Dummköpfe des alten Griechenlands ſoll geſagt haben:

„Das Allerſchlimmſte in der Welt
Iſt Schulden haben und kein — Geld!"

Ich aber, angebeteter Leſer, denke anders. Für mich hat das ſtille Bewußtſein, Schulden zu haben, durchaus nichts Peinigendes; im Gegentheil: es beruhigt, es erhebt, es ermuthigt mich!

Nach meiner Anſicht unterſcheidet ſich der mit Vernunft begabte Menſch von dem unvernünftigen Thiere eben nur dadurch, daß der Menſch Schulden machen kann. Und ſchon aus dieſem Grunde nennt er ſich mit ſouveränem Stolze den „Herrn der Schöpfung." —

Aber wie zu Allem in der Welt gehört auch zum Schuldenmachen eine gewiſſe Begabung, die Manchem angeboren iſt. Die Meiſten, die kein Talent dazu haben, fehlen hauptſächlich darin, daß ſie dieſe äußerſt ſchwierige Kunſt leider nur im Kleinen und nicht im Großen betreiben.

Mir fällt dabei einer der weiſeſten Braminen des neunzehnten Jahrhunderts, einer meiner liebſten und luſtigſten Freunde, Doctor Rudolph Hirſch, ein. In „Eulenſpiegels Tagebuch," das bei Tage in meiner Rocktaſche und Nachts unter meinem Kopfkiſſen ruht, ſtellt der neue Demokrit im Paletot folgende nicht genug anzuempfehlende Theorie des „höhern Pumpes“ auf:

„Sei, Verehrter, nie ein Lümpchen;
Muß es ſein, dann werd' ein Lump,
Mache nie ein ſchofles Pümpchen,
Wage gleich 'nen derben Pump!

Mit dem kleinen giebſt Du Blößen,
Biſt blockirt auf jeden Schritt;
Mit dem großen birgſt Du Größen
Und befeſtigſt den Credit.

Schmählich iſt es, Schulden haben
Guldenweiſe, fad und matt;
Aber der iſt groß, erhaben,
Der ſie — in die Tauſend hat!“

So weit aber hatten es Strauß und Lanner noch nicht gebracht. Beider Schulden erhoben ſich kaum bis zur Höhe elender zweihundert Gulden.

Als ſie die Treppe hinabſtiegen, um in das Kaffehaus zu gehen, trat ihnen im Hausflur der Dritte im Bunde, Drahanek, entgegen.

— Wo wollt Ihr hin? fragte die Bratſche.

— Zu Huglmann! erwiederten die beiden Geigen.

— Gut, daß ich Euch getroffen! Ihr müßt mit mir nach Lerchenfeld!

— Was iſt dort los? fragte Strauß.

— In der „goldenen Bretzen“ giebt's heut Abend einen Hauptjux. Es wird dort ein junges Schwein, eine alte Wittwe und ein neues Converſations-Lexicon ausgeſpielt.

— Das Converſations-Lexicon von Brockhaus? fragte Lanner.

— Ich glaube!

— Höre, dann gehe ich lieber zu Huglmann!

— Nein, nein, Du mußt mit! ſagte Drahanek und zog ihn fort.

— Ich möchte das Schwein gewinnen! wünſchte ſich Strauß.

— Aber wer, zum Teixel, muß die Wittwe ſein, die ſich auf der Kegelbahn ausſpielen läßt? fragte Lanner.

— Himmel, welche Ahnung! ſchrie Strauß.

— Am Ende iſt es Deine Hebamme! ſagte der Flachskopf.

— Höre, dann gehe ich lieber zu Huglmann, erwiederte der Mohrenſchädel, dem dabei Hermione von Roſenkranz einfiel.

— Ich laſſe Euch nicht los! Beide müßt Ihr mit!

— Aber wir haben nur noch einen Gulden! ſtöhnte Strauß.

— Und dieſer letzte Mohikaner, ergänzte Lanner, gehört dem Schneider!

— Ich habe Geld! rief die Bratſche. Hier ſitzen die Muſikanten! ſchrie Drahanek und klopfte triumphirend auf ſeine Weſtentaſche.

— Menſch, wie kommſt denn Du zu Geld? fragte Strauß.

— Mein Onkel in Surinam iſt geſtorben. Ich bin der Univerſalerbe ſeines ungeheuren Vermögens!

— Glückspilz, laß Dich umarmen! jubelte Lanner.

— Später! ſpäter! jubelte der beneidenswerthe Rothkopf.

— Und wie groß iſt die Erbſchaft? fragte Strauß.

— Nach Abzug der Koſten, die ſich auf lumpige achtzehn Gulden ſechsundzwanzig Kreuzer belaufen, habe ich heute Morgen in baarem Silbergeld — denkt Euch! — Eilf Gulden vierunddreißig Kreuzer erhalten!

— Mehr nicht? fragte Lanner bitter enttäuſcht.

— Na, iſt das nicht genug, um uns heute einen Jux zu machen? fragte der lachende Erbe.

— Der liebe, gute Onkel! rief Strauß. Schade, daß er in Surinam geſtorben! Wär' ihm das Malheur in Wien zugeſtoßen, ich glaube, ich wäre im Stande, dieſem ehrwürdigen Todten eine Katzenmuſik zu bringen. In Surinam ſterben und ſeinem einzigen Erben nicht mehr als eilf Gulden hinterlaſſen, iſt mehr als niederträchtig; das iſt pöbelhaft, das iſt ſchmutzig!

— Wenn meine lange Tante unter den Tuchlauben ſtirbt und mir nicht mehr als Dein ſauberer Onkel vermacht, dann! rief Lanner und hielt inne.

— Na, was wär' denn da? fragte Drahanek.

— Ich ließe ihr ein Monument von Cervelatwurſt ſetzen mit der Grabſchrift:

„Hier ruht eine leichtſinnige Tante, die ihrem untröſtlichen Neffen weiter nichts als ihre mütterliche Liebe und miſerable eilf Gulden vermacht hat.

„Er weint ihr darum keine Thräne:
De mortuis nil nisi bene!“

— Ich bin dankbarer, ſagte der Rothkopf, ich werde meinem ſeligen Onkel zu Surinam eine ſchwarze Tafel ſetzen laſſen mit der goldenen Inſchrift:

„Von beiliegendem Todten eilf Gulden vierunddreißig Kreuzer geerbt zu haben, beſcheiniget tiefgerührt:
Franz Drahanek (Löwengaſſel Nummer 3).

NB. Giebt auch Unterricht in der Flöte!“

So ſchwatzten die drei Freunde ohne aufzuhören. Sie hatten zwölf Gulden im Sack und zogen nun, ſo kreuzfidel, als ob Jeder von ihnen das große Loos gewonnen, nach der Vorſtadt Lerchenfeld hinaus.

Man wird erſucht, ſie zu begleiten.

## 32.

Sei gegrüßt, mein altes, trautes Lerchenfeld! Du biſt das in's Deutſche überſetzte Auteuil der guten Stadt Paris. Du biſt das Eldorado all' jener anſpruchsloſen Wiener, die ein einfaches Roſtbratl und eine Viertelmaaß Heurigen jenem aufſchneidenden Münchhauſen vorziehen, der in der gewöhnlichen Wirthshausſprache „Speiſezettel“ genannt wird.

Im Wirthshauſe zur „goldenen Bretzen“ wimmelte eine kleine Welt ſeelenvergnügter Vorſtädter, die ſich eingefunden hatten, um Theil zu nehmen an der Ausſpielung des jungen Schweines, der alten Wittwe und des neuen Converſations-Lexicons.

Das, was für die Mehrzahl dieſer luſtigen Spießbürger den meiſten Reiz beſaß, war das Schwein, das gern Jeder gewinnen wollte. Weniger ſchien ihnen an den beiden andern Treffern zu liegen.

Die Gruppen der gewinnluſtigen Gäſte ſaßen an ungedeckten Tiſchen in dem nur ſpärlich beleuchteten Garten.

In der Mitte des Gartens ſaß ein alter, ausgeſungener, heiſerer Harfeniſt, der die neueſten Gaſſenhauer ſang.

Hier und da luſtwandelte eine dralle Dirne am Arme ihres Cavaliers, eines kerzengraden Soldaten, der ſtolz auf die Größe ſeines ſteifgewichſten Schnurbarts einherſchritt.

Die Kegelbahn war von Leuten umlagert, die nich erwarten konnten, zu erfahren, wer den Haupttreffer das Schwein, davontragen werde.

Jeder Mitſchiebende mußte einen Gulden einſetzen Drahanek bezahlte für Strauß und Lanner.

Bei der Maſſe der Mitſpielenden war vorauszu ſehen, daß die Lotterie, deren Ziehung oder, richtige geſagt, deren Schiebung mit dem Glockenſchlage Ac begonnen hatte, wohl ſchwerlich vor Mitternacht i Endziel erreichen werde.

Noch jeden Augenblick meldeten ſich neue Thei nehmer, denen das Recht zugeſtanden wurde, ſo u ſo viel Kugeln mit einem Male nachzuſchieben, um Uebrigen einzuholen.

Gerade ſchlug es Zehn, als unſer luſtiges Kleebl ſich der Schaar der andern Kegelſchieber anſchloß.

In ſechs Würfen ſchob Drahanek zwei, Lan und Strauß ſogar vier Mal „alle Neune!“

— Du haſt doch immer Duſel! ſagte der Fla kopf zum Mohrenſchädel.

— Ich wette, Strauß gewinnt das Schwein, prophezeite Drahanek.

— Ich habe kannibaliſchen Hunger, erklärte Strauß.

— Ich lechze nach Bier, interpellirte Lanner.

— Ich halte Euch frei, ſagte Drahanek.

Und alle Drei riefen den Kellner.

— Welche Bewandtniß, fragte Lanner die herbeigerufene grüne Schürze, hat es mit der Wittwe, die hier ausgeſpielt werden ſoll?

— Sie wohnt ſeit acht Tagen in Lerchenfeld.

— Und ihr Name? fragte Drahanek.

— Hermione von Roſenkranz, entgegnete der Kellner.

— Das dacht' ich mir! ſagte Strauß.

— Aber erlaubt es denn auch die hohe Obrigkeit, daß dieſe Frau wie ein Hammel ausgeſpielt werden darf? fragte Lanner.

— I, ſie wird ja nicht in natura ausgeſpielt!

— Na, wie denn ſonſt? fragte Strauß.

— Die Geſchichte verhält ſich ſo, meine Herren. Vor drei Wochen rückt die alte Schachtel einem jungen Maler auf's Quartier und verlangt von ihm, daß er ſie malen ſoll. Er weigert ſich; ſie beſteht darauf. Er thut's. Als es endlich zum Bezahlen kommt und er für ihr Bild dreißig Gulden begehrt, macht ihm die

Alte einen Mordſpektakel, ſchimpft ihn einen Patzer und will nicht zahlen. Der Maler wird grob, die Alte noch gröber; er wirft ſie zur Thür hinaus.

— Bravo, braviſſimo! rufen die drei Muſikanten.

— Der Maler klagt ſeine Noth unſerm Herrn, dem er zwölf Gulden ſchuldig iſt. Unſer Herr ſchenkt dem armen Pinſel noch drei Gulden dazu und ſagt zu ihm: Ich kaufe das Bild!

— Und dieſes Bild? fragten alle Drei.

— Wird heute Abend ausgeſpielt, erklärte de Kellner.

— Das iſt ein herrlicher Jux! ſagte Lanner. Nur aber, Freund und Gönner, bringen Sie mir eine Maſ Bier und vier Paar Würſtl mit Kren!

— Mir auch, mir auch! ſchrieen Strauß un Drahanek.

— Der goldene Bretzenwirth gefällt mir, ſagt Lanner. Ich werde ihm einen Walzer dediciren!

— Wär' ich nicht Strauß, ich möchte Wirth zu „goldenen Bretzen" ſein!

— Von heut' an ſag' ich Du zu ihm, gelobte ſi Drahanek.

Da brachte der Kellner das Bier.

— Sagen Sie uns, beſter Sylveſter, frag

Strauß, wie kommt denn Ihr Herr zu dem Buch, das er ausſpielen läßt?

— Im vorigen Winter, erzählte der Kellner, wohnte bei uns ein Fremder, der ſich für einen Naturforſcher ausgab, welchen der Kaiſer von China nach Wien geſchickt, um hier die Kartoffelkrankheit zu ſtudiren. Er ließ ſich Baron ſchimpfen, trug einen Orden und ſoff wie ein Schwamm. Eines Morgens kam die Polizei und arretirte ihn. Gleich darauf erfuhr unſer Herr, daß ſein Gaſt, der ihn ſchmählich geprellt, ein Berliner G'ſchwuf war. Wir öffneten ſeinen Koffer und fanden zwei Paar baumwollene Socken, die „Augsburger Allgemeine Zeitung," eine Nachtmütze und das Converſations-Lexicon.

— Und der gelehrte Chineſe? fragte Lanner.

— Sitzt noch immer im Stockhauſe, ſagte der Kellner. — — — — — — — — — — — —

Es wäre ein Leichtes, dieſe Scene noch weiter auszumalen. Doch wozu? Faſt in jedem Romane giebt es Capitel, die man wie Spargel genießen muß. Die Köpfe beißt man ab, die Strunke wirft man weg. So wollen auch wir es machen und nur noch hinzufügen, daß Drahanek's Weiſſagung in Erfüllung ging.

Meiſter Johann Strauß gewann das Schwein.

— Es gehört zur Maſſe! ſchrie Lanner und fiel ſeinem Freunde um den Hals.

— Ich gebe Ihnen dreißig Gulden dafür, ſagte der Wirth.

— Her damit! riefen alle Drei.

Strauß bezahlte die Zeche und theilte den Gewinn mit Lanner. Drahanek wies ſeinen Antheil zurück.

— Ich brauche nicht Euer Geld, ſagte der Rothkopf. Ich habe ja eine Erbſchaft gemacht!

## 33.

Am andern Morgen eilte Strauß nach der „Weintraube.“

— Wie wird Pepi ſich freuen, denkt er bei ſich, wenn ſie erfährt, daß der Schnipfer Baſtian ſie angeplauſcht hat und daß ich nicht verheirathet bin. Jetz glaube ich nichts von Allem, was er mir damals weiſ gemacht.

Am Ziele angelangt, fragt er den Hausmeiſter:

— Wohnt hier Fräulein Pepi?

Der Cerberus ſetzt ſich ſeine Brille auf, betrachte unſern jungen Freund und fragt mit argwöhniſcher Miene

— Was ſoll ſie denn ſein?

— Eine arme Waiſe . . .

— Hier iſt kein Waiſenhaus, brummt der Flegel.

— Seit Kurzem iſt ſie beim Theater . . .

— Hier iſt auch kein Theater!

— Das ſeh' ich, und dennoch weiß ich ganz beſtimmt, daß ſie hier in dieſem Hauſe wohnt . . .

— Und wie ſoll ſie denn ausſchauen?

— Wie ein Engel!

— Im ganzen Haus wohnt kein Engel!

— Fräulein Pepi hatte einen garſtigen Vormund. Er war Hausmeiſter und hieß Springerl.

— Springerl? wiederholte der Brummbär, ſein Kinn betaſtend. Den kenn' ich. Der iſt jetzt Nachtwächter in Hernals.

— Das muß ein Anderer ſein. Der, den ich meine, hat ausgetutet; aber ſeine Mündel Pepi iſt Choriſtin und empfängt dann und wann die Beſuche eines alten Schweden, der eine fuchsrothe Perücke trägt und ein ſcheinheiliger Sünder iſt.

— Hier wohnt keine ſolche Pepi! Hier wohnen nur anſtändige Leut'. Verſtanden? frägt der Hausmeiſter und nimmt die Miene eines grimmigen Eisbären an, der ſich auf die Hintertatzen ſtellt.

— Ich werde ihn kirren, ſagt Strauß und angelt aus der unergründlichen Tiefe ſeiner Börſe einen Zwanziger heraus, den er dem bärbeißigen Hausmeiſter in die Klauen drückt mit den Worten: Sie verkennen mich; die bewußte Pepi, die ich ſuche, iſt meine Couſine.

— Ihre Couſine? wiederholt der Waſchbär, der plötzlich ſo zahm wie ein Wieſel wird. Warum hat der Herr das nicht gleich geſagt? Jetzt weiß ich, wen der Herr ſucht, ſagt er und ſchiebt ſeine Brille bis zur Stirn hinauf. Sie ſuchen den jungen Backfiſch, der von dem alten Stockfiſch unterhalten wird. Das alſo iſt Ihre Couſine?

— Ja, ja, ich bin ihr Couſin!

— Schau, ſchau! Was man nicht Alles erfährt, wenn man Hausmeiſter iſt! Ihre Couſine, junger Herr, heißt aber nicht Pepi . . .

— Ei, wie denn ſonſt?

— Jetzt heißt ſie Adelgunde und wohnt im zweiten Stock, dritte Thür links.

— Ich danke, alter Gauner, ſagt Strauß und rennt die Treppe hinauf.

Oben angelangt, findet er die Thür verſchloſſen. Er ſchellt . . . Niemand hört; er klingelt noch einmal . . . Niemand kommt. Jetzt reißt er dergeſtalt an der Klingel, daß der Griff in ſeiner Hand bleibt. Da öffnet ſich die Thür. Aber ſtatt des Engels ſteht eine Nachteule, ſtatt Pepi die in Lerchenfeld ausgeſpielte Wittwe, Hermione von Roſenkranz, vor ihm.

Strauß prallt erſchreckt zurück.

— Entſchuldigen Sie, ſagt er und will fort.

— Suchen Sie vielleicht meine Tochter? fragt Hermione.

— Nein, Madame, ich ſuche Fräulein Pepi . . .

— Spazieren Sie gefälligſt hinein. Seit vorgeſtern bin ich Pepi's Mutter.

— Ihre Mutter? fragt Strauß ganz erſtaunt.

— Meine Tochter wird ſich freuen, Sie zu ſehen.

— Wo iſt Fräulein Pepi?

— In der Probe, Herr von Strauß. Gedulden Sie ſich nur einen Augenblick! Meine Tochter wird bald da ſein!

— Erklären Sie mir gefälligſt, wie Sie ſo plötzlich zu dieſer Tochter gekommen ſind?

— Als ich vor acht Tagen meine Sommerwohnung in Lerchenfeld verließ und in dieſes Haus einzog, machte ich durch Zufall die Bekanntſchaft eines etwas ältlichen, aber höchſt galanten Herrn, der für eine arme Waiſe, welche der edle Menſchenfreund unter die Fittige ſeines väterlichen Schutzes genommen, zur Beaufſichtigung ſeiner jungen Pflegetochter anſtandshalber eine Mutter ſuchte. Er fragte mich, ob ich geneigt wäre, dieſen Poſten anzunehmen. Ja, ſagte ich, denn warum ſollte ich nein ſagen? Wir wurden Handels einig. Pepi nahm mich als Mutter, ich nahm ſie als Tochter an, und ſeit vorgeſtern heißt ſie nicht mehr Pepi, ſondern Adelgunde von Roſenkranz. Für meine Mutterpflichten erhalte ich von meiner Tochter monatlich acht Gulden, freie Wohnung, Koſt und Wäſche und jeden Abend ein Freibillet. Dafür muß ich meine Tochter oder, wenn ſie zu Haus zu bleiben wünſcht, ihre beiden Hunde — ein Paar allerliebſte Thiere! — jeden Nachmittag ſpazieren führen.

— Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, ſagte Strauß, und wünſche, daß es Ihnen im Hauſe Ihrer Tochter gefallen möge!

— Adelgunde iſt ein Engel!

— Das ſag' auch ich!

— Und das ſagt auch er!

— Wen meinen Sie?

— Wen anders als den beſten und zärtlichſten aller Väter!

— Und wann beſucht der Vater ſeine Tochter?

— Wenn es dunkel wird, erwiederte Hermione.

— Der herzige Vater! rief der Sohn des „guten Hirten“ mit der ihm angeborenen Ironie und bürſtete mit dem Aermel ſeines Fracks die ſchmale Krempe ſeines Hutes.

## 34.

In demſelben Augenblick kehrte, begleitet von zwei Hunden und einem jungen Manne, Fräulein Pepi von der Probe heim.

Die beiden Hunde gehörten zur Varietät der Spitze (Canis buf) und der junge Mann, der ihnen folgte, zur Race der Schauſpieler (Histrio Roscius).

Als Pepi und ihre vierfüßige Ehrenwache den jungen Strauß erblickte, fingen die Hunde zu bellen an, Pepi aber ſprang auf ihn zu und fiel ihm mir nichts dir nichts um den Hals.

— Sie Schlankel, Sie, ſagte ſie zu ihm, mit etwas Thränen in den Augen, Sie haben ſich hinter meinem Rücken verheirathet . . .

— Man hat Sie belogen, Fräulein Pepi. Ich bin, Gottlob, noch nicht verheirathet!

— Sie, iſt das wahr, wirklich wahr? fragte die Choriſtin, die ihre Freude darüber nicht zu verbergen vermochte.

— So wahr als ich Sie liebe! betheuerte Strauß im Rauſche der erſten Leidenſchaft.

— Wie, Sie lieben mich?

— Und warum, Pepi, zweifeln Sie daran?

— Denken Sie noch an den „braunen Hirſchen?" Statt ſelbſt zu kommen, ſchickten Sie mir jenen langweiligen Plauſcher, der mir ſagte, Sie hätten eine uralte Hexe — eine Hebamme — geheirathet. Der fade Schippel wollte mir die Cour machen. Ich gab ihm eine Ohrfeige und lief fort und weinte acht Tage lang.

— Worüber? fragte Strauß.

— Ueber Sie! geſtand Pepi mit reizender Naivetät. Ueber Sie, weil Sie einen Andern geſchickt, Sie böſer Menſch, Sie!

— Verzeihen Sie mir, Fräulein Pepi! Die Gründe, warum ich damals nicht gekommen war, werde ich Ihnen ein anderes Mal erzählen.

— Wie freu' ich mich, Sie wiederzuſehen! ſagte die Choriſtin, ihm herzlich die Hand drückend.

— Sie haben ſich der Kunſt gewidmet? fragte Strauß, weil ihm im Augenblicke nichts Beſſeres einfiel.

— Ich bin jetzt als Choriſtin engagirt.

— Und dieſer junge Herr?

— Studirt mir kleine Rollen ein . . .

Der ſchüchterne Blondin verneigte ſich tief.

— Dieſe Frau da, erklärte Pepi, auf Hermionen hinzeigend, iſt meine Mutter.

— Ich gratulire, ſagte Strauß, der ſich Mühe gab, ernſt zu bleiben. Ich habe das Glück, Ihre würdige Frau Mutter ſchon ſeit zwei Jahren zu kennen. Damals hatte ſie, ſo viel ich weiß, noch keine Tochter...

— Damals, flötete Frau von Roſenkranz mit jungfräulichem Schamgefühl, hatte ich einen jungen hoffnungsvollen Sohn . . .

— Einen Sohn? fragten Pepi und Strauß.

— Einen Jüngling von achtundzwanzig Jahren, der ein muſikaliſches Wunderkind, einer der gefeiertſten Virtuoſen auf der Pauke war und mit ſeinem Taufnamen Baſtian hieß.

— Baſtian? wiederholten Strauß und Pepi hocherſtaunt.

— Baſtian von Roſenkranz! ergänzte die Wittwe.

— O, den kannte ich! ſagte Strauß. Was iſt aus ihm geworden?

— Der Edle nahm ein trauriges Ende. Er wurde urplötzlich gemüthskrank, bekam die fixe Idee, von Glas zu ſein, und packte ſich in Stroh ein, ſchluchzte die gefühlvolle Mutter.

— Lebt er denn noch? fragte Pepi.

— Nein, meine liebe Tochter, entgegnete Hermione. Dein armer Bruder, der aus unglücklicher Leidenſchaft zu einer elenden Hausmeiſterstochter, welche ihm auf offener Straße eine Backpfeife gegeben, ſich dem Trunke ergeben hatte, ſtarb kurze Zeit darauf.

— Woran? fragte Strauß voll rührender Theilnahme.

— An gebrochenem Herzen oder, wie die Wiſſenſchaft es nennt, an Eliſium-tremens, ſchloß Hermione und brach in helle Thränen aus.

— Friede ſeiner Aſche! ſagte Strauß und wandte ſich nun wieder zur Oberiſtin mit den Worten: Erſchrecken Sie nicht, Fräulein Pepi, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht blos Ihre Frau Mutter, ſondern auch Ihren überaus würdigen Herrn Vater kenne ...

— Wie? Sie kennen meinen ...

— Ja, ja, fiel ihr Strauß in's Wort, dieſer alte Seehund — verzeihen Sie, Fräulein Pepi, daß ich mich vom Zorne hinreißen laſſe, Ihren Vater einen Seehund zu nennen! — hat mich ſo oft im Leben mißhandelt, daß ich's kaum erwarten kann, ihm ...

— Was denn, fragte Pepi voll Neugier?

— Einen Theil meiner ſchuldigen Dankbarkeit abzutragen, ergänzte Strauß. Sie erlauben doch, daß ich Sie dann und wann beſuchen darf?

— So oft Sie wollen! ſagte Pepi.

Strauß ergriff ihre kleine, weiße Hand und zog ſie an den Rand ſeiner ſündigen Lippen; dann grüßte er die gemiethete Mutter und den blöden Blondin und trat ſeinen Rückzug an.

Pepi war entzückt, der Blondin beſtürzt.

## 35.

Der beſtürzte Blondin war alſo Schauſpieler.

Bevor ich mich darauf einlaſſe, das Individuum zu ſchildern, will ich eine Schilderung und Claſſification der ganzen Race verſuchen.

Nach der Anſicht eines meiner Freunde, deſſen Urtheil in dieſer Sphäre competent iſt, zerfallen die Comödianten in fünf große Familien oder Sippen:

Erſte Claſſe: Der Stolze (Roscius superbus, Cuv.) Zu dieſer Sippe gehören alle „Künſtler des erſten Ranges," und weil ſich, wie bekannt, ſelbſt der letzte Komödiant für einen Stern erſter Größe hält, ſo iſt dieſe Claſſe die zahlreichſte. All' dieſe kleinen Größen ſind darin einig, daß jeder, der Recenſionen ſchreibt und ſie, wenn auch leiſe nur, zu tadeln ſich erkühnt, ein Eſel oder Lump iſt. Der, der ſie lobt, iſt ein gutes Schaf, das in den Augen dieſer „Stolzen“ weiter nichts als ſeine „verfluchte Schuldigkeit“ thut. Für ſie iſt die Kritik blos eine Art Wichſier, der die Stiefel ihres Ruhmes putzt, ein Kalinsky, der froh ſein muß, daß der getadelte Talma ihm nicht in's Geſicht ſpeit.

Zweite Claſſe: Der Kriecher (Roscius schwanzwedulans, Cuv.) Auch ſie ſind gleich den „Stolzen“ der Ueberzeugung, daß jeder von ihnen ein verkannter Iffland oder Devrient, und daß jeder Recenſent ein ausgemachter Schafskopf iſt. Aber trotzdem, daß ſie Letztern recht gründlich verachten, ſpielen ſie ihm gegenüber den Beſcheidenen und Lernbegierigen. — Ich bin Ihnen für die kleinen Fehler, auf welche Sie mich aufmerkſam gemacht, außerordentlich dankbar! ſagen ſie, und ich verſpreche Ihnen, dieſe Fehler abzulegen. Hinterm Rücken des Recenſenten aber pfeifen ſie ganz anders. Was der Eſel ſich einbildet! Unſer Einer muß das beſſer wiſſen!

Dritte Claſſe: Der Aengſtliche (Roscius tremulans, Cuv.) Sie zittern, ſagt der große Cuvier, den ich hier faſt wörtlich wiederhole, vor jeder Kritik und leſen keine ohne Herzklopfen. Sind ſie gelobt, dann fällt ihnen ein Mühlrad von der Bruſt, dann ſchnappen ſie tief Athem und rufen: Gott ſei gelobt! Aber wittern ſie einen Tadel, dann ſchleudern ſie entſetzt das Blatt in den entfernteſten Winkel und laufen davon.

Vierte Claſſe: Der Gleichgiltige (Roscius aularis, Cuv.) Zu dieſer Sippe gehören die Phlegmatiker, die, meiſt lebenslänglich angeſtellt, ſich an jedem Erſten regelmäßig ihre Gage holen und quartaliter nur eine Recenſion leſen. Finden ſie ſich gelobt, dann ſagen ſie gleichgültig: „Bah!“ und laſſen es liegen; aber ſind ſie getadelt, dann ſagen ſie: „Pah!“ und ſtecken es ein (das Blatt nämlich).

Fünfte Claſſe: Der Abgeſtumpfte (Roscius Rhinoceros, Linné; Dickfellus flagellosuetus, Cuv.) Zu dieſer Kategorie gehören diejenigen, die durch die fortwährenden Bambusrohr-Hiebe der Kritik ſchon dergeſtalt abgekühlt ſind, daß ihre Künſtlerhaut Hornſchwielen bekommen hat. Dieſe leſen niemals eine Kritik und prahlen damit, ſobald ſie lebenslänglich angeſtellt ſind. Nur in fremden Städten, wo ſie Gaſtrollen geben, ſetzen ſie ſich mit den Recenſenten auf den Viſitencomment.

Dies, geliebter Leſer, ſind die Comödianten. Aber eine nicht minder abgeſchmackte Race iſt die der Recenſenten.

Dieſe Claſſe zerfällt in zwei Sippen:

Die erſte Claſſe: Der Beſtechliche (Aristarchus corruptibilis, Cuv.) und zweite Claſſe: Der Unbeſtechliche (Rara avis, Linné; Aristarchus incorruptibilis, Cuv.).

Die Zahl der Species zweiter Claſſe verhält ſich zu jener der erſten Claſſe wie eins zu neun.

Der beſtechliche Recenſent ſagt: Meine Zeit iſt mein Geld! Verliere ich mein Geld dadurch, daß ich Dich lobe, ſo biſt Du mir von Gott und Rechtswegen irgend eine Entſchädigung ſchuldig. Bezahlſt Du nicht, dann ſchweige ich!

Ich, für meinen Theil, kann ſo ziemlich Alles bis auf zweierlei begreifen. Das, was mir aber geradezu unbegreiflich iſt, ſind zwei Gattungen von Menſchen:

1. Jene, welche heutzutage noch Recenſionen leſen und

2. Jene, welche heutzutage noch Recenſionen ſchreiben.

Letztere verdienen für die unermüdliche Ausdauer, mit welcher ſie ſich dieſer undankbaren Arbeit unterziehen, wie Herkules für die Stallreinigung des weiland Augias, mit Keule und Löwenhaut abgebildet und göttlich verehrt oder als unheilbare Narren in Zwangsjacken geſteckt und auf Actien öffentlich erſäuft zu werden. — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren zu Fräulein Pepi zurück.

Der junge Menſch, der ihr, wie ſie vorgab, kleine Rollen einſtudirte, gehörte zur dritten Claſſe des Cuvier'ſchen Syſtems, zur Sippe der Aengſtlichen. Denn er war erſt neunzehn Jahre alt und bekleidete das Rollenfach der fünften Liebhaber, die damit debütiren, daß ſie Briefe und in Ermangelung derſelben auch Stühle herausstragen und in Folge ihrer Blödigkeit weit häufiger über die eigenen Herren Füße als über die Beine Anderer zu ſtolpern und bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe das Stichblatt allgemeinen Gelächters zu ſein pflegen.

Er hieß Joſeph und ſchielte ſehr. Auch war er nebenbei etwas eiferſüchtig.

Als Joſeph bemerkte, wie entzückt Pepi von dem Beſuche war, welcher ſie ſoeben verlaſſen hatte, regte ſich in ihm der Satan der Eiferſucht. Er ſeufzte und ſtarrte mit dem rechten Auge den linken ſeiner mit großer Sorgfalt gewichſten Stiefel an.

— Was iſt Ihnen denn? fragte Pepi.

— Nichts, ſtöhnte Joſeph und blickte nun mit dem linken Auge auf den rechten ſeiner Stiefel hin.

— Aber, lieber Gott, warum ſchauen Sie denn ſo ſchwermüthig Ihr Geſtell an? fragte Adelgunde von Roſenkranz. Sind Sie ſchon wieder einmal eiferſüchtig?

— Pfui, ſchämen Sie ſich, junger Mann, fügte aus eigenem Antriebe die gemiethete Mutter hinzu.

— Schweigen Sie, Mama! rief Pepi. Sie geht das gar nichts an!

— Aber, Kind, fragte Hermione, wozu bin ich denn Mutter?

— Gehen Sie in Ihre Kammer und bleiben Sie dort ſo lange, bis man Sie rufen wird, ſprach die zärtlichſte der Töchter und warf der ehrwürdigen Mama einen Blick zu, der, in Worte überſetzt, ſoviel zu ſagen ſchien als: Hier haben Sie nichts zu ſuchen!

Frau von Roſenkranz folgte dem Befehle.

Pepi ergriff die Hand des jungen Mannes, zog ihn auf's Kanapee, ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und fragte ihn:

— Wie lange kennen wir uns ſchon?

— Morgen werden es gerade vier Wochen!

— Und während dieſer Zeit habe ich Ihnen wohl ſchon hundertmal geſagt: Vor allen Dingen, guter Joſeph, müſſen Sie ſich bemühen, zwei ungeheuer große Fehler abzulegen; erſtens: müſſen Sie nicht blöde, und zweitens: nicht eiferſüchtig ſein. Schon oft haben Sie mir verſprochen, ſich zu beſſern; aber noch immer ſind Sie der Alte!

— Ich werde nicht mehr blöde ſein, ſagte Joſeph und wagte es zum erſten Male, ſeinen Arm um ihre weſpenſchlanke Hüfte zu ſchlingen.

In demſelben Augenblick ertönte die Thürklingel.

— Schade, daß man uns ſtört! ſagte Pepi und erhob ſich.

— Am Ende iſt es Herr von Leim? meinte der zitternde Joſeph.

— Nein, nein, mein Vater beſucht mich nur Abends. Ich erwarte einen andern Beſuch . . .

— Soll ich gehen oder bleiben? fragte der fünfte Liebhaber.

— Bleiben Sie, Joſeph! Der, den ich erwarte, iſt nur ein Recenſent. Er ſchreibt für den „Sammler" und hat mir verſprochen, mich zu loben, wenn ich ihm erlauben will, mich dann und wann beſuchen zu dürfen. Und ich habe es ihm erlaubt!

Die gemiethete Mutter, die dem Klingelnden die Thür geöffnet hatte, trat ein, um ihrer Tochter den Namen des Beſuchs in's Ohr zu raunen.

— Laſſen Sie ihn eintreten, ſagte Pepi.

## 36.

Der neue Beſuch war alſo Recenſent.

Da ſein Name (es iſt unmöglich, ſich alle Leute zu merken, welche Recenſionen ſchreiben) unſerm Gedächtniſſe entſchwunden iſt, ſo wollen wir ihn ohne Umſtände Heupferd nennen.

Herr von Heupferd (er hatte Göthe ſtudirt und ſich wohl gemerkt, daß nur Lumpe beſcheiden ſind) hielt ſich für ein Genie, weil er in Jean Paul's „Vorſchule der Aeſthetik“ einen ziemlich großen Vorrath von Kunſtausdrücken aufgegabelt hatte, mit welchen er beſtändig um ſich warf. Er lebte, wie faſt jeder dieſer Glücklichen, in der Einbildung, daß nur Er Recenſionen zu ſchreiben verſtehe, daß nur ſein Urtheil maßgebend, jedes andere aber geiſtloſes, fades, windgefülltes Geſchwätz ſei. Und ſo geſchah es, daß er nach ſeiner Anſicht der Gefürchtetſte aller Gefürchteten, der Attila der Wiener Couliſſenwelt war. Alles, was er

en „Sammler“ ſchrieb, unterzeichnete er mit
eiden Buchſtaben P. P. Im Uebrigen war er
eun Jahren unbeſoldeter Praktikant bei der un-
hen Hofkanzlei und derjenige, welcher dem alten
nheimer die ſeltene Wanze und die bewußte
ödie zugeſchickt hatte.
epi empfing ihn mit großer Zuvorkommenheit.
ahm Platz, legte ein Bein über das Andere,
e ſich auf dem Stuhle und ſagte mit jener An-
ng, die eben nur ihm eigen war:
– Ich habe Ihnen verſprochen, Sie unter die
l meines einflußreichen Schutzes zu nehmen. Das
eſchehen, jedoch nur unter einer Bedingung . . .
– Was ſoll ich thun? fragte Pepi.
– Sie müſſen noch heute auf den „Sammler“
meriren, damit Sie Alles leſen, was ich ſchreibe.
er morgen erſcheinenden Nummer unſerer Zeit-
, welche fünftauſend Abonnenten hat, werden
inden, wie ich die neue Lokalſängerin, die geſtern
aſt aufgetreten iſt, zugerichtet habe.
– Sie gefiel dem Publikum, meinte Pepi.
– Aber mir nicht, ſagte Herr von Heupferd, ſich
em Stuhle ſchaukelnd. Dieſe Krones, ſage ich
n, hat keinen Funken von Talent. Ich habe ſie

dergeſtalt heruntergeriſſen, daß morgen Früh kein Hund einen Biſſen Brot von ihr nehmen wird.

— Und warum haben Sie das gethan? fragte die Novize.

— Warum? Das will ich Ihnen ſagen. Für's Erſte iſt ſie ſehr arrogant, zweitens hat ſie nicht auf den „Sammler“ pränumerirt und drittens …

— Und drittens? fragte Pepi voll Wißbegier.

— Drittens … fuhr Herr von Heupferd fort, verlor das Gleichgewicht und fiel mitſammt dem zerbrechenden Stuhle auf dem Fußboden nieder.

Pepi fing ſchadenfroh zu lachen an.

Ihre beiden Schooßhündchen, erſchreckte Zeugen des plötzlichen Sturzes, warfen ſich bellend auf den großen Dramaturgen, der im Niederfallen das Unglück hat, ſeinen künſtlichen Haarboden zu verlieren. Die kaſtanienbraune Perücke wird ein Spielball der knurrenden Hunde, die ſich ihre Eroberung gegenſeitig ſtreitig machen.

Heupferd erhebt ſich. Er beſitzt wenigſtens ſo viel Takt, um ſich zu ſagen, daß es in ſolchen Fällen rathſam iſt, zum böſen Spiele möglichſt gute Miene zu machen.

Lachend entreißt er den Hunden die arg zerzauſ'te

Beute, pflanzt ſich mit erzwungener Heiterkeit vor den Spiegel, bedeckt die Blöße ſeines Schädels, ordnet ſeine Perücke und fragt die Choriſtin, die nicht aus dem Lachen kommt:

— Wiſſen Sie, Liebe, was ich thun werde?

— Na, was denn? fragte Pepi.

— Noch heute, kleiner Schadenfroh, werde ich ein Gedicht darauf machen!

— Ei, machen Sie denn auch Gedichte?

— Naive Frage! Wer, Liebſte, macht jetzt nicht Gedichte?

— Ich habe noch keins von Ihnen geleſen, bekannte das aufrichtige Kind.

— Das begreife ich, meine Beſte! Amandus von Heupferd gehört nicht zu jenem literariſchen Pöbel, der Alles, was er ſchreibt, gleich brühwarm drucken läßt. Ich zähle mich zur Crême der Literatur, zu jenen Cavalieren der Poeſie, die einen gewiſſen Stolz darauf legen, von ſich ſagen zu dürfen:

„Ich mache Verſe zwar,
Doch laſſ' ich ſie nicht drucken;
Ich bin ein Cavalier
Und habe meine Mucken.

— Sie haben alſo Mucken? fragt Pepi.

— Viele, ſehr viele, ſchönes Kind! Unter Andern

ſchreibe ich auch Theaterſtücke; doch werde ich mich n
ſo tief erniedrigen, ſie jemals aufführen zu laſſen, der
heutzutage ſchreibt ja jeder Parapluie- und Handſchu
macher, jeder Schornſteinfeger und Laternenanzünd
für die Bretter, „die die Welt bedeuten.“ Was ab
ſchreibt dieſer vielköpfige Pöbel? Schund, ſage
Ihnen, nichts als Schund! — Nun aber muß ich S
verlaſſen. — Vergeſſen Sie nicht, auf den „Sammle
zu abonniren und verſäumen Sie nicht, das zu leſ
was ich über dieſe Krones geſchrieben habe. Die Aerm
iſt verloren für Wien! Uebermorgen kräht kein Ha
um ſie! Sie ſoll einpacken und hingehen, wo
hergekommen iſt. Die gute Stadt Preßburg ſch
uns leidlichen Zwieback, aber höchſt ungenießbare
mödianten! Dieſe kokette Krones! Ich ſage Ihn
ſie hat keine Spur von Talent! Und nun Adi
meine kleine Pepi! Nächſtens einmal wollen wir
leben. Auf Wiederſehen, ſpricht Heupferd und g

Pepi aber legt ihren linken Daumen an ihr Stum
näschen und denkt bei ſich:

— Na, wenn jeder Recenſent ſo langweilig,
geſchmackt und dumm wie dieſes Heupferd iſt, d
wird Keiner von Allen mir je gefährlich werden.

## 37.

Am Abende deſſelben Tages empfing Pepi den Beſuch ihres ſogenannten Vaters.

Der Leſer kennt dieſen Herrn Leim, aber nur oberflächlich. Da dieſer würdige Staatsbürger jetzt mehr in den Vordergrund tritt, wird eine nähere Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit hier nicht am unrechten Platze ſein.

Der ehemalige Buchbinder und nunmehrige Rentier hatte die Geſtalt eines Nußknackers in vergrößertem Maaßſtabe. Seine trichterförmige Naſe, ſeine flaſchengrünen Mopsaugen, ſein aufgeworfener Mund, ſeine dicken Ohrwaſchel, ſein von vielem Märzbier aufgeſchwemmter Bauch, ſeine kurzen eingebogenen Dachsbeine und die mit hervorragenden Winterbeulen garnirten Plattfüße drückten ſeiner ganzen Erſcheinung den Stempel präadamitiſchen Spießbürgerthums auf.

Der gute Leim, der noch vor wenigen Jahren den häuslichen Familienvater geſpielt und, wie man zu ſagen pflegt, kein Waſſer getrübt, hatte ſeit dem Augenblick, in welchem er ſich von ſeinem Geſchäfte zurückgezogen, die Maske der echtbürgerlichen Solidität abgeſtreift und die ganze Lebensweiſe eines alten Roués

angenommen. Aus Tartuffe war ein [illegible] Juan ge-
worden.

Auf dem „Graben“ lief er allabendlich jeder Schürz
nach, die ihm einen jener Blicke zuwarf, wie ſie eben
nur zwiſchen dem Stephansplatz und dem Kohlmark
an der Tages- oder, richtiger geſagt, an der Abend
ordnung ſind.

Wir gönnen Jedem ſeine Freude und ſind wei
entfernt, uns als erzürnten Sittenrichter aufzuwerfe
über jene Pilgerſchaar, die dort auf- und abwandel
um Young'ſche Nachtgedanken anzuſtellen über d
Wunder des geſtirnten Himmels und über die neueſte
Moden der Abendtoiletten. Junge Roués giebt
überall. Jugend muß austoben, ſagt ſchon Dingsd
Kein Wort alſo über jene jugendlichen Taugenicht
die ſich auf dem „Graben“ ihre Hörner und Stie
ablaufen; wenn aber da und dort auch ein alter Ta
genichts auftaucht, wenn ein Lovelace mit grau
Haaren und dem Zipperlein, mit hochaufgekrempelte
Rockkragen und tief in's Geſicht gedrücktem Hu
wenn ein ſo uraltes Kameel, wie dieſer lendenlah
Leim, ſich in die Arena leichtſinniger Jugendſün
hineinwagt, dann grabenbeſuchender Leſer, dann ſchw
auch mir der Kamm, dann wandelt mich ein unabw

bares Gefühl von ungeheurer Ironie und kannibaliſcher Malice an, dann, Freund, möchte ich jedem dieſer Trottel das Lied nachſingen:

„Juter Mond, du jehſt ſo ſtille"

und dem „guten Monde" dabei ſo herzhaft auf die Füße treten, daß der alte Schwede Hören und Sehen vergißt und nur noch an ſein Zipperlein denkt.

Der alte Sünder Leim hatte die junge Mündel des Hausmeiſters, bald nach deſſen Tode, im Sperlſaale kennen gelernt und ſeine Sache ſo geſchickt einzufädeln gewußt, daß Pepi darauf eingegangen war, ihm ſchon am folgenden Morgen — es war Sonntag — ein Stelldichein im Belvedere zu geben.

Belvedere! O fürchte nicht, mein grundgütiger Leſer, daß ich auch hier — wie im Augarten — eine bunte Reihe ſentimentaler Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart anzuknüpfen mich erdreiſten werde. Man darf ſich ſo was nicht zwei Mal erlauben! —

Pepi alſo hatte dem alten Leim ein Rendezvous im Belvedere gegeben. Alles Uebrige fand ſich von ſelbſt.

Pepi war ſeitdem die Aſpaſia eines Mannes, der, zufällig kein Perikles, den jungen Backfiſch auf Händen trug und ihm monatlich, außer freier Wohnung, auch noch fünfzig Gulden Nadelgelder gab.

Liebe macht den Geizhals zum Verſchwender. Der ci-devant Buchbinder ſchenkte ihr gleich in den erſten vier Wochen zwei ſeidene Kleider, einen (unechten) Shawl, einen Schleier, einen Strohhut, eine vergoldete Lorgnette (Falſtaff nennt das „Stecher") und — was ihr das Liebſte war! — eine alte Guitarre, die er für ſie auf dem „Tandelmarkt" erſtanden hatte.

Peri war über all dieſe „koſtbaren" Geſchenke dergeſtalt entzückt, daß es Augenblicke gab, in denen ſie das Gefühl, welches eben nur Dankbarkeit war, thöricht genug für Liebe hielt. So oft im Leben täuſcht man Andere, daß es erlaubt ſein muß, ſich dann und wann auch ſelbſt zu täuſchen.

— Leim, ſagte ſich die Mündel des Hausmeiſters, iſt zwar nicht jung, Leim iſt zwar nicht ſchön, aber Leim hat Geld, und ein Mann, welcher Geld hat, iſt niemals ganz zu verachten!

Dieſe Philoſophie war alſo 1822 ſchon ebenſo angebaut als heutzutage. Die Welt mag ſich ändern; die Menſchen aber bleiben ſtets dieſelben!

Ferner ſagte ſich die kluge Peri:

— Geſetzt, es käm' eine Zeit, wo dieſer Alte Dir nicht mehr gefällt, dann giebſt Du ihm den Laufpaß und ſuchſt Dir einen Andern, der Dir mehr zuſagt.

Beim Andern dachte ſie an Strauß. Doch in Ermanglung dieſes Straußes, der für ſie verſchwunden geweſen war, warf ſie ihr Auge auf den jugendlichen Liebhaber, deſſen Schüchternheit ihr Anfangs ſehr zu gefallen ſchien. Les extrêmes se touchent! ſagte Buffon oder irgend ein anderer Franzoſe, dem die Macht der Gegenſätze bekannt war.

Leim dagegen ſagte ſich:

— Pepi iſt jung, Pepi iſt ſchön; ich werde mit meinem alten Kegelſchub-Kameraden Sartory ſprechen; durch ihn wird Pepi, beim Theater engagirt, eines Tages eine große Künſtlerin werden und mir Alles, was ſie jetzt mich koſtet, dankbar zurückzahlen; denn das hat ſie mir heilig verſprochen! Wohlthun trägt Zinſen! Einſtweilen aber amüſire ich mich und hole jetzt in meinen alten Tagen Alles nach, was ich in meiner Jugend, als noch der Knüppel beim Hunde lag, leider verſäumt habe.

Der alte Sadducäer war alſo nicht ganz ſo einfältig, als er ausſah. Er ſpielte quasi eine Doppelrolle: den zärtlichen Vater und leidenſchaftlichen Liebhaber. Allabendlich beſuchte er ſeine Tochter, allabendlich gab er ihr gute Lehren, allabendlich ging er entzückt nach Hauſe und wiederholte ſich unterweges wohl hundertmal den alten Satz:

— Wohlthun trägt Zinſen: warum alſo ſoll ich nicht wohlthun???

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt! —

## 38.

Eines Morgens, als die beiden Stubengenoſſen, Strauß und Lanner, ſchon zum dritten Male berathſchlagen, auf welche Weiſe jener tugendhafte Staatsbürger Leim, der ſeinem ehemaligen Lehrlinge ſo manches unverdiente Kopfſtück gegeben, dafür nachträglich am Empfindlichſten zu beſtrafen ſei, tritt ein Briefträger ein.

— Wer von Ihnen heißt Strauß? fragt der Poſtbote.

— Ich, ſagt der Eigenthümer dieſes damals noch ganz obſkuren Namens, der mit aufgeklapptem Hemdekragen und ſtiefmütterlich eingeſeiftem Geſichte vor einem kleinen, eirunden, am Fenſterkreuze angebrachten Raſirſpiegel ſteht, um die Stoppeln ſeines Bartes abzumähen.

— Hier iſt ein Brief an Sie!

— Woher? fragt Strauß, mit dem linken Daumen ſeine Naſe in die Höhe drückend.

— Von der Stadtpoſt! ſagt der Briefträger.

— Zahle für mich, ſpricht der Eingeſeifte zu ſeinem jungen Freund, der, erſt halb angekleidet, ſich ſeine Stiefel anzieht.

Lanner zahlt. Nachdem der Poſtbote ſich entfernt hat, ſpricht Strauß zu ſeinem Freunde:

— Was wird's ſein? Gewiß wieder ein einfältiger Mahnbrief!

— Ich glaube nicht, Bruderherz. Die Mahnbriefe ſehen ganz anders aus. Ich hätte Luſt zu wetten dieſer da ſcheint mir ein Liebesbrief!

— Liebesbrief? wiederholt Strauß, den dies Wort ſo allarmirt, daß ſeine Hand zu zittern beginnt.

— Dies Billetchen duftet wie ein Veilchen ...

— Potz Blitz, Du machſt mich neugierig! Während ich mich raſire, kannſt Du das Ding mir vorleſen.

Lanner erbricht das Billet und lieſ't.

— Na, wer ſchreibt denn an mich?

— Sagt ich's nicht gleich? Eine Dame!

— Eine Dame? Und ihr Name?

Lanner wirft einen Blick auf die Unterſchrift und ſchüttelt den Kopf.

— Höre Mohrenſchädel, das iſt ein ganz kurioſer Name, ein wahrer Ausbund von Namen!

— Wieſo? fragt Strauß, ſich umwendend.

— Er iſt meiner Seel' faſt unausſprechlich!

— Warum?

— Weil er ſo polizeiwidrig fremdartig und dabei ſo unanſtändig . . .

— Unanſtändig?

— Laß mich ausreden: ſo unanſtändig lang iſt, daß er ſich nur ſylbenweiſe herausbuchſtabiren läßt. Ich habe, ſo lange ich lebe, noch nie einen ſo verwutzelten Namen gehört.

— Na, wie heißt denn die Frau? fragt Strauß, deſſen Neugier von Sekunde zu Sekunde wächſt.

— Für's Erſte heißt ſie Eudoxia.

— Der Name gefällt mir. Meine Mutter kannte eine Greißlerin, die, wenn ich nicht irre, ebenſo geheißen hat. — Aber wie nennt ſie ſich denn ſonſt noch?

— „Eudoxia, Fürſtin . . .“

— Fürſtin? wiederholt Strauß und ſchneidet ſich vor Ueberraſchung faſt die halbe Unterlippe ab.

— „Fürſtin,“ warte, jetzt fange ich zu ſyllabiren an: „Fürſtin Ut-re-mi-fa-ſol-la-ſi . . .“

— Iſt er denn noch länger?

— O mindeſtens noch einmal ſo lang! „Eudoxia Fürſtin Ut-re-mi-fa-ſol-la-ſi-mo-no-to-no ...“

— Nimmt er denn noch kein End'?

— Nun hat der Kerl mich im beſten Buchſtabiren geſtört. Jetzt muß ich noch mal von vorn anfangen: „Eudoxia Fürſtin Utremifaſollaſimonotonoponowitſch!

— Höre, das iſt ja ſein vermaledeit-langer Name!

— Das ſag' auch ich! Wie kann denn eine Frau ſich unterſtehen, einen Namen zu führen, der ſo groß wie die halbe „Jägerzeil“ iſt?

— Und was will denn das langnamige Ungeheuer?

— Höre, Glückspilz! ſagt Lanner und lieſ't:

„Junger Mann!

Eine Ruſſin, welche kurzweilige Abenteuer, aber keine langen Umſchweife liebt, wünſcht Ihre, in mehrfacher Beziehung nicht unintereſſante Bekanntſchaft zu machen.“

— Meine Bekanntſchaft? fragt Strauß, ſich das Kinn abtrocknend.

— Na, welche denn ſonſt, als die Deinige?

— Und iſt das Alles, was ſie ſchreibt?

— Höre weiter! „Seit vier Wochen fühlt ſie ſich im fremden Wien ſo einſam und verlaſſen, daß ſie ſchon längſt wieder abgereiſ't wäre, wenn die Geſchäfte ihres Gemahls ſie nicht noch mindeſtens ſechs bis acht Wochen hier zurückhielten.“

— Fürſtin Eudoxia iſt alſo verheirathet!

— Deſto beſſer, interpretirt der Flachskopf. „Fürſt“ — jetzt kommt wieder der niederträchtige Name …

— Springe darüber weg und lies weiter …

— „Fürſt Utremi und ſo weiter aber iſt ein Tyrann, ein Othello, „ein bengaliſcher Tiger“ … Das dachte ich mir …

— Denke Dir nichts und fahre fort, denn ich ſtehe auf Kohlen …

— „Ein bengaliſcher Tiger, deſſen Eiferſucht ihn eben ſo gefährlich als unerträglich macht. Man bedauert alſo, daß man Sie nicht in dem Gaſthofe, wo man wohnt, empfangen kann. Aus dieſem Grunde erſucht man Sie, ſich morgen Früh zwiſchen Zehn und Elf im Paradiesgarten einzufinden. Die Dame, die Sie dort mit Sehnſucht erwartet, wird eine ſchwarze Atlasrobe, einen blauen Caſhemir und eine Granatenblüthe auf dem weißen Crepphute tragen. Sie werden geliebt! Ihr Glück, junger Mann, iſt gemacht!“

— Und dann?

— Folgt die ſieben-Viertel-Meilen-lange Unterſchrift.

— Und was ſagſt Du dazu?

— Was ich dazu ſage? wiederholt Lanner mit ſchlecht verhehltem Neide. Ich glaube, daß irgend ein guter Freund ſich den Spaß gemacht hat, Dich auf den Leim zu führen. Ich, in Deiner Stelle, würde auf dieſen Zopf nicht anbeißen.

— Aus Dir ſpricht der blaßgrüne Neid! Du biſt wüthend darüber, daß ich bei den Weibern mehr Glück mache als Du!

— Der Kerl hat ein Viechglück! ſagt Lanner, die Zähne zuſammenknirſchend und ſich mit der Hand auf die Stirn ſchlagend. Jetzt laufen ihm ſogar ſchon ruſſiſche Fürſtinnen nach.

— Und warum wundert Dich das? Betrachte zum Beiſpiel meinen Wuchs!

— Er iſt nicht größer als ein I-Tüpfel!

— Bewundere die Fülle meines blendend ſchwarzen Haares!

— Ein echter Barockenhanſel!

— Und vollends wenn ich raſirt bin! Wer kann mir dann widerſtehen? Morgen früh alſo erwartet mich Fürſtin Eudoxia, die Unausſprechliche!

— Und Du willſt alſo wirklich hingehen?

— Natürlich! Oder glaubſt Du etwa, daß ich ſo dumm wie damals ſein und, ſtatt ſelbſt zu kommen, einen Andern und vielleicht gar Dich hinſchicken werde? Derlei Geſchäfte beſorge ich jetzt ſelbſt!

— Meinetwegen! Um die da beneide ich Dich nicht! Eine Frau, die einen bengaliſchen Tiger zum Manne und einen Namen hat, den kein ehrlicher Menſch ausſprechen kann, ohne zehnmal darüber zu ſtolpern, kann mir geſtohlen werden. Ich in Deiner Stelle ließe ſie laufen. Ich habe Dich gewarnt; mache, was Du willſt!

— Sie heißt Eudoxia und liebt mich. Mehr brauche ich vor der Hand nicht zu wiſſen, ſagte Meiſter Strauß und vollendete nun ſeine Toilette.

Lanner warf das Billet-doux wüthend auf den Tiſch und rief neiderfüllt:

— Unſer Einer hat niemals ſolch ein Glück!

## 39.

Nachdem Lanner ausgegangen iſt, um in Jünglings Kaffeehauſe ſeine „Melange“ zu frühſtücken, lieſt Strauß die Einladung ſeiner ruſſiſchen Anbeterin und übt ſich im Ausſprechen ihres fremdartigen Namen.

— Bei Licht betrachtet, ſagt er zu ſich ſelbſt, iſt der Name gar nicht ſo ſchwer auszuſprechen, als Lanner ſich einbildet. Die erſten ſieben Sylben ihres Namens ſind die Aretiniſche Tonleiter: Ut—re—mi—fa—ſol—la—ſi— und die letzten ſieben mo—no—to—no—pho—no—witſch laſſen ſich am Ende eben ſo leicht auswendig lernen, als manches Andere. Der verzwickte Name alſo ſoll mich nicht abhalten, der Einladung dieſer vierzehnſilbigen Fürſtin Gehör zu ſchenken. Bin ich einmal mit ihr bekannt, dann nenne ich ſie ohnehin nur Eudoxia. — Das Einzige, was mich bei dieſem neuen Abenteuer noch ein Kleinwenig beunruhigt, iſt der Mann meiner Fürſtin, der Othello, der bengaliſche Tiger! Heute Nacht träumte ich von einem hungerigen Wolfe, der mich im Wurſtelprater überfiel. Ich hatte nichts bei mir, als ein chemiſches Feuerzeug. Ich machte Licht und ſteckte der zudringlichen Beſtie ein brennendes Schwefelholz in die Naſe. Der Wolf entfloh . . . ich war gerettet. Aber wenn ich mir dieſen ſonderbaren Traum mit dieſer ſonderbaren Einladung zuſammenreime, dann ſehe ich darin eine Art Fingerzeig, letzterer nicht zu folgen. Denn ſo ein ruſſiſch-bengaliſcher Tiger iſt manchmal noch weit blutdürſtiger als ein ausgehungerter Wolf. Was thun? Soll ich oder ſoll ich nicht? Ich werde mir die Sache überlegen, ſagte Strauß, griff nach ſeiner Geige und improviſirte, mit Eudoxia beſchäftigt, einen jener unbeſchreiblich reizenden Walzer, durch di er zehn Jahre ſpäter, als unumſchränkter Souverain, die ganze Tanzwelt von der Donau bis zur Spree von der Oder bis zur Memel, von der Memel bis zum Rheine, vom Rheine bis zur Seine beherrſchte.

Schon damals übte ſeine Geige einen eigenthümlichen Zauber aus. Sie war ein muthwilliger Tauſendſaſa, der die Gabe beſaß, uns Boccaccio'ſche Novellen, Perrault'ſche Feenmärchen, Raimund'ſche Zauberpoſſen vorzuſchwatzen. Jeder ſeiner Walzer iſt ei Decameron der witzigſten Melodien und fröhlichſte Rhythmen: jede ſeiner Melodien iſt eine ausgelaſſe heitere Colombine, jede ſeiner Rhythmen ein hüpfender, ſpringender, pirouettirender Arlequin. Jede ſeine muſikaliſchen Novellen hat, wie der arabiſche Hadſchi eine berauſchende Kraft, die uns in halbwachen Schla und in wunderholde Träume wiegt.

Seine Geige gleicht jener anmuthigen Scheherazad die ihrem Gebieter die Mährchen aus „Tauſend un Einer Nacht" in's Ohr flüſtert. Das Ohr badet ſi in einem Meere roſenfarbener Töne; die Seele durch hatte, ſo begannen jetzt ſchon die erſten Siege des jungen Miltiades-Strauß den Schlaf des älteren Themiſtokles-Lanner zu beunruhigen, denn Letzterer ahnte es früher als jeder Andere, daß Strauß der Mann war, der den Ruhm ſeines Meiſters überſtrahlen und endlich ganz verdunkeln werde.

Lanner verhält ſich zu Strauß wie Cimaroſa zu Roſſini. Die Kenner werden ſagen, daß der Schöpfer der „heimlichen Ehe" durch die große Einfachheit der Mittel, die er zur Erreichung ſeines Zieles anwendet, höher ſtehe als der Urheber des „Barbier von Sevilla," der mehr durch die glänzende Schale als durch den innern Kern Alles für ſich einzunehmen weiß; die große Maſſe aber wird eine einzige Nummer des durch und durch genialen „Figaro" lieber hören, als die beiden Akten des bei aller Schönheit doch etwas philiſterhaft-einförmigen „Matrimonio segreto."

Als der liebe Gott Anno 1792 in roſenfarbener Laune den Schwan von Peſaro, Joachim den Großen, Roſſini den Einzigen ſchuf, blieb ihm vom Teige, woraus er ihn geknetet hatte, noch ein Klümpchen übrig, das er trällernd bei Seite ſchob und ſich nicht mehr darum bekümmerte. — Zwölf Jahre ſpäter, als unſer Herrgott wieder bei Roſſini'ſcher Laune war und, ſeine ſchöne Welt betrachtend, ein leiſes Gaudeamus igitur ſang, da fing das bei Seite geſchobene und ganz und gar vergeſſene Klümpchen im Dreiachteltakte zu hüpfen und zu tänzeln an und bat den gnadenſpendenden König und Herrn des unermeßlichen All's, den weiſen Schöpfer jener Milliarden Wunder, die man Welt nennt: „Ach lieber, guter, großer, barmherziger Gott, willſt Du denn nicht ſo gut ſein, auch aus mir Etwas zu machen?“ — „„Bon!““ ſagte der Ewige, nahm das Roſſini-Reſtchen, hauchte ihm göttlichen Odem in die Naſe und himmliſche Melodie ins Ohr und ließ das Klümpchen auf die Erde fallen. Und ſo kam Strauß zur Welt!

Ich weiß nicht, welcher Wiener den blonden Lanner den „Hogarth des Walzers“ getauft hat. Der Vergleich iſt gar nicht übel.

Aber mit ähnlichem und vielleicht noch größerem Rechte läßt ſich Meiſter Strauß mit Meiſter Watteau vergleichen. Viele ſeiner Walzer ſind humoriſtiſche Genrebildchen, heitere Carnevalsſcenen, pikante Dorfgeſchichten, wie ſie jener Paul de Kock der franzöſiſchen Maler für die Wände der frivolen Luftſchlöſſer der Frau von Pompadour erfunden hatte.

Wenn man Roſſiniſche Melodie mit Watteau'ſchen

Farben und Carlo Gozziſcher Laune miſcht, dann erhält man einen Walzer von Strauß.

## 40.

Unſer kleines Roſſini-Reſtchen befand ſich den ganzen Tag über in großer, leicht erklärlicher Unruhe. Fürſtin Eudoxia ſpukte in ſeinem Kopfe. Er malte ſich die ruſſiſche Dame, die ihn am folgenden Morgen im Paradiesgarten kennen zu lernen begierig war, mit ſolchen Farben aus, daß ihm das Waſſer im Munde zuſammenlief.

— Wenn nur das Wetter ſchön bleibt, ſagte er und guckte dabei nach den Wolken, deren Bläue nichts zu wünſchen übrig ließ. Aber wenn's morgen zwiſchen Zehn und Eilf zufällig regnen ſollte, dann wird meine Freude zu Waſſer, denn ich habe keinen Regenſchirm, und auch Lanner's Caſſe hat ſich bis jetzt noch nicht zur Höhe eines Parapluies erheben können. Aber Gott wird ſchon helfen! Lanner ſagt ja immer, ich ſei ein Glückskind, und ich ſelber fange an, daran zu glauben, denn wie wäre es ſonſt möglich, daß eine ruſſiſche Fürſtin mir ſo ganz aus heiler Haut ihre Liebe anträgt? Wo zum Teufel muß dieſe gute und allem

Anſcheine nach höchſt verliebte Eudoxia mich geſehen und ſich in mich verliebt haben? Sollte ſie an jenem Abende, wo ich das Schwein gewonnen, ſich nach Lerchenfeld, in das idylliſche Leben der „goldenen Bretzen," verirrt haben? Warum nicht? So eine Fremde will Alles ſehen, Alles kennen lernen, warum nicht auch Lerchenfeld? Wenn's morgen Früh nur nicht regnet!

Mittags ſpeiſ'te er im Dominikaner-Keller. Dort traf er ſeinen Freund Lanner.

— Dieſer Windbeutel, dachte er bei ſich, ſieht heute ſo übermüthig vergnügt und heiter aus, daß ich ihm einen kleinen Floh in's Ohr ſetzen muß.

Strauß las den Speiſezettel und dachte nach, wie er ſeinen Stubenkameraden, der ihn ſchon hundertmal gefoppt, auch einmal con amore myſtificiren könne.

— Höre, ſagt er plötzlich zu Lanner, der dicht neben ihm ſitzt und ſein „Huhn mit Paprika" verſchlingt, wo warſt Du denn heute Morgen?

— Ich war . . . halt . . . das ſag' ich nicht!

— Du biſt wohl krank und haſt was eingenommen?

— Wieſo? fragt Lanner, den Hühnerflügel abnagend.

Statt der Antwort legt Strauß ſeine Naſe auf Lanner's Rockärmel und beſchnüffelt ihn mit ſolchem Widerwillen, daß der Beſchnüffelte ihn verwundert anſieht.

— Was ſoll das? fragt der Flachskopf.

— Zum Teufel, wie riechſt Du denn?

— Ich rieche? fragt Lanner.

— Abſcheulich! Niederträchtig! Unausſtehlich! Du riechſt wie eine Biſamkatze ...

— Was ſagſt Du?

— Der man auf den Schwanz getreten hat, fügte Strauß hinzu.

— Biſt Du toll?

— Kellner! ruft Strauß.

Der Gerufene erſcheint mit der Frage: — Was ſchaffen Euer Gnaden?

— Sage, Franzel, haſt Du eine feine Naſe?

— Wie ein Fuchs, erklärt der Kellner.

— Dann beſchnüffle mal den da und frage Dich, ob er nicht gerade ſo wie eine Biſamratte riecht ...

Lanner läßt ſich ruhig beriechen.

— Na, was meinſt Du? fragt Strauß.

— Euer Gnaden haben Recht, Herr von Lanner riecht nach Apotheke.

— Nach Apotheke? wiederholt Lanner und beriecht ſich ſelbſt.

— Es iſt gar nicht zum Aushalten, ruft Mohrenſchädel und rückt ſeinen Stuhl von jenem ſeines Tiſchgenoſſen weg. Geh' nach Hauſe, lieber Freund, und laſſe Dir Thee kochen.

— Glaubſt Du denn, daß ich krank bin?

— Natürlich biſt Du krank, ſehr krank! Du haſt das ſogenannte Biſamkatzenfieber! ſagt Strauß mit unzertrümmerbarem Ernſte.

Lanner, der ſchon damals große Neigung zur Hypochondrie beſaß und ängſtlich beſorgt um ſeine, freilich nicht allzufeſte Geſundheit war, wurde vor Schreck weiß wie Kuhkäſe und fragte mit zitterndem Tone:

— Und wie äußert ſich dieſes Fieber?

— Auf eine ganz impertinente Art und Weiſe. Der Fieberkranke fängt mit Einem Male ſo zu duften an, als hätte man ihn vom Kopfe bis zur Sohle mit Biſam eingeſchmiert. Der infame Geruch wird von Stunde zu Stunde unerträglicher und zuletzt ſo arg, daß davon die Fliegen an der Wand ſterben. Siehſt Du, Bruder, ſoeben iſt eine dieſer armen Fliegen auf Deinen Teller hingeſunken.

— Und wie endet dieſes Fieber? fragt er kleinlaut.

— Gräßlich, ſchrecklich! Nach Verlauf von neun Tagen geht der Kranke ſchon bei lebendigem Leibe in Fäulniß über und . . .

— Stirbt dann, ergänzt Lanner leichenblaß.

— Das nicht!

— Was denn? fragt der leichtgläubige Hypochonder.

— Er ſchwitzt Biſam und zwar in ſolchen Maſſen, daß er mit ſeiner Ausdünſtung ganze Häuſer, Straßen und Stadtviertel anſteckt und zuletzt als Verbreiter eines gemeinſchädlichen Peſtſtoffes in eine Chlorkalkgrube eingeſcharrt und nicht eher freigelaſſen wird als bis er das Fieber überſtanden hat. — Geh' nach Hauſe, Bruderherz, trinke ſtatt Nötzer lieber Fliederthee und ſuche mit aller Gewalt in Schweiß zu kommen.

— Doch wenn ich nicht ſchwitze?

— Dann rufe unſere alte Hausmeiſterin und bitte ſie, Dich wenigſtens eine Stunde lang mit einer Bürſte zu frottiren.

— Kannſt denn Du mich nicht bürſten?

— Meinetwegen, armer Kerl; zuvor aber muß ich was genießen . . .

— Unterdeſſen fahre ich direkt nach Hauſe, ſagt Lanner, den ein Fröſteln überläuft.

— Bleibe, Joſeph, ich hole einen Fiacre, entgegnet Strauß und verläßt das Gaſtzimmer.

Im Hofe begegnet er einem der beiden Drabanek, die um dieſe Stunde hier gleichfalls ihr Mittagsmahl einzunehmen pflegten. Mit kurzen Worten weiht ihn Strauß in die angebliche Krankheit ſeines leichtgläubigen Kameraden ein und ſchließt mit den Worten:

— Ich hole jetzt einen Fiacre. Du wirſt den Spaß mir nicht verderben.

Und Drabanek begiebt ſich in's Gaſtzimmer.

Dort ſitzt der arme Lanner wie der wehklagende Hiob, als die prüfende Vorſehung auch ihm eine Hautkrankheit auf den Pelz gejagt hatte.

— Wo iſt Strauß? fragt Drabanek, der hungerig nach dem Speiſezettel greift.

— Trafſt Du ihn nicht?

— Seit geſtern hab' ich ihn nicht geſehen. Wo ſteckt er denn?

— So eben iſt er fortgegangen.

— Kellner! ruft Drabanek. Geben Sie mir vor allen Dingen . . .

— Eine Weiße oder eine Braune? unterbricht ihn der dienſtbare Geiſt.

— Zuerſt wünſche ich eine Priſe Tabak! ſagt die

Bratſche, hebt das Tiſchtuch und guckt ſchnüffelnd unter die Tafel. Kellner, hier riecht es ſehr unangenehm!

— Auch Du findeſt das? fragt der eingebildete Patient.

— Man muß einen curioſen Schnupfen haben, wenn Einem dieſer ſcheußliche Geruch nicht gleich in die Naſe ſteigt.

— Ich rieche nichts! betheuert der Gefoppte.

— Aber deſto mehr rieche ich! Iſt denn eine Biſamratte unter uns? fragt Drahanek, mit dem Meſſer an's Glas ſchlagend. Kellner!

— Was ſchaffen's?

— Es iſt hier nicht zum Aushalten! Laſſen Sie räuchern, oder reißen Sie wenigſtens ein Paar Fenſter auf. Es riecht hier wie im Spital!

Der Kellner betrachtet die vermeintliche Urſache. Lanners Angſt erreicht ihren Zündgipfel.

— Mir wird ſchlimm! Ich muß fort! ſagt er aus und verläßt das Zimmer.

— Der Wagen iſt da! ruft Strauß, der ihm begegnet und ihn mit beſorgter Miene bis zum Fiacre begleitet.

## 41.

— Ein köſtlicher Spaß! lacht Meiſter Strauß. So eben iſt er fortgefahren! ...

— Er ſaß wie auf Nadeln!

— Zu Hauſe angekommen, wird er meinen Rath befolgen, Fliederthee trinken und die Hausmeiſterin rufen, um ſich von ihr bürſten zu laſſen.

— Aber wie kann man ſo boshaft ſein, ſeinem Freunde ſolch einen Schreck in den Leib zu jagen?

— Er hat mich oft genug gefoppt! Rache ſchmeckt ſüß! ſagt Strauß und verlangt „Scheiterhaufen.“

— Kein Volk der Erde iſt ſo reich an Mehlſpeiſen als der gute Falſtaff. Wenn nach Jahrtauſenden ein nachweltlicher Alterthumsforſcher einen Wiener Speiſezettel dem Staube der Vergeſſenheit entreißt, wird der Name mancher Mehlſpeiſe für ihn ein nicht zu entzifferndes Abracadabra ſein. Wer weiß, ob nicht dieſes geheimnißvolle Abracadabra, das unſere ſcharfſinnigen Archäologen für eine magiſche Formel erklären, der Name einer ägyptiſchen ſeit Jahrtauſenden in Vergeſſenheit gerathenen Mehlſpeiſe iſt? Wer weiß, ob jenes myſteriöſe Baphomet, worüber Raynouard und Sylveſter de Sacy, Nell von Nellenburg und Hammer von Purgſtall ſich ihre gelehrten Köpfe zerbrochen haben, zur Zeit der alten Tempelritter etwas Anderes geweſen war, als das, was heutzutage ein „Scheiterhaufen“ oder „Kaiſerſchmarn“ iſt?!? — — — — — — — — — —

Strauß und Drahanek bezahlen ihre Zeche. Dann begleitet der Zweite den Erſten nach Hauſe, um zu ſehen, in welchem Zuſtande der gefoppte Fieberkranke ſich befinden mag.

Sie finden ihn in voller Tranſpiration. An ſeinem Bette weilt die kleine, ſtöpſeldicke Hausmeiſterin, die ihn kurz vorher mit dem ganzen Aufwande chriſtlicher Nächſtenliebe dergeſtalt gebürſtet hat, daß Lanner wie ein geſpickter Haſe am Bratſpieße ſchwitzt.

— Wie geht's, armer Freund? fragt Strauß.

Statt der Antwort erfolgt ein Seufzer.

— Ich ſoll den Doctor holen, ſagt die Alte.

— Er ſchwitzt... die Gefahr iſt vorüber!

— Glaubſt Du? fragt der halb aufgelöſte Patient.

— Ich glaube, Du haſt genug geſchwitzt, entgegnet Strauß und fängt zu lachen an.

— Du kannſt nun aufſtehen! ſagt Drahanek und lacht gleichfalls.

— Seid Ihr verrückt? Worüber lacht Ihr?

— Ueber Dein Fieber! Ueber Deine Dummheit!

— Du biſt geſund wie ein Fiſch! ruft Drahanek und reißt ihm das Deckbett weg. Steh auf! Strauß hat Dich gefoppt!

— Gefoppt? wiederholt Lanner, der ſchweißtriefend aus dem Bette ſpringt.

— Ah! ſchreit die Hausmeiſterin, drückt die Augen zu und will fort.

— Hier geblieben, Frau Baberl! ruft Lanner, der froh, daß er der Todesgefahr entronnen iſt, die Fliehende zurückhält. Nicht umſonſt, mitleidige Samariterin, ſollſt Du im Schweiße Deines ehrwürdigen Angeſichts einen ſolchen Eſel, wie ich bin, frottirt haben! Mohrenſchädel, ich verzeihe Dir den ſchlechten Witz, wenn Du Deine Geige nimmſt und uns was aufſpielſt. Jetzt muß auch Frau Baberl ſchwitzen! ſchreit der Geneſene, umſchlingt die Hüfte der dicken Hausmeiſterin und walzt, während Strauß einen Lanner'ſchen Walzer ſpielt, mit ihr im Zimmer herum bis Frau Baberl Haube und Schürze verliert und ſchreiend, lachend, keuchend auf's Bett ihres Tänzers ſinkt.

— Sie ſind ein gottloſer Herr! ſchreit die Alte, die ſich vor Lachen die Seiten hält.

In demſelben Augenblick tritt Hermione ein.

Als ſie den ausgelaſſenen Tänzer in ſeinem halbparadieſiſchen Ballcoſtüme erblickt, bedeckt Pepi's ſittlich entrüſtete Mutter ihr hochroth geſchminktes Antlitz. Lanner ſchlüpft in's Bett . . . Frau Baberl verſchwindet.

— Werden hier Orgien gefeiert? fragt Frau von Roſenkranz.

— Sie irren, ſagt Strauß, wir haben blos Tanzſtunde gehabt.

— Darf man wiſſen, fragt Lanner, was uns die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Meine Tochter Adelgunde ſchickt mich her. Sie hat mich beauftragt, Sie zu fragen, warum weder Sie noch Herr von Strauß ſich bei uns ſehen laſſen?

— Freund Lanner, ſagt Strauß, hat das Fieber gehabt, und meine Wenigkeit hat aus Furcht, mit Leim zuſammenzutreffen, Ihr Haus gemieden.

— Dringende Geſchäfte haben heute Morgen Herrn von Leim nach Brünn gerufen. Adelgunde ſchickt mich, um beide Herren auf heute Abend zu ſich einzuladen.

— Wir werden kommen, erwiedern Beide zugleich.

— Entſchuldigen Sie, daß ich Ihre Tanzſtunde geſtört, entgegnet die gemiethete Mutter und entfernt ſich.

## 42.

Abends finden wir Beide bei Pepi.

In der Mitte des äußerſt gemüthlichen Zimmers ſteht ein runder, ſauber gedeckter Tiſch mit drei Couverts, zwei Flaſchen Wein und einem kleinen Eiskübel, aus welchem ein Champagnerſtöpſel hervorragt.

In jeder Ecke des ſchwellenden Sophas ſchnarcht ein zuſammengekauerter Seidenſpitz.

Vor dem einen Fenſter, deſſen buntbemaltes Rouleau traulich herabgelaſſen iſt, erhebt ſich ein ziemlich hoher, mit blühenden Blumentöpfen garnirter Korb; vor dem andern Fenſter ſchaukelt ſich in einem glänzenden Meſſingkäfig ein ſpinatgrüner Papagei.

Dem Sopha gegenüber ſteht ein auffallend großer Schrank, in deſſen Innerm Pepi's Garderobe hängt.

An der dritten Wand ſteht ein Klavier, auf welchem neben einem ziemlich hohen Packe von Notenheften ein Paar abgegriffene Bücher aus der Leihbibliothek liegen. Das Eine dieſer Bücher iſt eine Blumenſprache, das Andere der von allen Griſetten ſo gern geleſene „Rinaldo Rinaldini."

Dem Klaviere gegenüber, an der vierten Wand, prangt die Guitarre vom Tandelmarkt.

Pepi führt ihre Gäſte zu Tiſche. Zu ihrer Rechten ſitzt Strauß, zu ihrer Linken Lanner.

— Ich habe nichts als einen Kalbsſchlegel, ſagt die Choriſtin.

— Und eine reizende Hand, ſpricht der galante Flachskopf, der ihre roſigen Fingerſpitzen an ſeine durſtigen Lippen zieht.

— Außerdem habe ich nur noch etwas Compot . . .

— Und himmliſche Augen, ergänzt Freund Mohrenſchädel.

— Nun laſſen Sie ſich nicht lange nöthigen und greifen Sie zu, ſagt Pepi und ſchraubt den Lampendocht etwas höher.

— Ihr Vater alſo, beginnt Strauß, iſt verreiſt . . .

— Gottlob!

— Und Ihre Frau Mutter? fragt Lanner.

— Iſt draußen im Vorzimmer.

— Gottlob! denkt ſich Strauß und füllt ſein Glas und das ſeines Freundes.

— Was halten Sie von meinem Vater? fragt Pepi.

— Ich finde, ſagt Strauß, daß er . . .

— Unausſtehlich iſt, ergänzt die Tochter. Ich theile Ihre Anſicht. Der alte Herr wird von Tag zu Tage unerquicklicher. Er quält mich durch Eiferſucht und muthet mir Dinge zu, die abſcheulich ſind . . .

— Ich bitte, Fräulein Pepi, erzählen Sie!

— Geſtern, zum Beiſpiel, verlangte er von mir, ich möchte ihm — ſtellen Sie ſich vor! — die grauen Haare ausziehen . . .

— Und was thaten Sie? fragt Lanner.

— Ich legte ſein ehrwürdiges Haupt auf meinen Schooß und zog ihm . . . die ſchwarzen aus.

— Sie ſollen leben, reizende Pepi! ruft Strauß und ſtößt mit ſeinem Glaſe an das ihrige. Ein Pereat dem alten hartgeſottenen Sünder! Ich haſſe ihn wie die Langweile!

— Und warum?

— Das, Pepi, erzähle ich Ihnen nächſtens. Aber, ſagen Sie mir, hat er denn noch immer, wie früher, Furcht vor Geſpenſtern?

— O er iſt ein abſcheulicher Haſenfuß! Er kann keinen Augenblick im Finſtern verweilen. Er fürchtet ſich wie ein Kind. Seit acht Tagen lebt er in der Einbildung: es ſpuke hier!

— Hier, in dieſem Zimmer? fragen Beide.

— Hier und in der ganzen „Weintraube.“ Vorgeſtern wollte er auf der Treppe ein vierzig Fuß hohes

Geſpenſt geſehen haben, das, in ein Leichentuch gehüllt, einen rothen Federbuſch auf dem Kopfe und eine ſchwarze Katze auf dem Arme trug . . .

— Er hat ein böſes Gewiſſen . . .

— Oder Furcht vor ſeiner Frau . . .

— Kennen Sie ſie, Herr von Strauß?

— Ob ich ſie kenne! Sie iſt ein Satan, eine Hexe! Sie glaubt an Seelenwanderung und behauptet ſteif und feſt, ihr Alter ſei vor ſeiner Menſchwerdung ein biſſiger Kettenhund geweſen.

— Ein Kettenhund?

— Im Matſchackerhof! Sie ſelber, meint die alte Hexe, habe zu jener Zeit bei einem Fiacre als Handpferd conditionirt. Sie erinnert ſich noch ganz genau, daß ihr Mann, ſo lang er noch auf vier Füßen herumgelaufen ſei, Phylax geheißen, ein Halsband von rothem Juchtenleder getragen und jeden Juden für einen Eckſtein angeſehen habe. Sie will es beſchwören, daß jener Fiacre, bei welchem ſie zwölf Jahre gedient und mehr Prügel als Hafer bekommen, Knackerl geheißen habe und ein verwunſchener Marquis geweſen ſei, den Herr von Bäuerle ſpäter auf's Theater gebracht und den unſer Ignaz Schuſter ſo reizend copirt hat.

— Aber iſt denn das Alles wahr? fragt Pepi, der vor Erſtaunen die Gabel aus der Hand ſinkt.

— Die Alte hat's mir hundertmal ſelbſt erzählt, ſagt Strauß und leert ſein Glas.

In demſelben Augenblick hören ſie klingeln. Die Hunde erwachen, ſpringen vom Sopha und laufen bellend an die Thür. Pepi erſchrickt und zittert wie Gelée.

Die gemiethete Mutter öffnet das Schubfenſter in der Thür, um zu ſehen, welcher ungebetene Gaſt ſo heftig an der Klingel riß. Sie erkennt den Beſuch und erſchrickt. Athemlos, leichenblaß ſtürzt ſie in's Zimmer.

— Wer hat geklingelt? fragt die Tochter.

— Der Vater iſt's! ſchreit die Mutter.

— Mich trifft der Schlag! ruft Pepi.

— Faſſen Sie ſich, Beſte, bittet Lanner.

Und wiederum klingelt's an der Thür.

— Was ſoll geſchehen? fragt Hermione.

— Sie müſſen zum Fenſter hinausſpringen!

— Ich??? fragt erſchreckt die gemiethete Mutter.

— Ich meine dieſe beiden Herren da!

— Ich habe nicht Luſt, den Hals zu brechen, ſpricht Lanner.

— Ich bleibe hier! erklärt Strauß.

Es klingelt zum dritten Male.

— Himmel, verſtecken Sie ſich wenigſtens!

— Aber wohin denn? fragen die Gäſte.

— Dort in jenen großen Kleiderſchrank!

— Ich nehme, um mich abzukühlen, den Eiskübel mit, ſagt Lanner.

— Brauchen wir Gläſer dazu? fragt Strauß.

— Wir trinken aus der Flaſche, meint der Andere und nimmt ein Meſſer mit.

Beide verſtecken ſich in den Garderobeſchrank.

Während Hermione durch's Vorzimmer eilt, um dem alten Sünder zu öffnen, verſteckt Pepi die beiden Weinflaſchen, löſcht die Lampe und wirft ſich auf's Sopha.

Einen Augenblick ſpäter tritt Leim ein.

— Wer da? ſchreit Pepi, wie aus ſchwerem Traum erwachend.

— Erſchrick nicht, liebes Kind, ich bin's!

— Du biſt's?

— Er iſt's! ruft die gemiethete Mutter.

— Aber Kinder, macht doch Licht an!

— Ich finde kein Schwefelholz! ſchreit Hermione.

— Schreien Sie nicht wie ein Zahnbrecher! ruft ihr Leim zu. Licht, Licht her, ich fürchte mich!

Im Schranke platzt der Champagnerſtöpſel los. Die Hunde fangen zu bellen an.

— Was war das? fragt der Haſenfuß.

— Es ſpukt! kreiſcht Pepi.

— Hab' ich's nicht geſagt? winſelt Leim.

Lanner ſchlägt mit dem Eiskübel an die innern Wände des Kleiderſchranks.

Angſt und Schrecken binden die Zunge des alten Sünders. Er bekommt Ohrenſauſen, Zähneklappern, Knieſchlottern.

— Phylar! Phylar! ſchreit eine dumpfe Grabesſtimme.

— Das iſt der Geiſt meiner Alten, als ſie noch Handpferd beim Fiacre war.

Während Strauß die Champagnerflaſche an den Mund ſetzt und einen herzhaften Zug thut, brüllt Lanner:

— Ja, Phylar, ja! Ich bin der Geiſt Deiner Frau, die Du betrügſt, elender Kettenhund!

— Ich bin ein Kind des Todes! ſtöhnt Leim, faltet die Hände und murmelt ein Gebet.

— Jetzt halte Du den Kübel und laſſe mich trinken, flüſtert Lanner und reißt ſeinem Mitgeſpenſte die Flaſche vom Munde weg.

— Fliehe, Phylar, fliehe! brüllt nun Strauß wieder mit obligater Inſtrumental-Begleitung des dumpfdröhnenden Eiskübels.

— Fliehen Sie, fliehen Sie! fleht nun auch Pepi.

— Der Schreck hat meine Beine geknebelt, winſelt der ſelige Phylar.

— Kommen Sie, kommen Sie! ſpricht die Miethsmutter, ergreift den Arm des furchtſamen Vaters und will ihn fortziehen.

Leim, der im Finſtern tappt, ſtolpert über einen der klaffenden Hunde und fällt; Hermione ſtolpert über den Geſtolperten und fällt mit ihrer ganzen Schwere auf Leim.

Strauß öffnet leiſe den Schrank und läßt aus Unvorſichtigkeit die geleerte Champagnerflaſche auf den Fußboden fallen. Die zerplatzende Bouteille verurſacht ein hölliſches Geräuſch.

Mutter und Vater raffen ſich empor.

In demſelben Momente tritt Lanner, der unterdeſſen in Pepi's weißen Unterrock hineingeſchlüpft war und einen langen Schleier über ſeinen Kopf geworfen hat, mit dem Eiskübel im Arme als Geſpenſt heraus.

— Das iſt das Geſpenſt mit der ſchwarzen Katze, ſchreit Leim und ſtürzt zur Thür hinaus.

Lanner verfolgt den fliehenden Haſenfuß, holt ihn auf der zweiten Treppe ein und leert den Inhalt des Eiskübels auf das Haupt des alten Sünders, der vor Schreck das Gleichgewicht verliert und zweiundzwanzig Stufen hinabrollt.

Strauß aber, der zurückgeblieben iſt, benutzt dieſe Finſterniß ſo gut es geht. Er umarmt die Choriſtin, küßt ſie und . . . iſt untröſtlich, daß in dieſer feierlichen Stille die gemiethete Mutter mit einem brennenden Lichte und Lanner mit einem brennenden Durſte zurückkehrt.

## 43.

Der heiter verlebten Nacht folgt ein ziemlich trüber Tag. Strauß und Lanner ſind eben erwacht.

— Ich habe himmliſch geſchlafen, ſagt der Blonde

— Ich habe göttlich geträumt, ſpricht der Schwarze

— Von wem? fragt Lanner, gähnend die Arme ausſtreckend.

— Von meiner ruſſiſchen Fürſtin. Höre, Bruder wenn dieſe Eudoxia nur halb ſo ſchön iſt, als mein Fantaſie ſie im Traume erblickt hat, dann bin ic wirklich zu beneiden. Meine reizende Ruſſin muß unvernünftig reich ſein . . .

— Und woher vermutheſt Du das?

— Sie trug einen Muff und Zobelpelz . . .

— Einen Pelz? Bei dieſer Hitze?!

— Im Traume weiß Niemand, ob es Sommer oder Winter iſt! In der Hand hielt ſie eine grünſeidene, endlos lange Klingelſchnur . . .

— Eine Klingelſchnur?

— Oder, beſſer geſagt, ein Gängelband, an deſſen unabſehbarem Ende ich einen impertinent-vornehmen Pintſcher entdeckte, der, mindeſtens zweihundert Schritte weit von ihr entfernt, nähere Bekanntſchaft mit dem ganz ordinären Pudel eines blinden Leierkaſtenmannes und ſeines alten Weibes anzuknüpfen bereit ſchien. Er ſang das rührende Duett aus der Schweizerfamilie . . .

— Wer? Der Pudel oder der Pintſcher?

— Dummkopf, der blinde Mann ſang:

„Setz' Dich nieder, Emmeline,
Nah', recht nah' zu mir,
Laß uns recht vertraulich ſchwatzen;
Niemand lauſcht hier.“

— Du rührſt mich bis zu Thränen! Der Silberklang Deines matt vergoldeten Tenors erinnert mich an . . . wie heißt er doch gleich?

— Meinſt Du vielleicht an Wild?

— Nein, nein! Der Schmelz Deiner gottvolle Stimme mahnt mich ...

— An David oder Tacchinardi??

— Nein, nein! An einen Wiedehopf, der wege plötzlich eingetretener Heiſerkeit wie ein unglücklich ver liebter Uhu oder Schuhu krächzt.

— Das iſt ein ganz erbärmlicher Witz!

— Höre, ich habe ſchon ſchlechtere gemacht! Nu aber erzähle weiter, himmliſcher Tenor! Ich habe mi meine ſämmtlichen Ohren aufgeknöpft, um die Erzäh lung Deines Traumes einzuſchlürfen ...

— Als meine ſchöne Fürſtin gewahrte, daß ih ariſtokratiſcher Pintſcher generis feminini ſich ſo wei vergaß, dem plebejiſchen Pudel einigen Geſchmack ab zugewinnen, riß ſie ihren vierfüßigen Liebling mi wahrhaft moskowitiſcher Entrüſtung von der Sei jenes bürgerlich-ſchäbigen Verführers weg, dann ſagt ſie zu mir mit unbeſchreiblichem Liebreiz: „Halte Sie einen Augenblick dieſe Schnur!“ und lief ihre verliebten Hündin nach, wahrſcheinlich um ſie zu züch tigen. Gleich darauf iſt ſie verſchwunden. Ich ſuch und finde ſie nicht. Mit der Leine in der Hand komm ich mir wie ein junger Hund an einem ſchweren Milch karren vor. Ich ſtrenge meine ganze Kraft an, um die meiner Leitung anvertraute Beſtie mit mir fortzuziehen und meine ſpurlos verſchwundene Ruſſin aufzuſuchen. Ich ziehe . . . ich zerre . . . zuerſt mit einer Hand und dann mit beiden Händen; der weibliche Pintſcher entzieht ſeinen Kopf dem elaſtiſchen Halsband, an deſſen Ring die Leine befeſtigt iſt, ich ziehe mit aller Gewalt, falle auf die Naſe und liege . . .

— Im Graſe . . .

— O nein!

— Na, wo denn ſonſt?

— In den Armen meiner ruſſiſchen Fürſtin, ruft der glückliche Träumer und küßt, ſchwelgend im Nachgefühle ſüßer Erinnerung, ſeine Fingerſpitzen.

— So einfältig kannſt auch Du nur träumen! ſagt Lanner, verläßt ſein Bett, riegelt die Thür auf, die auf den Flur hinausgeht, und langt ſich ſeine Stiefel, die Beide allnächtlich vor die Thür hinzuſtellen pflegten, um von ihrem gemeinſchaftlichen Wichſier nicht allzufrüh aus ſüßem Morgenſchlaf aufgeſtört zu werden.

Lanner ſchlüpft pfeifend in ſeine äußerſt bequemen Stiefel und tritt trällernd vor den Fenſterſpiegel, denn heute iſt der Tag, an welchem er ſich raſirt.

Auch Strauß erhebt ſich, ſchlüpft in ſeine Beinkleider, eilt an's zweite Fenſter, öffnet es, ſteckt den Kopf hinaus, blickt zu dem Himmel empor, der dunkelblau wie Indigo iſt, zieht ſich zurück und ſagt:

— Heute regnet es ganz beſtimmt nicht!

— Ein Mann, der ein Schwein gewinnt, hat immer Glück! ſagt Lanner und pinſelt nun ſchon zum dritten Male die blonden Stoppeln ſeines Kinns mit Windſorſeife ein.

## 44.

Strauß holt nun auch ſeine Stiefel. Er ſucht und findet ſie nicht. Vom Flure kehrt er in's Zimmer zurück. Er glaubt, er habe geſtern Nacht, etwas angeſäuſelt von Pepi's Küſſen und Champagner, vergeſſen, ſeine Stiefel hinauszuſtellen. Er ſucht jetzt unterm Bett, er ſucht ſogar im Bett ... er ſucht da, er ſucht dort ... mit Einem Wort: er ſucht überall; aber ſeine Herren Stiefel ſind verſchwunden!

Für Jeden, der ſo glücklich iſt, im Beſitze mehrerer Stiefel zu ſein, hat das Verſchwinden eines Paares nichts zu ſagen. Für einen armen Künſtler aber, der, wie Strauß und Lanner, leider nur im

Beſitze eines einzigen Paares iſt, hat das Verſchwundenſein dieſes unentbehrlichen Unicums etwas höchſt Unangenehmes. Marryats „Japhet, der ſeinen Vater ſucht“ hat nicht den zehnten Theil der Qual ausgeſtanden, welche Strauß empfindet, der ſeine Stiefel ſucht.

— Himmel Donnerwetter, wo ſtecken ſie denn? flucht Strauß und ſtellt neue Nachforſchungen, ja ſogar Nachgrabungen in ſeinem Bette an, um das vielleicht verſchüttete Herculanum und Pompeji ſeiner Fußbekleidung zu entdecken.

— Lieber Bruder, was ſuchſt Du denn? fragt Lanner, ſich ruhig fortraſirend.

— Ich ſuche die vermaledeiten Stiefel.

— Die ſtehen ja draußen vor der Thür!

— Sie ſind verſchwunden!

— Unmöglich! Ich habe ſie ja noch geſehen . . .

— Wann?

— Geſtern Abend, als wir zuſammen nach Hauſe gingen, und noch vor fünf Minuten, als ich meine Stiefel mir hereingeholt . . .

— Und da ſtanden ſie noch?

— Traulich und ſorglos neben den meinigen!

— Laß Dich anſchauen! ruft Meiſter Barfuß, Verdacht ſchöpfend.

Lanner dreht ſich um und fragt: Was willſt Du von mir?

— Ich verlange meine Stiefel von Dir!

— Von mir? fragt das eingeſeifte Geſicht und recitirt mit Duncis und ernſter Miene die bekannten Verſe aus der „Jungfrau von Orleans“:

„Kann ich denn Stiefel aus der Erde ſtampfen?
Wachſt mir ein Schuſter auf der flachen Hand??“

— Dummkopf, ich kenne Deine albernen Späße! Du haſt mir meine Stiefel verſteckt!

— Ich? ſchreit Lanner und wird wüthend. Höre, Mohrenſchädel, mache mich nicht böſe!

— Ich ſage Dir, Du haſt ſie verſteckt! Elender, gieb mir meine Stiefel wieder!

— Treibe Deinen Spaß nicht zu weit. Ich bin ein ſeelensguter Menſch, ſagt Staberl, aber wenn man mich reizt, dann …“

— „Bin ich ein Vieh!“ ergänzt Strauß.

— Ich auch, ich auch! ſchreit Lanner.

— Das hat noch Niemand beſtritten! Nun aber ſage ich Dir zum letzten Male: Gieb mir meine Stiefel, ſonſt erwürge ich Dich!

— „Jetzt fahre hin, weibliche Gelaſſenheit!“ brüllt Lanner und ſchwingt ſein Raſirmeſſer! Rühr' mich nicht an, ſonſt ſchneide ich Dir die Gurgel ab! Biſt Du toll? Biſt Du wahnſinnig? Was gehen mich Deine Stiefel an? Ich bin froh, daß ich meine habe! Was weiß ich, wo Deine hingekommen ſind? Vielleicht hat ſie ein Hausdieb geſtohlen! Was geht das mich an?

— Aber, Menſch, bedenke doch!

— Was ſoll ich bedenken?

— Daß meine ruſſiſche Fürſtin mich heute zwiſchen Zehn und Eilf im Paradiesgarten erwartet. Ich kann doch nicht barfuß hinlaufen!

— Da haſt Du Recht! Daran habe ich nicht gedacht. Halt, da fällt mir etwas ein!

— Was fällt Dir ein?

— Etwas, was manchmal ſehr theuer iſt! Ein guter Rath! Ein ſehr guter Rath!

— Laß hören!

— Weißt Du was, Bruderherz? Ich borge Dir meine . . .

— Deine Stiefel? unterbricht ihn der entzückte Freund.

— Nein, die nicht, denn dieſe, ſiehſt Du, brauche ich ſelbſt. Aber ich borge Dir meine Pantoffeln . . .

— Deine Pantoffeln? ruft Strauß bitter enttäuſcht.

— Nicht etwa die alten von Filz; ich meine die neuen, weißt Du, die geſtickten, paperlgrünen, mit den gelben Roſen, die mir meine lange Tante unter den Tuchlauben geſchenkt . . .

— Ich glaube gar du willſt mich foppen?

— Wie ſo?

— Du kannſt mir doch unmöglich zumuthen, daß ich bei helllichtem Tage mit paperlgrünen Babuſchen im Paradiesgarten herumſtiefeln ſoll??

— Warum denn nicht? Deine ruſſiſche Fürſtin iſt vielleicht ſo dumm und hält Dich dann für einen Türken oder Chineſen!

— Du ſelbſt biſt ein Chineſer!

— Chineſen, Bruderherz, tragen keine Stiefel. Nimm meine Pantoffeln, ſag' ich Dir! Fragt Dich Deine Fürſtin — Teufel, wie heißt ſie doch gleich?

— Eudoxia, Fürſtin Utremifaſollaſimonotonoponowitſch, antwortet Strauß.

— Hat ſich der Kerl den Bandwurm-Namen gemerkt! Fragt Dich alſo Deine ruſſiſche Fürſtin Utremi u. ſ. w., warum Du ſtatt der Stiefel paperlgrüne mit Roſen geſtickte Pantoffeln trägſt, dann machſt Du hübſch Deine Verbeugung und ſagſt ihr: Durchlaucht, ich habe Froſtbeulen oder Podagra!

— Deine ſchlechten Witze bringen mich in Verzweiflung! Haſt Du denn gar kein Mitleid?

— Hatteſt Du Mitleid, als geſtern Nachmittag die alte Hausmeiſterin mich halb todt gebürſtet hat?

— Nein, da lachte ich über Dich!

— Heute iſt die Reihe an mir! Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt, ſagt Götz von Berlichingen in „Maria Stuart“ von Friedrich Goethe oder Wolfgang Schiller.

— Bruder, ſchaffe mir ein paar Stiefel! fleht Strauß.

— Das iſt leicht geſagt! Aber wo ſie hernehmen? Haſt Du Geld?

— Keinen Groſchen!

— Und ich habe keinen Kreuzer! Dann ſind wir Beide ſo arm wie der altteſtamentariſche Hiob. Für Geld bekäme man auch Stiefel!

— Wo aber nehmen wir Geld her?

— „Das iſt die Frage!“ ſagt Hamlet.

— Der Teufel hole Dich und Deine Citate! Halt, da fällt auch mir was ein! Hier, Bruderherz, nimm Alles, was ich habe! Nimm dieſe Geige, Kamerad, und geh'.

— „In ein Nonnenkloſter?“

— Nein, zum erſten beſten Schuhmacher!

— Soll er ſie beſohlen oder vorſchuhen?

— Er ſoll ſie als Pfand behalten und mir darauf ein Paar Stiefel borgen ...

— Ein herrlicher Einfall! Eine prächtige Idee! „O Königin, das Leben iſt doch ſchön!"

— Hier iſt mein Inſtrument! Leb' wohl, altes Haus, ſpricht Strauß und küßt ſeine Geige. Du haſt mir ſchon oft geholfen. Auch heute wirſt Du mir helfen. Und nun eile, eile, lieber Freund! Die Zeit entflieht ... es iſt gewiß ſchon Neun!

— Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen! ſagte Einer meiner Freunde, als er die ſeinige in ähnlicher Lage auf's Leihhaus trug.

Lanner zieht ſich an und geht.

## 45.

Der arme Strauß iſt nun allein. Er geht auf Socken und ſitzt auf Nadeln der Ungeduld. Von Neuem ſucht er ſeine Stiefel. Er findet ſie nicht und ſtellt zum erſten Male ernſte Betrachtungen über ſeinen Leichtſinn an.

— Hätte ich zwei Paar Stiefel, ſo wäre ich jetzt nicht genöthigt, meine alte Geige, das Geſchenk meiner guten Mutter, zu verſetzen. — Die Geige, Hanſel, wird Dir Glück bringen, ſagte ſie und gab mir ihren Segen, und ſeitdem liebe ich meine Geige faſt eben ſo treu und innig als meine Mutter! Und jetzt habe ich, undankbarer Sohn, meine zweite Mutter, die mich bis jetzt ernährt und gekleidet hat, einem wildfremden Schuhmacher anvertraut. Ich fühle mich mit Einem Male hilflos und verlaſſen. Noch nie war ich ſo traurig und niedergeſchlagen, wie jetzt. Großer Gott, was iſt ein Geiger ohne Geige? Süße Mutter! Arme Geige! Von heute an will ich mich ändern und nicht Alles, was ich mir durch Dich verdienen werde, leichtſinnig durch die Gurgel jagen, und ſo lange ſparen und ſparen, bis ich Geld zu neuen Stiefeln habe! Gott wird dann ſchon weiter helfen!

Nun aber fällt ihm wieder die vierzehnſylbige Ruſſin ein. Er überlegt, was er ihr ſagen will ... Da klopft es an der Thür. Frau Baberl, die Hausmeiſterin, tritt ein.

— Bringen Sie mir meine Stiefel?

— Nein, junger Herr! Aber ich bringe Ihnen was Anders ... So eben kam ein Schuſterbub zu mir und fragte mich: Wohnt hier der Herr von Strauß?

— Ja, ſage ich, was willſt Du? — Ich ſoll das an ihn abgeben, ſpricht der kleine Kerl, drückt mir was in die Hand und lauft davon. Sehen Sie ſelbſt, was es iſt, ſpricht Frau Baberl und überreicht es ihm. Strauß öffnet neugierig das Papier und findet . . . ein Paar Sporen!

— Wozu nützen mir Sporen, ruft er voll Verzweiflung, wenn ich keine Stiefel habe? Das iſt wieder ſo ein ſchlechter Spaß von dieſem boshaften Flachskopf! — Wie ſpät iſt es, Frau Baberl?

— Es geht auf Eilf, ſagt die Hausmeiſterin!

— Herr Gott, nun iſt Alles verloren!

— Was haben Sie denn?

— Alles, Alles, nur keine Stiefel! ſchreit Strauß, faßt mit beiden Händen ſeinen Kopf und rennt wie ein Wahnſinniger auf und ab.

— Es rappelt bei ihm, ſagt Frau Baberl und geht.

— Was wird Eudoria von mir denken? Sie wird voll Sehnſucht mich erwarten und nicht begreifen, warum ich ausbleibe. Ich könnte raſend werden!

Trällernd rennt Jemand die Stiegen hinauf. Strauß horcht. Er erkennt die Stimme ſeines Freundes. Voll Ungeduld eilt er ihm entgegen. Es iſt Lanner, Lanner mit den ſehnſüchtig erwarteten Stiefeln!

— Da ſind ſie! ruft er aus und läßt ſie triumphirend auf den Fußboden fallen.

— Sieg! jubelt Strauß und iſt ſelig.

— Ich habe Dir auch Sporen geſchickt, ſpricht Oreſt.

— Wozu? fragt Pylades und fährt in den rechten Stiefel hinein.

— Nicht wahr, er paßt?

— Brillant! Brillant!

— Siehſt Du, Bruderherz, ich habe Dir Sporen gekauft, weil ich weiß, daß ſie den Frauen zu gefallen pflegen. Vom Sporn ſchließt man auf's Pferd. Begreifſt Du?

— Alles, Alles! Aber Donnerwetter, was iſt denn das? ruft Strauß, der jetzt den linken Stiefel anzuziehen verſucht.

— Was iſt denn ſchon wieder los?

— Du haſt mir ein verkehrtes Paar gebracht!

— Verkehrt? Wie ſo verkehrt??

— Elender, ſiehſt Du denn nicht, daß dies zwei rechte Stiefel ſind? Und wo iſt denn der linke?

— Sollte ich ihn unterwegs verloren haben? fragt Lanner, der den Dummen ſpielt.

— O, Du haſt Dich abſichtlich vergriffen? Du biſt ein treuloſer Freund!

— Ich treulos? ruft Lanner und reißt die Thür auf. Nazi! Nazi!

Der kleine Schuſterbub, der kurz vorher die Sporen der Hausmeiſterin gebracht, tritt ein. Nazi bringt nun den linken Stiefel!

Strauß iſt außer ſich vor Freude. Nazi nimmt den rechten und geht.

— Ich habe Dir Unrecht gethan! Verzeih' es mir, bittet Strauß und zieht nun auch den andern Stiefel an.

In demſelben Augenblick ſchlägt es Eilf.

— Es iſt zu ſpät! ruft Strauß.

— Warum nicht gar! Deine Fürſtin wird Dich beſtimmt erwarten. Mache, daß Du fortkommſt, ſagt Lanner und drängt ſeinen Freund zur Thür hinaus.

Strauß rennt wie ein geſtiefelter Kater. Zwanzig Minuten nach Eilf tritt er in den Paradiesgarten ein. Sein Auge durchfliegt alle Gänge ... er ſucht und findet allerhand Frauen, aber nicht die rechte. Keine, die eine ſchwarze Atlasrobe, einen blauen Cachemir und einen weißen Crepphut trägt. Ungeduldig rennt er auf und ab. Er attaquirt den Kellner und fragt, ob er eine ruſſiſche Fürſtin geſehen, deren Anzug er ihm genau beſchreibt.

— Ich glaube, es war eine da; aber vor zehn Minuten iſt ſie weggefahren, erwiedert der Gefragte.

— Weggefahren? Das ſtimmt! War die Fürſtin allein?

— Eine lange Mohrin hat ſie begleitet.

— Eine Mohrin? Gewiß war es Eudoxia's leibeigene Kammerjungfer. Wie ſah ſie aus?

— Schwarz! Ganz ſchwarz!

— Die Fürſtin!

— Nein, die Mohrin!

— Das verſteht ſich von ſelbſt! Aber die Fürſtin . . . war ſie ſchön?

— Wunderſchön!

— Ich danke, ſagt Strauß und läßt den Tölpel ſtehen.

Er geht noch ein Weilchen auf und ab, in der Hoffnung, daß Eudoxia's Sehnſucht ſie noch einmal an den Ort des Stelldicheins zurücktreiben wird. Er ſetzt ſich auf eine Bank und malt, in Gedanken vertieft, mit der Zwinge ſeines Spazierſtöckchens ein großes E in den Sand; er iſt untröſtlich, daß ſeine verſchwundenen Stiefel ihn um das Glück ihrer Bekanntſchaft gebracht. Wie oft entſpringen aus kleinen Urſachen große Folgen! Er kam zehn Minuten zu ſpät!

Das iſt mehr als gewöhnliches Unglück . . . das iſt Pech, pyramidales Pech!

„Schon Sirach gab den weiſen Rath:
Komm' lieber früher als zu ſpat;
Denn oft ruht unſer ganzes Glück
In einem einz'gen Augenblick!"

Es ſchlägt Zwölf. Strauß verläßt den Paradiesgarten, macht einen Spaziergang um die Baſtei und tritt mit dem Glockenſchlage Eins in das bekannte Wirthshaus ein. Lanner und Drahanek erwarten ihn bereits.

— Nun, Glückspilz, haſt Du ſie getroffen?

— Leider nein, ich kam zu ſpät! Der Kellner aber ſagte mir, ſie habe mich in Begleitung einer Mohrin erwartet und ſei zehn Minuten nach Eilf in ihrer Equipage fortgefahren.

— Schade, ſagt Lanner und leert ſein Glas.

— Habt Ihr Luſt, fragt Drahanek, mit mir nach dem Eſſen nach Baden zu fahren?

— Haſt Du ſchon wieder einen Onkel beerbt? fragt Strauß.

— Nein, aber meine Tante erwartet mich dort . . .

— Haſt Du eine Tante? fragt Lanner.

— Ich habe vier Tanten und damit ich eine mit der andern nicht verwechsle, habe ich ſie nach den vier

Farben des Kartenſpiels getauft. Meine Coeur-Tante iſt Wildprethändlerin auf dem Bauernmarkt; meine Carreau-Tante hat einen Tabaksladen in der Alſervorſtadt; meine Pique-Tante iſt Logenſchließerin in der Leopoldſtadt und meine Treffle-Tante wohnt in Baden und iſt Kartenſchlägerin.

— Kartenſchlägerin? fragen Strauß und Lanner hocherſtaunt.

— Und warum wundert Ihr Euch ſo? Tante Poldi verdient ein hübſches Geld. Sie hat weder Kind noch Kegel. Mich ſetzt ſie zum Erben ein!

— Gratulire! ſagt Lanner.

— Und weßhalb erwartet ſie Dich? fragt Strauß.

— Sie will mich mit Gewalt verheirathen . . .

— Mit wem? fragen Beide.

— Mit einer gewiſſen Pepi . . .

— Pepi? Wer iſt dieſe Pepi?

— Sie iſt die Tochter eines Buchbinders . . .

— Und wie heißt denn dieſer Buchbinder?

— Leim ſoll er heißen . . .

— Leim? ſchreien Beide und ſchlagen verwundert die Hände über den Kopf.

— Auch darüber ſeid Ihr verwundert? Sprecht, warum wundert Euch das?

— Auch wir, ſagt Lanner, kennen eine gewiſſe Pepi und . . .

— Auch ihr Vater iſt Buchbinder und heißt Leim, fügt Strauß hinzu.

— J, das iſt ja curios!

— Und kennſt Du Deine Braut?

— Nein! Erſt heute ſoll ich ſie kennen lernen im Hauſe meiner Treſſle-Tante . . .

— Weißt Du was, ich fahre mit! ſagt Strauß.

— Und Du, Lanner? fragt Drabanek.

— Ich habe heute keine Zeit . . . ich muß ſchwitzen!

— Haſt Du ſchon wieder das Biſamfieber?

— Nein, Mohrenſchädel; aber arbeiten, componiren muß ich! Bis morgen müſſen zwei neue Walzer fertig ſein, denn ich brauche einen neuen Frack . . .

— Du biſt ein Verſchwender, meint Strauß. Morgen verkaufe ich eine Quadrille und löſe meine Geige ein.

— Du haſt Deine Geige verſetzt? fragt Drabanek.

— Für ein Paar nichtsnutzige Stiefel!

— Du fährſt alſo mit?

— Es bleibt alſo dabei!

Das luſtige Kleeblatt will ſeine Zeche bezahlen. Strauß und Lanner haben kein Geld.

— Biſt Du bei Kaſſe? fragen Beide den Dritten.

Drahanek klopft lächelnd auf ſeine Weſte.

— Dann zahle für uns! ſagt Lanner.

Drahanek bezahlt und fährt mit dem Eigenthümer der neuen Stiefel nach Baden. Lanner aber eilt nach dem „Graben.“

## 46.

Zu jener Zeit ſtand, wenn man vom „Stephansplatz“ auf den „Graben“ losſteuerte, am Ende dieſes „Graben“ eine Gruppe kleiner unſcheinbarer Häuſer, die zwiſchen „Graben“ und „Kohlmarkt“ das ſchmale „Paternoſtergäßchen“ bildeten.

In einem dieſer längſt niedergeriſſenen Häuſer, deren Fronte auf den „Graben“ ſah, wohnte Wiens intelligenteſter und unternehmendſter Muſikalienhändler. Er hieß Tobias Haslinger, war ein kleiner Mann mit entſetzlich großen Vatermördern und außerdem ein Nebenbuhler des nicht minder unternehmungsſüchtigen Muſikverlegers Anton Diabelli, deſſen Verkaufslokal ſich ganz in der Nähe von Tenkoſi's Kaffeehauſe befand. Haslinger und Diabelli lebten ganz auf jenem freundſchaftlichen Fuße, auf welchem, einige hundert Jahre früher, die beiden Muſikalienhändler Montecchi und Capuletti in Verona gelebt haben ſollen. Zwiſchen Beiden herrſchte viel merkantiliſche Eiferſucht.

Lanner begab ſich zu Tobias Haslinger.

— Wie heißen Sie? fragt der kleine, kurz angebundene Mann mit den pyramidalen Vatermördern.

— Ich heiße Franz Carl Joſeph Lanner.

— Und was wollen Sie?

— Ich will Ihnen zwei Walzer verkaufen ...

— Und wo ſind dieſe Walzer?

— Bis jetzt noch in meinem Kopfe!

— Ihren Kopf kann ich Ihnen nicht abkaufen!

— Aber noch heute bringe ich beide zu Papier und morgen früh ...

— Will ich Sie und Ihre Walzer erwarten.

— Aber, Herr, ich brauche ſchon heute etwas Geld!

— Herr, was geht das mich an? Ich gebe aus Grundſatz niemals Vorſchuß.

— Gut, dann gehe ich zu Diabelli, ſpricht Lanner und will fort.

Der kleine Mann hält ihn zurück.

— Bleiben Sie noch einen Augenblick! So eben beſinne ich mich, daß ich unlängſt einen Ihrer Walzer gehört, der mir ſehr gefallen hat. Sie haben eine Zukunft, Herr Lanner! Wieviel Geld brauchen Sie für heute?

— Zehn Gulden Conventionsmünze!

— Hier haben Sie zwanzig, ſagt der gute Tobias und zählt ihm mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit ſechzig baare Zwanziger hin. Ich bezahle jeden meiner Autoren in klingendem Silber.

— Ich danke Ihnen, ſagt Lanner und will gehen.

— Noch eine Frage, Herr von Lanner! Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Strauß?

— Ob ich ihn kenne! Wir wohnen ja zuſammen!

— Und was halten Sie von ihm?

— Der Kerl hat Talent bis an den Rand ſeiner Nägel, und war ich nicht zufällig Lanner, dann möchte ich ganz beſtimmt nichts Anderes als dieſer Strauß ſein!

— Ah, Sie gefallen mir, junger Mann!

— Das freut mich, Herr von Haslinger!

— Nun gehen Sie mit Gott; bringen Sie mir morgen Ihre Walzer und bei Gelegenheit auch einmal Ihren guten Freund, ſpricht Herr Tobias und begleitet den jungen Walzer-Hogarth bis an die Thür ſeines Ladens.

Lanner, der zum erſten Male in ſeinem jungen Leben ſechzig Zwanziger in ſeinem Sacke hat, ſieht jetzt den „Graben" mit ganz andern Augen als vorhin an. Er bleibt vor jedem Auslagkaſten ſtehen. Alles findet er ſchön ... Alles will er kaufen ... er hat ja Geld, viel Geld!

Bei der Dreifaltigkeitsſäule tritt er in den Laden eines Handſchuhmachers, probirt ein Paar buttergelbe Glacéhandſchuhe und fragt, wie viel ſie koſten.

— Fünfzig Kreuzer, ſagt die ſemmelblonde Verkäuferin.

— Mehr nicht? Hören Sie, ſie gefallen mir!

— Ich? fragt das Dſchaperl, das ſich durch dieſe Frage geſchmeichelt fühlt.

— Ich meine Ihre Handſchuhe, ſchönes Kind, ſagt Lanner und kneipt ihr Kinn. Sie haben einen wahrhaft bezaubernden Mund! Ein Kuß von dieſem reizenden Goſcherl könnte mich glücklich machen! Geben Sie mir gleich ein Halbdutzend!

— Meinen Sie Küſſe? fragt die Kleine.

— Ich meine Handſchuhe, ſüßer Schneck, doch in Bezug auf Ihre Küſſe ließe ich mich, bei Gott! nicht mit einem halben Dutzend abſpeiſen; ich abonnirte mit Ihrer gütigen Erlaubniß gleich auf fünfmalhunderttauſend Schock!

— Sie ſind ein recht g'ſpaſſiger Herr, ſagt das

Mädchen, das wunderhübſch, aber dumm wie eine Latte iſt.

— Und Sie, Kleine, ſind wirklich allerliebſt, ſagt Lanner, bezahlt die Handſchuhe und geht.

Die kleine Blonde ſieht ihm nach.

— In den da, ruft ſie aus, könnte ich gleich auf der Stelle mich verlieben!

Zum Glück hatte Lanner dies nicht gehört; ſonſt wäre er augenblicklich umgekehrt und hätte ſich auf Leben und Tod in ſie verliebt.

Im nächſten Laden kauft er ſich zwei Fläſchchen Wohlriechendes und zwei Stück Mandelſeife.

— Eins für mich und Eins für Strauß! ruft er aus und tritt ein paar Augenblicke ſpäter in einen Tabaksladen, der gleichzeitig auch ein Lottobureau iſt.

— Wann wird gezogen?

— Morgen, mein junger, hübſcher Herr!

— Hier iſt ein Zwanziger! Geben Sie mir dafür fünf Nummern; aber drei davon müſſen wenigſtens herauskommen, denn heute Nacht habe ich geträumt . . .

— Von wem denn? fragt die Alte.

— Von Ihnen? antwortet der kecke Spaßvogel.

— Von mir? Dann ſetzen Sie: 55, 66, 77, 88 und 90.

— Das werde ich bleiben laſſen. Ich habe ganz andere Nummern geträumt . . . lauter junge, hübſche, ſtramme! Geben Sie mir 1, 2, 3, 4, 5.

— Ach, die ſind noch nie herausgekommen!

— Und darum eben ſpiele ich ſie!

— Meinetwegen! ſagt die alte Handlangerin Fortuna's und fertigt mit der Brille auf der Naſe ihrem neuen Kunden ein Loos mit den fünf erſten Zahlen aus.

Lanner betrachtet unterdeſſen die aufgeſtellten Cigarren. Er ſagt ſich mit einem ſtillen Schamgefühle, daß er noch nie einen dieſer koſtſpieligen Glimmſtengel geraucht, und da er heute bei Caſſe iſt, fragt er die Alte:

— Wieviel koſtet ein Stück von dieſen?

— Drei Kreuzer, ſchmucker Herr!

— Geben Sie mir zwei Dutzend!

— Suchen Sie ſich die ſchönſten aus!

Er aber, der noch niemals eine Cigarre geraucht, nimmt die erſten beſten und denkt ſich dabei:

— Ein Dutzend für mich und eins für ihn!

Dann bezahlt er die Cigarren, ſteckt ſie in ſeine

Bruſttaſche neben Mandelſeife und Wohlgeruch, nimmt das Loos und geht.

Wohin? Geraden Weges zum Schuſter, um die Geige ſeines Freundes einzulöſen und deſſen Stiefel und Sporen zu bezahlen.

Dann aber eilt er nach Hauſe. Denn noch zu rechter Zeit fällt ihm ein, daß er noch die beiden Walzer zu componiren und außerdem auch manches Andere zu beſorgen hat, das er nicht länger hinausſchieben darf.

— Periculum in Morea! ruft er aus und kehrt ſeelenvergnügt, mit dem Geigenkaſten in der Hand, beladen mit ſechs Paar Handſchuhen, mit Veilchengeruch und Mandelſeife, mit vierundzwanzig Cigarren und fünf Lotto-Nummern nach ſeiner Wohnung heim.

Zu Hauſe angekommen, entledigt er ſich der Geige und ſeiner Einkäufe. Dann greift er in die Taſche und wirft das übrig gebliebene Geld auf den Tiſch. Dann ſpricht er mit Wehmuth und Schiller:

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben
Und ſieh, ihm fehlt manch theures Haupt.“

## 47.

Als Strauß gegen zehn Uhr Nachts — kurz vor Thoresſchluß — von ſeinem Badener Ausfluge nach ſeiner Wohnung heimkehrt und in ſein Zimmer eintritt, glaubt er, es ſei Weihnachtsabend, denn es lacht ihn — von ſeinem Bett herab — eine heitere Chriſtbeſcheerung eigenthümlicher Art an.

Lanner, der bereits zu Bett gegangen war, hatte für den zurückkehrenden Freund etwas aufgebaut.

Ueber Straußens Bett erhoben ſich auf einem durch acht bunte Lampen beleuchteten Holzſockel die heute Morgen verſchwundenen und jetzt wieder gefundenen, von Lanners Hand meiſterhaft gewichſten und mit zwei Immortellenkränzen feierlich geſchmückten Stiefel.

Zur Rechten des illuminirten Stiefelpaares lagen drei Paar buttergelbe Handſchuhe und ein Fläſchchen Veilchenbouquet; zur Linken dufteten ein Stück Mandelſeife und zwölf Cigarren.

Ueber den Stiefeln prangte Straußens eingelöſte, mit Roſen und Vergißmeinnicht bekränzte Geige und zwiſchen dieſer Geige und den Stiefeln hing ein großmächtiges Transparent mit der lakoniſchen, aber wahrhaft rührenden Inſchrift:

Auch Deine neuen Stiefel ſind bezahlt! ...

Strauß iſt überraſcht und bodenlos gerührt. Er ſteht wie ein Waiſenknabe vor dem Weihnachtsbaume und ſchreit, entzückt die Hände zuſammenſchlagend, mit kindlichem Jubel:

— Ah, das ſind ja meine Stiefel! Und da oben hängt meine Mutter, meine Geige! Und was iſt denn das da? Das ſind drei Paar buttergelbe Cigarren und zwölf Stück Handſchuhe! Die Freude macht mich ganz confus. Zwölf Stück Cigarren, wollte ich ſagen, und drei Paar buttergelbe Handſchuhe und Mandelſeife und Wohlriechendes und dieſe wunderſchöne transparente Schuhmacherquittung ... welche ſchöne, herrliche Ueberraſchung!

Und Lanner betrachtet ſeinen Freund und ſingt wie jener neckiſche Schelm „Figaro“:

„Seht nur den Bartolo!
Iſt das nicht lächerlich?“

— Du biſt ein göttlicher Kerl! jubelt Strauß und ſingt, auf die Beſcheerung hinweiſend, mit ſeinem wildwuchernden Tenor:

„Und das Alles, Alles, kommt von Ihm!“

— Nun aber, großer David, mache, daß Du zu Bett kommſt! Du kannſt Dir denken, unvergleichlicher Tenor, daß ich nicht wenig begierig bin, zu erfahren, ob Drahanek's Peri auch die Unſerige iſt?

— Gleich, Bruder, ſollſt Du Alles erfahren. Aber Du erlaubſt mir doch ...

— Was denn?

— Daß ich, bevor ich zu Bett gehe, mich auskleiden darf ...

— Thu' ganz, als ob Du zu Hauſe wär'ſt. Zuvor aber löſche die Lampen aus, oder wünſcheſt Du etwa bei Beleuchtung des äußern Schauplatzes Dich auszuziehen!

— Man ſieht bei Einer Lampe genug, ſpricht Strauß, löſcht die andern ſieben aus und fliegt aus den Kleidern in ſein Bett, das jenem ſeines Freundes gegenüberſteht.

— Nun aber erzähle!

— Wir fuhren alſo nach Baden ...

— Das wiſſen wir bereits! Faſſe Dich kurz und erzähle nur das Nothwendigſte.

— In Baden angekommen, ſtellt mich Drahanek ſeiner Tante vor. Soll ich die Alte Dir beſchreiben?

— Um Gotteswillen nicht!

— Alſo weiter! Drahanek ſieht ſich um und fragt, wo die bewußte Pepi ſei? — Ich erwarte ſie, ſpricht die Alte und ſagt zu mir: Setzen Sie ſich! In dem Augenblick, wo ich mich niederſetze, öffnet ſich die Thür und hereintritt . . .

— Pepi!

— Nein, Bruderherz!

— Na, wer denn?

— Die bezahlte Mutter, Hermione von Roſenkranz. Sie ſieht mich an und erſchrickt. Ich thue, als ob ich ſie nie geſehen. Wo iſt Ihre Pflegetochter? fragt Drahanek's Tante. — Meine Tochter, ſagt die gemiethete Mama, ſchickt mich, um Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß aus der bewußten Partie — ſie betonte dieſes Wort auffallend ſpitz. — nichts werden kann. — Warum nicht? fragt die alte Tante. — Aus zweierlei Gründen, erwiedert die geſchminkte Schachtel; erſtens iſt der bewußte Herr, den meine Tochter heirathen ſoll, ein armer Teufel und zweitens iſt er nicht von Adel. — Schau, ſchau! ſpricht die alte Kartenſchlägerin, Pepi iſt ja auch nur ein armes Bürgerkind! — Sie irren, meine Beſte, ſagt Hermione und wedelt ſich mit ihrem Fächer Kühlung zu; ſeit acht Tagen hat ſich's ausgepepit. Ich habe die

Kleine adoptirt, und ſeitdem heißt Pepi Leim ... Adelgunde von Roſenkranz! Sie werden begreifen, Madame, daß meine Tochter ſich nicht unter ihrem Range vermählen kann! Hierauf trat eine unheimliche Pauſe ein.

— Und nach der Pauſe?

— Setzt ſich Drabaneks Tante ihre Haube zurecht und ſpricht: Sagen Sie ihrer Tochter Adelgunde: ſie ſoll nehmen, wen ſie will! Sagen Sie ihr: ſie ſoll froh ſein, wenn ein armer, aber rechtſchaffener Mann ſie heirathen will. Sagen Sie ihr, daß Tante Drabanek für ihren Neffen etwas Beſſeres ſuchen wird als ſo ein Geſchöpf, das heute ſo und morgen anders heißt. Verſtehen Sie mich? — Naiv, ſehr naiv! ruft Pepi's Mutter. — Naiv? ſchreit die Tante, die dieſes Wort für eine Beleidigung hält. Jetzt, alter Drache, machen Sie, daß Sie hinauskommen; ſonſt werd' ich grob, ſehr grob, ungeheuer grob!

— Dieſe Treſle-Tante iſt gar nicht übel!

— So dachte auch ich und war begierig auf das Ende vom Liede. Ereifern Sie ſich nicht, ſagte Hermione mit höhniſchem Lächeln, es könnte ſonſt leicht geſchehen ... — Was könnte geſchehen? ſchrie die Tante. — Daß Sie Ihre neugeſtärkte Haube verlieren, lacht Frau von Roſenkranz und verduftet. Die gereizte Tante wollte ihr nachſtürzen. Wir hatten Mühe, ſie zurückzuhalten. — Tröſte Dich, ſagte ich zu Drahanek, Du haſt an dieſer Pepi nichts verloren. Auf dem Heimwege erzählte ich ihm unſer geſtriges Abenteuer. Er lachte und war froh, ohne Braut davon zu kommen. Das Beſte aber hätte ich beinah' vergeſſen. Nachdem Drahaneks Tante ſich beruhigt hatte, bat ich ſie, mir die Karte zu legen. Sie that's und prophezeite mir ganz curioſe Dinge ...

— Zum Beiſpiel? fragte Lanner, ganz Ohr.

— Junger Mann, ſagte ſie zu mir, Sie haben viel Glück in der Liebe, werden bald heirathen, aber nicht ganz glücklich ſein, denn Ihre Zukünftige wird Sie vor Allem durch Eiferſucht quälen. Sie werden große Reiſen machen und überall, wohin Sie kommen, ſehr gut aufgenommen werden. Man wird ſich reißen um Sie. Sie werden berühmt, aber niemals reich werden. Eine vornehme Frau wird ſich ſterblich in Sie verlieben ...

— Aha, das iſt die ruſſiſche Fürſtin!

— Bald werden Sie einen Brief von ihr erhalten; ſie will Sie glücklich machen. Sie werden ſteigen und

**endlich** ſo **hoch** ſteigen, daß alle **andern** Menſchen Ihnen ſo klein wie Fliegen vorkommen werden!

— Nun habe ich wirklich genug gehört. Steige meinetwegen ſo hoch Du willſt. Ich kleine Fliege habe nichts dagegen. Jetzt, lege Dich auf's Ohr, berühmter Mann, und ſchlafe und laſſe auch mich ſchlafen, ſpricht Lanner, ſperrt die Angeln ſeines Mundes auf und fängt ſo unbändig zu gähnen an, daß Strauß endlich mitgähnen muß.

Und bald darauf ſchnarchen Beide: Lanner aus C-dur, Strauß aus B-moll.

## 48.

Gegen Neun haben beide Freunde ausgeſchlafen. Sie ſtehen auf, kleiden ſich an, rauchen nüchternen Magens die erſte Cigarre, blaſen ſich gegenſeitig die blauen Wolken in's Geſicht und rufen abwechſelnd:

— Himmliſch! Gottvoll!

Zum Unglück aber hat Lanner die ſchwerſte Sorte erwiſcht, wahre Neuntödter, die ſelbſt den eingefleiſchteſten Cigarrenraucher umwerfen können. Beide fühlen ſtarke Anwandlungen von Uebelſein. Anfangs iſt Einer zu ſtolz, es dem Andern zu geſtehen, daß er die ungewohnten Glimmſtengel nicht vertragen kann. Bald aber nimmt ihr Unwohlſein dermaßen zu, daß Beide leichenblaß auf die Rücklehne des Stuhles zurückſinken.

— Herr Gott! wie iſt mir denn? ſtöhnt Lanner.

— Ich glaube gar, ich ſterbe! jammert Strauß.

Beide werfen den infamen Neuntödter weg und trinken Waſſer. Nach und nach verſchwindet ihre Uebelkeit.

— Ich rauche keine Cigarren mehr! gelobt ſich Lanner.

— Ich bleibe meiner alten Pfeife treu! nimmt ſich Strauß vor.

Eine Stunde ſpäter bringt Lanner die beiden Walzer auf's Papier, die er geſtern im Kopfe ausgearbeitet hat. Er nimmt ſeine Geige und ſpielt ſie ſeinem Stubenkameraden vor.

— Die kauft Dir Jeder ab! ruft Mohrenſchädel.

— Sie ſind ſchon verkauft! ſagt Flachskopf.

Lanner erzählt ſein Geſpräch mit Haslinger. Strauß iſt glücklich, daß Tobias auch ihn kennen zu lernen wünſcht. Jetzt, Bruder, will auch ich componiren!

— Thu' das, fauler Spartaner! ruft Lanner, parfumirt ſich mit Veilchenduft, zieht ſich ſeine buttergelben Fingerfutterale an, nimmt ſeine beiden Walzer und ſchlendert langſam nach dem „Graben.“

— Nun, junger Freund, ruft ihm der Eigenthümer der pyramidalen Vatermörder entgegen, bringen Sie mir Ihre Walzer?

— Hier ſind ſie, Herr von Haslinger!

Der Muſikalienhändler durchfliegt das ſauber geſchriebene Manuſkript und ruft ſtoßweiſe:

— Brav ... ſehr brav ... ſchön ... ſehr ſchön ... brillant ... höchſt brillant ... famos ... ganz famos! — Herr Lanner, ich behalte Ihre Walzer. Wieviel Honorar verlangen Sie dafür?

— Für Beide zuſammen Fünfzig Gulden Münz.

— Sie ſollen ſechzig dafür haben. Zwanzig gab ich Ihnen geſtern, hier ſind die andern Vierzig, ſpricht Meiſter Tobias, zieht ſeine Schublade auf und zählt ihm hundert zwanzig blanke Stücke Zwanziger hin.

Beim Anblick dieſer ungeheuern Silbermaſſen überfällt ihn ein bis dahin nie gekannter Schwindel. Er taumelt und hält ſich, um nicht umzuſinken, an der Kante des ſauber polirten Ladentiſches feſt.

— Was iſt Ihnen? fragt Herr Haslinger.

Lanner ſammelt ſich raſch und entgegnet:

— Ich habe heute Morgens eine ſchwere Cigarre geraucht ... es war mir einen Augenblick unwohl ... jetzt geht's mir wieder ganz gut.

— Nehmen Sie Ihr Honorar und trinken Sie ein Glas Madeira. Das wird Sie ſtärken, junger Freund!

— Ich werde es thun, erwiedert Lanner und ſtreicht, ſchon im Voraus neu geſtärkt, die gemünzten Silberbarren ein, drückt ſeinem erſten Verleger die Hand und geht.

In der Mitte des „Grabens“ dreht er ſich um, betrachtet Haslinger's Gewölbe und murmelt ein Stück aus der Arie „Figaro's“:

„Dort iſt ſein Laden, gar nicht zu fehlen!
Ich ſteh' zu Dienſten, wenn man mich braucht.“

In demſelben Augenblick erinnert er ſich der Kleinen, bei welcher er geſtern ſeine Handſchuhe gekauft.

— Das blonde Ding hat mir gefallen. Ich will ihr wieder was zu verdienen geben, ſagt der junge Rothſchild und reißt die Thür des Handſchuhmachers mit ſolchem Geräuſche auf, daß die Kleine erſchreckt zuſammenfährt.

— Ah! ſchreit ſie laut auf.

— Was iſt Ihnen denn? fragt Lanner.

— Ihr Kommen hat mich furchtbar erſchreckt.

— Und warum denn, mein armes Haſcherl?

— Ich glaubte, es ſtürze wie neulich ein Ochs hinein . . .

— Ich bin kein Ochs, wie Sie ſehen, vielleicht aber ein Eſel, weil ich mir ſo ohne Weiteres die Freiheit nehme, Ihnen zu ſagen, daß Sie mir ſehr gefallen.

— Iſt das wahr? fragt die Kleine mit honigſüßem Lächeln.

— Wahr, wirklich wahr, Sie lieber Fratz! Wie heißen Sie denn?

— Früher hieß ich Julerl, jetzt heiße ich Kathi . . .

— Und warum denn jetzt anders als früher?

— Schaun's, jeder Principal gibt uns armen Geſchöpfen andere Namen. Bei meinen Eltern hieß ich Salerl; mein Großvater nannte mich Everl und meine Großmutter dummes Gretel, und dieſe vielen Namen haben mich ſo confus g'macht, daß ich jetzt eigentlich ſelbſt nicht weiß, wie ich heiß'.

— Vergißt dieſer Schneck ſeinen eigenen Namen! Aber das ſchadet nichts ſüßes Kind! Ich werde mir erlauben, Ihnen einen ſchönern zu geben. Ich werde Sie Iphigenia, Olympia . . . halt, da fällt mir noch ein ſchönerer ein: ich werde Sie mit Ihrer gütigen Erlaubniß Eudoria nennen . . .

— Eudoria? Warum denn gerad' Eudoria?

— Ich kenne eine Fürſtin, die auf dieſen Namen hört ...

— Nun, meinetwegen nennen Sie mich wie Sie wollen; aber wie heißen Sie denn, mein Herr?

— Wie ich heiße? Liebſte Eudoxia, ich heiße Johann ...

— Und wie denn noch?

— Wie der liebe Fratz neugierig iſt! Ich heiße Johann Strauß ...

— Und was ſind Sie denn eigentlich?

— Was ich bin? Ich bin eigentlich noch gar nichts; doch hoffe ich, daß noch etwas aus mir werden ſoll ...

— Und was denn, zum Beiſpiel?

— Ein Componiſt ...

— Ein Componiſt? Was ſoll das heißen?

— Componiſt, liebe Freundin, iſt ein Menſch, der einem andern Componiſten allerhand Noten ſtiehlt und ſie dreiſt für die ſeinigen ausgibt.

— Meinen Sie Banknoten?

— Nein, nur Muſiknoten! Componiſt, gutes Kind, iſt ein Muſikus!

— Ah, nun verſtehe ich Sie! Sie ſind alſo Muſikus?

— Ja, ſo was dergleichen! Ich pauke Clavier und ſpiele Geige ...

— Ach, dann hab' ich Sie noch einmal ſo lieb, denn Muſik hör' ich für mein Leben gern.

— Und tanzen Sie denn auch?

— Wie verrückt! Jeden Sonntag geh' ich zum Sperl! Tanzen, tanzen iſt meine einzige Freud'! Du lieber Gott, Unſereins hat ja kein anderes Plaiſir! Sechs Täg' in der Wochen iſt man Sclav', aber Sonntags iſt man ſein freier Herr und kann machen, was man will; da wird getanzt und nix als getanzt! Lieber todt ſein als nit tanzen!

— Und mit wem tanzen wir denn?

— Bald mit Dem, bald mit Jenem, am liebſten aber tanz' ich mit Einem, der recht blond iſt und an Schnurbartel hat wie Sie, Herr von Strauß.

— Sie ſind ein lieber, lieber Narr! Am nächſten Sonntag ſehen wir uns, ſo Gott will, beim Sperl.

— Wollen Sie denn auch tanzen mit mir?

— Wie verrückt! ſagt Lanner und dreht ſeinen blonden Schnurbart. Ich habe aber ganz vergeſſen warum ich gekommen bin. Ich wünſche ein Paa ſchwarzſeidene Cravatten zu kaufen ...

— Wie gefallen Ihnen dieſe? fragt Everl.

— Gut, ſehr gut! Nun geben Sie mir auch Hoſenträger, aber geſtickt müſſen ſie ſein!

— Hier, Euer Gnaden, ſind geſtickte Hoſenträger ...

Lanner ſucht ſich zwei Paare aus.

— Wollen Sie denn alle Beide tragen?

— Nein, reizende Eudoxia, ein Paar kaufe ich für mich und das andere für meinen guten Freund ...

— Sie haben auch einen guten Freund? Wie heißt denn Ihr guter Freund?

— Er heißt Lanner und geigt wie ich.

— Und tanzt auch Ihr guter Freund?

— Wie verrückt!

— Bringen Sie ihn mit ... wir tanzen dann die ganze Nacht!

— Werde nicht ermangeln! Aber wie viel bin ich Ihnen ſchuldig?

— Mir ſind Sie gar nichts ſchuldig!

— Ich frage, was dieſe beiden Cravatten und dieſe zwei Paar Hoſenträger koſten?

— Ach ſo! Das macht zuſammen gerade vierzehn Gulden!

— Vierzehn Gulden? Hören Sie, liebſter Schatz, das iſt viel, ſehr viel!

— Ja, ja, die Dinger ſind theuer!

— Und doch werde ich ſie behalten! Wir haben ja Moos im Ueberfluß!

Lanner bezahlt ſeine Einkäufe und geht.

— Der muß Geld haben! ſpricht Everl und eil an die Thür, um, wie geſtern, ihm nachzuſehen.

— Fahr' mer Ew. Gnaden? fragt ihn ein buckelige Fiacre.

— Fahren? frägt ſich der Glückliche. Warun ſollen wir nicht auch fahren? Wir haben's ja!

— Wohin? fragt der Fiacre den Einſteigenden.

— Wohin? Das iſt mir ganz egal! Fahre mich wohin Du willſt!

Der Buckelige ſchwingt ſich auf den Bock, kehrt um und fährt über den Kohlmarkt zum Burgthor un von dort in eine der Vorſtädte hinaus.

— Ich bin neugierig, ſagt Lanner zu ſich ſelbſt wo dieſer Caliban mich hinfahren wird.

Der Fiacre erreicht endlich die Alſervorſtadt. Lanne öffnet die Fenſterſcheibe, ſteckt den Kopf hinaus un fragt:

— Wohin fährſt Du mich denn?

— Ich denke, Sie wollen nach'm Narrenthurm . .

— Viechkerl! ſchreit Lanner, kehr' augenblicklic um und fahre mich nach dem Graben zurück, Du Hahnepampel, Du!

Der Fiacre lacht und kehrt um. Lanner betrachtet ſeine Cravatten und Hoſenträger und denkt dabei unwillkürlich an das ſchmucke Kind zurück.

— Sie gefällt mir weit beſſer als Pepi; Everl iſt zwar dumm wie eine Spieluhr, aber blitzſauber und unſchuldig wie eine Wachsfigur. Ich verſpüre großen Heißhunger mich ernſtlich in ſie zu verlieben, denn ſchon der große Schiller hat gefragt:

„Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“

Die Antwort aber iſt er ſich ſchuldig geblieben. Leben ohne Liebe iſt Muſik ohne Harmonie, ein Lied ohne Worte, ein Strudel ohne Milchrahm. Ich verliebe mich in ſie; abgemacht, Punctum, Sela!

Der Fiacre hält am Eingange des Grabens. Lanner ſteigt aus, wirft ihm vier Zwanziger und einen Blick ſouverainer Verachtung zu und ſagt zu ihm:

— „Mylord, Ihr ſeid entlaſſen!“

Ende des erſten Bandes.

Bei **Otto Janke** in Berlin erſchienen folgende Romane:

**Brachvogel,** A. E. (Verfaſſer des Narziß), Friedemann Bach. Roman in drei Bänden. 2. Aufl. Billige Volks-Ausgabe. 1 Thlr.

**Breier,** Ed., Joſef Kaiſer. Hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten Kaiſer Joſephs. 2 Theile in einem Bande. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — General Roßwurm. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Grey,** Herbert, Die drei Pfade. Autoriſirte deutſche Ausgabe. 2 Bde. 1 Thlr.

**Maltitz,** H. von, Der Herzog an der Leine. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 3 Thlr.

Erſte Abth.: Das Turnier zu Göttingen. 1 Thlr.
Zweite Abth.: Schloß Hardegſen. 1 Thlr.
Dritte Abth.: Der Vetter des Herzogs und die Göttinger Bürger. 1 Thlr.

**Mundt,** Th., Graf Mirabeau. Hiſtoriſcher Roman. Zweite verbeſſerte und wohlfeile Volks-Ausgabe. 4 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Rau,** Heribert, Mozart. Ein Künſtlerleben. Culturhiſtoriſcher Roman. Dritte Ausgabe. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Reiſewitz,** G., Bosporus und Attika. 15 Sgr.

**Smidt,** Heinrich, Glöckchen und Schellen. Heitere Erzählungen. 15 Sgr.

**Wedekind,** Eduard, Gebrüder Schickler. Roman aus dem modernen Leben. Illuſtrirte Ausgabe. 1 Thlr.

**Werther,** C. F., Klein-Deutſchland. Ein komiſcher Roman aus der Gegenwart. 1 Thlr.

Deutſche

# Unterhaltungs-Bibliothek

Dritte Serie.

Zehnter Band:

## Meiſter Johann Strauß

und seine Zeitgenossen.

II.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Meiſter Johann Strauß

## und ſeine Zeitgenoſſen.

Komiſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Zweiter Theil.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

## I.

Kaum ausgeſtiegen, erinnert ſich Lanner, daß heute morgen Ziehung war.

Neugierig zu erfahren, welche Nummern herausgekommen ſind, eilt er zum Eingange jenes Tabaksladens, in welchem er ſich geſtern ein Loos gekauft. An der Thür prangen die fünf Treffer. Er wirft einen Blick auf die Tafel und ſchreit:

— Ah, ah, eine Terne!

Von den fünf Zahlen, auf die er einen Zwanziger geſetzt, ſind, wie er's vorausgeſagt, drei wirklich gezogen worden:

5 — 1 — 4.

Noch einmal ſtarrt er ſeine Terne an; dann ſucht er ſein Loos ... er greift in die rechte Weſtentaſche und findet es nicht. Er greift in die linke ... auch dort iſt es nicht. Er durchſucht alle Taſchen und findet es nicht.

Er wird blaß und immer blaßer ... die Beine fangen zu zittern an ... er iſt einer Ohnmacht nah'. Da rafft er all' ſeine Kraft zuſammen und fragt ſich:

— Donner und Doria, wo iſt mein Loos? Was nützt mir die gewonnene Terne, wenn mein Loos verloren iſt? Eine Terne gewinnen und das Loos verlieren — ſo was kann nur mir paſſiren! Da prangen ſie nun, dieſe drei Spitzbuben: 5 — 1 — 4, und ſcheinen ſich mir zum Trotze zu verkörpern. Die ſchändliche Fünfe ſtreckt die Zunge zum Halſe heraus, die boshafte Eins ſetzt ihren Daumen an die Naſe und die nichtsnützige Viere ſchabt Rübchen und ruft: Etſch, Etſch, Alles verloren und gar nichts gewonnen! Eine Terne gewinnen und, wenn's zum Auszahlen kommt das Loos verloren haben, das iſt mehr als einfaches Pech, das iſt kannibaliſches Pechpech!

Noch einmal durchſucht er alle Taſchen. Er findet Taſchen, aber kein Loos.

Der arme Strauß, der geſtern morgen ſeine verhängnißvollen Stiefel geſucht, war ein gefaßter Hiob gegen den in helllichte Verzweiflung auflodernden Lanner, der jetzt vergeblich ſein Lotterieloos ſucht. Er möchte, wenn's ginge, aus der Haut, aus dem Pergamente fahren und ſich auf offenem Markte bei helllichtem Tage rechts und links ohrfeigen und mit eigenen Füßen treten, weil er ſein Loos verloren hat. Er möchte den Stephansthurm erklettern, um ſich rücklings von der höchſten Spitze auf's Straßenpflaſter hinabzuwerfen. Halb gerädert taumelt er nach Hauſe.

Dort angekommen, ſchleudert er Hoſenträger und Cravatten wuthentbrannt auf den Fußboden, ſucht ſein Loos und findet es nicht.

Er tritt vor den kleinen Raſirſpiegel, betrachtet ſeine Züge mit tiefem Ingrimm und zertrümmert das unſchuldige Glas, das ihm ſeine entſtellten, ſchreckverzerrten Mienen zeigt.

Erſchöpft wirft er ſich auf's Bett und verſucht die Augen zu ſchließen; aber ſelbſt mit geſchloſſenen Augen erblickt er überall die drei flammenden Zahlen:

5 — 1 — 4,

die ihn wie jene drei frommen Männer von Babylon aus dem Rachen des feurigen Ofens anglotzen und ihn aufzufordern ſcheinen, ſie wie Kaſtanien aus dem Feuer herauszuholen.

Er ſpringt auf, trinkt Waſſer, um ſeine Fiebergluth abzukühlen und fängt von Neuem jeden Winkel ſeines

Zimmers zu durchſuchen an, denn noch immer kann und mag er nicht den Gedanken ausdenken, daß das Loos unwiederbringlich verloren ſei.

Zu rechter Zeit kehrt Strauß zurück. Er ſieht, wie Lanner ſchon zum dritten Male das Bett durchſucht, und fragt mit theilnehmender Miene:

— Was ſuchſt Du, herziger Alter?

— Ich ſuche mein verlorenes Glück . . .

— Unter der Matratze? Ich glaubte, Du ſuchſt . . .

— Ich ſuche fünf Nummern . . .

— Hausnummern???

— Lotterienummern, die ich geſtern beſetzt hatte, und von denen heute drei, ſage drei herausgekommen ſind . . .

— Wie, Menſch, Du haſt eine Terne gewonnen?

— Ich habe eine Terne verloren, ich Dalk, ich Eſel, ich Hornvieh!

— Deine Selbſterkenntniß rührt mich, ſagt Strauß, reißt die Thür auf und ruft: Baberl, Frau Baberl!

— Hier bin ich! ruft die Hausmeiſterin, die unter ihrer Schürze irgend etwas zu verbergen ſcheint.

— Bruder, beginnt Strauß, betrachte Frau Baberl und ſage mir aufrichtig, wie ſie Dir gefällt?

— Heute gefällt ſie mir gar nicht! Ihr Bauch wird alle Tage dicker!

— Das finde auch ich, aber was ſchadet das? Nicht jedes Menſchenkind iſt ſo ſchmächtig wie Lanner. Aber auch die Dicken ſollen leben, ruft Strauß und umarmt Frau Baberl. Bruderherz, fährt er fort, geſtern haſt Du für mich ein Paar Stiefel geholt, heute, Kamerad, habe ich Gleiches mit Gleichem vergolten; heute will ich Dir eine Kleinigkeit beſcheeren, ſpricht Strauß und reißt der Hausmeiſterin die Schürze weg.

Frau Baberl hält einen ſchweren Sack.

— Was iſt denn das? ſchreit Lanner.

— Das, Bruder, iſt ein Geldſack, angefüllt mit viertauſend achthundert zweiundachtzig Gulden, die ich heute Morgen gewonnen habe ...

— Auf welche Zahlen?

— Auf 5 — 1 — 4.

— Himmel, das ſind ja meine Nummern!

— Du hatteſt das Loos verloren und ich ...

— Und Du, Hanſel, Du?

— Und ich habe es heute Morgen, als Du bereits ausgegangen warſt, auf dieſer Stelle hier gefunden.

— Und das Geld da?

— Gehört Dir!!!

— Laß Dich umarmen, reizender Mohrenſchädel, jubelt Lanner und fliegt an die Bruſt ſeines Freundes.

Frau Baberl ſteht wie eine Salzſäule da. Sie weiß nicht, ob ſie lachen oder pflichtſchuldig gerührt ſein ſoll. Sie hält den Sack mit beiden Händen und harrt der Dinge, die da kommen ſollen.

Lanner umarmt nun auch Frau Baberl. Der Geldſack öffnet ſich und aus dem Innern ſtrömt jetzt ein Goldregen von Kremnitzer Dukaten auf den Fußboden nieder.

— Juchhe! Juchhe! ſchreien Lanner und Strauß. Baberl erſchrickt und vergießt bleierne Thränen.

## 2.

Jetzt hing der Himmel voller Geigen. Jetzt hatte alle Noth ein Ende. Jetzt war Lanner der glücklichſte Mann von ganz Wien. Und Strauß gönnte ihm das Glück, denn ſein Herz wußte nicht, was Neid, was Mißgunſt ſei.

Er iſt ja dein Freund, rief der Sohn des „guten Hirten“ und war ſtolz auf den Beſitz dieſes Freundes, nicht weil er eine Terne in der Lotterie gewonnen, ſondern weil ihm der liebe Gott ein gutes Herz, frohen Muth und mehr Talent als hundert andern Menſchenkindern geſchenkt hatte.

Es vergingen drei, vier, fünf Tage. Die beiden Freunde hörten während dieſer Zeit nichts von Pepi, nichts von der ruſſiſchen Fürſtin.

— Eudoxia hat mich vergeſſen! ſtöhnte Strauß und iſt doch ein wenig ärgerlich auf Lanner, daß er ihm an jenem Morgen — es war am Montage — die Stiefel verſteckt hatte.

— Tröſte Dich, dummer Kerl, ſpricht Lanner. laſſe dieſe Ruſſin laufen. Ein Menſch wie Du macht täglich eine neue Eroberung . . .

— Aber nicht Jede, die uns liebt, iſt eine Fürſtin!

— Ob Fürſtin oder was Anders, das bleibt ſich gleich! Ich für meinen Theil zieh' ein ſauberes Stubenmadel einer fürſtlichen Hex vor.

Es pocht . . . beide Freunde rufen: Herein! Es iſt der Briefträger.

— Mann Gottes, was bringen Sie? fragt Lanner.

— Einen Brief an Herrn von Strauß.

— Schon wieder! ruft der glückliche Ternogewinner und macht Anſtalt, auszugehen.

— Bleibe noch einen Augenblick, bittet Strauß, der dem Briefträger das Porto bezahlt.

— Es geht nicht, ich muß fort! ſagt Lanner und folgt dem Briefträger.

Strauß erbricht das Siegel, entfaltet das Billet und wirft einen Blick auf die Unterſchrift.

— Von Eudoxia! Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht. Was ſchreibt uns die gute Fürſtin?

— Er lieſ't:

„Vergebens hat man am vergangenen Sonnabend Herrn von Strauß im Paradiesgarten erwartet. Zwei Tage war man ſehr böſe; am dritten verzieh man, weil man ſchwach iſt und der Begierde, Sie perſönlich kennen zu lernen, unmöglich widerſtehen kann.

Heute mit dem Glockenſchlage Zwölf erwartet man Sie auf der Gallerie des Stephansthurms.

Dort iſt man allein und ungeſtört.

15. Auguſt 1822. Eudoxia.“

— Sie hat Dich alſo nicht vergeſſen! ruft er aus und küßt den ſüßen Namen, deſſen Wohllaut ſein Ohr berauſcht.

Wie viel kommt in der Liebe auf den Namen an! Es unterliegt keinem Zweifel, daß man eine Dame, die z. B. Marie oder Minna heißt, ganz anders als Jene liebt, welche auf den Namen Chriſtel oder Urſchel hört.

— Zwei Tage, wiederholt ſich Strauß, war Durchlaucht böſe auf mich, am dritten aber verzieh man mir! Ich finde das ganz natürlich! Und heute alſo, ſchon heute, erwartet ſie mich? Aber wo? Auf der Gallerie des Stephansthurms! Welch' ein ſonderbarer Einfall! — Mittags in der größten Hitze, bei ſo und ſo viel Grad Wärme, den Stephansthurm hinaufkraxeln, um, wie ſie ſchreibt, „allein und ungeſtört“ zu ſein! Man ſieht, daß ſie fremd iſt! Ueberdem ſollen ja vornehme Frauen, und vor Allem dieſe Ruſſinnen, ganz eigenthümliche Launen haben. Noch geſtern Abend erzählte mir Lanner, als ich mit ihm von der Fürſtin Utremifaſollaſimonetoneponowitſch ſprach, er habe, Gott weiß wo, geleſen, eine Petersburger Gräfin habe einem ihrer Anbeter erklärt, ſie werde nur dann ihn erhören, wenn er ſich entſchließen würde, augenblicklich nach China zu reiſen, um dort, an der Quelle, eine Porzellan-Pagode und fünf Pfund vom allerfeinſten Kaiſerthee für ſie einzukaufen. Der verliebte Moskowite reiſ't von Petersburg mit Extrapoſt nach Canton, kauft Thee und Pagode, ißt ein Beefſteak und kehrt dann ohne Aufenhalt nach Petersburg zurück. Dort angekommen, überreicht er, nach ſiebenmonatlicher Abweſenheit, ſeiner gräflichen Flamme die gewünſchte

Pagode nebſt Thee und — findet ſie unterdeſſen verheirathet. Nehmen Sie, Prinz, ſagte die treuloſe Gräfin, Ihre Pagode und reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen ſobald als möglich wieder nach China zurück. — Derlei Beiſpiele haben durchaus nichts Aufmunterndes. Hoffentlich wird aber meine Fürſtin weniger perfid als jene Gräfin ſein, und in dieſer Vorausſetzung will ich, um ja nicht zu ſpät zu kommen, ſchon um Eilf den Stephansthurm erſteigen.

Strauß übergoß ſich mit Liebreiz und Veilchenduft, zog einen neuen Frack, eine neue Weſte, eine neue Cravatte und ſeinen geſtickten Hoſenträger (ein Geſchenk des guten Lanner) an, ſetzte ſich ſeinen neuen Caſtorhut auf und begab ſich um halb Eilf nach dem Stephansplatz.

Mit dem Glockenſchlage Eilf ſteuert er — bei einer Hitze von 27 Grad Reaumur — die X-Stufen eines der ſchönſten Thürme des chriſtlichen Abendlandes hinauf.

Keuchend und in Schweiß gebadet, erreicht er gegen halb Zwölf die Gallerie des Thurms, auf welchem ſich ſeinem Auge eine der entzückendſten Ausſichten auf Wien und auf ſeine lachende, gottgeſegnete, wahrhaft paradieſiſche Umgebung erſchließt.

Er denkt an Eudoxia, die nun bald kommen muß, und ſchwelgt in doppelt ſchöner Ausſicht, denn hier iſt man „allein und ungeſtört!!!“

— Wer hätte gedacht, ruft er aus, daß die Weiſſagung von Drahaneks Tante ſich ſo ſchnell erfüllen würde! „Sie werden ſteigen, ſagte ſie zu mir, und immer höher ſteigen und endlich ſo hoch ſteigen, daß andere Menſchen Ihnen ſo klein wie Fliegen vorkommen werden.“ Ich habe mir das Alles wohl gemerkt, und jedes ihrer Worte iſt nun wirklich eingetroffen. Ich bin geſtiegen und immer höher geſtiegen und endlich ſo hoch geſtiegen, daß jene Menſchen unten auf dem Platze mir wie Fliegen erſcheinen. Die Karten haben alſo wahr geſprochen! Reſpekt vor Tante Drahanek!

Jetzt ſchlägt es Zwölf.

— Nun muß ſie kommen! ruft Strauß.

Er lauſcht . . . er horcht . . . er ſchaut hin . . . er ſchaut her . . . aber noch kommt Niemand!

— Ich habe ja nichts zu verſäumen, ſagt er und wartet. Vermuthlich will man ſich ein klein wenig rächen und etwas ſpäter kommen. Das ſchadet nichts! Wenn's nur nicht auf der einen Seite ſo unerträglich heiß und auf der andern ſo entſetzlich windig wäre!

Man kann ſich hier mit der größten Bequemlichkei
etwas Schnupfen und Sonnenſtich holen. Doc
hat dies Alles nichts zu ſagen, wenn man erwäg
daß uns für dieſe kleinen Opfer eine ruſſiſche Fürſti
erwartet, die, der Begierde, uns perſönlich kennen z
lernen, unmöglich widerſtehen kann." — Aber wen
nur ein Stuhl oder eine Bank da wäre, wo ma
unterdeſſen ein Weilchen ausruhen könnte, denn kom
men muß ſie ja doch bald! —

Er läuft noch fünf, noch zehn, noch hundertm
um die Gallerie, läßt ſich auf der einen Seite brate
und auf der andern vom Winde peitſchen, aber ſ
kommt noch immer nicht!

Es ſchlägt Eins. Strauß wird ungeduldig. En
lich kommt — die Fürſtin? — nein! — wer denn
— ein brutaler Windſtoß und entführt ihm ſein
funkelnagelneuen weißen Caſtorhut. Der Biber, zien
lich ſchwer, fällt auf die Naſe eines auf dem Stephan
platze auf- und abwandelnden Stutzers und ſchlä
ihm — das Gehirn? o nein! — blos die Brille ei

Strauß, der ſeinen Hut verloren hat, verliert n
[illegible] — [illegible]
[illegible] —

— Wenn die verwünſchte Ruſſin nun nicht bald erſcheint, dann gehe ich!

Einige Sekunden ſpäter kommt der Thürmer.

— Heißen Sie Strauß! fragt der Quaſimodo.

— Zu dienen, Herr, was wünſchen Sie?

— Ich wünſche gar nichts; ich bin nur gebeten worden, dies Billet an Sie abzugeben.

— Von wem?

— Von einem Menſchen, der ſich für den Bedienten einer ruſſiſchen Fürſtin ausgab.

— Das iſt Eudoxia! ruft Strauß und erbricht den Brief mit unbeſchreiblicher Haſt. Er wirft einen Blick hinein und —

Ach, wer malt ſeine Wuth, als er ſtatt einiger Zeilen ruſſiſcher Entſchuldigung zwei Fibelverſe lieſ't:

„In England braut man Porterbier,
Der Eſel iſt ein gutes Thier."

Erinnere Dich bei Durchleſung dieſer Zeilen Deines Feundes Joſeph Lanner."

— Ich bringe ihn um! ſchreit Strauß.

— Mich? fragt der herkuliſche Thürmer.

— Sie nicht, aber meinen guten Freund!

— Was hat er Ihnen denn gethan?

— Er hat mich ſchändlich gefoppt! ruft der Getäuſchte, ſtürzt die vierhundert ſo und ſo viel Stufen des Stephansthurms ohne Hut auf dem Kopfe, aber Zorn im Magen hinab, wirft ſich in einen Fiacre und fährt, ſchweißtriefend, wüthend und halb aufgelöſt, nach ſeiner Wohnung heim.

— Wenn ich ihn finde, erwürge ich ihn! ſchreit Strauß und wiſcht ſich den dicken Schweiß von der Stirn.

Aber ſieh — er findet ihn nicht!

### 3.

Dieſe Nacht ſchlief Lanner bei Drahanek.

### 4.

Der beſuchteſte Vergnügungsort jener harmlos-glücklichen „Tage von Aranjuez“ war der (noch jetzt beliebte) Sperlſaal in der Leopoldſtadt. Hier war's, wo Freund Falſtaff ſeine heiterſten Stunden genoß. Hier überließ er ſich „ohne Haß und ohne Reue“ der Anatomie der Backhähnel, der Metaphyſik des Durſtes, der Phyſiologie des Tanzes und der angewandten Mathematik des „Charmirens“; hier amüſirte er ſich con amore.

Dieſer Tanzſaal war zu jener Zeit für das junge, genußmenſchliche Wien ungefähr das, was jetzt der Garten des frommen Père Mabille für die pariſer Jugend iſt, mit dem einzigen Unterſchiede, daß im Sperl, ſtatt des Cancans, der Walzer am beliebteſten war.

Der Eigenthümer des Sperlſaales hatte, um mich ſtaatsbürgerlich auszudrücken, keine „beſondern Kennzeichen.“ Das Einzige vielleicht, wodurch er ſich von der zahlloſen Menge der andern Wirthe unterſchied, war ein ſorglos-ſchlendernder Gang, der ihm, von fern betrachtet, das Anſehen eines ſeelenvergnügten Kameels verlieh, das im ſchuhtiefen Sande der Wüſte Schlittſchuh zu laufen verſucht. Er hieß Scherzer und war „Pfifficus.“ „Pfifficus“ aber iſt der ſüddeutſche „Vocativus.“

Am folgenden Sonntage bummelten Lanner und Strauß, die wieder gänzlich ausgeſöhnt waren, Arm und Arm durch die Taborſtraße in den Sperlſaal hinaus.

Unterwegs ſagt Bruder Flachskopf zu ſeinem Freunde Mohrenſchädel:

— Draußen wirſt Du heute durch mich die Bekanntſchaft eines Mädchens machen, das — ich wette darauf! — auch Dir gefallen wird.

— Was iſt ſie denn? fragt Strauß.

— Ein D'ſchapperl, ein Schneepepperl, ein weibliches Ramſamperl ...

— Blond oder braun?

— Blond, ſemmelblond und noch ganz „Flitſchen."

— Und wo haſt Du ſie kennen gelernt?

— Auf dem Graben in einem Handſchuhmacherladen ..

— Alſo nichts Vornehmes?

— Freilich iſt ſie keine ruſſiſche Fürſtin ...

— Davon ſchweige!

— Aber ein wunderlieber Fratz, der ein Paar Augen ſo groß wie ein Gugelupf hat und immerfort lacht. Ich ſage Dir, Bruder, die kleine Katz gefällt mir ſo ſehr, daß ich wahre Heidenangſt habe, mich ganz deſperat in ſie zu verlieben.

— Du machſt mich neugierig ...

— Ich ſage Dir, Du wirſt die Augen aufreißen und ſie gleich verſchlingen wollen. Das Beſte aber hätte ich bald vergeſſen. Sie wollte wiſſen, wie ich heiße. Kind, ſagte ich, ich heiße Strauß!

— Alſo ſchon wieder eine Fopperei?

— Sei nicht böſe, Bruderherz, ich foppe ja nur ſie und nicht Dich! Ferner ſagte ich ihr, ich würde einen guten Freund mitbringen, und als ſie auch Deinen Namen zu erfahren wünſchte, ſagte ich ihr, Du hießeſt Lanner!

— Und warum bindeſt Du ihr dieſen doppelten Bären auf?

— Um ſie einſtweilen incognito zu lieben!

— Na, meinetwegen, ich habe nichts dagegen.

— Laß Dich küſſen, Bruderherz!

— Biſt Du närriſch? Hier auf offener Straße?

— Warum denn nicht? Ich werde doch mein zweites Ich umarmen dürfen? ſpricht Lanner, erfaßt mit beiden Händen ſeines Freundes Kopf und drückt ihm einen Kuß auf den Mund.

— Du biſt verrückt!

— Komm, komm, ich kann es nicht erwarten, ſie zu ſehen, ſpricht Lanner und reißt ihn mit ſich fort.

Die Freunde langen am Ziele an. Der reiche Mann bezahlt den Eintritt. Der große Saal iſt bereits überfüllt.

Lanner läßt ſeine Augen wie ein paar Windhunde durch die Gruppen der Tanzenden galoppiren, um ſein Everl aus dem Handſchuhmacherladen aufzuſpüren.

— Dort ſitzt ſie in der Ecke! ruft er aus und eilt am Arme ſeines Freundes auf ſie zu.

Auch ſie hat eine Freundin mitgebracht. Dieſe Freundin iſt eine appetitliche Brünette. Ihr Mund iſt ein halbaufgegangenes Mairöschen und ihre Augen ... Dieu de Dieu! ich habe in dreißig Jahren ſchon ſo viele Augen beſchrieben, daß alle Farben meiner Palette bereits erſchöpft ſind, und darum geſtatte mir, beſchreibungsſüchtiger Leſer, bei einem andern Augenmaler eine kleine Anleihe zu machen.

Mein alter, ewigjunger Freund M. G. Saphir iſt der Columbus gewiſſer Augen, die er „Sperl-Augen" getauft hat.

Er ſchildert ſie ungefähr, wie folgt: „Sperl-Augen ſind geſchaffen, um beim Sperl während eines Strauß'ſchen Walzers ringsum in alle Gallerien hineinzuflunkern. Dieſe Sperl-Augen haben die Eigenſchaft, links zu beobachten, rechts zu liebäugeln, hinaufzublicken und auf die Fußſpitzen hinab zu ſchauen; ſie funkeln, ohne zu leuchten; ſie tanzen Walzer, Polka und Galopp. Dieſe Sperl-Augen ſind ſchwarze Waldkirſchen, die gepflückt ſein wollen; Vexirſpiegel, bei denen eben ſo viel heraus- als hineinſchaut u. ſ. w."

Und ſolche Augen hatte Everls Freundin.

Lanner ſtellt ſeinen Freund, Everl ihre Freundin vor.

— Mein Freund Lanner, ſagt der Flachskopf.

— Meine Freundin Toni, lächelt die Blonde.

Man grüßt und iſt gegenſeitig — entzückt.

— Sind Sie denn ſchon lange hier? fragt Pſeudo-Strauß.

— Ich erwarte Sie ſeit einer Stunde . . .

— Und haben Sie ſchon viel getanzt?

— Noch gar nicht! Schon Viele haben mich engagiren wollen; aber ich hab' es Allen abgeſchlagen . . .

— Und warum denn?

— Weil ich heute nur mit Ihnen tanzen will!

— Sie ſind ein lieber Schatz, entgegnet Lanner und nimmt an ihrer Seite Platz.

— Es iſt heute ſehr ſchwül! beginnt unſer Pſeudo-Lanner, welcher ſich bemüht, ein Geſpräch mit der Eigenthümerin der ſchwarzen Sperl-Augen einzufädeln.

— Oh ja, ſehr ſchwül! antwortet Toni.

— Was wird denn nach dieſem Walzer getanzt? fragt der Blonde.

— Eine Quadrille, erwiedert Everl.

— Wollen wir?

— Was denn?

— Eine Quadrille riskiren?

— Ei freilich, ruft Everl und hängt ſich in den Arm ihres „Chapeau blond.“

— Und Sie, Fräulein Toni?

— Recht gern! entgegnete die Freundin und häkelt ſich in den Arm ihres „Chapeau noir.“

Die Paare ſtellen ſich. Und bald darauf beginnt die Quadrille. Die beiden andern Paare haben etwas ungemein Drolliges: ein kleiner Knirps tanzt mit einem jener auffallend großen, etwas lächerlich aufgeputzten Frauenzimmer, welche Freund Falſtaff „Heugeigen“ nennt. Das Gegenüber dieſes komiſchen Paares iſt ein ſehr kleines, ſogenanntes „Affenpoldel“, das mit einem jener jungen ungeſchickten Bengel tanzt, die der Wiener „Millilackel“ heißt.

Während der erſten Balance ſagt Lanner tanzend zu dem ſtillſtehenden Freunde:

— Na, was hab' ich Dir geſagt? Iſt die Kleine nicht allerliebſt?

— Wunderſchön! antwortet Strauß und betrachtet dabei Toni, die das eine Auge verſchämt zu Boden ſchlägt und mit dem andern auf die Gallerie ſieht, auf welcher ein Stutzer ſein Augenglas auf ſie zu richten ſcheint.

Einige Augenblicke ſpäter ſagt der balancirende Strauß zu ſeinem ausruhenden Freunde:

— Auch dieſe Toni iſt nicht bitter!

— Sie iſt kokett wie der Teufel, antwortet Lanner.

Bei der ſogenannten Chaine-Tour ſpricht Meiſter Flachskopf zum Mohrenſchädel:

— Nun Bruderherz, wie amüſirſt Du Dich!

— Wie der liebe Gott in Frankreich!

— Nicht wahr, hier iſt's doch hübſcher als oben auf dem Stephansthurm?

— Daran erinnere mich nicht mehr, ſonſt werd' ich unangenehm.

— Ich ſchwitze ſchon wie ein Pferd!

— Gut, dann braucht Dich Frau Baberl nicht mehr zu frottiren.

Udd ſo foppten ſich beide Freunde ſelbſt während des Tanzens; das aber verhinderte ſie nicht, ſich am Arme ihrer Schönen prächtig zu unterhalten.

Die Quadrille iſt zu Ende. Strauß und Lanner führen ihre Damen in die vertrauliche Ecke zurück.

## 5.

Aber bald darauf beginnt die Galoppade. Die beiden Freunne engagiren ihre Damen. Toni iſt entzückt, Everl iſt ſeelig. Und jetzt ſtürzen ſich beide

Paare in die Scylla und Charybdis des bachantiſchen Galopps. —

Und während ſie tanzen, ſehe ich zu und ſinge mir das Galoppadenlied:

Ein Ball, ein Ball, ha, welche Luſt!
Wie pocht das Herz, wie ſchlägt die Bruſt!
Man tanzt verliebt, man tanzt kokett,
Mit Damen blond und braun und nett;
Dazu Muſik und Kerzenglanz,
Man iſt berauſcht, geblendet ganz;
Man dreht und dreht im Wirbel ſich
Und amüſirt ſich königlich.
Und Der, die ſich das Herz erkor,
Raunt man ein Wörtlein leis in's Ohr;
Sie lauſcht und lacht naiv dazu,
Reicht man geſchickt ein Billet-doux.

Dann geht der Tanz von Neuem los:
Der Saal iſt ſchmal, der Durſt iſt groß,
Das Blut, das ſiedet, wallt und kocht,
Der Athem ſtockt, der Buſen pocht;
Man dreht ſich raſch im engen Kreis,
Fürwahr, es iſt doch gar zu heiß!
Man echauffirt ſich fürchterlich
Und ... engagirt auf's Neue ſich.
Man hat nicht Raſt, man hat nicht Ruh'
Und fächelt friſche Luft ſich zu;
Dann tanzt man heiter weiter fort
Und wechſelt manch verliebtes Wort:

„Madam', Madam', ich liebe Sie!“
„„Mein Herr, mein Herr, ich liebe nie!““
„Dann werd' ich ſchnell vor Gram vergeh'n!“
„„Mein Herr, ich kann Sie nicht verſteh'n!““
„Ich flehe Sie um Mitleid an!“
„„Mein Herr, ich ſag' es meinem Mann!““
„Der Alte ſchnarcht und hört es nicht!“
„„Mein Herr, Sie ſind ein Böſewicht!““
„Ich bitte um ein Stelldichein!“
„„Ich ſag' nicht Ja, ich ſag' nicht Nein!““
„Madam', Madam', wo find ich Sie?“
„„Um Zehn, um Zehn, auf dem Glacis!““

Nun iſt auch der Galopp vorüber und die Tanzenden kehren erſchöpft auf ihre alten Plätze zurück.

Junge Tänzer werden ſehr bald vertraut. Nach dem Galopp ſind Lanner und Everl, Strauß und Tonerl dergeſtalt befreundet, als wären alle Vier ſeit Jahren ſchon durch Bande der innigſten Freundſchaft verknüpft. Man ſcherzt und lacht, man koſ't und plaudert und ſagt ſich gegenſeitig Alles, was man auf dem Herzen hat, und wünſcht ſich weiter nichts, als daß es immer Sonntag wäre, um ſich bei den Tänzen liebezündender Muſik ſehen und ſprechen und ſich wechſelſeitig 1822 Mal wiederholen zu dürfen, wie unbändig, wie raſend und wie ungeheuer man ſich lieb hat!!!

O Liebe, Liebe! hier wäre freilich wieder Platz und Gelegenheit zu höchſt bequemer Ablagerung einiger mehr oder minder geſuchter Reflexionen über den „Trieb der Triebe.“ Aber ſie führen zu nichts!

Im Taumel des erſten Feuers ſchwur man ſich Liebe und Treue bis über die Ewigkeit hinaus.

Arm in Arm luſtwandelten jetzt beide Pärchen, um ſich abzukühlen, durch die einſamen Gänge des Sperlgartens.

— Meine Liebe zu Ihnen, blauäugiger Schatz, hat mich furchtbar hungerig gemacht, ſagt Lanner zu Everl. Haben denn auch Sie Appetit?

— Wie verrückt! antwortet das verliebte Kind, das dieſen etwas burſchikoſen Ausdruck mit ganz beſonderer Vorliebe anzuwenden pflegt.

— Das Tanzen, ſagt Toni, hat mich fürchterlich erhitzt!

— Ich ſchwitze wie ein Kalbsbraten, geſteht Strauß und trocknet ſich die Stirn.

— Blonder Engel, was eſſen Sie gern? fragt Lanner.

— Ich eſſe Roſtbratel, Backhähnel, Indian, Kalbsnieren, ungriſches Repphuhn, Mandelbögen, Linzer Torten, Schweizer Käs; kurz Alles, was vorkommt!

— Ich frage nur, was Sie am meiſten lieben?

— Kalbskopf mit Kren und Vanillen-Eis!

— Kalbskopf mit Vanillen-Eis? Das hab' ich noch niemals verſucht . . .

— Gehens, Sie papierln mich nur. Sie wiſſens recht gut, wie ich's meine! Nach Kalbskopf liebe ich nichts ſo ſehr auf dieſer Welt als Gefrornes mit Vanille!

— Ach, Everl, dann wünſchte ich mir weiter nichts als ein gefrorner Kalbskopf mit Vanille zu ſein, ruft Lanner, indem er zärtlich ihren runden Arm kneift und dabei die Zähne zuſammenbeißt.

— Kneifen Sie mich nicht, ich krieg' ſonſt blaue Fleck', ruft die Handſchuhmacherin und entzieht ihm ihren Arm.

— Ach Herr von Lanner, ſpricht Toni zu Strauß, ich habe einen ungeheuren Durſt!

— Iſt Ihnen ein Glas Zuckerwaſſer gefällig?

— Zuckerwaſſer? Warum nicht gar! Ich trinke lieber Wein oder Punſch, geſteht Tonerl mit dorfnovellenartiger Unbefangenheit.

Sie kehren in den Saal zurück. Sie ſoupiren oder „nachtmalen“ wie Freund Falſtaff es zu nennen pflegt, wenn er ſich gehen läßt.

Everl frißt Süßes und Saueres ſo bunt durch einander, daß ihr Anbeter die ungeheure Naivetät ihrer Verdauungswerkzeuge bewundern muß.

Toni ißt wenig, aber trinkt viel. Strauß füllt ein Glas um's Andere; ſie leert das ſechſte Glas und bittet um — Punſch.

— Bei dieſer Hitze! denkt Strauß und beſtellt — Eierpunſch.

Die beiden Mädchen werden immer luſtiger. Erſt kichern ſie leiſe, dann aber lachen ſie ſo laut, daß Alles auf ſie hinblickt.

— Du, Everl, haſt Du vorhin in der Quadrille den langen Dideldapp geſehen, der mit der kleinen, dicken Pomeranzen getanzt?

— Ei, freilich! Und haſt Du die geſchminkte Heugeigen geſehen, die mit dem dürren Schneider gewalzt hat, der nicht größer als ein Fingerhut iſt?

— Ei, freilich! Das Paar laß' ich mir abſchreiben. Weißt, was an dieſem Schneider das Größte iſt? Seine Naſe, die ſo breit wie ein Bügeleiſen iſt, ſagt Toni und bricht über ihren Witz in ſolches Lachen aus, daß Everl, davon angeſteckt, mitlachen muß.

Wein und Punſch ſind der ſchwarzäugigen Toni ſo ſehr zu Kopf geſtiegen, daß ſie erſt leiſe zu trällern und dann ganz laut zu pfeifen beginnt.

— Was pfeifen Sie da, reizende Toni? fragt Strauß.

— Ich pfeif' mir den Ypſilanti, erwiedert ſie und wirft ihrem Cavalier eine Brotkugel von der Größe einer kleinen Dampfnudel in's Geſicht.

— Es wird Zeit, daß wir die Damen nach Hauſe bringen, meint der reiche Mann, ruft den Kellner und bezahlt „für Alle."

Lanner führt ſein Everl und Strauß ſein Tonerl zum Saale hinaus.

— Ich habe mich prächtig unterhalten! geſteht die Blonde.

— Sie glauben wohl, ich bin betrunken? fragt die Brünette.

— O nein, o nein, ſagt Strauß und denkt dabei das Gegentheil.

Die beiden Freunde nehmen einen Fiacre. Die luſtigen „Weiber von Windſor" geruhen huldreichſt einzuſteigen. Strauß und Lanner ſetzen ſich gleichfalls hinein.

— Wohin fahren wir? fragt der Kutſcher.

— Nach dem Graben! antwortet Fräulein Everl, die rechts hinausſchaut.

— Nach der Roſſau! ſchreit Fräulein Toni, die ihren Kopf zum linken Wagenfenſter hinausſtreckt.

Der Kutſcher nimmt ſeinen Platz ein. Seine

Peitſche kitzelt die feurigen Roſſe. Der Wagen fährt blitzſchnell von dannen.

## 6.

Toni war Waiſe und — machte Putz. Sechs Tage in der Woche war ſie das ſittſamſte und fleißigſte Geſchöpf in der ganzen Roſſau, Sonntags aber eine der luſtigſten Fliegen von ganz Wien.

Ihr Vater war Briefträger und ihre Mutter Obſtfrau geweſen. Beide ſtarben und hinterließen zwei Kinder: Toni und Joſeph.

Letzterer war ſeit Kurzem fünfter Liebhaber am Leopoldſtädter Theater und nebenbei auch ſtiller Anbeter jener bewußten Peri, mit welcher der Ex-Buchbinder Leim bald nach jenem Abenteuer mit ſeinen beiden im Schranke verſteckt geweſenen Nebenbuhlern ſich ernſtlich entzweit hatte.

Toni kannte während der ſechs Arbeitstage nur eine Zerſtreuung. Allabendlich, wenn ſie aus dem Putzmacherladen in ihr Dachkämmerchen zurückgekehrt war, verſchlang ſie einen halben Räuberroman; dann wickelte ſie ſich ihre langen, ſchwarzen Locken auf, legte den Räuber unter ihr Kopfkiſſen, warf ſich in die

Arme jenes mohnbekränzten Tröſters, der die Augenlider armer Arbeiter ſchneller ſchließt als jener reicher Müſſiggänger, und ſchlief dann bis zum Morgen ſo feſt, daß nichts in der Welt ſie zu wecken vermochte. — Der Schlaf iſt ein ſtiller Aſſocié des guten Gewiſſens.

Jeden Morgen verließ ſie mit dem Glockenſchlage Sechs ihr ärmliches aber ſauberes Lager, machte (im Winter bei ungeheiztem Zimmer) Toilette, räumte auf, fütterte den muntern Kanarienvogel, welchen Bruder Joſeph ihr zum Namenstage geſchenkt, kochte ſich ihren Kaffee und wanderte dann, gleichviel ob es regnen oder ſchneien mochte, über das Glacis nach dem Kärnthnerthor und Stephansplatz in den Putzmacherladen zur „ſchönen Wienerin,“ denn hier war's, wo ſie arbeitete und ſich das, was ſie brauchte, redlich verdiente.

Wenn dann nach ſieben Uhr Feierabend war, eilte man in die Leihbibliothek, verlangte den Katalog und ſuchte ſich einen neuen ſchmucken Räuber aus, in deſſen Geſellſchaft man nach ſeinem Dachſtübchen heimkehrte und ſich im Winter (um Holz zu ſparen) frühzeitig zu Bette begab, im Sommer aber ſo lange zu leſen pflegte, es hell blieb.

Aber auch Arme haben ihre Leidenſchaften. Toni trank gern ein Glas Punſch. Der Genuß dieſes Getränkes, das ſie ſich ſelbſt zubereitete, verſetzte ſie in behagliche Stimmung.

So rauſchten, ziemlich einförmig, die ſechs Wochentage vorüber. Am Sonntage ging's dann zum Sperl; denn in Toni's Alter iſt der Tanz nicht blos Vergnügen; er iſt da geradezu Bedürfniß.

Am Abende, der jenem Sonntage gefolgt war, an welchem ſie die Bekanntſchaft unſeres Pſeudo-Lanner gemacht, begab ſich Toni in die Leihbibliothek, um einen alten Räuber gegen einen neuen auszutauſchen. Als ſie dann trällernd und pfeifend die ſchmale, ſpärlich erleuchtete Treppe hinabflog, erſchrak ſie nicht wenig, als ſie am Fuße der Treppe ihren geſtrigen Tänzer erblickte, der ſie hier zu erwarten ſchien.

— Wie kommen denn Sie hierher? fragte Toni.

— Sie ſagten mir geſtern, daß Sie ſich faſt allabendlich hier ein neues Buch holen. Der Wunſch, Sie zu ſehen und zu fragen, wie der geſtrige Abend Ihnen bekommen iſt, hat mich hierher getrieben . . .

— Und warten Sie ſchon lange?

— Seit einer halben Stunde . . .

— Und haben Sie mich nicht kommen ſehen?

— Allerdings! Ich war dort hinter jener Thür verſteckt, um das Vergnügen zu haben, Sie hinaufſteigen zu ſehen . . .

— Und wenn ich nicht gekommen wäre?

— Dann wär' ich fortgegangen und hätte Sie morgen um dieſelbe Zeit hier erwartet . . .

— Wiſſen Sie, daß mich das freut? Geben Sie mir Ihren Arm und begleiten Sie mich bis an meine Hausthür . . . Wollen Sie das?

— Ob ich will? Aber haben Sie denn, ſagte Strauß, ihr ſeinen Arm reichend, ſeit geſtern Nacht noch einmal an mich gedacht?

— O ſchon mehr als einmal! Aber immer fragte ich mich: Was wird Herr von Lanner von Dir denken? Du biſt geſtern recht ausgelaſſen geweſen!

— Der kleine Spitz hat Sie ſehr gut gekleidet. Sie waren, ohne Scherz, ganz allerliebſt!

— Ach, ich war ſo vergnügt, ſo ſeelenvergnügt, daß ich auf Stühle und Tiſche hätte hinaufſteigen und alle Welt umarmen mögen, denn Wein und Punſch waren mir zu Kopf geſtiegen . . .

— Ich habe nichts gemerkt, meinte Strauß.

— Das ſagen Sie nur! O, ich weiß recht gut, daß ich geſtern ſehr ungezogen war, aber verzeihen Sie es mir: es giebt Tage, wo ich ſo übertrieben luſti bin, daß es gar nicht zum Aushalten iſt. Dan kommen aber auch Stunden, wo ich recht ſehr trauri werde und fortwährend weinen möchte ...

— Worüber?

— Oft weiß ich das ſelber nicht!

— Sie haben wohl ſchon einmal geliebt?

— Auf Ehre nicht! betheuerte Toni, indem ſ ihre linke Hand auf's Herz legte und ihren Begleit treuherzig anſah.

— Nun, vielleicht iſt gerade das der Grund, d Sie dann und wann weinen macht?

— Sie irren ſich, Herr von Lanner! Sehr o wenn ich weine, geſchicht's aus ganz anderm Grund ..

— Und darf man fragen, worüber Sie weinen

— Ich weine über die armen Räuber ...

— Ueber was für Räuber?

— Ueber die Räuber aus der Leihbibliothek.

— Aber warum leſen Sie denn immer nur Räube romane?

— Weil ſie am billigſten ſind ... jeder Räub koſtet blos zwei Kreuzer, die andern Bücher koſte drei ...

— Und um einen Kreuzer zu erſparen, weine

Sie ſich Ihre ſchönen Augen blind? Leſen Sie doch lieber etwas Luſtiges, das Sie erheitert.

— Ich bin ja ohnehin ewig heiter, und gerade darum, weil ich nicht immer lachen mag, leſe ich gern etwas recht Schauerliches, um zu erſchrecken oder um zu weinen . . .

— Und worüber, Fräulein Toni, haben Sie bis jetzt am meiſten geweint?

— Ach, noch keiner von allen Räubern hat mich mehr gerührt als „Silvio Utolini, oder der Schrecken Unteritaliens.“ Ich leſe ihn jetzt ſchon zum neunten Male und . . .

— Weinen noch immer über dieſen Böſewicht?

— Ich bin rein vernarrt in ihn!

— Beneidenswerther Utolini! Ach, Fräulein, ich bedaure nur Eines . . .

— Und was denn?

— Daß ich weder der Schrecken Ober- noch Unter-Italiens bin! Nun aber ſagen Sie mir aufrichtig, was Sie bewogen hat, mir geſtern Abend, als ich Sie nach Hauſe fuhr, ſo ſtreng zu verbieten, Sie zu beſuchen?

— Das will ich Ihnen ſagen. Unter mir wohnt eine alte Xantippe, die mich nur darum zu haſſen

ſcheint, weil ich jeden Morgen die vier-Treppen ſing
hinab und jeden Abend pfeifend hinauffliege.
alte Hexe beobachtet jeden meiner Schritte und mö
mich gern in ſchlechten Ruf bringen. Sähe ſie n
daß ich Abends, wenn ich von der Arbeit kom
Herrenbeſuch annehme, dann würde ſie ſich den M
zerreißen und kein gutes Haar an mir laſſen.

— Ich darf Sie alſo niemals beſuchen?

— Nie! erwiederte Toni mit großer Entſ
denheit.

— Wie aber, wenn ich Sie einmal zu ſ
und zu ſprechen wünſche?

— Dann machen Sie es wie heute und erwa
mich am Aufgang zur Leihbibliothek . . .

— Das ſoll geſchehen, ſagte Strauß und br
ſie bis an die Thür.

Dann küßte er ihre Hand und ging.

## 7.

Und ſo entſpann ſich nun gleichzeitig zwi
Strauß und Toni, wie zwiſchen Lanner und
eines jener anſtändigen Verhältniſſe, die allmälig
dem ſchmalen Feldwege der Liebe auf die breite
ſtraße der Ehe führen.

Liebe und Ehe! Abermals ein paſſender Ort zur Parade-Aufſtellung einiger durchaus nothwendigen Redensarten, die man Dir, nachſichtiger Leſer, vorreiten muß, um zu zeigen, daß man auch Reflexionen machen und in Ermangelung eigener Gedanken die Gedanken Anderer in Bewegung ſetzen kann.

Ehe! Was iſt die Ehe? Man hat dicke Folianten darüber geſchrieben. Ich erinnere Dich blos an das berühmte Werk von Sanchez „de matrimonio", an Hippel's Buch „über die Ehe," an Balzacs „Physiologie du ma riage," und leicht könnte ich Dir noch hundert andere mehr oder minder berühmte Werke aufzählen, um den Beweis zu führen, daß über das Thema „Ehe" eine ganze Bibliothek tragikomiſcher Variationen exiſtirt. —

Die dümmſten und die geiſtreichſten Menſchen aller Zeiten und Nationen haben für und wider die Ehe geſchrieben. Es wundert mich, daß in unſerer ſchreibſeligen, ſammelſüchtigen Zeit noch keiner unſerer tauſend literariſchen Schnapphähne auf den Einfall gerathen iſt, alle Stimmen über Liebe und Ehe, die ſowohl für als dagegen laut geworden ſind, gewiſſenhaft zuſammen zu ſtellen, um zu beweiſen, ob die Liebe ſchädlich und die Ehe nützlich, oder ob, umgekehrt, die Ehe ſchädlich und die Liebe nützlich ſei.

Die Liebe, ſagt König Salomo, iſt ſtark wie der Tod; doch von der Ehe . . . ſchweigt er.

Die fromme Heloiſe, Abälards treue Geliebte, di lieber ſeine Magd als ſeine Frau zu ſein wünſchte ſagte: die Ehe iſt das Grab der Liebe.

Der gute Petrarca nennt die Liebe ein Gefüh „che fa gentil il cor vilano." Die Ehe, ſagt Boc caccio oder ein Anderer, iſt umgekehrt ein Zuſtan „che fa vilan' il cor gentile."

Der alte, grundehrliche Michel de Montaigne ſa in ſeinem klaſſiſchen „Essais": Mit den Ehen geht wie mit den Vogelkäfigen: Jene, welche nicht d'r ſind, wollen um jeden Preis hinein, während Al die ſchon d'rin ſind, mit aller Gewalt wieder hinau möchten.

Die Ehe gleicht dem Vogelhaus
Wer draußen iſt, der will hinein;
Wer drinnen iſt, der will hinaus,
D'rum laſſe hübſch das Freien ſein.

Der alte, liebenswürdige Pater Abraham a San Clara ſchreibt:

**Die Ehe iſt ein Uebel,**
**Ein bitterſüßes Joch;**
**Sie gleicht fürwahr der Zwiebel,**
**Man weint und — frißt ſie doch!**

Hören wir, was der geiſtreiche Spötter Beaumarchais ſagt:

De toutes les choses sérieuses le mariage est la plus bouffonne, d. h. unter allen ernſthaften Dingen iſt die Ehe das Allerkomiſchſte.

Die Liebe hat Flügel, ſchreibt Byron. Die Ehe lähmt ſie, meinen hundert Andere.

Die Liebe, ſagt Lammenais, macht Alles möglich. Die Ehe, glauben Manche, macht Vieles unmöglich. Die Liebe macht uns Alle blind; die Ehe öffnet uns die Augen.

L'amour est une statue de diamant avec des pieds d'argile, ſagt Etienne de Neufville in ſeiner „Physiologie des amoureux." Die Ehe, ſchreibt Balzac, iſt eine Bildſäule von Blei mit einer Naſe von . . . Wachs.

Saphir ſagt: Liebe und Ehe ſind zwei Himmelsleitern: auf der Leiter der Liebe ſteigt man in den Himmel hinauf; auf der Leiter der Ehe ſteigt man auf die Erde zurück.

Du fragſt nun, wißbegieriger Leſer, was der Schreiber dieſer Zeilen davon hält?

Liebe iſt, nach ſeiner Anſicht, der Süd-, Ehe aber der Nordpol des Glücks. Liebe iſt das Morgenroth der Ehe; Ehe iſt das Abendroth der Liebe. Liebe iſt ein poetiſcher Rebus. Ehe iſt die proſaiſche Auflöſung davon.

Noch hundert ſolcher Citate könnte ich aus der Sparbüchſe meines Gedächtniſſes ſchütteln, doch wozu? Kehren wir lieber zu Lanner zurück.

Der Gewinn der Terne hatte ihm die Mittel verſchafft, ſich eine kleine Kapelle zu engagiren und ſich aus dem Zuſtande eines muſiktreibenden Hauſirers zur ſchwindelnden Höhe eines walzerfabricirenden Großhändlers emporzuſchwingen.

Der erſte Commis und Primgeiger der neuen Walzer-Firma Joſeph Lanner war ſein Freund und Stubenkamerad Johann Strauß.

Lanner hatte zu Everl nach und nach eine ſo ernſte Neigung gefaßt, daß er feſt entſchloſſen war, ſie ſobald als möglich zu heirathen.

Es wird nun hohe Zeit, dem Leſer, der uns bis hieher freundlich gefolgt iſt, ein Geſtändniß zu machen. Wir ſind ehrlich und wollen Niemanden täuſchen. Und aus dieſem Grunde halten wir uns verpflichtet, Jeden zu warnen, nicht Alles, was unſere Feder ihm bisher vorgeſchwatzt hat, für reine Wahrheit hinzunehmen. Wir geſtehen mit einer Offenherzigkeit, die uns aus Tauſend und Einem Grunde wohl Keiner verargen wird, daß wir weder Lanner's noch Straußen's Frau gekannt haben. Wir kennen nicht einmal ihre Namen. Wir bedauern, nicht zu wiſſen, ob die Eine oder Andere dieſer Frauen noch am Leben oder bereits geſtorben iſt. Leben ſie noch, dann ziehen wir aus Achtung für jene beiden Männer, deren Namen ſie zu tragen die Ehre haben, unſern Hut und grüßen Beide voll Ehrfurcht. Aber ſie ſind vielleicht ſchon geſtorben, dann pflanzen wir eine Blume der Erinnerung auf ihr Grab und bitten ihre Manen um Verzeihung, wenn wir ſie etwa anders ſchildern, als ſie in der Wirklichkeit geweſen ſind. Zu unſerer Entſchuldigung führen wir nur das Eine an: wir ſchreiben Roman und nicht Geſchichte; wir malen unſere Helden ſo, wie wir ſie uns denken, und ſind weit davon entfernt, irgend Jemand im Geringſten kränken zu wollen. Wir lieben Strauß, wir lieben Lanner und haben keine andere Abſicht als die: ihre Namen aufzufriſchen in der Erinnerung jedes Wieners, in deſſen dankerfülltem

Herzen eine Pietät fortlebt für Alle, die ihn ſo oft im Leben ergötzt und erheitert haben. Honny soit qui mal y pense!

Das angeſponnene Liebesverhältniß hatte für beide Freunde das Gute, daß ſowohl Toni als Everl der Quell ihrer ewig friſchen Begeiſterung ward.

Sie liebten ſich drei glückliche Jahre. Nach drei Monaten der erſten Bekanntſchaft legten Beide ihr Incognito ab. Everl wußte nun, daß der Mann, dem ſie mit der ganzen Gluth der erſten Liebe zugethan war, Lanner hieß, und Toni ſchien nicht wenig erſtaunt, als ſie erfuhr, daß der Gegenſtand ihrer Zuneigung Strauß war.

Erſt nach dieſer Zeit erhielt Letzterer die Erlaubniß, Toni in ihrem Dachſtübchen beſuchen zu dürfen.

Die alte Hexe, die, neidiſch auf das Glück der Liebenden, das trauliche Paar mit ſtiller Wuth beobachtete, war, wie unſer Leſer längſt geahnt haben wird, keine Andere als die k. k. Geheime-Ober-Hofpoſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten-Wittwe Hermiene von Roſenkranz.

Pepi hatte, bald nachdem ſie mit Leim gebrochen, der gemietheten Mutter den Laufpaß gegeben. Hermiene war gleich darauf ausgezogen, und der Zufall hatte ſie in jenes Haus einquartirt, in deſſen Dachſtübchen die reizende Toni ſo lange wohnen blieb, bis ſie die Frau unſeres vielgeliebten Freundes ward.

Lanner verheirathete ſich im Jahre 1825. Die beiden Freunde, die faſt vier Jahre unter Einem Dache und in Einem Zimmer gewohnt hatten, trennten ſich von Tiſch und Bett und Jeder von ihnen trat nun ſelbſtſtändig auf.

Strauß debutirte zuerſt im „rothen Igel“ als Dirigent eines Quintetts, das allabendlich neue Gäſte herbeizog und ſeinen Namen ſo ſchnell populär machte, daß ganz Wien begierig war, die Bekanntſchaft des aufgehenden Walzer-Geſtirns zu machen.

Schon um dieſe Zeit theilte ſich die tanzluſtige Kaiſerſtadt in zwei große Heereslager: in Straußianer und Lannerianer; Parteien, die ſich bald ſo feindlich gegenüberſtanden, als die Fractionen der Neri und Bianchi in Florenz, als die der Höckſchen und Kabeljaus in Holland, als die der Hüte und Mützen in Schweden.

Die Straußianer verſammelten ſich im „rothen Igel“ in der Leopoldſtadt, die Lannerianer im „goldenen Bock“ auf der Wieden. Die meiſten Brünetten Wiens ſchwärmten für den blonden Lanner, die meiſten Blondinen für den ſchwarzen Strauß, denn auch hier bewährte ſich die Wahrheit des uralten Satzes:

„Les extrêmes se touchent."

## 8.

An einem blauſeidenen Junimorgen des Jahres 1825 luſtwandelt Meiſter Johann Strauß, deſſen Gedanken mit den Vorbereitungen zu ſeiner Hochzeit beſchäftigt ſind, durch die „Jägerzeil" nach dem Prater hinaus.

Faſt jede Hauptſtadt hat einen Spaziergang, den ſie in ihrer Einbildung für den ſchönſten hält. Jeder, der, wie meine Wenigkeit, den dritten Theil ſeines Lebens auf Reiſen zugebracht hat, darf ſich in dieſer Beziehung wohl ein Urtheil erlauben. Paris iſt ſtolz auf ſeine Champs-Elyſées und ſein Bois de Boulogne, London auf ſeinen Hyde-Park, Brüſſel auf ſeine Allee-Verte, Amſterdam auf ſeine Middel-Plantage, Berlin auf ſeinen Thiergarten, München auf ſeinen Hofgarten, Leipzig auf ſein Roſenthal, Kopenhagen auf ſeinen Thiergarten, Stockholm auf ſeine Woldemarsinſel, Venedig auf ſeinen Marcusplatz, Genua auf ſeine Aquaſola, Florenz auf ſeine Caſcine, Neapel auf ſeine Villa reale und Palermo auf ſeine Villa Giulia. Ich habe alle dieſe Promenaden und hundert andere geſehen, mich aber nirgends ſo wohl, ſo heiter, ſo ganz à mon aise als allein, mutterſeelenallein im Innern des Praters, im ſogenannten Wurſtelprater, gefühlt. Hier habe ich vor dreißig Jahren die Geheimniſſe der Wiener Puppencomödien ſtudirt und mehr Komik in mich aufgenommen, als ſeit jener Zeit in allen ſogenannten „Kunſttempeln," wo ſtatt der Marionetten ſogenannte denkende Künſtler und Komiker ihre Lazzi loszulaſſen pflegen. Ein guter Hanswurſt, ein witziges Kasperle iſt unbezahlbar. — Ich haſſe den gelehrten Philiſter Gottſched, ich haſſe die Neuberin, weil dieſe beiden Leute in einer elenden Theaterbude vor dem Grimma'ſchen Thore in Leipzig uns den köſtlichen Hanswurſt und mit ihm ſeine heitern „Haupt- und Staatsactionen" verbrannt haben. So oft ich an dem Platze, wo anno 1737 dies Auto-da-fé über den armen Kaspar abgehalten ward, jetzt vorüberwandle, frage ich mich und Andere: „Iſt denn kein Hanswurſt unter uns?" Aber leider erfolgt keine Antwort und meine Seele ſehnt ſich nach der Wiederaufſtehung des alten Kasperle, wie ein orthodoxer Jude nach dem endlichen Erſcheinen ſeines längſt verheißenen Meſſias. —

Auch Strauß liebte dieſe Puppencomödien und pflegte, ſo oft er nach dem Prater hinauszog, halbe

und ganze Stunden lang vor einer dieſer kleinen Buden zu verweilen, um ſein Herz an den harmloſen Späßen dieſer Drathpuppen zu erlaben. Es gibt wohl keinen Wiener, der nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben andächtiger Zuſchauer dieſer Puppencomödien geweſen iſt. Jeder kennt ſie, Jeder liebt ſie, und doch wird es nur Wenigen bekannt ſein, wer der Erfinder, wer der Vervollkommner derſelben geweſen war. Er hieß Bececchi und war Zahnarzt. Ein Monument für dieſen unſterblichen Zahnarzt!!! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

In dem Augenblick, als Strauß im Begriff iſt, von der Hauptallee in das Labyrinth des Wurſtelpraters einzubiegen, hört er urplötzlich, daß eine zarte Stimme ſeinen Namen ruft.

Er blickt um ſich und gewahrt, daß dieſe Stimme aus dem Innern eines Landau's kam, der ſo eben ſtehen blieb. In dieſem mit ſtrohgelbem Damaſte ausgeſchlagenen und von zwei der ſchönſten Goldfüchſe Wiens gezogenen Staatswagen ſaß oder, richtiger geſagt, lag halb ausgeſtreckt eine allem Anſcheine nach höchſt vornehme Dame, deren Geſicht ſich hinter den Falten eines roſenfarbenen Gazeſchleiers verbarg. Sie trug einen Florentiner Strohhut mit Marabouts, einen echt perſiſchen Shawl, geſchaffen für den reizenden Nacken einer der ſchönſten Odalisken, und einen gemalten Elfenbeinfächer, deſſen Rand gleichfalls mit Marabouts eingefaßt war. Der blendende Schnee ihrer Handſchuhe bewies, daß dieſe Dame zu jenen gehört, die ein Paar Handſchuhe nie mehr als Ein Mal tragen.

Auf dem Hintertheile des offenen Landau hielt ſich mit beiden Händen an den Quaſten des Wagens ein Mohr feſt, der nicht viel größer als der Operngucker war, welcher dicht neben ſeiner Herrin lag, und den ſie dann und wann vor ihre Augen hielt, um entfernte Gegenſtände in den Bereich ihrer Sehkraft zu ziehen, Der ſchwarze Zwerg trug einen auffallend großen Hut, an deſſen Kante ſich eine rieſige Cocarde aufblähte die, von der Ferne betrachtet, einer Sonnenblume glich, denn die beiden Farben, die jedem haſtig in die Augen ſprangen, waren Gelb und Grün. —

Der Kutſcher trug eine gepuderte Perrücke, einen kleinen dreieckigen Hut und dunkelgrüne Livree mit goldenen Schnüren, die ihm das Anſehen einer Schüſſel Spinat verlieh, auf deren Oberfläche gelbe Eier ſchwammen.

Die ganze Equipage hatte bei allem Reichthum, der ihr anzuſehen war, etwas Lächerliches, denn nicht Jeder beſitzt das Geheimniß, Luxus mit Eleganz, Aufwand mit Einfachheit zu vereinen. N'est pas aristocrate qui veut!

Als Strauß ſeinen Namen rufen hört, iſt er ſtehen geblieben. Die unbekannte Dame läßt den Wagen dicht an ihn heranfahren, dann fragt ſie, die Enden ihres Schleiers lüftend, mit minaudirendem Tone:

— Wie, Herr von Strauß, Sie kennen mich nicht mehr?

— Ich bedaure, allerdings geſtehen zu müſſen, daß ich ſo unglücklich bin, mich nicht augenblicklich erinnern zu können, wo ich die Ehre gehabt habe, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

— Aber betrachten Sie mich doch etwas näher. Bin ich denn ſeit drei Jahren, in welchen wir uns nicht mehr geſehen, ſo ſehr gealtert, daß Sie mich nicht wiedererkennen?

— Herr Gott, dieſe Stimme klingt mir bekannt! Nein, nein, ich irre mich nicht! Sie ſind Fräulein Peri!

— Jetzt, alter Freund, heiße ich nicht mehr ſo. Jetzt nenne ich mich Donna Juanita!

— Sie haben ſeit jener Zeit geheirathet?

— O nein, ſagt ſie mit reizendem Lächeln. So lange ich jung und, wie die Leute ſagen, noch erträglich hübſch bin, werde ich nicht ſo thöricht ſein, meine Freiheit zu verkaufen . . .

— Sind Sie noch immer beim Theater?

— Das weniger, entgegnet ſie, ihren Schleier niederlaſſend. Steigen Sie ein, mein Lieber, und fahren Sie mit mir bis zum Rundell und von dort in meine Wohnung. Baribal! rief ſie dem ſchwarzen Zwerge mit der Rieſen-Cocarde zu, habe die Güte, Dich hinabzubemühen und dem Herrn den Wagenſchlag zu öffnen.

Baribal folgt dem Befehle ſeiner Herrin. Strauß ſteigt nur ſehr ungern in den Wagen, denn er weiß, daß Toni ſehr eiferſüchtig iſt und ſeiner frühern Freundin einen Heidenſcandal machen würde, wenn ſie ihn zufällig an der Seite einer Andern erblicken möchte.

— Ich bewohne jetzt in der Kärnthnerſtraße ein Quartier von neun Zimmern, wofür man viertauſend Gulden Miethe bezahlt . . .

— Ei, wer iſt denn dieſes „man“?

— Sie ſollen Alles erfahren, denn ich mache aus meinen Verhältniſſen niemals ein Geheimniß. Ich werde Ihnen, damit Sie ſich an meiner Seite nicht allzuſehr langweilen, die Geſchichte meines Lebens erzählen.

— Und ich, ich werde ganz Ohr ſein, verſpricht Strauß, der ſich nicht behaglich fühlt, weil jeden Augenblick einer der vielen Spaziergänger und Maulaffen ſtehen bleibt, um zuerſt den zwerghaften Groom, dann den herkuliſchen Kutſcher und endlich ihn und ſeine Dame zu betrachten.

## 9.

Und Pepi beginnt nun zu erzählen:

— Zwei Tage nach jenem Abende, an welchem Sie und Ihr Freund dem alten Buchbinder-Filz einen ſo heilloſen Geſpenſter-Schreck in die Glieder gejagt, geruhte mein überaus ehrwürdiger Vater ſeine Hand von mir abzuziehen und mir die ſchriftliche Erklärung zukommen zu laſſen, daß er für mich verloren ſei. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß mein Schmerz über die Größe dieſes Verluſtes leicht zu ertragen war. Drei Tage darauf jagte ich die mir von ihm aufgedrungene Miethsmutter fort und ſtand nun allein, ganz allein! Aber ſchon am folgenden Morgen brachte mir der Theaterfeldwebel Doberauer ein Billet, in welchem ein ungariſcher Cavalier — den Namen, lieber Freund, verſchweige ich — mir ſein Herz antrug. Unentſchloſſen, ob ich meinen neuen Anbeter annehmen oder abweiſen ſollte, nahm ich ein Paar Würfel zur Hand und wollte dem Zufall die Antwort auf deſſen Billet anheimſtellen. Werfe ich eine gerade Zahl, ſagte ich mir, dann nehme ich ſeine Anträge an; werfe ich eine ungerade, dann weiſe ich ſie zurück. Ich warf „vierzehn" und antwortete ihm, daß ich bereit ſei, ihn kennen zu lernen. Er kam, ich ſah und lachte, denn er trug ein Zöpfchen und war durchaus nicht liebenswürdig. Aber faute de mieux (ich ſpreche jetzt auch franzöſiſch) ließ ich mir ſeine Huldigungen gefallen, bis der galante Zufall, der mich ſehr zu lieben ſcheint, mich mit einem polniſchen Grafen bekannt machte, den ich bald ſehr lieb gewann, weil er, allem Anſcheine nach, ſehr reich und außerordentlich freigebig war. Er überhäufte mich mit Geſchenken aller Art und pries ſich glücklich, in mir ein Weſen gefunden zu haben, das auf jede ſeiner tollen Launen einging; aber drei Monate ſpäter machte er die Bekanntſchaft einer Glücklichen, welche Thereſe Krones heißt, und ward mir untreu. Aber auch dies mußte verſchmerzt werden. — Auf der letzten Faſchingsredoute dieſes

Jahres machte ich die Bekanntſchaft einer höchſt intereſſanten Maske, die in der Vermummung eines Eisbären Aller Blicke auf ſich zog. Das Erſcheinen dieſes Bären erregte ſo großes Aufſehen, daß jede Dame auf ihn Jagd machte, vielleicht ſchon darum, weil beſagter Bär ein Halsband von Brillanten trug, deren Größe vermuthen ließ, daß dieſer Bär kein gewöhnlicher Bär ſei. Man rieth hin, man rieth her. Ein Theil der Damen, die ihn umringten, hielten ihn für den portugieſiſchen Prinzen Dom Miguel, der, wie Ihnen bekannt ſein wird, ſeit Kurzem in Wien lebt; ein anderer Theil wollte wetten, dieſer höchſt angenehme, ungemein witzige und fabelhaft ſpaßige Bär ſei kein Anderer als ein gewiſſer Herr von Saphir, der kurz vorher von Peſth nach Wien gekommen war, um bald dieſe, bald jene Schauſpielerin in Verzweiflung zu bringen. Andere wieder trauten ihm wohl viel Witz, aber etwas weniger Diamanten zu. — Als dieſer geheimnißvolle Quadrupede meine Wenigkeit gewahrte, zog er mich in eine Ecke und verwickelte mich in ein Geſpräch, aus welchem ich entnahm, daß ich ihm bekannt ſei. Er zeichnete ein P in meine Hand und lachte. Warum lachen Sie? fragte ich den Bären. Ich lache, erwiderte die Maske, weil ich errathe, weßhalb Sie hierher gekommen ſind. Iſt es erlaubt zu fragen, fuhr er fort, ob ich Ihnen meinen Wagen anbieten darf? — Ich fahre nur mit Leuten, die ich kenne, ſagte ich. Gleich darauf drückte er mir ſeine Viſitenkarte in die Hand. Ich las und erfuhr, daß dieſer Bär nichts mehr und nichts weniger als der braſilianiſche Geſandte war. Am nächſten Morgen beſuchte er mich, und ſeit jenem Tage bin ich die unumſchränkte Gebieterin eines Mannes, der, ein neuer Cröſus, ſeine Schätze mit mir theilt, jede meiner Launen befriedigt und nur Einen Fehler hat . . .

— Und dieſer Fehler?

— Beſteht darin, daß er mich liebt, ernſtlich liebt und mich — denken Sie ſich dieſe braſilianiſche Thorheit! — zu heirathen wünſcht.

— Und warum nennen Sie dies Thorheit?

— Weil ich das Herz der Männer kenne und nur zu gut weiß, daß man viel leichter ſeiner Frau, als ſeiner Geliebten untreu zu werden pflegt, und aus dieſem einfachen Grunde wünſche ich lieber das Eine als das Andere zu ſein. Mein edler Braſilianer beſitzt alle Tugenden eines überſeeiſchen Cavaliers. Er iſt ſteinreich, liebt Aufwand, errathet jeden meiner Wünſche, ſcheut keine Opfer und iſt, trotz ſeiner fabelhaften Liebe zu mir, durchaus nicht eiferſüchtig. Sie dürfen Ihre alte Freundin alſo immerhin beſuchen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, von Seiner Excellenz meuchlings erdolcht zu werden. Nur der bürgerliche Emporkömmling iſt eiferſüchtig; der wahre Cavalier kennt dieſe lächerliche Untugend kaum dem Namen nach.

— Ich bewundere die Erfahrungen, ſagt Strauß, die Sie während der letzten drei Jahre gemacht.

— Man hat in der großen Welt gelebt, erwidert Pepi, und weiß ſeitdem, was zum guten Tone gehört. Wie aber iſt es Ihnen ſeit jener Zeit gegangen? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Looſe?

— Ich habe keine Urſache, mich zu beklagen. Auch mir hat das Glück gelächelt. Seit Kurzem, Fräulein, bin ich verliebt . . .

— Verliebt? Mit wem??

— Mit einer armen, aber bildhübſchen Putzmacherin . . .

— Mit einer Putzmacherin? wiederholt Pepi naſerümpfend. Sie hätten noch ein wenig warten ſollen! In Ihren Jahren ſich verheirathen heißt: ſich allzufrüh zur Galeerenſtrafe der Ehe verurtheilen!

— Sie haben etwas troſtloſe Anſichten . . .

— Ich ſage Alles, was ich denke. Ich, zum Beiſpiel, werde niemals heirathen ...

— Mögen Sie dieſen Vorſatz nie bereuen!

— Wie nennt ſich Ihre kleine Braut?

— Sie heißt Toni und iſt Waiſe ...

— Toni? Hat dieſe Toni nicht einen Bruder?

— Allerdings!

— Und heißt nicht dieſer Bruder Joſeph?

— Allerdings!

— O dann ſind wir nahe verwandt. Es gab eine Zeit, wo dieſer Joſeph — er ſchielte wie ein Bock — meine Flamme war. Ich liebte vor Allem ſeine Schüchternheit. Können Sie mir ſagen, was aus dieſem armen Teufel geworden iſt?

— Er hat ſich zu Tode gegrämt ...

— Das war ſehr dumm von ihm ... kluge Leute grämen ſich niemals ...

— Der arme Joſeph liebte Sie mit der ganzen Kraft ſeiner Seele und fühlte ſich namenlos unglücklich, als er — verzeihen Sie, Fräulein, meine Offenherzigkeit! — Sie fallen ſah.

— Fallen? Ei, ſehen Sie denn nicht, daß ich im Gegentheil ſehr hoch geſtiegen bin? Die Mündel des armen Hausmeiſters, die vor fünf Jahren noch Jede, welche in einem offenen Fiacre an ihr vorüberfuhr, im Stillen beneidet hatte, fährt jetzt in ihrer eigenen Equipage, hat eine Wohnung von dreizehn Fenſtern, fünf Domeſtiken und einen franzöſiſchen Koch, eine Loge in jedem Theater und einen Geſandten als Anbeter, und das nennen Sie „fallen?"

— Verzeihen Sie es meiner Unerfahrenheit, wenn dieſes rauhe Wort Sie gekränkt hat. Aber unſere alte Freundſchaft gibt mir ein Recht, Ihnen nichts zu verſchweigen. Die Laufbahn, die Sie betreten haben, erfüllt mich mit Beſorgniß . . .

— Wollen Sie mir etwa Moral predigen? fragte Pepi und brach in ſchallendes Gelächter aus. Ich eſſe Silber und trinke Gold . . . ich genieße den Augenblick und mache mir keine Grillen um die Zukunft. Ich rufe wie jene Dubarry, deren Denkwürdigkeiten ich erſt heute Morgen im Bade geleſen: „Encore un moment, Monsieur le bourreau," und dann ſterbe ich mit derſelben Gemüthsruhe im Spitale, wie Jene auf der Guillotine geſtorben iſt.

— Ihre Philoſophie, Fräulein, hat bei aller Luſtigkeit doch etwas ſehr Trauriges. Ich wünſchte, Sie wären noch jetzt ſo unbeleſen, als damals im Hauſe Ihres Vormunds, der . . .

— Ihnen die Tarockkarten in's Geſicht warf, ergänzte die Maitreſſe des Geſandten und fing von Neuem zu lachen an.

— Erlauben Sie, daß ich hier ausſteige, ſagte Strauß, der ſich durch dies Lachen unheimlich berührt fühlte.

— Ich will Sie nicht länger bei mir zurückhalten, ſprach Pepi und befahl dem Kutſcher anzuhalten.

Strauß grüßte ſie und verließ den Wagen, der gleich darauf umkehrte.

Pepi drückte ſich in die Ecke des Landau, nahm ihren Operngucker und blickte mit ſpöttiſchem Lächeln auf den moralpredigenden Fußgänger herab, der an ihr vorüberzog, ohne ſie eines neuen Grußes zu würdigen.

— Sie wird ein trauriges Ende nehmen! ſprach er zu ſich und verſank in trübe Gedanken.

— Der Dummkopf, ſagte Pepi, grüßt mich nicht! Er iſt ſtolz auf ſeine Armuth! Wenn ich im nächſten Winter einen großen Ball gebe, dann muß dieſer arme Teufel das Orcheſter dirigiren!

## 10.

Am Abende deſſelben Tages blähte ſich Pepi
Leopoldſtädter Theater in einer Loge des erſten Rang
wie ein eitler Pfau in einem Hühnerhofe auf.
ihrer Seite ſaß der Braſilianer.

An dieſem Abende trat Thereſe Krones in Bäuerl
Zauberpoſſe „Giſperl und Fiſperl“ auf. Im Parte
ſaß Herr von Heupferd. Der Wiener Leſſing w
wüthend auf das dumme Publikum, das trotz al
tadelnden Kritiken, die er gegen ſie abgefeuert hat
nicht müde wurde, ihr lauten, ungetheilten Beifall z
zujauchzen; denn eben jene Thereſe, der unſer en
rüſtetes Heupferd jeden Funken von Talent abgeſproche
war ſeit Jahren ſchon der gefeierte Liebling aller Theate
freunde, der Lüſtre der Leopoldſtädter Bühne, das g
borene Onze et demie der weiblichen Anmuth.

Man muß ſie geſehen haben, dieſe Krones, man mu
ſie als Fiſperl, als Salerl in Bäuerle's „Glück
Wien,“ als Mariandel in Raimund's „Diamant d
Geiſterkönigs,“ als Frau Baberl in Gleich's „Fleiſc
bauer von Oedenburg“ und in hundert andern Rolle
geſehen und wiedergeſehen haben, um die Ueberzeugun

zu gewinnen, daß ein Talent ihrer Art wohl ſchwerlich jemals wieder kommt.

Thereſe Krones gehörte zu jenen leuchtenden Meteoren, die im Schneckenlaufe träger Jahrhunderte nur einmal auftauchen, plötzlich verſchwinden und nur ſelten wiederkehren.

Thereſe war ein weiblicher Proteus, der die Zaubermacht beſaß, tauſend lachende Geſtalten anzunehmen, um bald als roſenfarbener Kobold, bald als ſchalkhafte Grazie, heute als muthwilliger Faun und morgen als luſtige Sylphe die trüben Wolken unſeres Mißmuths zu verſcheuchen.

Thereſe Krones war die verkörperte Laune, der perſonificirte Spaß, der zu Fleiſch gewordene Uebermuth.

Ihr Spiel war ein überraſchendes Feuerwerk: die bengaliſchen Flammen des Humors, die Raketen der Laune, die Leuchtkugeln des Witzes folgten Schlag auf Schlag, ſo raſch aufeinander, daß der Zuſchauer kaum zur Beſinnung kam.

Ihr Spiel war eine Volta'ſche Säule, die mit Einem Schlage tauſend Zwerchfelle electriſirte, und jeder Faſer, jeder Fiber, jedem Nerv unſeres Körpers Davy'ſches Lachgas einzuimpfen verſtand. Man lachte. Aber wie lachte man? Man lachte mit Leib und Seele! Das Lachen wurde epidemiſch: es ſteckte nicht allein die ganze Zuhörerſchaft, es ſteckte ſelbſt den Souffleurkaſten und den Kronleuchter, die Soffiten und die Lampen an; ihr Humor goß über das ganze Haus einen blendenden Glanz, einen magiſchen Schimmer aus.

Es iſt wahr: ſie ließ ſich gehen und überſprang dann und wann die Grenzen des Schicklichen: aber ſelbſt das Unſchickliche wurde verziehen, denn es war graziös ſelbſt im tollſten Muthwillen: ſelbſt in der keckſten Ausgelaſſenheit behielt die Grazie, dieſer roſige Hauch, dieſer diaphane Duft, ſtets die Oberhand.

Jeder Wiener ſagte, wenn man von ſeiner Krones ſprach: Thereſe iſt ein lieber Narr!

Ach, ſie war mehr als dies: ſie war der deutſche Hanswurſt, der ſich, wie der Wundervogel Phönix, in verjüngter Schöne aus der Aſche erhoben hatte; ein Hanswurſt, der ſtatt der veralteten Pritſche einen modernen Fächer und ſtatt des bunten Wamſes ein luftiges Gazekleid trug; ſie war ein Hanswurſt in ſeidenen Schuhen und durchbrochenen Strümpfen, ein Hanswurſt, den ich liebte wie ein Kind ſeine Puppe liebt.

Als meine junge Seele an Heimweh, mein achtzehnjähriges Herz an den Kuhpocken erſter Liebe litt, ſchlich ich eines Morgens, traurig wie ein melancholiſcher Wiedehopf, zum Theaterarzte der Leopoldſtadt. Er hieß Pfennigbauer und trug eine große Brille, mit welcher er Jedem, der ſeinen Rath in Anſpruch nahm, in's Herz ſah. Er fühlte meinen Puls, ſagte: Hm! und verſchrieb mir ein Recept, einfach wie jedes Mittel, wenn es helfen ſoll. Ich nahm das Recept und ging. Auf der Treppe las ich es. Das Ganze beſtand aus zwei Worten:

„Recipe Krones."

Und ich verſtand dieſen Wink und beſuchte ſeit jenem Tage faſt jeden Abend, zwei Jahre lang, das Theater in der Leopoldſtadt: ich ſah die Krones, ich ſah Raimund, ich ſah Korntheuer; ich ſah, ich vergaß und — genas!

Es wäre undankbar von mir, ließe ich dieſe Gelegenheit entſchlüpfen, ohne eine Blume der Erinnerung den Manen Raimunds und Korntheuers zu weihen; denn auch ihrem Talente verdanke ich tauſend heitere Stunden, die in meinem Herzen mit rother Dinte aufgezeichnet ſind.

Raimunds Tanzmeiſter Pauxel in den „Muſikanten auf dem hohen Markt," ſein Florian im „Diamant des Geiſterkönigs" und ſein Diener in der „Molkenkur auf dem Waſſerglacis" ſind Rollen, die mit unverwiſchbaren Farben vor dem Spiegel meiner Erinnerung ſtehen und über die ich noch heute, nach dreiunddreißig Jahren eben ſo herzlich zu lachen vermag, wie in den erſten Frühlingstagen meiner himmelblauen Jugend. Ich habe ſeitdem viele Lazzimacher, aber keinen Komiker wie dieſen Ferdinand Raimund geſehen. Er ruhe ſanft und in Frieden!

Joſeph Korntheuer aber wird mir vor Allem in Einer Rolle unvergeßlich bleiben, in Bäuerle's klaſſiſcher Poſſe: „Die ſchlimme Lieſel." Ich ſehe ihn vor mir, wie er, mit der Schreibtafel in der Hand, die Verſe improviſirt:

„Lindenbaum
Merkt es kaum,
Wir ſind keck —
Putz'nen weg."
Torquato Taſſo.

In dem Augenblick, als Korntheuer mit unnachahmlicher Jocoſität den Namen Taſſo's profanirte, fiel ein junger Gelbſchnabel, der ſich vor Lachen die ſchmalen Hüften hielt, vom Sperrſitze auf den dicken Schooß ſeiner mittelalterlichen Nachbarin. Das war ich, das war ich! — — — — — — — — — — — — —

Werfen wir einen Blick auf die geſchichtliche Vergangenheit dieſer in ihrer Art einzigen Volksbühne Wiens zurück. Sie war die Wiege des deutſchen, in der Krämerſtadt Leipzig zum Feuertode verurtheilten Hanswurſt glorreichen Andenkens.

Gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts kamen in Wien die extemporirten Komödien auf. Der Mittelpunkt derſelben war der Hanswurſt. Dieſe ſtehende Figur erhielt durch das Talent Joſeph Stranitzky's einen eigenthümlichen Charakter. Stranitzky, geboren 1680 zu Schweidnitz in Schleſien, ſtarb 1708, betrauert von Alt und Jung, in dem damals untröſtlichen Wien. Drei ſeiner gefeiertſten Nachfolger waren Gottfried Prehauſer, Weiskern und Laroche. Letzterer ſtarb erſt in den vierziger Jahren.

Einer der hervorragendſten Dichter, die ihr komiſches Talent der Wiener Volksbühne zugewendet hatten, war Philipp Hafner (geboren 1731 — geſtorben 1764).

Nach Hafners Tode arbeiteten Herzfeld, Kringſteiner, Perinet und Schikaneder für den Jokustempel.

Erſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verwandelte ſich der verbrannte Hanswurſt in den

Ritterknappen Kaſperl. Um dieſelbe Zeit ſchrieb Carl Hensler ſein „Donauweibchen."

Dann kamen Gieſecke und Gewey, die Erfinder der ſogenannten Lokalpoſſen; aber erſt mit dem Auftreten Adolph Bäuerle's und Carl Meisl's begann dieſes köſtliche Genre feſten Fuß zu faſſen.

Am 23. October 1813 fand in der Leopoldſtadt die erſte Aufführung der klaſſiſchen Volkspoſſe „Die Bürger in Wien" ſtatt; am 23. October dieſes Jahres feiert der Parapluiemacher Staberl ſeinen 50. Geburtstag.

Bäuerle bildete mit Meisl und Aloys Gleich ein Triumvirat, das von 1813 bis 1826 die öſterreichiſche Volksbühne faſt ausſchließlich beherrſchte.

Meisl's beliebteſte Comödien waren: „Der luſtige Fritz," „Das Geſpenſt auf der Baſtei," „Die Fee aus Frankreich."

Gleich hat über hundert Stücke geſchrieben, von denen ich blos den „Berggeiſt," „Oder den Waſſergeiſt," den „Eheteufel auf Reiſen" und „Pachter Valentin" hervorhebe.

Bäuerle's unvergleichliche Arbeiten habe ich ſchon früher erwähnt; viele derſelben ſichern ihm einen unvergänglichen Namen in den Annalen der komiſchen Volksmuſe.

Später ging das Scepter in die Hände Ferdinand Raimunds über: er ſchrieb den „Barometermacher auf der Zauberinſel," den „Diamant des Geiſterkönigs," „das Mädchen aus der Feenwelt," „die gefeſſelte Fantaſie," „Moiſaſurs Zauberſpruch," den „Verſchwender," die „unheilbringende Zauberkrone," und ſein Name wird fortleben, hätte er auch gar nichts weiter als „Diamant" und „Verſchwender" geſchrieben.

Nach dem Tode Raimund's begann eine neue Periode mit Johann Neſtroy. Auch er wird nicht untergehen, denn ihm verdankt die Bühne den „Lumpacivagabundus" und den unſterblichen Witz: Ich triumphfünfe!

## 11.

Faſt zu all' jenen (im vorigen Abſchnitt unſerer Erzählung namhaft gemachten) mehr oder minder verdienſtlichen Poſſen hat ein Mann, der nicht vergeſſen werden darf, die Muſik geſchrieben. Ich meine einen der beiden Pathen unſeres Helden, ich meine den liebenswürdigen Türnauer Wenzel Müller.

Dieſer Wenzel war ein großer Muſiker: er war der deutſche Joachim Roſſini, ein Roſſini in Schlafrock und Pantoffeln.

Müller's Muſik war eine Muſik en demi negligé. Muſik aber iſt eine Frau, und wer von uns weiß es nicht, daß manche Frau im luftigen Morgenkleide zehnmal reizender und verführeriſcher als en grande parure iſt?!

Wenzels Muſik war nicht geſchnürt, nicht wattirt, weder geſchminkt noch parfumirt. Seine Muſik trug ſtatt der Perlen friſche Kornblumen im natürlich gelockten Haar; ſeine Muſik war einfach, heiter, luſtig, muthwillig, ausgelaſſen, aber immer herzig, immer gemüthlich wie jedes Menſchenkind, das ſo glücklich iſt, das traute, luſt- und liederreiche Wien ſeine Heimath, ſeine Vaterſtadt zu nennen.

Es hat wohl niemals einen Componiſten gegeben, der ſchneller zu arbeiten im Stande war als Wenzel Müller. Heute bekam er einen Text und drei Tage ſpäter war die Partitur fix und fertig.

Wie Bosco die Blumen, ſchüttelte der Türnauer blühende Melodien aus dem ſilberweißen Kopfe; ſie floſſen ſtromweiſe aus ſeinem ewigjungen Herzen heraus.

Man darf annehmen, daß kein Tag verging, ohne daß der Lope de Vega der deutſchen Volksoper ein Stück Ouvertüre, ein Paar Couplets oder ſonſt etwas componirte.

Vater Bäuerle, der viele Jahre mit ihm in einem und demſelben Hauſe, dicht neben dem jetzigen Carltheater, über Wenzel Müller gewohnt, hat uns oft erzählt, daß er ihn, den alten, ſiebzigjährigen Greis, gar häufig ſchon um fünf Uhr Morgens auf dem Claviere herumwirthſchaften gehört, mehr als einmal hatte der alte Volkscomponiſt den lebensluſtigen Volksdichter aus ſüßem Morgenſchlafe aufgeweckt. Der erſte Stock machte den Text und das Parterre (hier wohnte Vater Müller) die hübſche Muſik dazu.

Wenzels Melodien kommen mir wie Caſtelli's Gedichte vor: ſie ſind Reliquien aus jener guten, alten, luſtigen Zeit, wo Freund Falſtaff noch nicht ſo norddeutſch-prüde und ſo nichtsſagend-langweilig war wie jetzt, wo das arme Wien weder einen Wenzel Müller, noch einen Johann Strauß, weder einen Ferdinand Raimund, noch eine Thereſe Krones hat.

So kehre ich, ohne es gewollt zu haben, noch einmal zu dem weiblichen Hanswurſt zurück und unwillkürlich trällere ich als Erinnerung an Thereſe Krones ein halb altes und halb neues Lied vor mich hin:

„Te souviens-tu, es ſind jetzt dreißig Jahre,
Daß ich Dich ſah pour la première fois
Un gilet rose und braungelockte Haare,
Stand'ſt Du als Bild der „Jugend“*) vor mir da!
Nun biſt Du todt und ſchlummerſt in dem Grabe,
Denn was da lebt, muß einmal untergeh'n,
Doch gäb' ich Alles, Alles was ich habe,
Könnt' ich, Hanswurſt, Hanswurſt, Dich wiederſeh'n

## 12.

Wir eilen vom Grabe der unvergeßlichen Kron
zur Trauung unſeres Freundes, die im Laufe d
Jahres 1825 ſtattfand.

Toni war wirklich eine reizende Braut. Das Gl
lachte aus ihren Augen und verlieh jedem ihrer Z
einen unbeſchreiblichen Zauber. Der Schmerz ve
klärt, das Glück verſchönt.

Toni war nie ſchöner als am Tage ihrer Hochz
Alle Welt beneidete den glücklichen Bräutigam.

Nach der Trauung ging's zu Tiſche. Unter d
Gäſten befanden ſich Lanner und ſein blondes roſ
rothes Gretl. Lanner ſaß neben der Neuvermählt
ſein junges, äußerſt ſchmuckes Weibchen neben d
„alten“ Freunde.

---

*) Thereſe Krones ſpielte im „Mädchen aus der Feenw
die „Jugend.“

Die Runde brachte tauſend Geſundheiten aus. Endlich erhob auch Bruder Flachskopf ſein Glas und rief:

— Es lebe der Walzer! Und laſſe ich den Walzer leben, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch Der leben ſoll, der die ſchönſten Walzer ſchreibt. Ein dreifaches Hoch dem beneidenswerthen Bräutigam!

## 13.

Nur Einen noch haben wir vergeſſen.

Wir meinen Herrn von Heupferd, den wir ganz und gar aus dem Auge verloren.

Der große Dramaturg, der unverſöhnliche Feind der von ganz Wien auf Händen getragenen Thereſe, ſchrieb nach wie vor unendlich geiſtreiche Recenſionen für den „Sammler“ des Herrn von Portenſchlag und nebenbei machte er auch — wie dem Leſer erinnerlich ſein wird — Gedichte, die er nach fünf Jahren endlich — auf Andringen ſeiner zahlloſen Verehrer, zu denen auch er, auch er, auch er gehörte — der Oeffentlichkeit übergab.

Der Name der Sammlung iſt uns leider entfallen; doch haben wir eines ſeiner Gedichte aufbewahrt und laſſen es hier wortgetreu abdrucken, um zu zeigen was ein „Cavalier der Poeſie," der ſich nicht zu Claſſe des literariſchen Pöbels zählt, im Gebiete de „höhern Aeſthetik" zu leiſten vermag.

Dieſes claſſiſche Gedicht iſt der bewußten Pe zugeeignet, welcher unſer Cavalier, der „feing Mucke hat," eine Zeitlang den Hof gemacht, ſich ſpäter abe als ſie vom Theater abgegangen war, nicht mehr u ſie bekümmert haben ſoll.

Das Gedicht lautet wie folgt:

## An Pepi ∴.

„Wenn Töne dem Accord enteilen
Und Herzen bluten unter Pfeilen,
Dann ahnt die Harmonie den Zweck!
Ob tief, ob hoch das Lied erklinge,
Ob leicht, ob ſchwer des Adlers Schwinge,
In's Dunkelblaue fliegt es keck!

Auch Schwäne haben ihre Lieder,
Wer reinen Herzens iſt und bieder,
Dem fehlt des Lorbeers Palme nicht.
Nicht nur des Himmels Regenbogen,
Die Saiten auch, die leicht bezogen,
Vereinen Moſaik und Licht!

Drum weil es einmal muß vom Herzen,
So ſind die Träume nicht zum Scherzen,
Zum Wachsthum aber dient der Thau.

Der Wohlgeſchmack erzeugt Bedürfniß,
Die Kunſt gefällt ſich im Zerwürfniß,
Bei Nacht iſt ſelbſt das Weiße blau!

Den tiefen Sinn haſt Du verſtanden,
Die Fantaſie muß einmal landen,
Und aus der Rebe quillt der Saft;
Gemüth, Begriff, Philoſopheme,
Ein reicher Drang, der ſich bequeme,
Zeugt Manchmal von des Künſtlers Kraft.

Drum laß die Schuld Dir ſchuldig bleiben,
Die Hand kann nicht in Wolken ſchreiben,
Und in dem Aether wächſt kein Schilf.
Beifall ergötzet nur die Menge,
Doch was ſind Saiten ohne Klänge?
Die Muſe ſchweigt und ſchreit: o hilf!

Streb' immerhin, Du junger Adler,
Geadelt wird ein jeder Tadler,
Wenn der Begriff ſein Unſtern iſt;
Der Pegaſus wird auch geritten,
Die Wahrheit aber liegt inmitten
Wo Beiſpiel ſich und Abendröthe küßt!!!

P. P. von Heupferd.

## 14.

Der heilige Auguſtin pflegte zu ſagen: „Melius est nubere quam uri!“ D. h., es iſt klüger, zu heirathen als ledig zu bleiben. Es giebt aber Viele, die dieſen herrlichen Rath wie einen Handſchuh umdrehen und zu behaupten wagen: „Melius uri quam nubere.“

Zu dieſen Vielen gehörte, wie man ſich erinnern wird, auch der alte Hofſchauſpieler Ochſenheimer, der unterdeſſen geſtorben war. Mehr als einmal hatte er ſeinem jungen Freunde den Rath ertheilt, ledig zu bleiben um jeden Preis. Strauß aber war dem oben citirten Rathe gefolgt und ſeit drei Jahren — Ehemann.

Das, was der Franzoſe la lune de miel (Honigmonat), der Spanier la semana de los placeres (Vergnügungswoche), der Italiener premizie de' diletti conjugali (die Erſtlinge der ehelichen Freuden), der Deutſche, bezeichnender als jede andere Nation, „Flitterwochen" nennt, hatte der gute Strauß alſo ſchon lange hinter ſich.

Hymens Feſſeln, die Anfangs ſehr angenehme Roſenbande ſind, arten ſehr bald in prickelnde Brenneſſelketten aus.

Auch die Ehe hat vier Jahreszeiten:

Der Frühling der Ehe dauert in der Regel vom Hochzeitstage bis zur Beendigung der Flitterwochen.

Der Sommer vom Ende der Flitterwochen bis zum Tage der erſten Entbindung.

Der Herbſt vom Tage der erſten Entbindung bis zur Taufe des erſten Sprößlings, und

Der Winter von der Taufe des erſten Sprößlings bis zur Feier der ſilbernen oder reſp. goldenen Hochzeit.

Die drei erſten Jahreszeiten der Ehe hatte Strauß bereits überſtanden; jetzt befand er ſich im Winter, der bekanntlich länger als die ſchöne Jahreszeit währt.

Toni war ein ganz allerliebſtes Weib; ſie hatte hundert außerordentlich gute Eigenſchaften; aber leider Einen Fehler, der alle ihre Vorzüge in Dunkel hüllte und das Zuſammenleben mit ihr bisweilen höchſt unangenehm machte.

Toni war — wie die Treffle-Tante Drahaneks ihm aus den Karten geweiſſagt hatte — eiferſüchtig, ſo entſetzlich eiferſüchtig, daß der weiland Mohr von Venedig ihr gegenüber als ein Muſter von Toleranz und Sanftmuth erſchien.

Toni's Eiferſucht machte ſie geradezu unerträglich.

Eines Nachmittags, als Strauß, am Arme ſeiner Frau im Prater luſtwandelnd ſich erlaubte, ein junges Mädchen, das an ihm vorüberging, ein kleinwenig zu betrachten, fing deſſen Ehehälfte ſogleich höchſt pikirt zu ſticheln an.

— Die Kleine gefiel Dir wohl? fragte ſie mit erzwungener Heiterkeit.

— Sie ſah recht friſch und ſauber aus, bekannte der Ehemann.

— Ei, bin ich denn nicht mehr friſch und ſauber?

— Wer ſagt das? Ich finde im Gegentheil, daß Du jetzt, gerade jetzt, wie eine Roſe blühſt!

— Und dennoch kokettirſt Du mit Andern!

— Wo denkſt Du hin? Ich habe noch kein Weib ſo hübſch wie Dich gefunden!

— Dir gefallen nur die jungen Mädchen. Mit Schrecken habe ich bemerkt, daß ſogar ...

Toni hielt plötzlich ein.

— Warum ſchweigſt Du plötzlich? Sprich, was wollteſt Du ſagen?

— Nichts! nichts! Ich bin eine Thörin, die — verzeih mir, Hans! — ſich häufig unnütz ſelber quält.

— Eiferſucht, meine Toni, iſt eine Albernheit. Sie miſcht in jede Freude, die wir genießen, einen Tropfen Wermuth, der uns Alles vergällt. Du mußt Dir dieſes Laſter abgewöhnen.

— Albernheit? Laſter? Eiferſucht, guter Hans iſt eine Krankheit. Wer kann dafür, wenn der liebe Gott uns mit Krankheit ſtraft? Manchmal, ſiehſt Du, bin ich ſehr krank. Oft, ſehr oft bilde ich mir ein, daß Du jede Schürze hübſcher als Deine arme Frau findeſt, die ſich darum halb zu Tode grämt.

— Sei kein Kind, meine ſüße Toni! Traue Deinem Manne beſſern Geſchmack zu und glaube es ihm, wenn er Dir ſagt, daß Du noch immer ſo hübſch als früher biſt und daß er bis jetzt ſeine Wahl noch keinen Augenblick bereut hat.

— Bis jetzt, ſagſt Du? Ei, wirſt Du ſie vielleicht ſpäter bereuen?

— So, böſes Kind, fragſt Du immer! Wer aber kann ſchon heute wiſſen, ob und was er ſpäter bereuen wird? Sei ſo heiter und ſo liebenswürdig, als Du es früher geweſen biſt; bemühe Dich, Dir Deine Eiferſucht abzugewöhnen, dann, Toni, dann werde ich ſtets ſo glücklich als am Tage unſerer Hochzeit ſein.

— Ich verſpreche Dir, Hans, mich zu beſſern, ſagte Toni, drückte ſeinen Arm an ihr laut zitterndes Herz und lächelte unter Thränen. Wie lange lieben wir uns ſchon? fragte ſie, ihre Augen trocknend.

— Wir lieben uns ſchon ſechs Jahre.

— Wie ſchnell doch die Zeit vergeht! Ich glaubte, es wären erſt ſechs Monate. Du biſt ſo gut, Du biſt ſo lieb, Hans! Oft giebt es Augenblicke, wo ich mir ſage, daß ich Dich gar nicht verdiene! Aber eben darum, weil ich weiß, wie viel ich an Dir beſitze, bin ich neidiſch auf jeden Blick, den eine Andere Dir zuwirft.

— All' dieſe verliebten Blicke, meine gute Toni, prallen an dem Panzer meiner ehelichen Treue wie Regentropfen von meinem Parapluie ab. Aber ſage mir, lieber Schatz, warum beſucht Dich Deine Freundin Eva, die Frau meines Freundes Lanner, nicht mehr?

— Ach, Hans, ich fürchte dieſe Frau!

— Närriſches Kind, weshalb fürchteſt Du ſie?

— Weil ſie — lache nicht — Eva heißt. Eva hat den erſten Menſchen im Paradieſe verführt.

— Sei unbeſorgt, liebes Weib! Wir leben nicht mehr im Paradieſe ... Ich heiße nicht Adam und bin auch nicht der erſte Menſch ...

— Eva Lanner aber iſt viel hübſcher als ich ...

— Das gebe ich zu ...

— Wie, Hans, Du giebſt das zu?

— Laſſe mich ausſprechen, reizende Toni! Ich gebe zu, daß Lanners Eva etwas jünger und hübſcher iſt; dafür aber biſt Du zehnmal liebenswürdiger und geiſtreicher als ſie! Eva iſt ſo dumm, daß man vor ſie niederknieen und ſie blos wegen ihrer hypernaiven Einfälle anbeten möchte.

— O dann wollte ich, daß ich noch zehnmal dümmer als dieſe Eva wär'!

— Zehnmal dümmer, Kind, iſt kaum möglich! Heute Früh traf ich ſie auf der Straße. Wiſſen Sie etwas Neues? fragte ſie, ſich an einen meiner Rockknöpfe feſtklammernd. Nein, ſagte ich und wollte fort. — Bleiben Sie, lieber Freund, ſagte ſie, ich muß Ihnen etwas erzählen. Mein Joſeph iſt eiferſüchtig wie ein Türke. — Und auf wen? fragte ich. — Auf Sie! antwortete Eva und fing zu lachen an. — Sie werden es am Beſten wiſſen, entgegnete ich, daß ich ihm nie die geringſte Veranlaſſung dazu gab. — Das iſt wahr, ſehr wahr, und eben darum muß ich lachen. Mein Mann, fuhr ſie fort, bildet ſich ein, Sie ſchwärmen für mich! — Ich denke nicht d'ran! erklärte ich ihr offen und unumwunden! — Ich werde Sie bitten, ſagte ſie naiv, mir das ſchriftlich zu geben, damit ich Ruhe vor ſeiner Eiferſucht habe. Ein eiferſüchtiger Mann, fuhr ſie fort, iſt noch viel langweiliger als eine eiferſüchtige Frau. Was macht Toni? fragte ſie dann. — O die iſt nicht mehr eiferſüchtig! ſagte ich. — Ich aber, fuhr Eva fort, ſage Ihnen, Ihre Frau iſt eiferſüchtiger als je. — Auf wen? wagte ich zu fragen. — Auf mich! meinte Deine Freundin und fing von Neuem zu lachen an. — Sie irren ſich, liebe Eva, erwiderte ich, meine Frau fürchtet Sie durchaus nicht. — Wenn ich das glauben ſoll, meinte Eva, dann muß ſie nicht allen Umgang mit mir aufgeben . . .

— Siehſt Du, Hans, dieſe Eva iſt ſehr gefährlich!

— Fürchte nichts, meine kleine eiferſüchtige Toni! Frauen ohne Geiſt ſind niemals gefährlich! Zudem iſt ſie ja das Weib meines Freundes!

Toni aber wurde traurig und nachdenkend.

## 13.

Frau Toni Strauß hatte ein Stubenmädchen. Dieſes Stubenmädchen hieß Crescenzia und war eine jener Schönheiten, die Freund Falſtaff kurzweg „appetitlich“ nennt.

Crescenzia hatte ein paar Augen, welche Paul de Kock mit „ſchwarzen Diamanten“ vergleicht. Ihr kleiner Mund zeigte eine Gallerie ſchön getrennter Zähne, deren Weiß die Purpurröthe ihrer friſchen Lippen hob, Lippen, die um ſo gefährlicher waren, weil ſie noch nie geküßt zu haben ſchienen. Die Farbe ihrer Wangen glich einem roſig angehauchten Blatte der Camelia. Ihr Haar war braunröthlich wie Paliſander. Der Teint ihres Halſes erinnerte an junges Hühnerfleiſch. Zu einer vollkommenen Schönheit fehlte ihr weiter nichts als ein zarterer Wuchs, eine ſorgfältiger gepflegte Hand und ein etwas minder plumper Fuß. — Schönheit bedarf vor Allem der Pflege; Stubenmädchen aber haben keine Zeit, ſich zu pflegen.

Crescenzia, eine Schönheit vom Lande, diente bei Strauß ſchon ſeit drei Jahren. Kaum eingeſegnet, noch halb Kind war ſie von der Brühl nach Wien gekommen, um als „weißer Sklave“ frühzeitig die Launen ihrer Brodherrſchaft ertragen zu lernen. Wohl jedem dieſer dienenden Geſchöpfe, die ein ſo gutes Unterkommen wie Crescenzia finden! Das Strauß'ſche Ehepaar gehörte zu jenen Ausnahmen, die nie vergeſſen, daß auch die dienende Klaſſe Ehrgefühl hat und jede Arbeit, zu der man ſie freundlich ermahnt, flinker und leichter verrichtet, als jene, zu welcher ſie wie ein Laſtthier mit deſpotiſcher Roheit angetrieben wird.

Crescenzia, willig, fleißig, aufmerkſam, hatte ſich in ihren Dienſt ſo hineingelebt, daß ſie ſich unter dem Dache der Fremden bald heimiſcher zu fühlen begann als daheim im Hauſe einer alten, ewig keifenden Stiefmutter, die gewohnt geweſen war, ſie nie anders als die von ihrem Vater „verzogene Prinzeſſin" zu nennen und ſie vielleicht ſchon darum zu haſſen, weil ſie wirklich ſauber, recht ſauber, ja viel zu ſauber für die unſaubere Wirthſchaft der alten Hexe war.

Crescenzia gehörte wie zu Strauß's Familie. Toni behandelte ſie wie eine Schweſter. Nie ward das Ohr des ſechzehnjährigen Mädchens durch ein Wort liebloſen Schimpfes gekränkt und gegen derlei Beleidigungen abgehärtet. Strauß war immer freundlich gegen ſie.

— Ein treuer Dienſtbote, ſagte er eines Morgens bei'm Frühſtück zu ſeiner Frau, die dicht an ſeiner Seite ſaß, iſt auch etwas werth, und es freut mich, liebe Toni, daß Du unſere Crescenz nicht wie eine Leibeigene, ſondern eher wie ein Glied unſerer kleinen Familie behandelſt und Dich nicht ſchämſt, mit ihr an einem und demſelben Tiſch zu eſſen. Schau, darum hab' ich Dich noch einmal ſo lieb, denn nichts iſt mir mehr verhaßt als Stolz und Hochmuth.

— Crescenz, begann Toni, iſt ein kreuzbraves Madel, das, unter uns geſagt, nur eine Untugend hat . . .

— Und worin, Theure, beſteht dieſe Untugend?

— Den ganzen langen Tag ſingt ſie . . .

— Das iſt kein Fehler! Jemand, der ſingend ſeine

Arbeit verrichtet, iſt mir immer lieber als Einer, der ſeine Schuldigkeit mit mürriſcher Miene erfüllt. Crescenz ſcheint zu wiſſen, daß ſie eine niedliche Stimme hat, und vielleicht ſingt ſie blos darum, damit wir den Schmelz ihres jungfräulichen Soprans bewundern.

— Ja, früher, als ſie noch weiter nichts als jeden Deiner Walzer nachſang, hörte auch ich ſie gern. Seit ſechs Wochen aber ſingt ſie vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht hinein immer und ewig ein und daſſelbe Lied . . .

— Und wie lautet denn dieſes Lied?

— Horch! Jetzt ſingt ſie's ſchon wieder einmal!

Und Crescenz, die dicht nebenan, in der Küche, die Stiefel ihres Herrn putzt, ſingt dazu mit ſchwacher, aber ganz allerliebſter Stimme und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck tiefgefühlter Wehmuth das alte, bekannte Volkslied:

„Und ſchau ich hin, ſo ſchauſt Du her,
Das macht mein Herz, mein Herz ſo ſchwer;
Und ſchau ich her, ſo ſchauſt Du hin,
Das macht ſo wirr den Sinn!
O ſchau nur ein einzigmal, ein einzigmal,
Mitleidsvoll in meine Liebesqual."

— Das Madel ſingt wirklich ganz allerliebſt, ſagt

Strauß, der, bei gutem Appetite, ſchon das dritte Kipfe in den Kaffee taucht.

— Das alberne Ding ſcheint verliebt zu ſein. Seitdem ſie dies ſchwärmeriſche Lied ſingt, iſt ſie nicht mehr ſo luſtig als früher und manchmal lächerlich zerſtreut. Als ich ſie geſtern in die Apotheke ſchickte, um für mich Lippenpomade zu holen, brachte ſie . . .

— Was denn?

— Schuhwichſe für Deine Stiefel!

— Still, ſtill, Toni! Jetzt ſingt ſie die zweite Strophe.

Und Crescenz läßt, nachdem ſie den blinden Stiefel ihres Herrn drei- bis viermal herzhaft angehaucht hat, die zweite Strophe ihrer Liebesqual ertönen:

„Und ſpreche ich, dann ſchweigt Dein Mund,
Das ſticht mein Herz, mein Herz ſo wund;
Und ſag' ich Ja, ſo ſagſt Du Nein,
Das macht mir große Pein!
O ſprich nur ein einzigmal, ein einzigmal,
Mitleidsvoll zu meiner Liebesqual."

— Crescenz, ſagt Strauß, ſingt wie eine junge Nachtigall!

— Ihr Geſang ſcheint Dir zu gefallen . . .

— Und warum nicht? Sie ſingt ſo allerliebſt, bekennt der junge Ehemann, der ſich dabei durchaus nichts Böſes denkt.

— Mir ſcheint, beginnt Toni mit gereizter Bitterkeit, daß hier nicht Creſcenz allein verliebt iſt . . .

— Kind, was willſt Du damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß es mir vorkommt, daß auch ein gewiſſer Jemand ſich wieder einmal verliebt zu haben ſcheint . . .

— Meinſt Du mich?

— Wen's juckt, der kratzt ſich!

— Ruhig, ruhig, gutes Kind! Unſere junge Nachtigall flötet jetzt die dritte Strophe.

Und Creſcenz ſingt, taktmäßig weiter bürſtend:

„Und weine ich, ſo lacheſt Du,
Das ſchnürt mein Herz, mein Herz mir zu,
Und lächle ich, ſo weineſt Du,
Das raubt mir meine Ruh!
O wein' nur ein einzigmal, ein einzigmal
Still und mild zu meiner Liebesqual."

Creſcenz hatte bei dem dritten Refrain einen ſo höchſt gefühlvollen Schnörkel angebracht, daß Strauß, mit dem vierten Kipfel zwiſchen den Zähnen, ſich hingeriſſen fühlte zu dem lauten Ausrufe:

— Bravo! Bravo! Creſcenz! Da capo, Creſcenz!

— Menſch, was fällt Dir ein? rief Toni, ihrem Manne den Mund verſtopfend; Du wirſt doch nicht ſo einfältig ſein, Bravo zu ſchreien, wenn das eitle Ding, das Deine Stiefel putzt, Dir in meiner Gegenwart ihre Liebe erklärt?

— Wie, reizendſte aller Toni's, Du glaubſt?

— Ich glaube, daß Crescenz dumm und frech genug iſt, ſich in ihren Herrn zu verlieben und ſich einzubilden, daß auch er in ſie verliebt iſt; denn ſonſt könnte er ſich unmöglich ſo weit vergeſſen, ſeiner Magd zu applaudiren, wenn ſie wie eine heiſere Wachtel ſingt. Das „Schau ich hin und ſchau ich her!“ wächſt mir ſchon wie Endivien-Salat zu beiden Ohren heraus. Ich werde ihr ernſtlich verbieten, das dumme Lied, das Dir ſo außerordentlich zu gefallen ſcheint, wieder zu ſingen, ſonſt jage ich ſie fort, dieſe Unſchuld vom Lande, dieſe junge, ſtiefelputzende Nachtigall! O ihr Männer taugt Alle nichts! Ihr ſeid Alle falſch und treulos! rief Toni und eilte in's Nebenzimmer, um dort den Paroxismus ihrer Eiferſucht auszuweinen.

Strauß aber blieb ruhig ſitzen. Nachdem er ſein Frühſtück beendet hatte, nahm er ſeine geliebte Geige und improviſirte, unbekümmert um den neuen Anfall ſeiner eiferſüchtigen Frau, ſein zwölftes Opus.

Es war ein neuer Tanz, der bald darauf bei Haslinger im Druck erſchien unter dem Titel: Krapfenwaldel-Walzer. (Nummer 12.)

## 16.

Wir kommen auf Straußens Walzer zurück.

Um jene Zeit brachte Vater Bäuerle's „Theaterzeitung,“ die jedes aufkeimende Talent unter die Flügel ihres damals mächtigen Schutzes nahm, eine der erſten Kritiken über den jugendlichen Helden unſeres Romans und über einen Cyclus ſeiner neueſten Walzer, die im Sperlſaale Alt und Jung zu fanatiſchem Beifall hingeriſſen hatten.

Jene Kritik lautete ungefähr wie folgt:

„Strauß begann: Was ſoll ich von ſeinen Walzern ſagen? Ich könnte ein Buch darüber ſchreiben, ohne Alles zu erſchöpfen, was ſich bei Anhörung ſeiner Muſik in meiner Bruſt regt und bewegt. Strauß iſt der Paganini des Tanzes. Jeder Cyclus ſeiner Walzer iſt eine Art Geſchichte, eine Erzählung, eine Novelle, welche Anfang, Mitte und Ende hat und die man ſich, wie der Perſer von ſeinem Derwiſch, immer gern wieder erzählen läßt."

Der Verfaſſer war B. v. B.

Und der Mann hatte Recht, vollkommen Recht!

Strauß iſt ein neuer Orpheus, deſſen zärtlich-rührende, ſüß-ſchmeichelnde, lieblich-koſende Muſik ſelbſt den erbittertſten Feind des Tanzes mit Terpſichoren verſöhnen, ein neuer Orpheus, deſſen Zauber-Klänge Herzen erheitern, Seufzer ſtillen, Thränen trocknen, wilde Thiere kirren und ſelbſt gefühlloſe Steine erweichen könnte.

Meiſter Strauß hat manchen Walzer geſchrieben, der mir lieber als manche Oper iſt. In ſieben Takten von ihm findet ſich oft mehr Melodie als in mancher dickleibigen Partitur. Welch' eine Fülle von ſirenenartigem, loreley-lockenden Geſang! Welch' ein Schacht von üppiger Poeſie! Welch' unerſchöpflicher Quell von ſehnſuchtsvoller Wehmuth! Man muß dieſe Walzer von ihm ſelber gehört haben, um zu begreifen, welch' ſchmerzliche Wonne, welch' wonniger Schmerz durch ſie im Herzen wachgeküßt wird!

Straußens Geige iſt ein Talisman, mit deſſen Hilfe er Luſt und Schmerz aus den Tiefen unſerer Seele heraufbeſchwört, ſie beide magiſch miteinander verſchmilzt und auf dieſe Weiſe uns gleichzeitig rührt und ergötzt. Der Bogen, womit der Sohn des „guten Hirten" ſeinem Inſtrumente dieſe Ohr und Herz bezaubernden Klänge entlockt, iſt ein Feenſtab, der in ſchmerzzernagte Seelen den Balſam froher Luſt träufelt und dem Geiſte Adlerſchwingen leiht, die ihn hinauftragen in den Aether abendloſer Wonnen.

Es giebt viele Tanz-Componiſten, die reich an Melodien, aber nur wenige, die ſo überreich an einſchmeichelnden Formen und Rhythmen wie Strauß ſind. Bald hüpfend und zuckend, bald ſchwirrend und plätſchernd, bald wirbelnd und kräuſelnd haben ſeine Rhythmen etwas Einladendes, Aufforderndes, Hinreißendes, dem kein Tänzer zu widerſtehen vermag.

Und darum war Meiſter Strauß ſchon im Jahre 1828 der Abgott aller Damen. Und ſchon darum fand man ſchon damals faſt in jedem Hauſe, faſt auf jedem Claviere ſeine reizenden, unnachahmlichen Walzer. Und ſchon damals gingen ſie in ganz Oeſterreich von Mund zu Mund. Schuſterjungen und Faſhionables trällerten und pfiffen ſie auf offener Straße; jedes Orcheſter, jede Drehorgel ſpielte und leierte ſie. Man hörte ſie auf den Straßen, auf den Bällen, in den Gärten, in den Theatern, in den Dachſtuben der armen Griſetten wie in den Salons der vornehmen Welt. Ueberall, wo getanzt ward, ertönte Strauß'ſche Muſik. Das tanzende Wien trug ihn auf den Armen, überſchüttete ihn mit Geld und Beifall und rief von dem Champagnerſchaume ſeiner Walzer berauſcht: Es giebt nur Ein Wien; es giebt nur Einen Strauß!

Ja, ja, es giebt nur Einen Strauß! Jeder, der ſeine 240 Tänze von Opus 1, dem „Täuberl-Walzer“ bis zu ſeinem letzten Tanze: die „Friedensboten“ gehört oder theilweiſe ſelbſt geſpielt hat, wird mit uns den Reichthum der Erfindung und, noch weit mehr als dies, die unendliche Fülle von tiefem Gemüth, den unerſchöpflichen Funken von Schmerz und Freude, der in dieſen Walzern zuckt und glüht, bewundern und dem Schöpfer dieſer Tänze das Zeugniß geben müſſen, daß er der Crösus aller Walzerkomponiſten iſt und daß ſeine Walzer die aller Uebrigen lange überleben werden.

Strauß iſt der Fleiſch gewordene Walzer. Und könnte man ihn wie einen Apfel in vier Theile zerſchneiden, jeder Theil wäre ein walzender Walzer, und könnte man jeden ſeiner Walzer, wie ihn ſelbſt, in tauſend Theile theilen, jeder Theil wäre wiederum ein ganzer Walzer.

Erſt Meiſter Strauß hat dieſen Tanz zur Höhe eines Concertſtücks erhoben. Ein Walzer, der vor Strauß en vogue geweſen iſt, verhält ſich zum jetzigen Walzer wie Hoffmannswaldau'ſche Poeſie zu Goetheſcher Proſa, wie Till Eulenſpiegel zu Don Juan, wie Hiob zu Sardanapal.

Es lebe Strauß und ſeine Geige! Und wenn einſt der große, blaſſe Tanzordner Meiſter Hain mit ſeiner Hippe naht und unſern unſterblichen Freund vom Tanzſaale des Lebens in's Buffet der Unterwelt abruft, dann braucht Meiſter Johann nur nach ſeinem Talismane zu greifen und den „Eliſabeth-Walzer" oder „Fortuna-Galopp" anzuſtimmen, um ſelbſt den „Unvermeidlichen" zu einer Extratour fortzureißen. — —

— — — — — — — — — — — — — —

## 7.

Einer der leidenſchaftlichſten Verehrer unſeres ſo raſch berühmt gewordenen Freundes bittet jetzt um die Erlaubniß, unſerm freundlichen Leſer vorgeſtellt zu werden.

Er hieß Joſeph Herzog und war einer der bekannteſten Fiacre der guten Stadt Wien.

Er pflegte am Rothenthurm-Thor oder in der Jägerzeil in der Nähe des Leopoldſtädter Theaters zu halten und, ſo oft er unbeſchäftigt auf dem Bocke ſaß, eine Wiener Poſſe von Hensler, Huber oder Perinet, von Bäuerle, Gleich oder Meisl zu leſen.

Dieſer Fiacre hatte wegen ſeiner Wuth, ſchneller als jeder andere zu fahren, einen Spitznamen. Er hieß der „Unbändige."

Dieſer „Unbändige" kannte kein größeres „Gaudium," wie er's hieß, als jenes: berühmte Schauſpieler, Sänger und Muſiker umherzufahren und deren Namen mit einem Feuerſteine in die Fenſter ſeines Wagens einzuſchneiden. Auf beiden Fenſtern las man: Ignaz Schuſter, Ferdinand Raimund, Joſeph Korntheuer, Katharina Enöckl, Thereſe Krones, Louiſe Gerber, Wenzel Müller, Joſeph Drechsler und — Johann Strauß.

Letzterer hatte ihm wegen dieſer ſonderbaren Liebhaberei einen zweiten und viel drolligeren Spitznamen gegeben; er hieß ihn den „Fiacre mit dem gläſernen Stammbuch."

Herzog ſchwärmte für Meiſter Strauß und deſſen Walzer mit einem Enthuſiasmus, der häufig eben ſo rührend als lächerlich war. Mit gutem Gehöre begabt, wußte er jeden derſelben meiſterhaft nachzupfeifen. Sein bevorzugter Liebling war Opus 16, der Walzer, der den naiven Titel „Fort nach einander“ führt. Der „Unbändige“ pfiff dieſen Tanz ſelbſt während er fuhr und ſeine Pferde hieb, die faſt nach dem Tacte dieſes Walzers zu tanzen ſchienen.

Schon das Aeußere des Strauß-Enthuſiaſten beſaß etwas ungemein Drolliges. Er trug — ſelbſt im Hochſommer — drei Weſten, unten eine weiße von Piqué, dann eine geblümte von Caſhemir und darüber eine ſchwarze von Mancheſter. Sein Kinn verlor ſich in den Falten eines buntfarbigen Halstuches, deſſen beide Zipfel wie Wetterfahnen im Winde flatterten. An Regentagen war ſein weißer Felbelhut mit bernſteingelbem Wachstuch überzogen, bei Sonnenſchein aber prangte an der linken Kante ſeines Hutes die Nationalcocarde; denn Herzog war ein guter Patriot, ein Oeſterreicher vom allerreinſten Waſſer.

Joſeph hatte viel natürliche Anlagen und einen hausbackenen Verſtand. Aber bei aller Klugheit war er doch ein wenig närriſch. Er hatte die fixe Idee, der natürliche Sohn eines der berühmteſten Staatsmänner Oeſterreichs, des im Jahre 1794 geſtorbenen Fürſten Wenzel Anton Kaunitz und einer franzöſiſchen

Ballettänzerin zu ſein, deren Name uns leider entfallen iſt.

Joſeph Herzog wußte tauſend Anekdoten un Characterzüge aus dem Leben ſeines vermeintliche Vaters zu erzählen; er war ſtolz darauf, der natürliche Abkömmling eines der erſten Männer ſeiner Zei und mindeſtens ein eben ſo eleganter Kutſcher zu ſein als ſein ſeliger Papa einer der eleganteſten Reiter vo ganz Europa war. — Der Fiacre hatte viel perſönlichen Muth und fürchtete wie der unſterbliche Urhebe ſeines Daſeins nur zwei Dinge in der Welt: di Blattern und den Tod. Denn auch der gute Joſeph liebte das Leben über Alles.

Herzog, der Herrn Strauß ſehr häufig vom Sperl nach Hauſe zu fahren pflegte, hatte erſt unlängſt vor dem Hausthore ſeines vielgeliebten Kunden die Bekanntſchaft der bewußten Crescenzia gemacht und ſich über Hals und Kopf in ſie verliebt, dergeſtalt, daß bald auch Crescenzias Herz Feuer gefangen und ſich daran gewöhnt hatte, der ſtürmiſchen Huldigung des „Unbändigen“ ein herablaſſendes Ohr zu leihen.

Joſeph meinte es treu und ehrlich. Und Crescenzia hatte ihrerſeits ſo viel Verſtand, ſich zu ſagen, daß ein Fiacre, der ſein Auskommen hat und es ehrlich meint, mehr werth ſei als eine Mandel Schmetterlinge, die ſie umſchwärmten und ihr verliebte Blicke zuwarfen.

Zu dieſen Schmetterlingen, die, angezogen von dem Frühlingsdufte ihrer Schönheit, ſie tagtäglich umflatterten, gehörte unter Andern auch Herr von Heupferd, der, noch immer unbeſoldeter Practikant bei der ungariſchen Hofkanzlei, von ſeinem väterlichen Erbtheil lebte, ſeit Kurzem mit Strauß in einem und demſelben Hauſe wohnte und noch immer ſtupend-geiſtreiche Kritiken für Portenſchlag's „Sammler“ zu ſchreiben geruhte.

Auch Heupferd fand Geſchmack an ihr.

— Dieſe Creſcenz, ſagte er zu ſich, iſt zwar nur ein Ding,

„Das Stiefel putzt und Kaffee brennt,
Und Jeder Küchen-Venus nennt,“

aber ſagt doch ſchon Vater Goethe:

„Die Wochentags den Beſen führt,
Des Sonntags Euch am Beſten careſſirt!“

Ich ſehe alſo gar nicht ein, warum ich ihr nicht bei Gelegenheit ſagen ſoll, daß ich an ihr Geſchmack finde.

Dieſe Gelegenheit fand ſich bald, ſehr bald.

Eines Morgens, als Creſcenzia mit ihrer „Liebesqual“ im Herzen und mit einer Milchkanne in der

Hand ſingend die Treppe hinaufſtieg, kam ihr Heupferd entgegen und ſprach, ihr den Weg verſperrend:

— Kleine Küchen-Amathuſia, wohin ſo eilig?

— Laſſen Sie mich geh'n .. ich habe keine Zeit .. meine Herrſchaft wartet auf die Milch ...

— Laſſe ſie warten, meine Kleine, wir haben Dir etwas zu ſagen ...

— Laſſen Sie mich los ... ich mag gar nichts hören ...

— Seit Kurzem, reizende Spröde, beobachten wir Dich. Wie kann eine ſo ſchmucke Taube, wie Du, ſo närriſch ſein, ſich in einen alten Uhu zu verlieben?

— Wen meinen Sie denn? fragte Crescenz, ihm feſt in's Auge ſchauend.

— Ei, wen anders als den elenden Roſſebändiger und Fiacrekutſcher, der in der lächerlichen Einbildung lebt, der natürliche Sohn eines berühmten Fürſten zu ſein ...

— Und was geht das Sie an? Kümmert er ſich denn um Sie?

— Der Dummkopf trägt Sommer und Winter drei Weſten ...

— Das iſt noch lange nicht ſo lächerlich als ein Pavian, der eine Perücke und ausgeſtopfte Waden trägt.

— Ich bin begierig, kleiner Wildfang, die Bekanntſchaft der Deinigen zu machen, ſagte Heupferd und wagte es, einen Arm um ihre Hüfte zu legen um ihr einen Kuß zu rauben.

Jetzt riß ihr die Geduld. Sie entrang ſich ſeiner zudringlichen Umarmung und drohte ihm:

— Wenn Sie ſich noch einmal unterſtehen, mich anzufaſſen, dann ſollen Sie ſehen, was geſchieht!

— Du machſt mich neugierig, kleine Katze. Haſt Du vielleicht Luſt, mir die Augen auszukratzen?

— Das gerade nicht!

— Was denn? fragte Heupferd, ſich anſchickend, ſie von Neuem in ſeine Arme zu ſchließen.

— Ich warne nur einmal, ſagte Crescenz, goß dem Unverſchämten den ganzen Inhalt des Milchnapfs in's Geſicht und rannte, aus vollem Halſe lachend, die Stufen hinauf.

Heupferd ſtand wie ein mit Milchrahm begoſſener Pudel da. Er zog ſein Schnupftuch, wiſchte ſich die Milch aus dem Barte und hielt, während er ſich abtrocknete, folgenden Monolog:

— Wär' ich nicht Cavalier, ich machte darauf ein Impromptu! Das Schlimmſte iſt, daß ich mich nun noch einmal anziehen muß, denn Hemd und Weſte ſchwimmen in Milch. Aber warte nur, du kleine Hexe! Heupferd iſt ein Cavalier, der ſolche Beleidigung nicht ruhig einzuſtecken pflegt. Ich werde mich rächen an Dir, aber nicht plebejiſch wie ein Kutſcher, ſondern nobel wie es einem Cavalier der Poeſie zukommt. Ich werde Dich um Deinen Dienſt bringen. Nur nobel! nobel! ſagt Neſtroy. — — —

## 18.

Vier Tage nach dieſer unfreundlichen Begegnung auf der Treppe erhielt Frau Toni Strauß einen Brief von der Stadtpoſt. Es war der Erſte, den ſie empfing, ſeitdem ſie verheirathet war. Sie erbrach das Billet und warf einen Blick auf die Unterſchrift. Statt des Namens ſtand dort „ein warnender Freund.“

Toni las und entfärbte ſich. Der Inhalt lautete ungefähr wie folgt:

„Arme Freundin!

Sie nähren an Ihrem Buſen eine Schlange. Dieſe Schlange iſt eine Nebenbuhlerin, die Ihnen von Tag zu Tage gefährlicher wird. Dieſe Nebenbuhlerin iſt Ihr Dienſtmädchen, das — unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit! — bloß zum Scheine, einen einfältigen Fiacre, in Wahrheit aber Ihren in der That höchſt liebenswürdigen Gemahl anbetet. Sie werden gut thun, das leichtſinnige Geſchöpf, das ſo heilig thut, je eher je lieber aus Ihrem Dienſt zu jagen, denn — — — das Uebrige werden Sie leicht errathen.“ —

Toni's Eiferſucht ſtand in lichterlohen Flammen. Sie mußte ſich an einer Quaſte des Sopha's feſthalten, um nicht ohnmächtig hinzuſinken.

— O meine Ahnung! rief ſie aus und raffte alle Kraft zuſammen, um ſich aufrecht zu halten und zu überlegen, was in ſolchem Falle wohl am klügſten ſei.

Zum zweiten Male ſog ſie das gleißneriſche Gift des „warnenden Freundes“ in ſich ein und verſank dann in Nachdenken.

— Iſt meinem Freunde, der ſich nicht zu nennen wagt, wohl ganz oder nur halb zu trauen? fragte ſie ſich, zitternd wie Eſpenlaub. Jedenfalls aber iſt etwas Wahres daran, denn auch mir iſt es nicht entgangen, daß Creſcenz meinem Manne häufig Blicke zuwirft, die mich das Schlimmſte befürchten laſſen. Sollte Hans mir wirklich untreu ſein? Das wäre ſchlecht und undankbar von ihm, da er weiß, wie treu und innig ich ihn liebe. Ach dieſe ewige Eiferſucht quält mich zu Tode! Ich muß aufpaſſen, um endlich klar zu ſehen, was an dieſen Zeilen Wahres iſt. Ich will Keinem Unrecht thun und dann erſt glauben, wenn ich mich mit eigenen Augen von ihrer oder ſeiner Schuld überzeugt haben werde. Bis dahin will ich — Dank dem warnenden Freunde! — ſtillſchweigend jeden ihrer Schritte, jede ihrer Mienen beobachten, um Gewißheit zu erhalten, denn Gewißheit martert weniger als Zweifel. Horch, da kommt die falſche Schlange! Ich bin ſo wüthend, daß ich im Stande wäre, ſie zu ſchütteln wie einen Pflaumenbaum, um hinter das Geheimniß ihrer Schuld zu kommen; die Klugheit aber gebietet mir Vorſicht, denn dieſe Verführung in der Küchenſchürze iſt ſchlau wie jede ihres Gleichen und verrathet ſich nicht ſo leicht. Und darum will ich noch ſchlauer ſein und freundlich ſcheinen, damit die Schlange nicht Verdacht ſchöpft und ſich unbefangen geben läßt.

In dieſem Augenblick tritt Crescenz ein.

Sie ſucht etwas und iſt auffallend beſtürzt, weil ſie's nicht finden kann.

— Was ſuchſt Du denn? fragt Toni.

— Heute Morgen hab' ich etwas verloren, geſteht das Mädchen, deſſen Augen ängſtlich umherſuchen.

— Was haſt Du verloren?

— Nichts! nichts! antwortet Crescenz, deren roſige Wangen ſich plötzlich entfärben.

— Dieſe Angſt macht Dich ſehr verdächtig. Gleich ſage mir, was Du ſuchſt!

— Es iſt nur ein Stückchen Papier ...

— Und weiter nichts? fragt Toni, deren Eiferſucht ſogleich Feuer fängt und Verrath wittert. Du glaubſt wohl, ich wiſſe nicht, was Du verloren haſt? Gleich ſage mir die Wahrheit!

— Ich ſuche eine Locke, die darin eingewickelt war.

— Eine Locke? Und von wem erhielteſt Du denn dieſe Locke?

— Von meinem ... Vetter!

— Von Deinem Vetter? Seit wann haſt Du einen Vetter?

— Seit ſechs Wochen, bekennt die Arme.

— Dieſer Vetter, Crescenz, iſt Dein Schatz!

— Ach ja, er iſt mein Schatz!

— Und warum wollteſt Du mir denn das verheimlichen?

— Weil ich Furcht hatte, Sie würden böſe darüber ſein ...

— Und was iſt denn Dein Schatz?

— Er iſt ein Menſch, der es gut und ehrlich m mir meint . . .

— Das ſagt Jeder, der einer Gans wie D etwas vorſchwatzt, um Dich zu bethören. Was iſt den Dein ſogenannter Vetter?

— Er iſt — ach, nehmen Sie's ja nicht übel! - ein Fiacre.

— Ein Fiacre? wiederholt Toni mit ungläubige Lächeln. Seit wann iſt es Mode, daß auch Fiacr Haarlocken wegſchenken?

— Ich bat ihn darum, geſteht Crescenz erröthen

— Und wie heißt der gefühlvolle Kutſcher?

— Joſeph heißt er!

— Du lügſt! ſchreit Toni, ſie beim Arm erfaſſe und ihr ſcharf in's Auge ſehend.

— Ach, wie Sie mich erſchreckt haben! Er he Joſeph, ſo wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, d noch niemals gelogen hat!

— Nie gelogen? wiederholt Toni mit ſpöttiſch Miene. Ei, ſeht doch den weißen Raben! Ihr lü Alle! Und auch Du machſt keine Ausnahme!

Crescenz fängt bitter zu weinen an.

— Jetzt ſpielt ſie noch die Beleidigte. Hatt Du nicht eben mich belogen, als Du mir ſagteſt, D ſuchteſt die Locke Deines Vetters? Ein ſauberer Vetter das! Geh', geh', ich mag nichts mehr hören! Du biſt nicht beſſer als jede Deines Gleichen!

Crescenz hielt ſich die Schürze vor die Augen und verließ weinend das Zimmer.

Jetzt fing Toni zu ſuchen an. Zu Crescenziens Unglück war ſie glücklicher. Sie hob den kleinen Teppich weg, der vor dem Sopha lag und fand dort das Papier. Haſtig öffnete ſie es und rief:

— Das iſt die Locke ihres Vetters! Himmel, das ſind meines Mannes Haare! Sie ſind ganz ſo ſchwarz und glänzend wie die ſeinigen! O warnender Freund, ſo hatteſt Du alſo doch Recht! O meine Ahnung! Ja, ja, Crescenz iſt eine Schlange, die ich an meinem Buſen großziehe! Und Hans, er betrügt mich wirklich! O Männer, Männer! Selbſt der Beſte unter Euch iſt ein Verräther! Aber Geduld, Geduld! Ich will thun, als ob ich dieſe Locke nicht gefunden hätte, und ſchweigen, um ihn und ſie noch ſicherer und dreiſter zu machen.

Toni verſteckte die Locke in ihrem Buſen. Bald darauf kehrte der Gemahl zurück.

— Hier bringe ich ein Paar Billets. Heute Abend beſuchen wir das Kärnthnerthor-Theater. Es wird eine Oper von Auber aufgeführt, die wir Beide noch nicht gehört haben. Nach der Oper wird auch noch ein kleines Ballet gegeben, worin Fanny Elsler tanzt, die Du noch nicht geſehen haſt, und weil ich heute Abend frei bin, glaubte ich, Dir ein Vergnügen zu machen, wenn ich mit Dir in's Theater gehe.

— Du biſt jetzt außergewöhnlich aufmerkſam gegen mich! Sage mir, Hans, ſoll ich dies für eine ſchlimme oder gute Vorbedeutung halten?

— Ganz wie Du willſt, liebes Kind, erwiedert Strauß, den dieſe Frage ein wenig zu ärgern ſcheint.

— Man iſt heute ſehr kurz angebunden, meint Toni, die nun gleichfalls pikirt iſt.

— Habe ich nicht ein Recht dazu? Ich bringe ein Paar Billets und glaube, Dir dadurch eine kleine Freude zu machen, Du aber wirfſt dafür eine Frage auf, die mich kränken muß.

— Verzeihe, lieber Hans! Das war durchaus nicht meine Abſicht! Sei alſo nicht böſe auf mich! Ich ſehe ein, daß ich Unrecht hatte.

— Dann ſei Alles vergeben und vergeſſen, ſagt Strauß und umarmt ſeine Frau.

Toni beherrſchte das Aufflammen ihrer Eiferſucht. Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals, ſchaute ihm feſt ins Auge und fragte mit aller Zärtlichkeit, über die ſie in dieſem Augenblicke zu verfügen hatte:

— Nicht wahr, Hans, Du verzeihſt mir?

Sie gab ihm einen zärtlichen Kuß. Strauß, nicht gewohnt, ihr in dieſem Punkte etwas ſchuldig zu bleiben, gab ihr zwei dafür zurück.

So war der Friede wieder hergeſtellt.

## 19.

Abends beſuchten ſie das Kärnthnerthor-Theater. Oper und Ballet ſtanden damals unter Duports Leitung in weit friſcherer Blüthe als jetzt, wo dieſer Kunſttempel, trotz der unerſchöpflichen Munificenz, mit welcher er von oben herab beſchützt und beſchirmt wird, viel von ſeinem alten Nimbus eingebüßt hat. Herr Cornet iſt eben kein Duport. Non omnes possumus omnia, ſagt ... gleichviel wer das ſagt.

Als Meiſter Strauß, am Arme ſeiner Frau, im Corridor der zweiten Gallerie anlangt und der Logenſchließerin ſeine beiden Billets einhändigt, jagt ihm der Anblick derſelben einen kleinen Schreck ein, denn trotz des abenteuerlichen Anzuges dieſer weiblichen Karrikatur (ihr Geſicht war zinnoberroth geſchminkt und ihr Haar mit einem Walde künſtlicher Blumen tapeziert) hatte er ſofort die k. k. Ex-Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expedition-Adjuncten-Wittwe, die ehemalige Lohnmutter der cidevant-Geliebten ſeines frühern Lehrmeiſters Leim, die gleichſam unvermeidliche Hermione von Roſenkranz erkannt. Strauß war klug genug, die Miene anzunehmen, als ob dieſe Perſon — dieſer Kiſelak in Frauenkleidern, der überall anzutreffen iſt — ihm gänzlich unbekannt ſei. Hermione aber ſtolz auf die neue Würde einer k. k. Hof-Opern-Theater-Supernumerar-Logenſchließerin und glücklich, ihren ehemaligen Freund und Geigenlehrer in spe wiederzuſehen, ſchlug ihre magern, mit falſchen Ringen überſäeten Hände über ihr lächerliches, in pompejaniſchem Rococo-Style friſirtes Meduſenhaupt zuſammen und flötete oder, richtiger geſagt, fagottirte mit ihrer trotz aller Heiſerkeit noch immer polizeiwidrig ſchmachtend klingenden Falſetſtimme:

— Sie ſind's, mein lieber Herr Strauß? Wie freue ich mich, Sie endlich einmal wiederzuſehen! Ei, Sie kennen mich wohl nicht mehr?

— Nein, in der That, Madame . . .

— Ich bin Ihre alte Freundin Hermione von und zu Roſenkranz.

— Ah! ſtammelt Meiſter Strauß auffallend verlegen.

— Iſt dies Ihre Geliebte? fragt die zudringliche Logenſchließerin, mit einem unverſchämten Lächeln auf Toni herabblickend und ſie von der Fußſohle bis zum Scheitel meſſend.

— Ich bin die Frau dieſes Herrn, entgegnet Toni, die ihrerſeits die alte, maskenartig aufgeputzte Dulcinea von Toboſa vom Stirn- bis zum Schuhbande mißt.

— Ja, Madame, dies iſt meine Frau Gemahlin, bekräftigt Strauß, deſſen Verlegenheit von Minute zu Minute wächſt.

— Ei, fährt die Alte fort, beſuchen Sie Ihre alte Flamme, meine ziemlich liederliche Pflegetochter, von der ich mich, beiläufig erwähnt, gänzlich losgeſagt habe, noch ſo fleißig, als in früherer Zeit? . . .

— Wen meinen Sie? fragt Straußen's Frau.

— O Ihr Herr Gemahl wird ſchon wiſſen, wen ich meine! erwiedert der weibliche Logen-Cerberus mit höchſt verdächtigem Schmunzeln.

— Sie meinen Allem Anſcheine nach . . . ſtammelt Strauß.

— Jene ausgelaſſen-luſtige und durchaus nicht

ſpröde Fliege, zu deren Mutter ich mich einmal her
gegeben hatte. Anfangs hieß ſie Peri, ſpäter Adelgund

— Adelgunde? wiederholt Toni, deren Eiferſuch
ihren Meridian erreicht hat.

— Ach, Madame, ich warne Sie und Ihren Herr
Gemahl, an deſſen Schickſal ich ſeit langen Jahre
ſchweſterlichen Antheil nehme, vor dieſer äußerſt g
fährlichen Buhlerin. Denn ſie iſt eine wahre Lais. Ir
ich nicht, dann hat ſie ſchon fünf ſteinreiche Cavalier
darunter auch den braſilianiſchen Geſandten, zu Grun
gerichtet. Seit einem Jahre iſt ſie verſchwunde
Sie, Herr von Strauß, werden mir am Beſten üb
dieſes höchſt leichtſinnige Geſchöpf Auskunft zu geb
im Stande ſein.

— Ich habe ſeit länger als drei Jahren nich
mehr von ihr gehört, ſagt Strauß, der auf glühend
Dornen ſteht und ſeine Frau mit ſich fortziehen wi

Hermione aber hält ſie Beide zurück.

— Nur keine Verſtellung, Sie loſer Schäfer! la
die alte Hexe, ihre beringte Hand zärtlich auf ſein
Arm legend. Denken Sie ſich, Herr von Strau
dieſe undankbare Creatur hat mir aus meinem Schra
vierzehn, ſage vierzehn extrafeine Battiſtſchnupftüch

— mein Seliger hatte für jedes Stück 12 Gulden 30 Kreuzer C. M. bezahlt — entführt.

— Bedaure unendlich, ſagt Strauß und will fort, um nichts mehr davon zu hören.

— O ich bitte, bleiben Sie noch! Die letzte Erkundigung, die ich über dieſe ſaubere Pepi, der Sie damals ſo eifrig den Hof gemacht, polizeilich einziehen ließ, lautet dahin: ſothanes Geſchöpf ſei bald darauf, nachdem ſie ihren Braſilianer ruinirt, Kunſtreiterin geworden und mit Debachs Geſellſchaft von hier nach Mailand gegangen.

— Laſſen Sie mich los, liebe Frau! Pepi's Abenteuer intereſſiren uns durchaus nicht.

— Vielleicht nicht Ihre arme Frau Gemahlin; aber gewiß wird es Sie intereſſiren, zu erfahren, was aus Ihrer frühern Flamme geworden iſt.

— Ich bitte fortzufahren, ſagt Toni, die ſich über die Verlegenheit ihres Mannes im Stillen ſehr zu freuen ſcheint.

— In Mailand ſoll ein reicher Engländer, Lord Roaſtbeaf, dies verworfene Geſchöpf entführt und nach Venedig gebracht haben, wo er ſie eine Zeitlang für ſeine rechtmäßig angetraute Frau ausgab bis zu dem Augenblicke, wo dieſe cidevant Hausmeiſter-Mündel,

— die über Alles die Veränderung liebt, — mit eine
jungen franzöſiſchen Marquis bei Nacht und Nel
nach Florenz durchging. Nachdem ſie auch dieſe
ſchmucken Abenteurer, der ein falſcher Spieler war, d
goldenen Federn ausgerupft hatte, ließ ſie ſich, n
meine aus zuverläſſiger Quelle geſchöpften Nachricht
lauten, die Huldigungen eines alten unbändig-verliebt
Gimpels gefallen, der ein holländiſcher Menageriel
ſitzer und Thierbändiger war, welcher ſie bald dara
nach Rom mitnahm, wo ſie einige Zeit als Lockvog
an der Kaſſe ſeiner Thierbude ſaß und für ihn all
Geld einnahm. Nachdem ſie auch dieſen niederländ
ſchen Einfaltspinſel rein ausgeplündert und ſo be
untergebracht hatte, daß Mynheer ſich gezwungen ſ
ſeine reißenden Thiere, ſeine Affen und Papageien f
ein wahres Lumpengeld öffentlich an die Meiſtbietend
loszuſchlagen, machte ſie die Bekanntſchaft eines ruſſ
ſchen Fürſten, der, verliebt wie ein Mauleſel im Frü
jahre, ſie nach Neapel mitnahm. Doch auch dem reich
Tartaren blieb ſie nicht lange treu. Im San Carl
Theater lernte ſie einen jungen italieniſchen Balle
tänzer kennen, in deſſen Waden ſie ſich ſo ſterbli
verliebte, daß ſie ſich eines Abends von ihm nach P
lermo entführen ließ. Als nach Verlauf von ſech

Wochen der Prieſter Terpſichorens ihrer Reize überdrüßig war, beſchloß er, ſie ſitzen zu laſſen. Die erſten acht Tage ſoll ſich die verlaſſene Dido die Untreue ihres tanzenden Aeneas ſo ſehr zu Herzen genommen haben, daß ſie ernſtlich Willens geweſen ſein ſoll, in ein Kloſter zu gehen und — Urſulinerin zu werden. Da aber kein Kloſter dumm genug war, die ſcheinheilige Magdalena bei ſich aufzunehmen, kehrte ſie nach Neapel zurück, um dort ihren alten Tartaren aufzuſuchen. Als ſie erfuhr, daß dieſer unverantwortliche Schwärmer aus Gram über ihren treuloſen Abfall ſich in den Krater des Veſuvs geſtürzt habe, brach das herzloſe Geſchöpf in ſpöttiſches Gelächter aus und ſchiffte ſich noch an demſelben Tage nach Marſeille ein. Dort fing ſich im Netze ihrer Reize ein oſtindiſcher Seefahrer, der ſie nach Paris brachte. — Nur bis hierher reichen meine Erkundigungen. Einige, die ſie näher gekannt haben, glauben zu wiſſen, ſie halte ſich noch immer unter dem angenommenen Namen einer Frau von Saint-Hélène in Frankreichs Hauptſtadt auf. Andere hingegen wollen behaupten, ſie ſei vor ungefähr acht Wochen in Begleitung eines italieniſchen Opernſängers nach Wien zurückgekehrt. Sie, Herr von Strauß, werden mir am beſten Auskunft geben,

können, was an dieſem Gerüchte wahr oder erl
iſt, denn alte Liebe, ſagt das Sprichwort, roſtet
— Ich weiß gar nichts von ihr, erwiederte St
und zog ſeine Frau, die nicht müde geworden
dieſem Geſchwätze zuzuhören, aus dem Corridor i
Loge, weil ſie eben die Ouverture zu Aubers „M
und Schloſſer“ begonnen hatte.

## 20.

Toni, deren unverzeihliche Eiferſucht immer ge
war, von ihrem Manne ſtets das Allerſchlimmſ
glauben, ſaß ſo verſtimmt und traurig an der
ihres Gemahls, daß dieſer ſich veranlaßt ſah, ſie
rend der Oper um den Grund ihrer leider nur
auffälligen Niedergeſchlagenheit zu befragen.

Sie biß die Lippen zuſammen und ſchwieg.

— Auch gut! ſagte Strauß, und ließ ſie
ſchmollen, während er ruhig der Muſik zu folgen
auf die Lehne der Brüſtung den Tact zu ſch
begann.

Während der ganzen Oper ſprachen Beide
Wort.

— Willſt Du etwas genießen? fragt Strauß
Beendigung der Oper.

— Nein! erwiedert Toni kurz und gereizt.

— Auch gut! wiederholt Strauß und — gähnt.

Dieſes Gähnen verrieth ſofort den Ehemann. Auch Toni öffnete die Angeln ihres kleinen Mundes und folgte dem anſteckenden Beiſpiele ihres Mannes, der nun ſein Glas nahm und bald da, bald dort hinſah.

Auch Toni nahm ihren weißen Doppelgucker; auch ſie fing ſich umzuſehen an.

Nichts geht über das Glück der Ehe!

Unterdeſſen aber begann das kleine Ballet. Es war das „Schweizer Milchmädchen". Fanny Elsler tanzte den Hauptpart, die „Liesli."

Die alte Mythologie paßt nicht mehr für unſere Zeit. An die Stelle der alten Gottheiten Roms und Griechenlands ſind neue getreten.

Vor alten Zeiten gab es, wie Jedermann weiß, drei Grazien, welche man in der Schule Aglaja, Euphroſine und Thalia hieß.

1829 gab es deren nur zwei.

Die Eine hieß Fanny, die Andere Thereſe.

Die dritte Grazie hatten ſie ſchweſterlich unter ſich getheilt:

Thereſe und Fanny waren in der That mehr als gewöhnliche Tänzerinnen.

Sie waren zwei zephirleichte Sylphen mit diaphanen Irisſchwingen, Sylphiden, die pfeilſchnell an unſerm Auge vorüberflatterten, uns magiſch berührten und unſere ſchönheitstrunkene Einbildungskraft in Träume wiegten, in denen ſich Mahomeds verheißenes Paradies mit ſeinen halbverſchleierten, wunderholden, reizumfloſſenen, luftberauſchten Peris erſchloß, welche lächelnd uns zu ſich auf den ſchwellenden Pfühl lockten und uns Küſſe auf die Stirne hauchten, die uns ſelig machten.

Fanny und Thereſe waren ein Amourettenpaar, eingehüllt in das lachende Morgenroth ewiger Jugend, angehaucht von dem Frühlingsathem roſiger Anmuth, umſtrahlt von dem Aureole aller weiblichen Reize.

Ich weiß nicht, wie jener Spanier hieß, der behauptet hatte, daß ein Weib, welches auf vollkommene Schönheit Anſpruch macht, geſchmückt ſein müſſe mit dreiunddreißig Reizen, die er aufzählt.

Armer Spanier! Hätteſt Du die Grazien der Donau geſehen, Du würdeſt vier Mal mehr Reize entdeckt und zweifelsohne auch pflichtſchuldig bewundert haben!

Fanny und Thereſe Elsler! Jeder Zoll ihres Körpers war ein Reiz, und wenn man annimmt, daß

Thereſe 5 Fuß 6 Zoll, Fanny 4 Fuß 10 Zoll mißt, ſo kommen auf Beide 124 Reize, von denen der Eine, beiläufig erwähnt, verführeriſcher und gefährlicher als der Andere war.

Und darum hatte ich ſchon damals Thereſe einen Köcher aller Liebenswürdigkeiten, Fanny ein Etui aller Reize genannt.

Das aber, wodurch die Eine von der Andern ſich unterſchieden hat, ließ ſich eher ſehen, als beſchreiben, eher fühlen, als in's Gewand nüchterner Worte kleiden.

Thereſe war ein Zephir, der mit Roſen geſpielt, Fanny eine Roſe, mit welcher Zephire Ball geſpielt.

Thereſe glich einer ernſten Romanze; Fanny einem heitern Liede.

Thereſe hatte Leben, Fanny hatte Lebendigkeit.

Thereſe beſaß poetiſche Laune, Fanny launige Poeſie.

Thereſe erinnerte an Franz Schuberts „Sehnſuchtswalzer,“ Fanny an Karl Maria von Webers hinreißende „Aufforderung zum Tanze.“

Thereſe war Lanner, Fanny war Strauß.

Beide waren, wie geſagt, mehr als gewöhnliche

Tänzerinnen, von welchen fünfzehn eine Mandel und ſechzig ein Schock machen.

Ihre Pas glichen den Colibris, die ſich blitzſchnell in den blauen Aether ſchwangen und geräuſchlos wie Schneeflocken herniederflogen.

Ihre Bewegungen waren kräuſelnde Wellen, worauf ſich eine ſchlanke Gondel geſchaukelt, und Grazie war das Mondlicht, das dieſe zitternden Wellen vergoldet hatte.

Bei andern Tänzerinnen tanzen nur die Füße; bei ihnen tanzten die Augen, die Blicke, das Lächeln, das ihren Mund umgaukelt, die Hände, die Füße, mit Einem Wort: der ganze Körper von der Locke bis zur Schuhſpitze.

Kein Wunder alſo, daß namentlich Fanny ſich einen europäiſchen Ruf ertanzte; kein Wunder, daß Wien und Berlin, Mailand und Neapel, London und Paris ihre Feenfüße auf Händen getragen haben.

Eine der Glanzrollen dieſer uns Allen unvergeßlichen Fanny war dieſe Liesli im „Schweizer Milchmädchen.“ Man könnte dem alten Ballet einen neuen Namen geben und es „Fanny Elsler“ nennen, denn Fanny iſt die Sonne, von der alle Strahlen dieſe

Ballets ausgehen, der Brennpunkt, in welchem ſie ſich wieder vereinigen.

Liesli-Elsler war damals eine jener Erſcheinungen, denen man, in Ermangelung eines zartern Ausdrucks, den Namen „Engel" beizulegen gewohnt iſt. Meine Nachbarin in der Loge ſagte mir einſt: Dieſe Fanny tanzt wie — ein Engel. Sie irren, Gnädigſte, ſagte meine Wenigkeit: Die Engel tanzen wie Fanny Elsler.

Doch auch dieſen Vergleich finde ich etwas gewagt, denn wer bürgt mir dafür, daß ein Engel, den noch Keiner von uns geſehen, eben ſo ſchöne Ailes de Pigeons- und Pas de Zephirs, eben ſo reizende Rondes de Jambes und Entrechats, eben ſo kecke und dennoch graziöſe Battements und Pirouettes macht, wie unſere Fanny? Kann es nicht auch plumpe, ungeſchickte Engel geben? Und darum möchte ich's nicht riskiren, Fanny mit einem Engel zu vergleichen. Nein, nein! Fanny iſt ein Weib, ein ſchönes Weib, und fragt man mich, wie ſie damals getanzt, ſo antworte ich, wie — Fanny; ich mache ihr damit die feinſte Artigkeit und ſage doch nur die reinſte Wahrheit.

Ein franzöſiſcher Kritiker hat Fanny eine *geiſtreiche* Tänzerin genannt; ich hingegen nenne ſie eine *witzige* Tänzerin.

Es geht mit dem Witze wie mit der Gicht: Der Eine hat ſie im Kopfe, der Andere in den Beinen. Börne z. B. war ein witziger Kopf, Fanny dagegen ein witziger Fuß.

Jeder, der ſie als „Schweizer Milchmädchen“ geſehen, wird mir beipflichten, wenn ich ſage, daß jeder ihrer Pas ein köſtlicher Witz, ein reizendes Bonmot war, das ſich von jedem andern Bonmot nur dadurch unterſcheidet, daß es ſich nicht wiedererzählen läßt.

Ließe ſich das, was Fanny uns mit ihren Füßen erzählt hat, in Worte überſetzen, dann würde ſelbſt der grämlichſte Hypochonder darüber lachen müſſen, denn Liesli-Elsler war durch und durch naive Schalkhaftigkeit und ſchalkhafte Naivetät.

Die ſchönſte Scene war unſtreitig die, in welcher ſie ſich mit der Statue ihres Geliebten unterhielt. Dem Schmetterlinge gleich, der im goldenen Sonnenlichte die Blume umkreiſt, aus deren Kelche er den Honig ſtiehlt, umgaukelte ſie das lebloſe Spiegelbild ihres Geliebten und ſpielte mit ihm ſo naiv, ſo muthwillig, ſo ausgelaſſen toll wie ein Kind mit ſeiner Puppe. — In dieſer Scene tanzte uns die himmliſche Fanny den ſchönſten Liebesroman vor. In dieſer Scene ſprachen ihre beredſamen Füße mehr als tauſend

Zungen. In dieſer Scene entwickelte ſie den ganzen Knäuel ihres unwiderſtehlichen Liebreizes. Jeder Zuſchauer wünſchte ſich, die Puppe zu ſein, mit welcher Fanny ihr ſchalkhaftes Spiel trieb. die Puppe, die ſie tanzend mit Blumen bekränzte, die Puppe, der ſie endlich einen Kuß gab, und was für einen Kuß? Ein Königreich für ſolch einen Kuß!

Zwiſchen jenem Kuſſe und der Minute, in welcher ich dieſe Erinnerung niederkritzle, liegt etwas mehr als ein Vierteljahrhundert, eine lange, bange, bodenlos tiefe Zeit.

Fanny, die Camargo des neunzehnten Jahrhunderts, ruht jetzt, noch immer jung, noch immer ſchön, auf dem Pfühle ewig grünen Lorbeers. Wenn der Zufall ihr dieſe Blätter jemals in die Hände ſpielt, wird ſie ſich eines roſigen Lächelns nicht erwehren können und heimlich zu ſich ſelber ſagen:

— Auch Einer, der Dich nicht vergeſſen kann!

## 21.

Wenige Augenblicke nach dem Schluſſe der Theatervorſtellung fing es urplötzlich leiſe zu „trippeln“ und bald darauf ziemlich unverſchämt zu regnen an.

Der aufmerkſame Ehemann ſuchte einen Fiacre; aber leider fand er keinen.

Strauß erlaubte ſich, ſeiner ſchmollenden Frau einen gemüthlichen Vorſchlag zu machen.

— Wir wollen in's erſte beſte Wirthshaus, ſagte er zu ihr, um den Regen abzuwarten und während dieſer Zeit zu „nachtmahlen.“

— Ich habe keinen Hunger, ſprach Toni.

— Ziehſt Du es vor, durchnäßt zu werden?

— Du lieber Gott, eine Frau muß ſich an Alles gewöhnen, ſtichelte der aufgeregte Othello im Unterrock.

— Bon! meinte der Ehemann und ſetzte von dieſem Augenblick an ſein beredtes Schweigen fort.

Der Regen ward unterdeſſen immer heftiger. Das ſchmollende Ehepaar bekam naſſe Füße.

Wohl Jeder von uns weiß aus eigener Erfahrung, daß naſſe Füße ſehr geeignet ſind, eine ohnehin trübe Stimmung noch mehr zu verdüſtern.

Das beharrliche Schweigen beider Eheleute hatte etwas Maſſenhaft-Langweiliges. Die gute Toni begann zu gähnen; Meiſter Strauß pfiff ein Paar abgeriſſene Tacte ſeines neuen „Alpenkönig-Walzers“ vor ſich hin; ſeine Frau ärgerte ſich im Stillen über deſſen Luſtigkeit, weit mehr aber noch über den pyramidalen Floh, den die geſchwätzige Logenſchließerin ihrer gletſcherhaften Eiferſucht in's Ohr geſetzt hatte. Toni gelobte ſich, mit ihrem Manne, von deſſen doppelter Untreue (mit Crescenz und jener Peri) ſie jetzt ſonnenklar überzeugt war, mindeſtens ſo lange zu ſchmollen, bis der günſtige Augenblick zu der offenen Erklärung eines ehelichen casus belli gekommen ſei.

Und wie der liebe Gott jedem ehrlichen Spinner ſeinen neuen Flachs beſcheert, ſo giebt der böſe Zufall einer eiferſüchtigen Frau auch faſt jeden Tag neuen Anlaß zu neuem Verdachte.

Nachdem das Ehepaar, bis auf das Mark durchnäßt, zu Hauſe angelangt iſt, begiebt ſich Toni, ohne ihrem Manne „gute Nacht“ zu wünſchen, in ihr Schlafgemach. Strauß aber, welcher zu fühlen ſchien, er habe ſich auf dem Heimwege einen Schnupfen geholt, ertheilt Crescenzien, die ihren Herrn aufrichtig bemitleidet, den Auftrag, ihm vor dem Schlafengehen eine Taſſe Fliederthee zu kochen, weil er — faute de mieux! — heute Nacht gehörig ſchwitzen will.

Der Ehemann bleibt alſo noch auf. Und während ſeine grollende Hälfte, auf ihrem Bette ſitzend, aufhorchend damit beſchäftigt iſt, ihre Locken aufzuwickeln, greift Strauß nach ſeiner Geige und improviſirt, während die mitleidige Samariterin in der Küche für ihn den Thee kocht, ſein Opus 22, den reizenden Walzer, betitelt: „Es giebt nur Ein Wien!“

Ja, ja, Meiſter, Du haſt Recht, es giebt wirklich nur Ein Wien! Es giebt in der That nur Eine Stadt in der Welt, in welcher ſelbſt der Kummer nach etwas Gemüthliches hat. Ein Unglücklicher in Wien iſt noch zehnmal beneidenswerther als ein ſogenannter Glücklicher in Paris oder London, wo das einzelne Individuum ſich mit ſeinem Glücke wie mit ſeinem Schmerze wie ein Waſſertropfen im großen Weltmeere verliert.

Strauß hat mitten in ſeinem Aerger über das Schmollen ſeiner Frau einen luſtathmenden Tanz componirt, als Crescenz ihm mit lächelnder Sonnenblickmiene den gewünſchten Thee bringt. Post nubila Phoebus! ſagt ſchon Ovid.

— Euer Gnaden, meint Crescenz, ſind verſchnupft . . .

— Du erratheſt immer, was mir fehlt . . .

Teni ſpitzt im Nebenzimmer beide Ohren.

— Der Verräther, liſpelt ſie, wird galant!

— Ich werde Ihnen einen Rath geben, ſagt das gute Kind.

— Laß hören, barmherzige Schweſter, ſpricht Strauß

— Ich bin neugierig zu erfahren, meint Toni, was die Klapperſchlange ihm rathen wird . . .

— Ich in Ihrer Stelle würde mir ſogleich . . .

— Was denn Kleine? fragt der Meiſter.

— Die ganze Naſe mit Talg einreiben.

— Ah dieſer Rath iſt nicht übel! Wie wär's, Crescenz, wenn Du Dich herablie߸eſt, meiner Naſe dieſen chriſtlichen Liebesdienſt zu erweiſen?

— Ich mache Alles, was Sie wünſchen, ſagt die mitleidige Seele und kehrt in die Küche zurück, um ſich von dort ein Talglicht zu holen.

Toni, die Alles mit angehört hat, ſpringt leiſe mit halbaufgewickelten Locken an die Thür und ſteht wie eine gereizte Löwin auf der Lauer.

Crescenz erſcheint mit einem brennenden Talglichte.

— Meine Naſe ſteht zu Deiner Verfügung, ſagt Strauß.

Crescenz reibt ſie mit Talg ein. In dieſem Augenblick öffnet ſich die Thür. Der mit Sehnſucht herbeigewünſchte Moment des Ausbruchs ehelichen Mißtrauens iſt endlich gekommen.

Toni ſtürzt wie eine Furie zwiſchen Mann und Dienſtbotin. Madame wird roth wie ein gekochter Krebs, ſchleudert der armen Magd ein paar vernichtende Blicke zu und fragt ihren beſtürzten Herrn un Gebieter:

— Mann Gottes, was machen Sie da?

— Du ſiehſt es ja . . . ich laſſe mir von Crescen die Naſe mit Unſchlitt einbalſamiren.

— Was ſoll das heißen, mein Herr?

— Das ſoll heißen, Madame, daß ich in Fol Ihres Eigenſinns und der daraus entſprungenen naſſ Füße mir einen heidniſchen Schnupfen zugezog habe . . .

— Ein ſauberer Schnupfen das! ſpöttelt To Und konnten Sie ſich Ihre werthe Naſe nicht eige händig einreiben?

— Kind, ich rühre nicht gern Talg an . . .

— Sie ſind ein Ungeheuer! ruft Madame.

— Etwa darum, weil ich Talg auf der Naſe hab fragt der Ehemann mit bewundernswürdiger G laſſenheit.

— Ihr Schnupfen iſt ein elender Vorwand. ich habe es längſt geahnt! Schändlicher Verräth treuloſer Heuchler, Sie haben . . .

— Was denn, liebe Toni? fragt Strauß.

— Sie wagen noch, mich zu fragen? Sie hab mit Crescenz . . . ein Verhältniß!

— Sage mir, beſte Freundin, träumſt Du?

— O, ich kenne Sie, mein Herr! Aber warten Sie nur, Sie Böſewicht! Sie haben mich lange genug getäuſcht, hintergangen und betrogen. Jetzt, Sie Heuchler, weiß ich Alles! Nun hat meine Geduld ein Ende. Morgen, Falſche, jage ich Dich fort! Morgen ſuchſt Du Dir einen andern Dienſt!

Crescenz fängt bitterlich zu weinen an.

— O ich kenne Deine ſchändliche Verrätherei! Das ſind falſche, erzheuchleriſche Thränen eines ſcheinheiligen Krokodils!

— Ich bin kein Krokodil! weint Crescenz.

— Du biſt noch viel Schlimmeres als dies! Du biſt eine Natter! Fort, fort!

— Wie, Toni, Du willſt ein armes Geſchöpf fortjagen, das ſchon drei volle Jahre bei uns dient und, immer treu und ehrlich, ſtets ſeine Schuldigkeit thut?

— Seine Schuldigkeit? wiederholt Toni mit höhniſchem Lächeln. Dem Herrn die Naſe einreiben, iſt denn auch dies Schuldigkeit eines ehrlichen Dienſtboten?

— Allerdings! wagt Strauß darauf zu erwiedern.

— Schweigen Sie, Heuchler! ruft ihm Toni zu. Aus meinen Augen, falſches undankbares Geſchöpf! ſagt ſie zu Crescenz.

Das arme Mädchen wagt keinen Widerſpruch. Mit der Schürze vor den naßgeweinten Augen kehrt ſie in ihre Küche zurück.

— Toni, Du thuſt der Armen wirklich Unrecht!

— Ich mag nichts mehr davon hören, ſagt die Eiferſüchtige und kehrt weinend in ihr Schlafzimmer zurück.

— Ihre Eiferſucht iſt kaum zu ertragen, ſpricht Strauß. Ich muß ſie dafür exemplariſch beſtrafen.

Und worin beſtand dieſe angedrohte Strafe? Er beſchloß, ſie allein zu laſſen. Strauß legte ſich auf's Sopha nieder. Es war dies zum erſten Male. Er verſprach ſich davon gute Wirkung: er hoffte ſie dadurch zu heilen. Er glaubte, Toni werde ihn rufen. Eiferſüchtige Frauen ſind aber auch eigenſinnig. Und ſo kam es, daß Toni ihn nicht rief. Sie zog es vor, ruhig fortzuſchmollen. Endlich fing ſie laut zu weinen an. Strauß that, als ob er ſchliefe. Beide aber konnten kein Auge ſchließen, denn es war die erſte Nacht häuslichen Unfriedens. Wer aber trug die Schuld davon? Kein anderer als Herr von Heupferd! Sein anonymes Billet hatte das Glück dieſer Ehe zerſtört und eine unſchuldige Magd um ihren Dienſt gebracht. So rächt ſich ein „Cavalier der Poeſie" für einen Korb, den man ihm gab.

Am andern Morgen wurde Creſcenz fortgeſchickt. Das arme Ding war namenlos unglücklich.

## 22.

Seit jener für Creſcenzia's Fortkommen ſo verhängnißvollen Talg-Einreibungs-Kur wechſelten die weiblichen Dienſtboten im Strauß'ſchen Hauſe wie buntes Geflügel in einem Taubenſchlage. Strauß beklagte tagtäglich den Verluſt des eben ſo willigen als gewandten Mädchens.

— Tröſte Dich, lieber Mann, ſagt Toni. Es giebt ja noch andere Dienſtboten! Es iſt ein wahres Glück, daß ich mich entſchloſſen habe, ſie fortzuſchicken, denn Du haſt keinen Begriff, wie ſie, namentlich in der letzten Zeit, nachläſſig geworden war. Der Staub lag fingerdick auf allen Möbeln. Von Tag zu Tage wurde ſie fauler. Außerdem hatte ſie ſich zuletzt noch das Naſchen und — was noch viel ſchlimmer iſt — das Lügen angewöhnt. Kurz, ich bereue es keinen Augenblick, die faule Dirne fortgejagt zu haben.

— Ich hingegen, Kind, vermiſſe ſie ſehr; denn noch Niemand hat mit ſo großer Vorliebe meine Herren-Stiefel geputzt als Creſcenz.

— Vermuthlich, weil die Schlange Dich geliebt …

— Ich ſage Dir, ſie war unſchuldig, ſie war rein …

— Ja, ſo rein wie Dein Stiefel! ſetzt Toni hinzu, welche eine außergewöhnlich große Gewandtheit in der Kunſt zu ſticheln beſitzt.

— Wie plump und ungeſchickt, erwiedert Strauß, iſt die Magd, die wir jetzt haben …

— Morgen bekommen wir eine neue, entgegnet Toni. Mit ihr wirſt Du zufrieden ſein. Sie iſt eine Böhmin aus Leutomiſchl …

— Das iſt kein Fehler, aber auch kein Vorzug …

— Sie iſt reinlich und kocht vortrefflich …

— Wir werden ſehen, ſagt der Ehemann, der mit einem Anfluge von Wehmuth an ſeine früher ſo glänzend gewichſten Stiefel zurückdenkt.

Am folgenden Morgen erſcheint die neue Magd. Sie heißt Nanni und iſt weit weniger hübſch als Crescenz. Madame Strauß aber ſcheint ganz entzückt.

Acht Tage ſpäter iſt Toni's Entzücken ſchon etwas weniger groß, denn die rothhaarige Böhmin, deren Zeugniſſe aus ihr eine ganz perfecte Köchin gemacht, trägt eine verſalzte Suppe, halbverbrannte Kalbsripponen, ein höchſt trockenes Huhn und einen Salat auf, der ungenießbar wie ein Bündel Heu iſt.

Da Meiſter Strauß, wie jeder geniale Künſtler, nebenbei auch etwas Feinſchmecker und leider kein Nebukadnezar iſt, der, in ein wiederkäuendes Thier verwandelt, auch Heubündel verzehrt haben ſoll, läßt er die Speiſen ſtehen und ſtößt in Erinnerung an Crescenz, deren Cotelettes immer ſo friſch und ſaftig geweſen waren, einen Seufzer aus, welcher faſt eben ſo ſchwärmeriſch und larmoyant wie eine Studie aus Franz Schuberts „Sehnſuchtswalzer“ klang.

Am folgenden Morgen belehrt ihn ein flüchtiger Sechsachtel-Blick auf ſeine dicht vor dem Bette ſtehenden Stiefel, daß die „Kunſt zu wichſen“ faſt eben ſo geheimnißvoll als die „Kunſt zu glänzen“ iſt. Nanni verhält ſich in dieſem Punkte zur ſchwer vermißten Cenzi wie ungefähr Herr Cornet zu weiland Duport.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen überzeugt ſich Toni, daß die „perfecte Köchin“ nicht einmal Eier zu ſieden verſteht. Der Teufel traue jedem Zeugniſſe!

Am andern Morgen wird Nani fortgeſchickt.

— Morgen bekommen wir eine neue Magd, triumphirt Frau von Strauß. Sie iſt aus Napagedl in Mähren . . .

— Und wie heißt ſie?

— Kathi heißt ſie und iſt höchſtens dreißig Jahre alt ...

— Meinetwegen kann ſie ſo alt wie der ſelige Herr von Methuſalem ſein.

— Na, na, Schatz, verſtelle Dich nicht! Man weiß recht gut, daß Du eine junge Birne einem alten Apfel vorziehſt ...

— Das iſt wahr, meine ſüße Toni! Und aus dieſem Grunde hatte ich Dich gewählt ...

— Soll dies Artigkeit oder Bosheit ſein?

— Ich bitte von mir ſtets das Beſſere zu glauben, ſagt Strauß, die Hand ſeiner Frau an die Lippen ziehend.

— Du biſt heute wieder ſehr galant ...

— Schreibe nichts auf die Rechnung meiner Galanterie, was Du, genau betrachtet, nur auf das Conto Deiner eigenen Liebenswürdigkeit einzutragen haſt ...

— Du ſprichſt wie ein verliebter Kaufmann ...

— Ah! Seit wann weiß meine himmliſche Toni, wie Kaufleute zu reden pflegen, wenn ſie verliebt ſind?

— Ich weiß dies Alles aus der Leihbibliothek ...

— Dort, reizender Othello, hatteſt Du, wie ich mich deſſen noch ganz wohl zu erinnern weiß, nur ausſchließlichen Umgang mit rechtſchaffenen und gefühlvollen Räubern. Damals ſchwärmteſt Du für „Silvio Utelini“ und jetzt . . .

— Jetzt ſchwärme ich für einen intereſſanten Böſewicht, in den alle Weiber Wiens vernarrt ſind, in einen Fra Diavolo, der im gewöhnlichen Leben auf den Ruf „Giovannino Strauß“ hört und der Schrecken aller Ehemänner Nieder-Oeſterreichs faſt in demſelben Grade iſt, als jener Silvio Utelini einſt der Schrecken aller Mädchen und Frauen Ober-Italiens geweſen war.

— Ach, göttliche Toni, Du ſprichſt wie ein Buch aus der Tauer'ſchen Leihbibliothek und entwickelſt eine Beleſenheit, die meine tiefſte Bewunderung erregt.

— Spitzbube! lacht Toni und küßt ihn.

Der folgende Morgen brachte die Kathi aus Navagedl. Sie iſt eine große, äußerſt dicke und auffallend geſunde Dirne, zwiſchen zwanzig und vierzig Jahren mit blendendweißen Zähnen und kräftigen Armen, welche roth wie Runkelrüben ſind. In Beinkleider und Uniform geſteckt, hätte ſich dieſe hanakiſche Venus ſehr leicht für einen ungariſchen Huſaren ausgeben können. Aber ungeachtet aller Körperfülle iſt dieſe Kathi ſo außerordentlich flink, daß ſie ihre Arbeit ſchneller als jede ihrer Vorgängerinnen macht.

— Dieſe Kathi iſt unbezahlbar, ſagt Toni. Sie iſt fleißig, munter und gar nicht kokett.

Strauß, der ſo eben nach Haus gekommen iſt, bringt ſeinen alten Freund Drabanek zum Eſſen mit.

Toni iſt nicht ſehr entzückt darüber; doch hütet ſie ſich, es ihrem Gaſte merken zu laſſen.

In dem Augenblick, als man ſich anſchickt zu Tiſche zu gehen, vernimmt das Ehepaar ein kleines Malheur, das ſich in der Küche ereignet hat.

Toni, die ſofort hinausgeeilt iſt, kehrt ziemlich beſtürzt in's Speiſezimmer zurück.

— Was hat ſie zerbrochen? fragt Strauß.

— Eine Kleinigkeit, Hans, die große Suppenterrine . . .

— Die neue, die ich erſt vor kaum acht Tagen gekauft und für die ich ſieben Gulden zwölf Kreuzer bezahlt habe?

— Mein Gott, das kann Jeder paſſiren! entſchuldigt Toni.

— Allerdings! ſagt Drabanek. Vor vier Wochen zerbrach die Köchin meiner Coeur-Tante auf dem Bauernmarkte an Einem Tage eilf Weingläſer . . .

— Und Deine Tante, was that ſie?

— Sie war ſo wüthend darüber, daß ſie, um das

Dutzend voll zu machen, ihr das zwölfte Weinglas an den Kopf warf.

Bald darauf brachte Kathi die Suppe. Nach der Suppe kam das Rindfleiſch. Nach dem Rindfleiſch erſchien der Braten.

— Kathi kocht wie ein „junger Gott“ ſagt Toni, die, gleichfalls ein wenig Leckermäulchen, ſo erfreut über dieſe Eigenſchaft ihrer neuen Dienerin . . ., daß ſie heute faſt doppelt ſo viel als gewöhnlich genießt.

Plötzlich ertönt draußen ein neuer Lärm.

— Was war denn das? fragt Strauß.

Toni ſtürzt in die Küche hinaus und kehrt mit der Hiobspoſt zurück:

— Die arme Kathi hat viel Unglück . . .

— Was iſt geſchehen? fragt der Ehemann.

— Sie hat ein Paar Teller fallen laſſen . . .

— Mein Gott, wiederholt Strauß, das kann Jedem paſſiren . . .

— Allerdings, ſagt Drahanek. Bei meiner Carreau-Tante in der Alſervorſtadt hat die Aufwärterin in fünf Tagen ſechs Fenſterſcheiben zerbrochen.

— Das iſt ſehr gut, ſagt Strauß, denn auch die Glaſer wollen leben, und wenn Niemand Fenſterſcheiben zerſchlüge, dann müßten die armen Teufel geradezu verhungern.

Toni macht dazu eine eſſigſaure Miene; doch ſchnell iſt ſie gefaßt und ſagt:

— Mein Gott, Unglück kann Jeder haben!

Gleich darauf tritt Jungfer Kathi mit ihrer gewöhnlich heitern Miene ein und ſagt:

— Das Unglück iſt noch zu ertragen. Ich habe blos neun Teller zerbrochen; die übrigen ſind alle ganz geblieben.

— Neun Teller! brummt Strauß, vom Tiſch aufſtehend. Das ſcheint mir für den Anfang denn doch ſchon genug!

— Meine Coeur-Tante, hänſelt Drabanek, würde, um das Dutzend voll zu machen, nun ganz gewiß auch die drei andern zerſchlagen.

— Ich aber werde dies bleiben laſſen, meint der Ehemann und wird noch verdrießlicher, als ſein Blick zufällig auf ſeine elend geputzten Stiefel fällt.

Am andern Morgen wirft Jungfer Kathi beim Abſtauben der Möbel zwei wunderhübſche, mit Muſchelwerk verzierte Riechfläſchchen auf den Fußboden.

— Das iſt auch nichts Dauerhaftes, ruft die dicke Dirne mit ihrer ewig heitern Miene und hebt ſingend die zerbrochenen Scherben auf, die ſie in ihrer buntgewürfelten Schürze aufſammelt.

Noch an demſelben Tage zerbricht ſie beim Abdecken der Mittagstafel ein Kryſtallglas, das vor Straußen's Teller ſtand.

— Auch das iſt kein Unglück, ſagt die dicke Magd, denn das Glas ſah recht altvateriſch aus.

— Du mußt Dich in Acht nehmen! warnt jetzt Madame.

— Das arme Glas! ſeufzt der Ehemann. Es war ein Andenken meines Vaters!

— Sein Sie ruhig, lieber Herr, meint die grobe Hanakin, es giebt noch mehr ſolcher Gläſer!

— Willſt Du noch etwas von dieſem Pflaumenkuchen? fragt Toni, um ihren Gemahl ein wenig zu beſänftigen.

— Ich habe genug! erwiedert der Arme.

Am folgenden Morgen zerbricht Jungfer Kathi den Rücken eines Mahagoniſtuhles, eine kleine Blumenvaſe und die Glasglocke über der Uhr.

Tags darauf zerbricht ſie auch die Uhr und noch außerdem eine Theekanne von gemaltem Porzellan.

Als Toni endlich auch ihren Toilettenſpiegel in hundert Stücke zertrümmert findet, faßt ſie einen neuen heroiſchen Entſchluß: auch Jungfer Kathi wird ſchonungslos fortgejagt.

## 23.

Acht Tage iſt man ohne Dienſtmädchen.

Am neunten tritt Toni freudetrunken in's Zimmer ihres geigeſpielenden Gemahls und ſpricht:

— Morgen bekommen wir eine neue Magd; ſie hat mir gleich auf den erſten Blick ſehr gefallen. Sie iſt aus Wels in Oberöſterreich. Sie hat ein offenes ehrliches Geſicht und iſt kaum zwanzig Jahre alt; zwar ſcheint ſie noch etwas dumm, aber dumme Dienſtboten ſind in der Regel die ehrlichſten.

Strauß denkt unwillkührlich an Crescenz zurück. Sie war geſcheidt und trotzdem ehrlich; außerdem verſtand Keine ſo gut als ſie den Glanz ſeiner Stiefelwichſe zu erhöhen.

Die Oberöſterreicherin — Eulalia heißt ſie — erſcheint; es iſt ein plumpes, häßliches Mädchen mit Blatternarben, einem kleinen Kropfe und Augen, die wie alter, abgeſeſſener Utrechter Sammt ſchielen. Aber gerade dieſe abſchreckende Häßlichkeit iſt in den Augen eiferſüchtiger Hausfrauen durchaus kein Fehler, ſondern ngekehrt ein großer, nicht genug anzuerkennender orzug.

— Endlich, ſagt Toni zu ihrem Mann, habe ich funden, was ich ſo lange vergebens geſucht. Eulalia wie geſchaffen für uns. Sie iſt zwar nicht hübſch, er, näher betrachtet, auch nicht ſo häßlich, als ſie f den erſten Anblick Manchem vorkommen mag. Sie fleißig und zerbricht nichts. Sie ſpricht, wie es ch ſchickt, und iſt nicht ſo familiär wie Deine Crescenz nſeligen Andenkens. Außerdem iſt ſie grundehrlich . . .

— Kind, das war ja auch Crescenz . . .

— Nun, wie man's nehmen will. Sie ſtahl zwar eder Meſſer noch Gabeln; doch erlaubte ſie ſich anere Eingriffe. Dieſe aber iſt durchaus nicht geährlich . . .

— Wir wollen ſehen, ſagt Meiſter Strauß.

Bald aber bemerkte Toni, daß der Zucker verchwand, daß der Wein abnahm, daß Hand- und Tiſchücher verloren gingen und daß endlich auch vier ilberne Löffel fehlten.

Darüber zur Rede geſtellt, antwortet Eulalia:

— Madame, ich will hoffen, daß Sie keinen Verdacht auf mich haben, ſonſt, Madame, würde ich augenblicklich Ihren Dienſt verlaſſen . . .

— Ich habe durchaus keinen Verdacht auf Dich, und dennoch begreife ich nicht . . .

— Ihre frühern Dienſtboten müſſen Sie wahrſcheinlich ſehr oft beſtohlen haben . . . ich aber, Madame, ich bin ehrlich!

Und Toni wagt, nicht zu widerſprechen.

Doch als ſie eines Abends unerwartet nach Hauſe kommt, ertappt ſie Eulalien auf friſcher That, wie ſie ſich eben aus dem vorſätzlich unverſchloſſenen Waſchſchranke eine Handvoll Strümpfe und noch außerdem ein paar neue Hemden widerrechtlich aneignen will.

Eulalia wird Knall und Fall fortgejagt.

Vierzehn Tage bleibt man ohne Dienſtboten.

— Jetzt hat's ein Ende, lieber Freund! Morgen bekommen wir einen wahren Schatz . . .

— Einen Schatz? wagt Strauß zu wiederholen.

— Diesmal können wir uns darauf verlaſſen, denn es iſt eine Ungarin aus Oedenburg.

— Oedenburg? Auch das iſt eine ſchöne Gegend!

— Ein gänzlich unverdorbenes Geſchöpf, das eben aus der Provinz kommt. Die Fleiſchhauerin hat ſie mir empfohlen. Ach, ſie iſt die Tugend ſelbſt!

— Die Fleiſchhauerin?

— Nein, Hans, ich meine die Ungarin. Sie heißt Liſi und iſt dabei noch ziemlich jung und hübſch.

— Wir werden ſehen! ſagt der Ehemann.

Liſi iſt in der That allerliebſt. Sie ſchlägt die Blicke keuſch zu Boden und ſieht ſchüchterner als manche franzöſiſche Bonne aus. Und Toni iſt natürlich abermals entzückt. Auch Strauß hat nichts gegen ſie einzuwenden, denn Liſi iſt flink, Liſi iſt ſauber und Liſi kocht auch paſſable gut, namentlich Gulyas, und weiß mit Paprika vortrefflich umzugehen. Man hat wirkich einen Schatz gefunden.

Aber ſtille Waſſer, ſagt König Salomo oder irgend ein Anderer, der zwar nicht König iſt aber darum doch weiſe ſein kann, ſind in der Regel viel tiefer als ſie ſcheinen. Und Sprichwörter lügen nur ſehr ſelten.

Eines Abends, als Frau Strauß früher, als ſie geſagt, vom Spaziergang zurückkehrt, findet ſie den Oedenburger Schatz in einem höchſt vertraulichen Geſpräche mit einem großen Burſchen in Fuhrmannsſtiefeln.

Der Burſche macht ſich aus dem Staube und ruft der keuſchen Oedenburgerin: „Gute Nacht, Baſe!“ zu.

— Du haſt einen Vetter? fragt Toni, die ſogleich Argwohn ſchöpft.

— Ja, Madame, aber nur einen ganz kleinen, der erſt ſeit geſtern in Wien iſt.

— Mir iſt der Burſche nicht ſo klein vorgekommen, murmelt Meiſter Strauß leiſe vor ſich hin.

— Einen Vetter kann man allerdings haben, meint Toni; nur darf er nicht zu oft kommen.

— So denke auch ich, ſagt der Ehemann, der auf dieſen „kleinen Vetter“ ein klein wenig neidiſch zu ſein ſcheint.

Liſi verſpricht, ſich von ihrem Vetter loszuſagen. Strauß aber traut dieſem Frieden nicht, denn er kennt das Herz der Frauen und durchſchaut derlei verdächtige Vetterſchaften.

Kurze Zeit darauf überraſcht man die Oedenburger Tugend in traulicher Unterhaltung mit einem Chevauxleger.

— Wer iſt denn der? fragt Madame.

— Auch ein Vetter! antwortet Jungfer Liſi.

— Die Gute hat, wie es ſcheint, mehr als einen Vetter, denkt Strauß. Toni aber ſchüttelt bedenklich den Kopf.

Eines Morgens, als die Hausfrau ihren Schatz etwas früher als gewöhnlich wecken will und aus dieſem Grunde unerwartet in Liſi's Kammer hineinſchleicht, findet ſie — quel horreur! — abermals einen Vetter bei ihr. Aber dies Mal iſt's ein Küraſſier.

Das war denn doch zu bunt! Toni ſah ſich genöthigt, ihrem ungariſchen Schatze die Thür zu weiſen.

Dieſen vier Mädchen folgten im Laufe von fünf Monaten ſechs Andere. Man verſuchte es mit einer Tirolerin, mit einer Steiermärkerin, mit einer Krainerin, mit einer Dalmatinerin und endlich mit einer öſterreichiſch-ſchleſiſchen Magd.

Aber jede hatte ihre kleinen Fehler und Keine von Allen wußte den Strauß'ſchen Stiefeln ſo viel heitern Glanz als Crescenzia zu verleihen.

Die Beſte unter Allen war noch die Schleſierin. Sie hieß Dorel und kochte ſuperb. Sie war flink und arbeitſam, treu und ehrlich und hatte eigentlich nur Einen Fehler. Sie ſchlief nämlich wie ein Murmelthier. Keine Macht der Erde vermochte ſie vor acht Uhr Morgens aus dem Schlafe der Gerechten aufzurütteln. Es hätte eines chineſiſchen Tamtams oder der vereinten Anſtrengung einer vollzähligen Janitſcharen-Muſik bedurft, um das liebe Dorel vor acht Uhr aus den Federn herauszubringen. Endlich wurde auch dieſe Siebenſchläferin fortgeſchickt.

Dieſer fortwährende Wechſel von Geſichtern, mit denen Strauß ſich durchaus nicht befreunden konnte, hatte — wie alles Schlimme in dieſem Leben — doch auch ſeine gute Seite. Es ward ihm durch dieſen Turnus Gelegenheit gegeben, an dieſer Unzahl weiblicher Dienſtboten aus ſämmtlichen Provinzen des polyglotten großmächtigen Kaiſerſtaats ethnographiſch-linguiſtiſche Studien zu machen und ſich allmälig mit allen Dialekten und Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Nationalitäten Oeſterreichs wiſſenſchaftlich ſo gut vertraut zu machen, daß er dadurch den Kreis ſeiner geographiſch-ſtatiſtiſchen Kenntniſſe mindeſtens um das Zehnfache erweiterte, zum Schluß aber zu dem Reſultate gelangen mußte, daß die niederöſterreichiſche, ſchwer verkannte, ungerecht verurtheilte Crescenzia von ſämmtlichem Geflügel dieſes Taubenſchlags diejenige geweſen war, welche die meiſten guten Eigenſchaften und darunter auch die größte Virtuoſität in der wahrhaft rührenden Pflege ſeiner ſeitdem ſo ſtiefmütterlich behandelten — Stiefel beſaß.

## 24.

Eilen wir jetzt zu Heupferd zurück.

Dieſer ausgezeichnete „Cavalier der Poeſie“ hatte außer der Dichtkunſt auch noch ein anderes Steckenpferd. Er war ſtolz auf ſeinen — Adel!

In Deutſchland ſollen die Dalberge, von welchem ein Sprößling, zur Zeit des erſten Napoleons, Fürſt-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt geweſen war, die älteſte Adelsfamilie ſein. Einer dieſer Dalberge war ſchon vom Kaiſer Karl dem Großen mit deſſen in Aachen noch jetzt vorhandenem Schwerte zum Ritter geſchlagen worden.

Den Urſprung der böhmiſchen Sternberge leitet der gelehrte Jeſuit Mathias Tanner von den drei Weiſen aus dem Morgenlande ab.

In Ungarn wollen die Eſterhazy für die älteſten gelten. In ihrem Stammſchloſſe zu Forchtenſtein (im Oedenburger Comitate) befindet ſich ihr Stammbaum, der durch einen Feldherrn des Hunnenkönigs Attila, deſſen Bildniß dort zu ſehen iſt, bis auf Adam, den Gemahl Eva's, zurückgeführt wird.

In Frankreich halten ſich die Montmorency, welche ihren Urſprung vom Vater Noah herleiten, für die älteſten Adeligen. In einem Saale ihres Stammſchloſſes iſt ein darauf bezügliches Bild zu ſehen. Auf einem Bilde erblickt man Noah, den Ahnherrn der Familie, in der Tracht des ſechszehnten Jahrhunderts, ſeinen Blick auf die Waſſer gerichtet, welche die ganze Umgegend überfluthen. Ein Diener Noah's, in der Livrée der Montmorency, tritt eben ein und meldet, daß es hohe Zeit ſei, die Rettungsarche zu beſteigen, und obgleich Noah, wie bekannt, ein Jude war, nennen ſich die Herren von Montmorency dennoch die „erſten Barône der Chriſtenheit."

Aber noch älter als der Urſprung dieſer Dalberge und Montmorency hielt Herr P. P. von Heupferd den Urſprung ſeiner Familie. Er behauptet ſteif und feſt, ſchon vor Erſchaffung des menſchlichen Geſchlechts habe es auf der damals noch unbewohnten Erde Weſen gegeben, welche man „Heupferd" genannt habe. Seine Familie ſei daher die allerälteſte. Chaque fou a sa marotte! ſagt Voltaire. — Dieſes Heupferd war Mitglied der Ludlamshöhle. —

Dieſe Ludlamshöhle aber war eine literariſche Geſellſchaft, welche ſich (irre ich nicht?) wöchentlich ein oder zwei Mal im Matſchakerhof verſammelte. Sie hatte dieſen Namen zu Ehren des däniſchen Dichters Adam Oehlenſchläger angenommen, deſſen „Ludlamshöhle" 1821 zu Berlin an's Licht getreten war.

Zu den Koryphäen dieſes Literaten-Vereins gehörten: der Dichter der „Ahnfrau," Franz Grillparzer, an deſſen oſtrogothiſchen Namen die Nachwelt, wie ein geiſtreicher Franzoſe, Arſène Houſſaye, behauptet, ſich nach und nach gewöhnen wird; Joſeph Schreivogel, genannt Thomas Weſt, der Pflegevater der Moreto'ſchen „Donna Diana;“ Ludwig Deinhardſtein, k. k. Profeſſor, Regierungsrath und damaliger Cenſor, der Dichter des „Hans Sachs,“ „Garrik in Briſtol“ und anderer, mehr oder minder gelungener Künſtlerdramen; Ignaz Caſtelli, Oeſterreichs Anacreon und Rothſchild der „Wiener Bären;“ Ludwig Halirſch, der Leſſing der „Wiener Theaterzeitung“ und nebenbei Verfaſſer eines ziemlich rauhen und langweiligen „Morgens auf Capri;“ Johann Gabriel Seidl, der Dichter der gemüthlichen „Flinſerln“ und andere dii minorum gentium, an deren Spitze jener P. P. von Heupferd ſtand, deſſen Urahn nach einem in Heupferds Familie vorhandenen Stammbaume viele tauſend Jahre vor Erſchaffung der Welt äußerſt gemüthlicher Cenſor einer vorſündfluthlichen Zeitung geweſen ſein ſoll.

Präſident dieſes Clubs war Herr Grillparzer.

Eines Abends, als die Ludlamshöhle ihre Sitzung hielt, fragte der ehrenwerthe Vorſitzende:

— Söhne Ludlams, weiß Niemand etwas Neues?

Deinhardſtein ergriff das Wort und erzählte:

— Das Allerneueſte iſt, daß ſich ſeit drei Tagen in den Mauern unſerer Stadt zwei hochberühmte Gäſte aus dem Norden aufhalten.

— Wie heißen dieſe Gäſte? fragt Schreyvogel.

— Der Eine nennt ſich Adam Oehlenſchläger . . .

— Wir heißen ihn willkommen! ſagt der Präſident, und werden ihn mit Eurer gütigen Erlaubniß einladen, der nächſten Sitzung unſeres Clubs beizuwohnen. Wer aber iſt der andere Gaſt?

— Er kommt aus Stockholm und heißt Michael Bellman, ſagt Deinhardſtein.

— Wer iſt dieſer Bellman? fragt Halirſch.

Da ergriff Caſtelli das Wort und ſprach:

— Wie, großer Bouterweck, Du weißt nicht, wer Bellman iſt?

— Wer Teufel ſoll alle Schweden kennen! erwiedert Halirſch mit wunderbar ernſter Miene.

— Dann, unſterblicher Leſſing, fährt Caſtelli fort, dann erlaube einem Deiner aufrichtigſten Bewunderer, Dir Auskunft darüber zu geben. Michael Bellman iſt Schwedens Anacreon.

— Hat denn auch Schweden einen Anacreon?

— Na, das verſteht ſich, erwiedert Caſtelli. Ich will, wenn unſer hochwürdiger Präſident es erlaubt, Euch einen „Wiener Bären“ aus dem Leben dieſes alten Schweden erzählen.

— Erzähle! bittet Grillparzer mit vorſitzender Grandezza.

— Michael Bellman hatte in ſeiner Jugend das Glück, ein Liebling des geiſtreichen Königs Guſtav III. zu ſein, der ihn wegen ſeines großartigen Talents bei jeder Gelegenheit ſehr bevorzugte. Bellman war des Königs luſtiger Rath, Hofpoet und Ehrenleibbarbier. Bellman beſaß ein außerordentliches Talent im Improviſiren heiterer Trinklieder, aber eine noch weit größere Virtuoſität im Füllen und Ausleeren voller Weinbecher. Und ſo geſchah es, daß Schwedens Anacreon ſich ſehr oft einen coloſſalen Haarbeutel trank und in Gegenwart Seiner Majeſtät häufig wie ein Schwein unter den Tiſch ſank. Das ärgerte den lieben nüchtern Guſtav. Höre, guter Bellman, ſprach er eines Abends zu ſeinem Liebling, wenn Du Dich noch ein Mal ſo unanſtändig wie geſtern betrinkſt, darfſt Du — foi de gentilhomme! — nie mehr meine Schwelle betreten und mich nie wieder raſiren, ſo wahr ich Guſtav heiße und der erſte Sohn meiner Mutter bin. Bellman verſprach, bereuend, ſich zu beſſern; aber ſchon drei Stunden ſpäter war er wieder ſo angetrunken wie geſtern. Der König verließ aufgebracht die Abendgeſellſchaft und ertheilte ſeiner ganzen Dienerſchaft den ſtrengen Befehl, Bellman von nun an nicht mehr vorzulaſſen. — Der gute Bellman kam und wurde abgewieſen. Er kam zehnmal und ward zehnmal nicht vorgelaſſen. Und ſovergingen vierzehn Tage. — Am fünfzehnten klopft es plötzlich am Fenſter des Arbeitszimmers Seiner Majeſtät. — Wer da? ruft König Guſtav III. — Aber Niemand antwortet. Da ſpringt er auf und eilt an's Fenſter, um zu ſehen, wer es gewagt hat, ihn mitten in der Abfaſſung ſeines neuen Trauerſpiels „Ebba Brahe“ zu ſtören. Er reißt das Fenſter auf und erblickt eine an den Sims angelegte Leiter und auf dieſer Leiter einen Mann mit einem Scheerbeutel in der Hand. Es iſt kein Anderer als Bellman! — Spitzbube, was willſt Du? fragt Guſtav. — Ew. Majeſtät unterthänigſt einſeifen und raſiren. — Wie, Trunkenbold, Du wagſt es trotz meines ausdrücklichen Verbots? — Halt, Sire, Sie verboten mir nur, Ihre Thürſchwelle zu betreten. Von der Fenſterſchwelle war nichts ausgemacht; und darum ſteige ich heute wie ein Dieb zum Fenſter hinein, um nach vier langen Wochen endlich das freundliche Geſicht meines huldvollen Königs und Beſchützers wiederzuſehen.

— Und was that Guſtav? fragte Schreyvogel.

— Er war genöthigt, ſich vor Lachen die Hüften zu halten. Ich will Dir, ſprach Seine Majeſtät, wegen dieſes drolligen Einfalls zum allerletzten Male verzeihen, wenn Du nun, wie jetzt auf der Leiter ſtehend, ſo viel Courage und ſo viel Gleichgewicht haſt, mich vor den Augen der Schloßwache und aller vorübergehenden Maulaffen zu raſiren. — Sire, ich bin bereit, ſagte Bellman. — Et moi aussi! ſprach der König und warf raſch ſeine Halsbinde ab. — Bellman erklomm die vorletzte Sproſſe der äußerſt gebrechlichen Leiter, öffnete ſeinen Scheerbeutel, band eine ſchneeweiße Serviette um den königlichen Hals, zog das Seifnäpfchen hervor und ſeifte, eines ſeiner heitern Couplets ſingend, das geſalbte Haupt ſeines allerhuldreichſten Monarchen ein. — Nachdem dies geſchehen war, griff er wieder nach ſeinem Scheerbeutel, fuhr in die bodenloſe Tiefe dieſer rothſammetnen Charybdis und rief mit anſcheinend tiefbeſtürzter Miene:

— Ah, Dieu de Dieu, quel malheur!

— Qu'as-tu donc? fragt Guſtav.

— Sire, ich habe mein Raſirmeſſer zu Hauſe liegen laſſen, entgegnete Bellman und kletterte behend wie ein Eichhörnchen die hohe Leiter hinab.

— Galgenſtrick! rief Guſtav und geruhte zu lachen; denn ſo ein geiſtreicher Monarch, wie der Sohn Louiſens Friederikens von Brandenburg, war nicht der Mann, den heitern Scherz eines treuen Dieners ungnädig aufzunehmen. Er trocknete ſich das eingeſeifte Geſicht ab und ſchrie: Heda, guter Freund, nimm' doch auch Deine Serviette mit! und ſchleuderte ſie auf den Kopf des luſtigen Figaro, der ſie auffing und dann eilig fortlief.

— Und das Ende von dieſer Geſchichte? fragte Johann Gabriel Seidl.

— Noch an demſelben Tage lud König Guſtav ſeinen luſtigen Rath zu einer heitern Abendgeſellſchaft, und als Bellman ſein Tellertuch wegnahm, fand er darunter eine Rolle mit hundert Goldſtücken und mit der Aufſchrift: Honorar für den witzigen „Barbier von Stockholm.“ *)

---

*) Im Thiergarten zu Stockholm iſt eine von Byſtröm angefertigte coloſſale Erzſtatue Michael Bellman's aufgeſtellt; alljährlich am 26. Juli wallfahrtet halb Stockholm nach dem Thiergarten, um dort durch Bekränzung dieſer Statue und durch Weinbegießung derſelben das ſchöne Bellman'sfeſt zu feiern.

— Bravo! Bravo! ſchrie die ganze Tafelrunde.

— Und wo iſt dieſer Bellman abgeſtiegen? fragte Halirſch.

— Das kann ich Euch ſagen! erwiederte Heupferd mit hellleuchtendem, aus allen Knopflöchern ſeines Rockes durchſcheinenden Stolze ſeine Brieftaſche hervorziehend und aus dem Innern derſelben eine ſauber geſtochene und eine ziemlich unleſerlich beſchriebene Viſitenkarte hervorziehend. Sowohl dieſer Bellman als jener Oehlenſchläger haben mich beſucht . . .

— Sie haben Sie beſucht? fragte Deinhardſtein.

— Und was iſt daran zu verwundern? Oehlenſchläger ließ geſtern Abend dieſe geſtochene, und Bellman heute Morgen dieſe eigenhändig geſchriebene Karte zurück.

— Und wo wohnen Beide? fragte Grillparzer.

— Freund Oehlenſchläger, erwiederte Heupferd, wohnt Nummer 52 im „goldenen Lamm“ bei unſerm Ehrenmitgliede Michael Hauptmann, und der luſtige Bellman wohnt im „wilden Mann“ Nummer 14.

— Und haben Sie Beide ſchon geſprochen? fragte der Präſident.

— Noch nicht, doch habe ich mir vorgenommen, ſowohl den jungen Dänen als den alten Schweden morgen früh zu beſuchen.

— Thun Sie das und laden Sie Beide im Namen der ganzen Ludlamshöhle zur nächſten Sitzung ein, welche zu Ehren unſerer beiden Gäſte (wenn es Euch Allen recht iſt) am nächſten Sonntage ſtattfinden ſoll.

— Ja, ja! am nächſten Sonntag! rief der ganze Club wie aus Einem Munde. Und dann ward die Sitzung aufgehoben.

## 23.

Am andern Morgen warf ſich das ſehr ehrenwerthe Mitglied der Ludlamshöhle, der rühmlich bekannte „Cavalier der Poeſie“ und Hauptmitarbeiter des Pertenſchlag'ſchen „Sammlers,“ ganz durchdrungen von der Würde jener erhabenen Miſſion, welche ihm vom Vorſitzenden des Clubs zu Theil geworden war, in ſeinen Gallaſtaat, um beiden Souveränen der nordiſchen Dichtkunſt ſeinen Gegenbeſuch abzuſtatten und ſie gleichzeitig im Auftrage des berühmten Präſidenten Grillparzer zur nächſten, auf Sonntag anberaumten Sitzung der Ludlamshöhle einzuladen. —

— Mein Name, ſagte das eitle Heupferd auf dem Wege nach dem „goldenen Lamm“ zu ſich ſelbſt, muß doch auch hoch oben im tiefſten Norden einen guten

Klang haben, da zwei Herren der däniſchen und ſchwediſchen Literatur es für eine Art von Pflicht und Schuldigkeit halten, mir und gerade mir und keinem Andern in ganz Wien ihre Aufwartung zu machen. Allem Anſcheine nach iſt unſer „Sammler“ in Kopenhagen und Stockholm eben ſo ſehr verbreitet, als in Wien, und wahrſcheinlich hat der gute Adam Oehlenſchläger jene geiſtvolle Kritik, die ich erſt unlängſt, vor acht oder neun Wochen, über ſeinen ſtellenweiſe etwas lendenlahmen, im Ganzen aber immer noch erträglichen „Correggio“ geſchrieben habe, geleſen und mich wahrſcheinlich wohl nur darum beſucht, um ſich bei mir für die Nachſicht, mit welcher ich ſein Werk beurtheilt, pflichtſchuldigſt zu bedanken. — Was aber den Andern anlangt, ſo geſtehe ich mir, aber keinem Andern, daß ich von dieſem Michel Bellman noch niemals etwas gehört, noch geleſen habe. Ich kannte bis jetzt nur einen deutſchen, aber keinen ſchwediſchen Michel. — Der gute Halirſch hat vollkommen Recht. Man kann unmöglich jeden gelehrten Schweden kennen. Nach dem aber, was uns Caſtelli von ihm erzählt hat, freut es mich, auch die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Schweden zu machen. Der Teufel mag wiſſen, was ihn zu mir geführt. Vielleicht will er, daß ich ſeine

Lieder in's Deutſche übertragen ſoll. Ich werde mir das Ding überlegen.

Heupferd erreicht endlich die freundliche Leopoldſtadt.

Am Eingange der Praterſtraße lag zu jener Zeit das kleine, unſcheinbare Gaſthaus zum „goldenen Lamm", das damals noch nicht ſo großartig, aber darum doch nicht minder berühmt war, als es heutzutage iſt unter den Auſpicien der beiden Söhne des alten Michel Hauptmann, der ſchon lange im kühlen Schooße der Mutter Erde ruht. Schon damals war dort Alles ſo freundlich und zuvorkommend wie jetzt vom Portier angefangen bis zum Oberkellner; vom Lohndiener bis zum faſhionablen Wirth hinauf.

— Wohnt hier Herr von Oehlenſchläger, fragt Herr von Heupferd den freundlich lächelnden Thürſteher.

— Ja, Euer Gnaden!

— Iſt er zu Hauſe?

— Nein, Euer Gnaden! Vor zehn Minuten iſt er ausgefahren und hat zurückgelaſſen, daß er in längſtens einer Stunde wieder hier ſein will.

— Geben Sie ihm einſtweilen dieſe Karte. In einer Stunde werde ich wieder kommen. Sagen Sie ihm, er möge mich erwarten. Verſtanden?

— Ganz wohl! ſagt der Portier, ſeine Mütze lüftend.

Vom „goldenen Lamm“ begiebt ſich „Heupferd“ zum „wilden Mann“ in der Kärnthnerſtraße. Hier iſt man etwas weniger galant. Wir wollen nicht unterſuchen, ob dies ganz einfach an dem Hausſchilde, oder blos am Portier liegt.

— Wohnt hier Herr Bellman? fragt Heupferd.

— Wer? fragt der Thürſteher und hält ſein Ohr hin, wie Jemand, der von Natur etwas harthörig iſt.

— Ich frage Sie, ob Herr Michael Bellman, ein alter Schwede aus Stockholm, hier abgeſtiegen iſt?

— Was ſoll er denn ſein? fragt der harthörige Cerberus.

— Anacreon und Leibbarbier des Königs von Schweden.

— Bei uns wohnt kein Barbier . . .

— Wer wohnt denn auf Nummer 14?

— Auf Nummer 14 wohnt gar Niemand . . .

— Niemand? Wer aber wohnte noch geſtern drin?

— Geſtern wohnte freilich Jemand hier . . . . es war aber kein alter Schwede, ſondern ein noch ziemlich junger Pommer; auch war er nicht Leibbarbier, ſondern Wollhändler; auch hieß er nicht Michael Bellman, ſondern Otto Bellman . . .

— Der Mann hat vielleicht zwei Vornamen . . .

— Meinetwegen kann er fünfe haben . . . Für mich exiſtirt er nicht mehr!

— Und warum denn nicht?

— Weil ich ihn heute Morgen ausgeſtrichen.

— Ei, wann iſt er denn abgereiſt?

— Geſtern Abend!

— Und wohin?

— Nach Stettin, ſo viel ich weiß, ſagte der maulfaule Portier und ließ, müde des unnützen Fragens, das höchſt empfindliche Heupferd ſtehen.

— Er iſt alſo ſchon wieder abgereiſt, ſprach der „Cavalier der Poeſie“ zu ſich ſelbſt und kehrte geraden Weges wieder nach der Leopoldſtadt, in Oehlenſchlägers Gaſthof zurück.

Eine kleine Stunde iſt unterdeſſen vergangen. Heupferd kommt hier alſo weder zu ſpät noch zu früh.

— Iſt Herr von Oehlenſchläger ſchon zurück? fragt er den Portier.

— Ja, er war ſchon hier, iſt aber auch ſchon wieder fortgegangen.

— Teufel, ſagten Sie ihm nicht, daß er mich erwarten ſoll???

— Ja, freilich!

— Und er, was ſagte denn er?

— Er ließ dies Billet für Sie zurück.

— Her damit! ruft Heupferd, es zornig aufbrechend.

Oehlenſchläger ſchreibt ihm mit kurzen Worten:

„Eben werde ich zum Fürſten Metternich gerufen. Heute Nacht erwartet Sie zwiſchen Eilf und Zwölf

Ihr
aufrichtiger Verehrer
A. O.

— A. O. wiederholt Herr von Heupferd. Das heißt eben ſo gut Adam Oehlenſchläger als Alpha und Omega. Aber dieſe däniſchen Dichter kommen noch viel ſpäter als wir deutſchen Dichter nach Hauſe. Er erwartet mich erſt gegen Mitternacht. Aha, ich verſtehe dieſen geiſtreichen Wink! Um zwölf Uhr ſchlägt die Geiſterſtunde. Les beaux esprits se rencontrent vers minuit. Sagen Sie ihm, Mann Gottes, daß Herr von Heupferd um Mitternacht bei ihm ſein wird. Grüßen Sie den alten Jungen!

— Ich werde es beſtellen, verſpricht der ewiglächelnde, niemals unwirſche Portier und zieht abermals ſeine goldbetreßte Mütze.

Auf dem Rückwege nach der Stadt begegnet Heupferd am Rothenthurm-Thore nach länger als zehn

Monaten zum erſten Male der fortgejagten Crescenzia, die ſich, ein Körbchen am linken Arme, mit ihrem ſelig entzückten Schatze, dem „Fiacre mit dem gläſernen Stammbuche,“ unterhält.

Heupferd wagt es, ſie zu beglasaugen.

— Siehſt Du, Joſeph, ſpricht ſie zum „Unbändigen,“ der Pavian dort, der mich anſchaut, als ob er Dich und mich freſſen will, iſt der G'ſchwuf, der mir nicht eher Ruh gegeben hat, als bis ich ihm einen Milchnapf in's Geſicht gegoſſen.

— Soll ich ihm a Watſchen geben? fragt Herzog, ſeinen weißen Felbelhut unternehmend in die Stirn drückend.

— Beim helllichten Tag? Warum nicht gar! Aber wenn Du den Radibu einmal im Finſtern erwiſchen kannſt, dann . . .

— Soll er den natürlichen Sohn des großen Fürſten Wenzel von Kaunitz kennen lernen, gelobt der Fiacre, ſich beide Hände reibend.

## 26.

Am Abende deſſelben Tages zwiſchen Elf und Zwölf meldet ſich Heupferd zum dritten Male beim Thürſteher des „goldenen Lamms“ mit der Frage:

— Iſt Herr von Oehlenſchläger zu Hauſe?

— Nein! Doch hat er ein Billet für Sie zurückgelaſſen.

— Schon wieder ein Billet! Was ſoll das heißen?

Der Portier überreicht ihm ein ſchwarzgeſiegeltes Schreiben. Heupferd entfaltet es haſtig und lieſt:

„Bedauern Sie mich, mein theurer Freund! Ich habe Wien verlaſſen müſſen, ohne des Glückes theilhaftig zu werden, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Es bleibt mir kaum ſo viel Zeit übrig, um Ihnen mitzutheilen, daß ich auf Befehl einer hohen Perſon Knall und Fall aus Wien verwieſen bin und die ſtrenge Weiſung erhalten habe, innerhalb drei Stunden die Hauptſtadt und innerhalb drei Tagen ganz Oeſterreich zu verlaſſen. Warum? fragen Sie. Das, Freund, wiſſen nur die Götter! Denken Sie dann und wann an

Ihren dankbaren Schuldner
Oehlenſchläger.

Wien, am 1. April 1829.

— Armer Freund! bedauerte Heupferd und begab ſich von hier in's Wagner'ſche Kaffeehaus.

Dort fand er ſeinen „Freund“ Raimund. Heupferd zog ihn geheimnißvoll bei Seite und fragte ihn:

— Wiſſen Sie, lieber Freund, etwas Neues?

— Ich weiß gar nichts, erwiedert kalt und trocken der Dichter des „Alpenkönig und Menſchenfeind.“

— Ich will Ihnen unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, ſprach Heupferd ängſtlich um ſich blickend, ein hochwichtiges Staatsgeheimniß mittheilen. Sie kennen doch wahrſcheinlich Adam Oehlenſchläger?

— Ich kenne ihn beſſer als mich ſelbſt, denn faſt täglich ſtudire ich ſeine Werke . . .

— Nun denn, ſo vernehmen Sie etwas, was in dieſem Augenblick außer mir vielleicht noch Niemand in ganz Europa wiſſen wird. Oehlenſchläger iſt aus Wien ausgewieſen worden! liſpelt Heupferd zähneknirſchend.

— Mann Gottes, Sie träumen! ruft Meiſter Ferdinand.

— Leider nein! Das, was ich Ihnen ſoeben mitgetheilt habe, iſt craſſe, unerhörte, haarſträubende Wahrheit.

Raimund betrachtet Heupferd's Perücke und lächelt. Dann aber fragt er ungläubig den Kopf ſchüttelnd:

— Wer, wer hat dieſen Mann ausgewieſen???

Heupferd raunt ihm einen damals höchſt gefürchteten Namen — den des damaligen Polizeiminiſter Georg Joſeph Sedlnitzky in's Ohr.

Raimund ſcheint nicht daran zu glauben.

— Und warum hat man ihn ausgewieſen? fragt er ungläubige Thomas.

— Das wiſſen die Götter, ſchreibt er.

— Wie? Er ſelbſt hat's Ihnen geſchrieben?

— Allerdings! Allerdings!

— Ah, zeigen Sie mir ſeine Handſchrift ...

— Hier iſt ſie, ſagt Heupferd und zeigt ihm Oehlenſchlägers Brief.

— Dieſe Schriftzüge kommen mir bekannt vor.

Sie glauben alſo wirklich, daß Oehlenſchläger in Wien geweſen iſt?

— Wie können Sie nur daran zweifeln? Wäre r nicht hier geweſen, ſo hätte man ihn unmöglich verweiſen können ...

— Dieſer Schluß iſt ſehr logiſch, entgegnet der keptiſche Komiker und giebt dem logiſchen Heupferd as bewußte Billet zurück. Ich rathe Ihnen, fährt r fort, über die ganze Geſchichte ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten ...

— Warum? fragt Heupferd, ſich ängſtlich um-ehend.

Raimund raunt ihm ein Paar Worte in's Ohr.

— Ja, ja, Sie haben Recht! Schweigen wir darüber, ſpricht der Epigone der älteſten Adels-Familie von Ober-Oeſterreich, ſteckt raſch Oehlenſchlägers Billet ein, zahlt ſeinen Schwarzen und geht.

Raimund ſieht ihm nach und — lächelt.

## 27.

Am folgenden Sonntage war wieder Sitzung.

An dieſem Abende hatten ſich faſt doppelt ſo viel Mitglieder als gewöhnlich im Club-Locale der luſtigen Ludlamshöhle eingefunden.

Bei dieſer Extra-Sitzung zur Feier der „angehofften“ Gegenwart der zwei hochgefeierten Gäſte aus dem hohen Norden präſidirte an Grillparzer's Stelle der joviale Vice-Präſident Ignaz Caſtelli.

Nachdem der Schriftführer das Protokoll der vorigen Sitzung vorgeleſen und der Vorſitzende den Inhalt deſſelben für richtig befunden und unterzeichnet hatte, erhob er ſich mit großer Feierlichkeit und fragte mit granitenem Ernſte:

— Hat unſer ehrenwerthes Mitglied, Dr. P. P. von Heupferd, die ihm von unſerem hochverehrten Präſes anvertraute Sendung erfüllt?

— Allerdings, ſagt Heupferd, ſich ſtolz erhebend; aber beide Gäſte ſind verhindert zu erſcheinen.

— Aus welchem Grunde? fragt der Vice-Vorſitzende.

— Aus dem einfachen Grunde, weil Michael Bellman Nachts vor meinem Gegenbeſuche urplötzlich nach Stettin abgereiſt und weil Adam Oehlenſchläger auf Specialbefehl des Grafen Sedlnitzky von hier ausgewieſen worden iſt.

Die Ludlamshöhle ſchlug ein homeriſches Gelächter auf.

— Worüber lachen die Herren? fragt Heupferd.

— Wir lachen aus ganz einfachem Grunde über Ihre bodenloſe — — — (der Präſident huſtete ein klein wenig) Leichtgläubigkeit, fügt er dann hinzu. — Denn Oehlenſchläger war gar nicht in Wien und Michael Bellman iſt — mit Ihrer gütigen Erlaubniß — ſchon vor 34 Jahren, am 11. Februar 1795, geſtorben und kann alſo unmöglich früher als jeder andere Todte auferſtanden ſein, um Ihnen ſeine ſchuldige Aufwartung zu machen.

— Gefoppt, gefoppt! lacht die ganze Höhle.

Heupferd tritt ſich betreten auf den Fuß und fragt:

— Wer von Ihnen hat mir dieſen Streich geſpielt?

— Ich! ſagt Caſtelli und bedeckt ſein Haupt.

Die Sitzung wird unter Hohngelächter aufgehoben.

## 28.

Glück iſt der Vormund der Dummheit. — Heupferd hatte mehr Glück als Verſtand.

Eines Morgens, als unſer „Cavalier der Poeſie“ erwachte, war er, wenn auch nicht ganz ſo berühmt wie Lord Byron, aber mindeſtens eben ſo . . . begütert. Ein uralter Onkel aus der uralten Familie derer von Heupferd war urplötzlich — die Einen ſagen am Magenkrebſe, die andern behaupten an der Klauenſeuche — geſtorben und hatte ſeinen einzigen Neffen zum Univerſalerben eines ziemlich unverſchämten Vermögens eingeſetzt.

P. P. von Heupferd trat nun ſofort aus dem Staatsdienſt. Der unbeſoldete Ex-Praktikant bei der ungariſchen Hofkanzlei war jetzt Rentier, der von den Zinſen ſeiner Onkelei lebte.

Der Rentier überwarf ſich mit dem „Sammler“ und Herrn von Portenſchlag, welcher Jahre lang ſo gut geweſen war, Heupferd's ſchmutzige Wäſche zu waſchen und ſie gutmüthig in den Spalten ſeines Journals zum Trocknen aufzuhängen.

Und weil kein anderes Blatt ſich dazu hergab, Heupferd's kritiſche Stylübungen aufzunehmen, beſchloß der reiche Erbe, alle Journale Wiens mit Einem Schlage zu vernichten.

— Ich werde ſie alle todt machen, ſagte er und .. gründete eine neue Zeitſchrift auf eigene Fauſt.

Er nannte ſein Kind zu Ehren des edlen Römers Apulejus den „goldenen Eſel“ und hing ihm ein Halsband mit dem berühmten Motto: „Le jour vien- dra“ um.

Im Proſpectus des „goldenen Eſels“ ſagte er unter Andern:

„Die Wiener Kritik liegt im Argen. Faſt alle unſere Journaliſten haben Schulden . . . nur ich „gol- ener Eſel“ habe Geld, und eben weil ich Geld habe, in ich vielleicht der Einzige, welcher unbeſtechlich iſt. Ich „goldener Eſel“ werde Euch zeigen, was unpar- eiiſche Kritik, was höhere Aeſthetik, was Dramaturgie m wahren Sinne des Wortes iſt.“

Der „goldene Eſel“ machte Anfangs Glück. Im rſten Quartale hatte er 57, wiederhole ſiebenundfünfzig ahlende und 68 nicht zahlende Abonnements oder rei-Exemplare; im zweiten Quartale ſank die Zahl er zahlenden Pränumeranten auf 41; dagegen ſtieg ie Menge der Frei-Exemplare auf 125; im dritten

Quartale fiel die Abonnentenzahl auf 11 und die Maſſe der Freiſchärler auf 23.

Das, was in den Augen Heupferds höhere Aeſthetik war, erſchien den Leſern des „goldenen Eſels“ als höherer Blödſinn, als Maienblüthe ungewaſchenen Geſchwätzes, als mirobolant-langweiliges Heupferd-Raiſonnement.

Im vierten Quartale beſchloß der hypergeiſtreiche „Cavalier der Poeſie“ ſich auch ohne Abonnenten zu behelfen. Er ließ von ſeinem „goldenen Eſel“ blos vier Exemplare abziehen, von welchen das erſte für die oberſte Polizei- und Cenſur-Hofſtelle, das zweite für ſich, das dritte für ſeinen Hausmeiſter und das vierte für eine hübſche Lokalſängerin beſtimmt war, welcher er den Hof zu machen geruhte; denn eines der auffallendſten Kennzeichen der Heupferde beſteht darin, daß ſie unmenſchlich verliebt ſind und in der ritterlichen Selbſttäuſchung leben, daß ſie beim weiblichen Geſchlechte mehr Glück als alle Andern machen, erſtens weil ſie Heupferde ſind, zweitens weil ſie Geld haben, und drittens weil ihr Adel bekanntlich älter als jeder andere iſt.

Außer dieſer ziemlich niedlichen Grazie des Vorſtadttheaters warf Heupferd, der bei Crescenzia abgeblitzt war, ſein verliebtes Auge jetzt auch auf Toni Strauß. Die Frau des Walzerkönigs hatte in der That viel Einnehmendes. Ihre ſchwarzen Augen gehörten zu jenen, welche Rad zu ſchlagen, Purzelbäume zu ſchießen, Salti mortali zu machen wiſſen und wirklich etwas Hinreißendes haben.

Heupferd alſo verliebte ſich in ſie. Er ließ nun von ſeinem „goldenen Eſel" ein fünftes Exemplar auf Roſa-Seide abziehen und ſchickte es ihr, ohne ſich zu nennen, durch die Stadtpoſt zu. Dieſe Nummer enthielt folgendes Gedicht:

An Toni .....ß.

„Holde Toni, laß Dir ſagen,
Daß ſeit circa vierzehn Tagen
Jemand Dich unmenſchlich liebt,
Der mit wonnigem Behagen
Hunderttauſend Liebesklagen
Dir in dieſem Kuſſe giebt."

P. P.

Als Toni dieſe äußerſt matten Verſe las, erkannte ſie augenblicklich die Schriftzüge jenes Anonymus, der vor länger als neun Monaten ſie als „warnender Freund" auf die „Schlange," die ſie (damals) an ihrem ſchönen Buſen genährt, aufmerkſam gemacht hatte und die Veranlaſſung zu deren Argwohn gegen Crescenzia geweſen war.

Toni, neugierig wie jede Tochter Eva's, zerbrach ſich den Kopf, wer der Schreiber dieſer gedruckten Liebeserklärung ſei. Sie ſann hin, ſie ſann her; doch hatte ſie keine Ahnung davon, daß dieſer P. P. mit ihr unter einem und demſelben Dache wohne.

Sie legte das Gedicht zu dem Briefe ihres „warnenden Freundes" und hatte Beides faſt ſchon ganz vergeſſen, als ſie eines Morgens ein neues Lebenszeichen ihres unbekannten Anbeters erhielt.

Diesmal ſchrieb er ihr Folgendes:

„Wenn Ihnen, reizende Frau, etwas daran gelegen iſt, die perſönliche Bekanntſchaft Desjenigen Ihrer Verehrer zu machen, der Sie vor ungefähr zehn Monaten zu rechter Zeit gewarnt und der Ihnen vor vierzehn Tagen im „goldenen Eſel" die Gluth ſeiner aufrichtigen Liebe geſchildert hat, dann haben Sie nichts weiter zu thun, als ſich morgen Vormittag zwiſchen Elf und Zwölf vor der Michaeler Kirche einzufinden.

Ihr glühender Anbeter, der Ihnen Manches mündlich zu ſagen wünſcht, was er dem geſchwätzigen Papiere nicht anzuvertrauen wagt, trägt einen weißen Caſtorhut, eine Brille mit blauen Gläſern und eine rothſeidene Halsbinde. Es erwartet Sie mit unbeſchreiblicher Sehnſucht P. P. v. H……"

— Das iſt etwas ſtark, ſagt Toni, die bei allem äußern Anſcheine von Gefallſucht dennoch äußerſt gute Grundſätze hat.

Sie denkt einen Augenblick nach und beſchließt, die ganze Correſpondenz ihres namenloſen Freundes und Verehrers — Warnung, Gedicht und Einladung zum Rendezvous — ihrem Gemahle zu zeigen und mit ihm gemeinſchaftlich zu beſchließen, was in ſolchem Falle zu thun das Klügſte ſei.

Als gegen Mittag Meiſter Strauß von der Probe aus dem Sperlſaale heimkehrt, weiht ihn Toni in's Geheimniß jener drei anonymen Briefe ein.

— Ich ahne faſt, wer es iſt! ſagt der Ehemann, küßt die Stirn ſeiner Frau und ſteckt die Briefe lachend in ſeine Bruſttaſche.

— Was willſt Du thun? fragt Toni.

— Das, Kind, ſollſt Du morgen erfahren.

— Du wirſt ihn doch nicht fordern?

— Bilde Dir keine Schwachheit ein, ſagt Strauß und ſpricht mit ihr von andern Dingen.

Dann begiebt man ſich zu Tiſche.

## 29.

Am folgenden Morgen befindet ſich Heupferd zu der von ihm anberaumten Stunde am bewußten Stelldichein. Er erwartet Toni; ſie kommt nicht. Er wartet zwei Stunden, aber vergebens. Empört über ihr Ausbleiben will er wenige Minuten nach dem Glockenſchlage Zwölf den Ort des fehlgeſchlagenen Rendezvous verlaſſen, da tritt ihm am Ausgange der Kirche der Mann jener Frau entgegen. Strauß erkennt ihn auf den erſten Blick.

— Ah, guten Morgen, Herr von Heupferd! Sie erwarten meine Frau ....

— Ich? ſtammelt das äußerſt verlegene Kameel.

— Allerdings Sie! Meine Frau hat mich erſucht, Ihnen die drei Briefe, die Sie ihr geſchrieben, dankbar zurückzuſtellen. Ihre Warnung, hat ſie mich, Ihnen zu ſagen, ſei überflüſſig, Ihr Gedicht paſſable gut, aber Ihre Einladung zum Rendezvous ungeheuer lächerlich. Ich habe mich meines Auftrags entledigt. Wünſche wohl zu ſpeiſen, mein Herr, ſagte Strauß und ließ ihn ſtehen.

Noch an demſelben Tage componirte unſer liebenswürdiger Freund einen neuen reizend-hübſchen Tanz. Er taufte ihn bezugsweiſe: „Heupferd-Galopp."

Schade, daß er nicht gedruckt iſt!

## 30.

Dann und wann beſuchte Meiſter Strauß, hinterm Rücken ſeiner von Jahr zu Jahr eiferſüchtiger werdenden Ehehälfte, die immer heitere, niemals mürriſche Frau ſeines alten Buſenfreundes Lan[illegible] um das gegenſeitige gute Einverſtändniß nicht [illegible] und gar erkalten zu laſſen.

Lanner ſah die Beſuche ſeines ehemaligen S[illegible]en-kameraden nicht allzugern, denn er war auf E[illegible] faſt ebenſo eiferſüchtig als die gute Sichſelbſtquälerin Toni auf ihren Don Johann, der, en passant geſagt, beſſer als ſein Ruf zu ſein ſchien.

Weit mehr als den heitern Jugendfreund ihres Mannes liebte Eva Lanner ein kleines, ganz allerliebſtes Hündchen, welches Strauß ihr, gleichfalls hinter Toni's Rücken, vor zwei Jahren zum Namenstage geſchenkt hatte und das, zur Erinnerung an den überaus freundlichen Geber, ſeit jener Zeit „Hans" oder auch wohl „Hänschen" hieß. Nichts Unſchuldigeres als dieſe gegenſeitige Aufmerkſamkeit!

Toni aber hatte ſich, in Anbetracht der gefährlichen Liebenswürdigkeit Eva's, von ihrer ehemaligen Freundin, welcher ſie die Bekanntſchaft mit Strauß zu verdanken hatte, nach und nach gänzlich losgeſagt und ſie ſeit länger als zwei Jahren nicht mehr beſucht. Sie lebte in dem Glauben, daß auch ihr Mann das Haus ſeines Freundes meide, um ihm, wie Strauß ihr mehr als einmal geſagt hatte, keinen Anlaß zur Eiferſucht zu geben.

Aber deſſenungeachtet pflegte Strauß ſeine Beſuche des Lanner'ſchen Ehepaares im Geheimen zu wiederholen, aus keinem andern Grunde, als um die entente cordiale der alten Jugendfreundſchaft nicht ganz und gar einſchlafen zu laſſen.

So oft nun Meiſter Strauß Frau Eva Lanner beſuchte, ſprang ihm der weißhaarige, mit großer Liebe gepflegte Seidenſpitz mit unbeſchreiblicher Freude entgegen, um ſtets auf's Neue das übervolle Maaß ſeiner vierfüßigen Liebkoſungen an dem Freunde des Hauſes (nicht Hausfreunde!) zu erſchöpfen. Der Inſtinkt der Herren Hunde weiß ſehr wohl zu unterſcheiden, welche Beſuche gern und welche ungern geſehen ſind. Tel le maître, tel le valet. Wie die Frau, ſo der Hund!

Auch Strauß liebte ſeinen vierfüßigen Namensvetter, der ihm ſtets ſo überfreundlich entgegen geſprungen kam und ſo lange luſtig zu bellen und mit dem Schweife zu wedeln gewohnt war, bis Strauß ihm ein Stückchen Zucker gab. Love my, love my dog, ſagt ein uralter engliſcher Gemeinplatz.

— Wiſſen Sie, ſpricht Eva eines Morgens, als ſie Straußens Beſuch empfängt, wiſſen Sie, lieber Freund, daß mein reizendes Hänschen Sie weit mehr als meinen mürriſchen Mann liebt?

— Und woran erkennen Sie dies?

— Wenn mein Mann kommt, bleibt das kluge Hündchen ruhig in ſeiner Sopha-Ecke liegen und ſcheint wenig oder gar keine Notiz von ihm zu nehmen. Aber ſo oft Sie kommen, geräth das treue Vieh außer ſich vor Freude und bellt ſich faſt heiſer.

— Das kommt daher, weil ich mich bei ihm einſchmeichle und ihm jedesmal etwas mitbringe.

— Glauben Sie wirklich, daß mein Hänschen ſo eigennützig iſt[illegible]

— Ach, Gott, alle Geſchöpfe ſind eigennützig; warum, meine Theure, ſollten nur Hunde eine Ausnahme ſein?

— Alle Geſchöpfe, ſagen Sie? Dann wäre wohl auch ich eigennützig?

— Sie, reizende Eva, ſind kein Geſchöpf . . .

— Was bin ich denn?

— Sie, himmliſche Eva, ſind ein Cherub!

— Ein Cherub? Was iſt denn das?

— Ein Cherub, anbetenswürdige Ignorantin, iſt nach der jüdiſchen Mythologie ein Engel, deſſen ganzer Körper aus Augen beſteht . . .

— Ich aber habe nur zwei Augen . . .

— Aber, großer Gott, was für zwei? Zwei Augen, die, unter uns geſagt, mehr Gluth und Feuer ausſtrömen, als hundert andere eiferſüchtige Argusaugen!

— Still, ſtill, Freund, mein Mann kommt!

Lanner tritt ein. Hänschen bleibt zuſammengekauert auf dem Sopha.

— Grüß Dich Gott, altes treues Haus, ſagt Joſeph, ſeinem Freunde die Hand reichend. Wie gehen die Geſchäfte?

— Gut, recht gut!

— Und was macht Deine liebe Frau?

— Ach, ſie iſt noch immer eiferſüchtig!

— Eiferſucht iſt eine höchſt unangenehme Angewohnheit!

— Mein guter Mann ſpricht aus Erfahrung . . . .

— Everl, ich verbitte mir jede Stichelei ... Vermuthlich, Bruderherz, giebſt Du Deiner Toni Anlaß dazu ...

— Ich? fragt Strauß, die Spitzen ſeiner beiden Zeigefinger wie gekreuzte Dolche auf ſeine eigene Bruſt ſetzend. Ich bin treu wie ein Hund!

Lanner fängt heftig zu nieſen an.

— Zur Geneſung, lieber Bruder!

— Ich danke Dir! Doch damit ich's nicht vergeſſe, es giebt auch falſche Hunde in der Welt. Betrachte zum Beiſpiele dieſen faulen Hans! Wenn Du kommſt, dann bellt er; wenn ich komme, gähnt das dumme Vieh!

— Hunde ſind erklärte Feinde der Ehemänner ...

— Wenn das wahr iſt, Mohrenſchädel, dann Hans, drehe ich Dir den Hals um ...

— Mir? fragt Strauß, ein wenig erſchreckt.

— Ich meine dort Deinen vierfüßigen Namensvetter ...

— Joſeph haßt dieſes Thier, weil es ...

— Schweigen Sie, Madame, unterbricht ſie Lanner und wirft ihr dabei ein Paar Blicke zu, die wie Congreve'ſche Raketen ihr in die Glieder fahren.

Eva zuckt die Achſel und ſchweigt.

— Weißt Du was Neues, guter Freund? fährt Lanner fort. Vor einer halben Stunde traf ich ... Rathe wen!

— Du weißt, ich bin kein Oedip ...

— Das weiß ich und darum will ich's Dir ſagen. Ich traf Deine alte Flamme Pepi ....

— Wie? Sie iſt wirklich wieder in Wien?

— Seit acht Tagen, wie ſie ſagt ...

— Allein oder in Begleitung?

— In Begleitung des italieniſchen Tenoriſten Rubini, den ſie in Paris kennen gelernt hat und mit welchem ſie von hier geraden Weges nach St. Petersburg gehen wird. Sie hat ſich jetzt einen italieniſchen Namen zugelegt und ...

— Nennt ſich?

— Signora Penelope Africani ... Sie hat ſich prächtig conſervirt und iſt, bis auf einen kleinen Schnurrbart, den ſie ſich unterdeſſen zugelegt, noch immer friſch und pikant wie der Teufel. Sie fragte mich um Deine Wohnung ...

— Und Du nannteſt ſie ihr?

— Warum denn nicht? Noch heute will ſie Dich beſuchen ...

— Mich? Ei, warum und wozu?

— Sie wünſcht die Bekanntſchaft Deiner lieben Frau zu machen . . . ich ſagte ihr, daß Du ſehr glücklich verheirathet ſeiſt . . . das ſchien ſie ſehr zu ärgern. Sangue di Dio! rief ſie aus, ich liebe ihn noch immer und will ihn noch heute Nachmittag beſuchen, um ihn zu fragen, ob er nicht Luſt hat, mich und meinen Freund Rubini — verſteht ſich auf meine Koſten! — ein kleinwenig nach Petersburg zu begleiten.

— Augenblicklich will ich hin . . .

— Willſt Du mit ihr nach Rußland?

— Was fällt Dir ein, altes Haus! Ich will ſie bitten, mich nicht zu beſuchen.

— Warum denn das?

— Weil Toni ohnehin auf ſie eiferſüchtig iſt.

— Dann haſt Du freilich Recht . . .

— Wo wohnt ſie?

— Stadt Oxford, geradeüber von der Mauth.

— Sogleich will ich hin zu ihr. Ihr jetziger Name alſo?

— Iſt Signora Penelope Africani. Sage ihr, ich ließe ſie grüßen . . .

— Schön! ſpricht Strauß und grüßt Eva.

Dann eilt er fort und wirft ſich, auf der Straße angelangt, in den erſten Fiacre, der an ihm vorüberſegelt.

— Wohin? fragt der Halt machende Kutſcher.

— Nach dem Gaſthof zur Stadt Oxford!

## 31.

Im Fiacre hält Strauß folgendes Selbſtgeſpräch:

— Mein Freund Lanner iſt ein Eſel. Aus drei Gründen: Erſtens, weil er eiferſüchtig auf mich iſt, zweitens, weil er die arme Eva maltraitirt, und drittens, weil er dieſer zudringlichen Peri, die mir nachläuft und von der ich durchaus nichts wiſſen mag, meine Wohnung genannt hat, einzig und allein bloß darum, weil ich ihm ſchon hundert Mal geſagt habe, daß meine Frau entſetzlich eiferſüchtig iſt. Unterſtünde ſich dieſe leichtſinnige Peri, mich zu beſuchen und mir den Antrag zu machen, ſie nach Rußland zu begleiten, meine gute Toni wäre capable, Signora Africani zur Thür hinauszuwerfen. Und um dieſen Skandal zu vermeiden, iſt es beſſer, daß ich ſie aufſuche und ihr verblümt zu verſtehen gebe, daß ein Beſuch ihrerſeits mir aus mehr als einem Grunde unpaſſend erſcheint. Gefällt mir Signora, dann giebt's ja Orte genug, wo wir uns ungeſtört ſehen und nöthigenfalls auch ſprechen können.

Der Fiacre hält vor ihrem Hôtel. Strauß ſpringt aus dem Wagen und fragt den Portier:

— Auf welchem Zimmer wohnt Signora Africani?

— Hier wohnt keine Fremde dieſes Namens ...

— Aber Herr Rubini wohnt doch hier?

— Auch der iſt bereits ausgezogen ...

— Und wo finde ich ihn?

— Er hat eine Privatwohnung im Bürgerſpital ... ſeine Begleiterin aber hat ein Billet zurückgelaſſen ...

— Für mich?

— Heißen Sie Strauß?

— Allerdings!

— Dann iſt dieſer Brief für Sie, ſpricht der Thürſteher und giebt ihm ein ambraduftendes billet d'amour.

Strauß nimmt das Billet und ſteigt in den Fiacre. Im Wagen löſt er das Couvert, öffnet das Blatt und lieſt:

„Ein Don Juan gefährlich ſcheint,
Zumal wenn er's nicht ehrlich meint."

Erinnere Dich bei Leſung dieſer neuen Fibelverſe
Deines alten Freundes
— Joſeph Lanner, alias Penelope Africani."

— Alſo wiederum gefoppt! ruft Don Juan! Aber ich werde nicht ſo dumm ſein, mich über dieſen elenden Spaß zu ärgern. Ich werde ihm dieſe kleine

Freude verderben und mich hüten, ihm zu ſagen, daß ich auch auf dieſen neuen Zopf angebiſſen habe. Ich werde thun, als ſei ich gar nicht dort geweſen. Aus Allem aber geht leider nur allzuklar hervor, daß Freund Flachsſeer eiferſüchtig iſt und mir nicht zu trauen ſcheint. Arme Eva! Eine Zeitlang werde ich Dich, um ſeinen ungerechten Argwohn einzuſchläfern, nicht beſuchen; dann aber …

Strauß zerriß das Billet und fuhr nach Hauſe.

## 32.

Kaum vier Wochen nach jener neuen Mortification des alten Jugendfreundes luſtwandelt Strauß an einem der ſchönſten Maitage am Arme ſeiner noch immer reizenden Frau auf der Baſtei, als ihm, in der Nähe des Volksgartens, gänzlich unerwartet ein weißlockiger Seidenſpitz entgegenſpringt und, mit dem Schweife wedelnd, ihn wie einen alten Freund und Bekannten anbellt.

— Kennſt Du dieſen Hund? fragt Toni.

— Nein, liebes Kind, erwiedert mit ſichtbarer Verlegenheit der arme Ehemann, der ungeachtet dieſer raſchentſchloſſenen Verneinung Eva's „Hänschen“ augenblicklich erkannt hat.

— Er aber ſcheint Dich zu kennen …

— Und woraus, Liebe, folgerſt Du dies?

— Aus der unzweideutigen Freude, die Dir dieſer hergelaufene, halsbandloſe Vierfüßler durch ſein überfreundliches Bellen und Wedeln zu erkennen giebt …

— Ich habe vielleicht eine entfernte Familien-Aehnlichkeit mit irgend Einem, den er kennt …

— Aber warum biſt Du ſo verlegen? fragt Toni, ihn mit den Blicken eines Großinquiſitors in's Auge faſſend.

— Ich verlegen? Ei, was fällt Dir ein? Wie kann ein fremder Hund, den ich heute zum erſten Male ſehe, mich in Verlegenheit bringen?

— Warum bellt er nur Dich und nicht auch mich an?

— Dieſer Spitz iſt vielleicht ein Weiberfeind, ſpricht Strauß, das Hündchen, das ihn anſpringt, unfreundlich von ſich wegſtoßend.

— Abſcheulicher, ruft Toni, ſeinen Arm loslaſſend, Du biſt entlarvt!

— Um entlarvt zu werden, muß man zuvor maskirt geweſen ſein! erklärt der betroffene Ehemann.

— Ei, hören Sie denn nicht, wie ungeheuer dieſes Vieh ſich freut, Sie wiederzuſehen? Und Sie haben trotzdem noch immer den Muth, zu behaupten, daß dieſer Hund Ihnen fremd iſt?

— Er muß kurzſichtig ſein und mich durchaus verkennen!

— Ei, ſehen Sie doch nur, wie er Ihnen nachläuft und ſich an die Ferſe Ihrer Füße hängt!

— Sollte ich vielleicht irgend etwas am Abſatze meines Stiefels haben?

— O Ungeheuer, mich täuſchen Sie nicht! Ich durchſchaue die Zudringlichkeit dieſes Hundes. Er begrüßt Sie wie einen alten Freund des Hauſes, das Sie fleißig zu beſuchen ſcheinen. Wo ſo ein Hund iſt, dort iſt auch ſo eine freundliche Frau oder ſo was dergleichen!

— Toni, ich will wie dieſer vermaledeite Hund auf allen Vieren laufen, wenn Du mir nicht abermals himmelſchreiendes Unrecht thuſt!

— Unrecht? Erlauben Sie, daß ich lache! Die Verlegenheit, die ſich in jeder Ihrer Mienen ſpiegelt, beweiſt nur zu deutlich, daß Sie kein reines Gewiſſen haben. Rufen Sie doch Ihren vierfüßigen Freund! Sehen Sie denn nicht, wie vertraulich er Sie anblickt? Es ſcheint, als bäte er Sie um Etwas . . .

— Ei, Toni, ſeit wann verſtehſt Du Dich auf die Pantomimik der Hunde?

— O ich ſehe, was ich ſehe! Mich, Verräther, machen Sie nicht blind!

— Aber, liebſte Toni, nimm doch ein kleinwenig Vernunft an und lerne begreifen, daß ein nichtswürdiger Zufall in der Geſtalt dieſes hergelaufenen Spitzes Dir kein moraliſches Recht giebt, mir Unrecht zu thun!

— Du kennſt alſo nicht dieſen Hund?

— Nein! ſage ich Dir.

— Nun gut, wir werden ſehen! ſpricht Toni und verliert das Thier nicht aus den Augen. Ich wette, daß er uns bis nach Hauſe nachläuft!

— Wer kann's ihm wehren? Auch Hunde haben zuweilen ſonderbare Launen. Ich kannte einen weiblichen Pudel, der einem wildfremden Hebräer von Wien bis Stockerau nachgelaufen iſt und warum?

— Nun, warum?

— Weil der große Unbekannte eine kleine Knackwurſt bei ſich trug.

— Dieſer Hund ſcheint mehr auf Zucker abgerichtet . . . er ſieht ganz wie ein verwöhnter Schooßhund aus . . .

Hänschen wird nicht müde, ſeinem Freunde, der ihn gründlich desavouirt, mit echt hündiſcher Treue nachzuzetteln, ihn jeden Augenblick auf's Neue zu beſchnüffeln und conſequent mit dem Schweife zu wedeln.

Armes, höchſt beklagenswerthes Symbol thieriſcher Treue! Du haſt keine Ahnung davon, daß Deine rührende Anhänglichkeit einen armen Ehemann in den Augen ſeiner eiferſüchtigen Frau compromittiren muß.

— Das kleine Thier gefällt mir, ſagt die ſchlaue Toni. Ich werde es mit nach Hauſe nehmen und es bei mir behalten ſo lange, bis ſich die rechtmäßige Eigenthümerin dieſes allerliebſten Hundes meldet.

— Er kann ja auch einem Manne davon gelaufen ſein.

— Die Stimme meines Herzens täuſcht mich niemals. Dieſer hübſche Spitz gehört einer Frau, die ihn ſehr zu lieben ſcheint, da er von ihr ſo außerordentlich gepflegt wird.

— Ich liebe dieſe kleinen Beſtien nicht, entgegnet Strauß und verſucht es, dem Zudringlichen einen Fußtritt zu verſetzen, um ihn aus Tonis Nähe zu verbannen.

Hänschen nimmt ihm dies nicht übel. Er folgt ſeinem Zuckerlieferanten mit rühmenswerther Treue. Strauß fürchtet jeden Augenblick, die Eigenthümerin des Hundes, der ſich verlaufen hat, ihm entgegenkommen zu ſehen.

Er verläßt die Baſtei und kehrt durch das Stubenthor nach ſeiner Wohnung heim. Eva's Hündchen begleitet das ſchmollende Paar. An der Hausthür angelangt, will Strauß das arme Thier fortjagen. Toni aber lockt es pfeifend zu ſich heran, nimmt es auf ihren Arm und ſpricht:

— Sei unbeſorgt, ich will es pflegen!

Strauß erlaubt ſich keine Einwendung. Er fügt ſich in's Unvermeidliche und ſpricht zu ſich im „Schatten kühler Denkungsart“:

— Ich werde ſchon Mittel und Wege finden, mir frühzeitig genug dieſen halsbandloſen Verräther vom Halſe zu ſchaffen.

Toni aber iſt ſeelenvergnügt, in dieſem Hunde eine Geißel der unverantwortlichen Untreue ihres Gemahls in ihrer Gewalt zu haben.

## 33.

Vier Tage ſind ſeitdem vorüber gegangen.

Am fünften erhält Meiſter Strauß, der eben damit beſchäftigt iſt, ſein erſtes Potpourri „Unzuſammenhängender Zuſammenhang“ in's Reine zu bringen, ſeit zwei Jahren den erſten, gänzlich unerwarteten Beſuch ſeines ehemaligen Stubenkameraden Joſeph Lanner.

Joſeph's mehr und mehr zunehmende Eiferſucht hatte ihn bewogen, den erſten beſten Vorwand zu ergreifen, um den ferneren Beſuchen ſeines Freundes, der ſeiner Frau gegenüber daraus ein Geheimniß machte, mit Einem Male einen ihm nothwendig ſcheinenden Riegel vorzuſchieben.

Veranlaſſung zu dieſem Beſuche giebt ihm der vor fünf Tagen ſeiner Frau davongelaufene Hund.

Lanner, ohne im entfernteſten zu ahnen, daß der ſchmerzlich vermißte Spitz ſeinem Freunde nachgelaufen und von deſſen Frau als quasi-Geißel zurückbehalten ſei, tritt in Straußens Arbeits-Zimmer.

— Du wirſt mich fragen, was mich zu Dir führt, beginnt der blonde Othello. Gleich, Bruder, ſollſt Du es erfahren.

Toni, welche im Nebenzimmer Lanners Stimme gehört, ſteckt den Kopf durch die halb geöffnete Thür und fragt beide Freunde:

— Stör' ich vielleicht?

— Nicht im Geringſten, ſchöne Frau, erwiedert Lanner. Wir haben keine Geheimniſſe unter einander. Das, was ich ihm zu ſagen habe, können Sie eben ſo gut hören als er. Ich komme, lieber Freund, um Dich zu fragen, ob Du nicht das kleine hübſche Hundel, das Du vor zwei Jahren meiner Frau zum Namenstage geſchenkt, uns neulich entführt haſt?

— Welches Hundel? fragt Strauß ganz conſternirt.

— Das kleine, ſchneeweiße Spitzel, das meine gute Eva Dir zu Ehren „Hanſel“ getauft hat . . .

— Dieſes Hundel, ſtammelt Strauß und bleibt ſtecken.

— Dieſes Hundel, fährt Toni mit reizender Schadenfreude fort, iſt uns vor fünf Tagen auf der Baſtei nachgelaufen. Ich fragte meinen Herrn Gemahl, ob er das bewußte Hundel nicht kenne? Nein, ſagte er. Als ich ihm dies nicht glauben wollte, war er ſo gütig, mir zu verſichern, er wolle wie dieſes vermaledeite Hundel auf allen Vieren laufen, wenn ich ihm nicht himmelſchreiendes Unrecht thäte. Da dieſes Hundel aber, wie ich höre, Ihrer lieben Frau gehört, ſo werden Sie begreifen, daß ich meinem Herrn Gemahle keineswegs Unrecht that. Holen Sie ſich Ihr kleines Hündchen, ſagte ſie und reichte ihm ihren Arm, um ihn in ihr Zimmer zu führen, wo Hänschen in der Ecke des Sopha's ſchlief. Meinem Herrn Gemahle, dem Geber dieſes reizenden Spitzes, wird nun freilich nichts Anderes übrig bleiben, als ſein Verſprechen bei paſſender Gelegenheit wahr zu machen und . . .

— Wie mein Hundel auf allen Vieren zu laufen, ergänzt Lanner und folgt lachend Straußens Frau in's Nebenzimmer.

— Der Teufel hole die ganze Geſchichte! ſagt Strauß und . . . verwünſcht Eva's Hund und Lanner's Eiferſucht.

## 34.

Peri, deren fernere Schickſale und galante Reiſe-Abenteuer der grundgütige Leſer bruchſtücksweiſe aus dem Munde der k. k. Hoftheater-Supernumerar-Logenſchließerin Hermione von Roſenkranz erfahren hat, war in der That erſt unlängſt nach Wien zurückgekehrt, keineswegs aber, wie Lanner erzählt hatte, in Begleitung des italieniſchen primo tenore Rubini, ſondern als Reiſegefährtin eines ungariſchen Grafen, der ihre Bekanntſchaft in Paris gemacht und beſchloſſen hatte, mit ihr das Frühjahr in Wien zuzubringen und ſie dann auf ſeine Güter nach Ungarn mitzunehmen.

Der ungariſche Graf gehörte zu jenen Glückskindern, auf deren Stirn mit Mauerſchrift zu leſen iſt, daß nur böswillige Verläumdung ſie für die Erfindung des Schießpulvers verantwortlich machen kann. Der Ungar war reich, aber dumm. Wohl ihm! Denn wäre er, umgekehrt, geiſtreich, aber arm geweſen, ſo hätte kein Hahn und noch viel weniger eine Henne wie die ehemalige Mündel des Hausmeiſters Springerl um ihn gekräht.

Der gute Graf glaubte in Peri, die er an einer heimlichen Spielbank im Faubourg Saint-Germain kennen gelernt, die Regula de Tri aller weiblichen Tugenden, eine neue Lucrezia entdeckt und in ihr das goldene Vließ der fleckenloſeſten Unſchuld erobert und aus Paris entführt zu haben. Er ſchwärmte für ſie mit echt magyariſcher Gluth und Leidenſchaftlichkeit. Sie war der ſechſte Finger ſeiner Hand, das Alpha und Omega ſeines Herzens.

Zu den vielen Schwachheiten des verliebten Magnaten gehörte unter Andern auch die, ſeine äußerſt tugendhafte Freundin, um ſie den Verfolgungen der jungen und, wie man weiß, etwas zudringlichen Männerwelt Wien's zu entziehen, faſt immer in Männerkleidung erſcheinen zu laſſen. Peri erwies ihm dieſe Gefälligkeit um ſo lieber, weil ſie, die ſich in der Schule der Pariſer Loretten ganz und gar emancipirt hatte, im Männer-Coſtume viel freier und ungenirter als in Frauentracht ſich bewegen konnte.

Eines Mittags, als Pepi — mit goldenen Sporen an den aus Sakoski's Atelier hervorgegangenen Mignonſtiefeln, einer brennenden Havannah im Munde und einem Reitgertchen in der Hand, — am Arme ihres väterlichen Beſchützers auf dem Kohlmarkte, dem Corſo der Wiener, rauchend auf und ab bummelt, erblickt ſie an der Ecke der Herrengaſſe einen Mann, der vor einem Bilderladen ſteht und den ihr ſcharfes Auge augenblicklich erkennt.

Mit dem Brillantknöpfchen ihrer Reitgerte berührt ſie leiſe deſſen Schulter. Dieſer Mann dreht ſich um und betrachtet den Eigenthümer dieſer Reitgerte, der lächelnd ihm den Rauch ſeiner Cigarre in's erſtaunte Geſicht bläſt.

— Wie? fragt Pepi, Sie erkennen mich ſchon wieder nicht?

— Ah, mein Gott, Sie ſind . . .

— Ich bin, unterbricht ihn die Begleiterin des ungariſchen Grafen mit einem vielſagenden Blick, Ihre Nichte Pepi von Roſenkranz, die ſeit vierzehn Tagen aus Paris zurückgekehrt iſt. Dies, lieber Freund, ſagt ſie zum Ungarn gewendet, iſt mein weltberühmter

Vetter Johann Strauß, von welchem ich Dir in Paris ſo viel Schönes erzählt habe. Dies, cher cousin, fährt ſie fort, mit der Reitgerte auf ihren Geliebten hindeutend, iſt mein Reiſebegleiter, Mentor und Cavaliere servente, Graf Aurelian Göngölengyi, der mich nach Peſth und von dort auf meinen Wunſch dieſen Winter nach der Türkei und Egypten begleiten wird.

— Aber, liebe Pepi, fragt Strauß, noch immer ganz Staunen, wie kommen Sie . . . ?

— In Mannskleider, wollen Sie mich fragen? Das will ich Ihnen ſagen. Auf der Reiſe, unſterblicher Vetter, iſt dies weit bequemer. Auf der Straße wird man als Dame von jedem Maulaffen begafft. In dieſer Tracht ſteht mir das Recht zu, jede hübſche Frau in's Auge zu faſſen und keine Schürze ungeneckt zu laſſen. Nur zu Hauſe bin ich Weib!

— Ja, ganz Weib, ſetzt der Mentor dieſes weiblichen Telemachs mit ſelbſtgefälligem Schmunzeln hinzu, indem er ſich einen Zipfel ſeines Schnurbarts in die Höhe dreht.

— Schweigen Sie, alter Schwätzer, ſagt Pepi und häkelt ſich ungenirt in den Arm ihres ſogenannten Vetters ein, der ſo beſtürzt und blöde iſt, daß er nicht Muth genug hat, der ſogenannten Couſine die

Ehre ſeines Armes zu entziehen. Rauchen Sie, lieber Vetter? fragt die Emanzipirte, ihm ihr Cigarrentäſchchen von Limaſtroh hinhaltend.

— Ich danke, meine Liebe, ich rauche keine Cigarren . . .

— Seit wann? fragt Pepi, die ihr Reitgertchen in der Luft ſpielen läßt.

— Das heißt, ich rauche wohl, aber nicht auf der Straße . . .

— Und warum nicht, liebenswürdigſter aller Vetter?

— Erſtens, weil es nicht ganz anſtändig, und zweitens, weil es, hier wenigſtens, ſtreng verboten iſt.

— Ja, ſehen Sie, Vetterchen, gerade weil es ſtreng verboten iſt, gewährt es Ihrer Couſine doppelten Genuß, eben nur auf der Straße zu rauchen.

— Ich warne Sie, meine liebe Pepi! Dieſer verbotene Genuß könnte Sie ſehr leicht in Berührung mit der Polizei bringen . . .

— Mit der Polizei? Iſt mein Mentor nicht ungariſcher Graf?

— Ja, ich bin Graf! ſagt Aurelian ſich aufſpreizend wie ein Pfau. Einer meiner Vorfahren hat am 27. September 1527 unter dem Commando des Grafen Niclas von Salm Wien von den Türken befreit . . .

— Sie begreifen, Vetter, daß dies keine Kleinigkeit war . . .

— Ich begreife Alles, nur Eines nicht, das nämlich, was Sie veranlaßt, mich . . .

— Sie zu führen? unterbricht ihn Pepi. Als Mann verkleidet, liebſter Freund, habe ich mich daran gewöhnt, immer Jemand in's Schlepptau zu nehmen. Vetterchen, fährt ſie fort, heute Mittag müſſen Sie mit uns ſpeiſen!

— Ja, Vetter, ſpeiſen Sie mit uns, wiederholt der Graf.

— Das iſt mir für heute rein unmöglich, erklärt Strauß, der fortwährend ängſtlich um ſich blickt.

— Nichts in der Welt iſt unmöglich! Was hält Sie ab, Vetter, heute unſer Gaſt zu ſein?

— Meine Frau erwartet mich zu Hauſe . . .

— Teufel, Sie ſind noch immer verheirathet?

— Allerdings!

— Das muß mit der Zeit etwas langweilig werden, meint Dame Pepi mit der Reitgerte den Staub von ihren ſchwarzen Beinkleidern abklopfend.

In demſelben Augenblick führt der boshafteſte aller

Schabernackſpieler, der ſchadenfrohe Zufall, Straußens Frau aus dem Laden eines Gewölbes, in welchem ſie eben kleine Einkäufe gemacht hat, ihrem Manne in den Weg, an deſſen Arm noch immer ſeine ſogenannte Nichte hängt.

Toni's eiferſüchtiges Auge erkennt ſofort trotz der männlichen Verkleidung das darin verſteckte Weib. Sie pflanzt ſich wie ein empörter Schlagbaum dicht vor ihren Gemahl und deſſen ziemlich unverſchämte Begleiterin mit zornſprühendem Blick und der ironiſcher Begrüßung auf:

— Mein Herr, ich bin unendlich erfreut, Sie am Arme dieſer Fremden da zu finden . . .

— Wer iſt dieſe Perſon? fragt Peri, die ihr Lorgnon nimmt und Straußens Ehehälfte vom Kopf bis zu den Füßen mißt.

— Das iſt meine Frau, ſtammelt Strauß.

— Ah! ruft Peri, ſie noch ſchärfer in's Auge faſſend. Nicht übel! ſpricht ſie dann zu ihrem ungariſchen Mentor gewendet.

— Ja, ſagt dieſer, nur die Naſe iſt zu dick!

— Herr, was kümmert Sie meine Naſe? ruft Toni. Wer iſt dieſe Perſon? fragt ſie ihren Gatten.

— Dieſe Perſon da iſt meine Nichte!

— Deine Nichte? wiederholt Toni mit eſſigſaurem Hohne.

— Allerdings meine Nichte, Gräfin Aurelia . . .

— Göngölenyi aus Temesvar, ſetzt Pepi hinzu.

— Ei, ſeit wann haſt Du Nichten? fragt die eiferſüchtige Juno.

— O, ſchon ſeit mehreren Jahren! Die Gräfin kommt mit ihrem Herrn Gemahle geraden Weges aus Paris und geht nach Peſth . . . ich glaube, ſchon morgen . . .

— Nein, kleiner Vetter! Wir bleiben drei Monate in Wien.

— Ja, drei Monate, wiederholt der Graf.

— Mein Gemahl, fährt Pepi fort, hofft und wünſcht Sie, beſter Vetter, während dieſer Zeit oft, recht ſehr oft bei uns zu ſehen! Wir wohnen im Erzherzog Carl und . . .

— Laſſen viel Geld d'raufgeh'n, ergänzt Aurelian.

— Will die kleine Couſine heute mit uns ſpeiſen? fragt die soi-disante Gräfin.

— Ich danke, Madame, erwiedert Toni mit bitterſüßem Lächeln. Ich pflege nur mit Leuten zu ſpeiſen, die ich genauer kenne; aber da ich Sie heute zum erſten Male ſehe und mit nicht geringer Verwunderung erfahre, daß Sie die plötzlich vom Himmel herabgeſchneite Nichte meines Mannes ſind, ſo werden Sie begreifen, daß ich Ihre allzufreundliche Einladung nicht annehmen kann.

— Auch gut, meint Graf Aurelian Göngölengyi.

— Der gute Vetter ſcheint unter dem Pantoffel ſeiner Frau zu ſtehen, lächelt Peri. Nun, ich habe nichts dagegen. Wann aber, Vetter, beſuchen Sie uns?

— Sobald ich kann! erwiedert der Ehemann.

— A revoir, cher cousin!

— Adieu, Madame, ſagt Aurelian zu Toni.

Und beide Paare trennen ſich am Eingange zum Graben.

## 35.

Strauß bietet ſeiner Frau den Arm an. Toni aber weiſ't ihn ſchmollend zurück.

— Das iſt eine ſaubere Couſine, das! Bei helllichtem Tage als Mann verkleidet, geſtiefelt und geſpornt wie ein Geck, rauchend über den Kohlmarkt zu gehen! Gott ſchütze jeden ehrlichen Mann vor ſolchen Baſen!

— Was haſt Du an ihr auszuſetzen?

— Dieſe kokette Perſon iſt ſo wenig die Frau jenes alten Mannes als ich Deine Großmutter bin.

Täuſcht mich nicht Alles, dann iſt die ſogenannte Gräfin Aurelia, die Du dreiſt genug für Deine Nichte ausgiebſt, jene abenteuerliche Peri, von welcher uns die Logenſchließerin ſo viel Schönes erzählt hat . . .

— Das dachte ich mir! Aber, Kind, Du irrſt . . .

— Ja, ja, ganz ſo wie damals, als Ihnen das Hündchen Ihrer Freundin Eva nachlief, jenes Hündchen, das Sie eben ſo verleugneten, wie Sie jetzt dieſe bewußte Pepi verleugnen. O, mich machen Sie nicht blind!

— Toni, liebe Toni, ſei doch vernünftig!

— Ja, das will ich endlich werden, und um Ihnen einen Beweis davon zu geben, will ich Ihnen einen Vorſchlag machen . . .

— Schlage vor, reizender Othello!

— Wir wollen uns ſcheiden laſſen!

— Aber weßhalb denn? Wozu denn?

— Sie können dann Ihre Nichte heirathen!

— Ich liebe dieſe emancipirten Frauen nicht! Des Weibes höchſter Schmuck iſt Sittſamkeit und . . .

— Cigarren rauchen auf der freien Straße . . .

— Der Teufel hole die verwünſchte Gräfin!

— Schweigen Sie! Ihre ſogenannte Nichte iſt eben ſo wenig Gräfin als jener Pudel dort Marquis iſt. Dank dir, grundehrliche Logenſchließerin! Nun weiß ich Alles, Alles!

— Etwas aber, was Du wahrſcheinlich noch nicht wiſſen wirſt, iſt die Neuigkeit, daß unſer überaus freundlicher Hausnachbar, Herr P. P. von Heupferd, derſelbe, der ſich herabgelaſſen hatte, Dir neulich ein Stelldichein zu geben, vorgeſtern etwas Prügel bekommen hat . . .

— Von Dir? fragt Toni, plötzlich umgewandelt.

— Was fällt Dir ein. Nur Pöbel rächt ſich auf ſolche Weiſe!

— Wer alſo hat dieſen Gecken geprügelt?

— Crescenzia's Bräutigam, der Fiacre Joſeph Herzog . . .

— Und weßhalb hat er ihn geprügelt?

— Um einer Laue ſeiner Braut zu fröhnen. Nicht eher, ſagte die gute Crescenz, darfſt Du mich zum Traualtare führen, als bis Du jenem Pavian, der mir auf Schritt und Tritt nachläuft, einen kleinen Denkzettel gegeben haſt. — Am Abende deſſelben Tages beſchloß der „Unbändige" ſeinem unverſchämten Nebenbuhler aufzupaſſen und Crescenzia's Wunſch zu erfüllen. Der Cavalier der Poeſie bekam mehr Prügel, als ihm lieb war. Der Lohn dieſer nächtigen Heldenthat erfolgte geſtern früh. — Joſeph und Creſcenz ſind geſtern zum erſten Male aufgeboten worden und heute über vier Wochen iſt Hochzeit.

— Und all' dieſe Neuigkeiten weißt Du?

— Aus beſter Quelle, meine gute Toni! Aus dem Munde des überglücklichen Bräutigams, der vor einer Stunde mir dies Alles ziemlich ausführlich erzählt hat.

— Und Du beneideſt ihn wohl ſehr?

— Und weßhalb ſollte ich ihn beneiden?

— Weil Creſcenz, die ſtets ſo verliebte Lieder geſungen und mit ſo rührender Virtuoſität Deine Stiefel geputzt hat, die Frau dieſes überglücklichen Bräutigams wird.

— Alſo auch auf ſie noch immer eiferſüchtig! Kind, Du quälſt Dich ohne Noth!

— Ei, ſoll man nicht eiferſüchtig ſein, wenn man ſeinen Mann jeden Monat auf neuer Untreue ertappt. Vor Kurzem noch ſchwärmte man für die erſte Frau im Paradies und heute brennt man lichterloh für eine fremde Abenteuerin, die man ſeiner armen, ſchwerbetrogenen Frau als Nichte vorzuſtellen ſich erkühnt. . . .

— Du biſt in dieſem Punkte unverbeſſerlich . . .

— Und eben weil ich's bin, gebe ich Dir noch einmal den guten Rath, Dich bald von mir zu trennen . . .

— Sprich, Toni, iſt dies Dein Ernſt?

— So wahr Sie ein treuloſer Verräther ſind! erwiedert die arme Toni mit thränenumflortem Blicke.

— Nun, dann ſcherzeſt Du nur; denn ich bin kein Verräther!

— Ei, was biſt Du denn?

— Ich bin Dein Mann, der nie aufhören wird, Dich zu lieben!

— Ja, aber wie?

— Aus allen Tonarten meiner treuen Seele!

— Guten Morgen! flötete hinter dem Paare eine äußerſt liebliche Stimme, die aus dem Roſenmunde einer frühlingsfriſchen Frau kam, die ihren Fächer zärtlich auf Toni's Schulter niedergleiten ließ.

Beide blickten um ſich und erkannten zu ihrem größten Schrecken Frau Eva Lanner.

In ihrem luftigen Frühlingskleide von perlgrauer Seide glich Eva einer durchſichtigen Sylphide, die ſich auf dem Stengel einer Blume ſchaukelt und deren glänzende Schönheit die Blicke aller Vorübergehenden ſo magiſch zu feſſeln verſteht, daß jedes Auge, geblendet vom Nimbus ihrer Reize, auf ihrer Erſcheinung klettenartig hängen bleibt.

— Du biſt's, Eva? fragt Straußens Frau.

— Sieht man Dich auch einmal? fragt Eva, den ſtummen Gruß von Toni's Gemahle mit dem verbindlichſten Lächeln, das ihren Lippen zur Verfügung ſtand, freundlich erwiedernd. Seit Monden hab' ich Dich nicht geſehen. Es freut mich, Dir zu begegnen, um Dir Vorwürfe zu machen darüber, daß Du ſelbſt von Deiner beſten Jugendfreundin Dich ganz und gar zurückziehſt. Du lebſt zurückgezogen wie eine Einſiedlerin . . .

— Ach, Eva, ich haſſe die Welt . . .

— Und warum, meine arme Toni?

— Weil alle Menſchen falſch und eigennützig ſind!

— Dich haben die Bücher aus der Leihbibliothek ungerecht gegen die Welt und Deine Freunde gemacht. Siehſt Du, Kind, ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Buch geleſen, und aus dieſem Grunde, glaube ich, nehme ich die Menſchen wie ſie ſind, fange niemals Grillen, bin niemals mißtrauiſch, niemals eiferſüchtig und noch immer ſo luſtig, als ich es früher war. Apropos, lieber Freund, fährt ſie zu Strauß gewendet fort, ich bedaure unendlich, geſtern Abend, als Sie mir die Freude ihres Beſuches zugedacht hatten, nicht zu Hauſe geweſen zu ſein. Ich war im Joſefſtädter Theater. Hätte ich ahnen können, daß Sie mich beſuchen würden, wäre ich ſicher nicht ausgegangen . . .

— Wie, Hans, Du warſt geſtern bei Eva?

— Ja, Hans, Dein Mann wollte ich ſagen, war geſtern bei mir . . .

— Ich hatte in der That bei Ihnen angeklopft, um . . .

— Um? wiederholt der weibliche Groß-Inquiſitor.

— Um mich nach dem Befinden meines alten Freundes zu erkundigen . . .

— Wie, nicht auch um das meinige? fragt Eva, mit der Spitze ihres äußerſt beredſamen Fächers jenen Frackknopf berührend, der gerade auf der Stelle ſeines Herzens ſaß.

— Allerdings! ſtammelt der verlegene Ehemann, der Hauptgrund meines Beſuches aber war Lanner zu bitten, mir zu ſagen, wo er . . .

— Wo er? wiederholt Toni ihn fixirend.

— Wo er ſeine Violinſaiten kauft. Mir platzt jetzt jeden Augenblick eine E-Saite.

— Und mir, Hans, platzt die Geduld!

— Warum, meine angebetete Ungeduld?

— Weil Du mich fortwährend belügſt und hintergehſt. Gerade geſtern, als ich Dich zufällig gefragt hatte, ob Du ſchon lange nicht bei Eva geweſen ſeiſt, ſagteſt Du: „O ſchon ſehr lange nicht! Ich weiß gar nicht mehr, wie dieſe Frau ausſieht!“

Eva lächelt mit einer Miene, aus welcher das transparente Wort Spitzbube ohne beſondere Schwierigkeit herauszuleſen iſt.

— Ei, fragt Lanners Frau, ſiehſt Du es nicht gern, daß Dein Mann uns dann und wann beſucht?

— Ich habe durchaus nichts dagegen, daß mein Mann Euch (ſie betont dieſes Wort abſichtlich etwas ſcharf) dann und wann beſucht; doch ſehe ich's durchaus nicht gern, daß er mir ſo oft die Unwahrheit ſagt ...

— Ei, ei, Toni, Du biſt ungalant!

— Du, liebe Eva, biſt etwas kokett!

— Ja, das bin ich, geſteht die Angeklagte, grüßt lächelnd den Freund ihres Mannes und verläßt Toni, ohne ſie eines Grußes zu würdigen.

Toni iſt außer ſich über Eva.

### Moral.

a) Der Ehemann ſoll nicht lügen.

b) Die Ehefrau ſoll nicht eiferſüchtig ſein.
c) Grüner Spargel iſt beſſer als weißer.

## 36.

Vier Wochen nach jener Begegnung auf dem Kohlenmarkte — am 15. Juni des Jahres 1829 — hatte die gute Stadt ein ganz eigenthümlich feſtliches Ausſehen. Aber dieſer feſtliche Schmuck beſchränkte ſich nur auf Eine Schichte der Bevölkerung: auf die Legion der Fiacres.

An dem eben genannten Tage hatte jeder dieſer Roſſe- und Wagenlenker ſich in ſeinen Sonntagsſtaat geworfen, ein Veilchen-Büſchel in's Knopfloch und einen grünen Tannenreiſer an ſeinen Hut geſteckt und — was in hundert Jahren kaum fünf Mal zu geſchehen pflegt — weiße, waſchlederne Handſchuhe angezogen.

Nur die Eingeweihten wußten, weßhalb die Herren Fiacres an dieſem Tage in ſo ungewöhnlichem Feſtſchmuck erſchienen.

Am Sankt-Peter fragt ein Polizeiſergeant einen der dort haltenden Fiacres um den Grund dieſer auffallenden Erſcheinung. Der Gefragte erwiedert:

— Heut' iſt für uns ein Feſttag. Heut wird in der Leopoldſtädter Pfarrkirche einer unſerer beliebteſten Kameraden getraut.

— Wie heißt er denn?

— Joſef Herzog und ſeine Zukünftige — ein blitzſauberes Madel — heißt Crescenzia Meyerl. Eine Deputation von zwölf der ſauberſten Fiacres hat den Brautleuten im Namen der ganzen Zunft gratulirt, der Braut ein von Joſef Danhauſer gemaltes Muttergottesbild und dem Bräutigam eine Ehrenpeitſche mit einem ſilbernen Griff geſchenkt. Karl Meisl hat das Hochzeitsgedicht gemacht, Wenzel Müller hat's in Muſik geſetzt und heute Abend ſollen im Apolloſaal, wo die Hochzeit gefeiert wird, alle ſechsundzwanzig Strophen dieſes Liedes unter Pauken und Trompeten losgelaſſen werden.

— Aber ſag' mir, Franzel, warum iſt denn gerade dieſer Herzog unter Euch ſo beliebt?

— Warum? Weil er am beſten fährt und ein grundgeſcheidter Kerl iſt. Wenn Einem unter uns Unrecht geſchehen ſoll, dann muß er uns vertheidigen, denn er weiß mit ſeiner Zunge eben ſo gut als mit ſeiner Peitſche umzugehen; ſie hat ſchon mehr als ein

Mal uns herausgebiſſen, und darum iſt jeder von uns ihm gut und dankbar für's ganze Leben!

— Wirſt auch Du bei der Hochzeit ſein?

— Na ob! Ueberall, wo's was zu tanzen und zu trinken giebt, da kann Franz Wachtelhuber unmöglich fehlen!

— Wer aber wird heute Abend Deinen Wagen führen?

— Mein Vetter!

— Und wer iſt denn Dein Vetter?

— Maurerpolier und wie er ſagt, muthmaßlicher Erbe meines Wagens und dieſer Schecken da, die in ganz Wien die ſchönſten ſind, ſpricht der Fiacre, mit der Spitze ſeiner Peitſche eines ſeiner Lieblinge berührend.

— Ich wollt', ich wär' Dein Vetter! ſeufzt der Polizeimann.

Da gerade wird der Fiacre abgerufen.

## 37

Abends ward alſo die Hochzeit gefeiert.

Schon gegen neun Uhr hatte die Zahl der hohen Gäſte, die einzig und allein aus Fiacres, ihren Müttern, Frauen, Schweſtern, Baſen oder Geliebten beſtand, eine ſolche Höhe erreicht, daß die weitläufigen Räume des Apolloſaales ſie kaum aufzunehmen vermochten.

Der Mittelpunkt dieſes eben ſo heitern als ungezwungenen Feſtes iſt die höchſt appetitliche Braut, die Tochter aus dem Volke, die ſich in ihrem einfachen und vielleicht grade deßhalb doppelt reizenden Hochzeitsſtaate anmuthiger als manche soi-disant vornehme Braut benimmt.

Das Diadem ihrer Stirne iſt Unſchuld. Der Zauber ihrer Toilette iſt Geſchmack. Crescenz iſt ganz Glück, ganz Liebreiz. Glücklicher Joſeph! Dreimal beneidenswerther Fiacre mit dem „gläſernen Stammbuch!" Lieber als Dein zerbrechliches Wagenfenſter-Album iſt mir Dein ſchmuckes Weib!

Die zwei Zeugen der Neuvermählten ſind ein paar allerliebſte Stubenmädchen; Joſephs Zeugen, die Crême des Fiacreſtandes, ſind ein paar Stutzer, die durch etwas barocken Aufputz — Beide tragen buntgewürfelte Beinkleider und höchſt abenteuerliche Vatermörder — Anlaß zum Lächeln geben.

Der Eine dieſer Zeugen, unter dem Spitznamen „Flötenſeppel" bekannt, hat als Tänzer eine gewiſſe Berühmtheit durch die Kühnheit ſeiner faſt ellenhohen

Entrechats erlangt. Der Andere, „Mehlſpeishanſel" zubenannt, iſt als Vielfraß und leidenſchaftlicher Verehrer der Eierſpeiſen faſt eben ſo ſehr, als Grimod de la Reynière durch ſeine Vorliebe für Hummer und Trüffel berühmt geworden.

Das von Philipp Fahrbach geleitete Orcheſter ruft die luſtige Fiacrewelt ſo eben zur Quadrille.

Crescenz tanzt mit dem entrechatkühnen „Fiſolenſeppel," der „Unbändige" mit der erſten Brautjungfer, mit Mamſell Reſi, dem flotten Stubenmädchen aus dem „goldenen Lamm;" „Mehlſpeishanſel" tanzt mit Mamſell Nanni, Stubenmädchen aus dem „rothen Igel;" das vierte Paar iſt der uns bereits bekannte Franz Wachtelhuber, Eigenthümer der zwei ſchönſten Schecken, und Mamſell Seperl, Köchin aus dem „wilden Mann" und Beſitzerin der zwei ſchwärzeſten Augen der ganzen Kärnthnerſtraße.

In dem Augenblick, als „Fiſolenſeppel" einen ſeiner kühnſten Entrechats riskirt, ſagt die Königin des Feſtes zu ihrem Tänzer:

— Sie ſpringen ja wie ein Gummiball.

— Ihnen zu Liebe ſpringe ich deckenhoch!

— Wenn Sie nur kein Pech haben und einmal ausglitſchen und hinfallen, warnt Crescenzia.

— Das iſt mir noch nie paſſirt, meint der unermüdliche Katzenſprungmann, macht dabei einen neuen Entrechat und — fällt dergeſtalt, daß die ganze Quadrille wie aus Einem Munde ſchrie:

— Himmel!

„Fiſelenſeppel" hat ſich das Naſenbein zerſchlagen. Er blutet wie ein angeſchoſſener Eber. In Ermangelung eines Schnupftuches, das er in der erſten Beſtürzung nicht finden kann, reicht ihm „Mehlſpeishanſel" ein Blatt des „öſterreichiſchen Beobachters," den er aus der Seitentaſche herausgezogen hat. Er wiſcht ſich die geſchundene Naſe mit dem „Königreich Portugal" und ziemlich großer Gemüthsruhe.

— Sehen Sie, was hab ich Ihnen geſagt? ſpricht Crescenz, die das Lachen mit Mühe zurückhalten kann.

— Daran iſt der gewichſte Fußboden Schuld, meint der Tänzer mit dem beſchädigten Naſenbein und erhebt ſich, durch den Fall nicht klug gemacht, zu der ſchwindelnden Höhe eines neuen Katzenſprungs.

Crescenz hält ihn am Rockflügel feſt. Seppel verliert das Gleichgewicht, purzelt zum zweiten Male hin und zerplatzt ſich die quadrillirten „Unausſprechlichen."

Diesmal erſchallt, ſtatt des Schreckenſchrei's, ein Uniſono-Gelächter.

— Heute hab ich Pech, ſagt Seppel und wird kleinlaut.

— Urach der Wilde iſt jetzt zahm! ſpricht der „Unbändige“ zu Jungfer Reſi, die ſich vor Lachen das Schnupftuch vor den Mund hält.

— Es geſchieht ihm ganz Recht, flüſtert Jungfer Sepherl ihrem Tänzer zu.

— Er will immer höher als jeder Andere hinaus, meint Wachtelhubers Franzel. Auch ich gönn' ihm dieſe Lection …

— Warum? fragt die zahme Köchin aus dem „wilden Mann.“

— Weil er mir ſehr z'wider iſt …

— Und warum denn?

— Weil er ſich einbildet, daß ſeine alten Rappen ſchöner ſind als meine junge Schecken …

— Haben Sie Schecken? fragt Mamſell Sepherl.

— Und was für welche? Schecken ſo jung und feurig wie Sie!

— Ich bedanke mich für das Compliment.

— Nicht Urſach! ſagt Franzel, ſein Kinn in die Tiefe ſeiner weißen, engliſch-ledernen Halsbinde vergrabend.

— Sie tanzen wie die Bajadere! ſpricht „Mehlſpeishanſel“ zur ſchalkhaft hüpfenden rothen Igel-Nanni.

— Bajadere? Bei wem dient ſie denn? fragt die Köchin!

— Bajaderen, liebes Nannerl, dienen nicht, ſie tanzen nur . . .

— Ah, dann möcht auch ich ſo was ſein, denn ich tanze für mein Leben gern . . .

— Dann, Engerl, ſollten Sie heirathen . . .

— Aber es nimmt mich ja Niemand! ſeufzt die zahme Schürze.

— Ich, Schatzerl, heirathe Sie ohne Weiteres!

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Beim Olymp! betheuert der beleſene Fiacre.

— Den kenn' ich nicht, geſteht Nanni.

— Das macht nichts, wenn Sie nur kochen können!

— Ja, das kann ich!

— Schön, Nannerl, ich heirathe Sie, wenn Sie mir etwas verſprechen . . .

— Ich ſoll Ihnen wohl treu ſein?

— Das gerade nicht . . .

— Na, was denn? fragt die Neugierige.

— Sie müſſen verſprechen, mir jeden Tag eine Mehlſpeis zu machen.

— Hier haben Sie meine Hand darauf!

— Abgemacht! ſagt Mehlſpeisbaniel, ich heirathe Sie!

— Aber wann, wann?

— Am nächſten Donnerſtag, der ...

— Na, was denn der?

— Der zufällig auf einen Freitag fällt.

— Gengen's, gengen's, Sie ſein recht ſchlimm!

— Spaß muß ſein! ſagt Joſeph Herzog.

Die Quadrille iſt zu Ende. Bald darauf folgt ein wüthender Galopp. Das Orcheſter ſpielt Opus 28 von Strauß. Dies iſt der reizende „Wettrennen-Galopp." Der iſt hier ganz am Platze. Es iſt kein Tanz mehr ... es iſt geradezu ein Pferderennen wie auf der Simmeringer Heide bei Wien, wie auf Epſom bei London, wie auf Ascot bei Windſor. Die rennenden Paare überſtürzen ſich. Einer fällt zuletzt auf den Andern. Man fällt, man ſchreit und ... lacht, man lacht, man ſchreit und ... fällt.

Vive la danse, vive le galop! — — — —

Erſt gegen Morgen trennte man ſich. Dem „Mehlſpeisbaniel" war die Ehre vorbehalten, das luſtige Paar nach Hauſe zu fahren. Joſeph konnte es kaum erwarten, Mariahilf zu erreichen, wo die Neuvermählten ihre Wohnung aufſchlugen.

Am folgenden Morgen kommt ein Brief. Dieſer Brief, von einem Geſchenke begleitet, trägt nicht den Namen des Abſenders. Es heißt darin kurz und bündig:

„Meine lieben Freunde.

Jemand, der an Eurem Wohlergehen aufrichtigen Antheil nimmt, ſendet Euch, begleitet von den beſten Wünſchen für Euer ferneres Fortkommen, beifolgend ein kleines Hochzeitsgeſchenk. Nehmt den Willen für die That!

Der Schreiber dieſer Zeilen bittet Euch ſchon heute um die Ehre, bei Eurem erſten Jungen Gevatter ſtehen zu dürfen.

Bis dahin erinnert Euch bisweilen an Denjenigen, welcher iſt und bleibt

Euer aufrichtiger Freund.“

Das Geſchenk beſteht aus ſechs ſchweren Silberlöffeln, auf deren Stiel ein C und ein H, die Anfangsbuchſtaben der jungen Frau, Crescenzia Herzog, eingegraben ſind.

Crescenzia iſt außer ſich vor Freude. Auch der „Unbändige“ freut ſich unbändig, denn Beide errathen ſofort den freundlichen Geber. Es iſt kein Anderer als — Strauß!

## 38.

Um dieſe Zeit war im Schooße der Ludlamshöhle, bei Gelegenheit der in Anregung gebrachten Stiftungsfeier derſelben, ein großes Schisma ausgebrochen durch die Geſchmacksrichtung der Mitglieder, die nicht einig werden konnten, ob bei dem beabſichtigten Feſte — hört, hört! — blos Burgunder oder blos Champagner getrunken werden ſollte.

Die Höhle zerklüftete ſich in zwei feindliche Lager: in Burgunderianer und Champagneriſten. An der Spitze der erſten Partei ſtanden Grillparzer, Schreyvogel und Deinhardſtein; an der Spitze der andern Herr von Kurländer, Eduard von Bauernfeld und Caſtelli.

In einer durch die Machtvollkommenheit des Präſidenten zuſammengerufenen Generalverſammlung ward zu friedlicher Schlichtung dieſer Streitfrage eine aus ſechs Mitgliedern und einem Vorſitzenden beſtehende gemiſchte Commiſſion aus den Reihen der feindlichen Lager niedergeſetzt, um in längſtens vierzehn Tagen ihr Gutachten über die hochwichtige Frage abzugeben, ob Burgunder oder Champagner vorzuziehen ſei?

Dieſe gemiſchte Commiſſion wählte den geiſtreichen

Verfaſſer der „Bekenntniſſe“, Herrn von Bauernfeld, zu ihrem Referenten. Schon acht Tage darauf ſtattete dieſer der Ludlamshöhle folgenden geſchichtlich-wiſſenſchaftlichen, von zwei beeideten Stenographen wörtlich aufgenommenen Bericht ab:

Meine Herren Ludlämmer!

Der Wein erfreut des Menſchen Herz. Das hat — ſchon ſehr lange vor mir! — der kleine Pſalmiſt David und der große Kriegsrath Carl Müchler in Berlin behauptet; folglich, Freunde, muß es wahr ſein.

Bekanntlich aber giebt es viele Weinſorten. Zu Paulus Zeiten waren im alten Rom ſchon viererlei Sorten ſüßen Weines bekannt. Der große Cato — ſein Name ſei geprieſen! — kannte bereits acht Sorten italieniſcher Weine. Aber Schade, daß er uns nicht geſagt hat, welche darunter die beſte geweſen ſei. Plinius rühmt den Mamertiner, Vater Horaz den Falerner (Falernum oder Massicum vinum).

Vom Letztern, zum Geſchlechte der Muskateller gehörend, gab es zwei Unterſorten: eine hochrothe und eine goldgelbe. Horaz liebte die erſtere.

Hortenſius, ein Nebenbuhler des klaſſiſchen Schwätzers Cicero, liebte beide zugleich und außer ihnen auch noch den feurigen Cyperwein.

Euer Referent, edle Söhne des großen Ludlam, achtet jenen großen Redner Hortenſius, weil er ſeinen lachenden Erben — geſegnet ſei ſein Andenken! — eine klaſſiſche Bibliothek von … zehntauſend Eimern des allerfeinſten Falerners hinterließ.

Jetzt giebt es Tauſende von Weingattungen. Aber welche darunter iſt die beſte?

Dieſelbe hochwichtige Frage, die ſeit Kurzem Ludlams früher ſo rührend-einige Höhle in zwei Faktionen geſpalten hat, war ſchon im Jahre 1711 in Frankreich Veranlaſſung geweſen zu einer literariſchen Fehde zwiſchen zwei der berühmteſten Profeſſoren der Pariſer Hochſchule.

Der Eine, Bénigne Grenan (geboren 1681 zu Nevers in Burgund) hatte aus Liebe zu ſeinem Vaterlande den feurigen Burgunderwein in einer nicht minder gluthvollen Ode in lateiniſcher Sprache beſungen.

Der Andere, Charles Coffin (geboren 1676 zu Buzancy bei Rheims) hatte ſich dagegen zum Champion des brüſelnden Champagners aufgeworfen und in einer — gleichfalls lateiniſchen — Ode die Vorzüge ſeines ſchäumenden Landsmanns mit ſo vieler Gluth und Begeiſterung vertheidigt, daß Meiſter Grenan's Gedicht einen ſchwierigen Stand bekam.

In Folge dieſes poetiſchen Wettkampfes hatten ſich damals unter den Weinkennern der Hauptſtadt Frankreichs, wie jetzt unter uns Ludlamiten, zwei Parteien heraus- und herangebildet:

Die Grenaner hielten es mit den ſchweren Weinen von Burgund, die Coffiniſten mit den leichten Weinen der Champagne. Beide Faktionen ſtanden ſich ſo feindlich gegenüber wie einſt in Venedig die beiden Gondoliers-Parteien, die ſich Caſtellani und Nicolotti nennen und ſich noch heutzutage eben ſo gründlich als vor dreihundert Jahren haſſen ſollen.

Profeſſor Grenan, der mit Schrecken gewahrte, daß ſeine Partei, welche die Kleinere war, früher oder ſpäter der ſtärkern unterliegen müſſe, gebrauchte die Liſt, einen der berühmteſten Aerzte der damaligen Zeit, den Profeſſor Guy-Creſcent Fagon, in ſein burgundiſches Intereſſe zu ziehen und denſelben zu bewegen, dem übermüthigen Champagner offen den Krieg zu erklären.

Meiſter Fagon, der für jeden Pariſer, welcher ſeine Geſundheit liebte, ein unfehlbares Orakel war, erklärte, daß der Champagner gewiſſe Beſtandtheile enthalte, die dem menſchlichen Organismus durchaus nicht zuträglich ſeien: das kohlenſaure Gas erzeuge Magenſäure und lege den Grund zu einem krankhaften Hautjucken, das, in der Arzneiwiſſenſchaft unter dem prickelnden Namen „Prurigo“ bekannt, eine ſchwer zu beſeitigende Rolle ſpiele und jedes mit dieſer Krankheit behaftete Opfer zuletzt zur tiefſten Schwermuth, endlich ſogar zur unverantwortlichen Sünde des Selbſtmords treibe. Zehnmal geſünder ſei der kräftige Burgunder, der dem Körper eine wohlthuende Wärme und eine gewiſſe Spannkraft verleihe, die ſelbſt im krankhaften Zuſtande des menſchlichen Organismus von heilbringender Wirkung ſei.

Durch dieſe ärztliche Erklärung verlor der Champagner einen ziemlich großen Theil ſeiner Anhänger, die, beſorgt um ihre Geſundheit, in's feindliche Lager überliefen und ſich der rothen Fahne des Burgunders anſchloſſen.

Meiſter Grenau triumphirte öffentlich; im Stillen aber ließ er ſeinem verdächtigen Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren und trank, wenn er allein war, den Champagner lieber als den Burgunder. Natürlich durfte dies Niemand erfahren, ſonſt hätten ſeine Anhänger ihn geſteinigt.

Unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit ließ Profeſſor Grenau von einem ſeiner treueſten

Diener in Paris den allerfeinſten Champagner, der durch Fagon's Erklärung im Preiſe geſunken war, aufkaufen und große Vorräthe davon Nachts, wenn Alles ſchlief, in ſeine Wohnung bringen.

Jeder Andere würde die Flaſchenkörbe im Keller untergebracht haben. Meiſter Grenan aber glaubte ſie dort nicht ſo ſicher als in ſeinem Arbeitszimmer. Hier verſteckte er jede einzelne Flaſche in ein eigens dazu gemachtes Bücherfutteral, auf deſſen Rücken er mit goldenen Buchſtaben den Namen eines römiſchen Klaſſikers eindrucken ließ.

So prangten nun in ſeiner Bibliothek eine lange Reihe ſtattlicher Einbände, in denen das uneingeweihte Auge Horazens unſterbliche Oden, Catull's ewig grüne Liebeslieder, Ovid's frivole Metamorphoſen, die Luſtſpiele von Terenz und Plautus, Martial's ſtachelige Epigramme und Juvenal's blutritzende Satiren erblickte, während ſie für den Eingeweihten nichts weiter als die Flaſchenhülle ausgeſucht-feiner Champagner-Weine waren.

Um aber Platz für neue Ankäufe zu gewinnen, ließ Meiſter Grenan einen Theil ſeiner unnützen und langweiligen Bücher unter dem Schleier der ſtillverſchwiegenen Nacht in den Keller hinunterſchaffen.

Dort gähnte nun Quinctilian's Beredſamkeit neben Cicero's Reden, Salluſt's jugurthiniſcher Krieg neben Ovid's „Kunſt zu lieben," ein alter Klaſſiker neben dem andern, und hier lagen ſie ſo lange, bis ſie nach und nach zu ſchimmeln anfingen und von den Kellerwürmern angefreſſen wurden. Das iſt das Loos aller Klaſſiker!

Meiſter Goſſin aber, der die Zahl ſeiner Anhänger von Tag zu Tage kleiner werden ſah, gebrauchte nun auch ſeinerſeits eine Liſt, um den Champagner, der immer mehr und mehr aus der Mode kam, von Neuem zu Ehren zu bringen.

Eines Morgens ſchickte er fünfzig Flaſchen des allerfeinſten Oeil de Perdrix an Herrn Bernard Lebouvier de Fontenelle, Mitglied der Akademie und einen der einflußreichſten Mitarbeiter des „Journal des Savants" mit der ergebenſten Bitte, ſich huldreich des durch Grenan's und Fagon's vereinte Intriguen unterdrückten Champagners anzunehmen und durch die Macht ſeiner Feder und durch den Ausfluß ſeiner Beredſamkeit, wie durch den Einfluß ſeines allezeit ſchlagfertigen Geiſtes zu beweiſen, daß der Ausſpruch eines Fontenelle in ganz Frankreich noch immer zehnfach mehr Wiederhall finde, als das höchſt verdächtige Orakel eines armſeligen

Arztes, der die Tugenden des Champagners nicht mehr als ein Blinder die Schönheiten einer Raphael'ſchen Madonna oder Medicäiſchen Venus zu begreifen verſtehe.

„Ich lege — ſo ſchloß dieſer äußerſt ſchmeichelhafte Brief — das Schickſal meines aus gerechtem Zorne überſchäumenden Landsmanns in Ihre mächtige Hand und an Ihr für alles Schöne und Gute hocherglühendes Herz und überlaſſe mich der angenehmen Hoffnung, daß Sie — mächtiger als Fagon — den armen, ſchwer verkannten Champagner zu neuen Siegen führen und durch den Zauber Ihrer Poeſie unſterblich machen werden.

Jeder Dichter aber iſt etwas eitel. Der fein verhüllte Weihrauch, den Meiſter Coffin dem berühmten Verfaſſer des „Dialogues des morts" geſtreut hatte, verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht.

Kitzelnd wie das kohlenſaure Gas des Champagners ſtieg Herrn von Fontenelle die feine Schmeichelei des gelehrten Profeſſors in die Naſe; er öffnete eine Flaſche des ihm zugeſchickten Oeil de Perdrix, trank ein Spitzglas auf die Geſundheit des galanten Gebers und war ſeit jenem Augenblicke der eifrigſte Verehrer, der unermüdlichſte Vertheidiger des durch Fagon arg angeſchwärzten Champagners.

— Wir wollen ſehen, ſagte der große Philoſoph, wer von uns Beiden in Frankreich mehr Glauben findet, Fagon der Arzt, oder Fontenelle, Einer der Vierzig der Akademie, Fontenelle der Dichter, Fontenelle der Journaliſt!

Gleich in der nächſten Nummer des „Journal des Savants,“ das zu jener Zeit weit mehr geleſen war als ſpäterhin, erſchien ein ſehr ausführlicher Bericht, in welchem die zwiſchen Grenan und Coffin ſchwebende Streitfrage über die Vorzüge beider Weine mit ungeheurer Gelehrſamkeit und maulſperrerregender Beleſenheit von allen Seiten beleuchtet und am Schluſſe geſagt ward, daß es nach dieſer Kette ſchlagender Beweiſe wohl kaum mehr dem kleinſten Zweifel unterliege, daß ein Glas guten Champagners der menſchlichen Geſundheit tauſendmal zuträglicher als eine ganze Flaſche Burgunder ſei.

Der einzige Wein, hieß es weiter, der unſerm von Grillen gequälten Geiſte den Segen roſiger Fröhlichkeit einimpft, iſt die mouſſirende, petillirende, ſiegreich verführende Milch der Champagne. Der Champagner iſt der Don Juan der Weine, der alle Frauenherzen beſiegt, der Talisman, der uns den goldenen Schlüſſel zu den Roſenpforten der Liebe leiht; die Zauberſchwinge, die uns aus dem Katzenjammer dieſer Welt zu den Wonnen des Paradieſes trägt. Es lebe Coffin und ſeine Ode! Es lebe die Ode und Champagne!

Dieſe mit ſo eindringlichem Feuer verfaßte Apotheoſe des Brüſelweins fand in ganz Paris ſo lauten ungetheilten Anklang, daß ſelbſt Grenans eifrigſte Anhänger vom Burgunder treulos abfielen, und trotz der wiederholten Warnungen Fagon's, allmälig mehr und mehr auf die Seite des grundlos verketzerten und nunmehr ſo glänzend rehabilitirten Champagners übertraten.

Alle Taugenichtſe der guten Stadt Paris — und es gab deren dort bekanntlich mehr als anderswo! — wiederkäuten Fontenelle's Phraſe:

— Der Champagner iſt der Weine Don Juan! Es lebe Coffin und der Champagner!

Und dieſe einzige Metapher verſchaffte dem ſchäumenden Weine einen glänzenden Sieg über die Schwerfälligkeit des Burgunders, der ſeit jener verlorenen Schlacht am Montmartre den Kürzern zog und für alle Zeiten den Muth verlor, mit dem „Don Juan der Weine“ in die Schranken zu treten.

Die Champagneriſten ſchrieen wüthend: Bravo! Bravo! Die Burgundianer aber murrten laut und unanſtändig.

— Ruhe! Ruhe! gebot der Präſes der Ludlamshöhle.

Bauernfeld räuſperte ſich und fuhr fort:

— Die gute Stadt Rheims aber, eingedenk der großen Verdienſte, die ſich der ehrenwerthe Meiſter Coffin zur Förderung des Sieges der Champagne über ihren burgundiſchen Nebenbuhler erworben hatte, decretirte, daß dem ausgezeichneten Anwalt alljährlich am 30. Auguſt, am Tage des heiligen Fiacre (der in der Gegend von Meaux als Einſiedler gelebt hat und, wie bekannt, nicht nur der Schutzpatron der franzöſiſchen Fuhrwerke gleichen Namens, ſondern auch der Protektor aller Weingärtner der Champagne iſt) zwei Körbe des allerfeinſten Schaumweins auf Koſten des Gemeinderaths poſtfrei nach Paris geſchickt werden ſollten, was denn auch wirklich geſchah.

Meiſter Coffin theilte dieſes freiwillige Geſchenk des dankbaren Rheims mit Herrn von Fontenelle bis zum Jahre 1750, in welchem Coffin am 20. Juni in einem kräftig-blühenden Alter von dreiundſechzig Lenzen an einer Bruſtentzündung ſtarb. Der Gute ruhe in Frieden!

— Amen! flüſterte einſtimmig die gerührte Champagner-Partei.

— Schſchſch! ziſchten die Anhänger der Burgunder-Faktion.

— Ruhe, Söhne Ludlams! Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht, erinnerte der Vorſitzende.

Der Referent aber fuhr fort:

— Grenan, der dem äußern Anſcheine nach Coſſin's unerbittlichſter Gegner geblieben, im Stillen aber fortgefahren war, ſeinen Bibliothekskeller auszuleeren, hatte ſechsundzwanzig Jahre früher, in einem Alter von zweiunddreißig Jahren, ſeiner gänzlich vernachläſſigten Kellerbibliothek den ſcheinheiligen Rücken zugekehrt und in einem übermäßigen — Burgunderrauſche ſeine Reiſe in's Jenſeits angetreten.

— Fort mit ihm! Er war ein Achſelträger! Ein Heuchler! ſchrie das Fähnlein der Champagne.

— Er verdarb es mit keiner Partei! murrte das Lager von Burgund.

— Sind Sie zu Ende? fragte Grillparzer den Referenten.

— Noch nicht, Präſident, entgegnete Herr Bauernfeld.

— Was haben Sie noch hinzuzufügen? fragte der Vater der „Ahnfrau.“

— Das Allerbeſte kommt immer erſt zuletzt. Herr von Fontenelle, welcher — hört! hört! — tagtäglich ein Glas Champagner trank, erreichte bei dieſer höchſt vernünftigen Lebensweiſe ein Alter von faſt hundert Jahren. Geboren am 11. Februar 1657 zu Rouen in der Normandie ſtarb er am 9. Januar 1757 zu Paris, nach einem fröhlichen Mahle, bei welchem er das letzte Glas Sillery auf das Andenken ſeines Freundes Charles Coffin geleert hatte. *)

Die Partei des Schaumweines applaudirte, jene des Burgunders räuſperte ſich und ziſchte.

— Wir wollen nun zur Abſtimmung ſchreiten! meinte der Vorſitzende.

— Ich bitte um's Wort! ſagte Jemand.

Dieſer Jemand war Herr Franz Gräffer, Bibliograph, Alterthumsforſcher und Wiener Doſenſtücke-Maler.

— Was wollen Sie? fragte der Präſident.

— Ein kurzes Separat-Votum anbringen . . .

— Sie haben das Wort, ſagte Grillparzer.

— Bevor Sie, begann Gräffer, zur Abſtimmung

---

*) Coffin's Ode auf den Champagner iſt, wie Grenan's Ode auf den Burgunder, vom Grafen Louis de Chavigné in's Franzöſiſche überſetzt, mit dem lateiniſchen Texte 1825 und 1826 bei Firmin Didot erſchienen. Coffin's Ode zahlt 16, Grenan's Ode 24 Seiten.

ſchreiten, erlaube ich mir, Sie auf etwas aufmerkſam zu machen. Zwei Ehrenmitglieder der erlauchten und erleuchteten Ludlamshöhle, Joſeph Lanner und Johann Strauß, (Beide ſind heute zufällig nicht hier) ſcheinen mir gleichſam die lebendigen Vertreter jener zwei Streitfragen zu ſein. Lanner iſt Burgunder, Strauß iſt Champagner. Dieſer kitzelt und jener berauſcht mehr. Aber Beide haben ihre großen Vorzüge. Warum, meine Herren, wollen wir einen dieſer beiden Ehrenmitglieder ausſchließen, um den Andern zu bevorzugen? Sind denn nicht auch Sie der Meinung, daß nach einem ſchäumenden Walzer von Meiſter Strauß uns eben ſo gut ein gediegener Walzer von unſerm Freunde Lanner mundet? „Chacun a son goût,“ ſagte Fontenelle. Gönnen Sie Jedem ſeinen Geſchmack und hüten Sie ſich, wegen der ausgezeichneten Eigenſchaften des Champagners die höchſt vortrefflichen Qualitäten des Burgunders zu überſehen. Mein unmaßgeblicher Vorſchlag geht dahin, daß jedes Mitglied der Ludlamshöhle, um weder Strauß noch Lanner zu kränken, beim heitern Stiftungsfeſte trinken darf, was ihm beliebt.

— Ja, riefen Alle, er hat Recht! Es trinke Jeder, was er will!

— Abſtimmen! Abſtimmen! rief man bunt durcheinander.

— Jeder, der für das Separat-Votum Gräffer's ſtimmt, befahl der Vorſitzende, erhebe ſich.

Und die ganze Ludlamshöhle erhob ſich bis auf einen einzigen Mann.

Und dieſer Einzige war — Ignaz Caſtelli!

## 9.

Seit jenem Separat-Votum ſchien auch außerhalb dieſes luſtigen Clubs halb Wien ſich mit Gräffer's Anſicht zu befreunden. Faſt Alle waren einig in Einem: Lanner iſt Burgunder, Strauß iſt Champagner-Wein!

## 40.

Unterdeſſen erfüllte ſich mehr und mehr das Karten-Orakel der Tante Drabaneks. Straußens Ruf wuchs von Tag zu Tage.

Wir geben hier das Verzeichniß ſeiner erſten fünfzig Werke in der chronologiſchen Reihenfolge ihres Erſcheinens, um deſſen zukünftigen Plutarch in den Stand zu ſetzen, jedes einzelne Opus auf die muſikaliſche Goldwaage zu legen und die Schönheit jedes einzelnen Tanzſtücks kritiſch zu zergliedern.

Vom Jahre 1825 bis zum Jahre 1830 componirte Meiſter Strauß folgende Tänze:

Opus 1. Täuberl-Walzer,*) 2. Döblinger Reunion-Walzer, 3. Wiener Carneval-Walzer, 4. Kettenbrücken-Walzer, erſte Lieferung,**) 5. Geſellſchafts-Walzer, 6. Wiener Launen-Walzer, 7. Karolinen-Galopp, 8. Kettenbrücken-Galopp, 9. Seufzer-Galopp, 10. Tempête, Polſtertanz, Galoppade, 11. Walzer à la Paganini, 12. Krapfenwaldl-Walzer, 13. Trompeten-Walzer, 14. Champagner-Walzer, 15. Erinnerungs-Walzer, 16. Fort-nacheinander-Walzer, 17. Erinnerungs-Galopp, 18. Luſtlager-Walzer, 19. Kettenbrücken-Walzer, zweite Lieferung, 20. Chineſer-Galopp, 21. Alpenkönig-Walzer, 22. Es giebt nur ein Wien! Walzer, 23. Joſephſtädter-Tänze, 24. Hitzinger Reunions-Walzer, 25. Unzuſammenhängender Zuſammenhang, Potpourri, 26. Frohſinn im Gebirge, Walzer, 27. Hütten-

---

*) So genannt nach dem damals ſehr beliebten Garten-Locale „zu den zwei Tauben" am Glacis.

**) Dieſe Walzer waren die erſten Staffeln auf der Leiter ſeiner muſikaliſchen Berühmtheit.

Galopp, 28. Wettrennen-Galopp, 29. Wilhelm-Tell-Galopp, 30. Sperl's Feſtwalzer, 31. Des Verfaſſers beſte Laune: Charmant-Walzer, 32. Cotillons aus der „Stummen von Portici", 33. Benefiz-Walzer, 34. Gute Meinung für die Tanzluſt, Walzer, 35. Einzugs-Galopp, 36. Wiener Tivoli-Walzer, 37. Wiener Tanzbeluſtigung, 38. Souvenir de Baden, 39. Wiener Tivoli-Rutſch-Walzer, 40. Wiener Damen-Toiletten-Walzer, 41. Fra Diavolo-Cotillons, 42. Sperl-Galopp, 43. Der Raub der Sabinerinnen, Walzer, 44. Contretänze, 45. Tivoli-Freudenfeſt-Tänze, 46. Muſikaliſches Ragout, 47. Vive la danse! Walzer, 48. Heiter auch in ernſter Zeit,*) Walzer, 49. Das Leben ein Tanz, Walzer, 50. Cotillons aus der Oper „la Straniera."

Alle dieſe Tänze erſchienen bei Haslinger. Tobias ward durch ſie ein reicher Mann. Das Honorar, das er im Laufe der erſten Jahre an Strauß bezahlte, war außerordentlich gering, ſpäter aber — ſagt man! — ſoll unſer Walzerheros für manchen ſeiner Tänze 500 (?) Gulden Honorar erhalten haben.

Einer der Biographen unſeres Freundes Strauß, Herr Ludwig Scheyrer, ſagt über ihn (Seite 103):

---

*) Strauß ſchrieb dieſe Walzer zur Zeit des erſten Auftretens der Cholera in Wien.

„In Abfaſſung ſeiner Compoſition war Strauß ſo unglaublich ſchnell, daß er ſich nie früher daran machte, als bis ihn die Zeit unausweichlich dazu drängte. Hatte er für irgend ein Feſt die Produktion neuer Walzer oder Quadrillen angekündigt, ſo begann er erſt an dem Morgen jenes Abends, an welchem die Aufführung ſtattfand, zu componiren. Wenn unter Tags ſchlechtes Wetter eintrat und das Feſt verſchoben werden mußte, dann legte der Kapellmeiſter alſogleich die Feder aus der Hand und ließ die Arbeit ruhen. Es ſchien, als ob ihm ſein Genius nur dann dienſtbar wäre, wenn irdiſche Zeitverhältniſſe ihn drängten."

Meiſter Strauß hatte in dieſem Punkte viel Aehnlichkeit mit Roſſini. Auch der „Schwan von Peſaro" pflegte am ſchnellſten und leichteſten dann zu componiren, wenn ihm ſo zu ſagen das Feuer auf den genialen Nägeln brannte.

Strauß lief nie den Melodien nach; die Melodien rannten ihrem Freunde nach, der ſie wie Schmetterlinge an ſeinen Hut ſpießte und ſie mehr als ein Mal vergaß, weil während des Componirens ihm noch viel ſchönere und friſchere Motive aus der Feder floſſen. Er ſchüttelte die Melodien aus dem Aermel und war häufig verlegener, einen paſſenden Titel, als den Tanz ſelbſt zu finden.

Sein eigentliches Element war der Walzer.

Wenn ich einmal die „Geſchichte des Walzers“ ſchreiben werde (ein Thema, das ich ſchon lange mit mir herumtrage) will ich den ſchönſten aller Tänze in acht Epochen abtheilen und zwar:

1. Vom antediluvianiſchen Walzer, den Adam und Eva im Paradieſe, bis zum poſtdiluvianiſchen Walzer, den Papa Noah mit ſeiner Frau Noema in der Arche getanzt haben ſoll.

2. Vom Archen-Walzer bis zu jenem Walzer, welchen Marcus Antonius mit Cleopatra in Rom getanzt.

3. Vom Cleopatra-Walzer bis zu jenem, den Doctor Martin Luther mit Katharina von Bora auf ſeiner Hochzeit zu Wittenberg getanzt.

4. Vom Martin-Luther-Walzer bis zu jenem, welchen der ſelige Herr von Talleyrand, der „diable boiteux der franzöſiſchen Diplomatie“, mit der deutſchen Politik auf dem Wiener Congreß getanzt.

5. Vom Wiener Congreß- bis zum griechiſchen Ypſilanti-Walzer.

6. Vom Ypſilanti-Walzer bis zu Weber's „Aufforderung zum Tanze“.

In dieſen Zeitraum fällt die Reformation des Walzers, herbeigeführt durch Carl Maria von Weber.

7. Von Carl Maria von Weber bis auf Franz Carl Joſeph Lanner.

8. Von Joſeph Lanner bis auf Johann Strauß.

Mit Letzterm hat der Walzer ſeinen Zündgipfel erreicht. Strauß verhält ſich zu Lanner wie friſcher Moſt zu altem Wein. In Meiſter Johann's Walzern gährt und kocht, ziſcht und ſchäumt, ſauſt und brauſt eine Melodienfülle, die wie die „fünfmalhunderttauſend Teufel“ des Champagners, feſſelſprengend einen Pfropfen nach dem andern in die Luft ſchleudert. Aber jeder dieſer melodiſchen Pfropfen iſt eine zündende Rakete, die ſich blitzſchnell entwickelt und bald als farbenſprühende Feuergarbe, bald als hundertfarbige Leuchtkugel in unſer Ohr niederſinkt.

Jeder Strauß'ſche Walzer iſt ein Feuerwerk von melismatiſchen Cascaden, harmoniſchen Tourbillons und rythmiſchen Schwärmern. Alles platzt, nichts verpufft, Alles zündet!

Lanner's Walzer ſind ſingende Tänze, Strauß's Walzer tanzende Geſänge, Lieder, die in bacchantiſchem Jubel und mänadiſcher Wolluſt um ſich ſelbſt herumkreiſen und ſich und uns das Herz aus dem Leibe tanzen.

Beim Anhören Strauß'ſcher Walzer fühle ich mich, um mit Vater Goethe zu reden, ſo wohl als wie fünfhundert Säue, die ſich, von heißer Mittagsſonne beſchienen, in ihrem Lieblings-Elemente umherwälzen: es iſt mir, als müßte ich beim Sirenenrufe dieſer nach Ambra und Patchouly duftenden Melodien aus meiner Haut in irgend eine andere fahren, welche mir beſſer als die meinige gefällt, die, unter uns geſagt, gar nicht übel iſt; es iſt mir, als müßte ich alle Welt umarmen, den Himmel und die Sterne an mein Herz drücken, hielte mich nicht die hyperängſtliche Beſcheidenheit zurück, einer der Letztern könnte an einem meiner jungfräulichen Knopflöcher ſitzen bleiben! Bei Anhörung gewiſſer Strauß'ſcher Walzer fühle ich mich ſo angemuthet, daß ich capable wäre, mich in jede Frau, ſelbſt in die häßlichſte, bis an den Halskragen zu verlieben, vorausgeſetzt, daß ſie nur einigermaßen blond und etwas malitiös iſt! Bei Strauß'ſcher Muſik wäre ich im Stande, Alles, Alles, ſelbſt die ſchülerhafte Quartaner-Proſa des großen Reiſenden Friedrich Gerſtäcker zu verdauen. Und das will viel, ſehr viel ſagen!

Eine der reizendſten Potpourris iſt Opus 46, betitelt: Muſikaliſches Ragout. Dieſe Muſik iſt ein Niſiriſi der hinreißendſten Melodien, ein harmoniſches Ghiribizzi, ein ohrenkitzelndes Tohu-Bohu, das, wenn ich's mit Worten ſchildern ſoll, mit einem unüberſehbar langen Maskenzuge zu vergleichen iſt, in welchem chineſiſche Mandarine mit Knöpfen der Auszeichnung am Arme franzöſiſcher Griſetten, römiſche Veſtalinnen am Arme ſpaniſcher Don Juans, ſchottiſche Hochland-Willys und ruſſiſche Koſacken, perſiſche Peris und polniſche Juden, oſtindiſche Bonzen und Berliner Polka-Nymphen, arkadiſche Schäfer und grönländiſche Eisbären, venezianiſche Colombinen und Tiroler Teppichhändler, Schweizer Mimili's und gehörnte Teufel, bergamaskiſche Arlechine und Altenburger Bäuerinnen, Wiener Bären und Pariſer Faſtnachtsochſen, Hamburger Rieſenhummern und Leipziger Otto Spamer-Krebſe in wirrem Jubel und ausgelaſſenem Lärmen ſingend, neckend, kichernd, koſend, plärrend, höhnend, ſtöhnend, pfeifend, ſtoßend, preſſend, drängend an uns vorüberziehen und uns mit ſich fortreißen in dieſen ſchäumenden, ſich übermüthig bäumenden Carnevalsſtrudel.

Noch immer klingt's vor meinen Ohren!

## 41.

Manch' holde Leſerin, die mit liebenswürdiger Nachſicht dem ziemlich lockern und anſpruchsloſen Faden dieſer Erzählung bis hieher gefolgt iſt, ohne Meiſter Strauß perſönlich gekannt zu haben, wird uns zürnen, daß wir ihr eine Beſchreibung der Perſönlichkeit unſeres Helden ſo lange vorenthalten haben. Wir eilen, unſern Fehler gut zu machen.

Der ſchon früher genannte Wiener Doſenſtück-Maler Gräffer entwarf in Bäuerle's „Theaterzeitung" von ihm folgendes Miniaturbild:

„Johann Strauß — europäiſche Berühmtheit — unwiderrufliches Genie — Melodiengott — Walzerheros — voll nobeln Geſchmacks — mit der fortſchreitenden Zeit fortſchreitend. — Aeußere Erſcheinung: viereckiger Kopf — ſchöne, tiefliegende Augen — kühn gewölbte Stirn — ſtarke Augenbrauen — kokettes Schnurbärtchen — blendend weiße Wäſche — ſorgfältig gepflegte Toilette. — Zuckende Lebhaftigkeit während des Spieles — ein Stück Fra Diavolo. — Im perſönlichen Umgange beſcheiden — ſchweigend — zuhörend. — Von den Wienern geliebt wie . . . Wenige!" — — —

Ja, ja! Strauß war beliebt wie nur Wenige! Ganz Wien trug ihn auf Händen. Die Mädchen ſchwärmten für Meiſter Strauß. Die armen Frauen ſeufzten um ihn. Alle Ehemänner beneideten und fürchteten ihn. Ein Mann, deſſen Name in Jedermanns Munde iſt, hat für das zarte Geſchlecht, das ſich ſo gern im Ruhme ſeiner Anbeter ſonnt, immer etwas Gefährliches. Wie Manche beneidete Meiſter Straußens Frau! Aber die Berühmtheit ihres Mannes machte gerade auf Toni wenig oder gar keinen Eindruck. Die Frauen berühmter Männer verhalten ſich in der Regel ziemlich paſſiv. Es giebt nur wenig Frauen, die auch für ihren Mann zu ſchwärmen im Stande ſind. Eine dieſer Ausnahmen kenne ich ſelbſt; viele dieſer Ausnahmen giebt es nicht.

Toni ſah in ihrem Manne nichts weiter als den Vater ihrer Kinder, als den Erhalter ihres Hausſtandes. Sein Ruhm ging ſpurlos an ihr vorüber. Gerade ſeine Berühmtheit gab ihr fortwährenden Anlaß zu neuer Eiferſucht und ewig wiederkehrender Selbſtquälerei. Eiferſucht machte ſie und ihn unglücklich!

Fern ſei's von uns, Frauen dieſer Art lieblos zu verurtheilen; wir bemitleiden ſie, im Gegentheil, aus ganzem Herzen und geben ihnen, um ſie zu heilen, folgenden Rath:

Je weniger Eiferſucht Ihr zeigt, deſto weniger Veranlaſſung werdet Ihr Eurem Manne zur Untreue gegen Euch geben. Vertrauen, ſagt ein Practicus, erweckt Vertrauen. —

Merken Sie ſich dies, meine Damen! Zu rechter Zeit großmüthig durch die Finger ſchauen, hilft mehr als das ewige Schmollen und Unzufriedenſein. Darum keifen Sie nicht, meine Damen! Zorn macht ſelbſt die Schönſte häßlich!

## 42.

Es war im Sommer des Jahres 1831.

Um dieſe Zeit machte unſer Freund eines Morgens, als er ſich in Baden, bei Wien, befand, die Bekanntſchaft einer vornehmen, durch ihre Schönheit wie durch ihre Gefallſucht allgemein bekannten Dame, deren Vater einer der angeſehenſten Magnaten Ungarns war.

Sie erſuchte einen Offizier, der ſie auf ihren einſamen Spaziergängen im Helenenthale faſt immer zu begleiten pflegte, er möge ihr ſo bald als möglich den

Maeſtro vorſtellen, für welchen halb Wien — wie ſie ſich ausdrückte — zu ſchwärmen geruhe.

— Wen meinen Sie? fragt ihr Begleiter.

— Ich meine keinen Andern als Strauß.

— Wie, auch Sie ſchwärmen für ihn?

— Ein wenig, mit Ihrer gütigen Erlaubniß!

— Und weßhalb?

— Bloß weil er überall Aufſehen macht . . .

— Er bleibt aber doch nur Muſikant . . .

— Ach, Robert, ich liebe die Muſik und vor Allem dieſe Strauß'ſchen Walzer! Ich weiß mir keine Rechenſchaft zu geben, weßhalb; aber es iſt einmal ſo! Sie wiſſen, lieber Freund, daß man nicht immer Herr ſeiner Gefühle und Neigungen iſt. Seit acht Tagen hat ſich mir die Laune in den Kopf geſetzt, die Bekanntſchaft dieſes in mehrfacher Beziehung nicht unintereſſanten Walzerfürſten zu machen.

— Sie nennen ihn Fürſten. Vergeſſen Sie doch ja nicht, daß dieſer gute Mann bürgerlicher Abkunft iſt.

— Qu'importe? Abwechslungshalber verliebt man ſich wohl auch einmal in einen Bürgerlichen; um ſo mehr, da nicht jeder Adelige ſo ausnehmend-einnehmend als Graf Robert iſt!

— Sie geruhen zu ſcherzen, reizende Gräfin.

— Sie irren, reizender Graf. Ich geruhe nur, mich zu langweilen. Und nur aus dieſem Grunde bitte ich Sie, mir, wo möglich heute noch, Herrn Strauß vorzuſtellen. Sagen Sie ihm, wie ſehr ich für ihn und ſeine Tänze ſchwärme und wie unendlich ich mich freue, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

— Ich werde nichts vergeſſen, verſpricht Robert.

Noch an demſelben Tage wurde Strauß durch den Grafen der gräflichen Kokette vorgeſtellt.

— Hat Ihnen der Freund meines Vaters geſagt, wie ſehr ich für Sie ſchwärme? fragte die heißblütige Ungarin, ihn mit allen Symptomen unzweideutigen Wohlgefallens betrachtend.

Strauß verneigte ſich ſchweigend.

— Hat er Ihnen geſagt, fuhr ſie fort, daß ich faſt den ganzen Tag nichts anderes als Ihren himmliſchen Alexandra-Walzer ſpiele?

— Es freut mich, wenn er Ihren Beifall findet …

— Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn dieſer ſehnſüchtige Walzer meinen Vornamen trüge …

— Wie heißen Sie, mein gnädiges Fräulein?

— Ach, lieber Herr von Strauß, ich führe zum

Unglück einen Namen, der faſt eben ſo häßlich als meine Wenigkeit iſt. Denken Sie ſich, ich heiße ... Gabrielle!

— Das iſt ja ein reizender Name!

— Das kann ich durchaus nicht begreifen. Dieſer Name iſt mir unter Andern ſchon darum verhaßt, weil ihn eine der größten Koketten Frankreichs, die Geliebte des etwas allzubürgerlichgeſinnten Königs Heinrich IV. trug.

— Sie meinen Gabrielle d'Eſtrées ...

— Errathen, errathen, mein lieber Herr von Strauß!

— Jener Name war einſt außerordentlich populär ...

— Und eben darum haſſe ich ihn, ſagte Gabrielle mit hochariſtokratiſchem Stolze. Sind Sie verheirathet, Herr von Strauß?

— Seit faſt ſieben Jahren ...

Die ſchöne Gräfin ſeufzte und ſchwieg. Bald aber ſchien ſie ſich zu ſammeln; dann fragte ſie wie aus einem kurzen Traume erwachend:

— Wie wird der neue Walzer heißen, den Sie jetzt unter Ihrer Feder haben?

— Ich werde ihn, da die Motive dazu der

Herold'ſchen „Marmorbraut“ entlehnt ſind, „Zampa-Walzer“ nennen . . .

— Und welcher Dame werden Sie ihn zueignen?

— Der erlauchten, kunſtbeſchützenden Erzherzogin Sophie.

— Die Glückliche! O wäre man doch auch Erzherzogin!

— Warum? fragte Strauß.

— Um des Glückes theilhaftig zu werden, daß Sie auch Unſereiner manche Ihrer muſikaliſchen Novellen zueignen; denn auch ich liebe und pflege die Kunſt.

— Man ſieht und fühlt es auf der Stelle!

— Sie müſſen meinen Vater bald beſuchen. Auch er, wie mein Bruder, wünſchen Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

— Ich werde nicht verſäumen, Ihnen recht bald meine Huldigung darzubringen.

— Recht bald, ſagen Sie? Ei, warum nicht morgen ſchon?

— Nun gut, dann werde ich von Ihrer freundlichen Einladung ſchon morgen Gebrauch machen.

— Wir werden Sie mit Sehnſucht erwarten. Und damit Sie Ihres Verſprechens eingedenk bleiben, erlaube ich mir, Ihnen dieſe kleine blaue Blume anzubieten. Wie heißt ſie doch gleich? fragte ſie ſich, dies kleine Blümchen einem Bouquet entführend, das ſie in ihren fein behandſchuhten Fingern hielt.

— Vergißmeinnicht! entgegnete der leichtgläubige, überglückliche Künſtler.

— Ganz recht, Vergißmeinnicht! wiederholte die reizende Gräfin und drückte zärtlich Straußens Hand, die aus der ihrigen den ſtummen Dragoman ihres ſtillen Wunſches entgegennahm.

Die Gräfin führte die Spitzen ihrer Finger zu ihren Purpurlippen und flötete leiſe und verliebt:

— **A demain, à demain, mon ami!**

Dann rauſchte ſie wie ein Morgentraum an ihm vorüber.

## 43.

Noch an demſelben Abende improviſirte Strauß ſein Opus 58 betitelt: „Mein ſchönſter Tag in Baden!“

Ende des zweiten Bandes.

Empfehlenswerthe Schriften aus dem Verlage von **Otto Janke** in Berlin:

**Heſekiel,** George, Ein nachgeborner Prinz. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 2 Thlr.

— — Der Patricier und ſein Haus. Eine Nürnbergiſche Geſchichte. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Die Zunftgenoſſen. Eine Augsburgiſche Geſchichte. Dritte Auflage. 2 Bde. 1 Thlr.

— — Die Stadtjunker. Eine Ulmiſche Geſchichte. Dritte Auflage. 2 Bde. 1 Thlr.

— — Graf d'Anethan d'Entraguès. Hiſtoriſcher Roman. Dritte Auflage. 4 Bde. 2 Thlr.

— — Schmal geweckt. 2 Bde. 1 Thlr.

**Lewald,** Fanny, Der Seehof. Elegante Separat-Ausgabe. Mit 30 Illuſtrationen von Heribert König. 10 Sgr.

**Niendorf,** M. Ant., Die Hegler Mühle. Cyclus märkiſcher Lieder. Zweite veränderte Auflage. Mit 7 Illuſtrationen von A. Haun. Min.-Ausgabe in elegantem, reich vergoldeten Einband. 1 Thlr.

— — Daſſelbe. Eleg. cartonnirt. 20 Sgr.

— — Das Gudrun Lied. Zweite Auflage. Eleg. in Leinen gebunden. 15 Sgr.

— — Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau. 20 Sgr.

# Deutſche
# Unterhaltungs-Bibliothek.

## Dritte Serie.

Elfter Band:

# Meiſter Johann Strauß
## und seine Zeitgenossen.
## III.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Meiſter Johann Strauß
## und ſeine Zeitgenoſſen.

Komiſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Dritter Theil.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# 1.

Am folgenden Morgen, als Freund Strauß noch etwas mehr Sorgfalt wie gewöhnlich auf die mise-en-scène ſeiner ohnehin anziehenden Perſönlichkeit verwendet, wirft Toni, welche Zeugin ſeiner Toilette iſt, die epineuſe Frage auf:

— Hat man geſtern in Baden, wo man ſich ſelbſt überlaſſen war, eine neue Eroberung gemacht?

— Daß man nicht wüßte! Was aber, himmliſche Juno, verleitet Dich zur Annahme dieſer Vermuthung?

— Man hat ſo ſeine Gründe dazu. Ich hätte Luſt, zu wetten, daß Du heute wieder ein Rendezvous haſt.

— Und warum vermutheſt Du das?

— Weil Du heute noch länger als gewöhnlich vor dem Spiegel ſtehſt, um die Maſche Deines Halstuchs gleichſam unüberwindlich zu machen!

— Sie will mir heute nicht gelingen …

— Beruhige Dich, Hans, Du wirſt gefallen …

— Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt …

— Mein Gott, wie kann ein verheiratheter Mann in Deinen Jahren noch ſo übertrieben eitel ſein!

— Kind, ich bin durchaus nicht eitel …

— Aber kokett wie ein altes Weib!

— Du biſt heute wieder ſehr liebenswürdig!

— Ah, nicht Jeder beſitzt die Gabe, dies in ſo hohem Grade zu ſein als Du! Die Frauen reißen ſich um Dich! ſagt Toni und ſchlägt ein ſpöttiſches Gelächter auf.

— Das, Kind, iſt leider allerdings wahr!

— Und dies wagſt Du in Gegenwart Deiner Frau zu beſtätigen?

— Du glaubſt ja doch nicht daran! entgegnet lächelnd der Ehemann.

— Ich erlaube mir daran zu zweifeln. Und weißt Du auch warum? Weil ich von Deiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit etwas weniger durchdrungen bin, als Du es zu ſein ſcheinſt.

— Du biſt heute wieder ſehr galant!

— Ja, das bin ich, ſagt Toni, und eben weil ich's bin, erlaube ich mir, Dich freundſchaftlich aufmerkſam zu machen, daß Du in Folge der Einölung Deiner Haare und Deines Schnurrbartes faſt eben ſo ſchön wie der erſte Commis einer Parfümerie-Handlung zu duften geruhſt.

— Reizende Toni, benebelt Dich meine Atmoſphäre?

— Faſt glaube ich's ſelbſt; denn ich fühle einen unwiderſtehlichen Hang zum Gähnen, erwiedert die Eiferſüchtige und reißt ziemlich weit die Angeln ihres Mundes auf.

— Das ſteckt an. Siehſt Du, auch ich muß gähnen! Das Ehepaar geruht ſich gegenſeitig anzugähnen. Das ſoll — ſagt man — in mancher Ehe vorkommen.

Nachdem Meiſter Strauß ſeine Toilette vollendet hat, verabſchiedet er ſich bei ſeiner Frau und will ihr wie gewöhnlich einen Kuß auf die ewig ſchmollende Stirn hauchen.

— Laſſen wir dieſe Narrenspoſſen!

— Bon! ſpricht der Ehemann und — geht.

Der Leſer weiß, was Beaumarchais geſagt. Nun fragen wir Jeden, ob er nicht Recht gehabt? — —

Strauß verfügt ſich geraden Weges zur Gräfin.

Der rothnaſige, zeiſiggrüne, goldbetreßte Portier tritt ihm entgegen.

— Iſt Gräfin Gabrielle ſchon zu ſprechen?

— Nein! antwortet der Thürſteher. Heute Morgen iſt die Gnädige verreiſt.

— Wohin?

— Vermuthlich ſteht dies in dieſem Briefe, welchen ſie für Sie zurückgelaſſen hat.

Strauß nimmt das Billet und geht. Er erbricht das Siegel und lieſ't:

„Divino maestro!

Ein heimtückiſcher Zufall beraubt mich auf acht Tage des Vergnügens, Sie meinem Papa vorzuſtellen.

Als ich geſtern Abend aus Baden heimgekehrt war fand ich ein Schreiben meiner Tante vor, die mich dringend einlud, gleich nach Empfang ihrer Zeilen au ihren Landſitz nach Peſth zu eilen, um dort der General-Verſammlung des „Dianen-Ordens," deren Schatzmeiſterin ich zu ſein die Ehre habe, beizuwohnen

Es handelt ſich, wie ſie als Vorſitzende mir z melden geruht, um nichts Geringeres, als um Verwerfung der alten und um Abfaſſung neuer Statuten auf die zwei Drittheile des Ordens dringen.

Sie werden alſo begreifen, daß ich bei einer ſ hochwichtigen Verhandlung durchaus nicht fehlen darf

In längſtens acht Tagen bin ich wieder zurück. Dann hoffe ich, Sie zu ſehen.

Genehmigen Sie, divino maestro, den Ausdruck der tiefſinnigſten Bewunderung

Ihrer glühendſten Verehrerin
Gabrielle Gräfin A . . . . y.“

— Auch gut, ſagt Strauß und ſteckt den Brief in ſeine Seitentaſche. Die ſchöne Gräfin, die ſich alſo ſo überaus lebhaft für meine ganz geringe Wenigkeit zu intereſſiren ſcheint, iſt, wie ich aus dieſen Zeilen erfahre, Schatzmeiſterin des Dianen-Ordens; doch geſtehe ich zu meiner Schande, daß ich von der Exiſtenz dieſes Ordens bis zu dieſer Sekunde nichts gehört hatte. Ich muß, um meiner Schatzmeiſterin gegenüber nicht als gänzlich verwahrloſter Böotier zu erſcheinen, Erkundigungen einziehen, welche Bewandtniß es mit dieſem mir gänzlich unbekannten Orden hat und welche großartige, jedenfalls humanitäre Zwecke er verfolgt.

Strauß begibt ſich in Daum's Kaffeehaus.

## 2.

Hier findet er einen alten Bekannten. Dieſer alte Bekannte iſt von Heupferd.

— Sagen Sie mir, allwiſſender Nachbar, fragt er den chocoladeſchlürfenden „Cavalier der Poeſie", iſt Ihnen die Exiſtenz einer Geſellſchaft bekannt, die ſich „Dianen-Orden" nennt?

— Ich kenne ihn ſo genau als mich ſelbſt, denn ich bin ſo glücklich, ein Ehrenmitglied deſſelben zu ſein.

— Und welche Tendenz hat dieſer Orden?

— Er iſt ein weiblicher Jagd- und Spiel-Orden, eine Nachbildung des unter Kurfürſt Friedrich Auguſt dem Starken in Sachſen, von einer ſeiner zahlloſen Maitreſſen gegründeten Ordens vom „goldenen Pudel," eine Art weiblicher Jokey-Klubb, deſſen Deviſe „Leben heißt genießen" iſt. Unter „Genießen" aber verſteht dieſer Orden, der eben ſo viele weibliche als männliche Mitglieder aus den Reihen des hohen und höchſten Adels zählt, — vergeſſen Sie nicht, daß mehrere Mitglieder der urälteſten Familie, derer von Heupferde, auch dazu gehören — jagen, ſpielen, trinken und ſich auf jede mögliche Weiſe ſo gut und ungenirt als nur irgend möglich unterhalten, denn „ernſt iſt das Leben und heiter iſt die Kunſt," ſagt mein College, Herr von Schiller.

— Und was verſtehen die Mitglieder des „Dianen-Ordens" unter Kunſt?

— Die Kunſt, ein Reh zu ſchießen, mit Anſtand zu trinken, mit Andacht zu eſſen und mit lächelnder Miene ſein Geld im Pharo oder Landsknecht zu verlieren. Wer ſich ärgert, wird ſofort ausgeſtoßen. Im Spiele erkennt man die Menſchen. Gewinn und Verluſt müſſen gleichgiltig laſſen. Nur Pöbel murrt, wenn er verliert. Ich, zum Beiſpiel, ich murre niemals!

— Das begreife ich! Wer aber iſt die Gründerin dieſes ausgezeichneten Ordens?

— Die Gemahlin eines der reichſten und angeſehenſten Magyaren. Der Name der Oberin bleibt für profane Nicht-Mitglieder ein ſo ſtrenges, unverbrüchliches Geheimniß, wie der Name des Kaiſers von China, der, ſo lange er lebt, im Munde ſeiner beneidenswerthen Unterthanen bekanntlich nur „Bruder der Sonne", „Schwager des Mondes" und „Couſin der Fixſterne" heißt.

— Aber Sie wiſſen doch wirklich Alles!

— Leider muß ich dies ſelber zugeben. Jedes weibliche und männliche Mitglied unſeres Ordens erhält bei ſeiner Aufnahme einen mythologiſchen Jägernamen. Die jedesmalige Vorſitzende heißt immer

Diana. Diana iſt, wie Ihnen vielleicht bekannt ſein wird, die Göttin der Jagd und —

— Der Keuſchheit, fügte Meiſter Strauß hinzu.

— Recht, ganz Recht! Die Schatzmeiſterin, zu welcher ſtets die Jüngſte ernannt wird, heißt Artemis oder Artemiſia, was bekanntlich der griechiſche Name Dianens iſt. Die Schriftführerin, zu der man in der Regel das älteſte Mitglied wählt, wird Upis genannt. Upis aber iſt die egyptiſche Diana. — Der Generalanwalt oder Hoheprieſter unſeres Ordens heißt zu Ehren jenes kühnen Jägers, der die keuſche Göttin der Jagd einſt — vor vielen tauſend Jahren — während des Badens im Freien freventlich überraſcht haben ſoll, Actäon. Ich heiße nach einem der trojaniſchen Helden Patroklus.

— Ein reizender Name!

— Auch mir gefällt er ſo ſehr, daß ich Willens bin, mich, von heut angefangen, auch im gewöhnlichen Leben Patroklus von Heupferd zu nennen.

— Thun Sie dies, mein gelehrter Nachbar! Doch wie oft verſammelt ſich jener Orden?

— Gewöhnlich am erſten Abende des zunehmenden Mondes. Die weiblichen Mitglieder tragen als Ordenszeichen einen mit Pfeilen gefüllten Köcher . . .

— Und was tragen die männlichen Mitglieder?

— Hirſchgeweihe und Halsbänder, wie Actäon und deſſen Gefolge, die, wie bekannt, die erzürnte Göttin der Keuſchheit in Jagdhunde verwandelt hat . .

— Und pflegen Sie jeder Sitzung beizuwohnen?

— Ich fehle ſelten oder nie . . .

— Woher kommt's denn, daß Sie bei der heutigen Generalverſammlung nicht zugegen ſind?

— Iſt heute Generalverſammlung? fragt Patroklus von Heupferd.

— Allerdings!

— Und woher wiſſen Sie dies!

— Ich weiß es von der Schatzmeiſterin!

— Sie kennen die reizende unerbittliche Artemiſia?

— Ich habe die Ehre!

— Welch ein Weib! ruft Heupferd, küßt ſeine Fingerſpitzen und ſtößt mit dem Ellbogen die vor ihm ſtehende Taſſe mit der Chocolade um.

Letztere ergießt ſich auf deſſen Beinkleider.

— Schade um die Chocolade!

— Bedauern Sie lieber meine nagelneuen Hoſen! Ich habe heute wahrhaft maſtodontiſches Pech!

— Was iſt dies für eine Sorte?

— Eine neue, die ich erfunden habe. Maſtodon war ein urweltliches Ungeheuer aus der Familie der Pachydermen. Der Maſtodon Ohioticus oder Maximus wird von den Eingeborenen Amerika's kurzweg „Ochſenvater“ genannt.

— Kennen Sie einen dieſer „Ochſenväter?“

— Ich kenne ſogar Mehrere, unter Andern den Maſtodon Tapiroides und den Maſtodon Humboldtii..

— Ich bewundere Ihre tiefe Gelehrſamkeit . . .

— Sie iſt uns Heupferden gleichſam angeboren.

— Das glaube ich ſelbſt, entgegnet Strauß, der ſich Mühe gibt, das Lachen zurückzudrängen.

— Apropos, ruft Heupferd, der noch immer damit beſchäftigt iſt, ſeine mit Chocoladeguß gefärbten Pantalons abzutrocknen, wiſſen Sie vielleicht mir zu ſagen, welches Ende Ihr früheres Stubenmädchen Creszenzia genommen?

— Ein trauriges Ende: ſie hat ſich verheirathet!

— Mit wem?

— Mit dem unbändigen Fiacre Joſeph Herzog.

— Gerechter Gott! ruft Herr von Heupferd. „Sie ſtirbt unter den Hufen der Pferde!“

— „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde,“ ergänzt Meiſter Johann. Uebrigens ſcheinen Sie ſich ſehr für ſie zu intereſſiren . . .

— Sehr! geſteht Patroklus, ſeine Brillengläſer anhauchend. Wo wohnt denn das arme Weib?

— Mariahilf, im blauen Bock.

— Im blauen Bock ... ein göttlicher Witz! Darauf werde ich ein Preis-Luſtſpiel ſchreiben.

— Verſäumen Sie es nicht, ſagt Strauß und entfernt ſich.

Heupferd aber bürſtet noch immer ſeine Unausſprechlichen.

Wenige Augenblicke ſpäter tritt der geniale Hofſchauſpieler Ludwig Löwe, gleichfalls Mitglied der Ludlamshöhle, ein.

— Was gibt es Neues? fragt Heupferd?

— Ihr als Journaliſt müßt immer mehr Neues erfahren als Unſereiner!

— Ich leſe nur mein eigenes Blatt ...

— Und dennoch wißt Ihr Alles. Das aber, was Ihr vielleicht noch nicht wiſſen werdet, will ich Euch ſagen. Geſtern Abend iſt Salauchos geſtorben.

— Salauchos? Den alten Schweden kenne ich nicht!

— Salauchos iſt nicht Schwede, ſondern Grieche.

— Meinetwegen Chineſe, mich kümmert er nicht!

— Und Ihr wollt ein Gelehrter ſein? Ihr wollt behaupten, Alles zu wiſſen, und wißt nicht einmal, wer Salauchos geweſen iſt. Pfui, pfui, lieber Freund, ſchämt Euch!

— Ei, warum ſoll ich mich ſchämen?

— Weil Ihr keine Ahnung zu haben ſcheint von dem, was der große Salauchos war.

— Nein, ich weiß dies allerdings nicht.

— Sagt dies um Gotteswillen keinem andern Mitgliede der Ludlamshöhle, ſonſt werdet Ihr ohne Weiteres hinausballettirt. Salauchos war der griechiſche Titus Livius. Er ſtammte in gerader Linie vom großen Gedächtnißrieſen Simonides aus Kos ab und hatte eine neue Weltgeſchichte erfunden. Er bewies darin u. A. daß die Familie derer von Heupferd nicht von den egyptiſchen Hykſos oder Hirtenkönigen, ſondern von Japhet, einem der drei Söhne Noah's, der ſich bald nach der Sündfluth als Tabaktrafikant in Kloſterneuburg niederließ, abſtammen ſoll.

— Schade, daß dieſer Mann geſtorben iſt! Ich hätte ihm durch den Stammbaum unſerer Familie beweiſen können, daß König Pharao, der die Kinder Iſraels verfolgt hatte, der Uhrahn unſeres Hauſes, der Erſte derer von Heupferd geweſen war. Wo iſt er denn geſtorben?

— König Pharao?

— Salauchos, meine ich, ſagt Pharao's Nachkomme.

— Im Kloſter der barmherzigen Brüder in der Taborſtraße. Er kam von Carlsbad und war Willens, geraden Weges nach ſeiner Vaterſtadt Nauplia zurückzukehren, als er vorgeſtern Abend einen Cholera-Anfall bekam und geſtern Abend ſeinen Geiſt aufgab.

— Ich werde ſeinen Nekrolog ſchreiben, verſpricht Heupferd.

— Thut das, lieber Freund, ſpricht Löwe.

## 3.

Am andern Morgen las man im „goldenen Eſel“:

⁂ Vorgeſtern iſt im Spitale der barmherzigen Brüder der berühmte Geſchichtsforſcher Salauchos aus Nauplia an der Cholera geſtorben.

## 4.

An demſelben Morgen, an welchem in den vier Exemplaren von Heupferd's Zeitſchrift jene Todesanzeige zu leſen war, entwickelte ſich zwiſchen Strauß und ſeiner Frau, die bei'm Frühſtücken ſaßen, nachfolgendes Zwiegeſpräch:

— Du biſt heute etwas einſylbig, guter Hans, begann Toni.

— Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . .

— Ah, vermuthlich von der geſtrigen Anſtrengung!

— Von welcher Anſtrengung?

— Stelle Dich nur nicht ſo unſchuldig! Ich weiß doch, was ich weiß!

— Und darf ich wiſſen, was Du weißt?

— Ich weiß, daß Du mir geſtern wieder einmal untreu geweſen warſt . . .

— Schon wieder einmal?

— Du hatteſt geſtern Früh ein Rendezvous . . .

— Ich? fragt der Ehemann, etwas beſtürzt.

— Ei, wer denn ſonſt als Du? Oder haſt Du Luſt, es wieder zu läugnen?

— Erlaube, liebe Toni, daß ich lache . . .

— Worüber, treuloſes Ungeheuer?

— Ueber die niedliche Art und Weiſe, wie Du mich in eine Falle locken willſt. Ich weiß nichts von einem Rendezvous!

— Ich will Deinem Gedächtniſſe zu Hilfe eilen. Sag' mir, lieber Hans, wie heißt doch ſchnell in Kreutzer's „Nachtlager von Granada“ jene reizende Unſchuld, die ſich in den ſchmucken Jägersmann verliebt?

— Gabrielle! erwiedert Strauß und erſchrickt unwillkürlich.

— Ei, guter Hans, warum erſchrickſt Du? Quält Dich bei Nennung dieſes Namens irgend eine zärtliche Erinnerung?

— Was fällt Dir ein? Du irrſt Dich, meine reizende Toni!

— Nein, nein, ich irre mich nie! O, nicht blos in Granada, auch in Wien gibt's kokette und verſchmitzte Gabriellen, die einer verlorenen Taube nachlaufen und ſich mir nichts dir nichts in die Arme eines irrenden Ritters werfen.

— Kind, was willſt Du damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, wie unendlich leid es mir thut, daß Du Gräfin Gabrielle, die Dir geſtern Früh ein Stelldichein gegeben, nicht zu Hauſe fandſt.

— Toni, nun fange ich wirklich zu glauben an, daß Deine Eiferſucht Dich verleitet, mir nachzuſpüren.

— Du irrſt, guter Hans! Du ſelbſt erleichterſt mir meine Nachforſchungen.

— Wie ſo? Wodurch?

— Auf die einfachſte Art und Weiſe! Du warſt ſo überaus freundlich, den Liebesbrief, den die Schatzmeiſterin des keuſchen „Dianen-Ordens" an Dich geſchrieben hatte, in der Seitentaſche Deines Frackes ſtecken zu laſſen. Heute Morgen iſt er zufällig herausgefallen.

— Mein Frack? fragt Strauß ganz betreten.

— Nein, ihr Brief! Ich habe mir erlaubt, ihn zu leſen. Hier iſt er, ſpricht Toni und gibt ihrem Gatten Gabriellens Billet zurück. Du haſt Dich ſelbſt verrathen!

— Das iſt ja ganz abſcheulich!

— Allerdings, aber nicht von mir! Was kann denn ich dafür, daß Du Deine verliebten Geheimniſſe ſo offen und ungenirt mit Dir herumträgſt! Seit wann kennſt Du dieſe Gabrielle?

— Erſt ſeit vorgeſtern.

— Und geſtern ſchon ein zärtliches Rendezvous? Dieſe Gabrielle ſcheint große Eile zu haben . . .

— Sie iſt eine höchſt anſtändige Dame . . .

— Sage lieber, eine ganz durchtriebene Kokette!

— Ihr Vater wünſcht meine Bekanntſchaft zu machen . . .

— O, das kennen wir! Der Graf iſt ein alter Eſel . . .

— Kennſt Du ihn?

— Nein, aber ich wünſche ſeine Bekanntſchaft zu machen und werde ihn mit Deiner gütigen Erlaubniß beſuchen, um bei dieſer Gelegenheit auch ſeine ſaubere Tochter kennen zu lernen.

— O, ſie iſt mehr als ſauber! Sie iſt ſchön und gar nicht ſtolz.

— Wirklich? fragt Toni mit bitterſüßem Lächeln.

— Du verkennſt ſie ganz und gar. Sie ſchwärmt nur für meine Tänze.

— Auch das kennen wir, lieber Hans! Den Sack ſchlägt man und den Eſel meint man!

— Höre, Toni, ich bin kein Eſel.

— Aber etwas Schlimmeres noch als dies. Du biſt ein herz- und treuloſer Verräther! ſchluchzt Toni und fängt zu weinen an.

Strauß aber kann keine Thränen ſehen. Er verſucht's, ſeine Frau zu beruhigen. Aber Toni fährt zu weinen fort.

— Ich bin das unglücklichſte Weib auf Gottes Erdboden! ruft ſie aus. Das Maaß Deiner Untreue iſt voll!

— Deine Eiferſucht bringt mich in Verzweiflung!

— Deine Untreue bringt mich in's Grab! Ach wär' ich nur erſt todt! Dann erſt würdeſt Du begreifen, was Du an mir beſeſſen, was Du an mir verloren haſt.

— Hör' auf zu weinen, reizende Toni. Deine Thränen brechen mir das Herz.

— O Du haſt gar kein Herz; ſonſt könnteſt Du mich unmöglich ſo oft hintergehen.

— Liebſte, beſte Toni, ſei doch vernünftig! Ein armer Künſtler hat immer Anfechtungen . . .

— Am Ende will er noch bedauert ſein?

— Allerdings! Allerdings! Ach, Toni, ich bin ſehr zu beklagen! Morgen Abend iſt Feſt im Sperl. Ich ſoll dazu einen neuen Walzer componiren. Und Tauſend-Sapperment, mir fällt nichts ein! Der Tanz iſt da, aber der Titel, der Titel fehlt mir noch. Halt, da fällt mir Etwas ein! Weißt Du was, liebes Kind, ich werde den neuen Tanz, den ich nun in's Reine bringen will, „Tauſendſapperments-Walzer“ nennen.

— Ich wüßte einen viel dankbarern Titel. Nenne ihn doch lieber „Gabriellen-Walzer“.

— Nicht übel! Den Titel, Kind, merke ich mir!

— Auch dieſen Hohn noch? Hans, Du biſt ein unverbeſſerlicher Taugenichts!

— Ach, nur Frohſinn iſt mein Ziel! Siehſt Du, auch dies iſt ein guter Titel! Jetzt laſſe mich allein, himmliſches Weib! Ein zahlloſer Schwarm neuer

Melodien umſummt mein Ohr! Jetzt, reizende Toni, muß ich componiren!

Sie begab ſich in ihr Zimmer. Strauß machte ſich an die Arbeit.

## 5.

Und acht Tage waren ſeitdem verfloſſen. Während dieſer kurzen Zeit hatte Meiſter Strauß, begeiſtert von dem Bilde der Gräfin, fünf, wiederhole fünf neue Tänze ausgebrütet: Opus 59, „die vier Temperamente;“ Opus 60, „Carnevalsfreude;“ Opus 61, Tauſendſapperments-Walzer;“ Opus 62, „Montecchi-Galopp“ und Opus 63, „Frohſinn iſt mein Ziel!“

Alle dieſe Walzer machten ungeheures Furore. Strauß geigte ſich dadurch tiefer und immer tiefer in die Herzen der ſchönen tanzluſtigen Wienerinnen ein. Alt und Jung ſchwärmten für ihn. Selbſt Meiſter Lanner beneidete ihn um den glänzenden Erfolg ſeiner neuen Geigenthaten. Die ganze Kaiſerſtadt war entzückt davon. Nur eine ſchien ſich nicht zu freuen. Und dieſe Eine war — ſeine Frau!

## 6.

Zwei Tage nach Gabriellens Rückkehr machte ihr Strauß ſeine Aufwartung.

Die Gräfin empfing ihn in einem mit aſiatiſchem Luxus ausgeſtatteten Boudoir in einem jener klug berechneten Morgenanzüge, die ganz und gar geeignet ſind, einer ſo vollblütigen Einbildungskraft, wie der unſeres Freundes, ein gefährliches Schach zu bieten.

Strauß iſt geblendet von ihrer Schönheit.

— Ich freue mich, Sie endlich bei uns zu ſehen, ſagt Gabrielle, ihm ihre Hand reichend. Ich habe oft, ſehr oft an Sie gedacht und mich viel von Ihnen unterhalten. Auch meine Tante brennt vor Begierde, Sie kennen zu lernen und in die heitern Geheimniſſe unſeres Ordens einzuweihen. Ich habe ihr verſprechen müſſen, Sie mal mitzubringen. Darf ich hoffen, daß Sie mich das nächſte Mal begleiten werden?

— Gewiß, ſobald es meine Zeit erlaubt . . .

— Sie müſſen ſich frei zu machen ſuchen, um mir und meiner Tante mindeſtens acht Tage lang in der Parkeinſamkeit ihres ſtillverſchwiegenen Schloſſes ungeſtört anzugehören.

Die Gräfin begleitete das Wort „ungeſtört“ mit einem Blicke, der Alles errathen und nichts zu wünſchen übrig ließ.

— Ich werde verſuchen, mich loszureißen . .

— Wie Schade, daß Sie verheirathet ſind! Künſtler Ihres Gleichen ſollten immer ledig bleiben. Die Ehe, ſagt man, habe manches Unbequeme . . .

Strauß läßt einen kleinlauten Seufzer hören.

— Sie ſcheinen unglücklich zu ſein, bedauert die Kokette.

— Das eben nicht, aber . . .

— Aber? wiederholt Gabrielle mit zweifarbigem Lächeln.

— Dann und wann etwas ſehr genirt. Es gibt Augenblicke, in welchen ich mir wie ein ſchlecht angeſchriebener Sünder vorkomme, der fortwährend unter polizeilicher Aufſicht ſteht . . .

— Ihre Frau, ſagt man, ſei eiferſüchtig.

— Ueber alle Beſchreibung und oft bis zum Exceß!

— Wiſſen Sie, Herr von Strauß, daß die faſt ſprichwörtlich gewordene Leidenſchaft Ihrer guten Frau Sie doppelt intereſſant macht? Es gibt Frauen, denen es einen ganz eigenthümlichen Genuß gewährt, die Eiferſucht anderer Frauen aufzuſtacheln, um ſich für die Folterqualen dieſer troſtloſen Leidenſchaft, die ſie ſelber empfinden, an Andern zu rächen. Auch ich bin bisweilen etwas eiferſüchtig . . .

— Um ſo mehr, Gräfin, haben Sie gewiß Mitleid mit jenen armen Geſchöpfen, die an demſelben Uebel leiden.

— Mitleid ſteht nicht in meinem Wörterbuche. Ich liebe es, mich zu rächen . . .

— Und an wem, meine ſchöne Nemeſis?

— An jeder Frau, die ihren Mann quält . . .

— Und wodurch rächen Sie ſich?

— Ganz einfach dadurch, daß ich mir die Huldigung eines ſolchen Märtyrers der Ehe viel lieber als die jedes Andern gefallen laſſe. Für mich haben — ich geſtehe es Ihnen offenherzig — verheirathete Männer immer mehr Reiz als ledige. Sie ſind unglücklich, Herr von Strauß. Wir werden verſuchen, Sie zu tröſten. Sie müſſen uns nun täglich beſuchen . . .

— Ich werde mich glücklich ſchätzen, in Ihrer begeiſternden Nähe verweilen und der göttlichen Muſik Ihrer Stimme neue Tanzlieder ablauſchen zu dürfen.

— Wir wollen tagtäglich ein wenig muſiciren und uns dann und wann dem ſüßen Traume überlaſſen, daß Sie, beklagenswürdiges Opfer mißverſtandener Ehe, noch ganz und gar frei wären. Machen wir ſogleich den Anfang. Geſtatten Sie mir, Ihnen einen Ihrer neueſten und meiner Anſicht nach gelungenſten Walzer: „Mein ſchönſter Tag in Baden,“ vorzuſpielen.

— Ich werde ein geſchliffenes Ohr haben, ſagt Strauß und führt die Gräfin zum Clavier.

Gabrielle ſetzt ſich und läßt ihre weißen, langen, zartgegliederten Finger mit Blitzesſchnelle präludirend über alle ſieben Octaven des Inſtrumentes hingleiten.

— Wie gefällt Ihnen der Ton?

— Faſt klingt er ſo ſüß wie Ihre Stimme . . .

— O ich kann auch ſingen! Das Wie aber überlaſſe ich Ihrem Urtheile, ſpricht Gabrielle und beginnt das Lied:

Eine liebestrunk'ne Mücke
Flattert um ein helles Licht,
Das ſo mild wie Mondenſchimmer
Durch den Wolkenſchleier bricht.

Sie umkreiſ't die lichte Flamme
Und verbrennt die Flügel ſich;
Sterbend ſummt ſie das Geſtändniß:
„Holdes Licht, ich liebe Dich!"

Gönne der verbrannten Mücke
Dieſes ſüßen Todes Ruh' . . .
Frage nicht: wer iſt die Mücke?
Wiſſe, dieſes Licht biſt Du!

Frauen, die wir lieben, erſcheinen uns doppelt reizend, doppelt gefährlich am Claviere. Die Gräfin ſchien dies zu wiſſen. Und aus dieſem Grunde war ſie ſo ſchnell an Streichers Flügel geeilt, um den Zauber ihrer Stimme, die Fertigkeit ihrer Geſangskunſt zu entfalten.

— Sie ſingen wie die Fodor . . .

— Sie ſpotten wie ein Schalk . . .

— Die Muſik dieſes Liedes iſt von Proch?

— Nein, Herr von Strauß, ſie iſt von mir!

— Wie, Gräfin, auch Sie componiren?

— Nur höchſt mittelmäßig, wie Sie hören, erwiederte Gabrielle und ſpielte jetzt den oben gerühmten Walzer und zwar mit ſolchem Ausdruck, mit ſolchem Feuer und bei dem Allem mit ſo hinreißender Koketterie, daß das Herz des glücklichen Componiſten bald in lichterlohen Flammen ſtand.

— Noch Niemand hat dieſen Walzer ſo wahr und ſo reizend aufgefaßt, als Sie, Gräfin . . .

— Ich ahnte, was Sie ſich dabei gedacht . . .

— Ich habe dabei an Sie gedacht, bekennt Strauß.

— Iſt das wahr? fragt Gabrielle.

— Sie, Gräfin, waren die Muſe, die mich zur Schöpfung dieſes Tanzes begeiſtert hatte.

— O, dann finde ich ihn noch einmal ſo ſchön, ſagt die Kokette und verläßt das Clavier.

In demſelben Augenblicke tritt Robert ein.

Robert iſt ein Geck, der mindeſtens achtzehn Ahnen und Millionen — Sommerſproſſen hat und mehr Felder im Wappen als in der Wirklichkeit beſitzt, aber er iſt Offizier und Kammerher, ein vollendeter Reiter und Stutzer.

Der Graf klemmt ſein Glas in's rechte Auge, betrachtet ſeinen Quaſi-Nebenbuhler und ſagt dann mit hochtoryiſchem Lächeln:

— Ah, ſind Sie es, beſter Strauß?

— Ja, ich bin es, beſter Hauptmann! Die Gräfin war ſo artig, mir kurz vorher eine ihrer reizenden Compoſitionen, „die Mücke und das Licht," vorzuſpielen.

— Und wie finden Sie das Ding? fragt Robert.

— Ich finde, daß es mehr als blos Ding, ich finde, daß es ein Lied, ein Lied im ſchönſten Sinne des Wortes iſt.

— Das freut mich, mein lieber Strauß! Ihr ſeht, daß man, um Muſik zu machen, nicht durchaus bürgerlicher Abkunft zu ſein braucht. Auch der Adel weiß zu componiren ...

— Ich habe mir nie erlaubt, daran zu zweifeln, entgegnet Strauß und greift nach ſeinem Hute.

— Wie, Sie wollen uns ſchon verlaſſen? fragt Gabrielle.

— Die Correctur meiner neuen Walzer ruft mich zu meinem Verleger. Ich muß fort und bedaure unendlich, für heute ſo wenig oder nichts von der geiſtreichen Unterhaltung des Herrn Grafen profitirt zu haben.

— Das iſt nicht meine Schuld, ſagt Robert. Ich hindere Sie durchaus nicht, an mir zu profitiren . . .

— Nächſtens werde ich das, was ich heute verſäume, doppelt nachholen, ſagt Strauß und empfiehlt ſich.

— Dieſer bürgerliche Künſtler iſt etwas hochnäſig, wie mir dünkt, ſagt der Graf, nachdem Strauß ſich entfernt hat. Und trotzdem, beſte Gräfin, ſcheinen Sie an dieſem Plebejer ein ganz beſonderes Gefallen zu finden.

— Ich liebe, wie Florian, die Abwechſelung und ſage wie er: diversité, c'est ma devise!

— Wer war dieſer Florian, ſchöne Gabrielle?

— Er war, wie Sie, Dragoner-Capitän und nebenbei Schäferdichter.

— War er auch Graf und Kammerherr?

— Ach, leider nicht, ſonſt hätte ich ihn, wäre er zufällig nicht ſchon todt, auf der Stelle geheirathet, denn über Alles ſchwärme ich für Dichter, Muſiker Schauſpieler und . . .

— Heupferde! fügt er laut lachend hinzu, ganz natürlich! denn Heupferd iſt ja ein Cavalier der Poeſie, Mitglied des „Dianen-Ordens“ und . . .

— Das Beſte gerade vergeſſen Sie: Herausgeber des „goldenen Eſels.“ Dann und wann iſt man thöricht genug, ſich auf ein Weilchen auch die Huldigung eines Journaliſten, ſobald er Verſe auf uns drucken läßt, huldreich gefallen zu laſſen.

— Gräfin Gabrielle will Allen die Köpfe verdrehen . . .

— Car tel est notre bon plaisir, geſtand die reizende Kokette und fädelte ſofort ein den Gang unſerer Erzählung nicht berührendes Geſpräch ein.

## 7.

Der arme Strauß, der in ſeiner Ehe eben nicht allzuglücklich war, ſuchte ſich für das, was er zu Hauſe vermißte, außerhalb deſſelben beſtmöglichſt, aber ſtets mit Rückſicht auf's Decorum, zu entſchädigen. Er hatte oft eben ſo viele vorübergehende Liebſchaften als Melodien im Kopfe. Die Ehemänner eiferſüchtiger Frauen ſind in der großen Welt geſuchter als andere, namentlich wenn der Name ſo berühmt und volksthümlich wie jener unſeres liebenswürdigen Freundes iſt, den ganz Wien, ganz Deutſchland, ganz Europa kennt.

Strauß war eine jener bevorzugten Naturen, für die das Lieben mehr als blos Zeitvertreib, ſondern geradezu Nothwendigkeit, unabweisbares Bedürfniß, zweite Natur, gleichſam ſechster Sinn und eilfter Finger iſt. Für dieſe Naturen iſt Lieben und Leben identiſch und für ſie paſſen jene Verſe:

„Ach die Liebe giebt uns Leben,
Und das Leben giebt uns Leid.
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit.“

Dieſe Nothwendigkeit trieb ihn oft zu Extremen hin: er liebte ohne Unterſchied Alles, was weiblichen Geſchlechtes war. Dennoch behielt er immer eine gewiſſe Vorliebe für Blonde mit ſchwarzen Augen, denn er liebte vor Allem die Gegenſätze und aus dieſem Grunde pflegten auch dunkle Haare mit blauen Augen auf ihn tiefen Eindruck zu machen.

Kein Wunder alſo, daß auch Gräfin Gabriellens Schönheit ihn nicht unempfindlich ließ.

Ihre ſchlau berechnete Gefallſucht verſtand es, alle Minen in Bewegung zu ſetzen, um ihn ſterblich in ſie verliebt zu machen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, daß eine der vornehmſten, jüngſten und ſchönſten Gräfinnen des Ungarlandes mit Augen, feurig und glühend wie die Trauben am Hegyalla, woraus man den Nectar des Tokaiers keltert, ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete und bevorzugte und nicht müde ward, ihn durch die Ambroſia ihres Lobes zu berauſchen und ihm hundert Mal zu wiederholen, daß es für ſie keinen höhern Genuß, keine ſüßere Wolluſt, keinen wollüſtigeren Taumel gäbe, als an den ſympathiſchen Lippen ſeiner Walzer zu ſchwelgen und aus ihnen den tröſtenden Lethe für alle Leiden des Herzens und der Seele zu ſchlürfen. Der Teufel bleibe kalt und gefühllos, wenn uns dies alles und noch mehr die roſigen Zauberlippen einer Circe ſagen, deren Blicke feuerſpeiende Berge und deren Worte berauſchende Accorde ſind.

Die Folge der alltäglichen Beſuche unſeres Freundes in Gabriellens Irrgarten der Liebe war ganz einfach und natürlich die, daß Meiſter Strauß über Hals und Kopf, bis auf die Wurzel ſeiner Haare, bis an den Rand ſeiner Nägel, ſich mehr und mehr in ſie verlieben mußte.

Die herzloſe Kokette frohlockte im Stillen. Es gewährte ihr Vergnügen, ein neues Opfer in die loſen Maſchen ihrer unwiderſtehlichen Reize zu locken; es fröhnte ihrer Eitelkeit, zu wiſſen, daß ſie der Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Endziel ſeiner heißeſten Wünſche ſei.

Eines Tages, als er, ſich und die Welt vergeſſend, im Sinnenrauſche zu ihren Füßen lag, wagte er ihr offen die ganze Gluth ſeiner Liebe zu geſtehen. Er erwartete, die Gräfin werde, das Feuer ſeiner Empfindung theilend, mit Entzücken das Geheimniß ſeines Herzens hinnehmen.

Gabrielle aber ſchien dadurch ſchwer beleidigt. Sie entzog ihm ihre Hand, auf die er den Schwur heißeſter Liebe geküßt, erhob ſich raſch und ſagte zu ihm:

— Mein Herr, was fällt Ihnen ein? Sie wagen es, mir ganz unbefangen eine Liebeserklärung zu machen, und ſcheinen ganz und gar zu vergeſſen, daß Herr Strauß verheirathet und Gräfin Gabrielle ſeit geſtern die erklärte Braut des Grafen Robert iſt . . .

— Großer Gott, was muß ich hören?

— Unſere Verlobung, die Sie in längſtens acht Tagen in den Zeitungen werden angezeigt finden . . .

— O Himmel, iſt denn dies möglich?

— Was finden Sie Unmögliches darin, daß ein reicher, vornehmer Cavalier ſich mit der Tochter und einzigen Erbin eines der reichſten Edelleute vermählt? . . .

— Aber ich, Gräfin, ich liebe Sie!

— Möglich! Aber war ich's, die Sie hieß, ſich in mich zu verlieben?

— Sie ermuthigten mich bei jeder Gelegenheit . . .

— Allerdings, aber eben nur zum Zeitvertreib . . . wir plauderten, wir muſicirten zuſammen. Das war Alles!

— Gräfin! rief Strauß empört, Sie ſind . . .

— Eine arge Kokette, wollen Sie ſagen. So ſpricht jeder Mann, der das kleinſte Zeichen herablaſſender Artigkeit für einen Beweis glühender Liebe hinnimmt und, in ſeiner eitlen Vorausſetzung und blinden Selbſtvergötterung getäuſcht, ſich ſelbſt für ein betrogenes Opferlamm, die Aermſte aber, die ſich bei dieſem Zeitvertreibe durchaus nichts Arges gedacht hat, für eine falſche Schlange, für ein herzloſes Ungeheuer erklärt. Kommen Sie zur Beſinnung, Herr von Strauß: lernen Sie einſehen, daß es ſehr Unrecht war, die Kluft zu vergeſſen, die zwiſchen mir und Ihnen liegt.

Strauß war einen Augenblick ganz vernichtet.

Bald aber raffte er ſeinen ganzen Künſtlerſtolz zuſammen und erwiederte mit ruhiger Würde:

— Gräfin, Sie haben ſich mit vollem Recht ein Kokette genannt und über ſich ſelbſt den Stab gebrochen. Mit Einem Male haben Sie mir di Schuppen vom geblendeten Auge weggeriſſen und ſic mir gezeigt ohne Schminke, ohne Schleier, in Ihre wahren Geſtalt. Sie ſind ſchön, bezaubernd ſchön Gabrielle; das iſt aber auch Alles; denn Sie habe kein Herz, keine Seele!

Die Gräfin lächelte ſpöttiſch und ſchwieg.

— Sie verhöhnen mich ... ich verzeihe Ihne Sie haben mit der Ruhe meines Herzens ein freventliches Spiel geſpielt; auch dies, Gräfin, vergebe i Ihnen. Sie heirathen den Capitän Grafen Rober Mögen Sie dieſe Wahl niemals bereuen! Ich wünſch Ihnen alles Glück dazu. Vergeſſen Sie, daß ich S wahr und ehrlich geliebt habe, und verzeihen Sie mi wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Zeit brauchen werd um die unſelige Leidenſchaft, die ich für Sie gefaß ſiegreich niederzukämpfen. Dies iſt Alles, was i Ihnen zu ſagen habe, ſchloß Strauß, verbeugte ſi und ging.

— Ei, ſeht doch dieſe lächerliche Anmaßung! ri

Gabrielle, als er ſie verlaſſen hatte. Aber ſo ſind ſie Alle, Alle! Jeder Künſtler iſt die perſonifizirte Eitelkeit! Wie konnte dieſer Blödſinnige ſich einbilden, daß ich ihn wieder liebe? Ich, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Vaters, und er nichts weiter als ein bürgerlicher Muſikus mit einer bürgerlichen Geige, ein Emporkömmling, welcher leidlich-hübſche Walzer ſchreibt. Wer aber ſchreibt heutzutage nicht hübſche Walzer? Und dieſer bürgerliche Geigenfürſt wagt es, ſich in eine Gräfin zu verlieben, die faſt eben ſo viele Ahnen als dieſer arme Teufel paſſable Walzer aufzuweiſen hat! Das iſt mehr als dumm! Das iſt impertinent! ruft ſie aus und ſetzt ſich an's Clavier, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ich bin überzeugt, fährt ſie fort, daß er ſich um mich grämen und mich gerade, weil ich ihn ſo ſchnöde abgefertigt habe, nicht ſo bald vergeſſen wird. Ça suffit! ruft ſie aus und intonirt ein neues Tanzſtück.

Diesmal aber war es kein Walzer von Strauß, ſondern eine Quadrille aus Herold's „Zampa“.

Auch Gräfin Gabrielle war eine „Marmorbraut“. Sie hatte einen Teint von Seide und ein Fleiſch ſammetweich wie Pfirſichflaum; ihre Seele aber war

kalt und blaſirt und ihr Herz ſchien von Marmor.
— — — — — — — — — — —

## 8.

Strauß war ſeit jenem Tage niedergedrückt. Gabriellens Benehmen hatte ihn tief geſchmerzt. Aber trotz der Kränkung, die ſie ihm zugefügt, konnte er ſie nicht vergeſſen.

Je wegwerfender manche Frau ihre Anbeter behandelt, deſto glühender geſtaltet ſich oft deren Liebe zu ihr.

Meiſter Johann, der gewohnt war, überall Erhörung zu finden, ſchien doppelt unglücklich, weil die Gräfin die Erſte war, die ſich von ihm nicht erobern ließ.

Seine Verſtimmung darüber hemmte die Flüge ſeiner muſikaliſchen Produktion. Er verſuchte etwa Neues zu componiren. Es ging nicht.

Das Einzige, was er in einem Zeitraume vo zwei Monaten zu Stande gebracht hatte, waren di „Robert-Tänze" (Opus 64).

Gabriellens neidenswerther Bräutigam, Graf Robert, war der Teufel, der ihm die Ruhe ſeine

Herzens, die Heiterkeit ſeines Gemüths, die Laune zum Schaffen geraubt hatte.

Um ſich zu zerſtreuen, machte Strauß mit ſeiner Kapelle einen Ausflug nach Peſth. Es war dies ſeine erſte Kunſtreiſe.

Der Ruf, der ihm vorausgeeilt war, bereitete ihm dort eine enthuſiaſtiſche Aufnahme und einen höchſt glänzenden Erfolg.

Strauß war der Held des Tages. Ungarns reizende Frauen entſchädigten ihn reichlich für ſeine erſte Niederlage. Jung und Alt ſchwärmte für den Wiener Amphion, deſſen hinreißende Geige, deſſen feuriges Spiel manchen Ungar an den Zigeuner-Virtuoſen Bihary erinnerten, deſſen Andenken im Herzen aller Magyaren ungeſchwächt fortlebt.

Hier war's, wo er am Morgen ſeines letzten Concertes ſein Opus 66 „Erinnerung an Peſth“ componirte.

Von Ungarns Hauptſtadt zurückgekehrt, ſchrieb er noch immer unter dem düſtern Eindruck der Erinnerung an Gabrielle ſein Opus 67, „die erſte Walzer-Guirlande“. Man hörte aus dieſen Tänzen eine gewiſſe Verſtimmung heraus.

In Gabriellens Herzen war unterdeſſen eine große Veränderung vorgegangen.

Sie ſchien den kalten Stolz, mit dem ſie ſeine glühende Verehrung zurückgewieſen hatte, mit jedem Tage mehr und mehr zu bereuen.

Aber dieſe Reue erwachte zu ſpät!

Gabriellens Vater und Bräutigam drangen auf baldige Vereinigung.

Acht Tage darauf ſollte Hochzeit ſein. Die Braut mußte ſich fügen in den Willen ihres Vaters.

Der Bräutigam fährt zum zurückgeſetzten Nebenbuhler.

— Liebſter Strauß, ſagt Graf Robert, ich komme mit einer Bitte . . .

— Womit kann ich dienen, Herr Graf?

— Heut über acht Tage ſoll unſere Hochzeit ſein. Sie würden meiner liebenswürdigen Braut und mir eine große Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie ſich, als ehemaliger Anbeter der ſchönen Gabrielle, bereit finden ließen, auf unſerm Hochzeitsfeſte die Leitung des Orcheſters zu übernehmen und zu Ehren meiner Zukünftigen einen neuen Walzer zu componiren.

Anfangs iſt Meiſter Strauß empört darüber.

— Ich muß geſtehen, ſagt er etwas aufgeregt, daß ich ſolch' einen Antrag nicht erwartet habe.

— Ich hoffe meiner Braut, die Sie im Stillen ſehr zu lieben ſcheint, damit eine große Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Gräfin Gabrielle iſt ſeit einiger Zeit etwas ſchwermüthig. Ich wünſche durch Ihre Gegenwart ſie ein wenig aufzuheitern . . .

— Iſt die Gräfin nicht mehr ſo luſtig als früher?

— Sie läßt jetzt — ich weiß nicht warum? — das Köpfchen hängen und affichirt einen hohen Grad von Melancholie, die ich — unter uns geſagt — für Komödie halte; denn meine Braut iſt, wie Sie ſich ſattſam überzeugt haben, beiſpiellos kokett. Heute lacht ſie, morgen weint ſie. So machen es ja alle Koketten. Aber Unſereiner kennt das ſchon! Schwermuth genirt mich nicht im Geringſten. Sie iſt die einzige Erbin eines unverſchämt-reichen Vaters, folglich wird ſie ohne Weiteres geheirathet. Verſtanden?

— Wer ſollte das nicht verſtehen?

— Ich darf alſo darauf rechnen, daß Sie am Tage unſerer ehelichen Verbindung das Orcheſter dirigiren?

— Rechnen Sie darauf!

— Und daß Sie meiner Braut zu Ehren einen neuen Walzer ſpielen werden. Verlangen Sie dafür, was Sie wollen. Ich zahle Ihnen, was Sie wünſchen!

— Ich wünſche und verlange gar nichts.

— Ça se trouvera! ſagt der Franzoſe. Auch ich kann bisweilen generös ſein. Rechnen Sie auf meine ganze Großmuth, ſpricht der bornirte Kammerherr, drückt ihm verbindlich die Hand und entfernt ſich.

— Man will Dich demüthigen, ſpricht Strauß zu ſich, als der Dragoner-Capitän ihn verlaſſen hat. Und dennoch, dennoch verzeihe ich ihm! Verſchafft er mir doch dadurch das Glück, Gabriellens Hochzeit beizuwohnen und Zeuge der untergehenden Sonne ihrer jungfräulichen Schönheit zu ſein. Ach, daß ich ſie vergeſſen könnte! Aber ihr reizendes Bild ſteht mit ſo feenhaften Farben vor dem Spiegel meiner Seele, daß aus jedem Notenkopfe, den ich niederſchreibe, mich die Mondnacht ihrer Augen anlacht. Ich werde ſie nie, niemals vergeſſen!

So ungefähr ſpricht ja jeder Verliebte. Aber Alle pflegen ſich zu täuſchen. Das Herz verſchmerzt auch den härteſten Liebesgram. Nur Lüge und Heuchelei lieben ewig. Selbſt die glühendſte Liebe iſt vorübergehend. Ni jamais, ni toujours — c'est la devise de l'amour!

Strauß machte ſich noch an demſelben Tage an die Compoſition des Hochzeitswalzers.

Dieſer Walzer ſollte der Dolmetſcher ſeiner tiefinnerſten Gefühle, der Dragoman ſeines Grames, der muſikaliſche Selam ſeiner verſchmähten Liebe werden und ihrem Herzen, wenn auch nicht Gegenliebe, doch wenigſtens Mitgefühl und Reue einflößen.

Nachts, wenn Alles in ſeinem Hauſe ſchlief, nahm er ſeine an jeder Freude, wie an jedem Schmerze ſchweſterlich theilnehmende Geige, öffnete das epheuumrankte Fenſter ſeines Arbeitszimmers, ſtarrte in die ſchweigende Nacht hinaus, phantaſirte auf ſeinem Inſtrumente und klagte den verſchwiegenen Sternen, welche freundlich-mild auf ihn herniederſahen, die ſtille Odyſſee ſeines tiefen Leides. Aus jedem dieſer Sterne blitzte ihm Gabriellens Auge entgegen. O, glückliche Zeit, in welcher das Herz ſich unglücklich fühlt aus verſchmähter Liebe!

Zuweilen trat eine Thräne in ſein Auge, denn bei jedem Takte, den er improviſirte, dachte er an Gabrielle.

Mir aber ſchwirrt dabei eines meiner älteſten Lieder durch's Gehirn; es lautet:

Willſt Du Eis in Gluth verwandeln,
O dann merke Dir geſchwind:
Mußt mich en canaille behandeln,
Und dann lieb' ich Dich, mein Kind!

Willſt Du Gluth in Eis erſticken,
O dann merke Dir den Satz:
Mußt mit Liebe mich erdrücken,
Und dann haſſ' ich Dich, mein Schatz!

Willſt Du ſiegen, o dann ſcheine
Nie zu warm und nie zu kalt:
Heute lache, morgen weine,
Gluth und Eis zerſchmelzen bald!

Dies probate Mittel zur Eroberung männlicher Herzen ſchien Niemand beſſer zu kennen als die Braut des Grafen Robert.

Gräfin Gabrielle war eine Vollblut-Kokette.

## 9.

Endlich kam der Tag der Hochzeit.

Der Saal wimmelte von ſchönen Damen. Gabrielle ſtrahlte aus dieſem Blumenkranze wie eine Victoria Regia hervor. Das lilablaue Atlaskleid mit den durchſichtigen Aermeln von Mecheler Spitzen, den zarten Blumengewinden und dem brillantenen Gürtelbande, der Valencienner Blondenſchleier, der den Marmor ihres Nackens verhüllte, der blühende Myrtenkranz auf dem reichgelockten Haupte, die Camee auf der Bruſt, das duftende Veilchenbüſchel, das aus dem linken Winkel des blendenden Buſens hervorlugte, dies Alles ſchien ſtolz darauf zu ſein, daß die ſchönſte aller Bräute ſie zum Hochzeitsſchmucke auserwählt hatte. Die Edelſteine, die ſie trug, ſchienen feuerſprühender, die Perlen glänzender, die Blumen friſcher und farbiger als an allen andern Damen dieſes Feſtes.

Strauß, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet, gleichſam als hätte er an Gabriellens Hochzeitstage Trauer um ihre verlorene Schönheit angelegt, ſtand traurig und ſchweigend auf der Gallerie und dirigirte, nur theilweiſe mitſpielend, das zahlreiche Orcheſter, das deſſen Tänze mit gewohnter Präciſion und mit eben ſo vielem Geſchmack als hinreißendem Feuer vortrug.

Gabrielle tanzte mit Dieſem und Jenem. Aber ſo oft ſie, ermüdet, ausruhte vom raſchen Wirbel des Tanzes, warf ſie athemlos einen Blick zu dem armen Verſtoßenen hinauf, der ſtill und düſter wie eine Trauerweide daſtand, die ihre Zweige ſchwermüthig auf einen friſchen Grabeshügel niederſinken läßt. Doch würdigte er ſie keines Blickes. Er ſchien Alles, nur ſie allein nicht zu ſehen.

Dies beleidigte, dies kränkte ihre Eitelkeit. Außerdem war das, was ſie jetzt für den ſtolzen Künſtler empfand, mehr als Mitleid . . . es war Reue, es war Liebe.

Sie ſah ſeine Trauer und war tief bewegt. In ihrem ſonſt ſo kalten und gefühlloſen Herzen wogte und brauſte jetzt ein neuer, nie geahnter Schmerz, der wie ein Strom, welcher urplötzlich ſein Uferbett überſchritten, mit verheerender Gewalt heranwuchs und ihr die Bruſt zu zerſpringen drohte. Weinen wollte ſie, aber ſie konnte, ſie durfte es nicht. Die unterdrückten Thränen brannten wie ſiedendes Oel in ihrem ſchmerzzerriſſenen Seelengram.

Die Uhr verkündet Mitternacht. Strauß gibt das Signal zu dem von ihm neu componirten Walzer. Die Paare ſtellen ſich. Gabrielle hängt am Arme ihres blaſirten Bräutigams, der ihr jetzt vollſtändig gleichgiltig iſt.

Der Tanz beginnt. Alles lauſcht aufmerkſam der hinreißenden Muſik. Die Meiſten vergeſſen darüber den Tanz. Sie machen Halt und ſchauen zu dem leichenbleichen Manne hinauf, der noch nie mit ſo aufgeregtem Gemüthe den Bogen geführt hat.

Strauß läßt ſich von dem Schmerze, der ſein Inneres zerwühlt, ſo ſehr hinreißen, daß er, faſt außer ſich, in eine Art anakreontiſcher Verzückung verfällt.

In dieſem Delirium gießt er die ganze Gluth ſeiner liebetrunkenen Seele in die bald leiſe zitternden, bald ſtürmiſch klagenden Saiten ſeines Alles mitfühlenden Inſtruments.

Sein Bogen raſ't wie ſein Herz. Seine Violine bricht wie ſeine Seele.

Die Braut ſieht hinauf zu ihm. Sie gewahrt die Thränen, die aus ſeinen Augen auf die bleiche Wange, auf die krampfhaft geſchloſſenen Lippen niederrollen. Gabrielle kann kaum weiter tanzen; ihr Bräutigam aber bittet ſie darum. Sie tanzt und tanzt und tanzt. Strauß verfolgt das fliegende Brautpaar mit thränenfeuchtem Blick und eiferſuchterfüllten Herzen.

Gabrielle tanzt und mag nicht aufhören. Strauß ſpielt und will nicht enden. Er ahnt die Macht dieſes Walzers, der ihn und ſie ſo maaßlos aufregt, ſo tief ergreift, ſo furchtbar erſchüttert.

Sie tanzt immer weiter und weiter; er ſpielt und ſpielt. Plötzlich platzt eine Saite ſeiner Geige und in der nämlichen Sekunde fällt die Gräfin erſchöpft zu Boden und — iſt todt.

Strauß' ſieht es. Violine und Bogen entgleiten ſeiner Hand. Leiſe ſtöhnt er: „Gabrielle“ und bricht ohnmächtig zuſammen.

## 10.

Der Walzer erhielt ſpäter ihren Namen.*) Strauß liebte ſie bis an's Ende.

## 11.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, ſagt Napoleon und das, was ein Napoleon ſagt, ſoll, ſagt man, immer wahr ſein, ſelbſt wenn es unwahr iſt.

Auch von der ſchönen Gabrielle bis zur bildhäßlichen Hermione von Roſenkranz führt uns ein einziger Schritt, ein einziger Sprung.

Dieſes herrliche Weib, das ſich als k. k. Hoftheater-Supernumerar-Logenſchließerin ſeit langer Zeit aus unſerm Geſichtskreiſe gänzlich verlaufen hatte, war ſo kühn geweſen, dem alten Direktor Duport auf ſo unzweideutige Weiſe die Qual ihrer ſtillen Liebe zu ſchildern, daß der alte, aber noch immer ſehr galante Franzoſe und Ex-Balletmeiſter, der eben kein Freund von Antiquitäten zu ſein ſchien, ſich genöthigt ſah, ihren verliebten Seufzern aus dem Wege zu gehen dadurch, daß er ihr Knall und Fall den Abſchied gab.

---

*) Der „Gabriellen-Walzer" (Opus 68) iſt unſtreitig eine der ſchönſten Tonſchöpfungen dieſes Meiſters. Auch er iſt ſchon lange todt. Noch aber lebt ſein reizender „Gabriellen-Walzer." Er hat die Gräfin dadurch verewigt.

Gleich der „ſchönen Müllerin“ durfte die muſterhäßliche Ex-Logenſchließerin von ſich ſingen und klagen:

„An allen meinen Leiden
Iſt blos die Liebe Schuld!“

Hermione war trotz des vorgerückten Lebens-Herbſtes noch immer nicht müde geworden, jungfräuliches Verlangen nach Gott Amors loſen Tändeleien zu empfinden und ſich, ohne Unterſchied des Standes und der Nationalität, heute in einen italieniſchen Farbenreiber und morgen in einen franzöſiſchen Maſchiniſten des Kärnthnerthortheaters zu verlieben und aller Welt, die es zu hören wünſchte, zu erzählen, daß ſie ſogar auf das Herz des deutſchen Tenoriſten Wild und auf die Geſchmacksrichtung des engliſchen Geſandten, Lord Stewart, der bekanntlich auch leidenſchaftlicher Alterthumsforſcher geweſen war, einen unauslöſchlichen Eindruck zurückgelaſſen habe. Aber welcher Art dieſer unverwiſchbare Eindruck geweſen, darüber ſchweigen alle Chroniken jener Zeit.

Hermione von Roſenkranz, die ſich durch den ſchlechten Geſchmack Duports urplötzlich einnahmslos auf die Straße geſetzt ſah, mußte ein Mittel erſinnen, um ſich auf irgend eine Weiſe eine neue Stellung in der „Geſellſchaft“ — wie ſie ſagte — zu gründen.

Ihr guter Genius — denn auch alte Weiber ſchmeicheln ſich eines überirdiſchen Schutzgeiſtes — ließ ſie mit Hinblick auf ihre frühere Charge bei der ehemaligen Pflegetochter und Geliebten des Buchbindermeiſters Leim auf den keineswegs ganz unpraktiſchen Einfall gerathen, ein philanthropiſches Inſtitut ganz eigenthümlicher Art in's Leben zu rufen. Hermione trug ſich mit dem Plane, im Intereſſe der zahlloſen, mutterbedürftigen Choriſtinnen und Modiſtinnen, Figurantinnen und Spekulantinen eine Art Agentur zu etabliren, welche gegen ein mäßiges Honorar alte, überzählige Wittwer und Wittwen nachwies, die ſich gegen eine beſtimmte Taxe, willkürlich wie jene der Wiener Fiacres, dazu gebrauchen ließen, zeitweilig dieſes oder jenes iſolirt daſtehende Weſen, je nach Belieben, zu bevatern oder zu bemuttern.

Nach der von ihr entworfenen Taxe ſollte ein gemietheter Vater doppelt ſo viel als eine gemiethete Mutter beanſpruchen dürfen. Jeder Miethsvater mußte einen Regenſchirm und (pro forma) einen Hausſchlüſſel, jede Miethsmutter eine ſeidene Mantille oder einen (unechten) Shawl ihren Adoptivtöchtern zur Verfügung fügung ſtellen. Sonntags war die Taxe eine doppelte.

Hermione von Roſenkranz ſah ſich ſchon an der Spitze dieſes äußerſt rentablen crédit mobilier paternel ou maternel und zog bereits einige hellſehende Capitaliſten und Müſſiggänger zu Rathe, um dieſe Vater- und Mutter-Haupt- und Filialbanken in Wien und in jeder Hauptſtadt der Provinzen Oeſterreichs auf Actien zu gründen. Leider aber hatte die gute Hermione die Rechnung ohne Wirth gemacht, denn das Hauptbank-Lokal war bereits gemiethet und das Actien-Schema ſchon längſt gedruckt, als der weibliche Barnum dieſes großartigen Humbug die Weiſung erhielt, daß dieſem Schwindel die dazu nothwendige Conceſſion nicht zuertheilt wurde.

Hermione gerieth außer ſich vor Zorn. Sie wurde roth, wie ein kalekutiſcher Truthahn und erklärte ſich mit dieſer Maaßregel ſo wenig einverſtanden, daß ſie aus Unwillen darüber ernſtlich Willens war, nach Alabama, wo Gottlob auch immer über fühlbaren Mangel an weiblicher Menſchheit geklagt wird, auszuwandern. Aber da es ihr dazu an landesüblicher Münze gebrach, beſchloß ſie ihren Auswanderungsplan aufzugeben! . . . bis auf Weiteres!!!

Aber die Idee, die ſie damals gefaßt hatte, iſt für die Welt nicht verloren gegangen. Sie tauchte zwanzig Jahre ſpäter an den paradieſiſchen Ufern der Spree, in dem „gottvollen" Berlin auf. Dort war's, wo die dreimal geſegnete Wiege des auf Zeit gemietheten Couſins, Courmachers, Tänzers und Chapeau d'Honneur der blonden Weißbier-Griſetten und Wintergarten-Loretten ſtand.

Dieſe neue Schöpfung des Berliner-Raffinements erhielt den gemeinſchaftlichen Namen „Louis."

Jeder dieſer gemietheten Louis erhielt von dem weiblichen Weſen, zu deſſen Beſchützer er ſich „verdingte," außer freiem Entrée auch noch freien Satz, der in einer Portion Butterbrod mit Schinken (Käſe durfte ein Louis nicht beſtellen) und aus einer „kühlen Blonden" (einem Glaſe Weißbier) und einem „Kümmelchen" beſtand.

NB. Loretten pflegten das Doppelte zu bezahlen.

Dieſer „Louis" war ſo zu ſagen der Berliner Käſe, aus dem ſich ſpäter die Maden und Mädchen der gemietheten Väter und Mütter mit und ohne Mantillen entwickelt haben.

Ein Nebenſenker des Berliner „Louis" iſt erſt vor einigen Jahren in Wien zum Durchbruch gekommen.

Der „Wiener Louis“ graſſirt hier ausſchließlich in den Redactions-Bureaux der politiſchen Zeitungen.

Der „Wiener Louis“ iſt der auf Kündigung gemiethete Mitarbeiter und vorzugsweiſe Theaterrecenſent, welcher von ſeiner Herrſchaft, der Redaction, heute in dieſes und morgen in jenes Theater frei mitgenommen oder hingeſchickt wird, um am Abende der erſten Vorſtellung eines neuen Stückes in zehn Zeilen etwas weniger noch als gar nichts zu ſagen, was am andern Morgen bereits gedruckt erſcheint.

Solch ein „Wiener Louis“ hat in der Regel weder freien Willen noch Befähigung zum Urtheil überhaupt. Er iſt die Maſchine des Redacteurs, wie das Stilet nur das unſchuldige Inſtrument in der Hand des ſchuldigen Bravo iſt. Der „Louis“ hat gar keinen Willen. Er ſitzt, mit weißen Waſchlederhandſchuhen angethan, an der linken Seite ſeiner Brodherrſchaft, die ſich in ihrer Freiloge wie ein radſchlagender Pfau aufbläht, und muß ſo urtheilen, wie ſein Prinzipal es gerade haben will.

— Der muß gelobt, Die muß getadelt werden, ſpricht der Sklavenhändler zu ſeinem „Onkel Tom.“ Unterſtehen Sie ſich niemals zu fragen, warum? Das iſt ſtets ein Redactions-Geheimniß und geht Sie, Einfaltspinſel, gar nichts an. Ich bezahle Sie; Sie ſind mein auf Zeit gemietheter Leibmameluk Louis, mein gefeſſelter „Onkel Tom" und Sie müſſen für die paar lumpigen Gulden, die Sie von mir zu erhalten wünſchen, ſchreiben, nicht was Sie denken, ſondern das, was ich denke, wenn ich jemals denken könnte oder ſollte. Wollen Sie aber ſchreiben, wie Sie es denken, dann jage ich Sie morgen fort und ſehe mich noch heute Abend im erſten beſten Bierhauſe nach einem andern Louis um. Zum Glück gibt's deren ſo Viele! So Viele, guter Louis, daß ſich mit den Abſätzen ihrer ſchief- und wundgelaufenen Stiefel der Stephansplatz pflaſtern oder macadamiſiren läßt.

So ungefähr ſpricht der Herr Sklavenzüchter. Onkel Tom, der da friert, Onkel Tom, welcher Hunger und oft noch weniger im Magen als im Kopfe hat, ſchweigt und denkt bei ſich: „Ich wart' auf meine Zeit" und tröſtet ſich unterdeſſen, ſo gut es geht, mit dem Motto des „goldenen Eſels": Le jour viendra, d. h. der Tag wird kommen, wo auch ich Redacteur ſein und mir meinen Louis halten werde, den ich dann doppelt drücken, quälen und ſchinden will.

Die Race der journaliſtiſchen Louis zerfällt in zwei Hauptklaſſen:

1. In den gutmüthigen, ſich Alles ruhig gefallen laſſenden Recenſir= und Apportir=Pudel (Canis Louis familiaris aquaticus), und

2. in den biſſigen, dann und wann auf Ordre ſeiner Brodherrſchaft die Zähne zeigenden Bullenbeißer (Canis Louis familiaris molossus.)

Die Aufgabe des Letztern, der in der Regel neidgelb und glatthaarig iſt und eine ſogenannte Doppelnaſe, ſchwarze Ohren und eine herabhängende Oberlippe hat, beſteht darin, daß er beſtändig bellen, geifern und Furcht einjagen muß. Er iſt der Redactionsbüttel, der journaliſtiſche Plumpſack, der zweibeinige Buldogg, der die Feinde ſeines Brodherrn, auf deſſen Commando, in die Waden beißen und die Sprungriemen abreißen, der Jockel, welcher ausgeſchickt wird, den Hafer zu ſchneiden und der jeden Mißliebigen im Sommer mit Staub, im Winter mit Schneeballen werfen muß.

Urgroßmutter all' dieſer Louis iſt Hermione.

## 12.

Der gute, gemüthliche Strauß, welcher Gabriellens jähen Tod nicht verſchmerzen konnte, beſchloß, um ſich zu zerſtreuen, eine neue Kunſtreiſe anzutreten.

Am 2. November 1834 reiſte er mit ſeiner ganzen Kapelle nach Berlin, wo er ſich zuerſt im königlichen Concertſaale, dann im Königſtädter-Theater hören ließ und ſo fanatiſchen Enthuſiasmus erregte, daß Publikum und Kritik ſich in Lobeserhebungen ſeiner Produktionen überboten. Der ſpecifiſche Preuße war mit Einem Male ſo oeſterreichiſch geſtimmt, daß ein Schwarzweißer nach Anhörung des „Fortuna-Galopps" (Opus 69) ausrief:

— Dieſer jrundjemüthliche Strauß hat — Jott ſtraf mir! — die juten Berliner in janz abſcheuliche Wiener umjemetamorphoſirt!

Strauß wurde nun auch vom Hofe eingeladen, ein Concert im weißen Marmorſaale des königlichen Schloſſes zu veranſtalten.

Ein Augen- und Ohrenzeuge dieſes äußerſt glänzenden Hofconcertes entwarf davon folgende Schilderung:

Der Marmorſaal ſchwamm in einem Oceane von Lichtern. Unter dem zahlloſen Schwarme der beſternten Gäſte des Königs von Preußen ragten, wie zwei glänzende Leuchtthürme, der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland hervor. Dieſe Beiden ſowohl, als die liebenswürdige Fürſtin Auguſte von Liegnitz, (die morganatiſche (Gemahlin Friedrich Wilhelms III.) und die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Prinzeß Wilhelm (die jetzige Königin von Preußen) und ihre Schweſter, Prinzeß Carl, wetteiferten gegenſeitig, dem Wiener Walzer-Orpheus maſſenhaften Weihrauch zu ſtreuen.

— Dieſer Strauß, ſagte Kaiſer Nikolaus zu ſeinem königlichen Schwiegervater, erinnert mich auffallend an den Mulatten Jullian, den ich 1814 zu Paris, incognito, in der Maske eines ausgelaſſenen Debardeur in den Gärten von Paphos gehört. Seine Geige beſitzt etwas wahrhaft Bezauberndes. Alle ſeine Tänze haben eine verjüngende Kraft. Man wünſcht ſich bei Anhörung derſelben ein junger, luſtiger Springinsfeld zu ſein, um beim Sirenenklange ſeiner Muſik heiter durchs Leben zu walzen. Seine reizenden Walzer ziehen klingenden Spieles von einem Pole zum andern und unterjochen, wie einſt die ſiegreichen Legionsadler der alten Roma, alle Völker des Erdkreiſes. Dieſer Strauß iſt ein ruhmgekrönter Alexander und wäre ich nicht zufällig Kaiſer von Rußland, dann möchte ich wirklich nichts lieber als dieſer Roſſini des Walzers ſein.

— Ja, ja, er iſt ein Tauſendſaſa, meinte der wortkarge König von Preußen, der bekanntlich kein großer Redner war.

— Ihre himmliſchen Walzer, ſagte während einer Pauſe die huldreiche Kaiſerin Alexandra Feodorowna zum Wiener Amphion, haben bei aller Aufregung, die ſie in mir hervorrufen, doch etwas ungemein Beruhigendes für mich. Sie müſſen mir und meinem Gemahle, der ein leidenſchaftlicher Verehrer Ihrer hinreißenden Tänze iſt, das Vergnügen erweiſen, uns recht bald in Sanct-Petersburg zu beſuchen. Auch unſere Ruſſen tanzen nach Ihrer Geige. Mein vielgeliebter Sohn, Großfürſt Alexander, iſt einer der ſchmuckſten Tänzer von Sanct-Petersburg. Ich hoffe, er wird Ihnen gefallen.

— Er gefällt, ſtammelte der galante Künſtler, wie ſeine erlauchte Mutter Allen, die Ihnen zu nahen ſo glücklich ſind.

— Sie ſollten ſich für immer bei uns in Berlin niederlaſſen, meinte die Prinzeſſin Wilhelm, die, wie bekannt, ſehr muſikaliſch iſt und ſelbſt manches Schöne, namentlich Märſche, componirt hat, welche eben ſo begeiſternd ſind als ſie ſelbſt es iſt.

— Königliche Hoheit, entgegnete Strauß, ich bin an meine Vaterſtadt Wien durch die Bande treuer Vaterlandsliebe und innigſter Dankbarkeit gefeſſelt.

— In dieſem Falle, lieber Landsmann, ſollten Sie wenigſtens alljährlich ein Mal nach unſerm Berlin kommen, erwiederte die liebenswürdige Fürſtin von Liegnitz, die bekanntlich eine Tochter des öſterreichiſchen Grafen von Harrach iſt.

— Hochfürſtliche Durchlaucht, antwortete Meiſter Johann, ſich ehrfurchtsvoll verneigend, ich werde nicht verſäumen, bald wiederzukehren.

— Wir halten Sie beim Wort, rief Prinzeſſin Carl.

— Bald wiederkommen, bald wiederkommen! ſagte der König von Preußen, ſeine Hand auf die Achſel des Walzerfürſten legend. Das ſchöne Wien von mir grüßen und Ihrem Kaiſer ſagen, daß ich die Wiener Backhähnel nicht vergeſſen kann. — — —

Von Berlin ging es nach Leipzig. Auch dort fand er enthuſiaſtiſche Aufnahme. Nicht minder entzückte er in Dresden. Von hier eilte er nach Prag. Auch hier durfte er wie Cäſar von ſich ſagen:

— Ich kam, ich geigte und — ſiegte!

Nur in dem auf klaſſiſche Muſik maßlos verpichten Leipzig hatte ſich nachträglich ein recenſirender Louis dadurch bemerkbar gemacht, daß er, wie der Mops den Mond, den glänzenden Erfolg unſeres Freundes kritiſch angebellt hatte in den gähnenden Spalten einer

Zeitſchrift, die mehr Druckfehler als Leſer aufzuwei
im Stande war.

Strauß las das Blatt, das ihm — wahrſchein
von jenem Louis ſelbſt — anonym nachgeſchickt wor
war, an der Table d'hôte des „ſchwarzen Roſſes"
Prag und ſagte zur Baßgeige, indem er ihr je
kritiſchen Wiſch hinhielt, mit Humor und Vater Goet

„Wie jeder Wallfiſch ſeine Laus,
So muß auch ich die meine haben."

und regalirte ſeine ganze Kapelle, die ſich, wie er ſe
mit Ruhm bedeckt hatte, mit Strömen jenes Nect
den uns die Keller der ehrwürdigſten aller franzöſiſ
Wittwen, der Veuve Cliquot, zu credenzen geruhe

Mit Gold und Lorbeer, mit königlichen D
kaiſerlichen Brillantringen und Auszeichnungen
Art kehrte Meiſter Strauß am 12. December 1
nach Wien zurück, um ſeine Zaubergeige während
luſtigen Faſchingszeit ſeinen vielgeliebten Landsle
zur Verfügung zu ſtellen, denn er wußte ſehr w
daß ein Wiener Carneval ohne Strauß eben ſo öd
traurig als ein Sommer ohne Roſen iſt.

Während des Faſchings ſpielte er im Sperl, i
„goldenen Birn" auf der Landſtraße und in den

ſuchteſten Vergnügungsorten der damals ewig heitern, ewig ſorgloſen Wiege Meiſter Falſtaffs, des dicken, urgemüthlichen Genußmenſchen, der, unbekümmert um das ungewiſſe Morgen, dem fröhlichen Heute gewiſſenhaft Rechnung trug.

Und ganz Wien war ausgelaſſen heiter. Nur er war es nicht. Sein Herz ſchien noch immer zu bluten.

## 13.

Die Ungemüthlichkeit ſeiner durch Toni's ewige Eiferſucht fortwährend getrübten Ehe, die noch immer peinlich lebhafte Erinnerung an die Reize der herzloſen, von der Sichel des Todes in der Blüthe ihrer Jugend hinweggemähten Kokette, ſein von Neuem in ihm erwachter Wandertrieb und das ehrgeizige Bedürfniß, die Volksthümlichkeit ſeiner Tänze immer mehr und mehr durch alle Gauen ſämmtlicher deutſchen Vaterländer zu verbreiten, bewog ihn, im Herbſte des folgenden Jahres (1835) ſeine dritte Muſikfahrt, diesmal nach dem Weſten Deutſchlands, zu unternehmen.

Er trat in München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Heilbronn, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Offenburg und Hanau, überall mit gleich brillantem Erfolge auf und erntete in all dieſen Städten coloſſalen Beifall ein. Die großen und kleinen Souveräne von Baiern, Württemberg, Baden, Heſſen und Naſſau überhäuften den König des „Wiener Frohſinns" mit enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeugungen. Ueberall regnete es Geſchenke und — Zeitungslob.

Von Letzterem war Meiſter Strauß ſchon dergeſtalt überſättigt, daß es ihm wenig oder gar keine Freude zu machen ſchien. Lob pflegt in der Regel viel eher abzuſtumpfen als der Tadel, der das Gefühl des beleidigten Ehrgeizes beſtändig rege hält. Auch der Tadel hat ſein Gutes. — — —

In Heilbronn empfing er eines Morgens, als er noch im Bette lag, den Beſuch eines ihm unbekannten Verehrers, der ſich ihm vorſtellte mit den Worten:

— Ich habe die Ehre, einer Ihrer vielen, Ihnen vielleicht gänzlich unbekannten Namensvettern zu ſein. Sie haben bis jetzt ungefähr ſiebenzig Walzer, Ihr Namensvetter hat bis jetzt nur Ein Buch geſchrieben. Ich bin der Profeſſor David Strauß und eigends Ihretwegen von Tübingen nach Heilbronn herübergekommen, um Sie zu hören.

— Verzeihen Sie, daß Sie mich ſo ſpät noch in den Federn finden. Ich bin geſtern ungewöhnlich ſpät zu Bett gekommen . . .

— Es bedarf unter uns keiner Entſchuldigung; denn auch ich pflege in der Regel mich ſpät zur Ruhe zu begeben und nicht allzuzeitig aufzuſtehen. Das Sprichwort: „Aurora musis amica“ lügt. Ich arbeite am Liebſten bei Nacht . . .

— Dies, berühmter Herr Namensvetter, iſt vielleicht die einzige Aehnlichkeit, die meine unbedeutende Wenigkeit mit dem hochgelehrten Profeſſor von Tübingen hat.

— O, ſagen Sie dies nicht! Wir haben noch manch andere auffallende Aehnlichkeit. Sie lieben den Tanz . . . ich ebenfalls! Sie lieben die Frauen . . . ich gleichfalls!

— Sie ſind ein ſehr luſtiger Gelehrter . . .

— Kann man nicht gelehrt und trotzdem luſtig ſein? Ich liebe die Welt und die Menſchen, vor Allem aber die hübſchen Frauen . . .

— Das iſt auch meine ſtärkſte Schwäche. Sind Sie ſchon verheirathet, Herr Profeſſor?

— Noch nicht; doch denke ich nächſtens mich ganz ernſtlich in eine hübſche Künſtlerin zu verlieben . . .

— Darf ich nach deren Namen fragen?

— Sehr gern, doch weiß ich ihn noch ſelber nicht. Was aber thun Namen zur Sache? Ich habe mir vorgenommen, nur eine Sängerin zu heirathen ... gleichviel dann, wie ſie heißen mag ...*)

— Dann ſollten Sie nach Wien kommen ...

— Ich nach Wien? Was würde Ihr Metternich dazu ſagen?

— Der Fürſt würde Sie gewiß eben ſo wohlwollend bei ſich empfangen, als Herrn von Rotteck und manchen andern Gelehrten, den vielleicht Niemand beſſer als gerade er zu ſchätzen weiß, ob er gleich durchaus nicht deren Anſichten theilt.

— Sie kennen Seine Durchlaucht?

— Ich habe die Ehre, ſagte Strauß, ſich ſogar im Bette verneigend.

— Und wie finden Sie den Mann?

— Ausnehmend einnehmend!

— Das ſagen Alle, die ihn kennen. Ich wäre begierig, des Fürſten perſönliche Bekanntſchaft zu machen...

---

*) Es wird manchem unſerer Leſer bekannt ſein, daß Strauß, neun Jahre ſpäter, die ungariſche Sängerin Agnes Schebeſt geheirathet, ſich aber bald darauf wieder von ihr getrennt hat.

E. M. O.

— Dann kommen Sie getroſt nach Wien. Der Fürſt hat noch keinen Gelehrten Ihres Namens, Ihres Ranges, Ihrer Bedeutung abgewieſen.

— Eh bien, nous verrons! Für heute aber, mein liebenswürdiger Namensvetter, müſſen Sie mir eine große Gefälligkeit erweiſen . . .

— Womit kann ich dienen, Herr Profeſſor?

— Sie müſſen heute Mittag mein Gaſt ſein.

— Mit Vergnügen, ja ſogar mit Wonne . . .

— Ich habe eine hübſche Künſtlerin eingeladen, die erſt geſtern Abend in demſelben Gaſthofe, der ſeit vorgeſtern meine Geringfügigkeit beherbergt, abgeſtiegen iſt.

— Und der Name dieſer hübſchen Künſtlerin?

— Iſt mir ſelber noch ganz unbekannt. Ich frage niemals nach dem Namen. Es genügt, wenn ſie mir gefällt . . .

— Und woher kommt dieſe fremde Schwalbe?

— Wenn ich nicht irre: aus Ungarn.

— Alſo eine Landsmännin! Um ſo lieber nehme ich Ihre Einladung an.

— Ich erwarte Sie alſo Punkt Zwei . . .

— Und wo?

— Nummer 3 in der „goldenen Gans“.

— Wir wollen ihr gemeinſchaftlich die Federn ausrupfen . . .

— Abgemacht, ſagte der Profeſſor und ging.

Strauß war entzückt, die Bekanntſchaft des berühmten Gelehrten gemacht zu haben und durch ſeine freundliche Einladung in der etwas nüchternen und langweiligen Vaterſtadt des „Käthchen von Heilbronn“, die jedenfalls nicht unintereſſante Bekanntſchaft einer durchreiſenden Landsmännin zu machen.

Dann ſah er auf ſeine Uhr. Es ging auf Zwölf. Er ſprang aus den Federn und warf ſich der unbekannten Landsmännin zu Liebe in den Schnee eines ſeiner allerfeinſten Battiſthemden, ſchmückte es mit der Brillant-Agraffe, die ihm der Kaiſer von Rußland geſchenkt, und verwendete auf den „ganzen Guß“ ſeiner Toilette eine Sorgfalt, der es an- und abzuſehen war, daß der Eigenthümer deſſelben auf nichts Geringeres, als eine Ueberrumpelung ausging.

Und ſo nahte die feſtgeſetzte Stunde.

Zehn Minuten vor Drei begab ſich Meiſter Strauß, ſauber wie aus dem Ei herausgeſchält, à quatre épingles, in den Gaſthof zur „goldenen Gans.“

Der Profeſſor empfing ihn im Speiſeſaale. Strauß fand hier drei Couverts gedeckt.

— Wir ſind ganz unter uns, ſprach David Strauß.

— Deſto beſſer, deſto beſſer, ſagte Johann Strauß und rieb ſich, im Vorgefühle eines äußerſt heitern Mittagmahles, die Knieſcheiben. Wo aber iſt der dritte Gaſt?

— Die Kleine ſcheint uns ein Wenig warten zu laſſen . . . aber kommen wird ſie ganz beſtimmt . . .

— Ich bin ungeheuer begierig, entgegnete Meiſter Johann und machte Augen wie ein paar ſcharfgeladene Piſtolen, die es nicht erwarten können, loszuſchießen. Nur eine Frage noch, Herr Profeſſor! Wiſſen Sie noch immer nichts Beſtimmteres über Ihre weibliche Unbekannte?

— Ich weiß nur ſoviel, daß ſie noch ziemlich jung und höchſt pikant iſt.

— Gut, gut, das Uebrige findet ſich!

— So denke auch ich, beſter Namensvetter!

Es ſchlägt ein Viertel auf Vier. Da öffnet ſich geräuſchvoll die Thür. Die Augen der beiden Strauße richten ſich wie vier geladene Geſchütze auf die Breſche. Es tritt eine ſchwarzſeidene Dame hinein.

— Himmel, meine Frau! ruft Meiſter Johann.

— Ja, ja, Du biſt's! ruft Toni.

Und Beide fliegen ſich in die Arme.

— Wie kommſt denn Du nach Heilbronn?

— Ach, Hans, ich bin Dir nachgereiſ't.

— Doch nicht etwa gar aus Eiferſucht?

— Nein, lieber Freund, aus reiner Sehnſucht! Seit acht Tagen erhielt ich keinen Brief von Dir. Das ängſtigte mich über alle Maßen. Ich fürchtete, es ſei Dir etwas zugeſtoßen. Da packte ich raſch meine ſieben Sachen zuſammen, um Dir nachzueilen und durch meine Ankunft eine kleine Ueberraſchung zu bereiten.

— Eine ſaubere Ueberraſchung! dachte ſich Strauß. Und wußten oder ahnten Sie blos, daß dieſe pikante Unbekannte meine Frau iſt?

— Ich erfuhr es durch den Wirth. Darauf bat ich Ihre Frau Gemahlin, ſie zu mir einladen zu dürfen, um mir den unbezahlbaren Genuß zu verſchaffen, Zeuge dieſes beneidenswürdigen Wiederſehens zu ſein.

— Ich danke Ihnen, mein beſter Profeſſor! ſagte der Ehemann mit einem viel kühlern Tone als Jener erwartet hatte. Eilen wir nun raſch zu Suppe!

## 14.

In München traf Strauß mit Ferdinand Raimund zuſammen, der dort eben Gaſtrollen gab. Sie hatten Freundſchaft geſchloſſen ſeit langer Zeit. Beide waren erfreut, ſich unerwartet wieder zu ſehen. Sie verlebten hier manchen frohen Tag. Raimund war Straußens unzertrennlicher Begleiter. Allmorgendlich frühſtückten ſie bei Ta~~ron~~mbosi unter den Arcaden. Dann flanirten ſie zuſammen im Hofgarten.

Während einer dieſer gemüthlichen Spaziergänge, auf denen beide Freunde, Arm in Arm, ihre Pläne und Luftſchlöſſer für die Zukunft, ihre Hoffnungen und Wünſche ſich vertraulich mitzutheilen pflegten, erzählte Meiſter Ferdinand, in deſſen Hirn ein ganzer Bienenſchwarm orientaliſcher Zauberpoſſen und Feenmärchen aus „Tauſend und Einer Nacht“ auf- und niederſummte, einen ziemlich pittoresken Traum, den er in vergangener Nacht geträumt haben wollte und den er zum Canevas eines neuen Fantaſieſtückes für die Bühne in der Leopoldſtadt auszubeuten entſchloſſen war.

— Mein Traum, begann er, iſt barok. Er ſpielt in einer fernen Gegend, viel tauſend tauſend Meilen von uns. Höre, guter Strauß, und wundere Dich!

Raimund räuſperte ſich und erzählte nun:

— In einer weiten Bai des Auſtral-Oceans zwiſchen Chile und Patagonien (Du weißt doch, wo dies liegt?) erhebt ſich ein Archipel von 573 Inſeln, die zuſammen einen Flächenraum von zweihundert Quadratmeilen einnehmen und eine Provinz von Chile bilden.

Eine dieſer Inſel — Itſchaboë genannt — iſt, was Dir vielleicht noch nicht bekannt ſein wird, vor allen andern Naturproducten durch ihren echt klaſſiſchen Miſt berühmt, der dort ſeit Jahrhunderten aufgeſpeichert liegt und wie ein koſtbares Bergwerk ausgebeutet wird.

Dieſer Dünger, Guano oder Huano genannt, iſt die Crême und Maienblüthe, der Silberblick und die Quinteſſenz aller bis jetzt bekannten Miſtgattungen. Er ſieht wie Rhabarber aus und iſt leicht, trocken und geruchlos, was bekanntlich nicht jeder Miſt iſt; er ſchillert in allen Farben und zerfällt zerrieben wie der feinſte Sand.

Dieſer weltberühmte Miſt — gleichſam die Sparkaſſe von Myriaden Seevögeln — (den Namen derſelben erſparſt Du mir wohl) iſt für die Chile-Inſeln nebſt Umgebung eine unerſchöpfliche Goldgrube, ein wahres Tombuctu, eine Art Californien.

Alljährlich werden dort über 200,000 -Centner dieſes klaſſiſchen Miſtes gewonnen.

Da jeder Centner zwei bis drei ſpaniſche Piaſter werth iſt, ſo trägt dieſer Miſt der Regierung alljährlich vier- bis ſechsmalhunderttauſend Piaſter ein.

Um das Jahr 1586 blühte die Inſel Jtſchaboë unter dem ſegensreichen Scepter eines ſehr weiſen, ſehr milden und ſehr gerechten Königs, welcher Habebihohuh hieß und ſeines Namens der 999ſte war.

Habebihohuh CMXCIX. beſaß eine einzige Tochter, welche Papepipopuh hieß und, nach dem Guano, das theuerſte Kleinod ihres glorreichen Herrn Vaters war.

Papepipopuh ſchien viel zu ſchön, um ſie häßlich, und viel zu häßlich, um ſie ſchön nennen zu können. Trotzdem ſagten ihr alle Spiegel und Höflinge, daß ſie die „Blume der Engel“ und der „Engel der Blumen“ ſei. — Du ſiehſt, lieber Strauß, daß auch ſchon Anno 1586 die Schmeichelei eine Hoftugend war.

Prinzeſſin Papepipopuh hatte ſchon drei Mal zehn Frühlinge, eben ſo viele Sommer, eben ſo viele Herbſte und eben ſo viele Winter zurückgelegt und noch keinen Prinzen gefunden, der ſie heirathen wollte.

Darob härmte und grämte Papa ſich Habebihobub dergeſtalt, daß er zwei ſeiner ruhmwürdigſten Tugenden, Schlaf und Eßluſt, verlor und ſo mager ward, daß ſein königlicher Leib in eine Federpoſe hineinkriechen und ſich darin ganz bequem einrichten konnte. Magere Könige, ſagt ein perſiſcher Dichter, ſind in der Regel viel weiſer und viel gerechter als dicke Herrſcher, und darum freute ſich das treue Volk von Itſchaboë, daß der gute König von Tag zu Tage abnahm und immer dünner ward.

Eines Morgens, als Habebihobub der 999ſte auf offenem Markte ſeinen Unterthanen Audienz zu ertheilen geruhte, erſchien auch ein Fremder, der kurz zuvor aus Mexiko angekommen war.

Er hieß Vizlipuzli, war ein ſehr gefürchteter Magier und nebenbei zu ſeiner Erholung auch Spaßvogel und Weinreiſender für das mexikaniſche Hau Manocapak und Compagnie.

— Sage, guter Raimund, gab es denn Anno 158 auch ſchon Weinreiſende? fragt Strauß.

— Natürlich, lieber Freund! Die Ausſchickung d

Weinreiſenden verliert ſich bis in's graueſte Alterthum hinauf. Schon zur Zeit der Sündfluth ſoll es Weinreiſende gegeben und Vater Noah den erſten dieſer Race ausgeſendet haben. Dies war der Erſtling ſeiner Söhne. Er hieß Sem und iſt der Urahn aller Commis-Voyageurs, die ſeit jener Zeit in Wein machen. Nun höre weiter, mein guter Strauß! — Vizlipuzli beugte ſein mexikaniſches Knie und offerirte dem reichen Beherrſcher von Itſchaboë zuerſt einige Proben ſeiner verfälſchten Weine und ſpäter einige ſtaunenerregende Proben ſeiner hebräiſch-chaldäiſch-egyptiſchen Zauberkunſt. Letztere überraſchten den Monarchen dermaßen, daß ſein über Alles erhabener Verſtand wie eine abgelaufene Thurmuhr ſtehen blieb.

— Wenn dieſe Kunſtſtücke meine Prinzeſſin Tochter ſieht, ſagt der erlauchte Vater, wird ſie eine kindiſche Freude haben.

Noch an demſelben Tage geruhte der König von Itſchaboë ein großartiges Feſt zu veranſtalten, zu welchem er den Oberſchatzmeiſter und General-Intendanten der königlichen Guano-Gruben, ſeine ſechs Miniſter und den mexikaniſchen Magier und Weinreiſenden einlud.

Prinzeſſin Papepipopuh, die an dieſem Abende zufällig ihren beau jour hatte — bei Nacht ſind alle Katzen grau — machte auf den jungen Bosco einen ſo gewaltig tiefen Eindruck, daß er ihr während der Polonaiſe folgende gänzlich unverblümte Liebeserklärung zu machen ſich erfrechte:

— Prinzeſſin, ſagt er zu ihr, während er ſie im Saal umherführt, wenn Sie bei Tage eben ſo hübſch als Abends ausſehen, dann ſind Sie ſchöner als Ihr Ruf. Sie gefallen mir, Hoheit, und wenn Sie — wie ich erwarte — nichts dawider haben, ſo werde ich noch heute beim Papa um Ihre Hand anhalten.

— Um meine Hand? fragt die Prinzeſſin mit vollem Rechte empört über die bodenloſe Frechheit dieſes unverſchämten Ausländers. Glauben Sie wirklich, daß die Prinzeſſin von Itſchaboë ſich ſo tief erniedrigen könnte, ihre Hand einem Plebejer zu reichen, der, genau betrachtet, nichts weiter als ein armſeliger Gaukler, ein elender Taſchenſpieler, ein dummdreiſter Weinreiſender iſt?

— Gaukler? Taſchenſpieler?? Weinreiſender??? wiederholte der Magier und ſchnaubte vor Zorn wie ein Leviathan. Prinzeſſin, fuhr er fort, Sie und Ihr ganzer Hof ſollen dieſe Schmach mir theuer bezahlen. Mit dem Glockenſchlage Zwölf ſoll Ihnen die Ueberzeugung werden, daß ich ein Zauberer bin, der, mit dämoniſchen Mächten im Bunde, die Kraft beſitzt, Ihren Stolz zu demüthigen. Ihr Vater und ſein ganzer Hofſtaat, den Sie tyranniſiren, ja Sie ſelbſt, Hoheit, werden ſich gezwungen ſehen, mich fußfällig zu bitten, Sie zu heirathen.

— Mich zu heirathen? wiederholt Ihre Hoheit und gruht ein königliches Hohngelächter aufzuſchlagen.

— O, lachen Sie nur, Prinzeſſin, erwiedert der gekränkte Magier. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten!

Mit dem Glockenſchlage Zwölf ſchwang Vizlipuzli, mitten in der Quadrille, ſein magiſches Bambusrohr. In demſelben Nu ging eine der überraſchendſten Verwandlungen, eine echt Ovid'ſche Metamorphoſe, ein höchſt effektvoller Theatercoup vor ſich.

Das Haupt des erlauchten Monarchen verwandelte ſich in den Kopf eines ungeheuern Eisbären, das der hochmüthigen Prinzeſſin in den Kopf einer rieſengroßen Gans.

— Das iſt ein höchſt ſpaßiger Traum! meint Strauß.

— Träumen kann Jeder, was er will. Aber unterbreche mich nicht, lieber Freund. Höre weiter und ängſtige Dich nicht. Nominativus, Miniſter des

Handels, wurde in ein Kameel; Genitivus, Miniſter der Marine, in einen Seehund; Dativus, Miniſter des Krieges in ein Armadill; Accuſativus, Miniſter der Juſtiz, in ein Rhinoceros; Vocativus, Miniſter des Kultus, in ein Krokodil; Ablativus, Miniſter der Finanzen, in einen Hayfiſch; der Oberſchatzmeiſter und General-Intendant der königlichen Miſtgruben in einen Ameiſenbär verwandelt.

— Das aber ſind nur ſechs Miniſter?

— Iſt dies nicht ſchon vollkommen genug?

— Aber es muß doch auch einen Miniſter des Innern und einen Miniſter des Aeußern geben!

— Ich ſehe nicht die Nothwendigkeit ein. Beide Portefeuilles vereinigt der Oberſchatzmeiſter, der ſich als Miniſter des Innern mehr um das Aeußere, und als Miniſter des Aeußern mehr um das Innere bekümmert. Thiere von Itſchaboë, begann der unverſchämte Zauberer mit mexikaniſchem Ernſte, erfahret, was Vizlipuzli, von Satans Gnaden König der Magier, über Eure Zukunft zu beſchließen beſchloſſen hat. Ihr behaltet Eure jetzige Thiergeſtalt bis zu dem Tage, an dem jene königliche Gans dort mir ihre aufrichtige Reue zu erkennen giebt über den Schimpf, den ſie als Prinzeſſin mir zugefügt hat; unvernünftige Thiere, bleibt Ihr bis zu dem Augenblicke, wo jener königliche Eisbär mir freiwillig die Hand ſeiner Tochter anbietet. Quadrupeden von Itſchaboë, haltet nun Rath und überlegt, was Ihr beſchließen wollt.

Sprach's und verſchwand.

Der königliche Bär, tief ergriffen vom Anblicke ſeiner miniſteriellen Menagerie, fragte die treuen Räthe ſeiner Krone, was nun zu thun ſei.

— Eine verdammte Geſchichte! flucht das Kameel. Unter dieſem Handel leidet der Handel. Und Handel iſt doch die Hauptſache! Denn ohne Handel giebt's kein G'wandel!

— Eine Frechheit ſonder Gleichen! ſchreit der Seehund, der die keineswegs flotte Flotte commandirt.

— Wir wollen den Schlingel mit Krieg überziehen, rathet das Armadill.

— Ich laſſe ihn rädern, lächelt das Rhinoceros und ſtopft ſich eine Priſe Spaniol in den Rüſſel.

— Schweigen Sie, meine Herren, ſpricht der ſchlaue Vocativus, das Krokodil. Nach meiner Anſicht müſſen wir jetzt, wie die Sachen einmal ſtehen, gute Miene zum böſen Spiele machen und dem nichtswürdigen Zauberer vorläufig Alles gewähren, was er von uns verlangt.

— Ich ſoll bereuen? fragt die Gans.

— Ich ſoll dieſem hergelaufenen Ausländer die Hand meiner einzigen Tochter reichen? brummt der königliche Bär.

— Eines ſo ſchrecklich als das Andere! ſchluchzt der Cultusminiſter und vergießt ein paar Krokodils-Thränen; da uns aber vorläufig kein anderes Mittel zu unſerer Erlöſung übrig bleibt, ſo müſſen Allerhöchſtdieſelben wohl geruhen, die ſchmachvollen Friedensbedingungen jenes Böſewichts vorläufig in Huld und Gnaden anzunehmen.

— Vorläufig, fragt das Krokodil, und ſpäter?

— Kann man Alles ja bequem widerrufen, meint Vocativus.

— Prinzeſſin, ſpricht nun der erlauchte Bär zur erlauchten Gans, wenn noch ein Funke kindlichen Gehorſams in Deinem jungfräulichen Buſen glimmt, dann wirſt Du augenblicklich in Dich gehen und dem böſen Zauberer Deine Reue zu erkennen geben . . . vorläufig.

— Nimmermehr, nimmermehr! ruft die verwunſchene Prinzeſſin.

— Gehorche, eigenſinnige Gans, oder das tiefbetrübte Vaterherz läßt Dich brevi manu ſpießen und, wenn das Geſetz es verlangt, ſogar braten und, um Dich ſchmackhafter zu machen, mit Aepfel und Beifuß (Artemisia vulgaris) füllen.

Das half.

— Man rufe Vizlipuzli! befiehlt die Gans.

Da ſteigt aus dem geöffneten Schooße des Thronſaales der ballmäßig gekleidete Magier mit einem Claque unterm Arm und einer Roſe im Munde herauf.

— Bereuen Sie, was Sie gethan haben? fragt Vizlipuzli.

— Ja, antwortet (vorläufig!) die gedemüthigte Gans.

— Und Du, alter kalter Eisbär, willſt Du Deine einzige Tochter mir zur Gattin geben?

— Nimm hin die Gans! ruft der zerknirſchte Bär.

— Halt, ſo ſchnell geht das nicht! Ich verlange außer der Hand Deiner Tochter auch noch eine Mitgift!

— Und was verlangſt Du, kühner Fremdling?

— Ich begehre Deine ſämmtlichen Guano-Gruben.

— Nimm mein Kind, mein einziges Kind, ſpricht der überzärtliche Vater, und laſſe mir, zum Troſte, meinen Miſt.

— Ich habe mir die Sache überlegt. Ueberlaſſe mir Deinen Miſt und behalte Dein einziges Kind!

— Unverſchämt! Unverſchämt!! ruft der ganze Hof.

— Ich laſſe Euch fünf Minuten Bedenkzeit. Nac Ablauf dieſer Friſt verſchwinde ich und keine Mach der Erde ruft mich dann zurück. Wollt Ihr erlöſ werden, ſo entſchließt Euch; aber raſch, wenn ic bitten darf.

Nach Verlauf von vier Minuten faßte der Beherrſcher von Zſchabeö den feierlichen Entſchluß, ſein Tochter (vorläufig!) zu behalten und ſeinem Scha (auch nur vorläufig!) zu entſagen.

Der Magier iſt nun glänzend gerächt. Unter bengaliſchem Feuer fällt der Vorhang. Moral: Au Prinzeſſinnen können manchmal ſitzen bleiben. — Nu wie findeſt Du dieſen Traum?

— Ich finde ihn ganz Raimundiſch; doch ha ich nur ein Bedenken . . .

— Welches? fragt der Dichter des „Geiſte königs“.

— Daß die Cenſur ihn ſtreichen wird, ſpri Strauß, ſich das Ohr kratzend.

— Was fällt Dir ein? Unſere Cenſur iſt v nünftiger als Ihr Alle glaubt. Sie weiß ſehr wo harmloſen Scherz von boshafter Tendenz zu unterſcheiden und iſt bei Weitem nicht ſo ſchlimm, als ſie von Manchem ausgeſchrieen wird, antwortet Ferdinand Raimund.

Und darauf eilen ſie zum Frühſtück.

## 15.

Wenige Tage ſpäter kehrte Strauß mit ſeiner Frau über Nürnberg, Regensburg und Paſſau nach Wien zurück. Hier langte er am 21. Dezember an. Die ganze Kaiſerſtadt begrüßte den gefeierten Liebling bei ſeinem erſten Auftreten mit endloſem Jubel.

Um Weihnachten ward ihm die Auszeichnung zu Theil, die Leitung der Muſik bei den Hofbällen mit dem Titel „Hofkapellmeiſter“ zu erhalten.

Sein Ruf hatte den Zenith erreicht.

## 16.

Wir aber haben noch etwas nachzuholen. Zwei Monate früher, bevor Meiſter Strauß ſeinen dritten Kunſtausflug angetreten hatte, war am 3. Auguſt 1835 einer ſeiner beiden Pathen, Wenzel Müller (geb. am

26. Sept. 1767), im Alter von faſt 68 Jahren in den Armen ſeiner hübſchen Enkelin, der Sängerin Thereſe Grünbaum ſanft und ſchmerzlos in's unbekannte Jenſeits hinübergeſchlummert, wo ihn Straußens zweiter Pathe, Joachim Perinet, mit Ungeduld zu erwarten ſchien.

Der gute Türnauer hat, außer einer Unzahl von von Tänzen und andern Inſtrumentalſtücken, gegen zwei hundert komiſche Volksopern und darunter außer dem ſchon früher genannten „Neuen Sonntagskinde“ und den „Schweſtern von Prag“, die „Teufelsmühle am Wiener Berge“, das „Sonnenfeſt der Braminen“, die traveſtirte „Zauberflöte“, „Albin“, den „Alpenkönig und Menſchenfeind“, componirt und durch ſie den Ruf hinterlaſſen, daß er der Mozart im Schlafrock, der Roſſini in Pantoffeln war.

Es iſt mehr als undankbar, daß ſich unter den Tauſenden, die den ehrwürdigen Meiſter gekannt und geſchätzt haben, noch kein Einziger gefunden, der deſſen Manen die Schuld der Anerkennung dadurch abgetragen, daß er das Leben dieſes Meiſters beſchrieben hat.

Eine Biographie Wenzel Müller's fände vielleicht mehr Leſer im dankbaren Wien, als ein Dutzend

Lebensbeſchreibungen anderer Zeitgenoſſen, deren einziges Verdienſt darin beſteht, daß ſie ſich eben gar kein anderes Verdienſt, als reichen Verdienſt nachzurühmen haben.

Die Mitwelt iſt vergeßlich und undankbar.

## 17.

Crescenzia's Ehe, welche die erſten Jahre unfruchtbar geblieben war, erreichte den Zündgipfel ihres Glückes, als ſie ſich Mutter fühlte.

Strauß, der „unter dem Mantel discretionärer Verſchwiegenheit“ ſie dann und wann in allen Ehren zu beſuchen pflegte, unterließ es nicht, der einſtmaligen Pflegerin ſeiner Herren-Stiefel immer neue Beweiſe ſeiner alten Dankbarkeit zu geben. Ab und zu machte er ihr kleine Geſchenke, welche ihr große Freude gewährten, da ſie dem Freunde ihres Mannes mit wahrer Schweſterliebe zugethan blieb.

Ihr Mann beargwohnte dieſe Freundſchaft nicht. Er wußte, daß Crescenzia zu jenen weißen Raben gehöre, die ihren Schwüren vor der Hochzeit, ſelbſt nach der Hochzeit treu zu bleiben pflegen. Das, was zur Vollkommenheit ſeines ehelichen Glückes ihm zu fehlen ſchien, war eine Frucht dieſer Ehe. Er wünſchte ſich einen muntern Knaben. Und als nun endlich Ausſicht zur Erfüllung ſeines Lieblingswunſches vorhanden war, gab es in der ganzen Kaiſerſtadt keinen glücklicheren Fiacre als den Inhaber des „gläſernen Stammbuches," der bei Tage, nach wie vor, mit alter Vorliebe ſeine Herren Künſtler fuhr und nach vollendetem Tagewerke in den Armen ſeiner treuen Crescenz den „Himmel auf Erden" fand.

— Wenn das Kind, das Du mir ſchenkſt, ein Junge iſt, ſagte Joſeph Herzog eines Abends zu ſeiner Frau, dann muß er, wie mein großer, unſterblicher Vater, Wenzel heißen und Miniſter werden.

— Nein, Joſeph, das verbitte ich mir. Er muß, wie ſein weltberühmter Pathe, Johann heißen und, wie er, ein großer Muſikus werden.

— Ja ja, Cenzerl, Du haſt Recht! Johann Herzog muß ein zweiter Strauß werden. Dann will ich ihn umſonſt fahren.

— Und ich, ich will ihn auf den Händen tragen und ihn lieben, wie ich ſeinen Pathen liebe, weil er ſo wunderſchöne Walzer ſchreibt . . .

— Und Dir ſo wunderſchöne Sachen ſchenkt. Das Bombaſſin-Kleid, das er Dir zu Deinem letzten Namenſtage geſchenkt hat, iſt unter Brüdern zwanzig Gulden werth und ſteht Dir allerliebſt. Du ſiehſt darin wie Meisl's „roſenfarbene Fee aus Frankreich“ aus. Juchhe, ich bin ein glücklicher Kerl, rief Herzog und walzte mit ſeiner ſchmucken Cenzi ſeelenvergnügt und kreuzfidel im Zimmer umher.

Da verſpürte ſie die erſten Wehen. Der glückliche Vater holte die Hebamme. Eine Stunde ſpäter ward Creſcenzia entbunden. Der Knabe aber war . . . ein Mädchen.

— Man muß mit Allem zufrieden ſein, ſprach der glückliche Fiacre und herzte und küßte ſein Kind „unbändig“.

— Zerdrück's nur nicht! rief die Mutter.

— Das kleine niedliche Pferd muß, wie Du, Cenzerl heißen.

— Nein, Joſeph, es muß Johanna getauft werden.

— Das bleibt ſich gleich, Alte! rief Joſeph. Sie iſt ſchön wie eine Prinzeſſin! Mein ſeliger Vater würde eine närriſche Freude haben, könnte er das ſüße herzige Balg ſehen.

— Nun aber mache, daß Du fortkommſt! Sonſt verſäumſt Du Deine Kundſchaft.

Der Vater geht, die Hebamme bleibt.

In der Letzteren erkennt unſer freundlicher Leſer eine alte, wenn auch nicht ſehr liebenswürdige Bekannte: Hermione von Roſenkranz.

Sie war, in Ermangelung eines andern Erwerbzweiges, unter die Hebammen gegangen und hatte von ihrer früheren Eigenſchaft als k. k. Hoftheater-Supernumerar-Logenſchließerin nichts als ihre unerträgliche Schwatzhaftigkeit, ihre übermäßig weiß und roth geſchminkte Fratze, ihr eingeſetztes Gebiß und die Unmaſſe ihres falſchen Schmuckes beibehalten.

— Alſo auch Sie kennen Herrn Strauß? fragt eines Morgens Hermione während ſie die neugeborne Staatsbürgerin zu baden geruht.

— Ob wir ihn kennen! Er iſt unſer Freund und Wohlthäter!

— Früher war er einer meiner glühendſten Verehrer. In den erſten Jahren meines Wittwenſtandes (mein Seliger hieß Ajax und blies das Waldhorn) gab er mir Unterricht . . .

— In der Hebammenkunſt? fragt die Wöchnerin.

— Wo denken Sie hin? Er unterrichtete mich in der Violine . . .

— Wie? Spielen Sie denn auch Geige?

— Für mein Leben gern, erklärt Hermione. Ueberhaupt bin ich ziemlich vielſeitig. Ich male . . .

— Kaffee?

— Nein, Paſtell! Ich ſpreche mehrere fremde Sprachen, unter Andern auch etwas Türkiſch, das ich von einem griechiſchen Roſenöljuden zu jener Zeit gelernt, als ich noch als k. k. Ober-Hofpoſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe in der „golden Bretzen“ in Lerchenfeld privatiſirt hatte. Ich fechte, ich reite, ich voltigire, denn wir Geſchwiſter genoſſen im Hauſe unſerer Eltern, (mein Vater war k. k. Mundkoch) eine wahrhaft fürſtliche Erziehung.

— Und wie kommt's, daß Sie jetzt Hebamme ſind?

— Dies iſt eine jener Tücken, womit das Schickſal das Geſchlecht derer von Roſenkranz zu verfolgen nicht müde wird, ſtöhnt Hermione und wiſcht ſich mit dem rechten Daumen eine Thräne aus dem linken Augenwinkel.

— Doch von wem wiſſen Sie, daß Herr von Strauß ein Freund und Gönner meines lieben Mannes iſt?

— Geſtern früh erzählte er mir, er fahre zu Herrn Strauß, um ihn einzuladen, bei dieſem kleinen Engel Pathenſtelle zu vertreten.

— Er wird uns dieſe Freundlichkeit gewiß nicht abſchlagen, meint Crescenzia.

In demſelben Augenblick tritt die Magd ein, um einen Beſuch anzumelden.

— Wer iſt denn da? fragt Crescenzia.

— Herr Strauß wünſcht Sie zu ſprechen . . .

— Ich freue mich, ihn zu ſehen, geſteht die überglückliche Mutter.

Strauß tritt mit einem Korbe ein.

— Ich komme, ſagt er, ſich ihrem Bette nähernd, um Dir, liebe Crescenz, meinen herzlichen Glückwunſch abzuſtatten und gleichzeitig meinem Pathchen, deſſen Bekanntſchaft ich zu machen wünſche, ein kleines Angebinde zu überreichen. Wo iſt denn der kleine Engel?

— Hier bringe ich ihn, ruft die Hebamme, die wie ein deus ex machina mit dem weiblichen Säugling auf den Armen aus der Bett-Gardine hervortrit.

— Himmel, wen ſehe ich? ruft Strauß unangenehm überraſcht.

— Ihre alte Freundin, Hermione von Roſenkranz, erwiedert die Hebamme mit geſchminktem Lächeln ſich verneigend.

— Teufel, findet man Sie denn überall? Seit wann ſind Sie denn Hebamme?

— Seit jenem Tage, an welchem ich, um den zudringlichen Verfolgungen des alten Franzoſen Duport zu entgehen, meine interimiſtiſche Anſtellung als Logenſchließerin aufzugeben mich gezwungen ſah.

— Wie finden Sie meine Kleine? fragt Creſcenz, die nicht wenig ſtolz auf die Schönheit ihres weiblichen Ablegers zu ſein ſcheint.

— Sie iſt das Ebenbild ihrer Mutter, ſagt Meiſter Strauß, der einen zärtlichen Kuß auf die Stirn des roſigen Kindes haucht.

— Sie hat ganz und gar Ihre Augen, Herr von Strauß, bemerkt Hermiene mit boshaft bronzirtem Lächeln.

— Sie ſcheinen etwas kurzſichtig zu ſein. Meine Wenigkeit hat ſchwarze, mein Pathchen dagegen hat kornblumblaue Augen . . .

— Aber der Schnitt derſelben iſt ganz der Ihrige, meint die unverſchämte Hebamme.

— Ich ſage Ihnen, Sie irren ſich! Wann aber, fragt Strauß, um dieſe Aehnlichkeitsfrage fallen zu laſſen, ſoll dieſer kleine Engel getauft werden?

— Morgen über vierzehn Tage, antwortet Creſcenz.

— Ich bin ſtolz darauf, dieſe kleine, blauäugige Fee aus der Taufe zu heben. Einſtweilen bitte ich

Dich, liebe Crescenz, dieſe kleine Garderobe anzunehmen, die . . . meine Frau Dir ſchickt, erklärt der Pathe, der ſich dadurch den Rücken deckt.

— Tauſend, tauſend Dank, flüſtert die Wöchnerin, die ihm zärtlich die Hand drückt.

— Ich habe meines Auftrags mich entledigt. Nun muß ich fort, liebe Crescenz. Grüße von uns Deinen braven Mann und bitte ihn in meinem Namen, daß Deine Kleine zu Ehren meiner Frau nicht anders als Toni getauft werde. Willſt Du mir dies wohl verſprechen?

— Ich verſpreche es Ihnen, ſagt Crescenz.

— Nun behüt' Dich Gott, liebe Freundin. Bleibe geſund und freue Dich Deines Glückes. Nächſtens wird meine Frau Dich beſuchen. Adieu, meine hochverehrte Frau von Roſenkranz. Sollte ich nächſtens einen Ausflug nach dem Monde machen, dann ſchmeichle ich mir, Sie — Gott weiß in welcher Eigenſchaft — auch dort wiederzufinden, denn Sie ſind unvermeidlich wie . . . Kieſelack.

— Ich habe im Monde keine Connexionen, entgegnet die alte „Ueberall.“

— Deſto beſſer, denkt Strauß und geht.

## 18.

Während die ci-devant k. k. Ober-Hofpoſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe Hermione von Roſenkranz mehr und mehr bergab ging, ſchien ihre ehemalige Pflegetochter, Pepi Springerl, von einer Staffel des Glückes zur andern emporzuſteigen und außerhalb der Marken ihres Vaterlandes ein höchſt abenteuerliches, wahrhaft fabelhaftes Furore zu machen.

Pepi, die den reichen, aber ſehr bornirten Grafen Aurelian Göngölengyi von Wien nach Peſth und von dort auf deſſen Güter in der Umgegend von Temesvar begleitet hatte, war dieſem ungariſchen Cavalier ſo lange treu geblieben, als er ſich in die Unzahl ihrer verſchwenderiſchen Launen gefügt und mit immer vollen Händen flüſſiges Geld in den nimmerſatten Schooß dieſer neuen Danae ausgeſtreut hatte, um ſie durch ſeinen Reichthum in den Stand zu ſetzen, jede ihrer eben ſo tollen als koſtſpieligen Caprieen befriedigen zu können.

Pepi führte ein wahrhaft ſybaritiſches Leben. Sie ſchlief auf Roſenblättern, badete ſich in Tokaier-Ausbruch und veranſtaltete auf den Gütern ihres tölpelhaften Anbeters ſardanapaliſche Feſte, zu welchen der junge üppige Adel der ganzen Umgegend eingeladen ward, um orientaliſche Medianoches und Orgien zu feiern, bei welchen der Champagner in Strömen floß, wo in goldenen Schalen Sorbet umhergereicht, aus Tſchibouk und Nargile der feinſte aller türkiſchen Tabake geſchmaucht und dabei Landsknecht um fabelhaft hohen Einſatz, oft bis zum Anbruch des Morgens, geſpielt ward.

Nachdem Pepi ungefähr zwei Jahre lang ſo gewirthſchaftet und in Folge ihrer maßloſen Vergnügungs- und Verſchwendungs-Sucht ihren einfältigen Cavalier gründlich ruinirt und an den Bettelſtab gebracht hatte, begab ſie ſich, mit den Trümmern ihres und ſeines frühern Glanzes, allein nach der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches, um dort im genußſüchtigen Conſtantinopel die loſen Netze ihrer ſchon ziemlich abgeblühten, aber immer noch gefährlichen Reize auszuwerfen und durch den Köder ihrer vielverſprechenden Augen einen neuen Gimpel anzulocken.

Und das gelang ihr auch bald.

Sie war kaum ſechs Wochen in Pera (der fränkiſchen Vorſtadt des alten Stambul), als ſie im Hôtel des griechiſchen Geſandten, dem ſie von Peſth aus empfohlen war, die Bekanntſchaft eines der natürlichen Söhne Chosrew Paſcha's machte, welcher, Stellvertreter des Reis-Efendi oder Reichskanzlers, im Rufe eines der reichſten Staatsdiener Mahmud's II. ſtand.

Sein urſprünglicher Antrag, ſich einpferchen zu laſſen in die Abgeſchiedenheit ſeines Harems, wies Pepi mit einer Verachtung zurück, von welcher unſer Reis-Efendi bisher keine Ahnung zu haben ſchien. Ihre ſchnöde Kälte verzehnfachte ſeine Gluth und trug nicht wenig dazu bei, daß der verliebte Muſelman ſich blindlings allen Bedingungen der reizenden Chriſtin unterwarf. Das Einzige, was er gleichſam zur conditio sine qua non erhob, war die Anforderung, daß ſie zum Islamismus übertreten und ſtatt des chriſtlichen Namens „Pepi" einen türkiſchen anzunehmen ſich verpflichten ſollte.

Sie zeigte ſich darin nicht allzuſchwierig. Sie gab das Chriſtenthum auf und nahm den Namen „Gülhane" (Tulpe) an. Dafür ward unſerer „Tulpe" das Recht eingeräumt, ſich in Pera auf ganz europäiſchem Fuße in einem ihr ausſchließlich zur Verfügung geſtellten Palaſte niederzulaſſen.

Zu den Koſten ihrer mit echt aſiatiſchem Luxus veranſchlagten Einrichtung erhielt ſie zwei Millionen Piaſter.

Die „Wiener Tulpe" ward nun der Mittelpunkt der türkiſchen Diplomatie, das Stelldichein des ganzen Divans, die Scheherazade des in ihrem Beſitze ſchwelgenden Reis-Efendi, der ſich von ihr, ſtatt der langweiligen Märchen der Tauſend und Einen Nacht, die reizenden Walzer von Strauß und Lanner vorſpielen und im Tarock-Tappen von ihr mehr Geld abnehmen ließ, als ihm bisweilen lieb zu ſein ſchien. — Zur Revanche las ſie ihm, wenn er müde des Spielens, auf ihrem Schooße einzuſchlummern begann, die Romane Paul de Kocks, (die ſelbſt der Sultan gerne las) mit rührender Unermüdlichkeit vor.

Gülhane Springerl war es, die nicht nur Loiſa Puget's reizende Romanzen, ſondern auch den „Pariſer Cancan“ aus dem Jardin Mabil in die Salons der „jungen Türkei“ verpflanzte und dadurch weit mehr, als Sultan Mahmud, zur Reform ſeiner rechtgläubigen Unterthanen beitrug.

Bedenkt man, daß die einſtmalige Münde [illegible] Hausmeiſters aus der Ankersgaſſe in Wien ſolche Umwälzungen im Schooße der türkiſchen Hauptſtadt zu bewerkſtelligen im Stande war, dann darf es Niemanden verwundern, daß wenige Jahre ſpäter nach Pepi's Auftreten in Conſtantinopel Mahmud's ſechszehnjähriger Nachfolger, Abdul Medſchid Khan, durch

Reſchid-Paſcha, den Mann mit den türkiſchen Fortſchrittsbeinen, bewogen war, am 3. November des Jahres 1839 eine türkiſche Conſtitution, den Hat-i-Scherif von Gülhane zu proclamiren.

Kleine Urſachen haben oft große Folgen.

## 19.

An dem Morgen, an welchem in der Vorſtadt Mariahilf die Taufe der kleinen Johanna Herzog vor ſich gehen ſollte, begab ſich ihr berühmter Pathe Meiſter Strauß gegen zehn Uhr in die Kirche, um dort Hauptzeuge der religiöſen Handlung zu ſein.

Die Gevatterin, die mit ihm das Kind des Fiacres aus der Taufe hob, war die noch immer jugendlichfriſche, wie ein Mairöschen blühende Frau Eva Lanner, welche ſich zur Feier dieſes kirchlichen Actes und vielleicht auch darum, um in den Augen ihres Mitgevatters ſo ſchön als möglich zu erſcheinen, höchſt feſtlich geſchmückt und ihre Reize, ganz à jour gefaßt, zur Schau geſtellt hatte.

Strauß, ängſtlich beſorgt, der ewig regen Eiferſucht ſeiner Frau keinen neuen Nahrungsſtoff zu geben, hatte allem Anſcheine nach nur aus dieſem Grunde ſeiner Toni verheimlicht, daß Crescenzia ihm die Pathenſtelle ihrer Kleinen angetragen und daß er dieſelbe aus alter, brüderlicher Freundſchaft für ſie um ſo lieber angenommen habe, weil ihm dadurch Gelegenheit geworden war, nach langer Zeit wieder einmal mit der jungen Frau ſeines alten Buſenfreundes Lanner zuſammenzutreffen.

Die Kirche war voller als gewöhnlich. Denn mit Blitzesſchnelle hatte ſich in der ganzen Vorſtadt, in welcher der „Fiacre mit dem gläſernen Stammbuch" wie ein „bunter Pudel" bekannt war, die Kunde verbreitet, daß bei ſeiner Erſtgeborenen Meiſter Strauß und Frau Lanner gemeinſchaftlich Gevatter ſtehen würden.

Die Neugierigen ſtrömten ſchaarenweiſe hinein, um ungebetene Zeugen dieſer intereſſanten Taufe zu ſein.

In dem Augenblicke, als die wie ein Schlittengaul mit Blumen und Bändern aller Farben theatraliſch aufgeputzte Hebamme, Frau von Roſenkranz, die Kleine aus den Armen Eva Lanner's nahm, um ſie in jene Meiſter Strauß's zu legen, der ſich dabei, im Vorbeigehen geſagt, ſehr unerfahren benahm und auffallend verlegen ausſah, tupfte eine vom Scheitel bis zum Schuhbande ſchwarz gekleidete Dame, die dicht hinter ſeinem Rücken ſtand, mit der Spitze ihres Fächers ziemlich unſanft auf die Schulter des Pathen. Dieſer drehte neugierig ſeinen Kopf um und erblickte . . . ſeine Frau! Der Schreck, der ihm bei Toni's Anblick wie der heftige Schlag einer electriſchen Batterie durch ſämmtliche Gliedmaßen fuhr, war ſo groß, daß er den armen Wurm, der auf ſeinen zitternden Armen lag, beinahe fallen ließ. Strauß wurde roth wie ein Auerhahn und gerieth dergeſtalt in Schweiß, als ob er hinter ſeinem Rücken einen ganzen Ocean Fliederthee in ſich aufgenommen hätte.

Hermione — Zeugin ſeiner beiſpielloſen Verlegenheit — grinſ't wie ein weiblicher Mephiſto.

— Wie kommſt denn Du hierher? fragt Strauß ſeine Frau.

— Dieſelbe Frage richte auch ich an Dich, erwiedert Toni, bei welcher Wuth und Eiferſucht aus allen Poren herausſehen.

— Ich ſtehe hier Gevatter, flüſtert Strauß.

— Das ſeh' ich, entgegnet ſeine Ehehälfte. Du ſchwelgſt, wie ich bemerke, in doppelter Freude. Das Glück lacht aus Deinen Augen . . . Eva verſchlingt Dich mit ihren Blicken . . .

— Vergiß nicht, daß wir uns an heiliger Stätte befinden . . .

Hermione nahm das Kind aus ſeinen Armen und wollte es nun in jene ſeiner Frau legen.

— Was fällt Ihnen ein? rief Toni, die den unſchuldigen Wurm entrüſtet zurückwies.

— Entſchuldigen Sie, Madame, entgegnete die boshafte Hebamme, die das ganze Complott eingefädelt hatte, ich glaubte, auch Sie, Madame, gehörten zur Pathenſchaft dieſes kleinen Engels, der Ihrem Herrn Gemahle wie aus dem Geſicht geriſſen iſt.

— Finden Sie das wirklich? fragte Toni.

— Man müßte blind ſein, um dies nicht zu ſehen, grinſ'te Hermione.

— Schweigen Sie, alte Hexe, rief Strauß ſo laut, daß ſie und er ſelbſt darüber erſchrak.

Die Taufe war nun zu Ende. Hermione nahm die kleine Staatsbürgerin, welche auf Straußens Wunſch den Vornamen ſeiner Frau erhalten hatte, deckte einen roſenfarbenen Schleier über Toni Herzog und trug ſie im theatraliſchen Paradeſchritt einer römiſchen Veſtalin zur Kirche in den am Eingange derſelben harrenden Wagen hinaus, um die Kleine in die Arme ihrer mit Sehnſucht harrenden Mutter zurückzubringen.

Bald darauf entſpann ſich folgende Scene.

Toni ſchien außer ſich vor Wuth. Strauß bot ihr ſeinen Arm an. Sie ſtieß ihn mit Heftigkeit zurück. Da trat Eva auf ſie zu.

— Ich freue mich, Dich zu ſehen, ſagt Frau Lanner.

— Ich nicht, entgegnet Toni mit Bitterkeit.

— Aber, Toni, was haſt Du denn?

— Was ich habe, fragſt Du? Ich habe einen leichtſinnigen, treuloſen Mann!

— Und warum nennſt Du ihn treulos?

— Weil er hinter dem Rücken ſeiner ſchwerbetrogenen Frau das Kind ſeiner ehemaligen Dienſtmagd aus der Taufe hebt.

— Iſt das ein Verbrechen? fragt Eva?

— In Deinen Augen nicht, wohl aber in den meinen! Was ſoll die Welt davon denken?

— Sie ſoll denken, was ſie will, ſpricht Strauß, dem endlich die Geduld reißt. Ich bin Mann und thue, was ich will . . .

— Wir laſſen uns ſcheiden, droht Toni.

— Hier iſt nicht der Platz dazu. Wir können davon zu Hauſe reden. Willſt Du mir Deinen Arm reichen?

— Nein! erklärt Toni mit eigenſinniger Hartnäckigkeit.

— Gut, ſagt Strauß und bietet ihn nun der liebenswürdigen Gevatterin an, die ihn ohne Umſtände annimmt.

— Wie kann man ſo kindiſch ſein, ſagt Eva zu ihrer ehemaligen Jugendfreundin und häkelt ſich lächelnd in ſeinen Arm. Beſſere Dich, meine liebe, gute Toni, denn wohin ſoll dies führen?

— Zur Scheidung! erklärt Toni mit unbeugſamem Eigenſinn.

— Leben Sie wohl, Madame, ſagt Strauß und begleitet ſeine Gevatterin bis zum Wagen, der ſie nach Hauſe fährt.

Strauß wirft ſich in einen Fiacre, der ihn nach der Leopoldſtadt bringt.

Toni bleibt in der Kirche zurück. Sie wirft ſich vor ein Muttergottesbild. Hier bricht ſie in Thränen aus. Eiferſucht raubt den Frieden ihrer Seele. Ueberall ſieht ſie Geſpenſter und Nebenbuhlerinnen. Si fleht die Jungfrau Maria an, dieſe Leidenſchaft, di wie ein nimmerſatter Geier an ihrem Herzen und a der Wurzel ihrer Liebe frißt, aus ihrem Herzen z verſcheuchen. Eine innere Stimme ruft ihr zu:

— Hilf Dir und der Himmel wird Dir helfen!

Sie bricht von Neuem in Thränen aus; ſie fühlt, daß ſie zu ſchwach iſt, ſich ſelbſt zu heilen. Und darum eben verzweifelt ſie.

Thränenfeuchten Auges verläßt ſie die Kirche. So endete die Taufe der Kleinen. —

## 20.

Seitdem war Toni Strauß namenlos unglücklich. Sie härmte und quälte ſich ſelbſt. Sie verbitterte ihr und ſein Daſein. Sie beargwohnte jeden ſeiner Schritte; ſie mißdeutete jedes ſeiner Worte; ſie wurde von Tage zu Tage mißlauniger und mürriſcher; ſie that, ohne zu wollen, alles Mögliche, um ihre ohnehin nicht allzuglückliche Ehe mehr und mehr unerquicklich zu machen.

Unter dieſen Stürmen des häuslichen Unfriedens rückte der Herbſt des Jahres 1836 heran.

Anfangs September unternahm Strauß mit ſeiner meiſter- und muſterhaften Kapelle ſeine vierte Muſikfahrt, um Deutſchlands Gauen in einer andern Richtung zu durchſtreifen.

Leben iſt Reiſen und Reiſen iſt Leben, ſagt Demokritos Weber, und auch Meiſter Johann überzeugte ſich von der Wahrheit dieſes Satzes. Jeder Menſch iſt urſprünglich ein Nomade, der nur durch Civiliſation zum Stubenhocker und dadurch zum Grillenfänger, Menſchenfeinde und „Staatshämorrhoidarius" ausartet.

Strauß flog über Prag, Dresden und Leipzig nach Halle. Hier machte er Arnold Ruge's Bekanntſchaft. Der Hegel'ſche Burſchenſchafter und Philoſoph war vom Vertreter des Wiener Frohſinns, deſſen Geige überall Propaganda für Oeſterreich's Gemüthlichkeit machte, eben ſo entzückt, wie der Tübinger Profeſſor David Strauß in Heilbronn.

Zwölf Jahre ſpäter erzählte uns Ruge, der ſich in Leipzig als Buchhändler niederließ, der Wiener Strauß ſei für ihn ein neuer Orpheus, deſſen Zaubergeige im Stande wäre, ſogar politiſche Umwandlungen hervorzubringen, Ultraliberale zeitweilig in conſervative Naturen umzugeſtalten und in ganz Europa Propaganda für Metternichs Syſtem zu machen. Strauß iſt der Apoſtel des Frohſinns.

Von Halle zog er nach Magdeburg, Braunſchweig, Hannover und Hamburg.

Aus der letztern Stadt ſchrieb er einem Wiener Freunde:

— — — „In Prag traf ich jenen unvermeidlichen Kieſelack, deſſen Name uns von den höchſten Felsſpitzen Oeſterreichs, Böhmens, Schleſiens, Steiermarks, Sachſens u. ſ. w. angähnt. Er erzählte mir, daß er alljährlich, während der Ferienzeit, eine Fußreiſe mache, um mittelſt einer Schablone, die er beſtändig bei ſich führt, ſeinen Namen auf den höchſten Höhen anzupinſeln, um ſich wenigſtens auf dieſe Weiſe zu verewigen. Er ſei aber nicht blos Touriſt, ſondern auch Schriftſteller. Im Jahre 1829 erſchienen von ihm „Skizzen einer Fußreiſe durch Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen in zwei Bänden, mit welchen er mir ein Geſchenk machte. Aus einer eigenthümlichen Marotte ſchreibt er ſich auf dem Titelblatt: „J. Kyſelack“. Er erzählte mir, daß er beabſichtige, im nächſten Herbſte nach Egypten zu reiſen, um ſeinen Namen auf die Pyramiden von Ghizeh einzumalen; dann erſt betrachte er ſein Tagewerk als vollbracht und ſei dann mit Vergnügen bereit, die Winterquartiere des Jenſeits zu beziehen.“

Weiter ſchrieb er:

„In Hamburg hörte ich Theodor Doehler. Er gab hier ein ſchwach beſuchtes Concert. — Ich kenne nun faſt alle Koriphäen des Pianoforte und habe mir über Alle ein eigenes Urtheil gebildet. Nach meiner Anſicht ſpielt Thalberg wie ein König, Lißt wie ein Prophet, Chopin wie ein Dichter, Herz wie ein Advokat, Kalkbrenner wie ein Prediger, Dreiſchock wie ein Minſtrel, Clara Schumann wie eine Marionette, Camilla Pleyel wie eine Sybille und Theodor Doehler wie ein — Pianiſt. — — — — — — — — — —

Auch Vieurtems habe ich nun gehört. Mir fällt dabei jene geiſtreiche Charakteriſtik ein, welche M. G. Saphir in ſeinem „Humoriſten“ entworfen hat und die ich wörtlich in mein Tagebuch aufgenommen habe. „Paganini's Geige, ſchreibt unſer Wiener Rabelais, war bizarr im Schmerze und burlesk in der Freude. Lipinsky's Geige iſt eine Heldin, enfin une brave! Lafon's Geige iſt eine Pariſer Salondame, elegant und weiter nichts. Spohr's Geige, eine deutſche Seherin, hat mehr Gedanken als Worte. Beriot's Geige iſt ein liebliches Mädchen, einſchmeichelnd, naiv und verlockend ohne große Tendenzen. Ole Bull's Geige iſt eine üppige Cachucha-Tänzerin, caſtagnettenſchlagend, gedankenlos pirouettirend. Ernſt's Geige iſt eine ſchmachtende, melancholiſche Schöne, eine ſionswehmüthige Taube auf einem Cypreſſenzweige. Von Molique's Geige läßt ſich daſſelbe ſagen, was Hamlet von ſeinem Vater denkt: Sagt, er iſt ein Mann und Ihr habt Alles geſagt.“ Sagt von Molique's Geige: Sie iſt eine Violine und Ihr habt ſeine und ihre Apotheoſe ausgeſprochen: ſie iſt die ſingende, fühlende, betende, weinende, Herzinnigkeit athmende Königin der Inſtrumente. Mayſeder's Violine iſt die deutſche, keuſche, tempelreine, tiefſinnige Geige. Haumann's Geige iſt eine im Mondſchein wallende Geliebte, die uns aus Myrthenhecken und Jasmingängen Grüße, Küſſe und Verſe zuſingt voll Sympathie und Seelenverwandtſchaft. Vieuxtem's Geige endlich iſt ſeine Kunſtbraut: er hat ihr alle Launen und Capricen, alle ihre Minauderien und Koketterien abgelauert, nur — ihr Herz iſt ihm ein Geheimniß geblieben.“ Ich theile die Anſicht des „Humoriſten“.

Von Hamburg begab ſich der „Wiener Frohſinnsapoſtel“ nach Bremen, Oldenburg, Osnabrück, Münſter und Düſſeldorf.

Von hier eilte er nach Holland. Er gab Concerte in Amſterdam und im Haag und kehrte von dort nach Deutſchland zurück. Er machte furore in Köln und in Aachen, beſuchte dann Lüttich und die Hauptſtadt des Königreichs Belgien.

Aus Brüſſel ſchrieb er ſeinem Verleger Tobias Haslinger:

„Ich habe hier bei Hofe geſpielt und den König Leopold, einen der kunſtſinnigſten, wohlwollendſten und huldreichſten Monarchen Europa's lieben und verehren gelernt. In ihm vereinigen ſich drei National-Eigenthümlichkeiten: der deutſche Ernſt, die engliſche Großmuth und der belgiſche Kunſtſinn. König Leopold iſt die perſonificirte Liebenswürdigkeit; geliebt er wird von ſeinen Unterthanen, geachtet und geehrt vom Auslande. Die Königin Louiſe Marie (Louis Philippe's Lieblingstochter) iſt eine ſehr fromme Dame, die Mutter der Armen, die Wohlthätigkeit ſelbſt. Sie wird von ganz Belgien vergöttert. Der Hof überhäufte mich mit Auszeichnungen.

Außerdem machte ich hier die höchſt intereſſante Bekanntſchaft des Hofkapellmeiſters Fétis. Sein Aeußeres iſt nicht ſehr einnehmend. Seine Stirn ragt wie ein Regendach über ſeine dickbuſchigen Augen hinaus. Er iſt ein wahrhaft ſtupender Muſikgelehrter. Unſere ſchöne Kunſt verehrt in ihm einen theoretiſchen Vielwiſſer, eine lebendige Encyklopädie der Muſik. Herr Fétis iſt aus Mons gebürtig. Dies verleitete das hier erſcheinende Spottblatt „Mephiſtopheles", ihn ein monstre musical zu nennen. — Auch er nahm mich ſehr liebenswürdig auf und ſchrieb über mich und meine geringen Verdienſte um die Tanzmuſik einen ſehr ſchmeichelhaften Artikel für die Pariſer „Revue musicale“, deren Gründer und Hauptmitarbeiter er iſt. — Er zog zwiſchen mir und Herrn Muſard einen Vergleich, der — ich freue mich, es Ihnen mitzutheilen — ſehr zu meinen Gunſten ausfiel. Ich bin ihm dafür dankbar verpflichtet.“ — —

Von Brüſſel begab er ſich nach Bonn. Hier machte er Felix Mendelſohn's Bekanntſchaft. Auch dieſer hochgefeierte Meiſter der deutſchen Kirchen- und Symphonie-Muſik nahm ihn mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit auf und ließ dem Talente des beſcheidenen Walzerfürſten volle Gerechtigkeit angedeihen.

Von Bonn ging's nach dem goldenen Mainz, von Mainz nach Frankfurt, wo er ſich u. A. auch bei Rothſchild und dem Freiherrn von Münch-Bellinghauſen, dem damaligen Bundestags-Präſidenten, hören ließ.

Von Frankfurt eilte er nach Würzburg und dann nach Regensburg.

Von hier ſchrieb er ſeiner Frau:

„In einigen Tagen kehre ich nach meinem vielgeliebten Wien zurück. Ich hoffe, Dich friſch und geſund anzutreffen. Ueberall habe ich meine Rechnung gefunden. Ich habe brillante Einnahmen gemacht und in jeder Stadt nachſichtigen Beifall eingeerntet. Meine Walzer gefallen — Gottlob! — faſt überall. Ganz Deutſchland ſpendet mir ſeinen Beifall. Es fehlt nun zu meinem Glücke weiter nichts, als daß meine gute Toni mit mir und ihrem Schickſale zufrieden ſei und ſich nicht unnütz mit Grillen und Sorgen quäle. Der liebe Gott verläßt keinen Menſchen. Mich hat er unter Tauſenden bevorzugt. Er gab mir Talent und — Frohſinn. Ich bin glücklicher als Millionen Andere. Sei auch Du es, liebe Toni! Ich freue mich aufrichtig, Dich wiederzuſehen. Grüße und küſſe unſere beiden Knaben. Sind Johann und Joſeph fleißig geweſen? Ich bringe Jedem eine Geige mit. Denn auch ſie ſollen, ſo Gott will, brave Muſiker werden und einſt in die Fußſtapfen ihres Vaters treten, der ſie wie ſeine Augäpfel liebt.

Bald liege ich in Deinen Armen. Bis dahin liebe Deinen alten Hans."

Einen Tag vor dem Sylveſterabende kehrte Meiſter Strauß nach viermonatlichem Triumphzuge in ſeine Vaterſtadt zurück.

Sein Ruf war jetzt feſt begründet. Ganz Europa tanzte nach ſeiner Geige.

## 21.

Herr von Heupferd, viel zu rachſüchtig, um, ſelbſt nach Jahren, vergeſſen zu können, daß ſein Sturmlaufen auf Toni's Herz ihm ganz und gar mißglückt und daß er von ihrem Manne am Eingange der Michaeler-Kirche grauſam abgefertigt worden war, hatte ſich ſchon ſeit langer Zeit mit dem Gedanken herumgetragen, ſich für jenen vereitelten Liebesplan dadurch an Meiſter Strauß zu rächen, das er deſſen glänzende Erfolge im Auslande in den Spalten ſeines „goldenen Eſels“ durch die Hechel zog.

Bald nach Straußens Rückkehr erſchien in Heupferd's „vielgeleſener“ Zeitſchrift ein höchſt boshafter Artikel, in welchem Meiſter Patroklus mit allen Waffen ſeines Geiſtes, ſeiner Satire gegen die ſieggekrönten Triumphzüge des neuen Jaſon und ſeiner muſikaliſchen Argonauten zu Felde zog und ſowohl an Meiſter Strauß wie an dem glänzenden Phalanx ſeiner überall mit ungetheiltem Anklang und Wiederhall aufgenommenen Walzer-Produktionen, ſo zu ſagen, kein „gutes Haar“ ließ.

Heupferd verſuchte nachzuweiſen, daß dieſer Strauß, bei Lichte betrachtet, weiter nichts als ein nüchterner Nachahmer ſeines weithin leuchtenden Vorbildes Lanner ſei und ſich zu dieſem wie ein Nachtlämpchen zum Sirius, wie ein armer Teufel zu einem Melodienkröſus, wie Raimund zu Meisl oder wie die Krones zur unerreichbaren Huber verhalte.

Dann zog er gegen den Walzer im Allgemeinen los und ſchüttete das Kind mit dem Bade aus.

„Was iſt auch ſo ein Walzer?“ ſchrieb er. „Eine Lanner'ſche Schablone, mit deren Hilfe jedes muſikaliſche Wichtelmännchen tagtäglich ein halbes Schock ähnlicher Abklatſche zu Tage fördern kann. Wer componirt denn heutzutage nicht Walzer? Bald wird die Zeit wiederkehren, wo der erſte beſte Gimpel mit Hilfe zweier Würfel und einiger Notentafeln, worauf ſich abgeriſſene, mit Ziffern verſehene Takte befinden, nach der Anweiſung des längſt verſchollenen Contrapunktiſten Johann Philipp Kirnberger derlei ſchablonenartige Tanzmuſik zuſammenzuwürfeln befähigt ſein wird. Im Jahre 1757 erfand dieſer Mann ein muſikaliſches Würfelſpiel, das unter dem Titel „Der allezeit fertige Polonaiſen- und Menuet-Componiſt“ an's Licht trat. Ein Nachahmer dieſer muſikaliſchen Spielerei war der

Paduaniſche Organiſt Antonio Calegari, der das Geheimniß dieſer muſikaliſchen Firlefanzerei von ſeiner Vaterſtadt Padua nach Paris verpflanzte, dort (1803) eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeines italieniſchen „Giuoco pittagorico“ unter dem Titel: „L'art de composer la musique sans en connaître les éléments“ erſcheinen ließ und dieſe „Kunſt“ der Gemahlin des erſten Conſuls, der leidenſchaftlichen Muſikfreundin Joſephine Buonaparte, zueignete. Mit Hilfe dieſes Schnickſchnacks kann jeder muſikaliſche ABC-Schütz alle beliebigen Tänze ſchockweiſe aus den Aermeln ſchütteln. Es hat den Anſchein, als ſei dieſes „tiefſinnige Werk“ dem berühmten Componiſten des „Trompetenwalzers“ (Opus 13 der Johann Strauß'ſchen Muſe) nicht ganz unbekannt geblieben, denn auch der Vater des „Seufzergalopps“ ſcheint die Walzer und Galoppaden wie Ludwig Döbler die halbverwelkten Blumenſträußchen aus der Leere ſeines Hutes herauszugreifen, die bereits müde Tanzwelt allwöchentlich mit einer neuen Schablone ſeines muſikaliſchen Würfelſpieles zu beglücken und dann alljährlich mit den Kindern ſeiner furchtbaren Laune auf die Reiſe zu gehen, um ſich mit dieſer Spielerei mehr Geld zu verdienen als z. B. der arme Beethoven ſein ganzes Leben hindurch mit ſeinen Rieſenwerken zu verdienen im Stande geweſen war.

„Aber was iſt auch, fuhr Heupferd fort, eine Beethoven'ſche Simphonie gegen ein Strauß'ſches Walzer-Schema? Ein Stephansthurm gegen ein Räucherkerzchen! — In zwanzig Jahren wird jeder Kaferlak mit Hilfe der Würfel derlei muſikaliſche Räucherkerzchen in Unmaſſe zu fabriziren im Stande ſein."*) So ſchloß dieſe Philippika Heupferd's.

Um dieſer offenen Kriegserklärung mehr Nachdruck zu geben, beſchloß Meiſter Patroclus, von dieſer Nummer des „goldenen Eſels", ſtatt fünf, gleich ſechs Exemplare abziehen und eines davon — natürlich anonym! — durch die Stadtpoſt an Strauß abgehen zu laſſen.

Er las den Wiſch und — lachte. Dann ließ er den „goldenen Eſel" einrahmen und hing ihn in jenes ſtillverſchwiegene Cabinet, das er allmorgendlich zu betreten gewohnt war. Dort prangt Heupferd vielleicht noch heute!

---

*) Dieſe Prophezeiung hat ſich wirklich erfüllt. Soeben erhalten wir folgende Anzeige: In Berlin iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben: „Tauſend und ein Tanz. Muſikaliſche Zauberkarten, oder die Kunſt, ohne alle muſikaliſche Vorkenntniſſe die verſchiedenartigſten Tänze, Walzer, Galopp und Polka zu componiren, von einem Wohlbekannten." — Sollte dieſer Wohlbekannte vielleicht Heupferd ſein? Nichts iſt unmöglich in der Welt. C. M. O.

## 22.

Wir theilen nun dem zukünftigen Biographen unſeres berühmten Freundes die Fortſetzung der im Capitel 27 unſerer Erzählung angefangenen Liſte der Strauß'ſchen Compoſitionen in chronologiſcher Reihenfolge mit:

Opus 51. Hof-Ball-Tänze, 52. Bajaderen-Galopp, 53. Bajaderen-Walzer, 54. Contra-Tänze, aufgeführt bei den Hofbällen, 55. Ein Strauß von Strauß, Potpourri, und Wiener Bürgermärſche (Nummer 1, 2 und 3), 56. Alexandra-Walzer (gewidmet der Kaiſerin von Rußland), 57. Zampa-Walzer, 58. Mein ſchönſter Tag in Baden, 59. Die vier Temperamente, Walzer, 60. Carnevalsſpende, Walzer, 61. Tauſendſapperment-Walzer, 62. Montecchi-Galopp, 63. „Frohſinn mein Ziel", Walzer, 64. Robert-Tänze, 65. Mittel gegen den Schlaf, Walzer, 66. Erinnerung an Peſth, Walzer, 67. Erſte Walzer-Guirlande, 68. Gabriellen-Walzer, 69. Fortuna-Galopp, 70. Pfennig-Walzer*), 71. Eliſabethen-Walzer (der Königin von Preußen zugeeignet), 72. Cotillons aus der Oper: „der Zweikampf", 73. Bürgermarſch Nummer 4, 74. Venetianer-Galopp, 75. Iris-Walzer, 76. Roſa-Walzer, 77. Zweite Walzer-Guirlande, 78. Erinnerung an Berlin, Walzer, 79. Gedankenſtriche, Walzer, 80. Huldigungs-Walzer, 81. Grazien-Tänze, 82. Philomelen-Walzer, 83. Merkurs-Flügel, Walzer, 84. Heimath-Klänge, Walzer, 85. Reiſe-Galopp**), 86. Ballnacht-Galopp, 87. Erinnerung an Deutſchland, Walzer, 88. Die Nachtwandler, Walzer, 89. Eiſenbahnluſt-Walzer, 90. Jugendfeuer-Galopp, 91. Krönungs-Walzer, 92. Cotillons aus der Oper: „die Hugenotten", 93. Hugenotten-Galopp, 94. Künſtlerball-Tänze, 95. Brüßler Spitzen, Walzer, 96. Ball-Raketen-Walzer, 97. Cachucha-Galopp, 98. Pilger am Rhein, Walzer, und 99. Bankett-Tänze.

## 23.

Es war im Carneval des Jahres 1837.

---

*) In Folge einer verlorenen Wette ſoll er dafür, laut Abkommen, nur einen Pfennig Honorar erhalten haben.

**) Strauß componirte dieſen Tanz im Poſtwagen.

C. M. O.

Fürſt Metternich veranſtaltete eines jener großartigen Ballfeſte, zu welchem das ganze diplomatiſche Corps mit dem zahlloſen Schwarme aller wichtigthuenden Attachés, die Elite des Adels und die Blüthe der ſchönſten und vornehmſten Damen der Kaiſerſtadt huldreich eingeladen waren.

Schon vier Wochen zuvor hatte ganz Wien von nichts Anderm, als von dieſem „Balle der Bälle“ geſprochen.

Seit Jahren hatten die unzähligen Putzhandlungen Wiens nicht ſo viele Beſtellungen als um dieſe Zeit erhalten.

Vor dem Atelier der „ſchönen Wienerin“, der damaligen Tonangeberin der Moden (dieſe Kunſtanſtalt iſt leider eingegangen), ſah man tagtäglich eine glänzende Reihe herrlicher Equipagen auf die Herrſchaften warten, welche hier, in dieſer Pairskammer des guten Geſchmacks, die wichtigſten Fragen des Staates debattirten, neue Modengeſetze decretirten und große Ankäufe zum bevorſtehenden Ballfeſte machten, mit welchem, beiläufig, ein fürſtliches Banket verbunden war.

Endlich erſchien der längſt und heiß erſehnte Tag.

Das Feſt war, wie ſich von der Eleganz und dem Geſchmacke des Fürſten erwarten ließ, glänzend und impoſant.

Das Hotel Seiner Durchlaucht war feenhaft beleuchtet.

Der Fürſt, der gewandteſte Diplomat, der galanteſte Cavalier, und ſeine dritte, in der doppelten Aureole der Jugend und Schönheit prangende Gemahlin, Gräfin Melanie von Zichy-Ferraris, mit der er ſich am 3. Mai 1831 vermählt hatte, machten mit dem ganzen Aufgebote ihrer ihnen angeborenen Liebenswürdigkeit die Honneurs und empfingen am Eingange des Salons den glänzenden Phalanx ihrer Gäſte.

Der Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, trug kurze weiße Caſimirhoſen, einen ſchwarzen Leibrock und ſtatt ſeiner dreiunddreißig oder Gott weiß wi viel Orden eine Roſenknoſpe im Knopfloche und da einnehmende Lächeln auf dem feingeſchnittenen Lippenpaare.

Die Fürſtin Melanie — einfach, geſchmackvoll un graziös wie gewöhnlich — trug eine cyanenblaue, mi Brüſſeler Spitzen beſetzte Robe und keinen ander Schmuck als eine mit dem Miniaturbildniß ihres G mahls geſchmückte Broche und in der dunkeln Fü ihres wunderſchönen Haares die hoſtienweiße Blüthe einer erſt halb aufgeſprungenen Camelienknospe.

Der Fürſt bewillkommte jeden ſeiner Gäſte, ohne Unterſchied des Ranges, mit einer anmuthigen Verneigung ſeines Kopfes und mit jenem Alles gefangennehmenden Lächeln, das ſeinen Mienen, wie jedem ſeiner Worte, einen eigenthümlichen Reiz verlieh, dem ſelbſt deſſen ſchlimmſter Gegner nicht zu widerſtehen vermochte.

Der Saal, der ſich raſch gefüllt hatte, glich halb einem Congreſſe, zu welchem jede der dreiunddreißig weiblichen Schönheiten ihren bevollmächtigten Miniſter und jede der männlichen Würden ihren beglaubigten Geſchäftsträger abgeſandt hatte.

Das Licht der durch das Echo der Spiegel hundertfach vervielfältigten Lüſtres und Girandolen ſpiegelte ſich im zitternden Glanze der Diamanten und Juwelen, mit welchen die Toiletten der Damen gleichſam überſäet war; aber aller Schimmer dieſer Edelſteine ward durch das Feuerſprühen der ſchönen Frauenaugen Wiens verdunkelt.

Aus dem Schwarme der männlichen Gäſte ragte der treue Paladin Seiner Durchlaucht, der feine Epikuräer und geiſtreiche Weltreiſende Karl Freiherr von

Hügel hervor, eben ſo bekannt als gewandter Diplomat wie als ſcharfſinniger Naturforſcher, der ſich auf ſeiner reizenden Villa zu Hietzing eben ſo eifrig mit dem Gartenbau als mit allen Geheimniſſen der Kalobiotik oder ſogenannten Schönlebekunſt zu beſchäftigen gewohnt war.

Neben dem Baron gewahrte man einen kleine unanſehnlichen Herrn, in welchem die Eingeweihte den ci-devant Cölniſchen Advokaten, ſpätern Herausgeber des „politiſchen Wochenblattes“ und nunmehrige Hofrath Carl Ernſt Jarke, den Seine Durchlauch ſich aus Berlin verſchrieben hatte, um nach de Tode des Herrn von Gentz, welcher trotz ſeiner fün zehn-pfündigen Rindfleiſchbrühen, von denen wir u ſerm Leſer im fünften Capitel des erſten Bandes g wiſſenhaft Bericht erſtattet hatten, am 9. Juni 182 an Entkräftung geſtorben war, faute de mieux, deſſ Stelle zu erſetzen.

In einer andern Ecke unterhielt ſich der b rühmte, mit dem perſiſchen Sonnen- und Löwe orden gezierte Orientaliſt und Hofrath Joſeph Hamm von Purgſtall, ein Liebling des Fürſten, mit d Oberſtkämmerer, Kunſtmäcen und verdienſtvollen Lei des damals in ſeiner höchſten Blüthe prangen

Hofburgtheaters Johann Rudolph Grafen von Czernin (ſein Verluſt iſt noch jetzt nicht verſchmerzt!) über die Tendenzen und Beſtrebungen des neuen Drama's.

Unter den Notablen der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur ragten Franz Grillparzer, deſſen Name uns jedes Zuſatzes überhebt, und der berühmte Sänger der „Canzonen", Freiherr Joſeph von Zedlitz, hervor. Zu jener Zeit recitirte ganz Wien und halb Deutſchland die noch jetzt bekannte Canzone:

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Kaiſer ſein Grab."

Unter dem Frauenflore ſtrahlte an der Seite der Fürſtin Melanie eine Tochter des Staatskanzlers aus deſſen zweiter Ehe*) mit der ſchönen Marie Antoinette von Leykam (welche Kaiſer Franz zur Gräfin von Beilſtein erhoben hatte), wie eine liebliche Knoſpe neben einer in üppiger Schöne prangenden Blume hervor.**)

---

*) Die erſte Gemahlin des Fürſten war Gräfin Eleonore von Kaunitz, eine Enkelin des berühmten Miniſters. Sie ſtarb 1825.

**) Eben dieſe Tochter iſt, wenn wir nicht irren, mit dem als erſten Reiter Europa's bekannten ungariſchen Grafen Sander vermählt. Wir hatten das Vergnügen, ihn in Augsburg beim Bankier Obermeyer kennen zu lernen. Er iſt Cavalier wie ſein Schwiegervater.

Nach zehn Uhr begann der Ball.

Auf den beiden Gallerien des prachtvoll geſchmückten Saales ſtanden ſich zwei zahlreich beſetzte Orcheſter gegenüber, welche den Befehl erhalten hatten, abwechſelnd die beliebteſten und neueſten Tänze aufzuführen.

An der Spitze dieſer doppelten Kapelle, die vergebens ihres Gleichen ſuchte, ſtanden als commandirende Generale die beiden Dioscuren der Wiener Tanzmuſik. Wir meinen Caſtor-Strauß und Pollux-Lanner.

Seine Durchlaucht hatte beide Nebenbuhler, die ſeit ihrer Trennung von Stube und Bett nie zuſammen an einem und demſelben Orte ſich hören ließen, durch die Macht ſeiner zauberiſchen Ueberredungsgabe bewogen, ihre Kräfte zur Verherrlichung ſeines Feſtes zu vereinigen.

Wer konnte dem Fürſten etwas abſchlagen!

Jeder der beiden Meiſter fühlte ſehr bald, daß es auf einen fein abgekarteten Wettſtreit abgeſehen war.

Jeder von Beiden bot nun ſeine ganze Kraft, ſeinen ganzen Stolz, ſeinen ganzen Ehrgeiz auf, um den Andern zu überflügeln und, wo möglich, in den Schatten zu drängen. Es war ein Duell, in welchem ſich zwei gleich begabte, gleich gefeierte Meiſter nicht auf Piſtolen, ſondern auf Violinen herausforderten, ein Geigenkampf auf Leben und Tod.

Erſt ſpielte Lanner, dann ſpielte Strauß. Der Eine ruhte, während der Andere um den Beifall der tanzenden Preisrichter kämpfte.

Ein Tanz war lockender, ſchmeichelnder, verführeriſcher als der andere.

Die Gäſte, Schiedsrichter dieſes Wettſtreits, wurden nicht müde, zu tanzen und Beifall zu ſpenden bald dieſem, bald jenem der beiden Gladiatoren auf der Violine.

Und lange Zeit wankte die Wage. Noch war der Sieg nicht entſchieden.

Da begann Pinetti-Lanner und ſein ruhmbedecktes Orcheſter die „Amélie-Tänze", jenen wunderholden Walzer-Cyclus, welchen er kurz vorher der Königin der Franzoſen gewidmet hatte, anzuſtimmen.

Man kann ſagen, daß der Tanz jetzt erſt zu beginnen ſchien.

Man war nur Ohr und Fuß.

Ein Paar ſchloß ſich wirbelnd und klangberauſcht dem Andern an. Die Tempi der Muſik wurden immer ſchneller, jubelnder, fortreißender; die Tanzenden immer lebhafter, feuriger, wilder. Manches Paar jagte ſo ſchnell vorüber, daß das Auge des geblendeten Zuſchauers ihm kaum zu folgen vermochte. Die hinreißenden Rythmen liehen Allen Flügel. In einem Nu durchkreiſ'ten ſie den großen Saal; ſie tanzten mit wunderbar wachſender Luſt; ſie gönnten ſich keinen Augenblick Raſt und überließen ſich mit unbeſchreiblicher Wonne der Einwirkung dieſes Walzers.

Meiſter Lanner geigte wie ein Gott.

Die Richter hörten nicht eher zu tanzen auf, als bis deſſen Geige ſchwieg.

Dann aber erſcholl lauter einſtimmiger Beifallsruf. Das Applaudiren wollte kein Ende nehmen. Lanner verbeugte ſich fünf, zehn Mal. Dann aber folgte eine große Pauſe. Die Damen ſanken auf die Seſſel. Sie waren erſchöpft und faſt athemlos. Ihr Buſen glich dem aufgeregten Meere, deſſen Wellen ſtürmiſch auf- und niederwogen. Der künſtliche Bau ihrer Locken war ſo zerſtört, als ob ein Orkan darin umhergewüthet hätte. Sie keuchten, feuchteten ſich die trocken gewordenen Korallenzweige ihres Mundes an und fächelten ſich mit ihren Marabouts-Fächern erfriſchende Kühlung zu.

Lanner ſah dies Alles und triumphirte. Er hielt ſeinem Nebenbuhler, der zu ihm gekommen war, um ihm zu dieſem neuen Erfolge herzlich Glück zu wünſchen, eine kleine Doſe von Papier-Maché mit der Frage hin:

— Schnupfſt Du, Bruderherz?

Strauß nahm eine Priſe und nieſ'te.

— Zur Geneſung! rief der ſeelenvergnügte Flachskopf.

— Merci! ſagte Freund Mohrenſchädel und ſchwieg.

Nach halbſtündiger Pauſe forderte Strauß und ſein Orcheſter die Tanzenden, die ſich kaum erholt hatten, zu einem neuen Walzer auf.

Es war Opus 99, „die Bankett-Tänze", die er eigens zur Feier dieſes Ballfeſtes — erſt den Morgen zuvor — componirt hatte. Er ſpielte ſie, ſo zu ſagen, noch brühwarm.

Man wollte Anfangs nicht recht heran: man war noch viel zu ermüdet.

Kaum aber hatte Philadelphia-Strauß ein paar Takte geſpielt, als Alles, was tanzfähig war, von den Seſſeln aufſprang, jeder Herr ſich eilig um eine Dame und manche Dame ſich ängſtlich um einen noch übrig gebliebenen Herrn umſah, um bei dieſem Tanze, deſſen

Anfang ſchon ſo verlockend klang, um keinen Preis müßig zurückzubleiben.

Strauß ſpielt weiter und geigt. Er geigt wie — Strauß.

Die Fürſtin tanzt mit Herrn von Hügel.

Da die Zahl der Damen die der tanzluſtigen Herren bei Weitem überſteigt, ſieht man dort und d zwei Damen, wie zwei Roſen an Einem Stengel, ſic bewegen.

Endlich tanzt Alles, was Füße hat. Es giebt fa keinen Zuſchauer mehr . . . es giebt nur noch Tanzend die fortgeriſſen, fortgeſchleudert von dem magiſch an ſchwellenden Zauber der Muſik tanzen müſſen, wen ſie auch gar nicht wollen.

Caſter-Strauß geigt con amore weiter. D Tanz wird immer raſcher, raſender. Selbſt d Diener in den geräumigen Vorſälen fangen zu tanz an . . . jetzt tanzt Alles, aber auch Alles. Selbſt Ho rath Zarke kann nicht widerſtehen. Auch er fängt tanzen an. Es geſchehen noch Zeichen und Wunde Damit iſt Strauß noch nicht zufrieden. Er ſpielt d Schlußſatz, die Coda. Da endlich wird auch Pellu Lanner von dieſer allgemeinen Tanzwuth, von je unſichtbaren Tarantel, die im Reſonnanzboden

Strauß'ſchen Geige ſich eingeniſtet zu haben ſcheint, geſtochen, angeſteckt und fortgeriſſen. Unwillkührlich hebt ſich erſt der linke, dann der rechte Fuß ... endlich erheben ſich beide zugleich. Es bemächtigt ſich ſeines ganzen Körpers eine Luſt, eine Krankheit, ein wahrhafter Sanct-Veitstanz, dem er vergebens Widerſtand zu leiſten verſucht ... zuerſt fängt er zu hüpfen an ... dann muß er ſpringen und am Ende gar tanzen. Das ſehen die Mitglieder ſeines Orcheſters. Auch ſie können nicht länger widerſtehen ... auch ſie fangen zu tanzen an.

Strauß ſieht dies Alles und triumphirt. Er ſieht Lanner tanzen und ... lächelt.

Der ganze Saal wirbelt im Kreiſe. Man tanzt und tanzt und hört nicht eher auf, als bis Strauß, ermüdet und erſchöpft, ſeinen Zauberbogen niederſinken läßt.

Stürmiſcher Jubel dröhnt durch den Saal. Alles iſt entzückt ... Alles iſt aufgelöſt ... Jeder lacht und Jeder applaudirt.

Nun verneigt ſich auch Meiſter Strauß. Ihn ruft man zum Sieger aus.

Da ſtürzt Lanner zu ihm hinauf. Er fällt ſeinem Nebenbuhler um den Hals und herzt und küßt ihn, ohne Neid und Rancüne, ſo wie ſich's einem Künſtler ziemt, welcher Talent genug beſitzt, um es auch Andern zu gönnen vom tiefſten Grunde ſeines guten Herzens.

Die Gäſte ſehen es und jauchzen beiden Freunden lauten Beifall zu.

— Weißt Du, Mohrenſchädel, was ich ſchon vor Jahren zu Deinem Eisbären von Verleger geſagt?

— Nein, Flachskopf, ich weiß es nicht!

— Herr, ſagte ich zu Haslinger, als er, dumm genug, mich fragte, ob Du wohl auch Talent beſäßeſt, wenn ich nicht Lanner wär', ſagte ich, möcht' ich dieſer Strauß ſein!

— Und wär' ich nicht Strauß, Bruderherz, ich ſchenkte Alles, was ich beſäße, könnte ich Lanner ſein!

Beide Freunde umarmten ſich von Neuem.

## 24.

Acht Tage nach jenem Ballfeſte, von welchem ſich noch immer halb Wien unterhielt, überreichten, faſt gleichzeitig, zwei Kammerdiener der Fürſtin Metternich den Herren Strauß und Lanner den ſchriftlichen Dank Seiner Durchlaucht des Staatskanzlers, begleitet von einem Geſchenke ſeiner erlauchten Gemahlin, beſtehend aus einem mit Brillanten beſetzten Tactirſtabe von ſchwarzem Ebenholze mit der Perlmutter-Inſchrift: „Erinnerung an Melanie, Fürſtin von Metternich.“

## 25.

Am folgenden Morgen — Freund Johann bummelte noch im Bette — erhielt er den Beſuch eines ſeiner Freunde.

Dieſer Freund war Wiens Grévedon, ein berühmter Bildnißmaler, welcher faſt alle Koryphäen der Künſte und Wiſſenſchaften der Kaiſerſtadt durch die Meiſterſchaft ſeines Pinſels verewigt hat. Auch er war Mitglied der „Ludlamshöhle“.

— Verzeih, wenn ich ſo früh Dich ſtöre, ſagt Kriehuber.

— Ich freue mich, Dich zu ſehen. Was führt Dich zu mir?

— Ich habe Auftrag erhalten, Dich zu malen . . .

— Und darf ich fragen, für wen?

— Für eine Dame, die ſich höchſt auffallend für Dich zu intereſſiren ſcheint . . .

— Ihr Name?

— Muß für Dich ein Geheimniß bleiben.

— Und warum?

— Weil ſie mir bei ihrer Ungnade ausdrücklich unterſagt hat, Dir ihr Incognito zu verrathen. Auch ſie ſchwärmt für Deine Walzer . . .

— Wie Gabrielle! ſeufzt der arme Maeſtro.

Nur ſo viel kann ich Dir unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß Deine „leidenſchaftliche Verehrerin“ eine ſehr hochgeſtellte Dame iſt und, wie ſie ſagt, ein ganzes Alphabet triftiger Gründe hat, Dir gegenüber — vorläufig! — ihr Incognito zu behaupten. „Fragt Sie Ihr Freund, für wen Sie ihn malen ſollen, ſo ſagen Sie ihm einſtweilen nur: für eine blaue Dame, welche entzückte Zeugin ſeines Triumphes auf dem Balle des Herrn von Metternich geweſen iſt.

— Blaue Dame, wiederholt Strauß nachdenkend, wer ſie wohl ſein möge.

— Ich ſoll Dich en miniature malen. Ich werde verſuchen, die unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit Deiner Züge ſo treu als nur irgend möglich wiederzugeben . .

— Ihr Maler verſteht immer zu ſchmeicheln . . .

— Das iſt unſere Kunſt, unſer Beruf! Haſt Du Zeit, mir zu ſitzen?

— Ich ſitze bereits, wie Du ſiehſt, entgegnet Strauß, der ſich aus den Kiſſen ſeines Lagers erhebt.

— Dann will ich keine Zeit verlieren, ſpricht Kriehuber und holt Brieftafel und Reißſtift hervor, um Straußens Phyſiognomie ſofort in Angriff zu nehmen.

In demſelben Augenblick kommt Heinrich Proch.

Wer kennt nicht dieſen Strauß der Lieder, dieſen Epigonen Franz Schuberts, der mehr Chanſons geſchrieben, als er Haare auf dem geiſtreichen Schädel hat?!

— Ah gut, daß ich Dich finde!

— Mich? fragt der Maler, der ſo eben Straußens Naſenſpitze auf's Papier geworfen hat.

— Ich meine unſern alten guten Siebenſchläfer.

— Was verſchafft mir die Freude Deines Beſuches?

— Ich komme, lieber Strauß, um mir von Dir Auskunft zu erbitten . . .

— Ueber wen?

— Ueber eine Wienerin, die ſeit Kurzem in Kairo lebt und Dich ſehr genau zu kennen ſcheint . . .

— Wie heißt die Gute?

— Sie nennt ſich Frau von Engel . . .

— Und was treibt denn dieſer Engel?

— Seit Kurzem iſt ſie Favoritin Mehemet Ali's.

— Tauſendſapperment, ſie iſt am Ende gar . . .

— Keine Andere als Mademoiſelle Pepi Springerl, die ihren Namen mit vollem Rechte verdient, denn ſie macht gewaltig große Sprünge, ſchlüpft wie ein Goldſtück durch viele Hände und hat ſich von einer Maitreſſe des türkiſchen Reis-Effendi zur Scheherezade des alten Vicekönigs von Egypten emporgeliebt.

— Und was will ſie von mir?

— Sie wünſcht eine Sammlung Deiner Tänze, um ihnen — wie ſie mir ſchreibt — auch im Lande der Pyramiden Eingang, Anklang und Bürgerrecht zu verſchaffen. Hier ihr Brief . . . lies ihn ſelbſt!

Strauß lieſt und iſt — ganz Staunen.

— Auf welchem Wege erhielteſt Du dieſe Zeilen

— Auf einem Wege ganz eigenthümlicher Art Du kennſt den berühmten Touriſten Kieſelak . . .

— Ich war ſo glücklich, im verfloſſenen Herbſt ſeine ſehr ehrenwerthe Bekanntſchaft in Prag zu mache

— Von dort begab er ſich über Wien, Trieſt un Conſtantinopel nach Egyptens Hauptſtadt, um de kühnſten ſeiner Wünſche zu erfüllen und ſeinen übera bekannten Namen auch im Lande der Pyramiden bekannt zu machen. In Kairo gelang es dem berühmte

Fußreiſenden, die Bekanntſchaft der Frau von Engel zu machen, die, als ſie erfuhr, daß er ihr Landsmann ſei, ihn äußerſt wohlwollend bei ſich aufnahm und ihn ſogar dem alten Fuchſe Mehemet Ali als einen ihrer Anverwandten vorzuſtellen ſich erlaubte. Der Vice-König von Egypten ſchenkte dem „Couſin ſeiner Freundin“ eine klafterhohe Pfeife, zwei Kameele und ernannte ihn zum Paſcha mehrerer Roßſchweife. Kieſelak ſtand auf dem Punkte, Premier-Miniſter zu werden, als ihn ſein Heimweh und ſein abgelaufener Urlaub nach den Fleiſchtöpfen und Mehlſpeiſen ſeiner Vaterſtadt zurücktrieb. Geſtern iſt er geraden Weges von Kairo angelangt und hat mir jenen Brief überbracht.

— Und warum wandte ſie ſich gerade an Dich?

— Weil ſie, wie Du geleſen haben wirſt, gleichzeitig auch eine möglichſt vollſtändige Sammlung meiner Lieder verlangt.

— Und Du willſt ſie ihr ſchicken?

— Warum denn nicht? Sie hat Herrn Kieſelak zu ihrem Geſchäftsträger ernannt und ihm zur Deckung einiger Auslagen, die er für ſie machen ſoll, eine Anweiſung von dreihunderttauſend Piaſter an Herrn von Sina mitgegeben.

— Dieſe Peri macht eine fabelhafte Carrière, meint Strauß.

— Gott weiß wo ſie enden wird, ſagt Prech. Falls Du alſo entſchloſſen biſt, auf Peri's Wunſch einzugehen, ſo gieb mir alle Deine Tänze oder ſchicke ſie direct an Kieſelak, der beauftragt iſt, Dir den Betrag dafür augenblicklich auszahlen zu laſſen.

— Ich werde mit meinem Verleger ſprechen.

— Thu' das, altes Haus, ſpricht Prech und will gehen.

— Halt! So rennt man nicht fort, ruft ihm Kriehuber zu. Betrachte zuvor dieſe Skizze und ſage mir, ob Du ſie ähnlich findeſt.

Prech wirft einen flüchtigen Blick darauf.

— Aehnlich wie Alles, was Du malſt. Deine ſprechenden Bilder ſind leibhafte Steckbriefe!

— Du ſiehſt, guter Strauß, daß auch Componiſten zu ſchmeicheln verſtehen.

— Nun aber, Kinder, muß ich fort, denn um Zehn habe ich Probe . . .

— Geh mit Apoll, ſagt der Maler.

— Und mit allen neun Muſen, fügt der Muſiker hinzu.

— Mir ſcheint, ſagt Kriehuber zu Strauß, daß Du von jeher viel Glück bei den Frauen gemacht . . .

— O ſprich nicht ſo laut! Meine gute Frau könnte es hören!

— Iſt ſie denn ſo eiferſüchtig?

— Erſpare mir die Antwort und ſage mir lieber, wer die blaue Dame iſt, die, wie Du behaupteſt, für meine Walzer ſchwärmt?

— Sie iſt eine Fee, eine Peri . . .

— Blond oder brünett?

— Blond, noch blonder als Eva Lanner . . .

— Das iſt ſo gerade mein Geſchmack! Iſt man verheirathet oder vielleicht Wittwe?

— Keines von Beiden . . .

— Alſo gar noch Jungfrau?

— Ich darf durchaus nichts verrathen . . .

— Und warum nennt man ſich „blaue Dame?“

— Vermuthlich trägt ſie ſolch ein Kleid . . .

— Und Strauß begann von Neuem nachzuſinnen.

— Ah, nun fällt mir ein . . .

— Behalte es für Dich und frage mich um nichts mehr, denn ich bin verſchwiegen wie ein prolongirter Pfandzettel.

Und Meiſter Kriehuber vollendet ſeine Skizze.

Strauß nimmt eine nachdenkliche Miene an. Er denk an die blaue Unbekannte.

— Dein reizendes Bild iſt nun fertig. Ich habe meines Auftrags mich entledigt. In längſtens drei Tagen ſoll Dein Portrait in ihrem Beſitze ſein.

— Höre, Freund Kriehuber, noch ein Wort! Ich ſchwöre Dir unverbrüchliche Verſchwiegenheit, laſſe meine Toni in zwanzig verſchiedenen Coſtümen von Dir malen und widme Dir meine ſämmtlichen Walzer, wenn Du mir ſagen willſt . . .

— Was ich Dir unmöglich ſagen darf. Nein, nein! Nicht alle Walzer der Welt könnten mich bewegen, meinem Verſprechen untreu zu werden. Nie, nie ſollſt Du — wenigſtens nicht durch mich — den Namen jenes Engels erfahren, der thöricht genug iſt, Dich zu lieben mit allen Kräften ſeiner Seele. Du biſt ein wahrhaft beneidenswerther Menſch! ſagt Kriehuber, legt neiderfüllt ſeine Hand auf Straußen's Schulter und rennt, laut aufſeufzend, fort wie ein Wahnſinniger.

— Dieſer Kerl ſcheint eiferſüchtig zu ſein, lach Strauß und verläßt das Bett.

## 26.

Das liebe grüne Pfingſtfeſt war gekommen.

Am Morgen des zweiten Feiertages verlor ſich Meiſter Strauß, deſſen ganzes Denken unaufhörlich mit dem undurchdringlichen Myſterium der „blauen Dame“ beſchäftigt war, in die einſamen Gänge ſeines Lieblingsſpaziergangs, des ſchon früher genannten Wurſtelpraters, um unter dem ſmaragdenen Schatten der im vollſten Frühlingsſchmucke prangenden Bäume ſich für die Erfindung neuer Walzerlieder zu begeiſtern, als ſein träumeriſches Auge auf eine ziemlich iſolirte Bude fiel, an deren Eingang ein rother Anſchlagszettel hing.

Strauß trat näher heran und las:

„Der Wunderpudel Don Fido Savant iſt in dieſem Zauberſaale von Morgens 8 bis Abends 9 Uhr zu ſehen.

Dieſer Wunderpudel ſpielt Préférence, Tarock und Domino, nennt die Augen der Würfel, addirt, ſubtrahirt, multiplicirt und dividirt, kennt den Werth aller preußiſchen Geldſtücke und hat erſt unlängſt die Ehre gehabt, mit Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen in ſeinem Palais einen Robber Whiſt zu ſpielen.

☞ Fido Savant iſt ein geborener Berliner.

Erſter Platz 12 Kreuzer. Zweiter Platz 8 Kreuzer. Dritter Platz 4 Kreuzer C. M. — Kinder, welche ihre Eltern, Vormünder, Haushofmeiſter oder Gouvernanten mitbringen, zahlen die Hälfte. Standesperſonen zahlen nach Belieben.

☞ ☞ Der Großmuth werden keine Schranken geſetzt.

Helmine von Dornenbuſch, Eigenthümerin des Wunderpudels."*

Strauß, durch den Inhalt dieſes rieſigen Plakates etwas neugierig gemacht, beſchloß, gleichzeitig angelockt durch die Töne einer unſichtbaren, im Innern der Bude aufgeſtellten Drehorgel, welche ziemlich melancholiſch klang, einzutreten, um die perſönliche Bekanntſchaft dieſes vierfüßigen Berliner Caglioſtro zu machen.

Da er durch die Geräuſchloſigkeit, die den einſamen Schauplatz dieſes Wunderpudels umgab, zu der keinesweges gewagten Schlußfolgerung verleitet ward, daß das Gedränge in der Bude nicht größer als vor derſelben ſei, reifte in ihm die kühne Idee, unter de Flagge einer Standesperſon, die nach Belieben zahl in den ſtillen Ocean dieſer Hundehütte hineinzuſegel um der Eigenthümerin dieſes Wunderpudels die Wohlthat eines Zwanzigkreuzerſtückes zuwenden.

Gedacht, gethan! Er tritt ein. Aber kaum hat er ſich ſechs Schritte in's Innere dieſer geheimnißvollen Bude hineingewagt, als er, mit dem Zwanziger in der Hand, entſetzt drei Schritte zurückprallt; denn trotz der ägyptiſchen Finſterniß hat er in der ſtillen Einſamkeit dieſes mit Brettern vernagelten Eilands in der Eigenthümerin dieſes Pudels, welche gähnend die Orgel dreht, in Helmine von Dornenbuſch den weiblichen „Ueberall und Nirgends," den unvermeidlichen „Kieſelak im Unterrock," die geweſene Hebamme Hermione von Roſenkranz erkannt.

Er iſt erſtaunt, beſtürzt, erſchreckt, conſternirt. Das Wort bleibt auf dem Saume ſeiner Lippen, das Geldſtück zwiſchen den Spitzen ſeiner Finger kleben.

— Sie ſind's? rufen endlich Beide zugleich.

Hermione iſt's, die ſich zuerſt ermannt.

— Ja, ich bin's, mein Herr, ruft ſie aus und läßt den Dreher der Orgel los, deren ſchwermüthiger Ton wie die Stimme eines ſterbenden Katers verhallt. Ich war, ſeitdem wir uns nicht mehr geſehen, nach Preußen ausgewandert, hauptſächlich deshalb, weil die Feinde meiner alten, mit Ruhm bedeckten Familie es hier durchgeſetzt hatten, daß mir, der Alt-Adeligen, die Bewilligung zur Niederlaſſung als bürgerliche Hebamme verweigert ward.

— Und was machten Sie in Berlin? fragt Strauß, der allmälig von ſeinem Erſtaunen zu ſich kam.

— Was dort ſo Viele machen: Schulden!

— Und als Sie dieſe bezahlen ſollten?

— Sandte mir der grundgütige Himmel, der keine Roſenkranz verläßt, in dieſem Pudel einen rettenden Schutzgeiſt.

— Wie kamen Sie zu dieſem Hunde?

— Ich kaufte ihn von einem Commiſſionsrathe und Ritter des rothen Adler-Ordens vierter Klaſſe.

— Und wie viel bezahlten Sie ihm dafür?

— Bis jetzt eigentlich noch gar nichts. Er creditirte mir dieſen gelehrten Pudel und ich ſtellte ihn dafür einen Wechſel aus. Da der Herr Commiſſionsrath weder ſchreiben noch leſen konnte, ſo gewahrte e — oder vielmehr ſeine gelehrte Tochter — erſt nac meiner Abreiſe aus Berlin, daß der Verfalltag meine Wechſels ſtatt auf den 1. April 1837 durch einen unabſichtlichen Schreibfehler auf den 1. April 1937 hinausgeſchoben iſt, weshalb ich mich — wie Sie leicht begreif werden — mit der Bezahlung deſſelben nicht allzuſehr zu übereilen brauche.

— Bei uns nennt man dies Betrug . . .

— Ich aber nenne es nur Verſchreibung!

— Nennen Sie's meinetwegen wie Sie wollen. Hier iſt mein Eintrittsgeld, Madame! Nun wünſche ich dafür Fido Savant's Kunſtſtücke oder, um mit dem berühmten Geheimrath von Goethe zu reden, „des Pudels Kern“ kennen zu lernen.

Hermiene von Roſenkranz nahm den Zwanziger. Dann ſagte ſie mit großer Gemüthsruhe:

— Mein Pudel iſt heute etwas unwohl. Oft gibt es Stunden, wo er Tarok und Préférence beſſer als manches Mitglied der Harmonie ſpielt, oft giebt's aber auch Tage und Wochen, wo er dergeſtalt zerſtreut und geiſtesſchwach iſt, daß er nur mit knapper Noth eine Pique-Sieben von einer Coeur-Acht unterſcheiden kann. Der Redacteur der vielgeleſenen Theaterzeitung, Herr von Bäuerle, der meinen Pudel und mich vorgeſtern mit ſeinem unſchätzbaren Beſuche beehrt hat, glaubt bemerkt zu haben, daß er, (mein Fido nämlich) an einer Gemüthskrankheit leide! — Ihr Berliner Pudel, meinte Herr von Bäuerle, lebt wie mir ſcheint in der Einbildung, ein türkiſches Windſpiel zu ſein.

— Und was meinte er ſonſt noch?

— Herr von Bäuerle meinte ferner, daß es gut wäre, dem vierfüßigen Pythagoräer etwas Erholung zu gönnen und ihn auf einige Zeit in Görgens Privat-Heilanſtalt in Penſion zu geben . . .

— Sie ſollten dies ja nicht verſäumen . . .

— Leider fehlt's mir dazu an Geld . . .

— Sie ſollten dazu eine National-Unterzeichnung eröffnen. Erlauben Sie, hochverehrte Frau und Gönnerin, mich im Gefühle der Dankbarkeit für den großen Dienſt, den Sie meiner Frau und mir bei der Taufe der kleinen Herzog zu erweiſen geruht haben, an die Spitze dieſer Subſcription zu ſtellen.

— Ihnen, großer Mann, erlaube ich Alles, erwiederte die Pſeudo-Dornenbuſch mit einem Blick, de noch eben ſo unverſchämt als früher war.

— Hier, erhabene Freundin, ſind zehn Gulden Ich [illegible]nſche Ihnen und Ihrem gemüthskranken Pude von ganzem Herzen gute Beſſerung, ſagte Strau und verließ die Eigenthümerin des gelehrten Fido Savan

Sie ſchob die Unterzeichnung in ihr Mieder un fing bald darauf wieder zu drehorgeln an, um neu Zuſchauer anzulocken.

Sie harrte bis zur untergehenden Sonne. D aber auch nicht einer von den Tauſenden, welche vorüberzogen, angebiſſen hatte, beſchloß ſie endlich, ihre Bude zu ſchließen.

Noch kurz vor ihrem Scheiden öffnete ſie das kleine Fenſter und ſang dann, beleuchtet von den letzten Strahlen des königlichen Tagesgeſtirns, die Orgel drehend, jene wehmüthigen Verſe aus Raimunds „Alpenkönig und Menſchenfeind“:

„So leb' denn wohl, Du ſtilles Haus,
Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus,
Und fänd' ich auch das höchſte Glück,
Ich dächte doch an Dich zurück!“

Dann küßte ſie den kranken Pudel, nahm ihn auf ihren mütterlichen Arm, ſchloß erſt das Fenſter und dann die Bude und verlor ſich, wie Macbeth's Hexe, in die dunklen Schatten des Wurſtelpraters.

Et sic transit gloria gentis Rosencranziae!

## 27

Jene oben mitgetheilten vier Verſe erinnern uns unwillkürlich an das traurige Ende eines Freundes und Zeitgenoſſen des Meiſters Strauß, an den Tod Ferdinand Raimund's, der (geboren 1791 zu Wien) ſich vom einfachen Zuckerbäcker-Lehrling zu einem der größten

Komiker und phantaſiereichſten Bühnendichter Oeſterreichs emporgeſchwungen und im Alter von 45 Jahren, im unglückſeligen Wahne, von einem tollen Hunde gebiſſen zu ſein, (ein Urbild des ehrlichen Menſchenfeindes Rappelkopf im Schooße der Berge des Alpenkönigs, auf ſeiner Beſitzung bei Gutenſtein) durch ein Terzerol ſeinem Leben ein Ziel geſetzt hatte. Er lebte noch volle acht Tage und ſtarb am 6. September 1836, aufrichtig betrauert von Allen, die ſeinen Charakter gewürdigt und ſein großartiges Talent geſchätzt und geliebt haben. Er ruhe ſanft und in Frieden!

* * *

Pfingſten war vorüber, als Freund Strauß eines Morgens durch die Stadtpoſt folgendes Schreiben empfing:

„Nicht länger, Angebeteter meiner Seele, kann ich dem Drange meines Herzens widerſtehen, nicht länger Ihnen verheimlichen, daß Sie ſeit jener mir unvergeßlichen Ballnacht beim Fürſten von Metternich der Gegenſtand all' meiner Gedanken, des Inhalt jedes meiner Träume ſind.

Nicht länger mag ich Ihnen verbergen, daß ich, um Sie beſtändig vor Augen zu haben, einen unſerer erſten Künſtler beauftragt hatte, Sie für mich zu malen.

Was aber iſt ein todtes Bild gegen das lebendige Ideal meiner Sehnſucht?

Ich muß Sie ſehen, angebeteter Mann! Ich muß Sie ſprechen, geliebter Freund! —

Da ich verheirathet bin und Sie nicht in meiner Behauſung empfangen kann, ohne meiner Dienerſchaft das Geheimniß meines Herzens preiszugeben, muß ich Ihnen — faſt ſchäme ich mich dieſes Schrittes! — ein Rendezvous geben. Ich bitte Sie, mich darum nicht zu verkennen und in die Klaſſe jener leichtſinnigen, pflichtvergeſſenen Koketten zu werfen, denen es durchaus keine Ueberwindung koſtet, einem Manne zu bekennen, daß man ohne ihn nicht länger leben kann.

Ich habe Wochen und Monde gekämpft — umſonſt! Die Schwäche meines Herzens hat über die Stärke meiner Grundſätze geſiegt. Ich fü[illegible], daß ich verloren bin!

Morgen, um neun Uhr Abends, erwartet Sie im Schloſſe zu Schönbrunn, auf der Gloriette, mit dem Gefühle unbeſchreiblicher Sehnſucht

Die „blaue Dame."

In der rechten Ecke des nach Patchouly duftenden

Billets prangte ein hochadeliges Wappen mit der Deviſe „Fide et amore.“

— Die ſtolze Feſtung beginnt zu parlamentiren! rief Strauß und athmete die Gluth der Worte und den Wohlgeruch des Papieres ein.

Er iſt neugierig, aber nicht unruhig. Ein Mann wie Strauß, der faſt allmonatlich eine neue Eroberung zu machen gewohnt war, erwartet mit mehr Gemüthsruhe, als ein Neuling in der Strategik der Liebe, die Stunde des erſten Angriffs.

Das, was ihn vorzugsweiſe beſchäftigte, war das Gefühl des Neugier, herauszubringen, wer unter dem Incognito dieſer „blauen Dame“ verborgen ſei.

Das hochadelige Wappen verleitete ihn zu einer außerordentlich kühnen Vermuthung. Sie war ſo kühn, daß er darüber faſt erſchrak.

— Dies wäre wirklich ein coloſſales Glück, ſagte er zu ſich, eine Eroberung, um die ſelbſt die Engel im Himmel mich beneiden würden. Nein, nein, ich kann's nicht glauben! Doch warum nicht? fuhr er fort. Nichts iſt unmöglich in der Welt! Stieg nicht ſchon mehr als eine Fürſtin von der Höhe ihres Thrones herab, um einem Künſtler die ſüße Sonne ihrer Huld zuzuwenden? Soll nicht ſelbſt Eliſabeth, die ſtolze jungfräuliche Königin von England, für Shakeſpeare geſchwärmt, ſoll nicht ſelbſt die große Kaiſerin Maria Thereſia, unſterblichen Namens, für die Poeſien Metaſtaſios geglüht haben? Weßhalb ſoll nicht auch einer „blauen Dame" geſtattet ſein, ſich für meine Walzer zu begeiſtern! Frauen ſind die Schutzgeiſter der Künſtler!

Wir überlaſſen ihn ſeinem excentriſchen Gedankenfluge und wünſchen ihm Glück zu ſeiner neuen Eroberung. — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Abende begleiten wir den glücklichen „Cäſar aller Frauenherzen" nach Schönbrunn.

Schönbrunn! Welche Maſſe hiſtoriſcher Erinnerungen knüpft ſich an „Oeſterreichs Verſailles!"

„Sei ehrfurchtsvoll gegrüßt, mein ſchönes Schönbrunn! Sei gegrüßt, Du altes Obelisken-Paar, du ſteinerne Wache zum Eingange des herrlichen Kaiſerſchloſſes. Seid gegrüßt, ihr Springbrunnen mit den prächtigen Marmorgruppen! — In dieſem Luſtſchloſſe war's, wo der Ehrgeiz des übermüthigen Corſen zwei Mal (1805 und 1809) ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Hier war's, wo der Sohn eines Naumburger Predigers, Friedrichs Staps, am 13. Oktober 1809 während der Parade einen Mordverſuch auf

Napoleon gewagt, um Deutſchland vom Joche fremder Zwingherrſchaft zu befreien. Hier war's, wo Staps, vier Tage nach jenem Attentate, unter den Fenſtern und Augen des Corſen, der ihm vergebens Begnadigung angeboten hatte, erſchoſſen wurde. Hier war's, wo am im Jahre 1805 die Beſtätigung des Friedens von Preßburg und einen Tag nach dem Staps'ſchen Attentate der Friede zwiſchen Oeſterreich und Frankreich unterzeichnet ward. Hier endlich ruht der Soh Napoleons, und unwillkührlich wird dabei wohl jede unſerer Leſer an eines der volksthümlichſten Lieder unſere gemeinſchaftlichen Freundes Saphir erinnert, welche lautet:

„Im Garten zu Schönbronnen
Da ſchläft der König von Rom."

Und hätte dieſer Saphir auch weiter gar nichts al dieſes Lied geſchrieben, es allein wäre hinreichend, ih einen unvergänglichen Platz in der Walhalla d deutſchen Ballade zu ſichern.

Hier alſo ſchläft der König von Rom! Er, v dem einer ſeiner Biographen geſagt, er ſei eine Se von Feuer in einem Körper von gebrechlichem Gl geweſen.

Man will jetzt ſeine Aſche zurückfordern. D ſollte man darauf nicht eingehen, denn Schönbrunn iſt kein Sanct-Helena und die irdiſchen Ueberreſte des Herzogs von Reichsſtadt, des Liebling-Enkels des alten Kaiſers Franz, gehören ihrem Urſprunge nach mit größerem Rechte dem Boden Oeſterreichs als jenem Frankreichs an, denn die Mutter des Königs von Rom hatte ſelbſt als Kaiſerin der Franzoſen niemals aufgehört, eine Deutſche, eine Oeſterreicherin zu ſein.

Die Glocken von Schönbrunn verkünden ſoeben die neunte Abendſtunde. Eilen wir ungeſäumt zur Gloriette hinauf, denn es gelüſtet uns dort ungebetener Zeuge der abenteuerlichen Zuſammenkunft zu ſein.

Es iſt eine wonnigmilde Mai-Nacht. Aus den Baumgängen des im Lenôtre-Style kokett zugeſtutzten Parkes ſteigt durch die weit geöffneten Flügelthüren der Orangerie und aus den Blumenbosquets ein Concert von Wohlgerüchen, das heimliche Rauſchen der geſchwätzigen Springbrunnen und das Geplätſcher der Goldfiſche aus den Marmorbaſſins zu jener ſanften Anhöhe empor, auf der ſich eine impoſante Halle erhebt, die eine entzückende Ausſicht auf den Perron des Schloſſes und auf die Mannigfaltigkeit der mit Marmorſtatuen bevölkerten Garten-Anlagen gewährt. Aber die leiſe und langſam herabſteigende Abend-Dämmerung, die nach und nach das ganze Schloß in Duft und Nebel hüllt, läßt bald Alles in ungewiſſem Halbdunkel erſcheinen. Schon treten bereits einzelne Sterne aus dem Schleier der Wolken heraus, einzelne Lichter, die den weißen Bildſäulen einen geiſterhaften Nimbus verleihen. Aus den Fenſtern des Schloſſes, das ſich allmälig mehr und mehr beleuchtet, tönen die Accorde einer träumeriſchen Muſik hinüber. Das geſchmeichelte Ohr vernimmt einen Strauß'ſchen Walzer!

In demſelben Augenblick treten faſt gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Zeichen, aus den dichter gewordenen Schatten der Gloriette Meiſter Strauß von der einen und die in dunkle und dichte Schleier gehüllte „blaue Dame“ von der andern Seite heraus, um gegenſeitig mit glühendem Ungeſtüm ſich entgegenzueilen.

Und endlich haben ſich Beide erreicht. Strauß ſinkt auf ſein linkes Knie, erfaßt mit ſtürmiſcher Gluth die rechte Hand der verſchleierten Dame, plazt ein ganzes Peloton glühender Küſſe auf den Handſchuh der Finger ab, die ihm überlaſſen werden, und ruft dann in der Ueberſchwänglichkeit ſeines Glückes:

— Noch immer ſtehen Sie ſprach- und regungslos, wie das verſchleierte Bild von Sais, vor den geblendeten Augen Ihres demüthig knieenden Anbeters. Bis jetzt habe ich weder die Muſik Ihrer Engelsſtimme gehört, noch den Zauber Ihrer, die Nacht in Tag verwandelnden Feenzüge geſehen. Noch weiß ich nicht, wie ich Sie nennen ſoll? Sind Sie Fee, Houri oder Sylphide? Sind Sie Gräfin, Fürſtin oder vielleicht mehr noch?

— Ich bin nichts von dem Allen! flüſtert eine ihm gänzlich fremde Stimme.

— Aber etwas müſſen Sie doch ſein! meint Strauß mit brennender Neugier.

— Ich bin nur ein ſtrafbares Weib!

— Strafbar? Ei, warum ſtrafbar? fragt Strauß der noch immer auf dem Knie liegt.

— Strafbar, weil ich Sie unendlich liebe!

— Iſt dies wahr, Engel, wirklich wahr?

— Gott und die Sterne ſind meine Zeugen! betheuert die „blaue Dame" mit blutrothem Ernſte.

— Nun, wenn ich Ihrem Schwure glauben ſoll, dann entſchleiern Sie ſich.

Die Unbekannte wirft den Schleier zurück. Faſt gleichzeitig tritt der Mond hervor. Strauß erkennt die blaue Unbekannte, ſpringt urplötzlich auf und ruft:

— Großer Heiland, wen ſehe ich?

— Deine Frau, die Dir guten Abend wünſcht . . .

— Höre, gute Toni, dieſer boshafte Spaß . . .

— Iſt ganz allerliebſt! Oder denkſt Du vielleicht anders?

— Ich denke in dieſem Augenblicke noch gar nichts. Ich bin noch ſo enttäuſcht, verblüfft, verdonnert, daß ich, ehrlich geſtanden, mit mir nicht im Reinen bin, ob ich über dieſe unerhörte Myſtification lachen oder wüthend ſein ſoll?

— Wüthend ſein? Und worüber? Freund, ich habe Dich malen laſſen . . .

— Für wen?

— Für mich, mein lieber, guter Hans!

— Das Geld hätteſt Du ſparen können.

— Ich habe Dein Bild, Dein theures Bild, un trage es ſeitdem als Medaillon auf meinem Herzen.

— Trage es meinetwegen wo Du willſt. Aber ſag mir, gute Toni, welcher boshafte Bube hat Dir de Einfall ſoufflirt, mich ſo hinter's Licht zu führen?

— Dieſen Einfall verdanke ich Herrn Kriehuber .

— Ich kündige ihm meine Freundſchaft auf!

— Das wirſt Du bleiben laſſen, guter Hans! I Gegentheil wirſt Du, wie ich hoffe, ihm ſehr dankb ſein . . .

— Wofür? fragt Strauß, ſich mit dem Schnupftuche ſein Knie abſtaubend.

— Für die kleine Ueberraſchung, die ich Dir und die Du mir bereitet haſt. Du lagſt demüthig zu meinen Füßen . . .

— Das eben iſt ja der Skandal!

— Du nannteſt mich Gräfin oder gar Fürſtin.

— Auch dafür könnte ich mich ohrfeigen!

— Thu' das nicht, mein ſüßer Schwärmer! Mache zum böſen Spiele gute Miene und umarme mich lieber . . .

— Gut, aber nur unter Einer Bedingung . . .

— Laß' hören!

— Daß Du Keinem etwas davon erzählſt!

— Ich verſpreche es Dir, eitler Mann!

— In dieſer Vorausſetzung will ich Dich jetzt nach Hietzing führen, um das Vergnügen zu haben, dort mit der blauen Dame Abendbrot zu eſſen. Iſt es gefällig Ihrer Durchlaucht? fragt der Maeſtro, ſeiner Frau den Arm anbietend.

— Ihre Friedensbedingung, Sire, wird dankbar angenommen, erklärt Dame Toni und häkelt ſich lächelnd in den Arm des bitter getäuſchten Ehemanns ein.

Beide Herrſchaften ſoupirten dann im Caſino (NB. ohne Champagner).

## 29.

Am andern Nachmittage beſuchte Frau Toni Strauß, ſeit undenklich langer Zeit zum erſten Male, ihre frühere Jugendfreundin, Frau Eva Lanner, um ihr brühheiß zu erzählen, wie blutwenig dazu gehöre, die Einbildungskraft ihres Mannes zu allarmiren und ſeine verliebte Leichtgläubigkeit hinter's Licht zu führen. Toni erzählte ihr das geſtrige Abenteuer. Eva erzählte es ihrem guten Manne. Ihr guter Mann erzählte es (— natürlich sub rosa rosissima —) ſeiner ganzen Kapelle. Ein Mitglied derſelben erzählte es Heupferd. Heupferd erzählte es allen übrigen Heupferden. Und ſo wußte bald jeder Gimpel auf dem Dache und jede Elſter im Kaffeehauſe Straußens komiſches Stelldichein mit der „blauen Dame.“

## 30.

Im Sommer deſſelben Jahres (1837) traf unſ
berühmter Freund die nothwendigen Einleitungen un

Vorkehrungen zu einer neuen Muſikfahrt. Diesmal ging's nach Paris und London. Beide Großſtädte hatten ihm äußerſt vortheilhafte Anträge gemacht, um ihn zu bewegen, ſeine Zaubergeige auch im Seine- und Themſe-Babel erklingen zu laſſen.

Zu dieſem Zwecke ſchloß er mit der Elite ſeiner Kapelle für die Dauer eines Jahres neue Verträge, die deren Gage bedeutend erhöhten. Sein Biograph Scheyrer ſchreibt (Seite 30): „Die mannigfaltigen Kreuz- und Querzüge, welche Strauß, gleich einem Jaſon nach dem goldenen Vließe des Weltruhms ſteuernd, mit ſeinem Orcheſter durch Frankreich und Großbritannien unternahm, ſind einzig in der Geſchichte der Muſik, und die Umſicht und Beharrlichkeit, mit welcher er, der Sprache dieſer Länder nur wenig kundig, dennoch alle Hinderniſſe beſiegte, zeigen uns den Feldherrn des friedlichen Eroberungszuges in jeder Beziehung achtbar und bewunderungswürdig."

Am 4. Oktober verließ Jaſon Strauß mit ſeinen muſikaliſchen Argonauten, die aus 28 Mitgliedern ſeines Orcheſters beſtanden, unter dem Zuſtrömen ſeiner zahlloſen Verehrer, Freunde und Bekannten die Kaiſerſtadt.

Die Eilpoſt brachte ſie nach München. Hier wurde zuerſt Raſt gemacht." Strauß gab ein Concert im Odeon. Unter den enthuſiasmirten Zuhörern befand ſich auch König Ludwig, der unſern Maeſtro mit Lobeserhebungen überhäufte.

— Ich hätte große Luſt, ſagte er zu einem ſeiner Adjutanten, dieſem Boccacio des deutſchen Walzers ein Plätzchen in meiner Regensburger Walhalla anzuweiſen, denn dieſer Strauß macht dem deutſchen Namen mehr Ehre als mancher Andere, deſſen Ruhm ſich mit fremden Federn ſchmückt.

Von München eilte Strauß nach Ulm, von Ulm nach Stuttgart. Hier beſuchte er ſeinen Namensvetter Strauß, der ihn wie einen alten Freund empfing.

— Was macht Ihre Frau? fragte David.

— Sie fängt leider noch immer Grillen . . .

— Quilibet suae fortunae faber . . .

— Das verſtehe ich nicht, lieber Profeſſor . . .

— Verzeihen Sie, ich war zerſtreut und glaubte, ich ſpräche mit einem unſerer hochgelahrten Stubenhocker. Mit Ihnen rede ich lieber deutſch. Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmied. Doch wohin reiſen Sie von hier?

— Ich eile über Karlsruhe nach Straßburg.

— Und von Straßburg?

. — Nach Paris, um auch dort mein Glück zu verſuchen.

— Sie werden es vorausſichtlich überall finden! Ich gebe Ihnen meinen Segen dazu!

Und Beide wechſelten einen herzlichen Händedruck.

Auch Karlsruhe zollte dem deutſchen Walzerkönig enthuſiaſtiſchen Beifall. Zu der Zahl ſeiner begeiſtertſten Zuhörerinnen gehörte die Gemahlin des Großherzogs Leopold, die eine leidenſchaftliche Anhängerin ſeiner Tänze war.

Mit ſeiner ſiegbedeckten Mannſchaft überſchritt er bei Kehl den „deutſchen Rubicon“ und rückte unter den glänzendſten Auſpicien am 19. Oktober in Straßburgs Mauern ein.

Am 21. Oktober gab er ſein erſtes Concert im Theater, welches in allen Räumen dergeſtalt überfüllt war, daß man einen Einſturz des Hauſes befürchtete.

Der „Sieger von Wien“ executirte zwölf Nummern und trug, wie überall, ſo auch hier über die Herzen aller Elſaſſer einen ſo ungeheuern Triumph davon, daß er am 23. ein zweites Treffen ſchlug.

Von hier ſchrieb er ſeiner Frau:

— — — „Auch Frankreich hat mir ſeine Thore geöffnet. Ich habe zwei brillante Einnahmen gemacht. Nach der erſten Abtheilung des zweiten Concerts, das ich hier gab, trat, gänzlich unerwartet, der erſte meiner Trompeter, der Latour d'Auvergne meines Orcheſters, vor und überraſchte das gedrängt volle Haus durch mehrere Signalſtöße. An die Stelle des redeluſtigen Geſchwätzes trat feierliche Stille ein. In der vorderſten Loge des Theaters erhob ſich der Präfect und verkündete die kurz vorher eingegangene Depeſche von der Einnahme von Conſtantine. Jetzt brach ein tauſendſtimmiger Jubel los. Alles ſchrie wie aus Einer Kehle: Vive la France, vive la gloire! Vive Louis Philippe! Vive la grande armée!

Der Jubel, der kaum enden wollte, hatte den Vortrag des Präfecten unterbrochen. Auf ein von meinem Trompeter neu gegebenes Signal trat wieder Ruhe ein, und der Präfect ſchickte nun, gleichſam als hinkenden Boten, die Nachricht vom Heldentode des Generals Damremont nach. Ein wehmüthiges Gemurmel durchzog die Reihen. Bald aber erſcholl ein neuer Vivatruf: Dämremont est mort, vive le brave Damremont, le vainqueur de Constantine!

Dann begann mein Orcheſter und ich freue mich, Dir melden zu können, daß auch ich einen vollſtändigen Sieg davontrug.

Morgen geht's über Nancy nach Paris. Der Himmel ſchenke mir ſeinen Beiſtand. Gott gebe, daß ich auch dort reuiſſire! In Paris habe ich einen doppelt ſchweren Stand, denn Meiſter Muſard iſt der — Abgott der Franzoſen und hat ein Orcheſter, das faſt viermal ſtärker als das Meinige iſt. Und trotzdem, Toni, zittere ich nicht! Ich bau' auf Gott und meine Euryanthe oder Geige, die mir auch dort hilfreich beiſtehen wird, um der deutſchen Tanzmuſik auch im Herzen Frankreichs keine Schande zu machen. Meine ganze Mannſchaft iſt guten Muthes. Sie dürſtet nach neuen Siegen. Reichmann und die Uebrigen laſſen Dich und unſere beiden Knaben grüßen.

Bleibe gut und treu Deinem Johann.“

Nachſchrift. Auch in Straßburg giebt's hübſche Frauen!

## 31.

Strauß eilte nun nach Frankreichs Hauptſtadt.

In der Malle-Poſt, die zu jener Zeit von Straßburg nach Paris fuhr, (denn damals gab's noch keine

Eiſenbahn) befanden-ſich im Innern jedes einzelnen Wagens nur zwei Plätze. Der dritte war jener des Conducteurs, welcher, im Bunde der Vierte, im Cabriolet ſaß.

Im Innern ſaß Strauß und noch ein Paſſagier, im Cabriolet Reichmann neben dem Conducteur. Die übrigen 26 Mitglieder des Strauß'ſchen Orcheſters folgten in neun Beiwagen.

Straußen's Reiſegefährter war ein junger Gelbſchnabel, der, gleich dem Liebesbrief einer eleganten Dame, wie ein Kräuterkiſſen roch. Seine Phyſiognomie gehörte zu jener Klaſſe, die man Milchgeſichter nennt.

Da unſerm äußerſt gemüthlichen Freunde weder ein Herſchel'ſches noch Frauenhofer Telescop zur Verfügung ſtand, ſo wußte er nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob ſothanes Geſicht Anlagen zu irgend einer Gattung von Bart beſaß. Mit unbewaffnetem Auge war nichts davon zu entdecken.

Der junge Geck trug einen kurzen Schnürrock, der bis an den Hals zugeknöpft war. An einer dünnen Goldkette baumelte ein viereckiges Lorgnon, das er nach Art des Fürſten Pückler, der dieſe Mode zuerſt aufgebracht, in den Winkel ſeines rechten Auges geklemmt hatte, um mit Hilfe dieſes Glaſes die ſchöne Gegend zu betrachten. Im oberſten Knopfloche ſchimmerte ein Orden. Aber da es der Bänder und Bändchen bekanntlich ſehr viele giebt, wagte Freund Strauß nicht zu entſcheiden, ob dieſer Orden ein Lippe-Detmoldiſches Verdienſt- oder Naſſau-Uſinger Haus-Kreuz ſei. Genug, es war ein Orden, auf den der gänzlich zugeknöpfte junge Herr ſich mehr als mancher tapfere Kriegsheld auf die Ordenszahl ſeiner Narben einzubilden ſchien. Jeder Narr hat bekanntlich ſeine Kappe. Strauß hätte ihm dieſe gerne verziehen, wäre der junge Geck nur nicht ſo beiſpiellos ſtolz und ſpröde geweſen. Der Decorirte blieb trotz aller Mühe, die ſich der Undecorirte gab, ein Geſpräch mit ihm anzuſpinnen, ſo wortkarg, ſo maulfaul, daß unſer redeluſtiger Wiener vor Langweil nicht wußte, was er anfangen ſollte.

Er zog ſeine geſtickte Cigarrenbüchſe hervor (auf Reiſen pflegte er gern zu rauchen) nahm eine öſterreichiſche Havannah heraus, biß der Kleinen den Kopf ab, und wollte ſich eben Feuer machen, um ſie anzuzünden als jener Zugeknöpfte ihm etwas unwirſch zurief:

— Mein Herr!

— Was beliebt? fragt unſer Don Juan.

— Das Rauchen kann ich nicht vertragen!

— Sie ſcherzen wohl nur, junger Herr?

— Ich ſcherze niemals, mein alter Herr!

— Das bedaure ich unendlich, junger Mann, ſpricht Strauß, während er ſeine Cigarre anbrennt und ein paar herzhafte Züge thut.

— Ich haſſe das Rauchen, alter Mann!

— Ich dagegen liebe es ganz ungeheuer!

— Mir iſt das ungeheuer gleichgültig.

— Wirklich? fragt der Maeſtro, gemüthlich weiterrauchend.

— Mein Herr, ich verbiete es Ihnen!

— Und wenn ich trotzdem fortrauche?

— Werde ich den Conducteur beauftragen, Sie einzuladen, augenblicklich auszuſteigen, denn Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß in der Mallepoſt das Tabakrauchen nur im Einverſtändniſſe mit dem andern Reiſegefährten geſtattet iſt. Ich bin damit durchaus nicht einverſtanden, mithin, Herr, dürfen Sie nicht rauchen.

— Sie fürchten wohl, daß der Tabakrauch Ihren hochgeſchätzten Teint . . .

— Herr, was geht Sie mein Teint an?! Ich verbiete es Ihnen zum letzten Male!

— Das iſt ſehr drollig, ſehr komiſch!

— Komiſch? Herr, Sie ſind ein Flegel!

— Halten Sie mich für Ihr Ebenbild?

— Das iſt ein ſchlechter Witz, den Sie mir theuer bezahlen ſollen ...

— Ich bin kein Freund vom Bezahlen ...

— Erſparen Sie ſich Ihre matten Bonmots. Wir werden uns ſchlagen, mein Herr!

— Bon, ſagt Strauß und raucht weiter.

— Auf Piſtolen!

— Meinetwegen!

— Aber wann?

— Jetzt gleich, junger Mann!

— Hier im Poſtwagen?

— Und warum nicht? Wir leihen uns die Piſtolen des Conducteurs.

Der junge Prahlhans ſtutzt ein wenig. Er beſinnt ſich einen Augenblick, dann ſagt er:

— Mir fehlt nichts als ein Secundant. Sie fahren, wie Sie mir unaufgefordert erzählt haben, nach Nancy. Auch mich führt ein wichtiges Geſchäft dorthin. Ich mache es ab, ſuche mir einen Secundanten und ... das Uebrige wiſſen Sie!

— Schön, ſagt der Nebenmann und lächelt.

Der Geck drückt ſich in die eine, Strauß in die andere Ecke. Jener trällert, dieſer raucht.

Nichts Langweiligeres als ein maulfauler Paſſagier, aus dem kein Wort herauszubringen iſt!

Strauß würdigt ihn keines Blickes mehr.

Dumm, ſehr dumm! Man kann ſich, meiner Meinung nach, duelliren und braucht deſſen ungeachtet auf einander nicht böſe zu ſein. Man kann höflich ſein und ſich trotzdem die Hälſe brechen. Der Zorn iſt eine plebejiſche Leidenſchaft.

Strauß reicht ſeinem Gegner die Doſe . . . er weiſ't ſie zurück . . . Strauß bietet ihm ſeine Bonbonnière an . . . er dankt kurz und naſerümpfend. Aus Langeweile beginnt unſer Freund einzuſchlafen.

Er erwacht, als die Poſt zum Thore hineinfährt. In dem Augenblicke, als der bartloſe Bramarbas im Poſthofe abſteigt, zieht er Herrn Strauß, der dies Alles geträumt zu haben glaubt, bei Seite und ſpricht:

— Daß Sie es ja nicht vergeſſen! Morgen Früh Punkt neun Uhr erwarte ich Sie . . .

— Aber wo, wenn ich fragen darf?

— Am Ende der Pepinière, in der Nähe der Maiſon de Marville . . .

— Wo iſt dies?

— Fragen Sie blos nach dem Irrenhauſe . . . jedes Kind wird es Ihnen zeigen . . .

— Sie ſollen mich nicht vergebens erwarten, ſagt Strauß und verläßt den jungen Gecken.

Gegen Abend beſuchte er das Theater. Man gab den „Barbier von Sevilla“. Von allen Opern Joachim's iſt ſie zweifelsohne die ſchönſte, welche alle andern überleben und immer gern gehört werden wird. Der „Schwan von Peſaro“ muß dieſe prickelnde Partitur in einem Champagnerrauſche geſchrieben haben. Die Melodien haben das Petillirende, die Rhythmen das Mouſſirende des Oeil de Perdrix. Durch die ganze Oper webt eine üppige Heiterkeit. Der „Barbiere di Seviglia“ iſt ein Bengali-Vogel, deſſen ſchillerndes Gefieder aus funkelnden Smaragden, flimmernden Saphiren und blitzenden Demanten zuſammengefügt und deſſen liederjauchzende Kehle eine Welt ſüßer Melodien iſt. Sie allein macht ihren Schöpfer unſterblich, mag man ſagen, was man will! Joachim Roſſini bleibt ein bewundernswerthes Genie, der Napoleon Bonaparte der italieniſchen Muſik, die ſiegreich von den Tuilerien bis zum Kreml, vom Po bis zum Tajo zog und ſich die ganze Bühnenwelt unterwarf.

Italien, Italien, beneidenswürdiger Stiefel ohne Sporn! Einſt haſt du die Welt durch deine Waffen beherſcht; jetzt unterjochſt du ſie durch deine Muſik!

Nach der Oper ſoupirten Strauß und Reichmann in dem Gaſthofe, in welchem er und ſeine Reiſegefährten abgeſtiegen waren. Sie ſpielten ein Paar Partien Ecarté.

— Apropos, begann der Kapellmeiſter, beinah' hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß Sie mir morgen Früh eine Gefälligkeit erweiſen müſſen . . .

— Ich ſtehe Ihnen Tag und Nacht zu Dienſten.

— Ich halte Sie beim Wort. Sie müſſen die Güte haben, morgen Früh mein Secundant zu ſein…

— Was ſagen Sie? Ein Duell?

— Mit dem jungen Laffen, der mit uns von Straßburg hierher gereiſt iſt. Er konnte das Rauchen nicht vertragen . . . ich ſtichelte . . . er wurde grob und forderte mich . . . auf Piſtolen!

— Auf Piſtolen? Ei, damit iſt nicht zu ſpaßen. Und wann ſoll das Duell vor ſich gehen?

— Morgen Früh neun Uhr an der Pepinière.

— Und da können Sie ſo ruhig ſein? fragte Reichmann, halb verwundert, halb erſchreckt.

— „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht!“

entgegnete Strauß und miſchte mit großer Gemüthsruhe die Karten.

— Aber wenn der Geck Sie niederſchießt?

— Dann laſſen Sie mich einfach begraben, ſagt der Kapellmeiſter und ſchlägt, glücklich im Spiele wie in der Liebe, den König auf.

— Ich proponire . . .

— Wie viel?

— Ich proponire, das Duell lieber gütlich beizulegen . . .

— Was fällt Ihnen ein? Spielen Sie aus!

An der Nebentafel erſchallte ein Gelächter.

— Was giebt's? fragt Strauß ſeine Kameraden.

— So eben, begann Einer unter ihnen, hat uns der Kellner, der ein Deutſcher aus Frankfurt iſt, ein luſtiges Geſchichtchen erzählt. Geſtern Abend wird urplötzlich Generalmarſch geſchlagen. Die ganze Nationalgarde muß ausrücken. Der Wirth unſeres Hotels, welcher Feldwebel iſt, kann im erſten Schreck nicht ſeine Bärenmütze finden. Er fürchtet, zu ſpät zu kommen, und geräth außer ſich. In der Angſt ſeines pflichterfüllten Herzens ergreift er anſtatt der Bärenmütze den Rieſenmuff ſeiner Frau, ſtülpt ſich dieſen Muff auf ſein kriegeriſches Haupt und eilt kampfbereit auf den Sammelplatz. Dort angekommen, bemerkt der Hauptmann, ein Weinhändler, der auf den Feldwebel eine Pique hat, weil der Gaſtwirth ihm niemals Wein abkauft, daß dieſer ſtatt der Bärenmütze einen mit rother Seide gefütterten Muff trägt. Der wüthende Hauptmann ſchnauzt ihn an. Sie erſcheinen ja wie auf der Maskerade! ruft der Weinhändler und ſchickt ſeinen renitenten Kunden drei Tage in Arreſt.

Auch Strauß und Reichmann mußten lachen. Dann ſpielten ſie weiter bis Mitternacht.

Der Kapellmeiſter gab dem luſtigen Kellner den Auftrag, ihn und ſeinen Secundanten morgen früh Punkt ſechs Uhr zu wecken. Wenn man um Neun ſich duelliren will, muß man wohl drei Stunden früher als gewöhnlich aufſtehen.

— Sie werden für gute Piſtolen ſorgen, ſagte Strauß zu ſeinem Secundanten und begab ſich zur Ruhe.

Reichmann ſchien davon nur wenig erbaut. Und dennoch that er, was ſein Kapellmeiſter ihm aufgetragen hatte.

## 32.

Schon ſeit langer Zeit hatte Meiſter Strauß nicht ſo ſüß als in jener Nacht im Gaſthofe zu Nancy geſchlafen.

Im Traume war ihm (wie er beim Erwachen ſeinem Secundanten erzählte) eine reizende Sylphide erſchienen, die den Irisſtaub ihrer durchſichtigen Flügel auf ſeine Augenlider und Roſen auf ſeine Lager geſtreut, das ſie mit goldenen Fäden umſponnen hatte, denen ſie eine harfenähnliche Muſik entlockte, welche ſo ſüß, wie das erſte „Du" aus dem Munde eines geliebten Weſens klang.

— Dieſer Traum, ſagte er zu Reichmann, iſt eine gute Vorbedeutung!

— Gott gebe, daß Sie ſich nicht täuſchen, entgegnete der Secundant.

Strauß raſirte ſich, machte ſeine Toilette, trällerte die erſten Entwürfe eines neuen Walzers, der ihm eben eingefallen war, und dann frühſtückte er.

Reichmann bewunderte den Muth ſeines Kapellmeiſters. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte:

— Ich hätte Ihnen nicht ſo verteufelt-viel Courage zugetraut. Haben Sie denn gar keine Furcht?

— Nicht die Pröbe, mein lieber Freund! Mein Leben ſteht in Gottes Hand. Was Gott beſchließt, iſt wohlgethan!

— Amen! ſtöhnte der Secundant etwas kleinlaut.

— Vor Allem aber ſollten Sie frühſtücken. Ein nüchterner Magen iſt immer weniger muthvoll als ein geſättigter.

— Ich habe verſucht, etwas zu genießen. Leider aber iſt mir aller Appetit vergangen. Ich kann keinen Biſſen über meine Lippen bringen ... ich denke noch immer, es wäre klüger, wir verſchöben dieſes fatale Duell auf's nächſte Jahr ...

— Schämen Sie ſich, Reichmann! Wie können Sie mir zumuthen, in den Augen jenes bartloſen Gecken als Mann ohne Muth zu erſcheinen? Raffen Sie Ihre ſämmtliche Courage zuſammen. Zeigen Sie, daß Sie Künſtler ſind!

— Ja, das bin ich! ſagte Reichmann, der, durch dieſe Ermahnung gekräftigt und begeiſtert, urplötzlich ein ganz Anderer geworden war. Wir haben keine Zeit zu verlieren, fuhr er fort. So eben hat es Acht geſchlagen!

— Der Wagen iſt beſtellt ... Die Piſtolen ſind ſcharf geladen ... Alles iſt in beſter Ordnung ... Allons, enfants de la patrie!

— Haben Sie denn auch nichts vergeſſen?

— Ah, gut, daß Sie mich erinnern! Ein wenig Parfum auf mein Schnupftuch!

Sie warfen ſich in den Wagen und fuhren nach der Pepinière hinaus.

Unterweges riß Strauß ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und ſchrieb mit dem Bleiſtifte ſein Teſtament. Es lautete kurz und bündig wie folgt:

„Wenn ich falle, vermache ich das Eigenthum meiner Walzer meiner Frau, meine Geige meinem älteſten Sohne Johann und das Uebrige meinem jüngſten Joſeph.
Nancy, am 2. October 1837. Johann Strauß.“

Dann legte er das Blatt in die Hand ſeines Landsmanns und zündete ſich eine Cigarre an.

Zehn Minuten ſpäter erreichten ſie die Pepinière. Dort angekommen, ſtiegen ſie aus und befahlen dem Kutſcher des Hôtels, ſie hier zu erwarten. Dann fragten Beide, nach dem Irrenhauſe. Eine alte Hexe zeigte es ihnen. Es liegt ziemlich abſeits und verlaſſen. Sie nahten ſich dem verhängnißvollen Ziele. Dem armen Reichmann ſchlug das Herz. Meiſter Strauß aber zeigte keine Schwäche.

Sie kommen an . . . es ſchlägt Neun. Sein Gegner iſt noch nicht da. —

— Er iſt eine feige Memme vielleicht, denkt ſich Strauß und kommt am Ende gar nicht.

Ein Viertel auf Zehn . . . Niemand erſcheint.

Herr Reichmann beginnt freier zu athmen. Er denkt ſich in ſeinem Innern, der gute Kapellmeiſter habe ihm ein Märchen angeheftet oder, wie Freund Falſtaff ſagt, einen Bären aufgebunden.

Da rollt eine prächtige Equipage heran. Dicht vor ihnen macht ſie Halt. Ein Livréediener ſpringt herab, öffnet den Wagenſchlag und herausſteigt . . der junge Geck? Nein, nicht er, wohl aber eine höchſt elegante Dame. —

Himmel Element, welch' ein reizendes Weib! Ihr dunkles Auge, das ſchönſte Blatt im Album ihrer Reize, ſtrahlt hellleuchtend wie der Abendſtern in der erſten Mainacht. Um die Sarons-Roſen ihres Mundes ſchwärmt ein Lächeln, ſüß und lieblich wie ein Lied Anakreons. Ihre Geſtalt iſt die der Grazien.

Geblendet von dem Aureole ihrer Schönheit ſteht Strauß, in Verwunderung aufgelöſ't, vor dieſer Fata-Morgana-Erſcheinung. Das Wort erſtirbt auf ſeinen Lippen.

Sie nähert ſich ihm und ſpricht:

— Der junge Mann, der im Poſtwagen das Tabakrauchen nicht vertragen konnte, iſt — wie Sie ſehen — eine arme Dame, die ſich in Männerkleidung warf, um den Nachſtellungen eines jungen zudringlichen Ruſſen zu entgehen, den ſie erſt unlängſt an der Spielbank zu Baden-Baden kennen gelernt und der im Rauſche ſeiner Leidenſchaft das Gelübde gethan, ihr bis an's Ende der Welt zu folgen. Dieſe Dame ſteht jetzt vor Ihnen. Ein flüchtiger Blick auf Ihre Koffer im Poſthofe hat ſie belehrt, wer ihr Reiſegefährte war. Ich habe Sie beleidigt, mein Herr. Alles, was jener junge Mann verſchuldet hat, wird deſſen Stellvertreterin wieder gut zu machen verſuchen. Zürnen Sie ihr nicht, Herr Strauß!

— Sie wiſſen alſo wirklich meinen Namen! Und ich habe das Vergnügen, von Ihnen gekannt zu ſein?

— Welche Dame wird Sie nicht kennen?

— Und darf ich nun auch Ihren Namen erfahren?

— Der Meinige iſt leider weniger berühmt. Ich bin eine Schauſpielerin aus Berlin. Morgen reiſe ich nach Paris, einzig und allein, um die Rachel ſpielen zu ſehen . . .

— Ihr Name, mein Fräulein, Ihr Name? fragt

Strauß, neugierig geſpannt bis an die Wurzel ſeiner Haare.

— Ich heiße Charlotte von Hagn.

— Donner und Doria! rief der Walzerkönig und ſchoß in ſeiner freudigen Ueberraſchung die ſcharfgeladene Piſtole in die Luft.

Sein Secundant folgte ſeinem Beiſpiele. So platzten gleichzeitig zwei Schüſſe los.

Charlotte von Hagn erſchrak wie ein Kind.

— Geſtatten Sie mir, Fräulein, Sie für die Beleidigung, die ich Ihnen im Poſtwagen zugefügt, wie den heilloſen Schreck, den ich und mein ehrenwerther Secundant, Herr Reichmann, — Mitglied meiner kleinen Kapelle — Ihnen eingejagt, fußfällig um Verzeihung zu bitten, ſprach Strauß und war eben im Begriff, ſich wie ein tiefbereuendes Kameel auf den Sand der Wüſte niederzuſtrecken, als Fräulein von Hagn ihn mit allem Liebreize, deſſen ſie fähig war, davon zurückhielt.

— Begleiten Sie mich in mein Hotel. Dort wollen wir, wenn's Ihnen gefällig iſt, ein gemeinſchaftliches Gabel-Frühſtück genießen.

— Wir nehmen dies mit tauſend Freuden an, ſagte der entzückte Kapellmeiſter, reichte ihr ſeinen Arm und hob ſie in den Wagen.

— Das war die Sylphe, von welcher Sie geträumt haben, bemerkte Reichmann, dem ein Alp, ja noch mehr, eine ganze Alpenkette vom Herzen fiel und bei dem ſich urplötzlich gletſcherhafter Appetit einfand.

Alſo endete das Duell von Nancy.

## 33.

Schon am nächſtfolgenden Morgen reiſ'te Fräulein Charlotte von Hagn in Begleitung des Herrn Strauß und ſeines zahlreichen Gefolges geraden Weges nach der „Capitale du monde," nach dem großen Seine-Babel.

Am 27. Oktober hielt er unter dem Jubel der hundertzüngigen Fama — im gewöhnlichen Leben ſchlechtweg Zeitungspreſſe genannt — ſeinen Einzug in die gute und allezeit getreue Stadt Paris.

Schon Tags darauf beeilten ſich ſämmtliche Journale, dem Apoſtel des Wiener Frohſinns franzöſiſchen Lorbeer zu ſtreuen.

Der Einzige, der über deſſen Ankunft nicht allzuſehr entzückt zu ſein ſchien, war ſein großer Nebenbuhler. Er las die Blätter und ging . . . zu **Bette.**

Herr Muſard ſchlief unruhiger als gewöhnlich.

## 34.

Strauß und die Seinen waren im Faubourg Poiſſonnière, Paſſage Violet, Hotel Violet abgeſtiegen.

Nachdem er ſich zuerſt dem öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Apponyi vorgeſtellt und dann ſeine Empfehlungsbriefe an einige Häupter der franzöſiſchen Ariſtokratie und Zeitungspreſſe abgegeben hatte, fand drei Tage nach ſeiner Ankunft (am 1. November 1837) ſein erſtes Concert im „Gymnase musical" ſtatt.

Der Ruf, der dem deutſchen Meiſter nach Paris vorausgeeilt, war ſo groß, daß trotz des ungewöhnlich hohen Eintrittspreiſes ſchon Mittags kein Billet mehr zu haben war.

Im ganzen Saale herrſchte große Unruhe. Alles war geſpannt, den Wiener Charles Perrault zu hören, deſſen Geige reizende Feenmärchen erzählt, die er in ſeiner deutſchen Beſcheidenheit „Walzer" nennt.

In dem Augenblick, als der Wiener Wundermann, ſich verneig[illegible], an ſein Directionspult trat, herrſchte tiefes Schweigen. Meiſter Strauß war beklommener als je. Er ſagte ſich, daß vom Erfolge des heutigen Abends ſein Ruf abhing.

Unter der Elite der Zuhörerſchaft gewahrte man den alten, in jeder Hinſicht ehrwürdigen Cherubini, Meyerbeer, Auber, Halévy, Adam und andere Notablen der franzöſiſchen Opernmuſik. In eine der dunkelſten Ecken des Saales hatte ſich der Strauß der Pariſer, Meiſter Muſard, verkrochen. Die muſikaliſche Kritik hatte den ganzen Schwarm ihrer unbekannten chargés d'affaires geſchickt. Unter erſtern befand ſich Herr d'Ortigues und der liebenswürdige Muſikalienhändler Maurice Schleſinger, die joviale Vorſehung aller deutſchen Künſtler, die zu jener Zeit nach Paris kamen.

Von Letzterm ging der erſte Applaus aus, in den ſofort das ganze Auditorium einzuſtimmen ſich beeilte.

Strauß dankte dafür mit herzgewinnender Beſcheidenheit. Dann gab er das bekannte Zeichen und ſein kampf- und ſiegbereites Orcheſter begann nun mit der ihm eigenthümlichen Sicherheit die Ouvertüre der Auber'ſchen Oper „die Falſchmünzer.“

Im gepfropftvollen Saale herrſchte ſo andächtige Stille, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können, wäre nicht das Rauſchen der Muſik geweſen.

Doch als der letzte Takt verklungen war, machte ſich die zurückgehaltene Begeiſterung durch donnernden Beifallsſturm Luft. Der fanatiſche Applaus wollte kaum enden. Strauß wurde nicht müde, ſich dankend zu verneigen.

Der Ouvertüre folgte der „Gabriellen-Walzer"; jene wunderbar ſchöne Arbeit, deren luſt- und ſchmerzerfüllte Melodien er mit dem Blute ſeines Herzens, mit den Tonfarben glühender Liebe niedergeſchrieben hatte.

Während der Exekution dieſes Walzers dachte er lebhafter als je an jene herzloſe Kokette zurück, die ihn zu dieſer Schöpfung begeiſtert hatte. Es war ihm, als ſtiege der Geiſt jener Gabrielle aus der Nacht des kalten Grabes herauf, um bereuend, was ſie an ihm verbrochen hatte, Zeuge ſeines neuen Triumphes zu ſein. Dieſe Erinnerung an ſie war's, die ſeine gewöhnliche Gluth an dieſem Abende verzehnfachte, jene Gluth, die Ohr und Herz jedes Zuhörers ſiegreich gefangen nahm. Strauß ſpielte den Walzer „con amore" und enthuſiasmirte dergeſtalt, daß ſelbſt der weibliche Theil ſeiner Zuhörerſchaft in jubelnden Beifall ausbrach. Kein Wunder, denn jedes liebende Herz beſaß den goldenen Schlüſſel zum Geheimniſſe dieſes Walzers.

Der Enthuſiasmus ſtieg von Nummer zu Nummer. Jeder ſeiner Tänze erregte fanatiſches Furore. Am Schluſſe wurde Strauß ſtürmiſch gerufen. Der

Meiſter dankte mit ſeinem Zauberbogen. Jeder ſeiner tauſend Zuhörer war entzückt. Nur ein Einziger ſchien dieſes allgemeine Entzücken nicht zu theilen: es war Herr François Henri Magloire Muſard. Er fürchtete, den dritten ſeiner Vornamen (Ma gloire) einzubüßen.

Der deutſche Meiſter aber konnte, wie jener römiſche Triumphator, auch hier von ſich ſagen:

— Ich kam, ich ſah und ſiegte!

Paris und Frankreich war nun erobert.

Am folgenden Morgen ſchrieb Reichmann einem ſeiner Wiener Freunde:

„Geſtern haben wir einen glänzenden Sieg davon getragen. Und was koſtete die große Schlacht, die unſer Meiſter mit ſeinem Taktſtocke ſchlug? Einige Roßhaare, etwas Kolophonium und ein Paar tüchtige Bläſer aus vollen Backen.

Wir wollen den Franzoſen zeigen, daß auch wir Deutſche Tanzmuſik zu ſchreiben und zu ſpielen verſtehen.

Wir ſind begierig, Muſard zu hören. Er gibt täglich Concerte im Muſard-Saale (Rue Lafitte). Sein Orcheſter zählt hundert Mitglieder.

Das Unſere dagegen aber zählt kaum dreißig. In der Rue Saint-Honoré ſpielt Du Fresne; im Jardin Mabil ein Herr Pilodo. Sie alle ſpielen Strauß'ſche und Lanner'ſche Tänze. Wir wollen ſie ſehen und hören.

Paris iſt großartig und wunderſchön, aber lange nicht ſo ſchön als unſer liebes, heiteres, urgemüthliches Wien. Die Hauptſtadt Frankreichs verhält ſich zur Hauptſtadt Oeſterreichs wie ein chineſiſcher Tamtam zu einer Mödlinger Schalmei. „Es gibt nur a Kaiſerſtadt, es gibt nur a Wien!“

P. S. Vergiß nicht, den Stephansthurm zu grüßen!

## 35.

Einen Tag nach Straußens erſtem Auftreten im „Gymnaſe“ erhielt er eine Einladung, ſich am 5. November im Schloſſe der Tuilerien hören zu laſſen.

Es iſt wohlbekannt, daß es zu jener Zeit keinen einfachern, liebenswürdigern und anziehendern Hof als jenen des Bürgerkönigs Louis Philippe gab. Die königliche Familie war das Muſterbild aller Tugenden. Hier herrſchte die feinſte, reinſte Sitte. Die Königin Amélie war die Herzensgüte ſelbſt. Die Schweſter des Königs, Prinzeſſin Adélaide, deſſen treuſte Freundin und klügſte Rathgeberin, galt als Beſchützerin aller Künſtler und Schriftſteller. Zu jener Zeit herrſchte die Feder. Der Herzog von Orleans war der liebenswürdigſte Edelmann Frankreichs und, en passant erwähnt, der beſte und leidenſchaftlichſte Galopptänzer von ganz Paris und der Banlieue. Die Herzogin Helene war ein Engel.

Der Wiener Frohſinns-Apoſtel mit ſeiner bleichen Aſchermittwochs-Miene war ein wenig erſtaunt und überraſcht, als er, in den Tuilerien angekommen, einen ziemlich langen Saal durchſchreiten mußte, in welchem eine ganze Compagnie Infanterie, ihre Gewehr-Pyramiden umlagernd, ziemlich laut und ungenirt den erſten Trinkchor aus „Robert der Teufel“ ſang und ſich bei deſſen Erſcheinen durchaus nicht ſtören ließ.

Von hier gelangte er in's obere Stockwerk. Nachdem er und ſein Orcheſtre mehrere Säle paſſirt hatten, erreichten ſie endlich den großen, feenhaft erleuchteten Concertſaal, deſſen eine Wand mit der weißmarmorenen Reiterbildſäule Louis Philippe's (einem Meiſterwerke des Bildhauers David d'Angers) geſchmückt und durch einen Kranz von zwanzig Lüſtres und Girandolen blendend erleuchtet war.

Ein niedriges, reich vergoldetes Meſſing-Geländer trennte das Lager der Wiener Muſik-Argonauten von den rothſammetnen Fauteuils der königlichen Familie und der von ihr eigens zu dieſem Concerte eingeladenen Gäſte.

Gleich nach dem Erſcheinen des einfachen Bürger-Königs und ſeines äußerſt glänzenden Gefolges näherte ſich vor Allem eine echt männliche, wahrhaft ritterliche und impoſante Erſcheinung unſerm Wiener Freunde. Sie reichte ihm mit herablaſſender Huld die Hand und ſagte zu ihm:

— Herzlich willkommen, mein lieber Herr Strauß. Wir ſind ja ſchon alte Bekannte!

Dies war der König der Belgier.

Strauß, ein weit größerer Geiger wie Redner, ſtammelte verlegen die Worte:

— Ja, Majeſtät, wir haben uns ſchon in Brüſſel geſehen.

Zum Glück trat Louis Philippe hinzu. Er reichte ſeinem Wiener Gaſte beide Hände und ſagte zu ihm in ſehr gutem Deutſch, das ihm faſt eben ſo geläufig als ſeine Mutterſprache war:

— Auch ich heiße Sie herzlich willkommen. Schon ſeit langer Zeit kenne ich Ihre reizenden Walzer; um ſo mehr bin ich jetzt erfreut, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Laſſen Sie ſich's gut bei uns gefallen. Dieſe alle da ſind meine Kinder. Hier ſtelle ich Ihnen meine Schwiegertochter vor.

— Ich freue mich, lieber Landsmann, Sie bei uns in Paris zu wiſſen, ſprach die Herzogin Helene. Niemand wohl in ganz Frankreich ſchwärmt mehr für Ihren Fortuna-Galopp und Ihre Walzer als mein Gemahl, dem ich ſie oft ſtundenlang vorſpielen muß.

— Ja, ja, Herr Strauß, ſagte der Herzog von Orleans in gebrochenem Deutſch, ich liebe ſehr Ihre Tänze. Je suis follement amoureux de vos galops.

Man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Alle Mitglieder der königlichen Familie ſagten dem Wiener Walzer-Propagandiſten einige Artigkeiten.

Er konnte nichts als ſich verbeugen, denn eine Schmeichelei löſte die andere ab.

Endlich nahm das Concert ſeinen Anfang. Strauß hatte ſeine beſten Lieblingstänze ausgewählt. Zu dieſen gehörte auch der „Gabriellen-Walzer.“ Dieſer Tanz gefiel ſo ſehr, daß er ihn auf allgemeinen Wunſch wiederholen mußte.

Unter den Gäſten befanden ſich die Miniſter des Königs und unter dieſen ein kleiner feiner Herr mit äußerſt geiſtreichen Spitzbuben-Augen, die ſich blinzelnd hinter den Gläſern einer blauen Brille verbargen: wir meinen den ehemaligen Redacteur des „National“ und ſpätern Premier- und Lieblingsminiſter des Julikönigs, Herrn Adolph Thiers, der erſt kurz vorher den ihm angebotenen Baron-Titel mit den Worten zurückgewieſen hatte: „Monsieur Thiers est plus connu que le baron Thiers.“

In einer Fenſterniſche unterhielten ſich zwei Schriftſteller, der kleine, behäbige, ewig ſchmunzelnde Feuilleton-König Jules Janin, den türkiſchen Niſchan-Iftichar-Orden im Knopfloche, mit dem rieſengroßen Bühnenherrſcher Alexandre Dumas, geſchmückt mit dem rothen Bande der Ehrenlegion und einem halben Dutzend anderer Orden. Damals waren Beide noch ſehr befreundet.

— Was ſagſt Du zu dieſem Deutſchen? fragt der große Schöngeiſt den kleinen.

— Ich glaube, er iſt ein Franzoſe, erwiedert Meſſire Jules, denn ein Deutſcher kann unmöglich ſo viel Talent haben.

— O ſage dies nicht, guter Jules. Wenn ein Deutſcher zufällig einmal Geiſt und Talent beſitzt dann hat er deſſen gleich mehr als vier Franzoſen. Ich erinnere Dich nur an Schiller.

— Den kennſt Du beſſer als ich. Ich behelfe mich mit meinem Corneille und Racine.

— Wie findeſt Du den Gabriellen-Walzer, den l'Autruche l'Autrichien ſo eben wiederholt hat?

— Das iſt einer jener Walzer, für die ich eine ganze Partitur von Beethoven hingebe.

— Ein Glück, daß Freund Berlioz Dich nicht hören kann. Er würde Dich wegen dieſer Verſündigung einen Heloten nennen, Dich bei Deinem kleinen Niſchan-Iſticar faſſen und durch's Fenſter auf's Straßenpflaſter werfen . . .

— Qu'importe! Ich verſtehe eben ſo wenig ſeinen Bethoven als Deinen Schiller!

— Das iſt weder unſere, noch ihre Schuld.

— Ich lobe mir meine franzöſiſche Muſik. Für mich gibts nur Einen Boieldieu!

— Ich weiß, warum Du gerade für ihn am meiſten ſchwärmſt . . .

— Und weshalb glaubſt Du?

— Weil er ſeit 1834 todt iſt. Den Lebendigen läßt der Portier der Parterreloge des hochweiſen „Journal des Débats" nur höchſt ſelten Gerechtigkeit widerfahren. Wirſt Du auch dieſen Strauß tadeln?

— Nein, großer Alexander oder Alexander der

Große, ganz wie's Dir gefällt. Vorläufig werde ich ihn blos ignoriren.

— Und warum, Maître Jules le Petit?

— Weil er mich nicht beſucht hat, erwiedert der König des Feuilletons.

In derſelben Secunde ſagt Herr Thiers zu ſeinem Collegen, dem Grafen von Salvandy:

— Wenn der galliſche Hahn eines ſchönen Morgens über die Rheingrenze fliegt, dann ſchließen wir nicht eher Frieden mit Deutſchland, als bis es uns dieſen Strauß ausliefert . . .

— Warum? fragt der Miniſter des Cultus.

— Weil ſeine behexte Geige alle Franzoſen in Deutſche verwandelt, und darum haſſe ich dieſen Strauß.

— Die Nachwelt, ſagt Salvandy, wird Ihren Feind, wie Homer, in's Gewand der Mythe hüllen und nach Jahrtauſenden werden Gott weiß wie viele Städte des Erdkreiſes ſich um die Ehre ſtreiten, die Wiege des Sängers dieſer Walzer-Iliade zu ſein. —

Nach dem Concerte dankte Louis Philippe der geſammten Mannſchaft und ihrem mit Ruhm bedeckten Marſchalle für den wahrhaft heitern Abend, den ſeine Zaubergeige ihm und ſeiner ganzen Familie bereitet hatte.

— Wie lange, lieber Landsmann denken Sie bei uns in Frankreich zu verweilen?

— Fünf bis ſechs Monate, Königliche Hoheit!

— Dann hoffen wir, Sie noch recht oft zu hören ſagte die Herzogin von Orleans und nickte ihm den huldvollſten Gruß zu.

## 35.

Am nächſten Morgen erhielt Homeros-Strauß vom Könige der Franzoſen ein Geſchenk von fünftauſend Francs und von der Herzogin von Orleans, als Zeichen ihres Dankes, eine prachtvolle Buſennadel.

Es hat Viele gegeben, die den alten Juli-König ſeines faſt ſprichwörtlich gewordenen Geizes wegen verläſtert und angefeindet haben.

Das von ihm angelegte Muſeum in Verſailles und Montalivets Werke über die Civilliſte Louis Philippes beweiſen ſchnurſtraks das Gegentheil.

Uns aber fällt dabei Vater Horaz und jene bekannte Stelle ein:

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.“

## 36.

Der brillante Erfolg ſeines erſten Concertes, die höchſt ſchmeichelhafte Aufnahme, die er am Hofe gefunden, verbreitete ſich durch die allezeit getreuen Colporteure des künſtleriſchen Rufes, durch die Unzahl der großen und kleinen Blätter der Hauptſtadt wie ein vom Echo wiederholtes Gewehrgeknatter durch Paris und ganz Frankrich.

Strauß war des Held des Tages. Seine Vorſehung, Meſſire Maurice Schleſinger, verſtand in ſeiner Muſikalienhandlung wie in ſeiner „Revue muſicale" dem Enthuſiasmus immer neue Nahrung zu geben, die öffentliche Meinung von Woche zu Woche mehr und mehr zu bearbeiten und gebührend zu echauffiren, damit ſie nicht ſo leicht erkalte. *Niemand verſtand dies beſſer als er.*

Durch Maurices Vermittelung war zwiſchen Strauß und Muſard ein Vertrag zu Stande gekommen, laut welchem ſich beide hohe Contrahenten verpflichteten, dreißig Concerte auf gemeinſchaftlichen Gewinn zu veranſtalten und zwar dergeſtalt, daß Strauß mit ſeiner kleinen Schaar die Leitung der erſten und

Muſard mit ſeinem zweihundertarmigen Orcheſter die der zweiten Abtheilung erhielt.

Die Concerte nahmen ſofort ihren Anfang. Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Paris entſchied ſich für Meiſter Strauß.

Hier ſcheint es uns am rechten Platze, den franzöſiſchen Nebenbuhler unſeres Freundes näher in's Auge zu faſſen. Wir hoffen, daß uns Niemand der Parteilichkeit zeiht, wenn wir zwiſchen dem Wiener und dem Pariſer Strauß einen harmloſen Vergleich ziehen, der nicht zu Gunſten des Franzoſen ausfällt.

Herr François Henri Magloire Muſard, ein Pariſer Kind, geboren um das Jahr 1798 nach Einigen in der (vorzugsweiſe durch Paul de Kock's Romane bekannt und lächerlich gewordenen) Rue aux Ours, nach Andern aber in der Rue du grand Hurleus, ſoll nach Jenen urſprünglich Tapezier-, nach Dieſen hingegen Friſeur-Gehilfe geweſen ſein. Sein Vater, ſagt man, ſei Portier geweſen. Es ſei fern von uns, ihm daraus irgend einen Vorwurf zu machen; wir ehren im Gegentheil die Abkunft großer Leute aus dem Hauſe kleiner Eltern und achten Joſeph Lanner, deſſen Vater, wie erwähnt, Handſchuhmacher geweſen war, darum gewiß eben ſoſehr als Sigismund Thalberg, deſſen Urheber gräflichen oder gar fürſtlichen Urſprungs ſein ſoll. Nicht Geburt, nur die Fähigkeit adelt den Künſtler wie den Schriftſteller. „Virtus nobilitat,“ heißt die Deviſe Noblet's. —

Wir wiſſen nicht zu ſagen, wer Herrn Muſards Meiſter war. Viele glauben, er habe gar keinen Lehrer gehabt und ſei als Autodidakt emporgeſchoſſen wie Spargel im Juli. Alle aber ſind wenigſtens darüber einig, daß er als Solo-Geiger nur wenig zu leiſten vermag, dagegen ein trefflicher, taktfeſter und gewandter Quadrillen-Dirigent iſt.

Als Componiſt iſt Herr Muſard, bei ſtreng kritiſchem Lichte betrachtet, nichts mehr, aber auch nichts weniger, als eine Verkörperung des franzöſiſchen Sprichworts: „Quel bruit pour une omelette“ oder, um uns deutlicher auszudrücken, ein zweibeiniger Commentar zum deutſchen „Viel Geſchrei und wenig Wolle.“

Muſard hat keinen Funken von Melodie. Er kann durchaus nichts ſelbſt erfinden. Er ſchmückt ſich mit fremden Federn. Bald leiht er ſich aus dieſer, bald aus jener neuen oder bereits veralteten und darum halb vergeſſenen Oper ein zündendes Motiv, eine prickelnde Melodie, die er nach ſeiner Weiſe verarbeitet, breit tritt oder zu einer ſechstheiligen Quadrille vergeſtalt auseinandergezerrt, daß überall die Löcher des mißhandelten Themas zum Vorſchein kommen.

Herr Muſard hat X-Quadrillen und X-Walzer auf den Markt gebracht, aber wenn man den ganzen Vorrath ſeiner Tänze mit dem ſpaniſchen Rohre der deutſchen Kritik ausklopft, dann fallen unendlich viel Schaben und Motten, aber kaum halb ſo viel geſunde und friſche Melodien wie aus einem einzigen Walzer von Lanner oder Strauß heraus.

Kröſus an Lärm, iſt er ein Bettler an Melodien: die meiſten derſelben ſind freiwillige Anleihen, die er bei andern großen Kapitaliſten der Muſik macht.

Aber trotz ſeiner Armuth an Erfindung war und iſt noch jetzt Herr Muſard das goldene Kalb aller Griſetten, der Dalailama aller Titi's, der Abgott aller Cancan- und Chahut-Tänzer der guten Stadt Paris. Es gibt wenig Namen, die ſo populär als der Name Muſard ſind. Schon oft haben ihn, während des Carnevals, die nackten Schultern ſeiner tanzwüthigen Verehrerinnen wie Bacchantinnen den Gott des Weines im Triumph umhergetragen und ſich glücklich geſchätzt, wenn es ihnen in der Drang- und Sturm-Periode ihrer aufgeregten Gefühle vergönnt war, einen Rockzipfel ihres Abgotts inbrünſtig an den Saum ihrer verſchmachtenden Lippen zu preſſen, denn nichts geht über den Enthuſiasmus einer Pariſer Griſette! Ihr Leben bewegt ſich in Extremen. Sie lacht entweder ausgelaſſen wie eine Hirſchkuh, oder ſie weint melancholiſch wie ein Nachtkäuzchen.

Der Bramah und Wiſchnu dieſer reizenden Bajaderen wälzte ſich ſeit dem Siege ſeines Wiener Nebenbuhlers ruhelos auf den Pfühlen ſeines Lagers, gepeinigt von der allerdings gerechtfertigten Furcht, ſein Nimbus werde durch die glänzenden Erfolge des fremden Meiſters einen Riß und die große Pauke ſeines Rufes ein unheilbares Loch bekommen.

Herr Muſard ging in dieſen ſchlafloſen Nächten mit ſich zu Rathe, was zu thun ſei, um dieſen „viereckigen Schädel“ (ſo nennt der Franzoſe jeden Deutſchen) der ſeiner Populäritat gefährlich wurde, frühzeitig unſchädlich zu machen. Er fühlte, daß Gefahr im Verzuge war. Er überzeugte ſich, daß bei den gemeinſchaftlichen Concerten, die er mit ihm gab, der größte Theil der Zuhörer beim Beginne der zweiten Abtheilung, welche Muſard dirigirte, die Flucht ergriff. Er ſagte ſich, daß dies nicht lange ſo fortgehen dürfe: er fühlte, daß ſein Ruf auf dem Spiele ſtand.

Eines Morgens hielt Herr Muſard Kriegsrath mit ſeinem weiblichen Divan. Letzterer beſtand aus drei eben ſo luſtigen als ſchlauen Griſetten, die ihrem Abgotte das freiwillige Opfer brachten, mit ihm faſt allmorgendlich den Frühſtücksdienſt zu theilen. Die Eine, Putzmacherin, hieß Benjamine; die Zweite, Modenkupfer-Illuminirerin, nannte ſich Adrienne; die Dritte, Blumenmacherin, hörte auf den Namen Joëline. Muſard nannte ſie kurzweg ſeine Parzen.

— Kinder, begann der Paſcha, Ihr müßt mir einen guten Rath ertheilen, was zu thun iſt, um dieſen hergelaufenen Deutſchen, der ſeine kirchenräuberiſche Hand nach dem von mir im Schweiße meines Angeſichts errungenen Lorbeer auszuſtrecken wagt, je eher je lieber bei Seite zu ſchaffen.

Die drei Parzen überlegten einen Augenblick.

— Das ſicherſte Mittel, beginnt Joëline-Atropos (die Parze, die den Lebensfaden abſchneidet), beſteht darin, daß ich verkleidet eines ſchönen Morgens auf ſein Zimmer rücke und ihm ohne Umſtände die ſchwarzen Augen auskratze.

— Ich liebe derlei heroiſche Mittel nicht, entgegnet Benjamine-Klotho (die Parze, die den Lebensfaden fortzuſpinnen berufen iſt). Nach meiner Anſicht müſſen wir dem kühnen Fremdling den längern Aufenthalt in Paris durch irgend eine Liſt zu verleiden ſuchen.

— So ungefähr denke auch ich, erklärt Adrienne-Lacheſis. Wir müſſen ihn in eine Falle locken.

— Du biſt ganz das Weib dazu! erwiedert der Paſcha, ſeinen Arm zärtlich um die Weſpenform ihrer Taille ſchlingend. Deine ſchelmiſchen Augen, ſchwarz wie chineſiſche Tuſche, ſind höchſt gefährliche Leimruthen, mit denen Du ſchon mehr als einen Gimpel gefangen haſt; Dein roſiger Mund iſt eine verlockende Fallthür, die ſchon manchen leichtgläubigen Don Juan in's Burgverließ Deiner verſteckten Reize hinabgezogen hat.

— Auch ich, Abgott meiner Füße, ſagt Joëline, kann, wenn's ſein muß, ihm eine Fußangel ſtellen.

— Auch ich, ſpricht Benjamine, bin entſchloſſen, ihn in mein Garn zu locken.

— Laßt uns mit vereinten Kräften operiren, rathet Adrienne, die von Allen die ſchlauſte iſt.

— Und ich, treuſte Vaſallinnen meines bedrohten Thrones, ſetze für Diejenige von Euch, die den deutſchen Gimpel zuerſt in die Falle lockt, einen Tugendpreis, einen prix Montyon, aus.

— Und worin beſteht dieſer Preis? fragen alle drei.

— Ich ſchenke der Siegerin einen Caſhemir . . .

— Einen unechten? fragt das luſtige Kleeblatt.

— Einen echten, meine Damen, betheuert Muſard.

— Abgemacht! erklären die Verſchworenen vom Grütli.

Und Jupiter-Muſard umarmt ſeine Parzen.

## 37

Doch nun hinaus in die Champs-Elyſées.

Wir biegen links in eine Seitenſtraße, welche unſer berühmter Freund Alexandre Dumas „Allée des Veuves“ getauft hat.

Hier liegt, rechts, der „Jardin Mabil.“

In Paris ſein, ohne einmal dieſen Garten zu beſuchen, iſt gewiß eben ſo unverantwortlich als der Fehler, in Wien geweſen zu ſein, ohne den „Sperl“ geſehen zu haben.

Der „Jardin Mabil“, ſo genannt nach deſſen Eigenthümer, der durch dies zu allen Jahreszeiten mit gleicher Vorliebe beſuchte Lokal ein halber Millionär geworden, iſt die Wiege des aus der Juli-Revolution hervorgegangenen Cancan; er iſt das Mecca und Medina der Griſetten und Studenten, die ſich während des Sommers unter freiem Abendhimmel und während der Wintermonate im feenhaft beleuchteten Saale der Scylla und Charybdis der Quadrille und des (aus Deutſchland eingewanderten) Galopps hingeben.

Im Winter wird auch Cotillon getanzt. — Alle Welt kennt den Tanz, aber nicht Jeder kennt den Urſprung ſeines Namens, obgleich Alle wiſſen, daß Cotillon nicht mehr und nicht weniger als „Unterrock" heißt. Die Macht dieſes weiblichen Kleidungsſtücks ſtand am franzöſiſchen Hofe, zu allen Zeiten, namentlich aber während der Regierung des fünfzehnten Ludwigs in ſo großem Anſehen, daß der „Philoſoph von Sansſouci", die Marquiſe von Pompadour den „Cotillon II" und deren Nachfolgerin, die Gräfin Dubarry, den „Cotillon III" zu taufen geruht hatte.

Wenden wir uns vom Unterrocke zum Tanze zurück, dann finden wir, daß der Cotillon ein altfranzöſiſcher, neu aufgewärmter, dem deutſchen „Großvater" verwandter Tanz iſt, bei dem (früher) ein Tänzer vortanzte unter Begleitung eines Geſanges, deſſen jedesmaliger Refrain alſo gelautet haben ſoll:

„O ma mère quand je danse,
Va-t-il bien mon cotillon?!"

Von dieſem Schlußworte datirt der Name dieſes

Tanzes, deſſen hauptſächlicher Reiz in der Freiheit liegt, daß jede Dame ſich ſelbſt den Tänzer, den ſie, gleichviel aus welchem Grunde, bevorzugt, aus der Maſſe der übrigen herauswählen darf, und in der dadurch geſpannten Erwartung, wen dieſe oder jene Dame zu einer Extra-Tour auffordern wird.

Jedes Volk hat ſeine Nationaltänze. In ihnen ſpiegelt ſich die Eigenthümlichkeit jedes Volksſtamms ab, dem dieſe Tänze urſprünglich angehören.

Die Franzoſen haben den Menuet, den Cotillon, die Quadrille; die Italiener die Tarantella, den Guaracho und die Carmagnole; die Spanier den Fandango und Bolero, den Zapateado und El Ole; die Polen die Polonaiſe, den Mazurek und Krakowiak; die Böhmen, die, nach den Polen, geborene Tänzer ſind, haben die Polka und die Redowa; die Deutſchen den Ländler, den Walzer und den Galopp; die Engländer, bekanntlich die ſteifſten und langweiligſten Tänzer, haben die Anglaiſe und Ecoſſaiſe, welche weiter nichts als verpfuſchte Nachahmungen der Françaiſe ſind.

Betrachten wir zuerſt den deutſchen Ländler. Er iſt ſteif, einförmig, ſchläfrig und ziemlich nüchtern. Ein und daſſelbe Drehen in kleinen und gewohnten

Kreiſen: kein Feuer, kein Leben, keine Abwechslung! Ein Herr hängt ſich an eine Dame und tanzt mit ihr bis an's Ende, bis in's Tz hinein. Dieſer Tanz iſt das Bild der deutſchen Liebe, Treue und Beſtändigkeit.

Betrachten wir dagegen den franzöſiſchen Cotillon. Er iſt der treueſte Spiegel des franzöſiſchen National-Charakters. Flüchtig, abwechſelnd, voll Leben, voll Laune. Alle ſchließen einen Kreis und halten feſt zuſammen, während wir Deutſche in unſerm Ländler, Walzer und Galopp, paarweiſe, abgeſondert daſtehen. Es iſt keine Einigkeit unter uns; es fehlt das gemeinſchaftliche Band, das die einzelnen Gruppen eng miteinander verbindet.

Im Cotillon ſpiegelt ſich auch das Bild der franzöſiſchen Liebe ab. Der Cavalier ſucht ſich eine Dame, macht ſich aber darauf gefaßt, ſie bald wieder zu verlieren. Es dauert nicht lange, dann klopft ein anderer Herr bei ſeiner Dame an . . . ſie flüchtet ſich in deſſen Arme. Der liebe arme Mann ſieht es . . . aber was will er dagegen einwenden? Die Etikette gebietet ihm zu ſchweigen, und wer weiß nicht, daß unter allen Ketten die Etikette oft gerade die allerläſtigſte iſt? Muß doch auch die Dame gutmüthig ein Auge zudrücken, wenn ihr Tänzer von einer andern Dame weggekapert wird!

Mehr en vogue iſt die Quadrille. Es iſt ein Tanz, bei dem man weniger tanzt als anmuthig balancirt, ſich wechſelſeitig entgegenkommt und lächelnd von einander entfernt.

Betrachten wir dort jenes tanzende Paar! Ich will Euch deſſen Geſchichte erzählen:

„Bei dem frommen Père Mabille
Führt ein luſtiger Student
Die Griſette zur Quadrille,
Die ſeit kurzer Zeit er kennt.

Der Student ſagt zur Griſette:
„Biſt ja heut ſo kalt und ſtumm!
O Dorette, o Kokette,
Sprich: woher, weßhalb, warum?"

Die Griſette tanzt ſtill weiter,
Spricht kein einzig, einzig Wort;
Der Student hüpft heiter, heiter,
Immer weiter, weiter fort.

Bei der Chaine ſpricht er: „Sonne,
Schein', o ſcheine noch einmal,
Pie du midi meiner Wonne,
Maladetta meiner Qual!"

„„Laß uns, ſpricht ſie, ruhig ſcheiden,
Wollen uns nicht böſe ſein,
Père Lachaise meiner Freuden
Oh Montmartre meiner Pein!““

Chassé, chassé! ruft der Gute
Ohne Vorwurf, ohne Groll;
Ach, ihm iſt ſo wohl zu Muthe,
Weil er . . . von ihr laſſen ſoll.

Auseinander ſpringt die Kette:
Freudig räumet er den Platz,
Und Dorette, die Kokette,
Tanzt mit ihrem neuen Schatz!"

Vive l'amour, vive la quadrille! Doch halt, wen erblicken wir dort in jener andern Gruppe? Neuf cents mille diables! Dort tanzen die drei Parzen Muſard's. Sie ſind Vater Mabils treue Stammgäſte. Hier tanzen dieſe Damen faſt allabendlich und zum Ruhme derſelben muß hinzugefügt werden, daß ſie unter Allen ihres Gleichen durch den Reiz ihrer chiffonnirten Toilette und durch die Kühnheit ihres Tanzens auffallen. Ein alter Stammgaſt dieſes Gartens hat ſie die „Grazien des Cancan" getauft.

Es hat ſich um ſie ein Kreis von Männern verſammelt, welche entzückte Zeugen der unnachahmlichen

Bewegungen und Schlangen-Windungen ihrer äußerſt ſchmiegſamen Körper ſind; einzelne Pas, die dieſe Damen produciren, erregen ungeheure Heiterkeit. Einige lachen, während Andere wüthend applaudiren.

Aus dem Kranze ihrer höchſt befriedigten Zuſchauer ragen zwei Geſtalten hervor, die uns mehr als die Uebrigen intereſſiren. Es iſt Strauß und ſein Begleiter Muſard. Beide haben den erſten freien Abend, an welchem kein Concert ſtattfand, zu einem gemeinſchaftlichen Ausfluge nach Mabil benutzt. Herr Muſard iſt gleichſam incognito erſchienen. Um unerkannt zu bleiben und auf dieſe Weiſe den Huldigungen ſeiner zahlloſen Anbeterinnen zu entgehen, hat er den Pelzkragen ſeines Rockes emporgeſchlagen und ſich eine blaue Brille aufgeſetzt, die ſeiner ohnehin ſchon ernſten Phyſiognomie das Ausſehen eines gelehrten Naturforſchers verleiht, der blos darum hier zu ſein ſcheint, um Beobachtungen über das Perpetuum mobile der Cancan-Tänzerinnen anzuſtellen.

Auch Meiſter Strauß iſt davon entzückt.

— Kennen Sie dieſes luſtige Kleeblatt? fragt er leiſe ſeinen Begleiter, der dicht hinter ihm, wie der Ritter Bertram hinter Robert dem Teufel, auf der Lauer ſteht.

Muſard rückt ſeine Brille in die Höhe, betrachtet die Damen, die Aller Blicke auf ſich ziehen, und antwortet ihm:

— Ich kenne unter ihnen nur Eine!

— Welche? fragt Strauß, der ganz Auge iſt.

— Die blaſſe, lange, magere, mit den blonden Locken, die wie vom Winde geſchaukelte Korkzieher hin und her fliegen.

— Und wer iſt dieſes reizende Geſchöpf?

— Eine der bekannteſten und galanteſten Schauſpielerinnen am Théâtre des Variétés.

— Ihr Name?

— Eſther, Marquiſe von Bongars, außerdem berühmt als eine der tollkühnſten Reiterinnen und leidenſchaftlichſten Jagdliebhaberinnen . . .

— Und kennen Sie dieſe verführeriſche Marquiſe?

— Nur ein wenig, doch immerhin genug, um, Falls Sie es wünſchen, Sie mit ihr bekannt zu machen . . .

— Sie würden mich dadurch ſehr verbinden . . .

— Recht gern; doch rathe ich Ihnen im Voraus, auf Ihrer Huth zu ſein . . .

— Warum?

— Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß Mademoiſelle Eſther in dieſem Augenblicke das gefährlichſte Weib in ganz Frankreich iſt …

— Gefährlich? Wodurch??

— Durch ihre unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, durch die Gluth ihrer Leidenſchaft und …

Den Schluß der Phraſe raunte er leiſe lächelnd in's Ohr ſeines Nebenbuhlers.

— Ich bitte Sie, mich ihr vorzuſtellen …

— Je suis à vos ordres, ſagt Muſard.

— Wer aber mögen die beiden andern ſein?

— Allem Anſcheine nach Kolleginnen von ihr …

— Ah, dieſe Franzöſinnen! ſeufzt Meiſter Strauß.

## 38.

Nach Beendigung der Quadrille häkelt ſich Muſard in den Arm des Schlachtopfers ſeiner Intrigue, führt ihn in die Ecke, in welcher die drei Damen Platz genommen haben, und ſtellt ihn der langen Blonden mit den Worten vor:

— Geſtatten Sie mir, Frau Marquiſe, Sie mit dem weltberühmten und gefeiertſten aller Tanzcomponiſten, Herrn Strauß aus Wien, bekannt zu machen.

Der Vorgeſtellte verneigt ſich ſchweigend.

— Ah, le célèbre Strauss! ruft Adrienne. Je suis ravie de faire votre connaissance. Tout Paris parle seulement de vous. Vous êtes le lion du jour.

— Et vous, Madame, vous êtes la première lionne de notre siècle.

— Mais vous flattez comme un Français . . .

— Qui n'aime que la vérité, Madame!

Die Trancheen des Feldzuges ſind eröffnet. Die Frau „Marquiſe“ weiſ't Herrn Strauß einen Stuhl zu ihrer Rechten und Herrn Muſard einen Platz zu ihrer Linken an. Letzterer knüpft ein Geſpräch mit Benjaminen und Joëlinen in einer Art und Weiſe an, als ob dieſe Damen ihm bis dahin gänzlich fremd geweſen wären.

— Auch Sie ſind bei der Bühne? fragt er, laut genug, daß auch Strauß es hören kann.

— Oui, Monsieur, nous sommes attachées au ballet, erwiedert Benjamine mit einer Miene, als ob ſie den pfiffigen Spitzbuben früher nie geſehen hätte.

Die wechſelſeitige Unterhaltung iſt nun im beſten Zuge. Adrienne ſpricht mit Strauß von Paris und Wien und von dem unendlichen Vergnügen, das ſie beim jedesmaligen Anhören ſeiner entzückenden Walzer durchſtröme, daß nur er allein alle Geheimniſſe dieſes Tanzes kenne und daß ſeine Walzer unwiderſtehliche Taranteln ſeien, deren gefährliche Einwirkungen ſie aus eigener Erfahrung leider nur zu gut kennen und fürchten gelernt habe.

— Sie haben eine ſchwere Verantwortlichkeit übernommen, fuhr Adrienne fort. Vos diables de valses ont plus d'un coeur de femme sur leur conscience. Votre violon est l'abbé Prévost séducteur de plus d'une pauvre Manon Lescaut qui vous a sacrifié tout: sa vie, son amour, son honneur!

Meiſter Strauß fühlt ſich durch dieſe Schmeichelei aus ſo pikantem Munde bis in das Mark ſeiner Knochen geſchmeichelt.

— Vous êtes trop indulgent, ſtammelt unſer Freund, die Krempe ſeines Hutes biegelnd und dabei einen lüſternen Seitenblick auf den weißen Atlas ihres ſchön geformten Nackens werfend.

— Wer iſt jener intereſſante Fremde, den Sie unſerer Freundin vorgeſtellt haben? wünſcht Joëline durch Herrn Muſard zu erfahren.

— Es iſt der berühmte Walzerkönig Strauß, erwiedert der Gefragte noch lauter als vorhin, l'enfant gâté de toutes les femmes! fügt er hinzu mit einer Miene, die wie ein Eſſigaal auf ſeiner Phyſiognomie de vinaigre à quatre voleurs umherſchwimmt.

— Das alſo iſt der gefeierte Held! ruft Benjamine hochentzückt. Erweiſen Sie uns die Freude, auch uns mit ihm bekannt zu machen.

— Darf ich um Ihre Namen bitten? fragt der Schlaukopf.

— Roſe Saint-Elme, erwiedert Mademoiſelle Benjamine.

— Blanche Dumesnil, erklärt Mademoiſelle Joëline.

Und einen Augenblick ſpäter ſtellt Herr Muſard die Damen Roſe und Blanche als die Dioscuren des Ballets der großen Oper ſeinem Nebenbuhler vor.

Eſther wird zum nächſten Galopp aufgefordert. Sie reißt den Shawl von ihren Schultern und wirft ihn ungenirt auf den Schooß des hochentzückten Strauß, deſſen Naſe ſich ſogleich in den hieroglyphiſchen Duft ihres Ternaux-Caſhemirs wie der Saugrüſſel einer Biene in den honigſüßen Kelch der friſchen Kleeblüthe vertieft.

Strauß unterhält ſich mit Blanche und Roſe. Er hat während ſeines kurzen Aufenthaltes in Paris in der fremden Sprache ſchon ſo reißende Fortſchritte gemacht, daß er ſich mit Leichtigkeit und Geſchmack auszudrücken weiß. Die beiden Damen ſind höchlich überraſcht.

— Mais, Monsieur, beginnt Adrienne, vous êtes le premier Allemand qui n'a point d'accent . . .

— Vous parlez parfaitement bien comme nous autres! erklärt Benjamine.

Strauß iſt benebelt von dem Weihrauch, den ſie ihm ſtreuen. Es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, zu hören, daß er, der, wie faſt jeder ſeiner Landsleute, jenen Accent hat, welcher ſchon hundert Schritte weit den Deutſchen erkennen läßt, ſchon ganz ſo ſprechen ſoll „comme nous autres“. Er wird dadurch aufgemuntert und geſprächiger. Er ſchwatzt mit ihnen frei von der Leber weg, kommt vom Hundertſten in's Tauſendſte, bleibt ihnen auf alle ihre Schmeicheleien auch nicht ein Jota ſchuldig und iſt, gerade an dieſem Abend, außergewöhnlich gut mit ſich und mit ſeiner Sprachfertigkeit zufrieden.

Da kehrt endlich die „Marquiſe“ zurück.

Sie nimmt ihren alten Platz ein und fragt ihn:

— Wie haben Sie ſich unterdeſſen unterhalten?

— Gut, ja über alle Beſchreibung gut!

— Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mir unterdeſſen untreu geworden ſind? fragt Eſther mit einem Lächeln „molto passionato“.

— Wie wäre dies möglich, entgegnet der Schmeichler, der ſich bereits erlaubt, die Spitzen ihrer Finger an den Rand ſeiner Lippen zu ziehen.

Die Frau „Marquiſe“ leiſtet keinen Widerſtand. On est tout à son aise.

— Wo wohnen Sie? fragt Meiſter Strauß mitten im Geſpräche.

— Faubourg Montmartre, rue de La Tour d'Auvergne.

— Wie, ſo weit entfernt vom Theater?

— Qu'importe? Wenn man Equipage hat, genirt das nicht.

— Man hat alſo Equipage! ſagt ſich Strauß, welcher weiß, daß ſo etwas in Paris noch viel koſtſpieliger als in ſeinem lieben Wien iſt. Geſtatten Sie mir, Sie zu beſuchen?

— Nein, Monſieur Strauß, das geht nicht!

— Und weßhalb denn nicht, reizende Marquiſe?

— Ich habe einen guten alten Freund . . .

— Ah! ſagt Strauß. Aber mein Gott, wenn

jede junge Frau, die einen alten Freund hat, nicht dann und wann, abwechslungshalber, auch die Beſuche eines jüngern Freundes annehmen dürfte, dann wäre es für beide Theile, glaube ich, etwas langweilig . . .

— Vous parlez comme un Faublas, Monsieur.

— Pardon, Madame la Marquise, je parle comme tout le monde.

— Ah, quel profond scélérat! entgegnet Adrienne, indem ſie dem „gründlichen Böſewicht“ mit ihrem Fächer einen leiſen Schlag auf die Hand verſetzt. Mais parlons d'abord un peu sérieusement. Der alte Freund, der mir faſt täglich die unſchätzbare Ehre ſeines Beſuches ſchenkt (er gehört zu den Notabeln der Börſe) iſt argwöhniſch, eiferſüchtig, rachgierig, ja ſogar blutdürſtig wie der ſelige „Blaubart“. Den kennen Sie doch wohl?

— Ich habe erſt unlängſt ſeine Bekanntſchaft gemacht . . .

— Wie? Er iſt ja ſchon lange todt . . .

— Aber ſeit Kurzem wieder auferſtanden in einem Ballet gleichen Namens, in welchem ich, weit mehr als dieſen lächerlichen Alten, unſere reizende Fanny Elsler zu bewundern vollauf Gelegenheit fand. Ich habe aus dieſem Ballet die Lehre mitgenommen, daß es gerade die eiferſüchtigen Blaubärte ſind, die von ihren Frauen am allerhäufigſten überliſtet werden.

— Sie kennen die Welt und . . .

— Namentlich die Frauen, unterbricht ſie Strauß.

— O, ſagen Sie dies nicht! Wir ſind unergründlich wie das Meer . . .

— Und gerade darum lieben wir es. Aber kehren wir zur Hauptſache zurück. Iſt's Ihr Ernſt, daß man Sie nicht beſuchen darf?

— Ich muß wirklich darauf Verzicht leiſten. Mein Bankier umringt mich mit Mouchards, welche ihm jeden Beſuch, den ich empfange, brühwarm hinterbringen. Ich wünſche, meinem Freunde keinen Grund zu irgend einem Verdachte zu geben.

— Und trotz ſeiner Eiferſucht erlaubt er Ihnen, den Jardin Mabil zu beſuchen?

— Ich bin hier unter ſeiner Aufſicht. Dort ſteht er, ſagt die „Marquiſe“ und zeigt mit ihrem Fächer auf einen alten Herrn hin, deſſen Haar ſo ſchneeweiß wie ſeine Halsbinde iſt. Bemerken Sie, wie er uns beobachtet?

— Dieſer Blaubart iſt Ritter der Ehrenlegion . . .

— Wer iſt dies heut zu Tage nicht? Während der Julitage hat er Barrikaden gebaut ... jetzt baut er Raps und Eiſenbahnen. Da kommt er, um uns abzuholen. Ich bitte Sie, mich zu verlaſſen, ſpricht die „Marquiſe“, die deſſen Eiferſucht in der That zu fürchten ſchien.

Strauß aber verläßt ſie nur ungern. Gleich darauf erſcheint der alte Herr. Sie wechſeln ein paar vertrauliche Worte. Dann ſagt er ſo laut, daß Strauß, der in der Nähe ſteht, es hören kann:

— Es iſt Zeit, daß wir aufbrechen, meine Damen.

Er reicht ihr ſeinen Arm. Die beiden andern Damen folgen ihnen.

— Der Glückliche! ſagt Strauß zu Muſard.

## 39.

Am folgenden Abende war wieder Concert. Herr Muſard hatte ein paar bezahlte Freunde hineingeſchickt und ihnen den Auftrag ertheilt, gegen den Beifall der Menge ernſtlich Verwahrung einzulegen und namentlich nach Ausführung eines neuen Tanzes ſeines Nebenbuhlers, des „Pariſer Galopp“ (Opus 100) ſo laut als möglich ihr Mißfallen erkennen zu geben. Dieſer Galopp erregte wahrhaft ſtürmiſchen Enthuſiasmus. Und deſſenungeachtet wagten ſie zu ziſchen.

— Das iſt Kabale! riefen alle Andern, applaudirten mit verdoppelter Kraft, verlangten die Wiederholung des Galopps und ruhten nicht eher, als bis die einzelnen Ziſcher zum Schweigen gebracht waren.

Der begeiſterte Da-Capo-Ruf des überfüllten Saales fiel wie ein Donnerſchlag in das Ohr ſeines ohnmächtigen Nebenbuhlers, bei dem ſich aus verbiſſenem Zorn über die mißlungene Intrigue Augenflimmern, Ohrenſauſen, Knieſchlottern und alle Symptome fieberhafter Aufregung einzuſtellen begannen. Muſard verwünſchte das undankbare Paris, das deſſen langjährigen Ruhm der Ueberrumpelung eines „elenden Deutſchen“ aufzuopfern im Stande war.

Der größte Theil des Auditorium, welches den Urheber dieſer Intrigue ſofort durchſchaut hatte, gab ihm ſein Mißfallen dadurch zu erkennen, daß es beim Beginne der zweiten Abtheilung des Concertes ſchaarenweiſe den Saal verließ.

Muſard gerieth außer ſich vor Wuth. Er hätte die Fortgehenden erwürgen mögen. Von der Höhe ſeines Direktionspultes warf er einen vernichtenden Blick auf ſie herab und fragte ſich mit Chamfort:

— Combien faut-il de bêtes pour faire un public?

Dann ſpielte er eine Quadrille. Leider aber gefiel ſie ſo wenig, daß nur die ihm befreundete Claque Beifall zollte; das Publikum blieb kalt und ruhig.

— Das iſt der unglücklichſte Abend meines ganzen Lebens, geſtand ſich Herr Muſard, als er ſich nach Beendigung des Concerts von Fieberfroſt geſchüttelt in's Cabriolet warf und, empört über die Unbeſtändigkeit der Gunſt des Publikums, ſich in die Federn ſeines Bettes vergrub, um den Verdruß ſeiner Niederlage, wenn's anders möglich war, gehörig auszuſchwitzen.

Er verbrachte eine höchſt unruhige Nacht. Am folgenden Morgen fühlte er ſich ſo zerſchlagen und matt, ſo krank und angegriffen, daß er's für rathſam hielt, früher als gewöhnlich ſeinem Diener zu klingeln.

Dieſer mußte ſofort den Arzt holen.

## 40.

Muſard's Arzt war Herr Auguſtin Pasquier.

Herr Pasquier war Baron und außerdem erſter Chirurg des Königs und des Herzogs von Orleans. Er galt — mit Recht — für einen der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Aerzte, der eben ſo gern geſehen in der Manſarde der Künſtler, als in den Salons des höchſten Adels war.

Baron Pasquier beſaß vor vielen ſeines Gleichen zwei Eigenthümlichkeiten, die ihn ruhmvoll auszeichneten: er war genial und durchweg jovial.

Seine erſte gelehrte Abhandlung, durch welche er in die Reihe der Pariſer Heilkünſtler eingetreten war, enthielt ſehr geiſtreiche Forſchungen über die Eigenſchaften der Auſtern, betrachtet als Nahrungs- und Arznei-Mittel.*)

Gleichwie jener belgiſche Arzt Jean Baptiſte von Helmont faſt alle Wunden durch menſchlichen Speichel zu heilen ſich getraut hatte, ſo glaubte Herr Auguſtin Pasquier faſt alle Krankheiten einzig und allein durch den Genuß von Auſtern zu kuriren. Er dachte wie jener große Boerhave „Simplex sigilli verum“ und theilte die Anſicht des nicht minder großen Makrobiotikers, Hufeland, deſſen Sinnſpruch: „Natura sanat, medicus curat“ hieß.

Kam zum Baron Pasquier einer jener tauſend eingebildeten Kranken, welche ſich, beiſpielsweiſe, für leberkrank hielten, ſo gab er oft keinen andern Rath, als den: Eſſen Sie Auſtern mein lieber Freund!

---

*) Dieſe Diſſertation führt den Titel: „Essai médical sur les huitres considerées comme aliment et comme médicament, Paris 1818, 8.“ C. M. D.

Nahm ein Gemüthskranker, ein Hypochonder, deſſen ärztlichen Rath in Anſpruch, dann betrachete er deſſen Puls und rieth ihm lächelnd: Eſſen Sie Auſtern, mein lieber Herr!

Mehr als einem Lungenkranken, der ihn zu ſich rufen ließ, verſchrieb er keine andere Medicin, als die: Eſſen Sie Auſtern, eſſen Sie Auſtern!

Eines Morgens beſuchte er Hegeſippe Moreau. Dieſer war Schriftſetzer und Dichter, der ſich als Verfaſſer des „Myoſotis“ einen ehrenvollen Ruhm, aber keinen Liard Geld erworben hatte. Hegeſippe war ärmer als Hiob und obendrein beſtändig kränklich.

— Eſſen Sie Auſtern, rieth ihm Pasquier. Auſtern, lieber Freund, helfen für Alles. Eſſen Sie Auſtern um jeden Preis!

— Aber Auſtern, lieber Doctor, koſten Geld . . .

— Für Auſtern muß man immer Geld haben!

— Wie aber, wenn man keins hat?

— Dann muß man ſich's dazu leihen . . .

— Und wenn uns Niemand etwas borgen will?

— Dann kommen Sie getroſt zu mir! Ich habe immer Geld für Auſtern, und nicht blos für mich, ſondern auch für meine armen Kranken. Schon mehr als Einem habe ich Geld zu Auſtern geliehen, und mehr als Einer iſt ſo dumm, oder, wenn Sie das lieber hören, ſo ehrlich geweſen, es mir zurückzuzahlen. Meine Börſe ſteht jedem Kranken offen. Hier iſt Geld . . . eſſen Sie Auſtern!

Und ſeit jenem Tage hieß der liebe, herzensgute, joviale Doctor und Baron Auguſtin Pasquier unter den Schriftſtellern und Künſtlern nicht anders als . . . der Auſternarzt.

Als Herr Muſard ihn rufen ließ, kam er eine Stunde ſpäter in einem eleganten Gigg vorgefahren und ſetzte ſich theilnehmend an deſſen Bett.

— Was fehlt Ihnen? fragt Herr Pasquier.

— Ich hatte eine äußerſt unruhige Nacht . . . ic konnte nicht einen Augenblick ſchlafen.

— Haben Sie vielleicht Grillen oder Ungeziefer?

— Das nicht!

— Was denn?

— Ich glaube, ich habe das Fieber!

— Bilden Sie ſich keine Thorheit ein! Sie ſin ſo geſund wie ich!

— Aber fühlen Sie doch meinen Puls!

— Das brauche ich nicht, lieber Muſard! I weiß was ich weiß. Ihnen, Freund, fehlt abſolut gar nichts.

— Aber ich habe gar keinen Appetit ...

— Eſſen Sie Auſtern ... der findet ſich!

— Aber ich bin matt und zerſchlagen ...

— Darum eſſen Sie nichts als Auſtern! Und falls Sie keine bei der Hand haben ſollten, will ich Ihnen fünf Dutzend hinaufſchicken, und falls Sie damit bereits verſehen ſind, will ich Ihnen den Gefallen erweiſen, ſie mit Ihnen zu theilen.

— Dieſer Einfall, lieber Baron, iſt nicht übel, erklärte Muſard und zog an dem Glockenring, der über ſeinem Bette hing.

— Nennen Sie mich ja nicht Baron! Ich höre es lieber, wenn Sie, wie Louis Philippe, mich ſchlechtweg bei meinem Namen rufen. Barone giebt es in Hülle und Fülle ... der Pasquier's aber giebt es nur Zwei ... der Eine iſt Arzt, der Andere Kanzler.

— Ich, Doctor, ziehe den Erſtern vor!

— Ich, unter uns geſagt, ebenfalls! Wo aber bleiben denn Ihre Auſtern?

Da trat der Diener ein.

— Verehrter Spartacus, ſagt Herr Muſard, nimm Deine langen Beine unter die Arme und beſorge aus unſerm Keller einſtweilen zweihundert Stück Colcheſter herauf!

— Ich bin durch und durch Franzoſe und ziehe ſchon aus dieſem Grunde unſere landsmänniſchen Auſtern aus Calvados vor.

— Auch damit kann ich aufwarten.

Spartacus verzog ſich langſam wie ein Regenbogen.

— Warum nennen Sie ihn gerade Spartacus? fragte Pasquier.

— Weil er ſo ſchwerfällig wie die gleichnamige Bildſäule im Garten der Tuilerien iſt.

— Laſſen Sie dieſen ungelenkigen Burſchen recht viel Auſtern eſſen, das wird ſeine Knochen geſchmeidiger machen. Apropos, war's geſtern Abend voll bei Ihnen.

— Voller als je!

— Dieſer Strauß zieht mehr als neun Kameele. Auch er gehört zu meinen Kranken!

— Und woran leidet er?

— An Blutwallungen und allerlei Congeſtionen…

— Und was haben Sie ihm gerathen?

— Was ich Ihnen rieth! Auſtern, Auſtern und nichts als Auſtern! Dieſe armen Geſchöpfe ſind für dumm ausgeſchrien, aber hauptſächlich wohl nur darum, weil ſie nicht im Stande ſind, ſich ſelbſt oder ihres

Gleichen zu eſſen. Die Auſter iſt der Rabelais der Muſchelthiere. — Ah, da kommen die Burſchen von Calvados!

Arzt und Patient beginnen zu frühſtücken.

— Mit oder ohne Citrone? fragt Muſard.

— Ohne! Nur Böotier, die den jungfräulichen Reiz einer friſchen Auſter blos oberflächlich zu würdigen verſtehen, verſündigen ſich an der Majeſtät dieſer Muſchel, daß ſie der deren ſüßes Fleiſch durch die Säure der Citrone verunglimpfen.

— Wünſchen Sie dazu Weiß- oder Rothwein?

— Der wahre Auſternkenner trinkt nur weißen...

Muſard ſchenkte ſeinem Arzte Rheinwein ein.

— Auf die Geſundheit meines Kranken! ſagte Pasquier mit ihm anſtoßend. Nun will ich Ihnen ein Anekdötchen erzählen. In vergangener Nacht werde ich — zwiſchen Zwölf und Eins — nach Hofe gerufen. Was giebt's? frage ich den Kammerherrn. Der Herzog von Orleans iſt erkrankt. Ich ſtürze in ſein Schlafkabinet und finde ihn, umgeben von zwei ſeiner Adjutanten, im Bette. Bon soir! ruft er mir entgegen. — Was iſt Ihnen zugeſtoßen? frage ich. — Nichts, gar nichts, lieber Pasquier! — Und warum ließen Sie mich aus dem Schlafe wecken? — Um mir vor Tagesanbruch Gewißheit über eine ziemlich ſkrupelhafte Frage zu verſchaffen. Sie riethen mir, Auſtern zu eſſen. — Allerdings, königliche Hoheit, entgegne ich. — Entſchloſſen, in aller Frühe Ihren Rath zu befolgen, erlaube ich mir, Freund Pasquier, Sie vor Sonnenaufgang um Auskunft zu bitten, ob ich Ihre Arzenei mit oder ohne Bart einnehmen ſoll. — Königliche Hoheit, erwiedere ich meinem erlauchten Patienten, bis Mitternacht können Sie die Auſtern immer ohne Bart, und nach Mitternacht, um mich zukünftig nicht aus dem Schlaf zu reißen, ohne ſich Gewiſſensbiſſe darüber zu machen, auch mit dem Barte genießen. — Der Herzog geruhte huldreichſt zu lachen. Wir ſchieden, wie immer, als Freunde. Heute Morgen ſandte er mir, als Entſchädigung für die geſtörte Nachtruhe, dreihundert Auſtern, die ihm geſtern Nacht ſein Schwager, König Leopold, direkt aus Oſtende geſchickt. Es lebe der Herzog von Orleans! rief der Aeskulap und leerte ſein Glas. Nun wie befinden Sie ſich jetzt? fragt er ſeinen „Malade imaginaire“, der wie ein auf Wartegeld geſetzter Wolf fraß.

— Mein Fieber ſcheint vorüber zu ſein.

— Das merke ich, meinte der Doctor.

— Ob ich wohl noch hundert genießen darf?

— **Praesenti medico nihil nocet!**

— Ich verſtehe nicht hebräiſch, erklärte Muſard.

— Greifen Sie zu, heißt dies auf franzöſiſch. Nun aber, liebſter Muſard, muß ich Sie verlaſſen, denn unten erwartet mich mein Gigg und im Faubourg Saint-Germain eine hektiſche Legitimiſtin, der ich — faute de mieux — demokratiſche Auſtern verordnen muß. Guten Appetit, lieber Freund, rief Doctor Pasquier, wiſchte ſich den Mund, warf die Serviette auf das Bett ſeines durch die Auſternkur vollſtändig geneſenen Patienten, verließ ihn und ſtieg trällernd die Treppen hinab.

Am Fuße derſelben begegnete ihm ... Adrienne.

## 41.

Einige Tage nach jener ärztlichen Conſultation wollte ſich Meiſter Strauß über den Börſenplatz nach dem Palais-royal begeben, als ihm an der Ecke der Rue Vivienne eine ziemlich große Menſchenmenge auffiel, die um einen jener öffentlichen Sänger, wie ſie in Paris nichts Seltenes ſind, einen dichten Kreis gezogen hatte, um andächtige Zuhörer der von ihm vorgetragenen Lieder zu ſein.

Sein Auge gewahrte mitten im Kreiſe einen alten

Soldaten aus der Kaiſerzeit, einen vieux grognard, der, in blauem Leinwandkittel, mit wohlklingender Stimme und echt ſoldatiſchem Ausdruck nachfolgenden Gaſſenhauer abſang:

„Auf dem Markte zu Toulouſe,
Wo man Ohr und Maul aufſperrt,
Singt ein Krüppel in der Blouſe
Von dem ſchönen Dagobert.“

Dieſer Name weckt in Strauß eine dunkle Erinnerung. Er ſinnt nach, wann und wo er dieſen Namen zuerſt gehört haben mag. Unterdeſſen ſingt der Krüppel weiter:

„Dagobert war Trommelſchläger,
Bei den Weibern ſehr en vogue,
Als er mit der Kaiſergarde,
Anno zwölf nach Rußland zog.“

Das Schickſal des Trommelſchlägers Dagobert ſcheint unſern Wiener Freund ſehr zu intereſſiren, da er ſich Bahn durch die dichten Reihen bricht und dem alten, eisgrauen Sänger andächtig zuhört. Der Soldat ſingt die dritte Strophe:

„Dieſer Trommler, laßt's Euch ſagen,
Zog gar frohen Muthes hin,
Denn ihm folgte eine junge,
Schmucke Marketenderin.“

Diable! Dieſe eben genannte Marketenderin ſcheint unſern höchſt gemüthlichen Strauß noch mehr als der bewußte Trommelſchläger anzuziehen, denn er drängt ſich — mit Hilfe ſeiner Ellbogen — immer näher und näher zu dem alten Straßenſänger hin. Dieſer aber fährt zu ſingen fort:

„Victorine hieß die Kleine,
  Die ſein Stolz und Abgott war;
Hunderttauſend Teufel blitzten
  Aus dem klugen Augenpaar.“

Bei dem Namen Victorine blitzt aus dem dunkeln Hintergrunde ſeiner längſt verfloſſenen Jugendzeit eine lichte Erinnerung herauf.

„Dagobert mit ſeiner Trommel
  Um die Huld der Holden warb,
Bis die arme Victorine
  An der Bereſina ſtarb.“

Arme Victorine! ſeufzt Strauß und lauſcht dem Gange des Liedes, deſſen Inhalt ſeine ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt. Der Krüppel ſingt nun gerührten Tones:

„Dagobert küßt ihre Leiche,
  Wacht' bei ihr die ganze Nacht;
Scheidend rührt er dumpf die Trommel,
  Zieht dann weiter in die Schlacht.“

— Das Ding wird ſehr tragiſch! ſagt ein alter Commiſſionair, der ſich immer dichter an ein junges Blumenmädchen drängt, das nichts als Aug' und Ohr iſt, und deſſen Wimpern ſich mehr und mehr mit Thränen füllen, die in der Morgenſonne wie Thauperlen am Blumenkelche zittern.

„Doch am dreizehnten December,
Da er an dem Riemen ſtand,
Raubt ihm eine Ruſſenkugel
Wie ein Blitz die rechte Hand.“

— Armer Dagobert! ſtöhnt das gefühlvolle Blumenmädchen.

„Die Koſaken dringen vorwärts,
Selbſt die tapf're Garde flieht!
Traurig wirbelt mit der Linken
Dagobert das Rückzugslied.

Aber nicht blos die Koſaken am Riemen, auch Meiſter Strauß und der zudringliche Commiſſionair hinter dem in Thränen zerfließenden Blumenmädchen dringen immer weiter vorwärts.

— Ja, ja, ſagt Strauß zu ſich, er iſt's! Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht. Jetzt erkenne ich den alten Knaſterbart.

„Noch nach fünfundzwanzig Jahren
Starrt er traurig vor ſich hin:
Liebt noch immer ſeine Trommel
Und die Markedenterin.“

— Auch dieſe Markedenterin habe ich gekannt! ruft

Strauß. Sie und jener Trommelſchläger lagen 1809 — ich war damals fünf Jahre alt — im Hauſe meines Vaters einquartiert im „guten Hirten“ in der kleinen Fuhrmannsgaſſe zu Wien. O ſüße Zeit der goldenen Jugend!

Der alte Krüppel aber gröhlte weiter:

„Nimmer hört er auf zu klagen.
Und oft weint er bitterlich;
Hört, Ihr Leute, laßt's Euch ſagen:
Dieſer Dagobert bin ich!“

Ein hundertſtimmiges Bravo zeriß die Luft. Jeder applaudirte, aber Niemand gab etwas, denn der Franzoſe iſt eben nicht allzuverſchwenderiſch im Austheilen von Almoſen. Er glaubt ſolch' armem Teufel gegenüber ſeine volle Schuldigkeit gethan zu haben, wenn er in die Hände klatſcht und ihm Beifall zujauchzt. Der abgetragene Hut aber, der gleichſam als Almoſenbüchſe dicht vor dem greiſen Sänger ſtand, blieb leer, und von all' den Hunderten, die ſeinem Liede gelauſcht hatten, war's nur Eine — das Blumenmädchen — das in Ermangelung des Geldes — ihm wenigſtens ein Veilchenbüſchel in den Hut warf und mit Thränen in den Augen ſich aus dem Kreiſe ſeiner Zuhörer fortſtahl.

Da trat Strauß auf ihn zu.

Er zog ſeine Börſe, holte fünf Zwanzig-Frankenſtücke heraus und ließ ſie in den Hut des alten Invaliden gleiten.

Als der „ſchöne Dagobert" den Glanz der Goldſtücke gewahrte, rieb er ſich die geblendeten Augen wie Jemand, der eben aus ſüßem Traume erwacht.

— Herr, ſtammelte der alte Graubart tief gerührt, was veranlaßt Sie, einen armen Teufel ſo überreich zu beſchenken? Kennen Sie mich vielleicht?

— Sie ſind einer meiner älteſten Freunde, entgegnete Strauß.

— Und doch erinnere ich mich nicht, Sie jemals geſehen zu haben . . .

— Ich will Ihrem Gedächtniſſe zu Hilfe eilen. Erinnern Sie ſich der deutſchen Stadt, in welcher Sie im Sommer des Jahres 1809 einquartiert waren?

— Wir befanden uns damals in Wien . . .

— Erinnern Sie ſich des kleinen Hauſes, in dem Sie damals gewohnt hatten?

— Es hieß Wirthshaus „zum guten Hirten." Ich habe oft an jenes Haus zurückgedacht, denn nirgends fand ich eine freundlichere Aufnahme als bei'm dicken Wirth dieſes „guten Hirten."

— Nun wohl, ich bin deſſen Sohn!

— Wie? Was? Sie wären der kleine „Monſieur Ans?“

— Derſelbe, den Sie damals in Ihre Patrontaſche ſtecken und, wie mir meine ſelige Mutter noch recht oft erzählt hat, nach Frankreich mitnehmen wollten.

— Ah, Monſieur Ans, erlauben Sie, daß der alte Dagobert Sie umarmen darf?

— Mit Vergnügen, ſagte Strauß und flog in die Arme des Invaliden.

Der ſchöne Dagobert vergoß helle Freudenthränen.

— Und was machen Sie in Paris? fragte der Alte.

— Seit Kurzem gebe ich hier Concerte . . .

— Sie ſind alſo Muſiker, Virtuoſe, Componiſt?

— Ich componire blos Walzer und Galopps.

— Ah, was habe ich damals geſagt? Ce petit gredin-là a du talent, S'il était à Paris, il deviendrait un jour un grand artiste. Nun ſind Sie in Paris, und ich laſſe mir den linken Arm abſchlagen, wenn ſich meine Prophezeiung nicht erfüllt hat.

— Ich bin mit meinem Loſe zufrieden. Und wie geht's Ihnen, Herr Dagobert?

— Ich erſinge mir mein tägliches Brot bald in dieſer, bald in jener Stadt. Vor acht Tagen führte mich mein guter Stern nach Paris. Hier fand ich den kleinen Monſieur Ans, der ſeitdem geworden iſt un fameux artiste, welcher ſeine alten Freunde nicht vergißt.

— Sie müſſen mich bald einmal beſuchen, ſagte Strauß, und gab dem Invaliden eine Karte, auf welcher ſeine Wohnung ſtand.

— Und wann ſtöre ich Sie nicht?

— Freunde unſerer Jugend ſtören uns niemals, entgegnete der treuherzige Wiener, dem altem Soldaten gemüthlich die ſchwielige Hand drückend. Beſuchen Sie mich morgen um dieſe Stunde. Wir wollen dann von der vergangenen Zeit plaudern und ein Glas guten Weines auf das Andenken Derer leeren, die, obgleich ſchon lange todt, in unſerm Herzen noch immer fortleben.

Strauß dachte dabei an Gabrielle und der ſchöne Dagobert an jene Victorine, die 1812 an der Bereſina geſtorben war.

## 42.

An demſelben Morgen erſchien im „Journal des Débats“ ein Aufſatz aus der Feder eines Mannes, den aus der Eigenthümlichkeit ſeines Styles jeder unſerer Leſer augenblicklich erkennen wird:

„Endlich, endlich habe ich ihn gehört! Wen, fragt Ihr, habe ich gehört? Ihn, ihn hab' ich gehört, ihn, den zu hören ganz Paris nicht müde wird; ihn, deſſen unnachahmliche Walzer Hymnen der roſigſten Laune, Pſalmen des Frohſinns ſind. Ich habe ihn gehört dieſen Zauberer, deſſen Feenmärchen jene unſeres Perrault tief in den Schatten drängen. Jeder Strauß'ſche Walzer iſt eine Meluſine, die jeden ſeiner Zuhörer zu einem im Taumel der höchſten Liebeswonne ſchwelgenden Ritter Luſignan macht. Dieſer Strauß iſt Rabelais und Scarron, Rivarol und Beaumarchais in Einer Perſon. Seine Geige kichert, lacht, koſ't, ſpottet, plaudert und ſchwazt ſo leicht und ſo gewandt wie ein Sevigné. Seine Tänze ſind roſenfarbene Liebesbriefe, wie ſie Ninon de Lenclos, Frankreichs Aſpaſia, an die galanten Perikleſſe ihrer Zeit geſchrieben hat, heitere Lieder, wie ſie nur Vadé, Collé und Piron zu dichten verſtanden. Jede Note iſt pikant, jeder Takt iſt geiſtreich wie ein Bonmot des Chevalier de Boufflers. Zwiſchen dieſem Strauß und unſerm Muſard iſt nicht mehr Verwandtſchaft als zwiſchen einem naiven Madrigal des Abbé Bernis und einer geſchminkten Ode Pindar-Lebrun's.

Strauß iſt der Löwe der Saiſon. Sein Name iſt das Feldgeſchrei der tanzenden Seineſtadt. Die Deviſe, die er auf das weithin flatternde Banner ſeiner goldenen Tänze geſtickt hat, heißt: „vive la danse, vive la joie!"

Leute, die einen Strauß'ſchen Walzer ſpielen hören, ohne durch ihn unwillkürlich zum Tanzen angeregt zu werden, müſſen entweder taub oder eben ſo geſchworne Feinde der Muſik wie der Cardinal Richelieu oder Lamothe-le-Vayer ſein.

Leute, aber, die weder Tanz noch Muſik lieben, ſind bedauernswürdige Vandalen oder engherzige Sittenrichter. Der berühmte Gelehrte Julius Caeſar Scaliger meinte, es gäbe keine größere Thorheit als das Tanzen. Selbſt zwei deutſche Kaiſer waren erklärte Feinde dieſes harmloſen Genuſſes. Kaiſer Albrecht, genannt der Lahme, behauptete geradezu, das Tanzen ſei nur ein Vergnügen für die Frauen, wie das Jagen nur eine Unterhaltung für die Männer iſt. Kaiſer Friedrich III., der dem Tanze noch abholder war, pflegte zu ſagen: lieber wolle er ſich vom Fieber rütteln als vom Tanze ſchütteln laſſen.

Aber trotz dieſer und anderer Gegner des Tanzes wage ich gerade das Gegentheil zu behaupten. Der Tanz iſt mehr als Vergnügen; er iſt geradezu ein

Tugend. Frauen, die nicht tanzen, ſind Xantippen. Bayle's Ehehälfte ſoll niemals getanzt haben.

Kehren wir vom Tanze zur Muſik zurück. Kein Zweiter verſteht ſo zündende Tanzmuſik, wie dieſer Wiener Strauß, zu ſchreiben!

Wäre ich König der Franzoſen, ich würde dieſen Hexenmeiſter gegen Abd-del-Kader und deſſen Beduinen ſchicken. Seine Geige würde, wie Oberons Horn, dieſe barfüßigen Helden tanzend in das Innere ihrer Wüſteneien zurückjagen. Der gute Emir würde, gegen ſeinen Willen galoppirend, ſeinen Feinden das Schlachtfeld räumen müſſen.

Dieſer Strauß iſt ein Zauberer, der — nach Paris gekommen — auf einem alten Thurme ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, um von hier aus einen großen Maskenzug, einen neuen danse Macabre, zu veranſtalten.

Uebermorgen findet der erſte Maskenball ſtatt. Alles, was Beine hat, rüſtet ſich. Halb Paris wird nach ſeiner Geige tanzen. Die Titis wollen ihm eine Ovation bereiten: ſie werden ihn auf ihre Schultern heben und im Triumphe nach Hauſe tragen. Es lebe Strauß und ſeine Geige!

## 43.

Am folgenden Morgen erhielt der Verfaſſer jenes

Aufſatzes den Beſuch eines ſeiner Freunde. Es war der Maler Robert Fleury.

Auf dem Arbeitspulte des berühmten Feuilletoniſten erblickte er eine koſtbare Spieluhr, die eben den „Gabriellen-Walzer“ hören ließ.

— Seit wann haſt Du dieſe Uhr? fragte der Maler.

— Ich erhielt ſie vor acht Tagen . . .

— Von wem?

— Meiſter Strauß hat ſie mir geſchenkt.

— Ah, ſagte Meiſter Fleury und mußte lächeln. Die gute Stadt Paris erzählt ſich heute das unverbürgte on dit: der preußiſche Millionair, Baron Delmar, (ein getaufter Jude), habe, in Folge Deines geſtrigen Aufſatzes, Herrn Strauß den Antrag machen laſſen, ihm zehntauſend Francs zu zahlen, wenn er ſich entſchließen wolle, bei ihm früher als bei dem Grafen Apponyi zu ſpielen. Strauß, der den Werth des Geldes nicht ſehr zu achten ſcheint, ließ ihm ſagen, es werde ihm Vergnügen machen, ſeiner Einladung Folge zu leiſten, wenn der Baron nichts dagegen habe, daß Strauß die zehntauſend Francs den Pariſer Armen überweiſe. Delmar ſandte ihm, wie man ſich erzählt, ſtatt der zehntauſend Francs, zwölftauſend und noch außerdem einen Ring von ziemlich hohem Werthe und in Folge deſſen wird er morgen bei Delmar ſpielen.

— Die Juden, ſagte Janin, haben viel Geld, aber auch mehr Kunſt und Wohlthätigkeitsſinn als der ganze chriſtliche Adel unſeres julifeindlichen Faubourg Saint-Germain.

## 44.

Am folgenden Abende ſpielte Strauß und ſein Orcheſter in den prachtvollen Sälen des Baron Delmar.

Hier war's, wo unſerm Wiener Freunde die Ehre zu Theil ward, die Bekanntſchaft des Fürſten von Talleyrand zu machen, der zu den Hausfreunden des erblindeten Millionairs gehörte.

Nachdem Strauß durch Hector Berlioz dem Fürſten vorgeſtellt worden war, erkundigte ſich Talleyrand nach ſeinen Wiener Freunden.

— Was macht Herr von Metternich? fragte er zuerſt.

— Er verjüngt ſich im Sonnenglanze einer glücklichen Ehe.

— Auch darin iſt der Fürſt ein vom Glücke verwöhnter Diplomat; ſonſt wäre es ihm ſchwerlich gelungen, drei eben ſo ſchöne als geiſtreiche Frauen zu erobern. Ich kannte darunter nur die Erſte. — Aber lebt noch jener kleine buckelige Komiker, der mich zur Zeit des Wiener Congreſſes noch weit mehr als mancher jener kleinen Diplomaten, die dort verſammelt waren, zum Lachen gebracht? Er excellirte vor Allem als Parapluiemacher.

— Ew. Durchlaucht meinen Herrn Ignaz Schuſter.

— Ja, ganz recht, ſo hieß er!

— Er lebt und iſt noch immer der Liebling des Publikums!

— Für mich gab's nur zwei Komiker: jenen Schuſter eben und einen Duodez-Diplomaten, deſſen Name mir glücklicherweiſe entfallen iſt. Lebt denn noch Herr von Gentz?

— Er iſt vor fünf Jahren geſtorben?

— Schade um ihn! Auch er hatte Anlagen zum Komiker, ſagte der hinkende Teufel der franzöſiſchen Diplomatie und lächelte ſo boshaft wie ein Watteau'ſcher Faun. Nur Eine Frage noch, Herr Strauß! Lebt noch der Maler Ritter Lampi?

— Er iſt todt ſeit ſieben Jahren:

— Auch um ihn iſt es Schade, denn er war der geiſtreichſte Schmeichler von ganz Wien. Ich kenn das Leben dieſes Künſtlers. Geboren 1751 zu Romeno bei Trient, kam er 1783 nach Wien, erhielt vie Jahre ſpäter von König Auguſt II. einen Ruf nac Warſchau, ging 1791 zum Fürſten Potemkin nac Jaſſy und ſpäter nach Petersburg, nm dort die zwei

Katharina zu malen, die ſein feiner Pinſel dergeſtalt idealiſirt hatte, daß ſie ſich lange Zeit für ſchön hielt. 98 kehrte er nach Wien zurück, ward dort in den Adelſtand erhoben und ein Jahr darauf, eben weil er aller Welt zu ſchmeicheln verſtand, zum Ehrenbürger von Wien ernannt. Bei der Organiſirung des Landſturms war er 1805 Hauptmann des akademiſchen Corps. Zur Zeit des Congreſſes malte er, wie einſt Anſelm van Hulle die Münſter'ſchen Friedensgeſandten, faſt alle großen und kleinen Perücken jener Zeit. Mir aber wird er darum unvergeßlich bleiben, weil er ſich einer Dame meiner Bekanntſchaft gegenüber verpflichtet hatte, mich — lachen Sie nicht, Herr Strauß! — als Adonis zu malen.

Strauß war Diplomat genug, um bei dieſer Rückerinnerung des Fürſten ſo ernſt als nur irgend möglich zu bleiben.

Bald darauf ſtellte ſich ein Deutſcher, der durch den Grafen Apponyi eingeführt worden war, ſeinem Landsmanne mit den Worten vor:

— Geſtatten Sie auch mir, Ihnen meine Huldigung darzubringen . . .

— Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte Strauß.

— Ich führe deren zwei. Die Einen nennen mich Graf Auerſperg, die Andern Anaſtaſius Grün.

— Ich gehöre zu Jenen, denen der zweite Nam geläufiger als der Erſte iſt . . .

— Auch ich bin ein Freund Ihrer Walzer . . .

— Und ich ein Anhänger Ihrer Poeſie . . .

— Weit glücklicher ſind Sie als Muſiker. Di Muſik bedarf keines Dolmetſchers. Muſik iſt di Sprache, die alle Nationen verſtehen. Ihre Lieder Landsmann, wandern durch die ganze Welt; di unſerigen kleben an der Scholle, auf der ſie erzeug worden ſind. Nur wenige Franzoſen kennen unſer Dichter; alle Welt aber kennt Ihre Tänze!

— Ihr Name, Graf, hat auch in Frankreich guten Klang . . .

— Sie irren ſich, mein lieber Strauß. Mich kennt höchſtens Herr René Taillandier und Herr von Talleyrand, der vor einer Viertelſtunde mir ein paar Artigkeiten geſagt hat, die ich ablehnen mußte, weil ſi nicht mir, ſondern dem Feldmarſchall meines Namens galten. Der deutſche Schriftſtellerruf reicht nur ſelten über die Marken der deutſchen Heimath hinaus. Nur Schiller und Goethe ſind Gemeingut aller Nationen wir Uebrigen bleiben im Lande und nähren aus redlich, wie das Sprichwort ſagt, von unſerm deutſchen Rufe

Bald miſchte ſich auch Meyerbeer in's Geſpräch.

— Ich gratulire Ihnen zu Ihren Erfolgen, ſagte der Schöpfer der „Hugenotten." Ihr Name, lieber Strauß, wird dazu beitragen, die deutſche Muſik in Frankreich populärer zu machen als jene hundert anderer Componiſten unſeres Vaterlandes. Ganz Paris iſt entzückt von Ihnen. Selbſt der alte Cherubini gehört zu der Zahl Ihrer Verehrer.

— Ich preiſe mich glücklich, auch Ihren Beifall errungen zu haben, erwiederte Strauß mit jener ungekünſtelten Beſcheidenheit, die ihn und ſein Talent in den Augen aller Kenner doppelt liebenswerth erſcheinen ließen.

— Verehrter Baron, ſagte Graf Apponyi zum Herrn des Hauſes, es iſt Ihrer Liebenswürdigkeit gelungen, mir meinen Landsmann für den heutigen Abend abſpenſtig zu machen. Sie ſind mir dafür Entſchädigung ſchuldig.

— Und was verlangen Sie, lieber Graf?

— Das Verſprechen, daß Sie heute über acht Tage mein Gaſt ſind.

— Ich werde nicht verſäumen, der huldreichen Einladung Eurer Excellenz Folge zu leiſten, entgegnete der blinde Beſitzer von 20 Millionen, der mit tauſend Freuden alle Schätze ſeines Reichthums für das Licht ſeiner Augen, um das er den Allerärmſten beneidete, hergegeben hätte.

## 45.

Am folgenden Abende war großer Maskenball.

Vor dem Eingange des Saales in der Rue Saint-Honoré hielt eine lange Reihe theils glänzender, theils unſcheinbarer Fuhrwerke, die hier ein buntes Gewirr von Masken aus allen Schichten der Pariſer Bevölkerung abſetzten.

Ein Pariſer Maskenball iſt — Dank der guten Laune der Pariſerinnen — viel weniger monoton und langweilig, als irgend ein deutſcher, auf welchem der ganze Humor darin beſteht, daß ſo recht eigentlich gar Niemand Humor hat und daß Jeder ſich auf ſeine eigene Fauſt ennuyirt. Dem Deutſchen fehlt der Geiſt zur galanten Intrigue; es wird ihm leichter, zehn Trauerſpiele als ein gutes Luſtſpiel zu erfinden, während umgekehrt faſt jeder Franzoſe ein geborener Scribe iſt. Jeder Deutſche hat Anlagen zur Hypochondrie. Unter Zehn ſind Neun ernſthafte Beſtien, die eine wahre Idioſynkraſie gegen das Lachen haben. Lachen aber iſt faſt das einzige Merkmal, durch das ſich der Menſch vom Thiere unterſcheidet, das wohl heulen, aber nicht lachen kann. Die Deutſchen aber ſind geborene Heuler. Sie lachen nur höchſt ungern, und wenn ſie auch wirklich einmal lachen, ſo ärgern ſie ſich gleich darauf, daß ſie gelacht haben. Die Krankheit, an welcher die Meiſten unter uns leiden, iſt der tragiſche Pipps. Die Einen nennen ihn Melancholie, die Andern Weltſchmerz.

Jeder franzöſiſche Maskenball iſt eine Schule des Luſtſpiels, eine Arena der luſtigſten Ränke und Schwenke. Man foppt und wird gefoppt.

Miſchen wir uns in das Gewühl der Masken. Hier ſchäkert ein frommer Pilger mit einer keuſchen Veſtalin; hier neckt eine luſtige Fledermaus einen lüſternen Pierrot, der mit ſchmunzelndem Lächeln die Reize ihrer wespenähnlichen Taille verſchlingt. Am ausgelaſſenſten ſind aber die Griſetten. Ihre Lieblingsmaske iſt das enganſchließende Mieder und das bauſchige Beinkleid, das ihren ohnehin verführeriſchen Formen ein erhöhtes Relief verleiht. Die Soldatenmütze, die ſo unternehmend auf ihrem gepuderten Haare ſitzt, hat etwas Keckes und Herausforderndes. Ihre Finger ſchnalzen wie lockende Caſtagnetten; jede ihrer graziöſen Bewegungen trägt den Zauber der Cachucha an ſich. Titis und Debardeurs umkreiſen dieſe reizenden Geſchöpfe wie die Kinder Israels das goldene Kalb in der Wüſte. Ihr Coſtüme verräth den Geiſt des Herrn Chicard, des erfinderiſchſten Maskenſchneiders der civiliſirten Welt. Schade, jammerſchade, daß die geſchriebene Sprache nicht im Stande iſt, das Geſpräch dieſer Masken, l'engueulement genannt, wiederzugeben.

Wir bitten, jenen übermüthigen Badeuillard und jene ausgelaſſene Bajadere zu betrachten. Es ſind zwei Liebende, die ſich auf dieſem Ball ein Stelldichein gegeben haben. Wer ſieht es ihnen an, daß dieſer Mann den Shawl ſeiner kranken Frau, und dieſe Frau das Bett ihres Mannes verſetzt hat, um ſich Geld zu dieſem Maskenball zu verſchaffen?

Wer zählt die Zahl der Treubrüche, die faſt jeder dieſer Bälle herbeiführt? Hier ſchweigt die Stimme des Gewiſſens. Man ſtürzt ſich blindlings in den Taumel der verbotenen Luſt.

Jeder, der die Pariſer Lorette in ihrer höchſten Glorie, wer ihren Witz, ihren Muthwillen, ihre Ausgelaſſenheit in ſeiner Uebergipfelung bewundern will, der beſuche einen dieſer Maskenbälle, ſoupire mit einem dieſer Schmetterlinge in gebrochenen Strümpfen und kirre deren leichten Widerſtand durch den „Don Juan der Weine", durch das Brüſeln des Champagners.

Wer ſich mit einer Pariſer Lorette nicht mehr auf einem dieſer Maskenbälle amüſirt, der iſt lebendig todt, der laſſe ſich bei Zeiten begraben!

Aber mitten im Taumel dieſer ungeheuren Heiterkeit erblicken wir eine arme beklagenswerthe Maske, die in der harmloſen Verkleidung eines Pierrots einen Eingriff in fremde Taſchen gewagt, von einem Agenten der geheimen Polizei, der ſich als Hanswurſt verkleidet hat, auf friſcher That ertappt, ſofort denuncirt und von einem herbeigeholten Munizipalgardiſten bei der Halskrauſe erfaßt wird.

— Munizipal, ſtottert der erſchreckte Pierrot, was wollen Sie?

— Sie mit Ihrer gütigen Erlaubniß arretiren.

— Munizipal, warum?

— Weil Sie einem Arlequin ſo eben eine Geldbörſe aus der Taſche geſtohlen. Haben Sie Muth, es zu leugnen?

— Nein, edler Munizipal; aber hätte ich ahnen können, daß ſelbſt auf dem Maskenballe die Aneignung fremden Eigenthumes verboten iſt, dann wäre ich lieber gar nicht hergekommen.

— Irren iſt menſchlich, ſagt der würdige Munizipal und bringt den armen Pierrot geraden Weges nach der Polizei-Präfectur.

Dort, in jener Ecke, amüſirt ſich ein luſtiger Poſtillon. Im fröhlichen Maskenſchwarme fällt ihm eine ſchwarzſeidene Fledermaus auf, deren reizender Wuchs, deren feine Koketterie, deren ſchneeweißer Hals ihn mit ſüßer Liebes-Ahnung erfüllt. Sie wirft ihm zärtlich ſchmachtende Blicke zu; der Poſtillon von Lonjumeau ſchwelgt im Vorgefühle einer einträglichen Eroberung.

— Wer biſt Du, holde Maske? fragt der Adonis in den plumpen Reiterſtiefeln.

— Kennſt Du mich nicht? liſpelt die Fledermaus.

— Nein, Schatz, ich kenne Dich nicht!

— Aber, Mann Gottes, beſinne Dich doch!

— Ah, Du biſt gewiß eine wohlwollende Fee, die aus den Höhen des Himmels herabgeſtiegen iſt, um mir die Pforten des irdiſchen Glücks zu öffnen . . .

— Nein, Arthur, ich bin keine Fee . . . !

— Ei, Kind, wer biſt Du denn?

— Ich bin Aglaë, Deine ehemalige Geliebte und nunmehrige Wäſcherin, der Du, treuloſer Menſch, ſchon ſeit zehn Wochen 45 Francs 19 Centimes für die Wäſche Deiner neuen Griſette ſchuldig biſt und der Du ſeitdem die Huld Deiner Kundſchaft gänzlich entzogen haſt.

— Höre, gute Aglaë, entgegnet der enttäuſchte Poſtillon, ich bin heute zufällig nicht ſo bei Caſſa, um Dir Dein kleines Guthaben zu bezahlen; aber wenn Du mir das Vergnügen erweiſen willſt, ein kleines Souper für mich zu bezahlen, dann nehme ich es dankbar an.

— Wie? ruft die Griſette, ich ſoll Dich zur Belohnung Deiner Untreue auch noch freihalten?

— Man ſoll ſeinem Feinde goldene Brücken bauen.

— Man kann dieſem Treuloſen nichts abſchlagen! Komm', Arthur, wir wollen Dich freihalten!

Solch' gute Herzen haben nur Griſetten. Vornehme Bekanntſchaften, denen wir treulos abgefallen ſind, rächen ſich in der Regel dadurch, daß ſie uns ... verleumden!

Dort auf der Brüſtung einer Loge ſitzt ein ſchwermüthiger Pierrot, der ſeine langen weißen Beine wie zwei melancholiſche Stearinkerzen auf die jubelnde Maskenmenge herabbaumeln läßt. Dieſer Pierrot iſt blaß wie Hamlet. Die ſteifen Röhren ſeiner rieſengroßen Halskrauſe vermögen nicht, ſeinen Kopf aufrecht zu halten. An ſeinem weißen Leinwandkittel bummeln große Knöpfe von allerhand Farben, dick wie Taſchenſpielerbälle. Die leiſeſte Bewegung genügt, dieſes ſtumme Glockenſpiel in Bewegung zu ſetzen. Sein Filzhut, groß und ſpitz wie eine der Pyramiden von Ghizeh, ſteht ſo ſchief wie der Thurm zu Piſa. Selbſt die bunten Bänder, die ihn ſchmücken, ſcheinen traurig und niedergeſchlagen; ja ſogar die ſpitzen Schnäbel ſeiner feinlakirten Schuhe blicken mit unbeſchreiblicher Schwermüthigkeit auf das bunte Maskenmeer herab. Selbſt ſeine Handſchuhe haben den Spleen. Der arme, dreimal beklagenswerthe Pierrot! Sitzt er nicht da wie ein verſteinertes Bild des großartigſten Weltſchmerzes? Seine unergründlich tiefe und faſt unheimliche Melancholie gleicht einem jener unnachahmlichen Gedichte Alfred de Muſſet's, die unter der heiterſten Hülle einen ſchmerzlichen Gedanken zu verbergen wiſſen. Aus jeder Miene dieſes namenlos unglücklichen Pierrot ſchimmert ein hoher Grad von Lebensüberdruß; jede Bewegung verräth Widerwillen und Ekel, Ekel vor ſich, Ekel dem ganzen Weltall gegenüber. Ja, ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß irgend ein ſchwarzes, unheimliches, haarſträubendes Drama ſeine Schlangenringe um das zerriſſene Herz dieſes armen Pierrots geſchlungen hat. Es iſt die Ironie, die ihn an ihre Hand genommen und dieſen in Weltſchmerz aufgelöſten Menſchenfeind gerade auf jene Stelle des Saales hingebannt hat, von wo aus er mit Einem Blick das ganze Drängen und Treiben, das ganze Kreiſen und Wühlen dieſer Maskenorgie überſchauen kann. In nächſter Nähe betrachtet ſieht dieſer als Pierrot verkleidete Heraklit wie eine in Stein gehauene Moral, wie ein in Erz gegoſſener Weltſchmerz aus. Ganz ſicher iſt dies kein Franzoſe! Nach einem von Meiſter Strauß und deſſen Orcheſter mit unbeſchreiblicher Verve geſpielten Galopp, deſſen hinreißender Wirbel die tanzenden Masken mit mänadiſchem Jubel, unſern Pierrot aber mit unermeßlichem Abſcheu erfüllt hat, legte ſich eine kleine weiße, wunderſüße Hand auf Pierrots unbewegliche Schulter. Er erhebt ſein lebensmüdes Haupt und gewahrt eine junge Frau in einem italieniſchen Rocke, gewachſen wie eine Hebe, mit nackten blendendweißen Armen und einer Menge goldener Nadeln in der Fülle ihres ſchwarzen Sammethaares.

— Und woran denkt mein armer Pierrot? fragen ein Lächeln und zwei feurige Blitze aus einer ſchwarzen Halblarve, welche die Augen einer der ſchlankeſten Colombinen verhüllt, dafür aber, gleichſam als Entſchädigung, einen mit den makelloſeſten Perlen garnirten Mund und das durch ein ſchelmiſches Grübchen geſpaltene Kinn dieſer Maske ungehindert bewundern laſſen.

— Was fehlt Dir, mein lieber Pierrot? fragt

Colombine, die ihn ſehr genau zu kennen und wohl nur ſeinetwegen hierher gekommen zu ſein ſcheint.

Pierrot hat keine Luſt zum Antworten. Colombine aber rüttelte den melancholiſchen Träumer und fragt mit dem ſüßeſten Wohllaut ihrer Stimme:

— Sprich, Freund, woran denkſt Du denn?

— Ich denke an nichts, gar nichts!

— Aber, Menſch, was haſt Du denn? fragt Colombine.

Und Pierrot erwiedert mit tieferſchütternder Wehmuth:

— Madame, ich habe einen unbeſchreiblichen ... Katzenjammer!

— Pauvre Henri! flötet die reizende Tröſterin.

Pierrot aber blieb kalt und ſtumm. Wir ſagten ſchon oben, der Inhaber dieſes unbeſchreiblichen „Katzenjammers“ könne unmöglich ein Franzoſe ſein. Wir haben uns wirklich nicht geirrt. Dieſer arme Pierrot iſt ein Deutſcher; er iſt nebenbei einer unſerer größten Dichter; er hat die „Reiſebilder“ und das „Buch der Lieder“ geſchrieben und hört auf den unſterblichen Namen — Heinrich Heine!

Ende des dritten Bandes.

Deutſche

# Unterhaltungs-Bibliothek.

Dritte Serie.

Zwölfter Band:

## Meiſter Johann Strauß
und ſeine Zeitgenoſſen.

IV.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Meiſter Johann Strauß

## und ſeine Zeitgenoſſen.

Komiſcher Roman

von

**Eduard Maria Oettinger.**

Vierter Theil.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

## 1.

Das heitere Maskenfeſt naht ſeinem Ende.

Strauß, der von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens das Orcheſter geleitet und, wie gewöhnlich, mit unerſchöpflicher Luſt und Ausdauer mitgeſpielt hat, fühlt ſich gegen Ende des Balles doch ein klein wenig angegriffen.

Vor Beginn des letzten Galopps, mit welchem der Ball geſchloſſen werden ſollte, verließ er die Tribune und ſtieg in's Buffet hinab, um ſeine etwas abgematteten Lebensgeiſter durch ein paar Gläſer Champagne frappé von Neuem aufzufriſchen.

In dem Augenblick, als er mit einer ihm eigenthümlichen Bravour die bleiernen Feſſeln des Champagners geſprengt hat und aus ziemlich bedeutender Höhe die „petillirende Milch von Epernay“ in ſein Kelchglas hinabperlen läßt, nimmt eine weibliche Maske in weißſeidenem Mieder und ſchwarſammetnen Manns-pantalons dem durſtigen Meiſter das gefüllte Glas vor der Naſe weg, ruft: A ta santé, mon petit brave! leert den Inhalt mit Einem Zuge und hält ihm das Glas mit den Worten hin: „Encore une goutte, mon petit filou!“

Strauß, der keine Ahnung hat, wer dieſe Unbekannte ſein mag, füllt ihr Glas.

— Kennſt Du mich, Maske? fragt er.

— Ah, wer wird Dich nicht kennen! Du biſt der Hahn im Korbe! -Tu es le fameux sorcier Strauss!

— Und wer biſt denn Du, Maske? fragt Strauß ſeinen Durſt löſchend.

— Ich bin eine Deiner leidenſchaftlichſten Verehrerinnen. Ich liebe Dich wie den Champagner!

— Ei, wirklich? Und ſeit wann denn?

— Für den Champagner ſchwärme ich ſeit meiner zarteſten Jugend, für Dich aber ſeit jenem Abende, an welchem ich durch Muſard Deine Bekanntſchaft im Jardin Mabil gemacht . . .

— Wär's möglich, ſchöne Maske, Du biſt —?

— Eſther, Marquiſe von Bongars! ſagt Adrienne ihre Halblarve abnehmend.

— Ah, Marquiſe, Sie ſprühen Flammen wie ein Salamander . . .

— Ihre Muſik hat mich furchtbar erhitzt. Fühlen Sie, Böſer, wie mir das Herz ſchlägt, ſagt Muſard's Lorette und zieht ſeine Hand an ihren von Tanz und Wein ſtürmiſch aufgeregten Buſen.

— Und ſind Sie ohne Begleitung hier? fragt Strauß, deſſen Hand die Pulsſchläge ihres Herzens zählen kann.

— Ah, leider nein! ſeufzt die Schlaue. Ich bin mit meinem alten Freunde hier . . .

— Aber wird er Sie nicht vermiſſen?

— Das fürchte ich leider . . . ſeine Eiferſucht wird mich überall ſuchen . . . und doch möchte ich gerade jetzt, wo ein günſtiger Zufall mich mit Ihnen hier zuſammengeführt hat, um keinen Preis der Welt von ihm gefunden werden. Wiſſen Sie was, entführen Sie mich!

— Recht gern, reizende Frau, aber wohin?

— Fahren Sie mit mir nach Paſſy. Dort wohnt mein alter Oheim, der uns gern bei ſich aufnehmen wird, vorausgeſetzt, daß Sie geneigt ſind, ſich als mein alter Freund, Bankier H., ihm vorzuſtellen. Zum Glück kennt er ihn nicht . . .

— Deſto beſſer, meint Strauß, der ſich raſch entſchloſſen hat, dieſe Einladung anzunehmen. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt, denkt er bei ſich und drückt zärtlich die Hand der Marquiſe, die in dieſem Augenblick auffallend heiß für ihn zu glühen ſcheint.

— O dann laſſen Sie uns eilen, drängt die Marquiſe. Ich fliege in die Garderobe und ſchlüpfe dort in meinen Pelz. Sie rufen unterdeſſen einen Fiacre und erwarten mich mit Ihrem Wagen am Fuße der Treppe.

— Das iſt alles recht gut und ſchön, reizende Frau, aber Sie vergeſſen ganz und gar, daß ich noch den Schlußgalopp zu dirigiren habe . . .

— Es wird auch ohne Sie gehen! Uebertragen Sie die Leitung Ihres Orcheſters einem Mitgliede Ihrer Kapelle und ſäumen Sie keinen Augenblick, mir zu folgen; ſonſt, Freund, iſt Alles zu ſpät!

— Eh bien, Marquiſe, ich erwarte Sie, ſagt unſer Freund und eilt zu ſeinem Orcheſter hinauf.

Marquiſe Eſther verſchwindet wie ein Irrlicht.

Auf der Tribune angelangt, ſagt Strauß zu ſeinem Geſchäftsführer und Vertrauten Reichmann:

— Uebernehmen Sie die Leitung des Galopps!

Ich muß augenblicklich fort, fügt er mit ſichtbarer Aufregung hinzu.

— Sind Sie unwohl? fragt Reichmann beſorgt.

— O nein, ich befinde mich im Gegentheil ganz kannibaliſch wohl!

— Und warum wollen Sie ſo eilig fort?

— Das ſollen Sie morgen Früh erfahren!

— Ich verſtehe, ſagt Reichmann und wünſcht ſeinem Kapellmeiſter gute Unterhaltung.

Strauß aber hört es nicht mehr, denn er iſt bereits verſchwunden.

Reichmann tritt an's Directionspult und giebt das Zeichen zum Anfange des Schlußgalopps.

Und während das Heer der Masken ſich dem bacchantiſchen Wirbel dieſes Tanzes überließ, erwartete der überglückliche Componiſt dieſes Galopps, in die Ecke des geöffneten Wagens gedrückt, klopfenden Herzens den Anfang der Ouvertüre zur „Entführung aus dem — Maskenball“.

Einen Augenblick ſpäter huſcht die in Zobel und Kapuze eingehüllte Marquiſe, leicht und gewandt wie ein Reh, in den Wagen hinein, zieht den Schlag zu und ruft triumphirend:

— Me voila, mon petit brave! Weiß der Fiacre, wohin er uns fahren ſoll?

— Er weiß Alles, erwiedert der Glückliche. Was aber wird Ihr Onkel ſagen?

— Er wird ſich ein wenig wundern, wenn ich ihn mitten in der Nacht aus dem Schlafe herausklingle; er wird auch ein wenig grollen, ſich aber bald beruhigen, wenn ich ihm ſage, daß Sie der alte ſteinreiche Bankier ſind, den er bis jetzt nur dem Namen nach kennt.

— Und was iſt Ihr würdiger Onkel? fragt Strauß, ſeine Hand auf ihr Knie legend.

— Ein alter Hageſtolz, der von ſeinen Renten lebt und ſeine luſtige Nichte mehr als das Licht ſeiner Augen liebt.

— Ich freue mich auf die Bekanntſchaft des alten Herrn . . .

— Sie werden ihn bald ſehr lieb gewinnen, denn trotz ſeines mürriſchen Aeußern iſt er ein höchſt jovialer Kauz, der tauſend tolle Schwänke treibt.

— Und wie lange denken Sie bei ihm zu bleiben?

— Fünf, ſechs, acht Tage! So lange es uns eben gefällt! Bei dem guten Onkel ſind wir gänzlich ungeſtört. Er bewohnt ein ziemlich abſeits gelegenes, einſam ſtilles Haus, das wie ein Schmuckkäſtchen eingerichtet iſt. Er hat ein Paar reizende Gaſtzimmer, in denen ich ſchon manchmal übernachtet habe . . .

— Allein? fragt Strauß, etwas unbehutſam ſondirend.

— Natürlich, kleiner Schalk, entgegnet die Marquiſe. Wiſſen Sie aber auch, daß mich friert. Es iſt heute Nacht ſibiriſch kalt!

— Erlauben Sie mir, Sie etwas zuzudecken, ſagt Strauß, mit ihr überzärtlich die Wärme ſeines Pelzes theilend.

— Glücklicherweiſe ſind wir bald am Ziele! Ich friere wie ein armer Sünder!

— Ich hingegen glühe wie ein Backofen!

— Wenn Sie ſich nur nicht erkälten!

— Seien Sie unbeſorgt, meine himmliſche Eſther! An Ihrer Seite athme ich Frühlingsluft!

— Sie ſind ein höchſt geiſtreicher Spötter!

— Sie, Marquiſe, ſind ein herrliches Weib! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie vielen Dank ich Herrn Muſard ſchulde, der mich mit Ihnen bekannt gemacht hat.

— Auch ich bin ihm dankbar dafür! Wir werden uns recht gut unterhalten.

— Das hoffe ich, [illegible] Strauß, in deſſen Hirn ein Cotillon angenehmer Vorgefühle auf- und abtanzt.

Bald darauf waren ſie in Paſſy.

## 2.

— Wo ſoll ich halten? fragt der Kutſcher.

Adrienne nennt ihm Straße und Haus.

Sie fahren an's Ende des Dorfes.

— Wir ſind am Ziele, ſagt die Marquiſe.

— Dieu merci! meint unſer hochentzückter Freund

— Laſſen Sie mich zuerſt ausſteigen und klingeln Um alles Aufſehen zu vermeiden, bitte ich Sie, lange im Wagen zu bleiben, bis die Hausthür geöffnet wird. Es iſt nothwendig, daß ich meinen gute Onkel zuvor unterrichte, wer mein Begleiter iſt, d zu ſo ſpäter Stunde Obdach in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe ſucht. Folgen Sie mir erſt dann, wan ich Sie hole.

Die Marquiſe ſteigt aus und klingelt. Bald dara wird die Hausthür geöffnet. Der Diener fragt, w ſie begehre?

— Wecken Sie Ihren Herrn, ſagt Adrienne. I wünſche, ihn augenblicklich zu ſprechen.

— Wen habe ich anzumelden?

Die Marquiſe nennt ihm ihren Namen. Der Diener weckt ſeinen alten Herrn. Dieſer wirft ſich eilig in ſeinen ponceaurothen, mit goldenen Quaſten beſetzten Sammet-Schlafrock und erwartet die Marquiſe, die ihm angemeldet und dem Diener unterdeſſen gefolgt iſt, im Empfangszimmer.

Sie erzählt dem alten Herrn kurz und bündig das, was ſie zu ihm hinausgeführt hat.

— Und wo iſt er? fragt der „alte Onkel“.

— Er wartet unten in ſeinem Wagen. Ich eile, ihn zu holen. Haben Sie die Güte, mir ein Zimmer anzuweiſen, in das ich ihn einſtweilen hinaufführen kann.

Das Alles geſchah in fünf Minuten. Adrienne eilte hinab, um Strauß zu holen. Er folgte ihr mit großer Sehnſucht. Sie führte ihn in das ihr angewieſene Zimmer, das der „gute Onkel“ unterdeſſen durch eine argandiſche Lampe hatte beleuchten laſſen.

— Da ſind wir nun! rief Eſther. Thun Sie ganz ſo, als ob Sie hier zu Hauſe wären. Ich gehe einen Augenblick zum Onkel. Gleich bin ich wieder bei Ihnen.

Sie eilt hinaus und läßt ihn allein. Er reibt ſich die Hände, denn es iſt abſcheulich kalt. Er wirft einen Blick auf die Einrichtung des ziemlich geräumigen Zimmers und ſieht außer einem ungewöhnlich breiten und ſehr bequemen Bette einen höchſt comfortablen Divan und zwei mit Utrechter Sammet überkleidete Fauteuils. Die beiden Fenſterläden ſind ſeit geſchloſſen.

— Der gute Onkel wohnt paſſable hübſch, geſteht ſich unſer Freund und unterſucht mit einem lächelnden Blick die Springfedern dieſes Bettes.

Er findet es ganz nach ſeinem Geſchmack.

— Wo die ſchöne Eſther nur ſtecken mag? fragt er ſich nach fünf Minuten, die ihm ſchon ſo lange als eben ſo viele Stunden vorkommen. In der Hitze meines Eifers, dieſer reizenden Verführerin in dieſe geheimnißvollen Irrgänge der Liebe zu folgen, habe ich ganz und gar vergeſſen, meinem Fiacre zu ſagen, daß er nach Paris zurückfahren und mich erſt morgen Mittag von hier abholen ſoll. Der Dummkopf iſt nun capable, die ganze Nacht vor der Thür zu halten, um mich zu erwarten, während ich hier zu übernachten und mindeſtens bis eilf Uhr Morgens ſo ſüß als möglich zu ſchlafen gedenke . . .

Da hört er den Wagen fortrollen.

— Ah, jetzt eben fährt er ab! Vermuthlich hat die Marquiſe ihm geſagt, daß er uns nicht zu erwarten braucht? Aber wo das liebe Kind nur ſo lange bleiben mag! Ah, kokette Ariadne, es iſt nicht galant, Deinen Dich ſehnſüchtig erharrenden Theſeus ſo lange warten zu laſſen. Halt, da höre ich leiſe Schritte! Ja, ja, jetzt kommt ſie!

Die Thür wird geöffnet. Statt der Frau Marquiſe tritt der weißgepuderte gute alte „Onkel" in ſeinem rothſammetnen Schlafrock ein.

— Ich ſtöre doch nicht? fragt er.

— Ei, durchaus nicht, entgegnet unſer Freund.

— Ich komme nur, um Sie zu fragen, ob Ihnen noch irgend etwas zu Ihrer Bequemlichkeit fehlt? Es iſt doch Alles da, was Sie brauchen?

— Alles, Alles, guter Onkel! Wo aber bleibt denn Ihre Nichte?

— Onkel? Nichte? Herr, was wollen Sie damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß ich Eſther Marquiſe von Bongars, Ihre mehr als reizende Nichte, ſehnſüchtig zurückerwarte, damit ſie mich je eher je lieber ihrem überaus freundlichen Onkel vorſtelle . . .

— Ich kann Sie noch immer nicht verſtehen. Sie ſprechen wiederholt von meiner Nichte, während ich Ihnen auf mein Ehrenwort verſichern kann, daß ich ſo glücklich bin, weder einen Neffen, noch eine Nichte zu beſitzen . . .

— Sie wollen alſo keine Nichte haben? Wer wäre alsdann jene Dame, die mich in Ihr Haus gebracht?

— Das war, ſo viel ich weiß, Ihre Frau Gemahlin.

— Meine Frau? Daran erkenne ich den guten Onkel! Ihre liebenswürdige Nichte, die Sie für dieſen Augenblick — Gott weiß aus welchem Grunde — verläugnen wollen, hat mir nicht umſonſt geſagt, daß Sie, trotz Ihres mürriſchen Ausſehens, ein höchſt jovialer Kauz ſind, der tauſend tolle Schwänke treibt. Dies, Onkelchen, iſt wahrſcheinlich der erſte.

— Ich bin zu Schwänken dieſer Art durchaus nicht aufgelegt und kann noch immer nicht begreifen, mein werther Herr, was Sie veranlaſſen mag, mich trotz meiner ernſthaften Proteſtation, daß ich durchaus nichts von einer Nichte weiß, noch wiſſen will, fortwährend Onkel zu heißen.

— Dann werde ich Sie Tante nennen!

— Der Teufel, Herr, iſt Ihre Tante! Ich verbitte mir derlei unzeitige Späße! ſchreit der rothſammtne Schlafrock, der die Geduld verliert.

— Bin ich hier in einem Narrenhauſe? fragt Strauß, der über die ernſte Miene des Alten erſchrickt.

— Das nicht!

— Ei, wo denn?

— In der Irrenheilanſtalt des Doctor Saint-Gervais. Ihre Frau Gemahlin hat Sie meiner Behandlung anvertraut.

— Onkelchen, Sie ſind ein göttlicher Spaßvogel! Wo aber ſteckt denn meine Frau?

— Sie iſt eben nach Paris zurückgekehrt.

— Und hat mich hier allein zurückgelaſſen? fragt Strauß, dem das doch etwas mehr als Spaß zu ſein ſcheint.

— Sie hat Sie bei mir einlogirt!*

— Meine ſogenannte Frau iſt eine Abenteuerin!

— Möglich, lieber Herr, was aber geht dies mich an? Sie hat mir aufgetragen, meine ganze Kunſt und Pflege aufzubieten, um Sie, wenn es anders noch möglich iſt, ganz oder theilweiſe wiederherzuſtellen.

— Onkel, dieſer Schwank iſt zu toll! Meine ſogenannte Frau Gemahlin iſt verrückt!

— Daſſelbe, Marquiſe, behauptet ſie von Ihnen. Sie ſagte mir, Sie litten ſeit vier Wochen an einer fixen Idee, die Sie wachend und ſelbſt im Traume unabläßlich zu verfolgen ſcheint.

— Und worin beſtände wohl dieſe Idee?

— Ihre arme Frau ſagte mir, Sie lebten in der ſonderbaren Einbildung, ein berühmter Compoſiteur und ein famoſer Geigenſpieler zu ſein . . .

— Ich bilde mir Keines von Beiden ein. Das Weib, das mich in dieſe Falle gelockt, iſt eine eben ſo ſchlaue als verſchmitzte Griſette, die ſich für eine Schauſpielerin ausgiebt und ſich Eſther Marquiſe von Bongars nennt. Sie iſt eine kecke, unverſchämte Intrigantin; ich aber, mein Herr Doctor Saintpépé oder wie Sie heißen mögen, bin ein Schwachkopf, der ſich von dieſer Perſon dupiren ließ. Ich bin Kapellmeiſter Strauß von Wien.

— Das, armer Freund, kann Jeder ſagen!

— Nein, Herr, das kann nicht Jeder ſagen!

— Ihre Frau hat mich nicht getäuſcht. Sie erzählte mir, Ihr ſtiller Wahnſinn beſtände eben in der Idee, zu glauben, Sie wären der berühmte Strauß, der allen Tänzern die Füße und allen Frauen die Köpfe verdreht. Armer, unglücklicher Mann, ich beklage Sie!

— Doctor, Sie ſind ein unbeſchreiblich-großer Narr!

— Nein, Herr, das ſind nur Sie! Und eben darum bleiben Sie ſo lange hier, bis Sie mit Hilfe meiner Kunſt von dieſem ſtillen Wahnſinn geheilt ſind.

— Wie? Sie wollen mich wirklich hier behalten?

— Allerdings!

— Onkelchen, bilden Sie ſich keine Thorheit ein! Ich bleibe keine Stunde bei Ihnen. Laſſen Sie gefälligſt einen Fiacre rufen. Ich muß ſogleich nach Paris zurück.

— Sie bleiben hier, mein lieber Marquis!

— Der Teufel iſt Ihr lieber Marquis! Ich bin der Kapellmeiſter Strauß und rathe Ihnen, mich ungehindert fortzulaſſen . . .

— Das kann, das darf nicht ſein! Was würde Ihre Frau Gemahlin von mir denken? Ich habe ihr mit Wort und Hand verſprechen müſſen, Sie wieder herzuſtellen um jeden Preis! Und darum, Marquis, bleiben Sie hier!

— Herr, reizen Sie nicht meinen Zorn! Wenn Sie mich nicht augenblicklich fortlaſſen, brauche ich Gewalt, und ſchlage Ihnen alle Fenſter Ihres gebrechlichen Leichnams, wie alle Knochen Ihrer morſchen Fenſter entzwei.

Ah, jetzt beginnt ſein Paroxismus! meint Doctor Saint-Gervais und ſetzt eine Klingel, die er im weiten Aermel ſeines Schlafrockes verborgen hielt, unſichtbar in Bewegung.

Und ſogleich ſtürzen zwei Gehilfen herein.

— Herr, was ſollen dieſe Kerle hier?

— Ihnen, falls Sie ſich erlauben ſollten, ſich an an mir zu vergreifen, ſofort die Zwangsjacke anzulegen.

— Das geht zu weit, ſage ich. Ich werde laut um Hilfe ſchreien!

— Aber Niemand, Marquis, wird Sie hören! Sie thun am Beſten, ſich ohne Weiteres ruhig zu Bett zu begeben und Ihren Wuthanfall auszuſchlafen

— Ich ſoll hier ganz allein übernachten???

— Oder wünſchten Sie vielleicht, daß einer dieſer Herren Ihnen Geſellſchaft leiſte . . .

— Machen Sie, daß Sie hinauskommen!

— Gute Nacht, Marquis, ſagt der Doktor, verläßt, gefolgt von ſeinen Gehilfen, den Kranken und verſchließt hinter ſich dreimal die Thür.

Meiſter Strauß iſt nun ſein Gefangener

## 3.

Am folgenden Morgen ſchrieb ein Mitglied der Strauß'ſchen Kapelle ſeinem jüngern Bruder in Wien:

„Unſer Director feiert hier glänzende Siege. Er ſpielt ſich von Concert zu Concert mehr und mehr in die Gunſt der entzückten Pariſer hinein.

Geſtern dirigirte er den erſten Maskenball. Der Saal war überfüllt. Es ging gar luſtig drunter und drüber. Ihr Alle könnt Euch von dieſem Maskenjubel keine Vorſtellung machen. Solche Ausgelaſſenheit iſt nur in Paris zu finden. Die Griſetten ſind ganz des Teufels. Jede darunter iſt eine Fee Schabernack. Wehe dem Unerfahrenen, der in die Netze einer dieſer ſchlauen Geſchöpfe rennt und ſich von ihren geſchminkten Reizen gefangen nehmen läßt! — — — — —

Ueberhaupt gefällt mir Paris ganz außerordentlich. Die Pariſer ſind ein raffinirtes Völkchen. Das, was hier zu Lande eine der bedeutendſten Rollen ſpielt, iſt der Zeitungspuff, „Reclame“ genannt.

Die Seele jedes Unternehmens iſt die Annonce. Keine zweite Nation iſt ſo erfinderiſch im Anzeigen ihrer Waare als die franzöſiſche.

Vor acht Tagen aß ich einmal ausnahmsweiſe bei einem der vielen Reſtaurants im Palais Royal, wo man, à 2 francs par tête, viel ſchlechter als bei uns in Wien um die Hälfte dieſes Geldes ſpeiſt. Die Gäſte leſen hier, wenn ſie ihre Suppe ausgelöffelt haben, auf dem Grunde ihres Tellers die (überraſchende) Anzeige, wo in Paris die billigſten und geſchmackvollſten Herrenkleider zu haben ſind. Unſere ehrlichen Vorfahren pflegten auf ihr irdenes Geſchirr allerlei ſinnreiche Kernſprüche und weiſe Verhaltungsmaßregeln zu malen; die Pariſer Induſtrie erſetzt die ihr gänzlich überflüſſig erſcheinende Moral durch ziemlich unverſchämte Anpreiſung ihrer verſchiedenartig ſchlechten Fabrikate.

Da ich mich zufällig in der Lage befand, eine neue Weſte zu brauchen, begab ich mich folgenden Tages in das von meinem Suppenteller angelegentlichſt empfohlene Herrenkleider-Magazin in der Vivienne-Straße.

Dort kaufte ich mir ein Gilet.

Als ich, nach Hauſe zurückgekehrt, die neue Weſte anzog und in die Taſchen griff, fand ich in beiden die Adreſſe jenes Reſtaurants, deſſen Tiſchgeſchirr der pfiffige Schneider als porzellanenes Intelligenzblatt ſeines Herrenkleider-Magazins benutzt. So wächſt eine

Hand die andere oder, wie man hier zu Lande noch viel bezeichnender ſich auszudrücken pflegt: un barbier rase l'autre.

Ein höchſt geſcheidter Kopf iſt unlängſt auf den Einfall gerathen, einen Theatervorhang als Anzeigeblatt in den Zwiſchenacten zu pachten. Während der Entreactes lieſt man ſeit Kurzem auf dem Vorhange immer andere Annoncen. Die Franzoſen ſind verteufelt pfiffige Speculanten.

Am Allerbunteſten treibt's hier ein Arzt. Er heißt Charles Albert, wohnt in der Rue Montorgueil, heilt gewiſſe Krankheiten und giebt alljährlich über fünfzigtauſend Francs für Journal-Annoncen und Ankündigungen anderer Art aus. Er hat's dadurch ſo weit gebracht, daß man in ganz Paris nicht zehn Schritte gehen kann, ohne mindeſtens neunmal ſeiner zudringlichen Wohnungsanzeige auf der ſchwindelnden Höhe eines iſolirt emporragenden Dachgiebels oder in der Tiefe einer illuminirten Kellerluke zu begegnen. Es giebt kein Piſſoir, kein Cabinet ſecret, in dem nicht die Adreſſe dieſes überall unvermeidlichen Quackſalbers prangt. Alberts Name iſt an den Pariſer Straßenecken noch weit verbreiteter, als der Name des ſehr ehrenwerthen Herrn Kiſelack auf den Felſenſpitzen der öſterreichiſchen Gebirgsgegenden. — Unlängſt ſoll der Pariſer Charlatan, mit dieſer Art von Publicität noch nicht zufrieden, beim Polizei-Präfecten die Erlaubniß nachgeſucht haben, ſeine Adreſſe auf die Rückſeite jedes Grabes auf dem Père Lachaiſe anbringen zu dürfen. Solches aber iſt ihm abgeſchlagen worden.

Ein nicht minder großer Marktſchreier iſt Herr Muſard, der ſogenannte Nebenbuhler unſeres Kapellmeiſters, den Letzterer, beiläufig erwähnt, vollſtändig in die Pfanne gehauen hat. Jetzt kräht kein Hahn um Muſard. Er iſt, wie ein Anhänger der Hegel'ſchen Philoſophie ſagen würde, *ein überwundener Standpunkt*. Seit unſerem Hierſein iſt er zuſehends abgefallen, und ganz Paris erzählt ſich, er ſetze jeden Morgen ſeinen Leichnam auf eine Fleiſchwage, um gewiſſenhaft Tagebuch über die Schwankungen ſeiner Fett-Ab- oder Zunahme zu führen. Er kann uns wirklich leid thun!

Ganz Paris ſchwärmt für unſern Orpheus. Strauß iſt die Parole der Saiſon! — — — — — — —

Wir leben hier wie „Gott in Frankreich“ und unterhalten uns prächtig. Das Leben aber iſt entſetzlich theuer, und unſer guter und überdies großmüthiger Kapellmeiſter, der ſich bei keiner Gelegenheit ſo lumpig wie mancher Andere zeigt, braucht hier viel mehr, als Mancher von Euch in Wien ſich vorſtellen kann. Jedes Mitglied ſeines Orcheſters koſtet ihm täglich, mit Einſchluß der Gage, zwiſchen 14—15 Francs.

Ueberdies iſt's auch noch ſchauerlich kalt. Strauß, der ſich verpflichtet hat, unſere Zimmer auf ſeine Koſten heizen zu laſſen, muß dem Gaſtwirthe tagtäglich 60 bis 80 Francs blos für Heizung bezahlen.

So kommt's, daß unſer Meiſter allwöchentlich blos für uns ungefähr 2500 bis 3000 Francs braucht.

Kurz, er erntet hier viel Lorbeern, aber trotz der brillanten Einnahmen nicht ſo viel Geld, als Mancher daheim ſich einbilden mag.

In Wien haben ſeine Feinde und Neider das Gerücht verbreitet, daß er ſich hier der Leidenſchaft des Spieles hingegeben und Gott weiß welch' große Summen verloren habe. Das iſt nichts als abſcheuliche Verläumdung! Geſpielt hat er hier noch gar nicht, und von Schulden, die er hier gemacht haben ſoll, müſſen jene hochweiſen Herren nur geträumt haben; ich wenigſtens und meine ſämmtlichen Gefährten wiſſen kein Sterbenswort davon. So aber ſind die guten Deutſchländer! Wenn ſie Einem, deſſen Talent und Name ſie im Stillen gründlich beneiden, irgend etwas an's Zeug flicken wollen und ihm nichts Schlimmeres aufbürden können, dann ſtecken ſie, wie die Hammel beim Gewitter, die Köpfe zuſammen und blöken in die Welt hinaus: „Der Kerl hat nichts als Schulden!“

Der Teufel hole all' dieſe Schwachköpfe! Sie kümmern ſich um die Schulden Anderer und vergeſſen darüber ihre eigene Schuld!

Strauß verdient hier, wie geſagt, weit weniger, als Mancher ſich vorſtellt; deſſenungeachtet thut er für uns Alles, was im Bereiche ſeiner pecuniären Mittel liegt, und noch nie iſt er mit einer Zahlung, ſeiner Kapelle gegenüber, in Rückſtand geblieben. Unſere Wochengagen bezahlt er außerordentlich pünktlich. Einige haben ſogar bedeutenden Vorſchuß erhalten. Zu dieſen Letzteren gehöre auch ich, oder moi, wie der Franzoſe ſagt. (Du ſiehſt, daß ich bedeutende Fortſchritte gemacht, denn in Wien pflegte ich ſtatt moi immer noch „je“ zu ſagen). Mit Einem Wort: unſer Direkto iſt für uns Alle ſo beſorgt, wie ein zärtlicher Vate für ſeine folgſamen Herren Kinder.

Wir thun aber auch Alle unſere Schuldigkeit ſpielen unverdroſſen faſt jeden Abend, oft ganze Nächt hindurch, haben während unſeres Hierſeins bereit

26 öffentliche Concerte gegeben und uns außerdem ein Mal bei Hofe und fünf Mal in großen Geſellſchaften hören laſſen.

Wir leben kreuzfidel und laſſen uns durchaus nichts abgehen. Das Einzige, das Manchem unter uns zu fehlen ſcheint, iſt unſer herzliebes Wien und ſeine göttliche Gemüthlichkeit. Die Franzoſen haben viele gute Eigenſchaften, aber nicht „vühl G'fühl", wie unſer großer oder langer Neſtroy zu ſagen pflegt. — — —

P. S. Ich wollte dieſen Brief ſchon vorgeſtern abſchicken; aber da ich verhindert war, ihn ſelbſt auf die Poſt zu tragen, ſo blieb er bis heute liegen, und mir bleibt jetzt gerade noch ſo viel Zeit und Dinte übrig, um Dir in Eile das Allerneuſte und Allerwichtigſte, was ſich ſeitdem in unſerm Kreiſe zugetragen hat, mitzutheilen. Strauß iſt ſeit vorgeſtern ſpurlos verſchwunden. Niemand weiß, wo er hingekommen iſt. Nach Reichmann's Meinung hat ihn eine verſchmitzte Kokette vom Maskenball entführt und Gott weiß in welchen Schlupfwinkel gelockt. Wir Alle ſind beſorgt um ihn. Reichmann hat geſtern Abend der Polizei Anzeige von deſſen räthſelhaftem Verſchwinden gemacht; leider aber iſt es ihr trotz aller Nachforſchungen, die ſie anſtellen ließ, bis heute Nachmittag 4 Uhr noch nicht geglückt, ausfindig zu machen, wohin man ihn gelockt hat und was aus ihm geworden iſt. Auch der öſterreichiſche Geſandte, der ihn in ſeinen ganz beſondern Schutz genommen giebt ſich alle erdenkliche Mühe, den Aufenthalt unſeres Landsmanns zu erfahren und jene Perſon, die ihn, wahrſcheinlich auf Anſtiften eines ſeiner Brotneider, in's Garn gelockt hat, zur Rechenſchaft zu ziehen. — Auch der Hof nimmt großen Antheil. Die Herzogin von Orleans hat ſeit geſtern Abend beim Eigenthümer des Hôtels, in welchem wir Alle wohnen, ſchon drei Mal Erkundigung einziehen laſſen, ob von dem Verſchwundenen noch keine Nachricht oder irgend ein Lebenszeichen eingelaufen ſei. — Unſere Beſorgniß um ihn wächſt von Stunde zu Stunde. Wir erwarten durchaus nichts Gutes mehr und ſind bereits gefaßt, das Allerſchlimmſte zu erfahren. Sobald wir Gewißheit irgend welcher Art erhalten haben, werde ich's Dir augenblicklich melden. Gott ſchütze unſern lieben, braven Kapellmeiſter!

Paris am 10. Januar 1838. R.

P. S. Hier giebt's leider nur ſchlechte Kipfel. —"

## 4.

Während jedes Mitglied der Strauß'ſchen Kapelle um das Leben ihres berühmten Dirigenten noch viel beſorgter als der Schreiber jener Zeilen war, befand ſich unſer Wiener „Don Juan“ in der ſchmachvollen Gefangenſchaft des Doctors Saint-Gervais, der ihn im Auftrage der Frau Marquiſe von Bongars, ſeiner angeblichen Gemahlin, um jeden Preis als einen ziemlich unheilbaren Irren behandelte, welcher von der fixen Idee geplagt ward, der weltgefeierte Walzer-Napoleon, Meiſter Johann Strauß aus Wien, zu ſein.

Strauß befand ſich in peinlicher Lage. Wie ruhig und gelaſſen er am andern Morgen dem Irrenarzte auch immerhin verſicherte, daß nur Er ſelbſt — der Doctor nämlich! — ein Narr ſei, wenn er ihn für verrückt halte, ſo wollte ihm der Arzt doch keinen Glauben ſchenken und ſich das beruhigende Gefühl, einen neuen Koſtgänger erhalten zu haben, durchaus nicht abſtreiten zu laſſen.

Um ſich Gewißheit zu verſchaffen, „ob der Herr Marquis wirklich närriſch ſei oder nicht,“ beſchoß Doctor Saint-Gervais am zweiten Morgen, ſeinen hartnäckig läugnenden Patienten auf eine kleine Probe zu ſtellen.

— Sie bilden ſich alſo wirklich ein, der fameuſe Tanzcomponiſt Strauß aus Wien zu ſein?

— Ich bin Strauß, wiederhole ich Ihnen!

— Nun gut, wenn Sie dies wirklich ſind, ſo können Sie die vernunftgemäße Wahrheit dieſer etwas allzukühnen Behauptung nur dadurch beweiſen, daß Sie ſich huldreich geneigt finden laſſen, eine kleine Prüfung zu beſtehen ...

— Eine Prüfung, ſagen Sie? Welcher Art?

— Nur Geduld, mein lieber Herr Marquis! Wir fangen mit dem Leichten an und ſchließen mit dem Schwierigſten. Beantworten Sie mir zuerſt eine unſchuldige Frage! Welchen Unterſchied, par exemple, machen Sie zwiſchen mir und jener Blumenvaſe, die Sie dort auf dem Kaminſimſe ſehen?

— Sie, Mann Gottes, ſind von Fleiſch und Bein, und jene Vaſe dort iſt von Porzellan.

— Errare humanum oder, richtiger geſagt, humannum est, ſagen wir Franzoſen, ſeitdem wir einen Finanzminiſter haben, welcher, wie Ihnen vielleicht bekannt ſein wird, Humann heißt. Irren alſo iſt humänniſch, beſter Marquis, denn jene Vaſe dort iſt nicht von Prozellan, ſondern von Steingut ...

— Und was wollen Sie damit beweiſen?

— Daß Ihr Verſtand etwas gelitten hat.

— Erlauben Sie, Doctor, daß ich lache!

— Lachen Sie ſo viel Sie wollen; aber beantworten Sie mir gefälligſt eine zweite Frage. Welchen Unterſchied nehmen Sie gewahr zwiſchen mir und jenem Mauleſel, der hier unter Ihrem Fenſter den Milchkarren zieht.

— Zwiſchen Ihnen und Jenem finde ich gar keinen Unterſchied, ſagte Strauß, deſſen Aerger von Minute zu Minute wuchs.

— Brav, ſehr brav! lachte der Doctor. Es iſt durchaus nichts Seltenes, daß auch die Narren mitunter ziemlich witzig ſind. Ich erſuche Sie nun, lieber Marquis, mir ſchließlich noch eine dritte Frage zu beantworten: Welcher Unterſchied herrſcht zwiſchen Ihnen und mir?

— Ich bin vernünftig und Sie, Doctor, Sie ſind ein unverſchämter Narr!

— Charmant, charmant! Nun, wenn Sie wirklich Herr Strauß ſind, ſo werden Sie mir zugeben, daß Sie als ſolcher vor allen Dingen auch müſſen componiren können.

— Mann Gottes, das kann ich allerdings!

— Und wodurch wollen Sie dies beweiſen?

— Dadurch, daß ich mich anheiſchig mache, innerhalb dreißig Minuten in Ihrer Gegenwart einen neuen Walzer aufzuſchreiben . . .

— Das halte ich geradezu für unmöglich!

— Haben Sie vielleicht Luſt zu wetten!

— Ich wette um tauſend Francs, daß Sie nicht im Stande ſind, in einer halben Stunde einen vernünftigen Walzer zu componiren.

— Herr, ich gehe dieſe Wette ein!

— Doch wenn Sie zufällig verlieren?

— Dann zahle ich Ihnen das Doppelte!

— Abgemacht! ſagte der Doctor Saint-Gervais und ſah auf ſeine Uhr. Es iſt fünf Minuten über Zehn. Um halb Eilf muß Ihr Walzer fix und fertig ſein!

— Vielleicht ſchon etwas früher! Geben Sie mir Bleiſtift und Papier!

— Wozu?

— Zum Componiren!

— Ah, ſo haben wir nicht gewettet! Sie müſſen Ihren Walzer extemporiſiren, improviſiren!

— Auch das will ich thun! Aber dazu gehört wenigſtens eine Geige . . .

— Eine Geige? Die habe ich nicht!

— Dann kann ich auch nicht ſpielen . . .

— Dann haben Sie Ihre Wette verloren.

— Wer von uns iſt der Narr?

— Ich nicht, Marquis! ſagte der Arzt und trat ſeinen Rückzug an.

— Sie wollen gehen?

— Natürlich, um eine Geige zu holen, entgegnete der alte Schlaukopf, verließ ſeinen vermeintlichen Patienten und verſchloß hinter ſich vorſichtig die Thür.

Unſer Freund iſt nun wieder eingeſperrt. Er weiß nicht, ob er über die Geſchichte lachen oder vor Zorn aus der Haut fahren ſoll.

— Das Vernünftigſte wird ſein, ſagt ſich Strauß, ich lache darüber und warte geduldig wenigſtens ſo lange noch, bis der alte Narr mir eine Geige bringt. Ich improviſire ihm dann einen Walzer und falls er ſich erfrechen ſollte, mich auch dann noch für einen Narren zu halten, dann ſchlage ich ihm die Geige auf ſeinem dicken Schädel entzwei.

Strauß wartet . . . der Doctor kommt nicht.

Gegen Mittag ſchickt der Arzt ſeinem gefangenen Penſionair, wie Tags zuvor, ein Gabelfrühſtück.

— Ich wünſche den Doctor zu ſprechen, ſagt Strauß zum Wärter.

— Er iſt vor zwei Stunden ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

— Schicken Sie ihn, ſobald er kommt, ſprach unſer Freund und überließ ſich, als er allein war, dem Genuße der ſchmackhaft zubereiteten Schöpſenkeule. Im Grunde, fuhr er fort, fehlt mir hier nichts. Ich habe ein treffliches Bett und werde ſehr gut bewirthet. Was aber mögen meine Collegen von mir denken? Sicher werden ſie um mich ſehr beſorgt ſein, während ich mich in meiner Gefangenſchaft ziemlich wohl befinde und Zeit und Muße habe, mich hier von den Anſtrengungen der durchwachten und durchſpielten Nächte gänzlich ungeſtört auszuruhen. — — — —

Gegen zwei Uhr Nachmittags erſchien der Doctor.

— Wo ſind Sie ſo lange geblieben? fragte der Gefangene.

— Ich war in ganz Paſſy von Haus zu Haus umhergerannt, um mir eine Geige für Sie zu verſchaffen; es war mir nicht möglich, eine aufzutreiben. Da blieb mir nichts anderes übrig, als Mittags nach Paris hineinzufahren, um mir dort ein Inſtrument auszuleihen.

— Und wo ſteckt denn das Inſtument?

— Soeben bringt's der Wärter!

Strauß, der ſchon länger als zwei Tage nicht geſpielt hatte, fiel mit muſikaliſchem Heißhunger über die Violine her

— Zeigen Sie nun, was Sie können! ſprach der Arzt.

Strauß ſtreifte den Aufſchlag des rechten Frack-Aermels in die Höhe und verſuchte ein paar dergeſtalt disharmonirende Accorde, daß Doctor Saint-Gervais gezwungen war, ſich beide Ohren zuzuſtopfen.

— Dieſer arme Narr verſteht vom Geigenſpiel allem Anſcheine nach nicht viel mehr als ein Eſel vom Lautenſchlagen, dachte er bei ſich und ſchwieg.

Strauß improviſirte nun einen neuen Walzer. Der Arzt ſpitzte beide Ohren wie ein gutabgerichteter Jagdhund und lauſchte den luſtigen Klängen und ſyncopirten Rhythmen, deren eigenthümlicher Zauber ihn von Takt zu Takt mehr und mehr gefangen nahm. Der Walzer hatte ſo viel Packendes, daß der alte Herr ſich genöthigt ſah, ſeine ganze Willenskraft zuſammenzuraffen, um ſich durch die Macht dieſer Muſik nicht zum Tanzen verleiten zu laſſen. Es zuckte ihm in beiden Beinen. Aber deſſenungeachtet blieb er ſtandhaft.

Nachdem das Stück zu Ende war, fragte ihn Strauß:

— Nun, wie finden Sie dieſen Walzer?

— Beſter Marquis, das iſt kein Walzer!

— Ei, was denn ſonſt?

— Dieſer Tanz iſt eine ganze Oper. Ich fange in der That zu glauben an, daß . . .

— Ich doch wohl nicht verrückt bin, wenn ich mir einbilde, daß ich ein paſſable guter Geiger bin.

— Aber was, um Alles in der Welt, kann Ihre Frau Gemahlin veranlaßt haben, Sie meiner Obhut anzuvertrauen?

— Jene Frau hat Sie foppen wollen.

— Mich? fragte der Alte und ſchüttelte bedenklich ſeine ſchwer gepuderte Perrücke.

## 5.

In demſelben Augenblick tönte von der Straße ein dem Ohre unſeres Freundes bekanntes Lied herauf.

— Horch! Horch! rief Strauß und lauſchte.

Eine wohlklingende Baßſtimme ſang mit obligater Trommelbegleitung:

„Dagobert war Trommelſchläger,
Bei den Weibern ſehr en vogue,
Als er mit der Kaiſergarde
Anno Zwölf nach Rußland zog.“

— Ja, ja, das iſt er! rief Strauß.

— Wer iſt es? fragte der Doctor.

— Ein alter Freund, den mir der Himmel ſchickt, um mich aus meinem Kerker zu befreien, ſagte Strauß, riß das Fenſter auf und rief auf die Straße hinunter: Dagobert! Dagobert!

— Wie, Sie kennen dieſen martialiſchen Krüppel?

— Wir kennen uns ſeit langer Zeit.

— Ah, le fameux Monsieur Ans! rief Dagobert hinauf, als er ſeinen Wiener Freund und Wohlthäter erkannte.

— Hinauf, hinauf zu mir, alter Burſche! Man hält mich hier widerrechtlich gefangen!

— Ah, welcher Schurke unterſteht ſich das? ſchreit der alte Knaſterbart und ſtürmt, die Trommel wirbelnd, wie zum Angriff einer feſten Verſchanzung die beiden Treppen hinauf.

Oben angelangt ſchlägt er den Generalmarſch.

— Dieſer Krüppel macht einen Heidenlärm, ſagt der Arzt. Ich muß eilen, Ihrem ungeſtümen Befreier zu öffnen, ſonſt rennt die ganze Nachbarſchaft zuſammen.

— Oeffnen Sie, Onkelchen, öffnen Sie, denn dieſer Alte verſteht durchaus keinen Spaß und wirbelt ſo lange, bis ganz Paſſy hier zuſammenſtrömt.

— Die Hölle verſchlinge dieſen unverſchämten Tambour, flucht Doctor Saint-Gervais und öffnet die Thür.

— Nun iſt meine Gefangenſchaft zu Ende, jubelt der Penſionär.

Laut wirbelnd rückt der Befreier ein.

— Wer wagt's, Sie hier gefangen zu halten? fragt Dagobert.

— Dieſer alte Narr da, der ſich für geſcheidt, mich aber für verrückt hält und mir durchaus nicht glauben will, daß ich Derjenige bin, für den ich mich ausgebe. Sagen Sie es ihm, Dagobert, wie ich heiße.

— Cet homme-là, mon vieux crétin, est le fameux compositeur Monsieur Jean Strauss, premier violon de l'Europe!

Sie ſind alſo wirklich Herr Strauß?

— Wie oft ſoll ich's Ihnen wiederholen?

— Dann heiße ich Sie herzlich willkommen. Geruhen Sie freundlichſt, mein Haus ganz als das Ihrige zu betrachten . . .

— Herr, ich denke nicht daran . . . laſſen Sie mich augenblicklich fort . . . meine Geſchäfte rufen mich nach Paris . . .

— O bleiben Sie wenigſtens noch eine Nacht bei mir!

— Nicht Eine Stunde mehr, alter Herr!

— Kommen Sie, Monſieur Ans, kommen Sie! Jeder, der Sie daran zu verhindern ſucht, iſt ein Kind des blaſſen Todes. Ich ſchlage ihn mit meinen Trommelſchlegeln todt. En avant, Monsieur l'artiste, en avant! Der alte Dagobert deckt den Rückzug.

Meiſter Strauß greift nach ſeinem Hute.

— Sie wollen mich alſo wirklich verlaſſen? fragt der alte Arzt tief gerührt.

— Natürlich, Onkelchen, natürlich! Zuvor aber erlaube ich mir zu fragen, was ich Ihnen ſchuldig bin?

— Sie ſind mir gar nichts ſchuldig. Sie haben die kurze Pflege, die ich Ihnen angedeihen ließ, zehnfach durch den Genuß vergolten, den Sie mir, kurz vorher, durch den Vortrag Ihres improviſirten Walzers zu bereiten ſo gütig geweſen ſind. Ich ſchätze mich glücklich, durch ein mir noch immer unerklärliches Ereigniß Ihre höchſt anziehende Bekanntſchaft gemacht zu haben und habe, bevor wir ſcheiden, nur noch eine Bitte an Sie . . .

— Bitten Sie, alter Herr, bitten Sie!

— Heute über acht Tage veranſtalte ich zur Erheiterung aller meiner Obhut anvertrauten Irren ein kleines Maskenfeſt, zu welchem ich Sie hiermit höflichſt einzuladen mir erlaube . . .

— Und was ſoll denn ich dabei?

— Mir und meinen Penſionairen einen großen Liebesdienſt erweiſen, dadurch, daß Sie ſich huldreichſt herablaſſen, meinen armen Kranken wenigſtens einen Ihrer magiſch erheiternden Walzer vorzuſpielen . . .

— Ich bin Ihr Schuldner und werde kommen.

— Darf ich mich wirklich darauf verlaſſen?

— Mein Wort und meine Hand darauf! Doch werde ich nicht allein kommen, ſondern, falls Sie nichts dagegen haben, einen Theil meiner Kapelle mitbringen.

— Meine Anſtalt wird ſich durch den Balſam Ihrer Muſik unbeſchreiblich beruhigt und Ihr ganz ergebener Diener ſich unendlich geſchmeichelt fühlen.

— Ich komme und muſicire mit, verſpricht der „ſchöne Dagobert“ und trommelt mit der Linken den Rückzugsmarſch.

Und während Doctor Saint-Gervais ſeinen ſcheidenden Koſtgänger die Treppen hinabbegleitet, zieht trommelnd der alte Krüppel voran, in Erinnerung an die ſchönen Tage der Vergangenheit die Strophe ſingend:

„Victorine hieß die Kleine,
Die mein Stolz und Abgott war;
Hunderttauſend Teufel blitzten
Aus dem dunklen Augenpaar.“

Strauß und Dagobert beſteigen einen Fiacre. Beide kehren dann nach Paris zurück.

Als Meiſter Strauß (er hatte ſeinen Begleiter unterwegs auf dem Boulevard Poiſſonnière abgeſetzt) friſch und wohlbehalten am Eingange des Hotel Violet aus dem Fiacre herausſpringt, verbreitet ſich die Kunde von der Wiederkunft des verlorenen Kapellmeiſters wie ein Lauffeuer durch's ganze Haus. Von allen Treppen und aus allen Thüren ſtürzen ihm die freudig überraſchten Lämmer der drei Tage lang hirtenlos gebliebenen Muſikheerde mit der erſtaunten Frage entgegen:

— Ach, Gott, wo waren Sie denn?

Der Kapellmeiſter, welcher wohlweislich beſchloſſen hatte, über das tragi-komiſche Abenteuer, deſſen Opfer er geworden war, einen dichten Schleier der Vergeſſenheit zu werfen, beruhigt ſeine Landsleute durch die Antwort:

— Meine Herren, ich war in Dijon!

— Und was haben Sie dort gemacht? fragt Reichmann.

— Ich habe mir das Irrenhaus angeſehen.

— Und weiter nichts? fragen die Andern.

— Außerdem habe ich ein Concert gegeben . . .

— Ohne uns? fragt die ganze Kapelle.

— Ich habe ein einfaches Solo gegeigt zum Beſten eines alten Herrn, der durchaus nicht glauben gewollt, daß ich Strauß bin.

— Gottlob, daß Sie wieder da ſind! rufen Alle und drücken die väterliche Hand ihres Beſchützers.

## 6.

Wir laſſen jetzt die loſen Maſchen unſeres Erzählungsſtrumpfes fallen, um der freundlichen Leſerin ein kleines Intermezzo zu erzählen.

Ein norddeutſches Blatt hat unlängſt eine Prämie ausgeſchrieben. Wofür? Für die beſte und gediegenſte Novelle. Da meine äußerſt unbeſcheidene Wenigkeit raſende Luſt verſpürt, jenen Preis von fünfzig Dukaten zu gewinnen, ſo habe ich den entſetzlich kühnen Entſchluß gefaßt, als Concurrent aufzutreten und jenen Maskenball zu beſchreiben, welcher, acht Tage nach Straußens Befreiung, in der Irrenheilanſtalt des Doctors Saint-Gervais zu Paſſy ſtattfand. Hier folgt die Novelle. Sie iſt nach meinem Dafürhalten ein kleines Meiſterſtück und in mehr als einer Beziehung würdig jenes fabelhaften Preiſes von fünfzig Dukaten.

Ich erſuche jenes norddeutſche Blatt, dieſe höchſt gelungene Preis-Novelle ihren 52,000 Abonnenten („die nicht gerechnet, die der Fluß verſchlang") ja nicht mit Einem Male, ſondern nach Vorſchrift löffelweiſe einzugeben, ſo zwar, daß ſie ſich wie ein mündig geſprochener Bandwurm durch mindeſtens zwölf Nummern ihrer Zeitung fortſchleppt.

Man leſe und urtheile dann ſelbſt.

## Sonne und Mond, oder: Colombine und Arlequin.

Preis-Novelle von Pferdinand Purzbüchler.

Ganz Paris kennt den Doctor Saint-Gervais.

(Fortſetzung folgt.)

Er iſt einer der geſchickteſten Irrenärzte Europa's und der ganzen Umgegend und ſteht in dem (ſchwer erkauften) Rufe, jede Art von Wahnſinn zu heilen und jeden Narren, weß Standes und weß Glaubens er auch ſei, wieder zur Vernunft zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Beſagter Doctor Saint-Gervais behandelt die ihm anvertrauten Narren auf höchſt kluge Weiſe: er heilt die Meiſten:

a) durch ſtrenge Diät;
b) durch regelmäßige Leibes-Bewegung;
c) durch harmloſe Pfänderſpiele und
d) durch die magiſche Wirkung der Muſik.

(Fortſetzung folgt.)

Im Carneval des Jahres 1838 kam Doctor Saint-Gervais auf den äußerſt geiſtreichen Einfall, einen Maskenball zu veranſtalten, an welchem alle Narren und Närrinnen, die ſich zu jener Zeit in ſeiner weltberühmten Heilanſtalt befanden, Theil nehmen durften.

Das Orcheſter leitete der berühmte Strauß.

In dem mit Blumen-Feſtons reich geſchmückten, durch Luſtres und Girandolen taghell erleuchteten Ballſaale ſchwärmte ein Bienenſchwarm buntfarbiger Masken, gegängelt von den Klängen frohſinnzündender Tanzweiſen des Wiener Walzervirtuoſen.

Jedem Narren war die Wahl der Maske freigeſtellt.

Es war ein komiſcher und zugleich unheimlicher Anblick, den düſtern Wahnſinn im heitern Narren-Gewand umherraſen zu ſehen.

Hier gewahrt man Arlequins und Colombinen, römiſche Pantalons und türkiſche Kaftans, Veſtalinnen und Fledermäuſe, Eremiten und Schornſteinfeger, polniſche Juden und Schweizer Mimili's.

Der Zuſchauer glaubte ſich auf den Markusplatz nach Venedig verſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Nur einem dieſer Narren, einem Genfer Uhrmacher, welcher Rouſſeau's „Contrat social" geleſen und darüber ſein Bischen republikaniſchen Verſtand verloren hatte, war von einem der Wärter, die ſich als Koſaken maskirt hatten, der Eintritt in den Ballſaal verwehrt worden, weil dieſer Narr wie weiland Adam —

(Fortſetzung folgt.)

in puris naturalibus zu erſcheinen entſchloſſen war.

Die andern Wahnſinnigen aber, die ſich viel anſtändiger als manche ſogenannte Vernünftige benahmen, gaben ſich den Freuden des Feſtes und der beruhigenden Einwirkung der Strauß'ſchen Zaubermuſik mit ſolcher Heiterkeit hin, als ob ſie ganz und gar vernünftig wären.

Sie foppten ſich gegenſeitig „mit wenig Witz und viel Behagen": ſie ſcherzten, kicherten und lachten; ſie hüpften, tanzten, ſprangen umher und waren ſo ausgelaſſen luſtig wie —

(Fortſetzung folgt.)

kleine, ungezogene Rangen.

Das Strauß'ſche Orcheſter — Zeuge dieſer hypernaiven Feſtlichkeit — rief jetzt ſämmtliche Narren des Doctors Saint-Gervais zur Quadrille.

Mitten im Tanze entſpann ſich zwiſchen einer jungen tannenſchlanken Colombine und einem pyramidal-gewandten Arlequin folgendes caſſandradunkle Geſpräch:

(Fortſetzung folgt.)

— Maske, ſagte Colombine zu ihrem Arlequin, äußerm Vernehmen nach biſt Du der Geliebte, der mich treulos verlaſſen hat . . .

— Ich Dein Geliebter? Warum nicht gar! Ich habe Dich niemals geſehen. Wer biſt Du?

— Ich bin das glänzendſte Geſtirn des Tages, die Königin des Himmels: ich bin, mit Permiſſion zu ſagen, die Sonne!

— Blendende Sonne, erhabene Himmelstyrannin, es freut mich unendlich, Deine entzückende Bekanntſchaft zu machen. Die glühenden Strahlen Deiner Augen, die ich leider nicht ſehen kann, ſchmelzen das Eis meines Herzens.

— Verräther, ich erkenne Dich an dem heuchleriſchen Schmelze Deiner treuloſen Stimme! Du haſt mir Treue geſchworen und all' dieſe Schwüre gebrochen. Du haſt mich . . .

(Fortſetzung folgt.)

getäuſcht, hintergangen, betrogen!

— Ich? Dich?? Betrogen??? Für wen hältſt Du mich denn?

— Du biſt das glänzendſte Geſtirn der Nacht: Du biſt, mit Reſpect zu ſagen, der blaſſe Mond!

— Mondſüchtige Sonne, Du irrſt Dich gewaltig! Ich bin nicht der gehörnte Mond; ich bin nichts weiter als ein armer, unglücklicher, von Weltſchmerz und Podagra zerriſſener Haſe, der beſtändig von einem rieſengroßen ſchwarzen Pudel verfolgt wird, welcher auf den Namen Agamemnon hört.

— Vergebens, feiger Haſe, ſuchſt Du mich zu täuſchen!

— O beſte Sonne, verrathe mich nicht! Sieh', all' dieſe Weſen hier ſind maskirte Pudel. Erfahren ſie, daß ich armer Teufel jener Haſe bin, deſſen Spur ſie verfolgen, dann, Sonne, liebe Sonne, iſt's um mich geſchehen . . . dann packen und zerreißen ſie mich.

— Du willſt alſo nicht geſtehen, daß Du der falſche, treuloſe, meineidige Mond biſt?

— Ich ſchwör's bei meinen Löffeln, daß ich ein Haſe bin!

— Wohlan, ſo fahre hin, haſenfüßiger Mond! Hella, Ihr Hunde! ruft die Sonne, dieſer elende Arlequin da iſt nicht der Mond . . . er iſt der Haſe, den Ihr ſucht.

In demſelben Augenblick . . .

(Fortſetzung folgt.)

öffnet ein Wärter den Eingang zum Saale.

Othello, der unheimlich ſchwarze Pudel des Doctors Saint-Gervais, als Mohr von Venedig verkleidet, miſcht ſich bellend in den dichten Masken-Knäuel.

Als Arlequin-Haſe das Bellen des Hundes vernimmt, ruft er (der Haſe nämlich) im Tone der gräßlichſten Verzweiflung: „Weh mir, ich bin verrathen!“ und ergreift das Haſenpanier.

Wie ein Beſeſſener rennt er von einem Ende des Saales zum andern.

Die betrogene Sonne rennt dem gewiſſenloſen Monde und der ſchwarze Pudel der weißen Colombine nach.

Dieſes Wettrennen, dieſes Steeple-Chaſe, ergötzt die andern Masken dergeſtalt, daß ſie, gleich als ob ſie Zeugen einer wilden Treibjagd wären, Heiſſah, Huſſah, Hellah he! ſchreien, lachend in die Hände klatſchen und den armen Haſen und ſeine beiden Verfolger, die Sonne und den Pudel, mehr und mehr in die Enge treiben.

Das Strauß'ſche Orcheſter ſpielt gemüthlich weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Der arme Arlequin aber, durch den heilloſen Lärm und das teufliſche Bellen des Mohren von Venedig in unbeſchreibliche Todesangſt gejagt, durchbricht halb todtgehetzt die dichten Maskengruppen und ſpringt — da ihm kein anderer Ausweg offen bleibt — mit Einem Sprunge durch's Fenſter. Die Sonne folgt dem herabgeſprungenen Monde. Der Pudel ſteht klaffend am Fenſter.

(Schluß folgt.)

Unten auf den mit fußhohem Schnee bedeckten Quadern des monderhellten Hofraumes lagen zwei zerſchmetterte Leichname. Vom Himmel ſchaute der helle Mond und vom Fenſter der finſtere Pudel auf die ſchöne Sonne und den unglücklichen Haſen herab. Beide aber ſchwammen in ihrem Blute. Das Orcheſter ſchwieg. Das Maskenfeſt hatte ſein Ende erreicht.

(Nachwort.)

Fertig! Nun, norddeutſches Blatt, bitte ich mir die fünfzig Dukaten aus.

## 7.

Sechs Wochen nach jenem Maskenballe, den wir ſo eben in der Form eines Capriccio beſchrieben haben, verließ Meiſter Strauß, nachdem er in Paris 86 öffentliche Concerte gegeben hatte, am 28. Februar 1838 das Pariſer Babel und eilte mit ſeiner Kapelle, deren Ruhm ganz Frankreich durchhallte, nach Amiens.

Er gab hier zwei glänzend beſuchte Concerte und folgte dann einem an ihn ergangenen Rufe nach Lille, wo er ſich viermal hören und, wie überall, auch hier allgemeine Bewunderung zurückließ.

Von hier zog der „ſieggekrönte Friedensheld“ nach dem herrlichen, unter dem Schutze des liebenswürdigſten aller Monarchen ſich zu immer ſchönerer Blüthe entfaltenden Belgien.

Hier benützte er das nach allen Richtungen ſchon damals vollendete Eiſenbahnnetz, um faſt jeden Tag in einer andern volkreichen, genußſüchtigen und muſikliebenden Stadt dieſes glücklichen Königreichs ein paar Concerte zu geben. Er ſpielte abwechſelnd in Antwerpen, Mecheln und Brüſſel, bald in Löwen, Brügge, Gent und Lüttich. Ueberall feierte er die glänzendſten

Siege; den größten Enthuſiasmus erregte er in der letztgenannten Stadt.

Aber trotz all' dieſer brillanten Erfolge vermochte er, wie ſein mehrfach genannter Biograph berichtet, in pekuniärer Hinſicht keine Ueberſchüſſe zur Deckung der Weiterreiſe zu erzielen, da ſeine Auslagen ſich eher vermehrten als verminderten. Herr Scheyrer erzählt: „Der wackere Kapellmeiſter, welcher all' ſeinen Verpflichtungen mit ſtets gleicher Pünktlichkeit und Uneigennützigkeit nachkam, ſah ſich ſogar genöthigt, werthvolle Kleinodien und Geſchenke zu veräußern und zu verpfänden, um ſeinen einmal gefaßten Reiſeplan nach den Küſten Albions zu ermöglichen.“

In der mondhellen Nacht des 11. April 1838 trug das prächtige Dampfſchiff „Victoria“ die fröhliche und wohlgemuthe Künſtlerſchaar durch die ſilberſchimmernden Wogen der Nordſee nach dem Lande der Beefſteaks und Guineen, nach dem ſtolzen Großbritannien hin.

Einen Tag ſpäter nahm das unermeßliche Themſe-Babel, London genannt, die Strauß'ſchen Argonauten in ſeine zwei Millionen Arme auf.

Schon von Paris aus hatte Meiſter Strauß mit dem Beſitzer eines Londoner Hôtels, wegen anſtändiger

Beherbergung und Verpflegung ſeiner Geſellſchaft einen brieflichen Vertrag abgeſchloſſen. Der Gaſthof, in den er ſie eingemiethet hatte, war aber ziemlich theuer und noch außerdem unſauber.

Die Saiſon ſowohl als auch die auf den 28. Juni anberaumte Krönung der jungfräulichen, am 20. Juni 1837 zur Regierung gelangten Königin Viktoria war dem Strauß'ſchen Unternehmen ſo außerordentlich günſtig, daß er ſich auch vom pekuniären Standpunkt aus die beſten Erfolge verſprechen durfte.

Bald nach ſeiner Ankunft meldete er ſich beim öſterreichiſchen Geſandten. Fürſt Eſterhazy, einer der reichſten und kunſtſinnigſten Magnaten Ungarns, empfing ihn ſo liebevoll wie einen alten Bekannten, deſſen unerwarteter Beſuch ihn außerordentlich erfreute.

— Sie werden hier brillante Geſchäfte machen, ſagte er zu Strauß, doch gebe ich Ihnen vor Allem einen guten Rath: hüten Sie ſich vor zwei Dingen: vor Exceſſen und Prozeſſen. Vermeiden Sie jede Art gerichtlicher Verhandlung. In ſolchen Fällen kann keine Perſon in ganz England, weder der Geſandte Ihres Kaiſers, noch die junge Königin ſelbſt, Sie irgendwie in Schutz nehmen. Alles Uebrige, Landsmann, findet ſich ſpäter. Ich werde Sie dem Hofe empfehlen, und ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie im Palaſte zu Saint-James eine eben ſo freundliche Aufnahme finden werden, wie bei mir, der ich Alles für Sie thun will, was in meinen ſchwachen Kräften liegt, um Ihrem liebenswürdigen Talente auch hier vollkommene Anerkennung und nicht blos Lorbeer, ſondern auch Geld zu verſchaffen. Herr Scribe iſt ein franzöſiſcher Windbeutel. Gold, lieber Strauß, iſt keine Chimäre! Das weiß Unſereiner wohl am beſten!

So ungefähr ſprach der reiche Cavalier, der, wie jener zweite Philipp von Spanien von ſich ſagen durfte: „In meinen Beſitzungen geht nicht die Sonne unter."

Strauß eröffnete am 17. April den Reigen ſeiner Concerte, wie die Anſchlagszettel mit fingerdicken Buchſtaben anzeigten: under the patronage of Her Majesty the Queen Victoria and His Highness the prince Esterházy im königlichen Concertſaale auf dem Hannover-Square.

Der Erfolg war über alle Beſchreibung glänzend. Es regnete Applaus, es goß Begeiſterung.

Dann ſpielte er in Willi's Rooms und endlich in der London Tavern City.

Nun hatte Strauß ſein Spiel gewonnen. Er erhielt für zwölf Concerte, die er im letztgenannten Lokale gab, 1200 Guineen (12,000 Gulden Conv. M.).

Welch' coloſſaler Ruf unſerm beſcheidenen Künſtler nach der Themſeſtadt vorausgeeilt war und wie weit er denſelben noch übereilte, geht ſchon daraus hervor, daß faſt alle Kunſt-Notabilitäten, die ſich um jene Zeit dort eingefunden hatten, ſich beeilten, dem Wiener Meiſter freiwillig ihre Mitwirkung anzubieten.

Er brauchte Keinen als ſich ſelbſt. Nicht ſich, ſondern nur Andern zum Nutzen ließ er ſich bewegen, Tereſa Milanollo, die damals kaum acht Lenze zählte, in einem ſeiner Concerte der Kunſtwelt London's vorzuführen und dadurch den erſten Grundſtein zu ihrem jungen Ruhme zu legen.

Straußen's Name hatte in Frankreich und England ſchon ſo große Popularität erlangt, daß mancher Brief, der dem gefeierten Kapellmeiſter aus Paris oder aus andern Städten nachlief, oft nichts weiter als die einfache Adreſſe trug:

„A Monsieur Strauss en Europe.“

In früherer Zeit konnte ſo etwas nur einem ſo weltberühmten Arzte, wie dem Holländer Herman Boerhave, geſchehen, welcher, hundert Jahre vor Strauß, einen Brief mit ähnlicher Aufſchrift aus China erhalten haben ſoll. Was aber war Boerhave gegen Strauß? Ein armſeliger Heilkünſtler gegen einen Hexenmeiſter!

Am 26. April ſpielte er zum erſten Male bei Hofe. Fürſt Eſterhazy ſtellte ihn der damals kaum neunzehnjährigen Königin vor.

— Ich kenne Sie ſchon lange Zeit, ſagte Victoria. Seit zwei Jahren giebt es in meinem ganzen Reiche keine fleißigere Spielerin Ihrer wunderlieblichen Tänze als mich. Ich kenne ſie faſt alle auswendig . . .

Und Strauß verneigte ſich mit tieſem Schweigen, denn er war, wie geſagt, kein großer Redner.

— Sie müſſen recht lange bei uns bleiben, um unſern guten Engländern etwas mehr Geſchmack für die deutſche Tanzmuſik einzuflößen. Ach, ich liebe ſie über Alles, und wäre ich nicht König von England, ſo würde ich nichts lieber thun, als täglich nach einem Ihrer herrlichen Walzer tanzen.

— Geſtatten mir Ihre Majeſtät, Ihnen den neuen Walzer, den ich für das heutige Hoffeſt componirt habe, als Tribut meiner tiefgefühlten Dankbarkeit zueignen zu dürfen.

— Ich nehme dieſe Widmung mit Vergnügen an, um ſo lieber, da dieſer Tanz mir außerordentlich gefallen hat. Welchen Namen werden Sie ihm geben?

— Huldigung der Königin Victoria, ſtammelte Strauß, ſich klaftertief verneigend.

— Ich bleibe Ihre dankbare Schuldnerin, ſprach die Königin und kehrte zum Gefolge ihrer Hofdamen zurück.

— Sie haben Ihre Sache gut gemacht, ſagte Fürſt Eſterhazy, ihm vertraulich die Schulter klopfend. Ihre Majeſtät iſt entzückt von Ihnen. Nun ſind wir geborgen, lieber Strauß! Apropos, Landsmann, morgen ſpielen Sie einmal bei mir!

— Verzeihen Sie, Durchlaucht, das geht nicht!

— Warum denn nicht? Qui veut peut, ſagt Herr Jacotot.

— Den kenne ich nicht, bekannte Strauß. Deſſen ungeachtet bedaure ich unendlich, auf Ihre huldreiche Einladung für morgen — leider! — Verzicht leiſten zu müſſen, da ich bereits verſagt bin. Morgen ſpiele ich bei Herrn Rothſchild.

— Ah, dieſe reichen Juden! Sie ſchnappen uns armen chriſtlichen Fürſten ſtets das Allerfriſcheſte und Allerbeſte keck vor der Naſe weg. Wann alſo ſpielen Sie bei mir?

— Wann Ew. Durchlaucht es befehlen . . .

— Ich habe Ihnen nichts zu befehlen. Sie erweiſen mir eine große Gefälligkeit, wenn Sie ſo freundlich ſein wollen, übermorgen mein Gaſt zu ſein.

— Ich werde nicht verſäumen, zu erſcheinen.

— Alſo übermorgen auf Wiederſehen, meine Herren, ſagte der Geſandte zu Strauß und deſſen Gefolge, die ſich dankend verbeugten.

Von allen Cavalieren des Feſtlandes ſind, wie bekannt, jene Oeſterreichs die allerliebenswürdigſten.

## 8.

Am folgenden Morgen erhielt Meiſter Strauß von der Königin Victoria eine mit Brillanten beſetzte Tabatière und außerdem ein Geſchenk von 200 Pfund Sterling (2000 Gulden CM.).

— Wie Schade, daß ich nicht ſchnupfe, ſagte er zu Reichmann.

— So etwas iſt immer zu gebrauchen, meinte der treue Gefährte, dem die kleinen Geldverlegenheiten ſeines Kapellmeiſters nicht unbekannt geblieben waren. Im Nothfall läßt ſich das verſetzen!

— Wahr geſprochen, dachte Strauß und lächelte.

Abends ſpielte er bei Herrn Rothſchild.

Der folgende Morgen brachte ein Billet mit 300 Pfund Banknoten.

— Dieſe Hebräer ſind nicht zu verachten, meinte Reichmann und ſtrich, als Kaſſenführer, ſeinen friſch gewichſten Schnurrbart.

Abends ſpielte Strauß beim Fürſten Eſterhazy.

Am folgenden Morgen kam ein Billet mit 400 Pfund.

— Der Himmel hängt voll Geigen, triumphirte die zweibeinige Kaſſenverwaltung. Es hagelt Sterlinge und Guineen. Wenn dieſer Geldregen nur noch drei lumpige Monate anhält, dann fragen wir eines ſchönen Morgens: Was koſtet dieſes kleine allerliebſte London?

Meiſter Strauß aber dachte ganz anders. Er war durch und durch Künſtler; ſein Wahlſpruch hieß: „Non auro, sed lauro!“

Das Geld verſchwand unter ſeinen Händen. Er ſchien zu Jenen zu gehören, welche Frau Fortuna mit zerriſſenen Taſchen auf die Welt kommen läßt. Straußens Kaſſe glich dem bodenloſen Danaiden-Faſſe. Viel floß hinein . . . viel floß hinaus.

Dreihundert Pfund ſchickte er nach Wien. Auch Frau und Kinder brauchten Geld.

Bald darauf trat wieder Ebbe ein. Zum Unglück ward er noch in einen Prozeß verwickelt. Das Hôtel, in das er ſich und die Seinen eingemiethet hatte, war dergeſtalt unſauber und die Beköſtigung für den enorm hohen Preis ſo herzlich ſchlecht, daß Strauß ſich gezwungen ſah, ſich vor Ablauf der brieflich ſtipulirten Vertragszeit um ein reinlicheres und billigeres Boarding-Houſe umzuſehen. Plötzlich zog die ganze Geſellſchaft aus. Der wüthende Wirth ſtellte Klage an. Strauß ward vor die Jury geladen. Der Oberrichter mit ſeiner vorſündfluthlichen Allongeperrücke hielt, nach abgehörter Vertheidigung des Strauß'ſchen Anwalts, dem prellenden Gaſtwirthe, der ſich ſelbſt vertheidigte, einen eindringlichen Straffermon und erkannte ihm nichts weiter als eine Entſchädigung für drei Tage im Betrage von 29 Pfund Sterling (290 Gulden C. M.) zu, welche der Verklagte ſofort bezahlte.

Einen Tag vor ſeinem Auszuge aus jenem Hôtel war unſer Wiener Freund auch noch beſtohlen worden. Ein Diener des Gaſthofs hatte beim Oeffnen eines Schrankes, in welchem Strauß den Schlüſſel hatte ſtecken laſſen, 97 Pfund Sterling entführt, war mit Extrapoſt nach Dover durchgegangen und auf einem von dort noch zu rechter Zeit abſegelnden Dampfſchiffe nach Frankreich entflohen.

Gerade an dem Tage, an welchem in die Fluth der Strauß'ſchen Baarſchaft momentane, aber totale Ebbe eingetreten war, ſtellte ſich ein Haifiſch von Gerichtsdiener ein, der ihm eine lange Litanei von gerichtlichen und außergerichtlichen Koſten im Betrage von 140 Pfund Sterling (1400 Gulden C. M.) präſentirte und ihm ohne lange Procedur einen Eid abnahm, daß er — hört, hört! — dieſe Kleinigkeit gutwillig anerkenne und ſofort bezahle, oder Bürgſchaft leiſte.

— Sie dürfen Ihr Zimmer nicht verlaſſen, ſagte der Scherge der ſogenannten Gerechtigkeitspflege. Sonſt werden Sie ohne Weiteres arretirt und nach der Queens-Bench abgeführt.

— Was iſt das für ein Ort? fragte Herr Reichmann, welcher Zeuge dieſes gänzlich unerwarteten Beſuches war.

— Queens-Bench, Sir, iſt unſer hochberühmtes Schuldgefängniß.

— Der Gukuk hole Ihr verteufeltes Schuldgefängniß! Und das nennt man Freiheit hier? Verehrter Sir, Sie können ruhig gehen! Wir werden Ihnen gewiß nicht davonlaufen!

— Es bindet Sie Ihr Eid, Sir, ſagte die gerichtliche Sphynx zu dem Wiener Oedip, der wie verſteinert daſtand.

Der Gerichtsdiener ging ... Strauß und Reichmann blieben.

— Sagen Sie, was fange ich nun an, um dieß verdammte Geld aufzutreiben?

— Da giebt's nur Ein Mittel, Kapellmeiſter. Wo haben Sie Ihren neuen Victoria-Walzer?

— Er liegt dort auf dem Pulte ...

— Den nehme ich mit Ihrer Erlaubniß ...

— Und was wollen Sie damit anfangen?

— Das errathen Sie nicht? Ich eile geraden Weges zu Cocks ...

— Und wer iſt denn dieſer Mann?

— Er iſt der reichſte Muſikalienhändler Londons... Dem verkaufe ich dieſen wunderhübſchen Walzer ... der Kerl muß Sie dafür auslöſen ...

— Wie aber, wenn er nicht will?

— Er wird wollen, er muß wollen! Dieſer Walzer wiegt unter Brüdern 150 Pfund auf. Er iſt ſchön, wunderſchön und trägt den Namen der nicht minder ſchönen Königin, welche die Zueignung huldreich angenommen hat. Ich fahre ſchnurſtracks hin zu ihm . . . bald bin ich wieder bei Ihnen!

Reichmann rannte wie ein geſtiefelter Kater. Unterwegs ſtieg er in einen Omnibus . . . in zehn Minuten war er am Ziele.

— Hier bringe ich Ihnen einen Walzer! ſagte der ehrliche Deutſche.

— Ich bin mit dieſer Sorte hinlänglich verſehen, entgegnete der engliſche Muſikalienhändler.

— Solch' einen Walzer, Sir, haben Sie noch niemals verlegt.

— Von wem iſt denn das Ding?

— Sir, ziehen Sie gefälligſt Ihren Hut! Dieſes Ding da iſt von Strauß!

— Von Strauß, der bei Hofe geſpielt?

— Von ihm, Sir, und keinem Andern!

— Und wie heißt denn das Ding?

— Sir, ſprechen Sie mit mehr Achtung von dieſem Ding! Es iſt Opus 103 des weltberühmten Meiſters Johann Strauß aus Wien und heißt — Huldigung der Königin Victoria.

— God save the Queen! gähnte Cocks und zog ſeinen Hut, der, beim Lichte der Lampe betrachtet, eine Lederkappe war.

— Es wird Ihnen bekannt ſein, daß Ihre Majeſtät die Königin allerhuldreichſt geruht hat, die Dedication dieſes wahrhaft königlichen Walzers anzunehmen ...

— Ich habe davon etwas erzählen gehört. Wieviel verlangen Sie für das Ding?

— Für das Ding verlange ich gar nichts.

— Um dieſen Preis behalte ich es!

— Dieſer Walzer, Sir, koſtet zweihundert Pfund.

— Ich zahle Ihnen dafür die Hälfte ...

— Dann fahre ich zu einem Andern ...

— Bleiben Sie, theurer Sir, bleiben Sie! Ausnahmsweiſe will ich Ihnen 150 Pfund zahlen ... aber auch nicht ſechs Pence mehr ...

— Ich empfehle mich Ihnen, ſagt Reichmann.

— Sir, wer ſind Sie denn eigentlich?

— Ich heiße Reichmann und bin der Geſchäftsführer des berühmten Strauß.

— Gut, ich zahle ihm 200 Pfund!

— Heraus mit dem Gelde! rief Reichmann.

— Sagen Sie Ihrem Herrn, er möge ſich ſelbſt zu mir herbemühen, um das Honorar perſönlich in Empfang zu nehmen ...

— Herr Strauß kann heute unmöglich ausgehen...

— Iſt er krank?

— Sehr! antwortet Reichmann, ſeine Halsmaſche hinunterziehend.

— Und was fehlt denn Ihrem Herrn?

— Der Aermſte hat das Stuben-Fieber. Er muß auf Befehl das Zimmer hüten.

— Gehen Sie jetzt vielleicht zu ihm?

— Geraden Weges . . .

— Gut, dann begleite ich Sie, Sir!

— Mir recht! Aber vergeſſen Sie nur Eines nicht . . .

— Was, Sir?

— Die verdammten zweihundert Pfund Sterling einzuſtecken.

— Das iſt beſorgt, ſagt der Schlaukopf. — — —

Eine Stunde ſpäter war Strauß aus aller Verlegenheit. Er ſchloß mit Herrn Cocks einen höchſt vortheilhaften Verlags-Contract.

Acht Tage darauf erſchien Opus 103. Es heißt — Huldigung der Königin Viktoria.

## 9.

Es war nun wieder Fluth eingetreten. Strauß bezahlte noch an demſelben Tage die 140 Pfund Gerichtskoſten und ſchenkte ſeinem Geſchäftsträger, der ſo gewandt die Unterhandlung mit Meiſter Cocks geleitet hatte, eine Zwanzig-Pfund-Note mit den Worten:

— Reichmann, Sie ſind ein kleiner Tauſendſaſa! Ich bleibe für immer Ihr Schuldner!

Am 10. Juni machten Strauß und ſeine Kapelle einen kleinen Abſtecher nach Cheltenham und Bath. An beiden Orten gab er zwei ſtarkbeſuchte Concerte und kehrte eilig nach London zurück.

Unſer Freund ward nun dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß er manchen Tag zwei Productionen abzuhalten ſich veranlaßt ſah. Es geſchah nicht ſelten, daß er nach einem Mittag- oder Abendconcerte bei einem der reichen Crösuſſe des engliſchen Adels meiſtens noch die Ballmuſik bei Hofe übernehmen mußte. Dafür aber regnete es ſo viele Pfunde, daß Strauß faſt genöthigt war, zur leichtern Ueberſicht ſeiner Einnahmen nach Centnern zu rechnen. Gewöhnlich erhielt er für jede Production 100 Pfund; daher betrug ſeine Einnahme manchen Tag 200 Pfund oder 2000 Gulden C. M.

Und trotzdem ſammelte er keine Reichthümer. Wie geht dies zu? fragt hier und dort manch' geiziger Philiſter.

Statt der Antwort fällt mir die erſte und letzte Strophe eines der heiterſten Lieder meines verſtorbenen Freundes Franz Freiherrn von Gaudy ein. Der deutſche Béranger ſang eines Tages:

„Wo bleibt mein Geld? ſo ruf' ich alle Tage!
Vergeblich ſinnend kehr' ich ſpät nach Haus.
Wo bleibt mein Geld? Mit dieſer ew'gen Frage
Schütt' ich den Reſt von meiner Börſe aus.
Die Taſche hat kein Loch. Die blanken Thaler
Wo ſind ſie hin? Gott weiß! In alle Welt!
Des Morgens noch ein Rothſchild — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus! — Wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden ſtürze,
Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfui!
Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,
'nen neuen Seidenhut, 'nen Parapluie,
'ne Damenuhr, 'nen echten Blondenkragen,
Und was den jungen Mädchen ſonſt gefällt,
Was wollen dieſe Lappereien ſagen!
Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?“

Und Jeder, der eine Künſtlernatur iſt wie dieſer Gaudy oder jener Strauß, wird das leichte Verduften jener Chimäre, die ſich Geld nennt, leicht begreifen; der ſpießbürgerliche Filz und Knicker aber wird die Naſe rümpfen und bei ſich denken: Ein Menſch, der Alles ausgiebt und nichts für ſeine Zukunft ſpart, iſt und bleibt ein Lump!

Schimpft nur fort, Ihr Herren Philiſter! Wir aber denken wie unſer Schiller:

> „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
> Euch hat er abgeblüht!"

Uns Andern aber blüht er noch!

## 10.

Die Zeit der Krönung rückte heran. Ein großartiges Feſt verdrängte das andere.

Hören wir, was unſere Quelle erzählt:

„Die Feſte und Bälle, welche vom höchſten Adel und der reichen Finanzwelt in London zur Krönungsfeier der jungen und vergötterten Königin gegeben wurden, entwickelten eine fabelhafte Herrlichkeit: es war unter jenen Günſtlingen des Glück ein glühender Wetteifer, ſich gegenſeitig an Geſchmack und Großartigkeit der Arrangements zu überbieten.

Das Feſt bei Frau v. Rothſchild in ihrem Parke, drei engliſche Meilen von London, zeigte eine ſtaunenswerthe Pracht. Der Weg bis dahin wurde taghell beleuchtet, der ungeheure Park feenhaft illuminirt und pittoresk ausgeſchmückt. Für das Strauß'ſche Orcheſter war ein eigener Salon gebaut, und wegen der großen Ausdehnung des Parkes und wegen der Maſſe von Gäſten hatte man in der Mitte dieſes Parkes Glockenſpiele angebracht, deren weithin ſchallende Klänge zur Zeit des Soupers die zerſtreute Menge an die gemeinſchaftliche Rieſentafel herbeiriefen.

Ungewöhnlicher Glanz und gemüthliche Heiterkeit herrſchte auf dem Krönungsballe beim Fürſten Schwarzenberg in Richmond. Sowohl er als Fürſt Eſterhazy kamen unſerm Kapellmeiſter bei ſeinem Eintritt in's. Schloß in zutraulichſter Freundlichkeit entgegen, nahmen ihn in ihre Mitte und ſagten zu ihm:

— Nun ſind drei luſtige Wiener beiſammen. Jetzt wollen wir dieſen Engländern zeigen, was wir Oeſterreicher zu thun im Stande ſind.

Das Feſt, welches gegen zweitauſend Perſonen der höchſten Ariſtokratie Großbritanniens verſammelte, koſtete ſeinem Veranſtalter nahe an 12,000 Pfund (120,000 Gulden C. M.). Das iſt ein ziemlich anſtändiges Sümmchen, und dennoch gelang es kaum, gleichen Schritt zu halten mit ſolchen Rivalen, wie ſie zu London ſich zuſammenfanden und zu denen der Herzog von Cambridge, der maßlos reiche Herzog von Southerland, der Marquis Heresford, der täglich

1300 Pfund Einkünfte zu beziehen hatte, und der Herzog von Buccleuch gehörte, der mit ſeiner prachtliebenden Gemahlin während der Krönungsſaiſon eine Million Pfund Sterling verſchwendete und ſpäter, nach eingetretenem Bankerott, zur Reſtaurirung ſeiner etwas derangirten Vermögens-Umſtände, eine Oekonomie-Reiſe nach dem Feſtlande antreten konnte im Gefolge von 20 Dienern und 40 der ſchönſten Prachtroſſe Alt-Englands. — — — — — — — — — — —

(Die Deviſe des Herzogs heißt „Amo!" Und ſolch' eine Deviſe koſtet Geld!)

Die Seele all' dieſer Feſtlichkeiten war Meiſter Strauß. Ganz London ließ ſeinem großartigen Talente wie ſeiner herzgewinnenden Beſcheidenheit die glänzendſte Anerkennung zu Theil werden. Er war ein Liebling des Hofes. Die Königin überhäufte ihn mit Geſchenken. Die Großen ihres Hofſtaates beeiferten ſich, ihm gleiche Huld und Auszeichnung angedeihen zu laſſen.

Bei all' ſeiner Beſcheidenheit war er als Künſtler doch ſo ſtolz, daß er ſich, ſelbſt der engliſchen Ariſtokratie gegenüber, nie etwas von ſeiner Würde vergab und jede Zumuthung, die ſeinem Rufe oder ſeiner Stellung nicht angemeſſen ſchien, entſchieden zurückwies.

Eines Abends dirigirte er die Ballmuſik beim Herzoge von Wellington.

Seine Herrlichkeit erſuchte ihn, vor dem Beginn des Balles einige andere Stücke vorzutragen.

Strauß lehnte es mit den Worten ab, daß er nur für Ballmuſik vorbereitet ſei. Der große Held von Waterloo, bemerkt Herr Scheyrer, mußte ſich der Laune des Wiener Kapellmeiſters fügen und ſich mit der Aufführung Strauß'ſcher Tänze begnügen.

Unſer Freund hatte in London ſo vollauf zu thun, ſeine Thätigkeit war Tag für Tag ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er aus Mangel an Zeit zu keinem Abenteuer kam. Ueberdem hatte er in Paris und vor Allem in der Privat-Heilanſtalt des Doctors Saint-Gervais ein ſo bedenkliches Haar gefunden, daß er den ernſten Entſchluß gefaßt hatte, während ſeines Aufenthaltes in London jeder Verlockung dieſer oder ähnlicher Art vorſichtig aus dem Wege zu gehen, ein paar Monate lang ſich vollſtändige Ruhe zu gönnen, hier eben nur ſeiner Kunſt zu leben und — Geld zu verdienen.

Letzteres war in der That *ſehr* vernünftig. Alles im Leben hat ſeine Zeit!

Als endlich — berichtet unſere eben genannte Quelle

— die brauſende Fluth von Feſtlichkeiten ausgetobt hatte, gönnte Strauß ſich ſelbſt und ſeinem unverdroſſenen Perſonale einige Tage nothwendiger Erholung, um auf den gepflückten Lorbeern und erbeuteten Pfundnoten auszuruhen.

Seine Thätigkeit in London vom 17. April bis zum letzten Concert am 28. Juli war wirklich bewunderungswürdig. Er hatte während dieſer Zeit 72 Mal geſpielt, was außerordentlich viel iſt, wenn man bedenkt, daß in ganz England an Sonn- und Feiertagen kein Concert ſtattfinden darf; er hatte ſich im Laufe von drei Monaten und eilf Tagen 38 Mal in öffentlichen Concerten, 8 Mal bei der Königin, 6 Mal in Almacks und 20 Mal in den Paläſten der Londoner haute volée hören laſſen.

Kein Wunder alſo, daß ihm bei dieſer ewigen Aufregung und Anſtrengung nur wenig oder gar keine Muße zum Componiren neuer Walzer blieb. Seit ſeiner Abreiſe von Wien hatte er nicht mehr als fünf neue Tänze geſchrieben.

— In Wien, ſagte er ſich ſelber tröſtend, will ich das Verſäumte nachholen und fleißiger als jemals Neues componiren, um meinen Gegnern (denn auch ich habe deren mehr als mir lieb iſt) zu beweiſen, daß der Quell meiner Production ſich noch nicht erſchöpft hat.

Dies Pauſiren trug ſpäter gute Früchte. —

Allzulange aber konnte ein ſo unruhiger, ſtrebſamer und ehrgeiziger Charakter wie unſer Strauß durchaus nicht unthätig bleiben.

Schon drei Tage nach ſeinem letzten Concerte in London gab er am 31. Juli ſein erſtes in der reichen Handelsſtadt Birmingham. Er ſpielte dort in der Tonhalle, einem Rieſenſaale, welcher 3000 Sperrſitze in ſich faßt.

Auch Birmingham wurde ſchnell und ſiegreich unterjocht.

Von hier flog er nach Liverpool, die mit ihrer Schweſterſtadt Mancheſter durch eine Eiſenbahn verbunden iſt. Zwiſchen beiden Städten fuhr Strauß mit ſeinem Gefolge hin und her, ſpielte abwechſelnd zu Liverpool im Amphitheater, zu Mancheſter im Royal theatre und erntete in beiden Städten faſt eben ſo viel Geld als Lorbeer ein.

Die Ausgaben aber waren ſo außerordentlich groß, daß mit Einſchluß der täglichen Eiſenbahnfahrten ſein tägliches Ausgabe-Budget Tag für Tag auf faſt 100 Pfd. Sterling (1000 Gulden C. M.) angeſchwollen war.

Das Reiſen in England iſt theuer. Die vielen
rinkgelder machen es koſtſpielig. Für die kleinſte
ienſtleiſtung ſind enorm hohe Taxen feſtgeſtellt. Im
ainbow=Hotel zu London, berichtet unſer Gewährs-
ann, muß der Oberkellner dem Hôtelbeſitzer für
rinkgelder=Einnahme einen jährlichen Pacht von 1000
fund Sterling (10,000 Gulden C. M.) bezahlen.
o weit haben es die deutſchen Ober=Kellner — Gott-
leider! — noch nicht gebracht.

Am theuerſten lebt ſich's in Mancheſter. Jedes
nzelne Stück der fabelhaft großen Anſchlagszettel,
in ganz England unumgänglich nothwendig ſind,
ſich aus der Unmaſſe der Kleinen bemerklich zu
achen, koſtet beiläufig 1 bis 2 Gulden C. M.

Ueberhaupt iſt das ganze Leben ſo unverſchämt
tſpielig, daß Strauß bei ſeiner Abreiſe aus Man-
ſter zu ſeinem Geſchäftsführer Reichmann mit einem
undſchweren Seufzes aus G-dur ſagte:

— Die mancheſternen Tage werden mir und
iner Geldbörſe unvergeßlich bleiben. Ich habe faſt
n ſo viel ausgegeben als eingenommen. Die Pfunde
ſchwinden hier unter der Hand, wie bei uns zu
uſe die lieben kleinen Guldenzettel. Trotz aller
eundlichkeit, mit der das theuere Albion mich faſt

erdrückt hat, bin ich doch bisweilen ſchwach genug, Heimweh nach meinem herzigen Wien zu haben, geſtand Strauß und ſtimmte unwillkürlich jenes bekannte Duett aus Vater Bäuerle's „Aline" an:

„Was macht denn der Prater?
Sag', blüht er recht ſchön?"

Worauf Reichmann mit ſeinem Bierbaß antwortete:

„Man kann es vor Gelſen
Und Schnaken nicht ſeh'n!"

## 11.

Wir folgen nun abermals unſerer Quelle.

„Von Liverpool ſchiffte Strauß mit ſeiner treuen Schaar durch das iriſche Meer und langte am 15. Auguſt in Dublin an, wo er noch an demſelben Abende ein Concert gab, welches die guten Irländer zu maßloſem Enthuſiasmus hinriß."

Meiſter Strauß gab hier vier Concerte. Dem letzten derſelben wohnte unter andern Notabeln auch Erin's gefeierter Agitator, Sir Daniel O'Connel, bei, welcher bei allem Republikanismus, der dem großen Repealer eigen war, doch, wie bekannt, die ariſtokratiſche Marotte beſaß, ſeinen Urſprung von einem altiriſchen Geſchlechte herzuleiten, das einſt Irlands Thron beſeſſen haben ſoll.

Auch O'Connel äußerte große Bewunderung für den kleinen Kapellmeiſter, in welchem er „den allergefährlichſten Agitator des tanzenden Feſtlandes" erkannte.

Er ſelbſt ſtellte ihn dem blühenden Kranze ſeiner hübſchen Töchter mit den Worten vor:

— Mädchen, ſeid auf Eurer Hut! Dieſer Mann iſt ein neuer Merlin. Seine Geige kann Euch alle verzaubern. Merlin war der Stifter der Tafelrunde; Strauß iſt der Gründer einer neuen Tanz-Dynaſtie.

Jede dieſer Töchter ſchenkte dem Wiener Merlin zur Erinnerung an Dublin eine Blume.

Dies Andenken weckte in ihm — leider etwas zu ſpät — die erſte Idee zur Anlegung eines Albums, in das er ſeit jenem letzten Concerte in Dublin die glänzende Schaar ſeiner huldreichen Gönner und entzückten Bewunderer irgend eine Zeile mit der Unterſchrift ihres Namens einzuzeichnen ſich erbat. Es lebt vielleicht kein zweiter Künſtler, der ein reicheres Buch der Erinnerungen von faſt allen Höfen und Notablen Europas aufzuweiſen hatte, als unſer vielgefeierter Freund und Meiſter Strauß.

Die vier Concerte in der Hauptſtadt Irlands hatten ihm, außer der unbezahlbaren Bekanntſchaft O'Connels und deſſen wahrhaft patriarchaliſcher Familie, 6000 Gulden C. M. eingebracht.

Von Dublin trug ihn ein Dampfboot nach dem reizend gelegenen Liverpool zurück.

„Sehr oft," erzählt Scheyrer, „ging Strauß mit einem ſeiner Freunde am Meeresſtrande ſpazieren und ſah in die wogenden Wellen, welche Englands ſtolze Schiffe und Flaggen nach allen Welttheilen tragen. Er dachte an eine Reiſe nach Amerika. Ja, er hattte ſogar im Sinne, nach Afrika hinüberzuſegeln, vielleicht um Jules Janin's ausgeſprochenem Wunſche nachzukommen und im Lande Abd-el-Kaders eine friedliche Eroberungs-Expedition zu unternehmen."

— Ach, ſagte er in einer monderhellten Nacht, ſehnſüchtig in's weite Meer hinausſpähend, zu ſeinem Begleiter Reichmann, es wäre herrlich, köſtlich, unbezahlbar, wenn ich mit Euch unter den Zelten der Kabylen und Beduinen meine Walzer und Galopps könnte erklingen laſſen. Ich wollte kein Geld dabei gewinnen und mit Vergnügen noch ein paar lumpige tauſend Gulden aus meiner Taſche zuſetzen, wenn ich jene Braunen und Schwarzen, die den Franzoſen beſtändig in die Haare fallen, tanzend in ihre Wüſten zurücktreiben könnte.

„Viele, meint ſein Biograph, „werden lächeln über die Exaltation des kleinen Walzerkönigs, und doch ging ſie, wenn auch ſpäter erſt und in anderer Weiſe, in Erfüllung; denn im Jahre 1845 erklang in Calcutta bei'm Gouverneur, am Geburtstage der Königin, mancher Strauß'ſche Walzer, und einige Jahre ſpäter ward ſelbſt am Hofe der weltberühmten (und barfüſſigen!) Königin Pomare zu Otahaiti Straußiſch gepolkt.

Dreimal glücklicher und beneidenswerther Meiſter! Dein beſcheidener Ruf iſt bis nach Indien und Auſtralien und noch zehnmal weiter als der pausbackige (und ſchwer bezahlte) Ruf mancher großen Operncomponiſten vorgedrungen. Dich kennen ſelbſt Eskimos und Huronen! Dich tanzen ſelbſt Azteken und Buſchmänner!

Von Liverpool aus (wo er glänzende Einnahmen gemacht hatte) unternahm er Ausflüge nach Birmingham, Leamington, Cheltenham, Bath, Southampton, Brighton und Portsmouth. In jeder dieſer Städte gab er einige und hier und da ſogar mehrere Concerte, die von gleichem Erfolge gekrönt wurden.

Um dieſe Zeit erhielt er vom Pariſer Polizei-Präſecten die Nachricht, daß der im Mai ſpurlos verſchwundene Gauner, der ihm in London 97 Pfund entführt hatte, in Paris bei einem Einbruche „en flagrant délit" ertappt und zu fünfzehnjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt warden ſei.

— Der arme Teufel! ſeufzte Meiſter Strauß. Was habe ich davon, daß er auf der Galeere ſchwitzt? Lieber als ſeine Beſtrafung wäre für mich die Rückerſtattung meines Geldes geweſen. Auch die Juſtiz hat ihre Mucken. Kleine Diebe, ſagt das Sprichwort und ſo weiter.

Von Southampton ging's über London nach Boulogne.

Wir können wieder nichts Beſſeres thun, als dem Scheyrer'ſchen Itinéraire folgen, weil es eben nur Facta enthält.

„Fröhlichen Herzens, heißt es dort, ſagten die englandsmüden Muſiker den Kreidefelſen Albions Lebewohl, und als ſie nach einer zwölfſtündigen Fahrt auf dem Dampfſchiffe die Küſte Frankreichs erblickten, war Allen, den Kapellmeiſter ausgenommen, ſo leicht zu Muthe, als wären ſie nur noch wenige Stunden von ihrem geliebten Oeſterreich entfernt."

Alle glaubten ſteif und feſt, es ginge nun geraden

Weges nach Deutſchland zurück. Strauß ließ ſie bei dieſem Glauben.

Er gab einige Concerte in Boulogne und fuhr dann nach Abbéville und Havre, wo er auch diesmal ſeine Rechnung fand.

Doch das heimathsſehnſüchtige Perſonale wandte nun voll Ungeduld ſeine Blicke vom Meeresgeſtade weg und nach Oſten hin.

Strauß ſchiffte ſich auf einem Dampfer nach Rouen ein, wo er mehrere Tage verweilte und die Bewohner durch ſeine köſtlichen Compoſitionen neuerdings entzückte.

Hier aber ward es unter der Geſellſchaft ruchbar, daß Strauß die Abſicht habe, nach England zurückzukehren.

Es gab nun gar finſtere Geſichter im Orcheſter, während das Theater jubelnd von den luſtigen Weiſen des unerſchöpflichen Meiſters widerhallte.

Es entſpann ſich ein finſteres Complott. Strauß ſprach darüber mit ſeinem Geſchäftsführer.

— Ich muß um jeden Preis nach England zurück…

— Und warum? wagte Reichmann zu fragen.

— Weil ich dort Verpflichtungen übernommen habe, denen ich als Mann von Ehre pünktlich nachkommen muß. Ich bin durch Contrakte gebunden und muß hohe Reugelder zahlen, wenn ich nicht Wort halte . . .

— Das iſt ſehr ſchlimm, ſehr ſchlimm! meinte Reichmann und ſchüttelte beſorgt ſein ehrliches Haupt. Unſere Leute haben Heimweh nach Wien und wollen um keinen Preis mehr nach dem unverſchämt theuren England zurück . . .

— Reden Sie mit dieſen Leuten, Reichmann! Sagen Sie ihnen, daß ſchon mehrere höchſt aufgebrachte Mahnbriefe zu ſchleunigſter Rückkehr mir nachgeſchickt worden ſind. Einer darunter droht ſogar, daß man im Fall eines Contraktbruchs von meiner Seite feſt entſchloſſen ſei, mir nach dem Continent nachzueilen und mich, wo man mich antreffe, ohne Gnade und Barmherzigkeit niederzuſchießen.

— Wie? fragte Reichmann auf's Tiefſte erſchreckt, die engliſchen Bulldoggs wollen Sie erſchießen?

— Da ſteht es ſchwarz auf weiß! Leſen Sie dieſe furchtbare Drohung und denken Sie bei Zeiten über eine paſſende Grabſchrift für mich nach.

Reichmann las tiefgerührt und fing beinahe zu heulen an.

— Nun muß ich mit den Leuten reden. Ich will ihnen ſagen, daß ſie ſich gewaltig irren, wenn ſie glauben, Sie wollten ſie nur darum nach England zurücklocken, um von dort allein nach Amerika durchzugehen . . .

— Ich nach Amerika durchgehen? Und warum?

— Weil ſich Viele unter uns einbilden, daß Sie gar nicht mehr nach Wien zurückkehren wollen.

— Aber, lieber Gott, aus welchem Grunde?

— Darum, meinen ſie, weil Sie mit Ihrer Frau nicht glücklich leben . . .

— Sie thun ihr und mir Unrecht! Meine Frau iſt eiferſüchtig, weiter nichts! Aber ſie hat auch ihre guten Seiten, und ich denke nicht daran, ihr durchzugehen . . .

— Verſprechen Sie uns das?

— Mit Hand und Mund, treue Seele!

— Dann bringe ich Alles in Ordnung, ſagte Reichmann und begab ſich zu ſeinen Kameraden.

Und alle nahmen ſofort Vernunft an. In zehn Minuten waren ſie einig darüber, ihrem Kapellmeiſter, dem's nicht eingefallen ſei, Frau und Kinder zu verlaſſen, im Nothfall bis an's Ende der Welt zu folgen.

Der Friede von Rouen war geſchloſſen. Er wurde jubelnd mit Champagner beſiegelt.

## 12.

Schon am nächſten Morgen kehrte die neu vereinte Geſellſchaft nach Havre und von dort (am 26. September) nach Southampton zurück.

Hier harrte ihrer eine allgemeine Ueberraſchung. Meiſter Strauß erklärte aus freiem Antriebe ſeiner bei heiterm Frühſtücksmahle verſammelten Kapelle:

— Von heute erhält Jeder von Ihnen, meine Herren, eine monatliche Zulage von 10 Pfund.

— Es lebe unſer Kapellmeiſter! riefen Alle.

— Es lebe der Unſterbliche! jubelte Reichmann, der, beiläufig erwähnt, ſeit dem Friedensſchluſſe zu Rouen der kleine Metternich des großen Meiſters Strauß getauft worden war.

Am 29. September ſpielte die Geſellſchaft in Portsmouth, das, wie bekannt, einen der größten und ſicherſten Kriegshafen Englands aufzuweiſen hat.

Strauß beugte ſelbſt den ernſten Stolz der britiſchen Flotte. Portsmouths Verehrung für ihn ging ſo weit, daß der Hafencommandant dem gefeierten Nelſon des deutſchen Walzers und deſſen ruhmgeſchmückter Equipage aus freiem Antriebe zwei bunt bewimpelte Bote zur Verfügung ſtellte, um den Hafen und die Einrichtung der Kriegsſchiffe in Augenſchein zu nehmen; eine Huldigung und Auszeichnung (fügt unſer gedruckter Cicerone hinzu) die nur hohen oder im Staatsleben hervorragenden Perſonen zu Theil wird, und welche Strauß einzig und allein ſeinem allesbeſiegenden Genius zu verdanken hatte.

Von Portsmouth aus begann unſer Held zu Land und zu Meere einen neuen Triumphzug durch die mit Guineen gepflaſterten Provinzſtädte Old-Englands.

Er veranſtaltete Concert-Bälle in Redding, Cheltenham, Leamington, Worceſter, Leiceſter, Derby und Nottingham faſt überall mit gleich glänzendem Erfolge.

Blos die Theater in Sheffield (bekannt durch den Reichthum ihrer goldenen Eiſenfabrikation waren ſpärlich beſucht, was ſich davon herſchrieb, daß die größere Hälfte der Einwohnerſchaft aus ziemlich bornirten Quäckern beſteht, die niemals ein öffentliches Schauſpielhaus beſuchen, weil ſie glauben, daß der „Gottſeibeiuns" dort ſeinen Höllenſpuck treibe. Man ſieht, daß es auch im aufgeklärten England noch gar viele Weiſe giebt, die allen Ernſtes an den Teufel glauben.

Am 15. October rückte König Strauß und ſein Gefolge unter Sturm nnd Regen, unter Blitz und

Donner in Halifax ein. Das Unwetter zwang ihn, Halt zu machen.

Halifax, Stadt oder, richtiger geſagt, Marktflecken der Grafſchaft York, liegt am Calder und zählte (damals) zwiſchen 12—13,000 Einwohner, die faſt ſämmtlich Baumwollen-Manufactur betreiben und im Rufe ungewöhnlicher Philiſter ſtehen.

Halifax war ein Dorf geweſen und ſoll urſprünglich Horton geheißen haben. Nachdem aber ein ſogenannter Frommer einem Mädchen, das ſich deſſen Willen nicht gefügt, den Kopf abgeſchnitten und ihn an einen Baum gehängt hatte, ward dieſer Baum als heilige Stätte verehrt, weil, der Sage nach, die Haare des Jungfrauenkopfes als Baumrinde fortwachſen. Das Dorf, das als Wallfahrtsort ſich raſch vergrößerte, erhielt nun den Namen Halig-fax (Heiligenhaar), woraus ſpäter Halifax entſtand. — Beſagter Marktflecken iſt u. A. der Geburtsort des berühmten Sacro-Bosco, den wir mit dem bekannten Escamoteur dieſes Namens ja nicht zu verwechſeln bitten, da jener mehr Mathematiker wie Taſchenſpieler geweſen und im Jahre 1256 in Paris geſtorben iſt.

Auch in der Vaterſtadt Sacro-Bosco's gab Strauß ein Concert im Theater.

Wir wiederholen hier, was Scheyrer berichtet:

„Die ihren Wollmanufacturen gänzlich hingegebenen Halifarer hatten von dem Wiener Kapellmeiſter bisher ſo wenig Notiz genommen, daß ſich im Theater nicht mehr als ſieben Perſonen einfanden. Strauß führte ſeine Produktion nicht aus; er ließ das Eintrittsgeld zurückgeben und reiſte ab. — Als er mit ſeinem Orcheſter außer dem Bereiche des baumwollenen Marktfleckens war, erinnerten ſich die Muſikfreunde, daß jener Muſiker, den ſie ſo ſchmählich hatten abziehen laſſen, der weltberühmte Strauß ſei, über welchen ſeit Monaten, Tag für Tag, die engliſchen Journale von lobpreiſenden Artikeln überſtrömten. — Die Engländer pflegen ſich jedoch nicht allzulange einer zweckloſen Beſtürzung hinzugeben. Sie wiſſen durch raſches Handeln die Gelegenheit ſelbſt dann, wenn ſie bereits ntwiſcht zu ſein ſcheint, noch zu rechter Zeit bei'm Rockzipfel zu erfaſſen und feſtzuhalten. Der Theaterirektor und einige Notabilitäten nahmen Extrapoſt nd holten den verſcheuchten Paradiesvogel in Leeds in.“ —

Meiſter Strauß befand ſich bei'm Frühſtück, als in ziemlich dreiſtes Anklopfen ihn „herein!“ zurufen wang.

Als er einen Beſuch von fünf Mann bei ſich eintreten ſah, überfiel ihn ein heilloſer Schreck, denn im erſten Augenblick ſeiner Beſtürzung glaubte er, ſie ſeien Abgeordnete des Gerichtes, abgeſchickt, um ihm von London aus eine Expenſe-Note nachträglich aufgelaufener Prozeß- und Advokaten-Koſten von Gott weiß wie vielen Pfunden zu überreichen.

— Wer ſind Sie? fragte er kleinlaut.

— Wir ſind eine Deputation von Halifax, entgegnete der Sprecher derſelben. Ich bin der ſehr ehrenwerthe Maſter Jonathan Snobblehouſe, in früherer Zeit Beſitzer eines Wachsfigurenkabinets und gegenwärtig Unternehmer des Nationaltheaters der ſehr ehrenwerthen Stadt Halifax.

— Und Ihre Begleiter? fragte der Kapellmeiſter.

— Dieſer Herr hier, erwiederte der Sprecher, auf den großen Flügelmann der Deputirten deutend, iſt der ſehr ehrenwerthe Sir Timothy Tippleton, reicher Baumwollen-Fabrikant, Vorſitzender des philharmoniſchen Clubbs und Inhaber eines der weichſten Calicot-Tenore, den er aber durch gefällige Uebernahme einiger tiefen Baß-Partien, zum lebhafteſten Bedauern der ganzen Stadt, dergeſtalt angegriffen hat, daß er ſeit dem letzten Winter ſtockheiſer iſt und kaum piepſen kann.

Schweigend verbeugte ſich der heiſere Tenor.

— Dieſer da, fuhr der Sprecher fort, auf den Zweiten hinweiſend, iſt der ſehr ehrenwerthe Seifenſieder Sir Habakuk Littleboom, der erſte Bratſchiſt der guten Stadt Halifax und Eigenthümer einer der ausgiebigſten Baßſtimmen, die, wenn's Noth thut, auch die höchſten Tenorparthien übernimmt. — Der Dritte iſt der ſehr ehrenwerthe Stearinkerzen-Fabrikant und Stadtverordnete Sir Benjamin Knakenbridge, Vorſtand des Anti-Thierquäler-Vereins, nebenbei einer der routinirteſten Whiſtſpieler und Flötenbläſer der ganzen Geſellſchaft. Der Vierte endlich iſt der auch jenſeits des großen Weltmeeres rühmlichſt bekannte Buchbindermeiſter und Wochenblatts-Herausgeber Sir Edgar Pouff, der in unſeren philharmoniſchen Concerten die Pickelflöte bläſ't, im Nothfall aber auch die große Trommel mit nicht genug zu rühmender Künſtlerſchaft behandelt.

— Und was wünſchen Sie, meine Herren?

— Wir ſind beauftragt, Sie im Namen der guten Stadt Halifax andurch ebenſo dringend als freundlichſt einzuladen, augenblicklich mit uns nach Halifax zurückzukehren, um dort mindeſtens ein Concert zu geben, deſſen Einnahme Ihnen durch uns garantirt werden ſoll.

— Meine Herren Abgeordneten, entgegnete Strauß, ich fühle mich durch die höchſt ſchmeichelhafte Einladung der ſehr ehrenwerthen Stadt Halifax außerordentlich geehrt und bedauere daher um ſo lebhafter, jene leider jetzt nicht annehmen zu können, weil eine ſchon früher eingegangene Verpflichtung mich von Leeds ohne Aufſchub nach York abruft.

— Sir, erwiederte der Sprecher, wir ſind ermächtigt, jede Ihrer Bedingungen im Voraus anzunehmen und Sie um jeden Preis für unſern philharmoniſchen Verein zu gewinnen. Es hilft hier durchaus kein Sträuben ... Sie müſſen mit uns nach Halifax

— Und weshalb iſt das ſo dringend?

— Weil der Verein, ausgehend von der Gewißheit, daß Sie einen ſo ehrenvollen Antrag nicht zurückweiſen werden, geſtern Nacht in einer außerordentlichen Sitzung zu beſchließen beſchloſſen hat, Ihnen zu Ehren eine Denkmünze prägen zu laſſen ...

— Wie? Ohne mich gehört zu haben?

— Das iſt uns einerlei! Die Denkmünzen werden geprägt und darum dürfen wir ohne Sie nicht zurückkehren. Unſere Fabrikanten wollen dieſe Medaillen ſpäter als bleierne Tocks oder Fabrikzeichen benutzen. Auf dieſe Weiſe erlangen Sie bei uns auch in den Kreiſen der Arbeiterwelt eine Popularität, um die Sie Mancher gründlich beneiden wird.

— Da ſich die gute Stadt Halifax meinetwegen in unnütze Koſten geſtürzt hat, ſo wird mir freilich nichts anderes übrig bleiben, als Ihrer dringenden Einladung Folge zu leiſten. Sagen Sie, daß ich kommen werde.

— Nein, Sir, das geht ſo nicht! Vor der Thür harrt die Extrapoſt. Sie müſſen gleich mit uns fort . . .

— Wie aber, wenn ich nicht wollte?

— Dann wären wir gezwungen, Sie zu zwingen!

— Ah, das iſt was Anderes! lachte Strauß. Dann hilft hier freilich kein Widerſtand. Ich ſtehe ſogleich zu Ihren Dienſten — — — — — — — — — —

Noch an demſelben Abend langten Strauß und die Seinen, begleitet von der Deputatation, in der ſehr ehrenwerthen Stadt Halifax ein. Abends wurde der Ort feſtlich beleuchtet.

## 13.

Am folgenden Abende gab Strauß im philharmoniſchen Clubb ſein erſtes und . . . letztes Concert.

Die guten Halifaxer ſühnten ihren früheren Verſtoß durch enthuſiaſtiſchen Beifall.

Der halbe Marktflecken drang in den Meiſter, mindeſtens noch ein Concert zu geben; er aber blieb bei ſeinem Vorſatze und kehrte ſchon am andern Morgen nach Leeds zurück.

Von Leeds ging's nach York, Hull und Newcaſtle. In jeder dieſer Städte gab er ein Paar zahlreich beſuchte Concerte und erntete überall begeiſterte Anerkennung.

Wir ſchöpfen abermals aus unſerer Quelle.

„In Carlisle, der Hauptſtadt von Cumberland, wo Strauß vor ſeinem Einzuge in Schottland ein Concert gab, ereignete ſich ein komiſcher Vorfall. Sein Orcheſter bedurfte noch einer Baßgeige: doch war in der ganzen Stadt nur eine einzige aufzutreiben, die zwar rieſengroß, aber faſt eben ſo alt wie Methuſalem war. Da indeß ohne Baßgeige das Concert unmöglich war, ſo wurde die alte zur Mitwirkung benützt. Ihr Spieler mußte ſeine Arme und Finger gewaltig ausſtrecken, um der widerſpenſtigen Engländerin ein Paar harmoniſche Töne zu entlocken. Beim Beginn der Ouvertüre ſtrich er kräftig darauf los. Doch mochte die ehrwürdige Miſtreß troß ihrer äußern holländiſchen

Kraftgeſtalt ſolch' deutſcher Derbheit nicht gewachſen ſein, denn gerade während einer Pianoſtelle, als der dichtgedrängte Saal in lautloſer Stille den Tönen lauſchte, riß endlich das Saitenfaß unter lautem Gepolter und der Spieler ſtürzte krachend zu Boden. Die Production war natürlich unterbrochen und konnte erſt dann wieder beginnen, als die vor Galle geborſtene Miſtreß durch verſchiedene Kunſtgriffe wieder ziemlich hergeſtellt und ihr eine delicatere Behandlung zugeſichert worden war."

In Carlisle war's, wo Meiſter Strauß von einem ſeiner Pariſer Freunde einen Brief erhielt, aus welchem wir ein Bruchſtück mittheilen.

— — — „Seitdem Sie Paris verlaſſen haben, ſcheint ſich Ihr überaus würdiger Nebenbuhler Muſard von ſeiner durch Sie erlittenen Niederlage ein klein wenig zu erholen, obgleich es ihm unmöglich entgangen ſein kann, daß ſein künſtlich uſurpirter Markſchreier-Ruhm durch Ihre Anweſenheit einen gewaltigen Riß bekommen hat. Er ſieht ſich gezwungen, jetzt, ganz gegen ſeinen Willen, Ihre Walzer und Galopps ſpielen zu laſſen, weil die guten Pariſer ſeit Ihrem Wegzuge etwas quadrillenmüde ſind und ſich nach deutſcher Tanzmuſik ſehnen. Ihre Walzer ſind hier ſehr en vogue.

Erſt ſeit Kurzem hat es ſich ausgeſprochen, daß jene verführeriſche Maske, die Sie nach Paſſy gelockt, eine der keckſten Odalisken dieſes muſikaliſchen Paſchas mit drei Roßſchweifen, die Geliebte Ihres intriganten Freundes Muſard iſt, dem ſie in Folge dieſes Abenteuers, das Sie uns Allen wohlweislich verſchwiegen hat, einen echten Caſhemir abgewonnen haben ſoll. Jene Griſette iſt ſeitdem in ganz Paris unter dem Namen „Ariadne des Wiener Theſeus" bekannt und ſo von Neuem wieder in Mode gekommen. Seit Kurzem, heißt es, werde ſie vom ***ſchen Geſandten unterhalten, der ihr ein Haus in der Rue Caſſette geſchenkt haben ſoll. In dieſem Paris iſt Alles möglich. Warum alſo nicht auch das?

Laſſen Sie bald etwas von ſich hören und vergeſſen Sie auch in England Ihre deutſchen Freunde in Paris nicht." — — — — — — — — —

Am 1. November 1838 betrat Strauß den ſchottiſchen Boden und rollte in umfangreichen vierſpännigen Poſtkutſchen der Hauptſtadt Edinburg zu.

Strauß hatte für das Land der Mac-Merillis ein doppeltes Intereſſe, das ſich hauptſächlich von deſſen Vorliebe für die Romane des „großen Unbekannten" herſchrieb. In Schottland wuchſen die Originale zu den meiſterhaften Detail-Zeichnungen Sir Walter Scott's. An den Fenſtern jedes ſchottiſchen Städtchens hoffte unſer phantaſiereicher Freund ein hübſches „Mädchen von Perth" zu ſehen, an jedem ſchottiſchen See, an welchem er vorüberfuhr, einer reizenden „Lady of the lake" zu begegnen.

Es gelüſtete ihn wieder nach Abenteuern! — — —

„Auch das Herz von Midlothian, erzählt ſein Biograph, gewann der kleine Walzer-Napoleon durch ſeine unwiderſtehlichen Melodien und ſein kunſtgewandtes Orcheſter. Aus der winkeligen engen Altſtadt mit den häufig zehn Stockwerke hohen Häuſern, wie aus der geräumigen Neuſtadt mit ihren prachtvollen Plätzen, Straßen und Gebäuden ſtrömten die Schotten und Schottinnen ſchaarenweiſe nach dem Concertſaale, um den berühmten Strauß zu hören."

Nachdem er hier mehrere Productionen gegeben, gönnte er ſeinem Perſonale einige Tage der Erholung, um auszuruhen, ſich ſelbſt aber eine kleine Muße, um trotz der rauhen Jahreszeit irgend einem heitern Abenteuer nachzugehen. Denn Kutſcher laſſen das Knallen nicht.

Strauß beſuchte mutterſeelenallein alle Sehenswürdigkeiten Edinburgs. Die Cathedrale von Saint-

Gilles auf dem Parlamentsſquare und die Saint-Georgskirche am Charlottenſquare; er durchſtreifte die halbe Altſtadt und die am Weſtende gelegene, 5550 Fuß lange Higſtreet, gegen Oſten Canongate genannt. Er beſichtigte das hier gelegene alte Königsſchloß Holyrood, das einſt der unglücklichen Maria Stuart und, nach der Julirevolution, dem verbannten Könige Carl X. von Frankreich zum Aſyle gedient. Er ließ ſich die Zimmer zeigen, in welchem Maria Stuart Jakob VI. den ſpätern Prätendenten, gebar, und dasjenige, in welchem ihr Günſtling, der italieniſche Sänger David Rizzio, vor ihren Augen von ihrem Gemahle Heinrich Darnley ermordet worden war. Noch zeigt man dort die Blutſpuren.

Ich bin ſo eitel, hier wieder eine meiner lyriſchen Papilloten einzuflechten:

„Zu Maria Stuarts Füßen —
Fern vom theuern Vaterland —
Singt ein neidenswerther Sänger
Mit der Laute in der Hand:

„Demantkrone aller Frauen,
Holde Himmelskönigin,
Laß' mich in Dein Auge ſchauen,
Sieh, wie ich ſo glücklich bin!

Darf zu Dir mein Aug' erheben,
Fühlen Deines Herzens Schlag;
Ach, mein liebverklärtes Leben
Iſt ein wolkenloſer Tag!

Jede Stunde und Sekunde
Iſt nur Dir, nur Dir geweiht;
Hängt mein Mund an Deinem Munde,
Bin zu ſterben ich bereit!

Nicht mit Göttern mag ich tauſchen,
Nicht den Himmel mit der Welt,
Darf ich Deinem Worte lauſchen,
Das wie Manna niederfällt!

Blicke huldvoll auf mich nieder,
Glanzerfüllter Abendſtern,
Höre Deines David's Lieder,
Wie ſtirbt Rizzio dann ſo gern!"

Laſſen wir den Sänger ruhig ſterben! Er hatte gelebt, er hatte geliebt! Mein Gott, was will man mehr?

In dem Augenblick, als Strauß voll poetiſcher Theilnahme die blutigen Spuren des hingemordeten Sängers anſtarrte, berührte eine ſchwarzverſchleierte Dame ſo leiſe als möglich die Schulter des Träumers.

Er wandte ſich um und erſchrak, denn er glaubte, der Geiſt der hingerichteten Maria Stuart habe die Feſſeln ihres Grabes geſprengt, um Zeuge der Theilnahme zu ſein, welche Strauß an dem Schickſale ihres heißgeliebten Sängers nahm. Bald aber überzeugte er ſich, daß jenes Weib, das dicht hinter ihm ſtand, keine geiſterhafte Erſcheinung, ſondern ein lebendiges Weſen von Fleiſch und Blut ſei, denn auf deſſen ſchüchterne Frage: „Sprich, holde Dame, wie iſt Dein Name?“ entſchleierte ſich die „ſchwarze Frau“ und erwiederte auf echt Wieneriſch:

— Schaun's denn nit? Ich bin's halt?

— Sie ſind's, Pepi? Teufel, wie kommen denn Sie hierher?

Doch ſtatt ihrer wollen wir unſerm Leſer erzählen, wie Pepi Springerl, ſo gänzlich unerwartet für unſern Freund, aus dem Lande der Pyramiden in Schottlands altes Königsſchloß herabgeſchneit war.

## 14.

Pepi's Laufbahn hatte etwas außerordentlich Abenteuerliches.

Im dritten Bande unſeres Romanes haben die Leſer aus dem Munde des von ihnen allen gekannten und geliebten Meiſters Heinrich Proch erfahren, daß die ehemalige Mündel des in Gott ruhenden Hausmeiſters Springerl ſich zur Maitreſſe des alten Vicekönigs von Egypten emporgeliebt und auf ihn ziemlich mächtigen Einfluß ausgeübt hatte.

Sie lebte vielleicht noch heut am Hofe von Cairo, hätte ſie nicht die unverantwortliche Betiſe begangen, ſich von Mehemed Aly auf einer kleinen Untreue, die ſie mit einem jungen franzöſiſchen Maler beging, ertappen zu laſſen. Der arme Pinſel erhielt die Baſtonade, Pepi aber fiel in Ungnade, und ihr viceköniglicher Anbeter beſchloß, die Ungetreue in einen Sack nähen und ohne Weiteres in den Nil werfen zu laſſen, wo ſie zweifelsohne ein ziemlich ſchmackhafter Imbiß für heißhungerige Krokodille abgegeben hätte, wäre ſie nicht durch den Verrath eines Eunuchen, der mit der Vollziehung ihrer Beſtrafung beauftragt war, und durch die Intervention des engliſchen Conſuls zu Cairo, der ſich in Pepi ſterblich verliebt hatte, gerettet worden.

Der Engländer entführte ſie in Begleitung des ſchwarzen Eunuchen, deſſen Verrath an Mehemed Aly er mit ſchwerem Gelde aufgewogen hatte, nach Corfu und von dort nach Malta.

Während der Vicekönig von Egypten ſie ſchon längſt von den Krokodillen ſeines Nilſtromes verſpeiſt wähnte, flanirte ſie luſtig am Arme ihres Engländers und führte auch in Malta ein ziemlich flottes Leben.

Ein Oberſt der dortigen Garniſon, von Geburt ein Schotte, welcher Peri, die hier den Namen Miß Arabella Stuart angenommen, auf einem Balle beim Gouverneur kennen gelernt hatte, ließ ſich von ihrer Keckheit dergeſtalt hinreißen, daß er, mit dem Conſul Händel ſuchend, deſſen Langmuth auf ſo harte Probe ſtellte, daß dieſer ſich endlich genöthigt ſah, dem Oberſten eine Herausforderung zuzuſchicken.

Der Schotte, der ſie mit Freuden annahm, ſchlug dem Engländer das rechte Ohr und den linken Naſenflügel ab und ging am andern Morgen, wo zufällig ſein Urlaub begann, mit Miß Arabella Stuart, deren Freund ſchwer verwundet in Malta zurückblieb, geradenwegs nach Schottland durch.

Der Oberſt, der in der Umgegend von Edinburg reiche Ländereien beſaß, nahm ihretwegen ſeinen Abſchied. Er war entſchloſſen, dem Junggeſellenſtande zu entſagen und Miß Stuart zum Traualtar zu führen, als dieſe, von blinder Leidenſchaft verleitet, ſich drei Tage vor ihrer Hochzeit über Hals und Kopf in einen blutjungen Studenten verliebte und dieſen zu bewegen wußte, den alten Haudegen zum Zweikampf herauszufordern. Die Liebe macht kühn und ſtark. Der kleine bartloſe David erlegte den alten Goliath, und Peri theilte nun die zehn Treppen hohe Dachſtube und Armuth des Edinburger Studenten, der „bildhübſch wie der Engel Gabriel“, aber auch zehnmal ärmer als weiland Hiob war.

Peri-Gülhane-Arabella Springerl, genannt Stuart, durch ihre Liaiſons an Reichthum und Aufwand, an Luxus und Sybaritiſmus gewöhnt, liebte ihren Studenten, wie Marion Delorme den armen Didier, nicht länger als die Roſen blühen; dann gab ſie dem jungen „Engel Gabriel“ den Laufpaß und nahm die Huldigung eines alten Therſites an, welcher, Vorſitzender der ſchottiſchen Bank und Parlaments-Mitglied, ihr verliebt und reich genug erſchien, um ſie und ihre Sucht zu Aufwand und Verſchwendung eine Zeitlang über Berd zu halten.

— Der alte Schotte, erzählte Peri ihrem Landsmanne, häßlich wie die Nacht, findet mich ſchöner als den jungen Tag und thut Alles, was ich will. Ich ſuche ihn zu überreden, ſeine Stelle an der Bank niederzulegen und mich im nächſten Frühjahre nach Indien zu begleiten.

— Und warum gerade dorthin? fragte Strauß.

— Ich verſpüre in mir eine unermüdliche Reiſewuth. Ich wünſche vor Allem Bombay und Calcutta zu ſehen, mit Hilfe meiner Wiener Augen und meiner unerſchöpflichen Heiterkeit einige Naböbſer zu ruiniren, mehrere kleine Rajahs mir tributpflichtig zu machen und ſie allmälig an den Bettelſtab zu bringen.

— Sind Sie denn ſo außerordentlich geldgierig?

— O, nicht im Geringſten, lieber Landsmann! Ich haſſe nichts ſo ſehr als den elenden Mammon, Geld genannt, und eben darum gewährt es mir einen unbeſchreiblichen Genuß, es en masse und ohne Erbarmen todtzuſchlagen.

— Aber haben Sie ſich ſchon etwas für Ihr Alter zurückgelegt?

— Bis jetzt noch nicht zehn Gulden!

— Wie aber, Pepi, ſoll dies enden?

— Ah, das macht mir wenig Sorge. Ich denke wie jener franzöſiſche Verſchwender: Gott hat gegeben, Gott wird geben!

— Doch wenn er nicht mehr giebt?

— Dann gehe ich in ein Kloſter!

— Und wenn man Sie dort zurückweiſt?

— Dann gehe ich vielleicht zum Theater . . .

— Dazu, meine liebe Pepi, gehört Talent . . .

— Und noch weit mehr Unverſchämtheit! Um mich iſt mir nicht bange. Aber ſammeln Sie denn Reichthümer?

— Bis jetzt noch nicht, gute Pepi!

— Und auch Sie ſind nicht beſorgt für die Zukunft?

— Gott, denke ich, verläßt die Seinen nicht!

— Und gerade ſo denke auch ich! Ich genieße den Augenblick, und ſollte es mir ſpäter einmal ſchlecht gehen, dann würde ich von meinen Erinnerungen zehren, mich durchaus nicht grämen und mir ſagen: Man muß mit Allem zufrieden ſein!

— Ich bewundere, Pepi, Ihre großartige Philoſophie . . .

— Das lernt ſich auf der Reiſe. Aber werfe ich einen Blick auf mein vergangenes Leben zurück, dann frage ich mich: wer trägt die Schuld meiner Sünden? Kein Anderer als Sie, lieber Strauß!

— Ich? fragt unſer Kapellmeiſter tief erſchreckt.

— Nur Sie allein! Sie waren meine erſte reine Jugendliebe. Wie klopfte mir mein Herz, wenn ich Sie bei meinem Vormunde ſeligen Andenkens Tarock ſpielen ſah mit ihm und dem heimtückiſchen Paukenſchläger, Sebaſtian von Roſenkranz, genannt Pummerl. Wer weiß, ob das junge unerfahrene Kind, das Sie damals ſo rein und innig geliebt hat, an Ihrer Seite nicht beſſer gerathen und eine gute treue Hausfrau geworden wäre, wenn jener elende Intrigant das erſte Rendezvous, das ich Ihnen vor dem braunen Hirſchen in der Jägerzeil gab, nicht ſo ſchändlich vereitelt hätte. — Sie kamen damals nicht. Ich glaubte meine junge Liebe verſchmaht und fiel oder ſtieg — wie man's nimmt — ſeit jenem Tage, der mich die erſten Thränen gekoſtet, von Stufe zu Stufe.

— Und jetzt?

— Ruinire ich einen alten ſteinreichen Bankdirektor . . .

— Gott ſegne Ihre Studien, Miß Arabella, ſagt Strauß und will gehen. Dame Peri aber hält ihn zurück.

— Ich bitte Sie, liebſter Landsmann, mir, bevor wir — vielleicht für immer auf dieſer Erde! — ſcheiden, noch eine Frage zu beantworten. Wiſſen Sie nicht, was aus meiner frühern Lehnmutter, Hermiene von Roſenkranz, geworden iſt?

— Zuletzt zeigte ſie im Wurſtelprater in einer wenig oder gar nicht beſuchten Bretterbude einen gelehrten Pudel, einen vierfüßigen Whiſtſpieler. Seitdem iſt ſie für mich verſchwunden.

— Jene Alte hat mich vollends verdorben. Ihre Grundſätze wurden allmälig die meinigen. In den Augen dieſer Hexe war die Liebe nichts Anderes als eine Speculation, die man nur ſo lange betreiben ſoll, als ſie Vergnügen oder Geld einträgt. Ihre verderblichen Lehren fielen auf wuchernden Boden. Ich nahm ſie in mich auf und . . . ſo wurde ich das, was ich jetzt bin! Aber ſteinigen Sie mich darum nicht . . . ſchenken Sie mir vielmehr einiges Mitleid, denn am Ende verdiene ich es . . .

— Und wodurch?

— Durch mein erſtes unverſchuldetes Unglück. Der einzige Menſch, den ich ſeit meiner Jugend aufrichtig und uneigennützig geliebt, hat meine erſte Liebe ſtolz verſchmäht. Sie, Strauß, ſind an Allem Schuld! ſagte Pepi und drängte mit Gewalt eine Thräne zurück. Ich aber, Landsmann, habe Haß mit Liebe vergolten und in allen Ländern, wohin mich mein ruheloſes abenteuerliches Leben geführt, nicht wenig dazu beigetragen, dem Zauber Ihrer Tänze überall Anklang zu verſchaffen. Selbſt in Egypten, am Hofe Mehemed Aly's, habe ich Ihren Ruhm eingebürgert und Ihren Namen dort faſt eben ſo gekannt und gefeiert gemacht, als in Ihrer, als in meiner Heimath.

— Ich bin Ihnen dafür Dank ſchuldig, ſagte Strauß und zog zum erſten Male ihre Hand an den Saum ſeiner Lippen.

Pepi fühlte ſich dadurch wunderbar electriſirt. Dieſer Handkuß war die erſte und letzte Aufmerkſamkeit von Seiten des Mannes, den ſie im Stillen noch immer zu lieben ſchien und der ihrer Liebe ſo kalt und hartnäckig aus dem Wege ging. Strauß war vielleicht der Einzige, für den dieſe gefährliche Kokette nicht den geringſten Reiz beſaß.

Herzen aber, die ſich verſchmäht fühlen, lieben glühender und ausdauernder als jene, deren Liebe erwiedert wird.

Liebe iſt eine unerklärliche Sphynx. Ihre Räthſel löſt ſelbſt nicht Oedip!

## 15.

Unſer liebenswürdiger Freund, der ſo durch ſein gänzlich unerwartetes Zuſammentreffen mit der Wiener Laïs allen Appetit zu neuen Abenteuern verloren hatte, eilte nach Beendigung ſeiner Concerte, bei welchen er ſeine Rechnung fand, von Edinburg auf dem großen Kanale nach Glasgow.

Dieſer Kanal, der den Clyde und den Forth, das iriſche und deutſche Meer verbindet, iſt, beiläufig erwähnt, 7 Meilen lang, hat 39 Schleußen, 43 Schwibbögen und 38 Brücken, führt über die Flüſſe Luggin und Kelwin und iſt oben 50, unten aber kaum 28 Fuß breit.

Auf der Reiſe von Edinburg nach Glasgow zog ſich Strauß in Folge der rauhen Jahreszeit eine Erkältung zu, die er Anfangs wenig oder gar nicht zu beachten ſchien, denn er pochte auf ſeine bis dahin trotz aller Anſtrengung unverwüſtlich gebliebene Geſundheit.

Von Glasgow kehrte er nach Carlisle, Newcaſtle und Leeds zurück, veranſtaltete trotz ſeines Unwohlſeins in jeder dieſer drei Städte einige Vorſtellungen und ſchien ganz und gar zu überſehen, daß ſein trockener Huſten und die damit verbundenen Bruſtſchmerzen von Tage zu Tage zunahmen.

Strauß dachte nun ernſtlich an die Heimreiſe. Trotz des Fiebers, das ſich allmälig mehr und mehr hinzugeſellt, ließ er ſich noch in Hull, Wakefield und Derby hören.

In letztgenannter Stadt hatten ſeine Bruſtſchmerzen eine ſolche Höhe erreicht, daß unſer Kapellmeiſter ſich gezwungen ſah, die Hilfe eines Arztes in Anſpruch nehmen zu müſſen.

Dieſer Doctor war zufällig kein Pasquier. Statt Ruhe und Auſtern verordnete er ſeinem berühmten Patienten eine ſo ſtarke Gabe Opium, daß Strauß, hätte er auch nur die Hälfte dieſer Doſis genommen, von allen Schmerzen wahrſcheinlich für immer befreit geweſen, d. h. zweifelsohne geſtorben wäre. Zu ſeinem Glücke hatte er aber nur ſo wenig davon eingenommen, daß er nach Verlauf von zwei Tagen, trotz ſeines Huſtens, weiterzureiſen im Stande war.

Während Strauß ſeine Zuhörerſchaft überall entzückte, griff ihn das in Derby gewaltſam unterdrückte und nun von Neuem ausbrechende Fieber immer heftiger an. In Leiceſter, berichtet Herr Scheyrer, war er bereits ſo bedeutend krank, daß er nur die erſte Hälfte des Concerts dirigiren konnte.

Nun ging die Rückreiſe ohne Aufenthalt bis Calais vor ſich.

Hier fühlte er ſich wieder ſo gekräftigt, daß er im Saale der philharmoniſchen Geſellſchaft ſein Abſchiedsconcert veranſtaltete.

„Aber inmitten der Aufführung des Gabriellen-Walzers verließen ihn die Kräfte, die er ſich zugetraut hatte; er ſtürzte plötzlich auf den Boden . . . ein Schrei des Entſetzens durchzitterte den Saal . . . die Inſtrumente verſtummten . . . Strauß wurde ohnmächtig hinausgetragen. Er erholte ſich wieder und bertrug einem ſeiner Violinſpieler die weitere Leitung es Concerts; doch war er nicht zu bewegen, ſich nach Hauſe bringen zu laſſen. Er blieb im Nebenzimmer uf einem Stuhle ſitzen, ängſtlich lauſchend, ob die Production gut vor ſich gehe und nickte, trotz ſeiner Schwäche, mit dem Kopfe den Takt dazu.“

Am andern Morgen ging's nach Paris.

Am 9. December ward hier auf Reichmanns Anringen ein Conſilium berühmter Aerzte zuſammenerufen. An deren Spitze ſtand Doctor Pasquier. Letzterer erkannte die Bedenklichkeit des Zuſtandes und rang in ihn, vorläufig nicht weiter zu reiſen. — Strauß war entſchloſſen, einen Monat in Paris zu leiben, wenn ihm die Aerzte verſprechen könnten, ihn während dieſer Zeit völlig herzuſtellen. Da ſie darauf icht eingingen, reiſte Strauß mit dem bei ihm zurückebliebenen Clarinettiſten (das übrige Perſonal hatte chon Tags vorher die Heimreiſe angetreten) mit der

Mallepoſt nach Straßburg. Sein Zuſtand auf dieſer Reiſe war ſchaudererregend. Um ihn vor der tödtlichen December-Kälte zu ſchützen, hatte ihn ſein Begleiter in Pelz und Pelzſtiefel eingehüllt und noch überdies mit Heu bis an die Bruſt hinauf zugedeckt. Strauß aber wehrte ſich in ſeiner Fieberhitze gegen dieſe Vorſichtsmaßregeln, ſchlug unter grellem Auflachen die Wagenfenſter ein und warf alle wärmenden Hüllen hinaus. Sein Gefährte mußte all' ſeine Kraft, Liſt und Beredſamkeit aufbieten, um den irreredenden Kapellmeiſter zu hindern, aus dem Wagen zu ſpringen. (Scheyrer Seite 75).

— Der Teufel hole Ihre verdammte Aengſtlichkeit, ſagte er zu Reichmann. Ich ſchwitze wie ein am Spieße ſteckender Braten und Sie, Narr, decken mich mit Heu und Pelzen zu, als ob ich erfrieren ſollte. Himmel, wer ſitzt mir da gegenüber? phantaſirte er. Sie ſind Doctor Saint-Gervais aus Paſſy. Herr! ſchrie er, ſeinen Nebenmann mit beiden Händen bei der Gurgel faſſend, glauben Sie noch immer, daß ich verrückt bin? Alter, elender Bube, ich erwürge Sie!

— Aber was fällt Ihnen denn ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin Reichmann, Ihr beſter Freund!

— Sie ſind ein Quackſalber, ein Schuft!

— Ich bin Ihr Clarinettiſt und Geſchäftsführer!

— Sie ſind ein Heuchler, ein Schurke! ſchrie Strauß und klapperte mit den Zähnen, weil an die Stelle der Fieberhitze urplötzlich unheimlicher Froſtchauer getreten war.

Strauß ſank erſchöpft in die Wagenecke. — — —

Endlich langten ſie in Straßburg an. Er wurde ofort zu Bette gebracht. Reichmann pflegte ihn mit Wiener Treue. Der Aermſte mußte hier einige Tage eſinnungslos auf dem Krankenlager zubringen, geeinigt von ſchweren Delirien, deren ſchreckeneinjagener Mittelpunkt der für Strauß ſo fürchterliche Doctor Saint-Gervais mit dem rothſammtenen Schlafrock und en goldenen Quaſten war, die er in ſeinen wachen ieberträumen beſtändig vor ſich ſah.

— Räuber! Mörder! ſchrie er. Retten Sie mich or dieſem Schurken! Er will mir die Zwangsjacke nlegen!

— Beruhigen Sie ſich, lieber guter Kapellmeiſter! ch will Ihnen nur den Schweiß von der Stirne iſchen . . .

— Still, ſtill, Doctor! So eben fällt mir ein Thema zu einem neuen Tanze ein, rief der Fieberkranke und trällerte den Anfang eines neuen Galopps, der ihm durch's Gehirn fuhr. Wie gefällt er Ihnen, Frau Marquiſe? fragte er ſeinen Reiſegefährten.

— Gut, ſehr gut, erwiederte die Clarinette.

— Ihnen zu Ehren, will ich ihn „Eſther-Galopp" heißen.

— Ah, zum Gukuk, fragte Reichmann, wer mag dieſe verdammte Eſther ſein, die Ihnen beſtändig auf der Zunge liegt?

— Wie, Doctor, Sie kennen ſie nicht? Sie iſt **nicht** mein Weib! Sie iſt eine ſchlaue, abgefeimte Dirne! Ich werde ihr den Hals brechen! ſchrie er und ſchickte ſich an, ſeine Drohung an Reichmann wahr zu machen.

Das von Letzterm zuſammengerufene ärztliche Conſilium gab dem ſchwer beſorgten Freunde wenig Hoffnung für deſſen baldige Wiedergeneſung.

Reichmann, berichtet unſer Gewährsmann, beeilte ſich, ſeinen kranken Herrn und Meiſter näher der Heimath zu bringen. — In Kehl am Rhein hatte man von der Krankheit des allgeliebten Walzerfürſten gehört. Die Bevölkerung empfing ihn mit rührender Theilnahme. Alles verlangte, Strauß ſolle hier bleiben und die Rückkehr ſeiner Geneſung abwarten. Doch in den lichten Augenblicken drängte Strauß nach Wien fort. Sein treuer Pfleger brachte ihn nach München, wo ein abermaliges Conſilium von Aerzten dieſelbe troſtloſe Aeußerung that und zur möglichſten Eile rieth, wenn der Kranke lebendig ſeine Vaterſtadt erreichen ſollte.

König Ludwig ſchickte beim Empfange dieſer Nachricht einen ſeiner dienſtthuenden Kammerherren in den Gaſthof, in welchem der neue „Frauenlob“ fieberkrank darniederlag, um Erkundigung über deſſen Befinden einholen zu laſſen. Er ſandte ihm ſogar ſeinen Leibarzt. Dieſer einzige Zug ehrt den Dichterkönig mehr als das ſchönſte ſeiner Lieder. Auch Profeſſor Walther rieth zu ſchleunigſter Heimreiſe.

Von München ging es nach Linz. Hier ſtellte ſich ein erquickender Schlaf ein. Reichmann benützte dieſen Augenblick der Ruhe, um der Frau und den Freunden des Kapellmeiſters die Rückkehr des Erkrankten anzuzeigen.

Am folgenden Tage ging's nach Wien. — In Purkersdorf, der letzten Poſtſtation, hatte ſich eine kleine Schaar treuer Verehrer zu ſeinem Empfange eingefunden.

Reichmann fragte heimlich nach Straußens Frau.

Jeder zuckte die Achſel und ſchwieg. War dies ein gutes oder böſes Zeichen? Wir werden ſehen, ſagte ſich Reichmann.

Der todtkranke Kapellmeiſter ward von ſeinen Freunden in einen bequemen Wagen gebracht. Aber je näher er ſeiner ſehnſüchtig erwarteten Vaterſtadt kam, deſto mehr Unglück erwartete ihn. Hinter Purkersdorf gingen die Pferde durch, und nur Straußens guter Stern rettete den Kranken, der im Wagen ſeiner Freunde den Hals gebrochen, wenn nicht ein günſtiger Zufall das Zerſchellen des Fuhrwerks verhindert hätte. Am 10. December langte er gegen 8 Uhr Abends in Wien an.

Als die Freunde ihn in ſeine Wohnung hinauftrugen, waren ſie erſtaunt, deſſen Frau nicht zu Haus zu finden.

— Wo iſt die Mutter? fragt Reichmann den ältern Knaben, den er bei Seite zog.

— Sie iſt mit Lanner's im Theater, erwiederte Johann.

## 16.

Strauß lag nun am Nervenfieber darnieder. Die Symptome verſchlimmerten ſich von Tag zu Tage dergeſtalt, daß ſein Zuſtand große Beſorgniß erregte. Toni und Eva Lanner pflegten ihn.

Zu denen, die an ſeinem Befinden wahrhaft rührenden Antheil nahmen, gehörten auch Joſeph Herzog und ſeine Frau. Die Eine kam jeden Morgen, der Andere jeden Abend, um ſich nach dem Zuſtande des Pathen ihres Kindes zu erkundigen. — Tagtäglich lief die treue Crescenzia in die Kirche, um für die Wiedergeneſung ihres ehemaligen Herrn den Schutz der heiligen Jungfrau anzuflehen. Sie, die immer bei ſo herrlichem Appetite war, that das fromme Gelübde, ſieben Freitage hintereinander ſtreng zu faſten, wenn der liebe Gott ihr inbrünſtiges Gebet erhören wolle und ihn geneſen laſſe.

Und der Himmel erhörte ihr Flehen. Die geſunde Natur unſeres jungen Freundes trug ſchon nach kurzer Zeit den Sieg über deſſen Krankheit davon. Unter der ſorgfältigſten Pflege des Doctors Strauß in der Leopoldſtadt genas ſein berühmter Namensvetter ſo raſch, daß er ſchon nach drei Wochen das Bett verlaſſen durfte.

Die gute Crescenz erfüllte ihr Gelübde.

## 17.

Unterdeſſen war der Carneval herangerückt.

Der Wirth zum Sperl kündigte zur allgemeinen Freude der Kaiſerſtadt das erſte Auftreten ihres wiedergeneſenen Lieblings an.

Strauß hatte zwei neue Tänze angekündigt. Ganz Wien war geſpannt, ihn wiederzuſehen.

Der Abend kam. Der Saal vermochte kaum die Hälfte Derer aufzunehmen, die aus der Stadt und ſelbſt aus den entfernteſten Vorſtädten herbeigeſtrömt waren, um den gefeierten Künſtler, den ſie über Jahr und Tag ſo ſchmerzlich vermißt hatten, herzlich zu begrüßen und deſſen neue Tänze zu hören.

Alles harrte mit wachſender Sehnſucht und ſteigender Ungeduld. Nach neun Uhr endlich erſchien er. Er wurde mit endloſem Jubel empfangen. Die Frauen warfen ihm Blumen zu. Die Männer applaudirten mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus. Er aber zitterte am ganzen Körper . . . helle Freudenthränen glänzten in ſeinem Auge. Er dankte mit tiefer Rührung. Auch ſeine Zuhörer wurden davon ergriffen. Ueberall, berichtet unſer Augenzeuge, gewahrte man feuchte Augen, ſchluchzende Mädchen und Frauen.

Nun begann der erſte Walzer: „Huldigung der Königin Victoria“. Am Schluſſe deſſelben ergoß ſich neuer Jubel durch den gedrängt vollen Saal. — Gleiche Begeiſterung erregte der „Boulogner Galopp“, den er gleichfalls während ſeines Aufenthalts in England componirt hatte.

Der herrliche Empfang, der rauſchende Beifall, welcher beiden Tänzen zu Theil geworden war, ſchien ihn anzugreifen. Sein Arzt rieth ihm Schonung an und bat ihn, die Ausführung der andern Nummern dem erſten Violinſpieler zu überlaſſen. Strauß aber blieb auf ſeinem Platze: er ſpielte die ganze Nacht hindurch. Die vorletzte Nummer erregte maaßloſen Enthuſiasmus. Es war ein neuer Walzer, den er bald nach ſeiner Geneſung componirt und in Erinnerung der Krankheit, die er glücklich überwunden, „Freudengrüße“ getauft.

Der Jubel hatte ſeinen Zenith erreicht.

Strauß, unermüdlich wie früher, leitete während des Carnevals faſt allabendlich einen andern Ball des Wiener haut parage.

Dieſe fortwährende Anſtrengung griff neuerdings ſeine Kräfte an: er fühlte ſich matt und abgeſpannt. Deſſenungeachtet leitete er am Schluſſe der Faſtnacht das Ballfeſt des ruſſiſchen Geſandten. Es war ihm anzuſehen, daß er leidend ſei; trotzdem gönnte er ſich keine Ruhe und ſpielte wie gewöhnlich mit hinreißender Gluth.

Die Erſte, welche die auffallende Bläſſe ſeines Angeſichts gewahrte, war die Prinzeſſin Waſa. Sie näherte ſich ihm und ſagte:

— Ich habe eine Bitte an Sie.

— Womit kann ich dienen, Königliche Hoheit?

— Ich wünſche, daß Sie ſich endlich Ruhe gönnen ... Sie ſind blaß und ſehr angegriffen.

Strauß vermochte kaum, ihr zu antworten. Er war in der That ſo erſchöpft, daß er ſich faſt nicht mehr aufrecht halten konnte. Deſſenungeachtet ſpielte er bis zu Ende. Kaum hatte er den letzten Bogenſtrich gethan, als er, wie Herr Scheyrer erzählt, beſinnungslos zu Boden ſank und krank nach Hauſe gebracht ward. Eine äußerſt ſchmerzliche Krankheit (Nierengeſchwüre) hielt ihn zwei Monate am Krankenlager gefeſſelt. Doch auch diesmal ward dem Tode, welcher ſeine Sichel über dem Haupte des Leidenden ſchwang, die ſo ſichere Beute durch die vereinten Bemühungen der beiden Aerzte Strauß und Steinmaßl glücklich entriſſen.

Toni verhielt ſich während dieſer zweiten Krankheit ziemlich paſſiv. Ihre Eiferſucht hatte ſich eingebildet, er habe all' dieſe Uebel, die auf ihn eingeſtürmt, durch ſein unregelmäßiges Leben während ſeines Aufenthaltes in Frankreich und England ſelbſt verſchuldet. Eiferſucht macht die Frauen immer ungerecht.

Ihrem Gemahle war dieſe Gleichgültigkeit nicht entgangen.

— Toni liebt mich nicht mehr, ſagte er ſich und ſchien über dieſe Entdeckung nicht wenig beſtürzt, denn trotz der Flatterhaftigkeit ſeines Geiſtes und trotz ſeines Hangs zu Abenteuern liebte er in ihr die Mutter ſeiner Kinder, an welchen ſein Herz und ſeine Seele mit warmer Vaterliebe hing.

Er ſprach darüber mit ſeinem Jugendfreunde.

— Laſſe Dir deshalb keine grauen Haare wachſen, ſagte Bruder Leichtſinn, der Flachskopf. Die irdiſche Liebe iſt eine Eintagsfliege. Sie verſchwindet oft noch ſchneller, als ſie gekommen iſt. Niemand aber ſoll ſich darüber grämen. Ich denke wie jener weiſe Mann:

„Glücklich iſt, wer vergißt
Das, was nicht zu ändern iſt.“

— Du biſt und bleibſt der Alte!

— Ich bin Optimiſt, Bruderherz, und weiß ſelbſt dem Unangenehmſten etwas Angenehmes abzugewinnen. Meine Philoſophie beſteht in fünf Worten:

„Immer heiter, Gott ſorgt weiter.“

Dies, weltgefeierter Mohrenſchädel, iſt mein Leibſpruch. Nächſtens will ich ihn von einer guten Freundin auf meinen Hoſenträger ſticken oder auf mein Petſchaft eingraben laſſen. Wie aber lautet denn Deine Deviſe?

— Bis jetzt habe ich noch keine; nächſtens aber will ich mir eine zulegen.

— Ich will Dir eine paſſende empfehlen. Sie iſt von Sophokles und lautet:

„Sei immer heiter, immer froh,
Auch ohne Schirm und . . . Paletot!“

## 18.

Am 1. Mai (damals war dieſer Tag noch für jeden Wiener ein gemüthliches Freudenfeſt) feierte Meiſter Strauß im Augarten das Feſt ſeiner zweiten Geneſung.

Schaarenweiſe pilgerte die Wiener Bevölkerung nach jenem-reizend ſchönen Naturtempel, „der Menſchheit gewidmet von ihrem Schätzer", dem großen Kaiſer Joſeph, dem glorreichen Habsburger, deſſen Ruhm Jahrtauſende überdauern wird. Ganze Karavanen guter, lebensfroher Menſchen wallfahrteten in den Augarten hinaus, um gleichzeitig das Feſt des neuerwachten Frühlings und des wiedergeneſenen Apoſtels des Frohſinns mitzufeiern. Tauſende von Zuhörern durchkreuzten jubelnd die prachtvoll erleuchteten Baumgänge. Strauß wurde mit fanatiſcher Begeiſterung empfangen. Er ſpielte und Wien war entzückt.

„Ach, das waren ſchöne Zeiten,
Als Du noch voll Unſchuld laſeſt
Bäuerle's „Theaterzeitung"
Und dem „Strauße" applaudirteſt."

Jetzt iſt es nicht mehr ſo! Der dicke Falſtaff hat ſich daran gewöhnt, ſeine früher wolkenloſe Stirn in dichte Falten zu legen und norddeutſch-ernſthaft auszuſehen. Wien hat unendlich viel von ſeiner alten Heiterkeit eingebüßt: es lieſ't täglich zehn politiſche Zeitungen; es hat Bouquets aber — keinen Strauß!

— — — — — — — — — — — — — — — —

## 19.

Das Jahr 1839 iſt ungewöhnlich merkwürdig. Auch dieſes Jahr brachte eine Revolution, aber dieſe Revolution war nicht politiſch, ſondern rein muſikaliſch.

Beſagte Revolution brachte einen neuen Tanz. Und dieſer Tanz war . . . die Polka.

Die Polka, die den Walzer vom Throne geſtürzt hat, ſtammt wie dieſer aus Böhmen, aus der Umgegend von Gitſchin. Der Inſurgent erhielt den Namen Polka wegen des in ihm vorwaltenden Halbſchritts. (Pulka heißt auf Böhmiſch: die Hälfte.) Von Gitſchin zog die Polka nach Prag, von Prag gelangte ſie nach Wien. Hier wurde ſie 1839 zuerſt durch die Muſikbande des Prager Scharfſchützen-Corps unter Leitung des Dirigenten Bergler eingeſchleppt. In demſelben Jahre erſchien in Wien der erſte Tanz dieſes Namens unter dem Titel „Bergler-Polka.“

Von Wien aus verbreitete ſich die aufſtändiſche Polka durch alle Provinzen Oeſterreichs, durch alle dreißig Gauen und Gauchen des deutſchen Vaterlands, durch alle Länder Europa's und des ganzen Erdballs. Sie griff wie ein Miasma um ſich: überall, und namentlich in Frankreich, richtete ſie Verheerungen, moraliſch faſt eben ſo ſchlimm wie phyſiſch die Cholera, an. Ueberall trat ſie als Tyrannin auf; überall unterjochte ſie den entthronten Walzer. Ganz Europa litt an der Polkawuth.

Dieſe Polkomanie erſtreckte ſich auf Alles. Allen Moden drückte ſie ihren Namen auf; da gab es:

„Polka Jacken, Polka Röcke,
Polka Hüte, Polka Stöcke,
Polka-Wein und Polka-Bier,
Polka Stiefel, Polka Hoſen,
Polka Tabak, Polka-Doſen,
Polka Narren dort und hier.

Polka Weſten, Polka Kragen,
Polka Reiter, Polka-Wagen,
Polka Bälle und ſo fort;
Polka Dirnen, Polka Laffen,
Polka Spiegel, Polka Affen,
Polka Narren hier und dort.“

Ueberall regnete es Polka's und nichts als Polka's. Die Componiſten kehrten dem geſtürzten Walzer treulos den Rücken zu und warfen ſich blindlings in die Arme der aufrühreriſchen Polka.

Auch Strauß ſah ſich gezwungen, die krebsartig um ſich greifende Polkawuth anzuerkennen und nun gleichfalls Polka's zu componiren. Sein erſter Tanz dieſer

Gattung war die „Sperlpolka“ (Opus 123). Sie erregte einen wahrhaft polköſen Enthuſiasmus.

Bald gab es in ganz Europa keinen einzigen Muſiker, der nicht mindeſtens zwei bis drei Dutzend Polka's auf den Markt gebracht hätte.

Wer zählt die Legion der Polka's, die ſeit jener Zeit in ganz Europa als muſikaliſches Ungeziefer graſſirt? Und wie wenige aus dieſer Maſſe, die eben ſo raſch auf- als wieder untergetaucht iſt, haben ſich über Bord gehalten? Obenan die „Annen-Polka“ von Strauß dem Vater und von Strauß dem Sohne oder, nach Dynaſtien gezählt, von Strauß I. und Strauß II., die „Hamburger Polka“ von Auguſt Herzog und die „Sonntags-Polka“ von Giulio Alary. Alle übrigen ſind mehr oder minder Schablonen jener drei andern.

Aber näher bei Lichte betrachtet iſt die Polka, trotz ihres böhmiſchen Urſprungs, dennoch ein echt deutſcher Tanz, bei dem man ſtets zwei Schritte vorwärts und — um ja nicht allzugroße Fortſchritte zu riskiren — immer wieder einen Schritt rückwärts macht.

Aber noch weit mehr als in Deutſchland wüthete ſie in Frankreich. Im Jahre 1844 verſchrieb ſich die gute Stadt Paris einen Polka-Lehrer in der Perſon des Balletmeiſters Raab vom Joſephſtädter Theater in Wien. Dieſer Raab verdrängte den früheren Lehrer, welcher Cellarius hieß und bald darauf aus Gram über die glänzenden Erfolge ſeines Wiener Nebenbuhlers ſich zu todt gepolkt haben ſoll. Wir theilen hier ſeine Grabſchrift mit:

Ci-gît, dont le nom fût en us,
Figurant ordinarius
Et danseur secondarius.
Un jour ce grand Cellarius
Se vit depositarius
D'un pas imaginarius.
Rentier surnumerarius,
Artiste, proletarius,
Bourgeois et militarius,
Devint son tributarius.
Il devint popularius
Et mourût millionarius.

Die Zeiten, ſieht man, ändern ſich. Jede Generation erfindet einen neuen Tanz. Zur Zeit König Karl's IX. von Frankreich ſpielte man zu den Tanzbeluſtigungen bei Hofe die Pſalmen Davids, zu welchen Euſtache Ducaurroy eine ziemlich ſchleppende Muſik geſchrieben hatte. Der König ſelbſt tanzte am allerliebſten nach den Worten des 129. Pſalms: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber ſie haben mich nicht übermocht.“ Nach dieſen

Worten tanzte der Urheber der Bartholomäusnacht, der Sohn Catharinens von Medicis, unſeligen Andenkens.

Nach dem Sturze Karl's X. wurde der franzöſiſche Cotillon vom deutſchen Galopp und der Contredanſe vom Cancan geſtürzt. Jetzt polkt man von einem Ende der Welt zum andern ... die Polka verdrängt alle andern Tänze, ſo lange, bis ſie ſelbſt wieder — Gott weiß durch welchen Parvenü und Glücksritter — entthront werden wird.

„Die Welt iſt rund und muß ſich drehen!“ ſingt der Narr im Marſchner's „Templer und Jüdin.“ Und dieſer Narr iſt wahrlich kein Narr!

## 20.

Seit der zweiten Krankheit unſeres Helden ſchien in ſeinem ganzen Sein eine große, auffallende Veränderung vorgegangen. Strauß war nicht mehr ſo heiter und lebensfroh, als in früherer Zeit. Trotz des guten Rathes, den ihm ſein alter Freund Lanner ertheilt hatte, ſchien er von Tag zu Tag ernſter zu werden und ſich über Toni's kalte Gleichgiltigkeit, welche an die Stelle früherer Eiferſucht getreten war, mehr und mehr abzuhärmen, denn er liebte ſie noch immer. Sie aber wurde immer gleichgiltiger gegen ihn und ließ ſich — vielleicht nur um ſeine Eiferſucht aufzuſtacheln — die Huldigung ihrer Anbeter, zu welchen auch Meiſter Flachskopf gehörte, ruhig gefallen, ohne ihrem Gatten untreu zu werden. Ihr ganzes Weſen, das ihm gegenüber Feuer und Flamme geweſen war, hatte ſich dergeſtalt abgekühlt, daß die Kälte, die ſie jetzt bei jeder Gelegenheit zur Schau trug, ihn mehr und mehr beunruhigte. Er verlor darüber alle Luſt zur Anknüpfung neuer Abenteuer, blieb — einen kurzen Ausflug nach Brünn abgerechnet — zwei Jahre in Wien und lebte während dieſer Zeit einzig und allein ſeiner Kunſt, die ihn für jede andere Zerſtreuung, welche er abſichtlich zu vermeiden ſchien, reichlich entſchädigte.

Mit ganz beſonderer Vorliebe componirte er jetzt Quadrillen, die er an der Pariſer Quelle ſtudirt hatte, und trug durch den Zauber ſeiner Muſik nicht wenig zur Einbürgerung dieſes franzöſiſchen Tanzes bei. —

Im Uebrigen hatte ſich während dieſer zwei Jahre in Wien wenig oder gar nichts geändert. Der ehrwürdige Dom zu St. Stephan ſtand noch immer auf ſeinem alten Platze und Patroklus von Heupferd ſchrieb noch immer den „goldenen Eſel.“

Im November 1841 machte unſer Kapellmeiſter einen Ausflug nach Peſth und erregte auch dort einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus. Ungarns himmliſche Mädchen und reizende Frauen, gluthvoll wie die Trauben ihres Tokayer-Weines, wetteiferten unter ſich, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Strauß aber blieb kalt und unerbittlich.

Von Peſth folgte er einer ſtürmiſchen Einladung nach Raab. Von dort kehrte er über Preßburg nach Wien zurück. Während ſeines kurzen Aufenthaltes in Ungarn hatte er zur Erinnerung an Heinrich Ernſt ein neues Potpourri „den Carneval von Venedig", und einen neuen Walzer-Cyclus „Deutſche Luſt" oder „Donau-Lieder ohne Text" componirt. Beide hatten in Peſth Furore gemacht.

Wir geben hier die Fortſetzung des Verzeichniſſes ſeiner Tänze. (Vergleiche Kapitel 52 des zweiten Theiles unſeres Romans.)

Opus 100. Pariſer-Galopp, 101. Pariſer-Walzer, 102. Bürger-Marſch. Nr. 5. 103: „Huldigung der Königin Victoria,"*) 104. Boulogner-Galopp, 105.

---

*) Von dieſem Walzer, der bei Cocks und Comp. in London (Prinzen-Straße, Hanover-Square Nr. 20) erſchien, ſoll die Verlagshandlung 20,000 Exemplare blos in England verkauft haben. C. M. O.

Freuden-Grüße (Walzer), 106. Muſikaliſcher Telegraph, 107. Verſailler-Galopp, 108. Gitana-Galopp,**) 109. Exotiſche Pflanzen (Walzer), 110. Taglioni-Walzer, 111. Indianer-Galopp, 112. Londoner Saiſon-Walzer, 113. Berggeiſter-Walzer, 114. Furioſo-Galopp, 115. Roſenblätter-Walzer, 116. Wiener-Gemüthswalzer, 117. Ghibellinen-Galopp, 118. Myrthen-Walzer, 119. Tanz-Recepte (Walzer), 120. Cäcilien-Walzer, 121. dritte Walzer-Guirlande, 122. Palmzweige (Walzer), 123. Amor's Pfeile (Walzer), 124. Wiener-Carneval-Quadrille, 125. Electriſche Funken (Walzer), 126. Carneval von Venedig, 127. Deutſche Luſt oder Donau-Lieder, 128. Apollo-Walzer, 129. Adelaiden-Walzer,**) 130. Jubel-Quadrille, 131. Wettrennen-Walzer, 132. Die Debutanten (Walzer), 133. Sperl-Polka, 134. Egerien-Tänze, 135. Die Tanzmeiſter (Walzer), 136. Stadt- und Landleben (Walzer), 137. Annen-Polka, 138. Mode-Quadrille, 139. Die Fantaſten (Walzer), 140. Muſikverein-Tänze, 141. Die Minneſänger (Walzer), 142. Haute-volée-Quadrille, 143. Latonen-Walzer,

---

**) Die Motive dazu hatte Strauß der Balfe'ſchen Oper gleichen Namens entlehnt.

*) Gewidmet der Prinzeſſin Adelaide, der Schweſter Louis Philippe's.

144. Parade-Marſch, 145. Minos-Klänge (Walzer), 146. Die Luſtwandler (Walzer), 147. Walhalla-Toaſte (Walzer), 148. Saiſon-Quadrille, 149. Die Dämonen (Walzer) und 150. Künſtlerball-Tänze.

Man ſieht, daß Strauß, ſein Verſprechen wahrmachend, das, was er während ſeines Aufenthaltes in Frankreich und England verſäumt, in Wien redlich nachgeholt und in den letzten drei Jahren mehr als je componirt hatte.

Im Jahre 1842 ward ihm die Auszeichnung zu Theil, ſich von der Akademie der heiligen Cäcilie in Rom zum Ehrenmitgliede ernannt zu ſehen.*) Dieſer Ernennung folgten mehrere ähnlicher Art.

Strauß aber wünſchte ſich einen Orden. Er war eitel oder ehrgeizig genug, in dieſem Punkte die Anſicht Balzac's zu theilen, in deſſen Augen ein ſchimmerndes Band im Knopfloch eines eleganten Mannes nicht mehr, aber auch nicht weniger Reiz als ein Caſhemir auf den Schultern einer ſchönen Frau beſitzt. Der

---

*) Ein Verzeichniß aller Mitglieder dieſer Akademie gab Pietro Alfieri unter dem Titel: „Catalogo dei maestri compositori, professori di musica e socii di onore della Congregazione et accademia di Santa Cecilia di Roma“ heraus; dieſe Liſte reicht aber nur bis zum Jahre 1840. C. M. O.

Verfaſſer des „Père Goriot" geſtand einſt einem ſeiner vertrauteſten Freunde, er werde erſt dann, wenn er das rothe Band der Ehrenlegion erhalten habe, ruhig ſterben können. Er erhielt es kurz vor ſeinem Tode. — Nicht ſo glücklich war Meiſter Strauß. Er bekam von den Großen der Erde zahlloſe Doſen, Ringe, Uhren und Buſennadeln, aber — Gott weiß warum? — keinen einzigen Orden, während mancher andere Componiſt, der zehnmal weniger Talent als unſer Freund beſitzt, alljährlich einen andern erhält, ſo zwar, daß ſein Knopfloch zuletzt ein Aushängekaſten aller europäiſchen Ordensbändchen wird. Statt dieſer Ehrenzeichen ſah ſich Strauß mit der immergrünen Eichenkrone unvergänglicher Volksgunſt geſchmückt.

## 21

Während unſer Freund nichts weniger als glücklich in ſeiner Häuslichkeit, jetzt nur in den Armen ſeiner Kunſt Troſt und Erheiterung fand, bemühte ſich einer ſeiner erbittertſten Gegner, Patroklus von Heupferd, deſſen Nimbus auf jede Weiſe zu ſchmälern und das ohnehin loſe Band zwiſchen Strauß und deſſen Frau durch hinterliſtige Ränke aller Art mehr und mehr aufzulockern.

Eines Morgens erhielt ſowohl Toni als ihr Gemahl durch die Stadtpoſt ein anonym zugeſandtes Buch, betitelt: „Eiferſucht als Leidenſchaft in pſychiſcher und phyſiſcher Beziehung.“ Ein Belehrungsbuch für gebildete Männer und Frauen von E. Stein (Dresden, Hilſcher, 1820. 8.)

Beide zeigen ſich das kleine Buch, auf deſſen Titelblatt die vier Worte „für gebildete Männer und Frauen“ mit Rothſtift angeſtrichen waren.

Unter zehn Leuten, die uns durch anonyme Briefe zu kränken verſuchen, ſind gewöhnlich neun feige Lumpe, welche Furcht vor Prügeln haben. Die meiſten Empfänger derlei namenloſer Einſendungen vergeſſen dies und ſind bisweilen thöricht genug, ſich darüber zu ärgern.

So ging es auch den Strauß'ſchen Eheleuten. Sie zeigten ſich gegenſeitig das Buch, das nun Veranlaſſung zu nachfolgendem Zwiegeſpräche gab:

— Ich möchte wiſſen, begann Toni, wer jener Dummkopf ſein mag, der ſich einbildet, daß ich auf Dich eiferſüchtig bin?

— Biſt Du's denn wirklich nicht mehr?

— Du haſt mir ſo oft im Leben darüber Vorwürfe gemacht, daß ich endlich die ganze Kraft meines Willens aufbot, mir dieſe unerträgliche Leidenſchaft abzugewöhnen. Ich bin nun endlich vernünftig geworden und habe — leider etwas allzuſpät! — einſehen gelernt, daß von allen Thorheiten des weiblichen Herzens die Eiferſucht die unverzeihlichſte iſt . . .

— Früher, Toni, dachteſt Du ganz anders . . .

— Die Zeiten, guter Hans, ändern ſich . . .

— Ich, Toni, bin der nämliche geblieben . . .

— So denkt wohl Jeder von Euch!

— Worin, zum Beiſpiel, ſollte ich mich geändert haben?

— Du biſt ſeit Jahren nicht mehr ſo aufmerkſam und zärtlich gegen mich, als in der erſten glücklichen Zeit unſerer Bekanntſchaft . . .

— Du wirſt begreifen, liebes Kind, daß ein geſetzter Ehemann nicht immer und ewig der ſchmachtende Liebhaber und Anbeter ſeiner Frau bleiben kann.

— O ich begreife dies Alles vollkommen! Eben ſo gut, lieber Freund, wirſt Du aber auch begreifen, daß ein armes Weib, welches ſich ſeit Jahren von ihrem Manne kalt behandelt und vernachläſſigt fühlt, allmälig auch erkaltet und zuletzt Gleiches mit Gleichem vergilt . . .

— Eine Frau, die ihre Ehre liebt, bleibt wenigſtens ihren Schwüren treu . . .

— Ganz wie es der Mann bleibt . . .

— Der Mann, Kind, bleibt immer Mann . . .

— Wie, umgekehrt, die Frau immer Frau bleibt. Gleiche Pflichten . . . gleiche Anſprüche . . . gleiche Rechte!

— Du ſprichſt wie ein hochgelehrter Advokat . . .

— Ich ſpreche wie ein ruhig gewordenes Weib . . .

— Das zuletzt Gleiches mit Gleichem vergilt . . .

— Ei, guter Hans, biſt Du eiferſüchtig?

— Sei kein Kind, meine gute Toni! Ein Mann in meinen Jahren fühlt ſich zu Thorheiten dieſer Art nicht mehr aufgelegt . . .

— Deſto beſſer; dann gönnſt Du mir wenigſtens denſelben Grad von Freiheit, den ich ſeit Jahren Dir einzuräumen mich gezwungen ſah.

— Ich habe Dich zu nichts gezwungen . . .

— Du haſt Dir Alles ſelbſt erlaubt . . . ein galantes Abenteuer verdrängte das andere. Ich ſaß allein und weinte. Zuletzt gewöhnt man ſich an Alles . . . ich habe meine bittern Thränen getrocknet und weine nicht mehr, guter Hans!

— Toni, Du liebſt mich nicht mehr?

— Und wäre es wirklich ſo, wer von uns Beiden trüge die Schuld?

— Ich nicht!

— So ſpricht Jeder von Euch, und doch iſt es durch Tauſende von Beiſpielen erwieſen, daß unter zehn Frauen, die ihren Männern untreu werden, neun davon nur das Beiſpiel ihrer Männer befolgen.

— Damit entſchuldigt ſich Jede von Euch; die Sünde, die der Eine begeht, berechtigt aber keineswegs zur Verſündigung des andern Theils . . .

— Es iſt das Recht der Wiedervergeltung!

— Ei, Toni, das ſind ſchöne Grundſätze!

— Das lernt ſich, wenn man die thörichte Leidenſchaft der Eiferſucht von ſich abgeſtreift hat oder, mit andern Worten geſagt, ruhig und vernünftig geworden iſt.

— Der Himmel ſchütze jedes Weib vor ſolcher Ruhe und Vernunft! Ich wünſchte, Du wäreſt wieder ſo eiferſüchtig, ſo leidenſchaftlich als früher . . .

— Gottlob, daß ich's nicht mehr bin!

— Deine Kälte, Kind, ertrage ich nicht!

— Das waren früher meine Worte . . .

— Deine Gleichgültigkeit, gute Toni, langweilt mich . . .

— Das thut mir leid, guter Hans; doch wirſt Du Dich daran gewöhnen müſſen . . .

— Nein, Madame, das werde ich nicht!

— In dieſem Falle wird uns am Ende nichts Anderes übrig bleiben, als uns . . .

— Von Tiſch und Bett zu trennen?

— Du ſprichſt ganz aus meiner Seele.

— Gut, Madame, gut! Ihr Wille geſchehe!

— Aber bald, wenn ich bitten darf, ſagte Toni mit eiskalter Ruhe.

— Ei, hat das ſo große Eile?

— Warum einen gegenſeitigen Zwang unnütz verlängern?

— Weil mir's ſo gefällt, Madame!

— Mir nicht! ſagte Toni und ging.

Strauß trat an's Fenſter und kühlte ſeine brennende Stirn an der kalten Scheibe.

Unſer armer Freund hätte vernünftiger ſein und ſich wie jener zweite Franz von Frankreich mit den beiden Verſen tröſten ſollen, die Letzterer einſt in eine Fenſterſcheibe des Schloſſes zu Chambord einſchnitt:

,,Souvent femme se varie,
Mal habile qui s'y fie!"

## 22.

„Nulla calamitas sola," ſagt ein Sprichwort und die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigt ſich auch im Leben unſeres Freundes.

Strauß, der ſich in ſeiner Häuslichkeit immer unbehaglicher zu fühlen begann, hatte noch außerdem das Unglück, im Frühlinge des Jahres 1843 den treueſten ſeiner Jugendfreunde zu verlieren.

Am 14. April ſtarb Joſeph Lanner. Strauß war untröſtlich über den Tod ſeines alten Kameraden, der erſt drei Tage zuvor ſeinen einundvierzigſten Geburtstag gefeiert hatte.

— Ich werde ihn nicht lange überleben, ſagte Strauß zu Reichmann und traf nun die nothwendigen Vorbereitungen zu einer glänzenden Beerdigung ſeines Jugendfreundes.

Lanner war Kapellmeiſter des zweiten Bürger-Regiments, Muſik-Director der k. k. Redoutenbälle, Ehrenbürger ſeiner Vaterſtadt Wien und Mitglied des Muſikvereins zu Innsbruck. — Die Zahl ſeiner Compoſitionen war auf mehr als 200 Nummern angewachſen. Der letzte Tanz, der wenige Tage vor ſeinem Hinſcheiden erſchien, war eine Quadrille, Opus 199, betitelt: „Rouge ou noir“, (Roth oder todt).

Lanner hinterließ eine Wittwe und mehrere Kinder, unter welchen der älteſte Knabe, Auguſt, zehn Jahre nach dem Tode ſeines Vaters in deſſen Fußtapfen trat. *)

Lanner's Tod hatte die ganze Kaiſerſtadt in Trauer verſetzt. Mehr als zehntauſend dankbare Wiener folgten ſeiner Leiche nach dem Döblinger Friedhofe. Strauß, an der Spitze ſeines Orcheſters, führte den Zug. Das Bürger-Militär erwies dem gefeierten Todten die letzte Ehre.

Auf dem Kirchhofe angelangt, wurde Lanner's Sarg von den Händen der ſchönſten Mädchen und Frauen der trauernden Kaiſerſtadt mit Blumenkränzen und Guirlanden von Immergrün geſchmückt. Die Augen dieſer Huldgeſtalten füllten ſich mit blitzenden Thränen, als ſie, zitternd, eine Hand voll Erde auf den in den Schooß der Erde geſenkten Sarg ihres Lieblings hinabgleiten ließen.

Der treue Strauß zerfloß in Thränen.

— Schlaf' wohl, mein alter, herziger Freund!

---

*) Auguſt Lanner, der das Talent ſeines Vaters geerbt zu haben ſchien, ſtarb in der Maienblüthe ſeines Lebens, kaum 22 Jahre alt, im Winter des Jahres 1855. E. M. O.

Bald ſehen wir uns wieder in einer ſchönern, beſſern Welt, ſchluchzte Strauß und riß ſich mit blutendem Herzen von der Ruheſtätte des „ewigheitern Flachskopfes" los.

Zu den ſchönſten Eigenſchaften des ihn überlebenden „Mohrenſchädels" gehörte zweifelsohne die, daß er ein treuer, theilnehmender Freund ſeiner Freunde war.

Meiſter Johann nahm ſich den frühzeitigen Tod Meiſter Joſeph's ſo ſehr zu Herzen, daß ſeine ohnehin getrübte Laune dadurch die letzten Strahlen ihrer frühern Heiterkeit verlor.

Seine Ahnung ſagte ihm: auch er werde in der Blüthe ſeines Lebens hinweggerafft werden von der Sichel jenes Unerbittlichen, der kein Talent, wie groß und unerſetzlich es auch ſei, zu ſchonen gewohnt iſt. Der Tod fragt nicht nach Ruhm: ihm iſt es gleichgiltig, ob ein Bettler oder König, ein Genie oder Dummkopf ſtirbt.

„Mors omnia aequat," ſagte jener Weiſe, deſſen Name ich vergeſſen habe. „Le roi est mort, vive le roi!" Mit andern Worten heißt dies aber nicht mehr und nicht weniger, als: Lanner iſt todt, es lebe Strauß!

## 23.

Bald nach Lanner's Tode erfolgte Straußen's Trennung von ſeiner Frau. Sie nahm die Mädchen zu ſich; der Vater behielt die beiden Knaben.

## 24.

Strauß, der durch Lanner's Ableben Alleinherrſcher im Reiche des Wiener Frohſinn's geworden war, hatte ſeit dem Tode ſeines Freundes und ſeit der Trennung von ſeiner Frau die Reſte ſeiner alten Heiterkeit eingebüßt.

Strauß war nicht mehr jener luſtige Meiſter Johann, der tagtäglich einem neuen Abenteuer nachlief und die Sorge für das ungewiſſe Morgen auf die Schulter des lieben, guten, alten Gottes warf.

Strauß wurde immer ernſter und trübſinniger. Er hatte den ſüßen Kelch des Lebens bis auf die Neige geleert und litt nun, wie alle Charaktere ſeiner Art, an den Folgen troſtloſer Ueberſättigung.

Derſelbe Mann, in deſſen neuen Tanzſchöpfungen ſoviel Humor und Laune lag, war im Umgange melancholiſch, wie ein ſeine Jugendſünden bereuender Gukkuck, der ſich in die Einſamkeit des Waldes verbirgt, um dort ungeſtört ſeiner Schwermuth Luft zu machen. — Alles iſt eitel in der Welt, ſagte er wie König Solomo. Liebe und Ruhm ſind ſchillernde Eintagsfliegen, die ſchneller wie Seifenblaſen zerplatzen und in unſerm Herzen eine Leere zurücklaſſen, die durch nichts wieder auszufüllen iſt.

Man ſieht, daß jene Krankheit, die man Blaſirtheit nennt, auch ihn ergriffen und aus dem lebensfrohen Lebemann nach und nach einen kalten, trübſinnigen Kopfhänger gemacht hatte. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Im November 1844 machte er einen kleinen Ausflug nach Mähren, um ſich, wie ſein Biograph berichtet, auch die Bewohner von Olmütz, Troppau, Teſchen und Neutitſchein durch den Zauber ſeiner Muſik zu unterwerfen, was ihm denn auch im vollſten Maße gelang. Doch hatte dieſe neue, überaus glänzende Eroberung den traurigen Apoſtel des Frohſinns in ſeinem Innern nicht heiterer geſtimmt. Jeder neue Sieg machte ihn nur noch trüber, denn die Leere in ſeinem Herzen wurde von Jahr zu Jahre größer, drückender, peinigender.

Zuletzt half auch das Reiſen nichts. Selbſt dieſe

Zerſtreuung hatte ihm gegenüber allen Reiz, alle Heilkraft, allen Zauber verloren.

Das Einzige, das ihm jetzt noch, dann und wann, einen Anflug von Erheiterung gewährte, war das leidige Kartenſpiel. Er war im edlen Whiſt à trois ein faſt eben ſo genialer „Patzer,“ wie unſer gemeinſchaftlicher Freund M. G. Saphir, deſſen komiſcher Selbſtſchilderung als ſolcher ſich mancher Leſer ſeines „Humoriſten“ wohl noch erinnern wird.

„In Wien, ſagt er unter Anderm, fallen manchmal Worte aus der Luft, die ſich ſofort Bürgerrecht erwerben. Mit dieſen Worten iſt oft eine ganz eigenthümliche Bedeutung verbunden, die in keinem Wörterbuche angegeben, von Keinem erklärt und doch von Jedermann aufgefaßt und verſtanden wird. Zu dieſen Worten gehört auch das Wörtchen „Patzer.“

„Der Patzer iſt ein Genie der Ungeſchicklichkeit: er kann Alles ... nämlich nur verderben; er verſteht Alles, kann's aber nicht; er miſcht ſich in Alles und verdirbt Alles. Der Patzer iſt ein Pfuſcher, ein Flicker; aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungeflickt.“

„Ein Patzer im Whiſtſpiele iſt ein Menſch, welcher Whiſt ſpielt und dabei an Piquet denkt; ein Patzer iſt ein Menſch, der das dreizehnte à-tout unnütz herausſchlägt zu ſeinem Privat-Vergnügen; ein Patzer iſt ein Menſch, welcher (mit bewunderungswürdiger Ausdauer!) Singleton anſpielt, wenn er nicht mehr als zwei kleine à-tout hat; ein Patzer iſt ein Menſch, der regelmäßig die Invite des Gegners nachſpielt. Ein Patzer iſt ein Menſch, welcher patzt, und ein Menſch, welcher patzt, iſt ein Patzer, und ein ſolcher Patzer im Whiſtſpiele bin ich, erklärt mein erhabener Freund mit nicht genug zu rühmender Selbſterkenntniß und geſteht: Wenn ſich drei Menſchen mit mir zum Whiſtſpiele ſetzen, ſagen alle drei: „Der Patzer wird uns wieder das Geld abgewinnen!“

**Nosce te ipsum**, ſagte ein Weiſer Griechenland's, der vielleicht auch nur ein Patzer war.

Die Sippe der zahlloſen Patzer im Whiſtſpiele zerfällt in zwei Legionen:

1. in gekrönte Patzer (**Whistdrescherus Laureatus**) und

2. in ungekrönte oder gewöhnliche Patzer (**Patzer communis**).

Zur erſten Legion gehörte Meiſter Sarbir, zur zweiten Meiſter Strauß. Wenn Letzterer die ganze Fauſt voll Trümpfe hatte, klagte er noch über Pech, weil er troß der brillanten Karten in der Regel die Trics, mit jedem Tric mehr von ſeinem Gleichgewichte verlor und nach jedem verlorenen Robber aufgeregter, heftiger und gereizter zu werden pflegte.

„Eine Partie Whiſt, ſagt unſer gekrönter Paßer, iſt ein Abonnement ſuspendu alles geſelligen Anſtandes, eine Partie Whiſt iſt ein Anti-Höflichkeits-Verein; eine Partie Whiſt iſt eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, bei'm Spiele kein Blatt vor den Schnabel zu nehmen und offen zu ſagen, was man von ſeinem Nebenmenſchen denkt. „Das iſt dumm! — Das iſt ekelhaft! — Sie haben mehr Glück als Verſtand! — Sie haben einen coloſſalen Pommer oder Duſel. — Sie ſind ein Ignorant, ein Paßer," und mehr dergleichen ſchmeichelhafte Redensarten, die zwar in keinem Whiſtbuche (ſelbſt nicht in jenem des edlen Ebersberg) ſtehen, aber eben ſo ſehr zur Fashion des Whiſtſpieles, wie die Kunſtausdrücke: Slam, Singleton, Levée, Renonce, Robber, Fish u. ſ. w. gehören. Im geſellſchaftlichen Leben finden ſich gewöhnlich unter vier Menſchen ein Grobian, ein Dummerjan, ein Zänker und ein Denker und dies ſind gerade vier Menſchen, die zu einer Whiſtpartie paſſen."

Straußen's ſtehende Partie zählte nur die drei

Erſten jenes Viergeſpanns. Sie ſpielten gewöhnlich mit dem Strohmann; es fehlte zufällig blos der Denker. Dieſen hatten ſie unter ſich getheilt, denn jeder von den Dreien dachte, daß er allein der Denker ſei.

Der Grobian dieſer höchſt ergötzlichen Whiſt- und Schimpf-Partie war Herr Leopold Pampelmeyer, bürgerlicher Fleiſchhauer, ſtiller Anbeter einer kleinen, dicken oder, wie damals Freund Falſtaff geſagt, molletten Localſängerin, heimlicher Abonnent der damals ſtreng verbotenen „Grenzboten“ und des „Charivari“ und endlich abgeſagter Gegner der Cenſur. Das letztere Blatt hielt der gute Pampelmeyer eigentlich nur darum, weil er in jeder Nummer den uns Allen bekannten Refrain wiederfand.

Der Dummerjan dieſer ehrenwerthen Partie war Herr Thaddäus Spreitzenhuber, „hirſchlederner Hoſenfabrikant,“ Abonnent des Ebersbergiſchen „Zuſchauers“ (der geheimen Quelle ſeiner im Whiſt an den Mann gebrachten Schimpfwörter) und nebenbei Patriot vom allerreinſten Waſſer.

NB. Beide Herren werden im Verlaufe unſerer Erzählung ganz kurioſe Rollen ſpielen.

Der Dritte in dieſem Bunde — der Zänker —

war unſer liebenswürdiger Freund Strauß, der gar keine Zeitung hielt und in der Politik zum großen Haufen der „gerechten Mitte" zählte, im bürgerlichen Leben äußerſt ſanftmüthiger und verſöhnlicher Natur, im Whiſtſpiele aber ein unzufriedener Krakehler war, der, ob er gleich die meiſten Pudel machte und die mehrſten Böcke ſchoß, ſeine eigenen Fehler fortwährend ſeinem Mitſpieler in die Schuhe ſchob.

Genau betrachtet waren alle drei Patzer.

An einem regneriſchen Herbſtnachmittage des Jahres 1845 geſellte ſich zu dieſen Dreien — ausnahmsweiſe — ein Vierter, den das ſchlechte Wetter und die Furcht vor dem Naßwerden ſchirmlos von der Straße in's Kaffeehaus hineingetrieben hatte. Dieſer Vierte trug einen erbſengelben Rock, Gummi-Galoſchen und das Bewußtſein, daß er im Whiſtſpiele ein unergründlich tiefer Denker ſei, weil er in der Regel die meiſten Honneurs bekam und die mehrſten Points gewann.

Dieſer tiefe Denker war Freund Saphir.

— Es regnet draußen, ſagte der Humoriſt. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich ein Stündchen mitſpielen darf?

— Mit Vergnügen! riefen Strauß und der Spreitzenhuber.

— Ich ſpiele aber nur zu Dreien, erklärte Pampelmeyer.

Einer wird dann ausgetreten, meinte Saphir.

Das Loos entſchied, daß Spreitzenhuber zuerſt austrat und daß Saphir den erſten Blinden bekam.

Der geniale Patzer trat an's Geſchäft. In dem erſten Spiele unſeres tiefen „Denkers" befanden ſich unter den 26 Blättern, die er ſich und dem Mohren gegeben, nicht weniger als cinq Honneurs nebſt drei andern Trümpfen, drei Aß, zwei Könige und nur wenige Fehlblätter.

— Sie werden Slam, ſagte der Denker.

— Oho! meinte der Zänker und überlegte.

Der Grobian Pampelmeyer, der zwiſchen dem Denker und deſſen Blinden ſaß, ſpielte gegen die Force an. Der Mohr wagte einen kleinen Schnitt und bekam vom Zänker einen Surcoup. Strauß ſpielte nun ſeine lange Farbe; der Denker ſtach mit dem Aß, das vom Grobian, der in dieſer Farbe kein einziges Blatt beſaß, abgeſtochen wurde. Der Slam war alſo glücklich gerettet. Als das Spiel zu Ende war, hatte unſer Denker nicht mehr als zwei elende Trics gewonnen.

— Das iſt Pech, ſagte er, hob ab und putzte, während Strauß die Karten gab, ſeine angelaufenen Brillengläſer ab.

Der gute Blinde bekam jetzt blos deux d'honneurs und gleichſam zu ſeiner Entſchädigung keinen einzigen à-tout in der andern Hand, ſo daß er mit einer Klappe zwei Fliegen ſchlug und zwei Fiſhs gewann.

Beim dritten Spiele, das der edle Mohr ſelber gab, fielen die Karten wieder ſo äußerſt günſtig für ihn, daß er auf dem Punkte ſtand, Groß-Schlemm zu machen, als er zu ſeinem Schrecken gewahrte, daß er ſeinem Nebenmanne eine Karte zu viel und ſich ſelbſt eine zu wenig gegeben habe.

— Das iſt Pech! ſagte er und gab noch einmal.

Diesmal aber hatte die blinde Glücksgöttin ihrem verhätſchelten Lieblinge den Rücken zugekehrt und ihm gleichſam zur Strafe, daß er ſich vorhin leichtſinnig vergeben, in beide Hände ſo miſerables Papier geſpielt, daß es ſeinen Gegnern nicht ſchwer wurde, ihn Klein-Schlemm zu machen.

— Das geſchieht mir Recht! lachte Saphir.

— Ja wohl, ja wohl! meinte Pampelmeyer und lachte wie ein Octoberfuchs.

Doch als nach Beendigung des Regens und der drei Robbers der erbſengelbe Denker ſeinen Schaden überſah, hatte er im Ganzen blos lumpige ſieben Points im Spiele verloren, dafür aber 43 Schäfchen für Honneurs gewonnen.

— Das iſt Pech! ſagte der Glückliche.

— Was nennen Sie Pech? fragte Pampelmeyer.

— Pech nenne ich, daß es eben zu regnen aufhört und daß ich nun — Gottlob leider! — fort muß; denn hätte ich noch drei Robbers mit Ihnen ſpielen können, dann würde Keiner von Ihnen auch nur eine Marke übrig haben, ſagte M. G. und ging.

— Er iſt ein Glückskind! meinte Strauß.

— Er iſt ein Ariſtokrat! zürnte Pampelmeyer.

— Er iſt ein Patzer! ſagte Spreitzenhuber.

Und alle drei Patzer ſpielten weiter. — Meiſter Strauß aber verlor wie gewöhnlich.

— Er hat Glück in der Liebe! ſagte der Dummerjan, der, wie gewöhnlich, den Sieg davon trug.

## 25.

Im Oktober deſſelben Jahres (1845) veranſtaltete Meiſter Strauß eine Soirée, die in Hernals ſtattfand, wo ſich ungeachtet des troſtlos ſchlechten Herbſtwetters eine ebenſo elegante als zahlreiche Zuhörerſchaft eingefunden hatte, um ihrem gefeierten Lieblinge den Beweis zu liefern, daß weder Regen noch Sturm ſein Publikum abhalten könne, ihm, wie immer, herzlichen Beifall zuzujauchzen.

Der neuen Ouvertüre zu Balfe's „Liebesbrunnen" ließ er die zu ſeiner Zeit ſo ſehr en vogue geweſenen Walzer „heitere Lebensbilder" (Opus 181), die naiven „Landjunker" (Opus 182), die prächtigen „Serbien-Tänze" (Opus 185) folgen, die er auf ſtürmiſches Begehren der entzückten Zuhörer wiederholen mußte. Die Letztern hatte er der eben ſo liebenswürdigen als geiſtreichen Erzherzogin Sophie zugeeignet.

Einen Tag nach dieſem Abſchieds-Concerte folgte er einer ſchmeichelhaften Einladung nach Böhmens Hauptſtadt.

In Prag riefen vor Allen ſeine echt nationale „Marianka-Polka" (Opus 173) und ſeine „Sommernachtsträume" — reizende Walzer — eine wahrhaft czechiſche Begeiſterung wach.

Hier war's, wo er Kieſelacken wiederfand.

Der „Unvermeidliche" mußte ihm alle nähern Umſtände über ſeinen Aufenthalt in Egypten, über ſein Bekanntwerden mit Pepi Springerl und über ſeine frühere Stellung am Hofe Mehemmed Aly's erzählen. Strauß bat ihn, nichts zu verſchweigen.

Kieſelack, der auf ſeinen Wanderfahrten die Mode aller deutſchen Touriſten (von dem kleinen Fürſten Hermann Pückler bis herab zu dem großen Weltumſegler Friedrich Gerſtecker, der bekanntlich weit eher alles Andere, als zehn Zeilen richtig Deutſch ſchreiben kann) angenommen hatte, gleich ihnen etwas mehr oder weniger Aufſchneider, Windbeutel und verballhornter Münchhauſen zu ſein, räuſperte ſich mit echt touriſtiſcher Großprahlerei und erzählte:

— Mehemed Aly, deſſen Bekanntſchaft ich durch Frau von Engel, alias Gülbané, vulgo Pepi Springerl gemacht hatte, iſt ein ganz guter Kerl, mit dem ich zuletzt auf ſo vertrautem Fuße ſtand, daß wir unter vier Augen zu einander Du ſagten und uns gegenſeitig Alles, ohne Ausnahme, mit brüderlicher Freundſchaft anvertrauten. Alles, was er wußte, wußte auch ich. Eines Abends, als er bei ungewöhlich guter Laune war, wollte er mich beſchwatzen, ein Miniſter-Portefeuille anzunehmen und wenigſtens bis auf Widerruf ſein Premier zu werden. Quod non, beſter Aly, ſagte ich und beſtand auf meinem Willen, unabhängiger Particulier, nebenbei „Couſin ſeiner Freundin“ und unter dem Petſchafte der tiefſten Verſchwiegenheit Peri's ſtiller Anbeter zu bleiben. Mehemed Aly iſt unter Anderm auch eine große Spielratte. Ich mußte ihn nach und nach in alle europäiſchen Spiele und endlich ſogar auch in das von Sachſen nach Böhmen eingeſchleppte Kartenſpiel, „Schaafskopf" genannt, einweihen. Letzteres wurde zuletzt ſein Lieblingsſpiel. Statt des Geldes ſpielten wir Anfangs um Krokodile, ſpäter um Kameele. Eines Abends, als ich dem alten Fuchſe im Schaafskopfe 42, wiederhole zweiundvierzig Kameele abgewonnen hatte, erklärte ich ihm rund heraus, das Spiel mache mir keine Freude mehr, wenn ich dabei nichts Anderes als Kameele gewänne. Am andern Morgen verkaufte ich davon dreißig, verſchenkte zehn und behielt die letzten zwei Kameele zu meinen Spazierritten nach den Pyramiden, von welchen ich allwöchentlich eine andere erſtieg, um auf die Spitze derſelben mittelſt einer Schablone, die ich noch jetzt beſtändig bei mir führe, meinen weltberühmten Namen anzupinſeln. Zuletzt ſpielte ich mit ihm um hübſche Frauen aus ſeinem ziemlich zahlreich bevölkerten Serail. Eines Tages — es war an einem Aſchermittwoch — gewann ich dem Alten dreizehn blutjunge, bildſaubere Mädchen und darunter auch eine weiße Mohrin ab.

— Ei, giebt's denn auch weiße Mohren?

— Beſagte Mohrin war eine blendend weiße Cirkaſſierin, die ſich rabenſchwarz angeſtrichen hatte, weil der Alte die weißen Schönheiten nicht leiden mochte. Nachdem Suleika — ſo hieß das arme Thier — in mein Beſitzthum übergegangen war, nahm ſie ein warmes Bad und ſtieg zu meiner höchſten Ueberraſchung ſo weiß wie ein friſch geſchältes Ei aus der tintenſchwarzen Fluth heraus. Ich verliebte mich in das Geſchöpf und war Anfangs entſchloſſen, dem Beiſpiele des Fürſten Pückler nachzuahmen, die weißgewaſchene Mohrin mit nach Prag zu nehmen und ſie dort für meine leibeigene Gouvernante auszugeben. Da ich mich aber noch zu rechter Zeit erinnerte, daß ich zufällig nicht Fürſt ſei und als Bürgerlicher ob dieſer Adoption ſehr leicht in Colliſion mit der Polizei meiner Heimath gerathen könnte, beſchloß ich noch frühzeitig genug, mich von Suleika ohne Umſtände loszureißen und ſie einem Sklavenhändler zu verkaufen, der mir für Suleika und eine klafterhohe Tabakspfeife, die der gute Aly mir zu meinem Namenstage geſchenkt, das ſchönſte Prachtroß Arabiens — es hörte auf den Namen Bou Maza und war eine pfirſichblüthenfarbige Apfelſchimmel-Stute — abtrat.

Vier Wochen ſpäter verkaufte ich dieſe meine Apfelſtute für 1500 Pfund Sterling an den engliſchen Conſul in Cairo, der ſich unterdeſſen über Hals und Kopf in meine ſogenannte Couſine verliebt hatte und ſie gleich darauf, als der alte Aly ſie wegen einer kleinen, kaum mitzuzählenden Untreue mit einem jungen Maler aus Frankreich ohne lange Procedur in den Nil werfen ließ, glücklich nach Malta entführte. Seitdem habe ich weder von meiner Couſine, noch von meiner Apfelſtute irgend etwas gehört.

Strauß erzählte ihm nun ſein eigenes Zuſammentreffen mit Pepi im Schloſſe zu Holyrood und Alles, was er damals aus ihrem eigenen Munde erfahren hatte.

— Ihre gute Couſine, fügte er hinzu, nennt ſich jetzt Miß Arabella Stuart und lebt jetzt wahrſcheinlich in Indien, um dort, wie ſie mir freiwillig gebeichtet hat, einige unmenſchlich reiche Naböbier an den Bettelſtab zu bringen.

— Auch das wird ihr gelingen, ſagte Kieſelack und zog ſeine Schablone aus der Taſche, um mit Hilfe derſelben ſeinen unſterblichen Namen auf den Reiſekoffer unſeres Freundes anzumalen, den er in den

Gaſthof „zur Stadt Wien" begleitete, wo Strauß mit ſeinem ganzen Gefolge abgeſtiegen war.

## 27.

In dieſem Gaſthofe befand ſich damals (es iſt ſchon ziemlich lange her) eine junge Zimmerkellnerin. Sie hieß Anna und galt in ganz Prag und ſeinem zweimeiligen Umkreiſe für eben ſo wunderhübſch als unzugänglich tugendhaft. Wegen letzterer Eigenſchaft hieß dieſe reizende Tugend, obgleich ihr Haar ſo ſchwarz wie Ebenholz und ihr Teint ſo braun wie Geſundheits-Chocolade war, ziemlich allgemein der „weiße Rabe".

Dieſer „weiße Rabe", der allen Huldigungen, womit die alten und jungen Zimmergäſte der „Stadt Wien" ihn beſtürmt hatten, ſiegreich widerſtanden war, hatte ſich, geblendet von dem Ruhme, der das Haupt unſeres Wiener Freundes umgab, Knall und Fall in ihn dergeſtalt verliebt, daß ſie urplötzlich allen tugendſamen Grundſätzen, von denen ſie bis dahin durchdrungen geweſen war, den Laufpaß gab und ſich beſiegt in deſſen Arme warf.

Strauß aber wagte Widerſtand zu leiſten. Der allgemein verbreitete Ruf ihrer Keuſchheit hatte ihm ſo viel Achtung und Scheu eingeflößt, daß er das raſche Auflodern ihrer Leidenſchaft für eine augenblickliche Verirrung hielt, die er nicht zum Nachtheile ihres guten Rufs ausbeuten wollte. Er war ehrlich genug, ſich das Verſprechen abzunehmen, der verirrten Unſchuld gegenüber ſtandhaft zu bleiben.

Aber je kühler er ſich gegen den „weißen Raben“ benahm, deſto mehr erglühte dieſer für ihn in faſt unerklärlicher Haſt und Leidenſchaft.

— Wenn alle Tugenden der guten Stadt Prag ſo wenig ſpröde ſind, wie dieſer „weiße Rabe“ der guten „Stadt Wien“, ſagte ſich Strauß, dann begreife ich nicht, wie ſie ſich ſo lange im Rufe ihrer Unzugänglichkeit behaupten können. Ich für meinen Theil brauchte hier nur A zu ſagen, um ohne Schwierigkeit bis zum Z zu gelangen. Ich aber will durchaus ſtandhaft bleiben und mein Gewiſſen nicht mit einem neuen Frevel ſolcher Art belaſten.

Strauß ſprach darüber mit Herrn Kieſelack.

— Kennen Sie dieſe Anna? fragte er.

— Ich kenne ſie ſeit zwei Jahren . . .

— Und was halten Sie von ihr?

— Ich halte ſie für ſehr klug . . .

— Und ſind Sie von ihrer Tugend überzeugt?

— Ich ſpreche nur von ihrer Klugheit . . .

— Aber der allgemeine Ruf ihrer Unzugänglichkeit?

— Iſt ein Märchen wie manches andere.

— Und womit wollen Sie dies beweiſen? fragte Strauß im höchſten Grade neugierig gemacht.

— Durch eine ſehr einfache, aber augenſcheinliche Thatſache. Kann ich auf Ihre Verſchwiegenheit bauen?

— Ich bin ſtumm wie ein Fiſchteich.

— Gut, dann will ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen . . .

— Reden Sie, ich bin ganz Ohr . . .

— Wenn Miß Anna (ſie hört ſich gern ſo nennen) heute Nacht, ſobald Sie nach Hauſe kommen, leuchtend Sie bis in Ihr Zimmer begleitet, dann machen Sie ſich nicht den kleinſten Scrupel, ihr das Buſentuch abzureißen. Auf dem braunen Marmor ihres beiläufig erwähnt claſſiſch-ſchönen Nackens werden Sie dann ein Kennzeichen erblicken, das ein gewiſſer Jemand, den Sie kennen, hinter ihrem Rücken dort zurückgelaſſen hat . . .

— Freund, Sie machen mich fabelhaft neugierig. Weihen Sie mich ganz in Ihr Geheimniß ein.

— Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen. Machen Sie heute Nacht den Verſuch . . . Das Uebrige findet ſich von ſelbſt!

— Es ſei! ſagte Strauß, der, mehr von Neugier als von Leidenſchaft angeſtachelt, den Augenblick der Enthüllung des Kieſelack'ſchen Geheimniſſes kaum erwarten konnte.

Kieſelack empfahl ſich. Meiſter Strauß leerte zwei Glas Zuckerwaſſer. Dann rannte er raſch in's Kaffeehaus.

Abends gab er Concert im Theater. Das Haus war überfüllt . . . der Beifall maſſenhaft, coloſſal, pyramidal.

Aeußerſt geſpannt rannte er nach Hauſe. Miß Anna, die ihn kommen hörte, eilte, in die weiten Falten eines blendendweißen Nachtgewandes gehüllt, mit einem Armleuchter in der Hand, ihm entgegen und folgte leuchtend ihm bis auf ſein Zimmer.

Dort faßte Strauß ein Herz und riß, während ſie den Leuchter auf den Tiſch hinſtellte, ihr Buſentuch weg.

Und was erblickten dort ſeine Augen? Mancher wird es vielleicht ſchon errathen haben. Für Jene aber, deren Geiſt zu ſchwerfällig zur Entzifferung ſeines hieroglyphiſchen Myſteriums iſt, ſei es mit wenig Worten offenbart.

Auf dem unzugänglichen Pic du Midi ihres ſüdlich gebräunten Nackens prangte der Name des kühnen Mannes, der Nachts zuvor bis zur ſchwindelnden Höhe dieſes Bergrückens emporgeklimmt war.

— Miß Anna, was ſehe ich da? ſchrie Strauß ganz verwundert.

— Nanu, Bubi, was ſehen Sie denn?

— Auf Ihrem Nacken glänzt ein Name . . .

— Welcher Name? fragte Anna tief erſchreckt.

— Und Sie können noch ſo unſchuldig fragen? Wer anders, als jener unvermeidliche — Kieſelack!

— Herr Gott! rief Anna und rannte hinaus. Strauß aber ſchlug ein Hohngelächter auf und ſprach:

— Das alſo iſt der „weiße Rabe“? — — — —

## 28.

Dieſe höchlich überraſchende Entdeckung, die ſeinen ohnehin wankenden Glauben an die Tugend des weiblichen Geſchlechts neuerdings tief erſchüttert hatte, verleidete ihm alle Luſt zur Fortſetzung dieſes Abenteuers.

Am andern Morgen verließ er Prag und begab
ſich nach Dresden. Auch hier fand er enthuſiaſtiſch
Aufnahme. Von Dresden ging er nach Leipzig. Hie
ließ er ſich im „Tunnel", einer damals glänzende
Privat-Geſellſchaft, hören, an deren Spitze der ewi
heitere Carl Reginald Herloßſohn ſtand.

An jenem uns Allen unvergeßlichen Abende macht
der Schreiber dieſer anſpruchsloſen Erzählung die per
ſönliche Bekanntſchaft des Wiener Frohſinns-Apoſtel
An jenem Abende verſprach ich ihm bei einem Gla
perlender Veuve Cliquot, einſt die Geſchichte ſeine
Jedem von uns lieb und werth gewordenen Lebenslauf
in der Art und Weiſe meines „Roſſini's" zu ſchreibe
der in jenem Jahre zuerſt in meinem „Narre
Almanach" erſchienen war und welchen Meiſter Strau
— er war galant genug hinzuzufügen — „mit groſ
Vergnügen" geleſen hatte. Der Teufel aber glau
ihm das; ich ſelber erlaube mir, daran zu zweife
denn ein einziger der unſterblichen Tänze dieſes Walz
gott's iſt mir lieber als das Heer von hundert Bä
den, die ich zwiſchen leichtſinnigen Journalen u
bibliographiſchen Studien ernſter Art ſorglos und

bekümmert um die Gunſt oder Mißgunſt der Kritik ſeit dreißig Jahren aus der nimmermüden Feder geſchüttelt habe.

Von Leipzig fuhr Strauß nach Magdeburg. Auch dieſe Stadt, berichtet Herr Scheyrer, übergab ihm die Schlüſſel zu ihren kleinen Herzen und großen Geldſäcken mit den aufrichtigſten Huldigungen. Strauß errang hier einen eben ſo vollſtändigen Sieg wie (214 Jahre früher) Graf Tilly; nur war Strauß und deſſen Mannſchaft ein klein wenig minder grauſam als jener Feldherr und deſſen Heer.

Und dennoch herrſcht zwiſchen Strauß und Tilly wenigſtens eine Aehnlichkeit. Beide trugen in ihrem Herzen denſelben Sinnſpruch: „Nec a Deo, nec a Caesare.“ Auch Strauß fiel wie jener oft mit Unrecht verketzerte Held niemals von Gott und ſeinem Kaiſer ab.

Von Magdeburg begab ſich Strauß, eingedenk des Verſprechens, das ihm vor Jahren die Prinzeſſin von Preußen und die Fürſtin von Liegnitz abgenommen hatten, nach Berlin.

Hier fand er einen noch weit glänzendern Erfolg als das erſte Mal und trotz mancherlei Anfeindungen von Seiten der Berliner Gungl-Enthuſiaſten ſeine vollſtändige Rechnung. War auch jener Gungl ſein Nebenbuhler, ſo beſaß er doch eines Theils ſo viel Achtung vor Meiſter Strauß und andern Theils ſo viel Achtung vor ſich ſelbſt, daß er nicht in Muſards Fußtapfen trat und bezahlte Ziſcher warb.

Der Componiſt von „Kriegers Luſt“, wie manches andern ſchönen Marſches und Walzers, vergaß nicht, in Strauß mindeſtens eben ſo hoch den Künſtler wie den Landsmann zu ehren, denn auch Gungl iſt ja Oeſterreicher, wenn auch jetzt, nach ſo langen Jahren, durch Weißbier, Hegel'ſche Verneinung und märkiſchen Staub ſo bedeutend berliniſirt, daß nur noch einzelne Stellen ſeiner Tänze an ſeine Wiener Abkunft erinnern.

Strauß, das weithinleuchtende Vorbild dieſes und aller andern Tanzcomponiſten ſeiner Zeit, ſpielte vor Tauſenden von freudig entzückten Zuhörern in Krolls märchenhaft-ſchönem Wintergarten und wußte ſowohl durch die Gluth ſeines mit ſich fortreißenden Spiels, wie durch den Zauber ſeiner Compoſitionen jedes Ohr, wie jedes Herz — das ſchwarz-weiße eben ſo raſch wie das ſchwarz-gelbe — für ſich und ſeine „alte Garde“ zu gewinnen. Dieſe alten Kameraden erinnerten an die vieux grognards des kleinen Korporals und an jenen bekannten Ausſpruch, den man — wenn auch mit Unrecht — dem General Cambronne zugeſchrieben hat: La garde meurt, mais elle ne se rend pas! Straußens Kapelle ſtand und — fiel mit ihm.

Strauß ſpielte wieder einige Male bei Hofe und erntete auch in dieſem Kreiſe neue Auszeichnungen ein. Die Brüder des Königs beſuchten faſt allabendlich ſeine Soiréen bei Kroll, die ſehr bald das Stelldichein aller Freunde der Muſik und aller Notabeln der ſchönſten aller Künſte wurden.

Als er eines Abends, berichtet ſein Biograph, die Fantaſie „Erinnerung an Wilmers“ (enthaltend die Piecen: „Flieg, Vögelein, flieg“ und die „Pompa di Feſta“) ausgeführt hatte, kam Meiſter Felix Mendelsſohn-Bartholdy auf's Orcheſter, drückte ihm beide Hände und äußerte, daß dieſes Orcheſterſtück ſo intereſſant inſtrumentirt ſei, daß er's noch öfter hören wolle, um alle Einzelnheiten richtig aufzufaſſen.

Dieſes ehrlich gemeinte Lob aus dem Munde eines ſo anerkannten Meiſters gewährte ihm mehr Freude, als manche ſchwere Tabatière, die mit Diamanten und noch obenein — Gott weiß — mit welchem Porträt geſchmückt war. Dieſes Urtheil entſchädigte ihn zehnfach für jeden Orden, den er im Stillen Ocean ſeines ehrgeizigen Charakters für die Jungfräulichkeit ſeines Knopflochs ſein Lebelang vergeblich erſtrebt hatte.

N'est pas décoré qui veut, ſagt Herr Giacomo Meyerbeer, der, beiläufig erwähnt, ſchon mehr Orden als Knopflöcher hat und nun gar nicht mehr weiß, wo er damit hin ſoll. Der arme Meyerbeer, der reiche Monte-Chriſto der Muſik!

Aber kehren wir lieber zu Strauß zurück und hören wir, was unſere Quelle erzählt:

„Eines Tages verſammelten ſich auf Befehl des Prinzen von Preußen über zweihundert Muſiker aus den verſchiedenen Regiments-Muſikchören, unter der Leitung des General-Kapellmeiſters Wipprecht, in dem Kroll'ſchen Saale, wohin Strauß und ſein Orcheſter als Zuhörer eingeladen waren. Wipprecht ſtellte den Wiener Kunſtgenoſſen mit auszeichnenden Worten ſeinen Muſikern vor und führte ihm zu Ehren mehrere claſſiſche Tonſtücke, wie Beethoven's „Sinfonia eroica", die Ouvertüre zu Meyerbeer's „Feldlager in Schleſien" (woraus unſer reich decorirter Monte-Chriſto für Wien ſeine „Vielka" und für Paris ſpäterhin ſeinen „Nordſtern" gemacht), die Wipprecht mit ungemeiner Effectkenntniß für Militärmuſik eingerichtet hatte, mit trefflicher Präciſion aus. Die königlichen Prinzen, die Generalität und viele andere Perſonen hohen Ranges vermehrten durch ihre Anweſenheit die dem wackern Strauß zugedachte Huldigung.“

Das aber, was Herr Scheyrer nicht gewußt zu haben ſcheint oder, wer weiß warum, mit Stillſchweigen übergangen hat, iſt Straußens Zuſammentreffen bei dem letzten Concerte, das er im königlichen Schloſſe gab, mit einem kleinen Manne in einem einfach ſchwarzen, ziemlich altmodiſchen Frack, der ſtatt aller glänzenden Grexundien auf ſeiner ehrwürdigen Stirn einen Zug unverwiſchbarer Genialität trug, an welcher Jeder, der ihn einmal geſehen, Alexander von Humboldt, den premier connétable de l'Europe scientifique, wie ihn der Verfaſſer der „Bibliographie biographique“ genannt, ſofort wieder erkannt haben muß.

— In zehn Jahren, ſagte Humboldt zu Strauß, werden Ihre trexiſchen Walzer eben ſo heimiſch am Fuße der Cordilleren als auf dem Gipfel unſeres beſcheidenen Kreuzbergs vor dem Halle'ſchen Thore ſein; in dreißig Jahren wird die dankbare Tanzwelt Ihnen Monumente bauen und in hundert Jahren wird irgend ein Aſtronom (aber ſicher kein Deutſcher!) Ihren Namen einem von ihm neu entdeckten Planetoiden verleihen. Das Ausland zeigt ſich dem deutſchen Ruhme gegenüber dankbarer als unſer gemeinſchaftliches Vaterland. Auf dem Miſſiſſippi fahren zwei Dampfſchiffe, von denen das eine „Beethoven“, das andere „Fanny Elsler“ heißt. Wäre ich Ingenieur oder Eiſenbahndirector, eine meiner ſchönſten und raſcheſten Locomotiven, die Tauſende von Menſchen im Fluge mit ſich fortreißt, müßte wahrlich nicht anders als „Meiſter Strauß“ heißen.

Strauß war von dieſer feinen Schmeichelei dergeſtalt benebelt, daß er mit Wonne den alten Ruhm an ſein junges Herz gedrückt und ihm gern, wie einſt der deutſche Baſſiſt Rieſe dem alten Meiſter Cherubini, in Paris erwiedert hätte:

— Nicht wahr, Kerlchen, Unſereiner hat auch was gelernt!

Strauß aber, viel zu ängſtlich und beſcheiden, um einem Humboldt gegenüber eine ſchnelle und paſſende Antwort auf der Lippe zu haben, zog es vor, zu ſchweigen und ſich faſt noch einmal ſo tief als vor dem Könige ſelbſt, welcher dies mitangehört hatte, zu verbeugen.

Drei volle Wochen hindurch ſpielte Strauß allabendlich und mit jedem Tage wuchs die magnetiſche Kraft ſeines Namens.

Strauß war auch hier der Löwe des Tages, wenn er zufällig auch nur Johann und nicht, wie jener Altmeiſter des Burgtheaters, Ferdinand hieß. Berlins hyſteriſche Frauen ſchwärmten für ihn; es war eine Renovation des alten Lißt-Jubels vom Jahre 1841. Straußens Bild prangte an allen Ecken: dreimal gekriehubert und eben ſo oft in Stahl geſtochen.

Selbſt Herr Rellſtab mußte ihn loben!

Strauß war die Fahne der Saiſon. Um ſie ſchaarte ſich halb Berlin. Am Vorabende ſeiner Abreiſe brachte ihm der entzückte „Mittelpunkt der deutſchen Intelligenz“ einen großartigen Fackelzug und eine prächtige Serenade, und Tauſende von Weißbierkehlen ſchrien:

„Jott erhalte Strauß den Jroßen!“

## 29.

Meiſter Strauß kehrte nach Wien zurück. Der Winter ſtand vor der Thür, und jeder tanzdurſtige und muſikhungrige Nachkomme des alten guten Falſtaff geſtand ſich mit Beben und Grauen, daß ein Winter ohne Strauß — zumal jetzt, wo Lanner todt war! — ebenſo traurig und unerträglich als eine Sommer ohne Nachtigall ſei.

Am 25. November 1845 trat er nach ſeiner Rückkehr von Berlin zuerſt in der Katharinen-Redoute auf und ward von dem dicht gedrängten Knäuel ſeiner Verehrer und Verehrerinnen mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen.

Zwei Tage zuvor hatte ihn Kaiſer Ferdinand — ſchon damals der Gütige genannt — zum Hofball-Muſik-Director erhoben.

— Das iſt doch wenigſtens ein Titel, ſagte Reichmann, der jede Auszeichnung, die ſeinem Kapellmeiſter zu Theil ward, mit dem Gefühle hinnahm, als wäre ſie ihm ſelbſt ertheilt.

Es iſt etwas Seltenes, aber um ſo Schöneres, wenn Künſtler oder Dichter, ſtatt ihre Kunſtgenoſſen wegen eines Erfolges engherzig zu beneiden oder kleinlich anzufeinden, ſich gegenſeitig den Ruhm ihrer Siege gönnen.

Leider aber iſt Mißgunſt jenes krebsartige Geſchwür, das im Herzen faſt aller Künſtler um ſich frißt. Keiner gönnt dem Andern etwas Gutes: man wünſcht ſich gegenſeitig das Schlechteſte.

Mir aber fallen dabei zwei uralte Deviſen ein. Die eine gehört einem deutſchen Mathematiker, Georg Galgenmaier († 1619) und lautet:

„Invidia gloriae fumus.“
(Neid iſt der Rauch des Ruhmes.)

Die andere gehört einem holſtein'ſchen Oberſten, Chriſtian Hübner († 1629). Dieſe iſt ſchon luſtiger und heißt:

„Allen Denen, die mich kennen,
Wünſch' ich das, was ſie mir gönnen.“

Ich denke ganz wie jener Hübner.

## 30.

So war wieder ein Jahr vergangen. Strauß hatte während dieſer Zeit ziemlich zurückgezogen gelebt, mit unermüdlichem Eifer und unerſchöpflichem Talent immer Neues auf Neues componirt und dadurch ſeinen Ruhm, aber auch die Zahl ſeiner Neider vermehrt.

Zu Letztern gehörte noch immer — Patroklus.

Herr von Heupferd hatte ſich unterdeſſen von der

Kunſt, in deren Umarmungen er eben keine Lorbeern gepflückt, gänzlich losgeſagt und ſich ſeiner ganzen Länge nach auf das damals noch ziemlich brachliegende Feld der Politik geworfen. Er war — natürlich ganz im Stillen — Mitarbeiter der „Grenzboten“ und einiger anderer in Oeſterreich damals ſtreng verbotenen Journale, wie auch Leithammel jener Partei, der u. A. auch der Fleiſchhauer Pampelmeyer angehörte.

Der „Cavalier der Poeſie“ machte jetzt in „Geſinnung“. Sein „goldener Kiel“ entwickelte brillante Grundſätze über das Bewußtſein der Zeit und ſprach ſich mit „eiskalter Logik“ über die „brennenden Fragen der Gegenwart“ aus. Sein Styl ging auf ellenhohen Stelzen. Und darum geſchah es, daß Mancher, der von Heupferd's windgefüllter Phraſeologie wenig oder gar nichts verſtand, ihn für einen großen Politikus hielt. In den Augen Pampelmeyers war Heupferd der „Meſſias der Zukunft“. Spreitzenhuber dagegen erblickte in ihm einen der gefährlichſten Feinde der beſtehenden Ordnung und gefiel ſich darin, ihn nie anders als „Jakobiner“ oder „Bluthund“ zu nennen. Unſer „Cavalier der Poeſie“ war aber eben ſo wenig das Eine als das Andere, ſondern eben nichts mehr und nichts weniger als ein harmloſer Schwätzer, welcher ſeinem Namen, den er trug, alle Ehre machte.

Um jene Zeit definirte M. G. Saphir in einem Aufſatze „Converſations-Lexikon der Ohnmacht“ das Wort „Geſinnung“, auf welchem Heupferd und Conſorten damals herumzureiten begannen, wie folgt: „Wenn ein Schriftſteller weder Geiſt noch Styl, weder Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit hat, und wenn man ihn trotzdem als „großen Mann“ zum Schild ſeiner Partei erheben will, ſo ſchreibt man: er hat Geſinnung. Dieſe „Geſinnung“, zuerſt auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommé-Flanell ſtark nach Oeſterreich.“ — Auch Heupferd war ſolch ein „Geſinnungsmann“.

Strauß, der ſich von den Fragen der Politik immer fern hielt, weil er kein Geheimniß daraus machte, daß er nichts davon verſtand, lebte ausſchließlich ſeiner Muſe, die ihm ſo huldreich gewogen war, und in den wenigen Stunden, die er der Erholung einräumte, der früher beſchriebenen Whiſtpartie, die niemals ohne Zank und Streit ablief. Strauß war derjenige, welcher immer verlor. Sein Pech im

Spiele hatte eine ſolche Ausdauer, daß es im Munde ſeiner Freunde und Bekannten faſt zum Sprichwort geworden war. — — — — — — — — — —

Im Oktober des Jahres 1846 verließ er Wien, um neuen Lorbeer in Olmütz, Troppau, Oppeln, Ratibor und Breslau einzuernten.

In Schleſiens uralter Hauptſtadt machte er eine neue, ziemlich intereſſante Bekanntſchaft in der Perſon des ſehr ehrenwerthen Herrn Eugen Baron von Baerſt, der, von Jean Paul in Baireuth erzogen, als preußiſcher Offizier die glorreichen Feldzüge von 1812 bis 1815 mitgemacht hatte und 1818 als Hauptmann ausgetreten war. Seit 182[illegible] in Breslau anſäßig, war er Anfangs Redacteur, dann Eigenthümer der Schall'ſchen Zeitung, Anhänger des ſpaniſchen Prätendenten Don Carlos, nebenbei geheimer Diplomat einer nordiſchen Macht und zuletzt Pachter und Director des Breslauer Stadttheaters. Herr von Baerſt hatte ein ſehr abenteuerliches Leben durchgemacht und wußte Manches zu erzählen, was aus ſeinem Munde oft ebenſo pikant als komiſch klang. Bei aller Klugheit, die ihm nicht abzuſprechen war, beſaß auch er einen Sparren, der darin beſtand, daß er ſeinen Urſprung von der uralten Dynaſtie der ſouveränen Grafen von

Flandern ableitete und darauf faſt eben ſo viel eingebildet als Herr von Heupferd auf die Abſtammung ſeiner vorſündfluthlichen Familie zu ſein ſchien. Im Uebrigen war Herr von Vaerſt ein ſehr geiſtreicher Schriftſteller, der ſich, unter der Pſeudonymität des Chevalier de Lelly, durch ſeine „Cavalierperſpective“ und (zwanzig Jahre ſpäter) durch ſeine „Gaſtroſophie“ als einen der erleuchtetſten Feinſchmecker ſeiner Zeit rühmlich bekannt gemacht hat. Außerdem war er Gründer eines gaſtronomiſchen Clubbs, deſſen Mitglieder die Namen der einzelnen Gerichte einer mit außerordentlichem Tact und ungewöhnlichem Geſchmack von ihm octroyirten Speiſekarte (Charte-vérité) trugen.

Strauß, der durch den Präſidenten dieſes Clubbs, Herrn von Vaerſt, eingeführt und zur Ehrenmitgliedſchaft vorgeſchlagen worden war, erhielt bei ſeiner Aufnahme den Beinamen „Maître Gigot de Mouton“ (Meiſter Schöpſenſchlegel).

Das Ordenszeichen dieſes Clubbs war eine Auſterſchale mit der Deviſe: „Virtutis ostrea comes“.

Von Breslau kehrte Meiſter Schöpſenſchlegel mit ſeiner Auſterſchale und ſeinem neugepflückten Lorbeer über Neutitſchein, wo er zwei ſtark beſuchte Concerte gab, nach ſeinem vielgeliebten Wien zurück.

Herr von Baerſt hatte in unſerm Freunde den ſchlummerden Keim zur Gaſtroſophie geweckt,*) Strauß war ſeitdem ein leidenſchaftlicher Gourmand.

## 31.

„Meiſter Schöpſenſchlegels“ Hinneigung zur Gourmandiſe, die ſich in kurzer Zeit zu vollſter Blüthe entfaltet hatte, trug bald ſo ſchöne Früchte, daß Strauß, angeſtachelt durch den Trieb gaſtroſophiſcher Wißbegierde, mit Herrn von Baerſt in einen Briefwechſel trat, der ſich mindeſtens ebenſo intereſſant als die Goethe-Zelter'ſche Correſpondenz geſtaltete.

Eines Morgens erhielt der carliſtiſche Redacteur der „Breslauer Zeitung“ nachfolgendes Schreiben aus Wien:

„Hochverehrter Herr Präſident.

Sie werden es vielleicht befremdend finden, wen ein Mitglied des von Ihnen in's Leben gerufene Feinſchmecker-Clubbs, welches ſeit ſeiner Abreiſe vo

---

*) Der Gründer dieſes Clubbs ſtarb im Jahre 1856.
E. M. O.

Breslau nichts mehr von ſich hören ließ, Sie mit einer ehrfurchtsvollen Bitte zu beläſtigen wagt. Erfahren Sie, mein würdiger Herr und Freund, daß ſeit vier Tagen und vier Nächten nichts Geringeres als die Sorge um die Erfindung eines neuen italieniſchen Salats mich auf's Allergrauſamſte beunruhigt. Dieſen Salat, verehrenswürdiger Präſident, habe ich an ſchöne, ſehr ſchöne Lippen verloren, und morgen über vierzehn Tage iſt der Verfalltag dieſes Wechſels. Ein alberner Menſch könnte ſich vielleicht wundern über den Einfall, einen italieniſchen Salat als Liebesboten zu gebrauchen, und ſich dabei auf Meiſter Shakeſpeares Worte ſtützen „Zum Liebesboten taugt nur der Gedanke“. Wie aber kann irgend etwas, was in einer Zeit geſagt ward, in welcher die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, die Gaſtroſophie, noch ſo beklagenswerth zu Boden lag, auf Autorität oder auch nur auf Beachtung Anſpruch machen?

Seit Grimod de la Reynière, deſſen claſſiſchen „Almanach des Gourmands“ ich auf Ihren hochweiſen Rath zum Führer meiner gaſtronomiſchen Studien gemacht, iſt es eine unbeſtrittene Wahrheit, daß ſich zum Liebesboten nichts auf Erden beſſer ſchickt als ein Dindon aux truffes. Iſt dann auch an der

Liebe nichts, ſo hält man ſich doch wenigſtens an dem Boten. Warum nicht alſo auch ein Salat; warum nicht auch ein Salat, frage ich? Aus dieſem Grunde verſammelte ich geſtern ſämmtliche Oberkellner und Köche aus der Hohenſchule des guten Geſchmacks, aus dem Gaſthofe zum „goldenen Lamm“, um mit dieſen Herren Berathung zu pflegen, wie wir einen Salat componiren, welcher, ein achtes Wunderwerk, der erſtaunten Welt und der Inhaberin jener ſchönen Lippen, für welche er beſtimmt iſt, beweiſen möge, was der ſelbſtbewußte ſchaffende Geiſt vermag und wie groß die Fortſchritte ſind, die der menſchliche Geiſt auch in dieſem Gebiete der Kunſt gemacht hat. Aber glauben Sie — doch was ſage ich da? Sie wiſſen es ja beſſer als ich! — wir ſind in Deutſchland, wie in vielem Andern, ſo leider auch hierin noch ſehr weit zurück. Alle dieſe Herren verſtehen ihre gewöhnlichen Recepte ziemlich gut abzukochen, aber eine neue Idee — nein! und hätte ich ſie ſämmtlich auf die Folter geſpannt, ſie wären nicht im Stande geweſen, eine neue Idee zu erfinden.

Dieſe coloſſale Mittelmäßigkeit, Präſident, empörte mich. Zum Glück aber kam mir ein Gedanke, für den ich mich ſelber hätte küſſen mögen; es war nicht

Geringeres als eben jener Gedanke, mich an den Mann zu wenden, den allein wir mit gerechtem Stolze dem franzöſiſchen Geſchmacke gegenüber ſetzen dürfen, mit Einem Wort an Sie, den Heros aller Feinſchmecker, den Solon der Gaſtroſophie. Aber ſelbſt dieſe Bezeichnungen treffen eigentlich noch lange nicht dasjenige, wodurch Sie, gerade Sie, würdiger Chevalier, ſo groß, ſo unerreichbar groß daſtehen. Sie, nur Sie haben es begriffen, daß das Eſſen ein erhabener, gottesdienſtlicher Act iſt; Sie verſtehen das zum Cultus, zur Anbetung zu erheben, was beim gewöhnlichen Menſchen blos Befriedigung ſeiner ſinnlichen Begier und Bedürftigkeit iſt. Dieſe Gaſtroſophie, die, wie Sie mir gelernt haben, in dem Acte der Ueberwindung der Materie liegt, verſteht ſelbſt der Franzoſe nicht; er ißt darum auch nur mit Geſchmack und Eſprit, doch fehlt ihm die eigentliche Weihe und Begeiſterung des Eſſens, die Sie ſo ſchön, ſo reizend ſchön kleidet!

Glauben Sie nicht, daß ich ſcherze! Ich ſcherze überhaupt nie, wo es ſo wichtigen Intereſſen, ſo theuren Zwecken gilt. Meine Bitte alſo, würdiger Präſident, geht nun allen Ernſtes dahin, mir mit gewohnter Huld und Herablaſſenheit umgebend*) Ihre ſchöpferiſchen Ideen mitzutheilen über die Zubereitung eines Salats, welcher Alles, um in Ihrer Weiſe zu reden, total ecraſiren ſoll. Ich war Anfangs geſonnen, Ihnen einige meiner eigenen Ideen darüber zur Begutachtung vorzulegen, allein ich ſah früh genug ein, daß ich mich Ihnen gegenüber, rein paſſiv, blos lernend, ſtaunend und eſſend zu verhalten habe. Ich will Ihr Schüler ſein und mit zurückgehaltenem Athem den tiefſinnigen Lehren des zweiten, aber größern Epicurs lauſchen. Die Liebe und Begeiſterung, womit ich Sie verehre, giebt mir den Muth, die Kühnheit, die Gewährung meiner Bitte als eine Art von Recht zu beanſpruchen. Sie waren (in Breslau) mein Führer in der Literatur und in den verſchiedenen Reſtaurationen, die wir zuſammen durchſtudirt haben; Sie ſind der Stern, der mir ſeitdem auf meiner gaſtroſophiſchen Laufbahn aufmunternd vorangeleuchtet hat. Warum ſoll ich nicht Anſpruch machen dürfen auf den Rath des Meiſters, deſſen Jünger zu ſein mein höchſter Stolz und Ehrgeiz iſt? Sind wir uns nicht verwandt, nicht näher verwandt durch Streben

---

*) Dieſes Wort war dreimal unterſtrichen.

Neigung und Beſchäftigung, als man's durch die Bande des Blutes zu ſein vermag? Sind Sie nicht mein Bruder, wenn auch nicht in Apoll, doch in Verehrung eines andern Gottes, welchen die Menſchheit plumphin den „Bauch“ zu nennen wagt?!?

Noch einmal alſo, Präſident, halten Sie meine Bitte nicht für Scherz; es liegt Wahrheit in meinen Worten. Ich beſchwöre Sie bei Allem, was eßbar iſt, ſchreiben Sie mir bald, bälder, baldigſt, ſo daß Ihr Brief, dieſer Ariadnefaden, der mich im Labyrinthe meiner verworrenen Einfälle den einzig-richtigen Weg führen ſoll, noch zu rechter Zeit in Wien eintrifft.

Durch die Gewährung dieſes eben ſo dringenden als ehrfurchtsvollen Geſuches werden Sie — parole de gourmand! — Zeitlebens Denjenigen zu Ihrem dankbaren Schuldner machen, der ſich im Gefühle ungeheuchelter Verehrung zu nennen wagt,

Herr Präſident,

Ihr aufrichtiger Verehrer und Bewunderer

Meiſter Gigot de Mouton.“

Wien, am 3. September 1847.

Nachſchrift. Es wäre leicht möglich, daß die kurze Zeit, die ich Ihnen leider nur einräumen kann, oder vielleicht eine kleine Indigeſtion, oder gar üble Laune Sie daran verhindern können, mit ſchöpferiſcher Thätigkeit einen gänzlich neuen Plan zu entwerfen, der (ich bin deſſen gewiß) an gediegener Genialität Alles übertreffen würde, was bis jetzt unter dem oft ſchwer gemißbrauchten Namen „Salat“ in der Welt aufgetreten iſt. In dieſem Falle haben Sie die Huld, mir mitzutheilen, wie Sie früher italieniſchen Salat bei Very oder Vefour in Paris oder ſonſt wo zu genießen geruht haben. Jedenfalls erwarte ich umgehend Ihre Antwort.

## 32.

Zehn Tage ſpäter kam folgende Antwort:

Mein ſehr lieber Herr und Freund.

Sie müſſen wirklich ein Prophet ſein. Denn in der Nachſchrift Ihres Briefes ſprechen Sie eine Ahnung aus, die ſich leider beſtätigt hat. Ihre küſſenswerthen Zeilen fanden mich auf dem Krankenlager. Ich war leidend, ach ſo leidend, daß ſelbſt ein böhmiſcher Faſan, der Antinous ſeines Geſchlechts, ein himmliſcher Faſan, den Herr Amedée Grenier, der Carême der guten Stadt Teplitz und correſpondirendes Ehrenmitglied unſeres Clubbs, mir als freiwilligen Tribut ſeiner unſchätzbaren Freundſchaft durch einen Eilboten zugeſchickt hatte, nicht im Stande geweſen war, die ſtrenge Diät, auf welche mich der unbeugſame Wille meines Arztes geſetzt, auf einen Augenblick zu unterbrechen. Sie, ja nur Sie, mein würdiger Freund und hoffnungsvoller Jünger, werden begreifen, daß alle Qualen des weiland Tantalus noch Genuß und Wonne geweſen ſind gegen die unbeſchreibbare Folterqual, einen königlich böhmiſchen Faſan ſein zu nennen, ohne ihn — mir bricht das Herz! — genießen zu dürfen. Zum erſten Male in meinem Leben vergoß ich Thränen, Thränen bitterer, tiefgefühlter, ungeſchminkter Verzweiflung.

Da kam Ihr Brief, Ihr lieber Brief, der mir den Troſt und die Ueberzeugung gewährte, daß es auf dieſer faden, abgeſchmackten Seifenblaſe, die wir Erde nennen, doch noch einzelne, große, ſchöne Seelen giebt, welche, empfänglich für die Tugend des Genießens, eine gute Speiſe, z. B. einen im Dufte des Sauerkrautes aufgegangenen Faſan, allen andern Freuden und Crepundien dieſer geld- und ehrgeizigen Welt vorzuziehen im Stande ſind. Ich hätte bei nochmaliger Leſung Ihres Schreibens an Ihr Herz ſinken

**und mit Shakeſpeare ausrufen mögen: „Brutus is an honourable man!“**

Jetzt, lieber Freund, erfahren Sie aber auch, was mich quält. — Seit Jahren nagt ein tiefer Gram an meinem Herzen, ein Gram, den freilich nur Der zu begreifen vermag, welcher weiß, das es Dinge zwiſchen Himmel und Erde giebt, von denen unſere Schulweisheit ſich nichts träumen läßt. Ach, theuerer Gönner, ich verzweifle über die ſündige Menſchheit, die von Tag zu Tage tiefer und tiefer zum Thierthume herabſinkt. Schau um Dich, mein Sohn Brutus! Was erblickſt Du, mein Sohn Brutus?

Leichtſinnige, die ſich blindlings einer abgefeimten Dirne, der blutigen Küche Englands, in die Arme werfen und in dem bodenloſen Jammer halbroher Beef- oder Rumpſteaks untergehen. Abgeſtumpft für die eleuſiniſchen Geheimniſſe und feinern Reize der franzöſiſchen Küche — der Himmel ſegne ſie! — muthen ſie ihrem armen Magen Dinge zu, die dieſer im Gefühle ſeines legitimen Rechts perhorrescirt, leider aber vergeblich perhorrescirt. Welch' ein Gräuel für jeden Feinſchmecker der guten alten Schule, Vandalen, Botokuden oder Zulu-Kaffern zu ſehen, die ſich eine Plumpudding-Kugel in den Leib jagen, nicht bedenkend, daß dies eine jener unverantwortlichen Speiſeſünden iſt, welche John Bull nur für ſeine Matroſen-Magen erfunden hat. Ein feingebildeter, zartbeſaiteter Magen erblickt in jedem Plumpudding ein crimen laesae majestatis, das jede Fiber ſeines Ich's mit tiefem Abſcheu erfüllt.

Neulich von einem ſogenannt guten Freund zu Tiſche eingeladen, wird auch mir ein Plumpudding zugemuthet. Entrüſtet über alle Maßen, verſchlinge ich — nicht etwa aus Eßluſt, ſondern einzig und allein aus ungeheurer Wuth und kannibaliſcher Malice — zwei, drei, vier Stück jenes elenden Puddings.

Die Folge davon war das, was Ihr prophetiſcher Geiſt (apropos, bei welchem Schneider laſſen Sie arbeiten?) vorausgeſehen hat. Mit Einem Wort: ich wurde der Dupe einer ſchmachvoll angezettelten Intrigue, das Opferlamm einer himmelſchreienden Indigeſtion.

Seitdem, Herr, iſt jener Freund todt für mich, todt ſo lange er lebt und Pudding frißt, und vielleicht werde ich ſelbſt noch jenſeits ihm zürnen, daß er der Verdauung eines ſeiner älteſten Freunde eine ſo meuchelmörderiſche Falle gelegt, ihn hinterliſtig in die plumpen Netze eines ſo erbärmlichen Ränkeſchmieds, eines

durch und durch unverdaulichen Plumpuddings geleckt hat — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Doch nun, Freund, zu Ihrer Angelegenheit!

Sie verlangen von mir die Erfindung eines neuen Salates, der Alles, was ſich bisher unter dieſem ſchmählich uſurpirten Namen geltend zu machen verſucht hat, ecraſiren oder, wie Sie ſagen würden, verdunkeln ſoll. Ach, Brutus, das, was Du von mir verlangſt, iſt mehr, weit mehr, als Dein kranker Cäſar Dir in dieſem Augenblicke gewähren kann. Einen neuen Salat, bedenken Sie, Herr!

„Kann ich Gerichte aus der Erde ſtampfen?
Wächſt ein Salat mir auf der flachen Hand?"

Nein, nein, dort wächſt er nicht! Ich habe in eiliger Haſt das ganze Album der ſchönſten und unvergeßlichſten Erinnerungen meines dankerfüllten Magens durchblättert, um dort die Spuren eines neuen Salates aufzufinden, aber leider bin ich kein Columbus und zur Entdeckung eines neuen Welttheiles fehlt es mir — ich geſtehe es mit jungfräulichem Erröthen — vor Allem an Genie. Doch will ich Ihnen, in Ermangelung eines Beſſern, wenigſtens zwei beachtenswerthe Winke geben.

Schlagen Sie Oettinger's „Onkel Zebra" auf. Dort, Sura XXXIV., finden Sie eine ziemlich ausführliche Abhandlung über die Licht- und Schattenſeiten des Salats und am Schluß eine Anleitung zur „Bereitung eines höchſt pikanten Salats aus buntfarbigen Dahlien- oder Georginen-Blättern." Schlagen Sie dann auch den dritten Jahrgang ſeines „Narrenalmanachs" Seite 189 auf; dort werden Sie die Bekanntſchaft einer der koſtbarſten Erfindungen Roſſini's, die Bekanntſchaft eines Trüffelſalats machen, wofür ihm Floreſtan I., Fürſt von Monaco, einen Marquiſatstitel, und die Königin-Mutter Chriſtine von Spanien den Orden Karl's III. verliehen hat, eines Salats, welcher Stumme redend und ſpröde Herzen nachgiebig macht, eines Salats, mit deſſen Hilfe ich erbötig bin, die Frömmſte aller Houris aus den ſieben Himmeln Mahomets in den tiefſten Pfuhl der Hölle zu verlocken. Unſterblicher Schwan von Peſaro, wie nichtig iſt die ſchönſte Deiner himmliſchen Opern gegen den von Dir erfundenen Salat! Nach Dantes „Divina commedia" kenne ich nichts Großartigeres als Joachim's Trüffelſalat! Koſten Sie ihn, mein würdiger Freund, und widmen Sie dem großen Erfinder, mit dem Sie, beiläufig erwähnt, mehr als Eine Aehnlichkeit haben, eine Zähre ungeheuchelten Dankgefühls.

Im Uebrigen bitte ich Gott, daß er Sie und Ihren werthen Magen in ſeinen heiligen Schutz nehme und mir den Genuß ſchenke, Sie bald wieder einmal in unſerer trauten Mitte zu ſehen.

Dies, Meiſter, iſt das tägliche Gebet
Ihres
Sie wahrhaft ſchätzenden Freundes
E. v. B.
Breslau, am 12. September 1847.

## 33

Die ſchönen Lippen, für welche jener in Rede ſtehende Salat beſtimmt geweſen war, gehörten einer der reizendſten Wienerinnen, deren einnehmende Bekanntſchaft Strauß einige Wochen zuvor — wiederum in Baden — gemacht hatte.

Der Leſer fragt nach ihrem Namen. Die Antwort darauf muß ich ihm ſchuldig bleiben, erſtens, weil ich ihn ſelbſt nicht weiß, und zweitens, weil ich, vorausgeſetzt, daß ich ihn wüßte, ihn doch aus mehr als einem Grunde verſchweigen würde. Point de charme sans mystère, ſagte ja ſchon Frau von Maintenon, die ſich auf das Geheimnißvolle beſſer als auf manches Andere verſtand.

Wir wollen die Eigenthümerin jener ſchönen Lippen, die berufen iſt, in unſerem Romane mitzuſpielen, ganz einfach und natürlich nie anders als Sie nennen und zur Charakteriſtik ihrer Stellung unſerm Freunde gegenüber nur noch hinzufügen, daß dieſe junge, bildſchöne und charakterfeſte Dame die kinderloſe Gattin eines alten, höchſt rechtlichen, aber fortwährend kränklichen Mannes war, der zur nicht geringen Zahl der untergeordneten Staatsdiener oder, wie Freund Falſtaff ſich auszudrücken beliebt, zur Kategorie der ſubalternen „Biomten“ gehörte.

Sie alſo — man weiß nun, wen ich meine — hatte außer dem einnehmendſten Lippenpaare, worin ihr größter Reiz beſtand, große, ſchwarzbraune opaliſirende Augen, ein reiches Goldſchnitthaar, das, ſo oft ein Strahl der Sonne darauf niederſank, leiſe in's Röthliche hinüberſchimmerte, und eine Hautfarbe, für deren Reinheit ſelbſt der weißeſte Vergleich noch viel zu ſchwarz ausfallen würde. Im Uebrigen war ſie nicht groß und neigte ſich ein wenig allzuſtark zu dem, was der Franzoſe Obésité und der ehrliche Deutſche, ziemlich plump, Fettleibigkeit zu nennen pflegt. Deſſenungeachtet war ſie ſchön und anmuthsvoll.

Strauß, ein Freund ihres Mannes, hatte gleich im erſten Augenblicke ſeines Bekanntwerdens mit dieſer liebenswürdigen Frau eine feſte Zuneigung zu ihr gefaßt, die von reiner Freundſchaft beunruhigend raſch in glühende Liebe überging.

Sie aber war klug und — rechtlich.

Eines Morgens, als ſie zu einer Zeit, während welcher ſich ihr Gemahl trotz ſeiner Kränklichkeit, auf ſeinem Bureau im Amte befand, den Beſuch ſeines Freundes empfing, faßte dieſer ein Herz und wagte es, ihr ziemlich unverſchleiert ſeine tiefe Neigung für ſie zu geſtehen. Sie aber lächelte ſanft und ſprach:

— Ich betrachte Sie als Freund meines Mannes zugleich auch als den meinigen; aber eben meine Freundſchaft für Sie giebt mir ein Recht, mich ganz offen und ohne Hinterhalt gegen Sie auszuſprechen. Wären wir Beide noch frei, dann würde ich ohne Umſtände Ihnen geſtehen: Ich liebe Sie, heirathen Sie mich! Da ich aber verheirathet bin und da noch Ihre Frau lebt, von der Sie geſchieden ſind, ſo kann von einer Heirath zwiſchen uns natürlich keine Rede ſein. Aus Achtung für meinen Gemahl bitte und beſchwöre ich Sie alſo, Ihre

Zuneigung für mich, durch die ich mich — weshalb ſollte ich's Ihnen verhehlen? — eben ſo geſchmeichelt als geehrt fühle, ſiegreich zu bekämpfen. Es iſt keine Koketterie, ſondern tief empfundene Wahrheit, wenn ich Sie — ein für alle Mal! — bitte, mich von dieſem Augenblick für nichts mehr, aber auch nichts weniger als eine aufrichtige Freundin zu betrachten, die an Ihrem Schickſale, an Ihrer Stellung, an Ihrem großen, wohlverdienten Ruhme innig-warmen Antheil nimmt und Ihnen aus vollem Herzem alles Glück der Erde wünſcht und mit tauſend Freuden gönnt. Ich erlaube Ihnen, mir als Ihrer Freundin den Hof zu machen, ſo viel und ſo lange als es Ihnen gefällt, natürlich aber nur in allen Ehren. Verlangen Sie niemals mehr von mir und ſetzen Sie ſich und mich nie der Gefahr aus, irgend etwas zu begehren, was ich Ihnen aus Gründen, die Sie kennen und ohne Zweifel achtend anerkennen werden, unbedingt verweigern müßte. Reichen Sie mir Ihre Hand, mein Freund, und verſprechen Sie Ihrer Freundin, ihr nie mehr durch ein Wort der Liebe weh thun zu wollen.

Strauß hatte ſolche Sprache nie gehört. Er fühlte ſich überraſcht, erſchreckt, verſteinert, zurückgeſtoßen und dennoch zehnfach mehr als früher zu dieſem Engel an Schönheit und Tugend hingezogen.

— Und iſt das alles Ihr Ernſt? wagte er zitternd zu fragen.

— Mein heiliger, unverbrüchlicher Ernſt, betheuerte ſie.

— Wohlan, ſagte Strauß, aus deſſen Auge ſich eine Thräne ſtahl, dann füge ich mich Ihrem Befehle und will mich — bis auf eine ſchönere, beſſere Zeit — mit dem unſchätzbaren Gute Ihrer edlen hochherzigen Freundſchaft begnügen und in ihr und nur in ihr den einzigen und letzten Troſt für die klaffende Wunde und Leere meines Herzens ſuchen und — ſo Gott und Sie es wollen! — nach und nach auch wirklich finden.

Er drückte ihre Hand und ging.

— Er iſt würdig meiner Freundſchaft, ſagte ſie.

— Welch' ein Weib! rief Strauß, der am Fuße der Treppe dem heimkehrenden Gemahle ſeiner jungen Freundin begegnete.

— Warſt Du oben bei meiner Frau? fragte er huſtend wie ein Schwindſüchtiger.

— Ich habe ihr einen guten Morgen gewünſcht und mich nach Deinem Befinden erkundigt.

— Ich danke für Deine liebe Theilnahme. Mit meiner Geſundheit geht's herzlich ſchlecht. Ich erlebe das nächſte Frühjahr nicht . . .

— Alter Freund, faſſe Muth und Vertrauen . . .

— Ich vertraue auf Gott und meine Frau. Sage mir, wie findeſt Du ſie?

— Sie iſt ein Engel, rief Strauß.

— Das ſagt Jeder, der ſie kennt. Und ſiehſt Du, Hans, ich fühle mich, wenn gleich krank und ſchon mit Einem Fuße im Grabe, in ihrer reinen Nähe ſo ruhig und glücklich, ſo heiter und ſeelig, wie ich's bald dort droben zu werden hoffe.

— Leb' wohl, alter Freund, leb' wohl, ſagte Strauß, der, einmal weich geſtimmt, ſich der Thränen des aufrichtigen Antheils an dem Looſe des kranken Freundes nicht erwehren konnte.

— Beſuche uns oft, recht oft, Hans, bat der Hectiſche und ſtieg keuchend und hüſtelnd die vier hohen Treppen zum Himmel ſeines ungetrübten Eheglücks empor.

Strauß aber wurde ernſt und nachdenkend. Er blieb auf der Straße ſtehen und ſah wehmüthig zum Fenſter ſeiner Freundin hinauf in der Hoffnung, ſie werde ihm vielleicht nachſchauen. Dieſe Hoffnung aber hatte ihn getäuſcht. An die Stelle der Wehmuth trat ein Gefühl unbeſchreiblicher Sehnſucht. — Gern wäre er wieder umgekehrt, um ſie noch einmal zu ſehen, um noch einmal den lieben, ſüßen herzigen Ton ihrer Engelsſtimme zu vernehmen. Aber eingedenk des Verſprechens, das ſie ihm abgenommen, bezähmte er ſeine Sehnſucht, ermannte ſich raſch und gelobte ſich unter ihrem Fenſter und Gottes ſchönem Himmel, das Glück ſeines kranken Freundes, der ihm mit ſo ſchönem Vertrauen entgegengekommen war, zukünftig durch kein Wort unerlaubter Liebe trüben zu wollen.

Ob er auch Wort halten wird? Wir werden ſehen, ſagt die Chronik.

## 34.

Um der ſo haſtig aufgeloderten Leidenſchaft für das gefährliche „Weib mit den ſchönen Lippen“ zu entrinnen, ſo lange es noch Zeit war, beſchloß unſer Freund eine neue Muſikfahrt nach Berlin (es war die dritte dieſer Art) zu unternehmen.

Am 14. October langte er dort an, und ſchon am folgenden Abende ließ er ſich mit ſeiner Kapelle am

Geburtsfeſte des Königs Friedrich Wilhelm IV. in einem Hofconcerte im Schloſſe zu Charlottenburg mit faſt noch größerem Beifalle, als zwei Jahre zuvor, hören.

Als ſein herrliches Orcheſter u. A. auch eine ſeiner neueſten Compoſitionen, einen prachtvollen Militärmarſch (Opus 209) mit der ihm eigenthümlichen Gluth vortrug, ſagte der König nach Beendigung dieſes Stücks:

— Dieſer Marſch, lieber Strauß, gefällt mir. Machen Sie mir ein Geſchenk damit; er ſoll dann für alle Zeiten „preußiſcher Armeemarſch“ heißen.

— Ich bedaure, Majeſtät, erwiederte der ehrliche Wiener, über den Namen deſſelben nicht mehr frei verfügen zu können, da er bereits gedruckt iſt und auf dem Titelblatte „Oeſterreichiſcher Defilir-Marſch“ heißt.

— Ah, das iſt ſchade, lieber Strauß! Laſſen Sie den Titel umdrucken und nennen Sie ihn meinetwegen „Heiligen-Alliance-Marſch.“

— Das iſt ein ſehr glücklicher Titel!

— Es freut mich, wenn die heilige Alliance Ihren Beifall hat, ſagte der geiſtreiche Monarch und entfernte ſich lächelnd.

Von Berlin, wo Strauß diesmal zwölf Concerte gegeben hatte, zog er mit ſeiner tapfern Garde nach Hamburg.

Dort veranſtaltete er eine großartige Produktion in der Tonhalle. Da aber dieſe Soirée weniger beſucht war, als er mit Recht wohl erwarten durfte, rächte er ſich dadurch, daß er am folgenden Abend ein Concert zum Beſten der Armen gab, das nach Abzug der Koſten gegen 800 Mark einbrachte. Am folgenden Morgen ging's nach Hannover.

Ernſt Auguſt und der muſikliebende Kronprinz, (der, ein Schüler des Claviervirtuoſen Greulich, im Schloß zu Schönhauſen bei Berlin und ſpäter auch in Hannover mehr als einen hübſchen Walzer ſelbſt componirt hat) nahmen den Wiener Maëſtro mit außerordentlicher Huld und Freundlichkeit auf.

Der alte König, der bekanntlich das Deutſche faſt ganz ſo wie das Engliſche ausſprach, ſagte zu ihm u. A.

— Sie ſein ein Talent ſehr groß; ich achten und lieben Sie ſehr und wann ich ſterben einmal, ſo müſſen Sie, Maſter Strauß, ſchreiben mein Requiem, will ich ſagen, einen Trauermarſch.

— Der Himmel erhalte Ew. Majeſtät noch viele Jahre, wünſchte ihm Strauß.

— Man ſieht, daß Sie kein Hannoveraner ſind, geruhte der König zu erwiedern.

Auch der Kronprinz unterhielt ſich mit ihm.

— Von allen Ihren reizenden Tänzen, ſagte er u. A., gefällt mir, vielleicht ſchon aus angeborener Vorliebe für England und meine erlauchte Couſine, Ihre „Huldigung der Königin Victoria“ und nach ihm Ihr „Gabriellen-Walzer“ am beſten.

Bei Nennung dieſes Namens zitterte Strauß. Diesmal aber dachte er dabei weniger an jene herzloſe Kokette, als an jene tugendhafte Frau, deren Antlitz mit den „ſchönen Lippen“ ihm ſtets vor Augen ſtand.

Auch in Hannover erntete Strauß Beifall in Hülle und Fülle. Auf der Rückreiſe ſammelte er neue Lorbeeren und alte Kaſſenſcheine in Magdeburg und Berlin, dann kehrte er zur Katharinen-Redoute (25. November) pünktlich nach Wien zurück.

Im Winter 1847 und im Carneval des folgenden Jahres fielen die letzten Strahlen der alten gemüthlichen Heiterkeit auf das Angeſicht des alten lebensfrohen Praiſers, „Wien“ genannt. Strauß war bis dahin noch der unumſchränkte Autokrat im roſigen Reiche des Frohſinns und der ſorgloſeſten Heiterkeit. Mit vollen Zügen, ſchreibt ſein Biograph, ſchlürfte

Wien den ſüßen Melodientrank, welchen Strauß in ſeinen neuen herrlichen Walzern, wie z. B. die „Adepten,“ die „Amphionsklänge“ und die überaus ſchönen „Aetherträume“ waren, in den überſprudelnden Becher ſeiner „zahlloſen Verehrer“ goß — da kam der März!

Wir laſſen jetzt Herrn Scheyrer erzählen. Seite 85 ſeines 1851 auf Koſten des Verfaſſers in Wien gedruckten Werkchens ſagt unſer ehrlicher Wiener wörtlich wie folgt:

„Da kam der März und rüttelte die Wiener aus ihrer träumeriſchen Gemüthlichkeit, und Strauß erwachte gleich ſeinen Anhängern und ſprang mit friſchem frohem Muth ins Gebiet der neuen Freiheit hinüber. Die über Oeſterreich herabſchwebende Göttin berührte auch ſeinen Genius mit ihrem flammenden Zauberſchwerte und Strauß ſprach ſeine Huldigung der neuen Zeit in neuen Tonſchöpfungen aus. So entſtand der „öſterreichiſche Nationalgarde-Marſch“ (Opus 221), der „Marſch der Studenten-Legion (Opus 223), der „Freiheitsmarſch“ (Opus 224), „Aetherträume“ (Opus 225), der „Marſch des einigen Deutſchlands“ (Opus 227), die ſchönen Walzer „die Sorgenbrecher“ (Opus 230) und „Landesfarben“ (Opus 232) welche, mitten unter dem Drange der Politik entkeimt, Zeugniß geben, wie ſein Talent ſich an dem Umſchwunge der Dinge emporrankte. Er ſuchte die Tage der Freiheit in der ſchönen Weiſe eines begeiſterten Lieblings Terpſichorens zu verherrlichen; doch blieb er jeder politiſchen Thätigkeit, allen ſolchen Diſcuſſionen fremd, denn er erkannte und geſtand auch ohne Scheu öffentlich ſeine ganze Unerfahrenheit darin. Jene Schlagwörter der Gegenwart, welche die immer kühner auftretende Oppoſitions-Partei zu den Loſungsworten politiſcher Geſinnung zu ſtempeln ſich bemühte, übten auf ſein friedliches Gemüth nie jene magiſche, hirnberauſchende Macht aus. Er war durch und durch einzig und allein Muſiker. Für ihn lag die Oppoſition nur in den Dur- und Moll-Tonarten; ſeine communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Ideen beſtanden einzig und allein in dem Streben nach jener Gleichheit, mit welcher er Frohſinn und Erheiterung über alle ſeine Zuhörer zu vertheilen ſuchte. Treu ergeben dem öſterreichiſchen Herrſcherhauſe, an deſſen Hofe er als Ballmuſik-Director fungirte, kümmerte es ihn wenig, daß er bald mit dem ſo beliebten Spottnamen eines „Schwarzgelben“ bezeichnet und bei der in's planloſe arbeitenden Bewegungs-Partei aller Anerkennung und Achtung verluſtig wurde. Häufige Drohbriefe und Ankündigungen von

Katzenmuſiken ſchüchterten ihn nicht ein; er war und blieb unter allen Revolutionsſtürmen monarchiſch geſinnt; er verläugnete dieſe Geſinnung durchaus nicht; doch erbitterte er durch einen falſch angewendeten Fanatismus ſeine Gegner nicht noch mehr, ſondern trug ſtill die Mißgunſt der damals herrſchenden Partei. Ohne, wie ſo viele Andere, die Flucht zu ergreifen, harrte er mit ruhigem Muthe auf dem tobenden Ocean aus und fügte ſich mit kluger Reſignation in den Drang der Umſtände. Ueberall, wo er mit ſeinem muſikaliſchen Wirken in Anſpruch genommen wurde, trachtete er durch die Wahl ſeiner Muſikſtücke die empörten Gemüther zu beſänftigen und milder zu ſtimmen, ohne ſeine Geſinnung in falſchem Lichte erſcheinen zu laſſen. Dieſen Weg hielt er ſelbſt in den Octobertagen, wo er ſich durch die Macht der Verhältniſſe gezwungen ſah, im Belvedere, dem damaligen Hauptlager der Revolutions-Leiter, faſt täglich mit ſeiner Kapelle Productionen abzuhalten."

Strauß hielt ſich alſo, wie wir aus dem Berichte ſeines ehrlichen Plutarchs erfahren, fern von aller Einmiſchung in die Politik, und er that ſehr wohl daran, weil er wenigſtens ehrlich genug war, offenherzig zu bekennen, daß er nichts davon verſtehe. Wären doch auch Andere ſo ehrlich geweſen; ſicher wäre dann manches Unheil unterblieben!

Strauß dachte in dieſem Punkte ganz wie Roſſini:

— Der Teufel hole die leidige Politik, ſagte er mitten in den Stürmen der Revolution zu einem der Volksmänner in Bologna. Euer wildes Geſchwätz beleidigt mein Ohr! Eure ewig wiederkehrenden Ritornells von Völkerwohl und Tyrannenhaß langweilen mich noch zehnmal mehr als der dicke Weihrauch, den Ihr meinem vielgeliebten Bruder Jakob (er meinte damit Herrn Meyerbeer) ſtreut, ganz und gar vergeſſend, daß auch ich noch lebe, ich Joachim Roſſini, yo el Rey! Der Teufel hole alle Eure Revolutionen! Ich bin durchaus kein Freund davon! Ich liebe nun einmal die Monarchie! Und wißt Ihr warum? Unter ihr gedeihen Kunſt und Literatur! So denk' ich — nun henkt mich!

Die Bologneſer aber hingen ihn nicht. Denn Alle ſagten ſich einſtimmig:

— Es iſt Roſſini . . . laßt ihn leben!

## 35.

Wir haben im Verlaufe unſeres Romanes mit einer leicht verzeihlichen Vorliebe, die ſich aus der Erinnerung unſerer glücklichen Jugendzeit herſchreibt, das alte vormärzliche Wien geſchildert. Verſuchen wir es nun, ohne irgendwo anzuſtoßen, was durchaus nicht unſere Abſicht iſt, auch das neue nachmärzliche Wien, das Wien, das urplötzlich in den Apfel der politiſchen Erkenntniß gebiſſen, ohne Haß und ohne Liebe dadurch zu ſkizziren, daß wir unſerm Leſer aus der Unmaſſe theils blutiger und theils komiſcher Ereigniſſe, die ſich wechſelſeitig ablöſten, drei ihm bereits bekannte Perſönlichkeiten vorführen: Heupferd, Pampelmeyer und Spreitzenhuber.

Der Erſtere, von Haus aus Ariſtokrat, war, angeſpornt von unbefriedigtem Ehrgeize, nach und nach Volksmann, einer der Leiter ſeiner Partei, Hauptmann bei der Studenten-Legion und Vorſitzender eines der vielen politiſchen Vereine geworden, die ihre Netze um ganz Oeſterreich ausgeſponnen und nicht wenig dazu beigetragen hatten, Zwietracht auszuſäen und die Parteien unter ſich mehr und mehr zu zerklüften und wechſelſeitig aufzureizen.

Heupferd beſaß (was ihm zu ſeinem Ruhme nachgeſagt werden muß) die drei Eigenſchaften eines guten Volksredners: 1) Lunge,[*] 2) viel Lunge, 3) ſehr viel Lunge. Außerdem beſaß er das, was ſeine Partei

„Geſinnungstüchtigkeit" hieß, und endlich drei kleine, in Zeiten der Aufregung nicht zu verachtende Neben-Eigenſchaften: 1) Geiſtesgegenwart, 2) Unverſchämtheit und 3) einen ungeheuern Vorrath treffender Stich- und zündender Schlagwörter. Mehr braucht ein guter Redner nicht! Poſitives Wiſſen, gründliche Kenntniß der Geſchichte, der Menſchen- und der Völkerkunde, Kenntniß der organiſchen Entwickelung der Staaten und ihrer verſchiedenartigen Inſtitutionen, Kenntniß des Geiſtes und Zuſammenhanges der Geſetze, ihres Einfluſſes auf die Sitten und die Wechſelwirkung der Sitten auf den Geiſt der Geſetze, dies Alles zu wiſſen iſt für den größten Theil der Volksredner jener Tage in ganz Deutſchland Nebenſache, Luxus, Schulſtaub, Doctrin, Plunder, unnützer Firlefanz, Kakerlakismus des unmündigen deutſchen Michels geweſen.

Mit Hilfe der oben genannten Eigenſchaften hatte ſich Heupferd über Nacht zu einem der volksthümlichſten Charactere des neuen Wiens emporgefloskelt. Er ſaß, wenn wir nicht irren, im ſogenannten Sicherheitsausſchuß und ſpäter ſogar auch im Reichstage zu Kremſier.

In Zeiten allgemeiner Aufklärung kann es die Mittelmäßigkeit oft viel weiter bringen, als das wahre

Verdienſt. Aber bei aller Anwartſchaft auf eine große Staatslaufbahn hatte der ehemalige „Cavalier der Poeſie“ auch in der Politik viel „Pech“ und blieb aus letzterm Grunde eben nur das, was er bisher geweſen war: Heupferd vom Scheitel bis zur Schuhſohle, Volksmann im ſchlechtern Sinne dieſes Wortes.

Eine noch auffallendere Umwandlung war allmälig mehr und mehr mit dem Fleiſchhauer Pampelmeyer vorgegangen. Er, der in der vormärzlichen Zeit, berauſcht von den ſchönklingenden Redensarten Heupferds, einer der leidenſchaftlichſten Feinde der alten Ordnung der Dinge geweſen war, hatte im Verlaufe der Revolution, Zeuge der blutigen Exceſſe und Verirrungen jener Tage, urplötzlich ſeine politiſche Farbe gewechſelt und war nach der Anſicht ſeiner Partei, von welcher er abgefallen, ein ſogenannter „Schwarzgelber“ geworden. Er hatte mit einem Male Furcht bekommen und, wie ſo mancher dieſer „Rockumwender“, die Flucht ergriffen. Er war unter falſchem Namen nach Hamburg und von dort nach England entflohen, weil er ſich in Wien fortwährend von der Angſt gepeinigt fühlte, als Abtrünniger ergriffen und gehenkt zu werden. In Zeiten der Revolutionen hat man ſich vor nichts mehr zu fürchten als vor der Furcht ſelbſt. Jeder, der ſich fürchtet, iſt verloren; gleichviel, welcher Farbe er angehören mag.

In England ſoll ſich Pampelmeyer, als Rentier Rindsmaul, zuerſt in London und bald darauf, weil er ſich auch dort vor den Dolchen deutſcher Flüchtlinge nicht ſicher genug hielt, in einer kleinen Provinzſtadt als harmloſer Stiefelwichs-Fabrikant unter dem umgetauften Namen Jonas Bimſtein häuslich niedergelaſſen haben und dort plötzlich geſtorben ſein aus Furcht, von einem Emiſſäre der Umſturzpartei erkannt und denuncirt zu werden. Armer, bemitleidenswürdiger Pampelmeyer! In Deinem Grabe haſt Du nichts anderes zu fürchten, als Deine dereinſtige Auferſtehung. Fingeſt Du Dich dann von Neuem zu fürchten an, dann wünſchte ich zu Deiner Ruhe, daß Du ewig fortſchliefeſt und lieber gar nie erwachteſt!

Eine noch viel heiterere Metamorphoſe oder, richtiger geſagt, eine ganz kurioſe Reihe fortwährender Häutigungen war gleichzeitig mit dem „Dummerjan" der Strauß'ſchen Whiſtpartie, mit dem „hirſchledernen" Hoſenfabrikanten Thaddäus Spreitzenhuber vorgegangen. Aus dem ci-devant-Abonnenten des Ebersberg'ſchen „Zuſchauers", aus dem ehemaligen Patrioten vom allerreinſten Waſſer war nach und nach immer etwas Anderes geworden.

Im „Wiener Punch“ vom Jahre 1850 findet ſich eine ſo höchſt gelungene und charakteriſtiſche Schilderung der vielfachen Umwandlungen jenes Mannes, daß der uns unbekannte Verfaſſer derſelben uns die Mühe erſpart, jene Charakterzeichnung ſelbſt zu verſuchen. Die Seinige trägt die ſichtbaren Spuren naturgetreuer und mit Wiener Lokalfarbe gezeichneter Wahrheit und lautet wörtlich wie folgt:

„Der liebe gute Herr von Spreitzenhuber!

Unter Metternich hat er hirſchlederne Hoſen fabricirt und viel, ſehr viel Bier vertilgt.

Da war gekommen der März und Spreitzenhuber hat Revolution gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der April und Spreitzenhuber hat Oppoſition gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der Mai und Spreitzenhuber hat Barrikaden gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der Juni und Spreitzenhuber hat bei Anfertigung eines Volksvertreters mitgemacht, ſo wie früher . . . bei den hirſchledernen Hoſen.

Dann war gekommen der Juli und Spreitzenhuber hat ſchwarzrothgoldene Fahnen gebiegelt und detto Kokarden gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der Auguſt und Spreitzenhuber hat Reaktion gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der September und Spreitzenhuber hat urplötzlich deutſch-katholiſche Andachten entwickelt, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Dann war gekommen der Oktober und Spreitzenhuber hat Krieg gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Endlich war gekommen der November und Dezember und Spreitzenhuber hat Vertrauens- und Dankadreſſen gemacht, ſo wie früher . . . hirſchlederne Hoſen.

Der gute liebe Herr von Spreitzenhuber!" — —

Dieſes Genrebildchen iſt ein kleines Meiſterſtück. Und ſchon aus dieſem Grunde verdient es der Vergeſſenheit entriſſen und als Denkmal aus jener Zeit der Wirren und Wetterfahnen reſpektirt zu werden.

Auch Spreitzenhuber iſt ſchon lange todt. Und auch er ruhe im Frieden! — Den Todten ſoll man Gutes nachſagen. Wir wollen dies nicht vergeſſen und hinzufügen, daß dieſer Todte trotz ſeiner vielfachen Häutungen und kleinen Verirrungen in allen Phaſen ſeiner politiſchen Metamorphoſen bis an das Ende ſeines Lebens wenigſtens das geblieben iſt, was er urſprünglich geweſen war:

Ein ſehr dummer, aber herzensguter Kerl!

Zu ſeiner Entſchuldigung ſei nur noch das bemerkt, daß Spreitzenhuber nicht der Einzige ſeiner Gattung war, und daß nicht blos das liebe luſtige Wien, ſondern manch' kleines Krähwinkel, das ſich in ſeiner heitern Selbſttäuſchung als „Klein-Paris" betrachtet wiſſen will, ja daß faſt jede deutſche Stadt derlei Spreitzenhuber nicht blos in einzelnen Pracht-Exemplaren, wie unſer Wiener Original, ſondern in ziemlich großen Maſſen aufzuweiſen die Ehren hatte!

In jenen Tagen war Alles politiſch. Selbſt die Muſik war damals ausgeartet und hatte einen beißenden Charakter angenommen. Wir erinnern uns an ein Beiſpiel. Im Jahre Achtzehnhundert und „Metternich", wie Herr Leopold Frankl oder irgend

Strauß Sohn

ein Anderer das verhängnißvolle Jahr 48 genannt, ließ ein Wiener Tanzcomponiſt, deſſen Namen wir verſchweigen wollen, eine reizende Polka erſcheinen, unter dem Titel „Liguorianer-Seufzer". In Tagen allgemeiner Verirrung iſt Niemand nüchtern genug, um ſich nicht mehr oder minder vom Wellendrange gebietender Umſtände fortreißen zu laſſen.

Eine rühmliche Ausnahme machte Strauß. Er blieb unter allen Umſtänden derſelbe.

Laſſen wir über die traurigen Schreckensſzenen, die das gute Wien damals im Schooße ſeiner ſonſt ſo harmlos-friedlichen Mauern geſehen, einen Schleier tiefen Bedauerns und ungehäſſigen Vergeſſens fallen, und kehren wir lieber zum Helden unſerer Erzählung zurück.

## 36.

Während der ſchreckenverbreitenden Stürme der Wiener Revolution lebte Meiſter Strauß einzig und allein ſeiner friedlichen Kunſt und jener reinen Liebe, mit welcher er ſich mehr und mehr zu ſeiner jungen Freundin hingezogen fühlte und in deren beſeligender, ihn zu neuen Tonſchöpfungen begeiſternder Nähe er

ſich, ganz Wien und den politiſchen Jammer jen
Tage zu vergeſſen ſchien.

Dies erinnert uns unwillkürlich an manchen A
dern, der, inmitten der blutigen Gräuelſzenen d
erſten Revolution Frankreichs, ſich in vollen Zügen a
dem Becher platoniſcher Liebe berauſchend, auf Stu
den und Tage die ganze Außenwelt vergaß. W
denkt dabei nicht an Stanislas Fréron, der in d
tiefſten Tiefe ſeines Herzens für die zum Tode ve
urtheilte Frau ſeines Jugendfreundes Camille Des
moulins geſchwärmt? Wer denkt nicht an Robespierr
der in dem täglichen Umgange mit der engelreine
Tochter ſeines Wirths, mit Leonore Duplay, in der
ein Weſen überirdiſcher Art anzubeten gelernt, Tro
und Beruhigung gefunden hatte?

Gerade in den unglücklichſten Tagen, welche fü
die alte Kaiſerſtadt ſeit ihrem tauſendjährigen Beſtehe
heraufgezogen waren, fühlte ſich Meiſter Strauſ
einer der treueſten Anhänger ſeines Kaiſers, glück
licher als je in dem ſtillen Familienkreiſe ſeines arme
hinſiechenden Freundes und deſſen jugendlich blü
hender Frau mit den ſchönſten Lippen des ganze
Erdenrunds.

Im Faſchinge des Jahres 1849 — dem traurigſte welchen Falſtaff mit ſchwarzem Rande in die roſenfarbenen Annalen ſeiner vormärzlichen Gemüthlichkeit aufgezeichnet — entſpann ſich zwiſchen Strauß und jener Frau eine wahrhaft idylliſche Liebe, die, nicht getrübt durch den leiſeſten Hauch von Sinnlichkeit, beiden Theilen eine gleich große, gleich innige Seelenbefriedigung gewährte.

Strauß beſuchte die Frau mit den ſchönen Lippen und deren Mann, deſſen hektiſcher Zuſtand traurige Fortſchritte machte, tagtäglich.

Morgens kam er, um ſich nach dem Befinden des kranken Freundes zu erkundigen; Abends kam er, um ihm und ihr die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, und dann gegenſeitig ihre Hoffnungen und Befürchtungen auszutauſchen.

Allabendlich trank er hier ſeinen Thee. Allabendlich unterhielt er ſich mit ihm und ihr ſo lange, bis der Kranke ſich zur Ruhe begab. Und dann ging auch Strauß. Sie erwiederte den zärtlichen Druck ſeiner Hand und ihre anmuthige Stimme liſpelte zitternd:

— Gute Nacht, lieber Freund, auf Wiederſehen!

— Auf Morgen! ſagte Strauß und ſchied.

Aber ſchon auf der Treppe ſeufzte er laut a und dachte bei ſich voll unbeſchreiblicher Sehnſucht:

— Wenn's doch ſchon wieder Morgen wär'!

## 37.

Zu den Tänzen, die unſer geliebter Freund unte der Einwirkung der unbeſchreiblichen Anmuth jene himmliſchen Frau componirt, gehört u. A. auch de unvergleichlich ſchöne Radetzky-Marſch (Opus 288).

Dieſes begeiſterte und begeiſternde Tonſtück hatt mit der Schnelligkeit der Revolution jener Tage di Reiſe um die Welt gemacht und den Namen de greiſen ruhmgekrönten Connetable Duguesclin de Hauſes Habsburg in allen Weltgegenden faſt ebenſ bekannt und volksthümlich als in Oeſterreich un Italien gemacht.

Im Frühlinge 1851 hörten wir dieſen Marſch an äußerſten Ende von Jütland, in Skagen, dort, wo die Oſt- und Nord-See ſich verbinden, mit derſelben Begeiſterung als zwei Jahre zuvor zum erſten Male bei unſerm letzten Ausrücken zur Parade als beſcheidener Gardiſt der Leipziger Communal-Garde. — Wir haben wenig Anlage zu einem Helden, aber bei Anhörung des Strauß'ſchen Radetzky-Marſches regte ſich denn doch etwas von einem Turenne in Sedezformat in unſerer mit Watte und Kriegsluſt ausgefüllten Bürgergarden-Bruſt.

Zu jenen Tänzen, von welchen wir eben geſprochen, zählt ferner die „Huldigungs-Quadrille“ (Opus 223). Aber dieſe neue Huldigung galt nicht der Königin von England, ſondern der Königin ſeines Herzens, der bewußten Dame mit dem reizendſten Lippenpaare der ganzen Kaiſerſtadt.

Den nächſtfolgenden Tanz taufte er „Louiſen-Quadrille“ (Opus 224). Ob ſie vielleicht gar Louiſe hieß? Wir haben verſprochen, nichts zu verrathen. —

Im Januar 1849 machte Strauß einen kurzen Ausflug nach Prag. Dort war ihm als „Schwarzgelbem“ die Ehre einer feierlichen Katzenmuſik zugedacht, weil einen Tag vor ſeiner Ankunft ein böhmiſches Swornoſt-Journal geſchrieben hatte, der Wiener Hofballmuſik-Direktor komme nach Prag, um die czechiſchen Muſiker zu beeinträchtigen.

Aber die hinreißende Magie ſeiner unwiderſtehlichen Tanzweiſen verſöhnte ſeine czechiſchen Gegner ſo unerwartet ſchnell, daß die Katzenmuſik unterblieb, und daß ihm nach ſeinem zweiten Concert (auf der Sophien-Inſel) ein ſolennes Ständchen gebracht ward.

„Eben ſo glänzend drang Strauß, wie ſein Itineraire berichtet, auch in Olmütz durch, wo ſich das vom Getümmel der Politik weniger betäubte Ohr dem ſüßen beruhigenden Zauber der Strauß'ſchen Muſe willig hingab.“

Bald aber trieb ihn ſeine Sehnſucht nach der Frau mit den ſchönen Lippen, nach der Reſidenz zurück, in welcher, wie ſein Biograph erzählt, „der Belagerungszuſtand wie ein centnerſchwerer Alp auf den Gemüthern lag“. Der in früherer Zeit unverſiegbare Quell des Wiener Frohſinns ſchien für immer erſchöpft zu ſein. Es war ein troſtlos-trauriger Faſching. Es herrſchte weder Metternich, noch — Strauß!

## 38.

Letzterer blieb nicht lange in Wien. Die wiederholten Bitten ſeiner jungen Freundin, die es eben ſo ehrlich mit ſeiner Zukunft wie mit ihrer eigenen Ehre meinte; das zärtliche Flehen dieſer Frau, die mit Schrecken gewahrte, daß ihr bei einem länger fortgeſetzten Umgange mit Strauß endlich doch die Gefahr drohe, der Stimme ihres Herzens, die bald lauter als jene ihres Gewiſſens ſprach, Gehör zu ſchenken; das dringende Beſchwören dieſes reinen Engels bewog ihn früh genug, den kleinen Familienkreis, in welchem er ſich ſo heimiſch, ruhig und glücklich fühlte, und das große, traurige, niedergebeugte Wien zu verlaſſen, um mit ſeiner Kapelle eine neue Muſikfahrt anzutreten.

Er ſchied mit unbeſchreiblich ſchwerem Herzen. Es war ihm, als ließe er in der mit der Angſt und Trauer erfüllten Kaiſerſtadt das liebſte Kleinod ſeiner Seele, das köſtlichſte Juwel ſeines Daſeins zurück. Es war ihm zu Muthe, wie Jenem, welcher ſang:

„Mir iſt, als ob ein längſt verklung'nes Märchen
Durch meine todesbange Seele zieht;
Mir iſt, als ob ein neuer Elfenreigen
An meinem kranken Geiſt vorüberzieht.

Mir iſt, als wüchſe friſches Frühlingsleben
Aus meines Herzens Lavaſchutt empor;
Mir iſt, als rauſche neues Wonneleben
Vorüber an dem tieferſchreckten Ohr.

O Gott, was ſagt dies Singen und dies Klingen
In meiner angſt- und ſchmerzerfüllten Bruſt?
Wer iſt die Fee, die meiner Seele müde Schwingen
Hinausbewegt zu neuer Himmels-Luſt?

O Herz, mein Herz, wie kannſt Du thöricht fragen,
Was Dich mit neuem Lebensmuth erfüllt?
Du wagſt es nicht, es ſelber Dir zu ſagen,
Was jetzt ſo plötzlich all' Dein Sehnen ſtillt!

Faſſ' Muth, mein Herz, und wag' es zu geſtehen,
Was niemals Du geahnet, nie gedacht:
Der Heiland Welterlöſer iſt erſtanden,
Von Neuem iſt die alte Lieb' erwacht!

## 39.

Strauß, verliebt in die Frau ſeines Freundes, der an der Schwelle des Todes ſtand, verließ alſo Wien und fuhr am 8. März 1849 mit ſeiner treuen Garde von Nußdorf ab. Am nächſten Tage langte er ungewöhnlich ſpät — erſt um drei Uhr Nachmittags — in Linz an.

„Die Poſt nach München, ſchreibt Herr Scheyrer, war ſchon längſt abgegangen, und Strauß ſah ſich genöthigt, für ſein geſammtes Perſonal Extrapoſt zu nehmen, was eine nicht präliminirte Mehrausgabe von beinahe 400 Gulden C. M. verurſachte."

Einen Charakter wie Strauß beunruhigte dies nicht. Er zahlte und fuhr nach München.

Dort ſprach man noch immer von dem heilloſen Lola-Montez-Skandal und davon, daß man die Er-

Comteſſe von Landsfeld aus dem Tempel gejagt und aus Baiern fortgeſchickt habe.

Strauß, der an der table d'hôte des Gaſthofs „zum goldenen Hahn“, wo er abgeſtiegen war, dies Alles mit halbem Ohre mit angehört hatte, ward dadurch unwillkürlich an eine nicht minder kühne und glückliche Abenteuerin, an ſeine Landsmännin Pepi erinnert, die faſt in jeder Stadt, in welcher ſie aufgetreten war, einen andern Namen angenommen, in Wien Joſephine von Roſenkranz, in Peſth und Temesvar Gräfin Aurelia Göngölengyi, in Conſtantinopel kurzweg Gülhane, in Cairo Frau von Engel und in Edinburgh, wo Strauß ſie zum letzten Male geſehen, Arabella Stuart geheißen hatte. Wie viel Aehnlichkeit zwiſchen der Mündel des Wiener Hausmeiſters und der Tochter des ſpaniſchen Stiergefecht-Matadors! „Alles wiederholt ſich nur im Leben“, hat ja ſchon Schiller geſagt.

— Dieſe Wiener Lola, fragte ſich Strauß, wo mag ſie jetzt weilen? Welchen reichen Dummkopf, welchen alten Eſel mag ſie in dieſem Augenblick bei der Naſe herumführen, welchem hirnverbrannten Nabob oder Rajah die goldenen Gimpel- oder Pfauenfedern ausrupfen? Und welches Ende wird ſie nehmen?

Wird man ſie eines Tages, wie die ſpaniſche Montez, zur Gräfin erheben, um ſie einige Zeit darauf verdientermaßen zum Thore hinauszujagen, aus reinem Mitleid, damit ſie vom erzürnten Volke nicht geſteinigt werde? Wer kann mir ſagen, wo dieſe Pepi jetzt ſein mag?

— Ich! erwiederte ein Reiſender, der an der Gaſttafel unſerem Freunde gegenüber ſaß.

Strauß blickte auf und erkannte — Kieſelack.

— Alle Wetter, was machen Sie hier?

— Das, was Sie machen, lieber Strauß! Ich eſſe hier, wie Sie ſehen. Sie ſprachen, in Gedanken vertieft, ſo laut mit ſich ſelbſt, daß ich es hören mußte.

— Und wovon ſprach ich denn? fragte Strauß, wie aus einem Halbtraume erwachend.

— Wie, das wiſſen Sie nicht mehr? Sie phantaſirten laut und vernehmlich von einer Abenteuerin …

— Von Lola Montez?

— Von unſerer gemeinſchaftlichen Freundin Pepi Springerl.

— Ganz recht, ganz recht! Nun, Herzensfreund und Gönner, können Sie mir etwa Auskunft über ſie geben?

— Sind Sie vielleicht verliebt in ſie?

— O, nicht im Geringſten, liebſter Freund! Ich erkundige mich blos aus Neugier . . .

— Sie ſoll befriedigt werden . . .

— Pepi?

— Nein, zerſtreuter Freund, Ihre Neugier!

— Eh bien, Kieſelack, laſſen Sie hören!

— Unſere gemeinſchaftliche Freundin oder, Falls Sie dies lieber hören, Ihre Freundin Pepi Springerl, alias Frau von Engel, iſt unlängſt aus Oſtindien, geradenweges von Calcutta, nach Deutſchland zurückgekehrt.

— Allein? fragte Strauß, nicht wenig überraſcht.

— O nein! In Begleitung eines Freundes . . .

— Und wer iſt dieſer neidenswerthe Mann?

— Ein rothborſtiger Engländer, ein äußerſt roher Patron, der im Süden von Nord-Amerika, im Staate Kentucki, urſprünglich Miſſionär, ſpäter Sklavenhändler und endlich Plantagenbeſitzer geweſen war, nach einigen Jahren aber Bankerott gemacht hatte und dann, um den Verfolgungen ſeiner ſchwer betrogenen Gläubiger zu entgehen, bei Nacht und Nebel durchgegangen und, Gott weiß wie, nach Calcutta verſchlagen worden war. Dort war ihm das ungeheure Glück beſchieden, die

Bekanntſchaft Ihrer, meiner oder unſerer Freundin Pepi zu machen, die, unterdeſſen alt und ziemlich häßlich geworden, ſich in Calcutta, von dem letzten ihrer treuloſen Rajahs aufgegeben, in äußerſt dürftigen Umſtänden befand. Der rothborſtige Sklavenzüchter erbarmte ſich ihrer Noth. Da ſie in ſeinen Augen noch immer einigen Reiz beſaß, ließ er ſich herab, ſie mit den Trümmern ſeines ſchmählichen Bankerotts nach England mitzunehmen. Dort kaufte er eine kleine Menagerie. Er, der zu Anfang ſeiner großartigen Laufbahn ſchwarze Heiden bekehrt hatte, iſt endlich per tot discrimina rerum, ſo weit herunter gekommen, daß er jetzt wilde Thiere zähmt, Schlangen abrichtet und in ſeinen Mußeſtunden die einſt ſo ſchöne und übermüthige Wienerin dreſſirt. Pepi ſieht jetzt weniger auf Geld als auf anſtändige Behandlung, die der rothhaarige, mit Sommerſproſſen garnirte Barbar ihr leider nur in höchſt ſeltenen Ausnahmsfällen, blos in Augenblicken thieriſcher Verliebtheit, angedeihen läßt; in der Regel aber iſt er brutal: häufig geht ſein Zorn und ſeine Roheit ſo weit, daß er die arme Pepi wie ein wildes Thier behandelt und ihre aufſchäumende Wuth durch die eindringliche, ſchwielenerzeugende Ueberredungsgabe ſeiner Löwenpeitſche kirrt. „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

— Und von wem wiſſen Sie dies?

— Das weiß ich zufällig von Schiller!

— Nur jetzt keine Witze, guter Kieſelack! Sagen Sie mir lieber, aus welchem Munde Sie dies Alles über Pepi ſo genau und umſtändlich erfahren haben?

— Aus Pepi's allerhöchſt eigenem Munde . . .

— Und wo ſprachen Sie die Unglückliche zum letzten Male?

— Hier in München!

— Und wann, guter Kiſelack?

— Geſtern Abend!

— Wo?

— Hier im „goldenen Hahn"!

— Sie wohnt in dieſem Gaſthofe? Dann ziehe ich auf der Stelle aus, rief Strauß und ſprang vom Tiſche auf.

— Bleiben Sie, verehrter Freund, bleiben Sie! Sie haben nichts mehr zu fürchten . . .

— Wieſo?

— Pepi iſt heute Früh mit ihrem Barbaren und ſeinen wilden Thieren über Linz geraden Weges nach Wien abgereiſt.

Bekanntſchaft Ihrer, meiner oder unſerer Freundin Pepi zu machen, die, unterdeſſen alt und ziemlich häßlich geworden, ſich in Calcutta, von dem letzten ihrer treuloſen Rajahs aufgegeben, in äußerſt dürftigen Umſtänden befand. Der rothborſtige Sklavenzüchter erbarmte ſich ihrer Noth. Da ſie in ſeinen Augen noch immer einigen Reiz beſaß, ließ er ſich herab, ſie mit den Trümmern ſeines ſchmählichen Bankerotts nach England mitzunehmen. Dort kaufte er eine kleine Menagerie. Er, der zu Anfang ſeiner großartigen Laufbahn ſchwarze Heiden bekehrt hatte, iſt endlich per tot discrimina rerum, ſo weit herunter gekommen, daß er jetzt wilde Thiere zähmt, Schlangen abrichtet und in ſeinen Mußeſtunden die einſt ſo ſchöne und übermüthige Wienerin dreſſirt. Pepi ſieht jetzt weniger auf Geld als auf anſtändige Behandlung, die der rothhaarige, mit Sommerſproſſen garnirte Barbar ihr leider nur in höchſt ſeltenen Ausnahmsfällen, blos in Augenblicken thieriſcher Verliebtheit, angedeihen läßt; in der Regel aber iſt er brutal: häufig geht ſein Zorn und ſeine Roheit ſo weit, daß er die arme Pepi wie ein wildes Thier behandelt und ihre aufſchäumende Wuth durch die eindringliche, ſchwielenerzeugende Ueberredungsgabe ſeiner Löwenpeitſche kirrt. „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“

— Und von wem wiſſen Sie dies?

— Das weiß ich zufällig von Schiller!

— Nur jetzt keine Witze, guter Kieſelack! Sagen Sie mir lieber, aus welchem Munde Sie dies Alles über Pepi ſo genau und umſtändlich erfahren haben?

— Aus Pepi's allerhöchſt eigenem Munde . . .

— Und wo ſprachen Sie die Unglückliche zum letzten Male?

— Hier in München!

— Und wann, guter Kieſelack?

— Geſtern Abend!

— Wo?

— Hier im „goldenen Hahn“!

— Sie wohnt in dieſem Gaſthofe? Dann ziehe ich auf der Stelle aus, rief Strauß und ſprang vom Tiſche auf.

— Bleiben Sie, verehrter Freund, bleiben Sie! Sie haben nichts mehr zu fürchten . . .

— Wieſo?

— Pepi iſt heute Früh mit ihrem Barbaren und ſeinen wilden Thieren über Linz geraden Weges nach Wien abgereiſt.

— Gottlob, daß ſie wieder fort iſt, ſagte Strauß und ſetzte ſich wieder.

— Die arme Pepi! fuhr Kieſelack fort. Die Wege der Vorſehung ſind oft ſehr dunkel.

— Aber immer gerecht, fügte Strauß hinzu.

Dann plauderten ſie von andern Dingen.

## 40.

In München ſpielte Strauß im Theater. Derſelbe Beifall, daſſelbe Furore wie früher!

Dann eilte er ohne Aufenthalt über Augsburg und Ulm nach Stuttgart. Warmer Enthuſiasmus folgte ihm von Stadt zu Stadt. Er gab Concerte in Heilbronn, in Mannheim und in Heidelberg. Ueberall erntete er maſſenhaften Beifall; aber die Einnahmen waren gering, ſehr gering.

Aus faſt jedem Orte, wo er ſich hören ließ, ſchrieb er ſeiner Freundin, deren reizendes Bild mit den Farben brennender Liebe vor ſeiner Seele ſtand. Es waren Feſttage für ſein ſehnſuchtsbanges Herz, an welchem er einige Zeilen theilnehmender Antwort von ihr erhielt, denn auch ſie liebte ihn ja!

— Ihr Mann, ſagte er ſich, ſteht ſeit Monden ſchon mit Einem Fuße im Grabe. Stirbt er, dann iſt ſie mein!

In jedem Briefe erwartete er die Nachricht von dem Ableben ſeines unrettbar verlorenen Freundes.

Als Strauß in Frankfurt ankam, herrſchte auch dort, wie überall, große politiſche Aufregung. Die gute Paulskirche war mit der Kaiſerwahl beſchäftigt . . . Straußens friedliche Kunſt fand wenig Anklang.

Er beſuchte Mainz, Darmſtadt, Coblenz, Bonn, Cöln, Düſſeldorf und Elberfeld. Ueberall dieſelbe Schwüle, überall dieſelbe Aufregung! Strauß begann den Muth zu verlieren.

Betrübten Herzens zog er nach Belgien.

Er ſchöpfte neue Hoffnung, als er dieſes Land unter dem Schutze eines weiſen Fürſten und einer freien Verfaſſung in voller Ruhe und im Genuſſe ungetrübter Einigkeit fand.

„Seit vorgeſtern, ſchrieb er ſeiner Wiener Freundin, befinde ich mich in Brüſſel. Hier weiß man nichts von Revolution. Hier herrſcht Ruhe, Ordnung und Geſetz. Belgien iſt ein kleines, aber zehnmal glücklicheres Land, als mancher große mächtige Staat. König Leopold iſt ein ganzer Mann, das weithin leuchtende Vorbild eines conſtitutionellen Fürſten, der es ehrlich mit ſeinem treuen Volke meint. L'union fait la force! So lautet ſein Wahlſpruch, der gleichzeitig auch jener ſeiner aufgeklärten Unterthanen iſt. Es giebt kein zweites Land, in welchem Fürſt und Volk, ſo innig treu verbunden, Hand in Hand gehen wie in dieſem kleinen gottgeſegneten Belgien, wo alle Künſte und Wiſſenſchaften eben ſo glücklich gedeihen wie der Handel und die Induſtrie dieſes betriebſamen Volkes, das eben ſo ſtolz auf ſeinen König, wie er ſelber auf ſein Volk iſt.“

In Brüſſel machte Strauß brillante Einnahmen. Der König gab ihm neue Beweiſe ſeiner alten unveränderlichen Huld.

Von Brüſſel ging Strauß nach Antwerpen. Auch hier gab er eine Reihe zahlreich beſuchter Concerte, deren pecuniärer Erfolg ihn für ſeine Einbuße in Deutſchland glänzend entſchädigte.

Vor ſeiner Abreiſe von Antwerpen gab er ein Concert für die Armen. Nach der erſten Abtheilung überreichte ihm die Tochter des Gouverneurs, ein blühendes Mädchen, ein prachtvolles, von Brüſſeler Spitzen zuſammengehaltenes Bouquet mit den ſinnigen Worten: „Ein Strauß für Herrn Johann Strauß! Der

Blumen holder Duft iſt der innige Dank der durch Sie ſo reich beſchenkten Armen."

Das Herz des Meiſters war tief bewegt. Am folgenden Morgen ſandte er die ſchönſte Blume dieſes Bouquets ſeiner Wiener Freundin.

Von Antwerpen begab ſich Strauß nach Oſtende. Auch hier erntete er Lorbeer und Gold.

In der Nacht vom 21. April brachte ihn ein Dampfſchiff nach London.

Dort angelangt erhielt er ſchon am folgenden Morgen eine äußerſt huldvolle Einladung vom Fürſten Metternich, der hier, zurückgezogen von der Welt, deren Schickſale er dreißig Jahre lang mit ſo mächtiger Hand geleitet hatte, als Verbannter lebte.

Der greiſe Diplomat empfing den Wiener Kapellmeiſter, den er ſtets mit großer Vorliebe beſchirmt hatte, mit alter Huld und Zuneigung. Die reizende Fürſtin war tief bewegt. Sie wollte ein Geſpräch beginnen, aber heiße Thränen erſtickten ihre Stimme. Sie dachte mit unbeſchreiblicher Wehmuth an ihr ſchönes Wien zurück und erkundigte ſich, nachdem ſie wieder Faſſung errungen hatte, nach Allem, was ihrem Herzen lieb und theuer war. Auch Strauß konnte ſich der Thränen nicht erwehren.

Er blieb vom 24. April bis 9. Juli in der Themſeſtadt und ließ ſich dort während dieſer Zeit 33 Mal theils in öffentlichen Concerten, theils in den Zirkeln des haut parage und auf einigen Hofbällen hören.

In der Zwiſchenzeit machte er kurze Ausflüge nach Brighton, Cheltenham, Greenwich und Oxford und erregte überall dieſelbe freudige Senſation wie in der Hauptſtadt des Reichs.

Die liebreiche Aufnahme, welche Strauß im Hauſe des einſtigen Europalenkers gefunden, war, wie Herr Scheyrer erzählt, von großartigem Einfluſſe auf ſeine muſikaliſchen Erfolge. Der junge liebenswürdige Fürſt Richard und deſſen Schweſtern beſuchten ſämmtliche Concerte ihres gefeierten Landsmanns. Die lang entbehrten Heimathklänge machten auf ſie einen außerordentlichen Eindruck. Als ſie in einem dieſer Concerte ſeine ſchönen „Donaulieder“ hörten, übermannte ſie die Rückerinnerung an Wien in ſo hohem Grade, daß ſie ſich der hervorbrechenden Thränen nicht erwehren konnten. Aber dieſe Thränen verliehen ihrer Schönheit wie ihrem Heimweh einen rührenden Nimbus.

Vor ſeiner Abreiſe von London veranſtalteten ſechsundzwanzig Dames patronesses aus den höchſten Kreiſen des engliſchen Adels, zu Ehren des Wiener

Amphion, ein glänzendes Abſchiedsconcert. An der Spitze dieſes Frauenflors befanden ſich Ihre königlichen Hoheiten die Herzogin von Glouceſter, die Herzogin von Cambridge und die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz. Sie übernahmen den Verkauf der Eintrittskarten.

„Der Erfolg, berichtet unſere Quelle, war in jeder Beziehung außerordentlich. Sechshundert Perſonen, die Elite deſſen, was London an hoher Geburt, an Reichthum und Schönheit in ſich faßt, hatte ſich eingefunden, um dem ſcheidenden Meiſter eine ſo warme Huldigung darzubringen, wie ſie ihm bisher auf dieſe Weiſe noch nicht zu Theil geworden war. Feuchten Blickes, tief ergriffen, verbeugte ſich der Meiſter nach der letzten Nummer gegen die Damen, die ihm mit ihren Taſchentüchern Lebewohl zuwinkten."

Einen Tag vor ſeiner Abreiſe verabſchiedete er ſich beim Fürſten und bei der Fürſtin von Metternich. Beide waren tiefbewegt und gerührt.

— Auf froheres Wiederſehen in unſerem Wien! ſchluchzte die Fürſtin.

— Das gebe Gott! ſagte Meiſter Strauß und ſchied mit ſchwerem Herzen, denn eine dunkle Ahnung ſagte ihm, daß er weder London noch ſeinen Gönner jemals wiederſehen werde.

Seine Freunde gaben ihm das Geleite. Eine Muſikbande ſpielte, während er ſich zur Abreiſe rüſtete, vor ſeinem Hôtel, vor dem ſich eine bunte Menge von Leuten aus allen Ständen verſammelt hatte, um dem ſcheidenden Künſtler das letzte „Farewell“ zuzurufen. Sein Orcheſter ſtimmte bei der Fahrt über die Themſe die weltbekannte Melodie aus Raimund's „Verſchwender“: „So leb' denn wohl, Du ſtilles Haus“ an.

Vier Tage ſpäter langte er in Wien an. Er eilte zur Frau mit den ſchönen Lippen. Sie empfing ihn mit freudeglänzenden Augen.

— Was macht mein armer, kranker Franz? fragte Strauß.

— Der Himmel verlängert ſeine ſchweren Leiden, erwiederte ſie und brach in Thränen aus. — — —

## 41.

Zwei Tage nach dieſem von beiden Seiten gleich heiß herbeigewünſchten Wiederſehen gab Meiſter Strauß — Sonntag am 15. Juli — ein Concert im Caſino Unger zu Hernals.

Aus ganz Wien waren trotz des drückenden Belagerungszuſtandes und trotz aller politiſchen Wirren und Zerwürfniſſe der noch immer aufgeregten Bevölkerung die zahlloſen Schaaren ſeiner Freunde und Verehrer herbeigeſtrömt, um dem zurückgekehrten Meiſter ihre treue Huldigung darzubringen. Alles, was ihn liebte, eilte nach Hernals, um ihm ein herzliches Willkommen zuzujauchzen.

Nur Eine und zwar Jene, die ihn von allen Frauen Wiens am wahrſten und innigſten liebte, war bei dieſem Feſte nicht erſchienen.

Sie wachte am Bette des Kranken. — — —

Donnernder Jubel, unbeſchreiblicher Enthuſiasmus begrüßten den hochgefeierten Liebling des alten Wiens.

Strauß war hochentzückt, als er zu ſeiner höchſten Freude gewahrte, daß ſeine Wiener ihm neue Beweiſe ihrer alten Anhänglichkeit gaben. Er dankte ihnen mit tiefgerührtem Herzen.

Doch in dem Augenblick, als er ſeinen Zauberbogen erhob, um das Signal zum Anfange der Ouvertüre zur „Maritana“ zu geben, zerbrach dieſer Bogen.

Strauß wurde blaß wie eine Leiche.

— Das iſt ein böſes Vorzeichen, ſagte er zu ſeinem Nachbar, ergriff deſſen Bogen und gab ein neues Zeichen.

Die Ouvertüre begann und wurde rauſchend applaudirt. Strauß aber verſank in tiefe Schwermuth. Er ſah in dem, was ſo eben vorgefallen war, den unheimlichen Vorboten eines nahenden Unglücks. Seine Freundin verſuchte ſpäter, ihn aufzuheitern. Es half nichts. Ein banges Vorgefühl ſagte ihm, daß ſein Leben an der Schwelle einer großen Gefahr ſtehe. Er war, wie jeder Künſtler, abergläubiſch. — — —

Erſt nach Wochen und auf das zärtliche Zureden ſeiner allen Troſt ihrer liebeglühenden Seele aufbietenden Freundin erholte er ſich nach und nach von jenem unheimlichen Schreck und dem düſtern Vorgefühle, das ihn ſeit jenem Abende unabläſſig verfolgt hatte.

Der Zufall wollte, daß auf demſelben Flure, den ſeit Jahren die Frau mit den ſchönen Lippen bewohnte, ein Quartier frei geworden war.

Strauß benutzte dieſen günſtigen Wink des Ungefährs, bezog dieſe neue Wohnung und ward dadurch der Nachbar jener Frau, an welcher er er mit maaßlosheißer Liebe hing. In ihrer Nähe lag ſein Paradies. Hier lebte er glücklicher als jemals!

## 42.

Sonntag am 16. September führte Meiſter Strauß im Hernalſer Caſino ſeinen neu componirten „Jellachich-Marſch" auf.

„Dieſer Marſch, ſagt ſein Biograph, war die letzte vollſtändige Compoſition, ausgezeichnet wie alle übrigen. Es war das letzte Mal, daß Strauß an dieſem Orte ſpielte, für den er nächſt dem Volksgarten eine große Vorliebe beſaß."

Während des Concerts fühlte er ſich unwohl; deſſenungeachtet harrte er an der Spitze ſeiner Kapelle aus.

Der fortwährende Gedanke an den Gegenſtand ſeiner brennenden Liebe verlieh ihm neuen Muth, neue Kraft, neues Leben.

Mittwoch am 19. September ſpielte er im Sperl. Sein Unwohlſein hatte unterdeſſen bedeutend zugenommen.

Zwei Tage nach dieſem letzten Concerte warf ihn das Scharlachfieber, das mit ungewöhnlicher Heftigkeit ausgebrochen war, auf das Krankenlager.

Seine Freundin wachte an ſeinem Bette.

— Ich werde Deinem kranken Manne vorangehen, ſagte er zu ihr. Ich fühle, daß ich ſterben muß!

— Muth, Muth, mein lieber, theurer Freund! ſprach ſie und drängte gewaltſam den Strom ihrer Thränen zurück.

Seine Todesahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Trotz der aufopfernden Pflege jenes reinen Engels, welcher Tag und Nacht nicht von ſeiner Seite wich, trotz aller Umſicht ihres Hausarztes, des Doktors Innhauſer, und des erſt ſpäter herbeigerufenen Doktors Raimann griff der Scharlach im Verlaufe von vier Tagen ſo verheerend raſch um ſich, daß bald beide Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Eine plötzlich eingetretene Gehirnlähmung verdoppelte und beſchleunigte die drohende Gefahr. Alle Heilmittel wurden hier vergebens angewendet.

Am 25. September, um ein Uhr Morgens, verließ ihn Doctor Innhauſer, der drei Nächte hindurch bei ihm gewacht hatte, um ſeinen Collegen Raimann herbeizurufen.

Als beide Aerzte wiederkamen, lag Strauß ruhig auf dem Kiſſen in den Armen ſeiner treuen Pflegerin, die in Thränen zerfloß. Ihr Freund ſchlug die todesmüden Augen auf, um ſich noch einmal, zum letzten Male, an dem ſüßen Zauber ihrer Züge zu laben.

Einen Augenblick ſpäter war er todt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie auf ſeinen entſeelten Leichnam und bedeckte ihn mit brennend heißen Thränen. Der Tod hatte den Körper des hingeſchiedenen Walzerkönigs, ſtatt in Purpur, in Scharlach gehüllt. Die eingetretene Gehirnlähmung hatte ſchnell, aber ſchmerzlos, ſeinen Geiſt von den Feſſeln der irdiſchen Hülle befreit. Strauß war ſanft entſchlafen ohne Todeskampf.

Er, der geglaubt hatte, ſeinen kranken Freund zu überleben, mußte ihm vorangehen. L'homme propose et Dieu dispose.

Acht Tage ſpäter ſtarb auch Jener. Die Frau mit den ſchönen Lippen war troſtlos. Sie beweinte zwei gleich theuere Todte. —

## 43.

Am 27. September 1849, Nachmittags um 3 Uhr, wurde die Leiche des hingeſchiedenen Walzerkönigs, die irdiſche Hülle eines der letzten Mohikans des alten, lebensheitern, vormärzlichen Wiens, dem Alles gleichmachenden Schooße der mütterlichen Erde übergeben.

Der feierliche Leichenzug, an deſſen Spitze ſich die Geiſtlichkeit in ihrem Trauerornate befand, bewegte ſich von der Wohnung des berühmten Meiſters durch zahlloſe Volksmaſſen, welche von allen Seiten maſſenhaft herbeigeſtrömt waren, um ihrem dahingegangenen Lieblinge, deſſen unerſetzlichen Verluſt ſie alle gleich tief, gleich aufrichtig beklagten, die letzte Ehre zu erweiſen, durch die Singerſtraße über den Stephansplatze nach der alten ehrwürdigen Cathedrale.

Dem reichen Sarge, getragen von den Mitgliedern ſeiner Kapelle, folgte das älteſte Mitglied, das auf ſchwarzem, mit Silberfranzen beſetzten Sammetkiſſen die Zaubergeige des verewigten Meiſters trug. Die Saiten, berichtet Scheyrer, waren abgeſchnitten, ſinnig andeutend, welch' eine Welt voll Sang und Klang die Parze zerſtörte, als ſie den kurzen Lebensfaden des unerſchöpflichen Tonmeiſters mit unerbittlicher Scheere zerſchnitt.

Das feierliche Dunkel des erhabenen Domes zu Sanct-Stephan war durch den Glanz geweihter Kerzen tageshell erleuchtet. Sämmtliche Altäre hatten ſich mit ſchwarzen Teppichen bedeckt. Die Einſegnung der Leiche geſchah unter blendendem Fackelſchein und ernſten Trauerſängen, begleitet von Andacht weckendem Poſaunenklang und Orgelton.

Von hier zog der vierſpännige mit einem Walde von Blumenkränzen geſchmückte Leichenwagen nach dem Schottenthore.

Dort übernahm Straußens Orcheſter den Sarg und trug ihn nach dem Döblinger Friedhofe hinaus. Die Muſikbanden des Infanterie=Regiments Ceccopieri, des zweiten Artillerie=Regiments und eine Civil=Muſikbande, unter Leitung des Herrn Philipp Fahrbach, theilten den langen, unabſehbaren Zug und führten abwechſelnd Trauermärſche auf, welche die Kapellmeiſter Reiniſch und Fahrbach und Herr Carl Haslinger, der Sohn des bekannten Muſikalienverlegers, eigends zur Feier dieſes allgemeinen Trauertages componirt hatten.

In allen Straßen, welche der Zug paſſirte, ſah man an den geöffneten Fenſtern ſchwarzgekleidete Frauen, in deren dunkeln Augen helle Thränen blitzten. Sie Alle beweinten ihren dahingeſchiedenen Liebling.

In dem kleinen Kirchhofe zu Döbling wurde die irdiſche Hülle des unſterblichen Meiſters, auf deſſen ſchon vor Jahren ausgeſprochenen Wunſch, in ein Grab geſenkt, das ſich dicht neben jenem ſeines Freundes Lanner befindet.

Dort ruht nun Meiſter Johann Strauß und ſeine Merlin=Geige, die man ihm mit in's Grab gegeben, neben ſeinem ehemals ſo jovialen Jugendfreunde und nicht minder gefeierten Kunſtgenoſſen, an deſſen Seite er jene Laufbahn begonnen, die, Anfangs mit Dornen beſtreut, ſich endlich mit Roſen und Lorbeern überdeckt hatte.

Dort ſchlafen dicht neben einander Lanner und Strauß, die Dioscuren des Wiener Walzers, den ihr Talent zu unerreichbarer Höhe hinaufgetragen hat.

Mögen Beide in ſtillem Frieden ruhen!

## 44.

Wir geben hier, um vollſtändig zu ſein, den Schluß des Verzeichniſſes der Strauß'ſchen Tänze.

Opus 151: Quadrille zur Namensfeier Sr. Majeſtät des Kaiſers Ferdinand I., 152. Tanz-Capricen, Walzer, 153. Quadrille zur Namensfeier Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Anna Carolina, 154. Loreley-Rhein-Klänge, Walzer, 155. Brüder Luſtig, Walzer, 156. Aſträa-Walzer, 157. Volksgarten-Quadrille, 158. Redoute-Quadrille, 159. Nur Leben, Walzer, 160. Waldfräuleins-Hochzeits-Tänze, 161. Salon-Polka, 162. Orpheus-Quadrille, 163. Frohſinns-Salven, Walzer, 164. Aurora-Feſtklänge, Walzer, 165. Feſt-Quadrille,

166. Roſen ohne Dornen, Walzer, 167. Wiener Früchteln, Walzer, 168. Willkommen-Rufe, Walzer, 169. Quadrille nach beliebten Motiven aus der Oper: „Die vier Haimonskinder“, 170. Maskenlieder, Walzer, 171. Eunomien-Tänze, 172. Odeon-Tänze, 173. Marianka-Polka, 174. Muſen-Quadrille, 175. Faſchings-Poſſen, Walzer, 176. Geheimniſſe aus der Wiener Tanzwelt, Walzer, 177. Flora-Quadrille, 178. Stradella-Qadrille, 179. Oeſterreichiſche Jubelklänge, Walzer, 180. Sommernachtsträume, Walzer, 181. Heitere Lebensbilder, Walzer, 182. Die Landjunker, Walzer, 183. Amoretten-Quadrille, 184. Concordia-Tänze, 185. Serbien-Tänze, 186. Moldau-Klänge, Walzer, 187. Concert-Souvenir-Quadrille, 188. Oeſterreichiſcher Feſtmarſch, 189. Die Vortänzer, Walzer, 190. Epigonen-Tänze, 191. Die Zigeunerin, Quadrille, 192. Esmeralda-Marſch, 193. Feſtlieder, Walzer, 194. Eldorado-Quadrille, 195. Die Unbedeutenden, Walzer, 196. Charivari-Quadrille, 197. Bouquet-Walzer, 198. Ländlich, ſittlich, Walzer, 199. Neujahrs-Polka, 200. Souvenir du Carneval 1847, Quadrille, 201. Themis-Klänge, Walzer, 202. Eiſele- und Beiſele-Sprünge, Polka, 203. Herz-Töne, Walzer, 204. Helenen-Walzer, 205. Triumph-Quadrille, 206. Najaden-Quadrille,

207. Schwediſche Lieder, Walzer, 208. Die Schwalben, Walzer, 209. Oeſterreichiſcher Defilir-Marſch, 210. Kathinka-Polka, 211. Quadrille nach beliebten Motiven aus der Oper: „Des Teufels Antheil“, 212. Marien-Walzer, 213. Feldbleamen, Walzer, 214. Náder-Kör, Palatinal-Tanz, 215. Martha-Quadrille, 216. Die Adepten, Walzer, 217. Schäfer-Quadrille, 218. Tanz-Signale, Walzer, 219. Fortuna-Polka, 220. Wiener Kreuzer-Polka, 221. Oeſterreichiſcher National-Garde-Marſch, 222. Aeaciden-Walzer, 223. Marſch der Studenten-Legion, 224. Amphion-Klänge, Walzer, 225. Aether-Träume, Walzer, 226. Freiheits-Marſch, 227. Marſch des einigen Deutſchlands, 228 Radetzky-Marſch, 229. Quadrille in militäriſchem Style, 230. Sorgenbrecher, Walzer, 231. Brünner National-Garde-Marſch, 232. Landes-Farben, Walzer, 233. Huldigungs-Quadrille, 234. Louiſen-Quadrille, 235. Piefke- und Pufke-Polka, 236. Damen-Souvenir-Polka, 237. Des Wanderers Lebewohl, Walzer, 238. Alice-Polka, 239. Frederika-Polka, 240. 2 Märſche für die ſpaniſche Nobel-Garde, 241. Die Friedensboten, Walzer.

## 45.

Von den Perſonen, die in unſerm Romane mitgeſpielt, hat Hermione von Roſenkranz ein ſehr trauriges Ende genommen. Sie lebt als Hausmeiſterin in Lerchenfeld.

Als ſich der Schreiber dieſer Zeilen im December vorigen Jahres (1853) in Wien befand, führte ihn ein günſtiger Zufall am Arme ſeines alten Freundes Saphir in einen der vielen Tabaksläden in der Kärnthnerſtraße. Wir kauften uns dort einige Panatellas.

— Wie geht's Ihnen? fragte Saphir die alte Kokette, die mit geſchminktem Geſichte dort gleichfalls geſchminkte Cigarren verkaufte.

— Ich danke Ihnen, Herr von Saphir. Man muß mit Allem zufrieden ſein.

Und dieſe Cigarren-Hebe war ... Pepi Springerl.

Et sic transit gloria mundi!

Ende.

# Nachrede.

Dieſen Roman — ich wünſche, daß er gefalle möge! — ſchrieb ich vor acht Jahren, in ungefäh neun Wochen, für den „Humoriſten" meines alte Freundes Saphir.

Doch ſeitdem hat ſich Vieles geändert.

Seit jener Zeit haben drei meiner liebſten un theuerſten Freunde, die ich in dieſer Erzählung mi ſpielen ließ, die großen Quartiere des ungewiſſen Jen ſeits bezogen.

Am 5. September 1858 ſtarb Moritz Saphir.

Am 20. September 1859 ſtarb Adolf Bäuerle, d letzte vormärzliche Wiener, auf fremder Erde, zu Ba in der Schweiz.

Am 5. Februar 1862 ſtarb Ignaz Caſtelli.

Dieſe Drei waren der Mont, Scüs und Pagat des Wiener Frohſinns. Jedem dieſer Drei weihe ich eine Thräne aufrichtiger Freundſchaft. Möge ihre Aſche ſo ſanft als möglich im Schooße der Götter ruhen!

Von den übrigen Perſonen meines Romans haben ſich auch Hermione von Roſenkranz und Pepi Springerl von des Lebens lautem Markt in's ſtille Reich der Schattenwelt zurückgezogen.

Hermione ſtarb als 79jährige Hausmeiſterin im Jahre 1860 zu Lerchenfeld.

Pepi endete 1862 in einem Irrenhauſe. In den letzten Jahren ihres abenteuerlichen Lebens hatte ſich die arme, baufällig und wurmſtichig gewordene Dirne der fixen Idee hingegeben, daß ſie „Aline, Königin von Golkonda“ ſei. Sie, die mehr als einen ihrer reichen Anbeter an den Bettelſtab gebracht und Millionen mit ihnen verzehrt hatte, ſtarb, von keinem Auge beweint, in ärmlicher Zelle, auf einem elenden Strohlager.

Das letzte Wort, das ihren ſterbenden Lippen entglitt, war:

„Juchhe!“

Nemo ante mortem beatus, ſagte Solon. Doch eigentlich kann dies Jeder ſagen.

Derjenige, der ſämmtliche Hauptperſonen meines Romanes überlebt hat, iſt der ſehr ehrenwerthe Herr Patroklus von Heupferd, an deſſen unverwüſtlicher Rhinozeroshaut alle Stürme der Zeit bis zum heutigen Tagen machtlos abgeprallt ſind. Heupferd iſt jetzt — nil admirari, ſagte ſchon Vater Horaz! — k. k. wirklicher Geheimer Rath, Ritter mehrerer Orden und — Mitglied des Oeſterreichiſchen Herrenhauſes.

Und daraus erſieht man, daß adelige Heupferde es überall weiter bringen wie bürgerliche Capacitäten, die, trotz ihrer Begabung, doch immer zur „Canaille“ gehören. Patroklus Heupferd wird vielleicht noch Miniſter!

Quod Deus bene vertat, ſagt Dingsda.

Daß ich dieſe Erzählung meinem liebenswürdigen Freunde Gerſtkamp gewidmet, geſchah in der Abſicht, um ihm im Namen des Helden meines Romanes eine große Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Meiſter Strauß erzählte mir eines Tages, daß er ſich auf allen ſeinen Reiſen in keiner von allen fremden Städten ſo heimiſch gefühlt habe, als zu Dresden unter Gerſtkamp's gaſtfreiem Dache im „Hôtel de Saxe". Strauß wohnte dort auf Nummer 21.

Dort prangt noch heute sein Bild!

Dresden, 29. Mai 1862.

Oettinger.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung empfiehlt folgende, von der Kritik als ganz vorzüglich anerkannte, neuere Romane:

**Bölte,** Amély, Vittorio Alfieri und ſeine vierte Liebe, oder: Turin und Florenz. 2 Bde. 3 Thlr.

**Ludwig,** Otto, Zwiſchen Himmel und Erde. Eine Erzählung. Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

**Maltitz,** Hermann von, Lucas Cranach. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 4 Thlr.

— — Luther und Lucas Cranach. Hiſtoriſcher Roman. Als zweite Abth. von „Lucas Cranach". 4 Bde. 5 Thlr.

**Müller,** Otto, Aus Petrarcas alten Tagen. 2 Bde 3 Thlr.

**Mundt,** Th., Czar Paul, Hiſtoriſcher Roman. In zwei Abtheilungen. 9 Thlr.

Erſte Abth.: Der Großfürſt. 3 Bde. 4½ Thlr.

Zweite Abth.: Czar Paul und ſein Volk. 3 Bde. 4½ Thlr.

**Ring,** Max, Roſenkreuzer und Illuminaten. Hiſtoriſcher Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert. 4 Bde. 5 Thlr. 7½ Sgr.

**Spielhagen,** Fr., Problematiſche Naturen. Roman 4 Bde. 5 Thlr.

— — Durch Nacht zum Licht. Roman. (Fortſetzung der „Problematiſchen Naturen".) 4 Bde. 5 Thlr.

**Otto Janke's Verlagsbuchhandlung**
**in Berlin.**

144
88
576
1152
2304
4608
9216
8432
6864
17728
456

Mus. Dvo. 218/1

# Offenes Billet-doux

an den

berühmten Hepp-Hepp-Schreier und Juden-Freſſer

Herrn

## Wilhelm Richard Wagner

von

**E. M. Oettinger.**

Dresden.
Verlag von L. Wolf's Buchhandlung.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

⁂

Setz' Dir auf Millionen Locken,
Stell' den Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt!

**Mephiſto.**

⁂

Verzeiht! Es iſt ein groß Ergetzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen, was vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie er's dann ſo herrlich weit gebracht.

**Wagner im Göthe'ſchen „Fauſt“.**

⁂

Wilhelm, Du biſt von der Brücke gefallen
und haſt Dir was verſtaucht.

**Kind im „Feſt der Handwerker“.**

# Mein Herr.

Sie werden ſich vorausſichtlich die Miene geben, als ob Sie bis zu dem Augenblick, in welchem Sie dieſe Zeilen leſen werden, nicht die geringſte Kunde von der Exiſtenz des Unterzeichneten gehabt haben und daß Ihnen der Name deſſelben bis jetzt vielleicht eben ſo unbekannt geblieben iſt, als der manches Andern, der den Muth gehabt hat, den uſurpirten Nimbus Ihrer Selbſtvergötterung ſchonungslos in Fetzen zu zerreißen. Aber natürlich, großer Mann und unerreichbarer Meiſter, kann es ihm im höchſten Grade gleichgiltig ſein, ob Sie ihn kennen, wenn er nur Andern nicht ganz unbekannt iſt, und zu Ihrer Beruhigung darf er hinzufügen, daß auch ſein Name keine terra incognita iſt.

Vor Allem muß der Schreiber dieſer Zeilen vorausſchicken, daß er, von Geburt ein Jude, nur darum katholiſcher Chriſt geworden war, um das Recht zu haben, ungefährdet Jude bleiben zu dürfen.

Wäre er zufällig Muſiker geweſen, dann würde es ihm niemals in den Sinn gekommen ſein, Ihnen auf Ihren urkomiſchen

Schreibebrief, den Sie unter dem Titel „Das Judenthum in der Muſik“ an Frau Marie von Muchanoff gerichtet haben, die unverdiente Ehre irgend einer Art von Erwiderung angedeihen zu laſſen, ſchon aus dem Grunde, weil jede Vertheidigung pro domo*) etwas Verdächtiges hat.

Der Unterzeichnete aber iſt Schriftſteller und deshalb völlig unbetheiligt bei der Razzia, die Sie darin mit wahrhaft rührender Verläugnung aller geſunden Vernunft und jeglichen Anſtands auf die Juden gemacht, aber als ehemaliger Jude kann und darf er die maaßloſe Selbſtüberſchätzung, mit welcher Sie in Ihrer neueſten Stylübung gegen das „Judenthum in der Muſik“ aufgetreten ſind, unmöglich mit Stillſchweigen übergehen.

Zuerſt ein paar Worte über die Dame, an die Sie Ihr hirnverbranntes Pamphlet gerichtet, und über deren Herrn Gemahl. Der Unterzeichnete kennt ihn und ſie. Herr Sergius Muchanoff war im Jahre 1861 als Polizeimeiſter der Stadt Warſchau eine der verhaßteſten Perſönlichkeiten im Königreiche Polen. Sein Name ſchon roch nach Juchten und Knute, und es iſt eine hiſtoriſche Thatſache, daß ſein Verfahren in Warſchau eine der Urſachen der bald darauf ausbrechenden Revolution geweſen iſt. — Die Gemahlin dieſes Herrn iſt die Tochter des ehemaligen ruſſiſchen Reichskanzlers Karl Robert Grafen v. Neſſelrode, der bekanntlich auch ein großer Judenfeind war. Seine Tochter, eine Dame von zweifelhaftem Alter, war zuerſt mit Johann Kalergi und ſpäter — ſiehe „Moniteur des Dates“ (Band IV Seite 57) — mit dem obengenannten Polizeimeiſter Muchanoff vermählt und ſie haßt, wie ihr cher papa, die armen Juden vielleicht ſchon aus dem Grunde, weil ſie eine geſetzliche Abneigung gegen das Schweinefleiſch haben. Der Name ihres Vaters iſt längſt verſchollen und es iſt von ſeinem ehemaligen Kanzlerruhme nichts Anderes auf die Nachwelt gekommen als ein Recept zu einem Pudding à la Neſſelrode, der jedoch nicht vom Kanzler ſelbſt, ſondern von einem ſeiner Köche erfunden worden war. Doch genug von der Familie Muchanoff und Neſſelrode, da es ſich hier eigentlich nur um Sie ſelbſt handelt!

---

*) Herr Wagner wird erſucht, ſich das Myſterium dieſer lateiniſchen Worte von irgend einem chriſtlichen Tertianer überſetzen zu laſſen.

Mit einer alle Grenzen des Anſtandes überſteigenden Heftigkeit verſuchen Sie es, weltgefeierte Namen, wie Meyerbeer, Mendelsſohn Bartholdy u. A. mit wahrhafter Berſerkerwuth zu ſich in den Staub zu ziehen aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſe Heroen der Muſik nebenbei auch Juden und zwar reiche Juden geweſen ſind. Sie ſchreien Hepphepp wie ein Straßenjunge. Wie ein eitler Poltron träumen und faſeln und fantaſiren Sie von einer angeblichen Verſchwörung, welche die Juden gegen Ihre geheiligte Perſon und gegen die von Ihnen zu Tage geförderten Opern angezettelt haben ſollen, weil Sie — hört! hört! — bereits im Jahre 1850 in der Brendel'ſchen „Muſikzeitung" gegen die „Verjüdung der deutſchen Muſik" aufgetreten waren. Damals, vor neunzehn Jahren, fehlte es Ihnen freilich noch an Muth, mit offenem Viſire in die Schranken zu treten; vielleicht hatte Sie damals auch noch ein Fünkchen von Schamgefühl abgehalten, mit Ihrem wahren Namen gegen Ihre vermeintlichen Feinde und gegen die Verſchwörer Ihres Ruhmes aufzutreten; damals nannten Sie ſich — feige genug! — Karl Freydank. Dem Unterzeichneten fallen dabei die wunderhübſchen Verſe aus Mahlmann's Puppenkomödie „Herodes vor Bethlehem" ein, alſo lautend:

„Wer ſpricht, wer ſprach, wer hat geſprochen?
Wer hat ſich hinter die Kinder verkrochen?"

Aber, lieber Herr Wilhelm Richard Wagner, Sie leben in höchſt verderblicher Einbildung, wenn Sie die glänzenden Nicht-Erfolge Ihrer über alles Lob erhabenen Tonſchöpfungen jener längſt verſchollenen Diatribe zuſchreiben, die kein Menſch außer Ihnen gekannt hat.

Unter 40 Millionen Deutſchen — Sie ſelber werden es zugeben müſſen — haben kaum 1000 die Brendel'ſche Zeitung gekannt, unter dieſen 1000 kaum 300 die Brendel'ſche Zeitung geleſen und unter dieſen 300 kaum 5 gewußt, daß ſich hinter dem Namen Karl Freydank der damals große Unbekannte, Richard Wagner, verkrochen hatte, um an den Juden ungeſtraft ſein kindiſches Müthchen abzukühlen.

Sie haſſen, Sie verabſcheuen die Juden! Aber warum haſſen Sie ſie? Aber warum beſchimpfen Sie ſie? Doch einzig und allein nur deshalb, weil ſie beſſere Muſik machen, wie Sie, weil ſie mehr urſprüngliches Talent, mehr naturwüchſiges Genie und nebenbei leider auch mehr Geld als Sie, Herr Wagner, haben.

Sie heißen Richard, ſind aber darum keineswegs ein Löwenherz, wenn Sie auf die Juden und insbeſondere auf die jüdiſchen Componiſten ſchimpfen, wie ein halbübergeſchnappter Dompfaff, und blos darum, weil dieſe jüdiſchen Opern in Deutſchland und Frankreich, in England und Italien, ja in der ganzen Welt zehnmal glänzendere Erfolge davongetragen, als Ihre chriſtlich-germaniſchen Tonſchöpfungen, die ſich faſt überall nur einen äußerſt armſeligen succès d'estime errungen und ſich nur auf blutwenig Bühnen ſo feſt eingebürgert haben wie z. B. Meyerbeer'ſche oder Halévy'ſche Muſik.

Bisher hatte der liebe Gott und alle Welt geglaubt, daß München eine erzkatholiſche Stadt ſei. Stillſchweigend beſtreiten Sie dies, weil Sie die Ueberzeugung haben, daß auch ganz München jüdiſch geſinnt ſei und daß nur die Juden, die vermaledeiten Juden, Sie aus dem letzten Ihrer Paradieſe vertrieben haben. Und warum? Weil Sie 1850 jenen Artikel, um den kein Hahn mehr kräht, für die Brendel'ſche „Muſikzeitung" geſchrieben haben. „Wär' der Gedanke", ſagt Schiller, „nicht ſo verwünſcht geſcheut, man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Geſtatten Sie nun, großer unſterblicher Chriſt und Mann, daß ich die abgeſchmackteſten Stellen Ihres „Schreibebriefs" hervorhebe, einestheils deshalb, um die leitende Idee, die denſelben zu Grunde liegt, in's rechte Licht zu ſtellen, anderntheils darum, um den Beweis zu führen, wohin ſelbſt ein geiſtreicher Mann durch verletzte Eitelkeit und Verbiſſenheit geführt werden kann.

Seite 4 ſchreiben Sie Ihrer Dame: „Ganz unvermerkt iſt der Gläubiger der Könige — Sie meinen damit Herrn v. Rothſchild — zum „König (!) der Gläubigen" geworden und wir können nun die Bitte dieſes Königs um Emancipirung nicht anders als ungemein naiv finden, da wir vielmehr uns in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, um Emancipirung von den Juden zu kämpfen. Der Jude iſt nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge dieſer Welt wirklich bereits mehr als emancipirt: er herrſcht und wird ſo lange herrſchen, als das Geld die Macht bleibt, vor welcher all' unſer Thun und Treiben ſeine Kraft verliert."

Ganz abgeſehen von jenem „Könige der Gläubigen", zu deſſen Vertheidigern wir keineswegs gehören, erkennen wir in dem

Sinne der oben mitgetheilten Zeilen den tiefſten Neid, den Sie, ausgezeichneter Mann, darüber empfinden, daß der Jude zufällig mehr Geld hat als Herr Wagner, in deſſen Augen es keineswegs, wie in jenen von Meyerbeer's Robert der Teufel, nur Chimäre iſt. Es erzürnt Ihr Bewußtſein, daß Sie nicht ſo reich wie jene Juden ſind, um wie dieſe herrſchen zu können; aber ich frage Sie, was können die armen reichen Juden dafür, daß Sie zufällig kein Geld haben. Tröſten Sie ſich, Herr, mit mir: ich habe leider auch kein Geld! S' iſt ein Unglück, aber keine Schande und darum trage ich's ohne Groll! Aber muß man darum, weil Jene zufällig reicher ſind als Sie, „das unwillkürlich Abſtoßende, welches die Perſönlichkeit und das Weſen des Juden für uns (Chriſten) hat“, als Regel aufzuſtellen bemüht ſein?

Aus dieſer Aeußerung erlauben wir uns die Schlußfolgerung zu ziehen, daß Sie, hochehrwürdiger Chriſt, bisher nur Umgang mit ſolchen Juden gehabt haben müſſen, die auch uns unausſtehlich erſcheinen: wir verſtehen darunter das fahrende Heer der Klavierpauker und anderer Virtuoſen, der jüdiſchen Drehorgelſpieler, die mit ihren Tänzen oder Liedern von Meſſe zu Meſſe ziehen und überall durch ihre gußeiſerne Zudringlichkeit ſich verhaßt machen.

Daß es aber unter den Juden auch ſolche giebt, die durchaus nichts Abſtoßendes und im Gegentheil viel Anziehendes haben, dieſe Wahrheit kann nur ein ſo entêtirter Judenfreſſer, wie Sie, in Abrede zu ſtellen ſich erlauben.

Einen noch weit größern Blödſinn aber wagen Sie auf Seite 13 zu Markte zu tragen, indem Sie in Bezug auf die darſtellende Kunſt dort zu ſagen geruhen: „Wenn die bildende Kunſt

Juden darſtellen will, nimmt ſie ihre Modelle meiſt aus der Phantaſie, mit weislicher Veredelung oder gänzlicher Hinweglaſſung alles deſſen, was uns im gemeinen Leben die jüdiſche Erſcheinung eben characteriſirt."

Ihr kritiſcher Blödſinn erreicht ſeinen Zündgipfel, wenn Sie auf's Theater kommen und auf derſelben Seite ſchreiben: „Nie verirrt ſich der Jude aber" (ein Tertianer, der richtig Deutſch zu ſchreiben verſteht, würde ſagen: „aber nie verirrt ſich der Jude") „auf die theatraliſche Laufbahn."

Dies, liebſter Herr Hepp Heppſchreier, iſt der glänzendſte Beweis, daß Sie allerdings kein gewöhnlicher Ignorant, ſondern ein Ignorant par excellence ſind.

„Wer könnte ſich," fahren Sie in Ihrem blinden Judenhaſſe fort, „auf der Bühne einen antiken oder modernen Character, ſei es einen Held oder Liebhaber, von einem Juden dargeſtellt denken, ohne unwillkürlich das bis zur Lächerlichkeit Ungeeignete einer ſolchen Vorſtellung zu empfinden?" — Ich erinnere dabei jeden unbefangenen Chriſten an die meiſter- und muſterhaften Heldendarſtellungen der jüdiſchen Schauſpieler Moritz Rott, Bogumil Dawiſon und Theodor Döring, um die Quinteſſenz Ihres Blödſinns in's klarſte Licht zu ſtellen; ich erinnere dabei an den einſtigen erſten Liebhaber Deutſchlands, an den Juden Ludwig Deſſoir, deſſen „Torquato Taſſo" Jedem, der ihn als Solchen zu bewundern Gelegenheit gehabt, unvergeßlich bleiben wird.

Aber nicht Deutſchland allein, auch Frankreich hat mehr als einen berühmten Mimen gehabt, welcher Jude geweſen iſt. Frankreich's erſte Tragödin, das Urbild der Antike, war ſie eine Chriſtin? — Nein! — Sie war Jüdin und hieß — Rahel!

Geruhen Sie, unerbittlicher Judenſchnapper, beiläufig auch einen Blick auf die Oper zu werfen, in der Sie hoffentlich etwas bewanderter als im Schauſpiele ſind! Wen erblicken Sie dort als Stern erſter Größe, als prima donna di primo cartello: die reizende, Alt und Jung bezaubernde Jüdin Pauline Lucca, und wenn Sie Ihren judenfreſſenden Blick auf die Phalanx der deutſchen Tenoriſten werfen, wen anders erblicken Sie dort an der Spitze, als den Juden Sontheim?

Aber leider ſcheinen Sie auch im Gebiete der Oper, wie in vielen Andern, nur ganz oberflächlich oder gar nicht unterrichtet zu ſein.

Hyperdrollig iſt u. A. auch das, was Sie, ſehr geſchätzter Mann Gottes, auf Seite 14 geiſtreich zu faſeln geruhen:

„Ungleich wichtiger, ja entſcheidend wichtig“, ſchreiben Sie dort, „iſt die Beachtung der Wirkung, welche der Jude durch ſeine Sprache auf uns hervorbringt. Der Jude ſpricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geſchlecht zu Geſchlecht aufgewachſen iſt; aber er ſpricht ſie nur als Ausländer.“

Dieſer Ausſpruch führt uns, liebſter Herr Richard, wieder auf die ſehr naheliegende Vermuthung, daß Sie bisher nur Umgang mit ungebildeten Trödeljuden gepflogen haben müſſen, denn daß heutzutage die Maſſe gebildeter Juden ein mindeſtens zehn Mal beſſeres und reineres Deutſch ſpricht, als Herr Wagner, der ſeinen urſächſiſchen Dialect leider nicht verläugnen kann, iſt eine unbeſtrittene Thatſache!

Es iſt wahrhaft zum Todtlachen, wenn Sie, unerreichbarer Mann und Meiſter, auf Seite 15 Folgendes anführen:

„Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unſerm chriſtlichen Ohre zunächſt ein ziſchender, ſchrillender, ſummſender und murkſender Lautausdruck der jüdiſchen Sprechweiſe auf; eine unſerer nationalen Sprache gänzlich uneigenthümliche (!) Verrenkung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phraſen Conſtruktionen giebt dieſem Lautausdrucke vollends noch den Character eines unerträglich verwirrten Geplappers, bei deſſen Anhörung unſere Aufmerkſamkeit unwillkürlich mehr bei dieſem widerlichen Wie, als bei dem darin enthaltenen Was der jüdiſchen Rede [illegible]."

Sie ſchwatzen da, liebſter W[illegible] mit der geiſtreichſten Miene der Welt, deren die Beſchränkth[illegible]s Geiſtes fähig iſt, einen üppig blühenden Unſinn, der mic[illegible]willkürlich an den Meſſerſchmidt'ſchen Blödſinn erinnert:

„Des Lebens Unverſtand mit [illegible]muth zu genießen,
Iſt Tugend und Begriff."

Gott weiß, bei welchem ſchachertreibenden Demoſthenes Sie Ihre tiefſinnigen Studien über den jüdiſchen Jargen gemacht haben mögen!

So viel aber iſt gewiß, daß ein Jude, der nach Ihrer Ausſage nicht einmal richtig reden, noch viel weniger richtig zu ſchreiben im Stande ſein wird.

Nun blicken Sie einmal um ſich! Wenn von jüdiſchem Style die Rede iſt, ſo erlaube ich mir, unbegreiflicher Herr, nur an Börne, Heine, Saphir, Auerbach und an Hundert andere jüdiſche Schriftſteller zu erinnern, deren Sprache mit jedem chriſtlichen Proſaiker dreiſt in die Schranken treten kann und ihres Sieges im Voraus gewiß ſein darf. Giebt es ja doch

ganz nüchterne Aeſthetiker, welche ganz ernſtlich genommen, daß mancher Chriſt erſt von den Juden ein richtiges und elegantes
1 Deutſch zu ſchreiben erlernt hat.

So fließend und ſtupend-geiſtreich, wie Sie, herrlicher Mann, ſchreibt jetzt jeder jüdiſche Nachtwächter; denn, unter vier Augen, auf jeder Seite Ihres Schreibebriefes an Marie Muchanoff wollen wir Ihnen mindeſtens zwei urchriſtliche Sprachſchnitzer nachweiſen.

Man weiß wahrhaftig nicht, wie man es nennen ſoll, wenn Sie den Muth haben, auf Seite 17 nachfolgenden Unſinn zu ſchreiben:

„Die ſinnliche Anſchauungsgabe der Juden iſt nie vermögend geweſen, bildende Künſtler aus ihnen hervorgehen zu laſſen ꝛc. Von einem jüdiſchen Architekten oder Bildhauer kennen wir in unſern Zeiten, meines Wiſſens, Nichts! — Ob neuere Maler jüdiſcher Abkunft in ihrer Kunſt wirklich geſchaffen haben, muß ich Kennern von Fach zur Beurtheilung überlaſſen."

Ich muß Sie, großer, unſterblicher Mann, dabei an jenen italieniſchen Kunſtkenner erinnern, welcher allen Ernſtes behauptet 2
hatte, daß Raphael Sanzio und Michelangelo Buonarotti getaufte Juden geweſen ſind. Aber auch in der neuern Malerei ſind Sie, Bewundernswürdiger, ein ſo großer Ignorant, daß Sie nicht einmal die blaſſe Ahnung haben, daß Veit und Bendemann jüdiſche Maler ſind.

Sie kommen dann endlich auf die Muſik. Hier häuft ſich das Blech und die Makulatur, die Sie ſchwatzen, zu ſo ſchwindelnder Höhe empor, daß einem vernünftigen Menſchen geradezu angſt und bang um Ihren Geſundheitszuſtand werden muß. Sie ſind viel zu aufgeregt, Herr, Sie ſollten ſich wirklich ſchonen und nicht mehr Unſinn ſchwatzen, als ein Menſch ertragen kann.

Seite 24 ſagen Sie: „Wie im jüdiſchen Jargon mit wunderlicher Ausdrucksloſigkeit Worte und Conſtructionen durcheinandergeworfen werden, ſo wirſt der jüdiſche Muſiker auch die verſchiedenen Formen und Stylarten aller Zeiten durcheinander"; darum nennen Sie die jüdiſche Muſik: „ein Geplapper". Weiter unten ſagen Sie: „Der Jude hat keine wahre Leidenſchaft, am Allerwenigſten eine Leidenſchaft, welche ihn zum Kunſtſchaffen aus ſich drängte (sic!). Wo dieſe Leidenſchaft nicht vorhanden iſt, da iſt auch keine Ruhe anzutreffen; wahre, edle Ruhe aber iſt nichts Anderes, als die durch die Reſignation beſchwichtigte Leidenſchaft."

Das Alles klingt recht ſehr hübſch, iſt aber bei Lichte betrachtet eben doch nichts Anderes, als Meſſerſchmidt'ſcher Unſinn im Maskenkoſtüme ſokratiſcher Afterweisheit.

Sie fallen dann auch über Mendelsſohn-Bartholdy her, der, aufrichtig geſagt, in den Augen Aller ſo hoch ſieht, daß Sie, würdiger Meiſter, nicht würdig ſind — verzeihen Sie mir den banalen Ausdruck! — die Riemen ſeiner Schuhe aufzulöſen.

Es iſt geradezu unmöglich, dem Gange Ihrer haarſcharfen Argumentationen zu folgen, ohne früher oder ſpäter in die Entenpfütze trüber Logik zu verſinken.

Eine Stelle aber darf nicht übergangen werden. Seite 31 heißt es: „Ich ſagte, die Juden hätten keinen wahren Dichter hervorgebracht. Wir müſſen uns hier Heinrich Heine's erinnern.

Zur Zeit, da Göthe und Schiller bei uns dichteten, wiſſen (wußten muß es heißen) wir allerdings von keinem dichtenden Juden.“ *)

Sie nennen Heine's Lieder gedichtete Lügen und beweiſen dadurch, daß Sie nicht den leiſeſten Begriff von der tiefen Wahrheit ſeiner Poeſie haben und auch da wie ein Blinder von der Farbe ſchwatzen.

Noch einfältiger und faſt kaum zu leſen iſt der zweite Abſchnitt Ihres Schreibebriefes an Marie Muchanoff.

Seite 41 ſprechen Sie mit der Ihnen angeborenen Unverſchämtheit von der deutſchen Preſſe. „Wem gehört aber dieſe Preſſe?“ fragen Sie und ſind empört darüber, daß Sie ſich dieſe Frage dahin beantworten müſſen: ſie gehöre faſt ausſchließlich den Juden, nicht blos in Wien und Berlin, ſondern auch in ganz Frankreich.

Auf welches Gebiet Sie, unübertroffener Denker, Ihre Augen richten, auf allen Gipfeln erblicken Sie mindeſtens Einen Juden, welcher den Ruhm eines Wagners überſtrahlt.

Schauen Sie hinüber nach Alt-England! Wer war dort nach Kurzem erſter Miniſter der Königin Victoria: es war der Jude Benjamin d'Israeli.

Blicken Sie hinüber nach Neu-Preußen! Wer iſt dort der erſte Präſident des Reichstags: es iſt der Jude Martin Simſon!

---

*) Herr Wagner ſcheint keine Ahnung von dem jüdiſchen Dichter Ephraim Moſes Kuh gehabt zu haben, der ein Zeitgenoſſe Beider geweſen iſt.

Sie ſagen, die Juden hätten keinen wahren Dichter hervorgebracht. Folgen Sie mir gefälligſt nach Dänemark! Wer iſt dort der erſte Poet: es iſt der Jude Henrik Hertz! — Und fragen Sie dort, wer der erſte Proſaiker iſt, dann wird ganz Dänemark Ihnen antworten: es iſt der Jude Moritz Goldſchmidt!

Aber nicht nur in Deutſchland und Dänemark, auch in Frankreich hat das Ihnen ſo gründlich verhaßte Judenthum ein glänzendes Contingent zu allen Gebieten der Literatur geſtellt. Wer z. B. iſt der König des Feuilletons? Es iſt der Jude Jules Janin!

Und nun vollends in der Muſik! Die Höhen ſind von Juden beſetzt. Ich erinnere Sie, nach Mendelsſohn-Bartholdy, an Jakob Meyerbeer, an Jakob Halévy, an Jakob Offenbach. Können Sie mir ſagen, wer von dieſen Dreien der wahre Jakob iſt? In Ihrer liebenswürdigen Verblendung halten Sie ſelbſt ſich dafür und laſſen es ſich nicht nehmen, daß in Ihnen der Heiland der Zukunftsmuſik auferſtanden iſt, welche der ſelige Profeſſor Biſchoff in Köln wohl nur darum ſo genannt, weil ſie weder Vergangenheit, noch irgend eine Art von realer Gegenwart hat. Ich erinnere Sie an den unſterblichen Schwan von Peſaro, an Joachim Roſſini, der nach der Behauptung Benjamin d'Israeli's gleichfalls Jude geweſen ſein ſoll; ich erinnere Sie endlich an Verdi, den Sie gleichfalls haſſen und verabſcheuen, weil er Joſeph mit ſeinem Vornamen heißt und, um mit Jean Paul zu reden, ebenfalls ein höchſt wahrſcheinlicher Jude iſt.

Begleiten Sie mich, da wir von Muſik reden, nach Rußland. Wer iſt dort der größte Componiſt? Es iſt der Jude Anton Rubinſtein!

Schauen Sie ein Wenig nach Ungarn! Wer hat die magyariſche Marſeillaiſe, den Ragoczy-Marſch, componirt, der jeden Ungarn mit ſtolzer Vaterlandsfreude erfüllt? Es war der Jude Markus Rozſavölgyi!

Stempeln Sie doch Jeden zu einem Juden, der den Muth hat, gegen Ihre Anmaßung Front zu machen und Sie in die Schranken Ihres wahren, wirklichen Werthes zurückzuwerfen. Ich erinnere Sie dabei an Hanslick, in dem Sie wohl nur darum einen gegen Sie gleichfalls verſchworenen Juden erblicken, weil er Ihre „Meiſterſinger" nicht ſo ſehr gelobt, als Sie es wohl erwartet hatten.

Weil hier gerade von Herrn Hanslick die Rede iſt, ſo geſtatten Sie mir, hochberühmter Mann und Meiſter, Sie auf ein Paar Auszüge aus deſſen Feuilleton in Nummer 1626 der „Neuen freien Preſſe" pflichtſchuldigſt aufmerkſam zu machen.

„Richard Wagner, ſagt Eduard Hanslick, hat ſoeben eine neue Flugſchrift erſcheinen laſſen. Das Scheußlichſte in der geſammten Schöpfung ſind nach Wagner's Anſicht die Juden, und Juden ſind alle Diejenigen, die Herrn Wagner nicht anbeten. Dies iſt ungefähr der leitende Gedanke jenes zwar dünnen, aber giftgeſchwollenen Büchleins. — Der gebildete Jude iſt nach Wagner „der herzloſeſte aller Menſchen" und ſteht nur im Zuſammenhange mit Denen, welche ſein Geld bedürfen"*). „Aus ſolchen Begegnungen, meint Hanslick, ſcheint Wagner ſeine Geſammtkenntniß der gebildeten Juden geſchöpft zu haben."

---

*) Es muß heißen: ſeines Geldes bedürfen.

Anmerkung für Herrn R. W.

Dieſer wunderbar treffende Artikel ſchließt mit den Worten:

„Die maßloſeſte Selbſtvergötterung hat hier (in Ihrer bewußten Broſchüre) einen Gipfel erſtiegen, auf welchem ein Menſch mit geſunden Gehirnfunctionen nicht mehr zu athmen vermag. Man muß unwillkürlich an den altteſtamentariſchen König Nebukadnezar zurückdenken, der ſich ſo lange für einen Gott hielt, bis er ſich in einen ganz gewöhnlichen Ochſen verwandelt ſah, Heu fraß und — zuletzt auf ſeine alten Tage! – von Verdi in Muſik geſetzt ward!“

Dieſe einzige Stelle iſt hinreichend zu erkennen, daß Eduard Hanslick — wenn auch kein Vollblutsjude! — doch mindeſtens ein getaufter Iſraelit ſein muß und als Solcher, wie die Geſammtpreſſe Deutſchlands, Englands und Frankreichs, ein Mitverſchworener iſt, der Sie um keinen Preis als Gott anerkennen will und Sie weit lieber für etwas Anderes hält. Das Alles verdanken Sie der Brendel'ſchen Muſikzeitung und jenem Karl Freydank, der ſich jetzt zu Richard Wagner entpuppt hat.

Haben Sie die Freundlichkeit, großer Mann, nun auch das zu vernehmen, was ein Unbekannter mit dem Buchſtaben — h in Nummer 70 der „Conſtitutionellen Zeitung“ über Sie und Ihren Schreibebrief ſagt. „Wir bedauern aufrichtig, heißt es dort, beſagtes Pamphlet gegen das Judenthum kritiſch anzeigen zu müſſen. — — — Hier überſteigt die Anmaaßung des Autors wieder einmal alle Grenzen. Etwas Abgeſchmackteres und tendenziös Entſtellteres läßt ſich kaum ſchreiben, als das, was hiermit Herr Wagner den Juden in der Kunſt ſchuld giebt, die, ganz von den veralteten Religionsvorurtheilen abgeſehen, thatſächlich eine außerordentlich große Phalanx der tüchtigſten Talente in die Reihen neuerer Künſtler geſtellt haben. Daß, wie jede Nationalität (z. B.

die ungariſche, ruſſiſche, iriſche u. ſ. w.), auch die jüdiſche einen beſondern Ausdruck, eine Manier beſitzt, die, wie jede Manier, nicht das Beſte an der Kunſtſpecies iſt, wird Niemand beſtreiten, daß aber eine jüdiſche Verſchwörung gegen Wagner beſteht, die ihn nicht aufkommen laſſen will, iſt ein zu ſchlechter Witz, um ernſtlich widerlegt zu werden“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Jedenfalls, beſter Herr Wagner, iſt dies kleine — h ebenfalls weiter nichts, als ein verkappter Jude und Verſchwörer gegen den Ruhm Ihrer unbeſchnittenen Unſterblichkeit.

Aber beruhigen Sie ſich deshalb vollkommen! So lange nur Sie ſelbſt — und dies ſind Sie! — feſt überzeugt bleiben, ein großer Mann zu ſein, ſo lange können Sie ſich ruhig darüber hinwegſetzen, wenn dieſe infamen Juden Sie etwa gar fürs Gegentheil halten ſollten.

Aber möchten die Juden Ihnen auch immerhin verzeihen, daß Sie ungerecht und boshaft ſind, ſo muß man Ihnen doch einen andern und weit härtern Vorwurf daraus machen, daß Ihnen vor Allem das Gedächtniß eines guten Herzens fehlt: die Dankbarkeit!

Wer war die Urſach', daß Ihr „Tanhäuſer“ in Berlin zur Aufführung kam? Es war der von Ihnen beſchimpfte Jude Meyerbeer!

Wer ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um Ihren Opern Eingang in Rußland zu verſchaffen? — Es war der Jude Anton Rubinſtein!

Und weil Einzelne dieſer Nation Ihnen Gutes erwieſen haben, verſpotten und beſchimpfen Sie die ganze Nation und ſtellen ſich dadurch ein Armuthszeugniß aus, daß ſelbſt bei Ihren Glaubensgenoſſen nichts zur Vergrößerung Ihres Nimbus beitragen kann.

„Geh in ein Nonnenkloſter!" ſagt Hamlet. Oder beſſer noch: gehen Sie in irgend eine Heilanſtalt und laſſen Sie dort — je eher, deſto beſſer! — Ihren Geſundheitszuſtand unterſuchen, denn es giebt ſelbſt Chriſten, welche fürchten, daß ein Mann, der ſo quaſi-geiſtreiche Klaiſerien ſchreibt, früher oder ſpäter gerechte Anwartſchaft auf ein Aſyl am Sonnenſtein hat!

Noch einmal, ſchonen Sie Ihre Geſundheit!

Fahren Sie fort, Muſik zu componiren; aber hören Sie zu ſchreiben auf, denn Sie machen ſich unnütze Feinde und ſchaden Ihren Opern dadurch mehr, als Sie ihnen nützen.

Glauben Sie mir, daß ich, obgleich ehemaliger Jude, Ihrem Streben, neue Bahnen zu brechen, herzlich gern Gerechtigkeit widerfahren laſſe; aber blamiren dürfen Sie ſich nicht!

Glauben Sie mir, daß nicht Muth, ſondern nur Pöbelhaſtigkeit der Geſinnung dazu gehört, einer ſo großen intelligenten Nation, wie der jüdiſchen, gaſſenbübiſch ins Geſicht zu ſchlagen.

Glauben Sie mir ferner, daß, falls Sie ſo glücklich ſein ſollten, wieder einmal eine Oper wie „Tanhäuſer" zu ſchreiben, die Juden, die Sie für Ihre Feinde halten, die Erſten ſein werden, die Ihnen warmen Beifall zujauchzen.

Ich habe durchaus gegen Sie Nichts und geſtehe Ihnen ſchließlich mit unverhohlener Freude, daß ich, früher ein abgeſagter Feind Ihrer Muſik, erſt durch Ihren „Tannhäuſer“ vollſtändig bekehrt worden bin.

Aber Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit über Alles! Mag Jemand Muſiker, Maler, Schriftſteller oder Dichter, Chriſt oder Jude, Heide oder Türke ſein, iſt ſein Streben ein ernſtes und ehrliches, dann will ich es freudig anerkennen.

Mit rückſichtsloſer Hochachtung bin ich

Dresden, 28. März 1869.

Ihr aufrichtiger Ex-Jude

**E. M. Oettinger.**

## Nachſchrift.

In dem Augenblick, in welchem ich dieſe Zeilen ſchloß, erhielt ich Nummer 26 von Zellner's „Blätter für Theater, Muſik und bildende Kunſt“ mit der Nachricht:

„Man ſchreibt aus Mannheim: Das Wagner'ſche Libell „Das Judenthum in der Muſik“ hat bereits eine von dem Autor gewiß nicht erwartete Wirkung gehabt: Die „Meiſterſinger“ wurden bei ihrer vierten Vorſtellung am 14. d. M. in eclatanter Weiſe ausgepfiffen.“

Das haben Sie von Ihrer Wuth!

**E. M. O.**

Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn.

Im Verlage von **L. Wolf's Buchhandlung** in **Dresden**
iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Höre, Iſrael!

## Aufruf an die deutſchen Glaubensgenoſſen

vom

Advocaten **Emil Lehmann.**

6 Bogen in elegantem Umſchlag. **Preis 10 Ngr.**

Der Verfaſſer weiſt vom Standpunkte der nun errungenen Rechtsgleichheit aus die Nothwendigkeit von Reformen in Familien, Schule, Synagoge und Gemeinde als eine Pflicht der deutſchen Juden gegen ſich, ihre Kinder und ihre Mitbürger nach, ſucht die Löſung der brennenden Zeitfragen: gemiſchte Ehen, confeſſionsloſe Schulen u. ſ. w. anzuſtreben, beleuchtet die geſetzgeberiſchen Vor- und Rückſchritte Sachſens und Preußens auf confeſſionellem Gebiete und kommt auf einen deutſch-jüdiſchen Gemeindetag zu.

---

Leipzig: Verlag von **Ludwig Denicke.** Zu haben in Dresden in **L. Wolf's** Buchhandlung:

# MONITEUR DES DATES.

## Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend

**die Personal-Akten der Menschheit**

**d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag**

von

**mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten**

**aller Zeiten und Nationen**

**von Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag**

mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

von

**Eduard Maria Oettinger,**

Verfasser der »Archives historiques«, der »Bibliographie biographique universelle« etc.

*Muere el hombre, vive el nombre*
*Calderon.*

6 Theile in 1 Bande.

gr. 4. dreispaltig gedruckt 1073 Seiten.

**Preis 25 Thaler.**

Leipzig: Verlag von **Ludwig Denicke.** Zu haben in Dresden in **L. Wolf's** Buchhandlung:

## Die
# WELTGESCHICHTE
## in einem Brief-Couvert.

◆

**Historisch-geographisches Handwörterbuch**
enthaltend
**die hervorragendsten Ereignisse und Thatsachen**
der Weltgeschichte
geordnet nach der Reihenfolge der Städte
von
**Eduard Maria Oettinger,**
Verfasser des «Moniteur des Dates».

**Preis 10 Ngr.**

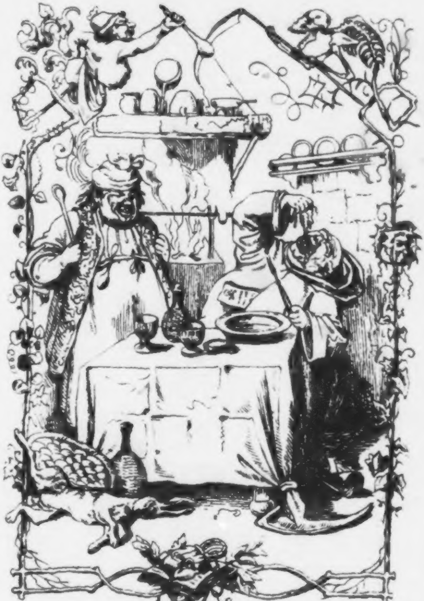
---

In Kurzem erscheint in demselben Verlage:

# Das singende Europa.
## Wegweiser durch's Gebiet der Oper.

◆

**Chronologisch-geordnetes Verzeichniss**
aller
**Opern und Operetten von 1720 bis 1869,**
geordnet
nach Jahr und Tag ihrer allerersten Aufführung
von
**Eduard Maria Oettinger.**



Der Koch des Heiligen Vaters.

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

Erſter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

# Drei für Eins.

Welcher iſſet, verachte den nicht, ſo da nicht iſſet, und welcher nicht iſſet, der richte den nicht, ſo da iſſet.

**Apoſtel Paulus.**

* * *

Iß, was gahr iſt,
Trink, was klar iſt,
Sprich, was wahr iſt.

**Martin Luther.**

* * *

Mon métier est l'art de bien vivre.

**Michel Montaigne.**

# Vorrede.

Vor acht Monaten ſtarb mein Oheim. Er war der älteſte Bruder meiner Mutter, ein Mann, der von ſeinen Renten lebte, und einer der liebenswürdigſten, einſichtvollſten und urtheilfähigſten Feinſchmecker unſers Jahrhunderts. Anacreon erſtickte an einer Weinbeere, Lais an einem Olivenkerne, Tarquinius an einer Fiſchgräte und mein Oheim an einem Schweinsknöchelchen. Onkel Zebra — (unter dieſem Namen war er in ganz New-York bekannt) — hinterließ den Ruf eines äußerſt rechtlichen Mannes, und, was eben darum um ſo mehr zu verwundern iſt, ein Vermögen von 320,000 Dollars, das von Rechtswegen keinem Andern als mir hätte zufallen müſſen, da ich die Ehre habe, ſein einziger Verwandter zu ſein. Mein Herr Onkel aber, der bei all' ſeiner Herzensgüte doch boshaft genug war, über ſeinen Nachlaß dermaßen zu verfügen, daß ſein armer Neffe dabei ganz leer ausging, vermachte dreimalhunderttauſend Dollars dem Findelhauſe und die übrigen zwanzigtauſend Dollars demjenigen, der binnen Jahresfriſt der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin die gediegenſte Abhandlung über den Unterſchied eines Kalbs- und eines Hammel-Cotelette — gleichviel in welcher Sprache — vorlegen wird. Meine Wenigkeit iſt, beiläufig geſagt, geſonnen, um dieſen Preis zu concurriren.

„Meinem leichtſinnigen Neffen — ſo ſchließt das Teſtament meines Oheims — dem niemals raſtenden Ahasver — Gott weiß, in welchem Ende der Welt er ſich gegenwärtig aufhalten mag — hinterlaſſe ich, weil er niemals einen meiner Briefe beantwortet, nichts als einen goldenen Zahnſtocher, ein Recept zum Pudding à la Nesselrode und meinen literariſchen Nachlaß, den er gleich nach meinem Tode herausgeben und das Honorar dafür der Rumfordſuppen-Anſtalt in Maſſachuſſets ausantworten ſoll."

Hol' der Teufel alle Rumfordſuppen! Solch' einen Onkel und ſolch' ein Pech kann nur ich haben!

Aber trotzdem iſt der letzte Wille meines Oheims — Ruhe ſeinem Magen, Friede ſeiner Aſche! — mir nicht minder heilig.

Ich übergebe hiermit den literariſchen Nachlaß meines Onkels der Leſewelt und die fünfhundert Thaler, die ich dafür als Honorar erhielt, der Rumfordſuppen-Anſtalt in Maſſachuſſets.

Im Uebrigen bitte ich Gott, daß er meinen Onkel und die Suppen-Anſtalt in ſeinen heiligen Schutz nehme.

**E. M. Oettinger.**

## Quittung

über fünfhundert Thaler, welche der Neffe des Onkel Zebra, Herr E. M. Oettinger, als Honorar für deſſen literariſchen Nachlaß, laut teſtamentariſcher Verordnung vom 18. Auguſt 1841 an die Unterzeichnete richtig abgeliefert hat. Maſſachuſſets, am 3. Januar 1842.

**Die Direction der Rumfordſuppen-Anſtalt.**

## I.

# Der Phönix der Köche.

Camille Eſtragon, der Erſtgeborene eines armen Dorfbarbiers, wurde am 25. März 1771 zu La Baſtide bei Cahors, alſo an demſelben Tage, in demſelben Städtchen, ja ſogar in demſelben Hauſe geboren, in dem Joachim Murat, der Sohn eines unbemittelten Gaſtwirths, das Licht der Welt erblickte.

Wir übergeben die unintereſſanten Jugendjahre dieſer beiden Knaben und begleiten ſie in die Schule, die ſie zu Cahors beſuchten. Beide, von ihren Vätern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, bezogen in ihrem achtzehnten Jahre, von reichen Verwandten unterſtützt, die Univerſität zu Toulouſe, aber Beide hatten wenig oder gar keine Luſt zum Studiren, und ſo kam es, daß ſie weit häufiger die Kaffeehäuſer, als die Hörſäle beſuchten.

Um jene Zeit brach in Paris die Revolution au[illegible]

Beide Freunde eilten nach der Hauptſtadt. Joachim trat zuerſt in die conſtitutionelle Leibgarde Ludwigs XVI. und bald darauf ins zwölfte Jägerregiment. Camille, friedſamerer Natur als ſein Schulkamerad, trat als Schreiber in die Dienſte eines Avoué.

Murat durchlief alle Phaſen der Revolution. Am 9. Thermidor als Anhänger Robespierre's ſeiner Lieutenantsſtelle entſetzt, blieb er bis zum 13. Vendemiaire ohne Anſtellung. Dann ging er als Adjutant des Generals Bonaparte nach Italien, wurde am 17. April 1796, nach der Schlacht von Mondovi, Brigadegeneral und begleitete ſpäter den Sieger von Marengo nach Aegypten. Napoleon Bonaparte, zum erſten Conſul ernannt, vermählte ihn mit ſeiner jüngſten Schweſter, Marie Annonciade, und erhob ihn zum Befehlshaber der Conſulargarde; Murat, raſch von Stufe zu Stufe ſteigend, wurde Gouverneur von Paris, Marſchall des Reichs, Prinz, Großadmiral, 1805 Großherzog von Cleve und Berg und, drei Jahre ſpäter, König von Neapel. Damals war es gleichſam Styl geworden, daß der Kaiſer der Franzoſen alljährlich einen neuen König improviſirte.

Murats Landsmann, Schulkamerad und Dutzbruder hatte weniger Glück. Er arbeitete ſchon zwölf Jahre bei ſeinem Avoué, vermoderte im Aktenſtaube und beneidete im Stillen den Statthalter von Paris, für den er auf der Schule zu Cahors ſo manches Penſum ausgearbeitet hatte.

Im Jahr 1805 machte Camille Esdragon, der, mit ſich und der Welt zerfallen, ſchon längſt verzweifelte, die Bekanntſchaft des Herrn Alexander Balthaſar Laurent Grimod de la Reynière, der bekanntlich einer der erleuchtetſten Feinſchmecker von ganz Paris und Herausgeber des vielgeleſenen „Almanach des Gourmands“ war. Dieſe in jeder Beziehung genußreiche Lectüre und der tägliche Umgang mit dieſem neuen Archeſtrat — Archeſtrat war ein Dichter und Gourmand, der die Hälfte ſeines Lebens auf Reiſen zugebracht, um die Küche aller Nationen zu ſtudiren — der tägliche Umgang mit dieſem liebenswürdigen, vielſeitig gebildeten Gaſtronomen weckte in unſerm Helden die glückliche Idee, die juridiſche Praxis mit der culinariſchen, die Feder mit dem Quirle zu vertauſchen, und als Officier de la bouche oder, rund herausgeſagt, als Koch ſein Glück zu verſuchen. Unterſtützt von der großmüthigen Börſe und den weiſen Einſichten ſeines Mäcen's, legte Camille Esdragon im Palais royal eine Reſtauration oder, wie er es nannte, eine Académie de gourmandise an, die bald die

Caaba aller Gaſtronomen, das Mecca aller Feinſchmecker, das Stelldichein aller Leckermäuler wurde.

Zu den Stammgäſten des plötzlich berühmt gewordenen Kochs gehörte Jérôme Bonaparte, des Kaiſers Bruder, einer der ſinnigſten Eßkünſtler Frankreichs, Herr Pigault-Lebrun, einer der beliebteſten Romanciers und der luſtigſte, liebenswürdigſte Geſellſchafter von Paris, der Marquis de Cuſſy, der obenerwähnte Herr Grimod de la Reynière und Herr Anthelme Brillat-Savarin, der zwanzig Jahre ſpäter ſeine „Physiologie du goût“ erſcheinen ließ, ein Werk, das wir unbedingt claſſiſch nennen würden, wäre dieſes Lob nicht eine jener abgegriffenen Münzen, womit man heut zu Tage die Leiſtung jedes Pfuſchers bezahlt. Dieſe ausgezeichneten Männer, weiſe, einſichtsvolle Richter der Phagotechnik — ſo nannte der Herausgeber des „Almanach des Gourmands“ die edle Eßkunſt — bildeten Herrn Camille Eſtragon immer mehr und mehr zu einem Koch heran, der ſich bald einen europäiſchen Ruf errang.

Man würde in der That ein großes, unverzeihliches Unrecht begehen, wollte man unſern Helden, der in den Annalen der Kochkunſt ein Ereigniß genannt zu werden verdient, in die Klaſſe jener unwiſſenden Alltagsweſen werfen, die ſich mit eiſerner Stirn den Ehrennamen „Koch“ anmaßen, weil ſie eine Suppe bereiten, ein Gemüſe verfaſſen, einen Braten behandeln oder gar, wenn es hoch kommt, ein Ragout redigiren können. Camille Eſtragon war keiner jener gewöhnlichen Quirlhelden, von denen zwölf ein Dutzend und fünfzehn eine Mandel bilden. Er war ein Koch, den wir Künſtler nennen möchten, wenn nicht heut zu Tage jeder Komödiant, Seiltänzer, Taſchenſpieler und Bänkelſänger ſo geheißen würde.

Camille erhob die Kochkunſt, die er die Maienblüthe des menſchlichen Geiſtes, das ſinnigſte Reſultat der geſellſchaftlichen Ideen, das Fa[illegible] geiſtreichſten Combinationen nannte, auf einen wiſſenſchaftlichen Standpunkt und wußte ihr dabei eine poetiſche Seite abzugewinnen, wodurch es ihm gelang, die „Kunſt der Künſte,“ die mit dem Verfall des römiſchen Kaiſerreichs ihr Anſehen, ihre Würde, ihren Glanz verloren und, allmählig mehr und mehr herabſinkend, das Eigenthum unwiſſender Plebejer und roher Mägde geworden, wieder zu Ehren zu bringen und dadurch gleichſam ihre Emancipation herbeizuführen.

Unſer Held, angeſpornt durch den glänzenden Erfolg, der ſeinem kunſtgerechten Streben zu Theil ward, drang immer tiefer und tiefer in den geheimnißvollen Schacht der culinariſchen Wiſſenſchaft ein, warf alle bis dahin geltenden Syſteme und Satzungen um und wurde auf dieſe Weiſe der Gründer einer neuen Schule.

Es giebt wenig große Männer, deren Beſtrebungen ſo warme Anerkennung, deren Leiſtungen ſo ungeheuchelte Bewunderung ſich errungen haben, als die Schöpfungen Eſtragons. Jerôme Bonaparte ſagte: Camille ſei der Draco der culinariſchen Geſetzgebung, mit dem einzigen Unterſchiede, daß Draco ſeine Geſetze mit Blut, Camille hingegen ſeine Decrete mit Bratenſauce geſchrieben. Pigault-Lebrun nannte ihn den Napoleon der Küche. Bonaparte hat Frankreich durch das Schwerdt, Eſtragon die Welt mit dem Quirl erobert. Der Marquis de Cuſſy nahm keinen Anſtand, ihn zum Plato der culinariſchen Philoſophie zu machen. Herr Grimod de la Reynière ging noch einen Schritt weiter und erhob ihn geradezu zum Dalai-Lama aller Köche. Herr Brillat-Savarin, der in ihm den Meſſias der Gourmands erblickte, verglich ihn mit Galileo Galilei: der unſterbliche Florentiner iſt der Gründer eines neuen Sonnen-Syſtems, der unſterbliche Franzoſe der Gründer eines neuen Küchen-Syſtems. Galilei hat die vier Trabanten des Jupiters, Eſtragon faſt in jedem Monat doppelt ſo viel neue Speiſen entdeckt, und unterliegt es wohl keinem Zweifel, fragt der Verfaſſer der „Physiologie du gout,“ was der Menſchheit mehr Nutzen bringe, die Entdeckung eines neuen Sternes, oder die Erfindung einer neuen Speiſe???

Cambacérès, bekanntlich einer der urtheilfähigſten Feinſchmecker, war nie glücklicher als dann, wann ſeine Zeit es ihm erlaubte, ein Gabelfrühſtück zu genießen, das aus der Meiſterhand Estragons hervorgegangen. Man weiß, was einſt der Sohn Philipps von Macedonien geſagt: Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes ſein. Cambacérès geſtand ſich, wenn er nicht Kanzler wäre, möchte er ein Koch wie dieſer ſein.

Boileau wollte nur drei große Geiſter anerkennen: Corneille, Molière und — ſich; der Tänzer Veſtris, noch eitler als Frankreichs Juvenal, kannte nur ſich, Voltaire und Friedrich II.; Grimod de la Reynière bekannte: es gäbe nur einen Gott, einen Napoleon und einen Camille Estragon. Der Schauſpieler Baron, Frankreichs Roscius, erklärte geradezu, alle hundert Jahre komme ein Julius Cäſar, aber in tauſend Jahren kein Michel Baron wieder; Pigault-Lebrun dagegen behauptete, weit eher ſtehe alle hundert Jahre ein Bühnenkünſtler wie Baron, als in tauſend Jahren ein Kochkünſtler wie Estragon auf.

Aufgemuntert vom zahlloſen Heere ſeiner Bewunderer ließ ſich unſer Held bewegen, im Herbſte des Jahres 1808 Vorleſungen zu halten über die Geſchichte, Philoſophie und Aeſthetik der Kochkunſt, Vorleſungen, die, kaum angekündigt, ſo großen Anklang fanden, daß aus allen Theilen Frankreichs, ja ſogar aus England, wißbegierige Gourmands herbeiſtrömten, um einzuſaugen die göttlichen Lehren des großen, unerreichbaren Meiſters. Unter der Unzahl ſeiner andächtigen Zuhörer befanden ſich nicht blos Männer aus den höchſten Ständen, ſondern auch Frauen, die, wie Axiothea um den Vorträgen Plato's, beiwohnen zu können, ſich in Männertracht hüllten; unter ihnen befand ſich auch Frau von Staël, Frankreichs Corinna, die keine Sitzung des Cours gastronomique verſäumte. Esdragon, ſagte Frau von Staël, iſt eine lebendige Encyklopädie aller Kenntniſſe, die in den Kreis der Koch- und Eßkunſt gehören. Sie hatte Recht. Niemand war ſo bewandert in der Geſchichte ſeiner Kunſt, als der Dalai-Lama des Herrn Grimod de la Reynière.

Sein Abgott war Lucius Licinius Lucullus, jener welthiſtoriſche Praſſer, der 74 vor Chriſti Geburt die Kirſchen aus Cerasunto nach Europa gebracht. Der Name dieſes großen Mannes, ſagte unſer Held, wäre wie der Name hundert anderer Feldherren und Staatsmänner in's Meer der Vergeſſenheit geſunken, hätte er ſich nicht durch ſeinen Luxus unſterblich gemacht. Lucull, dieſes hellleuchtende Vorbild aller Feinſchmecker, hatte 12 Säle, von denen jeder, wie Plutarch erzählt, den Namen einer Gottheit trug, deren marmorne Statue in einer reich verzierten Niſche ſtand. Der Name des Saales war für den Intendanten ſeiner Küche die Richtſchnur, wonach dieſer das Budget jedes Gaſtmahls entwarf. Eines Morgens wurde der unſterbliche Lucull durch den unerwarteten Beſuch ſeiner Freunde Cicero und Pompejus überraſcht. Wir werden heute im Apollo-Saale ſpeiſen, ſagte Lucull zu ſeinem Intendanten, der drei Stunden ſpäter eine Tafel ſervirte, die 50,000 Drachmen (ungefähr 25,000 Francs) gekoſtet haben ſoll. Eines Mittags, als Lucull keine Gäſte bei ſich ſah — was nicht häufig vorkam — beging der Intendant die unverzeihliche Betiſe, dem Könige der Gourmands eine Mahlzeit aufzutragen, die, im Vergleich zu deſſen Gaſtmählern, armſelig, ja ſogar meſquin zu nennen war. Tölpel, rief der beleidigte Gaſtronom, wußteſt du nicht, daß Lucull heute bei Lucull ſpeiſ't? — Bei einer dieſer Mahlzeiten hatte ihm einer ſeiner Freigelaſſenen, Kalliſthenes, einen Liebestrank beigebracht, in Folge deſſen der große Mann ſeinen Verſtand und mit ihm ſeinen Appetit verlor.

Durchdrungen von der ungeheucheltſten Verehrung für die Manen dieſes unſterblichen Schwelgers, hatte Camille ſchon früher beſchloſſen, das Beiſpiel der griechiſchen Stadt Cyzicus nachahmend, ihm zu Ehren jedes Jahr das Feſt Lucullea zu feiern.

Es giebt wenig geſchichtliche Namen, ſagte Camille in ſeiner Vorleſung, die uns ſo viel Ehrfurcht einflößen, als der Name Cleopatra. Von allen Königinnen Aegyptens wüßte ich keine, die mehr Bewunderung verdient, als die erhabene Tochter des Ptolomäus Auletes. Dieſes große Weib, das bei dem Gaſtmahl, welches ſie zu Ehren des ſiegenden Antonius gab, eine der größten Perlen von ihrem Ohrgehänge abnahm, um ſie in Weineſſig aufzulöſen, dieſes große Weib, das mit einem einzigen Schluck 10 Millionen Seſtertien — ſo viel ſoll die aufgelöſte Perle nach der Ausſage des jüngern Plinius gekoſtet haben — hinabgeſpült, ſolch ein Weib, ſage ich, verdient, daß die ſtaunende Nachwelt ihr ein Denkmal votire. Wer von Ihnen, meine freundlichen Zuhörer, würde ſich weigern, dem unſterblichen Verdienſte noch länger den ſchuldigen Tribut vorzuenthalten?

Auch Kaiſer Nero, docirte Camille, verdient, wie ſehr auch Clio's ungerechter Griffel ihn zu verketzern ſich bemüht, unſere volle Achtung, denn auch er war ein Gourmand, der den unſterblichen Lucull zum Vorbild erwählt und in ſeinem goldenen Palaſte (domus aurea) einen Speiſeſaal erbaut hatte, deſſen Plafond und Seitenwände ſich durch einen verborgenen Mechanismus um die Tafel drehten, die Bewegungen des Himmels nachahmten und die verſchiedenen Jahreszeiten vorſtellten, die, nach jedem Gerichte abwechſelnd, im Sommer ſtatt des Regens wohlriechende Eſſenzen herabträufeln, im Winter ſtatt der Schneeflocken Blumenblätter herabfallen ließen. Nero's Mahlzeiten ſollen oft von Mittag bis Mitternacht gewährt haben. Hätte der Mörder ſeiner Mutter Agrippina, ſeiner Gemahlinnen Octavia und Poppäa Sabina und ſeiner Lehrer Burrhus und Seneca, das prächtige Rom noch einmal in einen Aſchenhügel umgewandelt, die Erfindung des beweglichen Speiſeſaales wäre hinreichend, die Nachwelt mit allen Gräueln, die er verübt, vollkommen auszuſöhnen. Da hier von Poppäa Sabina die Rede iſt, ſo erlaube ich mir, hinzuzufügen, daß ich den Tod dieſer ſchönen, geiſtreichen, aber ſittenloſen Frau, die von Nero, deſſen Neigung zum Wettfahren ſie getadelt, einen tödtenden Fußtritt erhielt, nur deshalb bedauere, weil auch ſie ein Muſter großartiger Verſchwendung war, denn bekanntlich ließ ſie ſich auf allen ihren Reiſen von 500 Eſelinnen escortiren, in deren Milch ſie ſich täglich zu baden pflegte, um die Lilienweiße ihres Teints zu erhalten.

Caligula, erzählt der weiſe Seneca, hatte einſt, um alle Schlemmer Roms zu beſchämen, ein Gaſtmahl veranſtaltet, das 2½ Tonnen Goldes, den Tribut dreier Provinzen, gekoſtet haben ſoll.

Vitellius, den viele römiſche Geſchichtsſchreiber den Schüſſelfürſten nennen, verzehrte in wenigen Monaten 22 Millionen Thaler. Er ließ eine Schüſſel anfertigen, die er wegen ihrer Größe „Schild der Minerva" hieß und noch zu Hadrians Zeiten als ein achtes Wunderwerk gezeigt wurde. Der Inhalt dieſer Schüſſel, berichtet Dio Caſſius, war noch viel koſtbarer als die Schüſſel ſelbſt, denn ſie war mit Leckereien angefüllt, deren Werth ſich auf 150,000 Thaler belief.

Verus, der Mitregent des reichen Antonius, feierte einſt ein ſogenanntes Göttermahl, an dem er ſilberne und goldene, mit Edelſteinen beſäete Pokale an ſeine 11 Tiſchgenoſſen verſchenkte. Der Aufwand dieſes Gaſtmahls wurde, nach der Ausſage des Julius Capitolinus, auf 120,000 Thaler geſchätzt.

Auch Heliogabalus, den die Geſchichte mit vollem Rechte den römiſchen Sardanapalus nennt, war, trotz ſeiner ruchloſen Ausſchweifungen und abgeſchmackten Thorheiten zu welchen unter Anderm auch die Einſetzung eines Weiberſenates gehörte, der ſich unter dem Vorſitz der Kaiſerin Mutter auf dem Quirinal verſammelte, um dort die Einführung neuer Moden zu berathſchlagen und Geſetze zu decretiren, die jede römiſche Frau reſpectiren mußte) er war, ſage ich, trotz all' ſeiner Grauſamkeit und verrückten Ausſchweifung, ein Mann, der ſchon darum unſere Schonung verdient, weil er einer der ausgezeichnetſten Verſchwender und einer der größten Gourmands war. Jede ſeiner Mahlzeiten beſtand aus zwei und zwanzig Schüſſeln. Seine Lieblingsgerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen und das Gehirn von Papageyen und Faſanen. Bei dem Gaſtmahl, das er zu Ehren einer Prieſterin des ſyriſchen Sonnengottes Elagabal gab, kamen 250 Papageyen und ein ganzer Wald von Nachtigallen auf die kaiſerliche Tafel. Jede ſeiner gewöhnlichen Mahlzeiten koſtete 50,000 Drachmen. In dem Wahne, daß der Phönix ein wirklicher Vogel ſei, befahl er ſeinen Köchen, ihn zu fangen und an den Bratſpieß zu ſtecken. Heliogabal — er ließ ſich, meldet Lampridius, einmal als Salbenhändler, einmal als Gaſtwirth, einmal als Koch malen — war dabei ein großer Sonderling, der manchmal 8 Kahle, 8 Einäugige, 8 Stammelnde und 8 Hinkende zu Tiſche lud, um ſich über deren Gebrechen luſtig zu machen. Er ließ Erbſen mit Goldkörnern, Linſen mit kleinen Steinen von derſelben Farbe, Bohnen mit Ambra, Reis mit kleinen Perlen auftragen und zwang ſeine Gäſte, dieſe Steinchen zu verſchlucken. Seine Hunde fütterte er mit Gänſen, ſeine Gänſe mit Feigen, damit ſie eine große Leber bekommen, ſeine Pferde mit Roſinen und ſeine wilden Thiere mit Rebhühnern, Faſanen und Pfauen. Dieſer liebenswürdige Monarch war 18 Jahre alt und hatte erſt 3 Jahre, 9 Monate und 4 Tage regiert, als er vom einfältigen Pöbel, der zu allen Zeiten ein abgeſagter Feind der Gourmandiſe war, verfolgt, in die Latrinen flüchten mußte und bald darauf mit ſeiner alten Mutter Saemias hingerichtet wurde. Heliogabalus hat ſchon darum Anſpruche auf unſer Bedauern, weil er der erſte Römer geweſen war, der ſeidene Kleider getragen hat.

Neben dieſen Kaiſern verdient Claudius Aeſopus, ein römiſcher Tragöde, bei dem der große Cicero Unterricht im Declamiren nahm, als ein Gourmand erwähnt zu werden, der ſeinem berühmten Collegen Roscius an deſſen Geburtstag eine Schüſſel Nachtigallenzungen auftragen ließ, die ihm, wie Plinius erzählt, 5000 Drachmen gekoſtet hat. Der Sohn, der von ſeinem Vater 2 Millionen Drachmen und den Hang zur Gourmandiſe geerbt, ließ einſt ſeinen Gäſten deſtillirte Perlen vorſetzen. Vermuthlich, fügte Camille mit boshaftem Lächeln hinzu, gab es ſchon damals durſtige Kritiker, die dieſer Künſtler dadurch für ſich einzunehmen geſucht. Heut zu Tage werden derlei durſtige Kehlen mit ſchlechtem Rothwein geſtillt.

Kaiſer Auguſtus, erzählte Herr Camille, hatte ſeinen Zwerg Lucius nur darum ſo lieb gewonnen, weil er nicht blos ein vortrefflicher Narr, ſondern auch ein ganz vorzüglicher Koch geweſen, der die Kunſt verſtanden haben ſoll, einen Hecht in einen Karpfen zu verwandeln und Karpfen ſo zuzubereiten, daß ſie wie Hühnerfleiſch geſchmeckt. Auguſtus lies ihm nach dem Tode eine koſtbare Bildſäule errichten und an die Stelle der Augäpfel zwei Edelſteine einſetzen.

Wie ſchlecht dagegen belohnen heut zu Tage die Herrſcher der Erde die Verdienſte ihrer Köche? — Man wirft ihnen höchſtens einen Orden an die Bruſt, nach dem Tode aber kräht kein Hahn um ſie. Zu den Zeiten des Kaiſers Auguſtus — damals waren die ſicilianiſchen Köche ebenſo geſucht als jetzt die franzöſiſchen — erhielt jeder ſeiner Köche vier Talente (6000 Thaler).

Unter Auguſtus und Tiberius — Erſterer ließ Schulen errichten, wo die Söhne der edlen Römer im Käuen und Tranchiren unterrichtet wurden, Letzterer ſchrieb ſogar Preiſe für

Feinſchmecker aus — hatte die Gourmandiſe ihren Höhepunkt erreicht. Zu dieſer Zeit lebte in Rom ein gewiſſer Apicius, ein berühmter Schlemmer und Erfinder einiger geiſtreichen Kuchen, die ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Derſelbe Apicius, den Plinius ſehr galant nepotum omnium altissimus gurges nennt, ſoll öffentlich Unterricht in der Schwelgerei ertheilt und mehr Zuhörer als Haare auf dem Kopfe gehabt haben. In einem Zeitraume von fünf Jahren brachte er $2^1/_2$ Millionen Thaler durch. Dem armen Schlemmer blieben noch ungefähr 250,000 Thaler, als er, aus Furcht Hungers zu ſterben, den Entſchluß faßte, ſeinem ſchönen, thatenreichen Leben durch ſchnödes Gift ein Ende zu machen. Ich erſuche meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieſen Apicius ja nicht mit einem andern Apicius zu verwechſeln, der ein praſſender Zeitgenoſſe des Pompejus war und uns ein koſtbares Werk de opsoniis et condimentis sive de arte coquinaria libri X hinterlaſſen, und eben dieſen Apicius, der auch Coelius hieß, nicht mit einem dritten gleichen Namens zu verwechſeln, der zu den Zeiten Trajans gelebt und das Geheimniß entdeckt, die Auſtern friſch zu erhalten.

Wir bewundern die Freigebigkeit Carls IX., der dem Dichter Philipp Desportes, Frankreichs Catull, für die Dedication des Rhodomont 800 Goldthaler, die Großmuth des Cardinals Anne de Joyeuſe, der demſelben Dichter für ein paar Verſe eine Abtei, die Erkenntlichkeit Heinrichs IV., der dem Dichter François Porchères d'Arbaud, welcher ein Sonnett auf die Augen der ſchönen Gabrielle d'Estrée gemacht, eine lebenslängliche Penſion von 1400 Livres geſchenkt; beſſer als all' dieſe Mäcenaten verſtand Kaiſer Trajan das Verdienſt zu lohnen, denn er verlieh dem unſterblichen Manne, der ihm friſche Auſtern ins Land der Parther nachgeſchickt, eine ziemlich bedeutende Stadt in der Provinz Gallia narbonensis, in der Nähe der Hauptſtadt Aquae sextiae, dem jetzigen Aix der

Provence. Derſelbe Kaiſer erhob einen ſeiner Köche, der das Glück gehabt, eine neue Sauce zu erfinden, zum Präfecten einer ganzen Provinz. Friedrich der Große war der letzte König, der die Verdienſte ſeines Kochs zu würdigen gewußt. Für ein Ragout à la Sardanapale griff der Philoſoph von Sans-Souci in die Saiten ſeiner Leyer, um dem Erfinder dieſer Speiſe einen Kranz zu flechten, der den König und ſeinen Koch unſterblich gemacht. Heut zu Tage kann man 100 neue Saucen erfinden, es gibt keinen Trajan, der dieſe Erfindungen zu ſchätzen und zu belohnen verſteht.

Höchſt intereſſant waren die Vorleſungen, die der Dalai-Lama der Köche über die Erfindung der Leckerbiſſen hielt. Dem Griechen Gaures, berichtet Herr Camille, verdanken wir die Erfindung der Wachtelpaſteten, der Perſer Agamont lehrte uns die Faſanen braten. Meleager führte die Häringe und Quirin von Capua den Lachs ein. Phormio Africanus war der erſte, welcher Enten und Rebhühner auf's Repertoir der Gourmandiſe gebracht, der Erſte, der ſie mit Salvei und Roßmarin zubereitet hat. Nello Vrencio kochte die erſten Krebſe, Batinio die erſten Karpfen, Avione Montetti redigirte die erſten Fleiſchklöße, Firminio Aleſſandro erfand die Kunſt, Hennen zu kochen. Die erſten Lerchen wurden von Narbonna zubereitet, Morello Creſta kochte die erſten Droſſeln, Ortenſio Romano war der erſte, welcher Pfauen ſervirte. Ein Bewohner von Cortona, deſſen Namen zum Leidweſen aller Feinſchmecker verklungen iſt, ſetzte die erſten Schnecken, ein Cypriote die erſten Schildkröten auf die Tafel. Der Phrygier Quirin war der Chriſtoph Columbus der Torten und Artico da Voghera der Amerigo Veſpucci der Polenta. Ich ſelbſt, fügte Eſtragon mit edler Beſcheidenheit hinzu, weit entfernt, mich jenen Herren anzureihen, denen unſer Gaumen ſo erhabene Entdeckungen verdankt, bin nur der Erfinder der Cotelettes en papillottes, der Ortolanes à la provençale und der ſogenannten Soja-

Sauce, deren einziges Verdienſt darin beſteht, daß ſie alles verdorbene Fleiſch corrigirt und ſelbſt dem unſchmackhafteſten Braten einen haut-gout gibt.

Von dieſer Soja-Sauce war Herr Brillat-Savarin dergeſtalt enthuſiasmirt, daß er erklärte: hätte ein Koch zu den Zeiten Leos X. eine ſolche Sauce erfunden, ſo wäre er wie Taſſo gekrönt worden. Wer aus einem plumpen Stück Fleiſch ein auf der Zunge zerfließendes Ragout machen kann, iſt mehr zu achten als ein Mann, der aus je zwei Verſen einen Reim zuſammenleimt. Der große Maler Apelles ließ keinen Tag vergehen, ohne an einem Bilde zu arbeiten, daher das Sprichwort: nulla dies sine linea (kein Tag ohne Linie). Camille rief, wie Titus, Diem perdidi, an jedem Tage, an dem er keine neue Sauce erfand. Pietro Beretino von Cortona konnte durch einen einzigen Pinſelſtrich das Bild eines weinenden Kindes in ein lachendes verwandeln, Camille durch einen einzigen Tropfen der Soja-Sauce den geſchmackloſeſten Braten in eine Delikateſſe umſchaffen. Hätte Camille auch gar nichts anderes als dieſe Sauce erfunden, ſie allein wäre hinreichend geweſen, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu tragen.

Nicht minder intereſſant waren ſeine Vorleſungen über die Literatur der culinariſchen Wiſſenſchaften. In der Einleitung ſprach er von Petronius und Athenäus. Der Erſte, Proconſul in Bythinien, ſpäter Conſul und Arbiter elegantiarum oder General-Intendant der Hofluſtbarkeiten des Kaiſers Nero, ſchrieb das „Feſt des Trimalcion,“ eine etwas allzuſtark gepfefferte Satyre auf die ausſchweifenden Gaſtmähler Nero's, der ihn dafür ins Gefängniß werfen ließ, wo er ſich, 66 Jahre nach Chriſti Geburt, freiwillig die Adern öffnete. Athenäus, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Marc Aurel, iſt der Verfaſſer der „Dipnosophistos“ oder der „Gelehrten an der Tafel,“ eines in mehr als einer Beziehung claſſiſchen Werkes, das, von Jacob Bedrotus und Chriſtian Herlinus herausgegeben, 1535 zuerſt in Baſel erſchien. Noel le Comte hat von dieſem griechiſchen Werke eine lateiniſche und Michel de Marolles eine franzöſiſche Ueberſetzung geliefert. — Dann ſprach er von den berühmteſten Küchenſchriftſtellern. Das älteſte Kochbuch iſt nach ſeiner Meinung Platina's „opusculum de obsoniis," das im Jahre 1475 in Venedig herauskam.

Seitdem ſind in allen Winkeln der Erde ſo viel Kochbücher erſchienen, daß man damit das Weltmeer ſtopfen und alle Chauſſeen der Erde pflaſtern könnte. Man hat berechnet, daß ein einziger Mann, der täglich 18 Stunden leſen würde, achthundert Jahre bedürfe, um alle Geſchichtswerke zu leſen, die ſich in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden; ein Mann, der alle bisher erſchienenen Kochbücher leſen wollte, müßte wenigſtens dreimal ſo alt, als der ſeelige Herr Methuſalem werden, um damit zu Ende zu kommen. In Frankreich ſind von 1790 bis 1810 nicht weniger als 246, in Deutſchland mehr als 300 Kochbücher erſchienen. Das non plus ultra aller franzöſiſchen Kochbücher iſt A. Viards Cuisinier impérial, Paris 1808 in 8. Camille erhob dieſes Werk zum Code de cuisine, zum Geſetzbuch der Küche. St. Evremont rieth einem Verbannten, ſeine Geliebte zu vergeſſen und Cervantes „Don Quixote" zu leſen. Camille rieth ihm, Viards Kochbuch zu leſen und der Geliebten treu zu bleiben.

Herr Camille Estragon beſaß eine herrliche Bibliothek von mehr als 5000 Bänden, von denen die größere Hälfte die ausgezeichneteſten Kochbücher aller Nationen enthielt. Darunter befand ſich ein Prachtexemplar der berühmten Abhandlung de re cibaria, welche Lorenzo Campeggi im Jahr 1529 zu Rom erſcheinen ließ. Beſagter Cardinal, den Clemens VII. ein Jahr vorher an Heinrich VIII. nach England geſchickt, um die Scheidung des Königs mit Catharina von Aragonien zu verhindern, hatte, um ſeine Reiſe nicht ganz vergebens gemacht zu haben, in einem höchſt gelehrten Tractate eine Vergleichung der italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Küche aufgeſtellt, wofür er vom heiligen Vater, der, wie ſein Vorgänger Leo X. ein wißbegieriger Gourmand war, den Ritterorden vom heiligen Geiſte erhielt.

Auch Camille war als Schriftſteller aufgetreten und hatte unter Anderm einen 22 Bogen ſtarken Tractat über die Behandlung der Pfeffergurken, eine kritiſche Analyſe aller bekannten Ragouts, eine Encyklopädie der Gourmandiſe, ein biographiſches Lexicon der berühmteſten Feinſchmecker und Leckermäuler, und ein Pantheon der berühmteſten Kochkünſtler und Delikateſſenbereiter verfaßt, all dieſe Werke den Manen Luculls gewidmet, aber keines derſelben dem Druck übergeben, und zwar deshalb, weil er keinen Verleger gefunden, der ihm für jeden Bogen 25 Napoleon Honorar zahlen wollte. In den beiden letzten Werken war Keiner übergangen, der ſich in den Annalen der culinariſchen Kunſt in irgend einer Beziehung einen Namen gemacht. Unter dieſen Notabilitäten glänzte Ludwig XIII., der eine neue Art Würſte zu braten erfunden, und Ludwig XV., der bekanntlich ein großer Virtuoſe im Eierkuchenbacken und der Erfinder der Beignets und Omelettes à la cour war, die zu ſeiner Zeit bei Hofe eine ſehr große Rolle geſpielt. Unter den weiblichen Feinſchmeckern prangte auch der Name der Gräfin von Mailly, der Geliebten Seiner eierkuchenbackenden Majeſtät, einer höchſt liebenswürdigen Frau, die ſich dadurch einen Namen gemacht, daß ſie im Schloß zu Choiſy, wo ſie mit dem König par la grace de Dieu allein und ungeſtört ſein wollte, einen Tiſch machen ließ, der vermittelſt eines einzigen Druckes in eine Vertiefung verſchwand und, vom Koch mit neuen Gerichten belaſtet, wieder in die Höhe geſchoben ward. Von Friedrich dem Großen wurde erzählt, er habe ſich jeden Abend den Speiſezettel des folgenden Tages vorlegen laſſen und ſei immer böſe geweſen, wenn er nicht Polenta oder Aalpaſtete darauf gefunden habe. Von Ferdinand IV., König von Neapel, wurde geſagt: er habe Auſtern aus Taranto in Behältern nach ſeiner Hauptſtadt kommen und ſie im See Fuſaro groß ziehen laſſen. Unter den Päpſten wird Zacharias genannt, welcher — der Himmel verzeihe ihm die ſchwere Sünde — den Haſenbraten verbot. Einer der größten Schlemmer, die auf dem päpſtlichen Stuhle ſaßen, war Leo X. Einer ſeiner Einnehmer, Agoſtino Chigi, gab einſt dem heiligen Vater und ſämmtlichen Cardinälen ein Feſt, bei dem nach jedem Gange die gebrauchten Gefäße, ob ſie gleich von Gold und Silber waren, in die Tiber geworfen wurden. Durch nichts konnte man ſich bei Seiner Heiligkeit ſchneller in Gunſt ſetzen, als durch ein neuerfundenes Ragout. Er ſelbſt geruhte eine neue Gattung kleiner Würſte zu erfinden, die unter dem Namen „Tiarawürſte" lange Zeit eine Lieblingsſpeiſe der römiſchen Feinſchmecker war. Nach ihm verdient Hadrian VI. genannt zu werden, der ſo gerne den Merlus aß, daß dieſer Fiſch des Papſtes wegen dreifach im Preiſe ſtieg. —

Unter den Kuchenhelden ragte Vatel, der unſterbliche Koch des großen Condé, jener ehrgeizige Vatel hervor, der, weil er einmal ein Ragout verbrannt, ſich den Bratſpieß in den Leib gerannt. Unter jenen Köchen, deren Andenken mehr durch Zufall, als durch Verdienſt auf die Nachwelt gekommen, war auch der Koch des Böhmenkönigs Wenzel aufgeführt, der, blos weil er einmal einen halb verbrannten Kapaun auf die königliche Tafel gebracht, geſpießt und bei gelindem Feuer geſchmort wurde.

Doch zurück zu unſerm Helden!

Herr Camille Eſtragon, der Plato der culinariſchen Akademie, der Dalai-Lama aller Köche, der Meſſias der Gourmands war in den Meridian ſeines Ruhmes angelangt, als er an einem und demſelben Tage von Joachim I. einen ſchmeichelhaften Ruf nach Neapel und vom Herzog von Bedfort einen zehnmal ſchmeichelhaftern Ruf nach London erhielt. Der König von Neapel bot ihm einen Gehalt von 5000 Scudi, der Herzog von Bedfort einen Gehalt von 2000 Pfund Sterling.

Esdragon ſetzte Seine neapolitaniſche Majeſtät auf die eine und Seine engliſche Herrlichkeit auf die andere Wagſchaale und ſchwankte anfangs; bald aber neigte ſich die Schaale auf die Seite von Neapel. Camille, ehrgeizig wie alle Köche, beſchloß, dem Rufe Joachims zu folgen. —

Der König von Neapel iſt dein Landsmann, dein Schulkamerad, dein Dutzbruder, du kannſt an ſeinem Hofe dein Glück machen, kannſt wie Lully, der als Küchenjunge in die Dienſte der Mademoiſelle von Montpenſier kam, von Ludwig XIV. ſchnell hintereinander zum Ritter, Staatsrath und Intendant der königlichen Oper erhoben worden war, von Stufe zu Stufe ſteigen und wohl gar Geheimerath und Miniſter, Baron, Marquis, vielleicht gar Herzog werden. Lully war freilich ein ausgezeichneter Violoniſt. Mit Pathos und Antonio Allegri rief der eitle Küchen-Plato, anch'io sono pittore, auch ich bin Virtuoſe, der vier Inſtrumente: Bratſche, Piccolo, Horn und Maultrommel ſpielt. Vielleicht finde ich in Neapel auch einen Verleger für meine Werke. Boileau-Despreaux nahm zwar für ſeine göttlichen Werke niemals Honorar, Lord Byron aber bekam für jeden Vers ſeines „Childe-Harald“ eine Guinee! Die Schriftſteller von Profeſſion, dieſe armen Teufel, mögen ſich in Gottes Namen mit 3 Louis für den Bogen abſpeiſen laſſen, ich für meinen Theil gebe keinen Bogen unter 25 Louis her, ſo wahr ich Camille Esdragon heiße und in den letzten vier Wochen zwei neue Saucen erfunden habe. Finde ich auch dort keinen Verleger, ſo will ich meine Werke, wie Virgil ſeine „Aeneide“, wie Sidney ſeinen Roman „Arcadia,“ den Flammen übergeben.

Der Napoleon der Küche packte ſeinen 22 Bogen ſtarken Tractat über die Behandlung der Pfeffergurken, ſeine kritiſche

Analyſe aller bekannten Ragouts und ſeine andern Manuſcripte zuſammen und eilte nach Murat's Hauptſtadt.

Am Tage ſeiner Ankunft empfing ihn König Joachim mit der ihm eigenthümlichen Herablaſſenheit in einer Privataudienz.

— Erinnerſt Du Dich noch, Camille, ſprach Se. Majeſtät mit liebenswürdigem Lächeln, wie wir in der Schule zu Cahors zuſammen auf der faulen Bank geſeſſen?

— Sire, ich erinnere mich noch der kleinſten Kleinigkeit. Geruhen Ew. Majeſtät jenen für mich glorreichen Tag in Ihr Gedächtniß zurück zu rufen, an dem es mir vergönnt war, ein lateiniſches Penſum für Sie auszuarbeiten.

— Das vermaledeite Lateiniſch wollte mir damals nicht recht in den Kopf hinein. Kannſt Du noch Dein „amo" conjugiren?

— So gut wie damals, Majeſtät, amo, amas, amat...

— Schon gut, ich glaube es Dir. Denkſt Du noch daran, wie ich dem alten Pedanten, der uns Unterricht in der Geographie ertheilt, Knallerbſen unter den Schemel des Katheders gelegt? Wie erſchrak der alte Herr, als er ſich darauf niederließ!

— Er war außer ſich vor Wuth und rief: Das hat kein Anderer als der Schlingel Mu... ach, ich bitte Ew. Majeſtät millionenmal um Entſchuldigung...

— Genire dich nicht, Camille. König Joachim hört kein Wort von dem Allen, was Du da von dem Schlingel Murat erzählſt. Noch eins, mein Freund; erinnerſt Du Dich noch des Café provençal zu Toulouſe?

— Ew. Majeſtät geruhten damals, ſich intermiſtiſch in die kleine Hebe zu verlieben, die dort als dame du comptoir fungirte.

— Elodie war eine Puppe, eine Grazie, ein Engel. Wäre ich damals nicht noch ärmer als eine Kirchenmaus geweſen, ich hätte ſie auf der Stelle geheirathet.

— Die Vorſehung hatte Ihnen ein ſchöneres Loos zugedacht: Ew. Majeſtät haben die Ehre, der Schwager des großen Napoleon zu ſein.

In demſelben Augenblick trat eine hohe, impoſant ſchöne Frauengeſtalt ins Cabinet. Es war Maria Annonciade, die Schweſter Napoleons, die Gemahlin Joachims I.

Der König eilte ihr lächelnd entgegen und ſprach:

— Erlaube mir, liebe Marie, Dir ſchnell einen alten Landsmann und Schulkameraden, den berühmten Profeſſor der culinariſchen Wiſſenſchaften, Herrn Camille Esdragon, vorzuſtellen, der vor einer Stunde aus Paris angekommen.

— Herr Camille Esdragon, ſprach die Königin mit zuckerſüßem Lächeln, wir heißen Sie herzlich willkommen. Wir haben Sie ſchon vor drei Wochen erwartet. Iſt es erlaubt, zu fragen, was Sie abgehalten, früher an unſerm Hofe zu erſcheinen?

— Der Drang meiner vielfältigen Geſchäfte hatte mich auf's Krankenlager geworfen... ich war dem Tode nah...

— Dank den Göttern, daß ſie uns einen Mann erhalten, den die Welt mit vollem Rechte den Koch der Köche nennt. Doch halt, damit ich's nicht vergeſſe. Sie haben, wie die Pariſer Journale berichten, vor Kurzem eine neue Sauce erfunden, eine Sauce, die, wie Dame Fama erzählt, alle Saucen der Vor- und Mitwelt verdunkeln ſoll. Dieſe Sauce... wie heißt ſie doch ſchnell?

— Sauce à l'Annonciade!

— Ei wie galant, lächelte die Königin.

— Ja, ja, fiel Murat ein, Camille war ſchon in der Schule zu Cahors ein Tauſendſaſa!

— Herr Camille, ich bin ſehr geſpannt, die Bekanntſchaft dieſer Sauce zu machen, ſprach die Königin mit holdem Lächeln, warf ihrem Gemahl einen freundlichen Blick zu und entfernte ſich.

— Nun, Camille, fragte der König, wie gefällt Dir meine Frau?

— Sie iſt die vierte der Grazien und zehnmal ſchöner als die kleine Hebe vom Café provençal...

— Genug davon, fiel der König ein, dem plötzlich ein Anflug von Stolz angekommen. Herr Camille, fuhr er fort, ich wünſche, daß es Ihnen an unſerm Hofe gefallen möge. Treffen Sie ſogleich Anſtalten zu einem Diner, das ich heute über acht Tage dem diplomatiſchen Corps gebe. Das Feſt koſte, ſo viel es wolle, aber legen Sie mir und ſich damit Ehre ein.

— Ew. Majeſtät ſollen gewiß zufrieden ſein.

— Noch eins, merken Sie ſich ein für allemal, daß ich ein abgeſagter Feind von Zwiebeln bin...

— Gut, daß ich dies weiß; es vermehrt den Schatz meiner geſchichtlichen Erfahrungen. Es gibt Pſychologen, welche behaupten wollen, unſere Seele hauſe in der Zirbeldrüſe. Crates, ein griechiſcher Arzt, meinte, ſie ſäße in der Mitte der Augenbrauen; ich hingegen bin überzeugt, daß unſere Seele ein Nomadenleben führe, ſich bald hier, bald dort, am liebſten aber im Gaumen aufhalte. Daher erkläre ich mir auch die Idioſyncraſien oder Abneigungen, die manche Seele vor gewiſſen Speiſen und Gerüchen hat. Der Sohn des Craſſus konnte kein Brod, Cardanus keine Eier eſſen. Ladislaus, König von Polen, ergriff die Flucht, wann er Aepfel ſah. Der Marſchall d'Albret wurde unwohl, ſo oft man ein Ferkel auftrug. Scaliger zitterte wie Eſpenlaub, ſo oft er Brunnenkreſſe ſah. Erasmus von Rotterdam konnte keine Fiſche vertragen. Tycho de Brahe war einer Ohnmacht nahe, ſo oft er einen Haſen erblickte. Der Cardinal von Cardonne wurde ohnmächtig beim Geruch einer Roſe. Auch Maria von Medicis, eine Freundin aller Blumen, konnte keine Roſe, ſelbſt nicht in Gemälden ſehen; Robespierre konnte den Geruch der Veilchen nicht vertragen...

— Und ich, fiel Murat ihm ungeduldig ins Wort, ich kann keine Zwiebel leiden. Gehen Sie nun, Herr Camille, und treffen Sie Ihre Anſtalten.

Unſer Held machte eine tiefe Verbeugung und ging.

Noch in derſelben Nacht entwarf Esdragon den Plan zu dem großartigſten Tafel-Sujet, das jemals dem ſchöpferiſchen Gehirn eines Küchen-Dante entſprungen iſt. Camille ſtellte die Lieblingsſpeiſen aller Nationen zuſammen und ſchuf auf dieſe Weiſe ein Diner, das die feinſten Delikateſſen aller Zonen in ſich vereinigte. Als der Ewige den Plan der Weltenſchöpfung entwarf, kann er nicht mehr geſchwitzt haben, als Camille bei der Schöpfung dieſes Diner-monstre.

Am andern Morgen legte er die Speiſekarte, die in Summa Summarum nicht weniger als 233 verſchiedenartige Gerichte enthielt, dem Gutachten Sr. Majeſtät vor. Murat, ein König, in dem jeder Zoll ein Gourmand, war von der Wahl und Zuſammenſtellung der Speiſen dergeſtalt entzückt, daß ihm das Waſſer im Munde zuſammenlief. Er genehmigte den ganzen Plan und machte dem Schöpfer deſſelben tauſend Complimente.

— Die Prinzeſſin von Wales, ſprach Joachim, ſchätzte ſich glücklich, eine Zeitgenoſſin Iſaac Newton's zu ſein; ich bin ſtolz darauf, ein Schulkamerad des großen Esdragon zu ſein. — Chriſtine von Schweden reichte einſt dem Maler Guercino die Hand mit dem Bekenntniß, daß ſie ſich glücklich fühle, eine Hand zu berühren, die ſo viele Meiſterwerke ſchuf. Was würde dieſe Königin dann erſt geſagt haben, wäre es ihr vergönnt geweſen, ihre Hand einem Künſtler wie Esdragon zu reichen? Großer Mann, fuhr der König fort, wäre ich Gott, ich würde Sie zu mir in den Himmel nehmen und Ihnen einen Platz an meiner Rechten anweiſen, da ich aber nur König von Neapel bin, ſo geſtatten Sie mir, Sie einſtweilen zum General-Intendanten der königlichen Küchen zu ernennen.

Camille war von dieſer hohen Gnade dergeſtalt durchdrungen, daß ihm eine Thräne ins Auge trat. Seit dieſem Augenblicke war er drei Zoll größer geworden.

Endlich erſchien der Tag des Feſtes. Die Gäſte ſchwelgten in einem Meer von Wonne. Jede neue Schüſſel rief neue Begeiſterung und neuen Appetit hervor. Der **ſche Geſandte, ein Vielfraß erſter Klaſſe mit Eichenlaub, rief in Extaſe:

— Gott, warum bin ich kein Kameel!

— Warum, fragte der ***ſche Geſchäftsträger, wünſchen Ew. Excellenz ein Kameel zu ſein?

— Weil ein Kameel drei Magen, meine Wenigkeit aber nur einen einzigen hat, der noch dazu nicht viel vertragen kann.

Endlich kam ein Ragout, das Camille eigends zu dieſem Feſte erfunden hatte. Die Gäſte erſchöpften ſich in Lobeserhebungen; der König war der einzige, dem dieſe Speiſe nicht behagen wollte.

Am andern Morgen ließ Murat den General-Intendanten der Küche rufen, um ihm deshalb ſeine Meinung zu ſagen.

— Ihre Speiſen haben unſern Erwartungen entſprochen, nur das letzte Ragout war von der Art, daß ich Sie bitten muß, unſere Tafel in Zukunft damit zu verſchonen.

Das hatte Camille nicht erwartet. Er ſtand wie vom Blitz getroffen. Er wollte reden, vermochte es aber nicht, denn Zorn und Wuth hatten ſeine Zunge gelähmt, krampfhaft ballte er die Fäuſte zuſammen, ſtotterte einige unzuſammenhängende Worte der Entſchuldigung und entfernte ſich.

In ſeinem Cabinet angekommen, ergriff er haſtig eine Feder und ſchrieb damit folgendes auf die Rückſeite ſeines Speiſezettels:

„Ew. Majeſtät mögen ein großer Held, ein gewandter Feldherr ſein; im Punkte der Gourmandiſe aber ſind Ew. Majeſtät ein Stümper. Sie haben mein Ragout getadelt und meine Ehre dadurch ſo tief verletzt, daß ich die Schmach, die Sie mir dadurch zugefügt, nicht überleben kann. Wenn Ew.

Majeſtät dieſe Zeilen leſen, bin ich nicht mehr unter den Lebenden".

Er unterſchrieb ſeinen Namen, verſiegelte das Billet und übergab es einem der königlichen Kammerdiener mit der Bitte, es alſogleich dem Könige zu überreichen. Dann eilte er wuthentbrannt ins Freie und — ſtürzte ſich, drei Stunden ſpäter, in den Krater des Veſuvs hinab.

Alſo endete ein Koch, der, wenn er zu den Zeiten Trajans gelebt, in die Sterne verſetzt und mindeſtens vergöttert worden wäre.

## II.

# Eß-Kapitel.

Ich eſſe, du iſſeſt, er ißt,
wir eſſen, ihr eſſet, ſie eſſen.

Ich weiß nicht genau, ob es ein griechiſcher Weiſer oder ein deutſcher Philiſter geweſen, der einmal geſagt haben ſoll: der Menſch lebe nicht, um zu eſſen; er eſſe nur, um zu leben.

Dieſer Jemand muß entweder gar keinen Verſtand, oder gar keinen Appetit gehabt haben. Hat es ihm an Verſtand gefehlt, ſo war er zu beneiden, denn zu allen Zeiten iſt ein dummer Menſch weiter gekommen, als ein Kluger; hat es ihm aber an Appetit gefehlt, dann war er zu beklagen, denn Appetit iſt das Oel der Lebenslampe: ein Menſch ohne Appetit iſt ein Kranker ohne Medicin, ein Herz ohne Hoffnung, ein Schiff ohne Anker.

Fox ſagte einmal: für ihn gäbe es nur zwei Genüſſe: erſt ſpielen und gewinnen, dann ſpielen und verlieren. Auch ich kenne nur zwei Genüſſe: erſt Appetit haben und eſſen, dann eſſen und verdauen. Spielen iſt blos eine Leidenſchaft, eſſen aber iſt eine Tugend. Leſſing ſagt: ſo lange der Menſch lacht, kann er nicht ſündigen; ich ſage, ſo lange der Menſch ißt, iſt er fromm und tugendhaft.

Aber zwiſchen eſſen und eſſen iſt ein Unterſchied. Die meiſten Menſchen freſſen, wie das liebe Vieh, ohne Sinn und Verſtand; nur Wenige verſtehen die Kunſt, mit Geiſt zu eſſen.

Manger, ſagt Larochefoucauld, est un besoin; mais savoir manger est un art. L'homme mange, l'homme d'esprit seul sait manger, ſchreibt Carême, der Phönix der Köche, und dieſer einzige Gedanke weiſ't ihm einen der erſten Plätze unter die größten Denker unſerer Zeit an. Englands größter Arzt, Dr. John Hunter, erklärte einſt: „Der Menſch iſt das, was ſein Bauch aus ihm macht.“ — Brillat-Savarin ſchreibt: Dis-moi ce que tu manges, je te dirai ce que tu es, und dieſe einzige Phraſe macht ihn unſterblich, denn es liegt darin mehr Wahrheit als in manchen Phyſiologien. Ein Menſch z. B. der täglich Erbſen und Sauerkraut ißt, kann nur ein Deutſcher oder ein Dummkopf ſein; ein Menſch, der viel Auſtern und viel Trüffeln ſpeißt, muß viel Geld oder viel Schulden haben; ein Menſch, der an reichbeſetzter Tafel von jeder Speiſe etwas, aber von keiner zu viel ißt, ein Menſch, der jeden Biſſen, bevor er ihn verſchluckt, auf der Zunge hin und herſchaukelt und ſich von ſeinem Genuſſe Rechenſchaft zu geben weiß, iſt ein Gourmand, ein Eßkünſtler, vor dem ich ehrfurchtsvoll meinen Hut abziehe. Ein Mann aber, der jede Speiſe leichtſinnig, ungeprüft hinunterwürgt, iſt ein Menſch ohne Bildung, der mich ſehr in Verlegenheit ſetzen würde, ſollte ich mit ihm bei helllichtem Tage über die Straße gehen. Die Kunſt, mit Verſtand und Geiſt zu eſſen, iſt eine Appanage der vornehmen Welt, eine Prärogative der haute volée.

Hunger und Liebe, ſagt Schiller, halten die Welt zuſammen. Was iſt Hunger, was iſt Liebe? Was Liebe iſt, weiß Jeder, der noch nicht geheirathet, was Hunger iſt, weiß Jeder, der lange nichts gegeſſen hat. Hunger, ſagt Mercier, iſt der Zwillingsbruder des Durſtes. Hunger iſt ein geſteigerter Appetit, Appetit iſt die Regung eines nüchternen Magens. Der Magen iſt das Oberhaupt der menſchlichen Glieder, weshalb Macrobius ihn den „pater familias“ nennt. Der Magen, ſagt der griechiſche Arzt Aretäus, ein Nebenbuhler des großen Hippokrates, iſt der Generaliſſimus unſerer Leiden und Freuden, denn es kann ihm nichts Gutes oder Schlimmes begegnen, ohne daß die übrigen Organe wohl oder übel davon afficirt werden. Der Magen, lehrt uns ein griechiſches Sprichwort, iſt ſchwer, wenn er leer, und leicht, wenn er voll iſt. Profeſſor Buchholz ehrt im Magen das Gravitationsgeſetz der moraliſchen Welt. Der Magen iſt der Regiſſeur unſerer Handlungen, der Souffleur unſerer Geſinnungen. Der Magen iſt der Lykurg, der unſerm Geiſte Geſetze vorſchreibt, Geſetze, von denen jedes Einzelne ein kategoriſcher Imperativ iſt. Erfüllen wir ſeine Befehle, ſo iſt er ein gutmüthiger Patron; widerſetzen wir uns, ſo iſt er ein Tyrann, um ſo gefährlicher, weil wir ihn nicht, wie jeden andern Tyrannen, fortjagen können.

Ein nüchterner Magen iſt ein blutdürſtiger Terroriſt, ein öffentlicher Ankläger, ein Marat, ein Fouquier-Tinville; ein geſättigter Magen iſt ein Capitaliſt, der von ſeinen Renten lebt, ein Held, der auf ſeinem Lorbeer ruht, ein Rothſchild, ein Wellington. Ein nüchterner Magen ſpeit blutige Satiren, ein geſättigter Magen läßt weihrauchduftende Hymnen emporſteigen; ein nüchterner Magen ſingt die Marſeillaiſe, ein geſättigter Magen trällert „Vive Henri IV.“ „God save the King“ oder „Heil Dir im Siegerkranz.“ Hunger, ſagt ein Sprichwort, iſt der beſte Koch, aber auch der größte Unruhſtifter und der unverſöhnlichſte Feind. Nach der Anſicht des weiſen Confucius beſteht die Regierungskunſt einzig und allein in dem Geheimniß, die Völker nicht hungern und durſten zu laſſen. Der ſatte Menſch liebt Ruhe und Frieden, der hungrige ſehnt ſich nach Krieg und Umſturz der beſtehenden Ordnung.

Es gibt geſunde und kranke Magen. Ein geſunder Magen kann viel, ein ungeſunder kann gar nichts vertragen. Dann gibt es auch genügſame und ungenügſame Magen.

Plutarch erzählt, daß es in einigen Gegenden Indiens Menſchen gibt, die ſich nur vom Dufte der Blumen nähren.

Plano Carpini berichtet, daß am Nordpol Menſchen wohnen, die wegen der Kleinheit ihres Mundes und Magens nur vom Geruch der Speiſen leben.

Ganz im Gegenſatz zu dieſen fabelhaft-genügſamen Menſchen-Magen bewahrt uns die Geſchichte eine lange Liſte von Magen-Menſchen auf, die, wahre Freßkünſtler, einen himmliſchen Magen und einen göttlichen Appetit gehabt.

Kaiſer Vitellius, ein bewundernswerther Gourmand, der während der letzten vier Monate ſeiner kurzen Regierung 120 Millionen Seſtertien in Speiſen verpraßt hatte, hielt, wie Tacitus und Suetonius berichten, täglich nicht weniger als fünf große Mahlzeiten. Bei dem Feſte, das ihm einſt ſein Bruder gab, zählte man 2000 Fiſch- und 7000 Geflügel-Gattungen. Nach jeder Mahlzeit begab ſich der Kaiſer in ſein Vomitorium (Brechzimmer), nahm dort ein Pülverchen zu ſich, um dem überfüllten Magen zu Hülfe zu kommen und ſich mit neuem Appetite dem Hochgenuß des Eſſens hinzugeben.*)

Kaiſer Maximinus, ein acht Fuß hoher Rieſe, verzehrte 40 bis 60 Pfund Fleiſch und trank, wie Cordus und Julius Capitolinus erzählen, 30—40 Schoppen Wein dazu. Kein Wunder, daß er mit einer Hand einen Frachtwagen zog, mit einem einzigen Fauſtſchlag dem ſtärkſten Pferde die Zähne in den Rachen ſchlug und mit allerhöchſt ſeinen Fingern Steine zerbröckelte.

Kaiſer Clodius Albinus, ſchreibt Julius Capitolinus, aß nüchtern 500 Feigen, 100 Pfirſiche, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 400 Auſtern. Wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit jede Pfirſich 30—40 Seſtertien gekoſtet, ſo wird man einſehen, daß ein Gabelfrühſtück dieſes Kaiſers etwas hoch zu ſtehen kam.

---

*) Auch Frau v. Pompadour, Maitreſſe Ludwigs XV., ſoll ein ähnliches Appartement gehabt und daſſelbe Mittel gebraucht haben.

Zur Zeit Aurelians gab es in Rom einen Schauſpieler Phago, der bei einer Mahlzeit, wenn man anders dem Geſchichtsſchreiber Vopiscus Glauben beimeſſen darf, einen Hammel, ein wildes Schwein, ein Spanferkel und 100 Laib Brod auffraß und 80 Schoppen Wein dazu trank.

Auch die griechiſche Geſchichte hat ehrenwerthe Vielfreſſer aufzuweiſen. Dionys, Tyrann von Heraklea, war durch vieles Eſſen ſo ſtark geworden, daß er ſich kaum bewegen konnte. Beſagter Dickwanſt hatte neben ſeinem excellenten Appetit einen ſo feſten Schlaf, daß man ihm Nadeln ins Fleiſch ſtecken mußte, wenn man haben wollte, daß Seine Hoheit einmal wach werden ſollten.

Herodotus, ein Trompeter aus Megära, der, wie Athenäus meldet, die Kunſt verſtand, auf zwei Poſaunen zu gleicher Zeit zu blaſen, hat täglich 20 Pfund Fleiſch und 6 Sextarios Brod aufgegeſſen.

Theodoret erzählt von einer ſyriſchen Frau, welche Aglais hieß und täglich 30 Huhner und 4 Semedios Brod aß, ohne davon geſättigt zu werden.

Milo von Croton und der Fechter Theogenes haben nicht ſelten einen ganzen Ochſen aufgeſpeiſ't.

Lityerſas, ein illegitimer Sohn des Königs Midas, verzehrte dreimal in einem Tage ſo viel Brod, als ein Eſel fortzutragen vermochte, und trank täglich einen ganzen Eimer Wein. Wieviel hätte dieſer Mann dann erſt eſſen und trinken können, wäre er ein legitimer Prinz geweſen!

Camarethus Logotheta, ein Steuer-Einnehmer am Hofe Kaiſer Manuels von Conſtantinopel, war, wie Nicetas berichtet, ein ſo großer Freund von grünen Bohnen, daß er nicht ſelten, wenn er bei gutem Appetit war, ganze Aecker auffraß.

In den Annalen der perſiſchen Geſchichte prangt der berühmte Vielfraß Cantibaris, deſſen Diener ihm, ſobald ſeine Kinnbacken durch vieles Beißen und Kauen ermüdet waren, die vorgekauten Speiſen ins Maul ſtopfen mußten.

Auch die neuere Geſchichte hat manchen intereſſanten Vielfraß aufzuweiſen.

Louis Guyon berichtet, daß Kaiſer Maximilian, als er 1510 auf dem Reichstage zu Augsburg war, dort einen Menſchen gefunden, der in einer Mahlzeit ein ganzes Kalb und einen ganzen Hammel aufgezehrt und dann noch über Hunger geklagt habe.

Jacques de Thou erzählt, daß einer ſeiner Anverwandten, Renaud Beaune de Semblançay, Erzbiſchof von Bourges, fortwährend einen ſolchen Appetit gehabt, daß, ob er gleich täglich ſechs Mahlzeiten hielt, doch nur höchſt ſelten ſatt geworden ſei. Mitten in der Nacht, wenn er vier Stunden geſchlafen hatte, ſtellte ſich regelmäßig ein ſo heftiger Appetit bei ihm ein, daß er aufſtehen und eine tüchtige Mahlzeit zu ſich nehmen mußte. Um 8 Uhr Morgens hielt er die zweite, Mittags die dritte, um 4 Uhr die vierte, um 8 Uhr die fünfte und um Mitternacht die ſechste Mahlzeit.

Frenz[illegible] erwähnt eines Vielfraßes, der ſich in Wittenberg für Geld ſehen ließ und täglich ein ganzes Schwein und einen Hammel auffraß. Oft, wenn er großen Hunger und nichts zu eſſen hatte, aß er irdene Vaſen. Eines Tages fraß er ſpielend zwei Butten Kirſchen ſammt ihren Kernen auf; ein andermal verſchlang er ein ganzes Schreibzeug, das Dintenfaß, die Streuſandbüchſe, die Federn und das Federmeſſer.

Ein Seitenſtück zu dieſem Vielfreſſer war der Galeerenſklave Bazile, der im Marine-Spital zu Breſt geſtorben iſt. Collin de Plancy ſagt, beim Oeffnen des Leichnams habe man in deſſen Magen hölzerne und zinnerne Löffel, ſilberne Schnallen, einen Pfeifenkopf, ein Taſchenmeſſer, Fenſterglas, Leder und eine kleine blecherne Röhre gefunden.

Hofrath Huhn berichtet von einem Vielfraß zu Auenheim, der Steine von der Größe eines Hühnereis, Scheeren und Stecknadeln, Laubthaler und andere Münzen verſchluckt und, wenn ſie ihn beläſtigt, Miſtjauche getrunken habe.

Alexander Lainez, einer der liebenswürdigſten Dichter des franzöſiſchen Parnaſſes, der vor vielen ſeines Gleichen ſchon den Vorzug beſaß, daß er immer bei außerordentlich aufgewecktem Appetit war, hatte einſt, nachdem er ſechs Stunden an der Mittagstafel geſeſſen, ſich gleich wieder an den Abendtiſch geſetzt. Man fragte ihn, ob er nicht eben ſein Mittagsmahl eingenommen? *Mein Magen*, erwiederte er, *hat kein Gedächtniß.*

Ich ſelbſt kannte in Wien einen Mann, deſſen Magen die Fähigkeit beſaß, einen ganzen Speiſezettel, d. h. alle Gerichte von der Suppe bis zum letzten Deſert in ſich aufzunehmen. Einmal ging er ſogar die Wette ein, beim Deſert angekommen, ſeine Mahlzeit von Neuem zu beginnen, d. h. mit dem erſten Compot anzufangen und bei der letzten Suppe aufzuhören. Nachdem er die Wette gewonnen und auf dieſe Weiſe jedes Gericht zweimal gegeſſen, trank er ein paar Gläſer Oel und aß dann noch ein Stück Limburger Käſe. Das Eſſen gewährte ihm einen ſolchen Genuß, daß er mehr als einmal betheuerte, lieber ſterben, als einen halben Tag faſten zu wollen. Wie Philoxenus wünſchte er ſich den Hals eines Kranichs, um Speiſe und Trank länger zu genießen; wie der öſterreichiſche Miniſter Kobenzl wünſchte er ſich den Magen eines Straußes, um alles Genoſſene beſſer verdauen zu können. Galenus, der Euklid der Aerzte, behauptete: man müſſe dann von der Tafel aufſtehen, wenn man ſich noch hungerig fühle. Jener Mann pflegte dann erſt aufzuſtehen, wenn es ihm phyſiſch unmöglich war, noch einen Biſſen in ſich aufzunehmen. Raupen eſſen in 24 Stunden dreimal mehr, als ſie ſchwer ſind. Aus dieſem Grunde wünſchte er mehr als einmal, eine Raupennatur zu beſitzen. Ludovico Cornaro, der durch ſein mäßiges Eſſen ein Alter von 108 Jahren erreicht, behauptet, daß der Menſch täglich nicht mehr als 12 Unzen Speiſe und 14 Unzen Getränk zur Nahrung brauche. Mein Wiener Freund ſagte, er ziehe vor, lieber viel eſſen und 50 Jahre, als wenig eſſen und 100 Jahre alt werden.

Edmund Burke ſagt: der einzige Vorzug, den der Menſch vor allen andern Thieren beſitze, beſtehe darin, daß der Menſch das einzige Thier ſei, das ſeine Speiſen kochen kann (animal cooking).

Deſſenungeachtet hat es in frühern Zeiten viele Menſchen gegeben, die nur rohe Speiſen genoſſen haben. Zu dieſen Tröpfen gehörte auch der weiſe Zeno, der überhaupt ſo unvernünftig mäßig gelebt, daß er nach eigenem Geſtändniß ſich in ſeinem ganzen Leben niemals ſatt gegeſſen hat.

Pythagoras ſoll lange Jahre hindurch nichts anderes als Honig genoſſen haben.

Die zwei Philoſophen Anchimolus und Moſchus haben ihr ganzes Leben nichts als Feigen gegeſſen und blos Waſſer getrunken.

Die ägyptiſchen Prieſter, die niemals Fleiſch eſſen durften, nährten ſich nur von Früchten und Kräutern und wußten ihren Magen dergeſtalt herabzuſtimmen, daß er mit der geringſten Nahrung zufrieden war. Wie klug dagegen ſind unſere chriſtlichen Bonzen!

An der Spitze derer, die nur aus Geiz die Anſprüche ihres Magens in die Schranken der Mäßigkeit zurückgewieſen, ſteht der römiſche Kaiſer Deſiderius Julianus, der bei Tiſche nichts als Hülſenfrüchte fraß. Ein franzöſiſcher Feinſchmecker, deſſen

Name mir entfallen iſt, ſagte einſt, dies ſei der einzige Kaiſer, den er mit kaltem Blute hätte ermorden können.

Der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber Barillas, der einen ſeiner Neffen enterbte, weil derſelbe nicht richtig ſchreiben konnte, betheuerte kurz vor ſeinem Tode, er habe in den letzten 84 Jahren ſeines Lebens wenig, ja faſt gar keine Nahrung zu ſich genommen.

Der bekannte Graf Saint-Germain verſicherte ſogar, blos von der Luft zu leben.

## III.

# Eß-Stationen.

Jeder großjährige, ſelbſtſtändige Magen hat das Recht und die Befugniß, vier Mal des Tages Vorſpann zu nehmen, d. h. mit andern Worten, jeder Menſch darf täglich vier Mahlzeiten halten. Dieſe vier Magen-Relais oder Mahlzeiten heißen: Frühbrodt (Déjeûner), Zehn-Uhr-Brodt (Déjeûner à la fourchette), Mittagbrodt (Diner) und Abendbrodt (Souper). Bei allen dieſen Mahlzeiten bildet das Brodt den Grundton, die Dominante. Raimund, Fürſt von Montecuculi, ſagt in ſeinen „Memorie della guerra“: zum Kriegführen gehören drei Dinge: Geld, Geld und wieder Geld. Zum Eſſen, das, beiläufig geſagt, auch nichts anderes als ein Krieg gegen den innern Feind des Menſchen, gegen den Magen iſt, zum Eſſen — ſage ich — gehören auch nur drei Dinge: Brodt, Brodt und wieder Brodt. Und genau betrachtet, ſtehen Geld und Brodt in ſo naher Verwandtſchaft zu einander, daß ſie faſt identiſch ſind, denn wer Geld hat, hat auch Brodt, und wer Brodt hat, hat auch Geld. Wie es aber verſchiedene Geldſorten — Gold- und Silbermünzen — ſo gibt es auch verſchiedene Brodtſorten: Waizen- und Roggen-, Schwarz- und Weißbrodt. — Das Brodt iſt eine ſehr alte Erfindung. Zur Zeit Abrahams gab es zwar noch kein geſäuertes Brodt, allein ſchon Moſes unterſagte es den Juden beim Genuß des Oſterlammes. — Nach dem Berichte des Athenäus waren es Megalarte und Megalomaze, zwei phöniciſche Coloniſten, die das geſäuerte Brodt nach Griechenland brachten; die Böotier waren davon ſo ſehr entzückt, daß ſie den beiden Bäckern aus Dankbarkeit Statuen errichteten. Der verſchiedenartige Geſchmack erzeugte bald verſchiedenartige Brodtſorten, ſo zwar, daß es in Griechenland 72 Spiel-Arten davon gab. Die bedeutendſten hießen:

Zymi, geſäuerte Brodte.
Azymi, ungeſäuerte Brodte (die Mazzes der Juden und die Hoſtie der Chriſten).
Syncomistes, Dolyres und Typhes, Weizen-, Roggen- und Spelzenbrodt.
Ennites und Lecythites, Brodt mit Oel vermiſcht.
Destrepites, Brodt mit Milch, Fett und Pfeffer.
Artolagane, Brodt mit Wein vermiſcht.
Melitates, Brodt mit Honig vermiſcht.
Escalettes, Escharites, Brodt mit Honig und Wein (unſerm Leb- oder Pfefferkuchen ähnlich).
Collyces, Brodt mit Milch und Honig.
Tyrontes, Brodt mit Käſe vermiſcht. (Lieblingsſpeiſe der Athleten.*)
Placites, Blätterbrodt (unſerm Blätterkuchen ähnlich).
Etuites, Brodt mit Hülſenfrüchten vermiſcht.
Dipyres, Biscuit, Zwieback.

Die Römer erlernten die Kunſt des Brodtbackens von den Parthern, weshalb Plinius das Brodt panis parthicus nennt. Zur Zeit des Numa Pompilius wurde das Getraide noch in Mörſern zermahlen; die Waſſermühlen wurden erſt zur Zeit Julius Cäſars erfunden.**)

---

*) Dromeus ſoll der erſte Athlet geweſen ſein, der Fleiſch gegeſſen hat. Vor ihm haben die Athleten nichts anderes als Käſe gegeſſen.

**) Die Erfindung der Windmühlen ſchreibt Pauſanias dem Myletas zu, zweitem König von Lacädemon, der 2380 nach Erſchaffung der Welt lebte. Die Mühlen wurden nach dem griechiſchen Wort μύλη, Wurzel des Namens Myletas, genannt.

Von Rom aus verbreitete ſich die Kunſt des Brodtbackens durch das übrige Europa. Nach Plinius kannten die Germanen und Gallier den Gebrauch des Sauerteiges und der Hefen früher als die Römer. — Im 17. Jahrhundert wurde der Hefen von der mediciniſchen Facultät zu Paris für ſchädlich erklärt und bei ſtrenger Strafe verboten, wodurch er aber — wie jede verbotene Frucht — mehr in Aufnahme kam.

Ich will nur noch erwähnen, daß das Waizenbrodt geſünder und nahrhafter als das Roggenbrodt iſt, und dann ſchnell zum Frühſtück ſchreiten.

Das Frühſtück iſt die Morgenröthe des Gourmands, die Ouvertüre des materiellen Genußlebens.

Das Frühſtück beſteht aus vier verſchiedenen Elementen: aus Milch, Kaffee, Thee und Chocolade.

Milch iſt die Flüſſigkeit, welche die Natur dem Menſchen zur erſten Nahrung angewieſen. Der Säugling ſchwelgt an der Bruſt ſeiner Amme die nährende Milch, die Hippocrates den Saft des Lebens, das weiße Blut nennt. — Ich kenne nichts, ſagt der Prophet Mahomed, was zugleich Speiſe und Getränk wäre, wie die Milch. — Im Frühjahr gehört es zum feinen Ton, die Molkencur zu gebrauchen, d. h. Ziegen- oder Eſelsmilch und irgend ein Mineralwaſſer zu trinken.

Dann kommt der Kaffee, ein Getränk, das alle andern in den Hintergrund drängt. Der Kaffee (Coffea arabica) iſt ein Strauch, der zur fünften Klaſſe und erſten Ordnung des Linné'ſchen Sexual-Syſtems, nach Juſſieu und Decandolle in die Familie der Rubiaceen gehört und urſprünglich aus Arabien ſtammt. — Nach einer alten Ueberlieferung ſoll ein arabiſcher Schäfer durch ſeine Ziegen, die, ſo oft ſie an den Bohnen — den Saamenkernen dieſes Strauches — geleckt, in eine Art von Heiterkeit verſetzt, luſtig herumgeſprungen, auf ſie aufmerkſam gemacht worden ſein. Die lieben Ziegen verdienten demnach ſchon darum unſere Achtung, weil ſie als die Entdecker des Kaffees anzuſehen ſind. — Aus Arabien kam der Kaffee nach Conſtantinopel. Leonhard Rauwolf, ein deutſcher Arzt, ſoll der erſte geweſen ſein, der ihn durch ſein 1573 erſchienenes Werk in Europa bekannt gemacht hat. Im Jahr 1591 brachte ihn Proper Albinus als Arzenei aus Aegypten nach Venedig. Erſt um das Jahr 1644 kam der Kaffee nach Frankreich; Ludwig XIV. war der erſte, der ihn hier in die Frühſtückwelt einführte. 1652 wurde er in London bekannt. — Troß der vielfältigen Verſuche, den Kaffeeſtrauch nach Europa zu verpflanzen, iſt es doch keinem Lande dieſes Welttheils gelungen, ihn bei ſich einheimiſch zu machen, weshalb wir den beſten Kaffee noch immer aus dem heimathlichen Arabien und hauptſächlich aus Mecca beziehen, eine Stadt, die dadurch, mehr als durch das Grab des Propheten, der in ihrem Schooße ruht, in den Augen jedes Feinſchmeckers einen Heiligenſchein erhält, der ihm tiefe Ehrfurcht einflößt. Braſilien, Oſt- und Weſtindien liefern uns ebenfalls Kaffee. — Der Levantiniſche oder Mocca-Kaffee hat kleine, graue, ins Grünliche ſpielende Saamenkerne; der Javaniſche hat große gelbe, der Bourboniſche blaßgelbe, faſt weißliche, der Martinique kleine, grüne Bohnen — der Surinam'ſche zeichnet ſich vor allen andern durch die Größe der Bohnen aus. — Der Kaffee iſt ein ſo allgemein beliebtes Getränk, daß Europa allein jedes Jahr circa 260 Millionen Pfund verbraucht.

Es gibt Leute, welche noch immer behaupten wollen, daß das im Kaffee befindliche Acidum gallicum ein narkotiſches Gift ſei, das Hämorrhoidal-Leiden und krampfhafte Magen-Beſchwerden erzeuge. Fontenelle hat dann Recht, wenn er es ein ſehr ſchleichendes, langſames, träges Gift nennt, denn er trank täglich 4—6 Taſſen und wurde dabei faſt 100 Jahre alt. Die Reiſenden Combes und Tamiſier behaupten, daß die Impotenz der meiſten Abyſſinier einzig und allein vom allzuſtarken Gebrauch des Kaffees herrühre. — Auch viele Aerzte glauben, daß der Kaffee impotent mache. Wie Unrecht thut man dem armen Mocca! Ich kenne einen lieben guten Mann, der, ſo lange er verheirathet iſt, täglich ſeine ſechs Taſſen trinkt, und deſſen junge bildhübſche Frau erſt kürzlich von Drillingen entbunden worden iſt. — Andere ſagen, der Kaffee erzeuge Blutwallungen und Schlafloſigkeit; ich habe einen Freund, der viel Kaffee trinkt und trotzdem ſchneller als mancher Nachtwächter einſchläft. Vielleicht kommt es auch daher, daß er ein alter Abonnent von Herrn Lewalds „Europa" iſt. — Beſſer Unterrichtete wiſſen, daß der Kaffee die Verdauung befördere. — Der Aberglaube ſagt: kalter Kaffee vermehre unſere Schönheit; ich kenne eine alte Pupillenräthin, die nun ſchon 40 Jahre lang jeden Morgen eiskalten Kaffee trinkt, aber tagtäglich auffallend häßlicher wird. — Es iſt in der That ein merkwürdiger Umſtand, daß alle großen Geiſter, Voltaire und Friedrich der Große, Linné und Buffon, Napoleon und Schiller leidenſchaftlich gern Kaffee getrunken haben. Ich kenne einen Schöngeiſt, der nur au dieſem Grunde ſich die Gewalt anthut, täglich 8—10 Taſſen zu trinken. Wenn er deſſenungeachtet bis jetzt weder ein Voltaire noch ein Schiller geworden, ſo liegt die Schuld nicht an ihm, ſondern ganz beſtimmt an dem Kaffee, der vermuthlich nicht gut gekocht war. — Kaffee gut zu kochen, iſt wirklich nicht ſo leicht, als Mancher von uns ſich vielleicht einbilden mag. Die Türken, die es in dieſer Kunſt viel weiter als andere Nationen gebracht, mahlen nicht den Kaffee, ſondern zerſtoßen ihn in Mörſern mit hölzernen Stößeln, die, wenn ſie lange gebraucht worden ſind, oft zu ſehr hohen Preiſen verkauft werden. Die größten Kenner des ſchwarzen Liqueurs haben einſtimmig erklärt, daß geſtoßener Mocca zehnmal beſſer als der gemahlene ſei. Ich führe hier nur einen Gewährsmann an: „le café concassé à la Turcque," ſagt Herr von Balzac, a plus de saveur et plus d'arôme que le café moulu dans le moulin." Brillat-Savarin kocht in ſeiner

„Physiologie du gout" den Kaffee à la de Belloy auf folgende Weiſe: er ſchüttet den geſtoßenen Kaffee in eine fein durchlöcherte Porzellan- oder Silbervaſe und gießt ſiedendes Waſſer darauf; die durchfließende Abkochung, die in eine unterhalb der Vaſe befindliche Maſchine fällt, erhitzt er ſo lange, bis die Abkochung zu ſieden anfängt, dann gießt er den Kaffee drei bis viermal durch die Vaſe und erhält dann einen klaren, durchſichtigen aromatiſchen Kaffee. — Auch Fürſt Pückler-Muskau — beiläufig geſagt, ein mittelmäßiger Schriftſteller, aber höchſt gebildeter Gourmand — gibt in den „Briefen eines Verſtorbenen" eine ähnliche Anleitung zum Kaffeekochen. — Manche Türken trinken auch eine Abkochung der ungeröſteten Bohnen und Saamendecken und ziehen dieſe Art, die man Café à la Sultane nennt, dem geröſteten vor. Auf dieſe Weiſe kochte auch Roſſini, ein eben ſo liebenswürdiger Componiſt als Gourmand, früher ſeinen Kaffee, um ſich damit zu inſpiriren. Als der „Schwan von Peſaro" ſeinen „Barbier von Sevilla" ſchrieb, trank er täglich 10—12 Taſſen. — Die Allöopathen wenden den rohen Kaffee als Heilmittel gegen Gicht und Wechſelfieber an. Die Homöopathen unterſagen den Genuß des Kaffees, weil er die Wirkungen vieler Arzeneien ſchwächen, ja ſogar ganz zerſtören ſoll. Hahnemann, der Chef der Homöopathie, der größte Widerſacher des ſchwarzen Liqueurs, verbietet ihn allen Andern, nur ſich ſelbſt nicht.

Die erſte Bedingung eines guten Kaffees iſt die, daß er heiß, glühend heiß ſein muß; es gibt nichts Geſchmackloſeres, Faderes, Empörenderes, als ein kalter Kaffee und ein kalter Kuß. Nach Talleyrand muß guter Kaffee ſchwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und ſüß wie die Liebe ſein.

Den Kaffee, den man Morgens genießt, muß man mit Sahne (in Norddeutſchland Rahm, in Oeſterreich Obers, in Böhmen Schmetten, in der Schweiz Schmant genannt) in dem Maaße vermiſchen, daß der Kaffee das Uebergewicht, die Oberhand behält. In dieſer Verſchmelzung ſpiegelt ſich das Bild der alltäglichen Ehe ab. Der ſchwarze glühende Bräutigam Kaffee wird mit der kühlen blonden Demoiſelle Sahne vermählt, die ihm ſogleich etwas weiß macht. Der Zucker iſt der ſüße, zärtliche Hausfreund, der in der Fluth ihrer Reize zerſchmilzt; der arme Kaffee muß zum böſen Spiele gute Miene machen und die Süßigkeiten ſeines Nebenbuhlers ſich gefallen laſſen. Der Kaffee erinnert mich an einen Klubb, den der berühmte Gourmand Grimod de la Reynière im Jahre 1780 unter dem Namen: déjeüners philosophiques, littéraires et semi-nutritiſs gründete, einen Klubb, in den nur ſolche Mitglieder aufgenommen wurden, die nach einer Mahlzeit ſiebenzehn Taſſen ſchwarzen Kaffee austrinken konnten. Präſident dieſes Klubbs war ein Herr Clavaux, der einmal in einer Sitzung gerade doppelt ſo viel, ſage vier und dreißig Taſſen Kaffee trank. Wer hat nun noch, wie die Marquiſe von Sévigné, den Muth zu behaupten, daß der Kaffee ein Gift ſei? — Auch Jean Paul ſoll täglich ſeine 8—10 Taſſen getrunken und geſagt haben, er könne keine beſſern Geiſt-Weckungsmittel als: Schachſpielen und — Kaffeetrinken.

Der Nebenbuhler des Kaffees, das Zuckerrohr (Arundo saccharifera), iſt urſprünglich ein Indianer, der im neunten Jahrhundert nach Arabien, und von dort nach Aegypten, Syrien und Kandia auswanderte. Die Europäer lernten es zur Zeit der Kreuzzüge kennen. Um das Jahr 1420 ließ es Dom Henrique, Regent von Portugal, von Madeira nach Sicilien bringen, und von da kam es nach dem ſüdlichen Frankreich. Zur Zeit Ludwigs XIII. war es dort erſt dem Namen nach bekannt. Im Jahr 1506 brachte es Peter von Arranza nach St. Domingo. — Zweihundert vierzig Jahr ſpäter machte ein deutſcher Chemiker, Andreas Sigismund Marggraf, die Entdeckung, daß auch die Runkelrüben Zuckerſtoff enthalten. Erſt um das Jahr 1796 wurde Marggrafs

Verſuch von Achard im Großen ausgeführt. Seit dieſer Zeit beſteht zwiſchen dem Rohr- und Rübenzucker ein Kampf auf Leben und Tod, und früher oder ſpäter wird die Billigkeit des Letztern über ſeinen Gegner den Sieg davon tragen. — Der Zucker iſt ein Tauſendſaſa, der ſich jetzt überall eingeſchmeichelt hat, in der Küche und im Keller, im Waſſer und im Weine. Es gibt Leute, welche meinen, daß der Zucker, roh genoſſen, ungeſund ſei, weil er den Magen verſchleime; Andere hingegen behaupten, daß der in ihm befindliche Kalk den Magen im Gegentheil reinige. Moſes Mendelsſohn, der nichts lieber als rohen Zucker aß, ſagte: es ſei Schade, daß man nicht Zucker zum Zucker eſſen könne.

Wir kommen jetzt zum Thee. Der Thee, der aus Korai ſtammt, kam 816 nach Chriſti Geburt nach Japan und zwölf Jahre ſpäter nach China. Giovanni Batiſta Ramnuſio erhielt im Jahre 1556 von einem Perſer, Chaggi Mehmet, den erſten Thee unter dem Namen Chiai Catai; durch die Holländer wurde er zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch ganz Europa verbreitet; 1663 ward er in Paris bekannt.

Nach Linné gibt es zwei Theeſorten (thea bohea und thea viridis), nach Siebold nur eine Sorte (thea chinensis); Schilling hingegen weiſ't aus einem chineſiſchen Manuſcripte wenigſtens 36 Sorten nach. Von den ſchwarzen Theeſorten ſind der Thee Bou, der Congo, der Souchong, der Padre-Souchong oder Caravanenthee und der Pecco; von den grünen Theeſorten der Singlay, der Tonkay, der Hayſan, der Tchi oder Perlthee, der Aliofar oder Schießpulverthee, der Soulang oder Kaiſer- oder Blumenthee die bekannteſten in Europa. Die ſchwarzen Theeſorten haben einen roſenartigen, die grünen einen Veilchen-Parfum; der Souchong unterſcheidet ſich von den übrigen durch einen heuähnlichen Geruch. Von den ſchwarzen Theeſorten iſt der Pecco, von den grünen der Soulang der beſte, der, blos für den Kaiſer von China beſtimmt, ſelten oder nie nach Europa kommt. Die Chineſen erlauben ſich mancherlei Verfälſchungen und vermiſchen den Thee, um ihn wohlriechend zu machen, mit den Blumen und Blättern der Theeroſe, des wohlriechenden Oelſtrauchs und der Camellia Saſanqua. In England wird dieſe Verfälſchung noch weiter getrieben, ſo zwar, daß jährlich über fünf Millionen Pfund Schlehen- und Eſchenblätter unter den Thee gemiſcht werden.

Der Thee iſt gegenwärtig dasjenige Getränk, das mit Hülfe der Homöopathie die Weltherrſchaft des Kaffees ſtürzen und allmählig mehr und mehr die Oberhand gewinnen wird. Im Jahre 1668 führte die engliſch-oſtindiſche Compagnie 100 Pfund Thee aus, im Jahre 1669 erſt 143 Pfund, 1678 ſchon 4713 Pfund und im Jahre 1737 brachte ſie 63 Millionen Pfund nach England. Im Jahre 1784 verbrauchte Großbritannien für ſich allein 13 Millionen Pfund, im Jahre 1838 gegen 20 Millionen Pfund. Nach Großbritannien ſind Rußland und Holland die größten Thee-Conſumenten*). — Die Ruſſen, welche nach meiner Anſicht den beſten Thee kochen, werfen nicht, wie es die Deutſchen machen, den Thee ins Waſſer, das ſie dann ſo lange kochen laſſen, bis es zu ſieden anfängt; nein, ſie übergießen die Theeblätter mit heißem Waſſer, laſſen es einige Minuten ziehen und ſchütten den Abguß ohne die Blätter in den Theekeſſel oder Sommavar, der tüchtig erwärmt wird. — Einige trinken den Thee mit Sahne, Einige mit Rum, Andere mit

---

*) Europa und Nord-Amerika conſumiren jährlich 59,800,000 Pfund Thee. Davon kommen

| | | |
|---|---|---|
| auf Groß-Britannien ....... | 38,000,000 | Pfund. |
| „ Vereinsſtaaten v. N. Amerika | 8,000,000 | „ |
| „ Rußland ............ | 6,500,000 | „ |
| „ Holland ............ | 2,800,000 | „ |
| „ Deutſchland ........... | 2,500,000 | „ |
| „ Frankreich ........... | 2,000,000 | „ |

Rothwein. Die Sahne leiht ihm eine bezaubernde Weichheit, einen wollüſtigen Schmelz, der Rothwein impft ihm eine pikante Säure und ein angenehmes Colorit ein, der Rum aber gibt ihm etwas Bariſches, mit dem nur wenige Gaumen ſich befreunden können. Manche wiſſen den Parfum der Theeblätter durch einen leiſen Vanillen-Accent oder durch drei bis vier Orangenblätter, und die Kraft des Thees durch einige Tropfen doppeltkohlenſauren Natrums zu erhöhen; Alle aber ſtimmen darin überein, daß ſie die Schärfe ſeines herben Geſchmacks durch Zucker dämpfen; die Chineſen ſind die einzigen, die ihn ohne Zucker und überhaupt ohne Zuthat trinken. Gerade dieſe herbe Bitterkeit ſchmeichelt ihrem Gaumen, der ſich von Jugend auf daran gewöhnt hat, mehr als die weichliche Süße, die, wie ſie behaupten, dem Thee den aromatiſchen Nimbus raube. De gustibus non est disputandum!

Ueber die Wirkungen des Thees ſind die Meinungen ebenfalls ſehr verſchieden. Die Einen ſagen, daß er das Blut reinige, den Magen ſtärke und die Verdauung befördere; Andere wollen bemerkt haben, daß er die Nerven angreife, trocken und melancholiſch mache. Manche gehen noch weiter und ſchieben dem armen Thee das Phlegma der Holländer, die Mediſance der Deutſchen und die Bläſſe und Magerkeit der Engländerinnen in die Schuhe. Balzac ſagt, daß der Thee, kurz vor dem Schlafengehen getrunken, gleich dem Opium, ſüße, wunderholde Träume erzeuge. Dein gehorſamer Diener trinkt ſeit 13 Jahren jeden Abend ſeine 2 — 3 Taſſen Thee und hat in dem letzten Luſtrum nur einmal und zwar fünf Nummern geträumt, die er am andern Morgen in die Lotterie geſetzt, fünf göttlich ſchöne Nummern, die auch alle herausgekommen, wenn ſie nicht zufällig drin geblieben wären.

Wer Kaffee nicht trinken darf und Thee nicht trinken mag, der wird ſich bequemen müſſen, Chocolade zu nehmen. Dieſes

Getränk iſt, wie der Name, den es führt, mexicaniſchen Urſprungs: Choco heißt ſo viel als Geräuſch oder Gebrüſel und Latte ſo viel wie Waſſer. Die Chocolade iſt ein freundliches wohlſchmeckendes Amalgam von geroſteten und geſtoßenen Cacaobohnen mit gepulvertem Zucker und Zimmt und einem Anflug von Vanille. Die Cacaobohnen ſind die Saamenkerne des gleichnamigen Baumes (Theobroma cacao), der nach Linné zur Monadelphia, nach Juſſieu zur Familie der Malvaceen gehört und im ſüdlichen America, an den Ufern des Maracaibo, in den Thälern von Carracas, in Mexico, Guatimala und Venezuela und auf den Antillen wächſt. Der Spanier Hernandez war der Erſte, der dieſen Baum und die Benutzung deſſelben in Europa bekannt gemacht hat. Die Cacaobohnen, die einen mandelformigen Kern und eine pergamentähnliche Schale haben, enthalten ein feſtes gelbweißes, wohlſchmeckendes Oel, die ſogenannte Cacaobutter, die das Grundelement der Chocolade iſt. Von Mexico kam ſie nach Spanien, von dort wanderte ſie mit Anna von Oeſterreich, der Tochter Philipps III. und Gemahlin Ludwigs XIII. über die Pyrenäen nach Frankreich und von da bahnte ſie ſich den Weg durch ganz Europa. Sie iſt ein nahrhaftes, wohlſchmeckendes, gaumenkitzelndes Getränk, das namentlich von den Damen und beſonders von den Spanierinnen gern getrunken wird. Die andaluſiſchen Frauen waren, als die Chocolade aufkam, ſo ſehr darauf erpicht, daß ſie ſich jeden Morgen einige Taſſen davon in die Kirche nachtragen ließen. Der Jeſuit Escobar, der ſelbſt ein großer Freund von Chocolade war, geſtattete ſeinen frommen Zuhörerinnen, ſelbſt während der Predigt Chocolade zu trinken. Und noch jetzt ziehen die ſpaniſchen Frauen die Chocolade jedem andern Getränke vor. Vielleicht ſchon darum, weil ſie, ſtark mit Zimmt und Vanille gewürzt, ein Aphrodisiacum iſt. — Der deutſche Arzt Zimmermann behauptet in vollem Ernſte, der allzuhäufige Gebrauch der Chocolade mache dumm. Man geräth in Verſuchung anzunehmen, er habe dieſe Beobachtung an ſich ſelbſt gemacht.

Die Vanille, die der Chocolade, wie dem Kaffee und Thee, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, iſt die Schote einer Schlingpflanze, welche Epidendron Vanilla heißt und in Mexico und Peru einheimiſch iſt. In früheren Zeiten war die Vanille, die Königin der Gewürze, ſo theuer, daß ſie mit Gold aufgewogen wurde. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gaben die reichen Mexicaner ihren Töchtern 40—50 Pfund Vanille zur Mitgift: das war der Köder, womit die wohlriechenden Bräute, waren ſie noch ſo häßlich, die ſchönſten Männer fiſchten. Heut zu Tag müßten ſie wenigſtens einige Centner ſpringen laſſen.

So oft ich Chocolade trinke, fällt mir ein ſchöner Zug von Napoleon ein. Gleich nach der Einnahme von Danzig ließ der Kaiſer den Marſchall Lefebvre rufen. Ich weiß, ſagte Napoleon, daß Sie ein großer Freund von Chocolade ſind... Sie haben Danzig eingenommen, ich bin Ihr Schuldner, Marſchall. Nehmen Sie als Zeichen meines Dankes dieſe Tafel Chocolade an. Lefebvre wußte nicht, was er darauf erwidern ſollte. Nun, ſprach der Kaiſer, verſchmähen Sie mein Geſchenk? Wollen Sie es nicht einmal öffnen? Der Marſchall öffnete die Tafel und fand darin das Decret, das ihn zum Herzog von Danzig ernannte, und außerdem eine Gratification von 100,000 Franks in Bankbillets.

Es iſt zehn Uhr und alſo hohe Zeit, daß wir zum zweiten Frühſtück ſchreiten. Der Franzoſe nennt dieſe zweite Eß-Station Dejeûner à la fourchette, weil ſich zu dieſer heitern Mahlzeit vorzugsweiſe ſolche Speiſen eignen, die ohne Meſſerhilfe, blos mit der Gabel geſpeiſ't und geſpießt werden. Die Grundpfeiler eines fashionablen Zehn-Uhr-Brodes ſind — Auſtern und Caviar.

Die Auſter (Ostrea edulis) iſt eine zweiſchalige Muſchelgattung und nach der Meinung Cuviers und einiger andern

Naturforſcher ein ſich ſelbſt befruchtendes Zwittergeſchöpf, das im dritten Jahre fortpflanzungsfähig wird, und ſo fruchtbar iſt, daß ein Individuum oft mehr als eine Million Eier hat. Erſt im vierten Jahre wird die Auſter majorenn; unter majorenn verſtehe ich hier nichts anderes als genießbar.

Schon den alten Griechen war die Auſter als eine Delikateſſe bekannt, was klar und deutlich aus dem 15. Geſang und 746. Vers der Homer'ſch[illegible]liade hervorgeht. Von der Auſterſchale (Ostracon) leiten [illegible]e Geſchichtsſchreiber den Oſtracismus oder das Scherbengericht her, das Plutarch und Ariſtoteles ein Heilmittel des Staates nennen. Mit dieſem Heilmittel hatte es folgende Bewandtniß: Auf den Antrag des Athenienſers Calliſthenes war jedem Bürger Athens das Recht eingeräumt worden, den Namen eines ihm verdächtigen Mannes, den der Staat verbannen ſollte, auf eine Auſterſchale zu ſchreiben und ſie auf einen eigends hierzu beſtimmten Ort niederzulegen. Die neun Archonten waren mit der Zählung dieſer Scherben beauftragt. Aber dann erſt durften ſie das Verbannungsurtheil ausſprechen, wann 6000 ſolcher Schalen niedergelegt waren; der Verurtheilte wurde dann, wie Ariſtides, auf 10 Jahre nach Argos exilirt. Wenn aber auch nur eine Schale an der Zahl gefehlt, ſo wurde der Angeklagte freigeſprochen und durfte in Athen bleiben. Die Geſchichte lehrt uns, daß gerade die beſten und fähigſten Bürger verbannt wurden. Der Mißbrauch, der damit getrieben ward, beſtimmte den weiſen Alcibiades, den Oſtracismus abzuſchaffen.

Auch bei den Romern ſtand die Auſter als Leckerbiſſen in großem Anſehen. Macrobius erzählt, daß den römiſchen Prieſtern, als Zeichen der Auszeichnung, bei jedem Feſte eine Schüſſel mit Auſtern aufgetragen ward. Horaz, ein großer Auſternfreund, hat ſie als ein Gericht beſungen, würdig Circe's Tafel zu zieren. Als aber auch Auſonius in die Seiten ſeiner mißgeſtimmten Leyer griff, um die Auſtern zu beſingen, fielen ſie ſo ſehr in der Gunſt der Römer, daß Keiner ſie mehr eſſen wollte. Die guten armen Auſtern ſanken immer mehr und mehr in Vergeſſenheit und wären vielleicht verloren geweſen, hätte nicht Ludwig XIV. von Frankreich ſie wieder auf ſeine Tafel und auf dieſe Weiſe neu zu Ehren gebracht. Am Tage ſeiner Hochzeit mit Maria Thereſia von Spanien ſoll der junge Monarch, nach dem Berichte ſeines Geſchichtsſchreibers Bruzen de la Martiniere, 400 Auſtern gegeſſen haben. — Paris allein conſumirt täglich 5000 Kiſtchen oder 36,000 Dutzend.

Die Auſtern ſind am ſchmackhafteſten in den Monaten, worin ein r vorkommt; in den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt ſind ſie nicht nur ſchlecht, ſondern auch ſchädlich, weil ſie in dieſen Monaten, wenn ich anders dieſen Ausdruck gebrauchen darf, in geſegneten Umſtänden ſind. Wie man den Vogel an den Federn, erkennt man die Auſter an ihrer Hülle: Gute Auſtern haben dünne, durchſichtige Schalen. — Die Franzoſen erhalten die beſten Auſtern aus Cancale (die großen Auſtern werden Pieds de cheval, Pferdefüße genannt). Die Engländer ziehen die Colcheſter-Auſtern, die Italiener die Arſenal-Auſtern von Venedig und die Pfahlauſtern von Trieſt, die Holländer die Auſtern von Oſtende, die Deutſchen die Deputat-Auſtern von Holſtein und Schleswig vor. Die Letztern ſind die größten, die engliſchen die kleinſten; ein ächter Gourmand zieht die kleinen den großen vor. Die ſogenannten grünen Auſtern (huîtres vertes) ſind gewöhnliche Auſtern, die ihre grüne Hülle den Manglebäumen verdanken, mit denen ſie durch die Stürme des Meeres in Berührung kommen.

All dieſe Auſtern ſind eine ſehr geſunde, leicht verdauliche Nahrung, die ſelbſt Kranke genießen dürfen. Herr Lemercier, eine der vierzig Unſterblichkeiten der franzöſiſchen Akademie, hatte vor dreißig Jahren in Folge einer Krankheit das Unglück, paralytiſch gelähmt zu werden. Herr Corviſart, ſpäter Leibarzt Napoleons, verſprach, ſeinen Patienten vollkommen herzuſtellen, wenn dieſer ſich entſchließen könnte, einige Jahre hindurch weiter nichts als Eſelsmilch zu trinken und nichts Anderes als Auſtern zu eſſen. Herr Lemercier, der dieſen Rath gewiſſenhaft befolgte, war nach Verlauf von neun Jahren gänzlich hergeſtellt. Um immer friſche Auſtern zu haben, mußte er vier Monate jedes Jahres in Dieppe verweilen, und da er nach Corviſarts Verordnung täglich 8 Dutzend einnehmen mußte, ſo hatte er während dieſer neun Jahre nach ſeinem darüber geführten Tagebuch über 320,000 Auſtern conſumirt. Wie im Lear jeder Zoll ein König, ſo war im Dichter des „Pinto“ jeder Zoll eine Auſter. — Mit Citronenöl betröpfelt, ſind ſie ein Specificum gegen Magenübel. Manche beſtreuen ſie mit Pfeffer und rauben ihr dadurch den pikanten Seewaſſer-Geſchmack. Ein ächter Feinſchmecker ißt ſie ohne Zuthat und in dieſem Zuſtande ſind ſie am geſündeſten. Es gibt Leute, die 2—300 Auſtern, Andere wieder, die nicht eine einzige eſſen können. Die letzten verdienen unſer innigſtes Bedauern, weil ſie die ſchönſte „Perle des Meeres“ nicht zu ſchätzen wiſſen. Weit klüger als dieſe Tropfe ſind die Affen in Braſilien, die, wie Buffon erzählt, dem Menſchen auch darin nachahmen, daß ſie leidenſchaftlich gern Auſtern eſſen. — Tauſend Menſchen, ſagt mein witziger Freund Saphir, eſſen Auſtern, aber nur wenige genießen Auſtern. Auſtern eſſen iſt eine Kunſt, die nur Dichter und Leute von Geiſt verſtehen. Auſtern muß man ohne Bart, aber mit der Seele genießen. Man muß ſtets mit drei Auſtern beſchäftigt ſein: die Eine muß man in der Hand, die Andere im Munde und die Dritte im Auge haben. Die Auſtern ſind das zur See, was die Genies zu Lande ſind: der zarteſte Kern in der rauheſten Schaale. Mir iſt Clauren von jeher einer der liebſten Schriftſteller geweſen und blos darum, weil die Helden ſeiner Erzählungen ſo viel Auſtern eſſen. Da habe ich in Gedanken immer mitgegeſſen und die Erzählungen immer ſo delicat gefunden. Ach, wenn ich all' das Geld hätte, das Lafontaine's Helden auf der Extrapoſt verfahren, das Claurens Helden in Champagner verzehren, ich wäre reicher als Kröſus und äße dann nichts als — Auſtern.

Ich will nun meine Leſer auch mit dem Caviar bekannt machen. Der Caviar iſt der Roggen vom Hauſen, Stör und von andern Fiſchen. Den beſten erhalten wir aus Aſtrachan. Für die Juden, die den Caviar von ſchuppenloſen Fiſchen nicht genießen dürfen, wird aus dem Roggen der Karpfen und Hechte der ſogenannte rothe Caviar bereitet, der im Ruſſiſchen Ikra heißt, aber bei weitem nicht ſo pikant wie ſein ſchwarzer Namensvetter iſt.

Wie ſchnell doch beim Eſſen die Zeit verſtreicht! Es iſt Mittag und das Diner beginnt.

Jedes Diner iſt für den Gourmand ein Stück Weltgeſchichte, das in drei Haupt-Epochen zerfällt:

Erſte Epoche: Vom Erſcheinen der Suppe bis zum Verſchwinden des Rindfleiſches.

Zweite Epoche: Von der Invaſion des Gemüſes bis zur Einſetzung des Bratens.

Dritte Epoche: Von der Entthronung des Bratens bis zur Krönung des Deſerts.

Jeder dieſer Epochen ließe ſich ein ausführliches Capitel widmen; ich gebe nur die Grundriſſe derſelben.

Die Suppe iſt die Ouvertüre des Diners. Eine Mahlzeit ohne Suppe iſt ein Buch ohne Titelblatt, wie umgekehrt eine Suppe ohne Mahlzeit ein Titelblatt ohne Buch iſt.

Das Rindfleiſch iſt die Baſis eines Diners. Eine Mahlzeit ohne Rindfleiſch iſt ein Haus ohne Grund, ein Faß ohne Boden, eine Wieſe ohne Gras.

Suppe iſt das Subjekt, Rindfleiſch das Prädikat und Gemüſe die Copula, die das Rindfleiſch mit dem Braten verbindet.

Das Deſert iſt der Schlußpunkt des Diners. Eine Mahlzeit ohne Deſert iſt ein Lied ohne Refrain, ein Epigramm ohne Spitze. Die Grundlage des Deſerts iſt der Käſe. Un desert sans fromage, ſagt Brillat-Savarin, est une belle à qu'il manque un oiel (ein Deſert ohne Käſe iſt eine Schöne, der ein Auge fehlt).

Nachdem unſer Magen 6—7 Stunden von den ſüßen Strapatzen des Diners ausgeruht, ſehnt er ſich nach dem Abendbrodt.

Die erſte Bedingung eines guten Soupers iſt die Beleuchtung der Tafel. Die beſte Speiſe, im Finſtern genoſſen, ſchmeckt nicht halb ſo gut als ein halb ſo gutes Gericht bei brillanter Beleuchtung.

Je mehr Lichter (es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein gebildeter Gourmand nur Wachslichter brennt, die er nicht zu putzen braucht), je mehr Lichter, ſage ich, deſto mehr Appetit! Der große Anthus ſagt: „Die Kerzenbeleuchtung gibt den Speiſen und Getränken, wie Fackelbeleuchtung den Marmorſtatuen und das Lampenlicht den Geſichtern auf der Bühne, ein viel höheres Licht und hebendere Schatten als die trockene Proſa des Tageslichtes.“ Daher kommt es, daß es Feinſchmecker gibt, die bei einem mittelmäßigen Souper tapferer einhauen, als bei dem glänzendſten Mittagbrodt.

Mit dem Souper ſchließt das Leben eines Gourmands. Er gähnt, legt ſich ſchlafen und träumt von ſtraßburger Gänſeleberpaſteten, pommerſchen Spickgänſen, oſtindiſchen Vogelneſtern, weſtphäliſchen Schinken, piemonteſiſchen Trüffelwürſten und tauſend andern Wonnen des gaſtronomiſchen Paradieſes

## IV.

## Couvert-Kapitel.

Zum Eſſen gehört ein Couvert und zu einem Couvert gehören ſieben Sachen: Teller, Löffel, Meſſer, Gabel, Serviette, Glas und — Zahnſtocher.

Die Alten, die noch keine Teller hatten, bedienten ſich runder Brodſcheiben zur Unterlage ihrer Speiſen. Noch zur Zeit der Krönung Ludwigs XII. vertraten dieſe Brodſcheiben die Stelle der erſt ſpäter eingeführten Aſſietten. Die eßbaren Teller wurden dann an die Armen verſchenkt. — Heut zu Tage, wo die Kunſt alle Bedürfniſſe des Lebens adoniſirt und veredelt hat, iſt der Teller nicht blos ein Sockel der Speiſen, ſondern auch ein Luxus-Artikel. China und Japan ſchmücken unſere Tafeln mit feinem, durchſichtigem, gemaltem und vergoldetem Porzellan, das allen Speiſen, denen es zur Folie dient, einen erhöhten Reiz verleiht.

Ein wahrer Gourmand wird eine bürgerliche Kartoffel auf feinem Porzellan einer adeligen Trüffel auf hölzernem Teller vorziehen.*)

---

*) In China ſpielt der Teller nicht blos beim Eſſen, ſondern auch bei der Juſtiz eine wichtige Rolle. Jeder, der dort einen Eid abzulegen hat, muß in Gegenwart ſeines Richters einen Porzellanteller zerbrechen. Der Richter ſpricht dabei folgende Eidesformel: „Du ſollſt ſprechen die Wahrheit und die ganze Wahrheit. Die Schüſſel iſt zerbrochen, und wenn Du nicht die Wahrheit ſprichſt, ſo ſoll Deine Seele zerbrochen werden gleich dieſer Schüſſel.“

Die Löffel ſind eine ziemlich alte Erfindung. In früheren Zeiten gab es blos hölzerne Löffel, jetzt gibt es Löffel von Gold und Silber und andern Metallen. Löffel, womit man die Suppe ißt, müſſen durchaus von Silber ſein. Ein Feinſchmecker, dem man zumuthen wollte, eine Potage à la Julienne oder à la Camerani mit zinnernem oder kupfernem Löffel aufzuſchöpfen, würde eine ſo craſſe Zumuthung als die größte Ehrenkränkung anſehen, die man ſeinem Gaumen zufügen kann. Suppenlöffel müſſen, ich wiederhole es, von Silber, Löffel, womit man den Salat bereitet, von Schildkröte, und Deſertlöffel, womit man Eis ſchlürft, ſchlechterdings von Gold ſein.

Am Hofe der Königin Eliſabeth von England wurden Kragen à la Maria Stuart (ruffs) von ſolcher Größe getragen, daß die Damen genöthigt waren, ſich eines Löffels von zwei Fuß Länge zu bedienen.

Noch älter als der Löffel iſt das Meſſer. Schon zur Zeit des Patriarchen Abraham gab es Meſſer; doch bediente man ſich derſelben mehr zum Schlachten der Thiere, als zum Zerlegen der Speiſen.

Die Gabel, das Scepter des Eßkünſtlers, iſt eine italieniſche Erfindung. Nicht mit Unrecht ſieht der große Talleyrand in der Gabel einen Maaßſtab des Culturzuſtandes, denn welche Kluft liegt zwiſchen den Barbaren, die, gleich den Türken und Chineſen, die achtenswerthe Gabel nur dem Namen nach kennen, und Jenen, die ſich der zwei-, drei- und vierzinkigen Gabeln bedienen! Die Gabel iſt eines jener Merkmale, wodurch ſich der geſittete Menſch von dem brutalen Vieh unterſcheidet, und aus dieſem Grunde hat Kotzebue in ſeiner „Verzweiflung“ den Menſchen ein Gabelthier genannt.

Ueber die Geſchichte der Gabeln herrſcht unter den Gelehrten noch ein arger Zwieſpalt. Die Einen behaupten, die Gabeln ſeien ſchon im 11. Jahrhundert gebraucht worden, Andere ſagen, ſie ſeien erſt im 15. Jahrhundert aufgekommen. Wir gehören zu Jenen, welche die Gabel für eine alte Erfindung halten, denn Gabel (tridens) und Gabila (furca) finden wir ſchon in den Gloſſen des 11. Jahrhunderts. — Gertrud von Landsberg, eine Aebtiſſin von Hohenberg im Elſaß, hinterließ im Jahre 1195 ein „hortus deliciarum“ betiteltes Werk, worin ſich eine Abbildung von Gabeln befindet. — Legrand d'Auſſy, der Geſchichtsſchreiber der Lebensweiſe der Franzoſen, berichtet, daß Tiſchgabeln ſchon im Inventar Carls V. vom Jahre 1379 verzeichnet ſeien. Dieſe Gabeln waren von Eiſen. — Heinrich III. war der Erſte, der ſilberne Gabeln auf die Tafel brachte. Pietro Damiano, der ſich vom Schweinehirten bis zum Cardinal emporgeſchwungen, will ſchon im Jahre 1056 Gabeln in Venedig geſehen haben, und zwar bei der Tafel der Schweſter des morgenländiſchen Kaiſers Argyle, der Gemahlin eines Sohnes des Dogen Pietro Orſeolo. — In Deutſchland wurden die Gabeln im 15. Jahrhundert bekannt, aber erſt im 16. allgemein gebraucht; doch da man den Gebrauch derſelben noch immer für Luxus hielt, ſo wurde in vielen Kloſterordnungen den Mönchen verboten, ſich derſelben zu bedienen. — In England wurden ſie erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch den berühmten Touriſten Thomas Coryat aus Italien eingeführt. Maria Stuart ſoll ſich ſtatt der Gabeln noch ihrer Finger bedient haben. — In Spanien gehören die Gabeln noch heut zu Tage zu den Seltenheiten. Die Chineſen bedienen ſich noch der elfenbeinernen Stäbchen und die guten Türken greifen noch immer mit den Fingern in die Schüſſel und beweiſen dadurch, daß ſie trotz der vielen Reformen Mahmuds und trotz des Hattiſcherifs von Gulhane noch immer halb Thier ſind.

Meſſer und Gabeln ſind die Grundpfeiler eines Couverts. Antonius Anthus ſagt: „Was für die Wiſſenſchaften die Erfindung der Buchdruckerkunſt, was für die Kriegskunſt die Erfindung des Schießpulvers, was für die Schifffahrt die Erfindung der Dampfboote, das war für die Eßkunſt die Erfindung der Meſſer und Gabeln.“

Die Alten, die noch keine Servietten kannten, wiſchten ſich die Hände und den Mund am Zipfel des Tiſchtuches ab. In Rom kamen die Servietten erſt während der Regierung Heliogabals in Gebrauch. Dieſer ausgezeichnete Gourmand, der goldene Schüſſeln gehabt, die mit Edelſteinen verziert waren, hatte Servietten von golddurchwirktem Seidenſtoff. — Zur Zeit der Krönung Carl's VII. wurden in Rheims die erſten Servietten von Damaſt gewirkt und dem König zum Geſchenk gemacht. Erſt ſpäter, unter Carl V., verbreitete ſich dieſes unentbehrliche Tafel-Attribut durch ganz Europa. — Heut zu Tage gehören die Servietten zu den Zierden der Tafel. Ihr weicher, ſchmiegſamer Stoff läßt ſich von kunſtgeübter Hand in allerhand Formen kneten. Es gibt Tafeldecker, die aus Servietten Kirchen und Thürme, Schiffe und Pyramiden, Uhren und Blumenvaſen, Vögel und Fiſche, Drachen und andere abenteuerliche Geſtalten formen können — Tafeldecker, die es in der Leinwand-Architektur ſo weit, wie Herr von Schinkel und Herr von Klenze in der Ziegelſtein-Architektur gebracht. Beim Erſcheinen der Suppe werden die architektoniſchen Formen der Servietten unbarmherzig niedergeriſſen. Der Eine breitet die Serviette auf ſeinem Schooße aus, der Andere ſteckt ſie gleich einem Ordensbande in das oberſte Knopfloch ſeines Frackes (ich ſage Frack — denn in einem Rock bei der Tafel erſcheinen, heißt die den Speiſen gebührende Achtung aus den Augen ſetzen —), der Dritte zieht ſie durch ſeine Cravatte durch. Die letztere Art verräth immer einen Spießbürger, einen Vielfraß oder einen Schmarozer von Profeſſion. — Bevor ich die Serviette bei Seite lege, ertheile ich Jedem den wohlgemeinten Rath, bei der Entfaltung derſelben immer etwas Vorſicht zu gebrauchen, denn wie oft muß ſich eine Serviette zum Couvert eines Liebesbriefchens herleiben, das ſchöne Frauenhände darin heimlich verſteckt haben. Ich werde ſpäter ein Geſchichtchen davon erzählen.

Wir greifen nun zum Glaſe. Das Glas iſt die Gabel der flüſſigen Speiſe. Die Alten, die noch keine Gläſer hatten, tranken aus Thier-Hörnern, die Gallier aus dem Schädel ihrer Feinde. Der letztere Gebrauch hat ſich auch noch in ſpäterer Zeit erhalten. Der Longobardenkönig Alboin, der bei einem Gaſtmahle ſeine Gemahlin gezwungen hatte, aus dem Schädel ihres Vaters Chunimund zu trinken, zog ſich dadurch ſo ſehr ihren Haß zu, daß ſie ihn (573) zu Verona ermorden ließ. — Der Bulgarenfürſt Chrumnes trank täglich aus der mit Silber beſchlagenen Hirnſchale ſeines erſchlagenen Feindes, des griechiſchen Kaiſers Nicephorus. — Lord Byron trank aus dem Schädel ſeiner erſten Geliebten.

Zur Zeit des Kaiſerreichs hatten die Römer Becher von Sardonix, Opal, Smaragd und Bernſtein. — Einen der merkwürdigſten Becher beſaß Theodolinde, Königin von Italien. Er war zwei Fäuſte dick und aus einem einzigen Sardix geſchnitten. — Philipp II. von Spanien ſoll einen diamantenen Becher beſeſſen haben. Kaiſer Ferdinand I. hatte einen goldenen, ringsum mit Edelſteinen beſetzten Pokal, an dem ein Uhrwerk angebracht war, das die Stunden des Tages, alle Bewegungen der Sonne und alle Phaſen des Mondes zeigte. Dieſer Pokal — halb Uhr, halb Becher — war ſo groß und ſchwer, daß zwei Männer ihn heben mußten. — Im Schloß zu Freiberg wurden noch vor wenigen Jahren zwei Rieſen-Becher von gediegenem Silber gezeigt, die an der luſtigen Tafel Friedrich Auguſts des Starken die Runde machten. Jeder ſeiner Gäſte, der es vermochte, einen dieſer monſtröſen Pokale zu leeren, durfte ſeinen Namen in ein kleines, in rothen Saffian eingebundenes Buch einſchreiben. In dieſem Buche, das ſich noch jetzt in der königlichen Privat-Bibliothek auf dem Schloß Pillnitz befindet, prangen die Namen vieler hohen Männer und

Frauen, die damals Proben ihrer eminenten Trinkkraft abgelegt hatten.

In der Kunſtkammer zu Weimar ſieht man Becher aus Rhinoceroshörnern, aus Cocosnüſſen, Straußeneiern und Meerſchnecken, auch Trinkgefäße, die wie Stiefel geformt ſind. In Paris trank ich bei dem berühmten Muſikalienhändler Maurice Schleſinger aus einem vier Fuß hohen Stengelglaſe, das mit zwölf Flaſchen Champagner angefüllt war. In Polen iſt es Sitte, beim Ausbringen des erſten Toaſtes aus dem Schuh der Dame des Hauſes zu trinken, eine Sitte, die bei allem Reiz doch auch ihr Unangenehmes hat.

Wenn der Gourmand genug gegeſſen und getrunken hat, wenn bei ihm das ſüße Gefühl des Verdauens eintritt, holt er aus der Weſtentaſche den unentbehrlichen Zahnſtocher hervor. Anthus hat Recht, wenn er ſagt: „ein wahrer Eßkünſtler wird eben ſo wenig ohne Zahnſtocher, als ein Trinker ohne Pfropfenzieher, ein Offizier ohne Degen und die Hoffnung ohne Anker ausgehen.“ —

Was für den Aſtronomen das Fernrohr, was für den Mathematiker der Zirkel, was für den Architekten das Senkblei, das iſt für den Gaſtronomen der Zahnſtocher. Ich entſchuldige deßhalb den Spleen jenes Engländers, der, eines Tages bei einer gaſtronomiſchen Herrlichkeit zu Tiſch eingeladen, ſich unterweges blos darum aufhing, weil er vergeſſen hatte, ſeinen Zahnſtocher einzuſtecken.

Am Hofe Nero's wurden beim Deſert wohlriechende Zahnſtocher herumgereicht. — Beſſer als jeder andere ſcheint Mahomet IV. den Werth des Zahnſtochers erkannt zu haben. Lenglet du Fresnoy erzählt in ſeiner „Methode pour étudier l'histoire,“ die Lieblingsbeſchäftigung dieſes Sultans habe darin beſtanden, Zahnſtocher von Horn zu ſchnitzen und ſie an ſeine Paſchas zu verkaufen. — Ein guter Zahnſtocher muß aber weder aus Horn noch Metall, ſondern aus einer Federpoſe geſchnitzt ſein. — Zu Allem, was groß und erhaben, was nützlich und angenehm iſt, gibt die reſpectable Gans ihre ehrwürdigen Federn her. Auf dem Flaum derſelben ſchlafen, mit dem Kiel derſelben ſchreiben wir. Leo Allatius ſchrieb vierzig Jahre lang mit einer einzigen Poſe und konnte ſich nicht der Thränen enthalten, als ſie ihm geſtohlen wurde. Mit einer Feder ſchrieb Cervantes ſeinen Don Quixote, das Buch der Bücher, mit einer Feder ſchrieb Napoleon zu Fontainebleau den Akt der Entſagung, und aus derſelben Feder ſchnitzte ſich, eine Stunde ſpäter, Herr von Talleyrand einen Zahnſtocher. — Die Zahnſtocher ſind übrigens ſo alt als die Welt; ſchon Adam ſoll, als ihm ein Kern der verbotenen Frucht zwiſchen den Zähnen geblieben, den Dorn der erſten Roſe als Wegräumungsmittel angewendet haben. Auch gibt es einen Zahnſtocher, der in der Geſchichte eine bedeutende Rolle ſpielt: ich meine jenen Zahnſtocher, womit Agathokles, erſter König von Syrakus, ein ci-devant-Töpfer, von ſeinem Günſtling Mänon 287 vor Chriſti Geburt vergiftet wurde.

Zahnſtocher ſind die Janitſcharen der Zähne, und da einmal von Zahnſtochern die Rede iſt, ſo ſei es mir erlaubt, auch einige Worte über die Zähne zu ſagen.

Faſt alle Thiere haben Zähne; die Fleiſchfreſſenden haben nur Schneide- und Hundszähne, die Krautfreſſenden nur Mahlzähne; der Menſch aber, der alles frißt, hat vier Hunds-, acht Schneide- und zwanzig Mahl- oder Backenzähne, Spitz-, Eck- oder Augenzähne.

Don Quixote ſagt: „Ein Mund ohne Zähne iſt eine Mühle ohne Mühlſtein und ein Zahn iſt höher zu achten, als ein Diamant.“ Carl Robert, der Ungarkönig aus der Dynaſtie Anjou, ſtieß einſt bei einem Tourniere auf der Königsveſte Wiſſegrad einem Ritter Stephan Pázmány mit der Lanze drei Zähne aus. Für dieſe drei Zähne ſchenkte ihm der König die drei Dörfer Somogyi, Poſa und Som.

Wie grauſam war dagegen jener König Johann von England, der einem Juden, der ſich verweigert hatte, ihm 1000 Mark Silber vorzuſchießen, täglich einen Zahn auszuziehen befahl! — Wie grauſam die polniſche Geiſtlichkeit, die einſt befohlen hatte, daß Jedem, der während der Faſtenſpeiſe Fleiſch äße, alle Zähne ausgezogen werden ſollten.

Anthus ſchreibt: „Es iſt ſehr ſchön, wenn man ſchöne Zähne hat; es iſt ſehr gut, wenn man gute Zähne hat. Schöne Zähne ſind ſehr gut, gute Zähne ſind ſehr ſchön.“ Die Zähne ſind die Abgeordneten des Magens, mit dem ſie im engſten Zuſammenhange ſtehen. Wenn der Magen ſchlecht wird, werden auch die Zähne ſchlecht, und wenn die Zähne nichts mehr taugen, dann taugt auch der Magen nicht mehr viel. Der Magen iſt der verantwortliche Redacteur und die Zähne ſind die Mitarbeiter an dem Nahrungsproceß. Der Magen kommt oft in die größte Verlegenheit, wenn ihm die Zähne nicht tüchtig vorgearbeitet haben. Werden zähe Speiſen, z. B. friſche Gurken, von den Zähnen nicht gut zermalmt, ſo können dieſe Speiſen dem Magen, der ſie nicht vertragen kann, viele Beſchwerden verurſachen. Ein Eßkünſtler hat daher große Sorgfalt auf die Erhaltung ſeiner Zähne zu verwenden.

Um aber die Zähne ſchön und gut zu erhalten, muß man ſie jeden Morgen mit Waſſer und Weingeiſt, gleich nach Tiſche mit Rothwein ausſpülen und ſie Abends vor dem Schlafengehen mit Cigarrenaſche, dem beſten aller Zahnpulver, reinigen.

## V.

# Graf Saint-Germain.

Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris auftauchten, war jener geheimnißvolle Graf Saint-Germain, der bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung wurde. Dieſer gute Mann wußte ſich in ſo dichte, undurchdringliche Schleier zu hüllen, daß Niemand, ſelbſt nicht das Luchsauge der hohen Polizei, ihn ganz durchſchauen konnte. Man wußte weder wer, noch was er war. Die Einen meinten, er ſei ein Portugieſe und heiße Marquis de Betmar, die Andern ſagten, er ſei ein ſpaniſcher Jeſuit und heiße Aymar, wieder Andere behaupteten, er ſei ein Jude aus dem Elſaß und heiße Simon Wolff. Er war Alchymiſt, Schwarzkünſtler, Hexenmeiſter, ein wahrer Tauſendſaſa, deſſen Hocuspocus ganz Frankreich in Erſtaunen ſetzte. Der Graf Saint-Germain ſprach faſt alle lebenden Sprachen und hatte ein ſo coloſſales Gedächtniß, daß er jede Zeitung, die er einmal überlas, auswendig wußte; er ſpielte faſt alle Inſtrumente und namentlich die Violine mit ſolcher Vollendung, daß man ein ganzes Quartett zu hören glaubte. Aber das war noch nicht alles; er konnte — was ſchon viel merkwürdiger war und ihm in den Augen vieler Leute den Nimbus des Ueberirdiſchen lieh — berechnen, genau berechnen, welche Karten im Pharao, welche Nummern in der Zahlenlotterie gewinnen mußten. Er wußte den Inhalt verſiegelter Briefe und aus der Handſchrift den Namen und Charakter jedes Menſchen zu errathen. Aber er wußte noch viel mehr: er konnte nicht nur Geld, ſondern auch Edelſteine und — was mehr als Beides werth war — ein Elixir, einen Wundertrank, einen Lebensthee bereiten, der ewige Jugend und langes, langes Leben verlieh. Er ſelbſt betheuerte, ein Jahr vor Chriſti Geburt das Licht der Welt erblickt und erſt unlängſt ſeinen 1762. Geburtstag gefeiert zu haben. Dabei ſah der Herr Graf nicht viel älter, als ein wohl conſervirter Fünfziger aus. Sein Famulus und Vertrauter war ein ganz junger, äußerſt verſchmitzter Burſche, der bei allen Heiligen des Kalenders betheuerte, erſt 121 Jahre und etliche Wochen alt zu ſein und ſein hohes Alter oder, richtiger geſagt, ſeine ewige Jugend dem Elixire ſeines Herrn zu verdanken, der ihm bei zunehmendem Monde Nachts vor dem Schlafengehen ſieben mal ſieben Tropfen davon gäbe. — Es läßt ſich denken, daß dieſe Wundertropfen nicht billig waren: für eine kleine Phiole dieſes Elixirs ließ ſich der gute Graf 5000 Francs bezahlen, und trotzdem konnte er nicht genug davon herbeiſchaffen, denn alle alten Frauen wollten wieder jung und alle Männer ſo alt wie Methuſalem werden. — Kein Wunder, daß bei ſo bewandten Umſtänden der Herr Graf reich, ſteinreich wurde, ich ſage abſichtlich ſteinreich, denn Niemand in ganz Frankreich hatte größere und ſchönere Edelſteine, als unſer Wundermann, der damit um ſich warf, als ob ſie werthloſe Kieſel wären.

Eine der wunderlichſten Eigenthümlichkeiten des Grafen beſtand wohl darin, daß er keck behauptete, er lebe, wie ein Schmetterling, nur von der Luft und habe ſeit den letzten 200 Jahren, wo er ſich beim Dogen von Genua eine arge Indigeſtion zugezogen, nicht mehr als das Gelbe von einem Ei zu ſich genommen. So viel iſt erwieſen, daß kein Fremder ihn jemals einen Biſſen eſſen oder einen Tropfen trinken ſah.

Die Marquiſe von Pompadour, die von dieſer Bizarrerie gehört hatte und nie recht daran glauben gewollt, lud ihn eines Tages zu einem Souper ein, das ſie im Schloſſe von Bellevue einem kleinen Kreiſe ihrer vertrauteſten Freunde gab. Sie hatte ihrem Haushofmeiſter eingeſchärft, alle Minen der edlen Kochkunſt ſpringen, die verlockendſten Gerichte, die einladendſten Weine auftragen zu laſſen, um den Grafen Saint-Germain auf eine harte Probe und ſeinen Appetit auf die reizendſte Folter zu ſpannen.

— Ich will doch ſehen, ſagte ſie zu ihrer Kammerfrau, der Madame du Hauſſet, ob ſich dieſer Mann das Eſſen wirklich ganz abgewöhnt hat, oder ob er nur in Gegenwart eines Fremden den Enthaltſamen ſpielt, um ſich dann bei verſchloſſenen Thüren für die Entbehrung, die er ſich ſelbſt auferlegt, eclatant zu rächen. Wollte nicht auch Herr Mahomet, der türkiſche Prophet, um den ſchon längſt kein Hahn gekräht, hätte nicht mein Freund, Herr von Voltaire, ihn zum Helden eines Trauerſpiels gemacht, wollte nicht auch dieſer Mann ſich den Schein geben, als ob er das Eſſen, dieſes ſüße Bedürfniß des Lebens, nur dem Namen nach kenne?! Aber dieſer Mahomet, den kein menſchliches Auge eſſen ſah, ſtarb an einer vergifteten Hammelskeule, die ihm die ſchöne Jüdin Zainab gereicht, um ſeinen geheimnißvollen Magen und ſeinen prophetiſchen Geiſt auf die Probe zu ſtellen. Wie jene Zainab will auch ich dieſen Heuchler entlarven, ihm zwar keine vergifteten Speiſen, wohl aber ſolche vorſtellen, daß, wenn noch ein Fünkchen von Eßluſt in ſeinem heuchleriſchen Magen glüht, er zugreifen oder die Qualen des Tantalus erleiden ſoll. Ach, wie freue ich mich darauf, Zeuge zu ſein, wie ihm das Waſſer im Munde zuſammen läuft! Sagen Sie nicht, liebe du Hauſſet, das ſei grauſam von mir. Ein Mann, der von den Freuden der Tafel mit ſo hartnäckiger Verachtung ſpricht, wie dieſer gute Graf Saint-Germain, ein Mann, der das Eſſen und Trinken, dieſes Sein und Haben, dieſe Hilfszeitwörter des menſchlichen Lebens, ignorirt und verſchmäht, verdient beſtraft, grauſam beſtraft zu werden.

Und wahrlich Frau von Pompadour hatte nicht ſo ganz unrecht. Ein Mann, und noch dazu ein geiſtreicher Mann, der keinen Geſchmack an den unſchuldigen Genüſſen einer wohlbeſetzten Tafel findet, ein Mann, der abgeſtorben für die reizenden Freuden der Küchen und Keller iſt, verdient, wie Nabuchodonoſor in ein Rindvieh verwandelt zu werden und ſein Lebenlang nichts anderes als Heu zu kauen.

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchienen die geladenen Gäſte und unter dieſen auch der Graf Saint-Germain, dergeſtalt mit blitzenden Diamanten überladen, daß er, von der Ferne betrachtet, wie der Auslagkaſten eines Juweliers erſchien.

Die Marquiſe hatte die Aufmerkſamkeit, den Grafen vor allen Gäſten dermaßen auszuzeichnen, daß ſie ihm den Platz zu ihrer Rechten anwies.

— Ich thue dies, ſagte ſie einige Minuten früher zum Herzog von Choiſeul, einzig und allein nur darum, um mich ſo recht in der Nähe an der Qual ſeiner unterdrückten Eßluſt zu weiden.

Der Graf war von dieſer Aufmerkſamkeit ganz entzückt.

— Man begeht faſt ein Unrecht, ſagte die Marquiſe von Pompadour zu ihrem Nachbar, Sie zur Tafel zu ziehen, denn Sie leben, gleich den Sylphen, nur von den Strahlen der Sonne und den Düften der Blumen und ſehen mit gerechtem Mitleid auf uns arme Sünder herab, die zu Rebhühnern und Faſanen ihre Zuflucht nehmen.

— Auch ich, Frau Marquiſe, war einſt den Freuden der Tafel mehr ergeben, als Sie vermuthen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Jahre 1499, auf dem Banket, das der Marſchall Trivulze Sr. Majeſtät dem König Ludwig XII. in Mailand gegeben — ein Feſt, bei dem, beiläufig geſagt, 1200 Damen eingeladen waren, die von eben ſovielen Stallmeiſtern bedient wurden — zwei ganze Haſen mit wahrem Eryſichtons-Hunger verſchlungen habe.

— Damals, mein Herr Graf, gab es noch nicht ſo große Meiſter-Köche, wie heut zu Tage. Zwiſchen einem Haſen von damals und einem Haſen von jetzt liegt eine unbeſchreibliche Kluft. Die Art und Weiſe, wie man ihn heut zu Tage zubereitet, verleiht ſeinem Fleiſche einen Saft und einen Reiz, der unſerm Gaumen auf eine ſo verführeriſche Weiſe ſchmeichelt, daß die Zunge nicht müde wird, jeden Biſſen ſo lange hin und herzuſchaukeln, bis ſich alle Sinne concentrirt haben, um ſich dieſes Genuſſes ganz zu bemeiſtern. — Wie lange iſt es her, daß Sie kein Fleiſch gekoſtet?

— Anno 1547 aß ich in Genua an der Tafel des Dogen Benedetto Gentile, der, en passant geſagt, der Erfinder der Zahlen-Lotterie iſt, die letzte Schnepfe. Seit jener Zeit iſt kein Fleiſch mehr über meine Lippe gekommen.

— Sie nähren ſich, wie die Kamtſchadalen, etwa nur von Fiſchen? Iſt Ihnen vielleicht ein Stück von dieſer Steinbutte oder dieſem Rheinlachs gefällig? fragte die Marquiſe.

— Den Fiſchen, gnädige Frau, hatte ich ſchon früher entſagt. Anno 1526 aß ich den letzten Merlus in Rom an der Tafel des heiligen Vaters Adrian VI., der ein ſo großer, leidenſchaftlicher Verehrer dieſer Fiſche war, daß ſie beim Antritt ſeines Pontificats um das Doppelte im Preiſe ſtiegen.

— Eſſen Sie auch keine vegetabiliſchen Speiſen, keine Gemüſe, keine Früchte?

— Nichts von dem Allen. Zehn Jahre nährte ich mich einzig und allein von Eidottern. Anfangs aß ich täglich, ſpäter wöchentlich das Gelbe eines Ei's, und dann gewöhnte ich auch das mir ab.

— Und leben Sie nun von der Luft?

— Von der Luft und meinem Elixir, welches ſoviel Nahrungsſtoff enthält, daß ſechs Tropfen hinreichend ſind, die Bedürfniſſe des Magens zu befriedigen und den ſtärkſten Hunger zu ſtillen. Dieſe ſtrenge Diät trägt nicht wenig dazu bei, die Lebenskraft der Menſchen zu erhöhen und das flüchtige Alcohol der Jugend zu feſſeln.

— Und ſind Sie auch ſo enthaltſam im Trinken?

— Ich trinke niemals.

— Man muß Sie bewundern, ſagte die Marquiſe, der ein ironiſches Lächeln um die Lippen flog.

Unterdeſſen jagte eine Schüſſel die andere. Die Tafel bog ſich unter der Laſt der Speiſen, von denen eine delikater als die andere war. Man aß und trank nach Herzensluſt. Graf Saint-Germain ſah all' dieſe Herrlichkeiten kommen und verſchwinden und betrachtete all' dieſe Genüſſe, die ſeinen Appetit herausfordern ſollten, mit ſo gleichgültiger Miene, daß die Marquiſe, die ihren Racheplan ſcheitern ſah, vor Aerger den eigenen Appetit verlor. Frau von Pompadour nahm nun die Miene einer Bittenden an.

— Mir zu Liebe ſollten Sie, lieber Graf, ein Stückchen, ein ganz kleines Stückchen von dieſem Dindon aux truffes koſten, um mir einzugeſtehen, daß es das Geſchmackvollſte iſt, was Sie in Ihrem Leben genoſſen haben.

— Fordern Sie, Frau Marquiſe, alles andere, nur dies nicht von mir. Ich bin überzeugt, daß der Biſſen, den ich äße, mir, wenn auch nicht den Tod, — denn dafür ſchützt mich, Dank dem Himmel, mein Elixir — doch eine ſchwere Krankheit zuziehen würde. Mein Magen hat ſeit den letzten 200 Jahren die üble Angewohnheit des Eſſens und Trinkens dermaßen abgeſtreift, daß es ihn auf's tiefſte kränken und verletzen hieße, wollte ich ihm plötzlich zumuthen, der liebgewordenen Gewohnheit untreu zu werden.

Die Tafel währte drei volle Stunden. Der Nachtiſch verdunkelte Alles, was in dieſem Genre bisher dageweſen war. Der Graf blieb kalt und unempfindlich gegen jedes Schach, das die Marquiſe ſeinem Appetite bot, und ging aus dieſer ſchweren Prüfung als Sieger hervor.

---

Es ſchlug eben Mitternacht, als Graf Saint-Germain ſeine Wohnung (Rue Claude No. 5) erreichte. Der Eintritt in ſein Zimmer war durch ein verſchloſſenes Eiſengitter verwahrt. Erſt nachdem er dreimal an der Klingel gezerrt, erſchien ſein kleiner Famulus mit einem Lichte, um ſeinem Herrn und Meiſter den Eingang zu öffnen.

— Iſt Alles fertig, fragte der Graf mit Mienen, in denen ſich die größte Ungeduld ſpiegelte.

— Alles iſt bereit, Herr Graf.

— Das iſt brav von Dir, mein Sohn, ſagte der gnädige Herr und kneifte ſeinem Diener die jugendliche Wange.

Beim Eintreten in ſein Zimmer fand der Graf eine hell erleuchtete, wohlbeſetzte Tafel und einen Fauteuil à la Voltaire, der auf die Ankunft deſſen harrte, für den dieſes Abendbrodt beſtimmt war. Eine reiche Auswahl kalter Speiſen, worunter Auſtern, Hummern, Bayonner Schinken und Straßburger Gänſeleberpaſteten, ein köſtlicher Nachtiſch und eine kleine Batterie Rothweinflaſchen bildeten ein appetitſtachelndes Ambigu, das der Graf mit wonnetrunkenen Blicken überſchaute.

— Benjamin, rief er aus, mein Hunger überſteigt alle menſchlichen Begriffe; mit der Beſchreibung ſeiner Größe könnte ich Folianten füllen: jede Faſer, jede Fiber, jeder Nerv in mir hat coloſſalen Hunger. Du ſollſt Dich wundern, Junge, wie ich einhauen werde, ſagte der Graf, der ſich unterdeſſen geſetzt, die Serviette um den Hals gebunden und die Aermel ſeines braunen Sammetrockes aufgekrempelt hatte.

— Wer ſollte es glauben, daß es möglich ſei, daß ein Mann, der ſo eben von einem Souper dinatoire der Frau von

Pompadour heimkehrt, ſolchen Wolfshunger mitbringen kann, rief der verſchmitzte Diener und ſchlug, als ob er — Gott weiß wie ſehr — ſich darüber wundere, die Hände über den Kopf zuſammen.

— Du weißt, Benjamin, daß ich niemals außer dem Hauſe, niemals in Gegenwart eines Fremden eſſe. Du, mein Junge, biſt der Einzige, dem ich das Glück zu Theil werden laſſe, täglich Zeuge meines Appetits zu ſein.

— Ich habe Sie ſchon oft gefragt, Herr Graf, warum Sie ſich ſo conſequent in Gegenwart Anderer alles Eſſens enthalten. Wollen Sie nicht endlich die Güte haben, mir über dieſes Räthſel Aufſchluß zu ertheilen?

— Sieh, mein Junge, ein Mann, der ſeinen Nebenmenſchen Reſpekt einflößen will, darf nie in Gegenwart Anderer den Trieb des thieriſchen Leibes, ſeinen Hunger, ſtillen. Die größten Geiſter verlieren ihren Nimbus, ſobald wir ſie eſſen ſehen, denn während des Eſſens ſchleicht ſich ſelbſt auf dem Geſichte des geiſtreichſten Mannes ein alberner Zug ein, der um ſo ſchärfer hervortritt, je größer ſein Appetit iſt. Ein dummer Menſch ſieht niemals dümmer als während des Eſſens aus. Das Beißen der Zähne, das Kauen der Kinnladen, das Hin- und Herzappeln ſeiner Lippen, die thieriſche Begierde, die aus ſeinem Auge ſpricht, verzerrt ſeine ohnedies äffiſche Phyſiognomie und läßt ſeine Verwandtſchaft mit dieſem Thiere noch deutlicher hervortreten, als gewöhnlich. Helden, die wir wegen ihrer Tapferkeit angeſtaunt, Dichter, die wir wegen ihrer Genialität bewundert, Frauen, die wir wegen der Schönheit ihrer Züge, der Reinheit ihres Ausdrucks geliebt und angebetet haben, erſcheinen uns im Lichte der Alltäglichkeit, wenn wir ſehen, daß ſie Hunger haben wie wir, daß ſie eſſen, wie unſer Einer. Denke Dir einen Gott, der Kalbs-Cotelettes, Boeuf à la mode oder ſonſt was ißt, und frage Dich, ob Du ſolch einen Gott dann noch bewundern und verehren kannſt?

Begreifſt Du nun wohl, mein Junge, warum Dein Herr und Gebieter ſich den Schein gibt, als ob er, gleich einer Blume, von den Strahlen der Sonne und von den Küſſen des Thaues lebe?

— Ja, Herr Graf, nun begreif' ich's wohl. Aber weniger begreife ich die Leute, die das Alles glauben.

— Die Menſchen, guter Benjamin, glauben Nichts und eigentlich doch Alles. Glauben ſie nicht noch viel Dümmeres als das? Sagt man einem Schwachkopf hundert und tauſendmal: Dieſe weiße Atlasweſte iſt blau, ſo glaubt er's zuletzt ſo feſt und gewiß, daß er's, wenn man's verlangt, ſogar beſchwören will. Doch genug davon; ... wenn der Magen ſpricht, ſchweigt die Junge, und wenn man Luſt zum Eſſen hat, iſt man nicht zum Schwatzen aufgelegt. Die Auſtern, Freund Benjamin, waren delicat... nun raſch die Hummern her... Gieb mir Eſſig und Oel... Ach, nichts geht doch über Hummern! Nicht wahr, mein Junge?

— Hummern ſind die Blumen, Auſtern ſind die Sterne des Meeres.

— Diable, du wirſt poetiſch! Haſt Du etwa Hunger, mein Kleiner? Dort ſind noch Auſtern, nimm ſie Dir!

— Sie ſind doch ein prächtiger Herr! Ich wünſche mir mein Lebelang keinen beſſern.

— Da iſt Wein, ſchenk' ein und trinke, ſo viel Dir gefällt.

Benjamin entkorkte eine Flaſche, füllte ſein Glas und rief:

— Es lebe der Graf Saint-Germain!

— Danke, danke! Aber haſt Du auch die Thür draußen verſchloſſen?

— Sein Sie unbeſorgt, Herr Graf, das vergeſſe ich nie!

In demſelben Augenblick ließ ſich draußen ein ſtarker Riß an der Klingel vernehmen.

— Par Dieu! Welchem Teufel fällt es ein, mich zu ſo ſpäter Stunde noch durch ſeinen Beſuch zu ſtören? Sieh doch zu, wer da iſt!

Benjamin nahm einen ſilbernen Armleuchter vom Tiſche, eilte hinaus, ſchaute durch das kleine Guckfenſterchen und kam gleich darauf mit der Nachricht zurück:

— Die Marquiſe von Pompadour, begleitet von ihrer Kammerfrau. Soll ich die Damen abweiſen?

— Gott behüte, das würde Verdacht erregen. Setz' Dich raſch zu Tiſche, binde Dir eine Serviette um, und übernimm meine Stelle; ich will thun, als ob ich Dich bediente.

— Charmant, charmant, rief Benjamin und etablirte ſich mit komiſcher Hochnäſigkeit im Lehnſtuhl ſeines Herrn.

— Ich will der Marquiſe entgegengehen, ſagte der Graf und eilte hinaus.

Eine Minute ſpäter trat die Marquiſe von Pompadour und Madame du Hauſſet ein.

— Ei, was ſehe ich, rief die Maitreſſe Ludwigs XV., ich habe Sie, Herr Graf, vom Souper aufgeſtört?

— Mich nicht, gnädige Frau, erwiderte Herr von Saint-Germain mit gothiſcher Ruhe und byzantiniſchem Ernſte.

— Sie nicht? Ei, wer ſoupirt denn hier?

— Mein kleiner Benjamin...

— Und Sie, Herr Graf...

— Ich mache die Honneurs...

— Der Herr ſeinem Diener???

— Ich folge darin dem Beiſpiele der alten Römer, die zur Zeit der Saturnalien ihre Diener bedienten.

— Und Sie, Herr Graf, haben alſo wirklich nichts gegeſſen?

— Nicht einen Biſſen, betheuerte Benjamin, ruhig weiter eſſend.

— Auch nichts getrunken?

— Nicht einen Tropfen, verſicherte der Kleine.

— Ei, woher kommt dann auf Ihre weiße Atlasweſte dieſer rothe Fleck, der, wie mir ſcheint, noch ganz naß iſt.

— Das iſt, ſtammelte der Graf.

— Dinte, nichts als Dinte, fiel der ruhig fortkauende Famulus ein.

— Ja, wie geſagt, nichts als Dinte, wiederholte der Graf, der ſich raſch geſammelt hatte.

— Und darf man fragen, welch ein Umſtand Sie ſo ſpät noch mit dieſer Dinte in Colliſion gebracht?

— Ich habe meinem Benjamin ein Recept verſchrieben.

— So iſt's, gnädige Frau.

— Woran fehlt es dem Kleinen?

— An Appetit, Frau Marquiſe.

— Mir ſcheint aber...

— Ja, gnädige Frau, den Appetit, den Sie jetzt an mir bewundern, verdanke ich einzig und allein der Medizin, die mein gnädiger Herr mir mit der rothen Dinte verſchrieben.

— Wie alt iſt dieſer Knabe Benjamin?

— Nächſte Pfingſten feiere ich meinen 122ſten Geburtstag.

— Der alte Herr hat ſich vortrefflich conſervirt, flüſterte Madame du Hauſſet mit ungläubigem Thomas-Lächeln.

— Iſt es der gnädigen Frau gefällig, meinen Taufſchein zu ſehen, fragte der kecke Burſche mit einem Griff nach der Bruſttaſche.

— Wir Frauen ſind neugierig, zeige ihn doch...

— Bei Jacob und ſeinen Söhnen, ſo eben fällt mir ein, daß Ihr gehorſamer Diener ſeinen Taufſchein...

— Geſtern verbrannt hat, fuhr der Graf fort.

— Verbrannt? wiederholte Frau von Pompadour.

— Und weßhalb, fragte ihre Kammerfrau.

— Um mich, wie Andere thun, für jünger auszugeben, als ich bin, erwiderte Benjamin, mit großer Gemüthsruhe den Inhalt einer Paſtete analyſirend.

— Ich habe zwei Worte mit Ihnen allein zu ſprechen, ſagte die Marquiſe zum Herrn von Saint-Germain.

Der Graf gab ſeinem kleinen Famulus einen Wink, worauf ſich dieſer ſofort entfernte.

— Womit kann ich dienen, gnädige Frau, fragte der Wundermann, ihr einen Fauteuil anbietend.

— Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Graf, beſitzen Sie wirklich ein Mittel, alternde Züge zu verjüngen?

— Ich zwinge Niemand, an die Kraft meines Elixirs zu glauben, doch könnte ich Ihnen, gnädige Frau, mehr als einen Beweis verſchaffen, daß mein Mittel untruglich iſt. Dieſes Waſſer gibt dem welkenden Teint die Friſche der erſten Jugend wieder und...

— Koſtet?

— Jede Phiole 5000 Francs.

— Bagatelle! Kann ich noch heute, jetzt gleich, ein halbes Dutzend...

— Ihnen, Frau Marquiſe, ſteht mein ganzer Vorrath zu Dienſten, ſprach der Graf, öffnete einen geheimen Wandſchrank und überreichte der Marquiſe acht Phiolen.

— Täglich alſo?

— Nicht mehr als ſieben mal ſieben Tropfen.

— Ich danke Ihnen, lieber Graf, entgegnete die Marquiſe mit dem verbindlichſten Lächeln, nahm ihr Portefeuille, riß ein Blatt heraus, ſchrieb darauf: „Gut für 40,000 Francs“ und gab es dem Grafen mit den Worten: Uebergeben Sie dieſes Blatt unſerm General-Controleur der Finanzen, der ſich beeilen wird, Ihnen dieſe Kleinigkeit ſofort auszuzahlen.

— Sie verkennen mich, gnädige Frau; ich behalte dieſen Bon als ein Autograph Ihrer Hand, der mehr Werth für mich hat, als alles Geld der Erde, erwiderte der galante Tauſendſaſa, ergriff die Hand der Marquiſe und drückte einen Kuß darauf.

— Gute Nacht, Herr Graf, lächelte die Geliebte Ludwigs XV. und ſchickte ſich mit ihrer Kammerfrau zum Rückzug an.

— Darf ich ſo kühn ſein, mich Ihnen zum Begleiter anzubieten?

— Machen Sie keine Umſtände; am Ende der Straße harrt mein Wagen. Gute Nacht, gute Nacht!

— Meine Wünſche begleiten Sie, ſprach der Graf und folgte ihr zur Thür hinaus.

Im Vorſaal harrte Benjamin.

— Ein hübſcher Burſche, lispelte Frau von Pompadour. Nächſte Pfingſten feierſt Du Deinen wievielten Geburtstag?

— Meinen hundert zwölften!

— Ei, ſeht doch den Schalk!... Seit einer Viertelſtunde hat er ſich um zehn Jahre verjüngt.

— Das macht die Freude, Sie bei uns geſehen zu haben.

— Wie galant er ſein kann! Gute Nacht, ſchlauer Schelm!

Frau von Pompadour hüpfte ſo ſchnell die Treppe hinab, daß Benjamin und die Kammerfrau Mühe hatten, ihr zu folgen.

Der Graf vollendete ſein Abendbrodt, ließ ſich am andern Morgen vom General-Controleur der Finanzen den Bon von 40,000 Francs auszahlen, reiſte drei Tage ſpäter nach Venedig und — kehrte erſt nach dem bald darauf erfolgten Tode der Marquiſe von Pompadour nach der Hauptſtadt Frankreichs zurück.

## VI.

## Der Koch des heiligen Vaters.

Der heilige Vater Pius V. war, als er noch Michel Ghisleri hieß, einer der lebensluſtigſten Aebte des heiligen Dominikaner-Ordens. Er liebte gute Tafel, guten Wein und war mit einem Wort Gourmand. Als er aber 1566, nach dem Ableben Pius IV., den Stuhl St. Peters beſtiegen hatte, nahm er die Maſke frommer Enthaltſamkeit an, beſchränkte das Wohlleben der Mönche, den üppigen Luxus der Cardinäle, verjagte die Freudenmädchen, verbot die Stiergefechte und ſchleuderte von der Höhe des Vatikans die berühmte Bulle „In coena domini“ herab, die über Alle, die ſich nicht blindlings dem göttlichen Willen Sr. Heiligkeit unterwarfen, das Anathema ausſprach. Aber weit weniger ſtreng, als gegen Andere, war er gegen ſich. In den ſtillverſchwiegenen Räumen ſeines Kabinets fuhr er fort, ſich den Freuden der Tafel und des Weines hinzugeben und ſeinem heiligen Magen durchaus keine Zügel anzulegen.

Eben dieſer Pabſt hatte einen der berühmteſten Köche ſeiner Zeit. Er hieß Bartolomeo Scappi und dedicirte dem heiligen Vater ein ausgezeichnetes Kochbuch, das 1570 zu Venedig im Druck erſchien und wofür ihm Pius V. ganz im Geheim 5000 Scudi geſchenkt haben ſoll.

Der Autor dieſes Kochbuchs, der ſich auf dem Titelblatte „Cuoco secreto di Sua Santità il Papa“ nannte, war der Carême ſeiner Zeit, ein Meiſterkoch, deſſen culinariſche

Schöpfungen Jeden, der ſo glücklich war, ſie genießen zu dürfen, mit gerechtem Enthuſiasmus erfüllten. Kein Koch der ganzen Chriſtenheit war ſo reich an Erfindung neuer Speiſen, als Bartolomeo Scappi, der namentlich zur Faſtenzeit die Größe ſeines Talents in einer Glorie entfaltete, die den heiligen Vater zur größten Bewunderung hinriß.

Es war Aſchermittwoch des Jahres 1572. Der Geheimkoch Sr. Heiligkeit, die Schlafmütze auf dem Haupte und ſein Scepter, den Quirl, in der Hand, ſtand am Heerde und ſchuf eine neue Welt aus Eiern, als urplötzlich durch den Kamin ein fremdartiges Weſen mit ſchmunzelndem Vollmond-Geſicht und dickem Fettwanſt herabſtieg, das Scappi Anfangs für einen harmloſen Capuziner hielt, denn es trug, wie dieſer, eine braune Kutte.

— Buon giorno, Signore Scappi, ſagte der Fremde mit einer Miene, die zwiſchen freundlichem Lächeln und höhniſchem Grinſen die Mitte hielt.

— Ihr ſeid wohl Schornſteinfeger, fragte der verwunderte Koch.

— Niente, niente, mio caro amico, erwiderte der Fremde, der an der Verwunderung Scappi's ein ganz beſonderes Wohlgefallen fand.

— Nun, wenn Ihr kein Schornſteinfeger ſeid, ſo müßt Ihr ein Bandit ſein, ſonſt wär't Ihr durch die Küchenthür, aber nicht durch den Kamin hereingekommen.

— Angelockt durch den Duft der Speiſen, der mir in die Naſe geſtiegen, hab' ich den kürzern Weg vorgezogen, um ſchneller bei Euch zu ſein.

— Wer ſeid Ihr, fragte der Koch mit einem Tone, der halb wie beherzt, halb wie erſchreckt klang.

— Ich bin der Koch der Köche, entgegnete die braune Kutte mit zweideutigem Schmunzeln; ich koche aber nicht wie Ihr, caro mio, Fiſche und Vögel, ſondern Menſchen, mache eine Olla potrida daraus und verſpeiſe ſie. Meine Küche iſt zwar nicht ſo licht und hell und freundlich als die Eurige, aber auch bei weitem nicht ſo koſtſpielig. In Eurer Küche ſieht man nichts als Teller, Schüſſeln und Caſſerollen, in meiner Küche ſeht ihr Cypreſſen, Kreuze und Leichenſteine: meine Küche iſt der Kirchhof und ich ſelbſt, mio carissimo, bin der erſte Leibkoch des Schickſals... der Tod.

— Der Tod? ſtammelte Scappi, deſſen Körper vor Furcht und Entſetzen wie Hirſchhorngelée zu zittern begann.

— Ei, wen ſucht Ihr hier in meiner Küche?

— Keinen andern, als Euch ſelbſt, ſprach der Tod mit einem mehr als malitiöſen Lächeln.

— Ihr kommt, mich abzuholen, mich, den erſten Geheimkoch des heiligen Vaters, der ohne mich nicht zweimal vier und zwanzig Stunden leben kann?

— Das geht mich nichts an, carissimo! Ich habe den Auftrag, Euch von Eurer glorreichen Laufbahn abzurufen. Es thut mir zwar in der Seele leid, der Welt und dem Stuhle St. Peters einen ſo ausgezeichneten Koch ſo früh ſchon entführen zu müſſen, allein ein treuer Diener meines Herrn — des unerbittlichen Schickſals — muß ich thun, was mir geheißen wird.

— Holt Euch hundert andere Köche, nur laßt mich ungeſchoren.

— Euer Name ſteht auf meiner Liſte; über andere Köche kann ich heute nicht verfügen, weil ich dazu keine Vollmacht habe. Ihr, nur Ihr ſeid meiner Senſe verfallen, d'rum macht Euch reiſefertig, wenn ich bitten darf.

— Ich beſchwöre Euch, guter Freund, mir zu ſagen, ob das wirklich Euer Ernſt ſei?

— Der Tod, carissimo, iſt kein Spaßvogel. Es iſt Ernſt, bitterer Ernſt... Euer Stündlein hat geſchlagen... Ihr müßt ſterben, ſagte der Tod und wollte vor Freude über Scarpi's Angſt ſich, wenn's möglich geweſen wäre, todtlachen.

— Aber bedenkt doch, guter Freund, welch' ein harter Schlag dies für den heiligen Vater wäre! Und noch dazu jetzt, zur Faſtenzeit! Reizt nicht ſeinen Zorn, Kamerad. Pius V. iſt capable und ſchleudert ſo gut wie auf Eliſabeth von England ſeinen Bannſtrahl auf Euch.

— Mir ganz egal! Der Tod zittert vor keinem Lebenden. So gut wie an Dich, kommt einſt auch die Reihe an Deinen Herrn.

— Liebſter, beſter Tod, ich bitte und beſchwöre Euch, bei mir ein Auge zuzudrücken. Seht, ich bin noch nicht alt und lebe für mein Leben gern.

— Das glaub' ich, aber das Alles hilft nichts... Ihr müßt fort...

— Seht, wenn Ihr Euch meiner erbarmt und mich noch fünf Jährchen auf dieſer ſchönen Erde herumlaufen laſſet, ſo will ich Euch, ſo oft Ihr mich beſucht, eine Eurer Lieblingsſpeiſen kochen und zwar ſo kochen, daß Ihr Eure Freude daran erleben ſollt, denn das glaubt mir, Kamerad, im Kochen nehm' ich's ſelbſt mit dem Herrgott auf. Sprecht, was eßt Ihr gern?

— Ich eſſe Manches gern, z. B. Mehl-Nudeln, lange, weiche, ſaftige...

— Ich verſtehe. Geduldet Euch ein paar kleine fünf Minuten. Ihr ſollt dann eine Schüſſel Nudeln erhalten, wie Ihr ſie in Eurem Leben noch nicht gekoſtet habt.

— Der Patron weiß mir ſo viel Honig um's Maul zu ſchmieren, daß ich Luſt dazu verſpüre, ſeine Kunſt auf die Probe zu ſtellen. Aber tummelt Euch, mio caro, ich habe heute noch eine Maſſe Geſindel abzuholen, ſprach der Tod und zog einen Papierſtreif aus der Taſche, worauf er, wie heut zu Tage die Barbiere ihre Kunden, welche ſie zu raſiren haben, ſich die Namen Jener aufgezeichnet hatte, die er mit ſeiner Hippe raſiren ſollte.

— Wie viel Beſuche habt Ihr heute noch abzuſtatten, verehrter Herr und Freund, fragte der Koch, der die Nudeln ſo eben in's Waſſer geſchüttet.

— In Summa Summarum 3682, darunter 2 Könige, 3 Fürſten, 23 Grafen, 5 Cardinäle, 19 Biſchöfe, 249 Mönche und Nonnen, 35 Maler, 22 Dichter, 14 Bildhauer, 9 Kirchen-Componiſten, 2911 gewöhnliche Menſchen und einen Koch, der ſeid Ihr... Alſo tummelt Euch, denn ſterben müßt Ihr doch.

— Dort ſteht ein gedeckter Tiſch... Ich bitte Euch Platz zu nehmen... Die Nudeln ſind fertig... Ihr trinkt doch auch ein Glas Cyperwein?

— Ich trinke ſogar mehr... Ein Mann, der, wie ich, Tag und Nacht auf den Beinen, jetzt in Rom und in einer Minute in Conſtantinopel, gleich darauf in Paris und eine Sekunde ſpäter wieder in Neapel ſein muß, der hat immer Hunger und Durſt.

— Wohl bekomme es Euch, ſagte der Koch und ſetzte die Schüſſel mit den Nudeln auf den Tiſch, an dem Meiſter Tod bereits Platz genommen hatte.

Die Nudeln ſchwammen in brauner Butter und waren mit geriebenem Parmeſankäſe beſtreut.

Der Tod griff haſtig zu und verſchlang in einem Nu mehr als unſer Eins in einer Viertelſtunde.

— Die Nudeln ſind himmliſch. So zubereitet hab' ich ſie noch niemals gegeſſen.

— Ihr ſollt leben! rief der Koch, der ſeinem Gaſt den kryſtallnen Becher mit Cyperwein gefüllt hatte.

Der Tod ergriff den Pokal mit eiliger Haſt und rief:

— Ihr auch, halt, nein, Ihr nicht, denn Ihr ſteht auf meinem Zettel. Eure Nudeln, caro mio, ſchmecken excellent, aber ſterben müßt Ihr doch, ſprach der Böſe, als er eben die ganze Schüſſel ausgeleert.

— Wie aber, wenn ich Euch noch eine Schüſſel ſolcher Nudeln gäbe?

— Dann laſſe ich Euch vielleicht, ich ſage vielleicht, noch 24 Stunden am Leben...

— Einen Tag nur... Ihr ſeid ein Geizhals... Trinkt aus... Leben und leben laſſen... Nun ſagt, wie ſchmeckt Euch der Wein?

— So gut, daß ich ganze Eimer davon trinken könnte, ſprach der Tod und füllte den Becher. Nun, carissimo, wann bekomme ich die Nudeln?

— Wann Ihr mir feierlich verſprochen habt, mich noch am Leben zu laſſen...

— Wie lange noch?

— Nur fünf Jährchen noch...

— Unverſchämter Menſch! Zwei Jahre ſind hinreichend genug.

— Nein, lieber ſterb' ich gleich.

— Was machen die Nudeln?

— Sie werden im Augenblick fertig ſein, aber lieber eſſe ich ſie ſelbſt, wenn Ihr Euch nicht entſchließen könnt, mich noch zehn Jährchen ungeſchoren zu laſſen.

— Vorhin fünf und jetzt gar zehn. Ich nehme ihn auf der Stelle mit.

— Gut, dann werfe ich die Nudeln zum Fenſter hinaus.

— Nein, Freund, thut das nicht, Ihr verſündigt Euch...

— Die Nudeln ſind gar...

— Gebt ſie her und lebt ſo lang es Euch gefällt.

— Die Hand darauf.

— Hand und Wort! Nun aber die Nudeln her, ſonſt erwürge ich Euch.

Die zweite Portion mundete dem Vielfraß weit beſſer noch, als die erſte. Anfangs aß er mit der Gabel, bald aber, als ihm dies zu langſam ſchien, mit den Fingern. Er verſchluckte die ſaftigen Nudeln mit ſolchem Heißhunger, daß ihm der

Schweiß auf die Stirn und Freudenthränen in die Augen traten.

— Maëstro, rief der Tod in abgebrochenen Tönen... ma... caro... caroni..! Maccaroni und verſchluckte mit einem Male ſo viel Nudeln, daß Gevatter Tod beinahe daran erſtickt wäre. Dann wiſchte er ſich den Mund, füllte zum dritten Male den Becher mit Cyperwein und rief begeiſtert:

— Evivà Du und Deine Nudeln!

Seit jenem Augenblick heißen dieſe liebenswürdigen Geſchöpfe, mit deren Hilfe der geſchickte Koch dem leckermäuligen Tode noch zwanzig Lebensjahre abgerungen, Maccaroni.

## VII.

# Ein Feſt in Dresden.

## (1748.)

Zu Dresden, in der Auguſtus-Straße, nicht fern von der Brühl'ſchen Terraſſe, worauf Sachſens Hauptſtadt noch weit ſtolzer iſt, als Paris auf ſein Palais royal, Wien auf ſeinen Graben, Berlin auf ſeine Linden und Petersburg auf ſeinen Alexander-Newsky-Platz, ſchaut die Vorübergehenden ein Palais an, das, trotz ſeines großartigen Styls, ein ſo nüchternes Ausſehen hat, als ob es ſchlaftrunken und Willens wäre, uns eben anzugähnen. Dieſer Palaſt, in deſſen Innern jetzt ein wahrhaft patriarchaliſches Stillleben herrſcht, war einſt, vor hundert Jahren, der Schauplatz des glänzendſten Hoflebens, die Arena des großartigſten Luxus, der Tummelplatz der raffinirteſten Verſchwendung: mit einem Wort: die Reſidenz des Grafen Heinrich von Brühl, des Lieblings Auguſts III., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen. — Friedrich der Große entwirft von dieſem Miniſter ein ſehr treffendes Bild. „Graf Brühl," ſagt der Philoſoph von Sansſouci, „war der Mann dieſes Jahrhunderts: ein Mann, der die meiſten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel und Pantoffeln hatte. Cäſar würde ihn zu jenen ſchön friſirten und parfümirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." Graf Brühl, füge ich hinzu, war einer der großartigſten Verſchwender aller Zeiten, ein

Nachdruck des römiſchen Kaiſers Heliogabalus, der den Luxus ſogar ſo weit trieb, daß er Nachtgeſchirre von den koſtbarſten Edelſteinen beſaß. — Der Miniſter Auguſts III. hatte zweihundert Domeſtiken und eine Ehrenwache, die glänzender, als die des Königs war. Vielleicht haben die Annalen des Luxus — dieſer Tugend im Gewande des Laſters — keinen zweiten Helden aufzuweiſen, der eine reichere Garderobe beſaß, als dieſer ehrenwerthe Graf, in deſſen Palaſt die Preußen, als ſie ſiegreich einzogen, nicht weniger als 200 Paar Schuhe jeglicher Gattung, 800 ſammetne und ſeidene Schlafröcke von jeder Farbe, über 1000 Paar Stiefel und — Mash Allah! — gegen 1500 Perrücken von allen Kalibern fanden. Aber mehr als dieſe Kleiderſucht ehren wir in dieſem großen Manne ſeine Hingebung zur Gourmandiſe. Der Graf war ein erleuchteter Feinſchmecker, dem die Erfindung einer neuen Speiſe mehr Freude machte, als die Entdeckung eines neuen Staatscomplots. Seine Excellenz hatten vier Mundköche, einen franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen und deutſchen Meiſter, Künſtler im ſtrengſten Sinne des Worts, unbezahlbare Schutzgeiſter, die ſeinem Gaumen täglich neue Wonnen, ſeinem Magen täglich neue Paradieſe ſchufen. Der Graf pflegte dieſe vier Köche die ſchönſten Perlen in dem Diademe ſeiner Krone, den Italiener Bocaccio, den Franzoſen Molière, den Engländer Shakeſpeare und den Deutſchen Hans Sachs zu nennen. „Die Speiſen, die ſie bereiten, ſind heitere Dichtungen, die zu bewundern wir nie müde werden. Eine Mehlſpeiſe meines Italieners iſt mir lieber als ein Sonett von Petrarca, ein Ragout meines Franzoſen wohlſchmeckender als alle Verſe des Herrn von Voltaire. Ein guter Koch iſt mehr werth, als ein ganzes Dutzend Schöngeiſter.“ Ich finde, daß der gute Graf nicht ganz Unrecht hat. — Seine Excellenz bezogen ihre Schinken direkt aus Bayonne, ihre Paſteten direkt aus Straßburg. Es gab Zeiten, wo der Graf Couriere nach Rom ſchickte, nur deßhalb, damit ſie ihm von dort friſche Chocolade mitbringen. Nun frage ich Jeden, ob das nicht ein Premierminiſter iſt, wie man ihn nur wünſchen kann? Was ſind unſere Melbourne, Soult, Thiers und Guizot gegen dieſen Grafen Heinrich von Brühl? Arme Teufel, die nicht zu leben wiſſen! —

Drei Wochen nach ſeiner Verheirathung mit der Gräfin Kollowrat, einer Hofdame der Königin, veranſtaltete er in ſeinem Palais ein großes Feſt, zu dem der ganze Hof eingeladen war. Der Graf berief ſeinen ganzen Küchenſtaat vor ſich und hielt von ſeinem rothſammetnen Lehnſtuhl herab folgende Rede:

„Es gewährt mir eine beſondere Genugthuung Euch, vielgeliebte Stützen meines Hauſes, um mich verſammelt zu ſehen. Euer Anblick ruft in mein Gedächtniß manche ſchöne Stunde zurück, die ich Eurer Einſicht, Eurem richtigen Takt und Eurem geläuterten Geſchmack zu danken habe. Jetzt, vielgeliebte Stützen meines Hauſes, hat die Stunde geſchlagen, wo ich Euer oft bewährtes Verdienſt auf die Feuerprobe ſtelle. Heute über acht Tage gebe ich ein großes Feſt. Der König, die Königin und ihr ganzer Hofſtaat werden geruhen, meine Gäſte zu ſein. Zeigt nun, was Ihr könnt. Laßt alle Minen Eurer Kunſt ſpringen, um ein Diner hervorzuzaubern, wie noch keines da geweſen iſt. Ich bitte Euch, ſeid nicht ſo thöricht, Geld zu ſchonen; Geld iſt ja nur Mittel zum Zweck. Von dieſem Feſte, vielgeliebte Stützen meines Hauſes, hängt viel, hängt Alles ab. Zeigt Euch alſo in der ganzen Größe Eurer Glorie. Erfindet Gerichte, ſo anlockend, daß kein Sterblicher ihnen widerſtehen kann, Gerichte, bei deren Anblick jedem der Gäſte das Waſſer im Munde zuſammenläuft, Gerichte — eh bien, Ihr wißt ja, wie ich's meine. Zwei hundert Schüſſeln, nicht mehr und nicht weniger! Nun geht mit Gott und zeigt Euch würdig meines Vertrauens.“

Nach dieſer Rede, der erſten und letzten vielleicht, die Seine Excellenz in ihrem Leben gehalten, wiſchte ſich der Graf den Schweiß von der Stirn und fuhr eine Viertelſtunde ſpäter zum Könige, um Allerhöchſtdenſelben einzuladen.

— Was bringen Sie, Brühl, fragte Auguſt III., der rauchend auf- und abging.

— Ich wage Ew. Majeſtät die Bitte vorzutragen, Ihrem allerunterthänigſten Diener die allerhöchſte Gnade angedeihen zu laſſen, heute über acht Tage ein Feſt, das er zu Ehren des Allerhöchſten Namensfeſtes der Königin veranſtaltet, mit Ihrer hochbeglückenden Gegenwart zu beehren.

— Gut, ich komme; aber Teufel, was ſeh' ich, ſchon wieder eine neue Perücke?

— Vor einer Stunde habe ich ſie aus Paris erhalten.

— Und wieviel koſtet ſie?

— Kaum achthundert Francs.

— Und wieviel haben Sie ſolcher Perücken?

— Noch zwei, dann ſind es gerade Fünfzehnhundert.

— Chaque fou a sa marotte, erwiderte Seine Majeſtät und geruhte zu glauben, damit ein Bonmot geſagt zu haben.

Acht Tage ſpäter fand im Palais des Grafen Brühl das Diner-Monstre ſtatt. Außer dem König und der Königin waren der Prinz Xaver, Graf Sulkowski, Miniſter des Innern, und der Corps diplomatique, im Ganzen gegen 300 Perſonen, zugegen. Der ganze Palaſt war feenhaft erleuchtet. Zu beiden Seiten der Treppe ſtand das Heer der goldbetreßten Domeſtiken aufgepflanzt, je einer mit einer Fackel in der Hand, zwiſchen zwei blühenden Orangenbäumen; die Treppe ſelbſt war mit einem koſtbaren Teppich überkleidet und der Teppich mit friſchen Roſenblättern und Orangenblüthen überſäet. In dem großen Ballſaale ſtrahlten acht große Wandſpiegel den Glanz von mehr als zweitauſend ambraduftenden Kerzen zurück. In dem Speiſeſaale war für die königliche Familie eine Tafel gedeckt, erleuchtet von zehn großen ſilbernen Armleuchtern. Hinter dem Seſſel des Königs und der Königin ſtanden ſechs reich gallonirte Pagen. Jeder Teller, für den König und die Königin beſtimmt, war von dem allerfeinſten, gemalten und vergoldeten Porzellan; jeder dieſer Teller koſtete fünf Louisd'or. Ueber die Speiſen ſelbſt mag ich darum nicht berichten, weil meine Feder ſich zu ſchwach fühlt, dieſe Genüſſe culinariſch zu zergliedern; nur ſo viel ſei geſagt, daß jede dieſer Speiſen eine Apotheoſe der Kochkunſt, das non plus ultra des feinſten Geſchmacks war. Bei jedem neuen Gange nahmen die Pagen die unreinen Teller weg und — warfen ſie pfeilſchnell auf die Straße hinab.

— Liebſter Graf, ſprach die Königin, warum laſſen Sie dieſes herrliche Porzellan ſo unbarmherzig zum Fenſter hinaus werfen?

— Damit ſich Niemand rühmen ſolle, von einem Teller zu eſſen, von dem Ihre Majeſtät zu eſſen geruht.

— Ei, wie galant, erwiderte die Königin mit einem verbindlichen Lächeln.

Bei der Ankunft des Deſerts hatten die Pagen bereits 46 ſolcher Teller auf die Straße hinausgeworfen — in Geld verwandelt heißt das ſo viel als 230 Louisd'or.

Der Nachtiſch brachte unter anderm eine rieſengroße Paſtete. Als einer der Pagen den Deckel davon abnahm, flog ein Schwarm zwitſchernder Kanarienvögel heraus, an deren Halſe mit grünſeidenem Bändchen Deviſen, Toaſte und Glückwünſche auf das Wohl der beiden Majeſtäten befeſtigt waren. Jede Frucht, welche die Königin aufſchnitt, enthielt eine ſinnige Ueberraſchung.

— Man muß geſtehen, ſprach Ihre Majeſtät, daß Graf Brühl ſeine Gäſte zu bewirthen verſteht.

— Geruhen Euer Majeſtät wenigſtens den guten Willen nicht zu verkennen.

— Sie haben mich auf eine ſo ſchöne Weiſe überraſcht, daß ich in der That Ihre Schuldnerin bin.

In demſelben Augenblick rief das Orcheſter im Ballſaale die Gäſte zur zweiten Polonaiſe.

— Ihren Arm, Graf Brühl, ſprach die Königin, wir wollen Ihre andern Gäſte nicht lange auf uns warten laſſen.

Ihre Majeſtäten erhoben ſich von der Tafel und miſchten ſich bald darauf in die Reihen der Tänzer. Die Königin tanzte mit dem Grafen, der König mit der Gräfin Brühl.

Das heitere Feſt währte bis tief in die Nacht hinein.

Am andern Morgen, als die Grafen Brühl und Sulkowski im Vorzimmer des Königs zuſammentrafen, ſprach Letzterer:

— Sind Sie böſe, wenn ich eine unbeſcheidene Frage an Sie richte?

— Ich bitte, fragen Sie.

— Das Feſt, das Sie zu Ehren der Königin gegeben, war eines der prachtvollſten, deren ich mich zu erinnern weiß. Was hat es gekoſtet?

— Circa 14,000 Thaler.

— So ohngefähr hat einmal Cleopatra den ſiegenden Antonius bewirthet.

---

Noch an demſelben Tage erhielt der Graf von Brühl ein Handbillet von der Königin. Sie ſchrieb:

„Ich beeile mich, Ihnen meinen Glückwunſch abzuſtatten. Der König, mein Gemahl, hat geruht, Sie zu ſeinem Premierminiſter zu ernennen.“

Schloß Pillnitz, am 29. Nov. 1748.

Joſephine.

---

Acht Tage ſpäter veranſtaltete der Fürſt von Sulkowski, um den Grafen von Brühl zu verdunkeln, mitten im Sommer eine Schlittenfahrt, bei welcher der Weg von Reußen bis Liſſa — eine deutſche Meile — um die Stelle des Schnees zu erſetzen, zwei Fuß hoch mit geſtoßenem Zucker überſäet war.

## VIII.

# Pflanzen-Kapitel.

Buffon, Haller, Blumenbach, Cuvier, Humboldt und andere berühmte Naturforſcher ſagen, der Menſch ſei ein Carnivor, ein Weſen, das von der Natur angewieſen ſei, ſich von Fleiſchſpeiſen zu nähren. Wallis, Cocchi und andere minder bekannte Anthropologen weiſen dem Menſchen einen Platz unter die Herbivoren oder pflanzenfreſſenden Thiere an; die Wahrheit liegt in der Mitte: der Menſch iſt ein Omnivor, der ſich ſeine Nahrung aus dem Thier- und Pflanzenreiche holt.

Sprechen wir zuerſt von den Pflanzenſpeiſen.

Die meiſten dieſer Nahrungsſtoffe werden im gewöhnlichen Leben „Gemüſe“ genannt. Dieſe Gemüſe, welche Börne ſehr bezeichnend die „Freuden des Eßpöbels“ heißt, ſind zwar durchweg weniger nahrhaft, als die Fleiſch-Stoffe, aber deßwegen nicht minder wohlthätig, ſchon darum, weil ſie Abwechslung in's Repertoire unſerer Küche bringen und obendrein unſerer Geſundheit zuträglich ſind. „Einige dieſer Gemüſe, ſagt Herr von Rumohr im „Geiſt der Kochkunſt“, erweichen den Unterleib, Andere erfriſchen und reinigen die Säfte; in rechtem Maaße genoſſen, ſind ſie wahre Haus-Arzeneien.“

Dieſe Haus- oder, richtiger geſagt, Magen-Arzeneien zerfallen in fünf Kathegorien:

I. in Kräuter,
II. in Wurzeln,
III. in Knollen,
IV. in Schoten oder Hülſen und
V. in Früchte oder Obſt.

Zur erſten Klaſſe gehören:

1. Blumenkohl (Brassica Botrytis). In Deutſchland gedeiht nur eine Art, welche weiße Blumenknoſpen hat; in Italien aber gibt es drei Spielarten, von denen die eine citronengelbe, die andere meergrüne, die dritte, die in Rom heimiſch und unter dem Namen „Broccoli" bekannt iſt, braunrothe Knoſpen hat. Die letztere, von allen die geſchmackhafteſte, iſt der Stolz der römiſchen Küche, die ihn in Salatform zubereitet und mit Pommeranzenſaft ſchwängert. — Die deutſche Küche verbindet den Blumenkohl entweder mit Citronenſaft oder fein gehacktem Sauerampfer, wodurch er eine pikante Schärfe, mit ſüßem Rahm und Eidotter, durch die er eine einſchmeichelnde Weichheit, oder mit Krebsbutter und Krebsſchwänzen, wodurch er eine reizende Unwiderſtehlichkeit erhält.

2. Weißkohl (Brassica oleracea). Seine Süßigkeit wird durch Bouillon und einen leichten Kümmelaccent geſchärft. Eine Spielart des Weißkohls iſt der Roth- und Blaukohl (Brassica oleracea rubra), der gewöhnlich mit Eſſig eingeſäuert oder auch mit Weintrauben oder Borsdorfer Aepfeln amalgamirt wird. — Eine andere Varietät iſt der ſogenannte Werſich- oder Savoyerkohl (Brassica Sabauda), der aus Piemont ſtammt, wo er mit Reis und Pfeffer zubereitet wird.

3. Spinat (Spinacia oleracea) iſt ein mild-gewürzhaftes Gemüſe, welches ſich vor allen andern dadurch auszeichnet, daß ſelbſt der ſchwächſte Magen es leicht verdauen kann, beſonders, wenn man es mit etwas Sauerampfer dämpft und mit Portulak und Körbel vermählt. — Weißkohl, in Salz eingelegt, gibt das ſogenannte Sauerkraut, das Hand in Hand mit Erbſen und Pöckelfleiſch ein Nationalgericht iſt, wodurch ſich ſchon mancher deutſche Magen eine patriotiſche Indigeſtion zugezogen hat. — In Hamburg pflegt man das Sauerkraut mit gebratenen Auſtern zu garniren, ein Gemüſe, das ich Je-

dem empfehle, der ſeinem Magen eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit erweiſen will.

4. Lattich (Lactuca sativa) eine allbekannte ziemlich zahlreiche Sippſchaft, worunter ſich der blutfarbige zartgeſprenkelte Kopfſalat rühmlich auszeichnet. Er ſchmiegt ſich wie Spinat in Gemüſeform, wird aber gewöhnlich als Salat mit Eſſig und Oel zubereitet und mit halbirten Eiern decorirt.

5. Endivie (Cichorium latifolia oder Endivia vulgaris) iſt, nach Rumohr, ein ſehr heilſames Wintergemüſe; als Salat zubereitet, reinigt er die Säfte und iſt beſonders einem kranken Zahnfleiſch ſehr zu empfehlen. Eine Spielart, die gekräuſelte Endivie (Endivia crispa) iſt, als Salat genoſſen, noch zarter und ſchmackhafter als die breitblätterige. Die Endivie iſt der einzige Salat, der einen Zuckerzuſatz verträgt, wodurch die Bitterkeit lieblich gemildert wird.

6. Sauerampfer (Rumex acetosa) ein Kraut, das, wie ich ſchon oben geſagt, als Supplement zum Spinat und zu allerlei Tunken verbraucht wird.

7. Raute (Ruta graveolens), ein ſtrauchartiges Kraut, das im ſüdlichen Europa und in der Levante wild wächſt, bei uns aber in Gärten gezogen wird. Die bitterlichen Blätter, welchen die Medicin nerven- und magenſtärkende Kräfte zuſchreibt, werden häufig bei der Zuſammenſetzung der Kräuterſuppen, weniger bei Kräuterſaucen, angewendet. Die friſchen Blätter, auf Butterſchnitten gelegt, geben ein blutreinigendes Frühſtück. Nach der Anſicht der ſaliternianiſchen Schule ſoll die Raute bei Männern die böſen Gelüſte dämpfen, bei Frauen hingegen ſie noch erhöhen, daher der Spruch: Ruta viris minuit venerem, mulieribus addit.

8. Majoran (Origanum majorana oder Majoranum vulgaris) wird nur noch bei Würſten angewendet, ebenſo

9. Thymian oder Quendel (Thymus vulgaris), der dann und wann auch als Suppenkraut gerbaucht wird.

10. Meliſſe (Melissa officinalis),
11. Krauſemünze (Mentha crispa),
12. Pfeffermünze (Mentha piperita), } werden bisweilen in Spinat gemiſcht.

13. Rosmarin (Rosmarinus officinalis),
14. Beifuß (Arthemisia), } werden zu mancherlei Saucen verbraucht.

15. Salbei (Salvia officinalis) verbindet ſich mit allerlei Gebratenem. Zweige von gemeinem oder römiſchem Salbei zwiſchen kleine Vögel am Spieß aufgereiht, geben den gebratenen Vögeln einen pikanten Beigeſchmack.

16. Baſilikum (Ocymum medium), eine Würze, die bei Geflügel mit großer Sparſamkeit angewendet werden muß, weil deſſen Beigeſchmack ſonſt zu ſtark hervortritt.

17. Angelika (Angelica sativa) wird in Italien roh bei gemiſchten Gerichten angewendet.

18. Wermuth (Absynthium ponticum) wird nur beim Hirſchwildpret gebraucht.

19. Körbel (Scandix chaerefolium) iſt ein angenehmes Aggregat der Kräuterſuppen.

Die nachfolgenden Kräuter werden als Salatzuthaten verwendet:

20. Kleine Gartenkreſſe (Erysimum vernum).

21. Brunnenkreſſe (Nasturtium aquaticum).

22. Rapunzeln (Campanula esculenta). Blatt und Wurzeln, zuſammengenommen, geben einen ſehr leckerhaften Salat.

23. Löffelkraut (Cochlearia officinalis).

24. Pimpernelle (Pimpinella sanguisorba).

25. Borraſch (Borago officinalis), mit Eſſig und Oel als Beilage zum Geſottenem.

Zur Klaſſe der Wurzelgewächſe gehören:

1. Sellerie (Apium graveolens) ein in Deutſchland einheimiſches Doldengewächs, deſſen ſüße, nahr- und gewürzhafte Wurzel, in Scheiben geſchnitten und in Salat abgekocht, eine der angenehmſten Salat- und Suppen-Ingredienzien iſt. Die

Medicin weiſ't ihr einen Platz in die Reihe der ſogenannten Aphrodisiaca an. Rumohr erwähnt einer italieniſchen Spielart, die keine Wurzel anſetzt, mehr in die Blätter ſchießt, milder ſchmeckt und, gedämpft und geſotten, ein ziemlich wohlſchmeckendes Gemüſe gibt.

2. Peterſilie (Apium petroselinum oder Petroselinum sativum). ein Gewächs, deſſen äußerliche Organiſation eine für die Küche höchſt gefährliche Aehnlichkeit mit dem giftigen Garten-Schierling (Aethusa Cinapium) hat, der ſich von ihr nur durch eine dunklere Färbung ſeiner minder aromatiſchen Blätter unterſcheidet. Schon der alte Ahnherr der Kochkünſtler, der Römer Apicius, bediente ſich der Wurzel und Blätter zu Hachés und Saucen, und noch jetzt wird ſie als Suppen- und Tunken-Würze und in letzterer Form am häufigſten bei Süßwaſſerfiſchen angewendet. Die Medicin ſchreibt der Peterſilienwurzel blutreinigende, harntreibende Kräfte zu.

3. Meerrettig (Cochlearia Armoracia), deſſen flüchtig ſcharfe, beißende Wurzel, friſch gerieben und mit Eſſig angefeuchtet und durch ein klein wenig Zucker gedämpft, eine äußerſt pikante Rindfleiſch- und Fiſchſauce gibt, die vor allen andern noch den beſondern Vorzug hat, daß ſie dem durch Scorbut angegriffenen Zahnfleiſch und der geſchwächten Verdauung treffliche Dienſte leiſtet. — Der beſte Meerrettig wächſt in Beiersdorf bei Erlangen.

4. Rettig (Raphanus sativus niger) ſtammt urſprünglich aus China. Nach der Zeit ſeiner Ausſaat unterſcheidet man bei uns Sommer-, Herbſt- und Winterrettig. Die weißen Valencianer und die ſchwarzen Erfurter, faſt eben ſo ſaftig als die gewöhnlichen Rettige, erreichen oft die Größe eines Kinderkopfs. Die korinthiſchen Rettige zeichnen ſich von den übrigen Verwandten dadurch aus, daß ſich ihre Wurzeln über der Erde befinden. — Die beißent ſcharfe Wurzel, die man durch Salz, das man zwiſchen die einzelnen, dünn geſchnittenen Scheiben ſtreut, in eine Art von Tranſpiration verſetzt, welche man in

der Kunſtſprache der Feinſchmecker „ſchwitzen“ nennt, wird roh gegeſſen. Ungeachtet ihrer blähenden Eigenſchaft iſt ſie vorzüglich Jenen zu empfehlen, die an chroniſchen Verſchleimungen leiden. Die Medicin wendet den ausgepreßten Saft des ſchwarzen Rettigs mit Zucker, Honig oder auch Baumöl vermiſcht gegen Heiſerkeit und Huſten, gegen Stein- und Bruſtbeſchwerden an. — Herodot erzählt, daß beim Bau der ägyptiſchen Pyramiden der Rettig faſt das einzige Nahrungsmittel der dabei beſchäftigten jüdiſchen Sclaven geweſen ſei. — Im Apollotempel zu Delphi hingen ein goldener Rettig, eine ſilberne Rübe und eine bleierne Kohlſtaude als Sinnbilder der menſchlichen Nahrung. — Horaz, der römiſche Odenſänger, den Kaiſer Auguſtus nie anders als lepidissimum homuncionem, ein nettes Kerlchen genannt, aß nichts ſo gern als Rettig, den er ſogar in einigen ſeiner Oden beſungen hat. Auch Marcion Graecus widmete dem Rettig eine Lobrede, die zum Leidweſen aller Gourmands im Strom der Zeiten verloren gegangen iſt. — Bei den Griechen wurde der Rettig auch als Strafmittel gegen Ehebrecher angewendet. Wer ſich mit den Details dieſer ſonderbaren Strafe bekannt machen will, muß ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen, in Paſſow's griechiſchem Lexikon das Wort „ῥαφανιδόω“ aufzuſchlagen.

5. **Radieschen** (Raphanus minor), eine Spielart des Vorigen. Man unterſcheidet Monats-, Sommer-, Forellen- und holländiſche Radieschen, die bald rund, bald lang, von weißer, grauer, gelber und rother Farbe ſind. — Nach der Etymologie des Herrn Neſtroy iſt das Paradies nichts weiter als ein Paar Radies.

6. **Weiße Rübe** (Brassica Napus), eine Wurzel, die, ungeachtet ihres bitterlichen Nachgeſchmacks, ſehr vielen Zuckerſtoff enthält. In Fleiſchbrühe gekocht oder in Butter geſchmort, geben ſie ein Gemüſe, das beſonders dem Hammelsbraten einen angenehmen Ton verleiht. Um ihre blähende Eigenſchaft herabzuſtimmen, muß man ſie mit Pfeffer würzen.

Die Steckrübe (Brassica Napus sativa) wird in längliche Würfel geſchnitten und in Bouillon abgedämpft. — Die Mark Brandenburg erzeugt eine Spielart, die, unter dem Namen „märkiſche oder teltower Rübe“ bekannt, eine möhrenartige Form hat und wegen ihres weit zartern Geſchmacks als Leckerbiſſen in's Ausland, ja ſogar bis nach Oſtindien verſendet wird. Der Ablaßkrämer Tetzel, der Commis-Voyageur Leo's X., ſoll dem heiligen Vater nicht blos Ablaßgelder, ſondern auch teltower Rüben nach Rom geſchickt haben.

7. Rothe Rübe oder Mangold (Beta vulgaris), eine von der vorhergehenden ganz verſchiedene Gattung, deren etwas widerlich ſüße Wurzel, in Eſſig eingelegt, mit Kümmel und kleingewürfeltem Meerrettig vermiſcht, nur als Salat genoſſen wird.

8. Mohrrübe, Möhre oder gelbe Rübe (Daucus Carota). Die jungen zarten Wurzeln geben ein ſehr ſchmackhaftes geſundes Gemüſe, das in Bouillon gedämpft und mit feingehackter Peterſilie oder auch mit Spargelköpfen und jungen grünen Bohnen verbunden wird.

9. Paſtinak (Pastinaca sativa) wird wegen ſeiner allzugroßen Süßigkeit ſelten allein, ſondern mit Schwarzwurzel und Sellerie amalgamirt.

10. Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica), ein ſehr angenehmes Wintergemüſe, das vor dem Kochen erſt von ſeiner ſchwarzen Oberhaut gereinigt werden und ein halbes Stündchen im Waſſer liegen muß, wodurch die Wurzeln ihre Bitterkeit verlieren. Schwarzwurzeln werden häufig auch mit Paſtinak oder Winterſpargel vermiſcht.

11. Cichorienwurzel (Cichorium Intybus), ein beſonders kranken Perſonen ſehr zu empfehlendes Gemüſe, weil es Galle und Schärfe verbeſſernd, kühlend und eröffnend iſt.

12. Zuckerwurzel (Sium Sisari) gibt, wenn ſie noch jung iſt, ein zartes, mäßig nährendes, leicht verdauliches Gemüſe.

13. Haferwurzel (Tragopogon porrifolium). Siehe Zuckerwurzel.

14. Hopfen (Humulus Lupulus). Die jungen Wurzelſproſſen, mit Butterſauce übergoſſen oder wie Spargel abgekocht und mit Eierſauce zubereitet, ſind ein gewürzhaftes und leicht verdauliches Gemüſe.

15. Spargel (Asparagus officinalis), der König der Gemüſe, der in den ſumpfigen Gegenden des ſüdlichen Europas, ja ſelbſt in einigen Gegenden Englands wild wächſt, bei uns aber die Zierde der Küchengärten iſt. — Ueber die beſte Art ſeiner Zubereitung laſſe ich Herrn von Rumohr ſprechen, deſſen competente Stimme alſo lautet: „Reinige den Spargel nicht allzulang vor dem Verbrauche, waſche ihn ſchnell ab, ohne ihn im kalten Waſſer liegen zu laſſen, und lege ihn nicht eher in's Kochgeſchirr, als bis das Waſſer im vollen Wallen iſt. Salze hierauf das Waſſer reichlich, und wenn Du Dich überzeugen willſt, ob Dein Spargel gar ſei, ſo faſſe ihn an die Köpfe und nicht an den Stiel, wie unerfahrene Köche zu thun pflegen. — Alſo geſottener Spargel kann auf Italieniſch, abgekühlt mit einer Tunke von Oel, Citronenſaft, Salz, Pfeffer und Senf, oder auf Deutſch, in einer weißen Tunke von Butter, Mehl und Eidottern gegeben werden.“ — Die Medicin zählt den Spargel unter die harntreibenden Mittel. Das im Spargel befindliche Aſpargin hat die Eigenſchaft, daß er dem Urin einen ſcharfen ſpargelähnlichen Geruch mittheilt. —

So oft ich Spargel eſſe, fällt mir ein franzöſiſches Anekdötchen ein. Fontenelle und Dubos, zwei ausgezeichnete Feinſchmecker, ſtritten einſt über die Art und Weiſe, wie der Spargel zubereitet werden müſſe, und da ſie darüber nicht einig werden konnten, beſchloſſen ſie, Jeder ſeine Spargelportion auf andere Weiſe zubereiten zu laſſen. Fontenelle beſtellte ſeine Spargel auf italieniſche, Dubos auf deutſche Manier. Kurz vor dem Abendeſſen wurde der liebe gute Fontenelle von einem Schlaganfall heimgeſucht. Dubos ſpringt auf, eilt zur Thür hinaus und ruft — man glaubt etwa, den Arzt? — nein, blos den Koch, dem er den Befehl ertheilt, jetzt allen Spargel à l'allemande zuzubereiten. — Der Philoſoph Meiners ſpricht den Süddeutſchen allen Geſchmack ab, weil ſie grünen Spargel dem weißen vorziehen. Und wahrlich, er hat Recht. Weißer Spargel verhält ſich zum grünen, wie Beranger zu Herrn Hoffmann von Fallersleben.

Zur Klaſſe der Knollengewächſe gehören:

1. Kartoffel oder Erdapfel (Solanum tuberosum), eine Wurzelknolle, die in der Civilliſte der menſchlichen Nahrungsmittel eine ſo große wichtige Rolle ſpielt, daß man ſie mit vollem Recht den Freund der Armen, den Liebling der Reichen nennen darf. Die Kartoffel ſtammt urſprünglich aus Peru und ward im Jahre 1565 zuerſt durch den engliſchen Sclaven-Händler Hawkins nach Europa gebracht, aber Anfangs wie alles Nützliche verkannt und gänzlich ignorirt. — Zwanzig Jahre ſpäter führte ſie Franz Drake und Walter Raleigh aus Virginien in England und Irland ein. Hier in England, wo ſchon damals, wie noch jetzt, die Armuth zu Hauſe war, fand die Kartoffel die verdiente Würdigung. — Francis Drake und Walter Raleigh ſind zwei Namen, denen die Menſchheit ewigen Dank ſchuldet, nicht etwa darum, weil ſie im Jahre 1588 Philipps II. unüberwindliche Flotte zerſtört, ſondern deßhalb, weil ſie durch die Einführung der Kartoffeln für die Armen aller Zonen eine unerſchöpfliche Goldgrube entdeckt haben, woraus dieſe oft ihre einzige Nahrung ziehen. — Sonderbares Geſchick, daß die meiſten Menſchen, die der Welt große Dienſte geleiſtet haben, vom Schickſal ſchlecht dafür belohnt werden! Francis Drake und Walter Raleigh, zwei der größten Wohlthäter der hungernden Menſchheit, haben ein trauriges Ende genommen: Drake ſtarb am 30. December 1595 mitten auf der See zwiſchen Nombres de Dios und der Landenge von

Panama und ſein Leichnam ward in's Meer verſenkt; Raleigh, unſchuldig eines Hochverraths gegen Jakob I. angeklagt, ward, nachdem er früher ſchon 13 Jahre deßhalb im Kerker geſchmachtet, am 29. Oktober 1618 enthauptet. — Es iſt daher höchſt poſſirlich, wenn ein gewiſſes Converſationslexicon berichtet, dieſer Walter Raleigh, der im Jahre 1618 enthauptet worden, habe erſt 1623 (alſo fünf Jahre nach ſeiner Hinrichtung) die Kartoffeln nach Irland gebracht. — Zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Kartoffeln in Frankreich noch eine ſo koſtſpielige Rarität, daß ſie nur auf der Tafel Ludwigs XIV. erſchienen. „Im Jahre 1710, ſagt daſſelbe Lexicon, ward die Kartoffel im Würtembergiſchen durch den Generallieutenant von Milkau, nach ſeiner Rückkehr aus Brabant, in Sachſen zuerſt im Voigtlande eingeführt. Jonas Altſtrömer führte ihren Anbau 1726 in Schweden, Graham 1746 in Schottland und Parmentier in Frankreich ein. Um 1750—60 zog man ſie in Deutſchland nur noch in Gärten und erſt 1780 wurden ſie auch im freien Felde angebaut.“ Ein Glück für die Armen, daß die Kartoffel faſt in jedem Klima, ſelbſt im hohen Norden, in Kamſchatka, und faſt auf jedem Boden, ſelbſt auf dem unfruchtbarſten gedeiht. Es gibt jetzt mehr als 150 Spielarten, die ſich durch Geſtalt, Farbe und Geſchmack von einander unterſcheiden. Die beſten ſind die ſogenannten Zuckerkartoffeln, die holländiſchen und frieſiſchen, die alle eine feine Schale haben, inwendig keine Flecken zeigen, beim Kochen leicht mürbe werden und weit mehliger als andere Spielarten ſind. — Die armen Kartoffeln hatten lange Zeit mit dem Vorurtheil zu kämpfen, daß ſie ſchwer zu verdauen ſeien und noch obendrein Hautſchärfe, ja ſogar Ausſatz erzeugen. Chemiſche Unterſuchung und vieljährige Erfahrung haben ihnen jedoch das Recht eingeräumt, daß ſie, mäßig genoſſen, eine durchaus unſchädliche, wenn auch nicht ſehr nahrhafte Speiſe ſind. Die Kartoffel iſt ein Gemüſe, das ſich gutwillig zu jeder Gattung von Speiſen gebrauchen läßt. — Den Freunden der Kartoffel empfehle ich ein bei Voigt in Weimar erſchienenes „Kartoffelbüchlein“, worin der anonyme Kartoffel-Autor 18 verſchiedene Kartoffelſuppen, 130 Kartoffelgemüſe, 11 Kartoffelſalate, 70 Kartoffelmehlſpeiſen und 24 Kartoffelbackwerke bereiten lehrt. Ein practiſcher Branntweinbrenner hat bewieſen, daß in den Kartoffeln viel Geiſt ſtecke, denn aus 100 Pfund Kartoffeln und 5 Pfund Malz könne man mit leichter Mühe 500 Procent Alkohol gewinnen. Kein Wunder alſo, daß die norddeutſchen Kartoffel-Eſſer ſo unendlich reich an Geiſt ſind! — So oft ich vor einem blühenden Kartoffelfeld vorübergehe, ziehe ich meinen Hut und denke dankerfüllt an den im Meer begrabenen Drake und den im Tower enthaupteten Raleigh. Es wundert und ärgert mich, daß in unſerer monumentſüchtigen Zeit, wo man nicht mehr 10,000 Schritt gehen kann, ohne mit dem Kopf an ein Denkmal zu rennen, noch Keiner auf den Einfall gekommen iſt, dieſen beiden Kartoffelhelden, die doch weit mehr Nutzen geſtiftet als mancher blutbefleckte Pulverheld, Denkſäulen zu errichten.

2. Arakatſcha (Arracacha esculenta, Dec., oder Conium Aracacia) ein Doldengewächs, das nach Zeas Bericht in Sante Fé de Bogota wild wächſt und deſſen purpurröthliche Knollen einen wallnußähnlichen Geſchmack haben. Schade, daß dieſe Pflanze, die ganz geeignet wäre, eine glückliche Nebenbuhlerin der Kartoffel zu werden, in Europa nicht gedeihen will.

3. Erdbirne oder Erd-Artiſchocke (Helianths tuberosus), eine dem Geſchlecht der Sonnenroſe angehörige Pflanze, die aus Braſilien ſtammt und jetzt in manchen Gegenden des nördlichen Deutſchland angepflanzt wird. Die länglichen Knollen dieſer Braſilianerin haben einen Geſchmack, der dem der Kartoffel nahe kommt, mit dem Unterſchiede, daß dieſe minder ſüß, jene weniger mehlig ſind.

4. und 5. Kohlrabi über der Erde (Brassica gongylodes) und Kohlrabi unter der Erde: (Brassica napo-brassica), zwei Kohlarten, deren Knollen, wenn ſie noch ſo alt ſind, ein nährendes, aber ſehr blähendes Gemüſe geben und ſehr viel Pfeffer zur Würze verlangen, um ſie leichter verdaulich zu machen. Die erſte Art iſt wohlſchmeckender als die andere.

6. Zwiebel (Allium Cepa), eine Pflanze, der die alten Aegyptier göttliche Verehrung gezollt und Altäre errichtet hatten, weßhalb der Spötter Juvenal ſie beneidet. Glückliche Völker, ſagt er, die den Gegenſtand ihrer Anbetung in ihrem Garten finden! Nicht minder wird ſie von den Hindus verehrt. Forſter erzählt in ſeiner Reiſe von Bengalen nach St. Petersburg, daß viele indiſche Sekten keine Zwiebeln eſſen dürfen, und daß in Ober-Indien die Braminen, wenn bei einer wichtigen Angelegenheit ein Eid zu leiſten ſei, Zwiebeln herbeiholen laſſen, um die Feierlichkeit zu erhöhen. Wie wir Chriſten auf's Cruzifix, ſchwören manche Hindus auf Zwiebeln. — Wir andern Nationen machen von der guten Zwiebel weniger Aufhebens. — Nur wenige Völker eſſen ſie roh, wie die Polen es zu thun pflegen. Der Spanier iſt zufrieden, wenn er ſeine Mandoline, ſeine Cigarre und ſeine Zwiebel hat. Auch der gemeine Franzoſe pflegt ſie roh nicht zu verſchmähen. — Während der erſten franzöſiſchen Revolution ſoll ein königlich geſinnter Bettler in Paris tagtäglich nichts anders als vierzehn Zwiebel gegeſſen und dadurch den Beinamen Quatorze-oignons erhalten haben. — Einer der größten Zwiebelfreſſer war der Prophet Mahomet, der täglich zwanzig bis dreißig Zwiebeln aß. — In der Türkei, wo ein gewiſſer Grad von Embonpoint als eine unerläßliche Hauptbedingung weiblicher Schönheit angeſehen wird, pflegen magere Frauen vor dem Schlafengehen einige Zeit lang zehn bis zwölf geröſteter Zwiebeln zu eſſen, um dadurch fett zu werden. Dieſes einfache Mittel, das ja auch deutſche Frauen einmal verſuchen können, ſoll, wie

Dr. **Tobler** in ſeiner „Luſtreiſe ins Morgenland“ erzählt, nur ſelten ſeine Wirkung verfehlen. — Eine Spielart, unter dem Namen „Straßburger Zwiebel“ bekannt, iſt eine pikante Beilage zu geſottenem Gemüſe; die ſogenannte ſpaniſche Zwiebel, welche größer und dicker als die gewöhnliche iſt, wird ausgehöhlt und mit beliebigen Hachés ausgeſtopft, in Butter gebraten und mit ſäuerlichen Saucen ausgeſtattet. — Eine andere Spielart, die Schalotte (Allium ascalonium) hat ihren Namen von ihrer Wiege Ascalon, einer Stadt in Phönizien. Alexander der Große war es, der die gemeine Zwiebel von Aegypten und die Schalotte von Phönizien nach Griechenland geſchickt. — Letztere iſt ſtärker und gewürzhafter als die Erſtere.

7. **Knoblauch** (Allium sativum) iſt eine der größten Lieblingsgewürze der Juden und alten Aegypter. Der große Pythagoras, der eine Lobrede auf den Knoblauch ſchrieb, nennt ihn den König der Gewürze. Die Griechen aber verachteten dieſen König ſo ſehr, daß ſie Jedem, der Knoblauch gegeſſen, den Eintritt in den Tempel der Cybele verſagten. Der Philoſoph Stilpon, der dieſes Gebot einſt zu überſchreiten wagte, wäre beinah geſteinigt worden. Die Juden aber ziehen ihn noch heut zu Tag jeder andern Würze vor und dürfen ſich glücklich preiſen, daß ſie darum weder aus dem Tempel gejagt, noch wie Stilpon geſteinigt werden; doch fände ich es gar nicht unbillig, wenn allen Leuten, welche Knoblauchsduft aushauchen, wenigſtens der Zutritt ins Theater unterſagt würde. Bei der erſten Aufführung von Aubers „Muette de Portici“ ſaß ich in einer Parketloge des Opernhauſes in Berlin neben einer à la chinoise friſirten alten Jüdin, die ſo ſehr nach Eau de mille fleurs und — ſchauderhafter Kontraſt! — nebenbei nach Knoblauch roch, daß ich meinen guten bequemen Platz mit einem Winkel im gedrängtvollen Parterre vertauſchen mußte, etwas, was ich dieſer lieben guten Dame dies- und jenſeits nicht verzeihen kann. — Zur Beſeitigung des fatalen

Knoblauchgeruches, der wirklich polizei- und cenſurwidrig iſt, empfiehlt Menander eine in Aſche gebratene rothe Rübe, Hieronymus Tragus verordnet Raute, und Aemilius Macer, derſelbe, der in ſeinem Gedichte „de virtutibus plantarum“ den Rettig und Knoblauch in hochtrabenden Verſen gefeiert, räth uns die Zedoaria zu eſſen; meine Wenigkeit empfiehlt das Zerkauen einer Kaffeebohne, die nicht nur den Knoblauchgeruch, ſondern überhaupt jeden unangenehmen Speiſen-Nachklang ſchnell vertilgt. — Den Geruch abgerechnet, hat der ehrenwerthe Knoblauch gute Eigenſchaften. Die alten Griechen ſchrieben ihm eine beſondere Kraft gegen die Reize der Liebe zu. Schon Hippokrates, der ihn den Theriak der Bauern nennt, und Galen, Dioskorides und Plinius ertheilen ihm großes Lob, und Avicenna verordnet ihn namentlich den Reiſenden als ſtärkendes Vademecum. Borellus, Plater, Riverius und Hoffmann halten ihn für ein Specificum gegen Zahnſchmerz, Würmer und Steinbeſchwerden. An den Küſten des Mittelmeeres achtet man ihn als ein Präſervativ gegen das Fieber; Rumohr findet nur das Eine an ihm auszuſetzen, daß er (der Knoblauch nämlich) ſchwer zu verdauen ſei und darum Aufſtoßen errege. — Deſſenungeachtet bleibt der Knoblauch ein höchſt achtenswerthes Gewürz, deſſen Eigenſchaften Niemand beſſer gewürdigt, als der franzöſiſche Graf Marcellus, der zur Zeit der Reſtauration ein didactiſches Gedicht auf den Knoblauch gemacht, ein Gedicht, das ihm einen Platz in der Akademie und eine Ehrenſäule im Herzen jedes Feinſchmeckers verſchafft hat. —

Eine Spielart des Knoblauchs, die Rocambole, (Allium scordoprasum) iſt weniger unangenehm. Der Knoblauch eignet ſich am beſten zu Hammelsbraten, die Rocambole als Würze zu kalten Paſteten.

8. Schnittlauch (Allium schoenoprasum) iſt, fein zerhackt, eine würzige Tapiſſerie auf Butterſchnittchen für ein ländliches Frühſtück beſtimmt.

9. Gemeiner Lauch oder Porre (Allium porrum), ein ausgezeichnet gutes Suppenkraut, das mit Peterſilie, Sellerie, Körbel, Portulak, Dragon und Borraſch das grünleuchtende Siebengeſtirn der Potage à la Julienne bildet.

Zur Klaſſe der Hülſen- und Schotenfrüchte gehören:

1. Die Linſen (Ervum Lens), eine Hülſenfrucht, für welche Eſau die Rechte ſeiner Erſtgeburt ſeinem jüngern Bruder Jakob abtrat. — Pythagoras und Cato rühmen ſie als ein Univerſalmittel gegen alle Krankheiten; aber Chryſipp, ein berühmter Arzt der alten Griechen, der über die guten Eigenſchaften des Kohls einen dicken Folianten geſchrieben, erklärt den harmloſen Linſen den Krieg und nennt ſie eine Speiſe für Faulenzer und Müßiggänger; er behauptet, der Genuß der Linſen mache faul und träg, was ſchon ihr Name andeute, denn er leitet lens von lente, langſam ab. — Die alten Römer hielten, wie Virgil in ſeinem Georgicon (Lehrgedicht von der Landwirthſchaft) erzählt, die Linſen füe eine unglückbringende Speiſe, und Craſſus behauptet, wie Plutarch berichtet, in vollem Ernſte, daß ſeine Armee von den Parthern nur darum geſchlagen worden ſei, weil ſie, aus Mangel anderer Speiſe, ſich einzig und allein von Linſen genährt habe. Es iſt unbegreiflich, warum nicht die großen Feldherren der neuern Geſchichte die Schuld ihrer Niederlagen, wie jener craſſe Craſſus, gleichfalls den unſchuldigen Linſen in die Schuhe ſchieben! Wie komiſch wäre es, wenn einer dieſer Herren behaupten würde, die Preußen ſeien 1806 bei Jena von den Franzoſen blos deßhalb geſchlagen worden, weil ſie damals Linſen gegeſſen. — Die Linſen werden in der Suppe und als Gemüſe gegeſſen, finden aber, wegen ihrer blähenden Eigenſchaft, nur wenige Anhänger.

2. Vits- oder grüne Bohnen (Phaseolus vulgaris), eine Hülſenfrucht, die in Italien in Waſſer und Salz geſotten, mit Eſſig, Oel und Citronenſaft abgekühlt, einen wohlſchmeckenden

Salat gibt. In Deutſchland werden die grünen Bohnen auch als Gemüſe zubereitet. Sehr beliebt ſind die ſogenannten jungen Zuckerbohnen, die allein oder auch in Verbindung mit Spargelkopfen oder jungen Mohrruben eine angenehme, leicht verdauliche Speiſe ſind, welche wegen des vielen Zuckerſtoffs und Pflanzenſchleimes ſelbſt Kranke genießen dürfen. Nicht minder ſchmackhaft ſind die ſogenannten Schwerdtbohnen, die in Fleiſchbrühe gekocht, in Butter gedämpft und mit Eſſig und Dragon gewürzt werden.

3. Große Bohnen (Vicia Faba), eine Pflanze, die in frühern Zeiten mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen hatte. Pythagoras, der Philoſoph von Samos, rieth ſeinen Schülern: Enthaltet Euch der Bohnen; ein Verbot, worüber die alten Sprach- und Naturforſcher ſich unnothiger Weiſe die Köpfe zerbrachen. Einige nahmen das wörtlich und meinten, der große Philoſoph habe den Genuß der Bohnen deßhalb unterſagt, weil ſie eine ungeſunde, ſchwer zu verdauende Speiſe ſeien (was auch Theophraſtus, Hippokrates und Plinius beſtätigen); Andere nahmen das bildlich und behaupteten, der berühmte Weiſe habe unter Bohnen metaphoriſch Aemter verſtanden, weil bei den Wahlen der Beamten die Bohnen die Stelle der Kugeln vertraten. — Der Aberglaube verſicherte, daß Bäume, zu deren Füßen Bohnen blühen, nicht gedeihen, ebenſo, daß Hennen, welche mit Bohnen gefüttert werden, keine Eier legen können. Unſere aufgeklärte Zeit, die jedem Vorurtheil den Krieg erklärt, läßt den Bohnen die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie, was auch Pythagoras und Ludwig Nonnius in ſeinem Diaeteticon sive de re cibaria gegen ſie einzuwenden haben, eine gute Suppen-Ingredienz und mit Eſſig und Syrup, halb ſüß, halb ſauer, ein wohlſchmeckendes, wenn gleich ſehr blähendes Gemüſe liefern. In Frankreich ſind namentlich die haricots à la maitre d'hôtel ſehr beliebt.

4. Erbſe (Pisum sativum), eine Frucht, von der Colu-

mella in ſeiner Abhandlung de re rustica erzählt, ſie ſei zu ſeiner Zeit ſo verachtet geweſen, daß man nur die Pferde damit gefuttert habe. Das Unrecht, das die alten Römer den Erbſen zugefügt, haben die Deutſchen dadurch wieder gut gemacht, daß ſie ſie zu einem ihrer Suppenlieblinge und, als Begleiter von Pökelfleiſch und Sauerkraut, zu ihrem Nationalgericht erhoben haben, das einmal in der Woche — gewöhnlich am Donnerstag — im Budget der deutſchen Haushaltungen eine gern geſehene Rolle ſpielt.

5. Die Kichererbſe (Cicer sativum) eignet ſich mehr noch als ihre Vorgängerin zu durchgetriebenen Suppen, die mit geröſteter Brodrinde verbunden werden (purés aux croutons). In Spanien bilden die Erbſen, unter dem Namen Garavanços bekannt, einen Hauptbeſtandtheil der gefeierten Olla potrida. In Paris brennt man die Pois chiches wie Kaffee und heilt mit dem Abguß das Podagra.

Bevor ich von den Schwämmen rede, habe ich noch dreier Pflanzen zu erwähnen, die in mehrfacher Hinſicht eine eigene Abtheilung bilden: ich meine die Artiſchocke, die Gurke und den Kürbis.

Die Artiſchocke (Cynaria Scolymus) ſtammt urſprünglich aus Aſien und wird bei uns in Gärten gezogen. Der eßbare Theil dieſer Pflanze iſt der dicke, mehlreiche Blumenboden, der ungemein viel Eiweiß und Zuckerſtoff enthält und darum ein ebenſo nahr- als ſchmackhaftes Gemüſe liefert. — Der verliebte Italiener beehrt mit dem Namen dieſer Pflanze die Geliebte ſeines Herzens. Meine Artiſchocke, Carciofolo mio, ruft er, wenn er das Wörterbuch aller Schmeichelworte bereits erſchöpft hat. — Die Cardonne (Cynaria cardunculus) iſt eine Spielart, von der nicht blos der Blumenboden, ſondern auch die Stengel genießbar ſind. Die gewöhnlichen Artiſchocken kocht Herr von Rumohr auf franzöſiſche Weiſe in einer citronenſäuerlichen mit Eidotter verbundenen Brühe oder, auf italieniſche Manier, mit Salz, Oel und Citronenſaft.

Die Gurke (Cucumis sativus), die ebenfalls aus Aſien ſtammt, wurde von den Römern nach Europa gebracht. Taurus, ſagt Democritos-Weber, dünkte ſich bei Gurken größer als der große König der Perſer. — Es giebt einige Aerzte, welche die junge rohe Gurke allen Lungen- und Bruſtkranken empfehlen. Linné rühmt den Gurkenſaft auch als blutreinigend. In Scheiben geſchnitten und mit Eſſig und Oel angemacht, iſt ſie eines jener Gerichte, die ſelbſt dem geſündeſten Magen ein Schach bieten, das ihn matt machen kann. Wer demungeachtet vor dem Gurkenſalat nicht zurückbebt, thut klug daran, ihn wenigſtens ſtark zu pfeffern. — Die neuen unreifen Gurken werden in Eſſig, Pfeffer, Zwiebeln und Lorbeerblätter eingelegt. Einige fügen auch noch die Dolden des Dillkrautes (Anethum) und ſtatt des Pfeffers Knoblauch hinzu. — Unreife Gurken, in ſäuerlichen und gewürzten Tunken abgedämpft, geben ein pikantes, minder ſchwer verdauliches Gemüſe. Manche Köche pflegen die unreifen Gurken auszuhöhlen und mit pikanten Hachés zu füllen.

Der Kürbis (Cucurbita pepo), ebenfalls aus dem Orient, iſt gleichſam eine Melone im Schlafrock. Die Frucht erreicht oft eine wunderbare Größe; ich ſelbſt habe im Jahre 1835 in Paris einen Kürbis geſehen, der drei hundert achtzig Pfund wog und 12⅛ Fuß im Durchmeſſer hatte. — Das Fleiſch des Kürbis wird oft zur Suppe, aber häufiger, mit Reis und Milch abgekocht, als Gemüſe angewendet. — Der Kürbis erinnert mich an Seneca's „Apokoloquinthosis,“ eine großartige Satire, in der Seneca den erzdummen Kaiſer Claudius in einen Kürbis verwandelt. Jean Jacques Rouſſeau, der dieſe Satire ins Franzöſiſche überſetzt hat, nennt ſie das blutigſte Pasquill, das ſeit Erſchaffung der Welt dem Hirne eines Dichters entſprungen iſt. — Schließlich ſei noch erwähnt, daß der gute Kürbis im Mittelalter, als das Feudalrecht noch in voller Blüthe ſtand, ſeinen ehrlichen Namen zur Bezeichnung eines Verbrechens hergeben mußte, das unter dem Namen crimen cucurbitationis bekannt war. Wer mehr davon erfahren will, der ſuche ſich dieſes Wort in Dufresne's „Glossarium“ auf.

Wir kommen nun zu den Schwämmen oder Pilzen. Perſoon zählt in ſeinem „Traité des Champignons comestibles“ (Paris 1819) 41 Arten auf, welche eßbar ſind. Bevor ich einige dieſer Schwämme flüchtig beſchreibe, ſei es mir geſtattet, dem Signalement das beſondere Merkmal vorauszuſchicken, daß Alle — ſelbſt die Beſten — ein ſehr zähes und darum ſchwer verdauliches Fleiſch haben, vor dem ein ſchwacher Magen ſich in Acht nehmen muß. Während alle andere Nahrungsſtoffe nach Verlauf von drei bis vier Stunden ſich im Magen aufgelöſ't haben, braucht er oft acht bis neun Stunden, um die Schwämme zu verarbeiten.

Da es ungemein ſchwer iſt, die giftigen Schwämme von den eßbaren zu unterſcheiden, ſo führe ich drei Mittel an, mit deren Hilfe man die Unſchädlichen leicht herausfinden kann. Giftige Schwämme laſſen ſich ihre Haut nur mit großer Mühe abziehen. Die guten erkennt man daran, daß ſie ſich leicht ſchälen laſſen. Vorſichtige werfen in die kochenden Schwämme eine Zwiebel hinein: wenn dieſe ihre weiße Farbe behält, ſo ſind jene unſchädlich. Zu noch größerer Sicherheit rühre man ſie mit einem ſilbernen Löffel um; wenn er davon ſchwarz wird, ſo ſind ſie giftig.

Von den unſchädlichen Schwämmen verdienen erwähnt zu werden:

1. Der gemeine Schwamm oder Champignon (Agaricus campestris oder edulis) hat einen faſt kugelrunden Stamm oder Fuß, der unten weiß iſt; ſeine Hutblättchen ſind incarnat-

oder roſenroth. Dieſer Schwamm, der auf Weiden und Brachfeldern gefunden wird, hat eine täuſchende Aehnlichkeit mit dem Zwiebelſchwamm (Agaricus bulbosus) deſſen Blättchen aber weiß ſind. — Die Champignons waren ſchon zu der alten Römer Zeit ſehr beliebt. Nero nennt den Champignon „*Βρῶμα θεῶν*“ oder Götterliebling, weil ſeine Mutter Agrippina, Caligula's Schweſter, mit Champignons ihren Gemahl, den Kaiſer Claudius, vergiftet hatte. Auch die Frau und die Kinder des Euripides, der Kaiſer Tiberius, Pabſt Clemens VII., König Carl VI. von Frankreich und die Wittwe des Czaren Alexis wurden durch falſche Champignons aus der Welt geräumt.

2. Der Blätterſchwamm (Agaricus aurantiacus) hat einen gelblichen, dicken Stamm, einen orangenrothen Hut und einen gelblichen Kragen. Man verwechsle ihn nicht mit dem falſchen Blätterſchwamm (Agaricus pseudo-aurantiacus), der einen hellrothen, mit weißen Punkten überſäeten Hut und weiße Blättchen hat.

3. Der gemeine Moosſchwamm oder Brätling (Agaricus Mouceron) hat eine röthlich-gelbe Farbe und eine trockene Haut, die ſich wie Handſchuhleder anfühlen läßt. Er iſt ſehr ſchmackhaft und minder ſchwer verdaulich als die andern Schwämme.

4. Der Eierſchwamm oder Pfifferling (Agaricus Cantharellus), ein kleiner, durchweg gelber Schwamm, deſſen Hut, welcher unten faſt ganz glatt iſt, nach oben die Form eines verkürzten Kegels annimmt.

5. Der Tannling oder Reiſker (Agaricus deliciosus) iſt mir nur dem Namen nach bekannt.

6. Der Morchelſchwamm (Phallus esculentus) hat einen breiten Stamm und einen Hut, der immer nach unten gekrümmt iſt, einen ungleichen Schirm und eine zellenartige

Oberfläche. Er wächſt am Fuß der Bäume und wird ſehr geſucht, weil er am leichteſten zu verdauen iſt.

7. Der Corallenſchwamm (Clavario coralloides) unterſcheidet ſich von allen andern Schwämmen dadurch, daß er eine fleiſchige Subſtanz, eine Art von Strunk iſt, welche ſich wie der Blumenkohl verzweigt und oben in runde Aeſtchen endet. Er iſt bald weißlich, bald gelblich; bald ſpielt er auch in's röthliche. Er hat einen vortrefflichen Geſchmack.

Ich ſchließe die Reihe der Schwämme mit der Trüffel, die Meiſter Brillat-Savarin mit vollem Recht den „Diamant der Küche“ nennt. Es gibt zwei Arten: die weiße Trüffel (Tuber album) und die ſchwarze Trüffel (Tuber Cibarium). Sie werden von Hunden ausgewittert, die eigends dazu abgerichtet ſind. Dieſe Hunde, die eine ungemein feine Naſe haben müſſen, werden in Italien oft ſehr theuer bezahlt. Erſt unlängſt hat ein reicher Lord in Florenz zwei Trüffelhunde gekauft, wofür er 40 Pfund St. (480 Gulden) gezahlt. Die beſten Truffeln erhalten wir aus Perigord und Piemont, wo ſie eine ſolche Größe erreichen, daß manche Truffel oft vier bis fünf Pfund wiegt. Herr von Rumohr, der, wie jeder gebildete Gourmand, ein Trüffelverehrer iſt, ſagt: „Was die Trüffel, als Wurze betrachtet, in Tunken, Paſteten und Füllungen zu leiſten vermag, weiß die ganze geſittete Welt. Denn ſeitdem man erkannt hat, daß Mahlzeiten auf die Stimmung des menſchlichen Herzens einen entſcheidenden Einfluß ausüben, iſt die Diplomatie eine wahre Propaganda alles Schmackhaften, Leckern und Seltenen geworden; ſo daß man kaum mehr für einen rechten Geſandten hält, wer nichts verſteht, als ſeinem Herrn redlich zu dienen.“

Die Truffel iſt in der That die Spitze des gaſtronomiſchen Obelisken. Frauen und Auſtern, Blumen und Trüffeln ſind die Arabesken des Lebens; ohne ſie wäre unſer Daſein eine Wüſte ohne Oaſe, ein mahomedaniſches Paradies ohne Houris.

Ein franzöſiſcher General, der einer der größten Feinſchmecker ſeiner Zeit war, lag in den letzten Zügen. Vor ſeinem Bette ſaß ſein Beichtvater, ein Jeſuit, der die ganze Kraft ſeiner Ueberredungsgabe aufbot, um den Helden zum Bekenntniß ſeiner Sünden zu bewegen.

— Ein Sterbender, der ſeine Sünden bekennt, kommt in den Himmel, ſprach der Jeſuit.

— Ehrwürdiger Vater, fragte der Gourmet, gibt es dort auch Trüffeln?

— Ich glaube nicht, General.

— Dann, ehrwürdiger Herr, iſt es mir gleich, ob ich in den Himmel oder in die Hölle komme, erwiderte der Held und hauchte ſeinen letzten Seufzer aus.

Und nun zum Obſte, das den Schlußſtein eines Diners, den ſogenannten Nachtiſch bildet.

Friſches Obſt iſt die conditio sine qua non einer guten Tafel. Der joviale Hippel ſagt in ſeinem Buche über die Ehe: „Obſt aus Frauenhänden ſchmecke immer ſo friſch, als wäre es vom Baume abgepflückt.“ Das iſt freilich höchſt galant, leider aber dann nur wahr, wenn die Hand, die es uns darreicht, einer jungen, ſchönen Frau gehört. Alte, runzliche Frauenhände eignen ſich durchaus nicht zu Fruchttellern.

Zur bequemern Ueberſicht will ich das Obſt in fünf Klaſſen abtheilen:

1. in Steinobſt,
2. Kernobſt,
3. Beerenobſt,
4. Schalenobſt und
5. Südfrüchte.

Zur erſten Klaſſe gehören:

1. Die Pfirſich (Amygdalus Persica), eine Frucht, deren Heimathland Perſien iſt. Von dort kam ſie nach Griechenland und von hier nach Rom. Zur Zeit des ältern Plinius gehörte

ſie noch zu den koſtſpieligen Seltenheiten. Der Cenſor Cato, ein reicher Filz, deſſen Mittagbrodt nie mehr als 30 Seſterzien, alſo kaum einen Thaler, gekoſtet haben ſoll, beklagt ſich, daß er nur ſehr ſelten eine Pfirſich gegeſſen, da ein einziges Stück oft dreißig bis vierzig Seſterzien, alſo mehr als ſein ganzes Mittagsbrodt, gekoſtet habe. — Die Pfirſich iſt die Königin der Früchte, die ſich in Sammet und Seide hüllt. Jules Janin ſagt in ſeinem Roman „le Piédestal": La pêche est une fruit aristocratique, c'est l'armoirie du dessert, la couronne du marquis placée au-dessus du fromage. — Eine ariſtokratiſche Pfirſich war es, durch die Ludwig XI. ſeinen Bruder, den Herzog Carl von Berry, mit Hilfe ſeines Beichtvaters Fabre-Verſois vergiften ließ. — Die ſchönſte aller Pfirſichſorten führt den verführeriſchen Namen Tetons de Venus. Dieſe Venusbruſt erinnert mich an eine Anekdote. Einer der reichſten Financiers von Paris beſuchte einſt einen Handelsgärtner, in deſſen Treibhauſe er drei Pfirſiche prangen ſah. Ueberraſcht fragte er nach dem Preiſe dieſer Erſtlinge. Dreihundert Francs, erhielt er zur Antwort. Dreihundert Francs, wiederholte der Geizhals. Wer weiß, ob ſie ſchon reif und gut ſind? Koſten Sie, ſagte der Gärtner, theilte eine dieſer Pfirſiche, aß die eine Hälfte ſelbſt und gab die Andere dem Bankier. Delicat, delicat, rief dieſer; was koſten alſo die beiden andern? Dreihundert Francs, wiederholte der Gärtner. Der Bankier, der in die ſüße Pfirſich gebiſſen, mußte nun auch in den ſauern Apfel beißen und für zwei Pfirſiche dieſelbe Summe bezahlen, die ihm für drei zu hoch erſchien.

2. Die Apricoſe (Prunus Armeniaca) ſtammt, wie ſchon ihr Name ſagt, aus Armenien. Die kugelrunde Frucht zeichnet ſich durch einen auf beiden ſchmalen Seiten ſtark gefurchteten Kern aus und iſt weniger ſaftig und wohlſchmeckend als die Pfirſich. Auch von ihr, wie von jener, giebt es mehr als 30 Spielarten, von denen ſich die Apricoſe von Montgamet,

Tours und Nancy durch ihr mehr oder minder röthlich-gelbes und wohlriechendes Fleiſch auszeichnet. Die ſchwarze Aprikoſe (Prunus dasycarpa) hat ein violettrothes Fleiſch, das am Steine feſthält und fader als jede andere Sorte ſchmeckt.

3. Die Pflaume (Prunus domestica) ſtammt aus Syrien und wurde von den Kreuzrittern von dort nach Frankreich gebracht. Die ſogenannte Reine Claude verdankt ihren Namen der erſten Gemahlin Franzens I., der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich. — Von der Unzahl ihrer Spielarten hebe ich nur die Mirabelle oder Goldpflaume, die Pflaume von Jeruſalem oder das Rindsauge (Oeil de boeuf), die gelbe Katharinen- und die violette Martinspflaume hervor. — Man verzeihe mir, wenn ich geſtehe, daß ich der ganzen Pflaumen-Familie wenig oder gar keinen Geſchmack abgewinnen kann. — Die gewöhnliche blaurothe Pflaume hat etwas Rohes, Gemeines, Plebejiſches: ſie iſt eine traveſtirte Pfirſich, die Köchin unter den Obſtſorten und dabei ungeſunder als jedes andere Obſt. Gekocht gefällt ſie mir mehr, als in ihrem rohen Zuſtande; getrocknet iſt ſie das beſte Mittel gegen Sodbrennen.

4. Die Kirſche (Prunus) eine Frucht, welche Lucull, der Sieger Mithridats, 74 Jahre nach Chriſti Geburt aus Ceraſunto, im Pontus, nach Rom gebracht. Es giebt zwei Hauptarten: die ſüße Kirſche (Prunus avium) und die ſauere Kirſche (Prunus Cerasus). Von beiden gibt es über fünfzig Varietäten, von denen die ſogenannten Herz-, Glas-, Weichſel- und Montmorency-Kirſchen den Vorzug verdienen. Der Genuß der ſauern Kirſchen iſt in der Regel der Geſundheit zuträglicher, als der der ſüßen. — Eine der leidenſchaftlichſten Kirſchen-Liebhaberinnen war Catharina II. von Rußland. Fürſt Potemkin überreichte der Kaiſerin, um ſich bei ihr einzuſchmeicheln, an jedem Neujahrstage eine Schüſſel voll Kirſchen, von denen jede einzelne 300 Rubel koſtete. Nicht ſelten ſchickte er einen ſeiner vertrauten Officiere, Namens Bauer, von Peters-

burg nach Aſtrachan blos aus dem Grunde, um dort für die leckermäulige Monarchin friſche Waſſermelonen, oder in die Krimm, um friſche Weintrauben und Kirſchen für ſie zu holen.

Zum Kernobſt gehören:

1. Der Apfel (Pyrus malus) eine Frucht, die ſchon in der Bibel eine große Rolle ſpielt, weil Eva den guten Adam dadurch zur erſten Sünde verlockt hat. Dem Vernehmen nach ſoll der erſte Apfel, der die Urſache iſt, weßhalb der liebe Gott die armen Menſchen aus dem Paradieſe gejagt, ſauer geweſen ſein. Von dieſem Apfel, der Schuld daran iſt, daß ſeitdem kein Menſchenkind ſich ohne Schneider behelfen kann, leite ich das Sprichwort her: in einen ſauern Apfel beißen. — Im Orient wurde der Apfel als Symbol der Sonne betrachtet, weßhalb tauſend Trabanten der perſiſchen Könige, Melophoroi genannt, goldene Aepfel auf ihren Lanzen trugen. — Nach der griechiſchen Mythe iſt der Apfel eine Schöpfung des Bacchus, der ihn der Aphrodite geſchenkt. — Atalanta wurde durch einen Apfel beſiegt; auf der Hochzeit des Peleus und der Thetis war es ein, von Eris hingeworfener Apfel, der einen heftigen Streit entzündete, von dem ſich der Ausdruck „Zankapfel“ herſchreibt. — In der nordiſchen Mythologie ſind Aepfel die Nahrung der Aſen und Aufſeherin dieſer Götterſpeiſe iſt Iduna. Nach der germaniſchen Mythologie iſt der Apfel das Sinnbild der Mutterbruſt und der nährenden Liebe. — Bei den alten Griechen ſtanden die Aepfel in großem Anſehen, vor Allem aber der Quitten-Apfel (Pyrus Cydonia); der weiſe Solon befahl jeder Neuvermählten, in der Brautnacht einen Quitten-Apfel zu eſſen, um dadurch ihrem Athem jene Reinheit zu verleihen, ohne die ſelbſt die ſchönſte Schönheit unerträglich iſt. Frauen, die ſich in dieſem Puncte nicht ganz ſicher glauben, ſollten ja nicht verſäumen, jede Nacht vor dem Schlafengehen einen Apfel zu eſſen, um damit die Lieblichkeit ihrer Küſſe zu erhöhen. — Auch bei den alten Römern genoſſen die Aepfel

großen Anſehens. Wie heut zu Tage die verſchiedenen Aepfel nach dem Orte ihrer Heimath heißen (z. B. Borsdorfer) ſo hießen ſie im alten Rom nach jenen Männern, die ſie zuerſt cultivirt hatten. Wie es heut zu Tage Reinetten und Spitzäpfel giebt, ſo gab es damals Manlius- Claudius- Appius- Ceſtius- und Marius-Aepfel. — Bei den römiſchen Gaſtmählern wurde die Reihe der Gerichte mit einem Ei eröffnet und mit einem Apfel geſchloſſen, daher das Sprichwort: ab ovo ad malum d. h. vom Anfang bis zum Ende. — Ein Apfel war es, den Wilhelm Tell, wie die Sage erzählt, vom Haupte ſeines Kindes wegſchießen ſollte. Uriel Freudenberg war der Erſte, der dieſe Geſchichte, welche ſchon Saxo Grammaticus von dem Gothen Toko erzählt, in das Reich der Fabeln verwieſen hat. — Diel theilt die Unzahl der jetzt bekannten Spielarten in ſieben Klaſſen ein: in Kantäpfel, Roſenäpfel, Rambours, Reinetten, Streiflinge, Spitzäpfel und Platt-Aepfel, und wie der Cardinal Alexander Albani, nachdem er blind geworden war, einzig und allein durch den Geruch junge Frauen von alten zu unterſcheiden vermochte, ſo kannte ich in Mannheim einen Gärtner, der mit verbundenen Augen jeden Apfel an deſſen Geruch erkennen konnte. — Von allen Aepfeln ſind mir die Borsdorfer die liebſten. In einem Büchlein, deſſen Titel mir leider entfallen iſt, las ich einmal das ſympathetiſche Mittel, daß Borsdorfer Aepfel, von unten nach oben geſchält, Verſtopfung erregen, aber von oben nach unten abgehäutet, die entgegengeſetzte Wirkung erzeugen. Wer an das Mittel nicht glauben will, kann es ja, falls er Zeit und Luſt dazu hat, an ſich ſelbſt erproben. So viel iſt gewiß, daß ein friſcher Apfel, vor dem Schlafengehen genoſſen, das Blut abkühlt. Simon Pauli konnte ſein heftiges Herzklopfen nur durch den Genuß roher Aepfel ſtillen.

2. **Die Birn** (Pyrus communis) eine Frucht, die König Pyrrhus von Perſien nach Pontus gebracht und von ihm ihren

lateiniſchen Namen hat. Druſus Pompejus, Sohn des Kaiſers Claudian, ſpielte mit einer Birn, warf ſie in die Höhe, fing ſie mit dem Munde auf und erſtickte daran. — Democritos-Weber vergleicht die Männer mit den Aepfeln und die Frauen mit den Birnen. Jene, ſchreibt er, ſind ſauerſüß und von Dauer, dieſe ſüßer und ſaftiger, aber weicher und vorübergehender. — Die Birnen, ſagt ein bekannter Obſtkenner, haben im reifen Zuſtande eine weichere Textur und einen größern Ueberfluß an wäſſerigen Theilen, als die Aepfel, blähen auch mehr und ſtehen deßhalb, wenigſtens im rohen Zuſtande, den Aepfeln an Dienlichkeit nach. Gedämpft mit einem Zuſatz von Wein und Zimmt, verlieren ſie ihre blähende Eigenſchaft und ſind dann ſelbſt Kranken als eine kühlende, die Kräfte erfriſchende, leicht eröffnende Speiſe zu empfehlen.

3. Die Mispel (Mespilus germanica), iſt eine jener Früchte, die wegen ihres zweideutigen Geſchmacks von Tag zu Tag mehr und mehr in Vergeſſenheit gerathen.

Zum Beerenobſt gehören:

1. Die Weinbeere (Vitis vinifera). Der Strauch, der aus China ſtammt, kam ſchon ſehr frühzeitig nach Europa. Wenn man dem Plutarch Glauben ſchenken darf, ſo war es ein aus Cluſium verbannter Römer, der den Weinſtock nach Marſiglü (dem heutigen Marſeille) gebracht: der blutdürſtige Kaiſer Domitian trieb ſeine Verrücktheit ſo weit, in ganz Gallien den Weinſtock ausrotten zu laſſen; aber ein menſchlicherer Fürſt, Kaiſer Probus, ließ ihn von Neuem wieder anbauen. Seitdem verbreitete er ſich durch ganz Europa. — Merkwürdig iſt das Geſetz, das Richard Löwenherz, als er noch Herzog von Guienne war, im Jahre 1175 erließ, alſo lautend: Quiconque prendra une grappe de raisin dans la vigne d'autrui, payera cinque sous ou perdera une oreille. Zu ſeiner Zeit war alſo das Ohr eines Gascogners nicht mehr als fünf Sous werth. — In Deutſchland ſoll die erſte Rebe von Ludwig dem

Deutſchen ums Jahr 842 auf der Weininſel Ludwigsau angebaut worden ſein; derſelbe Kaiſer ließ ſich im Vertrage von Verdun die drei Städte Worms, Speier und Mainz nur „propter vini copiam“ (wegen ihres Wein-Ueberfluſſes) nicht nehmen. — Sultan Achmet IV. nannte den Weinſtrauch nicht mit Unrecht den „Baum des Lebens.“ — Auch von den Weintrauben giebt es eine Menge von Spielarten: ich nenne nur den Gutedel von Fontainebleau oder die Champagner-Traube mit runden hellgrünen oder gelblichen, auf der Sonnenſeite etwas bräunlichen, die Muscatellertraube mit faſt zolllangen, hellgrünen Beeren, die einen moſchusartigen Geruch haben, und die Magdalentraube mit kleinen, eirunden, dunkelvioletten Beeren, die mit blaugrauem Duft überzogen und minder ſüß als die grünen ſind. Reiſe Trauben ſind blutreinigend und leichte abführend.

2. Die Maulbeere (Morus) eine kühle, erfriſchende Frucht, von der es eine ſchwarze und rothe Art giebt (Morus nigra et rubra). Beide müſſen erſt von den Körnern gereinigt werden, weil ſie ſonſt den Magen beſchweren und Durchfall erregen.

3. Die Johannisbeere (Ribes rubra) der Stachelbeere (Ribes grossularia) und die Himbeere (Rubus Idaeus) ſind bekannte Früchte, von denen ſich nicht viel mehr ſagen läßt, als das, daß ſie vortreffliche Eſſig-Ingredienzen ſind.

4. Die Erdbeere (Fragaria vesca) iſt unſtreitig die niedlichſte aller Früchte. Die zierliche Form, der anmuthige Teint, der liebliche Duft, der würzige Geſchmack leihen dieſer bei uns wildwachſenden Frucht einen höchſt romantiſchen Character. — Bei Breſt liegt ein Dorf, das Plougaſtel heißt und durch ſeine Erdbeeren berühmt iſt. Ganze Felder ſind mit dieſer duftigen Erndte bedeckt und dieſe Erdbeeren-Maſſen ſind ſo ungeheuer groß, daß man davon ganz Bootladungen nach Breſt bringt, wo ſie zu ſo ſpottbilligem Preiſe verkauft werden, daß Arme damit ihren Hunger ſtillen können. — Die Erdbeere iſt eine

der erquickendſten, blutreinigendſten und geſundeſten Früchte. Linné empfahl ſie Allen, die an Gicht und Schwindſucht leiden. „Es iſt eine bekannte Thatſache, ſchreibt ein tüchtiger Arzt Dr. Andreiſſe, daß Unterleibskranke durchaus kein rohes Obſt genießen dürfen, ohne von Blähungen geplagt zu werden. Erdbeeren bewirken gerade das Gegentheil und deßhalb bitte ich Alle, die an Hämorrhoiden und Unterleibsbeſchwerden leiden, eine Erdbeercur vorzunehmen.“ — Graf von Helfenſtein, ein ritterlicher Verſchwender, der ſeine Pferde mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen ließ, wünſchte einſt, all ſeine Güter möchten Erdbeeren ſein, um ſie mit einem Male verſchlingen zu können. Bei der Erdbeere fällt mir auch der Maler Ceſar Bernazzano, der Schüler Leonardo da Vinci's ein, welcher Erdbeeren ſo täuſchend al fresco gemalt, daß Pfauen davon anbeißen wollten.

Zum Schalenobſt gehören:

1. Die Kaſtanie oder Marone (Castanea vesca) eine ſehr geſunde, nahrhafte Frucht, mit der man, geröſtet, gebratene Gänſe zu füllen oder die Reize des Spinats zu erhöhen pflegt.

2. Die Wallnuß (Juglans regia) iſt perſiſchen Urſprungs. Bei den alten Römern war es Sitte, im Vorgemach des Schlafcabinets, worin die Brautnacht gefeiert wurde, Nüſſe hinzuwerfen, damit das Klappern derſelben die leiſen Liebesſeufzer übertöne. — Dionys, Tyrann von Syrakus, ließ, aus Furcht vor dem Meſſer ſeines Barbiers, ſich von ſeinen Töchtern und ſelbſt von dieſen nicht mit Meſſern, ſondern mit gebrannten Nußſchaalen raſiren. — Die Nüſſe erinnern mich an eine Fehde, welche ſich im Jahre 1563 zwiſchen Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig und Albert, Markgrafen von Brandenburg und Großmeiſter des deutſchen Ordens entſponnen hatte, weßhalb dies- und jenſeits der Weichſel Truppen aufgeſtellt waren. Weil aber keines der beiden Heere den Muth hatte, den erſten Angriff zu wagen, ſo ſahen ſie einander an und vertrieben ſich die gegenſeitige Langeweile mit Nußknacken.

Gleich darauf kam zwiſchen beiden Fürſten ein Friedensvertrag zu Stande. Dieſe friedliche Fehde führt deßhalb, wie Hartknoch in ſeiner Preußiſchen Chronik erzählt, den Spottnamen Nußknackerkrieg.

3. Die Haſelnuß (Coryllus Avellana) ſtammt aus Pontus und

4. Die Mandel (Amygdalus communis) aus Mauritanien. Die bittere Mandel enthält Blauſäure und iſt deshalb, in Menge genoſſen, ſchädlich. Vier bis fünf bittere Mandeln ſind hinreichend, ein halbes Dutzend Katzen und Kanarienvögel zu vergiften. — Abergläubige eſſen ſieben bis neun Mandeln, um ſich vor einem Rauſche zu wappnen. — Auf den maldiviſchen Inſeln bedient man ſich, wie Tavernier in ſeiner Reiſe erzählt, einer Gattung bitterer Mandeln ſtatt des Geldes. Vierzig ſolcher Mandeln, Baden genannt, gelten ſoviel als ein Pecha, eine Kupfermünze im Werthe von ſechs Pfennigen. Es wäre eine Aufgabe für den Kopfrechner Daſe herauszubringen, welches Facit herauskäme, wenn man die britiſche Staatsſchuld in bittere Mandeln reduciren wollte.

Zu den Südfrüchten gehören:

1. Die Ananas (Bromelia Ananas). Sie ſtammt aus Surinam, gedeiht bei uns nur in Treibhäuſern und erfordert eine Wärme von 20 Grad Reaumur. Gonzalo Hernandez de Oviedo, Kommandant von Sanct-Domingo, war der Erſte, welcher 1536 eine Beſchreibung dieſer Pflanze geliefert hat. Erſt zu Anfang des 18ten Jahrhunderts kam ſie nach Spanien und koſtete damals 20 bis 30 Piaſter. — Dem Engländer Knight verdanken wir eine vollſtändige Anweiſung, wie dieſe zarte Frucht in unſerm Clima behandelt ſein will. — In Rheinwein und Champagner aufgelöſt und mit Gefrorenem vermiſcht giebt ſie einen Cardinal, der mir lieber als der Pabſt iſt.

2. Die Feige (Ficus Carica) eine Frucht, derentwillen Xerxes den Athenienſern, und Rom, auf Cato's Veranlaſſung,

dem durch Feigenhandel reich gewordenen Carthago den Krieg erklärt hatten. — In Syrakus vertraten die Blättter der Feige die Stelle des griechiſchen Scherbengerichts: wenn ein Bürger den Andern nicht leiden konnte, brauchte er ihm blos ein Feigenblatt in die Hand zu drücken, worauf dann der arme Teufel ſofort ins Exil wandern mußte. — Friſche Feigen haben eine etwas widerliche Süßigkeit; ſchmackhafter ſind die getrockneten, die in Verbindung mit Roſinen, Mandeln und Haſelnüſſen jene Quadrupel-Allianz bilden, die in Frankreich unter dem Namen „Quatre Mendians“ ſanctionirt iſt.

Ein berühmter Dichter Italiens, Francesco Maria Molza (geb. 1489 zu Modena, geſt. 1544 zu Rom) beſang das Lob der Feigen in einem Liede, das unter dem Titel „Capitolo in lode de' fichi“ 1594 zu Rom erſchien und zu welchem Annibale Caro, unter dem Pſeudonamen „Ser Agresto“, einen langen Commentar lieferte, der von den Freunden ſeltener Bücher noch heut zu Tage ſtark geſucht und wegen ſeines witzigen Inhaltes ſehr geſchätzt wird. — Als Kaiſer Friedrich I. im Jahre 1162 Mailand belagerte, legte er den gefangenen Mailändern dafür, daß ſie deſſen Gemahlin Beatrix auf einen Eſel geſetzt, ihr ſtatt des Zügels den Schweif in die Hand gegeben und ſie ſo durch die ganze Stadt herumgeführt hatten, die entehrende Strafe auf, aus dem Hintern eines Eſels eine Feige zu ziehen; daher die Pantomime, den Daumen zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger zu klemmen, die Feige zeigen heißt und namentlich in Italien als Beſchimpfung angeſehen wird. Pabſt Alexander VII., der, beiläufig bemerkt, aus einem Becher trank, welcher wie ein Todtenſchädel geformt war, aß in der Regel nichts als Nüſſe, Caſtanien und Feigen. — Johannes XII. den Baronius den liederlichſten aller Päbſte nennt (fere omnium teterrimus.), ein leidenſchaftlicher Jagdliebhaber, hatte 2000 Pferde, die er mit Piſtazien, Mandeln und Feigen fütterte, welche er zuvor in Wein einweichen ließ. — Durch Feigen endlich ſoll

Fürſt Menzikoff die Kaiſerin Catharina I. von Rußland vergiftet haben.

3. Die Dattelpalme (Phoenix dactilifera) iſt in Aſien und Aegypten einheimiſch, gedeiht aber auch in Spanien und im ſüdlichen Frankreich. Die Früchte werden, wenn ſie halb gereift ſind, abgenommen und auf Strohmatten ausgebreitet, um ſie trocknen zu laſſen. Dann werden ſie in Ziegen- oder Kalbfelle oder in Palmblatt-Körbe eingepackt und verſchickt. — Der ausgepreßte Dattelſaft giebt einen köſtlichen Syrup, in den der leckere Orientale wieder andere Datteln einlegt. Die jungen Blätter der Dattelpalme liefern einen wohlſchmeckenden Kohl, der gekocht oder auch eingemacht und in letzterer Form Palmkäſe genannt wird. Aus dem Stamm der Dattelpalme quillt, wenn man Einſchnitte macht, ein weinartiges, flüchtig berauſchendes Getränk. — Eine andere Dattelpalme (Phoenix declinata), die am Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt, trägt lederartige Früchte, die von den Hottentotten wie Kaffee geröſtet werden. — Die Araber reichen dem Fremden, der bei ihnen einkehrt, eine Dattel als Zeichen ihrer Gaſtfreundſchaft.

4. Der Piſang (Musa paradisiaca) iſt ein palmartiger Baum deſſen gurkenähnliche Früchte ſüß und mehlig, an der Sonne getrocknet, einen feigenartigen Geſchmack annehmen. Aus dem Safte der friſchen Piſangfrüchte wird ein lieblich-ſüßes Getränk bereitet. Nach Europa kommen ſie entweder in Cocos-Eſſig eingelegt oder mit Zucker und Honig eingemacht; in erſterer Geſtalt werden ſie als Salat, in letzterer als Confiture genoſſen. — Die Mohamedaner behaupten, der Piſang ſei die Frucht, wodurch Dame Eva ihren Gatten Adam verführt und dadurch alles Unheil in die Welt gebracht habe.

5. Die Bananas-Feige (Musa sapientum) iſt eine dem Piſang verwandte Frucht, die kleiner und mehr eiförmig, aber ſüßer, angenehmer und leichter zu verdauen iſt als der Piſang.

6. Die Cocos-Nuß iſt die Frucht der gleichnamigen Palme

(Cocos nucifera), eines jener Tropenkinder, welche Linné die Fürſten des Pflanzenreiches nennt. Die Cocosnuß erreicht oft die Größe eines Menſchenkopfs. Der Kern derſelben enthält einen milchartigen Saft, der außerordentlich kühlend und erquickend iſt; der Kern ſelbſt hat etwas Mandelartiges. Die Schale vertritt bei den Wilden die Stelle des Trinkgeſchirrs.

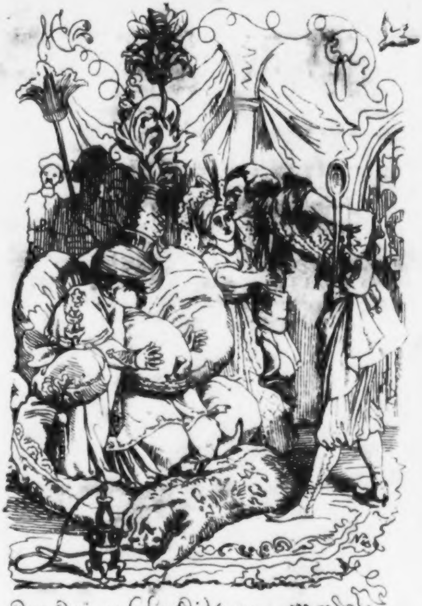
7. Die Citrone oder Limone (Citrus medica) ſtammt aus Medien und wurde von dort nach Italien, Spanien, Portugal und dem ſüdlichen Frankreich verpflanzt. Sicilien allein verſendet jährlich gegen 40,000 Kiſten, deren jede 440 Stück enthält. In Scheiben geſchnitten werden die Citronen zu Fleiſchtunken benutzt. Ihr ausgepreßter Saft, dem die Medicin harntreibende, ſteinauflöſende, antiſcorbutiſche Kräfte zuſchreibt, iſt die Dominante des nordiſchen Nectars, Punſch genannt.

8. Die Pomeranze oder Orange (Citrus aurantium) iſt in Indien heimiſch. In Perſien wird ſie Nareng genannt, was „gegen Zorn oder Galle" bedeutet. Eine Spielart der Pomeranze iſt die Apfelſine (Citrus aurantium sinensis) die aus China ſtammt und bei uns nur in Treibhäuſern gedeiht. — Im Jahre 1548 unter der Regierung Johanns III. wurde der Apfelſinenbaum aus China nach Portugal gebracht und von dort nach Genua verpflanzt. Die beſten, ſaftigſten und ſüßeſten erhalten wir aus Meſſina und Malta. Auch die Seviller Orangen ſind ſehr berühmt. — Durch eine Orange ließ Margarethe von Valois, Schweſter Carls IX., und Gemahlin Heinrichs IV., ihre Nebenbuhlerin, die ſchöne Gabrielle d'Eſtrée vergiften — der einzige Makel, der auf dem Rufe dieſer ſchönen Frucht haftet, welche der Dichter die goldenen Aepfel der Heſperiden nennt.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit einer Frucht, die in mehr als einer Beziehung höchſt intereſſant iſt. Ich meine die Melone (Cucumis melo). Dieſe ſchöne Frucht, aſiatiſchen Urſprungs, iſt, genau betrachtet, nichts Anderes, als ein in den Adelſtand erhobener Kürbis. Es giebt drei Hauptarten: Netz-Melonen (melons brodés), die von ihrem netzförmigen Ueberzuge den Namen erhielten, Cantaloup-Melonen (melons Cantaloups) und grüne Melonen (melons verts). Jede dieſer drei Hauptarten hat eine Unzahl von Varietäten; Jedem, der die nähere Bekanntſchaft derſelben machen will, empfehle ich Jacquins Monographie complète du melon, ein Werk, das mit Abbildungen verziert, 1833 in Paris erſchienen iſt*). — Die geſchätzteſte der drei Hauptarten iſt die Cantaloup-Melone. Sie ſtammt aus Armenien und kam zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Italien. Karl VIII. brachte von dort die erſten Cantaloups um 1595 nach Frankreich. — Die ſchönſten Cantaloups werden gegenwärtig zu Honfleur in der Normandie gezogen. Herr von Malesherbes pflegte zu ſagen: es gäbe auf der Welt nichts Schöneres als Roſen und Frauen und nichts Süßeres als Frauen und — Melonen. — Faſt jede Nation ißt die Melone auf eine andere Weiſe. Der Deutſche beſtreut die einzelnen Scheiben mit Zucker, der Franzoſe mit Ingwer, der Engländer mit Pfeffer, der Italiener mit Parmeſankäſe und mancher Spanier ſogar mit Spaniol. — Die Melone iſt im Ganzen ſehr ungeſund, denn ſie erkältet den Magen. Die unverdaulichſte iſt die Netzmelone, die, im Herbſt genoſſen, Kolik und Fieber erzeugt. — An unmäßigem Melonengenuß ſtarben nicht weniger als drei deutſche Kaiſer: Albrecht II. (Bonfinius ſagt von ihm: morbi causam peponum fuisse edicitatem), Kaiſer Friedrich III. und ſein Sohn Maximilian I. In des Letztern Lebensbeſchreibung, die 1697 in Augsburg erſchien, heißt es Pag. 30: „Und als das Feſt Mariä Himmelfahrt heranrückte, beliebte es Friedrich III. zu faſten, zu Abend aber, als er Luſt bekam zu eſſen, hat er acht Melonen verzehrt und Waſſer darein getrunken, dahero er großes Magenwehe neben ſeinem Durchbruch bekommen, davon er gar matt und ſchwach werden, auch bald hernach (am 20. Auguſt 1493) zu Linz ob der Ens ſelig aufgelöſet worden." — Außer dieſem gekrönten Dreiblatt zog ſich auch Pabſt Paul II. (Pietro Barbo) durch Melonen einen raſchen Tod zu. — Der größte Melonenfreund, den die Geſchichte aufzuweiſen hat, war der türkiſche Sultan Mahomet II. Sein Biograph Guillet de Saint-Georges erzählt: dieſer Sultan habe eines Tages 14, ſage vierzehn Sklaven mit der größten Kaltblütigkeit den Leib aufſchlitzen laſſen, um ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, welcher von dieſen ihm eine Melone geſtohlen habe. Verdient nicht ſchon dieſes einzigen Zuges wegen die morſche Pforte aus ihren Angeln gehoben und der ganze Divan in die Luft geſprengt zu werden?

---

*) Die ſogenannte Waſſer-Melone iſt eine Kürbisart, welche Cucumis citrulus heißt und bei Hatwan in Ungarn wächſt.



Der Dey und der Dichter:

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

---

Zweiter Theil.

---

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.
1842.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

## IX.

## Hamlet und die Gänſeleberpaſtete.

(1815.)

In einen Caſhemir-Schlafrock eingehüllt, lag ein ſchöner Mann von zwei und dreißig Jahren auf einem blauſeidenen, mit ſchwarzen Frangen garnirten Ruhebett ausgeſtreckt. In der rechten Hand hielt er eine Cigarre, in der linken ein Manuſcript, in das er dann und wann einen Blick warf und gleich darauf das, was er eben leiſe geleſen, laut wiederholte. Dieſer Mann war der Erbe des Garrick'ſchen Ruhmes, der König der Bühne, der größte Schauſpieler der drei Königreiche, Englands Talma, der Abgott der Frauen, der gefürchtete Nebenbuhler aller Männer, der Stolz ſeiner Kollegen, mit einem Wort: es war Edmund Kean. Das Heft, das er in ſeiner Hand hielt, war die Hauptrolle in Maſſinger's „Juden,“ einem Schauſpiel, worin er am andern Tage im Drury-lane auftreten ſollte, eine Rolle, die er bereits fünfzigmal geſpielt und gleich das erſtemal ſo vollendet geſpielt, daß ihm ſeine Kunſtkameraden aus Hochachtung für ſein Talent einen goldenen Pokal geſchenkt, der jetzt, mit Champagner gefüllt, auf einem Acajou-Tiſch neben dem Sopha ſtand. Er wollte eben den Becher zum Munde führen, als ein Jockei in reich galonirter Livree eintrat.

— Was bringſt Du mir, kleiner Toms?

— Ein Billet von Seiner Hoheit dem Prinzen von Wales.

— Gieb her, mein Junge.

Kean entfaltete den Brief und las leiſe vor ſich hin:

Mein theurer Kean.

Sie haben geſtern Abend als Hamlet mich dergeſtalt entzückt, daß ich es nicht erwarten kann, Ihnen für den Genuß, den mir Ihr meiſterhaftes Spiel verſchafft hat, mündlich meinen Dank abzuſtatten. In einer Stunde erwartet Sie zu einem kleinen Gabelfrühſtück in Carltonhouſe

Ihr wohlgeneigter
Georges.

— Grüße den Prinzen und ſage ihm, daß ich kommen werde.

— Adieu, Herr Kean.

— Leb' wohl, kleiner Toms. Dieſe Guinee, mein Junge, bitte ich in Deine Sparbüchſe zu legen.

— Danke, Herr Kean, ſagte der Kleine und hüpfte trällernd zur Thür hinaus.

— In einer Stunde ſoll ich dort ſein. Zuerſt muß ich meine Rolle durchleſen. Die Kunſt vor Allem... Der Prinz kann warten.

Er legte ſich aufs Sopha zurück, las ſeine Rolle bis zu Ende und klingelte dann ſeinem Bedienten, der ihm beim Ankleiden behilflich ſein mußte.

Dann fuhr er in einem Miethskabriolet nach Carltonhouſe, wo Georges von Wales, der Prinz-Regent, der ſchönſte, liebenswürdigſte und gebildetſte Mann Englands, das Idol aller Frauen, der großmüthigſte Beſchützer aller Künſtler und Künſtlerinnen, der Freund und Gönner der Fanny Kemble und Edmund Kean's, mitten in der üppigen Pracht eines indiſchen Moguls reſidirte.

Der Prinz von Wales ſaß in ſeinem Kabinete vor einer reich beſetzten Tafel und war eben im beſten Zuge, als der Kammerdiener die Ankunft Kean's meldete.

— Laß ihn herein!

— Königliche Hoheit, ſprach der Eintretende, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.

— Guten Morgen, Kean. Du haſt lange auf Dich warten laſſen. Weißt Du, was der Lateiner ſagt: Tarde venientibus ossa.

— Sie wiſſen, mein Prinz, daß das Lateiniſche meine ſchwache Seite iſt. Ich bitte Sie, mir das zu überſetzen.

— Den Spätkommenden die Knochen. Hätteſt Du noch länger auf Dich warten laſſen, ſo würde ich Alles allein aufgegeſſen haben, denn ſchon ſeit langer Zeit war ich nicht bei ſo vortrefflichem Appetite, als heute. Setze Dich, Roscius, iß und trink, was Dir ſchmeckt. Thu', als ob Du zu Hauſe oder in der erſten beſten Taverne wäreſt. Unter Freunden keine Gêne! Geſtern Abend ſind friſche Gänſeleberpaſteten aus Straßburg und heute Morgen friſche Auſtern und Hummern aus Colcheſter angekommen. Das ſind Deine Lieblingsgerichte, und deshalb habe ich Dich rufen laſſen; greife zu, Kean!

— Königliche Hoheit, ich werde tüchtig einhauen.

— Thu' das, aber ſage mir, Kean, iſt es wahr, was ich geſtern gehört habe?

— Was haben Sie gehört, mein Prinz?

— Daß Du ſchon wieder bis über die Ohren in Schulden ſitzen, und wegen einer Schuld von 600 Pf. Sterl., die ein Weinhändler eingeklagt, nach dem Kings-Bench wandern ſollſt?

— So iſt's, mein Prinz. Wenn Ew. Königliche Hoheit Schulden haben, ſo macht dies weiter nichts. Sie ſind Prinz-Regent und können nicht eingeſperrt werden. Aber mit uns armen Teufeln macht die hohe Juſtiz keine Umſtände: wegen fünf Pfund können wir bis zum Tage des jüngſten Gerichtes im Gefängniß ſitzen. Ach, die vermaledeiten Schulden!

— Schweig, Kean, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Willſt Du nicht dieſe Paſtete verſuchen? Sie iſt einzig und allein für Dich beſtimmt. Greife zu!

Kean rückte die Paſtete zu ſich heran und nahm den Deckel ab.

Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er im Innern der Paſtete ſtatt der Trüffeln weiter nichts als einen Haufen funkelnagelneuer Goldſtücke liegen ſah!

— Königliche Hoheit, dieſe Guineen...

— Sind heute erſt aus der Münze gekommen... Ich mache Dir ein Geſchenk damit, bezahle Deinen Weinhändler, hörſt Du, ſonſt bin ich böſe!

— Mein Prinz, es fehlen mir Worte, Ihnen für dieſen neuen Beweis wahrhaft königlicher Huld meinen innigſten Dank abzuſtatten.

— Höre, Kean, Du haſt mir geſtern mehr als je gefallen. Schenk' ein, Talma! Dein Hamlet iſt eine meiſterhafte Leiſtung, ſo erhaben groß, daß, könnte Meiſter Shakeſpeare Dich ſehen, er vor Freude Dich an ſein Herz drücken und ausrufen würde: Du haſt mich verſtanden. Aber warum trinkſt Du nicht? Wollen Sie hundertmal gebeten ſein, Herr Kean?

— Auf das Wohl des liebenswürdigſten aller Prinzen, rief Kean und leerte einen großen Becher Portwein.

— Ich danke Dir, Garrick redivivus. Du haſt, wie ich bemerke, den Becher mit einem Male geleert. Das war ein ſchöner Zug von Dir! Sage mir doch, Kean, wie hat Dir meine Ophelia Kemble gefallen?

— Ew. Königliche Hoheit fragen mich, wie mir Fanny Kemble als Ophelia gefallen, wiederholte Kean und ſtürzte einen zweiten Becher hinab. Soll ich die Wahrheit ſagen?

— Das verſteht ſich, Kean.

— Nun denn, ſo hören Sie, mein Prinz, die Kemble hat mir ganz und gar nicht gefallen, ſagte Kean, ſeinen Becher füllend.

— Und weshalb nicht?

— Sie war nicht das unſchuldige Mädchen, wie unſer großer William ſie gezeichnet. Sie war eine Courtiſane, der aus allen Poren eine Gefallſucht hervorzuckte, die Andere vielleicht entzückt haben mag, mich aber, aufrichtig geſagt, angeekelt hat, perorirte Hamlet, den dritten Becher hinabſtürzend.

— Du biſt ein Grobian, Kean, ſagte der Prinz, der ſeine Fanny Kemble viel zu lieb hatte, um ſie von irgend Jemand beleidigen zu laſſen.

— Ich bin ein Grobian? Zugeſtanden, aber Fanny Kemble iſt doch weiter nichts, als eine gewöhnliche Kokette, eine Erzkokette, die keine Idee von Shakeſpeare's Ophelia hat.

— Ha, ha, aus Dir ſprechen Neid und Eiferſucht. Glaubſt Du, ich hätte es nicht längſt ſchon bemerkt? Du biſt in ſie verliebt und ſie... ſie will Dich nicht erhören.

— Ich in ſie verliebt? Wer unterſteht ſich, das zu behaupten?

— Der Prinz von Wales, erwiderte der Regent, der zu hoch ſtand, um nicht zu wiſſen, daß der Zorn eines vom Wein erhitzten Schauſpielers ihn nicht beleidigen könne.

— Und wenn Sie noch mehr wären, als Sie ſind, ich laſſe mich ſelbſt von meinem Könige nicht beleidigen.

— Das iſt ſchön von Dir, mein lieber Kean. Aber Du mußt hübſch unpartheiiſch ſein und mir zugeſtehen, daß Fanny Kemble ein großes, erhabenes Talent iſt...

— Das iſt zum Todtlachen, mein Prinz...

— Ich ſage noch mehr, Fanny Kemble iſt die erſte Schauſpielerin Englands, ja der ganzen Welt. Stoß an, Kean, Ophelia Kemble lebe hoch!

Vom Wein erhitzt, vom Widerſpruch aufgereizt, erhob ſich Kean und ſprach:

— Ich ſtoße nicht an. Wenn Sie zu behaupten wagen, mein Prinz, daß Fanny Kemble das größte Talent Englands ſei, ſo muß ich Ihnen ſagen, mein Prinz, daß Sie von unſerer Kunſt nicht mehr verſtehen, als ein Blinder vom Scheibenſchießen.

— Kean, rief der Prinz, den ein Anflug von Zorn übermannte.

— Das iſt meine Meinung und damit Punktum, rief Kean.

— Sie haben Recht, ſprach der Prinz-Regent, deſſen Aufwallung ſich bald wieder gelegt hatte. Kean, wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen?

— Mit Vergnügen, Königliche Hoheit.

— Bemühen Sie ſich doch zur Thür hin und klingeln Sie gefälligſt.

Kean riß am Glockenringe. Gleich darauf trat der erſte Kammerdiener ein.

— Laſſe meinen Wagen anſpannen, Herr Kean will nach Hauſe fahren. Auf Wiederſehen, ſprach der Prinz, ſich von der Tafel erhebend. — Wenn Sie Miß Fanny ſehen, ſo grüßen Sie ſie von mir, fuhr er fort und ging in ein anderes Zimmer.

Kean ſtand wie vom Blitze getroffen. Dieſe unerwartete Kataſtrophe hatte ihn plötzlich wieder nüchtern gemacht. Er war allein und wußte nicht, was er thun ſollte.

— Herr Kean, der Wagen wartet bereits, ſagte der eben eintretende Kammerdiener.

— Goddam, murmelte der neue Garrick, ging, und — fuhr nach Hauſe.

* * *

Eine Stunde ſpäter erhielt er folgendes Billet:

Herr Kean hat ſeine Paſtete bei mir ſtehen laſſen. Ich ſende ſie ihm begleitet von dem Wunſche, daß ſie ihm wohl bekommen möge. Georges.

---

Fünf Jahre nach dieſer Frühſtücksſcene, am 29. Januar 1820, beſtieg der Prinz von Wales als Georg IV. den Thron ſeines Vaters und an demſelben Tage ſchiffte ſich Kean, ſeit jenem Augenblick der unverſöhnlichſte Feind ſeines großmüthigen Gönners, mit dem Packetboot Waſhington nach New-York ein.

## X.

# König und Lazzarone.

## (1791.)

Neapel iſt die Stadt der Städte. Und mag man dagegen einwenden, was man will, der Neapolitaner, ſage ich, hat Recht, wenn er ſeine Vaterſtadt ein auf die Erde gefallenes Stuck Himmel nennt und in ſeinem Enthuſiasmus ausruft: Vedere Napoli e poi morire (Neapel ſehen und dann ſterben). Dieſe patriotiſche Exclamation iſt durchaus nicht ubertrieben, denn umgekehrt: erſt ſterben und dann Neapel ſehen, wäre in der That etwas ſchwieriger. Dieſe himmliſche Stadt, die, ob ſie ſich gleich, wie uns die Geſchichte lehrt, ſchon 35 bis 40 Mal gegen ihren Herrn und König empört hat, dennoch die allergetreuſte heißt, hat nach der neueſten Zählung gegen 380,000 Einwohner, darunter etwa 3000 Advokaten und zwiſchen 70 bis 80,000 Bettler, die dort Lazzaroni heißen und den Urſprung dieſes Namens von dem armen Lazarus in der Bibel ableiten. Eine Stadt, die ſo reich an Advokaten iſt, kann natürlicher Weiſe auch nicht arm an Bettlern ſein. Doch würde man den Lazzaroni des vom Himmel gefallenen Neapels ſehr Unrecht thun, wollte man ſie mit den gewöhnlichen Bettlern, wie man ſie in Deutſchland und andern ſogenannten gottgeſegneten Ländern antrifft, in eine Linie ſtellen. Ein neapolitaniſcher Lazzarone iſt ſelbſt dann, wenn er keinen Gran in der Taſche hat, noch immer ein Kapitaliſt gegen einen deutſchen Bettler, der ſich ohne Unterlaß von Polizeiſergeanten und Bettelvögten verfolgt ſieht, die, beiläufig geſagt, ſo gewiſſenhaft ſind, daß einer dieſer Bettelvögte, die vorzugsweiſe in Berlin floriren, einmal ſogar ſeinen leiblichen Vater arretirte. Die Lazzaroni hingegen ſind Bettler, die ſich vor keiner Polizei zu fürchten brauchen, weil ſie vom Staate gleichſam patentirt ſind, und die hohe Polizei Neapels iſt froh, wenn ſie ſich vor den Bettlern nicht zu fürchten braucht, die jeden Augenblick mit einer kleinen Emeute drohen und damit die haute aristocratie in beſtändigem Schach halten. — Die Lazzaroni genießen außerdem eines uralten Vorrechts, um das ſie mancher Reiche im Stillen beneidet, denn zu gewiſſen Zeiten ſind dieſe Bettler hoffähig. Wenn die Königin beider Sicilien geruht hat, einen Prinzen zu gebären, ſo ſchicken ſie eine Deputation, den Capo Lazzaro an der Spitze, zu ihr, um zu unterſuchen, ob es wirklich ein Prinz ſei. Der Capo Lazzaro, erzählt ein italieniſcher Reiſender, nimmt dann den Kleinen auf den Arm, küßt ihn, zeigt ihn dem Volk und hält eine Rede, worin er das neugeborene Prinzlein der Santa Madonna und ſeinen Brüdern an's Herz legt und ſie beſchwört, den Kleinen unter die Flügel ihres Schutzes zu nehmen. Im Uebrigen ſind ſie die ſorgloſeſten und glücklichſten Menſchen auf Gottes Erdboden: ſie haben zwar kein Obdach und keinen Strohſack, aber ſie ſchlafen ſüßer als mancher Reiche auf dem ſchwellenden Pfühl, auf Garten-Bänken und Kirchentreppen, auf offener Straße, sub Jove sereno, unter dem veilchenblauen ewig heitern Himmel Italiens; ſie haben kein Geld, aber auch wenig oder gar keine Bedürfniſſe. Bei allen Laſtern beſeelt ſie doch wenigſtens eine Tugend: die Tugend der Genügſamkeit. Wenn ein Lazzarone ein Paar rohe Zwiebeln, ein Stück Melone und einen Teller Maccaroni, oder etwas Weißbrod und einen Schluck friſchen Waſſers hat, ſo tauſcht er ſelbſt mit dem heiligen Januarius, Neapels gebenedeitem Schutz-Patrone, nicht.

Müßiggang iſt ſeine angenehmſte Beſchäftigung, und er arbeitet dann nur, wann Hunger und Durſt ihn dazu zwingen. Hat er aber noch einen Gran, dann pfeift er ſein Lieblingsliedchen, legt ſich in die Sonne, um dort ein Mittagsſchläfchen zu halten, raucht, wenn er erwacht, ein Cigarren-Ende, das ein Vorübergehender weggeworfen hat, und ſpielt mit ſeinen Kameraden das beliebte Moraſpiel. Nun frage ich alle deutſchen Herren Bettler, ob nicht ſo ein Lazzarone, ihnen gegenüber, ein beneidenswerther Bonvivant ſei?

Einer der herablaſſendſten Beſchützer dieſer reichen Bettler war König Ferdinand I. von Neapel. Dieſer Fürſt, die perſonificirte Gutmüthigkeit, liebte nichts ſo ſehr, als das Vergnügen und ſich ſelbſt; er war ſorglos, fröhlich, unwiſſend und abergläubig, ein gekrönter Lazzarone, wie ihn Meyer nennt. — Eine der Lieblingsbeſchäftigungen dieſes harmloſen Königs von Gottes Gnaden war der Fiſchfang. Er konnte ſtundenlang, mit der Angel in der Hand, am See Fuſaro ſtehen, ohne die Geduld zu verlieren, wenn auch nicht einer von den tauſend Fiſchen anbeißen wollte. Wenn ihm ein Fiſchlein dann den Gefallen erwies, ſich von dem königlichen Köder fangen zu laſſen, ſo waren Seine Majeſtät ſo ſtolz darauf, als ob ſie eine Schlacht gewonnen und eine Stadt erobert hätten. Siegestrunken kehrte Ferdinand dann nach ſeiner allergetreuſten Hauptſtadt zurück, miſchte ſich am Hafen in die Gruppe der Lazzaroni, zeigte ihnen frohlockend ſeine Beute und rief:

— Wer kauft, wer kauft?

— Ich, ich, ſchrie jeder der Lazzaroni.

— Schaut, Jungens, rief der König, habt Ihr je in Eurem Leben einen größeren Fiſch geſehen?

Die Lazzaroni brachen in ein einſtimmiges Gelächter aus, denn der Fiſch war nicht viel größer, als ein Pariſer Damenfuß.

— Wer das meiſte zahlt, der ſoll ihn haben, ſprach der gekrönte Fiſchhändler.

Und nun ging das Licitiren los. Ein Gran, zwei, drei, vier Gran. Vier Gran zum erſten, vier Gran zum zweiten... Fünf... Sechs... Sieben... Acht... acht Gran zum erſten, acht Gran zum zweiten, acht Gran zum...

— Ihr ſeid alle Knauſer, rief Einer der Lazzaroni, ich gebe 100 Gran.

Alle wichen erſtaunt zurück.

— Einen Ducato zum erſten, einen Ducato zum zweiten, einen Ducato zum dritten Male.

— Mein iſt der Fiſch, ſchrie der, der das Gebot gethan.

— Beppo, ſprach der König, der, wie Cyrus den Namen jedes ſeiner Soldaten, den Namen jedes Lazzarone wußte, Beppo, ſagte Ferdinand I., ſo billig haſt Du noch nie einen Fiſch gekauft. Nicht wahr, das iſt ſo was für Deinen Schnabel?... Doch halt, zuerſt das Geld...

— Das Geld, wiederholte Beppo und kratzte ſich die Ohren.

— Heraus damit!

— So lang ich lebe, hat meine Taſche noch keinen Ducato geſehen; aber das hat nichts zu ſagen... ich bleibe ihn ſchuldig und bezahle ihn am nächſten Sonnabend, wenn ich die Terne gewinne.

— Brav, Junge, ich verlaſſe mich darauf, ſprach der König und reichte ihm den Fiſch. Da, nimm ihn, wohl bekomm' er Dir!

— Es lebe der König, es lebe Vater Ferdinand, riefen die Lazzaroni wie aus einer Kehle und trugen ihn auf ihren Schultern bis zum Wagen, und ſchrieen ſo herzlich eviva, daß dem guten Monarchen, gerührt über die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Bettler, eine Thräne ins Auge kam. Der Kutſcher wollte wegfahren.

— Halt! rief der König zum Wagenſchlag heraus. Bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Nicola! rief Ferdinand I.

— Hier, mein König, antwortete Sabatto, der junge ſtämmige, breitſchulterige Caro Lazzaro.

— Morgen mit dem Glockenſchlag Zehn erwarte ich Dich auf der Villa Floridiana.

— Ich komme und ſollte ich auf dem Todtenbette liegen.

— Schlaft wohl, Kinder, auf Wiederſehen, ſprach der König. Und noch einmal erſcholl der begeiſterte Evvivaruf der Lazzaroni, und der König fuhr, begleitet von den heißen Wünſchen ſeiner Bettler, von dannen.

---

Am andern Morgen, mit dem Glockenſchlage Zehn, ſtellte ſich Nicola Sabatto auf der Villa Floridiana ein.

— Wohin? fragte der goldbetreßte Kammerdiener.

— Zum König.

— Ich muß Euch anmelden.

— Gar nicht nothwendig, ſprach der Caro Lazzaro und ſtieß den Diener ſo unſanft bei Seite, daß er auf die Erde niederfiel.

Darauf eilten fünf andere Kammerdiener ihrem Kollegen zu Hilfe und wollten den Burſchen auf die Straße werfen.

— Wer ſich mir naht, iſt ein Kind des Todes, rief Nicola und zog ein langes Meſſer aus dem Gürtel.

— Mörder, Mörder, ſchrie das feigherzige Geſindel.

— Heda, was giebt's, fragte der König, der in der nahen Gartenlaube ſaß und dieſen Hilferuf vernahm. Ach, Du biſt's, Nicola… Ein Meſſer in der Hand? Iſt das ein Betragen für einen ehrlichen Lazzarone? Was hat man Dir zu Leide gethan?

— Die Schurken haben mir den Eintritt verwehren wollen.

— Junge, das war ihre Schuldigkeit… ſie wußten nicht, daß ich Dich geſtern eingeladen hatte; in Zukunft laßt ihn unangemeldet vor… meine Thür ſteht Jedem offen… Komm!

Die Kammerdiener verbeugten ſich vor dem Lazzarone, der ſtolz ſeine Mütze auf dem Haupte behielt und dem König in die Gartenlaube folgte, wo der Tiſch bereits gedeckt und das Frühſtück aufgetragen war.

Ferdinand I. hatte außer jenen guten Eigenſchaften, die ihm früher nachgerühmt worden, auch die, daß er ein Gourmand im beſſern Sinne des Wortes war. Philipp Hackert, ein Schützling des Königs, weiß von dem gaſtronomiſchen Tacte Sr. Majeſtät ſo viel zu erzählen, daß ſich jeder Feinſchmecker zu dieſem Fürſten ehrfurchtsvoll hingezogen fühlen muß. Der König war unter Anderm ein großer Freund von Auſtern, die er aus Taranto kommen und im See Fuſaro ſich vermehren ließ. Sein Lieblingsgericht war, wie Göthe in Hackerts Lebensbeſchreibung erzählt, Schnepfenwurſt mit Schweinefleiſch vermiſcht und Faſan in Reis gekocht. Auch ſoll von ihm die geiſtreiche Zuſammenſetzung des Faſanen mit dem Sauerkraut ausgegangen ſein, ein Gedanke, der allein hinreichend iſt, ihm im Herzen jedes Feinſchmeckers ein Ehrendenkmal zu erbauen.

— Setze Dich, mein Junge, ſprach der König zum Lazzarone, und thue, als ob Du hier zu Hauſe wärſt. Hier iſt Rebhuhn, hier iſt Wildſchwein, hier Schnepfenwurſt und hier Wildenten; dort ſteht Malaga und Burgunder. Nun greife zu… iß und trink, ſo lange es Dir ſchmeckt; nur nimm Dich in Acht, daß Du Dir nicht den Magen verdirbſt, denn Geſundheit, mein Junge, geht über Alles.

— Wahr geſprochen, Vater Ferdinand, erwiderte Nicola, der ſich bereits niedergeſetzt und ſein Glas gefüllt hatte. Auf Dein Wohl, mein König, rief er und leerte das Glas mit einem Zuge.

— Schmeckt's? fragte der König.

— Vortrefflich!

— Nun höre mich an. Die Krönung Kaiſer Leopolds II. ruft mich auf vier Wochen nach Frankfurt am Main.

— Du willſt verreiſen, willſt das göttliche Neapel, willſt Deine treuen Kinder, willſt meine Kameraden verlaſſen?

— Es muß ſein!

— Nun denn, ſo reiſe mit Gott und denke auch in der Ferne an uns arme Teufel.

— Vergeßt auch Ihr meiner nicht. Wohl weiß ich, daß meine allergetreueſte Stadt Neapel keinen Grund zur Klage hat, und dennoch traue ich ihr nicht. Sie macht's wie der Veſuv: heute ſcheinen ſie ruhig und morgen ſpeien ſie Feuer.

— Du kennſt ſie, mein König.

— Drum bitte ich Dich, hab' Acht, daß während meiner Abweſenheit Ruh' und Frieden herrſche, denn ich weiß es aus Erfahrung, daß, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, die Mäuſe tolles Spiel treiben. Suche das zu verhindern, Nicola, und rechne auf den Dank Deines Beſchützers.

— Neapel bleibt ruhig... verlaßt Euch auf mein Wort. Ich will mich zum erſtenmal in meinem Leben auf's Spioniren legen und, wenn ich Verdacht wittere, wohl Rath zu ſchaffen wiſſen. Jeden Verräther werfe ich in's Waſſer, ſo wahr ich Nicola heiße. Ich und 80,000 meiner Brüder werden wohl im Stande ſein, eine Hand voll unruhiger Geiſter, die mit Dir nicht zufrieden ſind, im Zaum und im Nothfall auch in Schranken zu erhalten. Wehe dem, der die Ruhe ſtören will. Wir zerreißen ihn in 80,000 Stücke und ſtopfen ſie in unſere Pfeifen, daß er in Rauch aufgehe.

— Du biſt ein treuer Sohn...

— Und Du ein guter Vater! Santa Madonna möge Dich beſchützen und beſchirmen und geſund und froh zurückführen in die Mitte Deiner Kinder, Amen! Nun bin ich ſatt!

— So geh mit Gott.

Nicola küßte dem König die Hand.

Am andern Morgen reiſ'te Ferdinand I. nach Frankfurt.

* * *

An demſelben Tage, an dem der König von Neapel aus Deutſchland in ſeine ruhig gebliebene Hauptſtadt zurückgekehrt war, ließ ſich der Lazzarone Beppo bei ihm melden.

— Was bringſt Du mir, Burſche, fragte der König.

— Den Ducato, den ich Euch für den bewußten Fiſch noch ſchuldig bin…

— Du verſprachſt, dann erſt zu zahlen, wenn Du eine Terne gewonnen.

— Santa Madonna, ich habe ſie gewonnen!

— Nun denn, ſo gratulire ich Dir; aber behalte Dein Geld und nimm dafür, daß Du ſo pünktlich Dein Wort gehalten, noch dieſe Kleinigkeit.

— Juchhe, das theil' ich mit meinen Kameraden, ſchrie der Bettler und eilte jauchzend nach dem Molo.

## XI.

# Der letzte Hofnarr.

## (1731.)

Kinder und Narren reden die Wahrheit. Und darum achte ich einen Narren höher als zehn Weltweiſe, die, wohl wiſſend, daß Schmeichelei wie Manna und Wahrheit wie Rhabarber ſchmeckt, weit lieber zehnmal lügen, als einmal mit der Wahrheit herausrücken. Es war eine gute Zeit, als die Herren Könige noch Hofnarren hatten. Sie hörten noch dann und wann die Stimme der Wahrheit und glaubten nicht Alles, was ſpeichelleckende Hofſchranzen ihnen vorſchmeichelten. Triboulet und Langely, die Hofnarren Franz I. und Ludwigs XIII. von Frankreich, verdienen mehr Achtung als jener Schwarm leibdienender Fuchsſchwänzler, die ihnen immer und ewig dicken Weihrauch geſtreut und ihr Ohr durch ſchmeichleriſche Lügen bethört hatten.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, erzogen von einer geiſtreichen Franzöſin, Margarethe de Rocoulle, hatte von ihr die Wahrheit, ſchon der Seltenheit wegen, lieben und die Schmeichler haſſen gelernt. Der König hatte ſich, wie Jeder weiß, einen kleinen Zirkel gebildet, der im ganzen Lande unter dem Namen „Tabackscollegium" bekannt war. Dieſer kleine Klubb, der aus kaum zehn Perſonen beſtand, pflegte allabendlich mit dem Glockenſchlage Fünf in einem der Schlöſſer von Berlin, Potsdam oder Wuſterhauſen zuſammen zu kommen. Die hervorragendſten Mitglieder dieſes Collegiums waren Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, General von Strantz und Friedrich Graf von Seckendorf, des Kaiſers ſchlauer Geſandter, der im Jahre 1727 den bekannten Tractat von Wuſterhauſen zu Stande gebracht hatte. Auch der Schullehrer dieſer Stadt war ein permanentes Mitglied, welches Sitz, aber keine Stimme hatte. Erſt ſpät gegen Abend pflegten auch die Söhne des Königs zu erſcheinen, um ihrem ſtrengen Vater gute Nacht zu wünſchen. Sämmtliche Mitglieder dieſes Klubbs mußten, Seiner Majeſtät zu Liebe, aus kurzen holländiſchen Thon-Pfeifen leichten Holländer ſchmauchen; Jeder, der ſich erlaubt hätte, andern Taback zu rauchen, würde ſich die allerhöchſte Unzufriedenheit zugezogen haben. Selbſt der Fürſt von Deſſau und Herr von Seckendorf, die keine Raucher waren, thaten, als ob ſie rauchten. — Das Abendeſſen dieſes kleinen Zirkels beſtand aus Brodt, Butter und Käſe, wozu man Bier aus weißen Krügen trank. Nur ſelten verirrte ſich ein bürgerlicher Kalbsbraten und ein adeliger Schinken in die engen Schranken ihrer Eßluſt; noch ſeltener gab es warme Speiſen; dann aber geruhten Seine Majeſtät allerhöchſt eigenhändig einen Fiſch zu kochen und einen Salat zu bereiten und ſich beſonders auf Letztern viel gut zu thun, denn unter manchen andern Tugenden hatte der König auch die, guten Salat zu machen, von ſeiner franzöſiſchen Gouvernante erlernt. — Brettſpiele, Schach und Dame, waren erlaubt, Kartenſpiele, ſie mochten heißen, wie ſie wollten, ein für allemal unterſagt. Dann und wann ſpielten der König und der General von Strantz langen Puff. In dieſem kleinen Kreiſe herrſchte ſtatt der ſteifen Etikette ein ungebundener Ton, der ſich bisweilen in derben Späßen gefiel, die Niemand, ſelbſt nicht der König, übel nehmen durfte. Einer aus der Geſellſchaft mußte Seiner Majeſtät die Zeitungen vorleſen, die dann den Stoff zur Unterhaltung hergaben.

Eines Abends, als das Tabackscollegium wieder beiſammen ſaß, drehte ſich die Spindel des Geſpräches um Narren.

— Es gibt der Narren doch gar zu viele, ſprach Herr von Seckendorf und blies hochnäſig dicke Tabackswolken vor ſich hin.

— Kein Wunder, ſagte ein Anderer, denn ein Narr macht Zehn, Zehn machen Hundert und Hundert machen Tauſend.

— Man ſieht doch gleich, ſprach der König, daß Er ſein Einmaleins noch nicht vergeſſen hat. Doch kann ich Ihm nicht ganz beiſtimmen. Einer, ſagt Ihr, macht Zehn. Geſetzt, ich wäre ein Narr, ſo könnte ich aus Jedem von Euch einen Hofrath, doch aus zehn Hofräthen noch nicht einen einzigen Hofnarren machen; vermöchte ich das, ſo würde ich's ſchon längſt gethan haben, denn mir fehlt ſo ein Narr, ſo ein recht luſtiger Kauz, der mir lachend die Wahrheit ſagt, mich auf meine Schwächen aufmerkſam macht und mir die Schuppen von den Augen reißt. Wohin ich ſehe, erblicke ich einen Rath. Ich will mit dem A anfangen und das ganze ABC durchgehen; da finde ich einen Amtsrath, einen Bergrath, einen Commiſſionsrath, einen Domainenrath, einen Educationsrath, einen Finanzrath, einen Gemeinderath, einen Hofrath, einen Intendanzrath, einen Juſtizrath, einen Kriegsrath, einen Legationsrath, einen Miniſterialrath, einen Oeconomierath, einen Polizeirath, einen Regierungsrath, einen Stadtrath, einen Titularrath, überall einen traurigen, aber nirgends einen luſtigen Rath.

— Ew. Majeſtät, ſagte der General von Strantz, ſind bei dem U ſtehen geblieben.

— Ich fand nicht gleich einen Rathstitel, der mit einem U anfängt.

— Und doch liegt dieſer Rath ſo nahe...

— Und wie heißt er?

— Unrath, Sire, ſagte der Andere.

— Nicht übel, ſprach der König. Höre, Patron, fuhr Friedrich Wilhelm fort, Du ſcheinſt von Allen noch das meiſte Talent zu einem Narren zu haben. Weil Dein Witz mir gefallen hat, ſo will ich Dir einen Beweis meiner huldvollen Affection geben und Dich hiermit zu meinem luſtigen Rath ernennen.

— Majeſtät, ſprach der neu creirte Hofnarr, ich werde dieſe Huld gleich jeder Andern zu ſchätzen wiſſen. Lieber Hofnarr als Narrenhof ſein.

— Schon wieder ein Witz! Höre, Gevatter, Du gefällſt mir. Morgen will ich Dir eine Kappe machen laſſen.

— Mir Recht. Lieber Kappen als Hörner tragen!

— Ich glaube gar, der Narr fängt an zu ſticheln, ſprach ein Anderer.

— Qui s'excuse s'accuse, erwiderte der luſtige Rath.

Und das ganze Collegium brach in ein einſtimmiges Gelächter aus.

Der Mann, den Seine Majeſtät zu Allerhöchſt Ihrem Hofnarren zu ernennen geruht, war Jakob Paul Freiherr von Gundling, Profeſſor der Ritter-Academie zu Berlin, ein ziemlich guter Hiſtoriker, der unter Anderm eine Geſchichte Kaiſer Conrads IV., Richards von Cornwallis, Wilhelms von Holland und manches Andere geſchrieben; ein ganz geſcheuter Mann, aber, wie die meiſten Gelehrten jener Perückenzeit, ein ſteifer Pedant, der eben durch ſeine Pedanterie und noch mehr durch ſeinen Stolz und ſeine Eitelkeit ridicul geworden war, was jedoch den König nicht abhielt, ſein Talent zu ſchätzen.

Seit jenem Abende, wo Friedrich Wilhelm ihn zum Hofnarren creirt, ſtieg er von Tag zu Tag mehr und mehr in der Gunſt Sr. Majeſtät, die an ſeinen Späßen immer mehr und mehr Geſchmack fand. Friedrich Wilhelm ernannte ihn bald darauf zu ſeinem Zeitungsvorleſer und ſchuf für ihn neue Würden, Eine drolliger als die Andere. Er machte ihn zu ſeinem Hof-Zahnſtocher-Intendanten, geheimen Hof-Pfeifenſtopfer, emeritirten Hof-Pfropfenzieher, wirklichen Kammer-Bonmotiſten und Witz-Ober-Jägermeiſter, Titel, durch die der Freiherr von Gundling ſich bis in die Fußſpitze geſchmeichelt fühlte, denn Pedant wie er war, haſchte er nach Titeln, wie Kinder nach bunten Schmetterlingen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß man bedenken, daß er in einer Zeit gelebt, wo man das Verdienſt nach der Länge des Titels, wie Band nach der Elle, maaß. Der Titel war der Maaßſtab! Und ſo kam es, daß es damals keinen Gelehrten ohne Titel, aber manchen Titel ohne Gelehrten gab.

Aber je höher der gute titelbeladene Freiherr von Gundling in der Gunſt des Königs ſtieg, deſto tiefer ſank er in der Achtung der Hofſchranzen, die ihn ſeines Talentes wegen im Stillen beneideten, aber wegen ſeiner übertriebenen Eitelkeit und Pedanterie vornehmthuend belächelten oder achſelzuckend verſpotteten. Die Titel, auf die der liebe gute Freiherr ſich ſo viel zu gut that, machten ihn vollends zum Gegenſtand des allgemeinen Spottes.

— Der gute Baron, ſagte eine kleine buckelige Hofdame — buckelige Damen ſind immer witzig, aber auch was boshaft — gleicht einem großen Titelblatt, dem nichts weiter als eine ganz winzig kleine Kleinigkeit — das Buch — fehlt.

— Der liebe Gundling, ſprach ein Anderer, erliegt unter der Wucht ſeiner Titel, wie ein Kameel unter der Laſt der Affen, die auf ihm herumreiten.

— Bei Licht betrachtet, ſagte eine Dritte, ſind der Herr Profeſſor und Hiſtoriograph Sr. Majeſtät doch nichts anderes als ein ganz gewöhnlicher Hofnarr, von dem, ſobald ihm Jemand die erſte Sylbe ſtiehlt, nichts Anderes übrig bleibt, als das, was er wirklich iſt — un fou comme il faut.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du Dir darum ſo viele Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage —

der Baron war damals 52 Jahre alt — zum Geſpött des albernen Hofgeſindels herabſinken kannſt?! Was nützen Titel und Orden und alle Crepundien, womit die Großen der Erde uns beehren, wenn wir nicht ſelbſt uns ehren, wenn wir eines Titels oder einer andern Lappalie wegen unſere Selbſtſtändigkeit, unſere Unabhängigkeit, unſern Selbſtwerth verkaufen?

Doch zurück zu etwas Luſtigerm!

Der Freiherr war alſo, wie eine der Hofdamen ganz richtig bemerkt hatte, bei Lichte betrachtet — man bedurfte dazu keiner Brille — nichts Anderes als ein Hofnarr. Bekanntlich hat jeder Narr ſein Steckenpferd; mithin hatte auch der Freiherr von Gundling eine Marotte und dieſe Marotte beſtand in einem unmäßigen Hang zum Trinken.

Der Baron, der zum Glück ſehr beleſen war, wußte dieſe Schwäche, die bei ihm nach und nach zum Laſter ausgeartet war, durch Sophismen zu bemänteln, durch Scheingründe zu beſchönigen. Er bewies ſich und Andern, daß alle großen Geiſter ſich mehr oder weniger der Leidenſchaft des Trunkes hingegeben. Der König Darius ließ ſich einen Leichenſtein ſetzen, worauf ausdrücklich erwähnt werden mußte, daß er viel Wein trinken und denſelben vertragen konnte. — Einem Ignoranten verſuchte der geſcheidte Narr weiß zu machen, Alexander von Macedonien habe nur darum den Namen des Großen erhalten, weil er der größte Säufer ſeines Zeitalters geweſen. Im Rauſche verwandelte er Perſepolis in einen Aſchenhaufen, im Rauſche theilte er ſein Reich unter ſeine Generale, im Rauſche ſchlummerte er in's Jenſeits hinüber. — Eoban Heſſe, ein Zeitgenoſſe Hans Sachſens, wurde minder berühmt durch ſeine Fertigkeit im Dichten, als durch ſeine Virtuoſität im Trinken. Mehr als einer ſeiner Zeitgenoſſen gibt ihm das rühmliche Zeugniß, daß er in einer Sitzung zwei Eimer Nürnberger Biers geleert. — Pierre Bayle, der berühmte Herausgeber des Dictionnaire historique et critique — ein

Werk, das ſchon vor ſeinem Erſcheinen ein ſo großes Intereſſe erregte, daß der Herzog von Shrewsbury 500 Pfund Sterl. bot, wenn Bayle es ihm dediciren wolle*); — bezeichnet dieſe Gabe des Trinkens als une bonne qualité, une force, une puissance, l'effet d'une tempérament robuste." Nach dem Ausſpruch dieſes großen Philoſophen ſind in der Regel alle ſtarken Trinker große Geiſter und alle großen Geiſter ſtarke Trinker. Deßhalb war es wohl zu entſchuldigen, daß der gute Freiherr von Gundling, der ſich eingebildet, ein großer Geiſt zu ſein, auch, vielleicht ſchon aus Achtung für Bayle's Behauptung, ein großer Trinker — man konnte ſagen — Säufer war. Jede Leidenſchaft macht eine ihr eigenthümliche Wirkung: die Liebe z. B. macht ehrgeizig, das Spiel macht kühn, der Trunk macht feig. Die logiſche Folge iſt, daß Freiherr von Gundling, als Säufer par excellence, auch ein Feigling erſter Claſſe war. Als er eines Abends bald benebelt nach Hauſe zickzackte, erſchrak er vor ſeinem eignen Schatten, den der Mond auf das Pflaſter gezeichnet, und rief ſo lange Hilfe, Hilfe, bis ein eingeſchlafener Nachtwächter, durch das Geſchrei erwachend, ihm zu Hilfe eilte. Was gibts, was gibts? fragte der ſchlaftrunkene Wächter. Arretirt dieſen Kerl, er will mich umbringen. Wer will Sie umbringen? Der da, erwiderte der Baron und denuncirte ſeinen eigenen Schatten. Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altorf, Helmſtädt und Jena beſucht, daß Du Dir darum ſo viele Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage vor Deinem Schatten zurückbeben kannſt!

Der Trunk hatte ſein Gehirn allmählig mehr und mehr abgeſtumpft, ſo zwar, daß er zuletzt ganz ſein Gedächtniß verlor. Man erzählt von Johann Sleidanus, im Alter ſei ſein Gedächtniß ſo ſchwach geworden, daß er die Namen ſeiner Kinder vergeſſen habe. Die buckelige Hofdame, die das einmal irgendwo geleſen hatte, wandte dies auf den armen Hofnarren an und behauptete, Gundlings Gedächtniß ſei ſo zerrüttet, daß er einmal ſogar ſeinen eignen Namen vergeſſen und lange nicht gewußt habe, ob er oder ſein Bruder — der, beiläufig geſagt, Geheimrath war — Nicolaus heiße.

---

*) Siehe Bayle's Leben von Desmaizeaux.

Zuletzt verlor er wirklich den kleinen Reſt der ihm übriggebliebenen Beſinnung und vergaß ſogar die Reihenfolge der Tage. Einmal ſoll er ſteif und feſt behauptet haben, bei allen Völkern der Erde folge auf den Sonntag der Sonnabend, denn erſt — fügte er in einem lichten Augenblick hinzu — ſchuf Gott den Tag und dann die Nacht, ergo folgt erſt Sonnabend auf Sonntag. Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du Dir darum ſo viel hiſtoriſche Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage beweiſen kannſt, daß der Sonntag dem Sonnabend vorangehe?

Endlich war ſeine Uhr abgelaufen. Er ſtarb zu Potsdam am 11. April 1731.

Als man Friedrich Wilhelm I. die Nachricht überbrachte, Herr von Gundling habe ſeinen Geiſt aufgegeben, erwiderte der König:

— Sagt lieber, er hat das Trinken aufgegeben. Schade um den Mann! Er war ein prächtiges Exemplar von einem Narren. Ihr mögt Sorge dafür tragen, daß er anſtändig beerdigt werde.

Man brachte ſeine Leiche nach Bornſtädt. Dort wurde ſie in einem Weinfaß beigeſetzt.

Mit ihm ging der letzte Hofnarr zu Grabe.

# XII.

## Gänſe.

Eine jut jebratene Jans iſt eine jute Jabe Jottes, ſagt der Berliner und hat, obſchon er in Geſchmackſachen, worin die Zunge entſcheidet, kein urtheilsfähiger Richter iſt, in dieſem Punkte wahrlich nicht Unrecht. — Schon die alten Aegypter betrachteten die Gänſebraten als eine ihrer wohlſchmeckendſten Lieblingsſpeiſen, weßhalb ſie dem König Ageſilaus, als er durch ihr Land zog, hundert Gänſebraten vorſetzen ließen. Rhadamantus achtete die Gänſe ſo ſehr, daß er ein Geſetz erließ, man ſolle nicht mehr bei den Göttern, ſondern — wie Herichius in dem Ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die Vögel" erzählt — bei den Gänſen ſchwören. — Auch die alten Britannier ſchwuren in jener Zeit, als Julius Cäſar ihr Land mit Krieg überzog, bei den Gänſen. — Der große Mann, der die Kunſt erfand, die Gänſe zu mäſten, um die Reize ihrer Leber zu erhöhen, war ein römiſcher Conſul, Scipio Metellus. Er iſt es, dem die Pommerſchen Gänſebrüſte und Straßburger Gänſelebern ihren europäiſchen Ruhm, ihre weltgeſchichtliche Bedeutſamkeit verdanken. — Der gelehrte Scaliger läßt ſowohl den phyſiſchen als den geiſtigen Eigenſchaften der Gänſe große Anerkennung angedeihen. Was der Hund unter den vierfüßigen Thieren, iſt die Gans unter den Vögeln: das Sinnbild der Treue und Anhänglichkeit. — Die Aeginenten wußten viel von einer Gans zu erzählen, die ſich in einen hübſchen Jüngling, welcher Amphilochus geheißen, ſo ſehr verliebt hatte, daß ſie ohne ihn nicht leben konnte: ſie folgte ihm überall und war, dem Schatten gleich, an ſeiner Ferſe feſtgeſchmiedet. Amphilochus aber behandelte ſie en canaille. Er rupfte und — fraß ſie. Jetzt geſchieht es, daß, umgekehrt wir Männer uns in Gänſe verlieben und zwar ſo ſehr, daß wir ſie auffreſſen — vor Liebe. — Eine andere Gans war in den Philoſophen Lacydes von Cyrene verliebt. Auch ſie verließ ihn nicht, er mochte ſchlafen, ſtudiren oder Vorleſungen halten. Tag und Nacht war ſie bei ihm. Endlich — denn auch Gänſe können ſich grämen — ſtarb ſie. Der Philoſoph veranſtaltete ein öffentliches Leichenbegräbniß und ließ ſie mit größerem Pompe, als ſeine kurz vorher hingeſchiedene Frau, beerdigen und weinte mehr um ſeine Gans, als um ſeine Ehehälfte. — Jeder, der den heiligen Martin und die nach Sr. Heiligkeit getaufte Gans kennen lernen will, leſe Frommann's gelehrte „Commentatio de ansere Martiniano,“ (Lips. 1683).

Die ältern Gelehrten ſehen in der Gans ein Embleme der Klugheit; wenn die Gänſe, ſagt Antonius Mizaldus, über den Taurus ziehen, auf deſſen Gipfel ein Heer von Adlern horſtet, nehmen ſie, wohl wiſſend, daß ſie gern ſchnattern, einen Stein in ihren Schnabel, um keinen Laut von ſich zu geben, der ſie verrathen konnte. Die Gänſe ſind überdies ſehr gelehrig. Der Chemiker Lemery ſah eine Gans, die den Bratſpieß drehen, und meine Wenigkeit ſah eine andere, die wie ein Pudel apportiren konnte. Wir Deutſchen begehen deßhalb ein unverzeihliches Unrecht, wenn wir den Vergleich gebrauchen, dumm wie eine Gans. Das undankbarſte aller Geſchöpfe iſt der Menſch, der alle Wohlthaten, die man ihm erzeigt, mit Haß vergeltet. Sagt nicht ſchon Schiller:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn!“

So geht es auch den armen Gänſen; ſie haben das Capitol gerettet, ſie geben ihre Leber zu Paſteten, ihre Federn zum

Schreiben und ihre Flaumen zum Ruhekiſſen her, und wir Undankbaren nennen ſie für all die treuen Dienſte, die ſie uns uneigennützig darbringen, dumme Gänſe.

In England knüpft ſich an die ſehr ehrenwerthe Gans eine hiſtoriſche Erinnerung. Sir Neville bewirthete am 29. September 1588 auf ſeinem in der Nähe von Tilbury gelegenen Luſtſchloß Uferville die jungfräuliche Königin Eliſabeth. Ihre Majeſtät geruhten eben Gänſebraten zu eſſen, als ſie die erfreuliche Nachricht von der Zerſtörung der unüberwindlichen Flotte Philipps II. von Spanien erhielt. Sir Neville, ſagte ſie, gebt mir nun auch ein Glas Burgunder, um mir ſo gute Gänſe und ſo gute Nachrichten verdauen zu helfen. — Seit jener Zeit pflegen Hof und Volk am Sanct Michaelstage, wie viele Deutſche am St. Martinstage, Gänſebraten zu eſſen. — Auch in der Geſchichte Spaniens begegnen wir einer Gans, die nicht ohne Intereſſe iſt. Dem aragoneſiſchen Könige Martinus, der à tout prix einen Thronerben haben wollte, wurde unter andern ſtärkenden Mitteln auch eine mit Gewürzen aller Art gemäſtete Gans vorgeſetzt, von der er ſo viel fraß, daß er ſich dadurch eine Indigeſtion zuzog, die ihn bald darauf vom Throne ins Jenſeits rief. — Ein Seitenſtück zu dieſem Martin von Aragonien iſt König Johann V. von Portugal, der täglich das Hirn von hundert Sperlingen verſpeiſ'te, in der frohen Hoffnung, ſich dadurch die Fruchtbarkeit dieſer Vögel anzueignen. Seine Majeſtät, erzählt die Marquiſe von Cascans, geruhte ſo viele Sperlinge zu conſumiren, daß nach Jahr und Tag faſt keine mehr zu haben waren.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß die Gans (nach Linné Anas Anser, nach Bechſtein Anser vulgaris genannt) dem Priap, dem häßlichen Sohne des Bacchus und der Venus, heilig war.

## XIII.

## Tauben.

Eine der ſchönſten Zierden jener großen Speiſe-Gruppe, die der Deutſche „Geflügel“ und der Franzoſe „Volaille“ nennt, iſt die Taube. Bevor ich ſie gebraten meinem Leſer in den Mund fliegen laſſe, will ich ihn mit der Geſchichte dieſes Vogels bekannt machen. Die Aſſyrier zollten der Taube eine göttliche Verehrung. Ihre Königin, die ſchöne Semiramis, ſoll von einer Taube geſäugt und nach ihrem Tode in eine Taube verwandelt worden ſein. Und deßhalb iſt die Taube, die im Syriſchen Semiramis heißt, jenes Embleme, das Nabuchodonoſor auf die Fahnen ſeines Heeres ſtecken ließ. Wenn Jeremias zu den Söhnen Jeruſalems ſagt: „fliehet, Kinder Iſraels, den Zorn der Taube,“ ſo verſteht er unter dieſer Taube jenen Nabuchodonoſor, den Verfolger der Juden, der ihren Tempel zerſtört, ihre Freiheit geraubt, ſpäter den Spleen bekommen und ſieben Jahre lang nichts anderes als Heu gefreſſen hat. Die alten Rabbinen aber halten ſeit jener Zeit die Taube für einen Unglücksvogel. In Aegypten galt die ſchwarze Taube als Sinnbild frommer Frauen, die nach dem Tode ihrer Männer ſich dem Dienſte der Götter weihten. Die Griechen verehrten die prophetiſchen Tauben in Dodona, die, mit menſchlicher Stimme begabt, von Zeus heiliger Eiche die Zukunft weiſſagten. Die Chriſten betrachten dieſe Taube als das Symbol der Sanftmuth, weil der Aberglaube behauptet, daß die Taube das einzige Thier ſei, das keine Galle habe, weßhalb der zärtliche Seladon den Gegenſtand, dem er ſeine Seufzer widmet, „ſeine Taube" nennt. Leider iſt es aber erwieſen, daß auch die Tauben Galle haben, und daß es unter den Frauen zwar noch manche Taube oder Harthörige, aber keine Semiramis gibt.

Auch in der Bibel, in der Sternkunde, in der Numismatik und Heraldik hat man der Taube einen Platz eingeräumt. Vater Noah ſchickte aus ſeiner Arche eine Taube ab, die mit einem Oelzweig im Schnabel zu ihm zurückkehrte. Dieſe Taube verſetzte A. Royer als Sternbild in den ſüdlichen Himmel. Die Stadt Sikyon ließ eine Taube auf ihre Münzen prägen, und König Johann I. von Caſtilien ſtiftete, dieſem Vogel zu Ehren, einen Taubenorden, deſſen Ritter das Gelübde der ehelichen Keuſchheit ablegen mußten, weßhalb dieſer Orden bald wieder eingegangen iſt.

Die gebratene Taube iſt übrigens ein ſehr gutes Eſſen. Die Aerzte empfehlen ſie vor Allem Jenen, die leicht zum Zorne gereizt werden können. Marſchall de Mouchy behauptet, Taubenfleiſch habe eine beruhigende Eigenſchaft. Wenn er ſich gegrämt oder geärgert hatte, befahl er ſeinem Koche, zwei Tauben zu braten; nach Tiſche pflegte er ſich dann immer wohler zu befinden.

Jedem, der das zahlreiche Columba-Geſchlecht — man kennt bis jetzt 160 verſchiedene Arten — ihre Lebensweiſe, ihre Wartung und Benutzung näher kennen lernen will, empfehle ich Leopold's „Taubenfreund" (Sonderhauſen 1819.)

## XIV.

## Faſanen und Rebhühner.

Es giebt Worte, deren Begriffe mir dergeſtalt theuer ſind, daß mich beim Niederſchreiben dieſer Worte ein namenloſes wonniges Gefühl durchzuckt. So oft ich Kuß oder Caviar, Stockfiſch oder Frühling, Liebe oder Champagner, Faſan oder Engel ſchreibe, läuft mir immer das Waſſer im Munde und das Geld in der Taſche zuſammen. Wißt Ihr, was ein Faſan iſt? Was der Sirius unter den Sternen, was Fanny Elsler unter den Sylphiden, was die Roſe unter den Blumen und Aurora Dudevant unter den Schriftſtellerinnen, das iſt der Faſan unter dem Geflügel. Er iſt der Mandarin der Volière, die Excellenz des Maierhofes. Die Natur hat ihren Liebling in Gold und Silber gehüllt und ihm ein Fleiſch verliehen, das ſich nur empfinden, nicht beſchreiben läßt. Wenn es im Himmel keine Faſanen giebt, ſo möchte ich gar nicht hineinkommen, denn wie ſich ein Türke kein Paradies ohne Houris, ſo kann ich mir kein Eden ohne Faſanen denken. Wäre ich Raphael geweſen, ich hätte ſtatt der Engel Faſanen gemalt, und wäre ich Petrarca, ich hätte ſtatt der Laura einen Faſanen beſungen. Wißt Ihr, was Piron ſagt? Ein Diner ohne Faſan iſt ein Helm ohne Federbuſch, ein Schiff ohne Flagge, ein Regiment ohne Fahne. Ihr ſchüttelt den Kopf und zweifelt, daß Piron das geſagt hat. Qu'importe? Hat er es nicht geſagt, ſo habe ich's geſagt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß Piron ein Feinſchmecker war, den man mit Hülfe eines Faſanen zu Allem — mit Ausnahme eines einzigen Punktes — geneigt machen konnte. Ein Dichterdilettant ſchickte ihm einſt einen Faſan. Was that er? Er war geſcheut und ſchickte den Faſan nicht zurück. Am andern Morgen kam der Geber des Faſans und zog ein Trauerſpiel aus der Taſche. Was that Piron? Ich merke Ihre Liſt, ſagte er, nehmen Sie Ihren Faſan wieder zurück und laſſen Sie mich ungeſchoren. Kann man ihm das verdenken? Es giebt zwar nichts Beſſeres auf der Welt, als einen Faſan, aber auch nichts Schlimmeres, als ſich ein Trauerſpiel vorleſen zu laſſen. Der Faſan (Phasianus colchicus) würde es mir außerordentlich übel nehmen, vergäße ich anzuführen, daß die Ritter am Hofe Philipps des Guten von Burgund 1453 über einem ſeiner gefiederten Vorfahren das Gelübde thaten, gegen die Türken zu ziehen.

Ich komme zu den Rebhühnern.

Ein Faſan verhält ſich zu einem Paar Rebhühnern wie, mathematiſch erklärt, das Quadrat der Hypothenuſe zur Summe der Quadrate der beiden Katheten, oder, poetiſch verglichen, wie Dante's „divina comedia“ zu Taſſo's „Gierusalemme liberata,“ oder, gaſtronomiſch ausgedrückt, wie ein Glas Burgunder zu zwei Gläſern Malaga. Zwänge mich Jemand zwiſchen Faſan und Rebhuhn zu wählen, ich würde — wie Buridan's Eſel zwiſchen zwei Heubündeln — mich ſchwer entſcheiden können, nach welcher Seite ich mich hinwenden ſoll. Aus zwei Uebeln das kleinere wählend, würde ich, um weder dem Faſan noch dem Rebhuhn entſagen zu müſſen, lieber Beides eſſen und nicht verhungern, wie Buridan's Eſel, eben weil er ein Eſel war. — Das Vaterland der Rebhühner iſt die Inſel Chios. — Die feinſten Arten des Rebhuhns (Tetrao Perdrix L.) ſind: das Bergrebhuhn (Perdrix cinerea) das Steinrebhuhn (P. saxatilis) und das rothe Rebhuhn (P. rufus). Das Letztere eine der größten Leckerbiſſen Südfrankreichs, wird beſonders zu Paſteten verwendet. René, König von Anjou und Neapel, verſelbe, der die Muskatellertrauben nach der Provence brachte, führte dort auch die Rebhühner ein und bekam, wahrſcheinlich nur aus dieſem Grunde, den Beinamen des Guten, wie Ludwig XIII., wohl auch nur darum der Gerechte hieß, weil er im Zeichen der Wage geboren wurde. — Derſelbe König, der, en passant geſagt, auch ein leidenſchaftlicher Maler war, malte eben an einem Rebhuhne, als man ihm den Verluſt ſeiner Krone meldete. Er ließ ſich durch dieſe Kunde in ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nicht ſtören, ſondern vollendete mit Geduld und Reſignation ſein Rebhuhn. — Woher das bekannte Sprichwort „Toujours perdrix“ abſtammt, habe ich trotz der emſigſten Nachforſchungen nicht ermitteln können. Schließlich will ich noch eines Aberglaubens erwähnen, der trotz ſeiner Lächerlichkeit in Frankreich dennoch tiefe Wurzel gefaßt. Jean Baptiſt Thiers, ein franzöſiſcher Theolog, der eine „Histoire des Perruques“ geſchrieben, erzählt in ſeinem „Traité des superstitions“: ein Kranker, der auf einem Bette von Rebhuhnfedern liege, könne nicht ſterben. Wenn das wirklich wahr wäre, ſo hätte der Tod, um ſein altes Recht zu behaupten, kein Rebhuhn aufkommen laſſen.

# XV.

## Truthühner.

**Ariſtoteles**, der im fünften Buche ſeiner Naturgeſchichte den Truthühnern ein ausführliches Capitel widmet, berichtet, dieſe Vögel ſeien um das Jahr 3559 durch Meleager, König von Macedonien, in Griechenland eingeführt worden. Das Volk, das an dieſen Thieren Gefallen gefunden, habe ihnen, um dem König ihren Dank zu bezeugen, deſſen Namen beigelegt und ſie deßhalb „Meleagrides“ genannt. Der große Trauerſpieldichter Sophokles brachte darum in der Tragödie, die den Tod dieſes Helden beweint, ein Chor von Truthühnern auf die Bühne. — Callixenes von Rhodos berichtet als eine Art von Merkwürdigkeit, daß man dem Aegypterkönig Ptolomäus Philadelphus mehrere Käfige mit Papagoien, Pfauen, Faſanen und Meleagriden überreicht habe. Marcus Terentius Varro erzählt, daß man Truthähne in den römiſchen Maierhöfen aufzog. Ovid citirt dieſe Vögel im achten Buche ſeiner „Verwandlungen.“ Wer die Geſchichte Caligula's kennt, wird wiſſen, daß dieſer Tyrann ſich für einen Gott erklärte und den Befehl erließ, daß man ihm vor ſeiner Bildſäule Pfauen, numidiſche Hühner und Meleagriden opfern ſolle. In ſpätern Zeiten gehörten die Letztern in Italien zu den Seltenheiten; Volaterran, der im Jahre 1510 ſich in Rom befand, ſah zwei Truthühner in einer Faſanerie, die dem Cardinal de Saint Clement gehörte. Damals zeigte man ſie in Rom als ſeltene Thiere. Jacques Coeur brachte ſie um das Jahr 1450 aus Indien nach Frankreich, und erſt

54 Jahre ſpäter führte ſie Amerigo Veſpucci in Portugal ein. In Frankreich kamen ſie zuerſt 1570 bei der Hochzeit Carls IX. mit Eliſabeth von Oeſtreich auf die Tafel. In England waren ſie ſchon zur Zeit Heinrichs VIII. bekannt, der ſie ſich 1521 aus Amerika verſchreiben ließ.

Die wilden Truthühner, die heerdenweiſe in den Wäldern von Amerika leben, ſind größer als die unſrigen. Bartram, ein amerikaniſcher Reiſender, hat im Staate Illinois Puter geſehen, die 50 – 60 Pfund wogen.

Das Fleiſch des Truthuhn's, von Linné Meleager Gallopavo genannt, iſt äußerſt zart und geſund. Mit Trüffelhaché gefüllt, bildet es einen der erſten Genüſſe des Gourmands. Ein Puter hat, genau zergliedert, fünferlei Fleiſch, d. h. Theile, die wie Kalbfleiſch, Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Hühner- und Gänſefleiſch ſchmecken, und eben dieſer vielſeitige Geſchmack macht den Puterbraten zu einer Erſcheinung, vor der jeder Feinſchmecker den Hut zieht.

In Frankreich iſt der Dindon ein Spottname für die Jeſuiten, und zwar darum, weil dieſe die Ehre uſurpirt haben, die Erſten geweſen zu ſein, die dieſes Geflügel nach Europa gebracht. Man nennt die Puter ſcherzweiſe „eleves des Jesuites;“ und aus dieſem Grunde wurde Karl X. in den meiſten Karrikaturen, die nach der Juli-Revolution wie Pilze aus der Erde ſchoſſen, immer nur als Dindon oder Jeſuiten-Schüler dargeſtellt.

## XVI.

# Eier.

Es giebt wenige Speiſen, die in der Geſchichte der Völker eine ſo große, vielbedeutende Rolle geſpielt haben, als das Ei. Die Syrier beteten die Hühner blos wegen ihrer Eier an, denn ſowohl ſie, wie alle Völker des grauen Alterthums, betrachteten das Ei als ein Symbol der Schöpfung und als ein Sinnbild der vier Elemente. Die Schale, ſagten die alten Philoſophen, iſt die Erde, das Weiße iſt das Waſſer, das Gelbe das Feuer und das feine Häutchen, das zwiſchen der Schale und dem Weißen liegt, iſt die Luft. Bei den Feſten, welche die alten Römer zu Ehren ihrer Göttin Ceres gefeiert, wurde ein Ei, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, in heiliger Proceſſion nach dem Tempel getragen und auf dem Altar der Göttin der Fruchtbarkeit als Opfer dargebracht. — Pythagoras und ſeine Schüler hielten es für eine Sünde, Eier zu eſſen, weil ſie darin Keime ſahen, welche die Natur zur Fortpflanzung beſtimmt. — Aus einem goldenen Ei tranken ehemals die Könige von Perſien. — Zur Feier des neuen Jahres, das bei den alten Römern in die Zeit fiel, wo die chriſtliche Faſtnachtszeit zu Ende geht, ſchenkten ſie ſich gefärbte Eier, eine Sitte, von der viele Geſchichtſchreiber den Gebrauch der Oſtereier ableiten wollen*). Bei den Römern begann jede Mahlzeit mit einem Ei und ſchloß mit einem Apfel, ein Gebrauch, von dem ſich das Sprichwort „ab ovo usque ad malum“ herſchreibt, was ſo viel als „vom Anfang bis zum Ende“ ſagen will. Die römiſchen Feinſchmecker aßen aber nicht blos Hühnereier, ſondern auch Faſanen- und Pfauen-Eier, welche Galenus für die zarteſten, wohlſchmeckendſten und nahrhafteſten hielt. Als Quintus Hortenſius zum Auguren erwählt worden war, veranſtaltete er ein großes Feſtmahl, bei dem er ſeine Gäſte mit Pfaueneiern bewirthete, wovon jedes Stück, wie Macrobius berichtet, vierzig Drachmen gekoſtet haben ſoll. Manches dieſer Pfaueneier ſoll größer als ſechs und dreißig Hühnereier geweſen ſein. Was aber ſind alle Eier der Welt gegen das einzige Ei des Vogels Sis, das nach dem Talmud größer als der Erdball ſein ſoll?

---

*) Ueber die altchriſtliche Sitte, zu Oſtern in den Kirchen Eier zu weihen und zu verſchenken, beſitzen wir eine Unzahl gelehrter Abhandlungen, von welchen ich nur folgende nahmhaft mache: Francus, Dissertatio de Ovis paschalibus, Heidelb. 1682. Grosgebauer, de Ovo paschali, Vinar. 1690. Mirkel, Ovologia paschalis, Darmst. 1738. Erdmann, Dissertatio de Ovo paschali, Lips. 1735.

Auch in den Annalen der alten Zauberer und Wahrſager ſpielt das geheimnißvolle Ei eine wichtige Rolle. Als Livia, Nero's Gemahlin, ſich Mutter fühlte, befragte ſie eine Sybille, ob ſie einen Knaben oder ein Mädchen gebären werde. Das Orakel ſagte: „Trage in Deinem Buſen ein friſchgelegtes Ei ſo lange, bis es ausgebrütet iſt. Kriecht aus dem Ei ein Hahn hervor, ſo danke den Göttern, die Dir einen Sohn beſcheren werden.“ Livia befolgte den Rath der Wahrſagerin, und der Erfolg beſtätigte deren Weiſſagung. Die Kaiſerin wurde von einem Knaben, Tiberius, entbunden. — Alle Frauen Roms befolgten Livias Beiſpiel: alle brüteten, wie Plinius erzählt, aus leichtverzeihlicher Neugier Eier aus.

Die Kaiſerin Irene ließ ſich, wie Nicephorus erzählt, von dem Ertrage für die auf ihren Gütern verkauften Eier eine köſtliche mit Edelſteinen beſetzte Krone machen, die von ihr getragen und die Eierkrone genannt wurde. Damals müſſen die Eier freilich viel theurer geweſen ſein, als im Jahre 1273, wo vierzehn Eier einen Pfennig, und im Jahre 1580, wo zehn Eier blos einen Heller gekoſtet haben.

Auch die deutſche Geſchichte weiß uns vom Ei ein hübſches Factum zu erzählen. Seyfried Schweppermann, der Nürnberger Patrizier, der an der Spitze der fränkiſchen Hülfsvölker die Oeſtreicher am 28. September 1322 in der Schlacht bei Mühldorf ſchlug, wurde am Abend der gewonnenen Schlacht vom Kaiſer Ludwig dem Baier zur Abendtafel gezogen, bei der blos eine Schüſſel mit Eiern aufgetragen ward. „Jedem Mann ein Ei, ſprach der großmüthige Kaiſer, dem tapfern Schweppermann aber zwei“ — und dies war der einzige Lohn des Helden.

Der Eier wegen wäre im Jahre 1555 beinahe ein Schisma zwiſchen dem Papſte und Frankreich ausgebrochen. Die früheren Päpſte hatten befohlen, daß der fromme Katholik während der Faſtenzeit ſich der Eier enthalten ſolle. Ein franzöſiſcher Biſchof hatte dieſes Verbot aufgehoben, und Papſt Julius III., toleranter als ſeine Vorgänger, durch eine Bulle die Erlaubniß beſtätigt; das franzöſiſche Kabinet aber hatte, trotz Biſchof und Papſt, die Aufhebung nicht genehmigt, weil die Mönche ſo viel Eier verzehrten, daß oftmals Mangel an Hühnern war. In einem einzigen Benedictinerkloſter wurden jährlich gegen 25,000 Eier conſumirt. Die Mönche und Pfaffen haßten ſich gegenſeitig, wie dieſe zu viel Hühner, jene zu viel Eier fraßen. —

In der franzöſiſchen Geſchichte ſehen wi[illegible] am Tage der Auferſtehung Chriſti im Kabinet Ludwigs XV. große Pyramiden von gemalten und goldenen Eiern, die der König, nachdem er die Meſſe gehört, unter ſeine Hofleute vertheilt — eine Sitte, die noch heute zu Tage am Hofe zu St. Petersburg gebräuchlich iſt.

Auch im jüdiſchen Ritus iſt noch jetzt dem Ei eine feierliche Rolle zugetheilt. Wenn die Juden einem Todten die Augen zugedrückt, zerſchlagen ſie dicht an ſeinem Auge ein Ei. Woher ſich dieſe Sitte ſchreibt, iſt mir leider nicht bekannt.

Das Ei, als Speiſe betrachtet, iſt geſund und nahrhaft. Daß Alle, die jeden Morgen ein hartes Ei eſſen, ohne etwas zu trinken, im Laufe eines Jahres ſterben müſſen, iſt eines jener Ammenmärchen, die nur der Aberglaube in Cours geſetzt.

Jeder, der gerne Eier ißt, merke ſich die ſalernitaniſche Regel:

„Si sumas ovum, molle sit atque novum."

Spitze Eier ſind in der Regel ſchmackhafter und ſaftiger als die runden. Simon Günther ſagt in ſeinem „Hortus sanitatis:

„Longa quibus facies ovis erit, elige semper,
Ut succi melioris, et ut magis alba rotundis."

Einer der größten Eiereſſer war der berühmte Gelehrte Antonio Magliabecchi, Bibliothekar des Großherzogs Cosmo III. von Florenz. Er aß faſt nichts als Eier, täglich 10—15 Stück, und da er bei dieſer Lebensweiſe ein Alter von ein und achtzig Jahren erreichte, ſo hat er, wie er ſelbſt bekannte, in den letzten ſechzig Jahren 220,000 Eier conſumirt.

Die größten Meiſter im Eierkuchenbacken waren die Coeleſtiner-Mönche, daher noch jetzt feine Eierkuchen in Frankreich Célestins genannt werden. — Woher ſich das Sprichwort: „Quel bruit pour une omelette" datirt, habe ich leider nicht ermitteln können.

Zerſtoßene Eierſchalen ſollen, nach Albertus Magnus, ein probates Heilmittel gegen jene Frauenkrankheit ſein, die der Franzoſe „fleur blanche" nennt.

Ich könnte noch manch anderes Ei citiren: das Ei des Oſiris, das Ei der Leda, das Ei der Druiden, das Ei des Columbus, das Nürnberger Ei, das Peter Hele um das Jahr 1500 erfunden hat, das Ei, das klüger als die Henne ſein will, doch ich befürchte, daß der Leſer am Ende ungeduldig wird und mir zuruft: Ei, Ei, wie langweilig! Und darum lege ich ſchnell die Feder aus der Hand und ſage mit Raimund:

„Ich bin Dein Diener Cerbiſes
Und habe Dir nichts zu ſagen, als — dieſes."

## XVII.

## Haſen.

Der Haſe, einer der angenehmſten Coryphäen jener Speiſegruppe, die wir mit dem Namen „Wildpret“ bezeichnen, ſpielt in den ſaftigen Annalen der Gourmandiſe eine ſo wichtige Rolle, daß wir ihm mit Vergnügen ein eigenes Kapitel widmen. Der Haſe iſt ein Thier, dem eine Art hiſtoriſcher Bedeutung ſchon darum nicht gut abzuſprechen iſt, weil zwei große Religionslehrer ihn gleichſam excommunicirt haben: es iſt bekannt, daß ſowohl Moſes als Mahomet den Juden und Türken den Genuß des Haſenbratens unterſagt haben; die Gründe, warum dies geſchehen ſein mag, lauten ſehr verſchieden. Brown ſagt in ſeinen „Essai sur les erreurs populaires,“ Moſes habe die Haſen nur darum verboten, weil er geglaubt, daß ſie zu jenen Geſchöpfen gehören, die man Hermaphroditen oder Androgynen nennt, ein Irrglaube, den auch Archelaus, Philoſtratus, Plutarch und Varro mit Moſes und ſeinem Nachläufer Mahomet getheilt haben. Moſes Maimonides und andere jüdiſche Schriftſteller behaupten dagegen, der Haſe ſei in den Augen der Kinder Iſraels nur darum polizei- und cenſurwidrig, weil er keine geſpaltene Klaue habe und — was beiläufig geſagt ſehr zu loben iſt — kein Gefallen am Wiederkauen finde. Die aufgeklärteren Griechen ſchätzten in ihm einen Liebling ihrer Tafel und auch die Römer ließen ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, denn ſelbſt Martial, der martialiſche Spötter, der ſeine bluttriefenden Pfeile der Satire auf Alles abſchoß und ſelbſt den königlichen Löwen nicht verſchonte, zollt dem Haſen den wohlverdienten Tribut und ſagt: Inter quadrupedes gloria prima lepus (unter den Vierfüßlern iſt der Haſe die erſte Berühmtheit), was den Beweis liefert, daß Martial ein großer Verehrer des Haſenbratens geweſen ſein muß. — Auch Kaiſer Alexander Severus war ein ſo leidenſchaftlicher Anhänger des Haſenbratens, daß ihm, wie Lampridius erzählt, täglich ein Haſe vorgeſetzt werden mußte.

Aber nicht nur die Juden und Türken, auch die alten Bewohner der Bretagne hatten eine Abneigung gegen dieſes Thier. Julius Cäſar erzählt in ſeiner Geſchichte des galliſchen Krieges, in der Bretagne ſei zu ſeiner Zeit das Haſeneſſen als ein Verbrechen angeſehen und beſtraft werden.

Im achten Jahrhundert zog der Haſe das Anathem des Papſtes Zacharias auf ſich, der 741 den Stuhl St. Peters beſtieg und den erſten Grund zur Vatican-Bibliothek legte. Eine italieniſche Chronik erzählt, dem heiligen Vater ſei einſt im Traume ein Haſe erſchienen, der ihm erklärt habe, er (der heilige Vater nämlich) werde nach ſeinem Tode in einen Haſen verwandelt werden, falls er den Chriſten noch fernerhin geſtatten würde, auf die Haſen Jagd zu machen, ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen und ſie dann mir und dir nichts zu verſpeiſen. Zacharias, ein Haſenfuß, erließ nun aus Furcht, ein ganzer Haſe zu werden, eine Bulle des Inhalts, daß ein frommer Chriſt fortan weder Haſen ſchießen, noch Haſen eſſen dürfe. Die ganze Chriſtenheit legte Trauer an. Zum Glück aber wurde die Haſenbulle nicht lange reſpectirt, denn ſchon ſein Nachfolger, Papſt Stephan II., hob jenes Interdikt wieder auf, erklärte den Haſen ſchieß- und genießbar und erwarb ſich dadurch den Dank aller Jäger und die Achtung aller Feinſchmecker.

Im ſiebzehnten Jahrhundert erhob ſich jedoch wieder ein neuer Haſenfeind, der italieniſche Arzt Guilelmo, der die

Haſen darum verpönte, weil er überzeugt war, daß der Genuß des Haſenbratens Melancholie und den Keim zum Selbſtmord erzeuge. Wie thöricht! Es giebt Menſchen, die täglich Haſen eſſen und die luſtigſten Käuze ſind.

Dies iſt aber nicht das einzige Vorurtheil, mit dem der arme Haſe früher zu kämpfen gehabt. Die römiſchen Auguren erklärten: inauspicatum dat iter oblatus lepus, woher ſich wohl auch Tycho de Brahe's Idioſyncraſie ſchreibt: ſo oft ihm auf freiem Felde ein Haſe den Weg abſchnitt, bekam er Knieſchlottern und war einer Ohnmacht nahe. Die größten Männer, ſagt Montaigne, waren immer auch die abergläubigſten.

Die alten Römer und Talentonius in ſeinem Werke „de rebus variis“ ſchrieben dem Haſen die Eigenſchaft zu, daß er Leute, die ſieben Tage hinter einander nichts anderes als Haſenbraten eſſen, ſchöner mache. Martial, der mit ſeinem blutigen Epigrammenkrieg ganz Rom überzog, erzählt, er habe eine reiche Dame gekannt, die aus dieſem Grunde lange Jahre hindurch nichts anderes als Haſenbraten gegeſſen, trotz dem aber — incredibile dictu — tagtäglich älter und häßlicher geworden ſei. — Jener Aberglaube ſchreibt ſich wohl nur von der Aehnlichkeit der beiden Worte Lepus (Haſe) und Lepos (Anmuth, Zierlichkeit) her.

Andere wieder behaupteten, der Genuß des Haſenfleiſches ſolle Frauen fruchtbar machen, daher dieſer Braten auch „Buhlergericht“ genannt wurde. Die Haſen ſelbſt gehören zu jenen Thieren, die ſich, gleich den Kaninchen, durch enorme Fruchtbarkeit auszeichnen. Athenäus berichtet, die Inſel Aſtypalaea ſei zur Zeit Antiochus Gonatas von einem einzigen Paar Haſen dergeſtalt übervölkert worden, daß die Bewohner dieſer Inſel in einem Jahre nicht weniger als 6000 Haſen ſchoſſen. Wir aber lieben den Haſen blos ſeiner ſelbſt willen und lieben ihn darum, weil ſein Fleiſch nicht nur ſehr ſchmackhaft, ſondern auch ſehr geſund iſt.

Die beſten Haſen findet man im Mailändiſchen. Ein lombardiſcher Haſe verhält ſich zu einem franzöſiſchen (in Frankreich werden nicht ſelten Katzen unter der Firma Haſen aufgetragen) und ein franzöſiſcher wiederum zu einem deutſchen, wie Talma zu Herrn Seydelmann, wie Molière zu Herrn Dr. Carl Töpfer.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß die Haſen ſchon mehr als einmal Anlaß zu blutigen Fehden gegeben. Im Jahre 1541 ſchlugen ſich zwei hochehrwürdige Domherrn, Philipp Graf von Hohenlohe, und Peppo Graf von Henneberg, wegen eines Haſen, den Erſterer aufgejagt und Letzterer geſchoſſen hatte. Es kam darüber zum Zweikampf. Hohenlohe blieb und Henneberg mußte dafür 2000 Gulden Wehrgeld in's Oehringer Spital zahlen. — Auch Giovanni di Medicis, Cosmos Sohn, gerieth 1571 auf der Jagd eines Haſens wegen mit ſeinem Bruder Garcias dergeſtalt in Streit, daß dieſer jenen erſchlug, worüber der Vater dergeſtalt aufgebracht war, daß er den Brudermörder mit eigener Hand erſtach. —

## XVIII.

## Der Zahnſtocher und die Guillotine.

## (1794.)

Die Zeiten hatten ſich ſehr geändert. George Jacques Danton, zu Anfang der franzöſiſchen Revolution ein ehrgeiziger, lebensluſtiger, aber armer Advokat, der zehnmal mehr Schuldner als Klienten hatte, war von ſeiner Miſſion aus Belgien, wo er mit Dumouriez die Beute des ſiegreichen Heeres getheilt, als ein reicher Mann, mit einem Vermögen von mehr als vier Millionen Livres, nach Paris zurückgekehrt und hatte eine reizend ſchöne Frau geheirathet, um deren Schönheit ihn alle Welt beneidete. Er wohnte damals im Cour du Commerce, machte ein großes Haus, hielt ſich eine zahlreiche Dienerſchaft und lebte, von keiner andern Feſſel, als den Roſenbanden der Liebe gedrückt, wie ein indiſcher Nabob im Schooße des üppigſten Luxus und der ausgeſuchteſten Verſchwendung, vernachläſſigte die Clubbs, beſuchte wenig oder gar nicht den Convent, ließ die Revolution ihren Gang gehen und wäre ihr ganz aus dem Wege gegangen, hätte ihn ſein Ehrgeiz — der lichte Funke, der unter der Aſche noch immer fortglimmte — nicht davon zurückgehalten. Ein Gourmet erſten Ranges, kannte er keinen höhern Genuß, als zwei, drei Stunden an einer wohlbeſetzten Tafel, an der Seite ſeiner Lucilie (ſo hieß ſeine Frau) im Kreiſe froher Freunde zuzubringen. So geſchah es, daß George jeden Tag ein halbes

Dutzend ſeiner politiſchen Anhänger — lauter Cordeliers — an ſeiner Tafel ſaß, die ſich von der Schönheit ſeiner Frau, von der Liebenswürdigkeit ſeiner Speiſen und von dem einnehmenden Weſen ſeiner Weine zur ungeheucheltſten Bewunderung hingeriſſen fühlten. Zu dieſen Freunden, die theils ſeiner Frau, mehr aber noch ſeiner Tafel den Hof machten, gehörte auch Philippe Fabre d'Eglantine, der anfangs Schauſpieler bei einem herumziehenden Thespiskarren, dann Theaterdichter, ſpäter, beim Ausbruch der Revolution, ein kecker Pamphletiſt und nach dem 10. Auguſt 1792, zu dem auch er ſein Schärflein beigetragen, beim Nationalconvent Deputirter der guten Stadt Paris geworden war. Den Beinamen Eglantine hatte er von der wilden Roſe erhalten, die er in ſeiner Jugend als Preis von der Akademie der Blumenſpiele in Toulouſe erhalten hatte und worauf er nicht wenig ſtolz zu ſein ſchien. Im Uebrigen war auch er, wie Danton, ein Sybarit, ein Gourmand und nebenbei ein ganz angenehmer Geſellſchafter, der, vertraut mit der Chronique ſcandaloſe, Anecdoten aus dem Aermel ſchüttelte, die, mitunter etwas laſciv, nicht wenig zur Erſchütterung des Zwerchfells beitrugen.

— Wenn Fabre Anecdoten erzählt, ſagte Danton zu ſeiner Lucilie, verdaue ich noch einmal ſo ſchnell, als gewöhnlich, und bei Lichte betrachtet, gibt doch nichts in der Welt über ein ſchönes Weib, eine gute Tafel und eine wohlorganiſirte...

— Republik? fragte die ſchöne Lucilie.

— Holde Spötterin, ich meine eine wohlorganiſirte Verdauung.

Wie ganz anders verhielt es ſich mit Robespierre. Er, der über alle Kaſſen von Paris zu gebieten hatte, bewohnte in der Rue St. Honoré ein Paar kleine, faſt manſardenähnliche Zimmer im vierten Stockwerke und lebte wie ein armer Einſiedler, wie ein Trappiſt, der ſich freiwillig jede Entbehrung auflegte, ein abgeſagter Feind der Verſchwendung, von der

Natur ausgerüſtet mit einem unverſöhnlichen Haß gegen Alles, was auch nur die leiſeſte Spur von Ariſtokratismus an ſich trug. Kein Wunder alſo, daß Danton ihm ein Dorn im Auge war. Robespierre haßte ihn, nicht blos darum, weil er in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler ſah, ſondern mehr noch aus innerm Triebe, aus einer Art von Inſtinkt. Er nannte ihn einen im Schlamme ſinnlicher Vergnügungen aufgeſchwollenen Sybariten, einen leichtſinnigen Patron, dem nichts heilig ſei als ſein Gaumen, einen habſüchtigen Verſchwender, einen beſtechlichen Januskopf, der mit dem einen Geſichte nach der Republik, mit dem andern nach der Monarchie ſchaue, dem der elende Mammon — Geld genannt — ein Götze ſei, dem er jedes andere Gefühl zum Opfer bringe. Nur Proletarier, die nicht den Werth des Geldes kennen, ſind echte Republikaner. Danton iſt nichts anderes als eine ariſtokratiſche Raupe in demokratiſcher Verpuppung. Sollte Frankreich das Unglück erleben, noch einmal die Sonne des Königthums aufgehen zu ſehen, ſo wird dieſer Danton ſeine Larve abwerfen und als royaliſtiſcher Schmetterling Frankreichs Lilien umkreiſen. Ich haſſe ihn wie die Sünde der Felonie, wie das Laſter der Beſtechlichkeit, wie den Hang zum Wohlleben, wie jede Schwäche, wodurch die Ariſtokratie mir bis in die tiefſte Tiefe meiner Seele verhaßt iſt.

— Und doch iſt noch nicht die Zeit gekommen, wo wir uns ſeiner entledigen dürfen, erwiderte Leon Saint-Juſt, der treueſte Apoſtel des republikaniſchen Heilands Maximilian. Wohl theile ich Deine Ueberzeugung, daß er geſtürzt werden muß, denn ſtürzen wir nicht ihn, ſo ſtürzt er uns. Aber noch iſt ſein Haupt nicht reif zur Guillotine; noch bedürfen wir ſeiner und ſeines Einfluſſes auf den Clubb der Cordeliers, deren Haupt, deren Seele er iſt. Was dort nicht der Macht ſeiner Beredſamkeit gelingt, das gelingt der Macht ſeines Geldes, das er mit immer vollen Händen um ſich ausſtreut. Er gibt täglich Feſte, er ſieht die einflußreichſten Cordeliers bei ſich und kann ſie wie Seide um ſeinen Finger wickeln, denn was er nicht vermag, das ſetzt ſeine Frau durch, eine Sirene, die ſchon mehr als einen Argonauten, der nach dem goldenen Vließe der Freiheit auszog, in den lockenden Strudel des Royalismus herabzog. Wir kämpfen offen gegen die Feinde der Republik; wir laſſen ihnen vor Aller Augen die Köpfe abhauen; unſere Feinde aber bekämpfen uns mit ihrem Golde und ſchlagen, heimlich und verkappt, unſere Häupter durch das Schwert der Verläumdung ab. Eine einzige böſe Weiberzunge köpft in einer Stunde mehr, als zehn Guillotinen auf dem Greveplatz.

— Die Weiber, die Weiber! rief Robespierre. Ihr Einfluß iſt der mächtigſte auf Erden. Ihre Netze ſind die gefährlichſten, weil ihre Fäden faſt unſichtbar ſind. Danton war ein Republikaner — doch an dem Tage, wo er, bethört von der Schönheit Luciliens, ſich mit ihr vermählte, ſtrich ich ihn aus unſerer Liſte und gab ihn auf. Ein echter Republikaner darf nie heirathen: denn die Ehe iſt eine monarchiſche Inſtitution; nur ſo lange ſind wir ehrgeizig und großer Entſchlüſſe fähig, als wir uns noch an kein Weib gebunden; einmal vermählt, wird ihr Wille auch der unſrige; unſere Flügel ſind gelähmt, unſere Schritte ſind gehemmt, unſer Ehrgeiz iſt gebrochen.

— Doch zurück zu Danton, begann Saint-Juſt. Ihr ſeid geſpannt. Die Klugheit verlangt eine momentane Annäherung. Ich habe Dir ſchon oft gerathen und rathe es Dir nochmals, Dich — wenn auch zum Scheine nur — mit ihm auszuſöhnen. Du weißt es beſſer, als ich, wie wir ihn und ſeinen großen Anhang gebrauchen können. Ihr müßt zuſammenkommen.

— Verlangſt Du etwa, daß ich zu ihm kommen ſoll?

— Das eben ſo wenig, als daß er zu Dir komme. — Jeder von Euch iſt zu ſtolz dazu, und ich kann es Keinem von Euch verdenken. Ihr müßt Euch — wie durch Zufall — an einem dritten Orte treffen.

— Wo aber?

— Bei irgend einem Reſtaurateur. Menſchen, wie Danton, ſind zu keiner Zeit mehr zur Verſöhnung geneigt, als bei Tiſche; bei dampfenden Schüſſeln, bei einem Becher guten Weins...

— Du kennſt ihn...

— Beſſer als mich ſelbſt, erwiderte Leon, drum laſſe mich nur gewähren.

Noch an demſelben Tage ſprach Saint-Juſt mit Fabre d'Eglantine.

— Es liegt in unſerm beiderſeitigen Intereſſe, ſagte Jener, daß Danton und Robeſpierre, ſeit einiger Zeit geſpannt, wieder Freunde werden, wie ſie früher waren. Beide vereint beherrſchen den ganzen Convent und ſpotten der Ohnmacht aller Partheien. Getrennt ſchwächt die Macht des Einen die des Andern, und zuletzt erliegen Beide.

— Auch ich ſehe das ein und habe Danton oft genug zugeredet, ſich mit Robeſpierre zu verſtändigen.

— Das hab' auch ich... und glaubſt Du, Fabre, daß Dein Freund nicht abgeneigt wäre?

— Wenn Dein Freund geneigt ſchiene?

— Er iſt's!

— Auch Danton iſt's!

— Eh bien, dann komme heute Abend zwiſchen Zehn und Eilf in's Café Corazzi und bringe Danton mit, ich bringe Robeſpierre. Wir nehmen die Miene, als hätte uns der Zufall hier zuſammengeführt... wir beide leiten das Geſpräch ein, beſtellen ein Extrazimmer, ein pikantes Diner...

— Es ſind friſche Hummern angekommen... ſie ſind die Lieblinge Danton's...

— Deſto beſſer; wir ſoupiren und trinken zuſammen.

— Clot Vougeot?

— Alles, was Du willſt!

— Allenfalls auch ein paar Flaſchen Rheinwein?

— Alſo kommt nur; das Uebrige findet ſich.

Saint-Juſt begab ſich bald darauf zu Robespierre, Fabre d'Eglantine zu Danton, und auf beiden Seiten kam man dahin überein, ſich heute Abend zur feſtgeſetzten Stunde im Café Corazzi zu treffen.

Und das geſchah denn auch. Zuerſt kamen Robespierre und ſein Apoſtel und gleich darauf traten Danton und ſein Freund ein. Die vier Herren der Revolution begrüßten ſich Anfangs etwas kalt, aber doch ſehr höflich, ſprachen erſt vom Wetter, dann vom Theater und andern gleichgiltigen Dingen. Allmählig wurden ſie etwas wärmer und freundlicher gegen einander.

— Wenn's Euch gefällt, ſo wollen wir ein Extrazimmer beſtellen und dort ungeſtört ein kleines Abendbrodt zu uns nehmen, begann Saint-Juſt.

— Mir recht, ſagte Danton.

— Mir auch, erwiderte Robespierre.

— Mir noch mehr, fügte Fabre hinzu, denn ich habe einen tartariſchen Appetit und einen vandaliſchen Durſt.

Saint-Juſt beſtellte Zimmer und Abendbrodt und gleich darauf verfügten ſich die Herren auf das ihnen angewieſene Kabinet.

Bald nachher ſtellten ſich auch Auſtern und Hummern als Avantgarde des Soupers ein. Saint-Juſt und Fabre entkorkten ein paar Flaſchen Burgunder; der Erſtere ſchenkte ſeinem Gegner Danton, der Andere ſeinem Gegner Robespierre ein. Alle Viere ergriffen die Gläſer, ſtießen unwillkürlich mit einander an und riefen wie aus einem Munde:

— Vive la republique!

— Ein Mißverſtändniß, Bürger Danton, begann Robespierre, hatte zwiſchen Euch und mir eine Scheidewand gezogen. Ich liebe die Wahrheit: nehmt es nicht übel, wenn ich Euch offen und unumwunden geſtehe, daß ich Euch einige Zeit für einen Renegaten der Republik, für einen Anhänger der Monarchie hielt.

— Ihr thatet mir Unrecht, Bürger Robespierre, ich haſſe die Royaliſten, wie Ihr, und finde es gerecht, daß man ſie überall verfolge und erdrücke. Doch müſſen wir uns hüten, daß wir in unſerer Freiheitsliebe nicht zu weit gehen und nicht den Unſchuldigen mit dem Strafbaren verwechſeln, wodurch wir der jungen Republik mehr ſchaden als nützen würden.

— Ihr ſprecht von Unſchuldigen, Bürger Danton, ich weiß ſie von den Strafbaren wohl zu unterſcheiden. Doch vergeßt nicht, daß von allen Wölfen gerade die am gefährlichſten ſind, die in harmloſen Lammsfellen umherſchleichen, die arme Heerde und den Hüter bethören und dann ihres ſchmachvollen Sieges deſto ſicherer ſind.

— Ich verſtehe Euch, erwiderte Danton und zog aus der Weſtentaſche einen ſilbernen Zahnſtocher heraus, den er mit der gleichgiltigſten Miene, als ob er dieſen Stich nicht verſtanden hätte, zum Munde führte. Doch mögt Ihr auch bedenken, daß manche Republik eine Heerde iſt, wo ein Hund, zum Wächter beſtimmt, in jedem unſchuldigen Lamm blos darum einen maskirten Wolf erblickt, um einen Vorwand zu haben, es ungeſtraft zerreißen zu können. Erlaubt mir darum, Bürger Robespierre, Euch nochmals zu wiederholen, daß es gerathen ſei, den Strafbaren vom Unſchuldigen vorſichtig zu ſondern und nur die Wölfe und nicht die Lämmer zu tödten.

— Wer ſagt Euch, Bürger Danton, daß die Republik jemals ein unſchuldiges Lamm getödtet hat?

— Wenn ich jedes Lamm, das als Quaſi-Wolf unter der Guillotine geblutet, zu neuem Leben erwecken könnte, ſo würdet

Ihr Euch wundern über die Größe dieſer unſchuldig hingemordeten Heerde, erwiderte die Athletenſtimme Dantons, der ſeinen Zahnſtocher weglegte und wie immer, wann er in Wuth gerieth, heftig zu geſticuliren anfing.

— Und dennoch glaube ich mit Beſtimmtheit behaupten zu dürfen, daß es der räudigen Lämmer noch immer zu viele gibt...

— Und daß das Blutvergießen noch immer kein Ende nehmen ſoll, rief Danton mit ſolcher Kraft, daß die Fenſterſcheiben zitterten. Bürger Robespierre, ſprach Danton, heftig aufſpringend, ſchlachtet nur fort und fort, laßt Ströme Blutes fließen. Was kümmert's mich? Ihr habt's zu verantworten, bei Euerm Gewiſſen, bei Frankreich, bei dem ewigen Gott. Baut neue Guillotinen, köpft ſo viel als Euch beliebt, aber muthet mir nicht zu, mit einem Vampyr an einem und demſelben Tiſch zu eſſen. Gute Nacht, ihr tugendhaften Bürger, ich paſſe nicht mehr in Euern Kreis; komm, Fabre, komm!

Die wilde Roſe leerte raſch ihr Glas, murmelte kurzweg gute Nacht und folgte ihrem Freunde Danton, der für ſich und Jene die Zeche bezahlte.

— Wozu dieſer Luxus? fragte Fabre.

— Ich mag mich von Henkern nicht freihalten laſſen, erwiderte Danton und zog ſeinen Freund mit ſich fort.

Robespierre und Saint-Juſt waren über dieſen Auftritt aufs Höchſte beſtürzt. Es trat eine tiefe, unheimliche Pauſe ein; Einer betrachtete den Andern; Jeder ſchüttelte den Kopf und dachte ſich ſeinen Theil.

Aber plötzlich erblickte Saint-Juſt auf dem Tiſche, an dem Platze, an dem Danton geſeſſen, einen kleinen, an und für ſich ganz unbedeutenden Gegenſtand, deſſen Anblick ihn aber ſo freudig überraſchte, daß jede Miene ſeines Geſichtes Frohlocken zeigte.

— Himmel, was ſehe ich da?

— Was ſiehſt Du, Träumer, fragte Robespierre mit kalter Gelaſſenheit.

— Danton's Zahnſtocher.

— Sonſt nichts? lächelte der Dictator mit bitterm Hohn.

— Dieſer Zahnſtocher muß das Werkzeug ſeines Unterganges werden.

— Du faſelſt…

— Sieh her… auf dieſem Zahnſtocher iſt eine Lilie und unter dieſer Lilie ein L. eingeſchnitten.

— Und dieſes L. bedeutet?

— Louis Capet.

— Du haſt Recht… dieſer Buchſtabe ſpricht ihm das Todesurtheil. Gib her das Ding! Es iſt nicht das erſte Mal, daß ein großes Ereigniß die Folge einer unbedeutenden Urſache iſt. Ein Glas Waſſer, das die Herzogin von Marlborough der Königin Anna auf eine neue Robe goß, ſtürzte, wie Voltaire erzählt, die Herrſchaft der Marlboroughs und führte den Utrechter Frieden herbei. Danton, rief Robespierre mit freudiger Extaſe, Dein Zahnſtocher wird Dein Ankläger; Dein Haupt iſt reif… Du ſtirbſt… komm, komm, Saint-Juſt.

Sie gingen fort.

Im Salon fragte Robespierre die Dame du Comptoir, was er ſchuldig ſei.

— Der Bürger Danton hat Alles bezahlt.

— Glaubt der Stolze, ich ließe mich von ihm freihalten? Wie viel betrug unſere Zeche?

— Vier und ſechszig Francs.

— Hier ſind achtzig, Bürgerin. Schenke ſie den Armen, behalte ſie für Dich, mache damit, was Dir gefällt, aber quittire unſere Zeche, denn nicht um Alles in der Welt möchte ich dieſem Manne den kleinſten Dank ſchuldig ſein.

Die Bürgerin quittirte und faßte in Gedanken den edlen Entſchluß, das Geld für die nächſte Arme — für ſich — zu behalten. Die beiden Freunde, in ein ernſtes Geſpräch vertieft, ſchritten durch die menſchenleeren Straßen über den Pont neuf nach der Rue St. Honoré. Robespierre, bei ſeiner Wohnung angelangt, drückte ſeinem Begleiter die Hand und ſprach:

— Dieu protége la France!

— Vive la république! erwiderte Saint-Juſt.

* * *

Es war am Abend des 14. Germinal des zweiten Jahres der Republik (3. April 1794).

In Danton's glänzend erleuchtetem, feenhaft ausgeſchmückten Salon fand einer jener Soupers dinatoires ſtatt, die in der Regel erſt nach dem Theater ihren Anfang nahmen und nicht ſelten bis zum Anbruch des Morgens währten. An jenem Abend ſah Danton die Koriphäen ſeiner Parthei: Camille Desmoulins und ſeine liebenswürdige Gemahlin — Anne Laridon-Dupleſſis — den Ex-Capuciner Chabot und deſſen naive Ehehälfte — die Oeſterreicherin Leopoldine Frey — Hérault de Séchelles, Phélipeaux, Lacroix, Bazire und ſeinen Vaſallen, Fabre d'Eglantine, bei ſich. Die Herren Cordeliers bildeten eine Tafelrunde, an der König Artus-Danton den Vorſitz führte. Der Champagner, der in Strömen floß, rief eine ungebundene Heiterkeit hervor. Man trank und ſang, ſcherzte und lachte und war wie im Himmel vergnügt. Fabre exploitirte, wie gewöhnlich, das weite Feld der Chronique ſcandaleuſe, der Ex-Capuciner warf dann und wann eine gazirte Zote hin, Camille Desmoulins gefiel ſich darin, den Damen Räthſel aufzugeben, Bazire, der nichts ſo gern, als ſchwarzen Kaffee trank, leerte, weil er ſchon die Wirkung des Champagners verſpürte, bereits die neunte Taſſe, Danton formte Brodkugeln, womit er ſeine Lucilie bombardirte, die ſich ihr Köpfchen zerbrach, um Desmoulin's Räthſel zu löſen, Lacroix trällerte die neueſten Gaſſenhauer, Phélipeaux zeigte ſeine

Kraft im Zerſchlagen der Korkſtöpſel. Nur Hérault de Sechelles war düſter und in ſich gekehrt.

— Alles um Dich her iſt heiter, begann Danton, nur Du allein fängſt Grillen, ſprich, woran denkſt Du?

— An unſern gemeinſchaftlichen Feind, an den Tiger in Menſchengeſtalt, an Robespierre. Während wir hier im Schooße bacchantiſcher Luſt uns den Genüſſen des Augenblicks hingeben, brütet er daheim, in ſeiner finſtern Dachſtube, mit Saint-Juſt, Billaud-Varennes und Barrère Plane aus, wie er uns ſtürzen kann. Vor zehn Minuten warf Chabot das Salzfaß um... das bedeutet Unglück, ſage ich Euch.

— Abergläubiſcher Thor, ſpottete Danton, ſchämſt Du Dich nicht, an derlei Ammenmährchen zu glauben?

— Das iſt's nicht allein, was mich quält. In vergangener Nacht hatte ich einen böſen Traum. Ich ſah uns Alle, wie wir hier beiſammen ſitzen, in der Conciergerie...

— Uns in der Conciergerie? Ha, ha, das iſt zum Lachen, ſagte Fabre d'Eglantine, aber das Lachen wollte ihm nicht recht vom Herzen gehen.

— Noch mehr... ich ſah uns alle auf der Guillotine...

— Unglücksrabe, halte Dein Maul, rief Danton aufgebracht, verpeſte nicht unſere Heiterkeit. *Den* möchte ich ſehen, der den Muth hätte, mich, George Danton, dem Henker zu überliefern.

— Kennſt Du die Hyäne, der nichts auf Erden heilig iſt? Kennſt Du Robespierre!

— Nieder mit dem Dictator! Tod dem Tyrannen! A bas Robespierre, rief die Tafelrunde wild durcheinander.

— Schreit und tobt, ſo viel Ihr wollt, erwiderte Hérault de Séchelles, ich ſage Euch, es iſt zu ſpät... wir ſind rettungslos verloren.

— Ich glaube gar, Du biſt betrunken? ſchrie Danton...

— Gehen Sie hübſch zu Bette, ſchlafen Sie Ihren Rauſch aus und ſtören Sie nicht unſere gute Laune, ſagte die naive Oeſterreicherin. Wir lieber Freund, träumten ganz andere Dinge... ich ſah Robespierre und ſeinen ganzen Queue auf dem Blutgerüſt...

— Erſt wir, dann er, rief Hérault de Séchelles in prophetiſchem Tone.

— Passons la-dessus! Sag' mir, Lucilie, weißt Du nicht, wo mein Zahnſtocher iſt, fragte Danton, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, ich ſuche ihn ſeit geſtern in allen Taſchen, kann ihn aber nicht finden.

— Seit wann fehlt er Dir? fragte Fabre.

— Seit jenem unglückſeligen Abend, an dem Du mich mit dem Schlächter Robespierre zuſammengeführt.

— Nun erinnere ich mich Deines Zahnſtochers. Du ließeſt ihn auf Deinem Teller liegen.

— Das thut mir leid, ſehr leid. Es war das erſte Andenken von meiner theuern Lucilie... ein L, der Anfangsbuchſtabe ihres holden Namens, war darauf eingegraben...

— Ich erhielt ihn von meinem Pathen, einem guten alten Legitimiſten, der ſelbſt auf das kleinſte Stück, das er beſaß, Frankreichs Lilien einſchneiden ließ.

— Ein Zahnſtocher mit einem L und Frankreichs Lilien, rief Herault de Sechelles mit der Miene der tiefſten Beſorgniß, das bringt uns Unglück... mein Traum, ſage ich Euch, geht in Erfüllung...

— Laß Dir zur Ader, guter Freund, ſprach Danton... Du haſt das Fieber und fantaſirſt...

Herault de Sechelles ſtützte ſeinen Kopf in beide Hände und verſank in tiefes Hinbrüten.

— Laßt ihn, laßt ihn, ſagte Danton... er iſt betrunken... noch lebt Danton... drum verzagt nicht... So lange ich noch eine Zunge zu meiner Vertheidigung habe, droht mir und Euch keine Gefahr. Lacroix, ſing' uns ein Lied, damit die Heiterkeit, die dieſer Unglücksrabe aus unſerm Kreiſe verſcheucht, auf's Neue bei uns einkehre...

— Ich ſoll ſingen, verlangſt Du? Das kann ich nicht... mir iſt's, als hätte mir Jemand die Kehle zugeſchnürt...

— Alſo auch Du ein Poltron, eine Memme, die an die Ahnungen eines alten Weibes, wie es Hérault de Séchelles iſt, glaubt. Pfui, ſchämt Euch, Ihr Feiglinge! Da iſt doch Danton ein anderer Mann: der fürchtet ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht, rief er mit einer Stimme, die wie das zürnende Grollen des Donners klang. Füllt Euere Gläſer, ſtoßt an mit mir: Vive la république!

— Tod dem Tyrannen! Nieder mit Robespierre! riefen die Andern.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür des Salons. Ein Officier, begleitet von zwölf Nationalgardiſten, trat ein.

— Im Namen der Republik erkläre ich die hier verſammelten Bürger George Jacques Danton, Benoit Camille Desmoulins, Jean François Lacroix, Pierre Phélipeaux, Marie Jean Hérault de Séchelles, Philippe François Nazaire Fabre d'Eglantine, François Chabot und Claude Bazire, angeklagt des Verbrechens, die Republik abſchaffen und das Königthum wieder herſtellen zu wollen, zu meinen Gefangenen.

Ein paniſcher Schreck bemächtigte ſich der ganzen Tafelrunde. Lucilie ſank, als ſie den Namen ihres Mannes ausſprechen hörte, mit einem Schrei des Entſetzens ohnmächtig zur Erde nieder. Keiner von allen Gäſten Danton's vermochte einen Laut über ſeine Lippen zu bringen. Nur er allein, der rieſige Athlet, behielt noch ſeine Kraft und Geiſtesgegenwart.

— Bürger Officier, ſprach Danton und fixirte den Angeredeten mit durchbohrenden Blicken, ſeid Ihr gekommen, um uns ein Mährchen zu erzählen? Nicht wahr, Ihr ſpaßt doch nur?

— Hier, Bürger, iſt der Verhaftsbefehl, ausgefertigt vom Bürger Präſidenten des Revolutions-Tribunals, René François Dumas.

— Erlaubt mir, Bürger Officier, daß ich lache.

— Die Republik wehrt das Keinem. Drum mögt Ihr lachen, ſo viel es Euch gefällt, doch muß ich Euch und Euere Gäſte erſuchen, mir ohne Umſtände zu folgen.

— Recht gern, mein guter Freund; doch möge es Euch gefallen, zuvor ein Glas zu leeren auf das Wohl Frankreichs.

— Ich ſehe keinen Grund ein, Euch dieſe Bitte abzuſchlagen, Bürger.

— Trinkt, guter Freund!

— Vive la France! rief der Officier und leerte das Stengelglas. Nun folgt mir, meine Herren!

— Folgt mir, meine Brüder, rief Danton ſo fröhlich gelaunt, als ging's zu einem Feſte. Marlborough va-t-en guerre, ſang er, ergriff die Tiſchglocke, ſchellte und verlangte von dem eintretenden Diener Hut und Mantel. Dann näherte er ſich ſeiner Frau und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn. Theuere Lucilie, fuhr er fort, wie kannſt Du Dich meinetwegen ſo ängſtigen, bald liege ich wieder in Deinen Armen, ſüßes Weſen. Schlafe wohl, Lucilie. Ich bitte Euch, Bürgerin Chabot und Desmoulins, bringt meine Frau zu Bette und bleibt über Nacht bei ihr; bittet ſie, ſich zu beruhigen... bald ſehen wir uns wieder.

— Ich werde ſie zu tröſten wiſſen, erwiderte die leichtſinnige Oeſterreicherin. Gute Nacht, Chabot, ſagte ſie zu ihrem Gemahl, laßt Euch ohne mich die Zeit nicht lange werden.

— Und Du, meine ſüße angebetete Anna? fragte Desmoulins mit liebeſchmelzendem Tone.

— Wie kannſt Du noch fragen, Camille. Ich folge Dir bis in den Tod, ſprach ſie und flog weinend in ſeine Arme.

Desmoulins ſchloß ſie an ſein Herz und rief: Der Himmel iſt gnädig, weshalb ſoll es die Republik nicht ſein?

Danton hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſtülpte nachläſſig den Hut auf den Kopf, ſtimmte von Neuem ſein Marlborough va-t-en guerre an und ſagte: Nun kommt, meine Freunde... es iſt ſchon ſpät... wir wollen uns zur Ruh' begeben.

Die Dantoniſten folgten der Nationalgarde, welche die Gefangenen nach dem Gefängniß im Luxembourg brachte. Faſt alle waren ſtumm und ſtill; nur Danton, Rettung auf die Macht ſeiner Beredtſamkeit bauend, erkünſtelte große Heiterkeit.

Am andern Morgen wurde er aus dem Luxembourg nach der Conciergerie gebracht und am 15. Germinal (4. April) vor das Revolutions-Tribunal geführt. Als der Präſident Dumas, wie die Form es verlangte, nach deſſen Namen fragte, antwortete er mit der ganzen Kraft ſeiner Athletenſtimme:

— Ich bin Danton, genug bekannt in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts ſein, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte.*)

Dann ſprach er kein Wort mehr zu ſeiner Vertheidigung, und zuckte auf alle Fragen, die der Präſident an ihn gerichtet hatte, mitleidig die Achſel.

Auf Befehl des Wohlfahrts-Ausſchuſſes ward er und ſein Anhang am 16. Germinal (5. April) des Verbrechens überwieſen, das Königthum wieder herſtellen zu wollen, zum Tode verurtheilt und ſein, auf illegalem Wege erworbenes Vermögen confiſcirt.

Noch an demſelben Tage beſtiegen er und ſeine Freunde, und, außer den mit ihm zu gleicher Zeit verhafteten Cordeliers, auch Delaunay d'Angers und fünf andere Individuen, worunter auch die beiden Schwager Chabots, Junius und Emanuel Frey, den Henkerskarren. Danton war von Allen der Gefaßteſte und Entſchloſſenſte. Nur wenn er an ſeine „ſüße angebetete Lucilie“ zurückdachte, bemeiſterte ſich ſeiner kühnen Seele ein unendlicher Schmerz, ein namenloſes Weh, und in Thränen ausbrechend, rief er dann: O mein Weib, mein zärtlich geliebtes Weib, ſoll ich Dich denn niemals, niemals wiederſehen? Die ganze Ewigkeit verſchenkte ich jetzt für einen Kuß von Deinem Munde. Mit Wonne wollte ich mein Haupt auf's Schaffot tragen, wäre mir die Seligkeit vergönnt, Dich einmal noch an mein Herz zu drücken und Dir zu ſagen, wie groß, wie unendlich meine Liebe zu Dir iſt. O Lucilie, Lucilie, erſt durch Dich lernte ich das Leben und die Menſchen lieben: Du warſt der Engel, der mich das Wort Gnade gelehrt. Hérault de Séchelles war ganz ſtumpf geworden. Fabre d'Eglantine dachte auf dem Wege nach dem Richtplatze über den Plan eines neuen Luſtſpiels nach und fühlte ſich nur darum unglücklich, weil ihm nicht mehr ſo viel Zeit blieb, ihn ausführen zu können. Chabot ſtocherte ſich gleichgültig die Zähne und murmelte kalt vor ſich hin: heute mir, morgen Dir… ob einen Tag früher oder ſpäter… qu'importe! Auch die Andern waren ſo ziemlich gefaßt. Nur Bazire ſchien etwas unruhig, denn er wünſchte ſich vor ſeinem Ende, um die abgeſpannten Lebensgeiſter aufzuregen, noch drei bis vier Taſſen ſchwarzen Kaffees… es ärgerte ihn nichts mehr, als nüchtern guillotinirt zu werden.

---

*) „Je suis Danton, assez connu dans la révolution; ma demeure sera bientôt le néant et mon nom vivra dans le pantheon de l'histoire.“ (Hiſtoriſch.)

Mit der Entſchloſſenheit eines Helden beſtieg Danton die Stufen des Blutgerichts. Oben angekommen, rief er noch einmal: O meine Lucilie, meine ſüße, theure Lucilie! Dann aber ermannte er ſich wieder und ſprach ſich ſelber Muth zu. Point de faiblesse, Danton, rief er aus und beugte ruhig und gelaſſen ſeinen Nacken unter das Fallbeil.

Eine Minute ſpäter war ſeine Wohnung das Nichts, aber ſein Name lebt im Pantheon der Geſchichte.

* * *

Acht Tage ſpäter, am 24. Germinal (13. April) folgte Anne Laridon Dupleſſis ihrem Gatten Desmoulins auf die Guillotine. Leben ohne ihn iſt härter noch als Todesqual, ſagte ſie und beſtieg mit verklärtem Lächeln das Schaffot.

Nicht lange nachher ſtarb auch Dantons Gattin, erdrückt von dem unheilbaren Gram der Liebe.

Friede Deiner Aſche, arme ſchöne Lucilie!

## XIX.

## Der Herzog von Bordeaux.

Kennſt Du die berühmte Stadt P***? Sie liegt in Schleſien, im Regierungsbezirke L***, gilt als ein Seitenſtück zu dem weltberühmten Schöppenſtädt, das, wie bekannt, eine deutſche Ueberſetzung des griechiſchen Abdera und ein Geſchwiſterkind des hochgefeierten Krähwinkel iſt. Die Annalen der Stadt P*** ſind einig darüber, daß das Schießpulver hier *nicht* erfunden worden ſei. Im Uebrigen iſt P*** ein ſehr ehrenwerthes, friedliebendes, fleißiges und betriebſames Städtchen, das 1400 Einwohner, darunter auch einige charmante Seelen, viele Tuch- und Leinen-Weber, in den Wintermonaten eine wandernde Schauſpielertruppe und — was ja nicht zu vergeſſen iſt — auch ein kleines Wochenblättchen hat, das der verantwortliche Redacteur, ein ſehr reſpectabler Buchbinder, eigenhändig ſchreibt, eigenhändig ſetzt, druckt, verlegt und — austrägt, alſo Alles in einer Perſon iſt und bei dieſem Geſchäft — er verkauft auch Siegellack, Oblaten, Kalender, Schwefelhölzchen und Wanzenvertilgungsmittel — beſſer ſeine Rechnung findet, als mancher Herausgeber einer großſtädtiſchen Zeitung. Außer dieſem Wochenblatt wird in ganz P*** kein anderes Journal geleſen; nur dann und wann verirrt ſich in jene Gegend ein Blatt der Korn'ſchen Zeitung aus Breslau, woraus der Buchbinder-Redacteur ſeine Neuigkeiten ſchöpft. Daher kommt es denn auch, daß die Herren Bewohner jener Stadt nicht immer au fait ſind und manche Neuigkeit ein Paar Jahre ſpäter als andere Menſchenkinder erfahren. Man darf alſo nicht erſtaunen, wenn ich ſage, daß erſt unlängſt die Kunde hingedrungen, daß die Franzoſen Karl X. vom Throne gejagt und den Louis Philipp erwählt haben. Was liegt auch im Grunde daran, ob man ſolche Neuigkeiten ein Paar Wochen früher oder ſpäter erfährt? Auf Städte, wie P***, hat dies durchaus keinen Einfluß.

Noch ſeltener als eine auswärtige Zeitung verirrt ſich nach P*** eine Extrapoſt, und wenn der Zufall jemals eine ſolche Seltenheit durch die Straßen dieſes Städtchens führt, ſo erregt ſie faſt daſſelbe Aufſehen, als das Erſcheinen eines langgeſchwänzten Fixſterns oder die Ankunft eines gekrönten Hauptes.

Es war am 3. November vorigen Jahres — Abends acht Uhr — als urplötzlich das ganz ungewohnte Schmettern eines Poſthorns an das Ohr der erſtaunten Kleinſtädter ſchlug, von denen der größere Theil ſchon in den Federn lag. Daher geſchah es, daß mehr als eine Nachtmütze, reſpective Nachthaube, über Kopf und Hals aus dem Bette ſprang und ans Fenſter eilte, um die Poſtchaiſe zu ſehen, die pfeilſchnell vorüberflog und endlich vor dem Gaſthofe zum grünen Ochſen Halt machte.

Das Thor des grünen Ochſen — der, en passant, das größte und anſtändigſte Hotel der guten Stadt P*** iſt — war aber zum Leidweſen des Reiſenden ſchon geſchloſſen. Der Poſtillon blies in ſein Horn mit einer Vehemenz, als wollte er mit ſeinen Tönen die Mauern von Jericho umblaſen; doch da dies nicht helfen wollte, knallte er noch mit ſeiner Peitſche, und der Reiſende accompagnirte ihn mit Flüchen und Verwünſchungen, woraus Jeder den Schluß hätte ziehen können, daß der Reiſende zur hohen Geſellſchaft gehöre, denn ſo fluchen kann nur ein Mann von feinem Tone.

Endlich — nach zehn Minuten — öffnete ſich das Thor, und der Wirth in höchſteigener Perſon, mit einer hellen Nachtmütze auf dem Haupte und einer trüben Laterne in der Hand, eilte zum Wagenſchlage heran.

— Diable, rief der Fremde, legt man ſich hier zu Lande ſchon ſo früh zu Bett?

— So früh? Man hat ja bereits den Zapfen geſtrichen.

— Ach, was kümmert mich Euer Zapfen! Kann ich ein Paar Zimmer bekommen?

— O mehr als ein Paar, erwiderte der Wirth, der vor lauter Reſpekt alſogleich ſeine Mütze zog.

— Deſto beſſer, rief der Fremde und ſprang eilig aus dem Wagen. Herr Wirth, fuhr er fort, geben Sie dem Poſtillon ein Trinkgeld... ich habe nur Louisd'or bei mir...

— Wieviel befehlen Sie?

— Geben Sie ihm zwei Thaler.

— Zwei Thaler, wiederholte der Gaſtwirth und riß vor Erſtaunen Mund und Augen auf.

— Glauben Sie, daß das zu wenig ſei? Der Burſche hat gut gefahren... Geben Sie ihm drei Thaler.

— Ganz wie Sie befehlen, ſprach der Wirth und geleitete ſeinen Gaſt in die Hausflur und dann eine Treppe hinauf, wo er ihm die zwei ſchönſten Zimmer des ganzen Hauſes anwies.

— Sind Ew. Hochwohlgeboren damit zufrieden?

— Vollkommen! Sorgen Sie nun dafür, daß mein Gepäck hinaufkommt.

— Auf der Stelle, ſagte der Wirth, eilte windſchnell die Treppe hinab, holte drei Thaler aus ſeiner Schublade hervor und gab ſie dem Poſtillon.

— Der gute Mann, vor deſſen Thür in ſeinem 32jährigen Gaſtwirthsleben noch niemals ein Reiſender abgeſtiegen, der einem Poſtillon drei Thaler Preußiſches Courant Trinkgeld gegeben, war, wie ſich das leicht denken und noch leichter entſchuldigen läßt, ungemein neugierig zu erfahren, wer dieſer noble Reiſende ſei, der ſeinem grünen Ochſen die hohe, ausgezeichnete Ehre erwieſen habe, ihn zum Abſteigequartier auszuerleſen.

— Hier, Schwager, ſind ein, zwei, drei Thaler Trinkgeld. Nun ſei Er aber auch ſo gut, mir zu ſagen, wer dieſer Herr wohl ſein mag?

— Ich kenne ihn nicht. Aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß er ein ſteinreicher, vornehmer Mann ſein muß. Jedem Poſtillon hat er zwei Thaler Trinkgeld geſchenkt. Ihr grüner Ochſe darf ſich gratuliren, ſolch einen Gaſt zu beherbergen, ſprach der Poſtillon, ſteckte das Geld ein und ſpannte die Pferde ab.

— Wie, dieſer Wagen gehört?...

— Dem Herrn, das ſehen Sie doch wohl. Unſer Herr Poſtmeiſter wird ſich hüten, ſolche Wagen zu halten.

— Vier Pferde! rief der Gaſtwirth.

— Der Herr muß verdammt viel Eile haben... ich konnte nicht ſchnell genug fahren. Mein Kamerad glaubt, der Herr ſei ein franzöſiſcher Prinz.

— Ein franzöſiſcher Prinz! rief der Wirth in der höchſten Wonne ſeines Herzens und warf die Nachtmütze in die Höhe. Schwager, laßt Euch umarmen! Ihr ſollt ſehen, daß der Wirth zum grünen Ochſen nicht ſo dumm iſt, als er ausſieht, und ſo gut wie Mancher zu leben weiß. Ein franzöſiſcher Prinz! Gott, welch ein Glück für meinen grünen Ochſen und meine ganze Familie! Da, Schwager, da habt Ihr noch ein Extra-Trinkgeld von mir. Hier ſind zwei Silbergroſchen ſechs Pfennige.

— Danke, ſagte der Poſtillon, warf ſich raſch auf ſein Pferd und ritt von dannen.

Der Wirth nahm in der Freude ſeines Herzens den Koffer des Fremden auf ſeine eigene Schulter und trug ihn auf deſſen Zimmer hinauf.

— Diable, ich klingle ſchon ſeit zehn Minuten, rief ihm der Fremde zu.

— Was befehlen Ew. Gnaden?

— Licht, Licht! Sie ſehen ja, daß ich im Finſtern herumtappe.

— Bitte mehrere Millionen Male um Verzeihung; ſogleich ſoll es da ſein.

Er lief fort und ſtürzte mit ſolcher Eile die Treppe hinab, daß er die letzten Stufen herunterfiel und beinahe den Fuß gebrochen hätte.

— Macht nichts, macht nichts, ſprach er tröſtend zu ſich ſelbſt und rieb ſich das verwundete Schienbein. Es iſt ja ein Prinz und noch dazu ein franzöſiſcher! Gott, welch' eine Ehre für mein Haus! Jetzt tauſcht mein grüner Ochſe ſelbſt mit dem rothen Adler, der goldenen Gans und dem blauen Bären nicht! Nun raſch Licht angemacht!

Er ſuchte das chemiſche Feuerzeug und fand es endlich; er ſtippte nun ein Schwefelhölzchen nach dem andern ein, aber keines von allen wollte Feuer fangen. Oben klingelte der Fremde, daß der Schall der Glocke die ganze Familie des Wirthes aus dem Schlafe weckte, unten quälte ſich der Repräſentant des grünen Ochſen mit Feuermachen ab.

— Verfluchte, vermaledeite Schwefelhölzchen, rief er in der höchſten Wuth, nachdem er ein halbes Hundert bereits nutzlos vergeudet hatte. Morgen in aller Frühe verklage ich den verdammten Zeitungsſchreiber, der mich angeſchmiert hat... morgen in aller Frühe gebe ich ſein Wochenblatt auf... morgen...

— Vater, rief die eintretende Tochter des Wirthes, die im ſtrengſten Negligé erſchien, wer klingelt denn oben ſo ſtark?

— Ein hoher, ausgezeichneter Gaſt, ſprach der Wirth, riß ſeiner Tochter das Licht aus der Hand, eilte ſturmſchnell die Treppe hinan und ſtürzte athemlos in's Zimmer des Fremden hinein.

— Saubere Wirthſchaft das! Muß man in Ihrem Hotel immer ſo lange klingeln, ehe man etwas erhält?

— Bitte hunderttauſend Mal um Verzeihung... Die vermaledeiten Schwefelhölzchen, die mir mein Nachbar, der Zeitungsſchreiber...

— Schon gut! Ich habe Durſt, bringen Sie mir eine Flaſche Champagner!

— Champagner, ſtammelte erſchreckt der Beſitzer des grünen Ochſen und wurde ſo bleich wie Kuhkäſe. Der Champagner, gnädiger Herr, ſind mir leider ausgegangen. Aber mit einem vorzüglich gutem Glas Grüneberger kann ich aufwarten.

— Grüneberg? Was iſt das?

— O auch eine ſchöne Gegend! Heuer iſt der Wein beſonders gut gerathen!

— Nun denn, ſo bringen Sie mir eine Flaſche.

— Auf die Minute, erwiderte der Wirth und eilte noch ſchneller hinunter als er hinauf geeilt war. Denkt Euch das ungeheure Glück, ſagte er, unten angekommen, zu ſeiner Tochter und ſeiner Ehehälfte, die das heftige Klingeln gleichfalls aus dem Bette gejagt, denkt Euch, ein Prinz, ein franzöſiſcher Prinz iſt bei uns eingekehrt!

— Jeſus Maria und Joſeph, riefen die Weiber und wußten ſich vor Freude kaum zu faſſen.

— Der Schreck iſt mir in die Glieder gefahren, ſchrie die Ehehälfte des grünen Ochſen, ich falle in Ohnmacht.

— Nur jetzt nicht, Thereſel, ich bitte Dich um Gottes Willen, nur jetzt nicht! Hörſt Du nicht, wie er wieder klingelt? Er hat eine ganze Flaſche Grüneberger beſtellt.

— Heilige Mutter Gottes, riefen die Weiber und konnten vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen.

— Himmel, ich danke Dir, rief der Wirth und lief mit dem Grüneberger hinauf.

— Das dauert verteufelt lange, brummte der Fremde. Ich habe Durſt… Aber sacre nom de Dieu, wo iſt denn ein Glas? Glaubt der Herr, daß ich wie ein gemeiner Handwerksburſche aus der Flaſche trinke?

— O ich Eſel! das Glas hab' ich vergeſſen, rief der Wirth und ſchlug ſich mit ſolcher Wuth vor die Stirn, daß er bald darauf eine Beule bekam.

Er ſtürzte zum vierten Male die Treppe hinab, um das Glas zu holen.

— Aber, lieber Joſeph, weißt Du denn auch beſtimmt, daß der Fremde wirklich ein Prinz iſt? fragte die hartgläubige Negligé-Hälfte.

— Der Poſtillon hat's geſagt.

— Am Ende hat er den Vater nur angeführt, meinte das ſchmucke Töchterchen.

— Mich, den Wirth vom grünen Ochſen, angeführt? Gleich ſollt Ihr ſehen, daß es wahr iſt. Gretel, wo iſt das Fremdenbuch?

— Hier, Vater!

— Er klingelt, ſpute Dich, Alter, bat die Ehehälfte.

Der Wirth nahm Glas und Fremdenbuch und ſtürmte zum fünften Male die Treppe hinan.

— Nun, bringt der Herr endlich das Glas?

— Da iſt es, gnädiger Herr! Hier iſt auch das Fremdenbuch. Wollen Sie die Gnade haben, Ihren werthen Namen einzuſchreiben.

— Meinen Namen? Muß das gleich geſchehen?

— Wenn ich bitten darf, gnädiger Herr.

— Eh bien, wenn ich ſchreiben ſoll, ſo geben Sie mir auch eine Feder oder einen Bleiſtift, oder glauben Sie, daß ich mit dem Zahnſtocher ſchreiben kann?

— Bitte tauſend Mal um Verzeihung... o ich Ochſe, rief der arme Wirth und flog zum fünften Male die Treppe hinab. Eine Feder, eine Feder!

— Hier, Vater!

— Ich laufe mir heute noch die Lunge ab, rief der Wirth und flog zum ſechſten Male die Treppe hinan. Hier iſt die Feder, gnädiger Herr.

— Und wo iſt die Tinte?

— Herrgott im Himmel, die hab' ich vergeſſen!!

— Der Herr ſcheint verrückt zu ſein!

— Vor Freude, Ew. Gnaden, vor lauter Freude, ſprach der Wirth und ſtürzte zum ſechſten Male hinab. Tinte, Tinte, ſchrie er mit ſo ſtarker Stimme, daß die Fenſter bebten.

— Hier, Vater!

— 's iſt zum Verzweifeln, tobte der Wirth und eilte zum ſiebenten Male hinauf. Hier iſt Tinte, Ew. Gnaden, ſagte er zum Fremden...

Der Fremde ſchlug das Buch auf, nahm die eingetauchte Feder ſchrieb ſeinen Namen hinein: „Herzog von Bordeaux“ und ſchlug es wieder zu.

Der Wirth wollte gehen. Der Fremde rief ihn zurück.

— Hören Sie, lieber Mann, dieſer Wein iſt nicht zum Trinken. Haben Sie keinen andern?

— Dermalen nicht.

— Ah, que le Diable vous enlève, fluchte der Fremde.

— Schön, erwiderte der Wirth, der keine Sylbe davon verſtand.

— Allez vous-en, gehen Sie, gehen Sie, ich bin müde und ſehne mich nach Ruhe.

Der Wirth ſtürzte zum ſiebenten Male hinab, ſchlug unten das Fremdenbuch auf und rief:

— Der Herzog von Bordeaux!

— Grundgütiger Himmel! ſchrieen die Weiber und klatſchten in die Hände.

— Gretel, laufe gleich zum Zeitungsſchreiber, donnere an die Fenſterladen, bis er aufwacht, und ſage ihm, daß morgen früh auf meine Koſten — hörſt Du's, Gretel, auf meine Koſten — ein Extrablatt erſcheinen ſoll mit der Neuigkeit: Der Herzog von Bordeaux iſt bei Deinem Vater eingekehrt. Laufe, ſo ſchnell Du kannſt!

— Aber, Vater, ich muß mich doch erſt anziehen.

— Nein, ſag' ich Dir. Du bleibſt wie Du biſt.

— Geh', geh', Gretel, der Vater will's haben.

— Geh', ungerathenes Kind, oder ich enterbe Dich.

Im ſtrengſten Negligé mit naſſen Augen und ſchwerem Herzen lief das ſchöne Kind zum Zeitungsſchreiber und klopfte laut väterlicher Vorſchrift an die Fenſterladen ſo lange, bis die Y*** Fama den Kopf zum Fenſter hinausſteckte mit der Frage:

— Donnerwetter, was giebt's?

— Sie, mein Vater läßt Ihnen ſagen, daß morgen früh ein Extrablatt erſcheinen muß.

— So? Warum?

— Der Herzog von Bordeaux iſt bei uns eingekehrt.

— Schön! Aber was geht das mich an? Ein Extrablatt koſtet Geld.

— Der Vater will's bezahlen!

— Das macht aber viel Mühe.

— Wir ſchlachten morgen ein Schwein... Sie ſollen einen Schinken haben.

— Einen Schinken? Morgen erſcheint ein Extrablatt, rief der Zeitungsſchreiber und ſchlug das Fenſter zu.

Am andern Morgen las man auf einem Extrablatt mit Fracturſchrift die hochwichtige Nachricht:

„Geſtern iſt der Herzog von Bordeaux hier angekommen und im Gaſthof zum „grünen Ochſen“ abgeſtiegen.“

Dieſe Nachricht lief wie ein Lauffeuer durch die kleine Stadt und erregte ein großes unbeſchreibliches Aufſehen. Jeder wollte den Herzog ſehen: die halbe Stadt verſammelte ſich, ob es gleich erſt acht Uhr Morgens war, vor dem Gaſthauſe zum grünen Ochſen. Einige gratulirten dem glücklichen Wirth, Andere beneideten ihn darum, aber Alle ſtarrten zu den Fenſtern jener Zimmer hinauf, die den hohen Gaſt beherbergten. Der Herr Herzog ſchien aber noch um zehn Uhr zu ſchlafen.

— Das iſt ſo Mode bei den großen Herren, ſagte der Perückenmacher Titus Strobel zu dem Gevatter Handſchuhmacher Eoban Zöpflein. Je vornehmer die Herrſchaft, deſto ſpäter kriecht ſie aus den Betten, erklärte der Erſtere. Ein Herr von ſteht um 8 Uhr, ein Baron um 9 Uhr, ein Graf um 10 Uhr, ein Herzog um 11 Uhr auf... Und wann ſteht denn ein König auf? fragte der Handſchuhmacher. Könige, erwiderte der Perückenmacher, ſtehen nie auf, darum heißt's auch immer: Seine Majeſtät geruhen.

Die beiden Sprecher wurden mitten im beſten Geſpräche durch die Stadtmuſikanten geſtört, die ihre Inſtrumente erſchallen ließen, um dem hohen Gaſt in tiefer Ehrfurcht ein Bewillkommnungsſtändchen zu bringen. Auch in der Muſik iſt man in P*** noch um zwanzig Jahre zurück, und daher kam es, daß dieſe Herren nichts als alte Stücke blieſen: „Ei, Du lieber Auguſtin,“ „wir winden Dir den Jungfernkranz,“ „ein freies Leben führen wir,“ „was glänzet dort draußen im Sonnenſchein“ und mehr dergleichen paſſende Melodien.

Durch dieſe himmliſchen Harmonien aus dem Schlafe geweckt, erſchien nach einem Weilchen der Herzog von Bordeaux, in einen koſtbaren Schlafrock eingehüllt, mit einer brennenden Cigarre im Munde, am geöffneten Fenſter, um ſich zu überzeugen, was dieſer Klingklang zu bedeuten habe.

Gleich bei ſeinem Erſcheinen blieſen die Stadtmuſikanten einen ungeheuern Tuſch, die Andern ſtrengten übermäßig ihre

Lungen an und ſchrieen Hurrah und zwei Schuſterjungen warfen, in Ermangelung der Mützen, ein Paar Stiefel in die Luft.

Der Fremde rauchte ſeine Cigarre und lachte dazu. Als er genug gehört, zog er ſich zurück, worauf die Menge auseinanderging.

Eine Viertelſtunde ſpäter klopfte es ganz leiſe an ſeiner Thür.

— Herein! rief die Stentorſtimme des Fremden, der ſich eben raſirte.

Ein junger Mann mit äußerſt ſchüchternen Mienen, langen, hinter das Ohr geſtrichenen Haaren und einer Mappe unter dem Arme, trat ein. Er machte zehn tiefe Verbeugungen und hatte nicht den Muth, den Mund zu öffnen.

— Wer ſind Sie? fragte der Herzog von Bordeaux.

— Ein armer Maler.

— Was wollen Sie?

— Die Ehre und das Glück haben, den Herrn Herzog zu malen.

— Mich zu malen, wie kommen Sie auf dieſe Idee?..

— Der Wirth dieſes Gaſthofes iſt mein Pathe... Er hat mich rufen laſſen, um mich davon in Kenntniß zu ſetzen, der Herr Herzog ſeien angekommen... Junge, ſagte er zu mir, wenn Du Dein Glück machen willſt, mußt Du meinen Gaſt malen...

— Nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, ſo habe ich nichts dagegen. Nur muß ich Sie bitten, morgen oder übermorgen wiederzukommen, denn jetzt raſire ich mich, wie Sie ſehen.

Der junge Maler ſtammelte ſeinen Dank, machte abermals zehn Verbeugungen und empfahl ſich.

Eine halbe Stunde ſpäter trat ein rothwangiges, wunderniedliches Mädchen ein, das dem Reiſenden einen Brief überreichte.

— Von wem, liebes Kind, fragte er und geruhte ſich ſo tief herabzulaſſen, das unbefangene Kind in die Wange zu kneifen.

— Von meinem Vater, dem Zeitungsſchreiber.

— Womit kann ich ihm dienen?

— Das ſteht im Briefe, Herr Herzog.

Er erbrach den Brief und las:

„In tiefſter Unterthänigkeit wagt es der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete, eine Sammlung ſeiner neueſten Räthſel Ihnen zu Füßen zu legen und Sie, Herr Herzog, tiefdemüthigſt zu bitten, allergnädigſt zu geruhen, allerhuldvollſt die beigebogene Dedication anzunehmen und auf einige Exemplare der nächſtens erſcheinenden Sammlung allergnädigſt zu ſubſcribiren. Das Exemplar koſtet 12½ Silbergroſchen; wer auf ſechs Exemplare ſubſcribirt, erhält das ſiebente gratis“.

Cajus Leim,
bürgerlicher Buchbinder und Zeitungsſchreiber.

— Sage Herrn Cajus Leim, liebes Kind, daß es mir ein Vergnügen macht, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Ich ſubſcribire auf drei Exemplare und ſende ihm dafür dieſe Kleinigkeit (er gab dem Mädchen einen Louisd'or und geruhte zum zweiten Male ihre Wange zu kneifen), aber, fügte er hinzu, die Dedication anzunehmen, verbietet mir meine Beſcheidenheit.

— Werde Alles beſtellen, ſagte das ſchöne Kind, machte ſeinen Knix und ging.

— Ich möchte wiſſen, was dieſe Leute bewogen hat, mir ſo viel Ehre zu erweiſen?

Da klopfte es zum dritten Male. Der Wirth trat ein.

— Bitte millionen Male um Entſchuldigung, wenn ich ſtöre. Ich wollte nur fragen, ob der Herr Herzog auf Dero Zimmer ſervirt zu werden geruhen?

— Keine Umſtände, mein Herr, ich werde an der Table d'hôte ſpeiſen. Wann geht's zu Tiſche?

— In einem halben Stündchen, Herr Herzog.

— Laſſen Sie einen Platz für mich offen… ich werde kommen.

Die Nachricht, daß der Herzog von Bordeaux ſich herablaſſen werde, heute an der Table d'hôte des grünen Ochſen zu ſpeiſen, lief bald von Mund zu Mund und reizte die Honoratioren, die ſo viel Geld hatten, um 7½ Silbergroſchen für eine Tafelfreude auszugeben, diesmal ausnahmsweiſe an dem Mittagstiſche blos darum Theil zu nehmen, um den Prinzen ſo recht in der Nähe zu betrachten.

Noch nie war die Table d'hôte ſo zahlreich beſetzt, als an dieſem Tage. Auch der Zeitungsſchreiber, der für den Antrag der Dedication (ob der Herzog ſie annehme oder nicht, daran war ihm im Grunde nicht viel gelegen) ein blankes Goldſtück ergattert hatte, der Oberſchulvorſteher, der Beiſitzer des Magiſtrats, ja ſogar der Herr Bürgermeiſter in höchſteigener Perſon beehrten den Mittagstiſch mit höchſtdero beglückender Gegenwart.

Der aufmerkſame Wirth hatte die Treppe mit einer Bettdecke belegen und ſie, in Ermangelung der Blumen, mit Grünkohlblättern beſtreuen laſſen, ſeinem hohen Gaſte den oberſten Platz am Tiſche eingeräumt und ſeiner hübſchen Tochter, die aus Oeconomie die Function des koſtſpieligen Oberkellners vertrat, auf's Strengſte anbefohlen, ſich ihre ſchönſten Sonntagskleider anzuziehen, um dem grünen Ochſen und ihrem Vater wenigſtens keine Schande zu machen. Das arme Kind, das ſeiner Mutter in der Küche behilflich ſein mußte, ſchwitzte, in das enge Mieder eingepreßt, wie ein Schmorbraten und lebte in der beſtändigen Furcht, ſich einen Fleck in ihr neues Kleid zu machen.

Die Gäſte ſaßen ſchon ſeit einem Viertelſtündchen bei der Tafel, bekamen aber noch nichts zu eſſen, weil der Herzog von Bordeaux noch fehlte.

Beim Eintreten des Herzogs von Bordeaux erhob ſich die ganze Table d'hôte, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Er nickte vornehm mit dem Kopfe, nahm den ihm angewieſenen

Platz ein, zog ſein Lorgnon und muſterte die Geſellſchaft, die ihn mit ſtummer Bewunderung anglotzte und jede ſeiner Mienen und Bewegungen beobachtete.

Endlich kam die Suppe.

Er koſtete ein Paar Löffel und — ließ ſie ſtehen.

— Die Suppe ſcheint ihm nicht zu ſchmecken, ſagte der Zeitungsſchreiber zu ſeinem Nachbar, das muß ich mir gleich aufnotiren, ſonſt vergeſſe ich es am Ende…

— Sie, Sie, ziſchelte der Nachbar dem zweibeinigen Wochenblatt in's Ohr, Sie, Sie…

— Was giebt's?' fragte der Zeitungsſchreiber.

— So eben hat ſich der Herzog an ſeinem Halskragen gezupft…

— Wird ebenfalls aufnotirt.

Dann erſchien die Tochter mit dem Rindfleiſch und reichte es, wie ſich das von ſelbſt verſteht, zuerſt dem hohen Gaſte.

— Ei, ei, wie roth, liebes Kind, ſprach der Herzog von Bordeaux und kneifte ſie (was bei ihm allergnädigſte Gewohnheit zu ſein ſchien) in die echauffirten Wangen.

Die Gäſte verwunderten ſich über die große Herablaſſenheit, das Wochenblatt notirte das Ereigniß, das Mädchen wurde feuerroth und der Wirth vom grünen Ochſen, der glückliche Vater der in die Wange gekniffenen Tochter, wäre vor Freude beinah aus ſeiner Haut in die des Bürgermeiſters gefahren, der um dieſe Auszeichnung ihn ſehr zu beneiden ſchien.

Das Rindfleiſch war ſo glücklich, auf der Zunge des hohen Gaſtes ſo großes Wohlgefallen zu finden, daß er noch ein zweites Stück begehrte, was der Zeitungsſchreiber alſogleich notirte.

— Sonderbar, ſagte der Beiſitzer des Magiſtrats zu dem Bürgerälteſten, der Herr Herzog eſſen grad' wie unſer Eins!

— Nur mit dem Unterſchiede, bemerkte der Bürgerälteſte, daß die herzoglichen Biſſen viel größer als die unſern ſind.

— Ich möchte nur wiſſen, wo er ſeine Orden ſtecken hat? fragte der Beiſitzer.

— Die kommen vielleicht erſt mit dem Frachtwagen nach, meinte der Senior der Bürgerſchaft.

— Sie, Sie, lispelte der Nachbar mit dem rechten Ellnbogen dem Zeitungsſchreiber zu.

— Was giebt's?

— So eben haben der Herr Herzog noch ein drittes Stück Rindfleiſch genommen.

— Es ſcheint ein grundgeſcheuter Mann zu ſein, erwiderte die Fama von Fleiſch und Blut und notirte auch das dritte Stück. Die nächſte Nummer meines Wochenblattes wird ungeheuer intereſſant werden. Wünſchen Sie darauf zu pränumeriren? fragte er ſeinen Nachbar.

— Danke gehorſamſt, replicirte der Handſchuhmacher. Ich leſe nur das neue Teſtament und die Wetterprophezeihungen im Kalender.

— Auch mit einem Kalender kann ich aufwarten.

— Bin bereits verſehen, entgegnete der Nachbar, dem der Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

Nun kam das Gemüſe: Grünkohl und gebratene Kalbsleber. Der weibliche Oberkellner präſentirte es zuerſt dem Herzog von Bordeaux.

— Danke, liebes Kind, ich bin ſchon ſatt, ſagte er und warf einen muſternden Blick auf die niedliche Taille des weiblichen Oberkellners. — Das Mädchen wurde wo möglich noch röther, ihr Vater noch glücklicher und der Herr Bürgermeiſter noch weit neidiſcher.

Der hohe Reiſende zog jetzt ſeine Uhr hervor, ließ ſie repetiren, warf dabei einen Blick auf die Wanduhr, wiſchte ſich den Mund ab, erhob ſich von der Tafel, warf der ganzen Geſellſchaft einen vornehm-kalten Gruß zu und entfernte ſich.

Die Table d'hôte ſchien darüber erſtaunt und nebenbei nicht wenig pikirt zu ſein. Der Herr Bürgermeiſter, der ſich dadurch am meiſten beleidigt fühlte, leerte erſt ſeinen Schoppen

Grüneberger und ſtand dann gleichfalls von der Tafel auf, ein Beiſpiel, das auch die andern Honoratioren alſogleich befolgten. Nur der Zeitungsſchreiber, der Handſchuhmacher und der Poſtſecretair, der einzige Stammgaſt des grünen Ochſen, warteten mit der größten Gemüthsruhe das Erſcheinen des ſpießbürgerlichen Nachtiſches ab, der aus Butter und Kuhkäſe beſtand, und enthielten ſich, wegen des raſchen Ausbruchs des Herzogs, aus Weltklugheit aller Randbemerkungen.

Als der Abend hereinbrach, beſchloß der Fremde aus Langeweile das National-Theater der Stadt P*** zu beſuchen. Der Wirth vom grünen Ochſen mußte für ihn eine Loge beſtellen. Auch dieſe Nachricht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch die Stadt und alſo kam es, daß das halbe Städtchen ins Theater ſtrömte, um ſich an dem ſeltenen Gaſte ſo recht nach Herzensluſt ſatt zu ſehen. Die Frauen warfen ſich in ihren Hochzeitsſtaat, die Männer in ihre Sonntagshabits, die Mädchen in ihre ſchwarzſeidenen Einſegnungskleider.

Die Wirthin vom grünen Ochſen und ihre Tochter gingen auch ins Theater und zwar nur darum, um Allen ihren hohen Gaſt zu zeigen. Mehr als Einer wollte die Bemerkung machen, daß die Frau Wirthin ſeit 24 Stunden noch einmal ſo dick geworden ſei. Auch das ſchöne Gretchen ſchien heute viel ſtolzer als je, nicht etwa auf ihre knallrothe, vollrunde, kleinſtädtiſch-geſunde Backen, ſondern auf ihre goldene Erbſenkette und den neuen Schildkrötenkamm und die hohe Auszeichnung, die ihr heute bei Tiſche widerfahren war. Das gute Kind glaubte, Jeder müſſe es ihr anſehen, daß der Herzog von Bordeaux geruht habe, ihre Wange zu kneifen.

Als der hohe Gaſt in ſeiner Loge erſchien, ſtimmte das Orcheſter, beſtehend aus den fünf Stadtmuſikanten, die ihm am Morgen ein Ständchen gebracht, einen großartigen Tuſch an, der nicht enden wollte; das ganze Auditorium ſchrie Hurrah und Vivat hoch und ſchwenkte die Hüte.

Verwundert fragte der Reiſende einen Mann in der Nebenloge:

— Können Sie mir ſagen, warum dieſe Leute Hurrah ſchreien?

— Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu können, denn auch ich bin ein Fremder.

— Die Leute ſcheinen närriſch zu ſein, ſprach der Reiſende und verließ ſchon nach dem erſten Acte das Schauſpielhaus.

Als er nach Hauſe kam, verfügte er ſich in die Gaſtſtube. Der Wirth machte eine Unzahl von Bücklingen und ſprach:

— Wenn Sie, Herr Herzog, einen alten Mann und ſeine ganze Familie glücklich machen wollen, ſo erweiſen Sie ihm eine Gnade…

— Und welche, wenn ich fragen darf?..

— Erlauben wohl der Herr Herzog, daß ich ſo frei ſein darf…

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Daß ich ſo frei ſein darf, mein Schild, den grünen Ochſen, in den Herzog von Bordeaux umtaufen zu dürfen?

— Meinetwegen! Ich habe nichts dagegen. Sie lieben vermuthlich den Bordeaux?

— Wie mich ſelbſt.

— Nun denn, ich kann Ihnen ein Fäßchen davon verkaufen.

— Sie, mir verkaufen?!

— Ich, ja freilich ich!

— Ei, mein Gott, wer ſind Sie denn?

— Ich bin Weinreiſender, heiße Herzog und komme von Bordeaux.

— O ich Hornvieh, rief der Wirth vom grünen Ochſen, kehrte dem Reiſenden den Rücken zu und gab ſich ganz im Stillen ein Paar ſtarke Naſenſtuber.

Seit dieſem Tage heißt das Gaſthaus zum grünen Ochſen auch Hôtel zum „Herzog von Bordeaux.“

## XX.

## Der Dey und der Dichter.

**Jean François Regnard**, Molière's glücklichſter Nebenbuhler, einer der größten Luſtſpieldichter und Feinſchmecker Frankreichs, war in ſeiner Jugend von einer faſt unbezähmbaren Reiſewuth beſeelt. Er ſagte oft: Wer der faden, langweiligen Komödie, die man „Leben“ nennt, eine heitere Seite abgewinnen will, der muß reiſen und die Welt ſehen. Auf der Reiſe bringt jeder Augenblick eine wohlthuende Abwechslung in die Einförmigkeit unſeres Daſeins. Auf der Reiſe ſammelt man in einem Tage mehr Erfahrung und Menſchenkenntniß, als daheim in zehn Jahren. Lieber ſterben als ewig leben in einer und derſelben Stadt; denn wäre ſie noch ſo groß, noch ſo ſchön, böte ſie noch ſo viel Abwechslung, man kennt ſie endlich durch und durch, weiß ſie zuletzt auswendig wie das Vaterunſer und wird ihrer ſo überdrüßig, daß ihre Thürme und Straßen uns angähnen und ihre Vergnügungen uns anwidern. Nur der Reiſende iſt froh und glücklich!

Es war im Jahre 1673, als der 23jährige Regnard mit leichtem Herzen, aber ziemlich voller Börſe (er hatte das Reiſegeld im Spiele gewonnen) von Neapel nach Marſeille reiſen wollte. Damals gab es noch keine Eiſenbahnen, noch keine Dampfboote: man kam in einem halben Jahre nicht ſo weit als jetzt in acht Tagen. Erſt der Penſylvanier Robert Fulton, der unſterbliche Erfinder jener Dampfboote, die dem Reiſenden die Schwingen eines Condors verleihen, hat die Pole ſo nahe gerückt, daß es faſt keine Entfernung mehr giebt. In vierzehn Tagen reiſ't man von Petersburg nach Liſſabon, von einem Ende der Welt zum andern. — Damals brauchte ein Segelſchiff von Neapel nach Marſeille — eine Strecke, die man jetzt in dreimal vier und zwanzig Stunden zurücklegt — bei ungünſtigem Winde faſt ebenſo viele Wochen. Damals gab es auch Piraten, die von Algier aus die Meere unſicher machten. Damals verging kein Monat, in dem nicht die Seeräuber ein Schiff gekapert, die Mannſchaft nach Algier geſchleppt und ſie dort ſtückweiſe wie alte Waare an die Meiſtbietenden verſteigert hatten.

Bourmont hat den letzten Dey zum Teufel gejagt, Algier iſt eine franzöſiſche Kolonie und es giebt nur noch Land- aber keine Seeräuber mehr.

In einer ſternenhellen Juninacht, als Herr Regnard, ſein Lieblingsliedchen trällernd, auf dem Verdeck auf- und ablief, ſah er plötzlich ein Schiff mit vollem Segel herannahen.

— Capitain, fragte er, ſehen Sie dort das Schiff?

— Himmel, rief jener, das ſind Piraten!

— Wirklich Piraten?

— Beim Sanct Januarius, meinem heiligen Schutzpatron... weh' uns, wir ſind verloren!

— Charmant, charmant, erwiderte unſer Franzoſe, ich bin froh, daß es ſo kommt. Eine Seereiſe ohne Abenteuer iſt eine verdammt langweilige Geſchichte.

Jetzt fielen Schüſſe.

Die Paſſagiere, dadurch aus dem Schlafe geweckt, eilten im Nachtkoſtüme auf's Verdeck.

— Was giebt's, was giebt's, rief die ganze Equipage.

— Unſer Schiff, wehklagte der Capitain, iſt in die Hände der Corſaren gefallen... wir ſind verloren!

— Ja, Gott ſei Dank, wir ſind verloren, wiederholte Regnard mit ſeelenfroher Miene.

Das feindliche Schiff war unterdeſſen ſo nahe gerückt, daß die Piraten ganz bequem von dem übrigen in das fremde ſteigen konnten. Ihr Erſcheinen kam ſo unerwartet, daß Niemand an Gegenwehr dachte, was auch wenig gefruchtet hätte, da die Räuber an Mannſchaft und Geſchütz jenen fünffach überlegen waren.

Sie packten Einen nach dem Andern, nahmen Allen die Waffen ab und knebelten ſie. Die, welche Widerſtand zu leiſten verſuchten, bekamen außerdem barbariſche Prugel.

Jetzt kam die Reihe an Regnard.

— Mein Herr Pirat, ſagte er zu dem beſchnurbarteten Muſelmann, es freut mich außerordentlich, Ihre intereſſante Bekanntſchaft zu machen.

Die Piraten jener Zeit waren Polyglotten, die faſt alle Sprachen redeten; daher kam es, daß Herr Regnard verſtanden wurde.

— Mich freut's noch mehr, Du Chriſtenhund, erwiderte der Corſar. Willſt Du gutwillig Dir die Hände auf den Rücken binden laſſen, oder ziehſt Du es vor, erſt Prügel zu bekommen?

— Mein Herr Pirat, ich bin ein abgeſagter Feind von Allem, was Prügel heißt. Binden, knebeln Sie mich gefälligſt, ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten.

— Du biſt ein komiſcher Hund.

— Sie ſcheinen, mein Herr Pirat, wenig mit der Naturgeſchichte vertraut zu ſein...

— Wie ſo? fragte der Corſar, indem er ihm die Hände band.

— Es würde Ihnen nicht entgangen ſein, daß ein Hund vier, Ihr gehorſamer Diener aber nur zwei Beine hat.

Auch Corſaren können ſich dann und wann des Lachens nicht enthalten. Ein Menſch aber, der einmal angefangen hat, zu lachen, hat aufgehört, böſe zu ſein. Die frohe muthwillige Laune Regnard's, der in dem Augenblick, wo alle andern

Paſſagiere vor Angſt mit den Zähnen klapperten, nicht die entfernteſte Spur von Angſt blicken ließ, hatte den Seeräuber überraſcht und ihn ſogleich für ihn eingenommen.

— Höre, Hund, Du ſcheinſt mehr Muth zu haben, als ich Dir anfangs zugetraut.

— Höre, Haifiſch, ich fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht.

— Das gefällt mir! Ich bin der Capitain dieſes Schiffes und will Dir einen guten Rath ertheilen.

— Sprich, Krokodil!

— Du ſollſt unſer Handwerk treiben und Seeheld oder, wie Ihr Hunde es nennt, Seeräuber werden. Solche Kerle, wie Du biſt, kann ich brauchen.

— Dazu hab' ich keine Luſt.

— Du willſt alſo lieber Sklave ſein?

— Ja, Kamerad!

— Gut! Ich kenne Seine Hoheit den Dey und will Dich „bei Hofe'' empfehlen.

— Thu' das, ehrwürdiger Greis!

— Greis? Ich bin ja nicht älter als Du!

— Wie alt hältſt Du mich?

— Du biſt höchſtens fünf und zwanzig Jahre alt.

— Geirrt... geſtern feierte ich meinen 58ſten Geburtstag.

— Beim Barte des Propheten, da haſt Du Dich gut conſervirt.

— Das iſt ein Eſel, ſprach Regnard zu ſich ſelbſt. Weißt Du, wie ich das angefangen, fragte er den Capitain.

— Rede, Sklave!

— Ich beſitze ein Mittel, das dem Manne ewige Jugend verleiht.

— Allah Kerim! gieb mir das Mittel.

— Ich mag nicht.

— Hund, ich erwürge Dich!

— Thu' das, Seeratte.

— Wie aber, wenn ich Dir dafür die Freiheit ſchenke?

— Ich mag ſie nicht. Damit Du aber ſiehſt, daß ich ein gefälliger Menſch bin, ſo verſpreche ich Dir, das Mittel zu geben, ſobald wir in Algier ſind.

— Ich halte Dich beim Wort.

— Nun befehle ich Dir aber, mir augenblicklich den Knebel abzunehmen.

Der Capitain hatte nicht mehr den Muth, ihm zu widerſprechen. Er that, was Regnard ihm befohlen. Frohe Laune, Geiſtesgegenwart und Liſt ſind die Talismane, womit wir ſelbſt das Unmögliche möglich machen.

Sechzehn Tage ſpäter lief das Schiff in den Hafen von Algier ein.

Die gefangene Mannſchaft wurde noch an demſelben Tage Stück für Stück auf dem Sklavenmarkt verſteigert. Die Meiſten wurden um ein wahres Lumpengeld losgeſchlagen. Am beſten wurde eine junge Putzmacherin, Elvire, eine ſchwarzäugige Provencalin, bezahlt, in die ſich Regnard während der Fahrt aus Langeweile faſt bis zum Heirathen verliebt hatte. Ein Sklavenhändler kaufte ſie für den Dey. Regnard war der Einzige, den der Capitain nicht verſteigern ließ.

Als Beide an's Land ſtiegen, ſagte der Pirat zu unſerm Helden:

— Nun gieb mir das Mittel und ich will Dir bei Hofe ein prächtiges Unterkommen verſchaffen.

Regnard hatte von Neapel eine Schachtel ſogenannter Diavolini, kleiner Zuckerwerk-Bonbons, mitgenommen. Er reichte ſie dem Capitain und ſprach:

— Dein Wunſch ſoll erhört werden. Verſchlucke am Abend jedes Neumonds eine dieſer Pillen und Du wirſt noch in hundert Jahren ſo jung wie heut ausſehen.

Der Pirat umarmte ſeinen Sklaven und drückte ihn für das großmüthige Geſchenk mit ſolcher Gewalt an ſein ſeeräuberiſches Herz, daß der ſchmächtige Franzoſe beinah' erſtickt wäre.

— Komm, Hund, jetzt will ich Dich unſerm Herrn und Gebieter, Seiner Hoheit, dem ruhmgekrönten Hadſchi Muſtapha vorſtellen. Darauf führte er ihn in den Palaſt des Deys.

Hadſchi Muſtapha ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf einem breiten Polſterkiſſen und zog aus ſeiner langen, ſchlauchartig gewundenen Pfeife ſo dichte Wolkenmaſſen, daß man verſucht war, das Maul Seiner Hoheit, von der Ferne betrachtet, für einen rauchenden Schornſtein zu halten.

Da trat der Corſaren-Capitain und ſein Schützling in den Vorſaal.

— Wen bringſt Du mir da, fragte der Fürſt, der, en passant erzählt, dick wie ein geſchwollener Kürbis, himmliſch bornirt, im Uebrigen aber ein höchſt achtenswerther und von ſeinen Unterthanen über alle Maßen geliebter Tyrann war.

— Mein Herr und Gebieter, ſprach der Seeräuber, Du hatteſt unlängſt den Wunſch geäußert, einen franzöſiſchen Hofnarren zu beſitzen; Dein unwürdiger Sklave wagt es in tiefſter Demuth, Dir ein Exemplar vorzuſtellen, das vielleicht ſo glücklich ſein wird, Dir ein mitleidiges Lächeln abzulocken.

— Tritt näher, Narr, herrſchte der ehrwürdige Autokrat in einem Franzöſiſch, wie man es vielleicht zur Zeit der Sündfluth in Noah's zoologiſchem Muſeum geſprochen haben mag. Was kannſt Du? fragte der Dey, ruhig fortpaffend.

— Was ich kann? Eſſen und trinken.

— Weiter nichts?

— Leſen und ſchreiben.

— Weiter nichts?

— Auch rechnen, aber nicht viel.

— Weiter nichts?

— Ich kann barbieren und — und die Flöte blaſen.

— Weiter nichts?

— Ich kann Billard, l'Hombre, Tarok, Piquet, Riverſis, Caſino, Toccadegli und Domino ſpielen.

— Weiter nichts?

— Diable, ich glaube, das iſt gerade genug! Auch kann ich, nota bene wenn's ſein muß, ein klein wenig kochen.

— Kochen, wiederholte der große Monarch freudig überraſcht und ſchmunzelnd ſeinen Bauch reibend. Das läßt ſich hören. Gut, Du ſollſt mein erſter Leibkoch ſein. Aber wehe Dir, wenn Du die Kunſt nicht verſtehſt. Vor drei Tagen ließ ich meinem Koch den Leib aufſchlitzen, weil er mir meinen Reis angebrannt hat.

— Ah mon Dieu!

— Ich glaube gar, der Hund raiſonnirt? Weißt Du, wer ich bin? Nicht gemurrt! In einer Stunde erwarte ich mein Frühſtück, rief der Dey, der, wenn er nüchtern war, durchaus keinen Spaß verſtand.

Der Capitän führte Herrn Regnard in die Hofküche hinab.

— Nun, wie gefällt Dir Seine Hoheit? fragte der Pirat. Nicht wahr, Hadſchi Muſtapha (möge ihn der Prophet noch lange erhalten) iſt ein Muſter von Milde?

— O ein lieber, guter, äußerſt charmanter Mann. Ich wollte, ich könnte ihm...

— Was denn?

— Unterricht in der Flöte geben.

— Nun raſch ans Werk! Mache meiner Empfehlung keine Schande.

Eine Stunde ſpäter ſervirte der neue Leibkoch dem Dey ein Gabelfrühſtück à la française, ſo delikat, daß Seiner Hoheit, entzückt über die pikante Zubereitung, die hellen Freudenthränen in die Augen traten.

— Der Prophet, ſprach Hadſchi Muſtapha, hat mir in Dir einen Engel des Paradieſes geſandt. Allah ſei gelobt! Von nun an ſollſt Du der Nächſte meinem Throne ſein; ich will

Dich mit Glanz und Würden ſchmücken und das unerſchöpfliche Füllhorn meiner unverwüſtlichen Gnade hageldick auf Dich ausſtrömen laſſen; ich will Dich an Kindesſtatt adoptiren und mit Dir die Liebe meines Volks und, was weit mehr ſagen will, die Schätze meiner Caſſauba theilen. Der Dey zerfloß in Thränen und fraß dergeſtalt, daß ihm die Schweißtropfen über die Backen liefen. Folge davon war, daß Seine Majeſtät ſich den Magen verdarb.

Regnard war nun Alles in Allem: der Liebling des Deys, die Seele des ganzen Hofes.

Es iſt eine durch die Geſchichte hundertfach erwieſene Wahrheit, daß Tyrannen die Sklaven ihrer Barbiere und Köche ſind. Ludwig XI. war der Sklave ſeines ſchaumſchlagenden Genius Olivier le Diable, Trimalcion war der Beherrſcher Nero's.

Regnard ſtand auf dem Gipfel ſeines Glücks, als ihm das Unglück begegnete, daß die Favorite des Deys ſich über Hals und Kopf in ihn verliebte.

Nakiba war eine mauriſche Schönheit: gelb wie eine Citrone, ſchlank wie ein Bambusrohr, und feurig wie Cyperwein. Aber deſſen ungeachtet konnte ihr unſer Franzoſe nur wenig Geſchmack abgewinnen. Er ſtellte ſich zwar, als ob er ſie liebe, Gott weiß wie ſehr; im Grunde war das aber nur Maske.

— Chriſt, ſprach ſie eines Tages zu ihm, iſt Deine Liebe wirklich, ſo groß, ſo zeige mir, daß Du würdig biſt, mich zu beſitzen?

— Sprich, Peri, was ſoll ich thun?

— Fliehe mit mir.

— Schon, aber wohin?

— In die Wüſte.

— Gut. Wie aber, wenn man uns erwiſcht?

— Dann tödten wir uns.

— Das iſt ſchnell geſagt...

— Und ſchneller noch gethan, denn was iſt Leben ohne Freiheit?

— Eſſig ohne Salat.

— Und was iſt Leben ohne Liebe?

— Salat ohne Eſſig, Blume ohne Duft, Suppe ohne Salz.

— Und Du willſt nicht fliehen? Willſt ewig ſein Sklave ſein?

— Du irrſt. Schon vor zwei Monden habe ich mich an den franzöſiſchen Conſul gewandt und ihn bei allen Heiligen des gregorianiſchen Kalenders beſchworen, mich loszukaufen. Der Dey iſt, entre nous geſagt, ein alter, elender Filz. Er verlangt eine Ablöſungsſumme von 5000 Piaſtern.

— Komm, Chriſt, laß uns fliehen.

— Noch heute?

— Jetzt gleich! Sieh, ſchon ſteigt die Nacht herauf, ſie iſt die Schützerin der Liebe und wird uns in ihren Schleier hüllen; der Mond wird unſer Führer, die Wüſte unſer Obdach, der Raſen unſer Lager ſein.

— Die rauhe Abendluft, bedenke, wie leicht man ſich da den Schnupfen holen kann!

— Elender, rief Nahiba zornentflammt und zog aus dem Gürtel ihres Muſſelingewandes den blitzenden Dolch hervor.

— Hülfe, Hülfe! ſchrie der zitternde Franzoſe.

Und in demſelben Augenblick wich, ihm gegenüber, ein Cachemirvorhang zurück und vor ihm ſtand Hadſchi Muſtapha, eine Gipspfeiſe in der Hand. Seine Hoheit rauchten mit wahrhaft türkiſcher Nonchalance und weideten ſich mit kanibaliſcher Freude an der Verlegenheit ſeiner beiden Sklaven. Dann fragte er mit dem gleichgültigſten Tone von der Welt:

— Wißt Ihr, was in ſolchen Fällen der Koran befiehlt? Ein Chriſt, der bei einer Muſelmännin getroffen wird, hat nur zwiſchen dem Turban und dem Scheiterhaufen zu wählen. Du mußt Deinen Glauben abſchwören oder mir verzeihen, wenn ich ſogleich Befehl ertheile, Dich lebendig verbrennen zu laſſen.

— Verbrannt werden? Glaubt Ihr, ich ſei nach Algier gekommen, um mich hier verbrennen zu laſſen?

— Feiger Chriſt, rief Nakiba, ich verachte Dich!

— Ruhe, ſchrie der Dey. Du biſt ein excellenter Koch und darum liebe ich Dich mehr als alle meine Weiber. Geh in Dich, mein Sohn, werde Muſelmann und heirathe dieſes Weib im Namen des Propheten.

— Hoheit, ſtammelte ſein eben eingetretener Leibmameluck.

— Was bringſt Du?

— Einen Brief vom franzöſiſchen Conſul.

— Gieb her, ſprach der Dey, erbrach das Siegel und las:

„Im Namen meines Königs, Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät Ludwig XIV., fordere ich Euere Hoheit hiermit auf, den franzöſiſchen Unterthan Jean François Regnard ſofort auszuliefern und dagegen die für ihn verlangte Ablöſungsſumme von 5000 Piaſtern in Empfang zu nehmen."

— Vive le roi! ſchrie Regnard und wäre vor Freude faſt bis an den Plafond geſprungen. Nun, Hoheit, frage ich Dich, willſt Du das Geld nehmen und mich ungeſchoren laſſen, oder ſoll ich Dir unſere allerchriſtlichſte Majeſtät, unſern großen Ludwig, auf den Hals ſchicken?

— Sohn, Du willſt mich alſo wirklich verlaſſen? fragte der Dey unendlich gerührt.

— Freilich, freilich.

— Wer ſoll mir in Zukunft all die Herrlichkeiten kochen, womit Du meinen Gaumen gelabt?

— Laß mich ziehen und ich ſchicke Dir mit dem nächſten Schiffe den beſten Koch Frankreichs.

— Sohn, willſt Du das wirklich thun? fragte Seine Hoheit.

— Parole d'honneur!

— Nun denn, ſo ſchenke ich Dir Deine Freiheit und ein halb Dutzend Roßſchweiſe, die Du in Frankreich an Deine guten Freunde vertheilen kannſt. Gefällt Dir Nakiba, ſo kannſt Du ſie mitnehmen, gefällt ſie Dir nicht, ſo laſſe ich ſie in's Meer werfen. Doch damit ich's nicht vergeſſe, willſt Du Deinem Wohlthäter noch einen Gefallen erweiſen, ſo koche ihm noch einmal einen dindon aux truffes.

— Dein Wunſch ſei gewährt!

— Edler Menſch, ſchluchzte der Dey und fing vor Rührung furchtbar zu heulen an.

Regnard hielt ſein Wort und kehrte mit dem nächſten Schiffe, und zwar in Nakibas Begleitung, nach Frankreich zurück. Letztere etablirte in Paris ein Kaffeehaus mit dem Aushängeſchilde „au Dey d'Alger.“ Regnard wurde ihr Stammgaſt.

Später ging er wieder auf Reiſen, beſuchte England, Holland, Deutſchland, zog ſich dann in Frankreich auf's Land zurück, ſchrieb dort ein Viertelhundert Luſtſpiele und ſtarb, 53 Jahre alt, am 4. September 1709 an den Folgen einer Indigeſtion.

Er iſt ſchon ſehr lange todt; aber ſeine Luſtſpiele, ſie leben noch.

## XXI.

## Stör und Sterlet.

Der Stör (Acipenser Sturio), dieſer hochverdiente, vielfach gefeierte Knorpelfiſch iſt ein Bewohner des mittelländiſchen, ſchwarzen, rothen und kaspiſchen Meeres, der ſich zur Laichzeit, Anfangs März, auf Reiſen begiebt, die Wolga, den Dnieſter, die Donau, den Po, den Rhein, die Elbe und die Oder beſucht und ſich dann und wann auch in Nebenflüſſe verirrt. Im Jahre 1800 drang einer dieſer Herren Störe, ein koloſſaler Touriſt, der zweihundert Pfund wog, bis nach Paris vor; vielleicht, ſagte damals ein Spötter der Faubourg St. Germain, angezogen von dem Ruhme Napoleons, um dieſen großen Mann in der Nähe zu ſehen. Viel häufiger ſtellen ſie ſich in der Elbe ein, wo man nicht ſelten Paſſagiere von 130 — 180 Pfund fängt; am häufigſten aber findet man ſie in den ruſſiſchen Flüſſen, im Dnieſter, im Jaick und in der Wolga. Der berühmte Reiſende Pallas erzählt: die Koſacken, die an den Ufern des Jaick wohnen, hätten ihm verſichert, der Andrang dieſer Fiſche ſei oft ſo groß, daß ſie gezwungen wären, Kanonenkugeln auf ſie abzufeuern, damit dieſe gewaltigen Maſſen nicht die Dämme durchbrechen. Nach dem Berichte dieſes Reiſenden fing man von 1790 — 1794 an einem einzigen Orte 103,500 Störe, die an Fleiſch, Caviar und Hauſenblaſe einen Gewinn von 150,000 Rubel abwarfen. In Aſtrachan leben jetzt mehr als 70,000 Menſchen einzig und allein vom Störfang. — In Sallian, einer perſiſchen Stadt am kaspiſchen Meere, hat man die Störe jährlich für 25,000 Rubel an ruſſiſche Kaufleute verpachtet. —

In Ländern, wo der Stör zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört, legt man einen hohen Werth auf ihn. Gatis, Königin von Syrien, liebte ſo ſehr dieſen Fiſch, daß ſie, um jederzeit die Auswahl zu haben, ein Edikt erließ, alle Störe, die in ihrem Reich gefangen würden, in die Hofküche abzuliefern; ohne Genehmigung dieſer Königin durfte keiner ihrer Unterthanen ſich erlauben, einen ihrer Lieblinge zu eſſen. — Auch die alten Römer zollten dem Stör einen hohen Grad von Verehrung. An der Tafel des Kaiſers Domitian wurde dieſer Fiſch, wie Macrobius erzählt, gleichſam im Triumph von blumenbekränzten Sklaven unter Hörner- und Trompetenſchall, unter Pauken- und Flötenmuſik aufgetragen. Derſelbe Kaiſer ließ einſt ſeinen ganzen Senat zuſammenrufen, um die weiſen Väter Roms berathſchlagen zu laſſen, in welcher Sauce ein zweihundert Pfund ſchwerer Stör, den man im Po gefangen hatte, und eine Steinbutte aufgetragen werden ſollten. — Unter Eduard II. von England erſchien dieſer Fiſch nur auf der Tafel des Königs; jedem Andern war dieſer Genuß durch ein ausdrückliches Geſetz und bei ſchweren Geldſtrafen unterſagt; unter König Stephan wurde dieſes Geſetz im Jahre 1138 zwar gemildert, nach deſſen Tode aber wieder verſchärft. — Noch jetzt iſt es Sitte, daß der Lord-Mayor von London jeden Stör, der in der Themſe gefangen wird, an die königliche Küche abliefert. — Auch in Frankreich erſchien noch während der Regierung Ludwig XIV., im Jahr 1681, ein königliches Edikt gleichen Inhalts; ſeit der franzöſiſchen Revolution gehören die Störe zwar nicht mehr zu den Prärogativen der Krone, aber immer noch zu den koſtſpieligen Seltenheiten.

Das Fleiſch dieſes Fiſches, friſch gegeſſen, iſt in der That eine große Delikateſſe, die jedem feinſchmeckenden Gaumen Achtung und Intereſſe einflößt: es verbindet die Zartheit des Kalbs- mit der Saftigkeit des Schweinefleiſches. Auch die eingeſalzenen und eingeräucherten Rückenſtücke, die weit und breit verſchickt werden, ſind nicht minder delikat, aber etwas ſchwer zu verdauen. In Italien wird auch das Rückgrat geräuchert und unter dem Namen „Spinachia“ als eine der feinſten Leckerbiſſen betrachtet. Aber mehr noch als das Fleiſch iſt der eingeſalzene Rogen dieſes Fiſches, der köſtliche Caviar, ein Gegenſtand unſerer innigſten Verehrung. Der Caviar iſt gleichſam ein Uhrſchlüſſel, der das abgelaufene Uhrwerk unſeres Appetites aufzieht, der Stachel, der den verdorbenen Magen zu neuen Thaten anſpornt, der Odem, der im abgeſtumpften Magen die ſchöne Flamme ſeines Ehrgeizes, neue Eßluſt, anfacht. Schon Shakeſpeare gedenkt in ſeinem „Hamlet“ des Caviars als einer der größten Delikateſſen. Eliſabeth und der ſchmucke Graf Leiceſter waren beide leidenſchaftliche Caviar-Verehrer. Die Eier des Störweibes machen in der Regel ein Dritttheil der ganzen Schwere aus, ſo zwar, daß bei einem Stör von 2000 Pfund der Rogen 700 Pfund wog und über drei Millionen Eier enthielt. Und trotz dieſes ungeheuern Rogenvorraths iſt ſelbſt in Rußland kein Ueberfluß an Caviar, da dieſer Rogen, den Alexander Puſchkin „die Blüthe des Störs“ nannte, in alle Weltgegenden verſendet wird. In Rußland ſelbſt ſoll während der ſechsmonatlichen Faſtenzeit mehr als eine Million Rubel in Caviar verzehrt werden.

Außer ſeinem delikaten Fleiſch und ſeinem köſtlichen Rogen verdanken wir ihm noch ein drittes Geſchenk: die Schwimm- oder ſogenannte Hauſenblaſe — ſo genannt, weil eine Störart der Hauſen heißt. — Dieſe Hauſenblaſe, die, mit Rheinwein, Citronenſaft und Zucker verbunden, jenes kräftig-erfriſchende Gelée giebt, womit unſere Küchen-Dichter die Fiſche, Torten und Früchte garniren, dient außerdem noch zur Abklärung trüber Flüſſigkeiten, wie Wein und Kaffee, und giebt endlich den feinſten und haltbarſten Leim, womit der Gourmand ſein zerbrochenes Porzellan- und Glasgeſchirr ſo feſt zuſammenkitten kann, daß es an dieſer Stelle faſt unzerbrechlich iſt.

Tauſend Störe geben im Durchſchnitt acht Pud Hauſenblaſe und hundert Pud Caviar (ein Pud hat vierzig ruſſiſche Pfund).

Die edelſte, feinſte und wohlſchmeckendſte aller Störarten iſt der Sterlet, (Acipenser ruthenus) der das ſchwarze und kaspiſche Meer und den arctiſchen Ocean bewohnt, gleichfalls die Flüſſe beſucht und von Friedrich dem Großen nach Pommern in den Madünſee und in den Küſtriner Stadtgraben verpflanzt wurde, dort aber nicht gedeihen wollte. Eine der größten Delikateſſen der ruſſiſchen Großen iſt die ſogenannte Sterletſuppe, das Lieblingsgericht des Fürſten Potemkin, der täglich dieſe Suppe aß, die ihm — man weiß, wie das in großen Küchen zugeht — jedesmal drei hundert Rubel gekoſtet haben ſoll. Als der Fürſt von Taurien kurz vor ſeinem Tode der Kaiſerin Katharina II., der Semiramis des Nordens, ein großes Feſt gab, wurde dieſe Suppe in ſilbernen Vaſen aufgetragen. Karamſin erzählt in ſeiner Geſchichte Rußlands, daß dieſe Suppe dem Fürſten 10,000 Rubel gekoſtet habe. Und ſchon darum verdient Potemkin's Name einen Platz im Pantheon der Geſchichte und — was noch viel ſchmeichelhafter für ihn ſein muß — ein ganzes Blatt in den Annalen der Gaſtronomie.

Fürſt Potemkin mit ſeiner Sterletſuppe
Ragt aus der Gaſtronomen reicherer Gruppe
Gleich wie ein kühner Obelisk empor.
Begrüßet mit Triumph und ſtolzem Jubel
Den Mann, der zehnmal tauſend Silberrubel
Für eine Sterletſuppe ſich erkor.

# XXII.

## Aal.

Der Aal (Muraena anguilla) iſt ein Süßwaſſerfiſch, der faſt in allen Teichen und Seen angetroffen wird und bisweilen drei Ellen lang, vier bis fünf Zoll dick und nicht ſelten zwanzig Pfund ſchwer iſt. Trotz aller Beobachtung hat es noch keinem der gelahrten Naturſchnüffler gelingen wollen, hinter das Geheimniß zu kommen, wie die Aale ſich fortpflanzen. Der Eine ſagt, ſie bringen lebendige Jungen zur Welt, der Andere behauptet, ſie laichen, wie die andern Fiſche. Alles, was man von ihnen weiß, beſchränkt ſich darauf, daß ſie von allen Fiſchen die größte Lebenskraft haben. Aalherzen, von einer Nadel durchſtochen, ſchlagen oft noch vierzig Stunden. — Das Geſchlecht der Aale iſt ungemein fruchtbar. An den Ufern der Garonne werden oft an einem einzigen Tage 50 — 60,000 Stück gefangen. Sie zeichnen ſich von den andern Fiſchen auch durch ihre große Vorliebe für Muſik und Wohlgerüche aus. Die alten Aegypter hatten die Aale in die Zahl der Gottheiten aufgenommen, denen ſie fromme Anbetung zollten. Die Aale wurden in Fiſchweihern großgezogen und täglich von eigens dazu beauftragten Prieſtern mit Käſe und Eingeweiden anderer Thiere genährt. Die Prieſter kirrten dieſe heiligen Aale und ſchmückten dieſelben, wie Apollodor berichtet, mit Halsbändern, die mit Edelſteinen und hieroglyphiſchen Inſchriften geziert waren. Auch Antonina, die Gemahlin des Druſus, hing, wie Nonnius erzählt, ihren Muränen oder Meeraalen reiche Ohrgehänge an, und Craſſus ſchmückte die ſeinigen mit Halsbändern von Perlen und Edelſteinen. — Die aufgeklärtern Römer und Athenienſer ſchätzten, wie wir, die Aale blos ihres Fleiſches wegen. Dieſes Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend, doch verlangt es einen guten Magen, da es ſchwer zu verdauen iſt. Um ſo bewundernswerther erſcheint der Magen jenes Canonicus, von welchem Paullinus in ſeinem Werke „Coenarum Helena s. anguilla" (Frankf. 1689) berichtet, der hochwürdige Herr habe nichts lieber als Aale geſpeiſ't und deren mehr als 3000 verzehrt, weshalb man ihm auch die Grabſchrift geſetzt:

„Gaudeant Anguillae, quia Presbyter ille,
Anguillas comedit qui centum ter quoque mille."

Die Aale haben übrigens das Gute, daß ſie ſich in alle Formen fügen: ſie laſſen ſich ſieden, braten, mariniren und räuchern, laſſen ſich zu Suppen und Paſteten gebrauchen und ſind in jeder Geſtalt ehrenwerthe Zierden der Tafel; doch haben ſie den Fehler, daß ſie leicht Fieber erzeugen. Aalpaſteten ſind vielleicht die ſchwerſte, unverdaulichſte Speiſe; aber eben darum waren dieſe Paſteten ein Lieblingsgericht der engliſchen Romanſchriftſtellerin Anna Radcliffe, die vor dem Schlafengehen die ſchwerſten Speiſen genoß, um ſchauerliche Scenen zu träumen. Nach dem eigenen Geſtändniß dieſer ehrenwerthen Dame ſoll einer ihrer ſchauerlichſten Romane, „The mysteries of Udolpho", die Folge einer unverdauten Aalpaſtete und eines daraus entſprungenen ſchweren Novembertraumes geweſen ſein.

Die beſten, fetteſten und ſchmackhafteſten Aale ſtellen ſich erſt zur Gurkenzeit ein; übrigens gehören ſie zu jenen Fiſchen, die ſich am ſchwerſten ſchlachten laſſen, denn ſie ſchlingen ſich um den Arm mit ſolcher Kraft, daß ſie ihn leicht zerbrechen können; doch ſind dieſe ſchlüpfrigen Patrone bald zu bändigen, wenn man ihnen ein Meſſer oder einen Feuerſtahl auf den Kopf hält. Noch größere Furcht jagt ihnen ein Magnet ein: man braucht ihn blos an den Rand des Gefäßes, worin ſie ſich befinden, zu halten, um ſie in Angſt zu jagen. —

So oft mir ein Aal unter die Augen kommt, denke ich an Kaiſer Friedrich II. und an Italien. Dieſer Barbaroſſa ſagt: Italien iſt ein Aal, den man beim Kopfe, beim Schwanze und in der Mitte feſthalten muß und der uns dennoch zu entſchlüpfen droht. —

## XXIII.

# Hecht.

Das Geſchlecht der Hechte zählt dreizehn verſchiedene Arten, die alle ſüßen Gewäſſer Europas bewohnen, und blos in Spanien und Portugal ſich nicht heimiſch fühlen; Spötter wollen behaupten, die Hechte wären um das Jahr 1481 von dort ausgewandert und zwar aus Furcht vor der Inquiſition, die um jene Zeit durch Iſabella und Ferdinand den Katholiſchen eingeführt worden war. — Von dieſen dreizehn Arten leben jedoch nur zwei in unſern deutſchen Gewäſſern: der gemeine Hecht und der Hornhecht.

Der gemeine Hecht (Esox lucius) iſt der Fra-Diavolo der Gewäſſer, ein Raubfiſch, der nicht blos andere Fiſche, ſondern auch Waſſerratten und Mäuſe, Schlangen und Kröten, Fröſche und Krebſe vertilgt. Gegen 700 größere und kleinere Zähne, die in dreifacher Reihe ſeinen Rachen zieren, ſind die Werkzeuge ſeiner ungeheuern Gefräßigkeit. Der Hecht iſt übrigens ein durch und durch politiſcher Fiſch, denn er wechſelt jedes Jahr ſeine Farbe: im erſten Jahr iſt er grün und wird deßhalb Gras- oder Grünhecht genannt; im zweiten erſcheint er grau und mit blaſſen Farben, und ſpäter wird, beſonders zur Laichzeit, der graue grün und der mattgelbe hochgelb. Das Weibchen zeichnet ſich durch ſeine Fruchtbarkeit aus: in einem ſechspfündigen Hechte hat Bloch gegen 148,000 Eier gezählt. Der Hecht wird im erſten Jahre 8—10, im zweiten 12—14, im dritten 18—20 Zoll, im vierten 3—4 Fuß lang. Die größten Hechte finden ſich in der ruſſiſchen Wolga. Willoughby erzählt in ſeiner Geſchichte der Fiſche von einem Hecht, der acht Fuß lang und dreiundvierzig Pfund ſchwer geweſen ſei. Aber der größte und zugleich merkwürdigſte Hecht iſt unſtreitig der, der im Jahre 1497 auf die Tafel des Kurfürſten Philipp von der Pfalz kam. Dieſer Hecht, neunzehn Fuß lang und 350 Pfund ſchwer, war 267 Jahre alt. Unterhalb Kaiſerslautern in Rheinbaiern, erzählt Alois Schreiber, liegt der Kaiſerwog, ehemals ein großer Teich, jetzt ausgetrocknet und zu Wieſen benutzt. In dieſen Teich ſetzte Friedrich II. der Rothbart einen Hecht, dem ein goldener Ring angelegt war mit der Inſchrift: „Ich bin der erſte von den Fiſchen, welche am 5. October 1230 durch Kaiſer Friedrich II. Hand in dieſen Wog geſetzt wurden.“ Da Kurfürſt Philipp die griechiſche Sprache nur par distance kannte, ſo mußte der Biſchof von Dahlberg ihm die Inſchrift verdeutſchen. — Dieſen weltgeſchichtlichen Hecht eignet ſich aber auch die gute Stadt Heilbronn an, wo man ihn noch jetzt unter dem Brückenthor abgemalt ſieht; das Scelet dieſes Rieſenhechtes ſoll in Kaiſerslautern (Andere ſagen auch in Mannheim) aufbewahrt werden.

Vom gaſtronomiſchen Standpunkte aus betrachtet, gehört der Hecht zur Elite der Fiſche. Sein weißes Fleiſch iſt zwar etwas trocken und allzugrätenreich, aber ſehr ſchmackhaft und ſo leicht verdaulich, daß ſelbſt Kranke es genießen dürfen.

Die Blüthe ſeines Fleiſches iſt die Leber, die (früher mehr als jetzt) eine ſehr beliebte Delikateſſe war, ſo daß man ihr Erſcheinen auf der Tafel durch Verſe feierte, die von ihr den Namen Leber-Reime erhielten. Dieſe Gedichte beſtanden aus zwei Zeilen, deren erſte ſtets mit den Worten anfing:

„Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem —“

worauf ein Thier genannt wurde, auf deſſen Namen die zweite Zeile ſich reimen mußte. Der Erfinder dieſer geſchmackloſen Leberreime ſoll ein deutſcher Magiſter Namen Schävius geweſen ſein.

**Karl Schimper** theilt in ſeinen Gedichten, Erlangen 1839, eine Blumenleſe von 300 ſolcher Leberreime mit, wovon ich meinen Leſern nur folgende präſentire.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von dem Capaune:
Was ſich nicht füglich biegt, das bricht man gleich vom Zaune.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Brachſen:
Ein Großgewachſ'ner iſt oft Kleinen nicht gewachſen.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Wieſel:
Den Goliath erlegt ein David mit dem Kieſel.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einer Lerche:
Es läßt ein guter Hirt kein räudig Schaf im Pferche.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Puter:
Ein gut befußter Vers iſt noch kein gut beſchuhter.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einer Gans:
Ein Gänſekiel, geſpitzt, wirkt oft als stimulans.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Reiger:
Die große Weltuhr ſchlägt, doch hat ſie keinen Zeiger.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einer Hummel:
Mehr als die Sonne ſah gar mancher Kerzenſtummel.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einer Unke:
Ein guter Biſſen will auch eine gute Tunke.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von dem Pirol:
Wie weh wird Einem oft, beginnt ein Brief: wie wohl!

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Igel:
Mehr als das Petſchaft iſt zuweilen werth das Siegel.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Spechte:
Rechts liegt der linke Daum, dagegen links der rechte.

Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Gaule:
Es gleicht ein Leſermund oft nur dem Leckermaule.

Der Hecht erinnert mich an eine höchſt merkwürdige Geſchichte, die ich meiner ſchönen Leſerin, welcher zwei Wörtchen von Liebe lieber als alle Hechte der Erde und alle Leberreime des Herrn Schimper ſind, durchaus erzählen muß.

Ein junger franzöſiſcher Schiffskapitän, der Hektor heißen könnte, hätte er in der Taufe nicht den Namen Cäſar erhalten, ſtand auf dem Punkte, die einzige Tochter des Maire von Toulon — die ſchöne Alice — zum Traualtar zu führen, als von Paris aus durch den Telegraphen der Befehl ankam, die Fregatte Trident habe ungeſäumt nach der Levante abzuſegeln. Der junge Kapitän hätte den ganzen Orient vergiften und den morſchen Divan in die Luft ſprengen mögen. Er raſte, tobte, fluchte, mußte ſich aber dennoch dem Befehle fügen und ſchon am andern Morgen die Anker lichten. Am Abende vor ſeiner Abreiſe hatte er von ſeiner Braut, die beim Abſchied in eine Fluth von Thränen ausbrach, ein Heer heißer Küſſe und zuletzt einen Ring erhalten, den er tragen ſolle, auf daß er keinen Augenblick ſie vergeſſe. Wenn Du heimkehrſt, ſagte ſie — und die Thränen des Abſchieds verwandelten ſich in Zähren der Freude — wenn Du heimkehrſt, Cäſar, und dieſen Ring mir wieder giebſt, dann bin ich Dein, ganz Dein, Dein auf ewig; dann, theuerer Freund, ſoll keine Macht der Erde, ja ſelbſt der Telegraph von Paris, Dich nie mehr meinen Armen entreißen. Kehrſt Du aber heim ohne meinen Ring, dann haſt Deine Schwüre vergeſſen, dann biſt Du mir untreu geworden, dann bin ich todt für Dich, todt für die ganze Welt; dann gehe ich in ein Kloſter und weine ſo lange, bis das Herz mir bricht.

Und noch einmal beſiegelte ſie die Schwüre ihrer Liebe mit einem brennend-heißen Küſſe und — fügte ſich dann in den Schmerz der Trennung.

Zum größten Glück für die Liebenden erhielt nach Verlauf von drei Monaten der Trident den Befehl, mit wichtigen Aufträgen nach Toulon zurückzukehren. Wie pochte unſerm Kapitain das Herz, als er die Bucht von Burla im Rücken, das Bild der Geliebten im Herzen und ihren Ring am Finger hatte. Wie lang, wie ewig lang dünkte ihm die Ueberfahrt! Aber wie froh, wie ſelig froh war er, als endlich der Haſen von Toulon mit ſeinem „maſtenreichen Wald“ emportauchte, und als er immer näher und näher der Schwelle ſeines Himmels, dem Ziele ſeiner Wünſche rückte. Wo mag ſie jetzt weilen, meine liebe, ſüße, angebetete Alice! Sie weiß zwar nicht, daß ich komme, aber die Stimme ihres Herzens wird ihr meine Ankunft verkünden, eine ſüße Ahnung wird ſie an den Haſen treiben, um mich dort zu erwarten. Gewiß, gewiß, dort harrt ſie meiner mit brennend heißer Sehnſucht. Ach, Alice, ich kann es nicht erwarten, Dich an mein Herz zu drücken, Dir Deinen Ring zu zeigen und zu ſagen: ſei mein, ganz mein, auf ewig mein. Ach dieſer Ring! Wie oft habe ich ihn in ſtiller Nacht geküßt und dabei gedacht an den Anker meines Glaubens, an die Flagge meiner Liebe, an das Senkblei meiner Hoffnung. Wer hätte wohl glauben ſollen, daß ein Schiffskapitain wie ein Werther ſchwärmen kann? Aber die Liebe macht uns Alle gleich. Cäſar zog Alicens Ring vom Finger und betrachtete mit unbeſchreiblicher Wonne den kleinen goldenen Reif, in dem ihr Name eingeprägt war. Er küßte den Ring, der glatte Reif aber entglitt ſeiner Hand und kugelte über's Verdeck — o gräßliches Unglück! — in's Meer hinab. — Der Kapitain ſtand wie vom Blitze gerührt; eine finſtere, unheilkündende Ahnung flog durch ſeine Seele und legte ſich wie ein drückender Alp auf ſein zitterndes Herz.

— Wehe mir, was wird Alice von mir denken müſſen! Sie wird mich untreu glauben, wird meinen Schwüren nicht trauen, wird in ein Kloſter gehen und weinen, weinen bis — hat ſie mir's nicht geſagt? — bis das Herz ihr bricht. O ich Unglücklicher! Was hält mich ab, daß ich dieſem Kleinod ihrer Liebe nachſtürze in des Meeres Tiefen, daß ich mich und meinen

Gram in der Wellen Schooſs begrabe. Aber nein! noch leuchtet mir ein Strahl der Hoffnung. Sie wird am Hafen weilen, ich eile hin zu ihr, werfe mich zu ihren Füßen und ſchwöre bei allen Heiligen, mir zu glauben. Und Alice, die mich liebt, ſie wird, ſie muß mir glauben!

Fünf Minuten ſpäter lief die Fregatte in den Hafen ein. Cäſars Blicke ſuchten die Tochter des Maire. Aber die Stimme ihres Herzens hatte ihr vermuthlich nichts geſagt, denn ſie ſaß zu Hauſe am Claviere und ſang ihr Lieblingslied:

Au claire de la lune,
Mon ami Pierrot.

und dachte dabei an den Herrn Schiffskapitain, der bald darauf in's Zimmer trat und eine Sekunde ſpäter in ihre Arme ſtürzte. Ich will die Scene des Wiederſehens nicht erſchöpfen und nur bemerken, daß Alice, nachdem der erſte Taumel ſich gelegt hatte, nach ihrem Ring fragte.

— Deinen Ring, Alice, hat — ich ſchwöre es bei Allem, was mir lieb und heilig iſt! — das Meer, das grauſame Meer verſchlungen.

— Himmel, meine Ahnung! rief Alice und wandte ſich zornglühend von ihm ab. Aus meinen Augen, Verräther, Sie haben mich hintergangen, getäuſcht, betrogen, fort, fort, ich mag nichts hören, rief ſie aus und lief in ein Nebenzimmer, das ſie hinter ſich verſchloß.

— Wohin, Alice, rief er ihr nach.

— In's Kloſter, erwiderte ſie mit ſchmerzgebrochener Stimme.

Cäſar ſtürzte in wüthender Verzweiflung fort und wollte direkt in's Waſſer ſpringen, als ihm einer ſeiner Freunde begegnete.

— Gut, daß ich Dich treffe. Ich kann Dir eine frohe Botſchaft mitbringen. Dein Onkel iſt geſtorben und hat Dich zum Univerſalerben ſeines unermeßlichen Vermögens eingeſetzt.

— Vive la joie! rief der Kapitain. Nein, nun ſpringe ich nicht in's Waſſer. Jetzt bin ich reich, das Uebrige findet ſich.

Eine Stunde ſpäter dinirten die beiden Freunde im Café anglais. Nach den Hummern kam ein Hecht.

Beim Erſcheinen dieſes Hechtes dämmerte im Hintergrunde ſeiner Seele eine frohe Ahnung auf. Der Hecht ſchien — obgleich die Fiſche ſtumm ſind — ihm zuzuflüſtern:

— Ich bringe Dir ein unverhofftes Glück.

Cäſar öffnete den Hecht und fand darin — was glauben Sie wohl?

— Pfui, welch' eine alte, alberne Geſchichte, höre ich meine ſchöne Leſerin ausrufen. Wie Polykrates fand der Kapitain im Innern des Hechtes ſeinen Ring.

— Gefehlt, gefehlt, reizende Leſerin.

— Mein Gott, was hätte er wohl ſonſt darin finden können?

— Gräten, nichts als Gräten!

Aber Alice ging nicht ins Kloſter, ſondern ließ ſich acht Tage ſpäter von einem berühmten Virtuoſen entführen.

# XXIV.

## Karpfen.

Der Karpfen (Cyprinus Carpio), der Chef eines Fiſch-Bataillons, das über 60 Arten zählt, ſtammt aus den Gewäſſern des ſüdlichen Europas und wurde 1514 von dort durch Peter Maſchal in England und 1560 durch Peter Ore in Dänemark eingeführt. Dieſer Fiſch erreicht in der Regel eine Länge von 1 bis 1½ Fuß. Doch hat Bloch in Biſchofshauſen bei Frankfurt an der Oder ein Exemplar geſehen, das 2½ Ellen lang und 1 Elle breit war und über 70 Pfund wog. In Deutſchland werden die größten Karpfen in der Mulde und Donau gefangen. Die meiſten Karrfen findet man bei der Stadt Orfa in Meſorotamien, in dem ſogenannten See Abrahams, Bieket el Ibrahim genannt; es ſollen ſich darin — meine Wenigkeit hat ſie freilich nicht gezählt — über 30,000 Stück aufhalten, doch wird es keinem Muſelmann in den Sinn kommen, ein Stück aus dieſer Maſſe heraus zu holen, weil er es für eine arge Sünde gegen Vater Abraham hält; die guten Türken behaupten, daß dieſe Karpfen ſich nicht kochen laſſen; die Chriſten aber haben Gelegenheit, ſich täglich genau vom Gegentheil zu überzeugen. — Der berühmte Loewenhoeck, der den Karpfen zum Gegenſtande anatomiſcher Forſchungen gemacht, zählte alle Beinchen und Muskeln, welche beim Reſpirationsgeſchäfte dieſes Fiſches in Bewegung kommen, und fand deren 4398. Der Karpfen hat 69 Hauptmuskeln, 9 große Arterien und 4320 Venen. — Das Karpfenweibchen zeichnet ſich durch eine liebenswürdige Fruchtbarkeit aus: in einem dreipfündigen Karpfen hat Jemand, der vermuthlich nichts Beſſeres zu thun gehabt, 240,000, und in einem neunpfündigen ſogar 620,000 Eier gezählt. Wie eierreich muß nun erſt jene Karpfin geweſen ſein, die der Prinz Conti in Offenburg aß, die 4 Fuß lang und 45 Pfund ſchwer geweſen ſein ſoll?!

Die Karpfen, die ein ungemein zähes Leben haben, können 150 bis 200 Jahre alt werden. In Holland werden dieſe Fiſche während des Winters im Keller in einem mit feuchtem Moos angefüllten Netze aufbewahrt und mit Semmelkrumen, in Milch eingeweicht, oder auch in Cyſternen mit Brod und Salat gefüttert. Am fetteſten und wohlſchmeckendſten ſind ſie in den Monaten, die ein R haben, alſo vom Anfang September bis Ende April. — Die leckerſten Theile der Karpfen, deren Fleiſch, beiläufig geſagt, leicht verdaulich iſt, ſind die Zunge, der Gaumen und das Gehirn. Aus dem Rogen wird der ſogenannte rothe Kaviar eigends für Juden bereitet, die den wahren Kaviar vom Störe darum nicht eſſen dürfen, weil Fiſche, welche keine Schuppen haben, zum Kapitel der verbotenen Genüſſe gehören.

Ein Franzoſe, Verdelet der Bourbonne, kaufte eines Tages 3000 Karpfen, aus deren Zungen er ſich und einem Freunde, den er zu ſich eingeladen, eine Schüſſel vorſetzen ließ, die ihm mit der Zubereitung 6482 Franks koſtete. Wo lebt der Gourmand, der vor ſolchem Namen nicht ehrfurchtsvoll ſeinen Hut zieht?

# XXV.

## Salm.

Zur haute volée des Waſſerreichs gehört die Familie Salm, die mehr als 60 Raubfiſche zählt, deren wohlſchmeckendes Fleiſch gerechte Anſprüche auf unſere Achtung hat. An der Spitze dieſer zahlreichen Familie ſteht der ehrenwerthe Lachs, ein liebenswürdiger Meerbewohner, der zur Laichzeit in die Ströme und aus dieſen in die Flüſſe und Seitenflüſſe ſteigt und nach der Laichzeit wieder in's Meer zurückkehrt. Aus der Nordſee begeben ſie ſich in die Elbe, Oder und Weichſel und legen täglich 4—5 deutſche Meilen zurück. Die beſten Lachſe liefern der Rhein und die Weſer; die erſtern ſind unter dem Namen Ill oder Illanken bekannt. In frühern Zeiten waren mehrere Flüſſe Englands ſehr lachsgeſegnet; noch vor funfzig Jahren wurden dort durchſchnittlich jedes Jahr 200,000 Lachſe gefangen; ſeitdem aber ſind ſie von Jahr zu Jahr ſeltener geworden, was Manche dem Einfluß der Dampfſchiffe zuſchreiben wollen, deren Geräuſch die Herrn Lachſe nicht gut ſollen vertragen können. Auch an der Nordſee wurden früher zahlloſe Maſſen gefiſcht. In Bergen, der Hauptſtadt Norwegens, wurden häufig an einem Tage 2000 Lachſe auf den Markt gebracht. Es gab eine Zeit, wo in Bremen das Lachsfleiſch ſo billig war, daß die Herrſchaften tagtäglich damit ihr Geſinde abfütterten. Da die armen Mägde dann und wann auch etwas Anderes genießen wollten, erhoben ſie Klage bei dem hochweiſen Senat, der den Befehl erließ, daß die Herrſchaften nicht mehr als zweimal wöchentlich ihre Mägde „lachſen,“ das heißt mit Lachs abfüttern durften. Am häufigſten findet er ſich jetzt am Nordpole. Die Eſkimos im nördlichen Amerika leben einzig und allein von Seehunden und Lachſen. Kapitain John Roß erzählt, es ſei dort ein ſo großer Ueberfluß an dieſen Fiſchen, daß ſeine Schiffmannſchaft für ein Meſſer 220 Lachſe, deren jeder wohl fünf Pfund wog, erhalten habe. Nach fünf bis ſechs Jahren wird der Lachs 10 — 12, in ſpätern Jahren nicht ſelten 20 — 30 Pfund ſchwer. Sein chamoisfarbiges Fleiſch wird in Salzwaſſer abgekocht und dann mit Eſſig und Oel abgekühlt. Außerdem wird der Lachs auch marinirt, geſalzen und geräuchert; im letztern Zuſtande iſt er jedoch nur ſolchen Magen zu empfehlen, die eine kleine Strapatze ertragen können, weil das geräucherte Fleiſch ſchwer zu verdauen iſt.

Magerer und weniger geſchätzt iſt das Fleiſch des ſogenannten Kupfer-Lachſes, der in den Mündungen der Flüſſe gefunden wird. Der in der Nord- und Oſtſee einheimiſche Silberlachs — auch Meerforelle genannt — hat ein gelbes, aber ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch.

In der Donau und einigen Seen Oeſtreichs und Bayerns findet man den Huch oder Rothfiſch, deſſen blaßröthliches Fleiſch ungemein ſchmackhaft iſt.

Die Lachsforelle, die wie der Lachs aus dem Meere in die Flüſſe ſteigt, wird über 2 Fuß lang, 8 bis 10 Pfund ſchwer und liefert gleichfalls ein in's Röthliche ſchimmerndes Fleiſch, das einer der leckerſten Leckerbiſſen iſt.

Die gemeine olivenfarbige Forelle findet ſich am häufigſten in reißenden Gebirgswäſſern. Die römiſchen Feinſchmecker, welche große Verehrer dieſes Fiſches waren, ließen durch ihre Speiſeſäle kryſtallhelle Bäche leiten, damit ſie die Forellen und Barben mit der Hand fangen konnten. Um ihr Fleiſch lange friſch erhalten zu können, hüllte man ſie in Brenneſſelblätter (urtica urens) ein.

Der Säbling, auch Rothforelle genannt, hält ſich in den Seen Salzburgs, Steyermarks, Oeſtreichs und der Schweiz auf.

Die beſten Säblinge fängt man im Gmündener und St. Wolfgangsſee, bei dem reizenden Badeort Iſchl in Steyermark.

Der ſilberfarbene Ritter oder Rothling findet ſich am häufigſten im Genfer und Vierwaldſtädter See und hat ein ſo vortreffliches Fleiſch, daß ſelbſt Jean Jacques Rouſſeau, der bekanntlich ein griesgrämiger Verächter der Gourmandiſe war, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Voltaire nannte dieſe Fiſche „muscadins du lac."

Die große Maräne, in den Seen Brandenburgs und Pommerns, wird wegen ihres delikaten Fleiſches marinirt und geräuchert, auch friſch, in Schnee verpackt, weithin verſendet.

Eine andere Maräne, die viel kleiner iſt, findet man in den Tiefen des Bodenſee's. Eine andere Zierde dieſes Sees iſt der Gangfiſch oder Heuerling, der im erſten Jahre Seelen-, im zweiten Jahre Stuben- und erſt im dritten Jahre Gang- oder Wattfiſch, am Züricher See aber wegen der Weiße ſeiner Schuppen und ſeines Fleiſches, Albele und Alburin genannt wird. Im Bodenſee finden ſich dreierlei Gangfiſche: Sand- oder Adelfelchen, Blaufelchen und Weißfelchen. Am häufigſten finden ſie ſich in der Klauſe zwiſchen Bregenz und Lindau. Die größte Lagerſtätte der Blaufelchen iſt in der ſogenannten Grube bei Conſtanz. Im Jahr 1584 wurden hier mit einem Zuge 46,000 Gangfiſche gefangen. Sie ſchmecken eben ſo gut geſotten als gebraten; wenn man ſie ſieden will, muß man ſie in heißen Wein legen. Sie werden auch eingeſalzen und geräuchert und als eine große Delikateſſe in's Ausland verſchickt.

Schließlich will ich noch des kleinen, kaum vier Zoll langen Stintes erwähnen, deſſen weiches mageres Fleiſch, trotz ſeines widerlichen Geruchs, gebraten und namentlich in Amſterdam, Hamburg und Bremen in großen Maſſen verſpeiſ't wird, wiewohl ſein Fleiſch nicht ſehr geſund ſein ſoll.

## XXVI.

## Häring und Conſorten.

Meine angebeteten Leſer und Leſerinnen befinden ſich in einem leicht verzeihlichen Irrthume, wenn ſie befürchten, daß ich mir den Berliner Novelliſten Häring zum Gegenſtande dieſes Kapitels gewählt; ich meine nicht Herrn Willibald Alexis, den ungeſalzenen Nachahmer Walter Scotts, ſondern den leibhaften, wirklichen Häring (Clupea Harengus).

Die Häringe bewohnen die Polarmeere Europas, Aſiens und Amerikas und treten von dort aus, um ſich ihre Nahrung zu ſuchen, alljährlich dreimal eine große Wanderung und zwar in ſo dichten Schaaren an, daß die Naturforſcher die Zahl derſelben auf Myriaden Millionen anſchlagen. Lacépède ſagt, daß in Norwegen bei einem einzigen Zuge dieſer Art zwanzig Millionen und in Gothenburg und ſeiner Umgebung alljährlich ſiebenhundert Millionen gefangen werden. „Was aber,“ ruft er aus, „ſind dieſe Millionen gegen die Maſſe derer, welche den Engländern, Holländern und andern Nationen anheimfallen.“

Die Häringe ſind übrigens zum Reiſen ganz geſchaffen, denn nach dem Zeugniſſe William Kirby's legen ſie in einer Stunde den Weg von ſechzehn Meilen zurück und nehmen es alſo in der Schnelligkeit mit allen Dampfſchiffen und Eiſenbahnlocomotiven auf. — Der große Mann, der uns die Kunſt gelehrt, dieſe blitzſchnellen Paſſagiere einzuſalzen, war ein gewiſſer Wilhelm Bockel oder Beukelſſon (geb. 1417, geſt. 1449), ein Fiſcher aus Bierſliet in Flandern, der im genannten Jahre vom

Tode abgerufen wurde, vielleicht um auch die Bewohner des Jenſeits mit ſeiner Kunſt bekannt zu machen. Als Kaiſer Karl V. mit ſeiner Schweſter, der Königin von Ungarn, durch Bierfliet kam, beſuchte er Beukelſſon's Grab, geruhte dort einen eingeſalzenen Häring zu verſpeiſen und ließ, wie Willoughbi in ſeiner Geſchichte der Fiſche erzählt, dem Erfinder des Einſalzens ein koſtbares Denkmal errichten. Martin Schook, der eine gelehrte Abhandlung de halecibus ſchrieb, zollte dieſem Einſalzer eine Thräne dankbarer Erinnerung. Auch ein anderer holländiſcher Schöngeiſt, B. G. Chamberlyn, widmete jenem großen Manne ein lateiniſches Lobgedicht, das unter dem Titel „Bukelingi genio“ im Jahre 1827 in Gent erſchien, aber wenig Anklang fand, weil es nicht geſalzen war. Ein deutſcher Gelehrter, Namens Bock, ſtellte über den Häring höchſt gelehrte Forſchungen an, die er unter dem Titel „Verſuch einer Natur- und Handlungsgeſchichte der Häringe“ anno 1796 in Königsberg herausgab.

Das Einräuchern oder Einbökeln der Häringe, die in dieſem Zuſtande als Bucklinge bekannt ſind, ſoll zuerſt von den Bewohnern Dieppe's in der Normandie angewendet worden ſein. Die Häringe ſind übrigens ein eben ſo pikantes als geſundes Eſſen. Hufeland empfiehlt namentlich die Milch derſelben den Bruſtkranken und Lungenſüchtigen.

Unerklärlich und darum merkwürdig iſt ein Geſetz, das 1582 in der damals freien Reichsſtadt Memmingen und in ganz Schwaben das Verkaufen der Häringe verbot. Wer mir nicht glauben will, der leſe C. Schorer's Chronik von Memmingen.

Nahe Anverwandte des Härings ſind der Pilchard oder Pilger (Clupanodon Pilcardus), der für England, namentlich für die Bewohner von Cornwallis und Devonſhire eben ſo wichtig iſt, als der Häring für die Holländer, die einzig und allein durch ihre Häringsflotten in den Stand geſetzt waren, die Koſten eines vierzigjährigen Krieges gegen Oeſtreich zu beſtreiten.

Nach Lacépède werden in England alljährlich tauſend Millionen Pilcharde gefangen.

Nach dem Pilchard verdient die Sprotte oder der Breitling (Clupea sprottus) ein ſilberfarbiger, äußerſt zarter Bewohner der Oſt- und Nordſee, die Sardelle, der ſilberäugige Stammgaſt des mittelländiſchen und atlantiſchen Meeres, und ſchließlich die bretagniſche Sardine genannt zu werden.

## XXVII.

## Lampreten.

Die Lampreten oder Steinſauger gehören zur Klaſſe der Knorpelfiſche. Man unterſcheidet zwei Arten: die große Lamprete (Petromyzon marinus) und die Pricke oder das Neunauge (Petromyzon fluvialis). Die erſtere verhält ſich zur letztern wie ein römiſcher Patrizier zu einem Plebejer, wie ein Millionär zu einem Lumpenhändler, wie Jules Janin zu Herrn Auguſt Lewald. Schon vor alten Zeiten waren die Lampreten ein Lieblingsgericht der Feinſchmecker und ſtanden namentlich bei den Statthaltern Chriſti in großem Anſehen. Paolo Giovio, einer der berühmteſten Geſchichtsſchreiber Italiens, betheuert, er habe eine Lamprete für zehn Goldſtücke verkaufen ſehen. Ein anderer Geſchichtsſchreiber erzählt, Leo X., ein Schlemmer par excellence, habe einſt einem kleinen Zirkel ſeiner vertrauteſten Freunde Lampreten vorgeſetzt, wovon jedes Stück 5 bis 20 Goldſtücke gekoſtet habe. Damals war es Sitte, ſie in Cyperwein zu ſieden und ihnen eine Muskatnuß in den Mund und eine Gewürznelke in jede ihrer ſieben kleinen Oeffnungen zu ſtecken. — Auch in England werden die Lampreten als feine Leckerbiſſen verehrt, und noch heut zu Tage ſendet die Stadt Glouceſter am Weihnachtstage eine Lampreten-Paſtete an den Londoner Hof.

Weit weniger geſchätzt ſind die Pricken, die ſich faſt in allen Flüſſen finden. Lüneburg verſendet jährlich 3 — 5 Millionen marinirter Neunaugen. Dieſe Fiſche nähren ſich von Würmern, Inſekten und Aas. — Als im ſiebenjährigen Kriege, in der Schlacht bei Zorndorf, ein Theil des Koſackenheeres von den Preußen in die Oder gejagt wurde, fand man einige Zeit darauf die Leichname von Pricken bedeckt, die ſich das Koſackenfleiſch vortrefflich hatten munden laſſen. — Die Pricke wird nur im Winter gefangen, weil ihr Fleiſch im Sommer zähe und unſchmackhaft iſt. Auch gehört ſie zu jenen Fiſchen, die ſehr unverdaulich ſind, namentlich wenn man das knorpelige Rückgrat mitißt.

## XXVIII.

## Krebſe.

Der Menſch, der ſtolze übermüthige Autokrat der Schöpfung, hat ſich aus eigener Machtvollkommenheit das Privilegium ertheilt, alle Geſchöpfe der Erde, alle Nebenthiere als Leibeigene zu betrachten, die er nach Herzensluſt maſſacriren und fricaſſiren, ſchinden und martern, kochen und ſieden, ſpießen und braten kann. Dächten die Thiere ebenſo und fräßen ſie uns, wie wir ſie freſſen, wir würden Zeter und Mordio ſchreien, intriguiren und revoltiren und uns am Ende lieber ſelbſt auffreſſen, als zugeben, daß man uns abſchlachte und zu Ragouts und Haches verarbeite. Der größte Tyrann, der blutdürſtigſte Despot, den das Weltgericht aufzuweiſen vermag, iſt Stomachus, der menſchliche Magen, der bodenloſe Schlund, der alle Geſchöpfe der Erde unterjocht, der Groß-Inquiſitor, der täglich Millionen Auto-da-Fes aufſchlägt, worauf er die Opfer ſeiner Habſucht, ſeiner Eßluſt, dem Feuertode preisgiebt. Zu dieſen unglücklichen Geſchöpfen, in denen dieſer grauſame Torquemada Ketzer erblickt, gehört auch der **Krebs**, der von allen Geſchöpfen, die unſer Magen verſchlingt, die größte Qual, die gräßlichſte Tortur erdulden muß. Man zieht dem armen Thier den Darm aus dem Leibe und wirft ihn lebendig in ſiedendes Waſſer! Armer, bedauernswerther **Krebs**, erlaube, daß ich Dir eine Thräne des Mitleids zolle und dann — dem Beiſpiele meiner Brüder folge, Dir ſtückweiſe die Glieder vom Leibe reiße und Dir das Mark aus den Häuten ſauge, denn auch ich bin ein Menſch, auch ich bin ein Tyrann und ein leidenſchaftlicher Freund Deines Fleiſches.

Betrachten wir zuerſt den Krebs vom naturgeſchichtlichen Standpunkte.

Der **Krebs** (Cancer) iſt ein Inſekt, daß auf der ganzen Erde angetroffen wird, mit Ausnahme Sibiriens, wo man ihn nur dem Namen nach kennt. Und ſchon darum iſt Sibirien, Rußlands Botany-Bay, ein Schrecken jedes Gaſtronomen, und ſchon darum iſt kein vernünftiger Feinſchmecker ein Revolutionär, denn in Sibirien giebt es Zobelpelze, aber keine Krebsſchwänze, und ſchon darum iſt Sibirien ſchlimmer als die Hölle, denn wer weiß, ob es in der Hölle nicht auch Krebſe giebt?

Die Krebſe werden, je nachdem ſie ſich im Waſſer oder auf dem Lande aufhalten, in See-, Fluß- und Landkrebſe oder nach der Form ihres Schwanzes in kurzſchwänzige Taſchenkrebſe, Krabben oder Seeſpinner (Brachiuri), in kahlſchwänzige (Parasitici) und in langgeſchwänzte Krebſe (Macrouri) eingetheilt.

Zu den letzten dieſer drei Familien gehört der gewöhnliche Flußkrebs (Cancer astacus), der zwölf Jahre alt werden und bei guter Nahrung eine Länge von 12—14 Zoll erreichen kann.

Seine Nahrung beſteht aus Inſektenlarven, kleinen Molusken, Fiſchen, Fröſchen, und beſonders aus Aas; ſeine Lieblingsſpeiſe iſt — gleichſam als ob er ſich dafür rächen wollte — Menſchenfleiſch.

Aus Hunger frißt oft auch Einer den Andern auf, was am häufigſten zur Zeit der Mauſer geſchieht, wo die Schale ſo weich wie eine Oblate iſt. In dieſem Zuſtande wird er Butterkrebs genannt und als große Delikateſſe geſchätzt. — Eine alte Regel ſagt, die Krebſe ſeien am ſchmackhafteſten in den Monaten ohne R, alſo im Mai, Juni, Juli und Auguſt, doch ſind ſie auch ſchon im März genießbar. Mit Waſſer, Butter und Peterſilie geſotten, werden ſie zu Suppen, Puddings

Paſteten und andern Speiſen verwendet. Ihr Fleiſch iſt weich, zart, gallertartig und nicht nur wohlſchmeckend, ſondern auch ſehr leicht verdaulich.

Schon bei den alten Griechen und Römern waren die Krebſe ein ſehr beliebtes Eſſen; Aeſop, der Ahnherr aller Fabeldichter, ſoll in dieſem Punkte ein zweiter Lucull geweſen ſein. — Bei den ſlawiſchen Völkern aber galten die Krebſe lange für höchſt giftig. Ja noch in unſern Tagen wollen die Ruſſen eben ſo wenig vom Genuß der Krebſe als die Engländer vom Genuß der Fröſche hören. Den Juden und griechiſchen Chriſten ſind die Krebſe durch ein Religionsgeſetz verboten; ein berühmter Diplomat Rußlands ſoll, bloß der Krebſe wegen, zur katholiſchen Kirche übergegangen ſein.

Ein Berliner Arzt ſagt: man kann ihn (den Krebs nämlich) als eine ſehr zuträgliche Speiſe, die ſich ebenſowohl für Geſunde als für Kranke eignet, betrachten. Ich habe ſie ſehr häufig den Kranken empfohlen, die an ſchwacher Verdauung litten, und habe niemals wahrgenommen, daß ſie die geringſten Beſchwerden verurſachen. Es verdient indeſſen bemerkt zu werden, daß es viele Perſonen giebt, die regelmäßig nach dem Genuß der Krebſe (und noch häufiger nach dem der Hummern) einen leichten Neſſelausſchlag bekommen.

Der Seekrebs oder Hummer findet ſich rings an den europäiſchen und nordamerikaniſchen Küſten; namentlich treiben Helgoland und Norwegen ſtarken Handel damit. Der Hummer kann wohl eine Elle lang und zwölf Pfund ſchwer werden. Olaus Magnus und Geßner berichten ſogar, ſie hätten im indiſchen Meer und in Norwegen Hummern von 8 Fuß Länge und 4 Fuß Breite geſehen; dieſe Rieſenkrebſe ſeien ſo ſtark, daß ſie mit ihren Scheeren die Matroſen vom Schiffe reißen und in's Meer ziehen, um ſie dort zu verſpeiſen. Leider iſt aber nicht Alles wahr, was die Herren Naturforſcher hier und da berichten.

Merkwürdig iſt, ſagt ein anderer dieſer Herren, bei der Stärke dieſer Thiere ihre große Empfindlichkeit: ſtarke Donnerſchläge oder Kanonenſchüſſe jagen den Hummern ſo viel Furcht ein, daß ſie davon ſterben, oder wenigſtens Füße und Scheeren abwerfen, womit ſie Schiffstaue zerſchneiden, Menſchenfinger zerbrechen und große Fiſche erwürgen können. — Das Hummerfleiſch iſt zwar etwas hart, aber ſehr wohlſchmeckend und nicht ſchwer zu verdauen. Nach dem gewöhnlichen Abkochen mit Salz wird es mit Eſſig und Oel genoſſen.

Krebſe und Hummern ſind in einigen Ländern, z. B. Frankreich, ſehr koſtſpielige Gerichte: im Jahre 1786 koſteten in Straßburg 100 Stück Krebſe 50 Francs; jetzt koſten ſie beinahe das Doppelte. Für einen guten Hummer bezahlt man bei Vefour im Palais Royal 20 — 25 Francs.

In Berlin, ſchreibt A. Anthus, giebt man zu Krebſen roſenfarbige Servietten. Wer die Klagen reinlicher Hausfrauen gehört, wie ſchwer weiße Servietten von Krebsflecken zu befreien ſind, wird jene und durch ſie ſich ſelbſt zu empfehlen wiſſen.

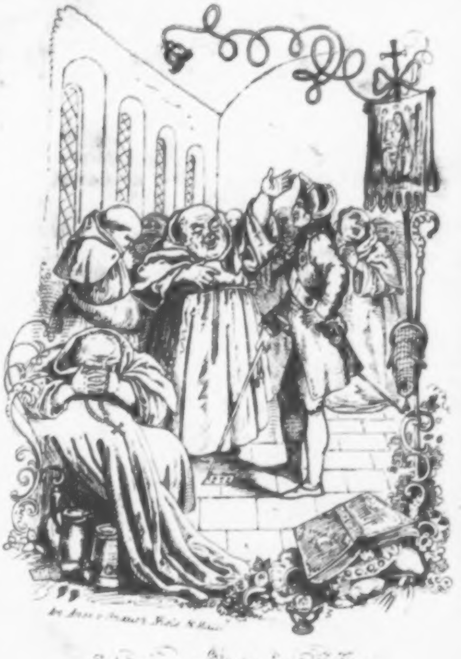
Die Sitte, die man in vielen Gaſthöfen antrifft, beim Auftragen der Krebſe ſtatt Servietten alte Zeitungsblätter und unappetitliche Komödienzettel zu präſentiren, iſt eine ebenſo ſchmutzige als mesquine Oeconomie, die oft alle Eßluſt verſcheucht.

Die Krebſe erinnern mich an eine alte Chronik, in der ich unlängſt geleſen habe, im Jahre 1511 ſei zu Erfurt der Viertelmeiſter Heinrich Koller, weil er der Stadt viel Geld entwendet habe, erſt gefangen und alsdann in ein Faß geworfen worden, in das man eine Menge Krebſe hineingethan, auf daß ſie den Herrn Viertelmeiſter auffreſſen ſollten. Und nachdem dies geſchehen war, habe der Magiſtrat dieſe Krebſe feilbieten laſſen, dieweil ſie von dem Menſchenfleiſche gar feiſt und wohlſchmeckend worden. Alſo, ſchließt die Chronik, haben die Erfurter ihren Herrn Viertelmeiſter mit Haut und Haar durch die Krebſe aufgefreſſen.

Eine ſlawiſche Volksſage erzählt, im Jahre 1482, als in ganz Mähren eine ſchreckliche Hungersnoth geherrſcht, ſollte die Wittwe eines armen Söldners in Prödlitz lebendig verbrannt werden, weil ſie und ihre Kinder „Krebſe gegeſſen.“ Der damalige Landeshauptmann Ctibor Towaizowsky von Cymburg habe das arme Weib noch bei Zeiten gerettet, und Malowar, ein Edelknabe des Landeshauptmanns, die Tochter dieſer Wittwe, die ſchöne Volka, geheirathet und, zum Andenken an dieſe Begebenheit, zwei Krebsſcheeren in ſein Wappen geſetzt.

Ich ſchließe das Kapitel mit dem Abbé de Liognac, einem berühmten Pariſer Vielfraß, der mehr als einmal die Wette gemacht, in einer Stunde 36 kleine Paſtetchen aufzueſſen. Derſelbe Abbé aß einmal bei einer Tafel 200 Krebſe und gewann damit eine Wette von 10,000 Francs.

Aber ſolche Freßfreiheit gereicht weder unſerm Magen, noch unſrer Bildung zur Ehre; ein Feinſchmecker ſollte nie vergeſſen, daß er ſeinem Magen, dem beſten und treueſten ſeiner Freunde und Lebensgefährten, keine Uebertreibung, keine Ausſchweifung zumuthen und ihn bei keiner Gelegenheit compromittiren durfe, denn ein Gourmand mit verdorbenem Magen iſt noch beklagenswerther als ein Invalide mit gläſernen Augen, wächſerner Naſe und hölzernen Beinen. Die Deviſe eines wahren Eßkünſtlers iſt: Ne quid nimis!



[illegible]

Johann im Kloster zu [illegible]

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.
1842.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

# XXIX.

## Geoffroy.

Es war zur Zeit des Kaiſerreichs.

Ganz Paris kannte damals den Abbé Julien Lonis Geoffroy, den Theaterkritiker des Journal des Débats, den Schrecken der Kouliſſenwelt. Der Abbé war nicht blos ein grundgelehrter Mann, ein guter Grieche, ein vortrefflicher Lateiner, ein vertrauter Freund der alten Claſſiker, ſondern — was mehr als dies Alles ſagen will — ein geiſtreicher Spötter, ein gefürchteter Kritiker, deſſen geißelnder Gänſekiel manchem Künſtler eine ſchlafloſe Nacht, mancher Künſtlerin einen Tag der Trauer bereitet hatte. Abbé Geoffroy war damals gerade das, was heut zu Tag ſein Nachfolger Jules Janin iſt, der König des Feuilleton, der Rhadamant der Bühnen-Dichter, der Attila der Schauſpieler. Der Abbé beurtheilte — allwöchentlich einmal — die neuen Erſcheinungen der Pariſer Bühnen und erhielt dafür von der Redaction jener Zeitung jährlich 24,000 Francs, ein Honorar, das Niemand zu hoch finden wird, wenn man vernimmt, daß ſeine Mitarbeiterſchaft dem Journal des Débats gegen 30,000 Abonnenten zugewendet hatte. Seine Kritiken — Moſaikbilder, aus Geiſt und Witz zuſammengefügt — wurden von ganz Frankreich mit wahrem Heißhunger verſchlungen: ſein Urtheil galt als Ausſpruch der höchſten Inſtanz, gegen die keine Appellation einzulegen war. Und ſo kam es, daß ſo oft unſer Abbé Geoffroy im Théâtre français — in der linken Proſceniumsloge, bewaffnet mit rieſengroßer Lupe —

wie ein Hannibal ante portas erſchien, manchem Römer dort oben auf den heißen Bretern, „die die Welt bedeuten,“ der Muth ſank und manche Heldin unter ihrer Schminke erblaßte, ſobald ſie das Glas dieſes Hannibals auf ſich gerichtet ſah. Kein Wunder alſo, daß Alles, was der Bühne angehörte, um die Gunſt dieſes Mannes buhlte. Jede Künſtlerin pflegte für ihn das einnehmendſte Lächeln, jeder Künſtler die beſtechendſte Aufmerkſamkeit für ihn in Bereitſchaft zu halten, nicht etwa aus Achtung für ſein Talent, ſondern einzig und allein — wie das ja immer zu geſchehen pflegt — aus Furcht vor der glühenden Sonde ſeines Urtheils, vor dem brennenden Stachel ſeines Witzes.

Dieſer gefürchtete Mann, der, wie allgemein bekannt, auch einer der erleuchtetſten Feinſchmecker jener genußſüchtigen, tafelluſtigen Kaiſerzeit war, ſaß in ſeiner kleinen Bibliothek, behaglich ausgeſtreckt auf dem ſchwellenden Kiſſen eines äußerſt bequemen, mit grünem Utrechter Sammet überkleideten Fauteuil, vertieft im Leſen eines dünnleibigen Duodezbändchens, das, betitelt „Geſchichte des Alterthums, betrachtet vom Standpunkt der Gaſtronomie,“ einer der Notabeln des von Grimod de la Reynière gegründeten Feinſchmecker-Klubbs, der, beiläufig geſagt, im Caveau moderne ſeine Sitzungen hielt, dem Abbé Geoffroy zu freundlicher Beurtheilung überreicht und die Sammetdeckel — aus Vorſorge, daß ſie nicht ſo leicht abgenutzt werden — in Papiere eingehüllt hatte, die, von der Ferne betrachtet, Banknoten auffallend ähnlich ſahen.

Der Abbé ſchien an der Lectüre dieſes Werkchens, vielleicht auch an dem Einbande und Umſchlage deſſelben, ſo viel Wohlgefallen zu finden, daß er — was ſonſt ganz gegen ſeine Gewohnheit war — den heldenmüthigen Entſchluß gefaßt hatte, dieſes Werk — vielleicht das Erſte in ſeinem Leben — von der erſten Seite bis zur letzten aufmerkſam durchzuleſen, um alsdann ſein „unparteiiſches Urtheil“ darüber in einen anſpruchsloſen Winkel ſeines Feuilleton niederlegen zu können. Was doch nicht Alles ein mit Geſchmack ausgeſtatteter Einband vermag! Aus dieſem Buche erfuhr er nun manches Alte, das er ſchon lange vergeſſen, aber auch manches Neue, das er früher noch nicht gewußt hatte, denn welcher Menſch kann wohl Alles wiſſen? Höchſtens ein Ignorant oder eingebildeter Thor; allein Abbé Geoffroy war weder das Eine noch das Andere.

Wir — meine Leſer und ich — wollen nun ſo leiſe als nur möglich zum Fauteuil des Abbé hinſchleichen, uns über ſeine Achſel lehnen und ihm in der Lectüre dieſes Buches folgen, ſo lang es uns gefällt.

Der Abbé hält eben bei der Seite 9. Hier erfahren wir, daß der griechiſche Dichter Archeſtrates, der ein ganz ausgezeichnetes Werk über die Küchen-Cultur und Tafelfreuden ſeiner Zeit geſchrieben, nach dem Zeugniß Polemons ſo mager geweſen ſei, daß er vom Feinde, in deſſen Gewalt er gerathen war, auf die Waage geſetzt, nicht viel mehr als ein Obolus oder Heller gewogen habe. — Unſere jetzigen Dichter, ſagt der Abbé zu ſich ſelbſt, ſind zwar viel dicker, ihre Werke aber deſto magerer!

Hat unſer Abbé nicht Recht? Doch weiter!

Mythekus, ein ſyrakuſaniſcher Arzt, war nach Sparta gekommen, um dort den jungen Feinſchmeckern Vorleſungen über die Plaſtik der Eßkunſt und Unterricht in der höhern Stöchiometrie der Kochkunſt zu ertheilen, um auf dieſe Weiſe die Theorie mit der Praxis, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Seine Vorleſungen hatten ihm bereits viele Zuhörer und ſeine Ragouts ihm viele Anhänger und Verehrer verſchafft, als der Lacedemoniſche Magiſtrat auf den ſchlechten Einfall gerieth, dieſen Demoſthenes der Küche des Landes zu verweiſen, weil die Gourmandiſe eines jener Laſter ſei, das die keuſchen, einfachen Sitten der Republik gefährde. —

Sparta hatte Recht, hören wir unſern Abbé hinzufügen. Von zehn Gourmets ſind neun beſtimmt Ariſtokraten. Wer einen Demokraten kirren und zwar ſo kirren will, daß er Jedem aus der Hand frißt, muß die Neigung zum Wohlleben in ihm erwecken, ihm gut zu eſſen, gut zu trinken geben, denn ein nüchterner Magen iſt radical, ein fetter dagegen conſervativ.

Was hält mein Leſer davon? Aber weiter!

Agathon, ein griechiſcher Trauerſpieldichter, gab nach der erſten Aufführung ſeiner erſten Tragödie ſämmtlichen Zuſchauern ein köſtliches Abendbrodt, wahrſcheinlich wohl nur darum, um ſie durch die Freuden der Tafel für die folternde Langeweile ſeines Machwerks zu entſchädigen. — Dieſes menſchenfreundliche Beiſpiel, meinte der Abbé, indem er mit einem goldenen Zahnſtocher die Reliquien eines kurz vorher zu ſich genommenen Zehnuhrbrodtes aus dem Wege räumte, dieſes Beiſpiel, ſage ich, ſollte mancher unſrer modernen Bühnendichter befolgen!

Wem fällt dabei nicht Dieſer oder Jener ein? Aber weiter!

Der verrückte Philoſoph Chryſipp, der, wie Diogenes Laertes erzählt, keine ſeiner Schriften einem Könige widmen wollte — wer von uns kann dies dem guten Manne wohl verübeln — ſoll einmal den unappetitlichen Vorſchlag gemacht haben, die Leichname der Menſchen nicht zu verbrennen, ſondern lieber zu verſpeiſen wie das Fleiſch anderer Thiere. — Es wäre außerordentlich komiſch geweſen, fügt Abbé Geoffroy hinzu, wenn dieſer Vorſchlag Anklang gefunden und ein Eßluſtiger, etwa wie heut zu Tag: noch ein Stück Rehbraten, damals: noch eine Portion Leichnam, wo möglich von der Bruſt! begehrt hätte.

Schlechter Geſchmack! Aber weiter!

Ein anderer Cyniker bat den König Antigonus: Herr, ich erdurſte: reiche mir einen Tropfen Wein! Das iſt keine königliche Gabe, erwiderte der Monarch. Nun denn, ſo ſchenke mir ein ganzes Faß, bat die durſtige Seele. Das, mein Sohn, iſt keine cyniſche Bitte, entgegnete der König, und der arme Mann bekam weder das Eine noch das Andere. — So ſind die Großen der Erde, ſeufzt der Abbé.

Pécheurs, parlez-bas! Aber weiter!!!

Derſelbe Antigonus ernannte einſt ſeinen Lieblingskoch Euterpion, der für den königlichen Gaumen ein neues Gericht erfunden hatte, gleich wie das Volk von Athen den Sophocles nach der erſten Aufführung ſeiner Antigone, zum Mitfeldherrn des Pericles, zum Generaliſſimus ſeiner ganzen Armee. — Beweis, fügt der Abbé hinzu, daß ein kluger Koch mindeſtens eben ſo viel werth iſt, als ein dummer Philoſoph!

Amen! Aber fortgefahren!

König Demetrius Phalareus veranſtaltete einſt ein Gaſtmahl, ſo großartig, daß ſein Koch Moſchion, dem er, als Tribut der Anerkennung, die übrig gebliebenen Speiſen zu ſchenken geruhte, ſich von dem Ertrage derſelben drei Meierhöfe gekauft hatte. Schöne, goldene Zeit, ſeufzt der Abbé. Heut zu Tage fällt von den Tafeln der Großen oft nicht ſo viel ab, daß ein blöder Hund davon ſatt werden kann.

Nicht geſtichelt, mein Herr Abbé! Aber weiter!

Man kann nicht von Hunden reden, ohne an Nabuchodonoſor, den berüchtigten Judenverfolger, erinnert zu werden. Dieſer König hatte ſich — vielleicht nicht mit Unrecht — die fixe Idee in den Kopf geſetzt, ein Rindvieh zu ſein und geruhte daher ſieben lange Jahre nichts zu eſſen als Heu. O heu! ruft der Abbé.

O Stroh, rufen wir und leſen weiter!

Einen weit vernünftigern Geſchmack hatte der Perſerkönig Darius, der überhaupt der größte Feinſchmecker ſeines Zeitalters war und eine Unzahl von Köchen hatte. Aber viele Köche — er hätte dies wiſſen ſollen — verderben den Brei. Darius vernachläſſigte ſein Reich und verlor eine Stadt nach der andern. Unter den Geſangenen, welche Parmenio, einer der Feldherren Alexander des Großen, bei der Einnahme von Damascus gemacht, befanden ſich nicht weniger als 277 Mundköche des Darius, 129 zum Auf- und Abtragen der Speiſen beſtimmte Sklaven, 70 Mundſchenken, welche Wein und 17, welche Waſſer kredenzten, 40 Sclaven, die den Wein parfümirten und 66, die nichts anderes zu thun hatten, als Blumen um die Schüſſeln und Becher zu flechten. Ein ſtattlicher Hofſtaat! ruft der Abbé. Dieſer Darius hatte mehr Köche, als mancher unſerer Duodezfürſten Unterthanen.

Die Angeln ſeines Mundes wollten ſich eben zu einem ironiſchen Lächeln öffnen, als ſein Galopin oder Laufburſche — die damalige Zeit hatte, leider! noch nicht die unbezahlbare Erfindung der Jockeys und Grooms gemacht — mit einem ehrerbietigen Kratzfuß und einem kleinen Brief eintrat, den er ſeinem Herrn überreichte.

— Von? fragte der Abbé.

— Mademoiſelle Duchesnois.

— Ah, ſchmunzelte Monſieur Geoffroy, warf das Buch ſchnell bei Seite und nahm das zierliche Billet, welches ſo viel Wohlgeruch ausathmete, daß der Abbé es prüfend unter die Naſe hielt.

— Du lavande, ſagte er, öffnete es mit allen Anzeichen großer Neugier und las:

Mein lieber Abbé.

Wollen Sie mir übermorgen, nach der Aufführung des neuen Trauerſpiels, das Vergnügen Ihres mir immer ſo angenehmen Beſuches ſchenken und mit einigen meiner Freunde und Freundinnen eine ſpartaniſche Suppe theilen, ſo werden Sie dadurch unendlich erfreuen

Ihre
ganz ergebene
Joſephine Duchesnois.

— Mademoiſelle hat übermorgen eine neue Rolle zu ſpielen. Ich verſtehe, ſagte er mit blinzelndem Lächeln und legte das Billet in ſeine Falten zurück. Ich ſoll mit ihnen eine ſpartaniſche Suppe theilen? Mir fällt dabei der arme Rauklides ein, den, wie ich vor zehn Minuten in jenem Büchlein geleſen, das Scherbengericht zu fünfjähriger Verbannung aus Sparta verurtheilt hatte, weil er ein entſchiedener Gegner dieſer von Lykurg decretirten Suppe war. Wir — der Abbé pflegte, wie faſt jeder Kritiker, von ſich immer im Plural zu reden — wir haben nun freilich keine Verweiſung, aber, was am Ende viel ſchlimmer iſt, eine Indigeſtion zu befürchten, falls uns das jus nigrum, die ſchwarze Suppe, zu der ſie uns einladet, nicht recht behagen mochte. Dies ſoll uns jedoch nicht abhalten, die freundliche Einladung anzunehmen, denn wir wiſſen aus eigener Erfahrung, daß die Duchesnois nicht blos eine große Künſtlerin, eine liebenswürdige Geſellſchafterin, ſondern auch — was ihr in unſern Augen mehr als alles Andere Reiz verleiht — eine tactfeſte Feinſchmeckerin iſt, die überdem einen der gediegenſten Köche, einen der vielbegabteſten Jünger des großen Carême — möge ihn Gott noch viele Jahre erhalten! — und einen ziemlich vernünftigen Weinkeller hat. Erſt unlängſt, nach der Vorſtellung der neu einſtudirten Phädra, tranken wir bei ihr einen Clos-Vougeot, der uns zehnmal lieber als ihre Phädra war. Eh bien, nous viendrons!

Mit dieſen Worten ſchloß Herr Geoffroy ſeinen Monolog, nahm dann wieder das kleine Buch zur Hand und ſchlug das zweite Kapitel auf:

### Geſchichte der Römer.

Wenn es meinem Leſer gefällig iſt, ſo wollen wir unſerm Abbé wieder über die Achſel in's Buch ſchauen und unſichtbare Zuhörer ſeiner Randgloſſen ſein.

Der römiſche Conſul Herodes Atticus hatte das Unglück, ein Söhnlein zu haben ſo dummer Art, daß es nicht einmal die Buchſtaben des Alphabets im Gedächtniß zu behalten vermochte. Der Vater, der ſich die Dummheit ſeines Söhnleins ſehr zu Herzen nahm, kam auf den glücklichen Gedanken, ihm 24 Mundköche zu halten und Jedem derſelben einen Buchſtaben mitten auf den Bauch zu malen. Durch das immerwährende Anſchauen der Buchſtaben und durch das ewige Rufen der Köche, die nur auf ihren Buchſtaben hörten, lernte das Söhnlein endlich das Alphabet und nachher im ſechzehnten Jahre ſogar die ſchwierige Kunſt des Buchſtabirens. — Später, meint unſer Abbé, iſt er ſicherlich, wie ſein Vater, Conſul oder Senator geworden.

Kannibaliſche Malice! Aber weiter!

Ein anderer Conſul, Cajus Duillius, erhielt für den erſten Sieg, den er 260 vor Chriſti Geburt über die Carthager davon getragen hatte, vom Senate die Erlaubniß, bei ſeiner Abendtafel Muſik und Fackelbeleuchtung auf Koſten des Fiscus einführen zu dürfen! — Heut zu Tage iſt man weniger großmüthig, gloſſirt der Abbé. Jetzt würde man ihm höchſtens einen Orden an die Bruſt oder, nach ſeinem Tode, einen Stein auf's Herz wälzen.

O Monumentenſucht!

Ein anderer Conſul, Marcus Aufidius Lurco, erfand die Kunſt, Pfauen zu mäſten und erwarb ſich dadurch in kurzer Zeit ein Vermögen von 60,000 Seſtertien. Verdient dieſer Mann, ruft Abbé Geoffroy, nicht auch ein Monument?

Ganz beſtimmt! Wir ſubſcribiren! Aber weiter!

Der römiſche Feldherr Manlius Curius war ein leidenſchaftlicher Verehrer von Rüben. Als die Sabiner ihn durch Gold beſtechen wollten, wies er es mit Verachtung zurück und bat ſich dafür Rüben aus. — Ob gelbe oder weiße Rüben, fügt der Abbé hinzu, davon ſchweigt die Geſchichte.

Jammerſchade! Aber fortgefahren!

Einer der größten Käſeliebhaber aller Zeiten war Kaiſer Antonius Pius. Nach einer einzigen Mahlzeit aß er ſechs Pfund und — drei Stunden ſpäter war er todt. Ein ſchöner Tod! meint unſer Abbé.

Geſchmackſache, aber weiter!

Die römiſchen Schwelger bedienten ſich zur Erleichterung des überfüllten Magens und zur Wiederbelebung der ſchlaff gewordenen Eßluſt gewiſſer Vomitivmittel, die ſie gleich nach Tiſche einnahmen. Auch bedienten ſie ſich, wie Suetonius berichtet, der ſchönen Federn des Flamingo's, die deshalb ein unentbehrliches Stück in den Etuis der römiſchen Praſſer waren. — Schade, daß dieſe Mittel aus der Mode gekommen ſind, ſagt der Abbé, ſchlug — ſeinem Vorſatze ungetreu — ein Paar Seiten um und begann jetzt das dritte Kapitel.

## Geſchichte der Gothen.

Theoderich, König der Oſtgothen, ließ, wie Jedermann weiß, den Papſt Symmachus hinrichten. Eines Tages, als man dem König bei der Tafel einen Stockfiſch auftrug, glaubte er in ihm das Haupt ſeines hingerichteten Feindes — des heiligen Vaters — zu erblicken. Theodorich erſchrickt, legt ſich zu Bette und — ſtirbt.

Die Mundangeln des Abbé Geoffroy wollten ſich abermals zu einem ironiſchen Lächeln aufthun, als ſein Laufburſche zum zweiten Male eintrat. Diesmal aber brachte er kein lavendelduftendes Billet, keine Einladung zu einer ſpartaniſchen Suppe, ſondern einen noch halbnaſſen Abdruck vom Journal des Débats, das am andern Morgen erſcheinen ſollte.

Der Abbé ſchob das kleine Buch bei Seite, nahm das große Blatt, ſetzte ſich an ſein Pult, ſpitzte ſeine Feder und ſchickte ſich an, das langweilige Geſchäft der Correctur zu beſorgen. Das Feuilleton enthielt unter Anderm eine höchſt geiſtreiche Beurtheilung der neu einſtudirten Phädra, worin

Demoiſelle Duchesnois die Titelrolle und Talma den Hippolyte ſo meiſterhaft dargeſtellt hatten, daß ganz Paris davon entzückt geweſen war. Bei der Erſtern hatte er ſeine Feder — comme à l'ordinaire — in Honig und Roſenwaſſer, bei dem Letztern hingegen — auch wie gewöhnlich — in Galläpfel und Scheidewaſſer getaucht, d. h. mit klaren dürren Worten: Dame Phädra in den Himmel und den armen Hippolyte in den Staub gezogen. Talma gehörte bekanntlich zu den Abneigungen unſers Abbé, der ihn — unter uns geſagt — hauptſächlich darum nicht leiden konnte, weil dieſer Talma vielleicht der Einzige von Allen war, der zu viel Stolz beſaß, um, wie ſeine andern Collegen, dieſer gefürchteten Theatergeißel den Hof zu machen. Aber trotzdem, daß Geoffroy faſt jede Leiſtung Talma's boshaft bekrittelte und ſelbſt das Lob ſo zu miſchen verſtand, daß es ſtets einen Beigeſchmack von Tadel in ſich trug, trotzdem beſaß Talma große Achtung vor dem Geiſte ſeines Gegners und wußte, der Biene gleich, ſelbſt aus dem Gifte jener beißenden Kritiken Honig für ſeine Kunſt zu ſaugen. Ein elender Kouliſſenreißer hätte freilich ganz anders gehandelt: dem Abbé Geoffroy etwa Nachts beim Nachhauſegehen aufgelauert und mit rohen Fäuſten auf den Rücken ſeines Gegners Antikritiken geſchrieben; Talma aber, ein gebildeter Mann, ein Künſtler im ſchönern Sinne des Worts, ſuchte ſeinen Gegner dadurch zu entwaffnen, daß er auf jede neue Rolle größeres Studium verwandte. „Ich bin doch neugierig zu erfahren," pflegte er manchmal zu ſagen, „was Papa Geoffroy an der Auffaſſung dieſes Charakters, an der Durchführung dieſer Rolle auszuſetzen haben wird. Wird es mir denn nie gelingen, ihn zufrieden zu ſtellen? Der Tadel eines geiſtreichen Mannes — und das iſt Papa Geoffroy — hat mehr Werth in meinen Augen als das Lob eines Schwachkopfs." — Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen einem Künſtler und einem Pfuſcher, daß Dieſer nur Lob, Jener auch Tadel ertragen kann.

— Die Correctur iſt gemacht, ſagte der Abbé und rieb ſich ſeelenvergnügt ſeine weißen runden Hände. Unſere Duchesnois wird über den Weihrauch, den wir ihr geſtreut, morgen früh in Verzückung, unſer ſtolzer Talma dagegen in Harniſch gerathen, denn das iſt — aufrichtig geſagt — das Boshafteſte, was ich je in meinem Leben über ihn geſchrieben habe. Wir wollen doch ſehen, ob wir ſeinen Stolz nicht mürbe machen können, ob er nicht endlich, wie die Andern, zu Kreuze kriechen wird! Talma iſt — Niemand wird ihm dieſen Ruhm ſtreitig machen — gegenwärtig der größte Künſtler Frankreichs, der glänzendſte Stern an unſerm Theaterhimmel. Aber auch die Sonne hat ihre Flecken und Talma ſeine Schwächen, ſo gut als jeder andere große Mann; doch weil er ſo ſtolz, ſo hochmüthig gegen mich iſt, ſuche ich blos die Schattenſeiten ſeiner Leiſtungen zu beleuchten, während ich bei der Duchesnois, umgekehrt, nur die Lichtſeiten hervorhebe. Es wird Leute geben, die dies „Parteilichkeit“ nennen. Zugeſtanden! Aber ich werde mich darum nicht ändern. Wie man uns grüßt, ſo danken wir auch!

Darauf machte der Abbé ſeine Toilette und ging zu Tiſche.

---

## II.

So eben hat es Eilf geſchlagen. Die Vorſtellung im Théâtre français iſt beendigt. Die Duchesnois und Talma ſind gerufen worden. Die entzückte Menge der Zuſchauer zertheilt ſich nach allen Richtungen der Stadt. Abbé Geoffroy, der Kritiker par excellence, ſteigt an der Ecke der Rue Richelieu in einen Fiaker und fährt jetzt zu Mademoiſelle Duchesnois. Unſere Erzählung begleitet ihn in die Wohnung dieſer Künſtlerin.

In einem durch Girandolen glänzend erleuchteten Zimmer, deſſen Wände mit den Bildniſſen der berühmteſten Künſtler

Frankreichs geſchmückt waren, ſtand ein runder, mit blendendweißem Damaſt überkleideter Tiſch, mit acht Couverts. Nichts, beiläufig geſagt, trägt mehr zur Verſchönerung der Tafel und zur Anreizung der Eßluſt bei, als eine glänzende Beleuchtung. Die köſtlichſten Speiſen, in einem zweifelhaften Zwielichte oder gar im Finſtern ſervirt, munden weniger als die einfachſte Schüſſel, die man uns bei Lichte präſentirt. Der magiſche Glanz der Kerzen weckt in unſerm Magen den ſchlummernden Funken des Appetits, in unſerer Seele den Keim der Heiterkeit. Der wahre Gourmand zieht darum ein Souper drei Mittagstafeln vor. Was den Tiſch ſelbſt anlangt, ſo eignet ſich keine Form ſo gut für ein kleines Gaſtmahl als die runde. Sie beſeitigt die für manchen Amphitryon eben ſo ſchwierige als läſtige Rangordnung der Gäſte. An einem runden Tiſche giebt es kein Oben und kein Unten, da iſt ein Platz ſo ehrenwerth als der Andere, da giebt es keine Ecke, keine Lücke, Jeder fühlt ſich da behaglicher als an einem langen Tiſche, der für den Gaſtgeber auch noch die Schwierigkeit hat, daß er ſeine Gäſte nicht mit einem Blicke überſchauen kann; überdem erſchwert ein langer Tiſch den raſchen Kreislauf der Converſation, denn ein Gaſt, der an dem obern Ende ſitzt, kann nicht Theil nehmen an dem Geſpräche, das am untern Ende geführt wird. Eckige Tiſche führen auch eckige Converſation herbei. Mademoiſelle Duchesnois beherzigte das Gebot des alten Grafen de Montluc, der nie weniger als drei und nie mehr als neun Gäſte zu ſich bat. Er wollte entweder nur mit Grazien oder Muſen die harmloſen Freuden der Tafel theilen. Unſere liebenswürdige Künſtlerin hatte, nach dem Muſter der alten Griechen, zu Ehren der Göttin Pallas nur ſieben Gäſte geladen, weil die Zahl Sieben das Symbol der Jungfräulichkeit iſt. Alle ihre Gäſte waren unverheirathet. Abbé Geoffroy ſaß zwiſchen dem koketten Luſtſpiel und der erhabenen Tragödie, zwiſchen Mademoiſelle Mars und Mademoiſelle Duchesnois, wie eine Muſchel zwiſchen zwei Perlen, ihm gegenüber Talma zwiſchen der reizenden Mademoiſelle Georges und der ſchönen Mademoiſelle D...., umgekehrt wie eine Perle zwiſchen zwei Muſcheln.

Jeder meiner Leſer, der einmal im Leben die unverzeihliche Thorheit begangen hat, beißende Theaterkritiken zu ſchreiben, wird mir einräumen, daß es ein peinliches Gefühl, eine unbehagliche Situation iſt, heute an froher Tafel einem Manne gegenüber zu ſitzen, den man — Verzeihung, wenn ich mich des gewöhnlichen Kunſtausdrucks bediene — geſtern furchtbar heruntergeriſſen hat. In einer ſolchen Situation befand ſich auch Abbé Geoffroy, der unſerm Talma gegenüber ſaß. Dieſes vis-à-vis fiel ihm Anfangs wie ein drückender Alp auf's Herz; zum Glück aber war dieſes vis-à-vis ein ſo fein gebildeter Mann, daß er, wohl wiſſend, welche Rückſicht er der Dame des Hauſes ſchuldig ſei, die zornige Aufwallung verbiß und — zur Freude der ganzen Tiſchgeſellſchaft — ſeinen Gegner Anfangs mit Artigkeiten aller Art dergeſtalt überhäufte, daß dieſer dadurch um ſo mehr in Verlegenheit gerieth. Zum Glück kam jetzt die Suppe. Es war eine Potage à la Camerani, erfunden von einem italieniſchen Sänger, der ſeinen Namen, welcher ſonſt ſchon längſt verſchollen wäre, durch eben dieſe Suppe in's Pantheon der Unſterblichkeit eingegraben hat.

— Wie ſchmeckt Ihnen, theurer Abbé, dieſe Suppe, fragte Mademoiſelle Duchesnois.

— Wie ein Kuß von ſchönem Munde, erwiderte der galante Kunſtrichter und warf dabei einen zärtlichen Blick zu Mademoiſelle Georges hinüber, deren Schönheit — freilich nur auf kurze Zeit — ſogar die Aufmerkſamkeit des Kaiſers gefeſſelt hatte. Durch welche Kleinigkeiten Mancher heut zu Tag berühmt werden kann, fuhr er fort. Der Name dieſes Camerani wird länger leben als der manches großen Künſtlers. — Wer würde wohl wiſſen, daß jemals ein Marquis de Bechamel gelebt, hätte dieſer Mann nicht die glückliche Idee gehabt, jene pikante Zwiebelſauce zu erfinden, die noch heute ſeinen Namen führt. Wer würde nicht ſchon längſt vergeſſen haben, daß zu Ludwigs XIV. Zeiten ein Prinz von Soubiſe gelebt, wäre er nicht der Begründer einer neuen Cotelette-Branche, die ſeinen Namen der Unſterblichkeit überliefert hat.

— Dieſe Cotelettes à la Soubise, fiel ihm Talma in die Rede, erinnern mich an eine Anecdote, die ich geſtern im Foyer der großen Oper gehört. Ein junger Marquis aus dem Languedoc bewarb ſich bei Cambacérès um eine diplomatiſche Anſtellung. Ich habe keine große Idee von dieſem Menſchen, ſagte der Kanzler zu Talleyrand. Er hat noch niemals Pudding à la Richelieu gegeſſen, und kennt die Cotelettes à la Soubise nicht einmal dem Namen nach. Aus ſolchem Menſchen kann nie ein großer Diplomat werden. — Vielleicht aber ein kleiner Kanzler, erwiderte der diable boiteux der Diplomatie.

Der Diener reichte jetzt friſche Auſtern, welche Mademoiſelle Ducheſnois direct aus Oſtende erhalten, und gleich darauf Turbot à la sauce au homard herum.

— Heute Morgen, begann Abbé Geoffroy, las ich in einem neu erſchienenen Werkchen, der Chan der Tartarei laſſe ſich bei der Tafel nur von dicht verſchleierten Sklaven bedienen, damit ihr Athem keine der Speiſen, die ſie ihm vorſtellen, berühren könne. Ich — in dieſem Kreiſe genirte es ihn, von ſich im Plural zu ſprechen — ich, wiederholte er, bin weniger ſtreng, möchte aber doch den unſchuldigen Vorſchlag machen, daß jeder Diener, welcher die Ehre hat, uns eine Speiſe zu präſentiren, wenigſtens Handſchuhe trage, denn, ich frage Sie, meine Herren und Damen, giebt es wohl etwas Unappetitlicheres als einen rohen Daumen, der ſich über den Rand der Schüſſel verirrt?

— Germain, rief Talma.

— Was befehlen Herr Talma, fragte der Diener.

— Nimm hier dieſe funfzig Francs und kaufe Dir dafür morgen früh ein Dutzend Handſchuhe.

— Ich danke Ihnen, Herr Talma, ſtotterte der ſchamroth gewordene Burſche.

Abbé Geoffroy verſtand dieſen Stich und wurde dadurch etwas decontenancirt.

— Auch ich, begann Mademoiſelle Duchesnois, habe jenes Werkchen, das der Abbe vorhin citirt, vor Kurzem geleſen und Manches darin gefunden, was mich außerordentlich intereſſirt hat. Der König von Abyſſinien, las ich, hält es unter ſeiner Würde, die Speiſen mit allerhöchſt eigener Hand zum Munde zu führen. Seine Pagen müſſen ihm das Fleiſch zerſchneiden und ſtückweiſe in den allerhöchſten Rachen ſchieben.

— Wenn es Ihnen Spaß macht, Abbé, äußerte die ſchelmiſche Mars, ſo will ich Ihnen die Mühe erſparen, dieſes Cotelette ſelbſt zu zertheilen und Ihnen, wie dem König von Abyſſinien, einen Biſſen nach dem Andern zuführen.

— Meine ſchöne Hippoly, das iſt gar kein übler Einfall, ſagte Talma. Doch weiß ich, weshalb Sie das thun wollen, Sie hoffen unſerm verehrten Herrn Abbé dadurch bildlich den Mund zu ſtopfen.

— Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit, liebe Mars, erwiderte Geoffroy. Ich hoffe den Weg zu meinem Munde beſſer als zu Ihrem Herzen zu finden. Und während er ſich unter den Tiſch bückte, um die Serviette, die ihm vom Schoos herabgefallen war, wieder aufzuheben, verirrte ſich Talma's Fuß zu dem Füßchen der Mars und Geoffroy's Hand zum Knie der Mademoiſelle Duchesnois. Als der Abbé gleich darauf den Kopf wieder in die Höhe hob, ſtieß er mit dem Ellnbogen das vor ihm ſtehende Salzfaß um.

— Das bedeutet Verdruß, lieber Abbé, lächelte Mademoiſelle Georges.

— So behauptet es wenigſtens der Aberglaube, fügte die Mars hinzu.

— Und woher datirt ſich dieſer Aberglaube, fragte Mademoiſelle Duchesnois.

— Vom neuen Teſtamente, erklärte der Abbé, der mit Vergnügen dieſe Gelegenheit ergriff, ſein Wiſſen auszukramen. Als der Heiland ſeinen zwölf Jüngern ein Abendmahl gab, war es der Verräther Judas Iſchariot, der in der Heftigkeit ſeiner Rede das Salzfaß umgeſchüttet haben ſoll. Daher der Aberglaube, daß ein umgeworfenes Salzfaß der Vorbote lauernden Verrathes, daher auch der Aberglaube gegen dreizehn Tiſchgenoſſen, weil man annimmt, daß Einer darunter ein Judas Iſchariot iſt, der ſeinen Freund verräth und in's Verderben ſtürzt.

— Wie froh bin ich, daß wir unſerer nicht mehr als Acht ſind, ſagte Mademoiſelle Georges.

— Deſſenungeachtet kann unter uns dennoch ein Verräther ſein, warf Talma hin, der jetzt in der Laune war, ſeinen Gegner durch kleine Stichelreden zu prickeln.

— Unſer Abbé weiß aber doch Alles, fügte Mademoiſelle Duchesnois hinzu, um Talma's bittere Pille ein wenig zu überzuckern.

Der Diener reichte jetzt Faisan rôti und Choux de Bruxelles aux truffes herum.

Als der Abbé ſich ein Flügelſtück aus der Schüſſel herausholen wollte, warf er mit dem andern Arm das volle Weinglas um. So ungeſchickt war er ſonſt nie geweſen; aber ſein vis-à-vis mit ſeinen Stichelreden hatte ihn ſo zu ſagen ganz verdutzt gemacht. Eben erſt hatte er das Salz und jetzt den Rothwein umgeſchüttet. Er hätte ſich ohrfeigen oder mit Füßen treten mogen, daß er in der Geſellſchaft dieſes Talma's ſich ſo linkiſch benahm, wie ein Menſch aus der Provinz, der noch nie an einer vornehmen Tafel geſpeiſ't. — Talma ſeinerſeits benutzte die Gelegenheit, dem Abbé von Neuem etwas anzuhängen.

— Schade um das blendend weiße Tiſchtuch, rief er aus und trommelte mit der Gabel auf dem leeren Teller herum.

— Dieſes umgeſchüttete Weinglas erinnert mich an eine Anecdote, begann Geoffroy, der die Schadenfreude Talma's beſtrafen wollte.

— Erzählen Sie, theurer Abbé, bat Mademoiſelle Duchesnois.

— Fürſt Kaunitz hatte einſt einen engliſchen Offizier eingeladen, dem — gerade wie mir — das Unglück begegnete, ein volles Weinglas umzuſtoßen. Iſt dies in England ſo gebräuchlich!, fragte der Fürſt mit einem Anflug von Bosheit. Das eben nicht, erwiderte der Engländer; wenn es aber einmal geſchieht, ſo iſt man bei uns gebildet genug, keine Notiz davon zu nehmen. — Wie gefällt Ihnen dieſe Antwort, Herr Talma, fragte der Abbé mit bronzirtem Lächeln.

— Bei weitem nicht ſo gut, als Ihre Kritik über die letzte Aufführung der Phädra. Wie hieß doch gleich der Narr von einem fränkiſchen König, der einmal den verrückten Einfall bekam, zwei Buchſtaben des Alphabets, bei Strafe, die Ohren zu verlieren, Gott weiß weshalb, zu verbieten? Sie, lieber Abbé, wiſſen ja Alles! Iſt Ihnen nicht auch der Name dieſes Königs bekannt?

— Er hieß Chilperich.

— Ganz recht. Und wiſſen Sie vielleicht auch, welche zwei Buchſtaben er zu verbieten geruhte?

— Ich vermuthe, daß es das ah! und das oh! geweſen, weil dieſe Buchſtaben die Seufzer ſeines Volkes repräſentirten.

— Sehr geiſtreich, aber auch ſehr boshaft, lieber Abbé. Wiſſen Sie aber auch, welche zwei Buchſtaben ich, angenommen, daß auch ich ein König und eben ſo verrückt wie jener Chilperich wäre, verbieten würde?

— Nein, lieber Talma, das weiß ich nicht.

— Eh bien, dann will ich's Ihnen ſagen. Ich würde das A und das G verbieten.

— Und weshalb? fragte der ganze Tiſchkreis, überaus geſpannt, wohin dieſe verdächtigen Fragen führen ſollten.

— Ich würde A und G deßhalb verbieten, weil ſie die Anfangsbuchſtaben Ihres Namens ſind, womit Sie Ihre Kritiken unterzeichnen.` Alle Achtung vor Ihrem Geiſt, aber Sie ſind mitunter gar zu boshaft.

— Mein Gott, was bemerke ich ſo eben, rief Mademoiſelle Georges, um dem Abbé den Faden zu einer Erwiderung abzuſchneiden.

— Was bemerken Sie, reizende Mademoiſelle Georges.

— Daß Sie die Gabel in der rechten und das Meſſer in der linken Hand halten.

— Das iſt einmal meine Gewohnheit.

— Wiſſen Sie nicht, lieber Abbé, ſagte die Mars, daß es viel hübſcher und bequemer iſt, die Gabel in der linken und das Meſſer in der rechten Hand zu halten?

— Ich werde mich mit dieſer neuen Sitte, die über den Canal la Manche zu uns herübergekommen, niemals befreunden können.

— Die Gabel in der rechten Hand! wiederholte Talma mit erkünſteltem Pathos. So pflegte man zur Zeit der Sündfluth in der Arche Noah's zu eſſen. Wiſſen Sie, lieber Abbé, was unſer Talleyrand dazu ſagen würde? C'est plus qu'un crime, c'est une faute.

— Und wiſſen Sie, lieber Talma, was ich ihm darauf erwidern würde? Ce que vous me dites, est plus qu'une faute, c'est une bêtise.

— Bitte noch um etwas Charlotte russe, ſagte Talma, den dieſe Replik etwas zu verſchnupfen ſchien.

Mademoiſelle Duchesnois reichte ihm die Schüſſel hinüber, und Talma verbiß die Aufwallung ſeines Grimms in dieſer Mehlſpeiſe.

Der Diener reichte erſt Gefrorenes und dann allerlei Südfrüchte: Orangen, Pfirſiche und Melonen, den ſchönſten Dreiklang eines wohlgeordneten Deſſert, herum.

Mademoiſelle Mars bat um ein zweites Glas Vanille.

— So oft ich Gefrorenes eſſe, ſagte ſie, fällt mir jene Italienerin ein, die mit tiefem Schmerz beklagte, daß das Eiseſſen keine Sünde ſei.

— Ei, warum beklagte ſie das? fragte die Georges.

— Weil ſie überzeugt ſei, daß es ihr dann noch einmal ſo gut munden würde.

— Auch ich, ſagte Abbé Geoffroy, bin ein großer Verehrer von Allem, was Gefrorenes heißt. Ich erinnere mich dabei an den öſterreichiſchen Kammerherrn, Grafen von Frankenberg, Bruder des Erzbiſchofs von Mecheln, der, nach einem Wiener Zeitungsberichte vom 13. Juni 1790, einmal vierzehn Becher Gefrorenes gegeſſen und gleich darauf das Zeitliche geſegnet hatte.

— Ich für meinen Theil, ſagte Mademoiſelle D...., ziehe Südfrüchte und namentlich die Melone vor.

— Wiſſen Sie, was unſere Clairon einmal geſagt? Was Semiramis unter den Trauerſpielen Voltaire's, das ſei die Melone unter den Früchten des Nachtiſches.

— Aber mein Gott, was bemerke ich ſo eben, rief der Abbé zu Talma hinüber, der bereits das dritte Stück der Charlotte russe auf ſein Gewiſſen nahm.

— Was bemerken Sie, Abbé? fragte Talma.

— Daß Sie dieſe Speiſe mit dem Meſſer zum Munde führen.

— Das iſt ſo meine Gewohnheit, perſiflirte ihn Talma.

— Wiſſen Sie nicht, lieber Talma, daß bei derlei Speiſen nur die Gabel angewendet werden darf? Was mit dem Löffel oder der Gabel gegeſſen werden ſoll, eſſe man ſie mit dem Meſſer, und ſo umgekehrt. Dieſer Punct, ſagt Brillat-Savarin, iſt äußerſt wichtig. Der Cardinal Richelieu entlarvte einſt einen Abenteurer von gemeiner Herkunft, der ſich für einen Edelmann ausgab, einzig und allein dadurch, daß er ihm beim Eſſen Oliven vorſetzen ließ, die dieſer Spitzbube, ſtatt mit der Gabel, mit dem Meſſer aß.

Der Diener reichte jetzt ſchwarzen Kaffee herum.

— Eine Mahlzeit ohne Kaffee, begann Mademoiſelle Duchesnois, erſcheint mir immer, wie eine Fabel ohne Moral.

— Sie haben Recht, liebe Joſephine, ſagte Talma, der Kaffee iſt das Oel, das die Triebräder unſerer Verdauung geſchmeidig macht.

— Trinken Sie keinen Kaffee, lieber Abbé? fragte Mademoiſelle Georges.

— Abends niemals, erwiderte Geoffroy. Ich, für meinen Theil, bitte um ein Glas Waſſer.

Der Diener überreichte es ihm.

— Wird Ihnen das kalte Waſſer auch gut bekommen? fragte die Duchesnois voll zärtlicher Theilnahme.

— Ei warum denn nicht, meine Liebe? Erasmus von Rotterdam pflegte zwar zu ſagen, er habe vor nichts in der Welt ſo große Furcht, als vor der Peſt und einem Glaſe Waſſer; ich kann aber ſeine Furcht nicht theilen. Noch ein Glas Waſſer, wenn ich bitten darf, bat der Abbé und leerte auch das zweite Glas mit einem Zuge.

— Ei, warum lachen Sie, Talma? fragte Mademoiſelle Mars.

— Ich dachte ſo eben an den witzigen Falconet, der bei Tiſche einem ſeiner Feinde gegenüber ſaß. Nachdem er den ganzen Köcher ſeiner Galle geleert, rief er in der Aufwallung: Geh, ich verachte Dich wie ein Glas Waſſer! Und dabei zeigte Talma wie von Ungefähr auf ſein vis-à-vis

Alle lachten darüber. Nur Abbé Geoffroy blieb ſtumm und machte Grimaſſen, als ob er plötzlich Leibgrimmen bekommen hätte.

In demſelben Augenblick trat der Diener der Duchesnois ein und überreichte dem Abbé ein ſchwarzgeſiegeltes Billet.

— Wer hat das gebracht? fragte Geoffroy.

— Ein Livreediener, der draußen im Vorſaal auf Antwort zu warten ſcheint.

— Und woher wußte er mich hier zu finden?

— Er war in Ihrer Wohnung und erfuhr von Ihrem Laufburſchen, daß Sie heute bei Mademoiſelle Duchesnois ſoupirten.

— Ein Brief zu ſo ſpäter Stunde! rief der Abbé und betrachtete ihn von allen Seiten.

— Vermuthlich eine Einladung zu irgend einem Rendezvous, hauchte Mlle. Georges mit atlasweichem Lächeln.

— Dieu de Dieu! rief die Mars, ein ſchwarzes Siegel?

— Doch nicht etwa eine Trauerbotſchaft? fragte die theilnahmvolle Duchesnois.

— Jedenfalls nichts Angenehmes, meinte die Mars, denn der Abbé warf ja vorhin die Salzbüchſe um.

— Voyons! rief Geoffroy, in deſſen Seele eine ſchwarze Ahnung aufzudämmern begann. Er raffte ſeinen ſämmtlichen Muth, den ganzen Vorrath ſeiner Ruhe und Gelaſſenheit zuſammen und erbrach nun, freilich mit Grimaſſen, die ſchlecht verhehltes Leibgrimmen verriethen, den geheimnißvollen Brief.

Die Neugier hatte ringsum alle Zungen gelähmt und alle Blicke auf den verhängnißvollen Brief gerichtet.

Geoffroy hatte den Inhalt kaum durchflogen, als er mit einem Schrei des größten Schreckens auf die Stuhllehne zurückſank.

— Himmel, was iſt geſchehen? fragten Alle.

— Jeſus Maria und Joſeph, rief der Abbé, ich bin vergiftet!

— Vergiftet! riefen Alle, bis auf Talma, der plötzlich blaß zu werden ſchien.

— Ja, beim Himmel, vergiftet!

— Unmöglich! rief die Duchesnois.

— Nun denn, ſo leſen Sie es ſelbſt! ſchrie der arme Abbé und reichte ihr, blaß wie eine Leiche, das Billet.

Mit allen Kennzeichen paniſchen Schreckens las Mademoiſelle Duchesnois:

„Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewiſſer Herr, den Sie in Ihrer letzten Kritik etwas hart mitgenommen haben, aus gekränkter Hiſtrionen-Eitelkeit den Entſchluß gefaßt, Sie heute in der Geſellſchaft, zu der man Sie nur deshalb eingeladen hat, zu **vergiften.** Ich will hoffen und wünſchen, daß meine gutgemeinte Warnung nicht zu ſpät komme.“

Ein eifriger Leſer Ihres Feuilletons,
Alfred Marquis d'Aſſac.

— Glauben Sie es nun, daß ich vergiftet bin? rief der Abbé. Iſt das Wort vergiftet nicht dreimal unterſtrichen? Beim ewigen Gott, es iſt wahr; ich ſpüre in meinen Eingeweiden, daß es leider nur allzuwahr iſt, rief Geoffroy händeringend, mit faſt weinerlichem Tone.

— Wer von uns ſollte ſolchen Frevel wohl gewagt haben?

— Und Phädra kann noch fragen? rief der Abbé mit jämmerlichem Tone. Weh mir, ich bin vergiftet, ſchmachvoll vergiftet!

— Eſſig! rief die Duchesnois.

— Und Oel, verlangte die Mars.

— Wollen Sie etwa Salat anmachen? fragte Talma.

— Ein ſchlechter Witz! rief Geoffroy.

— Butter! Butter! Milch! Milch! Schwarzen Kaffee! Nein, lieber Camillenthee! rief die ganze Tafelrunde wild durcheinander.

— Das Alles kommt zu ſpät! ſtöhnte der vergiftete Abbé, ich fühle — der wüthende Schmerz in meinen Eingeweiden ſagt es mir — daß ich rettungslos verloren bin.

— Wir wollen einen Arzt rufen laſſen, rief die Duchesnois.

— Ja, ja, einen Arzt! einen Arzt! riefen Alle bis auf Talma, der wie ein verſtockter Sünder da ſaß und ſich theilnahmlos die Zähne ſtocherte.

In demſelben Augenblick trat der Diener der Duchesnois abermals mit einem Briefe ein, den er Herrn Talma übergab.

— Von wem? fragte Talma mit der gleichgiltigſten Miene der Welt.

— Vom Marquis d'Aſſac, erwiderte der Diener.

— Vom Marquis d'Aſſac! wiederholten Alle mit der Miene des größten Erſtaunens.

— Ich bin neugierig, zu erfahren, was der gute Mann mir zu ſchreiben hat. Am Ende bin auch ich vergiftet, ſetzte er hinzu und erbrach den Brief — zum größten Hohn der ganzen Geſellſchaft — mit mephiſtophelischer Kälte. Aber plötzlich ſchlug er ein ſo lautes, helles Gelächter auf, daß der mit dem Tode ringende Abbé vor Schreck wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfiel.

— Was ſchreibt der Marquis? fragte die Duchesnois.

— Leſen Sie, leſen Sie! baten Alle.

— Eh bien, ſo hören Sie.

„Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewiſſer Spaßvogel, den Herr Geoffroy in ſeiner letzten Kritik etwas hart mitgenommen, des Spaßes halber den Entſchluß gefaßt, dem Abbé weiß zu machen, daß er ihn vergiftet habe. Das Ganze iſt nichts als eine kleine Myſtification."

— Und dieſer Spaßvogel? fragte der Abbé mit neu erwachtem Muthe.

— Iſt Alfred Marquis d'Aſſac ſelbſt, erwiderte Talma.

— Und dieſer Marquis d'Aſſac? fragte Geoffroy.

— Iſt kein Anderer, als ich.

— Ich wäre alſo nicht vergiftet?

— Nein, beim Propheten! nein!

— Talma, rief Abbé Geoffroy im Uebermaß der Freude, Teufel, Engel, ich weiß nicht, ob ich Sie dafür erwürgen oder umarmen ſoll!

— Soyons amis, Cinna! declamirte Talma.

— Ja, wir wollen nicht nur Freunde, ſondern auch Brüder ſein, jedoch nur unter der Bedingung, daß weder Sie noch irgend Einer unſerer Geſellſchaft dieſe Myſtification ins Publicum bringt. Werden Sie ſchweigen können?

— Wir ſchwören! rief die ganze Tafelrunde.

## III.

Zwei Tage ſpäter ſtand's in allen Zeitungen.

## XXX.

## Johann VI. im Kloſter zu Maffra.

Das Kloſter Maffra iſt Portugals Eſcurial. Beide Klöſter, die zugleich auch Paläſte ſind, verdanken ihr Entſtehen einem königlichen Gelübde. Philipp II. gelobte ein Kloſter, wenn die Vorſehung ſeinen Waffen den Sieg verleihen wolle über Frankreichs Heeresmacht. Die Vorſehung, die eine Freundin von Klöſtern iſt, war ſo galant, dem Wunſche Seiner Majeſtät Erhörung zu ſchenken. Am 10. Auguſt 1557 gewann er die Schlacht bei St. Quentin, und zu Ehren dieſes Tages ſtiftete er, ſechs Meilen von Madrid, das dem heiligen Laurentius gewidmete Eſcurial und räumte dieſes Kloſter dem Orden des heiligen Hieronymus ein. — Johann gelobte, als er ſchwer erkrankt war, gleichfalls ein Kloſter, wenn die Vorſehung ihn geneſen laſſen wolle. Und ſiehe, die gute Vorſehung ließ ſich dadurch beſtechen. Er genas und baute, fünf Meilen von Liſſabon, das Kloſter Maffra, das er dem Orden des heiligen Auguſtin ſchenkte. Der Bau des ſpaniſchen Kloſters ſoll 60 Millionen Piaſter, der des portugieſiſchen gegen 25 Millionen Gulden gekoſtet haben. Eſcurial, nach der Zeichnung des Italieners Bramante ausgeführt, hat 22 Höfe, 14 Gärten, 15,000 Zimmer, 14,000 Thüren und 30,000 Fenſter. Maffra, nach dem Plane eines deutſchen Goldſchmieds Friedrich Ludwig gebaut, hat, in ſeiner viereckigen Form ſeinem ſpaniſchen Vorbilde ähnlich, 866 Zimmer, über 300 Zellen, 2500 Thüren und gegen 5000 Fenſter. Wir wollen die Räume dieſes Kloſters etwas näher in Augenſchein nehmen und dann auf ſein flaches Dach hinaufſteigen, um dort, von ſeinen ſchönen Terraſſen herab, einen flüchtigen Blick in die rauhe, aber ungemein maleriſche Landſchaft zu werfen; wir wollen die gothiſchen Thürme mit ihren 300 Glocken und Glockenſpielen bewundern, und dann wieder hinabſteigen und uns ſchleunig in den intereſſanteſten Theil des Kloſters, in die Küche begeben, die ſo großartig iſt, daß ſie in der ganzen Welt vergebens ihres Gleichen ſucht. Ein Gourmand wird mit einem unwiderſtehlichen Gefühl von Ehrfurcht dieſen culinariſchen Tempel betreten, in welchem dem mächtigſten Götzen der Welt, dem **Magen**, in ungeheuern Keſſeln, in rieſigen Marmortrögen die wohlſchmeckendſten Opfer bereitet wurden. Es gab Spieße in dieſer Küche, ſo rieſig groß, daß man ganze Ochſen daran braten konnte. Jede Speiſe hatte ihr eigenes Laboratorium; hier wurden die Gemüſe, dort die Mehlſpeiſen geſchaffen. In der Nähe dieſer prachtvollen Küchengemächer lag das Refectorium, wo an vier langen Tafelreihen mit ſiebenunddreißig ſchmalen Tiſchen vom feinſten Mahagonyholz die frommen Väter, je zu acht an einem Tiſche, ſich ungeſtört den unſchuldigen Kinnbackenbeſchäftigungen hingaben. Der Orden des heiligen Auguſtin ſtand von jeher im Geruch der Gourmandiſe; ſeine Klöſter waren immer die Aſyle des Wohllebens geweſen, denn der heilige Auguſtin ſelbſt war ein Freund des Eſſens und Trinkens und geſtand, was das Letztere betrifft, freimüthig genug ſeine Schwäche ein, das Geſtändniß ablegend: Crapula non nunquam surrepit servo tuo (ein Räuſchchen beſchleicht dann und wann Deinen Knecht); aber, fügte er hinzu: spiritus non potest habitare in sicco (der Geiſt kann nicht im Trocknen wohnen). Kein Wunder alſo, daß die frommen Väter, dieſem Vorbilde nacheifernd, immer Sorge dafür trugen, daß ihr Geiſt nicht austrockne. In ganz Portugal gab es damals keine feiſtere Geſichter, keine gerundetere Dickbäuche, als im

Kloſter zu Mafra. Die frommen Väter lebten hier wie im Schooße Abrahams, aßen und tranken den ganzen lieben langen Tag und ließen den Staat für ſie ſorgen. Geſchah es dann und wann, daß ſie einen leiſen Anflug von Langeweile verſpürten, dann ſchlichen Manche in die Bibliothek, wo 30,000 Bände ihnen die Schätze alles menſchlichen Wiſſens öffneten. Die meiſten aber, junge lebensluſtige Geiſter, wußten dann durch Spiel, Geſang und Wein die Einſeitigkeit des Kloſterlebens beſtmöglichſt zu illuminiren. Die Einen würfelten, die Andern ſpielten Karten, die Gemäßigtern hielten es mit dem Schach, die Leichtſinnigern mit dem Damenſpiel.

Eines Tages, als die frommen Väter ſich länger als gewöhnlich den Appetit-Uebungen hingegeben und mehr als je die Gefälligkeit des Pater Kellermeiſters in Anſpruch genommen hatten, ſchlug einer von ihnen ein Spielchen vor.

— Ich will Euch, meine ehrwürdigen Brüder, wieder ein kleines Pharaobänkchen auflegen, ſprach der fromme Vater Pedro de Alcantara, der Luſtigſte und Schlaueſte von Allen.

— Wir ſind dabei, rieſen die Meiſten wie aus Einem Munde und nur wenige von ihnen verließen das Refectorium, um in ihrer Zelle eine mehrſtündige Sieſta zu halten, oder in den ſchattigen Labyrinthgängen des Gartens die blauen Ringelwölkchen ihrer Manilla-Cigarren in die Luft zu jagen.

Unterdeſſen hatte im Refectorium das Spiel begonnen. Jeder fromme Vater hatte ein Häuflein Goldes vor ſich und pointirte friſch darauf los. Einer von ihnen, Pater Joao de Menezes, der in der verderblichen Einbildung lebte, eine Kabbala gefunden zu haben, mit deren Hülfe er den Lauf des Spiels, die Folge der Karten berechnen und vorherſehen könne, ſetzte jedesmal einen ſpaniſchen Piaſter, doublirte, wenn die Karte verlor, und leerte einen Becher, wenn ſie gewann. Der Zufall aber wollte, daß ſie faſt jedesmal gewann, worüber der Pater Banquier ſchon unwirſch zu werden ſchien.

— Pater Martingale (dies war der Spitzname Joao's) hat ein heidniſches Glück, gegen das man nicht ankämpfen kann. Er gewinnt, wie immer, Zug um Zug, und ſprengt mir am Ende die Bank.

— Ihr fürchtet Euch, ehrwürdigen Brüder, und dennoch wollt Ihr's nicht glauben, daß mein Scharfſinn, meine Gabe, alle Geheimniſſe der Arithmetik zu durchſchauen, eine untrügliche Kabbala gefunden hat.

— Ha, ha, ha, lachte der ganze Chorus, das iſt Glück, nichts als unverſchämtes Glück, Ketzerglück, Türkenglück, Judenglück!

— Ihr ſolltet von Rechtswegen verbrannt werden, meinte der Pater Banquier halb im Scherz, halb im Ernſt, denn es verdroß ihn gewaltig, daß Pater Martingale ihm einen Piaſter nach dem andern abgewann und dabei ſo dumm war, es einzig und allein ſeiner Klugheit zuzuſchreiben.

— Ich wollte, rief ein Dritter, der mit zwei Andern in einer Ecke mit Würfeln ſpielte, er verlor' ein einziges Mal ſo viel, wie ich vor acht Tagen, dann würde er wie ich begreifen lernen, daß all' dieſe Berechnungen Chimären ſind.

— Chimären! rief Pater Martingale im höchſten Grade aufgebracht. Das iſt eine Beleidigung, eine Ehrenkränkung, um derentwillen ich Euch ſpäter zur Rechenſchaft ziehen will. Jetzt habe ich keine Zeit, jetzt muß ich pointiren und unſerm ehrwürdigen Bruder die Caſſe ſprengen, ſprach der Pater Kabbaliſt und ſetzte, übermüthig in ſeinem Glück, zehn Piaſter auf eine Karte. Sie verlor, er verdoppelte die Summe. Sie verlor zum zweitenmale. Er ſetzte vierzig Piaſter. Sie verlor abermals ... er ſetzte achtzig Piaſter und das Ganze, was er gewonnen, und die Karte verlor wiederum.

— Caracho! fluchte Pater Martingale.

— Chimäre! rief der Würfler.

Und die ganze Schaar der frommen Väter brach in eine einſtimmige, helllautende, frohlockende, triumphirende und verhöhnende Lache aus.

— Wollt Ihr mich zum Zorne reizen? fragte der Kabbaliſt und ſchlug mit der Fauſt ſo zornentbrannt auf den Mahagonytiſch, daß die weingefüllten Humpen umfielen und der Xeres auf die Erde floß.

— Chimäre, nichts als Chimäre! wiederholte der Würfler.

— Ehrwürdiger Bruder, Schuft wollt' ich ſagen, ich erwürge Dich, rief der Gereizte und wollte auf den Höhner losſtürzen.

Doch in demſelben Augenblick ſtürzte zitternd und leichenblaß ein Laie des Kloſters hinein, der — wer malt den Schrecken der Mönche! — die Ankunft Seiner Majeſtät des Königs meldete.

— So eben ſtieg der König, begleitet von einem kleinen Gefolge, auf der Weſtſeite des Kloſters, am Portikus ab und fragte nach der Zelle des Pater Guardian. Man ſagte ihm, Ihr befändet Euch im Refectorium; in fünf Minuten wird er hier ſein.

Der Schreck fuhr, wie ein elektriſcher Schlag durch die Glieder einer Kette, durch die Eingeweide aller Mönche, die weißer als Kreide wurden, doch zum Glücke noch ſo viel Beſinnung behielten, daß ſie die Karten und Würfel raſch in ihre Kutten verſteckten und blitzſchnell die Flaſchen und Humpen hinter die verhüllten Tiſche verbargen. Einer unter ihnen erſtieg raſch die Kanzel; alle andern ließen ſich auf die Knie nieder, falteten die Hände zum Gebet und lauſchten der frommen Rede des ehrwürdigen Bruders, der noch keine drei Minuten auf ſeinem Poſten ſtand, als König Johann VI., begleitet von einem einzigen ſeiner Adjutanten, in's Refectorium eintrat.

— Friede mit Euch, Ihr frommen Väter, ſprach der König und grüßte ſie mit huldreichem Lächeln.

— Sire, erwiderte der Guardian, ich heiße Euch willkommen im Namen meiner Brüder und flehe auf Euch den Segen des Himmels herab.

— Verzeiht, wenn ich Euch in Eurer Andacht ſtöre. Vor Monden ſchon hatte ich mir vorgenommen, Euch, meine Väter, einen Beſuch abzuſtatten, aber Kränklichkeit war die Schuld, die mich bis heute von meinem Vorſatz abgehalten hat.

— Eure Majeſtät waren leidend? fragte der Pater Würfler mit allen Zeichen der innigſten Theilnahme.

— Ich bin es noch. Eine tiefe Schwermuth umnachtet meinen Geiſt. Das Leben, das mir früher eine Luſt, iſt mir zur Laſt geworden. Ich kann nicht mehr froh und heiter ſein. Mich flieht der Schlaf, ich habe keinen Appetit und hänge ewig trüben Gedanken nach. Es giebt Augenblicke, wo ich mit dem Aermſten meines Reiches tauſchen möchte. Nicht ſelten beſchleicht mich der Gedanke, dem frommen Beiſpiel Karls V. zu folgen, von der Höhe meines Thrones in's ärmſte der Klöſter herabzuſteigen und dort, im Schooße der Abgeſchiedenheit, mein Leben zu beſchließen in Gebet und Gottesfurcht. Wie nichtig iſt das weltliche Treiben und wie eitel ſind deſſen Freuden! Wie ſehr iſt dagegen Euer Loos zu beneiden, fromme Väter! Ihr lebt hier, abgeſchieden vom Geräuſch der Welt, ein ſorgenfreies Leben. Euer Himmel iſt nie umwölkt, Euer Herz immer heiter und ruhig. Ihr habt den Ehrgeiz, die Herrſchſucht und alle Leidenſchaften, die des Menſchen Herz zerfleiſchen, als eitlen Ballaſt über Bord geworfen und ſchifft nun leicht und unbeſorgt durch die Klippen des irdiſchen Lebens. Ihr kennt nur eine Beſchäftigung: beten zum Allmächtigen im Himmel!

— Für Euer Wohl und das Eures Hauſes, fiel ihm der Pater in die Rede, den wir vor dem Eintritt des Königs als Pharao-Bankhalter bewundert haben. Ja, fuhr er mit großer

Salbung fort: Beten iſt unſere einzige Beſchäftigung, beten unſer einziger Troſt.

In demſelben Augenblick ließ der impertinente Zufall eine Karte aus deſſen Kutte auf die Erde fallen.

Es war eine ſchwarze Sieben.

— Ei, frommer Vater, rief König Johann, wie kommt es, daß eine Spielkarte ſich in Euer frommes Gewand verirrt hat?

— Sire, ſtotterte Joao, urtheilt nicht nach dem Schein, Ihr könntet ſonſt in Verſuchung gerathen, mir ein hartes Unrecht zuzufügen. Ich trage dieſe Karte — die böſe Sieben — Tag und Nacht auf meiner Bruſt...

— Aus welchem Grunde, frommer Vater?

— Auf daß ſie mich erinnere an die ſieben Todſünden, die nach Pater Lombardus alſo heißen: Superbia (Hochmuth), Avaritia (Geiz), Luxuria (Wolluſt), Ira (Zorn), Gula (Völlerei), Invidia (Neid) und Acedia (Faulheit). Der Hochmuth, Sire, iſt ein Wurm, der in ſeiner aufgeblaſenen Nichtigkeit ein Gott zu ſein glaubt. Der Geiz iſt eine Blasphemie der himmliſchen Freigebigkeit. Die Wolluſt iſt eine jener Krokodilsthränen, womit der Teufel des Menſchen ſchwaches Herz zu rühren ſucht. Der menſchliche Zorn iſt ein Pasquill auf die göttliche Langmuth. Die Völlerei iſt eine Seuche, die zuerſt den Magen und zuletzt den Geiſt verpeſtet. Der Neid iſt ein Zwillingsbruder des Haſſes. Die Faulheit iſt die Schweſter des Müßigganges und Müßiggang iſt der Anfang aller Laſter.

— Ihr habt Recht, frommer Vater, ſprach der König mit einem centnerſchweren Seufzer.

Der Pater Bankhalter war allmählig in gelinden Schweiß gerathen, denn die verrätheriſche Karte hatte ihn nicht wenig in Verlegenheit geſetzt.

Ein Glück, daß die Karte, die ſeiner Kutte entſchlüpft, gerade eine Sieben und keine Acht und Neun war, ſonſt hätten ihm die ſieben Todſünden wenig oder gar nichts helfen können. Die Erklärung dieſer ſieben Sünden verurſachte ihm übrigens nur wenig Mühe. Sein moralträufelnder Mund erſchöpfte ſich in Gemeinplätzen, die ſo abgegriffen wie ſpaniſche Maravedis waren.

— Aber ſtrafbarer als dieſe ſieben Todſünden, fuhr König Johann fort, erſcheint mir die Sünde der Heuchelei, die, vielleicht eben darum, weil ſie keine der ſieben Todſünden iſt, deſto öfter begangen wird. Wären wir Könige der Erde nicht die Neidenswertheſten aller Sterblichen, wenn wir Räthe beſäßen, die es aufrichtig mit uns meinten? Allein, umringt von Heuchlern, dringt die Stimme der Wahrheit nur ſelten in unſer Ohr, und ſo kommt es, daß wir, geblendet vom Zwielicht der Täuſchung, in einem unheilbringenden Halbdunkel umhertappen.

— Heuchelei, erwiderte der Pater Guardian, iſt ein Unkraut, das nur an den Stufen der Throne wächſt.

— Und eben darum ſehne ich mich hinweg aus jenem Kreiſe. Ich fühle immer mehr und mehr, daß ich Ruhe und Glück nur im Kloſter wiederfinde.

— Bedenkt, hoher Herr, ſprach der Pater, der kurz vorher gewürfelt hatte, daß das Kloſterleben auch ſeine Schattenſeiten hat. Denkt an die Einförmigkeit unſeres Lebens... Wir ſchlafen nicht länger als fünf Stunden... unſere Tafel währt nur einen kurzen Augenblick... unſere einzige Freude, unſere einzige Erholung, iſt das Gebet.

In demſelben Augenblick ſchlüpften aus der Kutte des Paters zwei jener elfenbeinernen Quadrate heraus, die man im gewöhnlichen Leben Würfel nennt.

— Würfel! rief der König voll Entrüſtung.

Der fromme Vater wurde leichenblaß.

— Ei, ſagt mir, guter Freund, tragt Ihr die Würfel, wie Euer ehrwürdiger Bruder die Karte, auch nur darum bei Euch, um durch ſie an die Sünde erinnert zu werden?

— Sire, ich wüßte keinen Grund, weshalb ich Euch verhehlen ſollte, wie ich zu dieſen Würfeln kam.

— Sprecht! herrſchte der König.

— Heute Morgen, als ich in der Kirche, im Gebet verſunken, auf den Knieen lag, nahte ſich mir ein junger Bauernburſche. Ehrwürdiger Vater, ſprach er zu mir, wollt Ihr mir eine Wohlthat erweiſen? Gern, ſagte ich. So vernehmt, was ich Euch zu beichten habe. Geſtern Abend ſaß ich mit zwei Kameraden in der Schenke zum heiligen Jago. Ich gab ihnen wacker zu trinken: ſie fingen zu plaudern an und waren wie im Himmel vergnügt. Als ich merkte, daß ihnen der Wein ſchon zu Kopfe geſtiegen war, fragte ich ſie: wer von Euch hat Luſt, mit mir zu würfeln? Ich, ich! rieſen Beide. Darauf zog ich dieſe Würfel aus dem Sacke und gewann ihnen damit in zehn Minuten ihre ganze Baarſchaft ab. Wer war nun froher als ich! Aber heute Nacht, als ich kaum eingeſchlafen war, erſchien mir im Traume ein Auguſtiner. — Elender, rief er, eile mit Anbruch des Morgens in die Kirche zu Maffra, beichte dort Deine Sünden, gieb Deine falſchen Würfel und das Geld, das Du den armen Teufeln abgewonnen haſt, Deinem Beichtvater und erbitte Dir dafür Ablaß für Deine ſchweren Sünden. In Thränen zerfließend, reichte er mir das Geld und die Würfel; ich nahm Beides und abſolvirte ihn.

— Und Du meinſt, guter Freund, daß ich Dir das glaube? ſprach der König und fixirte den frechen Mönch mit zornglühenden Blicken. Der Eine hat Karten, der Andere Würfel bei ſich. Ihr habt geſpielt, bevor ich zu Euch kam. Glaubt Ihr, ich hätte die Verlegenheit, die ſich auf Euren heuchleriſchen Mienen gemalt, nicht gleich erkannt? Ihr wollt fromme Väter ſein? Ihr ſeid Heuchler, nicht würdig des Schutzes, den der

Staat Euch angedeihen läßt. Ihr ſeid Taugenichtſe, Müßiggänger, Tagediebe; Eure Religion heißt: Eſſen und Trinken! Pfui, pfui! rief der König und wandte ihnen zornglühend den Rucken. — Ueberall, fuhr er fort, begegnet uns Lüge und Heuchelei in der Larve der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Im Kloſter, wie bei Hofe, umrankt uns Heuchelei. Ob hier, ob dort betrogen?! Ich bleibe auf dem Throne, murmelte der König, verließ, ohne den Mönchen einen Abſchiedsgruß zu gönnen, das Kloſter, ſetzte ſich wieder auf's Pferd und ritt, trübſinniger als jemals, mit ſeinem kleinen Gefolge nach Liſſabon zurück.

## XXXI.

# Eine Suppe für 10,000 Rubel.

Die Kaiſerin Katharina empfand urplötzlich Langeweile. Verdrießlich durchſchritt ſie in ihrem Luſtſchloß Sarskoe-Selo die lange Reihe ihrer mit orientaliſchem Luxus ausſtaffirten Gemächer, ſtellte ſich bald an dieſes, bald an jenes Fenſter und gleich darauf an den Spiegel. Wir fangen ſchon ſtark zu altern an, ſprach die Herrſcherin aller Reußen und wurde von dieſem Augenblick an weit mißmuthiger noch als früher.

Um ſich die Grillen und Gedanken an ihre Runzeln zu vertreiben, ſetzte ſie ſich an's Klavier und machte ein paar Läufe, ſprang aber bald wieder auf, warf ſich auf eine Ottomane hin und begann, ihren Gedanken an die hingeſchiedene Jugendzeit Audienz zu ertheilen. Tauſend roſige Erinnerungen ſchwirrten pfeilſchnell vor ihrem geiſtigen Auge vorüber: ſie gedachte ihres Gemahls, ſeiner Geliebten, Eliſabeth Woronzoff, und der beiden Orloffs, und ein kaiſerlich ruſſiſcher Seufzer entwand ſich ihrer von hundert verſchiedenartigen Gefühlen gefolterten Bruſt. Ihre blendend weiße Hand fuhr haſtig über beide Augen, als wolle ſie damit die allzu lebhaften Farben jenes mahnenden Gemäldes verwiſchen. Dan erhob ſie ſich raſch, griff haſtig nach dem Klingelbande, und einen Augenblick ſpäter eilte eine ihrer Hofdamen, eine junge, reizend ſchöne Wittwe von 21 Jahren, die Fürſtin Daſchkoff, herbei.

— Ach, Katharina, ſagte die Kaiſerin zu ihrem Liebling, die Langeweile foltert mich zu Tode.

— Befehlen Ew. Majeſtät, daß Ihre unterthänige Dienerin Ihnen etwas vorleſen ſoll?

— Ach, Kind, ich bin nicht aufgelegt dazu, es anzuhören. Du mußt mich auf andere Weiſe zerſtreuen. Sieh, Katharina, Du haſt mir ſchon ſeit Monden nicht mehr die Karte gelegt... Du verſtehſt das aus dem Fundament, liebe Kleine; komm, Kind, zerſtreue mich.

— Sogleich, meine hohe Gebieterin.

— Dort auf meinem Pulte liegen die Karten.

Und ſofort ſchritt die Fürſtin an's Werk. Einer Kaiſerin die Karte legen, iſt ſchwerer als Mancher von Euch wohl glauben mag. Eine angenehme Botſchaft, Briefe mit Geld, ein unerwartetes Glück und all' jene kleinlichen Alltäglichkeiten, die derlei Sybillen aus den Karten herausleſen, ſolche werthloſe Dinge haben für eine Kaiſerin, der Alles zu Gebote ſteht, die faſt keine Wünſche hat, nicht das kleinſte Intereſſe, zumal für dieſe Katharina II., die nur aus zwei Leidenſchaften zuſammengeſetzt war, aus Liebe und Ruhm. Die ſchöne Fürſtin hatte daher keine kleine Aufgabe zu löſen. Allein ihr Geiſt, ihr Scharfſinn, ihr Witz ließ ſie auch diesmal nicht im Stiche. Ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, las ſie aus den ſybilliniſchen Blättern den reizendſten Roman, das intereſſanteſte Abenteuer heraus.

— Himmel, was ſeh' ich! rief die Fürſtin urplötzlich und nahm die Miene der größten Verwunderung an.

— Eh bien, Kind, was ſiehſt Du?

— Ich ſehe einen Ihrer größten Helden in Verzweiflung.

— Fehlt es ihm an Auszeichnung?

— O nein, Majeſtät. Ihre Huld und Gnade hat ihn mit den höchſten Würden geſchmückt und dennoch...

— Und dennoch?

— Verzweifelt er. Nicht wahr, Majeſtät, das iſt zum Lachen?

— Vielleicht auch nicht. Kannſt Du mir wohl ſagen, weshalb er verzweifelt?

— Weil er verliebt iſt, verliebt... entſchuldigen Ew. Majeſtät, wenn ich ſo rede, wie es meine Karten verlangen... verliebt bis über die Ohren.

— Und in wen, meine närriſche Kleine?

— Ach, das eben iſt's, was ihn ſo unglücklich macht. Er liebt die Sonne der Welt, die Königin ihres Geſchlechts, er liebt...

— Alſo wen?

— Ihre Majeſtät. Der arme, arme Mann! fügte die ſchöne Fürſtin hinzu und gab ſich alle erdenkliche Mühe, einen Seufzer zu erkünſteln.

— Und weshalb bedauerſt Du ihn?

— Weil Ihre Majeſtät ihn nicht erhören werden.

— Weißt Du das ſo gewiß? fragte die Kaiſerin mit dem allergnädigſten Lächeln.

— Ich vermuthe es.

— Und was berechtigt Dich zu der Vermuthung?

— Er iſt nicht ſchön, nicht ein bischen ſchön.

— Kann man nicht darum doch liebenswürdig ſein?

— Ei freilich, Majeſtät.

— Und iſt er liebenswürdig?

— Diablement aimable! rief die Daſchkoff mit wahrem Enthuſiasmus.

— Und kenne ich dieſen Mann?

— Er hatte gleich nach Ihrer Thronbeſteigung, als Sie zu Pferde und in Uniform die Reihen Ihrer getreuen Garden muſterten, das neidenswerthe Glück, Ew. Majeſtät einen weſentlichen Dienſt zu leiſten. Er hatte bemerkt, daß an Ihrem Degen ein Porte-Epée gefehlt; er knüpfte das Seinige los und reichte es Ihrer Majeſtät.

— Das war Greger Alexandrowitſch Potemkin.

— Damals nur Fahnenjunker, jetzt Kriegsminiſter Ihrer Majeſtät.

— Du glaubſt alſo wirklich, liebe Kleine, daß er mich liebt?

— Bis zum Raſendwerden?

— Mich, die Frau von 42 Jahren, die ſchon Nun... das Wort erſtarb auf ihren Lippen.

— Sie, die Frau, deren Schönheit noch immer die aller Damen ihres Hofes überſtrahlt.

— Höre, Daſchkoff, Du lügſt. Ich will es allenfalls glauben, daß ich noch immer keine der häßlichſten bin, aber...

— Majeſtät, fiel ihr die kluge Daſchkoff in die Rede, der arme Potemkin verzweifelt, ſage ich.

— Weißt Du das auch ganz beſtimmt?

— Meine Karten trügen nicht.

— Und darf man ſich auf ſie verlaſſen?

— Wie auf mich ſelbſt, betheuerte die Fürſtin und legte ihre ſchneeweiße Hand auf's Herz.

— Kleiner Schelm, lächelte die Kaiſerin und geruhte der Fürſtin Wange zu kneifen. Ach, Katharina, ich fühle eine Leere in meinem Herzen, die ich nicht länger ertragen kann, ich ſterbe vor Langeweile... es iſt hohe Zeit, daß ich Zerſtreuung ſuche... geh', Kleine, reiche mir Feder, Dinte und Papier.

In einem Nu war Alles herbeigeſchafft.

— Ich liebe raſch zu Werke zu gehen, ſprach die Kaiſerin, ließ ſich auf einen Fauteuil nieder und ſchrieb:

„Fürſt Alexandrowitſch. Ihre Kaiſerin ladet ſich auf heute Abend nach der Oper bei Ihnen zu einer Sterletſuppe ein."

Katharina II. faltete das Blatt, gab es ihrer Vertrauten und ſagte:

— Da, liebe Kleine, ſorge dafür, daß es ohne Aufſchub in ſeine Hände gelange. Mein ganzer Hofſtaat wird mich begleiten. Nun eile, Daſchkoff, und erſinne für Deine Kaiſerin, die Dich liebt, wie ihr eigenes Kind, eine Abendtoilette, die Dir und mir keine Schande macht. Auf Wiederſehen, Katharina, flüſterte die Kaiſerin und drückte einen flüchtigen Kuß auf die Elfenbeinſtirn ihrer holden Namensſchweſter.

Als Potemkin das Handbillet der Kaiſerin erhielt und jene huldvollen Zeilen las, feierte ſein unerſättlicher Ehrgeiz einen Triumph, der all' ſeine Sinne berauſchte und ſeine Seele auf den höchſten Gipfel der Wünſche trug.

— Ich ſteh' am Ziel, rief er, mit der freudetrunkenen Miene eines Triumphators aus. Meine kleine Schutzpatronin, Katharina Daſchkoff, der ich einen Schmuck von 100,000 Rubel gelobt, wenn ſie mir die Sonne der kaiſerlichen Gunſt zuzuwenden vermag, hat mich ſchneller erhört, als ich zu hoffen gewagt. Die Kaiſerin ladet ſich bei mir zu Tiſche... die Würfel ſind geworfen... das Spiel iſt gewonnen... ich baue nun auf feſtem Grund, und Keiner ſteht mir mehr im Wege. Daß aber unſere große Katharina gerade ein Gelüſt nach Sterletſuppe hat, bringt mich in Verzweiflung. Glaubt Ihre Majeſtät, daß man Sterlets wie Anekdoten aus dem Aermel ſchüttelt? Kann ich der Newa gebieten, Sterlets in meine Küche zu liefern, oder nach Sibirien zu wandern? Um dieſe Jahreszeit iſt der Sterlet eine faſt größere Seltenheit als ein Maikäfer im Dezember oder Schnee im Juli-Monat. Seit acht Tagen ſehne ich mich nach meiner Lieblingsſuppe... all' meine Leute haben Auftrag auszukundſchaften, wo ſich Sterlets ſehen laſſen... ich möchte jeden dieſer Fiſche mit Gold aufwiegen und dennoch habe ich bis heute keine erhalten können; es iſt, als ob alle Sterlets, mir zum Trotze, plötzlich ausgewandert wären. Was nun anfangen? Wo ſie hernehmen? Ein Generalat für eine Sterletſuppe!

Er ſchellte und ertheilte dem gleich darauf eintretenden Kammerdiener den Befehl, den Haushofmeiſter zu rufen, der bald darauf herbeieilte.

— Höre, Iwan, ſprach Potemkin, meine Geduld iſt nun erſchöpft. Wenn Du innerhalb drei Stunden keine Sterlets aufzutreiben vermagſt, ſo wanderſt Du mit dem nächſten Convoi nach dem Lande, wo Zobelpelze blühen. Iſt denn in Rußland für Geld nicht Alles zu haben? Wir wollen doch ſehen, ob Du nicht im Stande biſt, mir ein paar elende Fiſche zu ſchaffen.

— Meine Spürhunde, gnädiger Herr, ſind ſo glücklich geweſen, einen Kaufmann, Namens Labanoff, auszuwittern, der vor zwei Stunden friſche Sterlets von Jelagin erhalten hat.

— Viktoria! rief Potemkin, eile, eile und zahle ihm dafür, ſo viel er begehrt.

— Man war bereits bei ihm, hat aber nichts durchgeſetzt. Er meinte, er ſei kein Fiſchhändler und habe die Gewohnheit, Delikateſſen, die er für ſich erbeutet, lieber ſelbſt zu eſſen, als ſie Andern abzulaſſen.

— Unerhörte Frechheit! Die Sterlets hat der liebe Gott nur für den Gaumen der Großen geſchaffen... Warſt Du ſelbſt bei ihm?

— Ich ſchickte einen Andern hin.

— Und ſagte dieſer, er käme von mir?

— Ich verbot ihm das, weil ich vorausſah, daß der Kaufmann dann zu viel fordern würde.

— Gehe nun ſelbſt hin, Iwan, und ſage dem Unverſchämten: ich, Potemkin, ſchickte Dich zu ihm, er möchte ungeſäumt die Fiſche ausliefern, oder gewärtig ſein, daß... Nein, ſag' ihm lieber, ich ließe ihn höflichſt bitten, mir ohne Aufſchub die Ehre ſeines Beſuchs zu gönnen... ich hätte ihm Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen... Dieſe reichen geldſtolzen Krämer ſind eigenſinnige Dickſchädel, bei denen man mit einem gütigen Worte mehr als mit tauſend Drohungen durchſetzt; eile, eile, Iwan; ſage, Fürſt Potemkin erwarte ihn je eher, je lieber.

Der Haushofmeiſter verfügte ſich zum Kaufmann, welcher große Augen machte, weil er nicht begreifen konnte, wie er zu der ganz unerwarteten Ehre käme, daß der Herr Kriegsminiſter ihn augenblicklich zu ſprechen wünſche.

— Wiſſen Sie nicht, weshalb? fragte Labanoff, der ſeine Neugier nicht bezähmen konnte.

— Der Fürſt hat Ihnen Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen.

— Mittheilungen? Wiſſen Sie nicht ungefähr, welcher Art?

— Wenn ich nicht irre, ſo handelt es ſich um eine bedeutende Lieferung für den Hof.

Das Wort „Lieferung“ elektriſirte den Kaufmann dergeſtalt, daß er in der Perſpektive goldene Berge und diamantene Luftſchlöſſer ſah.

— Sogleich werde ich dem Fürſten meine Aufwartung machen. (Er klingelte) Paltoff, ſagte er zu dem eintretenden Diener, anſpannen laſſen... ich muß augenblicklich zum Kriegsminiſter... Seine Durchlaucht haben mir Mittheilungen... Herr Labanoff ſah dabei den Haushofmeiſter mit fragender Miene an.

— Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen, ergänzte der Letztere.

— Paltoff, ſpanne die Schimmel ein... Nein, nimm die Rappen... aber ſpute Dich, denn der Fürſt hat mir Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen und erwartet mich...

— Je eher, je lieber, fügte der Haushofmeiſter hinzu und empfahl ſich.

Eine halbe Stunde ſpäter hielt vor dem Hôtel des Kriegsminiſters die Droſchke des Herrn Labanoff, der ſich beim Fürſten anmelden ließ.

Potemkin empfing den Kaufmann in der Bildergallerie, in der er gewöhnlich Audienz zu ertheilen pflegte. Der Fürſt war ein Mäcen der Kunſt und vor Allem ein großer Freund ſchöner Gemälde, auf deren Beſitz er nicht wenig eitel zu ſein ſchien.

Nachdem Herr Labanoff in dem Antichambre ſeinen Zobelpelz abgeſtreift hatte, geleitete ihn einer der Kammerdiener in den Audienzſaal.

— Wiſſen Sie, mein Herr, weshalb ich Sie habe zu mir bitten laſſen? fragte der Fürſt.

— Nein, Durchlaucht.

— Sie können Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und mir einen weſentlichen Dienſt leiſten.

— Darf ich fragen, wodurch?

— Sie haben friſche Sterlets aus Jelagin erhalten?

— So iſt's, mein Fürſt.

— Wieviel verlangen Sie dafür?

— Mir iſt heute Morgen ſchon ein ähnlicher Antrag gemacht worden, ich habe ihn abgelehnt... ich bin reich, mein Fürſt, und verzichte lieber auf einen Gewinn, als auf mein Lieblingseſſen.

— Sie hätten alſo wirklich keine Luſt, mir die Sterlets abzutreten?

— Wenigſtens nicht für Geld.

— Wofür denn ſonſt?

— Für irgend ein Gegengeſchenk, mein Fürſt.

— Was verlangen Sie?

Der Kaufmann nahm ſich ein Herz und eine Priſe, und ließ ſeine Blicke ganz unbefangen durch die Reihen der koſtbar eingerahmten Bilder ſchweifen.

— Ew. Durchlaucht haben herrliche Gemälde.

— Es freut mich, wenn ſie Ihnen gefallen.

— Vor allen andern dieſe Madonna! Ein köſtliches Bild! Der Name des Meiſters?

— Andreas del Sarto.

— Aha, erwiderte der Kaufmann in einem Tone, als ob ihm der Name dieſes Meiſters ſo bekannt, als ſein eigener wäre. Himmliſche Zeichnung! Göttliches Colorit!! Vermuthlich ſehr theuer?

— Ich habe dieſes Bild erſt unlängſt vom franzöſiſchen Geſandten für 10,000 Rubel gekauft.

— Für 10,000 Rubel! Wahrhaftig gar nicht theuer! Im Gegentheil, ſpottbillig! Die Mutter Gottes gefällt mir.

— Das macht Ihrem Geſchmack große Ehre.

— Bitte recht ſehr, Durchlaucht... Um aber wieder auf unſer Geſchäft zu kommen, mein Fürſt... ich überlaſſe Ihnen die Sterlets und Ew. Durchlaucht überlaſſen mir... die Madonna.

— Mein Herr, ich glaube, Sie ſind toll!

— Ew. Durchlaucht, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

— Und die Sterlets?

— Behalte ich für mich.

— Herr, vergeſſen Sie nicht...

— Daß Jeder über ſein Eigenthum nach Gutdünken verfügen kann.

— Ich zahle Ihnen 5000 Rubel...

— Ich bin ein Kaufmann erſter Gilde und habe mehr Geld, als ich gebrauchen kann. Jeder Menſch hat ein Steckenpferd. Ew. Durchlaucht lieben die Fiſche, ich liebe die Gemälde... Um Vergebung, wie heißt der Maler dieſer Madonna?

— Andreas del Sarto.

— Ganz recht! 10,000 Rubel! Außerordentlich billig!!! Ja, ja, in ganz Petersburg ſind jetzt keine Sterlets zu haben.

— Wählen Sie ſich eines von den andern Bildern. Thierköpfe... Landſchaften... Blumenſtücke... Mondſchein...

— Durchlaucht, da ſind meine Sterlets mir doch lieber...

— Ihr Eigenſinn gefällt mir... Sie wiſſen den Moment zu benutzen... das iſt klug... und kluge Leute lieb' ich... Es ſei... ich ſchicke Ihnen meine Madonna und Sie ſchicken mir Ihre Sterlets. Abgemacht!

Der Kaufmann dankte dem Fürſten und empfahl ſich.

Eine Stunde ſpäter war der Fürſt im Beſitz der Fiſche und der Kaufmann im Beſitz des Gemäldes.

* * *

Abends nach der Oper ſpeiſ'te Katharina II. an der Seite des Fürſten Potemkin. Die 10,000 Rubel-Suppe wurde in ſilbernen Vaſen aufgetragen und von der Kaiſerin mit großem Jubel begrüßt.

Seit jener Suppe war Potemkin der erklärte Liebling Katharinens.

# XXXII.

## Maccaroni.*)

Die Maccaroni (eigentlich maccheroni) werden aus dem feinſten Weizenmehl (Saragolla) bereitet und ſind die Hauptnahrung des gemeinen Neapolitaners, bei dem ſie die Stelle der Kartoffeln vertreten.

Dieſe zarte, nahrhafte, geſunde Speiſe beſteht aus langen, ſtark durchgearbeiteten, hart getrockneten Röhren, von denen die größten den Umfang eines kleinen Fingers erreichen. Sie werden in ungeheurer Menge in den Dörfern und Städten am Fuße des Veſuvs und Sanct Angelo fabricirt und überall zu den wohlfeilſten Preiſen verkauft. Auch Neapel hat einige Fabriken. Das außerordentlich feine Mehl wird zu wiederholten Malen mit Waſſer angefeuchtet und ohne Hefen zu Teig verarbeitet; dann kommt die Maſſe in eine Preſſe und wird durch eine kupferne Platte mit Löchern getrieben. In der Mitte dieſer Löcher ſind Stifte angebracht, die das Hohlwerden der Maccaroni bewirken. — Die Maccaroni werden in Waſſer ſchnell abgekocht und dann mit etwas Käſe beſtreut; als Gabeln dienen dem Lazzarone die Finger, indem er aufſchauend die geliebte Speiſe, wie eine Hand voll weißer Würmer, über ſich hält und gierig mit den Lippen einzieht. Die Linke löſ't dabei die Rechte ab; der Genuß dauert ununterbrochen fort, bis der Teller leer iſt, und nur Schlürfen und Schlucken unterbrechen in regelmäßigen Pauſen das andächtig ſtille Werk. Maccaroni eſſen erfordert indeſſen Uebung und

---

*) Onkel Zebra hat dieſen Artikel kurz vor ſeinem Ende Dr. K. A. Mayer's vortrefflichem Werke „Neapel und die Neapolitaner" entnommen.

Anmerk. ſeines Neffen.

Studium, und der Neapolitaner iſt ſtolz darauf, dieſe Kunſt von allen Italienern am gründlichſten zu verſtehen. Man hat keinen Begriff davon, wie lieb dem Lazzarone dies Gericht iſt. Dem Bayer klingt das Wörtchen „Bier,“ dem Rheinländer „Wein“ lange nicht ſo ſüß, als dem Neapolitaner die vier Sylben „Maccaroni.“ Hat er einen ſchweren Pack zu ſchleppen und kann er vor Hitze und Ermüdung nicht weiter, ſo ſagt er laut zu ſich ſelber: Maccaroni! und gewinnt wieder Kräfte. — Iſt der Wind der Barke entgegen und die Ruderer müſſen doppelte Kraft anwenden, um gegen die Wellen zu kämpfen, ſo rufen ſie: Maccheroni, maccheroni! sta sera mangiamo maccheroni (dieſen Abend eſſen wir Maccaroni) und ein neues Feuer bringt in ihre Adern. Stelle ihnen die Wahl zwiſchen Himmel ohne Maccaroni und Hölle mit Maccaroni, ſo antworten ſie Alle aus einer Kehle: Va bene, andiamo nell' inferno e mangiamo maccheroni col diavolo (gut, gehen wir in die Hölle und eſſen wir Maccaroni mit dem Teufel). Mich wundert nur, daß es keine Madonna de' maccheroni gibt.

Auch Pulcinell hat natürlich viel mit den Maccaroni zu ſchaffen. Einmal wird er König und ſoll keine Maccaroni mehr bekommen, weil es eine Speiſe ſei, die ſich nicht mehr für ihn zieme. „Nein,“ ſchreit er außer ſich, „ich lege die Krone nieder!“ (mi sprincepo!)*)

Die Maccaroni ſind das Lieblingsgericht aller Stände. Sie kommen wöchentlich zweimal auf die Tafel des Neapolitaners von Stand, und Alte und Junge heißen ſie jedesmal willkommen.*)

---

*) Scaramouche, dieſer Heros der italieniſchen Komödie, verlangte an ſeinem Todestage eine große Schüſſel Maccaroni mit Parmeſankäſe. Sein Arzt meinte, er könne, wenn er recht mäßig ſei, acht Tage länger leben. Sind Sie davon feſt überzeugt? fragte Scaramouche. Ganz gewiß, erwiderte der Sohn Aesculaps. Ei nun! acht Tage mehr oder weniger ſind eine Kleinigkeit für einen Mann, der lang genug gelebt hat, und dieſe kurze Spanne Zeit iſt nicht werth, daß man ihr eine gute Schüſſel opfere. Bringt mir Maccaroni und meinen Beichtvater. Er beichtete, aß und — ſtarb. Anmerk des Onkels Zebra.

In der That iſt es aber auch eine leckere Speiſe. Man ißt ſie mit geſchmolzener Butter oder mit Pomme-d'oro-Muß. Die Leckermäuler beſtreuen ſie mit geriebenem Parmeſankäſe; jeder andere iſt der Maccaroni unwürdig. Der Neapolitaner liebt maccheroni verdi, d. h. ſolche, die noch etwas hart ſind; kein anderes Gericht, auch keine Suppe, darf ihnen vorhergehen. Er zerſchneidet ſie nicht, ſondern zerreißt ſie; er trinkt Waſſer, niemals Wein dazu. Wer dagegen verſüßt, iſt ein Unwiſſender. Deutſche, welche, die edle Einfachheit der Maccaroni verkennend, Schinken darunter miſchen, ſind Barbaren. — Schriebe ich ein neapolitaniſches Kochbuch, ſo würde ich ausführlich von dem timpano de' maccheroni oder der Maccaroni-Paſtete ſprechen und entwickeln, welche Beſtandtheile dieſelbe neben den Maccaroni enthalten müſſe, als: Erbſen, Fleiſch von jungen Hühnchen, unreiſe Eier und hundert Dinge mehr. So aber mußt Du Dich mit dem prächtigen Namen begnügen, der eigentlich Maccaroni-Pauke bedeutet. So wie die Engländer Plumpuddings oder Puddingeſſer bei uns heißen, ſo heißen die Neapolitaner -maniamaccheroni (Maccaronieſſer) bei den Italienern, und ſie nehmen das nicht krumm. Ihre Gelehrten haben in vollem Ernſte den Namen ihrer Lieblingsſpeiſe von μακάριος (glücklich) abgeleitet und ſcherzweiſe ihr Vaterland für die μακάρων νῆσοι oder Inſel der Seligen d. h. Maccaroni-Inſel erklärt. — Die Sicilianer nennen die Maccaroni glariusi d. h. die Ruhmvollen.

Daß die Maccaroni in der außerordentlichen Menge italieniſcher Sprichwörter eine Stelle einnehmen, läßt ſich leicht erwarten. Sta in suo paese e mangia maccheroni (er hält ſich in ſeiner Heimath auf und ißt Maccaroni) heißt: er lebt in Frieden und glücklich. — Il cacio casca sui maccheroni (der Käſe fällt auf die Maccaroni) bedeutet: es kommt zu gelegener Zeit. — E più grosso che l'aqua de' maccheroni (er iſt ſteif wie Maccaronibrühe) bezeichnet den Tölpel. — Un maccherone senza pertuso (eine Maccoroninudel ohne Loch) iſt ein dummer Menſch. Man heißt auch eine Art komiſcher Gedichte, deren Verſe aus lateiniſchen und italieniſchen Wörtern zuſammengeſetzt ſind (ſie kamen im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts auf) Maccheronee oder maccaroniſche Poeſie, vielleicht, weil man ſie ſo ſchmackhaft wie Maccaroni fand; viele davon ſind auch ſo ſchlüpfrig wie Maccaroni. *)

---

*) Auch Papſt Clemens XII liebte die Maccaroni mehr als jede andere Speiſe. Er kannte kein größeres Vergnügen, keine ſchönere Erholung, als in den Mußeſtunden Maccaroni zu fabriciren.

Anmerk. des Onkels Zebra.

Man hat auch ganz dünne Maccaroni, die nicht hohl ſind; ferner preßt man den Maccaroni-Teig (pasta) in der Form von Sternchen und kleinen Ringen aus und ißt ihn als Suppe mit friſcher Pomme-d'oro-Sauce. Dies ſehr gewöhnliche Gericht heißt ministra bianca, weiße Suppe. **)

---

*) Der Erfinder dieſer maccaroniſchen Poeſie iſt Girolamo Folengo, (geſtorb. 1544. Sein Opus maccaronicum erſchien Venedig 1517. ibid. 1521. Mailand 1522. Venedig 1561. 12. Amſterdam 1692. ibid. 1768—71 2 Bde. 4. Franzöſ. unter dem Titel: Histoire maccaronique de Merlin Coccaie. Par. 1606, 2 Bde. 12. ibid. 1734. 2 Bde. 12. Siehe Genthe's „Geſchichte der maccaroniſchen Poeſie," Halle 1829.
Anmerk. des Onkels Zebra.

**) Es ſei mir erlaubt hinzuzufügen, daß es in Italien verſchiedene Gattungen von Maccaroni giebt. Die ſtengelförmigen werden Maccaroni à canna, die platten, viereckigen Tagliarini, die ſchneckenförmigen Maccaroni à lumago, die regenwürmerartigen Vermicelli, die bandförmigen Lasagnette und die paternoſterförmigen „Ricci di Forestana" genannt. Von allen dieſen Arten giebt es weiße und gelbe Sorten; die letztern ſind mit Saffran gefärbt.
Anmerk. des Onkels Zebra.

## XXXIII.

## Käſe.

Der Käſe, das pikante Omega jedes wohlgeordneten Deſſerts, iſt, wie Homer in ſeiner Iliade erzählt, die Erfindung eines Königs von Arcadien, der Ariſteus geheißen haben und der Sohn Apollos und der Nymphe Cyrene geweſen ſein ſoll.

Zur Zeit des berühmten Philoſophen Ariſtoteles, der, beiläufig geſagt, ein großer Freund von Käſe war, gab es nur drei Gattungen: Kameelkäſe, Eſelkäſe und Kuhkäſe. Erſterer ſoll die beſte, letzterer die ſchlechteſte Sorte geweſen ſein.

Bei den Hebräern, Griechen und Römern ſpielte der Käſe die Rolle unſeres Kommisbrodes: die armen Soldaten wurden in der Regel mit nichts anderm als Kuhkäſe abgeſpeiſ't. — Die Römer pflegten ihren Käſe zu räuchern. In Rom gab es ſogenannte tabernae caseariae, wo aller Käſe, für das Heer beſtimmt, auf Staatskoſten geräuchert wurde.

Die fortſchreitende Kultur, die Alles vervielfältigt und verfeinert, hat auch den Käſe veredelt und ihm in den Rayons des Nachtiſches eine wichtige Stelle eingeräumt.

Brillat-Savarin ſagt in ſeiner „Physiologie du gout“: Un dessert sans fromage est une belle à qu'il manque un oeil (ein Deſſert ohne Käſe iſt eine Schöne, der ein Auge fehlt). Aus der Unzahl der verſchiedenartigen Kuh-, Ziegen- und Schaafkäſe will ich nur Jene nennen, welche die Leckermäuler als die feinſten und wohlſchmeckendſten anerkannt haben.

Hierzu gehören:

1. Der Roquefort, ein Schaaf- und Ziegenkäſe, der wegen ſeines angenehmen Geruchs und ſeines feinen Geſchmacks eine der erſten Zierden des franzöſiſchen Nachtiſches iſt. Die beſten kommen aus Nismes und Montpellier.

2. Der Saſſenage, ein pikanter und beſonders Weintrinkern ſehr empfehlenswerther Schaafmilchkäſe aus Grenoble.

3. Der Fromage de Brie, ein kleiner, plattgedrückter, weicher, aber ſehr geſchmackvoller Süßmilchkäſe.

4. Der Angelot, ein kleiner, fetter, viereckiger oder auch herzförmiger Franzoſe, der aus der Normandie zu uns kommt.

5. Der Parmeſankäſe, ein halb fetter, aber überaus liebenswürdiger Italiener, den König Karl VIII. aus Piacenza ſeiner Gemahlin nach Frankreich geſchickt. Dieſer Käſe wird vorzugsweiſe in der Gegend von Lodi in runden 50 — 100 Pfund ſchweren Laiben verſandt und iſt der unzertrennliche Begleiter jener liebenswürdigen Geſchöpfe, die uns Allen unter dem Namen „Maccaroni“ ſo theuer ſind.

6. Der Cacio cavallo, der wohlſchmeckendſte aller italieniſchen Käſeſorten, der in Neapel in Form länglicher Pilgertaſchen vor den Buden hängt.

7. Der Muzzarelli- oder Büffelkäſe, gleichfalls ein liebenswürdiger Italiener, der in kleinen Strohgeflechten auf den Markt kommt. Der Neapolitaner ſchlürft ihn gierig hinunter, wie eine Auſter aus der Muſchel.

8. Der Cheſter, ein weicher, gelber, oft grün gefärbter Engländer.

9. Der Glouceſter, ein herzförmiger, gelb geſchminkter Sohn Albions.

10. Der Stilton, der König der engliſchen Käſeſorten. In der Grafſchaft Dorſet wurde im Jahre 1839 ein Stilton-Käſe verfertigt, der nicht weniger als zehn Centner wog und für die Königin Victoria beſtimmt war. Die Kufe und alle übrigen

zur Verfertigung dieſes Rieſenkäſes nothwendigen Apparate haben 150 Pf. Sterl. (1800 Gulden) gekoſtet. Auf dem obern Theile des Käſes war das königliche Wappen eingegraben.

11. Der Limburger, ein fetter, faſt viereckiger, ungemein weicher und geſchmackvoller und wegen ſeiner pikanten Schärfe ſehr beliebter Niederländer aus der Provinz Lüttich; ein Liebling Peters des Großen.

12. Der Edamer, ein nordholländiſcher Süßmilchkäſe mit gelber oder weißer Rinde.

13. Der Delfter, ein ſäuerlicher Holländer mit oder ohne Kümmel.

14. Der Leydener oder Komynkaas, ein holländiſcher Sauermilchkäſe, mit Kümmel gewürzt. Sein Wappen beſteht aus zwei Schlüſſeln, die ſich kreuzen.

15. Der Emmenthaler, ein harter, halb fetter, ungemein ſalziger Eidgenoſſe aus dem Berner Oberland.

16. Der Greierzer (Gruyère) ein feiſter, fettaugiger, übrigens ſehr liebenswürdiger Schweizer aus dem Canton Freiburg.

17. Der Schabzieger oder Kräuterkäſe, ein in's Grüne ſpielender Helvetier, aus dem Canton Glarus, der ſein Colorit dem beigemengten Steinklee verdankt. Sein Parfum iſt etwas unangenehm; doch iſt dieſer Käſe der geſündeſte von allen, weil er den Magenſchleim auflöſt.

18. Urſener, der fetteſte, aber auch unverdaulichſte aller Schweizerkäſe aus dem Canton Uri.

19. Der Brieſer, ein fetter, gelber, aber leicht vergänglicher Ungar von Bries bei Neuſohl.

Von den deutſchen Käſeſorten zeichnen ſich die Tyroler und Salzburger, die Holſteiner und Oldenburger rühmlich aus.

Für ſolche, die gern Käſe eſſen, theile ich zur Richtſchnur noch folgende Bauerregel mit: Morgens genoſſen iſt der Käſe Gold, Mittags Silber, Abends Blei.

Hofrath Pitſchaft ſagt: „Käſe im Uebermaaß genoſſen, verſchleimt den Magen, verurſacht unruhigen Schlaf und krankhafte Reizbarkeit der Nerven. Wer aber an Magenſäure leidet, mag zum Schluß der Mittagsmahlzeit ein Stückchen Schweizer oder Holländer Käſe genießen. Die Schule von Salerno ertheilt folgenden Rath:

Der Käſ iſt gut,
Den karge Hand reichen thut.

Es giebt wenig Völker, ſchreibt Dr. K. A. Mayer, die ſo gern Käſe eſſen, als die Italiener. Eines ihrer Sprichwörter ſagt: sono pane e cacio, ſie ſind Brodt und Käſe, d. h. ein Herz und eine Seele.

## XXXIV.

## Salat.

Der gelehrte Jeſuit Dominique Bouhours warf einſt in vollem Ernſte die Frage auf, „ob ein Deutſcher auch ein Schöngeiſt ſein könne?“ Der malitiöſe Jeſuit hat durch dieſe Frage der deutſchen Nation einen Klex angehängt, der gerächt zu werden verdient. Ich mache den deutſchen tief gekränkten Schöngeiſtern den gemüthlichen Vorſchlag, die Aſche dieſes Jeſuiten auszuſcharren und als Streuſand zu verbrauchen. Weit gerechter iſt der Verfaſſer der Physiologie du gout: er ſagt, der Deutſche könne Alles, nur keinen guten Salat machen. Das iſt leider nur allzuwahr. Salatmachen war von jeher die ſchwache Seite der Deutſchen. Frägt man, woran das liege, ſo glaube ich nicht zu irren, wenn ich die ganze Schuld auf den deutſchen Eſſig werfe. Olaus Borichius erzählt, er habe einen Menſchen gekannt, der, ſo oft er Eſſig ſah, mit den Zähnen geknirſcht habe und in kalten Schweiß gerathen ſei. Das muß ohne Zweifel *deutſcher Eſſig* geweſen ſein. Wenn wir anders gerecht ſein wollen, müſſen wir den Franzoſen einräumen, daß ſie von allen Nationen der Erde die größte Virtuoſität in der Bereitung der Eſſige beſitzen, eine Eigenſchaft, die, bei Lichte beſehen, wahrlich nicht die kleinſte Tugend der großen Nation iſt. Maille und Bordin, die Dioscuren der franzöſiſchen Eſſigfabrikanten, haben den Eſſig zur höchſten Höhe ſeines Glanzes erhoben. Vor ihnen kannte man keinen andern Tafeleſſig als den ſogenannten Eſtragon. Maille und Bordin waren die Meiſter, welche die Tafeln der Feinſchmecker mit mehr als 50 neuen Eſſigarten bereichert, die den Vinaigre à l'ail, à la rose, aux six simples, à la ciboulette, à la capucine, au célérie, à la ravigote, à la christe marine, aux truffes, au basilic, à la framboise, à la civette, au gingembre, au oignons, aux capres und andere Eſſigminen entdeckt haben.

Ich ſchmeichele mir, vielen meiner ſalatliebenden Leſer eine kleine Gefälligkeit zu erweiſen, wenn ich ihnen ein Paar Anweiſungen zur Bereitung zwei der feinſten Eſſige mittheile. — Maille's feiner Kräutereſſig (Vinaigre aux herbes fines) wird auf folgende Weiſe zubereitet:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Man nehme | Eſtragonkraut . . . . . . | 12 | Loth. |
| „ | Baſilicumkraut . . . . . . | 4 | „ |
| „ | Lorbeerblätter . . . . . . . | 4 | „ |
| „ | Recambolen . . . . . . . | 8 | „ |

Man zerſchneide dieſe Kräuter, die, nicht zu vergeſſen, friſch geſammelt ſein müſſen, ſchütte ſie in eine große gläſerne Flaſche, begieße ſie mit 1½ Quart Weineſſig, verſchließe dieſe Flaſche und ſetze ſie 3—4 Wochen den Strahlen der Sonne aus. Dann öffne man die Flaſche, filtrire die Flüſſigkeit durch Leinewand und preſſe den Rückſtand, der ebenfalls filtrirt wird. Dann iſt der Eſſig fertig.

Zu Bordin's Krafteſſig (Vinaigre à la ravigotte) braucht man folgende Zuthaten:

| | | |
|---|---|---|
| Eſtragon . . . . . . . . | 12 | Loth. |
| Lorbeerblätter . . . . . . | 6 | „ |
| Angelikawurzel . . . . . . | 4 | „ |
| Cavern. . . . . . . . . | 6 | „ |
| Sardellen . . . . . . . . | 6 | „ |
| Chalottenwurzel . . . . . . | 4 | „ |

Dieſe Materien werden in 2 Quart Weineſſig aufgeweicht, und im Uebrigen wie Maille's Eſſig zubereitet. Mit dieſem

Eſſig wird ſelbſt der gewöhnlichſte Salat ſeine Wirkung nicht verfehlen.

Salat iſt die Würze des Bratens. Ein Braten ohne Salat iſt eine Blume ohne Duft. Der Philoſoph Ariſtoxenes war ein ſo großer Salat-Verehrer, daß er jeden Abend die Salatkräuter ſeines Gartens mit Meth beſprengte.

Nicht ohne Stolz erkläre ich mich hier für den Erfinder eines neuen Salates, für den mir jeder Feinſchmecker Dank wiſſen wird. Durch eigene Erfahrung habe ich heraus gefunden, daß die Blumenblätter der Dahlien einen köſtlichen Salat geben. Dieſe Blätter nehmen in der Salatſchüſſel die Geſtalt eines Blumenſtraußes an, deſſen buntes Farbenſpiel durch das wirkſame Reagens des Eſſigs und durch den Firniß des Provencer Oels noch glänzender hervortritt. Dieſer Flora-Salat eignet ſich ganz beſonders zu Gänſebraten.

Bei dieſer Gelegenheit will ich zweier anderer Salate gedenken, die manchem meiner Leſer vielleicht noch beſſer als der von mir erfundene munden würden.

Pabſt Sixtus V. hatte, als er noch Franziskaner-Mönch war, die Bekanntſchaft eines armen, aber rechtſchaffenen Advokaten gemacht, der allmählig mehr und mehr in Armuth und Elend gerathen war. Alle Arzeneien blieben ohne Wirkung. Eines Morgens ſchickte der heilige Vater dem armen, elenden Turinez einen Korb mit Salatkräutern. Als der Kranke die Kräuter wegnahm, fand er darunter 1000 goldene Zechinen. Mit dieſem Golde konnte er ſich pflegen. Dieſer ſchöne Zug Sr. Heiligkeit iſt bei den Italienern zum Sprichwort geworden, und wenn man dort Einen weiß, dem es an Geld und Unterſtützung fehlt, ſo pflegt man zu ſagen: dem fehlt nichts als Sixtiniſcher Salat.

König Philipp II. von Spanien ſchickte einſt, in einer Anwandlung galanter Laune, ſeiner dritten Gemahlin, Anna von Oeſterreich, der Tochter Kaiſer Maximilians II., in einer goldenen Schüſſel einen italieniſchen Salat, begleitet von folgendem Schreiben:

„Mein herzallerliebſtes Weib!

> Beiliegend ſende ich Dir einen Salat, der Dir hoffentlich gut munden wird. Ich habe ihn ſelbſt bereitet; möchte er Dir Freude machen! Du ſiehſt, ich habe zu Allem Talent, ſogar zum Koch.“

Der königliche Salat beſtand aber nicht aus Kräutern, ſondern aus koſtbaren Edelſteinen. Die Topaſe ſollten das Oel bedeuten, die Rubine den Eſſig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde die grünen Blätter. Dieſer Salat ſoll 16,000 Dukaten gekoſtet haben.

Wo lebt das Weib, das ſolch' philippiſchem Salate widerſtehen könnte?!

Jedem Salatverehrer empfehle ich ein altes italieniſches Werkchen von Maſſenio, das, „l'insalata“ betitelt, im Jahre 1628 bei Moganza in Venedig herausgekommen iſt und in 68 höchſt gelehrten Kapiteln einzig und allein von Salat handelt. Der gute Italiener unterſucht folgende für jeden Feinſchmecker höchſt wichtige Fragen:

1) Worin beſteht das eigentliche Weſen des Salats?
2) Haben auch die Alten Salat gegeſſen?
3) Was iſt der Zweck des Salateſſens?
4) Welche Beſtandtheile gehören zu einem guten Salat?

Dann beleuchtet er mit tiefer Einſicht die Art der Bereitung, ſpricht ſehr gelehrt über Eſſig, Oel, Salz, Knoblauch u. ſ. w. Dann weiſ't er dem Salat ſeinen ſchicklichſten Platz an und verwirft den Gebrauch, ihn erſt zum Schluß der Tafel zu genießen, als äußerſt zweckwidrig. Ferner ſtellt er höchſt gelehrte Unterſuchungen an, ob man gleich darauf trinken ſolle, ob zwiſchen ihm und den nachfolgenden Gerichten eine Pauſe eintreten müſſe und ob er Abends genoſſen eben ſo geſund als Mittags ſei. Aeußerſt beherzigenswerthe Bemerkungen für die Salat-

Freunde machen den Schluß dieſes Werkchens, das in der Bibliothek eines Feinſchmeckers nicht fehlen darf.

Nur noch zwei Worte über die Zubereitung des Salats. Um einen Salat gut anzumachen, muß — wie der Franzoſe ſagt — der Geizige den Eſſig, der Verſchwender das Oel, der Sparſame den Pfeffer, der Weiſe das Salz beimiſchen und der Ungeſtüme dies Alles raſch durch einander rühren.

Folgende Verhältniſſe geben einen vortrefflichen Salat:

Vier Deſſertlöffel Senf.
„ „ Salz.
Drei „ Sardelleneſſenz.
Vier „ Schwamm-Katchup.
Drei „ Provencer Oel.
Zwölf „ Eſſig.
Drei „ Eidotter.

Wie die Maccaroni in den italieniſchen Sprichwörtern, ſo ſpielt der Salat in den franzöſiſchen Proverbes eine wichtige Rolle: Donner une bonne salade à quelqu'un heißt Einem den Kopf waſchen. Donner une salade à cheval heißt einem Pferde Salz und Brod geben; un régiment de salade heißt ein neugeworbenes, ſchlecht eingeübtes Regiment.

## XXXV.

## Eine Steinbutte und zwei Diplomaten.

Der Abbé Bernis war ein Glückskind. Dame Fortuna hatte in ihm — man verzeihe mir den trivialen Ausdruck — einen Narren gegeſſen. Schon an der Wiege hatte ſie ihm, gleichſam als Pathen-Angebinde, eine ausnehmend einnehmende Phyſiognomie, ein Paar allerliebſte, geiſtreiche, ſpitzbübiſche Augen, ein zierliches Füßchen und ein fein gedrechſeltes Damenhändchen geſchenkt. Später hatte ſie ihn mit Heiterkeit und Witz und auch mit etwas Talent zum Dichten begabt. Er war noch Seminariſt von Saint Sulvice und erſt achtzehn Jahre alt, als er ſchon recht hübſche Verſe machte, die im „Mercure galant“ erſchienen und vorzüglich bei jeder Dame, die in der Philis, Chloe und Cythere, welche er beſang, nur ſich allein gemeint glaubte, ungemein vielen Anklang fanden. Seine Quatrains und Madrigals, die lauter Blumenduft athmeten, flatterten von Mund zu Mund und niſteten ſich im Herzen aller ſchönen Frauen ein. Herr Bernis dichtet wie ein junger Gott, ſagten die Damen und riſſen ſich um ſeine Bekanntſchaft. Ein Liebling der Frauen aber iſt ein Auserwählter des Himmels, dem das Glück ſo zu ſagen nachläuft. Kein Wunder alſo, daß auch der kleine Herr Bernis, der unterdeſſen Abbé geworden war, ſehr bald vom Glück beim Mantel erfaßt und in eine glänzende Laufbahn geſchleudert wurde. Im Grunde hatte er's wohl auch verdient, denn er war in der That einer der ſchmuckſten und liebenswürdigſten Etourdis, der letzte jener netten zierlichen Abbés, die ein halbes Jahrhundert hindurch gleichſam die Penaten der Pariſer Boudoirs waren. Schade, Jammerſchade, daß ſeit 1789 dieſe Race gänzlich ausgeſtorben iſt. — Abbé Bernis ſtand eben in der vollen Blüthe ſeiner Jugend, als Zufall oder Beſtimmung — ich mag es nicht entſcheiden — ihn in das Haus der Madame Poiſſon führte, wo er der reizenden Antoinette, die fünf Jahre ſpäter als Marquiſe von Pompadour den glänzenden Focus des franzöſiſchen Hofes bildete, Unterricht im Clavier und — beiläufig geſagt — auch in den Anfangsgründen der Liebe gab. Der galante Lehrer beſang die reizende Schülerin in allen erdenklichen Versarten, und zwar ſo ſchön, daß ein Herz von Stein hätte gerührt werden müſſen. Antoinette Poiſſon ſonnte ſich in den Strahlen ſeiner Poeſie wie die Lotosblüthe in des Mondes keuſchen Blicken und erwiderte jeden ſeiner Verſe mit dem reizendſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebot ſtand. Der kleine Abbé ſchwamm im Meere ihrer Reize wie — ich muß abermals um Verzeihung bitten — eine Fliege in der Buttermilch. Sie muſicirten, ſangen und dichteten zuſammen und würden ſich vielleicht geheirathet haben, hätte es der Himmel nicht anders fügen wollen. Antoinette wurde die Gemahlin des Finanzpächters Lenormand d'Etioles und bald darauf die Calypſo des Ulyſſes von Frankreich, oder, rund herausgeſagt, die Maitreſſe Ludwigs XV. Frau von Pompadour ſtellte den Mentor ihrer Jugend dem Könige vor, der — vielleicht ſchon aus Rückſicht für ſeine Geliebte — von dem einſchmeichelnden Weſen des kleinen Abbé ſo entzückt war, daß er ihm eine Wohnung in den Tuilerien und — eigentlich für nichts und wieder nichts — eine Penſion von 1500 Livres gab. Einige Zeit ſpäter, als Seine Majeſtät den Verdacht zu ſchöpfen geruhten, daß Herr Bernis ein gefährlicher Nebenbuhler ſei, geriethen

Allerhöchſtdieſelben auf den glücklichen Einfall, den kleinen Mann als Geſandten nach Venedig zu ſchicken. Abbé Bernis entwickelte in dieſer neuen Sphäre eine ſo große Gewandtheit, daß der König und der ganze Hof davon höchlich überraſcht waren. Bernis iſt zu Allem zu gebrauchen, ſagte Frau von Pompadour, berief ihn nach Paris zurück und gab ihm (1757) das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten.

Aber nach Verlauf eines Jahres zog er ſich — Gott weiß wodurch — die Ungnade ſeiner Beſchützerin zu, erhielt jedoch einige Tage vor ſeiner Verabſchiedung, gleichſam als Pflaſter auf die Wunde, den Cardinalshut. Fünf Jahre ſpäter (Frau v. Pompadour war unterdeſſen geſtorben) erſchien ſein erloſchener Glücksſtern in neuem Glanze. Ludwig XV. ſchickte ihn im Jahre 1769 als Geſandten zum Conclave nach Rom. Er war es, der die Wahl Ganganellis und bei dieſem die Aufhebung des Jeſuiter-Ordens bewirkte — ein Schritt, den Clemens XIV. bald darauf mit ſeinem Leben bezahlte.

Dort in Rom lebte der ci-devant Abbé wie Gott in Frankreich. Ein Mann von Geiſt, Cardinal und Diplomat — natürlich alſo, daß er auch Feinſchmecker war. Er hatte einen vortrefflichen Keller, einen eminenten Koch und — einen ausgezeichneten Appetit, was, bei Lichte betrachtet, gewiß eine der ſchönſten Cardinaltugenden iſt.

Zu derſelben Zeit befand ſich auch der Herzog von Grimaldi als Geſandter Karls III. in Rom. Obgleich Grand von Spanien und Beſitzer eines großen Vermögens, war der Herzog dennoch ein Geizhals, der zwar auch die Freuden der Tafel liebte, jedoch nur ſo lange, als ſie nicht mit allzugroßen Koſten verknüpft waren. Herr von Grimaldi legte ſich deßhalb auf die Kunſt des Schmarotzens, lud ſich bald beim öſtreichiſchen, bald beim engliſchen, am liebſten aber beim franzöſiſchen Geſandten ein, weil er wußte, daß Cardinal Bernis aus Frankreich das

Ireal eines Kochs mitgebracht habe und überdem keine Koſten ſcheue, ſeine Gäſte ſo glänzend als nur möglich zu bewirthen.

Ich bin endlich am Schluſſe meiner Erzählung angelangt und bitte meine freundlichen Leſer drei bis fünf Mal um Verzeihung, daß ich diesmal — ganz gegen meine Gewohnheit — ſo weit ausgeholt habe.

Der Herzog von Grimaldi hatte ſchon ſo oft die Runde durch alle geſellſchaftlichen Diners gemacht, daß er endlich die Nothwendigkeit einſah, auch einmal ein Feſt zu veranſtalten, um der hohen Diplomatie einen Theil ſeiner Schuld abzutragen. Nach langem Kampfe entſchloß er ſich endlich, einen Tag feſtzuſetzen, an dem er den ganzen Corps diplomatique bei ſich ſehen wollte. Der Herzog beſchäftigte ſich eben mit dem Budget des Feſtes, als der Haushofmeiſter eintrat.

— Sereniſſimus, ſagte der Eintretende, ich erlaube mir, Euer Durchlaucht die Anzeige zu machen, daß ich einen Fiſch ausgewittert habe, der ganz geſchaffen iſt, die herzogliche Tafel zu zieren.

— Einen Fiſch? Was für einen Fiſch?

— Eine Steinbutte von ſo ſeltener Größe und Schönheit, daß Kaiſer Domitian mit Freuden eine Provinz ſeines Reiches dafür hingegeben und den ganzen Senat zuſammenberufen hätte, um ihn entſcheiden zu laſſen, in welcher Sauce er — der Fiſch nämlich — zubereitet werden ſolle.

— Haſt Du den Fiſch ſchon gekauft? fragte der Herzog.

— Noch nicht.

— Warum nicht?

— Weil der Mann dafür — erſchrecken Sie nicht, Sereniſſimus — fünfunddreißig Zechinen begehrt.

— Wie viel? fragte der Geſandte Spaniens.

— Fünfunddreißig Zechinen.

Der Grand von Spanien kratzte ſich die Ohren und rief: Welch ein Heidengeld! Der Himmel verzeihe mir die Sünde, wenn mir dabei unſer Heiland einfällt, den man für dreißig Silberlinge verkauft hat, und dieſer Mann verlangt für eine Steinbutte fünfunddreißig Zechinen! Unverſchämte Forderung! Doch will ich hoffen, daß er mit ſich handeln läßt…

— Euer Durchlaucht geruhen diesmal zu irren. Ich bot ihm zwanzig Zechinen.

— Und was erwiderte er?

— Lieber eſſe ich ihn ſelbſt.

— Was ſo ein Pöbel für Stolz beſitzt! Geh' hin und gieb ihm fünfundzwanzig.

— Er läßt ſich keinen Paolo von ſeiner Forderung abhandeln, fügte er hinzu, als ich ihm dreißig Zechinen geben wollte.

— Eh bien! Man muß leben und leben laſſen… gieb ihm einunddreißig Zechinen…

— Er iſt eigenſinnig.

— Gib ihm zweiunddreißig…

— Er wird mich gehen laſſen…

— Für dreiunddreißig läßt er ihn ganz beſtimmt…

— Ich will's verſuchen, ſprach der Haushofmeiſter und verfügte ſich mit dem Gelde zum Fiſchhändler.

Der Zufall hatte unterdeſſen den Koch Sr. Eminenz des Herrn Cardinals von Bernis zu demſelben Fiſchlieferanten geführt. Herr Pompée Magloire Vatel, der in directer Linie von jenem unſterblichen Koch des Prinzen von Condé abſtammte, von dem ſich, wie bekannt, eine neue Aera der Kochkunſt datirt, ſah dieſe verführeriſche Steinbutte, ſchlug vor Verwunderung die Hände über den gepuderten Kopf zuſammen und rief:

— Dieu de Dieu, quel turbot! guter Mann, was koſtet dieſe Eminenz?

— Fünfunddreißig Zechinen und keinen Paolo mehr oder weniger.

— Hier iſt das Geld, gieb mir den Fiſch…

— Halt, das geht nicht!

— Warum nicht, edler Römer?

— Weil er ſchon halb und halb verkauft iſt.

— Und an wen, mon ami Cinna?

— An den Herzog von Grimaldi.

— An den Geizhals, der ſich übermorgen einmal revanchiren will?

— Ich habe ſeinem Haushofmeiſter verſprochen, den Fiſch nicht eher zu verkaufen, als bis er mir Antwort gebracht, ob der Herzog ihn für dieſen Preis behalten will.

— Der Grand von Spanien, edler Römer, iſt ein Knicker, der dieſes Kleinod für den Schnabel ſeiner Gäſte viel zu theuer finden wird. Er iſt nicht werth, ſolch eine Perle von Fiſch auf ſeiner Tafel zu ſehen. Gebt mir dieſen Fiſch, ich zahle Euch im Namen meines Herrn fünf Zechinen mehr als Ihr gefordert habt.

— Aber mein Wort!

— Ah bah, ein Fiſchhändler braucht niemals Wort zu halten. Ueberdem, edler Römer, müßt Ihr einſehen, daß es gottgefälliger iſt, einem Cardinal als einem Herzog etwas Angenehmes zu erweiſen. Mein Herr und Gebieter, Seine Eminenz der Cardinal von Bernis, kann für Euch ein gutes Wort bei dem heiligen Vater einlegen, deſſen rechte Hand er iſt. Laßt mir den Fiſch und ich ſtehe Euch dafür, daß mein Herr Euch in ſein Gebet einſchließt, und daß Ihr dann, frommer, tugendhafter Römer, auf directem Wege in den Himmel kommt.

— Und wieviel wollt Ihr mir geben?

— Vierzig Zechinen und — falls Ihr wollt — noch einen Kuß von mir als Trinkgeld.

— Gebt mir das Geld, den Kuß ſchenke ich Euch.

— Ganz wie's Euch gefällt, erwiderte der Demoſthenes der Küche und legte dem Fiſchhändler vierzig blanke Zechinen hin.

— Da nehmt den Fiſch und vergeßt nicht, meine arme

Seele dem Gebete Eures Herrn zu empfehlen. Ich heiße Pietro Marulli und gehe jeden Sonntag in die Kirche…

— Verlaßt Euch auf mein Wort: Ihr kommt in den Himmel, wiederholte der Koch Seiner Eminenz und eilte frohlockend mit ſeiner Beute davon.

Fünf Minuten ſpäter kam athemlos der Haushofmeiſter des Herzogs von Grimaldi gerannt.

— Ich bringe Euch, carissime, frohe Botſchaft. Mein Herr und Gebieter, der Herzog von Grimaldi, Grand von Spanien, bevollmächtigter Miniſter Sr. katholiſchen Majeſtät König Karls III., Kammerherr und Ritter des goldenen Vließes, hat ſich huldreichſt bewogen gefühlt, Eure Steinbutte in Gnaden kaufen und Euch dafür dreiunddreißig Zechinen bezahlen zu wollen.

— So? erwiderte der Fiſchhändler in gedehntem Tone.

— Hier iſt das Geld… wo aber iſt der Fiſch?

— Der iſt verkauft.

— Verkauft, wiederholte der Haushofmeiſter, wie vom Blitz getroffen. Wer hat es gewagt, einen Fiſch zu kaufen, den der Herzog von Grimaldi, Geſandter Sr. ſpaniſchen Majeſtät, bereits behandelt hat?

— Wer das gewagt hat, fragt Ihr? Ich will's Euch ſagen: Seine Eminenz der Herr Cardinal von Bernis…

— Der verdammte Franzoſe! Mann, das ſollt Ihr büßen; ein Grand von Spanien weiß Beleidigungen dieſer Art zu rächen… Ihr habt Euer Wort gebrochen und werdet in des Teufels Küche kommen.

— Ihr irrt, der Koch Sr. Eminenz hat mir ſein Wort gegeben, daß ich auf directem Wege in den Himmel komme.

— Da hat mein Herr, der Grand von Spanien, wohl auch ein Wörtchen mitzuſprechen… ich ſage Euch, Ihr kommt direct in die Hölle… Sprecht, wie viel hat der vermaledeite Franzoſe Euch für den miſerablen Fiſch bezahlt?

— Fünf Zechinen mehr als ich verlangt hatte!

— Caracho! rief der Hofmeiſter, ſchlug ſich wuthentbrannt vor die Stirn und eilte fort, um ſeinem Herrn und Gebieter die Hiobspoſt zu überbringen. Zerknirſcht ſtürzte der Haushofmeiſter in's Kabinet des Herzogs und rief außer ſich:

— Durchlaucht, ich bin ein Kind des blaſſen Todes!

— Mutter Gottes, was iſt geſchehen?

— Man hat Eurer Durchlaucht die größte Beleidigung zugefügt.

— Sprich, erkläre Dich!

— Der Cardinal von Bernis hat ſeine Effronterie ſo weit getrieben, die bewußte Steinbutte — erſchrecken Sie nicht, Sereniſſimus — uns vor der Naſe wegzukaufen.

— Hat er das wirklich gethan?

— So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der Euere Durchlaucht noch nie belogen hat.

— Wenn's nur das iſt, ſo tröſte Dich… Im Grunde hat er mir damit, ganz wider ſeinen Willen, eine Gefälligkeit erwieſen, denn bei ruhiger Ueberlegung finde ich, daß dreiunddreißig Zechinen zu viel für einen Fiſch ſind, und wenn der Cardinal mich an dem Tage, wo ihm dieſe Steinbutte ſervirt wird, zu ſich einladet, ſo will ich ihm von Herzen gern verzeihen, daß er den Fiſch mir weggefiſcht hat.

* * *

Noch an demſelben Tage verzehrte der Cardinal Bernis dieſe Steinbutte in einer von ſeinem Koche eigens neu erfundenen Sauce, die Sr. Eminenz ſo außerordentlich behagte, daß er in allem Ernſte betheuerte: daß er in ſolcher Sauce ſogar den heiligen Vater verzehren könne.

Der Cardinal hatte die Unvorſichtigkeit begangen, den Herzog von Grimaldi diesmal nicht einzuladen.

Seitdem waren ſie die ärgſten Feinde.

## XXXVI.

## Ein Frühſtück Napoleon's.

Napoleon pflegte wie Harun al Raſchid (der mehr durch den Pinſel jenes Dichters, welcher ihn in den Märchen von Tauſend und Einer Nacht gemalt, als durch den Griffel der Geſchichte berühmt geworden iſt) incognito die Straßen ſeiner Hauptſtadt zu durchwandern, theils um die Stimmung ſeines Volkes zu belauſchen, theils um ſeinem von der Arbeit erſchöpften Geiſte eine kleine Erholung zu gönnen.

Wie der Khalif von Bagdad, gefolgt von ſeinem Großweſſier Giaffar, ſo pflegte der Kaiſer der Franzoſen, begleitet von ſeinem Großmarſchall Duroc, oft mitten in der Nacht, oft vor Anbruch des Tages die vergoldeten Säle ſeines Palaſtes, den er ſcherzweiſe ſeinen Kerker nannte, zu verlaſſen, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, unerkannt ſeine gute Stadt Paris zu durchſtreifen. Bei dieſen Wanderungen trug er gewöhnlich einen blauen, bis an den Hals zugeknöpften Rock und einen runden Hut mit breiten Krämpen. Auch ſein Begleiter war ſo einfach gekleidet, daß nichts ſeinen Rang verrieth. Dieſe Incognito-Promenaden verhalfen dem Kaiſer zu manchem luſtigen Abenteuer.

Es war im Herbſte des Jahres 1805, als Napoleon, ungeduldig, die Siegesſäule auf dem Vendomeplatz, das Facſimile ſeines Triumphes, vollendet zu ſehen, ſich gleich vor Sonnenaufgang in Begleitung Duroc's nach dem Bauplatze begab, um ſich zu überzeugen, wie weit die Arbeit unter Denon's Leitung bereits vorgeſchritten ſei. Zufrieden, daß das Monument ſeiner

Größe ſich endlich der Vollendung nähere, begab er ſich von hier in die Rue Napoléon (die jetzige Rue de la Paix), wo gleichſam, wie durch Zauberſchlag, täglich neue Paläſte, großartiger als jene zu Bagdad, aus der Erde wuchſen. Von hier kam er auf den Boulevard und ſchien nicht wenig verwundert, dieſes ſonſt ſo lebhafte Quartier noch ganz öd und menſchenleer zu finden.

— Die Herren Pariſer, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Großmarſchall, müſſen in dieſem Quartier, wie mir ſcheint, etwas faul ſein, weil alle Läden, obgleich es ſchon lange Tag iſt, noch geſchloſſen ſind.

Fröhlich fortplaudernd erreichte er endlich die Bains chinois, die erſt vor Kurzem eine neue glänzende Außenſeite erhalten hatten. Der Kaiſer muſterte eben die prachtvolle Decoration dieſes Badetempels, als das hier befindliche Kaffeehaus ſich öffnete.

— Wie wär's, Duroc, wenn wir hier frühſtückten? Ich habe Hunger. Wollen wir hier eintreten? Und ohne die Antwort abzuwarten, tritt der Kaiſer ohne Umſtände in's Kaffeehaus ein, ſetzt ſich an einen der vielen Tiſche, ruft den Garçon, beſtellt ſich Hammel-Cotelette, eine Omelette aux fines herbes (dies waren ſeine Lieblingsſpeiſen) und eine Flaſche Chambertin. Nachdem er ſein Frühſtück mit dem beſten Appetit verzehrt und eine halbe Taſſe Kaffee, den er, beiläufig geſagt, viel beſſer als jenen fand, den er in den Tuilerien trank, zu ſich genommen hat, ruft er den Garçon, verlangt die Karte und ſagt, indem er aufſteht, zu Duroc:

— Bezahlen Sie ... es iſt Zeit, daß wir heimkehren!

Dann ſtellt er ſich auf die Schwelle des Eingangs, kreuzt ſeine Hände hinter den Rücken und pfeift ein italieniſches Liedchen vor ſich hin.

Der Großmarſchall hat unterdeſſen alle ſeine Taſchen durchſucht und endlich die Gewißheit erhalten, daß er in der Eile, womit er ſich heute Morgen angekleidet, ſeine Börſe vergeſſen, was um ſo verdrießlicher war, weil er wußte, daß der Kaiſer niemals Geld bei ſich trug. Der Garçon überreicht dem Großmarſchall die Karte, deren Ziffern ſich auf 12 Franks belief. Beide betrachten ſich eine Zeit lang, ohne ein Wort zu ſagen; Duroc beſtürzt, weil ihm ſo etwas noch nie paſſirt war, der Garçon, weil er den Grund der Verlegenheit, welche Duroc zu verbergen ſucht, ſogleich errathen hat. Der Kaiſer, nicht ahnend, was hier vorgefallen ſei, kann nicht begreifen, was Duroc ſo lange zurückhalte. Nicht gewohnt, daß man ihn ſo lange warten laſſe, wendet er mehrere Male den Kopf um und murmelte ungeduldig: Allons donc, ſpuden Sie ſich, es iſt ſchon ſpät!

Der Großmarſchall begreift endlich, daß dieſe kritiſche Lage nicht länger dauern darf. In dem Wahne, daß man, um aus einem Kaffeehauſe herauszukommen, nichts Anderes bedürfe, als unumwunden zu geſtehen, man habe ſeine Börſe vergeſſen, nähert er ſich der Eigenthümerin des Café, die mit eſſigſaurer Miene am Comptoir ſitzt, und ſagt ihr in höflichem, aber etwas verlegenem Tone:

— Madame, mein Freund und ich wir ſind dieſen Morgen ausgegangen... etwas übereilt... und haben vergeſſen... unſere Börſe mitzunehmen... aber ich gebe Ihnen mein Wort, Madame, daß ich Ihnen in einer Stunde den Betrag unſerer Zeche zuſchicken werde...

— Wohl möglich, antwortet die Dame mit eiskaltem Lächeln, aber ich kenne weder Sie, noch Ihren Freund, und werde alle Tage auf ähnliche Weiſe angeführt. Sie begreifen alſo wohl...

— Madame, erwidert Duroc, der vor Verlegenheit kirſchroth geworden war, wir ſind Ehrenmänner... Offiziere der kaiſerlichen Garde...

Der Kaiſer, der die letzten Worte vernommen hat, aber nicht klug daraus werden kann, wendet ſich raſch um und fragt:

— Eh bien! was giebt's?

Aber auf ein Zeichen Duroc's bleibt er unbeweglich auf ſeinem Platze ſtehen, drückt ſich den Hut tiefer in's Geſicht und hört zu pfeifen auf.

Der Garçon des Kaffeehauſes, honnet genug, die Verlegenheit des Fremden zu begreifen, hält es für Pflicht, dieſer Scene ein Ende zu machen, um ſo mehr, da er in der kleinen gedrungenen Geſtalt des Kaiſers zwar nicht den Kaiſer, aber in dem andern Herrn einen der Großoffiziere erkennt, die täglich im Hofe der Tuilerien die Parade vorbeiziehen laſſen.

— Madame, ſagt der Garçon, da dieſe Herren ihre Börſen vergeſſen haben, ſo ſage ich gut für ſie, überzeugt, daß Offiziere von der kaiſerlichen Garde einem armen Garçon, wie ich bin, nicht, mit Erlaubniß geſagt, durch die Lappen gehen werden.

— Wieder zwölf Francs verloren! ruft die Wirthin mit ſchlecht verhehltem Grimme aus.

— Nein, Madame, ich werde ſie Ihnen ſogleich bezahlen, erwidert der Garçon, zieht eine kleine Börſe hervor und bezahlt die Dame, die leiſe vor ſich hin murmelt, daß es eine ſchlechte Angewohnheit ſei, Geld auszugeben, wenn man keines habe.

— Hier, ſagt der Großmarſchall, ſeine Uhr herausziehend, nehmt dieſes Pfand und behaltet es ſo lange, bis ich mich meiner Schuld gegen Euch entledigt habe. Ich danke Euch im Namen meines Freundes, der, wie Ihr ſeht, auf Kohlen ſteht: wir haben Geſchäfte und alſo keine Zeit zu verlieren.

— Mein Herr, erwidert der Garçon, ich bedarf keines Unterpfandes… ich habe die Ueberzeugung, daß Sie Männer von Ehre ſind…

— Ihr ſollt keine Urſache haben, dieſen Glauben zu bereuen, entgegnet Duroc und entfernt ſich mit dem Kaiſer, den er des langen Wartens wegen um Entſchuldigung bittet und ihm dann den ganzen Vorgang erzählt. Der Kaiſer lacht herzlich und iſt außer ſich über die Großmuth des Garçons, der, ohne ſie zu kennen, ihr Frühſtück bezahlt hat.

— Das iſt ein pariſer Kind, ſagt Napoleon, ſo ſind ſie Alle!

Plaudernd erreichten ſie die Tuilerien, wo ihre ernſten Beſchäftigungen ſie an das Frühſtück und den Garçon, der es für ſie bezahlt hatte, nicht mehr denken ließen.

* * *

Sechs Wochen waren ſeitdem verfloſſen, als der Kaiſer eines Morgens, beim kleinen Lever, ſeinen Großmarſchall rufen ließ.

— Ich habe heute nicht viel zu thun, ſagte Napoleon, wie wär's, wenn wir, da es noch ſehr früh iſt, ein wenig ſpazieren gingen?

— Sire, es iſt ſehr kalt; überdem iſt heute Abend Weihnachten und alle Welt frühzeitig auf den Straßen, um Einkäufe für die Feiertage zu machen. Wo konnten Eure Majeſtät wohl hingehen, ohne erkannt zu werden?

— Sie haben Recht, Duroc, wir wollen unſere Promenade heute Abend machen. — Doch halt, wie ſteht's mit unſerm Abenteuer im Café der Bains chinois?

— Sire, erwidert Duroc ganz beſtürzt, ich ſchäme mich, Euer Majeſtät zu geſtehen, daß ich ſeit jenem Augenblick nicht mehr daran gedacht habe; ja, ich habe ſogar vergeſſen, dem ehrlichen Garçon unſere Schuld zu bezahlen.

— Sagen Sie lieber, Ihre Schuld; das iſt ſchlecht, Duroc, ſehr ſchlecht, ſagte der Kaiſer etwas heftig. Mir iſt es erlaubt, dergleichen Kleinigkeiten zu vergeſſen… aber Sie…

— Sire, ich werde meinen Fehler wieder gut machen.

— Thun Sie das, Duroc, aber noch heute, jetzt gleich und auf eine Weiſe, die Ihrer würdig iſt.

Duroc verneigte ſich und ging.

Zwei Stunden ſpäter trat ein Diener, dem der Großmarſchall genaue Inſtructionen ertheilt hatte, in's Café der Bains chinois.

— War es nicht hier, fragt er die Dame des Hauſes, wo, vor ungefähr ſechs Wochen, zwei Herren in blauen Ueberröcken gefrühſtückt und ihre Rechnung nicht bezahlt hatten?

— Ja, mein Herr, antwortet die Dame etwas beſtürzt, denn dieſer Mann trug die Livrée des kaiſerlichen Hauſes.

— Eh bien, Madame, dieſe beiden Herren waren Seine Majeſtät der Kaiſer und der Herr Großmarſchall des Palaſtes… Kann ich den Garçon ſprechen, der für ſie bezahlt hat?

— Sogleich, mein Herr…

Die Dame klingelt und iſt faſt einer Ohnmacht nahe. Sie ſagt, ſie wolle ſich in's Waſſer ſtürzen, wenn es ihr nicht geſtattet würde, ſich Seiner Majeſtät zu Füßen zu werfen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Unterdeſſen erſcheint der Garçon, dem der Kammerdiener eine Rolle von hundert Napoleonsd'or übergiebt.

— Der Herr Großmarſchall des kaiſerlichen Palaſtes, fügt er hinzu, hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß, Falls Sie jemals eine Gunſt für ſich oder einen der Ihrigen zu erbitten hätten, er ſehr erfreut ſein würde, Ihnen auch einmal ſeiner Seits nützlich werden zu können.

Durgens (ſo hieß der Garçon) beeilte ſich, von dieſer wohlwollenden Abſicht des Herrn Großmarſchalls ſehr bald Gebrauch zu machen. Duroc ſtellte ihn bald darauf als Kammerdiener im Haushalt des Kaiſers an. Es gelang ihm, ſich das Vertrauen Joſephinens zu erwerben, die ihn, als ſie ſich nach Malmaiſon zurückzog, in ihre Dienſte nahm.

Aber ſonderbares Geſchick! Derſelbe Durgens ſtarb 1814 im Dienſte des Herzogs von Wellington!

## XXXVII.

# Die Rieſenpaſtete.

Die Polen, die man mit Recht die Franzoſen des Nordens nennt, haben ſich von jeher, wie ihre Waffenbrüder an der Seine, durch die Großartigkeit ihrer gaſtronomiſchen Neigungen ausgezeichnet. Eine polniſche Chronik erzählt folgende Curioſität:

Eine der größten gaſtronomiſchen Feierlichkeiten veranſtaltete Auguſt II. im Jahre 1732, als er zwiſchen Warſchau und Villamovo ein Luſtlager aufgeſchlagen hatte. Nach vierzehn Tagen mühſeliger Märſche und Gegenmärſche, täuſchender Angriffe und Vertheidigungen, lud der König die Oberbefehlshaber der verſchiedenen Corps zu einem großartigen Banket ein, an dem auch alle Soldaten Theil nehmen durften. Auf allerhöchſten Befehl wurde für ſie ein Kuchen gebacken, den man wegen ſeiner coloſſalen Größe mit Recht ein Kuchen-Ungeheuer nennen darf. Man hatte hierzu fünfundſiebzig Korzecs Mehl gebraucht und wenn man 4800 Eier, eine Tonne Milch, eine Tonne Butter und eine Tonne Hefen hinzuthut, ſo wird man ſich einen ungefähren Begriff von der Größe dieſer Rieſen-Paſtete machen, die dreißig Fuß hoch und zehn Fuß breit war. Gebacken und mit einer Unzahl von Blumen überſäet, wurde dieſes Kuchen-Ungeheuer auf eine Trage geſetzt, die von acht Pferden fortgezogen wurde, deren Geſchirr mit Bretzeln und Krapfen geſchmückt war. Dieſem Triumphwagen ſchritten ſechshundert Grenadiere beim klingenden Spiele der königlichen Leibhuſaren voran.

Dann kam der Schöpfer dieſes Kuchen-Ungeheuers, der Meiſter Kuchenbäcker, der mit einem unbeſchreiblichen Stolze ein Meſſer von ſieben Fuß Länge trug. Sechszehn Paſtetenbäckergehülfen, buntfarbige Fahnen in der Luft ſchwenkend, vervollſtändigten das Enſemble dieſer komiſchen Scene. Dann folgte eine Reihe großer Wagen, die mit Fleiſch und Fiſchen jeder Gattung beladen waren. Der Führer dieſer Wagenreihe war des Königs Leibkoch, der, als Bacchus maskirt, ſich mit Weintrauben umkränzt hatte. Der Gott der Weinleſe hielt einen großen goldenen Becher in der Hand. Acht kleine Neger bildeten ſeine Ehrengarde.

Als der Zug auf dem Schloßplatze angekommen war, machte er Halt vor dem Monarchen, der, von ſeinem Generalſtabe umgeben, die Ankunft deſſelben erwartet hatte. Auf ein Signal des Königs wurden hundert Salven abgefeuert, worauf Meiſter Kuchenbäcker und ſeine Gehülfen mit Hülfe einer Leiter den Gipfel des Kuchens erklimmten, der nun mit Hülfe ihrer langen Meſſer in Stücke zerſchnitten wurde. Das erſte Stück wurde, wie billig, dem König Auguſt präſentirt, die nachfolgenden ſeinem Hofſtaat. Bacchus reichte dann dem König den goldenen Pokal, mit dem köſtlichſten Weine angefüllt. Auf ein zweites Signal des Königs nahmen die Soldaten das Kuchen-Ungeheuer unter Hurrahgeſchrei, gleich einer belagerten Feſtung, mit Sturm ein und riſſen ein Stück nach dem andern herunter, ſo zwar, daß nach Verlauf von zehn Minuten die Paſteten-Feſtung demolirt und von ihr nichts mehr zu ſehen war, als die Trage, worauf ſie geſtanden. Die Zerſtörung wurde mit Spiel und Tanz, mit Sang und Becherklang gefeiert. Wenn man der Chronik Glauben ſchenken darf, ſo ſchreibt ſich von dieſem Feſte die berühmte Vergleichung her: „Luſtig wie ein Pole.“

# XXXVIII.

## Servietten-Novelle.

Es war eine himmliſch ſchöne Zeit! Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt, ſchrieb ein boshaftes Journal, war der perſonificirte Leichtſinn, hatte eine Unzahl von Gläubigern und lebte wie Gott in Frankreich. Man hatte mich zweimal auf's Theater gebracht und mich dadurch zu einem öffentlichen Charakter gemacht. Und daher kannte mich jedes Kind und liebte mich jede Frau.

Damals verging keine Woche, in der ich nicht wenigſtens ein Dutzend Einladungen erhielt. — So war ich eines Tages zu einem Diner eingeladen von einem jungen ruſſiſchen Cavalier, der in mir, ſo zu ſagen, einen Narren gegeſſen hatte.

Damals brauchte ich zwei Stunden zu meiner Toilette, denn ich war ein Stutzer, der in Verzweiflung gerieth, wenn ihm die Maſche ſeines Halstuches nicht gelang oder der Frack eine Falte warf. Nachdem ich, ſorgfältiger als je, meine Toilette gemacht, fuhr ich zum Grafen.

Bei meinem Eintritt in den Salon ſtellte mich der ruſſiſche Amphitryon zuerſt ſeiner Couſine, einer jungen Wittwe, vor, die erſt unlängſt aus Moskau angekommen war. Ruſſiſche Frauen und ruſſiſcher Caviar waren von jeher meine Lieblingsgerichte. Ich leerte den ganzen Köcher meiner damals unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, um auf dieſe Dame einen guten Eindruck zu machen. Dieſe Wittwe war (ich bin jetzt ein geſetzter Mann und rede nun als Gourmand) ein Ragout aller weiblichen Reize, ihr Auge war berauſchender als der mouſſirende Sillery, ihr Mund einladender als eine Straßburger Trüffelpaſtete, ihr Teint blendender als ein Blanc-Manger. Sie ſagte, ſie habe dies und das von mir geleſen, viel von mir gehört und ſei daher nicht wenig geſpannt geweſen, mich perſönlich kennen zu lernen. Sie habe ſich ein abſcheuliches Bild von mir entworfen, habe mich buckelig und pockennarbig geglaubt, und fühle ſich jetzt angenehm überraſcht, fügte ſie hinzu und beſiegelte dies Geſtändniß mit einem Lächeln, ſüßer als Ananas-Gelée und pikanter als Vanillen-Eis.

Meine zweiundzwanzig Jahre nahmen dies alles für baare Münze und meine Eitelkeit fühlte ſich dadurch weniger geſchmeichelt, als nach Verdienſt gewürdigt.

Wir unterhielten uns ein Weilchen von der alten Literatur und den neuen Moden, von der ruſſiſchen Politik und der deutſchen Oper, von der polniſchen Revolution und der franzöſiſchen Küche. In der letzten Sphäre ſchien der moskowitiſche Engel ſehr bewandert zu ſein: Madame ſprach mit großem Enthuſiasmus von den Verdienſten eines guten Koches und war, wie Rouſſeau's Julie, un peu gourmande, eine Eigenſchaft, die ihr in meinen Augen einen erhöhten Reiz verlieh. Wir ſprachen eben von Champignons, als ſich ein anderer Pilz in unſer Geſpräch miſchte und ihm und mir dadurch eine andere Richtung gab.

Es ſchlug fünf. Ich verſpürte Appetit und warf einen Blick auf die gedeckte Tafel. Bei jedem Couvert ſtand ein Glas und in jedem Glaſe ſtak eine Karte mit dem Namen des Gaſtes, dem dieſer Platz bei Tiſche angewieſen war. Ich muſterte die Karten und fand zu meinem Leidweſen, daß ich zwiſchen einer alten Stiftsdame und einem jungen Legationsſekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft eingepfercht werden ſollte.

— Ach, ſeufzte ich aus B moll, warum iſt es Dir nicht vergönnt, an der Seite dieſer moskowitiſchen Schönheit zu ſitzen?

Neben der alten Stiftsdame ſchmeckt mir kein Biſſen. Wie fange ich es an, von ihrer Seite zu kommen? Halt, dachte ich, da fährt mir ein kühner Gedanke durch den Kopf… ich ſtecke die Karte, worauf der Name des Legationsrathes ſteht, in mein Glas und meine Karte in das ſeinige. Durch die Vertauſchung der Karten wird der junge Franzoſe der Nachbar der alten Stiftsdame und ich erhalte dadurch den Platz an der Seite einer andern Dame, die zwar auch nicht mehr jung, aber doch nicht ſo geſprächig als jene iſt. Aus der Scylla ſturzte ich mich in die Arme der Charybdis.

Nach einem Weilchen ging's zu Tiſche. Man höre, was ſich jetzt ereignete. In dem Augenblick, als ich meine Serviette entfalten will, fällt aus derſelben — hört, hört! — ein roſenfarbiges Billet auf meinen Schooß. — Teufel, murmelte ich leiſe vor mich hin und eſcamotirte das Briefchen mit einer Gewandtheit, die ſelbſt einem Bosco Ehre gemacht hätte, in meine Seitentaſche. Man wird es leicht begreiflich finden, daß dieſes Billet, das ſich ſo geheimnißvoll in die Falten meiner Serviette verſteckt, meine Neugier ſtachelte. Wer weiß, was ich darum geſchenkt, hätte ich vom Tiſch aufſtehen und den Inhalt dieſes Briefes erfahren können. Er trug alle Merkmale eines Billet-doux an ſich. Wer aber mag ihn geſchrieben, wer ihn unter meine Serviette gelegt haben? Das waren die Fragen, die meine Neugier auf die Folter ſpannten und mir noch obendrein meinen ganzen Appetit verdarben. Was war da zu thun? Den geheimnißvollen Brief vor den Augen der ganzen Tiſchgeſellſchaft entfalten, wäre undelikat und unvorſichtig geweſen. Ich mußte alſo meiner Neugier Zügel anlegen und, da es unſchicklich iſt, während des Tiſches von der Tafel aufzuſtehen, ſo lange warten, bis die Tafel zu Ende war.

Drei lange Stunden ſaß ich auf Stecknadeln und ließ ein Gericht nach dem andern unberührt an mir vorübergehen, denn die Erwartung, die grenzenloſe Neugier, die mich in den

Schlingen ihres Netzes gefangen hielt, hatten den kühnen Flug meiner Eßluſt gelähmt und mich ganz und gar von den Freuden der Tafel in's dunkle Labyrinth verſchiedentlicher Ahnungen gelockt. Beklagt, bemitleidet mich, ehrwürdige Freunde der Gaſtronomie; ſteinigt mich, ſagt, daß ich nicht werth ſei, ein Gourmand zu heißen, denn ich habe ſelbſt einen Faſan, mit Trüffeln garnirt, ungewürdigt auf dem Teller liegen laſſen, weil alle meine Sinne ſich in meine Rocktaſche, worin das myſteriöſe Billet ſtak, concentrirt hatten. Ach, dieſe Qual, drei Stunden bei einer reich-beſetzten Tafel zu ſitzen, ſeinen ganzen Appetit wie durch einen Zauberſchlag vernichtet zu ſehen und von dem Geheimniß eines Briefes, den man in der Taſche hat und nicht leſen darf, gefoltert zu werden, dieſe Qual wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Endlich nach drei Stunden neunundvierzig Minuten (ich hatte auf meine Uhr geſehen, als die Suppe auf den Tiſch gekommen war) erhebt ſich die Geſellſchaft von der Tafel. Ich will eben in ein Nebenzimmer ſchlüpfen, um den drückenden Alp der Neugier von mir abzuwälzen, da tritt mir der Graf, ein leidenſchaftlicher Whiſtſpieler, mit vier Karten in der Hand und mit den Worten in den Weg:–

— Ziehen Sie, lieber Freund.

Ich hätte in dieſem Augenblick lieber ein Schwert als eine Karte ziehen mögen.

— Diſpenſiren Sie mich vom Spiele... ich bin heute nicht aufgelegt dazu, ſagte ich ſehr verdrießlich.

— Sie müſſen ſpielen, lieber Freund!

Das Wortchen „Muß“ hat mich immer aus der Faſſung gebracht.

— Ich muß? wiederholte ich etwas ſpitz.

— Verſtehen Sie mich recht. Ich nehme an, daß Sie ſo artig ſind, nicht unſer Vergnügen ſtören zu wollen. Es fehlt uns der vierte Mann… Der Legationsrath und meine Couſine ſpielen mit… Bitte, bitte, ziehen Sie!

Seine Couſine, die moskowitiſche Schönheit, ſpielt mit. Dieſes einzige Wort hatte meinen Unmuth raſch beſänftigt. Ich zog eine Karte: es war (ich weiß es noch ſo genau, als ob es erſt geſtern geſchehen) Coeur-Bube.

— Sie ſind alſo der Partner meiner Couſine, ſagte der Graf und zog mich an den Whiſttiſch, wo ſchon Alles arrangirt war.

Meine Folter fing nun von vorn an, ich mußte Whiſt ſpielen, auf jede Karte aufpaſſen, um nicht einen Tric zu vergeben (etwas, was der Graf mir ſein Lebelang nie verziehen haben würde) und mußte alle meine Gedanken zuſammennehmen, um nicht der Qual der Neugier zu erliegen.

Wir fingen eben den zweiten Robber an, als meine Neugier ſo ſehr überhand nahm, daß ich ihrer nicht mehr Meiſter werden konnte. Ich zog raſch mein Schnupftuch hervor, ſchützte Naſenbluten vor und eilte aus dem Zimmer hinaus. Aber der unglückſelige Graf eilte mir auf der Ferſe nach, um mich in ſein Zimmer zu führen.

— Hier iſt Waſſer.

— Laſſen Sie mich einen Augenblick allein, wenn ich bitten darf, bat ich.

— Aber bleiben Sie nicht zu lange; wir warten auf Sie, ſagte der Graf, und wollte, etwas zerſtreut, den Leuchter, den er mitgebracht, wieder mit ſich nehmen.

— Licht, Licht! rief ich.

— Ach, entſchuldigen Sie, ſprach der Graf, ſtellte den Leuchter hin und ging.

Endlich war der Augenblick gekommen, wo der Inhalt des geheimnißvollen Briefes ſich mir offenbaren ſollte. Ich zog ihn raſch hervor, riß das Couvert auf und las:

„Morgen nach der Oper erwartet man Sie im Hôtel de St. Petersbourg auf Nr. 10.“

— Ein Rendezvous! Dacht' ich mir's doch, rief ich aus und eilte in's Spielzimmer zurück.

— Heben Sie ab, charmanter Freund, rief mir der Graf zu, an dem die Reihe des Kartengebens war.

— Ich bekomme ſchlechtes Papier, ſagte ich.

— Unglück im Spiel bedeutet Glück in der Liebe, warf die Gräfin mit inhaltvollem Lächeln hin.

— Ach, nun weiß ich Alles, ſprach ich zu mir ſelbſt. Dieſes Billetdoux, das mir auf morgen Abend ein Stelldichein im Hôtel de St. Petersbourg giebt, hat mein moskowitiſches vis-à-vis geſchrieben. Ich will dem Geheimniß alſogleich auf die Spur kommen.

Nach einer kleinen Pauſe warf ich ganz gleichgültig die vom Zaun gebrochene Frage auf:

— Nicht wahr, meine Gnädige, Sie wohnen im Hôtel de St. Petersbourg?

— Ei, woher wiſſen Sie das, fragte die Gräfin, die dabei die Miene des Erſtaunens annahm.

— Woher ich das weiß?

— Ich... ich ſah Sie geſtern am Fenſter...

— Mich? Geſtern??

— Ja, geſtern!

— Unmöglich, denn ich war zwei Tage in Charlottenburg und bin erſt heute Morgen nach der Stadt zurückgekehrt.

— Dieu de Dieu, Sie ſind heute entſetzlich zerſtreut!

— Wie ſo, lieber Graf?

— Sie ſtechen das Aß ihres Aiden ab.

— Bitte tauſendmal um Entſchuldigung.

— Wir verlieren dadurch den Tric, bemerkte mein vis-à-vis.

— Was liegt daran, dachte ich mir, nun weiß ich doch, woran ich bin.

Meine Augen botaniſirten jetzt auf der Blumenflur ihrer Reize und weilten mit unbeſchreiblichem Behagen auf dem Lilienbeete ihres Halſes.

— Göttlich, göttlich, rief ich, im Anſchauen ihrer Schönheit vertieft.

— Was finden Sie göttlich? fragte der Graf.

— Daß – daß — daß Madame meine Neune überſticht.

— Ich finde da gar nichts Göttliches, meinte der Graf.

— Ich auch nicht, wiederholte der Legationsſecretair.

Wir ſpielten noch drei Robber. Ich verlor einen nach dem andern, denn ich dachte nur an mein Stelldichein und ſchwelgte im Vorgenuſſe himmliſcher Wonnen. Das Einzige, was meine Freude trübte, war der Umſtand, daß die Dame nicht blos mir, ſondern, dann und wann, auch der Legation einen zärtlichen Blick zuwarf.

— Man iſt etwas kokett, dachte ich. Doch was liegt daran? Mir hat ſie ja doch den Vorzug geſchenkt!

Bald darauf fuhr die Gräfin nach Hauſe. Ich hatte keine Ruhe mehr und lief davon.

In meiner Wohnung angekommen, warf ich mich in's Bett, konnte aber nicht einſchlafen, denn die Reize meiner moskowitiſchen Peri pirouettirten vor meinen Augen: ich ſah ihren üppigen Nacken, ihren himmliſchen Arm, ihren göttlichen Mund, und nahm, um meine Phantaſie abzukühlen (ſchon damals neigte ſich mein Geſchmack ſehr ſtark zur Gourmandiſe hin), Brillat-Savarin's „Physiologie du gout“ zur Hand. Ich las die zwanzigſte „Méditation de l'influence de la diète sur le sommeil et les songes“ (über den Einfluß der Diät auf den Schlaf und die Träume). „Die Erfahrung, ſagt §. 97, hat gelehrt, daß die Diät die Form der Träume beſtimmt. Im Ganzen genommen, pflegen alle Nahrungsmittel, welche leicht erregend ſind, Träume zu erzeugen. Hierzu gehören: Tauben, Enten, Wildpret und vor Allem Haſen. Dieſelbe Eigenſchaft ſchreibt man auch dem Spargel, dem Sellerie und den Trüffeln zu. Es wäre aber ein großer Irrthum, zu glauben, daß man dieſe Nahrungsmittel aus dieſem Grunde von den Tafeln entfernen ſollte; denn die Träume, die ſie erzeugen, ſind in der Regel von angenehmer Natur.“

Das trifft ſich ganz charmant, ich habe heute zufällig Spargel und Trüffeln gegeſſen. Wir wollen ſehen, ob Meiſter Brillat-Savarin Recht hat.

Ich las noch ein halbes Stündchen; dann ſchlief ich ein. Aber in meinem Leben träumte ich keinen gräßlichern Traum. Ich befand mich bei Fraſcati am Roulettetiſch. Ich hatte (himmliſch-ſchöner Traum!) eine Börſe mit hundert Louis bei mir, wollte aber — man iſt manchmal im Traume klüger als im wachen Zuſtande — durchaus nicht ſpielen. Plötzlich klopft Jemand leiſe auf meine Schulter; ich drehe mich um und erblicke — meine ruſſiſche Wittwe. Wenn Sie gewinnen wollen, flüſterte ſie mir in’s Ohr, ſo müſſen Sie Nummer zweiunddreißig beſetzen. Sie warf zwei Louis auf den Tiſch und bekam, eine Minute ſpäter, ſiebenzig Louis gezahlt. Hatte ich nicht Recht? Wenn Sie jetzt gewinnen wollen, müſſen Sie Nummer dreißig beſetzen, fuhr ſie fort und warf fünf Louis auf das Feld. Ich wollte meine Börſe hervorholen, um ihrem Beiſpiel zu folgen, aber ich ſuchte ſie in der rechten Taſche und fand ſie in der linken dann erſt, als es ſchon zu ſpät war, denn eben kreiſchte die Stimme des ſchieläugigen Croupiers: „Rien ne va plus!“ Eine Secunde ſpäter rief dieſelbe Stimme „Première!“ und Madame bekam fünfmal fünfunddreißig Louis. Sie ſehen, ich irre mich nie; wenn Sie jetzt gewinnen wollen, müſſen Sie Nummer fünf beſetzen, raunte ſie mir ſchnell in’s Ohr und warf zehn Louis hin. Ich wollte meine Börſe öffnen, um eine gleiche Summe herauszunehmen; das Schloß aber, das ſonſt ſo gefügig auf- und zuging, war jetzt wie vernagelt. Ich probirte hin und her, doch umſonſt, denn eben verkündete der Croupier „Cinque!“

und zahlte — ſehr verdrießlich — meiner Nachbarin dreihundert funfzig Louis aus. Nun geht meine Kunſt zu Ende, ſagte ſie zu mir, ich weiß nur eine Nummer noch; wenn Sie jetzt gewinnen wollen, beſetzen Sie Nummer dreiundzwanzig. Muthig warf ich meine ganze Börſe auf das von ihr bezeichnete Feld. Die Elfenbeinkugel kreiſ'te diesmal länger als gewöhnlich und ſpannte meine Neugier auf die ſchrecklichſte Folter: ich ſtand auf glühenden Kohlen. Die Kugel fiel endlich in's Fach. Zweiunddreißig, rief der Croupier. Verloren! ſchrie ich und vernahm hinter meinem Rücken ein hölliſches Hohngelächter; ich wende mich um und erblicke — den leibhaften Teufel, der, um mich zu verführen, die Geſtalt der ruſſiſchen Wittwe angenommen hatte. Du haſt Dich verblenden laſſen und hundert Louis verſpielt. Dieſer Leichtſinn muß beſtraft werden, rief der Teufel und verwandelte mich in einem Nu in ein Räucherkerzchen, das der Croupier, weil der Satan bei ſeinem Verſchwinden einen hölliſchen Geruch zurückgelaſſen hatte, an der Lampe anzündete. Ich ſah mich als brennendes Räucherkerzchen und empfand einen Schmerz, den ich nicht beſchreiben kann. Wie froh war ich, als ich erwachte!

Brillat-Savarin hat Unrecht! Man kann Spargel und Trüffeln eſſen und doch von böſen Träumen heimgeſucht werden.

Mein Jockey brachte mir das Frühſtück und die neuen Journale. Mein Blick fiel auf die Miscellen. „Nach dem Berichte eines wohlunterrichteten pariſer Journals ſoll ſich der Geſammtbetrag des effectiven Vermögens der Gebrüder Rothſchild auf 426,214,025 Francs belaufen, eine Summe, die, im Durchſchnitt zu fünf Prozent angelegt, jährlich 20,810,705 Francs und 25 Centimes Intereſſen abwirft."

Ach, was ſind die Reichthümer Rothſchild's, was die Schätze des Moguls, was alles Gold der Erde gegen Liebe! Liebe, ſagt Ariſtoteles, iſt die Seele zweier Körper. Ach, wenn's nur ſchon Abend wäre! Ich kann es nicht erwarten, ſie an mein

Herz zu drücken und ihr zu ſagen, daß ich in ihren Armen ſelbſt nicht mit Kröſus tauſche.

Die Stunden ſchlichen ſo träge fort, daß ich vor Ungeduld faſt verzweifelte. Es war ein Tag, von dem ich glaubte, er habe 48 Stunden und jede Stunde 120 Minuten und jede Minute 120 Secunden. Was that ich nicht Alles, um meine Ungeduld zu beſchwichtigen! Ich rauchte an dieſem Tage mehr als ſonſt in einer Woche; ich aß fünfmal Eis; ich ſpielte Domino; ich trank zehn Gläſer Zuckerwaſſer; ich beſuchte die Menagerie, eine fremde Schauſpielerin und das Wachsfiguren-Cabinet, aber der Tag nahm kein Ende. Wie froh war ich, als endlich die Stunde kam, wo die Oper anfing. Man gab Auber's „Gott und Bajadere." Dlle. Taglioni tanzte die Zoloe, Bader ſang den Gott. Die Muſik iſt das Graziöſeſte, was Auber geſchrieben hat. Die Aufführung aber langweilte mich. Wäre ich Maria Taglioni, dachte ich bei mir, ich ſuchte mir einen andern Gott, und wäre ich Gott, ich würde mich um eine andere Bajadere umſehen. Meine moskowitiſche Grazie ſchien nicht im Theater zu ſein, ich ſuchte ſie in allen Logen, fand ſie aber nicht. Vermuthlich wartet ſie ſchon auf dich. Kein Wunder, daß ich das Finale der Oper nicht abwarten wollte.

Gott-Bader ſtieg eben mit ſeiner Bajadere gen Himmel, als ich davon eilte, um auch meinen Himmel aufzuſuchen.

Zu mehrerer Sicherheit fragte ich den Portier:

— Auf Nummer 10 wohnt?

— Gräfin B... aus Moskau.

— Sie iſt doch ſchon zu Hauſe?

— Ich glaube.

Ich flog die Treppe hinan mit pochendem Herzen und überirdiſcher Hoffnung. Hoffnung, ſagt Ariſtoteles, iſt der Traum eines wachen Menſchen. Ich träumte mich an der Schwelle des Paradieſes, als ich anklopfte und eine freundliche Stimme „Herein!" rief.

— Sie ſind's? rief die reizende Wittwe mit der Miene beſtürzter Ueberraſchung. Darf ich fragen, was mir zu dieſer Stunde die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Gnädige Frau, Sie ſcheinen vergeſſen zu haben...

— Was?

— Daß...

— Ich bitte, reden Sie.

— Es wird mir ſchwer, Sie daran erinnern zu müſſen, daß Sie die Güte gehabt, mir auf heute Abend ein Rendezvous zu geben.

— Ein Rendezvous? Ich?? Ihnen???

— Ei, wem denn ſonſt?

— Sie ſcherzen!

— Kennen Sie dieſes Billet?

— Himmel, wie kam's in Ihre Hände?

— Ich frage Sie, wie kam es unter meine Serviette?

— Unter Ihre Serviette?

— Wie würde ich es ſonſt gewagt haben, dieſer Einladung Folge zu leiſten?

— Sind Sie verſchwiegen?

— Wie ein Fiſch.

— Nun denn, ſo hören Sie. Dies Billet iſt allerdings von mir... ich legte es aber unter die Serviette des Legationsſecretairs.

— Teufel, nun geht mir ein Licht auf! Um von der Seite der Stiftsdame zu kommen, verwechſelte ich die Karten und alſo auch die Plätze.

— Das iſt zum Lachen!

— Oder auch zum Verzweifeln, wie man will!

— Tröſten Sie ſich, theurer Freund, Sie haben gewiß der Eroberungen ſchon ſo viele gemacht, daß Sie auf dieſe Verzicht leiſten können. Werden Sie aber auch ſchweigen? fragte die moskowitiſche Dame, mir zärtlich ihre Hand reichend.

— Schweigen und... ſterben.

— Sie wollen ſich doch nicht etwa das Leben nehmen?!

— Vorläufig noch nicht, vielleicht aber ſpäter einmal, ſagte ich, küßte ihre Hand und empfahl mich.

Seit dieſer Zeit überfällt mich, ſo oft ich bei Tiſche eine Serviette entfalte, eine Erinnerung, die nicht zu den angenehmſten gehört.

# XXXIX.

## Mollusken und Inſekten

Die Molluſken liefern dem Feinſchmecker außer der gefeierten Auſter (Ostrea edulis) noch folgende Genüſſe:

1. Die Dattelmuſchel (Pholas dactylus), eines der wohlſchmeckendſten Weichthiere, das viele Gourmands ſelbſt der Auſter vorziehen, vielleicht ſchon darum, weil man größere Maſſen zu ſich nehmen kann, ohne davon beläſtigt zu werden. Auf Minorka, wo man dieſe Conchylie am häufigſten antrifft, giebt es Gaſtronomen, die mit der größten Gemüthsruhe ein paar hunderte dieſer Muſcheln in einer Sitzung riſkiren können. Bei Civita Vecchia werden die fetteſten, bei Ancona die größten Dattelmuſcheln gefunden. In Rom bereitet man daraus das unter dem Namen Boccone di Cardinale bekannte Lieblingsgericht. Auch bei Toulon und Dieppe werden ſchmackhafte Pholaden gefunden. Dieſe Muſcheln haben die Eigenſchaft, daß ſie, ſo lange ſie noch friſch ſind, ein phosphorartiges Licht ausſtrömen.

2. Die Pilgermuſchel (Pecten Jacobaeus), eine Molluske, die, in Oel gebraten, eine Lieblingsſpeiſe der Italiener iſt. In katholiſchen Ländern, namentlich in Spanien und Portugal, wird ſie gewöhnlich Jakobsmuſchel genannt, weil die frommen Pilger, die zur Kapelle des San Jago de Compoſtella in Galicien wallfahrten, Kleid und Hut mit dieſer Muſchel ſchmücken.

3. Die Herzmuſchel (Cordium edule), eine Conchylie, die ſowohl roh als zubereitet ein ſehr leckeres Gericht gewährt und namentlich in England ſehr beliebt iſt.

4. Die rauhe Steckmuſchel (Pinna crispa) bewohnt das mittelländiſche Meer, erreicht eine Länge von mehr als anderthalb Fuß und gilt in Griechenland als eine der ſchmackhafteſten Faſtenſpeiſen.

5. Der See-Igel (Echinus esculentus), eine Molluske, die in der Gegend von Savoyen gefunden und als Nebenbuhler der Auſter ſehr geſchätzt wird.

6. Die Weinbergsſchnecke (Helix pomatia), ein Weichthier, das hauptſächlich in der Schweiz, in Würtemberg, in und um Ulm, in Thüringen u. ſ. w. geſammelt und in beſondere Gärten geſetzt, mit Salatblättern und Waizenkleie gefüttert und in katholiſchen Ländern während der Faſtenzeit entweder in Wein gekocht und mit Pfeffer und Salz gewürzt, oder auch mit Butter, Oel und Zwiebeln verſpeiſ't wird. Die Schnecke, äußerſt nahrhaft und geſund, iſt namentlich Bruſtkranken und Schwindſüchtigen ſehr zu empfehlen. Doch will ich's nicht verhehlen, daß Bianca Maria, die zweite Gemahlin Kaiſer Maximilians I., durch allzuvieles Schnecken-Eſſen — die gute Kaiſerin verſpeiſ'te täglich mehr als hundert Stück — ſich nicht blos Unfruchtbarkeit, ſondern auch frühzeitigen Tod zugezogen hat.

Der ſtolze Herr der Schöpfung ißt aber nicht blos Mollusken, ſondern auch Inſekten. Aus jeder Klaſſe des Thierreichs ſchöpft er Honig für ſeinen Magen.

Aus der Klaſſe der Inſekten holt er ſich die Biene, die wegen ihres Honigs in der Gaſtronomie einen ehrenvollen Platz einnimmt. Vor der Entdeckung von Amerika ſpielte der Honig im Reich der Küche eine wichtige Rolle: unſere Vorfahren bedienten ſich ſeiner, um mit ihm ihre Ragouts, Confituren und Getränke zu zuckern. — Die Medicin ſchreibt dem

Honig viele Heilkräfte zu: er iſt balſamiſch, erweichend, ſchmerzſtillend; der gedämpfte Honig hat die Eigenſchaft, Wurzeln, Pflanzen, Blumen und Früchte friſch zu erhalten, ja ſogar animaliſche Subſtanzen lange Zeit vor Fäulniß zu bewahren. Die Badas, Bewohner der Inſel Ceylon, ſchneiden das Rindfleiſch in Stücke, bedecken es mit Honig und verwahren es in Baumlöchern. Nach einem Jahre hat das Fleiſch einen außerordentlich feinen Geſchmack und einen ſehr angenehmen Geruch.

Im alten Griechenland kamen auf die Tafeln der Feinſchmecker Baumgrillenpuppen. Vor der Paarung waren die männlichen Chryſaliden, nach der Paarung die weiblichen Puppen wegen ihrer Eier, welche die athenienſiſchen Gourmets für die größte Delikateſſe hielten, außerordentlich beliebt. — Auch noch heut zu Tage ſieht man in Oſtindien die Eingeborenen des Landes ganze Körbe voll Zirpen und Grillen auf den Markt bringen und ſie gegen andere Waaren umtauſchen.

Aeltere und neuere Geſchichtsſchreiber erwähnen einer Gattung Heuſchrecken, deren Fleiſch eben ſo weich und ſaftig als das der Krebſe ſein ſoll. Die Orientalen laſſen dieſe Inſekten in einer Terrine ſieden oder braten; es löſen ſich Flügel und Beine ab; die Köpfe und Körper werden roth wie die geſottenen Krebſe. Diodor von Sicilien berichtet, daß zu ſeiner Zeit die Aethiopier ſich einzig und allein von Heuſchrecken genährt. Auch in Judäa und ſeinen Nachbarſtaaten waren die Heuſchrecken, welche Moſes den Kindern Iſraels in der Wüſte zu eſſen erlaubt, ein nicht unbeliebtes Gericht. Die heilige Schrift erzählt, daß Johannes der Täufer lange Zeit hindurch nur von Heuſchrecken und Honig gelebt. — Im Jahre 1693 verirrte ſich ein zalloſer Schwarm dieſer eßbaren Heuſchrecken nach Deutſchland. Der berühmte Orientaliſt Job Ludolph ließ ſie auf morgenländiſche Weiſe zubereiten, um damit den Magiſtrat der Stadt Erfurt zu regaliren. — Noch jetzt ſollen die afrikaniſchen Beduinen vier Monate des Jahres von nichts

Anderm als Heuſchrecken leben; ja noch mehr, dieſe Heuſchrecken ſollen ſogar eine der Lieblingsſpeiſen des Franzoſenfreſſer Abd-el-Kader ſein.

Die Maikäfer ſind früher zu Confitüren gebraucht und als Aphrodiſiacum angewendet worden, aber eben dieſer Wirkung wegen ſehr in Verruf gekommen.

Die Bewohner der Küſten von Guinea freſſen Fliegen, die der Inſel Ceylon Bienen, die Neuſpanier Ameiſen und Seidenraupen, die Hottentoten Ungeziefer aller Art. Die Kamtſchadalinnen eſſen Spinnen, hauptſächlich darum, weil ſie dadurch fruchtbar zu werden hoffen. Labire verſichert, eine junge Frau gekannt zu haben, die in ihrem Garten — vielleicht aus demſelben Grunde — alle Spinnen fing und mit dem größten Appetit verſpeiſte. Auch der berühmte Aſtronom Lalande aß einmal eine Portion Spinnen, um den Beweis zu führen, daß dieſe Thiere durchaus nicht giftig ſeien. De gustibus non est disputandum! Ging doch der berühmte Campanella in ſeiner Liebesraſerei einmal ſo weit „stercorem amasiae degustare.“

# XL.

# Liebe iſt eine Cigarre.

## I.

So eben, werther Freund, empfing ich Deine Cigarrenſendung. Schon der Anblick des chineſiſchen Stroh-Etui erweckte in mir eine ſüße Vorahnung. Begierig, mich mit dem innern Werthe dieſer Kiſte vertraut zu machen, ſtellte ich alſogleich Verſuche an. Menſch, Freund, Engel, wo haſt Du dieſe Cigarren her? Du ſagſt mir, es ſeien Abdul-Medjid-Cigarren, die Du direkt aus der Türkei erhalten. Himmel, welch' ein Parfüm! Alle Wohlgerüche Arabiens müſſen beſchämt die Segel ſtreichen! Beim Barte des Propheten, ſolche Cigarren müſſen Allah und ſeine ewigen Jungfrauen im Paradieſe ſchmauchen! Ich bin bezaubert und entzückt und möchte Dich umarmen! Morgen veranſtalte ich eine Cigarren-Fête, zu der ich meine beſten Freunde einlade, um auch ſie des Genuſſes theilhaftig werden zu laſſen. — Du kennſt doch unſern W…, dieſen großen Cigarrenkenner, deſſen Geſchmack ſo ſchwer zu befriedigen iſt? Was wird der für Augen machen, wenn ich ihm Deine **Abdul-Medjids** präſentiren werde. Er, der in ſeinem ganzen Leben nie geweint, wird zum erſten Mal Thränen der Freude vergießen. Auch die andern Freunde werden unſer Entzücken theilen und Dich ſegnen, als den Urheber dieſer Freude. Sieh, lieber Freund, wie es in früheren Zeiten

Miteſſer gab, ſo giebt es jetzt Mitraucher, Cigarren-Schmarotzer, die nur ſo lange unſere Freunde ſind, als wir edle Havannahs haben.

Bei dieſer Gelegenheit will ich Dir ein Geſchichtchen erzählen, das freilich nicht Jeder, ſondern nur der begreifen kann, der zu dem Bewußtſein gelangt, daß zwiſchen Cigarren und Cigarren ein gewaltiger Unterſchied iſt.

Für den profanen Menſchen iſt die beſte Cigarre nichts anderes, als ein Surrogat der ſpießbürgerlichen Pfeiſe, für unſer Einen aber, der etwas Poeſie im Leibe hat, iſt die Cigarre ein Blitzableiter aller Grillen, eine gutmüthige Fee, welche mit ihrem Talisman luſtige Sylphen hervorzaubert, die, eingehüllt in diaphane Wolken-Mantillen, vor unſern Blicken auf- und niedergaukeln und in unſrer träumeriſchen Seele tauſendfache Fantasmagorien wachküſſen. Wir, nur wir können es begreifen, wie ein Franzoſe, Herr Laſſally, ein fünfactiges Drama über die Cigarre ſchreiben und die Cigarre als Symbol der modernen Liebe unſerer blaſirten Zeit betrachten konnte. „Die Liebe iſt eine Cigarre," ſo heißt der Titel dieſes Dramas, das, trotz aller Bizarrerie, doch viel Schönes hat.

Doch zurück zu der kleinen Geſchichte!

Du kennſt doch Madame S., die reizendſchöne Frau des alten, aber unverſchämt reichen Bankiers E...? Habe ich nicht Recht, alter Freund, wenn ich dieſe neue Helene einen Blumenflor aller Reize, eine Scala aller Liebenswürdigkeiten nenne? Habe ich nicht Recht, wenn ich ſage, daß ſie das ſchönſte Auge und die reizendſten Lippen hat? Habe ich nicht Recht, vollkommen Recht, wenn ich ſage, daß ſelbſt die reizendſte Madonna häßlich iſt, wenn ſie keine hübſchen Lippen hat? Biſt Du, ſtrenger Kunſtkenner weiblicher Schönheit, nicht ganz damit einverſtanden, daß eine ſchöne Lippe die unerläßliche

Bedingung einer weiblichen Schönheit iſt? — Madame S., deren reizendes Lippenpaar einen Gegenſtand meiner tiefſinnigſten Bewunderung bildet, gehört, wie Du weißt, zu jenen Frauen, die man Schöngeiſter nennt. Wöchentlich zweimal verſammelt ſie um ſich in ihrem Salon einen Kreis von Schriftſtellern, die ihrer Schönheit Weihrauch in allen Versmaßen ſtreuen, heute ein roſenrothes Madrigal, morgen ein kornblumenblaues Triolet, heute ein lavendelduftendes Sonett und morgen ein ſchneeglöckchenweißes Impromptu um ihre Schläfe winden und ſich glücklich ſchätzen, wenn Helene dieſe Huldigung mit einem holden Lächeln ihrer Lippen lohnt. Ihr Gemahl, der alte Herr, der an der Stelle des Herzens einen Courszettel ſitzen hat, beſitzt vor Allem die Tugend, die Eiferſucht, „dieſe Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft,“ ſelbſt nicht dem Namen nach zu kennen, vermuthlich deshalb, weil ſie auf keinem Courszettel prangt. Der liebe, gute Bankier, ein foſſiler Zahlenmenſch, fühlt ſich ungemein geſchmeichelt, wenn man ſeiner Gattin — Du erlaubſt mir den techniſchen Ausdruck — den Hof macht, wenn man ſie in Dichterweiſe idoliſirt, vergöttert, anbetet. Helene, mit den himmliſchen Lippen, nahm dieſe Bewunderung für den ſchuldigen Tribut ihrer Schönheit, ihres Geiſtes und Witzes hin — Frauen mit ſtarker Ober- und Männer mit ſtarker Unterlippe haben in der Regel immer etwas Witz — ließ ſich jedoch von all' dem Weihrauch, den man ihr geſtreut, nicht betäuben, weder ihr Herz, noch ihren Geiſt davon einnehmen; ſie blieb kalt, unempfindlich und treu dem Gelübde, das ſie ihrem Gemahl gelobt: ihn nie zu lieben, aber immer ſo zu achten, daß ſie ihn niemals kränken könne. Helene iſt eine jener Frauen, die genug Charakterſtärke beſitzen, den gefährlichſten Feind, — ſich ſelbſt — zu beſiegen. Wie Recht hat doch Fräulein von Scudery, wenn ſie ſagt: Il est plus glorieux de se vaincre soi-même que de vaincre les autres!

So lebte ſie ſorglos mitten in einem täglich wachſenden Kreiſe von Anbetern, als ſie plötzlich am Horizonte ihres häuslichen Glücks eine trübe Wolke herannahen ſah.

Unter dem Schwarme ihrer Satelliten machte ſich Roger — ein junger Schriftſteller — dadurch bemerkbar, daß er kälter als alle Andern, mit ſeinen Schmeicheleien kargte, Helenen ſelten oder nie eine Artigkeit ſagte und dennoch mehr als jeder Andere ſich zu ihr hingezogen fühlte. Der Bankier hatte ihm d[illegible]aubniß ertheilt, ſeine Gattin täglich und zu jeder Stunde [illegible] Tages beſuchen zu dürfen und ihr durch ſeine geiſtreiche Geſellſchaft harmlos die Zeit zu vertreiben. Roger beſuchte Helenen ſeitdem jeden Morgen und zwar immer zu der Zeit, wo der Bankier auf der Börſe beſchäftigt war. Der Reiz ſeiner gewandten Converſation gewährte ihr eine Unterhaltung, die ihren regen Geiſt angenehm beſchäftigte, und da er nie eine Sylbe fallen ließ, die eine Aehnlichkeit mit Schmeicheleien hatte, ſo fühlte ſie ſich in ſeinem Umgange ſo heiter und ungezwungen, als ob Roger ihr Bruder wäre. So war er allmälig als geiſtreicher Geſellſchafter ein gern geſehener Freund ihres Hauſes geworden. Er kam mit dem Glockenſchlage Eilf, rauchte eine Cigarre bei ihr — ihr Gemahl hatte die feinſten Havannahs, die Deine Fantaſie zu erfinden vermag — unterhielt ſich mit ihr über die neueſten Erſcheinungen der Literatur und des Theaters, erzählte ihr die Neuigkeiten des Tages, blieb aber nie länger als ein halbes Stündchen und entfernte ſich in der Regel gleich, nachdem er ſeine Cigarre ausgeraucht. Das, was Helenen berechtigt hatte, zu ihm mehr Vertrauen zu faſſen, als zu den andern Männern ihres Umgangs, war ſein ſtolzes, klug abgemeſſenes Betragen, das ſich immer frei hielt von dem Tone des ſogenannten Hofmachens, ein Ton, der einer ſchönen Frau, der man ewig die Kur macht, zuletzt läſtig wird. Er küßte ihr weder beim Kommen, noch beim Gehen die Hand, ſagte ihr niemals eine Schmeichelei und benahm ſich gegen ſie nur ſo artig, wie ſich ein gebildeter Mann gegen Frauen benimmt, die nicht ſo ſchön, nicht ſo gefährlich wie Helene ſind.

Anfangs freute ſie ſeine Gleichgültigkeit, bald aber wandte ſich das Blatt, und das, was ſie Anfangs ſo ſehr gefreut, verdroß ſie jetzt.

— Seine Gleichgültigkeit, ſagte ſie eines Tages zu ſich ſelbſt, beweiſt, daß er mich nicht ſchön findet, daß ich in ſeinen Augen — das wäre ſchrecklich! — ſogar häßlich bin. Ich häßlich? wiederholte ſie, warf dabei einen Blick in die Pſyche, die vor dem Sopha ſtand, und erſchrak bei dem Gedanken, daß es doch wohl möglich ſein dürfte, daß ein Einziger eine Frau häßlich finden könne, die hundert andere Männer, deren Bewunderung ſie ganz gleichgültig läßt, reizendſchön finden!

Schon die Möglichkeit dieſes Gedankens verletzte ſo ſehr ihre Eitelkeit, daß ſie ihre ſchönen Lippen krampfhaft zuſammenbiß, einen längern Blick in den Spiegel warf und dann triumphirend ausrief: Unmöglich! Nein, er kann, er darf mich nicht häßlich finden! Es iſt nur Caprice, aber nicht Ueberzeugung von ihm, daß er mich — mich, die Alle ſchön finden — für häßlich halten will. Mein Herz ſagt mir, daß er mich liebt, und nur darum den Don Cäſar ſpielt, weil er mich ſo kalt und ſtolz wie Donna Diana glaubt. O wehe mir, daß ich mir ſelbſt geſtehen muß, daß ſeine Kälte, ſeine Gleichgültigkeit ſiegreicher iſt, als die Gluth und Anbetung aller Andern! Wenn es wahr, wirklich wahr wäre, was ich mir ſelbſt nicht zu bekennen wage, wenn es wahr wäre, daß Roger der Mann iſt, den ich lieben könnte, den ich liebe — ich wäre das glücklichſte und dennoch unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes weiter Erde! Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und brach in Thränen aus.

— Du weinſt, fragte der bald darauf eintretende Gemahl, was fehlt Dir, Helene? Wünſcheſt Du Dir einen neuen

Shawl? Nimm Dir Geld, ſo viel Du brauchſt, und kaufe Dir ein ganzes Magazin von Shawls. Gefällt Dir die Equipage nicht, die ich Dir vor drei Tagen zu Deinem Namenstag geſchenkt, verkaufe, verſchenke ſie, an wen Du willſt. Ich bin reich und glücklich, daß ich Mittel beſitze, jeden Deiner Wünſche erfüllen zu können. Sprich, liebes Kind, warum weinſt Du? War Roger hier?

— Nein.

— Weinſt Du etwa darum? Ich will hin zu ihm und ihn fragen, warum er ſich ſeit acht Tagen nicht mehr bei uns ſehen läßt. Er iſt ein ſehr lieber, braver Mann, ſo gebildet, ſo unterrichtet, ſeine Converſation hat Dich — wie Du mir oft geſagt — ſo unterhalten, ſo zerſtreut. Ich möchte doch wiſſen, warum er plötzlich wegbleibt? Wer in meinem Hauſe hat ihm etwas zu Leide gethan? Ich wahrhaftig nicht, denn ich achte und ehre ihn. Haſt Du Dich etwa mit ihm erzürnt?

— Nein, doch wenn's auch wäre, was liegt daran? Dieſer Herr Roger iſt mir ſo gleichgültig als jeder Andere.

— Nein, liebes Kind, das iſt er Dir nicht. Du haſt Dich an ſeinen Umgang gewöhnt, er hat Dir manche Stunde verkürzt; ich will hin zu ihm...

— Willſt Du mich kränken? Was müßte Roger von mir glauben, wenn ich Dir geſtatten könnte, ihn zu fragen, warum er uns nicht mehr beſucht? Müßte er nicht glauben, daß ich ohne ihn nicht mehr leben kann? Wenn dieſer Roger dies wirklich glauben könnte, ich müßte, bei Gott! ihm in's Geſicht lachen.

— Aber, liebes Kind, weßhalb weinteſt Du vorhin, als ich eintrat?

— Ich hatte Migräne...

— Die vermaledeite Migräne! Mit Freuden ſchenkte ich mein halbes Vermögen hin, könnte ich Dich von Deinem Kopfleiden befreien. Meine liebe, theure Helene! Ich habe kein Kind, keinen Verwandten, keinen Freund; Du, Helene, biſt mein Alles! Ach warum bin ich nicht im Stande, Dich ſo glücklich zu machen, als ich möchte! ſagte der alte Bankier, ſchloß ſeine junge Frau in ſeine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Alabaſter-Stirn.

— Du lieber, guter Mann, rief Helene, wie viel Urſache habe ich, Dich zu achten und zu ſchätzen!

— Komm, liebes Kind, Du mußt Dich zerſtreuen, Dein Cabriolet iſt ſchnell angeſpannt; wir wollen hinaus in's Freie.

## II.

Eine Stunde ſpäter trug das ſchmuckſte Cabriolet von Wien Herrn und Madame E. in den Prater hinaus, wo ſie im „Eisvogel" unter dem Schatten blüthenſchwangerer Bäume ihr Mittagsbrot einnahmen und dann nach der Stadt zurückkehrten.

## III.

Am andern Morgen, als Herr E. eben nach der Börſe eilte, begegnete er ſeinem jungen Hausfreunde.

— Böſer Mann, ſagte er mit lächelnder Stimme, warum laſſen Sie ſich denn gar nicht mehr bei uns ſehen? Wiſſen Sie, daß meine Frau recht böſe auf Sie iſt?

— Es thut mir leid, aber dringende Geſchäfte, die keinen Aufſchub leiden, berauben mich eine Zeit lang des Vergnügens...

— Ei, was Geſchäfte, Sie ſind, wie ich weiß, ein leidenſchaftlicher Verehrer ächter Havannahs. Geſtern habe ich eine neue Sendung direkt aus Cuba erhalten, ſagte der Bankier, zog raſch ein geſticktes Cigarren-Etui aus der Taſche, reichte es dem jungen Manne hin und ſprach: Verſuchen Sie, das Tauſend koſtet 300 Gulden W. W., das Stück achtzehn Kreuzer.

— Welch eine herrliche Cigarre! rief Roger ganz begeiſtert.

— Nun, wann beſuchen Sie uns?

— Wo möglich noch heute, aber morgen ganz gewiß.

— Ich halte Sie beim Wort. Adieu, Adieu, lieber Freund! rief der Bankier und rannte haſtig fort.

Roger betrachtete die Cigarre und ſagte:

— Er hat alſo eine friſche Kiſte erhalten? Nun will ich die gute Frau wieder regelmäßig und zwar ſo lange beſuchen, bis die Kiſte wieder leer iſt!

Was ſagſt Du, lieber Freund, zu dieſem Hiſtörchen? Es iſt kein blauer Dunſt, ſondern Wahrheit, bittere Wahrheit. Hat nun jener Franzoſe nicht Recht, wenn er ſagt:

„Liebe iſt eine Cigarre.“

## XLI.

## Goldfiſchchen.

Manchmal glaube ich in allem Ernſt, daß ich kein Preuße, ſondern ein Türke ſei.

Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß meine Neigungen ganz orientaliſch, tout-à-fait muſelmänniſch ſind. Ich liebe vor Allem die Blumen. Democrit lebte in der Einbildung, er begreife den Geſang der Vögel; ich, guter Leſer, bilde mir ein, den Duft der Blumen zu verſtehen. Es giebt Blüthen, deren Parfüm mich dergeſtalt berauſcht, bezaubert und entzückt, daß ich vor ſie niederknieen und ſie anbeten könnte, wie ein Heliognoſtiker die Sonne, oder wie ein Schüler Zoroaſters das Feuer. Ich möchte alle Wohlgerüche Arabiens einſaugen, möchte mein ganzes Leben lang ſchwelgen in einem Meere von Düften. Licht iſt Leben und Duft iſt Poeſie! — Ich liebe wie der Türke den Genuß des Badens. Einem Fiſche gleich möchte ich täglich ein paar Stunden in kühlen Wellen umherplätſchern. Auch habe ich wie der Türke einen unwiderſtehlichen Hang zum Nichtsthun. Ich begreife wohl, was Roſſini damit ſagen will: ,,Müßiggang ſei die angenehmſte Beſchäftigung.'' Ich kann ſtundenlang in meinem kleinen Arbeitskabinet mit untergeſchlagenen Beinen auf den Kiſſen meines Divans ſitzen und die blauen Ringelwölkchen meiner Cigarre beobachten, wie ſie ſylphenleicht mich in ihre diaphane Atmoſphäre einhüllen; ſtundenlang kann ich meine Bücher, meine Bilder, meine Blumen betrachten, ſtillſchweigend mit ihnen plaudern, und wachend mich in einen träumeriſchen Zuſtand verſetzen, deſſen ruhige Wonne und wonnige Ruhe ich Keinem zu beſchreiben vermag. Ich kann wie ein Kind ſtundenlang zuhorchen, wenn mir ein roſiger Frauenmund Märchen erzählt, Feenmärchen, worin die Fantaſie mit dem Verſtande Verſteckens ſpielt und ihn in die geheimnißvollen Irrgänge der überirdiſchen Wunder verlockt. Es giebt kein Buch, das ich lieber leſe, als „Tauſend und eine Nacht.“ Scheltet mich, ſagt: ich wäre ein Träumer, ein Müßiggänger, ich werde Euch Recht geben, mich aber darum doch nicht beſſern.

Geſtern Abend ſaß ich auf meinem Sopha und ſtarrte, in wonniges Traumleben verſunken, die große Glaskugel an, in der vier wunderliebliche Goldfiſchchen herumſchwimmen. Je länger ich dieſe kleinen Weſen betrachtete, deſto ſüßere Ruhe zog in meine Seele ein. Ich beneidete das Loos dieſer ſchönen Thiere, die keine andern Bedürfniſſe, als Luft und Waſſer kennen, die in ihrem kryſtallenen Kerker ruhiger, glücklicher leben, als mancher König in ſeinem goldenen Palaſte. Sie haben keine Sorgen, ſie haben keine Wünſche, ihr Leben verrinnt in gleichmäßiger Ruhe, und Ruhe, Ruhe iſt das höchſte Glück auf Erden. Ich vertiefte mich immer mehr und mehr in den Anblick dieſer Fiſche und fühlte mich endlich in eine andere Welt verſetzt; meine Fantaſie regte luſtig ihre Schwingen und ſchüttelte weiße, blaue, rothe, gelbe, grüne Märchen auf mich herab, die mich wie ſchillernde Colibris umkreiſ'ten und mir wunderholde Weiſen in's Ohr flöteten.

Mitten in dieſem träumeriſchen Zuſtande ſah ich, wie eines dieſer Fiſchchen in einem Nu ſeine goldene Haut abſtreifte und ſich in einen Menſchen verwandelte.

— Kurzſichtiger Menſch, blödſinniger Thor, rief das Weſen, Du glaubſt, ich ſei ein Fiſch und reichteſt mir ſeit drei Jahren keinen andern Trank, als Waſſer, keine andere Speiſe, als alle vierzehn Tage einmal eine elende, erbärmliche Oblate, und wähnteſt, das wäre genug für mich.

Aber wiſſe, ich bin ein Menſch, wie Du, habe einen Magen, wie Du, ich habe Hunger und Durſt, wie Du.

Höre mein Schickſal und erfahre, wen Du vor Dir ſiehſt.

Ich heiße Fi-ſe-li, bin Kaiſer von China, Beherrſcher des himmliſchen Reiches, Bruder der Sonne, Onkel des Mondes und Couſin der Sterne. Einſt ſaß ich auf dem Throne meiner Väter und drückte mein Volk durch ſchwere Abgaben. Ich trank ſein Gold und aß ſein Silber und ließ Jeden, welcher murrte, ohne Schonung ſtranguliren.

Mein Volk duldete, ſeufzte und ſchwieg.

Da erbarmte ſich der Ewige des Leides meiner Unterthanen und rächte ihr Loos und beſtrafte meinen Frevel.

Ein mächtiger Zauberer, der in Geſtalt einer Schlange mich in meinen Gärten beſchlich, verwandelte mich und drei meiner nichtswürdigen Mandarine in Goldfiſche, warf uns in den gelben Fluß und fällte das Urtheil über uns, ſo lange in dieſer Geſtalt ein Spielzeug der Menſchen zu ſein, bis einer meiner Nachfolger die Frevel ſeiner Vorfahren durch Gerechtigkeit und Milde abgebüßt haben würde. Dann, ſprach die Schlange, darfſt Du wieder den Thron Deiner Väter beſteigen und gebeſſert Dein Volk beherrſchen, wie ein Vater ſeine Kinder beherrſcht.

Viertauſend Jahre ſchwamm ich als Goldfiſch in allen Gewäſſern der Erde herum und harrte auf Erlöſung.

Vor zwei Minuten ſtarb der hundertſechsundvierzigſte meiner Nachfolger — er war ein weiſer und gerechter Monarch — die Frevel unſerer Vorfahren ſind gebüßt, und ich bin wieder Kaiſer von China.

Dieſe drei Lumpen, die Du dort in der Vaſe herumſchwimmen ſiehſt, waren meine Miniſter: der fette aufgeblaſene mit dem ſilberweißen Bauche war Rips-Raps-Ro, mein Finanzminiſter, ein Raubfiſch ſonder Gleichen, der mich und mein Volk um viel Geld beſtohlen hat.

Der Zweite, mit dem ſchwarzen Rücken, war Mu-Mi-Mo, mein Juſtizminiſter, der täglich einem Unſchuldigen den Kopf abſchlagen und deſſen Vermögen confisciren ließ.

Der Dritte, mit den blutrothen Floſſen, war Treng-Teng-Teng, mein Kriegsminiſter, der beſtändig Krieg führen wollte, um Menſchenblut zu vergießen und ſich auf Koſten ſeiner Feinde zu bereichern; alle drei ſind Spitzbuben, die kein beſſeres Loos verdient haben — ſie bleiben ewig, was ſie ſind.

Ich aber kehre nun, geläutert von den Schlacken des Laſters, nach Peking zurück, um mein Volk zu beglücken. Zwar ſollte ich Dir zürnen, daß Du ſo geizig geweſen und mir in vierzehn Tagen nur eine einzige Oblate zur Nahrung gereicht; ich habe furchtbar hungern müſſen; aber die Huld des Kaiſers will vergeſſen, was Du an dem armen Goldfiſch verbrochen haſt. Monarchen ſollen Haß mit Liebe, böſe Thaten durch gute vergelten. Darum will ich Dich reich und glücklich machen: ich laſſe meine drei Miniſter in Deiner Gewalt, pflege ſie mit väterlicher Sorgfalt, denn wiſſe, ſo lange dieſe Fiſche leben, ſoll es Dir nie an Gold fehlen.

Oeffne Deine Schränke, in jeder Deiner Schubladen wirſt Du Goldmünzen finden, die, ich verſpreche es Dir, ſich vermehren ſollen, wie die Fiſche im Meere. Nun lebe wohl und gedenke mein!

Ich wollte mich beim Kaiſer von China eben bedanken, als ich ein ſtarkes Pochen an meiner Thür vernahm.

— Was giebt's? rief ich zornig dem Eintretenden in's Geſicht.

— Es fehlen noch drei Spalten Manuſcript, erwiderte der Setzer.

— Warten Sie, ſprach ich, ſetzte mich an mein Pult und ſchrieb das Märchen ganz ſo hin, wie ich es eben geträumt hatte.

Dann zog ich eine Schublade nach der andern heraus, aber in keiner fand ich das, was mein Goldfiſchkaiſer mir verheißen hatte. Die Fiſche ſchwammen munter in der Glocke herum und ich, ich zündete mir eine Manilla an und ſang mit Bertram:

„Gold iſt nur Chimäre!“

# XLII.

# Maskenball-Abenteuer.

## I.

Eben brachte mein Jockey die Zeitungen. Arthur, in die blaßblauen Wölkchen ſeiner Dos-Amygos-Cigarre eingehüllt, ſchob die japaniſche Taſſe, woraus er ſeinen Kaffee geſchlürft, bei Seite, nahm den Vert-vert und durchflog das Programm der Schauſpiele.

— Maskenball im Théâtre des Variétés, rief unſer Dandy, die Aſchenſpitze ſeiner Havannah an der Divanlehne abſtoßend, par Dieu! einen Maskenball darf ein Lebemann, wie ich, niemals verſäumen. Da knüpft man im Handumdrehen ein ganzes Alphabet neuer Liebſchaften an, da giebt's zärtliche Blicke, Billetdoux, Intriguen, Späße und dann und wann auch ein kleines Duell. Qu'importe? Meine Rappiere fangen zu roſten an, ich habe mich ſchon ſechs lange Wochen mit Niemandem geſchlagen, es iſt Zeit, daß ich Händel ſuche, ſonſt verliere ich alle Routine. Holophernes! rief er.

Der kleine, himmelblaue, ſilberbetreßte Jockey trat ein.

— Blüthe aller dienſtthuenden Geiſter, Perle aller Jockey's, ehrwürdiges Individuum, putze meine Rappiere, lade meine Piſtolen und lege mir meinen roſenfarbenen Domino zurecht, ich will heute den Maskenball beſuchen.

Der Kleine eklipſirte ſich, kam aber bald zurück.

— So eben brachte man dieſen Brief.

— Gieb her, mein Aeffchen! Goldſchnitt ... roſenrothes Papier ... ein Siegel mit einem Bouquet und der Inſchrift: Lis et crois ... das iſt ein himmliſcher Duft! Blüthe aller Jockey's, rieche und ſage mir, wie heißt dieſer Parfüm?

— Patchouly.

— Getroffen, Holophernes, getroffen. — Was wohl dies Billet enthalten mag? Voyons! „Eine Wittwe, die ſchon ſeit Monden das Bedürfniß fühlt, Herrn Arthur näher kennen zu lernen, wird heute den Maskenball im Théâtre des Variétés beſuchen.“ Hörſt Du, mein Holophernes? Eine Wittwe fühlt das Bedürfniß, meine Bekanntſchaft zu machen. Ich bin, beim Mahomet! ein geplagter Mann! Zur Zeit des Carnevals giebt's der Wittwen ſo viele! Aber weiter: „Die Unterzeichnete wird als Colombine erſcheinen, die Sie an einem blauen Bande und einer weißen Roſe, womit ihr Hut geſchmückt, leicht erkennen werden.“ Blaues Band ... weiße Roſe ... notire Dir das, Holophernes! „Sie werden erſucht, als Arlequin zu erſcheinen und Ihren Hut ebenfalls mit einem blauen Bande und einer weißen Roſe zu ſchmücken. Amalie von D....“ Die gute Dame iſt verrückt, wie kann ſie einem Manne, wie mir, zutrauen, mein edles Ich in die bunten Lappen eines Arlequins zu hüllen?

— Du ärgerſt Dich, fragte der eben eingetretene Edgar, worüber ſo empört?

— Eine Wittwe, die das Bedürfniß fühlt, mich heute Abend auf dem Maskenball kennen zu lernen...

— Gratulire...

— Höre nur: dieſe Wittwe verlangt von mir, daß ich als Arlequin erſcheinen ſoll.

— Unglaublich!

— Lies und überzeuge Dich.

— Craſſe Zumuthung!

— Ich hätte große Luſt, gar nicht hinzugehen.

— Wer weiß, ob es auch der Mühe lohnt.

— Reden wir von etwas Anderm. Haſt Du mit dem Pferdephiliſter geſprochen?

— Eben war ich dort…

— Und was ſagt er?

— Er habe ſchon vor zehn Tagen den fälligen Wechſel von 3000 Francs, die Du ihm für die Apfelſtute Judith ſchuldeſt, einem Freunde cedirt, der, ſo viel er wiſſe, bereits auf Perſonalarreſt angetragen.

— Auf Perſonalarreſt? Ha, ha!

— Du lachſt, welch ein Leichtſinn!

— Sei unbeſorgt, Edgar. Das wäre der erſte Huiſſier, dem die Kunſt gelänge, mich zu erwiſchen. — Vor zwei Monaten ward ich von dreien zugleich verfolgt; ich laſſe mich aber nicht fangen, das wiſſen die Herren und geben ſich gar keine Mühe mehr, meiner habhaft zu werden.

— Vorſicht…

— Iſt die Mutter der Weisheit, willſt Du ſagen; wenn's darauf ankommt, bin ich ſehr vorſichtig; ſo z. B. werde ich heute Abend — doch halt, ich will ſchweigen.

— Ich an Deiner Stelle ginge lieber gar nicht hin, ſagte Edgar und zündete ſich ebenfalls eine Havannah an.

Die Freunde rauchten noch ein Weilchen und gingen dann ſpazieren.

## II.

Im Théâtre des Variétés wogte eine bunte Fluth von Masken, die, zu tauſend tollen Streichen aufgelegt, bald hier, bald dort Gelegenheit ſuchten, ſich gegenſeitig zu necken, foppen und myſtificiren. Muſard's Melodien, die das Heer der Vermummten bald zum Galop, bald zum Contretanz aufriefen, entzündeten eine ſo allgemeine, laute, lärmende Heiterkeit, daß der ganze Saal bald in Luſt und Jubel ſchwamm.

Aus dieſem Strome neckend durch einander rauſchender Masken tauchte plötzlich ein ungemein gewandter Arlequin empor. Sein Hut war mit einem blauen Bande und einer weißen Roſe geſchmückt. Das konnte kein Anderer als Arthur ſein.

Wo aber weilt die gleichgeſchmückte Colombine, die Wittwe, die ſeit Monden das Bedürfniß fühlt, Arthur's Bekanntſchaft zu machen?

Arleauin's Auge ſchweift durch die dichten Masken-Alleen; wohl gewahrt er mehr als eine Colombine, die aufmunternd ſeine zärtlichen Blicke erwidert, aber keine von Allen iſt mit den bewußten Zeichen geſchmückt.

Arlequin, ſollte man dich blos gefoppt haben? Nein, nein, man hat dich nicht gefoppt, denn ſo eben taucht aus dem Ocean der Masken eine ſchlankgliederige, ſylphenleichte Colombine empor. Der ſchwellende Sammet ihres Nackens, die luftigen Ringe ihrer blonden Locken, der ſchön geformte Arm, das fein gedrechſelte Bein ziehen die Blicke aller Masken auf ſich.

Wer mag ſie ſein, dieſe ſchöne, ſchillernde Colombine, die, gleich einer leichtbeſchwingten Libelle, durch die ſtaunenden Reihen ihrer Bewunderer ſchwirrt?

Der glückliche Arlequin iſt der Einzige, der dieſe Sylphe kennt, der Einzige, der es weiß, daß dieſe Maske eine Wittwe iſt, die ſeit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen.

Und dennoch ſcheint ſie ihn zu fliehen. Arleauin haſcht nach Colombinen, wie ein Kind nach einem Falter, der von Blume zu Blume hüpft. Bald zeigt ſie ſich dort, bald zeigt ſie ſich hier, und will er ſie feſthalten, dann iſt ſie verſchwunden.

Räthſelhafte Colombine, warum fliehſt du Den, den du ſuchſt? Warum treibſt du mit dem Gegenſtande deiner Liebe ein ſo grauſames Spiel? Arlequin ſchmachtet ... Arlequin ſeufzt ... Arlequin ſchwitzt ... und die Wittwe, die ſeit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen, Colombine lächelt ... Colombine erſcheint ... Colombine verſchwindet.

— Mort de ma vie, das iſt zum Raſendwerden!

Plötzlich taucht aus der Fluth der Masken auch ein Pantalon empor; er heftet ſich wie ein Schatten an Arlequins Ferſe und verfolgt ihn, wie Mephiſtopheles den Fauſt. Der rothſtrümpfige Teufel ſcheint nichts Gutes im Sinne zu führen, denn warum lächelt er ſo höhniſch, weshalb folgt er ihm auf Schritt und Tritt, warum ſieht er ſo häufig auf die Uhr, und warum flieht er ſo ſcheu und ängſtlich wie ein Dieb, wenn er ſich von Arlequin bemerkt glaubt? Iſt dieſe Wittwe etwa keine Wittwe? Iſt dieſer Pantalon etwa ihr Gemahl, der, von Eiferſucht hierher getrieben, auf Rache ſinnt? Armer Arlequin, der Du ſo ſorglos deine Colombine umflatterſt, am Ende droht Dir ein Unglück, am Ende bekommſt Du noch Prügel!

Es ſchlägt Drei. Ebbe tritt in die Fluth der Masken ein. Es ſchlägt Vier ... es beginnt zu tagen ... da winkt Colombine mit dem Finger und eilt zur Thür hinaus ... Arlequin folgt ihr ... Colombine ſpringt in einen Wagen hinein und winkt ihm abermals ... Arlequin folgt dieſem Winke und ſitzt bald darauf neben ihr.

Der geheimnißvolle Pantalon, der Beide einſteigen geſehen, ſchwingt ſich blitzſchnell auf den Hintertheil des Wagens. Jede ſeiner Bewegungen verräth das Bewußtſein des ſichern Triumphs. Armer Arlequin, könnteſt Du hinter Deinem Rücken das höhniſche Grinſen Deines Feindes ſehen, Du würdeſt zittern und beben vor der Gefahr, die Deiner harrt.

Der Wagen jagt pfeilſchnell durch die ſchneebedeckten, öden, menſchenleeren Straßen.

— Schöne Unbekannte, rief Arlequin, mit liebevoller Glut Colombinens Hand an ſeine Lippen drückend, wie können Sie ſo grauſam ſein, mich noch länger auf die Folter zu ſpannen?! Weshalb wollen Sie mir noch immer nicht Ihr ſchönes Antlitz zeigen? Weg, weg mit dieſer neidiſchen Larve, die mir ſo lange Ihre Züge vorenthält.

— Sind Sie denn auch wirklich Arthur, mein Arthur? O, ſagen Sie mir noch einmal, daß Sie kein Anderer ſind ...

— Noch einmal, ich bin Arthur, nun nehmen Sie aber auch Ihre Larve weg und laſſen Sie mich Ihr holdes Antlitz ſehen.

— Erſt dann, Arthur, wann wir am Ziele ſind, wird dieſe Larve fallen; eher kann, eher darf ich mich nicht demaskiren.

— So ſagen Sie mir wenigſtens, wer Sie ſind.

— Ich bin ... nein, Arthur, ich kann, ich darf es Ihnen jetzt nicht ſagen.

— Jetzt nicht, wann denn?

— Wann wir am Ziele ſind, werden Sie Alles, Alles erfahren.

— Sie machen mich neugierig.

— Dringen Sie nicht in mich, Ihnen früher, als es geſchehen darf, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen.

— Ich ſitze auf Kohlen.

— Ich auch, Arthur.

— O, wären wir doch ſchon am Ziele! Wo wohnen Sie?

— Am Ende der Stadt: in der Gegend von Tivoli.

— Es iſt ſo finſter, daß ich nicht ſehen kann, wo wir uns jetzt befinden.

— Wir ſind in der Rue Caumartin.

— Alſo nicht mehr fern vom Ziele?

— Dank dem Himmel, nein! Doch bevor wir ausſteigen, habe ich eine kleine Bitte an Sie.

— Welche, meine Theure?

— Sie müſſen ſich jetzt von mir die Augen verbinden laſſen.

— Die Augen verbinden laſſen? Ei, warum denn das?

— Sie dürfen das Haus, in dem ich wohne, erſt dann kennen, wenn Sie es wieder verlaſſen.

— Weshalb all' dieſe geheimnißvollen Umſtände?

— Sie ſind zu Ihrer und meiner Sicherheit nöthig.

— Eh bien, Madame, verbinden Sie mir die Augen. Blindlings folge ich Ihnen bis ans Ende der Welt.

— Sie lieber, guter Arthur, hauchte die zärtliche Colombine und band ihm mit ihrem Shawl die Augen zu. Schwören Sie mir nun, mein Arthur, dieſe Binde nicht eher abzunehmen, als bis ich's Ihnen erlaube…

— Sie verlangen ſehr viel von mir…

— Wollen Sie das nicht, Arthur, ſo muß ich Sie bitten, auszuſteigen.

— Wohlan, ich ſchwöre!

In demſelben Augenblick hielt der Wagen vor einem großen Hôtel.

— Wir ſind am Ziele! rief Colombine.

Der Kutſcher ließ ſich langſam vom Bock herab, um den Wagenſchlag zu öffnen. Der geheimnißvolle Pantalon hatte unterdeſſen ſo viel Zeit gewonnen, leiſe an's Hausthor heranzuſchleichen, um es mit dem Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, ſo ſachte als möglich aufzuſchließen.

Colombine faßte den verbundenen Arlequin unter den Arm und führte ihn in das geheimnißvolle Haus, das bald darauf von Pantalon vorſichtig zugeſchloſſen ward.

Colombine führte ihren Arlequin in ein matt erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde.

— Wenn ich dreimal in die Hände klatſche, werfen Sie Ihre Binde ab...

Nach einer kleinen Pauſe klatſchte es einmal, zweimal, dreimal.

Arlequin riß ſich die Binde von den Augen. Colombine war verſchwunden, vor ihm ſtand der verlarvte Pantalon.

— Himmel, wo bin ich? fragte Arlequin.

— Im Schuldgefängniß, mein Herr, erwiderte Pantalon, ſich demaskirend.

— Herr, wer ſind Sie?

— Ich bin der Huiſſier, der mit ſeinem Kollegen eine Wette eingegangen, daß Herr Arthur, mittelſt einer fein ausgeſonnenen Liſt, gutwillig in die Falle gehen wird. Der Brief, der Herrn Arthur zum Rendezvous eingeladen, war von meiner Frau geſchrieben...

— Wie, dieſe reizende Colombine wäre Ihre Frau?

— Zu dienen, mein Herr.

— Und Sie glauben wirklich, daß Sie vermittelſt dieſer Liſt Ihre Wette gewonnen und Herrn Arthur in die Falle gelockt?

— Allerdings, ſagt der Huiſſier, ſich ſchadenfroh die Hände reibend.

— Sie irren, mein ſuperkluger Huiſſier, ich bin nicht Herr Arthur von S...., ſondern deſſen Freund, Edgar von T...

— Sie ſind nicht Herr Arthur? Das kann Jeder ſagen, aber nicht Jedem wird geglaubt. Sie bezahlen dieſen Wechſel von 3000 Francs, oder bleiben hier, da hilft keine Finte.

— Ich verſichere Sie auf mein Ehrenwort, ich bin nicht Ihr Schuldner ...

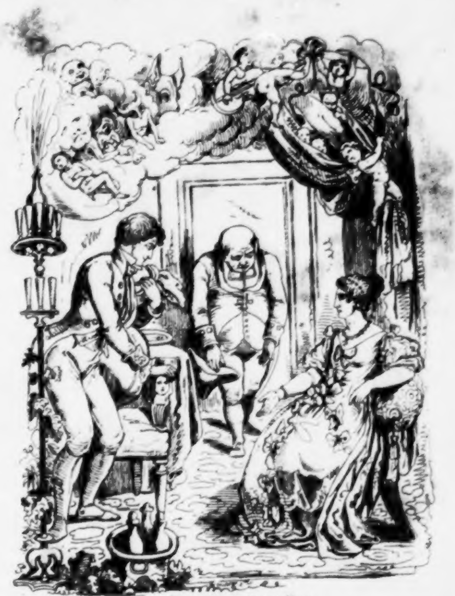
— Ehrenwort hin, Ehrenwort her, Sie bleiben mein Gefangener!

## III.

Am andern Morgen erhielt Arthur die Nachricht, daß Edgar für ihn eingeſperrt worden ſei.

Zum Glück hatte Arthur Abends vorher bei Frascati 200 Louisd'ors gewonnen.

Es war nun beiden Freunden geholfen.



Art. Anst. v. [illegible] [illegible] & [illegible]

Pauline

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

Vierter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.
1842.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

# XLIII.

## Trink-Kapitel.

Der Wein, verehrter Leſer, iſt der König aller Getränke. Nach Athenäus war es Oreſt (nicht zu verwechſeln mit dem Freunde des Pylades und dem Geliebten der Hermione), der Sohn Deukalions, der nach der Sündfluth Italien beherrſcht und dort, am Fuße des feuerflammenden Aetnas, den erſten Weinſtock gepflanzt. Nach Ovid und Virgil, war es Bacchus, der, mit dem Thyrſusſtabe in der Hand, auf den geſegneten Fluren Indiens die erſte Weinleſe gehalten. Nach Andern ſoll Oſiris die erſten Trauben in Egypten gepflückt haben. Noch Andere ſchreiben die Erfindung des Weines Gereon, einem alten Könige Spaniens, zu. Die Chriſten und Juden aber, geſtützt auf das alte Teſtament, reclamiren die Ehre dieſer Erfindung für den Vater Noah.

Doch gleichviel, wer der erſte Winzer geweſen. Danken wir dem Himmel für die ſchönſte ſeiner Gaben und damit Punktum.

Der Wein, ſagt der ſcythiſche Philoſoph Anacharſis, iſt eine Götterpflanze, die drei Trauben trägt: die Eine erzeugt Luſt, die Andere Stumpfheit, die Dritte Ekel.

Auch der göttliche Plato, der ſich manchmal, wenn er unter Freunden war, einen kleinen Haarbeutel geholt, beugt vor dem Weine ſeine Knie und ſchreibt: Mäßig genoſſen, iſt der Wein eine Arzenei, die das Alter verjüngt, den Kranken geſund und den Armen reich macht.

Athenäus vergleicht den Wein mit der Mandragora, die alle Schmerzen der Seele und des Körpers in ſüßen Schlaf lullt und, gleich dem Himmelsthau, die welkende Blume erfriſcht.

Zeno nennt den Wein die irdiſche Lethe, aus der wir arme Menſchen Vergeſſenheit aller unſerer Leiden trinken.

Wem aber die Urtheile eines Anacharſis und Athenäus, eines Plato und Zeno nicht genügen, der denke an den Kriegsrath Karl Muchler in Berlin, wohnhaft am Haake'ſchen Markte No. 48, drei Treppen hoch, links. Der Ritter des rothen Adler-Ordens vierter Klaſſe ſingt:

„Der Wein erfreut des Menſchen Herz“

und damit Baſta!

Große Leute pflegen in der Regel auch große Trinker zu ſein. Wer das nicht glauben will, der leſe mit mir in den Asbeſtblättern der Geſchichte.

An der Spitze aller weltgeſchichtlichen Säufer ſteht Alexander der Große, der ſo viel Wein getrunken, daß er, wie Athenäus erzählt, oftmals zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterbrechung geſchlafen haben ſoll. Der Sohn Philipps von Macedonien, der Schüler des Ariſtoteles, der Freund von Hephäſtion, den er wie eine Geliebte beweint, hatte einſt einen Trinkkampf angeſtellt, um zu ſehen, wer von den Zechern am Meiſten vertragen könne. Der große Alexander hatte für die Sieger drei Preiſe ausgeſchrieben; ein Talent Silber für den erſten, dreißig Minas für den zweiten und zehn Minas für den dritten Sieger. Den erſten dieſer Preiſe trug, wie die Geſchichte uns lehrt, ein berühmter Philoſoph Promachus davon. Alexander ſtarb am 21. April 334 v. Chr. Geb., im erſten Jahre der hundertvierzehnten Olympiade, in einem Weinrauſch!

Darius I., der Sohn des Hyſtaspis, der König der Perſer, der reichſte Fürſt ſeiner Zeit, deſſen jährliches Einkommen, wie Raviſius Textor berichtet, mehr als 575,000 Talente betrug, derſelbe Darius, der einſt ein Gaſtmahl gegeben, wozu er fünfzehntauſend Gäſte eingeladen, ein Gaſtmahl, das nach Louis Guyon's Berechnung 720,000 Livres gekoſtet, dieſer Darius, der 485 vor Chr. Geburt im Kriege gegen Griechenland ſtarb, ließ in ſeiner Grabſchrift, welche Athenäus aufbewahrt hat, ausdrücklich bemerken, daß er einer der größten Säufer ſeiner Zeit geweſen ſei.

Mithridat, König von Pontus, derſelbe, der zweiundzwanzig Sprachen ſprach und ein ſo ſtarkes Gedächtniß beſaß, daß er, wie Scipio Africanus, Julius Cäſar und Kaiſer Hadrianus, jeden Soldaten bei deſſen Namen aufrufen konnte, folgte dem Beiſpiele Alexanders, veranſtaltete ebenfalls einen Wettkampf im Trinken, ſetzte, wie Jener, einen hohen Preis aus und ſchien nicht wenig ſtolz darauf, daß er ſo glücklich war, dieſen Preis ſelbſt davonzutragen. Da Seine Majeſtät aber nicht ſo ſchmutzig war, den Preis für ſich zu behalten, ſo ſchenkte er ihn dem Fechter Calandrys, der nach ihm das Meiſte getrunken hatte.

Auch Alcibiades, der Freund des Sokrates, der Liebling des Perikles und der Grazien, ſoll nach Plinius nur allzuoft einen kleinen Hieb gehabt haben.

Dyoniſius, Tyrann von Syrakus, ein Säufer par excellence, von dem Ariſtoteles erzählt, daß er einſt neunzig Tage und neunzig Nächte bei einem Zechgelage geſeſſen, ließ demjenigen eine goldene Krone geben, der drei Maaß Wein in einem Zuge austrinken konnte. Dieſen Preis erhielt der Philoſoph Xenokrates.

Unter den Römern zeichnete ſich der Kaiſer Tiberius Nero aus, der wegen ſeiner Bravour im Trinken den Spottnamen Biberius Mero erhielt. — Nach ihm verdient jener Lucius Piſo genannt zu werden, der zwei Tage und zwei Nächte trinken konnte, ohne davon berauſcht zu werden. — Auch Marcus Antonius war ein ausgezeichneter Säufer, dem Cicero den Vorwurf macht: er habe ſich auf Hippias Hochzeit ſo ſtark betrunken, daß er am Morgen einen coloſſalen Katzenjammer gehabt. Derſelbe Marcus Antonius hatte ſpäter eine Vertheidigungsſchrift geſchrieben, worin er ſeine Laſter dadurch bemänteln wollte, daß er offenherzig bekannte, ſie in der Trunkenheit begangen zu haben. — Der Sohn des großen Cicero ſoll in einer Sitzung ſechs Maaß ausgetrunken haben, und der Dichter Ennius konnte, wie Horaz erzählt, nur dann Verſe machen, wenn er betrunken war. — Auch der weiſe Cato ſoll oftmals, wie Julius Cäſar ihm in ſeinen zwei Büchern Anti-Catones vorwirft, oft die ganze Nacht hindurch bis der Morgen gegraut, nach Herzensluſt gezecht haben. Horaz ſingt in ſeiner einundzwanzigſten Ode:

„Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.“

Unter den Deutſchen excellirte der Dichter Eobanus Heſſe, der in Folge einer Wette in einer Sitzung einen ganzen Eimer Danziger Bieres trank. Es wäre ungerecht, die Gemahlin Karls VI. unerwähnt zu laſſen. Wolfgang Meznel erzählt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, die erlauchte Kaiſerin habe jeden Abend zwölf Maaß Ungarwein getrunken und täglich zu ihrem Bade funfzehn Eimer ordinairen Oeſterreichers gebraucht und außerdem noch zwei Fäſſer Ungarwein, um darin das Brodt für ihre Papageien einzuweichen.

Von den Franzoſen, die im Trinken von allen Nationen die mäßigſten und darum auch die nüchternſten ſind, iſt mir kein eclatanter Säufer bekannt. Doch verdient hier Catharina Bonſergeant, eine Pariſer Schuſterfrau, erwähnt zu werden, welche täglich, wie Antonius Anthus meldet, drei bis vier Eimer Waſſer und nur ein einziges Mal in ihrem Leben ein Glas Wein trank, das ihr eine Ohnmacht zuzog.

In der engliſchen Geſchichte figurirt nur ein großartiger Säufer, der König Antebuntus, der berauſcht in's Jenſeits gewandert iſt; in der ungariſchen Geſchichte König Bela II., in der türkiſchen Amurath IV., die mit dem großen Alexander nur die Aehnlichkeit gehabt, daß ſie, wie er, an einem Weinrauſch geſtorben ſind. Auch Achmet IV. war ein großer Verehrer der Weinrebe; er nannte ſie den Baum des Lebens.

Die böhmiſchen Annalen haben auch nur einen großen Säufer aufzuweiſen, den König Wenzel, den Sohn Karls IV., welchen die Böhmen nicht anders als den König Saufaus genannt. Feile Geſchichtsſchreiber, die alle Laſter der Herren Könige beſchönigen wollen, ſagen, es ſei in einem Weinrauſch geſchehen, daß dieſer Wenzel einen Koch, der ihm einen angebrannten Kapaun vorgeſetzt, ſpießen und bei gelindem Feuer roſten ließ; in einem Weinrauſch, ſchreiben ſie, habe er den Biſchof Johann Nepomuk von Prag, der ihm die Beichte der Königin nicht verrathen gewollt, in die Moldau werfen und ſeine erſte Gemahlin Johanna, die Tochter Albrechts von Baiern, von Hunden zerreißen laſſen. Derſelbe Wenzel war es, der, als er die Nachricht erhielt, daß die Kurfürſten ihn des deutſchen Thrones entſetzt, an die böhmiſchen Städte ſchrieb, er verlange keine andern Zeichen ihrer Treue, als — einige Tonnen ihres beſten Weines.

Alle Nationen machen uns armen Deutſchen den Vorwurf, daß wir die größten Säufer ſind. Daß dieſer Vorwurf nicht ganz ungegründet iſt, beweiſ't J. W. Peterſen in ſeiner leſenswerthen „Geſchichte der deutſchen Nationalneigung zum Trunke“ (Leipzig, 1782. in 8.). Daß das Trinken von jeher eine ſchwache Seite der Deutſchen geweſen iſt, geht daraus hervor, daß ſchon Karl der Große im Jahr 802 ein Geſetz erließ, das die Trunkſucht bei ſtrenger Strafe verbot, erklärend, daß die Trunkenbolde bei keiner Klage als Zeugen zuläſſig ſeien. —

Auf dem 1521 zu Worms abgehaltenen Reichstage erließ Kaiſer Karl V. ein verſchärftes Verbot gegen die Trunkſucht, die, wie es in dem Edikte hieß, den Menſchen zum Vieh herabwürdige. — Um dieſelbe Zeit ſchrieb der Landhofmeiſter des Fürſt-Biſchofs von Bamberg, der Freiherr Johann von Schwarzenberg, der Schöpfer der peinlichen Halsgerichtsordnung (Constitutio criminalis Carolina), ein fulminantes Buch gegen das Zutrinken. Aber all' dieſe Geſetze und Moralpredigten ſcheinen wenig gefruchtet zu haben, denn eine Hohenlohiſche Lehns-Urkunde von 1582 legte jedem Vaſallen die Pflicht auf, einen großen Lehensbecher, der ein Oehringer Maaß enthielt, mit einem Zug zu leeren, um dadurch den Beweis zu liefern, daß man ein deutſcher Edelmann von ächtem Schrot und Korn ſei. — Graf Poppo von Henneberg trug ſtets eine Schnur bei ſich, die er ſeinen Zechgenoſſen durch die Ohren zog. Erſt nachdem alle angebunden, erzählt eine Chronik, ging das Trinken los, das ſo lange währte, bis alle Ritter unter den Tiſchen lagen. — Der letzte Graf von Görz weckte oft mitten im beſten Schlafe ſeine jungen Söhne auf und nöthigte ſie, mit ihm zu trinken; weil ſie aber lieber ſchlafen wollten, rief der Graf in poſſierlicher Wuth: ach, das ſind nicht meine Kinder! — Kein Wunder, daß König Heinrich IV. von Frankreich keine deutſche Prinzeſſin heirathen wollte, weil er befürchtete: d'avoir toujours un lot de vin auprès de soi (ſtets eine Portion Wein um ſich zu haben). — Papſt Clemens XIV. fragte den letzten Markgrafen von Anſpach bei einer im Jahre 1776 demſelben ertheilten Audienz: „Trinkt man denn in Deutſchland noch ſo unmäßig wie ehedem?“ — „O nein, erwiderte der Markgraf, ausgenommen an den geiſtlichen Höfen.“

Dieſen Ruf der Vielſöfferei hat die deutſche Nation hauptſächlich ihren hochwürdigen Kloſtergeiſtlichen zu verdanken. Wenn wir aber gerecht ſein wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß nicht blos deutſche Mönche, ſondern überhaupt die Mönche aller Nationen große Säufer waren. Die Herren Geiſtlichen berufen ſich auf einen der ehrwürdigen Kirchenväter, den heiligen Auguſtin, der einſt vor Gott das Geſtändniß abgelegt: crapula nonnunquam surrepit servo tuo (ein Räuſchchen beſchleicht dann und wann Deinen Knecht), hinzufügend: spiritus non potest habitare in sicco (der Geiſt kann nicht im Trocknen wohnen). Der heilige Auguſtin beruft ſich auf den weiſen Sirach, der geſagt hat: was iſt Leben, wo kein Wein iſt, und dieſer weiſe Sirach, der jüdiſche Sancho Panſo, beruft ſich wiederum auf den König David, der in einem ſeiner Pſalmen ſingt: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz.“ Da dies aber auch Herr Karl Müchler geſungen, ſo fragt es ſich nur, ob der gute David dieſe Stelle aus dem Anekdoten-Almanach des Herrn Kriegsraths, oder ob der Herr Kriegsrath ſie aus den Pſalmen Davids abgeſchrieben hat.

Die Mönche, die ſelbſt während der Faſtenzeit ſich den Genuß des Weines nicht verſagen und lieber vierzehn Tage faſten, als eine Stunde dürſten wollten, ſtellten den Canon feſt: Humidum non rumpit jejunium (Flüſſiges bricht nicht das Faſten), und ein Jeſuit demonſtrirte mit feiner Spitzfindigkeit, daß ein Rauſch dann kein Rauſch ſein, ſobald man ſich am andern Morgen zu erinnern wüßte, daß man Tags zuvor nicht ganz bei klarem Verſtand geweſen, daher man derlei geiſtliche Haarbeutel in der Kunſtſprache der Trinker: „Jeſuitenſpitzel“ zu nennen pflegt. — Die franzöſiſchen Mönche haben den heiligen Martinus zum Schutzpatron der Trinker erhoben, daher auch martiner im Franzöſiſchen ſo viel wie „ſich betrinken“ und „mal de St. Martin“ nichts Anderes als Trunkſucht heißt. Die Tempelritter, denen unter vielen Laſtern auch das des Trinkens vorgeworfen wurde, ſagten von Einem, der zu viel getrunken, „bibit papaliter“ (er hat papſtmäßig getrunken); erſt als Pater Clemens V. und Philipp IV. dieſen Orden im Jahre 1311 unterdrückten, rächte ſich der römiſche Clerus und überſetzte das Saufen mit bibere templariter.

Vincentius Obſopäus, ein deutſcher Dichter, der eigentlich Koch hieß, ſchrieb eine Victoria Bacchi, seu de arte bibendi (der Sieg des Bacchus oder von der Kunſt zu trinken, Nürnberg 1534. 4. Frankfurt 1578. 8.) In dieſem Gedichte heißt es:

„O monachi, vestri stomachi sunt amphora Bacchi
Vos estis, Deus est testis, turpissima pestis.“ *)

Daß dieſer Mann nicht ganz Unrecht gehabt, will ich nur durch ein Beiſpiel beweiſen. Ludwig Graf von Bathyany, welcher 1751 von der Kaiſerin Maria Thereſia zum Palatin von Ungarn ernannt worden war, ſchenkte einſt dem Hiberner Kloſter zu Prag ein Faß Ungarwein, das die hochwürdigen Herren, den Prior an der Spitze, vor dem Thore austranken, um, wie ſie agten, den hohen Eingangszoll zu erſparen.

Nächſt den Mönchen ſind die Muſiker die größten Säufer. Die Erfahrung, die Erzeugerin der Sprüchwörter, ſagt: „Cantores amant humores“ (Sänger lieben Flüſſigkeiten). Bei dieſer Gelegenheit ſei erwähnt, daß der große Mozart an jenem Abend, wo er Don Juan's bacchantiſches Lied:

„Treibt der Champagner das Blut im Kreiſe,
Giebt es ein Leben, herrlich und ſchön,“

componirt, einen kleinen Haarbeutel gehabt haben ſoll.

Aber nicht blos Sänger und Muſiker, auch Philoſophen und Moraliſten liebten den Wein, den Ariſtophanes ſo poetiſch die Milch der Venus nennt. — Der berühmte Philoſoph Johann Bernhard Baſedow wurde, als er noch Profeſſor der Moral zu Soröe war, mehrere Male in ſeinem ſammetnen Gallarock in einem Rinnſtein gefunden. Um ſich ſelbſt dafür zu beſtrafen, trat er am andern Morgen mit dem beſchmutzten Kleide vor ſeine Zuhörer, um ſie vor den Folgen des Weintrinkens zu warnen. Dies erinnert mich an eine Parabel, die der Talmud erzählt. Satan, der dem Vater Noah bei der Pflanzung des erſten Weines geholfen, habe, wie die gelehrten Rabbiner ſagen,

---

*) O Mönche, Eure Magen ſind Bacchusflaſchen; Ihr ſeid, Gott iſt Zeuge, die ſcheußlichſte Peſt.

die Rebe mit dem Blut eines Lammes, eines Löwen und eines Schweines getränkt, und als Papa Noah den Teufel um die Urſache befragt, habe Satan ihm die Antwort ertheilt: Trinkſt Du einen Becher, wirſt Du froh und harmlos wie ein Lamm, trinkſt Du zwei, wirſt Du muthig und ſtark wie ein Löwe, trinkſt Du aber drei oder vier, wirſt Du Dich wie ein Schwein im Schlamme wälzen. Vinosus, ſagt Democritos-Weber, iſt nichts Anderes als ein vino sus, auf deutſch: durch Wein ein Schwein.

William Temple erlaubt jedem Trinker drei Gläſer, eines für ſich, das zweite für ſeine Freunde und das dritte für ſeine Feinde.

Johann Caspar Lavater, der große Phyſiognomiker, ſagt, der Heiland habe die Größe ſeiner Herrlichkeit dadurch am beſten offenbart, daß er Waſſer in Wein verwandelt. Mancher Gaſtwirth iſt der Judas Iſchariot, der umgekehrt den Wein in Waſſer umwandelt.

Reiner, ungetaufter Wein iſt die herrlichſte aller Gottesgaben. Wie ſchön iſt nicht der logiſche Schluß jenes philoſophiſchen Trinkers, der geſagt hat: Guter Wein macht gutes Blut, gutes Blut gute Laune, gute Laune gute Werke, die zum Himmel führen, ergo führt der Wein zum Himmel, quod erat demonstrandum.

Ich fülle mein Glas mit Liebfrauenmilch, trinke auf das Wohl meines Leſers und ſinge mit Bürger:

„Ich will einſt bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen ſterben:
Alles, nur nicht meinen Wein,
Laß ich meinen Erben.“

## XLIV.

# Wein-Kapitel.

Was iſt des Lebens höchſte Luſt?
Die Liebe und der Wein!

Joachim Perinet.

Denke Dir, vortrefflicher Leſer, Du ſäßeſt mit mir an einer reichbeſetzten Tafel, auf der Gott Bacchus eine Gallerie der feinſten Weine aller Zonen aufgepflanzt. Ich will alle Flaſchen an Dir vorüberziehen laſſen und Dich mit jeder einzelnen bekannt machen: dann magſt Du wählen, welche Du behalten willſt.

Hier kommen die deutſchen Weine: Hochheimer, Liebfrauenmilch, Johannisberger; Trophäen, um die alle Nationen der Erde uns Deutſche beneiden. Dieſe Reben da ſind unſere Claſſiker, der Hochheimer iſt unſer in Flaſchen gefüllter Horaz, Liebfrauenmilch unſer Properz, Johannisberger unſer Catull. Weißt Du, was ein alter Dichter ſingt?

„Vinum Rhenense decus est et gloria Mensae."

Der Rheinwein iſt die Zierde und der Ruhm unſerer Tafel, der König aller Weine. Wohl uns, ſo lange noch in unſern Gauen dieſe Reben grünen, können wir uns gerechten Stolzes mit jedem Volke des Erdballs meſſen und des Sieges uns bewußt ſein.

Dieſe Flaſche iſt ein Sprößling der Bremer Roſe. Dort in jenem claſſiſchen Rathskeller wurden im Jahre 1624 ſechs

Stückfäſſer Johannisberger und ſechs Fäſſer Hochheimer in einem eigenen Gewölbe niedergelegt, über deſſen Eingang eine goldene Roſe prangt.

Zwölf andere Fäſſer, die ſogenannten zwölf Apoſtel, gleichfalls angefüllt mit altem, köſtlichem Rheinwein, haben die Beſtimmung, die Fäſſer der goldenen Roſe zu ergänzen, die auf dieſe Weiſe nie leer werden. Eine einzelne Flaſche des Roſenweins koſtet der Stadt Bremen mehr als 2 Millionen Thaler. Du ſchüttelſt ungläubig den Kopf und doch iſt es wahr, wirklich wahr.

Jedes dieſer Stückfäſſer enthält 5 Oxhoft zu je 204 Flaſchen, welche im Jahre 1624 etwas über 300 Thaler gekoſtet haben.

Nach der Berechnung eines Bremer Weinhändlers koſtete im Jahre 1816, alſo nach 192 Jahren, mit 10 Thaler Zinſen, und Zins auf Zins gerechnet:

ein Oxhoft 5752 Millionen 686,628 Thaler;
ein Anker 958 Millionen 781,121 Thaler;
ein Ohm 239 Millionen 695,280 Thaler;
eine Flaſche 21 Millionen 790,480 Thaler;
ein Glas (acht Gläſer auf die Flaſche gerechnet) 2 Millionen 723,808 Thaler;
ein Tropfen (tauſend Tropfen auf ein Glas gerechnet) 2720 Thaler.

Da ſeit 1816 bis jetzt abermals 26 Jahre verfloſſen ſind, ſo wird nach dieſer Berechnung jeder Tropfen mindeſtens 3000 Thaler koſten.

Jeder Bremer Bürger, der durch ärztliches Atteſtat beweiſen kann, daß er krank ſei und Stärkung brauche, erhält für 5 Thaler eine Flaſche dieſes Götterweines. Leere mit mir dieſe Flaſche auf das Wohl der Bremer Roſe!

Dies hier iſt Rüdesheimer, der Lieblingswein des Böhmenkönigs Wenzel. Als man ihm eines Morgens die Nachricht brachte, daß das Schloß Wiſcherad faſt gänzlich abgebrannt ſei, fragte er, ob auch ſein Weinkeller Schaden gelitten? Und als er hörte, daß dieſer erhalten ſei, erwiderte er: Nun denn, ſo mag meinetwegen noch heute der Hradſchin in Flammen aufgehen, was liegt daran? Mein Volk muß mir neue Schlöſſer bauen. Leere mit mir dieſe Flaſche auf das Wohl dieſes edlen Königs!

Dies iſt Johannisberger vom Jahre 1811. Man macht uns Deutſchen den ungerechten Vorwurf, daß wir die Verdienſte unſerer großen Geiſter nicht zu würdigen wiſſen. Das Schloß Johannisberg, das 1722 auf den Ruinen eines Kloſters erbaut ward, wurde 1807 vom Kaiſer Napoleon dem Marſchall Kellermann und neun Jahre ſpäter von Kaiſer Franz I. dem Fürſten Metternich geſchenkt, der aus ſeinem Weinkeller ein jährliches Einkommen von 50,000 Fl. bezieht.

Dabei fällt mir ein nettes Hiſtörchen ein. Der Fürſt Metternich, der eine große Handſchriftenſammlung beſitzt, wünſchte eine Handſchrift des bekannten Schriftſteller Jules Janin zu erhalten. Ein Courier, der mit Depeſchen nach Paris abgeſandt worden war, verfügte ſich eines Morgens in die Rue Tournon, um den Feuilletoniſten des Journal des Débats um einige Zeilen ſeiner Hand zu erſuchen. Jules Janin ſetzte ſich ſogleich an ſein Pult und ſchrieb auf ein ſpiegelglattes Blatt:

„Ich bekenne hiermit, von dem Fürſten Metternich 25 Flaſchen des beſten Johannisberger erhalten zu haben und ſtatte dafür dem freundlichen Geber meinen beſten Dank ab.“

Der Fürſt Metternich, ein Mäcen, der jeden geiſtreichen Mann zu ſchätzen weiß, ſandte meinem liebenswürdigen Freunde Janin mit dem nächſten Couriere das Doppelte von dem, was er verlangt hatte. Leere mit mir dieſe Flaſche auf das Wohl des Fürſten von Metternich!

Dies hier iſt eine Flaſche ächten Malvaſiers. Als Georg, Herzog von Clarence, des Hochverraths gegen ſeinen Bruder, König Eduard IV. von England, angeklagt und vom Parlamente zum Tode verurtheilt war, erlaubte ihm der König, eine Todesart zu wählen, die ihm am ſüßeſten erſcheine. Der Herzog ertränkte ſich im Tower in einer Tonne Malvaſier. Leere mit mir dieſe Flaſche auf das Wohl des Herzogs von Clarence!

Jetzt kommen die Spanier: Xeres, Malaga und Portwein. Auf der letzten Flaſche ſteht die Inſchrift: Dies sine lite et cum somno nox. Tag ohne Streit, Nacht mit Schlaf.

Hier die Italiener: Montefiaſcone und Lacrymä Chriſti. Der Erſte iſt auch unter dem Namen Est, est, est, bekannt. Ein deutſcher Edelmann, Johann von Fugger, der mit ſeinem Diener nach Italien gereiſ't war, hatte ihm den Befehl ertheilt, vorauszureiten und an jedes Wirthshaus, in dem er guten Wein getrunken habe, Est auf die Thür zu ſchreiben. Sein Weg führte ihn nach Montefiaſcone, das im Kirchenſtaate liegt. Hier fand er einen Wein von ſo vortrefflicher Art, daß er, um ſeinen Herrn darauf aufmerkſam zu machen, an die Thür des Wirthshauſes est, est, est ſchrieb. Eine Augsburger Chronik erzählt, der Diener habe ſeinem Herrn, der ſich dort todtgetrunken, folgende Grabſchrift geſetzt:

Est, est, est, propter nimium est,
Dominus meus mortuus est.

Dies iſt Lacrymä Chriſti, Thränen Chriſti, ein himmliſcher Wein, der am Fuße des Veſuvs wächſt. Man erzählt ſich die Anekdote, daß ein preußiſcher Lieutenant, der in Schleſien in Garniſon gelegen und dort ein Glas dieſes Weines getrunken, ausgerufen haben ſoll: „Heiland der Welt, warum haſt du nicht auch in Grünberg ſolche Thränen geweint?“ Leere mit mir dieſe Flaſche auf das Wohl des preußiſchen Lieutenants!

Dies iſt eine Champagner-Batterie von Verzenay, Hautviiers, Ay, Epernay und Mareuil. — Weine von Jacqueſon, Perrier, Cliquot, Chanoine, Moët, van der Beeken, Schreider, Mum, Giesler und Montebello. Dies ſind Heroen, denen die Menſchheit Altäre errichten ſollte; ſie ſind die Magier, die durch den Talisman „Champagner“ trübe Sorgen in roſige Luſt verwandeln. Der Champagner iſt das beſte Bonmot, das unſer Herrgott ſeit Erſchaffung der Welt erfunden hat. Der Champagner iſt der flüſſige, perlende, überſchäumende Humor, eine aufgelöſ'te Dithyrambe, Roſſiniſche Muſik in Bouteillen gepfropft; der Champagner iſt der Nektar, von dem jener Dichter ſingt:

Soll ein Bettler reicher ſich als Kröſus dünken,
So mag er eine Flaſche dieſes Weines trinken.

So oft ich eine Flaſche Champagner entkorke, denke ich an Urban, Biſchof von Langres, der nur darum heilig geſprochen wurde, weil er durch brünſtiges Gebet alles Mißgeſchick von den Weinbergen der Champagne abgewendet hatte. Leere mit mir eine Flaſche auf das Wohl des heiligen Urban! Er iſt der Schutzpatron des ſeligen Cliquot, der ſeiner einzigen Tochter, der jetzigen Herzogin von Briſſac, einen Brautſchatz von neun Millionen Franks geſchenkt. Es lebe der heilige Urban, die Herzogin von Briſſac, jeder Champagner-Reiſende und — Alles, was wir lieben!

## XLV.

## Punſch-Kapitel.

„Lieber ſterben, als acht Tage ohne Punſch leben!“ ſagte der kupfernaſige Schiffskapitain, mit dem ich einmal von Amſterdam nach Hamburg fuhr. „Der Punſch iſt ein Getränk, das zwar kein ſchönes Exterieur, aber viel innern Gehalt hat, ein Getränk, das vielfach verkannt wird, ein Getränk, das nur Der zu ſchätzen weiß, der ſchon viel in ſeinem Leben getrunken hat. Der Wein, fuhr er fort, hat keinen Reiz mehr für mich, eine Bowle Punſch iſt mir lieber als ein Oxhoft Wein.“

Ich bin weit entfernt, in dieſes übertriebene Lob mit einzuſtimmen, doch ſo viel iſt gewiß, daß eine rauchende Punſch-Bowle in langen Winterabenden eine angenehme, zeitverkürzende Erſcheinung, ein Springbrunnen gemüthlicher Unterhaltung iſt. Der Punſch iſt das Locomotiv, das den langen Wagenzug der Ideen fortbewegt und die knarrenden Räder der ſchleppenden Converſation geſchmeidiger macht. Der geniale Grabbe war nie geſprächiger, als wenn er bei der dampfenden Terrine ſaß und die Dünſte des Punſches einſog: dann improviſirte er Shakeſpear'ſche Dramen, Byron'ſche und Hoffmann'ſche Diablerien, erzählte von Katzen und Feen, Teufeln und Möpſen, Sylphen und Weſtphäliſchem Pumpernickel, Geſpenſtern und Rübrettigen, Gnomen und Göttinger Bratwürſten, und wenn dann die Bowle geleert war, blieb ſein Genie urplötzlich wie eine abgelaufene Wanduhr ſtehen; dann verſank er in ein trübes, ſpießbürgerliches Hinbrüten und wollte an der Schneide eines Raſirmeſſers in den Himmel klettern, und fiel ſpäter, beim Nachhauſegehen, in den erſten beſten Rinnſtein. Wohl Jeder von Euch hat ſchon einmal Punſch getrunken, aber nicht Jedem wird bekannt ſein, woher der Name dieſes Getränkes ſtammt. Das Wort Punſch iſt indiſcher Abkunft und heißt Fünf, und das Getränk wird deshalb Punſch genannt, weil es aus fünf Elementen, aus Waſſer, Thee, Zucker, Citrone und Rum beſteht. Punſch iſt alſo im wahren Sinne des Wortes eine Quinteſſenz und ich kann es jenem Matroſen nicht verargen, wenn er beim Erwachen gebetet hat:

Ich hab' auf Erden nur den einen Wunſch:
Herr, gieb mir täglich eine Bowle Punſch!

Es iſt Jedem hinlänglich bekannt, wie Punſch bereitet werden muß. Viele nehmen ſtatt Thee Reiswaſſer, weil dadurch der Punſch pikanter und kräftiger wird. Andere fügen außer dem Rum noch einige Spitzgläschen Maraschino hinzu, wodurch der Punſch einen blumenartigen Parfum erhält. Man beobachte bei dem Bereiten des Punſches nur die eine Vorſicht, daß keine Citronenkerne aufgenommen werden, denn dieſe ſind es, welche den Kopfſchmerz erzeugen, der in der Regel der nachhinkende Bote der Punſchfreude iſt.

Eines der großartigſten Punſchfeſte war unſtreitig dasjenige, das der Admiral Baskowen im Jahre 1760 in Amerika den Offizieren ſeiner Flotte gab. Statt der Terrine bediente ſich die fröhliche Schiffsmannſchaft eines großen Marmorbeckens. In dieſe Marmor-Bowle wurden 600 Flaſchen Rum, 600 Flaſchen Conjac, 1200 Flaſchen Malagawein und 4 Tonnen kochenden Waſſer hineingegoſſen. Hierzu kamen noch 200 Stück geriebene Muskatnüſſe, 20 Pfund Vanille, 600 Pfund Zucker und der Saft von 2600 Citronen. Dieſer grandioſe Punſch hat nach amtlicher Berechnung 12,684 Dollars gekoſtet.

# XLVI.

## Bier-Kapitel.

Gott ſchafft Gutes, Böſes ſchaffen wir:
Gott braut Wein, wir Menſchen brauen Bier.
Altes Sprüchwort.

Das Bier iſt eine Erfindung der alten Aegyptier, die ſchon vor länger als zweitauſend Jahren zu Peluſium eine Bierbrauerei beſaßen, welche ſich durch ihr vortreffliches Bier damals vor allen andern ſo auszeichnete, wie heutzutage manche baieriſche. Nach Diodor von Sicilien gab es damals zwei Bierſorten, eine ſtarke, „Zythus,“ und eine ſchwache, „Kurmi.“ Auch die Griechen, die das erſte Bier aus Aegypten erhielten, ſollen verſchiedene Biere nicht blos aus Gerſte, ſondern auch aus Waizen gebraut und dieſe Biere Pinon, Bryton und Phoucas genannt haben. — Der berüchtigte Satyriker Archilochus, deſſen Verſe ſo boshaft waren, daß der ſpartaniſche Magiſtrat ſie zu leſen verbot, dieſer giftgeſchwollene Kritiker, der mehrmals durchgeprügelt und zuletzt todtgeſtochen wurde, dieſer Archilochus nennt das Bier aus Ironie „Gerſtenwein.“ Von Griechenland kam dieſer Gerſtenwein nach Rom, wo er von Ceres, der Göttin des Getreides, und von vis, der ihm inwohnenden Kraft, den Namen Cerevisium bekam. Die Römer brachten dieſes Getränk nach Gallien und von dort kam es nach Deutſchland, wo es von dem lateiniſchen bibere (trinken) den Namen Bier erhielt. Wer ſich nähere Auskunft über die Geſchichte des Biers verſchaffen will, den verweiſe ich auf ein gelehrtes Werk, das Johann Heinrich Meibomius, Profeſſor der Medicin zu Helmſtädt, unter dem Titel: „De cerevisiis“ (Helmſtädt 1668. 4.) erſcheinen ließ.

Die große Bier-Dynaſtie zertheilt ſich in zwei Hauptbranchen, in Weißbier, das aus Waizenmalz, und in Braunbier, das aus Gerſtenmalz gebraut und mit Hopfen (Humulus Lupulus) vermiſcht wird.

Jede dieſer Hauptbranchen hat unzählig viele Untergattungen. Bevor ich die berühmteſten derſelben namhaft mache, ſchicke ich die Bemerkung voraus, daß das erſte Weißbier im Jahre 1541 von einem Niederländer, Hans Krähe, zu Nürnberg gebraut wurde. — Der König aller Braunbiere iſt das engliſche Porterbier, das John Harwood im Jahre 1730 zu brauen anfing und das ſich ſeit jener Zeit in der Gunſt aller Biertrinker erhalten hat. Vor der Erfindung des Porters waren in England Ale, Bear und Twopenny ſehr beliebt. Harwood verſchmolz die drei Bierſorten und nannte dieſe Miſchung very-bear, ächtes Bier; erſt ſpäter erhielt es wegen ſeiner Stärke den Namen der Laſtträger oder Porters, die dieſes ſchwere Getränk am leichteſten vertragen können.

Unter den deutſchen Bieren ſteht die Braunſchweiger Mumme oben an, ein Braunbier, das ſeinen Namen von Chriſtian Mumme erhalten hat, der es in demſelben Jahre erfunden, in welchem Chriſtoph Columbus die neue Welt entdeckt hat. Es giebt zwei Arten: die einfache Stadt- und die doppelte Schiffsmumme. Beide, früher außerordentlich beliebt, ſind in neuerer Zeit durch die baieriſchen Biere verdrängt worden. Unter dieſen zeichnen ſich das Münchener, Bamberger, Regensburger und Steinfurter aus. Unter den Münchener Bierbrauern hat namentlich Pſchorr in den letzten zehn Jahren eine europäiſche Berühmtheit erlangt. Das Iſar-Athen iſt ſtolzer auf ſein Bier als Epernay auf ſeinen Champagner, als der Ungar auf ſeinen

Tokaier und der Veſuv auf ſeine Chriſtenthränen. Freund Saphir ſagt: In Baiern gebe es zwei Menſchenracen: eine, die vom Biere kommt, und eine, die zu Biere geht. Morgens, ſagt der Humoriſt, ſei jeder Baier ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier. Morgens, ſage ich, lieſ't der Baier die reizenden Gedichte Sr. Majeſtät des Königs, Abends trinkt er Bier und beweiſ't dadurch, daß weder Hopfen noch Malz an ihm verloren iſt.

Nach dem baieriſchen Bier verdient der Breihahn und die Goslarer Goſe erwähnt zu werden. In Berlin iſt das Weißbier, das im Volke die „kühle Blonde heißt," das Braunbier des berühmten Daniel Joſty, das Stettiner und Mannheimer Bier (letzteres iſt nirgends ſo ſchlecht, als in der Stadt, deren Namen es trägt), in Breslau das Schweidnitzer Keller- und das Stonsdorfer Bier, aus der Gegend von Warmbrunn, in Hamburg das Schmal- und Prinzeſſinnen-Bier, in Wien das Kaiſer- und Prager-Bier, in Brüſſel und Paris das Brabanter und Faro-Bier en vogue.

Alle dieſe Biere, wenn ſie beim Einſchenken ſchäumen, eine klare, durchſichtige Farbe haben und weder ſchal, noch ſauer ſchmecken, ſind, mäßig getrunken, geſunder und zehnmal nahrhafter als der Wein, und beſonders trockenen, mageren und ſchwächlichen Leuten zu empfehlen, wenn dieſe anders nicht vollblütig ſind. Daß das Bier phlegmatiſch, träge, faul und zuletzt dumm machen ſoll, iſt eine arge Verläumdung. Jean Paul trank täglich ſeine drei bis vier Flaſchen Regensburger und ſchrieb dabei einen Titan und Heſperus.

Jeder Biertrinker, der auch den Wein nicht verſchmäht, vergeſſe nicht die alte Regel: Wein auf Bier, das rath' ich Dir; aber Bier auf Wein, das laſſe ſein.

Der größte und leidenſchaftlichſte aller Biertrinker war zweifelsohne Konrad, jener Sohn Herzog Konrad's von Glogau und Sagan, der 1303 zum Erzbiſchof von Salzburg erwählt worden war. Als er dort kein Steinauer Bier fand, kehrte er wieder nach Schleſien zurück und verzichtete freiwillig auf das Bisthum, um daheim täglich ſeine vierzehn Krüge Steinauer Bieres vertilgen zu können. Solches Opfer vermag nur ein deutſcher Fürſt zu bringen!

Mit Wehmuth beklagt ſich mancher Bierfreund, daß dieſes edle Getränk jetzt von Tag zu Tag ſchlechter wird. „Die Bierwirthe,“ ſagt man, „panſchen zu viel.“ In frühern Zeiten wurde Jedermann, der ſchlechtes Bier gebraut, auf einem Miſthaufen öffentlich zur Schau ausgeſtellt. Das Geſetz lautete: Malam cerevisiam faciens, ponatur in cathedram stercoris. Viele Leute ſind der menſchenfreundlichen Anſicht, dieſe Strafe ſollte von Rechtswegen wieder eingeführt werden. Gerechter Himmel, wenn Jeder, der heutzutage ſchlechtes Bier braut, auf einem Miſthaufen paradiren müßte, dann würde in jeder Straße ein Schauſpiel dieſer Art zu ſehen ſein und die liebe Menſchheit nicht mehr aus den Miſthaufen herauskommen!

## XLVII.

# Oenologiſches.

Krätzer iſt ein Wort, worauf die deutſche Sprache mit vollem Rechte ſtolz ſein darf, und zwar darum, weil, ſo viel mir bekannt iſt, keine andere Sprache der Erde ein Wort aufzuweiſen hat, das ſchlechten Wein beſſer characteriſirt, als der deutſche Provinzialiſmus „Krätzer."

Wer den ganzen Werth dieſes unbezahlbaren Wortes durchfühlen und ganz begreifen lernen will, der faſſe den Muth, ein Glas Witzenhäuſer — eine polizeiwidrige Rebe, die bei Göttingen florirt — ein Glas Grünberger oder Naumburger zu trinken. Die Franzoſen haben dafür Vaugirard und Surène.

Der deutſche Krätzer, der Sammelname aller ſchlechten Weine, hat viele Unterabtheilungen. Die berühmteſten derſelben ſind:

1. Der Schulwein, womit die deutſchen Schullehrer die ungezogenen Kinder zum Schweigen bringen. Schweig! ruft der Magiſter, oder Du kriegſt Grüneberger.

2. Der Drei-Männer-Wein, ein Nectar, den Einer von drei Männern dann erſt trinken kann, wann die beiden andern ihn halten.

3. Der Fahnen-Wein, von dem ein einziger Tropfen, auf die Fahne gegoſſen, ein ganzes Regiment zuſammenzieht.

4. Der Belagerungs-Wein, womit man Feſtungen erſtürmt, denn wenn die belagerte Stadt davon getrunken hat, muß ſie ſich ohne Widerrede augenblicklich ergeben.

5. Der Telegraphen-Wein, der von der Art iſt, daß derjenige, der ein Glas davon getrunken hat, die Hände über den Kopf zuſammenſchlägt aus Verwunderung, wie es möglich war, daß er den Wein hinuntergebracht.

6. Der Delinquenten-Wein, den viele Staaten in ihre Strafgeſetzbücher einführen wollen, weil es erwieſen iſt, daß manche Verbrecher, die das Geſetz zum Tode verurtheilt hat, lieber gehangen und geköpft werden, als dieſen Wein trinken wollen.

Aber nicht nur wir Deutſche, auch die Italiener haben den Weinen nach der Wirkung, die ſie auf den Trinker ausüben, ſehr bezeichnende Spottnamen beigelegt.

Ein Wein, der zur Traurigkeit ſtimmt heißt: vino di San Giovanni.

Ein Wein, der ſchläfrig macht, wird vino d'asino genannt.

Ein Wein, der ſchnell zu Kopfe ſteigt: vino di cervo.

Ein Wein, der ſtreitſüchtig macht: vino di lione.

Ein Wein, der in die Naſe ſteigt: vino di Nazareth.

Ein Wein, welcher luſtig macht: vino di scimia.

Ein Wein, der dem Trinker ſchlecht bekommt: vino di porco.

Die ältern Franzoſen gaben den Weinen nach dem Gebrauch, den ſie von ihm gemacht, verſchiedene Namen. So gab es in früheren Zeiten:

Vin de curé, Wein, den ſie nach Kindtaufen, Hochzeiten und Beerdigungen den Prieſtern zum Geſchenk machten.

Vin de noce, Wein, den der Bräutigam an dem Hochzeittage ſeiner Braut zu trinken gab.

Vin de clerc, Wein, den man nach einem gewonnenen Prozeß ſeinem Sachwalter zu ſchenken verpflichtet war.

Vin de bourgeoisie, Wein, den man dem Maire der Stadt, in der man ſich anſiedelte, entrichten mußte.

Aber Deutſche, Franzoſen, Italiener und alle Nationen der Erde ſtimmen darin überein, den Wein, namentlich bei Tiſche, mit Waſſer zu vermiſchen. Die Engländer nennen den gewäſſerten Wein adulteraded oder sophistical. Die Mode, die Gluth des Weines auf dieſe Weiſe herabzuſtimmen, iſt übrigens ſchon ſehr alt. Plutarch, der zwiſchen der Muſik und der Vermiſchung des Weines mit dem Waſſer einen Vergleich anzuſtellen verſucht, ſagt: wie es in der Muſik drei Hauptaccorde, gebe es auch dreierlei Arten, ſeinen Wein zu wäſſern:

3 Theile Waſſer und 2 Theile Wein geben die Quinte;
1 Theil Waſſer und 2 Theile Wein geben die Octave;
3 Theile Waſſer und 1 Theil Wein geben die Quarte.

Da hier einmal Wein mit Muſik verglichen wird, ſo will ich nächſtens einmal verſuchen, die verſchiedenen Weinſorten mit den 24 Tonarten der Muſik zu vergleichen. Für heute will ich von dieſer muſikaliſchen Claſſification der Weine nur das anführen, daß ich nach meinem neuen Syſteme die rothen Weine mit den Dur- und die weißen Weine mit den Moll-Tonarten in Einklang bringen will. Es ſollte mich freuen, wenn ſpäter einmal auf den Etiketten nicht mehr der Name des Weines, ſondern nur die Tonart deſſelben aufgeführt ſtände. Trinker, die dann nicht mehr Chateau-Leonville, ſondern G-dur-Wein, nicht mehr Liebfrauenmilch, ſondern A-moll-Wein fordern, würden auf dieſe Weiſe dazu beitragen, die Gaſtwirthe und Kellner allmälig mehr und mehr zur Muſik heranzubilden.

Ich hoffe, daß die Nachwelt, durchdrungen von der Großartigkeit dieſer noch nie dageweſenen Idee, mir ein Denkmal votiren wird.

# XLVIII.

## Rauſch-Kapitel.

> Wer niemals einen Rauſch gehabt,
> Der iſt kein braver Mann.
>
> (Neues Sonntagskind.)

Da ich annehme, daß jeder meiner Leſer ein braver Mann iſt, ſo ſei es mir erlaubt, daraus den Schluß zu ziehen, daß er ſchon einmal — vielleicht auch ſchon mehrere Male — einen Rauſch, oder doch wenigſtens ein Räuſchchen, einen Haarbeutel, Hieb, Stich oder eine jener andern Rauſchnüançen gehabt, welche Lichtenberg mit großer Gewiſſenhaftigkeit im dritten Bande ſeiner vermiſchten Schriften aufzählt, — eine Nomenclatur, die ich ſpäter einmal mittheilen werde. — Dank dem Himmel, daß wir nicht im alten Sparta leben, wo der rauhe Lykurg, der alle Weinreben auszurotten befahl, jeden Betrunkenen wie einen Miſſethäter durch Peitſchenhiebe beſtrafen ließ. Wir leben auch nicht in Frankreich, zur Zeit des erſten Franz, der jedem Betrunkenen, den man auf der Straße fand, in's Gefängniß ſchleppen, ihn das erſtemal zwiſchen zwei Galgen auspeitſchen, das zweite Mal auf offenem Markte in einem vergitterten Käfig zur Schau ausſtellen und ihm zum dritten Male ſogar die Ohren abſchneiden ließ. Wenn noch heutzutage derlei barbariſche Geſetze beſtänden, ſo liefe der ehrenwerthe Marquis von Waterford, der faſt in jeder Woche benebelt in den Straßen Londons gefunden wird, ſchon längſt ohne Ohren herum, was gewiß ſehr ſchade wäre, denn wie hätte er ſich dieſe Strafe merken und hinter's Ohr ſchreiben können?

Haben doch ſelbſt Plato und Cato, zwei der größten Weiſen, dem Menſchen erlaubt, dann und wann in Geſellſchaft guter Freunde ein Glas uber den Durſt zu trinken. Hat nicht einer der berühmteſten Aerzte von Paris, Jacques Sylvius (du Bois, geboren 1478, geſtorben 1555) behauptet, daß es ſogar geſund ſei, ſich allmonatlich wenigſtens einmal zu betrinken, und hat nicht Michel Montaigne, der feine Epicuräer, deſſen Deviſe „Mon métier est l'art de bien vivre“ lautet, dieſen Rath pünktlich befolgt? Warum ſollte es alſo nicht auch unſer Einer verſuchen?

Was thut man aber, höre ich fragen, wenn man ſich berauſcht hat und wieder nüchtern werden will?

Dank meiner geringen Beleſenheit, daß ich dafür Rath weiß. — Hippokrates und Galen, die Dioscuren der Arzeneiwiſſenſchaft, empfehlen den Knoblauch als Vorſichtsmaßregel gegen den Rauſch. Plutarch erzählt, daß Druſus, der Sohn des Kaiſers Tiberius, einige bittere Mandeln aß, bevor er ſich zum Zechgelage begab. Afrikanus verordnet gebratene Ziegenlungen und Avicenna Weineſſig und Granatäpfel als wirkſame Präſervative. Andere, welche in den Sphären des Rauſches gut bewandert ſind, empfehlen Kohl zu eſſen oder Oel zu trinken. Ein Berliner Arzt hat die Bemerkung gemacht, daß Leute, welche irgend eine Kohlart genoſſen haben, viel trinken können, ohne davon berauſcht zu werden. Der Rauſch verfliegt, ſobald man ein paar Hände voll rohen Sauerkohles ißt. Andere recommandiren ſchwarzen Kaffee mit Weinſtein zu trinken, oder die Milch eines Härings zu eſſen.

Die Alten, die noch am Aberglauben hingen, trugen einen Amethyſt auf der Bruſt, in dem Wahne, daß dieſer Stein ein Talisman gegen den Rauſch ſei. François Noel belehrt uns in ſeinem „Dictionnaire de la Fable,“ dieſen Aberglauben habe der Name jenes Steines erzeugt (a hieß ent und methein berauſchen). — Heinrich Ranzovius ging nie ohne Amethyſt aus, kam aber deſſen ungeachtet ſehr oft mit zwei Haarbeuteln nach Hauſe, weshalb er endlich das Weintrinken aufgab und bei Tiſche nichts als Mandelmilch trank, ein Getränk, das er in ſeinem 1604 zu Frankfurt erſchienenen Werke „De conservanda valetudine“ als ein ſehr geſundes Tiſchgetränk empfiehlt.

Das beſte und allerſicherſte Mittel gegen den Rauſch iſt unſtreitig das: nicht mehr zu trinken, als man eben vertragen kann.

Jede Nation holt ſich ihre Haarbeutel auf andere Weiſe: der Neger berauſcht ſich durch Palmwein und gegohrene Getränke aus Zucker und Mais, der Orientale durch Opium (die ſogenannten Theriaki oder Opiumeſſer nennen das Opium nicht anders als Mash-Allah, Werk Gottes*), der Beduine durch Hadſchi, der Amerikaner durch ein Getränk aus den Blättern des Agave und dem Manihot, der Ruſſe durch Kwas aus Sauerteig und Honig, der Tartar durch Branntwein aus Pferdemilch, der Kamtſchadale durch einen Aufguß auf Hanfblätter und giftige Fliegenſchwämme, der civiliſirte Europäer aber berauſcht ſich nur durch Wein, denn Bier-, Schnaps- und Punſchtrinker ſind Vandalen, die keinen Anſpruch auf Civiliſation machen können.

Ich komme noch einmal auf den Wein zurück, um die guten Eigenſchaften deſſelben in ein klares Licht zu ſtellen.

Der große Trauerſpieldichter Aeſchylos, derſelbe, der durch eine Schildkrote ſtarb, die ein Adler ihm auf den Kopf fallen ließ, dieſer Aeſchylos ſagt: Der Wein iſt ein Spiegel des Gemüths, er löſ't das Siegel unſerer Geheimniſſe und zeigt uns das Herz in ſeinem ungeſchminkten Zuſtande — daher das Spruchwort: in vino veritas, im Wein iſt Wahrheit. Heutzutage iſt oft auch Waſſer und Schwefel darin.

---

*) Nicht nur Türken, auch einzelne Europäer, z. B. Voltaire und Haller, hatten ſich das Opiumeſſen dergeſtalt angewöhnt, daß ſie 25 bis 30 Gran davon vertragen konnten.

Der Wein iſt ein Tröſter unſerer Leiden. Wer kennt nicht den ſchönen Spruch:

„Für Sorgen ſorgt das Leben,
Sorgenbrecher ſind die Reben.“

Der Wein iſt ein Friedensſtifter, der Verſöhner unſerer Feinde. Wenn ich für jeden Haß und Groll, der bei einem Glaſe Wein neue Freundſchaft geſchloſſen, nur einen Kreuzer hätte, ſo könnte ich vielleicht die Hälfte meiner Schulden bezahlen und dann wieder neue machen. Nur ein Beiſpiel: Auf dem Münſteriſchen Friedenskongreſſe, im Jahre 1648, wurden viele der ſchwierigſten Streitpunkte „inter pocula“ (beim Becher) geſchlichtet. In einer Chronik jener Zeit iſt zu leſen: man habe mit dem ſchwediſchen Kanzler Axel Oxenſtierna an manchen Tagen Alles unternehmen können, weil Se. Excellenz bisweilen etwas benebelt geweſen ſei.

Der Wein iſt ein Chargé d'affaires der Muſen, die uns durch ihn begeiſtern. Wie ſchön ſingt Ségur:

| | |
|---|---|
| Quand j'écris, | Wenn ich beim Schreibtiſch ſitz' |
| Étant gris, | Mit einem kleinen Spitz, |
| Je suis rimeur devin, | Werd' ich der beſte Reimer ſein, |
| Mon talent est dans le vin | Denn mein Talent iſt in dem Wein. |

Der Wein iſt der Vater des Scherzes und des Witzes, der Freude und des Lachens. Ein franzöſiſcher Dichter, deſſen Name mir entfallen iſt, ſagt:

| | |
|---|---|
| Dans tout festin | Bei jedem Feſte |
| C'est le bon vin, | Thut Wein das Beſte, |
| Qui fait dire | Er macht reden von Dingen, |
| Le mot pour rire. | Die zum Lachen bringen. |

Bei dieſer Gelegenheit ſei erwähnt, daß keine Nation ſo viele Trinklieder aufzuweiſen hat, als die franzöſiſche und deutſche.

Die Deutſchen konnten nie trinken, ohne dabei zu ſingen, und nie ſingen, ohne dabei zu trinken.

Wenn ich für jeden Vers, den die deutſchen Dichter zum Lobe des Bacchus geſungen, eine Flaſche Wein bekäme, dann beſäße ich die größte Kellerbibliothek der ganzen Erde, ein Weinlager, tauſendmal reicher, als das des Bremer Rathskellers.

In dem Stuttgarter Taſchenbuche, dem Jocus und Bacchus geweiht, von F. Hophthalmos (Friedrich Haug), findet ſich eine Sammlung von hundert der beſten ältern und neuern Trinklieder*). Das ſchönſte von allen bleibt das Lied, das der große Glaubensheld, Martin Luther, geſungen:

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.“

---

*) Auch der „Almanach für Weintrinker“ (Leipz. 1811). „Bacchus und Anti-Bacchus“ (Stuttg. 1813) und die „Vinalien“ (Grätz 1813) enthalten manches hübſche Lied zu Ehren des Weins. Den Freunden franzöſiſcher Trinklieder empfehle ich den „Chansonnier Bacchique.“ Paris 1813.

## XLIX.

# Humoriſtiſche Bezeichnungen des Betrunkenſeins.

Keine Sprache iſt reicher an Bezeichnungen für die edelſte der deutſchen Tugenden — das Betrunkenſein — als die deutſche. Durch mehrere dieſer Redensarten werden offenbar die außerordentlichſten Wunder namhaft gemacht, welche das Betrunkenſein hervorbringt, denn

der leerſte Kopf wird voll;

der habſüchtigſte Menſch bekommt zu viel, und der Aermſte genug;

der Nackte wird zugedeckt;

der Kahlkopf wird bezopft;

der Tugendhafteſte wankt und fällt;

der Magere wird dudeldick;

der Blinde ſieht Alles, ſogar doppelt;

dem Stummen werden die Worte leicht;

dem Beredſamſten wird die Zunge ſchwer;

der Greis lallt wie ein Kind;

der Philoſoph findet — die Wahrheit (In vino veritas. Trunkener Mund, wahrer Mund);

der Diplomat ſpricht die Wahrheit;

der Aſtronom ſieht den Eichbaum für einen Kometen an und wird ſternhagelvoll;

dem Schmalſten wird die breiteſte Straße zu eng;

der Muſiker ſieht den Himmel für eine Baßgeige an;

der beſte Schauſpieler wird ein Couliſſenreißer;
der tapferſte Krieger übergiebt ſich;
Müller und Friſeur werden ſchwarz;
der ärgſte Sünder wird — ſelig.

Merkwürdig und charakteriſtiſch iſt es ferner, wie dieſer Ausdrücke ſo viele ſind, daß ſich darunter wirklich für jeden Stand ein ſeinen Charakter vollkommen bezeichnender findet; denn da kann man von einem Großen der Erde ſagen: er hat etwas in der Krone und iſt illuminirt.

Von einem Geſandten: er ſchickt Staffetten nach Speyer;
von einem Offizier und Soldaten: er hat einen Schuß, Hieb oder Stich;
von einem Seemann: er lavirt oder ſegelt mit vollen Segeln;
von einem Jäger und Fuhrmann: er hat eine gute Ladung;
von einem Fiſcher: er hat einen guten Zug gethan;
von einem Kaufmann: er legt ſich an den Laden;
von einem Cenſor: er hat einen Strich;
von einem Recenſenten: er hat Krakeelwaſſer getrunken;
von einem Frommler: er hat einen Heiligenſchein, er hat einen Jeſuiten, oder er ruft den St. Ulrich an;
von einem Advocaten: er appellirt;
von einem Philoſophen: er iſt nachläſſig geſchrieben;
von einem Magiſter: er hat einen Haarbeutel;
von einem Philologen: er ſpricht in fremden Zungen und hat ſich bene gethan;
von einem Aſtronomen: er ſieht zwei Sonnen;
von einem Apotheker: er hat eine Pille;
von einem Verliebten: er iſt angeſchoſſen;
von einem Mathematiker: er macht Zirkel;
von einem Geometer: er mißt die Straße;
von einem Hundefreund oder Schäfer: er hat einen Spitz;
von einem Katzenfreund: er hat einen Katzenjammer;

von einem Baumeiſter: er hat einen Giebel;

von einem Eleganten: er hat einen ſchönen Stiefel;

von einem Bräutigam: er geht auf Freiersfüßen;

von einem Hausbeſitzer: er hat etwas im Oberſtübchen;

von einem Schneider: er hat die Jacke voll und ſieht den Bock für den Gärtner an;

von einem Laternenputzer: er hat einen auf die Lampe gegoſſen;

von einem Schriftſetzer: er ſieht die Buchſtaben doppelt;

von einem Oekonomierath: er iſt mäßig geweſen;

von einem Todtengräber; er iſt begraben;

von einem Thürmer: er weiß, wo die Glocken hängen;

von einem Metzger, er bindet ein Kalb an;

von einem Küfer: er hat den Wein probirt;

von einem Kellner: er hat die Reſte geſammelt;

von einem Chriſten: der heilige Geiſt iſt über ihn gekommen;

von einem Katholiken: er proteſtirt;

von einem Proteſtanten; er wird tolerant;

von einem Seiltänzer: er balancirt.

von einem Geiſtlichen: er hat die Hochzeit von Kanaan gefeiert;

von einem Adeligen: er iſt zum Ritter geſchlagen oder war auf dem Turnier;

von einem Pfeifer: er hat zu viel gepfiffen;

von einem Tambour: er ſchlägt Wirbel;

von einem Laſtträger: er hat ſich verhoben;

von einem Kutſcher oder Kärner: er hat gut geſchmiert;

von einem Buchhändler: er war einmal ſolide.

## L.

# Pauline.

Im Palaſt zu Nizza, in einem jener feenhaft ausgeſchmückten, mit orientaliſchem Luxus und franzöſiſcher Eleganz überkleideten Gemächer, in denen Liebe und Poeſie, Wolluſt und Muſik, oft auch Ueberſättigung und Langeweile ihre fliegenden Zelte aufgeſchlagen, ſaß an einem Klavier eine junge Fürſtin, ſo ſchön, ſo reizend, ſo üppig, daß, hätte noch damals jener heidniſche Don Juan, jener mythiſche Lovelace, jener altrömiſche Jupiter gelebt, der göttliche Roué zum zweiten Male die Maske eines Stieres würde angenommen haben, um dieſe neue Europa, dieſe holde Prinzeſſin, dieſen reizend ſchönen Engel in ſeine Arme zu locken. Man raffe den ganzen Fond ſeiner Fantaſie zuſammen und denke ſich eine ganze Gallerie mythologiſcher Reize: Jo-Augen, Danaë-Lippen, einen Leda-Hals und Schultern, mort de ma vie! Schultern — o, Phidias, leihe mir Deinen Meißel, um dieſe Schultern in Alabaſter zu formen! Fügt man zu dieſen fabelhaften Reizen noch einige hiſtoriſche Schönheiten: einen Helena-Wuchs, Aſpaſia-Züge und ein Theone-Lächeln hinzu, dann ſteht Pauline Bonaparte, die Prinzeſſin Borgheſe, die Schweſter des Kaiſers Napoleon, vor dem ſchönheittrunkenen Auge meiner Leſer.

Dicht neben dieſer Fürſtin ſaß ein junger Mann mit ſchwarzem Haar und ſchwarzen Augen, mit blaſſem Teint und einem feinen Schnurrbärtchen, ein Italiener, ein Virtuoſe, ein Componiſt, mit einem Wort: jener Felix Blangini, von deſſen Opern ganz Frankreich und — was ihm mehr als ganz Frankreich galt — die Schweſter des Kaiſers der Franzoſen berauſcht, entzückt, bezaubert war.

Der dreimal Glückliche! Anfangs hatte die Fürſtin Borgheſe ihn als Geſangslehrer an ihrem Hofe attachirt. Nach und nach war er ihr Kapellmeiſter, ihr Geſellſchafter, ihr Vorleſer, ihr Liebling, ihr Abgott, ihr Stolz, ihr Glück und endlich gar ihr Alles geworden! Armer Fürſt von Lucca! Dreimal armer Fürſt von Piombino!

Man höre, wie Arſene Houſſaye, ein Freund Blangini's, die Prinzeſſin, ihren Günſtling und das Verhältniß zwiſchen Beiden ſchildert!

„Der Aufenthalt in Nizza, unter den Sonnenſtrahlen Paulinens, war die ſchönſte Oaſe in dem Leben Blangini's. Kaum wagte er an ſein Glück zu glauben; oft erſchrak er darüber. Welche Morgen verlebte er hier an dem Ufer des Meeres, in den ſtillverſchwiegenen Alleen, in den ſchattigen Lauben des Schloßgartens! Welche köſtliche Abende, mit Paulinen zu ſcherzen, zu träumen, zu ſingen!

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Kam es, daß die Fürſtin dann und wann heimiſche oder fremde Excellenzen zu empfangen hatte, ſo nahm ſie die möglichſt ernſteſte Miene an. Blangini aber wußte, daß ſie im Stillen in's Fäuſtchen lache. — Pauline regierte mehr durch die Macht ihrer Anmuth, ihrer Schönheit, ihres Geiſtes, als durch die Macht ihres Bruders. Von ihrem häßlichen, wahrhaft unerträglichen Gemahle, dem Fürſten Borgheſe, war ſelten oder nie die Rede.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Abends hatte Blangini viel zu thun. Muſik, Muſik war die Grundlage der Unterhaltung an dieſem kleinen, heitern, ungezwungenen Hofe. Trat ein Großwürdenträger ihres Reiches ein, ſchnell ſtimmte Pauline ein munteres Ritornell, kam eine ihrer Hofdamen, ſchnell ſtimmte Blangini eine Barcarole oder

Serenade an. Kurz, Jedermann wurde mit Muſik empfangen und mit dem wohlwollendſten Lächeln entlaſſen. — Aber andererſeits hatte Blangini auch manche Plage mit ihr. Ein ſchönes Weib zu unterhalten, das alle Freuden des Lebens durchgekoſtet, iſt keine Kleinigkeit!“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

So ſaßen ſie denn wiederum beiſammen. Die Fürſtin ſang am Klaviere ein von ihrem Abgott componirtes Lied und dieſer Abgott begleitete ihre Silberſtimme mit den Tönen des Violoncells.

O Muſik, Muſik! Du biſt die Sprache der Engel! Und wer ſie nicht verſteht, dieſe Sprache der höhern Sphären, muß ein Teufel oder Dummkopf ſein!

Aber mitten im Liede ſprang die Prinzeſſin von ihrem Stuhle auf und ſagte:

— Genug des Geſanges!.. Wir haben das Lied heut ſchon zehnmal geſungen... nun zu etwas Anderm... ich verſpüre Appetit... ſchellen Sie!

Blangini riß am Klingelbande. Gleich darauf ſtellte ſich der krebsrothe Kammerdiener ein.

— Das Frühſtück! befahl die Fürſtin. Ach, fuhr ſie fort, nachdem der Diener ſich entfernt hatte, ich leide ſchon wieder an meinem alten Uebel: mich quält die Langeweile wieder!

— Befehlen Ew. Hoheit, daß ich Ihnen unterdeſſen ein Blatt aus dem neuen Romane meines Freundes Pigault-Lebrün vorleſe?

— Verſchonen Sie mich mit ſeinen plumpen Späßen. Lebrün iſt ein Autor für Griſetten ... für uns...

— Iſt er vielleicht zu frivol und keck?

— Ich liebe das Kecke ... aber dieſer Lebrün' iſt mir zu derb, zu plump!

— Iſt Ihnen eine Partie Billard gefällig?

— Ach, auch das ennuirt mich!

— Ecarte vielleicht?

— Abends, Abends, aber jetzt nicht!

— Gefällt es Ihnen, nach dem Frühſtück eine kleine Spazierfahrt zu machen?

— Sehen Sie denn nicht, daß meine Toilette noch nicht ganz beendigt iſt?

— Wollen wir nachher im Garten promeniren, Schmetterlinge fangen oder Maikäfer von den Bäumen ſchütteln?

— Nur keine Sentimentalitäten, mein Freund! Ach mein Nizza iſt doch gar zu langweilig! Alles in dieſer Nußſchalen-Reſidenz gähnt mich an ... Dieſer ewigblaue Himmel ennuirt mich bereits... Ach, mein Paris, mein luſtiges Paris! Wie konnte mein Bruder ſo grauſam ſein, mich nach dieſem Nizza zu verbannen, mich einem Manne zu vermählen, der mir von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde läſtiger und unerträglicher wird. Ach, Blangini!

— Pauline! rief der glühende Italiener mit dem ganzen Schmelze ſeines herzgewinnenden Tenors.

— Soyons sages! Das Frühſtück kommt! Nehmen Sie Platz, Maeſtro!

Und Beide ſetzten ſich zur Tafel.

— Halt! rief die Prinzeſſin, als ſie mit ihm allein war, mir fällt eben etwas ein. Sie erzählten mir neulich, es wäre für Sie ein Kinderſpiel, eine ganze Flaſche Champagner in einem einzigen Zuge zu leeren. Heute, und zwar jetzt gleich, wollen wir eine Probe anſtellen und ſehen, ob Sie das wirklich im Stande ſind.

— Ich habe dieſe Spielerei mehr als einmal verſucht...

— Ohne davon berauſcht zu werden? fragte die Prinzeſſin mit ungläubigem Lächeln.

— Nicht Wein, Hoheit, nur Liebe, Liebe kann mich berauſchen!

— Ich will Sie prüfen. Hier iſt Cliquot, wenn Sie dieſe Bouteille mit einem Zuge leeren, ſo ſchenke ich Ihnen... was iſt Ihnen lieber: dieſer Ring oder 1000 Francs?

— Welche Frage, Hoheit? Der Ring, der Ring!

— Gut, wenn aber das Champagnergas Ihren Kopf illuminirt, wenn Sie — es wäre köſtlich! — einen kleinen Rauſch davon tragen, dann …

— Haben Sie das Recht, mich hinauswerfen zu laſſen.

— Nein, Amphion, damit wäre mir nicht gedient. Wenn Sie, wie ich hoffe, einen Rauſch bekommen, dann erlauben Sie mir, daß ich Sie …

— Nun was denn?

— So recht con amore auslachen darf!

— Ich bitte Ew. Hoheit, ſich durchaus nicht zu geniren.

— Nun denn, hier iſt die Flaſche!

— Ich trinke ſie auf Ihr Wohl, erwiderte Blangini und leerte ſie mit einem Zuge.

— Charmant, charmant! rief die Prinzeſſin und klatſchte wie ein ſchadenfrohes Kind frohlockend in die Hände.

— Cantores amant humores, ſagt das Sprichwort.

— Ich wette noch einmal, es giebt bald etwas zum Lachen! Ach, Blangini, wie lange ſchon habe ich nicht gelacht! Faſt ſcheint es mir, als hätte ich am Hofe meines Gemahls das wonnige Gefühl, aus vollem Halſe lachen zu können, ganz und gar verlernt. Oft giebt es Augenblicke, wo ich die letzte meiner Kammerzofen um ihr harmloſes Daſein beneide. Mitten im Schooße lärmender Freude, rauſchender Vergnügungen beſchleicht mich das peinigende Geſpenſt der Langeweile und jene unerklärliche, heilloſe Sehnſucht nach einem Etwas, von dem ich ſelbſt mir keine Rechenſchaft zu geben weiß … Ich fühle eine Leere in meinem Herzen, eine Leere! Aber, mein Gott, Sie eſſen ja gar nichts? Verſuchen Sie dieſes Rebhuhn! Bei allen Göttern des Olymps, es iſt pikant!

— Beneidenswerthes Rebhuhn, begann der Maëſtro im Tone eines Recitativs, Pauline, meines Herzens Königin, ſie findet Dich pikant!

— Herrliches Recitativ das! Aus welcher Oper?

— Aus Aline! Aus Aline! Aus Aline! erwiderte unſer Sänger in jener Weiſe fortfahrend.

— Mir ſcheint ...

— Daß hier verteufelt ſtark eingeheizt worden iſt. Uff!

— Eingeheizt! Im Juni? Ha, ha!

— Ich finde die Hitze unerträglich!

„Welche Hitze, welche Hitze, welche Hitze!
Ich glaube gar, ich glaube gar, ich ſchwitze!“

— Maëſtro fängt bereits zu reimen an. Gutes Zeichen.

— Sie glauben wohl, daß ich betrunken bin? Sie irren, Hoheit. Ich leere, wenn Sie befehlen, gleich noch eine Flaſche!

— Thun Sie das nicht, Blangini. Ich fürchte, daß ſchon die erſte ...

— Ich begreife Sie nicht, Madame. Uff! Glauben Sie, daß ich nichts vertragen kann? Mir iſt nur etwas heiß, etwas ſehr heiß, etwas ungeheuer heiß!

— Aber wollen Sie denn gar nichts eſſen?

— Comment, Madame, fragte Blangini, der bereits dem kitzelnden Einfluß des kohlenſauren Gaſes erlegen war, Princesse, j'ai l'honneur de vous prevenir que je vous ne comprends pas. Parlate italiano, my dear, my beautiful queen!

— Maëſtro ſpricht ſchon in fremden Zungen. Das iſt zum Todtlachen!

— Todtlachen! Ueber wen? Ueber mich? Herr, was unterſtehen Sie ſich?

— Köſtlich, köſtlich! Nun ſieht er mich armes Weib ſchon für einen Mann an.

— Uff, heiß, ſehr heiß! Goddam, Madame, vous êtes diablement belle, I you love, Corpo di Papa, I you love.

— Das freut mich außerordentlich!

— Was freut Sie außerordentlich?

— Daß Cliquot ſeine Wirkung nicht verfehlt!

— Cliquot? Was iſt das für ein Patron? Cliquot, bei allen Heiligen, den kenne ich nicht! Herr, wer iſt dieſer Cliquot?

— Cliquot, lieber Blangini, iſt ein Hexenmeiſter, der unſere Fantaſie in roſige Nebel hüllt; ein Magier, der unſer Hirn mit ſüßen Träumen kitzelt und uns ...

— Herr, ich verſtehe Sie nicht! Wollen Sie mich vielleicht zum Narren haben? Ich werde dieſem Cliquot den Hals brechen!

— Das haben Sie bereits gethan!

— So? hab' ich das alſo ſchon gethan? Das freut mich königlich!

In demſelben Augenblick trat der Kammerdiener ein.

— Was giebt's? fragte die Prinzeſſin.

— Seine Eminenz der Herr Cardinal Spina wünſcht die Ehre zu haben, Eurer kaiſerlichen Hoheit die Aufwartung machen zu dürfen.

— Ah, mein Groß-Almoſenier ... er mag eintreten ... Nun, Herr Blangini, bitte ich Sie, den letzten Reſt Ihrer Nüchternheit zuſammenzuraffen, um mir keine Unehre zu machen.

— Uff! Welche Hitze, welche Hitze, welche Hitze!

— Geſtatten Ew. kaiſerliche Hoheit, ſagte der eintretende Cardinal während einer tiefen Verbeugung, einem Ihrer treueſten Diener, Ihnen vor Allem guten Morgen zu wünſchen.

— Willkommen, Cardinal! Wir haben Sie ſeit langer Zeit an unſerm Hofe vermißt ... Welchem günſtigen Zufall verdanken wir heute das Vergnügen Ihres Beſuches?

— Anhaltende Kränklichkeit ruft mich in die Bäder von Lucca... Ich wage Ew. kaiſerliche Hoheit um einen dreimonatlichen Urlaub zu bitten ...

— Er ſei Ihnen gewährt!

— Reiſen Sie mit Gott, Cardinal Spinat, lallte Blangini, ſich vorſichtig an eine Stuhllehne anhaltend.

— Sie werden bemerken, Cardinal, commentirte die Fürſtin ...

— Daß Maëſtro Blangini in einer Stimmung iſt ...

— Die mir ungemein vielen Spaß macht, fiel ihm die Prinzeſſin in's Wort.

— Auch ich, Hoheit, finde den Maëſtro ſehr poſſirlich und kann mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich ſehe, wie er ...

— Herr, worüber lachen Sie? Haben Sie nicht gehört, was ich geſagt? Reiſen Sie je eher je lieber in die Bäder von Lucca, oder an den Nordpol, oder in das Land, wo Pfeffer und Braminen wachſen. Mir gleichgiltig! Aber machen Sie nun, daß Sie fortkommen... Ihre violetten Strümpfe geniren mich ...

— Reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen, Cardinal! fügte die Fürſtin mit dem allerhuldvollſten Lächeln hinzu.

Seine Eminenz geruhten nach einer tiefen Verbeugung ihren Rückzug anzutreten.

— Dieſen Schwätzer, ſagte Pauline, hätten wir nun abgefertigt. Aber wiſſen Sie, Blangini, daß mein Groß-Almoſenier Ihnen das niemals vergeſſen wird?

— Mir total gleichgiltig!

— Er iſt der einflußreichſte Mann an dieſem Hofe ... er iſt die rechte Hand meines bigotten Gemahls ...

— Was frage ich nach Ihrem Gemahl? Sie ſind ein Engel, eine Fee, Ihr Gemahl aber iſt ein Kameel, ein Dromedar, ein Rhinoceros, eine ganze Menagerie.

— Bravo, Maeſtro. In vino veritas!

— Ihr Herr Gemahl iſt ein ganz dummer Menſch, ein höchſt langweiliger Patron... Ich in Ihrer Stelle hätte ihn längſt zu allen Teufeln geſchickt und mich um einen Andern umgeſehen.

— Bravo, braviſſimo, Blangini.

— Wär' ich ein ſo unerträgliches Exemplar von einem Ehemann wie Ihr Herr Gemahl, ich würde mich in Wachsleinwand einpacken und mich poste restante auf die erſte beſte Feſtung ſchicken.

— Sie ſollten einmal den Vorſchlag meinem Herrn Gemahl ſelbſt mittheilen.

— Mit Vergnügen, lallte der behaarbeutelte Amphion.

— Guten Morgen, Madame, hüſtelte mit ſtupidem Lächeln der Fürſt Borgheſe, der wie ein deus ex machina gerade zur rechten Zeit eingetreten war.

— Der Wolf in der Fabel, rief die Fürſtin; Maëſtro Blangini hat ſich eben in Lobeserhebungen über Sie erſchöpft. Er nannte Ew. Hoheit den geiſtreichſten Mann, den liebenswürdigſten Fürſten ſeines Jahrhunderts ...

— Die Frau kann lügen, murmelte der Maëſtro leiſe vor ſich hin.

— Hat Ihr Herr Kapellmeiſter wirklich eine ſo gute Meinung von mir?

— Er iſt der treueſte Ihrer Verehrer ...

— In der That, mein Fürſt, ich bin von ſo tiefſinniger Verehrung für Sie durchdrungen, daß ...

— Er für Sie durch's Feuer liefe ...

— Ich weiß ſolche Treue zu ſchätzen ... Heute Nachmittag, Signor Blangini, erwarte ich Sie in meinem Kabinet. Auf Wiederſehen, Maëſtro!

Blangini verſuchte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, verlor aber dabei das Gleichgewicht und wäre hingeſtürzt, hätte er nicht noch zu rechter Zeit an der Sophalehne einen Stützpunkt gefunden. Steif und vorſichtig taumelte er zur Thür hinaus.

— Vollenden Sie Ihre Toilette, Madame, in einer halben Stunde werden Sie bereit ſein, mit mir die Kunſtausſtellung zu beſuchen.

Nachmittags, nachdem Herr Blangini ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, verfügte er ſich in's Kabinet des Fürſten.

— Seine kaiſerliche Hoheit, ſagte der dienſtthuende Kammerherr, haben ſich vor einer Stunde auf die Jagd begeben und mich beauftragt, Ihnen folgendes Papier einzuhändigen.

Blangini nahm das Schreiben und las:

> „Maëſtro Blangini erhält in der Nebenlage 5000 Francs. Er wird ſofort Anſtalten zu ſeiner Abreiſe treffen und Seine Eminenz den Cardinal Groß-Almoſenier Srina in die Bäder von Lucca begleiten.“
>
> Fürſt Borgheſe.

— Alſo in Ungnade gefallen, ſeufzte der arme Maëſtro und verließ noch an demſelben Tage die Reſidenz des Fürſten.

Vier Wochen ſpäter folgte er von Mailand aus einem Rufe nach München.

## LI.

## Lodoiska.

Im Sommer des Jahres 1830 war in Amſterdam ein italieniſcher Menageriebeſitzer angekommen, der außerhalb des Thores, unfern der öffentlichen Promenade, welche Middel-Plantage heißt, eine ungewöhnlich große Bretterbude aufgeſchlagen hatte, in deren innerm Raume eine bunte Reihe wilder Thiere, unter Andern ein Löwe, ſo kirr wie ein Bologneſer-Möpschen, ein Tiger, ſo zahm wie ein Eichhörnchen, eine Hyäne, beſſer dreſſirt als mancher auf ſeine Kunſtſtücke eingebildete Pudel, und außerdem eine Unzahl von Affen und Papageien von jeder Race und aus allen Zonen zur Schau aufgeſtellt waren. Das aber, was der Anſchlagzettel als ganz beſondere Sehenswürdigkeit angeprieſen hatte, war eine große Rieſen- oder Abgott-Schlange, eine ſogenannte Boa Anaconda, deren wohlgetroffenes Conterfei als Vignette auf dem Zettel prangte. Vor dem Eingange der Menagerie ſchaukelten ſich auf hohen Geſtellen buntgefiederte Arras, deren unausſtehliches Gekrächze die Luft und das Ohr der Vorübergehenden zerriß. Allein, da es einmal zum guten Tone einer wohleingerichteten Thierbude gehört, daß Papageien die Avantgarde bilden, ſo ließ ſich gegen dieſe Lockvögel nichts einwenden. — Vorn am Eingange, da, wo man den ziemlich hohen Eintrittspreis erlegte, prangte in ſchlechtvergoldetem Rahmen das Bild des Löwen und der Abgottſchlange.

Aber mehr als all' dieſe Anziehungsmittel lockte eine reizende Frauengeſtalt, die, den größten Theil des Tages mit

Handarbeit beſchäftigt, an der Kaſſe ſaß, die Vorübergehenden zum Beſuche der Menagerie heran. Es ſchien, als habe der Eigenthümer der Thierbude ſie als Köder aufgeſtellt, um damit Zuſchauer zu angeln; eine ſchlau berechnete Speculation, die in der That gute Früchte trug.

Die neugierigen Stutzer, die nicht der wilden Beſtien, ſondern des ſchönen Weibes willen, das, im Vorbeigehen geſagt, ziemlich zahm zu ſein ſchien, die Menagerie des Italieners durch ihre Gegenwart vermehrten, oder, galanter ausgedrückt, verherrlichten, hatten früh genug — der Himmel weiß, aus welcher Quelle! — erfahren, daß dieſe in zweifacher Beziehung einnehmende Schönheit lange Zeit die Maitreſſe des Thierbändigers geweſen, die er vor ungefähr drei Jahren auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland in einer berüchtigten Vorſtadt Hamburgs hatte kennen gelernt. Man wußte, daß ſie Lodoiska hieß und früher der unglücklichen Klaſſe jener Geſchöpfe angehört, die das Schickſal zu der ſchrecklichſten der Strafen verurtheilt, mit ihren Reizen ſo lange Handel zu treiben, als ſich Käufer dazu finden. Der Thierbändiger, den ſie für ſich einzunehmen gewußt, hatte ihre Schulden bezahlt — denn welche dieſer Unglücklichen hat nicht Schulden!? — er hatte ihr leichte Seidenſtoffe und unächte Shawls geſchenkt, ihre ſchmalen, ſchneeweißen Finger theils mit ächten, theils mit falſchen Ringen überſäet — derlei arme Geſchöpfe lieben den Putz über Alles — und was das Beſte für ihre Zukunft war, ſie mit ſich auf die Reiſe genommen. Erſt vor Kurzem, verſicherte ein wohlunterrichteter Commis, der für ein franzöſiſches Haus Geſchäfte in Korkſtöpſeln machte und Beide — den Bändiger der wilden Thiere und die äußerſt zahme Lodoiska — ſchon von Hamburg aus kannte, habe der Italiener, nachdem er ſich ſattſam von Lodoiska's Liebe und Treue überzeugt, dieſelbe geheirathet.

Zu jenem Schwarme junger Gecken, die nur Lodoiska's wegen faſt täglich die Thierbude beſuchten, gehörte auch ein junger Mann aus dem Haag. Jeden Tag mit dem Glockenſchlage Fünf, wenn die Abfutterung der Thiere begann, erſchien der junge Mann, warf ein Goldſtück auf den Tiſch und unterhielt ſich während des Wechſelns ſo geheimnißvoll-vertraulich mit Madame Lodoiska, daß Mancher, der ihn um die ſüßen Blicke, die ſie ihm während des Geſprächs zuwarf, beneiden mochte, ſchon Verdacht zu ſchöpfen anfing. Sie plauderten ſo lange, bis ihr Mann in der Bude ſeine Thiere abgefuttert hatte. Dann gab Lodoiska dem jungen Mann — beinah hätte ich vergeſſen zu ſagen, daß er ein Schöngeiſt war — einen Wink; er lächelte und ging.

Lodoiska's Gemahl war, wie jeder Italiener, ein Ausbund von Eiferſucht, ein Othello in erhöhter Potenz, ein Don Gutiere in vergrößertem Maaßſtabe. Das Auge der Eiferſucht — wer weiß dies nicht? — durchſchaut die Herzen und ſieht oft ſelbſt durch ſolche Bretter, die kein Loch haben. Leſer, welche eiferſüchtig ſind, werden mich verſtehen. Der gute Italiener traute mehr als allen andern ſeinen eigenen Augen, aber deſſenungeachtet — und zur größern Sicherheit — hatte er ſeine Frau mit Spionen umgeben, die ihm alles genau rapportiren mußten. Der gute Mann bezahlte ſeine Späher anſtändiger, als manche Polizei ihre geheimen Spürnaſen, denn jeder ſeiner Zuträger, der ihm etwas Wichtiges über Lodoiska's Benehmen gegen Andere mitzutheilen wußte, erhielt von ihm zehn Kreuzer, eine wahrhaft fürſtliche Belohnung, die Lodoiska's Umgebung anſpornte, ſie mit Argus-Augen zu bewachen. Selbſt in Momenten, wo ſie ſich ganz allein und unbewacht glaubte, lauſchte hinter jeder Wand das Ohr eines Verräthers, lugte durch jedes Schlüſſelloch das Auge eines Argus, die dann brühheiß dem Italiener hinterbrachten, was ſie gehört, was ſie geſehen hatten.

Arme Lodoiska!

Eines Abends, als der thierbändigende Othello, nachdem er ſeine Menagerie geſchloſſen hatte, nach dem Hafen hinausgeeilt war, um dort ein Schiff zu erwarten, das ihm eine neue Papageyen-Ladung aus Surinam überbringen ſollte, ſah man eine mit ſchwarzem Schleier dichtverhüllte Frau blitzſchnell in ein kleines, anſpruchsloſes Sommerhäuschen ſchlüpfen, das am Eingange der Middel-Plantage, kaum zweihundert Schritte von der Thierbude entfernt, verſteckt hinter ſchattigen Bäumen lag.

Es war Lodoiska.

Endlich, nach monatlangem Widerſtande, hatte ſie dem jungen Manne den erſten Beſuch, und zwar in ſeiner Wohnung, zugedacht, weil ſie in der übrigen — der Weg zu ihrem Zimmer führte, beiläufig erwähnt, durch die Thierbude — von Spionen ihres Mannes umſtellt, keinen Augenblick ſicher war. Wohl hatte ihr das Herz gepocht, als ſie ihren Fuß über die Schwelle des fremden Hauſes geſetzt!

Aber Liebe iſt ſtärker als Furcht.

Es wird Leſer geben, die jetzt eine Schilderung deſſen erwarten, was ſich in dem kleinen, halbdunkeln, ſtillverſchwiegenen Stübchen zugetragen hat. Man irrt. Scenen ſolcher Art mag ſich Jeder nach ſeinem eigenen Gutdünken ausmalen. Nur das muß erwähnt werden, daß in jenem Augenblicke, als die Liebenden, auf dem Gipfel der Wonne ſchwebend, die ganze Welt und ſich ſelbſt vergaßen, ein kohlſchwarzes, blitzſchleuderndes Feuerauge durch ein Loch, das Jemand ſchon früher in die Thür gebohrt hatte, die ganze Scene mit der blutdürſtenden Miene eines Tigers, der hinter ſicherem Verſtecke ſeiner Beute auflauert, beobachtet hatte.

Arme, arme Lodoiska!

---

Erſt nach Verlauf einer kleinen Stunde kehrte Lodoiska mit pochendem Herzen und zitternden Füßen, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, durch die Thierbude in ihre Wohnung zurück.

Der Gemahl war zum Glück noch nicht heimgekehrt.

---

Sie nahm die Guitarre — das Einzige, was ſie aus dem Schiffbruch ihres frühern Lebens gerettet hatte — und ſpielte ein luſtiges Stück, um die aufglimmende Reue und die wachſende Angſt zu verſcheuchen. — Wie ein Kind, das ſich vor Geſpenſtern fürchtet, trällerte ſie, um ſich Muth einzuflößen, ein fröhliches Lied; aber die Stimme ſtockte und die Finger, die ſonſt ſo pfeilſchnell über die Saiten der Guitarre glitten, zitterten und ſchlugen falſche Töne an.

Da trat ihr Mann hinein.

— Guten Abend, cara mia, ſagte er freundlicher als je. Wie geht's? Was treibſt Du, Lodoiska? Dir iſt die Zeit ohne mich wohl recht lang geworden? Nicht wahr, liebes Kind? Denke Dir, carissima, das Schiff, das ich heute aus Surinam erwartet, iſt noch nicht eingelaufen. Satanasso! rief er plötzlich ganz umgeſtimmt, ich möchte raſend werden!

— Weßhalb? wagte Lodoiska zu fragen.

Der Thierbändiger antwortete nach kurzer Pauſe:

— Weil ich nun ſchon vier volle Wochen meine Arras und eine neue Schlange erwarte.

— Gieb Dich zufrieden, Giacomo! Das, was Du erwarteſt, wird noch immer früh genug eintreffen!

— Glaubſt Du? fragte er mit einem Tone, der wie ein dreiſchneidiges Stilet durch Lodoiska's Mark und Seele fuhr.

— Giacomo, warum ſo aufgeregt? fragte Lodoiska, mit dem weißen Sammet ihrer Hand ſein blaubärtiges Kinn ſtreichelnd.

— Sangue di Dio, rief er aus, der Abend iſt ſo ſchwül, mir wird ſo heiß in dieſem kleinen, niedrigen Zimmer. Nimm

Hut und Shawl und komm' mit mir in's Freie. Wir wollen erſt ein wenig friſche Luft ſchöpfen und dann, wenn es Dir gefällt, in irgend einem Garten unſer Abendbrodt eſſen. Komm, carissima, komm!

Fünf Minuten ſpäter wandelte der Thierbändiger am Arme ſeiner Frau durch die kühlen Alleen der Middel-Plantage.

Er war heiterer und froher, als gewöhnlich: er plauderte und ſcherzte mit ihr und erzählte ihr manche Anecdote, die ſie wohl ſchon hundertmal von ihm gehört, aber aus Rückſicht für ihn immer wieder belacht hatte. Nur dann und wann, doch immer nur auf kurze Augenblicke, ſtellte ſich ein Anflug trüber Stimmung bei ihm ein. Er murmelte Satanasso, Sangue di Dio, Corpo di Christo vor ſich hin und blies dann ein Uff! aus, wie Jemand, den an ſchwülen Tagen die Hitze überwältigt. Dann pfiff er wieder den luſtigen Refrain einer Canzonette und drückte dabei ſo zärtlich, wie am erſten Abende, wo er in Hamburg Lodoiska's Bekanntſchaft gemacht, ihren runden, vollen Arm. Und ſie? Sie erwiderte den Druck. Und ſchwelgend in der Abendroth-Wonne ſüßer Erinnerung, rief er mit einem Schmelz, der ſelbſt einen ſchwärmenden Romeo gut gekleidet hätte:

— O dolce piacer!

Bald darauf kehrten ſie in einen öffentlichen Garten ein.

Der Menageriebeſitzer ließ ſich alſogleich die Speiſekarte bringen, wählte erſt für ſeine Frau, dann für ſich drei bis vier Lieblingsgerichte aus und beſtellte ſogleich zwei Flaſchen vom feinſten Champagner, denn Giacomo hatte ſich, gleich am erſten Abend ſeiner Bekanntſchaft mit Lodoiska, die Ueberzeugung verſchafft, wie mächtig das Kohlenſtoffgas des Champagners auf ſie einzuwirken vermag.

Ach der Champagner! Hier wäre nun freilich der Platz, ein Lob auf dieſen Wein der Liebe einfließen zu laſſen, um meine Erzählung, die verteufelt kurz iſt, etwas länger auszuſpinnen; aber ich liebe nun einmal dieſe breitgetretenen Stoffe nicht und kehre ohne Aufenthalt zu meinem Italiener zurück.

— O cara memoria degl' anni premieri, ſummte er lächelnd vor ſich hin und entkorkte den Champagner, der — wenn anders Karte und Etikette nicht gelogen — Cliquot war.

Dann kam das Abendbrodt.

Lodoiska ſchien bei außerordentlich gutem Appetite zu ſein. Nichts in der Welt geht über einen geſunden Appetit.

In fünf Minuten hatte ſie ein halbes Huhn verzehrt.

— Hat's geſchmeckt? fragte der Thierbändiger mit zweideutigem Lächeln.

— Himmliſch, himmliſch! erwiderte Lodoiska.

— Satanasso! murmelte Giacomo, biß ſich in die Lippen und entkorkte die zweite Flaſche, da er die erſte mit Hilfe ſeiner Frau bereits geleert hatte.

— Kellner! rief er dann, geben Sie uns Eis! Mein Kind, welche Sorte begehrſt Du?

— Vanille!

— Alſo Vanille! Und mir, mir geben Sie Himbeer, Kaffee, Ananas oder Gift, was Sie wollen!

— Du biſt ja ganz beſonders gut bei Laune! Was mag das zu bedeuten haben? fragte Lodoiska.

— Satanasso! Du fragſt mich um mehr, als ich Dir beantworten kann. Corpo di Bacco, weiß ich doch ſelbſt nicht, warum ich auf einmal ſo verteufelt luſtig geworden bin. Macht's der Champagner oder ſonſt was: ich möchte Dich in meine Arme ſchließen und Dich — Sangue di Dio! — mit meinen Zähnen zerreißen... aus Liebe... hörſt Du, aus Liebe! Ach, Lodoiska, Du ſchienſt mir nie ſo ſchön, als heute! Das Feuer Deiner ſchwarzen Augen, verdoppelt durch die Gluth des Champagners, weckt eine neue, nie geahnte Wolluſt in mir! Ich möchte Dich ...

— Was denn, Giacome? fragte Lodoiska mit liebetrunkenem Blick.

— Satanasso! rief er ungeſtüm, Dich aus Liebe erwürgen.

Und in demſelben Augenblick ſchlug das dumpfe Grollen eines nicht mehr fernen Gewitters an ihr Ohr.

— Hörſt Du den Donner? fragte Lodoiska, die, ſonſt zitternd und bebend beim Herannahen eines Gewitters, heute — das kam vom Champagner — nicht im Geringſten ſich zu ängſtigen ſchien. Siehſt Du das Wetterleuchten? fuhr ſie mit lächelnder Miene fort.

— Komm, komm, Kind, es iſt Zeit, daß wir gehen!

Lodoiska hüllte ſich dicht in ihren Shawl, Giacomo rief den Kellner, zahlte ſeine Zeche und zündete ſich eine Cigarre an, mit deren Beſchreibung — wäre ich Sir Edward Lytton Bulwer — ich bequem eine ganze Seite füllen konnte.

---

Rauchend und trällernd traten Beide den Rückzug nach ihrer Wohnung an.

Das Gewitter rückte immer näher und näher, Blitze folgten auf Blitze, nur der Donner ließ noch auf ſich warten. Hier bote ſich mir eine paſſende Gelegenheit dar, mit engliſcher Breitſchweifigkeit das erhabene Schauſpiel eines Gewitters à la Walter Scott zu beſchreiben. Da ich aber weder Bulwer noch Scott bin, ſo finde ich es rathſam, mich beim Gewitter nicht lange aufzuhalten, ſondern ſo raſch als möglich dem Italiener nachzurennen, damit ich ihn bei Zeiten wieder einhole.

— Satanasso, das wird ein Sturm werden! murmelte Giacomo, die Cigarren-Wolken vor ſich her blaſend.

— Wenn wir nur nicht naß werden!

— Eile, eile, Lodoiska!

Und ſie verdoppelten ihre Schritte und erreichten noch vor Einbruch des Regens die Thierbude.

Eben als Giacomo den Schlüſſel umdrehte, um den Eingang zu öffnen, ließ ſich ein ſo heftiger Donnerſchlag vernehmen, daß Beide unwillkürlich erbebten. Einen Augenblick ſpäter ſank der Regen in ſo dichten Strömen herunter, als wollte er eine neue Sündfluth gebären.

Beide traten jetzt in das Innere der Menagerie. Es herrſchte darin eine ſo tiefe, undurchdringliche Finſterniß, daß man kaum die Hand vor den Augen ſehen konnte, und eine eigenthümliche, ſchauerliche Ruhe, die nur ſecundenlang durch das unheimliche Schnarchen der Thiere unterbrochen ward.

Eine unerklärliche Angſt durchrieſelte das junge Weib, das noch einen Augenblick vorher ſo ausgelaſſen luſtig war.

— Ich fürchte mich, ſagte ſie mit tonloſer Stimme.

— Warte einen Augenblick, bat Giacomo, ich will Licht anzünden, damit Du ſehen kannſt.

Drauf ſtellte er ſie dicht an die Thür, die er gleich beim Eintreten wieder geſchloſſen hatte, tappte dann durch den langen, finſtern Gang, öffnete im Vorbeigehen eben ſo leiſe als bedächtig einen Kaſten, der in der Mitte des Ganges auf der Erde ſtand, und verſchwand plötzlich.

— Giacomo! rief Lodoiska mit angſtgepreßter Stimme.

Sie lauſchte mit geſpanntem Ohre; es erfolgte keine Antwort.

— Giacomo! Giacomo! Wo biſt Du?

Ein Blitz, deſſen greller Schein durch die Fenſterſcheiben fiel, die oben am Dach der Bude angebracht waren, beleuchtete auf einen kurzen Augenblick den innern Raum der Bude. Rechts ſah Lodoiska die wilden Thiere in ihren eiſernen Käfigen, links auf der Gallerie ſah ſie ihren Mann, mit der brennenden Cigarre im Munde, das grinzende Angeſicht auf die beiden Handteller geſtützt, über die Brüſtung lehnend, und in der Mitte des Ganges den großen, langen Kaſten, auf dem — gerade in dem Momente, in welchem der Blitz herniederzuckte — eine in hundert Farben ſchillernde Schlange, jene rieſengroße Boa Anaconda, deren Bild als magnetiſche Vignette die Stirn des Anſchlagzettels zierte, mit leichter Mühe herauskroch.

Beim Anblick dieſer furchtbar-gräßlichen Erſcheinung, deren funkelnde, giftſprühende Augen der armen Sünderin die ſchrecklichſte der Todesqualen weiſſagten, ſtieß Lodoiska einen ſo grellend-craſſen Schrei des Schreckens und Entſetzens aus, daß die wilden Beſtien durch den markdurchbohrenden Ton aus ihrem feſten Schlafe, vielleicht auch aus ſüßen Träumen — denn warum ſollten wir Menſchen nur das Privilegium haben, träumen zu dürfen — vielleicht, wiederhole ich, auch aus ſüßen Träumen aufgerüttelt, plötzlich erwachten.

Keine Sprache der Erde vermag ſolchen Schreck zu ſchildern. So ungefähr mag der erſchrecken, der, an den Lippen eines wollüſtigen Traumes ſchwelgend, plötzlich beim Erwachen den Henker vor ſich ſieht, der ihn zum Richtplatz ſchleppen will.

Der Schreck hatte ſich electriſch ihrer ganzen Sinne bemeiſtert und das Blut in ihren Adern erſtarrt. Sie wollte um Hilfe rufen, aber ſie vermochte es nicht. Sie blieb, gleich als ob ihre Füße plötzlich Wurzel gefaßt, ſtarr und unbeweglich auf derſelben Stelle ſtehen, drückte feſt die Augen zu und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, um nichts, gar nichts zu ſehen.

Das währte jedoch kaum eine Secunde. In dem Moment, wo ſie wieder die Augen aufſchlug, erhellte ein zweiter Blitz die grauenvolle Finſterniß. Die Schlange hatte ſich, Anfangs träge, nicht viel ſchneller als eine Schnecke fortbewegt, doch, je näher ſie Lodoisken kam, deſto ſchneller wurde die Bewegung, deſto ſprühender ihr Auge, deſto raſcher ihr Züngeln. Lodoiska konnte jetzt jede Bewegung der Anaconda ſehen, denn Giacomo hatte Wort gehalten und mit Hilfe ſeiner Cigarre und eines Schwefelholzes auf der Gallerie eine Lampe angezündet, damit ihm kein Zug ihrer Angſt, keine Miene ihres Schreckens entgehe.

Es iſt eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur, daß die Gefahr dann, wann ſie uns am nächſten iſt, uns auch den Muth verleiht, ihr feſter ins Auge zu ſchauen.

Lodoiska's Zunge, die der Schreck Anfangs gelähmt hatte, die Füße, Anfangs in den Boden eingewurzelt, hatten die Feſſeln des Entſetzens abgeſtreift und ihre Kraft und ihren freien Willen wiedergewonnen. Lodoiska konnte, als ſie dies ſchreckliche Thier züngelnd dicht zu ihren Füßen ſah, doch wenigſtens um Hilfe rufen.

— Giacomo, Giacomo! erbarme Dich Deines Weibes, ſchrie ſie in verzweiflungsvoller Angſt und blickte dabei auf die Schlange, die zickelnd ſie umkreiſ'te. Giacomo! rief ſie noch einmal, hilf mir, rette mich!

Der Thierbändiger, der noch in derſelben Stellung, wie vorhin, auf Lodoiska und die Schlange, die einen Zauberkreis um ſie gezogen hatte, mit racheſtrahlenden Mienen auf ſie herabblickte und ein triumphirender Zuſchauer ihrer namenloſen Todesangſt war, rief ihr zu:

— Du biſt eine Schlange, falſcher als dieſe, die jetzt an Deinen Füßen leckt. Ich habe Dich aus dem Pfuhl der Schande geriſſen, Dich mit Wohlthaten überhäuft und, bauend auf den Schwur der Treue, Dich zu meinem Weibe gemacht. Ich frage Dich, Elende, wie haſt Du meine Liebe mir vergolten? Vor vier Stunden ſah ich Dich in den Umarmungen Deines Buhlen. Nun ſprich, Schlange, gleißneriſche Anaconda, kann, darf ich mit Dir Mitleid haben?

— Giacomo! ſei menſchlich, ſei barmherzig, laß Dich rühren durch das Angſtgeſchrei Deines Weibes, das ihren Fehler — ſo wahr Gott der Barmherzige ihr in dieſer Stunde des Schreckens beiſtehen möge — innig bereut.

— Glaubſt Du, mich dadurch zu rühren? Du irrſt! Siehſt Du nicht, wie ich mich labe an Deiner Todesqual? Doch ſelbſt dieſe Strafe, wie grauſam ſie auch ſei, iſt noch zu mild für Dich und Deinen Verrath. Mit meinen Nägeln könnt' ich Dich zerreißen und Deinen Leichnam fetzenweiſe als Atzung in den Käfig der hungrigen Hyäne werfen. Und erwürgt ſie Dich nicht bald, dieſe ſchlaftrunkene, faule Anaconda, ſo will ich ihr zu Hilfe eilen und Dir zeigen, was die Eiferſucht eines Italieners vermag.

— Weh mir! rief Lodoiſka, wie ſoll das enden? Giacomo, bei Gott und allen Heiligen beſchwöre ich Dich, rette, rette mich!

— Beißt ſie noch nicht an? fragte Giacomo mit ſataniſchem Hohngelächter. Es ſchlägt die Stunde der Mitternacht... ſpute Dich, Anaconda!

Erſt jetzt wandte ſich die Schlange, gleichſam als ob ſie den Befehl des Wüthenden verſtanden hätte, mit Blitzesſchnelle um Lodoiſka's Leib, die trotzdem noch immer ſo viel Kraft beſaß, um Hilfe zu rufen. — Aber ihre Stimme verhallte. Die Blitze kreuzten ſich mit ſolcher Schnelle, die Donnerſchläge folgten ſo raſch auf einander, der Regen ſtürzte mit ſolcher Wucht auf das hölzerne Dach, der Sturm pfiff ſo ſpitz durch die Fugen der Bretterwände, daß die wilden Beſtien, durch dieſen ungewöhnlichen Lärm unruhig und ſcheu gemacht, in ihrem engen Käfig wüthend hin- und herliefen. Das Grollen des Donners, das Heulen des Orkans, das Brüllen der Löwen und Tiger, das Heulen der Hyäne, das Geſchrei der Affen, das Gekrächze der Papageyen, das Zwitſchern und Schreien und Schlagen der andern Vögel, dies alles zuſammen bildete eine grauenvolle Harmonie, in der das Angſtgeſchrei Lodoiska's, die, in die dichten Knoten der Schlange feſt verſchlungen, die Qualen Laokoons litt, und dazu das Ziſchen Giacomo's, der dadurch mehr und mehr die träge Anaconda zur Wuth aufſtacheln wollte, der ſchauererregende, herzzerfleiſchende, markdurchrieſelnde Grundton war. — Die Verzweiflung gab der armen Lodoiska Kraft und Stärke: ſie rang mit der Schlange. Dieſe aber, durch den Widerſtand nur noch mehr aufgereizt, ſchloß ſich immer feſter und feſter um Lodoiska's Leib, rankte ſich immer höher und höher empor und leckte mit der Zunge das leichenblaſſe Geſicht, wollte aber — man verzeihe mir, wenn ich Giacomo's Ausdruck gebrauche — noch immer nicht anbeißen.

Ich kann mich nicht auf den Namen des Volkes beſinnen, das Schlangenfleiſch für einen der höchſten Leckerbiſſen hält. — Ob gewiſſe Schlangen umgekehrt Menſchenfleiſch für eine Delicateſſe halten, iſt mir nicht bekannt, doch ſcheint es, daß ſie, nach dieſer Anaconda zu ſchließen, dem Menſchenfleiſch keinen allzugroßen Geſchmack abgewinnen können. Die Anaconda ſpielte mit der armen Lodoiska, wie die Katze mit einer Maus.

— Giacomo! rief Lodoiska mit der letzten Kraft ihrer Sinne, noch iſt es Zeit, rette mich, ich bin Mutter!

Dieſes Wort, dieſes einzige Wort „Mutter“ verwandelte den Rachedurſt des blutgierigen Tigers, der von der Gallerie herab dieſer Gräuelſcene bisher mit kaltem Blute zugeſchaut hatte, in Reue und Mitleid. Giacomo warf die brennende Cigarre weg und ſprang, um ſchneller am Ziele zu ſein, mit einem Satz von der hohen Balluſtrade herab, um Lodoiska, ſein Weib, die Mutter ſeines Kindes, aus der Umſchlingung der grauſamſten Todesqual zu befreien.

Aber die Hilfe kam zu ſpät, denn eben, als er die Anaconda mit der ganzen Kraft der Verzweiflung von Lodoiska's Körper, an dem ſie ſich wie ein rieſiger Blutigel feſtgerankt, loszumachen verſuchte, hatte die Schlange ihren naßkalten, ſchlüpfrigen, giftgeſchwollenen Kopf mit den funkelnden Augen um Lodoiska's Hals geſchlungen, die Ringe ihrer Glieder immer dichter und dichter zuſammengedrängt und — das arme Weib erwürgt.

Wuthentbrannt fiel Giacomo wie ein Tiger über die Schlange her, die feſtgerankt am Halſe ſeines Weibes hing. Es begann ein grauenvoller Kampf, damit endend, daß die Anaconda ſich pfeilſchnell auch um ſeinen Körper wand und ihn mit ſolcher Kraft erdrückte, daß es leicht geweſen wäre, das Krachen der zerbrochenen Knochen zu hören.

Der ungeheure Lärm der wilden Beſtien, die mit ihren Tatzen an die eiſernen Stäbe ihrer Käfige ſchlugen, um ihren Kerker zu zertrümmern und dann, ihrer Kraft und Freiheit ſich bewußt, die Beute der Anaconda zu theilen, lockten bald einen Schwarm von Menſchen herbei, die ſich mit Aexten bewaffneten, um die Eingänge der Menagerie zu erbrechen.

Die Eindringenden ſahen beim Scheine der Fackeln auf dem Boden zwei entſeelte Körper und neben dieſen die Boa Anaconda liegen, die den männlichen Leichnam, um ihn bequemer hinabzuwürgen, mit ihrem Speichel überzogen hatte. Sie ſchien ſatt zu ſein, denn ſie lag ſtarr und unbeweglich, wahrſcheinlich um mit Ruhe ihre Beute verdauen zu können.

---

Am andern Morgen ſah man im Café de la fontaine zwei junge Leute, welche Cigarren rauchten, Zuckerwaſſer tranken und Domino ſpielten.

— Haben Sie ſchon die ſchreckliche Geſchichte gehört? fragte der Eine, der ein Maler war.

— Die arme Lodoiska, erwiderte der Andere, in dem ich ihren Verführer, den jungen Schöngeiſt aus dem Haag, erkannte. Es iſt Schade um dieſe Frau… ſie hatte ein hübſches Gebiß und einen köſtlichen Teint!

— Ich werde die Scene in der Thierbude zu einem Gemälde benutzen, ſagte der Maler.

— Und ich, ich werde aus dieſem Stoff ein Nachtſtück herausſchreiben, entgegnete der Schöngeiſt.

— Das will auch ich thun, dachte ich bei mir und notirte die Geſchichte in meiner Schreibtafel.

Von der Schreibtafel bis zur Druckerei giebt's oft nur einen Schritt.

Hier habt Ihr die Geſchichte.

## LII.

# Der vierzehnte Gaſt.

Eines Tages las man in einer Berliner Zeitung folgende Anzeige:

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, dem hohen Adel und verehrten Publicum ganz gehorſamſt anzuzeigen, daß derſelbe bei Hochzeiten, Kindtaufen, Picknicks, Mittag- und Abend-Geſellſchaften, bei welchen nicht mehr und nicht weniger als dreizehn Gäſte eingeladen — eine Zahl, die bekanntlich ſehr ominös iſt, da der Aberglaube behaupten will, daß einer von den Dreizehn in Folge dieſes Zuſammentreffens ſterben müſſe — erbötig ſei, ſich, wenn man ihn gütigſt den Tag vorher davon unterrichten wolle, zu jeder Tages- und Jahreszeit pünktlich als vierzehnter Gaſt bei der Tafel einzuſtellen. Er ſieht weniger auf das Honorar, als auf eine anſtändige Behandlung, und erbietet ſich dafür, die verehrte Geſellſchaft, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, beſtens zu unterhalten und die Freuden der Tafel, zu der man ihn hinzuzieht, durch Karten und andere Kunſtſtücke, durch Maultrommel und Grimaſſenſpiel, vor allem Andern aber durch die Erzählung luſtiger Schwänke und immer friſcher, nagelneuer Theater-Anekdoten dergeſtalt würzen zu wollen, daß die dreizehn Gäſte, die ihn, beiläufig geſagt, falls es ihnen Spaß gewährt, auch zum Stichblatt ihres Witzes gebrauchen dürfen, nicht aus dem Lachen herauskommen ſollen. Ferner erlaubt er ſich, dem hohen Adel und verehrten Publikum gehorſamſt anzuzeigen, daß er auch bei Whiſt- und Boſtonpartien, denen es zufällig noch an einem vierten Mann gebricht, gut zu verwenden ſei, da er beide Spiele ohne Fehler ſpielt, und im Boſton die Tabelle entbehrlich macht, indem er ſie ſo vollkommen inne hat, daß er ſie von A bis Z auswendig weiß, und außerdem die Lichter putzen kann, ohne ſie jemals auszulöſchen.

Jeremias Lips,
bürgerlicher Klavierſtimmer, Mauerſtraße No. 81."

Man kann ſich denken, daß dieſe Anzeige große Senſation erregte, in tauſend Abſchriften von Haus zu Haus, von Mund zu Munde ging und auf dieſe Weiſe die Folie des Stadtgeſprächs wurde. Einen ganzen Monat lang ſprach man in Berlin von keinem andern, als Herrn Jeremias Lips, bürgerlichem Klavierſtimmer und privilegirten Spaßvogel, der nun in der ganzen Stadt nicht anders als Jeremias IV. oder Lips XIV. hieß. Dreizehn und ein halber Bühnendichter ſpitzten ihre Feder, um ihn brühheiß auf's Königſtädter Theater zu bringen. Herr Stehely, Berlins Tortoni, kündigte in den Zeitungen Jeremiaskuchen und Lipstörtchen, Herr Freitag, Berlins erſter Schneidermeiſter, Jeremiasmäntel und Lipsweſten, Herr Fonrobert, Berlins erſter Hutmacher, Jeremiaskaloſchen und Lipshüte, Herr Sala Taroni, Berlins erſter Delicateſſenhändler, Jeremiaswürſtchen und Lipsſalat, Herr Eulner, Berlins erſter Liqueurfabrikant, Jeremiastropfen und Lipsliqueur, die Herren Treu und Nugliſch, Berlins Parfümeriematadore, Extrait de Jéremie und Lipspomade an. Herr Jeremias Lips war plötzlich ein Mann des Volkes, ein öffentlicher Charakter, ein koſtbarer Typus, noch weit bekannter als der Eckenſteher Nante und Herr Ludewig Rellſtab, noch viel berühmter als der Weinhändler Louis Drucker und der Kriegsrath Karl Müchler, Ritter des Adlerordens dritter oder vierter Klaſſe mit Eichenlaub. Einmal en vogue, riß man ſich um Lips XIV. in allen Geſellſchaften, und es verging kein Tag, an dem er nicht durch die Stadtpoſt ein halbes Schock Einladungen erhielt.

Berlin iſt eine Stadt, in der Jeder durch eine einzige originelle Idee, wie der witzige Herr Louis Drucker, ſein Glück machen kann. Herr Jeremias Lips ſchien ſich dieſen luſtigen Kauz zum Vorbild genommen zu haben.

Jeremias IV. hing den bürgerlichen Klavierſtimmer ſofort an den Nagel und lebte nur der Geſellſchaft. Nachdem er ſo in kurzer Zeit ſein Glück gemacht, bekam der alte Spaßvogel, der bis dahin Hageſtolz geweſen war, eines Abends, als er aus einer großen Geſellſchaft kam, plötzlich, als er über den Gensd'armenmarkt ging — es ſchlug eben drei Viertel auf Eilf — Heirathsgedanken; er legte ſich zu Bette und vermählte ſich drei Tage ſpäter mit einer niedlichen Choriphäe aus dem Corps de Ballet Schade, daß ihr Name mir entfallen iſt.

Eines Morgens erhielt der General-Spaßvogel (es wundert mich, daß er noch keinen Orden erhalten) durch die Stadtpoſt, gerade zu der Zeit, als ſich ſein junges Weibchen in der Probe eines neuen Ballets befand, auf Velinpapier die Einladung zu einer Abendgeſellſchaft, die ein junger vornehmer Cavalier veranſtaltet und wozu er gerade zwölf Perſonen, ſechs Damen und ſechs Herren — alſo bunte Reihe — und nun auch Lips XIV. und zwar mit folgenden Worten eingeladen hatte:

„Ew. Wohlgeboren werden höflichſt erſucht, ſich heute Abend nach dem Theater, bis ſpäteſtens zehn Uhr, im Locale des Herrn Hoftraiteur Jagor einzufinden, einen geſunden Magen und eine gute Laune mitzubringen.“

Karl, Graf von . . .

— Einen geſunden Magen, rief Jeremias, das heißt ſo viel als einen geſunden Appetit. Dank dem Himmel, daß ich zu jeder Stunde bei gutem Appetit bin. Und wo es etwas

Gutes für mich zu eſſen und zu trinken giebt, ſtellt ſich — wenn ich Anfangs auch noch ſo verdrießlich bin — ſchnell die froheſte Laune ein. Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Graf, Sie ſorgen für delicate Biſſen und gute Weine — Lips, dem das Waſſer im Munde zuſammenlief, rieb ſich acht Minuten lang ſeelenvergnügt die Hände — und ich, ich ſorge für gute Laune und luſtige Unterhaltung. Zum Glück ſind mir heute Nacht ein paar funkelnagelneue Theater-Anekdoten eingefallen, die werde ich ihnen zum Beſten geben.

Den ganzen Vormittag blieb er nichtsthuend auf dem Sopha liegen und ſann über ein paar neue Späße nach. Mittags aß er nur ſehr wenig.

— Schmeckt es Dir nicht? fragte ſein junges Weibchen.

— Gut, ſehr gut, liebe Hulda.

— Und dennoch ißt er nichts?

— Ich will mir meinen ganzen Appetit für den heutigen Abend aufſparen.

— Ei, biſt Du ſchon wieder eingeladen?

— Ja, mein Kind!

— Und bei wem, wenn man fragen darf?

— Bei wem? Ja das weiß ich noch nicht. Der Mann hat ſich nur mit ſeinem Vornamen genannt.

— Wer mag es ſein?

— Graf oder Schuhputzer, mir gleich, wenn's nur etwas Gutes bei ihm zu eſſen und zu trinken giebt.

— Das iſt nun ſchon der dritte Abend, wo Du ausgebeten biſt. Schöne Flitterwochen! Der Mann iſt immer ausgebeten und ſein armes Weib muß allein zu Hauſe bleiben. Mir wird immer ohne Dich die Zeit ſo lang, ich weiß dann nicht, was ich anfangen ſoll.

— Gieb Dich zufrieden, liebes Kind. Geſchäfte gehen vor. Dafür bringe ich Dir aber auch, wie geſtern, eine ganze Tüte voll Biscuit mit. Nun, biſt Du damit zufrieden?

— Wenn's nicht anders ſein kann. Wann wirſt Du aber nach Hauſe kommen?

— Schwerlich vor drei bis vier Uhr Morgens.

— Und da ſoll ich wohl wieder, wie geſtern, mitten im Schlafe aus dem Bett ſteigen und drei Treppen hinunter gehen und Dir das Hausthor aufſchließen? Nein, das will ich nicht mehr; ich habe ohnedies den Schnupfen und mich geſtern noch obendrein ſo ſtark erkältet, daß ich Dich bitten muß, Jeremias, lieber gar nicht, als wieder ſo ſpät nach Hauſe zu kommen...

— Gar nicht nach Hauſe kommen? Mein Gott, liebes Kind, wo ſoll ich denn bleiben? Unſer Einer will ja auch ſchlafen.

— Geh' in den erſten beſten Gaſthof...

— Ich kann ja aber den Hausſchlüſſel mitnehmen und mir ſelbſt das Hausthor aufſchließen.

— Hab' ich Dir nicht ſchon zehnmal geſagt, daß ich den Schlüſſel nicht weggebe. Nachts kann mir etwas zuſtoßen... es kann Feuer ausbrechen ... nein, nein, den Schlüſſel behalte ich ...

— Nun denn, ſo will ich Deinen Rath befolgen, liebes Kind, und im Hôtel de Brandenbourg übernachten und erſt morgen früh nach Hauſe kommen.

— Thu', was Du willſt, erwiderte ſie etwas pikirt darüber und legte ſich auf das Sopha, um Mittagsruhe zu halten. Ich bin müde von der Probe, laß mich ſchlafen.

— In Gottes Namen, liebes Kind, ich gehe unterdeſſen zu Stehely und leſe dort die Journale, dann gehe ich zu Kranzler und nehme dort ein Glas Eis zu mir, dann gehe ich ein wenig in den Thiergarten hinaus und von da zu Fuß — hörſt Du, zu Fuß, liebes Kind — nach Charlottenburg, um mir Bewegung zu machen, damit ich heute Nacht bei gutem Appetit und bei froher Laune bin. Leb wohl, mein Herzchen, ſagte er, küßte ihre Hand und ging.

— Wann ſehe ich Dich wieder, ſchmollte ſeine Ehehälfte und drückte ſich in die Sopha-Ecke.

— Nach dem Theater, liebes Kind.

— Mache, daß Du fortkommſt.

— Adieu, Adieu, Goldpüppchen, rief Herr Jeremias Lips und trippelte trällernd zur Thür hinaus.

Schon ſeit einer halben Stunde harrte Herr Jeremias Lips am Ausgang des Theaters, um ſeine Frau zu erwarten. Herr Jeremias war, wie jeder alte Mann, der ein junges hübſches Weibchen hat, das noch dazu Choriphae beim Corps de Ballet iſt, ein wenig eiferſüchtig. Aus Furcht, daß irgend ein junger Gott ſie nach Haus — verſteht ſich nur bis ans Thor — begleiten könnte, zog er es vor, jeden Abend, ſo oft ſie beſchäftigt und er nicht eingeladen war, auf ſie zu warten und ſie nach Haus zu führen. Man kann dem guten Mann ſeine Vorſicht nicht verdenken, denn Damen vom Corps de Ballet haben in der Regel — Herr Jeremias glaubte, vielleicht auch mit Recht, daß ſein Weibchen eine Ausnahme bilde — ſtarke Beine aber ſchwache Grundſätze, die der leiſeſte Hauch wie Kartenhäuschen über den Haufen ſtürzen kann. — Er wartete noch ein Weilchen, dann kam ſie, in ihren ſpaniſchen Wickler gehüllt; er nahm ſie unter den Arm und brachte ſie nach Hauſe.

— Nun iß raſch Dein Abendbrodt, liebes Kind.

— Ach, ich habe gar keinen Appetit... ach, ich bin ſo ſchrecklich müde...

— Dann wird's das Beſte ſein, daß Du gleich zu Bette gehſt.

— Das werde ich thun, erwiderte ſie mit einem Tone, dem man es anhören konnte, daß ſie ſehr verdrießlich war.

— Komm, liebes Kind, ich will Dir beim Auskleiden behilflich ſein, ſprach Herr Lips und rieb ſich ſeelenvergnügt die dicken Hände.

Die Dame vom Corps de Ballet ſetzte ſich auf's Bett und während ſie ſich die goldenen Flechten ihrer Haare aufneſtelte, zog ihr der Alte knieend die Schuhe aus.

— Ein göttlicher Fuß, rief er voll überſchwellender Freude und drückte einen zärtlich-heißen Kuß auf den ſeidenen Strumpf ſeines himmliſchen Weibchens.

Darauf huſchte ſie ſchnell in's Bett, Jeremias wünſchte ihr gute Nacht, machte ſich eilig auf den Weg und rannte über den Gensd'armenmarkt den Linden zu.

Mit dem Glockenſchlage Zehn trat Herr Jeremias Lips in den Speiſeſaal ein.

— Ah, kommen Sie endlich, rief der Veranſtalter des Feſtes, Sie haben lange auf ſich warten laſſen.

— Bitte um Entſchuldigung... ich bin ein Mann nach der Uhr... ſo eben hat es Zehn geſchlagen. Belieben Sie, verehrte Herrſchaften, ſich ſebſt davon zu überzeugen, entgegnete Herr Lips und zog dabei ſeine Uhr heraus.

— Geht's nicht bald zu Tiſche? fragte einer der Gäſte den Grafen. Parole d'honneur, ich verſpüre Hunger.

— Ich auch, ich auch! riefen die Andern.

— Ich muß Sie bitten, noch ein halbes Stündchen zu warten, bat der Graf.

— Warum? weshalb? fragten Alle.

— Ich erwarte noch einen Gaſt.

— Einen Mann oder eine Frau?

— Das werdet Ihr ſehen.

— Du machſt uns neugierig.

— Ich will Euch Alle damit überraſchen.

Herr Jeremias Lips, von dem die Gäſte bisher wenig oder gar keine Notiz genommen, ſchnüffelte und ſchnupperte um die gedeckte Tafel herum, auf der eine ganze Batterie ſeiner Weine — Herr Lips bog ſich über den Tiſch, um die Etiketten zu leſen — und eine bunte Reihe der köſtlichſten Eis- und Sahne-Torten prangte. Dem kleinen dicken Schmarotzer lief beim Anblick all' dieſer Herrlichkeiten das Waſſer im Munde zuſammen. Er rieb ſich, ſchwelgend im Vorgenuſſe dieſer Seligkeit, die dicken Patſchen und konnte die Zeit des Eſſens nicht erwarten. In fünf Minuten ſah er zehnmal auf die Uhr und zwanzigmal auf die Torten.

— Wie ſpät iſt's auf Ihrer Uhr? fragte der Graf.

— Fünf Minuten nach Dreiviertel auf Eilf, antwortete der ſchlaue Lips, der ſeine Uhr um eine Viertelſtunde vorangerückt, um deſto eher zu Tiſche zu kommen.

— Ich bitte meine Gäſte nur noch um kleine zehn Minuten, bat der Graf.

— Noch zehn Minuten, murmelte Lips leiſe vor ſich hin und litt dabei die Qualen des Tantalus. Das iſt ein unverſchämter Gaſt, der ſo lange auf ſich warten läßt, raiſonnirte er inwendig und trat dabei, ſich umwendend, einem dicht hinter ihm ſtehenden Gaſt auf's Hühnerauge.

— Herr, nehmen Sie ſich in Acht, ſchrie der Getretene.

— Bitte hundertmillionenmal um Entſchuldigung, ich kann nichts dafür ...

— Sie nicht? Wer denn ſonſt?

— Der Abſatz meines Stiefels, mit Ihrer gütigen Erlaubniß ...

— Ein ſchlechter Witz!

— Aber wahrſcheinlich nicht der ſchlechteſte, erwiderte Herr Lips ...

— Zu Tiſche, wenn ich bitten darf, rief der Graf, der nun nicht länger warten wollte.

Jeder Herr führte ſeine Dame zur Tafel und ſetzte ſich neben ſie. Der Graf wies ſeinem Luſtigmacher einen Platz in der Mitte an, ſo zwar, daß er mit dem Geſicht gerade der Tour gegenüber ſaß und die ganze Tafel überſchauen konnte.

Die Marqueure trugen zuerſt Caviar und Auſtern herum.

— Wünſchen Sie Auſtern oder Caviar? fragte der Diener, als die Reihe an den dicken Schmarotzer kam.

— Beides, wenn ich bitten darf, entgegnete Herr Lips und nahm ſich einen ganzen Teller Caviar und ein halbes Hundert Auſtern.

— Sehen Sie nur, ſehen Sie nur, ſagte leiſe Baron A. zu ſeiner Nachbarin, dieſer Plebejer frißt wie ein ausgehungerter Wolf.

— Wozu haſt Du ihn eingeladen? fragte ziemlich laut der Nachbar des Gaſtgebers. Er frißt und frißt und macht uns nicht den geringſten Spaß.

— Du haſt Recht, ich will ihn doch gleich daran erinnern, ſeine Schuldigkeit zu thun. Herr Jeremias Lips! rief der Graf.

Der dicke Schmarotzer war aber dergeſtalt im Eſſen vertieft, daß er den Ruf nicht hörte.

— Herr Lips! rief nun die ganze Tiſchgeſellſchaft unisono und mit ſo ſtarker Stimme, daß der Dicke erſchreckt in die Höhe fuhr und mit ſeinem Ellnbogen dem hinter ihm ſtehenden Marqueur, der ihm ſo eben Hecht mit brauner Butterſauce präſentiren wollte, die Schüſſel aus der Hand ſchlug, ſo zwar, daß der Hecht auf die Erde und die Sauce auf die Uniform eines neben ihm ſitzenden Offiziers fiel.

— Bitte hundert und etliche millionen mal um Entſchuldigung, aber ich kann nichts dafür.

— Sie nicht? Wer denn ſonſt? fragte der Offizier, mit der Serviette die Sauce abtrocknend.

— Mein kurzſichtiger Ellnbogen iſt Schuld daran.

— Elender Witz, erwiderte der begoſſene Mars. Wollen Sie uns nicht endlich ein paar luſtige Theater-Anekdoten zum Beſten geben.

Der Marqueur trug eben Faſan herum. Jeremias lugte nach der Schüſſel, die ſchon ganz in ſeiner Nähe war, und fragte:

— Muß das gleich geſchehen?

— Ja, ja, jetzt gleich! rieſen Alle.

— Aber, lieber Himmel, der Faſan...

— Wird Ihnen nicht davon fliegen, erzählen Sie nur zu, commandirte der Graf.

Herr Lips leerte raſch noch ein Glas Wein, wiſchte ſich dann den Mund und erzählte folgende Anekdote:

— Unlängſt wurde ein Choriſt der königlichen Oper, gerade als er mitten im erſten Schlafe war, durch einen großen Lärm aufgeweckt. Viele Stimmen riefen ſeinen Namen. Er ſtürzt aus dem Bett an's Fenſter und frägt: Was giebt's? — Sie, Marqueur, ich habe noch keinen Faſan.

— Sie müſſen nicht aus der Rolle fallen und Ihre Anekdote erſt auserzählen...

— Alſo, was giebt's? frägt der Choriſt. — Wir ſollen der fremden Sängerin ein Ständchen bringen, komm mit uns, Kamerad. — Nicht um eine Million, erwidert der faule Patron. — Jeder bekommt einen Thaler. — Ah, das iſt etwas Anderes, entgegnet der Choriſt und fliegt zuerſt in die Kleider und dann auf die Straße.

— Dieſe alte, abgedroſchene Anekdote, bemerkte ein Referendar, habe ich ſchon in der zweiten Auflage von Meidinger's franzöſiſcher Grammatik geleſen.

— Und von dort aus, fügte der Baron A. hinzu, iſt ſie in wenigſtens fünfzig deutſche Journale übergegangen.

— Wiſſen Sie uns nichts Beſſeres zu erzählen? fragte der Graf.

— Nur Geduld, meine verehrten Herrſchaften, ein weiſer Feldherr verknallt nicht mit einem Male ſeinen ganzen Vorrath. Marqueur, ich habe noch immer keinen Faſan!

— Zuvor erzählen Sie uns noch eine Anekdote.

Der Schmarotzer ſtürzte ſchnell ein zweites Glas hinab und erzählte dann folgende Anekdote:

— Vor Kurzem wollte ein getadelter Schauſpieler einem unſerer Recenſenten auf's Zimmer rücken, um mit ſeinen Fäuſten eine Antikritik auf deſſen Rücken zu ſchreiben. Zum Unglück findet er die Thür verſchloſſen. Was thut unſer Held? Er reißt ein Blättchen Papier aus ſeiner Brieftaſche, ſchreibt ganz naiv „Rindvieh" darauf und heftet dieſes Blatt an die Stubenthür ſeines Feindes. Als dieſer nach Hauſe kam und dieſen Zettel fand, ſchrieb er dem Schauſpieler: Da Sie mir einen Beſuch zugedacht, mich aber nicht zu Hauſe gefunden, ſo haben Sie die Güte gehabt, an meiner Thür Ihre Viſitenkarte zurückzulaſſen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen für dieſe zarte Aufmerkſamkeit meinen wärmſten Dank und die Verſicherung abzuſtatten, daß Ihre werthe Perſon jetzt in Effigie an meinem Spiegel prangt.

— Mann, rief der Offizier, wie können Sie ſich unterſtehen, uns ſolch' eine Anekdote zu erzählen?

— Finden Sie ſie etwa nicht neu? fragte der Schmarotzer.

— Sie iſt ſo alt als der trojaniſche Krieg.

— Dieſe Anekdote haben ſich ſchon die Thiere in der Arche Noahs erzählt.

— Adam, der ſie der Eva mitgetheilt, ſoll deshalb aus dem Paradies gejagt worden ſein.

— Herr, wenn Sie nichts Neueres zu erzählen wiſſen, ſo bedaure ich Sie von ganzem Herzen.

— Nur Geduld, Herr Graf, das Beſte kommt zuletzt...

— Erzählen Sie! riefen Alle.

— Sogleich; vorläufig erlaube ich mir jedoch die kleine, keineswegs unwichtige Bemerkung, daß der Faſan...

— Bereits aufgezehrt iſt, fiel ihm ſein Nachbar in's Wort. Schade, daß Sie nicht ein kleines Stück davon gekoſtet haben, ich ſage Ihnen, er war delikat.

— Sehr delikat rief die ganze Geſellſchaft wie aus einem Munde.

— Alſo erzählen Sie weiter, befahl der Graf.

Lips leerte wüthend ſein Glas und erzählte nun folgende Geſchichte:

— In vergangener Woche hat ſich in unſerer guten Stadt ein höchſt komiſcher Vorfall ereignet. Ein alter Herr, ein Schmarotzer erſter Klaſſe mit Eichenlaub, iſt von einem jungen Cavalier zu einem Souper im Café royal des Herrn Beyermann und zwar nur deshalb eingeladen, um den andern Gäſten zur Zielſcheibe ihrer Neckereien zu dienen. Der Glückliche ſchwelgt eben im Hochgenuß der Speiſen, da öffnet ſich ihm gegenüber die Thür und herein tritt — nun rathen Sie, wer?

— Wer, wer? fragen alle geſpannt.

— Himmel tauſend Donnerwetter, meine Frau, ruft der erſtaunte Lips, als er in demſelben Augenblick ſeine junge Frau, unmäßig geputzt, in der ſich ſo eben öffnenden Thür erblickt.

— Wie! ruft der Graf, Fräulein Hulda iſt…

— Seit acht Tagen meine Frau, donnert der wüthende Lips.

— Himmel, wenn ich das gewußt hätte, ſtottert der Graf.

Die liebe gute Madame Lips ſtand wie verſteinert zwiſchen Thür und Angel oder — man verzeihe mir, wenn ich mich des Berlinismus bediene — zwiſchen Baum und Borke. Das Beſte, was ſie thun konnte, war unſtreitig das, ſofort eine Ohnmacht zu affektiren, eine Liſt, die ihr als Mitglied des Corps de Ballet auch ſo gut gelang, daß ſie dadurch nicht nur ihren Mann, ſondern auch die ganze Geſellſchaft täuſchte. Der Graf ließ ſogleich ſeinen Wagen anſpannen. Herr Lips brachte ſeine Frau nach Hauſe, wo ſie ſo lang in ihrer Ohnmacht verharrte, bis er ihr aus Furcht, daß ſie ihm unter der Hand ſterben könne, Verzeihung angedeihen ließ.

* * *

Am andern Morgen (Madame Lips lag noch im feſten Schlaf) pocht es an der Thür.

— Herein! ruft Herr Lips.

Graf C. tritt ein.

— Herr Graf, ſagt der Schmarotzer, Sie kommen...

— Einzig und allein in der Abſicht, lieber Lips, Sie wegen des geſtrigen Mißverſtändniſſes um Verzeihung zu bitten.

— Verehrteſter Herr Graf, erwidert Lips, daß Sie mein junges Weib ohne mein Wiſſen in den Kreis Ihrer Abendgeſellſchaft gezogen, will ich Ihnen gern verzeihen, denn was bleibt mir am Ende Anderes übrig, als zum böſen Spiele gute Miene zu machen und diesmal durch die Finger zu ſehen; daß ich aber, verehrter Herr Graf, durch Ihre Schuld um den delikaten Faſan gekommen bin, kann und werde ich Ihnen, ſo lang ich lebe, nicht verzeihen.

— Wie aber, himmliſcher Herr Lips, wenn ich Ihnen noch heute zwölf Faſanen und vierundzwanzig Flaſchen Champagner ſchicke?..

— Dann, edler, großmüthiger Graf, ſei Alles vergeſſen und vergeben. Ausgeſöhnt reiche ich Ihnen meine Hand und bitte Sie, verehrter Herr Graf, von heut an mein Haus ganz wie das Ihrige zu betrachten.

Der Graf ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

## LIII.

# Die Entſtehung des Champagners.

Sie hieß Corallyne und war die ſchönſte aller Feen. Ihr Auge war ein dunkelblauer Juli-Himmel, ihr Mund ein lachendes Morgenroth, ihre Wange ein üppiger Roſenflor. Ein Blick ihres Auges, ein Lächeln ihres Mundes, ein Druck ihrer atlasweichen Hand mußte Liebe, heiße, brennende, unauslöſchliche Liebe einflößen.

Corallyne war dabei nicht grauſam. Jedem, der ſie liebte, ſchenkte ſie Gegenliebe. Sie lockte ihn auf ihr Feenſchloß, das ſo viel kryſtallene Gemächer hatte, als es Tage im Jahre giebt, und umarmte ihn, hier in ihrem Zauberreiche, mit tauſend verführeriſchen Reizen. Luftige, leichtgeſchürzte Sylphiden mit regenbogenfarbigen Flügeln credenzten ihm in goldenen Schaalen Liebestränke, ſangen anakreontiſche Lieder, tanzten heitere Tänze, wehten mit ihren Flügeln leſende Kühlung zu und geleiteten ihn in's Wolkengemach ihrer Gebieterin. Aber das Glück, das er hier genoß, es währte nur eine Nacht. Beim Erwachen der roſenfarbigen Aurora berührte ſie den Schläfer mit ihrem Zauberſtabe und verwandelte ihn in einen Zobel oder Hermelin, dem ſie das Fell über die Ohren zog, um ſich daraus Pelze und Palantinen, Muffe und Boas machen zu laſſen.

Einſt, als Fee Corallyne ſich mit einem Theile ihrer Dienerſchaft auf der Jagd (in der Gegend von Epernay) befand, gewahrte ſie einen jungen Stutzer, der ihr ſo wohl gefiel, daß ſie ihn durch eine ihrer Nymphen auf ihr Schloß einladen ließ.

— Meine Gebieterin wünſcht Deine Bekanntſchaft zu machen, ſprach die Nymphe zu dem Stutzer, der nachläſſig auf ſeinem Apfelſchimmel ſaß und mit der Reitgerte in der Luft herumfecht.

— Deine Gebieterin? Wer iſt ſie?

— Eine Fee.

— Was will ſie?

— Dich ſprechen.

— Dann kann ſie zu mir kommen.

— Sie liebt Dich und will Dich glücklich machen…

— Will ſie meine Schulden bezahlen?

— Jeden Deiner Wünſche wird ſie erfüllen… komm, folge mir…

Der junge Stutzer ritt nun ſehr langſamen Schrittes dem Feenplatze zu, ſtocherte ſich die Zähne und trällerte ſein Lieblingsliedchen.

Im Vorhof des Schloſſes angekommen, ſtieg er vom Pferde herab, das eine Nymphe an einen Baum anband.

Eine zweite Dienerin führte ihn in's Boudoir ihrer Gebieterin.

— Madame, Sie haben mich rufen laſſen… Was wollen Sie von mir? ſprach er und ſchlug mit ſeiner Reitgerte auf ſeine beſtaubten Stiefel.

— Du gefällſt mir, junger Mann, komm, laß Dich auf mein Sopha nieder…

— Daraus kann nichts werden… noch vor Sonnenuntergang muß ich wieder in Paris ſein… zwei meiner Kameraden erwarten mich… wir haben wichtige Geſchäfte… wir müſſen Faro ſpielen…

— Bleib' bei mir, junger Mann… auch ich ſpiele Faro.

— Mit Feen ſpiele ich nicht… die machen Hocus pocus.

— Bleib' bei mir, ich bitte Dich… Du gefällſt mir, Du gefällſt mir ſehr…

— Das glaub' ich gern … aber ſoll ich aufrichtig ſein, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie, Madame, mir gar nicht gefallen … durchaus nicht … Sie haben blaue Augen, ich liebe die ſchwarzen … Adieu, Madame!

— Bleib', ich beſchwöre Dich, ſprach die Fee und hielt ihn ſanft an einem der Schwalbenflügel ſeines veilchenblauen Fracks zurück. Sieh', wenn Du bleibſt, ſo darfſt Du Dir eine Gnade von mir erbitten … oben auf einem Boden liegt eine Unzahl hübſcher Talismane … ſuche Dir ein Dutzend aus und behalte …

— Talismane, was für Talismane? fragte der Stutzer und beglasaugte die Fee, die an ihm einen Narren gefreſſen.

— Ich will Dir eine Roſe ſchenken, welche die Zauberkraft beſitzt, jeder Frau, die deren Duft einſaugt, Liebe für Dich einzuflößen.

— Ah bah! die Frauen ſind ohnedies in mich vernarrt … ich lege keinen Werth darauf …

— Ich will Dir eine Börſe ſchenken, die, ſo oft Du ſie leerſt, ſich von Neuem anfüllt …

— Und womit?

— Mit hübſchen blanken Dukaten.

— Das wäre mir ſchon lieber … Und was verlangſt Du dafür?

— Daß Du mich liebeſt …

Der Stutzer beglasaugte ſie zum zweiten Male.

— Sie haben, wie ich ſehe, blondes Haar … ich liebe das ſchwarze … Adieu, Madame!

— Bleib', Marmorherz, ich bitte Dich, ich beſchwöre Dich … Sieh, Deine Kälte hat in meinem Buſen eine Gluth angefacht, die mich zu verzehren droht … ich fühle, daß ich ohne Dich nicht leben kann …

— Madame, ſparen Sie Ihre Schmeicheleien; bei Gott! Sie ennuyren mich!

— Du biſt der erſte Mann, der mir widerſteht… aber eben deshalb lieb' ich Dich, eben deshalb bet' ich Dich an!

Der Stutzer ſah auf ſeine Uhr.

— Mein Gott, es iſt ſchon ſieben Uhr… ich muß fort… Adieu, Madame!

Er machte eine kurze Verbeugung, ging und ſchwang ſich auf ſein Pferd, das ihn in pfeilſchnellem Fluge nach Paris trug.

Die Fee ſah, vom Balkon herab, ihm mit ſehnſuchtsvollen Blicken nach, und als er ihren Blicken entſchwunden war, trat in ihr Auge eine Thräne… es war die erſte Thräne, die ſie geweint… das Herz wollte ihr zerſpringen … ſie eilte hinab in den Garten, ſchlürfte die melancholiſchen Geſänge der Nachtigall, den geheimnißvollen Duft der Blumen ein, warf ſich auf den Raſen und fing bitterlich zu weinen an.

Und ſo weint ſie ſeit jenem Augenblick bis zur jetzigen Stunde, und aus dem Thale, das ſie mit ihren Thränen benetzt, keimt der Wein der Weine: der Champagner, der liebliche, luſtige, roſenrothe Oeil de Perdrix, jener ſüße, ätheriſche, luſt- und liebezündende Nektar hervor, von dem die Flaſche zwei Thaler fünf Silbergroſchen koſtet.

## LIV.

# Soll der Menſch während des Eſſens trinken oder nicht?

„Wer die Bedeutung des Trinkens, beſonders des Weintrinkens für die Menſchheit kennt, wird die Wichtigkeit dieſer Frage wohl begreifen. Der Wein allein iſt ſo viel beſungen und beſprochen, daß man, wollte man das Alles leſen, kaum Zeit zum Trinken übrig behielte. Die Kunſt zu trinken erforderte und verdiente einen eigenen Cyclus von Vorleſungen.

Ich muß mich hier durchaus darauf beſchränken, über das Trinken blos in ſo weit zu ſprechen, als es auf das Eſſen Bezug hat.

Hier iſt nun die erſte Frage: Soll man überhaupt zum Eſſen trinken?

Das Allerunnöthigſte wäre, darüber reden zu wollen, ob der Menſch überhaupt trinken ſolle. Wer erkennt nicht in dem mecklenburgiſchen Bauer Woldek, der in ſeinem Leben niemals getrunken und ſchon als Kind die Muttermilch verſchmäht hatte, ein verabſcheuungswürdiges Monſtrum, eine unmenſchliche Abnormität!

Anders verhält es ſich mit dem Trinken über Tiſche. Es giebt gewichtige Auctoritäten und Gründe dagegen.

Plater leitet ſein hohes Alter daher, daß er niemals eher getrunken, als bis er ſich ſatt gegeſſen, und Lichtenberg verſichert, daß er ſich niemals beſſer befunden, als ſeit er nicht mehr über Tiſch getrunken habe.

Wenn aber Plater auch ſein hohes Alter davon hergeleitet, und wenn man auch hierauf Werth legen wollte, ſo iſt doch damit nichts weniger als erwieſen, daß er Recht hatte, es gerade davon herzuleiten. Doch auch die Auctorität Hildebrand's iſt gegen das Trinken über Tiſche; das thäte aber auch nichts, wenn er nicht zugleich einen für den Eßkünſtler eben ſo erheblichen als wichtigen Grund anführte, daß das Getränk neben den Speiſen doch auch ſeinen Platz haben wolle, woraus natürlicher Weiſe folgt, daß Einer, der viel trinkt, verhältnißmäßig um ſo weniger eſſen kann. Dies und der Umſtand, daß der ſpecifiſche Geſchmack der Speiſe reiner und beſtimmter wahrgenommen wird, wenn man nicht dazu trinkt, iſt wohl zu beherzigen. Tiedemann ſagt aber: es darf als Grundſatz aufgeſtellt werden, daß Perſonen, welche von der Aufnahme von Getränken bei dem Mahle keine nachtheiligen Wirkungen ſpüren, wohlthun, ſich des Trinkens nicht ganz zu enthalten, da der Genuß ſehr trockener, zäher, geſalzener und gewürzter Speiſe Durſt verurſacht, der, wenn er nicht befriedigt wird, ein Spannen und Drücken im Magen herbeiführt.

Was folgt daraus? Wem's ſchmeckt und wohlbekommt, der ſoll trinken, aber eingedenk der einfachen Wahrheit, daß beim Eſſen das Eſſen die Hauptſache bleibt.

Es iſt übrigens ein chemiſcher Grundſatz, daß trockene, ſpröde Körper niemals ſich innig verbinden und durchdringen, ja gar nicht auf einander wirken, es müßte denn rein abſtoßend ſein (corpora agunt nisi fluida). Die Application liegt auf der flachen Hand. Doch ſorgen die Köche durch gehörige Tunken und Brühen und der Hauptkoch, der Magen, ſelbſt ſchon für das nöthige Verflüſſigende.

Die Salernitaner ſagen über dieſen Gegenſtand: „Die Wahrheit liegt in der Mitte", das heißt, einmal lehren ſie, man ſolle oft, aber nicht viel (inter prandendum sit saepe parumque bibendum), das andere Mal: man ſolle gar nicht trinken (ut minus aegrotes non inter fercula potes). Man kann hieraus im Vorbeigehen lernen, wie klug die Herren von der rechten Mitte ſind. Wenn auch einige Einfältige meinen, es ſei charakterlos und abſurd, Ja und Nein zugleich zu ſagen, ſo iſt es doch leicht darzuthun, wie klug und lohnend es ſich im Leben erweiſ't.“

Dieſe Bemerkungen, die wir dem Code gastronomique des liebenswürdigen Eßkünſtlers Antonius Anthus entnehmen, veranlaſſen uns, ſeinem weiſen Ausſpruch ein Codicill anzuhängen.

Auch wir haben über die wichtige Frage, ob der Gourmand während des Eſſens trinken ſoll, ſchon oftmals nachgedacht und uns endlich dahin entſchieden, daß man das Trinken während des Eſſens unterlaſſen ſoll. Wir ſtützen unſere Anſicht auf eine gewiß competente Auctorität, auf Hufeland, der in ſeiner „Kunſt, das Leben zu verlängern,“ behauptet, daß es jedenfalls geſünder ſei, während des Eſſens nicht zu trinken.

Doch ganz abgeſehen von den Folgen, die das Trinken über Tiſche auf unſere Geſundheit ausübt, halten wir es als Gourmand ſchon darum unzuläſſig, weil das Trinken den Faden unſeres Appetits kürzt. Man ißt nur ſo lange mit wahrem Heißhunger, als man nicht getrunken hat; ſchon mit dem erſten Zuge, den wir trinken, knicken wir die Blüthe unſerer Eßluſt und eſſen dann nicht mehr mit der erſten Begeiſterung.

Wir für unſern Theil pflegen erſt beim Erſcheinen des Nachtiſches zu trinken und wiſſen dadurch unſern Appetit bis zum letzten Momente bei guter Laune zu erhalten.

Nach keiner Speiſe aber iſt das Trinken ſo unerläßlich, als nach Fiſchen. Poisson sans boisson est poison. In der Regel ſoll man erſt nach dem Rindfleiſch zu trinken anfangen. Wer ſchon nach der Suppe trinkt, iſt ein Säufer.

## LV.

## Selterſer.

Nicht mit Unrecht hat Jemand den Herzog von Naſſau einen Waſſerhändler en gros genannt. Mehr als 200,000 Gulden jährlicher Einkünfte bezieht er aus den Mineralquellen von Selters, Fachingen, Geilnau und Schwalbach.

Selters, ein munteres Dörfchen im Amte Idſtein, hat ſich durch ſeine Mineralquelle eine ſo allgemeine Berühmtheit errungen, daß ſein Name an den Ufern des Ganges eben ſo bekannt wie in ganz Europa iſt. Wer ſich von dieſem berühmten Dorfe eine richtige Vorſtellung verſchaffen will, der leſe des engliſchen Touriſten Francis Head „Bubbles from the brunnens of Nassau.“

Die Quelle dieſes alcaliſch-ſaliniſchen Mineralwaſſers, das, mit Wein und Zucker gemiſcht, das erfriſchendſte Tiſchgetränk iſt, wurde um das Jahr 1530 entdeckt, aber zweihundert Jahre lang ſo wenig beachtet, daß ſie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts um zwei Gulden zwanzig Kreuzer verpachtet war; urplötzlich aber kam ſie ſo ſehr in Anſehen, daß ſie im Jahre 1763 ſchon vierzehn tauſend Gulden Pacht trug. Seit 1803 iſt ſie ein Kammergut des Herzogs von Naſſau, der aus dieſer Quelle eine jährliche Revenue von fünf und achtzig bis neunzigtauſend Gulden ſchöpft.

Im Durchſchnitt werden alljährlich nahe an zwei Millionen Krüge (in Kiſten zu fünfzig Flaſchen) verſendet. Im Jahre 1832 wurden ſogar 2,800,000 Krüge ausgeführt. In den letzten dreißig Jahren hat der Verbrauch wieder etwas abgenommen, weil man in Paris und andern Orten jetzt künſtliches Selterſer Waſſererzeugt, das viele Aerzte dem echten vorziehen wollen; womit Andere jedoch nicht einverſtanden ſind.

„Die braunen Krüge von Selters, ſagt ein anonymer Touriſt in der „Didaskalia,“ wandern nach den entfernteſten Theilen der Erde. Wohin auch der Europäer ſeine Wanderungen und Anſiedelungen ausgedehnt hat, überall folgen ihm die ſteinern Geſellen von Selters. An den Ufern des Ganges und des Indus wird das Selterſer Waſſer getrunken als das köſtlichſte Erfriſchungsmittel unter den glühenden Strahlen der Tropenſonne, und auf den Inſeln des indiſchen Archipels begrüßen es die dort angeſiedelten Europäer als die herrlichſte Gabe, die ihnen Europa zuſendet. Auch unter den Coloniſten von Adelaide und Sidney ſind die Selterſer Krüge keine Fremdlinge mehr; ſelbſt nach den ſüdlichen Theilen von Auſtralien führen die Kauffartheiſchiffe das köſtliche Waſſer, das ſich ſogar auf den Eilanden von Kangaren-Tarmenie eingebürgert hat. In bedeutender Menge wandern ſie nach Süd- und Nord-Amerika. In Lima, Valparaiſo und St. Jago haben die braunen Krüge eben ſo feſten Fuß gefaßt, als in Baltimore, Philadelphia und New-York. Ausdrückliche Zeugniſſe ſprechen dafür, daß nach ſo langen Wanderungen jener angenehme und erquickende Reiz nicht verloren geht, der das Selterſer Waſſer in ſeiner Heimath ſo vortheilhaft vor allen andern auszeichnet.“

Fenner von Fenneberg empfiehlt das Selterſer Waſſer vorzugsweiſe jenen Perſonen, die an Appetitloſigkeit, Sodbrennen, Magenkrampf, Verſtopfungen und Hämorrhoiden leiden.

Der verſtorbene Herzog Wilhelm hatte die Gewohnheit, alle Schriftſteller, die ihm ihre Werke dedicirten, mit Selterſer Krügen zu belohnen. Im Jahre 1834 erhielt ein bekannter Schöngeiſt, der dem Herzog einen wäſſerigen Roman gewidmet, tauſend Krüge Selterſer, begleitet von einem Handbillet, das weiter nichts als die Worte enthielt: Similia Similibus.

Fachingen, ein Dorf an der Lahn im Amte Diez, verſendet jährlich 2—300,000 Krüge, Geilnau, das in demſelben Amte liegt, eben ſo viel, Langenſchwalbach 250,000 Krüge vom Wein- und 200,000 Krüge vom Stahlbrunnen.*)

---

*) In Oeſterreich hat das Selterſer Waſſer einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Rohitſcher Sauerbrunnen, der unter dem Namen Aqua di Cilli von Steyermark in großen Maſſen nach Italien geht. — In Böhmen iſt das Biliner Waſſer ſehr beliebt, das wegen ſeiner Kohlenſäure viel Aehnlichkeit mit dem Selterſer Brunnen hat, aber wegen ſeiner größern Menge Natrum ſich weniger zum diätetiſchen Gebrauch eignet.

## LVI.

# Zur Geſundheit.

Erlaube mir, überaus liebenswürdiger Leſer, daß ich mich an einem Knopf Deiner hochgeehrten Weſte vergreiſe, Dich ſo ſanft, als nur immer möglich, in eine Fenſterbrüſtung ziehe und Dir dort, unter vier Augen, drei große, inhaltsſchwere Worte des griechiſchen Odenſängers Pindar in's Ohr raune: „ἄριστον μὲν ὕδωρ." Da ich aber nicht ſo unbeſcheiden bin, jedem Leſer die Dummheit zuzumuthen, daß er Griechiſch verſtehen ſoll, ſo beeile ich mich auch alſogleich die Ueberſetzung dieſer drei Worte hinzuzufügen: „Das Herrlichſte iſt Waſſer." Ich ſehe, mein vortrefflicher Leſer, wie Du Deine ausgezeichnete Naſe rümpfſt und mich entweder für einen Apoſtel des Profeſſors Oertel, für einen Agenten irgend eines Mäßigkeits-Vereines oder für einen Candidaten des Tollhauſes hältſt. Ich bin aber weder das Eine noch das Andere, und wenn ich Dich mit den Eigenſchaften des Waſſers bekannt machen will, ſo geſchieht es nur Deiner Geſundheit willen, die mir mehr als meine eigene am Herzen liegt, denn biſt Du krank, ſo haſt Du keine Luſt zum Leſen, und haſt Du keine Luſt zum Leſen, ſo habe ich keine Luſt zum Schreiben; ich habe aber Luſt zum Schreiben, folglich muß ich auch für Deine Geſundheit ſorgen und Dich inſtändigſt erſuchen, Dich ja nicht zu erkälten, Dir ja nicht den Magen zu überladen und — ja recht viel Waſſer zu trinken. Dumoulin, einer der größten Mediciner Frankreichs, ſagte auf ſeinem Sterbebette: er hinterlaſſe drei große Aerzte, und als ſeine drei Aerzte, die ſich damit gemeint glaubten, ihn fragten, wen er darunter verſtehe, antwortete der Sterbende: Bewegung, Diät und — — — friſches Waſſer.

Nur Deinetwegen leſe ich Hufeland's „Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern," und nur Deinetwegen habe ich mir die Stelle abgeſchrieben, die alſo lautet:

> „Unſtreitig liegt im Waſſer eine ungleich höhere Kraft, als wir bisher geahnet haben, eine wunderbar belebende Kraft. Unſtreitig iſt das Waſſer, dieſes gewöhnlich ſo verachtete, ja von Manchen (namentlich von den Gaſtwirthen) für ſchädlich gehaltene Getränk, das allerbeſte Getränk. Mit jedem Trunke friſchen Waſſers trinken wir neuen Lebensreiz. Das friſche Waſſer enthält ſogenannten Sauerſtoff, fixe Luft, Brunnengeiſt. a) Es belebt, erfriſcht, nährt und ſtärkt den ganzen Menſchen. b) Es reinigt und ſtärkt den Magen. c) Es befördert den Umlauf des Blutes und der Säfte. d) Es verhütet und vertreibt Fäulniß und Stockungen. e) Es befördert die Verdauung."

Himmliſcher Leſer, bei Allem, was Dir lieb und heilig iſt, bitte und beſchwöre ich Dich: trinke Waſſer, denn es ſtärkt den Magen und befördert die Verdauung, und das iſt die Hauptſache, denn ein verdorbener Magen iſt der gefährlichſte Feind des Menſchen; ein verdorbener Magen iſt die Wurzel aller unſerer phyſiſchen und moraliſchen Gebrechen; ein verdorbener Magen iſt ein Gotteslaͤſterer, ein Menſchenfeind, mit einem Wort: ein Böſewicht, der uns zu Allem fähig macht. Darum trinke Waſſer, viel Waſſer, um Deinen Magen und mit ihm Dich ſelbſt zu beſſern.

Wenn Gerechtigkeit nicht eine jener klaſſiſchen Tugenden wäre, die heut zu Tage nur noch im Wörterbuch zu finden ſind, ſo würde die Welt dem Profeſſor Oertel in Ansbach längſt ſchon ein Denkmal errichtet, oder, was viel geſcheidter wäre, ihn mit einer lebenslänglichen Rente dotirt haben. Da waren die Römer doch ganz anders! Kaiſer Auguſtus ſchenkte ſeinem Arzte Antonius Muſa vier tauſend Talente, erlaubte ihm einen goldenen Ring zu tragen und erklärte ihn frei von allen Abgaben, und dies Alles darum, weil er durch eine Waſſerkur den kaiſerlichen Magen curirt und deſſen allerhöchſte Verdauung glücklich wieder hergeſtellt hatte. Philipp von Macedonien, ein eminenter Säufer, hatte einſt in der Trunkenheit einen Soldaten zum Tode verurtheilt. Nachdem er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, appellirte die Mutter des Verurtheilten an den nüchternen Philipp und erhielt Verzeihung. Und eben ſo begnadigte der geſunde Magen des römiſchen Kaiſers Auguſtus Manchen, den ſein verdorbener Magen zuvor verurtheilt hatte.

Das Glas Waſſer, das ſo eben vor mir ſteht, erinnert mich an den alten Satz, daß die unbedeutendſten Ereigniſſe oft die wichtigſten Folgen herbeiführen. Ein Glas Waſſer, das die Herzogin Sara von Marlborough auf das Kleid der Königin Anna goß, ſoll die Herrſchaft Marlboroughs und der Whigs im Jahre 1712 geſtürzt und, wie Voltaire behauptet, den Frieden von Utrecht herbeigeführt haben. Aus dieſem an und für ſich unbedeutenden Factum hat der unerſchöpfliche Eugen Scribe eines ſeiner beſten Luſtſpiele „das Glas Waſſer“ geſchöpft, das die Runde durch alle Bühnen Frankreichs, Deutſchlands und Englands gemacht hat. Vielleicht macht dieſer Tauſendſaſa auch den Fürſten Repnin, der ſein Glück einem Glaſe Waſſer, das er einſt dem Fürſten Potemkin überreicht, zu verdanken hatte, zum Helden eines neuen Luſtſpiels, denn Gott und Herrn Scribe iſt nichts unmöglich.

Willſt Du Beweiſe haben, daß das Waſſer heilſam ſei?

Der große Redner Demoſthenes hat niemals einen Tropfen Wein getrunken.

Die beiden Philoſophen Anchimolus und Moſchus haben ihr ganzes Leben hindurch nichts anderes als Waſſer getrunken.

Der berühmte Juriſt Andreas Tiraquellus trank blos Waſſer und hinterließ zwanzig Kinder und eben ſo viele Werke.

Leſer, nimm ein Beiſpiel an dieſen Heroen der Beredſamkeit, der Philoſophie und der Jurisprudenz, trinke Waſſer, laſſe Antonius Oertel leben und merke Dir, was der berühmte Arzt Franz Hoffmann ſchon 1730 geſagt hat:

„Iſt je etwas in der ganzen Natur zu finden, was den Titel Univerſalmittel verdient, ſo iſt es gewiß nichts anderes als das gemeine Waſſer.“

Zum Schluß theile ich meinen hydropathiſchen Leſern ein Trinklied mit, das T. W. Brottermann für Waſſertrinker gedichtet hat; es lautet:

Hippokrates, den Kos verehret,
Zieht dem Wein das Waſſer vor.
Denn ſein Aphorismus lehret
Σύμφορον πολὺ ὕδωρ (Viel Waſſer hilft.)
Und Galen de humido
Sagt ſehr klug und weislich ſo:
Prodest aquae potio.
Celſus ſagt ſchon unterm Titel
De potationibus
Durch ein ziemlich lang Kapitel:
Daß man Waſſer trinken muß
Herrmann Boerhav' ſchreibet ja:
Aqua paulo frigida
Potio est optima.

## LVII.

## Warum die Türken keinen Wein trinken dürfen.

Der Ewige ſaß, in einen türkiſchen Schlafrock eingehüllt, auf den ſchwellenden Kiſſen ſeiner Ottomane, rauchte aus ſeiner langen ſchlauchähnlich gewundenen Pfeife einen Taback, von dem das viertel Pfund zu damaliger Zeit zwei Thaler zehn Silbergroſchen gekoſtet, ſchlürfte aus goldener Schale den duftigen Mokkaſaft und war in ſüßes Nichtsthun verſunken. Seine Gedanken beſchäftigten ſich mit den blauen Ringelwolken, die dem Krater ſeiner Chibouka entſtiegen und wie leichtbeſchwingte Sylphen vor ſeinen Augen auf- und niederflatterten. Plötzlich aber erwachte der Ewige aus ſeinem ſüßen Farniente und riß am Klingelband, und alſogleich traten ſeine beiden Kammerherren und Flügeladjutanten, die Engel Arot und Marot, ein. Ehrfurchtsvoll beugten ſie ihre Knie und fragten:

— Herrlichkeit, was befiehlſt Du?

— Begebt Euch ſofort auf die Erde und beſorgt mir ein paar Pfund türkiſchen Tabacks, den zweiten Theil von Paul de Kocks „Soeur Anne“ und ein paar Krüge Pilnauer Waſſer, denn ich leide ſeit einigen Tagen an meinem alten Uebel. Notirt Euch die drei Sachen, damit Ihr nicht nach Eurer alten Gewohnheit das Eine oder das Andere unterwegs vergeßt.

— Alſo türkiſchen Taback, notirte Arot…

— Den zweiten Theil von Paul de Kocks „Soeur Anne,“ notirte Marot…

— Und Pilnauer* Waſſer, wiederholte der Ewige, denn das iſt das Wichtigſte.

Die Chargés d'affaires des Himmels ſchnallten ſich ſofort ihre Flügel an und ſchwebten pfeilſchnell zur Erde nieder.

Unterwegs entſpann ſich folgendes Geſpräch:

— Ich verſpüre Appetit, Arot.

— Wir ſollten frühſtücken, Marot.

— Haſt Du Geld, Arot?

— Keinen Para, Marot.

— Teufel! was machen wir?

— Wir kehren, auf der Erde angekommen, beim erſten beſten Garkoch ein und bleiben ihm die Zeche ſchuldig.

— Das ſchickt ſich für Geſandte der Erde, Marot, aber nicht für Geſandte des Himmels.

— Nun denn, ſo bitten wir uns irgendwo zu Tiſche...

— Das geht ſchon eher... aber wo?

— Das wird ſich finden, meinte Arot.

Auf der Erde angekommen, begaben ſich die Miſſionaire des Ewigen zuerſt in die Apotheke.

— Was wünſchen Sie, meine Herren?

— Pilnauer Waſſer.

— Auf das Conto?..

— Des Ewigen, erwiderten die Engel.

— Schön, meine Herren, ſprach der Apotheker.

Dann begaben ſich die Geſandten des Himmels in die Leihbibliothek.

— Was wünſchen Sie, meine Herren?

— Den zweiten Theil von Paul de Kocks „Soeur Anne."

— Das franzöſiſche Original?

— Wir bitten um die deutſche Ueberſetzung.

— Hier, meine Herren, erwiderte der Leihbibliothekar.

Von hier begaben ſich die Herren Engel in einen Tabacksladen.

In dieſem Tabacksladen ſaß Fatime, eine junge Wittwe, ſchön wie ein Engel und klug wie der Teufel.

Die Botſchafter des Ewigen konnten beim Anblick ſo vieler Reize ihre Bewunderung nicht verbergen.

— Welche Augen, Arot!

— Welches Lächeln, Marot!

Die junge Wittwe, ſchon wie ein Engel und klug wie der Teufel, erkannte ſogleich, daß dieſe Herren aus dem Himmel kommen, und benahm ſich deßhalb ſehr artig und zuvorkommend gegen ſie.

— Was wünſchen Sie, meine Herren?

Die beiden Flügeladjutanten, vertieft im Anſchauen ſolcher Schönheit, antworteten zerſtreut:

— Pilnauer Waſſer!

— Das habe ich leider nicht. Aber mit einem Glaſe guten Weines kann ich dienen. Iſt es Ihnen gefällig, meine Herren, etwas näher zu treten und meinen Wein zu verſuchen?

Das war für die beiden Engel ein gefundenes Eſſen.

— Madame, ſagte Arot, Sie ſind ebenſo galant als ſchön!

— Und eben ſo ſchön als galant! fügte Marot hinzu, weil ihm eben nichts Beſſeres eingefallen war.

— Wenn Sie alſo erlauben, ſprach Arot...

— So wollen wir, ſetzte Marot hinzu, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen.

— Nur näher, meine Herren, bat die junge Wittwe und nothigte ihre beiden Gäſte, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Die Engel ließen ſich das nicht zweimal ſagen. Die ſchone Wittwe brachte Wein und Gläſer, füllte ſie und präſentirte außerdem noch Feigen und Datteln, Roſinen und Mandeln, Piſang und Cheſterkäſe.

— A votre santé, Madame! ſagte Arot.

— Auf Ihr Wohlſein, Madame! überſetzte Marot.

Und ſie ſtießen gegenſeitig die Gläſer an und leerten ſie mit einem Zuge.

— Kommen Sie direct aus dem Himmel? fragte die Wittwe, ſchön wie ein Engel und klug wie der Teufel.

— A votre service, ſagte Arot.

— Zu Ihren Dienſten, überſetzte Marot.

— Wie befinden ſich der Ewige?

— Er leidet ſeit einigen Tagen...

Arot legte ſeinem Collegen die Hand auf den Mund und ſprach:

— Der Ewige befindet ſich vollkommen wohl.

— Sie haben in der letzten Zeit viel regnen laſſen, ſprach die junge Wittwe, von Neuem die Gläſer ihrer Gäſte füllend... Wir haben jetzt nur wenig hübſche Tage.

— Der Ewige, erwiderte Arot, weiß nicht, was er machen ſoll; die Parapluiemacher quälen ihn um Regen, die Beſitzer offentlicher Etabliſſements um Sonnenſchein. Allen, Madame, kann's der alte Herr nicht recht machen.

— Iſt es wahr, mein Herr, daß der Ewige geſonnen iſt, neue Sterne zu creiren?

— Woher kam Ihnen dieſe Kunde? fragte Marot, ſein Glas leerend.

— Ich habe ſie in der Preußiſchen Staats-Zeitung geleſen.

— Es iſt wahr, erwiderte Arot, der Ewige iſt geſonnen, das öſtliche Ende der Milchſtraße neu pflaſtern zu laſſen.

— Weiß man noch nicht, wen ſeine Herrlichkeit unter die Sterne verſetzen wollen?

— Bis jetzt, ſprach Arot, iſt uns hierüber noch nichts Officielles bekannt geworden ... Aber wahrhaftig, Madame, je mehr ich Sie betrachte, deſto ſchöner, reizender erſcheinen Sie mir...

— Auch mir, fügte Marot hinzu.

— Meine Herren, fragte die junge Wittwe, ſchön wie ein Engel und klug wie der Teufel, ſchmeckt Ihnen der Wein?

— Diablement doux, betheuerte Arot.

— Verteufelt ſüß, überſetzte Marot.

— Doch ſüßer als dieſer Wein, ſüßer als dieſe Früchte würde mir ein Kuß von Ihrem Munde ſchmecken …

— Aber die Herren trinken ja nicht, fiel ihnen die ſchlaue Wittwe in's Wort und füllte abermals die Gläſer.

— Der Wein würde uns noch zehnmal beſſer munden, wollten Sie unſer Frühſtück durch den Honig Ihrer Lippen würzen …

— Schenken Sie uns …

— Ein Biſchen Cheſterkäſe? fragte die ſchlaue Fatime.

— Nein, nein, einen Kuß, baten Arot und Marot, die bereits ſchon mehr getrunken, als Engel ihres Kalibers eben vertragen konnen.

— Sie ſind ſo liebenswürdig, meine Herren, daß es mir unmöglich iſt, Ihnen eine Bitte abzuſchlagen. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch Sie, meine Herren, Ihrer ganz gehorſamſten Dienerin eine kleine, unſchuldige Bitte gewähren.

— Reden Sie, Madame, baten die Engel.

— Nennen Sie mir das Wort, durch das Sie ſich in die Luft ſchwingen und die Pforten des Himmels öffnen.

— Dies Wort, Madame, erwiderte Arot, iſt ein Geheimniß …

— Das wir nicht verrathen dürfen, fügte Marot hinzu.

— Dann thut es mir leid, meine Herren, daß auch ich Ihren Wunſch nicht erfüllen darf …

— Wie kann man ſo grauſam ſein! lallten die Engel.

— Wie kann man ſo verſchwiegen ſein! lächelte die ſchlaue Wittwe mit liebäugelnden Blicken.

— Wie aber, wenn wir Ihnen das geheimnißvolle Wort verrathen?

— Dann, meine Herren, ſei Ihnen jeder Wunſch gewährt.

Die Engel, die ſich bereits im Stadium des Haarbeutels befanden, nahmen die Wittwe in ihre Mitte, ſahen ſich bedächtig um, ob kein Fremder ſie belauſche und raunten ihr das geheimnißvolle Wort ins Ohr.

Die junge Wittwe hatte dieſes Wort kaum vernommen, als ſie ſich mit Hülfe deſſelben in den Himmel ſchwang, die Pforte des Paradieſes öffnete, vor den Thron des Ewigen trat und ihm ungeſchminkt ihr Abenteuer mit den beiden Engeln erzählte.

— Alſo Arot und Marot haben ſich salva venia berauſcht?

— Ja, Herrlichkeit!

— Sie haben ein Geheimniß des Himmels ausgeplaudert?

— Ja, Herrlichkeit!

— Und Sie, Madame, Sie haben ihnen zur Belohnung ihres Verraths einen Kuß gegeben?

— Nein, Herrlichkeit, das hab' ich nicht gethan.

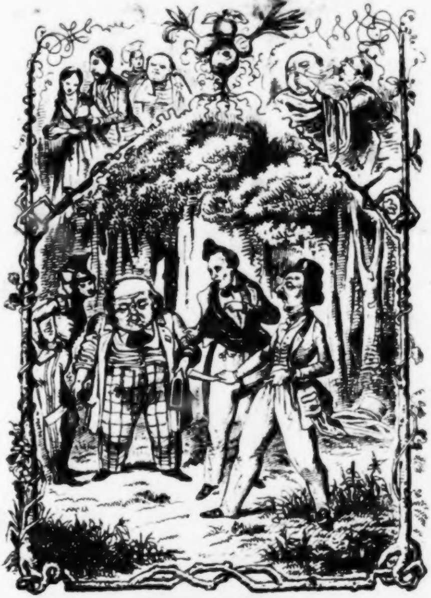
— Das iſt ſchön, das iſt brav von Ihnen! Sie gefallen mir, Madame, bitten Sie ſich eine Gnade von mir aus...

— Herrlichkeit, iſt es wahr, daß Sie neue Sterne creiren wollen?

— Gut, daß Sie mich daran erinnern. Empfangen Sie hiermit den Preis der Tugend, ſprach der Ewige, berührte ſie galant mit der Bernſteinſpitze ſeiner Pfeife und verwandelte die ſchlaue Wittwe in einen hellleuchtenden Stern, der ſeit jenem Tage allabendlich als Heſperus und jeden Morgen als Lucifer am Himmel ſtrahlt.

Die beiden Engel aber, die auf der Erde, beſiegt von den Geiſtern des Weines, eingeſchlummert waren, verurtheilte der Ewige dafür, daß ſie ſich berauſcht und einer Irdiſchen das geheimnißvolle Wort verrathen hatten, zu der grauſamen Strafe, bis zum Tage des jüngſten Gerichts raſtlos die Erde zu durchwandern als — — — Weinreiſende.

Und daher kommt es, daß Mahomet der Prophet den Muſelmännern den Genuß des Weines unterſagt, daher kommt es, daß man jetzt in jedem Winkel der Erde — ja ſelbſt in der Wüſte Sahara, auf Otahaiti und Vandiemensland — einem jener verwunſchenen Engel oder Muſterreiter begegnet, die uns Preiscourants und Proben ihrer Weine aufdringen.



[illegible]

Herr Knoblauch und Fräulein Zwiebel

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

---

Fünfter Theil.

---

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.

1842.

BIBLIOT
REG
MONAC

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

## LVIII.

## Ein Frühſtück in Malmaiſon.

Joſephine, der Glücksſtern Napoleons, war eine Sonne ſtrahlender Tugenden, die blendend aus den Wolken hundert kleiner Fehler durchſchimmerte; die Kaiſerin hatte ein edles Herz, erfüllt von jener ſeltenen Menſchenliebe, die an der Wimper eines Andern keine Thräne ſehen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, die Thräne, dieſes ſichtbare Zeichen eines unſichtbaren Grames, zu ſtillen. Die Kaiſerin war einer jener irdiſchen Engel, welche den Haß, dieſe häßlichſte aller Leidenſchaften, nur dem Namen nach kannten. Sie war verſöhnlich, großmüthig und wohlthätig, ein Vormund der Waiſen, eine Mutter der Armen. Sie beſaß, wie geſagt, tauſend liebenswürdige Eigenſchaften, aber auch, ich wiederhole es, hundert kleine Schwächen: ſie war abergläubig, leichtſinnig, verſchwenderiſch, prunkliebend und wie Rouſſeau's Julie, un peu gourmande.

Der Kaiſer hingegen war der abgeſagteſte Feind der Gourmandiſe, weniger aus angeborenem Triebe, als aus eingewurzeltem Grundſatz. Die zwei Vorbilder, die beſtändig ihm vor Augen ſchwebten, waren Julius Cäſar und Olivier Cromwell. Beſeelt von dem ehrgeizigen Wunſche, in dieſem Bunde der Dritte zu ſein, befolgte er in Allem ihr Beiſpiel. Cäſar und Cromwell aber waren, wie Jeder weiß, die nüchternſten Verächter des Wohllebens, die abgeſagteſten Feinde der Küche und ihrer antirepublikaniſchen Künſte. Deshalb ſchien auch

Napoleon keiner Schwäche mehr abhold, als eben jener, der vorzugsweiſe ſeine Gattin unterworfen war.

Die Lebensweiſe des Kaiſers war, en passant geſagt, das Muſter einer etwas ennuyanten Einfachheit. Sein Frühſtück beſtand allmorgendlich aus einem kalten Huhn à la Marengo. Er aß in der Regel, das Frühſtück abgerechnet, nur einmal im Tage. Napoleon war vielleicht der einzige Menſch, der keine Lieblingsſpeiſe gehabt: es galt ihm ziemlich gleich, was er aß; dennoch wollen einige ſeiner tauſend Biographen uns glauben machen, er habe vorzugsweiſe grillirte Hammelsbruſt, Schinken und Linſen geliebt. Das letztere Gericht war bekanntlich eine Lieblingsſpeiſe Cäſars.

Herr von Cuſſy, der Unterpräfect der Tuilerien, und Herr von Beauſſet, einer der Kammerherren Napoleons, waren mit der Redaction des kaiſerlichen Küchenzettels beauftragt; der Küchenzettel kam aber dann erſt in die Hände des kaiſerlichen Mundkochs, Laguipierre's, nachdem er Duroc's Sanction erhalten hatte. Der Kaiſer pflegte übrigens ſehr haſtig zu eſſen. Folgen Sie mir nicht, ſagte er oft zu ſeinen Tiſchgenoſſen, ich eſſe viel zu ſchnell, das iſt eine ſchlechte Angewohnheit, die ich von meiner Mutter geerbt.

Die Kaiſerin, die ſehr langſam aß, ſaß gerne Stunden lang bei Tiſche. Eine gute Tafel war eines ihrer erſten Bedürfniſſe. Sie konnte ſich kindiſch freuen, wenn eine ihrer Lieblingsſpeiſen erſchien, und war untröſtlich, wenn ſie dann gerade nicht bei gutem Appetite war.

Am 3. November 1806, an jenem Tag, an dem Joſephine die Kunde vom Einzug des Kaiſers in Berlin erhalten hatte, war der Glücksſtern Napoleons ganz außer ſich vor Freuden und bei ſo außerordentlich gutem Appetite, daß er dieſes glänzende Ereigniß in der Zurückgezogenheit Malmaiſon's, in einem kleinen Zirkel vertrauter Freunde, ſo recht con amore zu feiern beſchloß.

Der Zufall hatte es gewollt, daß ſie Nachts vorher, vor dem Einſchlafen, J. P. Chauſſard's Heliogabale ou Esquisse morale de la dissolution romaine sous les Empereurs (Paris 1802) geleſen. Der genäſchigen Creolin war das Waſſer im Munde zuſammengelaufen, als ſie darin die Beſchreibung jener luxuriöſen Gaſtmähler gefunden. — Sie hatte ſich todtlachen wollen, als ſie an die Stelle gekommen war, in der erzählt wird, Heliogabalus, welcher in dem Glauben gelebt, daß der Wundervogel Phönix keine Fabel ſei, ſondern wirklich exiſtire, habe ſeinem Mundkoch den Befehl ertheilt, ihn zu fangen und an den Bratſpieß zu ſtecken, um zu wiſſen, ob ein Phönixbraten beſſer ſchmecke, als Pfauen- und Nachtigallenzungen, als Papageien- und Faſanen-Gehirn, als Straußen- und Flamingo-Fleiſch, die bekanntlich die Lieblingsſpeiſen jenes großartigen Verſchwenders waren. Joſephine hatte es verzeihlich gefunden, daß jedes der gewöhnlichen Diners dieſes Kaiſers 50,000 Drachmen gekoſtet.

Ich beneide dieſen Heliogabal, hatte ſie ausgerufen und ein Ohr in's Buch gemacht, um mit all dieſen Genüſſen einzuſchlafen. Ihre durch die Lectüre dieſes Buches aufgeregte Phantaſie war ſo galant geweſen, all die ſchönen Dinge, wovon ſie geleſen, ihr im Traume noch einmal vorzuführen. Sie hatte einen Phalanx goldener Schüſſeln geſehen, worauf Straußen- und Flamingofleiſch, Papageien- und Faſanengehirn, Pfauen- und Nachtigallenzungen ſo appetitlich zubereitet lagen, daß ſie träumend ſich das Verſprechen abgenommen hatte, ſobald als möglich ein Diner à la Héliogable zu veranſtalten.

Als ſie am Morgen erwacht war und die frohe Nachricht vom Siegeseinzug des Kaiſers erhalten hatte, beſchloß ſie das, was ſie ſich träumend verſprochen, ſogleich auszuführen.

Nachdem ſie ihre Toilette beendigt hatte, ertheilte ſie dem dienſtthuenden Kammerherrn, Herrn von Mercy d'Argenteau, den Befehl, ſofort den kaiſerlichen Mundkoch Laguipierre zu rufen.

Zehn Minuten ſpäter ſtellte ſich der Intendant der kaiſerlichen Küche, in ſeiner Galla-Uniform, im Arbeits-Kabinet der Kaiſerin ein.

— Wiſſen Sie, Herr Laguipierre, warum ich Sie habe rufen laſſen?

— Nein, Majeſtät!

— Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen bittere Vorwürfe zu machen.

— Kaiſerliche Majeſtät! ſtotterte der Koch, der vor Schreck ſo weiß wie ſeine Vatermörder wurde.

— Erſchrecken Sie nicht; ſo ernſt war dies nicht gemeint; Sie ſind ein ausgezeichneter Koch, deſſen Verdienſte Niemand am Hofe der Tuilerien beſſer zu würdigen verſteht als die glückliche, neidenswerthe Gemahlin des großen Kaiſers. Aber dennoch habe ich ſeit einiger Zeit die Bemerkung gemacht, daß ſich in unſern Küchenzettel eine gewiſſe Einförmigkeit eingeſchlichen hat, die, aufrichtig geſagt, mir allen Appetit benimmt. Das ewige Rindfleiſch, das ewige Wildpret habe ich ſatt, Laguipierre. Sie kennen das Sprüchwort: Tonjours perdrix! Ich wünſche endlich einmal etwas Anderes, als das ewig wiederkehrende Einerlei zu genießen. -

— Ich bitte Eure Kaiſerliche Majeſtät, mir zu ſagen, welche Speiſen Ihren Appetit reizen?

— Laguipierre, darf man Ihnen ein Geheimniß anvertrauen?

— Majeſtät, mehr als eins, erwiderte der Intendant, der den Sinn ihrer Rede nicht begreifen konnte.

— Nun dann, ſo will ich Sie in ein Geheimniß einweihen, das Sie Keinem verrathen dürfen. Geſtern Nacht habe ich dort in jenem Buche eine pikante Sittenſchilderung des römiſchen Hoflebens zur Zeit des Kaiſers Heliogabalus geleſen und vor Allem die Schilderung ſeiner Gaſtmähler, die

Abwechſelung ſeiner vielen Speiſen, die Geſchicklichkeit und Erfindungsgabe ſeiner vielen Kochkünſtler bewundert. Ach, Laguipierre, damals gab es Köche, welche Fiſche zubereiten konnten, daß ſie wie Fleiſchſpeiſen ſchmeckten!

— Ich glaube, ohne unbeſcheiden zu ſein, behaupten zu können, daß wir unſere Vorfahren, in Hinſicht der Küche, weit überflügelt haben. Die Küche der alten Römer war maſſenhaft, bizarr und koſtſpielig, die franzöſiſche Küche hingegen iſt zierlich, geſchmackvoll und ſucculent. Die Römer liebten mehr Luxus als Gediegenheit: des jets étincelants plutôt que de l'ensemble, wie Carême in ſeinem gelehrten Werke: Maniere de faire vivre son Seigneur, ſo richtig bemerkt.

— Ich will dem Verdienſte der neuern Kochkunſt nicht im Mindeſten nahetreten und gerne zugeben, daß auch ſie ihre guten Seiten hat. Aber wiederholen muß ich, daß ſie vor Allem an einer troſtloſen Monotonie leidet, die wirklich etwas Appetit verſcheuchendes hat. Die Römer kannten viele Speiſen, die mit Unrecht von dem Repertoir unſerer Küche verſchwunden ſind. Kaiſer Heliogabalus bekam Papageien- und Faſanengehirn, Pfauen- und Nachtigallenzungen, Straußen- und Flamingobraten und viele andere ſeltene Herrlichkeiten, die unſere gelehrten Herren Köche nur vom Hörenſagen kennen. Das ſind Delicateſſen, die ich ſchon darum allen Andern vorziehe, weil ſie ſo theuer ſind, daß ſie nicht zum Gemeingut aller Küchen werden können. Ihr Wildpret, Ihre Fiſche kann der geringſte Bankier der Chauſſée d'Antin, der ärmſte Vicomte des Faubourg St. Germain haben und ſchon darum, weil ſie Jeder haben kann, finde ich an dieſen Alltäglichkeiten der Küche kein Gefallen mehr. Hören Sie, Laguipierre, wenn Sie Ihrer Kaiſerin einen Dienſt erweiſen wollen, ſo treffen Sie ſogleich die nöthigen Anſtalten, daß Sie mir morgen früh ein Déjeûner à la Héliogabale, d. h. Papageien- und

Faſanengehirn, Pfauen- und Nachtigallenzungen, Straußen- und Flamingobraten ſerviren können.

— Majeſtät, wo ſoll ich ſo ſchnell einen Strauß oder Flamingo herbekommen?

— Wozu hat der Kaiſer einen Jardin des Plantes und all dieſe wilden Thiere, die Keinem etwas nützen?

— Es iſt ein Strauß im botaniſchen Garten. Ob man ihn mir geben wird?

— Die Kaiſerin befiehlt es.

— Ich halte es für Pflicht, Eure Majeſtät aufmerkſam zu machen, daß das verlangte Frühſtück theuer werden wird.

— Qu'importe! Jedes Mittagsbrodt Heliogabal's koſtete 50,000 Drachmen. Was liegt daran, wenn Sie mir einmal ein Frühſtück bereiten, das 50,000 Francs koſtet? Sind Wir nicht Kaiſerin von Frankreich?

— Wo aber die vielen Papageien auftreiben?

— In der kaiſerlichen Menagerie findet man einen ganzen Wald von Papageien.

— Eine Nachtigall koſtet wenigſtens 25 Francs.

— Und wenn ſie 50 koſtet, das gilt mir gleich. Geben Sie, Laguipierre, thun Sie, was ich Ihnen befohlen, und reizen Sie meinen Appetit nicht noch mehr durch Ihren Widerſpruch.

Der Koch machte eine tiefe Verbeugung und ging.

Laguipierre warf ſich in einen Fiacre und fuhr zum Direktor des botaniſchen Gartens.

— Ich komme im Auftrag Ihrer Majeſtät.

— Was befiehlt Madame? fragte der Direktor, der den Mundkoch ſchon von früher her kannte.

— Ich bin beauftragt, Sie im Namen der Kaiſerin zu erſuchen, einen Strauß, zwei oder drei Flamingos, eben ſo viele Gold- und Silberfaſanen und Ihren ganzen Papageienvorrath, ſo ſchnell als möglich, nach Malmaiſon abzuliefern.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, wozu?

— Sie werden es früh genug erfahren, erwiderte der Mundkoch mit bronzirtem Lächeln.

— Sie machen mich neugierig...

— Leider iſt es ein Geheimniß, das ich nicht verrathen darf.

— Nun gut! In ſpäteſtens fünf Stunden ſoll das Verlangte in Malmaiſon ſein.

Der Koch verfügte ſich dann von einem Vogelhändler zum andern, erkaufte mit ſchwerem Gelde fünf Dutzend Nachtigallen und ließ ſie gleichfalls nach Malmaiſon bringen.

Fünf Stunden ſpäter begab er ſich zur Kaiſerin.

— Majeſtät, ſprach er, den Schweiß von der Stirne wiſchend, Ihr Befehl iſt erfüllt. Ich eile nach Malmaiſon, um Anſtalten zum morgigen Frühſtück zu treffen.

— Haben Sie auch einen Strauß bekommen?

— Ja, Majeſtät!

— Und wie viel Papageien?

— Drei und zwanzig.

— Und wir werden daran auch genug haben? Ich habe alle meine Hofdamen eingeladen.

— Ich dachte mir das und habe zur Vorſorge fünf Dutzend Nachtigallen aufgekauft.

— Fünf Dutzend? Was koſten die lieben Thierchen?

— Das Stück 25, zuſammen 1500 Francs.

— Eh bien, machen Sie Ihre Sache gut! Morgen Vormittag mit dem Glockenſchlage Eilf bin ich mit meinen Hofdamen in Malmaiſon. Ach, ich kann Ihnen nicht ſagen, Laguipierre, wie ſehr ich mich auf dies Frühſtück freue! Apropos, wir haben doch auch Flamingos?

— Alles, was Eure Majeſtät verlangt haben.

— Nun denn, auf Wiederſehen!

Laguipierre fuhr, begleitet von ſechs Unterköchen, ohne Aufſchub nach Malmaiſon. Bald darauf kam auch die Menagerie aus dem Jardin des Plantes an.

---

Am andern Morgen, mit dem Glockenſchlage Eilf, fuhr die Kaiſerin, begleitet vom ganzen Schwarme ihrer Hofdamen, in den Schloßhof von Malmaiſon ein.

— Zur Feier der frohen Siegesnachricht, die aus Berlin eingelaufen iſt, habe ich beſchloſſen, Ihnen heute eine ſeltene Ueberraſchung zu bereiten, ſagte die Kaiſerin. Erfahren Sie nun, meine Damen, daß Ihrer ein Frühſtück harrt, das Ihre kühnſten Erwartungen übertreffen wird. Sie werden neue, höchſt intereſſante Bekanntſchaften machen. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir ohne Aufſchub an's Werk gehen, denn ich habe, aufrichtig geſagt, einen heidniſchen Appetit und kann das Frühſtück nicht erwarten.

Die Kaiſerin und ihre Damen begaben ſich zu Tiſche. Joſephine klingelte… und einen Augenblick ſpäter erſchienen die zwei erſten Schüſſeln. Ein Page annoncirte:

— Nachtigallen- und Pfauenzungen.

— Sie erſtaunen, meine Damen! Sagte ich Ihnen nicht gleich, Sie würden neue, intereſſante Bekanntſchaften machen? Koſten Sie, meine Lieben, und haben Sie die Güte, ſich dabei zu erinnern, daß ſowohl dieſe als alle andern Speiſen, welche nachfolgen werden, ausgeſuchte Lieblingsgerichte des großen Heliogabalus waren.

— Heliogabalus? wiederholte die jüngſte Hofdame. Der Name kommt mir bekannt vor. Ich glaube, ihn unlängſt im Moniteur geleſen zu haben. War dieſer Heliogabalus nicht ein preußiſcher General?

— Wo denken Sie hin, meine Liebe, ſagte eine ältere Hofdame mit einem Schminkpfläſterchen. Heliogabalus war ein römiſcher Trauerſpieldichter.

— Ich bitte um Entſchuldigung, liebe Herzogin, entgegnete Joſephine mit atlasweichem Lächeln, Heliogabalus hatte die Ehre, Kaiſer von Rom zu ſein.

— Richtig, richtig, rief die Herzogin, mein Gedächtniß läßt mich dann und wann im Stiche...

— Eſſen Sie, meine Damen, ſonſt wird es kalt.

Die Damen fingen zu koſten an, aber Keiner von Allen wollten die Speiſen recht behagen; auch der Kaiſerin ſchienen ſie durchaus nicht zu munden, obgleich ſie ſich die Miene gab, als ob ſie Alles, Gott weiß wie ſehr, delicat fände.

— Nun, meine Damen, fragte Joſephine, ſchmeckt es Ihnen?

— Verzeihen Eure Majeſtät, ſagte die jüngſte Hofdame, wenn ich offenherzig bekenne, daß ich aus dieſen Speiſen nicht recht klug werden kann.

— Wie ſoll ich das verſtehen, Marquiſe?

— Ich will damit ſagen, daß dieſe Speiſen, ſtreng genommen, weder gut noch ſchlecht ſchmecken.

— Der Geſchmack, reizende Freundin, iſt ſehr verſchieden, ich, für meinen Theil, finde namentlich die Nachtigallen-Zungen ganz excellent.

— Ich auch, ich auch, riefen alle Uebrigen, der Kaiſerin zu Liebe, ſchnitten aber ein Geſicht dabei, als ob ſie eine Doſis Koloquinten hinabgewürgt hätten.

In demſelben Augenblick erſchienen zwei neue Schüſſeln. Der Page annoncirte:

— Papageien- und Faſanengehirn.

Der ganzen Tiſchgeſellſchaft fuhr ein Schreck durch die Glieder.

— Nehmen Sie, meine Damen, bat die Kaiſerin, vielleicht finden dieſe Speiſen vor Ihrem Richterſtuhle — Ihrem Kennergaumen — mehr Gnade als deren Vorgängerin.

Die Damen koſteten abermals, aber dieſe Schüſſeln ſchienen ihnen noch weit weniger zu gefallen.

— Welch' ein barbariſcher Geſchmack, flüſterte eine Hofdame ihrer Nachbarin zu. Die Zungen waren zäh wie Leder und dieſe Hirnſpeiſen ſind ſo weich wie Pomade.

— Was ſagten Sie ſo eben, liebe Gräfin? fragte die Kaiſerin, die das Gemurmel gehört hatte.

— Ich ſagte zu meiner Nachbarin, daß ich das Papageiengehirn außerordentlich delicat finde ...

— Das freut mich, theure Gräfin; aber wie kommt es denn, daß Sie ſo wenig davon eſſen?

— Ich eſſe gern etwas von Allem ...

— Und Sie, liebe Marquiſe, Sie eſſen ja gar nicht, ſagte die Kaiſerin zu einer andern Hofdame.

— Ach, Majeſtät, ich habe leider gar keinen Appetit ...

— Sagen Sie lieber, es ſchmeckt Ihnen nicht.

— Im Gegentheil, ich bewundere den Geſchmack Heliogabals.

— Wie man nur ſo lügen kann, ſagte die jüngſte Hofdame zu ihrer Nachbarin. Dieſem Heliogabal könnte ich, wenn er noch am Leben wäre ...

— Was könnten Sie, liebe Marquiſe? fragte die Kaiſerin, deren feines Gehör die Phraſe aufgeſchnappt hatte.

— Ich könnte ihm, fuhr die Marquiſe fort, vor Freuden um den Hals fallen.

— Schmeckt es Ihnen alſo wirklich ſo gut?

— Vortrefflich!

— So greifen Sie doch zu, Sie ſehen ja, daß noch genug Vorrath da iſt.

— Ich ſpare mir den letzten Funken meines Appetits für die Braten auf, erwiderte die Marquiſe, die in einem Nu lügen gelernt.

In demſelben Augenblicke erſchienen die zwei letzten Schüſſeln. Der Page annoncirte:

— Flamingo- und Straußen-Braten.

— Das fehlte noch, rief die junge Marquiſe und hielt ſich ein Tuch vor's Geſicht, um das Lachen zu unterdrücken.

— Mein Gott, rief die Kaiſerin, warum eſſen Sie denn nicht, meine Damen?

— Ach, Majeſtät! rief der ganze Hofſtaat, wie aus einem Munde, wir ſind ſchon völlig ſatt.

— Das iſt nicht wahr, meine Damen. Sie ſind ſo hungrig wie ich, aber es ſchmeckt Ihnen nicht und, aufrichtig geſagt, ich kann es Ihnen gar nicht verdenken, denn mir (es ſchien der Kaiſerin ſchwer zu werden, dies zu geſtehen) ſchmeckt es auch nicht. Gott im Himmel, ich habe mir alle dieſe Speiſen ganz anders gedacht, aber trotz allem Reſpect für Meiſter Heliogabalus, kann ich ſeinen Lieblingsgerichten auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen. Ich glaube Ihren Wunſch zu errathen, ſprach Joſephine, ſchellte und ſagte zu dem eintretenden Kammerdiener:

— Tragen Sie dieſe Schüſſeln ab und ſagen Sie dem Koch, daß er ſchnell etwas anderes bereiten ſoll. Ich habe Hunger.

— Ich auch, ich auch, riefen die Hofdamen unisono.

— Alſo doch nicht ſatt? fragte die Kaiſerin.

— Ach nein, Majeſtät! riefen Alle.

Die Kaiſerin lachte und ihre Damen mußten mitlachen.

Eine halbe Stunde ſpäter ſervirte ihnen Laguipierre ein einfaches Gabelfrühſtück, das Alle mit wahrem Heißhunger verſchlangen.

Als der Kaiſer nach Paris zurückgekehrt war, ſagte er zu ſeiner Gemahlin:

— Ich habe ſchöne Dinge von Ihnen gehört. Sie haben in Malmaiſon Ihren Damen ein römiſches Frühſtück gegeben, das, wie ich aus guter Quelle erfahren habe, ein enormes Geld gekoſtet und Ihnen nicht einmal geſchmeckt hat. Was Sie für Einfälle haben, Madame! Wie man ſein Geld auf ſolche Weiſe verſchwenden kann! Ich habe nichts dagegen, wenn Sie für eine Blume, die in Ihren Treibhäuſern zu Malmaiſon fehlt, 3—4000 Francs bezahlen, aber an ein abgeſchmacktes Frühſtück 30,000 Francs vergeuden, iſt wirklich etwas ſtark, Madame! Ein Frühſtück à la Héliogabale: Pfauen- und Nachtigallenzungen, Papageien- und Faſanengehirn, Flamingo- und Straußenbraten; ich begreife nicht, wie Jemand ſolches Zeug genießen kann! Sie haben mir die halbe Menagerie des Jardin des Plantes, meinen Strauß und meine Flamingos abſchlachten laſſen. Das Alles hätte ich Ihnen gern verziehen, hätten Sie wenigſtens ſo viel Aufmerkſamkeit für mich gehabt, meinen Lieblingspapagei zu ſchonen...

— Welchen meinen Eure Majeſtät?

— Den dreifarbigen Arras, der in ſieben verſchiedenen Sprachen vive l'empereur rief.

— Haben wir den auch gegeſſen? fragte die Kaiſerin ganz beſtürzt.

— Freilich, freilich, ich hätte lieber ein Land als dieſen Papagei verloren.

— Tröſten ſich Eure Majeſtät! So lange es noch ganze Nationen giebt, die vive l'empereur rufen, können Sie den Verluſt eines Papageien, dem man dieſen Ruf blos eingelernt hat, leicht verſchmerzen.

— Sie haben Recht, Madame. Einem Engel, wie Joſephinen, kann man nicht zürnen! Alles iſt vergeſſen und vergeben, ſprach der Kaiſer, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ lächelnd das Kabinet ſeiner erlauchten Gemahlin, die freudeſtrahlend ihm nachſah, dann mit einer Thräne gen Himmel blickte und „Gott ſegne ihn!“ ausrief.

# LIX.

# Roſſini in Neapel.

Meiſter Joachim war damals in Neapel. Der „Barbier von Sevilla,“ der glänzendſte Solitär im Diademe ſeiner komiſchen Opern, hatte ihn urplötzlich berühmt und Herrn Barbaja, den Direktor des San Carlo-Theaters, reich gemacht. Ganz Italien hallte von den Geſängen dieſer Oper wieder; ganz Neapel ſchwelgte im Meere dieſer wollüſtigen Tonwellen. Roſſini war der Dio della musica, der Abgott der Sänger, das Schooßkind des Publikums.

Schon damals entwickelte ſich in Meiſter Joachim, den man nun nicht anders als den „Schwan von Peſaro“ hieß, (dieſe unbedeutende Stadt im Kirchenſtaate hat dadurch, daß ſie die Heimath dieſes Meiſters iſt, eine große Celebrität erlangt) jener Hang zur Gourmandiſe, der ſich ſpäter mehr und mehr ausgebildet und jetzt, wo Roſſini in Bologna auf ſeinen Lorbeeren und Geldſäcken ruht, ſeinen Zündgipfel erreicht hat. Schon damals waren Auſtern ſeine größte Leidenſchaft und gleichſam die Muſen, die ihn zum Componiren begeiſterten. Die Auſtern, ſagte er einſt zum Tenoriſten David, für den er den Almaviva geſchrieben, gleichen dem himmliſchen Manna, von dem die weiſen Rabbiner erzählen, daß es die Eigenſchaft beſeſſen, dem Gaumen immer neu zu erſcheinen und jeden Geſchmack anzunehmen, nach dem man eben Gelüſte gehabt. Ein Diner ohne Auſtern iſt eine Nacht ohne Mondlicht. Diem perdidi, ſagte Roſſini jeden Tag, der ohne Auſternſchmaus vorüberflog. Der Gaumen war ſein Götze, dem er Alles opferte. Einmal ſtand er ſogar auf dem Punkte, ſein glänzendes Engagement in Neapel mit einem minder vortheilhaftern beim Fenice-Theater in Venedig zu vertauſchen, blos aus dem einfachen Grunde, um an der Quelle der Arſenal-Auſtern zu leben, die, nach den Pfahlauſtern von Trieſt, bekanntlich die beſten von ganz Italien und beinahe die einzigen beaux restes der alten Dogenherrlichkeit Venedigs ſind.

Trotz ſeines brillanten Auskommens hatte der gefeierte Componiſt des „Barbiers von Sevilla“ eine Unzahl kleiner Verbindlichkeiten, die man im bürgerlichen Leben Schulden nennt und die man gleichſam als die drückenden Hühneraugen des Geldbeutels betrachten kann. So war er unter Anderm einem Kaufmann in der Toledoſtraße, der die beſten Auſtern, Seefiſche, Hummern und andere vortreffliche, aber auch enorm theuere Delicateſſen hatte, ſchon ſeit ziemlich langer Zeit eine Rechnung von circa vierhundert Ducati ſchuldig. Der Delicateſſenhändler, ein außerordentlicher Verehrer der Roſſini'ſchen Muſik, hatte ihn nie darum gemahnt, weil er ſich geehrt fühlte, den Mann, der den „Barbier von Sevilla“ geſchrieben, als ſeinen Schuldner zu betrachten. Er fühlte ſich glücklich, wenn Roſſini, Auſtern ſchmauſend, ſich mit ihm von der Vortrefflichkeit ſeiner Waare unterhielt und beim Weggehen ihm auf die Schulter klopfte oder wohl gar die Hand drückte. Wer war dann ſtolzer als unſer Auſternhändler, der, wie Roſſini's Vormund, Bartolo hieß und den Roſſini ſcherzweiſe deshalb dann und wann „Doktor“ titulirte.

— Nur Dir zu Liebe, verſicherte einſt der Schwan von Peſaro, habe ich den Alten Bartolo genannt.

— Beſäß' ich eine Roſine, wie jene, ich würde ſie mit dem größten Vergnügen Ihnen abtreten...

— Behalte Deine Roſinen für Dich und überlaſſe mir lieber Deine Auſtern, lachte Roſſini und ging trällernd zum Laden hinaus.

Zehn Tage ſpäter erhielt er vom Gericht eine Zuſchickung. Joachim erbrach den Wiſch und ſprang wüthend auf.

— Santa Madonna, iſt Bartolo verrückt? Noch geſtern gab mir der Schurke die Verſicherung ſeiner innigſten Freundſchaft und heute ſehe ich mich von ihm verklagt, verklagt wegen einer Lumperei von 569 Ducati (die Summe war unterdeſſen ſo hoch herangewachſen). Mich verklagen, mich, den Componiſten des „Barbiers von Sevilla,“ dem es nur ein Wort koſtet, um Barbaja zu bewegen, meine Rechnung augenblicklich zu bezahlen! Aber nein, das thue ich nicht, denn ich bin zu ſtolz, um ihm ein gutes Wort zu geben, und möchte dem verdammten Auſtern-Judas lieber noch zehnmal mehr als dem geldſtolzen Impreſſario die kleinſte Verbindlichkeit ſchuldig ſein. Was fange ich nun an? Das Bezahlen macht mir keine Sorge, denn der Proceß dauert doch allermindeſtens zwei bis drei Wochen und unterdeſſen wirft mir der liebe Gott einen Geldſack, oder — was am Ende daſſelbe iſt — eine neue Oper zu. Wo aber bekomme ich unterdeſſen ſo himmliſche Auſtern, ſo göttliche Seefiſche her? Ich kann doch unmöglich zu dem Phariſäer, der mich kreuzigen will, hingehen und ihn um Nachſicht bitten, ich, Joachim Roſſini! Lieber will ich acht Tage nichts anderes als Waſſer und Brod... Nein, dafür möge mich der himmliſche Vater bewahren... ohne Auſtern kann ich eben ſo wenig beſtehen, als eine Biene ohne Blumen. Sie ſaugt Honig, ich ſauge Muſik aus den Schaalen der Auſtern. Mir wird nichts anderes übrig bleiben, als mich an die Arbeit machen und eine Oper componiren. Wo aber in der Schnelligkeit einen Text hernehmen? Sogleich will ich in's Kaffeehaus. Vielleicht treffe ich da einen meiner gewöhnlichen

Textwirker. Ein Königreich für einen Text! rief Meiſter Roſſini und rannte in's nächſte Kaffeehaus.

Dort traf er einen ſeiner Textlieferanten, der eben mit einem Bekannten Billard ſpielte.

— Treize à dix-sept! rief der Marqueur in dem Augenblick, als Roſſini eintrat.

— Gut, daß ich Dich finde, ſagte er zu ſeinem Freunde, den er haſtig bei Seite zog.

— Satanasso! rief dieſer, was iſt denn vorgefallen? Du ſiehſt ſo bleich und verſtört...

— Denke Dir die Frechheit, Bartolo hat mich verklagt...

— Roſinens Vormund? fragte Jener in ſcherzendem Tone.

— Nein, der verdammte Delicateſſenhändler, dem ich die Kleinigkeit von 569 Ducati für Auſtern ſchulde... Du, Cariſſime, haſt daran redlich mitgearbeitet... Jetzt heißt es Rath ſchaffen... innerhalb acht und vierzig Stunden mußt Du mir einen Text liefern... komiſch oder tragiſch... was kümmert's mich... wenn's nur ein Text iſt, der drei Akte hat und einen ganzen Abend füllt... Das Feuer brennt mir auf den Nägeln... ich fühle plötzlich ſo viel Melodien in mir, daß ich eine ganze Welt damit in Muſik ſetzen könnte... geh, mache, daß Du nach Hauſe kommſt... wir haben keine Minute Zeit zu verlieren...

— Der Teufel kann ſich in Deine Launen fügen... Monate lang liegſt Du auf der Bärenhaut und biſt um keinen Preis der Erde zu bewegen, an die Arbeit zu gehen... dann iſt Dir der beſte Text nicht gut genug... dann zauderſt und mäkelſt Du, willſt bald dieſes, bald jenes geändert haben und plötzlich überfällt Dich eine Wuth zu componiren... dann greifſt Du nach dem ſchlechteſten Text und ſchüttelſt die Noten aus dem Aermel...

— Freund, nur keine Moral! Schaffe mir einen Text... oder ich prügle Dich, ſo wahr ich Joachim heiße und dem verdammten Judas 569 Ducati für ſeine nichtswürdigen Auſtern ſchuldig bin.

— Gut, morgen Abend leſe ich Dir den Text.

— Schön, aber mach', daß Du gleich nach Hauſe kömmſt.

— Du wirſt doch erlauben, daß ich zuvor meine Taſſe Kaffee trinken und meine Partie Billard ausſpielen kann?

— Nein, das werde ich nicht erlauben, erwiderte Roſſini, halb im Scherz, halb im Ernſt. Les affaires avant tout! Geh, theurer Oreſt, Dein Pylades bittet Dich darum... ich will, damit Du ſiehſt, daß auch ich Dir gern gefällig bin, Deine Partie übernehmen und — wenn's ſein muß — auch den Kaffee für Dich trinken.

— Sehr gütig, erwiderte der Freund und legte, hingeriſſen von der Suada des Componiſten, den Queue in deſſen Hand, leerte ſeine Taſſe Kaffee, nahm raſch ſeinen Hut, ſagte zu Roſſini: bezahle für mich, und eilte fort.

Während des Nachhauſegehens hatte der Libretto-Fabrikant den Plan zu einer neuen Oper entworfen.

Es war la gazza ladra (die diebiſche Elſter).

Vierundzwanzig Stunden ſpäter übergab der Dichter dem Componiſten das Libretto. Und noch an demſelben Tage ging Roſſini guten Muthes an den ſchlechten Text.

Wißt Ihr, wie Roſſini componirt? Er liegt im Bette. Durch die halbgeöffneten Jalouſien ziehen die koketten Strahlen der jungen Sonne und die friſchen Lüfte des kaum erwachten Morgens in ſein Schlafzimmer.

Er hat das Libretto vor ſich. Einen Bleiſtift in der Hand, ſäet er auf dem Notenblatt üppige Melodien aus, die ſchnell im Herzen aller Hörer Wurzel ſchlagen und ihm goldene Früchte tragen. Roſſini iſt einer jener Glücklichen, die ſich nicht abzumühen brauchen, um irgend eine flüchtige Melodie beim Rockſchooß zu erwiſchen. Er läuft nicht den Melodien, die Melodien laufen ihm nach: große Schaaren umſchwärmen ihn, treiben ihren tollen Scherz mit ihm, zupfen ihn bald da, bald dort, umſummen ſein Ohr und laſſen ſich gutmüthig von ihm fangen. Bisweilen hat er eine ſolche Fülle von Melodien, daß er nicht weiß, wo er ſie unterbringen ſoll; dann läßt er ſie fortfliegen, wie Schmetterlinge, die er gleich wieder fangen kann. Während er ſeine Chocolade leert, entführt ihm ein ſcharfer Luftzug das Notenblatt, worauf er in einem Nu eine halbe Arie hingeſtreut. Zu bequem, um deßhalb aus dem Bett zu ſteigen, nimmt er ein friſches Notenblatt zur Hand, läßt die angefangene Arie auf dem Boden liegen und componirt eine neue. Göttlicher Roſſini! Ja es iſt wahr, Du biſt ein unerſchöpflicher Springquell ſonniger Töne: Deine Partituren ſind Trüffeln in Muſik eingemacht, Auſtern in Melodien aufgelöſ't. Neidenswerther Roſſini!

Er lag wieder im Bett und componirte die diebiſche Elſter.

— Ein erbärmlicher Text! rief er aus; wo aber in der Schnelligkeit einen beſſern hernehmen? Ich bete nicht, wie jeder andere gottesfürchtige Chriſt, Herr, gieb uns täglich unſer Brodt, ich flehe: Herr, gieb mir täglich einen guten Text, das Brodt findet ſich dann von ſelbſt. Aber Gott ſchütze meinen ärgſten Feind vor ſolchem Text! Mit dieſem Libretto wäre es mir ein Kinderſpiel geweſen, Adam und Eva aus dem Paradieſe zu verſcheuchen. Und ſolches Zeug in Muſik ſetzen! Der Himmel ſchenke mir Geduld und ... Auſtern!

Die Auſtern erinnerten ihn wieder an ſeinen Gläubiger.

— Der Sadducäer, der Philiſter, der Phariſäer, fluchte Roſſini und componirte während des Fluchens das erſte Lied des Podeſta:

„Was gilt die Wette,
Die ſpröde Ninette
Ergiebt ſich mir doch.“

Er fluchte und componirte in einem Zug fort. Der Barbar, der Hottentot, der Vandale! Die Melodien floſſen immer mehr und mehr. Das Mondkalb, der Serhund, das Kameel! Der Paroxismus hatte die Spitze erreicht.

— Es iſt zum Wahnſinnigwerden, nun ſoll ich gar einen Steckbrief componiren. Nein, ſolche Dummheit iſt noch nicht da geweſen! rief er wüthend aus, warf das Textbuch in die Ecke, ſprang aus dem Bett und ſagte:

— Für heute genug. Jetzt an die Arbeit!

Unter Arbeit verſtand Roſſini das ſüße Nichtsthun, das Umherſchlendern, das Flaniren in den Straßen Neapels. Müßiggang, pflegte er oft zu ſagen, iſt die angenehmſte Beſchäftigung, und blieb Viertelſtunden lang vor dem Auslagkaſten eines Bilderhändlers oder vor dem Schaufenſter einer Putzmacherin ſtehen. Dann ging er in's Bad und dann in ein Kaffeehaus, um dort zu frühſtücken. Dann trank er Zuckerwaſſer, las Zeitungen und ſpielte Domino, promenirte auf dem Molo, liebäugelte mit jeder Schürze und ging erſt zu Tiſche, wenn er Hunger verſpürte. — Neapel iſt die Vaterſtadt des Müßiggangs; Meiſter Joachim fühlte ſich daher in keiner Stadt ſo heimiſch, als dort und in Bologna, wo er gegenwärtig — Allah ſchütze ihn! — mit Fiſchen handelt.

So verſtrich ein Tag nach dem andern; aber nicht jeden Tag fühlte er Luſt und Laune zum componiren; dann nahm er den Bleiſtift und kritzelte ſtatt lachender Melodien grinſende Carrikaturen auf's Notenblatt. Einmal malte er den Signor Barbaja als üppigen Großmogul der Oper, umgeben vom Serail des Corps de Ballet; ein anderes Mal malte er Madame Colbran, ſpäter ſeine Gattin, als Gans, die ſich von einem Heere von Eſeln den Hof machen läßt; am öfterſten beſchäftigte ſich ſeine Fantaſie mit dem Auſternhändler Bartolo, der ihn wegen lumpiger 569 Ducati zu verklagen gewagt.

Zehn Tage waren ſeitdem verfloſſen. Der Schwan von Peſaro lag wieder in ſeinem Bette und ſetzte eben den verdammten Steckbrief in Muſik, als er ein ſtarkes Klopfen vernahm. Gewohnt bei offener Thür zu ſchlafen, hatte er — Dank dem Himmel! — nichts anderes zu thun, als „Herein“ zu rufen. Das that er denn auch. Und hereintrat ein Huiſſier des Gerichts, begleitet von dem Auſternhändler Bartolo.

— Wir haben die Ehre, Ihnen guten Morgen zu wünſchen, ſprach der Gerichtsbote mit mehr als zweideutiger Freundlichkeit.

— Was wünſchen die Herren? fragte Roſſini.

— Eine winzig kleine Forderung von 509 Ducati für beiliegenden Herrn einzucaſſiren.

— Ich bin heute nicht bei Caſſe.

— Bedaure unendlich, doch habe ich die Weiſung erhalten, Sie höflichſt einzuladen, mich, falls Sie nicht zahlen können, nach dem Schuldgefängniß zu begleiten.

— Bartolo! rief Joachim beſtürzt.

Der Auſternhändler zuckte die Achſeln.

— Iſt das Dein Ernſt? Mich, Deinen beſten Kunden, willſt Du einſperren laſſen, mich der goldenen Freiheit berauben?

— Wären Sie geneigt, fragte der Auſternhändler, ein paar Worte mit mir unter vier Augen zu ſprechen?

— Ei, warum nicht!

— Nun denn, ſo erſuche ich den Herrn Huiſſier, uns auf fünf Minuten allein zu laſſen.

Der Gerichtsdiener entfernte ſich.

— Sie fügen mir ein himmelſchreiendes Unrecht zu, wenn Sie mich der Gemeinheit fähig halten, Sie aus keinem Grunde verklagt zu haben, als um mein Geld zu bekommen. Wie ſehr verkennen Sie mich! Ich war ſtolz auf die Ehre, Sie zu meinen Schuldnern zu zählen, und nie würde ich es gewagt haben, Sie an die Bezahlung dieſer Kleinigkeit zu erinnern, hätten Sie mich nicht ſo oft gekränkt, tief gekränkt.

— Ich, Dich gekränkt! Sprich, Bartolo, wodurch?

— Durch die Geringſchätzung, mit der Sie die kleinen Ergüſſe meiner poetiſchen Ader behandelt haben ... Meine Auſtern hatten jederzeit das Glück, vor Ihren Augen Wohlgefallen zu finden; aber meine Verſe wollten Ihnen niemals behagen. Wohl zehn, wohl zwanzigmal hatte ich Sie gebeten, ein Lied, eine Strophe, ein paar Verſe nur von mir in Muſik zu ſetzen; Sie laſen meine Verſe, lächelten und vertröſteten mich von einem Tage zum andern. Das war es, was mich gekränkt, tief gekränkt hatte. Hier iſt ein Lied, ein Lied von vier Verſen nur, laſſen Sie ſich herab, dieſes Lied zu componiren und in eine Ihrer Opern einzulegen, dann betrachte ich mein Guthaben als bezahlt und mich als Ihren ewigen Schuldner. Sie ſind ein leidenſchaftlicher Auſterneſſer. Ich will mich ſchriftlich verpflichten, Ihnen täglich hundert Auſtern gratis zu ſerviren, wenn Sie den heißeſten Wunſch meines Lebens erfüllen und dieſes kleine Lied durch die Glorie Ihrer Muſik verherrlichen wollen ...

— Komiſcher Kauz! Gieb her das Lied...

— Sie wollen es leſen? fragte der Auſternhändler mit unbeſchreiblicher Freude.

— Leſen und, wenn ich Dir damit einen Gefallen erweiſen kann, es auf der Stelle componiren ...

— Sie machen mich zum Glücklichſten aller Sterblichen, rief Bartolo und überreichte dem Componiſten das Lied.

— Dort liegt ein leeres Notenblatt und da ein Bleiſtift... gieb Beides her ... in fünf Minuten ſoll Dein Wunſch erfüllt ſein.

— Ich taumle vor Freude. Mit Auſtern und Seefiſchen kommt man nicht auf die Nachwelt; aber ein Lied, das Joachim Roſſini componirt hat, gehört der Ewigkeit an. Ich zittre, ich bebe vor Wonne. Der Componiſt des „Barbiers von Sevilla“ componirt mein Lied! Hört es, ihr Götter, und beneidet mich!

— Es iſt fertig, rief der Dio della musica, ſprang aus dem Bett heraus, ſchlüpfte in ſeinen Schlafrock und ſetzte ſich an's Clavier. Willſt Du es hören?

— Ob ich will?

— Nun denn, ſpitze die Ohren, ſagte Joachim und ſang ihm das improviſirte Lied:

Ninette, Deine Treue
Iſt mir ein ſichres Zeichen,
Daß in Gott Amor's Reichen
Ein Roſengarten blüht.

Roſſini wußte dieſe vier Zeilen ſo vielfach zu variiren, daß es ſich arienartig in die Länge dehnte. Der Auſternhändler zerſchmolz bei Anhörung ſeines Liedes vor Freude... er weinte erbſendicke Thränen, lief wie ein Kind im Zimmer herum, drehte ſich dreimal auf dem Abſatze ſeines Stiefels herum und fiel dem Componiſten um den Hals.

— Sie ſind ein Engel, ein Gott, ein Heiliger! rief der Delicateſſenhändler und preßte ihn wonneſtrahlend an ſein freudetrunkenes Herz. Dann rief er den Huiſſier und ſprach:

— Herr Roſſini hat ſeine Schuld bezahlt... Hier ſind zwei Scudi für Ihre Bemühung und nun gehen Sie in Gottes Namen.

Der Gerichtsdiener machte eine auffallend tiefe Verbeugung und ging ſeine Wege.

— Hier iſt Dein Lied, ſagte Roſſini zu Bartolo. In vierzehn Tagen hörſt Du es von David in meiner neuen Oper.

— Victoria! Victoria! Victoria! rief der ehrgeizige Auſternhändler und ſprang vor Freude faſt bis zur Decke hinan.

* * *

Zwölf Tage ſpäter fand im San Carlo-Theater die erſte Aufführung der Gazza ladra ſtatt. Als David das von Bartolo gedichtete Lied ſang, erhob ſich ein Beifallsſturm, der faſt nicht enden wollte. Berauſcht von Roſſini's Muſik und Davids himmliſchem Tenor ſchwamm unſer Auſternhändler im ſiebenten Himmel. Und die ehrliche Haut hielt ſeinen eingegangenen Auſtern-Contract.

Als dieſe Geſchichte in Neapel bekannt wurde, erhielt dieſe Nummer den Spottnamen der „Auſtern-Arie," und als Roſſini bald darauf eine Abendgeſellſchaft gab, ſetzte ſich David an's Clavier, parodirte dieſes Lied und ſang:

Joachim, Deine Melodei
Iſt mir ein ſichrer Beweis,
Daß ein gewiſſer Schneeweiß
Die beſten Auſtern hat.

Roſſini wollte berſten vor Lachen.

## LX.

## Der letzte Stuart.

Am 19. September 1745 rückte der Prätendent Karl Eduard, der Enkel Jakobs II. von Schottland, unterſtützt von den Waffen Frankreichs, als Sieger in die Hauptſtadt ſeiner unglücklichen Ahnen ein und wurde von den Schotten als Regent ausgerufen. Noch einmal ſchien der untergegangene Glücksſtern der Stuarts wie ein Phönix aus ſeiner Aſche emporzuſteigen und neuen Glanz auszuathmen. Mit kindlicher Ehrfurcht und ſtolzem Bewußtſein betrat er die altergrauen Hallen Holyroods, des ehrwürdigen Königpalaſtes, der Jahrhunderte lang die Reſidenz ſeiner erlauchten Vorfahren war. Der Anblick dieſes uralten Schloſſes rief in ſein Gedächtniß die ganze Bilderreihe vergangener Größe zurück. Die Manen König Davids I. von Schottland, des Gründers der Abtei Holyrood, ſchienen ihm Grüße des Willkomm's zuzuwinken. In dieſen Hallen war es, wo einſt ſeine Ur-Urgroßmutter, die ſchöne, unglückliche Maria Stuart, ihr Sohn Jakob VI., der als Jakob I. 1605 den Thron Englands beſtieg, im vollen Sonnenglanze ihres Glückes reſidirten. Dieſes Schloß, während des Bürgerkrieges von den Truppen Oliver Cromwells zerſtört, wurde 1670 von Karl II., nach dem Plane William Bruce's, wieder aufgebaut und mit wahrhaft königlicher Pracht ausgeſchmückt. Wie pochte ihm das Herz, als er die Galerie durchſchritt, in welcher ſeine erlauchten Ahnen, die Bilder von 114 ſchottiſchen Königen, gemalt von dem Riederländer Jean de Witt, in den hiſtoriſch-treuen Trachten ihres Zeitalters drangten. Jener Ahne dort, der ſo finſtern Blickes auf ihn herabſchaute, war König Macbeth, der ſeinen Vetter Duncan erſchlug. Hier Robert Bruce und Jakob II., der gelehrteſte Monarch ſeiner Zeit, der Salomon Englands. Voll Ehrfurcht beugte der Regent vor dieſem Bilde ſeine Knie und weinte ihm eine Thräne der Erinnerung. Noch tiefere Wehmuth ergriff ihn, als er in dem alten, von König Jakob V. erbauten Theile dieſes Schloſſes, das Kabinet der Königin Maria betrat, in dem ihr Liebling, der Sänger David Rizzio, die trüben Wolken ihres Mißmuths durch die Töne ſeiner Zither und die Lieder ſeiner Heimath verſcheuchte. In dieſem Zimmer war es, in das Mariens Gemahl, Heinrich Darnley, mit ſeinen Verſchworenen eindrang und ſeinen beglückten Nebenbuhler vor den Augen ſeiner Gattin mit dem Schwerte durchbohrte. Die Königin, die damals ein Kind unter ihrem Herzen trug, ſank beſinnungslos zu Boden und dieſer Schreck hatte die Folge, daß eben dieſes Kind, Jakob VI., ſein ganzes Leben hindurch vor dem Anblick eines entblößten Schwertes wie ein Verbrecher vor der Erinnerung einer böſen That zurückbebte. Arme unglückliche Maria, ſeufzte der Regent, als ſein Blick auf die unvertilgbaren Blutzeichen jener Schreckensſcene fiel. Die Erinnerung an die Schuld Mariens, an den Mord Darnley's warf ſich wie ein giftiger Reif auf die junge Knoſpe ſeiner Freude, ſeines Sieges, der ihm eine ſchöne Zukunft, den Thron ſeiner Väter, verhieß.

Bald aber kehrte das launiſche Kriegsglück dem jungen Sieger den Rücken und lächelte ſeinem Feinde. Noch einmal trug er am 23. Januar 1746 einen Sieg bei Falkirk davon; aber dieſer Sieg war ſein letzter, und ſein Glücksſtern, kaum aufgegangen, war wieder dem Erlöſchen nahe. Am 27. April deſſelben Jahres entſchied die Schlacht bei Culloden das Schickſal des Prätendenten. Der Herzog von Cumberland trug einen vollſtändigen Sieg und Karl Eduard die Schmach der Niederlage davon. Er mußte die Flucht ergreifen und verkleidet von einem Ort zum andern fliehen.

Das Parlament, nicht zufrieden, den Prätendenten beſiegt zu haben, ſetzte einen Preis von 30,000 Pfund Sterling für denjenigen aus, der den Rebellen — gleichviel ob lebendig oder todt — der Strafe des Geſetzes überliefern würde.

Der hohe Preis weckte in mehr als einem Schotten die Begierde, den Befehl des Parlaments zu erfüllen, um den lockenden Preis zu erringen.

Seitdem fand der fliehende Stuart nirgend anders ein ſicheres Aſyl, als im Schooße der Wälder, in den Schluchten der Berge, in der Nacht unzugänglicher Höhlen. Dem drückendſten Mangel preisgegeben, von Hunger und Durſt gequält, irrte er, wie ein Bettler in Lumpen gehüllt, von Inſel zu Inſel, in der Hoffnung, endlich die Küſte Frankreichs zu erreichen.

Eines Abends, als den ganzen Tag hindurch ein heftiger Orkan gewüthet und unaufhörlicher Regen den wie ein gehetztes Wild ſcheu umherirrenden Stuart bis auf den Leib durchnäßt hatte, trieb ihn der quälende Hunger, die naſſe Kälte, die all ſeine Glieder erſtarrt hatte, die Müde und Mattigkeit, am Ausgang eines Waldes, einer einſamen Hütte zu, durch deren einziges Fenſter ihm ein Licht entgegenſchimmerte. Dieſes Licht ſchien den armen Stuart freundlich zu ſich heranzuwinken, ihm Troſt zuzuſprechen und Hoffnung einzuflößen, in dieſer armſeligen Hütte ein menſchenfreundliches Herz zu finden, das, ſelbſt wenn es ihn erkennen ſollte, ihn, trotz des großen Preiſes, der auf ſeinen Kopf geſetzt, dennoch nicht verrathen würde. Er folgte der Einladung dieſes Lichtes, der Stimme ſeines Herzens und klopfte, beherzter als je, an die Thür dieſer Hütte, die verſchloſſen war.

Bald darauf öffnete ſich das Fenſter und eine barſche Stimme fragte: Werda?

— Ein armer Mann, der, vom Regen durchnäßt, von Hunger und Durſt gequält, Euch um ein kleines Plätzchen an Eurem Heerde, um einen Biſſen Brodt und um einen Trunk Waſſer bittet, was Euch der Ewige tauſendfach vergelten wird.

— Dummes Geſchwätz! Ob's der Ewige vergilt oder nicht, mir gleich! Ihr habt Hunger und Durſt, ich habe Waſſer und Brodt, mithin iſt meine verdammte Schuldigkeit, Euch Beides zu geben. Kommt, ſprach der Mann, die Thür öffnend, tretet ein und thut, als ob Ihr zu Hauſe wäret. Auch ich bin ein armer Mann und weiß ſo gut als Ihr, was es heißt, Hunger und Durſt und nichts zu eſſen und nichts zu trinken haben. Nehmt Euch einen Stuhl, ſetzt Euch an den Kamin und trocknet Euch, denn Ihr ſeid, wie ich ſehe, ſo naß wie ein Pudel, der durch's Waſſer geſchwommen iſt.

— Ich bin ſchon ſeit frühem Morgen auf den Beinen und hatte keinen Penny, um irgendwo einzukehren.

— Armer Teufel! Wo kommt Ihr her, guter Freund?

— Von Hacksworth.

— Was giebt's dort Neues? fragte der Mann und rückte den Tiſch an den Kamin.

— Der elende Stuart iſt auf's Haupt geſchlagen.

— Elend ſagt Ihr? Hört, guter Freund, bedient Euch eines andern Ausdrucks; ſagt lieber unglücklich, bedauernswerth.

— Der Karl Stuart iſt ein Rebell und ein Rebell verdient kein Mitleid, erwiderte der Prätendent mit erkünſtelter Wuth.

— Ihr ſeid ein trotziger Patron. Mitleid, hab' ich mir ſagen laſſen, verdient ſelbſt ein Verbrecher, ein ſchlechter Kerl. Um wie viel mehr verdient es ein Held, der letzte Sprößling unſerer alten Könige, die Gott der Herr geſalbt, die Jahrhunderte lang unſer Land mit ſtarker Hand beſchützt und Keinem etwas Böſes zugefügt.

— Mag ſein, der Karl Stuart bleibt trotzdem ein junger Laffe, ein tollkühner Wagehals, ein hirnloſer Abenteurer...

— Hört zu ſchimpfen auf, guter Freund, ſonſt könnte es Euch leicht gereuen, bei mir eingekehrt zu ſein. Ich bin ein Freund der Stuarts, daß Ihrs wißt, und rathe Euch, den jungen Karl Eduard — den Gott ſegnen und noch lange Jahre zum Schrecken Englands erhalten möge! — mit keiner Silbe mehr zu beleidigen, ſonſt könnte es leicht geſchehen, daß ich die Gaſtfreiheit verletze und Euch ohne Umſtände zur Thür hinauswerfe. Verſteht Ihr mich?

— Ihr werdet aus einem andern Loche pfeifen, wenn ich Euch ſage, daß das Parlament...

— Einen Preis von 30,000 Pfund auf ſeinen Kopf geſetzt hat... daß weiß ich, guter Freund... Ich wollte, der Karl Eduard käme zufällig in mein Gehege... ich wollte ihn...

— Ausliefern, wie ſich das von ſelbſt verſteht...

— Hort, guter Freund, ſchier thut es mir Leid, daß ich Euch enigelaſſen; hätte ich gewußt, daß Ihr ein Anhänger Englands, ein Feind der Stuarts ſeid, ich hätte Euch — Gott ſtrafe mich — lieber verhungern laſſen.

— Kennt Ihr den Karl Eduard?

— Ich habe ihn nie geſehen, aber ich liebe ihn, weil er der letzte Sprößling unſerer alten Könige, weil er ein tapferer Burſche, ein Held von ächtem Schrot und Korn, mit einem Worte, weil er ein Schotte iſt.

— Ihr ſeid ein braver Mann.

— Ich bin ein Schotte, guter Freund, und damit Punctum. Wenn's Euch nun gefällig iſt, ſo trinkt hier dieſen Humpen Bier und wollt Ihr eine Freundſchaft mir erweiſen, ſo leert ihn...

— Auf Euer Wohl, fiel ihm der Prätendent in die Rede.

— Nicht auf mein, auf Karl Eduard's Wohl. Er lebe!

— Ihr nanntet ihn vorhin einen Unglücklichen. Iſt der wohl unglücklich, der noch ſolch einen Freund, wie Ihr ſeid, beſitzt. Karl Eduard iſt trotz ſeines Unglücks ein beneidenswerther Mann, denn ſeht in dieſem Augenblicke — dem ſchönſten ſeines Lebens — drückt er die Hand des edelſten ſeiner Freunde, ſprach der Enkel Jakobs und drückte dem Manne die Hand.

— Wie? Was? Ihr ſeid...

— Ich bin Karl Eduard, Euer Landsmann, auf deſſen Kopf das Parlament einen Preis von 30,000 Pfund geſetzt hat.

— Der Teufel hole das ganze Parlament... Ihr ſeid Karl Eduard... Ihr ſeid mein König...

— Mehr als dies... ich bin Euer Freund!

— Ich habe meinen König geſehen... er hat mir die Hand gedrückt... er hat mich ſeinen Freund genannt... Gott im Himmel, ich danke Dir, ſprach der Mann, ſank nieder auf ſeine Knie und benetzte die Hand ſeines Königs mit Thränen herzinniger Freude.

— Steh auf... Du knieſt vor einem Schatten...

— Vor dem Sohne unſeres alten Königshauſes. Nun, Herr, erlaubt, daß ich meiner Freude Luft mache. He, Martha, Jenny, Weib, Mutter, Tochter, kriecht aus Euren Federn heraus, kommt herein und bewirthet unſern Gaſt, unſern lieben, theuern Gaſt. Ach, Herr, könnte ich Euch doch ſagen, wie glücklich ich bin... jetzt tauſche ich armer Schotte nicht mit dem reichſten Pair von England. Setzt Euch, lieber Herr, meine Marthe ſoll Euch Warmbier kochen... meine Jenny ſoll Euch ein Nachtlager bereiten... denn Ihr müßt bei uns bleiben, ich laſſe Euch nicht fort, ſo war ich Thomas Kreight heiße und nichts als ein armer Bauer bin.

— Du haſt ein edles Herz... der Himmel wird Dich ſegnen!

Gleich darauf eilten Martha und Jenny, kaum zur Hälfte angekleidet, aus der Schlafkammer herbei.

— Weib, Tochter, rief der überglückliche Bauer, knieet nieder… Ihr ſteht vor Eurem Herrn und König.

— Toms will uns nur zum Beſten haben, antwortete die Frau, die den ſpäten Gaſt mit mißtrauiſchen Blicken betrachtete. Der Mann in Lumpen da ſoll unſer König ſein?

— Vater, fügte die reizendſchöne Jenny hinzu, hat zwar noch nie gelogen, das aber glaube ich ihm nicht.

— Einfältige Weiber! Glaubt Ihr, der nur ſei der wahre König, der die Krone und den Purpurmantel trägt? Der da iſt freilich nicht König Georg, das Braunſchweiger Kind. Dieſer ſitzt ruhig daheim in ſeinem Schloß zu Windſor und legt die Hände in den Schooß und läßt das Parlament für ſich regieren. Der hier iſt ein anderer Mann! Knieet nieder, ſag' ich Euch, der da iſt ein Schotte, ein Stuart, Karl Eduard!

— Heiland der Welt! riefen beide Frauen und ſchlugen vor Erſtaunen die Hände zuſammen. Bald aber verwandelte ſich die kalte Verwunderung in tiefſinnige Theilnahme. Beide verſchlangen jetzt den unglücklichen Flüchtling mit Blicken herzinniger Rührung und ſtürzten zu ſeinen Füßen nieder und falteten die Hände wie fromme Kinder, die ihrem Schöpfer ein Unrecht abzubitten haben.

— Ach, lieber Herr, ſtammelte Martha, verzeiht einem beſchränkten Weibe, daß Euer Aeußeres…

— Zürnt uns nicht, Herr Karl Eduard, liſpelte Jenny, daß Mutter und ich nicht gleich geſehen, daß…

— Steht auf, meine Lieben! In Euern Augen leſe ich die Sprache des innigſten Mitgefühls… Euere Thränen ſagen mehr als alle Worte unſerer Sprache. Ja, Ihr Lieben, ich bin Karl Eduard, der jetzt ohne Heimath, ohne Obdach umherirrt, verfolgt von Häſchern und Spionen, die, wie Jäger auf ein edles Wild, Jagd auf meinen Kopf machen, weil das hohe Parlament 30,000 Pf. St. darauf geſetzt. Ich bitte Euch, Ihr Lieben, erbarmt Euch des armen Flüchtlings; räumt mir ein kleines Plätzchen ein, wo ich dieſe Nacht ausruhen kann von der Laſt des Tages.

— Ach, lieber Herr, ſprach Martha, in Thränen zerfließend, unſere Hütte iſt Euer wie unſer Herz.

— Mit Freuden laſſen wir Gut und Blut für Euch, fügte der ehrliche Toms hinzu.

— Ich bereite Euer Lager, ſagte Jenny. In unſerer Hütte könnt Ihr ruhig ſchlafen; wir wachen und beten für Euch.

— Wenn ſolch ein Engel für uns betet, muß wohl der Himmel mit uns ſein, erwiderte der Prätendent, der, entzückt von der jungfräulichen Schönheit dieſes Mädchens, ſein Auge mit namenloſer Wonne auf ihren unſchuldvollen Zügen ruhen ließ.

— Aber unſer lieber Gaſt hat auch Hunger und Durſt, begann Toms. Tummle Dich, Alte, koche Warmbier, ſchaffe unſern ganzen kleinen Vorrath herbei. Gern wollen wir ein Paar Tage hungern und darben, wenn mit dem Wenigen, was wir haben, nur unſerm Herrn gedient iſt. Herr Gott, wie preiſe ich Dich, daß Du meiner armen Hütte ſolchen Gaſt zugeführt! Ihr ſeid durchnäßt, lieber Herr, hier iſt eine Bank, ſetzt Euch zum Kamine.

— Ihr guten Menſchen! Euere Theilnahme flößt mir neuen Muth, neues Vertrauen ein. So lange für die Stuarts noch ſo treue Herzen ſchlagen, wie die Eurigen, iſt ihr Stern noch nicht erloſchen. O käm' doch bald die Zeit, wo ich im Stande wäre, Euch Euere Treue würdig zu belohnen!

Martha rückte den Tiſch in die Nähe des Kamines. Toms warf ein Bündel Reiſig hinein und fachte das ſchon halb erloſchene Feuer zu friſcher Glut an. Jenny holte aus der nahen Scheune friſches Stroh, legte es dem Kamine gegenüber auf die Erde hin und breitete, weil die Armen kein Betttuch hatten, die bunte Ueberdecke ihres eigenen Bettes darüber aus. Voll kindlicher Theilnahme blickte das ſchüchterne Auge der unſchuldigen Taube zu dem ſchönen Flüchtling hinüber, der kein Auge von ihr abwandte.

Martha hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, Brodt und Butter herbeigeſchafft und Warmbier gekocht.

— Wollt Ihr, meine Freunde, daß Euere gaſtfreundliche Gabe mir munden ſoll, ſo müßt Ihr Euch zu mir ſetzen und, geſetzt, Ihr hättet ſchon gegeſſen, mir zur Liebe noch einmal miteſſen.

— Euer Wille iſt der unſere, erwiderte Toms. Martha, Jenny, ſetzt Euch!

Toms nahm an der Seite ſeines hohen Gaſtes Platz. Ihm gegenüber ſetzten ſich Mutter und Tochter.

Karl Eduard hatte eben den irdenen Humpen ergriffen und den erquickenden Trank auf das Wohl ſeiner treuen Schotten geleert, als er und ſeine Tiſchgenoſſen den Hufſchlag naher Pferde vernahmen. Das Blut ſtockte in ſeinen Adern... Toms und die Seinen wurden leichenblaß. Das Pferdegetrappel kam näher und näher, und mehr und mehr wuchſen Angſt und Beſorgniß. Der Prätendent, die Nähe von Verfolgern ahnend, wollte fliehen und im Schutze der Nacht ſeine Rettung ſuchen. Der Bauer hielt ihn zurück.

— Hier nützt keine Flucht mehr! Sie würden Euch einholen. Bleibt und vertraut auf Gottes Schutz!

In demſelben Augenblick hielten vor dem Eingang der Hütte fünf Reiter, die von ihren Pferden herabſprangen und dieſe an einen Baumſtrunk anbanden. Dann klopfte Einer von ihnen an die Thür und verlangte Einlaß im Namen des Königs.

Toms ſchritt der Thüre zu, um ſie zu öffnen. Karl Eduard, dem Unvermeidlichen die Stirne bietend, ſuchte Faſſung zu gewinnen. Die Frauen aber ſchienen mehr todt als lebendig.

— Verzeiht, guter Freund, ſprach der eintretende Reiter, daß ich zu ſo ſpäter Stunde die heitere Ruhe Eurer Hütte ſtöre. Vom Parlamente ausgeſchickt, den Rebellen Stuart, den Gott verdammen möge, zu verfolgen und ihn — gleichviel ob lebendig oder todt — dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, reiten wir ſeit frühem Morgen durch Kreuz und Queer und eben jetzt, wo wir dem Rebellen auf der Spur zu ſein glauben, ſehen wir uns von ſtockfinſterer Nacht überraſcht, mitten in einem unwegſamen Wald, aus dem wir des Weges unkundig keinen Ausgang wiſſen. Im Namen des Königs fordere ich Euch auf, uns den Weg zu zeigen bis zum nächſten Orte.

— Kommt, ſprach Toms, ich will Euch führen.

— Erlaubt, guter Freund, daß ich zuvor ein Paar Minuten bei Euch ausruhe. Der anhaltende Ritt hat mich müde und marode gemacht. Wollt Ihr einem treuen Soldaten König Georgs — den Gott noch lange erhalten möge — einen Schluck Waſſer reichen?

— Nehmt dieſes Bier, erwiderte der Bauer.

— Tauſend Dank, guter Freund. Aber hört, je länger ich Euch betrachte, deſto bekannter erſcheint mir Euer Geſicht. Ich muß Dich doch irgendwo geſehen haben. Euer Name, fragte der Häſcher, den Humpen zum Munde führend.

— Thomas Kreight.

— Und dieſe da? fragte der Soldat, auf deſſen Ehehälfte zeigend.

— Iſt, mit Verlaub, mein Weib.

— Und dieſes junge hübſche Kind?

— Meine Tochter.

— Gratulire, erwiderte der Reiter, ſeinen Schnurrbart ſtreichend. Und dieſer junge Mann? fragte er weiter.

— Iſt, erwiderte Toms und gerieth ins Stocken.

— Mein Mann, fiel Jenny ihrem Vater in die Rede.

— Euer Mann??? wiederholte der Häſcher mit ſchneidendem Tone.

— Warum wundert Euch das? fragte der Prätendent mit feſter Stimme.

— Ein ſo junges hübſches Kind und — goddam! — ſchon verheirathet! Die hübſche Dirne hätte wohl noch ein Paar Jährchen warten können. Schöne Mädchen, wie Ihr, bekommen alle Tage einen Mann. Euer Name, junger Herr?

— John Belton, erwiderte der Prätendent.

— Geboren?

— Zwei Stunden von hier.

— Euer Handwerk?

— Köhler!

— Köhler? Ei der Tauſend! Ein Köhler mit Händen weißer als friſchgefallener Schnee!

— Wir waſchen uns hier zu Lande, warf Jenny mit ſchnippiſchem Tone hin.

— Auch unſer Einer wäſcht ſich; aber trotz aller Seife hat unſer Einer, obgleich kein Köhler, ſolche weiße, zarte Mädchenhände nicht. Hätte der junge Herr nicht etwas Bart, man würde ihn für ein verkleidetes Frauenzimmer halten, ſprach der Soldat, den Humpen bis auf die Neige leerend.

— Verlaßt Euch auf mein Wort, er iſt ein Mann, betheuerte Jenny mit gereiztem Tone.

— Ihr müßt das freilich am beſten wiſſen, erwiderte der Reiter und freute ſich ſo ſehr über dieſe Antwort, daß er in helles Lachen ausbrach. Der Mann da iſt alſo wirklich ein Mann? Mir Recht! Nun aber iſt es hohe Zeit, daß wir uns wieder auf den Weg begeben. Ihr guter Freund, ſeid alt; Euch will ich darum nicht incommodiren. Ihr aber, weißhändiger Köhler, ſeid noch jung und kräftig... Ihr ſeid, wie Ihr mir ſagtet, aus dieſer Gegend, folglich muß ſie Euch bekannt ſein. Nicht wahr, Köhler?

— Ganz recht!

— Im Namen des Königs fordere ich Euch auf, mir und meinen Kameraden den Weg zu zeigen bis zum nächſten Dorfe.

— Das erlaube ich nicht, fuhr Jenny mit trotziger Miene den Soldaten an. Mein Mann hat den ganzen Tag gearbeitet... er iſt müde und bedarf der Ruhe... ,

— Zärtliches Täubchen, das! Theilnahmvolles Gemüth! Seid wohl noch nicht lange verheirathet?

— Seit acht Tagen erſt, antwortete Jenny, die ſich im Innern über ſich ſelbſt wunderte, woher ſie auf einmal ſo viel Muth und Gewandtheit zum Lügen herbekommen.

— Seit acht Tagen erſt? Ja, dann wäre es mehr als grauſam, wenn ich Euch Nachts Euren Mann entführen wollte. Ueberdem ſeid Ihr ſo ſchön und lieblich, daß man Euch ſo leicht nichts abſchlagen kann. Wie heißt Ihr doch ſchnell?

— Jenny!

— Schöner Name! Wer doch auch ſolch eine Jenny beſäße! Wie geſagt, Ihr hättet noch recht gut ein Paar Jährchen warten können! Vielleicht hätten dann ganz andere Männer um Euch geworben.

— Ich habe mir nie einen ſchönern Mann als dieſen da gewünſcht.

— Geſchmackſache, liebes Kind! Mir, aufrichtig geſagt, gefällt er nicht, trotz ſeiner verdammt weißen Hände. Nun, Alter, wenn Euer Eidam zu faul iſt, uns als Führer zu dienen, ſo müßt Ihr dies Geſchäft übernehmen.

— Ich bin bereit.

— Gute Nacht, weißhändiger Köhler, gute Nacht, hübſches Frauchen, ſprach der Reiter und wollte ihr Kinn ſtreicheln.

Jenny aber ſchlug ihn mit ſolcher Beherztheit auf die Hand, daß er erſchreckt ſie zurückzog.

— Na, na, nichts für ungut! Es war nicht bös gemeint…

— Kommt, kommt! ſagte Toms.

Der Soldat wünſchte noch einmal gute Nacht und verließ dann die Hütte. Er und ſeine Kameraden warfen ſich draußen auf ihre Pferde und ſchlugen, von Toms geleitet, den Weg nach dem nächſten Orte ein.

Den Frauen fiel eine Centnerlaſt vom Herzen; auch Karl Eduard athmete wieder freier.

— Du liebes, engelgutes Kind, ſagte er zu Jenny, wie ſehr bewundere ich Deinen Muth, Deine Geiſtesgegenwart. Du, Du allein, haſt mich gerettet aus den Händen meiner Verfolger. Schutzgeiſt, Engel, wie kann ich Dir das jemals vergelten?

— Ach, lieber Herr, erwiderte Jenny mit Thränen in den Augen, hättet Ihr mein Herz ſchauen und darin die Angſt leſen können, Ihr würdet jetzt nicht fragen, womit Ihr mir ſie vergelten könnt. Ihr ſeid gerettet, lieber Herr. Das iſt der ſchönſte Lohn, den unſer Vater im Himmel mir beſchieden hat.

— O wüßteſt Du, wie mich das rührt! Hätte ich eine Krone, ich würde ſie zu Deinen Füßen legen und Glück und Glanz und Thron und Scepter mit Dir theilen. Aber ich bin nur ein armer Flüchtling, dem nichts auf der Welt geblieben iſt, als die Hoffnung auf ein beſſeres Sein in einer ſchönern Welt. Nimm dieſen Ring, die letzte Trümmer aus dem Schiffbruch meines Glücks, und trag' ihn zur Erinnerung an dieſe Stunde. Aendert ſich einſt mein Schickſal, ſchenkt mir Gott das Glück, daß ich einmal noch als Sieger einziehe in das Land meiner Väter, dann ſollſt Du erfahren, daß Du heute keinen Undankbaren haſt gerettet.

Jenny zerfloß in Thränen. Karl Eduard ſteckte einen goldenen Reif an den kleinen Finger ihrer linken Hand und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

— Dieſen Kuß giebt der Bruder ſeiner Schweſter.

— Ach Herr, ſtammelte Jenny, die vor Freude keine Worte finden konnte.

— Herr ſagſt Du? Laß mich aus Deinem Munde das ſchweſterliche Du vernehmen. Es wird mich tröſten in Tagen des Verraths, denn ſo lange Du noch lebſt, ſteh' ich auf Erden nicht ganz verlaſſen da.

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter kehrte der alte Toms zurück.

— Es iſt ſchon ſpät, lieber Herr, begebt Euch zur Ruhe...

— Ihr habt Recht. Mit Tagesanbruch muß ich wieder fort.

— Wie, ſtöhnte Jenny, ſchon Morgen wollt Ihr uns verlaſſen?

— Meine Sicherheit erfordert das. So lang mein Fuß noch auf britiſchem Boden weilt, kann jeder Augenblick mit Gefahr bringen.

— Nun denn, ſo ſchlafet wohl, ſeufzte Jenny und machte dem gepreßten Herzen durch Thränen Luft.

* * *

Am andern Morgen, als die graue Dämmerung den erſten Strahlen der Sonne zu weichen begann, verließ der Prätendent die kleine Hütte, in deren Schooße er nach langer Zeit die erſte Nacht der Ruhe verlebt hatte. Er umarmte Toms und ſein Weib, küßte ſeine Schweſter Jenny und dankte ihnen, in Thränen aufgelöſt, für all das Liebe, das ſie ihm erwieſen.

Fünf Tage ſpäter erreichte der Prätendent den Hafen Frankreichs und noch an demſelben Tage ſchrieb er ſeiner Jenny, daß er nun gerettet ſei.

Der zwei Jahre ſpäter (1748) zu Aachen geſchloſſene Friede vernichtete den letzten Reſt der Hoffnung, den Thron ſeiner Väter zu erobern. Durch Verwendung der Marquiſe von Pompadour erhielt er von Ludwig XV. eine jährliche

Penſion von 200,000 Livres, und auch der König von Spanien gab ihm eine jährliche Rente von 12,000 Dublonen.

Vierzig Jahre ſpäter, am 31. Januar 1788, ſtarb er zu Rom.

Thomas Kreight und ſeine Tochter Jenny nahmen ein trauriges Ende. Der ehrliche Bauer, in deſſen Macht es einſt geſtanden, den Prätendenten gefangen zu nehmen und dadurch 30,000 Pf. St. zu gewinnen, ſtahl bald darauf, von der drückendſten Armuth getrieben, eine Kuh, wurde ertappt und — gehangen.

Die arme Jenny aber wurde wahnſinnig.

## LXI.

## Der Salat-Virtuoſe.

Ein Franzoſe kann nie zu Grunde gehen. Er fügt ſich ſchneller als jeder Andere in jede Lage des Lebens und erträgt mit größerer Gemüthsruhe als wir die Wechſelfälle des launiſchen Glücks, das heute uns cajolirt und morgen ſchon uns treulos den Rücken wendet. Der Deutſche verliert im Unglück ſeinen Kopf; der Franzoſe aber iſt nie erfinderiſcher, als wenn er in der Tinte ſitzt; dann wagt, dann verſucht er Alles; kann er nicht mehr Romane ſchreiben, dann ſchreibt er Kochbücher; kann er nicht mehr große Geſchäfte machen, dann macht er kleine: er fabricirt Seifen, Pomaden, Parfums, und hilft ſich ſo gut es geht.

In London lebte zur Zeit, als die franzöſiſche Revolution in ihrer höchſten Blüthe ſtand und der königlich geſinnte Adel ausgewandert war, ein franzöſiſcher Edelmann Namens Edmond d'Albignac, deſſen Finanzen ſich im traurigſten Zuſtande befanden. Mit der letzten Guinee in der Taſche begab er ſich in eine der vornehmſten Tavernen, um dort noch einmal ein gutes Mittagsbrodt zu ſich zu nehmen und dann „fröhlich und wohlgemuth" in die Themſe zu ſpringen und dem Schickſal, das ihn verfolgte, auf dieſe Weiſe einen kleinen Schabernack zu ſpielen.

D'Albignac war eben im Begriffe, ein ſaftiges Roſtbeaf zu zertheilen, als drei junge Leute aus der Crême der engliſchen Ariſtocratie, die an einem der nächſten Tiſche ſaßen, ihren Blick auf ihn warfen und ſogleich einen franzöſiſchen

Feinſchmecker in ihm erkannten. Einer von ihnen näherte ſich ihm und ſprach:

— Mein Herr Franzoſe, man ſagt, daß Ihre Nation in der Kunſt, Salat zu bereiten, ſich vor allen übrigen Völkern des Erdballs auszeichnet; wollten Sie uns wohl, wenn Sie Ihr Mittagsmahl beendigt haben, die Huld erweiſen, uns einen Salat zu machen? Wir verlangen dieſe Gunſtbezeugung nicht umſonſt und verſprechen Ihnen, daß Sie dieſe Auszeichnung nicht an Undankbare verſchwenden.

— Meine Herren, erwiderte der Franzoſe, es gewährt mir eine beſondere Genugthuung, einem Sohne Englands, das uns ein Aſyl geworden, etwas erweiſen zu können, was ihm angenehm iſt. Mit Vergnügen bin ich bereit, Ihren Wunſch ungeſäumt zu erfüllen, wenn Sie die Güte haben wollen, Alles, was ich dazu brauche, herbeiſchaffen zu laſſen.

— Was befehlen Sie? fragten die drei ſalatluſtigen Engländer.

D'Albignac nannte eine Reihe Ingredienzien, die, kaum ausgeſprochen, vom Wirthe flugſchnell herbeigeholt wurden.

Während er mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit jede Doſis jeder einzelnen Zuthat abwog, beantwortete er mit der liebenswürdigſten Ungezwungenheit die Fragen, welche die jungen Engländer über ſeine Lage an ihn ſtellten. Er ſagte ihnen, daß er ein Emigrant ſei, der von der engliſchen Regierung eine Unterſtützung erhalte, die aber ſo klein ſei, daß er davon nicht leben könne, und da er keine Luſt habe, Noth zu leiden, ſo habe er den Entſchluß gefaßt, alle Erinnerungen an ſein entſchwundenes Glück in die verſchwiegenen Wellen der guten Themſe zu verſenken.

— Dazu haben Sie noch immer Zeit, meinte einer der jungen Leute und drückte ihm dabei ſo geheim, daß es die Andern nicht ſehen konnten, eine Note von fünfzig Pfund

Sterling in die Hand, die d'Albignac nach kurzer Weigerung zu behalten für gut fand.

Der Salat mundete den jungen Herren dergeſtalt, daß jeder von ihnen die Adreſſe des Franzoſen begehrte, um ſie allen Gourmands der Hauptſtadt dringend an's Herz zu legen und ſeinem Verdienſt auf dieſe Weiſe Ruf und Belohnung zu verſchaffen.

D'Albignac war nicht wenig überraſcht, als er ſchon am andern Morgen einen Brief erhielt, der ihn in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken auf das Allerhöflichſte einlud, dem Herzog von D... heute Abend die Ehre ſeines Beſuches zu ſchenken, um den Unterzeichneten des Glückes theilhaftig werden zu laſſen, einen Salat zu koſten, von dem ihm Viscount Y... ſo viel Schönes erzählt.

Der Franzoſe, entzückt über die Art und Weiſe dieſer Einladung, beeilte ſich, ihr pünktlich Folge zu leiſten. Der Herzog von D... hatte ſich in ſeinem Hôtel auf dem Grosvenor-Square die ganze haute volée eingeladen, um ihr den ſeltenen Genuß eines gut zubereiteten Salates zu verſchaffen. D'Albignac erſchien, bereitete den Salat und erntete für ſeine Virtuoſität die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft und hundert Guineen ein, die ihm die Großmuth des Herzogs am andern Morgen, begleitet von einem höchſt verbindlichen Schreiben, zukommen ließ.

Seit jenem Abend war d'Albignac ein Mann der Mode, in allen Routs unter dem Ehrennamen „the fashionable salat-maker, the french salat-king“ bekannt und ſo geſucht, daß jedes Haus, das auf Geſchmack Anſpruch machte, begierig war, ſeinen viel geprieſenen Salat zu koſten.

D'Albignac beſaß Geiſt genug, um dieſen Enthuſiasmus nicht unbenutzt vorüberziehen zu laſſen. Schon im Verlauf einer Woche ſah er ſich in den Stand geſetzt, ein Cabriolet zu kaufen, um ſich ſchnell von einem Ort zum andern verfügen zu können, denn es gab Tage, wo er zwanzig bis dreißig ſolcher Einladungen erhielt. Bald darauf nahm er ſich auch einen Diener, der ihm in einem Acajou-Käſtchen alle Ingredienzien, womit er ſein Salat-Repertoir bereichert hatte (verſchiedene Fruchteſſige, Oel, Oliven, Sajo, Catchupp, Caviar, Trüffeln und Eigelb — dieſen Grundzug des Salat à la mayonnaise) nachtragen mußte.

Später ließ er ähnliche Salat-Etuis für Andere anfertigen, ſtattete ſie mit allen dazu nöthigen Zuthaten aus, verkaufte ſie hundertweiſe und ließ ſich für jedes Stück fünf Guineen bezahlen.

Nach Verlauf von einem Jahr hatte er ein Vermögen von 80,000 Francs, das ſich von Jahr zu Jahr verdoppelte. Als am 9. Thermidor der letzte Akt der Schreckensherrſchaft ihr Ende erreicht hatte, kehrte der faſhionable Salatmacher mit einer Jahresrente von 20,000 Francs nach ſeinem Vaterlande zurück, kaufte ſich ein kleines Gut und vermachte im Teſtament ſein ganzes Vermögen dem Pariſer Findelhauſe.

Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt.
(Ewig währt Dein Ruhm, Dein Name und Dein Lob).

## LXII.

## Herr Mehemet Morchel.

Die Welt klebt an alten Vorurtheilen. Sie haßt und verabſcheut die Lüge, obgleich dieſes Laſter die erſte Geſellſchaftstugend iſt. Jemand, der niemals lügen, ſondern ſtets die Wahrheit ſagen wollte, würde bald in den Ruf eines Flegels und in des Teufels Küche kommen. Geſetzt, ich ſagte zu einem Dummkopf: „Verehrter Herr, Sie ſind ein Eſel,“ ſo würde der Mann zu einem Advocaten laufen und mir einen Proceß an den Hals werfen laſſen; geſetzt, ich ſagte zu einem Schurken: „Ew. Wohlgeboren ſind ein Schurke,“ ſo würde er augenblicklich eine Verläumdungs-Klage anſtellen. Um all' dieſen Proceſſen aus dem Wege zu gehen, bleibt einem vernünftigen Menſchen nichts Anderes übrig, als lügend den Dummkopf ein Genie und den Schurken einen Ehrenmann zu nennen.

So giebt es dumme Menſchen, die auch das Schmarozen mit ſcheelem Auge anſehen, obgleich auch dieſes Laſter, genau betrachtet, nichts Anderes als eine der ſchönſten Geſellſchaft-Tugenden iſt. Betrachtet die Welt und nennt mir irgend was, was nicht ſchmarozt. Ich ſage Euch: Alles ſchmarozt! Der Thau iſt ein Schmarozer der Blumen, der Mond ein Schmarozer der Erde, die Erde ein Schmarozer der Sonne, der Tod ein Schmarozer des Lebens.

Aber von allen Schmarozern, deren Bekanntſchaft ich gemacht, hat noch keiner mir ſo viel Achtung und Ehrfurcht eingeſtößt, als Herr Mehemet Morchel, ein ci-devant Advocat, der aus Mangel an Wagehälſen, die ihm ihre Proceſſe anvertrauen gewollt, endlich das Corpus juris zum Antiquar getragen und ſich der Länge nach auf's Schmarozen geworfen, und dieſe freie Kunſt, die leider ſo viel unberufene Pfuſcher zählt, zu einer auf Prinzipien gegründeten Wiſſenſchaft erhoben und darin den höchſten Grad von Vollendung erreicht hat.

Herr Mehemet Morchel war früh genug zu der Einſicht gelangt, ein Schmarozer müſſe vor allen Dingen ein Menſchenkenner ſein, der gleich auf den erſten Blick die ſchwache Seite jedes Menſchen herausfinden und dieſe geſchickt zu benutzen verſtehen müſſe, wenn er als Schmarozer ſein Fortkommen finden wolle. Ein Schmarozer, der ſeines Sieges gewiß ſein will, muß Lavater's Phyſiognomik, Gall's Schädellehre und vor Allem Theophraſt's und La Bruyère's Charaktere ſtudirt haben und mit deren Hülfe Jedem in's Herz ſchauen und die Stelle finden können, wo dieſer ſterblich iſt. Ein Schmarozer muß außerdem die Kunſt verſtehen, immer und ewig bei gleich guter Laune zu ſein und jede ſeiner Geſichtsmuskeln ſo in ſeiner Gewalt zu haben, daß ſie, ſo oft er will, ein Lächeln zeigen; er muß ſeine Eigenliebe, ſein Ehrgefühl draußen vor der Thür ſtehen laſſen und ſich mit ſtoiſchem Gleichmuth und einer Rhinoceroshaut wappnen, um alle boshaften oder ſchlechten Witze ſeiner Gönner — unter Gönner verſteht Herr Morchel Jeden, der ihn einmal zu Tiſche geladen hat — aufzufangen, ohne ſich durch ſie verletzt zu fühlen; er darf, ſeinen Gönnern gegenüber, niemals einen eigenen Willen haben, muß ſich, geſchmeidiger als Wachs, in jede fremde Laune und Grille fügen, gerade krumm und ſchwarz weiß ſein laſſen. Ein Schmarozer muß durchaus ein großer Kinderfreund und als ſolcher blind für jede Ungezogenheit der „lieben Kleinen" ſein; er muß, wenn dieſe kleinen Bälge, ſelbſt noch dummer als ihre Eltern, in ihnen Wunderkinder ſehen und ſich in Staunen und Verwunderung auflöſen, wenn ſie es nach jahrelangem Unterricht endlich dahin gebracht, franzöſiſch buchſtabiren zu können; er muß, wenn dieſe kleinen Weltbürger auch wahre Muſterkarten von Häßlichkeiten ſind, in ihnen anbetenswerthe Engel erblicken, die dem Vater oder der Mutter aus dem Geſicht geſchnitten ſind, und auf dieſe Weiſe die Eitelkeit der Alten dergeſtalt frottiren, daß ſie pure Wonne ſchwitzen. In Familien, denen die weiſe Vorſehung keine Kinder, dafür aber Hunde beſcheert hat, muß der Schmarozer ein großer Kinderfeind, aber ein deſto größerer Hunde-Verehrer ſein; hier wird er die Hunde, wie dort die Kinder, cajoliren und niemals murren, wenn dieſe ihm in's Geſicht ſchlagen oder jene ihm in die Wade zwicken. Wo kein Hund iſt, muß er der Katze, wo keine Katze iſt, dem Papagei, wo kein Papagei iſt, dem Kanarienvogel, wo kein Kanarienvogel iſt, dem Hänfling ſchmeicheln und niemals vergeſſen, dieſem „allerliebſten Geſchöpfchen“ jedesmal ein Biscuit mitzubringen. Der Schmarozer muß die Kraft beſitzen, ein und dieſelbe Anekdote, die ihm ſein Gönner während der Tafel ſchon zwanzigmal erzählt, auch zum einundzwanzigſtenmale anzuhören und jedesmal darüber ſo entſetzlich lachen können, daß er ſich gezwungen ſieht, den Bauch oder, falls er nicht bei Bauche iſt, ſich die Hüften zu halten; er muß das Abgeſchmackteſte erhaben, das Dümmſte geiſtreich, das Trivialſte außerordentlich finden und es ja nicht übel nehmen, wenn ſeinem Gönner die Luſt anwandelt, ihm Brodkugeln oder Champagnerpfropfen in's Geſicht zu ſchleudern. Ein Schmarozer muß ſich tagtäglich mit Neuigkeiten jeder Art anfüllen, aber jedem ſeiner Gönner nur die erzählen, von denen er überzeugt iſt, daß Jener ſie gern hört; (dem durchgefallenen Dichter z. B. darf er nur von Stücken erzählen, die nicht gefallen haben). Es iſt nothwendig, daß er täglich den Stand des Thermometers wiſſe, um angeben zu können, wie viel Grade Réaumur und wie viel Grade Fahrenheit er zeigt. Hat einer ſeiner verehrten Gönner Zahnſchmerzen, ſo hat auch Herr Morchel Zahnſchmerzen, und zwar gräßliche Zahnſchmerzen; hat einer ſeiner Gönner den Huſten, ſo hat Herr Morchel einen erſchrecklichen Huſten, und hat einer ſeiner Gönner den Schnupfen, ſo hat Herr Morchel beſtimmt einen furchtbaren Schnupfen, weiß aber für jedes dieſer Uebel ein unfehlbares Hausmittelchen, ich ſage Hausmittelchen, denn Schmarozer lieben die Diminutiva, wie Jungchen, Herzchen, Püppchen, Engelchen, Hündchen, Parchen, Möpschen u. ſ. w., wohl wiſſend, daß die Frau Geheimeräthin ſehr beleidigt wären, wenn man ihr Schooßhündchen blos Mops nennen würde. Bei Tage muß er mit den Kindern Ball und Kreiſel, und Abends mit den Eltern Piquet und Domino ſpielen, aber ſich in Acht nehmen, daß er von je fünf Parthien nie mehr als höchſtens zwei gewinne, denn ein Schmarozer, der ſich bei ſeinen Gönnern einſchmeicheln will, muß immer „Pech" haben, ſonſt ennuyirt er. Ein Schmarozer muß ſeine Gönner nur an ſolchen Tagen beſuchen, wo der Regen vom Himmel ſtrömt, denn bei ſchlechtem Wetter gewährt ſelbſt der langweiligſte Beſuch eine Unterhaltung, während bei ſchönem Wetter ſelbſt der unterhaltendſte Gaſt uns langweilig erſcheint.

Ein Menſch, der Herrn Mehemet Morchels pſychologiſche Regeln befolgt, wird in jedem Hauſe ein willkommener Schmarozer ſein. Herr Morchel geht mit dem Plane um, zu Nutz und Frommen aller Derer, welche ſich dieſer freien Kunſt widmen wollen, ein Lehrbuch an's Licht treten zu laſſen unter dem Titel:

„Parasitologia oder die Kunſt, in vierundzwanzig Stunden ein routinirter Schmarozer zu werden."

Das Buch wird reißenden Abgang finden.

## LXIII.

## Noch ein Schmarozer.

Die Kunſt zu ſchmarozen war ſchon im Alterthume bekannt. Schon zu den Zeiten der Griechen und Römer gab es Tellerlecker, die ſich ſelbſt zu Tiſche luden. Bei den Griechen wurden dieſe Nullen in der Zahlenreihe der Tiſchgenoſſen „Paraſytos“, bei den Römern „Epulones“ genannt. Dieſe Schmarozer, die ſich zum Stichblatt der Gäſte gebrauchen und jeden Witz, jede Kränkung, jede Demüthigung, ja ſogar Prügel ſich gefallen ließen, waren in der Regel Advocaten, die weder Clienten, noch Talente hatten. Einer der berüchtigſten Schmarozer des alten Roms war jener Hermogenes, dem der martialiſche Martial im zwölften Buche ſeiner granitenen, grob gemeißelten Epigramme als „mapparum fur“ (Serviettendieb) ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat. Aber auch die neuere Zeit hat einen famoſen Schmarozer erzeugt: den berühmten Pierre de Montmaur, geboren 1576 in Limouſin in Frankreich. Er war Jeſuit, bald aber vertauſchte er das ſchwarze Kleid des heiligen Ignaz mit dem rothen Kleide des Charlatan und wurde Advocat, vermuthlich blos deshalb, um die Geſetze der zwölf Tafeln commentiren zu können. Dann warf er ſich auf die Muſen und bildete ſich zum Schmarozer aus: er reuſſirte, denn er hatte zwar ein ſchlechtes Herz und eine böſe Zunge, aber in jeder Beziehung einen guten Magen, der viel und mancherlei vertragen konnte.

Man ſah ihn täglich zu Pferde durch die Straßen von Paris von einem Mittagsmahle zum andern reiten. Rabelais Garguanta war auferſtanden!

Wenn er in den Speiſeſaal eintrat, pflegte er zu ſagen: Sorgen Sie für Fleiſch, ich werde das Salz dazu liefern. Weil er Geiſt und Witz und einen unerſchöpflichen Vorrath ſcandalöſer Anekdoten beſaß, war er überall geſucht und gehaßt zugleich.

Am liebſten pflegte er ſich über die Schöngeiſter und Schriftſteller luſtig zu machen, wodurch er ſich ihren Haß und eine Sündfluth von Spottliedern, Epigrammen und Satiren zuzog.

Gilles Menage war der Erſte, der 1639 das Signal zu dieſem Epigrammenkrieg dadurch gab, daß er Montmaur's Leben unter dem Titel „Gargilius Mamurra“ beſchrieb. In einer Satire verwandelt er den Schmarozer in einen Papagei.

— Was liegt daran, ſagte Montmaur, es wird mir als Papagei weder an Wein fehlen, mich zu laben, noch an einem Schnabel, mich damit zu vertheidigen.

Eine Carricatur jener Zeit läßt dieſen Schmarozer aus dem Schornſtein des höchſten Hauſes herausſehen, um den Rauch aller Küchen einzuathmen.

Zur Charakteriſtik dieſes Mannes ſei es mir erlaubt, einige Anekdoten von ihm mitzutheilen.

Ein Reiſender erzählte, die Griechen pflegen Mittags nur ſehr wenig, des Abends aber ſehr viel zu eſſen, während die Araber, gerade umgekehrt, Abends gar nichts und Mittags ſehr viel eſſen. Gut, erwiderte Montmaur, Mittags werde ich's mit den Arabern und Abends mit den Griechen halten.

Eines Tages, als er mit mehreren ſeiner Gegner beim Präſident de Mesmes eingeladen war, ſchoß jeder der Verſchworenen einen Witz auf ihn ab, um ihn zum Antworten zu zwingen und auf dieſe Weiſe vom Eſſen abzuhalten. Aergerlich rief Montmaur: Meine Herren, ſchweigen Sie! Wenn ſo viel geplaudert wird, weiß man nicht, was man ißt.

Als er eines Tages bei dem Kanzler Seguier aß, der ihn aus Unvorſichtigkeit mit Bratenſauce begoß, ſagte Montmaur ſich abtrocknend: Summum jus, summa injuria.

Derſelbe Montmaur iſt der Erfinder jenes ſchönen Wortſpiels, das er einſt einem Domeſtiken anhing, der ihm boshaft einen Teller wegnahm, auf dem noch der Flügel eines Huhnes lag: Apprenez à lire, mon ami, et ne prenez les ailes (L) pour les os (O).

Man fragte ihn einſt, warum er ſo eifrig den Feſten nachlaufe? Weil ich, antwortete er, nicht verlangen kann, daß die Feſte mir nachlaufen ſollen.

So ſchmarozte er ſich durch's ganze Leben hindurch und ſtarb 1648 zu Paris im Geruch — der Küche.

Sein Tod verurſachte ſeinen Erben viele Freude, denn er hinterließ ein bedeutendes Vermögen.

## LXIV.

## Eine Taſſe Chocolade.

Es war im Frühling des Jahres 1805. Napoleon frühſtückte an der Seite Joſephinens im Schloſſe zu Malmaiſon, als ein mit Staub bedeckter Reiter im ſchnellſten Galopp in den Vorhof hineinſprengte, pfeilſchnell vom ſchweißtriefenden Pferde ſprang, es an einem der Stäbe des Eiſengitters anband und dann in's Schloß eilte, wo er einem der dienſthabenden Ordonnanz-Offiziere ein Schreiben mit der Bitte übergab, es ohne Aufſchub Seiner Majeſtät einzuhändigen.

Das geſchah.

Der Kaiſer erbrach das Schreiben und durchflog es mit gleichgiltiger Miene.

— Leſen Sie, Madame, ſagte er zu Joſephinen, deren Neugier ſich bereits auf jeder Linie ihres Geſichts malte.

— Darf ich meinen Augen trauen? rief ſie im Tone der höchſten Ueberraſchung. Die in Paris verſammelte Staats-Conſulta der italieniſchen Republik bietet Ihnen die Krone von Italien an?

— So iſt's, meine Theure!

— Und Sie empfangen dieſe Nachricht mit ſolcher Gleichgültigkeit?

— Sie konnte mich unmöglich überraſchen, weil ich längſt gewußt, daß es ſo kommen mußte.

— Und Sie verſchwiegen es mir?

— In keiner andern Abſicht, als um meiner vielgeliebten Joſephine eine neue Ueberraſchung zu bereiten. Bald ſoll auf Ihrer Stirn, die ich erſt vor einem Jahre mit dem ſchönſten Diademe der Welt, mit der Krone Frankreichs, geſchmückt, ein neuer Schmuck erglänzen, die Krone der Lombarden, Theodolinden's eiſernes Diadem. Halten Sie ſich reiſefertig, Madame, ſobald als möglich eilen wir zur Krönung nach Mailand.

Am 18. März erklärte der Kaiſer der Staats-Conſulta von Italien, daß er die ihm angetragene Krone anzunehmen geruhe, und Anfangs Mai begab er ſich mit ſeiner Gemahlin, begleitet von ſeinem ganzen Hofſtaate, über Lyon nach Mailand, wo man den Sieger von Marengo und ſeinen Schutzgeiſt, Joſephine, mit unbeſchreiblichem Jubel empfing.

Drei Tage vor der Krönung, die auf den 26. Mai feſtgeſetzt war, empfing einer der Unterköche des Kaiſers, ein junger Corſikaner, der durch die Verwendung des Cardinals Feſch eine Stelle in der kaiſerlichen Hofküche erhalten hatte, ein roſenfarbenes Billet folgenden Inhalts:

> „Eine Dame, die Dir eine angenehme Mittheilung zu machen hat, erwartet Dich heute Nacht mit dem Glockenſchlage Eilf dicht am Ausgange des Thores von Marengo. Willſt Du Dein Glück machen, ſo laſſe Dich nicht vergebens erwarten.“

— Die Italienerinnen ſind des Teufels, rief der eitle Koch und rieb ſich mit komiſcher Grandezza ſeinen glänzend ſchwarzen, ſorgfältig gepflegten Backenbart. Erſt zehn Tage in Mailand und heute ſchon das vierte Rendezvous! Man muß mich hier zu Lande noch unwiderſtehlicher als bei mir zu Hauſe finden. Habe ich nicht recht, bella ragazza? fragte er das Blumenmädchen und kneifte trällernd ihre Wange.

— Wirſt Du kommen? fragte die kleine Geſandtin Flora's.

— Es fragt ſich, ob es ſich auch der Mühe lohnt, mitten in der Nacht am Thore von Marengo auf der Lauer zu liegen. Iſt die Dame denn auch hübſch?

— Hübſch nur? Schön iſt ſie, ſchön wie die heilige Jungfrau Maria.

— Die hab' ich nie gekannt und weiß daher nicht, ob ſie mir gefallen hätte.

— Nun denn, ſo ſage ich Dir, die Dame, die Dich zu ſprechen wünſcht, iſt ſo ſchön, ſo ſchön wie der Tag.

— O, es giebt auch häßliche Tage!... Iſt ſie ſo ſchön wie Du, liebes Kind? fragte der Koch mit verliebten Blicken.

— Viel ſchöner, hundertmal ſchöner, tauſendmal ſchöner, betheuerte der kleine Blumenengel, und vornehm...

— Vornehm, ſagſt Du, ſchmunzelte der Koch und bürſtete von Neuem ſeinen Backenbart.

— Und reich, ſehr reich...

— Reich, ſagſt Du? Abgemacht, ich komme!

Der galante Koch kaufte dem ſchönen Kinde, zum Danke, daß es ſich ſo pünktlich ihres Auftrags entledigt und ihm die gewünſchte Auskunft ertheilt hatte, ein Veilchenbouquet ab, das er cokett in das Knopfloch ſeiner blendend weißen Jacke ſteckte, und ſchenkte ihm dafür drei Lire.

Der Koch konnte die Stunde nicht erwarten, die ihm die ſchöne und noch dazu reiche Unbekannte zum Termin der Liebe anberaumt hatte. Seine Fantaſie ſpiegelte ihm Armidens Reize, vereint mit Golcondens Schätze, vor. Mehr als je ſtrich er ſeinen Backenbart und zog aus der Taſche einen Duodezſpiegel hervor, in dem er mit großem Selbſtgefallen den rabenſchwarzen Bart, den Schmuck der Männlichkeit, betrachtete. Erſt zehn Tage in Mailand, wiederholte er, und heut' ſchon das vierte Rendezvous! Sangue di Dio, wenn das ſo fort geht??? Und alles ſo verſteckt und geheimnißvoll! Darin eben liegt der Reiz! Ein franzöſiſches Rendezvous verhält ſich zu einem italieniſchen wie eine Omelette aux confitures zu einem Dindon aux truffes... Jenes ſüßlich... Dies pikant... Vive l'amour! et l'Italie

Schon um acht Uhr Abends hatte unſer Koch keine Ruhe mehr. Die Sehnſucht trieb ihn aus einem Kaffeehauſe in's andere; hier ſpielte er eine Partie Domino, dort eine Partie Billard; hier trank er Kaffee, dort Zuckerwaſſer; endlich ſchlug es Zehn.

— Gottlob, rief er und eilte eine Stunde früher nach dem Schauplatze ſeines Abenteuers.

Pfeifend, ſummend, aufgerieben von Neugier und Sehnſucht, patrouillirte er am Ausgange des Marengo-Thores auf und ab und zog hundertmal ſeine Uhr, zu deren Beſichtigung der Mond ihm ſein Licht lieh... es ſchlug halb... es ſchlug drei viertel... es ſchlug Eilf und... keine Dame ließ ſich ſehen.

— Corpo di Bacco! rief der Quirlheld, ſollte ſich Jemand einen Spaß mit Dir erlaubt haben? Nein, die Stimme meines Herzens ſagt mir, daß ich nicht vergebens warte...

Und in demſelben Augenblick tauchten hinter ſeinem Rücken zwei ſchwarze, in lange Mäntel eingehüllte Geſtalten empor, von denen die eine ihm ganz leiſe auf die Schulter klopfte.

Der Koch, der zwar ſchon oft vor dem Feuer — auf dem Heerde — ſtand, aber deſſenungeachtet keinen Ueberfluß an jener Tugend beſaß, die man im gewöhnlichen Leben Courage nennt, fuhr erſchreckt zuſammen, als er, ſich umkehrend, zwei Masken erblickte.

— Du biſt der Koch des Kaiſers? fragte einer der Vermummten.

— Zu dienen, ſtotterte der Gefragte.

In demſelben Moment ertönte ein gellender Pfiff und gleich darauf rollte ein Wagen herbei.

— Erſchreckt nicht, guter Freund, ſagte eine der Maſken. Wir ſchwören Dir bei Gott und allen Heiligen, daß Dir nichts geſchehen ſoll. Wir haben den Auftrag, Dich auf die Villa der Dame zu begleiten, die Dir ein Stelldichein gegeben. Habe die Gefälligkeit einzuſteigen.

Der Koch wäre lieber umgekehrt, aber die beiden Maſken ſuchten das zu verhindern. Die Eine faßte ihn unter den rechten, die Andere unter den linken Arm... willenlos folgte er ihnen zum Wagen... er ſtieg hinein... ſie ſetzten ſich zu ihm und gaben dem Kutſcher den Befehl, die Pferde zur höchſten Eile anzuſpornen.

— Wir wollen Dir einſtweilen die Augen verbinden, damit Du weder die Gegend, wo wir fahren, noch den Ort, wo Du erwartet wirſt, am andern Morgen wiederfinden kannſt.

— Ihr führt etwas Böſes im Schilde, ſtotterte der Koch, dem ganz unheimlich zu Muthe ward.

— Noch einmal ſchwören wir Dir bei Gott und allen Heiligen, daß Dir nichts geſchehen ſoll.

— Wozu dann alle dieſe geheimnißvollen Maaßregeln?

— Die Vorſicht gebietet ſie... die Dame, die Dich erwartet, will nicht gekannt, noch weniger verrathen ſein.

Sie verbanden ihm die Augen, fuhren faſt zwei Stunden in der Kreuz und Quere herum, kehrten durch das Marengo-Thor wieder in das Innere der Stadt zurück und hielten endlich, als es eben Ein Uhr ſchlug, am ganz entgegengeſetzten Ende der Stadt an einem kleinen, ganz einſam gelegenen Hauſe, das ſogleich geöffnet wurde.

Die beiden Maſken ſtiegen zuerſt hinaus. Sie warfen ſcheue Blicke um ſich und ließen dann den Koch mit verbundenen Augen ausſteigen, führten ihn eine Treppe hinauf und nahmen ihm dann erſt die Binde ab, als er ſich in einem dunkel erleuchteten Zimmer befand, in dem weiter nichts als ein

Stuhl und ein Sopha ſtand. Die beiden Masken entfernten ſich und verſchloſſen hinter ſich die Thür. Bald darauf öffnete ſich eine Seitenthür, durch die ein vom Scheitel bis zur Sohle ſchwarz gekleideter Mann eintrat.

— Erſchrecke nicht, ſagte der Eingetretene, wenn ſtatt einer jungen ſchönen Frau, die man Dir vorgeſpiegelt, ein Mann Dir entgegentritt. Ich habe dieſe Liſt gebrauchen müſſen, um Dich leichter für meinen Plan zu gewinnen. Sei jedoch unbeſorgt: es ſoll Dir kein Haar gekrümmt werden. In dieſer Brieftaſche ſind 500,000 Lire, die Du ohne Mühe verdienen kannſt, wenn Du mir und meinem Vaterlande einen Dienſt erweiſen willſt...

— Und was für einen Dienſt?

— Einen Dienſt, für den Italien, Frankreich und die ganze Menſchheit Dich ſegnen werden.

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Hier iſt ein kleines Pulver. Schworſt Du auf's Crucifix, dieſes Pulver morgen in die Chocolade zu ſchütten, die der Kaiſer gewöhnlich zum Frühſtück trinkt, ſo ſind von dem Augenblick an, wo Du dieſen Schwur geleiſtet haſt, dieſe 5000,000 Lire Dein Eigenthum. Nimmſt Du das Geld, ohne Deinen Schwur zu erfüllen, ſo iſt ein Dolch geſchliffen, der den Meineidigen beſtrafen wird. Weigerſt Du Dich, den Schwur zu leiſten, ſo biſt Du, ehe Du die Schwelle dieſer Thür überſchreiteſt, ein Kind des Todes. Jene Leute, die Dich hieher gebracht haben, ſind beauftragt, Dich zu tödten, damit das Geheimniß, in das ich Dich eingeweiht habe, mit Dir zu Grabe gehe. Du haſt nun die Wahl zwiſchen Tod und einer halben Million... Wähle das Letztere und befreie mein Vaterland, Frankreich und ganz Europa von einem ehrgeizigen Tyrannen, der alle Throne umſtürzt, alle Dynaſtien demüthigt und gleich einem Krebsübel immer weiter um ſich frißt. In drei Tagen will er auch die Krone Italiens an ſich reißen ... in Deine Hand lege ich das Schickſal der Welt... Du kannſt dem Siegeslaufe dieſes Uebermüthigen eine Grenze ziehen... Sprich, willſt Du?

— Den Kaiſer vergiften? Iſt das nicht eine Sünde?

— Sie fällt auf mein Haupt... Du biſt nur das Werkzeug... Bedenke, welche Zukunft, welche Genüſſe Du Dir ſchaffen kannſt durch den Inhalt dieſer Brieftaſche... Eine halbe Million in engliſchen Banknoten...

— Wohlan, es ſei!

— Hier iſt der Preis und hier das Crucifix. Schwöre nun bei dem Heiland unſerm Herrn, dieſes Pulver in die Chocolade des Kaiſers zu miſchen. Iſt er bis morgen um dieſe Zeit nicht todt, ſo haſt Du Deinen Schwur nicht erfüllt und weißt, welches Loos Deiner harret.

Der Koch leiſtete den Schwur und nahm das Geld. Dann klingelte der ſchwarze Mann, worauf die zwei Masken eintraten, dem Koch die Augen verbanden, ihn die Treppe hinabführten, ihn in den Wagen ſchoben und ihn wieder zwei Stunden in der Kreuz und Quere herumfuhren und endlich an dem Marengo-Thore Halt machten, wo ſie ihm die Binde von den Augen nahmen und blitzſchnell davon fuhren.

Es wäre ein Leichtes, ein Paar Bände zu füllen mit der Geſchichte erlauchter Perſonen, die, mitten in den unſchuldigen Freuden der Tafel, an beigebrachtem Gifte ſtarben. Agathokles, der erſte König von Syrakus, wurde auf Anſtiften ſeines herrſchſüchtigen Enkels Archagetos, von ſeinem Günſtlinge Mänon am Schluſſe eines ſchwelgeriſchen Mahles vermittelſt eines Zahnſtochers vergiftet. Agrippina, die Mutter Nero's, vergiftete ihren kaiſerlichen Gemahl Claudius bei einem üppigen Feſtmahle durch Champignons. Alexander VI., dieſer Schandfleck in der Geſchichte der Päpſte, miſchte bei einer Abendgeſellſchaft, zu der er den reichen Cardinal Corneto eingeladen hatte, Gift in den weingefüllten Becher, um deſſen

Schätze zu erben. Der Zufall aber verwechſelte die zwei Becher, ſo daß Seine Heiligkeit mit jenem, der für Seine Eminenz beſtimmt war, ſich ſelbſt vergiftete. Bianca Capello, die zweite Gemahlin Franceſco's II. von Medicis, wurde auf der Villa Parvio zu Cajano, von ihrem Schwager, dem Cardinal Ferdinand von Medicis, durch Kuchen vergiftet. Auch in der Geſchichte Frankreichs ſpielt das Gift eine bedeutende Rolle. Ludwig XI., Frankreichs Tiberius, ließ ſeinen einzigen Bruder, den Herzog von Berry, den Karl der Kühne von Burgund mit ſeiner Tochter Marie vermählen wollte, von deſſen Beichtvater Favre Vericis, durch eine vergiftete Pfirſich aus der Welt ſchaffen. Catharina von Medicis ſoll, wie Einige behaupten wollen, ihren Sohn, König Karl IX., durch Kräuter vergiftet haben, um ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, den König von Polen, auf den Thron von Frankreich zu bringen. Margarethe von Valois, Schweſter Karl's IX. und erſte Gemahlin Heinrich's IV., rächte ſich an deſſen Maitreſſe, der ſchönen Gabriele d'Eſtrée, um derentwillen er ſich von ihr ſcheiden ließ, bei einem großen Gaſtmahl, das ihr zu Ehren der Finanzpächter Zamet veranſtaltet hatte, durch eine vergiftete Orange. Die Marquiſe von Monteſpan tödtete ihre gefürchtete Nebenbuhlerin, die junge Herzogin von Fontanges, durch eine giftgeſchwängerte Roſe. Ludwig XIV., dem viele dieſer Beiſpiele nicht unbekannt waren, hielt ſeiner erſten Geliebten, der Herzogin Luiſe de la Vallière, die er anfangs ſo zärtlich geliebt hatte, einen Vorkoſter, der jede Speiſe, jeden Trank, der auf die Tafel der Herzogin kam, zuerſt prüfen mußte, ein Amt, wofür dieſer Mann einen Jahrgehalt von 10,000 Livres erhielt.

Auch Napoleon wurde, wie jeder Tyrann, dann und wann von der Furcht gequält, daß man ihn vergiften wolle. Aus dieſem Grunde hegte er gegen jeden ſeiner Köche etwas Mißtrauen.

— In den Händen dieſer Leute, ſagte er eines Tages zu Joſephinen, ruht unſer Leben. Es thäte Noth, Kaiſer und Könige kochten ſich ihre Speiſen ſelbſt.

Sein Mißtrauen war nicht ganz ungegründet.

Die halbe Million, die der Unbekannte dem Koch des Kaiſers für die Ausführung des verhängnißvollen Planes geſchenkt, hatte raſch alle Gewiſſensbiſſe beſiegt. Zuletzt hatte er ſich überredet, daß er durch die Vergiftung des Kaiſers ſogar ein gutes Werk ſtifte, denn er befreie die Welt von einem Tyrannen, der die ganze Erde unterjochen und die ganze Menſchheit knechten wolle. Er verglich ſich mit Brutus, der das römiſche Volk von dem Joche Cäſars befreit habe, und dachte an Jacques Clement, den Sixtus V. heilig ſprechen wollte, weil er die Kirche von Heinrich III. erlöſt habe. Es ſtand alſo feſt bei ihm, daß er den Kaiſer wirklich vergiften und einige Zeit nachher nach Amerika überſiedeln und dort auf der Baſis einer halben Million das Glück ſeiner Zukunft begründen wolle. Der Unglückliche dachte nicht an die Möglichkeit, daß ſein Plan mißglücken oder ſeine That verrathen werden konnte.

Er konnte nicht ſchlafen. Er zählte zehn und zwanzigmal die engliſchen Banknoten und freute ſich ſeines Reichthums. Vor drei Stunden noch ein armer Koch und jetzt der Beſitzer einer halben Million! Aber das Gift! Freilich wäre es ihm lieber geweſen, wenn der Unbekannte ihn mit dieſem Auftrag verſchont hätte. Aber da er einmal auf dem Crucifix geſchworen hatte, den Kaiſer der Rache des Unbekannten zu opfern, ſo blieb ihm nun nichts übrig, als ſeinen Schwur zu erfüllen.

Napoleon war in Allem ſehr pünktlich. Jeden Morgen pflegte er mit dem Glockenſchlage Neun ſeine Chocolade zu trinken. Die Stunde des erſten Frühſtück war ihm eine der liebſten des ganzen Tages. Er unterhielt ſich mit Joſephinen, die ihm beim Frühſtück Geſellſchaft leiſten mußte, und war, wenn er ſeine Chocolade trank, ſo freundlich, mittheilend und geſprächig, wie ſonſt zu keiner andern Stunde.

An jenem Morgen, an dem einer ſeiner Köche ihm den Tod in die Chocolade quirlte, leiſtete ihm die Kaiſerin und ſein Stiefſohn Eugen von Beauharnais Geſellſchaft. Napoleon war ſchon ſeit längerer Zeit nicht bei ſo ausnehmend guter Laune, als eben an jenem Tage.

Er ſtand in der Fenſterbrüſtung, mit dem Rücken gegen die Straße zugekehrt, und unterhielt ſich mit Joſephinen und Eugen von den Vorbereitungen zur Krönung, als es Neun ſchlug und, eine Minute ſpäter, einer der kaiſerlichen Pagen ihm die verhängnißvolle Chocolade überreichte.

— Gut, daß ſie kommt... ſchon ſehnte ich mich nach ihr... Was doch nicht alles Gewohnheit vermag... ich habe mich ſo daran gewöhnt, daß mir etwas fehlen würde, wenn ich ſie eines Morgens entbehren müßte.

Der Kaiſer nahm die Taſſe vom Teller. Die Chocolade ſchien heißer als gewöhnlich zu ſein... ſie rauchte und brüſelte... Napoleon rührte, wie er immer zu thun pflegte, den Löffel und ſagte zu ſeinem Stiefſohne:

— Eugen, ich bin ſeit langer Zeit Dein Schuldner. Deine Tapferkeit hat mir manchen Sieg erfochten... Du haſt Deinen ritterlichen Muth an keinen Undankbaren verſchwendet.... Die Stunde iſt gekommen, wo es mir vergönnt iſt, Deine Heldenthaten würdig zu belohnen. Mein tapferer Eugen, der heldenmüthige Sohn meiner vielgeliebten Joſephine, wird Vicekönig von Italien...

— Sire, welche Gnade! rief Eugen und wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen, um dem Kaiſer zu danken.

— Nicht zu meinen Füßen, an meinem Herzen iſt Dein Platz, ſagte Napoleon.

In Joſephinens Auge zitterte eine Thräne mütterlicher Liebe. Sie wollte dem Kaiſer danken für die Huld, die er ihrem Sohne zu Theil werden ließ, ſie wollte ihren Dank in Worte kleiden, aber Zähren der Freude drängten ſich aus ihrem Auge und dieſe Thränen waren beredter, als alle Sprachen der Erde.

— Eh bien, ſprach Napoleon, der die Rührung Joſephinens gewahrte, déjeûnons!

In demſelben Augenblick, als er den erſten Löffel der Chocolade, um zu prüfen, ob ſie ſich bereits abgekühlt habe, zum Munde führen wollte, fiel von der Höhe der Gardine etwas Schwarzes in die Obertaſſe des Kaiſers.

— Was iſt das? fragte Joſephine, die es nicht gleich erkannte.

— Eine Kreuzſpinne! Pfui, welch ekelhaftes Thier! Ein Sprichwort ſagt zwar: Spinnen bringen Glück, allein ich traue dieſem Sprichwort nicht ... der Anblick dieſer Spinnen erweckt Abſcheu und Ekel in mir... Lalande meint zwar, die Spinnen ſeien nicht giftig... man dürfe ſie ſogar eſſen... aber ich danke dafür. Böſe Spinne, was hab' ich Dir zu Leide gethan, daß Du mir meine Chocolade vergällt haſt... Der Anblick dieſes Thieres macht mich trübe und verſtimmt... mein Hunger iſt verſchwunden... ich mag nicht mehr frühſtücken.

In demſelben Moment meldete der Page den Fürſten von Talleyrand. Die Kaiſerin begab ſich in ihr Zimmer... Eugen folgte ihr.

Als die Chocolade unberührt in die kaiſerliche Küche zurückgebracht wurde, als der Koch auf der Oberfläche der Taſſe die Spinne ſchwimmen ſah, erblickte er in ihr einen Fingerzeig Gottes, und von demſelben Augenblick bemächtigte ſich ſeiner Seele ein ſo hoher Grad von Reue, daß er, plötzlich ganz umgewandelt, die ganze Größe ſeines Verbrechens begriff. Ein Strom reuevoller Thränen ſtürzte aus den Augen, welche die Spinne anſtarrten, in der ſein von Gewiſſensdiſſen zerriſſener Geiſt einen warnenden Wink der Vorſehung erkannte.

— Der Kaiſer ſteht unter Gottes Schutz! rief er aus, bedeckte ſein thränenfeuchtes Antlitz mit beiden Händen und weinte lang und ſchwer. Dann trat er an den Heerd, auf dem ein luſtiges Feuer praſſelte, zog die Brieftaſche, die er auf der Bruſt trug, aus dem ſichern Verſteck, öffnete ſie mit ruhiger Miene, nahm die Banknoten heraus und warf mit der größten Ruhe eine nach der andern in die Flammen. Nach Verlauf von zwei Minuten war die halbe Million, der Preis ſeines Verbrechens, in Rauch aufgegangen. Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt: es klang, als wäre ihm eine Centnerlaſt vom Herzen gefallen; dann trat er an den Tiſch, auf dem die Chocolade ſtand, warf mit dem Löffel die Spinne heraus und leerte mit einem einzigen Zuge die vergiftete Chocolade.

Bald darauf ſtellten ſich die ſchrecklichen Wirkungen des Giftes ein. Der Koch ertrug die wüthenden Schmerzen, die wie glühende Sonden, wie dreiſchneidige Stilets, in ſeinen Eingeweiden wühlten, mit ſtoiſcher Geduld und verlangte ſtatt des Arztes einen Geiſtlichen.

Zehn Minuten ſpäter ſtand vor dem Lager des Sterbenden der fromme Vater Gierolamo, dem er ſein Verbrechen und ſeine Strafe beichtete, und der ihm darauf im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geiſtes Abſolution ertheilte.

Noch an demſelben Tage erfuhr der Kaiſer das Vergehen und die Reue des unglücklichen Kochs.

— Das Sprichwort hat ſich bewährt, ſagte Napoleon, die Spinne hat mir Glück gebracht. Mein Leben liegt in Gottes Hand: ſeine Flügel ſchirmen mich, und wie Schottland's König darf ich ſagen:

„Macbeth. Dir krümmt kein Haar,
Der, den ein Weib gebar."

Zwei Tage ſpäter wurde der Kaiſer der Franzoſen zum König von Italien gekrönt, und vierzehn Tage darauf Eugen von Beauharnois zum Vicekönig ernannt.

Aber trotz des Scharfſinns der franzöſiſchen Polizei, trotz des unermüdlichen Spionirens der Schüler Fouché's, war es keinem dieſer Spürhunde gelungen, herauszubringen, wer der Urheber jenes Planes geweſen ſei.

* * *

Auf dieſe Weiſe hat eine Spinne das Leben des Kaiſers gerettet. Iſt das Zufall? Iſt das Beſtimmung? Und wäre dieſe Spinne nicht herabgefallen, wer kann uns ſagen, was dann zu jener Zeit aus Italien, aus Frankreich, aus Deutſchland, ja aus Europa geworden wäre???

## LXV.

## Jerôme Bonaparte.

Jerôme war der Liebling Napoleons.

— Ich kenne recht gut ſeine Fehler, ſagte einſt der Kaiſer zu ſeiner Mutter, Gierolamo iſt ein furchtbarer Verſchwender, ein gräßlicher Gourmand, ein abſcheulicher Sybarit. Aber ich kenne auch, beſſer als Ihr Alle, ſeine guten Eigenſchaften: er hat Geiſt, viel Geiſt, ein gutes Herz und perſonlichen Muth. Was verlangt Ihr noch mehr? Er war es, der mir die Feſtung Glatz erobert hat. Ich werde ihm, ſobald als möglich, ein Königreich und, damit er ſich beſſere, eine kluge Frau geben.

Der Kaiſer hatte vollkommen Recht. Jerôme war, trotz ſeiner vielen kleinen Fehler, ein durch und durch liebenswürdiger Charakter, ein großmüthiger Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, ein Freund ſeiner Freunde, freigiebig über alle Beſchreibung, denn das Geld hatte durchaus keinen Werth für ihn; nie war er glücklicher als dann, wann er Andern eine Freude machen, eine Ueberraſchung bereiten, einen Wunſch erfüllen konnte. Nur engherzige Narren und griesgrämige Moraliſten können deßhalb über ihn den Stab brechen, weil er ein leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechtes und einer der wärmſten Anhänger der Gourmandiſe, mit einem Wort: ein Epicuräer und in dieſer Beziehung ganz das Widerſpiel des Kaiſers war. Prinz Jerôme pflegte oft zu ſagen: ein ſchönes Weib und eine gute Tafel ſind mir lieber als alle Kronen der Erde. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt.

Zu der Zahl ſeiner vertrauten Freunde gehörte auch Herr Pigault-Lebrun. Durch ihn machte er die Bekanntſchaft einer ſchönen Tänzerin, die erſt einige Monate vorher einen alten Balletmeiſter geheirathet hatte. Joëline (ſo hieß die holde Sylphide) war ein Quodlibet aller Liebenswürdigkeiten. Lebrun ſchien von ihren Reizen ſo entzückt, daß, ſo oft davon die Rede war, er ſeine Fingerſpitzen küßte und wie ein erſtaunter Muſelmann Masch Allah! (Wunder Gottes) rief.

Ein zärtliches Billet, begleitet von einem Diamantenſchmuck, der unter Brüdern 20,000 Francs werth war, hatte dem Prinzen, ſchneller als er gehofft, eine Chauſſée zu ihrem gefühlvollen Herzen gebahnt. Joëline, bezaubert von der Großmuth ihres Anbeters, geſtattete ihm zwei Tage ſpäter das erſte Rendezvous in der Allée des veuves im Luxembourg-Garten. Später traf man ſich gewöhnlich bei Herrn Pigault Lebrun oder in dem ſtillverſchwiegenen Geſellſchaftszimmer irgend eines Reſtaurant des Palais Royal.

Um dieſe Zeit hatte Napoleon den Frieden von Tilſit abgeſchloſſen und in Folge deſſen ſeinem Bruder Jerôme das neugeſchaffene Königreich Weſtphalen zum Geſchenk gemacht. Damals verſchenkte man Länder und Throne, wie heut zu Tage Orden und Schnupftabacksdoſen.

An demſelben Tage, an dem der Prinz die Kunde ſeiner Erhebung erhalten hatte, empfing er den Beſuch Pigault-Lebrun's.

— Eine Neuigkeit! Mein Bruder hat mich zum König von Weſtphalen gemacht!

— Unmöglich!

— Thor! Bei Gott und meinem Bruder iſt nichts unmöglich. Morgen wird Paris die Neuigkeit im Moniteur finden. Ganz Frankreich wird die Augen aufreißen und voll Verwunderung die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen. Apropos, weißt Du noch, was ich Dir früher einmal verſprochen habe?

— Wenn Sie einmal König werden, ſo wollen Sie mich zu Ihrem erſten Staatsſecretair ernennen.

— Dieſen Poſten hat der Kaiſer leider ſchon beſetzt; ich ernenne Dich daher zu meinem erſten Bibliothekar.

— Jerome, Majeſtät wollt' ich ſagen, erlauben Sie, daß ich Sie in tiefſter Ehrfurcht umarme.

— Nur zu, nur zu! Biſt Du mit einem Gehalte von 10,000 Francs zufrieden?

— Vollkommen!

— Nun habe ich aber eine Bitte an Dich. Eile ſogleich zu meiner kleinen Joëline, ſage ihr, daß ich morgen auf Befehl des Kaiſers ſie auf lange Zeit verlaſſen und nach meiner Hauptſtadt Caſſel abreiſen muß.

— Wie? Morgen ſchon?

— Morgen früh mit dem Glockenſchlage Zehn. Sage ihr, daß ich ſie vor meiner Abreiſe durchaus noch einmal ſehen und ſprechen muß.

— Gut, wo aber?

— Bei dem neuen Reſtaurant im Palais Royal.

— Und wann?

— Nach Mitternacht, denn heute iſt, mir zu Ehren, Ball in den Tuilerien, da darf ich durchaus nicht fehlen.

— Nach Mitternacht... das wird nicht gehen...

— Das muß gehen!

— Muß? Ei, man ſieht doch gleich, daß Sie König geworden ſind. Ihr erſter Bibliothekar wird ſich indeſſen alle Mühe geben, den Wunſch Ew. Majeſtät...

— Ich glaube gar, er will ſich über mich luſtig machen. Majeſtät!!! Das Wort klingt aus Deinem Munde wie Ironie. Reſpect, Herr Bibliothekar! Nun mache, daß Du fortkommſt... Noch Eins, ſage der Kleinen, daß ich unmöglich von ihr ſcheiden kann, ohne ihr Adieu zu ſagen und ein kleines Andenken einzuhändigen. Glaubſt Du nicht, daß das ziehen wird?

— Sie kommt, verlaſſen Sie ſich auf mein Wort.

— Alſo auf Wiederſehen nach Mitternacht!

Pigault-Lebrun rannte fort, um ſogleich die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Um Mitternacht harrte, wie verabredet worden war, am Ende der Straße, in der Joëlinen's Wohnung lag, ein Fiacre, vor dem Herr Pigault-Lebrun pfeifend auf- und abging.

Fünf Minuten nach Zwölf erſchien die Sylphide dergeſtalt vermummt, daß Lebrun ſie beinahe nicht erkannt hätte. Er öffnete den Wagenſchlag und Joëline huſchte mit der Behendigkeit eines Windſpiels hinein. Der Wagen fuhr von dannen.

— Nun erzählen Sie mir, theuere Freundin, wie Sie es angefangen haben, Ihren Herrn Gemahl aus dem Hauſe zu bringen.

— Der Zufall hat mich begünſtigt. Ein vieljähriger Freund meines Gatten ſieht heute eine Spielgeſellſchaft bei ſich. Natürlich, daß mein Gemahl dabei nicht fehlen darf. Die Zuſammenkünfte beginnen um Eilf und dauern gewöhnlich bis vier Uhr Morgens. Um Dich nicht zu ſtören, liebes Kind, ſagte mein Tyrann, werde ich erſt zum Frühſtück heimkehren.

— Charmant, charmant!

— Unſerm großen Napoleon könnte ich übrigens mit kaltem Blute die Augen auskratzen.

— Woher dieſe Wuth?

— Wie kann er ſo boshaft ſein, ſeinen armen Bruder nach Caſſel zu ſchicken? Der arme Prinz, er wird ſich ſchrecklich ennuyiren. Aber iſt es denn wirklich wahr, daß der Kaiſer ihn vermählen will?

— Alles iſt bereits in Ordnung.

— Und wann heirathet er?

— In vierzehn Tagen.

— Mich trifft der Schlag!

— Ei, wie kann man ſo kindiſch ſein!

— Und wen heirathet er?

— Eine Prinzeſſin von Würtemberg.

— Ich könnte raſend werden!

— Und warum? Ehe drei Monate vergehen, haben wir in Caſſel ein franzöſiſches Ballet, blos um Ihretwegen.

— Ah, das läßt ſich hören.

So plauderte man hin und her. Endlich hielt der Wagen vor dem Eingange des Palais Royal.

— Du warteſt auf uns, ſagte Pigault-Lebrun zum Fiacre, führte ſeine Dame zum neuen Reſtaurant und nahm dort ein eigenes Zimmer in Beſchlag.

Bald darauf kam auch der Prinz.

— Ich ſuche Sie ſeit fünf Minuten in allen Sälen und erfahre erſt jetzt von dem Wirthe, daß Sie ſich in dieſen Schlupfwinkel verſteckt.

— Hier ſind wir ungeſtört und ganz entre nous, erwiderte Lebrun.

— Vor allen Dingen wollen wir unſer Abendbrodt beſtellen. Der Prinz klingelte.

— Womit kann ich dienen? fragte der hereinſtürzende Wirth.

— Bringen Sie uns das Feinſte und Beſte, das Ihre Küche und Keller aufzuweiſen haben. Bringen Sie uns Auſtern, Trüffeln, Hummern, oſtindiſche Vogelneſter und alle theuern Delicateſſen, die Sie auftreiben können, aber ſchnell; denn wir haben Hunger!

Der Reſtaurant, entzückt, ſo ſpät noch einen ſo ſplendiden Gaſt bei ſich zu beherbergen, ſtürzte fort, um den ganzen Vorrath ſeiner Delicateſſen herbeizuſchleppen. Zum Glück war er mit Allem reichlich verſehen.

— Hier, theure Joëline, bringe ich Ihnen eine Kleinigkeit, die Sie dann und wann an einen Freund erinnern mag, den das Schickſal und ſein Bruder zu der Qual verurtheilt haben, König von Weſtphalen zu werden.

Der Prinz überreichte ihr ein Etui, in dem ein Collier, ein Paar Bracelets, eine Broche und eine Agraffe von den ſchönſten Diamanten lagen, die jemals aus der Hand eines Juweliers hervorgegangen ſind.

— Mein Prinz, ſeien Sie überzeugt, daß es keines Andenkens bedurfte...

— Passons la-dessus, fiel ihr Jerôme in die Rede, ſagen Sie mir lieber, ob wir gleich mit Champagner anfangen, oder erſt ein Glas Rheinwein verſuchen wollen?

— Eine Franzöſin trinkt nur Champagner, ſagte Joſeline.

— Himmliſcher Patriotismus! rief Pigault-Lebrun und küßte ſeine Fingerſpitzen.

Der Wirth und zwei ſeiner dienſtthuenden Geiſter erſchienen mit dem Vortrabe des Soupers.

— Herr Wirth, einen Korb weißen und einen Korb rothen Champagner.

— Zwei Korbe Champagner, dachte der Wirth. Diable, der muß eine Quinterne gewonnen oder einen Schatz gefunden haben, ein Crœſus oder ein Spitzbube ſein.

Aber dem Verdienſte ſeine Krone. Die Speiſen waren ſo delicat, der Epernay und Oeil de Perdrix ſo vortrefflich, daß die alten heidniſchen Götter, hätten ſie an dieſem Mahle Theil nehmen können, ihren Ambroſia und Nectar mit Wonne gegen die Kunſtleiſtungen der irdiſchen Küche vertauſcht haben würden. Und hätte Jupiter, der alte Don Juan, zwiſchen Hebe und Joſelinen zu wählen gehabt, er wäre ein Dummkopf geweſen, wenn er ſich nur eine Secunde beſonnen hätte. Und Ganymed! Was iſt ein Ganymed gegen Herrn Pigault-Lebrun? Schon nach dem erſten Glaſe ließ er alle Fontainen ſeines Witzes, alle Raketen ſeiner göttlichen Laune ſpringen; man aß und trank, man ſcherzte und lachte, man koſ'te und küßte.

Beim Letzten kam Herr Lebrun freilich zu kurz, deſto mehr aber hielt er es mit dem Weine. Eine Flaſche war noch halb voll, als er ſchon die andere entkorkte. Das Knallen der Pfropfen begeiſterte ihn: er erſchöpfte den ganzen Vorrath ſeiner Lieder und war froh, ſo ausgelaſſen froh, daß er ſelbſt mit dem Teufel hätte Brüderſchaft trinken mögen.

Aber wie doch beim Trinken und Lachen ſo ſchnell die Zeit verrinnt! Es ſchlägt ſchon Drei und es iſt hohe Zeit, daß man dem Feſte eine Grenze ſetze.

Unaufgefordert überreicht der Wirth ſeine Rechnung... 432 Francs und 7 Centimes, denn Centimes dürfen niemals fehlen.

Der Prinz greift in die Seitentaſche ſeines Rocks, um ſein Portefeuille hervorzuholen.

— Cinque cent mille moustaches! ruft er aus und ſchlägt ſo heftig auf den Tiſch, daß eine Flaſche vom Tiſche und Pigault-Lebrun vor Schrecken vom Stuhle fällt.

— Mille huit cent huit diables! ruft Jerôme, ich habe meine Brieftaſche zu Hauſe gelaſſen. Haſt Du Geld bei Dir?

— Keinen Liard, ſtottert Pigault-Lebrun. Mais qu'importe? Morgen früh, Herr Wirth, erhalten Sie Ihr Geld.

— Ich kenne Sie nicht. Wer ſind Sie?

— Wer ich bin? Teufel, ich bin mehr als Sie ſind! Sie ſind ein Flegel und ſonſt gar nichts, lallte Pigault-Lebrun, der nicht mehr feſt auf ſeinen Füßen ſtand. Sie wollen wiſſen, wer ich bin? Ich bin der Oberbibliothekar Sr. Majeſtät des Königs von Weſtphalen.

— So? brummte der Wirth. Und dieſer Herr da?

— Reſpect, Grobian! Dieſer Herr iſt kein Herr.

— Was denn ſonſt?

— Dieſer Herr da iſt Seine Majeſtät der König von Weſtphalen.

— So, und dieſe Dame da?

— Wie neugierig der Schlingel iſt, lachte Pigault-Lebrun, dieſe Dame da ... Majeſtät, ich bitte noch um ein Glas Champagner ... dieſe Dame da ... Herr, wackeln Sie nicht ... dieſe Dame da ... aber großer Gott, wie kann man auch ſo dumm ſein, ſeine Brieftaſche zu vergeſſen ... dieſe Dame da iſt ... meine Großmutter.

Jerôme und Joëline fingen furchtbar zu lachen an.

— Herr, warum lachen Sie?

— Ich lache nicht im Geringſten.

— Gehen Sie oder ich werfe Sie zum Fenſter hinaus.

Der Wirth ging in's Nebenzimmer und ſagte zu einem ſeiner Garçons:

— Hole raſch unſern Nachbar!

Der Diener eilte wie ein Blitz die Treppe hinab.

Fünf Minuten ſpäter — das luſtige Kleeblatt wollte eben zur Thür hinaus — erſchien der Polizei-Commiſſär in Begleitung eines andern Mannes. Der Letztere blieb draußen im Nebenzimmer.

— Dieſe Geſellſchaft da, ſagte der Wirth zum Commiſſär, hat bei mir ſoupirt und jetzt, wo ſie ihre Zeche bezahlen ſoll, hat Keiner von Beiden Geld bei ſich.

— Wie viel beträgt die Zeche?

— 447 Francs und 74 Centimes (vermuthlich rechnete der Wirth gleich die Zinſen mit).

— Gut, ich bürge Ihnen dafür.

— Sie kennen alſo die Herren?

— Ich habe die Ehre.

— Ich danke Ihnen, Herr Commiſſär, ſprach Jerôme und reichte ſeiner Dame den Arm, um ſie hinauszuführen.

Man denke ſich den Schreck Joëlinens, als ſie im Vorzimmer den vieljährigen Freund des Commiſſärs erblickte.

— Himmel, mein Mann! rief Joëline.

— Teufel, meine Frau! rief der Balletmeiſter.

— Gut, daß ich Sie treffe, ſprach der Prinz, der ſich raſch gefaßt, ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen.

— Und die wäre?

— Der König von Weſtphalen ernennt Sie zu ſeinem Balletmeiſter und bewilligt Ihnen und Ihrer Frau einen lebenslänglichen Gehalt von 50,000 Francs.

— Es lebe der König! rief der Balletmeiſter.

— Schenken mir Eure Majeſtät wieder die Ehre Ihres Beſuches, ſprach der Wirth, den König bis zur Treppe begleitend.

— Apage, Satanas! rief Herr Pigault-Lebrun, that einen Fehltritt und purzelte die Treppe hinab.

* * *

Am andern Morgen las man im Moniteur, daß Jerôme, König von Weſtphalen, nach Caſſel abgereiſ't ſei. Vier Wochen ſpäter folgten ihm Joëline und ihr Gemahl.

## LXVI.

## Talleyrand und noch Jemand.

Charles Maurice, Fürſt von Talleyrand, war nicht blos ein großer Diplomat, ſondern ein noch viel größerer Feinſchmecker. Weiland Carême, der geiſtreiche Koch des Herrn von Rothſchild, ſagt in ſeinen Memoiren: „Die echten Feinſchmecker meiner Zeit waren: Alexander I., Kaiſer von Rußland, Georg IV., König von England, Joachim Murat, König von Neapel, Junot, Herzog von Abrantes, und Talleyrand, Fürſt von Benevent.“ Was kümmert es uns Gourmands, daß der Diplomat Talleyrand dreizehn Eide geſchworen und keinen gehalten hat; er verdient unſere wärmſte, innigſte Achtung, weil er einer jener Auserleſenen war, die mit vollem Recht den Ehrennamen „Gourmand“ verdienen. „N'est pas Gourmand, qui veut.“ Nicht Jeder, der es will, kann Feinſchmecker ſein, ſagt Brillat-Savarin in ſeiner zwölften Meditation, und wahrlich, er hat Recht, denn nicht Jedem hat die Natur jene Feinheit des Geſchmacks verliehen, die uns zum Kenner der Gourmandiſe macht.

Es war im Jahre 1814. Talleyrand hatte die Abſetzung Napoleons herbeigeführt und Ludwig XVIII. auf den Thron gebracht, wofür ihn der dankbare Bourbon am 12. Mai zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, am 14. Juni zum Pair von Frankreich und bald darauf zum Oberkammerherrn ernannt hatte.

Talleyrand befand ſich auf ſeinem Schloſſe zu Valençay, als Graf von Ch....y, Legationsſecretär am Hofe zu Madrid, nach Paris berufen und auf Befehl des Fürſten arretirt wurde, weil er, ein treuer Anhänger Napoleons, ſich erdreiſtet hatte, auf Ludwig XVIII. ein beißendes Pasquill zu machen, das in Tauſenden von Abſchriften in ganz Spanien circulirte und auch nach Paris kam. Die Spione Talleyrands hatten ſehr bald den Verfaſſer dieſes Pasquills ausgekundſchaftet und die Handſchrift des Grafen an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geſandt, der, darüber entrüſtet, Herrn v. Ch. augenblicklich abberufen hatte, um ihn in Paris zur Verantwortung zu ziehen. Obgleich die Sache Anfangs ſehr geheim gehalten worden war, um Ludwig XVIII. die ihm zugefügte Kränkung zu verheimlichen, hatte die Gattin des Grafen von Ch. doch früh genug erfahren, daß ihr Gemahl auf Befehl des Fürſten von Talleyrand eingekerkert worden war. Sie erkannte die Größe der Gefahr und wußte, daß ihr Gemahl für immer verloren ſei, wenn die Sache dem Könige bekannt würde. Sie eilte ungeſäumt nach Paris, von dort nach Valençay, um vom Fürſten Gnade für das Leben ihres Mannes zu erflehen.

Die Gräfin von Ch. war eine der ſchönſten Frauen des franzöſiſchen Adels, ein Wappenſchild aller Reize, welche geeignet ſind, die Herzen der ganzen Männerwelt zu erobern. Ihrer Schönheit und darum auch ihres Sieges ſich bewußt, ließ ſie den Fürſten um eine Audienz bitten, die er, viel zu galant, um einer ſchönen Frau eine Gunſt verweigern zu können, ihr mit Vergnügen gewährte.

Die Gräfin von Ch. hatte alle Künſte einer verführeriſchen Toilette aufgeboten, um ihre Reize, à jour gefaßt, in's rechte Licht zu ſtellen und den Fürſten deſto leichter für ſich einzunehmen. Der Diplomat wies ihr einen Platz auf dem Sopha an und ſagte mit kalter Höflichkeit:

— Iſt es erlaubt zu fragen, Frau Gräfin, was mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft?

— Ich bin von Madrid hieher geeilt, um wegen der leichtſinnigen Thorheit meines Gemahls Ihre großmüthige Nachſicht zu erflehen.

— Madame, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie groß mein Bedauern iſt, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich der Sache ihren Lauf laſſen muß und Ihren Herrn Gemahl dem Arme der Juſtiz nicht entziehen darf. Der Graf von Ch. hat ſich des Hochverraths ſchuldig gemacht: er hat auf unſern König und Herrn ein Pasquill verfaßt, das Ludwig XVIII., par la grâce de Dieu, an den Pranger ſtellt und ihn der Lächerlichkeit Preis giebt. Ein Majeſtätsverbrechen dieſer Art wird nach unſern Geſetzen mit dem Tode beſtraft.

— Wehe mir! rief die Gräfin, deren Schmerz in einen Strom von Thränen ausbrach.

— Faſſen Sie ſich, Madame, Bonaparte hätte Ihren Herrn Gemahl ohne Richterſpruch ſofort füſiliren laſſen, Ludwig XVIII. aber, ein Muſter königlicher Milde, wird deſſen Todesurtheil in fünf- oder zehnjährige Gefängnißſtrafe umwandeln. Was ich dazu beitragen kann, deſſen Strafe zu mildern, ſoll, verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, gewiß geſchehen.

— Ach, mein Fürſt, Sie bohren mir eine glühende Sonde in die Bruſt, ſchluchzte die Gräfin, die in Thränen zerfloß.

Thränen — wer weiß das nicht? — verleihen einer ſchönen Frau einen eigenthümlichen Zauber, einen faſt unwiderſtehlichen Reiz. Jeder Andere, an Talleyrands Stelle, wäre von dieſen Thränen gerührt, erweicht worden, aber der Fürſt von Benevent, der ſchon manche Thräne, von ſchönen Augen geweint, vergießen ſah, blieb kalt wie ein Marmorblock.

— Seien Sie überzeugt, Madame, daß mir Ihr Schmerz ſehr zu Herzen geht. Aber ich ſehe mich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, Ihnen noch einmal wiederholen zu müſſen, daß die Sache ihren Gang gehen muß und daß ich mich nicht berechtigt fühle, einen Hochverräther dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen.

— Können Sie wirklich ſo grauſam ſein?

— Die Pflicht gebietet es.

Die Gräfin kämpfte einen Augenblick, dann entſchloß ſie ſich, einen Fußfall zu thun.

— Zu Ihren Füßen flehe ich um Gnade.

— Stehen Sie auf, Gräfin, an mir iſt die Reihe, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, ſprach Talleyrand, ihr aufhelfend. Ihr Unglück, Madame, rührt mich. Aber wollen Sie, daß ich Ihren Wunſch erhören ſoll, ſo gehen Sie mir mit gutem Beiſpiele voran und erhören Sie zuvor auch meine Bitte.

— Wenn ich das, was Sie wünſchen, Ihnen gewähren kann und darf, dann reden Sie, mein Fürſt, ſprach die Gräfin, deren Glieder wie Gelée zitterten.

— Sie können und dürfen es, Gräfin, erwiderte Talleyrand und eilte auf die Thür zu, um ſie zu verſchließen.

— Was wollen Sie, Herr von Talleyrand? fragte Frau von Ch. tief beſtürzt.

— Sogleich ſollen Sie es erfahren. Hier ſehen Sie die Handſchrift Ihres Herrn Gemahls. Ich ſchicke ſie dem König und der Graf von Ch. iſt rettungslos verloren. Aber Ihre Thränen dauern mich, Madame. Ich will Ihren Gatten ſofort in Freiheit ſetzen, wenn Sie mir eine Bitte gewähren, ſprach Talleyrand, zärtlich ihre Hand erfaſſend.

— Welche? fragte die Gräfin und ſchlug tief erröthend ihre thränenfeuchten Augen nieder.

— Es ſind jetzt drei Jahre her, daß ich in Ihrem Hôtel in der Rue Tournon, kurz zuvor, als ich Ihren Herrn Gemahl als Legationsſecretär nach Madrid geſandt, bei Ihnen — Sie werden ſich deſſen vielleicht noch erinnern — ſouvirt habe. Ich hatte das Glück, an Ihrer Seite zu ſitzen. Es iſt keine hohle Höflichkeitsphraſe, ſondern der warme Ausdruck eines tief empfundenen Gefühls, wenn ich Ihnen ſage, daß jener Abend einer der glücklichſten meines ganzen Lebens war…

— Fürſt, Sie beſchämen mich, hauchte die Gräfin, die, vom Purpur der Scham geröthet, die Augen nicht zu erheben wagte.

— An dieſem Abend — ich werde es nie in meinem Leben vergeſſen — aß ich bei Ihnen…

— Einen dindon aux truffes, der Ew. Excellenz ſo gut geſchmeckt…

— Daß ich nach dem Namen Ihres Koches gefragt…

— Ganz recht, mein Fürſt…

— Sie haben doch noch dieſen Koch?…

— Ja, Monſeigneur.

— Nun denn, treten Sie mir Ihren Koch ab, und ich gebe Ihnen Ihren Gemahl zurück.

Man denke ſich das Erſtaunen der Gräfin, die vor Ueberraſchung aus den Wolken fiel.

— Alle Köche der Erde für die Freiheit meines Gemahls!

— Edle Frau! rief Talleyrand, Ihr Schmerz hat mich gerührt, Ihre Großmuth entzückt mich. Hier iſt das Paſquill… vernichten Sie es, Madame, und empfangen Sie dafür die Ordre, die Ihrem Herrn Gemahl die Freiheit wiedergiebt.

— Sie machen mich zur Glücklichſten aller Frauen.

— Und Sie, Madame, machen mich zum Glücklichſten aller Männer, denn Sie treten mir eine koſtbare Perle — Ihren Koch — ab.

— Von morgen an iſt er der Ihrige.

— Um Ihnen dafür meinen Dank zu beweiſen, lade ich Sie und Ihren Herrn Gemahl auf übermorgen zum Frühſtück ein. Eilen Sie nun nach Paris!

— Tauſend, tauſend Dank, mein Fürſt, rief die Gräfin und kehrte freudetrunken nach der Hauptſtadt zurück.

Noch an demſelben Tage wurde Graf von Ch. auf freien Fuß geſetzt.

Moral:

Selbſt aus des Kerkers ſchweren Ketten
Kann ein guter Koch Dich retten;
Was nicht Geld und Gunſt bezwingen,
Kannſt durch Speiſen Du erringen.

# LXVII.

## Acht Minuten vor Eins.

Havre iſt eine durchaus liebenswürdige Stadt. Der Genußmenſch findet hier eine reiche, unerſchöpfliche Quelle gaſtronomiſcher Freuden. Havre iſt das gelobte Land der Seefiſch-Verehrer, das Eldorado der Auſtern-Anbeter und das Paradies der Hummer-Gläubigern. Außerdem giebt es in Frankreich vielleicht keine zweite Provinzialſtadt, die ein ſo vollſtändiges Arſenal appetitreizender Geſchütze aufzuweiſen hat, als das Cafe Laiter, deſſen Chef in früherer Zeit eine der culinariſchen Illuſtrationen des großen Seine-Babylons war. Das Cafe Leiter liegt auf dem Place Louis XV.; die eine ſeiner Façaden ſieht auf den Hafen, die andere auf das hübſche Schauſpielhaus. Mit gerechtem Stolze erinnere ich mich des Gabelfrühſtücks, das ich im Jahre 1834, als ich mit dem Dampfſchiffe von Hamburg nach Havre kam, in dieſem Cafe in Geſellſchaft des erſten Leibarztes des Prinzen Oskar von Schweden hier verzehrte. Noch heute ſchwebt die Dame du Comptoir mit ihrem koketten Lächeln und der reizende Schellfiſch mit ſeiner braunen Butterſauce vor meiner Erinnerung trunkenen Seele. O Glorie! O Schellfiſch! Aber das iſt es nicht, was ich meinem Leſer erzählen will; es handelt ſich hier um andere Perſonen, um ein anderes Abenteuer.

Maurice von L. und Henri von P., ein liebenswürdiges Windbeutelpaar, das am 2. September des Jahres 1840 von Havre nach Paris gekommen war, einzig und allein in der neidenswerthen Abſicht, friſche Seefiſche zu eſſen, hatten ſich von den epicuräiſchen Reizen dieſer guten Stadt dergeſtalt feſſeln laſſen, daß ſie allen Ernſtes geſonnen waren, ſich hier für immer anzuſiedeln. Es waren aber erſt drei Monate verfloſſen, als ſie die keineswegs angenehme Bemerkung machten, daß in ihre gemeinſchaftliche Kaſſe eine untröſtliche Ebbe eingetreten ſei. Sie hatten — rund herausgeſagt — kein Geld mehr und legten ſich deshalb als Leute, die trotzdem zu leben wiſſen, auf die freie, edle Kunſt, mit dem feinſten Anſtande von der Welt die allergrößten Schulden zu machen, und weil ſie nur ſelten oder nie zu bezahlen dachten, ſo lebten ſie ſorglos, wie bisher, in den Tag hinein. Die Fluth ihrer Schuldverſchreibungen wuchs ſchnell zu rieſengroßer Höhe und viele ihrer Gläubiger, welche die ſchöne Kunſt des Wartens nicht verſtanden, trieben endlich ihre Unhöflichkeit ſogar ſo weit, dieſe würdigen Lebemänner zu verklagen und beim Handelsgerichte — welche unverſchämte Flegelei! — auf Perſonal-Arreſt anzutragen. Aber gerade, als ihre Schuldenlaſt in der üppigſten Blüthe ſtand, ſchien ſich die Vorſehung ihrer anzunehmen und ſie den Armen ihrer Gläubiger und den Riegeln des Gefängniſſes durch ein noch nie erlebtes Wunder entziehen zu wollen.

Am 5. Januar jenes Jahres, als Henri, im Bette liegend, über ein Mittel nachſann, die Größe ſeiner Schulden durch neue Anleihen zu vermehren, trat Maurice ein.

— Henri! rief er im Tone der ausgelaſſenſten Freude, der liebe Gott hat uns geholfen.

— Der liebe Gott? Ich bin neugierig zu erfahren, wie er das angefangen; hat er einen Geldſack vom Himmel geworfen oder unſere hundertzweiundzwanzig fällige Wechſel eingelöſt?

— Ah bah, was Geldſack, was Wechſel! Er hat unſern Gläubigern einen Strich durch die Rechnung gemacht.

— Wie ſo, wie ſo? fragte Henri, der die Antwort kaum erwarten konnte.

— Heute Nacht acht Minuten vor Eins...

— Wollen wir durchgehen, meinſt Du?

— Gott behüte! Das wäre eine Feigheit, die ſich nur gemeine Schuldenmacher, aber nicht ſo anſtändige Leute wie wir erlauben dürfen.

— Wir ſollen uns alſo ruhig einſperren laſſen?

— Das noch weniger! Heute Nacht acht Minuten vor Eins — denke Dir, Bruder, unſer Glück! — geht die Erde unter.

— Wer hat das geſagt? fragte Henri freudig erſchreckt.

— Michel Noſtredame, der große Prophet der Provence, deſſen Weiſſagungen, die erſt vor Kurzem neu aufgelegt worden, bisher noch immer pünktlich und zwar auf die Minute in Erfüllung gegangen ſind. Kannſt Du mir das abſtreiten?

— Nein!

— Nun ſieh, rief Maurice und zog dabei den Kalender des Mathieu Laensberg aus der Taſche, hier ſteht es Schwarz auf Weiß. Am 6. Januar, acht Minuten vor Eins, wird ein gewaltiger Komet unſerer alten abſcheulichen Erde einen Rippenſtoß verſetzen, daß ſie ohnmächtig hinpurzeln und ſobald nicht wieder aufſtehen wird. Lies und glaube, fügte Maurice mit feierlichem Ernſte hinzu und reichte den Kalender ſeinem Freunde hin.

Henri las und war entzückt.

— Die Welt geht unter, die Welt geht unter, Maurice, laß Dich umarmen! Siehſt Du, hab' ich Dir nicht immer geſagt, daß der Menſch nie verzweifeln muß, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächſten iſt, und daß der liebe Gott ſo gute Menſchen, wie wir ſind, nicht im Stiche läßt?!

— Gemeinplätze, Bruderherz, denen ich nie recht getraut habe. Nun aber fange ich doch zu glauben an, daß die Vorſehung es gut mit uns meint. Die Welt geht unter! Himmel, das iſt ſchon, das iſt brav von Dir!

— Höre, Henri, die wenigen Stunden, die wir noch zu leben haben, müſſen wir genießen; wir wollen unſer Leben würdig beſchließen, den Genuß, die Freude bis auf die Hefe leeren und vor Thoresſchluß noch einen großen Coup ausführen.

— So denk' ich auch, Maurice, und habe bereits darüber nachgedacht, wie wir es anfangen müſſen, uns noch einen ſeelenvergnügten Tag zu machen.

— Das Mittel iſt gefunden: wir gehen ſogleich zu Laiter. Das iſt der einzige Mann in Havre, dem wir bis jetzt noch nichts ſchuldig geblieben ſind. Er iſt der Einzige, der uns noch etwas creditirt, und geſetzt, er thäte es nicht, er geht doch in die Falle. Wir eilen hin, beſtellen zuerſt ein Frühſtück, dann ein Diner und zuletzt ein Abendbrodt. Wir bringen den ganzen Tag in ſeinem Kaffeehauſe zu und erwarten dort beim ſchäumenden Champagner unſern liebenswürdigen Kometen, der uns aus den Händen unſerer Quälgeiſter befreit.

— Eine köſtliche Idee, die unſerer vollkommen würdig iſt! Raſch, kleide Dich an! Jede Minute iſt koſtbar und nicht mit Gold aufzuwiegen. Himmel, gewähre mir meine letzte Bitte! Schenke mir einen ſo raſenden Appetit, daß ich Laiters ganzen Delicateſſen-Vorrath vertilgen kann.

— Und ich, ich wünſche mir einen unvertilgbaren Durſt, um ſeinen halben Weinkeller zu ecraſiren.

— Das ſoll ein Leben werden! rief Henri, ſprang aus dem Bette heraus und war in einem Nu angekleidet.

— Nun fort! rief Maurice und ſtimmte die Marſeillaiſe an:

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.

— Le jour de comète, willſt Du ſagen, verbeſſerte Henri.

— Alles Eins, wenn nur die Welt untergeht und wir nicht nöthig haben, in's Gefängniß zu ſpazieren.

Oreſt und Pylades verfügten ſich in's Café Lauter, nahmen dort einen Tiſch und zwei Speiſekarten in Beſchlag und beſtellten zuerſt ein Gabelfrühſtück.

— Garçon! rief Henri, bringen Sie uns Auſtern!

— Fünfundzwanzig oder fünfzig Stück? fragte der Kellner.

— Glauben Sie, ein Paar Apoſtel des Mäßigkeits-Vereins vor ſich zu ſehen? Wir haben Hunger, viel Hunger! Bringen Sie mir einſtweilen hundert Stück!

— Und mir vorläufig ebenſoviel, fügte Maurice hinzu.

— Sogleich, meine Herren! Wünſchen Sie auch Wein?

— Patriarchaliſche Frage! Als ob wir ausſähen wie Leute, welche nur Waſſer trinken!

— Eine Flaſche Château d'Yquem!

— Mir auch eine!

Es ſchlug eben Eins, als die Vorpoſten des Frühſtücks erſchienen. Unſere Helden, Schnellläufer in der Kunſt, Auſtern zu vertilgen, wußten das kleine Häuflein in ſo kurzer Zeit unſichtbar zu machen, daß der Garçon bald darauf eine zweite Auflage herbeiſchaffen mußte. Dann verzehrten ſie ein Paar Hummern, ein Paar Cotelettes en papillotes und einen halben Cheſterkäſe.

— Das Vorſpiel, das Déjeûner, hätten wir glücklich überſtanden, ſagte Henri. Bevor wir aber zum Diner ſchreiten, wollen wir uns der Geſellſchaft anſchließen, die im großen Saale poule ſpielt.

— Wir haben aber kein Geld!

— Thor, wozu iſt denn Lauter da?

Henri entwarf den ganzen Plan des Diners, überreichte ihn dem Garçon und verfügte ſich mit ſeinem Freunde in das Billardzimmer.

Sie ſpielten fünf Partien und wollten eben die ſechſte anfangen, als es Fünf ſchlug und der Garçon ſie zum Eſſen abrief.

Es war ein luculliſches Mahl. Ich brauche blos die Namen der einzelnen Speiſen zu nennen, um jeden Feinſchmecker in Verzweiflung zu bringen, daß er dieſem Mahle nicht beigewohnt. Es gab da:

Filet de boeuf à coeur rose,
Chevreuil aux cornichons;
Pâte de foie de Strasbourg;
Turbot au naturel;
Carpe du Rhin à la Chambord;
Cailles truffées à la moëlle;
Faisan à la sainte-alliance;
Cent asperges, sauce à l'osmazome;
Petits pois en primeur;
Ortolanes à la Provençale;
Meringues à la vanille et à la rose;
Charlotte russe etc. etc.

Kurz, es war ein Diner, mit dem man die Engel aus dem Himmel in die Hölle hätte locken können. Mit jedem neuen Tellerwechſel kamen neue Weine auf den Tiſch: Léonville, Lafitte und Laroſe, Chambertin, Clos-Bougeot und Romanée.

Man trank von jeder Sorte ein Glas und beſtellte dann eine andere. Nach dem Bordeaux und Burgunder kam die Reihe an den Champagner, an den goldfarbigen Sillery und an den roſenrothen Oeil de Perdrix. Jetzt erſt begann die Heiterkeit ihre Zauberſchwingen zu entfalten, jetzt erſt ſtrömte Luſt und Freude aus jeder Pore unſerer Helden.

Sie ſchenkten ein, ſtießen an und ließen — denn ſie waren allein im Zimmer — den Kometen, den himmliſchen Kometen leben, der, wie Michel Noſtredame geweiſſagt — mit unſerer Erde caramboliren und ſie in ihr urſprüngliches Nichts zurückſchleudern werde. Beide ſahen auf die Wanduhr.

— Es iſt ſchon Neun, rief Henri. Wir haben nur vier Stunden noch zu leben. O Leben, wie biſt Du doch ſo ſchön! Garçon!

— Teufel, wo ſteckt er denn?

— Was befehlen die Herren? fragte der herbeieilende Kellner.

— Eis, viel Eis, ganze Berge, ganze Gletſcher!

— Vanille oder Himbeer?

— Von allen Sorten! rief Henri und leerte ſein Glas.

— Ein wahres Glück, ſagte Maurice, daß wir das Alles, was wir hier beſtellen, nicht mehr zu bezahlen brauchen. So ein Komet iſt eine hübſche Erfindung! Bruder, ich kann Dir nicht ſagen, wie luſtig ich bin! Ich möchte den Himmel umarmen, hätte ich nicht Furcht, daß einer ſeiner Sterne an meinem Knopfloch picken bliebe.

Der Kellner brachte mehrere Sorten Eis.

Sie aßen und tranken von Neuem und erwarteten ſingend die Ankunft des Kometen.

Es ſchlug Zwölf. Das Kohlenſtoffgas des Champagners hatte bereits ihre Köpfe illuminirt, als ihnen der Kellner ungefordert die Rechnung überreichte.

— 521 Francs und 85 Centimes! Mehr nicht? fragte Henri.

— Das iſt billig, ſpottbillig, lallte Maurice.

Da trat Herr Laiter hinzu und ſagte:

— Meine Herren, ich erlaube mir, Sie aufmerkſam zu machen, daß es bereits Mitternacht und mithin Zeit zum Aufbrechen iſt.

— Jetzt ſchon? Warum nicht gar! Wir gedenken noch ein halbes Stündchen hier zu bleiben.

— Ueberdem erwarten wir noch einen guten Freund, der verſprochen hat, uns acht Minuten vor Eins von hier abzuholen.

— Packen Sie ſich alſo und beſorgen Sie zehn bis zwanzig Taſſen ſchwarzen Kaffee.

— Die guten Leute ſind betrunken, murmelte der Reſtaurateur leiſe vor ſich hin und ließ ihnen zehn Minuten ſpäter den verlangten Kaffee reichen.

Der Zeiger rückte mit Rieſenſchritten vor.

— Bald naht der verhängnißvolle Augenblick. Horch, Maurice, hörſt Du nicht ſchon ein unterirdiſches Getöſe?

— Du haſt Recht, Henri, es brummt und ſummt mir vor den Ohren. Faſt ſcheint es, als ob ſchon der Fußboden unter uns wanke.

— In vierzehn Minuten iſt alles überſtanden!

— Wenn Laiter wüßte, was wir wiſſen…

— St! Nichts verrathen! Der wird ſich ärgern!

— Garçon, Garçon! rief Henri, bringen Sie uns zum Finale noch 200 Stück Auſtern. Wenn wir uns auch den Magen verderben, was liegt daran? Acht Minuten vor Eins…

— Kommt unſer guter Freund, der unſere Zeche bezahlen wird, ſagte Maurice und fing nun dermaßen zu lachen an, als hätte ihn ein Heer von Taranteln geſtochen.

- Meine Herren, erwiderte der Reſtaurant, ich muß Sie ernſtlich bitten, ſich jetzt nach Hauſe zu verfügen, denn ſo eben ſchlägt es Eins.

— Was? ſchon Eins! riefen Beide wie aus einem Munde. Ihre Uhr geht zu ſchnell. Es kann, es darf noch nicht Eins ſein, denn acht Minuten vor Eins muß er uns abholen.

— Wer muß Sie abholen? fragte Herr Laiter.

— Unſer beſter Freund, den wir mit Sehnſucht erwarten.

— Sie ſehen aber doch, daß er nicht kommt!

— Das wäre feig, das wäre boshaft, das wäre niederträchtig, wenn er nicht käme. Aber verlaſſen Sie ſich auf unſer Wort: er wird, er muß kommen! Pſt! hören Sie nichts?

— Nichts, gar nichts!

— Sonderbar, ich höre auch nichts. Aber gedulden Sie ſich nur, er kann nicht mehr lange ausbleiben.

— Wer denn? fragte der Reſtaurant.

— Wer anders, als der — — —

In demſelben Augenblick öffnet ſich mit ziemlich ſtarkem Geräuſch die Thür ... es tritt ein kleiner Mann hinein ... er grüßt und ſagt:

— Es freut mich, meine Herren, Sie hier zu treffen. Ich ſuche Sie ſeit heute Morgen in der ganzen Stadt.

— Sind Sie der Herr Komet? fragte Henri, der ſchon ganz betrunken war.

— Bitte um Vergebung, ich bin der Huiſſier, der beauftragt iſt, beide Herren wegen einer Wechſelſchuld von 5,000 Francs ohne Aufſchub zu verhaften.

— Sie ſpaßen.

— Um Sie ſogleich vom Gegentheil zu überzeugen, bitte ich Sie, mir auf der Stelle zu folgen.

Die beiden Betrunkenen ſtimmten wieder die Marſeillaiſe an und ſangen:

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

Der Huiſſier aber ſang die Pariſienne:

En avant marchons, en avant marchons,

und brachte Beide in's Gefängniß.

Und ſo ſitzen ſie nun im Kerker und erwarten dort die Ankunft des Kometen und — den Untergang der Welt.

## LXVIII.

## Café Procope in Paris.

Im eilften Arrondiſſement der guten Stadt Paris liegt ein Kaffeehaus, deſſen Urſprung und Geſchichte in mehr als einer Beziehung ſo intereſſant ſind, daß ſie hier erzählt zu werden verdienen.

Im Jahre 1667 ſandte Sultan Mahomet IV. eine Geſandtſchaft an Ludwig XIV., um ſich von ihm Hülfstruppen gegen Venedig zu erbitten, deſſen wachſende Seemacht Frankreich mit neidiſchen Augen betrachtete. An der Spitze dieſer Miſſion ſtand Soliman Aga und im Gefolge deſſelben befand ſich ein Fanariote, Namens Procopi Zenas, als Dragoman oder Dolmetſcher der hohen Pforte. Im Monat März, zur Zeit der Meſſe von St. Germain, langte der türkiſche Geſandte zu Verſailles an und wußte ſich als gewandter Staaatsmann ſeines Auftrags ſo gut zu entledigen, daß Ludwig XIV. dem Divan ein Hülfsheer von 7000 Mann unter dem Oberbefehl der Herzoge von Beaufort und Navailles zu ſenden verſprach. Soliman Aga kehrte nach Konſtantinopel zurück, Procopi aber, dem es im heiteren, lebensluſtigen Paris beſſer, als in Stambul gefiel, blieb in Paris und etablirte während der Meſſe eine Bude, in der er jenen ſchwarzen Liqueur, jenen magiſchen Moccaſaft, den Kaffee verkaufte, der vor ihm in Frankreich noch nicht bekannt geweſen war. Dieſer Trank, damals noch ſehr theuer, mundete den reichen Cavalieren dergeſtalt, daß ſie dem Herrn Dragoman den Rath ertheilten, ein Kaffeehaus zu errichten. Procopi, klug genug, um einzuſehen, daß bei dieſem Geſchäfte mehr Seide zu ſpinnen ſei als bei ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, befolgte den Rath ſeiner Gönner und eröffnete in der Rue des Foſſées St. Germain das erſte Kaffeehaus, das, obgleich deſſen Einrichtung ganz einfach, ja ſogar mesquin war, dennoch ſehr bald, des Kaffees wegen, das Stelldichein aller vornehmen Müßiggänger und reichen Lebemänner wurde. Zu jener Zeit, als das Café Procope nur noch hölzerne Tiſche und Stühle und nichts von all' jenem Luxus hatte, wodurch ſeine ſpäteren Nebenbuhler ſich ihr Publikum verſchafft, gehörten der Marſchall von Grançay, der Marquis von Coeuvres und der Chevalier de Foſſeuſe zu den Stammgäſten Procopis. Dieſe und andere Cavaliere jener Zeit ſpielten hier täglich ihr Toccadegli oder ihre Partie Riverſis, tranken ihren Kaffee und rühmten die Kraft des ſchwarzen Zauberſaftes dermaßen, daß auch der König, dadurch neugierig gemacht, ſich Kaffee kochen ließ und gleichfalls davon ſo enthuſiasmirt war, daß er nichts anderes mehr als Mocca trinken wollte. Der Kaffee, der nun trotz des Bannſtrahls, den die Marquiſe von Sevigné vom Hôtel de Carnevalet auf ihn herabgeſchleudert, Mode wurde, machte jetzt die Reiſe um die Welt und fand bald überall ſo warme Verehrer, daß ſein europäiſcher Ruf gegründet, ſeine ſouveraine Macht für alle Zeiten gegründet war. Damals machte Procopi mit ſeinem Kaffee faſt eben ſo viel Aufſehen, als Racine mit einem neuen Trauerſpiel oder Molière mit einer neuen Komödie.

Im Jahre 1687, als die drei vereinigten Schauſpielertruppen vom Monſieur, vom Marais und vom Hôtel de Bourgogne den Saal in der Rue Mazarine, wohin der Kardinal das Collége des quatre nations verpflanzt hatte, verlaſſen mußten, begann für das Café Procope dadurch, daß „Messieurs les Comédiens du Roi“ in derſelben Straße, in der dieſes Kaffeehaus lag, ihr Theater aufſchlugen, eine neue glanzvolle Aera, denn ſeit der Eröffnung des Theaters in der Rue de Foſſées St. Germain erhielt das Café Procope, das dem Theater gegenüber lag, eine literariſche Berühmtheit, einen artiſtiſchen Nimbus, einen europäiſchen Ruf. Hier war es, wo Voltaire nach der vierten Vorſtellung ſeines „Oedip“ vom entzückten Publikum bekränzt und von der Marſchallin von Villars, in deren Loge er ſich befand, vor den Augen des ganzen Auditoriums umarmt, vom Weihrauch berauſcht, Bavaroiſe trank, um ſich abzukühlen. Hier war es, wo Alexis Piron jeden Abend ein Peloton giftiger Epigramme gegen jedes neue Stück abfeuerte, das beſſer gefiel, als ſein Luſtſpiel „les fils ingrats“, das er ſpäter unter dem veränderten Titel „l'école des peres“ aufführen ließ. Hier war es, wo er mit Panard, Gallet und Pontau den Plan zu dem gemeinſchaftlichen Luſtſpiel „les Coffres“ entwarf; hier war es, wo er die erſten Scenen ſeines „Guſtavs Waſa“ ſchrieb, ein Trauerſpiel, das ſpäter Herr von Kotzebue ſich angeeignet hat. Hier war es, wo der jüngere Crébillon einigen Freunden ſeine moraliſche oder richtiger geſagt antimoraliſche Erzählung „le Sopha“ vorlas. Später hielt hier Fréron, der Redakteur der „Années littéraires“, die Aſſiſen ſeiner Kritik und recapitulirte alle Verſe, welche Voltaire (der ihn einmal auf die Bühne gebracht) dem Racine und Corneille geſtohlen. Hier war es, wo Lemierre einmal vor der Büſte Voltaire's, die am Spiegel ſtand, ganz naiv ausrief: Vieux coquin, Du hätteſt gern meine „Wittwe von Malabar“ gemacht!

Im Jahre 1770, als die Comédie française die Rue St. Germain verließ und ihr fliegendes Zelt im Palais royal aufſchlug, begann der Stern des Café Procope zu erblaſſen. Damals blieben ihm nur noch die Freunde des guten Kaffee getreu. Dieſe allein waren es, welche fortfuhren, dieſes Kafſeehaus mit ihrem Beſuche zu beehren; aber die Schöngeiſter überſiedelten in's Palais royal und erwählten dort das Café de Foy zu ihrem Stelldichein; nur dann und wann fand man im Café Procope Herrn Sebaſtian Mercier, ſeinen Freund Retif de la Bretonne, der, erſt Setzer und dann Schriftſteller, eine neue Orthographie begründen und, weil er ſelbſt nicht richtig ſchreiben konnte, die Regel einführen wollte, jedes Wort ſo zu ſchreiben, wie es ausgeſprochen wird. Hier fand man auch dann und wann den Abbé Geoffroy, die Vorſehung des Journal des Débats, den beißenden Theaterkritiker, der dieſer Zeitung 36,000 Abonnenten zugewendet hatte.

Da brach die Revolution von 1789 aus, und beim erſten Scheine dieſer neuen Morgenröthe Frankreichs bekam das Café Procope eine neue Berühmtheit, einen neuen Glanz, einen neuen Aufſchwung. Die Choryphäen der Revolution bewohnten damals das Quartier St. Germain. Billaud-Varennes wohnte in einer Dachſtube der Rue St. André des Arts; Fabre d'Eglantine, bei Bonneville, in der Rue du Théâtre français, Camille Desmoulins, der Herausgeber des vieux Cordelier, in der Paſſage du Commerce, Manuel, jener kühne Redner, der einſt an Ludwig XVI. einen Brief ſchrieb, welcher mit den Worten anfing „Sire, je n'aime pas les Rois“, dieſer Manuel wohnte in der Rue Servente, und Georg Danton, der Meiſter dieſer Geiſter, bewohnte ein fürſtliches Quartier in der Cour de Commerce. All' dieſe Heroen der Revolution (mit Ausnahme Robespierre's, der in der Rue St. Honoré No. 365. vier Treppen hoch, und Marats, der in der Rue de l'Ecole de medecin wohnte, die Nummer ſeiner Wohnung iſt mir entfallen), hatten im Café Procope ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Von hier gingen die Befehle aus, das Pariſer Publikum durch die Aufführung revolutionärer Theaterſtücke aufzuwiegeln. Es war im Cafe Procope, wo Danton die Freibillets ſeines Freundes André Chenier am Tage der erſten Aufführung ſeines „Carl IX.“ vertheilte. Es war im Café Procope, wo Sonnabend am 1. September 1792 um 8 Uhr Camille Desmoulins und Fabre d'Englantine, Domino ſpielend, die geheimnißvollen Worte fallen ließen: „Es wird Morgen ein heißer Tag werden.“ Alle Hochachtung vor dieſen Predigern des Terrorismus, vor dieſen Apoſteln der blutbefleckten Freiheit, aber deſſenungeachtet bin ich der Meinung, daß jene Abende im Café Procope heiterer waren, als Piron hier einige Verſe ſeines klaſſiſchen Luſtſpieles „la Métromanie“ zum Beſten gab, als Collé hier den König Salomo ſang und Retif de la Bretonne hier die Bogen ſeines komiſchen Romans „le Paysan perverti“ corrigirte und bald Dieſen und bald Jenen fragte, ob Roi oder Roa richtiger ſei.

Gegenwärtig hat das Café Procope weder eine literariſche noch politiſche Bedeutſamkeit. Es iſt der Vereinigungspunkt der Elite der jungen Studenten, die ſich durch ihren guten Ton und ihre vortreffliche Haltung bemerkbar machen. Treu ſeinem urſprünglichem Zweck liefert das Café Procope ſeinen zahlreichen Gäſten noch jetzt den beſten Kaffee in ganz Paris. In ſchönen Sommerabenden, wenn die dreiköpfigen Wächter des Luxembourg-Gartens die Luſtwandelnden unbarmherzig hinausgejagt haben, findet man die Tiſche im Café Procope von den ſchönſten Frauen des Quartier latin beſetzt, die hier, um die Hitze der Hundstage niederzukämpfen, mit der liebenswürdigſten Nonchalance das beſte Vanillen- und Himbeer-Eis, das im ganzen Umfang des eilften Arrondiſſement zu finden iſt, hinunterlöffeln.

Uebrigens iſt das Café Procope, das beiläufig ſchon zwanzig verſchiedene Beſitzer gehabt, aber immer aus Pietät und eigenem Intereſſe den Namen ſeines Gründers beibehalten hat, beinahe das einzige Kaffeehaus, das ſich nicht zum Reſtaurateur gemacht. Es iſt ein Café in der ſchönſten und vollſten Bedeutung dieſes Worts geblieben, ein Café, der eine intereſſantere Geſchichte aufzuweiſen hat, als manche Stadt, von der man nichts anderes zu ſagen weiß, als daß ſie ſo und ſo viel Katholiken, ſo und ſo viel Proteſtanten, ſo und ſo viel Juden, ſo und ſo viel Häuſer, darunter ein Dutzend Kaſernen, drei Theater und ſieben bis neun Gefängniſſe hat.

## LXIX.

## Café Corazza.

Ein berühmter Geſchichtsſchreiber, Frankreichs Salluſt, früher Journaliſt und Redakteur des „Conſtitutionnel“, ſpäter Miniſter und Präſident des Conſeils, Herr Thiers, hält in ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ (Band 4, Seite 87.) einen Augenblick inne in der Schilderung blutiger Scenen, um dem Café Corazza und der Vortrefflichkeit ſeines Mocca's eine wohlverdiente Lobrede zu halten. Dies ſpricht nicht nur für den guten Geſchmack, ſondern auch für die hiſtoriſche Unpartheilichkeit dieſes kleinen Miniſters und großen Geſchichtſchreibers.

Man irrt, wenn man glaubt, daß ein Kaffeehaus in Paris dem andern gleiche. Jedes dieſer 6000 Locale, wo man Kaffee trinkt, Zeitungen lieſt und Domino ſpielt, hat einen andern Charakter, eine andere Phyſiognomie, ein anderes Colorit und andere Gäſte. In dem einen ſieht man nichts als Börſenſenſale, Wechſel- und andere Mäkler, die nur von Cours und Staatspapieren, vom Steigen und Fallen gewiſſer Waaren reden; in dem andern trifft man nur Schriftſteller, Journaliſten, Feuilletoniſten, Vaudevilliſten, die bei einer Taſſe Kaffee oder einem Glaſe Grog über eine Kritik Jules Janin's, über ein Gedicht Victor Hugo's oder einen Roman Balzac's mit ſolchem Eifer debattiren, als handelte ſich es um das Wohl und Wehe einer ganzen Welt; in einem dritten trifft man nur Schauſpieler, Tänzer, Decorationsmaler; in einem vierten nur alte Hageſtolze und Rentiers. Faſt könnte man den Satz aufſtellen: Sage mir, welches Kaffeehaus Du beſuchſt, und ich will Dir ſagen, was Du biſt und treibſt.

Das Café Corazza zeichnet ſich vor allen andern durch die Hebe aus, die ihren Thron am Comptoir aufgeſchlagen hat. Seit der belle limonadière, die zur Zeit des Kaiſerreichs der Schutzgeiſt und Luſtre des Café des mille colonnes geweſen war, hat noch keine Dame du Comptoir durch die magnetiſche Kraft ihrer Reize ſo viel Mocca ſchlürfende Verehrer angezogen, als die Hebe des Café Corazza. Wer den ſchönſten Schwanenhals, wer die weißeſten Schultern, die ſchwärzeſten Haare, die feinſte Haut ſehen und bewundern will, der trinke ſeine Taſſe Kaffee nirgends anders, als im Café Corazza. Der Anblick dieſer Schönheit wird den Dichter zu neuen Verſen, den Vaudevilliſten zu neuen Couplets, den Maler zu neuen Madonnen begeiſtern. Hat doch ſelbſt Herr Thiers, vom Strahl dieſer Augen geblendet, das Blut der Revolution aus ſeiner Feder geſpritzt und ſie in Roſenwaſſer eingetaucht, um dem Café Corazza einen Platz in der Geſchichte einzuräumen. — Durch dieſen Paſſus hat ſich Herr Thiers eine Stelle im Pantheon der Gaſtronomie erworben.

Der Kaffee, der hier credenzt wird, iſt der beſte, den man vielleicht in ganz Europa trinkt; er iſt die Hippocrene, woraus Guſtav Planche, Janin's Nebenbuhler, Witz und Begeiſterung ſchöpft zu ſeinen kritiſchen Bulletins.

Das Café Corazza hat ſich außerdem auch dadurch berühmt gemacht, daß es das Hauptquartier der größten Dominoſpieler von Paris iſt. An der Spitze dieſes Clubbs ſtehen die Herren Chaudesaigues und Theodor Vauclare, der Philidor und Labourdonnais des Domino, die Unüberwindlichen, die auf elfenbeinerem Lorbeer ruhen.

Das Café Corazza zeichnet ſich ferner durch den Reichthum ſeiner Journale aus: man findet hier alle Zeitungen der Hauptſtadt, mit Ausnahme des „Siècle“ und der „Revue des deux Mondes.“ Fragt man nach einem dieſer beiden Journale, ſo antwortet der Garçon: die kenne ich nicht. Dagegen trifft man hier eine Unzahl von Blättern, die oft nicht länger als eine Woche leben, welche man ſonſt nirgends ſieht, z. B. L'Avant-scène, le Miroir, le Flaneur, la Phalange, le Tam-Tam, la Perruche, le Gobe-mouche, la Sylphide und zwanzig andere, die ihre Abonnenten an den Fingern herzählen können.

Jedes der Pariſer Kaffeehäuſer hat ſeinen Löwen, worauf es eben ſo ſtolz, als Van Amburgh und Carter auf die Seinigen iſt. Zu den Merkwürdigkeiten, zu den Notabilitäten und Illuſtrationen des Café Corazza gehören Herr Guſtav Planche, der Ariſtarch der Revue de Paris, Herr Arſène Houſſaye, der Vaudevilliſt, die obengenannten Dioskuren des Domino-Spiels, und Herr Laſſailly, der Verfaſſer eines famoſen Manuſcripts: „die Liebe iſt eine Cigarre“ eines fünfaktigen Dramas, das während des Letzteren Ueberfahrt von Calais nach Dover in den Canal la Manche hineingefallen und im Bauche eines Schellfiſches, auf der Tafel der Königin Victoria am Tage ihrer Krönung ſervirt, unverſehrt wieder gefunden worden war.

Herr Laſſailly allein iſt hinreichend, daß kein Fremder den Beſuch des Café Corazza verſäumt.

# LXX.

## Kaffee, Thee, Chocolade.

Herr von Balzac, der eine neue Ausgabe der „Physiologie du gout“ von Brillat-Savarin veranſtaltet hat, erzählt im Nachwort folgende Merkwürdigkeit:

Die engliſche Regierung hatte einſt drei Verbrechern, die wegen kleiner Diebſtähle zum Galgen verurtheilt waren, die großmüthige Wahl gelaſſen, gehangen zu werden oder am Leben zu bleiben unter folgenden Bedingungen:

Der Eine ſollte ausſchließlich nichts Anderes als Kaffee, der Zweite nichts Anderes als Thee, der Dritte nichts Anderes als Chocolade trinken, aber nichts, gar nichts dazu eſſen dürfen.

Die armen Teufel hatten aus Liebe zum Leben dieſe Bedingungen natürlich angenommen.

Aber was geſchah?

Der Eine, der nur von Chocolade gelebt, ſtarb nach acht Monaten.

Der Zweite, der nur von Kaffee gelebt, hielt ſich zwei Jahre.

Der Dritte, der nur von Thee gelebt, unterlag erſt im dritten Jahre.

Der Chocolade-Mann ſtarb in einem Zuſtande gräßlicher Fäulniß und von Würmern dergeſtalt zerfreſſen, daß ihm, noch bei Lebzeiten, ein Glied nach dem Andern abgefallen war.

Der Kaffee-Mann ſah nach ſeinem Tode ſo verbrannt aus, als ob das Feuer von Sodom und Gomorrha in ſeinen Eingeweiden gewüthet und ihn vom Scheitel bis zur Zehe calcinirt hätte. Es wäre nicht ſchwer geweſen, aus ſeinem Leichnam Kalk zu machen.

Der Thee-Mann war noch magerer und durchſichtiger als der Jeſuit Mallebranche geworden, ſo zwar, daß man Abends, mit einem Lichte in der Hand, ſeinen Körper ganz bequem durchſchauen und durch ſeine Rippen hindurch die kleinſte Schrift der Times leſen konnte.

Herr von Balzac kann nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit die Frage aufzuwerfen, ob es nicht menſchlicher ſei, mit einem zum Tode verurtheilten Verbrecher intereſſante, wiſſenſchaftfördernde Verſuche anzuſtellen, als ihn unbenutzt köpfen oder aufhängen zu laſſen? Man ſollte die Verbrecher lieber den Herren Gelehrten als den Herren Henkern überliefern.

Herr von Balzac hat vollkommen Recht. Nach Verlauf einiger Jahre könnten es die Herren Gelehrten vielleicht ſo weit bringen, aus dem Blute der armen Sünder Indigo, aus ihrem Marke Stearin-Kerzen, aus ihrem Gehirne Baumwolle und aus ihren Nerven ſeidene Taſchentücher fabriciren zu können, denn Nichts iſt unmöglich in der Welt.

Da hier vom Kaffee, vom Thee und von der Chocolade die Rede iſt, ſei es mir erlaubt, meinen Leſern eine vollſtändige, chronologiſch-geordnete Bibliographie dieſer drei Getränke mitzutheilen.

Domenico Magri, Virtu del Café bevenda, Viterbo 1665.

Fausto Naironi, Discursus de saluberrima potione Cahve, Romae 1671.

Michele Togni, Raccolta della singolare qualità del Caffee, Venezia 1675.

Marcus Mappus, Dissertatio de Thea, Coffea et Chocolata, Argentorati 1975.

Nicolas Blegny. Du bon usage du Thé, du Café et du Chocolat, Lyon 1680.

Simon Pauli. De abusu Theae et Tabaci. Hafniae 1691.

François Dièdier, Beſchreibung des Caffee, Thee, Chocolade ꝛc., Hamburg 1684.

David Chamberlain, Treatise on Coffee, Tea and Chocolate, London 1685.

Paul Sylvestre Dufour, Tractatus de potu Theae, Coffeae et Chocolatae, Paris 1685.

Daniel Duncan, Avis salutaire contre l'abus du Café, du Chocolat et du Thé, Roterdam 1685. ibid. 1705.

N. N. de Cosmiers, Le bon usage du Thé, du Café et du Chocolat, Paris 1687.

Jan Bontekoe. Of van The, Coffy en Chocolate, Haag 1688.

Elias Camerarius, Disputatio de Thea et Coffea, Tubingae 1694.

Auguste Galland. De l'origine et du progrès du Café, Paris 1699.

Stephan Blancard, vom Thee, Kaffee, Chocolate und Taback, Hamburg 1702.

Jacques Spon, Bevanda asiatica, h. e. physiologia potus Cafe, Genevae 1705.

Louis Gayant, Quaestio medica: an a frequentiori potu Café vita brevior? Paris 1715.

M. F. Lockner, Dissertatio de novis et exoticis Thea et Coffea succedaneis, Norimbergae 1717.

Leonhard Friedrich Meissner, Dissertatio de Thea, Coffea, Chocolata, Norimbergae 1721.

Hieronymus Ludolf, De fabis Coffe, Erfordiae 1724.

Johann Andreas Fischer, de potus Coffeae usu et abusu, Erfordiae 1725.

Simon Paul Hilscher, De abusu potus Caffee in sexu sequiori, Lipsiae 1727.

Michael Alberti, De Coffee potus usu noxio, Halae 1730.

Giovanni Domenico Cicinini, Della storia e natura del Caffè, Firenze 1731.

Anton Wilhelm Plaz, De potus Coffe abusu catalogum morborum augente, Lipsiae 1733.

Caspar Neumann, Lectiones publicae de quatuor subjectis diaeteticis, Lipsiae 1735.

Etienne François Geoffroy, Tractatus de materia medica, Paris 1741.

Joseph de Jussieu, Dissertatio: Ergo literatis salubris Coffeae usus, Paris 1741.

Johann Krüger, Traité du Café, du Thé et du Tabac, Halle 1743.

Joachim Claude Munier, Quaestio medica: an omni sexu, omni aetate, omni temperamento salubris Coffeae usus? Paris 1743.

Jean François Lefebre, De natura, usu et abusu Coffeae, Theae, Chocolatae, London 1746.

James Stevenson, Treatise on Tabacco, Thea, Coffee and Chocolate, London 1746.

Samuel Herz, Dissertatio de usu et abusu potus Caffe, Duisburgae 1747.

Giovanni della Bona, L'uso e l'abuso del caffée, Verona 1751.

Johann Georg Gmelin, Dissertatio de Coffea, Tubingae 1752.

N. N. Zanichelli, Osservazioni intorno all' abuso della Coffea, Venezia 1755.

Carl Ludwig Neuenhahn, Vom Nutzen des Tabacks und Caffee's, Leipzig 1756.

Charles Pierre Tolomas, Dissertation sur le Café, Lyon 1757.

H. Sparschuch, Potus Coffea, Upsalae 1761.

Friedrich Gerhard **Conſtantini**, Abhandlung vom Kaffee, Hannover 1771.

John **Ellis**, Historical account of coffee, London 1774.

N. N. **Weichhardt**, Succedaneorum Coffeae inveniendorum regulae, Lipsiae 1774.

Friedrich Bernhard **Ottleben**, Dissertatio de potus e Coffeae seminibus parat. noxio effectu, Helmstad 1780.

Georg Rudolf **Boehmer**, De vario Coffeae potum parandi modo, Wittebergae 1782.

Franz Joſeph **Hofer**, Abhandlung vom Kaffee, Frankfurt und Leipzig 1780.

Pierre Josephe **Buchoz**, Dissertation sur le Café, Paris 1785.

Benjamin **Mosely**, Observations on the properties and effects of Coffee, London 1785.

F. L. **Langſtedt**, Thee, Kaffee und Zucker in hiſtoriſcher, chemiſcher, diätetiſcher und botaniſcher Hinſicht, Nürnberg 1800.

Carl Wilhelm **Juch**, Der Kaffee und deſſen Surrogate, Nürnberg 1800.

Samuel **Hahnemann**, Der Kaffee und ſeine Wirkungen, Dresden 1800.

**Zadig**, Der Kaffee und deſſen Stellvertreter, Breslau 1805.

**Laubender**, Der Kaffee und ſeine bis jetzt bekannten 42 Surrogate, Nürnberg 1806.

Anton Alexandre **Cadet de Veaux**, Dissertation sur le Café, Paris 1807.

Michael **Perecz**, Ueber die Schädlichkeit des Kaffeetrinkens, Preßburg 1817.

Samuel **Hahnemann**, Traité sur les effets du Café, traduit de l'allemand par Ernst de **Brunow**, Dresde 1824.

Wilhelm Friedrich **Abendroth**, Dissertatio de Coffea, Lipsiae 1825.

Christian Conrad **Weiss**, Coffea arabica etc., Freiberg 1832.

Wilhelm Rudolf Weitenweber, Der arabiſche Kaffee in naturhiſtoriſcher, diätetiſcher und mediciniſcher Hinſicht geſchildert, Prag 1835. 8.

## Ueber Chocolade insbeſondere.

René Moreau, Traité du Chocolat, Paris 1634.

Johann Gottlieb Kühne, Vollſtändige Nachricht von der Chocolade, Nürnberg 1717.

Giovanni Batista Felici, Parere intorno all' uso della cioccolata, Firenze 1728.

Hyacinthe Daniel Baron, An Senibus Chocolatae potus? Paris 1739.

Daniel Korth, Die Chocolade, oder Erfindung und Wirkung derſelben, Berlin 1817.

## Ueber Thee insbeſondere.

C. C. T. Burdach, Theebüchlein, Leipzig 1840.

Den Kaffee anlangend, ſtimmt die Mehrzahl der oben angeführten 57 Schriftſteller darin überein, daß der allzuhäufige Genuß dieſes Getränks namentlich für Männer ſchädlich ſei.

Schon der große Arzt Hoffmann ſagt: Coffeam maribus procreandi facultatem auferre!!!

## LXXI.

## Herr Knoblauch und Fräulein Zwiebel.

Wir haben nun gegeſſen und getrunken. Jetzt will ich Euch ein Märchen erzählen.

Es war einmal ein junger Mann; er hieß Amandus Knoblauch und war Sänger. Auch gab es einmal eine junge Dame; ſie hieß Sara Zwiebel und war Schauſpielerin. Der Knoblauch und die Zwiebel waren bei einer und derſelben Bühne engagirt und Beide wurden vom Publikum auf Händen getragen und allabendlich von ihren Anbetern neun bis ſieben Mal hervorgezielt. Der ſchwärmende Knoblauch, entzückt von den Reizen der jugendlichen Zwiebel, entbrannte ſchnell in Liebe zu ihr. Sie ſehen und ſie lieben — ſagt eine alte Chronik — war das Werk von 8½ Monaten.

Eines Abends, als der Knoblauch den Othello und die Zwiebel die Desdemona ſang, fragte im Zwiſchenakte Othello-Knoblauch die Desdemona-Zwiebel:

— Zwiebelchen, liebſt Du mich?

— Knoblauch, parole d'honneur, ich liebe Dich!

Und Beide ſanken ſich in die Arme; der Knoblauch zerfloß in Thränen der Wonne und die Zwiebel löſte ſich in Liebe auf. Drei Tage ſpäter war die Hochzeit und am folgenden

Morgen las man in allen Zeitungen und an allen Ecken des Gemüſemarkts:

Als Neuvermählte empfehlen ſich
Sara Zwiebel,
Amandus Knoblauch.

Aber ſchon acht Tage nach der Hochzeit entſpann ſich zwiſchen dem jungen Ehepaar ein heftiger Streit. Madame, ſtolz auf ihren als Sängerin erworbenen Ruf, wollte durchaus Zwiebel-Knoblauch heißen; ihr Gemahl aber, nicht minder ſtolz auf ſeinen Ruf als Sänger, verlangte durchaus, ſie ſolle ſich Knoblauch-Zwiebel nennen. Da ein Theil dem andern nicht nachgeben wollte, ſo ward endlich durch Intervention eines Dritten, des Tänzers Porre, der Vergleich feſtgeſetzt, daß Madame im Sommer Zwiebel-Knoblauch und im Winter Knoblauch-Zwiebel heißen ſollte. Beide Theile waren nun wieder mit einander ausgeſöhnt, und bald darauf las man in allen Zeitungen:

„Geſtern Abend wurde meine geliebte Frau, **Sara Knoblauch**, geborene **Zwiebel**, von geſunden Zwillingen entbunden.“

Die Freude der ganzen Stadt war ſo groß, daß viele Enthuſiaſten ihre Köpfe und Fenſter illuminirten und im Rauſche Vivat ſchrieen.

Aber bald nach der Entbindung ſchien ſich das Glück dieſer Ehe von Neuem zu trüben. Herr von Rettich, ein alter ramüßger, aber ungemein reicher Cavalier, der ſich erſt kurz vorher mit dem adelichen Fräulein Aprikoſe vermählt hatte, machte eines Abends auf der Bühne die Bekanntſchaft der ſehr reizenden Madame Zwiebel-Knoblauch. Er fand ſie liebenswürdig, ſie fand ihn angenehm und weil ſie ſo klug war, einzuſehen, daß ein goldener Rettich jedenfalls ein wünſchenswertherer Anbeter als ein bleierner Apfel ſei, ſo ließ ſie ſich ſeine Huldigung gefallen. Der Rettich lud ſie und ihren Gemahl zu einem Souper zu ſich ein. Hier war es, wo Herr Knoblauch zum erſten Male Madame Aprikoſe-Rettich ſah. Er fand ſie ſchön, ſie fand ihn liebenswürdig und weil ſie ſo klug war einzuſehen, daß ein junger Knoblauch mehr werth ſei, als ein alter Rettich, ſo ließ auch ſie ſich ſeine Huldigung gefallen. Der Rettich beſuchte nun tagtäglich die Zwiebel, der Knoblauch tagtäglich die Aprikoſe. Beide Familien bildeten gleichſam nur Eine. Alle Viere waren Ein Herz und Eine Seele.

Plötzlich aber, an einem heitern Sommerabend, zwiſchen acht und neun Uhr Abends, trat Herr von Spinat, ein Fähndrich, der noch grün hinter den Ohren und eiferſüchtig auf das Glück des Herrn von Rettich war, als Friedensſtörer dieſer harmloſen Quadrupel-Allianz auf und verläumdete die Zwiebel bei dem Knoblauch, die Aprikoſe bei dem Rettich und reizte beide Ehemänner ſo lange durch Neckereien, bis der Knoblauch, wild gemacht, zu dem Rettich eilte, um ihn herauszufordern.

— Herr von Rettich, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!

— Mit Vergnügen, Herr Knoblauch. Beſtimmen Sie gefälligſt die Waffen.

— Auf Degen.

— Das iſt ſchon tauſendmal dageweſen.

— Nun denn, auf Piſtolen.

— Ach, das iſt auch nicht mehr neu!

— So beſtimmen Sie die Wahl der Waffen.

— Eh bien, ich fordere Sie auf Raſirmeſſer.

— Gut, Herr von Rettich. Wann treffen wir uns?

— Morgen früh mit dem Glockenſchlage Sechs am Schaafgraben.

— Erwarten Sie mich! rief der Knoblauch und ſtürzte wüthend fort.

Am andern Morgen ſtellten ſich mit dem ſechſten Glockenſchlage der Knoblauch und ſein Secundant Porré, der Rettich und ſein Secundant Spinat ein. Die Secundanten unterſuchten die mitgebrachten Waffen und da ſie dieſelben nicht ſcharf genug fanden, ſo wetzte jeder der beiden Duellanten ſein engliſches Raſirmeſſer auf einem ledernen Streichriemen.

Während Knoblauch und Rettich emſig ihre Meſſer wetzten, verſuchte der Secundant des Erſtern, Narciſſe Porré, den blutigen Streit beizulegen.

— Wie wär's, meine Herren, wenn Sie ſich mit einander verſöhnten? Herr Knoblauch liebt Madame Aprikoſe, Herr von Rettich liebt Madame Zwiebel. Ich will nicht wiſſen, was zwiſchen Ihnen vorgefallen iſt und Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß es weit geſcheiter wäre, ſich von Ihren Damen ſcheiden als ſich ihretwegen todt in den Sand ſtrecken zu laſſen.

Der Knoblauch und der Rettich hielten jetzt inne und ſahen ſich ſchweigend an. Nach einer kleinen Pauſe fragte der Rettich den Knoblauch:

— Nun, was meinen Sie zu dieſem Vorſchlage?

— Ich finde ihn gar nicht übel, meinte der Knoblauch.

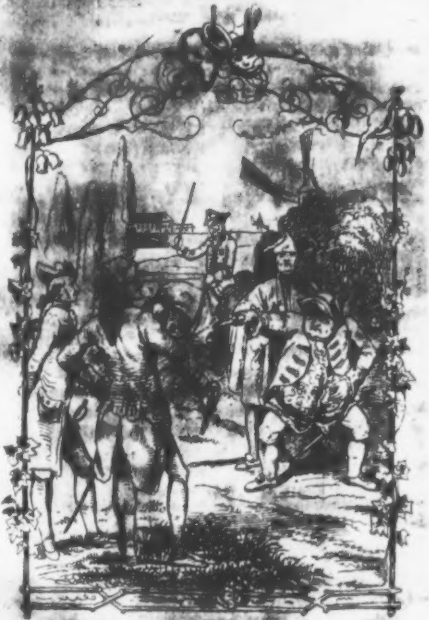
— Wenn es Ihnen alſo gefällig iſt?

— So wollen wir, da einmal unſere Meſſer geſchärft ſind, uns gegenſeitig blos raſiren.

— Bravo, Bravo! ſchrie Porré und applaudirte beſſer als einer ſeiner bezahlten Clacqeure.

Die beiden Duellanten verfügten ſich, ſauber raſirt, vom Kampfplatze in das nahe gelegene Wirthshaus „zum goldenen Horne“ und tranken dort mit Porré auf das Wohl ihrer Frauen. Der Spinat aber, der es viel lieber geſehen hätte, wenn Blut gefloſſen wäre, ſchlich mißmuthig nach Hauſe, nahm, dort angekommen, ſeine Guitarre zur Hand und ſang mit Ironie, und forcirter Baßſtimme das alte öſterreichiſch Volkslied:

Die Ehe iſt ein Uebel,
Ein bitter-ſüßes Joch:
Sie gleicht fürwahr der Zwiebel,
Man weint und frißt ſie doch.



[illegible]

Der Dichter und der Koch.

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

Sechster Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.

1842.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

# LXXIV.

## Der Bär.

Es war im Jahre 1796.

Zu den Opern, die damals auf allen Bühnen Frankreichs, Deutſchlands und Englands en vogue geweſen, gehörte unter Andern auch Duni's „Laitière“ oder „Milchmädchen.“ Das Sujet dieſes kleinen Liederſpiels trägt das Gepräge vorſündfluthlicher Naivetät: alles darin iſt naiv, hypernaiv: das Milchmädchen, das auf ihren Milchtopf die Pyramiden ihres Glückes baut und dann den Grundſtein vom Kopfe herabfallen läßt — der verliebte Jägerburſche, der einen Bären erlegen und ſich durch die Haut deſſelben eine ſorgenfreie Zukunft gründen will — der Bär endlich, der, um die Wünſche der Liebenden zu krönen, ſich vom Jägerburſchen ohne Widerſtand überwältigen läßt. Der Jäger ſchießt... der Bär fällt zu Boden... der Sieger ſetzt ſich auf den Rücken ſeiner Beute und ſingt:

„Triumph! Triumph! das böſe Thier erliegt!
Die Lieb', die Lieb', die Liebe hat geſiegt.“

u. ſ. w. u. ſ. w. Wer dieſe Couplets vom Anfange bis zum Schluſſe kennen lernen will, dem gebe ich den guten Rath, ſich ein Textbuch dieſes Liederſpiels zu verſchaffen... ich kenne nur die beiden erſten Verſe, die andern ſind mir — Gottlob leider! — entfallen.

Auch in London war dieſes Singſpiel eine Zeitlang an der Tages- oder richtiger geſagt an der Abendordnung. Das „Milchmädchen“ hatte außerordentlich gefallen und in kurzer Zeit zehn Wiederholungen erlebt. Die reizende Muſik, die naiven Couplets waren in Jedermanns Munde.

Eines Morgens erhielt der Statiſt, dem die Ehre zu Theil geworden war, in dieſem Singſpiel die Rolle des Bären darſtellen, den Beſuch eines jungen Mannes.

— Sie ſind Maſter Tappleton? fragte der Eintretende.

— Zu dienen, Sir.

— Sie ſpielen den Bären in der heutigen Oper?

— Ganz recht, Sir.

— Maſter Tappleton, ich habe eine Bitte an Sie...

— Womit kann ich dienen?

— Wollen Sie mir für heute Abend Ihren Bären abtreten?

— Sie wollen...

— Heute Abend in Ihrer Rolle debutiren.

— Sir, Sie müſſen ſich mit Ihrem Geſuche an den Director oder Regiſſeur der Oper wenden.

— Das will ich nicht und eben deshalb wende ich mich direct an Sie.

— Sie werden einſehen, daß ich ohne Erlaubniß des Regiſſeurs meine Rolle an einen Fremden, der auf unſerer Bühne gaſtiren will, nicht abtreten darf. Zu dem weiß ich nicht, ob...

— Ich dieſem Bären gewachſen bin? Maſter, verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, daß ich weder Ihnen noch dem Bären Schande machen werde. Ich habe dieſe eben ſo ſchwierige als geiſtreiche Rolle ſiebenmal von Ihnen dargeſtellt geſehen und ſo viel von Ihrer Darſtellungsweiſe abgeguckt, ich bin ſo tief in den Charakter des Bären, ſo tief in alle Nuancen ſeiner Individualität eingedrungen, daß ich überzeugt ſein darf, den Beifall des Publikums und, was mir mehr als dieſer gilt, die Huld und Nachſicht meines großen, unerreichbaren Vorgängers zu erringen.

Der Statiſt, dem dieſer Weihrauch in die Naſe ſtieg, fing an, ſich aufzublähen und in die Bruſt zu werfen.

— Es freut mich, Sir, daß Sie meinem geringen Talente Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich darf, ohne unbeſcheiden zu ſein, kühn behaupten, daß kein Künſtler Alt-Englands und des Continents im Stande iſt, dieſen Bären beſſer aufzufaſſen, als Ihr ganz gehorſamer Diener. Es muß allerdings etwas arrogant klingea, wenn ich Ihnen ſage, daß ich, zur Darſtellung vierfüßiger Charaktere mit außerordentlichem Talente begabt, meines Sieges mir bewußt, in dieſem Genre keinen — ſage keinen (bei dieſeh Worten fixirte er den jungen Mann) zu fürchten brauche...

— Größer noch als Ihr Talent iſt Ihre Beſcheidenheit, Maſter.

— Haben Sie mich in meiner Affenrolle geſehen? Beſcheidenheit geht bei mir über Alles, aber Affencharaktere ſind meine Lieblingsrollen — ich bin ein Affe comme il faut. Oder haben Sie mich vielleicht einmal als Elephanten geſehen? Ich ſpiele zwar nur den linken Hinterfuß, faſſe ihn aber ſo auf, daß Sie darauf ſchwören würden, es ſei wirklich ein Elephantenfuß.

— Doch um wieder auf den Bären zu kommen... nicht wahr, Sie haben die Gefälligkeit, mir für den heutigen Abend Ihre Rolle abzutreten?

— Goddam! was wird aber mein College, der Herr Regiſſeur, dazu ſagen? Die Direction iſt capabel, mich deshalb zur Verantwortung zu ziehen...

— Erlauben Sie mir eine Frage, Maſter. Wie hoch beläuft ſich Ihre Gage?

— Täglich dreißig Pences.

— Nun gut, ich gebe Ihnen ſogleich dreißig Guineen, wenn Sie Ihre Skrupel und Bedenklichkeiten fahren und mich heute in Ihrer Bärenmaske auftreten laſſen.

— Dreißig Guineen... wo ſind ſie?

— Hier, Maſter Tappleton, erwiderte der junge Mann, dem Statiſten eine Rolle in die Hand ſteckend.

— Das ſind fünfzig Guineen...

— Die andern zwanzig zahle ich Ihnen dafür, daß Sie mir Ihre Maske leihen...

— Fünfzig Guineen! Welch ein Bär kann ſolchem Honig widerſtehen!

— Es bleibt alſo dabei?

— Ja, Sir, Sie debutiren heute Abend als Bär.

— Und, Sie, Maſter, haben die Güte, mich vor dem Theater abzuholen, in Ihr Garderobezimmer zu führen und mir beim Ankleiden behilflich zu ſein.

---

Abends war das Theater ſo drückend voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Jeder der Mitſpielenden, das Milchmädchen, der Jäger, ja ſogar der Bär, wurde lebhaft empfangen, und jedes Lied ſtürmiſch applaudirt. Der Bär zog gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen in der Scene, wo er den furchtſamen Jägerburſchen Nicolas in Choc ſetzt, die Aufmerkſamkeit aller Zuſchauer auf ſich.

— Unſer Bär macht raſende Fortſchritte.

— Er ſpielt ſich täglich mehr und mehr in den Charakter ſeines Bären hinein.

— Er dringt immer tiefer in die Nuancen ſeines Bären ein.

— Es iſt ein ausgezeichneter Bär, ein capitaler Bär, ein Bär, der ſeines Gleichen ſucht.

— Jeder Zoll ein Bär!

Und Alle ſtaunten und Alle wunderten ſich und Alle klatſchten dem Bären ſtürmiſchen Beifall zu — ja, er gefiel ſo ſehr, daß er gleich nach der erſten Scene gerufen ward. Der Bär erſchien, machte ſeine Verbeugung und zog ſich, nach Künſtlerweiſe tief gerührt, in ſein beſcheidenes Dunkel, in die Garderobe zurück.

— Nun, Maſter Tarpleton, fragte der Bär ſeinen Vorgänger, wie ſind Sie zufrieden mit mir?

— Ich muß geſtehen, Sir, daß Sie Anlagen haben, mit der Zeit ein ganz eminenter Bär zu werden. Sie haben ein gutes Vorbild an mir und brauchen mich nur zu copiren, um auf jeder Bühne der Welt Ihr Glück zu machen.

— Seien Sie überzeugt, Maſter, daß ich jeden Ihrer Winke benutzen und all' meine Kräfte aufbieten will, um meinem leuchtenden Vorbilde, wenn auch nicht ganz gleich, doch etwas ähnlich zu werden.

Endlich war die letzte Scene herangenaht.

Der Bär erſcheint auf der Bühne... er macht Miene, den Jäger zu attaquiren.... der Jäger knallt ſeine Büchſe los... der Bär ſoll vorſchriftsmäßig hinfallen... der Bär aber iſt eigenſinnig und fällt nicht...

— Hinfallen, flüſterte ihm der Jäger zu, hinfallen, ſag' ich Ihnen...

Der Bär aber ſcheint keine Luſt dazu zu haben... er ſtellt ſich auf die Hinterfüße und bietet dem Jäger ein neues Schach.

— Warte, Petz! ruft der Jäger, der ſich zu helfen weiß, und will den Bären mit dem Kolben ſeiner Büchſe niederſchlagen... der Bär aber ſetzt ſich zur Gegenwehr und packt den Jäger, der, durch dieſen ganz unerwarteten Widerſtand aus der Contenance gebracht, nicht weiß, was er machen ſoll.

Das Publikum will berſten vor Lachen.

— Der Teufel ſoll Sie holen, wenn Sie nicht augenblicklich hinfallen, ruft der Jäger leiſe dem Bären zu.

Der Bär thut, als ob er die Drohung nicht gehört hätte, packt den Jäger mit ſtarker Fauſt, ſchleudert ihn auf den Boden, ſetzt ſich auf den Rücken ſeiner Beute und ſingt:

„Triumph! Triumph! das Jägerlein erliegt!“
Der Bär, der Bär, der Bär, der hat geſiegt!

Der Bär hat kaum zu ſingen angefangen, als das Publikum über dieſen unerwarteten Spaß in ein ungeheures Gelächter ausbricht. Der Bär entfaltet jedoch ſchon in den erſten Takten eine ſo ſtarke, mächtig durchdringende Tenorſtimme, daß Ruhe geboten wird, damit der Bär ſeine Couplets ungeſtört ausſingen kann, und da der Bär ſie zehnmal beſſer als der Jäger geſungen hat, ſo klatſchen ihm die erſtaunten Zuhörer donnernden Beifall zu, und einſtimmig ertönt der Ruf:

— Dacapo! Dacapo!

Der Bär muß ſeine Couplets wiederholen... das Publikum raſt... der Vorhang fällt... der Bär wird lärmend gerufen, erſcheint aber nicht, der Lärm nimmt zu...

— Bär heraus, Bär heraus!

Der Regiſſeur ſucht das vierfüßige Geheimniß, den ſingenden Bären, in allen Garderoben, hinter den Couliſſen, auf dem Schnurboden, unter dem Podium... er iſt aber nirgends zu finden.

Da rauſcht der Vorhang in die Höhe... der ſchwarzgekleidete Regiſſeur tritt vor die Lampen, macht drei tiefe Verbeugungen und annoncirt:

— Der Bär, der das Glück gehabt, dem verehrten Publikum in ſo hohem Grade zu gefallen, iſt plötzlich verſchwunden, und Niemand weiß, wo er hingekommen.

— Sein Name? rufen ein Paar Stimmen im Parterre.

— Iſt bis jetzt mir ſelber nicht bekannt.

* * *

Am andern Morgen las man in allen Zeitungen Londons: „Der ausgezeichnete Bär, der geſtern bei der Aufführung des „Milchmärchens“ ein ſo luſtiges Intermezzo aufgeführt hat, ſoll, einem ſichern on dit zufolge, kein Anderer als Lord Reginald S...., einer der größten Sonderlinge unſerer haute volée, ſein.“

---

Lord Reginald war in der That ein orgineller Kauz, aufgelegt zu tauſend tollen Streichen, die er nur darum erſonnen, um die Aufmerkſamkeit von ganz London auf ſich zu lenken, und überall, wo er hinkam, Aufſehen zu erregen.

Eines Nachmittags ſah man ihn an der Seite eines wunderſchönen Tigers durch die Alleen des Regent-Park promeniren. Alle Spaziergänger, denen er in die Nähe kam, fuhren aus Furcht vor dem Tiger erſchreckt auseinander. Alſobald erſchien ein Conſtable, der im Namen des Geſetzes ſich in's Mittel legte und ihn fragte, wie er auf die Idee käme, eine ſo wilde Beſtie in einen öffentlichen Garten einzuführen und dadurch ſelbſt dem Beherzteſten einen paniſchen Schrecken einzujagen.

— Ich kann, erwiderte Lord Reginald, meinem Diener eine Livree geben, welche mir beliebt. Es gibt, ſo viel ich weiß, kein Geſetz, das mir verbieten kann, meinen Diener in ein Tigerfell zu nähen.

— Es iſt alſo kein Tiger, ſondern . . .

— Nebucadnezar, mein Neufoundländer.

— Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, bat der Conſtable und verlor ſich wie der Rhein im Sande.

Lord Reginald war ein großer Freund exotiſcher Thiere und hatte unter Andern einen Seidenaffen, den er Socrates hieß und eines Abends in ſeine Drury-Lane-Loge mitnahm. Socrates ſaß, mit einer Lorgnette bewaffnet, an der Seite ſeines Herrn und liebäugelte, ganz nach Art und Weiſe der Dandies, bald mit dieſer, bald mit jener Dame. Das Parterre, in dieſem Affen eine geiſtreiche Perſiflage der vornehmen Stutzer ſehend, klatſchte Herrn Socrates Beifall zu. Andere nahmen das übel, glaubten ſich dadurch geſtört, und ſo kam es, daß abermals ein Conſtable erſchien, der im Namen des Geſetzes ſich in's Mittel legte und ihn fragte, wie er auf die Idee käme, einen Affen in's Theater mitzunehmen.

— Dieſe Loge habe ich auf fünf Jahre gemiethet und für fünf Jahre bezahlt.... Es gibt, ſo viel ich weiß, kein Geſetz, das mir verbieten kann, Geſellſchaft mitzunehmen. Lord X.... führt ſeine häßliche Tochter, Lord G... ſeine alte Maitreſſe in's Theater, wer kann es mir wehren, einen Affen mitzubringen, der ſich anſtändiger, als mancher Zuſchauer beträgt.

— Seine Gegenwart aber lenkt die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer von der Bühne ab und leitet Aller Blicke auf Ihre Loge hin... der Affe erregt ein ſtörendes Gelächter...

— Iſt das meine Schuld? Wer heißt den Leuten auf meinen Socrates hinzuſehen? Ich bin Herr meiner Loge und kann darin thun, was ich will, und wenn Sie ſich nicht ſogleich entfernen, ſo werden Sie erlauben, daß ich mein Hausrecht gebrauche.

— Ich verſtehe, erwiderte der Conſtable und verlor ſich wie der Walzer im „Freiſchütz.“

Lord Reginald ließ während des Zwiſchenactes ſeinem Affen Eis geben, das dieſer mit mehr Anſtand, als mancher ſeiner zweibeinigen Collegen, verſchluckte.

Ein Mann, der Lord und Peer von England iſt und jährlich 40,000 Pfd. Sterl. Revenuen hat, darf ſich mehr erlauben, als ein armer Teufel, den man ohne Umſtände hinauswerfen, wo nicht gar arretiren würde. Der Reiche aber hat, in England ſo gut als auf dem feſten Lande, das Privilegium, keck und unverſchämt zu ſein.

Zur Zeit des Carnevals begab ſich Lord Reginald nach Paris.

Eines Abends, als großer Maskenball im Théâtre Feydeau war, tauchten plötzlich aus der Fluth der bizarren Masken zwei Bären, ein ſchwarzer und ein weißer, hervor, die gleich beim Eintreten in den Saal Aller Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Auf den Hinterfüßen ſtehend und mit den Vorderfüßen ganz nach Bärenart einen Knüppel auf dem Rücken haltend, tanzten Beide ein Pas de deux und zwar ſo tölpiſch, daß man in Verſuchung gerieth, zu glauben, die Tanzenden ſeien nicht blos Masken, ſondern wirkliche Bären. Kein Wunder, daß dieſes Paar mehr Aufſehen als jedes andere erregte. Einer dieſer Bären — der Schwarze — führte ſeine Maske in Gang und Haltung mit ſo frappanter Wahrheit und ſo ächt charakteriſtiſcher Treue durch, daß alle andern Masken, und namentlich die Damen, die Alles lieben, was ſich aus dem großen Troß bemerkbar macht, in dieſem Bären einen Narren gegeſſen. Die Galanten fütterten das hübſche Thier — ſo nannten ſie den Bären — mit Bonbons und Biscuit — die Frivolen drückten ihm verſtohlen ein Billetchen in die Hand und gaben dem „lieben Vieh“ ein Rendezvous. Andere unterhielten ſich mit ihm, verſicherten, daß ſie ihn kennen, und raunten ihm bald dieſen, bald jenen Namen in's Ohr. Der Bär aber fiel nicht aus der Rolle… er ſprach keine Sylbe… er grunzte nur.

— Sie mögen ſich noch ſo ſehr verſtellen, meine Herren, ſagte eine junge Dame zu ihnen, ich weiß doch, wer Sie ſind. Sie ſind…

— Nun wer denn? fragte der weiße Bär…

— Sie ſind Tänzer von der großen Oper …

Der weiße Bär fing zu lachen, der ſchwarze ſchrecklich zu grunzen an … und gleichſam, als ob er darüber beleidigt wäre, daß man ihn für einen Ballettänzer halte, legte er ſeine Vorderfüße ſo unſanft auf die nackten Schultern der Dame, daß er mit ſeinen Krallen ihr weißes Fleiſch aufrizte.

— Flegel! rief die Dame und klopfte ihm mit ihrem Fächer auf die Schnauze.

Der Bär, dadurch nur zudringlicher gemacht, ſchickte ſich an, ſie umarmen zu wollen. Die Dame wollte ſich ſeinen Liebkoſungen entwinden, der Bär aber verfolgte ſie und zerriß mit ſeinen Krallen ihren roſenfarbenen Domino.

— Das iſt zu viel, das heißt die Schranken der Maskenfreiheit überſchreiten, ſagten die andern Masken und drangen auf den ungezogenen Bären ein, um ihn dafür zu züchtigen. Es ſetzte nun von allen Seiten Püffe.

Der Bär, dadurch aufgereizt, leiſtete grunzend tapfern Widerſtand und wurde immer gröber.

Da trat ein ſchwarzer Domino auf ihn zu und ſprach:

— Mein Herr, es ſcheint, Sie ſeien nur darum gekommen, um hier Skandal zu machen, Unruhe oder gar eine Emeute zu erregen. Ich muß Sie bitten, mein Herr, mir Ihren Namen zu nennen.

Der ſchwarze Bär aber fing von Neuem zu grunzen an.

— Mein Herr, ich erlaube mir, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß ich keinen Spaß verſtehe … ich bin Polizei-Commiſſär und als ſolcher bevollmächtigt, jeden Ruheſtörer zur Ordnung zu verweiſen und ihn, nöthigenfalls, aus dem Saale zu entfernen.

Der Bär, der wie der Polizei-Commiſſär ebenfalls keinen Spaß verſtand, wollte eben die hohe Obrigkeit erwürgen, da trat der weiße Bär zwiſchen die Kämpfenden und ſprach:

— Hier, Herr Commiſſär, iſt meine Karte; mein Name wird Ihnen Bürgſchaft ſein, daß ich morgen gern bereit bin, den Schaden, den hier mein Begleiter angerichtet, die Ruhe, die er geſtört, und die Wunde, die er Ihnen geſchlagen hat, wieder gut zu machen.

Der Commiſſär las den Namen, lächelte und ſprach:

— Schon gut, Schon gut!

Der weiße Bär nahm ſeinen ſchwarzen Collegen unterm Arm und führte ihn zum Saale hinaus.

* * *

Am andern Morgen las man in der Gazette de France:

„Die beiden Bären, die auf der geſtrigen Redoute ſo großes Aufſehen erregt haben, waren, wie wir ſo eben durch den wachehabenden Polizei-Commiſſär erfahren, der bekannte Sonderling Lord Reginald S.... und Rocco, ſein wohldreſſirter Bär, den er, um ihm Eintritt in den Saal zu verſchaffen, in eine Bärenmaske gehüllt. Die Dame, die dem maskirten Bären auf heute ein Rendezvous gegeben, wird ohne Zweifel ganz untröſtlich ſein, ſich in ihren Erwartungen getäuſcht zu ſehen.“

## LXXV.

## Manon.

Die Romane, die Comödien, die gereimten und ungereimten Erzählungen, die man zu der ſchönen Zeit, wo man das Glück hat, noch nicht achtzehn Jahre alt zu ſein, mit unerſättlichem Heißhunger verſchlingt, verſchaffen den jungen Männern eine ſonderbare Idee von der Natur der Frauen. Bocaccio, Laſontaine, Louvet de Couvray haben ihren Leſern die vollkommene Ueberzeugung verſchafft, daß jedes Mädchen leichtſinnig und jede Frau verführbar ſei.

Mit dieſer falſchen Ueberzeugung war Eugen aus dem Collège in die Welt eingetreten. Er hatte Philoſophie abſolvirt und Louvets „Faublas“ geleſen, jenes verführende Buch, das auf allen Wegen und Stegen ſtrauchelnde Tugenden zeigt und jedem unerfahrenen Herzen die Sucht einimpft, die ganze Frauenwelt verführen zu wollen. Eugen begegnete auf den Promenaden lauter Sophien und Juſtinen und war der feſten Meinung, er dürfe weiter nichts als ein Liebescirculär an alle Frauen ſeiner Provinzſtadt erlaſſen, um am andern Morgen mindeſtens zwanzig bis dreißig Rendezvous zu erhalten.

Die Wuth, Romane zu verſchlingen, trieb ihn täglich in ein Leſekabinet, das ein wahres Arſenal moderner Faublas war. Man fand da fünf Ausgaben von Faublas und neun Exemplare von den „Liaisons dangereuses,“ einem Roman, in welchem Herr Laclos Unterricht ertheilt, wie man die Frauenfeſtung umzingeln, die Trancheen eröffnen, ihre Herzensmauer miniren und ihre Tugend mit Sturm einnehmen ſoll. Herr Laclos hätte für die guten Rathſchläge, die er darin ertheilt, die Ehre verdient, die Zierde eines Galgens zu werden.

Eines Tages, als Eugen eben den Roman dieſes Herrn Laclos las (zu einer Stunde, in der das Leſekabinet ſo leer wie das Theater bei der Wiederholung einer durchgefallenen Neuigkeit war), öffnete ſich die Thür, die von der Straße in's Kabinet führt, und ein junges Weſen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, ſchön und graziös wie eine jener fingirten Heldinnen der „Liaisons dangereuses,“ trat herein, brachte einen Roman von Ducray-Dumenil und verlangte einen andern Roman von demſelben Verfaſſer.

Eugen's ſiebenzehn Jahre bekamen bei der Erſcheinung dieſes hinreißenden Geſchöpfes nervöſe Convulſionen; das Buch entglitt ſeiner Hand. Die Kleine hob es auf und reichte es ihm. Er wollte ihr danken und dankte ihr — wie dumm! — mit dem einzigen, barbariſch klingenden gratias! Das ſchöne Kind ſchien ſeine Unruhe nicht zu bemerken. Während die Dame des Leſekabinets das verlangte Buch ſuchte, blickte das liebe Mädchen mit liebenswürdiger Verwegenheit um ſich, trällerte eine Melodie, die damals in jedem Munde war, und muſterte die aufgeſtellten Bücher, las mit lauter Stimme die Titel derſelben, ſetzte ſich, ſprang auf und ſetzte ſich wieder. Eugens Augen hatten Mühe, der himmliſchen Beweglichkeit dieſes Engels zu folgen.

Die Dame des Leſekabinets fand — für Eugen nur allzufrüh — den verlangten Roman. Sie gab ihn dem jungen Mädchen, das ihr mit ſüßem Lächeln ein Adieu zuflüſterte und ſingend zur Thür hinaushüpfte.

Eugen holte bei Madame Boyer, ſo hieß die Beſitzerin des Leſekabinets, ſogleich Erkundigung ein.

— Sie heißt Manon, ſagte Madame Boyer, iſt die einzige Tochter einer ſehr achtungswerthen, angeſehenen Familie, wohnt hier ganz in der Nähe und liebt über Alles die Lecture.

Eugen öffnete die „Liaisons dangereuses“ und ſuchte darin das Kapitel von der Verführung auf. Herr Laclos behauptet darin, das Herz einer Schönen ſei eine Blume, eben ſo leicht zu pflücken, als eine Roſe, die in unſerm Garten wächſt. Eugen hätte den guten Mann dafür umarmen mögen.

Nachdem er mit Hilfe des Herrn Laclos ſeinen Eroberungsplan entworfen, erwartete er Demoiſelle Manon im Leſekabinet, wo ſie täglich hinkam, da ſie täglich neue Romane verſchlang. Die erſte Minute hatte unſer junger Held dazu angewendet, ihre Reize zu detailliren, denn Tags zuvor hatte er nicht Zeit dazu gehabt. Demoiſelle Manon hatte die ſchönſten kaſtanienbraunen Haare, eine breite, freie Stirn, Augen voll Geiſt und Gute, bewunderungswerthe Augenbraunen, Perlenzähne und einen Mund, einen Mund, erfunden für den erſten Kuß.

Eugen ſuchte lange eine Phraſe, um die Verführung einzuleiten und den Feldzug zu eröffnen. Herr Laclos und ſeine Liaisons dangereuses ließen ihn im Stiche. Er mußte mit Eclat auftreten, um Senſation zu machen. Alles aber, was ihm einfiel, ſchien ihm trivial zu ſein. Er hob ſeinen Kopf in die Höhe, huſtete ein wenig, ſtellte ſich in die dritte Poſition, kreuzte ſeine Arme, trällerte ein Lied aus Johann von Paris, ſprach aber keine Sylbe. Endlich bewaffnete er ſich mit jenem Muthe, der die Valſain, die Valcour und die andern Helden des Faublas und der „Liaisons dangereuses“ ziert und entſchloß ſich, ihr die Sottiſe zu ſagen: Mir ſcheint, daß Mademoiſelle vorzugsweiſe die Werke des Herrn Ducray-Dumenil liebt.

— Ja, mein Herr!

Eugen wußte nun nicht, was er darauf erwidern ſollte. Er betrachtete ſich im Spiegel und ſah, daß er feuerroth geworden.

Nach einer Sottiſe ſagte er ihr eine Grobheit.

— Hat das Fräulein ſchon den Faublas geleſen? fragte Eugen, wie jener Balſain in einer moraliſchen Erzählung des Herrn von Marmontel.

— Nein, mein Herr, erwiderte ſie.

Eugen zog ſich in einen Winkel der Boutique zurück, um ſich dort ganz insgeheim einen Schlag vor die Stirn zu geben und ſich im Vertrauen zu geſtehen, daß er eine große Dummheit begangen habe. Als er ſich umwandte, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, ſah er die Thür öffnen und das himmliſche Kind mit ſeiner ganzen liebenswürdigen Leichtigkeit verſchwinden.

— Mein Gott, ſprach Madame Boyer etwas gereizt, wie können Sie mit einem jungen Kinde von Faublas reden?

Eugen that, als ob er nichts gehört hätte, zahlte ſein Abonnement und ging, Boieldieu's Arie ſummend:

„Tout à l'amour, tout à l'honneur etc."

Als Eugen ſich bald darauf allein in einer einſamen Straße befand, nahm ſeine lächelnde Miene das Colorit einer gelinden Verzweiflung an. Hätte er eine Piſtole in der Hand, oder einen Fluß zu ſeinen Füßen gehabt, hier hätte er das Kapitel von der Verführung geendigt.

In ſeiner Wohnung angekommen, begann er ſich neuen Rath beim Roman des Herrn Laclos zu holen. Großer Gott! Wie klein kam er ſich gegen dieſe Helden vor! Er las noch einmal die Erzählungen von Lafontaine und die Novellen von Bocaccio und erröthete über ſein linkiſches Betragen. Ach, wozu nüßt alle Lecture, aller Unterricht, rief er aus, wenn man vor einem jungen Mädchen wie ein Schüler vor ſeinem Magiſter zittert. Muth gefaßt, Eugen! Fortuna audaces juvat, ſagt Horaz oder ein Anderer, gleichviel! Morgen will ich meinen erſten Fehler wieder gut machen.

Er ſaß im Leſekabinet und las in der „Gazette de France“ ein Kapitel von Jouy's „Ermite de la Chauſſée d'Antin,“ als Mademoiſelle Manon eintrat. Eugen erhob ſich und grüßte ſie mit ſolcher Ehrfurcht, daß er dabei zwei Strohſeſſel umwarf. Sie ſchien nur von den umgefallenen Stühlen Notiz zu nehmen und beklagte ſich bei Madame Boyer über eine Lücke von dreißig Seiten, die Jemand aus dem Roman, gerade da, wo er am ſpannendſten iſt, ausgeriſſen habe.

— Mein Fräulein, das war ich, rief Eugen.

— Sie werden mir den Band bezahlen müſſen, erwiderte Madame Boyer mit legitimem Zorne.

— Das werde ich, entgegnete Eugen.

— Und warum haben Sie dieſe Blätter herausgeriſſen?

— Weil ich überzeugt war, daß ſie dem Fräulein mißfallen hätten.

— Woher können Sie das wiſſen? fragte Madame Boyer.

— Wenn mich das Fräulein darum fragt, ſo werde ich antworten.

Aber Mademoiſelle Manon fragte nicht, ſondern begehrte einen andern Roman und entfernte ſich dann.

Einen Augenblick ſpäter ging auch Eugen, diesmal mehr wüthend als verzweifelnd. Auf dem Quai fortrennend, begegnete er einem ſeiner Kameraden aus dem College. Dieſer, nach der letzten Mode gekleidet, trug ein Reitgertchen in der Hand.

— Ich bin ganz zerſchlagen und marode, rief der junge Freund, ich führe ein Leben wie Faublas. Hier ein Brief, den ich ſo eben von zwei Schweſtern erhalten habe.

— Von zwei Schweſtern? rief Eugen mit ſchlecht verhehltem Neide.

— Ja, ja, von zwei Schweſtern, die mich überall verfolgen. Zwei Engel ſage ich Dir, Eugen! Sechszehn bis ſiebenzehn Jahre! Sie geben mir auf heute Abend ein Rendezvous.

— Und Du wirſt hingehen?

— Nein, antwortete er mit gleichgültigem Gähnen, man muß ſich ſelten machen, das iſt mein Grundſatz. Ich habe ihnen geantwortet, daß ich heute Abend Geſchäfte habe. Und im Grunde iſt dies auch wahr. Ich habe auf dem letzten Balle des Miniſters die Bekanntſchaft einer Dame gemacht, die ſo ſchön wie Venus iſt und mich einen Adonis genannt hat. Eine Brünette mit Haaren, ſo ſchwarz, wie meine Cravatte, und einen Fuß, der nicht viel größer als mein kleiner Finger iſt, und Augen, ſo groß! Sie wohnt auf dem Lande... ich will jetzt hinausreiten. Und Du, was machſt Du, Eugen? Wie ſteht's mit Dir?

— Ich bin verliebt.

— Armer Narr! Ich, ich bin, Dank dem Himmel! nicht verliebt. Ich liebe alle Frauen und eigentlich doch keine! Und wie weit biſt Du in Deiner Leidenſchaft vorgerückt?

— O, es ſind erſt drei, vier Tage.

— Schon drei, vier Tage und noch nicht am Ziele! Das iſt zum Lachen! Ich habe in vier Tagen neun Eroberungen gemacht! Die Frauen, ſiehſt Du, wollen es nicht anders. Apropos, wie alt iſt Deine Flamme?

— Fünfzehn Jahre.

— Schon fünfzehn Jahre? Höre, Du mußt ihr ſchreiben, mußt ihr Deine Liebe erklären. „Ich habe Sie geſehen, mein Fräulein, und weiß nun, was Liebe iſt," und mehr dergleichen Betiſen, die Du mit Alfred, Arthur, Victor unterzeichneſt...

— Sainval...

— Wie Du willſt. Du begehrſt auf morgen ein Rendezvous, und damit abgemacht! Sieh, da iſt die Locke der kleinen blonden Georgine... eine Eroberung, die ich vor acht Tagen gemacht und geſtern aufgegeben. Gleich beim erſten Brief ging ſie in die Falle. Ich pflege nur ſelten Briefe zu ſchreiben, ich attaquire eine Frau, die mir gefällt, in der Kirche, auf der Straße, überall. Sie ſagt: Hören Sie auf, mein Herr, gehen Sie Ihre Wege. Ich beharre... ſie gibt mir einen Schlag auf den Arm... ich verfolge ſie ... ſie lächelt... ich zeige ihr ein Billet... ſie nimmt es... das iſt ein Rendezvous... abgemacht!

Eugen beugte ſich vor ſeinem Freunde und eilte nach Hauſe, um ſeine Liebeserklärung zu ſchreiben.

Sein Brief wurde fünf mal abgeſchrieben und ſtreng nach den Regeln des Briefſtyls abgefaßt. Er ſchrieb ihn dann in's Reine auf Velinpapier, eingefaßt mit gelben Blümchen und einer Roſe, Cupido vorſtellend, wie er ſeinen Pfeil auf ein geflügeltes Herz abdrückt. Er unterzeichnete Sainval.

Drei Tage mußte er auf eine günſtige Gelegenheit warten, und als ſie gekommen war, nahete er ſich der Mademoiſelle Manon und ſagte mit leiſer Stimme: Fräulein, Sie haben ein Billet fallen laſſen. (Herr Laclos hatte unſerm Helden dieſes Mittel gelehrt.)

— Ich habe kein Billet fallen laſſen, antwortete das junge Mädchen und warf ſeinen Brief mit mehr Verachtung, als man ihr zugetraut hätte, weit von ſich weg. Für Eugen war in dieſem Augenblick eine Sonnenfinſterniß eingetreten: die Erde zitterte, das Blut klopfte ihm in den Schläfen.

Madame Boyer hob das Billet auf und gab es ihm mit den Worten, daß ihr Leſekabinet ein anſtändiges Haus ſei, und daß er ſie ſehr verpflichten würde, wenn er ihr die Ehre erweiſen wollte, nicht mehr wieder kommen zu wollen.

— Madame, rief Eugen im aufwallenden Zorne, wenn Sie nicht eine Ignorantin wären, ſo würden Sie wiſſen, daß Boccaccio, daß Lafontaine, daß Laclos, daß Louvet ...

Madame Boyer, erſchreckt durch Eugen's aufbrauſendes Betragen, rief um Hülfe. Der junge Mann ergriff noch zeitig genug die Flucht, um dem Anathem der Nachbarn aus dem Wege zu gehen.

Bei dem erſten Zuſammentreffen mit ſeinem Kameraden aus dem College erzählte er demſelben das, was unterdeſſen vorgefallen war.

— Denke Dir, Robert, ſie hat meinen Brief mit Verachtung mir vor die Füße geworfen.

— Gut, ſehr gut!

— Sehr gut? Wie ſo?

— Sie hat Dir eine Lection geben wollen. Du willſt der Kleinen in Gegenwart der Alten ein Billet zuſtecken. Die Kleine iſt darüber entrüſtet... ganz natürlich! Das Nämliche iſt mir vorgeſtern mit Zoe paſſirt ... ſie promenirte mit ihrer Tante... ich zeigte ihr meinen Brief... und brusque zog ſie die Hand zurück.

— Deſſenungeachtet habe ich im Laclos geleſen...

— Du biſt ein Kind, das muß ich beſſer verſtehen. Du mußt, da Dich Madame Boyer aus ihrem Leſekabinet exilirt hat, Deiner Schönen Abends, wenn ſie friſche Luft ſchöpfen will, vor der Thür ihres Hauſes auflauern. Warte ſo lange, bis es finſter wird ... dann Muth gefaßt und ich bürge Dir für den Erfolg.

Abends, beim Sinken der Dämmerung, begann Eugen ſeine Promenade in der Straße der Mademoiſelle Manon. Sie ſtickte hinter dem Fenſter und ſchaute nach jedem Nadelſtich auf die Straße hinab. Er hielt dies für ein gutes Vorzeichen. Viermal kreuzten ſich deren Augen, und Eugen glaubte auf dem ſchönen Antlitz der Mademoiſelle Manon eine Spur der Reue zu gewahren. Freilich gehörte dazu das Auge eines Falken, denn es war bereits finſter und Manon ſaß hinter der Glasſcheibe.

Als es Nacht geworden war, erſchien Mademoiſelle Manon wie eine glänzende Sonne am Horizont der Hausthür. Uebereîlen wir uns nicht, ſprach Eugen zu ſich ſelbſt, die Sache iſt im Gange. O Bocaccio, Lafontaine, Laclos, wie gut habt Ihr die Herzen der Frauen gekannt! Welche Dummheit, der Kleinen in Gegenwart der Madame Boyer einen Brief zu geben! Eugen! wo haſt Du Deinen Kopf gehabt? Ach, wie ſchön ſie iſt, und wie ſehnſüchtig ſie mich erwartet! Sie hat gelächelt... ſie iſt mein... en avant!

Eugen ſchritt, das Briefchen in der Hand verſteckt, dreiſt auf die Thür los, wo der Stern ſeiner Liebe ſtrahlte. Er verbeugte ſich ehrfurchtsvoll; ſie blieb ſtehen und betrachtete ihn.

— Mademoiſelle, ſprach Eugen, entſchuldigen Sie eine Indiscretion, deren Quelle...

— Was wollen Sie, mein Herr? unterbrach ihn Manon mit entſchloſſenem Tone.

— Sie ſehen mich zu Ihren Füßen.

In demſelben Augenblick vernahm er ein ungeheures Gelächter und das Geräuſch der Hausthür, die dicht vor ſeiner Naſe zugeworfen wurde.

Fünf Minuten blieb er wie verſteinert ſtehen, dann zog er ſich beſchämt vom Schauplatz ſeines erſten Sieges zurück und kam nach Hauſe mit einem jener Fieber, die von den Aerzten noch nicht claſſificirt worden ſind.

Auf ſeinem Tiſche lagen Bocaccio, Lafontaine, Louvet und Laclos.

— Lügner! rief er wuthentbrant und warf ein Buch nach dem Andern in's flackernde Kaminfeuer.

Am andern Morgen trat er eine große Reiſe an.

Siebenzehn Jahre ſpäter befand ſich Eugen in einem Pariſer Salon, als er eine Dame eintreten ſah, deren Geſicht ihm bekannt zu ſein ſchien.

Bald darauf ſaß er an ihrer Seite, um mit ihr ein Geſpräch anzuknüpfen. Er fand ſie äußerſt geiſtreich. Einige Worte, die ſie ihm leicht hingeworfen, hatten ihn in einen träumeriſchen Zuſtand verſenkt und alte Erinnerungen in ſeiner Seele wach geküßt. Er ſammelte ſich bald und wagte, ſie um ihren Vornamen zu fragen.

— Marion, antwortete ſie.

— Marion, oder...?

— Manon.

— Ganz recht! Sie ſind...

Und er nannte ihr ſeinen Namen und erinnerte ſie an das Leſekabinet, an die umgeworfenen Strohſeſſel, an das ſo ſchlecht aufgenommene Billet und an die zugeworfene Hausthür. Sie erinnerte ſich alles deſſen noch ſehr genau. Eugen betrachtete ihre lächelnden Züge mit einem namenloſen Vergnügen. Siebenzehn Jahre waren nicht im Stande geweſen, die Harmonie ihrer reizgeſchmückten Züge zu zerſtören, das war noch immer dieſelbe Friſche, derſelbe Mund, daſſelbe Lächeln.

— Wollen Sie mir erlauben, ſprach Eugen, meine Leidenſchaft, die ich damals vor Ihrer Hausthür ſtehen ließ, wieder in mein Herz zurückzurufen?

— Sie werden, fürchte ich, jetzt nicht glücklicher ſein, als damals.

— Und weshalb?

— Sind Sie Herzog oder Carmeliter?

— Leider keins von beiden.

— Eh bien! ich will entweder als Herzogin oder als Carmeliterin ſterben.

— Die Frauen ſind doch nicht ſo ſchwach, als man glaubt, ſeufzte Eugen.

## LXXVI.

## Vergeltung.

Sie hieß Melanie und war die Tochter eines armen Schuhflickers in der Rue Pigale. Der alte Thomas, ſo hieß ihr Vater, liebte ſein Kind, ſein einziges Kind, wie das Licht ſeines Auges.

— Melanie, ſagte der alte Schuhflicker, ich ſtehe am Rande des Grabes und kann Dir, armes Kind, nichts Anderes hinterlaſſen, als einen ehrlichen, unbeſcholtenen Namen. Bewahre, mein Kind, dieſes koſtbare Gut und befolge die guten Lehren Deiner frommen Mutter, die ſeit einem Jahre im kühlen Schooße der Erde ruht. Trage ihr Bild, das ſie in ihrer Sterbeſtunde an Dein Herz gelegt, als Talisman gegen die Macht der Verführung, bleibe keuſch und fromm, und Gott, der barmherzige Gott, der Vater der Waiſen, wird ſeine Flügel über Dich ausbreiten, Dich ſchützen und beſchirmen und glücklich werden laſſen.

Melanie zerfloß in Thränen. Der alte Thomas ſegnete ſie und hauchte bald darauf ſeinen letzten Seufzer aus.

---

Drei Tage ſpäter folgte ein ſechszehnjähriges Mädchen, bleich wie eine Lilie, mit rothgeweinten Augen einem armſeligen Leichenwagen, der ohne Begleitung, ohne Gepränge, den Weg nach dem Kirchhof Montmartre einſchlug. Es war Melanie, die ihren Vater zum Grabe geleitete. Es war ein heiterer Maitag: laue Lüfte kühlten die heiße Stirn des trauernden Kindes. In tiefem Schmerz verſunken, ſchwankte ſie, ein Tuch vor den thränenfeuchten Augen, durch die Straßen, in denen ſich reges, munteres Treiben kund gab. Keiner von allen Vorübergehenden ſchien dem Leichenwagen und der armen Waiſe die kleinſte Aufmerkſamkeit, die geringſte Theilnahme zu ſchenken. Man ſage nicht, daß die Leute herzlos ſeien; die Pariſer ſehen ſtündlich ſo viele Todte hinaustragen, daß der Anblick eines Leichenwagens, wenn er nicht durch großes Gepränge die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, nicht den geringſten Eindruck auf ſie macht.

Als die Leiche durch die Rue Simiane kam, bog eben ein junger Mann um die Ecke. Sein Blick fiel auf den Leichenwagen und auf das Mädchen. Er zog ſeine Lorgnette hervor und betrachtete Anfangs mit gleichgültiger, bald aber mit theilnehmender Miene das leidtragende Mädchen.

— Wer mag wohl die Leiche ſein, der das arme Kind jetzt die letzte Ehre erweiſt? fragte er ſich von tiefer Rührung ergriffen. Wem fließen dieſe Thränen? Dem Geliebten? Ach, das Märchen iſt noch ſo jung; auf ihrer Stirn, in ihren Zügen liegt noch ſo viel Unſchuld; das Kind weiß noch nicht, was Liebe iſt. Wer alſo der Todte, den es ſo rührend beweint? Ein Bruder vielleicht? Nein, ſo beweint man nur ſeinen Vater oder ſeine Mutter. Armes, ſchönes Kind, man ſieht es Deinen Thränen an, daß Du eine Waiſe biſt, verlaſſen von aller Welt, alleinſtehend im großen Paris, das Deinem Schmerze keine Thräne des Mitleids, kein Wort des Troſtes zollt.

Sein Herz pochte ſo heftig, wie noch nie beim Anblick fremden Leides. Er wußte ſich von der ſonderbaren Rührung, die ſeine Seele ergriffen hatte, keine beſtimmte Rechenſchaft zu geben; ein unwiderſtehliches Gefühl, eine ſonderbare Miſchung von Mitleid und Neugier, zu erfahren, wen man zu Grabe trage, trieb ihn an, der Leiche in einiger Entfernung zu folgen.

Melanie, in Thränen aufgelöſt, abgeſtumpft für jeden äußern Eindruck, ſah nichts als den ſchwarzen Wagen, der ihren guten alten Vater zur ewigen Ruhe trug. Die Sonne, die ſo hell und ſtrahlend am Mittagshimmel ſtand, würde ſich in finſtere Wolken gehüllt haben, hätte ſie in das gramumnachtete Herz der armen Waiſe ſchauen und darin den unendlichen Schmerz treuer Kindesliebe leſen können. Die gute Sonne aber iſt ein gleichgültiger Zuſchauer, ein Müßiggänger, der maulaffend um die Erde kreiſt und mit derſelben heitern Miene hier auf ein bräutlich geſchmücktes Kind, das mit ihrem Bräutigam zur Trauung fährt, dort auf einen armen Sünder, den man zum Richtplatz führt, und hier auf eine arme von aller Welt verlaſſene Waiſe herabſieht, die mit ihrem Vater das ganze Glück ihres Lebens zu Grabe trägt.

Die Rührung, die ſich der Seele des jungen Mannes bemeiſtert hatte, wurde, je länger er die Geſtalt und Haltung der armen Waiſe betrachtete, immer mächtiger.

— Ich müßte ihr folgen, dieſer Leiche, und läge das Ziel derſelben am Ende der Welt, ſprach er zu ſich ſelbſt und verſank in ſo ſchwermüthige Gedanken, daß er Alles um ſich her vergaß und zuletzt mechaniſch dem ſchwarzen Wagen folgte. Am Kirchhofe angekommen, erwachte er aus ſeinem ſchwärmeriſchen Hinbrüten.

Mit armen Leichen pflegt man nicht viele Umſtände zu machen. Die Todtengräber graben eine Grube, ſenken trällernd den Sarg hinab und danken dem Himmel, daß ſie mit der Arbeit fertig ſind.

Melanie, in Schmerz und Thränen aufgelöſt, nahm eine Hand voll Erde, die dumpf hinabrollte auf den Sarg des Vaters; dann kniete ſie nieder, faltete die Hände, blickte gen Himmel und flüſterte ein Gebet für den theuren Todten. Dann ſchwankte ſie todesmatt zum Kirchhof hinaus, nach ihrer Wohnung zurück.

Der junge Mann, der ihr in einiger Entfernung gefolgt war, wollte ihr, als er ſie, einer Ohnmacht nahe, wanken ſah, ſeinen Arm anbieten. Aber ihm, dem Roué, keck genug, jeder Dame in den Weg zu rennen und ſie anzureden, ihm fehlte zum erſten Male der Muth dazu. Er hätte es für eine Sünde, für ein Verbrechen gehalten, ſich in die Nähe eines ſolchen Engels zu wagen, das Ohr der Unſchuld durch ein profanes Wort zu kränken und entweihen. Ein junger Mann, der ſo viel Mitleid mit fremdem Schmerze, ſo viel Ehrfurcht vor der Tugend einer armen Waiſen hat, iſt einer jener weißen Raben, die man nach ihrem Tode ausſtopfen oder in Spiritus aufbewahren ſollte.

Melanie, in ihrer Wohnung angekommen, ließ ihrem Schmerze, ihren Thränen freien Lauf. Jeder Stuhl, jeder Tiſch, jedes Werkzeug rief das Bild ihres Vaters in ihre trauergebrochene Seele zurück. Dort mit dieſem Pfriemen flickte er noch vor einigen Wochen die ſchlechten Schuhe der Nachbarin, um für das Geld, das er dadurch verdient, ſeinem einzigen Kinde eine kleine Freude — die letzte ſeines Lebens — zu bereiten; dort aus jenem Glaſe trank er zum letzten Male die letzten Tropfen des labenden Weines, den ihm Melanie von ihrem Erſparten erkauft; dort auf dieſem harten Lehnſtuhle hauchte der zärtlichſte der Väter ſeine Seele aus. Melanie war untröſtlich.

Der junge Mann hatte bei einem alten Nachbar Erkundigung über den Verſtorbenen und deſſen hinterlaſſene Tochter eingezogen und war tief betrübt nach Hauſe geeilt.

Noch an demſelben Abend erhielt Melanie folgendes Billet:

„Ein Fremder, der zufällig der Leiche Ihres alten Vaters begegnet und Zeuge Ihrer rührenden Trauer geweſen war, erlaubt ſich der armen verlaſſenen Waiſe eine kleine Hilfe anzubieten.

Empfangen Sie beiliegende 1000 Francs als die Gabe eines unbekannten Freundes, der damit keinen andern Zweck verbindet, als Sie vor Noth zu ſchützen. Von Zeit zu Zeit werden Sie dieſelbe Unterſtützung erhalten, ohne befürchten zu dürfen, daß eine unlautere Abſicht dabei zu Grunde liegt.

Empfangen Sie, Mademoiſelle, die Verſicherung, daß Sie einen alten Freund gefunden, der an Ihrem Schickſal warmen Antheil nimmt und nie aufhören wird, für Ihre Zukunft Sorge zu tragen.“

Man denke ſich das Erſtaunen der armen Waiſe. Wer mag der edle Unbekannte ſein, der ſich ſo großmüthig der Tochter eines armen Schuhflickers annimmt?

— Aber warum hat ſich mein väterlicher Freund nicht genannt? Warum beraubt er mich der Wohlthat, zu ihm eilen und ihm knieend für den Schutz und die Hilfe, die er mir zugedacht, danken zu können?

Nachts konnte ſie kein Auge ſchließen: ſie dachte an den Vater, der geſtern noch auf dem Strohlager ſchlief und heute in der kalten Erde ruht; ſie dachte erſt an ihn und dann an den großmüthigen Unbekannten, der den Dank der Waiſe verſchmäht. Das arme Kind malte ſich das Bild des Unbekannten mit unſchuldvollen Farben. Es iſt gewiß ein alter reicher Herr, der viel Geld und keine Kinder hat und dem das Wohlthun ein Bedürfniß geworden iſt.

Du irrſt, arme Waiſe! Der Unbekannte iſt Alfred, Vicomte de Blanchefort, Lieutenant im 52ſten Linien-Regiment, einer der erſten Roués, einer der reichſten Wüſtlinge von Paris.

Von Schmerz ermattet war Melanie endlich, ſpät nach Mitternacht, eingeſchlafen. Schlumm're ſanft, holdes Bild der Unſchuld, mögen ſüße Träume Dich umſchweben und die Schutzgeiſter Deiner Eltern für Dich beten, daß Deine Träume Dich nicht trügen.

Melanie hatte das Gelübde gethan, jeden Sonntag die Grabesſtätte ihres Vaters zu beſuchen, um dieſe mit friſchen Blumen zu ſchmücken. Auf dem Kirchhofe angekommen, gewahrte ſie an dem ſchwarzen Kreuze, das den Grabeshügel ihres Vaters bezeichnete, einen Kranz, geflochten aus den ſeltenſten und theuerſten Blumen der Jahreszeit.

Melanie erſtaunte darüber. Wer hat ſich herabgelaſſen, das Grab des armen Schuhflickers mit ſo herrlichen Blumen zu ſchmücken? Wer hat der Leiche des alten Thomas ſo viel zarte Aufmerkſamkeit geſchenkt? Das kann kein Anderer ſein, als der edle Unbekannte, der alte reiche Herr, der an meinem Schickſal warmen Antheil nimmt. Es muß ein guter, edler Mann ſein! Wenn er jetzt vor mich hinträte und mir ſagte, mir verdankſt Du die Hilfe, ich bin es, der das Grab Deines alten Vaters geſchmückt, ich würde ihm um den Hals ſinken und an ſeinen Buſen Thränen der Freude vergießen, Worte des Dankes ſtammeln.

— Melanie! rief eine Stimme hinter ihr.

Sie wandte ſich um und fuhr vor Schreck zuſammen, als ein junger Mann zu ihren Füßen lag.

— Sie ſind? fragte die erſchreckte Waiſe.

— Jener Unbekannte, der an Deinem Schickſal warmen Antheil nimmt, der Dich liebt mit der ganzen Kraft ſeiner Seele und Dich hier an der heiligen Ruheſtätte Deines Vaters kniefällig bittet und beſchwört, Liebe mit Liebe zu lohnen.

Eine Fluth von Thränen entſtrömte ihren Augen; ſie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und ſchluchzte ſo laut, als ob das Herz ihr brechen wollte.

— Melanie, höre die Stimme der treueſten Liebe, vernimm meines Herzens heißes Flehen…

— Entfernen Sie ſich, mein Herr, bat das arme Kind. Stören Sie nicht durch ſolche Reden die Ruhe eines Todten, entweihen Sie nicht die Grabesſtätte meines Vaters, ſchonen Sie einer armen Waiſe, die nichts als ihre Unſchuld hat, ſprach ſie zitternd und umklammerte, um nicht umzuſinken, das ſchwarze Grabeskreuz. Bei der Leiche meines Vaters, bei Allem, was Ihnen lieb und heilig iſt, bitte und beſchwöre ich Sie, verlaſſen Sie mich!

— Du befiehlſt, Melanie, und ich gehorche.

Alfred verließ traurig und niedergeſchlagen den Ort des Friedens und der Ruhe.

Melanie war allmählig wieder zu ſich gekommen. Ihr Blick fiel auf den Blumenkranz. Lange haftete das thränenfeuchte Auge auf den bunten Kindern des Frühlings, deren Duft labender Balſam für ſie war. Lange ſtand ſie ſprachlos; endlich ſagte ſie zu ſich ſelbſt:

— Ein Mann, der das Grab meines Vaters ehrt, kann nicht deſſen Tochter ſchänden wollen. Er kann leichtſinnig, aber nicht ſchlecht ſein.

Dann pflückte ſie eine ſeiner Blumen, ſteckte ſie an ihre Bruſt und kehrte, in Träume verſunken, nach ihrer Wohnung heim.

Alfred hatte nach langem vergeblichen Bitten die Erlaubniß erhalten, Melanien beſuchen zu dürfen. Er entfaltete den ganzen Schacht ſeiner Liebenswürdigkeit, um ihr Mißtrauen gegen ihn zu beſiegen. Er liebte ſie in der That mit der ganzen ſchwärmeriſchen Gluth der erſten Liebe und hatte die ernſte Abſicht, den Roué abzulegen und Melanie, dieſen Engel an Unſchuld und Liebreiz, zum Altar zu führen.

Da erſchien plötzlich im „Moniteur" der Befehl, daß die franzöſiſche Armee unter dem Commando des Prinzen Murat nach Spanien abmarſchiren ſollte, um dem wankenden Throne Joſephs, den Napoleon zum König von Spanien und Indien gemacht, zu Hilfe zu eilen und dem von England unterſtützten Bürgerkriege jenſeits der Pyrenäen ein Ende zu machen.

Der Ehrgeiz, ſtärker noch als die Liebe, ſpornte den jungen Krieger an, den ſiegreichen Fahnen Napoleons zu folgen. — Der Kaiſer ruft. Welcher Franzoſe, der den Ruhm und ſein Vaterland liebt, möchte nun zurückbleiben wollen. Wir marſchiren in drei Tagen nach Spanien. Wenn, was mit des Himmels Hilfe geſchehen wird, wir als Sieger nach Frankreich heimkehren, ſtürze ich in Deine Arme, um Dich zum Altar zu führen. Hier, vor dem Bilde Deines Vaters, im Angeſichte des heiligen Crucifix, ſchwöre ich Dir treu zu bleiben bis in den Tod, und, wenn ich heimgekehrt, mein Wort zu löſen. Schwör auch Du, Melanie, mein zu bleiben auf ewig.

Beide legten die Hände auf das Crucifix und ſchwuren den Eid ewiger Treue.

Der Leſer erwarte keine Schlachtenſchilderung, keine Siegesbulletins. Eines Theils iſt dies viel zu langweilig, anderntheils ſchon zu oft und weitläufig genug erzählt, um das Bekannte noch einmal wiederzukauen.

Am 8. März des Jahres 1808 rückte Murat in Spaniens Hauptſtadt ein, unterdrückte den Volks-Aufſtand und ſtellte nur mit Mühe die Ruhe wieder her.

Das Regiment, bei dem ſich Alfred befand, blieb achtzehn Monate in Madrid.

Achtzehn Monate ſind eine lange Zeit für einen jungen lebensluſtigen, eroberungsſüchtigen Soldaten, der täglich eine neue Bekanntſchaft macht und ſtündlich von der Gluth caſtiliſcher Augen in Brand geſetzt wird.

Alfred hatte während dieſer Zeit die Herzogin von Menezes, eine der ſchönſten, reichſten und angeſehenſten Wittwen des Madrider Hofes kennen und — zitternd geſtand er's ſich — lieben gelernt. Das Bild der armen Melanie war nach und nach mehr und mehr in den Hintergrund ſeiner Seele getreten und hatte einem ſchönern Bilde den Platz geräumt. Alfred hatte der armen Schuhflickerstochter Anfangs jede Woche, ſpäter nur jeden Monat und bald darauf gar nicht mehr geſchrieben. Die arme Melanie verzweifelte, Alfred hingegen ſchwelgte in den Freuden des üppigen Hoflebens, in den Armen der ſchönen Herzogin, in den Strahlen des Ruhmes und der Liebe. König Joſeph hatte den jungen Krieger, der während des Aufruhrs in Madrid glänzende Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Anhänglichkeit abgelegt, zum Obriſten ſeiner Leibgarde und auf die Bitte der Herzogin, die, wie das Gerücht erzählt, ein Liebling des Königs war, zum Granden von Spanien erhoben. Der junge Mann ſtand jetzt im Meridian ſeines Glücks.

— Alfred, ſagte die Herzogin eines Morgens, als er, mit der Mandoline in der Hand, auf den ſchwellenden Kiſſen der Ottomane ſaß, ich will Ihnen etwas Neues erzählen...

— Ich bin neugierig, Herzogin.

— Ich habe es endlich ſatt, Wittwe zu ſein... Sie müſſen mich heirathen...

— Ich... Sie... heirathen?

— Ei, warum ſetzt Sie das ſo ſehr in Erſtaunen? Bin ich Ihnen etwa ſchon zu alt?

— Nein, nein, ſtotterte Alfred.

— Oder nicht reich und vornehm genug? Genügt Ihnen keine Herzogin? Soll eine Königin von ihrem Thron herabſteigen, um Ihren Ehrgeiz zu befriedigen?

— Herzogin, ich fühle mich durch Ihren Antrag hoch geehrt und ungemein beglückt, allein...

— Ei, ſo laßt doch hören, Herr Obriſt...

— Zürnen Sie mir nicht, Herzogin, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Herz und Hand bereits einer Andern zugeſagt...

— Einer Andern? rief die Herzogin, deren ſpaniſcher Stolz ſich durch dieſe Aeußerung tief gekränkt fühlte. Und dieſe Andere, dieſe Glückliche... fügte Thereſita ſpöttiſch hinzu, die das Herz des Herrn Obriſten beſitzt, befindet ſich etwa in Madrid?

— Nein, Herzogin!

Das iſt ihr Glück, ſag' ich Ihnen, Alfred, denn ich geſtehe Ihnen, daß ich in dieſem Punkte keinen Spaß verſtehe und ſo eiferſüchtig bin, daß ich ein Weib, welches den Muth beſäße, mir Ihre Liebe zu rauben, mit kaltem Blute ermorden könnte... Ihre Schöne alſo lebt...

— In Paris, Herzogin!

— Und iſt, allem Anſcheine nach, ein Stück vom neugebackenen Adel, die Tochter des erſten beſten Herzogs, die Ihr Herr Napoleon dutzendweiſe improviſirt hat.

— Sie irren, Thereſita. Die Dame, an der mein Herz und meine Hand durch den Schwur ewiger Treue feſtgekettet, iſt...

— Gewiß nicht von ſo altem Adel, als Thereſita, gewiß nicht ſo reich, als die Herzogin von Menezes...

— Sie iſt weder adelig noch reich, ſondern...

— Sie ſpannen mich auf die Folter, Alfred, reden Sie...

— Sie iſt eine von aller Welt verlaſſene Waiſe, die Tochter eines Schuhflickers.

— Haha, das iſt zum Lachen! Alfred iſt ein Schalk, der ſich ein drolliges Märchen erſonnen hat, um mir ein Lächeln abzulocken...

— Herzogin, ich ſchwöre Ihnen, daß es kein Märchen, ſondern ernſte Wahrheit iſt.

— Alfred, könnte es Ihnen wirklich einfallen, ſich ſo tief zu erniedrigen? Ein Grand von Spanien will ſich mit der Tochter eines Pariſer Schuhflickers vermählen. Luſtig, ſehr luſtig, ein köſtlicher Stoff für einen Gaſſenhauer! Erlauben Sie, Herr Obriſt, daß ich Sie auslache, das kann unmöglich Ihr Ernſt ſein. Nicht wahr, Alfred, Sie ſpaßen nur?

Die Herzogin durchbohrte ihn mit der ſüdlichen Gluth ihrer Augen; Alfred vermochte nicht zu reden.

— Ei, ſo lachen Sie doch mit, Alfred, fuhr Thereſita fort. Der Spaß gefällt mir, gefällt mir ganz außerordentlich. Ein Grand von Spanien und die Tochter eines Schuhflickers! Ich laſſe mir den erſten Gelegenheitsdichter holen und beſtelle bei ihm ein Couplet, das den Herrn Obriſten und ſeine noble Paſſion dem Geſpötte des ganzen Hofes preis gibt.

— Sie ſind grauſam, Herzogin! Bedenken Sie, daß ich auf das Crucifix geſchworen, der armen Waiſe treu zu bleiben bis in den Tod, und ſie, wenn ich heimkehre, als meine Braut zum Altar zu führen.

— Grand von Spanien, habt Ihr Euren Verſtand verloren? Sind Sie toll, Alfred? Glauben Sie, daß Sie der erſte Franzoſe ſind, der ſeinem ſchmucken Liebchen den Schwur der Treue bricht? Machen Sie ſich deshalb keine Gewiſſensbiſſe, Obriſt! Lautete nicht ſo Ihr Schwur, erſt dann, wann Sie heimkehren, die Dirne als Braut an den Altar zu führen? Wann Sie heimkehren, iſt's nicht ſo? Wer aber in aller Welt kann Sie zwingen, in Ihr Vaterland zurückzukehren?

— Mein Gewiſſen, mein Schwur!

— Poſſen, Alfred, Poſſen! Wir laſſen Sie nicht fort aus Madrid. Der König iſt Ihnen gewogen... ich gelte etwas bei Sr. Majeſtät... Sie werden wie Manuel Godoy von Stufe zu Stufe ſteigen... können geheimer Rath, Premierminiſter, Prinz, was weiß ich, werden.

— Und was ſoll aus der armen Waiſe werden? fragte Alfred, aus deſſen Auge ſich eine Thräne ſtahl.

— Die Dirne wird ſich abfinden laſſen... ich ſchenke ihr 10,000 Piaſter... damit kann die Tochter des armen Schuhflickers wohl zufrieden ſein. Sie entbinden ſie ihres Schwur's und geben ihr die Erlaubniß, ſich um einen andern Gemahl umzuſehen. Sie heirathet einen ehrlichen Handwerker, oder einen andern Plebejer, der ihr gefällt, und damit genug — mir gleichviel!

— Das Herz wird ihr brechen...

— Vielleicht... vielleicht auch nicht, doch kann das mir und Ihnen gleichgültig ſein... ich beharre auf mein Recht, ich habe Ihnen meine Liebe geſchenkt, Sie müſſen mich heirathen und zwar noch in dieſen Tagen; ich verſtehe, wie geſagt, in ſolchen Dingen keinen Spaß... Treffen Sie ſchleunigſt Anſtalten zu unſerer Hochzeit, ich bringe Ihnen eine Mitgift von 80,000 Piaſtern, ein Herz voll Liebe — und rechnen Sie darauf — den Orden des goldenen Bließes.

— Thereſita, ich bin Dein! rief der ehrgeizige Franzoſe und ſank vor ihr auf die Knie.

— Stehen Sie auf, Alfred! rief die Herzogin, einen langen, heißen Kuß auf ſeine Stirn drückend, und überlegen Sie ſich die Sache; ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit.

---

Noch an demſelben Tage ſchrieb der Grand von Spanien an die Tochter des Schuhflickers und geſtand ihr Alles, was ihm auf dem Herzen lag.

Mit umgehender Poſt erhielt er die ganz einfache Antwort:

„Alfred, ich kann Sie Ihrer Schwure nicht entbinden; thun Sie, was Sie vor Gott und Ihrem Gewiſſen verantworten können; doch, was Sie auch über mich beſchließen mögen, Alfred, ich werde, meinem Schwure getreu, nie aufhören, Sie zu lieben.“

Melanie.

---

Fünf Tage ſpäter wurde in der Hofkapelle, in Gegenwart des ganzen Hofes, der Trauungsact vollzogen. In dem Augenblick, als der Prieſter den Ring des Bräutigams an den

Finger der Braut ſtak, ſank dieſe bewußtlos zu Boden und — war todt.

Die Tochter des armen Schuhflickers ging, nachdem ſie durch öffentliche Blätter die Vermählung ihres Geliebten erfahren hatte, in ein Kloſter und ſtarb bald darauf.

Alfred iſt trotz ſeiner Reichthümer ein armer Mann, der alle Freude am Leben verloren hat und ſich nach dem Augenblick ſehnt, wo der Tod ihn — jenſeits des Grabes — mit ſeiner armen Melanie vereint.

## LXXVII.

## Skizzen
## zur Geſchichte und Topographie der Weine.

### 1. Deutſchland.

In Deutſchland ſoll der Weinbau nach Einigen ſchon unter Kaiſer Probus, nach Andern aber erſt unter Karl dem Großen begonnen haben.

Die Hochſchule des deutſchen Weinbau's iſt der Rheingau.

Die Choriphäen des Rheingau's ſind der Johannisberger, Hochheimer und Rüdesheimer. — Rudesheim, der ſchönſte Weinberg im ganzen Rheingau, iſt vierhundert Morgen groß. Die erſten Weinreben wurden hier im Jahre 1074 gepflanzt.

Dann kommen: der Steinberger, der Gräfenberger, der Rothenberger, der Scharlachberger, der Markebronner, der Erbacher, der Nierenſteiner, der Lorcher und der Aßmannshäuſer; vom Letztern giebt es eine rothe und weiße Sorte. Der rothe wurde zuerſt im zwolften Jahrhundert angebaut.

Nach den Rheinweinen kommen die Mosler, von denen ſich beſonders der Duſemonter und der Pisporter auszeichnen.

Von den Neckarweinen verdienen der rothe Affenthaler, der Durlacher und der Türkheimer erwähnt zu werden.

Aus der Gruppe der Frankenweine ragt der berühmte Leiſtenwein hervor, der ſeinen Namen von der Leiſte, einer ſchmalen Bergkette der Würzburger Feſtung, hat. Ihm würdig zur Seite ſtehen der Steinwein und der heilige Geiſtwein. Der Schalksberger wird nur als Liqueurwein gebraucht.

Das Hauptdepot der fränkiſchen Weine iſt Würzburg. Der fürſtbiſchöfliche Keller hielt bis zur Säculariſation dieſes Stiftes die älteſten Weine Deutſchlands.

An der Grenze der deutſchen Weine ſtehen die oberſächſiſchen: der Meißener und der Naumburger. Im Mansfeldiſchen wächſt ein ſehr ſchlechter Wein, der in der Umgegend unter dem Namen Abendmahlwein bekannt iſt.

## 2. Oeſterreich.

Auch an der Donau, wie am Rhein, waren es die Römer, die den Weinbau einführten; aber erſt im ſiebzehnten Jahrhundert wurde er allgemein verbreitet. Die beſten öſterreicher Weine gedeihen in der nächſten Umgebung Wiens, am rechten Ufer der Donau; dieſſeits findet man den Grinzinger, Weidlinger, Nußdorfer und Kloſter-Neuburger, jenſeits den Biſamberger und Gumpoldskirchner. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſagte vom öſterreichiſchen Weine: E aceto, ma ottimo aceto (es iſt Eſſig, aber der beſte Eſſig). Dennoch darf er wie Maria Stuart ſagen: „Ich bin beſſer als mein Ruf.“ Der öſterreichiſche Wein hat namentlich den Vorzug, daß er ſich gut wäſſern läßt.

## 3. Böhmen.

Der eigentliche Schöpfer des böhmiſchen Weinbaus iſt Kaiſer Karl IV. aus dem Hauſe Luxemburg, der aus Frankreich hierzu die Mönche und Reben mitgebracht. Er iſt der Vater der böhmiſchen Weine, weßhalb man ihm auch verzeihen darf, daß er der Vater des Kaiſers Wenzel iſt, den die Böhmen nicht anders als den „König Saufaus“ nennen.

Die Perle der böhmiſchen Weine iſt der rubinfarbige Melniker, deſſen Lieblichkeit und Aroma an ſeine franzöſiſche Abkunft erinnern. Es giebt viele Aerzte, die ihn gegen Podagra und Steinſchmerzen anwenden. Nach ihm: der Leitmeritzer, der Auſſiger und der Schreckenſteiner. Letzterer iſt ein gefährlicher Nebenbuhler des Melniker.

## 4. Ungarn.

Ungarn iſt eines der ſchönſten Weinländer der ganzen Welt. Auch hier waren die Romer die erſten Weinpflanzer; Kaiſer Probas baute die Rebe zuerſt auf dem Mons Almus an.

Der König aller Weine auf dem ganzen Erdenrunde iſt der Tokayer, der in einem kleinen Raume von fünf Quadratmeilen, im Zempliner Comitate, am Fuße des Porphyrgebirges Hegyallya gedeiht. Bela IV. ließ die erſten Reben durch italieniſche Coloniſten auf dem kleinen Hügel Mezes-Male anbauen. Dieſer Hügel gehört der Krone, dem Fürſten Bretzenheim und der Familie Szirmay. In guten Jahren werden gegen 20,000 Eimer gewonnen. Die Weinleſe in der Hegyalla iſt, beiläufig erwähnt, eines der ſchönſten Nationalfeſte Ungarns.

Im Preßburger Comitate zeichnen ſich der Dubovaer und Nußdorfer (beide bekannt unter dem Namen Bibersburger) aus. Hier wächſt auch der berühmte St. Georgen-Ausbruch, der im Verzeichniß der Sectweine einen der ehrenvollſten Plätze einnimmt.

Im Komorner Comitate finden wir den Neßmüller, einen der feinſten weißen Tiſchweine Ungarns.

Im Peſther Comitate gebührt dem rothen Ofener der erſte Platz.

Im Arader Comitate begegnen wir dem rothen Méneſer, der gleichfalls unter die Notabilitäten der ungariſchen Weine zu zählen iſt. In Ménes wird der in neuerer Zeit ſo berühmt gewordene Ausbruch erzeugt, aus deſſen Rückſtand der ſogenannte Mäszlas hervorgeht.

Im Heveſer Comitate verdienen der rothe Biſontaer und der Erlauer einen Platz in der erſten Linie. Vom Erlauer giebt es eine weiße und rothe Gattung. Erſterer hat viel Aehnlichkeit mit dem franzöſiſchen Côte rotie. Beide werden mit großem Erfolge in der Ruhr angewendet.

### 5. Tirol.

Die beſten Weine werden an den Ufern der Etſch gebaut und haben ſchon viel vom Geſchmack der italieniſchen Weine. Zu den Notabilitäten gehören der röthliche Marzimino, der weiße nnd rothe Brixner, der Trienter und Görzer.

### 6. Illyrien.

Zu Selenico bereitet man den ſehr beliebten Maraſchino, den ſüßen Klein-Tokayer und den Piccolit. Auch Raguſa liefert gute Weine.

### 7. Italien.

Italien, einſt ſo ſtolz auf die Ehre, den wollüſtigen Gaſtmählern der römiſchen Cäſaren den irdiſchen Nektar zu liefern, hat auch jetzt noch Weine aufzuweiſen, die keinen Nebenbuhler zu fürchten haben und überall ihres Sieges gewiß ſein dürfen.

Fangen wir bei den Weinen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs und Iſtriens an, ſo begegnen wir zuerſt dem rothen Caldara, der an den Ufern des Caldaraſees in der Nähe von Balzano grünt, dem weißen Decenzano vom Gardaſee, dem rothen Bellagio vom Comerſee und dem rothen Val-Pulcella.

An der Grenze von Tirol begrüßen wir den Val-Tellina, einen feurigen Rothwein, der ſich länger als ein Jahrhundert hält, ohne einen ſeiner Reize einzubüßen.

In Iſtrien an den Ufern des adriatiſchen Meeres lachen uns der rothe Piccolit, der rothe Refosco, der ambrafarbige Proſecco und der Vino ſanto di Caſtiglione an. Der Letztere, einer der berühmteſten Liqueurweine Italiens, den

Viele dem Tokayer vergleichen, iſt goldfarbig und ſüß, ohne fad zu ſein, und zeichnet ſich vor allen Andern durch die Lieblichkeit ſeiner Blume aus.

Zwiſchen Verona und Vicenza gedeihen auf den Höhen der Soave der ſehr geſchätzte Vino ſanto, der ſo ſüß wie Tokayer iſt. In der Umgegend von Vicenza und Parma ranken ſich die Reben an den Nußbäumen empor, was den Trauben einen unangenehmen Geſchmack giebt.

Im Königreich Sardinien finden wir den Nebiolo d'Aſti, einen delicaten Rothwein, der einen zuckerſüßen Geſchmack und ein Erdbeeren-Parfum hat. Nicht minder gut iſt der rothe Montmelian und der weiße Paſſerata d'Aſti. Der rothe Giro hat viel Aehnlichkeit mit dem franzöſiſchen Tinto d'Alicante, der Garnaccia etwas Malagaartiges.

Das Großherzogthum Toskana liefert uns den rothen Carmignano, der an den Ufern des Arno wächſt, einen Bordeaux-Geſchmack und dabei die gute Eigenſchaft hat, daß er nicht in den Kopf ſteigt und mehr als jeder Andere die Verdauung befördert. Der weiße Monte-Alcino, der auf einem Felſen der Appeninen bei Radicofani wächſt, iſt ein geſchätzter Liqueurwein, der wegen ſeines ſehr prononcirten Bouquets ſehr beliebt iſt. Auf gleicher Linie mit dieſem ſteht der ambrafarbige Vino ſantiſſimo di Monte Catino und der purpurrothe Aleatico. Beſſer noch iſt der rothe Monte-Pulciano, der in Italien auch unter dem Namen: „il Re de' ogni vini“ (der König aller Weine) bekannt iſt. Er wächſt in der Nähe des Kloſters der Jeſuiten, die — was man dieſen Herren zum Ruhme nachſagen muß — auf die Pflege deſſelben ihre ganze Sorgfalt verwenden.

Auf der Inſel Elba finden wir den ambrafarbigen, ſüßen, muskatduftenden Rio, den rothen Monte-Serrato und den Vermuto d'Elba; letzterer, der aus dem beſten Weißwein, aus Abſynth und andern aromatiſchen Kräutern bereitet wird, hat einen etwas bittern Geſchmack, aber einen ſehr angenehmen Geruch. Grimod de la Reyniere, der dieſen Wermuth in ſeinem „Almanach des Gourmands“ citirt, rühmt die faſt magiſche Wirkung dieſes Liqueurs, der die Eigenſchaft beſitzt, daß jeder Gaſt, der einen Fingerhut davon getrunken hat, ſich mit neuem Appetit begabt fühlt.

Der Kirchenſtaat hat den leichten rothen Frascati, den weißen Monte Comparto (vinum Labicum), den Horaz zwiſchen den Falerner und Albano ſetzt; den rothen Lamentano (den Nomentum der alten Römer); den weißen Arricia, deſſen Reben das alte Benedictiner-Kloſter auf dem Monte-Caſſino umkränzen und der faſt einzig und allein für die Keller des heiligen Vaters beſtimmt iſt; den ſüßen röthlichen Caſtel-Iſola-Farneſe; den weißen Cap-Circello, der aber ſo ſehr den Kopf einnimmt, daß man nur wenig davon trinken kann; den weißen, feinen, äußerſt delicaten Sezza, den Setia der Alten, von dem Plinius erzählt, daß Auguſtus und alle Leckermäuler ihn allen andern Weinen vorgezogen; den weißen und rothen Albano; den ſtarken Terracina, den Cecubum der Alten, dem Horaz in ſeinen Oden ſo viel Schönes nachſagt; den weißen Orvieto, deſſen Bouquet wie Balſam riecht; den rothen und ambrafarbigen Montefiascone, der auf einem Hügel am Bolſena-See wächſt und bekannt unter dem Namen Est, est, est! iſt — ein Wein, an dem ſich der Prälat Johann von Fugger todtgetrunken hat.

Im Königreich beider Sicilien, am Fuße des feuerſpeienden Veſuvs, wächſt der rothe Lacrima Chriſti, der Lacrima Chriſti della Somma, der weiße Lacrima Chriſti greco und der ambrafarbige Lacrima Chriſti Paglie, welcher die beſte und feinſte Gattung iſt.

Campanien, von wo die alten Römer ihren berühmten Falerner und Maſſicus-Wein bezogen, liefert gute Weißweine, die wie Champagner mouſſiren, einen ſehr angenehmen Geſchmack haben und über hundert Jahre alt werden können. Macrobius erzählt, daß Cicero, von Damaſippus einſt zum Abendbrode eingeladen, dort vierzigjährigen Falerner getrunken und dabei ausgerufen habe: Bene inquit, aetatem fert. Im Plinius leſen wir, daß auf der Tafel des Kaiſers Caligula Falerner erſchien, der ſogar hundertundſechzig Jahre alt war, was um ſo mehr zu verwundern iſt, da die Alten zur Aufbewahrung ihrer feinen Weine noch keine Flaſchen, ſondern Schläuche von Bockshaut und erſt ſpäter Krüge von gebrannter Erde hatten.

Vom Falerner giebt es vier verſchiedene Arten: den weißen, mouſſirenden Falernum gaurianum, den rothen Falernum Galenum, den Galenus, „den wärmſten Freund des menſchlichen Magens“ nennt, den weißen Falernum faustianum, der auf jener Stelle wächſt, wo einſt Cicero's Villa Tusculum ſtand, und den ambrafarbigen massicum, der unter dem Conſulate des Lucius Opimius den Beinamen immortale Falernum erhielt und von allen Dichtern Roms, von Martial, Florus und Horaz, beſungen wurde. Letzterer ſagt:

Albanum, Maecenas, sive Falernum,
Te magis oppositis delectat habemus utrumque.

In der Umgegend von Neapel und Gaëta credenzt man uns den rothen Lacrima di Caſtellamare, der den Magen ſtärkt, ohne den Kopf anzugreifen; den gleichfalls rothen Lacrima di Sorrento, deſſen Leichtigkeit und Lieblichkeit ſchon von Virgil und Plinius ſo ſehr gerühmt wird; den ambrafarbigen Sarno, der etwas ſtark in's Blut geht; den leichten, weißen, ſchäumigen Baja, der in Neapel unter dem Namen „Real Favorita“ als Tiſchwein ſehr beliebt iſt; den weißen Capo di Miſene und den röthlichen Liqueurwein Formio.

Calabrien bietet uns ſeinen Ricaſtro, Corigliano, Reggio, ſtarke feurige Reben, die am Fuße der Appeninen grünen, und die Muscatweine von Otranto und Tarento.

Von den calabriſchen Inſelweinen nennen wir den weißen Capri, der dem franzöſiſchen Chablis ähnelt, den rothen Furia d'Iſchia, den mildern Monte di Procida, den weißen Malvaſia di Lipari und den rothen Malvaſia di Stromboli.

Auf der Inſel Sicilien am Aetna finden wir den rothen, ſtarken Catanea, den weißen Rivoſto, den Taormimo und Mascoli, zwei ſehr angenehme Rothweine, und dem feurigen ambrafarbigen Monte Gibello.

Aus den Weinen von Val Demona ragen der rothe köſtliche Faro di Meſſina, der weiße Bruti mit ſeinem xeresähnlichen Bouquet und der weiße Caſtro di San Giovanni hervor.

Syracus, nicht minder berühmt durch ſeine Geſchichte, als durch ſeine vortrefflichen Weine, hat zehn verſchiedene Sorten aufzuweiſen, worunter ſich der rothe, magenſtärkende Siracuſa Achradina, der weiße, ungemein liebliche Siracuſa Albanello, der röthliche Moscato Carriato, der weiße Moscata alla Roſa und der purpurrothe Muscato Delphino rühmlich auszeichnen.

Die lipariſchen Inſeln erzeugen ſüße Weine, vom denen der Malvaſier der geſchätzteſte iſt.

### 8. Joniſche Inſeln.

Sie bringen gute Weine, aber noch beſſere Roſinen, die unter dem Namen Korinthen bekannt ſind. Zante erzeugt einem dem Tokayer ähnlichen Wein, welcher Jeneredi heißt.

### 9. Griechenland.

Griechenland's Weinbau iſt ziemlich bedeutend. Dort beginnt ſchon im Auguſt die Weinleſe. Man läßt die abgeſchnittenen Trauben acht Tage an der Sonne trocknen und miſcht rothe Trauben zuſammen mit einer Art weißer Trauben, die wie Pfirſichkerne riechen. Man wendet hier allgemein das ſchon vom alten Cato angerühmte Mittel wider Inſecten an: man umgibt die Reben mit einer Miſchung von Erdharz, Oel und Schwefel. — Athen liefert ſchwachen Wein, welchem Harz beigemiſcht wird, damit er ſich länger halte. Lakonien erzeugt trefflichen Malvaſier.

### 10. Türkei.

Die Türken trinken, ungeachtet der Koran es verbietet, im Geheimen ihr Gläschen Wein und denken, der Prophet, der ſelbſt Wein getrunken hat, werde barmherzig durch die Finger gucken und es ihnen für keine Sünde anrechnen. Der beſte Wein gedeiht in der Moldau zwiſchen Cotnar und der Donau. Es iſt ein grüner Wein, der immer dunkler wird, feurig und geiſtig, ohne in den Kopf zu ſteigen, und zu den beſten Weinen der Welt gehört, ſo daß ihn Viele ſogar dem Tokayer vorziehen. Der Wein der Inſel Candia iſt ſehr aromatiſch. Zu Retimo erzeugen die Juden einen trefflichen Wein, den ſie Geſetzeswein nennen und gewöhnlich nur am Sabbath und an Feiertagen trinken.

Zu den pikanteſten Weinen der Welt gehört der von der Inſel Cypern. Der Moſt iſt dunkelroth, wird aber von Jahr zu Jahr blaſſer. In der Kälte verliert der Cyperwein Wohlgeſchmack und Zartheit, weshalb man ihn alſo an warmen Orten aufbewahren muß. Der Cypriote vergräbt, ſo oft ihm ein Kind geboren wird, ein Paar große wohlgeſchloſſene Gefäße mit Cyperwein, die er ſo lange liegen läßt, bis das Kind ſich verheirathet und dieſe Fäſſer dann als Mitgift erhält. Dieſer ſogenannte Familienwein hat, weil er ſo lange gegen die Luft geſchützt wird, einen ungeheuern Werth, wird aber bei der Hochzeit gewöhnlich vertrunken.

## 11. Schweiz.

Die beſten Weine ſind die von La Côte und La Vaux. Im Canton Neufchatel wächſt der Favarge, Boudry, St. Aubin und der dunkelrothe Cortaillod, den Viele dem Burgunder an die Seite ſtellen. Wallis liefert den Coquempin und Vin de la Marque. Am Fuße des St. Bernhard grünt der feurige Martinacher. Baſel erzeugt das beliebte Schweizerblut, einen Rothwein, der dem Schlachtfelde von 1444 entſprießt.

## 12. Frankreich.

Frankreich iſt von allen Weinländern das reichſte und geſegnetſte. Der Flächeninhalt des mit Reben bepflanzten Bodens beträgt 2,017,667 Hectarien, die zuſammen 39,231,000 Hectolitres erzeugen. Von den 86 Departements ſind es nur zehn, die keinen Wein bauen. Wir wollen hier nur die vorzüglichſten nennen:

Im Departement der Marne, bei Epernay, Hautvilliers, Verzy, Verzenay und Mailly grünt die göttliche Champagner-Rebe. Der Ruhm dieſes mouſſirenden Weines ſchreibt ſich ſchon vom vierzehnten Jahrhundert her. Im Mai des Jahres 1397 kam der Böhmenkönig Wenzel nach Rheims, um mit Karl VI. einen Tractat abzuſchließen. Der König von Frankreich bewirthete ſeinen Gaſt mit dem köſtlichſten Champagner, an dem „König Saufaus“ ſo großen Geſchmack fand, daß er nur des Champagners wegen die Unterhandlungen ungebührlich in die Länge zog. Eine alte Chronik vom Rheims erzählt, es ſei bei ihm kein Tag ohne Champagner-Rauſch vergangen. — In Ai fand ich vier kleine Weinhügel, von denen der eine Franz I., der zweite dem Papſt Leo X., der dritte dem Kaiſer Karl V. und der vierte Heinrich VIII. von England gehörte. Jeder dieſer Souveraine hatte ein kleines Haus hingebaut und einen Aufſeher hingeſetzt, damit ein Monarch den andern nicht beſtehle.

Im Departement der Aube laden uns die Champagnerweine von Sillery, Ai, Mareuil, Deſſy, Hautvilliers und Pierry ein.

Im Departement der Moſel: der Scy, der Jeſſy und der Saint-Ruffine.

Im Departement der Maas: der Apremont, der Bignot und der St. Julien.

Im Departement der Meurthe: der Brulé, der Côte-rotie und der Salival.

Im Departement der Maine und Loire: der Clos des Cordillières, der Chaſſé und der Brézé.

Das Departement der Yonne iſt eine der älteſten Weinpflanzungen. Die Geſchichte lehrt, daß eine im Jahre 92 nach Chriſti Geburt eingetretene Hungersnoth den Kaiſer Domitian bewogen habe, in der Gegend von Auxerre die Hälfte der Weinſtöcke ausreißen und an deren Stelle Hülſenfrüchte anbauen zu laſſen. Aus dieſem Departement erhalten wir den rothen Clos de la Chainette und Migraine, den weißen Tonnerre und Chablis.

Im Departement de Côte d'Or finden wir den Romanée, den Chambertin, den Clos-Bougeot und den Saint-Georges, lauter reizende Rothweine, dann den weißen Perrières, Combette und Goutte d'Or.

Im Departement der Iſère wurden ſchon zur Zeit des Plinius Weine gebaut, die wegen ihres Pechgeruchs bei den alten Römern ſehr geſchätzt waren. Die Höhen von Vienne liefern rothe Weine, die ſchon Plutarch und Plinius anpreiſen. Martial erwähnt ihrer in dem Epigramm:

„Haec de vitifera venisse picata Vienna,
Ne dubites misit Romulus ipse mihi."

Das Departement der Drôme liefert uns den rothen Ermitage und den weißen Clarette.

Im Departement der Gironde ſchreibt ſich der Weinbau ſchon aus ſehr alten Zeiten her. Auſonius erzählt, daß die Bituriges Vibisci, welche dieſe Provinz bewohnt haben, in Medoc Weine geärntet, die in Rom ſehr geſchätzt waren. Unter den Bordeaux-Weinen ragen von den Rothen der Château Margaux, der Château Lafitte, der Château-Latour, der Château Laroze und Château Léonville, von den weißen der Graves, der Barſac, der Preignac und Haut-Sauterne hervor.

Im Departement der Ardèche war ſchon zur Zeit des Plinius der Weinſtock in Languedoc ein Gegenſtand beſonderer Pflege; von hier aus bezogen die Römer den beliebten Muscatwein (vinum mussicum); hier gedeiht der rothe Saint-Joſeph und Limony und der weiße Saint-Jean und Saint-Péray.

Im Departement des Hérault finden wir den rothen Saint Chriſtol und Caſtris, den weißen Muscat-Lunel und Muscat-Frontignan.

Im Departement der Rhonemündungen, in der Umgegend von Marſeille, wächſt der Caſſis und der weiße Saint-Julien.

Im Departement der niedern Pyrenäen zeichnen ſich der rothe Jurançon und der weiße Mazeres durch trüffelartigen Geruch und Geſchmack aus.

Im Departement der obern Pyrenäen finden wir den weißen Bouilh und Perenilh, die einen Feuerſtein-Geſchmack haben.

Das Departement der Oſt-Pyrenäen bringt dunkelrothe Weine, die erſt, wenn ſie alt geworden ſind, ein feines Bouquet erhalten; nach zehn Jahren werden ſie goldfarbig und bekommen einen alten Geſchmack, weshalb man ſie Rancio nennt, weil ſie alsdann Aehnlichkeit mit denen haben, die man in Spanien mit dieſem Namen belegt. Rouſſillon liefert eine Menge weißer Weine, an deren Spitze der ſüße Riveſaltes ſteht; unter den weißen Rouſſillon-Weinen behauptet der köſtliche Maccabeo den erſten Platz.

### 13. Spanien.

Auch Spanien iſt ſehr reich an köſtlichen Weinen. Neu-Caſtilien gibt uns ſeinen rothen burgunder-ähnlichen Val de Pennas, den Ciudadreal, den Fancarnal, der in der Umgegend von Madrid grünt, und den weißen Ribadavia.

In Granada begrüßen wir den weißen Pedro Ximenes und den berühmten Malaga.

In Sevilla ziehen wir unſern Hut vor dem Xereswein, von dem es zwei Sorten gibt, den ſüßen weißen Pajarette und den bittern röthlichen Vino ſecco. Hier finden wir auch den rothen Tinto de Rota, den weißen und rothen Alicante, der bei Valencia wächſt, und den Benicarlo.

Aus Aragonien erhalten wir den rothen Garnaches; aus Catalonien den weißen Malvaſia, den Tinto de las Montanas, den Xarello und Rebas.

Aus Navarra bezieht man den berühmten Peralta, bekannt unter dem Namen „ſpaniſcher Sect.“

Die canariſchen Inſeln liefern den Canarien- und Palm-Sect.

### 14. Portugal.

Das Haupt der portugieſiſchen Weine iſt der Oporto oder Portwein. Auch an den Ufern des Tajo wächſt guter Wein. Faro liefert guten Weißwein und Setubal einen angenehmen Muscateller.

### 15. Außereuropäiſche Weine.

Die azoriſchen Inſeln ſchicken uns ihren Madeira. Die beſte Sorte, die auf der Südküſte gedeiht, iſt der Madeira-Malvaſier, in England Malmſey genannt, und der Dry-Madeira.

Das Vorgebirge in Afrika liefert den Capwein, der, nächſt dem ächten Tokayer, der theuerſte aller Weine iſt.

Unter den verſchiedenen Sorten zeichnet ſich der rothe und weiße Conſtantia und der ſogenannte Peters- oder Steinwein aus.

Die aſiatiſche Türkei hat Weingärten, die von Juden bebaut werden. Smyrna erzeugt trefflichen Muscat. Der ſogenannte Goldwein vom Libanon ſoll ſehr gut ſein. Jeruſalem liefert weiße Weine von unangenehmem Schwefelgeſchmack. Der beſte Wein wächſt auf Scio.

Perſien beſchenkt uns mit ſeinem ambrafarbigen Schiras, der aber nach Safran riecht, den die Armenier ihm beimiſchen. — Caſhemir hat Weine, die viel Aehnlichkeit mit dem Madeira haben.

In Amerika liefert nur Penſylvanien einen guten bordeauxähnlichen Wein. Braſilien zieht nur Trauben für den Tiſch.

Schließlich empfehlen wir allen Freunden des Weines die Weinkarte, welche im Jahre 1837 im Induſtrie-Comptoir zu Weimar erſchienen iſt. Auf dieſer Karte ſtehen blos jene Orte unſrer Erde, die den Weinbau treiben, eine Weinkarte, die von Rechtswegen in keinem Gaſthofe und in keiner Weinſtube fehlen ſollte.

## LXXVIII.

## Skizzen berühmter Feſtlichkeiten.

Wir leben in einer ärmlichen Zeit. Wenn heut zu Tage ein reicher Bankier ein Dutzend Gäſte bei ſich ſieht, wenn ein Geſandter den Geburtstag ſeines Monarchen, oder der Monarch ſelbſt ſeine Thronbeſteigung oder ſonſt ein quaſi-wichtiges Ereigniß feiert und ſechs Schüſſeln mehr als gewöhnlich auftragen läßt, ſo nennt man dies ein Feſt. Da waren unſere Vorfahren doch ganz andere Leute! Da gab es früher ganz andere Feſte! Man höre!

— Herzog Heinrich von der Normandie, Sohn Heinrichs II. von England, gab einſt ein großes Gaſtmahl, zu dem er eine Unzahl von Rittern eingeladen, die er nach ihren Vornamen in verſchiedene Gruppen abgetheilt hatte. Montaigne erzählt, daß in der erſten Gruppe ſich 110 Ritter befanden, welche Guillaume, in der zweiten 93, welche Henri, und in der dritten 81, welche Charles hießen. Die Geſammtzahl der Gäſte belief ſich auf 12,000.

— Auf dem Hochzeitsfeſte Kaiſer Friedrichs II. mit Iſabella von England, gefeiert am 25. Juli 1235, erſchienen zu Mainz und Worms 12,000 Ritter als Hochzeitsgäſte.

— Als der Graf Richard von Cornwallis, Bruder König Heinrichs III. von England, ſich im Jahre 1243 mit der Tochter des Grafen von Provence vermählte, wurden mehr als 30,000 Schüſſeln zubereitet, und bei dem Gaſtmahle, welches Heinrich III. zur Vermählung ſeiner Tochter mit dem Könige von Schottland gab, trug man im erſten Gange nicht weniger als ſechzig Ochſen auf.

— Das Kloſter Cluny beherbergte im Jahre 1245 nach dem Lyoner Concil zu einer und derſelben Zeit folgende Gäſte und deren zahlreiches Gefolge auf eigne Koſten: den Papſt Innocenz IV., 2 Patriarchen, 12 Cardinäle, 3 Erzbiſchöfe, 15 Biſchöfe, 87 Aebte; Ludwig IX. und die Königin Mutter nebſt Bruder und Schweſter; den griechiſchen Kaiſer Balduin II.; den Sohn des Königs von Aragonien und Caſtilien, den Herzog von Burgund, viele Grafen und eine Unzahl von Rittern.

— Das großartigſte Feſt, deſſen die Geſchichtsbücher Englands erwähnen, war jenes, das König Richard II. einſt in der Weſtminſterhalle gab, wozu er 10,000 Gäſte eingeladen hatte, die mit Hilfe von 2000 Köchen bewirthet wurden.

— Als der Herzog Lionel von Clarence ſich 1386 mit der Prinzeſſin Jolante von Mailand vermählte, wurden bei dem großen Gaſtmahle achtzehn Gänge, jeder von fünfzig verſchiedenen Speiſen, aufgetragen. Darunter erſchienen vergoldete Spanferkel mit feuerſpeiendem Maule. Zum Deſſert ſchenkte der Graf Galeazzo Visconti zwei prachtvolle Pferde dem Bräutigam und 77 Pferde den Hofherren, die das Gefolge des Herzogs von Clarence bildeten. Der Marſchall des Feſtes war der Graf Galeazzo ſelbſt, unterſtützt von zwölf Kavalieren.

— Am 1. December 1391 fand auf einer Inſel des Niemen, unfern Kowno, ein vom Heermeiſter des deutſchen Ordens veranſtaltetes Feſt ſtatt, das unermeßliche Summen gekoſtet hat. Das Ordensheer, 18,000 Mann ſtark, ſtand am öſtlichen Ufer aufmarſchiert; ihm gegenüber war das Hilfsheer aufgeſtellt. Unter dem Schutze eines prachtvollen Zeltes ſtand der ſogenannte Ehrentiſch, an dem nicht mehr als zwölf Ritter ſitzen konnten. Ein eigenes Gericht entſchied, wer an dieſer Tafel Platz zu nehmen berechtigt ſei. Zu dieſen gehörte auch der Markgraf Friedrich von Meißen, weil er dem deutſchen Orden immer treuen Beiſtand geleiſtet hatte. Um neun Uhr Morgens begann das Mahl, welches fünf Stunden währte. Alle Geräthſchaften waren von Gold und Silber. Dreißig Gerichte wurden aufgetragen und nach jedem Gerichte erhielten ſämmtliche Gäſte neue ſilberne Teller und Löffel, bei jedem Trunke, den ſie thaten, neue goldene Becher, und Alles, was ſie einmal berührt hatten, blieb ihr Eigenthum, das ſie als Andenken an dieſes Feſt mit ſich nehmen durften.

— Der Erzbiſchof Albrecht von Bremen, ein geborener Herzog von Braunſchweig (geſtorben 1395), gab einſt zu Hamburg 500 Perſonen ein prächtiges Gaſtmahl, bei welchem er den Prälaten und Edeln jedesmal drei Gerichte und das zwanzig Mal hinter einander, im Ganzen alſo ſechzig Gerichte, vorſetzen ließ. Da ſah man goldene Häuſer, goldene Thürme, goldene Berge auf die Tafel ſetzen. Alle Gefäße waren von Gold und Silber; darin ſtanden Pfauen, Schwäne und Hühner mit Federn, die gekocht waren, daß man ſie eſſen konnte. Einige Speiſen waren ſo gebacken, daß ſie in goldenen und ſilbernen Gefäßen wie gewappnete Ritter ausſahen.

— Bei einer Gaſterei, die im Jahre 1433 zu Lille in Flandern gegeben wurde, erhob ſich ſtatt der Suppenſchüſſel eine Kirche mit Glockengeläute, vier Cantoren und Chorknaben; das Rindfleiſch war nicht etwa Rindfleiſch mit irgend einer Sauce, ſondern Rindfleiſch mit Cantaten. Am obern Ende des Tiſches figurirte eine Rieſenpaſtete, in deren Innerm 28 Perſonen ſaßen, welche auf dem Dudelſacke ſpielten; daneben ſtand ein Schloß, deſſen Gräben mit Orangenwaſſer angefüllt waren. Beim Deſſert erſchienen Tiger, aus Zuckerwerk, die mit Rieſenſchlangen kämpften, und ein Narr auf einem Bären. Dann kamen Hippocras und Glühwein in kryſtallenen Bechern mit goldenen Füßen, die von Waffenherolden getragen wurden.

— Graf Raimund V. von Toulouſe hielt im Jahre 1472 zu Beaumaire ein großes Hoflager und wetteiferte mit den Rittern, die er zu dieſem Feſte eingeladen, ſie in Verſchwendungen zu überbieten. Er ſchenkte einem Ritter Raimund Agruſt 100,000 Sous, die dieſer unter 1000 Ritter vertheilte. Bertrand Raimbaud, der gleichfalls ſeinen Reichthum zeigen wollte, ließ durch 24 Ochſen ein großes Feld um das Schloß pflügen und 30,000 Sous in die Erde ſäen. Guillaume Grosmartel kam auf den Einfall, alle Speiſen an Wachsfackeln braten zu laſſen. Raimund de Venour gab zum Schluß der Feſtlichkeit ein Feuerwerk eigener Art: er ließ 30 der ſchönſten Pferde lebendig verbrennen.

— Als Graf Eberhard im Bart im Jahre 1474 zu Aurach ſeine Vermählung feierte, wurden dabei acht Tage hindurch 14,000 Menſchen geſpeiſet; aus vergoldetem Brunnen lief in drei Röhren Wein, Jedermann preisgegeben.

— Im Jahre 1475, bei der Vermählung des Herzogs Georg von Landshut mit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig, brachten die Gäſte (es erſchienen dabei Kaiſer Friedrich III., ſein Sohn Maximilian, 16 Fürſten nebſt ihren Gemahlinnen, 40 Reichsgrafen, 5 Erzbiſchöfe u. ſ. w.) 93,600 Pferde mit und verſchmauſten in acht Tagen 300 Ochſen, 75 wilde Schweine, 500 Gänſe, 62,000 Hühner, 75,000 Krebſe und 162 Hirſche, und leerten 175 Stückfäſſer Landshuter, 200 Fäſſer andern deutſchen Weines und 70 Fäſſer wäliſchen Weines. Die Koſten dieſes Beilagers beliefen ſich auf 70,766 Dukaten.

— Im Jahre 1500, beim Beilager des Kurfürſten Johann von Sachſen mit der Prinzeſſin Sophia von Mecklenburg, wurden in Torgau acht Tage lang 11,000 Menſchen köſtlich bewirthet und 1200 Pferde gefüttert.

— Bei der Vermählung des Prinzen Wilhelm von Oranien mit der Prinzeſſin Anna, Tochter des Kurfürſten Moritz von Sachſen, waren über 5500 Gäſte gegenwärtig, die 6000 Pferde mitbrachten, von denen 100 dem Bräutigam gehörten. Dieſe zwei- und vierbeinigen Gäſte conſumirten in drei Tagen 4000 Scheffel Waizen, 8000 Scheffel Korn, 3000 Scheffel Hafer, 1600 Fäſſer Bier und 3600 Eimer Wein.

— Als Margaretha von Oeſterreich, Tochter Kaiſer Maximilians I., Gemahlin Don Juans von Caſtilien, durch Valenciennes kam, baute ihr die gute Stadt Ehrenpforten von Würſten und Obelisken von Fleiſchſtücken, die gleich darauf dem Appetite des hungerigen Pöbels preisgegeben und wie Feſtungen erſtürmt und eingenommen wurden.

— Als Wilhelm von Roſenberg, einer der reichſten Cavaliere Böhmens, im Jahre 1578 mit einer Markgräfin von Baden ſich vermählte, währten die Hochzeitsfeierlichkeiten vom 26. Januar bis zum 1. März. Die Gäſte, deren Zahl auf 400 angegeben wird, verzehrten innerhalb 32 Tagen 20 Rehe, 40 Rothhirſche, 50 Damhirſche und 2130 Hähne, 30 Auerhähne, 250 Faſanen und 2050 Rebhühner, 150 gemäſtete Ochſen, 450 Hammel, 516 Kälber und 654 Schweine, 3106 Hühner und Kapaunen und 5313 Gänſe, 4 Hauſen, 350 Stockfiſche, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 6380 Forellen, 10,209 Hechte, 18120 Karpfen, und 7096 geräucherte Fiſche, 1200 Seezungen, 19,200 Krebſe und 30,947 Eier. An böhmiſchen, ungariſchen und deutſchen Weinen wurden 1100 Eimer geleert. Von ſpaniſchen Weinen, die zu jener Zeit nur als Medizin gebraucht wurden, hatte man 40 Tonnen und außerdem 903 Fäſſer böhmiſchen Bieres geleert.

— Kurfürſt Chriſtian II. von Sachſen unterhielt im Jahre 600 auf dem Reichstage zu Torgau 700 Tafeln, die auf ein Trompetenſignal alle zugleich mit Speiſen bedeckt wurden. Er ſelber ſaß dabei ſieben Stunden bei Tiſche und wetteiferte mit ſeinen Gäſten im Trinken.

— Als Herzog Friedrich von Würtemberg im Jahre 1603 dem engliſchen Geſandten, der ihm den Hoſenbandorden überbrachte, ein Feſt gab, ließ er eine eigene Tafel, prächtiger als alle übrigen, für den abweſenden König Jacob aufſtellen und ihm 90 der koſtbarſten Speiſen ſerviren. Unter den goldenen und ſilbernen Tafelaufſätzen, welche allegoriſche Beziehungen hatten, zeichneten ſich Hercules, Minerva, Mars, Bellona und andere kriegeriſche Gottheiten aus.

— Claude de Bouillon, Ober-Intendant der Finanzen unter Ludwig XIII., ließ in ſeinem Sterbejahr 1640 die erſten Louisd'or prägen und fünf Herren vom Hofe einladen, denen zum Deſſert eben ſo viel verdeckte Schüſſeln vorgeſetzt wurden, worin jeder derſelben 1000 dieſer goldenen Fruchte fand, die er mit nach Hauſe nehmen durfte.

— Am 25. October 1694 veranſtaltete Sir Edward Ruſſel, Commandant der britiſchen Seemacht im Mittelmeere, ein großartiges Punſchfeſt, bei dem eine Rieſen-Bowle erſchien, die ihres Gleichen ſucht. Die Bowle ſelbſt war ein großes Marmorbecken, das in der Mitte von vier großen Orangen-Alleen ſtand. In jeder dieſer Alleen befand ſich eine große Tafel, mit den köſtlichſten Speiſen bedeckt. Die Bowle ſelbſt enthielt 3 Stückfäſſer Branntwein, 8 Fäſſer Waſſer, 25,000 Limonen, 80 Pinten Citronſaft, 13 Centner Zucker, 5 Pfund Muskaten, eine Pinte Malaga und 300 Biscuits. Auf der Oberfläche des Punſches ſchwamm ein kleiner Kahn, in dem ſich ein ſchön aufgeputzter, der Flotte angehöriger Schiffsjunge befand, welcher der Mannſchaft, die aus mehr als 6000 Mann beſtand, den rauchenden Nektar credenzte.

— Ein ähnliches Punſchfeſt gab Admiral Baskowen in Amerika im Jahre 1769 den Officieren ſeiner Flotte. Statt der Terrine bediente ſich die fröhliche Schiffsmannſchaft gleichfalls eines großen Marmor-Baſſins. In dieſe Bowle wurden 600 Flaſchen Rum, 600 Flaſchen Cognac und 1200 Flaſchen Malaga und 4 Tonnen Waſſer hineingegoſſen; dazu kamen 200 Stück geriebene Muſcatnüſſe, 20 Pfund Vanille, 600 Pfund Zucker und der Saft von 2600 Citronen. Dieſer großartige Punſch hat, nach amtlicher Berechnung, 12,684 Dollars gekoſtet.

— Bei dem Gaſtmahle, das am 12. Auguſt 1833 zur Geburtstagsfeier Königs Wilhelm IV. von England in Windſor ſtattfand, präſentirte ſich ein 300 Pfund ſchweres Hintertheil eines Ochſen, deſſen Größe von der Art war, daß man eine eigene Küche dazu hatte bauen laſſen. Wer wollte vor einem Ochſen ſolcher Größe nicht die tiefſte Ehrfurcht hegen?!

— Die gute Stadt Paris hat zur Krönung des Kaiſers Napoleon 1,745,646 Francs; zur Vermählung des Kaiſers mit Marie Louiſe 2,670,932 Francs; zur Geburtsfeier des Königs von Rom 600,000 Francs; zur Taufe des Herzogs von Bordeaux 668,000; zum Siegesfeſt des Trocadero-Helden, des Herzogs von Angoulême, 800,000 Francs; zur Krönung Karls X. 1,764,097 Francs; zur Vermählung des Herzogs von Orleans 500,000 und zur Taufe des Grafen von Paris ebenfalls 500,000 Francs, zuſammen 8,648,675 Francs beigeſteuert.

— Bei den Feſtlichkeiten, die zur Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg im Jahre 1837 ſtattfanden, kamen 4043 junge Hühner, 3000 Pfund Seefiſche, 100 Faſanen, 300 Haſelhühner aus der Bretagne und 200 Auerhähne aus England auf die Tafel. An Weinen wurden nicht mehr als 8000 Flaſchen conſumirt.

— Nirgend wohl werden ſo viele und ſo großartige Feſte gefeiert, als in der Guildhall zu London. — Guildhall iſt dasjenige Gebäude, in dem ſeit Sir John Shaw daſelbſt eine der großartigſten Küchen angebaut hat, alle öffentlichen Gaſtmahle gehalten werden. Guildhall iſt ſo geräumig, daß ſie ganz bequem 7000 Gäſte in ſich aufnehmen kann. Die Speiſehalle ſelbſt iſt 152 Fuß lang, 55 Fuß hoch und 150 Fuß breit. In Guildhall werden jene Gaſtmahle gefeiert, die nach alt-engliſcher Sitte der Lord-Mayor, der erſte Bürgermeiſter von London, dem neuen Könige gleich nach deſſen Thronbeſteigung giebt. — Hier ſpeiſte im Jahre 1727 Georg II. mit ſeiner Gemahlin; die Koſten dieſes Gaſtmahls betrugen 4889 Pfund Sterl. 4 Schilling. — Hier war es, wo im Jahre 1771 Georg III., ſeine Gemahlin und alle Mitglieder der königlichen Familie von dem Lord-Mayor bewirthet wurden; die Koſten dieſes Feſtes, bei dem 414 verſchiedene Speiſen ſervirt wurden, beliefen ſich auf 6897 Pfund Sterl., 5 Schill. 4 Pence. — Hier wurde das große Banket abgehalten, das der Lord-Mayor im Juni des Jahres 1814 dem Prinz-Regenten, Georg von Wales, und den fremden Monarchen gab, ein Gaſtmahl, bei dem alle Speiſen auf goldenen Geſchirren, deren Werth auf 200,000 Pfund Sterling geſchätzt war, ſervirt wurden, ein Gaſtmahl, ſo reich und üppig, daß ſich die Koſten deſſelben auf 25,000 Pfund Sterling beliefen. — Hier war es, wo am 9. November 1837 die jungfräuliche Königin Victoria vom Lord-Mayor bewirthet wurde, ein Gaſtmahl, mit deſſen Beſchreibung der Morning Chronicle 18 Spalten ſeines Rieſenblattes gefüllt. Jener Bericht würde im gewöhnlichen Romandruck einen Octavband von 22—24 Bogen bilden. Die Koſten dieſes Schmauſes betrugen 11,322 Pfund Sterl. 6 Schill. 4 Pence.

Bei dem Feſte, welches die Stadt London im Jahre 1842 dem Lord-Mayor gab, war die Guildhall auf folgende Weiſe erleuchtet: drei große Leuchter hatten 6500 Gasflammen, 16 gothiſche Fenſter hatten 6600, das öſtliche Fenſter 1200 und das weſtliche Fenſter eben ſo viele Flammen, ein großer Stern mit 2000 Flammen, der Sitz der Königin mit 250, die Vorzimmer mit 150, der Lüſtre in dem Rathszimmer mit 5189 und die verſchiedenen Gänge mit 800 Flammen. Im Ganzen brannten 23,880 Gasflammen. Da jede der Gasflammen ſo viel Licht giebt, als drei Wachslichter, ſo war hier das Licht von 71,640 Wachslichtern verbreitet. Und dennoch, ſagt der Satiriſt, ſoll es in manchem Kopfe recht finſter ausgeſehen haben!

## LXXIX.

# Küchen-Malerei und Tafel-Muſik.

Unter den Malern, die ihren Pinſel vorzugsweiſe den Gegenſtänden der Küche gewidmet und ſich dadurch um die feinſchmeckende Welt verdient gemacht haben, ſteht Melchior Hondeköder (geb. 1636 zu Utrecht, geſt. 1695) oben an. Er malte Hühner und Gänſe und Enten mit ſo täuſchender Wahrheit, daß man in Verſuchung geräth, ſie an den Bratſpieß zu ſtecken.

Johann Fyt (geb. 1625 zu Antwerpen, geſt. 1692) excellirte im Wildpret. Ich habe Schnepfen und Rebhühner von ihm geſehen, die mich in Verzweiflung brachten, weil ich ſie nicht auf den Teller legen ,und tranchiren konnte.

Nicht minder ausgezeichnet ſind die Wildpretſtücke des Johann Baptiſt Weenix (geb. 1644 zu Amſterdam, geſt. 1719). Ludwig XIV. zahlte dieſem Künſtler für ein paar Rebhühner 6000 Livres.

Franz Snyders (geb. 1579 zu Antwerpen, geſt. 1657) lieferte die ausgezeichnetſten Haſen. Beim Anblick ſeiner Haſen läuft jedem Gourmand das Waſſer im Munde zuſammen.

David de Koning (geb. 1633 zu Antwerpen, geſt. 1688 zu Rom), ein Schüler Fyt's, war ein Van Dyk der Kaninchen.

Franz van Cuyk (geb. 1640 zu Rotterdam, geſt. 1678) machte ſich durch ſeine Seefiſche berühmt.

Werner van Ryſen (geb. 1596 zu Brommeln) malte Häringe, die ſo einladend auf dem Teller liegen, daß man daran anbeißen möchte.

Johann David Heem (geb. 1600 zu Utrecht, geſt. 1674) malte Hummern und Krebſe, an denen namentlich die Wahrheit des Colorits zu bewundern iſt.

Aus der Maſſe der Fruchtmaler ragt der berühmte Johann van Huyſum (geb. 1682 zu Amſterdam, geſt. 1749) durch ſeinen markigen Pinſel und ſein glänzendes Colorit hervor. Die matte Farbe der Aepfel, Birnen und Pflaumen wußte er mit unnachahmlicher Vollendung darzuſtellen.

Wilhelm van Aelſt (geb. 1620 zu Delft, geſt. 1679 zu Amſterdam), Alexis Cooſemans, Jacob van Es (geb. 1556 zu Antwerpen, geſt. 1624) und Johann van Son (geb. 1661 zu Antwerpen, geſt 1720) malten Weintrauben ſo durchſichtig, daß man die Kerne durchſchimmern ſieht und ſo ſaftig, daß man ſie vom Styl abbrechen möchte. Bei den Pfirſichen des Jacob van Es lächelt uns vor Allem der ſammtartige Teint an, deſſen Farbenton dargeſtellt täuſcht, daß man den Duft dieſer Frucht zu riechen glaubt.

Cornelius Zaftleeven (geb. 1612 zu Rotterdam, geſt. 1692), malte ſo reizend ſchöne Küchen, daß die Fantaſie des Gourmands darin das Paradies ſeiner Wünſche erblickt und mit namenloſer Wonne am dampfenden Heerde, an der Schwelle der Seligkeit weilt.

Wilhelm Kalf (geb. 1630 zu Amſterdam, geſt. 1693) malte geſchmackvolle Obſt- und Küchenſtücke, ſilberne und goldene Becher, Kryſtallvaſen und Perlmuttergefäße.

Peter Rooſtraten (geb. 1627 zu Harlem, geſt. 1698 zu London) lieferte metallene Gefäße und Porzellan-Geſchirr.

Auffallend iſt es, daß dieſe und faſt alle anderen Küchenmaler der niederländiſchen Schule angehören, was die Anſich beſtätigt, daß nur das Phlegma des Holländers dem Stillleben der Malerei gewachſen iſt.

Wenden wir uns jetzt von der Malerei zur Muſik! Zuerſt dringt ſich uns die für jeden Feinſchmecker höchſt wichtige Frage auf, ob Muſik geeignet ſei, die Freuden der Tafel zu erhöhen oder nicht? Jede dieſer beiden Anſichten hat etwas für und etwas gegen ſich. Die üppigſte Mahlzeit wird am Ende langweilig, wenn nicht die lange Reihe der Speiſen durch das attiſche Salz der Unterhaltung gewürzt wird. Alcibiades, ein Meiſter in der ſchönen Kunſt, die Wünſche ſeiner Gäſte zu errathen und erfüllen, verbannte die holde Muſe der Muſik darum von ſeiner Tafel, weil ſie die heitern Geſpräche ſeiner Freunde, das ruhige Kampfſpiel ihrer Ideen ſtörte. Aber wie häufig trifft es ſich, daß wir Gäſte an unſerer Tafel ſehen, die nicht befähigt ſind, ein geiſtreiches Geſpräch zu führen, die nichts anderes als eine alte, ſchon hundertmal erzählte Anekdote von Neuem aufwärmen oder höchſtens eine platte Zweideutigkeit erzählen können, die auf die Lilienwange ihrer Nachbarin das keuſche Roth der Scham jagt? Iſt es dann nicht gut, ſehr gut, wenn die lärmende Muſik die Gemeinheit ſolcher Unterhaltung übertönt und ſeiner Nachbarin das Erröthen erſpart? An den öffentlichen Tafeln, wo jeder Ladenſchwengel, der einen Thaler für ſein Mittagsbrodt bezahlen kann, ſich das Recht erkauft, der Nachbar einer anſtändigen Frau zu werden, halte ich die lärmendſte Muſik für das beſte Mittel, eine Scheidewand zu ziehen zwiſchen dem trivialen Witz des Einen und dem keuſchen Ohr der Andern. Aber auch an ſolchen Tafeln, wo der Wirth und ſeine Gäſte auf gleicher Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtehen, halte ich die Muſik für eine willkommene Erſcheinung, weil ſie uns in jene heitere Stimmung verſetzt, die unſerm Appetite eine höhere Schwungkraft verleiht und uns für die Verdienſte des Kochs empfänglicher macht. Dieſe Muſiker dürfen jedoch keine Virtuoſen ſein, denn wenn ein Solo, das einer von ihnen vorträgt, im Stande iſt, die Aufmerkſamkeit der Gäſte vom Teller ab- und auf das Notenpult des Virtuoſen hinzulenken, ſo verfehlt der Wirth ſeinen Zweck, denn während der Enthuſiasmus ſeiner Gäſte ſich an den Strahlen der Kunſt erwärmt, erkaltet die Gluth der Speiſen. Auch muß die Tiſchmuſik nicht in dem Speiſezimmer ſelbſt, ſondern in einem anſtoßenden Gemache ausgeführt werden und gleichſam wie ein heiterer Gruß aus freundlicher Ferne zu uns herüberklingen; auch müſſen die Muſiker nicht Haydn'ſche Symphonien oder Beethoven'ſche Sonaten, ſondern leichttändelnde Melodien von Auber oder Roſſini, aber ja nicht (wie dies ſo häufig geſchieht) Walzer von Strauß oder Lanner ſpielen, weil dieſe pikanten Töne wie elektriſche Funken in die Glieder der Tanzluſtigen fahren und die Füße dergeſtalt beſchäftigen, daß die Gedanken im Saale herumwirbeln, während ſie mit Andacht auf dem Speiſenaltar ruhen ſollten. Erſt unlängſt hatte der Zufall, der glücklichſte aller Kuppler, mich an die Seite eines holden Engels geſetzt, der in dem Augenblick, als die Tafelmuſik den Philomelen-Walzer von Strauß angeſtimmt, auf ihrem Stuhle ſo unruhig zu werden begann, als ob ein Heer von Taranteln ſie geſtochen. Ihr Ohr war taub für meine Rede, ihre Zunge abgeſtumpft für die Poeſien der Küche, ihr Füßchen ſchlug den Tact und trat ihrem Nachbar dabei auf ſein Hühnerauge und zwar dergeſtalt, daß der alte Herr, einen Schrei ausſtoßend, in die Höhe fuhr und dabei dem hinter ihm ſtehenden Diener beide Saucieren aus der Hand ſchlug. Alſo nur keine Walzer bei Tiſche!

Aber eben ſo wenig eignen ſich martialiſche Märſche zur Tafelmuſik, denn Eſſen iſt die harmloſeſte und friedlichſte aller Beſchäftigungen. Nur die kriegeriſche Eliſabeth von England konnte Wohlgefallen an lärmender Tafelmuſik finden: ihre Kapelle beſtand aus zwölf Trompeten, Pfeifen und Trommeln.

Trompeten bei Tiſche! Wie mußten den armen Gäſten die Ohren klingen! Der große Shakespeare, der oftmals zur königlichen Tafel gezogen wurde, pflegte ſich darum die Ohren mit Baumwolle zu verſtopfen.

Leider giebt es nur wenige Componiſten, die eine appetitliche Tafelmuſik zu ſchreiben verſtehen. „Mozart, ſagt der geiſtreiche Anthus, wählte zur Tafelmuſik im „Don Juan“ ſehr glücklich gar liebliche Piecen aus Martini's „Coſa rara“ und dies iſt wohl das Beſte, was in dieſer Art gefunden werden kann. Auch der eben ſo große Eß- als Tonkünſtler Roſſini hat in dieſem Genre Vortreffliches geleiſtet. Sein „Barbier“ bietet die ſchönſte Auswahl; viel zu rührend wäre dagegen ſein „Tancred,“ und wollte man gar eine Weigel'ſche „Schweizerfamilie“ wählen, ſo würden empfindſame Seelen vor lauter Weinen gar nicht zum Eſſen kommen.“ —

## LXXX.

# Damaſt und Porzellan, Fayence und Wedgewood.

Wenn man das Heer der deutſchen Sprüchwörter einer genauen Muſterung unterwirft, ſo finden ſich darunter gar manche, deren Wahrheit auf ſchwachen Füßen ſteht. So beſitzen wir ein ſolches Sprüchwort, welches ſagt: Wie der Herr, ſo der Diener! Wie ſchlecht aber ſieht es mit der Wahrheit dieſes Satzes aus! Wie mancher gebildete, liebenswürdige Herr hat einen groben, flegelhaften Diener und wie mancher artige, zuvorkommende Diener hat einen rohen, pöbelhaften Herrn! Weit wahrer iſt der Satz: Wie das Couvert, ſo die Mahlzeit, und wie die Mahlzeit, ſo der Wirth! Ich kann mir gar nicht denken, daß ein Mann, der Geſchmack hat, ein geſchmackloſes Diner arrangiren kann. Aber wie man den Vogel an den Federn und den Mönch an der Kutte, ſo erkennt man die Hausfrau an den Couverts ihrer Tafel.

Die Hauptpfeiler eines feinen Tiſches ſind feine Wäſche und feines Porzellan. Die Krone der Tiſchwäſche iſt der Damaſt, ein mit Figuren künſtlich durchwirktes, atlasartiges Leinenzeug, das eine Erfindung der Bewohner von Damask ſein ſoll. — Der feinſte Damaſt wird jetzt in Deutſchland fabrizirt und zwar zu Schmiedeberg in Schleſien, zu Schönau und Zittau in Sachſen, zu Warmsdorf und Heyda in Böhmen, zu Bielefeld und Salzwedel in Preußen, zu Neuhaus und Sommerhauſen in Baiern, zu Mühlberg in Baden ꝛc.

In Frankreich wird der beſte Damaſt zu Courtray in der Bretagne und zu Liſieux in der Normandie erzeugt. Ein Dutzend franzöſiſcher Servietten koſtet zwölf bis ſechsunddreißig, ein Dutzend ſchleſiſcher ſechsunddreißig bis ſechzig, ein Dutzend ſächſiſcher ſechzig bis dreihundert Francs. Die Serviette kann nicht weiß, nicht fein, nicht ſchön genug ſein, denn ſie iſt das Zifferblatt des Couverts; ein Blick darauf und man weiß, wie viel es geſchlagen und was man von der Mahlzeit zu erwarten hat.

Das Porzellan — der Zeiger des Couverts — ſoll ſeinen Namen vom Portugieſiſchen Porzella, was ſo viel als Schaale heißt, erhalten haben und von den Chineſen und Japanern erfunden worden ſein. Nach der Angabe des Jeſuiten d'Entrecolles wird faſt alles chineſiſche Porzellan in King-te-ching, einem Dorfe fabricirt, das 30,000 Porzellan-Öfen und eine Million Menſchen zählt, die faſt alle Porzellan-Arbeiter ſein ſollen. Man ſieht, daß die Nachkommenſchaft Loyola's noch beſſer zu lügen verſteht, als der ſeelige Herr von Münchhauſen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts brachten die Portugieſen und Holländer das chineſiſche und japaniſche Porzellan nach Europa, wo es, als eines der koſtbarſten Bedürfniſſe des Luxus, ſo theuer war, daß man damals für ein Dutzend feiner Teller oder Taſſen fünf- bis ſechshundert Francs bezahlte. Erſt im Jahre 1706 erfand Johann Friedrich Böttger, der ſich mit Goldmacherei beſchäftigte, die Kunſt, Porzellan auch in Europa anzufertigen.

Vier Jahre ſpäter legte König Auguſt II. auf der Albrechtsburg zu Meißen die erſte Porzellan-Fabrik an, die, unter der Leitung Böttgers, ſich bald einen europäiſchen Ruf erwarb, das aſiatiſche Porzellan entbehrlich machte, aber, ob ſie gleich die Art und Weiſe der Fabrication in die dichteſten Schleier des Geheimniſſes zu hüllen bemüht war, nach Verlauf einiger

Jahre vier Nebenbuhlerinnen auftauchen ſah. Im Jahre 1720 wurde in Wien, 1740 zu Höchſt in Naſſau, 1743 zu Fürſtenberg in Braunſchweig und 1751 zu Berlin eine Porzellan-Fabrik angelegt. Frankreich gründete ähnliche Fabriken zu Saint Cloud, Sèvres, Fontainebleau, Angoulême und Paris. England hat berühmte Porzellan-Fabriken zu Liverpool, Worceſter, Derby und Chelſea; Italien zu Florenz, Venedig und Mailand; doch hat von allen deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen das meiſſener Porzellan, deſſen Zeichen aus zwei ſich kreuzenden Kurſchwertern beſteht, noch immer die Oberhand behalten. Nach dieſem verdient das Wiener, Berliner und Pariſer Porzellan genannt zu werden. Beiläufig ſei noch erwähnt, daß die Porzellan-Erde aus ungefähr ¾ Kieſel- und ¼ Thon-Erde beſteht.

Der Fayence, ein Baſtard des gemeinen Töpferthons und der edlen Porzellan-Erde, verdankt ſeinen Namen der Stadt Faenza in der Romagna, wo er um das Jahr 1300 von der Inſel Majorka, von den Arabern Majolika genannt, unter letzterm Namen eingeführt worden war. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vervollkommneten Lucca della Robbia in Florenz und Orazio Fontana in Piſa die Majolika und gaben ihr den Namen: terra invetriata, Glaſur-Erde. Die Geſchichte hat uns die Namen zweier Künſtler, Taddeo Zuccaro und Battiſta Franco aufbewahrt, die unter Fontana's Leitung im Auftrage des Herzogs Guibaldo für Kaiſer Karl V. ein prachtvolles Fayence-Geſchirr anfertigten, das über 20,000 Goldgulden gekoſtet haben ſoll. — Zur Zeit der höchſten Ausbildung wurden die berühmteſten Bilder Raphael's, Giulio Romano's und Titian's auf Fayence nachgebildet, was dieſen Gefäßen einen großen Kunſtwerth verlieh. Man ſagt, ſelbſt Raphael habe, aus Liebe zu einer ſchönen Töpferstochter, Majolika-Gefäße gemalt. — Um das Jahr 1580 wurde der Fayence durch Bernhard de Paliſſy auf den Culminationspunkt geführt. — Gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fabricirte man den feinſten Fayence zu Delft, woher er den Namen „Delfter Porzellan" erhielt. — Die berühmteſten Sammlungen alter Fayence-Gefäße befinden ſich in der Apotheke zu Loretto und im japaniſchen Palais zu Dresden.

Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Fayence durch das engliſche Steingut verdrängt, das Joſiah Wedgewood, ein armer Töpfer aus der Grafſchaft Stafford, erfand. — Bald darauf wurde das ſchwefelgelbe Steingut (Queen's Ware), das weiße Wedgewood-Porzellan (White China), das Jaſpis-Porzellan (Jaspes), das geſtreifte Bamboo und das achatähnliche Biscuit-Porzellan erfunden; doch iſt keine dieſer Erfindungen im Stande geweſen, den König des Tafelgeſchirr's, Böttger's Porzellan, zu verdrängen.

## LXXXI.

## Der Gentleman bei Tiſche.

Unter dem Titel „der vollkommene Gentleman“ exiſtirt ein kleines, recht intereſſantes Buch, das Herr Theodor von der Linde nach der ſechzehnten Auflage eines engliſchen Originals überſetzt haben will. Einer der wichtigſten Segmente dieſer Brochure iſt das Kapitel, das uns den „vollkommenen Gentleman“ beſchreibt, wie er ſich an der Tafel während des Eſſens zu benehmen hat, wenn er auf feinen Ton Anſpruch machen will. Da dieſer Abſchnitt in die Rayons dieſer Memoiren gehört, ſo halten wir uns verpflichtet, ihn unſern Leſern mitzutheilen.

„Es gibt keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verſtand ſo leicht in einem Guſſe zu vereinigen ſind und ſo oft mit Wohlgefallen ſich wieder finden, als eine gute Mahlzeit in guter Geſellſchaft. Die erſtere wird aber hierbei nur als Vehikel der Unterhaltung der letztern angeſehen. Der äſthetiſche Geſchmack des Wirths beſtätigt ſich durch die Geſchicklichkeit zu wählen, was Jedermann liebt. Er erreicht dies durch die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen, wodurch jeder Gaſt in Stand geſetzt wird, eine Wahl nach ſeinem Geſchmack zu treffen.

Wenn ſich die Mitglieder der Geſellſchaft (deren Zahl in der Regel nie unter der der Grazien und nicht über der der Muſen ſein ſollte) im Empfangzimmer verſammelt haben, ſo bezeichnet der Herr oder die Frau des Hauſes, welche Dame jeder Herr in das Speiſezimmer zu führen hat. Die Ordnung beſtimmt dabei ein wirklicher oder eingebildeter Vorzug, Rang, Alter oder überhaupt ein gewiſſes Anſehen; ſo gehen z. B. die Verheiratheten den Unverheiratheten vor u. ſ. w. Man kann dabei ſeinen Takt zeigen, indem man diejenigen, die am beſten zu einander paſſen, einander zugeſellt.

Der Anſtand fordert, daß man ſo pünktlich als möglich auf die anberaumte Zeit zur Tafel erſcheine. Sich erſt eine halbe Stunde nach der beſtimmten Zeit einzuſtellen, gilt für gemeine Wichtigmacherei. Zudem gibt man unkluger Weiſe einem Dutzend hungeriger Gäſte dadurch Anlaß und Muſe, ihre Bemerkungen über uns zu machen.

Aeußerſt unpaſſend iſt es, den Hut mit in's Speiſezimmer zu nehmen. Dies iſt durchaus zwecklos und da man ihn, ehe man ſich zur Tafel ſetzt, doch einem Bedienten übergeben muß, verurſacht es leicht eine Störung.

Bei Tiſche führt die Frau vom Hauſe den Vorſitz und der Angeſehenſte unter den Gäſten ſitzt zu ihrer Rechten; der ihm am Rang zunächſt folgende nimmt den Platz zur Linken der Wirthin ein. Der Hausherr ſetzt ſich an das andere Ende der Tafel und hat auf jeder Seite die angeſehenſten Damen neben ſich. Die übrigen Gäſte werden in bunter Reihe geordnet, weil weder zwei Herren noch zwei Damen gern neben einander ſitzen.

Die Bedienten ſollten immer in reinen, weißen Handſchuhen bei Tiſche aufwarten; nichts iſt unangenehmer als den Daumen eines ſolchen Menſchen im Teller zu ſehen.

Man nöthige Niemanden mehr zu eſſen, als ihm gefällt, oder von einem beſondern Gerichte zu koſten; höchſtens darf man darauf aufmerkſam machen. Man bedenke, daß der Geſchmack verſchieden iſt, und daß Speiſen, die wir gern eſſen, vielleicht einem Andern nicht behagen. Manche halten ſich zuweilen aus Beſcheidenheit verbunden, etwas zu genießen, das ihnen widerſteht. Das iſt thöricht!

Man laſſe ſich von keinem Gerichte vorlegen, welches man nicht kennt. Zwar iſt man nicht genöthigt, etwas zu eſſen, das Einem nicht ſchmeckt, aber es iſt beſſer, es vorher auszuſchlagen, als mit ſchlechtverhehltem Mißbehagen den vollen Teller zu hüten. Beim Kauen ein Geräuſch zu machen oder während des Eſſens ſtark zu athmen, ſind beides unſchickliche Gewohnheiten, die man vermeiden muß. Ebenſo laſſe man beim Hinunterſchlürfen der Suppe ſo wenig als möglich Geräuſch hören.

Meſſer, Gabel und Zähne kann man nie ruhig genug brauchen.

Es iſt gegen den feinen Anſtand, bei einem Gaſtmahle zweimal Suppe oder Fiſch zu nehmen, weil man dadurch das Eſſen aufhält und ein Drittheil der Gäſte auf den zweiten Gang warten läßt, was der Hausfrau nicht angenehm ſein kann. Bei einem Familieneſſen iſt dies von weniger Belang.

Bei Familieneſſen, wo man ſich des Hausbrodtes bedient, ſollte dieſes nie unter anderthalb Zoll dick geſchnitten werden. Es iſt unanſtändig, das Brod bei Tiſche dünn zu ſchneiden.

Man eſſe nur mit dem Löffel oder der Gabel; das Meſſer ſoll blos zum Schneiden dienen; die Speiſen mit dem Meſſer zum Munde führen, iſt im höchſten Grade unſchicklich.

Wenn bei Tiſche Jemand um Sauce bittet, ſo ſchütte man ſie ihm nicht über Fleiſch oder Gemüſe, ſondern daneben.

Wenn man zu tranchiren und vorzulegen hat, ſo lege man auf keinen Teller zu viel; ebenſo auch bei der Suppe; ein Löffel voll für jeden Teller iſt hinreichend.

Allgemeine Regel beim Vorlegen iſt: ſich nie eines Meſſers zu bedienen, wo der Löffel ausreicht.

Fiſche zerlegt man nicht mit dem Meſſer; man bedient ſich dabei einer ſilbernen Gabel, die man an jeder feinen Tafel findet, oder eines Stückchen Brodtes. Der Gebrauch eines ſtählernen Meſſers oder einer ſolchen Gabel hat den Uebelſtand, daß der Geſchmack des Fleiſches dadurch verdorben wird, indem Fiſchſaucen oft ſauer ſind, Säure aber den Stahl angreift und der Speiſe einen widerlichen Geſchmack mittheilt. Noch unangenehmer iſt dies, wenn man Citronen oder Eſſig dazu genießt.

Gemüſe ißt man ebenfalls mit der Gabel, Pudding und dergleichen mit dem Löffel.

Wenn man bei Tiſche etwas zu erhalten wünſcht, ſo greife man nie hinter dem Rücken eines Andern darnach. Iſt es ſo weit entfernt, daß es der Nachbar nicht mit Bequemlichkeit erreichen kann, ſo rufe man den Bedienten darum.

Glaube nicht, daß es Dich in der Meinung Anderer höher ſtellt und Dir einen Anſchein von Bedeutung gibt, wenn Du in einem rauhen und gebieteriſchen Tone zu den Bedienten ſprichſt. Commandire niemals die Dienerſchaft eines fremden Hauſes, bediene Dich im Gegentheil gegen ſie der Redensarten „ich bitte“, „ich danke“, welche in einem Tone geſprochen werden können, der durchaus nichts Familiäres hat.

Nichts verräth mehr den Mann von guter Erziehung, als die Art, wie er ſich bei Tiſche benimmt. Es kann Jemand in ſeinem Anzuge als Muſter gelten und ſich auch in der Converſation leidlich fortbringen, aber wenn er nicht völlig ein Eingeweihter iſt, ſo verräth ſich das bei Tiſch.

Vergiß nie an dem Tiſche Deines Freundes den Koch zu loben; es wird eben ſo angerechnet, als das Lob der Hausfrau.

Mit dem Nachtiſche werden zugleich Waſchgläſer mit warmem Waſſer aufgetragen. Man netze einen Zipfel der Serviette und wiſche damit die Lippen ab, dann reinige man ſeine Finger. Sich bei Tiſche den Mund auszuſpülen, iſt ein ſchmutziger Gebrauch, den man nicht damit entſchuldigen ſollte, daß er in manchen Ländern üblich iſt.

Man ſtochere bei Tiſche ſo wenig als möglich in den Zähnen, denn wenn man ſich auch damit Erleichterung verſchafft, ſo iſt doch Andern das Zuſehen nicht appetitlich.

Die Sitte, Geſundheiten zuzutrinken und dabei den Leuten ein Glas nach den andern aufzunöthigen, bis ſie zuletzt betrunken werden, iſt mit Recht aus der feinen Geſellſchaft dahin verwieſen, wo ſie hin gehört — in das Wirthshaus. Dieſe Sitte beruht auf einer verkehrten Anſicht über die Art, den Gäſten zu zeigen, daß ſie willkommen ſind. Der Hausherr wird ſeine Gaſtfreundſchaft am beſten dadurch an den Tag legen, daß er ſeine Gäſte gewähren läßt und ihnen nicht mehr aufnöthigt, als ſie trinken mögen. Es iſt ein elender Ruhm, wenn ſich Jemand damit brüſtet, daß er im Stande ſei, die übrigen Gäſte unter den Tiſch zu trinken.

Man ſchäle nie einen Apfel oder eine Birne für eine Dame, außer wenn ſie darum bittet, und halte dann das Stück mit der Gabel feſt. Bei einer größeren Frucht kann man einem Dritten wohl anbieten, mit uns zu theilen, oder auch für mehrere zerlegen.

Kartoffeln in der Schale werden ebenfalls, auf die Gabel geſpießt, abgehäutet.

Auf Einladungen zum Eſſen ſollte man ſtets der Dame vom Hauſe antworten; auch Einladungen zu einem Balle oder zu einer Abendgeſellſchaft werden an die Hausfrau gerichtet.

Wenn man irgendwo zum Eſſen eingeladen war, ſo iſt es Sitte, den andern Tag oder ſobald es überhaupt thunlich iſt, der Dame des Hauſes eine Karte zuzuſchicken. Aufmerkſamkeiten dieſer Art können jedoch nicht von Leuten erwartet werden, die viele Geſchäfte haben, wie von Aerzten, Advocaten u. ſ. w. Die Zeit iſt denſelben zu koſtbar, als daß ſie ſolche auf leere Ceremonien verwenden könnten. Wenn ſolche Perſonen hierin nicht ſo pünktlich ſind, ſo ſchreibe man dies nicht einem Mangel an Achtung, ſondern der eigentlichen Urſache zu, daß ſie ihre Zeit nützlicher anzuwenden haben.

Bedenke, daß alle Deine Gäſte, ſo lange ſie bei Dir ſind, einander gleich ſtehen und gleiche Anſprüche auf Deine Zuvorkommenheit haben; ſoll dennoch ein Unterſchied ſtattfinden, ſo ſind es gerade die von niedrigerem Range, welchen man etwas mehr Aufmerkſamkeit erzeigen muß, damit ſie ihre untergeordnete Stellung nicht zu fühlen bekommen.“

# LXXXII.

# Tafelgeſetze.

Jedes Laſter hat, ſcharf in's Auge gefaßt, auch ſeine Lichtſeite, eben ſo wie jede Tugend, bei Licht betrachtet, auch ihre Schattenſeite hat. So verhält es ſich auch mit dem Luxus. Vom Standpunkte der Moral ſieht man nur die Schattenſeite des Luxus und hält ihn darum für ſchädlich, weil er die Sitten verdirbt, den Charakter verweichlicht und das Volk daran gewöhnt, die Grenze ſeiner Bedürfniſſe zu überſchreiten, Luſt am Ueberflüſſigen zu finden und dadurch mehr auszugeben, als einzunehmen; aber von der Höhe der Politik betrachtet, gewahrt man auch die Lichtſeite des Luxus und ſieht auch ſeinen Nutzen ein, weil er die Triebfeder iſt, die den nervus rerum gerondarum, das Herzblut der Welt, das Geld, in Circulation ſetzt, die Induſtrie weckt und den Fortſchritten der Kunſt großmüthigen Vorſchub leiſtet.

Als aber im üppigen Rom der Luxus in die craſſeſte Verſchwendung ausartete, legte ſich die Geſetzgebung in's Mittel, um dieſem Alles mit ſich fortreißenden Strome einen Damm zu ſetzen. Cajus Orchius war der erſte Conſul, der ein Geſetz gegen den Tafel-Luxus dekretirte, ein Geſetz, laut welchem an jedem Gaſtmahl nicht mehr als neun Perſonen Theil nehmen durften. Aber dieſes Geſetz wurde, wie manches andere, umgangen und die römiſchen Feinſchmecker verſchwendeten jetzt an neun Gäſte größere Summen, als früher an dreißig. — Kaiſer Auguſtus, der ein Muſter von Mäßigkeit war, der bei keiner Mahlzeit mehr als drei Gläſer trank und, wie Sueton berichtet, nichts lieber als ein Stückchen Käſe aß, mäßigte die lex Orchia und geſtattete zwölf Perſonen bei einem Gaſtmahl und einen Aufwand von tauſend Seſterzien; doch auch das half wenig: man praßte bei verſchloſſenen Thüren.

Fünfmal ſah der römiſche Senat ſich darum genöthigt, den Römern das Tafeln im Innern ihrer Häuſer zu verbieten. Die Lex Julia, Antia, Aemilia, Didia und Orchia verboten die geheimen Soupers, aber keine von allen erreichte ihren Zweck.

Als Scipio Africanus in den puniſchen Krieg zog, ließ ein römiſcher Ritter eine rieſengroße Paſtete backen, die das feindliche Carthago mit ſeinen Feſtungswerken, ſeinem Hafen, ſeinen Tempeln und Denkmälern vorſtellte. Er lud alle ſeine Freunde ein und ließ die coloſſale Paſteten-Stadt mit Sturm erobern. Als Scipio Kunde von dieſer gaſtronomiſchen Pantomime erhielt, trug er beim Senate auf die Beſtrafung des Ritters an, der es gewagt hatte, Carthago früher einzunehmen, als er. Macrobius erzählt, die Paſtete habe dem Ritter 70,000 Seſterzien gekoſtet.

Auch in Frankreich ſahen die Könige ſich genöthigt, durch lois somptuaires dem Tafelluxus Schranken zu ziehen. Im Jahre 1294 geſtattete Philipp der Schöne bei einer großen Mahlzeit nach der Speckſuppe nicht mehr als zwei Schüſſeln, bei einem gewöhnlichen Mahle aber nur eine Schüſſel; an Faſttagen erlaubte er nur eine Häringsſuppe, eine Schüſſel Gemüſe, aber Käſe à discretion. Weil die Tempelherren dieſe Ordonnanz nicht befolgen wollten, zogen ſie ſich dadurch den Haß des Königs und ihren Untergang zu. — Karl VI. erlaubte durch ein Edikt vom Jahre 1420 ſeinen getreuen Unterthanen bei einem gewöhnlichen Mahle ſchon zwei, bei einem außergewöhnlichen aber drei Schüſſeln. Der Text des königlichen Ediktes lautet: Nemo audeat dare praeter duo fercula cum potagio (Niemand darf es wagen, mehr als zwei Schüſſeln und die Suppe zu geben). Nach und nach wurden die Geſetze viel milder und die Tafelfreuden umfangreicher. Carl IX erließ 1563 ein Reglement, das jedem Gaſtmahle drei Gänge: entrée, rôti und dessert geſtattete, aber bei einer Strafe von zweihundert Livres den Doppelgenuß von Fleiſch und Fleiſchſpeiſen unterſagte.

Milder als all' dieſe Kinder-Edikte iſt eine Verordnung, welche Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg im Jahre 1548 erließ, eine Verordnung, die, großmüthig genug, bei einem Gaſtmahle zweihundert Gäſte, aber nicht darüber geſtattete. Heut' zu Tage ſind derlei Edikte, namentlich in der Mark Brandenburg, ganz überflüſſig.

Leſern, die ſich über derlei Tafel- und andere Luxusgeſetze genauer unterrichten wollen, empfehle ich F. Platner's Abhandlung „de legibus sumtuariis." (Lips. 1751.)

## LXXXIII.

## Die zehn Gebote eines Gourmands.

Der alte Graf von Montluc hatte einen Speiſeſaal, in deſſen Marmorwänden folgende zehn Gebote mit goldenen Buchſtaben eingegraben waren.

I. Zähle vier Stunden zwiſchen jeder Mahlzeit.

Sein Arzt hatte ihm geſagt, daß dies der von der Natur feſtgeſetzte Termin zur Verdauung der Speiſen ſei.

II. Deine Tafel habe die Form einer Scheibe, und Dein Speiſeſaal die Form eines Eies.

An einem runden Tiſch kann der Gaſtgeber ſeine Gäſte beſſer überſehen und ein ovales Zimmer iſt bequemer und geſelliger als ein viereckiges.

III. Die Sonne muß Dich von der Morgen- und Abendſeite beleuchten.

Wenn das Licht durch zwei entgegengeſetzte Seiten eindringt, ſo wird Niemand den Schatten ſeines Ichs auf ſeinem Teller ſehen.

IV. Lade nie mehr Gäſte, als Muſen, und nie weniger als Grazien, d. h. nie mehr als neun und nie weniger als drei ein.

Ganz dasſelbe hat ſchon Marcus Terentius Varro geſagt. Die alten legten eine beſondere Wichtigkeit auf die Zahl ihrer Gäſte. Die Griechen pflegten zu Ehren der Göttin Pallas nur ſieben Gäſte zu laden, weil die Zahl 7 das Symbol der Jungfräulichkeit war. Plato lud zu Ehren der Diana, die ihren Lauf in 28 Tagen vollendet, eben ſo viele Gäſte ein. Der Kaiſer Verus hatte aus Achtung für den Jupiter, der zwölf Jahre braucht, um die Reiſe um die Sonne zu machen, nie mehr als zwölf Gäſte; Heliogabalus lud in der Regel nur acht Perſonen ein. Bei der Zahl 8 fällt mir eine Anekdote ein: Acht Engländer kamen überein, täglich mit einander ſpeiſen zu wollen und zwar ſo lange, bis alle acht in allen möglichen Reihenfolgungen beiſammen geſeſſen. Es war die Frage, wie viel Mahlzeiten dabei herauskämen. Nach den Regeln der Combinationsrechnung ergab ſich, daß die ganze Geſellſchaft 416 Jahre und 117 Tage hätte leben und im Ganzen [illegible]2,880 Mahlzeiten halten müſſen.

V. **Setze Dich ſo, daß Du weder Deinem Feinde gegenüber, noch an der Seite Deiner Geliebten ſitzeſt; die Bewegungen der Liebe und des Haſſes hemmen die Flügel Deines Appetits.**

Es iſt ſehr klug, Leute dicht neben einander zu ſetzen, die mit einander verfeindet ſind, denn nichts in der Welt macht die Herzen der Menſchen verſöhnlicher als die Freuden der Tafel. Gutes Eſſen läßt Manches vergeſſen.

VI. **Eine Stunde vor und drei Stunden nach Tiſche darfſt Du weder Zeitungen noch Briefe leſen.**

Weiſe Vorſicht, denn wie leicht können wir eine Neuigkeit erfahren, die uns ärgert oder gar betrübt. Aerger und Beſtürzung aber lähmen die Schwingen des Appetits und hemmen die Speichen der Verdauung.

VII. **Deine Mahlzeit muß ein Stück in drei Akten ſein, in dem das Intereſſe von Akt zu Akt ſich ſteigert.** D. h. mit andern Worten, die erſte Schüſſel — die Expoſition — muß mild und wenig gewürzt, die zweite pikant und die dritte — die Entwickelung, das Deſſert — locker ſein.

VIII. **Geſtatte Deinen Gäſten weder allzu ernſthafte, noch allzu komiſche Unterhaltung.**

Allzu lebhafter Streit und allzu lautes Gelächter erſchüttern die Nerven und ſtören die Thätigkeit des Magens, während eine Unterhaltung, die ſich in den Gränzen der Mäßigkeit hält, die Verdauung erleichtert.

IX. Erſt leichte, dann ſchwere Weine.

X. Nach Tiſche Kaffee ohne Sahne.

Sahne, die ſich mit Fleiſchſpeiſen vermengt, erzeugt Gährung und erſchwert die Verdauung.

## LXXXIV.

## Lieblingsſpeiſen großer Männer.

Karl der Große, deſſen Mahlzeiten nur aus vier Gerichten beſtanden, liebte vor Allem Eier und gebratenes Fleiſch, beſonders Wildpret. Jäger waren es, die ihm das Wild an Bratſpießen zur Tafel bringen mußten.

Luthers Lieblingsgetränke waren Torgauer Bier und Rheinwein.

Melanchton war, wenigſtens in ſeiner Jugend, ein großer Freund von Gerſtenſuppen. Um eine Portion ſolcher Suppe gab er oft, als er im Contubernium zu Tübingen ſtudirte, eine Portion Fleiſch. Ferner liebte er Grundeln und ähnliche kleine Fiſche (melanuras et fundulos), desgleichen Gemüſe und jederlei pulticulos. Aber Fleiſchwerk und große Fiſche waren ihm zuwider, wie er denn überhaupt ein Feind der Schmausgelage war. Er pflegte von ſich zu ſagen, er könnte ohne Mühe die Lebensweiſe des Pythagoras beobachten.

Torquato Taſſo war ein ganz beſonderer Liebhaber von eingemachten Fruchten, von Marzipan und anderm ſüßen Backwerk. Selbſt den Salat aß er mit Zucker.

Heinrich IV. von Frankreich war ein unmäßiger Auſtern- und Meloneneſſer; er überlud ſich nicht ſelten den Magen damit. Sein Lieblingsgetränk war vin d'Arbois, der in der Franche-Comté, einem mittelmäßigen Weinlande, wächſt.

Peter der Große aß nichts ſo gern als Limburger Käſe.

Karl XII., König von Schweden, ſoll ein Butterbrodt jedem andern Leckerbiſſen vorgezogen haben.

Voltaire war ein unerſättlicher Kaffeetrinker, wie Napoleon und Friedrich der Große. Seine Lieblingsſpeiſen waren Polenta, Kuchen von geröſteter und dann gemahlener Gerſte. Aber mehr als dies Alles liebte er die Orangen.

Crébillon, der Jüngere, zeichnete ſich durch eine glückliche Virtuoſität im Auſterneſſen aus.

Die holländiſche Vielwiſſerin Anna Maria Schurmann ſoll Spinnen ſehr gern gegeſſen haben.

Leſſing's Lieblingsgerichte waren Linſen.

Klopſtock war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Trauben. Zu ſeinen Leibeſſen gehörten ferner Paſteten, zumal Trüffelpaſteten, Salmen, Lachs, geräuchertes Fleiſch; von Gemüſen Erbſen. Sein Leibtrunk war Rheinwein und in den letzten Jahren ſeines Lebens eine Flaſche Bordeaux.

Kant's Lieblingsſpeiſen waren bis in ſein hohes Alter ein Linſenbrei, ein mit Bauchſpeck zugerichteter Paſtinakbrei, ein pommeriſcher Speckpudding, Erbſen mit Schweinsfüßen, Backobſt und Pflaumenklöße. Beim Mittageſſen ſaß Kant gewöhnlich von ein bis vier Uhr.

Schiller liebte in ſeiner Jugend ganz beſonders Schinken. — Vor uns liegt die einige Monate täglichen Abendbeſuchs umfaſſende Note eines ſtuttgarter Gaſtwirths von 1782 „über dem Herrn Dr. Schiller Vorgeſetztes.“ Hier findet ſich faſt täglich neben der mäßigen Portion Landwein Schinken verzeichnet.

Wieland war, wie die Athener, ein beſonderer Freund von Kuchen und Backwerk. Wußte er, daß ſeine Frau etwas der Art aufgehoben hatte, ſo konnte er oft noch nach Mitternacht aus dem Bett aufſtehen, um den Leckerbiſſen zu holen und behaglich hinunterzunaſchen. Jeden Sonntag (um's Jahr 1774) kam bei ihm in Weimar eine Tatſche zum Nachtiſch, ein in Bieberach gewöhnliches Backwerk. Forellen aus dem Appenzelliſchen fand er ſo überaus köſtlich, daß er noch nach Jahren von jedem Schmauſe ſchwärmte, bei dem ſie aufgetiſcht wurden. Auch ein Gläschen Kirſchwaſſer war ihm im Alter beſonders angenehm.

Matthiſſon bekannte, daß er vor Allem Erbſen, weiße Bohnen und Pockelfleiſch liebe.

Lord Byron aß gern Cheſterkäſe in Ale oder Porter eingetunkt.

Pope, dem nichts über eine leckere Mahlzeit ging, intereſſirte ſich vorzugsweiſe für Rehkeulen.

Der berühmte Satyriker Jonathan Swift war ein leidenſchaftlicher Freund von Steinbutten und Walter Scott ein großer Anhänger der Gänſebraten.

## LXXXV.

## Apotheoſe der Köche.

Es giebt Leute, welche glauben, daß Kochen keine Kunſt, ſondern ein Metier ſei, welches ſich, wie jedes andere Handwerk, durch Unterricht und Uebung erlernen laſſe. Dieſe guten Leute urtheilen von der göttlichen Kochkunſt wie Blinde von der Farbe, oder wie ſtupide Zimmermaler von den Heiligen-Bildern eines Raphaels, von den Engelsköpfen eines Carlo Dolce oder den Feenlandſchaften eines Claude Lorrain. Dieſe Schwachköpfe, welche glauben, daß zum Malen weiter nichts als Pinſel und Palette gehöre, meinen, daß man blos Quirl und Töpfe brauche, um kochen zu können.

Wer aber Gelegenheit gehabt, in die höheren Myſterien der Kochkunſt einzudringen, wer jemals die Schöpfungen berühmter Küchenmeiſter ruhig erwogen und geprüft, und das Geprüfte durchgefühlt und ganz in ſich aufgenommen hat, wird mit frohem Bewußtſein bekennen, daß Kochen — die Kunſt der Künſte ſei.

Köche und Dichter werden geboren. Von 1000 Menſchen, die ſich anmaßen, Köche zu ſein, ſind 999 nichts anders, als leichtſinnige Küchenpfuſcher, und nur Einer iſt ein Koch in wahrem Sinne des Worts.

Der Cyniker Crates ſagt: man müſſe ſeinem Philoſophen drei Obolen, ſeinem Arzte eine Drachme, ſeiner Courtiſane zehn Minas und ſeinem Koche ein Talent geben; Beweis, daß dieſer große Philoſoph die Verdienſte eines **Kochs** zu würdigen wußte.

Alphons V., König von Aragonien, ſagt: zu einer guten Haushaltung gehöre ein tauber Mann und eine blinde Frau. Ich meine, zu einer zufriedenen Ehe gehöre eine ſchöne Frau und ein guter Koch.

Fragte mich Jemand, ſchreibt Rabelais, ob ich lieber ein großer Dichter oder ein großer Koch ſein mochte, ich würde dem Pegaſus einen Fußtritt geben und mit Begeiſterung den Quirl ergreifen.

Wie Recht hat Grimod de la Reynière, wenn er ſagt, daß jedes Land weit eher zehn gute Dichter, als einen einzigen guten Koch aufzuweiſen habe. Wie Recht, wenn er ſagt: Un Cuisinier sans défauts est plus rare, qu'un grand poète!

Köche und Dichter ſind die Leuchtthürme der Civiliſation, die Grademeſſer der Cultur.

> Drum ſoll der Koch ſtets mit dem Dichter gehen,
> Denn Beide ſtehen auf der Menſchheit Höhen. —

Alle Schriftſteller der ältern und neuern Zeit wetteifern im Lobe der Koche. Selbſt Martial, der die Geißel ſeiner Satyre über alle Großen ſeiner Zeit ſchwang, beugte ſein Knie vor dem Heiligenſchein der Köche, die er Reges culinae, die Könige der Küche, nennt. Henrion de Panſey, erſter Präſident des Pariſer Caſſationshofes (geb. 1742, geſt. 1829), ſchrieb 1812 an Chaptal: Je ne regarderai pas les sciences suffisamment honorées, tant que je ne verrai pas un cuisinier siéger à la première classe del'Institut. — Iſt das nicht die glänzendſte Lobrede, die jemals zu Ehren der Köche erdacht worden iſt? Nicht weniger gerecht iſt Mercier. Jeder Koch, ſagt er, iſt ein Arzt, der zwei der größten Uebel heilt: „Hunger und Durſt.“

Durchlaufen wir die Annalen der Kochkunſt, ſo finden wir, daß die Koche zu allen Zeiten die begünſtigten Lieblinge der gekrönten Häupter geweſen ſind.

Antonius, der Sieger des Pompejus, ſchenkte ſeinem Koch, der eine neue Sauce erfunden hatte, eine Stadt mit 5000 Einwohnern.

Trimalcion, der Koch des Kaiſers Nero, erhielt jährlich ſechs Talente (9000 Thlr.).

Eleonore von der Provence, Gemahlin Heinrichs III. von England, war ſo entzückt von dem Talente ihres erſten Koches, Richard de Norreys, daß ſie ihren Königlichen Gemahl bewog, ihm die Herrſchaft Ackholt oder Ackwell in Berkſhire zu verleihen. Von dieſem ausgezeichneten Kochkünſtler — erzählt Lady Morgan in ihrem cordon bleu — ſtammte eine noch zu Zeiten Eliſabeths im Staate angeſehene Familie ab. Nicht weit von der alten berühmten Stadt Bray liegt, gleichſam als Triumph der Kochkunſt, die wohlerhaltene Ruine eines altengliſchen Herrenhauſes aus dem Mittelalter, das von John de Norreys, dem Nachkommen des königlichen Koches, mit großem Koſtenaufwand erbaut wurde, und mit dem Biber, dem Wappen Richards de Norreys, und mit dem Motto: „Für treue Dienſte“ geſchmückt iſt.

Taillevant, der Leibkoch Karls V. und VI. von Frankreich, ein Mann, dem wir ein claſſiſches Werk über die Saucen der damaligen Zeit verdanken, ſtand am Hofe in ſo großem Anſehen, daß die Leibwachen des Königs vor ihm in's Gewehr treten mußten.

Heinrich VIII. von England erhob ſeinen Koch, der ihn zu rechter Zeit mit einem Spanferkel überraſcht hatte, zum Baronet.

Gourville, der Koch Ludwigs XIV., bekam für ein Diner, das er zu Ehren der königlichen Geliebten, Louiſe de la Valliere, im Schloſſe zu Fontainebleau veranſtaltet hatte, eine Gratification von 100,000 Livres.

Vatel, der Koch des großen Condé, bekam für jede neue Speiſe, die er erfand, eine Tabattiere oder einen Ring.

Der Koch des Cardinals Caraffa hatte einſt ein Ragout bereitet, welches er ſelbſt ſowohlſchmeckend fand, daß er ſich daran todtaß. Das erinnert mich an Philiſtion, einen Zeitgenoſſen des Socrates, der ein Luſtſpiel geſchrieben hatte, das er ſelbſt ſo komiſch fand, daß er ſich darüber todtgelacht. Welcher dieſer beiden Narren war wohl der Klügere?

Friedrich der Große widmete ſeinem Koch für die Erfindung eines Ragout à la Sardanaple eines ſeiner gelungenſten Gedichte.

Eccardt, der Küchenmeiſter Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, erhielt im Jahre 1832 den rothen Adler-Orden. Man ſagt, der ehrgeizige Koch ſei damit nicht zufrieden geweſen. Wie fange ich's an, fragte er den vortragenden Rath bei der Ordens-Commiſſion, daß ich einen höhern Orden erhalte? Ich weiß nur ein Mittel, rieth der Rath. Laſſen Sie den rothen Adler ſo lange liegen, bis er ſchwarz wird.

Napoleon, obgleich kein Gourmand, wußte die Verdienſte ſeines Koches ſo ſehr zu ſchätzen, daß er ihn nie anders als „mon ami“ zu nennen pflegte.

Der franzöſiſche Koch des Herzogs von Richmond, ein Kochkünſtler, der jährlich 4800 Gulden Gehalt bezog, weigerte ſich, Seine Lordſchaft nach Dublin zu begleiten, weil dort — keine italieniſche Oper exiſtirte. Solcher Kunſtſinn findet ſich nur noch bei Köchen!

Ude, der Koch des Herzogs von Devonſhire, erhielt jährlich 3000 Pfund St. (36,000 Gulden) Gehalt und noch außerdem eine Unzahl von Geſchenken. Dieſer große Mann hat ein Kochbuch geſchrieben, das ſeinen Verleger reich und ihn ſelbſt unſterblich gemacht.

Alexander der Große trug ſtets Homers Iliade und Talleyrand auf allen Reiſen Ude's Kochbuch bei ſich, das er nie anders als die „Bibel des Gaumens“ nannte, und der er namentlich auf dem Wiener Congreſſe manchen Sieg zu verdanken hatte, den die Nachwelt ſeiner Diplomatie zuſchreibt.

Man erzählt ſich von Ludwig XIII. die Anekdote, er habe deshalb ſpaniſch lernen wollen, um den Don Quixote in der Urſprache zu leſen. Der ſelige Herr Carême, der Koch des Herrn v. Rothſchild, ſoll engliſch gelernt haben, um Ude's Küchen-Codex im Original zu leſen. Juſtus Lipſius wußte den ganzen Tacitus, Racine den ganzen Euripides, Metaſtaſio den ganzen Horaz, Hughues Doneau das ganze Corpus juris auswendig, ein göttinger Arzt Brendel konnte die Aeneide und dieſer Carême Ude's Kochbuch vor- und rückwärts herſagen. Es wird Leute geben, die Manches in dieſen Memoiren nicht glauben werden. Ich muß mir das gefallen laſſen.

## LXXXVI.

# Der Dichter und der Koch.

## (1752.)

In einer der ſchattigen Alleen des Schloßgartens zu Sansſouci ſpazierten an einem ſonnenklaren, mildluſtigen Juni-Morgen zwei Männer, von denen der Eine einen Zopf, der Andere eine Perücke trug. Der Mann mit dem Zopfe, ein Vierziger mit blauen Adleraugen, war Friedrich der Große; der Mann mit der Perücke, ein Achtundfünfziger mit ariſtophaniſchem Lächeln, war François Marie Arouet de Voltaire, dem der Philoſoph von Sansſouci eine jährliche Penſion von 22,000 Livres, den Kammerherrenſchlüſſel, den Orden pour le mérite, freie Wohnung im Schloſſe, freie Tafel und freie Equipage eingeräumt hatte, wofür der Sänger der Henriade die Verpflichtung übernommen, die ſchwarze Wäſche des Königs zu waſchen, d. h. die franzöſiſchen Verſe Sr. Majeſtät von kleinen Unrichtigkeiten zu ſäubern. Friedrich der Große war nicht weniger ſtolz auf ſeinen Meiſter, als Voltaire auf ſolch einen Schüler.

Der König blieb ſtehen und präſentirte ſeinem Kammerherrn die Doſe, aus der dieſer mit gracieuſer Kopfverneigung eine Priſe nahm, die er zwiſchen ſeinen dünnen Fingern behielt.

— Wenn ich nicht irre, begann Friedrich, ſo ſind es heute zwei Jahre, daß ich die Ehre habe, Sie meinen Gaſt zu nennen.

— Ew. Majeſtät haben ein bewundernswerthes Gedächtniß. Heute vor zwei Jahren langte Ihr unterthäniger Diener in Potsdam an.

— Wie ſchnell doch die Zeit verſtreicht! Sie haben während dieſer Zeit Ihren Siècle de Louis-le-Grand und wir haben unterdeſſen unſere Mémoires de Brandenbourg vollendet.

— Mein Werk, Sire, wird früh genug der Vergeſſenheit anheimfallen; das Ihrige . . .

— Halten ſie ein, Voltaire. Noch immer giebt es Momente, wo Sie abſichtlich vergeſſen wollen, daß ich kein Freund von Schmeicheleien bin. Mehr als Alles liebe ich die nackte, ungeſchminkte Wahrheit. Sagen Sie offen und ehrlich, gefallen Sie ſich an meinem Hofe noch ſo gut als vor zwei Jahren?

— Ich müßte der undankbarſte Menſch auf Gottes Erde ſein, wenn es mir an Ihrem Hofe nicht gefiele. Ew. Majeſtät überhäufen mich mit Gunſtbezeugungen jeder Art. Ich lebe an Ihrem Hofe wie Aſtolph in dem Palaſt Alcin's, wie Gott in Frankreich, wie Adam im Paradieſe . . .

— Und dennoch ſcheinen Sie mir in letzterer Zeit nicht ſo munter und vergnügt als früher. Es will mich bedünken, als trügen Sie etwas auf dem Herzen, was Sie drückt und peinigt. Hab' ich nicht Recht, Voltaire? Keine Umſchweife? ich verlange Wahrheit, reden Sie . . .

— Da Ew. Majeſtät ſo feſt darauf beſtehen, ſo iſt es meine Pflicht, zu gehorchen. Zwei Menſchen giebt's an Ihrem Hofe, die mir nicht gefallen, mit denen ich mich nie befreunden werde. . . .

— Und dieſe ſind?

— Zwei Landsleute von mir: der Eine iſt ein mittelmäßiger Mathematiker, der Andere ein pitoyabler Koch.

— Sie meinen Maupertuis und Noel?

— Nomina sunt odiosa, erwiderte Voltaire und ließ die Priſe, die er bis dahin zwiſchen ſeinen Fingern gehalten, auf die Erde fallen.

— Ich weiß, Voltaire, daß Sie den Präſidenten meiner Academie nicht leiden mögen, daß er Ihnen einen Dorn im Auge iſt und daß es für Sie kein größeres Feſt giebt, als die günſtige Gelegenheit, wo Sie ihn in den Augen meines Hofes lächerlich machen können. Ich will Ihnen gern zugeben, daß er ein zäher, trockener Pedant iſt. Aber ſein tiefes Wiſſen, ſeine gründliche Gelehrſamkeit laſſe ich ihm von Keinem ſtreitig machen. Sie ſind Dichter; er iſt Gelehrter; mir iſt Einer ſo lieb und werth als der Andere, und wenn ich etwas über Sie vermag, ſo wünſche ich, daß Sie ſich mit ihm vertragen mögen.

— Man kann, Sire, ein großer Gelehrter und dabei doch ein Dummkopf ſein. Er iſt zu ſehr von ſich eingenommen.

— Das ſind auch Sie, Voltaire, mais passons là-dessus. Was Noel anbelangt, ſo wiſſen Sie, daß dieſer Koch mein Liebling iſt. Was haben Sie an dem armen Teufel auszuſetzen?

— Er iſt das unter den Köchen, was Herr Maupertuis unter den Gelehrten: ein foſſiler Pedant, der Alles genau abzirkelt, dem aber vor Allem Geſchmack — die Kunſt, jedem Dinge Reiz und Lüſtre zu verleihen — fehlt.

— Sie haben darin nicht ganz Unrecht.

— In der letzten Zeit hat mir die Einförmigkeit ſeiner Küche mehr Indigeſtionen in einer Woche, als ſonſt in einem Jahre zugezogen; noch nie hat mein Magen ſo viel Strapazen erduldet, als jetzt. Herr Noel ſcheint es geradezu auf ihn abgeſehen zu haben. Geſtern Polenta . . . heute Polenta . . . morgen Polenta!!! Geſtatten mir Ew. Majeſtät die Bemerkung, daß zur Verdauung dieſer italieniſchen Farce ein ſtärkerer Magen als der Ihres gehorſamen Dieners gehört. Wohl weiß ich, daß Polenta die Lieblingsſpeiſe Ew. Majeſtät iſt; aber ein ſo vorurtheilfreier, aufgeklärter Geiſt als der Ihrige wird ſo billig ſein, einzuſehen, daß jeder Magen ſeine eigne Capricen hat. Mein Magen kann ſich, aufrichtig geſagt, ebenſo wenig mit den Productionen Ihres Koches, als mein Geiſt mit den Studien Ihres Herrn Präſidenten befreunden. Ja, lieber wollte ich auf meine alte Tage den Euclid als Noel's Polenta hinabwürgen.

— Sehen Sie, Voltaire, ſo gefallen Sie mir, ich finde Ihren Unwillen ganz in der Ordnung. Auch der Magen hat ſeine Rechte. Was dem Einen behagt, kann dem Andern zuwider ſein. Ich liebe die Polenta . . . Sie haſſen ſie . . . wir dürfen uns das gegenſeitig nicht verargen . . .

— Seit drei Monaten ſehne ich mich vergebens nach meinem Lieblingsgericht. Mein Magen lechzt nach einem dindon aux truffes, wie das Volk Iſrael in der Wüſte nach Manna gelechzt hat . . .

— Wir kennen uns ſchon zwei Jahre. Heut' erfahre ich zum erſten Male, daß Sie Gourmand ſind . . .

— Ich mag es nicht läugnen, daß ich zu Jenen gehöre, die dem Gaumen mehr Rechte einräumen, als ihm vielleicht von Rechtswegen zukommen. Ich geſtehe Ew. Majeſtät unverholen, daß es Augenblicke giebt, in denen ich bedaure, daß ich nicht 75 Jahre vor Chriſti Geburt gelebt, um, als Zeitgenoſſe Lucull's, die Freuden ſeiner Tafel zu theilen. Es giebt keinen Autor, den ich lieber leſe, als den alten Athenäus, der uns auf jedem Blatte ſeines „Gaſtmahls der Gelehrten" blaue Wunder von der Schwelgerei der alten Griechen und Römer erzählt. Wie der Grieche Phyrillus möchte ich ein Futteral über meine Zunge machen laſſen, um die Geſchmackswärzchen zu ſchonen und ſie vor jedem feindlichen Eindruck zu wahren. Wie der Philoſoph Ariſtoxenus möchte ich jeden Abend die Salat-Kräuter meines Gartens mit Meth beſprengen. Wie Aſinius Celer könnte ich für eine Steinbarbe 7000 Thaler zahlen, ohne mir daraus ein Gewiſſen zu machen. Wie Caligula könnte ich drittehalb Tonnen Goldes, den Tribut von drei Provinzen, in einer einzigen Mahlzeit verpraſſen.

— Sie ſcherzen, Voltaire! Muß nicht jeder Vernünftige den geizigen Tiberius dem verſchwenderiſchen Nero vorziehen?

— Wenn Nero, wie Sueton erzählt, bei einem ſeiner Gaſtmähler blos für Kränze, aus den ſchönſten Blumen gewunden, eine Tonne Goldes hingab, wem ſchadete dieſe Verſchwendung, und wem nützte ſie? Ein Monarch, der ſeine Reichthümer in Chatouillen vergräbt, hat er mehr Anſprüche auf die Liebe ſeines Volkes, als ein Monarch, der mit ſeinen Unterthanen die Schätze ſeines Ueberfluſſes theilt? — Doch um auf Herrn Noel zurückzukommen. Selbſt ſeine Polenta, die wie der Refrain eines Gaſſenhauers am Schluſſe jeder Strophe wiederkehrt, würde ich ihm vergeben, wenn er, als Intendant Ihrer Küche, Sorge trüge für einen nur halb erträglichen Kaffee. Der Kaffee aber, den ich an Ihrem Hofe zu trinken die Ehre habe, iſt — Ew. Majeſtät haben nackte, ungeſchminkte Wahrheit von mir verlangt — ein Pasquill auf dieſen Trank. Noel's Kaffee iſt matter noch als eine gelehrte Abhandlung Maupertui's, und dies, Sire, will viel, ſehr viel ſagen. Mit ſolchem Kaffee hätten Ew. Majeſtät die Kaiſerin Marie Thereſia leichter ſchlagen können, als mit den ſiegreichen Waffen Ihres Heeres. Noel's Kaffee . . .

— Taugt nichts! Sie haben Recht, Voltaire, vollkommen Recht. Sein Kaffee will auch mir nicht behagen, und ſchon vor langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ihn darüber zur Rechenſchaft zu ziehen, aber immer daran vergeſſen. Wir beklagenswerthe Könige haben oft an wichtigere Dinge, als an unſern Kaffee zu denken. Aber heute will ich nicht daran vergeſſen. Ei ſehen Sie doch, Voltaire! Der Zufall führt Ihren Feind ſo eben in unſer Gehege. Dort kommt Noel . . .

— Er bemerkt Ew. Majeſtät und will in die Seitenallee einbiegen . . .

— Rufen Sie ihn . . .

— Heda, Noel! Herr Noel!!! Er thut, als ob er mich nicht hörte . . .

— Noel, rief der König und winkte dabei mit ſeinem Stocke.

— Was befehlen Ew. Majeſtät? fragte der Koch, der in einem Nu herbeigeeilt war.

— Gut, daß ich Dich gerade jetzt erwiſche. Herr v. Voltaire beſchwert ſich über Dich, daß Du ihm geſtern Polenta, heute Polenta und morgen Polenta auf die Tafel bringſt.

— Erlauben mir Ew. Majeſtät, Herrn v. Voltaire ganz gehorſamſt zu widerſprechen. Geſtern erhielt er Polenta . . . das iſt wahr . . . heute erhielt er Polenta . . . auch das iſt wahr . . . morgen aber erhält er keine Polenta . . .

— Herr v. Voltaire ſehnt ſich nach drei Monaten nach ſeinem Lieblingsgericht . . .

— Sire, Herr v. Voltaire hat der Lieblingsgerichte ſo viele, daß ich leider nicht Scharfſinn genug beſitze, zu errathen, welche Speiſe damit gemeint ſein ſoll . . .

— Dindon aux truffes! Nicht wahr, Herr v. Voltaire?

— Ganz recht, Majeſtät.

— Herr v. Voltaire wird alſo morgen dindon aux truffes erhalten. Ferner beſchwert ſich Herr v. Voltaire — und zwar mit vollem Rechte — über den unverantwortlich ſchlechten Kaffee . . . er hält ihn für ein Pasquill, und leider muß ich ihm beiſtimmen.

— Ew. Majeſtät ſehen mich zerknirſcht . . .

— Herr Noel wird von heute an Sorge tragen, daß mein Gaſt mit mehr Sorgfalt bedient werde. Herr Noel wird meinem

Kammerherrn jeden Abend die Speiſekarte für den nächſten Tag vorlegen und ihm die Wahl der Gerichte überlaſſen. Herr Noel wird ſich ferner angelegen ſein laſſen, ſolchen Kaffee vorzuführen, deſſen er ſich nicht zu ſchämen braucht. Hat Herr Noel mich verſtanden?

— Vollkommen, erwiderte der beſchämte Koch, machte eine außergewöhnlich tiefe Verbeugung und ging.

— Wir wollen nun in's Schloß zurück. Ich will Ihnen, wenn Sie ſich aufgelegt fühlen, den Anfang eines neuen Gedichts — l'art de la guerre — von mir vorleſen.

— Ich brenne vor Begierde, es zu hören.

— Zuvor aber wollen wir frühſtücken. Ein nüchterner Magen iſt ein ſtrengerer Kunſtrichter, als ein ſatter. Ich bedarf der Nachſicht . . .

— Eh bien, déjeûnons! ſagte Voltaire.

Und Beide begaben ſich in's Schloß, und gleich darauf erſchien das Frühſtück.

Als Herr von Voltaire, drei Stunden ſpäter nach Potsdam zurückgekehrt, in ſein Gemach eintrat (Friedrich II. hatte ihm jenes Zimmer eingeräumt, das früher der Marſchall von Sachſen, der Sieger von Ettlingen und Philippsburg, bewohnt hatte) fand er auf ſeinem Arbeitstiſche ein Billet mit ſchwarzem Siegel liegen. Er erbrach es und war nicht wenig erſtaunt, als er nachfolgende Zeilen las:

Mein Herr.

Sie haben ſich erdreiſtet, mich bei Sr. Majeſtät dem Könige auf jede Weiſe zu verdächtigen. Sie haben meine Verdienſte in den Augen des Monarchen herabzuſetzen verſucht. Sie haben ſich über meine Polenta, mehr aber noch über meinen Kaffee beſchwert. Es giebt Beſchimpfungen, mein Herr, die ein Mann von Ehre nicht ungeſtraft laſſen darf. Sie haben die Ehre, einer Nation anzugehören, der auch ich angehöre. Als Franzoſe muß es Ihnen bekannt ſein, daß Sie jedem Beleidigten Rechenſchaft ſchuldig ſind. Sie haben meine Ehre auf das Empfindlichſte gekränkt und werden ſich mit mir ſchlagen. Ich erwarte von Ihrem Ehrgefühle, daß Sie meine Herausforderung annehmen und mir innerhalb dreimal vier und zwanzig Stunden Genugthuung geben werden. Die Wahl der Waffen und den Ort unſeres Zuſammentreffens überlaſſe ich Ihnen. Ich erſuche Sie, ſich bei Zeiten um einen Secundanten um zu ſehen. Wenn Sie dieſe Herausforderung zurückweiſen, ſo ſehe ich mich genöthigt, Sie für einen feigen Poltron zu halten.

Mit der Ihnen gebührenden Achtung unterzeichnet ſich
F. Noel,
Maitre de cuisine du Roi.

Voltaire wußte nicht, ob er darüber lachen oder außer ſich gerathen ſolle. Ein Koch ſchickt ihm eine Herausforderung, weil man ſich erdreiſtet hat, die ewig wiederkehrende Polenta und den ſchlechten Kaffee zu tadeln!

— Dieſer Mann Gottes, monologiſirte Herr von Voltaire, ſcheint verrückt zu ſein. Ich werde darauf antragen, ſeinen Geſundheitszuſtand unterſuchen zu laſſen. Ich ſoll mich duelliren, duelliren mit einem Koch?! Was würde der Hof, was Frankreich, was die Welt dazu ſagen?! Der Sänger der Henriade hat ſich mit einem Quirlhelden geſchlagen! Man würde darauf Gaſſenhauer dichten. Jeder Tölpel würde ein Epigramm darauf ausbrüten, und Herr Maupertuis, der hochgelahrte Präſident der Academie, der neue Archimedes, der ein Loch in den Bauch der Erde bohren will, um die Geheimniſſe der Centrifugalkraft zu entſchleiern, würde mathematiſch beweiſen, daß ich ein Eſel bin. Lieber ſterben als ein Gegenſtand des Spottes ſein! Les armes du ridicule sont plus dangereuses que tous les poignards des assassins! Und weiſe ich die Herausforderung zurück, ſo erfrecht ſich dieſer Koch, mich für einen feigen Poltron zu halten. Was thun? Soll ich ſie annehmen oder nicht? Wie Buridans Langohr zwiſchen zwei Heubündeln ſtehe ich jetzt zwiſchen dem Ja und Nein, unſchlüſſig, ob ich dem Tölpel Genugthuung geben ſoll oder nicht. — Halt! da blitzt mir ein guter Gedanke durch's Gehirn. — Ich erſuche Sie, ſich bei Zeiten um einen Secundanten umzuſehen, — ſchreibt er. Ich will dieſen Rath ſogleich befolgen.

Zehn Minuten ſpäter ließ ſich Herr von Voltaire bei Sr. Majeſtät dem König anmelden.

— Was bringen Sie mir? fragte Friedrich.

— Ich wage heut zum erſten Male in einer Angelegenheit ganz eigenthümlicher Art um den Beiſtand Ew. Majeſtät zu bitten . . .

— Womit kann ich dienen?

— Wollen Ew. Majeſtät mir wohl die Huld erweiſen, mein Secundant zu ſein? So eben, Sire, habe ich eine Herausforderung erhalten . . .

— Von wem? fragte der König mit allen Zeichen der Neugier.

— Ich bitte Ew. Majeſtät zu leſen, erwiderte Voltaire, dem König das Cartel überreichend.

— Was ſeh' ich? rief der Philoſoph von Sansſouci mit lachender Miene, mein Noel hat Sie gefordert?

— So iſt's, Sire.

— Und Sie haben beſchloſſen?

— Die Herausforderung anzunehmen, weil ich kein Gelüſte darnach trage, für einen feigen Poltron gehalten zu werden.

— Sie wollen ſich alſo wirklich mit ihm ſchlagen?

— Sire, was bleibt mir anders übrig?

— Nein, Voltaire, das darf ich aus drei Gründen nicht geſtatten. Erſtens iſt das Duell in meinen Staaten verboten; zweitens würde ich untröſtlich ſein, wenn Noels Waffe Ihrer ruhmvollen Laufbahn inmitten Ihrer ſchönſten Siege eine Gränze zöge; drittens würde ich es Ihnen nie verzeihen können, wenn, umgekehrt, Ihre Kugel dem Leben meines Kochs den Garaus machte, denn wo fände ich dann einen Zweiten, der mir ſo treffliche Polenta, ſo unvergleichliche Aalpaſteten ſervirte? Nein, Voltaire, Sie dürfen dieſe Herausforderung nicht annehmen.

— Und falls ich ſie zurückwieſe, würde Herr Maupertuis dieſe Gelegenheit nicht erfaſſen, logiſch, arithmetiſch und mathematiſch zu beweiſen, daß der Kammerherr Ew. Majeſtät ein feiger Poltron iſt?

— Sie haben Recht, Voltaire, Sie müſſen die Herausforderung annehmen.

— Und mich alſo wirklich mit ihm ſchlagen? fragte Voltaire, der dazu nicht ſonderlich Luſt zu haben ſchien.

— Zum Schlagen ſoll es doch nicht kommen; dafür laſſen Sie mich ſorgen. Schreiben Sie dem ehrgeizigen Koch, daß Sie gewohnt wären, jedes Cartel anzunehmen. Wählen Sie Piſtolen und einen Ort in der Nähe von Sansſouci zum Rendezvous auf morgen früh ſechs Uhr. Suchen Sie ſich irgend einen Secundanten; mich aber laſſen Sie ganz aus dem Spiele.

— Und wie ſoll das enden? fragte Herr v. Voltaire mit einem Anflug von Beſorgniß.

— Drolliger, als Sie vielleicht glauben.

— Wohlan, Sire, ich füge mich ganz Ihrem Befehle.

— Gehen Sie mit Gott und laſſen Sie ſich des Duelles wegen keine grauen Haare wachſen.

Voltaire kehrte nach ſeinem Zimmer zurück und ſchrieb dem Koch:

„Der Unterzeichnete will ſich herablaſſen, Ihr Cartel des Spaßes halber anzunehmen. Er erwartet Sie morgen früh ſechs Uhr, bei der letzten Mühle hinter Sansſouci. Wir ſchießen uns über das Schnupftuch. Abgemacht.“

Voltaire,
Kammerherr des Königs.

Herr Noel war eben mit der Zubereitung einer neuen Aalpaſtete beſchäftigt, als er die Antwort ſeines Gegners erhielt. Mit pochendem Herzen erbrach er das Billet und wurde leichenblaß, als er las, daß Voltaire ſich herablaſſe, die Herausforderung anzunehmen.

— Teufel, rief er aus, als er allein war, das hätte ich nicht geglaubt! Ich wollte ihm, aufrichtig geſagt, blos ein wenig Furcht vor mir einjagen und traute dem Klapperbein nicht ſo verteufelt viel Courage zu. Er hat Piſtolen gewählt und will ſich nur über das Schnupftuch ſchießen. Ich habe zwar auch Courage, denn ich ſtand ſchon oft genug vor dem Feuer . . . auf dem Heerde; ein Piſtolenduell hat aber immer etwas Kitzliches, man iſt doch auch nur Menſch und hat leider keine Rhinoceroshaut, an der ſo eine impertinente Kugel machtlos abprallt. Hätte ich ahnen können, daß dieſer Mann kein feiger Poltron iſt, ſo würde ich mir auf andere Weiſe von ihm Genugthuung verſchafft haben. Aber was einmal geſchehen iſt, läßt ſich nicht ändern. Ich muß gute Miene zum böſen Spiele machen und mich mit ihm ſchlagen. Ach, wenn's nur nicht Piſtolen wären! Die Stimme meines Herzens ſagt mir, daß ich fallen werde. Armer Noel . . . Du ſtehſt an der Schwelle des Todes . . . Aber Muth gefaßt! Iſt es nicht eine Ehre, von einem Voltaire erſchoſſen zu werden? Mit ihm kommt auch mein Name auf die Nachwelt, und das iſt mehr als Alles werth . . . ſterben muß ich ja doch einmal . . . ob früher oder ſpäter? . . . einerlei! Ich bin jetzt ungeſtört und will nun mein Teſtament machen. Er nahm eine Feder und ſchrieb auf die Rückſeite eines Speiſezettels ſeinen letzten Willen. Statt des Sandes, das Geſchriebene zu trocknen, glitten ein Paar Thränen auf's Papier.

— Ach das Leben iſt doch ſchön, ſeufzte Herr Noel und verſiegelte ſein Teſtament.

Der arme Koch hatte eine ſehr unruhige Nacht. Auch Herr von Voltaire ſchlief nicht ſo ruhig als gewöhnlich.

* * *

Am andern Morgen mit dem Glockenſchlage Sechs ſtellten ſich bei der letzten Mühle hinter Sansſouci hinter einem ſtarken Gebüſch Herr Noel und ſein Secundant und gleich darauf Herr von Voltaire und ein Kammerherr des Königs ein.

— Eh bien, ſagte Voltaire, laden Sie . . . ich habe keine Zeit zu verlieren.

Die Secundanten luden die Piſtolen und überreichten ſie den Duellanten. Man wollte eben an's Werk ſchreiten, als der Philoſoph von Sansſouci auf blendendweißem Schimmel, begleitet von einem ſeiner Adjutanten, wie ein deus ex machina herbeigeſprengt kam.

— Heda, was giebts hier? rief der König. Ich glaube gar, ein Duell?

— Sire, ſtammelte der zitternde Noel.

— Noel? Er iſt's? Weiß Er nicht, daß Duelle in meinen Staaten bei Feſtungsſtrafe verboten ſind? Mit Befremden ſehe ich auch Herrn von Voltaire hier . . . Waren Sie es, der meinen Koch herausgefordert hat?

— Sire, umgekehrt!

— Ei, Noel, iſt Er toll? Er will ſich ſchlagen? Geb' Er hübſch nach Hauſe und beſorge Er uns je eher je lieber ein gutes Frühſtück, denn der Morgenritt hat mich hungerig gemacht. Geb' Er, Noel, und überlaſſe Er das Duelliren lieber Andern. Er iſt ein excellenter Koch, aber ein ſchlechter

Schütze. Dank' Er dem Himmel, daß mich der Zufall hierher geführt . . . eine Minute ſpäter hätte Er uns kein Frühſtück kochen können. Kommen Sie, Herr von Voltaire, ich habe Ihnen eine Nachricht aus Paris mitzutheilen, ſagte Friedrich der Große und ſtieg vom Pferde ab.

Gleich darauf ſah man Beide, den König und ſeinen Kammerherrn, Arm in Arm nach Sansſouci zurückkehren.

Eine Stunde ſpäter ſervirte Hr. Noel das Frühſtück. So endete das blutigſte aller Duelle.

# LXXXVII.

## Die Heirath durch Zwiebeln.

Es war im Jahre 1635. Um dieſe Zeit machte in Holland eine Blume aus Cappadocien, die „Tulpe“, großes Aufſehen. Im ganzen Lande herrſchte die Tulpomanie, eine Sucht nach Tulpenzwiebeln, die manchen Armen reich und manchen Reichen arm machte. Denn, wie man jetzt mit Staatspapieren, ſo ſpeculirte man damals mit Tulpenzwiebeln . . . eine gefährliche Speculation, die Dieſen zum Bettler, Jenen zum Millionär machte.

In Harlem (wer kennt nicht Harlem, dieſe Wiege der Tulpenzwiebeln?!) lebte damals Herr van der Lübben, ein ſteinreicher Mann, der aber ſo geizig war, daß er ſich und ſeiner einzigen Tochter Eleonore kaum einen Biſſen Brod gönnte.

Auch van der Lübben ſpeculirte mit Blumenzwiebeln und hatte ſich dadurch ein großes Vermögen erworben. Er verſandte Tulpenzwiebeln nach England und Frankreich und ließ ſie ſich theuer bezahlen.

Die Sucht nach ſchönen Tulpen war damals ſo groß, daß man manche Zwiebel mit vier-, manche mit fünf-, einen Semper augustus ſogar mit ſechstauſend Gulden bezahlte.

Das hatte ſich Usbeck, der öſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel, der im Jahre 1557 die erſten Tulpen nach Wien geſendet, gewiß nicht träumen laſſen, daß, achtzig Jahre ſpäter, dieſe cappadociſchen Blumen die phlegmatiſchen Holländer ſo enthuſiasmiren würden.

Van der Lübben wußte aus dem Tulpenrauſche ſeiner Landsleute den größten Nutzen zu ziehen: er gab einer und derſelben Zwiebel oft zehn verſchiedene Namen, von denen der eine glänzender und lockender, als der andere war. Eine dieſer Zwiebeln nannte er Regina mirabilis . . . ein Name, der gar nicht zu bezahlen war.

Eines Tages ließ ſich ein Engländer bei ihm anmelden.

— Vermuthlich ein Tulpenliebhaber! Man laſſe ihn ein, ſagte van der Lübben.

Der Fremde überreichte dem Tulpenfabrikanten einen Empfehlungsbrief von van der Lübbens Bruder, welcher ſich ſeit einer Reihe von Jahren in London niedergelaſſen hatte.

Van der Lübben auftiſchte eine Brille auf den Sockel ſeiner Naſe und las folgenden Brief:

Mein ſehr werther Bruder.

Vorzeiger dieſes iſt Herr Littleboom, der einzige Sohn eines der reichſten Kaufleute Londons, der eine Reiſe nach dem Continente unternimmt, um ſich dort eine Frau zu ſuchen, weil er eine Abneigung gegen die Schönen ſeines Vaterlandes hat. Ich gab ihm einen Brief an Dich, weil ich weiß, daß Du eine ſchöne Tochter haſt. Wenn Deine Eleonore ihm gefällt, ſo bin ich überzeugt, daß er ſie heirathen wird, und daß Du gern einwilligen wirſt, da Maſter Littleboom ein Vermögen von wenigſtens 80,000 Pfund Sterling beſitzt. —

Van der Lübben konnte nicht weiter leſen. — 80,000 Pfund Sterlinge!!! Dieſe Zahl weckte in ſeiner geldgierigen Seele eine Unzahl ſanguiniſcher Hoffnungen, die ihn in die heiterſte Stimmung verſetzten. 80,000 Pfund Sterling! ſprach er zu ſich ſelbſt und fiel den Engländer um den Hals, drückte ihn an ſeine Bruſt, hieß ihn 3000 Mal willkommen und lud ihn ſogleich zum Frühſtück ein.

— Das Frühſtück nehm' ich an, denn ich habe einen pferdemäßigen Hunger, ſagte der Engländer.

— Edle Offenherzigkeit, die mich bis zu den Thränen rührt, erwiderte der Freundſchaft heuchelnde Tulpenkaufmann und klingelte.

Gleich darauf trat ein Diener ein, dem er ein Paar Worte in's Ohr raunte, worauf dieſer wieder abging und mit einem Frühſtück zurückkam, das aus Häring, Bier und Käſe beſtand.

— 80,000 Pfund Sterling! Wenn der mein Schwiegerſohn wäre . . . ich würde ihn auffreſſen vor Liebe . . . ſo dachte er bei ſich und lud den Engländer zum Platznehmen ein.

— Sie ſollen eine Tochter haben, ſprach der Engländer.

— Zu dienen, Herr Littleboom.

— Iſt ſie ſchön?

— Wunderſchön . . . mir wie aus dem Geſicht geſchnitten . . .

Der Engländer warf einen trockenen Blick auf ſein vis-à-vis, das ein Bild der Häßlichkeit war, und konnte ſich des Lächelns nicht erwehren.

— Wie alt iſt Ihre Tochter? fragte der Engländer.

— Siebzehn Sommer, antwortete der Holländer.

— Iſt ſie blond? fragte der Engländer.

— Außerordentlich blond, antwortete der Holländer.

— Könnte ich ſie wohl einmal ſehen? fragte der Engländer.

— O ja, antwortete der Holländer. Gleich will ich ſie holen . . . Sie wird aber noch im Negligé ſein, denn es iſt noch ſehr früh . . . aber das hat wohl nichts zu ſagen?

— Au contraire, meinte der Engländer und öffnete die zweite Flaſche Bier, denn die erſte hatte er bereits ausgetrunken.

— Eſſen und trinken Sie, ſo viel Sie wollen . . . geniren Sie ſich nicht im Geringſten . . . thun Sie gerade ſo, als ob Sie hier zu Hauſe wären . . . gleich bin ich wieder bei Ihnen . . . 80,000 Pfund Sterling! Ein Goldjunge! ſprach er zu ſich ſelbſt und ging in's Seitengemach, um ſeine Tochter zu holen.

Der Engländer entwickelte einen Appetit, der alle Grenzen des Anſtandes überſprang: er fraß wie ein Wolf, verſchluckte einen Häring nach dem andern und entkorkte jetzt die dritte Flaſche.

— Was ſind denn das für Dinger, die hier auf dem Teller liegen? Vermuthlich Zwiebeln zum Häring. (Er roch daran.) Ganz recht, es ſind Zwiebeln! D'rauf ſchälte er eine nach der andern und verſchluckte ſie ſcheibenweiſe mit dem Häring.

Jetzt kam van der Lübben zurück.

— Meine Tochter wird bald hier ſein . . .

— Schon gut, ſchon gut, hat keine Eile . . .

— Schmeckt es Ihnen, wenn ich fragen darf?

— Gut, recht gut! Sie ſehen, ich habe ſo ziemlich Alles aufgegeſſen, was hier auf dem Tiſche ſtand.

Van der Lübben warf einen Blick auf die faſt leeren Teller und ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus.

— Jeſus, Marie und Joſeph!! ſchrie der Holländer und rang verzweiflungsvoll die Hände.

— Warum ſchreien Sie denn ſo? fragte ruhig der Engländer und ſpülte den letzten Biſſen Eſſen, der ihm noch in der Kehle ſtak, mit einem tüchtigen Schluck Bier hinunter.

— Herr, wiſſen Sie, was Sie da gegeſſen haben?

— Nun, doch nicht etwa Gift?

— O, wär's nur das, da würde ich mich wohl zu tröſten wiſſen, aber Sie haben mir fünf Zwiebeln aufgegeſſen!

— Ja, das hab' ich. Iſt das ein Unglück?

— Freilich, ein Unglück, ein großes Unglück, ein ſchauverhaftes Unglück! Dieſe Zwiebeln waren keine gewöhnlichen Zwiebeln . . .

— Nicht? Was denn?

— Tulpenzwiebeln, koſtbare Tulpenzwiebeln, die ich, bevor Sie kamen, einpacken und nach Amſterdam ſchicken wollte. Sie haben einen Semper augustus für 5210 Gulden, einen Admiral Liefken für 4800 Gulden, eine Regina mirabilis für 4600 Gulden und eine Donna Maria für 3200 Gulden hinabgewürgt. Herr, das iſt ein Frühſtück, das mich bankerout macht! (Er rang die Hände . . . die Thränen ſtanden ihm in den Augen . . .) Frißt mir der Menſch meine ſchönſten Hoffnungen, meine koſtbarſten Tulpenzwiebeln auf! Mann Gottes, ſchaffen Sie mir die fünf Zwiebeln wieder oder Sie ſind ein Kind des Todes!

— Was mein Magen einmal in Beſchlag genommen, das giebt er unverſehrt nicht wieder . . . ich kenne meinen Magen, er iſt in dieſem Punkt etwas hartnäckig, erwiderte ruhig der Engländer und wiſchte ſich den Mund ab.

— Herr, wie können Sie ſo ruhig ſein, wenn Sie ſehen, daß ich mich ſo ärgere? Nein, das iſt zum Schlagtreffen! Mann, ich muß meine Zwiebeln wieder haben!

— Warten Sie bis zum nächſten Frühjahr . . . dann, hoffe ich, wird in meinem Magen ein ganzer Flor von Tulpen blühen. Sie ſollen ſodann von jeder Gattung einen Ableger haben . . .

— Herr, reißen Sie hier keine ſchlechten Witze, das ſchickt ſich nicht, das verbitte ich mir. Sie müſſen mir meine fünf Zwiebeln zurückſchaffen oder mir 20,000 Gulden Schadenerſatz leiſten . . .

— 20,000 Gulden Schadenerſatz . . . das werde ich bleiben laſſen. Warum ließen Sie die Zwiebeln auf dem Tiſche liegen, ohne mich davor zu warnen? Das iſt Ihre Schuld!

— Warum fraßen Sie dieſe Zwiebeln, ohne mich zuvor um Erlaubniß gefragt zu haben?

— Weil ich geglaubt, daß es gewöhnliche Zwiebeln wären, die Sie, zum Frühſtück gehörend, auftragen ließen.

— Ich könnte vor Wuth mich ſelbſt mit Füßen treten . . .

— Thun Sie das, wenn es Ihnen Spaß macht . . .

— Herr, keine Witze! Frißt der Menſch mir meine koſtbarſten Blumenzwiebeln! Wenn ich eine dieſer fünf Zwiebeln meiner Tochter zur Mitgift hätte geben wollen, jeder Graf würde ſich ein Vergnügen gemacht haben, ſie zur Frau zu nehmen.

— Die Zwiebel oder die Tochter?

— Herr, wenn Sie ſich unterſtehen, noch einmal einen Witz zu reißen, ſo bring' ich Sie um. Reizen Sie mich nicht!! Wecken Sie nicht den ſchlummernden Löwen!!!

In dieſem Augenblick trat Eleonore, die Tochter van der Lübben's ein. Der Engländer erblickte ſie und ihre Schönheit elektriſirte ihn dergeſtalt, daß er zuckte und erſchrak.

— Goddam, das iſt die ſchönſte Tulpe, die Sie beſitzen, ſagte er zu van der Lübben. Dieſe Tulpe muß mein werden. Verlangen Sie, was Sie wollen . . . ich gebe Ihnen Alles, was ich mein nenne, für dieſe Tulpe.

— Wollen Sie auch dieſe Tulpe verſchlingen? fragte der Holländer.

— Ja, vor Liebe! rief der Engländer.

Eleonore erröthete und ſchlug das Auge nieder. Die göttliche Schaam erhöht die Reize der Frauen. Eleonore glich jetzt einer Engelsgeſtalt des Carlo Dolce . . . der Engländer ſtaunte den Nimbus ihrer Reize an und — — bat um ihre Hand.

Drei Tage nachher war die Verlobung.

## LXXXVIII.

## Die beiden Paletots.

An einem naßkalten Novemberabende hielt ein Mieth-Cabriolet vor einem neuen Hauſe im Quartier Notre-Dame de Lorette zu Paris. Gleich darauf ſprang ein Mann in einem weiten Paletot aus dem Wagen heraus und in das Hausthor hinein, näherte ſich der Portier-Loge und fragte mit nachläſſig hingeworfenem Tone nach einer der Einwohnerinnen dieſes Hauſes — Madame Beauvallet — ſtieg dann zwei Treppen hinauf und trat, nachdem er im dunklen Vorzimmer ſeinen Paletot abgeſtreift und auf einen Stuhl hingeworfen hatte, in ein matt erleuchtetes, ſanft durchwärmtes und angenehm durchduftetes Zimmer, mit deſſen Beſchreibung ſich, unter uns geſagt, ganz bequem das erſte Capitel eines modernen Romanes füllen ließe. Die kurz geſchürzte Anecdote aber kann ſich bei dergleichen Schilderungen nicht lange aufhalten, und darum genüge es zu ſagen, daß dieſes Zimmer mit ausgezeichnetem Geſchmack und einer wunderbaren Fülle kleiner Rococo-Zierarten ſo reizend ausgeſchmückt war, daß wohl jeder meiner Leſer ſich darin ſchnell genug heimiſch gefühlt hätte. Die Dame des Hauſes, oder beſſer geſagt, die Göttin dieſes kleinen Tempels, war eine reizendfriſche Schönheit von 20 bis 22 Jahren, und um mit einen Worte Alles zu ſagen, eine jener Frauen, die der geiſtreiche Verfaſſer der „Nouvelles à la main“ nach dem Namen ihres Kirchſprengels und Hauptquartiers „Lorettes“ getauft hat. Für uneingeweihte Leſer, welche Paris nicht näher kennen, ſei im Vorbeigehen hinzugefügt, daß eine Lorette nichts mehr und nichts weniger als eine Griſette auf Velinpapier, eine Griſette mit Goldſchnitt, eine Griſette avant la lettre iſt. Der Leſer wird mich begriffen haben.

Als der junge Mann in das Zimmer eintrat, lag Madame Beauvallet wollüſtig ausgeſtreckt auf einem Ruhebett, in einem Album blätternd, das aus den niedlichſten Zeichnungen Gavarni's zuſammengeſetzt war. Madame erhob ihren Kopf, warf einen zärtlichen Blick auf ihren Beſuch und ſagte dann mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote ſtand:

— Sie ſind's, Armand? Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie kommen.

— Sie haben mich rufen laſſen, Madame, erwiderte der junge Mann mit einer Kälte, die weder mit ſeinem Alter, noch mit ihrer Zärtlichkeit harmonirte.

— Entſchuldigen Sie, Herr Armand, ſagte Madame Beauvallet, nachdem ſie ſich erhoben und eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, entſchuldigen Sie, wenn ich Sie Anfangs mit ſo wenig Ceremonie empfangen habe; ich glaubte, daß das Vergangene mir ein Recht zu ſolcher Vertraulichkeit gegeben, aber ich ſehe wohl an der Kälte Ihres Benehmens, daß ich mich in Ihnen getäuſcht habe. Wollen Sie die Güte haben, dieſen Fauteuil anzunehmen, den Ihre ganz gehorſame Dienerin Ihnen ehrfurchtsvoll anzubieten wagt, Herr Armand, wollen Sie mir nicht die Ehre erweiſen, auf einen Augenblick Platz zu nehmen?

Lorette machte von Neuem eine tiefe Verbeugung, vermochte aber nicht, länger ernſt zu bleiben, und fing plötzlich aus vollem Halſe zu lachen an.

— Eh bien, liebe Henriette, begann Armand mit ſteinernem Ernſte, wollen Sie mir nicht ſagen, weßhalb Sie mich ſo eilig haben rufen laſſen?

— Wiſſen Sie das wirklich nicht?

— Nein, Henriette.

— Um die hohe Ehre und das köſtliche Vergnügen zu haben, Sie endlich nach ſo langer Zeit einmal wieder bei mir zu ſehen. Glaubten Sie vielleicht, daß ich bereits geſtorben ſei? Haben Sie die Güte, ſich vom Gegentheil zu überzeugen. Ich lebe noch und befinde mich, ob ich gleich ſchon ſeit länger als zwei Monaten das Glück Ihres Beſuchs entbehrt habe, wohl, wohler als je . . .

— Und weßhalb, Madame, haben Sie mich rufen laſſen?

— Weßhalb? Beim Himmel, ich bewundere die Unverſchämtheit dieſer Frage.

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Ich wollte Ihnen ſagen, daß ich mich in einer großen Verlegenheit befinde.

— Womit kann ich dienen?

— Ich blätterte vorhin im Album und ſuchte mir Coſtüme für die nächſten Maskenbälle. Ach, dieſer Gavarni hat ſo viel Geſchmack, ſo viel Eleganz, ſeine Masken ſind ſo neu und ſchön; ich möchte ſie alle haben. Aber unglücklicherweiſe iſt der diesjährige Carneval ſo kurz . . . ich muß mich beeilen, eine Wahl zu treffen und darum, ja nur darum . . .

— Haben Sie mich rufen laſſen?

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie dadurch von wichtigern Beſuchen abgehalten habe. Aber nein, mein Herr, ein ganz anderer Grund hat mich bewogen, mir die Freiheit zu nehmen, Sie um Ihren Beſuch zu bitten. Es handelt ſich nicht vom Coſtume, das ich auf dem nächſten Balle tragen will, ſondern von dem Cavalier, der bei den Feſten des Carnevals mein Begleiter ſein wird. Ich muß Sie bitten, mir einige Auskunft zu ertheilen. Sie kennen Herrn Leon von Renneville. Sein Benehmen gefällt mir. Das allein aber genügt mir nicht. Iſt er auch ſo reich, als er ſagt, eben ſo liebenswürdig, als er beim erſten Anblick zu ſein ſcheint? Iſt er ſanft, zärtlich, artig, zuvorkommend? Verlangt er nicht zu viel? Iſt er eiferſüchtig? Liebt er Bälle, Champagner, Galopps, Soupers? Schläft er bei Tag oder bei Nacht? Mit einem Wort, iſt er ein Cavalier, auf den man vom erſten Neujahrstag bis zur letzten Nacht des Carnevals rechnen kann?

— Früher, liebe Henriette, habe ich Herrn von Renneville ziemlich genau gekannt. Er war ein Mann, ganz nach Ihren Wünſchen, immer guter Laune, außerordentlich vergnugungsſüchtig, ein luſtiger Geſellſchafter, ein unermüdlicher Tänzer, mit einem Wort Alles, was Sie haben wollen. Im Winter verſchwendete er die Einkünfte des ganzen Jahres in Paris und brachte die übrige Zeit auf einem öden Landgute ſeines Oheims zu. Bei dieſem Erſparungsſyſteme war es ihm möglich, den kleinen Fond ſeines Vermögens ſo gut als möglich zu erhalten. Doch kann ich Ihnen nicht ſagen, wie ſeine Umſtände gegenwärtig beſchaffen ſind, denn ſeit länger als zwei Jahren habe ich ihn ganz aus dem Geſichte verloren.

— Zu etwas Anderm, lieber Armand. Iſt es wahr, daß Sie auf dem Punkte ſtehen, eine junge, reiche Perſon zu heirathen, in die Sie ſterblich verliebt ſind? Iſt es erlaubt, Ihnen meinen Glückwunſch darzubringen? Niemand, Sie wiſſen es, nimmt wärmern Antheil an Ihrem Schickſal, als Ihre ganz ergebene Dienerin; Niemand trägt heißere Wünſche für Ihr Wohl im Herzen, als Ihre einſt von Ihnen angebetete, jetzt treulos verlaſſene Dido.

— Danke, danke, Henriette, aber Ihre Wünſche werden nicht erhört werden. Die Heirath, von der Sie ſprechen, wird nicht zu Stande kommen; meine ganze Hoffnung iſt vernichtet.

— Ich verſtehe. Herr Senancourt hält Sie für ſeine Tochter nicht reich genug. O dieſe herzloſen Bankiers! Sie können weiter nichts als Thaler zählen und wiſſen nicht, was Liebe iſt. Ich beklage Sie von ganzer Seele, mein Freund. Ach, wohl nur deßhalb ſehen Sie jetzt ſo blaß und melancholiſch aus? Armer Armand! Aber wiſſen Sie, daß es gar nicht klug von Ihnen iſt, ſich darum ſo abzuhärmen? Wenn Sie einen ſchlimmen Zahn und kein ſchmerzſtillendes Mittel haben, ſo iſt es das Klügſte, den Zahn auszureißen und in den Armen Ihrer Freundin den heilenden Balſam zu finden. Der Carneval wird Ihnen Ihre Laune, Ihre Heiterkeit wiederbringen . . .

— Nein, alle Vergnügungen ſind für mich abgeblüht. Es iſt hohe Zeit, an ernſtere Dinge zu denken. Nur einem reichen Manne, ſagte er, wolle er die Hand ſeiner Tochter geben. Nun gut, ich will verſuchen, Reichthümer zu ſammeln.

— Und glauben Sie, guter Armand, daß das ſo leicht iſt?

— Hab' ich nicht Kraft und Muth? Morgen reiſe ich nach Havre und in acht Tagen gehe ich von dort nach Amerika. Leben Sie wohl, Henriette!

— Wie? Schon jetzt, ſagte Madame Beauvallet und hielt Armand mit thränenfeuchtem Blick zurück.

Die Scene drohete äußerſt rührend zu werden, als zum Glück die Kammerfrau mit beſtürzter Miene eintrat und der zärtlichen Lorette ſo leiſe als nur immer möglich den Namen „Duroſier“ in's Ohr flüſterte.

— Der Unausſtehliche, erwiderte Henriette. Immer kommt er zu unrechter Zeit!

— Herr Timoleon Duroſier?

— Ja, Armand.

— Ein langer, magerer Mann?

— Und ſehr häßlich, fügte Madame Beauvallet hinzu.

— Ungefähr vierzig Jahre alt?

— Alſo Sie kennen ihn?

— Er iſt mein Nebenbuhler, der mir vorgezogen wird, der die heirathen ſoll, die ich liebe.

— Ha, der Verräther! Aber hier bei mir darf er Sie nicht finden. Gehen Sie durch dieſe Thür hinaus . . . mein Kammermädchen wird Ihren Ruckzug leiten . . . auf Wiederſehen, mein Freund!

Gleich nachdem Armand das Zimmer verlaſſen, nahm Henriette wieder ihre nachläſſige Lage auf dem Ruhebett ein, öffnete das Album und empfing mit himmliſcher Ruhe und dem unſchuldigſten Lächeln Hrn. Duroſier.

Der zukünftige Gemahl der Mademoiſelle Senancourt wünſchte ihr einen guten Abend und ſetzte ſich zu ihr auf's Sopha.

— Ich komme, um mich bei Ihnen zu verabſchieden.

— Sie verreiſen?

— Nein, ich heirathe.

Henriette, die auf dieſe bruske Antwort nicht vorbereitet war, wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte.

— Es muß endlich ein Ende gemacht werden, fuhr Herr Duroſier fort. Ich werde älter und finde vielleicht morgen nicht mehr das, was ſich mir heute darbietet. Die Vernunft erlaubt mir nicht, noch länger zu zögern. Ich muß mich von Ihnen losreißen, theure Henriette . . ., ein Opfer, das, glauben Sie es mir, mich viel Ueberwindung koſtet, denn Niemand, liebe Freundin, weiß Ihre guten Eigenſchaften beſſer zu würdigen, mehr zu achten, als ich. Sie waren immer ſo gut, ſo treu, ſo erhaben über jeden Argwohn. Empfangen Sie zur Belohnung für Ihre treue Liebe dies ſchwache Zeichen meines wärmſten Dankes, ſo ſchloß er ſeine Rede und überreichte ihr einen prachtvollen Schmuck, den er bis dahin in ſeinem Hute verborgen gehalten hatte.

Der Anblick dieſer blendenden, funkenſprühenden Edelſteine verſcheuchte die Wolken, die ſich auf Henriettens Stirn zuſammengezogen und Anfangs Sturm und Gewitter verkündigt hatten; dennoch hütete ſie ſich, die Freude, die jetzt ihr Herz durchzuckte, unverhüllt durchblicken zu laſſen. Kurz vorher hatte Armands Abſchied ihren Augen Thränen entlockt; ſie benutzte dieſe koſtbaren Thränen, um die Rolle, welche ihr die Umſtände ſouflirten, möglichſt treu durchzuführen. Herr Duroſier hatte tauſend Mühe, einen Schmerz zu beruhigen und Thränen zu ſtillen, welche den ſüßeſten Täuſchungen ſeiner Eigenliebe ſchmeichelten, und ſo kam es, daß ihm die Trennung von Henrietten ſchwerer wurde, als er im Voraus berechnet hatte.

Während dieſes Luſtſpiels ſtellte Armand auf der Straße die bitterſten Betrachtungen an.

— Dieſer abſcheuliche Menſch! Dieſer ekelhafte Duroſier! ſagte er zu ſich ſelbſt. Noch am Vorabende ſeiner Vermählung mit dem ſchönſten, anbetenswürdigſten Mädchen von ganz Paris, unterhält er mit Henrietten eine Liaiſon, die er vielleicht ſelbſt nach der Hochzeit noch nicht aufgeben wird. Arme, bedauernswerthe Amélie! O laß mich noch einmal die ſüßen, theuern Worte des Abſchieds leſen, jene lieben Zeilen, die mir Deine Liebe, Deinen Kummer malen.

Armand trat jetzt in den Café Tortoni ein und zog hier den Brief aus der Taſche ſeines Paletot hervor, um ihn bei Lichte noch einmal durchzuleſen.

„Mein theurer Freund. Verlieren Sie keine Zeit und kaufen Sie heute Abend auf der kleinen Börſe ſo viel Papiere, als Sie auftreiben können. Ich bin im Beſitze einer äußerſt wichtigen Nachricht, die erſt Morgen früh bekannt werden und ein außerordentliches Steigen unfehlbar herbeiführen wird. Beſuchen Sie mich gleich nach abgeſchloſſenem Kaufe; mit Sehnſucht erwartet Sie Ihr F. N . . .“

Armand hatte kaum die erſten Zeilen dieſes Briefs durchflogen, als ihm das Räthſel, auf welche Weiſe er in den Beſitz dieſes Briefs gekommen ſei, bereits gelöſt war. Der Paletot, den er in dem dunkeln Vorzimmer beim Weggehen erwiſcht hatte, war nicht der Seinige, ſondern der des Herrn Duroſier, an den auch jener Brief, den er ſo eben geleſen, adreſſirt war. Nichts Einfacheres und Natürlicheres, als dieſe Verwechslung der Paletots, herbeigeführt durch ein ſchlecht erleuchtetes Vorzimmer und durch die haſtige Eile ſeines Rückzugs. Die gleiche Form und die bequeme Breite der Paletots hatten ihm nicht erlaubt, dieſe Verwechslung eher zu bemerken, als erſt jetzt.

— Sogleich will ich zu Henrietten zurückkehren, denn ich mag durchaus nicht, daß Duroſier in meinem Paletot Amélie's Brief finde, mag durchaus nicht, daß er jene Zeilen leſe, die ſie nur für mich und nicht für ihn geſchrieben hat.

Als Armand vom Kaffeehaus auf den Boulevard hinaustrat, begegnete er einem ſeiner älteſten Bekannten, einem Wechſel-Agenten.

— Haben Sie nicht Luſt, fragte ihn dieſer, wieder einmal ein kleines Geſchäft zu machen?

Dieſe Frage ſank wie ein Blitzſtrahl in Armand's Hirn.

— Es hängt nur von Ihnen ab, heute ein ganz brillantes Geſchäft für mich abzuſchließen.

— Wirklich? Wiſſen Sie irgend eine Neuigkeit? Ich hoffe, daß Sie mir den Vorzug geben werden. . Sie wiſſen, ich bin Ihr Freund . . .

— Ja, ein Freund, der mir ſchon oft Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gegeben, für die ich ihm ewig dankbar bleiben werde. Heute, jetzt, ſogleich müſſen Sie mir einen neuen Dienſt erweiſen und mir Ihren Credit für ein Geſchäft leihen, bei dem viel zu gewinnen iſt.

— Wir theilen.

— Mit Vergnügen, und morgen früh hat Jeder mindeſtens 200.000 Francs gewonnen.

— Abgemacht!

Armand zeigte ihm das Billet; der Agent erkannte die Handſchrift und rief: Das iſt ſicheres Geld! Ein Mann, der ſo geſtellt iſt, daß er Alles wiſſen muß! Schon ſeit lange argwohnte ich, daß er mit Duroſier in Verbindung ſtehe. Sein Sie unbeſorgt und rechnen Sie auf mich; in einer Stunde iſt die Sache abgemacht. . . man vermuthet nichts und bietet von allen Seiten Renten aus. . . ich kaufe Alles, was ich auftreiben kann, ſprach der Agent und rannte eilig fort, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

Als Armand Henriettens Wohnung erreicht hatte, war Duroſier bereits fortgegangen. Er hatte ruhig den Paletot ſeines Nebenbuhlers angezogen und ſich nach der Oper begeben, wo ſein Wechſel-Agent ihn erwartete.

— Laßt ſehen, ſagte er zu ſich, als er in den Foyer eingetreten war, was mein Freund mir zu ſagen hat. Man brachte mir ſeinen Brief in dem Augenblick, als ich in den Wagen einſteigen wollte, und ich hatte nicht mehr Zeit, als einen flüchtigen Blick auf ſeine Unterſchrift zu werfen. Iſt es Zeit zu kaufen oder verkaufen? Voyons, ſagte er und holte aus der Taſche des Paletot einen Brief hervor, den er haſtig öffnete, ohne die Adreſſe geleſen zu haben.

Herr Duroſier war nicht wenig erſtaunt, als er die erſten drei Zeilen las, die, überquellend von Liebe und Verzweiflung, anfingen „Theurer Armand" und ſchloſſen: „ewige Liebe, unverbrüchliche Treue . . . Deine Amelie."

Dieſe Handſchrift war ihm leider nur zu genau bekannt. Einſehend, daß er den Paletot ſeines Nebenbuhlers erwiſcht habe, begriff er ſehr bald durch den darin gefundenen Brief, daß er doppelt getäuſcht, doppelt betrogen ſei, von Amélie und von Henrietten. Für Letztere kam dieſe Entdeckung glücklicherweiſe zu ſpät, denn ſie hatte bereits ihren Schmuck als Zeichen ſeines wärmſten Dankes zur Belohnung ihrer unverletzten Treue. Hinſichtlich Amélie's, war Herr Duroſier noch nicht einig mit ſich, ob er mit ihr brechen oder ſie dennoch heirathen ſollte. Sie hatte ja eine ſo ſchöne Mitgift! Sein zukünftiger Schwiegervater war ja einer der reichſten Bankiers!

Am andern Morgen ließ ſich Armand bei ſeinem Nebenbuhler anmelden.

— Wir haben einen Tauſch oder, richtiger geſagt, zwei Tauſche zu machen, ſagte er zu Herrn Duroſier.

— Ja, mein Herr . . . zuerſt einen Paletot und dann einen Brief . . .

— Was den Paletot anbelangt, der iſt bald getauſcht . . . was aber den Brief betrifft . . .

— Erklären Sie ſich, mein Herr.

— Ohne Zweifel haben Sie geleſen, was Amélie mir geſchrieben hat. Geſtehen Sie es frei und unumwunden. Um Ihnen dazu mehr Muth zu machen, bekenne ich Ihnen, daß ich das kleine Billet geleſen, welches ich in Ihrem Paletot gefunden...

— Eh bien, mein Herr, ich geſtehe, Amélie's Brief geleſen zu haben.

— Und nicht wahr, Sie haben darauf beſchloſſen, auf ihr Herz und ihre Hand Verzicht zu leiſten?

— Im Gegentheil, mein Herr! Nach reiflicher Ueberlegung beſtehe ich jetzt mehr als je darauf, daß ſie mich heirathen muß. Das Billet iſt nichts anderes als eine jugendliche Verirrung . . . Amélie hat gute Grundſätze . . . ſie wird ſich beſſern und mich mit der Zeit lieb gewinnen. Ueberdem hat Herr Senancourt mein Wort . . .

— Er entbindet Sie Ihres Wortes, wenn Sie ihm das Seinige zurückgeben, das jetzt das einzige Hinderniß iſt, welches der Erfüllung unſerer Wünſche noch im Wege ſteht.

— So viel mir bekannt, hat Herr Senancourt Ihren Heirathsantrag ein für allemal zurückgewieſen.

— Ja, das geſchah früher, ſo lange ich noch arm war. Aber heute bin ich mit einem Male reich geworden . . . ich bin jetzt Herr eines Vermögens von 200,000 Francs.

— Alſo eine Erbſchaft gemacht?

— Das weniger. Ich habe mein Glück in der Taſche Ihres Paletot gefunden.

— Wie? Was? Das Billet? Und Sie haben es gemißbraucht?

— Der Rath war gut, ich habe ihn befolgt und ſo mein Schäfchen ins Trockene geführt.

— Schon dieſer Zug allein überhebt mich aller Schonung gegen Sie. Ich erkläre Ihnen, daß ich auf meinem Recht beſtehe und Amélie heirathen werde.

— In dieſem Fall, mein Herr, behalten Sie Amélie's Brief und ich behalte den Ihres Correſpondenten.

— Und was gedenken Sie damit anzufangen?

— Ich will ihn als ein koſtbares Actenſtück ſtrafbarer Induſtrie der Oeffentlichkeit übergeben, dem Urheber dieſes Briefs nachforſchen und ihn und Sie ins Verderben ſtürzen.

— Halten Sie ein, junger Freund, wir wollen uns gegenſeitig nicht übereilen. Sie lieben Amélie? Sie lieben ſie wirklich??

— Bis zum Wahnſinn.

— Gut, ich trete zurück, wenn Sie mir jenen Brief aushändigen.

— Hier iſt er!

— Sie haben einen verteufelt guten Tauſch gemacht. Mein Paletot war mehr werth als der Ihrige.

* * *

Vier Wochen ſpäter las man in den Zeitungen unter den Neuvermählten: Amelie Senancourt und Armand von T . . .

# Onkel Zebra.

## Memoiren eines Epicuräers,

von

**E. M. Oettinger.**

Siebenter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Böſenberg.

1843.

## LXXXIX.

## Die Zunge.

Fragt einen Gaſtronomen, welcher Theil ſeines Körpers für ihn der wichtigſte iſt, ſo werdet Ihr zur Antwort erhalten: die Zunge. Und wahrlich, er hat Recht.

Die Zunge iſt das Organ des Geſchmacks: ſie prüft und ſchmeckt die Speiſen, arbeitet thätig am Zerkauen derſelben mit, hüllt die Speiſen in den Mundſpeichel ein und befördert das Niederſchlucken derſelben. An der Zunge an und für ſich unterſcheidet man drei Abtheilungen: die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befeſtigt iſt, den Körper und die Spitze. Aeltere Phyſiologen haben die Spitze für den Hauptſitz des Geſchmacks erklärt, neuere Gelehrte aber, und unter dieſen Dr. Schröter, der über die menſchliche Zunge einen kleinen Folianten geſchrieben, (Leipzig 1813) haben einſtimmig behauptet, daß der hintere Theil derſelben mit mehr Geſchmacksſinn, als der vordere, begabt ſei. Eben dieſer Theil iſt mit einer Menge kleiner Wärzchen (glandulae linguales) überſät, die ein Zuſammenfluß der feinſten Nervenmündungen ſind. Nach galvaniſchen Experimenten, die man mit der Zunge angeſtellt, hat ſich die Spitze negativ electriſch, die Baſis poſitiv electriſch herausgeſtellt, und auch dies iſt ein Beweis, daß die Baſis ein competenteres Urtheil als die Spitze der Zunge hat.

Eine andere, nicht minder wichtige Frage iſt die: ob die Zunge durch ein Pêlemêle heterogener Geſchmacksreize abgeſtumpft oder, im Gegentheil, feinfühlender wird. Der große Hauſe ſpricht ſich für die erſte Anſicht aus, der berühmte Phyſiologe Gall iſt hingegen ganz entgegengeſetzter Meinung. „Man pflegt zu behaupten, ſagt er, der Geſchmack werde durch den Genuß ſo mannigfacher Speiſen abgeſtumpft. Sollte man nicht vielmehr vermuthen, daß er eben dadurch geübt und ausgebildet werde? Gewöhnlich kann man die erſten Male, als man gewiſſe Speiſen ißt, z. B. Trüffeln, Auſtern, denſelben keinen Geſchmack abgewinnen; man entdeckt und unterſcheidet erſt nach wiederholtem Genuß die eigenthümlichen Geſchmacksreize derſelben.“ Man ſieht daraus, daß die Zunge erſt einen gewiſſen Grad von Routine erlangen muß, bevor ſie ſich in Sachen des Geſchmacks ein richtiges Urtheil erlauben darf, und es iſt demnach eine unverzeihliche Anmaßung, wenn ein Geſchmacksorgan, das ſein ganzes Leben hindurch nichts anderes als ſogenannte Hausmannskoſt: z. B. Schweinefleiſch mit Sauerkraut oder Hammelbraten mit Gurkenſalat genoſſen, ſich ein Urtheil über die feinern Combinationen der Kochkunſt erlauben will. Meiner Anſicht nach ſtumpft nichts ſo mehr den Geſchmacksſinn ab, als das ewig wiederkehrende Einerlei der Speiſen. Ein Menſch, der z. B. tagtäglich Assa foetida äße, würde ſie zuletzt nicht mehr widerlich, endlich ſogar angenehm finden.

Es iſt eine weiſe Einrichtung der Verſehung, daß kein Theil des menſchlichen Körpers weniger Krankheiten ausgeſetzt iſt, als die Zunge. Wohl gibt es eine Legion von Menſchen, die eine böſe Zunge, aber unter dieſer Legion nicht Zehn, die eine kranke Zunge haben. Von allen fünf Sinnen bleibt der Geſchmack (gustus) dem Sterblichen am längſten treu. Auge und Ohr verſagen uns allmählig ihre Dienſte — nur die Zunge bleibt ewig jung, und ein Faſan wird dem Feinſchmecker eben ſo gut in ſeinem fünfzigſten als in ſeinem zwanzigſten Jahre ſchmecken.

Deſſenungeachtet verlangt auch ſie ihre Pflege und Wartung. Ich verlange nicht, daß ein Gaſtronom das Beiſpiel jenes Griechen nachahme, der ſich ein Futteral über ſeine Zunge machen ließ, doch erwarte ich von jedem Eßverſtändigen, daß er ſich nicht blos Morgens, ſondern nach jeder Mahlzeit Mund und Zunge reinige.

Die Zeiten, wo man den Verbrechern die Zunge ausriß, ſind — Dank der unaufhaltſam fortſchreitenden Civiliſation — vorüber. In frühern Zeiten war dieſe Strafe keine Seltenheit. Daß ſich Leute ihre Zunge ſelbſt abgebiſſen haben, iſt bekannt; ich erinnere meine verehrten Leſer an jene Laäna, die ſich ihr Geſchmacksorgan deßhalb abbiß, um nicht das Geheimniß ihres Buhlen Ariſtogiton zu verrathen, der ſich in eine Verſchwörung gegen den athenienſiſchen Tyrannen Hipparchos eingelaſſen hatte. Ich halte dieſe Courtiſane für eine der größten Märtyrerinnen der Geſchichte. — Am grauſamſten finde ich die Römerin Fulvia, die Gemahlin des Antonius, die in ihrem Rachedurſte ſo weit ging, die Zunge des getödteten Cicero, dieſes claſſiſchen Schwätzers, mit einer goldenen Nadel zu durchbohren.

Welchen Werth die alten Geſetzgeber auf die Zunge legten, mag folgender höchſt drolliger Preistarif hinſichtlich der Beſchädigung der menſchlichen Glieder beweiſen. Nach dem alten Geſetzbuch der Grafſchaft Wales koſtet jeder Fuß, jede Hand, jedes Auge, jedes Ohr 6 Kühe und 120 Pence, ein Zahn koſtet eine Kuh und 20 Pence, das theuerſte Glied aber iſt die Zunge, die, weil ſie die Vertreterin aller andern Glieder iſt, ſoviel als alle Glieder zuſammengenommen koſtet.

# XC.

## Culinariſche Geographie.

Jeder meiner durch und durch geehrten Leſer, der nicht auf den Kopf gefallen iſt, wird meinen gaſtronomiſchen Studien wohl angemerkt haben, daß ich mir bei der Abfaſſung derſelben das Ziel geſetzt, dem Gourmand ſpielend, oder, richtiger geſagt, eſſend und trinkend bald eine Portion Welt- bald eine Portion Natur-geſchichte, heute ein Stück Phyſik, morgen ein Stück Chemie, bald ein Bischen Kunſt, bald ein Bischen Literatur, kurz von allem wenigſtens Etwas beizubringen und auf dieſe Weiſe das Angenehme mit dem Nützlichen, das Unterhaltende mit dem Wiſſenſchaftlichen zu verbinden. Nunmehr erlaube ich mir, dem feinſchmeckenden Leſer einen Teller Geographie zu präſentiren.

Man hat bisher dieſe Wiſſenſchaft, die nach Voltaire nur für Poſtillone erfunden worden iſt, in drei Hauptzweige, in die mathematiſche, phyſikaliſche und politiſche Geographie abgetheilt. Ich begreife nicht, warum noch keiner der Herren Geographen auf den Einfall gerathen iſt, auch eine culinariſche Geographie einzuführen. Iſt es nicht traurig, wenn man bedenkt, daß mancher Feinſchmecker par exemple Emmenthaler ißt, ohne zu wiſſen, wo die Wiege dieſer liebenswürdigen Käſegattung liegt? Iſt es nicht himmelſchreiend, daß mancher Bacchusverehrer z. B. Liebfrauenmilch trinkt, ohne zu wiſſen, daß dieſe Götterrebe in Worms, einzig und allein an der Liebfrauenkirche wächſt, die dieſen irdiſchen Nectar aus der Taufe gehoben und ihm ihren Namen auf die Stirn gekuß that. Ein gebildeter Gaſtronom muß ſich von Allem, was er ißt und trinkt, ſowohl in welthiſtoriſcher als naturgeſchichtlicher, in technologiſcher als chemiſcher Beziehung genaue Rechenſchaft zu geben wiſſen, und nicht ſo mir nichts, dir nichts in den Tag hineineſſen, ohne ſich ſagen zu können, wo dieſe oder jene Speiſe hergekommen iſt.

Zu dieſem Zwecke habe ich für jene Herren Gourmands, die ſich auch hierin unterrichten wollen, ein hiſtoriſch-geographiſch-culinariſches Tableau aller jener Hauptſtädte entworfen, die für den Feinſchmecker vorzugsweiſe bemerkenswerth ſind. Ich ſage Hauptſtädte, bitte aber, mich deßhalb nicht falſch zu verſtehen. Für den gewöhnlichen Mann iſt z. B. Peſth die Hauptſtadt von Ungarn, für den Gaſtronomen aber iſt Tokai, die Heimath des gebornen onze et demie aller ungariſchen Weine, die Hauptſtadt Pannoniens. In der politiſchen Geographie iſt Berlin die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, in der culinariſchen Geographie muß das große Berlin dem kleinen Teltow, der Wiege der himmliſchen Duodezrübchen, den erſten Platz einräumen.

In dem nachfolgenden, zur Bequemlichkeit meiner Leſer alphabetiſch geordneten, freilich ſehr unvollſtändigen, aber leicht zu ergänzenden Verzeichniſſe ſtehen blos die gaſtronomiſchen Hauptſtädte aufgezeichnet; die politiſchen findet man in jedem Handbuche der Geographie.

Und nun zur Sache:

Ai iſt berühmt durch ſeinen Champagner und Madame Georges Sand.

Aix durch ſeine Oliven und ſeinen Botaniker Tournefort.

Aſtrachan durch ſeinen Caviar und ſeine Feuersbrunſt im Jahre 1787.
Bayonne durch ſeine Schinken und ſeine Chocolade.
Berlin durch ſein Weißbier und ſeinen Philoſophen Hegel.
Bordeaux durch ſeinen Rothwein und den heiligen Paulinus.
Braunſchweig durch ſeine Cervelatwürſte und ſeine Revolution
im Jahre 1830.
Bremen durch ſeine guten Cigarren und ſeine ſchlechten Schauſpieler.
Coblenz durch ſeinen Rheinlachs.
Conjac durch ſeinen Branntwein und Franz I. von Frankreich.
Danzig durch ſeinen Kümmel und ſeine Belagerung.
Düſſeldorf durch ſeinen Senf und ſeine Malerſchule.
Frankfurt durch ſeine Knoblauchswürſtchen und den Bundestag.
Genf durch ſeinen Genever und Benjamin Conſtant.
Göttingen durch ſeine Würſte und ſeine ſieben Profeſſoren.
Grenoble durch ſeinen Liqueur und Barnave.
Havre durch ſeine Seefiſche und Fräulein von Scudery.
Hamburg durch ſein Pöckelfleiſch und ſeinen weiſen Senat.
Königsberg durch ſeinen Marcipan und die vier Fragen des
Dr. Jacoby.
Leipzig durch ſeine Lerchen und ſeine beiden Völkerſchlachten.
Limburg durch ſeinen Käſe und ſonſt gar nichts.
Marſeille durch ſeine Feigen und Herrn Thiers.
München durch ſeine Dampfnudeln und die Gedichte des — —
Orleans durch ſeine Truthähne und ſeine keuſche Jungfrau.
Parma durch ſeinen Käſe und Cimaroſa.
Rheims durch ſeinen Pfefferkuchen und ſeine Cathedrale.
Rouen durch ſeinen Cider und ſeine beiden Corneille's.
Spandau durch ſeine Zimmtbräzeln und ſeine Feſtung.
Straßburg durch ſeine Gänſeleberpaſteten und ſein Münſter.
Toulouſe durch ſeine Ortolanen und ſeine Blumenſpiele.
Ulm durch ſeinen Spargel und ſeinen Dom.
Vendôme durch ſeinen Spargel und Pierre Ronſard.
Wien durch ſeine Knoblauchswürſtchen und ſeine liberale Cenſur.

Nicht nur einzelne Städte, ſondern ganze Länder haben ſich mehr oder weniger nur durch ihre Delikateſſen einen Platz in der gaſtronomiſchen Geographie erworben, z. B. Weſtphalen durch ſeine Schinken, Pommern durch ſeine Spickgänse, Holland und die Schweiz durch ihren Käſe und Baiern durch ſein Bier.

## XCI.

## Gaſtronomiſch-literariſcher Speiſezettel.

Ich laſſe gern die Todten ruh'n.
Hab's nur mit Lebenden zu thun;
Doch nehme Keiner ſich's zu Herz,
Denn Alles iſt ja doch nur Scherz.
J. C. H.

Ich weiß nicht, wer es war, der zuerſt den Einfall gehabt, die deutſche Dichtkunſt mit der deutſchen Muſik, die Dichter mit den Componiſten, Schiller mit Mozart, Göthe mit Haydn, Jean Paul mit Beethoven, Wieland mit Weber, Kotzebue mit Himmel u. ſ. w. zu paralleliſiren. Ich will es verſuchen, die Gaſtronomie mit der Belletriſtik, die Speiſen mit den Schriftſtellern zu vergleichen und auf dieſe Weiſe einen gaſtronomiſch-belletriſtiſchen Speiſezettel zu entwerfen.

### Suppen.

| | |
|---|---|
| Bouillon. . . . . . . . . . . . . . | Wolfgang Menzel. |
| Brodſuppe. . . . . . . . . . . . . | Leopold Schefer. |
| Schildkrötenſuppe. . . . . . . . . . | Ludwig Tieck. |
| Nudelſuppe mit Parmeſankäſe. . . . | Rudolph Marggraff und ſein Bruder Herrmann. |

## Entremets.

| | |
|---|---|
| Auſtern. | Heinrich Heine. |
| Caviar. | Moritz Gottlieb Saphir. |
| Geräucherter Rheinlachs. | Franz Wieſt. |
| Radieschen. | Alexander Weill. |

## Rindfleiſch mit Saucen.

| | |
|---|---|
| Rindfleiſch. | Heinrich Hauff. |
| Knoblauchſauce. | Aron Rebenſtein. |
| Stolze Heinrichsſauce. | Heinrich Laube. |
| Moſtrichſauce. | Frau v. Paalzow. |
| Sardellenſauce. | Bettina Arnim. |
| Rothe Rüben. | Ida Gräfin Hahn-Hahn. |

## Gemüſe.

| | |
|---|---|
| Blumenkohl. | Carl Spindler. |
| Brokkoli. | Franz von Gaudy. |
| Weißkohl. | Carl Gutzkow. |
| Roſenkohl. | Robert Heller. |
| Spinat. | Ferdinand Stolle. |
| Sauerkraut. | Ludwig Rellſtab. |
| Teltower Rübe. | Carl Blum. |
| Spargel. | Ernſt Keil. |
| Kartoffelbrei. | Eduard Boas. |
| Brechbohnen. | Theodor Mundt und Guſtav Kühne. |

## Zuthaten.

| | |
|---|---|
| Gänſeleber. | Fanny Tarnow. |
| Kalbsleber. | Amalie Schoppe. |

| | |
|---|---|
| Spiegeleier. | Wilhelmine von Gersdorf und Louiſe Marezoll. |
| Wiener Würſtchen. | Eduard Bauernfeld. |
| Blutwurſt. | Theodor Mügge. |
| Leberwurſt. | Ludwig Bechſtein. |
| Braunſchweiger Wurſt. | Eduard Brinkmeier. |

## Fiſche.

| | |
|---|---|
| Stockfiſch. | Auguſt Lewald und Johann Peter Leonhardt-Burmeiſter Lyſer. |
| Bücklinge. | Willibald Alexis und Friedrich Förſter. |
| Barſch. | Ernſt Raupach. |
| Zander. | Guſtav Nikolai. |
| Stinte. | Friedrich Gubitz und Karl Seidel. |
| Froſchkeulen. | Fürſt Pückler-Muskau, Varnhagen von der Enſe u. Auguſt v. Sternberg. |

## Geflügel.

| | |
|---|---|
| Faſan. | fehlt. |
| Schnepfen...!. | Carl Töpfer. |
| Rebhuhn. | Carl von Wachsmann. |
| Krammetsvogel. | Theodor Hell. |
| Kapaun. | Ludwig Storch. |
| Wilde Ente. | Eduard Jerrmann. |
| Pommerſche Spickgans. | Peter von Kobbe. |
| Backhändel. | Adolph Bäuerle. |
| Leipziger Lerche. | Carl Herloßſohn. |

## Mehlſpeiſen.

| | |
|---|---|
| Schwäbiſche Spätzle. | Guſtav Schwab,<br>Juſtinus Kerner,<br>Guſtav Pfizer ꝛc. |
| Dampfnudeln. | Friedrich v. Elsholtz.<br>Apollonius v. Maltitz<br>und Heinrich Stieglitz. |
| Dalkerle. | J. F. Caſtelli. |
| Böhmiſche Gallatſchen. | Wilhelm Marſano,<br>Dräxler-Manfred<br>und R. Glaſer. |
| Aepfel im Schlafrock. | Carl Meisl. |
| Armer Ritter. | Braun von Braunthal. |
| Reisbeignet. | Uffo Horn. |
| Leberknödel. | B. Deinhardſtein. |

## Braten.

| | |
|---|---|
| Geſpickter Haſe. | Joel Jacoby. |
| Rehzimmer. | Louis von Alvensleben. |
| Spanferkel. | Theodor Grieſinger. |
| Kalbskeule. | Eduard Beuermann. |

## Salate.

| | |
|---|---|
| Gurkenſalat. | Auguſt Gentzel. |
| Häringsſalat. | Adolph Glaßbrenner. |

## Compots.

| | |
|---|---|
| Apfelcompot. | Eduard Duller. |
| Pflaumencompot. | Franz Dingelſtedt. |
| Schwarzer Rettig. | E. M. Oettinger. |

## XCII.

## Verdauungs-Tabelle.

Eſſen iſt ein ſchönes, Verdauen ein erhabenes Gefühl. Eſſen kann am Ende Jeder, der etwas zu eſſen hat, verdauen, d. h. ſchnell verdauen, kann aber nur der, dem die Natur einen guten Magen als Pathengeſchenk in die Wiege gelegt. Heil, dreimal Heil dem Glücklichen, der ſich ſagen darf, ich habe einen Magen, der etwas vertragen kann. In der Kunſt, manches Unverdauliche im Leben gut verdauen zu können, in dieſer ſchwierigſten aller Künſte liegt das große Geheimniß, in der Welt ſein Glück zu machen.

Der berühmte Scanderbeg, ein eben ſo großer Eſſer als Held, behauptete in vollem Ernſte: der Muth ſitze im Magen. Daraus ließe ſich der nicht ganz unrichtige Schluß ziehen, daß ein geſunder Magen Helden und ein verdorbener Magen feige Memmen erzeuge.

Doctor Combe, der ein höchſt gelehrtes Werk über den Magen und deſſen wichtigſte Function „über die Geſetze der Verdauung" geſchrieben hat, beweiſt darin, daß die meiſten Krankheiten der Menſchen, die größten Uebel der Welt, aus verdorbenem Magen entſpringen. Das Schrecklichſte der Schrecken iſt die deutſche Cenſur und ein verdorbener Magen. Das höchſte Glück eine gute Verdauung.

Was aber iſt Verdauen? Ueber die Beantwortung dieſer Frage haben ſich die Aerzte und Phyſiologen aller Zeiten ihre gelehrten Köpfe zerbrochen. Hippokrates und Galenus haben das Verdauungs-Geſchäft als Kochung, Pierre du Chaſtel und van Helmont als Gährung, Haller als eine durch den Speichel herbeigeführte Verdünnung, Spallanzani aber als eine durch den Magenſaft bewirkte chemiſche Auflöſung betrachtet. Nach der Anſicht aller neuern Aerzte ſoll die letztere Anſicht die richtige ſein. Meiner Meinung nach ſteht aber das ehrwürdige Verdauungsgeſchäft nicht blos mit dem Magen, ſondern auch mit dem Kopfe im Zuſammenhang. Menſchen, die viel Gehirn beſitzen, müſſen wenig Magenſaft haben, wie umgekehrt Menſchen, die viel Magenſaft haben, wenig Gehirn beſitzen müſſen, wenigſtens habe ich hundertmal die Betrachtung gemacht, daß dumme Menſchen in der Regel viel ſchneller als kluge, geiſtreiche Männer verdauen. Den Maler J. P. Lyſer beneide ich um nichts ſo ſehr als um ſeine vortreffliche Verdauung. — Wodurch aber erlangt man eine gute Verdauung? Doctor Rullier nennt angenehme Zerſtreuungen, die Reize einer lebendigen Unterhaltung nach der Mahlzeit, Beſchäftigungen, welche Vergnügen gewähren, ohne die Aufmerkſamkeit zu ſtark in Anſpruch zu nehmen, als die wirkſamſten Beförderer, ſtarkgeiſtige Anſtrengungen, heftige Leidenſchaften, traurige Gemüthsbewegungen aber die ſchlimmſten Feinde der Verdauung. — Jeder, der ſeinen Magen und eine gute Verdauung liebt, leſe den „Geiſt der Kochkunſt" des Herrn von Rumohr und beherzige, was er über die „Gemüthsbewegungen bei Tiſche" ſagt. Wer ſchnell und gut verdauen will, hüte ſich vor Aerger und Zorn, nicht minder namentlich vor Langeweile und Schläfrigkeit. Man leſe deßhalb weder vor, noch bei, noch nach Tiſche Blätter wie die Preußiſche Staatszeitung, Romane wie die des Herrn Lewald u. ſ. w.

Ferne merke man ſich folgende Regeln:

1) Man genieße die Speiſen entweder warm oder ganz kalt. Alles Lauwarme iſt ekelerregend und unverdaulich.
2) Feſte Speiſen ſind dem Magen zuträglicher als flüſſige.
3) Thieriſche Subſtanzen ſind leichter verdaulich als vegetabiliſche.
4) Nichts ſchadet mehr als Ueberladung des Magens und Mißbrauch weingeiſtiger Getränke.
5) Am unverdaulichſten ſind fette ölige Speiſen.
6) Gelinde Bewegung nach dem Eſſen erleichtert die Verdauung.

Schließlich theile ich meinen Leſern eine vom Dr. Beaumont aufgeſtellte Verdauungs-Tabelle mit, woraus Jeder erſehen kann, in wieviel Zeit die verſchiedenen Nahrungsmittel vom Magenſafte verarbeitet werden:

| Speiſen. | Art der Zubereitung. | Durchſchnittszeit der Verdauung. | |
|---|---|---|---|
| | | Stunden. | Minuten |
| Reis | geſotten | 1 | — |
| Schweinsfüße | eingeſalzen | 1 | — |
| Friſche Eier | geſchlagen | 1 | 30 |
| Friſche Lachsforelle | gebacken | 1 | 30 |
| Süße Aepfel | roh | 1 | 30 |
| Gerſtenſuppe | | 1 | 30 |
| Sago | geſotten | 1 | 45 |
| Gehirn | geſotten | 1 | 45 |
| Wildpret | gebraten | 1 | 45 |
| Milch | gekocht | 2 | — |
| Gerſte | geſotten | 2 | — |
| Rindsleber | gebraten | 2 | — |
| Friſche Eier | roh | 2 | — |
| Stockfiſch | geſotten | 2 | — |
| Saure Aepfel | roh | 2 | — |
| Kohlkraut mit Eſſig | geſotten | 2 | — |
| Kohlkraut | roh | 2 | — |

| Speiſen. | Art der Zubereitung. | Durchſchnittszeit der Verdauung. | |
|---|---|---|---|
| | | Stunden | Minuten. |
| Truthahn . . . . . | geſotten . . . . . . | 2 | 30 |
| dito . . . . . . . . | gebraten . . . . . . | 2 | 25 |
| Lammfleiſch . . . . | „ . . . . . . . . | 2 | 30 |
| Wilde Gans. . . . . | „ . . . . . . . . | 2 | 30 |
| Spanferkel . . . . | „ . . . . . . . . | 2 | 30 |
| Bohnen und Schoten | geſotten . . . . . . | 2 | 30 |
| Kartoffeln . . . . | geſchmort und gebacken | 2 | 30 |
| Junges Huhn . . . | fricaſſirt . . . . . . | 2 | 45 |
| Ruckenmark . . . . | geſotten . . . . . . | 2 | 40 |
| Bier- u. Milchpudding | geſchlagen . . . . . | 2 | 45 |
| Friſche Auſtern . . | roh . . . . . . . . | 2 | 55 |
| Friſche Barſche . . | gebraten . . . . . . | 3 | — |
| Friſches mageres Rindfleiſch . . . . . . | geröſtet . . . . . . | 3 | — |
| Beefſteak . . . . | gebraten . . . . . . | 3 | — |
| Schweinefleiſch . . | roh und gedämpft . | 3 | — |
| Friſches Hammelfleiſch | geſchmort und geſotten | 3 | — |
| Bohnen- und Hühnerſuppe . . . . . | . . . . . . . . . . | 3 | — |
| Apfelpudding . . . | . . . . . . . . . . | 3 | — |
| Schweinefleiſch . . | gebraten und geſchmort | 3 | 15 |
| Gelbe Ruben . . . | geſotten . . . . . . | 3 | 15 |
| Friſche Eier . . . | hart geſotten . . . | 3 | 30 |
| Friſche Butte . . . | gebacken . . . . . . | 3 | 30 |
| Friſcher Stockfiſch . | gebacken . . . . . . | 3 | 30 |
| Rindfleiſch mit Senf | geſotten . . . . . . | 3 | 30 |
| Butter . . . . . . | zerlaſſen . . . . . . | 3 | 30 |
| Alter Käſe . . . . | roh . . . . . . . . | 3 | 30 |
| Hammelfleiſchſuppe . | . . . . . . . . . . | 3 | 30 |
| Friſche Bratwürſte . | geſchmort . . . . . | 3 | 30 |

| Speiſen. | Art der Zubereitung. | Durchſchnittszeit der Verdauung. | |
|---|---|---|---|
| | | Stunden | Minuten |
| Friſches Weizenbrodt | | 3 | 30 |
| Friſches Kornbrodt | | 3 | 15 |
| Rothe Rüben | geſotten | 3 | 45 |
| Weiße Rüben | geſotten | 3 | 30 |
| Salm | geſotten | 4 | — |
| Friſches Rindfleiſch | gebraten | 4 | — |
| Friſches Kalbfleiſch | geſchmort | 4 | — |
| Zahmes Geflügel | geſotten und geröſtet | 4 | — |
| Zahme Enten | geröſtet | 4 | — |
| Wilde Enten | geröſtet | 4 | 30 |
| Friſches Kalbfleiſch | gebraten | 4 | 30 |
| Schweinefleiſch mit Fett | geröſtet | 5 | 15 |
| Sehnen | geſotten | 5 | 30 |

Wieviel Zeit der Leſer zur Verdauung dieſer Memoiren braucht, wird Jeder an ſich ſelbſt beobachten können.

# Gaſtronomiſche Lieder.

## XCIII.

### Tafellied.

Was kümmert mich Mehemet Ali,
Was frag' ich nach Medjid's Türkei,
Ob Natron erliegt oder Kali,
Mir iſt das, auf Ehr'! einerlei.
Ich halt's mit dem fröhlichen Zecher,
Der lieſ't kein politiſch Journal,
Er leeret den ſchäumenden Becher
Und füllt den geleerten Pokal.

Ob Dieſer, ob Jener Miniſter,
Es kommt ja auf Eines heraus,
Wir armen geplagten Philiſter
Bezahlen die Zech' und den Schmaus.
Sie mögen ſich rüſten und brüſten
Und ſchimpfen und toben und ſchrei'n,
Wir wollen den Feind überliſten,
Mit unſerem göttlichen Wein.

Was kümmert mich Rede und Kammer,
Was frag' ich nach Guizot und Soult,
Der ganze politiſche Jammer
Zerreißt mir zuletzt die Geduld.
Viel lieber als zehn Diplomaten —
Verzeiht mir den harmloſen Spott! —
Erſcheint mir ein kälberner Braten
Mit ſaftigem Aepfel-Compot.

Was frag' ich nach Ruß und Tſcherkeſſen,
Ob Dieſer, ob Jener geſiegt.
Behagt mir mein Trank und mein Eſſen,
Dann, Freunde, dann bin ich vergnügt.
Mit Bomben, Granaten, Raketen,
Trübt Einer dem Andern die Luſt,
Ich halt' es mit Trüffelpaſteten,
Mit Schinken und Pommer'ſcher Bruſt.

Was kümmert mich Nicolaus Becker,
Was frag' ich nach Moſel und Rhein!
Behalte Dein nüchternes Waſſer
Und laſſ' mir den goldenen Wein.
Ich liebe den lachenden Frieden
Und haſſe den blutigen Strauß;
Nichts Schöneres gibt es hienieden,
Als Liebe und fröhlichen Schmaus.

## XCIV.

### Trinklied

Schenk ein
Den Wein,
Stoß an,
Kumran,
Und laß die Liebe leben;
Die Welt
Gefällt
Nur dann
Dem Mann,
Wenn Frauen ihn umſchweben

Es winkt
Und blinkt
So hold
Das Gold'
Im Schoos der Perlenſchlacken;
Man koſ't
Getroſt
Und trinkt
Und ſchlingt
Den Arm um Liebchens Nacken.

Man lacht
Ganz ſacht
Und neckt
Verſteckt
Und fällt in ſüßen Schlummer;
So wird
Gekirrt
Durch Wein
Allein
Des Lebens Gram und Kummer.

## XCV.

## Liebeslied.

Ihr fragt mich, was ich liebe,
Wonach mein Herz ſich ſehnt?
Ich nenne Euch die Triebe,
Um die mein Auge thränt.
Ich hab' ein heiß Verlangen,
(Die Sach' iſt ſonderbar)
Nach Liebchens Roſenwangen
Und friſchem Caviar.

Bei Gott, ich kann entbehren
Faſt Alles in der Welt,
Des Freundes weiſe Lehren,
Sogar das dumme Geld.
Doch halten mich gefangen,
Gefeſſelt immerdar,
Des Liebchens Roſenwangen
Und friſcher Caviar.

Ich geize nicht nach Würden,
Nicht nach der Orden Glanz,
Es ſind nur falſche Bürden
Dem Freund des Vaterlands.
Ich haß' das eitle Prangen;
Begnüg' mich ganz und gar
Mit Liebchens Roſenwangen
Und friſchem Caviar.

Was nützen Millionen
In Gold und in Papier?
Behaltet Eure Kronen
Und laßt mein Liebchen mir.
Ich will zu nichts gelangen
Und bleiben, was ich war,
Laßt mir des Liebchens Wangen
Und friſchen Caviar.

## XCVI.

## Weiber und Wein.

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Nichts Süßeres gibt es auf Erden;
Durch ſie kann zur Wonne die härteſte Pein,
Die Hölle zum Himmel uns werden;
Sie lullen den Schmerz und die Sorge uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Sie ſchaffen erquickende Sonnen,
Sie ſchmücken das Leben mit roſigem Schein
Und weben uns tröſtende Wonnen;
Sie betten in fröhliche Träume uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden gibt's rothe und weiße;
Die rothen, die mögen Brünetten wohl ſein,
Die weißen Blondinen ich heiße;
Sie laden zum Küſſen, zum Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden gibt's junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Bei'm Wein ich die alten mir halte;
Sie laden zum ſchönſten Genuſſe uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Ach gäb's keine Weiber, ach gäb's keinen Wein,
Was wäre das Leben auf Erden?
Ein nächtliches Chaos ohn' ſonnigen Schein,
Ein Kerker voll herber Beſchwerden;
Ich leere den Becher und ſchenke friſch ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

# XCVII.

## Teufelsflaſchen.

Neunmalhunderttauſend Teufel
Kamen plötzlich auf die Welt.
Aber keiner dieſer Teufel
Hatte einen Kreuzer Geld.
Alle fingen an zu winſeln,
Alle fingen an zu ſchrei'n,
Keiner von den armen Pinſeln
Wußte weder aus noch ein.

Belphegor, der alte Teufel,
Lachte ſich faſt lahm und krumm,
„Gott im Himmel, dieſe Teufel
Sind doch wirklich gar zu dumm.
Alle kratzen ſich die Ohren,
Alle ſind ganz deſperat.“
„„Jemine wir ſind verloren,
Weiß denn Keiner guten Rath?““

Da ſprach Pipiſax der Kleine:
„Ihr ſeid dumm wie Bohnenſtroh,
Ich allein, ja ich alleine
Bin ein Teufel comme il faut.
Ihr habt Durſt und nichts zu trinken,
Das iſt mehr als Höllenqual!
Seht Ihr dort die Fenſter blinken?
Dorten winkt uns ein Pokal!

Seht, das iſt der Rathhauskeller,
Dort quartieren wir uns ein,
Haben wir auch keinen Heller,
Hat der Wirth doch guten Wein.
Sind die Thüren auch verſchloſſen,
Wer von uns verzaget noch?
Wir marſchiren unverdroſſen
Alle durch das Schlüſſelloch.“

Hurrah, ſchrieen nun die Teufel
Und marſchirten flugs hinein,
Leerten hunderttauſend Flaſchen
Von dem allerbeſten Wein.
Und ſie tranken con amore
In die ſpäte Nacht hinein,
Sangen dann im wilden Chore:
Nichts geht über Lieb’ und Wein!

Als der Tag fing an zu grauen
Und als Keiner nüchtern war,
Da kam Belphegor geſchlichen,
Um zu ſtrafen dieſe Schaar.
Sperrte die betrunk’nen Teufel
In die leeren Flaſchen ein
Und verſiegelte die Flaſchen
Mit Pech und Draht noch obendrein.

Neunmalhunderttauſend Teufel
Sind in Flaſchen feſtgebannt,
Jede dieſer Teufelsflaſchen
Wird Champagnerwein genannt.
Wenn die Stöpſel luſtig knallen,
Oeffnet ſich der Freude Schoos,
Lieder rings umher erſchallen,
Ach, dann iſt der Teufel los.

## XCVIII.

## Champagner-Apotheoſe.

§. 1.

Ja, Champagner iſt mein Leben,
Ja, Champagner iſt mein Gut,
Matt ſind alle andern Reben
Gegen ſeiner Trauben Glut.

§. 2.

Sorgentödter, Freudenſpender,
Qualabzapfer, Menſchenfreund,
Himmelſchöpfer, Wonneſpender,
Gramableiter, Grillenfeind.

§. 3.

Seligmacher, Glückerzeuger,
Weltverſchön'rer, Frohſinnsborn,
Luſterwecker, Trübſalbeuger,
Segensbote, Geiſtesborn.

§. 4.

Mutheinhaucher, Kreuzerſetzer,
Herzensdietrich, Troubadour,

Näſchendreher, Hornaufſetzer,
Tugendbrandbrief, Seelenkur.

§. 5.

Freundſchaftsſchließer, Feindſchaftslähmer,
Zwietrachtlöſcher, Talisman,
Streitausgleicher, Haßbezähmer,
Zornverſöhner, Lieb'skumpan.

§. 6.

Grollerſticker, Wuthbekehrer,
Freudenbeet und Sorgenſarg,
Kettenſprenger, Freiheitlehrer,
Spleenzerſtörer, Weinmonarch.

§. 7.

Scherzeinbläſer, Liſtverkünder,
Rauſchverſcheucher, Weiſenſtein,
Nachtvergülder, Sonnanzünder,
Feengarten, Muſenhain.

§. 8.

Steinerweicher, Augenkleiſter,
Huldeerob'rer, Witz-Trabant,
Zauberkünſtler, Hexenmeiſter,
Amtbeſtecher, Preis-Courant.

§. 9.

Mitleidbohrer, Themisblender,
Codexdreher, Sauſewind,
Federlenker, Grundſatzwender,
Pfropfenſchleud'rer, Frankenkind.

§. 10.

Witzeinimpfer, Stolzbezwinger,
Märchenkoder, Frauenlieb,
Gunſterſtürmer, Kußerringer,
Sinneinlullei, Herzensdieb.

§. 11.

Leidenströſter, Friedensrichter,
Frühlingsſpiegel, Göttertraum,
Thränenſtiller, Liebesdichter,
Wunderbalſam, Lebensbaum.

§. 12.

Weltdurchwand'rer, Tafelwürzer,
Wirthsbereich'rer, holder Gaſt,
Wettenkroner, Zeitverkürzer,
Börſenſchinder, Trinkermaſt.

§. 13.

Crösusſtempler, Glückverbreiter,
Erdenſchmuck und Himmelsperl,
Wehzertrümm'rer, Luſtbereiter,
Engelsbote, Teufelskerl.

§. 14.

Gaumenkitzler, Zungenbinder,
Herzerquicker, Waſſerfeind,
Wangenröther, Augentzünder,
Eßluſtmehrer, Buſenfreund.

§. 15.

Froſtbekämpfer, Glutentzünder,
Frauenliebling, Rebenkern,

Blüthenzeuger, Blumenwinder,
Morgentraum und Abendſtern.

§. 16.

Ja, Champagner iſt mein Leben,
Ja, Champagner iſt mein Gut,
Matt ſind alle andern Reben
Gegen ſeiner Trauben Glut.*)

---

*) Herr Chanoine, der Dalailama aller Champagnerhändler, hat dem Dichter für jedes Wort dieſes Liedes eine Flaſche Champagner überſchickt. Vive Chanoine!

## XCIX.

### Champagner-Krieg.

Jacqueſon-Bouzy — Montebello
Ziehen muthig in den Krieg.
Montebello, Jacqueſon-Bouzy
Wem von Euch gebührt der Sieg?
Beide ſtehen ſchwer gewappnet,
Beide hauen muthig drein,
Wollen ſiegen oder ſterben,
Cäſar oder gar nichts ſein.

Jacqueſon-Bouzy, nicht von Adel
Doch ein ruhmgekrönter Held,
Ritter ſonder Furcht und Tadel,
Den da kennt die ganze Welt.
Montebello, tapf'rer Krieger,
Du gewannſt ſchon manche Schlacht,
Kehrſt Du diesmal heim als Sieger
Dann, o Bouzy, gute Nacht!

Jacqueſon-Bouzy, wackrer Bayard,
Montebello, edler Cid,
Keiner vor dem Andern zittert,
Keiner vor dem Andern flieht.
Beide ſtehen ſchwer gewappnet,
Beide hauen muthig drein,
Wollen ſiegen oder ſterben,
Cäſar oder gar nichts ſein.

Doch der Kampf bleibt unentſchieden,
Streiten ſonder Raſt und Ruh,
Und die Zecher ſchau'n zufrieden
Dieſem edlen Wettſtreit zu,
Und ſie trinken Jacqueſon-Bouzy
Und ſie jubeln vive l'amour!
Singen froh bei Montebello
Gaudeamus igitur!

Einer nur ſteht, höchſt verdroſſen,
Zwiſchen zween Flaſchen Wein,
Schenkt ſich grübelnd, unentſchloſſen
Weder den noch jenen ein.
Alle Zecher hör' ich fragen:
Wer der unentſchloſſ'ne Mann?
Das — ihr Freunde laßt's Euch ſagen! —
Iſt der Eſel Buridan.

## C.

# Luculliſches Deſſert.

Marinirte Tutti-Frutti.

Olla-Potrida.

Salmigondis.

Mixed-Pickle.

Leſefrüchte.

Miſchmaſch.

[*] Das erſte Kaffeehaus wurde 1551 zu Konſtantinopel errichtet. Erſt hundert Jahre ſpäter, 1652, wurde von Edward eines in London etablirt, in der St. Michaels Alley, Cornhill, da wo heute noch das Virginia-Kaffeehaus ſteht. Ein Armenier, Namens Pascal, war der Erſte, der im 17. Jahrhundert, kurze Zeit, nachdem der türkiſche Geſandte, Soliman Aga, den Pariſern 1669 den Gebrauch des Kaffee gelehrt hatte, auf der Meſſe in der Vorſtadt Saint-Germain eine Kaffeebude aufſchlug. Doch ſcheint das erſte eigentliche Kaffeehaus in Paris erſt um das Jahr 1724 gegründet worden zu ſein. Daſſelbe beſteht noch jetzt und heißt nach ſeinem Gründer, einem Sicilier, Namens Procopi, noch immer Café Procope. Später mehrte ſich die Zahl der Kaffeehäuſer in Paris, ſo zwar, daß gegenwärtig an 6000 beſtehen. Das erſte Kaffeehaus in Deutſchland wurde 1683 in Wien von Georg Franz Koltſchitzky gegründet, der den Türkenkrieg mitgemacht und ſich dabei ſo ſehr ausgezeichnet hatte, daß er vom Kaiſer Leopold I. zur Belohnung ſeiner Tapferkeit ein Kaffeehaus-Privilegium erhielt. Gegenwärtig beſitzt die öſterreichiſche Hauptſtadt 87 Kaffeehäuſer; da jedes ein Privilegium haben muß, die Zahl der Privilegien aber nicht vermehrt werden darf, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß Mancher ſein Privilegium für hohe Summen von

40 — 50,000 Gulden an einen Andern cedirt. In Sachſen wurde das erſte Kaffeehaus 1694 zu Leipzig eröffnet. Im Jahre 1717 wurde in der freien Reichsſtadt Augsburg die Zahl der Kaffeehäuſer auf drei evangeliſche und drei katholiſche beſchränkt.

---

Die Marquiſe von Añorgas, eine Edeldame am Hofe Karl's II. von Spanien, erfuhr, daß ihr Gemahl ein junges Mädchen liebe. Sie ſchlich Nachts in die Wohnung ihrer Nebenbuhlerin, tödtete ſie, riß ihr das Herz aus den Eingeweiden und trieb ihre Rache ſo weit, ein Ragout daraus zu bereiten, das ſie ihrem untreuen Gemahle vorſetzen ließ. Nachdem dieſer davon gekoſtet hatte, fragte Donna Elena, wie es ihm geſchmeckt habe? Gut, ſagte der Marquis. Das überraſcht mich nicht, erwiderte ſeine Gattin, denn es war das Herz der Elenden, die Du geliebt haſt. Darauf ging ſie in ein Kloſter, wo ſie, zwei Monate ſpäter, aus Reue wahnſinnig wurde. — Das junge Deutſchland konnte daraus ein Schauſpiel verfertigen und damit „eine neue Morgenröthe heraufbeſchwören.“

---

In China müſſen nach einer neuen Cenſur-Verordnung ſogar die Speiſezettel cenſirt werden. Einer der kaiſerlichen Cenſoren, der Mandarin Fa-ſe-ſi-ſo-ſu, hat unlängſt zwei Speiſen „Stockfiſch und Kalbskopf“ geſtrichen, weil er Beides für Perſönlichkeiten hielt.

---

Die Alten ſagten, daß man guten Wein mit allen fünf Sinneswerkzeugen prüfen müſſe: er müßte colore, odore, sapore, tactu et auditu d. h. durch ſchöne Farbe, guten Geruch, angenehmen Geſchmack ſich auszeichnen, friſch beim Einſchenken ſein und — rauſchen.

Pierius, ein gekrönter Dichter des Mittelalters, machte einſt ein Gedicht auf Chriſtus, worin jedes Wort mit C, und ein Gedicht auf Kaiſer Maximilian, worin jedes Wort mit M anfing. — Berchoux, dem wir eine poetiſche Abhandlung über die Gourmandiſe verdanken, machte ein Sonnet auf Very, worin jedes Wort mit V anfängt.

---

Die Omaguas nehmen jeden Tag, bevor ſie ſich zu Tiſche ſetzen, ein K......r zur Reinigung der Eingeweide.

---

Eine Frau von Puyſieux, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich gelebt, verpraßte 50,000 Thaler in Spitzen, nicht etwa aus Eitelkeit, ſondern aus einem wunderlichen Gelüſte: ſie zerſchnitt und — aß ſie.

---

Um zu erfahren, wie vor 100 Jahren ein König von England geſpeiſ't, diene folgender Küchenzettel oder vielmehr folgendes allerhöchſte Küchen-Bülletin, das ſich vom 13. September 1733 datirt. Darin heiße es: Für den König: eine Suppe, ein Tauben-Fricaſſé, ein Ragout von Hammelfüßen, ein Kalbsbraten, ein Capaun, zwei Tauben, eine Torte, ein Fladen. Seine königliche Hoheit, der damalige Prinz Eduard, erhielt blos eine Suppe und eine fette Henne. Monsieur le Duc (Cardinal von York) empfing eine Suppe und zwei Eccoſaiſen. Es muß eine traurige Zeit geweſen ſein, wo ein König nur zwei Tauben, ein Ragout von Kalbsfüßen und einen gewöhnlichen Kalbsbraten zu einer Mahlzeit ſpeiſ'te, wo ein Prinz vom edelſten Geblüte mit einer Henne zufrieden war und ſelbſt ein Fürſt der Kirche ſich mit einem einzigen Gericht begnügte Wohl uns, daß dieſe nüchterne Zeit weit hinter uns liegt!

Ein Erzbiſchof von Mainz war der Erſte, der auf ſeine Tafel ungeborene Lammrippchen brachte.

---

Jacobea von Holland verfertigte in den letzten Jahren ihres Lebens irdene Töpfe, von denen noch Einige aufbewahrt werden.

---

Von allen Erfindungen, die wir dem Scharfſinn und Speculationsgeiſt der Engländer verdanken, iſt keine ſo wichtig als die Erfindung der Dampfboote und — Schildkrötenſuppen. Wer jemals eine echte, gut zubereitete Turtle-Soupe gegeſſen, wird ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie die Krone aller Suppen iſt.

Alle Aerzte ſtimmen darin überein, daß die Schildkrötenſuppe ungemein nahrhaft iſt. Wie Prießnitz in Gräfenberg alle Krankheiten durch Waſſer kurirt, ſo will ſie Dr. Harriſon in London durch Schildkrötenſuppe heilen. Wenn Jemand die Schwindſucht hat, ſo verſchreibt er ihm nichts anders als Turtle-Soupe. Wenn eine Dame, welche mager iſt, fett werden will, ſagt er weiter nichts: my dear, eſſen Sie Turtle-Soupe. Wenn ein Mann, deſſen Ehe kinderlos iſt, Vaterfreuden genießen will, verordnet er ihm Schildkrötenſuppe. Wenn ein Mann Kolik oder Magendrücken hat, kurirt er ihn mit Turtle-Soupe. Dieſer Arzt behauptet in allem Ernſte, daß ein Mann, der täglich zwei Teller Schildkrötenſuppe ißt, leicht ſo alt als der ſelige Herr Methuſalem werden kann, wenn ihm anders kein Unglück zuſtößt. Frauen alſo, welche Luſt verſpüren, bald Wittwen werden zu wollen, müſſen ihren Männern niemals Turtle-Soupe vorſetzen, denn Schildkrötenſuppe iſt, wie Dr. Harriſon behauptet, ein Univerſalmittel gegen alle Krankheiten und mithin der treueſte Agent der Lebens-Verſicherungs-Aſſecuranz.

---

Jeffery Hudſon (geboren 1619 zu Abham in England) war im 24ſten Jahre ſeines Lebens zwei Fuß hoch. Der Koch des Herzogs von Buckingham ſetzte ihn in eine Paſtete. In den Dienſten König Karls II. ſtarb er, 63 Jahre alt, im Gefängniſſe, weil er ſich in eine Verſchwörung eingelaſſen hatte.

Wohl Jeder kennt das Heidelberger Faß, aber nur Wenigen dürfte die Geſchichte deſſelben bekannt ſein. Johann Caſimir ließ im Jahre 1591 ein Faß bauen, das 132 Fuder oder 158,800 gewöhnliche Trinkflaſchen enthielt. Dieſes Faß hatte im dreißigjährigen Kriege ſo ſehr gelitten, daß es zerfiel, worauf Karl Ludwig 1664 ein neues verfertigen ließ, das 204½ Fuder oder 245,176 Trinkflaſchen enthielt und mit mancherlei Schnitzwerk und verſchiedenen Verſen geziert war. Später war indeſſen auch dieſes Faß, da es lange Zeit leer geblieben, unbrauchbar geworden, weshalb Karl Philipp daſſelbe 1728 wieder ausbeſſern und es an ſeinem Namenstage (am 1. Mai) mit Landwein wieder anfüllen ließ. Doch auch dieſes Faß hielt ſich nicht lange, daher Karl Theodor 1759 das jetzige Faß durch den Hofküfer Engler erbauen ließ. Es iſt 30 Fuß 5 Zoll lang und 23 Fuß hoch. Achtzehn dicke hölzerne und eben ſo viel eiſerne Reifen halten es zuſammen. Dieſes Faß, das 236 Fuder oder 283,200 Trinkflaſchen enthält, ward am 10. November 1752 mit Wein gefüllt, was noch drei Mal nachher geſchehen ſein ſoll bis zum Schloßbrand im Jahre 1764, von welcher Zeit an dieſes Faß leer und unbenutzt geblieben iſt. In der Nähe dieſes Faſſes ſteht, gleichſam als Schildwache, das hölzerne Standbild eines Tyroler Zwergen, Clemens Perkeo, Karl Philipps Hofnarren, der täglich 15 Flaſchen Wein aus dieſem Faſſe trank. Sanft ruhe ſeine Aſche!

Der Großmogul, Aureng Zeb, der ſeinen Vater vergiften und ſeine beiden Brüder erwürgen ließ, glaubte dadurch all' ſeine Sünden abzubüßen, daß er weiter nichts als Brod und — Spargel aß.

Der Britte Unterwood war ein ſo großer Verehrer des Horaz, daß er bei ſeinem Tode (1790) in ſeinem Teſtament befahl, beim Leichenſchmauſe die XXXſte Ode des erſten Buches zu ſingen. Im Sarge hatte er einen Horaz in den Händen, einen Horaz zu ſeinen Füßen und einen Horaz unter dem —. Grimod de la Reynière, der Herausgeber des Almanach des Gourmands, verlangte kurz vor ſeinem Ende, man ſolle ihm drei Exemplare von Viards „Cuisinier impérial" mit in's Grab geben. Als ſeine Freunde ihn um den Grund dieſer Bitte befragten, antwortete der ſterbende Gaſtronom: „dann komme ich ſicher in den Himmel."

Das ottomaniſche Reich geht mit Sturmſchritten ſeinem Untergange entgegen. Unterſucht man die Urſachen dieſer Auflöſung, ſo findet man, daß Sultan Mahmud II. ſie durch die im Jahre 1828 decretirte Aufhebung der Janitſcharen herbeigeführt hat. Dieſe mächtige Leibgarde, welche Amurath I. im Jahre 1362 errichtet hatte, war nach und nach zu einer Miliz von 40,000 Mann angewachſen. Dieſe Janitſcharen (Jeni-tscheri, neue Schaaren) waren in 196 Regimenter (Ortas oder Kammern) eingetheilt; jede dieſer Ortas, die aus 820 Mann beſtand, hatte einen oberſten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baſchi) und einen Hauptmann (Schiur-Baſchi). Aber die wichtigſte Perſon jedes dieſer Regimenter war der Aſchetſchi-Baſchi oder Küchenchef, der gleichſam die Stelle des Fahnenträgers vertrat, weil der Fleiſchkeſſel gewiſſermaßen als Standarte des Regimentes galt. In welchem Anſehen dieſe Fleiſchkeſſel ſtanden, geht ſchon daraus hervor, daß ein Corps, dem der Feind den Fleiſchkeſſel abgenommen hatte, als entehrt angeſehen wurde. Die Agas trugen als Zeichen ihrer Würde im Knopfloch einen großen ſilbernen Vorlegelöffel und im Gürtel ein großes Küchenmeſſer. Die Köche trugen über der Stirne ein ledernes Futteral, in dem ein hölzerner Löffel ſteckte. Mit den Janitſcharen und ihren Fleiſchkeſſeln ſank die kräftigſte Stütze des Thrones; mit den Köchen hat die türkiſche Miliz ihren Muth und mit dem Muth ihre Macht verloren, denn mehr als alle Roßſchweife hatte der ſilberne Vorlegelöffel der Agas die Janitſcharen zum Siege begeiſtert. Will Sultan Abdul Mejid ſein hinfälliges Reich von Neuem erſtarken ſehen, muß er wieder die Janitſcharen, ihre Köche und Kochlöffel einführen.

---

Im Jahre 1569 bot ein Perſer Jude der Königin Eliſabeth von England eine Perle von ungemeiner Größe und Schönheit für 20,000 Pfund Sterlinge an. Sie war ihr zu theuer. Ein Londoner Kaufmann, Thomas Grosham, kaufte dieſe Perle, ſtampfte ſie in einem Mörſer und ſchüttete das Pulver in ein Glas Rheinwein, das er auf das Wohl ſeiner jungfräulichen Königin austrank. Heut zu Tage käme ein Mann, der ſeinen Patriotismus auf ſolche Weiſe an den Tag legen wollte, in's Bedlam und zwar — von Rechtswegen.

---

Der engliſche Büchernarr Aſkew ließ einſt eine Prachtausgabe von Robertſon's „Geſchichte Kaiſer Karls V." in Menſchenhaut einbinden. — Der Herzog von Devonſhire, bekanntlich einer der erleuchtetſten Gourmands Altenglands, hat ein Exemplar von Ude's Kochbuch in Gold binden und auf dem mit Edelſteinen beſetzten Deckel die Worte eingraben laſſen:

„Eſſen, verdauen und — ſterben."

---

In Barwick wurde im Jahre 1770 für Lord Grey eine Paſtete eingeſchifft, deren Teig aus 40 Pfund Mehl und 20 Pfund Butter zuſammengeſetzt war. Dieſe Paſtete war mit 4 aſtrachaniſchen Gänſen, 2 welſchen Hähnen, 2 Haſen, 4 wilden Enten, 2 Wald- und 2 Rietſchnepfen, 4 Rebhühnern, 2 Kalbszungen, 6 Krammetsvögeln und 6 Tauben gefüllt. Die Paſtete, die auf Rädern ſtand, hatte ſechs Fuß im Umfang.

---

Der Werth des königlichen Tafelgeſchirr, das ſich im Windſor-Palaſte befindet, wird auf 1,750,000 Pfd. Sterl. (21,000,000 Gulden) geſchätzt. Es beſteht aus einem Silber-Service, das Georg VI. für 130 Gäſte anfertigen ließ. Einige Stücke des Tafelgeſchirrs ſind von der großen ſpaniſchen Armada erbeutet, andere ſtammen aus Indien und dem Reiche der Birmanen. Darunter befindet ſich auch eine Vaſe, die früher Karl XII. von Schweden gehört, ein Tigerkopf (der früher dem unglücklichen Tippo Saib als Fußſchemel gedient) mit Zähnen von koſtbarem Cryſtall und einer breiten Goldbarre, welche die Stelle der Zunge vertritt; ein Tafelaufſatz, einen Pfau vorſtellend und aus den koſtbarſten Edelſteinen zuſammengeſetzt, allein über 30,000 Pfd. Sterl. (360,000 Gulden) werth, und 30 Dutzend goldener Teller, von denen jeder einzelne 26 Pfund Sterling (312 Gulden) gekoſtet hat.

---

Als die Engländer im Jahre 1702 Cadix belagerten, hielt der engliſche General, um den Muth ſeiner Soldaten anzufeuern, folgende Rede: „Engländer, die Ihr alle Tage ein gut Stück Rindfleiſch und eine kräftige Suppe eßt, bedenkt, wie groß die Schande wäre, wenn Ihr Euch von dem ſpaniſchen Lumpengeſindel ſchlagen ließet, das nur von Zwiebeln und Orangen lebt!“ Dieſe Worte machten einen wundervollen

Eindruck, ſagt jener Geſchichtsſchreiber, dem wir dieſe Harangue nacherzählen, um zu beweiſen, daß gutes Eſſen ſogar Helden erzeugen kann. Soldaten, die ihr ganzes Leben hindurch nichts Anderes als Kartoffeln und Commisbrod verdauen müſſen, werden nur ſelten eine Schlacht gewinnen.

---

Der Reis (Oriza sativa) iſt eine urſprünglich aus China ſtammenden Getreideart, deren getrocknete Aehren einen der erſten Plätze im Küchenrepertoir aller Völker einnehmen. Der Reis iſt eines jener Nahrungsmittel, das ſich in jede Form fügt, bald als Suppen-Zuthat, bald als eine Art Mehlſpeiſe, die den Uebergang vom Gemüſe zur Mehlſpeiſe bildet, bald als Beignet und Torte auftritt und in jeder dieſer Geſtalten eine willkommene Erſcheinung bleibt, da er eben ſo nährend und geſund als ſchmackhaft iſt. Deutſchland erhält den meiſten Reis, den es conſumirt, aus Nord-Amerika. Süd-Carolina allein verſendet jährlich über 120,000 Tonnen (jede Tonne hat 400 Pfd.) Man unterſcheidet zwei Hauptarten: den Berg- und Sumpfreis; der erſtere, der einen trockenen Boden liebt, iſt weißer und wohlſchmeckender als der letztere, der einen moraſtigen Boden erfordert. Der Sumpfreis wird gegenwärtig auch in Mähren angebaut.

Ueber die Entſtehung des Reis erzählt Noel in ſeinem „Dictionnaire de la Fable“ folgende orientaliſche Mythe: Der Prophet Mahomed machte, bevor er vom Himmel auf die Erde herabſtieg, eine Promenade durch die Gärten des Paradieſes. Plötzlich ſtand er vor dem Throne des Ewigen. Der Vater des Himmels fixirte ihn mit ſeinem welterleuchtenden Auge und der arme Mahomed gerieth vor Schrecken und Staunen in gelinden Schweiß, den er mit der Hand von der Stirn wiſchte. Zwei Tropfen ſeines Schweißes fielen auf die Erde herab: einer davon erzeugte die Roſe, der andere den Reis. Letzterer iſt daher eine Lieblingsſpeiſe der Türken, die ihn aus lauter Ehrfurcht nicht mit der Gabel, ſondern mit den Fingern eſſen. Der perſiſche Dichter Ferduſi nennt den Reis nie anders als den „heiligen Schweiß des Propheten.“

---

Der liebeglühende Spanier nennt ſeine Geliebte: „Salzfaß meiner Seele“ — „Salero del alma mia.“

---

Die verſchiedenen Nationen haben auch verſchiedene Mittel, ſich die Laſt ihrer Sorgen zu erleichtern: Der Italiener verſchläft ſie, der Türke verträumt ſie, der Spanier verbetet ſie, der Franzoſe verträllert ſie, der Engländer verflucht ſie, der Ruſſe verſpielt ſie, der Ungar verraucht ſie und der Deutſche — vertrinkt ſie.

---

Das Opium, Ja-pien, wird ſchon im Pun-tſaou, einem im Jahre 1602 erſchienenen chineſiſchen Werke über Arzeneipflanzen, als ein Mittel gegen die Niedergeſchlagenheit des Geiſtes angegeben. In dieſem Werke heißt es ferner, daß die Chineſen ſich deſſelben auch als eines Aphrodiſiacmus bedienen.

Vor Kien-lungs Regierung (alſo vor 1736) durfte das Opium als Arzenei, nur gegen eine Abgabe von ungefähr einem Gulden pro Pfund, in China eingeführt werden. Der Genuß des Opiums, als Berauſchung-Mittel, griff jedoch mit ſolcher Schnelle um ſich, daß der Kaiſer ſich veranlaßt ſah, die Einfuhr des Opiums ganz zu verbieten. Dieſes Verbot wurde auf eine noch weit nachdrücklichere Weiſe durch ſeinen Nachfolger Kia-king erneuert, der im Jahre 1796 ein förmliches Geſetz dagegen erließ, laut welchem jeder Opium-Eſſer oder Opium-Raucher mit dem Cangue (Strafe des Halskragens) und mit Stockſchlägen beſtraft werden ſollte, eine Strafe die, weil ſie wenig oder gar nichts gefruchtet hatte, bald darauf bis zur Gefängnißſtrafe und Verbannung geſteigert ward. Ein noch ſtrengeres Geſetz, das im Jahre 1800 erſchien, hat auf den Verkauf des Opiums ſogar die Todesſtrafe geſetzt. Aber trotz all dieſer Verbote und all dieſer Strafen, trotz der furchtbaren Folgen des Opium-Genuſſes, iſt der Reiz deſſelben für ein ſo ſinnliches Volk, als das chineſiſche, dennoch unwiderſtehlich.

Obgleich das Opium für ein Gift erklärt und der Genuß deſſelben bei ſchwerer Strafe verboten iſt, ſo findet es doch in alle Gegenden des chineſiſchen Reiches, ja ſogar bis in die Mauern des kaiſerlichen Palaſtes in Peking, Eingang. Der jetzige Beherrſcher des himmliſchen Reiches, der Sohn des Himmels, der Bruder der Sonne und Couſin der Sterne, deſſen erlauchter Name erſt nach ſeinem Tode bekannt wird, ſoll einer der leidenſchaftlichſten Opium-Eſſer von ganz China ſein, was abermals den Beweis liefert, daß es viel leichter iſt, Andern etwas zu verbieten, als ſelbſt es zu unterlaſſen.

---

Artaxerxes III. Ochus, der den ägyptiſchen Tempel plündern, den göttlichen Ochſen Apis tödten und von ſeinem Koche zurichten ließ, ward dafür von einem ſeiner Generale und Günſtlinge vergiftet. Bagoas warf den Leichnam des Königs den Katzen vor und ließ aus den königlichen Knochen Meſſer- und Degengriffe machen.

---

Wie unerſchöpflich reich der deutſche Erfindungsgeiſt in Bieren iſt, geht aus folgender Liſte der berühmteſten unſrer vaterländiſchen hervor, die größtentheils auch noch mit höchſt originellen Namen getauft ſind; als:

Baieriſches Bier, deſſen prima sorte der Münchner Bock iſt; Berliner Joſty-Bier und Grünthaler; Unterhobler Ale

Boitzenburger Bieet dem Kerl; Braunſchweiger Mumme; Breslauer Schöps; Colberger Black; Cotbuſſer Krabbel an der Wand; Creuzkloſter tibi solis; Delitzſcher Kuhſchwanz; Deſſauer Dambacher; Dresdner Waldſchlößchen; Eckvoorder Kaffa Bulle; Erfurter Schlenz; Erlanger Felſenkeller; Gardeleger Garley, Goslarer Goſe; Guhlrauer Ginſeneck; Halliſcher und Hannoverſcher Breyhahn; Halberſtädter Muff; Hammſcher Kennt; Helmſtädter Klapit; Herfordter Kamna; Kieler Witter; Königsluther Tuchſtein; Köſtritzer Engliſch; Kyritzer Mord und Todſchlag; Leipziger Raſtrum; Lütſchenaer Bairiſch; Magdeburger Filz; Niemayer Mull; Nürnberger Kränchen (älteſtes deutſches Weißbier von Hans Kräne 1541 erfunden); Osnabrücker Buſe; Ratzeburger Rummeldunſt; Riddaghäuſer Schäbbe Kappe; Stade'ſcher Kater; Stettiner Bergemann; Wettiner Keuterling; Wittenberger Kukuk und Buxtehuder Wahl nit wie? — Welche Nation kann ſich mit der deutſchen meſſen im — Bier-Genie.

---

Durch die Speiſeſäle der reichen Römer wurden cryſtallhelle Bäche geleitet, damit man die Forellen und Barben mit der Hand fangen konnte. — Der Gaumen der Schlemmer, ſagt Seneca, war ſo verwöhnt, daß ſie keinen Fiſch eſſen konnten, den ſie nicht an der Tafel ſelbſt hatten ſchwimmen geſehen. Sonſt hieß es: nichts ſei beſſer als eine Steinbarbe; ſpäter ſagte man: nichts ſei ſchöner, als eine ſterbende. Man ſetzte die Fiſche in durchſichtige Gefäße und beobachtete mit der größten Freude, wie der Fiſch zuerſt blutroth wurde, wie dieſe Farbe erblaßte und wie ſie endlich nach einem langen Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſich ganz verlor.

Lucullus hatte einen prachtvollen Fiſchteich, den Cato, der Vormund von deſſen Kindern, für eine Summe Goldes verkaufte, die nach unſerm Gelde 100,000 Gulden betrug.

---

Der Marſchall v. Baſſompierre (geb. 1579) wurde als Geſandter Frankreichs in die Schweiz geſchickt und mußte während ſeiner Verhandlungen öfters Trinkgelagen beiwohnen, bei denen vom ſocratiſchen Becher nicht ſehr die Rede war. Er trank dann für die Ehre und das Wohl Frankreichs nicht weniger tapfer, als er auf dem Schlachtfelde dafür focht. Als er ſeine Abſchiedsaudienz genommen hatte, begleiteten ihn die Deputirten der dreizehn Kantone in den Hof, wo er zu Pferde ſtieg. — Schon im Sattel ſitzend, machte er ihnen den Vorſchlag, vor dem Wegreiten noch einen Umtrunk zu halten. Die Deputirten, die alſogleich einwilligten, wollten fortſchicken, um einen Pokal herbeizuſchaffen. „Was Pokal! rief der Marſchall, ein Steigbügeltrunk mundet am Beſten aus dem Stiefel.“ Und ſogleich befiehlt er ſeinem Reitknecht, ihm einen Stiefel auszuziehen, läßt den Stiefel mit Wein füllen, thut einen tüchtigen Zug und reicht ihn dann den Deputirten, die ihm unter lautem Gelächter ſämmtlich Beſcheid thun, bis der ſonderbare Becher bis auf die Neige geleert war. — An dieſes hiſtoriſche Factum ſchließt ſich der Umſtand, daß man in mehr als einem Orte in der Schweiz ein Wirthshaus zum „Stiefel“ antrifft. Viele wollen davon auch die Redeweiſe ableiten: Der oder Jener trinkt einen guten Stiefel.

---

In Peru beſteht die Qual der Verdammten darin, daß ſie den Appetit eines Haifiſches und einen Mund von der Größe eines Nadelöhrs haben.

Levinus Lemnius behauptet, daß Alle, welche einem ſtarken Bierrauſch unterliegen, hinter ſich fallen mit zurückhängendem Haupte und mit offenem Munde ſchlafen; diejenigen aber, die einen Weinrauſch haben, vor ſich fallen und mit nach der Bruſt geſenktem Haupte ſanft einſchlafen. Als Urſache dieſes Unterſchieds gibt er an, daß die Weindämpfe den Vordertheil des Hauptes und Leibes, die Bierdämpfe aber die hintern Theile einnehmen.

---

Ein junger Pariſer bat einſt den Miniſter Talleyrand um deſſen Handſchrift, um ſie ſeinen Autographen beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erhielt der Pariſer ein von Talleyrand geſchriebenes Billet folgenden Inhalts: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gaſt zu ſein; ich habe einige ſehr witzige Fremde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf ſein." Seit dieſem Tage hat der junge Franzoſe von Keinem mehr eine Handſchrift verlangt.

---

Chriſtine von Schweden ſtiftete einen Amaranthenorden für ſolche Männer, die das Gelübde thaten, ſich nie zu vermählen. Die Deviſe dieſes Ordens lautete: „Doux souvenir qui ne doit pas mourir." Chriſtine war eine ſo große Feindin der Ehe, daß ſie ihren Koch nur darum fortjagte, weil er wider ihren Willen geheirathet hatte. Köche ſollten in der That nie heirathen, denn die Ehe tödtet den Ehrgeiz und ein Koch ohne Ehrgeiz wird niemals etwas Großes ſchaffen.

---

Trotz aller Verehrung für den unſterblichen Sonettenſänger Petrarca, muß jeder Tafelfreund das an ihm ausſetzen, daß er drei Mal in der Woche gefaſtet hat. An ſolchen Faſttagen muß er nüchterne Sonette gedichtet haben.

Hieronymus Fracaſtor, der ein klaſſiſches Gedicht über die Syphilis geſchrieben hat, kam mit Lippen auf die Welt, die dergeſtalt zuſammengewachſen waren; daß ein Arzt ſie mit dem Meſſer aufſchneiden mußte.

Nach dem Talmud hat jeder Menſch 248 Knochen. Einer dieſer Knochen, Lus genannt, iſt nach der Meinung der alten Rabbinen der einzige, welcher der Verweſung widerſteht und aus dem am Tage des jüngſten Gerichts der Menſch gleich einem Phönix aus der Aſche neu hervorgehen ſoll. Das Knöchelchen Lus wird meiſt in einem der Rückenwirbel, auch unter dem Schädel, oder am Ende des Kreuzbeines (os sacrum) geſucht, doch hat noch kein Anatom es bis jetzt entdecken können. Die Juden ſollen am Sabbath darum mehr und beſſer als an den andern Tagen eſſen, weil das Beinlein Lus ſich ausnahmsweiſe nur von Sabbathſpeiſen nähren ſoll.

Die alten Römer wählten bei jeder Mahlzeit durch das Loos einen Modimperator, Rex convivii oder Arbiter bibendi, der den Andern Geſetze vorſchrieb, wie ſie ſich beim Trinken zu verhalten hatten. Die Griechen nannten ihn Symposiarchon.

Bei den Römern war es Sitte, ſo viel Geſundheiten und Toaſte auszubringen, als die Vor- und Zunamen deſſen, den man leben ließ, Buchſtaben enthielten.

Die Wotjäcken (eine Völkerſchaft in Rußland) legen die Todten in ein mit Stäben ausgelegtes Grab und zünden dieſe Stäbe an. Jeder Anweſende legt für den Verſtorbenen ein Stück Eierkuchen darauf und ſagt: „Wohl bekomm' es Dir!“ Sehr zweckmäßig, denn die Reiſe iſt lang und unterwegs gibt's keine Reſtauration.

Petis de la Croix erzählt in ſeinen Anecdotes Arabes et Muselmanes (Paris 1772) folgende Merkwürdigkeiten:

Der Khalif Valid II. war ein ſo großer Vielfraß, daß auf ſeine Tafel täglich 10,000 Gerichte kamen und daß keine derſelben von ihm ungekoſtet blieb. Sein Wahlſpruch lautete: „Valid, fürchte den Tod!" Er ſtarb im Jahre 742. — Die Lieblingsſpeiſe Mervan's II. war Hammelsnieren. Wenn er irgendwo Hammel am Bratſpieße ſah, hüllte er ſeine Hand in den Zipfel ſeines Hemdes ein, riß den Hammel vom Spieße herunter, verſchluckte ihn mit dem größten Heißhunger und wechſelte dann ſein Hemde. Er hinterließ 10,000 Hemden, die er auf dieſe Weiſe beſchmutzt hatte. Er ſtarb im Jahre 749. — Abu-Muslem, Großveſier des Khalifen Abu-Jaafar Almanſor, ſoll der größte Wollüſtling und Vielfraß ſeines Jahrhunderts geweſen ſein; er fraß täglich 1000 Paſtetchen, 1000 Hammelskeulen, ohne das Rindfleiſch oder das Geflügel zu rechnen; er hatte 1000 Köche und brauchte 12,000 Kameele, um ſeine Küchengeräthe von einem Orte zum andern zu transportiren. Er ſtarb im Jahre 757. — Der Khalif Al-Mamonn, Sohn des Khalifen Harun-al Raſchid, ſtürzte ſich in den Fluß Badandum und aß während des Badens ſo viel friſche Feigen, daß er ein heftiges Fieber bekam, das ihn bald darauf in's Grab brachte. Er ſtarb im Jahre 833. — Jammerſchade, daß dieſe Race jetzt ausgeſtorben iſt!

Die Baireuther Zeitung vom 4. Mai 1793 beweiſ't, daß Marat, der blutdürſtige Terroriſt, früher auch Waſſerdoctor geweſen iſt. Sie ſchreibt: Marat machte ſich in der Medicin durch Markſchreierſtreiche, und in der Phyſik durch lächerliche Hypotheſen bekannt, die er mit Liſt und Gewalt zu behaupten wußte. Er erfand eine Waſſercur, womit er bei den Damen zu Verſailles ſein Glück machte. Die Cur beſaß eine Jugend und Schönheit verlängernde Kraft und koſtete während der drei Wochen, die ſie dauerte, 6 — 800 Livres.

---

Von all den 1001 Kochbüchern, die ſeit 250 Jahren in Deutſchland erſchienen ſind, hat wohl keines einen barockern Titel, als den nachfolgenden, den wir buchſtäblich, mit diplomatiſcher Treue und Genauigkeit, mittheilen:

> „Der aus dem Parnaſſo ehmals entlauffenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, hinterlaſſene Und bißhero bey unterſchiedlichen der Löblichen Koch-Kunſt befliſſenen Frauen zu Nürnberg, zerſtreut und in großer Geheim gehaltene geweſene Bemerk-Zettul; Woraus zu erlernen, Wie man tauſend neun hundert acht und zwanzig, ſowohl gemeine als rare Speiſen; in Suppen, Muſen, Paſteten, Brühen, Eſſigen, Saläten, Salſen, Sulzen, Vor-richten, Neben-Eſſen, Eyern, gebraten-gebachen-geſotten- und gedämpften Fiſchen, Wildpret, Geflügel, Fleiſch, auch eingemachten Sachen, Dorten und Zuckerwerk beſtehend; Wohlgeſchmack und Leckerſafft, nach eines jeden Belieben zu bereiten und zu kochen; auch zu welcher Zeit man alle Zugehörungen einkauffen, und bemeldete Speiſen aufftragen ſolle. Mit unermüdetem Fleiß zuſammen geſammelt, und denen wohl-geübten Künſtlerinnen zur beliebigen Cenſur, denen Unerfahrenen aber zur Lehr und Unterricht durch alle Titul merklich vermehret und nun durch öffentlichen Druck in dieſer zweiten Edition von neuen mitgetheilet. Nürnberg. In Verlegung Wolffgang Moritz Endters. Gedruckt bei Johann Ernſt Adelbülner. 1702. in 4⁰.“

Wenn die Leute zu jener Zeit ſo ſchlecht gegeſſen als geſchrieben haben, ſo muß das eine traurige Zeit geweſen ſein.

---

Der Stolz des Königs von Ardra in Guinea geht ſo weit, daß ſeine Umgebung vor jeder Speiſe, die für ſeinen Gaumen beſtimmt iſt, niederknieen muß; auch iſt Jedem bei Todesſtrafe verboten, ihn eſſen oder trinken zu ſehen.

---

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erforderte der gute Ton, daß ſich Perſonen verſchiedener Geſchlechter, wenn ſie zu Diners eingeladen waren, paarweiſe niederſetzten, und daß jedes Paar nur ein Couvert hatte. Im Familienkreiſe wurde ein Becher für Alle hinreichend gehalten und der heilige Bernhard von ſeinem Vater, der von dem Ausſatz befallen worden, enterbt, weil er den Rand des Bechers, bevor er aus demſelben getrunken, gereinigt hatte.

---

Mäcenas war der Erſte, der die Aufmerkſamkeit der Feinzüngler auf das delicate Fleiſch der Eſelsfüllen hinlenkte. — Aber bald darauf kam dieſes Fleiſch in Miscredit und erſt der franzöſiſche Kanzler Antoine du Prat verſuchte die Eſel wieder auf's Küchen-Repertoir zu bringen. Dieſem Mann bekamen die Eſel ſo gut, daß er ſeinen Tiſch concav mußte ausſchneiden laſſen, um Raum für ſeinen Bauch zu finden.

---

Im Kopf der Fiſche findet der Aberglaube einen Stein, Borax, der die Kraft beſitzen ſoll, einzuſchläfern. Seitdem ſo viel ſchlechte Journale exiſtiren, iſt dieſer Stein unnütz geworden.

---

In Paris werden ſogar die Leichenſteine zu Ankündigungen benutzt. Auf dem Kirchhofe Père Lachaise lieſ't man auf einem Marmor-Monument: „Hier ruht Herr Johann Baptiſt Servier, Beſitzer des Hôtel des hautes Alpes, Rue Richelieu Nr. 87. Seine troſtloſe Wittwe führt deſſen Geſchäft fort.“

Jeder Spanier, welcher jährlich 5 Realen (etwa 8 Groſchen) bezahlen will, kann ſich damit die Erlaubniß erkaufen, an Faſttagen Fleiſchſpeiſen genießen zu dürfen. Alle für den Faſten-Ablaß eingehenden Gelder fließen in den Staatsſchatz. Im Jahre 1840 war dieſe Abgabe im Budget auf 14,287,134 Realen angeſchlagen. Dies iſt eine jener Prärogative der ſpaniſchen Krone, welche ihr, während der Kriege gegen die Mauren, von den Statthaltern Chriſti eingeräumt worden ſind.

Adolph Graf von Cleve ſtiftete 1380 einen Narren-Orden. Die Mitglieder, die eine ſilberne Narrenkappe auf ihrem Mantel trugen, vereinigten ſich am Sonntag nach dem St. Michaelsfeſt zu einem großen Schmauſe, bei welchem die Streitigkeiten der Edelleute beim ſchäumenden Pokale geſchlichtet wurden.

Die alten Aegyptier verehrten einen Fiſch, welchen ſie Latos nannten. Dieſer Fiſch iſt der Nilbarſch (Perca Lates), einer der wohlſchmeckendſten Nilfiſche, der 200—300 Pfund ſchwer und oft nur 6 bis 8 Fuß lang iſt.

Man hat ſeit langer Zeit vermuthet, daß der Wein einen beſondern Stoff enthalte, welcher den angenehmen Geruch verurſacht, den man gewöhnlich das Bouquet oder die Blume der Weine nennt. Erſt vor Kurzem iſt es Herrn Delechamps, Apotheker in Paris, gelungen, dieſe Subſtanz abzuſcheiden und chemiſch zu analyſiren. Die Subſtanz ſieht wie ein weſentliches Oel aus und riecht wie alter Wein. Dieſer Aether beſteht aus einem Atom Schwefeläther und einem Atom Oenanthſäure; dieſe Säure beſteht wiederum aus 14 Atomen Kohlenſtoff, 26 Atomen Waſſerſtoff und 2 Atomen Sauerſtoff. Mit

Schwefeläther verbunden, liefert ſie den Oenanthäther oder Weinbouquetgeiſt.

---

Anthus ſagt: Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung im Menſchenleben, daß man hinten ſucht, was vorn; unten, was oben; links, was rechts liegt. So glauben manche Nationen, z. B. die Bewohner von Beludſchiſtan, Fiſcheſſen mache dumm. Es iſt allerdings nicht klug, wenn man ſich mit Fiſchen allein begnügt, wo man auch Fleiſch haben kann, aber das Dummmachen der Natur vorzuwerfen, zeigt wirklich von keiner großen Weisheit.

---

Im dritten Theile der 1806 zu Augsburg erſchienenen Unterhaltungen über den Menſchen ſagt der Verfaſſer: „Welcher Nachdenkende könnte ohne Wehmuth, daß der Menſch ſich ſo ſehr von der einfachen Natur entfernen konnte, einen Speiſezettel bei dem Reſtaurateur Very in Paris leſen und darauf 150 Speiſen, 55 feine Weine und 25 Liqueurs finden?“ Es iſt gar nicht zu begreifen, wie man dabei Wehmuth empfinden ſoll, es müßte denn darüber ſein, daß man nicht alle 150 Speiſen zugleich eſſen kann.

---

Boz führt uns in ſeinem Roman „Nicolaus Nickleby“ einen verrückten Engländer vor, der einen auf Flaſchen gezogenen Blitz, einen geröſteten Donner, ein Fricaſſee von Stiefelſtolpen und Goldfiſchſauce begehrt. Solche Einfälle kann nur ein Engländer haben.

---

In Europa bedient man ſich des Tabaks nur zum Rauchen, Schnupfen oder Kauen; in Kolumbien (Südamerika) bereitet man aus demſelben auch einen Saft, Moo oder Chimoo genannt. Man läßt befeuchtete Tabaksblätter in eine Art Gährung gerathen und preßt ſie dann aus. Dieſer Saft wird zu Syrup dick eingekocht und in kleine Büchſen gefüllt, die beſonders die Damen bei ſich tragen und den Inhalt von Zeit zu Zeit, vermittelſt eines elfenbeinernen Spathels, mit dem größten Wohlbehagen hinunterſchlucken. Der Verbrauch deſſelben ſoll beſonders in Varinas ſehr ſtark ſein, wo der Moo für eine der größten Delicateſſen betrachtet wird. De gustibus non est disputandum.

---

Ein franzöſiſcher Bibliophile hat berechnet, daß ein einziger Mann, der jeden Tag 14 Stunden leſen wollte, achthundert Jahre alt werden müßte, um die in der königlichen Bibliothek zu Paris enthaltenen Geſchichtsbücher zu leſen; von dieſen Werken berichten, beiläufig geſagt, mehr als 40,000 Bände einzig und allein über die franzöſiſche Geſchichte. Dagegen hat ein deutſcher Buchhändler, der ehrenvoll bekannte Dr. Campe in Nürnberg, die nicht minder intereſſante Berechnung angeſtellt, daß eine einzige Frau, die jeden Tag 16 Stunden leſen wollte, 963 Jahre, alſo ungefähr ſo alt wie der ſelige Herr Methuſalem werden müßte, um alle blos in Deutſchland erſchienenen Kochbücher durchzuleſen.

---

Zu der Abtei Remiremont gehören zwei Dörfer, die verpflichtet ſind, der Abtei an jedem erſten Pfingſttage zwei große Schüſſeln mit Schnee zu bringen, oder, im Fall ſie keinen Schnee auftreiben können, einen mit weißen Ochſen beſpannten Wagen. Daher kommt es, daß es ihnen in der größten Hitze niemals an Schnee fehlt.

---

Wenn der König von Loango in Afrika krank wird, ſo müſſen es die Aerzte in allen Provinzen ſeines Reiches bekannt machen, und jeder Unterthan iſt dann verpflichtet, einen Hahn zu todten. Im Jahre 1799 war der König von Loango aber ſchon 126 Jahre alt, ohne ein einziges Mal erkrankt zu ſein. Weniger Glück für die Unterthanen als für die Hühner derſelben.

---

Das Wort „Verdauung“ drückt eine ſo erhabene Idee, eine ſo großartige Thätigkeit aus, daß die Philoſophie, die Moral und die Geſetzgebung ſich dieſes Ausdrucks zugleich bemächtigt haben. Man ſagt von Dieſem oder Jenem: Er hat viel geleſen, aber wenig verdaut; er hat ſich am Griechiſchen oder Lateiniſchen den Magen verdorben. Die römiſchen Legislatoren haben einen Theil ihrer Geſetzbücher mit dem ſchönen Namen „Digesta“ (Verdautes) gekrönt und dadurch bewieſen, daß alle Geſetze aus dem Magen entſpringen.

---

Herr Guizot beſitzt ein koſtbares Tafel-Service im Werthe von 60,000 Francs. Auf den Couverts iſt die Deviſe „Linea recta brevissima“ (die gerade Linie iſt die kürzeſte) eingegraben. Man ſieht, daß der berühmte Doctrinär früher auch etwas Mathematik getrieben hat.

---

Im Jahre 1840 war am Fenſter des Reſtaurateurs Dageaux zu Paris eine monſtröſe Paſtete zu ſchauen, welche 6 Fuß lang, 1½ Fuß breit und 1½ Fuß hoch war. Ihr Gewicht betrug 500 Pfund; in ihrem geſchmackvollen Krater befanden ſich 10 Haſen, 10 Truthühner, 50 Rebhühner und 4 Bayonner Schinken.

---

Im Jahre 1810 ſtarb zu London der Banker Davaynes, der in ſeinem Teſtamente ſeiner Wittwe, einer afrikaniſchen Prinzeſſin, ein jährliches Einkommen von 1200 Pfd. Sterling und 300 Flaſchen Wein zu ihrer künftigen Hochzeitsfeier vermachte. Endlich verordnete er, daß man ihm im Sarge unter jeden Arm eine Flaſche Xereswein geben ſolle, damit er, Falls er jemals wieder, wenn auch nur auf einen Augenblick, lebendig würde, den Moment benutzen könne, um noch einen Schluck ſeines Lieblingtrankes zu trinken.

---

Jeder, der einmal, wenn auch nur acht Tage lang, in Paris geweſen iſt, wird das Café de Foy, den brillanteſten Mocca-Tempel des Palais royal kennen.

Im Saale dieſes Kaffeehauſes, links an der Ecke des Plafonds, über dem Ofen, erblickt man eine gemalte Schwalbe, die einer lebendigen ſo täuſchend ähnlich ſieht, daß man glaubt, ſie warte nur darauf, daß Jemand das Fenſter öffene, damit ſie hinausfliegen könne.

Ihr fragt, wer dieſe Schwalbe gemalt hat? Hört!

Eines Tages (es iſt freilich ſchon lange her) frühſtückten im Café de Foy zwei große Künſtler, Vater und Sohn. Beide reſtaurirten die Decke des Saales, als dem Einen dieſer Künſtler, dem Vater, eine bizarre, aber echt künſtleriſche Idee durch den Kopf fuhr. Ich wette, ſagte er zu ſeinem Sohne, daß ich an dieſem Plafond, ſchneller als Du, eine Schwalbe hinmale. Eh bien, wetten wir, erwiderte der Sohn. Geſagt, gethan! Beide Künſtler erklimmten mit den erſten beſten Pinſeln, die ihnen in die Hände gerathen, die letzten Sproſſen ihrer Doppelleiter, und in weniger als fünf Minuten flogen zwei Schwalben in den Lüften des Plafonds umher. Aber welche von dieſen zwei Schwalben war wohl die täuſchendſte? Das ſollt Ihr gleich erfahren.

Im Jahre 1830, als man den Saal neu reſtauriren ließ, wurde auch die Decke neu gemalt. Der Farbenklexſer nahm ſeinen vandaliſchen Pinſel zur Hand und ecraſirte eine dieſer Schwalben; doch als er an die Andere kam, entſank ihm der Pinſel: ein geheimer Inſtinct ſagte ihm, er habe eben an der Kunſt einen Kirchenraub begangen. Die zweite Schwalbe blieb.

Jene beiden Künſtler waren Carl und Horace Vernet. Die Schwalbe des Letztern flattert noch heute am Plafond.

---

In den 1755 zu Paris erſchienenen Gedichten Charles Coffin's, der im Jahre 1718 Rector der Univerſität geweſen iſt, befindet ſich unter Anderm auch eine lateiniſche Ode auf den Champagner, die ſelbſt einem Horaz zur Ehre gereicht haben würde.

---

Agnolo Firenzuola, ein italieniſcher Mönch, Zeitgenoſſe Pietro Aretino's und Günſtling des Papſtes Clemens VII. (geb. 1493 zu Florenz, geſt. 1545 zu Rom), ſchrieb acht reizende Novellen à la Boccacio, zwei artige Luſtſpiele: „I Lucidi“ und „la Trinuzia“, eine elegante Ueberſetzung von Apulejus berühmtem Romane „der goldene Eſel“ und außerdem eine Unzahl burlesker Gedichte, unter denen ſich ein Loblied auf die Wurſt auszeichnet. Dieſes Lied, das aus achtzig Verſen beſteht, erſchien 1545 zu Florenz mit einem eilf Bogen ſtarken, ungemein gelehrten Commentar von dem Akademiker Grappa.

---

Balthaſare Piſanelli, ein Bologneſer Arzt, ſchrieb eine ſehr gelehrte Abhandlung über Speiſen und Getränke, die unter dem Titel „Trattato della natura de' cibi e del' bere“ im Jahre 1584 zu Venedig erſchien und ſpäter in's Lateiniſche, Spaniſche und Franzöſiſche überſetzt wurde.

Girolamo Paraboſco, einer der berühmteſten Novellendichter Italiens, Verfaſſer des „Ladro“, „Marinajo“, „Pellegrino“ und anderer draſtiſchen Luſtſpiele, ſchrieb, weil ihn ſeine Geliebte einmal gebiſſen hatte, ein Pamphlet gegen die Zähne, wodurch er ſich den Haß aller Gourmands zuzog; denn gibt es wohl etwas Kläglicheres als einen Feinſchmecker ohne Zähne? Der große Antonius Anthus ſagt: „Ein Gourmand ohne Zähne iſt ein Raphael ohne Hände, ein Feldherr ohne Kanonen, ein Held ohne Schwert.“

Von Albert Henri de Sallengre beſitzen wir ein Lob der Trunkenheit „Eloge de l'Ivresse“ (Paris 1714).

Ceſare Boneſano Beccaria, Italiens Montesquieu, der berühmte Verfaſſer der philoſophiſchen Abhandlung „Dei delitti e delle pene“ (über Verbrechen und Strafe), ein Werk, das faſt in alle Sprachen der Erde überſetzt worden iſt, gab in Mailand im Verein mit Visconti, Veri und Andern, ein Journal unter dem Titel „Il caffe“ heraus.

Im Jahre 1804 wurde im Théâtre des Variétés zu Paris ein ſehr witziges Luſtſpiel von Chazet und Francis de la Fortelle unter dem Titel „l'Ecole des Gourmands“ (die Schule der Feinſchmecker) aufgeführt. Schade, daß man dieſe witzige Bluette nicht auch in's Deutſche überſetzt hat!

Im Jahre 1806 kam in Paris ein „Journal des Gourmands“ und im Jahre 1830 eine Zeitſchrift „le Gourmand“ in Speiſezettelformat heraus; Beide mußten aber, nach kurzem Beſtehen, wieder eingehen.

Die Samojeden bereiten aus Regenwürmern eine Gattung Würſte, welche, geräuchert, wie Servelat-Würſte ſchmecken ſollen. Die Regenwürmer werden in einem Kübel zerſtoßen und mit Waſſer ſo lange abgerührt, bis ſich die erdigen Theile aus den Eingeweiden zu Boden geſetzt haben. Die zerſtoßene Fleiſchmaſſe wird mit würzigem Kraute und Meerſalz vermengt, in Seehundsdärme eingefüllt, geräuchert und dann als große Delicateſſe verſpeiſ't.

An der Abendtafel Friedrich's des Großen zu Sansſouci fiel einſt das Geſpräch auf die Lieblingsbeſchäftigungen der europäiſchen Regenten. Der römiſche Kaiſer Franz I. wandte einen Theil ſeiner Mußeſtunden zum Nagelſchmieden an. Der König von Spanien Carl III., ein ſehr genügſamer Freund der Jagd, glücklich wenn er ein Paar Sperlinge erlegt hatte, war ein geſchickter Schuhmacher, und der König von Schweden, Adolph Friedrich, ein ausgezeichneter Schloſſer. Vom König von Frankreich, Ludwig XV. ward erwähnt, daß er ein großer Jagdliebhaber wäre. Friedrich II. richtete an deſſen Geſandten, Tirconel, die ſpöttiſche Frage: Weil nun Ihr Souverain ſo ſehr die Jagd liebt, was machen Seine Majeſtät, wenn es regnet? — Niemals ſchlechte Verſe, Sire, erwiderte der Geſandte. — Friedrich der Große nahm eine Priſe und — ſchwieg.

Sirach oder irgend ein anderer Sprichwort-Fabrikant ſagt: Der Weiſe ſoll jedes Wort, bevor er es ausſpricht, ſiebenmal im Munde umdrehen. Meine Wenigkeit ſagt: Ein Gourmand (und iſt der nicht auch ein Weiſer?) ſoll jeden Biſſen, bevor er ihn hinunterſchluckt, ſiebenmal im Munde umkehren, ihn prüfend auf der Zunge hin- und herwiegen, mit Andacht zerkauen und ihn dann erſt der Speiſeröhre überantworten. — Das langſame, bedächtige Zerkauen der Speiſen iſt in mehr als einer Hinſicht dem Gaſtronomen eine heilige Pflicht, deren Verletzung ſich am Ende durch ſich ſelbſt beſtraft. Das Kauen preßt die ganze Kraft, den ganzen Saft der Speiſe aus und aſſimilirt deren Subſtanzen mit unſern eigenen; es befördert und beſchleunigt die Verdauung, weil die gaſtriſchen Säfte die zerkauten Beſtandtheile ohne Mühe auflöſen und verarbeiten konnen. Der Genuß und die Geſundheit finden bei dem langſamen Zerkauen ſo ſehr ihre Rechnung, daß Eltern ihre Kinder von Jugend auf anhalten ſollten, jeden Biſſen andächtig zu zermalmen und nicht leichtſinnig zu verſchlucken. Der berühmte Arzt Buchan ſagt: Alle, welche das ſorgfältige Zermalmen der Speiſen vernachläſſigen, wiſſen nicht, daß das Kauen eines der beſten Mittel zur Erhaltung der Zähne, der treueſten Diener des Magens iſt. Auch Tiſſot ſchreibt: Das Kauen iſt für die Erhaltung unſerer Geſundheit eine der erſten Bedingungen, eine conditio sine qua non. Alle, welche die Speiſe gierig verſchlingen, bieten der Verdauung ein gefahrdrohendes Schach und ruiniren ihren Magen dergeſtalt, daß er zuletzt ſeine Haltung, ſeine Charakterſtärke, ſeine Energie verliert. Man ſollte jeden Biſſen, ſagt Grimod de la Reynière, dann erſt verſchlingen, wenn ihn unſere Kinnladen zweiunddreißig Mal zermalmt haben. Das iſt freilich eine allzuängſtliche Forderung; der verſtändige Gourmand wird auch hier die richtige Mitte treffen zwiſchen Zuviel und Zuwenig. Aber das beſte Merkmal, wodurch ein gebildeter Feinſchmecker ſich von dem rohen Vielfraß unterſcheidet, iſt die Art, wie er kaut. Es iſt ein alter ſchlechter Spaß, wenn man ſagt: „Wer lange ißt, lebt lang.“ Dagegen eine ernſte Wahrheit, wenn ich ſage: „Wer lange kaut, lebt lang;“ denn „langſam gekaut heißt ſchnell verdaut“, ein Sprichwort, auf deſſen Erfindung ich mir ſo viel einbilde, daß ich ernſtlich geſonnen bin, ein Patent darauf nachzuſuchen, damit keiner meiner Zeitgenoſſen es mir ſtreitig mache.

Der größte aller bekannten Töpfe befindet ſich in Oeſterreich in Traiskirchen bei Baden. Dieſes irdene Ungeheuer, erzeugt von dem dortigen Töpfermeiſter Ignaz Carlie, iſt 7 Fuß 6 Zoll lang und 6 Fuß breit und hält 4000 Maas. Dieſer Topf, mit Suppe angefüllt, wäre hinreichend, ein Armeecorps von 12,000 Mann mit Suppe zu verſehen. Dieſer Topf iſt mithin ein Verwandter der Bunzlauer Kaffeekanne, die ſo viel Mocca faßt, daß man damit 11,000 jungfräuliche Kaffeeſchweſtern glücklich machen könnte.

---

Saphir ſagt: Dichter ſollten, wie Mahomet, immer nur allein und niemals in Gegenwart anderer Leute eſſen. Durch das Eſſen verliert man an Reſpect. Wenn der gemeine Menſch uns Dichter eſſen ſieht, verliert er für uns den Reſpect. Ueberhaupt ſo lange das Publikum die Dichter für Hungerleider hielt, ſtanden ſie hoch in Ehren; jetzt, wo die Dichter das Proſaiſche des Eſſens ſo ausführlich und orthographiſch öffentlich beſchreiben, ſagen die Philiſter: Der Dichter iſt Entenbraten, wir eſſen auch Entenbraten, folglich ſind auch wir Dichter. — Es gibt bei den Menſchen nur ein Mittel, ſich bei ihnen in Reſpect zu erhalten: die Unſichtbarkeit.

---

Der Prophet Mahomet, der berühmte Charlatan Graf St. Germain und überhaupt alle große Menſchen, die auf Unſterblichkeit Anſpruch gemacht, aßen nie in Gegenwart eines Andern. Beide wollten ihre Umgebung glauben machen, daß ſie einzig und allein von der Luft leben. Dieſes Beiſpiel befolgt auch Eugen Sue.

---

Der verſtorbene Dichter Franz v. Gaudy, der ſehr das Trinken liebte, überſetzte das „nulla dies sine linea“ des Appelles: „keinen Tag ohne Strich.“

---

Die ſieben Seligkeiten des Con-fu-tſe lauten:

Selig iſt der Mann, welcher nichts verſteht, denn er wird nie mißverſtanden werden.

Selig iſt der Mann, welcher nichts glaubt, denn er wird ſich nie täuſchen.

Selig iſt der Mann, welcher nichts beſitzt, denn er wird nie beraubt werden.

Selig iſt der Mann, welcher nichts gibt, denn man wird ihm nie mit Undank lohnen.

Selig iſt der Mann, welcher keinen Advokaten braucht, denn er wird nie betrogen werden.

Selig iſt der Mann, welcher auf Jedermann ſchimpft, denn er wird nie der Parteilichkeit beſchuldigt werden.

Aber der Seligſte der Seligen iſt der Mann, welcher wenig zu eſſen hat, denn er wird nie an verdorbenem Magen leiden.

---

Der erſte Breihahn wurde 1626 zu Hannover von einem Hamburger, Karl Breihahn, gebraut und fand ſolchen Beifall, daß ihn ein Gelehrter in folgenden Strophen beſang:

Grandia si ferent toto convivia coelo
Breihahnum superis Jupiter ipse daret.

(Würden im Himmel noch jetzt wie einſt Gaſtmahle gegeben, Jupiter ſetzte gewiß Breihahn den Himmliſchen vor.)

---

Ein engliſcher Arzt empfiehlt die Krebſe Allen, welche an Magenſäure leiden. Das Fleiſch derſelben hat etwas Alcaliſches, das die Thätigkeit des Magens reizt. Perſonen, die an rheumatiſchen und gichtiſchen Beſchwerden, an Lähmung und Krämpfen leiden, ſind die Krebsbrühen ſehr heilſam, weil dieſelben Ammoniak enthalten, das die Ausdünſtung der Haut vermehrt, den Puls beſchleunigt und eine ſtärkere Belebung aller Functionen bewirkt.

---

Was Saint-Simon ſchon unter Ludwig XIV. bemerkt, beſtätigt ſich bis auf den heutigen Tag: alle Bourboniden waren und ſind — gewaltige Eſſer (grands mangeurs.)

---

Der berühmte engliſche Dichter Pope wurde eines Tages zum Mittageſſen eingeladen, unter der Bemerkung: — eine kleine Steinbutte und eine gekochte Rindsſchulter. „Gerade, was ich beſonders liebe“, war ſeine Antwort, „mit dem größten Vergnügen werde ich mich einſtellen.“ Er kam auch wirklich und aß, bis er im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr eſſen konnte. Da wurden die Schüſſeln abgehoben und eine delicate Rehkeule aufgeſetzt. Pope begriff im Augenblick, in welche Falle er gegangen war. Nach einem mühſamen Verſuche, ein Stück Rehkeule zu bewältigen, legte er Meſſer und Gabel nieder und ſagte, mit Thränen im Auge: „ein zwanzigjähriger Freund und von ihm ſo angeführt zu werden!“

---

In London iſt es uralte Sitte, am heiligen Dreikonigs-Tage einen großen Kuchen zu backen, welcher „Dreikonigs-Kuchen,“ „Zwolf-Nacht-“ oder gewohnlich „Zwolft-Kuchen genannt wird, weil der die Weihnachtsfeierlichkeiten beſchließende Dreikonigstag der zwölfte von Weihnachten iſt. Die Zwölftkuchen haben im Mittelpunkte, der heiligen drei Könige zu Ehren, eine Krone. Man hat derlei Kuchen von 10 Schillingen bis 10 Pfund St. Aldermann Birch, (er war Conditor, Oberſt eines City-Frey-Corps und einmal auch Lord-Mayor) backte einſt einen Zwolft-Kuchen, der nur vermittelſt Pferdekraft aus dem Wagen gezogen werden konnte, und pfundweiſe verkauft wurde. — Dem Zwolftkuchen pflegt gratis ein Spiel Karten beigegeben zu werden mit Arlequin, Colombine und überhaupt allen Pantomimen-Figuren, Konig und Konigin, Hofmann, alter Jungfer und altem Hageſtolz und was ſonſt Heiterkeit erregen kann. Die Geſellſchaft zieht eine dieſer Karten und

Jeder behauptet den Abend den Charakter, den er gezogen hat. Das Ganze iſt neuerdings mehr und mehr aus der Mode gekommen, hat ſich aber immer nur auf die Hauptſtadt beſchränkt.

Gluck pflegte, wenn die Schwingen ſeiner Phantaſie erlahmten, ſich mitten auf eine ſchöne grüne Wieſe zu begeben, um dort mit einem Clavier vor und einer Flaſche Champagner neben ſich ſeine Meiſterwerke auszudenken.

Claude de Bullion, Ober-Intendant der Finanzen unter Ludwig XIII, ließ in ſeinem Sterbejahre 1640 die erſten Louis-d'or prägen und fünf Herren vom Hofe einladen, denen er zum Deſſert eben ſoviel verdeckte Schüſſeln vorſetzen ließ, worin jeder ſeiner Gäſte tauſend dieſer goldenen Früchte fand, die ſie mit nach Hauſe nehmen durften. Solche Deſſerts ſind äußerſt orginell, aber etwas koſtſpielig, doch hatte auch Herr Aguado, Marquis de las Mariſmas, kurz vor ſeinem Tode den italieniſchen Sängerinnen ein Feſt gegeben, deſſen Deſſert aus Diamanten und Juwelen beſtand.

Wohl kein Fluß iſt ſo fiſchreich, als die Theiß, ein Nebenfluß der Donau in Ungarn, wo 1061 Herzog Bela ſeinen Bruder Andreas und 1074 König Salomo von Ungarn den Herzog Geiſa ſchlug. Das Sprichwort ſagt: dieſer Fluß habe mehr Fiſche als Waſſer; ebenſo fiſchreich iſt der Platenſee, wo oft in einem einzigen Zuge 200 Centner Fiſche erbeutet werden und worin ſich allein der köſtliche Fogas findet.

Es gibt, wie bekannt, einige Pflanzen, die einen ſpeiſeähnlichen Geruch haben. Das Geisblatt (Lonicera caprifolium) riecht wie eine Bratwurſt und der chileſiſche Hammerſtrauch (Cestrum Parqui) wie Kalbfleiſch.

Im Hildesheimiſchen müſſen kinderloſe Eheleute dem Pfarrer jährlich einen Hahn geben, damit er wegen Ausfalls der Taufgebühren Geduld habe. Dieſe Abgabe heißt deshalb — der Geduldhahn.

---

Nahe an der Straße von Bogota nach Quito (Süd-Amerika) ſtrömt ein Fluß, deſſen Waſſer ſäuerlich wie Eſſig ſchmeckt. Man will behaupten, daß mehrere deutſche Weinhändler ihren Weinbedarf aus jener Quelle beziehen.

---

Die Wachtel, ein naher Verwandter des Rebhuhns, iſt ein Zugvogel, der in Afrika überwintert und im Mai nach Europa zurückkehrt. An den Küſten des mittelländiſchen Meeres ſieht man um dieſe Zeit ſo unzählige Wachtel-Schaaren, daß in einem Umkreiſe von vier bis fünf Meilen oft an einem Tage mehr als 100,000 Stück gefangen werden. Auf der Inſel Capri ſtellen ſich im Frühjahr und Herbſt ſo große Maſſen ein, daß der dortige Biſchof ſeine Haupteinkünfte aus dem Wachtelfang bezieht, weshalb ihn die Neapolitaner ſcherzweiſe den Wachtelbiſchof nennen. Man verſchickt ſie theils lebendig, theils tonnenweiſe in Eſſig eingelegt. Ihr zartes, ſaftiges Fleiſch hat einen eigenthümlichen, ſtarken Geſchmack.

---

Auf dem ſogenannten Lerchenſtriche zu Leipzig werden oft in einem Monat über eine halbe Million Lerchen gefangen. Ihr beſſerer Wohlgeſchmack ſoll daher rühren, daß ſie ſich von Feldknoblauch nähren, der in der Umgegend von Leipzig in ſo großer Menge wächſt.

---

Am Rückgrate der Karpfen befindet ſich ein dreieckiger Stein, der ſogenannte Karpfenſtein, der, in den Mund genommen, das Sodbrennen vertreiben, die Kolik verhüten, ein probates Mittel gegen die fallende Sucht ſein und ſo wirkſam ſein ſoll, daß dieſe Krankheit nie mehr wiederkehrt. Andere wollen dieſe Kraft den zwei mondförmigen, nicht weit von den Augen liegenden Beinlein der Karpfen zuſchreiben.

---

Uggoccione de Faggiola, Chef der Gibellinen und Herr der Städte Lucca und Piſa, rühmte ſich einſt, in einer Mahlzeit vier Kapaunen, vier Rebhühner, zwei gebratene Ziegenkeulen und eine gebratene Kalbsbruſt verzehrt zu haben. Derſelbe Vielfraß aß einſt bei ſeinem Sohne Nerio in Lucca, als ein Bote mit der Nachricht ankam, die Piſaner, überdrüßig ſeiner Tyrannei, hätten gegen ihn revoltirt, und Caſtruccio Caſtracani ſei an der Spitze eines Haufens bewaffneter Bürger in Uggoccione's Schloß eingedrungen und habe ſich dort zum Herrn von Piſa ausrufen laſſen. — Laß uns nach Piſa ziehen, rief Nerio, und die Rebellen züchtigen. — Sohn, ſtöre mich nicht beim Eſſen, ſprach Uggoccione, mit gelaſſener Miene einen Haſen tranchirend, und — verlor die Herrſchaft über Piſa.

---

Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, ein großer Freund und Beförderer der Obſtzucht, ließ ein von ihm ſelbſt verfaßtes „Obſt- und Gartenbüchlein“ erſcheinen, führte auf allen ſeinen Reiſen Obſtkerne mit ſich, die er austheilte, und gab ein Geſetz, laut welchem jedes junge Paar im erſten Jahre der Verheirathung ein Paar Obſtbäume anpflanzen mußte.

Einer der delicateſten Fiſche der Nordſee iſt der Spiegel- oder Sonnenfiſch, von Vielen der Goldhanns genannt. Nach Einigen ſoll er dieſen Beinamen von ſeiner ſchönen goldenen Farbe, nach Andern davon haben, daß er der Fiſch ſei, dem der heilige Apoſtel Peter, als die Jünger des Heilands dem Kaiſer Tiberius Steuern zahlen ſollten, aber leider nicht bei Kaſſe waren, ein Stück Geld aus dem Maule genommen habe. Auf dem Rücken dieſes Fiſches ſieht man zu beiden Seiten einen Fleck, der eine zurückgelaſſene Spur vom Fingerdrucke St. Peters ſein ſoll.

---

Toaſt bedeutet, als Zeitwort, zuerſt röſten oder bähen. Als Subſtantiv bedeutet es geröſtete Butterſchnitte, welche in England zum Thee gegeben wird. Auch verſteht man unter Toaſts nicht blos die gewöhnlichen Geſundheiten, ſondern auch die ſogenannten Sentiments oder kurzen Sätze, die auf irgend eine Perſon Bezug haben, und weitläufige Trinkſpruche, die bei feierlichen Gaſtmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation iſt der Gebrauch, bei jedem Gaſtmahle auf die Geſundheit der Anweſenden zu trinken, ſo allgemein und unerläßlich, als bei den Engländern. Kein Gaſt darf bei einem Mahle das Glas eher an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauſes auf die Geſundheit einer der anweſenden Frauen getrunken und dieſe ſolche erwidert hat; die übrigen Gäſte folgen dieſem Beiſpiel der Reihe nach. Bei feierlichen Gaſtmählern, wo nur Männer gegenwärtig ſind, bringt der Wirth oder Vornehmſte der Geſellſchaft den erſten Toaſt aus, den Toast from the chair, und da an ſehr zahlreich beſetzten Tafeln die Entfernten nicht alle Worte deutlich genug vernehmen würden, ſo wird bisweilen einer der Aufwärter dazu beſtellt, jeden Trinkſpruch mit lauter Stimme zu wiederholen. In neuerer Zeit hat man auch in Deutſchland bei feierlichen Gaſtmählern die engliſche Sitte der Toaſts eingeführt.

---

Plinius empfiehlt den Gebrauch des Senfs als Gegenmittel giftiger Champignons.

---

Lichtenberg ſagt: Man hat ſo viele Anweiſungen, den Wein recht zu bauen und noch keine ihn recht zu trinken. Er wächſt nur gut unter dem Schutze eines ſanften Himmels, und ähnliche Seelen müſſen diejenigen haben, die am beſten trinken. Derjenige, der mehr als eine Bouteille trinkt, ohne entweder franzöſiſch oder von ſeinem Mädchen zu ſprechen, ohne mich ſeiner Freundſchaft zu verſichern, ohne zu ſingen, ohne irgend ein kleines Geheimniß zu verrathen u. ſ. w. und der, der beim vierten Glas mich hitzig fragt, ob ich ihn nicht für einen braven Kerl halte, alle kleinen Scherze krittlich abwägt, kurz der Unglückliche, der beim Weinen immer Schläge haben will und ſehr oft auch bekommt, thäten Beide weit beſſer, wenn ſie Waſſer tränken.

---

Der weſentlichſte Theil der mohamedaniſchen Hochzeiten iſt die Verzehrung der Leckerbiſſen. Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Kameele, Elephanten, Vögel — Alle erhalten einen Theil der Hochzeitskuchen, die aus Zucker und Butter beſtehen. Man lieſ't im Tariski Guzaida, daß im Jahre 1086 bei der Hochzeit der Tochter des Sultans Malekſchah 40,000 Maunds Zucker (mehr als 14,000 Centner) verbraucht worden ſind.

---

Apulejus, der Verfaſſer des lateiniſchen Romans „der goldene Eſel", ſoll aus Fiſchen, Auſtern und Krebspaſteten einen

Liebestrank bereitet und damit die alte reiche Pudentilla für ſich eingenommen haben.

---

In keiner Geſetzgebung iſt mehr Rückſicht auf das Verdienſt der Köche genommen, als in der altruſſiſchen des Jaroslaw, worin es heißt: „Wer einen Bojaren oder den Sohn eines Bojaren erſchlägt, bezahlt 80 Grivnas, wer einen Koch, Stallmeiſter oder Pagen eines Prinzen erſchlägt, bezahlt 40 Grivnas." (Ein Koch iſt demnach ein halber Bojar.)

---

Philippine Welſer, Tochter des Augsburgiſchen Patriziers Franz Welſer, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Schwiegertochter Kaiſer Ferdinands I. (geſt. 1560), hatte einen ſo feinen Teint, daß man den Rothwein, den ſie trank, durch die Haut ihres Halſes durchſchimmern ſah.

---

Suavia nutriunt: Was wohl ſchmeckt, bekommt wohl, ſagt Hippokrates. Quod sapit — nutrit, Alles was gut ſchmeckt, nährt gut, lehrt Avicenna.

---

Charles Rivière Dufresny, einer der feinſten Luſtſpieldichter und Gaſtronomen Frankreichs, heirathete nach dem Tode ſeiner erſten Frau ſeine Wäſcherin aus dem einfachen Grunde, weil er derſelben hundert Thaler ſchuldig war, die er ihr nicht bezahlen konnte. Alles Geld, das er durch ſeine Luſtſpiele verdiente, worunter ſich beſonders ſein „Esprit de contradiction" ausgezeichnet, wurde jedesmal am Abende der erſten Aufführung im Kreiſe guter Freunde verjubelt.

Saphir ertheilt folgenden, wahrhaft beherzigenswerthen Rath: „Wenn an einer Table d'hôte die Schüſſel an Dich kommt, ſo genire Dich nicht und ſuche, ſo lange Du kannſt, nach den beſten Biſſen, denn ſei verſichert, wenn die Schüſſel an dem Nachbar kommt, ſo ſucht er ſich gewiß den beſten Biſſen aus.“

Der Kumiß, ein aus Stutenmilch und Sauerteig bereiteter Trank, iſt ein weinartiges, durch kurze Gährung erzeugtes, ſäuerlich ſehr angenehm ſchmeckendes Getränk, das die Tartaren pour la bonne bouche trinken.

Das Kreſeot, das Vielen blos als zahnſchmerzſtillendes Mittel bekannt ſein wird, hat für den Gaſtronomen noch ein anderes, höheres Intereſſe, indem es eines der wirkſamſten Mittel gegen Fäulniß iſt. Friſches Fleiſch, eine Stunde lang in Kreſeotwaſſer (d. h. Auflöſung von Kreſeot in Waſſer) gelegt, kann dann in freier warmer Sommerluft aufgehangen werden, ohne zu faulen; es trocknet in acht Tagen völlig aus, wird hart, brüchig und nimmt einen angenehmen, pöckelfleiſchartigen Geruch und Geſchmack an.

Jeder, der einmal in ſeinem Leben das Unglück gehabt, ſich in einen Proceß verwickelt zu ſehen, wird wiſſen, daß Sporteln Gerichtskoſten ſind. Dieſes Wort iſt lateiniſchen Urſprungs und wird von sportula hergeleitet, womit die Römer einen kleinen Korb bezeichneten, worin ſie denen, die den öffentlichen Mahlzeiten nicht beiwohnen konnten, ihren Speiſeſe-Antheil in das Haus ſchickten. Dieſe Gabe wurde in ſpäterer Zeit, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt, und ſeitdem wird jede Abgabe sportula genannt.

Papſt Clemens VII. war ein ſo großer leidenſchaftlicher Verehrer des franzöſiſchen Senfs, daß er faſt keine Speiſe ohne Zuthat dieſes Gewürzes genießen wollte. Er behauptete ganz ernſtlich, daß der Senf unter andern wunderbaren Eigenſchaften auch die beſitze, daß er das Gedächtniß ſtärke. Curios! Wir kennen einen Mann, der an der Table d'hôte tagtäglich eine ganze Senfbüchſe leert und dennoch ein ſo ſchwaches Gedächtniß hat, daß er faſt immer vergißt, dem Wirthe die Zeche zu bezahlen. Curios, ſehr curios!!!

Die Chineſen trinken nur ſchwarzen Thee; den grünen verabſcheuen ſie und nennen ihn Gift, das ſie den Barbaren zu genießen überlaſſen. Auch iſt er, beſonders für hyſteriſche Frauen, wirklich ſehr ſchädlich. — In England hat man die ſchädlichen Wirkungen des gemiſchten Thees dadurch zu ſchwächen geſucht, daß man in das Waſſer, bevor es kocht, einige Theelöffel Salz hineinſchüttet.

Im Jahre 1715 bildete ſich in Oeſterreich unter dem Namen Chriſtophelorden ein Mäßigkeitsverein, der die Tendenz hatte, dem übermäßigen Trinken und Fluchen einen Damm zu ſetzen. Leider aber waren die Mitglieder dieſes frommen Ordens gerade die allerſtärkſten Säufer, woher es denn auch kam, daß dieſer Verein ſich bald wieder auflöſte.

„Ein Glas Madeira zum Frühſtück, eine halbe Flaſche Sauternes zum Diner, ſammt dreiviertel Flaſche Champagner zum Deſſert, ein viertel Glas Madeira vor und ein Achtel Glas nach dem Kaffee; Burgunder zur Fleiſchpaſtete, Rheinwein zum Fiſch, Tokayer zum Caviar. So liebte es mein großer Kaiſer," ſagt A. Carême, Napoleons Küchenmeiſter.

Es hat wohl nie ein größeres Leckermaul gegeben, als jenen Domherrn, der eine pikante Sauce mit den Worten empfahl, ſie ſei ſo vortrefflich, daß man ſeinen Großvater darin verſpeiſen könne.

---

Es hat ſich nach vielfachen Verſuchen ergeben, daß beim Braten das Rindfleiſch $19\frac{1}{6}$, das Hammelfleiſch $54\frac{1}{5}$, das Lammfleiſch $22\frac{1}{6}$, die Gans $19\frac{1}{6}$, der Indian $20\frac{1}{2}$, die Ente $27\frac{1}{6}$ und das Huhn $14\frac{1}{5}$ Procent verliert, wonach im Durchſchnitt auf das Fleiſch der größern Thiere 22, auf jenes des Geflügels $20\frac{1}{2}$ Procent Gewichtsverluſt kommen. Beim Sieden dagegen beträgt der Verluſt für das Rindfleiſch 15, für das Hammelfleiſch 10, für den Indian 16, für das Huhn $13\frac{1}{2}$ und für den Schinken 6 Procent, ſo daß ſich hier der Verluſt für erſte im Durchſchnitt auf 12, für das Geflügel aber auf 14 Procent beläuft. — Wenn man allgemein behauptet, daß der Engländer mehr Nahrung zu ſich nimmt, als der Franzoſe, ſo iſt dies nicht ganz richtig; denn nach engliſchen Staats-Oeconomen iſt auf die Mahlzeit eines Engländers zu rechnen $8\frac{1}{2}$ Unzen Rind- und Hammelfleiſch, 10 Unzen Kartoffeln und 10 Unzen Rüben, worin er Summa 65 Theile Nahrungsſtoff enthalten ſind; dagegen rechnen die franzöſiſchen Staats-Oeconomen auf die Mahlzeit eines Franzoſen 7 Unzen Fleiſch, 8 Unzen Brot und 4 Unzen Gemüſe, die zuſammen 80 Theile Nahrungsſtoff enthalten. Dies iſt alſo ein ſchlagender Beweis, daß der Franzoſe 15 Theile Nahrungsſtoff mehr zu ſich nimmt als der Engländer. — So etwas konnte natürlich nur ein Engländer berechnen.

---

Peter der Große pflegte zum Deſſert tagtäglich Butter und Käſe zu eſſen. Vor Allen liebte er den Limburger. Velten, ſein Koch, ſetzte ihm einſt einen ganz excellenten Käſe vor.

Beim Schluß der Mahlzeit zog der Czar ſein mathematiſches Beſteck, das er beſtändig bei ſich trug, aus der Taſche, maß den übriggebliebenen Limburger, notirte ſich die Größe deſſelben in ſeiner Schreibtafel, rief dann den Koch und ſagte zu ihm: „Dieſer Käſe iſt der beſte, den ich in meinem Leben gegeſſen habe; ſchließ' ihn ein und gib Keinem davon, denn ich will ihn für mich allein behalten.“ Am andern Morgen wird der Käſe wieder aufgeſetzt. Der Kaiſer wundert ſich über die auffallende Veringerung; er mißt ihn und findet, daß die Hälfte daran fehle. Er läßt ſeinen Koch kommen und fragt ihn: „Wie kommt es, daß der Käſe, den ich Dir für mich zu verwahren gab, ſeit geſtern um die Hälfte kleiner geworden iſt? Velten, der nicht wußte, welche Vorſicht der Kaiſer gebraucht, antwortete: es habe Niemand davon gegeſſen. Peter bewies ihm durch ſeine Schreibtafel, daß der Käſe ſeit geſtern um die Hälfte kleiner geworden, nahm den Koch hierauf beim Kragen und gab ihm Stockſchläge. — Seit jener Zeit pflegt man für den Ausdruck „Prügel bekommen“ die Metapher zu gebrauchen, „er hat Limburger Käſe genaſcht.“

---

In einem Benedictiner-Kloſter, das Kaiſer Joſeph II. aufheben ließ, fand man nicht weniger als 95,000 Fäſſer Wein und — zwei Dutzend Frauenhemden.

---

Loth's Frau wurde, weil ſie ſich nach einem Engel umgeſehen, in eine Salzſäule verwandelt. Wenn dies Unglück heut zu Tage jeder Frau paſſirte, ſo würde das Salz mindeſtens um die Hälfte billiger werden.

---

Cadmus, der Erbauer Thebens, begann ſeine Laufbahn als Koch beim König von Sidon.

---

So mancher Feind der Mäßigkeit erquickt ſich zuweilen an einem Gläschen Grogh, mag aber wohl nicht wiſſen, woher der Name dieſes von dem engliſchen Militair eingeführten Labſals entſtanden. Vor zwanzig Jahren erhielten die Seeſoldaten der britiſchen Kriegsflotte täglich drei Mal ein Glas Rum. Der Admiral Duncan machte dem Schiffs-Proviant-Amt den Vorſchlag, die halbe Portion Rum zu erſparen und, um das Glas zu füllen, ſo viel Waſſer hinzu zu thun. Dieſe Erſparung und Beſchränkung wurde beſonders von den Trunkenbolden ſehr unangenehm aufgenommen. Der Admiral erſchien in der erſten Zeit jedesmal bei der Austheilung dieſes Getränkes auf dem Verdeck, bekleidet mit einem alten Mantel, dem er den Namen Grogh ſcherzhafterweiſe beigelegt hatte. Die Seeſoldaten und Matroſen, um ſich an dem alten Seemann zu rächen, benannten den mit Waſſer gemiſchten Rum: Grogh, wie er auch noch jetzt genannt wird.

---

Das Lieblingsgetränk der Schotten iſt bekanntlich Whisky; es darf aber nur mit Erlaubniß der Regierung gebrannt werden. Dagegen haben die Schotten einen ſehr großen Widerwillen und brennen deßhalb meiſt geheim. Der ſo erlangte Whisky heißt „Mondenlicht", während der mit Erlaubniß gebrannte „Tageslicht" genannt wird.

---

In dem See bei Fuſaro findet man die beſten Auſtern. Er iſt das Eigenthum eines königlichen Auſternhändlers des Königs beider Sicilien, deſſen Agenten dieſe Delicateſſe verkaufen. In Rom verkauft der Cardinal Doria in ſeinem Palaſte die fetteſte Milch. Er hat großen Zuſpruch von den theetrinkenden Engländern. In Neapel bekömmt man die wohlſchmeckendſte Butter in den Milchereien des regierenden Königs.

Die Butter wird in zierliche Formen geſtaltet und mit dem Wappen des Königreichs verſehen.

Jeder Feinſchmecker kennt wohl die Güte der weſtphäliſchen Schinken, aber Wenigen dürfte folgende, für Weſtphalen ſehr charakteriſtiſche Sonderbarkeit bekannt ſein. Auf einem Glasgemälde der ſchönen Waiſenkirche in Soeſt befindet ſich nämlich eine Darſtellung der letzten Oſtermahlzeit Chriſti, auf dem Tiſche ſteht aber nicht das gewöhnliche Oſterlamm, ſondern — ein Schinken. Gewiß eine ſehr ſtarke maleriſche Licenz!

Algiabid und Damir erzählen unter den Fabeln, welche ſie vom Horne des Rhinoceros berichten, daß man unter Anderm auch Meſſerhefte daraus gemacht, die von den indiſchen Königen mit Gold aufgewogen werden ſeien, und zwar aus dem Grunde, weil ſie den feſten Glauben hatten, daß dieſes Horn, ſobald es vergiftete Speiſen berühre, augenblicklich zu ſchwitzen anfange. Ach, wie viel würde jetzt ſo ein Meſſerheft ſchwitzen müſſen, wenn es auf unſere Tafeln, wo ſo viel Gift von Läſterzungen ſervirt wird, gelegt werden konnte!

Herr Beurmann ſagt in ſeinem „Deutſchland und die Deutſchen“, nachdem er erſt die Braunſchweiger Würſte gelobt: „Das Bier Mumme, ſo dick, daß man es mit Meſſern ſchneiden kann, war vor Erfindung der warmen Getränke von ſolcher Bedeutung, daß es ſelbſt über See verſandt wurde. Heut zu Tage iſt die Mumme, die bereits aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührt, nur Braunſchweigiſchen Geſchmacks, denn wie ausgebildet wir Deutſche auch im Eſſen und Trinken ſind und wie viel wir auch vertragen können, bevor uns der Schlag trifft, Mumme iſt ein Bier, das nach dem allgemeinen Landfrieden nicht hätte erfunden werden müſſen: es erfordert tüchtige Bewegung und iſt gewiß ein Bier zum Todtſchlagen. Uebrigens kommt die Mumme durch eine poetiſche Fiction ſchon in der alten Oper „Heinrich der Vogler“ vor und hier heißt es von ihr:

Bronſewik, du leive Stadt
Vor vil tuſend Städten,
Dei ſu ſchöne Mumme hatt,
Da ik Worſt kann freten.
Mumme ſmekt nochmal ſu fin
Als Tokay und als Moſel Win. ꝛc.“

Man merkt, daß der Dichter wohl weder Tokayer noch Moſelwein getrunken hat.

Der Miniſter Lord Bolingbroke wünſchte eines Tages den Satiriker Swift, der ihn beſuchte, zur Tafel zu behalten, und da er wußte, daß Meiſter Jonathan kein Feind von köſtlichen Speiſen war, ſo ließ er ihm den Küchenzettel zeigen. „Was kümmert mich Ihr Verzeichniß von Gerichten, Mylord,“ ſagte Swift, „zeigen Sie mir lieber das Verzeichniß Ihrer Gäſte.“

Als in der Geſellſchaft des gelehrten Franzoſen Gilles Menage die Frage aufgeworfen wurde, wie oft man trinken dürfe, machte er ſogleich aus dem Stegreif folgende Verſe:

Si bene commemini causae sunt quinque bibendi,
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

„Wenn ich recht weiß, ſind es der Gründe fünf,
Eines Gaſtes Ankunft, gegenwärtiger und zukünftiger Durſt,
Des Weines Güte und ſonſt ein beliebiger Grund.“

Im Jahre 1597 wurde die Stadt Amiens durch eine ſonderbare Kriegsliſt von den Spaniern überrumpelt. Als Bauern verkleidet fuhrten einige Soldaten einen Karren bis an's Stadtthor. Kaum war dies geöffnet, ſo lös'te ſich wie von ſelbſt ein großer Sack voll Nüſſe auf, die auf den Boden fielen. Die Wache beeilte ſich, die Nüſſe aufzuleſen. Unterdeſſen eilten ſpaniſche Soldaten aus dem Hinterhalte hervor und bemeiſterten ſich der Wache und, durch immer heranwachſende Zahl verſtärkt, auch der ganzen Stadt.

---

Zu Marienburg in Preußen zeigt man den Reiſenden einen Buttermilchthurm, von dem erzählt wird, es habe einſt der Deutſchmeiſter auf einem nahe gelegenen Dorfe etwas Buttermilch für ſich fordern laſſen; allein die Bauern ſpotteten ſeines Boten und ſandten am folgenden Tage zwei Männer in die Burg mit einem ganzen Faß voll Buttermilch. Erzürnt ließ der Deutſchmeiſter die beiden Bauern in einen Thurm ſperren und zwang ſie, ſo lange darin zu bleiben, bis ſie das ganze Faß ausgeleert hatten.

---

Auch Ludwig Uhland verdient einen Platz im Pantheon der Gaſtronomie und zwar wegen der ſchönen Verſe, womit er den Thee beſingt.

In Indien's myſtiſchem Gebiete,
Wo Frühling ewig ſich erneut,
O Thee, Du ſelber eine Myrthe,
Verlebſt Du Deine Blüthenzeit.

Wann Liebende zum ſtillem Feſte
In Deinen duft'gen Schatten fliehn,
Dann rühreſt leiſe Du die Aeſte
Und ſtreueſt Blumen auf ſie hin.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen Deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen bringen
In Deines Zaubers Eigenſchaft.

---

Die Engländer nennen eine große Flaſche Wein Bellarmin; ſie leeren, heißt bei ihnen: dispute with Bellarmin, mit Bellarmin ſtreiten.

---

Ein geiſtreicher Kopf nennt den Katzenjammer die zerknirſchte Reue des Magens, welche ſich in ſalzigen Thränen Luft macht.

---

In frühern Zeiten ſpielte der Marcipan — Brödchen, welche aus ſüßen Mandeln, Zucker und Honig bereitet werden — eine große Rolle unter den Mitteln gegen Auszehrung und Bruſtleiden. Es ſoll bei einer großen Theuerung in Deutſchland auf St. Marcus das kleinſte Brödchen gebacken worden ſein, daher der Name Marci-panis.

---

Lord Byron zählte zu ſeinen vielen Eigenheiten auch die, daß er keine Dame, welche er liebte, viel eſſen ſehen konnte, ohne in ſeiner Leidenſchaft für ſie zu erkalten.

---

Das Jahr 1842 kann für Belgien als das Jubiläum der Erdäpfel gelten; denn im Jahre 1742 wurden die Erdäpfel, die man früher für Gift hielt, zum erſten Male auf den Markt von Brügge gebracht, um als Eßwaare verkauft zu werden.

---

In der Umgegend von London werden auf einer Geſammt-Fläche von 1000 Acres oder 1600 preußiſchen Morgen faſt alle

Erdbeeren gezogen, die in London zum Verkauf kommen und jährlich gegen 1,250,000 Thaler reinen Gewinn einbringen ſollen.

---

In der Hofrechnung eines noch regierenden altgräflichen Hauſes befindet ſich ein Küchenzettel vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, auf welchem ein Gericht bemerkt iſt, um welches ausgeſchnittene Citronenſchalen gelegt werden ſollten. Dazu hat der regierende Graf eigenhändig geſchrieben: „Gelbe Rüben thun es auch.“ Eine ſolche Frugalität nennt man heut zu Tage — Geiz.

---

Wie ſehr der Neapolitaner Erfriſchungen liebt, mag eine Anecdote beweiſen, welche Hr. von Lüdemann erzählt. Ein Verbrecher wird zum Tode geführt. Unterwegs klagt er dem Geiſtlichen, der ihn begleitet, über Durſt, worauf dieſer ihm ein Glas Waſſer reichen läßt. Der arme Sünder koſtet davon, ſetzt aber gleich wieder ab und ſagt traurig: Padre, non è nevata. (Pater, es iſt nicht mit Schnee gekühlt.) Figlio mio, erwidert der fromme Pater, ecco lassu gli angeli che niè te preparano sorbetti ad ogni frutto. (Mein Sohn, ſieh da oben die Engel, welche Dir Eis in allen Fruchtarten bereiten.) Hierauf ſchreitet der arme Sünder getroſt weiter und beſteigt, im Gedanken an das Gefrorene im Himmel, ruhig das Schaffot.

---

Auf der nördlichen Seite des Aetna ſteht ein aus fünf Stämmen zuſammengewachſener Caſtanienbaum, der ſo ungeheuer groß iſt, daß hunderte von Reitern mit ihren Roſſen unter den Aeſten dieſes Rieſenbaumes Schatten finden, daher er auch Albergo dei cento cavalli, Wirthshaus von hundert Pferden genannt wird.

Die Römer pflegten Weinfeſte zu feiern, die ſie Vinalia nannten und folgenden Urſprung haben. Die Petruſker hatten, wie die Sage lautet, nach einem Kriege von den beſiegten Lateinern als Friedensbedingung die Auslieferung alles Weines verlangt. Die Lateiner, über dieſe Zumuthung empört, vertrauten ihr Glück noch einmal den Waffen, gelobten aber, im Falle des Sieges, ihren Wein dem Jupiter zu opfern. Sie ſiegten und brachten, um ihr Gelübde zu erfüllen, dem Gotte aus jedem Faſſe den erſten Becher dar. Die folgende Zeit behielt dieſe Sitte bei und feierte dieſes Feſt alljährlich am 23. April, an welchem Tage man die Weinfäſſer öffnete. Ein zweites Weinfeſt wurde am 21. Auguſt gefeiert, um Jupiters Gnade für die nahe Weinleſe zu erflehen. Erſt nach dieſem Feſte durfte der vorjährige Wein zum Verkauf ausgeboten werden, indem der künftige bereits durch die Feierlichkeit geweiht und Jupiters Schutze vertraut war. Bei dieſem zweiten Weinfeſte eröffnete ein Prieſter die Weinleſe durch Abnahme der erſten Traube.

Das Salz iſt die allgemeine Würze der Speiſen. Die Alten nannten es den Balſam der Erde. Sie bezeichneten damit den Witz; ſich am ſchwarzen Salz ergötzen hieß: ſich in beißendem Witze gefallen.

In Tunkin iſt die Gefräßigkeit ein Maßſtab der Tapferkeit und verhilft, wie anderwärts dieſe, zu Ehren. Wer dort Soldat werden will, muß vorher in einem eigenen Eß-Examen große Appetitproben ablegen; wer am beſten in der Prüfung beſteht, kommt in die Leibgarde des Königs. — Auch die Siameſen eſſen viel, und einen Dickbauch haben, was Erſteres vorausſetzt, gilt bei ihnen als ariſtokratiſcher Vorzug, als Adelsdiplom. Im großen Lande der Stabilität des regierenden Bambusrohres und der Spitzköpfe, im „himmliſchen Reiche," gilt gleichfalls Dickbauch und vornehmer Mann für eins; vor einem umfangreichen Leibe hat man Reſpekt, denn er gehört zur edlen Repräſentation. Aber die Chineſen eſſen auch darnach. —

---

Die Geſchichte nennt uns manchen berühmten Eſſer. Um aber auf die römiſchen zu kommen. Der Kaiſer Maximin wird abſonderlich als großer Eſſer gerühmt. Er aß — nach Capitolinus — täglich 40 bis 60 Pfund Fleiſch und trank eine Amphora Wein dazu. Aber ſo ungeheuer aß er doch nicht, als bei jener altnordiſchen Rieſenhochzeit gegeſſen wurde, von welcher die Lieder des Kampe-Viſer in der Edda berichten. Die Braut, ein Meerweib, trank allein ſieben Tonnen Ale und aß fünfzehn Ochſen und Schweine. Ihrem Appetit entſprach ihre Größe. Wie groß ſie war, kann der Leſer daraus abnehmen, daß man Ellen weit aus der Mauer hauen mußte, um ſie in den Saal zu bringen, und die große Steinbank unter der Wucht ihres Leibes in die Erde ſank. — Aber noch mehr übertraf dieſe Frau an Eßluſt und Magenkapazität der Dicke, in den Hausmährchen von Grimm, der zu einer Mahlzeit 300 Ochſen verzehren konnte.

---

Zur Zeit Heinrichs IV. wurde in Frankreich der Zucker unzenweiſe in den Apotheken verkauft.

---

Ein Engländer, der in York ſtarb und auf dem dortigen Gottesacker begraben liegt, hat in ſeinem Teſtamente ſeinen Erben die Bedingung auferlegt, alle Jahre unter ſeinen Grabſtein eine Flaſche Cognac und eine Flaſche Ale (engliſch Oel) zu gießen, ſo wie zu gleicher Zeit an zwölf Arme ſo viel Porter zu vertheilen, als ſie trinken können.

---

Heinrich VIII., König von England, ſegnete goldene Ringe, die dann die Kraft beſaßen, den Magenkrampf zu heilen. Schade, daß dieſe Ringe verloren gegangen! Mancher Gourmand, der an dieſem Uebel leidet, würde dafür all' ſeine andern Ringe vertauſchen.

In der vormaligen Reichsſtadt Ulm bekamen noch in den ſiebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Ehebrecher im Gefängniß nichts Anderes zu eſſen, als ungeſalzenen Haferbrei. Dieſe Strafe, vom Geſetze beſtimmt, wurde Mußſen genannt.

Der berühmte Heinſius improviſirte einſt, als er betrunken nach Hauſe taumelte, folgendes Diſtichon:

„Sta, pes, sta, mi pes, nec labere, mi pes
nam ni stes, mi pes, lectus erunt lapides"

(Steh, Fuß, ſteh mein Fuß, nicht ſtrauchele, mein Fuß, denn ſtehſt Du nicht, mein Fuß, ſo wird das Pflaſter dann mein Bett.)

Zu einem guten Maitrank werden von den nachſtehenden Kräutern: 1) balsamita vulgaris (gemeiner Balſam) ſechs Blätter, 2) scandix odorata (wohlriechender Kerbel) drei Blätter, 3) rubus odoratus (wohlriechende Himbeere) vier Blätter, 4) melissa officinalis (gemeine Meliſſe) acht Spitzen, 5) monarda fistulosa (röhrige Monarde) drei Spitzen, 6) mentha piperita (Pfeffermünze) drei Spitzen, 7)anthemis nobilis (römiſche Camille) vier Spitzen, 8) ribes nigrum (ſchwarze Johannisbeere) vier Blätterſpitzen, 9) satureja montana (Winter-Saturey) drei Spitzen, 10) asperula odorata (wohlriechender Waldmeiſter) vierundzwanzig Spitzen, 11) rosa rubiginosa (Wein-Roſe) ſechs Blätter, 12) artemisia abrotanum (Citronen-

Kraut) vier Spitzen, 13) artemisia dracunculus (Eſtragon) drei Spitzen, 14) anethum foeniculum (Fenchel) drei Spitzen (bei größerer Portion nach Verhältniß), genommen und mit einer Flaſche Wein in einer Terrine angeſetzt; dann thut man verhältnißmäßig Meliszucker, den man vorher in kaltes Waſſer taucht, damit er raſcher ſchmelze, ferner eine in Scheiben geſchnittene Apfelſine hinein, und läßt es ſo etwa eine Stunde lang zugedeckt ziehen. Später gießt man noch zwei bis drei Flaſchen, und dann nach Bedürfniß Wein hinzu, muß aber wohl beachten, daß der Maitrank einen angenehmen Kräutergeſchmack behalte. (Von vorzüglicher Güte wird dieſes am Niederrhein ſehr beliebte Getränk, wenn man auf einige Flaſchen Moſelwein eine Flaſche Champagner nimmt.)

---

Der Fürſt Blücher von Wahlſtatt beſuchte, während ſeines Aufenthaltes in Hamburg, die Wittwe Klopſtocks, weil ſie die Frau des heiligen Sängers war, der ſo begeiſtert und begeiſternd von Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe geſungen hat. Nachdem Beide ſich gegenſeitig freundlich begrüßt hatten, wandte ſich die Wittwe gegen einen kleinen gedeckten Tiſch, auf welchem eine Flaſche Wein und zwei Gläſer ſtanden. „Mein Klopſtock wurde einſt von dem deutſchen Kaiſer mit ſechs Flaſchen alten Tokayers beſchenkt,“ ſagte ſie zum Fürſten: „fünf davon wurden an großen Feſttagen geleert; die ſechſte, ſagte mein Klopſtock, wollen wir aufbewahren und nicht anders, als bei einem beſonders feierlichen Tage anbrechen. Mein Klopſtock ſtarb, und die Flaſche blieb unberührt; aber lebte er noch, er würde mit mir ſagen: der heutige Tag iſt jener feierliche Tag! — Und mit Ihnen, mein Fürſt, trinke ich aus dieſer Flaſche zur Erinnerung an Klopſtock.“

---

Ein Haupterwerb der deutſchen Städte war ſeit Jahrhunderten das Bierbrauen. Von den kleinen Städten, die durch ihre guten Biere noch vor 50 Jahren weit und breit berühmt waren, wollen wir nur Taucha und Eilenburg nennen. Merſeburg war es noch nebſt Wurzen im Anfange des 19ten Jahrhunderts. Um aber einen kleinen Begriff von dem Umfange dieſes Gewerbzweiges zu geben, wie es vor 120 Jahren war, wollen wir einige der damals allgemein beliebten, berühmten Biere durchgehen. So fand man denn das Hamburger Waizenbier überall hochgehalten wegen ſeines lieblichen Geſchmacks. „Wenn man ſich öfters damit wuſch, konnte man das Brüſſeler Waſchwaſſer und alle andere Verſchönerungsmittel entbehren, denn dann gab es auch eine glatte Haut," ſchreibt ein „wohlerfahrner und curioſer Kellermeiſter," Nürnberg 1710. S. 670, den wir deshalb befragt haben. In Lübeck hatten ſie ihren Iſrael, mit dem Hamburger faſt gleich, nur ſchwachen Körſen dienlicher." — Eimbeckiſch Bier und Braunſchweiger Mumme galten als „geſchwiſtert" mit einander. Das Eimbecker Bier war ſchon zu Luthers Zeiten berühmt. Bekanntlich ward Luther auf dem Reichstage vom Herzoge von Braunſchweig damit erquickt, als er ſeine lange Rede gehalten hatte. Die Fürſten tranken es hier in pleno coetu. — Der Breihahn war ein ſonderlich gutes Bier, machte aber leicht trunken, „darum man ſolches auch mit Maßen, aber nicht mit Viertel- und halb Stübig-Kannen-Maas trinken ſoll." Unſer Breihahn ſetzt uns nicht in ſolche Verlegenheit. — Die Brandenburger hatten einen alten Claus; er machte faule, ſchläfrige Leute; und in Güſtrow brauten ſie Kepſenack, ein ſtarkes Bier; gerade wie Beiß den Kerl in Boitzenburg ſo genannt, weil es die Leute gewaltig ſchnell berauſchte. — Das Danziger Bier war weit und breit berühmt, „daß man es nicht unbillig einem Weine vergleichen möchte;" es hielt ſich viele Jahre lang, und unſer Kellermeiſter nennt es die Königin aller Gerſtenbiere. — Die Breslauer tranken damals ihren Schöps; ein äußerſt nährendes Waizenbier. Goldberg, Lauban, Strigau, Schweinitz, Sagan, Glogau, hatten alle berühmte Biere. Das Strigauer war berühmt, weil — terra sigillata hinein kam und es darum gegen die Peſt ſchützte; „denn terra sigillata iſt ein edel, köſtlich und gut Ding.“ Die Gegend am Harze war wegen ihrer Goſe ſehr berühmt, und Thüringen hatte beſonders in Arnſtadt ein gutes Waizenbier, was, wenn auch nicht mehr gerade ſo bekannt, doch noch jetzt der Fall ſein ſoll. Auch das Naumburger Bier hatte vielen Werth. Es gab dem Torgauer wenig nach, und dies ging, nebſt dem Eilenburger, weit und breit hinaus.

Torgauer Bier
Iſt der Armen Malvaſier;

ſagte man. — Das Zerbſter Bier war bei Reichen und hohen Standesperſonen gleich dem Weine geachtet. Die Studenten ſangen beim Commers damals:

Zerbſter Bier und Rheiniſcher Wein,
Dabei wollen wir luſtig ſein!

Wittenbergs Kukuk hatte damals ſchon das Unglück, daß „ihm bisweilen der Hals allzulang gedehnet“ wurde; man nahm wenig Hopfen und nicht viel Malz dazu. Unſer curioſer Kellermeiſter ſcherzt darüber:

Waſſerreich und hopfenarm
Iſt ein Bier, daß Gott erbarm'!

Dagegen war das Wurzener und Merſeburger und die Zitzenille in Nauen berühmt. Letztere war ſehr ſtark.

Wer Zitzenille trinken will,
Muß drei Tage liegen ſtill'

ſagte man ſprüchwörtlich. — Mit dem Merſeburger lockte man zu jener Zeit die Leute aus Leipzig nach Gohlis. Damals durfte nämlich in Gohlis nur Raſtrum ausgeſchenkt werden. Wer nun 12 Krüge Raſtrum überwunden hatte, bekam einen Krug Merſeburger vom Wirth unentgeldlich als Zugabe hinterdrein, bis endlich der Bierzwang aufhörte, und das Merſeburger den Raſtrum gänzlich verdrängte.

---

An einer Mauer in der ganzen Länge des Parks von Fontainebleau zieht ſich auf einer erhobten Teraſſe ein Weinſpalier hin, an welchem man in gewöhnlichen Jahren 6 bis 7000 Pfr. Trauben — chasselas — erntet, von denen die ſchönſten in den Herbſtmonaten auf die königliche Tafel kommen. Alle ſonſt Fontainebleau genannte und zum Verkauf ausgebotene Trauben kommen aus dem Dorfe Thumery, in welchem jedes Haus ein mit Trauben bedecktes Spalier trägt; alle Straßen daſelbſt ſind Weingärten, denn es dürfte ſich im ganzen Dorfe ſchwerlich eine Stelle von einem Fuß breit finden, an der man nicht Trauben ſähe. Das Dorf ſendet jede Woche 5 bis 6000 Körbe voll dieſer herrlichen Trauben nach Paris, wo ſie bisweilen mit Gold aufgewogen werden.

---

Der kluge Sirach iſt unſers Wiſſens der erſte Schriftſteller, welcher pädagogiſche Eßregeln geſchrieben hat. Spätere Autoren haben dieſelben nur erweitert. Wer z. B. Hager's Jugendſpiegel (Hamburg 1643,) des Magiſter Graf's höflichen Schüler (Augsburg 1730), Zobel's Hand- und Reiſebuch (Altdorf 1755) u. a. vergleicht, wird eine merkwürdige Uebereinſtimmung in Form und Ausdrucksweiſe finden.

---

Im Jahre 1685 erſchien in Helmſtädt von C. Scriverius ein Tractätlein unter dem Titel: „Theologiſches Bedenken über die Fragen, ob und wie weit es einem Chriſten zuzulaſſen ſei, bei einer guten Geſellſchaft ſich mit dem Trunke zu ergötzen. Und ob es ſchlechterdings eine Tod-Sünde ſei, einen Rauſch zu trinken.“ Der ehrwürdige Herr ſpricht ſich in dieſer Abhandlung ſehr zu Gunſten der Haarbeutel aus.

---

Der Pabſt Leo X. war einer der Päpſte, die eine gutbeſetzte Tafel allen andern Angelegenheiten vorzogen. Starkes Trinken hatte ihn der Gefahr nahe gebracht, ſeines Geſichts beraubt zu werden. Die Aerzte waren einſtimmig der Meinung, daß er das Geſicht verlieren würde, wenn er ſich nicht entſchließen könnte, künftig Waſſer ſtatt des Weins zu trinken. Allein der Papſt war Epikuräer genug, ihnen zur Antwort zu geben: Ich will lieber das Fenſter, als das ganze Haus verlieren.

---

Dannefeld, Comthur des deutſchen Ordens zu Königsberg, ein großer Verehrer der ſüßen Bacchusgabe, trug große Sorge für die Erhaltung der Weinberge. Im Jahre 1379 füllte der Orden nicht weniger als 600 Tonnen Weines. Nach der Füllung des erſten und letzten Faſſes veranſtaltete er ein Festum impletionis (Feſt der Füllung), wo die Ritter, beim Schall eines harmloſen Dudelſacks, mit den Winzerinnen ſich der Luſt des Tanzes hingaben.

---

Winrich von Kniprode, Großmeiſter des deutſchen Ordens, (1351 — 1382) ſchenkte dem Könige von England 12 Tonnen Raſtenburger. Dieſer Wein, der in der Gegend von Thorn wuchs, mundete auch dem Herzog Rudolph von Habsburg dergeſtalt, daß er am Ende des Mahles noch einen Becher aufs Wohl König Ludwigs leerte, ausrufend: Das iſt wahres Oel, wovon einem die Schnauze klebt.

---

Addiſon's Spectator erwähnt einer alten Stiftung, laut welcher jedes Ehepaar, das ſich das ganze Jahr hindurch nicht gezankt hatte zur Belohnung des häuslichen Friedens ein Spanferkel erhielt. Doch ſoll im Laufe eines ganzen Jahrhunderts nur ein Paar dieſes Preis-Spanferkel errungen haben, und auch mit dieſem einen Paare hatte es eine beſondere Bewandtniß: der Mann war blind und die Frau ſtumm. Solche Ehen ſind die glücklichſten.

---

Der berühmte Arzt Herrmann Boerhave, Hollands Aeſkulap, hinterließ folgendes Recept zum langen Leben:

„manger, mâcher et marcher"
(eſſen, kauen und gehen).

---

Burke nennt den Menſchen ein Thier, welches ſich von allen übrigen blos dadurch unterſcheidet, daß es ſeine Speiſen kocht.

---

Dumme Menſchen ſind in der Regel große Freſſer; doch gibts auch Ausnahmen. Der engliſche Dichter Samuel Johnſon, einer der größten Geiſter und Freſſer ſeiner Zeit, ſchrieb in Nr. 201 ſeines „Rambler" eine der gelehrteſten Abhandlungen gegen die Gefräßigkeit.

---

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Ungarn ein ungariſcher Graf, Namens Nitzky, der nichts lieber fraß als — Kremnitzer Dukaten.

---

Es iſt eine wahre Schande, daß drei der größten Männer aller Zeiten, Julius Cäſar, Joſeph II. und Napoleon, ſich wenig oder gar nichts aus dem Eſſen machten.

---

Ein griechiſcher Koch, deſſen Namen leider im Strom der Zeiten untergegangen iſt, ſoll die Kunſt verſtanden haben, ein

Schwein zu ſerviren, rechts gekocht, links gebraten und inwendig gefüllt, ohne es aufgeſchnitten zu haben. „Der Erfinder, ſagt ein Journal, dem wir dieſe Notiz entnehmen, trieb die Grauſamkeit auf die unmenſchliche Höhe, ſeine Kunſt ein ganzes Jahr geheim zu halten. Dann geſchah es ihm ganz recht, daß ein Küchenjunge ſich in ſein privatissimum verſteckte, ſein Geheimniß erlauſchte und — es veröffentlichte.

Louis Euſtache Ude, von Geburt Franzoſe, war, wie er in ſeinem unſterblichen Werke „le Cuisinier français“ erzählt: Koch des unglücklichen Ludwigs XVI. von Frankreich, ſpäter des Grafen von Sefton (?) und zuletzt Haushofmeiſter des Herzogs von York. Dem Grafen von Sefton ſoll er darum ſeine Dienſte aufgekündigt haben, weil — jeder Koch iſt ehrgeizig — des Grafen älteſter Sohn, Lord Molyneux, ſich erdreiſtet haben ſoll, eine Suppe Ude's nachzuſalzen: eine Kränkung, die ihm der Meiſter ſelbſt auf dem Sterbebette nicht vergeben hat. Wenn es Jenſeits eine Vergeltung gibt, ſoll Ude geſagt haben, ſo muß Mylord, dieſer Suppe wegen, ein Jahr in einer ganz beſondern Hölle braten.

Doctor Schrötter von Jena, der den allerhöchſten Magen König Ferdinand's I. wieder in Ordnung gebracht hatte, erhielt dafür den Adel und die Univerſität das Recht, auch Doctores S. S. Theologiae (Doctoren der heiligen Theologie) zu ernennen.

Der halliſche Profeſſor und Dr. Juris König, rühmlich bekannt in der deutſchen Rechts-Literatur, ſchrieb ein Buch von „Juriſten, die ſich zu Tode gegeſſen haben.“ Es wäre ein Leichtes, einen Anhang zu ſchreiben über Juriſten, die ſich zu Tode gehungert.

Peter der Große ſagte einſt zu Arolſen, deſſen Palais er beſichtigte: „Alles iſt prächtig in Ihrem Schloſſe, nur die Küche iſt zu groß.“ Als ob eine Küche jemals zu groß ſein könnte!!!

Ein Graf von Werdenberg verkaufte drei Güter in der Gegend von Ulm für — Ulmer Lebkuchen.

In Rom lebte zu Martial's Zeiten ein Mann, der Hermogenes hieß und unter dem Namen „mapparum fur“ (Serviettendieb) bekannt war. Deſſenungeachtet war dieſer Menſch, weil er die Tiſchgeſellſchaft durch Erzählung luſtiger Schwänke immer aufzuheitern wußte, faſt zu jedem Feſtmahl eingeladen. „Aber Niemand, erzählt Martial, brachte ſeine Serviette mit, aus Furcht, ſie möchte ihm geſtohlen werden.“ (Attulerat nappam nemo, dum festa timentur mantil e mensa sustulit Hermogenes.)

Wenige werden wiſſen, woher der ſüße Biername „Bock“ entſtanden iſt. Eine Herzogin von Baiern, welche krank darnieder lag, ließ auf Anrathen einer guten Hausmutter einen Braumeiſter, Namens Bock, aus Eimbeck kommen, der den im Munde Münchens ſo geprieſenen Göttertrank braute. Die Herzogin genas davon. Noch jetzt gibt es viele Leute, die vom erſten Mai an den „Bock“ mit Rettig als „Medizin“ einnehmen.

Die Stadt Ballycaſtle in Irland verdankt ihr Entſtehen dem Patriotismus eines gewiſſen Boyd, der ſein ganzes Vermögen zum Beſten ſeines Vaterlandes verwendete. Er hat dieſe Stadt erbauen, einen Hafen graben und Steinkohlenminen ausbeuten laſſen, und ſich für das Alles nur das einzige Privilegium vorbehalten, daß alle Jungen des zu

Ballycaſtle geſchlachteten Vieh's ihm gehören ſollen. Dieſes Privilegium iſt erblich in ſeiner Familie.

---

William Coxe erzählt in ſeiner „History of the house of Austria:“ Wallenſtein ſei ein großer Gourmand und ſeine Tafel, die täglich aus hundert Schüſſeln beſtanden, eben ſo ſchmackhaft als gut beſetzt geweſen.

---

Der gelehrte Holländer Martin Schoock ſchrieb unter Andern auch ein Buch „de harengis s. halecibus“ (von den Häringen), „de butyro et aversione casei“ (von der Butter und Abneigung gegen den Käſe), und eine höchſt gelehrte Abhandlung „de cerevisia“ (über Gerſtenſaft oder Bier).

---

Ben Johnſon erzählt: Ich entwarf den Plan zu meinem Volpone und ſchrieb den größten Theil davon, indem ich zehn Dutzend Flaſchen trefflichen Weines leerte, die mir Carl II. geſchenkt hatte. Ich bin überzeugt, daß dieſes Stück auf die Nachwelt kommt. Die Scene in Catilina, in welcher der Schatten Sulla's erſcheint, ſchrieb ich, nachdem ich mich mit meinem Freunde in der Teufelsſchenke berauſcht hatte. Ich hatte den Tag die ſchönſten Gedanken. Wenn ſich in dieſem Stücke eine Scene befindet, welche man matt findet, ſo iſt es die, welche ich ſchrieb, als es mir eingefallen war, meinen Wein mit Waſſer zu miſchen; es wird mir niemals wieder begegnen. Am 20. Mai ſchenkte mir der König eine Börſe mit 100 Guineen. Ich berauſchte mich nun regelmäßig in der Teufelsſchenke und bei der ſechzigſten Guinee war ich mit meinem Alchimiſten zu Ende. In Weinachten nahm mich Lord B. mit auf ſein Landgut, wo ich trefflichen Wein fand und ich ſchrieb hier auf Koſten des Kellers des vortrefflichen Lords die ſtille Frau. Ich las den erſten Act dem

Lord vor und er befahl, mir ein Faß von dieſem Wein in's Haus zu ſchicken. Ich beendigte damit mein Stück und die Folge davon iſt, daß es ſich auf der Bühne hält.

Marcus Gabius Apicius, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Auguſtus, der berühmte Erfinder der Placentae Apicianae, war ein großer Liebhaber von Kameelfüßen, Hahnenkämmen und Nachtigallenzungen.

Benedict Odeschalci, ein Jeſuit, der in Rom die Rechte ſtudirt und ſpäter in Deutſchland als Soldat ſein Glück verſucht hatte, machte, mit Empfehlungsbriefen nach Rom zurückgekehrt, die Bekanntſchaft der Donna Olimpia Maldachini, der Schwägerin und Favoritin des heiligen Vaters Innocenz X., ſchenkte ihr prachtvolle Tapeten und ein koſtbares ſilbernes Tafelgeſchirr und erhielt dafür (1647) durch ihre Verwendung den Cardinalshut. Bald darauf wurde er Legat von Ferrara, Biſchof von Novera und nach dem Tode Clemens X., im Jahre 1676 zum Papſt erwählt (Innocenz XI.). Pasquino machte auf dieſe alles vermögende Olimpia, die früher Nonne werden wollte, folgendes Wortſpiel: Olim pia, nunc impia. (Einſt fromm, jetzt laſterhaft.)

Die Einwohner von Tlaſcala, welche zu Ferdinand Cortez übergingen und ihm Mexiko erobern halfen, erhielten von Karl V. die Begünſtigung, dem Könige von Spanien keinen andern Tribut, als jährlich für jede einzelne Perſon eine Garbe Waizen zu zahlen. Wie klein dieſe Abgabe auch für den Einzelnen, ſo betrug ſie doch für die ganze Einwohnerſchaft 13,000 Scheffel.

Als Tokay, ein Ort, der jeden Weinverehrer mit Ehrfurcht erfüllt, 1606 von den Türken hart belagert wurde, gerieth die Beſatzung und deren Commandant, Oberſt Reeder, in ſolche Noth, daß er und ſeine Soldaten, um die rebelliſchen Anforderungen ihres Magens zu begütigen, ihre ledernen Koller verſpeiſen mußten, eine Speiſe, zu deren Verdauung zweifelsohne ein Magen von ruſſiſchen Juchten gehört.

---

Hume ſah den Tod ſo gleichgültig herannahen, daß er ſeinen Freunden noch ſelbſt ſein Todtenmahl gab, wozu auch Robertſon geladen war; dieſer hatte aber bereits die Einladung auf eine Schildkröte angenommen. Hume ſagte daher: „ſein Geſchmack im Eſſen iſt ſo elegant, als im Schreiben, und daher zog er natürlich eine Schildkröte meinem Schöpſenbraten vor.“

---

Ein ſchottiſches Sprichwort ſagt: Unglück iſt geſund zum Frühſtück, zu Mittag gleichgültig, aber tödtlich beim Abendeſſen.

---

Zur Zeit Chilperich's und Fredegunden's mußten die Römer für jeden Acker Feldes ein Maas Wein Tribut bezahlen.

---

Mahomed war nicht der erſte Geſetzgeber, der den Wein verbot; ſchon die carthaginenſiſchen Geſetzgeber unterſagten den Genuß des Weins.

---

König Jakob von Aragonien erließ 1234 die Verordnung, daß weder der König noch ſeine Unterthanen bei einer Mahlzeit mehr als zwei Fleiſchſpeiſen genießen und daß beide Speiſen nur auf eine und dieſelbe Art zubereitet ſein durften; es ſei denn, daß es Wildpret wäre, welches man ſelbſt geſchoſſen hätte. Dieſe Clauſel ließ den Tafelfreunden eine Hinterthür offen.

Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg wurde am 3ten Januar 1571 von ſeinem Münzmeiſter, dem Juden Samuel Lippold, der ihm Rechenſchaft über die ihm anvertrauten Gelder ablegen ſollte, durch vergifteten Malvaſier getödtet.

In Abyſſinien vertritt das Salz die Stelle des Geldes. Wie man bei uns alles nach Gold und Silber, ſo berechnet man dort alles nach dem Salzgewicht.

Die Indianer, erzählt Montesquieu in ſeinem Esprit des lois, haſſen die Mohamedaner, weil dieſe Kuhfleiſch eſſen; die Mohamedaner verabſcheuen die Indianer, weil dieſe Schweinefleiſch eſſen. Auch daraus ergibt ſich der große Einfluß, den das Eſſen auf die Sympathien der Völker hat.

Napoleons Kellermeiſter Pierron erzählt vom Kaiſer, daß dieſer wenig Gerichte, aber ſtark gegeſſen, hingegen nur wenig Wein getrunken habe. Ein Napf Suppe, zwei Schüſſeln Fleiſch, eine Schüſſel Gemüſe, beſonders viel Salat und ein vorzügliches Obſtdeſſert gehörten zu ſeinem täglichen und für einen Kaiſer gewiß frugalen Mahle. Der Kaiſer ſagte eines Tages zum Dr. Antomarchi: „Eine Flaſche Claret, welche ich mit einem Theile Waſſer vermiſche, dient mir zum Trunke, zuweilen genieße ich gegen Ende der Mahlzeit etwas ungemiſchten Wein. Wenn ich mich ermüdet fühle, kommt Champagner von Moët, ſtatt Claret, an die Reihe. Dies iſt ein ſicheres Mittel, dem Magen ein Schnippchen zu ſchlagen.“

Die Soeſter Lehenbauern mußten dem Dominikaner-Kloſter jährlich ein Ei bringen auf einem von vier Pferden gezogenen Wagen, und die Lehenbauern von St. Mourir dem Frauenſtift zu Remiremont jeden Pfingſttag einen Eimer Eis oder zwei weiße Ochſen abliefern.

Der tapfere Connétable Bertrand du Guesclin, die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft, that das Gelübde, nicht eher wieder Fleiſch zu eſſen, als bis er Montcontour eingenommen.

Ritter Boucicaut, der alle Speiſen nur von einer Schüſſel aß und ſeinen Wein nie ohne Waſſer trank, verlangte von ſeinen Tiſchgäſten, daß ſie ihn während der Tafel von der alten und neuen Geſchichten unterhielten.

Perceforeſt erzählt von einem Feſte, bei dem 800 Ritter, Jeder mit ſeiner Dame, aus Einer Schüſſel aßen. Da mag Mancher von ihnen ſehr zu kurz gekommen ſein.

Im Mittelalter gab es nicht nur einen Burg-, ſondern auch einen Küchen-Frieden; Beweis genug, wie ſehr die Ritter die Heiligkeit der Küche zu ſchätzen wußten.

Die Köche ſpielen nicht nur in der Küche, ſondern auch in der Geſchichte eine Rolle. Im Jahre 1477 ſchickte der Koch eines Grafen von Eppenſtein dem Grafen Otto von Solms einen — Fehdebrief.

Die guten Nördlinger erſchoſſen einſt einen Grafen von Oettingen wegen — einer Wachtel.

Auf dem Hochzeitsfeſte Kaiſer Friedrichs II. mit Iſabella von England (25. Juli 1235) erſchienen zu Mainz und Worms 12,000 Ritter als Hochzeitsgäſte.

---

Der däniſche Major Graf Dannskiold Löwenthal erzählt in ſeinem Werke: „der Feldzug an der Niederelbe $18^{13}/_{14}$,“ daß der Marſchall Davouſt bei der Occupation Hamburgs für die Beſatzung, welche aus 30,000 Mann beſtand, einen eiſernen Beſtand von zehn Millionen Bouteillen Wein in den Magazinen beſeſſen habe. Dieſen Vorrath wollte Davouſt jedoch nur für den Fall des Mangels bewahren; er requirirte daher den täglichen Bedarf für die Armee und für die Hospitäler, wozu Handelsleute und Privatperſonen beiſteuern mußten. Jene zehn Millionen Flaſchen waren meiſt aus Lübeck, Stade und andern Orten herbeigeführt worden. Die Blokade Hamburgs währte faſt ein Jahr; nach dem Tagesbefehle des Marſchalls erhielt, jeder Mann täglich eine Bouteille Wein, an Gefechtstagen zwei. Hamburg hat alſo ungefähr zehn Millionen Flaſchen Wein liefern müſſen, welche circa 40,000 Oxhoft im Werth von 1½ Million Thalern betrugen.

---

Johannes Beck, der Hofmeiſter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Alcibiades genannt, ſoff auf dem 1537 zu Crailsheim gefeierten Beilager der Schweſter des Markgrafen dergeſtalt, daß er am Abend deſſelben Tages ſeinen Geiſt aufgab. Auch ſein erlauchter Zögling lag noch drei Tage nachher in den Banden eines coloſſalen Rauſches.

---

Im Mittelalter war namentlich in Deutſchland das Laſter der Trunkenheit dergeſtalt eingeriſſen, daß im Jahre 1500 auf dem Reichsabſchiede zu Augsburg das übermäßige Trinken bei ſchwerer Strafe verboten wurde. Vier und dreißig Jahre ſpäter ließ

Johann von Schwarzenberg, der Schöpfer der peinlichen Halsgerichtsordnung, ein fulminantes Buch gegen das ſogenannte Zutrinken erſcheinen, das nicht ohne gute Wirkung blieb.

---

Eine Hohenlohe'ſche Urkunde — dieſes alte Dynaſtengeſchlecht zeichnete ſich zu allen Zeiten in der Virtuoſität des Trinkens aus — verlangt von ihren Lehensrittern, den großen Lehensbecher, der eine große Oehringer Maaß hielt, mit Einem Zuge zu leeren, zum Beweiſe, daß man von ächtem deutſchen Adel ſei.

---

Während den Friedensverhandlungen zu Münſter (1648) mußte der engliſche Geſandte, William Temple, einem Generale, der die Geſundheit des deutſchen Kaiſers ausbrachte, Beſcheid thun aus einer vergoldeten Glocke, die zwei Maaß hielt und die er mit Einem Zuge leeren ſollte. Da der Geſandte kein Trinker war, ſo führte er ſeitdem einen Attaché mit ſich, der für ihn trinken mußte.

---

Der Würtembergiſche Baumeiſter Schickart, der 1634 zu Tübingen ſtarb, hinterließ nicht weniger als 80 ſilberne Pokale. Eine Chronik erzählt, er habe ſeinen Geiſt inter pocula aufgegeben.

---

Andres von Robell, Canonicus zu Havelberg, ſtellte 1577 den Revers aus, daß er ſeines Bartes, ſammt Grundboden, verluſtig ſein und bei Strafe von 40 Ruthenhieben und Verluſt ſeines Canonicats, ſich verpflichten wolle, bei keinem Mahle mehr als zwei Becher Wein zu trinken. Es iſt leider nicht geſagt, wie lange nachher er ſein Canonicat noch behalten hat.

---

In Heſſen wurde im 16ten Jahrhundert ein ſogenannter Mäßigkeits-Orden gegründet; deſſen Mitglieder ſich eidlich verpflichten mußten, täglich nicht mehr als 14 Ordensbecher — den Schlaftrunk abgerechnet — zu trinken.

---

Die Mittagstafel Clemens XIV. koſtete nicht mehr als 14 Paoli; Hühner, Reis, Nudeln, Eier waren ſeine Speiſe und ein Glas Montepulcio ſein Lieblingsgetränk. Die Hofköche jammerten über dieſe Einfachheit. „Behaltet Euer Gehalt,“ ſagte er, „aber verlangt nicht, daß ich über Euerer Kunſt meine Geſundheit verliere.“

---

Einer der berühmteſten Botaniker älterer Zeit, Tabernämontanus, erzählt in ſeinem Kräuterbuche: „Die Engländer eſſen die Kartoffeln zur Stärkung der ehelichen Pflichten.“ Vielleicht rührt alſo die Fruchtbarkeit der ärmern Klaſſe nur vom häufigen Kartoffelgenuß her.

---

Die deutſchen Kaiſer mußten vor der Krönung zu Rom dem heiligen Vater das Verſprechen leiſten, „mit Gottes Hilfe nüchtern zu leben“ — Beweis, wie ſich damals das Laſter der Trunkenheit in alle Stände eingefreſſen hatte.

---

Henke ſagt: Der herbſte Fluch iſt: Iß allein!

---

Im Mittelalter erhielt der Pauliner-Orden einen welthiſtoriſchen Ruf durch ſeine Bravour in der Wurſtfabrikation. Von allen Würſten damaliger Zeit behaupteten die Pauliner-Würſte die Oberhand.

---

Die erzbiſchöfliche Stadt Colocza im Peſther Comitate hatte einſt einen ſo bedeutenden Fiſchfang, daß man vor Zeiten

1000 Stück der ſchönſten Hechte und Karpfen um einen Dukaten kaufen konnte, was zu dem Sprichwort Veranlaſſung gab: Archiepiscopum Colocensem Deum esse piscium. („Der Erzbiſchof von Colocza iſt der Gott der Fiſche.“)

---

Zu den hiſtoriſch-merkwürdigen Perſonen, welche durch Chocolade vergiftet worden ſind, gehört auch das Fräulein v. Voß, nachherige Gräfin von Ingenheim, eine Geliebte Friedrich Wilhelms II., die von ihrer Nebenbuhlerin, der berüchtigten Gräfin von Lichtenau, ad inferos expedirt wurde.

---

Fürſt Potemkin hatte eine ganze Bibliothek von Büchern, deren Blätter nichts anderes als eingebundene Bankbillets waren. An jedem Neujahrstage überreichte er der Kaiſerin Katharina eine Schüſſel von Kirſchen, von denen jede einzige 300 Rubel koſtete. Nicht ſelten ſchickte er einen ſeiner vertrauten Offiziere, Namens Bauer, von Petersburg nach Aſtrachan, um dort für Katharinen friſche Waſſermelonen, oder in die Krimm, um friſche Weintrauben für ſie zu holen.

---

Der berüchtigte Graf Gregor Orloff ſtarb in einem ſo furchtbaren Wahnſinn, daß er ſich das Geſicht mit ſeinen eigenen Excrementen beſchmierte und wie ein zweiter Ezechiel ſie zu ſeiner Nahrung machte. Es heißt, Potemkin habe ihn mit einem eigenen Kraut vergiftet, das die Eigenſchaft beſitzen ſoll, wahnſinnig zu machen und das von den Ruſſen Pinnajia trawa (Tollkraut) genannt wird.

---

Der Spargel hat auch arzneiliche Kräfte und kann in manchen Fällen als ein vortreffliches Hausmittel genoſſen werden. Er wirkt vor Allem auf die Urinwerkzeuge. Man wird bald wahrnehmen, daß nach dem häufigen Genuß des Spargels ſtarke Harnausleerungen erfolgen. Dieſe Wirkung macht den Spargel zu einer ſehr zweckmäßigen Speiſe für ältere Perſonen, welche in der Regel an Harnbeſchwerden und Verſchleimung der Blaſe leiden. Selbſt gegen Gries- und Stein-Schmerzen hat ſich der diätetiſche Gebrauch des Spargels ſehr nützlich erwieſen. Für die Hiſtoriker iſt es intereſſant zu erfahren, daß die ſogenannten Liebestränke der Alten (Philtra) viel Spargel enthielten — ein Beweis — daß ſein erregender Einfluß auf die Geſchlechtsſphäre ſchon früh bekannt war.

---

Der Stoiker Seneka ſagt in ſeinen Abhandlungen über die Seelenruhe: „Ich empfehle, außer Muße, Bewegung unter freiem Himmel, Fahren und Reiſen und Veränderung der Gegend, — auch Gaſtmähler und Trinkgelage. Selbſt bis zu einem Rauſche darf es zuweilen kommen, nur muß uns dieſer nicht ganz zudecken. Ein Rauſch ſpielt die Sorgen hinweg und regt den Geiſt in ſeinem Grund auf und heilt ebenſowohl Traurigkeit als gewiſſe Krankheiten. Nicht ſowohl wegen der Zungenfreiheit iſt der Erfinder des Weines Liber, d. h. Freier, genannt worden, ſondern weil er den Geiſt vom Sklavendienſt der Sorgen frei macht.“

---

Zur haute-volée des kleinern Geflügels gehört vor Allem der Ortolan, der hier und da mit der Goldammer verwechſelt wird, ſich aber von dieſer durch olivengrünen Kopf und Hals, ſtrohgelbe Kehle, chamoisfarbigen Schnabel, rothbraun-ſchwarzgefleckten Rücken und ſchwärzliche Schwungfedern auszeichnet. Am liebſten hält er ſich im ſüdlichen Europa, in der Provence und in Italien auf; in Deutſchland findet man ihn nur in einzelnen Gegenden, in der Nähe ſtark beſchatteter Gewäſſer: er kommt im Mai und zieht im September wieder fort. Um ihn recht fett und corpulent zu machen, mäſtet man ihn mit Hafer und Hirſe und gibt ihm Morgens, Mittags und Abends einen Löffel friſcher Sahne und ein Stückchen Zucker. Nach Verlauf von acht Tagen werden die lieben Thierchen dergeſtalt fett, daß ſie nicht ſelten in ihrem Fett erſticken. Ein dergeſtalt gemäſteter Ortolan koſtet in Deutſchland 8 bis 12 Groſchen — in Schweden zahlt man gern einen Dukaten dafür. — Auf der Inſel Cypern, wo ſie ſich in großen Schaaren aufhalten, ſchneidet man ihnen Kopf und Füße ab, weidet ihnen den Leib aus, legt ſie mit Gewürz in Eſſig und verſendet ſie in Fäßchen von 3—400 Stück nach England, Holland und Frankreich. — Die Ortolanen waren bekanntlich eine Lieblingsſpeiſe des großen Condé. Der unſterbliche Vatel wußte ſie dergeſtalt pikant zuzubereiten, daß Frau v. Sevigné, die einmal ſo glücklich war, einen ſeiner Ortolane zu koſten, ſich nicht enthalten konnte, die Hand dieſes Meiſters zu erfaſſen und ſie mit Thränen der Rührung zu benetzen. Wie Frauen überhaupt mehr Sinn für das Schöne haben, als wir Männer, ſo ſind ſie auch mit mehr Geſchmackſinn für die Freuden der Tafel begabt. Alle großen Frauen, von der Marquiſe von Maintenen bis zur Lady Morgan, ſind Gourmets. Letztere widmete in einem ihrer Romane dem Koch des Herrn von Rothſchild, dem gefeierten Carême, eine der ſchönſten Elogen, die jemals der Feder einer Dame entfloſſen ſind. —

---

Der ruſſiſche Feldmarſchall Suwaroff lebte ſo einfach, wie der gemeine Soldat; wenn er einmal mehr als gewöhnlich aß, mußte ihm einer ſeiner Adjutanten befehlen: „Im Namen Suwaroff's, iß nicht mehr!“

---

Der berühmte Chemiker Englands, Sir Humphry Davy, ein Mann von ſehr umfaſſender Bildung, erſchreckte die Freunde des Schnepfenkoths (Merde de bécasse) durch folgende naturgeſchichtliche Nachweiſung. Der Koth dieſer Thiere, die berühmte Delicateſſe, entſteht durch eine dreifache Verdauung, indem die Schnepfen ſich von den Maden aus dem Miſt der wilden Thiere nähren, daher das, was wir an den Schnepfen für das Beſte halten, zuerſt vom Hirſch, dann von einer Inſectenlarve und zum dritten Male von einer Schnepfe gefreſſen und verdaut wird.

---

Kaiſer Karl V. pflegte zu ſagen: So lange der Deutſche ein volles Glas in der Hand hält, fürchtet er ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht.

---

Um bei einem Fremden zu erkennen, ob er ein Franzoſe ſei, ſagt Granier de Caſſagnac, braucht man blos zu ſehen, wie viel Brot er beim Eſſen verzehrt. Der Franzoſe nimmt wenigſtens zwei Mal mehr als ein Deutſcher und vier Mal mehr als ein Engländer. In Holland reicht man Brotſchnittchen umher, nicht dicker als dünne Schinkenſcheiben, in England Brotſamenwürfel, nicht größer als ein Fingerhut. Ruſſen, Türken und Griechen eſſen faſt gar kein Brot. Die wahren Broteſſer ſind die Spanier, Italiener und vor Allen die Franzoſen.

---

Im Orient bedient man ſich kleiner Kaffeemühlen, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel geſteckt werden können; doch die meiſten großen Städte haben eine allgemeine Kaffeeſtampfe, welche tachmisschane heißt. Die Anſtalt der Tachmis iſt eine den morgenländiſchen Städten ganz eigene, ſagt Hr. von Hammer. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Kaffee geſtampft und geſteht. Das Sieben — tachmis — heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen. Davon iſt vielleicht das franzöſiſche Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine ſolche Kaffeeſtampf- und Sieb-Anſtalt befindet ſich zu Conſtantinopel in der Nähe der Moſchee Sultan Mohameds IV. Die hierbei verwendeten Leute ſind Armenier, denen die geiſtige Atmoſphäre des Kaffeedunſtes ein aufgewecktes, geiſtreiches Anſehen gibt, das mit den ſchwerfälligen, geiſtloſen Grundzügen der armeniſchen Geſichtsbildung in ſonderbarem Widerſpruche ſteht.

---

Katharinen von Medicis, welche die italieniſche Kochkunſt in die franzöſiſche Küche eingeführt hat, verdanken die Feinſchmecker das Recept zum crême à la frangipane.

---

Frau von Maintenon erfand die berühmten Cotelettes en papillotes für den geſchwächten Magen Ludwig's XIV., und die reizende Prinzeſſin von Conti das Hammel-Viertel. Dieſe letztere Erfindung machte die Eiferſucht der Frau von Maintenon rege, die den Ruhm ihrer Nebenbuhlerin durch die Erfindung der Ente au père Vanille verdunkelte. Während der Regierung Ludwig's XVI., wo die königlichen Mundköche, wie Große des Reiches betrachtet, geſtickte Kleider, Spitzenmanchetten und Diamantringe trugen, gebar ein ähnlicher Wettſtreit zwei neue Gerichte: die Cotelette à la Soubise und die Hammelkeule à la Mailly.

---

Friedrich der Große hatte nach dem „Manuſcript aus dem Jahre 1761" für ſeine Tafel täglich nicht mehr als 33 Thaler 8 Groſchen ausgeſetzt, wofür der König jeden Tag 24 Schüſſeln bekam, 16 Mittags und 8 Abends, Mittags für 24, Abends blos für 8 Couverts. Waren mehr als 24 Perſonen zur königlichen Tafel geladen, ſo wurde für jede Perſon nicht mehr als Ein Thaler hinzugezahlt. Der König hatte vier Mundkoche, einen Franzoſen (Noël), einen Italiener, einen Preußen und einen Oeſterreicher; jeder derſelben hatte vier Schüſſeln zur Mittagstafel und zwei zur Abendtafel zu liefern.

---

Fürſt Talleyrand behauptete: Um ein vollkommenes Diner veranſtalten zu können, müſſe man einen franzöſiſchen Koch für die Suppen, Entrées und Zwiſchengerichte haben, einen engliſchen für den Braten und einen italieniſchen für das Deſſert; wo dieſe drei Nationalitäten nicht zuſammenwirken, würde ſelbſt an dem feinſten Diner noch immer etwas zu tadeln ſein.

---

Thomas Morus ſagt in ſeiner „Utopia“, der Menſchen Sinnesart und Neigung laſſe ſich nirgends beſſer als bei Tiſche erkennen.

---

Der alte Spruch: „Nach dem Eſſen ſollſt Du ſtehen oder tauſend Schritte gehen“ wird jetzt eine ungereimte Unwahrheit genannt, und dagegen folgende Regel aufgeſtellt: „Vor dem Eſſen gehe, daß Du Appetit bekommſt, und nach dem Eſſen ruhe, damit Du gut verdaueſt. Nach der Mahlzeit müſſen die Lebensgeiſter nicht in den Kopf getrieben, nicht in die Füße gezerrt werden, ſondern in der Mitte des Korpers bleiben.“

---

Speiſezettel und Kochbücher zeigen den Culturgrad der Menſchen. Ein Gaſthof, deſſen Speiſezettel nichts als Kalbsbraten, Nierenbraten, Kalbsbruſt und dergleichen enthält, hat keine fein gebildeten Beſucher, und das Volk, deſſen Kochbücher nicht mehr als ſechs Schüſſeln aufweiſen können, muß jedenfalls noch auf einer niedern Bildungsſtufe ſtehen.

---

Der berühmte Landſchaftsmaler Gaſpard Pouſſin, der Sohn eines Kochs, füllte ſeine Mußeſtunden durch Zubereitung köſtlicher Leckerbiſſen aus. — Cornelius Engelbrecht, ein holländiſcher Maler, war unter dem Spitznamen „der Koch“ bekannt, weil er neben der edlen Malerkunſt auch als ein Meiſter in der edlen Kochkunſt galt. — Johann Bronkhorſt wurde zu ſeiner Zeit als einer der vorzüglichſten Paſtetenbäcker und Maler von Harlem geſchätzt. — Johann Steen, der talentvollſte Jünger Brauwer's, war zugleich Gaſtwirth und Maler, doch da er den größten Theil ſeines Weines ſelbſt trank, ſo ſchloß er ſich, ſobald der Vorrath auszugehen anfing, in ein einſames Zimmer ein und hatte dann in wenigen Tagen durch ſein Malertalent ſoviel erworben, um damit Küche und Keller von Neuem zu füllen. Endlich muß unter den äſthetiſchen Köchen noch Mariotto Albertinelli erwähnt werden, welcher, nach langjährigem Wirken als Maler, die Palette mit der Bratpfanne vertauſchte und in Florenz an der porta San Gallo ein ſchönes Gaſthaus errichtete.

In Italien trug man im 14ten Jahrhundert, um eine üppige Lebensweiſe zu bezeichnen, vergoldetes und verſilbertes Brodt auf den Tiſch; d. h. es war mit dünnen Gold- und Silberblättchen belegt, woher auch das Sprichwort: Mangiar il pan d'oro kommt.

Sir Richard Whittington ahmte einſt bei einem Gaſtmahle das Beiſpiel Kleopatra's nach: er löſte zu Ehren Heinrichs V. eine koſtbare Perle in Wein auf und leerte dieſen Trunk auf das Wohl ſeines Königs.

Der Perſerkönig Dſchemſchid, der Gründer von Perſepolis, das noch heut zu Tage Tacht-i-Dſchemſchid (Thron Dſchemſchid's) genannt wird, liebte nichts ſo ſehr als Trauben. Er wünſchte einige derſelben aufzubewahren und legte ſie in ein großes Gefäß, das er zu künftigem Gebrauche in einem unterirdiſchen Gewölbe aufbewahren ließ. Bei Eröffnung des Gefäßes fand er die Trauben gegohren und ihren Saft ſo herb, daß er ihn für giftig hielt. Er füllte mehrere Flaſchen damit, ſchrieb „Gift" darauf und ließ ſie in ſein Zimmer ſtellen. Eines Tages, als eine ſeiner Odalisken, von heftigem Kopfweh geplagt, ſich vom Schmerz dergeſtalt gepeinigt ſieht, daß ſie ſich den Tod wünſcht, erblickt ſie die Flaſchen, worauf „Gift" geſchrieben ſteht. Sie nimmt eine derſelben und leert den Inhalt. Der Wein — denn das war daraus geworden — überwältigt ſie: ſie fällt in tiefen Schlaf und erwacht — neu geſtärkt. Erfreut über dieſes Mittel, wiederholt ſie daſſelbe ſo oft, bis des Königs Gift ganz ausgetrunken iſt. Dſchemſchid, der dies alſogleich entdeckt, zwingt ſeine Geliebte, ihren Frevel zu bekennen. Gleich darauf machte man eine Menge Wein und Dſchemſchid trank mit ſeinem ganzen Hofe von dem neuen Getränke, das von der Art ſeiner Entdeckung bis heute in Perſien unter dem Namen Sehir-i-chuſch oder „das ergötzliche Gift" bekannt iſt.

---

Wenn in Cochinchina Jemand Dozi (mich hungert!) ausruft, ſo läuft Alles wie beſeſſen zuſammen, um ihm etwas zum Eſſen zu bringen. Bei uns zu Lande fehlt den Hungerigen ein Wort, das, wie jenes Dozi, augenblicklich den Appetit ſtillt.

---

Herr Dr. G. A. Vogel, genannt Sieben, hat unter dem Titel „der Katzenjammer heilbar" eine witzige Brochüre erſcheinen laſſen, die ich vor Allem jenen empfehle, welche am phyſiſchen oder moraliſchen Katzenjammer leiden. Ueber Namen, Begriff, Stand, Geſchichte, Alter und Geographie dieſes Begriffs ſagt der Verfaſſer (Seite 14): „Der Katzenjammer (lateiniſch: crapulositas [von κρᾶς, Kopf, und πάλλω, ſchwingen, ſchütteln], franzöſiſch: cheveux durs, ähnlich dem deutſchen Provinzialismus: „Haarweh“, engliſch: crapulence oder rhomb, wallachiſch: treaz, perſiſch: bidamag buden) iſt eine Krankheit im Magen, die ſich durch ein unbehagliches Gefühl unterm Magen äußert und — durch Häring curirt zu werden pflegt.“ Seite 18 heißt es: „Der Katzenjammer iſt unehelichen Urſprungs; ſeine Mutter iſt eine geborne Durſt und ſeine Väter ſind der Wein, das Bier und der Schnaps.“ „Der Katzenjammer (Seite 24) zählt mehr Mitglieder als der Cölner Dombauverein und iſt, wie die Schulden, die Liebe, die Blattläuſe, das Rheinlied und die Polizeiſoldaten, überall zu Hauſe. Vorzugsweiſe ſtark cultivirt wird er in Heidelberg, Wien, Breslau, Jena, Göttingen, Marburg, Erlangen, Berlin, Königsberg, Würzburg, Greifswalde, München, Freiburg, Kiel, Prag, Gießen, Bonn, Roſtock, Tübingen, Halle und Leipzig.“ Auf Seite 39—42 verſchreibt der Phyſiolog des Katzenjammers ein ganzes Dutzend Recepte, woraus ich meinen Leſern, die vielleicht auch einmal an dieſem Uebel leiden könnten, das erſte beſte mittheile:

Rec. Extract. Belladonn. gr. j.
solve in
Aqu. lauroceras. ʒjβ.
M. D. S. 20 Tropfen pro Dosi.

Im Anhange citirt der katzenjammerkundige Verfaſſer aus Balthaſar Schnurrens„ vollſtändiges und ſchon aller Orten bekanndtes Kunſt- Hauß- und Wunder-Buch u. ſ. w.“ (Frankfurt a. M. 1676) folgende Mittel „daß Einer nicht trunken werde: „Wer nicht trunken werden will, der eſſe eine gebratene Geißlunge oder fünff bis ſieben bittere Mandeln vor dem Trinken, weil er noch nüchtern iſt. Item, nimb rohes Kohl und iß daſſelbe. Oder, den Safft von Eiern roh und trinke denſelben deß Morgends nüchtern, ſo wirſt du nicht trunken. Item, iß des Morgends nüchtern das Mark auß Schweinen-Fleiſch. Eſſe ein viertel Stund zuvor drei Pfirſichkern, darnach trinke ein wenig Baumöhl oder ſüß Mandelohl.“ Aus gleicher Quelle theilt er (Seite 47) das umgekehrte Mittel mit „daß Einer bald trunken werde ohne Schaden“: „Nimb Paradißholz, lege es in Wein und gib Einem davon zu trinken. Oder, nimb Alaunwurzel, koch' ſie in Waſſer und miſche es Einem unter den Wein, ſo wird er bald trunken. Item, thue Hollunderwaſſer in Wein. Item, nimb Rübſaamen, ſtoß ihn klein und thu ihn in den Wein.“ Johann Joachim Becher's „kluger Haus-Vater, verſtändige Haus-Mutter, vollkommener Land-Medicus, wie auch wohlerfahrner Roß- und Vieh-Arzt“ (Leipzig 1718) empfiehlt folgende Mittel: „Wer trunken iſt und gerne bald wieder nüchtern werden will, der trinke einen oder zwei Trunk Eſſig oder eſſe Pfefferkuchen oder trinke drei Löffel voll Baum-Oehl von unzeitigen Oliven.“ Die „engliſche Goldgrube für das bürgerliche Leben“ rekommandirt Folgendes: „Eſſe des Morgens früh nüchtern ſieben oder neun bittere Mandeln. Auch ſchützt ein ausgetrunkenes friſches Ei wider Trunkenheit und macht ſelbſt den Berauſchten wieder nüchtern; Gleiches bewirkt eine Quantität Eſſig.“ Der Arzt Gerard in Lyon heilte im Jahre 1821 die heftigſte Trunkenheit augenblicklich durch ſieben bis acht Tropfen flüchtiges Alkali ins Waſſer gegoſſen. Am ausführlichſten hat über die Trunkſucht, deren Urſachen, Folgen und Behandlung Valentini in dem Buche „medicina clerica, oder Handbuch der Paſtoral-Medizin für Seelſorger, Pädagogen und Aerzte; nebſt einer Diätetik für Geiſtliche“ (Leipzig 1831) geſchrieben. Dieſe Citate werden hinreichend ſein, zu beweiſen, daß Herr Dr. Vogel in die Materie dieſes Gegenſtandes tiefer als alle ſeine Vorgänger eingedrungen iſt und den Katzenjammer gleichſam in succum et sanguinem in ſich aufgenommen hat.

Die Erfinder der Weinfäſſer ſind die ciſalpiniſchen Gallier. Die Römer bewahrten ihren Wein in großen irdenen Töpfen oder in Schläuchen, die aus Thier-, gewöhnlich aus Bockhäuten verfertigt waren und dem Wein oft einen unangenehmen Geſchmack mittheilten. Heil dem Manne, der die Fäſſer erfand!

---

Ein moderner Münchhauſen erzählt, er habe beim Grafen von Caſtell-Mare in Treviſo einen Bratſpieß geſehen, der 130 Braten zugleich beſorgen kann. Beſagter Bratſpieß ſoll außerdem 25 Muſikſtückchen ſpielen, deren jedes mit einem gewiſſen Grade des Bratens im Zuſammenhange ſtehe und wornach der Koch ſich richten könne. Eine Schöpſenkeule à l'Anglaise iſt z. B. beim zwolſten Stückchen gahr, ein Kapaun à la flamande beim 18ten, ein Lungenbraten à la danoise beim 22ſten. Solch ein Bratſpieß wäre wahrlich nicht zu bezahlen.

---

Nichts Komiſcheres, als wenn der türkiſche Großherr außer der Mahlzeit ein Glas Waſſer zu verlangen geruht. Sofort eilt ein ſchwarzer Page, ein Kislar Itſchoglam, zum Kislar Baſchi, und ruft „Sü!“ (Waſſer) Der Kislar-Baſchi wendet ſich an den dienſtthuenden Pagen und ruft nun ebenfalls „Sü!“ Der dienſtthuende Page begiebt ſich ſofort zum Chanasnadar-Aga, ruft wiederum „Sü!“ und läßt ſich von ihm 10 Zechinen, ein bei ſolchen Gelegenheiten ubliches Gnadengeſchenk auszahlen. Darauf wird das verlangte Waſſer vom Kilardſchi Baſchi, umgeben von hundert Pagen, in einem Porzellanbecher, der in einer großen goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Schale ſteht, bis zur Thür des kaiſerlichen Gemaches gebracht. Hier läßt er die Pagen bis zwei zurück, die ihn unter die Arme faſſen, und vor den Sultan geleiten, der dann — einen Schluck Waſſer trinkt. Göttliche Ceremonie, die von allen Monarchen nachgeahmt zu werden verdient!

Das Nierenſtück wird in der engliſchen Sprache Sirloin oder Sir Loin genannt, weil der Volkswitz das Märchen erfunden hat, ein König von England habe dieſes Stück zur Ritterwürde erhoben.

---

Die Kaffern ziehen die Fledermäuſe den Rebhühnern vor, und die Neger in Juda finden das Hundefleiſch beſſer als das Fleiſch der übrigen Thiere. — Einige Tartaren haben die Gewohnheit, die Hunde vorher zu verſchneiden, um ſie zu mäſten und ihr Fleiſch ſchmackhafter zu machen. — Viele tartariſche Völkerſchaften leben von Pferdefleiſch und ziehen Stutenmilch der Kuhmilch vor. — Die Hottentotten eſſen Läuſe. Was uns auffreſſen will, ſagen ſie, muß von uns aufgefreſſen werden. Auch die Mexikaner behaupteten, es ſei rathſamer, ſie zu eſſen als zu zerknicken. — Im Königreich Arrakan ißt man die Fiſche nicht eher bis ſie ſtinken. — Wenn eine Jakutin geboren iſt, ſo läßt der Vater den Mutterkuchen (Placenta) kochen und ladet ſeine Verwandten und Freunde zu dieſem Gerichte ein. Die Topinambus verſpeiſen die Nabelſchnur der neugeborenen Kinder. — Die Heiligkeit der Jaguirs und Fakihrs in Hindoſtan beſteht darin, daß ſie alle ihre Speiſen mit Kuhmiſt würzen. — Bei vielen Malabaren iſt es gebräuchlich, daß Jeder ſein eigenes Trinkgeſchirr hat, deſſen ſich kein anderer Menſch bedienen darf. — Wenn die Maldiver eſſen, ſo verbergen ſie ſich in die abgelegenſten Winkel ihrer Hütten und verfinſtern ihr Gemach, um von keinem Menſchen geſehen zu werden. — Kein Braſilianer ißt, wenn er trinkt, und Keiner trinkt, wenn er ißt. — Die Malabaren halten die Berührung der Speiſen mit der linken Hand für ein Verbrechen. — Die Jakuten pflegen bei Feſtmahlen nackt zu erſcheinen, um deſto mehr eſſen zu können.

---

Wie ehemals den Göttern, ſo wurden Geſundheiten auch den Heiligen ausgebracht; der St. Jakobs-, der St. Stephanstrank ſind noch in gutem Andenken, ebenſo der St. Johannesſegen. Einem Pabſte Johann wurde in einer Kirchenverſammlung ſogar vorgeworfen, er habe in amorem Diaboli getrunken.

In China wird der allerunbedeutendſte Schmutz, der ſich in einer für die kaiſerliche Tafel beſtimmten Speiſe findet, an dem Koch, der dadurch eine Art Majeſtäts-Verbrechen begeht, mit achtzig Stockſchlägen beſtraft. Nicht mehr als billig!

Das ſiebente der chineſiſchen Ehegebote lautet: Jede Ehefrau iſt verpflichtet, die Lieblingsſpeiſe ihres Gatten mit eigener Hand zuzubereiten. Welcher gebildete Feinſchmecker möchte nicht, blos dieſes Gebotes wegen, Chineſe ſein oder eine Chineſin zur Frau haben?!

Graf Görz, der bekannte Miniſter Karl's XII., erblickte, als er das Schaffot beſtieg, ſeinen Leibkoch. Der große Mann reichte ihm die Hand und ſagte tiefgerührt: Beweine mich, Duval, denn ich kann nun keine Deiner Speiſen mehr genießen!

Benzel-Sternau nennt den Bauch die Sacriſtei des Egoismus und die Gaſtronomie eine unedle Bauchamme. Der Graf mag immerhin ein guter Schriftſteller ſein, aber ein Gourmand iſt er nicht. Den Küchenzettel nennt er die Morgenröthe des Magens. Dieſer Vergleich verſöhnt uns mit ihm.

# CI.

# Literatur der Koch- und Eß-Kunſt.

Das älteſte Kochbuch verdanken wir dem Römer Coelius Apicius. Die erſte Auflage ſeines Werkes erſchien unter dem Titel: „de re culinaria“ zu Mailand 1498. 4. Die zweite zu Venedig 1542. 4; die dritte, mit Anmerkungen von Gabriel Humelberg, zu Zürich 1542. 4. Eine ganz neue Ausgabe veranſtaltete der Leibarzt der Königin Anna von England, Dr. Martin Liſter, unter dem Titel: „de obsoniis et condiments, sive de arte coquinaria libri X. Von dieſer Auflage, die 1775 zu London erſchien, wurden nicht mehr als 120 Exemplare abgezogen. Auch die zweite Ausgabe von Liſter, Amſterdam, 1709. 8. gehört zu den Seltenheiten. Von J. M. Bernhold erſchienen Ausgaben dieſes Werkes zu Ansbach 1787, Onolzbach 1789, Lübeck 1791, Ansbach 1800. 8.

Bartolomeo Sacchi, genannt Platina: Opusculum de obsoniis ac honesta voluptate, Rom. 1473 fol. Venez. 1475 fol. Friaul 1480. 4. Bologn. 1498. 4. Lyon 1541. 4. (franzöſiſch: Lyon 1539. 8. ibid. 1548. 8. Par. 1567. 8. Lyon 1571. 16. Par. 1588. 8.)

Bartolomeo Scappi, (cuoco secreto di Papa Pio Quinto) Opera divisa in sei libri, Venez. 1570. 4. ibid. 1598. 4. (Scappi erhielt für das dem heiligen Vater gewidmete Kochbuch den Orden des goldenen Sporns.)

Als das älteſte deutſche Kochbuch führt Leſſing, in ſeinen Collectaneen zur Literatur, eines aus dem 16ten Jahrhundert unter dem Titel „Küchenmaiſtray“ an.

Kunſtbuch von mancherlei Eſſen, geſotten, gebraten, Paſteten von Hirſchen, Vogelen, Wildprat und andern Schaueſſen, ſo auf fürſtlichen und andern Panketten einzurichten; Gehörig geſtellt durch den ehrbaren und wohlerfahrenen Meiſter Franz de Rontzier, fürſtlich braunſchweigiſchen beſtallten Mundkoch, Dergleichen bishero in Druck nicht geſehen. Wolffenbüttel 1598. 543 Seiten. 4. (Citirt von Eſchenburg.)

---

Augsburg'ſches Kochbuch, von Sophie Weiler. 17te Auflage. Augsburg, 1826. 8.

Badiſches Kochbuch, neues practiſches. Karlsruhe 1840. 8.

Baier'ſches Kochbuch, von Marg. Siegel. 9te Auflage. Regensburg 1828. 8.

Baier'ſches Nationalkochbuch. München 1824. 8.

Baier'ſche Köchin in Böhmen. Leipzig 1829. 8.

Bamberg'ſches Kochbuch, von F. Klintſch. 2te Auflage. Bamberg 1817. 8.

Berliniſches Kochbuch. 3te Aufl. Berlin 1798. Drei Theile. 8.

Berliniſches Kochbuch, vollſtändiges. Berlin 1832. 8.

Braunſchweig'ſches Kochbuch, von J. F. Förſter und J. F. Kopf 4te Aufl. Braunſchw. 1812. 2 Theile. 8.

Bremiſches Kochbuch, von Betty Gleim. Bremen 1828. 2 Theile. 8.

Danziger Kochbuch. Danzig 18[illegible]. 8.

Deutſches Kochbuch, allgemeines, von Sophie Scheibler. 7te Auflage. Berlin 1826. kl. 8.

Deutſche Kochkunſt, die vollſtändige, von A. Teubner. Leipzig 1810. 4 Theile. 8.

Deutſches Kochbuch, allgemeines, von Dorothea Müller. Hamburg 1831. 8.

Dresdner Koch-, Back- und Wirthſchaftsbuch, von A. H. Werner. Zwickau 1805. 8.

Dresdner Kochbuch, neues, von F. A. Lamprecht. Leipzig 1808. 8.

Engliſches Kochbuch, neues. 2te Aufl. Frankfurt a. M. 1820. 2 Theile. 8.

Franzöſiſches Kochbuch, neueſtes, oder der Kaiſerliche Koch, von Alex. Biard. Aus d. Franz. Aarau 1808. 8.

Le Patissier royal Parisien, ou traité élémentaire et pratique de la Patisserie ancienne et moderne, de l'Entremets de Sucre, des Entrees froides et des Socles, par *M. A. Carême.* Paris 1815. 2 volumes. 8.

Fränkiſches Kochbuch, neues. Anſpach 1815. 8.

Frankfurter großes Kochbuch, von Chriſtiane Werner. Frankfurt a. M. 1824. 2 Theile. 8.

Frankfurter Kochbuch, neueſtes, von B. Schünemann. Frankfurt a. Main 1842. 8.

Fulda'ſches Kochbuch. 1823. 3 Theile. 8.

Göppinger oder Schwäbiſches Kochbuch. Neue Auflage. Stuttgart 1813. 3 Theile. 8.

Gotha'ſches Kochbuch, neues. 3te Auflage. Gotha 1824. 2 Theile. 8.

Gräzeriſches Kochbuch. 11te Auflage. Wien 1817. 8.

Hamburg'ſches Kochbuch. 7te Auflage. Hamburg 1824. 8.

Hannöver'ſches Kochbuch, von F. Knopp. 4te Auflage. Hannover 1808. 2 Theile. 8.

Köllner Köchin, die neue. 6te Auflage. Kölln 1831. 8.

Leipziger Kochbuch, neues, von J. C. Wolf. 8te Aufl. Leipzig 1817. 2 Theile. 8.

Liefländiſches Koch- und Wirthſchaftsbuch. 5te Auflage. Riga 1828. 2 Theile. 8.

Linzer Kochbuch, von W. E. Meixner. 5te Auflage. Linz 1822. 8.

Londoner Kochbuch, von W. Collingwood. Aus d. Eng. Leipzig 1796. 2 Thle. 8.

Magdeburg'ſches Kochbuch, von Kath. Schulze, geb. Morgenſtern. 7te Auflage. Magdeburg 1824. 3 Theile. 8.

Münchener Kochbuch, von Ch. Büchner. 3te Auflage. München 1813. 8.

Niederſächſiſches Kochbuch, von H. Lofft. 19te Auflage. Leipzig 1826. 8.

Niederſächſiſches Kochbuch, neues. 4te Auflage. Altona 1808. 8.

Nieder- und Oberſächſiſches Kochbuch. Leipzig 1825. 3 Theile. 8.

Nürnberger Kochbuch, neues. 12te Aufl. Nürnberg 1820. 8.

Oberſächſiſches Koch- und Speiſebuch. Leipzig 1812. 8.

Preußiſches Kochbuch. 2te Auflage. Königsberg 1828. 8.

Quedlinburger Kochbuch, von J. Farmbacher. Nürnberg 1822. 8.

Rheiniſches Kochbuch, von J. Stolz. Karlsr. 1826. 8.

Rheiniſches Kochbuch, von J. Dumesnil. Aachen 1839. 8.

Sächſiſches Kochbuch, neues. Leipzig 1790. 8.

Salzburgſches Kochbuch. Augsburg 1809. 4 Theile. 8.

Schleſiſches Kochbuch. 2te Auflage. Breslau 1815. 8.

Schwäbiſches Kochbuch, v. J. Kiſtn. Stuttgart 1799. 8.

Schwediſches Kochbuch, von Chriſtian Warg. Stockholm 1780. 8.

Stettiniſches Kochbuch. 6te Auflage. Stettin 1817. 8.

Thüringiſches Kochbuch, großes, von J. C. Cuyel. Neue Auflage. Erfurt 1820. 8.

Thüringiſches Kochbuch, von Sophie Albrecht. Erfurt 1839. 8.

Wieneriſches Kochbuch, von Ign. Gartler; vermehrt von Barbara Hickmann. 33ſte Auflage. Wien 1826. 3 Thle. 8.

Wiener Köchin, von Th. Ballauf. Neue Auflage. Wien 1810. 8.

Allgemeines Kochbuch. Berlin 1798. 3 Theile. 8.

Neues vollſtändiges Kochbuch. Ulm 1817. 8.

Neues gemeinnütziges Kochbuch. Mannheim 1816. 8.

Neueſtes, allgemein verſtändliches Kochbuch. 3te Auflage. Quedlinburg 1827. 2 Theile. 8.

Allgemeines brauchbares Kochbuch, von J. C. Eupel. 2te Auflage. Erfurt 1823. 2 Theile. 8.

Neues, zur Haushaltung unentbehrliches Kochbuch für alle Stände. 5te Auflage. Dresden 1824. 8.

Neues Kochbuch von F. A. Durand. 3te Auflage. Hannover 1822. 8.

Theoretiſch-practiſche Anleitung zur Kochkunſt, von F. G. Zencker. Wien 1817. 2 Theile. 8.

Allgemeinnütziges Kochbuch für Deutſchland, von G. L. Ritſer. Gießen 1811. 2 Bände. 8.

Neue vollſtändige teutſche Kochkunſt, von A. Teubner. Leipzig 1813. 4 Bände. 8.

Allgemeines teutſches Kochbuch, von Sophie Scheibler. 4te Auflage. Berlin 1820. 8.

Vollſtändige Anleitung zur Kochkunſt, von Fr. G. Zencker. Wien 1828. 8.

Allgemeine Kochkunſt, von F. G. Zencker. Wien 1829. 8.

---

Nicht mehr als ſechs Schüſſeln. Ein Kochbuch für mittlere Stände, von F. G. Zencker. Wien 1831. 8.

Komus, Geheimniſſe über Anordnung der Gaſtmahle, von F. G. Zencker. Wien 1829. 12.

Tranchirkunſt, nebſt einer Anweiſung zum Tafelſerviren, von F. G. Zencker. Wien 1831. 12.

---

Kochbuch für Frauen der eleganten Welt. Leipzig 1820. 8.

Kochbuch für Iſraeliten, von J. Stolz. Karlsr. 1815. 8.

Kochbuch für Iſraeliten, von Julie Löv. Preßburg 1840. 8.

**Teutſches** Kochbuch für Leckermäuler, von F. v. **Halleberg.** 3te Auflage. Düſſeldorf 1819. 2 Bände. 8.
**Kochbuch** für Kranke und Geneſende, von J. H. **Varnhagen.** 3te Auflage. Lüneburg 1817. 8.
**Diätetiſches** Kochbuch für Kranke und Geſunde, von R. **Bückling.** Stendal 1803. 8.
**Neues Mediciniſches** Kochbuch für Kranke und Geneſende, von J. C. W. v. **Menzer.** Bremen 1817. 2 Bände. 8.
**Homöopathiſches** Kochbuch. Leipzig 1831. 8.
**Cholera-Kochbuch.** Berlin 1831. 8.

Lehrbuch der **Kochkunſt**, von K. K. M. **Sametzky.** Berlin 1818. 2 Bände. 8.
Vollſtändiger Unterricht in der **Kochkunſt.** 3te Auflage. Braunſchweig 1812. 8.
Gründlicher Unterricht in der **Kochkunſt**, von **Singſtack.** Berlin 1819. 8.
Die wahre bürgerliche **Kochkunſt.** 9te Auflage. Leipzig 1825. 8.
Portefeuille der **Kochkunſt.** 3te Auflage. Danzig 1795. 8.
Unterredungen in der feinen **Kochkunſt**, von F. W. **Müller.** Berlin 1796. 8.

Der **Koch**, wie er ſein ſoll. 3te Auflage. Berlin 1817. 8.
Der praktiſche **Koch**, von J. **Walcha.** Leipzig 1819. 8.
Die wohlunterrichtete **Köchin**, von Eliſ. **Klarin.** Hanau 1841. 12.
Die wohlunterrichtete und ſich ſelbſt belehrende Frankfurter **Köchin**, von **Joſepha Lorey.** Frankfurt 1839. 8.
Roſamunde, die Köchin ohne Fehl und Tadel; oder Kunſt, innerhalb 4 Wochen kochen zu lernen. München 1839. 8.
Lina, oder die Köchin wie ſie ſein ſoll und muß. . . . . . . . 1839. 8.

Hülfsbuch für die Küche, von Karoline Grebitz. Berlin 1831. 8.

Die Küche, von F. D. Müller. Leipzig 1789. 8.

Nützliches Buch für die Küche, von A. E. Lehmann. 4te Aufl. Dreſden 1831. 8.

Tägliches Küchenzettelbuch, von A. E. Lehmann. Dresden 1819. 8.

Geprüfte Koch-Recepte, von Marie Henriette D. geb. S—r. Köln 1839. 8.

Produktenbuch für die Küche, von J. D. Knopf. Hannover 1803. 8.

Feld-, Jagd- und Reiſeküche. Leipzig 1800. 8.

Kuchenlexikon, allgemeines. Leipzig 1794. 8.

Koch-, Back- und Confiturenlexikon, neues. 4te Auflage. Stettin 1807. 7.

Koch- und Back-Lexikon, allgemeines. Münſter 1794. 8.

Küchenkalender auf alle Tage im Jahre. Sulzbach 1831. 8.

Küchenalmanach. 6 Jahrgänge. Leipzig 1802—9. 12.

Taſchenbuch der eleganten und bürgerlichen Kochkunſt, von K. W. Juch. Augsburg 1819. 12.

Küchentaſchenbuch. Leipzig 1796. 12.

Küchenalmanach, von Amalie. Leipzig 1809. 12.

Küchenalmanach auf das Jahr 1832. Berlin 1832. 12.

Almanach des Gourmands. Paris 1803—10. 8 Bde. 12.

Almanach für Leckermäuler. Aus d. Franz. Hamburg 1803. 12.

---

C. F. v. Rumohr, Geiſt der Kochkunſt. Stuttgart 1823. 8. ibid. 1832. 8.

*A. Brillat-Savarin*, Physiologie du gout, ou Méditations de Gastronomie transcendante. Paris 1825. 2 Bde. 8. neu herausgegeben von H. de Balzac, Paris 1840. 2 Bde. 8.

**Antonius Anthus**, Vorleſungen über die Eßkunſt. Leipzig 1838. 8.

*A. B. L. Grimod* de la Reynière, Manuel des Amphitryons. Paris 1808. 8.

Cours gastronomique. Paris 1809. 8.

Ueber die altengliſche Küche exiſtirt von R. Warner, Antiquitates culinariae, or various tracts relating to the english cookery, Lond. 1791. 4.

Ueber die ſpaniſche Küche: Libro de Cozina compuesto de D. Ruberto de Nola, Madrid

# Inhalt.

Seite
Der Phönix der Köche 1
Eß-Kapitel 24
Eß-Stationen 33
Couvert-Kapitel 50
Graf Saint-Germain 58
Der Koch des heiligen Vaters 71
Ein Feſt in Dresden 78
Pflanzen-Kapitel 84
Hamlet u. die Gänſeleberpaſtete 119
König und Lazzarone 125
Der letzte Hofnarr 133
Gänſe 141
Tauben 144
Faſanen und Rebhühner 146
Truthühner 149
Eier 151
Haſen 155
Der Zahnſtocher und die Guillotine 157
Der Herzog von Bordeaux 176
Der Dey und der Dichter 193
Stör und Sterlet 204
Aal 208
Hecht 211
Karpfen 218
Salm 220
Häring und Conſorten 223
Lampreten 226
Krebſe 228
Seite
Geoffroy 233
Johann VI. im Kloſter zu Maffra 257
Eine Suppe für 10,000 Rubel 267
Maccaroni 277
Käſe 281
Salat 285
Eine Steinbutte und zwei Diplomaten 290
Ein Frühſtück Napoleons 298
Die Rieſenpaſtete 304
Servietten-Novelle 306
Mollusken und Inſekten 318
Liebe iſt eine Cigarre 322
Goldfiſchchen 330
Maskenball-Abenteuer 334
Trink-Kapitel 343
Wein-Kapitel 352
Punſch-Kapitel 357
Bier-Kapitel 360
Oenologiſches 363
Rauſch-Kapitel 366
Humoriſtiſche Bezeichnungen des Betrunkenſeins 371
Pauline 374
Lodoiska 384
Der vierzehnte Gaſt 399
Die Entſtehung d. Champagners 412
Soll der Menſch während des Eſſens trinken oder nicht? 413

Seite
Selterſer . . . . . . . . . . . . . 419
Zur Geſundheit . . . . . . . . . 422
Warum die Türken keinen Wein trinken dürfen . . . . . . . . 426
Ein Frühſtück in Malmaiſon . 433
Roſſini in Neapel . . . . . . . 445
Der letzte Stuart . . . . . . . 456
Der Salatvirtuoſe . . . . . . . 471
Herr Mehemet Marchel . . . 475
Noch ein Schmarozer . . . . . 479
Eine Taſſe Chocolade . . . . . 482
Jerome Bonaparte . . . . . . . 495
Talleyrand und noch Jemand . 504
Acht Minuten vor Eins . . . 510
Café Procope in Paris . . . 519
Café Corazza . . . . . . . . . . 525
Kaffee, Thee, Chocolade . . . 528
Herr Knoblauch und Fräulein Zwiebel . . . . . . . . . . . . . 534
Der Bär . . . . . . . . . . . . . 549
Manon . . . . . . . . . . . . . . 550
Vergeltung . . . . . . . . . . . 560
Skizzen zur Geſchichte und Topographie der Weine . . . . 573
Skizzen berühmter Feſtlichkeiten 587
Küchen-Malerei u. Tafel-Muſik 596
Damaſt und Porzellan, Fayence und Wedgewood . . . . . . . 601

Seite
Der Gentleman bei Tiſche . . 605
Tafelgeſetze . . . . . . . . . . . 611
Die zehn Gebote eines Gourmands . . . . . . . . . . . . 614
Lieblingsſpeiſen großer Männer 617
Apotheoſe der Köche . . . . . 620
Der Dichter und der Koch . 626
Die Heirath durch Zwiebeln . 638
Die beiden Paletots . . . . . . 644
Die Zunge . . . . . . . . . . . . 655
Culinariſche Geographie . . . . 658
Gaſtronomiſch-literariſcher Speiſezettel . . . . . . . . . 662
Verdauungs-Tabelle . . . . . . 666

Gaſtronomiſche Lieder.

Tafellied . . . . . . . . . . . . 673
Trinklied . . . . . . . . . . . . 675
Liebeslied . . . . . . . . . . . . 677
Weiber und Wein . . . . . . . 679
Teufelsflaſchen . . . . . . . . 681
Champagner-Apotheoſe . . 683
Champagner-Krieg . . . . . 687
Luculliſches Deſſert — Marinirte Tutti-Frutti; Olla potrida; Salmigondis; Mixed-Pickle. Leſefrüchte; Miſchmaſch . . . . . . . . . . . 699
Literatur der Koch- und Eß-Kunſt 772

---

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.